DIE GARTENLAUBE: ILLUSTRIRTES FAMILIENBLATT




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustrirt ist.

Gedichte.

Seite

Album der Poesien.
* Kürassierlied. Von George Hesekiel . 785
Am Bodensee. Von Albert Moeser . . . 100
An Ferdinand Freiligrath. Von Emil Rittershaus 233
Beim Rheinwein. Von Emil Rittershaus 659
* Blick, der letzte, dem liebsten Grab . . 810
* Christnacht, die, des Bahnwärters . . . 852
Den Alamannen und Schwaben. Abschied vom Bodensee. Von Felix Dahn . . . 622
* Fischer, die, auf Capri. Von August von Platen 580
Grün, Anastasius. Zum siebenzigsten Geburtstage. Von Ernst Scherenberg . . 250
Jungfer, die alte. Von Hermann Semmig 180
* Lied der Wandervögel im Süden. Von Albert Moeser 263
O, bleib ein Kind! Von Ernst Ziel . . . 475
Reuter, Fritz, an de Himmelsdöhr. Zum 7. November. Von Willem Schröder . 744
* Waisenkinder auf der Haide. Von Ernst Ziel 34
Wann kommst Du wieder? Von Hermann Hort 447

Biographien und Charakteristiken.

Bauer, Wilhelm. Auch ein Jubiläum. Von Fr. Hofmann 104
Bismarck, Fürst. Vom deutschen Reichskanzler. Von Fedor von Köppen . . . 165
Bürgermeister und Bürgersleute.
* 4. Karl Wilhelm Otto Koch, Bürgermeister von Leipzig 631
* Buerstenbinder, Elisabeth. Eine „Heldin der Feder" 464
Dumas, Alexander, bei Frau Rattazzi . . 778
* Etienne, Michael. Ein Schöpfer der großen Presse in Oesterreich 500
Freiligrath, Ferdinand.
Erinnerungen an Freiligrath in London. Von Dr. H. Beta 250
* Vom Menschen Freiligrath. Von Richard Wehn 269
* Ein Charakterkopf. Von Ludwig Walesrode 753
Gallerie berühmter Firmengründer.
* 1. Brockhaus, Friedrich Arnold. Ein Leipziger Buchhändler 113
Gaudy, Franz von. Der deutsche Béranger. Von Ernst Ziel 487
* Gutzkow, Karl. Ein Classiker der Gegenwart 532
* Haase, Friedrich. Ein Auserwählter der Kunst. Von Rudolf Gottschall . . . 663
* Hohenheim, Franziska von. Das „Fränzele" 213
* Louise. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Mutter unseres Kaisers . . . 4
* Lübke, Wilhelm von. Ein Führer in das Gebiet der Kunst 836

Seite

Meude, Karl Adolf. Wie Menschen und Dinge sich verlieren 872
* Mitell, Karl. Ein Muster-Bonvivant . 615
Palacky, Franz. Auch ein slavischer Agitator. Von Friedrich Schütz 828
* Possart, Ernst. Ein entlaufener Lehrling. Von Herman Schmid 15
* Regiomontanus. Ein geistiger Vorkämpfer des Columbus. Von Friedrich Hofmann 468
Sand, George. Ein Besuch bei George Sand. Von Gottlieb Ritter 520
Schaumberger, Heinrich. Der nordfränkische Zschokke. Von Fr. Hofmann 738
* Scholz. Landschafter, Bildhauer und Zoologe zugleich 682
* Sommer, Anton. Ein thüringischer Volksdichter. Von Richard Keil 193
* Waldeck. Zum Gedächtnisse eines Edlen 88
* Wallner, Franz. Ein Ahasver der Kunst 564
Weilenbeck, Joseph. Ein blinder Schauspieler 804
Wolff, Albert. „Der Deutsche des Herrn Dumas." Von Ernst Eckstein 505
* Wolter, Charlotte. Die erste Tragödin der ersten deutschen Schaubühne. Von Balduin Groller 96

Erzählungen und Novellen.

Candidat Grüneisen. Von Ernst Ziel . . 865
Doppelgänger, der. Von Levin Schücking. (Fortsetzung und Schluß) 38
Grab, ein. Von A. Godin 425
Im Hause des Commerzienrathes. Von E. Marlitt 1
Kein Herz. Von A. Godin 659
Vineta. Von E. Werner 441

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Afrika.
John Bull auf der Cheops-Pyramide. Von Adolf Ebeling 180
Der Chamsihn in Kairo. Von Ad. Ebeling 204
Die deutsche Loango-Expedition im Kriege. Von Dr. Pechuel-Lösche 348
Am Nilmesser und im Harem 571
Flußleben in der Kuilu-Niederung. Von Dr. Pechuel-Lösche 838
Amerika.
* Verkehrsbilder aus Amerika. 1. Der Hudson 184
Auf der nordamerikanischen Eisenbahn. Von Gerhard Rohlfs 215
* Eine abtrünnige Mormonin. Von M. Kleeberg 229
Die Corruption des amerikanischen Beamtenthums 350

Seite

Amerika.
* Zur Säcularfeier der Republik. Von Friedrich Kapp 444
Der transcontinentale Schnellzug. Die wildeste Dampffahrt des Jahrhunderts. Von Theodor Kirchhoff 490
Weltausstellungsskizzen. Von R. Elcho.
1. Fairmountpark 476
2. Die Ackerbauhalle u. die Regierungsausstellung 507
3. Die Maschinenhalle 542
4. Ein Gang durch's Hauptgebäude bis zum Orient 606
Neue Indianerkämpfe.
1. Das Blutbad am Kleinen „Big-Horn"-Flusse 550
Wie ich das Unions-Jubiläum feierte. Von Theodor Kirchhoff 590
Die deutsche Communisten-Colonie der „Wahren Inspirations-Gemeinde" in Iowa. Von Wilhelm Müller . . . 756
* Die große Sprengung in Hellgate bei New-York. Von Georg Asmus . . 774
* Aranjuez. Das Sanssouci der spanischen Königsfamilie 397
* Arnstadt. Eine Eintrittspforte zum Thüringer Walde. Von Fr. Helbig . . 537
Asien.
* China. Im Reiche der Mitte. Von F. Deichmüller 67
* Bis Ceylon. Von F. Deichmüller . . 382
Aus den Erinnerungen eines russischen Publicisten.
1. Der Tod des Kaisers Nicolai des Ersten 789
2. Ein Stündchen beim Kanzler des norddeutschen Bundes 856
Aus der guten alten Zeit.
Der tolle Markgraf von Ansbach . . . 858
Aus der Wandermappe der Gartenlaube.
* 10. Ausflug zu den Dolomiten in Kärnthen 736
Australien.
Weihnachtsfeier in Australien. Von Theodor Müller 824
Bayern.
* Hirschjagden im Hochgebirge. Von B. Rauchenegger 516
Bayreuth. Bayreuther Festtagebuch. Von W. Marr.
1. Vom 10.—13. August 568
2. Vom 14.—17. August 584
3. Vom 18.—23. August 619
Götter, Helden und Wagner. Von Paul Lindau 685
Beamtenleben, aus dem.
Nr. 7. Die schlimme Hand 842
Berlin.
* Im Generalstabsgebäude. Von G. Hiltl 236
* Der Gorilla im Aquarium. Von Dr. Falkenstein 556
Die pneumatische Brief-Beförderung . . 860
Bis zur Schwelle des Pfarramts. Von Heinrich Lang.
IV. 2. Unter den Philosophen 101
3. Die religiöse Frage 148

Seite

Bis zur Schwelle des Pfarramts. Von Heinrich Lang.
4. Die Dogmatik und die moderne Weltanschauung . . . 198
5. Die „Tübinger Schule" . . . 288
Eine Welt aus Rand und Band . . . 322
Böhmen. Böhmische Glasindustrie . . . 373
Bremerhaven. Die Bremerhavener Katastrophe 36
Bücher und Büchersammlungen im Mittelalter. Von Fr. Sonnenberg . . . 335
Bühnen-Erinnerungen.
4. In den „böhmischen Wäldern". Von Arno Hempel . . . 117
5. Auch etwas aus alten Theaterzeiten. Von W. Marr . . . 202
6. Herzog Karl von Braunschweig als Bühnen-Tyrann . . . 390
Caspar Hauser, ein französischer. Von E. Laur . . . 133
* Caub. Der Bergsturz. Von Dr. H. Kruse 252
Constanz. Eine wiedergeborene Stadt. Von Schmidt-Weißenfels . . . 448
Cotta. Der Verleger der deutschen Classiker 450
Eisenbahnwesen.
Um eines Knopfes Dicke. Von M. M. v. Weber . . . 8
Elsaß. Die Seebacher Bauern. Von Max Wirth . . . 704
Erfurt. Die Bouquetbinderei . . . 854
Erinnerungen aus dem akademischen Leben.
1. Im Frack . . . 625
Gallerie historischer Enthüllungen.
7. Fürstin Eboli. Von Julius Bacher . 434
Geschichten aus der Geschichte.
1. „Sie maintenirte ihren Posten." Von Fr. Hofmann.
* 1. Der Hofkrieg. Anfang des Wasunger Kriegs . . . 255
2. Der Feldzug . . . 275
* II. Ugolino im Hungerthurme von Pisa 412
* Geschwader, das deutsche, im Orient . . 653
Gesellschaften, geheime. Zur Geschichte der geheimen Gesellschaften.
1. Der Ducatenorden . . . 707
Görlitz. Der Waareneinkaufsverein . . 600
Gutzkow. Am Lethestrom. Erinnerungen von Karl Gutzkow . . . 315
St. Helena. Ein Tag auf Sanct Helena 635
Hessen.
Kurhessische Hofgeschichten aus dem vorigen Jahrhundert . . . 367
Der kurhessische Drohbrief-Proceß . . . 791
Italien.
* Aus dem Lande der Sarden. Von Albert Richter . . . 486
Juden. Aus dem jüdischen Familienleben. Von S. Mosenthal . . . 28
Ohne Inschrift. Eine Skizze aus dem polnischen Ghetto. Von Karl Emil Franzos 772
Kanonen, die. Die Aussichten zum ewigen Frieden . . . 403
Karlsbad. Der „Elephant", ein Wahrzeichen Karlsbads. Von Julius Walter . . . 115
* Kevelaer. Die Mutter Gottes von Kevelaer 418
Komödianten. Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten.
2. Der Genossenschaftsrevolver. Von Friedrich Zimmermann . . . 527
* Kufstein, Schloß. Vor dreiundsechzig Jahren. Von M. Steche . . . 647
Kuli-Handel, deutscher, 1874 und 1876 . . 840
Land und Leute.
* 38. Das Marollenviertel in Brüssel. Von Max Sulzberger . . . 758
Leute, wunderliche.
1. Krawutschke . . . 400
* Lichterfelde. Die Reliefs des deutschen Cadettenhauses. Von Max Ring . . . 151
Lichtsignale. Allerlei Lichter im Botendienst. Von Carus Sterne . . . 197
* Lourdes. Zwei Tage in Lourdes . . 602
Mainau. Kaisertage in Mainau . . . 552
Marbach und die Enthüllung des Schiller-Denkmals. Von E. Pelz. * I. . . . 287
II. . . . 375
* Mormonen. Anna Eliza Young, eine abtrünnige Mormonin. Von M. Kleeberg 229
Norwegen.
* An den Stätten der Frithjofsage . . 719
* Nürnberg. Volksbelustigungen im 16. u. 17. Jahrhundert. Von Karl Ueberhorst . . 587

Oesterreich. Federzeichnungen aus Oesterreich.
* 2. Die Wiener Kaffeehäuser. Von Balduin Groller . . . 219
Ostsee. Im Winter an der Ostsee . . . 666
Polarverein, der Bremer. Die sibirische Forschungsreise . . . 340
* Potsdam. Bilder und Skizzen aus Potsdam. Von Fedor von Köppen. 1. 2. . . 668
3. . . 688
Quartal, das rothe. (März—Mai 1871). Von Johannes Scherr.
1. Mordpräludium . . . 11
2. Wie die Blauen demonstriren — Und die Rothen remonstriren . . . 62
3. Endlich haben wir die Kommune! . . 99
4. Wer waren sie? Was wollten sie? . 130
5. Verhaftet euch untereinander! . . . 178
6. 7. Es wird kanonirt, prophetirt und charlatanisirt. — Verfolgungswahnsinn 233
8. Zerstörungscancan . . . 273
9. „Oh, welcher Mordkampf hat sich da entsponnen!" . . . 306
10. Das rothe Gespenst geht leibhaft um 332
11. Blut und Feuer — Feuer und Blut 370
12. Facit . . . 399
* Rabbi, der, von Sadagóra. Von Arnold Hilberg . . . 455
Reichsbank, die. Ein neues Reichsinstitut 720
Reliquienhandel. Noch einmal der Reliquienhandel . . . 879
* Renz' Circus. „Die Königin von Abyssinien" 337
* Riesa. Der Einsturz der Riesaer Eisenbahnbrücke . . . 206
* Rom. Auf der spanischen Treppe. Von Hermann Oelschläger . . . 32
* Rostock. Vom Rostocker Pfingstmarkt. Von R. Schmidt-Cabanis . . . 768
* Saalfeld. Die steinerne Chronik an der Saale . . . 622
Sonneberg. Ein alter Sonneberger Kaufherr 144
* Spiritualismus, der, eine geistige Verirrung unserer Zeit. Von Dr. S. Th. Stein . 16
* Straßburg. Die Züricher Breifahrt . . 524
Tissot. Ein neues Machwerk Tissot's . . 182
Türkei.
Unter den Montenegrinern und Muselmännern . . . 617
Eine Nacht im Harem des Pascha's von Belgrad . . . 650
Tyrol und Vorarlberg.
Montavon. Christliche Liebe der römischen Clerisei . . . 582
* Ungarn. Gödöllö. Ein ungarisches Königsschloß. Von Michael Klapp . . 81
* Veltlin. Der Veltliner Protestantenmord. Von Ernst Ziel . . . 167
Vogelsteller an allen Enden. Von F. A. Bacciocco . . . 384
Weimar. Weimarische Erinnerungen eines Engländers. Aus den Jahren 1826 u. 1827 238
Werkstätten, Deutschlands große.
* Die Stärkefabrik Salzuflen bei Detmold. Kleinstaatliche Industrie am Teutoburger Walde . . . 119
* Wien. Das Verbrecher-Album der Wiener Polizei. Von Max Huybensz . . . 492

Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Astronomie mit bloßen Augen. Von Carus Sterne . . . 522
Augenverletzungen und deren Verhütung. Von Dr. Baer . . . 264
Blumenzucht im Zimmer. Von H. Jäger 163
Chemie, die, des Himmels. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. I. . . . 822
* Edelmarder und Habicht. Wer wird siegen? Von Karl Müller . . . 362
Eisen in's Blut der Bleichsüchtigen. Von Med. Dr. Josef Wiel . . . 231
Farbenblindheit, die, eine Gefahr für das öffentliche Leben. Von S. Th. Stein . 65
Ferienstudien am Seestrande. Von Carl Vogt.
* 1. Die Gegend (Die Insel Batz) . . 296
* 2. Gute Freunde . . . 416
* 3. Gäste oder Schmarotzer? . . . 810
Fische, die. Liebe, Haß und Eifersucht der Fische. Von Dr. A. von Clausen . . . 494
Gorilla, der.
* M-pungu. Von Dr. Falkenstein . . 556
Gummibaum, der blaue. Ein riesiger Wohlthäter . . . 86
Karlsbad, das „gefährliche". Ein Protest gegen die Vorurtheile über Karlsbad. Von Dr. med. Eduard Hlawacek . . . 802
Kraftsuppenmehl . . . 153
Krankheitsfälle, merkwürdige.
1. Der schlafende Ulan . . . 723
Leiden, nervöse. Von Dr. J. Schwabe . 422
Lerche, die. Von F. A. Bacciocco . . 503
Menschenaffen. Von Brehm.
* I. Aeußere Umrisse . . . 44
* II. Häusliches und geselliges Leben . 150
* III. Gefangenleben . . . 282
* Photographie, die, des Blutes im Dienste der Criminaljustiz. Von Dr. S. Th. Stein . . . 695
* Staar, der. Ein Lieblingsvogel des Volkes. Von Karl Müller . . . 298
Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.
* Nr. 41. Die Ausgrabung eines Dachses. Von Guido Hammer . . . 597

Vermischtes.

Abrichtung der Vögel. Von F. A. Bacciocco 874
Aussprache, die, fremder Sprachen. Das linguistische Ei des Columbus . . 438
„Der Kaiser und der Abt." Zur Geschichte der Bürger'schen Ballade. Von Rudolph Genée . . . 558
Ehestandsdifferenzen . . . 303
Griseldis. Eine Frauenstudie. Von Fr. Helbig . . . 826
* Kunst, die, im Culturkampf . . . 800
Literaturbriefe an eine Dame. Von Rudolf Gottschall. XVII. . . . 863
Mann, der, im Monde. Von Moritz Busch 806
Pritschenschläge deutschen Volkshumors. Von Moritz Busch 1. . . . 84
2. . . . 136
Scham, die holde. Das Erröthen in seiner seelischen und körperlichen Entstehung. Von Carus Sterne . . . 217
Schiller als Humorist. Von Ferdinand Sonnenberg . . . 170
Singtyrannen, die, der Gegenwart . . 870
Sprachenmengerei, die, der Gerichtskanzleien. Von Dr. Gustav Dannehl . . . 648
Standesamte, vom . . . 248
Trauring. Aus der Geschichte des Traurings. Von Moritz Busch . . . 740
Vögel, die, im Volksglauben. Von M. Busch 353
Walpurgisnacht. Von Moritz Busch . . 301

Blätter und Blüthen.

Afrika.
* Weihnacht am Atlas. Von Alb. Richter 832
Amerika.
New-York. Noch einmal der Millionendieb . . . 92
Chinesische Schuhmacher in Amerika . 108
Die Kostspieligkeit der Leichenbegängnisse 188
Winke für die Philadelphia-Reisenden. Von M. Lindemann I. . . . 242
II. . . . 326
Noch einmal amerikanische Eisenbahnen . 258
Die Feier von Washington's Geburtstag 258
Die „Vineta" in Südamerika . . . 357
Ein Geisterseher moderner Art . . . 358
Ein deutscher Sonntag im brasilianischen Urwald . . . 512
Bankberaubung . . . 678
Ein Schauspieler-Asyl . . . 698
Der Exkriegssecretär General Belknap vor dem Gerichtshof zu Washington . . . 747
Ein neuer Industriezweig. (Versendungsanstalt für Zeitungen 2c.) 764
Die Sprengung in Hellgate . . . 882

Seite
* Arnold, C. Verödet . . . 156
Auge, ein künstliches . . . 789
Automat, ein rechnender und Whistspielender 698
Bandel, Ernst von. . . . 698
Beleuchtungsvorrichtungen, neue, f. Straßen, Plätze, Schiffsräume, Fabriksäle, Theater und Zimmer . . . 713
Berlin.
* Der neue Skating-Rink . . . 458
* Der Berliner Seelöwe . . . 881
Beta, Heinrich. † . . . 278 291
Beck, Professor. Eine Palme auf Professor Beck's Grab. Von Julius Kirchhoff . . 139
Beck's Buch vom gesunden und kranken Menschen . . . 291
Böttcher, Karl: „Deutsche Dichterhelden" . 576
Bremerhaven. Das Bremerhavener Unglück. Von Otto Martin . . . 19
* . . . 56
Brod. Eine Gefahr für das tägliche Brod. Von Dr. Julius Erdmann . . 341
Buchheim, C. A.: „Deutsche Lyrik". (London) 658
Büchner, Dr. Ludwig. Danksagung . . . 326
Eierconserven. Von Dr. Julius Erdmann . 408
Eisenbahnwesen.
Waterclosets in den Eisenbahnzügen . . 439
Die Luft- oder Vacuum-Bremse . . 848
Eismeer, das. Abermals eine Flotte im Eismeere verloren . . . 813
* Es ist nicht gut, allein zu sein. Gedicht von Fr. Hofmann . . . 711
Estorff, Frau von, und ihre Tochter Agnes 376
Etienne, Michael. Das Jubiläum eines Redacteurs . . . 91
Farbenblindheit, noch einmal die . . . 576 748
Hülfe für Farbenblinde . . . 882
Fleisch, billiges, aus überseeischen Ländern 480
* Franck, A. Der Kampf mit dem Wilderer 172
Freibeuterei, literarische . . . 440
Freiligrath, Ferdinand. † Von R. Waldmüller . . . 241
Freiligrath, Ferdinand. Ein biographisches Denkmal von Schmidt-Weißenfels . . 658
Friedrich Wilhelm der Dritte. Eines Königs Liebe und Entsagung . . . 796
Friedrichroda . . . 460
Fröbel's, Friedrich, Briefe . . . 460
Fröbel-Institut, ein, in Italien . . . 124
Gartenkunst. Eine interessante Erfindung auf dem Gebiete der modernen Gartenkunst. Von C. F. Wesener. (Die Blumentopffabrikation) . . 460 576
Gasbeleuchtung. Die schädliche Einwirkung der Gasbeleuchtung auf die Zimmerblumen und der Schutz dagegen. Von H. Jäger 407
Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Von Arno Hempel . . . 310
Geschichtskarten . . . 76
Gifte. Wie Gifte in die Küche geschmuggelt werden können . . . 258
Glaßbrenner, Adolf. † . . . 698
Grün, Anastasius. † . . . 657
* Grützner, Eduard. „Aufgepaßt, Gevatter." 258
Gummibaum, der blaue. Noch ein paar Worte über den blauen Gummibaum . . 224
Gummibaum, der blaue . . . 626
* Hackl, Gabriel. Ein Wunderkind . . 208
Heiligen-Erscheinung, eine, auf ebener Erde 626
„Hermann, schla Lärm an rc." . . . 172
„Herrn Graf's Reisebriefe und Tagebücher von Albert Brendel" . . . 140
* Hessen. Ein Kammerwagen der Kornkammer. (Schwälmergrund) . . . 293
Hohenasperg. Flucht des Apothekers Frech aus Ingelfingen . . . 677
Holtei, Karl von . . . 864
Humanitätsbestrebung, eine deutsche, im Auslande. (Antwerpen) . . . 376
Hummel, A.: „Handbuch der Erdkunde" . 310
Im Mai. Gedicht . . . 440
Insecten. Aus dem Leben der Insecten . 658
Instinct oder Ueberlegung? . . . 864
Italien.
Serpentara. Ein Grundbesitz der deutschen Nation in Italien . . . 479
* Sardinische Feuerreiter . . . 795
Katzen. Aus dem Leben der Katzen. Von K. Chop . . . 459
* Kaulbach's Grabdenkmal auf dem alten Friedhofe in München . . . 882
Kirchhoff, Theodor: „Reisebilder und Skizzen aus Amerika" . . . 698
Kleidungsstoffe, giftige, der Neuzeit. Von Dr. Julius Erdmann . . . 140
Kohlengasvergiftung. Eine Weckuhr gegen Kohlengasvergiftung im Schlafe . . 376
König, Herbert. † Ein Poet mit Griffel und Feder . . . 459
* Könige, die heiligen drei. Gedicht . . 76
Krähen. Schutz den Krähen . . . 20
Krankheitsfälle, merkwürdige. I. Nachträgliches . . . 780
* Kreling, August von. Ein Meister dreier Künste . . . 391
* Krieg, der, von 1870/71. Eine Erinnerung an harte Zeit . . . 832
Lang, Heinrich † . . . 92
Leipzig.
* Leipzig's Kaiserschmuck . . . 642
Leutemann, H.: „Thierbilder für den Anschauungsunterricht", herausgegeben von Ad. Lehmann. Ein hübsches Weihnachtsgeschenk für die Kinderstube . . . 814
Lichtmühlen, sogenannte . . . 223
London.
Sommer-Eisbahnen auf wirklichem Eis 610
Louise von Preußen. Zum hundertjährigen Geburtstage . . . 188
* Marbach. Die Schiller-Statue . . . 326
Marlitt's Erzählungen übersetzt . . . 92
Marlitt: „Im Hause des Commerzienrathes." Dramatisirt . . . 294
Marlitt, E. Ein Urtheil Rudolph Gottschall's über E. Marlitt . . . 460
Medicinisches.
Für Mütter. Verbrennungen . . . 156
Der kalte Trunk . . . 311
Für Mütter. Brechdurchfall . . . 575
" " Augenentzündung der Neugeborenen . . . 713
* Michael Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland. Der russische Oberfeldherr . 861
Monaco, der Erbprinz von. Der Erbe einer Spielbank . . . 496
Mosenthal: „Aus dem jüdischen Familienleben" . . . 326
Musik, deutsche, im Auslande. (London) 358
Musik, photographirte . . . 575 657
Nachrichten aus Deutschland und d. Schweiz. Literarisches Piratenthum und kein Ende! 188
Napoleon des Ersten Dejeuner in Frankfurt a. M. 1807 . . . 459
* „Natur, die." Ein Jubiläum der Natur 848
* Neumann, Adolf . . . 342
Nordmann, Johannes . . . 326
Oberbayern.
* Thiersch, Professor. Brautfahrt auf dem Königssee . . . 357
* Beckmann, Conrad. Herrgottswäsche . 357
Oestberg's Feuertaucher-Anzug. Die Salamander-Sage in der Praxis . . . 726
Otto, Julius. Julius Otto-Bund in Dresden 480
Paris. Marlitt's Roman „Die zweite Frau" übersetzt . . . 188
Das Testament eines Millionärs . . 559
Post.
Das Stammbuch der Post . . . 223
Puls, der. Der Einfluß des Denkens auf den Puls . . . 408
Regiomontanus, Johannes. Ein deutsches Ehrenfest . . . 460
Reuter's, Fritz, Charakterbild . . . 512
* Riesentropfsteinsäule, die, aus einem Kalksteinbruche bei Iserlohn . . . 560
Rothkehlchen, das, als Concurrentin der Katze . . . 224
Rückert-Reliquie, eine . . . 358
Scherr: „Das rothe Quartal" übersetzt . 92
* Scherr, J.: „Zweitausend Jahre deutschen Lebens" . . . 714
Schmidt-Cabanis, Richard: „Wenn Frauen lächeln" . . . 730
Schöneberg. Die Noth in Schöneberg . . 188
Schwefelkohlenstoff als Conservirungs- und Desinfectionsmittel. Die Reblaus als Ursache einer wichtigen Entdeckung . . 610
* „Schweiz, Di.., in Bildern," von Gsell-Fels 780
Schwindel, ein neuer großer. Von Dr. Werder . . . 440
Sehenswürdigkeiten, gefälschte . . . 155
Seidenraupen. Ein heimlicher Feind der Seidenraupen . . . 108
* Shakespeare's Triumph in Ketten . . 310
* Shirlaw, Walther: Die drei letzten Hausgenossen . . . 748
Sonnenmaschine, eine . . . 92
Stahr, Adolf † . . . 698
Standesamt, vom . . . 312
* Storchschnabel. Gedicht . . . 813
* Stromeyer, Georg Friedrich. Eines Kriegsheilkünstlers Ehrentag . . . 222
Telegraphie.
Die Tonsprache im Schnellverkehr . . 107
Erleichterungen beim Telegraphen-Verkehr 480
Theatererinnerungen eines alten Schauspielers . . . [illegible]
Thüringen.
Pfingst-Erinnerungen aus Thüringen . 392
Thymol . . . 528
Ungarn.
Magyarische Willkür . . . 528
Untersuchungsbureau für Heil- u. Nahrungsmittel . . . 657
„Vaterland, das dankbare" . . . 676
Versicherung. Mißbrauch der Versicherung 92
Entgegnung . . . 187
Vermißte.
Curwy, Heinrich . . . 326
Wacht, die, auf dem Meere. Gedicht von M. Alsberg . . . 342
Wagner, Richard. Eine Kritik über Wagner's Musik. Von E. Hanslick . . . 592
Wallner, Franz. † . . . 92
Weihnachtsbäume, immergrüne . . . 763
* Weimar. Von Weimars Friedhof . . 75
„Welt, die gefiederte" . . . 576
Wenck, Woldemar: „Lose Blätter und leichte Waare" . . . 761
Wichert, Ernst: „Ein Schritt vom Wege." Novellisirtes Lustspiel . . . 761
Wien. Die Laube-Feier . . . 678
Wildkatze, die amerikanische. Von Fr. von Wickede . . . 123
Würkert, Ludwig. Ein vierundsiebenzigjähriger politischer Verbrecher . . 56
Würkert, Ludwig. † . . . 76 92
Ziegler, Franz. † . . . 698 748

Illustrationen.

Afrika.
Auf dem Holzmarkt zu Milianah in Algerien. Von Albert Richter . . . 821
Beladung und Aufbruch einer afrikanischen Thier-Expedition. Von H. Leutemann 844 845
Amerika.
Aussicht auf den Hudson, von dem Fort West-Point aus . . . 185
Young im Kreise seiner betenden Frauen 228
Anna Eliza Young. Portrait. Von Adolf Neumann . . . 229
Franklin, Paine, Washington, Adams, Jefferson. Portraits . . . 445
Blick in den Schacht oder Hof von Hallett's-Reef. Von Georg Remus . . . 776
Aranjuez.
Die Tritonenfontaine im Park . . 397
Schloß Aranjuez . . . 404
Große Fontaine im Garten-Parterre . . 405
Arnold, C. Verödet . . . 145
Arnstadt und seine Umgebung. Von H. Heubner . . . 510 511
Asien.
Ceylon. Palmengruppe. Von O. Schulz 381
China. Kriegs- und Civilmandarin nebst einer Mandarinenfrau . . . 69
Bahnwärters Weihnachtsabend. Von B. Büttner . . . 853
Batz, die Insel.
Karte der Insel Batz . . . 267
Westlicher und nördlicher Jagdgrund der Naturforscher . . . 267
Pagurus und Adamsia . . . 417
Notopterophorus papilio (Rückenflügelträger) . . . 812
Bauerle, Karl. Waisenkinder auf der Haide 25
Beckmann, Conrad.
Pfingstwäsche im Gebirge . . . 355
„Ja, Bauer, das ist ganz 'was andres" 549

Seite
Benczur, Pr. Sommerlust und Mutterlust 573
Berlin.
Das Waldeck-Denkmal 89
Moltke im Vortragszimmer des Generalstabsgebäudes. Von O. Schulz . . 237
Der Skating-Rink. Von Knut Ekwall 452 453
Der Seelöwe im Zoologischen Garten. Von H. Leutemann 876
Bremerhaven. Die Schiffe Mosel und Simson kurz vor der Katastrophe. Von Marinemaler Fedeler 53
Brockhaus, Friedrich Arnold. Portrait . 113
Brüssel. Der Breikampf im Marollen-Viertel. Von L. v. Elliot 761
Buerstenbinder, Elisabeth. Portrait. Von Ad. Neumann 465
Capri. Fischer von Capri. Von Louis Schulz 581
Caub. Der Bergsturz 254
Edelmarder und Habicht. Von C. F. Deiker 363
Etienne, Michael. Portrait 501
Faun, der, mit der Zeusmaske. Nach Chr. Roth 801
Fikentscher, Otto. „Wir sind von Byern Kürassier" 785
Franck, A. Kampf mit dem Wilderer . . 169
Freiligrath, Ferdinand.
Freiligrath auf seinem Sterbesessel . . 270
Freiligrath's Ruhestätte auf dem Uffkirchhofe bei Cannstatt 271
Freiligrath's Portrait. Nach Buchner's Photographie von Ad. Neumann . . 753
„Genießen will ich, glühend heiß genießen" 177
Geschwader, das deutsche, im Orient. Von H. Penner 654 655
Grote, W. Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern 61
Grützner, Ed. Paß auf, Gevatter . . . 247
Gutzkow, Karl. Portrait. Von Ad. Neumann 533
Haase, Friedrich, als König Philipp der Zweite. Von Ad. Neumann 663
Hackl, Gabriel. Das Wunderkind . 200 201
Heine, W. „Weißt Du vielleicht, wer davon mitraucht?" 437
Heine, F. W. Vor sechs Jahren bei Paris 829
Hirschfelder, S. Der Zweck heiligt das Mittel 323
Hohenheim, Franziska von. Portrait . . 213
Jenny, H. Ugelino im Hungerthurme von Pisa 413
Italien.
Der kleine Cecco. Von Nathanael Schmitt 32
Ciocciara auf der Spanischen Treppe . 33
Sardische Bauern auf dem Heimwege vom Markte. Von Alb. Richter 485
Sardinische Feuerreiter. Von Alb. Richter 793
Kärnthen. Der Raibler See mit den Dolomiten. Nach K. Hummel von R. Püttner 735
Kevelaer. Bilder von den Wallfahrten nach Kevelaer 420 421
Koch, Dr. Karl Wilhelm Otto. Portrait. Von Ad. Neumann 631

Seite
Kögler, W. Die Liebe in Rococo . 472 473
Königssee. Brautfahrt auf dem Königssee. Von L. Thiersch 347
Kreling, August von. Portrait. Von G. Krämer 389
Kufstein, Schloß. Von M. Steche . . 647
Leipzig. Der Kaisereinzug
Die beiden Triumphbögen auf dem Augustusplatz. Von H. Heubner . . 635
Die Decorationen des südlichen Augustusplatzes. Von A. Langhammer . 638 639
Louise, Königin von Preußen. Portrait. Nach Kannegießer von Ad. Neumann . 5
Lourdes.
Die Grotte von Lourdes 604
Ansicht von Lourdes 605
Lübke, Wilhelm von. Portrait 837
Makart. Charlotte Wolter als Messalina . 97
Marbach.
Das Schiller-Haus 287
Die Schiller-Statue 315
Max, R. Hemdenmatz 371
Menschenaffen.
Aus der Gruppe des Tschego's im Dresdener zoologischen Garten. Von G. Mützel 45
Schimpanse. Von G. Mützel 161
Orang-Utans. Von G. Mützel . . . 282
Der Gorilla des Berliner Aquariums Von H. Leutemann 556
Meyer. Nur eine Meile noch 129
Michael Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland. Portrait 861
Mitell, Karl, als Veilchenfresser. Von Ad. Neumann 615
München. Das Grabdenkmal Kaulbach's auf dem alten Friedhofe 869
Neumann, Adolf. Portrait 321
Norwegen. Der „Balderstein" im Sognefjord. Von R. Püttner 719
Nürnberg.
Volksbelustigungen im 16. u. 17. Jahrhundert.
Fechten mit dem Langschwert . . . 588
Fechten mit dem Dussak 589
Patrizierhaus aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Von F. Knab 703
Oberhessen. Ein Braut- und Kammerwagen im Schwälmergrunde. Von H. Sondermann 291
Pfuhl'sche Fries, der, am Cadettenhause zu Lichterfelde 152 153
Photographie, die, des Blutes.
Das photographische Mikroskop 697
Menschenblut, 350 mal vergrößert . . 697
Taubenblut, 350 mal vergrößert . . . 697
Pletsch, Oscar. Storchschnabel 813
Possart, Ernst, als Richard der Dritte. Von Ed. Grützner 13
Potsdam. Bilder und Skizzen aus Potsdam. Von H. Lüders. 667 670 671 688 690 691 726 727

Seite
Raupp, K. Abschied vom Friedhof . . . 809
Regiomontanus. Die Denkmal-Statue zu Königsberg in Franken 469
Renz, der Circus. Der Umzug der Königin von Abyssinien. Von H. Leutemann 338 339
Riesa. Die eingestürzte Elb-Eisenbahnbrücke 206 207
Riesentropfsteinsäule, die, in Lemathe bei Iserlohn 553
Rosenthal, Toby E. Wer zuletzt lacht — lacht am besten 508 509
Rost's, Alexander, Grab auf dem Friedhofe zu Weimar 73
Rostock. Der Pfingstmarkt. Hinter dem Circus. Von Fr. Quaglio 769
Saalfeld und Umgebung. Von A. Schröder 623
Sadagóra. Bethaus des Groß-Rabbiners 457
Salzuflen bei Detmold. Die Stärkefabrik. Von Knut Ekwall 120 121
Schwalben Abzug, der, aus Afrika. Von Albert Richter 263
Schweiz. Felsensturz im Haslithal an der Grimselstraße. Nach A. Calame . . . 777
Shakespeare's Triumph in Ketten. Von H. Langhammer 307
Shirlaw, Walter. Die drei letzten Hausgenossen 743
Sommer, Anton. Portrait 193
Spiritismus, der. Die Schwindel-Photographie im Dienste des Spiritismus . 17
Staar, der, in der Frühlingspracht. Von Emil Schmidt 299
Straßburg. Ankunft des Breitopfes von Zürich am 20. Juni 1576. Von A. Langhammer 525
Stromeyer, Ludw., Generalstabsarzt. Portrait 220
Tannert, V. Die gute Censur 105
Thiersch, Prof. „Es ist nicht gut, allein zu sein" 711
Tyrol. Aufbringung eines Berghirsches aus der „Zwing". Von G. Sundblad . . 517
Ungarn. Schloß Gödöllö 81
Veltlin. Robustelli's Wohnhaus in Grosotto 168
Waldeck-Denkmal, das, in Berlin . . . 89
Wallner, Franz. Portrait. Von Ad. Neumann 565
Wasunger Krieg. Anfang desselben . . . 235
Weber, H. Walachische Wasserträgerin . 429
Weinberger, J. Vier Temperamente. (Hunde-Portraits) 137
Wien.
Die Kaffeehäuser. Von Th. Breidwieser 221
Photographien aus dem Wiener Verbrecher Album 493
Wildkater, der Harzer. Aus der Sammlung des Rath Schelz in Wolfenbüttel . . . 683
Wild-, Wald- und Waidmannsbilder Von Guido Hammer.
Der Dachs vor seiner Höhle 597



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

[illegible] 1 [illegible] 2 [illegible] Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

1.

Die Decembersonne huschte noch einmal schräg durch die tiefe Schloßmühlenstube, dann nahm sie das letzte laue Strahlen funkeln von den seltsamen Gegenständen, die auf dem tiefen Steinsimse des Eckfensters ausgebreitet lagen, und verschwand in dem Schneewolkenbette, das sich träge, aber beharrlich am Himmel emporschob. Die seltsam gleißenden Gegenstände auf dem Fenstersimse waren das Rüstzeug des Arztes, jene Sammlung von Instrumenten, die schon mit ihrem schneidig kalten Funkeln das Auge erschrecken und einen Schauer durch das Nervenleben des Menschen jagen. Ein mächtiges Bettgestell, an Kopf- und Fußende mit plumpen, bäurisch grellen Rosen- und Nelkensträußen bemalt und ausgefüllt mit Federbetten in bunten Ueberzügen, stand schräg in das Fensterlicht gerückt, und auf diesem Bette lag der Schloßmüller. Eben hatte ihn die rasche Hand des Arztes von einem Halsübel befreit, das ihn schon einige Male mit dem Erstickungstode bedroht — es war ein schwieriges, sehr gefährliches Unternehmen gewesen, aber der junge Mann, der jetzt sacht das Rouleau niederließ und geräuschlos die Instrumente in das Etui packte, sah befriedigt aus — die Operation war gelungen.

Der Kranke, der noch kurz zuvor unter der anfänglichen Wirkung des Chloroforms gegen die Hand des Arztes getobt und ihn mit kreischender Stimme Räuber und Mörder gescholten hatte, lag jetzt still und erschöpft in den Kissen. Das Sprechen war ihm untersagt, ein offenbar überflüssiges Verbot, denn wohl selten trug ein Gesicht so unverkennbar das Gepräge der verdrossenen Wortkargheit, als dieser dicke, viereckige Kopf, der nur eine Schönheit aufzuweisen hatte, das ungelichtete, silberweiße Haar.

„Du bist zufrieden, Bruck?“ fragte leise ein Herr, zu dem Arzte in die Fensternische tretend. Er hatte bis dahin am Fußende des Bettes gestanden und trug noch die Spuren der Aufregung und Spannung in seinen schönen Zügen.

Der Arzt nickte. „Alles gut bis jetzt — die robuste Natur des Kranken wird mich unterstützen,“ sagte er ruhig, mit einem zuversichtlichen Blicke auf den alten Mann. „Und nun verlasse ich mich auf die Pflege — ich muß fort. Der Patient hat vorläufig unter allen Umständen in der gegebenen Lage zu verbleiben. Es darf durchaus keine starke Blutung eintreten —“

„Dafür lasse mich sorgen!“ unterbrach ihn der Andere lebhaft. „Ich bleibe, so lange eine so penible Aufsicht nöthig ist. . . . Willst Du drüben in der Villa sagen, daß ich nicht zum Thee komme?“

Ein leichtes Roth stieg in die Wange des Arztes, und etwas wie Niedergeschlagenheit lag in seinem Tone, als er sagte: „Ich muß den Umweg durch den Park vermeiden und so rasch wie möglich die Stadt zu erreichen suchen.“

„Du hast Flora heute noch nicht gesehen, Doctor.“

„Glaubst Du, das wird mir so leicht? Ich —“ er unterbrach sich und preßte die Lippen aufeinander, während er nach dem Etui griff, um es in die Tasche zu stecken. „Ich habe mehrere Schwerkranke,“ sagte er gleich darauf sehr ruhig; „das kleine Mädchen des Kaufmanns Lenz wird heute Nacht noch sterben. Dem Kinde kann ich nicht helfen, aber die Eltern, die vollkommen erschöpft sind durch Angst und aufopfernde Pflege, zählen die Augenblicke, bis ich komme — die Mutter ißt nur auf mein Zureden.“

Er trat an das Bett. Der Kranke hob die Lider und sah ihn vollkommen bewußt an; ja, in den stark hervorquellenden, von gerötheten Rändern umgebenen Augen lag ein Schimmer von Dankbarkeit für die so plötzlich fühlbar gewordene unaussprechliche Erleichterung. Er wollte seinem Befreier die Hand reichen, aber dieser hielt sie auf der Bettdecke fest, indem er das Verbot bezüglich jeder hastigeren Bewegung erneute. „Der Commerzienrath will hier bleiben, Herr Sommer; er wird dafür einstehen, daß meine Anordnungen streng befolgt werden,“ setzte er hinzu.

Dem alten Manne schien das recht zu sein; den Blick auf den Commerzienrath gerichtet, der die Versicherung mit einem freundlich lebhaften Kopfnicken bestätigte, schloß er die Augen wieder, als wolle er zu schlafen versuchen. Doctor Bruck aber nahm seinen Hut, reichte dem Commerzienrath die Hand und verließ das Zimmer.

Hätte eine angstvoll besorgte Frau am Krankenbette gesessen, ihr wäre jedenfalls bei diesem Hinausgehen das Gefühl des Verlassenseins, der Verzagtheit gekommen, wie jene arme Mutter in der Stadt mit dem Erscheinen des Arztes soviel Muth schöpfte, um aus seiner Hand die wenigen zur Selbsterhaltung nöthigen Bissen zu nehmen. Am Lager des Schloßmüllers waltete aber nicht solche zitternde Angst und unsägliche Liebe. Die alte Haushälterin, die beschäftigt war, das zur Operation gebrauchte Geräth zu entfernen, sah ziemlich gleichgültig darein; sie huschte wie eine Fledermaus an den Wänden hin, und die von der ärztlichen Hand verspritzten Wassertropfen auf der Tischplatte schienen sie mehr zu alteriren, als die Lebensgefahr, welche ihr Herr eben überstanden.

„Bitte, lassen Sie jetzt das gut sein, Jungfer Suse!“ sagte der Commerzienrath in sehr höflichem Tone. „Das Reiben auf dem wackligen Tische macht ein nervenangreifendes Geräusch. Doctor Bruck wünscht in erster Linie Ruhe für den Papa.“

Jungfer Suse packte schleunigst Wischtuch und Kehrbesen zusammen und ging hinaus, um sich in ihrer blitzblanken Küche über die nassen Reste auf dem Eßtische zu beruhigen. Es war nun still geworden, so geräuschlos, wie es eben in der Schloßmühlenstube sein konnte. Durch den Fußboden lief unausgesetzt jenes leise, tactmäßige Schüttern, das von der Räderarbeit im Mühlenraume ausgeht; über das Wehr drüben stürzten die zerstäubenden Wasser in ewiger Wiederholung ihrer beschränkten Rauschemelodie, und dazwischen ruckten die Tauben und kamen plump gegen die Fensterscheiben geflattert aus den uralten, riesenhaft ausgebreiteten Kastanienwipfeln, in denen sie nisteten, und die von der Abendseite her einen Dämmerschein in die Schloßmühlenstube warfen. Jenes Lärmgemisch aber existirte nicht für den Kranken — es gehörte so unbewußt zu seinem Leben und Behagen, wie die Luft, wie der regelmäßige Tactschlag seines Herzens. —

Was war das doch für ein abstoßendes Greisengesicht, das der elegante Mann am Bette versprochenermaßen mit den Augen hütete! Nie war ihm das Ordinäre des Ausdrucks, nie der Zug von Härte und gemeiner Grobheit, der sich in tiefer Krümmung um die dicke, hängende Unterlippe zog, so widerwärtig aufgefallen, wie in diesem Augenblicke, wo der Schlaf oder die Erschöpfung den Willen aufhoben und den äußern Charakterstempel in die ursprünglichen Linien rückte. . . . Nun ja, der Alte hatte auch tief unten angefangen; er war bei Beginn seiner Laufbahn Müllerknecht gewesen; aber jetzt war er ein Mann, dem der Getreidehandel Unsummen in den Schooß geworfen — er war ein Träger der Geldmacht, der da auf dem bäuerisch altväterischen Bettgestelle lag, und vielleicht auch ein wenig in Rücksicht auf diese imponirende Thatsache nannte ihn der Commerzienrath respectvoll und zuvorkommend „Papa“; denn in Wirklichkeit knüpfte sie nicht ein Tropfen gemeinsamen Blutes an einander. Der verstorbene Banquier Mangold, mit dessen ältester Tochter erster Ehe der Commerzienrath vermählt gewesen, hatte als zweite Frau die Schloßmüllerstochter heimgeführt — das war das verwandtschaftliche Verhältniß zwischen dem Kranken und seinem Pfleger.

Der Commerzienrath erhob sich und trat leise vom Bette weg an eines der Fenster. Er war ein jugendlich rascher Mann, den das Stillsitzen und ängstliche Beobachten nervös machten; es widerstrebte ihm, fortgesetzt das unsympathische Antlitz und die geballten, knotigen, tief in die Bettdecke gewühlten Fäuste anzusehen, die einst die Peitsche über den Müllerpferden geschwungen hatten. Die letzte Kastanie vor dem Fenster, an welchem er stand, hatte längst die Blätter abgeworfen; jede Rundung, jedes Viereck, welches die kahlen, in einander geschlungenen Aeste formten, wurde zum Rahmen kleiner Landschaftsbilder, eines lieblicher als das andere, wenn auch im Augenblicke der düstere Decemberhimmel das Silberlicht der Teichspiegel dämpfte und mit seiner nassen Wollenschleppe die duftige Veilchenbläue der fernen Berggipfel häßlich verwusch.

Dort rechts, nachdem er die Räder der Schloßmühle gedreht, machte der Fluß eine starke Krümmung; ein kleines Medaillon der Aeste seitwärts umschloß ein Stückchen seines funkelnden Streifens und zugleich ein Menschenwerk, dem er abermals dienen mußte — ein mächtiger Bau in Würfelform, ein ungeschmückter Steinkoloß, über den die Fensterreihen wie einförmige Perlenschnüre hinliefen, stand es in häßlicher Nüchternheit am Ufer. Das war die Spinnerei des Commerzienrathes. Auch er war ein reicher Mann; er beschäftigte Hunderte von Arbeitern dort zwischen den kreisenden Spindeln, aber dieses sein Eigenthum brachte ihn in eine gewissermaßen abhängige Beziehung zu dem Schloßmüller. Die Mühle, vor Jahrhunderten vom Landesherrn erbaut, war mit unglaublichen Privilegien ausgestattet worden, die, noch heute in Kraft, eine bedeutende Strecke des Flusses beherrschten und den Anwohnern das Leben sauer genug machten. Und auf diesen verbrieften Rechten stand der Schloßmüller mit seinen breiten Füßen und wies Jedem die Zähne, der auch nur mit einer Fingerspitze daran zu rühren wagte. Anfangs nur Pächter, hatte er allmählich und unmerklich die Fangarme seines wachsenden Reichthums ausgestreckt, bis er nicht allein Besitzer der Mühle, sondern auch des Rittergutes selbst geworden war, zu welchem sie gehörte. Und das hatte er durchgesetzt kurz vor der Verheirathung seines einzigen Kindes mit dem angesehenen Banquier Mangold. Für ihn selbst hatten nur der ausgedehnte Waldbesitz und die Ländereien Werth gehabt; die dazu gehörige prächtige Villa inmitten eines stattlichen Parkes war ihm zu allen Zeiten ein Gräuel gewesen; nichtsdestoweniger hatte er bereitwillig „die kostbare Spielerei“ im Stande erhalten, weil er ja seine Tochter als Herrin da schalten und walten sehen durfte, wo die ehemaligen hochmüthigen Besitzer consequent vergessen hatten, seinen Gruß zu erwidern. Jetzt war der Commerzienrath Miether der Villa; es lagen somit die ausgiebigsten Gründe vor, in gutem Einvernehmen mit dem Flußbeherrscher und Hauswirthe zu verbleiben, und das geschah — der Commerzienrath stand wie ein fügsamer Sohn zu dem mürrischen Alten.

Von der Thurmuhr des Fabrikgebäudes schollen vier Schläge herüber, und hinter den hohen Scheiben des Comptoirs schlugen zugleich die Gasflammen auf; es wurde heute sehr früh dämmerig, jener feuchte Dampf, der Schnee bringt, füllte allmählich die Luft und machte den Essenrauch von der Stadt her träge über die Erde hinkriechen, während das Schieferdach der Spinnerei, jede Thürstufe und jeder Kieselstein den schlüpferigen Glanz intensiver Nässe annahmen. Die Tauben, die noch geduldig, dick und faul neben einander auf den Kastanien hockten, verließen plötzlich die triefenden Aeste und flogen nach dem warmen, trockenen Schlage. Fröstelnd sah der Commerzienrath in die Stube zurück. Fast kam sie ihm behaglich und anheimelnd vor, die den verwöhnten Mann sonst stets anwiderte mit ihrer von Speiseresten erfüllten Luft, mit ihren verräucherten Tapeten und den berüchtigten Neuruppiner Bilderbogen an den Wänden, aber eben legte Jungfer Suse draußen frisches Scheitholz in das Ofenfeuer; das altväterische Sopha mit den dicken, weichen Federkissen stand so warm und bequem an der Wand, und auf den blankgeputzten Scheiben der Alkoventhür blinkte das letzte Restchen des fahlen Tageslichtes — ah, hinter dieser Alkoventhür stand der eiserne Geldspind — hatte er vorhin auch den Schlüssel abgezogen?

Kurz vor der Operation hatte der Schloßmüller sein Testament gemacht; die Gerichtspersonen und Zeugen waren dem Doctor Bruck und dem Commerzienrath noch auf der Treppe begegnet. Wenn er auch äußerlich bei guter Fassung war, mußte es doch im Innern des Patienten heftig gestürmt haben; jedenfalls war seine Hand beim Wegräumen der benöthigten Documente unstät und hastig gewesen, denn ein Papier war auf dem Tische liegen geblieben. Er hatte übrigens im letzten Augenblick vor der Entscheidung das Versehen noch bemerkt und den Commerzienrath gebeten, das Schriftstück schleunigst im Schranke zu verschließen. Aus dem Alkoven führte noch eine zweite Thür nach dem Vorsaal, und es verkehrten viele fremde Leute in der Mühle; erschreckt trat der Commerzienrath in das schmale Stübchen: er war unverzeihlich leichtsinnig gewesen — die Schrankthür stand offen; wenn das der Alte gesehen hätte, der seinen Geldschrank wie ein Drache hütete! Es konnte wohl Niemand das Zimmer betreten haben, sagte sich der Commerzienrath zu seiner Beruhigung; selbst das leiseste Geräusch wäre ihm ja nicht entgangen, aber überzeugen mußte er sich dennoch, ob noch Alles in Ordnung.

Er schlug den eisernen Thürflügel möglichst lautlos zurück — sie standen sichtlich unberührt, die Geldsäcke, das silberschwere Piedestal des ehemaligen Müllerknechtes, und neben den Stößen von Werthpapieren thürmten sich in blinkenden Säulchen die Goldstücke aufeinander. Sein bewundernder Blick flog hastig über das Schriftstück, das er vorhin in Folge leichtbegreiflicher Spannung und Erregtheit allzuflüchtig in eines der musterhaft geordneten Fächer geworfen hatte — es war das Verzeichniß des Gesammt-Besitzthums. Welche imponirende Summen reihten sich da aneinander! Sorgsam schob er das Papier auf die anderen Documente; dabei aber geschah es, daß er eines der Goldröllchen umstieß — klirrend rollte eine Anzahl Napoleonsd'or auf die Dielen nieder. Wie abscheulich das klang! Es war fremdes Geld, das er berührt hatte! Schrecken und eine an sich ungerechtfertigte Scham trieben ihm das Blut in das Gesicht

unverzüglich bückte er sich, um das Geld aufzulesen. In diesem Moment warf sich ein schwerer, massiger Körper von rückwärts über ihn her, und harte, grobe Finger würgten ihn am Halse.

„Hallunke, Spitzbube! Ich bin noch nicht todt," zischte der Schloßmüller mit seltsam erloschener Stimme. Ein momentanes Ringen erfolgte; der schlanke junge Mann mußte alle seine Kraft und Elasticität aufbieten, um den Alten abzuschütteln, der wie ein Panther auf ihm hockte, ihm die Kehle so furchtbar zusammenschnürend, daß ein feuriger Funkenregen vor seinen Augen aufstiebte — ein angstvoller Griff seiner eigenen beiden Hände, dann ein gewaltsamer Ruck und Stoß, und er stand befreit auf seinen Füßen, während der Schloßmüller an die Wand taumelte.

„Sind Sie toll, Papa?" keuchte er empört und athemlos. „Welche bodenlose Gemeinheit!" — er verstummte entsetzt; der Verband unter dem erbleichenden Gesicht des Kranken erschien plötzlich scharlachroth, und diese entsetzliche Farbe kroch sickernd, mit unglaublicher Schnelligkeit auch als breites Band über die weiße Bettjacke — da war die Blutung, die um jeden Preis verhindert werden sollte.

Der Commerzienrath fühlte seine Zähne wie im Fieber zusammenschlagen. War er schuld an diesem Unglück? „Nein, nein," sagte er sich erleichtert und umschlang den Kranken, um ihn für's Erste nach dem Bett zu schaffen, aber der Alte stieß erbittert nach ihm und zeigte schweigend auf die verstreuten Goldstücke; sie mußten Stück um Stück aufgelesen und an Ort und Stelle zurückgelegt werden; die furchtbare Gefahr, in der er schwebte, ahnte er entweder nicht oder er vergaß sie über der Angst um sein Gold. Erst, nachdem der Commerzienrath vor seinen Augen den Schrank verschlossen und den Schlüssel in seine Hand gedrückt hatte, wankte er in die Stube zurück und sank taumelnd auf sein Lager, und als endlich zwei Müllerburschen und Jungfer Suse auf das wiederholte Hülferufen des Commerzienrathes herbeistürzten, da lag der Schloßmüller bereits lang hingestreckt und stierte mit gläsernen Augen wie entgeistert auf seine Brust, die der unaufhaltsam entfließende Lebensstrom immer breiter mit Purpur bedeckte.

Die Burschen eilten nach der Stadt, um Doctor Bruck zu suchen, während die Haushälterin Wasser und Leinen herbeischleppte — vergebliche Mühe! Es half nichts, daß der Commerzienrath angstvoll Tuch um Tuch auf die Wunde preßte, um den Quell zu verstopfen; der ließ sich nicht wieder zurückleiten. Es blieb kein Zweifel: die Schlagader war zerrissen. Wie war das gekommen? Trug die wahnsinnige innere und äußere Aufregung des alten Mannes allein die Schuld, oder — der Herzschlag stockte ihm — hatte er bei seiner verzweifelten Abwehr die Schnittwunde am Halse des Wüthenden gepackt und tödtlich erweitert? Für einen solchen Moment gab es kein Erinnern; wie kann Einer wissen, ob er die Schulter oder den Hals eines heimtückischen Angreifers faßt, wenn ihm der Erstickungstod droht und das gewaltsam nach dem Gehirne gedrängte Blut Feuerräder vor seinen Augen kreisen läßt! Aber wozu auch eine so gräßliche Möglichkeit aufstellen? Hatten nicht der Sprung aus dem Bette, die innere kochende Wuth vollkommen genügt, das Unglück herbeizuführen, das ja der Arzt selbst schon von einer einzigen allzu heftigen Bewegung abhängig gemacht? Nein, nein, sein Gewissen war rein und unbelastet; er konnte sich nicht den geringsten Vorwurf machen, auch was die Grundursache dieses grauenhaften Vorfalles betraf. Er war an den Schrank getreten, einzig und allein aus Besorgniß für das Eigenthum des alten Mannes; nicht einmal der Wunsch, diese Schätze zu besitzen, war ihm in jenem flüchtigen Momente gekommen — das wußte er genau. Was konnte er für die gemeinen Gesinnungen des erbärmlichen Kornwucherers, der bei Jedem, auch dem anerkannt respectabelsten Manne, räuberische Gelüste voraussetzte? An die Stelle der Angst und des Entsetzens trat jetzt der Ingrimm. Das hatte er von seiner Liebenswürdigkeit, von jener Höflichkeit des Herzens, die seine Bekannten an ihm rühmten, sie hatte ihn, wie schon so oft, hingerissen, Verpflichtungen auf sich zu nehmen, die ihn in Unannehmlichkeiten verwickelten. Wäre er doch zu Hause geblieben, zu Hause in seinem köstlich behaglichen Salon, am Whisttisch in unverkümmerter Gemüthsruhe seine Cigarre rauchend! Ein böser Dämon mußte ihm zugeflüstert haben, die Rolle des aufopfernden Pflegers zu spielen; nun stand er inmitten der haarsträubendsten Situation, und seine vor Ekel und Grauen immer wieder zurückschreckenden Hände netzten sich mit dem Blute des Elenden, der ihn eben um ein Haar erwürgt hätte.

Wie bleiern träge Minute um Minute hinschlich! Jetzt war sich der Schloßmüller augenscheinlich bewußt, in welche Gefahr er sich gebracht hatte; er rührte sich nicht, und nur seine Augen richteten sich in angstvoller Spannung auf die Thür, wenn draußen auf dem Vorsaale Schritte erklangen; er hoffte auf Rettung durch den Arzt, während der Commerzienrath schaudernd die Veränderung in seinem Gesichte verfolgte. So aschfarben malt nur die Hand des Todes.

Jungfer Suse hatte die Lampe hereingebracht; sie war wiederholt vor das Thor gelaufen, um nach Doctor Bruck auszuschauen, und nun stand sie zu Häupten des Bettes und schüttelte sich stumm vor Entsetzen bei dem Anblicke, den das weiße Lampenlicht schreckhaft hervortreten ließ. Wenige Minuten darauf sanken die Augen des Schloßmüllers zu, und der Schlüssel, den er bis dahin krampfhaft festgehalten, fiel auf die Bettdecke; eine Ohnmacht trat ein. Unwillkürlich griff der Commerzienrath nach dem Schlüssel, um ihn wegzulegen, aber in dem Moment, wo er das verhängnißvolle Stückchen Eisen mit den Fingern berührte, kam ihm ein Gedanke, der ihn traf, wie ein unvermutheter Schlag: welche Physiognomie erhielt wohl der unglückselige Vorfall in den Augen der Welt? Er kannte es nur zu gut, das zischelnde, flüsternde Weib, die Lästersucht; sie schlich ja auch durch seine Salons, und das starke Geschlecht am Spieltische amüsirte sich genau mit demselben Behagen bei ihren versteckten, boshaften Fingerzeigen, ihrem zweideutigen Lächeln, wie die theetrinkenden Damen. Und wenn nur ein Einziger achselzuckend mit bedenklichem Augenzwinkern sagte: „Ei, was hatte denn auch der Commerzienrath Römer im Geldschranke des Schloßmüllers zu suchen?" so genügte das, um sein Blut sieden zu machen. Es blieb aber nicht bei diesem Einzigen; er hatte Feinde und Widersacher genug, wie Alle, die das Glück bevorzugt; er wußte, daß man sich morgen in der Stadt erzählen werde, die Operation sei gelungen gewesen, aber die Aufregung darüber, daß der Pfleger heimlich über seinen Geldschrank gegangen, habe eine Verblutung des Patienten herbeigeführt. Und da war ein schmutziges Mal auf dem Namen des beneideten Römer, das selbst keine gerichtliche Untersuchung wegwaschen konnte; wo waren denn die entlastenden Zeugen? Etwa seine bisher anerkannte Ehrenhaftigkeit? Er lachte bitter in sich hinein, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte. Niemand wußte besser als er, daß sich die Mitwelt in nichts rascher findet, als eine anerkannte Ehrenhaftigkeit für Schein zu halten, sobald der Schein gegen sie auftritt. Er bückte sich über den Ohnmächtigen, dem Jungfer Susanne die Schläfe mit Essenzen wusch, und beobachtete ihn plötzlich mit verändertem Blicke; wenn dieser Mann da nicht selbst so viel Kraft wieder erlangte, um den Vorgang zu erzählen, dann wurde das Ereigniß mit ihm begraben — über die Lippen des Anderen kam kein Wort.

Endlich schlugen draußen die Hofhunde an, und rasche Schritte kamen über das Steinpflaster und die Treppe herauf. Doctor Bruck blieb einen Moment wie versteinert in der Stubenthür stehen, dann legte er schweigend seinen Hut auf den Tisch und trat an das Bett. Welche athemlose Stille bei einem solchen Erscheinen! Sie breitet gleichsam die Schwingen aus, um feierlich den Ausspruch über Leben und Tod zu empfangen.

„Wenn er doch nur erst wieder zu sich käme, Herr Doctor!" flüsterte endlich die Haushälterin beklommen.

„Das wird er schwerlich," versetzte Doctor Bruck von seiner Untersuchung aufblickend — jede Spur von Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. „Mäßigen Sie sich!" gebot er ernst, als Jungfer Suse in ein Klagelied ausbrechen wollte. „Sagen Sie mir lieber, weshalb der Kranke das Bett verlassen hat!" Er hatte die Lampe vom Tisch genommen und beleuchtete den Fußboden — die Dielen vor dem Bette waren mit Blut bespritzt.

„Das rührt von den vollgesogenen Tüchern her," erklärte der Commerzienrath mit blassem Gesicht, aber großer Bestimmtheit, während die Haushälterin heilig und theuer versicherte, daß der Schloßmüller bei ihrem Wiedereintreten noch genau so im Bett gelegen, wie es der Herr Doctor angeordnet habe.

Doctor Bruck schüttelte den Kopf. „Die Blutung ist nicht

ohne alle äußere Veranlassung eingetreten; es muß eine heftige Erschütterung eingewirkt haben —"

„Daß ich nicht wüßte — ich versichere Dir, nein!" sagte der Commerzienrath, ziemlich fest dem ausdrucksvollen Blick des Arztes begegnend. „Uebrigens, was soll dieser Inquisitorenblick? Ich sehe nicht ein, weshalb ich es Dir verheimlichen sollte, wenn der Kranke wirklich in einem Fieberanfall aus dem Bette gesprungen wäre." Er blieb unbeirrt auf dem Wege, den er eingeschlagen. Fast wollte es ihm die Kehle zusammenschnüren bei seinen letzten Worten. Um den äußeren Ehrenschein zu retten, gab er die wahre innere Ehre hin — er leugnete mit eherner Stirne, aber er war ja auch in Wirklichkeit ohne alle Schuld; er war der an Leben und Gesundheit Schwerbedrohte gewesen. Nicht ein einziges Motiv lag nahe, welches das Bekennen des wahren Sachverhaltes zur Gewissenspflicht gemacht hätte.

Der Arzt wandte sich schweigend von ihm ab. Unter seinen Bemühungen schlug zwar der Schloßmüller die Augen wieder auf, aber er stierte mit wirrem, erloschenem Blick in's Leere, und der Versuch, zu sprechen, erstarb in einem schwachen Gurgeln und Lallen.

Mehrere Stunden später verließ der Commerzienrath Römer die Schloßmühle — es war Alles vorüber. Ueber die Thüren des Sterbezimmers und des Alkovens spannten sich bereits breite Papierstreifen. Der Commerzienrath hatte sofort nach dem letzten Athemzuge des Schloßmüllers bei den Gerichten Anzeige gemacht und als vorsichtiger und gewissenhafter Mann vor seinen Augen versiegeln lassen.

2.

Er schritt jetzt durch den Park nach Hause. Die Lichter der Mühle, die noch eine kleine Strecke weit einen schwachen Schein auf seinen Weg herausgeworfen, verschwanden hinter ihm; er wandelte nun allein mit sich selbst in tiefer Finsterniß, und nicht der scharfe Windhauch, der ihn anblies, nicht die vereinzelten Schneeflocken, die wie flatterndes Nachtgevögel eisigkalt an seiner Wange niederstrichen, nein, seine aufgeregten Gedanken und die Erinnerung an den Anblick, den er stundenlang hatte ertragen müssen, sie waren es, die einen Schüttelfrost durch seine Glieder jagten. Auf demselben Wege, dessen Kieselgeröll jetzt mißtönend unter seinen Füßen rasselte, war er heute Nachmittag gekommen, eben aufgestanden vom reichbesetzten Mittagstisch, sorglos, seinen vielberufenen Glücksstern über sich wähnend — und nun, nach wenigen Stunden, wollte es fast scheinen, als trage er Mitschuld am Tode eines Menschen, er, der Commerzienrath Römer, der um seiner empfindlichen Nerven willen nicht einmal ein Thier leiden sehen mochte! Bah, das war der Neid der Götter, der kein ungetrübtes Menschenloos duldet, der dem Glücklichen gern Steine auf die glatte Bahn wirft, und welcher jetzt auch bemüht war, ihm einen Nagel in das Gewissen zu drücken; der heitere Lebensgenuß sollte ihm vergällt werden — mit nichten! Ihn traf nur ein Vorwurf, der des Verschweigens, aber wem schadete er denn damit? Niemand, Niemand auf Gottes weiter Erde! Basta — er war mit sich fertig. Eben bog er in die breite Lindenallee ein, welche direct auf die Villa zulief. Ströme silberweißen Lichtes flossen durch Fenster und Glasthüren des unteren Balconzimmers. Von dort her griff das üppige Leben voll Genuß mit weißen, schwellenden Armen nach ihm und zog ihn an sich aus Nachtdunkel und innerer Bedrängniß. Er athmete befreit auf; er warf die schlimmen Eindrücke der letzten Stunden weit hinter sich und ließ sie gleichsam verfließen mit dem Rauschen des Mühlwassers, das in der Ferne allmählich erstarb.

In dem Salon dort, am Thee- und Whisttische der verwittweten Frau Präsidentin Urach, hatte sich eine zahlreiche Abendgesellschaft eingefunden. Die sehr tiefgehenden mächtigen Glasscheiben und das klar durchsichtige Bronzegeflecht des niedrigen Balcongeländers gestatteten einen vollkommenen Einblick in den Salon. Seine farbenglänzenden Wandgemälde, die faltenschweren Thürbehänge von veilchenblauem Sammet, der schwebende Kettenleuchter von Goldbronze, den die mit dem Silberlichte des Gases gefüllten Milchglaskugeln wie riesige Perlen umkreisten, ließen ihn feenhaft, aber auch herausfordernd wie eine Schaubühne aus dem intensiven Dunkel des Winterabends treten. ... Ein Windstoß pfiff durch die Allee und schüttete ein Gemisch von Schneeflocken und dürren Lindenblättern wie toll über den Balcon her; die vornehme Ruhe hinter den Scheiben ließ sich nicht alteriren durch den groben Gesellen; nicht einmal das luftige Gewebe der Spitzengardinen bewegte sich — höchstens, daß der Feuerkern im Eckkamin unter seinem grimmigen Athem für einen Moment höher aufglühte.

Und der immer rascher daherschreitende Mann draußen überblickte mit einer Art von innerlich zitterndem Wonnegefühl die Gruppen der Versammelten — nicht daß blonde und dunkle Locken, weiche, schlanke Frauen- und Mädchengestalten sein Auge entzückt hätten, die Frühlingsgenien des Deckengemäldes streckten vielmehr ihre mit Anemonen und Maiblumen gefüllten Händchen über Matronenhäubchen, über gebleichte Scheitel und Glatzköpfe hin — aber welche Namen waren da vertreten! Officiere von hohem Range, pensionirte Hofdamen und Herren vom Ministerium saßen an den Spieltischen, oder umfaßen, ihren steifen Rücken in den blauen Sammet der Lehnstühle gedrückt, plaudernd den wärmenden Kamin. Auch der alte, hochmüthige Medicinalrath von Bär war da. Beim Auswerfen der Karten zuckten Blitze von seinen kostbaren Brillantringen, lauter Geschenken fürstlicher Personen. Und alle diese Leute waren in **seinem** Hause, im Hause des Commerzienrath Römer; der rubinfunkelnde Wein in den Gläsern war aus seinem Keller, und die frischen, duftenden Erdbeeren, welche die betreßten Diener in großen Krystallschalen eben herumreichten, hatte er bezahlt. Die Frau Präsidentin Urach war die Großmama seiner verstorbenen Frau; sie machte mit unumschränkter Macht über seine Casse die Honneurs im Hause des Wittwers.

(Fortsetzung folgt.)

Louise.

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Mutter unseres Kaisers.

Am zehnten März dieses Jahres feiern wir den hundertjährigen Geburtstag von Preußens Königin **Louise**. Nicht durch männlichen Geist, durch Willenskraft und Herrschertalent, wie eine Elisabeth von England, eine Christine von Schweden und Katharina von Rußland, strahlt ihr Bild in der Geschichte, sondern durch echt weibliche Tugenden, durch Sittenreinheit, selbstlose Liebe und hingebende Treue hat diese echt deutsche Fürstin sich einen unsterblichen Namen erworben, als die edelste der Frauen und Mütter, als der gute Genius ihres hohen Hauses, der Schutzgeist ihres Volkes.

Da wir wohl voraussetzen dürfen, daß unsere Leser mit den bereits vorhandenen Biographien der gefeierten Königin durchweg vertraut sind, so wollen wir auf diesem Gedenkblatte nur einige weniger bekannt gewordene Herzenszüge der hohen Frau zur Vervollständigung des Charakterbildes derselben verzeichnen.

Als sechstes Kind des Herzogs Karl Friedrich von Mecklenburg zu Hannover geboren, verlor sie frühzeitig ihre Mutter, weshalb sie an dem Hofe ihrer würdigen Großmutter von mütterlicher Seite, der Landgräfin von **Hessen-Darmstadt**, erzogen wurde. In einem Alter von siebenzehn Jahren lernte sie bei einem Besuche in Frankfurt am Main den damaligen Kronprinzen von Preußen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm den Dritten, kennen. Ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit machten den tiefsten Eindruck auf den jungen Fürstensohn. Noch im späteren Alter gedachte der um ihren Verlust trauernde Gatte dieser ersten Begegnung mit folgenden charakteristischen Worten: „Habe mal über diese wunderbare, wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich beim ersten Anblicke begegnen und finden, etwas sehr Schönes in Schiller's Schriften gelesen, wo



Louise, Königin von Preußen.

Nach dem Oelgemälde von Kannegießer auf Holz übertragen von Adolf Neumann.

treffend und wahr gezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Louise zu Muthe war, als wir uns zum ersten Male sahen, und wie wir uns nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes, klares Bewußtsein, was gleichzeitig im Lichtblicke ihre und meine Augen mit Freudenthränen netzte. Gott, was Alles liegt nun zwischen jenem ersten Anblick, wo ich sie fand, und diesem, wo ich ihren Verlust beweine! Weiß wohl, solche sympathische Gefühle sind die schönen Gefühle der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gern denke ich daran zurück und möchte wohl mal jene Stelle im Schiller wieder lesen, habe sie aber nicht finden können."

Bischof Eylert, an den der König diese Worte richtete, suchte in den Werken des Dichters die bezeichnete Stelle, welche er in der Braut von Messina in den bekannten Versen fand:

„— — — — — — — — — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Inneren mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben. —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden."

„Ja, ja," bemerkte der König, nachdem er die herrlichen Verse gehört hatte. „Das ist die Stelle, die ich meinte; sehr schön! Macht aber jetzt einen anderen Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, die Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst noch mehr gefunden als in der Poesie. Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich dem nicht hingeben. Macht mich weich und paßt nicht zu dem, was mir in böser, schwerer Zeit obliegt."

Gleichzeitig mit dem Kronprinzen fühlte sich der jüngere Bruder desselben, Prinz Louis, zu der schönen Schwester der unvergleichlichen Louise hingezogen. Beide Paare feierten am 24. April 1793 in Darmstadt ihre Doppelverlobung, wogegen die Vermählung wegen des Krieges mit dem republikanischen Frankreich erst am 24. December desselben Jahres in Berlin erfolgte. Vom ersten Tage an war die Ehe, an der die Politik keinen Antheil hatte, die glücklichste, obgleich die Neuvermählten mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatten. Damals herrschte noch am Hofe ihres Vaters, Friedrich Wilhelm's des Zweiten, die berüchtigte Gräfin Lichtenau, die preußische „Dubarry", mit ihrem schamlosen Anhang charakterloser Männer und liederlicher Frauen. Man konnte sich in der That keine größeren Gegensätze denken, als den einfachen häuslichen, sittenstrengen, deutsch gesinnten Kronprinzen und den sinnlichen, verschwenderischen, französischen Moden und Galanterien huldigenden König. In einer Zeit, wo die Tugend verspottet wurde, die eheliche Treue lächerlich erschien, gab das junge fürstliche Ehepaar ein leuchtendes Beispiel der reinsten Liebe und Häuslichkeit. Beide vermieden, so weit dies ihnen nur möglich war, jede Berührung mit diesen unsauberen Elementen und bewahrten sich wenigstens im vertrauten Umgange den ihnen eigenen schlichten, keuschen Sinn. Während in den höheren Ständen Mann und Frau sich gegenseitig mit dem kalten „Sie" anredeten, begrüßten sie einander mit dem alten vertraulichen „Du", was förmlich Sensation erregte.

„Wie ich höre," bemerkte eines Tages der König mißfällig seinem Sohne, „nennst Du die Kronprinzessin Du."

„Geschieht mit guten Gründen," entgegnete dieser, indem er scherzend die Erklärung hinzufügte: „Mit dem ‚Du' weiß man immer, woran man ist, dagegen bei dem ‚Sie' ist immer das Bedenken, ob es mit einem großen ‚S' gesprochen wird, oder mit einem kleinen."

Trotz aller Vorstellungen der gestrengen Frau Oberhofmeisterin kümmerte sich der Kronprinz wenig oder gar nicht um die Etiquette, welche ihm vorschrieb, sich, wenn er seine Gemahlin sehen wollte, bei ihr vorher anmelden zu lassen. Zum Schein fügte er sich zwar, als aber eines Tages die würdige Dame mit feierlicher Miene in das Zimmer trat, um den ihr angekündigten Besuch des Kronprinzen in aller Form anzumelden, fand sie ihn bereits an der Seite seiner Louise sitzen, indem er rasch durch eine andere Thür unbemerkt ihr zuvorgekommen war.

„Sehen Sie, liebe Voß," rief er der erstarrten Oberhofmeisterin zu, „meine Frau und ich, wir sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen. Es ist das, denke ich, in guter christlicher Ordnung. Sie aber sind eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an ‚dame d'étiquette' heißen."

Aus diesem Grunde zogen auch beide ein stilles Leben in ländlicher Umgebung der geräuschvollen, aber lästigen Pracht des Hofes vor. Der König hatte seiner schönen Schwiegertochter, deren Tugend er wohl zu würdigen wußte und die er selbst nur „die Fürstin der Fürstinnen" nannte, zu ihrem Geburtstage das Lustschloß „Oranienburg" geschenkt, dessen Name an die erste Gemahlin des großen Kurfürsten, an die edle, fromme Namens- und Geistesschwester Louise von Oranien erinnerte.

Bei dieser Gelegenheit fragte der gutmüthige Monarch die Kronprinzessin, ob sie sonst noch einen Wunsch habe, worauf sie erwiderte: „Nur noch eine Hand voll Gold, um mit den Armen von Berlin mein Glück zu theilen." Als er dagegen lächelnd bemerkte, wie groß sich das Geburtstagskind wohl diese Hand voll Gold denke, gab sie die treffende Antwort: „Gerade so groß, wie das Herz meines guten Königs."

In dem freundlichen Oranienburg verlebte Louise mit ihrem Gatten schöne, heitere Tage in ländlicher Abgeschiedenheit. Zum großen Verdrusse der Oberhofmeisterin ging es am kronprinzlichen Hofe so einfach und ungenirt zu, daß sie mehr als einmal schauderte. Die hohen Herrschaften machten sogar einmal eine Lustfahrt nicht in der sechsspännigen Staatsequipage mit obligaten Dienern und Lakaien, sondern auf einem — gemeinen Leiterwagen. Das war zu arg, und keine Macht der Erde, weder die freundliche Einladung des Gebieters, noch das liebenswürdige Zureden der hohen Herrin konnten die „dame d'étiquette" bewegen, den ominösen Leiterwagen zu besteigen.

Leider wurden die schönen Tage von Oranienburg durch den Aufstand in Polen gestört, zu dessen Bekämpfung der Kronprinz mit seinem Regiment in's Feld zog, wo er bei dem Sturm auf Wola mit gewohnter Tapferkeit kämpfte. Damals äußerte die zurückgebliebene Louise: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der sich mein Mann aussetzt, aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, als der Erste nach dem König auf dem Throne, auch der Erste nach ihm im Felde sein muß."

Aber auch sonst fehlte es dem jungen Ehepaar nicht an ernsten Prüfungen, welche besonders Louise's Liebe zu bestehen hatte und aus denen ihr reines Herz wie lauteres Gold hervorging. Nach den vor Kurzem erst erschienenen Erinnerungen der eben genannten Oberhofmeisterin, der Gräfin Voß, wurde der geniale Prinz Louis Ferdinand, ein naher Verwandter des königlichen Hauses, von glühender Leidenschaft für die schöne Fürstin ergriffen. Mit Hülfe ihrer jüngeren, unerfahrenen Schwester suchte der Prinz sich der edlen Frau zu nähern und das reine unschuldsvolle Familienleben durch seine stürmische Neigung zu stören. Aber Louise fand die beste Stütze in ihrer Tugend und in ihrem streng sittlichen Gatten den treuesten Freund, der sie vor jeder Versuchung beschützte und im Augenblicke der Gefahr, wo sich fremde Einflüsse zwischen ihm und ihr eindrängten und den ehelichen Frieden bedrohten, durch seine Güte, Wahrhaftigkeit und Festigkeit die störenden Elemente für immer bannte.

Das Glück des hohen Paares wurde durch die Geburt des ersten Sohnes, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm des Vierten gekrönt, nachdem die junge Mutter zuvor in Folge eines Falles von der kleinen Treppe des Palais von einer todten Tochter entbunden worden war. Mehr als je fühlten jetzt Beide nach solchen Ereignissen den Wunsch nach Zurückgezogenheit. Selbst das stille Oranienburg erschien ihnen nicht ländlich genug, das Schloß noch zu prächtig und die Umgebung noch zu geräuschvoll. Aus diesem Grunde kaufte der Kronprinz für dreißigtausend Thaler das Landgut Paretz in der Nähe von Potsdam, und ließ sich daselbst nach seinen eigenen Angaben ein bescheidenes Haus bauen, wie es sich „für einen armen Gutsbesitzer" schickt. Hier führte die glückliche Familie ein idyllisches Dasein, besonders Louise, welche die Natur über Alles liebte.

„Ich muß," sagte die sinnige Frau, „den Saiten meines Gemüths jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, muß sie gleichsam wieder aufziehen, damit sie den rechten Ton und Anklang behalten. Das gelingt mir am besten in der Einsamkeit, aber nicht im Zimmer, sondern in dem stillen Schatten der freien, schönen Natur. Unterlasse ich das, dann fühle ich mich verstimmt, und das wird noch ärger im Geräusche der Welt. O, welch' ein Segen liegt doch in dem abgeschlossenen Umgang mit uns selbst!"

Trotz dieser Neigung zu Einsamkeit und innerer Sammlung verschmähte sie keineswegs den Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, mit ehrenwerthen Männern und Frauen, welche in Paretz stets willkommen waren. Auch nahm sie an dem Leben und selbst an den Vergnügungen ihrer Untergebenen lebhaften Antheil. Die hohe Fürstin vergaß gern ihre Hoheit und mischte sich bei passender Gelegenheit in die lustigen Tänze der jungen Bauernburschen und Mädchen. Selbst die strenge Frau Oberhofmeisterin legte zuweilen die steife Etiquette ab und ließ sich von dem Kronprinzen zu einem „Hopser" im Freien verführen, wie der alte General von Köckeritz in einem begeisterten Briefe über seinen Aufenthalt in Paretz berichtet. Der genannte Herr, welcher sich weniger durch seinen Geist als durch biedere Gesinnung und Gemüthlichkeit auszeichnete, gehörte als Adjutant des Kronprinzen zu den Freunden des Hauses und erfreute sich der besonderen Gunst seines Gebieters. Um so mehr fiel es auf, daß der General sich stets nach aufgehobener Tafel sogleich entfernte, ohne sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Man glaubte, daß der alte Herr sich zurückzöge, um sein ihm unentbehrliches Mittagsschläfchen zu machen, bis es der hohen Wirthin gelang, den wahren Grund seiner Abwesenheit zu entdecken. Das nächste Mal, als Köckeritz wieder vom Tische aufstand und forteilen wollte, trat ihm die Kronprinzessin mit einer gestopften — Pfeife und einem brennenden Fidibus in den Händen entgegen, indem sie mit bezaubernder Liebenswürdigkeit ihn anredete: „Heute, lieber Köckeritz, sollen Sie mir nicht wieder entschlüpfen. Sie werden bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen."

Mit besonderer Heiterkeit und ungezwungener Lust wurde in Paretz das Erntefest gefeiert. Gleich nach Tisch zogen die Arbeiter, Schnitter und Mägde nach dem Schloß unter den fröhlichen Klängen der Dorfmusik, um der Herrschaft den mit frischen Blumen und Bändern gezierten Kranz zu überreichen. Der Kronprinz trat mit seinen Gästen in ihre Mitte und hörte die an ihn gerichtete Rede der Großmagd an, worauf dieselbe den Erntekranz zu den Füßen der Herrin legte. Das Erscheinen der „gnädigen Frau von Paretz" gab das Signal zu einem allgemeinen Vergnügen. Die Damen und Herren des Hofes drehten sich mit den flinken Dirnen und Burschen im Kreise und folgten dem Beispiel der hohen Gebieter, welche sich durch ihr freundlich herablassendes Benehmen alle Herzen gewannen. Ein nicht minder fröhliches Volksfest war der Jahrmarkt in Paretz, wozu zahlreiche Besucher aus Berlin herbeiströmten. Mitten in dem Gewühl erschien die gütige Louise und vertheilte Kuchen, Pfeffernüsse und andere Kleinigkeiten an die Dorfkinder, welche sie zutraulich umringten und mit ausgestreckten Händen ihr entgegenriefen: „Mir auch, mir auch, Frau Kronprinzessin!"

„Diese schönen, sonnigen Stunden und Tage wurden jedoch durch eine Reihe trüber, folgenschwerer Ereignisse unterbrochen, welche die Glücklichen in tiefe Trauer versetzten und sie an den Ernst des Lebens mahnten. Während der Vorbereitungen zum heiligen Weihnachtsfeste erkrankte Prinz Louis, der geliebte Bruder, und starb. Der herzzerreißende Abschied von dem Sterbenden und der Schmerz um diesen Verlust erschütterte den Kronprinzen so sehr, daß sein Leben in Gefahr schwebte. Wenige Wochen nach dem Begräbnisse des liebenswürdigen Prinzen folgte ihm die verwittwete Königin, die würdige Gattin Friedrich's des Großen, Elisabeth Christine, welche von Louise wie eine Mutter geliebt wurde, und endlich am 16. November 1797 der regierende König, Friedrich Wilhelm der Zweite, der in seinem Marmorpalais zu Potsdam den Folgen seiner körperlichen und geistigen Erschöpfung erlag.

Mit schweren Sorgen und im vollen Gefühl seiner ernsten Pflichten übernahm der Kronprinz die Regierung, von den edelsten Vorsätzen und Wünschen für sein Volk beseelt. Sogleich nach seiner Thronbesteigung ließ er die Gräfin von Lichtenau verhaften und später aus Berlin verweisen. Der intriguante General von Bischofswerder, der bekannte Geisterbeschwörer verlor seinen mächtigen Einfluß, und der Urheber des berüchtigten Religionsedictes und der theologischen Prüfungs-Commission, der pietistische Wöllner erhielt seinen Abschied, nachdem ihm der König eigenhändig geschrieben: „Früher ist kein Religionsedict im Lande gewesen, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei." — Trotz des Geschreis der Dunkelmänner wurde dem freisinnigen Philosophen Fichte der Aufenthalt in Berlin mit den schönen Worten gestattet: „Wenn es wahr ist, daß der Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir thut es nichts." Den Behörden wurde die Entfernung träger, unfähiger und unredlicher Beamten empfohlen und die strengste Ordnung, Sparsamkeit und Thätigkeit zur Pflicht gemacht; eine eigene Cabinetsordre wurde erlassen, welche den damals so übermüthigen Officieren das „Brüskiren" von Civilpersonen auf das Strengste verbot. Dagegen aber konnte der damals siebenundzwanzigjährige König, der in Folge seiner Erziehung an allzu großer Bescheidenheit litt und kein Vertrauen zu seiner eigenen Kraft besaß, sich leider nicht entschließen, vollständig mit dem alten, verrotteten System zu brechen und die charakterlosen Räthe seines verstorbenen Vaters, den Minister Haugwitz und den Cabinetsrath Lombard, zu beseitigen.

Die Königin Louise gab das herrlichste Beispiel edelster und reinster Weiblichkeit. Der König und seine Gemahlin vereinigten sich, das durch französische Einflüsse zerrüttete Familienleben am Hofe wieder herzustellen, die vornehme Liederlichkeit zu unterdrücken und durch bürgerliche Einfachheit, strenge Sittlichkeit und Zucht Allen vorzuleuchten. Auch als König blieb Friedrich Wilhelm der Dritte ein abgesagter Feind jedes Ceremoniells; im Verkehre mit seiner Gattin behielt er nach wie vor das vertrauliche „Du" bei. Seine Brüder mußten ihn Fritz nennen, und er selbst sprach nur von „seiner Frau", sowie sie von „ihrem Manne", was damals für eine unerhörte Neuerung galt. Selbst in Gegenwart der Diener wurde fast ausschließlich nur die sonst verpönte deutsche Sprache gebraucht. Wie früher sah man Beide Arm in Arm zu Fuß durch die Straßen Berlins wandern. Bei einem Besuche des Christmarkts im Jahre 1797 traten sie an eine Weihnachtsbude, um Einkäufe zu machen, und als eine gewöhnliche Bürgersfrau ehrfurchtsvoll ihren Handel abbrach, um dem Herrscherpaare Platz zu machen, sagte die Königin in ihrer leutseligen Weise: „Stehen bleiben, liebe Frau! Was würden die Verkäufer sagen, wenn wir ihnen die Käufer vertreiben wollten!" Zugleich erkundigte sie sich nach den Verhältnissen der Frau, und da Louise von ihr hörte, daß Jene auch einen Knaben von dem gleichen Alter des Kronprinzen habe, kaufte sie einige Spielsachen, welche sie der erfreuten Mutter mit den Worten überreichte: „Nehmen Sie, liebe Frau, und bescheeren Sie diese Kleinigkeiten Ihrem Kronprinzen im Namen des meinigen!"

Auf einem Balle, den die Königin besuchte, bemerkte sie eine liebenswürdige junge Dame, welche wegen ihrer bürgerlichen Herkunft von den adeligen Herren der Gesellschaft nicht zum Tanze aufgefordert wurde. Kaum entdeckte sie die Ursache dieser Zurücksetzung, so bat sie den König, mit derselben Dame zu tanzen und sie so auszuzeichnen, damit die beschämten Herren ihren Fehler wieder gut zu machen suchten. Bald darauf redete sie bei der großen Cour die junge schüchterne Frau eines Officiers an, welche auf die Frage: „Was sie für eine Geborene sei?" in ihrer Verlegenheit die von Allen belachte Antwort gab: „Ach, Ihre Majestät! Ich bin gar keine Geborene."

„Ei, Frau Majorin," erwiderte die Königin mit feinem Lächeln. „Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem Ausdruck: von Geburt sein, habe ich nie einen vernünftig sittlichen Begriff verbinden können, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll; denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werth, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienst auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man Gott Lob! in allen Ständen und aus den untersten selbst sind

oft die größten Wohlthäter der Menschheit hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen, und wünsche Ihnen in der Ehe viel Glück, dessen Quelle nur in unserem Herzen liegt."

Durch solche humane Worte und rein menschliche Züge erwarb sich Louise die Liebe ihres Volkes, das in ihr den guten Genius des Königs verehrte. Um die hohe Frau schaarten sich alle guten und reinen Elemente der Gesellschaft; die Besten ihrer Zeit erblickten bereits in ihr das Ideal edelster Weiblichkeit und erkannten ihre Bedeutung für das durch ihren Einfluß wieder erstehende und aus tiefer Versunkenheit sich erhebende Familienleben.

(Fortsetzung folgt.)

Um eines Knopfes Dicke.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Skizze aus dem Eisenbahnleben von **M. M. von Weber.**

„Nun, da kommt Ihr endlich, Ihr alten Pudel- und Bärenhäuter; der Punsch hat schon zwei Atmosphären Dampfdruck," rief der alte pensionirte Locomotivführer Zimmermann, in einer mächtigen Punschbowle rudernd, einigen dunkeln, vierschrötigen Gestalten entgegen, die tief in dicke, nur rothe Nasen und lustige Augen freilassende Pelze eingeknöpft, schneegepudert, pustend und stampfend in das Locomotivführerzimmer zu Bürglitz traten. —

Heute, am Sylvestertage, ist ausnahmsweise der Tisch in der Führerstube sauber weiß gedeckt, und oben auf dem Tische, zunächst am Ofen, steht die mächtige Bowle, in der der alte Zimmermann kräftig arbeitet. Und die Dämpfe, die daraus steigen, und die leeren Rumflaschen, die dabei stehen, lassen nicht im Zweifel, daß sein Gebräu eins „mit Hochdruck" für Kehlen „wie Siederöhren" bestimmtes, ein „fester Führerpunsch" sei.

„Pest! Vater Zimmermann, böser Dienst heute zum Sylvester!" rufen die Eintretenden, den Schnee abschüttelnd und sich aus Pelzen, Jacken, Mützen und Ueberstiefeln schälend.

„Was wißt Ihr Zuckerpuppen denn von bösem Dienst! In Euren Glaspaläſten,* die Euch jetzt die Directionen über Eure Trittbretter bauen lassen, auf Euren Maschinen, die Euch mit ihren sanften Federn wiegen, wie Eure alte Kindermuhme auf ihren Armen! Ihr hättet mit uns Anno neununddreißig und vierzig auf den kleinen Maschinen stehen sollen, die so hart und bockig gingen, daß Ihr jeden Schienenstoß von der Sohle bis unter die Mütze fühltet, und die nicht weiter wollten, wenn der Schnee eine Hand hoch auf den Schienen lag. Und darauf standen wir ganz frei, Tag und Nacht, ohne Fach und Dach, im Decembernachtsturme, in der Julihitze und im Gewitterhagel — ohne weiteren Schutz als unseren Rock und unser wettergegerbtes Fell. Das war harter Dienst! Was wißt Ihr davon! Und wahrlich, was ist Euer schlimmster Dienst gegen das, was sie heute unsern Hennig zum Jahresschluß haben durchmachen lassen, der sein Führerexamen mit Glanz abgelegt hat! Unter freiem Himmel auf der Maschine, da ist Gott bei uns, in der Schulstube aber der Gottseibeiuns. Und da ist er ja, der Geprüfte, Gemarterte — Hurrah!"

„Hurrah!" rief der Alte dem Eintretenden entgegen, kräftig secundirt von sechs rauhen Kehlen; sechs harte, feste Rechte streckten sich dem jungen Manne zu, der, in schwarzer Sonntagskleidung, gerötheten, offenen Gesichts, und mit jenem klaren Fernblick in den blauen Augen, der, außer dem Matrosen, nur dem Locomotivführer eigen ist, unter sie trat, etwas verlegen und linkisch die huldigende Begrüßung erwidernd.

„Nun, wie war's? Wie ging's? Hast Du beim Examen geschwitzt? Hat Dich der Maschinenmeister Knoll tüchtig gezwickt?" — „Platz nehmen! Punsch!" tönte es von den ihn umringenden rußigen Cameraden auf ihn ein.

„Ruhe da!" dröhnte Zimmermann's rostige Stimme dazwischen. „Platz nehmen, ja; Punsch, nein! Hörnig und Franz fehlen noch, die mit dem Güterzug hereinkommen. Er ist um zwanzig Minuten verspätet, wie mir der Telegraphenfritz vorhin sagte, und muß gleich da sein. Gleiches Recht und gleiches Getränk für Alle — sonst holt der Teufel alles reguläre Reglement."

„Nun ja," hub der junge Gefeierte an und trocknete sich den bei der Erinnerung wieder ausbrechenden Angstschweiß von der Stirn, „sie haben mich weidlich gedrillt. Ich wurde schon nach dem neuen Regulativ examinirt. Es saß wohl eine fünf Meter lange Reihe von Herren um mich herum, von denen ich, außer unseren Maschinenmeistern, noch keinen auf einer Locomotive oder in einer Werkstatt gesehen habe.

Und unsere Meister waren nicht die Schlimmsten. Sie fragten mich scharf durch, das ist wahr, bis auf die Knochen, aber man verstand sie und man konnte ihnen vernünftig antworten. Aber das, was die anderen Examinatoren — hochgestellte und gelehrte Herren waren es — von mir verlangten, verstand ich nur halb. Sie sprachen kein Eisenbahndeutsch mit mir, und was sie wissen wollten — nun ja, ich wußte es — das hatte ich, nur um es beantworten zu können, aus den Büchern gelernt, die mir der Herr Werkführer Herzel geliehen hatte. Vorgekommen war mir's nie im Dienst; gebraucht hatte ich's nie und werd's wohl auch nicht brauchen mein Lebelang."

„Und was war's denn etwa?" begann Camerad Böhmig zu fragen, seine Cigarre anzündend, als die Thür der Führerstube plötzlich aufgestoßen wurde. Eine Wolke von Schneestaub quoll herein; aus derselben entwickelten sich die dunkeln Gestalten zweier neuer Ankömmlinge, die der erwarteten Führer der beiden Maschinen, welche „vor dem verspäteten Güterzuge gelegen hatten". — „Bravo! daß Ihr kommt," jubelte es ihnen entgegen, „jetzt den Punsch ausgetheilt, und nach dem Festessen in die Restauration geschickt!"

„Hier ist ein Braten dazu," rief einer der Ankömmlinge, und hob einen halbverbrannten Hasen, den er bei den Hinterläufen gefaßt hatte, in die Höhe.

„Wo hast Du das Vieh her, was soll's damit?"

„Herr Lampe hat sich die Ehre geben wollen, sich selbst für Hennig's Festmahl aufzutischen, aber ist wohl etwas zu hitzig gewesen und hat sich mit Haut und Haar zu braun gebraten," lachte der Besitzer des Hasen. „Die rothen Signallichter meines ‚Pluto' jagten ihn aus der Schneegrube auf, in der er auf der Böschung ganz behaglich geduckt saß, und er fing an, mit unserem Zuge um die Wette zu laufen. Wohl zwei bis drei Minuten lang sah ich den kleinen, dummen, schwarzen Kerl beim Scheine meines Feuers im zweiten Geleise neben der Maschine über den Schnee hinfliegen. Ich that einen kurzen Pfiff, da bekam er einen Schreck, prallte vorwärts, gewann Vorsprung, kam in das rothe Licht der Signallaternen — das mochte ihn blenden — er schlug einen Haken vor der Maschine wie vor einem Hunde — quer über das Geleis. Ich schaute aus, wo er drüben wieder zum Vorscheine kommen würde, aber er kam nicht. Ich dachte, er sei todt gefahren oder unter dem Zuge zurückgelaufen, und vergaß das Thier. Als aber in Seestadt der Rost meiner Maschine schlackenfrei gemacht werden soll, schreit der unterirdische Geist mit der Feuerkrücke aus der Aschengrube herauf: ‚Herr Hörnig, Herr Hörnig! Sie haben sich ja einen Braten mitgebracht.' Ich denke, dem Kerl hat das Feuer des ‚Pluto' das Hirn versengt, steige ab und sehe nach. Seht, so wahr ich hier sitze, liegt mein Hase vom Bielitzer Gehölz unten in meinem

* Auf den Locomotiven befinden sich jetzt fast überall eine Art von Cabinen mit Glasfenstern über den Standplätzen des Maschinenpersonals, die diesem Schutz gegen Wind und Wetter gewähren. Vor dem Jahre 1860 war dies fast nirgends der Fall, und es haben die Erörterungen des Verfassers über Mortalität und Morbilität des Betriebspersonals der Eisenbahnen (publicirt unter dem Titel: „Gefährdung des Personals beim Maschinen- und Fahrdienst der Eisenbahnen", Leipzig, Teubner 1862), denen die königlich preußische Regierung in den Jahren 1862 bis 1866 umfassende, in derselben Richtung gehende Ermittelungen folgen ließ, manches zur Verbreitung dieser in Amerika längst durchgeführten humanen Einrichtung beigetragen.

Aschkasten, todt und halb geschmort. Der Aschkasten mochte ihn wohl im Sprunge gefangen haben.* Der hatte es eilig gehabt, gebraten zu werden." Lautes Gelächter folgte der Erzählung des jungen Führers.

„Da lachen sie, die dummen Bengel, über das arme Vieh," murrte Zimmermann, die Gläser frisch füllend, dazwischen, „weil sie nicht wissen, wie verdammt es Einem so unter einem Asch- und Feuerkasten zu Muthe ist."

„Und wissen Sie denn das, Vater Zimmermann?" riefen mehrere Stimmen im Tone des starken Zweifels.

„Ich weiß Alles, das wißt Ihr Burschen recht gut, und habe Alles durchgemacht, was zwischen der Unterkante der Schienen und der Oberkante eines Locomotivschornsteins vorgehen kann," erwiderte Zimmermann.

„Aber im Aschkasten haben Sie doch nicht gesteckt?" lachte die übermüthige Gesellschaft.

„Nicht ganz," erwiderte der alte Führer sehr ernst, „aber *darunter*, und stückweis auch beinahe darin. Aber ich sage Euch, daß ich wohl dabei gewesen bin, wie aus einem stolzen Zuge von prächtigen Wagen, voll lustiger Menschen auf einen Ruck — ehe ihr die Hand nach der Pfeife erheben, oder eine Bremse anziehen könntet — ein Haufen von buntem Scheitholze, Schrauben- und Achsen- und Räderbruchstücken wurde, unter dem Stöhnen und Hülfegeschrei hervordrang und den verzweifelnde Menschen umjammerten, und wie Locomotiven, wie junge Katzen über das Dach, über die Böschung hinab sprangen und sich überkugelten, ein-, zwei-, dreimal, Räder oben, Schornstein unten, und Alles Dampf, Trümmer, Feuer, Zischen und Geschrei war — daß mir aber nie das Herz in fünfunddreißig Jahren Eisenbahndienst so still gestanden hat, wie unter dem Aschkasten —"

„Erzählen, Vater Zimmermann! Erzählen!" riefen die rauhen Stimmen im Kreise, denen man es anhörte, daß sie gewöhnt sind, über das Klirren, Rasseln und Poltern der Maschine hinaus zu sprechen.

„Na, ich will's wohl thun," erwiderte dieser, indem er langsam seinen Tabaksbeutel aufschnürte und seine kurze Pfeife zu stopfen begann, „obwohl ich nicht gerne von der Geschichte spreche. Es dreht sich mir immer noch was hier unter der dritten Rippe herum, wenn ich daran denke.

Seht, Jungens, die Hände, die diesen Beutel damals stickten, wären beinahe dabei zu Wittwenhänden geworden, und mein Karl und mein Julchen wären gar nicht auf der Welt, wenn Ihr mich damals schon wie jetzt den ‚dicken Franz' hättet heißen dürfen."

„Warum denn gerade deshalb, Vater Zimmermann?" frug es wieder im Kreise.

„Nun, so brennt Euch denn in Gottes Namen wieder frische von Eueren verdammten modischen beizenden Glimmstengeln an — sie passen zu Euch Puppen in den Glaskästen, wie die kurze Pfeife zu uns Kraftkerlen unter Gottes freiem Himmel paßte — und gebt die Gläser her! Dann aber haltet die Mäuler, bis ich fertig bin! —

Es war Sylvesterabend wie heute, Anno 1845, vor vollen, ausgeschlagenen dreißig Jahren, und ein Hundewetter, Schneetreiben und Regenschlacker durcheinander. Ich lag als blutjunger Führer auf dem Hauptbahnhofe in der Residenz in Station und hatte vorm Jahre geheirathet. Ihr wißt, die Station ist ein schändlicher Platz für den Dienst; mag der Sturm herblasen wo er will, über den Platz, der, wie ein Kuchenbrett auf dem Tische, in der Ebene liegt, fegt er immer hin. Nach der Stadt hinein geht's durch einen kleinen Einschnitt mit zwei Gleisen, von denen das eine immer in der ersten Stunde jedes Schneetreibens zuweht. Gleich wenn man durch den Einschnitt durch war, im dritten Hause der Gärtnergasse, hinter der alten Oelmühle, die wir oft verwünschten,

* Unter dem Feuerroste jeder Locomotive befindet sich in der ganzen Breite desselben ein Kasten von starkem Eisenbleche, dessen Hauptzweck es ist, zu verhindern, daß die häufig durch den Rost fallenden glühenden Kohlen und Schlacken nicht in das Freie gelangen und Gefahren erzeugen. Der Kasten ist meist nach vorn und hinten offen, und die beiden Oeffnungen sind durch Klappen verschließbar, wenn es gilt, das Feuer zu dämpfen oder vor dem Eindringen des Schnees von unten beim Durchfahren von Wehen zu schützen. Diese „Aschkasten" sind diejenigen Theile des Fahrparkes der Eisenbahnen, welche, fast in der ganzen Breite des Gleises, am tiefsten nach der Schienenoberfläche hinabreichen. Dies ist zum Verständnisse des Nachfolgenden im Sinne zu behalten.

weil wir immer beim Vorbeifahren den Dampf absperren mußten, um nicht durch die Funken aus dem Schornsteine ihr Schindeldach anzuzünden, wohnte ich mit meiner Louise und dem eben geborenen Franz, der jetzt Werkführer bei Rüdrich's ist.

Also am Sylvesterabend 1845 kam ich mit einem schweren Güterzuge von Griesthal herauf nach der Residenzstation und hatte ganze vierzehn Stunden bei sechs Grad Kälte und Sturm auf der Maschine gestanden. Ich war steifgefroren wie ein Bock und freute mich auf den Sylvesterpunsch wie ein Affe. Es dunkelte schon, als ich einfuhr, und durch das Schneegeflimmer hindurch sah die Station mit ihren hundert und aber hundert Lichtern an Perrons und Weichen aus, wie eine große Weihnachtsbescheerung. Schlechte Bescheerung für mich! — Da war von den Weihnachtsfeiertagen her eine wahre Wagenburg von so ungefähr fünfhundert Wagen auf der Station zusammengefahren — und die mußten rangirt werden, damit die Sachen nach dem Neujahrsfeste gleich fort konnten.

Und kaum steige ich von der Maschine im Heizhause, so kommt der Schirrmeister an mich heran und sagt: ‚Zimmermann, Hauser ist krank geworden. Ihr müßt für ihn die dritte Rangirmaschine übernehmen.' ‚Schockschwerenoth!' sage ich, ‚aber in Gottes Namen, wenn's nur nicht bis Mitternacht dauert, Herr Schirrmeister — da muß ich zu Hause sein, sonst giebt's nächstes Jahr ein Unglück.'

‚Narrenspossen,' sagt der Schirrmeister, ‚haltet Euch nur d'ran, daß ihr fertig werdet!' und hinaus ist er wieder in den Schneewirbel.

Mir war die Sache fataler, als sie werth war; ich schob das Gruseln, das mir über die Haut lief, auf das unheimliche Wetter, das mich anschnaubte, als ich mit der Maschine hinauskam. Die ganze Luft war voll Schneestaub und Kältenebel, und wenn die weißen Gespenster im Sturme quer über die Maschine jagten, sah ich den Schornstein kaum.

Von den Lichtsignalen erwischte man nur dann und wann einen rothen, weißen oder grünen Blick, von den Horn- und Pfeifensignalen hörte man, bei dem Heulen des Windes in den Wagen und Wagenrädern und dem Singen in den Telegraphendrähten und dem Rollen der Wagen und dem Maschinenpfeifen nur gerade so viel, daß man eben gewahr wurde, daß man sie nicht verstanden hatte. Von den Zurufen der Rangirer nahm man schier nichts wahr, als daß sie schrieen.

Dazu wurden ein paar hundert Wagen von drei Maschinen gleichzeitig in allen Richtungen verschoben, überall prallten sie wie große Schatten aus Nebel und Schneegestöber heraus und verschwanden gleich wieder darin, und Alles war dumpf vom dicken Schnee; man hörte sie nicht rollen, nicht kommen, nicht gehen. Die armen Weichensteller und Rangirer sprangen, naß bis auf die Haut, im knietiefen Schnee zwischen den rollenden Wagen hin und her. Ihr wißt ja, wie eine Rangirstation in einer Winternacht aussieht! Der liebe Gott thut dann das Beste dazu, daß wir nicht Alle dabei zu Brei gefahren werden, und ich habe mich mein Lebtag immer gewundert, wenn ich am andern Morgen nicht gehört habe, Der oder Jener sei auf dem Platze geblieben. Und wenn was geschieht, holen die gestrengen Herren am grünen Tische, in der warmen Stube, das Reglement aus der Tasche. Nun freilich, es kann nicht anders sein. Wenn sie's aber nur ein *einziges* Mal in ihrem Leben *draußen* mit ansehen wollten! —

In jener Nacht also war es gar schlimm, und der Sylvesterpunsch mochte überdies den Leuten im Voraus im Kopfe spuken, denn das Rangiren ging in einem Tempo, als commandire es der Satan. Die Wagen flogen nur so hin und her, und die Lichter gingen vorbei wie Blitze, und man hörte überall das Dröhnen und Klingen der zusammenstoßenden Puffer, und die Leute krochen unter und zwischen den Wagen umher, als wären die Räder Pfefferkuchen und die Puffer Daunenbetten. Da war vor Allem ein kleiner, wüster Schirrmeistergehülfe — ich mochte den Kerl nicht leiden, denn er war mir einmal bei einem Mädchen sehr in die Quere gekommen — aber ich mußte staunen, wie ich überall seine Signallaternen: rundgeschwungen, quergeschwungen, kreuzweise, oben, unten, hinten und vorn sah, und seine grelle Stimme durch den Sturm hindurch hörte.

Und seht, den Mann hatte ich eben angerufen, als ich ihn wieder zwischen zwei Puffern durchschlüpfen sah. Er solle nicht

so teufelsmäßig waghalsig sein bei dem Wetter, wo man nichts sehe und höre und überdies ausrutschen könne. Er hatte mich aber ausgelacht und mich angeschrieen: „Kümmert Euch um Euren Dienst, Zimmermann, und nicht um mich! Wir müssen fertig werden vor Mitternacht — vorwärts, vorwärts!“ Und weg war er gewesen; ich hatte ihm von Herzen: „Hol' Dich der Teufel!“ nachgerufen — und das soll ich mein Lebtag nicht vergessen, und auf dem Sterbebette noch bereuen.“ — Hier machte der alte Locomotivführer eine Pause, trocknete sich die Stirn, that einen Zug aus dem Punschglase und fuhr dann fort:

„Ich hörte ihn noch ‚los‘ commandiren, drüben bei meinem Collegen, und die Wagenketten klirren und dann einen Ton — nun, wie denn gleich? Habt Ihr einmal einen Metzger mit einem Beile einen dicken Knochen durchhauen gehört? — und einen dumpfen Schrei, und dann nur wieder das Kling und Klang der zusammenstoßenden Puffer; mir fuhr's kalt durch die Glieder; da bekam ich das Signal zum Vorrücken, und da war kein Zaudern. Vorwärts! Vorwärts! Ich war gleich weit weg von der Stelle, am anderen Ende des Bahnhofs, da konnte Niemand wissen, was geschehen war.

Aber ich that meinen Dienst nur noch wie im Traume, und als wir eine halbe Stunde darauf fertig waren, und ich wieder in die Remise fuhr, sagte mir der Vorstand: ‚Wißt Ihr schon, Zimmermann? Der Schirrmeistergehülfe Porges ist todt gefahren worden, todtgedrückt zwischen den Puffern.‘ Ich habe nicht viel gefragt — mir war's gruslig zu Muthe, und ich weiß nicht, wie ich die Maschine besorgt habe und auf den Heimweg gekommen bin. Als ich am Perron vorbeikam, sah ich einen Trupp mit Laternen dort stehen, und Etwas mit einem Mantel Zugedecktes auf dem Schnee liegen. Ich hatte dabei nichts zu suchen; es schüttelte mich, und ich kann Euch sagen, Jungen, ich hätte wer weiß was darum gegeben, wenn ich ihn nicht eine halbe Stunde vorher zum Teufel gewünscht hätte. Ich gab mir schwere Mühe, mir das aus dem Kopfe zu schlagen, es war ja nicht so schlimm gemeint gewesen, eine Redensart, wie sie unter uns bösen, groben Mäulern gang und gäbe war. Unter Euch jungen Kerls ist's noch schlimmer, und es würde Euch curiren, wenn Ihr das Wurmen damals da drinnen in mir gefühlt hättet. Na, endlich kam ich dahin, mir die helle, warme Stube daheim, mit den Filzpantoffeln und der Louise und dem kleinen Jungen und dem Kater und dem singenden Wasserkessel auf dem Ofen und der Arracflasche und Zuckerbüchse und den Citronen auf dem Tische vorzustellen, so wurde es denn allgemach helle in mir.

Daß ich nun, bei dem Hin- und Hersinniren nicht viel auf Wetter, Wind und Weg und Steg geachtet hatte, könnt Ihr denken, und ich merkte nur eben, daß es noch wirbelte und heulte in der Luft, als ich in den Einschnitt bei der alten Oelmühle eingetreten war, durch den hindurch man die Fenster meines Hauses gesehen hätte, wenn man überhaupt zehn Schritte weit hätte schauen können. Ich ging im rechten von den beiden Gleisen im Einschnitte fort, weil es für meinen Weg schneefrei war, und ich von ihm aus das Haus zuerst sehen konnte.

Und zwar ging ich ganz ruhig, denn ich kam vom Bahnhofe, und Ihr wißt, es ist das Einfahrtsgleis, also konnte mir kein Zug von rückwärts nachkommen und von vorn war keiner zu erwarten. Auch hätte ich ihn kommen hören müssen.

Als ich nun mitten in dem Einschnitte war, der, wie Euch bekannt ist, in der Curve liegt und in dem man an jenem Abende nicht eine Wagenlänge weit sehen konnte, hör' ich hinter mir pfeifen und gleich darauf das Klipp und Klapp der Räder auf den Schienenstößen eines langsam herankommenden Zuges. Ich hörte auch, daß die Maschine den Zug vor sich herschob, denn der Maschinenschlag war viel weiter hinten, als das Räderrollen. Ich dachte: Aha! Das ist der Reservezug von ungefähr zwanzig Achsen, der vorhin auf dem Gleise drüben stand und den sie nach dem Güterbahnhofe hinüberdrücken. Alles das ging mir aber nur ganz dunkel durch den Sinn, wie man immer mechanisch an den Dienst denkt, auch wenn man Kopf und Herz von anderen Dingen voll hat. Ich sage: ganz dunkel; im Grunde ging's mich ja nichts an, denn der Zug mußte gleich auf dem linken Gleise an mir vorbeikommen. Als aber das Ping und Pang der Räder auf dem hartgefrorenen Gleise ganz nahe herangekommen war und ich schon hörte, wie die Nothkette an dem vordersten Packwagen hin- und herklirrte, und sah, wie das Licht seiner Signallaterne neben mir auf dem Schnee hinzugleiten begann, drehte ich den Kopf zur Seite, um den Kerls drüben auf dem Zuge ein „Prosit Neujahr!“ zuzurufen —

Aber da war kein Zug auf dem Gleise drüben — und in demselben Augenblicke nun — da bekomme ich einen gewaltigen Stoß in den Rücken. Feuer sprühte mir aus den Augen — puff, liege ich flach im Gleise, auf dem Gesicht, und pung — pung — beginnen die Wagen über mich wegzugehen.“

Der alte Locomotivführer machte hier wieder eine Pause. Es war todtenstill im Führerzimmer; weitgeöffneten Auges, vorgebeugt, bleich, umgaben die kräftigen Gesichter der jungen Führer den Tisch. — Er füllte die Gläser wieder, drückte den Tabak in die Pfeife fest und fuhr fort:

„Seht, Kinder, wenn wir so hier um den Tisch sitzen, oder auf der Maschine stehen, oder selbst auch, wenn wir, wie heute der arme Hennig, das Malheur eines Examens durchmachen, da kommen die Gedanken aus unseren dicken Schädeln immer einer nach dem andern — langsam ‚orndlich‘ und instructionsmäßig gegangen, man kann jeden einzelnen anschauen, jedem guten Tag und guten Weg wünschen; ja, die Herren Maschinenmeister sagen sogar manchmal, wir Führer dächten langsamer als andere Menschenkinder, weil alles Schnelle aus uns heraus, in unsere Maschinen gefahren sei. — Aber, Kinder, in dem Augenblicke, der zwischen dem Stoße und meinem Flach-auf-der-Erde liegen inne war, habe ich so viel gedacht, wie sonst zwischen Ostern und Pfingsten nicht.

Zuerst an Daheim, die warme Stube und Alles darin und an das Neujahrsgeläut und den Neujahrskirchgang morgen — na, davon sprechen wir nicht —, dann an den Schirrmeistergehülfen, der im Bahnhof unter dem Mantel auf dem Schnee lag, und dann calculirte ich so deutlich, als hätte ich sein Rangiren zu commandiren, über den Zug, der über mich weg ging. Warum kam er denn auf dem unrechten, dem Gleise, in dem ich gegangen war, dem Einfahrtsgleise herauswärts? Und da hatte ich es gleich, was ich vorhin bei meinem Grübeln vergessen hatte. Das Ausfahrtsgleis hatte ich ja am Mittag noch tief im Schnee verweht gesehen, und deswegen fuhren sie auf dem Einfahrtsgleise hinaus. Dann sah ich den Zug deutlich stehen; es konnten nicht mehr als zwanzig bis zweiundzwanzig Achsen Güterwagen sein, alles unsere eigenen Wagen; die gingen alle hoch über den Schienen; die thaten mir nichts — ich lag flach genug zwischen den Gleisen. Aber die Maschinen, die Aschkästen der Maschinen! Ich kannte die drei Maschinen, die noch auf der Station im Feuer standen, wie meine Tabaksdose. Der ‚Wittekind‘ ginge harmlos über mich weg, auch wenn ich beleibter gewesen wäre, als ich damals war; der ‚Hermann‘ konnte mir allenfalls auch noch gnädig sein, wenn er wenig Wasser und Feuer im Kessel hatte, und die Kiesfüllung, auf der ich lag, nicht dick war, aber unter dem ‚Sirius‘, einem von den neuen niedrigen Elephanten, war ich ein todter Mann. Ja, ein gleich Todter, das wäre nicht das Schlimmste gewesen, aber ein langsam in Stücke zerrissener und zerdrückter Mann. Welche Maschine war es nun, die da kam?

Alles das, seht Ihr Kinder, hatte ich eigentlich zwischen Stoß und Liegen gedacht, als ich aber einmal lag, hörte alles Calculiren auf und nur ganz instinctmäßig streckte ich mich und zog den Athem an und machte mich dünn wie der Marder, der aus der Falle will, und zählte die Achsen, die über mich weg gingen. Da sprach deutlich jedes Ping und Pang Silben aus, die lauteten: Ein schlech—ter Tod — ein schlech—ter Tod. Und jetzt greift mich etwas Schweres an, nein, es ist noch nichts; es gleitet und streift nur klirrend der Länge nach über mich hin, und schlägt mich kalt in's Genick, es ist eine herabhängende Zugkette. Aber jetzt kommt's, der Boden beginnt, leise erst, dann stärker und stärker unter mir zu zittern, ganz langsam kommt's, dann sah ich von der Seite, obwohl ich den Kopf in ein Taggerinne drückte, daß die Schiene und der Schnee und die rollenden Räderschatten über mir immer heller und heller roth beleuchtet wurden; das war das Maschinenfeuer, das aus dem Aschekasten schien. — Jetzt fühlte ich es heiß werden, am bloßen Kopfe und Genick. Die Schwellen drückten sich nieder; das Gleis dröhnte und bog sich; der Boden bebte gewaltig unter mir — da ist's. — Und zugleich packte es mich auch mächtig im Rücken, drückte

vorwärts — Gott sei mir gnädig! — da, Ritz und Ratz riß etwas an mir entzwei und — pang — pang — wälzend, donnernd und stampfend war die Maschine über mir hinweg. Der Boden zitterte nur noch nach. Vom freien Himmel herab stürzte das Schneewehen wieder auf mich herab.

Wie ich auf die Beine gekommen, weiß ich nicht. Ich stand da und schüttelte mich und sah die rothen Lichter der Maschine in der Curve verschwinden, die mir aussahen, wie die Augen des leibhaftigen Todes.

Dann fühlte ich mich an, was mir denn die Maschine vom Leibe gerissen habe, und seht, da fehlten mir die ordnungsmäßigen Knöpfe hinten am Dienstmantel. Ich ging zum nächsten Weichenwärter, ließ mir eine Laterne geben und suchte die Knöpfe im Schnee. Als wir aber zu Hause um die Bowle saßen, in die ich bald zu viel Arrak, bald zu viel Zucker that, daß die Louise mich verwundert fragte: „Mann, was hast Du denn heut? Du zitterst ja und sprichst gar nicht", da kam mir erst Verstand und Sprache wieder, und ich zeigte Louise die Knöpfe und erzählte ihr die Geschichte und sagte, die Knöpfe zwischen den Fingern haltend: „Siehst Du, um so viel nur war Dein Männchen heute Abend vom schlechten Tode entfernt.' Seht, hier habe ich die Knöpfe und werde sie tragen, bis der Tod einmal wirklich kommt."

Der alte Führer öffnete den Rock und zog zwei Knöpfe mit dem königlichen Wappen hervor, die er an einer Schnur auf seiner rauhen Brust trug.

„Und nun wißt Ihr auch, warum ich vorhin die arme Creatur im Aschkasten bedauerte. Ich habe Euch die Geschichte erzählt, weil nun einmal die Rede darauf kam, sonst spreche ich nicht gern davon, weil Todesangst dabei war, und an die erinnert sich kein Christenmensch gern. Laßt Euch dadurch die Courage nicht schwächen! Ihr braucht sie im neuen, wie im alten Jahre. Hört! es schlägt gerade Zwölf. Prosit Kinder, Prosit und Wohlfahrt noch auf hunderttausend Locomotivmeilen!"

Wien, im 22. November 1875.

Das rothe Quartal.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

(März—Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

1. Mordpräludium.

Man schrieb den 18. März 1871, und der souveräne Unverstand flackerte und qualmte wieder einmal vollkräftig in der „Weltleuchte" Paris.

Schon am 31. October von 1870, dann am 22. Januar von 1871 hatte das Schwefelfeuer stark geglommen und geglostet, aber es hatte an der Apathie der Pariser zu wenig Nahrung gefunden und konnte daher durch die schwachen Hände der „Défense nationale" sanft niedergedrückt werden.

Heute dagegen war, wie schon gesagt, der souveräne Unverstand obenauf. Hüben und drüben. Denn der Frevelhaftigkeit der Insurrektion entsprach vollständig die Schwäche der Regierung. Freilich ist es billig, anzuerkennen, daß die letztere, das heißt die Diktatur von Monsieur Thiers, in der denkbar schwierigsten Lage sich befand. Sie fand sich ja den deutschen Siegern, der royalistisch-klerikalen Nationalversammlung und der socialistischen Emeute zugleich gegenübergestellt. Sie hatte die Mehrheit der Versailler Versammlung von rückwärtsigen Ueberstürzungen abzuhalten; sie hatte die Frankreich auferlegten Friedensbedingungen zu erfüllen, das fremde Besatzungsheer zu verköstigen, die Lösungsmilliarden herbeizuschaffen, die Armee ganz neu zu organisiren, während die hunderttausende von französischen Soldaten noch Kriegsgefangene in Deutschland waren, und mit all dieser ungeheueren Arbeit beladen sollte sie auch noch der rothen Revolte die Stirne bieten.

Trotzdem trifft die Regierung der gerechte Vorwurf, daß sie weit mehr hätte thun können, als sie gethan hat, um den 18. März zu verhindern, und daß sie, was sie that, weit besser hätte thun können. Sie mußte ja wissen und sie wußte auch zweifellos, welche Elemente der Ueberspanntheit, des Utopismus, des Wahnsinns, der Begehrlichkeit und der Zerstörungswuth die bewaffnete sogenannte Nationalgarde der Hauptstadt in sich barg. Des Unheils Anfang war allerdings die im Waffenstillstandsvertrag auf Andrängen Favre's stipulirte Fortdauer der bürgerwehrlichen Bewaffnung, aber die Regierung von Thiers ließ den Schaden fortschwären, indem sie es zuließ, daß die Wehrmänner der socialistisch-internationalen Verschwörung hunderte von Geschützen unter dem lächerlichen Vorgeben, dieselben vor der Wegnahme durch die am 1. März ihren Triumpheinzug in Paris haltenden Deutschen zu bewahren, auf dem Montmartre, auf der Butte Chaumont und anderwärts zusammenbrachten und daselbst als ein augenscheinliches Aufstandsmittel bewachten. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß es dem glühend patriotischen Greise, welcher von Versailles aus Frankreich regierte, als unmöglich, ja als undenkbar vorkam, Franzosen könnten angesichts der in den Ost- und Nordforts von Paris stehenden und den ganzen Norden und Osten Frankreichs noch unter der Gewalt ihrer Waffen haltenden deutschen Sieger die Fahne des Bürgerkrieges erheben. Allein ein so welterfahrener und menschenkundiger Mann wie Thiers mußte auch diese furchtbare Möglichkeit zugeben, so er erwog, daß in der Hauptstadt tausende und wieder tausende von Leuten lungerten und lauerten, welchen der Glaube an die höllische Botschaft, daß die Arbeit ein Fluch und der Genuß, der bestiale Sinnengenuß, das einzige Heil sei, alles, was heilig unter Menschen, alles, was die Gesellschaft bindet und zusammenhält, Vaterlandsliebe, Nationalehrgefühl und Pflichtbewußtsein, längst zu einem Spottlachen gemacht hatte. Es war ja das Geheimniß der Komödie, daß die Nationalgarden der revolutionären Quartiere einem „Centralcomité" gehorchten, welches ungefähr so zustandegekommen, wie ihrer Zeit in der Nacht vom 9. auf den 10. August von 1792 die revolutionäre Commune von Paris. Man wußte, daß die schon im letzten Winter ausgegebene Losung „Errichtung einer Commune!" in den Massen zum gehätschelten Afterglauben geworden war. Man wußte, daß der alte Erzverschwörer Blanqui, welcher zur Zeit Louis Philipps seine Mitverschworenen an die Polizei verrathen und überliefert hatte, trotzdem aber oder gerade darum beim Gesindel seine Geltung und seinen Einfluß behalten hatte, in Paris alles für den Ausbruch einer Commune-Insurrektion vorbereitet hatte und dann nach Lyon abgereist war, um dergleichen Insurrektionen auch in den Städten von Süd- und Ostfrankreich zu organisiren. Man wußte endlich, daß seit Wochen Katilinarier aller Länder, alle die kosmopolitischen oder, besser gesagt, kosmopolakischen Abenteurer, von denen geschrieben steht: „La révolution c'est notre carrière" in der Hauptstadt zusammenströmten, Geiern gleich, die ein Aas witterten. Ja, man wußte das alles in Versailles, und dennoch wähnte man, die offenkundige Gefahr nicht beachten oder gar verachten zu dürfen. Und als man dann nach langem sträflichem Zaudern zum Handeln und zum Einschreiten sich entschloß, als man zum Zurückfordern und Zurückholen der auf dem verbarrikadirten Montmartre aufrührerisch in Batterie gebrachten Kanonen und Mitrailleusen vorschritt, da war das Unternehmen so schluderig geplant und wurde dasselbe so lässig und faul ausgeführt, daß es den Verschwörern nur die seit Wochen erlauerte Gelegenheit zum Losschlagen und damit zur Ergatterung der Herrschaft über Paris gab.

Die militärischen Verfügungen waren unzulänglich getroffen und wurden zusammenhangslos in's Werk gesetzt. Die dazu verwendete Truppenzahl war wohl ausreichend — die Besatzung von Paris war ja auf 30,000 Mann gebracht worden — aber gerade auf den Punkt der Entscheidung hatte man ein durchaus unzuverlässiges Linienregiment hingeschickt. Anfangs ging alles ganz glatt. In den ersten Stunden vom 18. März setzten sich die Kolonnen der Truppen gegen den Montmartre, gegen Belleville und die Butte Chaumont in Marsch. Im ersten Morgengrauen waren alle Zugänge zu diesen Höhenquartieren

von Westen und Süden her ausreichend besetzt. Eine Brigade, zusammengesetzt aus dem Infanterieregiment Nr. 88, einem Bataillon Chasseurs de Vincennes und etlichen Schwadronen Gensd'armen, steigt unter dem Befehle des Generals Lecomte die steilen engen Gassen zum Thurme Solferino auf dem Montmartre hinauf. Der General Susbielle erreicht und besetzt zur gleichen Zeit die Place Pigalle mit einer Schwadron berittener Chasseurs und einer Kompagnie Gensd'armen. Beide Generale finden weder auf ihrem Wege noch droben Widerstand. Es war eine Ueberraschung in aller Form und die schlechtbewachten Geschütze befanden sich demnach alsbald in der Gewalt der Truppen. Es handelte sich nur noch um das Fortschaffen der Kanonen. Aber gerade damit haperte es. Weder war die nöthige Anzahl von Pferden zur Stelle, noch konnte sie zeitig genug herbeigeschafft werden. Ueberhaupt klippte und klappte nichts, und vom letzten Trainsoldaten an bis hinauf zum ersten General des Tages wurde heute kläglich offenbar, daß die auf Frankreich lastende Wirrsäligkeit der Anarchie auch in den Ueberresten der Armee grassirte.

Derweil hatten Frühschoppentrinker von den Weinstuben aus, sowie Frühstücksbrote holende Köchinnen in den Gassen vom Montmartre und in den benachbarten Quartieren das Lärmzeichen gegeben. Schaaren von johlenden Jungen, fistulirenden Weibern und fulminirenden Bürgerwehrmännern begannen unter dem Rollen des Generalmarsches und dem Heulen der Sturmglocken herbeizuwimmeln und heranzuwuseln. Gruppen von zornigen Patrioten und zornigeren Patriotinnen schossen wie aus dem Boden auf, und von Haufen zu Haufen ging das wilde Geschrei: „Verrath! Verrath! Man will uns unsere Kanonen stehlen. Der Erzschurke Thiers will uns wehrlos machen und dann zusammenkartätschen. Nieder mit den Kanonenräubern!"

Der „Erzschurke" Thiers! Das war der dem Manne, welcher die Befreiung seines Landes von der fremden Invasion und den Wideraufbau des französischen Staatswesens dermalen zur Arbeit seiner Tage und zur Sorge seiner Nächte machte, dargebrachte Dank. Ein richtiger Volksdank, wie er überall im Weltgeschichtebuch steht. Nur Gaukler und Gauner sind der Gunst und des Beifalls der niedrigen wie der vornehmen Menge gewiß. Die Kunst der Popularität besteht darin, noch gemeiner zu sein als der obere und der untere Pöbel, und wer Menschen wie Völkern imponiren will, der muß damit anfangen, sie zu mißachten. Die Nerone, die Tamerlane, die Iwane, die Napoleone werden in der mit bebendem Erstaunen zu ihnen aufblickenden Erinnerung der Nachwelt zu Halb- oder Ganzgöttern. Warum? Weil sie der niederträchtig vor ihnen im Staube liegenden Menschheit den Eisenfuß auf den Nacken drückten: „Kusch!" Dem Sokrates den Schierlingsbecher und dem Propheten von Nazareth den Kreuzgalgen, aber dem Sulla die Diktatur und dem Scheusal von Capri die Weltherrschaft und die Vergötterung! Manon Roland auf's Schaffot, Marat in's Pantheon! Dem Schiller einen unbezahlten Fichtenbrettersarg, dem glücklichen Börsenschwindler und Millionendieb ein marmoren Mausoleum! Immer und ewig dieselbe wüste Travestie von des Aristoteles Hymnus auf die

„Tugend, der Sterblichen mühvolles Ziel,
Herrlichster Kampfpreis irdischen Trachtens,
Jungfrau von weltüberwindender Macht!"

Es war kein Gefecht, sondern nur ein wirrsäliges Durcheinander von Arbeiterblusen, Weiberjupons, rothen Soldatenhosen und blauen Bürgerwehrröcken, von fecker Zumuthung auf der einen und jämmerlicher Nachgiebigkeit auf der andern Seite, was die Sache entschied. Die Truppen wollten sich nicht schlagen. Als Nationalgardenbanden aus Montmartre, La Villette und Batignolles durch die Rue Müller gegen die vom General Lecomte besetzte Stellung heranrückten, ging alsbald das „Fraternisiren" los, das heißt die Soldaten, voran das 88. Linienregiment, entschlugen sich aller Mannszucht, kehrten die Gewehrkolben in die Höhe, lösten ihre Reihen, mischten sich mit dem „Volke", ließen sich von Dirnen in die zahlreichen Kneipen ziehen und sangen in rasch erlangter Weinbegeisterung mit allen den Patrioten und Patriotinnen um die Wette die Marseillaise, welche der arme Rouget de l'Isle sicherlich ungedichtet gelassen hätte, so er vorausgehört, von was für Schmutzmäulern sie Anno 1793 und Anno 1871 hergebrüllt werden würde. Der unglückliche General Lecomte, dessen Befehl, auf den andringenden Insurgentenhaufen zu feuern, nur das eben gemeldete Resultat gehabt, wurde mitsammt seinem Stabe und einer Anzahl fest und treu gebliebener Gensdarmen gefangen genommen und, umheult von geifernden und zeternden Gesindel, zunächst zum Chateau Rouge in der Rue Clignancourt geschleppt.

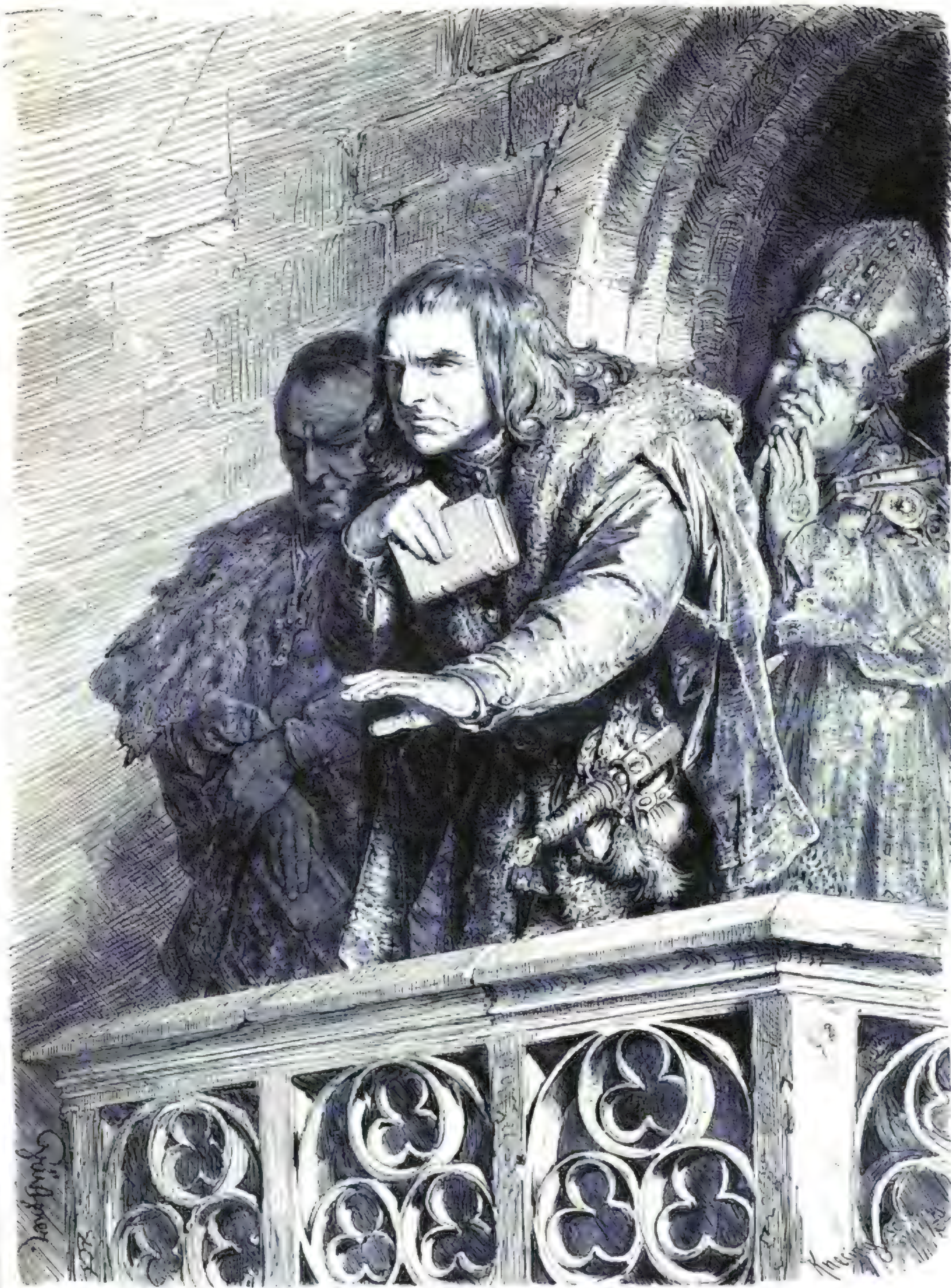
Aehnlich klägliches Ende nahm das Unternehmen der Regierung auf der Place Pigalle und auf der Butte Chaumont in Belleville. Mit Ausnahme der Gensdarmerie, welche doch bei weitem nicht stark genug war, den Aufruhr zu bändigen, ließen sich die Truppen überall bereitwillig finden, mit dem Pöbel zu „fraternisiren", d. h. Gesetz, Ehre und Pflichtgefühl mit Füßen zu treten. Der General Vinoy, welcher die also schmählich verpfuschte Expedition befehligte, sah sich, um seine noch unverführten Regimenter vor Ansteckung zu bewahren, genöthigt, gegen Mittag den Rückzugsbefehl zu geben. Demzufolge räumten die Regierung und ihre bewaffnete Macht die ganze am rechten Seineufer gelegene Stadt, und auch die Räumung der Quartiere des linken Ufers ließ nicht lange auf sich warten. Herr Thiers mochte sich erinnern, daß er am Morgen des 24. Februars von 1848 dem stürzenden Louis Philipp gerathen hatte, alle Truppen zusammenzunehmen, um sich mit denselben aus der aufrührerischen Hauptstadt nach St. Cloud zurückzuziehen, um dann wohl vorbereitet von dort aus angriffsweise gegen die Revolution vorzugehen. Ueberdies blieb auch für die Regierung, nachdem zwei Aufrufe, welche sie im Laufe des Tages an die Nationalgarde richtete, um diese gegen eine „Handvoll Verblendeter, welche sich über das Gesetz stellten und geheimen Oberen gehorchten, zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Republik" unter die Waffen und zum Handeln zu bringen, vollständig erfolglos sich erwiesen hatten, kaum etwas anderes übrig als der Rückzug nach Versailles. Die Truppen zum „Fraternisiren" geneigt, die Bürgerwehr, auch die der nicht insurgirten Quartiere, dem siegreichen Aufstand mit stumpfer Ergebung zusehend, — unter diesen Umständen mußte der Gescheidere vorderhand nachgeben, d. h. einpacken und gehen.

Während aber die Regierung zurückwich, ging das aus seiner Verborgenheit aufgetauchte „Centralkomité" vorwärts, d. h. es ließ aus seinem Sitzungslokal Nr. 6 in der Rue des Rosiers auf Montmartre seine Vorwärtsbefehle ergehen und diese wurden pünktlich vollzogen. Nachdem im Laufe des Vormittags die Quartiere Montmartre, Belleville und La Villette mittels praktisch und emsig getriebener Barrikadologie zu wohlverschanzten, kanonenbekränzten Hauptstützpunkten der Insurrektion gemacht waren, wurde des Nachmittags angriffsweise gegen das Centrum von Paris vorgegangen. Die Eroberung war leicht, denn es gab keinen Widerstand. Als der Abend zu dämmern begann, befand sich so ziemlich das ganze rechtsuferige Paris in der Gewalt der Rothen, nachdem sie schon gegen 4 Uhr neben anderen wichtigen Punkten und Gebäuden auch des auf dem Vendomeplatze gelegenen Generalstabspalastes sich bemächtigt hatten. Dieses Haus und dieser Platz, sie sind denn das militärische Hauptquartier des Aufstandes geworden.

Ein so großer und rascher Erfolg war doch wohl einer Siegesfeier werth. Wie wär' es, wenn wir diesen 18. Märztag roth anstrichen im ohne Zweifel wieder einzuführenden Kalender von 1793? „Blut ist ein ganz besonderer Saft", und „la sainte canaille" will ihr Amusement haben. Der christliche Herrgott zwar ist abgethan in unserem Glauben oder Nichtglauben, aber mit dem alten grimmigen Baal-Moloch ist es etwas anderes, und an Opfern fehlt es ja nicht.

In Wahrheit, es fehlte nicht an Opfern und die Opferung stand nicht lange aus.

Der gefangene General Lecomte war, wie oben gemeldet wurde, zunächst in's Chateau Rouge gebracht und daselbst durch das 169. Bataillon der Nationalgarde bewacht worden. Wuthschnaubendes Gesindel schrie nach seinem Blut. Um 3 Uhr Nachmittags machte dieses Geschrei den beiden Kapitänen, welche das Bataillon befehligten, so angst und bange, daß sie, der Verantwortlichkeit sich zu entschlagen, beschlossen, den Gefangenen in die Rue des Rosiers hinauftransportiren zu lassen. Auf dem Wege dahin war das Leben des Generals wiederholt in Gefahr. Droben wurde er von einem Haufen seiner eigenen, verrätherischen Soldaten mit scheusäligen Schimpfreden empfangen.



Ernst Possart als Richard der Dritte.
Originalzeichnung von Eduard Grützner in München.

Er setzte allem dem Infamen die Verachtungsruhe eines Braven entgegen, die einzige Waffe, welche einem Gentleman dem Mob gegenüber ziemt.

Derweil geschah in einer der an das Elysée Montmartre stoßenden Straßen zur Vervollständigung des Opferfestes Folgendes. Ein wüster Knäuel von Bürgerwehrleuten, Soldaten, Weibern und Kindern verhandelt die Ereignisse des Tages und erschöpft sich in Verwünschungen des Generals Lecomte. „Er hat seine Soldaten zum feuern auf das Volk kommandirt; dreimal hat er Feuer kommandirt, der Lumpenhund," geifert eine Megäre von Marketenderin. „Er hat rechtgethan," sagt nachdrucksam ein hochgewachsener, weißbärtiger Greis von soldatischer Haltung, aber in schwarzem Bürgerkleid. Die Menge beantwortet diese Bemerkung mit einem Hagel von Flüchen und Verwünschungen. Aber uneingeschüchtert sagt der alte Herr noch lauter: „Ja, der General that nur seine Schuldigkeit. Ihm war von seinen Vorgesetzten befohlen, die Kanonen zu holen und die Rottirungen zu zerstreuen, und er mußte diesen Befehl vollziehen." Die Megäre, vielleicht die Enkeltochter einer der „Guillotinefurien" von 1793, springt mit einem Satze vor den greisen Wahrheitsager hin, sieht ihn scharf an, hält ihm die geballte Faust unter die Nase, schnaubt ein wüthendes „Ha!" hervor und schreit dann, rückwärts gewandt, der Horde zu: „Das ist Clément Thomas."

Ein Todesurtheil. Denn seit lange schwärender Pöbelhaß ruhte auf dem General Clément Thomas. Er hatte ja zweimal, im Jahre 1848 und dann wieder im Winter von 1870—71, das Oberkommando über die pariser Nationalgarde gehabt, und beidemale hatte er ehrlich und energisch seine Schuldigkeit gethan. Auch gegen den Pöbel gethan. Jetzt war der Pöbel obenauf und pöbelte darauf los, wie von ihm zu erwarten.

Wahrscheinlich wäre der furchtlose Greis auf der Stelle in Stücke zerrissen worden, so nicht ein Blusenmann vorsprang und dem General zudonnerte: „Ha, du wagst es, den Volksmörder Lecomte zu vertheidigen? Wart', wir wollen dich ihm beigesellen. Das wird ein hübsches Paar abgeben." Allseitige Zustimmung zu diesem sinnreichen Vorschlag. Die Rotte zwingt den Greis in ihre Mitte und schleppt ihn unter fortwährenden Lästerungen und Drohungen fort zu dem kleinen, geheimnißvollen Hause Nr. 6 in der Rue des Rosiers. Kurz zuvor war der General Lecomte dort angelangt. Clément Thomas wird ihm beigesellt zu einem furchtbaren Todesgang.

Was für Scenen spielten sich jetzo, zwischen 4 und 5 Uhr, in diesem Hause ab? Man weiß es nur beiläufig, nicht genau; denn alles war ja Trubel und Tumult, Unsinn und Wuth. Waren Mitglieder vom „Centralkomité" anwesend? Es scheint nicht, denn es wird berichtet, das Komité habe zu dieser Stunde in der Mairie des 18. Arrondissement Sitzung gehalten. Von anderer Seite wird freilich gemeldet, allerdings seien Mitglieder des Komité in der Rue des Rosiers anwesend gewesen, und sie hätten gewünscht, daß man das Leben der beiden Generale schonte und dieselben als Geiseln in Haft behielte. Aber auch angenommen, dieser Wunsch sei vorhanden gewesen und ausgesprochen worden, so fand er jedenfalls keine Erfüllung. Die unselige Legende der Revolution that wieder einmal ihre Wirkung, die Nachäfferei des schöngefärbten Schreckensjahres 1793 mit seiner durch Lamartine „vergoldeten" Guillotine verlangte nach einer Gerichtsparodie, wie solche bei Gelegenheit der Septembermorde von 1792 in den Gefängnissen von Paris aufgeführt worden waren. Ein „Kriegsgericht" sollte gebildet werden, um die beiden Generale davor zu stellen. Wer von den Anwesenden noch eine Fiber von Ehre und Scham im Leibe hatte, weigerte sich, in dem Mordgerichte zu sitzen. Aber draußen heulte das Pack sein „À mort! À mort!" mit steigender Wildheit, und so that ihm drinnen eine Dreck- und Spottgeburt von Tribunal den Willen. Ein Kerl Namens Verdaguer, notorischer Dieb zwar, aber dermalen Kommandant des 91. Bataillons, und der „Kapitän" Kerdanski, ein polnischer Revolutionsreisender, saßen mit auf der Richterbank. Die traurige Posse währte jedoch, so kurz sie war, der draußen heulenden Meute zu lange. Die souveräne Pöbelhefe, vermischt mit Francstireurs, Liniensoldaten, garibaldischen Rothhemden, strudelt hinein in den Saal und schwemmt die beiden Generale weg, die Treppe hinab und in den kleinen Garten.

Hier spielt sich die Mordscene ab.

Ein Kerl in der Uniform eines Bürgerwehroffiziers packt Clément Thomas, hält ihm einen Revolver an die Kehle und brüllt ihn an: „Gestehe, daß du die Republik verrathen hast!"

Der greise Republikaner giebt nur ein Achselzucken der Verachtung zur Antwort.

„Zum Tode mit ihm! Zum Tode!" heult die dicht am Gartenzaun gestaute Menge.

Er wird gegen die Hintermauer des Gartens gestoßen. Dort richtet er sich zur ganzen Höhe seines Wuchses auf, kreuzt die Arme und erwartet die mörderischen Kugeln.

Ein Augenzeuge hat nachmals sich des Umstandes erinnert, daß der frischausgeschlagene Blüthenzweig eines der Pfirsichbäume, welche an der Mauer standen, über das Haupt des Generals emporgeragt habe wie zur Bekränzung des Opfers.

Eine Rotte von uniformirten und nichtuniformirten Halunken entladet blindlings die Gewehre auf den verlorenen Mann. Er wird nicht getroffen, nur seinen Hut durchschlägt eine Kugel. Er nimmt ihn ab und entlastet seine Seele mittels des Zornschrei's: „Feiglinge und Schurken seid ihr allesammt." Da kracht wieder ein Schuß. Getroffen stürzt der Gemordete vornüber auf Brust und Antlitz, und nun zersetzen noch mehr als vierzig Kugeln seinen Körper.

„Jetzt kommst du dran," brüllt man dem General Lecomte zu.

Gefaßt schreitet der also Gerufene der Mauer zu. Ein fahnenflüchtiger Soldat springt vor, hält dem General die Faust vor's Gesicht und schreit: „Du hast mich mal für dreißig Tage in Arrest geschickt. Dafür sollst du von mir den ersten Schuß kriegen."

Lecomte geht vorwärts, steigt über den Leichnam seines Schicksalsgenossen hinweg und stellt sich an die Mauer. „Feu!" Diesmal ist die Salve besser gezielt und, in's Herz getroffen, stürzt der General rückwärts zu Boden.

„Vive la république!" brüllt die grausame Menge, ganz wie ihre Großväter und Großmütter im Jahre 1793 gebrüllt hatten, so das „rasoir national" auf dem Revolutionsplatze sein Tagewerk gethan, d. h. den dreißigsten, vierzigsten, fünfzigsten, sechzigsten Kopf abgeschnitten hatte. Der uralte Glaube, daß alles große Neue die Bluttaufe empfangen müsse, will nicht aus dem Volke hinaus. Er ist auch wohlbegründet, wie die Weltgeschichte darthut. Aber sie thut auch dar, daß der Pöbel allzeit und überall unter dem Blute, womit die Vorschrittsideen getauft und befruchtet werden müssen, nicht sein eigenes, sondern das anderer Leute verstanden hat.

Nach vollbrachtem Morde erschien der Herr Maire des 18. Arrondissement, der Citoyen Clemenceau, mit seiner Amtsschärpe umgürtet, auf der Blutbühne. Früher zu kommen sei ihm nicht möglich gewesen, sagte er. Er sei anderwärts zu sehr beschäftigt gewesen. Auch das „Centralkomité" war anderwärts zu sehr beschäftigt, als daß es sich um so eine Bagatelle wie die Ermordung von zwei unpopulären Generalen hätte kümmern können. Ebenso war auch der Kommandant der Bürgerwehr von Montmartre, der Bürger Bergeret mit seinem rothbefederten Generalshute, anderwärts beschäftigt gewesen zur Stunde, als der Gräuel in der Rue des Rosiers geschah, nämlich im Hôtel de Ville, um bei der Theilung der Beute und der Vertheilung der Machtrollen nicht zu kurz zu kommen.

Ja, im Hôtel de Ville wurde am Abende des 18. März das Hallali geblasen. Dorthin hatte sich das „Centralkomité" übergesiedelt, und seine Mitglieder, die noch heute Morgen nichts gewesen als geheime Verschwörer, waren jetzt öffentlich die Herren von Paris und dehnten mit Behagen die proletarischen Glieder auf der damastenen und sammetnen Polsterung der Prachtmöbel, womit das Empire die Säle des Stadthauses ausgestattet hatte.

Ein Zug von wahrhaft rabelais'schem Kynismus geht durch die ganze Geschichte des rothen Quartals von 1871. Auch bei dem Einzuge des Centralkomité in's Hôtel de Ville kam derselbe zum Vorscheine. Frohüberrascht, in das alte Hauptquartier der Revolution ohne irgendeinen Widerstand eingezogen zu sein, soll der Bürger Assi, welcher der neuen Stadthausregierung vorsaß, ausgerufen haben: „Wir brauchten die Thore des Hôtel de Ville

nicht einzuschießen, sondern sie gingen von selber auf, als wir auf dem Grèveplatz unser Wasser abschlugen."

Nach eingebrochener Nacht ging es hoch her in den Schenken der Stadt rechts von der Seine. Das „Volk" von Paris schwelgte in dem Hochgefühle, wieder einmal eine Revolution gemacht zu haben, die Angstphilister luden, statt ihre Gewehre zu laden, ihre Koffer, und „la sainte canaille" torkelte weinselig über die Boulevards.

Ein entlaufener Lehrling.

Von Herman Schmid.

Mit Abbildung.

Eines unserer guten deutschen Sprüchwörter sagt: „Was ein guter Haken werden soll, das krümmt sich bei Zeiten." Es würde nicht schwer sein, in allen Kreisen des Lebens Belege für diesen Satz zu finden; in keinem derselben aber kommen sie wohl häufiger und entschiedener vor, als wenn — um beim Gleichnisse zu bleiben — das junge Häkchen zu einem Anker werden soll, der ein neu ausgerüstetes Fahrzeug auf dem anscheinend so glatten und doch so sturmreichen Meere der Künste zwischen Klippen und Untiefen hindurch begleiten und in dem endlich erreichten Hafen festhalten soll. Die Natur des Künstlers aller Gattungen hat etwas von der Seidenraupe an sich, welche lediglich in dem Drange, ein frei schwebender Schmetterling zu werden, freiwillig ihren Cocon durchbohrt, ehe es dem Aufseher gelungen ist, den Schmetterlingstrieb in ihr zu tödten und sie dahin zu bringen, sich für den gewöhnlichen Bedarf des Lebens ruhig abhaspeln zu lassen. Der praktische Seidenzüchter hat deswegen doch kein Recht, geringschätzig auf die durchbohrten Cocons herabzusehen, weil sie ihm höchstens Floretseide liefern; denn eben die ausgekrochenen Schmetterlinge sind es, welche wieder Eier legen und so den Bestand des ganzen Raupenstaates unterhalten.

Ein schönes Beispiel einer jungen Kraft, die in den Verhältnissen, in denen sie eingesponnen lag, nicht zu bestehen vermochte und sie daher schon frühzeitig aus innerm Drange zerbrach — ist der Schauspieler Ernst Possart, ein Meister im Fache der Charakterdarstellung und gegenwärtig eine der ersten Zierden des Münchener Hoftheaters.

Zu einem praktischen Berufe bestimmt, brachte er es schon in den Knabenjahren dahin, dem ihm innewohnenden Triebe zur Schauspielkunst Nahrung und Raum zu verschaffen, und als das gewöhnliche Leben ihm die Flügel verschneiden wollte, brach der kaum gereifte Jüngling seine Bande und seinem unauslöschlichen Feuereifer gelang es, als er kaum das erste Mannesalter erreicht hatte, sich auf eine Kunststufe zu schwingen, welche ihn berechtigt, mit den ersten Größen seines Faches um die Palme zu ringen.

Ernst Possart, geboren zu Berlin am 11. Mai 1841, stammt aus einer bürgerlichen Familie, deren Lebenskreisen die Bühne ebenso fern lag, wie ihre Anschauungen sich von derselben abwendeten: dennoch glimmte in der Brust des Sohnes ein Funke für dieselbe, und als der Knabe nach Beendigung des Gymnasialunterrichts als Lehrling in einer Buchhandlung untergebracht war, fand der Funke Zeit und nach der Art des Geschäftes wohl auch Nahrung, im Stillen fortzuglimmen. Der verborgene Brand sollte eben zum Ausbruche kommen, und der Lehrling war bereits im Begriffe, Eltern und Haus, Lehrherrn und Geschäft in heimlicher Flucht zu verlassen.

Die Dazwischenkunft eines Freundes verhinderte die Explosion. Es war dies der rühmlichst bekannte Schauspieler Kaiser (zuletzt Director des großherzoglich Badischen Hoftheaters in Karlsruhe), welcher mit dem Vertrauen auch das Geheimniß des Knaben errang und ihn dadurch von seinem Vorhaben abbrachte, daß er ihm, gegen das Gelöbniß, letzteres nicht auszuführen, heimlichen Unterricht zusagte und ertheilte. Das Liebhabertheater Urania in Berlin, an welchem schon manches schöne Talent sich die ersten Sporen verdiente, war der Deckmantel für die damit verbundene Beschäftigung.

Endlich waren die Tage der Freiheit gekommen; die Lehrzeit war zu Ende, und Lehrherr und Eltern sahen Possart im Geiste schon wieder in das Geschäft eintreten und sich erst so recht breit darin festsetzen; auch der heimliche Lehrer rieth dazu — vermuthlich um nicht die ganze Verantwortung für ein etwa verunglücktes Menschenleben auf sich zu nehmen. Die Nothwendigkeit der Entscheidung trat mit ihrem ganzen unabweisbaren Ernste an den jungen Mann; entschlossen warf er seine Würfel und ging über seinen Rubikon — er entfloh und ließ sich am Theater in Breslau engagiren, begleitet von dem Schmerz und Unwillen der Seinen.

Aber der Trost hierfür sollte als Lohn der Entschlossenheit nicht ausbleiben und der frühgekrümmte Haken sich bewähren als festgehärteter Stahl.

Durch das Entweichen eines anderen Schauspielers kam der junge Künstler in eine unerwartet reiche und verschiedenartige Beschäftigung und wurde erst so recht eigentlich über sich selbst dahin klar, daß das sogenannte Charakterfach die Sphäre sei, auf welche ihn seine Anlagen mit Vorzug verwiesen. Er gefiel als Narciß außerordentlich und erlebte die gewiß seltene Genugthuung, daß seine Darstellung des Inders Matali in dem Gottschall'schen Trauerspiele „Der Nabob" den im Theater anwesenden Mörder des Schleifermeisters Anger, den Sergeanten Geisler, derartig im Innersten traf, daß der Verbrecher nach der Scene, in welcher Matali, von Gewissensbissen gequält, sich selber ersticht, plötzlich aufsprang und verwirrt und entsetzt das Theater verließ, um am anderen Tage sich reuevoll dem Gerichte zu stellen.

Nach kürzerer fortbildender Thätigkeit an den Bühnen in Bern und Hamburg kam Possart zum Gastspiele nach München, um in das Charakterfach einzutreten, eine schwierige Aufgabe, denn einer seiner Vorgänger war seit Jahren der Hamburger Karl Jost gewesen, ein unvergessener Meister aus der alten Schule strenger, aber schöner Natürlichkeit. Desto bedeutsamer war der Erfolg, welchen Possart gleich mit der ersten Rolle als Franz Moor errang: es war ein vollständiger Sieg, der augenblicklich klar machte, daß in dem jungen Manne wieder eine künstlerische Kraft ersten Ranges gewonnen sei.

Seitdem hat Possart unter stetem und steigendem Beifall des Münchener Publicums nicht nur die gesammten größeren und kleineren Rollen seines Faches mit Auszeichnung gespielt, er hat auch vieles Angrenzende sich annectirt, und seine Leistungen sind dadurch nicht blos der Zahl nach, sondern auch nach der inneren Bedeutsamkeit gewachsen, so daß man jede seiner neuen Rollen mit Recht als eine neuerklommene Stufe des Fortschritts bezeichnen kann. Scharf sich ausprägende Menschen sind es in Scherz und Ernst, die seinem Naturell am besten zusagen und in denen er den Dichter schauspielerisch in seiner Weise zu ergänzen versteht, daß vor den Augen des Zuschauers eine volle Persönlichkeit erscheint, welche ganz das Werk des Dichters und doch die eigentliche Schöpfung des Schauspielers ist. Franz Moor's zähnefletschende Bosheit und Richard des Dritten kaltberechnende Tücke gelingen ihm ebenso sicher, wie die sonnenklare Ruhe Nathan's oder der Humor eines Shakespeare'schen Narren. Zwei seiner großartigsten Leistungen sind Hamlet und Lord Byron's Manfred, welch letzterer hauptsächlich durch ihn (mit Schumann's Musik) in München zu wiederholter, höchst beifälliger Darstellung kam. In Beiden kommt die Tiefe und der Gedankenreichthum des glücklosen Ringens eines an und in sich untergehenden Gemüthes sowohl rhetorisch, wie schauspielerisch zur vollsten Geltung, und es gelingt dem Darsteller, zwischen idealer Zeichnung und realer Farbengebung jene glückliche Mitte zu treffen, mit welcher immer und überall die Linie der Schönheit zusammentrifft. Daher kommt es auch, daß Possart mit nicht eben großen persönlichen Mitteln doch gewaltige Wirkung zu erzielen vermag.

Wenn man auch, namentlich beim ersten Anblicke, sich mitunter von der Art seiner Auffassung befremdet fühlt, wird man doch augenblicklich eben durch diese Eigenthümlichkeit gefesselt und ihr zu folgen genöthigt, und selbst wenn man nicht damit

einverstanden sein kann, muß man immerhin anerkennen, daß, was der Künstler giebt, vollkommen berechtigt und durch scharfsinniges Studium aus dem Wesen der Dichtung abgeleitet worden ist. Wie als Charakteristiker und in der Kunst der Maske ist Possart auch als Rhetoriker von eminenter Bedeutung, und nur dadurch ist es ihm möglich, eine Gestalt wie Byron's Manfred (welche für ein Drama doch nur höchst dürftig geformt und wegen der sich keineswegs steigernden Wiederholungen sehr monoton ist) so herauszuarbeiten, daß man sie wie wirkliches Leben zu ergreifen vermag.

Lange Zeit bekleidete Ernst Possart auch die Stelle eines Regisseurs und wußte in dieser Periode durch außerordentliche Sicherheit und rasche Eleganz den Vorstellungen ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Die Ueberlast der Geschäfte hieß ihn um Befreiung von derselben nachsuchen, und der König entsprach der Bitte, damit unter dem Regisseur nicht der Schauspieler Schaden leide.

Jetzt lebt er nur seiner ausübenden Kunst, daß er aber darüber der anordnenden Bühnenthätigkeit nicht völlig untreu geworden, beweist, nebst seiner unlängst im Buchhandel erschienenen Bearbeitung von Shakespeare's „Lear", die vor Kurzem auf Anregung seines kunstsinnigen Chefs, des Freiherrn von Perfall, mit ihm getroffene Vereinbarung, nach welcher Possart in Zukunft, ohne mit Bureauarbeiten überladen zu sein, doch alljährlich eine Anzahl hervorragender Dramen in Scene setzen wird. Eines der ersten hiervon soll das Schauspiel „Gelbe Rosen" von Arthur Müller sein, dem talentvollen Dichter so vieler beliebter Bühnenstücke („Gute Nacht, Hänschen", „Die Verschwörung der Frauen"), welcher so früh den Faden seiner Schöpfungen mit eigener Hand durchschnitt. Possart war mit Müller in innigster Weise befreundet und hat von ihm die Aufführung dieses letzten Werkes wie eine Art Vermächtniß übernommen, das er in seltener, über den Tod hinausreichender Freundestreue zu erfüllen gedenkt.

Ein in den letzten Wochen am Stadttheater in Berlin durchgeführtes längeres Gastspiel hat durch einen nahezu beispiellosen Erfolg dem Künstlerschaftsdiplome Possart's ein neues glänzendes Siegel der Anerkennung aufgedrückt; nicht nur, daß das Publicum sich zu den Vorstellungen drängte und sie mit endlosem Beifalle begleitete, auch die Kritik traf in seltener Einstimmigkeit in dem Ausspruche zusammen, daß in Possart ein Schauspieler ersten Ranges aufgetreten war. Das Gastspiel umfaßte eine ansehnliche Reihe von Charakterrollen, worunter sowohl die kleineren, wie Hans Jürge oder der alte Fritz in „Königs-Befehl", wie die größeren eines Franz Moor und Richard des Dritten neben der vollendeten Meisterschaft der individuellen Erscheinung und Durchführung, wie der Eigenthümlichkeit und Schärfe der Auffassung in gleich hohem Grade die seelisch-dichterische Durchdringung und Vertiefung der Gestalten bewundern ließen. Dies war namentlich in der Rolle Nathan's der Fall, wo Possart nicht, wie andere Künstler, den jüdelnden Geschäftsmann darstellt, der nebenher auch in Lebensklugheit macht, sondern — gewiß nach Lessing's Intention! — den Weisen, der zufällig zugleich Jude und Kaufherr ist. Die durchschlagendste Wirkung erzielte er jedoch mit der Rolle des Advocaten in dem Schauspiele „Das Fallissement" von Björnstjerne Björnson, wo er den heimlich bankerotten Kaufmann in einer ergreifenden Scene mit furchtbarem Ernste, aus welchem doch das wärmste Gemüth durchblickt, gewissermaßen zwingt, wahr zu sein und seine Lage offen einzugestehen. Mit dieser Rolle hat Possart — um ein in der Theaterwelt übliches Sprüchlein zu gebrauchen — „den Apfel abgeschossen"; ihr verdankt das Stück unstreitig zum größten Theile seinen in ähnlicher Weise lange nicht dagewesenen Erfolg. Da das Stück vorher in München gegeben und zuerst zur Geltung gebracht wurde, Possart aber die Rolle dort spielte, gebührt ihm der Ruhm, dieselbe — wie man in Frankreich zu sagen pflegt — eigentlich „geschaffen" zu haben. Das vielbesprochene Stück des norwegischen Dramatikers, das als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, ist so recht ein gelungener Griff an das Ader- und Nervengewebe der Gegenwart, aber auch Possart's Advocat Berend ist eine Schöpfung, welche, obwohl auf breiter realistischer Darstellung beruhend, doch an die besten idealen Bestrebungen der früheren Schauspiel-Traditionen anknüpft.

Die Züge des „entlaufenen Lehrlings", welcher so bald ein Meister geworden, giebt in unserer heutigen Nummer der berühmte Genremaler und Schöpfer der so humoristischen Mönchsbilder, Eduard Grützner in München, in der Scene aus „Richard dem Dritten" wieder, in welcher der heuchlerische Bösewicht, zwei Bischöfe an der Seite, im Gebet die Bürgerschaft empfängt, welche ihm die Krone anbieten soll.

Grützner hat in diesem Bilde ein kleines Meisterwerk charakterisirender Kunst geliefert. Der ränkevolle und ehrgeizige Throncandidat, in jedem Zoll, in jeder Linie eine infernalische Erscheinung, und ihm zur Seite die beiden Fanatiker der Kirche — das ist ein leben- und charaktervolles Kleeblatt, welches durch die realistische Kraft der geistigen Gestaltung nicht minder packend wirkt, wie durch die künstlerische Feinheit der technischen Durchführung, welche unser Meister ihm hat zu Theil werden lassen.

Der Spiritismus,

eine geistige Verirrung unserer Zeit.

Von Dr. S. Th. Stein.

Der Spiritisten-Congreß in der Hauptstadt Belgiens. — „Umgeist" und „Geist". — Die sehenden, die schreibenden und die physischen Medien. — Die verfallene Capelle der Rue de la Regence. — Eines Excanonicus und eines Exschneidermeisters wundersame Reden. — Die Entlarvung eines Hauptspiritisten durch eine Dame. — Ein ergötzliches Experiment des Verfassers.

Am 25. September des vorigen Jahres, an dem Tage, als der internationale medicinische Congreß seine wichtigen Sitzungen zu Brüssel geschlossen hatte, eröffnete eine andere Wanderversammlung in der lieblichen Hauptstadt von Belgien ihre Verhandlungsperiode. Es war dies ein Congreß von Geistergläubigen, Somnambülen, Magnetiseuren und Gespenstersehern — congrès des spirites — ein Conglomerat moderner Anhänger des alten Cagliostro.

Das Sitzungslocal durfte von Ungläubigen nur auf ganz besondere Einladung betreten werden; dem Schreiber dieser Zeilen war es vergönnt, durch einen Anhänger der Geisterlehre zu jenen interessanten Sitzungen Zutritt zu erhalten. Dieselben versprachen einen tiefen Einblick in eine Classe von Verirrungen und Störungen des menschlichen Geistes, und dieser Umstand bestimmte mich, den bezüglichen Sitzungen als beobachtender Arzt einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Spiritismus hat in den jüngsten Jahren so auffallend um sich gegriffen, die bei ihm auftretenden Hallucinationserscheinungen mehren sich in einem Maße, daß die Sache wohl der ärztlichen Beobachtung werth erscheint. Eine Heilung dieser, wie aller krankhaften Zustände kann aber nur erfolgen durch das Studium der betreffenden Krankheit, durch das ernste Eingehen auf die bezüglichen Thatsachen und die prüfende Sichtung des vorhandenen Materials. Erklären wir vorweg, ohne uns der angedeuteten Mühe unterzogen zu haben, den Spiritismus für Blödsinn, so werden uns diejenigen Anhänger der genannten Lehre, welche die große Schaar von Betrügern bilden, im Innern zulächeln, die nicht kleine Zahl der Betrogenen und der Gläubigen dagegen wird uns, wie dies schon oft geschehen, den Vorwurf machen, daß wir über eine Sache aburtheilen, welche kennen zu lernen wir uns nicht einmal die Mühe gegeben haben.

Von dieser Voraussetzung geleitet, benutzte ich die Gelegenheit, welche meine damalige Anwesenheit zu Brüssel mir bot, den Spiritismus von Grund aus zu studiren.

Der Spiritismus oder moderne Geisterglaube ist nicht mehr wie zur Zeit des Tischrückens als ein Curiosum zu betrachten, für welches einzelne Individuen eingenommen sind. Nein, es haben sich in den verschiedensten Städten von Frankreich, England und Nordamerika diese Individuen zu vollständigen Gemeinden zusammengeschaart, welche unter der Führung eifriger

Seelenhirten es als ihre Mission betrachten, ihre Lehre mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verbreiten. Freilich sind die Gläubigen, welche von diesen Hirten geleitet werden, recht leicht zu führen, denn ihre Spiritistenseelen sind etwas Sichtbares, etwas Greifbares, Materielles.

Der Geist im Menschen besteht nach der betreffenden Lehre aus einem doppelten Wesen und ist als eine von flüssiger Masse bekleidete Doppelseele aufzufassen. Das Seelen-Fluidum führt den Namen „Perisprit", zu deutsch „Umgeist". Während des Erdenlebens bildet der „Perisprit" das flüssige Medium, welches die Seele mit dem Körper verbindet und in allen Theilen des Körpers lebt und webt. Während des Schlafs läßt die Seele den Perisprit im Körper zurück und begiebt sich in der Nacht in den Aether zu ihren himmlischen Colleginnen. Im Tod nimmt die Seele Besitz von ihrem Perisprit, den sie dem Körper nur geliehen hatte, geht mit ihm wieder in's Jenseits und hängt ihn daselbst in den Sonntagsschrein, um ihn bei gelegentlichen Besuchen auf der Erde wieder anzuziehen und unter den Menschen zu lustwandeln.

Durch Vermittelung des Perisprit ist es der Seele ermöglicht, sich als „Geist", wenn es ihr beliebt, auf die Erde zurückzutelegraphiren und da und dort sogar sichtbar zu werden. Sie nimmt dann gewöhnlich die Gestalt und die Kleidung des Menschen an, in welchem sie zu ihren Erdenzeiten gewohnt hatte. Bei allen Offenbarungen der Geister, bei allen Erscheinungen des Spiritismus spielt dieser Perisprit die Hauptrolle. Er ist der Schlüssel zu allen außergewöhnlichen, berühmt gewordenen Thatsachen, welche die Geschichte des Spiritismus aufzuweisen hat, und wir werden bei Beleuchtung der sonderbaren Erfahrungen, die Schreiber dieser Zeilen unter den Spiritisten gemacht, noch weiter mit diesem Perisprit zu thun haben.

Der modernen Spiritistenlehre ist eine Art von christlich-freireligiöser Schwärmerei beigemischt, welche der absoluten Verehrung der durch den Perisprit sich materialisirenden Geisterwelt eine gewisse Weihe geben soll. Die Anhänger glauben, daß die Seelen der Abgeschiedenen, in materieller Erscheinung uns fortwährend umschwebend, den einzelnen Menschen in christlicher Liebe beschützen. Es giebt unter den Anhängern des Spiritismus drei Classen von Begabten: Die Geisterseher oder sogenannte sehende Medien verfügen durch Vermittelung einer höheren Macht angeblich über die Gabe, fortwährend diejenigen Seelen zu sehen, von welchen Andere umschwebt sind und welche den sogenannten schreibenden Medien durch Leitung der Hand ihren Willen in die Feder dictiren. Eine dritte Art, die physischen Medien, in welchen nur eine Beziehung zur Geisterwelt schlummert, die aber noch nicht in der Erkenntniß soweit fortgeschritten sind, wie die genannten beglückten Personen, bilden die andere Schaar der Adepten. Die Medien sind demnach eine Art Priesterkaste, die Adepten das blindgläubige Volk. In neuester Zeit versteigt sich die Lehre sogar zu der Annahme, daß die Geister, die uns umschweben, sich incarniren, d. h. zeitweise wieder Fleisch und Blut werden, uns umarmen, küssen, necken, stoßen und sogar mißhandeln. Der berühmte englische Chemiker, der neuerdings dem Geisterglauben ergebene Mr. William Crookes, hat sogar mit dem berühmten Geist Katie King, von welchem die „Gartenlaube" in Nummer 42 vor. J. so interessante Enthüllungen gebracht hat, nach mir von glaubwürdigster Spiritistenseite zugekommener Mittheilung ein neuplatonisches Liebesabenteuer bestanden. Eine Geisterphotographie, die mir zu Gebote stand, zeigt Herrn W. Crookes am Arme eines reizenden Frauenzimmers, recht reell und greifbar, das der große Engländer thatsächlich für einen materialisirten Geist hält. Es ist eben die „enthüllte" Katie. Das Bild ist bei Nacht mit Magnesiumlicht in Gegenwart des berühmten Darwinisten R. Wallace photographisch aufgenommen worden. Beide, Crookes und das Frauenzimmer, zwicken die Augen zu; das Magnesiumlicht war zu hell, sodaß selbst der sonst in den Höhen so lichtgewohnte weibliche Geist die Blendung nicht vertragen konnte. — Daß Crookes und Wallace in der That an alle diese Geschichten und Firlefanzereien glauben und den „Geist" auch recht lieb gewonnen haben, ist mir von einem berühmten Leipziger Professor, der Crookes im vorigen Herbste besucht hat, persönlich bestätigt worden.

In der Dämmerstunde des 25. September geleitete mich der obenerwähnte Freund in die Rue de la Regence Nr. 59 vor ein halbverfallenes, von rauchschwarzen Mauern umstarrtes Gebäude, in dessen Nachbarschaft verschiedene Neubauten aufgeführt werden und welches selbst dem Untergange bestimmt zu sein schien. Wir schlüpften hinter eine Mauer, stiegen daselbst eine dunkle Treppe hinan und gelangten in eine halbverfallene





Die Schwindel-Photographie im Dienste des Spiritismus.

Natürliche Aufnahme. — Aufnahme mit einem „Geist".

Capelle, welche schon früher gottesdienstlichen Zwecken gewidmet war und in welcher jetzt allsonntäglich die Brüsseler Spiritistengemeinde ihren Gottesdienst hält. Hier hielt auch der Spiritistencongreß seine Sitzungen. Der Betsaal war mittelst einiger Oellämpchen kümmerlich erleuchtet; die Versammlung dürfte wohl gegen neunzig Theilnehmer (Damen und Herren) gezählt haben, welche mit gespanntester Aufmerksamkeit den Worten der Sprecher lauschten.

Wie wir beim Eintritt in das merkwürdige Sitzungslocal von dem gerade die Sitzung eröffnenden Präsidenten zu hören Gelegenheit hatten, bezweckte der Congreß vornehmlich, die Gläubigen um ein Banner zu schaaren, sowie eine gesellschaftliche Organisation zu erreichen, um den, wie der Präsident sich äußerte, mit einander verbundenen Ultramontanen und Materialisten mit Erfolg entgegentreten zu können. Nachdem noch ein früherer katholischer Geistlicher, der Excanonikus Mouls aus Bordeaux, welcher unter dem Namen Dr. Conrad in Brüssel als magnetisirender Wunderdoctor sich etablirt hat, über den Einfluß des Magnetismus auf den menschlichen Körper eine lange Rede gehalten hatte und noch einige Herren, über die Geschichte des Geisterglaubens, über den Einfluß der Geisterwelt auf die menschlichen Entschließungen gesprochen und neben vielen phantastischen Hirngespinnsten auch manches ansprechende Wort über humanitäre Fragen zu Tage gefördert war, betrat der von dem Zuchtpolizeigerichte zu Paris wegen spiritistischer Umtriebe zu einem Jahr Gefängniß verurtheilte ehemalige Schneidermeister Leymarie die Rednerbühne und suchte mit staunenswerthem Rednertalent die auf ihn angehäuften Anschuldigungen zu entkräften. Leymarie war zu Paris, wie die „Gartenlaube" ausführlich in Nummer 20 des Jahrgangs 1875 berichtet hat, mit dem Photographen Buguet verbunden und beide hatten durch Vermittelung der Geister, welche kamen um sich photographiren zu lassen, ein vorzügliches Geschäft gemacht.

Buguet hatte bei der Gerichtsverhandlung zu Paris seine Betrügereien eingestanden, in Brüssel jedoch den dort versammelten Gläubigen durch einen Abgesandten erklären lassen, daß seine zu Paris gemachten Geständnisse, sowie seine Anschuldigungen bezüglich der Theilnehmerschaft des Leymarie und des Amerikaners Firman falsch gewesen seien. Zwei Vertrauensmänner des Congresses, die Herren C. H. Fritz und Augustin Boyard, begaben sich mit Buguet auf die Kanzlei des französischen Consulats, woselbst Buguet öffentlich erklärte, daß seine Geständnisse ihm zu Paris erpreßt und daß die dreihundert Puppenköpfe, während er krank gewesen, von seinem Personal benutzt worden seien; zwei Drittel aller seiner Geisterphotographien stellten echte Geister, die wirklich neben die aufzunehmenden Personen getreten seien, dar, was übrigens auch durch die von den Angehörigen der Geister bezeugte und beschworene Aehnlichkeit documentirt sei. Auch betonte Buguet besonders, daß alle seine Angaben betreffs des Leymarie und des Amerikaners Firman falsch gewesen und dieselben als ehrenhafte, echte Medien anzusehen seien.

Dieser Firman hatte in Paris in demselben Grade durch seine spiritistischen Wunderthaten die hohe französische Aristokratie für sich einzunehmen gewußt, wie Holmes und Frau es in London gethan hatten (siehe Gartenlaube 1875, Nr. 42). Einem bekannten Pariser Arzte, dem Dr. Huguet, welcher selbst ein Anhänger des Spiritismus ist, wurden die Umtriebe des Firman endlich doch zu stark, und er beschloß den Betrüger zu entlarven. In einem Salon der Madame Huguet befindet sich ein kleines alkovenartiges Dunkelcabinet, welches mit hohen Stoffvorhängen verdeckt ist. Da die Medien die Gewohnheit haben, sich bei Darstellung ihrer Geistererscheinungen hinter Vorhängen zu verbergen, glaubte man, daß Firman diesen Schlupfwinkel zum bequemen Laboratorium seiner Geistererscheinungen ausersehen werde, und man hatte sich nicht getäuscht. Madame Huguet ließ einen geschickten Arbeiter kommen und befahl demselben in einem Winkel dieses kleinen Cabinets einen ganz engen Verschlag mit sehr kleiner Oeffnung anzubringen, aus welchem heraus man das, was in dem Dunkelcabinet allenfalls vorgehen könnte, zu beobachten im Stande sei. Der Verschlag wurde mit der Tapete des Alkoven überzogen, sodaß unmöglich ein hohler Raum dahinter zu vermuthen war. Der Verschlag selbst war mit einer kleinen Oeffnung zum Durchblicken versehen. Firman wurde zu den Gesellschaften bei Huguets eingeladen, auch oftmals zum Arrangement einer spiritistischen Sitzung aufgefordert, was er jedoch vier Monate lang hartnäckig verweigerte. Während dieser Zeit wußte sich Frau Huguet mit einer staunenswerthen Geduld mit gläubigen Spiritisten der höchsten Aristokratie zu umgeben, indem sie ihre Gäste glauben machte, zum Spiritismus sich bekehren zu wollen. Sie erklärte zum Oefteren Firman und den Spiritisten gegenüber, daß sie nur durch ein entscheidendes Experiment bekehrt werden könne.

Nachdem Firman während der genannten Zeit die Räumlichkeiten im Huguet'schen Hause zur Genüge ausgekundschaftet hatte, entschied er sich endlich, der Frau Huguet den gewünschten Beweis seiner Beziehungen zur Geisterwelt zu geben. Eines Abends, als wiederum eine auserlesene Gesellschaft versammelt war, kam er mit einer Person, welche seine Frau vorstellte, angerückt. Er war in einer ernsten und feierlichen Stimmung, gleich einem Priester, welcher eine religiöse Ceremonie auszuüben im Begriffe ist. Er hieß seine Anhänger um einen großen Tisch sich setzen und befahl, alle Lichter auszulöschen. Hierauf ließ er Psalmen singen, da diese Gesänge die Eigenschaft haben sollen, die Geister mächtig anzuziehen; seine Frau gab den Ton an, und die Jünger summten sich in eine eigenthümliche Ekstase hinein. Alles dies geschah natürlich, um die naive Gesellschaft in einen erregten Zustand zu versetzen und sie zu unschuldigen Zuhelfern einer Betrügerei zu stempeln. Bald ging das Getöse und Gerumpel in dem dunkeln Raume los, in den sich Firman begeben hatte. Umgeworfene Stühle, herabgestürzte Figuren, Gläserklirren, Zähneklappern wurde gehört; eine Trompete fing an von selbst zu tönen, spieldosenartige Weisen erklangen, zarte Glasharmonikamelodien erfüllten die Luft. Die Gesellschaft war außer sich vor Entzücken und Wonneschauer und fühlte sich so recht erhoben durch die Nähe der Geisterwelt. Da verschwand plötzlich auch Meister Firman's Gattin hinter dem Vorhange des oben geschilderten Cabinets. Auf seinen Befehl entfernte man die letzte Lampe, welche noch einen schwachen Schimmer auf die Gesellschaft zu werfen geeignet war, in einen Winkel des Zimmers, man schob den Tisch vor die verhängte Pforte, in welcher der Geisterbeschwörer sich befand, und der Spuk sollte losgehen.

Die Gesellschaft saß erwartungsvoll um den Tisch herum; zehn Minuten vergingen in lautloser Stille. Die Aufregung der Gläubigen hatte den höchsten Grad erreicht. Man erwartete, daß Firman den berühmten Geist Quiboche, den kleinen Indianer, citiren werde — und siehe da, plötzlich bewegte sich der Vorhang; ein Männlein mit schwarzem Gesichte, weiß gekleidet, trat ein, machte seine Complimentchen und begann mit dünner Kopfstimme im Kindertone zu sprechen, der Gesellschaft guten Abend zu wünschen und wieder hinter dem Vorhange zu verschwinden.

Die Gläubigen triumphirten; die Ungläubigen ließen sie gewähren, und man bestimmte einen weitern Tag für eine zweite Sitzung. Am zweiten Abende begab sich Frau Huguet im Geheimen in den kleinen Beobachtungsraum, den sie hatte anfertigen lassen, und sie sah, bevor die Erscheinung kam, wie Firman rasch eine schwarze Maske vor das Gesicht band, ein weißes Mousselinhemd überwarf, das er in seiner Brusttasche verborgen hatte, und, sich auf die Kniee niederlassend, mit größter Geschicklichkeit in dieser Stellung zu marschiren sich anschickte. Die Erscheinung kam wieder wie das vorige Mal und man beglückwünschte Firman ob seiner wunderbaren Resultate. Frau Huguet hatte aus ihrem Verschlage Alles genau beobachtet; man war überein gekommen, an einem dritten Abende den Betrüger zu entlarven. Eine große Anzahl von gläubigen Spiritisten war versammelt; die Lichter wurden ausgelöscht — wieder dasselbe Getöse mit Sphärenmusik; man war in gespanntester Erwartung. Plötzlich erschien der Geist des kleinen indianischen Prinzen; kaum aber hatte er die erste Frage beantwortet, welche die Gläubigen über das Jenseits an ihn gerichtet hatten, als eine Frauenhand den Geist in's Gesicht schlug, ihm die Maske herunterriß und, ihn auf die Kniee herunterdrückend, mit den Worten festhielt:

„Sie werden Niemanden mehr betrügen, Herr Firman."

Triumphirend hielt Madame Huguet die Maske den Gläubigen entgegen, wie auf ein Zauberwort erhellte sich der Salon, und man sah das arme Medium Firman unter der fesselnden Hand der Frau Huguet in jämmerlicher Weise sich

drehen und winden, während seine Frau verzweiflungsvolle Schreie ausstieß und die Adepten wie versteinert um den Tisch herum saßen. Die beiden Betrüger verschwanden nun wirklich, und alle Anwesenden wurden von Herrn und Frau Huguet veranlaßt, das Protokoll über diesen Vorgang zu unterzeichnen, aus welchem wir Obiges wiedergegeben.

Was half aber diese drastische Belehrung? Obgleich man nach Entfernung des Firman eine Musikdose, eine kleine Trompete, ein Tambourin, ein kleines pianoartiges Tastinstrument vorfand, ließ man sich später von Neuem von jenem Charlatane an der Nase führen, den jetzt noch alle Spiritisten trotz seiner mannigfachen Spitzbübereien für ein brauchbares Medium halten.

Von den drei durch die siebente Kammer des Zuchtpolizeigerichts zu Paris entlarvten Medien scheint Leymarie allein ein Betrogener gewesen zu sein. Während den beiden Anderen positive Schwindeleien nachgewiesen werden konnten, sprach gegen Leymarie nur der Indicienbeweis und der durch ihn bewerkstelligte Verkauf Buguet'scher Geisterphotographieen.

Kehren wir nun zu unserm Spiritistencongreß nach Brüssel zurück! Nachdem der wieder zu Ehren gekommene Leymarie seinen Reinigungsvortrag beendet hatte, theilte der Präsident der Versammlung mit, es sei ein Mitglied des internationalen medicinischen Congresses anwesend, welches durch ein Experiment constatirt habe, daß man die Geister allerdings photographiren könne und der Betreffende auch Geister photographirt habe, daher die Thatsache der Geisterphotographie von wissenschaftlicher Seite festgestellt sei. Dieser angebliche Experimentator war der Schreiber dieser Zeilen. Ich nahm natürlich sogleich das Wort und belehrte den Herrn Präsidenten seines Irrthums, indem gerade im Gegentheil ich in einem photographischen Atelier einigen höchst ehrenwerthen mir persönlich befreundeten Anhängern der Spiritistenlehren den Beweis durch das Experiment gegeben hatte, wie Buguet und Consorten jene Täuschungen hervorbringen. Ich zeigte den Herren im Dunkelzimmer eine vorher mit Salpetersäure vor den Augen der Herren geputzte photographisch präparirte Platte, welche noch keinerlei Bild zeigte. Die Platte wurde angesichts aller Anwesenden in die Cassette gelegt und aus dem Dunkelzimmer in das Atelier und zur Camera obscura gebracht, vor welcher ein Spiritist saß, der mit einem Geiste zusammen photographirt werden wollte. Der anwesende Geisterseher, ein alter englischer Seemann, hatte vorher bei dem Einstellen des Bildes mitgetheilt, daß er neben dem zu photographirenden Menschen den Geist eines jungen Mädchens mit wallendem Haare stehen sehe. Wir Anderen sahen natürlich Nichts. Die Platte wurde exponirt, das Bild auf die gewöhnliche Methode hervorgerufen und fixirt, und siehe da, neben dem Herrn, der zum Photographiren gesessen hatte, erschien in halbverschwommenen Zügen ein hübsches junges Mädchen mit wallendem Haar. Die Herren Spiritisten waren entzückt und geriethen zum Theil durch diesen Effect in eine solche Aufregung, daß sie thatsächlich erbebten. „Ah, ah, da ist ein Beweis für unsere Behauptung, ein Beweis von einem glaubwürdigen Manne,“ riefen sie voll Begeisterung.

Wie war jenes Photographiren zugegangen? Bekanntlich ist das photographische Bild, selbst wenn das Licht schon auf die Platte gewirkt hat, unsichtbar oder latent, wie man dies in der Sprache der Wissenschaft ausdrückt, und wird erst durch Aufgießen gewisser chemischer Lösungen sichtbar, indem durch derartige Einwirkungen die molecularen Silbertheilchen, aus denen die Lichtbilder bestehen, sich je nach dem Grade der Einwirkungen des Lichts zusammengruppiren. Ich hatte nun im Beisein eines der Herren, ohne die anderen davon in Kenntniß zu setzen, gleich nach der eigentlichen Aufnahme des Bildes jene Geistererscheinung in die Platte, im Dunkelzimmer, mittelst künstlichen Lichts als ein latentes Bild sehr rasch eincopirt, um später die Herren von den Täuschungen, denen sie fortwährend ausgesetzt sind, zu überzeugen und dadurch eine Heilung zu erzielen. Das Original des eincopirten Bildes hatte ich unter einigen Hundert Platten, die in einem Schranke des Dunkelzimmers standen, passend zur Aussage des Geistersehers, rasch ausgesucht. Nachdem ich den Herren den Vorgang ganz genau erklärt und aus meiner Rocktasche das Originalnegativ des weiblichen Geistes hervorgezogen, waren sie zwar für den Augenblick frappirt, hielten sich aber trotzdem nicht für überzeugt, indem sie behaupteten, daß sich außer dem von mir eincopirten Geiste noch ein Geist auf der Platte befinde, den sie sehen könnten, den ich aber wegen meiner Ungläubigkeit nicht erkennen wolle.

Von diesem angeblichen Geiste, von dem in der That auf der Platte nichts zu sehen war — es sei denn, daß einige gelbe Flecken von unfixirtem Jodsilber gemeint waren —, sprach der Präsident, und es ist als günstiger Zufall zu betrachten, daß mir Gelegenheit geboten war, der Mystification sofort Schranken zu setzen. Obgleich ich am andern Morgen den versammelten Spiritisten nochmals einen mathematischen Beweis gegen diesen photographischen Unfug durch ein neues total negatives Experiment zu geben mich bemühte, indem die Geister absolut nicht auf die Platten kommen wollten, konnte ich meinen Zweck der Aufklärung und Belehrung nicht erreichen. Man half sich mit dem Troste, daß eben die Geister nicht gelaunt seien, zu erscheinen.

Geisterphotographien können auf verschiedene Weise dargestellt werden, theils durch Eincopiren eines vorhandenen Bildes in die Platte, theils durch directe Aufnahme einer zweiten Figur zur Originalaufnahme, theils durch das Auftauchen einer Puppe, oder einer verkleideten Person hinter dem zu Photographirenden im Momente der Aufnahme, wie dies unsere Abbildung andeutet. Der junge Mann, welcher sich hier getreulich bei einem befreundeten Photographen aufnehmen ließ, hatte keine Ahnung davon, daß hinter ihm während der zweiten üblichen Aufnahme ein Geist auftauchte, der mit ihm auf die Platte zu stehen kam.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Das Bremerhavener Unglück bewegt die ganze Welt, und die Gartenlaube kann dasselbe nicht mit Schweigen übergehen. Eine aus Zeitungsartikeln zusammengesetzte Schilderung der beklagenswerthen Katastrophe mochten wir nicht veröffentlichen und haben deshalb einen Augenzeugen der Explosion beauftragt, auf Grund seiner eigenen Erlebnisse einen selbstständigen Artikel für unser Blatt zu verfassen, welcher in der nächsten Nummer zum Abdrucke kommen wird. Heute veröffentlichen wir als Einleitung zu demselben im Folgenden einige interessante Mittheilungen eines ebenfalls Betheiligten, insofern Betheiligten, als durch seine Vermittelung die Bestellung des vielbesprochenen Uhrwerkes des Verbrechers vermittelt wurde. Es wird dadurch bestätigt, daß Thomas sich schon seit Jahren planmäßig mit seinem grauenhaften Vorhaben beschäftigt hat. Unser Berichterstatter erzählt:

„Im März 1873 führte der amerikanische Consul in Leipzig den Mr. William K. Thomas — so lautete seine Karte — mir zu, einen Mann von mittelgroßer untersetzter Statur mit geröthetem Gesicht. Er trug eine goldene Brille und machte den Eindruck eines angenehmen, ich möchte sagen gemüthlichen Menschen, der die Höflichkeit des Amerikaners keinen Augenblick verleugnete. Sein Englisch — deutsch sprach er damals so gut wie gar nicht — hatte die entschiedene Färbung des Yankeedialects. Der Zweck seines Kommens war, durch mich den Nachweis eines Uhrmachers zu erlangen, der ihm ein Werk baue, welches herzustellen schon verschiedene Mechaniker vergeblich versucht hatten; auf meine Frage, welcher Art das gewünschte Werk sein solle, erwiderte Thomas, es solle ein längere Zeit laufendes sein, auch müsse irgend ein Mechanismus daran angebracht werden, der, mit einer Maschine in Verbindung gesetzt, auf diese einen damals nicht näher bezeichneten Einfluß ausübe, sobald das Werk die vorgeschriebene Zeit gelaufen habe. Es solle nicht durch Gewicht, sondern durch Federkraft in Bewegung gesetzt werden. Ich bemerkte Herrn Thomas, daß es doch nöthig sei, zu wissen, welcher Art der zu bewirkende Einfluß sein solle und wie die Maschine beschaffen sei, mit der das Werk in Verbindung gesetzt werden würde. Seine darauf gegebene Erklärung ließ mich den Zweck des Werkes nicht klar erkennen. Auch sollte es, wie er ausdrücklich bemerkte, kein Uhrwerk sein, welches die Zeit angiebt, und doch eine gegebene Zeit laufen. Darauf erwiderte ich ihm, daß er sich die Lösung seiner Aufgabe nicht gar so leicht vorstellen solle; ein Werk zu bauen, das Stunden, Tage, Monate, ja, ein Jahr lang oder länger liefe, dazu würden zwar viele Uhrmacher oder Mechaniker im Stande sein, um jedoch seine Aufgabe vollkommen zu lösen, bedürfe er eines tüchtigen Denkers, der sich ganz und gar in seine Idee hineinleben könne. Als einen solchen überaus praktischen und denkenden Mann, von dem ich behaupten könne, daß er die Aufgabe, wenn irgend möglich, zur Zufriedenheit lösen werde, empfahl ich ihm den mir damals geschäftlich befreundeten, weit und breit berühmten Thurmuhrmacher und Mechaniker J. J. Fuchs in Bernburg.

Da ich befürchtete, daß Thomas in Folge seines gebrochenen Deutsch nicht im Stande sein würde, meinem Freunde seine Ideen verständlich genug vorzutragen, und schriftlich erst recht nichts erreicht werden würde, schlug ich vor, noch einige Wochen bis zur Ostermesse zu warten, und versprach, dann beide Herren zusammenzuführen und, wenn nöthig, ihnen als Dolmetscher zu dienen. Thomas besuchte mich dann noch mehrere Male und war ziemlich gespannt auf die Ankunft meines Freundes, da er bald nach Dresden zu ziehen beabsichtige.

Gegen das Ende der Ostermesse 1873 kam Herr Fuchs nach Leipzig,

und ich forderte ihn auf, mit mir nach der Auenstraße 2 zu Thomas zu gehen, wir trafen denselben jedoch nicht an. Da es meine Zeit nicht erlaubte, ihn abermals zu begleiten, ging Fuchs andern Tags allein zu Thomas. Wie ich vermuthete, war Letzterer nicht im Stande, sich Fuchs gegenüber in deutscher Sprache über die Beschaffenheit des gewünschten Werkes vollkommen verständlich auszudrücken. Fuchs hatte denn auch den Auftrag als zu unwichtig unberücksichtigt gelassen.

Ich sah Thomas später noch einige Male und glaubte aus seinen Worten schließen zu müssen, daß er nicht rechtes Vertrauen zu Fuchs gefaßt habe, was jedenfalls seinen Grund darin hatte, daß Dieser Alles, was ihm Jener gesagt in Folge mangelhafter Ausdrucksweise nicht recht begriffen hatte. Da ich gehofft hatte, meinem Freunde Fuchs zu einem guten Geschäfte zu verhelfen, so bedauerte ich den erfolglosen Ausgang dieser Sache sehr und wiederholte Thomas, daß meiner Meinung nach Fuchs, und nur er allein, im Stande sei, seine Aufgabe befriedigend zu lösen. Thomas ist dann nach Dresden gezogen, und Fuchs wie ich glaubten die ganze Angelegenheit als vergessen betrachten zu müssen.

Auf der Wiener Ausstellung hat Thomas Gelegenheit gehabt zu sehen, daß J. J. Fuchs in Bernburg kein gewöhnlicher Uhrmacher sei, wie die von ihm ausgestellte neuconstruirte Thurmuhr mit freischwingendem Pendel ohne Steigrad, die so großes Aufsehen bei Kennern erregte, bewies; Thomas setzte sich trotzdem nicht mit Fuchs, sondern mit Wiener Fabrikanten in Verbindung, keiner hat jedoch die Aufgabe zur vollkommenen Zufriedenheit lösen können. Zu nicht geringem Erstaunen des Herrn Fuchs erschien Thomas am 9. März 1875 in Bernburg, brachte ein Wiener Werk mit, hob dessen Mängel und Unzuverlässigkeiten hervor und fügte die Bemerkung hinzu, daß man ihn auch in Wien von verschiedenen Seiten auf Fuchs aufmerksam gemacht habe," als denjenigen, der die gewünschten Vervollkommnungen zu erreichen im Stande sei.

Jetzt sah Fuchs, daß es Thomas wirklich Ernst mit seinem Auftrage sei, bemerkte auch, daß sein Auftraggeber nunmehr der deutschen Sprache weit besser mächtig sei als im Frühjahr 1873, und bat dann, ihm nochmals den Zweck des Werkes und die Anforderungen an dasselbe auseinanderzusetzen. Darauf gab denn Thomas etwa folgende Erklärung ab:

Er habe eine neue Erfindung in der Seidenfabrikation gemacht und wünsche das Werk zunächst in einer Seidenweberei in Rußland anzuwenden. Es müsse volle zehn Tage laufen und am zehnten einen Hebel auslösen, welcher wiederum einen Mechanismus in Bewegung zu setzen habe; diesen Mechanismus würde er später selbst anbringen; seine Bestimmung sei, tausend Fäden mit einem Ruck zu zerreißen. Das Uhrwerk müsse ganz geräuschlos und die gegebene Zeit von zehn Tagen, mit höchstens einigen Stunden Unterschied, laufen. Es solle nämlich an der Peripherie eines großen, sich um seine Achse drehenden Rades befestigt werden, dürfe daher in keiner Lage seinen gleichmäßigen ruhigen Gang verlieren.

Meinem Freunde Fuchs kam allerdings die Bestimmung dieses Werkes etwas sonderbar vor, allein die Forderungen, die heutzutage an die Mechanik gestellt werden, sind oftmals sehr complicirt; so hatte er z. B. einige Zeit vorher ein Uhrwerk gebaut, welches, in einem Saale aufgestellt, die Fäden von zwölf Nähmaschinen in sich vereinte und so jeden Tag genau zeigte, wie viel Seide auf den Maschinen verarbeitet wurde.

Nachdem der Preis von hundert Thalern und die Lieferzeit zum 1. April festgesetzt, auch ein weiterer Auftrag auf zwanzig Stück in Aussicht gestellt worden war, ging Fuchs an die Arbeit. Er hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Er baute ein Laufwerk, das heißt ohne Hemmung (Echappement), wie jedes Uhrwerk hat, und erzielte dadurch einen völlig geräuschlosen Lauf des Werkes, den er so zu reguliren verstand, daß es richtige zehn Tage mit einer geringen Abweichung von sechs bis acht Stunden lief; zur Auslösung des Hebels hatte er einen neuen, sinnreichen Mechanismus, den er bei seinen Thurmuhren ohne Steig- oder Hemmungsrad angebracht, verwandt.

Während am Werke gearbeitet wurde, kam Thomas öfter nach Bernburg, um sich von dessen Fortschritt zu überzeugen und die Fertigstellung zu beschleunigen.

Endlich machte ihm Fuchs die Mittheilung, daß das Werk nunmehr zur Ablieferung fertig sei, und fuhr damit am 20. April 1875 nach Leipzig. Hier angekommen, wurde er auf dem Bahnhofe von Thomas empfangen, und Beide gingen in ein Zimmer des „Hôtel de Pologne“. Das Werk wurde in Gang gesetzt und wiederholten Prüfungen unterzogen. Thomas erklärte, daß seine Erwartungen übertroffen seien, und betonte mit besonderer Genugthuung den Umstand, daß das Werk so ganz und gar geräuschlos liefe. Die von Fuchs über den bedungenen Preis hinaus verlangten fünfundzwanzig Thaler zahlte Thomas ohne Weigerung und versprach, ihn in einigen Monaten wieder zu besuchen. Das Wiener Werk blieb bei Fuchs zurück; er hat Thomas nie wieder gesehen.

Das Werk würde also sein Amt genau und sicher verrichtet und die Zeitungen würden von dem spurlosen Verschwinden der „Mosel“ zu erzählen gehabt haben, hätte nicht Thomas vergessen, Fuchs darauf aufmerksam zu machen, daß das Werk einen starken Stoß oder Fall vertragen müsse, denn das Genie des Meister Fuchs würde auch dafür haben sorgen können, daß der Hebel nicht durch starke Erschütterung vor der gegebenen Zeit sich auslöse.

So beklagenswerth die Bremerhavener Katastrophe auch ist, so ist es doch noch bei allem Unglück ein Glück, daß durch Fall oder starken Stoß der Hebel sich so zeitig auslöste; wäre dieser Umstand nicht eingetreten, so hätte Thomas seinen teuflischen Zweck nicht nur sicherlich erreicht, sondern sich auch der Früchte seines Verbrechens wahrscheinlich ungestraft erfreut.

Otto Martin.“

Schutz den Krähen. Der um die Hebung der Forstcultur des nördlichen Oberösterreichs so hochverdiente fürstlich Starhemberg'sche Oberförster, Karl Geyer zu Waxemberg, hat im Laufe des letzten Sommers eine Entdeckung gemacht, die wohl die Aufmerksamkeit der Forstleute verdient. Wie im südlichen Böhmen tritt auch in den weitgedehnten Wäldern des nördlichen Oberösterreichs der Borkenkäfer in verheerender Anzahl auf. Zu seiner möglichsten Vertilgung brachte nun der oben genannte Herr in den ihm unterstellten Forsten nebst andern Mitteln die sogenannte Rindenfalle in Anwendung.

Stücke von Rinde werden mit der Bastseite in der Nähe von käferbehafteten Bäumen auf die Erde gelegt und mit einem Steine beschwert. Die schwärmenden Rüsselkäfer kriechen vor Tagesanbruch unter diese Rindenstücke und können so leicht gesammelt und vertilgt werden. Die auf diese Weise gestellten Rindenfallen waren nun regelmäßig des Morgens umgekehrt, die Steine weggerollt und kein Käfer war zu finden. Anfangs glaubte man es mit einem einfachen Bosheitsacte zu thun zu haben und Herr Geyer befahl, auf den Thäter zu fahnden. Der wachhabende Forstadjunct sah zwar keinen Menschen, jedoch eine große Zahl Raben- und Saatkrähen sich geschäftig in der Nähe der Rindenstücke herumtreiben, dieselben von den Steinen befreien, umdrehen und hin- und herzerren. Unmuthig darüber, schoß er einen der Vögel und hing ihn als Scheuche auf. Aber schon am nächsten Morgen hatte sich dasselbe Spiel wiederholt.

Als Herr Geyer diesen Bericht vernahm, machte ihn das dreiste Verhalten der sonst so vorsichtigen Vögel stutzen und den wahren Sachverhalt ahnend, untersuchte er den Magen der geschossenen Krähe. Derselbe war mit gefressenen Borkenkäfern ganz angefüllt. Der Magen mehrerer anderer im Walde geschossener Krähen zeigte denselben Inhalt. Unzweifelhaft sind sonach die Krähen unsere besten Alliirten im Kampfe gegen die Borkenkäfer. Bei dem durch den gefräßigen „Borkwurm“ so arg bedrohten Bestande unserer Wälder ist daher die Schonung dieser nützlichen Vögel nothwendig. Erwägt man ferner, eine wie große Zahl von Mäusen, Schnecken und Würmern die Krähe unaufhörlich vertilgt, so wird man zugeben müssen, daß diese armen schwarzen Gesellen vollkommen mit Unrecht für „vogelfrei“ erklärt werden. Es wäre sehr wünschenswerth, daß die Jagdbesitzer in Zukunft das Schießen der Krähen zu jeder Zeit streng untersagten, statt für das Erlegen derselben, wie es jetzt üblich ist, Schußgeld zu zahlen. Fällt auch mitunter ein faustgroßes Häschen oder ein Rebhuhn der Krähe als Beute — der große der Land- und besonders der Forstwirthschaft durch Schonung dieses Vogels gebrachte Nutzen wiegt gewiß diesen doch nur winzigen Verlust des Jägers auf.

Dr. W. S.

Kleiner Briefkasten.

W. in Lgzg. Das in den dreißiger Jahren erschienene Gedicht über Kolter können wir Ihnen leider nicht mehr verschaffen, doch erinnern wir uns noch, daß es damals in einer Sammlung von „Gedichten, zum Vortrage passend“, abgedruckt war und hübsch und einfach, im volksthümlichen Tone die „nach einer wahren Begebenheit“ versificirte Scene aus dem Leben des Seiltänzers erzählt. Der Inhalt ist etwa folgender:

Ein reisender Handwerksbursche, ein armer Teufel, kommt, nach langer Fußtour, bestaubt und erschöpft, endlich in einer Provinzialstadt an, wo er etwas rasten will. Trompetentöne und vorübereilende Menschenmenge veranlassen ihn, nach einem großen Platze zu eilen, wo gerade eine „Seiltänzergesellschaft“ ihre Production beginnt. Der arme Bursche vergißt ob des wunderbaren, für ihn so interessanten Schauspiels seine Ermüdung und klatscht freudig und eifrig mit. Gegen Schluß der Vorstellung wird, wie es allgemein Gebrauch ist, bei den außerhalb des Ringes stehenden Zuschauern vom Künstlerpersonale eine Collecte veranstaltet, diesmal vom Director der Truppe selbst. Bei unserm Burschen angekommen und dessen dürftiges Aussehen berücksichtigend, will der Sammler schon weitergehen, da hält ihn Ersterer mit freudig erregtem Antlitze zurück und wirft mit zitternder Hand — einen Dreier, der einen großen Theil seines winzigen Vermögens bildet, auf den ihm vorgehaltenen Teller, in etwas traurig vibrirendem Tone die Worte hinzufügend: leider wäre es ihm unmöglich, wie er wohl wollte, mehr zu geben, da er selber fast nichts besäße. — Kolter — denn er war der Einsammler — fragt den Handwerksburschen nun aus, woher er komme etc. und wie ihm die Vorstellung gefalle. Der Bursche ist des größten Lobes voll, gesteht, sich prachtvoll amüsirt zu haben, ferner daß er lange ohne Arbeit sei und seine ganze Baarschaft fast aufgezehrt habe etc. — Da ersucht Kolter ihn plötzlich, seine Mütze einmal herzuhalten; der Bursche thut solches mit befremdetem Gesichte, und Kolter schüttet den ganzen Inhalt des Tellers, hoch angefüllt, mit nicht wenigen Silbermünzen darunter, in die vorgehaltene Mütze des verdutzten Zuschauers mit den Worten: „So, nun gehe in die Herberge, lasse Dir zu essen geben und ruhe Dich hübsch aus!“ — Im nächsten Augenblicke war Kolter schon aus dem Gesichtskreise des Handwerksburschen verschwunden.

K. in Dr. Dergleichen Verkennungen und falsche Beurtheilungen kommen nicht nur in der Schule, sondern mehr noch im Militär-, Universitäts- und Beamtenleben vor. Als Stephan, der jetzige Chef des deutschen Postwesens, als junger Postsecretair von Cöln nach Magdeburg versetzt wurde, fühlte sich sein damaliger Oberpostdirector verpflichtet, Herrn Stephan den wohlgemeinten Rath zu geben, sich einen anderen Berufskreis zu suchen, da er bei der Post nie Carrière machen würde.

A. H. in Dresden. Sie haben die Wette verloren. Das Meyer'sche Lexicon berichtet ausdrücklich, daß in Pommern Gänse in der Schwere von dreißig bis sechsunddreißig Pfund nicht zu den Seltenheiten gehören.

☞ Leider erlaubte uns der Raum dieser Nummer nicht, derselben die versprochene Fortsetzung von Levin Schücking's „Der Doppelgänger“ einzureihen. Die genannte Erzählung wird erst von Nr. 2 ab ohne Unterbrechung, Nummer für Nummer, bis zum Schlusse fortgeführt werden.

Abonnenten, welche neu hinzugetreten sind und die Anfangscapitel des interessanten Romanes nachträglich zu beziehen wünschen, können dieselben gegen Zahlung von 1 Mark durch jede Buchhandlung bestellen.

D. Red.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Der Commerzienrath bog um die westliche Seite des Hauses. Hier waren nur zwei Fenster im Erdgeschoß beleuchtet; ziemlich nahe dem einen brannte eine Hängelampe und warf die helle Gluth der rothen Gardine so weit hinaus, daß der weiße Leib der steinernen Brunnennymphe drüben vor der Boscage in einem vollen Rosenlichte schwamm. Der Commerzienrath schüttelte den Kopf; er trat in das Haus, ließ sich von einem herbeieilenden Diener den Ueberzieher abnehmen und öffnete die Thür des Zimmers, in dem sich die rothen Vorhänge befanden. Der ganze Raum war roth; Tapeten, Möbelbezüge, selbst der Teppich, der sich über den Fußboden hinspannte, trug die satte dunkle Purpurfarbe. Unter der Hängelampe stand ein Schreibtisch, ein Möbel von wunderlicher Form, in chinesischem Geschmacke schwarz lackirt, mit Goldgeäder und feinen Goldarabesken; es war ein Arbeitstisch im vollsten Sinne des Wortes; aufgeschlagene Bücher, Papierhefte und Zeitungen bedeckten seine breite Platte, auch ein dickes Manuscript mit quer darüber hingeworfenem Stifte lag da, und daneben stand auf einem kleinen, runden Silberteller ein Kelchglas, zur Hälfte mit dunklem, schwerem Rothweine gefüllt. Das war ein Zimmer, wo keine Blume gedeiht, wo kein Vogel sein störendes Lied singen darf. In den vier Ecken, auf Säulenstücken von schwarzem Marmor, standen lebensgroße Büsten aus demselben Material, das die strenggeschnittenen Köpfe noch herber und härter im Ausdrucke erscheinen ließ, und die eine lange Wand nahmen Büchergestelle ein; sie harmonirten in Farbe und Ausschmückung mit dem Schreibtische und bargen eine ansehnliche Bibliothek in ihren Fächern, schöngebundene Bücher neuesten Datums, aber auch Folianten in Schweinsleder und ganze Stöße abgegriffener Brochüren. Fast schien es, als sei hier das tiefe, gleichmäßige Roth als Grundton nur gewählt, um den Ernst des Gedankens in der Gesammteinrichtung hervorzuheben.

Als der Commerzienrath auf die Schwelle trat, blieb die Dame, die offenbar da auf- und abgegangen war, inmitten des Zimmers stehen. Man hätte meinen mögen, auch sie sei eben von draußen hereingekommen, direct aus dem Schneegestöber mit überschneitem Gewande, so blendend weiß stand sie auf dem rothen Teppich. Es ließ sich schwer bestimmen, ob die weichen Falten des langen Cachmirkleides lediglich aus Bequemlichkeit so lässig um Hüften und Taille geschürzt waren, oder ob diesem außergewöhnlichen Arrangement ein sorgfältiges Toilettenstudium zu Grunde liege — jedenfalls hob sich die Gestalt von dem dunkelpurpurnen Hintergrunde edel in jeder Linie und taubenhaft weiß ab wie eine Iphigenie. Die Dame war sehr schön, wenn auch nicht mehr in der ersten Jugend. Sie hatte ein feines Römerprofil und zartgefügte, jugendlich biegsame Glieder; nur das aschblonde Haar entbehrte der Fülle; es war kurz verschnitten und bauschte sich, von der Stirn zurückgestrichen, in kleinen durchsichtigen Locken um Kopf und Hals. Das war Flora Mangold, die Schwägerin des Commerzienraths Römer, die Zwillingsschwester seiner verstorbenen Frau. Sie hatte die Arme leicht unter der Brust verschränkt und sah ihrem Schwager mit sichtlicher Spannung entgegen.

„Nun, Flora, Du bist nicht drüben?“ fragte er, mit dem Daumen die Richtung des Salons bezeichnend.

„Was denkst Du denn? Ich werde mich wohl in Großmama's Theeklatsch setzen, zwischen Strümpfe und Wickelschnuren für arme Kinder und Altweibergeschwätz,“ versetzte sie herb und geärgert.

„Es sind auch Herren drüben, Flörchen —“

„Als ob die sich auf den Klatsch nicht noch besser verstünden, trotz Orden und Epauletten!“

Er lachte. „Du hast schlechte Laune, ma chère,“ sagte er und ließ seine schlanke Gestalt in einen Lehnstuhl sinken.

Sie aber warf plötzlich mit einer heftig schüttelnden Bewegung den Kopf zurück und preßte die festverschlungenen Hände gegen den Busen. „Moritz,“ sagte sie wie athemlos, wie nach einem augenblicklichen Ringen mit sich selbst, „sage mir die Wahrheit — ist der Schloßmüller unter Bruck's Messer gestorben?“

Er fuhr empor. „Welche Idee! Nun wahrhaftig, Euch Frauen ist doch nie ein Unglück schwarz genug —“

„Moritz, ich bitte mir's aus,“ unterbrach sie ihn mit einer stolzen Kopfbewegung.

„Nun ja, allen Respect vor Deiner Begabung und Deinem ungewöhnlichem Verstande, aber machst Du es denn besser als die Anderen?“ Er durchmaß aufgeregt das Zimmer — diese ungeahnte Auffassung des Ereignisses traf ihn wie vernichtend. „Unter Bruck's Messer gestorben!“ wiederholte er mit tief erregter Stimme. „Ich sage Dir, gegen zwei Uhr hat die Operation stattgefunden, und vor kaum zwei Stunden ist der Tod eingetreten. Uebrigens fasse ich nicht, wie gerade Du den Muth findest, einen solchen Gedanken so kurz und bündig, fast möchte ich sagen, so mitleidslos auszusprechen.“

„Gerade ich!" betonte sie. Bei diesen energischen Worten drückte sie den vorgestreckten Fuß sichtlich tiefer in den Teppich. „Gerade ich, weil ich nichts Todtgeschwiegenes in meiner Seele dulde — das solltest Du wissen. Ich bin zu stolz, zu wenig hingebend, um die dunkle Verschuldung eines Anderen mitzuwissen und zu verhehlen — sei dieser Andere, wer er wolle! Glaube ja nicht, daß ich dabei nicht leide! Mir geht ein Schwert durch's Herz, aber Du hast das Wort ‚mitleidslos' gebraucht — verdächtiger konntest Du Dich nicht ausdrücken. Mitleid haben mit der Stümperei in der Wissenschaft, das ist absurd, geradezu unmöglich. Darüber aber bist Du doch, so gut wie ich, im Klaren, daß Bruck's Ruf als Arzt bereits stark gelitten hat durch die gänzlich mißrathene Cur der Gräfin Wallendorf."

„Ja, ja, die gute Frau hat ihrer Liebhaberei für Gänseleberpastete und Champagner um keinen Preis entsagt."

„Das behauptet Bruck — die Verwandten haben es widerlegt." Sie preßte die Handflächen an die Schläfen, als schmerze ihr der Kopf heftig. „Weißt Du, Moritz, als die Nachricht von dem Unglück in der Mühle herübergebracht wurde, da bin ich wie sinnlos draußen im Freien auf- und abgestürmt. In allen Schichten der Bevölkerung war der alte Sommer gekannt, alle Welt interessirte sich für die Operation. Sei es denn, wie Du sagst, daß er nicht sofort unter Bruck's Händen den Geist aufgegeben hat — die Sachverständigen werden mit Recht behaupten, er habe eben nur, vermöge seiner robusten Natur, einen verlängerten Kampf gekämpft. Willst Du als Laie das besser wissen? Leugne doch nur nicht, daß Du dieselbe Ueberzeugung hegest! Du solltest Dich nur sehen, wie blaß Du bist vor innerer Bewegung."

In diesem Augenblick that sich eine Seitenthür auf, und die Präsidentin Urach erschien auf der Schwelle. Trotz ihrer siebenzig Jahre konnte man wohl von ihr sagen: sie kam schwebenden Schrittes näher; trotz ihrer siebenzig Jahre war sie eine wunderlich jugendliche Großmama. Sie trug nicht einmal die wohlthätig verhüllende Mantille des Alters; ein weißer, auf den Rücken geknüpfter Spitzenfichu legte sich knapp um Brust und Taille, und auf der perlgrauen Seidenschleppe bauschte ein reichgarnirtes Ueberkleid. Ihr ergrautes, aber noch von glänzenden Streifen der ehemaligen Goldfarbe durchzogenes Haar war in dicken Puffen um die Stirn gesteckt, und über dieser Haarkrone lag schleierartig weißer Blondentüll, dessen lange Enden den Hals und die untere Kinnpartie, diese unerbittlichen Verräther des vorgerückten Alters, zugleich verhüllten.

Sie kam nicht allein. Neben ihr schlüpfte ein wunderliches Wesen herein, eine im Wachsthum sehr unterdrückte Gestalt, nicht gerade unproportionirt in den Gliedern, aber doch auffallend klein und erschreckend mager, und auf diesem dürftigen Körper saß der starkentwickelte Kopf einer jungen Dame von vielleicht vierundzwanzig Jahren. Die drei im Zimmer anwesenden Frauenköpfe trugen ein und denselben Familienzug — man erkannte sofort die enge Beziehung zwischen der Großmutter und den Enkelinnen; nur bei der Jüngsten erschien das edle, ebenmäßige Profil zu sehr in die Länge gezogen; auch trat das Kinn breiter und energischer hervor. Sie hatte einen kränklichen Teint und seltsam bläuliche Lippen. Durch ihr blondes Haar schlangen sich feuerfarbene Sammetbänder — sie war überhaupt in eleganter Gesellschaftstoilette; nur hing origineller Weise da, wo andere Damen ein Margarethentäschchen tragen, ein ovales Weidenkörbchen, weich gefüttert mit blauen Atlaskißchen, zwischen denen ein Canarienvogel saß.

„Nein, Henriette!" rief Flora ungeduldig und heftig, als das Vögelchen sofort sein Nest verließ und wie ein Pfeil über ihren Kopf hinflog, „das leide ich absolut nicht. Deine Menagerie lässest Du draußen!"

„Ich bitte Dich, Flora — Hans hat weder Elephantenfüße noch Hörner am Kopfe; er thut Dir nichts," sagte die kleine Dame gleichmüthig. „Komm, Hänschen, komm!" lockte sie das Thierchen, das droben an der Decke kreiste; es kam sogleich pflichtschuldigst herunter und setzte sich auf ihren ausgestreckten Zeigefinger.

Flora wandte sich achselzuckend ab. „Ich begreife Dich und die Anderen drüben wahrhaftig nicht, Großmama," sagte sie scharf. „Wie mögt Ihr nur Henriettens Kindereien und Narrheiten dulden? Sie wird Euch nächstens auch ihre sämmtlichen Tauben- und Dohlennester in den Salon schleppen."

„Ei ja — warum denn nicht, Flora?" lachte die Kleine und zeigte eine Reihe feiner, scharfer Zähnchen. „Die guten Leute müssen sich ja auch gefallen lassen, daß Du wo möglich mit der Feder hinter dem Ohr einhergehst und stets alle Taschen voll Stubengelahrtheit mitbringst —"

„Henriette!" unterbrach sie die Präsidentin streng verweisend. Es war eine wahrhaft fürstliche Hoheit in jeder ihrer Bewegungen; auch in der graciösen Art, wie sie dem Commerzienrath ihre schlanke Hand begrüßend hinreichte, lag bei sehr viel Güte und Freundlichkeit dennoch eine nicht zu verkennende Herablassung.

„Wir haben drüben erfahren, daß Du endlich zurückgekommen bist, lieber Moritz; sollen wir noch länger warten?" fragte sie mit ihrer schönen, immer noch weichen Frauenstimme.

Noch vor zehn Minuten hatte er mit dem festen Vorsatz, schleunigst in den Frack zu schlüpfen, das Haus betreten — jetzt sagte er zögernd und unsicher: „Theuerste Großmama, ich möchte Sie bitten, mich für heute zu entschuldigen — der Vorfall in der Mühle —"

„Nun ja, der Vorfall ist traurig genug, aber weshalb sollen auch wir darunter leiden? ... Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich Dich vor meinen Freunden entschuldigen soll."

„Sie werden doch nicht so schwer von Begriffen sein, die guten Freunde, um nicht zu verstehen, daß Käthe's Großpapa gestorben ist?" warf Henriette über die Schulter herüber ein — sie stand vor einem Bücherbrett und las, wie es schien, eifrig die Vignetten.

„Henriette, ich verbitte mir ernstlich Deine naseweisen Bemerkungen," sagte die Präsidentin. „Du magst meinetwegen Deinen feuerfarbenen Haarschmuck ein wenig moderiren; denn Käthe ist Deine Stiefschwester, mir und Moritz aber liegt diese Verwandtschaft so weltenfern, daß wir für uns dem Trauerfall officiell keinerlei Bedeutung zugestehen können, so sehr ich ihn auch beklage. Ich möchte überhaupt nicht, daß die Sache an die große Glocke geschlagen würde — Bruck's wegen — je weniger über den Vorfall gesprochen wird, desto besser."

„Mein Gott, seid Ihr denn Alle so ungerecht gegen den Doctor?" rief der Commerzienrath in ausbrechender Verzweiflung. „Ihm ist auch nicht der allergeringste Vorwurf zu machen; er hat seine ganze Kunst, sein ganzes Wissen aufgeboten —"

„Lieber Moritz, darüber mußt Du meinen alten Freund, den Medicinalrath von Bär, hören!" unterbrach ihn die Präsidentin und klopfte ihn leicht auf die Schulter. Sie winkte bedeutungsvoll mit den Augen nach Flora, die an ihren Schreibtisch getreten war.

„O, genire Dich nur nicht, Großmama! Glaubst Du denn, ich sei so blind und dumm, um mir nicht selbst zu sagen, wie Bär urtheilt?" rief das schöne Mädchen bitter. Ihre Lippen zuckten wie im Krampf. „Uebrigens hat Bruck bereits sich selbst gerichtet; er hat nicht gewagt, mir heute Abend noch unter die Augen zu treten."

Henriette hatte bis dahin mit dem Rücken gegen die Anderen gestanden. Jetzt wandte sie sich um; eine hohe Röthe schoß in ihr fahles Gesicht und erlosch ebenso rasch wieder. Das Mädchen hatte ein wunderschönes, tiefes Auge, ein Auge voll leidenschaftlicher Empfindung. Diese großen flimmernden Sterne richteten sich mit einem Gemisch von scheuem Schrecken und jäh aufglühendem Haß auf das Gesicht der Schwester.

„Nun, diesen Verdacht wird er widerlegen — er kommt noch, Flora," sagte der Commerzienrath sichtlich erleichtert. „Er wird Dir selbst sagen, daß er den Tag über wie gehetzt gewesen ist. Du weißt ja, daß er mehrere Schwerkranke in der Stadt hat, darunter das arme, kleine Mädchen des Kaufmann Lenz, das heute Nacht noch sterben wird."

Die junge Dame stieß ein leises, bitteres Lachen aus. „Wird es sterben? Wirklich, Moritz? . . . Nun sieh, Bär war auch hier bei mir, ehe er zu Großmama ging; er sprach auch von dem Kinde, das er gestern gesehen hatte, und meinte, der Fall sei leicht — er fürchte nur, Bruck sei auf falscher Fährte. Bär ist eine Autorität —"

„Ja, eine Autorität voll zitternden Neides," sagte Henriette mit vibrirender Stimme. Sie war rasch hinzugetreten und legte ihre Hand auf den Arm ihres Schwagers. „Gieb es auf, Moritz, Flora zu bekehren! Du siehst doch, sie will ihren Bräutigam schuldig finden."

„Ich will? . . . Boshaftes Geschöpf! Ich gäbe sofort

mein halbes Vermögen hin, wenn ich noch so denken könnte, wie zu Anfang meiner Brautschaft, so stolz, so zuversichtlich zu Bruck aufsehend," rief Flora leidenschaftlich. „Aber seit dem Tode der Gräfin Wallendorf trage ich stillschweigend die fortgesetzte Qual der Zweifel, des Mißtrauens mit mir herum — heute zweifle ich nicht mehr, denn ich bin überzeugt. Jene Schwäche des Weibes kenne ich freilich nicht, das nur liebt, ohne zu fragen: ist der Geliebte der Hingebung auch würdig? . . . Ich bin ehrgeizig, glühend ehrgeizig, das können Alle wissen. Ohne diese Triebfeder würde ich auch mit dem großen Haufen der Schwachen und Indolenten meines Geschlechts auf der breiten Heerstraße der Alltäglichkeit ziehen — Gott soll mich behüten! Wie andere strebende und denkende Frauen es möglich machen, ruhig und gleichmüthig mit einem unbedeutenden Mann durch's Leben zu gehen, ist mir stets unfaßlich gewesen — ich würde zeitlebens erröthen unter den Blicken der Menschen."

„O — so verschämt würdest Du sein? Sieh, sieh! — Allerdings, dazu gehört auch mehr Muth, als vor einem kecken Auditorium von Studenten über Aesthetik und dergleichen zu lesen," rief Henriette jetzt in der That mit einem boshaften Lächeln.

Flora ließ einen Blick voll Verachtung über die kleine Schwester hinstreifen. „Solch eine kleine Viper läßt man ruhig zischen. Was weißt Du von einem Ideal?" sagte sie achselzuckend. „Aber Recht hast Du, wenn Du glaubst, mein Platz sei weit eher auf dem Katheder, als an der Seite eines Mannes, der sich als Stümper in seiner Wissenschaft documentirt — eine solche Fessel ertrage ich nicht."

„Kind, das ist Deine Sache," erklärte die Präsidentin gelassen, während der Commerzienrath in namenloser Bestürzung zurückfuhr. „Du wirst Dich erinnern, daß Dich Niemand gezwungen, noch überredet hat, Deinen Kopf in diese Fessel zu stecken."

„Das weiß ich sehr genau, Großmama; ich weiß auch, daß Du es weit lieber gesehen hättest, wenn ich die Frau des an Geld und Körper bankerotten Kammerherrn von Stetten geworden wäre. Ich gebe Dir ebenso gern zu, daß ich mich nie von irgend einem Menschen beeinflussen oder gar leiten lasse, weil ich am besten wissen muß, was mir frommt."

„Das wird Dir auch stets unbenommen sein," versetzte die Großmama mit vornehmer Kälte. „Nur Eines gebe ich Dir zu bedenken: Du wirst eine entschiedene Gegnerin an mir haben, wenn die Sache auf einen Eclat hinausläuft. Darin kennst Du mich hoffentlich. Ich ertrage weit eher inneren Unfrieden, als einen Familienscandal nach außen. Ich lebe mit Euch zusammen und habe gern die Repräsentation dieses Hauses übernommen; dafür verlange ich aber auch die unbedingteste Rücksicht für meine Stellung und meinen Namen. Ich will nicht, daß man in der Gesellschaft über uns flüstert und zischelt."

Der Commerzienrath wandte sich rasch ab. Er trat an das eine unverhüllte Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Der Wind, der sich allmählich zum Sturme steigerte, fauchte rüttelnd an den Scheiben hin, und in dem feurig rothen Streifen, den die Lampe des anderen Fensters stet und unbeirrt über die windgeschüttelten Büsche warf, fuhren die blutig gefärbten Schneeflocken im rasenden Wirbel durch einander, wie die marternden Gedanken in seinem Kopfe. Er hatte vorhin mit sich gekämpft, ab er nicht Flora wenigstens den Vorfall wahrheitsgetreu mittheilen solle — jetzt wußte er, daß gerade ihr gegenüber kein Laut über seine Lippen kommen durfte, wenn er nicht wollte, daß die Präsidentin um des „Zischelns und Flüsterns in der Gesellschaft" willen sich von ihm lossagte; er mußte sich eingestehen, daß das ehrgeizige schöne Mädchen sofort sein Geständniß in die Welt hinausschreien würde, weniger aus Liebe, als um den Schein von sich zu wenden, daß sie sich hinsichtlich der Wahl ihres Herzens oder eigentlich ihres Verstandes geirrt habe.

Währenddem stand Henriette, das kleine, mißgestaltete Mädchen, mit Augen voll Grimm und Spott vor der Großmutter. „Also nur in Rücksicht auf das Gerede der Leute wünschest Du, daß sich meine Schwester tadellos aus der Affaire ziehe? Damit kommt sie ja sehr wohlfeil weg. Du sprichst sie ohne Bedenken frei, wenn sie nur dem Treubruche ein seidenes Mäntelchen umzuhängen versteht. Uebrigens brauchst Du wegen des Eclat wirklich nicht so entsetzlich penible zu sein, Großmama — man muß im Salon leben, wie wir, um zu wissen, daß die Gesellschaft es mit so manchen vornehmen Sündern hält, wie mit dem alten Meißner Porcellan: j öfter gekittet, desto begehrter!"

„Ich werde Dich wohl ersuchen müssen, den Rest de Abends auf Deinem Zimmer zu verbringen, Henriette," zürnt die Präsidentin jetzt ernstlich. „Mit dieser verbitterten Stimmun kann ich Dir die Rückkehr in den Salon nicht gestatten."

„Wie Du befiehlst, Großmama! Gelt, Hans, wi gehen mit tausend Freuden," sagte sie lächelnd und drückte di Wangen auf das Gefieder des Vögelchens, das noch auf ihre Rechten saß. „Du kannst auch die alten Hofdamen nich leiden, und die große medicinische Autorität, den Herr von Bär, zwickst Du regelmäßig in den Finger, wenn er Dic mit Zucker kirren will, braver Bursche . . . Gute Nacht, Groß mama — gute Nacht, Moritz!" Sie hemmte noch einmal ihr hastigen Schritte und wandte sich zurück. „Die Charaktervoll dort," sagte sie mit schneidender Ironie, „wird hoffentlich de Weg innehalten, den ihr der selige Papa unerbittlich vor geschrieben haben würde — mit ihrer Renommage bezüglich de eigenen Willens hat sie sich zu seinen Lebzeiten niemals hervor wagen dürfen. Er würde ihr nie gestattet haben, einem Ehren manne das gegebene Wort zu brechen."

Mit trotzig zurückgeworfenem Kopfe ging sie hinaus, abe schon auf der Schwelle stürzten ihr die heißen Thränen, di bereits in ihren letzten Worten mitgeklungen hatten, unaufhaltsa über die Wangen.

„Gott sei Dank, daß sie geht!" rief Flora. „Man brauch wirklich das höchste Maß von Selbstbeherrschung, um nicht ih gegenüber die Geduld zu verlieren."

„Ich vergesse nie, daß sie eine Kranke ist," bemerkte di Präsidentin trocken zurechtweisend.

„Und in einer Art hatte sie doch auch Recht, Flora," wagt der Commerzienrath einzuwerfen.

„Denke darüber, wie Du willst, Moritz!" entgegnete di junge Dame kalt. „Ich habe Dich nur dringend zu bitten, mi durch Deine Einmischung die inneren Kämpfe nicht zu erschweren Wie bereits gesagt, bin ich gewohnt, mit mir und Anderen allein fertig zu werden, und so will ich's auch in diesem Fall gehalten wissen. Uebrigens dürft Ihr ruhig sein — D und die Großmama — es widerstrebt mir selbst, hart un gewaltsam vorzugehen; ich habe eine geräuschlose Verbündete, und das ist — die Zeit."

Sie nahm das Kelchglas vom Schreibtische und netzte di fast weißgewordenen Lippen mit einigen Tropfen Rothweins, während die Präsidentin, ohne ein Wort weiter zu verlieren, sich anschickte, in den Salon zurückzukehren.

„Apropos, Moritz!" rief sie, die Hand auf das Thürschloß legend. „Was wird nun mit Käthe geschehen?"

„Darüber müssen wir das Testament entscheiden lassen," versetzte er, wie befreit aufathmend. „Ich bin völlig ahnungslos, wie der Schloßmüller verfügt hat. Käthe ist seine einzige Erbin; ob er sie aber auch als solche bestätigt, das fragt sich; er ist ihr ja immer gram gewesen, weil ihre Geburt seiner Tochter das Leben gekostet hat. . . . Auf jeden Fall wird sie für einige Zeit hierher kommen müssen."

„Gieb Dir keine Mühe — die kommt nicht; die hängt noch heute so fest an den Rockfalten ihrer alten, unausstehlichen Gouvernante, wie zu Papas Lebzeiten," sagte Flora. „Man muß nur ihre Briefe an Dich lesen."

„Nun, vielleicht ist's auch besser, sie bleibt, wo sie ist," meinte die Präsidentin fast lebhaft. „Aufrichtig gestanden, ich verspüre nicht viel Lust, sie unter meine Flügel zu nehmen und vielleicht stündlich an ihr herumzumäkeln — das giebt viel stillen Aerger. . . . Ich habe mich nie recht für sie erwärmen können, nicht etwa, weil sie das Kind der ‚Anderen' war — darüber habe ich stets gestanden, aber sie kroch mir zu viel drüben in der Mühle herum, hatte stets die Zöpfe und Kleider voll Mehlstaub und war ein recht eigenwilliges kleines Ding."

„Ja, so ein rechter Querkopf aus dem Volke, und doch — Papas Liebling," warf Flora mit bitterm Lächeln hin.

„Scheinbar, Kind, weil sie seine Jüngste war," sagte die Präsidentin, die gründsätzlich nie den Gedanken aufkommen ließ, daß eines ihrer Angehörigen je zurückgesetzt werden könne; „er hat Euch ebenso lieb gehabt. Nun, Moritz, wirst Du mitkommen?"

Er bejahte hastig. Beide entfernten sich, Flora aber schellte

ihrer Kammerjungfer. „Ich will mich in mein Schlafzimmer zurückziehen und dort arbeiten — trage das Schreibzeug und diese Papiere hinüber!“ befahl sie. „Selbstverständlich bin ich für Niemand mehr zu sprechen.“

Der feurig rothe Streifen draußen erlosch; das weiße Licht des Salons aber schimmerte bis weit über Mitternacht in die dunkle, sturmgepeitschte Allee hinein. . . . Der Commerzienrath saß am Spieltische. Alle Anwesenden hatten bei seinem Eintreten einen liebenswürdigen Gruß, ein vertrauliches Händeschütteln für ihn gehabt, und das hatte sein beklommenes Herz durchwärmt und umschmeichelt wie Sonnenschein. Inmitten dieser Gesichter, mit der Vornehmheit des Adels oder dem Beamtenhochmuthe in den Zügen, fand er seine Handlungsweise so vollkommen gerechtfertigt, daß er die quälenden Scrupel der letzten Stunden fast nicht mehr begriff. Weshalb sich einem schiefen Urtheile aussetzen, wenn man sich bewußt ist, nicht einmal in Gedanken gesündigt zu haben? Und um welche Gemeinheit handelte es sich! All' den allerliebsten Scandalgeschichtchen, die auch jetzt von Mund zu Mund schlüpften, hing man mit feinem, verständnißinnigem Lächeln „das seidene Mäntelchen“ um — es waren ja insgesammt noble Passionen und Verirrungen, die man geißelte, bei dem Verdachte eines gemeinen Attentates auf den Geldschrank des Schloßmüllers aber ließen sicher alle diese Leute den ohnehin in ihren Kreis Eingeschmuggelten gnadenlos fallen. . . . Allerdings durfte er sich jetzt nicht mehr damit trösten, daß sein Verschweigen Niemand schade; es drohte scheidend zwischen zwei Menschen zu treten, die bereits durch den Verlobungsring an einander gekettet waren — bah, Flora war ein excentrisches Wesen! Bei der nächsten Auszeichnung, die Bruck zu Theil wurde — und die konnte bei seinen Verdiensten, seinem Wissen nicht ausbleiben —, besann sie sich eines Bessern. . . . Er schlürfte ein Glas köstlicher Bowle, und das spülte die letzten Scrupel gründlich weg.

3.

Der Schloßmüller hatte in der That seine Enkelin, Katharina Mangold, testamentarisch zu seiner Universalerbin ernannt und den bereits von ihrem verstorbenen Vater für sie bestellten Vormund auch seinerseits bestätigt. — Dieser Vormund war der Commerzienrath Römer. Bei der Eröffnung des Testamentes war diesem doch sehr wunderlich zu Muthe gewesen, und er hatte den Kopf geschüttelt über die Widersprüche, die ungeahnt in der Menschenseele neben einander liegen. Der alte Mann, der ihn in dem jähen Wahne, er wolle ihn seines Goldes berauben, nahezu erwürgt, hatte ihn kaum eine Stunde zuvor bezüglich der Verwaltung des Vermögens mit beinahe unumschränkter Vollmacht betraut. Er hatte verfügt, daß, falls die beabsichtigte Operation seinen Tod nach sich ziehe, sofort sein gesammter Besitz an Liegeschaften, mit Ausnahme der Schloßmühle, verkauft werde. In Betreff dieser Ausnahme hatte er bemerkt, die Mühle habe ihn zum reichen Manne gemacht, und seine Enkelin, selbst wenn sie „so stolz und hochmüthig, wie ihre Stiefschwestern“ geworden sei, brauche sich nicht zu schämen, sie ihrem künftigen Ehemanne mitzubringen. Das Rittergut sollte zerschlagen, die Waldungen, Ländereien und die Wirthschaftsgebäude inmitten der weiten Gras- und Gemüsegärten je einzeln an den Meistbietenden veräußert werden; bezüglich der Villa und des dazu gehörigen Parkes sollte jedoch der Commerzienrath Römer, sofern er darauf reflectire, die Vorhand haben, und sei ihm der Besitz mit fünftausend Thalern unter dem Taxwerth zuzuweisen. Diese fünftausend Thaler habe er nicht allein als Entschädigung für seine vormundschaftliche Mühewaltung, sondern auch als ein Zeichen der „Erkenntlichkeit“ des Testators anzusehen, da er sich niemals hochmüthig, wie „die Anderen in der Villa“, sondern weit eher wie ein anhänglicher naher Verwandter bezeigt habe. Ferner sollte auf Grund des Testamentes das Gesammtvermögen in Staatsobligationen und anderen soliden Papieren angelegt und die Wahl derselben dem Ermessen des Vormundes, als eines tüchtigen und umsichtigen Geschäftsmannes, überlassen sein.

Die junge Erbin lebte seit sechs Jahren entfernt von der Heimath. Ihr sterbender Vater hatte sie der Gouvernante, einem Fräulein Lukas, übergeben, welche die Erziehung des Kindes seit dessen erstem Lebensjahre in den Händen gehabt und in der That Mutterstelle an ihm vertreten hatte. Banquier Mangold hatte sehr wohl gewußt, daß er seinen Liebling, der sich stets scheu von den weit älteren Stiefschwestern ferngehalten, dieses Schutzes nicht berauben dürfe, und deshalb verfügt, daß Katharina mit nach Dresden gehen solle, wo die Erzieherin nach langjährigem Brautstand mit einem Arzte gerade um jene Zeit ihren eigenen Hausstand begründete . . . . Das junge Mädchen hatte in ihren Briefen an den Vormund nie den Wunsch ausgesprochen, die Heimath wiederzusehen; ebenso wenig war es ihrem Großvater, dem Schloßmüller, eingefallen, sie je zurückzufordern; er war damals vollkommen mit ihrer Uebersiedelung nach Dresden einverstanden gewesen, weil ihr Anblick den Gram um das einzige Wesen, das er geliebt, um seine Tochter, stets erneute. Nun, nach seinem Tode, hatte der Vormund ihre Rückkehr auf einige Zeit gefordert; er hatte ihr zugleich mitgetheilt, daß er sie selbst mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit, Ende April, abholen wolle, weil — was er selbstverständlich verschwieg — die Präsidentin Urach sich entschieden gegen eine etwaige Begleitung der ehemaligen Gouvernante verwahrte. Die Mündel war mit Allem einverstanden gewesen, und hatte ihn nur auf seine Frage, ob sie bei Ausführung der testamentarischen Bestimmungen irgend einen persönlichen Wunsch habe, dringend gebeten, bei Verpachten der Schloßmühle die große Eckstube nebst Alkoven zu reserviren und beide Räume genau zu belassen, wie sie zu des Großvaters Lebzeiten eingerichtet gewesen seien. Das war geschehen. — —

Es war im Monat März, da kam eine junge Dame von der Stadt her. Sie ging auf der Chaussee, die mit den letzten vereinzelten Ausläufern der Straße, hübschen, kleinen Landhäusern, zu beiden Seiten besetzt war, und bog in den breiten Fahrweg ein, der nach der Schloßmühle führte. Noch war das Schmelzwasser des letzten Schneefalles nicht ganz versickert; es stand in den breiten Furchen, welche die Räder der Mühlenwagen gewühlt hatten, und in den tiefeingedrückten Spuren der vielen Sohlen, die hier verkehrten; aber die schlanken Füße des jungen Mädchens steckten in festen Lederstiefelchen, und das schwarze Seidenkleid war so hoch aufgeschürzt, daß der elegant bordirte Saum mit dem triefenden Geröll nicht in Berührung kam. Es war durchaus keine Elfe oder Sylphide, das Menschenkind, das so kräftig und sicher dahergeschritten kam; weit eher eine Gestalt, wie man sich ein schönes Schweizermädchen denkt, dem die kräuterwürzige Alpenmilch und der reine Athem der Bergluft das Blut mischen und Adern und Sehnen vor Gesundheit strotzen machen. Eine anliegende, mit Pelz besetzte schwarze Sammetjacke bezeichnete die kräftigen, aber schön geschwungenen Linien der Taille und des Busens, und auf dem lichtbraunen Haar saß, ein wenig schief gerückt, eine Mütze von Marderfell. Das Gesicht war weit entfernt, proportionirt oder gar classisch regelmäßig zu sein — das gebogene Näschen war zu kurz im Verhältniß zur Wölbung und Breite der Stirn, der Mund zu groß, das runde Kinn mit dem Grübchen ein wenig zu kräftig vorgeschoben, der Bogen der Brauen nicht bestimmt genug, aber diese Mängel wurden aufgewogen durch die reine, von den breiten Schläfen ausgehende Ovallinie und die unvergleichliche Jugendfrische und Blüthe der Gesichtsfarbe. (Fortsetzung folgt.)

Waisenkinder auf der Haide.

Kein Obdach! Birg in meinem Schooße
Das liebe Lockenköpfchen dein
Und schließ' das Aug', das dunkle, große,
In gold'nem Traum, mein Brüderlein!

Die Nacht bricht an — die Vögel schweifen
Zu Nest, zu Nest mit letzter Kraft;
Der Nebel wallt in langen Streifen
So grau daher — und märchenhaft
Ziehn Glockenklänge auf der Haide.



Waisenkinder auf der Haide.

Nach dem A. Wagenmann'schen Stahlstiche des Karl Bauerle'schen Oelgemäldes.

Da liegt es ja im Abendscheine,
Das stille kleine Gotteshaus,
Und rings herum viel Leichensteine,
An manchem Kreuz ein Blumenstrauß.
Wie muß es sich doch unter'm Hügel
So heimlich lauschen und so sacht,
Wenn traumhaft senkt den weichen Flügel
Und lautlos horcht die Sommernacht
Den Glockenklängen auf der Haide!

Der Tod so süß, so hart das Leben —
Träum' fort, träum fort, mein Brüderlein!
In Winterfrost, in Sturmesweben
Wer thut uns auf, wer läßt uns ein?
Wie schön, dem Glück in's Auge sehen,
In's Auge warm und strahlenhell —
Uns winkt's nur im Vorübergehen
Und kommt und flieht, wie Träume schnell,
Wie Glockenklänge auf der Haide.

Träum' fort, träum' fort — und doch! wie heute
So wundersam sich hebt mein Muth,
Als grüßt' uns Gott aus dem Geläute:
„Getrost! Es wird noch Alles gut",
Als ging er mit des Tages Scheiden
Die Haid' entlang von Ort zu Ort
Und spräch' zu Allen, die da leiden,
Ein freundlich Wort, ein Vaterwort
Aus Glockenklängen auf der Haide.

Ernst Ziel.

Louise.

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Mutter unseres Kaisers.

(Fortsetzung.)

Die Reise des Königs und seiner Gemahlin zur Huldigung nach Königsberg glich einem Triumphzuge und gab Beiden vielfach Gelegenheit, durch ihre Güte, Freundlichkeit und Menschlichkeit das Herz des Volkes zu gewinnen. Auf ihrem Wege nach dort wurde Louise in einer kleinen Stadt Pommerns von neunzehn Mädchen in weißen Kleidern begrüßt, welche vor ihrem Wagen Blumen spendeten. Als die Königin in ihrer herzlichen Weise mit den Kindern sprach, erzählten ihr dieselben im Vertrauen, daß sie ursprünglich zwanzig gewesen, aber die Eine nach Hause geschickt worden wäre, weil sie gar zu häßlich ausgesehen habe. „Ach, das arme Kind," rief die mitleidige Königin, „hat sich gewiß auf meine Ankunft gefreut und nun muß es zu Hause sitzen und wird bittere Thränen weinen!" Zugleich gab sie Befehl, die betrübte Kleine zu holen. Louise beschenkte sie reich vor den anderen Kindern, um sie wegen der erlittenen Zurücksetzung zu entschädigen.

In ähnlich humaner Weise benahm sie sich gegen eine Frau, welche bei einem glänzenden Militär-Kirchenfeste zu spät kam und, da sie in der überfüllten Kirche keinen Platz fand, zufällig in die königliche Loge gerieth, wo sie auf die freundliche Einladung einer Hofdame sich niederließ. Nach beendigtem Gottesdienst wurde die unschuldige Frau von dem Ober-Ceremonienmeister so hart angefahren, als ob sie eine schwere Majestätsbeleidigung begangen hätte. In ihrer Herzensangst wandte sie sich weinend und tiefbetrübt an den Bischof Eylert, weil es scheinen könnte, als habe sie die der geliebten Königin schuldige Ehrfurcht verletzt. Unterdeß hatte diese den Vorfall bereits erfahren und sogleich den Bischof rufen lassen. „Aber ich bitte Sie um Himmelswillen," empfing sie ihn, „was ist in Ihrer Kirche geschehen? Soeben habe ich mit Unwillen gehört, wie eine würdige Frau Ihrer Gemeinde gekränkt worden ist. Warum? Sollte man es glauben — darum weil sie in meiner Loge während des Gottesdienstes Platz genommen hat. Man weiß, wie der König und ich über das Hof-Ceremoniell denken. Ganz läßt es sich nicht beseitigen, aber man sollte doch einen Unterschied machen. Und das nun vollends in der Kirche! Ich bin trostlos darüber, wiewohl nicht schuld daran — bitte, machen Sie es wieder gut! Essen Sie diesen Mittag bei mir und bringen Sie mir die Versicherung, daß die würdige Frau wieder zufrieden gestellt ist! Morgen aber kommen Sie mit ihr selber! Ich werde mich freuen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

Wo die Königin erschien, in Preußen, Schlesien und Westphalen, wurde sie mit Begeisterung empfangen, mit Liebe begrüßt und fast wie eine Heilige verehrt. Aber die glänzenden Feste des Adels, die Huldigungen der Stände und die rauschenden Vergnügungen der vornehmen Welt erfreuten und befriedigten sie weniger als die schlichte Liebe ihres Volkes, die Thränen in den Augen der Armen, welche sie als ihre Wohlthäterin priesen. Nach all den Zerstreuungen, Bällen und Aufzügen fühlte sie sich wieder am glücklichsten in ihrer Häuslichkeit, bei ihren Kindern im kronprinzlichen Palais unter den Linden, das auch Friedrich Wilhelm der Dritte bis zu seinem Tode bewohnte. Hier lebte sie ausschließlich ihrem Gatten und ihrer Familie als eine echte deutsche Hausfrau in treuer Erfüllung aller Pflichten, mit der Erziehung ihrer Kinder und mit ihrer eigenen Bildung beschäftigt. Von frühester Jugend an interessirte sie sich für Kunst, Wissenschaft und Literatur. Die deutschen Dichter Herder, Goethe und Schiller waren ihre Lieblingsschriftsteller, besonders der Letztere, den sie so gern in ihre Nähe gezogen hätte. Außerdem las sie die griechischen Tragiker in Uebersetzungen, die Dramen Shakespeare's, Gibbon's römische Geschichte und die besten französischen Memoiren.

Dieses schöne, friedliche Dasein sollte jedoch nur zu bald sein Ende finden. Immer mehr verfinsterte sich der politische Horizont; immer ernster und drohender gestaltete sich die Lage des Staates; immer näher rückte das unvermeidliche Verderben. Napoleon, das Genie des Jahrhunderts, hatte in Frankreich die Revolution bezwungen, durch eine Reihe glücklicher Kämpfe die Gegner der sogenannten Republik besiegt, das alte Staatensystem tief erschüttert, Oesterreich in Italien niedergeworfen, Rußland geschlagen, das verrottete deutsche Reich zertrümmert, sich zum Schiedsrichter Europas aufgeschwungen und die Kaiserkrone auf sein mit Lorbeeren geschmücktes Haupt gesetzt.

In diesem Weltkampfe war Preußen seit dem Baseler Frieden neutral geblieben, da Friedrich Wilhelm der Dritte, von seiner Friedensliebe verführt und von Mißtrauen gegen sich selbst erfüllt, die mit Recht vielfach angegriffene Politik der freien Hand verfolgte. Mehrfach aufgefordert, einer neuen Coalition gegen den ehrgeizigen Eroberer beizutreten, schwankte er unentschlossen hin und her, obgleich die Verhältnisse zu einem entschiedenen Handeln und schnellem Entschlusse drängten und jede Zögerung die Gefahr nur noch steigerte. An seiner eigenen Begabung zweifelnd, überließ er die Entscheidung seinen meist unfähigen und uneinigen Räthen und Ministern. Während der charakterlose Haugwitz sich zu Frankreich hinneigte, Hardenberg sich für England und Rußland erklärte, die Kriegspartei am Hofe, an deren Spitze Prinz Louis Ferdinand stand, mit wildem Ungestüm den Kampf gegen Napoleon forderte, verharrte der König in seiner unglücklichen Neutralität, unfähig, unter solchen Umständen einen kühnen Schritt zu thun.

Erst der Besuch des Kaisers Alexander von Rußland und des Erzherzogs Anton von Oesterreich, die sich nach Berlin begeben hatten, um ihn zur Theilnahme an dem bevorstehenden Kriege zu bewegen, ließ ihn einen Vertrag abschließen, worin er sich erbot, zunächst den Frieden mit Frankreich zu vermitteln und für den Fall, daß Napoleon die Vorschläge Preußens zurückweisen sollte, der Coalition beizutreten und am 15. December 1805 den Krieg an Frankreich zu erklären. Zufrieden mit diesem Abkommen, äußerte der Kaiser Alexander am Abend seiner Abreise über Tisch, daß er gern die Gruft Friedrich's des Großen gesehen hätte, um dem todten Helden seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Obgleich kein besonderer Freund solch einer romantischen Ueberschwänglichkeit, gab der König sogleich den Befehl, die Garnisonkirche in Potsdam, wo die Särge des großen Friedrich und seines strengen Vaters standen, zu erleuchten. Um Mitternacht führte er selbst seinen hohen Gast in Begleitung der Königin in die Gruft. Ueberwältigt von seinen Gefühlen, küßte Alexander den kalten Marmorsarg und die warmen Lippen der von ihm angebeteten Louise, indem er mit erhobener Hand den neuen Bund zwischen Rußland und Preußen feierlich beschwor und unerschütterliche Treue gelobte. Schweigend knieten die Anwesenden nieder und beteten leise um den Segen des Himmels, worauf sie unter nochmaliger Versicherung ewiger Freundschaft von einander Abschied nahmen.

Alexander eilte zu dem Heer nach Mähren, wo die vereinigte russisch-österreichische Macht bei Austerlitz von Napoleon auf das Haupt geschlagen wurde. Der stolze Sieger, empört über die vermeintliche Treulosigkeit der preußischen Regierung, brannte vor Begierde sich an dem heimlichen Gegner zu rächen, der jetzt ohne genügende Vorbereitung, ohne erprobte Führer und ohne Bundesgenossen ihm rath- und hülflos gegenüberstand. Während der König durch Unterhandlungen noch den drohenden Kampf zu vermeiden suchte, rüstete Napoleon mit der ihm eigenen Energie und traf alle Vorbereitungen, um den längst geplanten Todesschlag gegen die Monarchie des großen Friedrich zu führen. Plötzlich rückte er nach Thüringen vor, wo er mit bewunderungswürdiger Kraft und Schnelligkeit die wichtigsten Punkte besetzte. In dieser Zeit der allgemeinen Rathlosigkeit, Verzagtheit und Verwirrung war die Königin Louise nach dem Zeugniß des bekannten Staatsmannes Gentz die einzige tröstliche und bedeutende Erscheinung. Weit entfernt davon, im kriegerischen Getümmel, wie es in den lügenhaften Berichten der französischen Blätter und in den späteren Bulletins hieß, die Amazone zu spielen und das Feuer unweiblich zu schüren, bewahrte sie auch unter den traurigsten Verhältnissen ihren sanften, echt weiblich-deutschen Charakter.

„Donnerstag den 9. October," schreibt Gentz in seinen denkwürdigen Aufzeichnungen, „um 9 Uhr Vormittags erhielt ich in Erfurt Zutritt bei Ihrer Majestät der Königin. Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden, als ich sie früher mir gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie berathschlagte mit Präcision, Selbstständigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Mann bewunderungswürdig gefunden hätte, und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man Bewunderung zollte. Nicht ein Wort, das nicht zum Zweck gehörte, keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenster Harmonie gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Besprechung, so daß eine Combination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich nie etwas Aehnliches mich zuvor besinne, das Resultat war.

Ihre erste Frage war, was ich von diesem Kriege denke und welche Ansichten ich hege. Ich suchte Alles hervor, was sich mir selbst bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Besondern Nachdruck legte ich auf den Zustand der öffentlichen Meinung, auf die günstige Stimmung von Seiten der Zeitgenossen und auf die eifrigen Wünsche, die von allen Parteien Deutschlands dahin getheilt würden, daß ein günstiger Erfolg Preußens Unternehmung krönen möge. Die Königin bemerkte, sie habe schon seit langer Zeit Betrachtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung und vor Allem die der fremden Länder diesen Feldzug betrachten möchte, da sie wohl wisse, daß die Gesinnungen gegen Preußen nicht die günstigsten seien; jedoch habe sie seit einigen Wochen in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort, sie kenne die Vergangenheit besser als ich; ‚aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen sein sollte!'

Sie lenkte das Gespräch auf den für Oesterreich so unglücklichen Krieg von 1805 — unauslöschlichen Eindruck machten auf mich die liebenswürdigen tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf die Mißgeschicke des Hauses Oesterreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen. Unter Andern erzählte sie mit rührender Einfachheit, daß an dem Tage, wo sie die Nachricht von den ersten Unglücksfällen der österreichischen Armee erfahren, der Kronprinz, ihr Sohn, sich zum ersten Male in der Uniform gezeigt habe. Als sie dies gesehen, habe sie gesagt: ‚Ich hoffe, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machen wirst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen deutschen Brüder zu rächen.' — Sie rechtfertigte sich gegen den in französischen Blättern ihr gemachten Vorwurf der Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten, erklärte jedoch freimüthig, sie würde, wenn sie darum befragt worden wäre, für den Krieg gestimmt haben. In Bezug auf die ihr angedichtete Parteilichkeit für Rußland sagte sie: ‚es sei dies von allen die ungerechteste und absurdeste Beschuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander anbeträfe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer thun, allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug der Befreiung Europas zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur immer als letzte Hülfsquelle angesehen und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel einzig und allein in der engsten Verbindung aller Derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten.'"

Unaufhaltsam jedoch brach das Verhängniß über Preußen herein, an dem die Sünden der Vergangenheit gerächt wurden. Eine einzige unglückliche Schlacht genügte, um die Monarchie Friedrich's des Großen zu zertrümmern. Der Tag von Jena mit den darauf folgenden Ereignissen, jene Zeit der Schmach, des Abfalls und Verraths offenbarte die allgemeine Demoralisation, die von dem scharfblickenden Mirabeau bereits bezeichnete „Fäulniß vor der Reife", die Erbärmlichkeit der höheren Stände, die Unfähigkeit und Feigheit der Beamtenwelt, die Gesinnungslosigkeit der Bürgerschaft in der entsetzlichsten Weise. Der König sah sich gezwungen, mit seiner Familie und den Resten seines zwar tapferen, aber schlecht geführten Heeres über die Oder zu fliehen. In jenen traurigen Tagen der Prüfung, als eine Schreckensnachricht die andere jagte, sprach die betrübte Königin in ihrem Schmerze die prophetischen Worte zu ihren Söhnen:

„Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Reiches, mit dem Eure Ahnen und ihre Generale den Stamm der Hohenzollern gekrönt haben und dessen Glanz sich über alle Völker verbreitete, die ihrem Scepter gehorchten. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte an einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr; er ist verschwunden wie jener Nebel, welcher auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichen Schlacht verbarg. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo der Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück, weint meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist auf Euch sich nieder; befreiet dann Euer Volk von der Schande, den Vorwürfen und der Erniedrigung, worin es schmachtet! Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage, die Schmach seines Vaterlandes an den Schweden rächte! Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung des Zeitalters hinreißen! Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherrn und Helden! Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich's unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so suchet den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!"

Auf der Flucht nach Preußen lernte die Königin das Elend und die Noth im vollsten Maße kennen. Die pflichtvergessenen

Commandanten und feigen Behörden überlieferten dem Feinde ohne Widerstand die Festungen Küstrin und das starke Magdeburg, alle Vorräthe und Schätze des Staates. Nicht nur die französischen Zeitungen und lügenhaften Bulletins des übermüthigen Siegers, sondern auch feile deutsche Lohnschreiber verfolgten die reine, unschuldige Königin mit den gemeinsten Schmähungen und Verleumdungen. Elende Menschen, welche sie mit Wohlthaten überhäuft, lohnten ihr mit Undank.

Auf dem Wege von Stettin nach Küstrin versagte ihr der rohe Amtmann in Bärwalde frische Pferde zu ihrem Fortkommen, sodaß sie mit den abgetriebenen Gäulen weiterfahren mußte. Mitten in ihrem größten Unglücke erinnerte sie sich jener rührenden Strophen des „Sängers“ in Goethe's „Wilhelm Meister“, die sie damals zu Ortelsburg in ihr Tagebuch einschrieb:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt in's Leben uns herein
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem jüdischen Familienleben.

Von S. Mosenthal.

Ich weiß nicht, wie es historisch zu begründen ist, daß wir Juden für die Mahlzeit am Freitagabend, als am „Eingang des Sabbaths“ ein Fischgericht für unerläßlich halten. Die Bibel zählt unter den nationalen Lieblingsspeisen nur die Zwiebeln und den Knoblauch auf. Ob sich das angestammte Fischgericht durch Petri Fischfang oder das Wunder mit den Fischen auf seine historische Quelle zurückleiten lasse, das mögen die Archäologen entscheiden. Soviel aber weiß ich, daß in meiner Vaterstadt, die eine überwiegend protestantische, eine kleine katholische und eine ziemlich beträchtliche jüdische Bevölkerung besaß, fast ausschließlich für die letztere jeden Freitag die Bauern der Umgegend am sogenannten „Fischstein“ ihren Markt hielten und jüdische Köchinnen in mehr oder weniger reinen Netzen, jüdische Hausväter in mehr oder weniger reinen Schnupftüchern ihr Contingent an „Schabbesfischen“ nach Hause trugen.

Das Gericht hatte einen solennen Anstrich. Für die Größe des Festes zeugte die Qualität der Fische: den drei hohen Festtagen gehörte der Lachs, den minderen der Karpfen in der spartanischen Sauce; die gewöhnlichen Sabbathe mußten sich mit Barben und Weißfischen begnügen. Doch ohne Unterschied der Rangstufen wurden die Fische stets von meiner Mutter eigenhändig zubereitet, denn mein Vater behauptete, daß Niemand auf Erden eine Fischsauce „à la Mutter“ bereiten könne. Mit gerechtem Stolz heftete die Mutter jedem Freitag Vormittag sich die weiße Schürze um, an deren beide Zipfel ich und meine kleinere Schwester uns klammern durften, um Zeugen bei diesem Wunder der Kochkunst zu sein. So oft nun die in Stücke zertheilten Fische aus dem blanken Messingkessel genommen und symmetrisch auf die lange Schüssel geordnet wurden (das Gericht wurde Abends kalt kredenzt), legte die Mutter das kräftigste Kopfstück auf einen besonderen Teller, bekränzte es mit Zwiebeln und Citronenscheiben, übergoß es mit der gewürzig duftenden Sauce und stellte es auf den weißgescheuerten Anrichtetisch mit den Worten: „Für Tante Guttraud.“

Allwöchentlich sahen wir Kinder diesen neidenswerthen Tribut hinwegtragen, ohne uns von der Zwangspflicht, die uns kopflose Fische auferlegte, Rechenschaft geben zu können. Tante Guttraud war eine Mutterschwester unserer Mutter, die mit einem kranken Mann und zwei ältlichen Töchtern in einem Gäßchen nahe der alten „Schul“, dem Bethaus der Strenggläubigen, ihre ärmliche Wohnung hatte, aus der sie nie den Fuß setzte. So oft aber die Mutter nur ihren Namen nannte, geschah es mit einem Ausdruck frommer Verehrung, zu der auch wir Kinder mit angehalten wurden, ohne sie zu begreifen oder je nach ihrem Grunde zu fragen. Ja unsere heilige Scheu gewann einen Anstrich von Furcht, wenn wir mit der Mutter Freitag Abends nach der „Schul“ (Gottesdienst) die alte hölzerne Treppe, die einen Strick statt des Geländers hatte, zur Wohnung der Tante Guttraud hinaufkletterten, um uns, wie es die Mutter nun einmal eingeführt hatte, von ihr „benschen“ (segnen) zu lassen.

Noch heute lebt in meiner Erinnerung das Bild, ja der Geruch des Zimmers, in das wir nicht ohne inneres Widerstreben eintraten. Der Geruchssinn hat ein merkwürdig treues Gedächtniß. Indem ich Dieses niederschreibe, athme ich fast wieder jene Atmosphäre von Kohlendampf, Lampendunst und Kampherduft, die mir vor fünfzig Jahren auf die Brust fiel und die, wo ich sie jemals in den Wohnungen der Armuth wiederfand, mir unwillkürlich das Bild der Tante Guttraud in die Seele rief. Das Zimmer war tief und niedrig; von dem geschwärzten Querbalken der Decke herab hing eine siebenzackige Messinglampe; aus zweien ihrer Schnäbel dampfte eine Oelflamme und warf ein grelles Licht auf den darunterstehenden, mit weißem Tischtuch gedeckten runden Tisch, während der übrige Theil des wüsten Gemachs in dämmerndem Halbdunkel lag. Der wurmstichige Fußboden war mit weißem Sand bestreut, der unheimlich unter unseren Sohlen knisterte. In einer Ecke der Tiefe lohte ein eiserner Steinkohlenofen, aus dessen Aschenthür die Windstöße qualmende Wölkchen trieben; in der anderen stand ein Bett mit roth und blau gewürfelten Kattunvorhängen, in welchem der Mann der Tante, den wir nie Onkel nannten, gichtkrank lag, die Hände und Füße in Kampherkissen eingebunden. Auf einem ledernen Lehnstuhl, unfern dem Bette, saß die Tante. Eine dicke in schwarzes Leder gebundene Tfille (Gebetbuch) haltend und die Lippen noch stumm bewegend, erhob sie sich, uns zu begrüßen. Die Mutter reichte ihr die Hand mit einer Bewegung, als verneigte sie sich vor der Greisin, die das Haupt der Mutter sanft an ihre Schulter lehnte und ihr mit der flachen Hand wiederholt über die Stirn strich. „Benschen Sie meine Kinder, Tante Guttraud!“ sagte sie jedesmal, denn die demüthige Greisin schien auf diese Bitte zu warten. Nun folgte sie und trat ein paar Schritte näher in den lichteren Raum auf uns zu, die wir uns scheu an die Ecke des Tisches geklammert hatten.

Tante Guttraud war von mittlerem Wuchs und schmächtiger Gestalt, die ein wenig gekrümmt oder vielmehr gebrochen schien, und die ein Kleid von dunklem Druckkattun eng umschloß. Ueber die Brust war ein weißes Tuch ohne jeglichen Zierrath gekreuzt, das ihr bleiches Antlitz fast wachsgelb erscheinen ließ. Ueber der Stirn schloß ein schwarzes Band die Haare sorgfältig ein; eine weiße Tüllhaube umrahmte das strenge vornehme Gesicht. Die Nase war so fein gezogen, daß sie wie durchscheinendes Elfenbein erschien, die schmalen Lippen ließen, geöffnet, wohlerhaltene Zähne sehen; unter stolz gewölbten dunkeln Augenbrauen leuchteten rehbraune Augen in feuchtem Glanz wie unter Thränen hervor. Zwei magere wachsgelbe Hände legten sich auf unser Haupt. Innig und seelenvoll hoben sich die Augen zum Himmel empor; die Lippen bewegten sich zur Segensformel so leise, daß wir nur das Summen der Fliegen hörten, die um die Flamme der Ampel schwirrten, und das leise Stöhnen aus dem Bette, dessen Vorhänge den Kranken verhüllten. Dann küßte sie uns auf die Stirn, und wir zogen zaghaft ihre dürre Hand an die Lippen. Mit kaum hörbarem Schritt bewegte sich die Greisin zu einem Glasschrank, aus dessen trüben Scheiben ein paar bemalte Kaffeetassen hervorlugten, und nahm aus einer Schublade zwei Borsdorfer Aepfel, mit welchen wir uns unterhielten, während die Mutter, zum Sitzen genöthigt, eine halblaute Conversation mit ihr begann.

„Wie geht es Ihnen, liebe Tante?“

„Gott sei Dank! nicht schlechter. Die böse Gicht ist hartnäckig, zumal im Herbst, aber Gott wird helfen.“

„Haben Sie heut Nacht ein wenig geschlafen?“

„Ein wenig; alte Leut' brauchen nicht viel Schlaf. Er schläft auch wenig, aber Appetit hat er, Gott sei Dank, und die Fisch' haben ihn delectirt. Es kocht sie auch Keine so, wie meine Betty.“

„Wollen Sie nicht einmal bei uns speisen, liebe Tante? Sie haben mir's längst versprochen."

„Einmal, wenn ich von ‚Ihm' fortkommen kann. Ich schicke Dir lieber eins von den Mädchen; sie nähen sich die Augen aus — brave Kinder. Gott segne sie!"

„Und wie fühlen Sie sich, Tante Guttraud?"

„Ich? Gott sei Dank, daß es ‚Ihm' nicht schlechter geht; gelobt sei der Arzt der Kranken und gesegnet, wer die Kranken labt und die Wankenden stützt!" und die magere Hand erhob sich über das Haupt unserer Mutter, die vor dem tiefen thränenfeuchten Blick der Greisin beschämt die Augen niederschlug.

Es klopft an die Thür; die Mutter erhebt sich; die Aepfel sind verzehrt; wir athmen auf, als wir durch das enge Thor in das enge Gäßchen treten. „Kinder," sagt die Mutter, „Tante Guttraud ist eine Heilige in Israel."

Wir glaubten ihr. Verehrt man doch die Heiligen, ohne nach dem Grund zu fragen. Kinder verlangen nicht nach Beweisen. Die Großtante stand unseren kindischen Interessen fern; sie ragte nur um eines Fischkopfs Länge und eines Apfels Schwere in unser Leben hinein. Und diese verhältnißmäßige Verkürzung war bald vergessen. so oft wir Abends, wenn nicht an dem durch seine Gräten gefährlichen Fisch, so doch an der Sauce „à la Mutter" gehörig betheiligt wurden.

Wohl zwanzig Jahre später kehrte ich von der Universität in meine Heimath zurück. Wie fand ich Alles verändert und mir entfremdet! Der Tod hatte, von seiner eifrigsten Dienerin Cholera unterstützt, seine ergiebige Ernte eingeheimst. Mein geliebter Vater lag draußen, am „guten Ort"; für die vielen Andern, deren Hinscheiden mir gelegentlich berichtet wurde, hatte mein Herz kaum eine Erinnerung bewahrt. Das Vaterhaus war einsam geworden; die Brüder waren in der Fremde zerstreut, die Schwester war verheirathet; an verwaister Stätte schaltete die Mutter nicht „liebeleer"; denn ihr Herz umfaßte die ganze Menschheit; sie war der Brennpunkt für die zerstreuten Strahlen der Familie, die Vorsehung der Bedrückten und Nothleidenden der ganzen Gemeinde geworden. Es war ein schweres Wiedersehen. Wir umarmten uns schweigend. Jedes schonte die Wunden des Andern. Das Schweigen machte die gedrückte Stimmung in dem öden Hause nur schwüler und erstickender.

„Gehen wir hinaus zu den Unsern!" sagte die Mutter. Ich wollte ihre Begleitung zurückweisen — sie lächelte.

„Das ist mein gewöhnlicher Spaziergang," sagte sie, „der ‚gute Ort' ist mein Garten, mein Persepolis."

Eine Stunde Weges von der Stadt liegt der jüdische Friedhof auf einem Hügel am Saume eines Eichenwäldchens. Wenn man nicht durch das schmutzige Dorf fahren will, nimmt man den Weg durch den „Forst", eine Wiese mit alten Pappeln umsäumt. Die grüne Wiese war mit unzähligen Herbstzeitlosen durchsät; zur Pforte des Friedhofes hatte die Mutter den Schlüssel, wie zu ihrem Garten. Wir wandelten unter Bekannten; von allen Grabsteinen grüßten vertraute Namen. Wir hatten uns am Grabe meines Vater ausgeweint und schritten erleichterten Herzens durch die Gräberreihen, hie und da ein Steinchen auflesend, um es als Denkzeichen auf die Grabstätte eines Verwandten, eines Freundes zu legen. Bei einem liegenden Stein, dessen hebräische Inschrift mir schwer zu entziffern fiel, blieb die Mutter stehen, und gleich als ob sie mir einen theuren Bekannten vorstellen wollte, sagte sie mit gerührter Stimme: „Tante Guttraud!"

Die Erinnerung aus meiner Kindheit tauchte plötzlich vor mir auf, das Bild der Greisin in ihrem geheimnißvollen Schleier. Gegenüber dem unauflöslichen Räthsel des Todes empfand mein Herz zum ersten Mal den Drang, nach dem Grund der mysteriösen Verehrung dieser „Heiligen in Israel" zu forschen. Ich setzte mich am Rand ihres Grabsteins nieder und zog die Mutter in den Schatten einer Trauerweide, die sie selbst dort gepflanzt hatte. „Was ist's mit Tante Guttraud und Deiner frommen Verehrung für sie bis über das Gras hinaus? Wie groß muß dieses Weib gewesen sein, wenn eine Seele wie die Deinige sich in Ehrfurcht vor ihr verneigt!"

Fast erschreckt, wehrte die Mutter diesen Vergleich von sich ab. „Wie kannst Du mich, Kind, mit dieser Märtyrin vergleichen! Mir hat Gottes Gnade in meinen Kindern der Freuden so seltene gegeben, und mein Schmerz war immer nur das allgemeine Menschenloos. Sie war die heiligste Dulderin, die Heldin der Demuth, die Märtyrin der Treue. Ein Opfer, das die Liebe bringt begreifen wir leicht, weil wir selbst uns dessen fähig halten; Tante Guttraud steht einzig da; sie hat sich selbst ihrer Treue geopfert Ich habe Euch Kindern nie von ihren Schicksalen erzählt, weil ihr Heiligenschein einen Schandfleck unserer Familie deckt; ein Kindergemüth soll man nicht trüben durch die Schilderung menschlicher Irrthümer und Verbrechen. Aber Du kennst jetzt das Leben mit seinem Licht und seinen Schatten. Jetzt kann ich Dir ruhig ihre Geschichte erzählen.

Tante Guttraud war eine ältere Schwester meiner Mutter Deiner verklärten Großmutter — Segen ihrem Angedenken! Sie war in einem Landstädtchen unweit der Hauptstadt verheirathet und wir hörten wenig von ihr, bis ihr Mann starb und sie mit ihren beiden Töchtern herüberzog. Sie besaß so viel, wie sie zum bescheidenen Leben brauchte; sie war eine geübte Perlenstrickerin, und die Mädchen nähten für andere Leute. Trotz ihrer vierzig Jahre war sie noch eine schöne Frau; ihr vornehmer Gang ist mir noch immer im Gedächtniß geblieben.

Das war in den französischen Zeiten, als König Jerôme bei uns Hof hielt und aus Frankreich und Elsaß eine Menge abenteuerlicher Leute sich bei uns ansiedelten. Da war Alles ‚lustick' und schwindelhaft, und in der Neustadt sah man Kaufläden entstehen, so groß und prächtig wie auf der Frankfurter Zeil Zwei Brüder, elsasser Juden, hatten das schönste Geschäft auf gemacht, und es war eine Neuigkeit, die Aufsehen in der Gemeinde erregte, als der ältere von ihnen sich mit Tante Guttraud verlobte. Es war ihm wohl hauptsächlich darum zu thun, in unsere Familie zu kommen, die nicht zu den reichsten aber zu den geehrtesten der ganzen Gemeinde zählte. Auch war Tante Guttraud mit der weißen Hochzeitshaube wirklich eine schöne fürstliche Frau. Ich tanzte, als Mädchen noch, auf der Hochzeit, die im Stadtbausaal gehalten wurde; meine Mutter — gesegneten Andenkens — kam traurig und kopfschüttelnd von der Sude (Hochzeitsmahl) nach Haus; das Schwindelhafte des Festes hatte sie verstimmt, das Wesen des Bräutigams sie abgestoßen ‚Bei dem hat die Windel nicht gerauscht,' sagte sie, um den Emporkömmling zu bezeichnen. Und sie hatte leider nur zu recht gesehen. Die Ehe der Tante war keine glückliche. Ihr zartes vornehmes Herz litt unter seiner Rohheit, ja man sagte — obwohl sie selbst es beharrlich leugnete — daß er sie thatsächlich mißhandle. Die Stieftöchter trösteten sich mit ihren besseren Kleidern und mit dem Bewußtsein, nicht mehr für andere Leute arbeiten zu müssen; die Tante blieb einfach, wie zuvor wir aber zogen uns mehr und mehr von ihrem Hause zurück ein tiefer Widerwille ließ uns den neuen Onkel stets als einen Fremden betrachten.

Die ‚französische Zeit' ging vorüber; der Kurfürst wurde von den drei Alliirten wieder eingesetzt; ich war unter den ‚weißen Mädchen', die ihn am Weserthore empfingen. Aber die Zeiten waren, wie man damals allgemein sagte, nur schlechter geworden. Der westphälische Hof hatte viel Geld unter die Leute gebracht; mit dem Luxus hörte der Wohlstand auf; die deutsche Tugend coquettirte mit nüchterner Einfachheit; die großen Kaufleute sperrten Einer nach dem Andern ihre Läden zu. So ging es auch den beiden Elsassern; der Eine ging durch, der Andere verarmte immer mehr, und mit dem Verfalle seines Reichthums wuchs nur seine Rohheit, aber mit ihr die Demuth der frommen Dulderin. Sie strickte wieder Rosenguirlanden aus Perlen in grüne Geldbeutelchen, die sie selbst zum Verkauf trug, und die Mädchen errichteten eine Nähschule und verfertigten wieder Hemden für andere Leute. Doch wenn Einer der Anverwandten der armen Tante eine Unterstützung bot, so wies sie diese stets entschieden und vornehm zurück: ‚Er sorge schon hinlänglich für die Seinen.'

Ich war seit einem Jahre verheirathet, und Dein guter Vater hätte mir gern gestattet, etwas für die arme Tante zu thun. Wenn ‚Er' abwesend war, was jetzt halbe Wochen lang vorkam, besuchte ich die arme Tante, deren volles Gesicht der innere Gram abzehrte und bleichte, aber nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Nur heimlich durfte ich in der Küche die kleinen Vorräthe von Kaffee und Zucker, die ich mitbrachte, den Töchtern zustecken, in deren warmen Unterröcken ich die Kleider der Mutter erkannte; deshalb trug sie wohl in

kalten Winter ein dünnes Kattunkleid. Von dem Manne sagte sie, er sei ‚über Land', um Geschäfte zu machen. Das glaubte sie gewiß, aber mit dem ‚Ueberlandsein' hatte es eine eigene Bewandtniß, und man flüsterte in der Gemeinde darüber, daß er mit Geld in der Tasche und mit einer Uhrkette mit goldenem Petschaft zurückkam. Du weißt, mein Kind, daß damals noch jedes deutsche Ländchen seine eigenen Zollschranken hatte; wir waren gegen Hannover wie gegen Frankfurt zu abgesperrt, und die Waaren, die zumal von Hamburg reichlich zu uns herüberkamen, mußten an der Grenze, in Landwehrhagen, theuer verzollt werden. Da bildeten sich denn allerlei Schlupfwinkel, wohin die Schwärzer nächtlich ihren Vorrath trugen und in unterirdischen Magazinen anhäuften, von wo sie auf Schleichwegen in die Stadt gebracht wurden. Die Grenzjäger streiften nun bei Tage und bei Nacht, solche Spelunken zu entdecken und aufzuheben, um so mehr, als allerlei Diebsgesindel für gestohlene Güter dort guten Absatz fand; die Strafen wider solche Schwärzer und Hehler wurden stets verschärft, und es gab keine Gnade für die Ertappten.

Da hieß es eines Tages — es war in der Woche vor den großen Festtagen —, es sei bei Landwehrhagen ein solcher Diebs- und Schmugglerkeller entdeckt und aufgehoben worden und die Rädelsführer würden in Eisen hereingebracht. Ich hörte das ziemlich gleichgültig erzählen, und weil ein häusliches Weib nicht viel auf die Gasse hinaussehen kann, so wäre mir, hätte ich nicht gerade selbst die Fensterscheiben geputzt, der ganze Spectakel entgangen, als sie auf einem Leiterwagen, der auf beiden Seiten von Grenzjägern escortirt war, die Gefangenen über den Markt nach den Casematten führten. Aber so ließ mich das Geschrei des Pöbels und das Gejohle der Gassenjungen, aus dem ich den Ausruf ‚Jidde, Jidde!' (Jude) vernahm, den Kopf hinauslehnen — und hätte ich mich nicht an das Fensterkreuz gehalten, so wäre ich vor Schrecken zusammengestürzt; denn auf der vordersten Bank des Leiterwagens, die Hände kreuzweis mit Stricken gebunden, saß ‚Er', der unglückliche Mann meiner armen Tante Guttraud.

Was soll ich Dir sagen, Kind? Der Schreck hatte mir fast die Füße gelähmt. Es war ein Alarm in der Stadt, ärger als bei einer Feuersbrunst. Vor den Thüren und aus den Fenstern schrieen die Nachbarsleute Schimpfwörter auf ihn und auf die Juden; ich ließ nur geschwind die Fenster-Rouleaux herab. Dein Vater kam vom Comptoir nach Hause, todtenbleich. Die ganze Gemeinde war von dem Schlage getroffen, denn wenn bei uns ein Jude etwas angestellt hat, so läßt man's gleich die ganze Gemeinde entgelten. Ich dachte nicht an die Gemeinde, als Dein Vater mir erzählte, der Unglückliche sei seit langer Zeit das Haupt der Hehler und Schwärzer gewesen. ‚Arme Tante Guttraud!' war Alles, was ich hervorbringen konnte.

‚Geh hinüber!' sagte Dein Vater in seiner Güte.

Ich ging. Ich glaube, es war das erste Mal, daß ich in bloßem Kopfe über die Gasse ging. Unterwegs wollte ich mir's zurechtlegen, was ich ihr zum Troste sagen sollte — aber mir fiel nichts ein als: Arme Tante Guttraud!

Als ich hinaufkam, fand ich die Mädchen in thränenloser wilder Verzweiflung; ihre bitteren Worte und Flüche widerten mich an. Die Mutter sei fort, wohin, wüßten sie nicht, zur Polizei, oder in's Gefangenhaus, oder zum Vorsteher der Gemeinde. Sie hätten es längst geahnt, obwohl er das Sündengeld allein verschlemmt und nichts davon heimgebracht habe; sie hätten ihn stets gehaßt. Aber die Mutter sei blind; sie dulde kein Wort über ‚ihn', nicht als ob sie ihn liebe, oder für besser halte, als er sei; nur die Unterwürfigkeit und die Treue sei bei ihr zur albernen Leidenschaft geworden. Nun seien sie Alle entehrt. Sie wollten lieber gleich in die Fulde springen. Mit Mühe bändigte ich ihr unheimliches Geschrei, als die Thür aufging und die Tante hereintrat.

Ich war erstaunt, sie so aufrecht und fast unverändert zu sehen; nur noch bleicher war ihr Gesicht; unter die großen braunen Augen hatten sich tiefe blaue Ringe gelegt, und ihre Wimpern zuckten fortwährend wie von sichtbaren Pulsschlägen. Ich fiel ihr laut weinend um den Hals; die Mädchen verstummten.

‚Meine gute Betty,' sagte sie mit ruhiger Stimme, ‚es ist eine schwere Prüfung von Gott, aber was Gott thut, das ist wohlgethan.'

‚Das hat Gott gethan?' schrie die Aelteste mit krampfhaftem, herzzerreißendem Lachen.

Die Mutter richtete sich mächtig auf; ihr großer Blick fiel vernichtend auf die Tochter. ‚Verdammst Du ihn,' sprach sie, ‚ehe ihn unsere Saunim (Feinde) verdammen? Ist's ausgemacht, was er gethan haben soll? Und hat er's gethan, für wen hat er's gethan? Um uns bessere Tage zu machen; weil ihn Euere wundgenähten Finger gedauert haben, hat er die seinen — ich will's nicht aussprechen — Gott hab' Erbarmen mit ihm! Aber wenn's die Menschen nicht haben, wenn die Anderen ihn — Gott soll M'schomer und mazil sein (Gott verhüte es) — verdammen und im Stiche lassen, ich bin sein Weib und hab' ihm unter der Chuppe (Trauhimmel) Treue geschworen. Kein Wort will ich hören über ihn, oder so wahr ein Gott lebt, ich laß' mich einsperren zu ihm in die Casematten.'

‚Tante Guttraud!' rief ich, und mit Thränen der Bewunderung wollte ich ihre Hand fassen, aber sie zog dieselbe zurück.

‚Was wunderst Du Dich,' sagte sie befremdet, ‚als wäre da weiter was dabei? Sind wir Gojim (Heiden), wo Einer auf sein eigen Blut einen Stein werfen kann? Ich bin, Gott sei Dank, ein jüdisch Weib und weiß, was geschrieben steht. Wie ich denke, denkt Jede, die nicht mewajisch haschem (Gotteslästererin) ist. — Red' mit Deinem Manne, Bettyleb! Er ist talif (beliebt) beim Bürgermeister. Beim Parneß (Gemeindevorsteher) bin ich umsonst gewesen; er sagt, sie dürfen sich nicht hineinmischen — sie sind froh, wenn man sie nicht hineinmischt, aber der Commissär vom Gefangenhaus, den sie für den größten Rosche (Judenfeind) ausgeschrieen haben, hat mich angehört und hat mir erlaubt, daß ich ‚ihm' eine Supp' bringen darf, so lange er sitzt; so braucht er wenigstens nicht treifes (Verbotenes) zu essen. Und nun sei mauchel (verzeih'), Betty! Ich will in die Küch', damit ‚er' seine Supp' kriegt.'

So ging sie hinaus. Ich verwies die Mädchen mit stummem Blicke auf die fromme Dulderin, und als ich ging, sah ich sie in der dunkeln Küche den Topf zusetzen, so sorgfältig, als bereite sie die Suppe für ein krankes Kind."

Die Mutter hielt eine Weile in ihrer Erzählung inne und fuhr dann fort: „Du mußt nicht glauben, Kind, daß es aus ist; das Schrecklichste, das Herrlichste kommt erst jetzt.

Der Proceß dauerte Wochen lang; da ließ sich nichts machen gegen die Beweise und das eigene Geständniß. Es sind böse Dinge da aufgekommen, die böse Menschen gleich verbreiteten und noch vergrößerten, so daß sie der armen Frau nicht verheimlicht blieben. Doch alles Das änderte nichts an ihrem Benehmen. Sie trug ihm Tag für Tag das Essen in's Gefangenhaus, erhielt von dem Commissär sogar die Erlaubniß, ihn zu sehen und in Gegenwart von Zeugen mit ihm zu sprechen. Da sprach sie denn mit ihm, aber nur Worte des Trostes, der Milde, der Begütigung und hätte auch ohne Gegenwart der Zeugen gewiß nicht anders zu ihm gesprochen. Sonst wich sie nicht von ihrem Hause, empfing keinen Besuch und trug selbst die Strickereien, die so viel Thränen wie Perlen in sich schlossen, nicht mehr selbst zum Verkaufe. Nur am Abend von Roschhaschonu (Neujahrstag) ging sie wie sonst in die ‚Schule'. Die frommen geputzten Weiber wichen ihr freilich aus, aber sie bemerkte es nicht und stand, wie sie immer pflegte, auf ihrer ‚Stätte', ohne vom Gebetbuche aufzusehen. Nur bei den Owinu-Malkeinu's (Bitt- und Bußlitanei) bei den Worten: ‚Gedenke, daß wir nur Staub sind!' hob sie den Blick so inbrünstig und durchdringend zum Himmel, als wollte sie die Barmherzigkeit Gottes für alle Staubgeborenen herunterholen.

Kurz nach Sukkos (Laubhüttenfest) wurde das Urtheil gefällt. Die Meisten kamen als ‚Verführte' mit leichteren Strafen davon; der Rädelsführer wurde zu zehn Jahren in Eisen verurtheilt und — mich schaudert's jetzt noch, wenn ich es aussprechen soll — zur drei Stunden langen öffentlichen Ausstellung am ‚Pranger'.

Dieses Urtheil war ein Schreckensschlag für die ganze Gemeinde. Wäre er kein Jude gewesen — so sagte man allgemein — so wäre die Schande, die man seit zehn Jahren bei uns nicht erlebt hatte, gewiß nicht über ihn verhängt worden. Aber die Regierung war damals zum Danke für die errungene ‚deutsche Freiheit' sehr fromm und feierte den 18. October nicht nur durch ein Freudenfeuer am ‚Kratzenberg', sondern sie hätte auch gern auf dem Holzstoße dort alle Juden verbrannt. Dein guter Vater lief wieder zu dem Bürgermeister Schomburg,

der ein freisinniger Mann war, nahm noch zwei Deputirte aus der Gemeinde mit, und sie beschworen den Bürgermeister, diese Schande von der Gemeinde abzuwenden; der Pöbel könnte sie zu einem Krawall ausbeuten und bei allen Juden die Fenster einschlagen. Der Bürgermeister zuckte die Achseln; er wußte zu gut, woher der Wind blies; ‚da sei nichts zu machen; für die Sicherheit der Andern werde schon Sorge getragen werden.‘ Nun brachte man unter den Verwandten hundert Thaler zusammen und gab sie dem Leibkammerdiener des Kurfürsten, der bei ihm sehr einflußreich war, damit er ein gutes Wort einlege; die hundert Thaler blieben bei ihm, aber es blieb auch bei dem entsetzlichen Richtspruche.

Was ich in jener schrecklichen Zeit gelitten habe, kann ich Dir nicht schildern. Stundenlang saß ich Nachts weinend im Bette auf, und nur ein Blick auf meinen Mann und meine Kinder gab mir die Ruhe, wieder einzuschlafen. Die Tante Guttraud staunte ich nur an, wenn es mir gelang, sie auf ihrem Gange in die Casematten zu sehen und zu sprechen. Sie war so ruhig und gottergeben, als wäre es ein Blitzstrahl oder ein Todesfall, den der Allmächtige ohne menschliches Zuthun über sie verhängt hätte, und dem man sich schweigend beugen müßte. Die Mädchen verkrochen sich in ihre Kammer und ließen sich vor keinem Menschen sehen. Wir schickten täglich der Reihe nach das Essen hinüber, es kam aber fast immer unberührt in den Einsatzschüsseln wieder zurück.

Am nächsten Freitag Nachmittag sollte das furchtbare Schauspiel vor sich gehen. Damals stand das alte Rathhaus noch auf dem Markte, an der Ecke der Fischgasse, mit seinem hohen Schieferdache und seinen spitzen Thürmchen. Unter der Uhr stand der schöne Spruch: ‚Eins Manns Red' keins Manns Red', du sollst die Part hören beed'‘. Ich weiß nicht, ob Du Dich noch daran erinnern kannst? Gerade gegenüber, wo die seligen Großeltern wohnten. Und gerade an der Ecke war ein Erkerthürmchen, zu gleicher Erde auf den Gassenstein stoßend, von außen vergittert, von innen mit einer drehbaren Wand versehen, an die gefesselt der arme Sünder mit entblößter Brust herausgeschoben ward, um den Schimpfwörtern der Menge und den Steinwürfen des Pöbels preisgegeben zu sein. Diese scheußliche Procedur, die das menschliche Gefühl empört und die thierischen Leidenschaften aufstachelt, hatte die fromme evangelische Regierung wieder eingeführt, nachdem die gottlosen Franzosen sie bei uns abgeschafft hatten. Und da sollte nun der ausgestellt werden, der — leider Gottes! — zu unserer Familie gehörte, auf der kein Unthätelchen eines Makels jemals gehaftet hatte. Den Tag vergeß' ich nie. Er war für die ganze Gemeinde ärger als Tischi-b'af (Zerstörung Jerusalems). Die Läden der Juden blieben alle geschlossen; auf der Straße war Keiner zu sehen; selbst die Kinder behielt man aus der Schule zu Hause, damit ihnen die Gassenjungen kein Leid anthäten.

Ich muß Dir sagen, Kind, daß ich mir feig und elend vorkam, zu Hause zu bleiben und an mich zu denken, wo die arme Tante Guttraud in Kummer und Herzeleid vergehen mußte. Ist es ein gottgefälliges Werk, zu Sterbenden zu gehen, — wie darf man da eine allein lassen, deren Seele eines hundertfältigen Todes stirbt? Ich sagte es Deinem Vater. ‚Thu' was Du willst!‘ sagte er, ‚ich geb' schon auf die Kinder Obacht.‘ Ich nahm mein Tuch und lief hinüber, ohne mich umzusehen, aber ich fand die Thür verschlossen und klopfte und rüttelte vergebens. Die Nachbarin, die Schneiderin Engelbrecht, kam auf die Stiege und sagte mir, die Mädchen hätten sich von innen eingeriegelt und die arme Madame sei fort. — Fort! fort! Wohin? ‚Weiß man's denn,‘ sagte die Engelbrechtin achselzuckend, ‚der Mensch in der Verzweiflung weiß nicht, was er thut. Herrje, die arme Frau dauert mich.‘ Ich schlich davon mit noch schwererem Herzen. Solltest Du's glauben, Kind — ich war im Stande, das, was die Frau gedacht, der Heiligen zuzutrauen. Jawohl! Sie hat sich was angethan. Aber wie schämte ich mich, als ich erfuhr, was sie sich angethan hatte!

Die Stunde war gekommen; eine unzählige Volksmenge füllte den Markt; die brutale Masse freute sich auf das brutale Schauspiel, und johlte Schimpflieder auf die Juden. Man hatte Polizeidiener und Militär aufgestellt und die nächsten Zugänge zum Rathhause abgesperrt. Vom großen Fenster herab verlas ein Gerichtsschöffe das Urtheil, dem die Menge schallend zujubelte, und nun drehte sich die verhängnißvolle Wand und mit entblößter Brust, das Haupt gesenkt, das der im Kerker verwilderte Bart noch mehr entstellte, ward der Unglückliche sichtbar. Ein neues, noch wilderes Geheul. Schon bückten sich Einzelne nach Kieselsteinen, die den Verbrecher treffen sollten — da — (Alles, was ich Dir hier erzähle, war im Wochenblättchen genau beschrieben) da öffnete sich die kleine Thür des Rathhauses in der Fischgasse, und sie trat heraus, Tante Guttraud, in den von den Soldaten abgesperrten Raum und statt hindurch zu gehen, blieb sie am Eckstein vor dem Pranger stehen, hob sich am Eisengitter mit der dürren nackten Hand empor und stand, frei und Allen sichtbar, dicht neben dem Manne auf der Schandbühne, dem Manne, dem sie unter der ‚Chuppe‘ Treue geschworen hatte. So stand sie stundenlang, und nicht mit der Verzweiflungsmiene, wie man die Mutter unter dem Kreuze abgemalt sieht, nein, ruhig, als ob sich das von selbst verstünde, mit den Lippen nur leise zuckend, als ob sie innerlich bete, und die Augen auf ‚Ihn‘ geheftet, der zu ihr hinabsah, während dicke Thränen in seinen Bart fielen, die er sich nicht abtrocknen konnte.

Das war, wie wenn ein Blitz, nein, wie wenn ein Lichtstrahl von Gott auf die Menge gefallen wäre. Die Schimpfworte und das Geheul waren verstummt. ‚Sein Weib! Sein Weib! Sein unschuldiges Weib!‘ rief eine Stimme gedämpft der anderen zu, und so Viele schlichen sich davon, daß die Soldaten kein Gedränge mehr abzuwehren hatten. Der Pfarrer Mathias, der zum Abendsegen in die ‚Brüderkirche‘ gehen wollte, und der das Vorgefallene in der Marktgasse erfuhr, trat nahe heran — und zog den Hut ab.

Wie ein Lauffeuer war's durch die ganze Gemeinde geflogen und nach und nach war Alles auf den Markt geströmt. Das Gefühl der Schande war aus allen Herzen gewichen und hatte dem des Stolzes Platz gemacht. Das Verbrechen war überall und zu allen Zeiten erhört; unerhört war nur das Märtyrthum der ehelichen Treue. Das war ein stilles Bewundern, ein Kopfschütteln, ein Zunicken, ein Schluchzen der Rührung, und der alte Raf (Rabbiner) hob die Hände empor und rief laut: ‚Gott, verzeih' mir's, so alt ich bin, weiß ich doch nicht, was man darüber für eine Broche (Segensspruch) machen soll.‘

Ich glaube immer, es war auf des Bürgermeisters Schomburg Einschreiten, daß die Zeit abgekürzt wurde und der Arme bald darauf den Blicken entschwand. Nun wollte die Menge das Spalier durchbrechen; sie hätten vielleicht auf den Händen die Tante Guttraud nach Haus getragen, aber sie war durch dasselbe Thürlein verschwunden, durch das sie eingetreten war. Man hat sie auch vergebens besuchen wollen, obwohl der Parneß und die ganze Gemeinde jetzt auf einmal den Weg zu ihr fanden. Sie war bei ‚Ihm‘ in seiner Zelle oder schloß sich mit den Ihrigen ein. Einmal fand ich sie nach vielen fruchtlosen Versuchen, und es zog mir die Kniee herab, als wenn man Kaurim fällt (der Fußfall am Versöhnungstage), aber sie sah mich mit strafenden Blicken an und sagte: ‚Betty, was thust Du für eine Ewere (Sünde)! Was würde Deine Mutter — der Friede sei mit ihr! — denken; sie war zehnmal besser als ich.‘

Als die Kurprinzessin auf die Welt kam, wurden Viele begnadigt und Vielen die Strafzeit abgekürzt. Da ist ‚Er‘ auch herausgekommen. Aber in den feuchten Casematten waren seine Hände und Füße gichtbrüchig geworden, und so lag er den Rest seines Lebens danieder, wie Du ihn noch gesehen hast, eingewickelt in Kampherkissen und von seinem treuen Weibe gepflegt, wie ein krankes Kind. Die Familie steuerte eine bescheidene Jahresrente zusammen, die durch Vermittelung der Mädchen dem kleinen Haushalte zu gut kam.

Kurz nachdem Du unsere Stadt verlassen hattest, ward ‚Er‘ von seinen Leiden erlöst. Die Lebensaufgabe der Dulderin war vollendet; da sie nichts mehr auf Erden zu thun hatte, rief sie Gott bald darauf in seinen Vaterschooß zurück. Die älteste Tochter ist Lehrerin in einer Arbeitsschule geworden, die jüngere hat einen Landlehrer geheirathet.

Das ist die Geschichte der Heiligen, die unter diesem Steine ruht."

Die Mutter erhob sich; hinter dem Eichenwäldchen sank die Sonne und sendete einen letzten Strahl, der sich in dem thränenfeuchten Auge der Mutter spiegelte. „Giebt es noch solche Weiber in Israel?“ fragte sie.

Ich sah sie schweigend an und drückte ihr die geliebten Hände.

Auf der Spanischen Treppe.

Von Hermann Oelschläger.

So viel Schönes und Herrliches ich in Rom erlebt und erfahren, unvergeßlich vor Allem bleibt mir doch der erste Morgen, an welchem ich mit Absicht ziellos und auf's Gerathewohl diese „Hauptstadt der Welt" durchschlenderte und an welchem mich ein freundlicher Zufall fast sofort gerade auf denjenigen Punkt führte, der mir einen der berühmtesten Blicke auf das von der Sonne bestrahlte Häusermeer der Stadt und auf die drüben so stolz und kühn in den Himmel ragende Kuppel von St. Peter bot.

Es war schon in später Abendstunde gewesen, als ich Tags zuvor den „heiligen Boden der ewigen Stadt" betreten, und ich kann nicht sagen, daß ich trotz aller Sehnsucht und Begierde, mit welcher ich schon seit Jahren diese Stunde herbeigesehnt, anders als verdrießlich und mißmuthig gestimmt gewesen wäre. Schon, daß uns die classische Roma, diese „Hohepriesterin unter den Städten", nicht anders empfing, als in einem Bahnhofe, der genau so herkömmlich und gewöhnlich aussah wie alle anderen Bahnhöfe dieser Welt und genau wie diese von übelriechendem Kohlenrauche erfüllt war, durch den man hustend den Ausgang suchte, schon das erschien mir höchst prosaisch und ernüchternd. Wie ganz anders mag es dem Romfahrer vordem zu Muth gewesen sein, wenn nach tagelanger Fahrt der Wagen



Der kleine Cecco.

Nach dem Originalgemälde von Nathanael Schmitt.

endlich die letzte Höhe vor Ponte Molle erreicht hatte und Vetturin und Reisende gemeinsam riefen: „Eccola Roma!" denn „auf einmal lag die ewige Stadt vor ihren Blicken ausgebreitet, ein Meer von Dächern und Ziegeln, Mauern und Bogen, Thürmen und Kuppeln, und in demselben Augenblick trat auch hinter dem Monte Mario hervor St. Peter in seiner Alles beherrschenden Majestät".

zuletzt steht draußen eine Reihe von Hôtel-Omnibussen, nicht anders als in Paris oder London, und die nämlichen Portiers und Hausknechte mit denselben nichtssagenden Gesichtern wie dort schaffen uns sammt unserm Gepäck in den nämlichen Omnibus, ohne den wir nun einmal doch nicht in das Weichbild der „ewigen Stadt" gelangen können. Mir wurde immer unbehaglicher zu Muthe, obwohl ich nicht sagen kann, was ich eigentlich



Ciocciara auf der Spanischen Treppe.
Nach der Natur aufgenommen.

Davon ist, wie gesagt, bei einem heutigen Einzuge in Rom nicht mehr die Rede. Ein Dienstmann oder Packträger, den ich mit Ehrfurcht betrachte, denn er kann — wer mag das wissen? — ein directer Nachkomme von Horatius Cocles sein, öffnet mir mit der gleichgültigsten Miene von der Welt das Coupé wie überall; städtische Zollbeamte halten uns bei aller Ungeduld unsererseits und bei aller Höflichkeit ihrerseits noch eine kleine Stunde in ihren Visitationsräumen zurück, auch wie überall, und

erwartet hätte. Aber ich fuhr mir über die Stirn: denn ich glaubte zu träumen, und fragte mich: Bist du denn wirklich in Rom? In der Stadt des Augustus, des Tiberius, des — und schnell recitirte ich in Gedanken die ganze Imperatorenreihe, soweit ich sie von der Schule her noch wußte. Hatte ich vielleicht eine Ehrenwache antiker Prätorianer erwartet? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß ich mit jeder Minute stiller und stiller wurde, namentlich als wir über die weite wüste Piazza

de' Termini fuhren und dann durch gar so enge stille Straßen und zwischen gar so alten baufälligen Mauern hin durch die finstere Nacht bergab rollten.

Endlich hielten wir im großen Hofe des Hôtel Costanzi. Und wir waren in Rom! Denn rings herum an den Wänden standen und lagen in gefälliger Ordnung antike Marmorreste, Büsten, Säulenstümpfe, zerbrochene Capitäle, und von den Treppenabsätzen des Hauses leuchteten mir aus Lorbeerbüschen die wohlbekannten Gypsabgüsse berühmter Antiken grüßend entgegen. Sie, denen ich in Deutschland bisher nur in Museen begegnet war, sie riefen mir, hier in ihrer hesperischen Heimath, das erste freudige Willkommen zu, welches in meiner Brust einen begeisterten Widerhall fand, und mitten durch die Schaaren der verwünschten schwarzfrackigen Kellner und der gaffenden, lorgnettirenden Engländer und der schnatternden, langhüftigen Engländerinnen, die sich hier in den Vorsälen und auf den Treppen des Hôtels offenbar wie zu Hause fanden, eilten wir in unsere Zimmer, uns in der Stille zu freuen, daß wir wirklich in Rom seien und daß schon morgen das Größte, das die Erde kennt, leibhaftig vor unseren Augen stehen werde. Auf's Neue spannten sich unsere begeisterungsvollen Erwartungen, spannten sich auf's Höchste, und sie wurden erfüllt, wenn auch nur langsam und nach und nach. Denn gerade das, daß der lebhafteste und ehrlichste Enthusiasmus, den wir über die Alpen mit herüber in die Siebenhügelstadt bringen, im Anfange aus mehrfachen Gründen stark abgedämpft wird und nur allmählich wieder eine Steigerung erfährt, die aber dann um so höher geht und um so unauslöschlicher wirkt, gerade das ist charakteristisch für Rom. Und wer anders sagt, ist ein Phantast oder Heuchler.

Schon in den ersten Stunden des nächsten Tages war ich auf den Füßen, ohne Führer, ohne Plan, nur meinem Stern vertrauend, und er führte mich glücklich. Ich betrat die nahe Piazza Barberini, an der, wie ich erst später erfuhr, sich Georg Scherer für den ganzen Winter eingemiethet hatte, schritt an der rauschenden Fontaine mit ihrem muschelblasenden Tritonen vorüber, der „zu dem Platze gehört, als wäre er mit Naturnothwendigkeit auf demselben emporgewachsen", that einen raschen Blick in die Via delle quattro fontane, ohne damals zu ahnen und um es erst einige Tage später zu erfahren, daß in einem der ersten Häuser hier sich Levin Schücking gleichfalls für den ganzen Winter niedergelassen habe, und schlug mich dann hastig wieder nach rechts, wo mir von der Höhe ein stattlicher Obelisk entgegenwinkte. Römisches Straßenleben habe ich den Lesern der „Gartenlaube" schon früher geschildert, und ich übergehe also den lebendigen Eindruck, den ich auf diesem Wege von allen Seiten zum ersten Male empfing.

Die sanft ansteigende und zur Höhe führende Via Sistina ist zu beiden Seiten mit Ateliers, Läden und Kunstwerkstätten aller Art gefüllt: Steinschneider, Mosaikarbeiter, Bronzenhändler, Gypsgießer, Marmorschleifer, Antiquitätenverkäufer haben hier die Parterregeschosse der beiden Häuserreihen in Beschlag genommen und dazwischen hausen deutsche Künstler in ihren Ateliers, unter welchen mir später dasjenige des Schwaben Dausch mit seiner großartigen Siegfried-Figur mit das interessanteste werden sollte.

Heute eilte ich an allem Diesem vorüber, hatte kaum einen Blick für die Bronzen, Gypsabgüsse, Marmorschalen und Gemmen, die aus allen Schaufenstern schimmerten, mich lockte nur der Obelisk, und dennoch eilte ich, als ich ihn erreicht, auch an ihm achtlos vorbei über den kleinen Platz, trat in freudigem Schreck vor an die steinerne Rampe, und dem Staunenden tief zu Füßen lag im strahlenden Sonnenglanz weit gedehnt die lang ersehnte, alte, ewige Stadt. Gerade vor mir hatte ich den Spanischen Platz, und die breite, gewaltige Treppe, die von ihm zu der Höhe führte, auf der ich stand, war die berühmte Spanische Treppe.

Mein Stern hatte mich wirklich gut geführt, und vielleicht war es nur die Dankbarkeit gegen ihn, wenn ich selbst später noch neben der Aussicht vom Monte Pincio, die uns außer dem volleren Blick auf die riesenhafte, majestätische Kuppel des Michel Angelo, noch den andern auf die in ihrer Art ganz einzige Piazza del Popolo bietet, oder gar neben der Aussicht vom Janiculus, die mit dem modernen Rom zugleich das antike umfaßt, auch an dem Blicke von der Spanischen Treppe mich stets auf's Neue ergötzte und auf der Piazza della Trinita auch am häufigsten verweilte.

Wenn nun Rom diejenige Stadt ist, in welcher behagliches, stillfrohes, weltvergessenes Hinschlendern eine der erfreulichsten und ausbildungsfähigsten Beschäftigungen ist, denen man sich ergeben kann, so gewährt es ein ebenso einfaches und harmloses, wie genuß- und abwechselungsreiches Vergnügen, den Obelisken und die Kirche St. Trinita de' Monti im Rücken, auf die Steinbalustrade der Piazza della Trinita gelehnt, über die Spanische Treppe hinweg auf das ausgedehnte Häusermeer Roms zu sehen, von der Villa Melini auf Monte Mario bis hinüber zu den Höhen des Janiculus mit seinen Prachtgärten, die aus der Tiefe der Stadt bis hinauf zu seinen Höhen, bis zur herrlichen Aqua Paola und bis zum Kloster San Onofrio reichen, in welchem Tasso starb. Dazwischen hochragend über alles von Menschenhand Gebaute die Kuppel von St. Peter, links dahinter die Piniengruppen der unvergleichlichen Villa Pamfili, während aus dem Häusermeer und Dächerwirrwar vor uns sich Säulen um Säulen, Obelisken um Obelisken heben, bis endlich links hinter dem gewölbten Bleidach des Pantheons der Thurm des Capitols den weitschweifenden Blick begrenzt.

Aber was sind Namen! Man muß das Alles sehen und zwar zur rechten Zeit, im rechten Licht. Die rechte Zeit aber war für mich immer die des Sonnenunterganges, und oft habe ich mich aus heiterer Gesellschaft weggeschlichen, um von der Spanischen Treppe aus die Sonne königlich hinter den Hügeln von Rom untergehen zu sehen. Ein violetter Duft von wunderbarem Zauber schwebt über der Riesenstadt mit ihren Giebeln und Thürmen; jener nur dem italischen Himmel eigenthümliche zarte blaugrüne Ton über dem Horizont geht rasch in ein tiefkräftiges Purpur über, in dem die Peterskuppel selbst zu erglühen scheint; die breiten Wipfel der einsamen Pinien auf Monte Mario heben sich schwarz und riesenhaft von der flammenden Abendgluth, und nur allzurasch versinkt in die aus den Tiefen aufsteigende Nacht ein Schauspiel, das an Pracht und Farbenschönheit seines Gleichen nicht hat.

Und wie oft bin ich wieder um Mitternacht auf der Spanischen Treppe gestanden, wenn das große Rom da unten nachtbedeckt still, still im tiefen Schlafe lag, nur der Brunnen auf der Piazza di Spagna rauschte und die freundlichen Sterne so zauberhaft strahlend wie immer am blauen Himmel dahinzogen, die stummen Zeugen so vieler verrauschten Jahrtausende. Sie allein sind lebendig geblieben, und wie viele Götter der Erde und des Himmels haben sie stürzen, wie viele Herrlichkeit und Macht haben sie in Blut und Jammer und Schande enden sehen! Von den Nächten, da sie Numa und Egeria im Haine belauschten, bis heute. Und für den, der die Todten zu beschwören versteht, wenn der Mond sein volles Licht auf die Dächer und Häusermassen wirft, daß sie leuchten wie von frisch gefallenem Schnee, für den ist auch die Spanische Treppe ein guter Platz, aber das Meiste, was die Todten in Rom aus dem Grabe mit sich bringen, ist grauenhaft. Denn hier auf dem Monte Pincio, der unmittelbar an die Spanische Treppe stößt, lagen die prachtvollen Lucullischen Gärten, in denen die blutgierige Buhlerin Messalina ihre Villa zum Schauplatze wilder Orgien machte, und da drüben, wo heute St. Peter aus der Erde steigt, hatte Nero seine Gärten, in denen er, die Nacht zu erhellen, die Christen bei lebendigem Leibe wie Fackeln verbrannte....

Aber warum die Todten beschwören! Das frische Leben rauscht voll und kräftig um uns und am Meisten hier auf der Spanischen Treppe, die zugleich mit dem Spanischen Platze der Mittelpunkt des Fremdenverkehrs genannt werden kann. Vom frühen Morgen bis zum späten Abende ist die vielstufige Treppe belebt, meist von Fremden, die aus ihren Quartieren in der Via Sistina hier hinunter zur Stadt oder vom Spanischen Platze herauf steigen, die vielbewunderte Aussicht zu genießen oder auf der Passegiata des Monte Pincio sich zu ergehen oder ihre Quartiere in den luftigen Straßen da oben aufzusuchen. Unter den Passanten dieser Treppe ist im Laufe eines Winters jede civilisirte Nation der Erde, jedes Alter und Geschlecht vertreten, und ich habe nur immer die Körnigkeit des Materials bewundert, aus dem die Treppe hergestellt ist, und die große Geschicklichkeit, mit welcher die einzelnen

Theile und Platten so fest in einander gefügt sind, daß sie noch heute, trotz einer Dauer von mehr als anderthalbhundert Jahren und trotz der unglaublichen Benutzung, die sie erfährt, doch so fest geschlossen und gegliedert dasteht, als sei sie erst von gestern. Die Schönheit ihrer reichen Gliederung mit ihren breiten Absätzen, mit ihren Vorsprüngen und Balustraden wird indessen erst in größerer Entfernung sichtbar, etwa vom Corso aus durch die Via Condotti gesehen, oder noch besser von dem fern gelegenen Platze vor dem Palazzo Borghese.

Und bei aller Vornehmheit und Schönheit, die der alten Riesentreppe für sich eigen ist, hat sie noch einen besonderen Reiz, der, wie ich oft beobachtet habe, auf viele Fremde noch anziehender wirkt, als der Blick auf die Stadt selbst: sie ist der Aufenthalt der berühmten Costümmodelle, der Männer und Frauen aus dem Albanergebirge, aus dem Neapolitanischen, die sich den Winter über in Rom aufhalten, den Künstlern Modell zu stehen und sich in ihren eigenthümlichen malerischen Trachten, denen man selbst in Rom sonst nirgendwo wieder begegnet, malen zu lassen.

Wenn sie im Herbste kommen und ihre altgewohnten Plätze auf dem Trottoir oder auf den Haustreppen der Via Sistina, auf der Piazza Trinita de' Monti und auf der Spanischen Treppe einnehmen, hat die Saison begonnen, und nicht eher rüsten sich die buntfarbigen, immer beweglichen Gestalten zur Rückkehr in ihr heimathliches, waldkühles Gebirgsdorf, bis die Sommersonne schon hoch am Himmel steht und unter ihrem heißen Strahle die bleiche Fieberluft aus den Tiefen steigt und sich unheilvoll über die öde und fremdenleere Stadt breitet.

Die Männer und Knaben dieser seltsamen Colonie treiben sich meistens auf der kleinen Piazza Trinita de' Monti oberhalb der Treppe herum, in schmutzigen Sandalen, brauner Jacke, durchlöchertem blauem Mantel und auf dem krauslockigen Haare den alten, rothbebänderten Spitzhut. Ein langer Stock, eine Kürbisflasche mit Rothwein, eine mit Ziegenfell überzogene Seitentasche, die Lebensmittel für den ganzen Tag bietet, ist ihre ganze Ausstattung. Hier stehen oder liegen sie in der Sonne herum, rauchend, essend, trinkend, bis ein Maler sie in sein Atelier holt. Sie sind freundlich und grüßen, wie dies auch ihre Frauen und Mädchen thun, Denjenigen gerne, der öfter des Weges kommt und Interesse an ihnen zeigt.

Einer gewissen Berühmtheit unter ihnen erfreuen sich der einbeinige junge Mann, der wegen seines edlen, von schwarzbraunen Locken umwallten Kopfes den nom de guerre des „Nazareners" führt, der bildschöne jugendliche Bernardino und der kleine possirliche Cecco, dessen Bild die „Gartenlaube" heute nach einem vortrefflichen Oelgemälde des in Rom lebenden Malers Nathanael Schmitt wiedergiebt. Wer in den letzten Jahren in Rom war, kennt auch den kleinen munteren Burschen mit den großen, kohlschwarzen Augen im Schelmengesichte, der die Bettelei so lustig zu treiben versteht, wie Keiner — denn wenn er lachend uns entgegen gelaufen kommt, sobald er unser nur von der Ferne ansichtig wird, hat er, eben seines drolligen Wesens halber, seinen Soldo schon in der Hand, bevor er uns darum gebeten hat. Wir plaudern mit ihm, und wenn wir weiter gehen, steht der Krauskopf noch lange in seinem schmutzigen Lämmerpelz da, winkt uns dankend mit der Hand und springt dann jubelnd zu seinen Gespielen zurück, ihnen die erhaltene Gabe zu zeigen. Ob er zum Betteln erzogen ist, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß, als er einstmals wieder auf mich zulaufen wollte, ein etwa sechszehnjähriges Mädchen, vielleicht seine Schwester, ihn zurückhielt und seiner Zudringlichkeit wegen, wie sie es nannte, schalt. Aber er hat den gewohnten Soldo von mir trotzdem erhalten.

Der Maler des kleinen Cecco, Nathanael Schmitt, ist unter den jungen Künstlern in Rom einer der tüchtigsten Portraitmaler, der von seinem Vater, einem Schüler des großen Cornelius, in Heidelberg den ersten Unterricht erhalten, dann seine Ausbildung durch große Reisen in Deutschland, Frankreich, England vollendet hat und nun dauernd in Rom lebt, wo er in der Via Sistina sein Atelier aufgeschlagen hat. Das Originalbild befindet sich im Besitze des Dr. Gräfe in Halle.

Auf der Spanischen Treppe selbst kauern in einzelnen Gruppen, die der Treppe eine außerordentlich malerische Staffage geben, die Frauen, Mädchen und kleinen Kinder — gleichfalls schwatzend, lachend, vom Einen zum Andern laufend, Orangen essend, vielleicht Veilchen verkaufend und im besten Falle strickend. Wirklich schön sind unter ihnen seltsamer Weise nur Wenige, und der ganze Reiz ihrer Erscheinung ruht häufig genug nur in den buntfarbigen, geschmackvollen Costümen, die sie tragen. Doch ist z. B. Philomene ein wegen seiner großen Anmuth von den Malern oft gesuchtes Modell, desgleichen Giovannina, die wegen ihres feinen Gesichtsschnittes bei den Künstlern ebenso großer Beliebtheit sich erfreut, wie ihr alter Vater, der auf hunderten von Bildern als Campagnahirte figurirt. Und nicht weit von ihr pflegt mit andern Genossinnen Marianina auf den Treppenstufen zu kauern, der ihr reiches blauschwarzes Haar eine Berühmtheit besonderer Art verschafft hat.

Während des Carnevals vergnügten sich die Modelle jeden Nachmittag auf dem ersten großen Absatz der Spanischen Treppe beim rauschenden Klang des Tambourins und von Zuschauern dicht umdrängt, am bacchantischen Saltarello, der immer nur von einem Paare getanzt wird und dessen leidenschaftliche und doch rhythmische Bewegung die schönen Formen des Körpers auf's Anmuthigste zu Tage treten läßt.

Am poetischsten ist dieses Modellvölkchen aber immerhin aus der Ferne anzusehen, wenn es im klaren Helldunkel eines Kirchenportals herumlungert oder auch von glänzender Sonne beschienen seine Siesta hält. In der allernächsten Nähe oder gar im Lichte des Ateliers verschwindet doch Vieles von dem Zauber, der die Leute für den flüchtigeren Beobachter umgiebt; von geistiger Angeregtheit ist wenig oder Nichts an ihnen zu spüren, und Manche bringen es fertig, einem Maler den ganzen Tag lang als Modell zu sitzen, ohne zu fragen oder zu sehen, wozu sie benutzt werden. Andererseits haben sie ganz gut gelernt, daß diese Jacke oder jener Mantel noch zerfetzt und verwettert großen Werth habe, und sie vergessen es niemals, wenn dieser oder jener Maler „venticinque Lire" (25 Lire) dafür geboten hat. Auch verstehen sie sich vortrefflich darauf, einem neuen Stück Kleid auf künstliche Weise ein getragenes Ansehen zu geben.

Als ich einmal mit einem befreundeten Maler durch die Via Babuino schlenderte, begegneten wir einem alten Kerl in Lumpen, den mein Freund fragte, ob er Modell sei. Er antwortete damit, daß er seinen Mantel mit großer Gewandtheit und gewiß mit viel Grazie mit der linken Hand über die Brust faßte und mit der rechten eine große Bewegung machte, die für einen Propheten wohl passend gewesen wäre.

Wirkliche Naturwüchsigkeit findet man nur mehr im Gebirge, in den Abruzzen. Anagni, Veroli und besonders Alatri, das berüchtigte Räubernest, sind reich an den herrlichsten Gestalten, ernsten, scheuen Naturen. Auch findet man dort das Costüm viel einfacher und schöner im Tone, während es in Rom dem erfahreneren Auge mitunter doch etwas zu viel Absicht verräth, was indessen nicht hindern soll, daß die Modelle der Spanischen Treppe namentlich den Touristen als heitere römische Staffage immerdar in angenehmer Erinnerung bleiben.

Das Beliebteste unter den weiblichen Costüm-Modellen ist neben der Albaneserin und der allerdings sehr selten sichtbaren Donna di Nettuno das sogenannte Ciocciaren-Costüm, wie es unser zweites Bild nach einer photographischen Originalaufnahme bietet. Es ist so genannt nach der Fußbekleidung (cioccia), einer starken, länglichen Ledersandale, deren Ecken mit Schnüren, die um das Bein bis zur Wade hinauf laufen, über den Fuß befestigt werden. Den anmuthigen Kopf schmückt ein weißer, durchbrochener und befranster Schleier; ein weißes Hemd, gleich den weiten Aermeln von zierlicher durchbrochener Arbeit, verhüllt mit dem meist dunkelfarbigen schleifengeschmückten Mieder den Oberkörper, während auf dem blauen oder rothen Rocke eine grüne oder blaue Schürze liegt, die oben und unten eine breite, bunte, arabeskenartige Stickerei zeigt. Das Ohr schmücken große goldene Ringe.

Eines der schönsten Modelle, die Schwester einer gewissen Beatrice — ich vermag mich im Augenblicke nicht auf ihren Namen zu besinnen —, ist seit vorigem Winter von der Spanischen Treppe verschwunden. Ein preußischer Baron, sagt man, hat sie in die enge Haft eines Instituts gebracht, wo sie sich damit abquält, ihren Geist zu bilden, und das sie nach erreichtem Ziele nur verlassen soll, eben besagten Baron zu heirathen. Ganz gelegentlich fragte ich Beatrice, wie denn eigentlich jener Baron, ihr künftiger Schwager, heiße? Beatrice aber lachte und sagte achselzuckend nichts als „Chi lo sa? — wer weiß es?"

Die Bremerhavener Katastrophe.

Von einem Augenzeugen

Ein lebhafter Verkehr entwickelte sich in der Morgenfrühe des 11. Decembers in den beschränkten Räumen des Bahnhofs in Bremen; die Passagiere des Postdampfschiffes „Mosel" warteten des Extrazuges, welcher sie nach Bremerhaven an Bord bringen sollte. Die Stimmung war sehr gedrückt. Erst Tags zuvor hatte man die ersten ausführlichen Nachrichten über die Strandung des „Deutschland" an der englischen Küste erhalten und den Verlust von mehr als vierzig Menschenleben mit Entsetzen vernommen.

Das Signal zur Abfahrt nach Bremerhaven wurde gegeben, und bald sauste der Zug durch die öden Landschaften zwischen Bremen und seinem Vorhafen; das Bedürfniß nach Unterhaltung machte sich geltend; bange Ahnungen wurden ausgesprochen, getheilt und bekämpft. Da war es vorzüglich ein Passagier, dessen äußere Erscheinung durch außerordentliche Corpulenz bei mittlerer Statur auffiel, der sich lebhaft an dem Gespräch betheiligte. In gebrochenem Deutsch versuchte er die Befürchtungen der Mitreisenden zu beschwichtigen, indem er erzählte, er habe bereits dreißig Mal den Ocean durchkreuzt, ohne jemals einen ernstlichen Unfall erlebt zu haben. Das behäbige, gentile Aeußere des Mannes mit röthlich blondem Vollbart und goldener Brille, die angenehme Art seiner Unterhaltungsweise wirkten Vertrauen erweckend, und in beruhigter Stimmung war bald das nächste Ziel, Bremerhaven, erreicht. Vor der Wartehalle des Norddeutschen Lloyd hielt der Zug; die Passagiere begaben sich eiligst an Bord der „Mosel", welche in geringer Entfernung im Vorhafen zur Abfahrt bereit lag. Ein freundlicher Empfang erleichterte die ersten Einrichtungen — die Effecten waren an Bord; jetzt noch ein Blick zurück in die Heimath und zum Abschiede vom Festlande. Die gewaltigen Dimensionen des prachtvollen Schiffes, die Ordnung und Pünktlichkeit, mit welcher die letzten Arbeiten vor der Abfahrt erledigt wurden, befestigten die Hoffnung auf „eine glückliche Reise".

Ein prachtvoller Wintermorgen verklärte die Landschaft vor uns: nach Westen der breite Weserstrom, voll von Treibeis und dennoch durch Schiffe belebt, nach Osten ein dichter Mastenwald und dahinter im hellsten Sonnenschein die stattlichen Häuserreihen von Bremerhaven und Geestemünde. An der Nordseite des Vorhafens ragt der Leuchtthurm empor, und auf der Südseite der Kajenmauer war eine zahlreiche Menschenmenge versammelt. Noch war die Schiffstreppe herabgelassen. Die Schiffsmannschaft ging ab und zu; Arbeiter schafften die letzten Effecten und Colli an Bord; Kaufleute hatten noch Besorgungen zu machen, Passagiere Freunden und Verwandten den letzten Händedruck zum Abschiede zu geben. Auch an Bord ist der größte Theil der Passagiere in der Nähe der Schiffstreppe versammelt. Da kommen noch zwei Wagen mit den letzten Gütern für die „Mosel", schwere Kisten und Fässer. Es ist halb elf Uhr; das Zeichen mit der Schiffsglocke wird gegeben; die noch am Lande befindlichen Passagiere eilen der Treppe zu; Nichtpassagiere verlassen das Schiff — in demselben Augenblick schießt aus dem dichten Menschenknäuel eine riesige Feuergarbe empor; eine furchtbare Detonation folgt — eine entsetzliche Katastrophe ist hereingebrochen.

Auf der „Mosel" wurden wir sämmtlich zu Boden geschleudert, und es vergingen Minuten, bis die Unverletzten sich zu erheben vermochten. In der ersten Betäubung wußte Niemand, was geschehen sei. Ein angstvoller Blick über Bord zeigte an derselben Stätte, welche soeben noch das regste, geschäftigste Leben erfüllte, ein Bild, welches an Furchtbarkeit Alles überbietet, was die Phantasie sich erdenken kann, ein Bild des unaussprechlichsten Jammers, welches Menschenaugen je geschaut haben: Menschen, Pferde und Wagen sind verschwunden — ein entsetzliches Leichenfeld breitet sich vor uns aus. Der Jammer und die Wehklagen gräßlich Verstümmelter dringen an unser Ohr; brennende Kleidungsstücke bedecken die zerrissenen Leiber; thränenden Auges wenden wir uns ab — das Elend ist zu groß. Das Bewußtsein, selber dem grauenhaftesten Tode glücklich entkommen zu sein, steigert die fieberhafte Aufregung. Alles eilt der Schiffstreppe zu — sie ist verschwunden. Dem Capitain der „Mosel" sind die Kleider auf dem Leibe zerrissen; durch den Sturz betäubt und schwerhörig, übergab er das Commando einem Freunde. Drei Schiffsofficiere zählten zu den Schwerverwundeten; zwei Beamte des Norddeutschen Lloyd wurden vermißt. Die „Mosel" wurde sofort in den Hafen zurückgebracht. Die starken Eisenplanken am Vordertheile waren nach innen gebogen und durch einen Riß bis unter die Wasserlinie gesprengt.

Im ersten Augenblicke glaubte man allgemein an eine Kesselexplosion des naheliegenden Bugsirdampfers „Simson", dessen Deck ebenfalls zertrümmert war, indeß sehr bald ergab sich, daß unter den zuletzt angekommenen Gütern eine Kiste oder ein Faß mit Sprengstoffen gewesen sein mußte, welche beim Verladen explodirt waren. Da, wo der Wagen gestanden, war ein Loch von drei Meter Durchmesser und zwei Meter Tiefe in die feste Pflasterung des Anlageplatzes gedrückt worden. Die furchtbare Gewalt der Explosion hatte den Wagen, die Kisten und die Schiffstreppe vollständig zertrümmert. Holz- und Eisensplitter brachten, rings umhergeschleudert, in weitem Umkreise Tod und Verderben.

Nicht lange hatte die so nöthige Hülfe auf sich warten lassen. Alles strömte der Unglücksstätte zu, und was thätige Nächstenliebe zu thun vermag, geschah in aufopferndster Weise. Die Leichtverwundeten wurden in die Stadt geführt; den Schwerverwundeten wurde in der nahen Wartehalle von Aerzten der erste Verband angelegt, während man die Leichen und versprengten Körpertheile sammelte und in Körben und Wagen nach dem Barackenlazareth brachte. Noch kannte Niemand den ganzen furchtbaren Umfang der Katastrophe, aber die erste Zählung ergab bereits siebenundfünfzig Leichen und dreißig Schwerverwundete, aber noch fortwährend wurden Leichen und Gliedmaßen aus dem Vorhafen aufgefischt und vermehrten die Zahl der Opfer. Es war ein trauriges, herzzerreißendes Geschäft, die meistens schrecklich entstellten und verstümmelten Leichen zu identificiren. Oft waren es nur zerrissene Ueberbleibsel der Kleidung, eine Brieftasche, ein Ring oder ein anderes zufälliges Kennzeichen, welches den Angehörigen die schmerzliche Gewißheit ihres Verlustes gab. Ergreifende Scenen namenlosen Schmerzes wiederholten sich auf der Unglücksstätte und im Lazareth. Eine Mutter fand statt des schmerzlich gesuchten Töchterchens nur deren Pelzmuff mit den abgerissenen Händchen. Einem Vater wurde der Kopf seines verunglückten Sohnes in's Haus gebracht; ein Passagier aus Magdeburg suchte lange nach den Resten seines Vaters, der ihm das Geleit gegeben. Eine abgerissene Hand, durch den Ring gekennzeichnet, war Alles, was er der trauernden Familie heimbringen konnte.

Eine Familie aus Bremerhaven, welche einem abreisenden Sohne das Abschiedsgeleit gegeben hatte, wurde besonders hart betroffen: Vater, Mutter, zwei Söhne und zwei Schwiegersöhne waren todt, zwei Töchter schwer verwundet, zwei Verwandte vermißt. — Mehr als zweihundert Wittwen und Waisen trauern an den Särgen der Gemordeten.

Ein Gang durch die Straßen Bremerhavens zeigte auch hier überall Spuren der Verwüstung. In den zunächst gelegenen Gebäuden blieb kein Fenster unzerstört. Thüren wurden aus den Angeln gerissen oder zersplittert, und selbst in größerer Entfernung war kaum ein Haus unversehrt geblieben. Bruchstücke von Fenster- und Spiegelscheiben bedeckten die Straßen nach allen Richtungen hin. Die Bevölkerung war tief erschüttert; die Zahl der unglücklichen Opfer mehrte sich stündlich. Bestürzung und Trauer malte sich auf allen Gesichtern. — Ueber die Ursache der Katastrophe wurde fast allgemein die Ansicht geäußert, daß sträflicher Leichtsinn es versucht, eine Kiste mit Dynamit unter falscher Declaration an Bord zu schmuggeln, und dadurch die Explosion veranlaßt habe.

Gegen Abend eine neue Schreckenskunde von der „Mosel". Ein Passagier der ersten Kajüte, als W. K. Thomas in die Liste aufgenommen, hatte einen Selbstmordversuch gemacht.

Unmittelbar nach der Katastrophe, während das Schiff in den Hafen zurückgebracht wurde, hatte sich Thomas durch auffälliges

Benehmen bemerklich gemacht; den Mantelsack in der Hand, verlangte er, unverzüglich an's Land gesetzt zu werden, weil er nothwendig telegraphiren müsse. Als sein Begehren, weil unmöglich, abgewiesen, hatte man ihn öfter aus einer Flasche trinken sehen, dann war er verschwunden. Gegen fünf Uhr hört man Aechzen und Stöhnen aus einem der Staterooms. Die Thür ist von innen verschlossen, und nach gewaltsamer Oeffnung findet man Thomas mit geschwollenem blutigem Gesichte bewußtlos am Boden liegend. Der Transport des Verwundeten nach dem Lazareth wird sofort angeordnet; bald darauf findet man in seinem Zimmer einen Revolver — zwei Läufe waren entladen. Man brachte dieses Ereigniß sofort mit der Vermuthung in Verbindung, daß Thomas in irgend welcher Beziehung zu der Unglückskiste stehen müsse. Unter ärztlicher Behandlung kehrte sein Bewußtsein zurück, indeß auf alle an ihn gerichteten Fragen gab er nur die Versicherung seiner Unschuld und als Motiv des Selbstmordversuchs zerrüttete Vermögensverhältnisse an. Selbst die eindringlichsten Vorstellungen des Arztes, der Hinweis auf sein nahes Lebensende, das Seufzen und Jammern der Verwundeten, der Todeskampf der Sterbenden, welche mit ihm in demselben Raume lagen, eingesargt und hinausgetragen wurden, vermochten ihm ein anderes Geständniß nicht zu entreißen.

Da Thomas unter den übrigen Verwundeten des Lazareths lag, so war der Zutritt ohne Schwierigkeiten zu erlangen, aber schwer war es, in ihm den vielgereisten, eleganten Mitpassagier aus Bremen zu erkennen, welcher den Mitreisenden durch seine Unterhaltung die Eisenbahnfahrt so angenehm verkürzt hatte. Die Schußwunde vorn rechts am Scheitelbein war nur wenig sichtbar, das rechte Auge dagegen stark verschwollen. Die linke Hälfte des Gesichts sowie die ganze linke Körperhälfte waren gelähmt; der Blick des kleinen grauen Auges wurde nicht mehr durch die Brille verschleiert und hatte etwas Lauerndes, Stechendes. Der Gesichtsausdruck, noch gestern Energie und Intelligenz verrathend, war durch die Lähmung entstellt und verwischt.

Noch ist der Schleier nicht vollständig gelüftet, welcher auf dem Leben dieses Mannes ruht, der, zwei Tage lang schweigend mit der Todeswunde im Kopfe daliegend, nicht das Bedürfniß empfindet, sein schwer belastetes Gewissen durch ein offenes Bekenntniß zu erleichtern. Erst am dritten Tage gelingt es der imponirenden Ruhe, der humanen Behandlungsweise und dem psychologischen Scharfblicke des Polizeicommissärs S., den Mann an der Seele zu fassen, sein hartes verstocktes Gemüth dadurch zu rühren, daß er ihm das traurige Schicksal seiner unglücklichen Frau und seiner armen, unschuldigen Kinder eindringlich zu schildern weiß. Während der krampfhafte Griff der rechten Hand den furchtbaren Seelenkampf des Verbrechers verräth, erklärt er sich bereit, ein Geständniß ablegen zu wollen. Zögernd und stockend, aber mit vollem Bewußtsein und kalter Ueberlegung beantwortet er die an ihn gerichteten Fragen, nicht ohne mannigfache Widersprüche und Versuche, durch simulirte Bedürfnisse der verlangten Antwort auszuweichen. So gelingt es der geschickt geleiteten Untersuchung, den Plan einer Unthat zu entlarven, welche in ihrer grauenhaften Unmenschlichkeit kaum ein Seitenstück in der Verbrecherchronik findet.

Thomas giebt zu, Eigenthümer des explodirten Collo gewesen zu sein. Nach seiner Aussage war es ein schweres Faß, in Bremen angefertigt, dort von ihm selbst mit Sprengstoffen aus New-York gefüllt und für seinen verbrecherischen Zweck vorbereitet. Als Zünder enthielt dasselbe ein Uhrwerk, welches zehn Tage ging, geräuschlos arbeitete und nach Ablauf einen Hebel auslöste, wodurch ein Zündbolzen mit dem Drucke eines Hammers von dreißig Pfund vorgeschleudert wurde. Außer dem Fasse sollten in Southampton noch verschiedene sehr hoch versicherte Colli werthlosen Inhalts in der „Mosel" verladen werden, um dem Verbrecher nach dem mit Sicherheit vorauszusehenden Untergange des Schiffes die bedeutende Versicherungssumme einzutragen. Zu diesem Zwecke wollte Thomas in England zurückbleiben, um dort den Verlauf seiner erbarmungslosen teuflischen Speculation abzuwarten. Sofort angestellte Nachforschungen bestätigen diese Aussagen vollständig. Ueber die Natur des Sprengstoffes hat Thomas jede Auskunft verweigert; das Schlagwerk wurde von einem geschickten Uhrmacher in Bernburg in seinem Auftrage, unter Angabe eines harmlosen Zweckes, angefertigt und bei der Abnahme eine weitere Bestellung von zwanzig anderen solcher Uhren in Aussicht gestellt. (Siehe das Feuilleton der vorigen Nummer dieses Blattes!) Durch einen Stoß beim Verladen des schweren Fasses wird die Auslösung erfolgt sein. Die Explosion wurde auf der Kaje von Bremerhaven, statt nach zehntägiger Reise an Bord der „Mosel" herbeigeführt — der seit Jahren vorbereitete Plan war mißlungen; die Revolverkugel zog das Facit der falschen Rechnung des Verbrechers.

Ueber die Vergangenheit und die Lebensverhältnisse des Schuldigen ergab die Untersuchung nur unsichere Resultate, da viele seiner Aussagen später von ihm widerrufen wurden. Thomas ist etwa fünfundvierzig Jahre alt; er will in New-York geboren sein; seine Eltern sollen in den dreißiger Jahren von Deutschland dorthin ausgewandert sein und später in Virginien gelebt haben. Während des amerikanischen Krieges behauptet er Capitain des bekannten Blokadebrechers „Old Dominion" gewesen zu sein; dann in die Gefangenschaft der Nordstaaten gerathen, ist er geflohen, hat seinen Namen gewechselt und sich bald darauf in St. Louis mit seiner jetzigen Frau verheirathet. Mehrere Indicien gaben Veranlassung zu der Annahme, daß sein wirklicher Name Alexander gewesen ist. Auch seiner Frau gegenüber hüllte er sein Thun und Treiben und seine ganze Vergangenheit in das tiefste Geheimniß, war daneben aber der zärtlichste Gatte und seinen vier Kindern der liebevollste Vater. Seit mehreren Jahren lebte er in verschiedenen Städten Deutschlands, in Leipzig, Linz und in der letzten Zeit in Strehlen bei Dresden. Dem Anscheine nach ohne Erwerb, bewegte er sich als wohlhabender Mann stets in guter Gesellschaft und war als feiner jovialer Gesellschafter überall beliebt und gern gesehen. Er ist viel von seiner Frau getrennt gewesen und hat neuerdings mehrere Reisen nach Amerika gemacht, angeblich in Geschäften, um Geldverluste durch neue Unternehmungen zu ersetzen. In seiner Brieftasche fand man noch vierundzwanzig Pfund Sterling mit der Bemerkung: „Für meine Frau und meine armen Kinder!" und eine Abrechnung von Baring Brothers in London über dreitausend Pfund Sterling, welche er dort deponirt und in den letzten Jahren erhoben und verzehrt hatte. Eine Haussuchung in Strehlen blieb resultatlos.

Frau Thomas, durch eine amtliche Depesche nach Bremerhaven befohlen, kam Dienstag Morgen gerade in dem Augenblicke an, als die Trauer einer ganzen Stadt dreiundvierzig Opfer der Bosheit ihres Mannes zu Grabe geleitete. Thomas äußerte kaum ein ernstliches Verlangen, seine Frau zu sehen; seinem Arzte gegenüber konnte er sogar eine auf dieselbe bezügliche cynische Bemerkung nicht unterdrücken. Ein Brief von ihr, in den zärtlichsten Ausdrücken und mit der Versicherung geschrieben, daß seine armen Kinder täglich für das Seelenheil ihres unglücklichen Vaters beten, macht trotz klarsten Bewußtseins des hartherzigen Mannes kaum einen sichtlichen Eindruck auf ihn. Zu weiteren Geständnissen auf keine Weise zu veranlassen, wendet er sich am letzten Abend seines Lebens mit der Klage an den Arzt, daß man ihm gar keine Ruhe lasse, ihn noch immer mit Fragen belästige und erwidert auf die Mahnung, doch endlich die volle Wahrheit zu sagen: „man hat mich ganz confusionirt." Am folgenden Morgen trat in dem Befinden des Thomas ein Zustand ein, der eine weitere Vernehmung unmöglich machte und sein baldiges Ende voraussehen ließ. Seine Frau wurde ihm zugeführt; er erkannte sie und versuchte, ihr die gelähmte Hand zu reichen. Diese Frau hat eine seltsame Rolle im Krankenhause gespielt, für alle Anwesenden im höchsten Grade peinlich. Sie hat die behandelnden Aerzte wiederholt aufgefordert, ihren Mann zu tödten, um seine Leiden abzukürzen. („O dear doctor, kill him, kill him!" hörte man sie mehrmals ausrufen.) Am Tage vorher äußerte sie gar kein dringendes Verlangen, ihren Mann zu besuchen; auch wollte sie ihn anfangs im Lazareth nicht sehen und bat nur, seine Hand küssen zu dürfen.

Die Frau reiste nach Dresden zurück, und Nachmittags endete ein furchtbarer Todeskampf das Leben des beispiellosen Verbrechers. Ohne eine Spur von Reue ist er aus der Welt gegangen, ein moderner Herostratus, der ohne ein Zucken seines Gewissens Hunderte von Mitmenschen opfern konnte, nur um sich vielleicht für einige Jahre die Existenzmittel zu einem behaglichen Leben zu verschaffen.

Hoffentlich sind damit die Acten der Unthat noch nicht geschlossen; vielleicht hat die Untersuchung Thatsachen ergeben, die, noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangt, dem Ur-

sprunge des frevelhaften Attentats auf die Spur zu kommen geeignet sind oder zur Beruhigung der erschreckten Gemüther beitragen. Vielleicht ist die entdeckte gewissenlose Speculation, welche sich ohne Rücksicht auf Menschenleben auf den Geschäftsbetrieb des modernen Verkehrs gründet, nur ein einzelner Fall oder, wie andere Andeutungen vermuthen lassen, ein Complot, dessen Vernichtung im Interesse der Menschheit geboten ist.

Noch einen trauernden Blick werfen wir auf die frischen Gräber, welche die Gebeine von nahezu hundert gemordeten lebensfrohen Menschen umschließen, auf die fast ebenso große Zahl der Verstümmelten und schwer Verletzten. 56 Wittwen und 135 vaterlose Kinder sind durch die Katastrophe ihrer Ernährer beraubt worden. Möchte doch opferwillige Nächstenliebe ihre Trauer und ihren Schmerz zu lindern versuchen!

Der Doppelgänger.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Die Wegebeschaffenheit jener Zeit gehörte bekanntlich zu den mancherlei Dingen der Vergangenheit, die für unsere Generation den Charakter des Räthselhaften und Mystischen haben. Zum Glücke hatte damals der schöne trockene Herbst sie so erträglich gemacht, daß die vier starken fürstlichen Braunen in ununterbrochener rascher Gangart dahin eilen konnten. Trotzdem blieb zu Unterredung und gründlicher Berathschlagung den Fahrenden vollauf Zeit; man hatte drei Meilen weit bis zum Ziele. Elisabeth sprach gegen ihren Vater Alles aus, was sie ihm von ihrem Verkehre mit dem unglücklichen Manne, um den es sich handelte, nur irgend berichten konnte, und sie wußte dadurch dem Fürsten selber eine innere Theilnahme für diesen Mann abzugewinnen, der doch seiner Tochter und dadurch auch ihm ein solches Leid zugefügt hatte, und an den er deshalb nur in Entrüstung und Zorn hätte denken können. Ja, Elisabeth durfte endlich wagen, ihm den Vorschlag zu machen, den Präfecten dadurch zu täuschen, daß man ihm erkläre, der Verhaftete sei durchaus unschuldig an dem aufgehobenen Waffendepot — wenn er sich mit falscher Namensangabe und in größter Verborgenheit im Lande aufgehalten, so sei das deshalb geschehen, weil er mit Elisabeth heimlich verlobt sei gegen des Vaters Willen; wenn sie, die Prinzessin, das offen erkläre und der Fürst dem nicht widerspreche, so — davon war Elisabeth überzeugt — mußte der Präfect ihren Vorstellungen nachgeben und den Gefangenen frei lassen.

Dem Fürsten war nun auch diese Zumuthung schrecklich, aber sein Widerstreben, seine Einwürfe erstarben nach und nach, und je tiefer er in die verzweifelte Seelenpein seines Kindes blickte, desto mehr fühlte er sich bezwungen und zu einer Handlungsweise hinübergedrängt, die ihn in einen flagranten Widerstreit mit sich selber warf, in den er sich doch endlich ergab, wie in etwas Unvermeidliches, vom Schicksal über ihn Verhängtes, das ihn mit einer Gewalt faßte, in deren Händen er sich selber wohl bemitleiden, aber nicht retten und helfen konnte.

Und so rasselte die Kalesche, brausten die Braunen, zuletzt schweiß- und schaumbedeckt, dahin. Wer den stattlichen Wagen mit den reichgeschirrten Vieren davor, mit Kutscher und Bedienten in der fürstlichen Livrée, vorüberrollen sah, der ahnte sicherlich nicht, welch tief bekümmerte zwei Menschenherzen im Innern dieses Wagens schlugen.

Und endlich rasselte er über das schlechte Steinpflaster der Gassen der Präfecturstadt, dann noch über einen weiten, mit Bäumen bepflanzten Platz, und zuletzt rollte er donnernd unter das gewölbte Einfahrtsthor des großen Schloßgebäudes, in welchem statt des früheren Landesherrn jetzt der Präfect eines französischen „Departements“ residirte. Der Fürst und seine Tochter stiegen aus und die hohe Ehrentreppe hinan, von einem französischen Lakaien empfangen, der sie durch große schöne Räume mit altem Rococoschmucke, vergoldeten Stuckarbeiten und prunkvollen Deckengemälden in einen Empfangssalon führte und dann ging, seinen Herrn herbeizuholen. Elisabeth klopfte das Herz so sehr, daß sie sich in einen der rothsammtenen Lehnsessel niederlassen mußte — der Fürst ging während des Harrens auf und nieder und murmelte dabei:

„Dahin wär's denn gekommen, daß ein deutscher Fürst bei solch einem französischen Abenteurer antichambriren muß. Nimm Dich zusammen, Elisabeth! Es wird Deine Sache sein, zu reden — ich bin einem solchen Menschen gegenüber nicht im Stande, viele Beredsamkeit aufzubieten . . .“

Doch hatte er Unrecht, sich über Antichambriren zu beklagen; die beiden Flügel der Thür wurden rasch aufgeworfen, und der Präfect erschien, mit großer Beflissenheit und Zuvorkommenheit seinem Besuche entgegen eilend. Es war ein mittelgroßer, magerer Mann, Franzose in seinem ganzen Wesen und Gebahren, so durch und durch Franzose, daß er, jahrelang das Haupt der Verwaltung eines Stückes deutschen Landes, auch nicht das kürzeste Gespräch in deutscher Sprache zu führen verstand. Nach dem ersten Austausche von Höflichkeiten und nachdem der Präfect seinen Besuch bewogen, auf einem breiten Wanddivan Platz zu nehmen, dem gegenüber er sich auf ein bescheidenes Tabouret niederließ, sagte der Fürst:

„Wie Sie voraussetzen werden, Herr Präfect, kommen wir mit einer Bitte, die sich an Ihre Menschenfreundlichkeit wendet, an die Güte, welche Sie mir schon einmal bewährt haben; es handelt sich heute abermals um einen unschuldig Verhafteten, nur mit dem Unterschiede, daß diesen ein weit ärgeres Loos bedroht, als damals meinen alten Meyer. Es handelt sich um ein Waffendepôt, das in meiner Nachbarschaft aufgehoben ist.“

„Ach ja, in der vergangenen Nacht,“ fiel der Präfect, dessen Miene sich plötzlich um ein Bedeutendes verfinsterte, ein. „Ich habe mich gerade in diesem Augenblicke mit der Sache beschäftigt und den Emissär der Alliirten, dessen man zugleich habhaft geworden ist, mir vorführen lassen.“

Elisabeth empfand eine furchtbare Erschütterung bei dieser Andeutung, daß der Verhaftete in ihrer nächsten Nähe, vielleicht nur durch ein paar Thüren von ihr getrennt sei, während ihr Vater, der nun doch einsah, daß er zuerst den Redner und Fürsprecher machen müsse, fortfuhr:

„Wenn Sie ihn sprachen, werden Sie sicherlich bereits den Eindruck empfangen haben, daß es sich bei diesem Manne nicht um einen Schuldigen handelt — nur der Umstand, daß er sich längere Zeit und leider auch unter einem ganz falschen Namen in unserer Gegend aufhielt, hat den Verdacht wider ihn erweckt . . .“

„Verdacht?“ unterbrach ihn der Präfect. „Es liegt eine ganz bestimmte Denunciation wider ihn vor, dieselbe, welche zur Entdeckung des Waffenvorrathes führte.“

„So ist,“ rief hier Elisabeth stürmisch bewegt aus, „diese Denunciation eine ruchlose Verleumdung. Der Mann, der in Ihren Händen ist, hat nicht daran gedacht, hochverrätherische Pläne gegen die Macht des Kaisers zu verfolgen; er ist einzig und allein in unsere Nachbarschaft gekommen, weil er mich liebte, und wenn er einen falschen Namen angab, wenn er sich verborgen hielt, so geschah dies, weil mein Vater seine Leidenschaft nicht ahnen durfte.“

Der Präfect sah sie höchst befremdet an.

„Ich zweifle durchaus nicht an Ihrer Versicherung, meine gnädigste Prinzessin, daß ein junger Mann, der das Glück hatte, Sie zu sehen, Sie liebt,“ versetzte er mit einem überlegenen Lächeln. „Wir leben aber nicht in Arkadien, und ein junger Mann pflegt in den Mußestunden, welche ihm eine solche Leidenschaft läßt, doch noch andere Beschäftigungen zu treiben, mehr oder minder harmlose. Ihr Emissär hat uns über die seinen ein vollständiges Bekenntniß abgelegt.“

„Ah!“ rief der Fürst aus, „er selbst hat Ihnen bekannt?“

Elisabeth war tödtlich erbleicht.

„So ist es; soeben hat er selbst Alles zugestanden,“ bejahte der Präfect.

„Der Unglückliche!“ flüsterte der Fürst.

Elisabeth hatte Mühe, unter der Wucht dieser Erklärung

ihre Geistesgegenwart zu behalten. Dann war nur die eine Hoffnung noch, daß er sein Geständniß sofort zurücknehmen werde, sobald ihm die leiseste Kunde davon gegeben werden könne, wie man ihn retten wolle, und so rief sie heftig aus:

„Aber, mein Gott, das ist ja ganz unsinnig — so ist dieses Geständniß nur gemacht in der Verzweiflung, um der Folter des Verhörs zu entgehen, oder weil er sterben will."

Der Präfect zuckte die Achseln. Dann stand er auf, zog eine Klingel, und als der Diener erschien, sagte er:

„Man soll den Gefangenen, der in meinem Geschäftszimmer wartet, hereinführen, aber unter Bedeckung."

„Sie werden," fuhr er dann zum Fürsten gewendet fort, „aus seinem eigenen Munde hören, daß er seine agitatorischen Umtriebe ganz offen gesteht. Was mir nur nicht klar geworden aus seinen Antworten, das ist: heißt der Mensch Falstner oder heißt er von Uffeln? Wäre das letztere der Fall, so lägen gegen ihn noch aus seiner spanischen Dienstzeit Thatsachen vor — ich lasse darüber eben in den Polizeibüchern nachschlagen — es wird sich dann das Genauere herausstellen. Aber da ist er, und nun fragen Sie ihn selbst!"

Die Thür, durch die der Präfect vorhin eingetreten, öffnete sich, und von einem Gensd'armen begleitet, erschien auf der Schwelle eine Gestalt, bei deren Anblick Prinzessin Elisabeth in einer gar nicht zu beschreibenden Ueberraschung hoch auffuhr.

„Mein Gott," rief sie stürmisch aus, „hört denn diese Doppelgängerei gar nicht auf?"

Der Eingetretene war Niemand anderes, als Ulrich Gerhard von Uffeln, der Mann mit der gelähmten Hand, der Verlobte von Fräulein Adelheid von Mansdorf.

„Das ist ein anderer Mann, als von dem die Rede," rief auch der Fürst überrascht aus, „das ist ja der . . ."

Der Fürst verschluckte den Namen Uffeln, den er aussprechen wollte, um den Verhafteten nicht dadurch zu compromittiren.

„Was überrascht Sie so?" fiel der Präfect ein, „Sie erwarteten Jemand anders zu sehen?"

„In der That," sagte der Fürst und Elisabeth setzte rasch hinzu: „einen ganz anderen — von diesem Manne kenn' und weiß ich nichts."

Der Verhaftete trat mit einem bescheidenen ruhigen Anstande auf sie zu und sagte:

„Sie kennen und wissen nichts von mir, Durchlaucht, aber es läge mir unendlich viel daran, daß Sie mich kennten und daß Sie von mir zu Fräulein Adelheid von Mansdorf sprächen. Ich habe eine große Schuld gegen Fräulein Adelheid von Mansdorf begangen, eine Schuld, die sich nicht rechtfertigen läßt, aber die ich milder von ihr beurtheilt sehen möchte, und wenn Sie mich anhörten und dann aus Ihrem gütigen Herzen heraus mit ihr redeten, so würde sie mich milder beurtheilen. Wollen Sie mich anhören?"

Prinzessin Elisabeth, noch immer nicht von ihrer Ueberraschung zurückgekommen, aber mit dem Gefühl einer unendlichen Erleichterung aufathmend, versetzte:

„O, gewiß will ich, gewiß. Reden Sie nur!"

„Wollen Sie mir eine Unterredung mit der Prinzessin verstatten?" wandte sich der junge Mann bittend an den Präfecten.

Dieser runzelte die Brauen, dann, als die Prinzessin ihn ebenfalls bittend ansah, entgegnete er:

„Eine geheime Unterredung? Ich kann Ihnen nur in meiner Gegenwart Mittheilungen verstatten. Die will ich Ihnen erlauben. Tragen Sie der Durchlaucht also vor, was Sie ihr zu sagen haben! Sie mögen dort in die Fensterbrüstung treten, und seien Sie kurz!"

Elisabeth begab sich in die mit schweren Draperien verhangene Nische des letzten Fensters in dem großen Raume. Der Fürst und der Präfect schritten unterdeß in diesem letzteren neben einander auf und ab, während der Gensd'arm sich regungslos an der Thür hielt.

„Wen haben Sie denn eigentlich hier zu sehen erwartet, Durchlaucht?" fragte der Präfect den Fürsten.

„Um es Ihnen offen zu gestehen," versetzte der Fürst, „ich weiß es selbst nicht. Meine Tochter, als sie durch mich von der Verhaftung eines Emissärs der Alliirten vernahm, wurde von Schrecken ergriffen, weil sie annahm, daß man aus Mißverständniß, aus falschem Verdacht sich eines Mannes bemächtigt haben könne, den sie liebt und," setzte der Fürst zögernd hinzu, „der sich aus Furcht vor meinem Unwillen verbirgt . . ."

„Dessen Entdeckung und Unschädlichmachung wir dann also auch ganz allein Ihnen überlassen können, Durchlaucht," entgegnete der Präfect mit einem trüben Lächeln. „Ich bin gar nicht von dem Eifer erfüllt, die Zahl der Opfer unserer heutigen politischen Lage zu vermehren, die uns freilich zwingt, unerbittlich zu sein, wo ein Feind in unsere Hände fällt. Wir haben der Feinde zu viele."

„Und jener junge Mann dort, was wird mit ihm geschehen?" fragte der Fürst.

„Ich werde ihn nach der Festung W. senden, wo das Kriegsgericht über ihn zu befinden hat. Da er bekennt und falls sich noch außerdem herausstellt, daß er in Spanien als französischer Officier diente, so wird man ihn höchst wahrscheinlich erschießen."

10.

„Ich habe nur eine kurz gemessene Zeit, Durchlaucht, Ihnen Mittheilungen zu machen, von denen ich aus tiefster Seele wünsche, daß Adelheid von Mansdorf sie erfahre, damit sie milder von mir denke, als ich es von allen Uebrigen erwarten kann," so hatte unterdeß der Mann, der mit Elisabeth in die Fensternische getreten, zu der Prinzessin zu sprechen begonnen. „Ich muß also," fuhr er fort, „in wenig Worte zusammendrängen, was, wie ich zu Gott hoffe, mir ein versöhnteres Angedenken bei ihr gewinnen wird, wenn Ihre Herzensgüte sich zum Dolmetscher meiner Erklärungen macht.

Zuerst, um damit meine rückhaltlose Beichte zu beginnen: was ich in Wilstorp über mein Leben und meine Herkunft angegeben, ist in allem richtig, nur heiße ich nicht Uffeln, sondern Falstner und bin der Sohn eines bürgerlichen Mannes. Den Herrn von Uffeln, dessen Namen ich mir angemaßt, habe ich früher nur ein einziges Mal gesehen, und das war in Spanien, in einem Kaffeehause in Saragossa. Ich saß mit einigen Cameraden meines Regiments an einem der Tische. Am benachbarten Tische hatte eine Gruppe von Officieren eines anderen Regiments, das zu unserer Division gehörte, Platz genommen; mir im Rücken zunächst saß einer, den ich von seinen Cameraden Uffeln nennen hörte; ich wurde dadurch aufmerksam, weil ich aus dem Namen schloß, daß er ein Deutscher sei. So kam es, daß ich auf die am Nachbartisch geführten Gespräche horchte und vernahm, wie mein deutscher Landsmann seinen Freunden erzählte, er habe einen Brief aus seiner Heimath erhalten, man schreibe ihm, daß er dort in den Zeitungen gesucht werde, um eine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Man beglückwünschte ihn dazu, er wies aber in einer skeptisch humoristischen Weise diese Glückwünsche zurück, indem er versicherte, es handle sich um ein verfallenes Eulennest, das er nicht einmal ganz, sondern in Gemeinschaft mit einem alten Krautjunker erben solle, den er weit entfernt sei in seiner ländlichen Ruhe zu stören, bevor nicht der Krieg zu Ende. Bis dahin könne der gnädige Herr den Pflugsterz selber halten und sehen, wer ihm dabei die Ochsen treibe. Mir prägten sich diese Worte ein, weil ich in mir gerade das Gegentheil, die größte Sehnsucht nach solch einer ruhigen friedfertigen Existenz empfand und kein höheres Glück gekannt hätte, als solch ein Asyl irgendwo in der Welt mir geöffnet zu wissen. Mit einem gewissen Neid hafteten deshalb auch meine Augen auf dem glücklichen, den Capitainsrang bekleidenden Officier, der bald darauf mit seinen Freunden das Café verließ."

„Ich habe ihn seitdem in Spanien nicht wieder gesehen", fuhr der Erzählende nach einer Pause fort, „aber ich dachte oft, wenn mir meine Lage, mein Beruf dort unerträglich wurden, an ihn. Und so erschrak ich, als ich eines Tages plötzlich in sehr überraschender Weise an ihn erinnert wurde. Da ich ein schlechter Soldat war und eine schöne Handschrift hatte, wurde ich oft zum Bureaudienst commandirt. So kam es, daß ich vor jetzt etwa drei bis vier Monaten im Bureau meiner Division arbeitete, als eine Acte einlief, die nichts weniger als eine kriegsrechtliche Verhandlung wider den Capitain Ulrich Gerhard von Uffeln enthielt, der einen ihm vorgesetzten Officier erschossen hatte; die Acte endete mit einem über ihn ausgesprochenen Todesurtheil und war eingesandt worden, damit der Divisionsgeneral, der den verwundeten

Führer des Corps zu vertreten hatte, dies bestätige. Die Bestätigung erfolgte auch, ich selbst habe dann das verhängnißvolle Papier mit einer beigegebenen Ordre, welche die augenblickliche Ausführung des Urtheils anbefahl und die mir der General selbst dictirt hatte, einer reitenden Ordonnanz übergeben, und als dieser Mann aus dem Hofe unseres Hauptquartiers fort und seiner Straße in den entfernten Ort dahinsprengte, wo von Uffeln's Abtheilung stand, da mußte ich den letzteren als einen todten Mann betrachten.

Die eingereichte Acte sollte in unserm Büreau aufbewahrt werden. Es herrschte aber sehr wenig Ordnung in unserer militärischen Registratur; bei raschem Aufbrechen und plötzlich ankommenden Marschordren wurde oft der ganze Bestand von Schreibereien bis auf weniges Wichtigste vernichtet oder zurückgelassen; hatte ja doch der ganze Krieg in diesem unglücklichen spanischen Lande einen Charakter wildester Regellosigkeit angenommen; die überlegten und zusammenhängenden strategischen Bewegungen waren durch ganz unberechenbare Dinge unmöglich geworden; die Kämpfe selbst entwickelten die zügellosesten dämonischen Triebe in der Menschennatur, und oft fielen Handlungen von haarsträubender Entsetzlichkeit vor …"

„Ich weiß — ich hörte es," fiel Prinzessin Elisabeth hochaufathmend ein, „erzählen Sie weiter!"

„Ich fand der Acte, von der ich sprach, die Papiere Uffeln's beigelegt, seine Dienstcertificate, seine Officierpatente; ich dachte dabei, daß dies die Legitimationen gewesen sein würden, wenn er sich zu seinem Erbe gemeldet hätte; ich dachte ferner, daß sie dort, wo man seine Meldung um sein Erbe erwarte, von Wichtigkeit sein würden, damit nun statt seiner ein neuer Erbe eintreten könne, und um sie vor dem Untergange zu retten, nahm ich sie an mich und verwahrte sie unter meinen eigenen Papieren; ich verband weiter durchaus keine Absicht mit dieser Handlung und vergaß sie bald darauf in der Aufregung der nächsten Tage, die voll angestrengter Märsche waren, weil wir uns durch ein englisches Corps plötzlich im Rücken bedroht sahen, und es fast täglich zu kleineren oder größeren Zusammenstößen kam. In einem derselben wurde ich verwundet, in einer Weise, die ich als ein Glück betrachtete, denn diese Verwundung brachte mir die Befreiung aus einer Lage, die mir längst unerträglich schien; sie brachte mir den Abschied. Ich erhielt, als ich nothdürftig geheilt war, die Entlassung und eine Marschroute in die Heimath; ich kehrte heim über Paris, wo man mir meine Pension als invalider Officier in einem Betrage festsetzte, daß ein Hund, aber kein Mensch davon leben konnte, und endlich war ich wieder in meinem Geburtsorte, der mir fremd geworden, wo ich nur ganz entfernte, in dürftigen Umständen lebende Verwandte fand, der mich mit der Frage zu empfangen schien: wozu kommst du, was willst du hier? was gehen wir uns an, du armer verlassener Mensch, und ich, der wohlhabende Ort, in dem Jeder im Kreise der Seinen warm gebettet ist? — In dieser Lage erinnerte ich mich jener Papiere, die in meinem Besitze waren. Ich konnte sie überbringen — dort, wo sie jedenfalls von Interesse, vielleicht von großem Werthe waren; waren sie das letztere, so konnte ich für ihre Ueberbringung eine Geldentschädigung in Anspruch nehmen, die mir weiter half. Ein Zeitungsblatt, welches eine Aufforderung an Ulrich Gerhard von Uffeln enthielt, wurde mir nicht schwer mir zu verschaffen; es gab mir Richtung und Ziel des Weges, den ich zu nehmen hatte, an, und so begab ich mich auf die Wanderung, bis ich eines schönen Abends auf Haus Wilstorp anlangte und mich zuerst bei dem Rentmeister meldete.

Dieser empfing mich offenbar sehr erfreut, als ich ihm erklärte, daß ich komme, ihm den Tod Uffeln's zu melden und dessen Papiere zu überbringen.

‚Ist er todt, dieser unfaßbare Lehensvetter,' sagte er, ‚so ist uns Allen geholfen — dann sind wir alleinige Erben hier und alle Schwierigkeiten haben ein Ende. Wo sind die Papiere darüber?'

Ich gab sie ihm, und er durchflog sie hastig.

‚Aber der Todtenschein?' rief er dann aus, ‚wo ist er?'

‚Einen Todtenschein? Den habe ich nicht,' war meine Antwort.

‚Den haben Sie nicht, und nichts anderes, was seinen Tod beurkundet?'

‚Nichts darüber. Aber ich sagte Ihnen, er ist füsilirt; ich selbst habe die Ordre des Divisionsgenerals in die Hände der Ordonnanz gegeben, die …'

‚Das sagen Sie —' fiel er mir in's Wort. ‚Aber was hilft uns das, was hilft alles, so lange wir nicht Schwarz auf Weiß darüber besitzen? Können Sie nach Spanien schreiben und irgend etwas Amtliches darüber beschaffen?'

Ich schüttelte den Kopf.

‚Nein,' sagte ich. ‚An wen sollte ich schreiben? An das Divisionscommando? Gott weiß, wo es in diesem Augenblicke ist. Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß der Kaiser die Division aus Spanien zurückgezogen hat, um sie gegen die Alliirten zu verwenden. Sie wird auf dem Marsche sein; vielleicht steht sie schon vor dem Feinde — wie ist es da möglich …'

Herr Fäustelmann warf sehr geärgert meine Papiere von sich.

‚So sind wir gerade so weit, wie wir früher waren,' sagte er. ‚Es ist eine Sache zum Verzweifeln. Nach keiner Seite hin sich frei rühren zu können! Ihre Papiere da, Herr, können Sie zu Fidibus verwenden. Es sind Wische für uns, bloße Wische, weiter gar nichts. Hätten Sie wenigstens noch eine amtliche Abschrift des Todesurtheils! Dann würde Ihr Zeugniß, daß er wirklich executirt ist, daß er vor Ihren Augen erschossen ist, dieser Uffeln …'

‚Das ist er nun freilich nicht …'

‚Nicht vor Ihren Augen?'

‚Nein. Aber die Execution ist befohlen und also auch ausgeführt.'

‚Auch ausgeführt,' sprach der Rentmeister plötzlich sehr gedankenvoll mich fixirend mir nach, nickte dann mit dem Kopfe, und nachdem er eine Weile höchst nachdenklich vor sich hin, wie in's Leere gestarrt, sagte er:

‚Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Helfen Sie selbst uns! Diese Papiere da genügen dazu. Geben Sie sie für Ihr Eigenthum aus!'

‚Ich denke, das sind sie — bis jetzt wenigstens' — versetzte ich.

‚Sie verstehen mich nicht. Nennen Sie selbst sich Uffeln …'

‚Ah, ich bitte Sie, wie könnt' ich das?'

‚Weshalb nicht? Nennen Sie sich Uffeln — und wir sind über alle Schwierigkeiten hinweg. Sie erben ein hübsches Gut, die Hälfte davon mindestens; Herr von Mansdorf ist froh, nun Herr über seine Hälfte zu werden, und dem armen Teufel, den sie in Spanien erschossen haben, kann's einerlei sein.'

Ich war erschrocken; ich zeigte mich empört über den Vorschlag, der Rentmeister aber sprach in mich hinein, so lange, mit einem solchen Tone der Ueberzeugung, daß dies das ganz selbstverständliche Auskunftsmittel sei, daß ich endlich meinen Widerstand gegen den Betrug gebrochen fühlte und nur noch die Angst vor der Entdeckung geltend machte.

‚Die Entdeckung ist ja unmöglich,' sagte er, ‚und wenn Sie sie dennoch fürchten, so können wir ja den schlimmen Folgen derselben auf's Beste vorbeugen. Sie heirathen Fräulein Adelheid von Mansdorf, dann gehören Sie zur Familie, und dann ist es einerlei, ob Sie als Uffeln oder als Mansdorf's Schwiegersohn auf Wilstorp sitzen.'"

„Aber welch' schreckliches Complot!" rief hier die Prinzessin entrüstet aus.

(Fortsetzung folgt.)

Kleiner Briefkasten.

D. M. in D. Obwohl uns von drei Seiten authentische Portraits des Bremerhavener Verbrechers und sogar eine Handzeichnung zugegangen, welche denselben auf dem Sterbebette darstellt, so glauben wir doch davon keinen Gebrauch machen zu sollen, da wir es nicht für die Aufgabe unseres Blattes halten, die Züge des Mörders zu verewigen. Ein photographisches Portrait des Thomas aus der Zeit seines Aufenthaltes hier in Leipzig können Sie übrigens durch die hiesige photographische Anstalt von Eulenstein leicht beziehen.

Kolin in Halberstadt. Natürlich: zuthulich! Die Wortbildung zuthunlich kommt überhaupt gar nicht vor.

T. Hörmann. Wir bitten um gef. genaue Angabe der Lage Ihres Wohnorts. Es giebt sechs Waidhofen, und wir können Werthsendungen der Post nur übergeben, wenn genau angegeben wird, welches Waidhofen gemeint ist.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig — In Heften à 50 Pfennig

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Die junge Dame trat in das offene Hofthor der Schloßmühle. Eine Schaar Hühner, die, einer Spur verstreuter Getreidekörner nachgehend, eben auf den Fahrweg hinausspazieren wollte, stob gackernd vor ihr auseinander, und die Hofhunde fuhren mit wüthendem Gebelle aus ihrem trägen Halbschlummer empor. Wie floß das neue Frühlingssonnenlicht goldglänzend über die Mauern des alten, prächtigen Hauses, deren gewaltige Quadern vor alten Zeiten unter den Augen des fürstlichen Erbauers auf einander gethürmt worden waren! Vorgestern erst war die letzte dicke Eiszacke klingend von dem aufgesperrten Löwenrachen der blechernen Dachrinne gefallen, und heute zitterte und flimmerte die Luft über dem sonnenerhitzten Schiefer des Daches. Aus den dicken, braunen Knospen der Kastanien quoll das Harz und ließ sie glitzern, als seien sie mit Diamantenstaub bestreut; ein paar Töpfe mit halbverkümmerten Stubenpflanzen standen, zum ersten Male wieder in die laue freie Luft gerückt, vor dem einen Fenster der Knappenstube, und auf dem hölzernen, ausgetretenen Freitreppchen, das von dieser Stube direct in den Hof führte, saß ein weißbestäubter Müller und schnitt sich tüchtige Brocken von Brod und Käse.

„Mohr! Wächter!“ rief die junge Dame mit schmeichelnder Stimme über den Hof hinüber. Die Hunde geberdeten sich wie toll und rissen winselnd an der Kette.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Müller, sich schwerfällig erhebend.

Sie lachte leise in sich hinein. „Ich wünsche gar nichts, Franz, als Ihnen und Suse guten Tag zu sagen.“

Im Nu flogen Brod, Käse und Messer hinter das Treppengeländer. Der Mann war nicht groß. Er war kleiner als das junge Mädchen — er sah sprachlos in das blühende Gesicht, das er zum letzten Male gesehen, wie es, noch nicht einmal in der Höhe seiner breiten Schultern, auf einem schmächtigen Kindeskörper gesessen; sie hatte „das Müllermäuschen“ geheißen und war ihm in der Mühle und auf dem Kornboden, in der That quecksilbern wie eine Maus, auf Schritt und Tritt nachgehuscht — und jetzt war sie die Herrin hier, und er, der ehemalige Obermüller, ihr Pächter. „Curios,“ sagte er, in unbeholfener Verlegenheit den Kopf schüttelnd, „die Grübchen in den Backen und die Augen sind's noch, aber, aber das unmenschliche Wachsthum!“ Er ließ seine Augen scheu und ungläubig messend an der hohen Gestalt emporgleiten. „Na ja, da hat eben der Trieb von der Sommers-Großmutter her dahinter gesteckt; die war auch so wie Milch und Blut und — „wollt ihr wohl still sein, ihr Racker!“ unterbrach er sich scheltend und drohte mit der Faust nach den unaufhörlich bellenden Hunden. „Die Schlingel kennen Sie wirklich noch, gnädiges Fräulein.“

„Besser als Sie; das ‚unmenschliche Wachsthum‘ hat sie nicht irre gemacht,“ versetzte sie, zu den Hunden tretend und die hoch an ihr aufspringenden Thiere streichelnd. „Sie tituliren mich ja wunderlich, Franz. Ich bin nicht avancirt in Dresden, das kann ich Ihnen versichern.“

„Aber die Fräuleins drüben in der Villa lassen sich ja auch so benennen,“ sagte er mit steifem Nacken und starrköpfig.

„Ah so!“

„Und Sie sind doch zehnmal mehr. So jung und schon so reich, so unmenschlich reich! Die Mühle da, die schönste weit und breit — Sapperment, das will was heißen! Herrje — nur ein Mädchen, und kaum achtzehn Jahre alt, und das Commando über eine solche Mühle!“

Sie lachte. „Das steht mir allerdings zu, und ich will Ihnen das Leben schon sauer machen, alter Franz. ... Wo steckt denn Suse?“

„Die hat Stubenarrest, hat's wieder einmal in der rechten Seite, das arme, alte Frauenzimmer. Die Hausmittel wollen nicht mehr recht verfangen. Doctor Bruck ist eben bei ihr.“

Die junge Dame reichte ihm die Hand und trat sofort in das Haus. Die schwere Bohlenthür fiel rasselnd, mit gellendem Geklingel hinter ihr zu, und der Lärm hallte von allen vier Wänden des weiten Flurs zurück. ... Unter den Füßen der Eingetretenen schütterte der Boden sehr stark. Das Tosen und Stampfen des Mahlwerkes dröhnte dumpf durch die kleine, klaffende Thür im gewölbten Steinbogen, und der Duft des frisch zermalmten Kornes füllte kräftig durchdringend die Luft. In tiefen Zügen sog ihn das junge Mädchen ein — eine ganze Fluth von Erinnerungen überwältigte sie; sie wurde blaß vor innerer Bewegung und blieb mit gefalteten Händen einen Augenblick stehen. Ja, sie war um Alles gern in der alten Mühle „herumgekrochen“, wie die Präsidentin von ihr sagte, und der Papa hatte ihr oft genug den Mehlstaub von Zöpfen und Kleidern geklopft — er hatte sie lächelnd „sein weißes Müllermäuschen“ genannt. Der finstere Mann, ihr Großvater, der meist von dort oben, über das Treppengeländer

hinweg, mürrisch, mit herrisch polternder Stimme seine Befehle herabgerufen, er hatte sie nie geliebt. Sie war fast immer vor seinem feindseligen Blicke in Susens blanke Küche oder zu Franz geflüchtet, und doch dachte sie mit bitterer Wehmuth seiner und wünschte, er möge wieder da herabsteigen mit den wuchtigen Tritten, unter denen die Treppenstufen geächzt; vielleicht fürchtete sie sich nicht mehr vor dem Gesichte, das, wie sie nun wußte, hauptsächlich Geldstolz und Protzenthum so abstoßend gemacht hatten; vielleicht wäre er jetzt auch milder und zugänglicher, weil sie der Großmutter ähnlich geworden.

Sie fand die Thür der Eckstube droben verschlossen, aber aus dem schmalen Gange, der das Hintergebäude mit dem Vorderhause verband, scholl Susens weinerlich klagende Stimme. Ach ja, dort war die Schlafkammer der alten Jungfer, das dunkle Stübchen mit den runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben und der Aussicht auf das graue Schindeldach eines Holzschuppens und das niemals trocknende Pflaster des Seitenhöfchens. Sie schüttelte unwillig den Kopf und betrat den Gang.

Eine heiße, dumpfe, mit Rauch erfüllte Krankenluft schlug ihr beim Oeffnen der Thür entgegen, und dort in dem häßlichen Zwielicht, welches das erblindete, fahlgrüne Fensterglas verbreitete, stand ein Mann, mit dem Rücken ihr zugewandt. Er war sehr groß — er überragte sie offenbar um ein Bedeutendes — und breit von Schultern. Jedenfalls war er im Begriffe, zu gehen, denn er hielt Hut und Stock in der Hand.... Ah, das war also Doctor Bruck, von welchem Schwager Moritz vor acht Monaten, bei Gelegenheit der Verlobungsanzeige geschrieben hatte, daß er ihre schöne Schwester Flora schon als Gymnasiast heimlich geliebt, selbstverständlich aber damals nicht gewagt habe, zu dem geistreichen, hochgefeierten Mädchen emporzusehen, und nun sei er doch am schwererkämpften und errungenen Ziel — das war er also. Sie hatte seitdem die Verlobung eigentlich wieder vergessen, und auch während ihrer Herreise war ihr nicht ein einziges Mal eingefallen, daß sie ja ein Glied der Familie mehr vorfinden würde.

Hatte das Seidenkleid der jungen Dame gerauscht — die angelehnte Thür hatte sich vollkommen geräuschlos in ihren Angeln gedreht — oder wehte ein reinerer Luftstrom mit ihr herein, die in der That so frühlingsfrisch auf die Schwelle trat, als gehe der Veilchenhauch, den man bereits in den letzten Märztagen zu spüren meint, von ihr aus — der Arzt drehte sich rasch um.

„Doctor Bruck? Ich bin Käthe Mangold," sagte sie, sich kurz und flüchtig vorstellend; dabei ging sie rasch an ihm vorüber und streckte Suse, die, in Bettkissen gepackt, zusammengekrümmt auf einem Lehnstuhle hockte, beide Hände entgegen.

Die Alte starrte sie mit blöden Augen an.

„Ich komme da herein, wie vom Himmel geschneit, nicht wahr, Suse? Aber gerade zur rechten Zeit, wie ich sehe," sagte sie und strich der Kranken die unordentlich um die Stirn hängenden greisen Haare unter die Nachthaube. „Wie kömmt es, daß ich Dich hier finde, in dieser elenden Hinterstube? Der Ofen raucht, und bei aller Gluth, die er ausströmt, sitzen die Moderspuren an den Wänden. Hat man Dir nicht gesagt, daß Du in der Eckstube wohnen und im Alkoven schlafen sollst?"

„Ja wohl, das hat der Herr Commerzienrath gesagt, aber es müßte doch da bei mir rappeln," sie tippte mit dem Zeigefinger auf die Stirn, „wenn ich mich mutterseelenallein in die gute Eckstube setzen wollte, wie eine Gnädige, oder gar wie die selige Schloßmüllern selber."

Die junge Dame verbiß ein schalkhaftes Lächeln. „Aber, Suse, hattest Du nicht auch beim Großpapa das Recht, Dich in der Wohnstube aufzuhalten? Im Fenster stand Dein Spinnrad — ich habe Dir's oft genug in Unordnung gebracht — und auf der Kommode Dein Nähkästchen... Ist ein Zimmerwechsel zulässig, Herr Doctor?" wandte sie sich ohne Weiteres an den Arzt.

„Dringend nöthig sogar, aber ich bin bisher auf einen entschiedenen Widerstand der Kranken gestoßen," versetzte er achselzuckend. Er hatte eine sonore und doch sanfte Stimme, die in diesem Augenblicke jenen moderirten Klang nicht verkennen ließ, den man dem Leiden gegenüber so leicht annimmt.

„Nun, dann wollen wir aber auch keinen Augenblick verlieren," sagte Käthe. Sie nahm das Pelzbarett ab, legte es auf Susens Bett und zog die Handschuhe aus.

„Nicht um die Welt bringen Sie mich 'nüber," protestirte die Haushälterin. „Fräulein Käthchen, thun Sie mir das nicht an!" bat sie weinerlich. „Die Stube ist mein Augapfel; ich putze und blinke alle Tage d'rin auf, seit mir der Herr Commerzienrath gesagt hat, daß Sie kommen wollten. Erst vorgestern habe ich neue Vorhänge d'rin aufstecken lassen."

„Nun gut, so bleibe! Ich hatte mir vorgenommen, wie in meiner Kindheit, Nachmittags den Kaffee in der Mühle zu trinken. Wenn Du aber so eigensinnig bist, dann komme ich gar nicht; darauf kannst Du Dich verlassen. Ich bleibe ohnehin nur vier Wochen in M. — und dann magst Du Deine ‚ausgeblinkte' Stube mit den geschonten Gardinen präsentiren, wem Du Lust hast."

Das half. In Gesicht und Haltung des jungen Mädchens lag so viel strafender Ernst, so viel Entschiedenheit, daß man sofort sah, sie habe nicht zum ersten Mal mit einer widerspenstigen Kranken zu thun.

Suse zog aufseufzend den Stubenschlüssel unter ihrem Kopfkissen hervor und reichte ihn der jungen Dame hin, die nun auch rasch ihre Sammetjacke abstreifte. „Die Eckstube ist jedenfalls nicht geheizt," sagte sie und griff nach dem Holzkorbe, der neben dem Ofen stand.

„Nein, das können Sie unmöglich," sagte Doctor Bruck mit einem Blick auf ihren eleganten Anzug. Er legte rasch Hut und Stock auf den Tisch.

„Es wäre sehr beschämend für mich, wenn ich das nicht könnte," versetzte sie ernsthaft, aber mit tieferrötheten Wangen — sie hatte seinen zweifelhaften Blick wohl bemerkt.

Sie ging hinaus, und wenige Minuten darauf prasselte ein tüchtiges Feuer im Ofen, während Doctor Bruck die Fenster der Eckstube öffnete, um den lauen Märzodem erst noch einmal durch den mit dumpfer Scheuerluft erfüllten Raum strömen zu lassen.

Käthe trat ein. „Ich bitte, sich zu überzeugen, daß ich salonfähig geblieben bin, Herr Doctor," sagte sie, nicht ohne einen Anflug von Spott ihm ihre schlanken, rosigen Hände mit dem tadellos weißen Leinwandstreifen am Armgelenk hinstreckend.

Ein ausdrucksvolles Lächeln ging über sein ernstes Gesicht, aber er schwieg und war bemüht, das südliche Eckfenster wieder zu schließen, durch welches der Zugwind die Eingetretene so derb anblies, daß das braune Lockengeringel von ihrer Stirn wegwehte. Auch der Vorhang blähte sich auf und flog in die Stube herein; Käthe griff mit flinken Händen zu und suchte den steifen Faltenwurf wieder zu ordnen.

„Die gute Suse — wenn sie nur wüßte, welchen Streich sie mir spielt mit diesen Gardinen!" sagte sie halb lächelnd, halb verdrießlich. „Ich muß das Zeug nun wohl oder übel hängen lassen, denn sie hat es sicher vom Vormund für mich erpreßt. Gemusterte Mullgardinen vor solchen Fensterbögen, in der schönsten mittelalterlichen Wohnstube, die sich denken läßt! ... Ich hatte mir vorgenommen, sie wieder einzurichten, wie sie vor drei Jahrhunderten gewesen sein mag — mit runden, bleigefaßten Glasscheiben, mit Klappsitzen von Eichenholz, hier zu beiden Seiten der Fensternischen in die Wand eingefügt und mit Polstern belegt, und dort auf die massive Hausthür, von der die Stufen herabführen, sollten neue Metallbeschläge kommen. Die alten hat jedenfalls erst der Großpapa abreißen lassen; man sieht deutlich, wo sie gesessen haben. Und nun denken Sie sich die alte Suse mit ihrem Spinnrad in dem einen Fenster! ... Ich hatte mir das wirklich sehr hübsch und anheimelnd ausgedacht — nun werde ich's bei ihr nicht durchsetzen."

„Aber ich begreife nicht — sind Sie denn nicht die Herrin?"

„O, die kann ich niemals herauskehren, wenn es dergleichen Wünsche gilt — ich kenne mich schon," versetzte sie fast kleinlaut. „Darin bin ich entsetzlich feig." Der Contrast zwischen diesem aufrichtigen Bekenntniß und der äußeren gebietenden Erscheinung der jungen Dame war so groß, daß es in der That eines scharfen Blickes in ihre rehbraunen Augen bedurfte, um sich zu überzeugen, daß sie vollkommen wahr spreche. Sie hatte ein

nicht sehr großes, aber schöngeschnittenes klares Auge mit einem kühlen Blick; er harmonirte mit der unbefangenen Sicherheit ihres ganzen Wesens. Wie ruhig und praktisch traf sie die Anstalten zur Aufnahme der Kranken! Das Sopha wurde als Bett eingerichtet, der plumpe mit Leder bezogene Lehnstuhl des Schloßmüllers aus der Fensterecke tiefer in das Zimmer gerückt, damit kein Zuglüftchen die Patientin streife; sie holte einen kleinen Tisch aus dem Alkoven und die weißgescheuerte Fußbank unter dem hochbeinigen Kanapee hervor — das geschah so unbefangen und selbstverständlich, als sei sie nie von der Mühle fortgewesen. Sie war aber auch so vertieft in ihre augenblickliche Aufgabe, daß man meinen konnte, sie habe die Anwesenheit des Mannes dort im südlichen Eckfenster ganz vergessen. Nur als sie die obere Schublade der Kommode aufzog und ein weißes Tuch mit roth eingewirkter Kante herausnahm, um es über das Tischchen vor dem Lehnstuhle zu breiten, wandte sich das Gesicht nach ihm und sagte: „Es ist etwas Schönes um diese altbürgerliche Ordnung — Alles steht und liegt am altgewohnten Orte. So ist es gewesen, ehe ich geboren wurde, und während meiner sechsjährigen Abwesenheit sind die Einrichtungsgesetze unverrückt geblieben — man ist sofort wieder heimisch.“ Sie zeigte auf den Spiegel über der Kommode. „Da hinter dem Rahmen guckt die Ecke des Hauskalenders, in den der Großpapa seine Notizen schrieb, und darüber steckt noch die Ruthe mit dem verblichenen Bande, die schon der Schrecken meiner Mutter gewesen ist.“

„Auch der Ihrige?“

„Nein, mich kleines Ding beachtete der Großpapa nicht genug, um sich mit meiner Besserung zu befassen.“ Sie sagte das durchaus nicht bitter; eher mit einer Art lächelnder Resignation. Dabei wischte sie den leichten Staubanhauch, der sich während Suse's Kranksein abgelagert hatte, von den Möbeln und schloß auch die anderen Fenster. „Hier auf dem Steinsims müssen nothwendig Blumen stehen; ihr Duft soll meine arme Suse erquicken. Ich werde Schwager Moritz um einige Hyacinthen- und Veilchentöpfe aus dem Wintergarten bitten —“

„Da werden Sie sich an die Frau Präsidentin Urach wenden müssen; sie hat einzig und allein über den Wintergarten zu verfügen; er gehört zu ihrer Wohnung.“

Das junge Mädchen sah ihn groß an. „So streng ist die Etiquette drüben? Zu Papas Lebzeiten war der Wintergarten Gemeingut der Familie.“ — Sie zuckte die Achseln. — „Damals freilich war die vornehme Schwiegermutter meines Vaters nur dann und wann Gast in der Villa.“ Ihre klangreiche Stimme verschärfte sich ein wenig bei diesen Worten, aber sie warf gleich darauf den Kopf in den Nacken, als könne sie damit eine augenblickliche unangenehme Empfindung abschütteln, und setzte heiter lächelnd hinzu: „Nun, dann um so besser, daß ich zuerst in die Mühle ging, um mich zu acclimatisiren!“

Er verließ die Fensternische und trat zu ihr. „Ob man Ihnen aber drüben nicht sehr verargen wird, daß Sie sich nicht sogleich in den Schutz der Familie begeben haben?“ fragte er mit ernstem Nachdrucke, aber auch mit jenem Antheile, der zart einen Rath, einen Wink zu geben versucht, ohne zudringlich zu werden.

„Dazu hat man doch wohl nicht das Recht,“ versetzte sie rasch und lebhaft, während der leuchtende Carmin auf ihren Wangen sich verdunkelte. „Dieses ‚Drüben‘ ist für mich gleichbedeutend mit der Fremde, in der ich den Familienschutz, wie Sie ihn nennen — nämlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit — nicht voraussetzen kann, auch nicht bei den Schwestern. Wir kennen uns gar nicht näher; nicht einmal das dürftige Band eines kleinen Briefwechsels existirt zwischen uns — ich habe nur mit Moritz correspondirt. Als Papa noch lebte, wurde Henriette bei ihrer Großmama erzogen. Wir sahen uns äußerst selten und auch dann nur unter der Aufsicht der Frau Präsidentin. Meine Schwester, die Commerzienrath Römer, wohnte in der Stadt und starb auch sehr frühe. Und Flora? Sie war sehr schön und sehr gescheidt; sie war eine hochgefeierte junge Dame und machte bereits die Honneurs in unserem Hause, als ich noch tief in den Kinderschuhen steckte. Flora muß großartig beanlagt gewesen sein, weil man sich stets so namenlos bedrückt und eingeschüchtert in ihrer Nähe fühlte. Ich habe nie gewagt, sie anzureden, oder auch nur ihre wunderschönen Hände zu berühren, und noch heute fühle ich, daß es sehr unbescheiden von mir sein würde, wollte ich den Umgangston zwischen ihr und mir beanspruchen, wie er sonst zwischen Schwestern üblich ist.“

Sie unterbrach sich und sah ihm erwartungsvoll in das Gesicht, aber sein weggewendeter Blick schweifte über die Gegend draußen. Er ermuthigte sie mit keiner Silbe — hatte er doch auch um das seltene Mädchen dienen müssen, wie Jakob um die Rahel. Möglicher Weise war er nicht einmal duldsam gegen die Schwesterliebe in dem Herzen, das sich ihm endlich zugeneigt. . . . Bei aller Milde und sanften Schlichtheit, die er wohl in Folge seines ärztlichen Berufes äußerlich angenommen, sah er doch aus, als könne er auch sehr ernstlich und entschieden auf seinem Rechte bestehen.

„Wie die Sachen stehen — die Villa ist ja nicht mehr mein Vaterhaus — kann ich dort nur als Gast, als Besuch gelten, wie jeder Andere auch,“ hob sie nach einer augenblicklichen Pause wieder an. „Hier in der Mühle stehe ich auf meinem eigenen Grund und Boden; da ist Heimathluft und Heimgefühl, und das alte Schieferdach droben und Franz und Suse werden mich und meine unmündigen achtzehn Jahre wohl ebenso treu beschirmen, wie es die Villa mit ihrer strengen Etiquette nur immer vermag.“ Ein muthwilliges Lächeln schwebte um ihren Mund. „Uebrigens wird man über diesen ‚Formfehler‘ rascher hinweggehen, als Sie denken, Herr Doctor — man kann es von ‚der Müllermaus‘ nicht besser erwarten.“

Der Schmeichelname, mit welchem der Papa sie einst genannt, konnte nun allerdings nicht mehr gelten: Huschen und Schlüpfen und unversehens in einem Verstecke verschwinden — dieses Gesammtbild von zarter Gliedergeschmeidigkeit und furchtsamer Seele paßte nicht zu dem Mädchen, das der Welt den fleckenlos weißen Schild der Stirn so ruhig zukehrte, das seine kraftvollen, plastisch ausgeprägten Glieder bei aller jugendfrischen Regsamkeit dennoch mit einer Art von stiller Würde beherrschte.

Allmählich kam eine behagliche Wärme vom Ofen her; Käthe zog ein Flacon aus der Tasche und goß einige Tropfen Eau de Cologne auf die heiße Eisenplatte; ein lieblicher, luftreinigender Duft verbreitete sich. „Suse wird ganz feierlich zu Muthe sein, wenn sie herüber kommt,“ sagte sie heiter und ließ ihre Augen noch einmal musternd durch die Stube gleiten; es war Alles in Ordnung; nur die Alkoventhür stand noch offen, und durch den breiten Spalt sah man gerade auf die bunten Nelkensträuße der Bettstelle, die drinnen in der Nähe des Fensters stand. Jetzt erst fiel der Blick des jungen Mädchens auf die plumpen wohlbekannten Blumengebilde, die einst das Entzücken ihrer Kinderseele gewesen waren — die ganze Rosenfrische wich plötzlich von ihren Wangen, selbst ihr rother Mund war blaß geworden.

„Dort ist mein Großpapa gestorben,“ flüsterte sie ergriffen.

Doctor Bruck schüttelte den Kopf und zeigte schweigend nach dem südlichen Eckfenster.

„Sie waren bei ihm?“ fragte sie hastig und trat ihm näher.

„Ja.“

„Er ist so plötzlich gestorben, und Moritz hat mir den Trauerfall in so wenig eingehender Weise angezeigt, daß ich nicht einmal weiß, was die Ursache seines Todes gewesen ist.“

Der Doctor stand so, daß sie nur sein Profil sehen konnte; er war sehr bärtig um Kinn und Lippen; dennoch konnte sie bemerken, wie sich diese Lippen fest aufeinander legten, als werde es ihnen schwer, zu antworten. Nach einem augenblicklichen Schweigen wandte er ihr langsam und voll das Gesicht zu und sah sie ernst an. „Man wird Ihnen sagen, er sei an meiner Ungeschicklichkeit im Operiren gestorben,“ sagte er mit einer Stimme, der die innere Bewegung fast allen Klang nahm.

Das junge Mädchen fuhr vor Schrecken und Bestürzung zurück; ihr Auge streifte noch einmal den Mund, der gesprochen hatte, dann suchte es den Boden.

„Einzig und allein um Ihrer eigenen Beruhigung willen möchte ich Ihnen die Versicherung geben, daß das durchaus unwahr ist,“ fuhr er mit sanftem Ernste fort; „aber wie kann ich von Ihnen verlangen, daß Sie mir glauben sollen? . . . Wir sehen uns heute zum ersten Male und wissen nichts von einander.“

Sie hätte sich mit einer einzigen oberflächlichen Phrase aus dieser peinvollen Lage helfen können, aber das fiel ihr nicht ein. Er hatte Recht — wie konnte sie wissen, ob er schuldlos, und die anklagende öffentliche Meinung im Unrechte sei? Freilich trug seine ganze Erscheinung den Stempel einfacher Gradheit und Wahrhaftigkeit. Sie fühlte sogar heraus, daß es eigentlich seine Art gar nicht sein könne, ungerechten Verdächtigungen gegenüber auch nur ein Wort zu verlieren, ja, daß er sich in diesem Augenblicke mit seiner Versicherung gleichsam herablasse. Dennoch war sie nicht fähig, etwas auszusprechen, für das sie keine innere Rechtfertigung fand.

Er hatte wohl auch keine Antwort erwartet; denn er wandte sich ab, aber mit so viel Würde und stolzer Gelassenheit, daß in Käthe ein Gefühl plötzlicher Beschämung aufstieg und ihre Wangen heiß röthete. „Darf ich die Kranke nun herüber bringen?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

Er bejahte, und sie verließ mit raschen Schritten das Zimmer. Drüben in der Hinterstube wischte sie sich die hervorquellenden Thränen von den Wimpern und ließ sich den erschütternden Vorgang von der Haushälterin erzählen.

„Die Geschichte hat dem Doctor in der Stadt schrecklichen Schaden gebracht," sagte Suse schließlich. „Erst gab's keinen Besseren und er hatte alle Hände voll zu thun, und nun sagen sie auf einmal, er verstände seine Sache nicht. So sind eben die Menschen, Fräulein Käthchen. Und er ist nicht schuld an dem Unglücke. Es war Alles gut; ich hab's ja mit meinen eigenen Augen gesehen. Aber da sollte sich der Schloßmüller ganz ruhig verhalten — ja, der und ruhig! Ich weiß am besten, wie er beim kleinsten Aerger gleich kirschbraun wurde. Da darf nur der Franz draußen zu laut gesprochen haben, oder der Wagen ist zu schnell in den Hof gefahren — da hat schon die Wuth in ihm gekocht. So war er. Ich hab' genug mit ihm ausgestanden, und zum Dank dafür hat er mich auch mit keinem Pfennig bedacht" — sie lachte scharf und zornig auf — „wenn Sie nicht für mich sorgten, da könnte ich jetzt betteln gehen."

Käthe hob unwillig warnend und Schweigen gebietend den Zeigefinger.

„Nun meinetwegen auch — ich will still sein," grollte die Alte und ließ es still geschehen, daß das junge Mädchen ihren vertrockneten Körper wie ein hülfloses Kind in Decken und Kleider einmummte. „Es thut mir nur leid, daß so ein guter Herr, wie der Doctor, deswegen nun angeschwärzt wird und sein Brod verliert, und seine arme Tante, für die er sorgt und arbeitet, dauert mich auch. Sie hat ihn von ihrem Bischen Vermögen studiren lassen, die alte Frau Diaconus. Sie wohnt bei ihm; er ist immer ihr ganzer Stolz gewesen — und nun muß sie das mit erleben." —

Käthe machte der Mittheilung, die sehr in's Breite zu gehen drohte, ein Ende, indem sie die Kranke vorsichtig aus dem Lehnstuhle hob. Sie war der früheren Heimath zu sehr entfremdet und wurzelte mit ihrem Denken und Empfinden viel zu sehr in ihrem Dresdener Heim, um sich für die Privatverhältnisse dessen so rasch zu erwärmen, der Flora's Bräutigam war. Allerdings bedauerte sie den Arzt in ihm, dem das Mißlingen einer Cur so plötzlich Existenz und Stellung gefährdete, allein das Weh um den Großvater, der jedenfalls schwer gelitten hatte, überwog bei Weitem auch diesen Antheil.

Halb und halb getragen von den starken Armen des jungen Mädchens, hinkte Suse über den Vorsaal. Die Thür der Eckstube war offen, und am Fuße der herniederführenden Stufen stand Doctor Bruck mit ausgebreiteten Armen, um die Leidende in Empfang zu nehmen und ihr herabzuhelfen. . . . Es war eine charakteristische Gruppe, die der Thürrahmen einen Augenblick umschloß. Käthe hatte sich den gesunden Arm der Kranken um den Nacken gelegt und hielt die knochige braune Hand mit ihren rosigen Fingern auf der linken Achsel fest, während ihr rechter Arm die Hüften Susens umschlang. Ausdrucksvoller konnte die opferwillige Barmherzigkeit nicht verkörpert sein, als in diesem Mädchen, das, seitlich über die gekrümmte Hülflose gebeugt, ihr strahlend junges Gesicht an den grauen Scheitel, die runzelvolle Wange des alten Frauenkopfes legte.

Nach wenigen Minuten saß Suse bequem und weich gebettet in der luftigen Stube. Sie musterte ängstlich die famosen Vorhänge, entsetzte sich über das Bett auf dem „stolzen Kanapee" und bemühte sich vergeblich, ihre Freude darüber zu verbergen, daß sie nun wieder jeden Sack zählen konnte, der drunten im Hofe auf- und abgeladen wurde.

Die junge Dame sah nach ihrer kleinen goldenen Uhr. „Es wird Zeit, mich in der Villa vorzustellen; sonst gerathe ich möglicher Weise mitten in den stolzen Theezirkel der Frau Präsidentin," sagte sie mit der anmuthigen Geste eines leichten Schauders und zog die Handschuhe aus der Tasche. „In einer Stunde komme ich wieder und koche Dir eine Suppe, Suse —"

„Mit den feinen Händen?"

„Mit den feinen Händen, versteht sich. Glaubst Du denn, ich lege sie in Dresden in den Schooß? . . . Hast doch meine Lukas gekannt, Suse — sie ist heute wie damals; da heißt es, Hand und Fuß rühren und die Zeit ausnutzen. Du solltest sie nur einmal sehen! Sie ist eine Frau Doctorin geworden, die ihres Gleichen sucht." Damit verließ sie das Zimmer, um sich in Susens Stübchen zum Fortgehen zu rüsten.

(Fortsetzung folgt.)

Menschenaffen.

Von **Brehm.**

I. Aeußere Umrisse.

Noch vor zwei Jahrzehnten war es leicht, über Affen zu schreiben — heutzutage ist es schwierig. Man befriedigt Niemand mehr, weder die Gläubigen, noch die Ungläubigen, weder die Anhänger der alten Anschauung, nach welcher der Mensch das Ebenbild Gottes sein soll, noch die feurigen Jünger Darwin's, welche viel weiter zu gehen pflegen als ihr Meister selber. Jene glauben, weil sie den Kern und das Wesen der neuzeitlichen Entwickelungslehre einfach nicht verstehen oder verstehen wollen, in jedem Schimpanse ihren Großvater erblicken zu müssen; diese wollen womöglich jeden Affen als einen werdenden Menschen betrachtet wissen; jene verletzt die Bezeichnung „Menschenaffen"; diese nehmen keinen Anstand, in ihrer Entwickelung zurückgebliebene Adamssöhne „Affenmenschen" zu nennen. Die goldene Mittelstraße zu gehen ist also schwierig, von Affen zu reden und zu schreiben aber noch mehr. Ich habe dies vielfach erfahren. Daß mich ein Herr, dessen Handschrift offenbar einen durch Hochschulen gebildeten Mann verräth, in einem nur mit „Kein Schimpanse" unterzeichneten Briefe, Postzeichen Sangerhausen, mit den Worten anredet: „Intoleranter, inhumaner Schimpanse" anstatt „Hochgeehrter Herr" (wie ich das übrigens übersetzt habe), will wenig besagen; denn derartige Aeußerungen einzelner durch meine Arbeiten erzürnter Eiferer, welche niemals den Muth haben, sich zu nennen, erhalte ich zu meiner Erheiterung in Menge, daß aber unter den verschiedenen Vorträgen, welche ich gegenwärtig öffentlich halte, der die Affen behandelnde unter zehn Fällen neunmal zurückgewiesen oder nur schwach besucht wird, thut mir nicht meinetwegen, sondern lernbegieriger Zuhörer halber aufrichtig leid. „Nur nicht die Affen!" heißt es von hier oder dort; „nur nicht die Affen in in unserem Saale!" seufzt eine fromme Gesellschaft, welche besagten Saal jedoch recht gern zu anständigem Preise vermiethet; „nur nicht die Affen!" lispeln Frauen, welche sonst alle naturwissenschaftlichen Vorträge eifrig besuchen und mir, wie ich offen gestehe, meine liebsten Zuhörer sind; „nur nicht die Affen!" sagen selbst vorurtheilsfreie Männer in gerechtfertigter Berücksichtigung der herrschend gewordenen Ansichten über die Art und Weise, in welcher neuerdings diese uns zunächst verwandten Hochthiere von berufenen und unberufenen, kundigen und unkundigen Schriftstellern und solchen, die es sein wollen, behandelt werden.

Die Leser dieses Blattes, welches mein würdiger „Nicht-



Menschenaffen, aus der Gruppe des Tschego's im Dresdener zoologischen Garten.
Eine Studie nach der Natur von G. Mützel.

schimpanse" aus Sangerhausen in seinem grimmigen Zorn mit den liebenswürdigsten Schimpfnamen belegt, kennen mich hoffentlich viel zu gut, als daß sie nicht annehmen sollten, ich würde ihnen die Großvaterschaft eines Gorilla, Schimpanse oder Orang-Utan rückhaltlos klarlegen, wenn ich von derselben überzeugt wäre. Dies bin ich aber nicht, obgleich ich mich als Anhänger der Lehren Darwin's bekenne und nicht daran denke, die innige Verwandtschaft, wohlverstanden: Verwandtschaft im thierkundlichen Sinne, welche zwischen Menschen und Affen thatsächlich besteht, wegleugnen zu wollen. Hiervon bin ich im Gegentheil so durchdrungen, daß alle bisher vorgebrachten Gegengründe mir bedeutungslos erscheinen müssen. Menschen und Affen gehören in eine und dieselbe Ordnung des Thierreichs: in die der Primaten, welche ich „Hochthiere" genannt habe, mag sich der erstere gegen diese Verwandtschaft sträuben, wie er will. Mensch und Affe sind jedoch keineswegs gleichartig, und die Kluft, welche zwischen dem am höchsten entwickelten Affen und dem auf der niedrigsten Stufe stehenden Menschen besteht, wird nicht überbrückt, mag man auch das beiderseitige Verhältniß ansehen und deuten, von welcher Seite und wie man wolle. Dies beweisen am allerdeutlichsten unsere nächsten Verwandten, die „Menschenaffen", über welche neuerdings ein reicher Stoff zusammengetragen worden ist, weil seit dem Erscheinen der die alten Anschauungen vollständig umwälzenden Werke Darwin's jeder irgendwie Befähigte sich bemüßigt gesehen hat, für oder wider die aus der neuzeitlichen Entwickelungslehre gezogenen Folgerungen zu schreiben, zu reden und zu lehren.

Ein im Dresdener Thiergarten vor wenigen Wochen gestorbener Menschenaffe veranlaßt mich, die in jeder Beziehung der allgemeinsten Theilnahme würdige Gruppe der Ordnung vor dem weitesten Kreise, welchen ich finden kann, zu besprechen. Besagter Affe hat neuerdings, wie ich höre, viel Staub aufgewirbelt, weil sich die Gelehrten wie die Ungelehrten noch nicht darüber einigen konnten, zu welcher der seit geraumer Zeit bekannten, mehr oder minder ausführlich beschriebenen und mit größerer oder geringerer Berechtigung unterschiedenen Arten sie ihn zählen sollten. „Hie Welf, hie Waiblingen" — „hie Gorilla, hie Schimpanse", schreit man sich wüthend entgegen und ficht mit Waffen, wie sie gelehrter oder gelehrtseinwollender Männer in jedem Falle unwürdig sind, indem man sich gegenseitig Unwissenheit und andere Schwächen vorwirft. So wenigstens ist mir berichtet worden; denn ich selbst habe den Streit, welcher sich, meines Wissens, bisher nur in den Tagesblättern abgespielt hat, nicht verfolgt, weil ich schon seit Jahren ausschließlich Arbeiten von Fachmännern, nicht aber bedeutungslose Auslassungen der neuerdings wie Pilze aufschießenden Thierkundigen von gestern und heute zu lesen pflege. Der so heftig geführte Streit beweist aber, daß die Frage doch eine allgemeinere Bedeutung gewonnen hat, und daß deshalb ein Versuch, die Hauptzüge unserer heutigen Kunde der Menschenaffen auch dem weitesten Kreise zugänglich zu machen, eine gewisse Berechtigung hat.

Im Allgemeinen wird angenommen, daß man, abgesehen von den Langarmaffen oder Gibbons, drei sogenannte Menschenaffen unterscheiden darf: den Gorilla, den Schimpanse und den Orang-Utan, fälschlich auch Orang-Utang genannt. Ueber den erstgenannten kann, dank den eingehenden Arbeiten französischer und englischer Forscher, insbesondere Isidor Geoffroy's und Owen's, kein Zweifel herrschen; anders dagegen verhält es sich mit dem Schimpanse und dem Orang-Utan, beziehentlich den Sippen oder Untersippen, als deren Vertreter beide gelten. Man hat nämlich mehrere, ebensowohl dem Schimpanse wie dem Orang-Utan ähnelnde Menschenaffen unterschieden, benamset und beschrieben und dadurch eine Verwirrung hervorgerufen, welche, wegen des uns gegenwärtig noch mangelnden Stoffes, geradezu als unlöslich erscheinen will. Hinsichtlich der Orangaffen ist man neuerdings mehr oder weniger zu der Ueberzeugung gekommen, daß es sich in diesem Falle nur um eine einzige Art, den Orang-Utan handeln kann, beziehentlich der nächsten Verwandten des Schimpanse aber sind die Meinungen noch getheilt; denn während Einzelne sich nicht überzeugen lassen wollen, daß Afrika mehr als zwei Menschenaffen, Gorilla und Schimpanse, beherbergt, verfechten Andere die Ansicht, daß mindestens drei dieser Thiere in diesem noch immer sehr wenig bekannten Erdtheile leben. Der Menschenaffe des Dresdener Thiergartens hat mir den Beweis geliefert, daß letztere Anschauung die richtigere ist, und ich denke mir auch, daß alle, welche die von Mützel für die „Gartenlaube" nach dem Leben gezeichneten beiden in Frage kommenden Menschenaffen mit vergleichendem Auge betrachten, derselben Ansicht sein werden, wie ich.

Um mich allgemein verständlich zu machen, muß ich, wohl oder übel, eine leibliche Beschreibung der betreffenden Menschenaffen geben, verspreche aber im voraus, dieselbe so kurz wie möglich fassen und später um so eingehender über die Lebensverhältnisse derselben berichten zu wollen.

Unter allen stellen wir den seit dem Jahre 1847 uns bekannten Gorilla (Anthropopithecus Gorilla) obenan, den riesigsten aller Affen überhaupt, ein ebenso gewaltiges wie entsetzliches, um mit dem alten Thierkundigen Geßner zu reden, „scheußliches" Thier. Seinen Namen erhielt derselbe in Berücksichtigung eines uralten Berichtes des Karthagers Hanno, welcher erzählt, daß eine von seiner Vaterstadt ausziehende zahlreiche Auswanderergesellschaft mit wilden haarigen, von den Dolmetschern „Gorillas" benamseten Menschen zusammengetroffen sei. Der Gorilla erreicht, vollkommen ausgewachsen, zwar nicht die Höhe eines großwüchsigen Mannes, übertrifft ihn aber sicherlich an Stärke und Gewicht. Die Höhe von der Sohle bis zum Scheitel beträgt 1,65 bis 1,70 Meter, die Breite von einer Schulter bis zur anderen 95 Centimeter, die Länge des Kopfes und auffallend gestreckten Rumpfes zusammengenommen 1,08 Meter, die Länge der Vorderglieder ebenso viel, die der Hinterglieder dagegen nur 75 Centimeter. Bezeichnend für den Gorilla sind: der lange Kopf mit stark hervortretenden Augenbrauenwülsten, eingesenkter Stirne und lang nach hinten gezogenem Hinterhauptstheile, der ziemlich weit vorgestreckte Kinntheil des Gesichtes, das sehr kleine, dem des Menschen bis auf das stets entwickelte Läppchen ähnelnde Ohr, das überaus starke Gebiß, dessen Eckzähne eine ungeheuerliche Entwickelung erlangen und dessen hinterster unterer Backenzahn mit drei äußeren und zwei inneren Höckern nebst hinterem Anhange versehen ist, die ebenso starken wie langen, fast gleichmäßig dicken Vorderarme, die gewaltigen, breiten, wegen der bis zum zweiten Gliede verschmolzenen Mittelfinger im Handteller zwar lang, im Fingertheile aber kurz erscheinenden Hände mit zwar verhältnißmäßig starken, im Vergleiche zum Menschen aber doch immer sehr schwachen und kurzen Daumen, die kurzen Ober- und wadenlosen Unterschenkel und die ungemein breiten, klumpigen Füße, deren große Daumenzehe unter einem Winkel von 60 Grad von den übrigen, unter sich größtentheils ebenfalls verbundenen absteht. Das Gesicht bis zu den Brauenbogen und der Mitte der Jochbogen, die Ohrgegend seitlich und unten, die riesig dicken Finger von der Mitte des zweiten Gliedes an, die Sohlen und Seiten der Füße und die Obertheile der Zehen sind nackt, alle übrigen Theile behaart.

Der Strich der Haare verläuft auf dem Unterarme von unten nach oben, und auf den inneren Schenkeln von vorn und oben schief nach unten und hinten, im Uebrigen gleichmäßig von vorn nach hinten und unten. Die Haare verlängern sich auf dem Oberkopfe, an den Armen und Beinen, sind verkürzt oder abgerieben auf dem Rücken und stehen spärlich auf den Bauchseiten. Die Färbung der Haare ist bei dem Männchen wie bei dem Weibchen, beim Alten wie beim Jungen dieselbe: ein düsteres Dunkelgrau mit bräunlichem Schimmer, welcher auf dem Kopfe, in Folge der hier röthlichbraun zugespitzten Haare, in deutlicheres Grauroth übergeht, wogegen auf dem Rücken und an den Oberschenkeln, deren Fell in der Regel abgerieben wird, mehr die graue Farbe zur Geltung kommt.

So viel man bis jetzt weiß, bewohnt der Gorilla die zwischen dem Gleicher und dem fünften Grade südlicher Breite gelegenen, von den Flüssen Gabun, Muni und Fernando Vaz durchströmten Länder West-Afrikas, jedoch weniger die an der Küste, als die weiter im Innern liegenden Striche. Wie weit sein Verbreitungskreis in das Innere von Afrika sich erstreckt, weiß man nicht.

Theilweise in denselben Gegenden, jedoch viel weiter nach Norden hin, bis zur Sierra Leona sich verbreitend, lebt diejenige Art von Menschenaffen, welche man allgemein Schimpanse (Anthropopithecus troglodytes) nennt, im Alterszustande aber noch immer nicht genügend kennt. Dieses Thier ist jetzt fast in allen

größeren Thiergärten vertreten, und ich habe es allein in mindestens dreißig unter sich vollkommen übereinstimmenden Stücken gesehen und wenigstens ihrer acht, männliche und weibliche, jahrelang gepflegt. Es ist kleiner, kurzrumpfiger, kurzarmiger, wohl auch kurzbeiniger und schmalhändiger als der Gorilla, soll jedoch nach Versicherung der Eingeborenen ausgewachsen immerhin bis anderthalben Meter hoch werden. Sein Kopf ist rundlicher, sein Gesichtsausdruck minder thierisch, sein Ohr größer und weniger menschenähnlich, seine Hand dünn und lang, nicht allein schmäler, sondern auch länger, was sich namentlich in den wie bei der Menschenhand nicht zum größern Theile in eine Haut eingehüllten Fingern bemerklich macht. Der Daumen ist kleiner und schmächtiger, der Fuß ebenfalls verhältnißmäßig länger und schmäler als die betreffenden Theile beim Gorilla, der Leib ähnlich behaart wie bei diesem, das Haar jedoch zu beiden Seiten des Gesichts und Kopfs stärker entwickelt, auf dem Rücken in der Regel nicht abgescheuert, auch ein größerer Theil der Oberhand und des Oberfußes nackt. Die Färbung der Haare, mit alleiniger Ausnahme derer, welche das Kinn und spärlich die Schnauze sowie das Gefäß bekleiden und weiß aussehen, ist gleichmäßig dunkelschwarz; Augenbrauengegend, Vordergesicht von der Mitte der flachen Nase an, sowie das Ohr und die Hände und Füße, soweit sie nackt, haben lederfarbene, eine maskenartig die Augen umgebende Stelle und die Wangen schwarzgraubraune, die Haut des Kopfes bläulichgraue, der Haarboden des übrigen Leibes ebenfalls lederbraune Färbung.

Von beiden Menschenaffen unterscheidet sich derjenige, welcher in Dresden lebte, so auffallend, daß er mit keinem von ihnen verwechselt werden kann. Als ich dieses äußerst merkwürdige Thier am 26. August vergangenen Jahres zum ersten Male sah, erkannte ich sofort, daß ich keinen Schimpanse vor mir hatte, glaubte damals aber, vielleicht doch einen Gorilla in ihm erkennen zu dürfen. In diesem Sinne berichtete ich, bevor ich das einschlägliche Schriftthum genauer gewürdigt, an den in Frankfurt erscheinenden „Zoologischen Garten", beiläufig gesagt, die einzige wissenschaftliche Zeitschrift, welche von der Verwaltung eines deutschen Thiergartens herausgegeben wird. Ich bekenne auch an dieser Stelle meinen Irrthum und nehme jene Aeußerung hiermit zurück. Besagter Affe ist gewiß kein Gorilla, ebenso sicher aber auch kein Schimpanse, also jedenfalls eine neue, beziehentlich durch die bisher veröffentlichten Beschreibungen noch nicht genügend bekannt gewordene Art. Am meisten scheint er mit dem von Franquet und Duvernoy aufgestellten Tschego übereinzustimmen, und nehme ich deshalb keinen Anstand, ihn vorläufig mit diesem Namen zu bezeichnen. Irre ich mich wiederum, so ist es kein Unglück: es genügt mir, die Aufmerksamkeit auf das Thier gelenkt und auch meinerseits zu ferneren Untersuchungen Veranlassung gegeben zu haben. Zur genaueren Beschreibung will ich mich derselben Worte bedienen, welche ich in der vollständig umgearbeiteten, demnächst (im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig) erscheinenden zweiten Auflage meines „Thierlebens" gebraucht habe.

Der Tschego (Anthropopithecus Tschego), welchem ich, falls meine Deutung der ursprünglichen Beschreibung Duvernoy's nicht richtig sein sollte, unter Beibehaltung des landesüblichen den wissenschaftlichen Namen Anthropopithecus angustimanus verleihen würde, ist, wie uns das höchstens fünfjährige Weibchen des Dresdener Thiergartens bekundete, bedeutend größer als der Schimpanse und vielleicht nur wenig kleiner als der Gorilla. Schon das in Rede stehende, noch sehr junge Thier hatte etwa die Größe eines sechs- bis siebenjährigen Menschenkindes erlangt: seine Höhe betrug 110 Centimeter, die Rückenlänge 53 Centimeter, die Länge des Armes von der Schulter bis zur Handwurzel 15,5, die der Hand bis zur Spitze des Mittelfingers 26 Centimeter. Der verhältnißmäßig, namentlich im Vergleiche zu dem des Schimpanse, kleine Kopf sitzt auf kurzem Halse zwischen sehr breiten Schultern, welche so hoch gezogen sind, daß die wegen der nackten Kehle leicht erkennbaren Schlüsselbeine in ihrer Richtung der senkrechten sehr nahe kommen. Der Leib ist schlank, nach den Hüften zu bedeutend verschmächtigt, der Brustkorb ebenmäßig gerundet, nicht aber, wie bei dem Gorilla und Schimpanse, von vorn nach hinten zusammengedrückt, der Bauch eingezogen, wenigstens nicht vorgewölbt, der Leib überhaupt durchaus anders, weil verhältnißmäßig länger, in der Schultergegend viel breiter, in der Hüftengegend weit schmächtiger als der des Schimpanse.

Die vergleichsweise langen Arme sind sehr kräftig, die Hände ungemein schlank und schmal, verglichen mit einer großen Manneshand nur so breit wie jene ohne den letzten Finger. Der weit zurückstehende Daumen ist lang, aber merklich schwächer als die übrigen, unter sich ziemlich gleichmäßig entwickelten, ästigen, jedoch nicht dicken, wie bei Mensch und Schimpanse nur durch kurze, nicht weit vorragende Bindehäute vereinigten Finger, unter denen die beiden mittelsten durch ihre Stärke hervortreten. Die Nägel ähneln bis auf den etwas mehr gewölbten des Kleinfingers denen der Menschenhand, sind aber ebenfalls kleiner, als hier; die kräftigen Beine scheinen verhältnißmäßig länger zu sein als bei irgend einem bekannten Menschenaffen; die wohlgestalteten Füße, welche schwache Knöchel, aber ziemlich entwickelte Fersen zeigen, sind sehr gestreckt; die mittleren Zehen fast bis zum Ursprunge des ersten Gelenkes frei, von der langen und starken Daumenzehe weit getrennt. Am Kopfe, welcher sich außer durch seine geringe Größe auch durch Schmalheit auszeichnet, fallen namentlich die sehr stark vortretenden, mit dicker, runzeliger Haut überdeckten Augenbrauenwülste und die ziemlich großen, abstehenden, ein kleines Läppchen tragenden Ohren auf. Erstere verleihen, weil sie die kleinen, lebhaften, braunen, rundsternigen, von vielen Falten umgebenen Augen zurücktreten lassen, dem Gesichte einen Ausdruck eigenthümlicher Wildheit; letztere ähneln denen des Schimpanse, weichen also weiter von denen des Menschen ab, als die des Gorilla. Die Nase ist sehr flach gedrückt, der Nasenrücken kurz, in der Mitte durch eine tiefe Längsfurche getheilt, die Nasenspitze flach gerundet, die Nasenscheidewand beträchtlich vorgezogen, jeder Nasenflügel wulstig verdickt, wodurch die erwähnte Wildheit des Gesichtsausdruckes sich steigert.

Von der Nasenwurzel bis zum Rande der Oberlippe bildet der Umriß des Gesichtes eine fast gerade Linie und an den Lippen mit dem merklich zurücktretenden Kinne einen stumpfen Winkel. Die wie das Gesicht vielfach gefalteten, sehr dünnen, weit gespaltenen Lippen sind überaus beweglich und lassen sich noch bedeutend weiter vorstrecken, als die des Schimpanse. Zwischen den breiten, aber flachen Backen und dem Maule tieft sich eine Grube ein; eine andere befindet sich am hinteren Mundwinkel. Gesicht und der größte Theil des Vorderkopfes überhaupt, Ohrgegend, Kinn und Kehle, ein schmaler Hof um die Brustwarzen, Handteller und Fußsohlen, Finger und Zehen sowie die Mitte des Gesäßes sind nackt, oder doch nur sehr spärlich behaart, auch die Innenseite der Glieder, Brust, Bauch und Hinterrücken dürftig oder dünn bekleidet. Die im Allgemeinen dunkellederbraun gefärbte Haut geht in der Gesichtsmitte zwischen Augen, Jochbogen und Lippen in ein tiefes Schwarz über, welches auch auf den Brauenbogen noch zur Geltung gelangt, hier jedoch nicht das sammtige Gepräge zeigt, wie im Gesichte. Finger und Zehen, Handteller und Fußsohlen sehen blaugrau aus. Die Behaarung entwickelt sich im Gesichte zu einem an den Schläfenleisten beginnenden, über die hintere Wangengegend verlaufenden, die vordere Kehlgegend bekleidenden schmalen Backenbart, bildet auf der Mitte des Scheitels einen nach hinten sich verstärkenden Längsstreifen, verlängert sich sodann auf Hinterkopf und Nacken, Oberrücken und Schulter ein wenig, richtet sich im Allgemeinen von vorn nach hinten oder von oben nach unten, auf dem Unterarme jedoch umgekehrt von der Handwurzel nach dem Ellenbogen, am Oberschenkel nach der Vorderseite, ist vollkommen schlicht, glatt, glänzend und mit alleiniger Ausnahme einiger graulicher Härchen am Kinne und einiger weißlichen am Gesäße schwarz gefärbt, besitzt aber einen schwachen blauen Schimmer und spielt daher etwas in letztere Farbe.

Unser Menschenaffe stammt von der Loangoküste und zwar aus Majumba oder Mayumba und ist wahrscheinlich dasselbe Thier, welches schon der am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an der Loangoküste thätig gewesene Battel unter dem Namen „Ensego" erwähnt, vielleicht auch mit Du Chaillu's „Kulukamba" gleichartig. Der schon Plinius unter dem Namen „Satyr" bekannte Orang-Utan (Simia Satyrus) unterscheidet sich von allen afrikanischen Menschenaffen durch die verhältnißmäßig bedeutend längeren Arme, welche bis zu den Knöcheln der Füße

herabreichen, sowie den kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit weit vorstehender Schnauze. Die Höhe des erwachsenen Orang-Utan beträgt bis 1,4 Meter, die Klasterbreite der Arme jedoch 2,4 Meter. Der Leib ist plump gebaut; der Bauch tritt stark hervor; der kurze Hals trägt vorn eine kropfartige Erweiterung, weil das Thier einen Kehlsack besitzt, welcher aufgeblasen werden kann. An den langen Gliedmaßen sitzen auch lange Hände und Füße, Finger und Zehen; die Daumenzehen tragen nicht immer platte, sondern oft krallenartig gewölbte Nägel. Das Gesicht ist häßlich, die Nase gänzlich flach gedrückt, die Nasenscheidewand weit über die Nasenflügel hinaus verlängert; die Lippen sind unschön, weil nicht allein gerunzelt, sondern auch etwas aufgeschwollen und aufgetrieben, Augen und Ohren klein, aber denen des Menschen ähnlich gebildet. In dem furchtbaren Gebisse treten die Eckzähne stark hervor und vermehren noch das Schnauzenhafte des Kinntheiles, welcher, des den Oberkiefer an Länge übertreffenden Unterkiefers halber, ohnehin weit vorgeschoben ist. Die Behaarung entwickelt sich im Gesichte bartähnlich und bildet zu beiden Seiten einen reichen Behang, deckt aber nur spärlich den Rücken und bekleidet dünn die Brust. Der Strich richtet sich auf dem Schädel, an dem Kinne und dem Unterarme nach aufwärts, übrigens abwärts; ihre Färbung ist ein dunkles Rost- oder Braunroth, welches auf Rücken und Schultern düsterer, am Bauche aber heller wird. Gesicht und Handflächen, Brust und Oberseite der Finger sind nackt und bläulich oder schiefergrau gefärbt. Alte Männchen unterscheiden sich von dem Weibchen durch bedeutendere Größe, dickeres und längeres Haar, reichlicheren Bart und eigenthümliche Schwielen oder Hautlappen an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen nach den Ohren hin und zum Unterkiefer herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Junge Thiere sind bartlos, jedoch nicht minder unschön als die Alten.

Das Verbreitungsgebiet des Orang-Utan beschränkt sich auf die Sundainseln Sumatra und Borneo.

Soviel zur äußerlichen Kennzeichnung unserer Thiere, deren Leben und Sein, Wesen und Treiben, deren Kampf um das Dasein und deren Verhältniß zu dem Menschen die nächsten Abschnitte behandeln werden.

Der Spiritismus,

eine geistige Verirrung unserer Zeit.

Von Dr. S. Th. Stein.

(Schluß.)

Sophie, die Somnambule, und Madame de B. — Krampfzustände und Hypnotismus: hypnotisirte Hühner und Menschen. — Die kleine Pariser Knopflochnäherin. — Die Mönche vom Berge Athos und die indischen Fakire als Zeugen des Hypnotismus. — Spiritistische Verirrungen bei sonst bedeutenden Männern. — Pflichten der Sanitätsbehörden gegenüber dem Spiritismus.

Auf dem Congresse zu Brüssel, über welchen wir in unserem ersten Artikel berichteten, waren noch andere merkwürdige Experimente zu schauen. Unter anderem bat eine Somnambule während der Verhandlungen um's Wort. Mademoiselle Sophie erhielt die Erlaubniß, zu sprechen. Sie erhob sich und erklärte, daß sie soeben einen Blick in die lichten Höhen gethan und die Aufforderung erhalten habe, die in sie gefahrene Kraft auszuüben. Der Präsident gestattete ihr ein freies Walten; sie erhob sich; mit geschlossenen Augen wanderte sie in die Mitte der Capelle und blieb vor einer Dame stehen, welche sich sofort in Positur setzte. Die Dame, Madame de B.........., wurde nun von der begeisterten Seherin, welche die Augen geschlossen hielt, einige Male mit den Händen bestrichen, worauf sie plötzlich in einen kataleptischen Krampfanfall verfiel, die Augen weit aufsperrte, an die Decke des Saales stierte und während einer Zeit von dreiundzwanzig Minuten regungslos, gleich einer Marmorstatue, festgebannt blieb. Oft wurde sie während dieser Zeit, sowohl von dem Präsidenten, wie den anderen Mitgliedern befragt, ob die Geister, die sie umschweben, ihr nicht eine Mittheilung an den Congreß aufzutragen beliebten. Als sie immer nicht aus ihrem Zustande erwachen wollte, erklärte die in einem eigenthümlich zitternden Zustande befindliche Somnambule, daß sie überzeugt sei, die Geister verschlössen der Frau de B.......... den Mund. Was that sie nun? Sie griff mit gekrallter Hand der Frau de B.......... auf die Lippen und machte, indem sie die Geister mit ihrer einen Hand vom Munde gleichsam abwischte, mit der andern Hand einige wegwerfende Bewegungen. Sie hatte die sprachfesselnden Geister vom Munde gejagt. Da, auf einmal fing die Dame wieder an sich zu regen und sagte auf Befragen des Präsidenten mit scharfer, halblauter Stimme — es war halb zwei Uhr Nachmittags —: „die Geister wünschen, daß wir jetzt die Sitzung schließen." Sofort wurde denn auch die Sitzung geschlossen, und unsere soeben noch in kataleptischem Zustande befindlich gewesene Dame entfernte sich beruhigten Schrittes aus dem Sitzungssaale. Nach beendigter Sitzung wurden ähnliche Experimente noch an zwei Frauen ausgeführt.

Derartige in Krampfzustände überleitende Einwirkungen auf nervös reizbare Personen gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten, kommen dem Arzte sehr oft zur Beobachtung und sind häufig in das Gebiet der hysterischen Krämpfe zu verweisen. Besonders wird durch vieles Lesen aufregender Romane und durch Vorkommnisse, wie wir sie in diesem Aufsatze geschildert, die weibliche Phantasie krankhaft erregt und in einen verderblichen Zustand der Empfindsamkeit und Reizbarkeit versetzt.

Mannigfach auftretende eigenthümliche Erscheinungen im Nervenleben des Menschen und der Thiere, die im Laufe der Zeiten sowohl von ärztlicher wie nichtärztlicher Seite beobachtet wurden, und für welche eine hinreichend exacte Erklärung nicht gefunden war, gaben Veranlassung zu Aberglauben und zur Annahme von Wundern. Die bei sensitiven Menschen durch irgend welchen bisher unbekannt gebliebenen Anlaß hervorgerufene krampfartige, mit absoluter Empfindungslosigkeit gepaarte Apathie ließ die Lehren vom Somnambulismus, von der Hellseherei, von dem thierischen Magnetismus entstehen, und daraus erst entwickelte sich die Geisterseherei in ihrer heutigen Gestalt. Wenn auch mit den schärfsten Beweisen der Logik negativ gegen jenen Unsinn angekämpft wurde, so fehlt doch bis jetzt der positive naturwissenschaftlich-mathematische Beweis wider jene Irrlehren.

Vor einigen Jahren hat ein der Wissenschaft leider allzu früh durch den Tod entrissener Gelehrte, der Physiologe Johann Czermak, in diesen Blättern den Beweis geliefert, daß der sogenannte magnetische Einfluß auf einer Ermüdung der Gehirnnerven beruhe. Der schlafähnliche Zustand entwickele sich aus der Nervenabspannung, ein Zustand, welcher Schlafsucht, Hypnotismus, genannt wird. Czermak hat die bezüglichen beweisenden Experimente an Thieren versucht, indem er das Experiment der hypnotisirten Hühner vorführte. Diese Thiere verlieren ihr Bewußtsein und werden unempfindlich, wenn man sie zwingt, längere Zeit einen auf den Tisch gezogenen Kreidestrich zu fixiren. Professor Czermak hatte den Kreidestrich durch einfaches Vorhalten des Fingers vor den Schnabel der Thiere ersetzt, und auf diese Weise dieselben gezwungen, den Finger längere Zeit zu betrachten, wodurch ebenfalls der genannte Zustand hervorgerufen wurde.

Schreiber dieser Zeilen selbst hatte kürzlich Gelegenheit, ein ähnliches Experiment bei einem jungen Menschen zu beobachten. Es waren an einem gemüthlichen Abende mehrere Damen und Herren bei einer befreundeten Familie versammelt; man vertrieb sich die Zeit mit gesellschaftlichen Spielen, und, um der Unterhaltung eine belehrende Wendung zu geben, erbot ich mich, den Anwesenden das „magnetische" Experiment mit dem Huhne vorzuführen. Wir ließen ein Huhn und ein Hühnchen bringen, und als Dritter im Bunde mußte ein Canarienvogel, welcher fröhlich sich in seinem Vogelbauer tummelte, herhalten. Die Experimente gelangen zum Staunen der Anwesenden; die Ansichten waren getheilt, ob Magnetismus oder Hypnotismus der Grund der Erscheinungen sei, und man forderte mich auf, dasselbe Experiment an einem der Anwesenden zu versuchen. Es waren mehrere eifrige Verfechter des Magnetismus zugegen, welche aus dem Erfolge, den das Experiment auf einen Menschen ausüben werde, einen Beweis für den thierischen Magnetismus herzuleiten sich bestrebten. Eine junge Dame setzte sich auf einen Sessel,

die Hände auf die Kniee gestützt; ich trat vor dieselbe und bat sie, die Augen einige Minuten lang scharf auf meinen gegen die Spitze ihrer Nase gehaltenen Zeigefinger zu richten. Dies geschah, jedoch ohne Erfolg; die Dame klagte nur, durch die Anstrengung ein gewisses unbehagliches Spannen im Kopfe zu empfinden. Die anwesenden Anhänger des Magnetismus dagegen meinten, auf diese Weise könne das Experiment nicht gelingen; es sei unerläßlich, kreisförmige Bewegungen um den Kopf des betreffenden Individuums zu beschreiben, damit die magnetischen Kräfte aus meinen Händen als Nervenfluidum auf die sitzende Person übergehen könnten.

In Folge dieser Gespräche und der sie begleitenden Manipulationen bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft eine eigenthümliche Erregung. Ich entdeckte unter den Anwesenden einen blassen Jüngling, welcher für die Vorkommnisse ein ganz besonderes Interesse, eine gespannte Aufmerksamkeit zu haben und zu dem Experimente sehr geeignet zu sein schien. Auf meinen Vorschlag, ihn „magnetisiren" zu wollen, ging er bereitwillig ein. Er setzte sich auf den Sessel, welchen die Dame verlassen hatte, während ich die Gesellschaft ersuchte, absolute Ruhe zu beobachten; hierauf hielt ich den Zeigefinger meiner rechten Hand senkrecht gegen den Nasenrücken meines jungen Freundes, indem ich mit der linken Hand seinen Kopf hielt. Nach einige Minuten beschlich ihn ein eigenthümliches schweres Gefühl im Kopfe; ich forderte ihn auf, meinen Finger mit beiden Augen weiter scharf zu fixiren, welchem Verlangen er durch ein krampfhaftes Schielen nach einwärts nachzukommen versuchte. Da — plötzlich — ließ er beide Arme sinken, streckte zum Schrecken aller Anwesenden, die Beine weit aus, öffnete krampfhaft die Augenlider und starrte mit gebanntem Blicke, ganz ähnlich wie Madame de B.......... auf dem Brüsseler Spiritistencongresse, nach der Decke des Zimmers. Er war plötzlich in einen Zustand von wahrhafter Katalepsie und Hypnotismus verfallen, in eine Bewußtlosigkeit, welche neun und eine halbe Minute andauerte. Die Zeit wurde für die Zuschauer eine peinigend lange, aus dem Spiele war zu Aller Entsetzen ein ungeahnter Ernst geworden. Während des kataleptischen Zustandes war der Schlafende sowohl gegen Nadelstiche, als auch für jedes Anrufen unempfindlich. Ein vor seine Augen gehaltenes Licht machte auf seine Pupille durchaus keinen Eindruck; dieselbe blieb unbeweglich und starr, gleich als ob sie mit einer Atropinlösung, dem bekannten Mittel zur vorübergehenden künstlichen Lähmung der Ciliar-Augenmuskeln, behandelt worden wäre. Nach Ablauf der genannten Zeit fing unser Held sich zu regen an. Wir rüttelten ihn wach — er rieb sich die Augen, und nach einigen Minuten befand er sich wieder ganz wohl und in demselben normalen Stadium, wie vor dem Experimente; von den Vorkommnissen selbst wußte er Nichts; er glaubte kurze Zeit geschlafen zu haben.

Einen ähnlichen merkwürdigen Fall erzählt der berühmte französische Kinderarzt Dr. Bouchut in der zu Paris erscheinenden „Gazette des Hôpitaux": Ein Mädchen von zehn Jahren, welches stets der besten Gesundheit sich erfreut hatte und niemals irgend welchem krampfartigen nervösen Leiden ausgesetzt war, wurde unter eigenthümlichen Umständen in das Kinderkrankenhaus gebracht. Die Kleine war fünf Monate vorher zum Lernen in eine Nähschule geschickt worden, woselbst sie tagtäglich dazu angehalten wurde, an Herrenwesten zu arbeiten. Bekanntlich ist es unter den Arbeiterinnen in Paris Gebrauch, daß sie ihre Kinder schon in frühester Jugend an eine Specialität gewöhnen, und so war unsere Kleine dazu ausersehen, sich eine specielle Uebung in der Anfertigung der Knopflöcher genannter Kleidungsstücke anzueignen. Nachdem sie diese Kunst gelernt und sich einen Monat lang mit der Bethätigung derselben beschäftigt hatte, trat in ihrer Arbeit eine kleine Pause ein. Als sie nach einigen Tagen die Arbeit wieder begann, verlor sie im Moment, wo sie ein Knopfloch einzufassen sich anschickte, ihr Bewußtsein und schlief eine Stunde. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war und ihre Arbeit wieder aufgenommen, fand derselbe Zufall immer wieder statt, wenn ein Knopfloch einzufassen war; stets trat ein neuer Schlafanfall ein. Die Umgebung glaubte, daß hier ein Zauber zu Grunde liege und daß jedesmal, wenn das Kind an die genannte Arbeit ging, ein böser Geist es von derselben abhalte. Merkwürdigerweise konnte das Kind jede andere Arbeit ausführen. Es konnte ungefährdet der Länge nach nähen, Schleifen machen, Perlen einfädeln und dergleichen, ohne in den genannten Schlaf zu verfallen. Einzig und allein die Knopflöcher hatten eine magische Gewalt über das kleine Wesen.

Diese Zufälle wiederholten sich acht bis zehn Mal am Tage. Die Mutter war trostlos, und unter diesen Verhältnissen brachte sie das Kind in's Hospital zu Dr. Bouchut. Im Krankensaale ließ letzterer das Kind vor seinen Augen Knopflöcher nähen. Kaum hatte es einige Stiche gemacht, als es nach ungefähr einer Minute vom Stuhle fiel, ohne jeden Versuch sich zu schützen, fest auf den Boden aufschlug und daselbst vollkommen eingeschlafen war. Das Kind wurde zu Bette gebracht; es war von vollständiger Katalepsie der Arme und Beine befallen. Die Pupillen der Augen hatten sich erweitert; der Pulsschlag war langsamer geworden und vollkommene Unempfindlichkeit eingetreten; man konnte es an allen möglichen Stellen des Körpers kneifen und stechen, ohne ihm den geringsten Schmerz zu verursachen. Dieser anästhetische (empfindungslose) Zustand dauerte drei Stunden, worauf das Kind wieder zu sich kam und durchaus nichts Unangenehmes verspürte. Das Experiment wurde am andern Tage wiederholt, dauerte aber nur eine Stunde. Um eine Probe zu machen, ließ Dr. Bouchut am dritten Tage das Kind mit Aufmerksamkeit einen silbernen Bleistift fixiren, welchen er ihm zehn Centimeter von der Nasenwurzel entfernt vor die Augen hielt, und siehe da, dieselben Erscheinungen traten ein. Als das Kind wieder aufwachte, klagte es weder über Kopfweh noch über Augenschmerzen, noch war in den Körperfunctionen eine Unregelmäßigkeit eingetreten; Appetit, Verdauung und Blutcirculation waren normal.

Bei der Jugend der Kleinen ist Hysterie unbedingt auszuschließen, auch hatte der Zustand durchaus keinen epileptischen Charakter. Es war nur der oben geschilderte Hypnotismus eingetreten, die Abspannung der Nerven, der natürliche Schlaf, welchen die Magnetiseure seit Jahren zu ihren trügerischen Experimenten auszubeuten verstehen. Während das Kind sich anschickte, die Knopflöcher zu nähen, lenkte es beide Augen auf einen Punkt. Es trat in der directen Verbindung des Sehnerven mit dem Gehirn ein Reizzustand ein, und der momentane Hypnotismus war die Folge jenes Einflusses. Es kann durchaus nicht angenommen werden, daß ein so junges Kind sich interessant zu machen suchte, oder eine Täuschung im Spiele gewesen wäre. Der Vorgang ist vom physiologischen Standpunkte aus ganz natürlich zu erklären. Nachdem das Kind längere Zeit in dem Hospital verweilt hatte, hörten die Zufälle allmählich auf und sind bei einiger Schonung der Augen nicht wieder zurückgekehrt. Daß bei vielen Menschen, welche sich mit sehr feinen Arbeiten befassen, durch Ueberanstrengung der Augen oft Kopfschmerzen und Reizzustände der Gehirnnerven eintreten, ist Jedermann bekannt. Daß diese Gehirnaffectionen bei empfindsamen Personen in Hypnotismus ausarten können, beweisen obige Beispiele. Die Erscheinung erklärt sich durch eine momentane Blutüberfüllung des Gehirns, welche mit Leichtigkeit durch den Augenspiegel constatirt werden kann. Dr. Bouchut untersuchte seine kleine Patientin mit dem genannten Instrumente vor, während und nach dem schlafähnlichen Zustande und fand, daß die aus dem Gehirn in das Auge eintretenden Blutgefäße während des hypnotischen Zustandes sich bedeutend erweitert hatten und der mit dem Gehirn in directer Verbindung stehende Hintergrund des Auges eine tiefrothe Farbe annahm, welche im wachen Zustande wieder verschwand.

Die Entdeckung des Hypnotismus bei den Menschen lehrt uns die Ursachen aller jener Vorkommnisse kennen, welche man bisher einer übernatürlichen Beeinflussung oder der Existenz eines sogenannten thierischen Magnetismus zugeschrieben hat. Indem wir nachgewiesen, daß die Ermüdung des Gesichtssinnes durch Fixirung des Blickes den Schlaf und eine eigenthümliche Abwesenheit der Sinne und besonders des Gefühls hervorbringt, ist der sogenannten Ekstase, mag sie mystisch-religiöser oder spiritistischer Natur sein, der Boden entrückt. Der Hypnotismus nimmt den verschiedensten bisher berichteten Begebenheiten dieser Art den übernatürlichen Charakter; die Göttlichkeit des Wunders auf der einen Seite, das Fluidum des Magnetiseurs auf der andern Seite sind vernichtet; einzig und allein die feinen Nervengeflechte, welche die Blutgefäße regieren, begründen jene Erscheinungen; in der Ermüdung einiger Nervenstämmchen, deren Reiz eine erhöhte Blutcirculation im Gehirne bedingt, liegt die

Ursache der Ekstase, der Katalepsie, der Schmerzlosigkeit, der Hallucinationen, der Spiritisterei und aller betreffenden Verirrungen des menschlichen Geistes.

Derselbe Anlaß galt schon im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bei den Mönchen, die auf dem Berge Athos ihr Wesen trieben. Diese Mönche versetzten sich in einen eigenthümlichen ekstatischen Schlaf, der mit Gefühllosigkeit verbunden war, indem sie, entkleidet, längere Zeit gegenseitig den Mittelpunkt ihres Leibes fixirten. In Folge der langwährenden Ermüdung der Augen entstand jene Ekstase, welche historisch überliefert ist.

Ganz dasselbe findet bei den Fakiren von Indien statt, welche das Ende ihrer Nasen zum Gegenstande ihrer liebenden Blicke auswählen. Nach einiger Zeit glauben sie eine bläuliche Flamme zu sehen. Ihre Augen schließen sich; sie verlieren das Bewußtsein, werden unempfindlich, und es zeigen sich an ihnen alle jene mehr oder weniger charakteristischen ekstatischen Phänomene. Die kataleptischen Erscheinungen bei hysterischen Nonnen und exaltirten Mönchen haben überall denselben Grund. Sie beginnen mit scharfer Fixirung eines Objectes, eines Heiligenbildes oder eines Phantoms, welches ihre Gedanken beherrscht; es handelt sich um einen sensitiven Reiz, eine Art geistiger Wollust, welcher die Ekstase folgt, und deren Anfangspunkt immer als ein vorübergehender Reizzustand des Sehnerven nachzuweisen ist.

Die Anhänger des Spiritismus und modernen Geisterthums zählen in England, Amerika, Frankreich und Belgien schon nach Tausenden. Einundzwanzig periodische Zeitungen in allen modernen Sprachen, eine Anzahl von Flugblättern und Gelegenheitsschriften vermitteln den geistverwirrenden Verkehr zwischen den Anhängern der neuen Lehre, welche Letztere sich jetzt sogar auf die Thierseelen erstreckt.

Bei der Kenntnißnahme und der Beurtheilung wissenschaftlicher Fragen liebt eben der große Haufen weniger die Ergründung wahrer Thatsachen als den Autoritätsausspruch berühmter Personen. Der Werth einer geistigen Errungenschaft liegt ja im Allgemeinen für das sogenannte „gebildete" Publicum leider weniger in der Bedeutung des Erzählten, als in der Stellung, die der Gelehrte einnimmt, der eine angeblich neue Entdeckung oder Beobachtung mittheilt.

So verhält es sich auch mit den Autoritäten des Spiritismus. Ihre reellen Errungenschaften auf dem Gebiete der Naturforschung werden von dem großen Haufen vergessen, nur die Schlacken ihres Geistes werden an's Tageslicht gezogen und passend verwerthet. Wenn Männer wie William Crookes, der Entdecker des Thalliums, wenn R. Wallace, der Rival Darwin's, wenn Varley, der berühmte Physiker der transatlantischen Kabelgesellschaft, „wissenschaftlich" Gesetze aufstellen konnten, wie: das Gesetz der Schwere ist aufgehoben; die Körper können sich, von Geistern gehoben, in die Luft begeben; Töne jeglicher Art und Tonwellen können ohne nachweisbare Ursachen entstehen; Gegenstände können von einer Stelle eines Zimmers zur anderen, ohne Anwendung bekannter Kräfte befördert werden; menschliche Körper können in die Höhe steigen; Geistererscheinungen können sich verkörpern und berührbar werden; Geister können ohne Mitwirkung eines Menschen bleibende Schrift auf Papier hinterlassen, und dergleichen mehr: so können wir in der Beurtheilung der genannten Forscher nur entschuldigend annehmen, daß dieselben einer geistig krankhaften Erregung, einer sogenannten monomania spiritistica, zum Opfer gefallen sind.

Darf solchen Verirrungen gegenüber die ehrliche wissenschaftliche Forschung schweigen? Ist es da nicht Pflicht, mit allen zu Gebote stehenden aufklärenden Mitteln gegen jene Verirrungen des Geistes vorzugehen? — In der Physik werden alle bekannten Gesetze umgestoßen; in der Physiologie und Heilkunde werden die wahnsinnigsten Theorien zu Tage gefördert und die Heilung der Krankheiten den Eingebungen der Geisterwelt überlassen. Im socialen Leben werden die Geister in den wichtigsten Dingen befragt. Der Wahnsinn wird gleichsam mit Macht heraufbeschworen und verbreitet. Ist es da nicht die unumstößliche Pflicht der Sanitätsbehörden, jener Wächter der öffentlichen Gesundheitspflege, diese über die ganze civilisirte Welt sich erstreckende epidemische Geisteskrankheit einzuschränken und die durch Irrthum, Täuschung und Lüge erzeugten verkehrten Begriffe mit der leuchtenden Fackel der Vernunft zu beseitigen?

Der Ehrenrath der britischen Nationalgesellschaft der Spiritisten allein weist gegen neunzig Personen aus den besten Kreisen der englischen Gesellschaft auf; die Mitglieder selbst zählen nach Tausenden. Auch nach Deutschland greift in den jüngsten Jahren der Spuk herüber, und besonders die Stadt Leipzig bietet ein nennenswerthes Contingent von Geistergläubigen; man versucht von hier aus das Unheil in Deutschland einzubürgern. Wir werden trotzdem, bei dem gesunden naturwüchsigen Sinne unseres Bürgerthums und der guten Schulbildung, der man im Allgemeinen bei uns doch immer begegnet, kaum Gefahr laufen, die besten Errungenschaften unseres Jahrhunderts durch das Auftauchen mittelalterlicher Zauberei und Magie wieder einzubüßen. Wenn aber an der Verbreitung solcher Hirngespinnste anerkannte, bewährte Naturforscher sich betheiligen, dann dürfen Presse und exacte Wissenschaft nicht schweigen. Beide vereint müssen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften den modernen Aberglauben durch prüfendes Eingehen auf jene Verirrungen zu bekämpfen und zu vernichten suchen.

Aus den mitgetheilten Thatsachen geht mit unanfechtbarer Klarheit hervor, daß Erscheinungen, welche Jahrhunderte hindurch einem geheimnißvollen Einflusse zugeschrieben wurden, auf die einfachste Weise in den Errungenschaften der neueren Medicin ihre eingehende Erklärung finden. Schwärmerei, Phantasie und Irrthum müssen von nun an der Forschung, dem Studium und der Wissenschaft das Feld räumen. Lüge und Aberglaube werden ihr keckes Haupt nicht mehr zu heben wagen, nachdem die Physiologie des Nervensystems gezeigt hat, daß es in ihrer Gewalt stehe, jene natürlichen Phänomene willkürlich hervorzurufen.

Der Doppelgänger.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Sie haben Recht," entgegnete Falstner der Prinzessin, „es war ein abscheulicher Betrug — das habe ich, als ich furchtbar unter seiner Ausführung litt, mit jedem Tage mehr eingesehen. In jener Stunde aber — mein Gott, ich war so arm, so verlassen in der Welt, und eine Heimath zu finden hatte etwas so unwiderstehlich Verführerisches für mich — und dann, war ich nicht gewohnt, immer Werkzeug zu sein, mich Anderer Willen zu beugen, fremdem Einfluß als dem mein Leben bestimmenden Schicksal mich zu unterwerfen? Ich bin nicht schlecht, glauben Sie mir das, Durchlaucht —"

„Aber schwach, sehr schwach," antwortete, ihm streng und fest in's Auge sehend, Prinzessin Elisabeth.

„Ja. Verdammt es mich oder entschuldigt es mich?"

„Erzählen Sie weiter! Eilen Sie! der Präfect wirft ungeduldige Blicke zu uns herüber."

„Ich will deshalb," fuhr er fort, „nichts sagen von den Tagen, die nun folgten. Nichts von der Qual, in die ich gerieth, als ich Adelheid's Erscheinung einen immer stärkeren Zauber auf mich ausüben fühlte und dann gewahrte, daß ihr Herz nicht mehr frei sei, daß es längst in leidenschaftlicher Liebe einem Anderen gehörte, während ich doch in der Sorge um eine mögliche Entdeckung meines Betrugs, um der Sicherheit meiner Zukunft willen auf ihre Hand nicht verzichten konnte. Durch diese Lage habe ich bitter gebüßt. Und dann kam der fürchterliche Augenblick, wo ich, im Begriffe zu Ihnen zu gehen, Durchlaucht, einen Mann vor mir auftauchen sah, der sich Uffeln nannte. Ich war wie vom Blitze gerührt. War das der Mann, den ich einmal in Spanien gesehen, der Mann, dessen Namen ich usurpirt hatte, oder war er es nicht, war es ein Fremder, der sich ebenfalls diesen Namen beigelegt hatte ...."

„Erkannten Sie ihn denn nicht wieder?"

„Nein, nicht sicher, nicht gewiß; ich hatte ihn in Spanien

nur Abends, in einem schlecht beleuchteten Locale gesehen; damals war er in Uniform, jetzt in ganz anderem Anzuge. Und wenn die Unmöglichkeit, daß er dem Tode entgangen, zur Möglichkeit geworden wäre, weshalb war er dann nicht nach Wilstorp gekommen, sein Recht dort geltend zu machen? Nein, nein, er konnte, er durfte es nicht sein, und mit diesen Gedanken eilte ich heim, um Rath und Zuflucht bei dem Rentmeister zu suchen, dem ich freilich meine innere Angst, daß dieser Mann wirklich Uffeln sein könne, gar nicht anzuvertrauen wagte; er hätte mir dann ja die niederschmetterndsten Vorwürfe gemacht, daß ich, der ihm den Tod Uffeln's als eine ganz unbestreitbare und felsenfest stehende Thatsache dargestellt, ihn damit hintergangen und ihn durch leichtsinnige Versicherungen in einen betrügerischen Handel verstrickt. Nein, Fäustelmann durfte ich die ganze peinigende Angst, welche mich erfüllte, nicht durchschauen lassen, und so zog er denn aus, um bei Ihnen, Durchlaucht, Ermittlungen anzustellen — er kam mit der festen Ueberzeugung zurück, der Mann, der mit so kühner Stirn sich Uffeln nannte, müsse ein Emissär der Alliirten sein, der sich, um besserer Sicherheit willen, frech jenen Namen beigelegt habe. Auch ich suchte mich bei diesem Gedanken zu beruhigen, und da der Fremde für uns verschollen blieb, da er Tag um Tag vorübergehen ließ, ohne mit Rechtsansprüchen hervorzutreten, die er doch geltend gemacht hätte, wenn er sie irgend gehabt, wiegte ich mich in eine falsche Sicherheit ein, bis endlich gestern die Katastrophe hereinbricht . . . .“

„Gestern bereits? Und was ist da geschehen?“

„Gestern, um die Dämmerung — eben wurde meine Verlobung mit Fräulein Adelheid gefeiert — da steht plötzlich, wie aus dem Boden emporgewachsen, dieser Herr von Uffeln vor uns und sagt mit spöttischer Ruhe, daß er bedauere, einen Mißton in den Einklang einer schönen Feststimmung gemüthreicher Menschen werfen zu müssen. Er sei nämlich Ulrich Gerhard von Uffeln, mit Herrn von Mansdorf zu gesammter Hand belehnter Vasall von Haus Wilstorp, und obwohl er auch nicht den geringsten Beweis dafür, nicht den kleinsten Fetzen von einem urkundlichen Papier, um sich zu legitimiren, habe, fordere er doch in größter Gemüthsruhe mich auf, ihm in's Auge zu blicken und ihm zu sagen: er spreche eine Lüge.“

„Welche Scene!“ rief Prinzessin Elisabeth aus.

„Welche Scene in der That! Ich brauche die Verwirrung, die Ueberraschung, die Rathlosigkeit, das wilde Hin und Her, welches folgte, nicht zu schildern; ich könnte es auch nicht; ich war mehr todt als lebendig. Nur das Eine war mir klar: daß ich wirklich und wahrhaftig Uffeln vor mir hatte. Ich erkannte ihn jetzt; ich erkannte den Ton seiner Stimme, die breiten Lider seiner Augen, die mir schon damals in Spanien aufgefallen waren; ich erkannte ihn, ohne daß ich hinzuhören brauchte auf das, was er über die Art und Weise angab, wie er dem Füsilirtwerden entgangen sei. Ich war ja auch viel zu bestürzt, viel zu sinnberaubt dazu. Ich ließ mich willenlos von dem Rentmeister bei Seite ziehen, der mir zuraunte:

‚Seien Sie ein Mann! Weichen Sie keinen Fingerbreit! Nur um Gotteswillen den Kopf nicht verloren. Er gesteht selbst, keine Spur von einem Ausweise zu haben. Also bieten Sie ihm die Stirn, bis ich ihn unschädlich gemacht habe. Und dafür soll auf der Stelle gesorgt werden.‘

Und danach eilte er davon . . .“

„Um eine Denunciation anzubringen?“

„Gewiß, dazu . . .“

„Aber ich bitte Sie,“ unterbrach die Prinzessin Falstner, „was trieb den Rentmeister so, Ihre Sache als die seinige zu betrachten und, ohne zu untersuchen, gegen den echten Uffeln so leidenschaftlich Partei zu ergreifen? Er fürchtete, daß Sie, entlarvt, ihn als Ihren Verführer anklagen würden?“

„Ich weiß nicht, ob das allein. Er hätte dann ja leugnen können. Seine Triebfeder war eine andere, glaube ich, eine schon lange gehegte Berechnung des Eigennutzes. Ich war sein Geschöpf; er konnte mich zwingen, ihm um einen Spottpreis meinen Antheil am Gute zu überlassen, und ich zweifle nicht, daß das seine Absicht war, sobald er mich mit Fräulein Adelheid vermählt sah . . . den Antheil Mansdorf's hätte er dann auch unter den leichtesten Bedingungen an sich gebracht.“

„Der abgefeimte Schleicher!“ rief die Prinzessin empört aus. „Und was wurde weiter?“

„Fragen Sie mich nicht! Ich weiß nur, daß ich zunächst Rettung vor den Augen, vor den Fragen der mich bestürmenden Menschen suchte, daß ich mich flüchtete, daß ich mich stundenlang im Walde umhertrieb und dann heimschlich, um in der frühesten Frühe mit den wenigen Habseligkeiten, an denen mein Herz hing, von Haus Wilstorp zu verschwinden, bevor noch eine Menschenseele dort erwacht sei und meinen Abzug beobachten könne. Ich führte dies in der Morgenfrühe glücklich aus. Kaum aber hatte ich das Haus verlassen und schlug eben den nach Idar führenden Weg ein, als ich zwei Gensd'armen in die Hände fiel, die mir entgegen geritten kamen und mich anhielten.

‚Wohin — wer sind Sie? Wir haben einen Verhaftsbefehl gegen Sie. Wie heißen Sie?‘ wurde ich angefahren.

Ich antwortete, indem ich meinen wahren Namen Falstner angab; daß ich mich Uffeln genannt, daß ich Officier in Spanien gewesen, gab ich dann zu, und darauf wurde ich verhaftet und nach Idar gebracht, und von da zurück zu dem geheimen Waffendepôt, bei dessen Erhebung ich zugegen sein sollte —“

„Und Sie protestirten nicht dagegen, daß Sie mit diesem Depôt etwas zu schaffen haben, daß Sie ein Emissär seien?“

„Nein, ich protestirte nicht. Indem ich schwieg und mich als den Schuldigen behandeln ließ, schützte ich Uffeln vor der Verfolgung und Verhaftung. Es war das Einzige, was ich thun konnte, um den Betrug zu sühnen, zu dem ich mich hatte verführen lassen.“

„O, das ist edel von Ihnen,“ rief die Prinzessin aus. „Das ist edel und groß und versöhnt mich mit Ihnen. Aber wissen Sie, welchem Schicksale Sie sich dadurch aussetzen?“

„Freilich — dem Tode. Und ich will nicht unwahr sein, mir nicht die Miene geben, als fürchte ich den Tod nicht. Nein, ich fürchte ihn, und deshalb werde ich Alles aufbieten, ihm zu entgehen, sobald ich annehmen darf, daß Herr von Uffeln volle Zeit gehabt hat, sich zu retten. Man wird mich in die nächste Festung senden und dort vor eine Commission stellen; ich werde dort die Wahrheit sagen und mich vertheidigen, so gut ich kann und bis auf's Aeußerste. Und jetzt, Durchlaucht, wissen Sie Alles — wollen Sie zu Fräulein Adelheid von mir reden?“

„Ich will es. Sie soll erfahren, was Sie entschuldigt, und auch das, was Sie wieder zu Ehren bringt — Alles, sie soll versöhnt an Sie denken. Wenn ich Ihnen zum Abschiede meine Hand gebe, zum Zeichen, daß ich Sie nur noch bemitleide, so mögen Sie darin im Geiste auch die Hand Adelheid's erblicken, die Ihnen verzeiht.“

„Ich danke Ihnen aus voller Seele,“ antwortete Falstner, indem er die Hand der Prinzessin an die Lippen führte. —

„Ich glaube,“ sagte hier die Stimme des Präfecten, der herantrat, „es kommt die lange Unterredung der Herrschaften endlich zu einem Schlusse; ich müßte wenigstens darum bitten, Durchlaucht.“

Die Prinzessin wandte sich mit einer leichten Kopfneigung rasch von Falstner ab und schritt zu ihrem Vater zurück. Der Präfect gab dem Gensd'armen einen Wink, und Falstner kam diesem entgegen, um sich von ihm abführen zu lassen.

„Sie sind so rücksichtsvoll und milde, wie es Ihnen die Pflicht erlaubt, gegen den Unglücklichen, nicht wahr, Herr Präfect?“ sagte Prinzeß Elisabeth dann zu dem Beamten.

„Da er das Glück hat, eine solche Fürsprecherin zu besitzen, so zweifeln Sie nicht daran!“ versetzte lächelnd der Präfect.

„Dann,“ fiel der Fürst ein, „trüben wir diese Ihre gute Stimmung nicht, indem wir Ihre kostbare Zeit noch länger in Anspruch nehmen.“

„Als ob ich nicht ganz und völlig zu Ihren Diensten stände, mein Fürst!“ sagte der Präfect mit einer Verbeugung und setzte dann hinzu: „Bevor Sie gehen, lassen Sie mich eine Bitte an Sie richten!“

„Verfügen Sie über mich!“

„Falls Sie in Ihrer Gegend — Sie wohnen ja, denke ich, schon so viel weiter östlich — falls Sie dort irgend eine sichere Kunde erhielten, daß sich diesseits der Weser Kosaken gezeigt, so lassen Sie es mich sofort wissen — sofort — senden Sie mir eine Estafette! Wollen Sie?“

„Wenn Sie es wünschen — gewiß.“

„Ich wünsche es — ich verlasse mich darauf."

„Ich verspreche es Ihnen."

Man schüttelte sich die Hände. Der Präfect begleitete seinen fürstlichen Besuch hinaus bis auf den ersten Treppenabsatz, und nach einigen Augenblicken trabte das Viergespann wieder über den Platz vor dem Schlosse dahin.

„Hörtest Du das," war des Fürsten erstes Wort an seine Tochter, als sie wieder in ihrem Wagen saßen, „hörtest Du das, wie er von den Kosaken Nachricht haben wollte? Das sagt uns besser, wie die Dinge stehen, als hundert ihrer Zeitungen. Die Kosaken, sie fürchten sie schon diesseits der Weser auftauchen zu sehn. Bei Gott, wenn ich noch Souverän wäre, ich ließe bei der Rückkunft in Idar jetzt mit allen Glocken läuten und ein Tedeum singen. Die Kosaken diesseits der Weser! Aber wahrhaftig, die Estafette soll er haben, wenn sie beihelfen kann, ihn rascher einpacken zu machen."

Der Fürst war so voll patriotischer Freude über dieses erste ihm kund gewordene Symptom jener Kosakenfurcht, die sich bald nachher unter den Franzosen unserer Gegend wie eine Art panischen Schreckens verbreitete und in oft lächerlichen Ausbrüchen verrathen sollte, daß Elisabeth ihn erst nach einer Weile auf das Nächstliegende zurückbrachte. Sie theilte ihm die ganze merkwürdige Enthüllung mit, welche sie eben erhalten hatte, und da sich jetzt herausgestellt hatte, daß der Mann, um dessen willen Beide die ganze Fahrt gemacht hatten, der rechte und wahre Erbe von Wilstorp sei, so fand der Fürst nichts einzuwenden, als seine Tochter nun voll Eifer und Erregung darauf drängte, daß man nach der Heimkehr zuerst und vor Allem diesem die Lage der Dinge kund thun und ihn vor einer falschen Sicherheit warnen müsse, die nur so lange dauerte, als Falstner's Bekenntnisse sich gleich blieben. —

11.

Unterdeß hatte Herr Fünstelmann einen sehr üblen Tag verlebt. Am gestrigen Abend spät war er von Idar, von seiner geheimen Zwiesprache mit dem Gensdarmerie-Brigadier zurückgekommen und hatte eifrig sich nach seinem Schützling umgesehen, um sich zu vergewissern, daß dieser fest in seiner Rolle geblieben und seinem Gegner die Stirne geboten. Fünstelmann zweifelte nicht daran; es war ja eine so leichte Aufgabe, einen solchen Menschen, der selbst gestanden, daß er ohne eine Spur eines Beweises für seine Behauptungen sei, zu beschämen und abzuweisen. Aber wie Fünstelmann auch suchte und sich erkundigte, er fand seinen Schützling nicht: dagegen vernahm er, daß, nachdem die anderen Herrn sich entfernt, der neu aufgetauchte Uffeln sich mit der Herrschaft noch lange unterhalten und dann ebenfalls gegangen sei.

Am heutigen Morgen war es dann förmlich wie Schlag auf Schlag über ihn gekommen. Herr von Mansdorf hatte ihn schon in der Frühe zu sich holen lassen.

„Aber nun bitte ich Sie, Fünstelmann," hatte er ihm entgegen gerufen, „was sagen Sie zu dieser Geschichte? Wie konnten wir uns so täuschen lassen!"

„Täuschen? Sind wir denn getäuscht? Ich glaube das nicht. Ich halte den Menschen, der gestern mit einer so frechen Stirn vor uns trat, für einen Schwindler."

„Für einen Schwindler? Ihn? Wenn Sie ihn hätten länger reden hören, so würden Sie das nicht thun, und ich bitte Sie, wenn er das wäre, weshalb brauchte dann der Andere vor ihm Reißaus zu nehmen; weshalb brauchte er wie ein begossener Hund sich fortzustehlen?"

„Ah — ich hoffe nicht . . ."

„Gewiß — er hat das Weite gesucht, ist auf und davon, ist verschwunden, ohne nur an Einen von uns ein Wort der Vertheidigung oder Erklärung zu richten. Spricht das nicht deutlich genug? Und wenn Sie den Andern hätten reden hören — aber wo waren Sie denn? Sie waren ja auch verschwunden und fort wie in den Erdboden gesunken."

Herr Fünstelmann fand nicht für gut, hierüber eine Auskunft zu geben; er blickte nur in höchster Betroffenheit seinen Herrn an und wiederholte:

„Also er ist fort? Uffeln ist fort?"

„Ihr Uffeln, ja. Glauben Sie es nicht? Gehen Sie in sein Zimmer hinauf! Von den Leuten hat ihn heute Morgen da keiner mehr gesehen — vielleicht daß Sie mit Ihren Geisteraugen glücklicher sind."

„Dann," versetzte Fünstelmann, indem er tief aufathmete, „dann allerdings muß er sich schuldbewußt fühlen und uns getäuscht haben."

„Das ganz gewiß," entgegnete Herr von Mansdorf, „und ich habe nach Plümer gesendet, um mit ihm zu überlegen, ob man ihn verfolgen soll; Plümer wird, hoffe ich, bald hier sein, mit dem Doctor Günther, nach welchem meine Frau gesendet hat, weil Adelheid von allem dem so erschüttert und angegriffen ist, daß sie, wie ich fürchte, im Fieber liegt."

Herr Fünstelmann strich sich mehrmals mit der Hand über sein aschfahles Stirnhaar und sagte sich, daß er jetzt mit seiner Denunciation einen recht dummen Streich gemacht — wie furchtbar war er compromittirt, wenn die Welt sie erfuhr! Und sein so schön aufgebauter Plan, Herr von Wilstorp zu werden, lag nun auch am Boden. Der war nun zerstört durch dieses Auftauchen eines todtgeschossenen Menschen, welcher jetzt als Lebender frisch und gesund umherging — wie das zu erklären, wie das möglich, das ging über Fünstelmann's praktische Kunde vom Geisterreich hinaus. Sein Uffeln mußte ihn abscheulich belogen haben. Plümer, der Justitiar, kam sehr bald. Sein ganzes schlaues Gesicht glühte vor Aufregung; seine Blicke stachen ordentlich in Fünstelmann's betroffene Mienen hinein.

„Nun, das wird immer besser," rief er aus, als er eben eingetreten war, „immer besser. Wissen Sie die neuesten Neuigkeiten aus Idar, Herr von Mansdorf?"

„Aus Idar? Ich weiß nichts."

„Man hat ein Waffendepot in der Kropp aufgehoben Runkelstein's Kindersärge. Schöne Särge! Kisten mit Musketen. Und dazu hat man sich einen Emissär eingefangen — und wissen Sie, wen? Eben unseren falschen Uffeln, unseren charmanten Lehensvetter, der obendrein beinahe noch Ihr Schwiegersohn geworden wäre."

„Ihn," rief Fünstelmann aus, „ihn hat man eingefangen — verhaftet?"

„Ihn — ich habe ihn mit eigenen Augen über den Markt führen sehen."

Das war der zweite Schlag für Herrn Fünstelmann. War dieser Mensch verhaftet, so gestand er ohne allen Zweifel die Rolle, die er in Wilstorp gespielt, nicht ohne Beschuldigungen Fünstelmann's als seines Verführers, ein.

„Ihn!" wiederholte er deshalb ganz tonlos und verwünschte dabei innerlich die Dummheit der französischen Schergen, denen er doch deutlich gesagt hatte, wer der Emissär sei, dessen Persönlichkeit er ihnen doch auf's Genaueste beschrieben zu haben glaubte. Lange über diese für ihn schreckliche Verwechselung zu grübeln, dazu ließ Plümer jedoch dem Rentmeister keine Zeit, denn er fuhr fort:

„Und nun muß Alles aufgeboten werden, herauszubringen, wem diese abscheuliche Verrätherei, diese Denunciation an die Franzosen zu danken ist — der Bösewicht muß exemplarisch bestraft werden. Widmer, der patriotische Apotheker, sagt, er kenne schon Leute, die bereit sein würden, im Stillen ein Volksgericht über ihn zu halten, und auch solche, die sich nichts daraus machten, ihn nach altem gutem Väterbrauch an eine Eiche zu knüpfen. Widmer ist außer sich und wird den Schuldigen herausbringen, ehe vierundzwanzig Stunden vergehen. Verrathen die Gensd'armen nichts, so wallfahrtet Widmer darum nach M., wo einer seiner Vettern Schreiber auf der Präfectur ist und ihm im Stillen einen Einblick in die Acten nicht verwehren wird."

Das war nun der dritte Schlag für Herrn Fünstelmann, der nach so viel Aufregung das lebhafte Bedürfniß empfand, ein wenig freie Luft zu schöpfen und über die Unsicherheit menschlicher Berechnungen nachzudenken. Er sagte, daß ihn Leute auf seinem Bureau erwarteten, und daß er gehen müßte, um sie abzufertigen. —

Unterdeß war der Doctor Günther bei der erkrankten Adelheid angekommen. War bei diesem Wiedersehen auch Frau von Mansdorf zugegen gewesen, so hatte dies die beiden jungen Leute doch nicht hindern können, sich durch ihre strahlenden Blicke das Glück dieses Wiederfindens auszudrücken, und dies Glück schmolz denn auch in Adolf so sehr alles Gefühl von Zorn und Bitterkeit gegen Frau von Mansdorf, daß er es



Mosel und Simson kurz vor der Katastrophe.
Originalzeichnung von Marinemaler Fedeler in Bremerhaven.

nicht über sich gewinnen konnte, den Racheplan, mit dem er gekommen, auszuführen und der Mutter den Zustand, in den durch sie ihr Kind gebracht worden, als recht bedrohlich und sorgenerregend vorzustellen. Bedrohlich fand er diesen Zustand ja in der That nicht; er wußte, daß während einiger Tage der Schonung das Gefühl inneren Glückes Adelheid so kräftigen und herstellen werde, daß er fast nur zur Beruhigung der Ihrigen etwas aus den Droguentöpfen Widmer's verschrieb.

Doch sagte er, als er ging und Frau von Mansdorf ihn in's Vorzimmer begleitete, um noch unter vier Augen seinen Ausspruch über Adelheid's Zustand zu vernehmen, offenherzig zu der heute sehr kleinlaut gewordenen und bekümmert dreinschauenden Dame:

„Danken Sie Gott, gnädige Frau, daß es nicht schlimmer ist, und hüten Sie sich ja, wieder solche Experimente mit Fräulein Adelheid's Herzen anzustellen! Dazu hat der Himmel ihm nicht die nöthige Härte gegeben — Gewalt dürfen Sie ihm nicht anthun wollen oder Sie verlieren Ihr Kind. Ich will Ihnen auch nicht verhehlen, daß Fräulein Adelheid's Herz mir gehört, daß ich allein der Arzt bin, durch den sie gesunden kann, und daß Sie sich deshalb gefallen lassen müssen, daß dieser Arzt sie von nun an in ununterbrochene treue Pflege nimmt. Ich werde deshalb jetzt täglich wiederkehren, und Sie, nicht wahr, gnädige Frau? sind eine zu gute besorgte Mutter, um dies hindern zu wollen."

„Es ist das zwar," versetzte trübe lächelnd Frau von Mansdorf, „eine merkwürdige Art von Ausbeutung der ärztlichen Autorität, wenn der Doctor seinen Kranken als Heilmittel sich selbst verschreibt — oder gar am Ende als sein Honorar für ärztliche Bemühungen den Patienten selber in Anspruch nimmt."

„Es ist das allerdings," fiel der Doctor scherzend ein, „in der Medicinaltaxordnung nicht vorgesehen, aber doch auch nicht verboten. Und da, was Heilmittel betrifft, diese sich immer auf's Genaueste nach dem speciellen Falle richten müssen, den Fall aber nur der Arzt beurtheilen kann, so werden Sie ihn, gnädige Frau" — der Doctor setzte das mit einem bittenden Blicke und weicherer Stimme hinzu — „in seiner Curmethode nicht stören und hindern wollen."

Frau von Mansdorf seufzte.

„Ich bin ja freilich selbst schuld, daß ich den Doctor habe die Krankheit hervorrufen lassen. So werd' ich mich denn auch wohl nicht dawider auflehnen dürfen, daß er sie nun heilt."

Sie reichte ihm langsam und ein wenig widerstrebend die Hand, die er nichtsdestoweniger lebhaft und glücklich an seine Lippen zog.

(Schluß folgt.)

Louise.

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Mutter unseres Kaisers.

(Fortsetzung.)

Dazu erkrankten noch ihre jüngeren Kinder auf der in der rauhen Jahreszeit doppelt beschwerlichen Reise; sie selbst erlag den auf sie einstürmenden Gemüthsbewegungen und verfiel in ein Nervenfieber, von dem sie jedoch in verhältnißmäßig kurzer Zeit genas. „In dieser Krankheit," bezeugt die bekannte Gräfin Voß, ihre Oberhofmeisterin, „habe ich den Muth und die Gelassenheit meiner theuren Königin wieder recht erkannt. Ihr Leben ist ihr selbst nur von Werth um ihres Mannes und ihrer Kinder willen, und die vollständige Ergebung in den Rathschluß des Allerhöchsten giebt ihr diese große Geduld und tiefen, inneren Frieden." — Kaum genesen, mußte sie mitten im Winter das vom Feinde bedrohte Königsberg verlassen und nach Memel flüchten. In Betten gehüllt, wurde sie auf elenden Wegen fortgebracht und, zu schwach zum Gehen und in Ermangelung eines Sessels, auf den Armen eines Dieners in ihre Wohnung getragen, aber keine Klage, kein unwilliges Wort entschlüpfte den bleichen Lippen der starken Dulderin, welche mit rührender Ergebung ihr hartes Geschick trug.

Unterdessen schlug sich der Rest des preußischen Heeres, in Verbindung mit der russischen Armee unter Bennigsen, mit anerkennungswerther Tapferkeit gegen den überlegenen Feind. Nach der zweifelhaften Schlacht bei Eylau, wo Napoleon große Verluste erlitten, schickte dieser einen seiner Generale mit vortheilhaften Friedensvorschlägen an den König, welche dieser jedoch, aus Rücksicht auf seine Bundesgenossen, zurückwies. Die Königin, welche von Memel wieder nach Königsberg zurückgekehrt war, bestärkte ihn in seinen hochherzigen Entschlüssen, obgleich sie am meisten unter den Drangsalen des Krieges litt. Leider sollte ihr Vertrauen auf Alexander bitter getäuscht werden. Nach der unglücklichen Schlacht bei Friedland sah sie sich von Neuem gezwungen, die Flucht zu ergreifen. „Es ist," schrieb sie an ihren Vater, „wieder ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt! Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des bloßen Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat es bewiesen. Der Welt hat er bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sclavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt."

Noch war der Kelch des bitteren Leids nicht bis zum Grunde geleert. Von der stockrussischen Partei gedrängt, welche sich nicht länger für die persönliche Freundschaft der Monarchen schlagen wollte, schloß Kaiser Alexander auf Kosten Preußens seinen Frieden mit Napoleon, so daß dem Könige nichts übrig blieb, als sich dem Sieger zu unterwerfen, der, in seiner Eitelkeit durch den edlen Stolz des unglücklichen, aber nicht gedemüthigten Fürsten beleidigt, diesen mit rücksichtsloser Brutalität behandelte und ihn die ganze Wucht seines Zornes fühlen ließ. Da die Umgebung Friedrich Wilhelm's des Dritten und auch Alexander's durch die Gegenwart der Königin die schwebenden Verhandlungen zu fördern und mildere Bedingungen zu erlangen hoffte, so wurde der Wunsch ausgesprochen, die hohe Frau möge den Verhandlungen in Tilsit beiwohnen. Louise entschloß sich, wenn auch mit Widerstreben, diesen Wunsch zu erfüllen.

Von dem Dorfe Pictupöhnen, wo der König während der Verhandlungen in einem Bauernhause wohnte, fuhr die Königin mit einer Escorte von französischen Garden in Begleitung der Gräfinnen Voß und Tauenzien nach Tilsit, wo jene historische Zusammenkunft stattfand. Eine Stunde nach ihrer Ankunft erschien Napoleon mit seiner glänzenden Suite, um sie zu sehen. Er ritt einen kleinen arabischen Schimmel; Generale hielten ihm den Steigbügel, als er sich vom Pferde schwang. Er hatte die Reitpeitsche in der Hand und trug den bekannten kleinen Hut, mit dem er nach allen Seiten hin grüßte. Der König und die Prinzen kamen ihm bis zur Haustreppe entgegen. Ohne sich aufzuhalten, ging er sogleich hinauf zur Königin, welche er äußerst höflich anredete. Mit bewunderungswürdiger Feinheit empfing sie den Kaiser, indem sie bedauerte, daß er genöthigt worden sei, eine so unbequeme Treppe zu ihr hinaufzusteigen; dann erkundigte sie sich, wie seiner Gesundheit das nördliche Klima während des Winters bekommen, worauf sie erst den eigentlichen Beweggrund ihrer Reise berührte. In brüskem Tone unterbrach er sie mit der Frage: „Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?"

„Sire," erwiderte die Königin, „dem Ruhme Friedrich's des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Auch der König benahm sich mit Würde, und als Napoleon die im Verlaufe des Gespräches ihm zugemuthete Aufopferung der alten Provinzen als gewöhnliche Wechselfälle des Kriegsglückes bezeichnete, gab ihm dieser zu verstehen, daß Napoleon

sich leichter über einen solchen Fall hinwegsetzen könne, da er nicht wisse, was es heiße, angestammte Länder zu verlieren, in denen die theuersten Erinnerungen wurzelten und die man so wenig vergessen könnte, wie seine — Wiege.

„Was Wiege!“ spottete Napoleon. „Wenn das Kind ein Mann geworden, hat es keine Zeit mehr, an seine Wiege zu denken.“

„Doch, doch,“ entgegnete der König mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit. „Seine Jugend kann man so wenig vergessen, wie verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern, in der er als Kind lag.“

Bei der gemeinschaftlichen Tafel, wozu Napoleon die Königin geladen, war oder schien er sehr guter Laune und sprach eifrig und fast ausschließlich mit ihr; auch nach Tisch setzte er die Unterhaltung noch lebhaft fort, deren Resultat sie befriedigte. Sein ganzes freundliches Benehmen rechtfertigte den Glauben, daß der stolze Sieger, gerührt durch das Schicksal des unglücklichen Monarchen und durch die Schönheit und Liebenswürdigkeit der hohen Frau, geneigt sein werde, Großmuth zu üben und seine harten Forderungen zu ermäßigen. Um so größer war daher die Enttäuschung, als Graf Golz von einer Audienz bei Napoleon zurückkam, worin der Kaiser mit dürren Worten erklärt hatte, daß Alles, was er der Königin gesagt, nur höfliche Phrasen gewesen wären, die ihn zu nichts verpflichteten. Trotzdem versuchte sie noch einmal, sein Herz zu rühren, um von ihm billigere Bedingungen zu erlangen. Im Fortgehen sagte sie ihm: sie würde abreisen und empfinde es tief, daß er sie getäuscht habe. Wie man erzählt, soll Napoleon ihr zum Abschiede eine Rose von seltener Schönheit überreicht haben. Sie schien jedoch geneigt, diese Gabe abzulehnen, besann sich aber und nahm die Rose mit den Worten: „Zum Mindesten mit Magdeburg,“ worauf er kurz erwiderte: „Belieben Eure Majestät zu bedenken, daß ich es bin, der darbietet, und daß Eure Majestät nur anzunehmen haben.“

Unter solch traurigen Verhältnissen wurde der Friede unterzeichnet, welcher dem Könige fast die Hälfte seiner Länder kostete und dem Staate unerschwingliche Lasten auferlegte. „Der Friede,“ schrieb die Königin, „ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis; unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen — dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber er hätte freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen; das wollte er nicht. Noch einmal: die Handlungsweise des Königs wird ihm Glück bringen; das ist mein fester Glaube.“

In dieser Zeit der größten Noth erkannte Friedrich Wilhelm der Dritte die begangenen Fehler und zugleich die Nothwendigkeit, dem dahinsiechenden Staatsleben einen neuen Geist einzuhauchen und die in seinem Volke schlummernden oder durch eine schlechte Verwaltung gefesselten und unterdrückten Kräfte zu wecken. Damals erinnerte er sich des einzigen großen Staatsmannes, dessen Warnungen und Rathschläge er in seiner Verblendung zurückgewiesen, den er aus seinen Diensten, verführt von seiner beschränkten oder böswilligen Umgebung, ungnädig entlassen hatte. Hauptsächlich durch die Vorstellungen der Königin ward der König bewogen, den von ihm verabschiedeten Freiherrn von Stein zurückzurufen und wieder an die Spitze der Regierung zu stellen. Dieser rechtfertigte durch eine Reihe durchgreifender Reformen und segensreicher Maßregeln das in ihn gesetzte Vertrauen. Bald stieß er jedoch auf Hindernisse und Intriguen von Seiten seiner alten Gegner, der feudalen Junker, der Schwächlinge und der französisch gesinnten Friedenspartei am Hofe, so daß er mehr als einmal im Begriffe stand, sein mühevolles Amt niederzulegen.

Nur die Königin, welche den vollen Werth eines solchen Mannes mit dem ihr eigenen Scharfblicke erfaßte und zu schätzen wußte, hielt ihn zurück und vermittelte mit echt weiblicher Milde und Klugheit zwischen dem unentschlossenen, vor jedem entscheidenden Schritte zurückschreckenden, peinlich ängstlichen Könige und dem schroffen, stolzen, energischen Freiherrn. Sie bat und beschwor den Minister, auszuharren, indem sie ihm unter Anderem den folgenden Brief schrieb:

„Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld in den ersten Monaten! Der König hält gewiß sein Wort: Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach, daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen. Darum — Geduld!
Louise.“

Sie selbst nahm in dieser Zeit, wo sie in Königsberg lebte, den innigsten Antheil an der Wiedergeburt des Staates und an der Erweckung des Volkes. Besonders beschäftigte sie sich mit der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend, die sie mit Recht für die Hauptquellen und Stützen eines gesunden Lebens hielt. Lebhaft interessirte sie sich für die damals aufblühende Lehrmethode des berühmten Pädagogen Pestalozzi in der Schweiz, über den sie sich nicht nur Bericht erstatten ließ, sondern dessen Schriften sie mit großem Eifer durchforschte. „Ich lese jetzt,“ schrieb sie, „‚Lienhard und Gertrud, ein Buch für's Volk von Pestalozzi‘. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edeln Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedrucke zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! Im Namen der Menschheit danke ich ihm. — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: ‚Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind.‘ — Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen. Wie viel näher bin ich bei Gott! Wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele! Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — nicht wahr?“

Schon in Memel trieb sie geschichtliche Studien mit Benutzung der historischen Vorlesungen des später zum Staatsrath ernannten Professor Süvern, welche sie sich durch den ihr ergebenen originellen Kriegsrath Scheffner zu verschaffen wußte. Mit diesem hatte sie öfters auch lange Unterredungen über die Erziehung des talentvollen, hoch begabten Kronprinzen. Aus den Lehren der Geschichte und dem Verkehr mit bedeutenden Männern, zu denen auch der bekannte Bischof Borowski zählte, schöpfte sie Trost für die traurige Gegenwart und Hoffnung für die dunkle Zukunft, indem sie zwar für ihre Person auf das Glück verzichtete, aber von dem Sieg des Guten und von dem Walten einer weisen und gerechten Vorsehung durchdrungen war. Diese Gesinnung sprach sie in einem ihrer herrlichsten Briefe an ihren Vater aus, welcher ihr Glaubensbekenntniß enthält und das schönste Zeugniß für Herz und Geist der hohen Frau ablegt:

„Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. — Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten; deshalb überflügelt sie uns. — Das sieht Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. —

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz kennt nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht

Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. — Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen hat, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König ist der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage! Es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen. — Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zärtlichkeit auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm, nur wird er nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebenso gut wie geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohle und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durch's Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Temperaments sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gutmüthigkeit nicht. Von der kleinen Louise läßt sich noch nichts sagen. Möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Louise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden!

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, haben sie nicht. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesichte ihres Vaters, und an der Wehmuth und den öfteren Thränen der Mutter. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte täglich Gott in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Erhält Gott sie uns, so erhält er mir meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung unserer Kinder werden wir glückselig sein."

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein vierundsiebenzigjähriger politischer Verbrecher. Unsere entfernten, namentlich jenseits der deutschen Grenzen wohnenden Leser bitten wir, den Jahrgang von 1864 der „Gartenlaube“, S. 68, aufzuschlagen. Dort steht vor ihnen der Volksredner, der jetzt, als Greis, das büßt, was er als Volksschriftsteller nach der Ansicht strenger Altgläubigkeit gegen die Ehre der „Kirche“ zu viel gewagt. Das Urtheil ist rechtskräftig geworden durch den Spruch der höchsten Instanz; wir haben es also zu respectiren und beugen uns gehorsam vor der amtlichen Pflichterfüllung.

Ludwig Würkert, den jetzt Verurtheilten, von dem jener illustrirte Artikel von 1864 erzählt, wie er, einer der angesehensten Geistlichen, gefeiertesten Kanzelredner und theologischen Schriftsteller Sachsens, seine Theilnahme an der Volkserhebung von 1849 mit jahrelangem Zuchthaus ersten Grades in Waldheim gebüßt, dann, um Amt, Vermögen und Familie gekommen, sich als Schriftsteller und Dichter durch rastlosen Fleiß wieder eine bescheidene Habe erworben, haben wir damals als Eigenthümer und Leiter des „Hotel de Saxe“ in Leipzig verlassen, das er zu einer originellen Redehalle „für Volksbildung, Volksveredelung und Volksermuthigung“ erhoben hatte. Später finden wir ihn wieder als Prediger und Wanderredner der frei-religiösen Gemeinde in Hanau, von wo er endlich in einen stillen Winkel seiner Heimath, bei Leisnig, sich zurückzog, noch immer rüstigen Geistes und Körpers blos noch literarischen Arbeiten lebend. Sein reger Trieb, an den geistigen Kämpfen der Zeit, besonders auf religiösem Gebiet, nach seinen Kräften Theil zu nehmen, bewog ihn, den reichen Stoff, den er als Volksredner angesammelt, zu verarbeiten und in einer periodischen Schrift „Die Feldkirche“ niederzulegen; die Theilnahme, welche dieses Werk in den Volkskreisen gefunden hatte, ermuthigte den grauen Kämpfer zur Begründung einer neuen frei-religiösen Wochenschrift, die er seit einem Jahre unter dem Titel „Freie Glocken“ herausgiebt und die durch das jüngste Schicksal des schwergeprüften Greises wohl die allgemeinere Beachtung erwirbt, die sie verdient.

Ein in der genannten Zeitschrift abgedrucktes, ein „Osterwort“ einleitendes Gedicht ist es, welches die Bestrafung L. Würkert's herbeiführte. Dieses Gedicht sammt dem ganzen Osterwort ist schon früher veröffentlicht worden, namentlich zu Gunsten der Hinterbliebenen Roßmäßler's in mehreren Auflagen gedruckt, weit verbreitet und damals nirgends beanstandet worden. Zu seiner Vertheidigung gab L. Würkert eine „Schutzschrift“ (Leipzig, Verlag von Thiele und Freese) heraus, auf welche wir diejenigen Leser, welche der Angelegenheit ihre nähere Aufmerksamkeit schenken wollen, verweisen müssen. Sie hat freilich so wenig, wie die ausgezeichnete juristische Vertheidigung seines Rechtsbeistandes Ficker, eines seiner alten Gesinnungs- und Leidensgenossen, der selbst einst als politischer Verbrecher von zwei Instanzen zu lebenslänglichem Zuchthause verurtheilt worden war, die Kerkerstrafe von dem tapferen Alten abwenden können. Ludwig Würkert sitzt, wenn der Leser diese Zeilen liest, in seiner Gefängnißzelle auf Schloß Mildenstein bei Leisnig. Möge der ehrwürdige Greis auch diese Prüfung ungebrochen überstehen! Niemand wird seine Theilnahme einem Manne versagen, den selbst seine strengsten Richter nur hochachten können und den wir als einen unserer treuesten und muthigsten Kämpfer für Geisteslicht und Menschenrecht zu verehren haben.

Fr. Hfm.

Bremerhaven. Zu dem Berichte eines Augenzeugen über die Explosion in Bremerhaven (in unserer vorigen Nummer) bringen wir denjenigen Gartenlaubenlesern, denen die Oertlichkeit des himmelschreienden Verbrechens unbekannt ist, auf Seite 53 eine Abbildung. Sie stellt den Hafenplatz in dem Augenblicke vor dem Ausbruche des Unglücks dar. Zur Linken steht der Schleppdampfer „Simson“; das größte Lloydschiff „Mosel“ wird soeben von den letzten Mitreisenden bestiegen. Vor dem Dampfer packt man das schwere Faß ab, dessen geheimes Schlagwerk, wahrscheinlich durch Aufstoßen auf das Bodenpflaster, vorzeitig den Vernichtungsstoff entzündet und seine Zerstörung noch im Angesichte der Menschen vollbracht hat, während nach dem teufelischen Plane des Urhebers das ewigschweigende Meer sein einziger Zeuge sein sollte. Wir wiederholen hier die Bitte an unsere Leser, auch dieses Bild als einen Hülferuf für die beklagenswerthen Hinterbliebenen der so schrecklich Hingeschlachteten betrachten zu wollen.

Kleiner Briefkasten.

Frau Mathilde Boer in Berlin. „Aus der Pension. Briefe einer Fünfzehnjährigen an eine Siebenzehnjährige. Frei nach dem Englischen von Sophie Verena“, kurz vor Weihnachten bereits in zweiter Auflage bei J. Guttentag in Berlin erschienen, ist von außen und innen ein liebreizendes Buch, das wir Ihnen zu dem angegebenen Zwecke auf das Dringendste empfehlen. Der ganze Duft der Jugend weht aus diesen Blättern, deren neckischer Humor den tiefen Ernst des Lebens mildert, auf dessen Grunde sie wurzeln. Sie werden selten eine Lectüre finden, die eine so anmuthige Unterhaltung und zugleich so werthvolle Anregung bietet und jedes Alter und Geschlecht auf gleiche Weise fesseln und befriedigen wird. Auf der englischen Unterlage hat Sophie Verena ein deutsches Werk geschaffen, dem kein Vorzug ihrer Originalschöpfungen fehlt.

Tr—r.

A. M. in R. Wie kommen Sie darauf, den in unserem Artikel über den Berliner Börsen- und Gründungsschwindel (Nr. 51, 1875) genannten Banquier Louis Bamberger (Mitgründer der Potsdamer Brauerei) mit dem Abgeordneten Dr. Ludwig Bamberger in Verbindung zu bringen? Die beiden genannten Herren haben durchaus nichts mit einander gemein.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

1.

Auf der Spinnerei schlug es Fünf, als Käthe in Doctor Bruck's Begleitung wieder in den Hof trat. Es war kälter geworden, und die uralte halbverwischte Sonnenuhr am Giebel, die heute, im goldenen Frühlingslicht neu auflebend, mit scharfem Finger die Stunden bezeichnet hatte, sah wieder trübselig verlassen und verwittert aus.

Das helle Gellingel der Thürschelle lockte Franz wieder heraus auf die kleine Freitreppe, und auch seine Frau folgte ihm neugierig mit langem Halse, um die heimgekehrte junge Herrin zu begucken. Käthe bat sie, während ihrer Abwesenheit fleißig nach der Kranken zu sehen, was auch heilig und theuer versprochen wurde. In diesem Augenblick rauschte es in den Lüften, und gleich darauf stürzte eine schöne Taube herab und blieb hülflos auf dem Steinpflaster liegen.

„Schwerenoth, nehmen denn die Bubenstreiche kein Ende?“ fluchte Franz, indem er die Treppe herabsprang und das Thierchen aufhob — es war flügellahm geschossen. „Da guck' her, Frau!“ sagte er zu der Müllerin. „'s ist keine von unseren — ich dachte mir's gleich. 's ist ein gottheilloses Volk da drüben. Die schießen der armen Dame ihre Prachttauben nur so vor der Nase weg. Na, ich sollte nur der Herr Commerzienrath sein!“ Er schüttelte die Faust

„Wer ist denn die arme Dame, Franz? Und wer schießt nach ihren Tauben?“ fragte Käthe mit großen Augen.

„Er meint Henriette,“ sagte Doctor Bruck.

„Und drüben aus der Spinnerei wird geschossen,“ platzte Franz ingrimmig heraus

„Wie, die Fabrikarbeiter meines Schwagers?“

„Ja, ja, die sein Brod essen, Fräulein. 's ist eine Sünde und Schande. Da haben Sie die Bescheerung, Herr Doctor Da sehen Sie ja nun, was das für eine Brut ist. Sie wollen bei denen Alles mit Liebe und Güte durchsetzen — ja, da werden Sie weit kommen. Was haben denn solche brave Leute, wie Sie, von der Gutheit? Lange Nasen macht Ihnen die Gesellschaft. . . . Die Faust auf's Auge! 'runter müssen sie. Das ist meine Meinung — sonst ist kein Aushaltens.“

„Strikt man hier auch?“ fragte Käthe den Doctor, dem ein so schönes, ernstes Lächeln um die Lippen schwebte, daß sie das Auge nicht von ihm wenden konnte.

„Nein, die Sache liegt anders,“ sagte er, den Kopf schüttelnd. Seine ruhige Stimme klang imponirend neben Franzens heftigem Gepolter. „Mehrere der ersten Arbeiter im Besitz einiger Capitalien, hatten Moritz gebeten, ihnen beim Zerschlagen des Rittergutes zu einem Stück Land zu verhelfen, das, an sich öde und von geringem Ackerwerth, ziemlich nahe der Fabrik unbenutzt liegt. Sie wollten Häuser bauen mit Miethwohnungen auch für die ärmeren Arbeiterfamilien, die den theuren Miethzins in der Stadt fast nicht mehr erschwingen können. Der Commerzienrath hat ihnen auch Versprechungen gemacht; er konnte das um so eher, als der begehrte Streifen Landes noch zu seinem Park gehört —“

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, daß ich Sie unterbreche!“ fiel Franz ein; „gerade deshalb durfte er's nicht. Ich hab' mir's gleich gedacht, daß das die Frau Präsidentin nicht zugiebt. Wer läßt sich denn auch eine solche Nachbarschaft gefallen, wenn er nicht muß? Und richtig — die Damen drüben sind furchtbar böse geworden, und haben's ein- für allemal nicht gelitten, daß die Bauplätze abgegeben worden sind; ‚es sollten neue Anpflanzungen gemacht werden‘, hat's geheißen, und damit war die Sache abgemacht. Nun sind sie wüthend in der Fabrik und thun Schabernak und rächen sich, wo sie können.“

„Freilich eine erbärmliche Rache! — Du armes Ding!“ sagte Käthe und nahm die Taube aus Franzens Hand

„Das Beklagenswerthe dabei ist, daß diese Rohheit Einzelner auf einen ganzen Stand strafend zurückwirkt. Man wird der Präsidentin keinen Vorwurf mehr daraus machen dürfen, daß sie solche Elemente nicht in ihrer Nähe dulden will,“ sprach Doctor Bruck mit verfinstertem Gesicht.

„Das sehe ich nicht ein. Es giebt Boshafte und Nachsüchtige in allen Ständen,“ versetzte das junge Mädchen rasch und lebhaft. „Ich verkehre oft in den unteren Classen; mein Pflegevater hat viele arme Patienten, und wo außer seinen Medicamenten auch kräftige Suppen und sonstige Nachhülfe in der Pflege noththun, da unterstützt ihn meine liebe Doctorin nach Möglichkeit, und ich gehe selbstverständlich auch mit. Man stößt auf viel Undank und Rohheit, das ist wahr, oft aber auch auf brave und edle Gesinnungen, Noth und Elend aber sind meist so herzerschütternd —“

„Ist nicht so schlimm, wie Sie denken, Fräulein — das Volk verstellt sich,“ unterbrach sie Franz mit einer wegwerfenden Handbewegung.

Käthe maß ihn einen Augenblick schweigend von unten herauf mit einem sprechenden Blick. „Sieh, sieh, was für ein vornehmer

Herr der Franz geworden ist!" sagte sie mit unverkennbarer Ironie. „Von wem sprechen Sie denn? Sind Sie nicht selbst aus dem Volke? Und was waren Sie denn früher in der Schloßmühle? Ein Arbeiter, wie die Leute dort in der Spinnerei auch, ein Arbeiter, der schweigend manches Unrecht leiden mußte, wie ich sehr genau weiß."

Dem Müller schoß das Blut in das bestäubte Gesicht. Er stand in sprachloser Verblüfftheit vor der jungen Dame, die ihm so kurz und bündig, so schlagend seinen Standpunkt bezeichnete. „Na, Fräulein, nichts für ungut! Es war nicht so böse gemeint," sagte er endlich und streckte ihr in unbeholfener Verlegenheit seine breite Hand hin.

„In Wirklichkeit sind Sie auch nicht so schlimm, aber Sie haben Glück gehabt und kehren nun den Schloßmühlenpächter heraus, der Geld in der Tasche hat," entgegnete sie und legte einen Augenblick ihre schlanke Hand in die seine, aber die kleine Falte des Unwillens auf ihrer Stirn glättete sich nicht so rasch wieder. Sie zog ein weißes Tuch aus der Tasche, schlug es um die Taube und knüpfte die vier Enden zusammen. „Ich werde Henrietten den kleinen Invaliden mitbringen," sagte sie, das Tuch wie ein Körbchen vorsichtig in die Hand nehmend — es sah aus, wie ein armseliges Reisebündelchen.

Der Doctor öffnete eine kleine Seitenthür in der Hofmauer, welche direct in den Park führte, und ließ die junge Dame voranschreiten. Draußen blieb sie wie eingewurzelt stehen. „Ich finde mich nicht zurecht," rief sie fast bestürzt und wandte sich wie hülflos nach ihm um. „Sieht es doch fast aus, als ob Riesenhände den Park durcheinander geschüttelt hätten. Was thun die Leute dort?" Sie zeigte weit hinüber nach einer Erdvertiefung von gewaltigem Umfang, aus der die Köpfe zahlloser Arbeiter auftauchten.

„Sie graben einen Teich; die Frau Präsidentin liebt die Schwäne auf breitem Wasserspiegel."

„Und was baut man da drüben, nach Süden hin?"

„Ein Palmenhaus."

Sie sah nachdenklich vor sich hin. „Moritz muß sehr reich sein."

„Man sagt es." Das klang so kühl und objectiv, als vermeide er absichtlich, seinen Antworten auch nur den leisesten Mitklang eigenen Urtheils zu geben. . . . Er war ein auffallender Mann, dieser Doctor Bruck; das sah sie jetzt so recht, wie er im rothfluthenden Abendlichte neben ihr stand. Es lag etwas von militärischer Strenge und Straffheit in seiner Haltung, während sein schönes, luftgebräuntes Gesicht mit dem weichgelockten Vollbarte nur die Züge sanftgemilderten Ernstes zeigte. Von Gedrücktsein oder Niedergeschlagenheit, die ein Mißgeschick wie das über ihn verhängte meist zur Folge hat, war in der ganzen Erscheinung nicht eine Spur zu finden. „Ich werde Sie führen," sagte er, als sie unschlüssig ihre Augen über das total veränderte Terrain schweifen ließ. Er reichte ihr seinen Arm, und sie legte unbedenklich ihre Hand darauf. So schritt Schwester Flora neben ihm. . . . wunderlich! Erst jetzt fiel ihr der Gedanke, daß sie in wenigen Minuten der ihr geistig so weit überlegenen Schwester gegenübertreten sollte, unbeschreiblich bang und schwer auf das Herz.

Sie blieb stehen und sagte nach einem tiefen Athemholen befangen lächelnd: „O ich Hasenfuß! Ich glaube gar, ich fürchte mich. — Ob ich wohl Flora gleich beim Eintreten begegnen werde?"

Sie sah, wie ihm das Blut jäh und dunkel in das Gesicht stieg. „So viel ich weiß, ist sie ausgefahren," antwortete er mit bedeckter Stimme, und gleich darauf setzte er, jeder neuen Frage vorbeugend, hinzu: „Sie werden das ganze Haus heute noch in einer gewissen Aufregung finden — der Fürst hat Moritz vor wenigen Tagen den Adel verliehen."

Und das sagte er jetzt erst. „Wofür denn?" stieß sie überrascht heraus.

„Nun, er hat bedeutende Verdienste um die Hebung der Industrie im Lande," versetzte er so rasch und ernstlich, als gelte es, ein ungünstiges Urtheil abzuwenden. Dabei ist Moritz ein Mensch von großer Herzensgüte — er thut sehr viel für die Armen."

Käthe schüttelte den Kopf. „Sein Glück macht mir Angst."

„Sein Glück?" wiederholte er betonend. „Es kommt darauf an, wie er selbst diese Wechselfälle ansieht."

„O, ganz gewiß als etwas Beseligendes," antwortete sie entschieden. „Ich weiß aus seinen Briefen, daß ihm die Erwerbung weltlicher Güter Hauptlebenszweck ist. Seine letzte Zuschrift z. B. war eine geradezu verzückte, weil — mein Erbe sich über alles Erwarten reich herausgestellt hat."

Er ging schweigend neben ihr her; dann fragte er mit einem Seitenblicke: „Und Sie — bleiben denn Sie kalt diesem Reichthume gegenüber?"

Käthe bog den Kopf mit graziösem Muthwillen vor und sah ihm unter das Gesicht. „Sie erwarten wahrscheinlich eine sehr gesetzte Antwort von mir großem Mädchen, so ein recht ernstes Ja, aber das kann ich mit dem besten Willen nicht herausbringen. Ich finde es nämlich über die Maßen hübsch, reich zu sein."

Er lachte leise in sich hinein und fragte nicht weiter. Sie gingen rasch vorwärts und erreichten bald die Lindenallee. Sie war verschont geblieben; man hatte die lange Bahn bereits mit frischem Kiese bestreut. „Ach, dort die liebe, altmodische Bekannte steht auch noch," rief das junge Mädchen, nach einer fernen Holzbrücke zeigend, die ihren schmucklosen, morschen Bogen über den Fluß schlug.

„Sie führt zu dem Grundstücke am jenseitigen Ufer —"

„Ja, nach dem Gras- und Obstgarten. Ein hübsches, altes Haus steht drin. Es hat als Wirthschaftsgebäude zu dem ehemaligen Schlosse gehört, ist ganz von Wein umsponnen und hat breite Steinstufen vor der Thür. . . . Köstlich anheimelnd und still ist's dort. Suse hatte ihren Bleichplatz im Garten; im Frühlinge war er ganz blau von Veilchen; dort habe ich stets die ersten gesucht."

„Das dürfen Sie auch jetzt noch — die kleine Besitzung ist seit heute Morgen mein Eigenthum." Er warf einen warmen Blick hinüber.

Käthe dankte ihm, sah aber zerstreut und nachdenklich auf die Kiesel nieder, über die sie hinschritten. . . . Sollte ihre schöne Schwester als junge Frau in dem Hause wohnen? Flora mit ihren stolzen Geberden, ihren majestätisch nachfließenden Schleppen, Flora Mangold, die Anspruchsvolle, der kein Salon hoch und weit, keine Ausschmückung reich genug sein konnte, in dem einsamen Hause mit den großen, grünen Kachelöfen und den ausgetretenen Dielen? Wie mußte sie sich geändert haben — um seinetwillen!

Ein fernes Geräusch schreckte sie auf. Sie sah die Villa bereits so nahe vor sich, daß sie die Prachtmuster der Spitzengardinen erkennen konnte. Hinter den Scheiben rührte und regte sich nichts, aber von der Promenade her, die sich vor der jenseitigen, der Hauptfaçade des eleganten Hauses hinzog, kam das Getöse einer heranrollenden Equipage immer näher. Es waren zwei prächtige Pferde, die gleich darauf um die nördliche Hausecke jagten. Geschirr und Wagen funkelten in Silberschmuck und im Glanze der Neuheit. Eine Dame hielt die Zügel in fester Hand; ihre Gestalt, um die sich dunkelfarbener, pelzverbrämter Sammet schmiegte, saß so leicht und sylphenhaft dort, als schwebe sie über den Polstern. Von ihrer Stirn zurück wehten weiße Federn, und um das classische Gesicht, den unbedeckten Hals, der sich glänzend weiß aus der dunklen Pelzeinfassung hob, flatterten krause, blonde Locken.

„Flora! Ach, wie wunderschön ist meine Schwester!" rief Käthe enthusiastisch und streckte unwillkürlich die Rechte nach der Vorüberfliegenden aus, aber weder Flora, noch der Commerzienrath, der mit verschränkten Armen neben ihr saß, hörten den Zuruf. Die Equipage bog um die entgegengesetzte Ecke, dann hörte man sie drüben vor dem Portale halten.

Ein kleiner Kiesel tanzte vorbei — die Stockspitze des Doctors hatte ihn wie im Spiele fortgeschleudert. Jetzt erst fiel es Käthe auf, daß er nicht mehr an ihrer Seite ging; sie war freilich unter dem hinreißenden Eindrucke vorwärts geeilt. Mit einer lebhaften Geberde wandte sie sich um. Er schritt unbeirrt, noch genau in dem Tempo, wie vorher auch, aber in seiner Haltung erschien er noch stolzer emporgereckt, noch strenger reservirt. Er mußte sie eben beobachtet haben, denn er wandte rasch und fast verlegen seine Augen weg. Mit Mühe verbiß sie ein satirisches Lächeln. Sie wußte, daß sie ihn bei einem vergleichenden Gedanken ertappt hatte, der ungefähr lauten mochte: „Gott, was für eine vierschrötige Jungfrau neben meiner Else!"

„Ich bin erstaunt über den sicheren Muth, mit welchem Flora fährt," sagte sie, als er wieder neben ihr ging.

„Weit mehr zu bewundern ist die Todesverachtung ihres Begleiters. Es war eine Probefahrt, und der Commerzienrath hat die jungen Pferde gestern erst gekauft." Er war bitter gereizt. Sie hörte das plötzlich in seiner Stimme und schwieg ganz erschrocken.

5.

Es fiel kein Wort mehr von beiden Seiten. Sie erreichten bald das Haus und traten durch eine Seitenthür ein, während drüben die Equipage vom Portale wegfuhr. Ein Bedienter berichtete ihnen, daß die Damen und „der gnädige Herr" im Wintergarten seien, also in den Appartements der Frau Präsidentin.

Käthe hatte ihre ganze heitere Ruhe und Sicherheit wiedergefunden. Sie nahm eine Visitenkarte aus der Brieftasche und reichte sie dem Manne hin. „Für den Herrn Commerzienrath," sagte sie.

„So steif?" fragte Doctor Bruck lächelnd, während der Lakai geräuschlos über den dicken persischen Corridor-Teppich hinschlüpfte und hinter einer Thür verschwand.

„So steif!" bestätigte sie ernsthaft. „Da ist die weiteste Distance die beste. Ein biederes Hereinpoltern würde mir jedenfalls sehr schlecht bekommen. Ich fürchte nun selbst, ‚den gnädigen Herrn' mit meiner unceremoniellen Ankunft sehr in Verlegenheit zu bringen."

Sie hatte sich nicht geirrt. Der Commerzienrath kam im förmlichen Sturmschritte aus den Gemächern, mit dem bestürzten Ausrufe: „Mein Gott, Käthe!" stolperte er über die Schwelle.

Die Richtung seines Blickes war geradezu lächerlich — er suchte den Kopf der wie vom Himmel fallenden Mündel offenbar um zwei Fuß zu tief — und nun trat sie so hochgewachsen und festen Schrittes auf ihn zu und begrüßte ihn mit einem fast frauenhaft stolzen Kopfneigen:

„Lieber Moritz, sei nicht böse, daß ich der Abrede zuwider handle! Aber um mich abholen zu lassen, dazu bin ich nun doch schon ein wenig zu groß."

Er stand wie versteinert vor ihr. „Recht hast Du, Käthe. Die Zeit, wo ich Dich an der Hand führte, ist vorüber," sagte er langsam, gleichsam in dem Anblicke ihres mit Rosengluth überhauchten Gesichts verloren. „Nun, sei mir tausendmal willkommen!" Jetzt erst reichte er auch Bruck begrüßend die Hand. „Ein Zusammenfinden im Corridor — da muß ich wohl gleich hier vorstellen —"

„Bemühe Dich nicht, Moritz! Das habe ich bereits selber besorgt," unterbrach ihn das junge Mädchen. „Der Herr Doctor machte gerade Krankenbesuch bei Suse, als ich in die Mühle kam."

Das Gesicht des Commerzienraths verlängerte sich. „Die Mühle war Dein Absteigequartier?" fragte er betreten. „Aber liebes Kind, die Großmama Urach hat mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit erklärt, sich Deiner anzunehmen; mithin verstand es sich von selbst, daß Du Dich ihr sofort vorstelltest; statt dessen gehst Du zu Deiner alten Flamme, der Jungfer Suse! Ich bitte Dich, sage das d'rin lieber nicht!" setzte er hastig flüsternd hinzu.

„Verlangst Du das ernstlich von mir?" Die fest klingende Mädchenstimme stach seltsam ab von seinem scheuen Flüstertone. „Ich kann doch nicht leugnen, wenn die Sache zur Sprache kommen sollte... Auf das Verheimlichen verstehe ich mich wirklich nicht, Moritz" — sie verstummte für einen Moment, erschrocken über die Feuergluth, die ihm in das Gesicht schoß, dann aber sagte sie resolut: „Habe ich einen Fehler begangen, so will ich mich auch dazu bekennen; es wird ja nicht gleich meinen Kopf kosten."

„Wenn Du einen gutgemeinten Wink so tragisch nehmen willst, dann habe ich allerdings nichts mehr zu sagen," entgegnete er verlegen und ärgerlich zugleich. „Den Kopf wird es freilich nicht kosten, aber Deine Stellung in meinem Hause erschwerst Du Dir. Uebrigens ganz wie Du willst! Sieh Du selbst, wie Du Dich mit diesem herben ‚Geradedurch' in unseren hochfeinen Gesellschaftskreisen zurecht findest!"

Schon bei den letzten Worten hatte sein Ton mehr scherzhaft als pikirt geklungen. Er ließ sich nun einmal nicht gern die behagliche Stimmung verderben. Er bot ihr galant den Arm und führte sie nach dem ehemaligen Speisezimmer, das neben dem Wintergarten lag und dessen Thür er aufstieß.

Das war aber nicht mehr der traute Eßsalon mit seinen altmodischen, behäbigen, rothen Saffianmöbeln. Die Wand, die ihn einst vom Wintergarten getrennt, war verschwunden; an ihrer Stelle trugen schlanke, oben in Rundbogen auslaufende Säulen den Plafond, den der köstlichste Farbenschmuck in maurischem Stil bedeckte. Drunten lief ein niedriges, spitzenklares, vergoldetes Bronzegitter von einer Säule zur anderen — es schied den steingetäfelten Fußboden des maurischen Zimmers von dem weißen Wegsand, dem grünen Flaum kleiner Rasenflecke im Wintergarten. Hinter diesem Gitter grünte und blühte es wonnig; da dufteten Maiblumen und köstliche Bouquets von Parmaveilchen zu Füßen der mächtigen Drachenbäume, des dunklen Lorbeer und der prachtvollen Decoration von silbergestreiften, metallisch glänzenden Blattpflanzen. Dieses herrliche Pflanzenbild wurde umrahmt und gleichsam in einzelne Felder getheilt durch eine Art von Blumenornamentik. Um die Säulen rankte sich die Clematis und behing die schlanken Schäfte bis hinauf in das feingebogene Rund mit weißen und lilablauen Blüthen.

Zwischen den zwei Säulen, die einen Mittelweg in das Zimmer freiließen, stand Flora. Sie war noch in der Straßentoilette und augenscheinlich im Begriff, das Zimmer zu verlassen. Hoch hinter ihrem federgeschmückten Haupt wölbte der Springbrunnen des Wintergartens seine glitzernde Kuppel. Mit der behandschuhten Rechten hob die schöne Dame das schwere kastanienbraune Sammetkleid, dem das schräg hereinfallende Abendlicht schwachgoldige Reflexe entlockte, ein wenig über den Fuß, die unbedeckte Linke aber legte sich anmuthig stützend an die Säule, weiß und zart wie die danebenhängende Clematisblüthe.

Beim Eintreten des hochgewachsenen Mädchens öffnete sie zuerst ihre graublauen Augen weit vor Erstaunen, aber auch ebenso rasch kniff sie die Lider zu einem blinzelnd prüfenden Blick zusammen, wobei ein sarkastisches Lächeln um ihre Lippen huschte.

„Nun rathe, Flora, wen ich da bringe!" rief der Commerzienrath.

„Da brauche ich mir nicht lange den Kopf zu zerbrechen — das ist Käthe, die sich allein auf den Weg gemacht hat," versetzte sie in ihrer eigenthümlich nachlässigen und doch so überaus bestimmten Art und Weise. „Wer die alte Sommer gekannt hat, der weiß, daß das stämmige Mädchen da mit dem weiß und rothen Apfelgesicht ihre Enkelin sein muß. Augen und Haar aber hat sie frappant wie Clotilde, Deine verstorbene Frau, Moritz."

Mit einer geschmeidigen Bewegung löste sie sich gleichsam aus dem Blumenrahmen, trat auf die Schwester zu, und den Kopf in den Nacken zurückbiegend, bot sie ihr die Lippen zum Kuß. Ja, das war noch immer die unvergleichlich schöne Flora, aber das langjährige Herrscherthum über die Herzen hatte die weibliche Grazie von ihrer Ausdrucksweise genommen. Ebenso nachlässig wie bei dem kühlen Begrüßungskuß nach sechsjähriger Trennung, war ihr Wesen dem mit eingetretenen Doctor gegenüber. „Grüß Gott, Bruck!" sagte sie und reichte ihm die Rechte, aber nicht wie eine Braut, sondern wie ein College dem anderen. Er erfaßte die Hand mit leichtem Druck und ließ es ruhig geschehen, daß sie sofort wieder zurückgezogen wurde.

Diese äußere Zurückhaltung zwischen dem Brautpaar schien sich von selbst zu verstehen. Flora wandte unbefangen den Kopf nach dem Wintergarten zurück. „Großmama," rief sie mit lächelndem Spott in ihren geistreichen Zügen, „unser Goldfisch macht Dir und Deinen Bekannten die Freude, sich vier Wochen früher anstaunen zu lassen."

Die Präsidentin war bereits bei Flora's ersten Worten hinter einer Camelliengruppe hervorgetreten. Ohne daß sie es vielleicht selbst wußte, hatte sie die Angekommene mit jener Spannung gemustert, welche die meisten Menschen einem sogenannten Glückskind gegenüber an den Tag legen. Flora's boshaft übermüthiger Zuruf machte diesen Ausdruck sofort verschwinden. Die alte Dame zog unwillig die Brauen zusammen, und ein feines Roth der Verlegenheit flog über ihr bleiches Gesicht hin. „Ich erinnere mich nicht, ein so auffälliges Interesse gerade für jene Eigenschaft Deiner Schwester gezeigt zu haben," sagte sie kühl und mit einem streng verweisenden Blick. „Wenn ich

mich über Käthe's Kommen freue und sie freundlich willkommen heiße, so geschieht das, weil sie meines lieben verstorbenen Mangold Kind und Eure Schwester ist."

Sie ging mit gehobenen Händen auf Käthe zu, als beabsichtige sie eine Umarmung; allein diese verbeugte sich so tief und ceremoniell, als stehe sie zum ersten Mal in ihrem Leben vor der stolzen Schwiegermutter ihres Vaters. Ein scharfer Blick hätte in dieser einen Geberde leicht das scheue Zurückweichen vor jeglicher Berührung erkannt, die Präsidentin aber sah darin offenbar nur das Anzeichen eines tiefen Respectes. Sie zog die Hände zurück und hauchte einen Kuß auf die Stirn des jungen Mädchens. „Bist Du wirklich allein gekommen?" fragte sie, ihre Augen suchten unruhig forschend die Thür, als müsse noch irgend eine nicht gerade willkommene Reisebegleitung eintreten.

„Ganz allein. Ich wollte auch einmal selbstständig meine Flügel probiren, und das hat meine Doctorin gern erlaubt." Sie strich noch einmal wie unbewußt mit den schlanken Fingern über die Stelle, welche die alte Dame mit ihren kalten Lippen berührt hatte.

„Ei, das glaube ich Dir gern; das ist ja ganz im Sinne der alten Lukas," sagte die Präsidentin mit einem ganz leisen, ironischen Lächeln. „Sie war ja auch stets sehr selbstständig ... Dein guter Papa hatte sie ein ganz klein wenig verzogen, mein Kind. Sie that, was ihr gefiel; selbstverständlich immer nur das Rechte —"

„Und das Verständige; aus dem Grunde mag ihr wohl auch der Papa seine jüngste wilde Hummel anvertraut haben," setzte Käthe mit jener heiteren Unbefangenheit hinzu, die ihr ganzes Wesen charakterisirte. Aber gerade dieser Freimuth, diese Leichtigkeit und Sicherheit schienen unangenehm zu berühren.

Die Präsidentin zog die Schultern leicht empor. „Dein Papa hat sicher Dein Bestes gewollt, liebe Käthe, und meine Sache ist es nie gewesen, irgend eine seiner Maßregeln zu bemäkeln. Aber er war eine vornehme Natur und hielt streng auf das Decorum — ob es ihn nun doch nicht einigermaßen in Verlegenheit gebracht hätte, wenn ihm sein heiteres Töchterchen plötzlich so sans gêne, so frank und frei in das Haus geflattert wäre?"

„Wer weiß?" versetzte Käthe. „Der Papa würde doch wissen, weß Geistes Kind diese Tochter ist" — ein muthwilliger Strahl blitzte aus ihren braunen Augen — „Müllerblut, das schlägt sich tapfer und wohlgemuth durch die Welt, Frau Präsidentin."

Der Commerzienrath räusperte sich und strich eifrig seinen schönen Lippenbart, während die Präsidentin so betreten aussah, als habe unvermuthet ein allzukräftiger Luftzug ihr vornehmes Gesicht angeblasen, Flora aber brach in ein helles Gelächter aus. „Kind Gottes, Du bist kostbar naiv," rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Ja, ja: ‚Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern,'" recitirte sie. „Mit einer solchen Aeußerung müßte unser Jüngstes nächstens in Moritzens großer Soirée debütiren, Großmama; da würden sie die Ohren spitzen!" Sie blinzelte die alte Dame schadenfroh an, die jedoch ihr Gleichgewicht schon wieder gefunden hatte.

„Ich vertraue dem angeborenen Tact Deiner Schwester, mein Kind," sagte sie, ihre Hand nebenbei nun auch dem Doctor zur Begrüßung hinstreckend. Dazu lächelte sie mit jenem feinen Zusammenziehen der Lippen, das nur einen Schein der Zahnspitzen sehen ließ und von welchem man nie wußte, ob es süß oder sauer war.

„Tact, Tact — der wird viel helfen," wiederholte Flora, den Kopf spöttisch wiegend. „Die Müllerreminiscenz ist ihr genau ebenso angeboren. Die gute Lukas hat es eben nicht verstanden, ihr ein wenig Weltklugheit einzupauken — da fehlt's. Uebrigens bin ich wirklich froh, daß Du allein gekommen bist, Käthe; ich hoffe, es wird sich so besser mit Dir leben lassen, als wenn Du am Rock Deiner alten hausbackenen Gouvernante hängst."

Käthe hatte das Barett abgenommen; die schwüle Blumenluft trieb ihr das Blut heiß in die Wangen. Jetzt, mit der dicken, goldbraunen Haarflechte über der Stirn, sah sie noch größer aus.

„Hausbacken? Meine Doctorin?" rief sie lebhaft. „Eine poesievollere Frau läßt sich nicht denken."

„Ei, was Du sagst! Sie schwärmt wohl den Mond an, schreibt empfindsame Verse ab, &c. Oder dichtet sie gar selbst? Wie?"

Das junge Mädchen richtete die glänzenden Augen mit klugem Blicke auf das Gesicht der Spötterin. „Verse nicht, aber die Manuscripte ihres Mannes schreibt sie ab, weil die Setzer der medicinischen Zeitschrift seine wunderlichen Krakelfüße absolut nicht entziffern können," sagte sie nach einem kurzen Moment schweigender Prüfung. „Sie schreibt auch keine eigenen Verse oder Novellen — dazu fehlt ihr die Zeit, und doch dichtet sie. ... Ach, Du lächelst noch genau so wie früher, Flora, so tief und so scharf in den Mundwinkeln, aber das Spottlächeln scheucht mich nicht mehr in die Ecken; ich habe eine streitbare Ader und behaupte weiter: Sie dichtet doch in der Art und Weise, wie sie das Leben nimmt und ihm stets eine Seite abzugewinnen weiß, von der ein verklärendes Licht ausgeht, wie sie ihr einfaches Heim ausschmückt — aus jedem Eckchen guckt ein schöner Gedanke — und wie sie es unsäglich gemüthlich und doch ästhetisch anregend für ihren braven Mann und mich alten Kindskopf und die wenigen auserwählten Freunde des Hauses zu erhalten versteht."

In diesem Augenblicke flog ein ganzer Regen von frischen Veilchen gegen die Brust des jungen Mädchens und rieselte auf den Fußboden nieder.

„Bravo, Käthe!" rief Henriette. Sie stand im Wintergarten, dicht am Gitter, und preßte die bleichen Hände auf ihre heftig athmende Brust. „Ich möchte Dir gleich um den Hals fliegen, aber — sieh mich doch an! — müßte das nicht zum Todtlachen sein? Du, so kerngesund an Leib und Seele, und ich —" ihre Stimme versagte.

Käthe warf das Barett, das sie noch in der Linken hielt, von sich und flog zu ihr. Sie umschlang zärtlich die schwache Gestalt, aber die Thränen des Erbarmens und die Betroffenheit darüber, daß das Gesicht der Schwester „so entsetzlich abgemagert", wurden weislich unterdrückt.

Flora biß sich auf die Lippen. „Das Jüngste" war nicht nur imposant an Leibesgestalt geworden, es hatte auch in den hellen Augen und auf den Lippen den seltenen Freimuth innerer Unabhängigkeit, der manchmal so unbequem werden kann. Ihr kam plötzlich die dunkle Ahnung, als trete mit dem kraftvollen Mädchen dort eine schattenwerfende Gestalt in ihr Leben.... Sie nahm hastig den Hut ab und fuhr mit beiden Händen auflockernd durch die zerdrückten Scheitellöckchen. „Hast Du das poetische Reisebündelchen da wirklich von Dresden mitgebracht?" fragte sie trocken, mit einem blinzelnden Seitenblicke nach dem zusammengeknüpften weißen Tuche am Arme der Angekommenen.

Das junge Mädchen löste die verschlungenen Enden und reichte Henriette die Taube hin. „Ein kleiner Patient, der Dir gehört," sagte sie. „Das arme Ding ist flügellahm geschossen. Es fiel im Schloßmühlenhofe auf das Pflaster."

Da war bereits die Einkehr in der Mühle verrathen, allein die Präsidentin schien die letzten Worte ganz zu überhören; sie zeigte tief empört auf das verwundete Thierchen und sagte, nach dem Commerzienrathe zurückgewendet, mit strafendem Vorwurfe: „Das ist nun die vierte, Moritz."

„Und noch dazu mein Liebling, mein Silberköpfchen!" rief Henriette und wischte sich eine Thräne des Schmerzes und der Erbitterung von den Wimpern.

Der Commerzienrath war ganz blaß vor Schreck und Aerger. „Liebe Großmama, ich bitte Sie dringend, machen Sie mir daraus keinen Vorwurf mehr!" rief er fast heftig. „Ich thue, was möglich ist, um diesen bodenlosen Nichtswürdigkeiten auf die Spur zu kommen und sie zu verhindern, aber der Thäter versteckt sich hinter der Phalanx von zweihundert erbitterten Menschen" — er zuckte die Achseln — „da läßt sich gar nichts thun. Ich habe auch deshalb Henriette wiederholt gebeten, ihre Tauben einzuschließen, bis die Aufregung vorüber ist."

„Also wir werden in der That die Nachgebenden sein müssen? Es wird immer besser," sagte die alte Dame sehr anzüglich; sie zog und rückte an der Schleierwolke, die ihr um Gesicht und Hals lag, als ob ihr die innere Aufwallung unerträglich warm mache. „Sagst Du Dir nicht selbst, Moritz, daß eine solche Gleichgültigkeit die Verwegenheit geradezu herausfordert? Man wird das geduldete Taubenschießen nachgerade langweilig finden und sich edleres Wild aussuchen."

(Fortsetzung folgt.)



„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern."
Originalzeichnung von W. Grote.

Das rothe Quartal.

(März — Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

2. Wie die Blauen demonstriren — Und die Rothen remonstriren.

Es ist überflüssig, mittels Herzählung der Versöhnungs- und Ausgleichungsversuche, welche während der Nacht von seiten der Regierungsmitglieder Favre und Picard und von seiten gemäßigter Demokraten wie Tolain, Langlois und Lockroy angestrengt wurden, Papier und Druckerschwärze zu vernutzen. Alle diese Versuche scheiterten und mußten scheitern, weil von vornherein doch kein rechter Ernst und Eifer dabei war. Auf seiten der Regierung nicht, weil Monsieur Thiers, sobald er den Umfang der Katastrophe erfahren, ein- für allemal seinen Entschluß gefaßt haben mochte, einen Entschluß, welchen ein von ihm gesprochenes oder auch ihm in den Mund gelegtes Wort — so ein „mot“, womit ja die Franzosen gleich bei der Hand sind — bündig formulirte: — „Hat Paris uns verlassen, so verlassen wir Paris.“ Auf seiten der Insurgenten nicht, weil diese, sobald sie sich im Hôtel de Ville festgesetzt hatten, ihre wahre Natur herauskehrten, das von der Regierung gemachte Zugeständniß der demnächstigen Vornahme von Municipalwahlen spottlächelnd ablehnten und endlich geradeheraus erklärten, sie anerkännten die Autorität von Thiers nicht mehr und würden alle in Paris nöthigen Wahlgeschäfte selber besorgen.

Das war Fraktursprache, von dem gescheiden und thatkräftigen Minister Picard ganz richtig also verstanden, daß er bei sothanen Umständen gutthäte, von dem Regierungsapparat alles nur Erraffbare auf die Eisenbahn und nach Versailles zu schaffen. That so, der Mann, rettete Kassen, Akten, Register, Material aller Art, soviel er eben zusammenraffen und wegschicken konnte, das Verwaltungspersonal der verschiedenen Ministerien und anderen Behörden inbegriffen. Die Bank von Frankreich hat er freilich nicht aufzupacken vermocht, auch die Generaleinnahmestelle des städtischen Octroi nicht. Die Zeit war zu kurz. Denn am Abend des 19. März war die Räumung der Hauptstadt seitens der Regierung von Frankreich vollendet. Eine tröstliche Episode in der traurigen Geschichte dieses Abzuges war die feste, fahnentreue Haltung der Linienregimenter 43 und 69, welche erst am 20. März vom Luxemburgpalast weg durch die Porte Maillot nach Versailles marschirten, nachdem sie auf die Aufforderung des „Centralkomité“, die Waffen zu strecken, die Antwort gegeben hatten: „Kommt und holt sie!“ Keiner der neuen Stadthausherren hatte für gut gefunden, dieser soldatischen Einladung Folge zu leisten.

Also wären denn doch noch solide Mittel zum Widerstand in Paris vorhanden gewesen? Etliche gewiß. Ob aber ausreichende? Schwerlich. Der am 19. März von der Regierung vor ihrem Abzug an die Nationalgarde gerichtete Hilferuf verscholl wirkungslos. „Wer sind“ — so hieß es darin — „die Männer des Centralkomité? Niemand kennt sie; ihre Namen sind neu; niemand weiß, was für einer Partei sie angehören. Sind es Kommunisten, Bonapartisten, Preußen? Sind es Agenten dieser dreifachen Koalition? Jedenfalls sind es Feinde von Paris, das sie der Plünderung, Feinde Frankreichs, das sie den Preußen, Feinde der Republik, die sie dem Despotismus ausliefern. Die von ihnen verübten abscheulichen Verbrechen entziehen allen, welche mit ihnen gemeinsame Sache machen oder auch nur sie ertragen, jegliche Entschuldigung. Wollt ihr die Verantwortlichkeit für ihre Mordthaten und für die Ruinen, welche sie zu häufen im Begriffe sind, mitübernehmen? In diesem Falle bleibt ruhig zu Hause! Wenn ihr aber auf eure Ehre, auf eure heiligsten Güter etwas haltet, so schart euch um die Regierung der Republik und um die Nationalversammlung.“

Und siehe, sie blieben ruhig zu Hause, die Herren Philister von Paris. Sie bleiben ja allezeit und überall ruhig zu Hause an Tagen der Entscheidung, die Herren Philister von Europa, und so werden sie auch an dem Entscheidungstage, wann die europäische Kommune ausgerufen wird, ruhig zu Hause bleiben!

Es gab Quartiere in Paris, wo man sich am 19. März nicht nur keine Sorge machte um das am Tage zuvor Geschehene, sondern wo man nicht einmal etwas Bestimmtes wußte. Catulle Mendès begegnete in der Rue de la Grange-Batelière, also mitten in der Stadt, einem Bekannten und fragte ihn: „Was giebt es Neues?“

„Neues? Wüßte nicht, was. Doch warten Sie! Man sagt, es habe gestern auf dem Montmartre etwas abgesetzt.“

Wohl, es hatte etwas abgesetzt, etwas, das den sorglosen Parisern eine zweite Belagerung zu kosten geben sollte. Zu Mittag erfuhren sie auch, wem sie fortan zu gehorchen und was sie zu thun hätten. Es finden sich immer Leute, welche sich mit der Mühsal beladen, ihren lieben Mitleuten das zu sagen.

Die rothe Republik proklamirte sich mittels weißer Maueranschläge, deren einer an die Bürger im allgemeinen und deren anderer an die Bürgerwehr im besonderen gerichtet war. Der erste Anschlag lautete: „Französische Republik. Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft. Bürger! Das Volk von Paris hat das Joch abgeschüttelt, welches man ihm auflegen wollte. (Hm, wie kann man denn etwas abschütteln, was einem noch gar nicht aufgelegt ist? Logik und Arbeit gehörten und gehören allzeit zu den richtigen Katilinariern verhaßtesten Dingen.) Ruhig und in seinem Kraftbewußtsein unerschütterlich hat es wie ohne Herausforderung so auch ohne Furcht den Angriff der schamentblößten Thoren erwartet, welche Hand an die Republik legen wollten. (Wo so? Waren denn die Frankreich gehörenden Kanonen, welche die rechtmäßige Regierung der Republik den Händen einer aufrührerischen Secte entziehen wollte, identisch mit der „Republik“? Gewiß nicht, aber auf eine dumme Lüge mehr oder weniger kommt es in derartigen auf die „Volksmündigkeit“ berechneten Kundgebungen bekanntlich nicht an.) Diesmal haben unsere Brüder von der Armee mit Entrüstung sich geweigert, die Bundeslade unserer Freiheiten antasten zu lassen. (Jetzt machen diese Konfusionarii Konfusionariorum die Kanonen vollends zur Bundeslade! Recht hübsch nimmt sich übrigens dieses biblische Bild im Munde eingestanden atheistischer Kommunarden aus.) Dank allen! Mögen Paris und Frankreich jetzt mit vereinten Kräften den festen Grund zu einer echten Republik (nämlich was WIR darunter zu verstehen geruhen) legen, als zu der Staatsform, welche einzig und allein im Stande, die Aera der feindlichen Einbrüche und der Bürgerkriege auf immer abzuschließen. (Vom Aufhören der Bürgerkriege faseln in derselben Stunde, wo man selber die Fackel des Bürgerkrieges erhebt, das geht sogar über pfäffische Heuchelei noch hinaus.) Der Belagerungsstand ist aufgehoben. (Für wie lange?) Die Bevölkerung von Paris wird in ihren Bezirken zusammenberufen zur Vornahme der Gemeindewahlen. Schutz und Sicherheit aller Bürger durch die Bürgerwehr wird gewährleistet. (Wir werden diesen Schutz und diese Sicherheit kennen lernen.) Hôtel de Ville von Paris, 19. März 1871. Das Centralkomité der föderirten Nationalgarde: Assi, Billioray, Ferrat, Babick, Moreau, Dupont, Barlin, Boursier, Mortier, Gouhier, Lavallette, Jourde, Rousseau, Lullier, Blanchet, Groslard, Barront, Geresme, Fabre, Pougeret.“ *

In einer zweiten Proklamation benachrichtigen die nämlichen Herren Citoyens die Nationalgarde, das Centralkomité habe die „Mission“, die Vertheidigung von Paris und der Volksrechte zu organisiren, erfüllt und eine Regierung, „die uns verrathen hat“, verjagt. In einem dritten weißen Anschlag waren die hochmögenden Herren vom Centralkomité so gütig, die Wahl einer „Kommune“ für Paris auf den 22. März anzusetzen.

Wir werden also die welterlösende Heilandin, die weltbeglückende Messiasin Kommune endlich haben. Unser biederes Centralkomité wird uns binnen drei Tagen geben, was eine

* Außer diesen trugen spätere Kundgebungen des Centralkomité auch die Unterschriften Arnaud, Arnold, Bouit, Fortuné und Viard. Sodann werden noch andere wie Avoine, Castioni, Grelier, Josselin, Lisbonne, Maljournal als frühere oder spätere Mitglieder des Komité genannt.

„verrätherische Regierung“ uns seit sechs Monaten vorenthalten hat. Glückauf!

So lautete die öffentliche Meinung in Montmartre, Villette, Belleville „und der Enden“ — (wie die Schweizer sagen). Und das übrige Paris? Schwieg still und ließ mit sich machen, was man wollte. Tausende blieben vor den drei signalisirten Straßenplakaten stehen, lasen Inhalt und Unterschriften, begnügten sich aber, zu fragen: „Wer sind diese Leute?“ und gingen theilnahmelos weiter.

Nun, „diese Leute“ waren allerdings lauter „viri obscuri“, obscurissimi, aber sie gaben, mit rothen Schärpen umgürtet, Befehle, und man gehorchte ihnen. Nicht etwa nur der Ouvrier, sondern mit ganz besonderer Beeiferung auch der richtige Epicier von Paris, wie nicht weniger der Kleingewerbemeister, unter welchen Bevölkerungsklassen die thörichte Verordnung der Regierung, alle während der deutschen Belagerung der Hauptstadt gestundeten Wechsel müßten sofort eingelöst werden, großen und gerechten Zorn erregt hatte. Noch ein ähnlicher harter Regierungserlaß, demzufolge alle seit den Belagerungsmonaten rückständig gebliebenen Miethen alsbald bezahlt werden sollten, traf die sogenannte kleine Bourgeoisie schwer. Es wäre nicht nur billig gewesen, es war schlechthin nothwendig, gerade den Leuten vom Mittelstande, welcher ja seit dem September von 1870 in Paris am schwersten gelitten hatte, die nöthigen Fristen zur Erfüllung von Verbindlichkeiten zu geben, die ein Theil des Nationalunglücks waren.

Ueberhaupt muß man sagen, daß die Regierung vor wie nach dem Ausbruch der Insurrektion übel berathen war. Die ganze Art und Weise, wie sie durch die Maires von Paris und die Abgeordneten der Hauptstadt zur Nationalversammlung die Vermittelungsverhandlungen mit dem Centralkomité führen ließ, beweis't dies. Einen weiteren Beweis giebt die Ernennung des Admirals Saisset zum Oberkommandanten der Pariser Nationalgarde ab; denn der Ernannte hat sich ja ganz unfähig erwiesen, die Situation auch nur zu verstehen, geschweige sie zu beherrschen. Der gute Seemann that, als hätte er es mit angeheiterten, aber im Grund gutmüthigen Matrosen zu thun, während er es doch mit „diesen Leuten“ zu thun hatte. Da konnte nur ein schmähliches Fiasko herauskommen.

Wenn man vollends erwägt, daß sich die besitzenden Klassen in Paris denn doch allmälig ermannten, daß die Nationalgarden der mittleren und westlichen Quartiere, nahezu 30,000 Mann, eine Abordnung an Thiers nach Versailles schickten, um ihm sagen zu lassen, daß sie acht Arrondissements besetzt hielten und, so er ihnen Officiere, Geschütze und Munition schickte, bereit wären, gegen die Insurgenten zu marschiren, und wenn man dem gegenüber die kühle Ablehnung von seiten des Herrn Thiers erwägt, der zurücksagen ließ, er könnte ihnen nicht helfen und riethe ihnen, mit Kind und Kegel Paris zu verlassen, so dürfte man mittels dieser Erwägungen unschwer zu der Schlußfolgerung gelangen, das Haupt der Exekutivgewalt müßte von vornherein dahin sich entschieden haben, keine „zertheilende“ Salbe aufzustreichen, sondern vielmehr das Kommunegeschwür reifwerden zu lassen, um es aufzuschneiden und auszubrennen. Er hat dann wirklich so gethan. Aber wer könnte so thöricht sein, zu wähnen, die Eisen- und Feuerkur habe geholfen? Sie war nur ein Palliativmittel, nichts weiter. Das Krebsgeschwür wird wieder kommen, da oder dort. Die Krankheit steckt ja der Gesellschaft im Blute.

Was die Herren Citoyens vom Stadthause betrifft, so konnte es ihnen nur recht sein, die Regierung mit Unterhandlungen zu „amüsiren“, bis sie sich allseitig in der Macht festgesetzt hatten. Sobald dies geschehen, ließen sie die Unterhändler barsch abfahren.

Die „Ordnungspartei“ raffte sich am 21. und 22. März zu einer „Friedensdemonstration“ auf, die ja recht wohlgemeint war, aber sehr übel verlief. Am erstgenannten Tage sammelte sich um halb zwei Uhr ein Häuflein von zwanzig Männern auf dem Platze vor der neuen Oper. Einer, und zwar ein Linienfoldat, trug der sich in Bewegung setzenden Gruppe eine Fahne vor mit der Inschrift „Union des amis de l'ordre“. In ihrem Vorschreiten durch verschiedene Straßen und Quartiere vergrößerte sich die Procession der Ordnungsfreunde rasch. Die Boulevards entlang wurden sie allenthalben aus den aufgerissenen Fenstern mit den Rufen: „Es lebe die Ordnung! Hoch die Nationalversammlung! Nieder mit der Kommune!“ empfangen. Widerstand fanden sie keinen. Da und dort präsentirten sogar Abtheilungen der Nationalgarde, an deren Aufstellungen sie vorüberkamen, vor ihnen das Gewehr. So in der Rue Drouot und in der Rue de la Paix. Auch den Zutritt zum Platz Vendôme, der von „föderirten“ Bataillonen strotzte, wehrte man ihnen nicht. Als sie unter den Fenstern des Generalstabsgebäudes angelangt waren, trat oben ein junger, rothbeschärpter Mann auf den Balkon heraus und rief herunter: „Bürger, im Namen des Centralkomité....“ „Alsbald jedoch“ — so berichtet ein Theilnehmer an der Friedenskundgebung — „alsbald wurde er von unserer Seite durch ein vielstimmiges Pfeifen und durch die Rufe unterbrochen: ‚Hoch die Ordnung! Hoch die Nationalversammlung! Hoch die Republik!‘ Dessenungeachtet wurden wir in keiner Weise angegriffen, nicht einmal bedroht. Wir umzogen die Napoleonssäule und marschirten wieder auf die Boulevards hinaus nach dem Eintrachtsplatze.“ Die Procession kam schließlich zu ihrem Ausgangspunkte auf dem Opernplatze zurück. Sie zählte jetzt wohl an viertausend Köpfe, und vor dem Auseinandergehen traf man die Verabredung, am folgenden Tage zur selben Stunde die heute so gelungene Kundgebung zu wiederholen.

Diese Verabredung ist eingehalten worden, und zur bestimmten Stunde setzte sich demnach am 22. März eine unbewaffnete, aber theilweise mit der Uniform der Nationalgarde angethane Schaar von Ordnungsfreunden, nach etlichen Angaben nicht weniger als zehntausend Männer, jedenfalls aber mehrere tausende, von der neuen Oper aus in Bewegung. Neben den schon gestern erschollenen Friedens- und Ordnungsrufen vernahm man aus den Reihen ab und zu auch diesen: „Man muß dem Centralkomité seine angemaßte Gewalt abfordern und abnehmen.“ Dieser Ruf deutete offenbar darauf hin, daß nicht alle Theilnehmer an dem Zuge lediglich friedlich demonstriren wollten. Auch das vorhin gebrauchte „unbewaffnet“ kann nicht von allen gelten. Denn es untersteht keinem Zweifel, daß etliche der Ordnungsfreunde mit Revolvern und Stiletstöcken bewaffnet gewesen sein müssen.

Es ist möglich, daß von keiner der beiden Parteien ein gewaltsamer Zusammenstoß vorhergesehen, gewollt oder gar geplant war. Aber nicht weniger möglich ist, daß ein solcher Zusammenstoß von beiden Seiten gewünscht war. Denn beide Parteien konnten es ganz wohl in ihrem Interesse finden, einen Bruch herbeizuführen. Wenigstens einzelne Personen hüben und drüben konnten die Sache so ansehen. Gewißheit zu erlangen, wird wohl nie möglich sein.

Eine große Trikolore wird dem Zuge vorangetragen, in welchen auch der Admiral Saisset sich eingereiht hat. Man erblickt neben der Uniform der Bürgerwehr auch die der Linie und der Marine, viele Fräcke und Paletots, keine Bluse. Als Erkennungszeichen haben die Ordnungsfreunde ein blaues Band in's Knopfloch geknüpft. Durch die Straße Neuve St. Augustin, dann durch die Straße de la Paix. Aber beim Ausmünden auf den Vendômeplatz, allwo Kanonen und Mitrailleusen aufgefahren und die Föderirten unter den Waffen sind, stockt die Procession.

Wenn man dem Abbé Lamazou, welcher als Diener der bekannten „Religion der Liebe“ seine Erlebnisse während der Kommune-Zeit erzählt hat, glauben wollte, so hätten, was jetzt geschah, einzig und allein die Rothen auf dem Gewissen. Wir wollen den Zeugen abhören, weil es bei dem ungeheuren Beifall, welchen sein Buch „La place Vendôme et la Roquette,“ 12. édit. 1873, in Frankreich gefunden, immerhin von Interesse sein dürfte, eine Stimme aus der schwarzen Internationale über die rothe zu vernehmen. „Beim Eingang zum Vendômeplatz stieß die Marschkolonne, ermuthigt durch die Quartierinsassen, auf ein Insurgentenkorps, welches Bergeret kommandirte. Dieser ließ seine Leute in Schlachtordnung treten und die Bajonnette kreuzen. Einige Augenblicke später konnte ich mit eigenen Augen bemerken, daß diese Insurgenten fast durchweg Leute von vorgerücktem Alter waren. Betrunken und abgerissen, wie sie waren, stellten sie sich so recht dar als die wüsten Gesellen, welche der Aufruhr auf die Gassen speit und welche das letzte Aufgebot des knechtischen Hundepacks bilden (qui forment le dernier ban de la canaille servile). Es gab darunter eine nicht geringe

Anzahl jener Greise, welche, durch Faulheit und Laster heruntergekommen, nichts mehr zu verlieren haben und demzufolge die zuverlässigen Rekruten für jeden Aufruhr sind, mag derselbe kommen, von welcher Seite er will. Die Ordnungsmänner schwenkten ihre weißen Taschentücher und erklärten laut, daß ihre Absicht eine durchaus friedfertige. In dem Augenblick aber, wo etliche der Insurgenten ihre Gewehrkolben aufwärts kehrten, um mit dem gesunden Bevölkerungstheile von Paris zu fraternisiren, ließ Bergeret die Trommeln rühren und nahm eine drohende Haltung an. Ein Flintenschuß wurde auf die dreifarbige (der Friedensprocession vorangetragene) Fahne abgefeuert, und fast in demselben Moment krachte eine mörderische Salve in die Ordnungsleute hinein, welche nach allen Seiten auseinanderstoben. Die Mörder waren so aufgeregt, viele darunter so toll vor Angst, daß sie ihre vor ihnen stehenden Kameraden rücklings niederschossen. Ueber jeden Zweifel erhaben ist, daß weder eine Flinte noch ein Revolver aus den Reihen der Ordnungsleute abgefeuert wurde."

Doch nicht so ganz über jeden Zweifel erhaben, Euer Hochwürden! Es ist bei solchen Gelegenheiten in der Regel hüben und drüben etwas nicht in der Ordnung. Wenn die Bestie im Menschen sich aufrichtet und an ihrer Kette rasselt, pflegt ihr der boshafte Leibzwerg der Weltgeschichte, der Zufall, gar gern zu Diensten zu sein. Er richtet dann rasch eine jener Teufeleien an, welche man Mißverständnisse zu nennen pflegt. So eine Teufelei, so ein Mißverständniß, wie z. B. eins in der neunten Abendstunde vom 23. Februar 1848 vor dem Hôtel des Capucines in Paris und ein anderes in der dritten Nachmittagsstunde vom 18. März auf dem Schloßplatz in Berlin gespukt, ja so eins hat allem nach auch auf dem Vendômeplatz zu Paris am 22. März von 1871 seinen diabolischen Spuk getrieben. In solchen Stunden erweist sich namentlich das weise Warnungswort: „Spiele nicht mit Schießgewehren!" als sehr begründet. Denn Schießgewehre scheinen da eine unwiderstehliche Neigung zum Losgehen zu haben.

Die Blauen — so will ich, falls es meinen Lesern und hoffentlich auch Leserinnen genehm, fortan kurzweg die pariser Ordnungspartei nicht nur, sondern auch die rechtmäßige, vorderhand in Versailles kampirende Regierung der Republik sammt allen ihren Anhängern bezeichnen — die Blauen also kamen durch die Rue de la Paix zum Vendômeplatze gezogen. Dort angelangt, sahen sie sich den von dem Bürger Platzkommandanten Bergeret befehligten Rothen gegenüber, welche den Zugang zu dem Platze sperrten. Aus den blauen Reihen kamen die Rufe: „Hoch Frankreich! Hoch die Ordnung!" aber auch einzelne Schreie: „Nieder mit dem Centralkomité! Nieder mit den Mördern!" Warum hätten sich denn unter den Ordnungsleuten nicht etliche, sogar mehrere Schreihälse sollen befinden können, welche wähnten, da man einmal am Demonstriren wäre, könnte und müßte man die Rothen zu Boden demonstriren, niederschreien? Vielleicht verlangten die Demonstranten weiter nichts als den freien Durchpaß, aber, alles zusammengehalten, scheint es ausgemacht, daß erstens dieses Verlangen eine drohende Form angenommen habe und zweitens die Rothen von vornherein entschlossen waren, die Blauen nicht auf den Vendômeplatz hereinzulassen. Der Bürger Platzkommandant ließ demnach seine Leute ein Viereck formiren, die Gewehre laden, die Bajonnette aufpflanzen, und so sperrte diese lebende Barrikade den Zugang von der Friedensstraße her.

Jetzt fällt der in solchen Sachlagen nicht mehr ungewöhnliche Mißverständnißschuß. Wer hat ihn abgefeuert? Natürlich ein Rother, sagen die Blauen. Wogegen die Rothen: „Der Schuß, ein Pistolenschuß, kam aus den Reihen der Blauen und hat den Bürger Maljournal, Mitglied unseres Centralkomité, am Schenkel verwundet. Das wird uns ein gewiß unverdächtiger und kompetenter Zeuge, der berühmte amerikanische General Sheridan, der aus einem Fenster der Rue de la Paix den Vorfall mitansah, bezeugen." Und was sagt der General? Der General sagt: „Ja" — aber er fügt hinzu: „Wie die Elenden ihr Land entehren!" und unter den „Elenden" will er die Rothen verstanden wissen, welche den sinnlos herausfordernden Schuß — wenn es wirklich ein solcher war — mit einer mörderischen Salve beantworten. Zwar behaupten sie, es sei, als die Blauen den Durchpaß mit Gewalt hätten erzwingen wollen, der warnende Trommelwirbel geschlagen und erst nach Nichtbeachtung des Signals sei Feuer kommandirt worden. Aber Thatsache ist, daß Feuer kommandirt und in die dichtgestauten Reihen der Blauen hinein die Salve gefeuert wurde, bevor es möglich gewesen, das Warnungssignal zu beachten und demselben Folge zu leisten.

Die Wirkung dieser Salve, womit der Bürgerkrieg eröffnet wurde, war, wie sie sein mußte. Die blaue Demonstration zerstob in alle Winde. Zahlreiche Verwundete trugen den Schrecken in die benachbarten Quartiere. Zwanzig Todte, darunter ein Oberst, ein Leutnant, ein Vicomte, ein Bankier, ein Wechselagent, ein Ingenieur, rötheten mit ihrem Blute das Pflaster. Die Rothen scheinen doch selbst über die Schlächterei erschrocken zu sein. Wenigstens ist festgestellt, daß ihre Officiere sie am Weiterschießen hinderten. Auch sie zählten übrigens zwei Todte und acht Verwundete. Muß man annehmen, daß nach Abfeuern der rothen Salve auch aus den Reihen der Blauen geschossen worden sei? Oder ist die oben angeführte Behauptung des Abbé Lamazou, die Rothen hätten in der Verwirrung selber auf einander gefeuert, als Erklärung dieser Tödtungen und Verwundungen zulässig?

Gewiß ist, daß die Herren Bürger vom Centralkomité das auf dem Vendômeplatze Geschehene ausdrücklich guthießen und nach empfangenem Bericht darüber zweierlei beschlossen. Erstens, daß sich die auf dem Vendômeplatze kommandirenden Officiere „um das Vaterland verdient gemacht hätten", und zweitens, daß keine blauen Kundgebungen mehr stattfinden dürfen. Denn Freiheit muß sein, d. h. jeder muß nach unserer Façon frei sein.

Der rothe Schrecken, welcher am Abend des 22. März vom Vendômeplatz ausging, unterwarf thatsächlich ganz Paris dem Machtgebote des Centralkomité. Fast unglaublich klingt es, daß der Admiral Saisset auch jetzt noch an die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung glaubte und mit den Herren vom Stadthause in Unterhandlungen blieb. Am Morgen des 24. März ließ er sogar, freilich ohne die Ermächtigung der Regierung eingeholt zu haben, eine Proklamation anschlagen, worin er folgende Zugeständnisse von seiten der Regierung und der Nationalversammlung verhieß: „Volle Anerkennung der Gemeindefreiheiten, Wahl der Officiere aller Grade durch die Nationalgarde selber, Aenderung des Wechselgesetzes, Milderung des Miethzinsengesetzes."

Von der passiven Bevölkerung der Hauptstadt, aber auch nur von der passiven, wurde dieser Erlaß, der eben doch nur ein Apokryphon, eine gutgemeinte Täuschung war, mit freudiger Zustimmung begrüßt. Im Stadthause lachte man darüber. „Die Blauen sind ebenso dumm wie schwach," meinte der Bürger Assi. Indessen wurde für gut befunden, die Unterhandlungskomödie, in welcher sich ja auch die Deputirten von Paris, sowie die Maires und ihre Adjunkten zu Dupes-Rollen hergaben, noch 24 Stunden weiterzuspielen. Alle die Herren Unterhändler von blauer Seite waren in Wahrheit „ebenso dumm wie schwach". Sie merkten gar nicht, daß den Leitern der Insurrektion ungeheuer viel, alles daran lag, die Wahl einer Kommune als den Wunsch und die That der Gesammtbevölkerung von Paris hinzustellen und erscheinen zu lassen, und bewilligten eine der darauf abzielenden Forderungen des Centralkomité nach der andern. So kam die „Vereinbarung" zu stande, daß Sonntags den 26. März von Morgens 8 Uhr bis Nachts 12 Uhr Paris seine „Kommune" wählen sollte.

Damit hatten die Stadthausherren, was sie wollten. Der gute Admiral Saisset trieb die Kindlichkeit so weit, daß er als nach bestverrichtetem Werke die Bataillone der Bürgerwehr, welche noch bis zum 25. März unter seinem Kommando verharrt waren, entließ und am Abend des Tages mit dem frohen Bewußtsein, den Bürgerkrieg im Keime erstickt zu haben, nach Versailles hinausfuhr. Wie er dort empfangen wurde und bis zu welchem Grade der Verlängerung dieser Empfang sein Gesicht brachte, ist nicht genau bekannt.

Im Hôtel de Ville war man an diesem Abend siegesgewiß. Die Blauen hatten sich dumm und schwach erwiesen, die Rothen schlau und stark. Die Massen aber fallen überall und allzeit dahin, wo die größere Kraftentwickelung stattfindet.

Die Farbenblindheit,

eine Gefahr für das öffentliche Leben.

Der leider der Wissenschaft und wir dürfen ohne Uebertreibung sagen der Menschheit so früh entrissene Sprachforscher und Philosoph, der große Denker Lazarus Geiger, bewies in der überwältigenden Rede, durch die er einige Jahre vor seinem Tode auf der Naturforscherversammlung zu Frankfurt am Main die gesammte Hörerschaft entzückte, daß die menschlichen Sinnesorgane vor Jahrtausenden noch nicht zu so exacten Sinneswahrnehmungen sich herangebildet hatten, wie solche die heutige Beobachtung erweist. Er nahm die Geschichte des Farbensinnes in Bezug auf die Gesammtentwickelung des Empfindens zum Thema seines Vortrags und wies aus den ältesten uns erhaltenen Geisteswerken der Urvölker nach, daß der Eindruck, den die Farbe auf die menschliche Gesellschaft der Vorzeit gemacht hat, auf eine merkwürdige Verschiedenheit von unseren heutigen Farbenempfindungen schließen läßt. Besonders auffallend ist, daß in den ältesten uns überkommenen Erzeugnissen der Literatur des Alterthums der blauen Farbe durchaus keine Erwähnung geschieht.

Weder die alten hochpoetischen indischen Offenbarungsbücher, die „Veda", die in ihrer Gesammtheit mit Schilderungen des Himmels angefüllt sind, noch der „Zendavesta", jene wunderbare Sammlung altpersischer Religionsschriften des Zoroaster, erwähnen die blaue Farbe des Himmels, den sie schwarz nennen. Auch Bibel und Koran finden keine Gelegenheit des blauen Himmels zu gedenken. Die Wörter, welche in den Sprachen des grauen Alterthums für blau gebraucht werden, bedeuten zum kleineren Theil ursprünglich grün; der größte Theil derselben hat in früherer Zeit schwarz bedeutet. Weder Homer noch das ganze classische Alterthum haben ein Wort für das reine Blau gekannt, indem das lateinische Wort „caeruleus" in seiner Bedeutung eine zeitliche Entwickelung von schwarz über grau bis gegen blau hin durchläuft, und so kam es, daß die romanischen Sprachen in der That kein verwendbares Wort für blau in der römischen Grundsprache vorfanden und es zum Theil von den Deutschen geborgt haben (blau, bleu, blue).

Geiger weist weiter nach, daß die grüne Farbe um eine Stufe weiter als die blaue in das Alterthum zurückgeht, um dann ebenfalls abzubrechen, und schließlich tritt der Dualismus von schwarz und roth in sehr scharfen Zügen als eine erste und primitivste Epoche alles Farbensinnes hervor. Geiger stellt die Frage auf: „Besteht der Gegensatz gegen uns nur in der Benennung oder in der Perception?" (Das heißt in dem Bewußtsein des Farbeneindruckes). Wir glauben an der Hand der neuesten wissenschaftlichen Forschungen die Frage Geiger's in der Richtung beantworten zu können, daß wohl ein allgemeiner Mangel an Perception für gewisse Farben im Alterthum stattgefunden haben dürfte, indem die für alle Farben des Regenbogens herangebildete Empfindung der Netzhaut unseres Auges auf das Darwin'sche Gesetz der im Laufe der Jahrtausende entstandenen Verbesserung aller Wesen und alles Seins in kaum anzugreifender Weise sich zurückführen läßt. Ebenso wie im Thier- und Pflanzenreiche heute noch Abarten vorkommen, bei welchen in mangelhafter Weise gewisse Organe ausgebildet sind, welche im „Kampfe um's Dasein" der Weiterentwickelung getrotzt haben, ebenso finden sich heute noch Menschen, bei welchen der Farbensinn des Auges nur partiell entwickelt oder in seiner Totalität gar nicht vorhanden ist, ein Bildungsfehler, welcher in gewissen Familien durch Generationen als Familienerbstück nachgewiesen werden kann. Man nennt diese Zustände partielle und totale Farbenblindheit.

Es braucht wohl hier auf die Organisation des Auges nicht eingegangen zu werden, da die Leser der Gartenlaube mit derselben schon zu verschiedenen Malen bekannt gemacht wurden.

Alles was zu dem Sehorgane als licht- und bildempfindendem Apparate gehört, das Auffassen der Bilder und der Farben, wird durch seine feinen Gebilde percipirt, das heißt empfangen und durch die Sehnervenfasern, als die leitenden Apparate, dem Gehirne als Empfindung zugeführt.

Nun giebt es eine große Anzahl von Menschen, von welchen gewisse Farben nicht empfunden werden, oder mit anderen Worten, bei welchen die Endorgane der Sehnerven entweder nicht geeigenschaftet erscheinen, die Bewegung gewisser Lichtwellen zur Gehirnempfindung zu vermitteln, oder solche überhaupt mangelhaft ausgebildet, vielleicht gar nicht vorhanden sind.

Es entsteht aus diesem Mangel die sogenannte Farbenblindheit, ein vielfach angeborener, ja sogar meistentheils ererbter Bildungsfehler des menschlichen Auges. Es giebt unter den Farbenblinden solche, welche überhaupt keinen Begriff von Farbe haben und die ganze Welt wie eine Tuschzeichnung grau in grau schattirt sehen. Bei anderen ist die Auffassung der Farben getheilt — sie sind nur partiell farbenblind; das heißt für gewisse Farben ist ihre Netzhaut empfindlich, für andere nicht. Am verbreitetsten unter den Menschen ist die Rothblindheit, Anerythropsie oder Daltonismus, und kommt solche namentlich in England vor, woselbst das Uebel nach dem bekannten Physiker Dalton, welcher zu den Rothblinden gehörte und zuerst eine genauere Untersuchung dieses Zustandes bewirkte, seine Benennung erhalten hat.

Wer kein Roth sieht, dem fehlt auch der Eindruck der durch das Grün hervorgerufenen Lichtwellen, wie schon der große Philosoph Arthur Schopenhauer in seinem Werke über „das Sehen und die Farben" ganz positiv und mit Recht behauptet hat — mithin ist jeder Rothblinde auch grünblind. Er sieht in Wirklichkeit Alles gelb und blau. Andererseits giebt es Menschen, welche das Blau nicht zu erkennen vermögen, welchen demnach diejenigen Nervenapparate im Auge fehlen, welche durch die blauen Lichtwellen erregt werden. Der Mangel der sicheren Auffassung des Blau wird Akyanoblepsie genannt, und ist solchen Menschen ebenfalls die Gabe, die sogenannte complementäre Farbe, den Gegensatz von Blau, das Gelb, unterscheiden zu können, entzogen.

Wenn es andererseits vorkommt, daß Manche verschiedene Farben miteinander verwechseln, z. B. nicht Blau und Roth oder Grün und Braun von einander sicher zu unterscheiden vermögen, Andere zwar Gelb, Roth und Blau zu erkennen im Stande sind, dagegen häufig in der Beurtheilung untergeordneter Nüancen oder Farbenmischungen irren, so ist immer anzunehmen, daß solche Menschen zwei Farben ganz sicher durchaus nicht erkennen, z. B. die Einen nicht Roth und nicht Grün, die Anderen nicht Blau und nicht Gelb, daß aber ihre Angaben bestimmter vermeintlicher Farben, die sie eigentlich gar nicht sehen, auf einer anerzogenen Bezeichnung beruhen; eine gewisse Schattirung, die das normale Auge z. B. blau sieht, hat der Blaublinde in bestimmter Lichtabstufung immer blau bezeichnen hören, die betreffende Lichtabstufung, von der er durchaus keinen Farbenbegriff nach der Auffassung eines Blausehenden hat, nennt er eben blau, weil er es so gelernt und sein ganzes Leben hindurch so gehört hat. — Anderen erscheint Roth und Grün als Gelb oder Blau, und sie werfen sämmtliche Ausdrücke für die Farben in bunter und regelloser Weise durcheinander; solche Menschen befinden sich in der peinlichen Lage, drei- bis viermal so viel Ausdrücke für nur zwei von einander verschiedene Empfindungen, in unserem Falle für Gelb und Blau, zu besitzen, da ihnen dieselben von Kindheit an ebenso gut eingeprägt worden, wie solchen, welche mit den Farbenbenennungen auch die entsprechenden Vorstellungen zu verbinden im Stande sind.

Karl Vogt erzählt, daß ihm unter seinen Bekannten Landschaftsmaler begegnet seien, die den Unterschied zwischen Roth und Grün nicht empfanden, die Abstufungen dieser Farben nur nach den Nüancen des Grau beurtheilten, das sie wirklich sahen, und dennoch in ihren Bildern keine Verstöße gegen die Harmonie und Stimmung der Farbe machten. In Deutschland soll es einer sehr hohen Persönlichkeit begegnet sein, daß sie bei einer zu Ehren eines fremden Potentaten abgehaltenen großen Revue in Folge partieller Farbenblindheit statt in dunkelgrüner in grellrother Generalsuniform erschienen, und in England ist es hohen Officieren mehrfach vorgekommen, daß sie in grasgrünen Röcken statt in der bekannten rothen Bekleidung auf die Parade kamen.

Goethe schildert den Zustand von Akyanoblepsie oder Blaublindheit, den er an zwei jungen Menschen beobachtete;

diesen Menschen erschien der Himmel stets rosenfarben und alles Uebrige grün in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen. „Wenn man," sagt Goethe, „die Unterhaltung mit ihnen dem Zufalle überläßt und sie blos über vorliegende Gegenstände befragt, so geräth man in die größte Verwirrung und fürchtet, wahnsinnig zu werden. Mit einiger Methode hingegen kommt man dem Gesetze dieser Gesetzwidrigkeit schon um Vieles näher."

Die Untersuchungsmethoden, welche man bisher zur Erkennung der Farbenblindheit anwandte, waren zeitraubend und unsicher. Die gebräuchlichste Methode beruhte darauf, eine große Anzahl farbiger Muster sortiren zu lassen. Der Umstand, daß Farbenblinde durch große Uebung den Mangel an Farbenempfindung verdecken können, indem sie die Lichtabstufungen als Farben bezeichnen, läßt obige Methode als eine unsichere erscheinen. Ich kenne einen total Farbenblinden, einen sehr scharfen Beobachter, der mir erzählte, daß er zwar keinen Begriff davon habe, was wir unter Farben verständen, daß er aber „mit dem Verstande" die Farbentöne, die er durchaus empfinde, dennoch erkennen könne.

Heutzutage haben wir ein ganz vorzügliches Mittel, die Verirrungen und Verwechselungen Farbenblinder auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Es beruht in der Anwendung der Spectralanalyse zur Erkennung der Farbenblindheit. Bekanntlich zeichnet das Sonnenlicht, das man in Form eines Strahlenbündels durch eine runde kleine Oeffnung eines dunkeln Zimmers direct einfallen läßt, einen hellen Kreis auf die der Oeffnung gegenüberliegende dunkele Wand. Hat man dagegen ein Glasprisma zwischen die Wand und die Oeffnung gesetzt, so werden die Strahlen abgelenkt. Der helle Kreis ist elliptisch in die Länge gezogen und zeigt die ungleich lichtstarken Hauptfarben des Regenbogens, das sogenannte Spectrum, bestehend aus Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau und Violett; wenn wir die zarten Uebergänge von einer Farbe in die andere außer Acht lassen, zeigen sich vier Hauptfarben, Roth, Gelb, Grün und Blau.

Es sind dies ganz dieselben Erscheinungen, welche uns in unserer Kindheit bei den Spielen mit geschliffenen Glasstücken oder herabgefallenen Kronleuchterprismen so sehr erfreut haben. Wer erinnert sich nicht gern der frohen Jugendzeit, da wir im Lichte eines erhaschten Stückchens facettirten Krystallglases in dem prachtvollsten Regenbogenfarbenglanze unser Auge minutenlang schwelgen ließen!

Diese Regenbogenfarben werden, wenn das Licht durch einen recht engen Spalt in das Zimmer eingelassen wurde, von einer Anzahl feiner dunkler Parallellinien durchsetzt, die auf dem Längendurchmesser des Spectrum senkrecht stehen, und nach ihrem ersten Beobachter, dem berühmten Münchener Optiker, Fraunhofer'sche Linien genannt werden.

Die Bedeutung dieser Linien hatte man bis zum Jahre 1859 nicht gekannt. Nachdem der geniale Physiker Kirchhoff nachgewiesen hatte, daß jedes Metall im glühenden Zustande sein eigenes System von Streifen ausstrahle, das ebenso charakteristisch für dasselbe ist, wie alle seine anderen physikalischen und chemischen Eigenschaften, wurde plötzlich auch die in dem Sonnenspectrum sich findende dunkele Streifung erklärlich. Jede solche Linie bedeutet ein auf der Oberfläche der Sonne brennendes Metall. Professor Kirchhoff hat den Satz aufgestellt, daß ein Gas oder ein Dampf alle diejenigen farbigen Strahlen absorbirt, das heißt nicht durchpassiren läßt, die es selbst ausstrahlen kann. Die Körper, welche mit rother Farbe verbrennen, werden einen Dunstkreis um sich verbreiten, der kein rothes Licht durchläßt; die gelb verbrennenden Körper lassen kein gelbes, die grün verbrennenden kein grünes und die blau verbrennenden Körper kein blaues Licht passiren. Die dunkeln Linien im Sonnenspectrum, das heißt in der aus dem Sonnenlichte mittelst eines eigenthümlichen Apparates dargestellten regenbogenartigen Farbenscala, sind demnach ausgelöschte Lichtpartien, bedingt durch das Passiren der Lichtstrahlen durch die Sonnenumgebung, die sogenannte Photosphäre, welche aus glühenden Metallgasen besteht.

Läßt man nun einen theilweise Farbenblinden durch einen Spectralapparat die sich bildenden Regenbogenfarben des Spectrums, die dem normalen Auge in der oben bezeichneten Reihenfolge roth, gelb, grün, blau, violett erscheinen, betrachten, und ist er z. B. rothblind, so wird er das rothe Ende des regenbogenfarbigen Spectrums gar nicht sehen. Es existirt gar nicht für ihn, und es wird ihm die Breitenausdehnung des Spectrums oder eines Regenbogens um die Strecke, welche auf ein normales Auge den Eindruck von Roth macht, verkürzt erscheinen. Er sieht alsdann nur zwei Farbennüancen, Gelb und Blau, indem sein Regenbogeneindruck mit Gelb anfängt und dieses Gelb, mit Auslassung des Grün, allmählich in Blau übergeht. Ebenso erscheint dem Blaublinden auf der entgegengesetzten Seite im Apparate der künstlich erzeugte Regenbogen, das Spectrum, verkürzt, da ihm der Eindruck des anderen Endes, das Blau und Violett, fehlt; bei ihm geht Roth allmählich in Grün über, und mit Grün hören seine Farbeneindrücke auf, während die Totalfarbenblinden im Apparate gar keine Farben wahrnehmen, sondern nur eine Anzahl von in den einzelnen Partien mäßig differenzirten Helligkeitsstreifen erblicken. Um bei der Erkennung der Farbenblindheit ganz sicher zu gehen, läßt man den Farbenblinden durch ein Spectroskop nach verschiedenen Flammen sehen, deren Licht durch brennende chemische Stoffe gefärbt wird. Im Momente, wo das brennende Metall, z. B. Natrium, in die Flamme gebracht wird, blitzt im Spectrum eine helle Linie auf, bei unserem Beispiele eine hellgelbe; sieht der Farbenblinde diese plötzliche Linie nicht gelb, so ist er gelbblind; verbrennt man etwas Kalium und Strontium in der betreffenden Flamme und sieht der Beschauer die verschiedenen plötzlich auftretenden rothen Linien nicht, so ist er rothblind, und ist auf diese Weise das sicherste Erkennungsmittel für dessen Farbenblindheit gegeben.

In jüngster Zeit hat der bekannte Augenarzt Dr. J. Stilling in Kassel eine vorzügliche Methode, die Farbenblindheit rasch zu erkennen, angegeben. Stellt man zwischen eine brennende Lampe und eine weiße Fläche eine rothe Glasplatte, so erscheint der Schatten eines Stiftes, den man zwischen die Glasplatte und die Fläche hält, jedesmal in der Complementärfarbe des Roth, als grüner Schattenstrich, und umgekehrt durch eine grüne Glasscheibe als rother Schattenstrich, durch eine blaue Scheibe als gelber Schattenstrich, durch eine gelbe Scheibe als blauer Schattenstrich. Ist nun Jemand farbenblind, so erkennt er die entsprechende Farbe des Schattens nicht und sieht ihn einfach grau oder dunkel.

Die Farbenblindheit, jene eigenthümliche Anomalie unseres Auges, welche eine Curiosität für den Laien ist und dem Naturforscher ein hochwissenschaftliches Interesse darzubieten scheint, greift — man sollte es kaum glauben — recht tief in das praktische Leben ein. Bei sehr vielen Eisenbahnunfällen, von denen wir in neuerer Zeit so erschreckend viel lesen und hören, kommt es nicht selten vor, daß bei Zeugenvernehmungen in Bezug auf die Angaben der beobachteten farbigen Lichter die größten Widersprüche zu Tage treten. Leicht kommen dadurch ganz unbescholtene, brave Menschen in den Verdacht eines falschen Eides; wie leicht wandert unter solchen Umständen ein bedauernswerther Locomotivführer oder Weichensteller, der in Folge von Farbenblindheit die Farbe einer Drehscheibe verkannte, unschuldig in das Gefängniß! Und was war denn der Grund jenes Unglückes? Kein falscher Eid, keine Fahrläßigkeit, sondern die Farbenblindheit, eine unter den Menschen so sehr verbreitete und Jahrhunderte hindurch ungeahnte Abart des Sehvermögens. Als man vor mehreren Jahrzehnten anfing, von dieser Anomalie des Auges zu sprechen, hielt man die ganze Sache einfach für lächerlich, und viele Leute, welchen der Mangel des Farbensinnes nachgewiesen wurde, wollten gar nicht glauben, daß ihnen der Farbensinn abgehe. Das schwache Bewußtsein der Schattirungsdifferenzen der Lichteindrücke war für sie der Begriff „Farbe". Und doch ist das Uebel sehr verbreitet.

In England kommt, so viel bis jetzt bekannt, die in Rede stehende Anomalie am häufigsten vor, indem unter achtzehn Menschen schon Einer damit behaftet ist. Nach Mittheilungen in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin haben verschiedene Eisenbahnärzte in Frankreich in jener Beziehung das Beamtenpersonal nur oberflächlich untersucht, und es fanden sich unter den Beamten acht Fälle von Farbenblindheit. Dr. Faure prüfte hierauf siebenhundertachtundzwanzig Eisenbahnbeamte im Alter von achtzehn bis sechszig Jahren sorgfältiger und fand zweiundvierzig an Farbenblindheit Leidende. Neun unter denselben konnten nur die rothe Farbe nicht unterscheiden.

Da durch deren ferneren Dienst Gefahren unvermeidlich waren, wurden dieselben pensionirt. Ein anderer Arzt fand unter zweihundert deutschen Eisenbahnbediensteten die Farbenblindheit sieben Mal. Professor Dor in Bern hat bei einer speciell auf Farbenblindheit gerichteten statistischen Untersuchung unter achthundert Personen gegen fünfzig Farbenblinde gefunden, wonach etwa der sechszehnte Mensch betroffen wäre.

Die heutige medicinische Wissenschaft steht auf dem einzig richtigen Standpunkte der Verhütung der Krankheiten. Die Aerzte halten sich zum größten Theile — so denken wir — nicht mehr für lebensrettende Götter, sondern sie sind auf Grund der großartigen Errungenschaften der Chemie und Physik zu vorsorglichen Hütern der Gesundheit ihrer Pflegebefohlenen geworden, und so wurde die öffentliche Gesundheitspflege geschaffen, eine Wissenschaft, die, obwohl noch in ihrer Kindheit, schon jetzt großen Segen über die Menschen gebracht hat. — Wenn Menschen durch irgend ein Leiden bei Ausübung ihres Berufes materielle Interessen des Publicums zu schädigen im Stande sind und die Gesundheit und das Leben der Staatsbürger zu gefährden oder gar zu vernichten Veranlassung geben können, so ist die öffentliche Gesundheitspflege verpflichtet, dieses wichtige Thema in den Kreis ihrer Behandlung zu ziehen.

Es hat zwar der preußische Handelsminister in einer Rede über eine Eisenbahnfrage die Behauptung ausgesprochen, daß die Zahl der Unglücksfälle auf den deutschen Bahnen sich vermindert habe, jedoch ist dies immer noch nicht in dem Grade der Fall, daß die Aufmerksamkeit der Behörde nicht unausgesetzt auf diesen Gegenstand gerichtet sein müßte. Der oben auseinandergesetzte Krankheitszustand des menschlichen Auges kann, wie geschildert, für Locomotivführer, Heizer, Weichensteller und Stationsvorsteher in Ausübung ihres Berufes sehr bedenklich werden. Solche Beamte müssen Signale; die sich durch verschiedenartige Farben kenntlich machen, genau unterscheiden können, und auf den meisten Bahnen sind die rothen Signalscheiben und rothen und grünen Lichter ganz besonders im Gebrauche. Wie leicht bei theilweiser Farbenblindheit eines solchen Beamten Unglücksfälle von weittragender Bedeutung sich ereignen können, ist begreiflich, und leider sind auch derartige Fälle schon vorgekommen. Ebenso wie das Eisenbahnpersonal müssen Seeleute, Schiffscapitaine und Lootsen, welchen Personen die gewissenhafte Unterscheidung farbiger Signale obliegt, auf die geschilderten Verhältnisse aufmerksam gemacht werden. In dem Gesundheitszeugnisse des Eisenbahn- und Schiffspersonals ist demnach ein Passus über die Güte des Gesichtssinnes in Bezug auf Farbenunterscheidung, durch speciellen Vermerk, nach sorgfältiger Prüfung mittelst des Spectroskops, unvermeidlich einzutragen. Jeder Eisenbahnarzt und jeder Schiffsarzt müssen verpflichtet werden, sich die optischen Kenntnisse, welche zu den bezüglichen Untersuchungen unumgänglich nothwendig sind, anzueignen. Eine Spirituslampe, einige Metallsalze und ein kleines Taschen-Spectroskop, wie solches für den billigen Preis von circa zehn Thalern zu haben ist, würde zur Untersuchung vollkommen genügen. Solche Instrumente liefert der berühmte Optiker Steg zu Homburg im Taunus in vorzüglicher Güte. Man nimmt diesen netten kleinen Apparat, der im Ganzen nur circa drei Zoll lang und etwa sieben Linien breit ist, wie ein Fernglas zur Hand; es bietet dessen Benutzung nicht nur für wissenschaftliche Untersuchungszwecke, sondern auch zur Selbstbelehrung eine willkommene Gelegenheit.

Durch eifriges Vorgehen der Staats- und Privatbahn-Directionen sollte nun recht bald dafür Sorge getragen werden, daß alle Personen, welche sich dem bezüglichen Dienste zu widmen beabsichtigen, sowie alle schon im Dienste stehenden auf die Farbenunterscheidung untersucht werden; solche Untersuchungen sind, da das Erkennen der Farbenunterschiede manchmal bei übermäßigem Spirituosengenuß, nach gewissen Krankheiten, und besonders nach heftigen Gehirnerschütterungen Einbuße erleidet, alljährlich zu wiederholen; nach Verletzungen ist, sofort nach der Reconvalescenz, der Betroffene auf Farbenempfindung zu prüfen. Bis jetzt ist in Deutschland unseres Wissens nur eine Eisenbahndirection, die der Bergisch-Märkischen Bahn, auf die Gemeingefährlichkeit möglicher Farbenblindheit unter ihren Beamten aufmerksam geworden und hat an die in ihrem Bezirke angestellten Bahnärzte das Ansuchen gestellt, sich über die in Rede stehenden Verhältnisse zu äußern und über die Methode sich auszusprechen, nach welcher am schnellsten und sichersten die Farbenblindheit beim Eisenbahnpersonal erkennbar sei; ein Congreß der Bergisch-Märkischen Eisenbahnärzte soll zu diesem Zwecke demnächst stattfinden.

Möge durch obige Auseinandersetzungen nach mancher Seite hin Anregung zur Erledigung dieser wichtigen, mit dem Wohl und Wehe der Menschheit so innig verknüpften Frage gegeben sein, damit durch die Lehren vom Lichte immer mehr und mehr Aufklärung und Erleuchtung in alle Verhältnisse des bürgerlichen und socialen Lebens eindringe! — Durch das Licht zur Wahrheit, durch die Wahrheit zur Erkenntniß, durch die Erkenntniß zu Gesundheit und Volkswohlfahrt!

Frankfurt a. M. Dr. med. S. Th. Stein.

Im Reiche der Mitte.

Von F. Deichmüller.

Es war am Morgen des 10. October; blutroth entstieg eben die Sonne dem Meere, und ihre ersten Strahlen beleuchteten die nordöstlich am Horizonte auftauchenden Rocks, die, in immer größeren Gruppen sichtbar werdend, uns die Nähe des Festlandes verkündeten. Freudiger denn je begrüßten wir heute die ersten Spitzen des Landes, denn hinter uns lagen die weiten tropischen Länder, durcheilt waren die endlosen Meere; der letzte Hafenplatz vor Erreichung chinesischer Gewässer, das auf der Südspitze von Malakka gelegene, von herrlicher tropischer Vegetation rings umgebene Singapore, war längst verlassen, und vor uns lag das Ziel unserer Reise, der deutschen Reichsexpedition* nach China.

War auch unser Stationsort in einem nördlicheren Theile Chinas gelegen, so sollte uns doch heute der erste Blick gestattet sein in das der Welt so lange verschlossen gebliebene, erst unserer Generation zugänglich gemachte Land des Orients, mit seinen conservativen, sich den Einflüssen moderner Cultur schon entziehenden Bewohnern. — Die noch vor wenigen Tagen von der Gewalt eines mit seltener Heftigkeit tobenden Typhoon (Wirbelsturmes) wild durcheinander gepeitschten Wassermassen boten jetzt das Urbild majestätischer Ruhe, und mit normaler Geschwindigkeit eilte unser Dampfer durch die von der höher steigenden Sonne glänzend beleuchtete, spiegelglatte Ebene dem nahen Hafen entgegen.

„Hongkong!“ ertönte da von mehreren Seiten gleichzeitig der freudige Ruf, und umschauend gewahrten wir uns bereits inmitten eines Felsenarchipels, dessen größte östliche Insel, Hongkong mit der englischen Colonie „Queentown“, einen herrlichen Anblick bot. Die immer intensiver wirkenden Strahlen der tropischen Sonne verliehen den hohen kahlen Felsenbergen hellen Glanz und ruhten brennend auf den blendend weißen Häusern der Colonie, die, neben den Wohnungen der Eingeborenen terrassenförmig an dem steil abfallenden Bergeshang hingestreut, sich bis dicht an den Strand des Meeres erstrecken. Durch einen schmalen Meeresarm vom asiatischen Continent getrennt, birgt die kleine Insel einen der bedeutendsten Handelsplätze des Orients, und der von der Natur herrlich angelegte Hafen, in den wir eben einfuhren, zählt zu den ersten der Welt.

Plötzlich verstummte das einförmige Getöse der Schraube, und bald darauf rauschte der Anker hinab in die Tiefe des Meeres, vom Gerassel der nachfolgenden Ketten begleitet. — Jetzt tönte das Geräusch einer Unzahl beschleunigter Ruderschläge zu uns herüber, und bald darauf war unser Schiff auch schon rings von Dschonken (chinesischen Booten) umlagert, deren Insassen eifrig bemüht waren, Passagiere für ihre Fahrzeuge zu werben. Die längere, durch Sturm und andauernde ungünstige Witterung etwas aufreibende Seereise machte uns einen kurzen Aufenthalt an Land doppelt wünschenswerth, und versehen mit

* Zur Beobachtung des Venusdurchganges am 9. December 1874.

den nöthigsten Utensilien stiegen wir in eines der nach chinesischem Geschmacke bunt bemalten Fahrzeuge, das uns an Land bringen sollte. Das Innere der Dschonke nahm sogleich unser Interesse in Anspruch, und zwar schien es ein charakteristisches Bild chinesischen Volkslebens zu repräsentiren. Während der vordere Raum des Fahrzeuges, mit bequemen Bänken versehen, zur Aufnahme der Passagiere bestimmt schien, bot die andere Hälfte den Anblick einer originellen chinesischen Behausung dar. Nothdürftig geschützt gegen die Einflüsse der tropischen Witterung durch ein aus Bambusrohr und Schilf geflochtenes Dach, befanden sich in dem engen Raume die jüngeren Glieder der Familie, ein bereits bezopfter Knabe und ein Mädchen im Alter von drei bis sieben Jahren, die, mit Muscheln und bunten Steinen spielend, hin und wider von dem über flackerndem Feuer kochenden Reis oder von den in großer Quantität vorhandenen Seefischen naschten, unbekümmert um das anhaltende Geschrei eines Säuglings, der, dürftig in ein Tuch gehüllt, hülflos in einer Ecke lag. Einige Kochgeschirre der primitivsten Art und mehrere Tabakspfeifchen bildeten das gesammte Inventar dieser seltsamen Behausung, deren Vorsteherin und Familienmutter, unbesorgt um die kleine Familie, am Ruder saß und gemächlich unser Fahrzeug dem nahen Hafen entgegen führte.

Endlich ertönte ein lautes „Stop". Die einförmigen Ruderschläge verstummten; wir hatten das Land erreicht. Nachdem wir die dem Hafen zunächst gelegenen Stadttheile, die hauptsächlich größere europäische Handlungshäuser enthalten und leider noch manches Schreckensbild von den Verheerungen des letzten Typhoon aufzuweisen hatten, durchwandert, gelangten wir zu den Wohnungen der Eingeborenen. Der plötzliche Eintritt aus dem fast ausschließlich europäischen Stadttheile in das bunte Gewühl eines mit eisernem Conservatismus die eigenen Sitten und Gebräuche hegenden chinesischen Platzes mochte den gewaltigen Effect, den der erste Anblick einer Stadt dieses eigenthümlichsten aller Länder des weiten Orients auf den Fremdling nie verfehlt, noch bedeutend erhöhen. Unschlüssig zuerst, welchem der unzähligen wunderbaren Dinge wohl die größte Aufmerksamkeit zu schenken sei, waren es bald die bunt bemalten Häuschen in ihrer originellen Einrichtung, bald deren Bewohner selbst, die unser Interesse in Anspruch nahmen.

Die schmalen einstöckigen Wohnhäuser, welche dichtgedrängt die engen Straßen begrenzen, gewähren durch die meist fehlenden Thüren und Wände nach der Straßenfront dem Vorübergehenden einen freien Blick in das Innere der Behausung, eine Einrichtung, die wohl auf das tropische Klima zurückzuführen ist. Vollständig gleich gekleidet, alle bis auf den Schopf, wo der Zopf entspringt, das Haupt kahl geschoren, alle den gleichlangen schwarzen Zopf tragend, jeder eine kurze Tabakspfeife im Mund, gewähren die unzähligen Individuen kaum ein unterscheidendes Merkmal. Auch überall zeigt uns der Blick in das Innere der Behausung ein Bild emsiger Gewerbsthätigkeit; überall liest man Zufriedenheit auf den sonst kein bestimmtes Gepräge tragenden Gesichtern, aber auch überall macht man die Bemerkung, daß große Reinlichkeit nicht zu den Eigenschaften der Bürger des „himmlischen Reiches" zählt. — So klein und eng aber auch die Wohnungen und Straßen in einer chinesischen Stadt sind, so überfüllt sind sie beide, und bald genug erfährt der Fremde, mit wie viel Schwierigkeiten er beim Durchwandern der letzteren zu kämpfen hat. Ist es schon ohnehin schwierig, sich durch die dichtgedrängte Menge, die in den engen Räumen wogt, hindurchzuarbeiten, so gehört noch eine besondere Umsicht dazu, nicht mit den fortwährend passirenden lasttragenden Kulis zu caramboliren, die, ihre Lasten an beiden Enden einer über die Schulter gelegten langen Bambusstange aufgehängt, mit dem ununterbrochenen Rufe: „ho ha!" um Platz anrufen.

Eine nicht geringe Zahl der Passanten besteht ferner aus solchen Gewerbetreibenden, die ihre Thätigkeit an den öffentlichen Plätzen und Straßen entfalten und dadurch nicht wenig zur Hemmung des Verkehrs beitragen. Es sind dies die wandernden Friseure. Aehnlich den Kulis, tragen sie an einem Bambusrohr ein Kohlenbecken mit warmem Wasser und einen Geräthschaftskasten, womit sie durch die belebtesten Plätze ziehen, indem sie sich durch das unangenehme Geräusch der „Gongs" (das lebhaft an den Lärm vor den Schaubuden auf unseren heimathlichen Messen und Jahrmärkten erinnert) dem Publicum bemerklich machen. Der Chinese muß wohl großen Werth auf ein glattrasirtes Haupt legen, denn nur selten brauchen diese Friseure lange auf Kundschaft zu warten. Der Kunde setzt sich dann einfach auf den Geräthschaftskasten, und nun kann man die Thätigkeit des Haarkünstlers unter freiem Himmel und gerade an den belebtesten Plätzen bewundern. Nach Beendigung derselben packt er seine Geräthschaften zusammen und zieht mit dem betäubenden „Gongs"-geräusch weiter.

Einen weniger primitiven Anblick gewähren die nett eingerichteten Verkaufslocale, die fast den ganzen Raum der Häuschen zu beiden Seiten der engen Straßen einnehmen. Ueber den Eingängen der Läden finden sich Bretter angebracht, auf denen in meist vergoldeten Schriftzeichen der Name des Ladenbesitzers nebst seinem Wahlspruche verzeichnet ist. Auch hier übersehen wir von der Straße aus das ganze Innere des Ladens, der, häufig der einzige größere Raum des Wohnhauses, zugleich als Wohnung der Familie dient. Sehen wir uns die ausgelegten Waaren an, so haben wir Gelegenheit, hier die kunstvollsten Elfenbeinschnitzereien, dort Geräthschaften aus reinstem Porcellan mit prächtigen Malereien, dann wieder die schwersten Seidenstoffe zu bewundern, kurz, wir finden hier Alles, was uns in Europa als chinesische Industrieproducte angepriesen wird.

Tritt man in eines dieser besseren Verkaufslocale ein, so wird man von allen Bewohnern desselben auf's Freundlichste begrüßt, und während uns von verschiedenen Seiten ein zutrauliches „Tschin-tschin" zugerufen wird, kommt ein intelligenter Chinese, der in verständlichem Englisch nach unseren Wünschen fragt. Er legt uns dann eine große Auswahl seiner besten Waaren vor und preist sie unermüdlich an, aber auch die übrigen Hausbewohner suchen uns durch Gesten von der Vorzüglichkeit der Waaren zu überzeugen. Ein Diener des Hauses bringt ein Theegefäß nebst einigen Täßchen vom reinsten chinesischen Porcellan, und gleich ist die kindliche Zutraulichkeit der Bewohner verschwunden, wenn man das angebotene Schälchen Thee ablehnt. Originell ist eine von uns wiederholt beobachtete Gewohnheit der Chinesen. Während wir mit der Besichtigung der Waaren beschäftigt sind, machen sich die Bewohner des Ladens daran, die Qualität unserer Kleiderstoffe zu prüfen, und geben uns, wenn wir sie darum verwundert anschauen, naiv das Resultat ihrer Untersuchung zu verstehen. Soll man dies als kindliche Neugierde oder allzu eifrigen Gewerbesinn bezeichnen?

Ist der Laden zugleich der bessere oder einzige Wohnungsraum des Besitzers, so haben wir bei unserem Besuche Gelegenheit den Stolz seines Hauses kennen zu lernen. In einem besonders gepflegten Theile des Gemaches befindet sich ein Porcellanpostament, worauf, von einer immer brennend erhaltenen Lampe matt erleuchtet, der Hausgötze thront, eine aus Speckstein, Porcellan oder künstlichem Material gefertigte wunderliche Figur, zu welcher der Bewohner nur mit heiliger Scheu aufschaut. Mitten unter all' den chinesischen Kunstartikeln passirt es wohl hier und da dem Fremden, daß er ahnungslos auch nach dem Preise dieser wunderlichen Figur fragt; wir überlassen es unseren Lesern, sich die Entrüstung des dadurch in seinen heiligsten Gefühlen gekränkten Chinesen vorzustellen.

So geräuschvoll und betäubend für den Fremdling das Leben und Treiben auf den Straßen und öffentlichen Plätzen einer chinesischen Stadt bei Tage ist, so still und ausgestorben finden wir diese Orte nach Sonnenuntergang. Streng verlangen die chinesischen Gesetze, daß der Bürger seine Wohnung bei Nacht nicht verläßt, es sei denn, daß es die Nothwendigkeit gebietet. Ist er zu einem nächtlichen Ausgange genöthigt, so trägt er vor sich her eine Laterne, auf deren papiernen Wänden sein Name in großen Schriftzeichen zu lesen ist. — —

Nur eine Nacht war uns vergönnt auf festem Grund und Boden zu verbringen. Der nächste Abend fand uns schon wieder an Bord des Dampfers. Mit Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet, und bald war die reizende Landschaft, die im Glanze der aufgehenden Sonne einen malerischen Anblick bot, am Horizont verschwunden.

So selten man in anderen Gewässern ein chinesisches Fahrzeug findet, so überfüllt sind die nächst der Küste gelegenen Theile der ostchinesischen See von Handelsdschonken aller Gattungen, hier und da mit einem Geschwader chinesischer



Kriegs- und Civil-Mandarin nebst einer Mandarinen-Frau.

Photographisch nach der Natur aufgenommen bei Gelegenheit der Venus-Expedition, im December 1874.

Kriegsschiffe abwechselnd. Die Chinesen beschränken sich auf den nächsten Küstenhandel, während der Waarentransport vom nördlichen China nach den südlichen Provinzen und umgekehrt fast ausschließlich von englischen und deutschen Schiffen besorgt wird. Selten nur wagen sich größere chinesische Fahrzeuge etwas weiter in die offene See, und wenn man schon im Lande die Erfahrung macht, daß Muth und Kühnheit nicht zu den hervorragenden Eigenschaften der Unterthanen der „himmlischen Majestät" zählen, so spricht sich dieser Mangel zur See noch entschiedener aus. Unsere Route nach Shanghai durchkreuzte fast genau den größten Tummelplatz der chinesischen Fahrzeuge, und beinahe ununterbrochen bot sich Gelegenheit, die unzähligen Variationen eigenthümlicher Bauart dieser schwimmenden Wohnungen (denn auch hier bilden die Dschonken das Asyl einer oder mehrerer Familien) zu bewundern. Eine sehr verbreitete Gestalt größerer Schiffe ist die fabelhafter Seeungeheuer, die, in den grellsten Farben schimmernd, einen komischen Anblick gewähren.

Da wir nun auch an den Kriegsschiffen eine ähnliche eigenthümliche Bauart zu bemerken gewohnt waren, war es um so überraschender, als wir in der Nähe von Shanghai (an der Mündung des Yantse-Kiang, die wir am 16. October erreichten) einer größeren Zahl chinesischer Kriegsschiffe nach europäischer Bauart begegneten.

Ein etwas längerer Aufenthalt in Shanghai ließ uns überhaupt die Bemerkung machen, daß eine Classe dieser Herren des „himmlischen Reiches" nicht ausschließlich den durch Jahrtausende sanctionirten Culturzuständen huldigt und sich so der übrigen Welt ganz entzieht, vielmehr alle Fortschritte der Europäer, speciell in der Kriegskunst, beobachtet. Wir meinen die Staatsbeamten, die Mandarinen. Nicht ohne Grund sahen diese Herren ängstlich die rasche Entwickelung der Staatsformen im Westen von einem unwürdigen Despotismus zum Ideal einer constitutionellen Monarchie vorschreiten, eine Wandelung, die auch ihrem Reiche, dessen Regierungsform noch das Urbild despotischer Unterjochung bietet, bevorstehen dürfte. Daß aber in einem übervölkerten Lande wie China eine Gleichstellung der Bewohner das materielle Wohl dieser herrschenden Classe stark beschränken muß, weiß vielleicht Niemand besser als diese Herren selbst. Es liegt daher wohl in ihrem Interesse, alle Factoren, die eine solche Umwälzung bedingen, energisch zu unterdrücken, und man muß Achtung gewinnen vor dem Scharfsinne, mit dem sie ihre Aufgabe erfüllen, wenn man bedenkt, daß es der dritte Theil der gesammten Bevölkerung der Erde ist, den sie beherrschen. Gar stolz und imponirend für ihre Untergebenen schauen diese Machthaber aus, wenn sie im reichen Amtsschmucke erscheinen, wie unser Bild (Seite 69) uns dies in gelungener Weise vergegenwärtigt.

Endlich, am 27. October, hatten wir unseren Stationsort, das südlich von Peking auf Cap Shantung gelegene Tschi-fu, erreicht. Einerseits von kahlen Bergen umgeben, im Osten von den Wellen des gelben Meeres bespült, ist es, scheinbar abgeschlossen vom Verkehr, doch ein nicht unbedeutender Hafen für den chinesischen Küstenhandel. Nur wenige Europäer (Engländer und Norddeutsche) haben hier eine Colonie gebildet, die sich jedoch während der Sommermonate — Tschi-fu ist beliebter Seebadeort — eines regen Besuches europäischer Kaufleute aus Shanghai und Hong-kong erfreut. Bedeutender und ungleich bevölkerter ist hingegen die chinesische Stadt Yen-Tai, die, sich an die Colonie anschließend, sich weiter in's Land hinein erstreckt. Die Anwesenheit der Expedition und speciell ihre astronomische Thätigkeit hatte für beide Theile nicht geringes Interesse, das noch durch die dauernde Anwesenheit unseres deutschen Kriegsschiffes, der kaiserlichen Corvette „Arcona", die der Expedition zum Beistand zugetheilt war, erhöht wurde. Ein im Norden der Stadt auf einer Anhöhe gelegenes Plateau war als Observationsplatz ausersehen, woselbst auch sogleich der Aufbau der von Deutschland mitgebrachten eisernen Beobachtungshäuser begonnen wurde. Der Bau, sowie die Aufstellung der Instrumente war bald beendet, und die astronomischen Beobachtungen nahmen ihren Anfang. Jetzt erreichte aber auch die Neugierde der über astronomische Thätigkeit gänzlich begriffslosen Chinesen ihren Gipfel. Sobald am Vormittag die Sonnenbeobachtungen begonnen hatten, war unser Observationsplatz schon rings von bezopften Neugierigen umstellt; das unvermeidliche Tabakspfeifchen im Mund, die auf ihren Lorbeeren ausruhenden Hände in den Falten der weiten, lang herabhängenden Aermel des Gewandes verborgen, schauten sie unverwandt bald nach der Sonne, bald auf die nach dieser gerichteten Instrumente herüber. Das Interesse, das uns die Herren Chinesen so in stummer Weise zollten, schien ein immer allgemeineres zu werden, denn von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl dieser überzähligen Beobachter, ja es fanden sich auch bald hie und da Beobachterinnen ein. Und welch unsägliche Mühe und Anstrengung mußte es den Töchtern des „himmlischen Reiches", die ihre Füße nach dortiger Sitte gänzlich verkrüppelt und so zum Gebrauche fast untauglich gemacht hatten, kosten, die Anhöhe, wenn auch mit Hülfe ihrer Eheherren, zu ersteigen! Gänzlich unmöglich gemacht war es den unverheiratheten jungen Chinesinnen, ihre etwaige Neugierde zu befriedigen, da die Töchter dieses Landes bis zu ihrer Vermählung zu Hause eingesperrt bleiben und sich nie öffentlich zeigen. — Doch nicht allein das Volk bekundete eine unbegrenzte Neugierde, auch der bereits erwähnten Classe der Mandarinen mußte die astronomische Thätigkeit von Interesse sein, denn bald ließ sich der Towtei, der höchstgestellte Mandarine der Provinz, zu einem Besuch auf dem Observatorium anmelden.

Es war ein warmer Novembernachmittag. Wir hatten einige Vorbereitungen zum Empfange des hohen Besuchs getroffen, den wir nun erwarteten. Die immer intensiver werdenden Töne kräftig geschlagener „Gongs" erregten unsere Aufmerksamkeit, und umschauend gewahrten wir am Fuße des Berges, die Straße heraufziehend, einen langen Mandarinenzug. Voraus ein Trupp niederer Beamten im Festgewande, die, vermittelst ihrer Bambusstöcke das Volk auseinandertreibend, Platz für den festlichen Zug machten, Andere von Zeit zu Zeit die Gongs schlagend, und Solche, die, als Symbol der Macht des hohen Herrn, Ehrenzeichen vor ihm hertrugen. Hierauf folgten einige Mandarinen von niederem Range auf Ponies und nach diesen unmittelbar die von vier buntgekleideten Dienern getragene, mit seidenen Vorhängen umgebene Sänfte des Towtei, über die noch ein Ehrensonnenschirm von scharlachrothem Atlas ausgespannt war. Zu beiden Seiten ritten wieder je vier Mandarinen im Amtsschmucke, und den Zug beschloß eine gleiche Anzahl dieser seltsamen Reiter. Eine unzählige Volksmenge folgte in stummer Ehrfurcht dem Zuge ihres Gebieters, der, eben am Observatorium angelangt, Halt machte. Die Mandarinen sprangen von ihren Pferdchen und beeilten sich, ihrem Vorgesetzten beim Aussteigen behülflich zu sein, während einige Andere zu uns hereinliefen, und jedem Einzelnen einen langen rothen Zettel überreichten, auf dem in Hieroglyphen für uns der Name des hohen Herrn verzeichnet stand. Bald darauf trat der Träger des Namens selbst ein, gefolgt von der Schaar Mandarinen, die sich bemühten, die Bewegungen ihres Gebieters genau nachzuahmen. Der Herr Towtei ging nämlich zu jedem Einzelnen von uns und brachte ihm nach chinesischem Gebrauch eine Unzahl stummer Höflichkeitsbezeigungen dar, eine Situation die einen noch viel komischeren Anblick dadurch gewähren mußte, daß wir uns bemühten, die Gesten in gleicher Weise zu erwidern. Der hohe Besuch geruhte, nur chinesisch zu sprechen, und hatte daher einen Dolmetscher bei sich, der die englische und chinesische Conversation vermittelte.

Die Besichtigung des Observatoriums, das Beobachten einiger himmlischen Objecte, das nun erfolgte, hatte für unsern hohen Gast sowie für die übrigen Mandarinen ein steigendes Interesse und nahm geraume Zeit in Anspruch, aber auch uns war es nicht minder interessant, die Herren Chinesen zu beobachten, wie sie mit schlauen Mienen die Instrumente von allen Seiten betrachteten und sich dann verständnißinnige Blicke zuwarfen. Nach Schluß der Besichtigung nöthigten wir den hohen Besuch an einer im Freien aufgeschlagenen Tafel sich niederzulassen und bewirtheten ihn mit einem Glase Wein. Seine Untergebenen stellten sich hinter ihm auf, und viele davon waren beschäftigt, ihrem Gebieter die kunstvolle Tabakspfeife anzubrennen und, da der Herr geruhte, etwas nachlässig zu rauchen, dieses Manöver immer von Neuem zu wiederholen, wobei Jeder sein eigenes Amt zu erfüllen hatte. Nachdem uns so der hohe Gast eine halbe Stunde stumm gegenüber gesessen hatte, stand er auf und empfahl sich durch dieselben komischen Gesten, wie zu Anfang,

die aber jetzt unsererseits schon bedeutend exacter erwidert wurden. Der Zug entfernte sich nun wieder unter gleichem Ceremoniell, und die Volksmasse verlief sich allmählich. Am Tage des Phänomens aber, am 9. December Morgens, als wir erwartungsvoll dem Ereignisse entgegensahen, hatte sich unser Towtei nach dem höchsten Gipfel des Berges tragen lassen und dort, auf die Kniee sinkend, die strahlende Sonne um Gelingen unserer Beobachtungen angebetet, die ja auch vollständig glückten.

Louise.

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Mutter unseres Kaisers.

(Schluß.)

Bekanntlich gestalteten sich die Verhältnisse noch weit trauriger, als die Königin gefürchtet hatte. Napoleon kannte keine Schonung mit dem besiegten Preußen und legte dem bereits erschöpften Lande neue, unerschwingliche Lasten auf, taub für alle Bitten und gerechten Vorstellungen. Zu allem Unglück mußte auch durch Unvorsichtigkeit ein vertraulicher Brief des Ministers Stein über die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Widerstandes der beiden deutschen Hauptmächte und die dazu nöthigen Hülfsmittel in die Hände der französischen Behörden fallen. Napoleon benutzte sogleich die Gelegenheit, um durch seine Drohungen eine Erläuterung zu dem Frieden von Tilsit zu erpressen, wodurch er die ohnmächtige Regierung fast zur Verzweiflung trieb. Außer den geleisteten Contributionen forderte er noch hundertvierzig Millionen Franken und als Unterpfand für diese Schuld die Festungen Glogau, Küstrin und Stettin mit einer Besatzung von zehntausend Franzosen und deren Unterhalt; außerdem mußte sich Preußen verpflichten, ihm sieben Militärstraßen frei zu geben, nie mehr als zweiundvierzigtausend Mann eigene Truppen zu halten, die Bildung der Landwehr und der Volksbewaffnung einzustellen und für den drohenden Krieg mit Oesterreich ein Hülfscorps ihm abzugeben.

Das Traurigste aber war, daß die Friedenspartei am Hofe wieder das Uebergewicht erhielt und die von Stein und Scharnhorst angebahnten Reformen in's Stocken geriethen oder ganz unterblieben. Stein selbst mußte entlassen werden und flüchtete, von Napoleon geächtet und für vogelfrei erklärt, nach Oesterreich. Das ihn ersetzende Ministerium Altenstein war in keiner Weise seiner Aufgabe gewachsen; ohne Einheit, ohne Kraft und Energie verfolgte es wieder jene alte, unselige Politik des Abwartens. Als Oesterreich sich zum schweren Kampfe rüstete, die tapferen Tiroler und Spanier in ihren freien Bergen zu den Waffen gegen den Tyrannen griffen, die Flammen des Aufstandes hoch emporloderten und der große Augenblick zum vereinten Handeln gekommen war, verharrte die preußische Regierung in unbegreiflicher Unthätigkeit. Nur die Königin erkannte wiederum mit ihrem prophetischen Blick die Bedeutung dieser Volksbewegung, zu der Friedrich Wilhelm der Dritte nicht eher Vertrauen faßte, bis er 1813 von der allgemeinen Begeisterung mit fortgerissen wurde.

Noch einmal siegte jedoch Napoleon über das erschöpfte Oesterreich trotz tapferer Gegenwehr; Kaiser Franz sah sich gezwungen, einen schimpflichen Frieden zu schließen und diesen durch die Hand seiner eigenen Tochter, einer stolzen Habsburgerin, zu besiegeln. Die Hoffnungen der deutschen Patrioten wurden vernichtet und machten einer dumpfen Verzweiflung Platz. Besonders war die preußische Kriegspartei über diesen durch die Regierung mit heraufbeschworenen Ausgang des Kampfes empört. Der alte Blücher forderte seinen Abschied, den er jedoch zum Glück nicht erhielt. Die besten und talentvollsten Männer zogen sich grollend zurück oder traten, wie der alte Hartmann, in fremde Dienste, um gegen den fränkischen Tyrannen zu kämpfen. Andreas Hofer, der todesmuthige Schill, Dörnberg, der kühne Herzog von Braunschweig, welche zu früh aufgestanden, büßten mit ihrem Tode oder mit Verbannung ihre Liebe zu dem bedrückten Vaterlande. Damals stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht und vermaß sich, der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. Das gedemüthigte, ausgesogene Preußen schmachtete in seinen Banden und erlag fast unter dem ihm aufgezwungenen Joch. Unfähig, die geforderten Summen abzuzahlen, sah sich die königliche Familie zu den peinlichsten Einschränkungen und Entbehrungen gezwungen. Eine beabsichtigte Anleihe mißlang und rücksichtslos drohte der Sieger mit einer französischen Executionsarmee, sodaß der damalige Finanzminister ganz ernstlich die Abtretung Schlesiens als das einzige Mittel zur Befriedigung des ungestümen Gläubigers vorzuschlagen wagte. Das war selbst für den geduldigen König zu viel; er entließ den unfähigen Altenstein und berief an dessen Stelle den bereits früher erprobten Grafen Hardenberg, um die von Stein bereits eingeleiteten Reformen zum Heile des Staates durchzuführen. — Alle diese politischen Ereignisse und Bestrebungen wurden von der Königin mit Begeisterung begrüßt und nach Kräften gefördert.

„Haben Sie schon gehört?“ schrieb sie bereits im September 1808, „der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnißtafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Nacheiferung der Anderen. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht wie in Spanien auch in Tirol schon gezündet? ‚Auf den Bergen ist die Freiheit.‘ Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer's erhoben hat? Welch ein Mann dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffen — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs. Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat! Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen (Johannes von Müller, der in französische Dienste trat)? Nein, nein! Lesen Sie nur die Stelle: ‚Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.‘! Kann diese Stelle trügen? Und ich frage noch: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich.“

Endlich kam die heiß ersehnte Stunde der Rückkehr nach Berlin, nachdem das Königspaar noch zuvor einer Einladung des Kaisers Alexander zu einem Besuch in Petersburg gefolgt war, wo es mit verschwenderischer Pracht und wirklicher Verehrung aufgenommen wurde. Obgleich die Königin mit Beweisen der zartesten Aufmerksamkeit und Freundschaft von ihrem kaiserlichen Wirth überhäuft wurde, schrieb sie: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen. Nichts blendet mich mehr, und ich sage noch einmal: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ — Mehr als alle die großartigen Festlichkeiten, Revuen und Aufführungen, die ihr zu Ehren in Petersburg veranstaltet wurden, erfreute und befriedigte sie die Liebe ihres Volkes und das rührende Wiedersehen mit ihrer Familie, besonders der Anblick ihres theuren Vaters, der sie in Berlin erwartete. So groß aber auch ihre Freude war, so hatten die vorangegangenen Leiden ihre ohnehin zarte Gesundheit doch erschüttert und einen dunklen Schleier über ihren sonst so hellen Geist, gleichsam eine Ahnung ihres frühen Todes über ihre Seele gebreitet. Als sie ihren Geburtstag im Kreise ihrer Angehörigen beging, sagte sie wehmüthig: „Ich denke, es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere.“

Mit der milderen Jahreszeit fühlte sie sich jedoch so gekräftigt, daß sie ihren längst gehegten Wunsch, eine Reise zu ihren Verwandten nach Mecklenburg zu machen, ausführen durfte. Von tiefer Sehnsucht getrieben, konnte sie den Tag kaum erwarten. Als sie ihren Vater, der sie auf dem Wege überraschte, sah, rief sie unter Thränen: „Ach, da ist mein Vater."

Am Eingange des Schlosses wurde sie von ihrer Großmutter, der achtundachtzigjährigen Landgräfin von Hessen-Darmstadt, begrüßt. Tief bewegt stürzte Louise in die Arme der würdigen Matrone, welche einst die liebevolle Pflegerin ihrer Kindheit war. Nie war die Königin liebenswürdiger, nie hingebender, aber nie auch ernster und resignirter als in ihrer Heimath. Wie die Sonne vor ihrem Scheiden erschien auch sie gleichsam im Lichte der Verklärung. Bei der ihr zu Ehren gegebenen Cour bewunderten einige Damen ihren Perlenschmuck, den einzigen Schmuck, welchen sie damals trug. „Ich liebe sie auch sehr," sagte sie, auf die Perlen deutend, „und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich, denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viel vergossen."

Drei Tage später kam ihr der König nachgereist; sie empfing ihn mit der größten Freude und fühlte sich zum ersten Mal seit langer Zeit so glücklich, daß sie in ihrer Seligkeit ihrem Bruder, als sie mit ihm allein war, zurief: „Georg, nun erst bin ich ganz glücklich." Es drängte sie dieses Gefühl auszusprechen und festzuhalten; deshalb setzte sie sich an den Schreibtisch ihres Vaters und schrieb auf ein Blatt Papier folgende Zeilen: „Mon cher papa! Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme votre fille et comme l'épouse du meilleur des époux. Louise. Neu-Strelitz, le 28 Juin 1810." Es war dies ihr letzter Brief, eine heilige Reliquie für ihre Familie, das herrlichste Zeugniß eines von Liebe überströmenden Herzens.

An demselben Abend fuhr sie mit den Ihrigen nach dem Lustschloß Hohen-Zieritz, wo sie plötzlich über heftige Kopfschmerzen und Brustbeklemmungen klagte. Da sie sich aber bald wieder besser fühlte, so nahm sie im Kreise ihrer Lieben den Thee im Freien ein. In der Nacht jedoch kehrte ihr Unwohlsein heftiger zurück, weshalb der hinzugerufene Hofarzt Hieronymi einen Aderlaß verordnete, der ihr am Tage Erleichterung verschaffte, sodaß der König unbesorgt nach Berlin zurückfahren konnte, wohin ihn dringende Staatsgeschäfte riefen. In der nächsten Woche verschlimmerte sich wiederum der Zustand der Patientin; sie fieberte heftig und schlief wenig oder gar nicht. Da der König, der täglich von dem Befinden der Kranken Nachrichten empfing, selbst leidend war, so schickte er in Abwesenheit seines Leibarztes Hufeland den berühmten Doctor Heim. Dieser fand das Leiden zwar bedenklich, aber nicht gefährlich. Kaum aber war er abgereist, so zeigten sich beunruhigende Symptome, besonders heftige Brustkrämpfe, welche das Leben der Königin ernstlich zu bedrohen schienen.

Nach dem einstimmigen Zeugniß ihrer Umgebung ertrug sie ihre Leiden mit bewunderungswürdiger Ruhe und Geduld. Die gleichzeitige Erkrankung des Königs beschäftigte sie weit mehr als die eigene Gefahr; es war ihr peinlich, daß sie nicht bei ihm sein konnte, um ihn zu pflegen. Ein Brief, den sie von ihm erhielt, rührte sie zu Thränen; sie trug ihn auf ihrem Herzen und konnte sich nicht davon trennen. „Ach, welch ein Brief!" rief sie, ihn immer von Neuem lesend, „wie glücklich ist man, wenn man solch einen Brief erhält!"

Hauptsächlich beschäftigte sie sich mit ihren Kindern und nächsten Angehörigen. „Ach!" klagte sie, „wenn nur die Angst um mich nicht auch die gute Großmutter und meinen Vater krank macht!" Sonst war sie heiter, ihr Geist frei von allen Besorgnissen, sodaß sie und ihre Umgebung sich täuschen ließen und keine Gefahr befürchteten.

Am Morgen des 16. Juli trat beim Vorlesen der Zeitung ein so heftiger Erstickungsanfall ein, daß man ihr Ende nahe glaubte. Sie überwand zwar durch Anwendung der geeigneten Mittel den Anfall, aber da sich derselbe im Laufe des Tages, wenn auch schwächer, wiederholte, so begab sich der bereits genannte Heim in Begleitung der Generalärzte Wiebel und Görke aus Berlin auf Befehl des Königs zu der Kranken. Leider war all ihre Mühe vergeblich; sie wurde immer schwächer und matter. „Ich bin Königin," klagte sie, „aber meinen Arm kann ich nicht bewegen." — Je näher sie sich ihrem Tode fühlte, desto mehr sehnte sie sich nach ihrem Gatten und den Kindern. In der Nacht des neunzehnten Juli traten neue Brustbeklemmungen ein; man hörte sie jetzt öfters stöhnen: „Luft, Luft!" — Zu ihrem Arzte, der an ihrem Lager wachte, sagte sie, nur für die Ihrigen besorgt: „Aber bedenken Sie, wenn ich jetzt dem König und meinen Kindern stürbe!"

Erst gegen Morgen traf der König mit den beiden ältesten Prinzen ein. Bei seinem Eintritte röthete noch einmal die Freude ihre bleichen Wangen; sie streckte ihm die abgezehrten Arme entgegen und küßte ihn mit den blutlosen Lippen. Er aber konnte seine Thränen nicht zurückhalten und weinte bitterlich. Um ihr seine Erschütterung zu verbergen, trat er einen Augenblick in das Nebenzimmer, wo er sich unbeachtet seinem Schmerze überließ. „Der König," bemerkte die Kranke, „thut, als ob er von mir Abschied nehmen will; sagt ihm, er solle das nicht — ich sterbe sonst gleich." Zurückgerufen, suchte er sie zu beruhigen und ihr einzureden, daß er selbst die beste Hoffnung habe. Aber in seinem Innern tobte die düsterste Verzweiflung, und als ihn die greise Großmutter tröstete, erwiderte er mit der Bitterkeit des Unglücks: „Ach! wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß." —

So nahte die schwere Todesstunde der herrlichen Frau. Der König saß auf dem Rande ihres Bettes und hielt ihre erkaltende Hand in der seinigen; zu ihren Füßen knieten ihre herbeigeeilte Schwester und die Oberhofmeisterin Voß, während ihr Haupt an der Brust ihrer treuen Freundin, der Frau von Berg ruhte. Die drei Aerzte standen rathlos vor dem Lager der Sterbenden. Es war gegen neun Uhr des Morgens; die Königin hatte ihren Kopf sanft auf die Seite geneigt und die Blicke fest zum Himmel gerichtet. Ihre großen Augen weit geöffnet und aufwärts schauend, rief sie noch mit vernehmlicher Stimme: „Ich sterbe — o Jesu, mach' es leicht!" Das waren ihre letzten Worte; nur noch einmal seufzte sie tief und hatte ausgelitten. Der König brach, vom Schmerze überwältigt, zusammen, doch raffte er sich auf, um seine Söhne zu holen; sie knieten vor der todten Mutter nieder und benetzten ihre kalten Hände mit heißen Thränen. Nur mit Mühe konnte sich der König von der geliebten Leiche trennen, zu der er immer wieder zurückkehrte. Seine Kinder allein, zu denen später noch der Prinz Karl und die Prinzessin Charlotte von Berlin hinzukamen, vermochten ihn einigermaßen zu trösten; er schlief in ihrer Mitte und ließ sie nicht von seiner Seite.

Die Leiche wurde nach Berlin gebracht. Groß war der Schmerz des ganzen Volkes, dem der berühmte Schleiermacher in seiner Trauerrede den tiefsten und wahrsten Ausdruck lieh. „Wir wissen," sagte er, „wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterschied des Geschlechts feststellt, Antheil genommen hat an allen großen Begebenheiten, wie sie eben durch ihre Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die theuren Kinder sich Alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf, wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre, wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging."

So war Louise, so lange sie lebte, die reinste deutsche Frau, die liebevollste Gattin und Mutter, der Genius der Familie, nach ihrem Tode aber war sie der Schutzgeist ihres Volkes, das sie noch immer wie eine Heilige verehrt und dem sie als das Ideal der reinsten Weiblichkeit unvergeßlich bleibt.

Max Ring.

Der Doppelgänger.

Erzählung von Levin Schücking.

(Schluß.)

Am späten Abend fuhr noch die Equipage des aus der Präfecturstadt rückkehrenden Fürsten an Haus Wilstorp vor — doch stiegen die Herrschaften, da sie sehr ermüdet waren, nicht aus, sondern der Fürst ließ Herrn von Mansdorf herausrufen, und er und Prinzessin Elisabeth theilten ihm rasch den Kern alles dessen mit, was nothwendig zu berichten war. Es war das Todesurtheil Fäustelmann's, was durch diese Mittheilungen besiegelt wurde. Herr von Mansdorf gerieth außer sich vor zorniger Entrüstung und verschwor sich hoch und theuer, daß er den Menschen keinen Tag länger in seinen Diensten halten werde. Was aber Herrn von Uffeln anging, so wußte er über ihn nicht das Geringste zu sagen. Herr von Uffeln war, nachdem er gestern Abend bis zu einer späteren Stunde geblieben und alle wünschenswerthe Auskunft über sich gegeben, geschieden und hatte sich heute den ganzen Tag über nicht blicken lassen. So mußte man darauf verzichten, ihn auf der Stelle zu warnen, und die Herrschaften eilten, nach Idar und zu der wohlverdienten Ruhe nach ihrer anstrengenden Fahrt zu kommen.

In Prinzessin Elisabeth war auf's Neue die Sorge um den wunderlichen Mann erwacht, der nun heute wieder ganz verschollen geblieben. Als sie auf dem Schlosse zu Idar angekommen und wieder in ihrem Zimmer war, warf sie die Warnung, welche sie ihm senden wollte, hastig in einigen Worten auf's Papier und wollte sie dem Meyer Jochmaring senden, daß er sie ihm zukommen lasse. Dann aber, im Begriff das Billet abzusenden, konnte sie es nicht über sich gewinnen — sandte sie es ihm, so würde er vor Tagesgrauen vielleicht noch die Flucht ergreifen. Sie sah ihn dann nicht wieder, vielleicht niemals — und bei dem Gedanken brach all der Muth zusammen, den sie am Morgen ihrem Vater gezeigt, all der Heroismus des Entsagens, all die Macht der Vernunft, vor der sie sich gebeugt. Auch hatte ja Alles jetzt, wo sich herausgestellt, daß dieser Mann seinen Namen mit Recht trug, eine andere Wendung genommen — er war kein Abenteurer mehr; es lag nicht mehr die weite Kluft zwischen ihm und ihr.

Und so beschloß sie, es kühn zu wagen, noch einmal ihm selbst entgegenzutreten, und wenn dann geschieden sein mußte, doch erst zu scheiden, nachdem sie sich völlige Klarheit über die Motive seines Handelns und Verhaltens verschafft, in dem doch noch so vieles Räthselhafte war. Und darüber sinnend, innerlich auf's Tiefste erregt, aber auch wieder mit dem festen Selbstvertrauen, daß sie ihm werde die Hand zum Abschiede reichen können, ohne ihm zu verrathen, wie furchtbar sie dabei litt, ging sie am andern Morgen zum Hofe des Meyers; der Meyer sollte ihn aus seinem Aufenthaltsort herbeischaffen und zu ihr holen. Sie wollte diesen Gang rasch machen, noch bevor ihr Vater sichtbar wurde. Niemand sollte etwas davon erfahren. Nach einer kurzen Zwiesprache wollte sie heimkehren.



Alexander Rost's Grab auf dem Friedhof in Weimar.

Sie sollte den, den sie suchte, eher sehen, als sie vermuthet. Wie sie durch den Wald ging, ihre getreue Marianne neben sich — es war ein von einem feinen Nebel verschleierter Morgen; im Walde herrschte Todtenstille, und an den Spitzen der Farrnkräuter hingen kleine Tropfen zusammengerieselter Feuchtigkeit, während aus den Baumwipfeln ein welkes Blatt nach dem andern wie ein großer gelber Falter niederschwirrte — während sie durch diesen heute so herbstlich angethanen Wald ging, vernahm sie Schritte, die ihr entgegenkamen, und sah bei der nächsten Wendung des Fußpfades Uffeln sich entgegenschreiten. An dem Drehkreuze, an dem sie ihn zuerst gesehen, begegneten sie sich.

„Ich danke Ihnen, meine Fürstin," sagte er, „daß Sie mir auf meinem Wege entgegenkommen; ich bedarf auf diesem Wege ein wenig Ihres Entgegenkommens."

„Ich verstehe Sie nicht," versetzte sie, ihn überrascht anschauend, „wer in aller Welt sagt Ihnen, daß ich Ihnen entgegen zu gehen beabsichtigte?"

„Daß Sie es beabsichtigt, behauptete ich nicht. Aber Sie kommen doch mir zu sagen, daß Sie gestern meinetwegen die lange Fahrt in die Präfecturstadt gemacht haben, Sie und Ihr Herr Vater?"

„Das wissen Sie?"

„Ich habe vom Meyer erfahren, daß Sie in großer Hast dahin gereist, und ich war anmaßend genug, zu glauben, es geschehe nicht um meines Doppelgängers willen, den man verhaftet hat; ich weiß nicht weshalb, denn ein Emissär ist dieser arme Teufel so wenig wie ich, aber Sie reisten in der Sorge, ich könne der Verhaftete sein . . ."

„Ich sehe, Sie wissen Alles," fiel die Prinzessin ein; „nun wohl denn, ich leugne es nicht, ich sprach mit meinem Vater, und dieser entschloß sich im Interesse einer patriotischen Sache zu der Fahrt, um Sie durch seinen Einfluß bei dem Präfecten zu retten. Wir waren sehr überrascht, in dem Verhafteten nicht Sie zu erkennen, aber wir erfuhren auch, daß Sie auf's Schleunigste sich retten müssen, um nicht dasselbe Schicksal zu erleiden."

„Mich retten? Aber ich bin ja kein Emissär, was Sie so gütig waren immer vorauszusetzen; auch wird meine Flucht nicht so dringend sein, daß Sie mir nicht erlauben dürften, Sie zu Ihrem Schlosse heimzubegleiten."

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht," fiel die Prinzessin lebhaft ein, „mein Vater würde es unpassend finden; ich wollte ja nur mit einem Worte Ihnen rasch sagen, welche Gefahr über Ihnen schwebt."

„So lassen Sie wenigstens bis zur Margarethenlinde mich an Ihrer Seite bleiben — wenn Sie für Ihren weiteren Weg, zum Schlosse — wie durch's Leben, es mir nicht gestatten wollen!"

„Ich will Ihnen nichts gestatten," antwortete sie, lebhaft bei diesen Worten erröthend, „als mich aufzuklären, weshalb Sie

mit den Menschen hier ein so seltsames, verdecktes Spiel trieben, weshalb Sie nicht gleich als der auftraten, der Sie sind."

Dabei schritt sie doch auf ihrem Rückwege vorwärts, und während er an ihrer Seite blieb, schritt ihre Begleiterin, die sich bei dieser Unterredung für überflüssig halten mochte, ihnen weit voraus.

Er antwortete: „Wie hätt' ich das sollen? Ich habe meinen Namen nicht verheimlicht. Habe ich Sie darüber getäuscht? Nein. Aber wer mir nicht glaubte, mit dem konnte ich mich in keine Debatte einlassen. Ich hatte nichts, ihn zu überzeugen. Einen Paß, den ich mir in der Hafenstadt, wo ich landete, auf fremden Namen verschaffen konnte, den allerdings. Sonst aber nicht das Mindeste. Durfte ich vor irgend eine Behörde treten und mein Anrecht auf das Mansdorf'sche Gut geltend machen wollen? Nein, ich mußte warten, bis es einem Anwalte in Stockheim, an den ich mich gewendet habe, gelungen war, aus meiner Heimath alle die Papiere neu zu beschaffen, deren ich bedurfte, um gegen den Mann auftreten zu können, der sich meines Erbes bemächtigt hatte. So hielt ich mich verborgen — um so mehr, als ich fürchten mußte, daß, wenn bei einer Behörde, einem Gerichte hier der Name Uffeln zu früh laut werde, mein spanisches Erlebniß mich in ominöse Beziehungen zu der Polizei verwickeln könne. Ich weiß ja nicht, ob mein damaliges Entkommen als eine indifferente Thatsache hingenommen und vergessen ist, oder Veranlassung geboten hat zu weiteren Verfolgungen und Meldungen der unter sich in Verbindung stehenden und halb Europa mit ihren Fäden überspinnenden kaiserlichen Polizei."

„Es scheint," unterbrach ihn die Prinzessin, „das letztere nach einer Aeußerung des Präfecten in der That der Fall zu sein."

„Sehen Sie, so hatte ich allen Grund, mich nicht vorzudrängen. Als ich in England beschloß, hierher zu reisen, um die Lehnsherrlichkeit, die mich hier erwartete, in Anspruch zu nehmen, hoffte ich eine weit raschere Entwickelung der Dinge auf dem Kriegsschauplatze; ich habe gesehen, wie mürbe und gebrochen die französische Macht in Spanien ist, und deshalb erwartete ich nicht, daß sie hier in Deutschland einen so zähen und langathmigen Widerstand gegen die sie bedrängende furchtbare Uebermacht leisten würde. So hoffte ich hier nicht viel früher einzutreffen als die Vortruppen der Alliirten. Das aber hat mich getäuscht, und deshalb nahm ich meine Zuflucht zu der stillen Kötterbehausung, die mich barg, vernahm dann mit großer Ueberraschung, daß sich bereits ein Mitbewerber um mein Erbe eingefunden habe, ließ mich aber dadurch nicht anfechten, sondern wartete zunächst des Anwalts Benachrichtigung ab, daß er neue Papiere zu meiner Legitimation beschafft. Nun wissen Sie Alles."

„Alles bis auf das, was Sie bewog, so plötzlich vorgestern eine Katastrophe herbeizuführen."

„Das fragen Sie? Und doch waren nur Sie es, die mich dazu bewog. Hatten Sie mir nicht das Liebesleid des Fräuleins von Mansdorf und ihres jungen Aesculap geschildert? Konnte ich unempfindlich dagegen bleiben? Ich wäre ein Barbar gewesen. Und so leicht war es, hier Hülfe und Rettung zu bringen. Ich brauchte nur mit offenem Visire unter diese Familie von Mansdorf zu treten und dem falschen Demetrius dort die Stirn zu bieten. Ich konnte nichts beweisen, aber ich konnte sprechen. Und das, was ich zu sagen hatte, das mußte wenigstens das junge Mädchen retten; man mußte wenigstens erschrecken und alles Weitere aufschieben bis zu dem Tage, an welchem ich versprach, meine Beweise vorbringen zu können. Daher das, was Sie eine Katastrophe nennen; sie nahm für mich eine unerwartet gute Wendung. Man glaubte mir und erkannte die Wahrheit dessen, was ich sagte, um so eher, weil sie keinen Widerspruch fand; mein Doppelgänger nämlich löste sich wie ein richtiger Doppelgänger in Luft auf — er war verschwunden, ehe man sich's versah."

„Ja," fiel hier die Prinzessin ein, „und über die Motive bei diesem Verschwinden kann ich Ihnen Aufklärung geben." Und sie erzählte jetzt, was Alles Falstner ihr gestern eingestanden hatte.

„Wer hätte einen so starken Drang, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, in einem so schwachen Menschen erwartet!" sagte Uffeln. „Ich bedauere ihn jetzt von Herzen. Und weil er durch seine Angaben vor der Behörde mich nur so lange schützen will, bis ich Zeit, das Weite zu suchen, gewonnen, soll ich jetzt die Flucht ergreifen?"

„Sie müssen das augenblicklich."

„Nehmen wir einen Augenblick hier Platz!" versetzte er, sich den Bänken unter der Margarethenlinde, neben der sie angekommen, zuwendend. Prinzeß Elisabeth folgte ihm, und Beide setzten sich auf eine dieser Bänke.

„Ich kann nicht von hier gehen, ohne Ihnen den Grund meines Herzens auszuschütten," fuhr Uffeln hier mit einem offenen Blick in ihre Züge und einem merkwürdig festen Tone fort. „Ich bin ein einfacher Edelmann, aber ich habe Vermögen genug, um Herrn von Mansdorf, dessen Familie sich ja von hier fortsehnt, auszukaufen und der alleinige Besitzer von Wilstorp zu sein. Die kleine Burg ist ein Juwel von Romantik. Genügt sie Ihnen, um als Hausfrau darin zu schalten, kann sie Ihnen Ihr stolzes Fürstenschloß ersetzen, wenn Sie darin an der Seite eines Mannes leben, der Sie liebt, wahrhaft, und aus voller Seele liebt — dann nehmen Sie meine Werbung um Ihre Hand an, Fürstin!"

Prinzeß Elisabeth wechselte die Farbe. So klar ihr auch ihre eigene Neigung für diesen Mann geworden, so empörte sich doch ihr jungfräulicher Stolz gegen diese Sprache. Durfte man so um sie werben? Durfte man voraussetzen, daß sie so von einem fremden Manne durch ein paar Worte einer kühnen Erklärung gewonnen werden könne? Fast erbleichend antwortete sie mit hochgeröthetem Gesichte:

„Ihre Werbung um meine Hand ist sehr kühn, Herr von Uffeln. Ich möchte wissen, was Ihnen zu einer solchen — leichtfertigen Werbung den Muth giebt?"

„Eine Werbung um Ihre Hand ist immer kühn, Prinzessin," antwortete er ruhig, „denn ich glaube nicht, daß ein Bewerber mit dem Bewußtsein, Ihrer würdig zu sein, sich für Sie finden kann. Den Muth giebt mir die Ueberzeugung, daß niemals ein Anderer Sie so lieben kann, wie ich es thue. Wären Sie ein junges Mädchen wie ein anderes, so hätte ich mit einer leidenschaftlichen und feurigen Schilderung dieser Liebe begonnen und Sie dadurch zu rühren, zu erobern, im Sturme zu nehmen gesucht. Sie stehen mir zu hoch zu solch einem Werben à la Papua-Indianer, die ihre Frauen als Jagdbeute gewinnen und betrachten. Vor Sie trete ich als vor die Göttin meines Lebensschicksals und will bescheiden mein Loos aus Ihrer Hand empfangen. Ich bin auch voll Zuversicht, daß dieses Loos ein gnädiges sein wird. Denn sehen Sie, Fürstin Elisabeth, Sie fühlen selbst, daß für Sie kein anderer Mann taugt, als einer, der ein träumerischer Mensch ist und dessen Vorsehung Ihr kluger wacher Geist sein wird, bei dem Sie in jedem Augenblicke die Ueberzeugung haben, daß Sie ihm nöthig sind, daß er Ihrer bedarf, ohne Sie zu Grunde ginge. Und das wäre bei mir der Fall. Ich verslechte ohne Sie in diesen Wäldern hier, wie eine Pflanze ohne Licht und Sonne. Daß Sie mir wohlwollen, weiß ich; darum reichen Sie mir groß und hochherzig die Hand!"

„Mein Gott, ich kenne Sie ja gar nicht," versetzte Prinzeß Elisabeth, die trotz allem, was er sagte, ihren Zorn nur zunehmen und doch ein Gefühl von Angst und Hülflosigkeit sich hineinmischen fühlte.

„Das ist wahr. Seit ich Sie kenne, kenne ich mich selbst nicht mehr. Wie sollten Sie es?"

„Und deshalb," fuhr sie mit Thränen in den Augen fort, „ist es doch eine unerhörte Vermessenheit, der beleidigendste Hochmuth von Ihnen, mir zuzumuthen, ich solle mein Schicksal ohne weiteres Besinnen an den ersten Mann weggeben, der die Kühnheit hat, es zu verlangen."

„Wir Menschen ringen alle um unser Glück. Ich sehe das meine vor mir und — vermessener Hochmuth oder nicht — ich suche es zu erfassen."

Elisabeth schwieg. Sie war in diesem Augenblicke noch viel zu empört, um ihm ein gütiges Wort sagen zu können. Sie hätte es trotz des heftigen Kampfes, den sie in sich fühlte, nicht über die Lippen gebracht, und doch — auch ein für immer abweisendes konnte sie nicht sprechen, und so blieb sie stumm und antwortete nur durch die Thränen, die in ihre Wimpern traten.

„Ich habe Ihnen Schmerz gebracht," sagte er leise. „Das wollte ich nicht. Soll ich gehen — gehen für ewig?"

Sie blieb noch immer stumm. Dann sprang sie auf. „Ich will gehen," sagte sie stolz.

Und rasch schritt sie davon, während er, mit dem Ausdrucke der Bestürzung in jeder Miene ihr nachstarrend, auf seiner Bank zurückblieb.

Als sie von der die Linde umgebenden Lichtung auf den Fußpfad trat, der weiter durch den Wald führte, hielt sie erschrocken inne; sie sah mit seiner ganzen derben Gestalt, die Arme untergeschlagen, den Meyer Jochmaring zwischen den ersten Bäumen dastehen. Er heftete seine Blicke mit düsteren Zornrunzeln auf sie.

Der Meyer mußte auf dem Wege nach Idar sein und schien bereits eine Weile beobachtend so dagestanden zu haben.

Prinzessin Elisabeth blieb vor ihm stehen, trotz der inneren Erregung und Erschütterung doch betroffen durch die Erscheinung des alten Mannes, der, ohne sich zu regen, so starr und zornig auf sie niederblickte.

„Ihr, Meyer Jochmaring?" sagte sie, als er nicht die geringste Miene machte, ihr den Pfad frei zu lassen. „Habt Ihr mit mir zu reden?"

„Ja, Prinzessin," versetzte er, „ich denke, zu reden hätt' ich mit Euch. Denn es ist nicht lange her, daß Ihr selber mir gesagt habt, daß Euer fürstliches Haus — von den Tagen Wittekind's her, mein' ich, sagtet Ihr — zusammengehalten hätte mit dem Meyer, der auf dem Jochmaring-Hofe sitzt, und daß Einer zum Andern gestanden hätte in guten und in bösen Tagen. Und darum, denk' ich, wäre heute der Meyer kein aufrichtiger und getreulicher Mann, wenn er nicht zum Fürsten ging und ihn wahrschaute, wenn er ihm nicht sagte: ‚Herr Fürst, unter der Margarethen-Linde im einsamen Walde, in der Morgenstunde, da hat hinter Eurem Rücken Eure Tochter eine Zusammenkunft mit dem fremden Manne, und sie sprechen heimlich da von Liebessachen. Kein Mensch hätt's geglaubt von Eurer Tochter, der Prinzeß Elisabeth, daß sie sich so wegwürfe und einem fremden Manne ein Stelldichein im Walde gäbe.'"

Prinzessin Elisabeth war bei dieser überraschenden Anrede des Meyer's in einen ganz merkwürdigen Anfall von Fassungslosigkeit gerathen. Sie starrte ihn bei seinen ersten Worten wie versteinert an; dann hatte sie, dunkelroth werdend vor Zorn, mit ihrem Fuße den Boden gestampft, und jetzt, mit zitternden Händen an ihrem Taschentuche zupfend, als ob sie es in lauter kleine Stücke zerreißen wolle, rief sie:

„O mein Gott, was denkt Ihr, Meyer — was denkt Ihr? Ihr habt kein Recht, so zu mir zu reden — Ihr habt kein Recht, denn das mögt Ihr wissen, daß —" sie stockte einen kurzen Augenblick und fuhr dann, wie mit einer heroischen Anstrengung der Selbstbeherrschung gefaßt und stolz sich aufrichtend, fort: „Elisabeth von Idar giebt keinem Manne ein Stelldichein, wenn dieser Mann nicht ihr Mann ist, wenn sie ihm nicht gehört für immer. Wißt Ihr, Meyer Jochmaring, dieser fremde Mann hat ehrlich um mich geworben, und ich bin seine Braut. Nun geht und sagt es, wem Ihr wollt!"

„Ah," sagte der Meyer, „wenn es so steht, so nehmt's nicht für ungut. Ich sagte Euch, was ich glaubte Euch sagen zu müssen, damit Ihr später nicht reden könntet, Meyer Jochmaring habe hinter Euerm Rücken den heimlichen Angeber gemacht. Aber wenn es so steht, so wünsche ich Euch Glück von ganzem Herzen, und weiter lästig will ich Euch auch nicht sein; denn bei Dem, was Ihr alsdann hier auszumachen habt, ist ein Dritter nicht vonnöthen. Ich wünsche Euch Glück, Prinzessin — und dem Herrn da ebenfalls."

Und damit faßte der Meyer an seinen Hut, nickte ernsthaft mit dem Kopfe und ging schweren Schrittes weiter in den Wald hinein.

Uffeln war währenddessen rasch herangekommen und stand neben Elisabeth. Als sie das Wort „Ich bin seine Braut" laut und entschlossen ausgesprochen, hatte er, elektrisch auffahrend, ihre Hand ergriffen und festgehalten — jetzt ließ er sie wieder sinken und sagte mit einem ängstlichen Blicke in ihre Züge:

„Meine Braut — um Ihres Stolzes willen, damit Niemand der Fürstin nachsage . . ."

Elisabeth wandte sich heftig, leidenschaftlich, tief aufathmend zu ihm.

„Ja, ja, deshalb!" rief sie aus, „und auch weil dieser Mann mir wies, was das Rechte, das allein Würdige für ein Weib sei, das liebt. Sie haben nun einmal mein Herz, meine Seele — nehmen Sie denn auch mich!"

Sie umschlang mit beiden Armen seinen Nacken, um ihre furchtbare Erschütterung an seiner Brust auszuweinen.

„Nehmen Sie denn auch mich!" hatte sie im Sturme ihres Gefühls ausgerufen. Sie hatte dabei vergessen, daß eine Prinzessin doch nicht so ohne Weiteres ihre Hand verschenken kann. Der Fürst von Idar hatte für seine Lieblingstochter ein glänzenderes Lebenslos in Aussicht genommen, und seinen anfänglichen Widerstand gegen eine Verbindung dieser Tochter mit einem einfachen Edelmanne zu besiegen, war nichts Leichtes. Elisabeth war zu stolz, ihrem Vater die Einwilligung abzuschmeicheln. Während Uffeln seiner Sicherheit willen sich entfernt hatte und in einer andern Gegend in Verborgenheit lebte, suchte sie durch ruhige Erörterungen auf ihren Vater zu wirken. Anfangs ohne Erfolg — bis endlich mit den vordringenden Alliirten Uffeln zurückkam und der Fürst sich erweichen ließ, gewonnen von der Persönlichkeit Uffeln's und dem den Ausschlag gebenden Gedanken, daß er Elisabeth so ganz in seiner Nähe behalten werde. Und so kam es, daß im folgenden Lenze, nachdem die Familie von Mansdorf ihren Wunsch, der sie gen Süden trieb, hatte erfüllt sehen können — Herr von Uffeln hatte die Mansdorf'sche Gutshälfte von dem Letztern unter günstigen Bedingungen übernommen —, in das neu eingerichtete Haus Wilstorp zwei glückliche junge Gatten ihren Einzug hielten.

Auf Adelheid Mansdorf's Gesundheit hatte der Aufenthalt am Genfer See und das Gefühl des Glücks bald den heilsamsten Einfluß geübt. Im nächsten Sommer brach der Doctor Günther, der ein weiteres und lohnenderes Feld für seine Thätigkeit ersehnte, als eine kleine Landstadt es ihm gewähren konnte, von Idar auf, um in der Stadt am Rhein, wo Mansdorf sich bleibend zu fixiren gedachte, Adelheid heimzuführen und dort für immer zu bleiben. —

Was Herrn Fäustelmann angeht, so schied er nicht ohne einen chicanösen Proceß wegen allerlei Entschädigungsforderungen und Ansprüchen an die Herrschaft auf Wilstorp anzufangen. In diesem Proceß bekam er Dank der energischen Abwehr des Justitiars Plümer gründlich Unrecht; worin er aber Recht bekam, das war in seiner Prophezeiung, daß preußische Bataillone durch Idar rücken würden. Das war Gottlob wirklich und wahrhaftig schon nach weniger Wochen Verlauf, bald schon nach der Schlacht vom 18. October 1813, geschehen. Herrn Fäustelmann selber konnte das nun freilich nicht viel verschlagen — er hatte sich in seiner Angst vor den Verfolgungen des patriotischen Apothekers Widmer längst in eine andere Gegend verzogen.

Von dem armen Falstner ist nie wieder gehört worden. Man hatte ihn von der Festung entlassen, weil sich im Lauf der Untersuchung allerdings durchaus keine Beweise gegen ihn herausgestellt hatten. Wohin er sich dann jedoch gewendet, und wie seine Lebensschicksale sich gestaltet — darüber hat sich bis heute auch nicht die leiseste Tradition oder nur Vermuthung erhalten. —

Blätter und Blüthen.

Von Weimars Friedhof. (Mit Abbildung, S. 73.) Es war der Tag der Todtenfeier. Arm und Reich, Groß und Klein zog hinaus, die Gräber der todten Lieben zu schmücken. Keiner von all den Festtagen des Jahres hat für mich eine so tief ergreifende, so rein menschlich-schöne Bedeutung wie diese Feier. So wanderte auch ich hinaus auf Weimars „classischste" Stätte, auf den Friedhof. Manche jener Gräber, in denen die großen Männer, die schönen geistreichen Frauen der Glanzzeit Weimars ruhen, waren von liebender Hand bekränzt, andere von Gestrüpp überwuchert. Ueberall war die Liebe thätig, den Dahingeschiedenen, den in heißem Schmerze Verlorenen, die der Tod hier außen so still und tief gebettet hat, in Kränzen und Guirlanden einen wehmüthigen Gruß der Treue und des Andenkens zu bringen, und manche heiße Thräne fiel auf die Blumen herab. Der Tod ist fleißig; er ist es auch in unserer kleinen Stadt an der Ilm: mit Goethe können wir sagen:

Unter schon verlosch'nen Siegeln
Tausend Väter hingestreckt,
Ach, von neuen, frischen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt!

Wir wandeln zwischen den Reihen hin nach der Höhe der neuen Abtheilung des Friedhofes. Dort fällt uns ein neues, schönes Grabmal in die Augen; wir stehen am Grabe eines lieben Freundes, eines wackeren, deutschen Mannes, eines echten deutschen Künstlers, am Dichtergrabe Alexander Rost's. Wenige Monate, nachdem die „Gartenlaube“ (1874, Nr. 39) in dem Artikel „Ein Thüringer Dichter“ durch die Feder Albert Traeger's der gesammten gebildeten Welt ein treues, warmes Bild vom Leben und Wirken Rost's gegeben, wenige Monate, nachdem sein letzterschienenes Werk, das Charaktergemälde „Der ungläubige Thomas“ unter lebhaftem Beifalle über die deutschen Bühnen gegangen, schloß der Dichter die Augen für immer. In der Mitte des Monats, in welchem er sonst im Weimarischen Parke unter jugendfrischem Grün und Blumenduft auf stiller abgelegener Bank zu ruhen und zu dichten pflegte, am 18. Mai 1875, wurde er hier unten zur ewigen Ruhe bestattet.

Die „Gartenlaube“ brachte ihren Lesern in Nr. 22 des Jahrgangs 1875 die Nachricht von dem Verluste, welchen durch seinen Tod die deutsche, vaterländische Kunst erlitten, und schloß mit der Mahnung: „Ihn, unsern Alexander Rost, ehre die Bühne und das Volk durch treue Pflege und Verbreitung seiner Werke! Namentlich das Letztere würden wir als die würdigste Liebesgabe für den Dichter preisen, weit höher, als den Denkmalstein, mit welchem nur allzuoft die Theilnahme für den Todten sich für immer abfindet.“ Doch nein, die Geschichte jenes Grabmals selbst beweist, wie warm die Sympathieen sind, welche sich der Verewigte in allen Ständen und Kreisen durch seine kernigen dramatischen Dichtungen erworben hat. Der Verleger der letzteren, Dr. Panse in Weimar, hat das Verdienst, die schöne Idee in's Leben gerufen zu haben, indem er den Ertrag eines namhaften Theils jenes Verlags diesem Zwecke widmete; das Publicum hat diesen Act der Verehrung für den volksthümlichen talentvollen Dichter theilnehmend unterstützt, und schon im Sommer 1875 konnte sich das Denkmal, vom Bildhauer Linsenbarth geschmackvoll ausgeführt, auf Weimars Friedhofe erheben. Der Platz, welchen die letzte Ruhestätte unseres Rost und sein Denkmal einnimmt, entspricht so ganz dem Wesen des Mannes, der still hier schlummert. Links drüben ruht in der Fürstengruft der Altmeister Goethe, dessen Werke die Grundlage seiner Bildung und seines poetischen Strebens geworden, — ruht auch der große Mann, den er sich allezeit zum Muster und Vorbild genommen, der unsterbliche Schiller. Von rechts her schauen die bewaldeten Höhen des Ettersbergs herüber, und weithin schweift das Auge über ein anmuthiges Thal des Thüringer Landes, des Landes, von dem Dingelstedt singt:

Thüringen, Deutschlands ewig junges Herz,
Hat stets, in guten und in bösen Tagen,
Nicht für die Kunst allein in Spiel und Scherz,
Nein, auch im Ernst für Licht und Recht geschlagen.

Und unser Rost war ein echter, wahrer Thüringer, und war es nicht nur im ganzen Leben, sondern ist es auch in jeder Zeile aller seiner herzerquickenden Dichtungen. So wußte er, ein treuer Freund seiner Freunde, klar und tiefgemüthlich, bieder und heiter den geselligen Kreis geistig zu beleben; zur Erinnerung an jene Stunden schaut in der Restauration neben dem Theater über dem Platze, den er einst einzunehmen pflegte, sein lebenswahres Bild, von Freundeshand gestiftet, herab, als wollte er sich noch an der geselligen Unterhaltung mit anregendem Gespräche, mit derbem, aber immer harmlosem Witze, mit kernigem Worte betheiligen. Es ist das vortreffliche, lebenswahre Portrait, mit welchem Adolf Neumann in der Gartenlaube (1874, Nr. 39) alle Freunde und Verehrer des Dichters zu Dank verpflichtet hat. Und allezeit „hat sein Herz „für Licht und Recht geschlagen“. Er kämpfte und rang dafür in den trübsten Zeiten unseres deutschen Vaterlandes; er jubelte aus vollem Herzen auf, als endlich das große Kriegs- und Siegesjahr die langersehnte Verwirklichung seiner heißen patriotischen Wünsche brachte; er blieb bis zum letzten Athemzuge von edler Vaterlands- und Freiheitsbegeisterung und von glühendem Hasse gegen pfäffische Verdummung des Volkes erfüllt.

Wie frische Waldluft vom Gebirge her weht diese Gesinnung durch seine Dramen, vom Volksschauspiel „Kaiser Rudolph in Worms“ an bis zum „Ungläubigen Thomas“. Von denselben Ideen ist auch sein letztes Drama getragen, vor dessen gänzlicher Vollendung ihn der Tod abgerufen hat. Den Heldenkampf Tirols zum Gegenstand, doch nicht Hofer selbst, sondern eine Verwandte desselben zum eigentlichen Helden nehmend, sollte es den Titel führen: „Das Weib vom Land Tirol“. Nach den Mittheilungen, welche mir der Dichter über die handelnden Personen und die dramatische Entwickelung der Handlung mündlich machte, versprach das Stück die vollendetste aller seiner Arbeiten zu werden; unzweifelhaft reiht es sich in poetischem Schwung und edler patriotischer Gesinnung seinen früheren Dramen würdig an. Auf einzelne Blätter geschrieben, bedarf diese seine letzte dramatische Arbeit noch der Ordnung und Vollendung. Möge sie ihr durch begabte Hand zu Theil werden und damit ein neuer edler Schatz für unser Volk gewonnen sein! — Gab und giebt es doch in der gesammten deutschen Literatur nur wenige dramatische Dichter, welche so in Schiller's Geist, so kernig, markig und dabei so volksthümlich gedichtet haben, wie unser talentvoller Alexander Rost.

Mögen seine Dramen immer mehr Eingang im Volke, immer mehr Pflege bei den deutschen Bühnen finden! Dann wird nicht nur der Wittwe des Dichters die Hülfe, welche ihr das deutsche Volk als Dank schuldet, zu Theil, sondern auch dem verewigten Dichter selbst im Herzen und Andenken des gesammten Volkes ein noch edleres Denkmal geschaffen werden, als das sinnige Grabmal, welches Freundschaft und Verehrung ihm auf dem Friedhofe Weimars errichtet hat.

Robert Keil.

Geschichtskarten, die uns den Wandel der politischen Gestaltung der Reiche und Völker in der Vergangenheit in Landkartenbildern vor Augen führen, sind nicht nur ein wesentliches Hülfsmittel des Geschichtsunterrichts, sondern können, zur rechten Zeit dem Volke vorgehalten, auch sehr warm zu Herzen reden. Wir schlagen von dem uns vorliegenden neuesten historischen Atlas die Karte von „Mittel-Europa zur Zeit der höchsten Machtentfaltung Frankreichs im Jahre 1812“ auf. Wo ist da Deutschland? Verschwunden und verloren! Frankreich reicht von den Pyrenäen bis Lübeck im Norden und bis Terracina und Cattaro im Süden; zwischen ihm und den zerstückelten, im Kartenbilde kaum wiederzuerkennenden Preußen und Oesterreich breitet der „Rheinbund“ sich aus von der Ostseeküste Mecklenburgs bis zur italienischen Grenze Bayerns. Wie nahe stand damals unser Vaterland dem Schicksale Polens! — Ja, solche Karten sprechen. Jede Landkarte wird durch die Zeit in eine Geschichtskarte verwandelt; unsere Karten von Deutschland vor 1866 und 1870 sind jetzt Geschichtskarten geworden. Da aber die Kartographie nach heutigen Ansprüchen nur bis 1790 und nach Mercator's Projection bis etwa 1550 zurückreicht, so muß für alle Zeiten, aus welchen keine Karten des ehemaligen Landesbestandes vorhanden sind, von den Geschichtskundigen dieser Mangel ergänzt werden. Neuerdings zeichnet sich der Dietrich Reimer'sche Verlag durch seine historischen Atlanten aus, indem er dem bekannten „Atlas antiquus“ von Heinrich Kiepert einen neuen „Historischen Atlas zur mittleren und neueren Geschichte“ von Dr. Karl Wolff in Hildesheim folgen läßt. Der ersten Lieferung dieser gediegenen Arbeit gehört die oben genannte Karte an. Deutschland, dem Wolff schon 1872 seine große kartographische Darstellung der „geschichtlichen Bestandtheile des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreichs“ gewidmet, findet auch in dem neuen Atlas von achtzehn Karten besondere Berücksichtigung.

Die heiligen drei Könige.

(Mit Abbildung. S. 69.)

Zur stillen Zeit geht's in der Ruh'
Der Kölner Domgruft seltsam zu.
Wo sie die Heiligenleiber verbergen,
Da regt es sich fröhlich in den Särgen:
Da steiget singend Herr Melchior
Mit dem frisch geputzten Stern hervor;
Der junge Herr Balthasar geigt wie zur Mette;
Herr Kaspar bläst die Clarinette.

„Das weiß in Köln ein jedes Kind,
Daß wir die heil'gen drei Könige sind.
Zur stillen Zeit wir auferstehen,
Von Dorf zu Dorf wallfahren gehen.
Macht auf die Thür, macht auf das Thor,
Die heil'gen drei Könige stehen davor!
Der Stern glänzt in Ehren, hell schallen die Weisen;
Nun gebt uns zu zehren, zu trinken und speisen!

Wir heil'gen drei Könige mit dem Stern,
Wir essen und trinken, bezahlen nicht gern.
Wir sind willkommen in frommen Landen
Als Könige und als Musikanten.
Doch weh' uns Armen — kein Gotterbarm
Beschützt uns vor dem Herrn Gensd'arm,
Und die Ketzer rufen in allen Gassen:
Wir könnten uns wieder begraben lassen.

Es ist halt eine schlimme Zeit
Für uns're Drei-Königs-Heiligkeit.
Sonst glaubten selbst die ältesten Weiber
An die drei heiligen Königsleiber:
Jetzt mag, mit verbotenem Heiligenschein,
Der Teufel ein heil'ger Drei-König sein!“ —
Das ist — o neue Reichsbeschwerde! —
Das Loos des Schönen auf der Erde!

Fr. Hfm.

Ludwig Würkert. „Wenn der Leser diese Zeilen liest, sitzt Ludwig Würkert in seiner Gefängnißzelle auf Schloß Mildenstein bei Leisnig.“ So steht in Nr. 3 der „Gartenlaube“. Wir hatten die Absicht, dieses Blatt dem greisen Dulder zur Herzerfreuung in's Gefängniß zu senden, das er am 11. Januar beziehen wollte. Da sprach, noch in der letzten Nacht vorher, um 11 Uhr, der Tod ihn von der Strafe frei. Ein Schlaganfall hatte rasch seinem prüfungsreichen Leben ein schmerzloses Ende gemacht. Das für ihn bestimmte Blatt der „Gartenlaube“ ist ihm in den Sarg gelegt worden. Nun ehrt der treue, tapfere Alte, der am 16. December seinen fünfundsiebenzigsten Geburtstag gefeiert hatte, anstatt das Gefängniß, den Gottesacker von Leisnig.

Kleiner Briefkasten.

O. v. M. in D. Sie bezweifeln die Wahrheit der in dem Artikel „Auf den Diensteid“ (Nr. 45 vorigen Jahrgangs: „Die Schäden der modernen Cultur“) berichteten Thatsache. Daß solche Ueberschreitungen noch immer vorkommen, wollen Sie aus einer Correspondenz des „Mainzer Anzeigers“ — in einer der ersten Nummern dieses Jahres — ersehen. Es heißt dort: „Eine Reihe von Mißhandlungen unglaublicher Art, verübt durch Agenten unserer Polizei, wird uns von den Opfern derselben mitgetheilt. Dieselben wurden wegen eines unbedeutenden Straßenlärms arretirt und in das Depot abgeliefert. Dort angelangt, wurden sie einem summarischen Verfahren unterworfen, welches sie, wie folgt, schildern: Nachdem wir ruhig hineingegangen waren, empfing man uns drinnen mit Faustschlägen, riß uns bei den Haaren, und schließlich regalirte uns der wachhabende Sergeant mit der Hundepeitsche.“ — Dies schließt übrigens nicht aus, daß von Seiten des Publicums oft ebenso rücksichtslos gegen die Beamten der Polizei vorgegangen wird.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Warum denn so zart verblümt, Großmama? Die Partei selbst nennt das Ding ziemlich unverfroren beim Namen,“ warf Flora geflissentlich leicht und nachlässig hin. „Meine Jungfer hat heute Morgen beim Oeffnen der Läden wieder einmal einen Drohbrief auf meinem Fenstersims gefunden; sie sah sich gezwungen, ihn mit der Feuerzange anzufassen und mir zur Einsicht hinzuhalten — so unappetitlich war der Wisch; er liegt in ihrer Stube, für den Fall, daß Du ihn zu Deinen Acten legen willst, Moritz. Neues enthält er selbstverständlich nicht — immer dieselben Phrasen! Wissen möchte ich aber doch, weshalb diese Menschen gerade mich so ganz besonders mit ihrem Classenhasse beehren.“

Käthe konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß es sich hier wohl weniger um den Haß gegen die bevorzugte Classe, als gegen die Persönlichkeit selbst handle. Sie begriff, daß diese herrische Erscheinung in fürstlich reichen Gewändern, mit den verächtlichen Linien um den Mund und der männlich schroffen Redeweise von Fernstehenden leicht für alle vom Hause ausgehenden Maßregeln verantwortlich gemacht wurde.

„Die gehässigen Angriffe sind doppelt lächerlich durch den Umstand, daß gerade *ich* mich für die sociale Frage lebhaft interessire,“ fuhr Flora unter kurzem Auflachen fort; „ich habe schon manchen zu Gunsten der Arbeiterclasse wirkenden Artikel in die Welt hinausgeschickt.“

„Mit dem Schreiben allein macht man das heute nicht mehr,“ sagte Doctor Bruck vom Fenster herüber. „Die besten Federn haben sich stumpf daran geschrieben und die Wogen der Bewegung gehen immer höher und schwemmen die Theorien vom Papier.“

Aller Augen richteten sich auf ihn. „Ei, und was soll man thun?“ fragte Flora spitz.

„Sich die Leute und ihre Forderungen selbst ansehen. Was nützt es, wenn Du aus dem Heer von Denkschriften und Brochüren über dieses Problem ‚das Für und Wider‘ an Deinem Schreibtische mühsam zusammensuchst —“

„O, bitte“ — in ihren Augen entzündete sich plötzlich ein grelles Feuer.

„Und Todtes zu dem vielen Todten wirfst?“ fuhr er unbeirrt fort. „Deine Artikel werden diesen Leuten schwerlich zu Gesicht kommen, und wenn auch — was helfen sie ihnen? Worte bauen ihnen keine Heimstätte. Gerade den *Frauen* in den Familien der Arbeitgeber fällt ein bedeutender Theil der Lösung zu, ihrem milden Einfluß auf das härtere Männergemüth, ihrer sanften hülfreichen Vermittelung, ihrer Klugheit. Aber die Wenigsten geben sich die Mühe, darüber nachzudenken oder, was ich in erster Linie von ihnen verlange, ihr Herz zu befragen. Sie nehmen die Mittel zur Bestreitung ihrer heutzutage fast schrankenlosen Bedürfnisse aus den Händen der Männer, ohne zu erwägen, daß vor ihrer Thür alle Elemente zu einem furchtbaren Conflict stetig emporwachsen.“

Die Präsidentin strich mit ihren schlanken Händen langsam über die atlasspiegelnde Fläche ihres Ueberkleides, und ohne auf den letzten Ausspruch einzugehen, sagte sie gelassen: „Ich gebe sehr gern; nur bin ich nicht gewöhnt, meine Almosen direct in die Hand der Heischenden zu legen, und so mag es kommen, daß man nicht weiß, wie viel und wie oft ich gebe. Dieses Mißkennen läßt mich übrigens sehr ruhig, selbst wenn es mich verantwortlich machen möchte für die Rohheiten, denen wir augenblicklich ausgesetzt sind.“

„Die Rohheiten sind abscheulich. Niemand kann sie strenger verurtheilen als ich,“ versetzte Doctor Bruck ebenso kalt; „aber —“

„Nun, ‚aber‘? Sie behaupten schließlich doch, wir Frauen im Hause des Arbeitgebers hätten sie provocirt?“

„Ja, Frau Präsidentin, Sie haben den Arbeitgeber abgehalten, seinen Leuten helfend entgegenzukommen, die Forderung der Arbeiter aber war keine unbillige, keine jener häßlichen Ausschreitungen, welche gegenwärtig die an sich vollkommen gerechte Sache der Partei verdunkeln und anrüchig machen — sie wollten auch kein Almosen, sondern mit Hülfe des Fabrikherrn sich selbst emporarbeiten zu einer beglückteren Existenz.“

Die alte Dame klopfte ihn leicht auf die Schulter und sagte freundlich, aber doch in jenem bestimmten, kurz abfallenden Tone, mit welchem sie das Gespräch abzubrechen wünschte: „Sie sind ein Idealist, Herr Doctor.“

„Nur ein Menschenfreund,“ versetzte er flüchtig lächelnd und griff nach seinem Hute.

Seine Braut hatte ihm längst den Rücken gewendet und war in das andere Fenster getreten. Kein Frauengesicht war mehr geeignet, den Ausdruck der Feindseligkeit anzunehmen, als dieses Profil, das die Lippen so fest über den Zähnen zu schließen vermochte. . . . Der Mann dort hatte mit dürren Worten gesagt, sie suche an ihrem Schreibtische mühsam fremde Ideen zusammen — unerhört, bei *ihrer* Begabung! Sie

hatte allerdings nie ihre feinen Sohlen mit dem Arbeitsstaub in des Schwagers Spinnerei befleckt; sie wußte auch in der That nicht, wie es bei den Leuten aussah, die das dringende Verlangen nach Reformen unter eine Fahne rief und sie zu einer Macht anwachsen ließ, die sich wie ein Keil zwischen die gesellschaftliche Ordnung schob und sie zu zersprengen drohte Aber wozu denn auch? Mußte man denn Alles in Wirklichkeit gesehen und erlebt haben, was man schilderte? Lächerlich! wozu waren denn Geist und Phantasie da?... Bis heute hatte der Doctor ihre literarischen Bestrebungen mit keiner Silbe berührt — „aus Scheu und Respect“ hatte sie gedacht, und nun griff er dieses Wirken plötzlich so plump, so verständnißlos an — er! Sie rang schwer mit sich. „Ich begreife nicht, Großmama, wie Du Dich zu der Bezeichnung ‚Idealist‘ versteigen konntest,“ rief sie mit funkelnden Augen herüber. „Ich dächte, Bruck hätte vorhin das große Thema trocken genug beleuchtet. Nach seinem Programme sollen wir schleunigst Comfort und Eleganz abstreifen und in Sack und Asche gehen; wir sollen uns beileibe nicht geistig beschäftigen, sondern Volkssuppen kochen. Daß wir die Stille und Abgeschlossenheit unsers Parkes vertheidigen, ist Todsünde — es versteht sich von selbst, daß wir die hoffnungsvolle Schuljugend direct unter unseren Fenstern turnen und lärmen lassen ꝛc., und wenn wir nicht brav sind und schön folgen, da stellt er uns ein Gespenst vor die Thür.“ — Sie lachte kurz und hart auf. „Uebrigens verrechnet sich solch ein Menschenfreund mit seinen Sympathien ganz gewaltig Sollte es wirklich zu dem geweissagten Zusammenstoß kommen, dann wird das Gespenst mit ihm ebenso kurzen Proceß machen, wie mit uns auch.“

„Ich habe nicht viel zu verlieren,“ sagte der Doctor mit einem halben Lächeln.

Flora kam raschen Schrittes herüber. Ihre Löckchen flogen, und die schwere Sammetschleppe fegte den Marmorfußboden.

„O, seit heute Morgen darfst Du das nicht mehr sagen, Bruck,“ entgegnete sie beißend. „Bist ja Hausbesitzer geworden, wie mir Moritz mittheilte. Alles Ernstes — hast Du wirklich Deine Drohung von gestern wahr gemacht und die entsetzliche Baracke drüben am Flusse erstanden?“

„Meine Drohung?“

„Nun, anders kann ich's doch nicht nennen, wenn Du mir ein solches Schreckbild für die Zukunft hinstellst? Du hast, wie Du es gestern selbst bezeichnet, Deine Ersparnisse in einem Grundstücke angelegt, das für mich das non plus ultra der Einöde, der Aermlichkeit und der abstoßenden Häßlichkeit ist. Zur Augenweide allein hast Du doch das Kleinod unmöglich an Dich gebracht, und deshalb frage ich Dich ernstlich: ‚Wer soll darin wohnen?‘“

„Du brauchst es mit keinem Fuße zu betreten.“

„Das werde ich auch niemals — darauf kannst Du Dich verlassen. Eher —“ es war ein schwer zu enträthselnder Blick, mit welchem der Doctor unterbrechend die Hand hob, aber dieser verdunkelte Blick hatte etwas so gewaltig Zwingendes, daß der rothe Mund des schönen Mädchens unwillkürlich verstummte.

„Ich habe das Haus für meine Tante bestimmt und werde nur ein Zimmer für mich reserviren, das mir für meine freien Stunden einen ungestörten Arbeitswinkel im Grünen bietet,“ sagte er gleich darauf weit ruhiger, als man nach seinem vorherigen Gesichtsausdrucke hätte erwarten können.

„Ah, viel Vergnügen dazu! Also ein specielles Sommerasyl! — Und im Winter, Bruck?“

„Im Winter werde ich mich mit dem grüntapezirten Zimmer begnügen müssen, das Du in unserer zukünftigen Wohnung selbst für mich bestimmt hast.“

„Aufrichtig gestanden — ich mag die Wohnung nicht mehr. Gerade um dieses Eckhaus tost der Straßenlärm unaufhörlich und wird mich stören, wenn ich arbeiten will.“

„Nun, dann werde ich dem Hauswirthe Abstandsgeld zahlen und eine andere suchen,“ entgegnete er mit unerschütterlichem Gleichmuth.

Flora wandte sich achselzuckend von ihm weg, und zwar so, daß Käthe ihr voll in's Gesicht sehen konnte. Fast schien es, als stampfe die schöne Braut den Boden. Sie warf den Kopf in den Nacken und sah mit einem Augenaufschlage nach der Zimmerdecke, als ob sie verzweifelt ausrufen wollte: „Gott im Himmel, ist ihm denn gar nicht beizukommen?“

In diesem Augenblicke schellte die Präsidentin so stark, daß das Geklingel scharf und anhaltend vom Ende des langen Corridors hereindrang. Die alte Dame sah streng und beleidigt aus — in ihrem Beisein durfte es zu solchen tactlosen Auseinandersetzungen nicht kommen. „Du magst nicht gerade vortheilhaft über die Gastfreundschaft und den guten Ton im Hause Deines Schwagers denken, Käthe,“ sagte sie zu dem jungen Mädchen. „Man hat Dir weder die Reisejacke abgenommen, noch einen Stuhl zum Niedersitzen angeboten; statt dessen mußt Du, gleichviel ob Du Lust hast, oder nicht, unnütze Erörterungen anhören und auf dem kalten Steinfußboden stehen, während dort die dicken, warmen Teppiche liegen.“ Sie zeigte nach den zwei entgegengesetzten Zimmerecken, welche Gruppen von Polstermöbeln und in der That kostbare, schwellende Smyrnateppiche ausfüllten, dann gab sie dem eintretenden Bedienten Befehle für die Hausmamsell hinsichtlich der schleunigen Instandsetzung einiger Gastzimmer.

Damit war die athemlose, herzbeklemmende Spannung gelöst, welche sich bei dem zugespitzten Wortwechsel der Zuhörenden bemächtigt hatte. Der Commerzienrath beeilte sich, der Angekommenen das Jaquet abzunehmen, und Henriette verließ mit einer tiefen Fiebergluth auf den eingefallenen Wangen den Wintergarten, um ihre Taube fortzutragen.

„Wollen Sie nicht zum Thee bleiben, Herr Doctor?“ fragte die Präsidentin den Arzt, der sich abschiednehmend vor ihr verbeugte. Er entschuldigte sich mit einigen Krankenbesuchen, die er noch zu machen habe — Gründe, bei welchen es sarkastisch um Flora's Lippen zuckte, aber das schien er nicht zu bemerken; er reichte ihr die Hand, ebenso dem Commerzienrathe, vor Käthe aber neigte er sich ritterlich ehrerbietig, durchaus nicht wie vor einer jungen, neuen Schwägerin; für ihn war und blieb sie vorderhand das Mädchen aus der Fremde, und die Anderen schienen diese Auffassung ganz in der Ordnung zu finden... Mit ihm zugleich verließ Henriette das Zimmer.

„Hör' mal, Flora, für künftig verbitte ich mir dergleichen unerquickliche Scenen, wie wir sie eben mitansehen mußten,“ sagte die Präsidentin stirnrunzelnd mit sehr verschärfter Stimme, nachdem sich die Thür hinter den Hinausgehenden geschlossen hatte. „Du hast Dir die vollkommene Freiheit gewahrt, auf Dein Ziel loszusteuern, wie es Dir paßt und gefällt — gut — von meiner Seite ist Dir bisher nicht das Geringste in den Weg gelegt worden, aber ich protestire energisch, sobald Du Lust zeigst, die widerwärtige Sache vor meinen Augen auszufechten. Wie gesagt, ich verbitte mir das ernstlich! Soll ich Dir wiederholen —“

„Liebe Großmama,“ unterbrach sie die junge Dame persiflirend und verächtlich, „wiederhole nicht!... Du willst doch nur sagen: ‚In diesem Hause kann gemordet werden; es kann brennen — gleichviel, wenn nur die Frau Präsidentin Urach leuchtend wie ein Phönix aus der Asche hervorgeht‘.... Pardon, Großmama! Ich will es in meinem ganzen Leben nicht wieder thun. Das Haus ist ja groß genug; man kann auch außer Deinem Gesichtskreise auf die Mensur gehen. Ach, wenn es mir nur nicht so entsetzlich schwer gemacht würde! Ich fürchte, eines schönen Tages verliere ich doch die Geduld —“

„Flora!“ rief der Commerzienrath mit einer Art von bittender Mahnung

„Schon gut, mein Herr von Römer! Ich habe selbstverständlich jetzt auch Rücksicht auf Deine neue Standeswürde zu nehmen. Gott, was Alles lastet auf meinen armen Schultern! Und womit verdiene ich die Heimsuchung, daß sich die Herzen wie die Kletten an mich hängen?“

Sie griff nach ihrem Hute und nahm die Sammetschleppe auf, um zu gehen — vor Käthe hielt sie den Schritt an.

„Siehst Du, mein lieber Schatz,“ sagte sie und legte der jungen Schwester den Zeigefinger unter das Kinn, „so geht es dem armen Frauenzimmer, wenn es sich für einen kurzen Moment mit der Sentimentalität einläßt und zu lieben sich einbildet. Es hat plötzlich den Fuß im Tellereisen und seufzt wehklagend ein, daß die abgedroschene gute Lehre: ‚Drum prüfe, wer sich ewig bindet!‘ eine abscheuliche neue Wahrheit enthält — denke an Deine Schwester und nimm Dich in Acht, Kind!“

Damit ging sie hinaus, und Käthe sah ihr mit großoffenen Augen nach. Was für eine seltsame, unbräutliche Braut war doch die schöne Schwester! —

6.

Nahe der westlichen Grenze des Parkes lagen die Ueberreste des ehemaligen alten Herrenhauses Baumgarten. Von dem ganzen einst wohlbefestigten und mit Wassergräben umgebenen Ritterschlosse stand nur noch ein Zimmerthurm von bedeutenden Dimensionen, an den sich der geschwärzte Mauerrest eines Seitenflügels festklammerte. Vor sechszig Jahren war der Bau niedergerissen worden. Der damalige Besitzer, meist im Auslande lebend, hatte das Herrenhaus im modernen Styl, als Villa Baumgarten, an das entgegengesetzte Ende des Grundstückes, an die Promenade, verlegt, um bei seinem zeitweiligen Aufenthalt in der Heimath „unter Menschen zu sein", und die schönbehauenen Granitblöcke des alten Schlosses beim Neubau verwenden lassen. Den Thurm mit seinem Ruinenanhängsel hatte man als Schmuck der Parkanlagen respectirt. Er erhob sich auf einem grünberasten künstlichen Hügel; um seine Basis drängte sich verwildertes Buschwerk; auf dem anstoßenden Mauerstück mit seinem mächtigen Fensterbogen hatten sich Stachelbeersträucher und Heckenrosen eingenistet, und der wilde Hopfen kletterte ihnen nach und streute grüne Ornamente über das dunkle Gestein.

Diese Ruine inmitten eines Wasserringes hatte jedenfalls ihren Zweck als Decoration erfüllt, aber nach dem damaligen Besitzer war eine praktische nutzenheischende Generation gekommen — sie hatte das Wasser aus dem Graben abgeleitet und in den vortrefflichen Schlammboden Gemüse gepflanzt. Das war nach dem Ausspruche des Schloßmüllers das einzige Vernünftige gewesen, das er bei seinem Ankauf im Parke vorgefunden, und als solches hatte er auch das einträgliche Stückchen Boden sofort zur eigenen Benutzung reclamirt. Käthe war als Kind sehr gern in dem kleinen Thale, wie sie den Graben nannte, umhergewandert. Das himmelschreiende Attentat auf die Romantik und den historischen Nimbus des ehemaligen Wasserschlosses war ihr selbstverständlich damals nicht zum Bewußtsein gekommen; sie war mit Suse stundenlang pflückend durch die Wildniß der Stangenbohnen und jungen Erbsen geschlüpft, ahnungslos, daß bei einem plötzlichen Durchbruche vom Flusse her die Fluthen hereinströmen und sie und Suse und die ganze grüne Herrlichkeit verschlingen könnten.

Heute nun, am fünften Tage nach ihrer Ankunft, betrat sie zum ersten Mal wieder diese entlegene Parkpartie und stand wie geblendet. Noch hingen die Hopfenranken blätterlos wie ein fahles Netz um die Mauern, und der Hügelrasen, winterdürr und zerwühlt, zeigte noch keine grüne Halmspitze, aber die Aprilsonne lag breit und glänzend auf dem ruinengekrönten Hügel und hob ihn malerisch von dem Tannenwalde, der im Hintergrunde sich über eine lange Bergwand hindehnte. Nicht eine Spur von frischem Mörtel zeigte die aufbessernde Menschenhand an den Mauern; kein neuer Stein war eingefügt worden, aber es schien auch keiner zu fehlen; nur die mächtigen Fensterhöhlen des Thurmes, vor denen früher vermorschte Holzläden gelegen, gähnten weit offen, und es glitzerte so seltsam aus dem Steinrahmen, als webe ein abgesperrter Sonnenstrahl drin im tiefen Dunkel ein geheimnißvolles Goldgespinnst. Und neues liebliches Leben regte sich um den verfallenen Stammsitz Derer von Baumgarten; über der Mauerkrone des Thurmes kreisten in graziösem Fluge weiße und bunte Tauben, und aus dem Dickicht, unter der uralten Nußbaumgruppe hervor, die den Thurm nach Süden hin flankirte, kamen lautlos zwei Rehe und wandelten langsam über den Rasenhang. Das kleine Thal aber war verschwunden. Ein breiter funkelnder Wassergürtel umfluthete wieder, wie vor Zeiten, den Hügel, Alles, was drunten gegrünt und geblüht und emporgestrebt, nivellirend, als habe die regsame Menschenkraft nie seinen stillen Grund usurpirt gehabt.

Eine Brücke, in Ketten hängend, schwang sich über den Graben, und drüben, vor ihrem schmalen Ausgang quer hingestreckt, lag eine riesige Bulldogge; den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt, beobachtete sie mit wachsamem Auge das jenseitige Ufer.

„Da siehst Du nun Moritzens Tusculum, Käthe," sagte Henriette, die an Käthe's Arm hing. „Einst Burgverließ mit den üblichen Marterwerkzeugen und Todesseufzern, vor noch vier Monaten unbestrittener Wohnsitz verschiedener Eulen und Fledermäuse und meiner Tauben, und jetzt Salon, Schlafgemach und sogar Schatzkammer des Herrn Commerzienrath von Römer.... Gelt, schwarz genug sieht das Ding noch aus, und man meint, der nächste Sturmwind müsse das Mauerstück über den Haufen blasen, aber das Alles ist niet- und nagelfest, und gerade dort unter den überhängenden Steinen haust Moritzens Diener — der Mensch wohnt beneidenswerth."

Flora war auch mitgekommen. „Wem's gefällt!" sagte sie trocken und achselzuckend. „Uebrigens eine merkwürdig originelle Idee für einen Krämerkopf — meinst Du nicht, Käthe?" Sie schritt an den Schwestern vorbei über die Brücke. Ein Stoß ihres schönen Fußes scheuchte den Hund aus dem Wege, dann stieg sie den Rasenhang hinauf. Schüchtern flohen die Rehe vor der seidenrauschenden Erscheinung; die Tauben flatterten geängstigt von den unteren Fenstersimsen, und der Hund knurrte widerwillig und ging der herrischen Dame um einige Schritte langsam nach.... Wie sie droben stand, die schlanken Hände auf das Schloß der eisenbeschlagenen Thurmpforte gelegt und den Kopf mit dem metallisch funkelnden Blondhaar über die Schulter zurückwendend, im hellgrauen, silberflüssig schimmernden Seidenkleid mit Puffärmeln und seitwärts aufgenommener Schleppe, da war sie das leibhaftige Sagenbild der schönen Kaisertochter im Kyffhäuser.

Unwillkürlich glitt Käthe's Blick von ihr weg auf Henriette, die sich dicht an ihre Seite schmiegte, und das Herz that ihr weh. Die hinfällige Gestalt mit ihren eckigen Linien in dem knappanliegenden Ueberkleid von glänzenden Farben balancirte förmlich auf übermäßig hohen Absätzen. Sie athmete so kurz und hastig und sah so grellbunt, so kokett und dadurch fast lächerlich aus. Aber sie hatte in den letzten zwei Tagen an häufig wiederkehrenden Erstickungsanfällen gelitten, und sie wollte doch nicht krank sein — die Welt sollte nun einmal nicht wissen, daß sie leide. Sie konnte mitleidigen Blicken oder theilnehmenden Bemerkungen gegenüber so zornig und beißend werden. Und doch hatte sie schwerer als sonst gelitten; denn Doctor Bruck, der sie behandelte und ihr stets Linderung zu verschaffen wußte, war verreist, und zwar wenige Stunden nach seinem neulichen Weggange aus der Villa; er sei von einem Freunde telegraphisch nach L.....g berufen worden und werde mehrere Tage ausbleiben, hatte er seiner Braut in einem kurzen Billet mitgetheilt. Der ärztliche Beistand des Medicinalrath von Bär aber war von der Kranken energisch zurückgewiesen worden — „lieber sterben!" hatte sie, mit ihrer Erstickungsangst kämpfend, geflüstert. Käthe hatte die Schwester fast allein gepflegt und hütete sie seitdem mit zärtlicher Sorgfalt. Jetzt legte sie sanft ihren Arm um die gebrechliche Gestalt und führte sie über die Brücke, nach der Ruine.

Wie oft war sie als Kind den Rasenabhang hinabgelaufen und durch das Gestrüpp gekrochen! Wie oft hatte sie durch das weite Schlüsselloch der Thurmpforte gelugt! In den Kellern des Thurmes sollte noch Pulver aus dem dreißigjährigen Kriege liegen, und an den Wänden herum hänge „lauter grausiges Zeug", hatten die Dienstleute gesagt. Aber es war immer rabenschwarze Finsterniß drin gewesen, und eine dicke, schwere Luft hatte das lauschende Kindergesicht erschreckend angehaucht; hatten nun gar ein Paar Eulenflügel sich von droben geregt, dann war sie, wie von Furien gejagt, den Hügel hinabgesprungen und hatte sich mit beiden Händen, von Grauen geschüttelt, an Suse's Schürze angeklammert.... Jetzt stand sie drin, am Fuße einer teppichbelegten schmalen Wendeltreppe, und bestaunte mit großen Augen die Wunder, die das Geld des reichen Kaufmanns bewirkt. Draußen scheinbar zusammensinkendes Trümmerwerk, und innen ein vollkommenes Ritterheimwesen. Der einst mit den Augen nicht zu durchdringende Raum war ein weites Gewölbe, das mit seinen starken Steinbögen die ganze Last der oberen Stockwerke trug. An den Wänden hing noch „das grausige Zeug", Helme und Waffen, aber es war geschmackvoll geordnet, und die blanken Flächen sprühten den Sonnenschein zurück, der blendend und ungehindert durch die Fenster fiel. Man hatte, um dem Thurme von

außen den Charakter der Ruine zu belassen, selbst das Fensterkreuz vermieden und ungebrochene Spiegelscheiben in die dicken Mauern eingesetzt — daher das wunderliche Glitzern tief drinnen. . . . Der Bau war ein sogenannter Bergfriet, in Zeit der höchsten Gefahr ein Zufluchtsort für die Burgbewohner gewesen. Als solcher hatte er damals in seinen oberen Gemächern jedenfalls nur die allerprimitivste Einrichtung enthalten, jetzt aber durfte er sich an Prachtentfaltung getrost mit den ehemaligen, nun längst von der Erde verschwundenen Banketsälen im Haupthause messen.

Als die beiden Schwestern in das erste Zimmer des oberen Stockwerkes traten, da lehnte Flora bereits, eine glimmende Cigarette in der Rechten, graziös nachlässig zwischen den purpurfarbenen Kissen eines Ruhebettes und sah zu, wie der Commerzienrath in der silbernen Maschine den Nachmittagskaffee braute. Er hatte die drei Schwägerinnen dazu eingeladen.

„Nun, Käthe?" rief er dem jungen Mädchen entgegen und deutete mit dem ausgestreckten Arme bezeichnend rundum über das Neugeschaffene.

Sie stand auf der Schwelle, einen schwarzen Schleier lose über die goldbraunen Flechten geworfen, hellen, lachenden Auges und so hoch und kraftvoll, als entstamme sie selbst dem alten Reckengeschlechte Derer von Baumgarten.

„Hochromantisch, Moritz! Die Täuschung ist vollkommen," antwortete sie heiter. „Der da unten" — sie zeigte durch das nächste Fenster hinab auf den flimmernden Wassergürtel — „könnte Einen durch seine ernsthafte Vertheidigungsmiene erschrecken, wüßte man nicht, daß ein Commerzienrath des neunzehnten Jahrhunderts dahinter sitzt."

Er zog die feinen Augenbrauen finster zusammen, und sein Blick streifte unsicher ihr Gesicht — sie bemerkte es nicht. „Hübsch und löblich ist es ganz gewiß nicht gewesen, daß sich Kohl und Rüben früher auf seinem Grunde breit machen durften," fuhr sie fort; „das weiß ich nun, wenn mich auch das kleine Thal in der Erinnerung anheimelt. Aber ist es nicht ein interessantes, wunderliches Spiel des Wechsels, daß der Kaufmann die Schranken erneut, die das alte Rittergeschlecht zuletzt selbst mißachtet und als überflüssig entfernt hat?"

„Vergiß nicht, meine liebe Käthe, daß ich nunmehr der Ritterschaft selbst angehöre!" versetzte er gereizt und in sehr pikirtem Ton. „Traurig genug, daß sich die alten Geschlechter dem Zeitgeist anbequemt und ehrwürdige Institutionen achtlos aufgegeben — nicht ein Jota durften sie fallen lassen. Es ist ein unverantwortlicher Raub an uns, die wir die Nachfolgenden sind."

„Schwachkopf! Er ist katholischer als der Papst," murmelte Henriette ergrimmt; sie schritt tiefer in's Zimmer, während Käthe mechanisch die Thür hinter sich fester zuzog, ohne den halb erschrockenen, halb nachdenklichen Blick von dem sichtlich erregten Manne am Credenztisch wegzuwenden. Sie hatte ihn als Kind gern gehabt, wie alle Menschen, die mit ihm verkehrten. Früh verwaist, aus einer braven Handwerkerfamilie stammend, von bestechend schönem Aeußern und einschmeichelndem Wesen, war er in das Geschäft des Banquier Mangold als Lehrling gekommen und schließlich dessen Schwiegersohn geworden. Käthe wußte, daß er ihre Schwester Clotilde bis zu deren frühem Tod auf den Händen getragen; sie hatte ihn immer nur fügsam bis zur Unterwürfigkeit ihrem Vater gegenüber gesehen, auch war er stets gleichmäßig freundlich und hülfreich selbst gegen die untersten Dienstleute des Hauses gewesen — und jetzt schwebte um den schön geschwungenen Männermund dort ein scharf ausgeprägter Zug von widerwärtigem Hochmuth. Der Seilersohn stieß verächtlich die Leiter um, auf der er emporgeklommen; sein Glücksrausch blendete ihn dergestalt, daß er in den Jargon der eingefleischtesten Krautjunker verfiel.

Henriette hatte sich auf einen niedrigen, polsterbelegten Schemel gekauert, und die Arme um die Kniee legend, sagte sie beißend: „Liebster Moritz, ich bitte Dich, thue nicht so entsetzlich herausfordernd! Es könnte irgend eine alte Ahnfrau d'rüber aufwachen und sehen, wie der tapfere Nachfolger und Burgherr Kaffee kocht, und das züchtige Burgfräulein bequem dort liegt und Cigaretten raucht — na, die würde Augen machen!"

Flora veränderte ihre Stellung nicht um eine Linie; sie nahm nur langsam die Cigarre aus dem spöttisch lächelnden Munde. „Genirt es Dich, Schätzchen?" fragte sie in verstellt phlegmatischem Ton und stäubte mit dem Ringfinger die Asche ab.

„Mich?" — Henriette lachte hart auf. „Du weißt, daß ich mich durch Dein genialisches Thun und Treiben nicht geniren lasse — die Welt ist weit, Flora; man kann sich aus dem Wege gehen und —"

„Pst, nicht so bissig, Kleine! Ich fragte aus purem Mitleid, weil Du brustkrank bist."

Ein fliegendes Roth erschien und verschwand in jähem Wechsel auf den schmalen Wangen der Kranken, und in ihren Augen funkelten Thränen — sie bezwang sich mühsam. „Danke schön, aber sorge Du zuerst für Dich selber, Flora! Ich weiß, es zuckt Dir in allen Fingern, das qualmende Ding da zum Fenster hinauszuwerfen, denn es beräuchert Deine Perlenzähne wie Meerschaum und jagt Dir einen Schauder des Abscheues nach dem anderen über die Haut — trotzalledem diese heroische Selbstüberwindung! Aus Emancipationssucht? Bah, Du hast zu viel guten Geschmack, Flora, um zu den allerordinärsten Requisiten des Blaustrumpfes zu greifen; auch bringst Du dieser Neigung, die ja schließlich doch nur auf öffentliche Verherrlichung ausgeht, kein Opfer, das verhäßlicht —"

„Schau, was sie für eine hohe Meinung von mir hat, die liebe Seele!" sagte Flora, unter ironischem Auflachen den Kopf schüttelnd, zu dem Commerzienrath.

„Du übst Dich im Rauchen und wirst das vielleicht drei bis vier Wochen consequent durchführen," fuhr Henriette unbeirrt, aber mit sichtlicher Erbitterung fort; „weil es Leute giebt, die den Tabaksrauch im Frauenmunde verabscheuen wie Pesthauch. Du suchst Händel, willst erzürnen, es ist der letzte Hebel, den Du ansetzest —"

Flora richtete sich aus ihrer halbliegenden Stellung auf. „Nun, und wenn, mein Fräulein?" fragte sie stolz zurückweisend. „Ist es nicht meine Sache, ob ich gefallen oder abstoßen will?"

„Weit entfernt! In Deinem Falle bleibt Dir nur noch die Aufgabe, zu beglücken," brauste Henriette empört auf.

„Lächerlich! Trage ich hier vielleicht den Ehering?" — Sie zeigte auf den elfenbeinweißen Goldfinger der Rechten. „Gott sei Dank, nein! . . . Uebrigens hast Du am allerwenigsten Ursache, Dich zu echauffiren und eine Lanze einzulegen — Du bist krank, armes Ding, und mehr als je auf Deinen Arzt angewiesen, aber er zieht es vor, eine Vergnügungsreise zu machen und auf die unmotivirteste Weise wochenlang fortzubleiben."

Jetzt mischte sich auch der Commerzienrath in den Wortwechsel der erbitterten Schwestern. „Unmotivirt, Flora, weil er Dir den Grund seiner Reise nicht des Langen und Breiten mitgetheilt hat?" rief er ärgerlich. „Bruck spricht nie über seinen Beruf und die damit verknüpften Vorkommnisse, das weißt Du. Er ist ohne Zweifel an ein Krankenbett gerufen worden —"

„Nach L . . . . . g, wo man berühmte Universitätsprofessoren haben kann? Ha, ha, ha! Eine kostbare Idee! Mache Dich doch nicht lächerlich mit dergleichen Illusionen, Moritz! Uebrigens ist das ein Punkt, über den ich grundsätzlich nicht mehr mit Euch streite — basta!" Sie streckte ihre Rechte nach der Kaffeetasse aus und schlürfte den köstlich duftenden Trank. Henriette aber schob grollend die gebotene Labung zurück; sie stand auf und trat an die Glasthür, die auf die anstoßende Ruine hinausführte. Das Mauerstück war der Rest einer Colonnade, die einst von dem ersten Stockwerk des Haupthauses in den Thurm geführt hatte; die zwei schön gewölbten, auf schlanken Säulchen ruhenden Bögen bildeten jetzt eine Art Söller mit prachtvoller Fernsicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ungarisches Königsschloß.

Von Michael Klapp.

Cavaliere haben bekanntlich ihre noblen Passionen, die sie sich theils bezahlen, theils Anderen schuldig bleiben. Besteht erst ein ganzes Volk aus Cavalieren, wie man von dem magyarischen behaupten könnte, aus geldstolzen, zum Theil verarmten, aber stets ahnenstolzen Cavalieren, so macht es seine Passionssachen nicht besser. Und Ungarn hat seine alten Passionen, hat deren, namentlich seit dem Jahre des Heils, in dem König Franz Joseph der Erste seinen Frieden mit ihm gemacht und seine politische Selbstständigkeit anerkannt hatte, wahrlich nicht wenige. Eine Schuld von über zweihundert Millionen ist lebendige Zeugin hierfür. Bei der großen Ehrfurcht, welche die Kinder des Ungarlandes vor den Gewohnheiten und Gepflogenheiten ihrer Altvordern und Altvordersten, bei der Vorliebe, welche sie für alles haben, was einst in altersgrauer Zeit ihre Väter gethan, und wären das auch Dinge, die das milde Aufklärungslicht unserer Zeit nicht mehr vertragen, bei dem heillosen Respect vor allem „Avitischen“, wozu bis vor ganz kurzem auch noch die Todtschlägereien bei den Landtagswahlen und der Prügel des Herrn Stuhlrichters gehörten, kann es nicht Wunder nehmen, daß sie auch die noblen Passionen und Bräuche der Väter nicht vergessen. Ein solcher nobler, alter Brauch des Magyarenvolkes brachte es mit sich, daß der ehrsamen Landesfrau, wenn sie zur Krönung schritt, ein „Krönungsgut“ dargebracht wurde. Da kamen dann die Magnaten und offerirten der neuen Königin ein großes Stück Landes, ein Schloß im Walde oder ein fettes Gut in wein- und maisreicher Ebene, je nachdem die großen Herren eben in der Gebelaune waren und je nachdem sie gerade mit dem Landesherrn in herrlichem Frieden oder auf schlechtem Unterthansfuße lebten.

Die ersten neunzehn Jahre der Regierungszeit Franz Joseph des Ersten waren bekanntlich nicht darnach angethan, in den Magyaren große Sehnsucht nach seiner Krönung wach zu rufen. Im Gegentheil. Der Groll wucherte an der Donau und der Theiß von Jahr zu Jahr mehr auf; die Nation wollte das Brod, das constitutionelle Brod seiner Väter und bekam doch nur die Steine des Herrn von Bach. Der Kaiser und seine Räthe gingen, so oft sie auch kamen, unbeliebt wieder von dannen, und keine Ungarseele frug nach der schönen Königin. Im Sommer 1867 endlich gab es Versöhnung zwischen Land und Reich, zwischen Volk und König von Ungarn.



Schloß Gödöllö in Ungarn.

Die Sonne von Königgrätz hatte das Eis, das sich in starker Kruste zwischen Deutsche und Ungarn in Oesterreich angelegt, zum Schmelzen gebracht; man einigte sich hüben und drüben und der durch achtzehn Jahre anerkennungslos regierende König der Magyaren ging nach Budapest, um sich seine Anerkennung zu holen und sich zum König krönen zu lassen.

Und da kamen denn die Magnaten wieder, von denen einige, wie z. B. Graf Andrassy, Anno 1848 dem kaiserlich-königlichen Galgen rechtzeitig entgangen waren, um neunzehn Jahre später dem Throne am nächsten stehen zu können, und brachten der schönen Königin ihre ritterliche Huldigung dar. Wußten sie ja doch seit Längerem, daß Elisabeth ihrer Nation sehr gewogen, daß sie ihre Sprache, die der Tochter Baierns nicht leicht geworden sein mag, mit Eifer erlernt und gern und vortrefflich spreche, daß sie ihre Dichter liebe, ihre erste Gesell-

schafterin und Vorleserin und ihren intimsten Umgang dem Ungarvolke entnommen und die Zeit herbeigewünscht, wo der endliche Friede mit Ungarn ihr gestatten würde, ihrer romantischen Sehnsucht nach Land und Leuten jenseits der Leitha Genüge zu thun. Einer solchen Königin gegenüber schien bloße ceremonielle Huldigung den Großen des Landes zu wenig, und der alte Brauch der Verabreichung eines „Krönungsgutes“ kam ihnen wieder in den Sinn.

Solch schöne und der Nation gewogene Königin mußte beschenkt werden — das sahen die Herren, die alle dazumal nach langer Zeit wieder in ihren diamantenstrotzenden Kalpaks, Dolmans und reich geschmückten Waffen durch die Straßen Pests schritten und es wieder in ihren prächtigen Palästen lebendig werden ließen nach so vielen Jahren der Zurückgezogenheit und politischen Trauer, sehr wohl ein. Und sie gingen hin und griffen in den Säckel des Landes, den sie ja von jeher als den ihren zu betrachten gewohnt waren, und suchten der schönen Königin ein Krönungsgut aus. Schloß Gödöllö war dazu ausersehen, das Krönungsgut der Königin Elisabeth zu werden. Mit drei Millionen Silbergulden ward es angekauft — ob es heute schon ganz bezahlt sein mag? —, vom Grunde auf restaurirt, hergestellt, eingerichtet und der Königin verehrt, die es dann so rasch lieb gewann, daß sie beinahe den größeren Theil des Jahres aus den Salons und Gefilden von Gödöllö gar nicht hinwegkommt.

„Dann muß dieses Gödöllö wohl ein herrlicher Fürstensitz sein?“ höre ich die Leser fragen. Wenige Menschen, die das Krönungsgut kennen gelernt, werden dies so ganz behaupten können. Man muß vielmehr ein hartgesottener Stock-Magyar, was man so einen „Magyar ember“ nennt, sein, um Gödöllö herrlich zu finden — man muß von der in den Theißebenen freilich viel verbreiteten, aber deshalb noch immer nicht durch die Erfahrung bestätigten Ansicht erfüllt sein, daß „magyarisch“ und „herrlich“ synonyme Begriffe seien, um sich frei und ungenirt der Bewunderung jenes Fürstensitzes an der Pest-Losonzer Bahn widmen zu können. Leuten, welche die Welt gesehen, welche sich in Compiègne und Fontainebleau herumgetrieben, die preußischen Königsschlösser kennen gelernt, in den lieblichen Winkeln von Windsor geträumt, die stylvoll schönen Besitzungen italienischer Nobili angestaunt, werden Gödöllö kaum zu den schönsten Landsitzen der europäischen Welt zu zählen vermögen. Schönbrunn, Laxenburg und sogar Hetzendorf — was seid ihr für Paradiese gegen das Königsschloß von Gödöllö!

Und doch — Kaiserin Elisabeth mag nicht mehr viel von euch wissen, seitdem ihr die „ritterliche“ Nation das Haus am Rakosch-Felde als Morgengabe zur Krone des heiligen Stephan dargebracht. Sie meidet euch, soviel sie nur kann, wandelt nicht gern in euren lauschigen Alleen, auf euren Blumenparterren und Gloriettthöhen, welche die Lieblingsplätze so vieler ihrer hohen Vorgängerinnen auf dem Throne gewesen; sie kommt selten, und kommt sie, so kommt sie nur, um rasch wieder nach Gödöllö von dannen zu ziehen — die Laune einer Königin! Wer will ihr mit Gründen beikommen, ihr nachgehen bis zum Ursprungsquell? Gödöllö ist schön; Gödöllö ist herrlich — „la reine l'a dit; die Königin hat's gesagt.“

Sehen wir es uns einmal an! Von Pest aus erreichen wir es mit der Hatvaner Bahn in kaum einer halben Stunde. Ein hübscher Herbsthimmel liegt über der weithingestreckten Ebene, die das Rakosch-Feld genannt wird, aber er vermag nichts mit seinen leicht schimmernden Lichtern für die Landschaft zu thun.

Es giebt Landstriche, aus denen der echteste italienische Himmel nichts zu gestalten vermöchte, über welche die Schönheit keine zaubervolle Gewalt hat. Ein solcher ist der „Rakosch“ bei Pest; was landschaftliche Langeweile zu bieten vermag, er bietet es, ja er überbietet es. Da giebt es keine sanftgeschwungenen Linien, weit und breit kein Hügelchen, keinen waldbekränzten Berg; das reine Husarenterrain könnte man den Rakosch nennen. Und wirklich hat es schon mehr Schlachten- als Landschaftsmaler gereizt. Die Schrecken des Krieges sind über den Rakosch zu wiederholten Malen dahingezogen, und so manche „wilde Jagd“ hat er, von Rakozy's bis auf Kossuth's Zeiten herab, über sein ödes Gefilde dahinjagen sehen.

Kriegerische Naturen, deren Phantasien gern die Gewaltpfade der Geschichte rückwandeln, mögen sich auf Gödöllö, das so oft den Schauplatz blutiger Thaten abgegeben, wohlbefinden und auf all die „Husarenstückchen“ horchen, deren um das Königsschloß herum jedes Fleckchen Erde zu erzählen hat, denn von alten und modernen Helden der Nation weiß die Umgegend Gödöllös viel zu erzählen, von Helden der Kriegssage und Helden der Geschichte, von tapferen Männern des Volkes und ihren streitlustigen Feinden, von Görgey und Kossuth, von Windischgrätz und Haynau. Gödöllö hat sie bei sich gesehen, wenn die Würfel der Schlacht bald für diesen, bald für jenen Theil gefallen waren und viele, viele Söhne dieses Landes, vereint mit vielen, vielen Söhnen deutscher und slavischer Erde, den Rakosch mit ihren entseelten Leibern weithin gedeckt hatten.

„C'est la guerre — das ist der Krieg!“ ruft vielleicht die schöne Königin, während sie durch den Park dahinwandelt oder mit verhängten Zügeln über die weite Ebene jagt, wenn die bleichen Schatten der Vergangenheit zudringlich sich ihr in den Weg stellen, und dann wandelt die schöne Frauengestalt, ein kleines, zierliches Geschöpfchen an der Hand führend, weiter, oder die kühne Reiterin sucht nach ein paar Hindernissen, die zu „nehmen“ sind; sie thut es mit derselben Lust, mit der an derselben Stelle früher einmal der Husar lebendigen Hindernissen an den Leib gegangen.

Die reitende Königin mag es auch sein, die Schloß Gödöllö so lieb gewonnen hat. Königin Elisabeth ist eine Passionsreiterin, eine der kühnsten, die der Sport unter den Frauen hat. Stundenlange Ritte auf weiter, menschenleerer Ebene sind ihre Lieblingsbeschäftigung.

Meilenweit umher hat der Häusler und Gutsbesitzer des Rakosch seine Königin immer nur zu Pferde gesehen. Und sie ist ein prächtiger Anblick, wie sie, den schlanken Oberkörper in graziösen Linien wiegend, fest und sicher, wie über dem Sattel schwebend, von ihren Lieblingshunden, zwei prächtigen Thieren, gefolgt, dahin jagt, die Oede, die vielleicht für sie keine ist, weil sie dieselbe mit ihrer Sportphantasie zu bevölkern weiß, so recht genießend. Und nicht nur ein prächtiger Anblick, auch ein seltener ist sie, da man unter den Großmüttern des Landes wohl kaum noch eine zweite finden dürfte, die der Reitpassion mit solcher Leidenschaft und solcher Kraft obzuliegen vermag. Für ein Reitervolk, wie die Magyaren doch sind, bedeutet eine solche Virtuosität nicht wenig, und sie wissen dieselbe an der Königin nicht hoch genug zu schätzen. Ein gewisser Grad von Tapferkeit ist ja immerhin mit dieser Passion eng verbunden, und Naturvölker missen auch im Weibe die Tapferkeit nicht gern. Der Reiterstolz ist also das Erste, was aus dem Magyaren spricht, wenn er auf diese seine Königin zu reden kommt.

Die Aristokratie des Landes, die bekanntlich auf allen Sportfeldern Europas sich hervorzuthun weiß und aus der ein Graf Sandor (Vater der Fürstin Melanie Metternich) hervorgegangen, um den sich ein ganzer Reitermythenkreis gebildet, hat erst recht an Königin Elisabeth ihre Freude und schafft Gelegenheiten, um sich der hohen Sportgenossin in allem Sportglanze zeigen zu können. Auf dem Felde des nahen Dorfes B. arrangirt sie alljährlich Herbst- und Frühlingsrennen und entwickelt da ihren alten gediegenen Reiterglanz, das Auge der Königin nicht wenig erfreuend. Ist der Kaiser und König im Schlosse, zumeist dann, wenn Regierungsgeschäfte ihn auf die Residenz in Ofen durch Wochen hindurch anweisen, so sind die langen Ritte erst recht das Hauptvergnügen des Hofes von Gödöllö, da Franz Joseph der Erste doch selbst ein kühner Reiter vor dem Herrn ist.

Es ist noch ein Glück für die gekrönten Insassen von Gödöllö, daß ihre Passion sie so oft hinausführt aus den Räumen des Schlosses, denn drinnen in seinen Mauern wachsen die Reize nicht üppig. Es ist ein ziemlich weitläufiger, aber auch ziemlich langweiliger Bau, der sich weder durch Styl, noch durch Eleganz auszeichnet. Wie bereits einmal gesagt, darf man mit Gedanken an andere bekannte Fürstensitze Europas nicht in Gödöllö eintreten. „Königliche Hallen“ sind sie schon deshalb nicht zu nennen, all die Räume, die sich da in langer Flucht hindehnen, weil sie überhaupt keine „Hallen“ sind. Sie entsprechen — und da darf man nicht allzu streng sein — höchstens dem Begriffe der größeren Salons. Alle Pracht der inneren

Ausstattung, wie sie mit Königsschlössern in Verbindung gebracht zu werden pflegt und wie sie namentlich in Versailles und dem St. Cloud des zweiten Kaiserreichs blühte, war hier von vornherein ausgeschlossen. Franz Joseph ist kein Freund von reichem Appartementsschmuck, von üppig goldenen Sälen und damastenen Brocaten. Einfach und überaus mäßig in seiner Lebensweise, duldet er auch nur Comfort und nichts als Comfort um sich. Der orientalische Pomp der magyarischen Granden, so weit er noch auf einigen alten Schlössern existirt, zählt den König nicht zu seinen Freunden, wie ihn aller Pomp ja kalt läßt und aller nicht gerade mit der Würde streng verknüpfte Aufwand ihm widerwärtig ist.

Einfache Eleganz war also bei der Wiederherstellung von Schloß Gödöllö geboten, und die Schenker haben es sich nicht zweimal sagen lassen und Alles vermieden, was an Großartigkeit der Ausstattung auch nur erinnern könnte. Ein schöner, weiter Park, hübsche Rasenplätze (wenn auch nicht im englischen Sinne hübsch), lauschige Plätzchen, wohlgepflegte Alleen ziehen sich hinter dem Hause hin. Von den Fenstern der Zimmer der Kaiserin und Königin, die zunächst den Zimmern der kleinen Prinzessin Valerie liegen, kann der Blick über die endlos gedehnte Ebene des Rakosch hinschweifen. Es ist ein Blick, der echt Lenau'sche Stimmungen erregen muß, Stimmungen, die ja viel Verwandtes mit dieser Rakoschlandschaft haben. Vor solchen Stimmungen rettet wohl die Königin ein Griff nach der geliebten Cither oder die Flucht auf den Sattel eines der schönen Thiere, die in prächtigen Stallungen untergebracht sind, oder endlich die Vorlesungen des Fräuleins Ferenzy, welche die Dichter des Landes so schön recitiren soll; denn die Poesie der Steppe — und das ist doch die ungarische — ist auch manchmal ausersehen, die Wunden zu heilen, welche die Langweiligkeit des Rakosch der Königin zu schlagen pflegt. Reiten, Citherschlagen und Lectüre haben auf diesem Königsschlosse, wie man sieht, einen großen Beruf. Die kleine, zierliche Prinzessin Valerie thut dann das Uebrige, um den Aufenthalt auf Gödöllö zu versüßen. Das reizende Wesen ist der Liebling der ganzen Umgebung, und auch sie schon versteht es, auf ihren Wanderungen mit ihrem Erzieher, einem ungarischen Bischofe, dem Rakosch Reize abzugewinnen. Wenn nicht ein großes Diner oder ein Empfang, den Mitgliedern der beiden Häuser des Pester Parlaments abwechselnd vom Könige gegeben, die Räume von Gödöllö lärmend belebt, liegt den Spätherbst und Frühling über ein tiefer, bürgerlicher Friede über dem Schlosse gebreitet, und man merkt kaum das Walten einer Hofhaltung.

Wie anders war es doch etwa fünfzig Jahre früher auf Gödöllö! Welch lärmender Geist beherrschte dazumal diese heute so ruhig hingebreitete Rakoschebene! Aus den Zimmern des Schlosses, die im üppigen Glanze strahlten, ertönte mit jedem neuen Tage das weinlaunige Treiben der vielen Gäste, die sich's an dem reichbesetzten Tische des Fürsten von Grassalkowitsch wohl sein und Gott Gott und Metternich Metternich sein ließen. Da führte Fürst Anton der Zweite, der letzte der Grassalkowitsch, ein flottes, königliches Leben. Den Namen seines Hauses umrankte von jeher die üppigste Romantik. Unter der Regierung Maria Theresia's hatte es seine glänzenden Tage begonnen; der erste Grassalkowitsch hatte Gödöllö groß und berühmt gemacht im ganzen Reiche, so wie Maria Theresia ihn zu Reichthum und Größe erhoben hatte. Soll sich doch dieser erste der Grassalkowitsch vom Bettelstudenten zum Fürsten emporgearbeitet haben. Die Gunst einer Kaiserin war dazumal noch mehr werth, als heute, und Maria Theresia hatte an dem schönen Studenten ihr Gefallen gefunden. Als ich vor zehn Jahren zum ersten Male in Gödöllö war, zeigten sie noch in dem schon damals in andere Hände gerathenen Schlosse das altmodische Doppelgefäß mit den schweren Holzhenkeln, mit dem in der Hand, um Speise und Trank bettelnd, der arme slovakische Student sich durch's Land „fechtend" fortgeschleppt haben soll. Aber er muß wohl genial gebettelt haben, dieser Grassalkowitsch, denn er bettelte sich in die besten, einträglichsten Staats- und Kronämter, in die Liebe der Königin und nach und nach in den Fürstenstand hinein. Er ward königlich von seiner Königin, für die er wohl mehr als jeder andere Ungar zu sterben bereit gewesen sein mochte, belohnt, und sein fürstlicher Leib ward immer fetter und fetter vom Fette Anderer, deren Güter eingezogen worden waren. Als er Gödöllö auf jenem nicht ungewöhnlichen Wege „erbettelt", weihte er es mit einem großen pompösen Feste, zu dem der ganze Adel des Landes freundlichst geladen war, ein. Auch die Mönche eines damals in der Nähe befindlichen Klosters kamen zu Gast. Diese mochten nun von der Art und Weise, wie Gödöllö und andere weit größere Gütercomplexe in die Hände des Fürsten gekommen waren, nicht sehr moralisch erbaut sein, und so zeichnete einer dieser Mönche, bevor er Gödöllö verließ, auf eine seiner Mauern sein lateinisches Prophetenwort hin, das da nichts Anderes auf deutsch besagt, als ungefähr das Folgende:

„Ebenso wie die Güter des Fürsten Grassalkowitsch durch Annectirung (der Mönch wird wohl einen kräftigeren lateinischen Ausdruck für unser zahmes modernes „Annectirung" gebraucht haben?) anderer, fremder Besitzthümer rasch groß geworden, ebenso werden sie in der dritten Generation schon an unterschiedliche Herren und Herrchen alle versprengt werden."

Diese lateinische Mönchsprophezeiung — man zeigt die Stelle noch, wo sie geschrieben stand — sie ist wahr geworden. In der dritten Generation ist das gesammte ungeheure Hab und Gut der mächtigen Grassalkowitsch in der That in wildfremde Hände gerathen, und auch der Name Grassalkowitsch ist in alle Winde verweht. Die Nachkommen des ersten gefürsteten Grassalkowitsch freilich haben sich die Prophezeiung des Mönches nicht sehr zu Herzen genommen. Der kalte Sturm, der die merkwürdigen Mauern von Gödöllö draußen auf dem weiten todesdüstern Rakosch heute umweht, weiß interessante Geschichten von schöneren Zeiten und üppig lebenden Menschen, die da drin gehaust, zu erzählen, Geschichten, die sogar lehrreich sind für Alle, die hören wollen. Seine lärmend bewegteste Periode hatte Gödöllö unter dem letzten Fürsten Anton dem Zweiten. Der lebte da in aufsehenmachender Weise flott und wußte sich sein Dasein so verschwenderisch glänzend zu gestalten, daß selbst die in der materialistischen Deutung des Wortes: „Man lebt nur einmal" so sehr bewanderte altungarische Aristokratie von damals nicht genug staunen konnte. Die schönen Tage von Gödöllö leben noch heute in dem Angedenken Mancher, die sie mitgemacht.

Von dem Treiben auf den Schlössern des zweiten Fürsten Anton erzählt man wunderbare Dinge. Er war der letzte seines Stammes — was war ihm also die Hinterlassenschaft? Nichts; er wollte nichts hinterlassen. Da es keinen und keine Grassalkowitsch mehr geben sollte in dieser Welt, so sollte es auch keine Grassalkowitscher Reichthümer, kein Grassalkowitscher Besitzthum mehr geben.

„Der Fiscus soll nichts von mir haben," sagte Fürst Anton Jedem, der ihn betreffs seiner Verschwendungen zu Rede stellte. Es lag ein charakteristischer Trotz gegen das Schicksal, das ihm den Erben versagt, in seinem ausschweifenden Gebahren. Aber es ward ihm nicht so leicht, seine Reichthümer los zu werden. Der Fürst mußte die außerordentlichsten Anstrengungen machen, um das viele Geld zum Teufel zu schicken. Der Luxus auf seinen Schlössern, und auf Gödöllö zumeist, soll fabelhaft gewesen und die barockste Decorationsphantasie da ihr theueres Spiel getrieben haben. Der Fürst hatte oft die extravagantesten Ansichten über Prunk; er imitirte mit Vorliebe den Pomp altitalienischer Feste. So hatte ihm in Palermo einst der Palast des Fürsten Forca imponirt. Und er ging heim und kleidete die Mauern seiner Palastsäle in kostbare, barocke Mosaiken und ließ in dem reichgeschmückten Fußboden des Festsaales auf Gödöllö ein großes Alabasterbassin anbringen, in das er — Goldfische hineinwarf. Diese sonderbare Placirung eines Teiches für Goldfischchen machte ihm das größte Vergnügen. Was hatte er nur einst noch für eine andere kostbare Idee? Er gab ein pompöses Sommerfest und versammelte die gesammte Aristokratie des Landes um sich. Die Säle präsentirten sich an jenem Tage wie die Gärten der Armida. Die Sinne schwelgten in orientalischen Blumendüften — man befand sich wie inmitten der schönsten Feerie; es war ein Schwelgen in Licht und Blumen. Und Fontainen erhoben sich in allen Sälen des Schlosses, Fontainen, von denen die einen — Mandelmilch (!!), die anderen Limonade ausstrahlten. Welch kostspieliges Raffinement!

Der Fürst fand übrigens auch noch andere Behelfe, sich von seinen vielen Reichthümern zu befreien; er ließ beispielsweise seine Leibwäsche in Paris waschen, aus dem für ihn triftigsten

Grunde, weil ihm die in Paris gewaschene Wäsche noch theurer kam, als ganz neue.

Auch soll Fürst Anton der Zweite in seine Sammlung damals modischer französischer Brustkrausen ein Vermögen gesteckt haben; daß er bei den verschiedenen Feten, die er alljährlich gab, die geladenen Freunde förmlich zwang, ihre Pfeifen und Cigarren mit — Hundertguldennoten, die in silbernen Gefäßen, zu Fidibus gedreht, umherstanden, anzuzünden, soll auch nicht selten vorgekommen sein. Hätte Fürst Anton ein höheres Alter erreicht — er starb in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts — sein Werk der Verschwendung wäre ihm doch noch gelungen. Seinen fernen Verwandten, die sich in das Uebriggebliebene getheilt, soll aber noch Manches in der Richtung gelungen sein. Gödöllö kam bald in die Hände jener neuen Aristokratie, die sich an dem „Arrangement" der alten emporarbeitete, sich zuerst die Güter der Grassalkowitsch und dann dazu ein Prädicat erwarb. Gödöllö fiel um eine Million Kaufschilling dem Banquier Sina zu. Von dem kaufte es dann die „Belgische Bank" oder vielmehr Langrand-Dumonceau, der es dann gelegentlich der Krönung mit dem hübschen Gewinn von zwei Millionen an die magyarische Nation weiter verkaufte.

Ein Bett, das noch heute zum Andenken in einem der Gemächer von Schloß Gödöllö steht, bezeichnet so recht seine reiche Vergangenheit, seine kriegerische und friedliche Geschichte. In dem Bette schlief oftmals Maria Theresia, die den ersten Grassalkowitsch groß gemacht und die in sorgenschwerer Zeit den Aufenthalt in Gödöllö sehr liebte; Kossuth und Fürst Windischgrätz haben kurz nacheinander in demselben übernachtet, beide nach einer gewonnenen Schlacht am Rakoschfelde, und auch Langrand hatte einmal seinen schwindelerfüllten Kopf dort gebettet. Heute schläft Franz Joseph darin den Schlaf der beliebten Fürsten.

Pritschenschläge deutschen Volkshumors.

Von **Moritz Busch.**

Nr. 1: Ein „Nichtsfürungut!" zur Einleitung. — Die uralte deutsche Neckjucht. — „Stadtfiguren." — Der Schabernack als Gevatter bei Familiennamen. — Die Gewerbe unter der Pritsche des Volkshumors: der Schuster, der Schneider, der Maurer und Andere. — Die Wirthshausschilder. — Ganze Stämme als Zielscheibe der Necksucht. — Deutsche Narrenstädte: Schilda, Lalenburg ꝛc. — Lustige Stückchen aus allerlei Städtchen. — Der Humor in den Spitznamen der Städte.

Das Folgende möge der Beitrag der „Gartenlaube" zur diesjährigen Carnevalsfeier — der Narrenkirmeß — sein. Sein Motto aber heiße: „Mit Gunst, und nichts für ungut!" Denn es soll hier geschildert werden, wie die Deutschen einander schrauben, necken, foppen und hänseln, oder — um einen volksthümlichen Ausdruck zu brauchen — „sich zum Narren haben", und da giebt es zuweilen Dinge, die wehthun oder doch verstimmen könnten, wenn in diesen lustigen Wochen das Uebelmeinen und Uebelnehmen überhaupt gestattet wäre, und wenn sich's nicht ganz andere Leute als wir, Doctor Luther, der alte Fritz, andere große Helden und Heilige, der Herr Christus, ja der liebe Gott selber, hätten gefallen lassen, daß die Ausgelassenheit unserer Witzbolde ihrem Wesen eine ganz artige Dosis Komik beimischte.

Von alten Zeiten her liebten es die Deutschen wie andere Völker, und mehr als diese, närrische Seiten aneinander herauszufinden oder sich lächerliche Züge und Streiche anzudichten. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte scheint diese Necksucht ganz besonders geblüht und reichlich Blüthen und Früchte getragen zu haben, aber noch jetzt ist sie namentlich in kleinen Städten und auf dem Lande, bald Altes nacherzählend, bald Neues erfindend, fleißig und mit Erfolg am Werke. Fast jedes Dorf hat seinen Narren. Kaum ein größerer Ort, der nicht, wie Dresden früher in Helmert, Rehan und Peter Groll, wie Leipzig in seinem „Spittelgottlob" und seiner „Gänsehalsen", ein paar „Stadtfiguren" besäße. Keine ausgedehntere Genossenschaft, die sich nicht eines Hasenfußes oder Bramarbas, eines Urgrobians, eines Lügenschmieds, eines Pechvogels, eines Confusionsrathes, oder sonst eines wunderlichen Kauzes erfreute. Aber nie bleiben diese Persönlichkeiten auf die Dauer reines Naturproduct, sondern immer wird das Burleske, das Komische, das Närrische an ihnen vom dichtenden Humor der Nachbarn durch Uebertreibung oder Erfindung gesteigert und noch burlesker gemacht. Manche von diesen Scherzen, namentlich die ältesten, sind recht grob und unfläthig. Von Verblümtheit ist in der Regel nicht die Rede. Aber sie gefielen dem Geschmacke der Zeit, die sie erdachte, und sie gefallen wohl auch heute noch den Gästen im Rathskeller der Kleinstadt und in der Schenke des Dorfes. Das scheint sich mit der Gemüthlichkeit der Deutschen nicht recht zu vertragen. Aber es scheint auch nur so. Die Fopperei war in der Regel nicht böse gemeint, und am Ende galt das Sprüchwort: „Was sich liebt, das neckt sich" auch von dieser Neckerei, selbst wenn sie sehr unzart war. Sehr wahr sagt Auerbach in seinem „Volksbüchlein": „Gott verhüte, daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme! Es wäre das ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben bei ihnen abgekommen sei."

Eine ganze Anzahl seltsamer Familiennamen dankt diesem Hange zu Neckereien ihre Entstehung. Man denke an Rindsmaul, Ziegenbalg, Duvenkropp (Taubenkropf) und Ossenkopp (Ochsenkopf), an Käsebier und Schluckebier, an Sauerhering und Brathering, an Luderhaas und Grasewurm, an Hauto oder Hotho (Hau zu), an Griepenkerl (Greif den Kerl), Störtebecher (Stürze den Becher, gleich: Zecher, Saufaus) und Hebenstreit (Heb' an den Streit, gleich: Zänker, Störenfried)!

Wie aber das Gefallen am Carrikiren und humoristischen Fabuliren den Einzelnen oft recht derb vorgenommen hat, wie der Volkshumor in seinem Uebermuthe und seiner Harmlosigkeit sich selbst an das Höchste und Heiligste gemacht, dem Weltheilande allerlei Schwänke in den Mund gelegt, Gott Vater in manchen Geschichtchen aus dem Himmel ungefähr wie König Nobel im Reinecke Fuchs aufgefaßt, und selbst des Teufels nicht geschont, sondern ihn in hundert lustigen Anekdoten als Bethörten und Geprellten dargestellt hat, so sind im Laufe der Zeit auch ganze Berufsclassen, ganze Orte, ganze Stämme und Landschaften in das Bereich dieser schnurrpfeiferischen Behandlung von Menschen und Dingen gezogen und mit neckischen Anhängseln bedacht worden.

Zunächst ist hier daran zu erinnern, daß eine Anzahl von Gewerben vom Volkswitze Spitznamen bekommen haben. Der Schuhmacher ist ihm ein Pechhengst, der Seemann ein Jan Maat oder eine Theerjacke, der Seiler ein Galgenposamentirer, der Maurer ein Lehmklitsch, der Leineweber ein Knirrficker, der Materialist ein Tütchenkrämer, der Apotheker ein Pillendreher.

Uebel beleumundet — natürlich nur in Narragonien — sind die Barbiere als Schwätzer und Herumträger, die Jäger als vollkommene Lügner, die Müller als Schelme, weil die Metze, die sie bezahlt, nach der Meinung der bösen Zungen, die bei ihnen mahlen lassen, meist reichlicher als billig ausfällt. Ein alter Spruch in der Schweiz sagt von ihnen: „Die Schelme sind nicht alle Müller, aber die Müller alle Schelme." Der Beamte ist auf diesem Gebiete ein Federfuchser; die Advocaten sind Rabulisten, böse Christen und Beutelräumer, die Wundärzte Pflasterkasten, und bei der höheren Classe der Mediciner wurde früher, wo Marktschreierei und Pferdecuren an der Tagesordnung waren, vielfach an Doctor Eisenbart gedacht.

Zahllos sind die Dönchen und Schwänke, mit denen der Bauer einst an Pastoren und Schulmeistern sein Müthchen kühlte und seinem humoristischen Bedürfnisse, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, Genüge that. Der Unterofficier flucht und wettert im Volksmunde ohne Unterlaß und viel geläufiger und phantasiereicher als in der Wirklichkeit; ein Amtmann kann nur sackgrob sein; der Matrose ist allezeit und immerdar ein gutmüthiger Tölpel. Die Leineweber gelten für Hungerleider — „mit Fasten halten sie Zusammenkunft," heißt es von ihnen im Liede. Der Maurer ist

faul. Wer kennte nicht den Maurerschwamm, „der da gar nicht, gar nicht brennen thut“? „Die Zimmerleut' und Maurer sind die ärgsten Laurer,“ meint ein Reimspruch, „während sie essen, messen und sich besinnen, ist der halbe Tag von hinnen.“ Von den Schuhmachern sagt ein alter Spottvers mit Bezug auf den blauen Montag:

„Montag ist des Sonntags Bruder,
Dienstags liegen sie auch noch im Luder,
Mittwoch gehen sie nach Leder,
Donnerstag kommen sie weder,
Freitag schneiden sie zu,
Samstags machen sie Pantoffel und Schuh.“

Ganz übermäßig reichlich hat endlich der Geist des Schabernacks dasjenige ehrsame Handwerk gezaust und mit der Lauge seines Spottes begossen, welches unser sterbliches Theil mit Kleidern versorgt, was um so mehr verwundern muß, als nach dieses selben neckischen Kobolds Behauptung Niemand geringeres der erste Meister dieser Innung gewesen ist, als Gott der Schöpfer, wie er Adam und Eva nach dem Sündenfalle Schürzen aus Feigenblättern machte. Factum für den Volksglauben ist, daß die Schneider — mit Gunst, Meister und Gesellen, und nichts für ungut, wegen dieser Narrenfreiheit! — von den ihrer Scheere anvertrauten Rock- und Hosenstoffen mehr in die „Hölle“ werfen, als nothwendig und mit einem reinen Gewissen verträglich ist. Behauptet wird ferner, doch ist's nicht erwiesen, daß ihrer einst neunundneunzig auf einem Kartenblatt Ball gehalten, nachdem sie sich insgesammt aus einem Fingerhute betrunken hätten, und daß sie, beim Tanze durch einen Ziegenbock überrascht und erschreckt, zum Schlüsselloch hinausgesprungen wären. „Was ein echter Schneider ist, muß wiegen sieben Pfund.“ Allbekannt ist endlich, daß der alte Volkswitz geradezu von einer Verwandtschaft der Schneider mit dem Thiere wissen wollte, das den ersten Bart auf Erden trug. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verlautet davon etwas in einem Spottliede, das 1469 zu Regensburg verboten wurde. Hans Sachs dichtete einen Schwank von der Feindschaft der Schneider und der Gaiß, aber Anspielungen auf die Vetterschaft zwischen beiden blieben beliebter, obwohl man sich vergeblich den Kopf zerbrechen wird, wenn man nach dem Grunde sucht. Das Sprüchwort, daß neun Schneider an einem Ei genug haben, war schon zu Luther's Zeit im Umlaufe. Für dumm aber haben sie niemals gegolten. Im Gegentheile, im Märchen überlistet ein schlauer Kleiderkünstler sogar den Gottseibeiuns, und ein Reimspruch sagt: „Mutterlist und Schneidertrug dem Teufel selber sind zu klug.“

Daß ungastliche Wirthshäuser mit prellsüchtigen Wirthen, von denen es früher mehr gab als jetzt, vom Volkshumor nicht ohne Denkzettel gelassen wurden, versteht sich von selbst, und nach den Spottnamen, welche diese Schenken oder Gasthöfe von ihm erhielten, haben hin und wieder ganze Orte, die sich um sie bildeten, ihre jetzige Benennung bekommen. Von letzteren führe ich Fegebeutel, Zehrbeutel und Leerbeutel in Schlesien und Vegesack an der Unterweser an. Ein Wirthshaus in Holstein hieß Luerup (Lauere auf), ein anderes „biem Dredüwel“ (dreifachen Teufel), wieder ein anderes Nobiskrug (ein Name der Hölle). Sowohl bei Dresden wie bei Hildesheim giebt es eine Schenke, die den Namen „Der letzte Heller“ führt.

Wir begegnen dann ganzen Stämmen, denen die Necksucht der Nachbarn einen oder mehrere Mängel, Schwachheiten oder Narrheiten angedichtet hat. Die Sachsen, richtiger die Meißner, sollen knauserende Hungerleider sein, deren Lieblingsgericht Kalbsbraten mit Backpflaumen, und deren Leibgetränk der „Blümchenkaffee“ wäre, zu dessen Bereitung alljährlich in der Sylvesternacht eine Bohne Mokka auf den Boden des Kaffeetopfes genagelt würde, die mit viel Wasser und noch mehr Genügsamkeit die nächsten zwölf Monate der Familie zur Herstellung ihres Morgenlabsals zu dienen hätte. Ein Stück Zuckerkand hinge die Zeit über zur Versüßung des letzteren an einem Faden von der Decke herab. „Ei Herrjeses!“ und „nu eben!“ sind Ausrufe, mit denen jeder, der einen Sachsen sprechen läßt, dessen Rede verzieren zu müssen meint. Die Pommern und die Altbaiern gelten für grob und ungelenk. Die Hessen sind blind, was irrthümlich als von ihrem blinden Draufgehen im Kriege herrührend gedeutet worden ist, da andere Leute das, wo es nöthig thut, ebenfalls verstehen. Vor Allen aber sind die Schwaben Stichblatt und Zielscheibe des Witzes und der Spottlust der übrigen Deutschen gewesen. Sehr alt sind die Behauptungen, daß die Schwaben erst mit vierzig Jahren klug werden, daß sie bis dahin allerlei „Schwabenstreiche“ begehen, daß sie nur vier Sinne haben (weil sie schmecken für riechen sagen), daß sie kein Herz, aber zwei Magen besitzen, daß sie, wenn ihnen die Braut am Charfreitag stirbt, noch vor Ostern heirathen, und dergleichen Possen mehr. Ebenfalls alt ist die Mähr von den sieben Schwaben, dem Gelbfüßler, dem Nestelschwab, dem Knöpfleschwab, dem Spiegelschwab, Blitzschwab, Seehaas und Allgäuer oder, wie sie anderswo heißen, dem Herrn Schulz, dem Jackli, dem Marli, dem Jergli, dem Michel, dem Hans und dem Veitli, die gegen den Hasen ausrückten und dabei in ihrer Einfalt allerhand Abenteuer, unter anderen das von Paulus Diaconus schon von den Herulern erzählte, erlebten, daß sie ein blühendes Flachsfeld für Wasser hielten und darin zu schwimmen versuchten.

Endlich sehen wir den Humor sich aus dem Stamm oder der Landschaft auf einen bestimmten Ort oder mehrere concentriren und hier Bilder aus der verkehrten Welt zu Stande bringen. Es sind die deutschen Narrenstädte, die ihr Gesammtbild in Schilda (nicht zwischen Torgau und Dahlen, sondern in Narragonien gelegen) und im utopischen Lalenburg haben, mit denen wir im Folgenden genauere Bekanntschaft machen wollen. Die Schild- oder Lalenbürger stammen nach dem humoristischen Historiker, der 1598 die Geschichte ihrer Thaten herausgab, von einem der sieben weisen Meister ab und sind in Folge dessen so klug, daß man sie an alle Höfe als Kanzler und Räthe beruft. Bei ihrer langen Abwesenheit von der Heimath geräth das in dieser Zeit den Weibern überlassene Gemeinwesen in argen Verfall. Endlich nach Hause entboten, finden sie Alles in Zerrüttung, und da sie die Ursache davon in ihrer großen Weisheit suchen, beschließen sie, einmal zu sehen, ob es nicht mit der Thorheit besser gehe. Die Verwandelung der Weisen in Narren gelingt, nicht so aber die hiervon erhoffte Verbesserung der städtischen Zustände. Sie unternehmen verschiedene gemeinnützige Werke, greifen Alles auf das Verkehrteste an, gewinnen aber nichts dabei, als daß jedes Mal auf Kosten des Stadtsäckels wacker getrunken und ein Loch in das öffentliche Gut gegessen wird.

Das Buch, in welchem dies berichtet wird, war nur eine Sammlung und Verschmelzung von Witzen und Schwänken, die in den einzelnen Landschaften von gewissen Orten erzählt wurden und zum Theil schon in älteren Anekdotenbüchern zu lesen waren. Es hat aber unzweifelhaft beigetragen, daß sich die vermuthlich zuerst in Schwaben oder sonstwo im südwestlichen Deutschland entstandenen Anekdoten von angeblichen Pinselstreichen und Gimpeleien dortiger Städtchen und Dörfer auch in der norddeutschen Luft verbreiteten und sich aus dieser auf nieder- und obersächsische, schlesische und pommerische, schleswig-holsteinische und hessische sowie mecklenburgische Orte niederließen. Es war das Magazin, aus dem man in Ermangelung eigenen Witzes und eigener Phantasie das Material nahm, wenn man den Nachbarn etwas am Zeuge flicken oder ihnen eine Narrenschelle anhängen wollte. Der Fall, wo die Neckluft stärker war als die humoristische Erfindungsgabe, ist offenbar der häufigere gewesen; denn eine Menge von den im Buche von den Schildbürgern und in den älteren Facetiae Bebel's erzählten Anekdoten finden sich mit geringen Abweichungen in den Einzelnheiten in der späteren Zeit norddeutschen wie süddeutschen, schwäbischen wie schleswig-holsteinischen Orten angeheftet.

Die beliebtesten und deshalb von mehr als einem Städtchen erzählten Stückchen sind die folgenden. Der Feldhüter des Ortes soll die Störche von einer Wiese vertreiben, aber das Gras dabei nicht zertreten, und man hilft sich damit, daß man den Mann auf eine Bahre setzt und von vier Männern nach allen Richtungen hin über die Wiese tragen läßt.

Man begegnet einem Krebs, bei dessen Anblick man erschreckt Sturm läutet, da man nicht weiß, was man aus dem schrecklichen Thiere machen soll. Ein vielgewanderter Schneider, den man herbeiruft und um Auskunft befragt, kennt es auch nicht, meint indeß, wenn es nicht ein Hirsch sei, so müsse es eine Turteltaube sein. Das Ungethüm wird zuletzt mit Büchsen erschossen.

Die Bürger der Stadt bauen ein neues Rathhaus, ver-

gessen aber dabei Thür und Fenster und bemühen sich dann, das Licht in Säcken aufzufangen und hineinzutragen. Sie versuchen die Sonne mit Stangen vom Himmel zu stoßen oder den Mond aus dem Brunnen oder Fluß zu schneiden. Sie versehen ihre Sonnenuhr mit einem Schutzdache gegen den Regen, sodaß sie nun die Sonne nicht bescheint. Sie messen einen Brunnen dadurch, daß der Bürgermeister eine Stange über die Oeffnung legt und, sich an dieselbe anhaltend, sich in ihn hinabläßt, und daß die Anderen sich, einer immer an die Füße des vorigen, anhängen, bis die Last jenem zu schwer wird, und er den Brunnenrand losläßt, um in die Hände zu spucken, worauf die ganze Gesellschaft natürlich hinabplumpt.

Ebenfalls von mehr als einem Orte wird die Geschichte erzählt, wo das Gras auf der Stadtmauer auf dem erfinderischen Wege entfernt und zugleich nützlich gemacht werden soll, daß man einen Ochsen an einem Stricke um den Hals hinaufwindet. Als er erstickend die Zunge ausstreckt, rufen Alle: „Seht, er leckert schon darnach."

Ferner gehört hierher die Erzählung, nach welcher die Bauern nach gutem Wetter in die Apotheke schicken. Der Apotheker giebt dem Boten in einer Schachtel eine Hummel oder Horniß mit. Die Schachtel soll bis zur Heimkunft ungeöffnet bleiben, der Bote ist aber neugierig, zu wissen, wie das gute Wetter aussieht; er macht auf dem Wege die Schachtel auf, und als sein gutes Wetter nun fortfliegt, freut er sich, daß es den Flug nach seinem Orte hinnimmt.

Andere, mehreren Städten nachgesagte Pinselstreiche sind folgende. Man ist in Verlegenheit, wie man einen Balken durch das Stadtthor bringen soll, da man das nur so zu bewerkstelligen meint, daß man ihn quergelegt hineinträgt. Da hilft ein Sperling aus der Noth, indem er mit einem Strohhalm hineinfliegt, den er der Länge nach vor sich hinhält.

Neun Männer haben gebadet. Sie zählen dann einander ab, ob nicht einer fehlt, und da der Zählende sich mitzuzählen vergißt, so sind es richtig nur acht. Einer muß also ertrunken sein, und betrübt wollen sie nach mehrmaliger Zählung nach Hause gehen und das Unglück melden, als ein Fremder ihnen den guten Rath giebt, die Nasen in den Sand zu stecken, worauf die neun Abdrücke sie beruhigen.

Man kauft einem Schwindler einen Kürbiß als Eselsei ab. Der Bürgermeister soll es ausbrüten — nach einer Weile entrollt ihm der Kürbiß in einen Busch, wo er einen Hasen aufscheucht, über den sich die Leute dann als über einen jungen Esel freuen.

Die Bauern wünschen ihre Kirche ein Stück fortzuschieben. Ein Spaßvogel räth ihnen, hinter der Kirche ihre Röcke und Jacken hinzulegen, damit sie sehen können, wie weit sie dieselbe fortgerückt haben. Als sie eine Weile geschoben haben, sind ihre Sachen verschwunden, und der Spaßvogel, der sie bei Seite geschafft hat, weiß sie zu überzeugen, daß sie die Kirche über den mit den Kleidern bezeichneten Punkt hinausgerückt haben.

Endlich heften sich an verschiedene Dörfer humoristische Sagen, nach denen deren Bewohner mit den Vorgängen bei der Feldwirthschaft völlig unbekannt sind, sodaß sie Salzsamen und sogar Kuhsamen säen und die Sense für ein Ungeheuer halten.

Aus dem Histörchen von dem Krebs entwickelten sich ähnliche Erzählungen von unbegreiflicher Unbekanntschaft mit der Thierwelt. Man sagte den Bauern eines und des anderen Dorfes nach, daß sie einen Krebs, einen Aal oder einen Frosch hätten ertränken wollen, und daß, als er lustig im Wasser gezappelt, einer von ihnen ausgerufen: „Seht, wie er sich quält!" Man berichtet von einem anderen Orte, daß die Leute dort einen Hecht gefangen und, als er nach Wasser geschnappt, ihn für einen Singvogel gehalten und in einen Käfig gesperrt hätten. Man wußte von einer Bauerngemeinde, daß sie einen Müller-Esel für einen Storch angesehen hatte. Man neckte andere Dörfer dann, daß sie mit Wehr und Waffen gegen ein vermeintlich reißendes Thier ausgerückt seien, das sich zuletzt als Katze, Hase oder gar nur als ein im Weiher schwimmender Backtrog erwiesen habe.

Die Erfindung, die solche Thorheitsproben von den Nachbarn ersann, reichte nicht aus, der Necksucht den nöthigen Stoff zu liefern, und so hat diese zu anderen Bezichtigungen ihre Zuflucht genommen, die geeignet waren, dem betreffenden Orte einen Makel anzuheften. Beinahe jedes Städtchen hat seinen Spitznamen. Ich denke dabei an die Eselsfresser, Käpplesfresser und Herrgottsbader süddeutscher Landschaften, an die „Mussrikaner", welche die Perle von Meppen im Reichstage vertritt, an die „wendische Türkei", an komische Deutungen gewisser Städtenamen, z. B. an die des Fleckens Wyk auf der Insel Föhr, das nach dem Gequiek eines Ferkels benannt sein soll, an Bezeichnungen von Orten nach den dort vorzüglich betriebenen Gewerben, z. B. „Kuhpege" (Pegau in Sachsen) und „Pantoffelgroitzsch" bei Leipzig, an solche Spitznamen ferner, die von eigenthümlichen Speisen hergenommen sind, wie derjenige der Diedenheimer im Elsaß, welche Mehldesch (von Mehlsuppe), derjenige der Augsburger, welche (nach einem Gebäck mit Aepfeln und Zwetschen) Datschen, und diejenigen der Bewohner einer Anzahl von Orten im Aargau, welche Krautstirzel, Kabisköpfe oder Schnitze heißen, endlich an die Rede, die von mehreren norddeutschen Städten geht, daß in ihnen „Füchse und Wölfe sich gute Nacht sagen" oder daß dort „die Hunde mit den Schwänzen bellen", was unter anderen von Buxtehude behauptet wird, aber, wie ich bezeugen kann, erlogen ist.

In einem zweiten Capitel werde ich nun die einzelnen mit solchen und ähnlichen Spöttereien bedachten Orte Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz anführen und dabei noch eine Fülle mehr oder minder hübscher Erfindungen des Volkshumors nachholen.

Ein riesiger Wohlthäter.

Als im Frühjahre 1792 der französische Botaniker de la Labillardière die Insel Vandiemensland besuchte, erregten vor Allem die riesenhaften Gummibäume, aus dem edeln Geschlechte der Myrthengewächse, welche dort Buchten und Schluchten mit ihrem herculischen Wuchse und ihrem aromatischen Dufte füllen, sein Interesse, und da er bei dem gemäßigten Klima ihrer Heimath annehmen durfte, daß sie die französische Luft vertragen würden, rieth er seiner Regierung, einen Anpflanzungsversuch zu machen, weil es ein schneller wachsendes und besseres Nutzholz auf der ganzen Welt nicht gäbe. Sein Vorschlag verhallte in den Revolutionswirren, und erst um die Mitte unseres Jahrhunderts richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit Südeuropas ernstlich auf die australischen Gummibäume, die, ihrer höchst schätzenswerthen Eigenschaften wegen seit zehn Jahren in allen Mittelmeerländern cultivirt, nach hundert Jahren vielleicht deren Landschaftsphysiognomie ebenso verändert haben werden, wie es im Alterthume Pinien und Platanen, seit Beginn der christlichen Aera die Orangenbäume, in der Neuzeit Agaven und Cactus gethan haben, sodaß auf jenen glücklichen Gestaden die Charakterpflanzen nicht weniger oft gewechselt haben, wie die Menschenstämme, unter denen Phönicier, Römer, Gothen und Mauren einander folgten.

Es war, wie gesagt, um die Mitte unseres Jahrhunderts, als der englische Botaniker Dr. Hooker und der Director des botanischen Gartens in Melbourne, Dr. Fr. Müller (ein Schleswig-Holsteiner), die Welt mit der Kunde überraschten, daß die australischen Gummibäume die hochragendsten Größen der Pflanzenwelt seien und ihre Wipfel sogar noch über die berühmten californischen Riesenceedern erhöben. Lange galt ein Exemplar des jetzt in Südeuropa und Nordafrika vorzugsweise angepflanzten blauen Gummibaumes, welches Pemperton Walkott in einer reizenden Schlucht Westaustraliens entdeckt hatte, für den höchsten Baum dieses Welttheils. Derselbe besaß eine Höhe von vierhundert Fuß und bildete die ersten Seitenäste in einer Erhöhung von dreihundert Fuß über dem Boden, sodaß die meisten Kirchthürme Europas, ohne ihre Fahnen und Hähne zu beschädigen, darunter hinwegspazieren könnten; der hohle Stamm hatte am Fuße einen solchen Durchmesser, daß drei Reiter nebst Packpferden neben einander in demselben umwenden konnten. Dieser Gigant wurde aber bald durch neuentdeckte Stämme einer nahe verwandten Art, des sogenannten Pfefferminzbaumes, überholt, welche fünfhundert Fuß erreichten, mithin die Spitzen der höchsten Bauwerke der Menschenhand, die große Pyramide von Gizeh und das Straßburger Münster, beschatten könnten.

Je mehr diese Bäume von den australischen Ansiedlern studirt wurden, um so dringender forderten dieselben die Bewohner ihres Mutterlandes auf, es mit dem Anbaue besonders des obenerwähnten blauen Gummibaumes in sumpfigen Gegenden zu versuchen. Sie rühmten demselben nämlich nach, daß er nicht nur durch sein großes Wasserbedürfniß morastigen Boden wie kein anderes Gewächs austrockne, sondern auch durch die aromatischen Ausdünstungen seiner Blätter die gefürchtete Sumpfluft (Malaria) verbessere, außerdem ein unvergleichlich schnell wachsendes Nutzholz und in Blatt und Rinde ein den Eingeborenen seit Urzeit bekanntes ausgezeichnetes Mittel gegen Fieber und Krankheiten der Athmungsorgane darbiete. Gelegentlich der Weltumseglung der Corvette „la Favorita“ kam Capitain Salvy mit zweiunddreißig fieberkranken Matrosen in Botanybay an, die sämmtlich sehr bald unter den Augen des französischen Marine-Arztes Lydoux durch den Theeaufguß der Blätter geheilt wurden.

Nachdem, wie es scheint, zuerst die Engländer in den Capcolonieen günstige Erfolge durch die Anpflanzung des blauen Gummibaumes erzielt hatten und von einer förmlichen Klimaveränderung gewisser Districte sprachen, wurden auch in Europa (im Pariser Acclimatisationsgarten seit 1860) Versuche angestellt, die Pflanze bei uns einzubürgern. Hierbei bestätigten sich nun zunächst die Angaben über das rapide Wachsthum und das ungewöhnliche Feuchtigkeitsbedürfniß der Pflanze vollkommen. Man fand, daß die Schößlinge bei uns durchschnittlich im Jahre um einen Meter Länge zunehmen, aber in günstigen Lagen beträgt der Zuwachs noch mehr, und auf der vorjährigen Kölner Gartenbau-Ausstellung konnte man einjährige Schößlinge aus der Villa Trubetzkoi am Lago maggiore sehen, die es weit über Manneshöhe gebracht hatten. Ein Beobachter, Trottier, stellte fest, daß schon ein abgeschnittener größerer Zweig, in ein Gefäß mit Wasser gesetzt, innerhalb zwölf Stunden fünf Pfund Wasser emporhob und verdunstete, wonach man auf das Entwässerungsvermögen hochragender Bäume schließen kann. Leider ergab sich zugleich, daß der Baum schon das Pariser Klima nicht mehr ertrug und während des Winters im Kalthause untergebracht werden mußte, doch war dies keine Enttäuschung, da ja die nördlichen Sümpfe nicht so mörderisch sind, und die Mission des Baumes vorzugsweise für wärmere Striche in's Auge genommen war. Dagegen zeigte sich, daß er in Südfrankreich und allen Mittelmeerländern, also dort in Europa, wo die Sümpfe am gefürchtetsten sind, sehr üppig in die Höhe schießt, sodaß die bleichen Leute, welche in den Morastdistricten bei Montpellier und Aiguesmortes, im Var-Delta, in den Maremmen von Toscana und Barri, bei Pästum, Rom und an den pontinischen Sümpfen wohnen, von Neuem auf diesen vegetabilischen Messias hoffen durften. In der That wurden aus dem Var-Delta, aus Corsica und Spanien, besonders aber aus Algier äußerst günstige Berichte erstattet, die das Beste hoffen lassen, wenn man bedenkt, daß keine dieser Anpflanzungen über zehn Jahre alt ist.

Ungefähr fünfunddreißig Kilometer von der Stadt Algier befindet sich der seit jeher wegen seiner Fieberluft verrufene Ort Fondouk, in welchem die Miasmen jeden Sommer zahlreiche Opfer forderten. Im Frühjahre 1867 pflanzte man daselbst dreizehntausend Stück Eukalyptus, und in demselben Sommer, obwohl die Stämmchen kaum drei Meter hoch waren, konnte der seit Menschengedenken nicht vorgekommene Fall constatirt werden, daß nicht ein einziger Fieberfall vorkam. Seit dieser Zeit ist das Klima ein gesundes, aber freilich wird man solche Radicalcuren nur von gleich ausgedehnten Anpflanzungen erwarten dürfen. Eine ähnliche Erfahrung hat man in der Nähe von Constantine gemacht, wo der Ort Ben-Machydlin einen Pestherd bildete, welcher die ganze Gegend in Verruf brachte. Auch hier hat man durch Anpflanzung von vierzehntausend Stämmen die Luft vollkommen gereinigt, und die Gegend gilt seit fünf Jahren für völlig gesund. Entsprechende Erfahrungen liegen von den Inseln Corsica und Cuba vor. Wenn in Italien noch nicht so ausgesprochene Erfolge erzielt worden sind, so liegt dies wohl hauptsächlich an der Lässigkeit der bedrohten Gemeinden, die zu viel von kleinen Versuchen erwarteten und sich nicht zu ausgedehnteren Anpflanzungen aufgerafft haben.

Im Uebrigen ist das Gedeihen dieses Desinfectionsmittels in den Mittelmeerländern geradezu überraschend. So rasch schießt der Stamm in die Höhe, daß man ihn in der Jugend stützen muß, wenn er nicht zu Boden sinken und ein kriechendes Dasein führen soll. Obwohl der Gesundheit bringende Gast erst seit höchstens zehn Jahren an den Gestaden des Mittelmeeres Wurzel geschlagen, trifft man in Südfrankreich und Oberitalien bereits sechszig bis siebenzig Fuß hohe Stämme an. So wenig der Baum sonst seinen dürren, grauen Brüdern, welche neben echten, blattlosen Akazien den lichten australischen Wäldern ihren eigenthümlichen Charakter geben, gleicht, in zwei Rücksichten kommt er ihnen nahe, in der graublauen Farbe der lederartigen Blätter (die ihm seinen Namen: blauer Gummibaum gaben) und in der Schattenlosigkeit seiner Krone. Die australischen Bäume zeigen in ihrer überwiegenden Mehrheit die Sonderbarkeit, ihre Blätter und die plattgedrückten Blattstiele, welche in vielen Fällen die fehlenden Blätter ersetzen, nicht wie sonst breit den Sonnenstrahlen des Mittags entgegenzuhalten, sondern sie halten sich senkrecht gegen die gewöhnliche Blattrichtung und lassen die Sonnenstrahlen wie durch ein weitmaschiges Sieb dem Boden zufließen, der deshalb in diesen Wäldern einen viel üppigeren Pflanzenwuchs nährt, als sonst. Obwohl ich unsern australischen Gast in Oberitalien wiederholt begrüßt habe, bin ich doch nicht sicher, ob er diese mit dem trockenen Klima seiner Heimath in Zusammenhang stehende Eigenthümlichkeit auch bei uns bewahrt hat, oder ob er nicht gar bereits in seiner Heimath als Bewohner feuchter Thäler eine Ausnahme macht. Die Durchsichtigkeit der Krone mag bei ihm blos von den weiten Abständen der sich zu zweien gegenüberstehenden Blätter abhängen.

Aber ich sehe, daß ich dem Leser noch eine Personalbeschreibung schuldig bin, und das bringt mich einigermaßen in Verlegenheit, denn dieser Baum zeigt eine Wandelbarkeit in seinem Laube, die fast noch größer ist, als beim Lebensbaum (vergleiche Gartenlaube 1874, Seite 214). Aus den Samen treiben Schößlinge in die Höhe mit kaum zolllangen, ungestielten gegenüberstehenden Blättern, die äußerst zart rundlich, wie aus Wachs gebildet erscheinen, Triebe und Blätter mit einem bläulichweißen Reife bedeckt. Aber allmählich schwindet der Schmelz der Jugend von Zweigen und Blättern. Die Rinde wird rissig; die Blätter werden immer länger und länger, zuletzt fußlang und obendrein gestielt, und die schimmernde, weißblaue Farbe ist einem bläulichen Grün gewichen. Das Gewächs hat sich vollkommen verwandelt, und kein Unbefangener würde den jungen und den erwachsenen Baum nebeneinander für dasselbe Gewächs halten. Die Blätter des letzteren lassen sich ihrer allgemeinen Form nach einem stark vergrößerten Weidenblatte vergleichen. Die myrthenartigen Blüthen stehen zu zweien bis dreien in den Blattachseln und bringen eine fast kugelrunde harte Frucht.

Wohl nicht mit Unrecht schreibt man einen Theil der desinficirenden Eigenschaften des Baumes dem stark aromatischen Dufte seines immergrünen Laubes zu, welcher an Lavendelöl und Kampher erinnert, aber noch angenehmer ist. Er rührt von einem reichlich in den Blättern vorhandenen ätherischen Oele her, welches man durch Destillation gewinnt und unter dem Namen Eukalyptöl bereits in allen Apotheken Südeuropas antrifft. Auch haben sich die Blätter in der Volksmedicin wie unter den Aerzten jener Länder einen großen Ruf erworben. Man benützt sie in Form eines Theeaufgusses, oder als Breiumschlag auf bösartige Wunden, ferner als daraus bereitete Tincturen und Liqueure, von denen einige so berühmt geworden sind, wie bei uns der Daubitz. Natürlich werden die Präparate des Fieberbaumes zunächst gegen die Sumpfkrankheiten, Wechselfieber und sonstige schleichende Fieber angewendet, außerdem aber auch gegen Brustkrankheiten mancherlei Art und überall, wo man einen Fäulniß erregenden Krankheitsstoff vermuthet. Eine Unzahl kleinerer und größerer Broschüren, von Aerzten wie von Laien, die in den letzten zehn Jahren erschienen sind, geben darüber Auskunft. In den Augen seiner Verehrer ist dieser Baum eine lebendige Pestscheuche, der Vertreiber aller schlechten Dünste, die Desinfection in Person. Ohne Zweifel hat er durch sein starkes Aroma, welches vielleicht den Ozongehalt der Luft erhöht, viel vor der Sonnenblume voraus, die man wegen ihrer starken Vegetationskraft ebenfalls als Gesundheitsbringerin im Sumpflande gepriesen hat.

Wenn nun eine allgemeinere Anpflanzung des bläulichen Menschenfreundes schon durch seine gesundheitliche Bedeutung lebhaft

empfohlen wird, so kommt glücklicherweise noch ein weiterer Ansporn hinzu, in dem außergewöhnlichen Ertrage an einem sehr nutzbaren Holze. Bei forstmäßiger Aufzucht in geeigneten Strichen, die gar nichts weiter als genügende Sicherheit zu bieten brauchen, schätzt man den Holzertrag auf die fünffache Menge anderer Wälder wegen des weidenartig schnellen Wachsthums. Ein Eukalyptus-Wald kann im Jahrhundert nicht blos wie andere Nutzhölzer einmal, sondern fünfmal abgeholzt werden, und auch darin liegt eine hohe Bedeutung für die holzarmen Südländer. Die jungen gerade aufgeschossenen Stämme können prächtige Telegraphenstangen liefern, die älteren aber würden das beste, dauerhafteste Schiffsbauholz ergeben, welches überhaupt in Europa gewonnen werden kann. Denen, welche sich noch weiter für diese moderne Berühmtheit interessiren, empfehle ich die Broschüre des Herrn Gimbert aus Cannes über den Eukalyptus, welche bei Delajaye in Paris 1870 erschienen ist. C. St.

Zum Gedächtnisse eines Edlen.

Es war im sturmreichen Frühling des Jahres 1848, in jenen ersten Wochen des Mai, wo das von der Märzrevolution zunächst hervorgerufene Chaos auf Grund der neuen Errungenschaften und durch Berufung constituirender Nationalversammlungen für Preußen und Deutschland in gesetzliche Bahnen gelenkt, zu verfassungsmäßigen Organisationen gestaltet werden sollte. Zum ersten Male hatte so eben das bis dahin dem Staatswesen gründlich fern gehaltene und ihm gänzlich entfremdete Volk durch Vollziehung der sogenannten Urwahlen das wichtigste politische Recht des Bürgers geübt, und in den verschiedenen Bezirken der tonangebenden preußischen Hauptstadt traten nun allabendlich die erkorenen Wahlmänner zusammen, um die Bewerber anzuhören und sich in Bezug auf die geeigneten Persönlichkeiten ein Urtheil zu bilden. Das Geschäft war ein neues, die Stimmung eine aufgeregte, neu auch waren die Männer aller Stände, die hier plötzlich aus der Stille ihres Berufs- und Privatlebens auftauchten, um öffentlich vor den Bürgern ihr politisches Glaubensbekenntniß darzulegen. Es ging daher vielfach sehr stürmisch zu in diesen meist auch von einer leidenschaftlichen Zuhörerschaft besuchten Versammlungen der Berliner Wahlmänner, und die Zahl der unter einem Kreuzfeuer von Interpellationen für ihre Erwählung arbeitenden Redner war so groß, daß in manchen Bezirken oft Mitternacht herankam, ehe der Letzte der Angemeldeten zum Worte gelangen konnte.

Ob die Zeit schon so vorgerückt war, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber eine bedenkliche Ermüdung und Ungeduld hatte eines Abends nach lebhaften Debatten und heftigem Widerstreit der Versammelten sich schon bemächtigt, als zu später Stunde auf die Rednerbühne des kleinen, von Bierdunst und Tabakrauch erfüllten Wirthshaussaals noch eine Gestalt trat, die es unzweifelhaft zunächst nur dem Eindrucke ihrer Erscheinung zu danken hatte, wenn ihr mehr als eine flüchtige Notiznahme gewidmet wurde. Es war ein schlanker, hochgewachsener und kräftig gebauter Mann mit hochblondem Haar, dessen Kleidung die einfache Eleganz des hohen preußischen Beamten zeigte, aus dessen Haltung aber, aus dessen Antlitz mit den festen Zügen und dem sicher blickenden tiefblauen Auge die Spuren ernster Gedankenarbeit sprachen und das ruhige Würdegefühl eines reifen Charakters. Während der letzten Abende war man schon daran gewöhnt worden, Mitglieder der Beamtenaristokratie, der Geistlichkeit, ja des Officierstandes mit einem Male als liberale Ankläger des bisherigen Regierungssystems sich entpuppen zu sehen, es kam ihnen jedoch nicht immer das gewünschte Vertrauen entgegen. Auf diesen neu erscheinenden Candidaten aber blieben sofort die Blicke geheftet, und kaum hatte er ein paar Sätze gesprochen, so verstummte bereits alle Beweglichkeit und es herrschte ringsumher ein athemloses Schweigen. Es war so schlicht, was der Redner sagte, und doch waren seine Worte zündendes Feuer, es wehte aus ihnen nicht blos der unverkennbare Hauch einer klaren Ueberzeugung, sondern auch einer aufrichtig mit dem Volke sich einig wissenden, mannhaften und begeisterungsvollen Seele. Wer ist der Mann? So fragte man sich. Niemand kannte ihn, und er selber hatte am Eingange über sich nur gesagt: „Ich heiße Waldeck und bin hier Mitglied des Geheimen Ober-Tribunals." Als er seinen Vortrag beendigt hatte, brach ein lang anhaltender Sturm des Beifalls aus — der Eindruck war entscheidend.

Waldeck wurde in Berlin für die preußische Nationalversammlung gewählt, und wenn in jener Zeit sein Name selbst den publicistischen Kreisen der Hauptstadt noch so gänzlich unbekannt war, daß die damals kaum erstandene „Nationalzeitung" die Ernennung dieses Obertribunalraths als einen selbstverständlichen Sieg der Reaction beklagte, so hat das sicher die Wahlmänner des zweiten Berliner Bezirkes in ihrer Ueberzeugung nicht irre machen können. Sie wußten bereits, daß sie dem jungen parlamentarischen Leben einen charakterstarken Verfechter der Volksrechte und ein rednerisches und organisirendes Talent von hohem Gewichte in dem Manne zuführten, der an dem bezeichneten Abend vor ihnen den ersten Schritt auf die große politische Bühne gethan. Waldeck war damals sechsundvierzig Jahre alt und stand in der vollen Blüthe seiner Kraft; er schaute auch bereits auf ein verdienst- und arbeitsreiches Stück Leben zurück. Schon in früher Jugend hatte er als hervorragender juristischer Selbstdenker und Schriftsteller die Hochachtung seiner Standesgenossen, als richterlicher Beamter, so wie als Mensch und Bürger die Liebe seiner Mitbürger sich erworben. In seiner Heimath Westphalen, wo er früher als Richter gewirkt, hatte seine Gerechtigkeitsliebe ihm den Beinamen eines „Bauernkönigs" verschafft, und nicht weniger als vier Bezirke der Provinz hatten ihn aus eigenem Antriebe und ohne jegliche Bewerbung seinerseits zu ihrem Abgeordneten für die Nationalversammlung erwählt. So tief war die Anhänglichkeit, welche diese Bevölkerung dem verehrten Manne bewahrte, der ihnen seit 1846 durch seine ehrenvolle Berufung in den höchsten Gerichtshof des Landes entzogen worden war. Im Gewühle der Hauptstadt hatte der Fremdling die zwei Jahre her unbemerkt nur seinen Amtspflichten und Studien gelebt, bis die Revolution seiner innersten Gesinnung die Zunge löste und ihn auf den Kampfplatz führte, für den er geboren war. In der Revolution sah er die Erfüllung der Grundsätze, welche Preußen einst gerettet hatten. Er forderte die aufrichtige, consequente und unverkürzte Durchführung derselben und nahm deshalb sofort seinen Platz auf der Linken des neuen Parlaments. Dieser Schritt entschied über sein weiteres Leben, und es eröffnete sich nunmehr für ihn jene sturmvolle, an unmittelbaren Erfolgen nicht immer ergiebige, aber an geistigen Triumphen, an wohlverdientem Ruhm, an ehrenvollen Leiden und Kämpfen so ungewöhnlich reiche Laufbahn, auf welche nicht wenige unserer heutigen Zeitgenossen so gern ihre Blicke zurücklenken, wenn sie in den drangvollen Wirrnissen unerledigter Zeitfragen eines ermuthigenden Leitsternes bedürfen, einer Aufrichtung ihres Glaubens an die Macht und den Sieg der Wahrheit.

In der ersten Hälfte des Sommers 1848, wo die Ausschreitungen einer übermüthigen Straßendemokratie, wo Clubredner der schlechten und besseren Sorte, demagogische Agitatoren aller Art die Stimmungen der großen Massen beherrschten, konnte freilich die immerhin maßvolle Eigenart eines Waldeck nicht zu volksthümlicher Bedeutung gelangen. Es ist hier nicht die Absicht, eine Geschichte seines ersten parlamentarischen Wirkens zu schreiben. Man weiß, daß er zunächst durch seine hingebungsvolle Arbeit in den Commissionen, durch die Kraft seines Geistes und Willens ein solches Uebergewicht innerhalb der linken Partei des Hauses erhielt, daß diese in ihm ihren eigentlichen Führer sah, man weiß auch, daß der Entwurf der später von Friedrich Wilhelm dem Vierten übernommenen und einseitig octroyirten preußischen Verfassung eine Schöpfung Waldeck's war, und daß diese Verfassung deshalb von der höhnenden Reactionspartei die „Charte Waldeck" genannt wurde, ein Ehrenname, den sie noch heute in Bezug auf alle gesunden, freiheitsfreundlichen und patriotischen Grundsätze verdient, die in ihr stehen geblieben sind und nicht durch fernere Revidirungen abgeschwächt wurden. Als der Verfassungsentwurf im October 1848 festgestellt war und im Plenum bereits die öffentlichen Verhandlungen über die einzelnen

Punkte begannen, hatte sich bekanntlich die Hand schon erhoben, welche mit den wilden Auswüchsen der Revolution auch ihre berechtigten Früchte nicht zur Geltung kommen lassen wollte. Es wurde die Nationalversammlung durch militärische Gewalt aus ihrem Sitzungssaale vertrieben und das in Belagerungszustand versetzte Berlin genoß eine Reihe von Tagen hindurch das traurige Schauspiel, die vor einigen Monaten erst erwählten Vertreter des Volks von einer Localität zur anderen irren zu sehen, um zur Fassung der ihnen nothwendig erscheinenden Beschlüsse ihre Berathungen fortzusetzen.

Nachdem ihnen so am Vormittage des 14. November der Eintritt in den zu ihrer Verfügung gestellten Sitzungssaal der Stadtverordneten durch militärische Besetzung unmöglich geworden, ereignete sich am Abende desselben Tages eine für immer denkwürdig gebliebene Scene. In einem öffentlichen Wirthshauslocale Unter den Linden sollte die am Morgen verhinderte Sitzung abgehalten werden. In tieferregter Stimmung hatten 227 Abgeordnete sich eingefunden und eben hatte Schulze-Delitzsch seinen Antrag zu eventueller Steuerverweigerung verlesen, als die Meldung hereinkam, daß das Haus militärisch besetzt sei. Alsbald drang auch ein Major mit vier Officieren und einem Piquet Soldaten in den Saal und erklärte, auf die Weigerung des Präsidenten von Unruh, daß er Gewalt brauchen müsse, wenn die Versammlung nicht freiwillig das Local verlassen sollte. „Unter diesen Umständen,“ rief Herr von Unruh, „erkläre ich, daß wir abermals der Gewalt weichen.“ Die Worte waren in tiefer Bewegung gesprochen, und eine unbeschreibliche Aufregung hatte in diesem kritischen Momente einer rücksichtslosen Demüthigung der versammelten Abgeordneten sich bemächtigt, als plötzlich aus ihren Reihen die imposante Gestalt Waldeck's sich erhob. Mit ruhiger Entschlossenheit schritt er auf den Major zu und sagte in festem Tone: „Holen Sie doch Ihre Bajonnette und stoßen Sie uns nieder! Ein Landesverräther, der diesen Saal verläßt!“ Der Major (Herwarth von Bittenfeld, der in den späteren Feldzügen als General berühmt gewordene Heerführer) war sichtlich ergriffen und fühlte wohl im Angesichte dieser erlesenen Männerschaar das Peinliche seiner Aufgabe. Er verließ auf kurze Zeit mit den Soldaten das Local; die Versammlung erhob inzwischen den Antrag Schulze's zum Beschlusse, und die Sitzung wurde regelmäßig geschlossen. Es war die letzte Sitzung der 1848 zur Vereinbarung einer preußischen Verfassung berufenen Nationalversammlung, die bekanntlich eines gewaltsamen Todes starb und der Waldeck durch seine Mannhaftigkeit einen so edlen und würdigen Abschluß gegeben hatte.



Das Waldeck-Denkmal.
Nach dem Modell des Bildhauers Walger.

Die Wendung zum Schlimmen war da, und kein Scharfblickender konnte durch die am 5. December erfolgte Proclamirung der freisinnigen „Charte Waldeck“ über die wahre Sachlage getäuscht werden. Um zu wissen, woher eigentlich der Wind wehte, brauchte man nur zu sehen, wie die aller Orten mit trotzigem Frohlocken wiederum aus ihren zeitweiligen Verstecken hervorkriechenden Rückschrittsleute den scheinbaren Sieg der königlichen Gewalt als einen erneuerten Freibrief für ihren eigenen Hochmuth, ihren brennenden Rachedurst betrachteten. Sie hatten genügenden Anlaß zum hoffnungsvollen Aufathmen, denn in der Nähe des Thrones stand schon die Führerschaft der geistlichen und weltlichen Vorrechtskasten, die einflußreiche Clique jener zur äußersten Reaction entschlossenen Gewaltmenschen bereit, um jeden Augenblick die Zügel des Staates zu ergreifen und auf den Trümmern der Revolution eine Herrschaft zu erlangen, nach der sie selbst in den vormärzlichen Tagen nur vergeblich gestrebt hatten. Schon machte ihr Einfluß sich fühlbar in der ungerechtfertigten Aufrechterhaltung der Belagerungszustände, in möglichster Knebelung der Preß- und Versammlungsfreiheit, in einem verzweigten Spionirsystem, in empfindlich verschärftem Polizeidruck und einer Niederhaltung des öffentlichen Urtheils, die leicht hätte ihre Absicht erreichen, zu einer verhängnißvollen Niedergeschlagenheit, einer erneuerten Verdumpfung und Zerfahrenheit des Volksgeistes hätte führen können, wenn dieser nicht ein stärkendes Beispiel vor Augen gehabt, nicht Ermuthigung gefunden hätte im Aufblicke zu den hervorragenden Männern, die bisher tapfer seine Sache geführt und nun auch in aller Gefahr und aller

bösen Verkehrung der Dinge offen und unerschütterlich für ihre Ueberzeugung eintraten.

Als solch ein erhebendes Vorbild aber galt jetzt vor Allem die Persönlichkeit Waldeck's, auf den seit dem Herbste die Blicke der Nation immer mehr und mehr sich gerichtet hatten. Wenn er im traurigen Reactionswinter 1849 in Berlin über die Straße schritt, so entblößten sich vor ihm schon überall verehrungsvoll die Häupter und die Väter stießen ihre Kinder an und zeigten ihnen den großen demokratischen Volksvertreter. Waldeck hatte, seine Wahlreden ausgenommen, niemals in Clubs und Volksversammlungen, überhaupt niemals zu großen Massen gesprochen, keine Volksmenge hatte ihn jemals bei Demonstrationen als Führer oder Theilnehmer an ihrer Spitze oder in ihrer Mitte gesehen, seine Haltung und sein äußeres Wesen zeigten bei jeder Berührung mit ihm die gemessene Zurückhaltung, ja die zugeknöpfte Unnahbarkeit des vornehmen Beamten. Hat er also dennoch neben viel beweglicheren, leichter dem Tone und Wesen des Volkes sich anschmiegenden Gestalten seiner Partei mit verhältnißmäßiger Schnelligkeit eine in unserer deutschen Parlamentsgeschichte fast beispiellos dastehende Popularität gewonnen, so mußte wohl gefragt werden: woraus entsprang dieser außerordentliche Einfluß und worin lag der ungewöhnliche Zauber dieses Mannes? Selbst für Diejenigen, die ihn im Leben gekannt, ist die Frage leichter gestellt als beantwortet. Es sind lange Aufsätze und ganze Bücher darüber geschrieben worden, man wird jedoch nicht irrig urtheilen, wenn man die Erklärung nicht in dieser oder jener Begabung Waldeck's, sondern in dem Ganzen seiner stark und scharf ausgeprägten Persönlichkeit findet, so wie in der Gluth und Vollgewalt des Herztons, der aus seinen Ueberzeugungen in seine Worte und Thaten floß und um die rührende Schlichtheit seiner Erscheinung und seines Wandels einen Nimbus wob, vor dem unwillkürlich sich die Häupter neigten. Es lag in diesem Manne etwas von der Kraft der alten Propheten und Apostel. Was gesund und wahr, was rein, erhaben und unvergänglich ist an den Grundsätzen des Demokratismus, das hat der bessere, dem Lichte zugewendete Theil des Volkes verkörpert gesehen in der Person des Abgeordneten Waldeck.

Dieselben Eigenschaften aber, welche ihm die Liebe des Volkes erwarben, erweckten ihm natürlich den giftigen Haß aller Förderer der rothen und schwarzen Reaction. Diese herrschgierige und verwegene Gesellschaft von sogenannten „Staatsrettern“, deren Werkstatt hinter den Coulissen des Hofes, deren Organ die hetzende und denuncirende Kreuzzeitung war, hätte so gern die ihren Standesinteressen gefährliche Auflehnung wider Vorrecht, Bevormundung und Ausbeutung den vielen Urtheilslosen als eine schmutzige Sache abenteuernder Schwindler und eines zügellosen Pöbels hingestellt. Ein Dorn im Auge mußte ihr daher jene zahlreiche Schaar angesehener und ehrenhafter Männer der höheren Stände sein, die nach wie vor uneingeschüchtert zur Fahne der Opposition standen und denen sie bereits durch Verfolgungen, Amtsentsetzungen und quälerische Maßregelungen ihren Einfluß auf die Verwaltungsmaschine, die Absicht einer Schreckensherrschaft fühlen ließ. Die höfisch aristokratisch-pfäffische Clique hatte jetzt ihren Gegnern Vernichtung geschworen, unter diesen aber war kein Einziger von ihr so gehaßt und gefürchtet, wie der Geheime Obertribunalsrath Waldeck, der stille Mann mit der gewaltigen Autorität, der in seiner Unangefochtenheit gleichsam noch als ein lebendiger Protest umherwandelte, als eine weithin leuchtende Bekräftigung der Grundsätze, die man von oben her mit Gewalt und List aus der Welt schaffen zu können glaubte. Konnte es der unter dem Zeichen des Kreuzes arbeitenden Partei kriegerischer Betbrüder gelingen, die Kraft dieses Mannes zu brechen, ihn von seiner hohen Stellung zu stürzen, brod- und ehrlos zu machen, so war mit einer solchen That der Demokratismus tief in's Herz getroffen, ja es war noch mehr damit erreicht, es war zwischen König und Volk durch die offene Mißhandlung des verehrten Volksvertreters eine Kluft gerissen, wie sie eben die Vorrechtskasten zu ungestörtem Entfalten ihrer Herrschaftspläne erzeugen wollten.

Der Wunsch war jedenfalls schon im Winter 1849 im Stillen sehr lebhaft vorhanden, und Bedenken des Gewissens waren es sicher nicht, die seine Ausführung verzögern ließen. Es war eben nicht leicht, einem Waldeck beizukommen, der schon eine unberechtigte Aufforderung zu freiwilligem Rücktritt aus dem Obertribunal mit Erfolg zurückgewiesen hatte und nun ruhig seines Weges ging, getreu seinen Amtspflichten genügte und nach keiner Seite hin auch nur den leisesten Anlaß zu einem disciplinarischen oder richterlichen Angriffe wider ihn bieten wollte. Je mehr man auf der Lauer lag, je mehr die schnüffelnde Pharisäerrotte sammt ihren Spionen und Liebedienern sich anstrengte, etwas gegen ihn zu finden, um so mehr erkannte sie, daß sie einer unangreifbaren Makellosigkeit gegenüberstand. Hier reichten die gewöhnlichen Mittel gegen Andersgesinnte nicht aus, es mußte, da die Ungeduld sich nicht zähmen ließ, zum Verderben des Opfers ein falsches Spiel gespielt und jener Weg der Lüge und Fälschung betreten werden, den der berühmt gewordene Proceß Waldeck enthüllt hat.

Wo die Fäden dieses Verfolgungsplanes eigentlich gesponnen wurden, das ist unklar geblieben und bis jetzt nicht aufgedeckt. Daß aber sehr einflußreiche Personen dabei im Spiele waren, zeigten die großen, nur durch solchen Einfluß zu bewirkenden Maßregeln, mit denen die Ausführung eingeleitet wurde. Seit November 1848 war über Berlin der Belagerungszustand verhängt, aber er mußte in Ermangelung jedes activen Widerstandes milde gehandhabt werden, und es waren namentlich die ordentlichen Gerichte in Thätigkeit geblieben. Nicht wenig erstaunte man daher, als am 15. Mai 1849 ohne jede sichtliche Veranlassung dieser Belagerungszustand mit einem Male verschärft und schleunigst sogar ein Kriegsgericht in's Leben gerufen wurde. Schon am nächsten Tage jedoch wurde dieses Räthsel in den Augen aller Klarblickenden gelöst, denn am 16. Mai vernahm die ohnedies grollende und durch polizeiliche Uebergriffe gereizte Hauptstadt die Schreckenskunde, es sei der Abgeordnete Waldeck inmitten seiner Familie verhaftet und dem Gefängnisse überliefert worden. Die Verschärfung des Ausnahmezustandes erschien als die Vorbedingung dieses aufsehenerregenden Schrittes, denn es war dadurch der mächtigste Vertreter der Volksfreiheit in der Kammer seinem ordentlichen Richter entzogen und dem nicht an strenge Schutzformen gebundenen Verfahren eines Kriegsgerichts unterworfen. In den weitesten Kreisen zweifelte man nicht an diesem Zusammenhang der beiden Maßregeln, und Niemand auch glaubte an eine Schuld Waldeck's, ja auch nur an eine Unvorsichtigkeit, durch welche er seinen Widersachern eine Handhabe zur Antastung seiner Person gegeben hätte. Was konnte denn dieser hochgesinnte, reine und edle Mann verbrochen haben, daß man es wagen durfte, ihn so rücksichtslos zu überfallen, so rauh und grausam den ruhevollen Frieden seines musterhaften Familienlebens zu stören? So fragte bestürzt, aber im äußersten Grade entrüstet, die öffentliche Meinung.

Wie aber erst später sich herausstellte, hätten damals die Veranstalter des frechen Handstreichs in Bezug auf diese Frage ebenso wenig eine Auskunft geben können, als irgend Jemand im Volke. Sie hatten nicht die Spur eines Anhaltspunktes, sondern unternahmen ihr Wagniß wie ein frivoles Hazardspiel. Erst bei der in Folge der Verhaftung möglich gewordenen Hausdurchsuchung hofften sie in den Papieren Waldeck's etwas zu finden, wodurch der Schritt sich rechtfertigen, worauf eine schwere Anklage sich begründen ließe. Aber schon eine Verhaftung und Hausdurchsuchung durfte ja ohne einen ausreichenden gesetzlichen Grund nicht vorgenommen werden. Hier hatte zunächst die Schwierigkeit gelegen, und um sie zu beseitigen, waren die feigen Verderber vor dem schandbarsten aller Mittel nicht zurückgeschreckt. Da kein wirklicher Grund zum Angriffe vorhanden war, erfolgte die Denunciation und das Einschreiten auf Grund eines erlogenen Schriftstückes, eines absichtlich für diesen Zweck gefälschten Briefes, der „zufällig“ in der Schlafrocktasche eines zum Schein verhafteten Polizeispions gefunden wurde und den ein revolutionärer Flüchtling an Waldeck geschrieben haben sollte. Im Hause Waldeck's aber fand sich nichts, garnichts von Allem, was man so gierig suchte, und damit war ganz im Stillen und ehe man es im Publicum noch ahnte, die Niederlage der nichtswürdigen Planmacher schon entschieden. Gewiß hätte man den angeblichen Hochverräther nunmehr sofort wieder freigeben müssen, aber um das zu wagen, hatte die Sache bereits in der ganzen Welt ein zu großes Aufsehen erregt. Es blieb nichts übrig, als ihn den ordentlichen Gerichten zu überweisen und auf Grund

jenes gefälschten Wisches — weiter hatten die Denuncianten absolut nichts in Händen — eine Untersuchung wider ihn einleiten zu lassen.

„Es war ein Bubenstück, um einen Mann zu verderben." So hatte der königliche Oberstaatsanwalt selber ausgerufen, als er am Schlusse der öffentlichen Gerichtsverhandlung sich außer Stande sah, die Anklage gegen Waldeck aufrecht zu erhalten. So deutlich hatte der dramatische Verlauf des Processes alle Specialitäten des plumpen Complotes, das Verfahren verschiedener dabei thätiger Acteure und Helfershelfer, sowie die Reinheit des verfolgten Mannes an's Licht gestellt. Wurde doch einer der Hauptbelastungszeugen so tief erschüttert von der Macht der auf ihn eindringenden Beweise, daß er zerknirscht das Haupt senkte und seinen Werth mit den Worten bezeichnete: „Ja leider, ich habe gelogen!" Sieben Monate hindurch hatte das Opfer dieser Lüge in strenger Kerkerhaft geschmachtet, während seine vornehmen und „frommen" Verfolger wissen mußten, daß sie nur durch ein erkünsteltes Lügenwerk dieses herzbrechende Verhängniß ihm und den Seinigen bereitet hatten. Je länger Waldeck's Haft dauerte und je dreister und zuversichtlicher die reactionäre Presse von seiner Schuld sprach und seine demnächstige Verurtheilung in Aussicht stellte, um so mehr hatte sich beim Herannahen der öffentlichen Verhandlung weit und breit eine außerordentliche Aufregung selbst Derjenigen bemächtigt, die bisher den politischen Bewegungen fern gestanden. Während der mehrtägigen Dauer des Processes war in Berlin der vor dem Gerichtslocal befindliche Platz bis weit in alle angrenzenden Straßen hinein von einer unabsehbaren Menschenmasse erfüllt, die sich tief ergriffen zeigte, als gleich nach Beginn der ersten Sitzung die Nachricht herabkam, daß Waldeck zwar ungebeugt, mit der schlichten Ruhe eines Helden, ohne jede Klage und jedes Merkmal der Erbitterung vor seinen Richtern stand, daß sein volles blondes Haar aber schneeweiß geworden sei unter den Qualen des unverschuldeten Kerkerleidens.

Auch die Mittheilungen über die richterliche Enthüllung der wider ihn geschmiedeten Ruchlosigkeit verbreiteten sich im Laufe der Tage von Haus zu Haus, und als endlich der Freigewordene am Nachmittage des 3. December in der Begleitung einiger Freunde auf die Straße trat, war die Begeisterung der dichtgedrängten Volksmassen zu einem Sturme angewachsen, den keine Feder zu beschreiben vermag und gegen den die massenhaft aufgestellte Polizei nichts auszurichten vermochte. Es entblößten sich die Häupter; es lagen die Menschen sich in den Armen, und das laute Heulen und Schluchzen der Ergriffenen mischte sich mit dem orkanartigen Brausen der endlosen Hurrahrufe. Der weite Weg bis zur Dessauerstraße, wo Waldeck wohnte, war dicht vom Volke besetzt, das den Märtyrer der Volkssache sehen und ihm zujauchzen wollte. Um sich dem Gedränge zu entziehen, bestieg er mit Frau und Tochter einen Wagen, der mühsam bis zur Kurfürstenbrücke gelangte. Hier aber, in der Nähe des königlichen Schlosses verwandelte sich die Scene ganz unerwartet zu einem Triumphzuge. Menschen aller Stände spannten die Pferde des Wagens aus und unter dem Jubelgeschrei von Tausenden und Abertausenden wurde der Freigesprochene am Schlosse vorbeigezogen, bis er endlich vor dem Hause eines Freundes der Huldigung sich entziehen konnte. Am Abend aber waren viele Theile der Hauptstadt illuminirt und von einem Ende Deutschlands bis zum anderen fühlte und verstand man mit der Bevölkerung Berlins, daß an diesem Tage Recht und Licht einen der durchgreifendsten und denkwürdigsten Hauptsiege gefeiert über die gewissenlose Willkür, die frevelhaften und widersittlichen Knechtungsversuche mächtiger Finsterlinge. Was aus einem Staate werden kann, in dem sie auch nur vorübergehend eine Herrschaft erlangen können, das hat die Geschichte Preußens in jenen Tagen gezeigt.

Allerdings war diese Pharisäerpartei des gewaltsamen Rückschrittes durch den Proceß Waldeck noch nicht thatsächlich gestürzt worden, aber es war doch nur ein künstliches und erzwungenes Scheinwesen, wenn sie nach einer solchen moralischen Zerschmetterung, einer solchen Entlarvung und Ertappung auf schimpflichen Wegen noch zehn Jahre hindurch mit selbstgewisser Unverschämtheit das Haupt erheben und in Staat, Kirche und Schule ihre herabdrückende Macht behaupten konnte. Waldeck hat die unheimliche Gesellschaft noch aus dem Vordergrunde verschwinden und ihren Einfluß erlahmen sehen; noch einundzwanzig Jahre nach jener Antastung seiner Person hat er, mit erschütterter Gesundheit zwar, aber mit voller Ungebrochenheit des Geistes in seinem Richteramte, wie in den vordersten Reihen der Fortschrittskämpfe eingreifend gewirkt und endlich einen zweiten Triumphzug gefeiert, als er im Frühling 1870, kurz vor der folgenreichen Kriegserhebung seiner Nation, mit hochimposanter Trauerfeierlichkeit, begleitet wiederum von ungezählten Tausenden seiner schmerzlich ergriffenen Mitbürger, zur letzten Ruhestätte geleitet wurde. Ueberblicken wir seine Eigenschaften und Verdienste, so ist es sicher nicht das geringste derselben, daß er sofort nach dem Kriege von 1866 den Segen dieser Wendung unserer vaterländischen Geschicke gewürdigt und, uneingedenk aller früheren Conflicte, sich offen zu ihr bekannt hat. Unvergeßlich und in unverwelklicher Frische wird sein Name fortleben in den Institutionen wie in den Erinnerungen unseres Volkes. Um aber die so innig ihm bewahrte Liebe und Dankbarkeit auch durch ein äußeres Zeichen zu den künftigen Geschlechtern sprechen zu lassen, haben seine zahlreichen Freunde und Verehrer schon vor einigen Jahren beschlossen, sein Grab mit einem würdigen Denkmal zu schmücken. Die Bildsäule ist jetzt vom Künstler vollendet, und die unserem Artikel beigefügte Abbildung des vortrefflichen Werkes zeigt dem Leser die Gestalt des großen Volksvertreters in sprechender Aehnlichkeit.

A. Fr.

Blätter und Blüthen.

Das Jubiläum eines Redacteurs. Am 2. Februar dieses Jahres feiert einer der Matadore der deutschen Presse, einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen Zeitungsliteratur, Herr Michael Etienne, Chef-Redacteur und Herausgeber der Wiener „Neuen Freien Presse", sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Journalist. Bei den großen Verdiensten, der seltenen Begabung und Bildung Etienne's, mit Rücksicht auf die bedeutende Stellung des Jubilars und des von ihm geleiteten Journals inmitten der Verfassungs-Partei und der deutsch-österreichischen Bevölkerung und auf die vielfältigen innigen Beziehungen der „Neuen Freien Presse" zu der gesammten deutschen Schriftstellerwelt, würde es sich wohl von selbst verstanden haben, daß diese Feier den Anlaß zu einer ehrenden Kundgebung der zahlreichen Freunde Etienne's und des genannten Journals gegeben haben würde. Es geschieht jedoch auf besonderen Wunsch des Gefeierten, daß dem Feste keinerlei größere Dimensionen gegeben werden und dasselbe als ein Familienfest der Redaction des Blattes begangen werden soll. Gleichwohl dürfte dasselbe einen glänzenden Verlauf nehmen und über den engen Kreis der Mitarbeiter hinaus die wärmsten Sympathien für den Jubilar hervorrufen. Der verdienstvolle Mitherausgeber der „Neuen Freien Presse", Herr Adolf Werthner, veranstaltet zu Ehren seines Collegen und Freundes ein Bankett; die Mitglieder der Redaction bringen eine Festgabe dar (ein silbernes, nach Zeichnungen eines hervorragenden Künstlers und in dem ersten Atelier Wiens gearbeitetes Schreibzeug im Werthe von hundert Gulden, in welchem eine Festnummer, Leitartikel und Feuilleton, beides Etienne's Thätigkeit und Individualität charakterisirend, photographirt enthalten ist). Der Journalisten- und Schriftsteller-Verein „Concordia", wiewohl officiell nicht unterrichtet, betheiligt sich mit einer glänzend ausgestatteten und durch eine Deputation zu überreichenden Adresse; die hervorragendsten Vertreter der liberalen Partei des Parlaments werden an dem Feste theilnehmen, und während das Organ Etienne's den Festtag äußerlich ignorirt, werden voraussichtlich die meisten Journale Oesterreichs und die in deutscher Sprache erscheinenden Ungarns dem verdienstvollen Jubilar warme Worte der Anerkennung widmen. Wir dürfen wohl die Erwartung aussprechen, daß aus all' jenen journalistischen Kreisen des deutschen Reiches, in welche die Kunde von dem am 2. Februar stattfindendon Feste dringen wird, dem wackern Vorkämpfer des Deutschthums und der Freiheit an der Spitze des anerkannt einflußreichsten und literarisch hervorragendsten Zeitungs-Unternehmens in Oesterreich herzliche und aufrichtige Glückwünsche zukommen werden. Michael Etienne, seinem französischen Namen zum Trotze ein kerndeutscher Mann, hat ein wohlbegründetes Anrecht darauf, aus dem Anlasse der Vollendung eines Vierteljahrhunderts journalistischen Schaffens allgemein gefeiert zu werden. Von 1850 bis 1855 als Correspondent deutscher und Wiener Zeitungen von Paris aus thätig, in welcher Stadt er zu Heinrich Heine in nähere Beziehung trat, der seine hohe Begabung würdigte, war er durch acht Jahre der leitende Geist der „Presse", begründete 1864 mit Friedländer und Werthner die „Neue Freie Presse" und brachte dieses Unternehmen zur höchsten Blüthe. Seit Langem gilt seine Feder als eine der glänzendsten in Deutschland.

R.

Mißbrauch der Versicherung. Noch sind alle Gemüther von der Schreckensbotschaft aus Bremerhaven erfüllt, wo ein für alle Zeiten gebrandmarkter Mörder so unendlich viel Unglück angerichtet hat. Und zwar ist es die Assecuranz, die jener Elende auszubeuten versuchte. — Ist es angesichts derartiger Vorkommnisse ein Wunder, wenn dabei so Mancher in kurzsichtiger Voreingenommenheit dem Versicherungswesen selbst etwas am Zeuge zu flicken sucht? Hört man nicht häufig die Ansicht, daß die Feuerversicherung die indirecte Veranlassung der meisten Brände sei?!

So lange aber unter Gottes Sonne neben guten Menschen Lumpe umherwandeln, so lange wird jede menschliche Einrichtung, sei sie auch noch so erhaben und segensreich, von derartigen Geschöpfen mißbraucht werden. Von solchem Mißbrauche ist kein Versicherungszweig frei; namentlich weiß die Lebensversicherung ein Lied davon zu singen. Freilich gehen derartige Betrügereien ohne sonderliches Aufsehen vor sich, denn die gerupfte Gesellschaft hat meist ihren guten Grund, darüber zu schweigen.

Es war im Frühjahre 1871, als einer jungen Berliner Gesellschaft die Versicherung eines im Anfange der dreißiger Jahre stehenden Mannes, welcher Oekonom in dem nahen Dorfe L. sein sollte, angeboten wurde. Wenn ich nicht irre, handelte es sich um eine Summe von fünf- oder sechstausend Thalern. Die Police sollte zu Gunsten eines Fräuleins — nennen wir sie Friederike — ausgefertigt werden. Fräulein Friederike, gab der Agent an, sei die Braut des zu versichernden Herrn K. Einige Tage später stellte sich der angehende Schwiegervater des Herrn K. der Direction vor und erzählte dabei in gesprächiger, vertrauenerweckender Weise, daß der junge Herr ein etwas lockerer Bursche gewesen, der in Wuchererhände gerathen sei. Nun habe seine Tochter schon eine längere Bekanntschaft mit dem jungen Manne, ganz gegen seinen Willen, ja sie habe ihm sogar mit ihrem Privatvermögen hin und wieder ausgeholfen. Aufheben könne und wolle er das Verhältniß nicht, da wolle er denn als vorsichtiger Mann seine Tochter wenigstens auf diese Weise sicher stellen. — Und so wurde, da ärztlicher Seits nichts dagegen sprach, die Versicherung in bester Form geschlossen.

Nach etwa Jahresfrist erhielt die Gesellschaft die Anzeige, daß der zu Gunsten von Fräulein Friederike versicherte K. vor etwa zwei Monaten in der Charité gestorben sei. Die angestellten Erörterungen zeigten auf's Unzweideutigste, daß die Gesellschaft einem ausgefeimten „Seelenverkäufer“ in die Hände gefallen war. Die Acten des Charité-Krankenhauses ergaben über die Vorgeschichte des Verstorbenen nur dürftige Auskunft. Soviel aber ging daraus hervor, daß der Unglückliche in einer Novembernacht als Obdachloser in der Blumenstraße von einem Blutsturze befallen, auf die nächste Polizeiwache und von da am andern Morgen nach der Charité gebracht worden.

K. war niemals Oekonom. Aus guter Familie stammend, war er früh aus der Provinz nach der Residenz gekommen. Da die Eltern ebenfalls früh verstorben waren, so sah er sich im Besitze eines nicht ganz unbedeutenden Vermögens, womit er ein kaufmännisches Geschäft begründete. Alleinstehend und unerfahren mit dem Getriebe des großstädtischen Lebens, gerieth der charakterschwache, vielleicht auch etwas beschränkte Mensch bald in Gesellschaft, die ihn um das Seinige und in die Hände jenes „dunklen Ehrenmannes“ brachte. Welche Rolle dabei Fräulein Friederike gespielt hatte, blieb unaufgeklärt. Nachdem nun das Versicherungsgeschäft abgeschlossen war, schickte der Ehrenmann den angehenden Schwiegersohn, wie es hieß, als Aufseher in seine Kalkbrennerei, in der Nähe von Fürstenwalde. Doch bald zeigte es sich, daß er sich dazu nicht eignete, und so wurde K., der schon längst jede Willenskraft verloren hatte, bald mit den anderen Arbeitern in Reihe und Glied gestellt. Sein Körper war natürlich dieser schweren und anerkannt der Gesundheit nachtheiligen Arbeit nicht gewachsen. Nachdem er auf diese Weise zwei Monate „Kalk geschluckt“ hatte, war er so weit, daß er mit Erfolg den „Tritt“ erhalten konnte. — Mittellos, an Körper und Geist gebrochen, wanderte im Herbst K. der Residenz wieder zu, um die Zahl jener Existenzen zu vermehren, welche im Munde des Volkes den Namen „Pennbrüder“ führen, bis er in dem Krankenhause eine letzte, menschenwürdige Aufnahme fand.

Jede Lebensversicherungsgesellschaft hat in ihren Acten so manchen „interessanten Fall“, wenn auch in anderer Form, aufzuweisen. Erfahrungsgemäß sind es aber die jüngeren Gesellschaften, welche von derartigen Industrierittern mit Vorliebe ausgebeutet werden.

Dr. Gallus.

Wir haben im Vorstehenden einen Versicherungsbeamten über die Gefahren sprechen lassen, welchen die Gesellschaftsbanken von Seiten des Publicums ausgesetzt sein können und welche ohne Zweifel die Vorsichtsmaßregeln rechtfertigen, welche dem Abschlusse einer Versicherung vorhergehen. Soll aber das Mißtrauen, welches der Ausbreitung des Versicherungswesens in Deutschland als schwerster Hemmschuh anhängt, nicht immer frisches Zugewicht erhalten, so darf die Vorsicht nicht soweit getrieben werden, daß das natürliche Anrecht des Einzelnen auf solche Anstalten dadurch gefährdet und verletzt werde. Dies geschieht aber, wenn z. B. die Agentschaften der Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha sich nicht mit den Zeugnissen ihrer Vertrauensärzte und der Zeugen begnügen, welche die betreffende Declaration mit unterschrieben haben, sondern hinter dem Rücken derselben geheime Anfragen an weitere Personen ihres Vertrauens über dieselbe richten. Das Schema eines solchen geheimen „Gutachtens“ mit acht Fragen liegt vor uns, ebenso ein lithographirter Agentschaftsbrief. Jene acht Fragen betreffen aber nicht blos den zur Versicherung Angemeldeten, sondern die siebente Frage lautet: „Haben Sie etwas über den Aussteller des betreffenden Gesundheitszeugnisses oder über die auf der Declaration unterzeichneten Zeugen zu bemerken?“ — Hiergegen ist als Hauptfrage aufzustellen: In welche Hände können solche geheime Anfragen kommen? Kann nicht der unbescholtenste Mann um die Aufnahme in die Lebensversicherung gebracht werden, wenn das geheime Frageblatt in ihm feindliche Hände kommt? Und wenn die Direction ihren Vertrauensärzten selbst nicht traut, muß sie nicht über jeden anderen insgeheim Befragten wieder weitere geheime Gutachten einziehen? Wo ist da das Ende — und wo bleibt persönliche Achtung und Ehre?

Eine Sonnenmaschine. In einem Garten der Dictatorstadt Tours konnte man vergangenen Sommer eine gar seltsame Riesenblume schauen, die, einer Sonnenblume gleich, dem Laufe des strahlenden Gestirnes am Himmelsgewölbe nachfolgte, um vom Morgen bis zum Abend alle Strahlen in ihrem Busen zu sammeln. Sie schimmerte wie die Blüthe einer weißen Lilie oder besser wie die kegelförmige Hülle des Aronstabes (calla), den wir an unseren Fenstern ziehen, nur daß der Kelch einen regelmäßigen, aus silberplattirtem Kupfer gefertigten Hohlkegel bildete, dessen Oeffnung einen Durchmesser von 2,6 Meter hatte. Wie bei dem Aronstabe erhob sich inmitten des spiegelnden Kegels ein dicker Kolben, und ebenso wie man ihn bei unserer Zimmerblume zuweilen um fünf oder mehr Grade wärmer als die Zimmerblume findet, ward dieser Kolben im Kelche der Metallblume im Sonnenscheine sehr heiß, denn er stellte einen durch die im Spiegelkelche gesammelten Sonnenstrahlen geheizten Dampfkessel vor. Um also nicht länger durch die Blume zu sprechen — es handelt sich hier um eine jener Sonnenkraftmaschinen des Herrn A. Mouchat, von denen wir den Lesern der Gartenlaube bereits früher (Jahrgang 1874, S. 468) eine Beschreibung gemacht haben.

Hier nun einige Andeutungen über die mit diesem Modelle erzielten Wirkungen. Die in dem hochcylinderförmigen Raume des Dampfkessels enthaltenen zwanzig Liter Wasser brauchten in der Maisonne keine Stunde, um in's Sieden zu gerathen, und fünfzehn Minuten später war bereits eine Dampfspannung von fünf Atmosphären vorhanden. Dieselbe würde noch höher gestiegen sein, wenn man dem dünnwandigen Kessel hätte mehr zumuthen dürfen. An einem Julimittage verdampfte der Kessel in der Stunde fünf Liter Wasser, was einer Dampferzeugung von hundertvierzig Litern in der Minute entspricht. Man sieht, es würden sich mit dem durch eine bewegliche Röhre aus dem Kelche geleiteten Dampfe ganz ansehnliche Maschinen treiben lassen, aber vielleicht würde es die angemessenste Verwendung sein, wenn man den durch die Sonnenhitze erzielten Wasserdämpfen die im heiteren Süden so viel betriebene Parfüm-Industrie übertrüge, die Sonne, nachdem sie den Duft der Pflanzen erzeugt, auch veranlaßte, ihn für die Toilettenfläschchen der Damen und die Vorrathsgefäße der Apotheker zu sammeln. Es würde eine eigene Poesie darin liegen, auf die Rosenölfläschchen rc. schreiben zu können: „Ohne fremde Mithülfe von der Sonne bereitet und gewonnen“, oder kürzer: „Product der Sonne“.

C. St.

Noch einmal der New-Yorker Millionendieb. Früher flüchteten sich die Spitzbuben aus Europa nach Amerika; jetzt suchen amerikanische Diebe in Europa ein Asyl. Der New-Yorker Millionendieb Tweed, den seine Advocaten aus dem Zuchthause gebracht hatten und der seither infolge der Civilklagen, welche die bestohlene Stadt New-York gegen ihn angestrengt hatte, in dem Civilgefängnisse in Ludlowstreet saß und dort wie ein Fürst lebte, ist auf und davon gegangen. Er hätte dies auch schon vom Zuchthause aus thun können, aber er hatte die nicht ganz unbegründete Hoffnung, mittelst der politischen Tammany-Hall-Gesellschaft wieder obenauf zu kommen und selbst die Führerschaft dieser ebenso mächtigen wie aus den verworfensten Elementen zusammengesetzten Gesellschaft zu erlangen. Die letzten Wahlen haben aber die Macht von Tammany-Hall gebrochen und dem Millionendieb jede Hoffnung genommen. Die Deutschen aber sind es, welche in diesen Wahlen den Ausschlag gaben und zwar deshalb, weil bei denselben die Schulfrage (eine freie und von keiner religiösen Secte beeinflußte Schule, aus welcher die Bibel wegzubleiben hat) die erste Rolle spielte. Der Millionendieb findet indessen zwei seiner früheren Spießgesellen, die bereits vor ihm die neue Welt verlassen haben, in Europa vor, wo dieselben von den Früchten ihres Diebstahles hoch und herrlich leben. Er blieb, nachdem Tammany-Hall die verdiente Schlappe in den Wahlen erhalten hatte, nur noch so lange, bis er seinen Grundbesitz an Andere in der Art übertragen hatte, daß die Stadt, wenn sie auch in allen den angestellten Civilklagen siegt, dennoch — das Nachsehen hat. Richter Davis, der Tweed zum Zuchthause verurtheilt hatte, äußerte, als ihm dessen Flucht mitgetheilt wurde: „Ach, er wird sich eben ein größeres Feld („Field“ — so heißt auch der Advocat Tweed's) suchen.“ D.

Uebersetzungen. Von Marlitt's neuer Erzählung sind jetzt schon Uebertragungen in's Englische, Französische, Dänische, Holländische, Schwedische und Italienische angekündigt. Von den genannten Nationen sind nur die englische, französische, schwedische und italienische so anständig, der Dichterin ein Honorar zu zahlen; die Dänen und Holländer stehlen eben das geistige Eigenthum sans gêne, ohne auch nur ein Wort der Entschuldigung darüber zu verlieren. — Auch von den Scherr'schen Artikeln unseres Blattes: „Das rothe Quartal“ werden Uebertragungen in's Holländische, Englische und Französische vorbereitet.

Binnen zehn Tagen hat die „Gartenlaube“ drei ihrer ältesten und geschätztesten Mitarbeiter verloren. Kaum haben wir den Tod Ludwig Würkert's, am 10. Januar, berichtet, so kommt von Zürich die Nachricht vom Ableben Heinrich Lang's, der unseren Lesern durch sein Lebensbild „Bis zur Schwelle des Pfarrhauses“ lieb geworden und der dort, als Prediger an der Petrikirche und Hauptstütze des Protestantenvereins, am 13. Januar gestorben ist. Und heute, am 20., ruft ein Telegramm aus Nizza uns zu, daß gestern dort Franz Wallner, unser alter, liebenswürdiger und stets heiterer Freund, sanft entschlafen sei. So geht Einer nach dem Andern — und bald wird ein neues Geschlecht nur noch die Gräber des alten zu schmücken haben.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 6. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Henriette riß den Thürflügel auf, und die krampfhaft geballten Hände gegen die Brust drückend, sog sie angstvoll gierig die frische Luft ein, aber eine augenblickliche Erstickungsnoth machte sich doch geltend. Käthe und der Commerzienrath eilten, die Leidende zu unterstützen; auch Flora erhob sich. Sie warf unwillig die Cigarre in den Aschenbecher. „Nun werden wohl die harmlosen Dampfwölkchen schuld sein müssen an dem Anfall," sagte sie geärgert, „aber ich weiß es besser. Du gehörtest von Rechtswegen in's Bett, Henriette, und nicht in die trockene Frühlingsluft hinaus, die für Leute Deines Schlages wahres Gift ist — ich habe Dich gleich gewarnt, aber Du hast ja nie Ohren für einen wohlgemeinten Rath und möchtest Einem am liebsten weißmachen, Du strotzest von Gesundheit wie Posaunenengel. Ebenso obstinat bist Du bezüglich der ärztlichen Hülfe —"

„Weil ich meine kranke Lunge nicht dem ersten besten Giftmischer anvertraue," ergänzte Henriette in mattem, aber sehr entschiedenem Tone.

„O weh, das geht meinem armen, alten Medicinalrathe an die Ehre," rief Flora lächelnd. Sie zog die Schultern empor. „Immerhin, Kind, wenn es Dir Vergnügen macht! Ich kann ja auch nicht wissen, wie er seine Mixturen mischt, soviel aber darf ich behaupten, daß er noch nie einem Patienten ungeschickter Weise nahezu — den Hals abgeschnitten hat."

Der Commerzienrath fuhr mit bleichem Gesichte herum und hob unwillkürlich die Hand, als wolle er sie auf den impertinenten, lästernden Frauenmund pressen; er schien sprachlos — sein Blick streifte scheu Käthe's Gesicht.

„Du Herzlose!" stieß Henriette hervor.

„Herzlos bin ich nicht, aber unerschrocken genug, böse Dinge beim Namen zu nennen, selbst wenn die harten Worte auf eigene Wunden zurückschlagen sollten. Wo bliebe dann auch das Verdienst der strengen Wahrhaftigkeit? ... Denke an jenen schlimmen Abend und frage Dich, wer Recht behalten hat! Ich wußte, daß ein tiefer Sturz aus den Höhen fälschlich erträumter Berühmtheit erfolgen mußte — er ist erfolgt, zermalmender, rettungsloser, als ich selbst gefürchtet, oder wollt Ihr auch die einstimmige Verurtheilung von Seiten des Publicums wegdisputiren? Daß ich aber nicht mit stürzen will, wird Jeder begreifen, der mich kennt. ... Ich kann nicht beschönigen und vertuschen, wie es z. B. die Großmama aus dem Fundament versteht; ich will es auch gar nicht. Keine Rolle ist lächerlicher als die jener ahnungslosen Frauenseelen, die da noch öffentlich anbeten, wo, wie die Welt sich zuzischelt, längst nichts mehr zu verehren ist."

Sie schlug auch den andern Thürflügel zurück und trat hinaus auf den Söller. Sie hatte in leidenschaftlicher Steigerung gesprochen; der bleiche Marmorton ihres vom blauen Frühlingshimmel sich scharf abhebenden Römergesichts belebte sich unheimlich; mit den flimmernden Augen voll abweisender Verachtung, mit den nervös bebenden Nasenflügeln war sie die personificirte brennende Ungeduld.

„Uebrigens hat es ja in seiner Hand gelegen, mich zu belehren — wie hätte ich ihn dann vertheidigen wollen mit Mund und Feder!" fuhr sie fort, während sich ihre feinen Finger in das rasselnde Geflecht verdorrter Schlingpflanzen verstrickten. „Aber er hat es vorgezogen, auf meine erste und einzige dahinzielende Frage stolz wie ein Spanier mit einem Eisesblicke zu antworten —"

„Diese Antwort sollte Dir genug sein —"

„Ganz und gar nicht, mein lieber Moritz; ich finde sie sehr bequem und wohlfeil, und in Bezug auf sprechende Blicke und Gesten bin ich skeptisch — ich verlange mehr. ... Aber ich will Dir zeigen, daß mir der gute Wille nicht fehlt, indem ich Dir hiermit noch einmal wiederhole, was ich gleich zu Anfang verlangt habe: Beweise mir und der Welt, daß er seine Schuldigkeit gethan hat, denn Du warst Zeuge!"

Er trat rasch von der Thürschwelle zurück und legte die Hand schützend über die Augen — das Sonnenlicht, das den Balkon grell überströmte, belästigte ihn unerträglich. „Du weißt allzu gut, daß ich das nicht in der Weise kann, wie Du es forderst — ich bin kein Mediciner," versetzte er mit tief herabgedrückter Stimme; sie verlor sich fast in einer Art von Murmeln.

„Kein Wort mehr, Moritz!" rief Henriette. An ihrem Körper bebte jede Fiber. „Mit jedem Vertheidigungsversuch giebst Du zu, daß diese edle Braut einen Anschein von Berechtigung für sich hat, feig und wankelmüthig zu sein." Ihre großen Augen, in denen das innere Fieber aufglühte, richteten sich haßerfüllt auf das schöne Gesicht der Schwester. „Im Grunde kann man nur wünschen, daß Deine grausamen Manöver möglichst rasch zum Ziele führen möchten, das heißt — sei es endlich einmal in dürren Worten ausgesprochen — daß er in Folge Deiner sichtlichen Entfremdung freiwillig das

Verhältniß lösen hilft; denn er verliert wahrlich nichts an Deiner kalten Seele, die sich nur an äußere Erfolge klammert, aber er liebt Dich und wird weit eher mit vollem Bewußtsein in eine unglückliche Ehe gehen, als sich von Dir trennen — das beweist sein ganzes Verhalten —"

„Leider," warf Flora über die Schulter herüber ein.

„Und aus dem Grunde werde ich zu ihm stehen und Deine Machinationen vereiteln, wo ich kann," vollendete Henriette mit zuckenden Lippen und gesteigerter Stimme.

Der mitleidige Seitenblick, mit welchem Flora das tieferregte gebrechliche Mädchen langsam maß, funkelte förmlich in grausamem Spott, aber es war auch, als käme ihr bei dieser Musterung eine überraschende Erkenntniß; sie legte plötzlich den rechten Arm um Henriettens Schultern, zog die Widerstrebende an sich heran und flüsterte ihr mit einem sardonischen Lächeln in's Ohr: „Beglücke Du ihn doch, Kleine! Ich werde ganz gewiß keinen Einspruch erheben — davor bist Du sicher."

Bis zu welchem frevelhaften Uebermuthe konnte sich doch solch eine eitle Frauenseele versteigen, die sich gefeiert und heiß begehrt wußte! Käthe stand nahe genug, um das Gezischel zu verstehen, und so passiv sie sich auch bisher verhalten, jetzt sprühte ein ehrlicher Zorn aus ihren Augen.

Flora fing den Blick auf. „Schau, was das Mädchen für ein Paar Augen machen kann! Verstehst Du denn keinen Spaß, Käthe?" sagte sie halb amüsirt, halb betroffen. „Ich thue Deinem verhätschelten Pflegling nichts, obschon ich das gute Recht hätte, Henriettens kleine Bosheiten endlich einmal derb abzufertigen. . . . Diese zwei Menschen," sie zeigte auf den Commerzienrath und Henriette, „bilden sich ein, über meine Sitten wachen zu müssen, und Du Jüngstes, eben aus dem Pensionsnest geschlüpft, Hakel- und Stricktouren und ein paar französische Brocken im Kopfe, hältst sofort zu ihnen und machst Fronte gegen mich — Närrchen, meinst Du wirklich ein Urtheil über Deine Schwester Flora zu haben?" Sie lachte belustigt auf und streckte die Hand gegen einen der Nußbäume aus, von welchem eben eine Taube emporflog; der blendendweiße Vogel stieg hoch in den flimmernden Himmel hinein. „Siehst Du, Kleine, eben noch hockte sie neben den Anderen auf dem Aste dort, und die Anderen waren Ihresgleichen — und jetzt werfen ihre ausgebreiteten Flügel förmlich Silberfunken, und in der einsamen blauen Höhe wird sie eine selbstständige stolze Erscheinung für die Menschenaugen drunten. Vielleicht lernst Du dermaleinst verstehen, auf welche feurige, dürstende Menschenseele das Bild paßt. Apropos, Moritz," unterbrach sie sich lebhaft und winkte den Commerzienrath zu sich heraus auf den Söller, „dort hinter dem Gehölze muß ja wohl Bruck's Acquisition, das alte Wirthschaftsgebäude, liegen — ich sehe starken Rauch über den Bäumen —"

„Aus dem einfachen Grunde, weil Feuer auf dem Herde brennt," versetzte lächelnd der Commerzienrath; „die Tante Diakonus zieht seit gestern ein."

„In das verwahrloste Nest, wie es ist?"

„Wie es ist. Uebrigens war der Schloßmüller ein viel zu guter Wirth, um seine Gebäulichkeiten verfallen zu lassen; in dem Hause fehlt kein Nagel, kein Ziegel auf dem Dache."

„Nun, Glück zu! Im Grunde ist die Sache so übel nicht. Die vorweltlichen Ausstattungsmöbel der Tante und das Bild des seligen Diakonus passen an die Wände; Platz genug für die Einmachbüchsen und das Backobst wird ja auch da sein, und das Scheuerwasser fließt direct und unerschöpflich am Hause vorbei." Sie affectirte einen leichten Nervenschauer und nahm wie unwillkürlich den reichgarnirten Kleidsaum auf, als fühle sie sich plötzlich auf einen frischgescheuerten Dielenboden versetzt. „Es wird gut sein, die Thüren zu schließen;" sagte sie rasch in das Zimmer zurücktretend; „der Wind trägt den Rauch und Dampf herüber. Puh —" ihre feinen Nasenflügel vibrirten; sie fuhr mit dem Taschentuche durch die Luft — „ich glaube wahrhaftig, die gute Frau bäckt ihre unvermeidlichen Pfannenkuchen, noch ehe sie einen Stuhl zum Niedersitzen im Hause hat — sie kann nun einmal das Schmoren und Backen nicht lassen." Damit schlug sie die Thürflügel zusammen.

Währenddem hatte Henriette still das Zimmer verlassen. Bei Flora's Geflüster war sie in jähem Aufschrecken emporgefahren wie Jemand, der sich, plötzlich erwachend, vor einem tiefen Abgrunde findet. Seitdem hatte sie kein Wort mehr gesprochen, und nun war sie hinaufgestiegen in das oberste Gelaß des Thurmes, wo die Tauben und Dohlen nisteten. Käthe griff nach ihrem Sonnenschirme — sie wußte, daß die Kranke stets allein sein wollte, wenn sie sich stillschweigend aus dem Kreise der Anderen entfernte — das Thurmzimmer aber mit den dicken Wänden, der erdrückenden Pracht und der gebieterisch auf- und abrauschenden, capriciösen Schwester erschien ihr beklemmend unheimlich; war es doch, als fliege der Zündstoff zu Streit und Reibereien unausgesetzt durch die Luft, in der Flora athmete. Das junge Mädchen beschloß deshalb, rasch einen Gang zu Suse zu machen.

„Nun meinetwegen, da gehe in Deine Mühle," rief der Commerzienrath ärgerlich, nachdem er vergeblich versucht hatte, sie zurückzuhalten, „aber erst sieh' hierher!" Er zog seitwärts an einem schweren Gobelinbehange — dahinter, in einer tiefen Mauernische, stand ein neuer Geldschrank. „Der gehört Dir, Du Gebenedeite; das ist Dein ‚Bäumlein rüttle Dich, wirf Gold und Silber über mich!'" sagte er, und seine Hand glitt förmlich liebkosend über das kalte Metall. „Alles, was Dein Großvater an Haus und Hof, an Wald und Feld besessen hat, da drin liegt es, in Papier verwandelt. Diese Papiere arbeiten bienenfleißig Tag und Nacht für Dich. Sie ziehen unglaubliche Geldströme aus der Welt in diesen stillen Winkel. . . . Der Schloßmüller hat seine Zeit wohl begriffen — das beweist sein Testament; aber wie fabelhaft seine Hinterlassenschaft in der Form anwachsen wird, das hat er schwerlich geahnt."

„Sonach bist Du auf dem besten Wege, die erste Partie im Lande zu werden, Käthe — kannst wie im Märchen zu Deinem Hochzeitsmahle den Speisesaal mit harten Thalern pflastern lassen," rief Flora herüber; sie lehnte wieder zwischen den Polstern des Ruhebettes und hatte ein Buch in die Hand genommen „Schade um das Geld! Schau, Du mußt nicht böse sein, Kind, aber ich fürchte, Du bist moralisch allzu viel gedrillt worden, um mit Geist Deinen Goldregen vor der Welt funkeln zu lassen."

„Das wollen wir abwarten," lachte das junge Mädchen. „Einstweilen habe ich noch kein Recht, eigenmächtig auch nur einen Thaler da herauszunehmen," sie zeigte auf den Schrank; „aber in Bezug auf die Schloßmühle möchte ich, wenn auch nur für einen Tag, majorenn sein, Moritz."

„Ist sie Dir unbequem, schöne Müllerin?"

„Meine Mühle? So wenig unbequem wie mein junges Leben, Moritz. Aber ich war gestern im Mühlengarten — er ist so groß, daß Franz die an die Chaussee stoßende Hälfte aus Mangel an Zeit und pflegenden Händen vernachlässigen muß. Er will Dir den Vorschlag machen, das Stück zu verkaufen; es gäbe prächtige Bauplätze zu Villen und würde gut bezahlt werden, meint er, ich aber finde, daß die Landhäuser ganz gut auch wo anders stehen können, und möchte das Grundstück lieber Deinen Leuten geben, die gern in der Nähe der Spinnerei bauen wollen."

„Ach — verschenken, Käthe?"

„Fällt mir nicht ein. Du brauchst gar nicht so spöttisch mitleidig zu lächeln, Moritz. Ich werde mich wohl in der Villa Baumgarten mit ‚Sentimentalität und Ueberspanntheit' blamiren! . . . Uebrigens wollen ja die Leute auch gar kein Geschenk oder Almosen, wie Doctor Bruck sagt —"

„Ei, ‚wie Doctor Bruck sagt'? Ist der auch schon Dein Orakel?" rief Flora, aus den Kissen emporschnellend — sie fixirte über das Buch hinweg scharf, mit einem räthselhaft wechselnden Ausdrucke das Gesicht der Schwester; es erröthete allerdings für einen Augenblick tiefer, aber die Augen erwiderten den blinzelnden Blick fest, mit kaltem Ernste. „Ich weiß auch, welchen Werth das Selbsterworbene hat — was ich mir selbst erringen kann, ziehe ich dem bestgemeinten Geschenke weit vor," fuhr sie fort, ohne auf Flora's Einwurf zu antworten; „und schon aus dem Grunde sollen die Leute zahlen, genau das zahlen, was sie für Deinen Grund und Boden geben wollten."

„Da machst Du ja brillante Geschäfte, Käthe," lachte der Commerzienrath. „Mein steriles Stück Uferland wäre schon mit der Summe, die darauf geboten worden ist, schlecht genug bezahlt gewesen — nun gar der prächtige Gartenboden neben der Mühle! . . . Nein, Kind, so gern ich auch möchte —

mein vormundschaftliches Gewissen gestattet mir nicht, Dich auch nur für eine Stunde majorenn sein zu lassen."

„Nun, da mögen sich die Baulustigen einstweilen behelfen, wie sie können," sagte sie weder überrascht, noch ärgerlich. „Ich weiß, ich werde in drei Jahren darüber noch genau so denken, wie heute, dann aber kann es sich schon ereignen, daß ich auch noch den dummen Streich mache, den Leuten das Baugeld ohne Procente vorzustrecken."

Sie grüßte ruhig lächelnd und ging hinaus.

7.

Langsam stieg sie die gewundene Treppe hinab, die zur oberen Hälfte das Mauerwerk so schmal durchschnitt, daß sich wohl nur der Schemen der wandelnden Ahnfrau an dem Herabsteigenden vorbeizudrücken vermochte. . . . Die arme Ahnfrau, hier hatte sie nichts mehr zu suchen, hier war sie verscheucht, und wenn auch der neugebackene Edelmann sie kraft seiner Besitzrechte reclamirte, wenn er auch, um der Auszeichnung willen, daß die gespenstige weiße Frau sich um sein Wohl und Wehe kümmere, noch einmal so tief in seinen strotzenden Geldsäckel griff, als ihm bereits der Adel gekostet. Drunten hing es an den Wänden, das Rüstzeug ihres ritterlichen Geschlechts, die Waffen, mit denen die alten Recken um Ehre und Schande, um Gut und Blut gekämpft; die hatte sie allnächtlich mit vorübergleitenden Händen gefeit und doppelt gesegnet, je mehr Beulen und Scharten und unheimliche dunkle Flecken feindlichen Blutes sie aufwiesen. Jetzt funkelten und gleißten sie feiernd am Nagel, und das Rüstzeug des neuen Geschlechts im alten Thurme waren — die modernen Geldschränke.

Ja, das seltsam fremdartige Element, das drüben in der Villa durch alle intimen Familiengespräche zitterte — das Geldfieber, der Speculationsgeist — es war auch hierher in das ernsthaft copirte Ritterwesen verschleppt worden. Es wehte in der Luft; es schlich treppab, treppauf, und dort die mächtigen, Jahrhunderte alten Humpen auf den Credenztischen der Halle, sie waren eine Ironie in den weichen Händen der Couponschneider, wie die riesenhaften, neuaufgefrischten Riegel und Vorlegeschlösser in grotesker Lächerlichkeit die eiserne Kellerthür bedeckten — sie hüteten die Champagnerflaschen des Commerzienraths, während droben Tausende und aber Tausende hinter kaum erkennbarem, zierlichem Verschlusse lagen. Das historische Pulver aus dem dreißigjährigen Kriege lag auch noch drunten, lediglich um deswillen von Seiten des Commerzienraths geduldet, wie Henriette boshaft behauptete, um wißbegierige Besucher nebenbei auch die kostbaren Weinsorten im kühlen, trockenen Thurmkeller sehen zu lassen. . . . Und das war's, was Käthe den alten Heimathboden, auf welchem ihre Kindheit sich abgespielt, fast unkenntlich machte, dieses Sichsehenlassen, dieses Berechnen des Effectes nach außen in kostspieligen Neuerungen, das fieberhafte Streben, die Welt auch wissen zu lassen, daß das Postament, welches man erklommen, ein goldenes sei — das Alles schlug den Geist der ehemaligen alten Firma Mangold geradezu in das Gesicht; sie hatte nie ihren gediegenen Wohlstand als „blendenden Goldregen" aus den altfränkischen Truhen aufsteigen lassen; ebensowenig durfte zu Banquier Mangold's Lebzeiten die Geldmacht im Familienkreise dominiren; ein so pünktlicher Chef er auch in seinem Comptoir gewesen, nie war ihm daheim ein Wort über Geldgeschäfte entschlüpft. Und jetzt! Selbst die Präsidentin speculirte; sie hatte ihr kleines Vermögen von wenigen Tausenden auch in das große Glücksrad geworfen, das heißt in Actien angelegt, und fast unheimlich sah es aus, wenn das Gesicht der sonst so kühlempfindenden Frau bei den immer wiederkehrenden Geldgesprächen vor aufgestörter innerer Leidenschaft roth bis über die Schläfe wurde. . . .

Käthe verließ den Thurm und betrat die Brücke. Sie bog sich einen Augenblick über das Geländer und sah forschend in die Wasserfluth, als müßten die alten Bekannten, die Zwergobstbäumchen und Beerensträucher, noch an ihren Plätzen stehen, aber sie blickte nur in ihr eigenes Gesicht mit dem Diadem der dicken, braunen Flechte über der Stirn — dieses Mädchen hatte die wundersame Eigenschaft, der Goldfisch der Familie zu sein; das wurde ihr täglich gesagt, als solcher wurde sie respectirt und ausgezeichnet; man suchte ihr begreiflich zu machen, daß sie eben als solcher die braunen Flechten nicht selber ordnen dürfe, daß eine Kammerjungfer nunmehr unumgänglich nöthig sei, aber sie hatte sich ernstlich und energisch der Frau Präsidentin gegenüber verwahrt; sie gab ihren Kopf nicht in dergleichen künstlerische Hände — im Frisirmantel stundenlang steif und feierlich wie ein Götzenbild zu sitzen, das brachte sie in ihrem ganzen Leben nicht fertig. . . . O ja, es war und blieb „über die Maßen hübsch", reich zu sein, nur durfte der Reichthum nicht unfrei machen; er durfte dem raschen, warmblütigen Menschenkind die regen Hände nicht binden wollen.

Sie hatte die zierlichen Anlagen vor der Ruine verlassen und schritt auf dem wenig gepflegten Wege neben dem weidenbesetzten Flußufer. Noch den Hauch scharfer Winterkälte im Athem und den geschmolzenen Schnee aus den Bergen mit sich schleppend, schossen die Wassermassen lehmfarben neben ihr hin, aber die Elritzen zuckten frühlingslebendig und blank wie Silberstäbchen durch die trübe Fluth; an den Weidengerten saßen die weichflaumigen Blüthenkätzchen, und unter dem schützenden Laubgebüsch hatte das Leberkraut den ganzen zarten Schmelz seiner himmelblauen Blumen ausgebreitet — die gaben schon einen Frühlingsstrauß. —

Die Blumen in der Hand, wandelte sie langsam weiter bis zu der alten Holzbrücke. . . . Dort streckte sich Susens Bleichplatz, die mit Obstbäumen bestandene Rasenfläche hin. Der Commerzienrath hatte Recht gehabt, in dem niedrigen Holzgitter, das den Garten umfriedigte, fehlte kein Stab, und an dem Hause kein Ziegel, kein Brett, auch nicht die kleinste Latte des Weinspaliers. . . . Und es war doch ein hübsches, altes Haus, die verlästerte Baracke! Es lag so geborgen hinter dem rauschenden Flusse, und der Laubwald im Hintergrunde, der sogenannte Stadtforst, der ziemlich nahe an das Holzgitter heranrückte, gab ihm den anmuthig einsamen Charakter einer Försterei. Niedrig war es allerdings; es hatte nur eine Fensterreihe — direct darüber erhob sich das Dach mit den vergoldeten Windfahnen und den massiven Schlöten, von denen der eine in der That rauchte — nie gesehene Erscheinung! In dem Hause hatte seit langen Zeiten kein Feuer in Herd und Ofen, kein Licht auf dem Tische gebrannt. Zu des Schloßmüllers Lebzeiten war jahraus, jahrein Getreide in den Stuben aufgeschüttet worden, die Jalousien hatten wie festgemauert vor den Fenstern gelegen, und nur alljährlich bei der Obsternte hatte die streng verschlossene Hausthür tagsüber offen gestanden. Da war dann auch die kleine Käthe hineingeschlüpft in die sogenannte Obstkammer, die neben der Küche gelegene weißgetünchte Stube mit dem großen, grünen Ofen, und hatte sich das Schürzchen mit Birnen und Aepfeln gefüllt. . . . Heute nun waren die Läden zurückgeschlagen, und das junge Mädchen sah zum ersten Mal Glasscheiben blinken in den großen, von Steinrahmen umfaßten Fenstern. Das war nun Doctor Bruck's Haus.

Ohne zu wissen wie, hatte sie die Brücke überschritten und umging das Gebäude von drei Seiten. Das Herz klopfte ihr ein wenig. Sie hatte kein Recht mehr, sich hier bemerklich zu machen, aber ihre Fußtritte verhallten auf dem weichen Grasboden; dazu toste der angeschwollene Fluß stark herüber, und auf dem Dache lärmten die Spatzen. Einzelne Fensterflügel standen offen; sie sah Ampeln mit grünem Schlingpflanzenbehang an den stuckverzierten Zimmerdecken schweben und blankes Kupfergeschirr auf der Küchenwand glänzen; auch zartes Vogelgezwitscher klang heraus und mischte sich mit dem zänkischen Geschrei der Sperlinge, aber kein Geräusch menschlichen Lebens und Treibens war zu hören. . . . Nun bog sie zuversichtlicher um die westliche Hausecke und wollte die Hauptfront entlang gehen, und da schrak sie zusammen.

In der Flügelthür, welche die Façade in zwei gleiche Hälften theilte, und von der die Steintreppe fast vornehm breit auf den Rasenplatz herabstieg, stand eine Frau, eine feine, schlanke fast mädchenhaft zierliche Erscheinung. Sie hatte einen Tisch neben sich stehen, auf welchem Bücher und Bilder aufgehäuft lagen, und war mit Abstäuben derselben beschäftigt. Befremdet sah sie auf die unsicher Näherkommende und ließ unwillkürlich das Bild sinken, das sie eben mit dem Staubtuche säuberte es war Flora's Photographie im Ovalrahmen.

Das konnte doch unmöglich die Tante Diakonus sein! Nach Flora's eben gehörter, mit beißender Ironie getränkter Schilderung

hatte sich Käthe ein kleines, gebücktes, wenn auch immer noch rasches Hausmütterchen mit küchengeschwärzten Händen gedacht, das, zwischen Pfannen und Töpfen und Einmachbüchsen grau geworden, nichts Lieberes that, als Pfannkuchen backen — das Bild war unvereinbar mit dieser Dame, deren kleines, allerdings ältliches Gesicht so zartbleich und edel, mit so milden, sprechenden Augen aus dem weißen Spitzentuche sah, welches sie über das noch sehr reiche, aschblonde Haar geknüpft hatte.

Käthe wurde immer befangener und stammelte, an den Fuß der Treppe tretend, eine herkömmliche Entschuldigung. „Ich habe als Kind hier gespielt, und bin vor einigen Tagen aus Dresden zurückgekehrt und — das ist meine Schwester," setzte sie, auf das Bild zeigend, hastig hinzu, und dann brach sie in ein frisches, helles Lachen aus und schüttelte den Kopf über sich selbst und die naive, ungeschickte Art der Einführung, zu der sie in ihrer Verlegenheit gegriffen.

Und die Dame lachte auch. Sie legte das Bild auf den Tisch, und die Stufen herabsteigend, streckte sie dem jungen Mädchen beide Hände entgegen. „Dann sind Sie Bruck's jüngste Schwägerin." Ein leiser Schatten flog über ihr Gesicht. „Ich habe nicht gewußt, daß Besuch in der Villa Baumgarten eingekehrt ist," fügte sie mit einem kaum hörbaren Anfluge von Bitterkeit hinzu.

In diesem Augenblicke zog auch ein Wolkenschatten über Käthe's Seele hin — war sie denn gar so ein Nichts, ein solch verschollenes, nicht mitgeltendes Glied der Familie Mangold, daß Doctor Bruck es nicht der Mühe werth gefunden hatte, seine Begegnung mit ihr zu erwähnen? . . . Sie biß sich auf die Lippen und folgte schweigend der einladenden Handbewegung der Dame, welche ihr vorausging und eine Thür in dem weiten Hausflure öffnete. Die schlanke Frau war noch so graziös in jeder Bewegung.

„Das ist mein Stübchen, meine Heimath bis an's Ende," sagte sie mit einer so herzensfreudigen, gleichsam aufathmenden Betonung, als sei sie bis zu diesem Ruheporte mit müden Füßen in der Irre gewandert. „Ehe mein Mann als Diakonus in die Stadt versetzt wurde, lebten wir in einer kleinen Pfarre auf dem Lande. Es ging uns sehr knapp, und ich hatte mein ganzes haushälterisches Talent nöthig, um die Standeswürde nach außen hin zu wahren, aber es war doch die schönste Zeit meines Lebens. . . . Die staubige Luft und das Geräusch der Stadt haben meinem Nervenleben nicht gut gethan; meine stille Sehnsucht nach grüner Einsamkeit wurde nahezu krankhaft. Ich habe das nie ausgesprochen, und doch hat der Doctor heimlich gesorgt und gespart, und vor einigen Tagen führte er mich hierher in das Haus, das er wenige Stunden zuvor für mich erstanden hatte." Bei den letzten Worten klang ihre Stimme verschleiert und tiefbewegt. Sie war also doch die Tante, und ihren Neffen nannte sie stolz „den Doctor". Und jetzt lächelte sie anmuthig. „Ein wahres Schlößchen ist's, nicht wahr?" fragte sie zutraulich. „Sehen Sie doch die Flügelthüren und die prächtige Stuckarbeit an der Decke! Und die alte Ledertapete da mit den geschwärzten Goldleisten ist jedenfalls sehr kostbar gewesen. Draußen im Garten finden sich auch noch Spuren von Taxushecken und Sandsteinfiguren. Ursprünglich ist das Haus der Wittwensitz einer Dame aus dem Hause Baumgarten gewesen — ich weiß es aus einer Chronik. . . . Wir haben nun tüchtig gescheuert, gelüftet und einige Oefen geheizt, um die alten Wände zu durchwärmen; sonst ist Nichts, nicht ein Nagel verändert worden; dazu reichten die Mittel nicht — und es wäre auch sehr überflüssig gewesen."

Käthe hatte längst mit stillem Behagen die ganze Einrichtung überflogen. Die dunkelgewordenen Mahagonimöbel paßten just zu der gelben Ledertapete. An der Mittelwand, nicht weit von dem weißglasirten, weitbauchigen, auf verschnörkelten Füßen ruhenden Ofen, stand das kattunbezogene Sopha, und darüber hing in der That das Portrait des seligen Diakonus, ein schlicht gemaltes Pastellbild, das den alten Herrn in seiner Amtstracht vorstellte. Ein köstlicher Schmuck aber waren die Pflanzengruppen an den zwei hohen und breiten Fenstern, die Azaleen- und Palmenarten, die prachtvollen Gummibäume, warm und kräftig vergoldet von dem die klaren Filetgardinen durchbrechenden Sonnenlicht. Die Goldfische in der Glasschale und der Singvogel im Messingkäfig, diese Pfleglinge einsamer Frauen, fehlten auch hier nicht; auf den Fenstersimsen blühten Frühlingsblumen, buntfarbige Hyacinthen und die träumerisch gesenkten Häupter der weißen Narcisse — das Nähtischchen aber stand in einer förmlichen Nische von Lorbeerlaub.

„Meine Zöglinge — ich hab' sie fast vom Samenkorn an erzogen," sagte die Tante, dem bewundernden Blick des jungen Mädchens folgend. „Die schönsten und liebsten habe ich selbstverständlich dem Doctor in's Zimmer gestellt." Sie schob die angelehnte Thür des Nebenzimmers zurück und führte Käthe hinüber.

„Selbstverständlich!" wie das klang! So weiblich demüthig, so mütterlich liebend und — verziehend. . . . Sie hatte ihm „selbstverständlich" auch das schönste Zimmer im Hause ausgesucht, das Eckzimmer, an dessen östlich gelegenen Fenstern der Fluß vorbeirauschte. Ueber den breiten Wasserstreifen hinaus that sich eine der hübschesten Parkpartieen auf, und fern, hinter Lindenwipfeln, glänzte bläulich das Schieferdach der Villa. . . . Zwischen diesen Fenstern, an der sehr schmalen Spiegelwand stand der Schreibtisch; wenn der Doctor die Augen vom Papier hob, dann sah er dort die Fahnenstange in den Himmel hineinragen — in den Himmel! Käthe fühlte plötzlich ihre Wangen in heißer Scham brennen; hier bot zärtliche Fürsorge Alles auf, dem Manne verstohlen das Süßeste, das Geliebteste nahe zu rücken, und dort drüben sann ihre treulose Schwester Tag und Nacht darauf, ihn aus seinem Himmel zu stoßen. Mit dem frivolen: „Beglücke Du ihn doch!" hatte sie vorhin ihre Anrechte verächtlich ausgeboten.

Ob die warmherzige, zartempfindende Frau, die da neben ihr stand, es wohl ahnte, oder vielleicht auch nur instinctmäßig fühlte, daß über kurz oder lang ein unabwendbares Leid, wie es ihn schwerer nicht treffen konnte, über ihren Liebling hereinbrechen werde? Sie hatte Käthe nicht aufgenommen wie eine kaum in die Heimath Zurückgekehrte, den Familienverhältnissen Entfremdete, sondern als Bruck's jüngste Schwägerin, die nothwendig mit allen Beziehungen so vertraut sein müsse, daß sie sich gar nicht erst als Tante vorzustellen brauche — demnach mußte ihr Verkehr in der Villa Baumgarten kein intimer sein, und es war in diesem Moment, als wolle sie die Annahme bestätigen, denn sie zeigte nach der leeren Spiegelwand über dem Schreibtisch und sagte unbefangen: „Ich bin noch nicht fertig mit der Einrichtung — da fehlt noch die Photographie der Braut und das Oelbild seiner Mutter, meiner lieben, verstorbenen Schwester."

Sonst fehlte nichts mehr in dem unbeschreiblich anheimelnden Zimmer. Der Doctor, der heute mit dem Abendzug zurückkehren sollte, hatte keine Ahnung, daß er die Tante nicht mehr in der Stadt finden werde. Sie hatte ihm den Umzugstrubel ersparen wollen, und der Commerzienrath war, wie sie dankbar sagte, so sehr zuvorkommend gewesen, ihr zu dem Zweck das Haus sofort zu übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

„Die erste Tragödin der ersten deutschen Schaubühne".

Der große Frankfurter Pessimist Schopenhauer ist bekanntlich nicht sehr gut zu sprechen auf unsere Welt. Er warnt seine freundlichen Leser dringend vor den listigen Schlichen der Natur, die es auf gar nichts Anderes abgesehen hat, als die Menschheit an der Nase herumzuführen. Das ganze Leben ist nicht nur ein Geschäft, das die Kosten nicht deckt, es ist geradezu eine consequent durchgeführte unverschämte Prellerei, zu deren Opfer die gütige Mutter Natur den Menschen macht. Gar zu plump darf sie freilich das Geschäft des ewigen Foppens nicht betreiben, sonst würden die armen Betrogenen am Ende ihre vertrauensselige Gemüthlichkeit verlieren, sich kurz entschließen, ihr nicht länger aufsitzen zu wollen, und ihr so mit einem Male das Spiel für immer durchkreuzen. Um das zu verhindern, geht sie von Zeit zu Zeit von ihrer Regel ab und läßt ab und zu einige



Charlotte Wolter als Messalina.
Nach dem Makart'schen Oelgemälde auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann

Menschen wirklich, oder am liebsten auch nur scheinbar, glücklich werden, und diese Wenigen sind dann dazu bestimmt, der ungeheuren Mehrheit Sand in die Augen zu streuen. Sie sind die eigentlichen *Lockvögel*, an deren goldglänzendem Gefieder sich die Menge vergafft, und — weiter hat es keinen Zweck. —

Für solche Lockvögel hat denn die gütige Mutter, wenn wir uns einmal auf den Standpunkt des citirten Philosophen stellen wollen, auch auf dem Felde der Kunst vorgesorgt. Es ist im Allgemeinen bekannt, daß auch da der überwiegenden Mehrzahl von gläubigen Jüngern und hoffenden Priesterinnen statt des ersehnten Lorbeers die Dornenkrone des Elends auf das Haupt gedrückt wird, aber die Lockvögel, diese Lockvögel mit ihrem strahlenden Gefieder und mit ihrem Sirenensang, sie singen und schläfern und lullen Dich ein, und ehe Du es Dich versiehst, bist Du in ihrem Zauberbanne und hoffst, es ihnen gleich thun zu können. Kein Jüngling lernt seinen Faust auswendig (damit pflegt bei uns Deutschen wenigstens die Geschichte anzufangen), ohne daß er im Schreine seines Herzens die stille Hoffnung trüge, daß aus ihm doch noch ein Dawison, ein Devrient oder doch ein Lewinsky werden könnte, und ebenso wahrscheinlich ist es, daß noch kein Mädchen die weltbedeutenden Bretter zum ersten Male betreten hat, ohne ganz im Stillen bei sich zu denken, daß es ihm doch vergönnt sein könnte, dereinst als hellblinkender Stern am Kunsthimmel zu blinken und es dereinst einer Patti im Singen oder einer Wolter im Tragiren gleich zu thun.

Einer *Wolter*! Ich habe auch sie zu den Lockvögeln gezählt. Die Direction des Wiener Burgtheaters wird mir gerne bestätigen, daß sie zu diesen gehört, wenn auch zunächst in anderem als in dem soeben angedeuteten Sinne. Es ist nichts Seltenes, daß sich schon um drei Uhr Nachmittags eine dichte Menge vor den Pforten des Burgtheaters drängt und stößt, um für die um sieben Uhr beginnende Vorstellung sich ein Plätzchen zu erkämpfen. Dieses durch Künstlerbegeisterung erzeugte Gedränge ist so stark und ferner auch so charakteristisch für die Wiener Bevölkerung, daß ein dramatischer Dichter sich veranlaßt gesehen hat, es zu einer sehr wirkungsvollen und gern gesehenen Bluette, „Der Einlaß vor dem Burgtheater“, zu verwerthen, und fragt man, welchen Namen dieses Gedränge zumeist zu danken sei, so wird der der Wolter jedenfalls nicht zuletzt genannt werden dürfen. Doch nicht ohne Kampf hat sich die Künstlerin den Ehrenplatz in der deutschen Theaterwelt der Gegenwart erobert, den sie jetzt mit sieggewohnter Sicherheit einnimmt; sie gehört nicht zu jenen Glückskindern, welchen gute Genien ihre schönsten Geschenke im Schlafe bringen; Schritt für Schritt hat sie sich emporkämpfen müssen, Schritt für Schritt durch Noth und Entbehrungen, durch gestörte Illusionen und zertrümmerte Hoffnungen hindurch, bis sie das Ziel wirklich erreichte, das auch ihr verführerisch vorgeschwebt haben mag, als sie zum ersten Male vom Lampenfieber geschüttelt wurde.

Wie bei so vielen ihrer Berufsgenossen und Genossinnen war auch bei ihr der erste Theaterbesuch entscheidend für ihre zukünftige Laufbahn. Nicht von einer Loge oder einem bequemen Fauteuil des Parterres oder der Galerie sah sie zum ersten Male der bunten Theaterwelt in's Gesicht. Sie kauerte, vor innerer Aufregung zitternd, hinter einer Coulisse, nachdem sie den Garderobekorb einer Künstlerin hatte dürfen in's Theater tragen helfen. Da ward der erste Funke in ihre jugendliche Brust geworfen, und der Brand, der durch diesen entfacht wurde, war nicht mehr zu unterdrücken, weder durch Güte noch durch Strenge. Ein halbes Kind noch verließ Charlotte Wolter Köln, ihre Vaterstadt, und kam nach Wien, um sich hier der Kunst zu widmen. Der glückliche Zufall, der so oft im rechten Augenblicke den von Gott und der Welt verlassenen Menschenkindern zulächelt, ließ sie in Frau Gottdank, einer früheren Hofschauspielerin, eine mütterliche Freundin und eine verständige Lehrerin finden. Frau Gottdank war die erste, welche in dem leidenschaftlichen Kinde das große Talent entdeckte, und in ihrer großen Freude über den Fund verlangte sie nicht nur nichts für ihre Lectionen (es hätte ihr auch freilich wenig geholfen, da zu verlangen, wo nichts war), sondern setzte sogar in aufopferndster Weise den Unterricht fort, als sie krank und siech im Bette lag.

Das erste Engagement fand Charlotte Wolter an dem deutschen Theater zu Pest, woselbst es ihr vielleicht hätte ganz wohl ergehen können, wenn der Director nicht sehr bald darauf bankerott geworden wäre. Nun hieß es für die junge Kunstnovize die Misère der Schmieren kennen zu lernen. Sie kam mit einer Truppe nach Stuhlweißenburg, wo anfänglich ziemlich fleißig gemimt wurde, bis der Director in die für alle Parteien sehr unangenehme Lage gerieth, die Gagen nicht mehr bezahlen zu können. Dennoch sollte die Gesellschaft weiter spielen, da ja Abonnementsgelder im Vorhinein eincassirt worden waren. Unsere Künstlerin aber hatte, um überhaupt leben zu können, das Wenige, was sie an Theatergarderobe besaß, versetzen müssen, und als sie sich daher weigerte, aufzutreten, sollte sie erfahren, daß mit einem Stuhlrichter von Stuhlweißenburg nicht zu scherzen sei. Unmittelbar vor der Vorstellung erschien nämlich ein martialischer Pandur mit aufgepflanztem Bajonnet in ihrem Stübchen und escortirte sie ohne viel Federlesens in's Theater, wo sie ihrer Schuldigkeit gemäß das Publicum zu unterhalten hatte. Fräulein Wolter spielte, allein am nächsten Morgen entschwebte sie von der Bildfläche Stuhlweißenburgs, und ward nicht mehr gesehen. Sie kam nach Wien und war so glücklich, am Karl-Theater sofort Beschäftigung zu finden, nachdem Franz Treumann und das Ehepaar Nestroy, welchen sie die Deborah zur Probe vorspielte, gefunden hatte, daß Talent, allerdings ein sehr bildungsbedürftiges Talent, vorhanden sei. Und wie wurde dieses Talent gepflegt? Man ließ sie zugleich mit Nestroy, Scholz und Treumann, diesem ausgesuchten Komikertrifolium, auftreten; man beschäftigte sie in Stücken, wie „Tanzmeister Pauserl“, „Einen Jux will er sich machen“, „Vierzig Mädchen in Uniform“ ꝛc. Kurz, es war, als hätte man um jeden Preis einen königlichen Aar abrichten wollen, daß er trillire wie ein Zeiserl oder höchstens wie ein Canarienvogel. Man kann sich denken, daß eine Künstlerin mit einer dämonischen, gewaltigen Leidenschaft in der Brust sich recht traurig ausgenommen haben mag bei diesen Späßen. Aber es sollte noch lange nicht anders werden.

Emil Devrient kam nach Wien und gastirte im Karl-Theater; man gab endlich Tragödien, die Wolter aber durfte Stubenmädchen spielen. Devrient bemerkte nichts von ihrem Talente, dagegen bemerkte er mit Staunen ihre wahrhaft classische Schönheit. Doch man brauchte kein Devrient zu sein, um den Adel dieser Züge, um die vornehme Elasticität dieses Profils zu bemerken, zu bewundern, und jedenfalls war das nur ein schwacher Trost für die Künstlerin, deren Loos ungefähr dem des Pegasus im Joche glich. Es kam Hendrichs nach Wien, und wieder gelangten Tragödien auf das Repertoire des Karl-Theaters; man gab „Macbeth“, und die Wolter durfte eine der Hexen spielen. Und doch sollte dieses Mal ein freundlicher Strahl in ihre dunkle Existenz fallen. Hendrichs hatte ihre Schönheit nicht bemerkt, denn als Hexe hatte sie eine gräuliche Larve vor dem Gesichte, aber er wurde während der Vorstellung überrascht von dem Tone ihrer Stimme und ihrer Art zu sprechen. Diese Hexe hat wirklich den Teufel im Leibe, wie Hendrichs meinte, und ohne weitere Besinnung prognosticirte er der kleinen Hexe eine große tragische Zukunft. Vor der Hand freilich mußte sie noch immer Stubenkätzchen und Nähmamsellchen fort spielen. Endlich erbarmte sich ihrer Cajetan Cerri, der bekannte liebenswürdige lyrische Dichter. Er ging zu Laube und führte diesen in's Theater, und nun trat endlich die langersehnte Wendung in dem Schicksale der Wolter ein. Laube's sicherer Blick erkennt in ihr, trotz der sehr unglücklichen Rolle, die sie gerade zu spielen hat, die geborene tragische Heldin. Er räth ihr, sich schleunigst vom Karl-Theater loszumachen, in die Welt hinauszugehen, sich im tragischen Fache auszubilden und dann beim Burgtheater anzuklopfen. Sie gastirt in Brünn. Laube schickt ihr Lewinsky nach, damit er sehe, wie sie sich mache, und Lewinsky kommt mit der inhaltsschweren Meldung zurück, daß sie sich wirklich mache. Laube schmunzelt und meint, daß man sie nur ausreifen lassen solle.

Charlotte Wolter macht inzwischen ihren Weg weiter; sie nimmt ein Engagement am Victoria-Theater an. Am ersten Tage muß das angekündigte Stück abgesagt werden, da der erste Liebhaber feierlich erklärt, mit „dieser Person“ nicht spielen zu wollen — das sei die personificirte Talentlosigkeit. Am nächsten Tage fällt der erste Liebhaber durch, während „diese Person“ sich eines durchschlagenden Erfolges zu erfreuen hat.

Nun erst wird sie von mehreren Capacitäten, worunter auch Dingelstedt, der Reihe nach entdeckt, sie aber lernt mit unerschüttertem Eifer unter der Leitung ihres wackern Regisseurs Hein und ihrer Lehrerin, der Frau Peroni-Glasbrenner, weiter und läßt sich endlich vom Director Maurice auf vier Jahre für das Hamburger Stadttheater engagiren. So hatte aber Laube, der Director des Wiener Hofburgtheaters, nicht gerechnet; kaum war sie gebunden, als er auch ihre Fesseln, beziehungsweise ihren Contract zu lösen trachtete. Das gelang durch ein ziemlich schweres Opfer, zu welchem sich die Künstlerin zu verstehen hatte: sie mußte sich verpflichten, durch drei Jahre jährlich sechs Wochen in Hamburg zu gastiren, ohne dafür ein Honorar zu beanspruchen.

So kam sie an's Burgtheater, und so ward aus ihr die erste Tragödin der ersten deutschen Schaubühne. Da hatte sie nun endlich den lange und schmerzlich ersehnten Spielraum gewonnen, auf welchem ihr mächtiges Talent seine Schwingen regen und entfalten konnte, und diese Schwingen haben sich entfaltet und sich zu hehrem Fluge erhoben, der immer mit untrüglicher Sicherheit das begeisterte Publicum mit sich reißt, empor zu jenen Höhen, auf welchen im reinen Aether der reinen Kunst alle kleinen Sorgen des Alltagslebens vergessen werden. Ihr Talent läßt sich nicht zerlegen, wie ein mechanischer Apparat. Ihr Talent ist ihre Persönlichkeit — ihr Talent ist ihr Auge, ihre Stimme, ihre Bildhauer wie Maler gleich begeisternde Schönheit, und vor Allem ihre Seele, ihre tiefe Empfindung, die sie befähigt, die von den großen Dichtern empfundene Leidenschaft voll und ganz nachzuempfinden. Soweit kann man ihrer Begabung in die Karten blicken; wie sie es weiter anstellt, all' der glühenden Leidenschaft den rechten Ton, die rechte Gestalt zu geben, das ist ihr Geheimniß, das ihre zahllosen Nachahmerinnen ihr vergeblich abzulauschen getrachtet haben, und das ihr wohl überhaupt nicht abzulauschen ist. Der „Wolter-Schrei" ist in Wien zu einem geflügelten Worte geworden, allein es ist kein manierirter Kunstschrei darunter verstanden, den sie in immer gleicher Fassung zur Disposition hielte, sondern vielmehr der elementare Ausbruch einer erschütternden Leidenschaft, die gerade darum die Seelen immer wieder ergreift, weil nichts Gemachtes, nichts Manierirtes in ihr ist.

Auf ihre einzelnen Rollen kann ich an dieser Stelle nicht eingehen; um nur ihre „Medea" zu würdigen, müßte man soviel Raum zur Verfügung haben, wie mir für diesen ganzen Artikel gestattet ist. Wer ihre „Medea" oder ihre „Sappho" einmal gesehen hat, wird sie nie wieder vergessen. Ihr Repertoire ist ein außerordentlich umfangreiches und umfaßt beinahe alle Heroinen der classischen wie der modernen Bühnenliteratur. Lady Macbeth, Gräfin Orsina, Phädra, Deborah, Hebbel's Chriemhild und Maria Magdalena, Adrienne Lecouvreur und die Fürstin Udaschkin (Graf Waldemar) haben noch keine bessere Darstellerin gefunden. Unsere Abbildung zeigt die Künstlerin als Messalina in Wilbrandt's „Arria und Messalina". Dem Stücke hat die Kritik ziemlich hart zugesetzt, über die geniale Leistung der Wolter aber herrschte nur eine Stimme des Lobes.

Das Bild, das die „Gartenlaube" heute ihren Lesern vorlegt, hat seine Geschichte, die zum Schlusse hier kurz erzählt sei. Wissen Sie, freundliche Leserin, was ein „Vielliebchen" ist? O, nicht diesen Blick beleidigter Majestät! Sie wissen es — gut; allein nicht alle Menschen haben diese Wissenschaft, und ich könnte traurige Geschichten von einem Graveur erzählen, der auf ein verlorenes Vielliebchen, einen schönen Silberbecher, groß und breit „Philipp" gravirte, weil er nicht wußte, was ein Vielliebchen sei. Doch Sie wissen es, und das genügt. Makart, der berühmte Maler, hatte an die Künstlerin ein Vielliebchen verloren, und Künstler vom Schlage Makart's können so fürstlich zahlen, wie nur irgend ein Kaiser. Begeistert von der herrlichen Leistung der Künstlerin als Messalina malte er sie als solche und überraschte sie mit dem Gemälde. Das geniale, farbenglühende Bild hängt nun im Boudoir unserer Heroine, und sie sowohl wie der Maler des Bildes haben mit zuvorkommendster Liebenswürdigkeit der „Gartenlaube" das Reproductionsrecht des interessanten Werkes überlassen, das hier zum ersten Male in die Oeffentlichkeit tritt.

Balduin Groller.

Das rothe Quartal.

(März—Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

3. Endlich haben wir die Kommune!

„Aux urnes!" hieß die Losung der Pariser am 26. März und von allen Wänden herab predigten rothe Plakate die Tugenden einer ausgiebigen Anzahl von Kommune-Kandidaten.

Helles Sonntagswetter, und man macht seine Wählerpflicht im warmen Sonnenschein ab wie ein anderes Sonntagsvergnügen. Alles ist munter und wohlauf. Das Paris beherrschende Roth ist heute kein düsteres, sondern schillert rosenröthlich. Was kümmern uns die von den Wällen der Nord- und Ostforts verwundert nach der „Weltleuchte" hereinschauenden „deutschen Barbaren"? Nichts. Was fragen wir nach dem in Versailles sich duckenden Nußknacker von Thiers? Weniger als nichts. Denn wir sind souverän, wir Söhne der Weltsonne Paris, souveränst, und wir wollen heute wieder einmal den Erdball in Erstaunen setzen, indem wir ihm zeigen, wie man eine Kommune comme il faut zuwegebringt. Es ist endlich an der Zeit, daß unsere dreimalheilige Dreieinigkeit „Liberté, Egalité, Fraternité" zur Wahrheit und Wirklichkeit werde auf Erden. Denn — also hat der Bürger Jules Allix in einer Klubbsitzung von Belleville prophetirt und dekretirt — „frei sein muß jeder, gehorchen keiner. Sogar das Kind muß frei sein von der Geburt an, maßen es niemand Gehorsam schuldet, auch seinen Eltern nicht."

Dieses und andere ähnliche prächtige Principien in Thatsachen zu verwandeln, wählen wir also heute unsere hochgelobte Kommune. . . .

Es geht dabei ganz ordentlich her, das muß man sagen. Die Pariser scheinen durchaus zeigen zu wollen, daß sie in allem Anstand, ja so zu sagen mit Eleganz anarchisch zu sein vermögen. Aber was anarchisch? Regierung muß sein, und wir haben den einköpfigen „Tyrannen" Thiers nur abgeschüttelt, um uns einen siebzig- oder gar neunzigköpfigen aufzuladen. Variatio delectat mulieres virosque.

Würdevoll marschiren die Bürgerwehrmänner in größeren und kleineren Gruppen nach den Abstimmungslokalen, während ihre besseren Hälften in die verschiedenen Kirchen zur Messe gehen; denn die Pariserin vom anständigen Mittelstand ist bis über die Ohren in Katholicismus getaucht. Die Herren Bürger vom Stadthause lassen ihre Boten durch die verschiedenen Quartiere rennen, und da es an Pferden für die Adjutanten fehlt, sieht und hört man Garibaldiner im vollen Seiltänzerwichs der Garibalderei auf Velocipèdes durch die Straßen sausen. Wer nachmittags sich die Mühe nehmen will, die große Barrikade zu erklettern, welche man am 19. März aufgethürmt hat, um den Stadthausplatz gegen die Rue Rivoli hin abzusperren, kann von dort herab ein fröhliches Drängen und Treiben auf diesem Platz erschauen. An 20,000 Bürgerwehrleute sind da versammelt, und die Musikbanden verschiedener Bataillone spielen auf. Rothhemden und Blaublusen schäkern mit Damen, die mehr oder weniger „von jener Sorte" sind. Zuaven und Turkos tanzen mit Marketenderinnen zwischen den Geschützen, welche, in Batterie gebracht, ihre Mündungen den Ausgängen des Platzes zukehren.

Der Mitglieder des „Conseil municipal" — diese Benennung klebte man vorderhand noch der Kommune als ein Feigenblatt auf — sollten 90 sein, der eingeschriebenen Wähler waren 490,000. Aber von diesen hatte sich mehr als die Hälfte den Protest hinter die Ohren geschrieben, welchen am 19. März 35 pariser Journale einmüthig gegen die Giltigkeit dieser Wahl zum voraus erhoben hatten, zu nicht geringer Erbosung der Herren vom Centralkomité, welche darauf in ihrem „Journal

officiel" am 22. März eine drohende Kundgebung erließen, deren kurzer Sinn war, daß sie die Freiheit der Presse achten würden, so lange dieselbe so frei wäre, nur in *ihrem*, der Stadthausherren, Sinne zu schreiben. Nur 277,300 Wähler gingen zu den Urnen und aus diesen kamen als gewählt hervor die (nach der Reihenfolge der 20 Arrondissements gezählten) Bürger 1) Adam, Barré, Méline, Rochard; 2) Brelay, Chéron, Loiseau-Pinson, Tirard; 3) Arnaud, Demay, Dupont, Murat, Pindy; 4) Amouroux, Arnould, Clémence, Gérardin, Lefrançais; 5) Blanchet, Jourde, Ledroit, Régère, Tridon; 6) Beslay, Goupil, Leroy, Robinet, Varlin; 7) Brunel, Lefèvre, Parisel, Urbain; 8) Allix, Arnould, Rigault, Vaillant; 9) Desmarest, Ferry, Nast, Parent, Ranc; 10) Babick, Champy, Fortuné, Gambon, Pyat, Rastoul; 11) Assi, Avrial, Delescluze, Eudes, Mortier, Protot; 12) Fruneau, Geresme, Theiß, Varlin; 13) Chardon, Duval, Fränckel, Maillet; 14) Billioray, Decamp, Martelet; 15) Clément, Langevin, Valles; 16) Bouteiller, Marmottan; 17) Chalain, Clément, Gérardin, Malon, Varlin; 18) Blanqui, J. B. Clément, Dereure, Ferré, Grosset, Theiß, Vermorel; 19) Buget, Courent, Delescluze, Miot, Ostyn, Oudet; 20) Bergeret, Blanqui, Flourens, Ranvier.

Abgesehen von den Doppelwahlen und dem von Paris abwesenden Blanqui, ist die thatsächliche Mitgliederzahl der Kommune nie eine vollzählige gewesen. Denn keineswegs waren alle die Gewählten mit der Sache einverstanden. Die sämmtlichen Erkorenen der Arrondissements 1, 2, 9 und 16 verweigerten die Annahme der Wahl. Ebenso in anderen Bezirken die Herren Fruneau, Goupil, Lefèvre, Leroy, Murat und Robinet. Am 16. April verschritt man zu Ergänzungswahlen, an welchen aber nur ein Achtel der Wahlberechtigten theilnahm. Unter den Gewählten sind Cluseret, Courbet, Garibaldi (Menotti) und Vésinier zu nennen. Andere, wie Briosne und Rogeard, lehnten das ihnen übertragene Mandat ab. In drei Bezirken kam wegen allzu dünner Betheiligung gar keine Wahl zustande. Die Kommune war demnach vom Anfang bis zum Ende niemals vollständig; niemals repräsentirte sie sämmtliche Quartiere oder gar sämmtliche Bevölkerungsklassen von Paris. Wohl war unter ihre rothen Mitglieder da und dort ein blaues oder wenigstens röthlichbläuliches hineingesprenkelt, z. B. der Bürger Beslay und der wackere Färbergesell B. Clément, aber Blauheit oder auch nur Bläulichkeit vermochte gegen das triumphirend herrschende Roth nicht aufzukommen.

Frühmorgens am 26. März hatte das Centralkomité mittels einer vom Tage zuvor datirten Proklamation seine Selbstauflösung angekündigt. Aber es war das eigentlich nur ein so thun. Denn nach öffentlich aufgelöstem Komité fuhr ein geheimes, welchem Assi vorsaß, zu bestehen und zu amten oder wenigstens mitzuamten fort.

Am 28. März wurden die „Saturnia regna" der Kommune auf dem Stadthausplatz unter großem Festjubel ausgerufen und sah die frühlingswarm scheinende Sonne wieder einmal eins jener pariser Haupt- und Staatsspektakel, wie sie deren an derselben Stelle schon so manches gesehen hatte. Einhundert oder gar zweihundert Bataillone Bürgerwehr waren da in Parade aufgestellt. Vor der Front des riesigen Stadtpalastes war eine große Bretterbühne aufgeschlagen. Darauf saßen die Mitglieder des gehenden Centralkomité und die der kommenden Kommune, alle mit rothen Schärpen geschmückt. Ueber die Bühne ragte eine gipserne Statue der Republik empor, einen rothen Gürtel über den Hüften, die rothe phrygische Mütze auf dem Kopfe. Vor die eherne Bildsäule Heinrichs des Vierten sammt seinem bronzenen Gaul hatte man eine spanische Wand von rothen Fahnen hingestellt, um die Augen der Bürger und Bürgerinnen, Republikaner und Republikanerinnen durch den Anblick eines „Tyrannen" nicht zu beleidigen. Die eigentliche Ceremonie, das heißt die Uebergabe der Gewalt von seiten des Centralkomité an die Kommune, wurde kaum bemerkt in dieser Flut von Farben, Sonnenstralen und Waffenglitzern in diesem Schwall von hunderttausend Menschenstimmen. Das „Vive la république!" wurde auf der Estrade ausgebracht und zur Antwort scholl vom Platze herauf zurück: „Vive la commune!" Ein Meer von Bajonnetten, Degenspitzen, Hüten, Käppis und Taschentüchern wogt empor. Die sämmtlichen Musikbanden intonirten die Marseillaise; alle Anwesenden, Männer, Frauen, Kinder fallen ein in die herzbewegende Weise des alten Zauberliedes, und die am Seinequai aufgestellte Batterie donnert den Takt des brausenden Chorgesangs.

Eine ganze Reihe von Augen- und Ohrenzeugen hat erklärt, daß dieser Augenblick ein sehr ergreifender gewesen sei und daß sich dabei das Volk von Paris wieder einmal in seiner ganzen Begeisterungsfähigkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt habe.

Zweifelsohne. Aber bei alledem drängt sich einem doch die Wahrnehmung auf, daß schon der festliche Beginn der Kommuneherrschaft die Geistesöde, den Ideenmangel und die Gedankenarmuth der ganzen Bewegung signalisirte und symbolisirte. Nicht einmal ihre Inthronisirung wußten die Herren von der Kommune irgendwie originell in Scene zu setzen. Das ganze Spektakel vom 28. März mußte jedem Kenner der Revolutionsgeschichte wie ein Abklatsch jener Spektakel vorkommen, welche Anno 1793 der „Oberceremonienmeister des Schreckens", der Maler David, inscenirt hatte. Nur mehr Roth wurde jetzt aufgewendet und bedeutend weniger Redekunst. An Phrasenschwulst und Tiradenbombast dagegen fehlte es auch jetzt nicht. Sagte doch das scheinbar gegangene Centralkomité am Abend des Tages in einem Maueranschlag den Bewohnern von Paris, daß diesen „heute dem großartigsten Schauspiel anzuwohnen gegönnt gewesen sei, welches jemals Menschenaugen geblendet und Menschenherzen gerührt hat. Denn Paris begrüßte die Republik und hieß sie willkommen. Paris schlug im Buche der Geschichte eine neue Seite auf und schrieb seinen mächtigen Namen darauf" — u. s. w. im Geleier nach bekannter Melodie. Charakteristisch, wenn auch nicht origineller als das übrige, war der Schluß des Aktenstücks. Man weiß ja, daß schon die Reden und Proklame der ersten Revolution neben „la patrie" immerfort „l'humanité" und „le genre humain" gestellt, sowie das Evangelium von der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft allen Völkern des Erdkreises zu bringen verheißen hatten. So auch das Abendproklam vom 28. März. Denn nachdem es die „stolze Parole" ausgegeben: „Den Tod für das Vaterland!" forderte es die Pariser auf, fest und vertrauensvoll um die Kommune sich zu scharen, weil nur dadurch das große Endziel zu erreichen wäre: — die „Universalrepublik".

Der gewohnte gallische Größenwahnsinn, wiederum der alte Chauvinismus, diesmal mit einem rothen Mäntelchen angethan.

Am Bodensee.

Das Dampfroß braust am Gestade entlang,
Ueber dem Wasser hallt Sturmgesang.
Die in Spiegelglätte noch eben schliefen,
Die Wogen, sie steigen herauf aus den Tiefen,
Sie schwellen und bäumen sich Bergen gleich,
Nahen sich rollend dem Uferdeich,
Recken empor sich wie graue Gespenster,
Schleudern den Gischt in's Wagenfenster,
Sinken zurück dann mit Donnerhall
In den Fluthenschwall.

Wohl! Ich verstehe das wilde Grollen
Der Wasserberge, der aufruhrtollen;
Die Wogen, sie können es nimmer vergessen,
Daß sie die Herrschaft einst besessen,
Daß sie den ganzen Erdenball
Vordem umschmiegt mit brausendem Schwall.
Doch aus der Wasser umfangendem Schooß
Rang, mälig sich hebend, das Land sich los.
Sie sahen, verdrängt, in Höhen und Gründen
Tausendfältig sich Leben entzünden
Und reicher stets aus des Stoffes Schranken
Gestaltet ersteh'n der Schöpfung Gedanken.
Der Zauber der Formen, Farben und Töne
Schmückte die Flur mit harmonischer Schöne,
Der Thiere Geschlechter erfüllten das Feld,
Und der Mensch ward geboren als Herr der Welt.

Das ist es, weshalb die neidischen grollen
Und schäumend wider die Ufer rollen.

Sie möchten ersäufen das grüne Land,
Begraben das Werk der Menschenhand,
Sie hassen die Form und die Weltvernunft,
Ersehnen des Chaos Wiederkunft,
Möchten in lebenvertilgender Schlacht
Stürzen das All in die alte Nacht.

Aber es wüthet umsonst die Welle;
Wir jagen vorbei mit siegender Schnelle,
Und heute noch von des Rigi Spitzen
Seh' ich die Häupter der Alpen blitzen,
Wie sie sich baden im Lichtazur,
Ein Wunder wie keins auf irdischer Flur.
Und wenn mir frohlockend die Seele schwillt,
Dann zaubr' ich hervor ein anderes Bild:
In Schönheit strahlend und Harmonie
Steigt mir herauf vor der Phantasie
Reizumflossen die süßeste Frau,
Und weilt sie auch fern auf nordischer Au,
Ihr Bild steht leibhaft vor mir da
Und ewig ist es im Geist mir nah,
Und berauscht von Natur und Menschenschöne,
Ergießt sich mein Herz in Jubeltöne
Und spottet den finsteren Urgewalten,
Die hassend verfolgen des Lichtes Gestalten,
Und höhnt, von Entzücken vollgesogen,
Euren Grimm, ihr Wogen.

Wohl weiß ich: einst werdet ihr siegen
Und wieder wie anfangs das Erdreich umschmiegen.
Was lebt, das bringt ihr in grimme Noth,
Und über den Erdball schreitet der Tod,
Die Sonne verliert einst Gluth und Glanz,
Es endet um sie der Planeten Tanz,
Sie neigen sich matt in den Sonnenball
Und verschwinden im All.

Doch eh' sie hereinbricht, die Weltennacht,
Flammt noch durch Aeonen des Himmels Pracht;
Die Erde rollt lang noch in sicheren Bahnen,
Und wie sie auch grollen, der Tiefe Titanen,
Die Schönheit bleibt sich'rer Besitz der Welt,
Und ehe der Erdball in Trümmer fällt
Und das Menschenauge, das letzte, bricht,
Geht manches Geschlecht noch am goldenen Licht,
Millionen noch schwelgen im Grün der Au,
Schau'n aufwärts von Bergen in's Aetherblau,
Millionen noch werden aus Frauenaugen
Nimmerermess'nes Entzücken saugen
Und, selig durchglüht vom höchsten der Triebe,
Aufjauchzen in heiliger Liebe.

Albert Moeser.

Bis zur Schwelle des Pfarramts.*

IV. 2. Unter den Philosophen.

Motto: Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen zeitlebens gern unmündig bleibt und warum es Anderen so leicht wird, sich zu ihren Vormündern aufzuwerfen. Zur wahren Reform der Denkungsart, mag sie auch noch so langsam vor sich gehen, ist nur die Freiheit nöthig, von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen.
Kant.

Als wir nach Ablauf der Ferien wieder durch das Stiftsthor einzogen, lag nach einer traditionell gewordenen Studienordnung Kant's Kritik der reinen Vernunft auf unserem Pulte aufgeschlagen. Das war nach dem Zuckerbrode der schönen Literatur eine harte und schwere Speise. Da galt es „Bretter bohren", wie unser Präceptor sich ausgedrückt hatte. Bis man nur an diese schwerfällige Schreibweise sich einigermaßen gewöhnt hatte, bis man einige Uebung darin erlangt hatte, diese Lastwagen von Perioden ordentlich ab- und auszupacken, bis man sich des eigentlichen Sinnes dieses philosophischen Kauderwelsch, der wahren Bedeutung dieser fremdartigen Kunstausdrücke völlig versichert hatte, war schon ein großes und mühseliges Stück Zeit vergangen. Aber nun erst das Ergebniß dieser scharfsinnigen, mit so viel Bedacht und Gewissenhaftigkeit geführten Untersuchungen! Es war Einem zu Muthe, wie wenn man gewaltsam an den Füßen gepackt und auf den Kopf gestellt wird. Kant muthete uns dieselbe umfassende Umwälzung der Denkweise zu, wie sie Copernikus seinen Zeitgenossen zugemuthet hatte. Copernikus hatte dem Menschen gleichsam die Erde unter den Füßen weggenommen und ihn in die ideale Mitte des Sonnensystems gestellt, um ihm von da aus ein Weltbild zu zeigen, welches dem Augenschein schnurstracks widersprach; Kant nahm dem Menschen die Dinge vor den Augen weg und versetzte ihn in den idealen Mittelpunkt seines Selbstbewußtseins, um ihm von hier aus die Welt in einem neuen, ungeahnten Lichte zu zeigen.

„Du meinst" — so etwa sagte er zum Menschen — „die Dinge seien so, wie sie sich Deinen Sinnen darstellen? Täuschung! Was sie sind, sind sie nur durch Dich, durch Dein Auge, das ihr Bild so und so zurückspiegelt; was sie sind in einem ganz anders organisirten Auge, in dem Auge des Bewohners einer anderen Welt zum Beispiel, das wissen wir nicht. Du siehst die Dinge in Raum und Zeit, aber Raum und Zeit sind nichts

* Durch einen gerade sehr starken Andrang sogenannter Zeitartikel, deren Inhalt eine beschleunigte Veröffentlichung erforderte, sind wir in die Nothwendigkeit versetzt worden, den weiteren Abdruck der unter der obigen Ueberschrift im letzten Jahrgange der „Gartenlaube" begonnenen Schilderungen für einige Zeit zu sistiren. Wir haben diese Unterbrechung einer so werthvollen und in weiten Kreisen der gebildeten Welt mit warmer und nachhaltiger Theilnahme begrüßten Artikelreihe sehr lebhaft bedauert, gänzlich fern aber mußte uns die Ahnung liegen, daß wir bei der Wiederaufnahme des Fadens vor einer so ernsten und schmerzlichen Pflicht stehen würden, wie es diejenige ist, der wir in diesem Augenblicke zu genügen haben. Es war ein in der vollen Blüthe frischester Vollkraft lebender und wirkender Mann der Wissenschaft und des freiheitlichen Kampfes, der erst im verflossenen Jahre auf unsere Bitte diese Erinnerungen aus seiner Jugendgeschichte niedergeschrieben und in ihnen ein bedeutsames Stück deutscher Cultur- und Geistesgeschichte so anziehend charakterisirt hat. Seinen Namen jedoch wollte er dabei vorläufig noch nicht genannt wissen — er hatte die Lösung dieses vielfach die Neugier erregenden Geheimnisses für einen ihm geeignet erscheinenden Moment sich vorbehalten. Ein schnell hereingebrochenes Verhängniß jedoch hat es anders gewollt; es hat ihn den Moment nicht erleben lassen, und wir glauben unsererseits nunmehr der Eingebung eines herzlichen Pietätsgefühls folgen und die oben mitgetheilte Fortsetzung nicht ohne die Bemerkung hinaussenden zu sollen, daß der Autor dieser persönlichen Eröffnungen und selbstbiographischen Aufzeichnungen kein anderer gewesen als Heinrich Lang, der freigesinnte Pfarrer in Zürich, der durch seine bahnbrechenden Zeitschriften weithin berühmte Vorkämpfer einer durchgreifenden Reform der Religion. Nach kaum zweitägiger Krankheit ist der rüstige Mann am 12. Januar jählings seinem schönen und segensreichen Wirken entrissen worden, und noch ist der Schmerz zu neu, noch zu groß die Erschütterung, welche die unerwartete Trauerkunde überall bei den Liberalen Deutschlands hervorgerufen hat, als daß schon gegenwärtig eine volle Würdigung des Hingeschiedenen erfolgen könnte. Unzweifelhaft fest steht für alle Kundigen, daß in ihm die deutsche Wissenschaft und Literatur eine leuchtende Zierde, die Sache der Freiheit und namentlich der religiösen Befreiung einen ihrer macht- und geistvollsten Vorkämpfer verloren hat.

Lang war ein Deutscher von Geburt und hatte bis zu seinem Ende stets sehr innige Wechselbeziehungen mit Deutschland unterhalten. Durch die revolutionären Bewegungen von 1848 und 1849, an denen er sich betheiligt hatte, war er frühzeitig aus seiner schwäbischen Heimath in die Schweiz geworfen worden, die er seitdem nicht wieder dauernd verlassen hat. Als geborener Redner von großer und hinreißender Begabung, wollte er dem Kanzelberufe nicht entsagen; als ein ausgezeichneter Denker und Forscher mit tief religiösem Gemüthe wollte er für eine aufrichtige und entschiedene Versöhnung der Religion wirken mit allen Consequenzen der modernen Wissenschaft und Cultur. Diese mit kühnem Feuer und aller Energie eines gereiften Charakters von ihm ergriffene Aufgabe ist unablässig das Ziel seines Strebens geblieben, wie es in der treuen Arbeit für seine gleichgesinnte Gemeinde, in seinen Vorträgen, seinen wissenschaftlichen Werken und seinen berühmten Zeitschriften „Religiöse Zeitstimmen" und „Reform", sowie in seiner Eigenschaft als hervorragendes Mitglied des Deutschen Protestantenvereins sich dargestellt hat, dessen jährliche Hauptversammlungen durch den seltenen Gedankenreichthum seiner von tiefer Freiheitsgluth durchhauchten Predigten einen ganz besonderen Glanzpunkt erhielten. Auch die Redaction der „Gartenlaube" betrauert in ihm einen geschätzten Mitarbeiter. Möge er sanft ausruhen von der Arbeit des gewaltigen Kampfes, aus dem ein vorzeitiger Tod ihn abgerufen hat! — Die noch restirenden Artikel zu dem Cyklus „Bis an die Schwelle des Pfarramts" sind in unseren Händen und werden thunlichst schnell zum Abdruck gelangen.
D. Red.

Wirkliches, in der äußeren Welt Vorhandenes; das sind nur Formen, welche Dein Geist zu den Dingen hinzubringt, Gläser, durch welche Dein Anschauungsvermögen die Dinge betrachtet, Gefäße, in welche Du vermöge einer nothwendigen Einrichtung Deiner Natur die auf Dich eindringenden Dinge einfassest. Was diese Dinge sind ohne Dich, ohne die Formen, die Du an sie heranbringest, also an sich selbst, nach ihrem eigentlichen Wesen und ihrer wahren Natur, das weißt Du nicht. Wir erkennen also die Dinge nur, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie sind: ‚das Ding an sich' bleibt dem Menschen ewig unbekannt." Und unser Dichter spricht ganz im Sinne Kant's, wenn er unter den „Worten des Wahnes" die Meinung ausführt, daß dem irdischen Verstande die Wahrheit je werde erscheinen, „ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand; wir können nur rathen und meinen; du kerkerst den Geist in ein tönend Wort, doch der freie wandelt im Sturme fort."

Man folgte dem kühnen Revolutionär im Reiche des Gedankens Schritt für Schritt; man ließ sich die Trugschlüsse aufzeigen, welche die menschliche Vernunft in allen ihren bisherigen Speculationen über Gott und Welt und Menschenseele begangen hatte, und man blickte mit einem gewissen kritischen Wohlgefallen auf diese Trümmerwelt des gewöhnlichen Meinens und Glaubens. Aber so recht wohl wurde es Einem doch nicht in dieser dünnen und scharfen Luft der Kritik. Sobald man nur der Zucht des strengen und scharfsinnigen Meisters einen Augenblick entronnen und sich selbst zurückgegeben war, stellte sich der alte Adam, das gemeine, hausbackene Denken wieder ein und sprach bei sich selbst: „Ja! der Baum, den ich da vor mir sehe, ist doch gewiß ein Baum; ich kann seine Geschichte verfolgen von dem Kerne an, aus dem er erwächst, bis zur Krone, in welcher er sich vollendet — warum sollte er anders sein, als er mir erscheint? Der menschliche Geist mit den nothwendigen Formen seiner Anschauung und seines Denkens wird doch für die Dinge der Welt berechnet sein und diese für ihn; nur weil das Auge sonnenhaft ist, vermag es die Sonne zu erblicken; was nicht etwa ich als Einzelwesen, was der Mensch vermöge der Einrichtung seiner Natur so anschauen und so denken muß, das wird auch in Wirklichkeit so sein. Was der Mensch vermöge der nothwendigen Formen seiner Anschauung und seines Denkens auf Erden bindet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was er also auf Erden löst, das wird auch im Himmel los sein. Ueberdies giebt es, wenn Kant Recht hat, nicht blos keinerlei Erkenntniß des Uebersinnlichen, der Dinge an sich, es giebt im Grunde auch keine Erkenntniß der sinnlichen und wahrnehmbaren Dinge; denn auch von diesen erkennen wir nicht das Wesen, sondern nur den Schein, den sie auf unser Auge werfen; was sie wirklich sind, wissen wir nicht. Es giebt also überhaupt keine Wissenschaft, keine Erkenntniß, keine Wahrheit. ‚Wir können nur rathen und meinen', und ‚die Kritik der reinen Vernunft' hat zwar das Denken geschult, wie kein anderes philosophisches System, aber in ihrem Ergebnisse hat sie nicht über Pyrrho und Hume, die Zweifler an aller Wahrheit, hinausgeführt."

Unter diesen und ähnlichen Gedanken fing ich an zu zweifeln, ob ich überhaupt Kant verstanden, seine eigentliche Meinung richtig aufgefaßt habe. Ich wagte nicht meine Unwissenheit gegen irgend Jemand einzugestehen; ich fürchtete, ausgelacht zu werden; denn ich meinte, was mir so viel Kopfzerbrechen mache, sei für die Anderen eine leichte Sache. Ich raffte Alles zusammen, was an Popularisirung und Erläuterung des schweren Buches von Anhängern, zum Theil noch Zeitgenossen des großen Philosophen, im Druck erschienen war, aber das verwirrte nur noch mehr; denn es verbarg die wahre Gestalt des furchtbaren und schwer zugänglichen Kritikers hinter dem Bilde eines brauchbaren, dem gewöhnlichen Verständniß angenäherten Dogmatikers.

Einer Jugend, die gern aus dem Vollen schöpft, die in's Unbegrenzte schweift, die mit neugierigem Sinn wissen möchte, was die Welt im Innersten zusammenhält, mochte die Selbstbescheidung des greisen Denkers von Königsberg, sein besonnenes Maßhalten und bedächtiges Grenzensetzen nicht behagen. Man schaute von dem Brod der Entbehrung, das er reichte, nach den vollen Fleischtöpfen, welche die auf ihn folgenden Philosophen in Aussicht stellten. Da sollte das Welträthsel endgültig gelöst, die absolute Philosophie mit der absoluten Religion gefunden und der ewige Friede zwischen Wissen und Glauben geschlossen sein.

Fichte, der Weiterleiter der Kant'schen Philosophie, sprach mich als großer Mensch und granitener Charakter gewaltig an, aber den Denker verstand ich nicht. Die „Wissenschaftslehre" legte ich nach einigen Versuchen, die Schale zu zerbrechen, wieder weg. Sollte ein Mensch in vollem Ernste der Meinung sein, daß alle Dinge außer ihm, die Häuser, die Berge, die Bäume, die Sterne, die Menschen um ihn nur das Erzeugniß und die Abspiegelung seines eigenen Ich seien? Mochte auch eine solche Annahme als eine natürliche Folgerung aus den Kant'schen Voraussetzungen sich ergeben, so wollt ich doch lieber an meine eigene Unfähigkeit, philosophische Gedanken zu fassen, glauben, als an solche Ungeheuerlichkeit im Gehirne eines Denkers. Ging ich darum in ehrfurchtsvoller Scheu an Fichte vorüber, so stieß mich dagegen Schelling förmlich ab. Er galt mir als der Philosoph der Romantik und der Reaction.

Eine vortreffliche und geistvolle Abhandlung Arnold Ruge's über „unsere Classiker und Romantiker" hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Hier wurde über die Romantik — in dem weiteren Sinn des Wortes, in welchem bald nachher Strauß einen Friedrich Wilhelm den Vierten von Preußen als den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren zeichnete — die unerbittliche Geißel der Satire und des männlichen Zornes geschwungen; sie wurde an den treffenden Beispielen der Tieck, Schlegel, Novalis, Stolberge &c. gezeichnet als das souveräne Belieben des eitlen, sich selbst bespiegelnden Ichs, das die ganze Welt zum Spielball seiner Laune und Willkür macht, das geistreiche Wesen, das dilettantische Genießen und Versuchen höher stellt, als den bürgerlichen Fleiß und die tüchtige Arbeit für vernünftige Weltzwecke, für das tägliche Leben eine eigene aristokratische Moral der Genies erfindet und die Gesetze der gemeinen Sittlichkeit mit Füßen tritt, in der Philosophie an die Stelle eines geordneten Denkens geniale Schrullen und geistreiche Aperçus setzt, in der Kunst die Regel und das Gestaltbare verachtet und das Formlose, Unaussprechliche zu gestalten sucht, in der Politik für das Mittelalter schwärmt und in der Religion nach dem Katholicismus hinüberschielt.

Diesem Dämmer der Romantik wird die lichte Welt des Gedankens und der Formenschönheit, der gesunde Realismus eines Kant, Goethe, Schiller als der Classiker der deutschen Nation gegenübergestellt. In diesem saftigen Gemälde erschien Schelling als der Philosoph, als der Johannes der Romantik. Es mag viel Leidenschaft in diesem Urtheil liegen, aber ich konnte ihm doch nicht ganz Unrecht geben, nachdem ich Schelling's „Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit" studirt hatte. Das Büchlein ist hübsch, geistreich, gefällig geschrieben, aber die Grundbegriffe desselben: der Gott, der anfänglich noch nicht Gott, sondern sein eigener bewußtloser Ur- und Ungrund ist, aus dem er sich zum Erfassen seiner eigentlichen Gottheit erhebt, der Mensch, der durch eine vor- und außerzeitliche That, also vor seiner Existenz nicht nur seinen sittlichen Charakter, sondern sogar seine Körperbeschaffenheit bestimmt &c. — erschienen als phantastisch und gnostisch, und ein solcher Denker verlor sich in die dunkeln Gründe der Mythologie.

Kam so von dieser Seite her wenig Licht, so stürzte man sich mit um so größerem Vertrauen auf Hegel. Die Hegel'sche Philosophie erlebte eben damals — Anfang und Mitte der vierziger Jahre — ihre schönste Zeit. Noch hatte der allgemeine Geist sich nicht feindselig und mißtrauisch von der Philosophie abgewandt und der Ruf nach Erfahrung und exactem Wissen den Sinn für die Speculation noch nicht ertödtet. Wohl hatte die Hegel'sche Philosophie aufgehört, Staatsphilosophie zu sein, aber das gereichte nur zu ihrem Vortheile; junge, unabhängige Geister waren eben daran, die keimkräftigen und fruchtbaren Gedanken des Systems, zum Theile glücklich befreit von den Klammern der eintönigen, schwerfälligen Formel, in alle Gebiete des Wissens und bald auch des Lebens hinauszutragen. Die „Hallischen Jahrbücher" legten im Tone des frischen, kecken Jugendmuthes die Grundsätze Hegel's als Maßstab an die Zustände des Staates und der Kirche an. Strauß, Zeller, Schwegler übersetzten die geheimnißvollen Orakelsprüche des Meisters in ein schönes, verständliches

Deutsch, hellten manche dunkle Punkte in selbstständiger Forschung auf und zerstreuten die Nebel, in welche sich der Staatsphilosoph von Berlin wohl oft absichtlich gehüllt hatte, und Baur's, des großen Tübingers, Fackel leuchtete erst hell und weithin durch die dunkeln Gebiete der Religionsgeschichte, als er sie an Hegel's Licht angezündet hatte. Andere bearbeiteten die Rechtswissenschaft, wieder Andere die Aesthetik mit glänzendem Talente im nämlichen Geiste, und die Geschichtsschreibung zumal nahm einen neuen Aufschwung, indem sie doch wesentlich von Hegel gelernt hatte, sich in den Geist der Zeiten liebend zu versenken und die Ereignisse in den großen Zusammenhang beherrschender Ideen zu stellen.

Für den Studirenden jener Zeit hatte die Verarbeitung der Hegel'schen Philosophie zu allgemeinem Gebrauche den ungemeinen Vortheil, daß er den Geist derselben in sich aufnehmen konnte, ohne sich lange mit der mühsamen und oft unerquicklichen Form herumzuschlagen, in welcher derselbe sich durch die Schriften des Philosophen selbst zum Lichte rang, daß er des Kerns habhaft werden konnte, ohne sich die Zähne und Lippen an der stachligen Schale zu verwunden. Das „Ansich und Fürsich und Anundfürsich" hat mir wenig Kopfzerbrechens gemacht; die so genannte dialektische Methode habe ich weder verstanden noch anzuwenden gesucht; um die Haltbarkeit des Details habe ich mich wenig gekümmert; es war das große Weltpoëm des Gedankens, das den Jüngling berauschte; es war der grandiose Wurf einer umfassenden, alles Wirkliche in sich schließenden Weltanschauung, was ihn fesselte und mit sich fortriß; die ganze Welt eine Offenbarung der Vernunft, des Einen ewigen Geistes, der die Natur zum Schemel seiner Füße und den Menschengeist zu seinem Throne gemacht hat, ein geordnetes Stufenreich aufsteigender Entwickelungen, die ihren ruhelosen Trieb in dem Geiste haben, welcher zugleich ihr Grund und ihr Zweck und Ziel ist, der seine Wesensfülle ausbreitet von der Natur an, dem noch gebundenen und verhüllten Geiste, bis zu der lichten Welt der Freiheit und Vernunft im Menschen, und hier wieder stufenweise aufsteigend im Gewissen und Denken des Einzelwesens, dann in den Ordnungen und Sitten des Hauses, der Gesellschaft, des Staates, zuletzt in den höchsten Fernen seiner Erscheinung, in der Kunst, Religion und Philosophie, in welchen er sein eigenes Wesen anschaut und genießt. Daher die Welt ein ewiges Werden, ein ruheloser Proceß, ein Drängen von Stufe zu Stufe, steter Fortschritt und nie endende Entwickelung, ein sausender Webstuhl, an welchem das lebendige Kleid der Gottheit gewoben wird, weil jede Stufe der Weltentwickelung zwar eine Offenbarung des ewigen Geistes, aber unter den Bedingungen und in den Schranken der Zeit ist, jedoch diesem ruhelosen Processe fehlt das unverrückbare helle Auge nicht, der ordnende, gestaltende, sich ewig gleichbleibende und selige Geist, von dem, durch den, zu dem alle Dinge sind. Die ganze Welt eine Offenbarung der Vernunft — und die Völkergeschichte das Weltgericht oder der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit; jede Nation die Trägerin einer Idee, an der sie untergeht, um ihren reifen Kern einer anderen, mit dem Dienste eines neuen Weltgedankens betrauten zu übergeben; die Völker, wie die Individuen, die auf dem Schauplatze der Weltgeschichte auftreten, gleichsam um den Thron des Ewigen geschaart als die Vollbringer seiner Gedanken und die Zierrathen seiner Herrlichkeit, in ihren blinden Leidenschaften und eigennützigen Bestrebungen wider Willen die Werkzeuge Dessen, der sie lenkt und ihr Thun in sein Lichtreich verwebt. Der einzelne Mensch zwar auf der einen Seite Geschöpf, eine verschwindende Welle im Ocean, eine selbstlose Erscheinungsform, aber doch zugleich ein Gefäß des Ewigen, der sich in allem Endlichen offenbart, ein Mitarbeiter Gottes, ein Missionär des Geistes, berufen, aus der Sinnlichkeit zur Vernunft, aus seiner Natürlichkeit zur Freiheit sich durch eine That des Geistes emporzuarbeiten.

Gewiß ein imponirendes, für eine phantasievolle Jugend bestechendes Weltbild! Dieser Philosoph schien alle früheren Systeme zugleich aufgelöst und erfüllt zu haben. Die Kluft, an welcher das Denken des Begründers der neueren Philosophie, Cartesius, gescheitert war, die Kluft zwischen Natur und Geist, der ausgedehnten und der denkenden Substanz, die nur äußerlich durch eine dritte, durch einen Deus ex machina, überbrückt war, schien hier ausgefüllt; der Dualismus löste sich auf in einen vollständigen Monismus des Gedankens und auch die Natur war Geist aus Geist. Spinoza's Ein und Alles war hier gerettet, aber die Starrheit der Einen Substanz und die Unfreiheit der Dinge war aufgelöst in dem lebendigen Geist, an welchem die Wesen der Welt nicht ihre äußere Schranke, sondern ihr innerstes Gesetz, ihren eigenen Lebenstrieb haben. Leibnitzens Monaden, das heißt die Dinge der Welt als lebendige selbstthätige Wesen, von denen jedes das Universum in seiner Weise abspiegelt und die sich nur durch den Grad der Deutlichkeit ihrer Vorstellungen von einander unterscheiden, erschienen wieder in dem Stufenreiche der Vernunft, das sich von den gebundensten Formen der Natur an, in welchen der Geist gleichsam seufzend nach Licht ringt, immer höher und höher zur vollen Helle des Bewußtseins erhebt. Dem vorsichtigen Denken und Scheiden Kant's gegenüber mochte diese Speculation immerhin wie ein Rausch aussehen, aber war sie nicht doch das letzte Wort seines Idealismus, indem sie die ganze Welt der äußeren Dinge nur als eine Abspiegelung des Geistes, als einen Ausdruck des Gedankens betrachtete? Und war der Gott, der hier verkündigt wurde, nicht eben derjenige, welchen die ganze neuere Philosophie oft in herbem Kampfe, manchmal in schlecht geschlossenem Frieden mit der Kirche gesucht hatte, der Gott, den Goethe so treffend bezeichnet hat in dem Worte:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm webt und lebt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Und war die Welt, deren Bild hier entworfen wurde, nicht eben diejenige, welche die ganze neuere Philosphie verlangte, ein gesetzmäßiges, aus eigenen innewohnenden Kräften handelndes, durch keine äußerlichen Eingriffe gestörtes Ganzes voll innerer Zweckmäßigkeit und Vernunft?

„Ja, ein tief religiöser Zug schien durch diese Philosophie zu gehen. Der ewige Geist, von dem, zu dem alle Dinge sind, die Welt die Werkstatt seiner Gedanken, der Schauplatz seiner Weisheit und Güte, sodaß Alles recht und gut ist an seiner Stelle (alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige wirklich, wenn man diese Hegel'sche Paradoxie recht verstehen will), die Weltgeschichte ein Weltgericht, der Mensch aus der Nacht der Natürlichkeit sich emporringend zu Gott — da schienen sich alle Stimmungen und Forderungen der Religion mit Leichtigkeit anknüpfen zu lassen, und wenn man über den unfertigen, anfangs bacchantisch taumelnden Gott spottete, der erst warten muß, bis der Philosoph ihm ein Licht über sich selbst aufsteckt, so schien uns das ein tiefes Mißverständniß zu sein, zu welchem allerdings der Philosoph durch manche Aeußerungen Anlaß gegeben haben mochte. So tapfer wir uns gegen die sogenannte „Persönlichkeit" Gottes wahrten, so sehr wir es mit Goethe hielten:

„Was soll doch euer Hohn
Ueber das All und Eine?
Der Professor ist eine Person;
Gott ist keine —"

so schien es uns doch selbstverständlich, daß der Geist, der schon der Natur die Spuren eines Alles zusammenschauenden Denkens aufgedrückt, der in den Bewegungen der Sterne Rechenexempel gelöst hatte, an welche aller menschliche Scharfsinn nicht hinanreicht, nicht erst beim Menschen die Klarheit über sich selber zu suchen habe.

Schenkte mir so die Philosophie eine Weltanschauung, bei welcher der denkende Geist trotz aller Knoten, die noch zu lösen waren, und aller Geheimnisse, die noch übrig blieben, im Ganzen ausruhen könnte, so verdankte ich ihrem Studium ein noch werthvolleres Gut: die Freude an der unabhängigen, niemals abgeschlossenen Forschung. *Nichts in der ganzen Menschengeschichte war mir häßlicher und abscheulicher, als die Engherzigkeit der Theologen, welche der freien Forschung ihr unfehlbares Buch oder ihr fertiges Dogma entgegenstellen.* Ich faßte einen rechten Widerwillen gegen die Kirche, welche sich ohne Unterschied, ob katholisch oder evangelisch, im Amte der Ketzerrichterin gefiel und gegen die Meinungen der Philosophen bald den Arm des Staates, bald die Wuth des Volkes aufrief. Die

von Staat oder Kirche verfolgten Denker, die Spinoza, die Wolf, die Fichte, die Strauß hatten meine volle Sympathie. Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt! Die Wahrheit selbst sei Gott befohlen! Es giebt nur Ein Buch, das auf jeder Seite ewigen göttlichen Gehalt trägt — das ist die Welt, und es giebt nur Ein Mittel, die Wahrheit daraus zu finden — das sind zwei gesunde Augen. Aber jenes Buch ist so groß, daß Keiner es ausliest, und die Augen nehmen so verschiedene Gesichtspunkte, daß Jeder hören soll, was der Andere sieht. Von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen, ist eines der allgemeinsten Menschenrechte, und nur die freieste Ausübung dieses Rechtes bringt die menschliche Erkenntniß vorwärts.

Was geht über diese freie Lust des Forschens und Schauens?

Auch ein Jubiläum.

Erinnerungen von **Friedrich Hofmann.**

Heute, am 1. Februar 1876, sind es fünfundzwanzig Jahre, daß Wilhelm Bauer im Kieler Hafen mit seinem ersten Brandtaucher versank, und die Schilderung dieses Ereignisses war der erste Artikel der „Gartenlaube“ über den deutschen „Erfinder“. Wir dürfen diesen „Jubiläumstag“ nicht vorübergehen lassen, ohne noch einmal des Mannes zu gedenken, für welchen die Leser dieses Blattes seit jener Zeit bis zu seinem Ende ihre Theilnahme bethätigt haben. Wilhelm Bauer ist, wie seiner Zeit alle Zeitungen berichteten, nach sechsjährigen Leiden im vorigen Jahre heimgegangen. Noch am 10. Juni 1875 hatte er sich zum Grabe seines letzten Kindes, seines Töchterchens Constanze — es würde ihr zehnter Geburtstag gewesen sein — fahren lassen. Dort weinte er sich noch einmal in den Armen seiner Gattin recht aus und verließ die Stätte mit dem Wehrufe: „Hier liegen unsere Freuden begraben!“ — Zehn Tage später, gegen die Mittagszeit des Sonntags, ahnte er bei voller Geistesklarheit seine nahe Auflösung. Auf die Frage eines Freundes nach seinem Befinden antwortete er: „Es geht gut; bald wird es zum Allerbesten gehen.“ Da schlug's zwölf Uhr, und auf der Straße marschirte eine Regimentsmusik vorüber. Sichtlich erregt lauschte er den altbekannten Klängen; der alte Soldatengeist wachte noch einmal auf und folgte den ferner und ferner verklingenden Tönen, und mit dem Verhallen des letzten Tones war der letzte Lebensfunke Wilhelm Bauer's verglommen.

Der vielbewegte Lebensgang des seltenen Mannes ist den Lesern der „Gartenlaube“ aus einer langen Reihe von Artikeln bekannt. Für sie bedürfte es kaum eines Rückblickes auf denselben, wenn nicht die Zeitungen bei Bauer's Tode eine ziemlich gleichlautende biographische Skizze gebracht hätten, welche Berichtigungen und Ergänzungen nothwendig macht. Wahr erzählen alle bis zum Beginne der Hebung des Dampfschiffes „Ludwig“. Von hier an lauten die Berichte: Bauer habe bei der Ludwigshebung sich seine Gichtkrankheit zugezogen, und dann erst sei durch die „Gartenlaube“ dem deutschen Volke die Veranlassung gegeben worden, „seinem genialen Sohne eine Ehrengabe zu widmen, die ihm das Leben soviel zu versüßen vermocht, wie es bei seinem Zustande eben ging.“

Es wäre übergroße Bescheidenheit, die zu einer Fälschung der Geschichte des Lebens und der Erfindungen Wilhelm Bauer's führte, wollten wir zu jenen Zeitungsnotizen für immer schweigen, und selbst das Mißliche, daß der Verfasser dieser „Erinnerungen“ seinen Antheil an Bauer's Streben und Kämpfen dabei ausdrücklich mit hervorheben muß, darf ihn von der Veröffentlichung des Nachstehenden nicht abhalten.

Nicht erst, als es mit Wilhelm Bauer zu Ende ging, trat die „Gartenlaube“ für ihn ein, sondern mit ihrem Auftreten für ihn begann der zweite Abschnitt seiner Laufbahn. Der erste Lebensabschnitt Bauer's beginnt mit dem Baue und Untergange des ersten Brandtauchers im Kieler Hafen, umfaßt die Odysseus-Fahrten des „deutschen Erfinders“ nach Wien und Triest, nach Berlin, nach London und Paris und schließlich nach Petersburg und Kronstadt, wo die Submarine ihre Erprobung feierte, und schließt mit der Heimkehr Bauer's nach Baiern und seinen ersten Versuchen der Ludwigshebung im Bodensee.

Durch fremde, nachgewiesene Schuld stand hier sein Erfinderruf, die mit Mühen und Todesgefahren erkämpfte Errungenschaft seines Lebens, auf dem Spiele. Er mußte das Schiff heben, oder er verlor Ehre und Vertrauen für immer. — In dieser Noth befand sich Wilhelm Bauer, als ich durch Dr. L. Hauff's Broschüre über dessen Erfindungen auf das außerordentliche Talent des verkannten und unterdrückten Mannes aufmerksam gemacht wurde. Ich veröffentlichte sofort in dem von mir damals redigirten Payne'schen „Panorama des Wissens und der Gewerbe“ mehrere Artikel mit trefflichen Stahlstich-Illustrationen über den außergewöhnlich fesselnden Gegenstand und trat dadurch mit Bauer in directe Verbindung. Auf einer Heimreise von London suchte kurz nachher Bauer mich in Leipzig auf und weihete mich in das Wesen, die bisherigen Schicksale und die mögliche Tragweite seiner Erfindungen ein. Von diesem Augenblick an wurde ich, von dem edlen Ernst und unerschöpflichen Geist Bauer's und der Wichtigkeit seiner Ziele überzeugt und gefesselt, des Mannes Freund und Vertreter in der Presse. Aber erst als ich bald darauf (im Herbste 1861) zur ständigen Mitarbeiterschaft an der „Gartenlaube“ berufen wurde und die Redaction die Spalten derselben für die Bauer'sche Sache öffnete, konnte, bei deren schon damals sehr großem Leserkreis und der Empfänglichkeit desselben für patriotische Anregungen, ein Rettungsversuch für Bauer's Unternehmen mit der Hoffnung auf glückliche Durchführung gewagt werden.

Nachdem die Theilnahme für die Person Bauer's durch die Schilderung der Kieler Niederfahrt erregt und das Publicum durch eine illustrirte Darstellung über die Schiffhebungsweise Bauer's unterrichtet war, erfolgte die Gründung des „Central-comité für Wilhelm Bauer's deutsches Taucherwerk“ in Leipzig. Es galt nun nicht mehr, das versunkene Schiff blos auf die billigste Weise zu heben, denn das hätte Bauer mit Hülfe der erprobten Benutzung der Fässer statt seiner Ballons und Kameele bei gesichertem Bergedampfer bewerkstelligen können: jetzt galt es, Bauer's Apparate, die vor Allem auf Hebung versunkener Schiffe und Güter aus Meerestiefen berechnet waren, auf das Gründlichste zu erproben. Diese Erprobung war weder billig noch leicht. Sie machte trotz der glücklichen Sammlungen der „Gartenlaube“ und dem Eifer des Leipziger Comités die Hülfe von Männern nöthig, deren Namen in den Zeitungsberichten ebenfalls verschwiegen worden sind. Sie waren F. Streit, der Industrielle Moser und, in der höchsten Noth, als alle Mittel erschöpft waren, Herzog Ernst von Coburg-Gotha, welcher ein bedeutendes Capital für die Ehrenrettung der deutschen Erfindung zur Verfügung stellte. Alle belohnte am 21. Juli 1863 der glänzende, erhebende, unvergeßliche Triumphzug des gehobenen „Ludwig“, als dessen Schiffsglocke zum ersten Male nach zwei Jahren und vier Monaten wieder über die Wellen des Bodensees zu den Ufern hinübertönte.

Deutschland war leider, trotz des nationalen Festaufschwungs des Volks, damals noch nicht der Staat, in welchem ein solcher Erfolg dem Erfinder goldene Früchte hätte tragen können. Wie würde amerikanischer Unternehmungsmuth eine solche Erfindung ausgebeutet haben! Bauer selbst hatte zu bittere Erfahrungen im Auslande gemacht, um für sein Wirken wieder einen ergiebigeren Boden auswärts zu suchen, und das Gefühl der Dankbarkeit, das ihn für die ihm von der Nation zu Theil gewordene Unterstützung erfüllte, würde ihn auch ohne das rege Vaterlandsgefühl, das ihn früher mit Schmerz erst aus Deutschland scheiden ließ, als die letzte Hoffnung für die Ausführung seiner ersten Erfindung im Vaterlande verschwunden war, von einem solchen abermaligen Schritte abgehalten haben. Außerdem war es zunächst nicht der Mangel an gutem Willen, sondern ein unvorhergesehenes Zeitereigniß, woran die so allgemein gehoffte und gewünschte Verwerthung der Schiffhebung und der unterseeischen Schifffahrt für Deutschland scheiterte.

In Bremen schien die Schiffhebung feste Hand zu finden. Während aber die Unterhandlungen über eine dafür zu gründende



Die gute Censur.
Nach dem Oelgemälde von L. Tannert.

Actiengesellschaft noch schwebten, kam das Jahr 1864 und der neue dänische Krieg, der jedes Unternehmen zur See unmöglich machte. Dieser Krieg führte den rastlosen Erfinder wieder zu seinem Brandtaucher, dem er nun in dem „Küstenbrander“ (Gartenlaube 1864, Nr. 35) eine neue Gestalt und praktischere Bestimmung gab. Sofort trat auf meine Anregung in Leipzig ein neues Comité „für Wilhelm Bauer's unterseeische Kriegsfahrzeuge“ zusammen. Allein trotz der glänzenden Gutachten, mit welchen polytechnische Vereine und Versammlungen dafür auftraten, trotz des warmen Eifers der patriotischen Presse und der noch immer regen Theilnahme des Volkes für W. Bauer mußte bald die Befürchtung aufsteigen, daß die Beschaffung einer so bedeutenden Summe, wie sie der Bau und die kampffertige Ausrüstung eines Küstenbranders erforderte, nicht rasch genug für den begonnenen Krieg und wohl erst nach Jahren zu ermöglichen sei. Allgemeine Freude erregte es daher, als plötzlich die preußische Regierung sich der Erfindung annahm. Am 9. September 1864 stand Bauer vor einer vom Kriegs- und Marine-Ministerium eingesetzten Commission, welche „nach gründlichster Prüfung und Erörterung aller irgend möglichen Einwürfe das Project des Submarine-Ingenieurs W. Bauer als in seinen Principien richtig, als wohlausführbar und als aller Voraussicht nach überaus werthvoll einstimmig anerkannte“. Wirklich wurde Bauer zu Anfang des folgenden Jahres nach Stettin berufen, um dort den Bau eines Küstenbranders zu leiten.

Bauer zog mit seiner Familie nach Arthursberg bei Stettin und trat vom Januar 1865 an in preußischen Sold. Die Freude dauerte nicht lange. Bauer hatte zur Vervollständigung des Küstenbranders die Erprobung eines unterseeischen, rückstoßfreien Geschützes und einer neuen Motionskraft für unerläßlich erklärt, und drei Fachmänner-Commissionen waren einstimmig dafür eingetreten, indem sie die Anweisung von dreitausend Thaler für die Motionsmaschine und vierzehnhundert Thaler für das Geschütz befürworteten, weil ohne praktische Versuche kein bestimmter Schluß über deren unter- und überseeische Verwendung gezogen werden könne, während andrerseits weder theoretische noch technische Motive gegen die Sache sprächen, wobei sie die Genialität und die Vielseitigkeit des Gesammtprojectes noch besonders hervorhoben. Alle dem entgegen verlangten die Admiralitätsräthe auf den dem Marine-Ministerium von den Fach-Commissionen, mit welchen Bauer mündlich verhandelt hatte, erstatteten Bericht hin von Bauer, „daß, bevor auf kostspielige Experimente mit ihm eingegangen werden könne, vom ihm zunächst präcise, verständliche und wissenschaftlich begründete Projecte vorzulegen bleiben.“

Dieses Ansinnen, ohne vorhergegangenes Experiment über die Wirkung noch unerprobter Naturkräfte eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben, mußte für Bauer, den genialen Praktiker, aber ungelehrten Mann, einer Ablehnung des ganzen Unternehmens gleichkommen. Er beschloß daher, auf eigene Faust diese Experimente durchzuführen und dann, wo möglich, den ganzen Küstenbrander fix und fertig auf dem Bodensee herzustellen. Zu diesem Behufe zog er, da er von der badischen Regierung den nöthigen Schutz erhoffte, mit seiner Familie nach Constanz.

Wieder konnte nun nur durch nationale Hülfe der abermals mittellos dastehenden Erfindung aufgeholfen werden. Die lange Unterbrechung der Comité-Thätigkeit hatte die öffentliche Theilnahme für die Sache eingeschläfert. Es galt, alle Hebel für deren Wiedererweckung in Bewegung zu setzen. Nächtelang arbeitete ich damals an Aufrufen, Bitten und Ermahnungen an die Flotten-Comités, Schützengesellschaften, Landesversammlungen (Erlangen), polytechnische Gesellschaften, den Nationalverein und alle damaligen Turner-, Schützen- und Sängerfeste, um mit der einen Erfindung den vielen anderen unschätzbaren und mit ihr sämmtlich verlorenen Erfindungen wieder aufzuhelfen, während Bauer selbst persönlich in Volks- und Nationalversammlungen und selbst in der Naturforscherversammlung zu Hannover (27. Sept. 1865) erschien und durch seine kunstlose Beredsamkeit dem Volke zu Herzen sprach und selbst die Männer der Wissenschaft für sich und sein Streben begeisterte. Alle diese Mühen würden dennoch nicht einmal zum nächsten Ziele, der Geschütz-Erprobung, geführt haben, wenn nicht Bauer die Generalversammlung des Nationalvereins im October 1865 zu Frankfurt am Main zu dem Beschlusse vermocht hätte, zweitausend Thaler ihm als Ehrengabe zu bestimmen, und wenn nicht sein König, Ludwig der Zweite von Baiern, ihn in der Ausführung des Experiments wesentlich unterstützt hätte. So erlebte denn endlich, nach unsäglichen Sorgen und Anstrengungen, Bauer abermals einen Triumph seines Genies: die glänzend gelungene Durchschießung zweier mehrere Zoll dicker Eisenplatten in vierundzwanzig und sechsunddreißig Fuß Tiefe des Starnberger Sees. Diesem Probeschießen, am 18. April 1866, wohnten eine k. bairische Artillerie-Commission und die Herzöge Karl Theodor und Max Emanuel von Baiern bei. Bauer selbst schilderte es in der Gartenlaube (Nr. 21, 1867). Eisenplatten und Geschoß, die einzigen unvergänglichen Zeugnisse des gelungenen Experiments, habe ich bis jetzt noch in Verwahrung.

Trotz des anerkannten und bewunderten Erfolges dieser Schießversuche bot kein Staat Bauer die Hand zur Erprobung des zweiten und letzten Erfordernisses zur Vollendung der Selbstständigkeit der Submarine: seiner Petroleumgasmaschine. Ein Versuch, durch Anwendung derselben für Luftschifffahrt, als deren Haupthinderniß Bauer den stets unlenkbar bleibenden Ballon erklärte, die nun einmal unerläßlichen Experimente durchzuführen, scheiterte an Erlahmung der Theilnehmer der dazu gebildeten Gesellschaft. Bei diesen Versuchen aber, die im Winter von 1867 auf 68 in der Pfalz stattfanden, kam Bauer's Gichtleiden zum Ausbruch. Er war von Constanz nach Rorschach gezogen, wohin er aus der Pfalz im Sommer 1868 zurückkehrte. Im Herbst zog er wieder nach München. Immer neu aufsteigende Hoffnungen milderten nur wenig seinen tiefen Gram darüber, daß die Vollendung der zwei größten Erfindungen seines Genies, der unterseeischen und der Luft-Schifffahrt durch seine „Petroleumgas-Wasserprall-Maschine“, wie er sie nannte, ihm nicht vergönnt sein sollte.

Welch verhältnißmäßig geringes Opfer für die von wissenschaftlichen Akademien und praktischen Fachmännern als, wenn gelungen, unberechenbar wichtig anerkannte Erfindung war nöthig, — und weder Staat noch Capital regten eine Hand dafür! Wie wahr, wie gerecht, wie schneidend ist W. Bauer's Klage: „So stehe ich wieder nur um ein Kleines vorgeschritten in Erfahrung und Leistung vor Deutschland, sehe tief bewegt mich zur Thatlosigkeit verurtheilt, während die Rüstungen zu Land und See ganz Deutschland beschäftigen. Die Nation kann ich nicht um so große Opfer bitten; die Regierungen wollen an mir keinen Dreyse zur See erkennen, ich selbst aber bin machtlos dem Geschick überantwortet. Mein Urtheil, daß die Monitors nur der Uebergang zur Submarine sind, wird belacht. Meine Behauptung, daß ‚Lissa‘ den Beweis geliefert hat, daß sich Kriegsschiffe dem Widderstoß durch Untertauchen entziehen müssen, erscheint heute noch kindlich oder zu kühn, und meine Fernsicht, daß die Handelsschiffe den Gefahren des Sturmes, des Strandens, Scheiterns &c. durch Untertauchen unter die Wellentiefe während eines Sturmes wie eine Qualle sich entziehen müssen und noch werden — erscheint der Gegenwart noch zu grau. Die Sache ist noch in deutscher Hand, kommt noch nicht aus England oder Amerika und kostet darum noch nicht Millionen! Das sind die Mängel, an denen sie zu Grunde geht.“

Zu diesem Seelenschmerz trat nun noch körperliches Leiden. Bauer's Riesennatur, welche so oftmals Winter- und Wasserkälte und stechende Feuergluth im wildesten Wechsel ertragen hatte, war gebrochen, und alle Kunst und Liebesmühe heilte sie nicht wieder zusammen, — und dieses letzte Schicksal mußte ihn erreichen, als sich ihm endlich eine königliche Rettungshand bot. Wiederum eine Commission, diesmal bestehend aus den Münchener Autoritäten und Professoren Jolly, dem Physiker, Pettenkofer, dem Chemiker, Beilich, dem Mathematiker, und dem Vorstand des Polytechnischen Vereins, Obermünzmeister v. Haindle, prüfte Bauer's Plan und bisherige Versuche seiner neuen Motionsmaschine, und auf deren Gutachten erhielt Bauer den Auftrag, ein unterseeisches Versuchsboot für den Starnbergersee zu bauen. Das Glück war endlich da, aber es fand einen Glied um Glied der gichtischen Erlahmung und dem unaufhaltsamen Absterben preisgegebenen Mann. Selbst die Cur in Wildbad (1869 und 1870) half nicht mehr, wie wohl auch die treue Sorge des edlen Arztes Dr. Renz und die Hochachtung und Theilnahme aller Gäste für den „fahrenden Ritter vom

Meeresgrund“, den nun seine Gattin im Rollwagen durch die Anlagen fuhr, seinem Herzen that. Zur vollständigen Lähmung der Füße kam 1870 die der Finger; das Schreiben wurde ihm zur Pein und endlich unmöglich. Er dictirte nun seinem Töchterlein Constanze. Da mußte ihm auch dieses sterben, und ein Schlaganfall lähmte ihm (1874) sogar die Sprechorgane, während der unerschütterte Geist fortarbeitete, immer das große Ziel vor Augen, mit aller Qual der Hoffnungslosigkeit. — Auch ein letzter Cur-Versuch in Partenkirchen blieb erfolglos.

Wilhelm Bauer's letzte Sorge wandte sich nunmehr der Rettung seiner Erfindungen für die Zukunft und das Vaterland zu, und abermals winkte ihm ein Lichtblick von Hoffnung. Eine letzte Commission von Professoren des Polytechnicums besichtigte seine Modelle und Zeichnungen und fand, daß dieselben für die kaiserliche Kriegsmarineschule in Kiel zu empfehlen sein möchten und daß wohl das königlich baierische Ministerium des Aeußeren die weitere Vermittelung übernehmen werde. Diese Aussicht war dem armen Kranken ein erhebender Trost. Er hoffte auf die Erfüllung seines dringendsten Wunsches: daß aus dem Marinedepartement von Kiel oder Danzig ein guter Techniker zu ihm beordert werde, damit er diesem die zu den Zeichnungen und Modellen nöthigen Beschreibungen dictiren und unter seinen Augen die noch nöthigen Zeichnungen zu dem Küstenbrander und dem Unterwassergeschütz anfertigen lassen, kurz, seinem geistigen Nachlasse die Möglichkeit praktischer Verwerthung sichern könne. Auch hoffte er, daß dann die Reichsregierung ihm wohl ein kleines Capital oder auch eine Pension werde zu Gute kommen lassen; denn Bauer wurde nicht, wie die Zeitungen berichten, durch eine „Ehrengabe der Nation“, sondern durch eine Pension seines Königs vor Noth bewahrt. Aber auch diese letzte Hoffnung scheiterte. Der betreffende Herr Minister „ersah keine Veranlassung, an das preußische Ministerium hierüber zu berichten, und in Baiern seien weder Studienanstalten noch Museen, worin die Submarine irgendwie vertreten wäre.“

Das war die Art, wie Wilhelm Bauer's fünfundzwanzigjähriges Jubiläum seiner Erfinderthätigkeit — er hatte sie 1850 in Kiel begonnen — in München gefeiert wurde. In England hatte man längst Bauer's Porträt in die Sammlung berühmter Erfinder im Kensington-Museum eingereiht; ebenso ist es im Belvedere zu Wien. In seinem Heimathlande hat man nicht einmal eine öffentliche Aufbewahrungsstätte für seine Modelle und Zeichnungen. — Wahrlich, man braucht nur sämmtliche Gutachten der wissenschaftlichen und Fachmännercommissionen von 1850 bis 1874 über W. Bauer's Erfindungen zusammen drucken zu lassen, um die Nachwelt in das gerechteste Erstaunen zu versetzen, daß ein solches Leben in unserer Zeit so enden mußte.

Auf seinem Sterbebette noch um die Rettung seiner Erfindungen für Deutschland besorgt, bestimmte er seinen Nachlaß an Modellen, Zeichnungen und Beschreibungen derselben zu einer Stiftung, welche jungen Talenten technische Aufgaben stellen, die beste Lösung belohnen und auf diesem Wege auch seine eigenen Erfindungen der Ausführung und Ausbeute preisgeben soll. Es war sein letzter Gruß für mich, daß er dieselbe „Bauer-Hofmanns-Stiftung“ benannte. Da jedoch dies eine rein technische Angelegenheit ist, so will die „Gartenlaube“ sie auch den Fachmännern und Fachblättern allein überlassen.

Möchte man auch gern glauben, daß das Zeugniß der vielen Zeitgenossen, welche den Bestrebungen Bauer's ihre Theilnahme zuwandten, hinreichend sei, um das Einzige, was er in seinem mühevollen Leben erworben, seine Erfinderehre, gegen ungerechte Angriffe oder Todtschweigung zu schützen, so haben wir doch jetzt schon gesehen, wie kurz in dieser Beziehung oft das Gedächtniß der Tagespresse ist. In Nr. 42 von 1865 veröffentlichte die „Gartenlaube“ den illustrirten Artikel „Das unterseeische Kabel im Bunde mit der unterseeischen Schifffahrt und versenkbaren Kabelstationen“ — und 1870 verkünden deutsche Zeitungen denselben Plan als den eines Mr. Hall und preisen ihn als einen „kühnen amerikanischen Gedanken“. Von Bauer's Taucherapparaten sind die Taucherkammer patentirt, das unterseeische Schiff erprobt und der „Polyp“ bekannt schon seit 1862; trotzdem wird 1871 bei der Schilderung von Toselli's Versuch mit einem neuen Tauchapparat der Bauer'schen Vorarbeiten mit keiner Silbe gedacht. Für die neuen Torpedo-Boote wird der Mangel eines „ganz unter Wasser gehenden Fahrzeugs“ beklagt, als ob W. Bauer nie gelebt habe; ebensowenig kennt man bei der Anpreisung eines neuen submarinen „Dampf“-Schiffs, das unter Wasser mit Gußstahlhinterladern schießen soll, Bauer's Küstenbrander und seine Schießerprobung im Starnbergersee. Im Jahre 1860 brachte Payne's „Panorama“ in trefflicher Stahlstich-Illustration eine „schwimmende Revolver-Batterie“, die den Beifall des Prinzen Adalbert von Preußen ganz besonders gefunden hatte; im Jahre 1870 bringt ein Münchener Blatt Illustration und Beschreibung einer soeben in England ausgeführten „schwimmenden Dreh-Batterie“, aber von der W. Bauer's weiß es nichts.

Diese Beispiele genügen wohl, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß die vielen zerstreuten Mittheilungen über Wilhelm Bauer's Leben und Erfindungen in ein Buch zusammengefaßt und daß die vorhandenen Illustrationen demselben beigegeben werden möchten. Bauer selbst hat dazu bereits das Beste geliefert: in seinem Nachlaß fand sich eine ausführliche Selbstbiographie, zum Theil von seiner Hand geschrieben, zum Theil dictirt, vor; dieser würden sämmtliche Gutachten über seine Erfindungen und von den Hunderten seiner Briefe an mich diejenigen beizudrucken sein, welche eingehende Aufschlüsse, oft mit erklärenden Federzeichnungen, zu einzelnen Maschinentheilen und dergleichen enthalten. Ein solches Buch würde ein Denkmal und Ehrenschutz zugleich für Wilhelm Bauer sein. Möchte die alte Theilnahme für ihn wieder erwachen und es ermöglichen, daß wenigstens dieser Wunsch des unvergeßlichen Todten in Erfüllung gehe.

Blätter und Blüthen.

Die Tonsprache im Schnellverkehr. Die neuesten Aussichten im Telegraphenwesen erinnern an jenen Stotterer, dem man zu singen rieth, als er seine Eilbotschaft mit Hülfe der Sprache nicht an den Mann bringen konnte. Das bisherige Strichpunkt-System ist ein sehr umständliches Verfahren, und seit vielen Jahren sind die Bemühungen der Techniker darauf gerichtet gewesen, Abhülfe zu schaffen. Ein deutscher Physiker Phil. Reis hatte im Jahre 1861 gezeigt, daß man mittelst eines einfachen Apparates, des Telephons, Schallschwingungen in elektrische Ströme übersetzen und Gesang oder Musik per Draht nach einem entfernten Orte senden könnte. Diesen Gedanken hat nun ein dänischer Telegraphenbeamter, Herr Paul La Cour in Kopenhagen, in anderer vielversprechender Form aufgenommen, indem er mit Stimmgabeln von verschiedener Höhe Töne angiebt, und deren schwingende Zinken gleichzeitig als Stromvermittler und Unterbrecher wirken läßt. So viel Schwingungen die Stimmgabel in der Secunde macht, so viel Ströme sendet sie in die Ferne, und es ist klar, daß, wenn man an der meinetwegen hundert Meilen entfernten Station festzustellen vermag, wie viel hundert oder tausend Ströme in der Secunde ankommen, auch bekannt ist, welcher Ton jenseits angeschlagen wurde. Von dem Grundsatze ausgehend, daß nur gleich- oder harmonisch gestimmte Saiten, Stimmgabeln &c. von einer zu ihnen gelangenden Schwingungsart sympathisch berührt, das heißt zum Miltönen angeregt werden, wendet nun La Cour genau gleich abgestimmte Stimmgabeln (die aber, wie diejenigen der anderen Station, unter sich disharmonisch abgestimmt sein müssen) an, um die Botschaft zu entziffern. Er läßt nämlich die anlangenden Ströme spiralig um die aus weichem Eisen gefertigten Zinken sämmtlicher Stimmgabeln kreisen, und dieselben dadurch ebenso oft in Hufeisenmagnete verwandeln, als Ströme in der Secunde ankommen, wobei sich ihre Zinken, von äußeren Momentmagneten angezogen, ebenso oft entfernen und nähern. Aber nur bei der gleichgestimmten Gabel äußert diese Anregung eine tiefere Wirkung; sie schwingt freiwilliger und stärker mit als die andere und verräth dadurch den in weiter Ferne angeschlagenen Ton. Aber daß man so mit beispielsweise zehn Stimmgabeln statt Strich und Punkt zehn verschiedene Zeichen angeben kann, ist noch das Geringste an der neuen Erfindung. Viel wichtiger ist, daß dem Drahte durch mehrere Stimmgabeln gleichzeitig elektrische Ströme mitgetheilt werden dürfen und daß die Urheber dennoch auf der Empfangsstation getrennt und sicher erkannt werden, in ähnlicher Weise, wie das menschliche Ohr mehrere verschiedene Töne nebeneinander unterscheidet. Durch diese Möglichkeit vermehrte sich bei paarweiser Verbindung der zehn Stimmgabeln die Zahl der Zeichen bereits auf fünfundvierzig, und es ist wahrscheinlich, daß man dies noch weiter wird treiben können, wenn es wünschenswerth ist.

Die Vortheile des Stimmgabeltelegraphen sind aber damit noch nicht erschöpft. Hätte man auf den Endstationen sehr viele und auf den Zwischenstationen immer nur einzelne und verschiedene derselben, so würde man mit jeder Station im Besonderen und in einer für die Zwischenstationen unverständlichen Weise verkehren können, was das in Nr. 40 der „Gartenlaube“ von 1875 (S. 669) geschilderte Aushorchen der Depeschen selbst

dem Stationsvorsteher unmöglich machen würde. Das kann für Staatsdepeschen von großer Wichtigkeit werden und die directen Couriere und Feldjäger überflüssig machen. Man würde dann mit noch größerem Rechte von diplomatischen Noten und Notenwechsel reden dürfen, und da alle Meinungsäußerungen musikalisch transponirt würden und die Niederschrift der Depeschen am besten in Notenschrift gegeben werden würde, so wäre das berühmte europäische Concert fertig, und zuletzt verwandelt sich vielleicht die ganze Welt in ein großes Opernhaus, in welchem Bismarck als erster Tenor und Pio Nono als Bassist auftreten. Man hat noch einen ganzen Sack voll weiterer Anwendungen angeführt, die sich von demselben Apparate machen ließen, unter Andern eine für den Seekrieg, welche lebhaft an das virtuose Umblasen der Mauern von Jericho durch die hebräische Militärmusik erinnert. Man denke sich einen wichtigen Seehafen mit einem weiten Kranze unterseeischer Torpedos umgeben, von denen man es in der Gewalt haben muß, gerade diejenigen rechtzeitig explodiren zu lassen, denen feindliche Schiffe zu nahe kommen. Sonst mußte man nach jedem einzelnen Torpedo eine besondere Leitung legen; jetzt könnte man sie alle durch eine einzige mit einander verbinden, wenn jeder in seiner Brust eine andere Stimmgabel verbirgt, die man vom Ufer aus zur gegebenen Zeit veranlassen kann, in den Ton der Zerstörung einzustimmen. Mit einem Worte, die Idee gehört zu denjenigen, welche eine Zukunft haben, und die Ausführbarkeit derselben im Allgemeinen ist bereits auf der Linie zwischen Kopenhagen und Fridericia (einer Strecke von dreihundertneunzig Kilometern) erprobt worden. C. St.

Chinesische Schuhmacher in Amerika. Eine große Schuhfabrik im Staate Massachusetts beschäftigt neben einhundertundsieben Amerikanern dreiundneunzig junge Chinesen. Die Idee, Chinesen in diesem Etablissement zu verwenden, wird seit einigen Jahren mit so gutem Erfolge durchgeführt, daß fortwährend neue Engagements abgeschlossen werden. Die Söhne des himmlischen Reiches, die in anderen Zweigen der europäisch-amerikanischen Industrie schon seit etwa einem Jahrzehnt sich hübsche Kenntnisse erworben hatten, waren im modernen Schuhwesen bis vor vier Jahren ziemlich unbewandert. So lange ist es her, seit die erwähnte Fabrik die ersten fünfundsiebenzig Verehrer des Confucius aufnahm. Der Contract wird stets auf drei Jahre gemacht. Die Bezahlung variirt zwischen zweiundzwanzig und dreißig Dollars monatlich. Die Chinesen können bekanntlich sparsamer sein als Angehörige aller anderen Nationen. Sie begnügen sich mit der denkbar elendesten, dafür aber auch billigsten Befriedigung ihres Schlafbedürfnisses und der Anforderungen ihres Magens; ihre Natur kann eben einen Puff ertragen. So kam es, daß jenes Fünfviertelschock Jünglinge nicht mehr als neun Dollars per Monat und Kopf ausgaben. Ihre Ersparnisse sendeten sie allmählich nach Hause. Nach den ersten achtundzwanzig Monaten hatten dieselbe die Höhe von siebenunddreißigtausend Dollars erreicht, und als die wackeren Arbeiter in ihre Heimath zurückkehrten — was sofort nach Ablauf ihrer Verträge geschah —, besaß jeder von ihnen etwa achthundert Dollars — in ihrem Lande ein Vermögen, mit dem sie auf eigene Faust operiren können. Die asiatischen Arbeiter sind fleißiger als die amerikanischen und europäischen, aber nicht so geschickt, weshalb sie auch weniger Arbeit fertig bringen. In der Werkstätte sind sie ruhig, anständig, verträglich; auch außerhalb derselben vergehen sie sich niemals gegen die öffentliche Ordnung. Aber „stille Wasser sind tief“; während die Leute aussehen, als könnten sie nicht drei zählen, und thun, als ob sie sich um gar nichts bekümmerten, beobachten sie sorgfältig Alles, was sie sehen, machen es im Geheimen nach und lachen bald die verblüfften Inländer aus, die nicht wissen, woher das Gelbgesicht seine Kenntnisse genommen. So ein Schlitzauge geht zu einem Spengler oder Seifensieder oder Hutmacher in die Lehre, nach einigen Monaten tritt er aus und macht, da er viel billiger lebt, also auch billiger verkaufen kann, seinem Herrn bald erfolgreich Concurrenz. So werden die Vortheile, welche chinesische Gesellen bieten — Fleiß und spottgeringer Lohn, da es ihnen ja nur darauf ankommt, das Geschäft zu lernen — zu Danaergeschenken. Auch auf allerlei Listen kommt es den mongolischen Schlauköpfen nicht an, wenn es sich darum handelt, den Yankees ihre industriellen Geheimnisse abzuforschen. In einem transoceanischen Localblatt fanden wir kürzlich ein amüsantes Beispiel davon. Ein „Chinaman“ (Chinese) brauchte zehn hölzerne Cabinen und kam mit einem Zimmermann über den Preis in's Reine. Während der Zimmermann von dem im Bette liegenden Kuli glaubte, er schlafe fest, beobachtete dieser genau die ganze Arbeit. Des andern Tages war der Zimmermann nicht wenig aufgebracht, als der Arbeitgeber ihm den Preis für die eine vollendete Cabine bezahlte und sagte: „No more makee; me makee, hihihi, me makee!“ Das heißt, aus dem chinesischen Englisch übersetzt: „Ich brauche Dich nicht mehr; ich werde den Rest selbst machen; hahaha!“ Da der Chinese die Worte der Uebereinkunft von vornherein tendenziös gefärbt hatte, konnte ihm der überrumpelte Yankee nichts anhaben.

Es ist gewiß erfreulich, eine so lange innerhalb ihrer ausgedehnten Mauern und hohen Berge begraben gewesene intelligente Nation aus ihrer Zurückhaltung immer mehr heraustreten zu sehen. Wenn die Japanesen sich so eifrig zeigen, sich die geistigen Errungenschaften der modernen Civilisation anzueignen, — warum sollten ihre Nachbarn nicht wenigstens den materiellen nachstreben? L. K—r.

Ein heimlicher Feind der Seidenraupen. Ich hielt in einem sogenannten „Rumpelkämmerchen“ Seidenraupen, und zwar nur in geringer Anzahl, um selbst einmal den Wandlungsproceß der Natur beobachten zu können. — Die Raupen schlüpften aus, etwa fünfzig an der Zahl, und gediehen bei guter Fütterung zusehends. Nach ungefähr vierzehn Tagen, nachdem sie sich groß und dick gefressen, erschien mir ihre Anzahl kleiner als zuvor, doch unterließ ich das Zählen. Die Zeit des Einspinnens kam heran; ich hatte schließlich noch neunundzwanzig goldgelbe hübsche Cocons, die ich an einen Faden traubenartig befestigt frei und an einem von der Wand abstehenden Holzstäbchen aufhing. Nach etlichen Tagen — ich hatte die Kammer seither nicht mehr betreten — fand ich sieben Cocons durchlöchert, auf dem untergebreiteten Tuche aber saßen nur vier Schmetterlinge; die anderen drei waren spurlos verschwunden. Ich sah nun öfters des Tages nach. Bald waren weitere dreizehn ausgekrochen, und doch zählte ich im Ganzen nur elf Schmetterlinge. Das war mir räthselhaft. Niemand betrat außer mir die Kammer, und ich fragte mich daher: wo kamen meine arme Schmetterlinge hin?

Eines Abends nach elf Uhr wollte ich nochmals nach meinen Pfleglingen sehen, als ich zu meiner Ueberraschung ein großes Prachtexemplar der hier gewöhnlichen, einen Centimeter im Durchmesser haltenden Hausspinnen auf den Cocons sitzen sah. Das war also die räthselhafte Vertilgerin meiner Raupen und Schmetterlinge! Mein Kommen störte die Freche gar nicht; ja, sie ließ sich ruhig beleuchten und betrachten. In dem ihr am nächsten liegenden Cocon zeigte sich schon ein kleines Loch, und der sorglose Schmetterling arbeitete tüchtig am Durchbruche und seinem sicheren Tode entgegen. Eine volle Stunde wurde meine und der Spinne Geduld auf die Probe gestellt. Endlich noch ein Ruck, ein Flügelschlag, der erste und letzte — da saß auch unser schneeweißer Schmetterling in den Fängen der Erbarmungslosen. Das war die einfache Lösung des Räthsels von den fehlenden Schmetterlingen. Aber warum die Spinne so geduldig auf das Ausschlüpfen derselben harrte, anstatt sich bequem einen Braten vom Tuche zu holen, das ist mir bis heute noch unerklärlich; nachdem ihr Opfer vollendet, entfernte sie sich, auf Holzstäben und Wand ihren Weg nehmend und nicht, wie ich vermuthet, auf das Tuch sich niederlassend, um da weitere Verheerungen anzurichten, und doch mußten ihre wachsamen Augen das Leben und Getreibe der Schmetterlinge längst entdeckt haben. Ich schnitt ihr den Weg ab und ließ sie im Wasser einen verdienten Tod finden. B. T.

„Durch's deutsche Land. Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich.“ So lautet der Titel eines im Verlage von Alexander Duncker in Berlin erschienenen Prachtwerkes, das in mehr als einer Hinsicht Beachtung verdient. Gewährt es schon hohen Genuß, architektonisch bedeutende Bauwerke, historisch berühmte Stätten kennen zu lernen, so wird dieser Genuß noch erhöht, wenn, wie hier, durch den zwar knappen, aber warm und mit Liebe geschriebenen Text die nöthigen geschichtlichen Erläuterungen gegeben werden. Einzelne der von B. Mannfeld radirten Ansichten, wie die Holstenstraße in Lübeck, Bacharach am Rhein, die Rathhaustreppe in Görlitz, sind von trefflicher Wirkung und erwecken ein um so höheres Interesse, als die Sucht zu modernisiren in unseren Tagen ein altehrwürdiges Baudenkmal vergangener Jahrhunderte nach dem andern vernichtet. Das Werk, dessen Anschaffung durch die Ausgabe in Lieferungen wesentlich erleichtert wird, muß allen Freunden künstlerisch ausgeführter Darstellungen landschaftlicher und architektonischer Motive um so wärmer empfohlen werden, als durch dasselbe die altberühmte, in der Neuzeit aber wenig gepflegte Kunst des Radirens wieder zu verdienter Geltung gebracht wird.

Die Altersasyle betreffend. Die Verwaltung der evangelischen Diakonissenanstalt zu Straßburg, welche wir in unserem Blätter- und Blüthenartikel über Altersasyle (Nr. 49 des vorigen Jahrganges) mit genannt haben, benachrichtigt uns, daß ihr Haus ganz angefüllt sei. „An achtzig Pensionäre besetzen sämmtliche Räume, und wir haben,“ schreibt die Verwaltung, „fortwährend so viele Anfragen aus der unmittelbaren Nähe zu berücksichtigen, daß nicht vorauszusehen ist, wie wir in den nächsten Jahren auswärtigen Anfragen entsprechen könnten.“ Wir bitten unsere Leser, durch Verbreitung dieser Notiz zur Vermeidung der ferneren Beunruhigung jener Anstalt mitzuwirken.

Kleiner Briefkasten.

Alfr. Odt. in Bremen. Auf Ihre Anfrage, was die Inschrift „1813 wurde hier gepflanzt für 1871“ in dem Granitfelsen auf dem Glöckner (nicht Glöckel) bei Eisenach zu bedeuten habe, und Ihre Vermuthung, daß hier eine Beziehung auf die großen Kriegsereignisse jener Jahre zu Grunde liege, diene Ihnen Folgendes zur Antwort:

„1813 pflanzte der damalige Förster König in Ruhla, Begründer der später nach Eisenach verlegten, noch bestehenden Forstschule, mit seinen Schülern einen Fichtenbestand auf dem Glöckner, einem über zweitausend Fuß hohen Bergrücken am ‚Rennstiege‘, und setzte die Abtriebszeit dieser Bäume als die finanziell günstigste auf achtundfünfzig Jahre, also auf 1871 fest. Die Inschrift ist somit ein Betriebsplan. Um den dort liegenden Felsen wurden sogenannte Anlagen gemacht, worin sich schon der Anfang zu der späteren verschönernden Thätigkeit König's in seiner Stellung als Oberforstrath zeigt. Die Inschriften bilden ein Stammbuch für die jungen Forsteleven. Uebrigens stehen die Fichten noch jetzt und sind noch keine Riesen, sondern nur mittelmäßige Bäume von geringer Höhe. Der gelehrte Forstmann hatte bei seiner Berechnung die hohe stürmische Lage nicht in Rechnung gebracht.“

Allen Einsendern von poetischen Beiträgen zu unserem Blatte wiederholen wir hiermit auf das Bestimmteste, daß es uns völlig unmöglich ist, auf Gedichte, welche uns unaufgefordert zugegangen sind, eine andere Antwort zu ertheilen, als den Abdruck oder im Falle der Unbrauchbarkeit die Vernichtung derselben. Auf Beurtheilung poetischer Producte können wir uns unter keinen Umständen einlassen. Möge diese Mittheilung endlich einmal respectirt werden und den vielen Zusendungen von Gedichten und massenhaften Mahnungen und Anfragen nach deren Verbleib ein Ende machen!

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 7. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Während dieser Mittheilungen glitt die Frau Diaconus immer noch ordnend, aber so geräuschlosen, behutsamen Trittes umher, als säße der Doctor bereits dort am Schreibtisch über seinem neuen Werke, zu dessen ungestörter Vollendung er sich eben „das Zimmer im Grünen" vorbehalten hatte. Und dann schloß sie ein Wandschränkchen neben dem Büchergestell auf und nahm einen Teller mit Prophetenkuchen heraus. Mit einer anmuthigen Geberde hielt sie dem jungen Mädchen das einfache Gebäck hin. „Es ist ganz frisch — ich habe es heute, trotz aller Umzugsarbeit, gebacken. Der Doctor braucht immer dergleichen für kleine widerhaarige Patienten. . . . Wein aber kann ich Ihnen nicht anbieten; die wenigen Flaschen, auf die wir halten, habe ich in der Stadt gelassen; sie gehören den Schwerkranken."

Käthe dachte an die vielen Papiere in ihrem Geldschrank, die „bienenfleißig arbeiten", um immer neue Geldströme aus der Welt herbeizuziehen, an den reichausgestatteten Weinkeller im Thurm, an ihre übermüthige cigarrenrauchende Schwester zwischen den purpurfarbenen Polstern des Ruhebettes — welch ein ungeheurer Contrast zu diesem einfachen Genügen und Entsagen!- Und wie wurde sie hier an ihr Dresdner Heim erinnert! Das Herz ging ihr auf; sie erzählte von ihrer Pflegemutter und der weisen, festen und doch so wohlthuenden Art, wie sie wirke und Andere beeinflusse, wie sie die fleißigen Hände rege und von der Pflegetochter dasselbe verlange.

„Was aber sagt die Frau Präsidentin zu diesem Erziehungssystem?" fragte die Tante fein lächelnd, während ihr Blick in geheimem Wohlgefallen an der blühenden Jugendgestalt hing.

„Ich weiß es nicht," versetzte Käthe achselzuckend, mit muthwillig aufblitzenden Augen, „aber ich glaube, meine Bewegungen sind ihr zu rasch, meine Stimme klingt ihr zu laut, ich bin ihr zu robust und nicht blaß genug. Gott mag wissen, wie viel Noth man mit mir hat! — Ist dies das Portrait Ihrer Frau Schwester?" fragte sie plötzlich ablenkend und zeigte nach dem Oelbild einer hübschen Frau, das an der Wand lehnte.

Die alte Dame bejahte die Frage. „Es macht mir Angst, bis ich es wieder an seinem sicheren Platze sehe; der Rahmen ist ein wenig hinfällig," sagte sie. „Aber ich leide an Schwindel und darf mich nicht auf die Leiter wagen. . . . Vor einigen Wochen habe ich das Dienstmädchen abgeschafft," — eine zarte Röthe stieg ihr in das Gesicht — „und nun muß ich warten, bis die Aufwärterin kommt und mir die letzten Bilder und meine Bettgardinen aufhängt."

Schon bei den ersten Worten dieser Auseinandersetzung war Käthe an den Schreibtisch getreten; sie legte den Sonnenschirm auf die Platte desselben und steckte unbedenklich den kleinen Strauß von Weidenkätzchen und Leberblümchen in ein zierliches milchweißes Trinkglas, das neben dem Schreibzeuge stand. Dann zog sie mit einem kräftigen Rucke den Arbeitstisch tiefer in das Zimmer und stellte einen Rohrstuhl an die Wand. „Darf ich?" fragte sie zutraulich und griff nach Hammer und Nägeln, die auf dem Fenstersimse bereit lagen.

Dankbar lächelnd brachte die Tante das Bild herbei, und nach wenigen Augenblicken hing es an der Wand. Käthe bebte unwillkürlich zurück, als ihr die alte Dame nun auch Flora's Photographie hinhielt. Sie sollte mit eigener Hand dem verrathenen Manne das Bild vor die Augen führen, das schon nicht mehr sein Eigenthum war — binnen Kurzem wurde es zurückgefordert, so gut wie der Ring, den er noch am Finger trug. Welche peinvolle Lage! Und jetzt ließ die Tante auch noch liebkosend die Hand über das Portrait hingleiten. „Sie ist so wunderschön," sagte sie zärtlich. „Ich kenne sie im Grunde wenig; sie besucht mich sehr selten; wie könnte ich alte Frau denn auch verlangen, daß sie sich bei mir langweilen soll, aber ich habe sie doch von Herzen lieb; sie liebt ihn ja und wird ihn glücklich machen."

Diese unbegreifliche Ahnungslosigkeit! Dem jungen Mädchen war es, als brenne der Stuhl unter ihren Füßen — sie hatte zu kopflos gehandelt. Nach Allem, was sie eben noch drüben im Thurme mit angehört, durfte sie hier nicht eintreten. Sie kam sich falsch und heuchlerisch vor, weil sie nicht der Frau sofort das Bild aus der Hand stieß und ihr die Schlange enthüllte, die nach ihrem Herzen zischte. Und doch durfte ihr kein Wort entschlüpfen. Sie schlug so heftig auf den Nagel, daß die Wand dröhnte, dann hing sie mit spitzen Fingern die Photographie hin und sprang vom Stuhle. Wie ein schöner, böser, triumphirender Dämon lächelte das verführerische Gesicht der Schwester auf den Schreibtisch nieder.

Käthe griff nach ihrem Sonnenschirme, um schleunigst das Zimmer zu verlassen. Ueber die Schwelle schreitend, sah sie durch die nächste, weitoffene Thür direct auf das Bett der alten Dame — die Treppenleiter stand daneben. „Das hätte ich fast vergessen," rief sie entschuldigend; sie huschte hinüber, und den buntgeblümten Vorhang vom Bette nehmend, stieg sie die Leiter hinauf. Seitwärts in der dunklen Fensterecke stand sie so hoch oben, daß sie die herabhängenden Füßchen der Engelsgestalten in der Deckenverzierung berühren konnte. Mit fliegender Hast

reihte sie die Ringe der Gardine auf das Eisengestell, während die Tante an dem mitten in ihrem Zimmer befindlichen Tische stand und ein Glas Wasser mit Himbeersaft „für ihre gütige Gehülfin“ mischte.

Da sah Käthe draußen am Fenster einen Mann rasch vorübergehen, einen Mann von strenger Haltung und auffallend stattlicher Gestalt. Sie erkannte ihn sofort und erschrak; ehe sie sich aber klar wurde, ob sie bleiben oder schleunigst herabsteigen sollte, hatte er schon den Flur durchschritten und öffnete die Thür im Zimmer der Tante. Die alte Dame drehte sich um, und mit dem Ausrufe: „Ach, Leo, da bist Du ja schon!“ eilte sie auf ihn zu und schlang ihre Arme um seinen Hals. Vergessen war die Himbeerlimonade, vergessen „die gütige Gehülfin“, welche sie trinken sollte, und die sich nun in namenloser Verlegenheit halb und halb hinter dem Kattunvorhange zu verbergen suchte — jetzt mußte sie sich still verhalten, wenn sie nicht plump störend zwischen die Wiedersehensscene treten wollte.

Sie sah, wie sich das schöne, bärtige Gesicht des Doctors liebevoll über die treue, mütterliche Pflegerin neigte, wie er sie fest an sich zog und ihre Hand von seiner Schulter nahm, um sie ehrerbietig zu küssen. Und nun überblickten seine Augen das Zimmer.

„Nun, Leo, was sagst Du, daß ich ohne Dein Vorwissen ausgeflogen bin?“ fragte die alte Dame, den Blick auffangend.

„Ich sollte das eigentlich nicht billigen. Du hast Dir in den wenigen Tagen zu viel zugemuthet, und wir wissen, daß Dir häusliche Unruhe und Ueberstürzung stets feindlich sind; übrigens siehst Du wohl und frisch aus.“

„Du aber nicht, Leo,“ unterbrach ihn die Tante bekümmert. „Du hast nicht die kräftige Farbe wie sonst, und hier“ — sie strich leicht mit der Hand über seine Stirn — „liegt etwas Fremdes, etwas wie ein finsterer, quälender Gedanke. Hast Du Verdruß gehabt auf Deiner Berufsreise?“

„Nein, Tante!“ Das klang aufrichtig und beruhigend, aber auch kurz abbrechend — der Commerzienrath hatte es ja gesagt, Bruck sprach nie über seinen Beruf und dessen Vorkommnisse. „Wie mich dieses Zimmer anheimelt, trotz seiner verdunkelten Wände!“ sagte er, und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, wandelte er mit musterndem Blicke langsam um den Tisch. „Der Friede der selbstlosen Frauenseele weht Einen an — das ist's auch, weshalb ich so gern heimgehe in unser Stillleben mit den einfachen Möbeln und Deinem geräuschlosen Walten, Tante. Ich werde viel hier sein —“

Die alte Frau lachte. „Ja, ja, bis zu einem gewissen Junitage,“ versetzte sie schelmisch. „Zu Pfingsten wird Deine Hochzeit sein.“

„Am zweiten Pfingsttage.“ Wie seltsam er das aussprach, so kalt und fest, so unerbittlich — der ließ sich nicht eine Secunde von der festgesetzten Stunde abdingen. Käthe fühlte etwas, wie einen Angstschauer. Sie hielt den Athem zurück; nun durfte sie sich gar nicht sehen lassen. Von Minute zu Minute hoffte sie, daß der Doctor in sein Zimmer gehen werde, dann konnte sie leicht ihren hohen Standpunkt verlassen und hinausschlüpfen, ohne ihm begegnen zu müssen. Ihre ganze Natur empörte sich gegen dieses unfreiwillige Lauschen. Aber statt zu gehen, blieb er plötzlich am Tische stehen und nahm einen Brief zur Hand, der zwischen verschiedenen, noch nicht geordneten Bücherstößen lag.

Die Tante machte eine unwillkürliche Bewegung, als wolle sie ihn verhindern, zu lesen; ihr zartes Gesicht war sehr roth geworden. „Ach Gott, wie vergeßlich wird doch so ein alter Kopf!“ klagte sie. „Der Brief wurde vor einigen Stunden aus der Stadt mitgebracht. Er ist vom Kaufmanne Lenz; heute sollte er gar nicht in Deine Hände kommen, und nun habe ich ihn doch liegen lassen. Ich glaube, er enthält das Honorar — zu so ungewöhnlicher Zeit, Leo — ich fürchte —“

Der Doctor hatte das Couvert bereits erbrochen und überflog die Zeilen. „Ja, auch er lohnt mich ab,“ sagte er ruhig und warf den Brief und etwas Papiergeld auf den Tisch. „Grämst Du Dich darüber, Tante?“

„Ich? Nicht einen Augenblick, Leo, wenn ich weiß, daß Du Dir die Undankbarkeit dieser urtheilslosen Menschen nicht zu Herzen nimmst.... Ich glaube unerschütterlich an Dich und Deine Kunst und — an Deinen Stern,“ sagte die sanfte Frauenstimme warm und überzeugungsfroh. „Die Steine, die Mißgeschick und Uebelwollen Dir zeitweilig unter die Füße werfen, beirren mich nicht — Du machst Deinen Weg.“ Sie zeigte in die offene Thür des Eckzimmers. „Sieh' Dir Dein Stübchen an! Wie ungestört und unbehelligt wirst Du hier denken und arbeiten können! Ach, und wie freue ich mich der Zeit, die wir noch traulich zusammenleben werden, wo ich noch für Dich sorgen darf —“

„Ja, Tante — aber die Einschränkungen, die Du in Folge des mißlichen Umschwungs meiner Verhältnisse während der letzten Monate allmählich eingeführt hast, müssen aufhören. Ich leide nicht mehr, daß Du stundenlang auf dem kalten Steinfußboden der Küche stehst. Wenn möglich, rufst Du noch heute unsere alte Köchin zurück. Du kannst das unbesorgt.“ Er griff in die Brusttasche, nahm eine schwere Börse heraus — sie strotzte von Goldstücken — und schüttete ihren Inhalt auf den Tisch.

Die alte Frau schlug stumm und in freudiger Ueberraschung die Hände zusammen über das rollende Gold auf ihrer einfachen Tischdecke.

„Es ist ein einziges Honorar, Tante,“ sagte er mit hörbarer Genugthuung. „Die schwere Zeit ist vorüber.“ Bei diesen Worten wandte er sich ab und trat auf die Schwelle des Eckzimmers.

Man sah, die Tante hatte Manches auf dem Herzen, aber sie fragte mit keiner Silbe, welcher Cur und welchem Patienten er diese große Geldsumme verdanke.

Käthe benutzte den günstigen Moment, um die Leiter hinabzugleiten. Wie schlug ihr das Herz, wie brannten ihre Wangen vor Beschämung darüber, daß sie diese intimen Erörterungen mit angehört hatte! Dort die Thür führte direct in den Flur. Da hinaus konnte sie unbemerkt entkommen; selbst die Tante Diaconus sollte glauben, sie habe längst das Schlafzimmer verlassen und kein Wort von Allem gehört, was gesprochen worden. Verstohlen flog ihr Blick hinüber in das Eckzimmer, wo die Beiden eben an den Schreibtisch traten. In diesem Augenblicke hörte sie den Doctor sagen: „Sieh da, die ersten Frühlingsblumen! Hast Du gewußt, daß ich die hübschen blauen Blümchen so gern habe?“

Ein Ausruf des Staunens unterbrach ihn. „Ich nicht, Leo — Käthchen, Deine junge Schwägerin, hat die Blumen in das Glas gestellt.... Nein, bin ich zerstreut und vergeßlich!“ Die alte Dame eilte herüber, aber schon drückte Käthe draußen die Thür hinter sich zu und schlüpfte durch den Flur in's Freie.

Nun ging sie langsam und beruhigt unter den Fenstern hin. Durch die nächsten schimmerten schwach die bunten Bouquets der schief und unvollendet herabhängenden Bettgardine; dann kam sie zu den zwei Fenstern mit den hübschen Filetvorhängen im Zimmer der Tante. Ein Fensterflügel stand offen, und der Hyacinthen- und Narcissenduft wehte heraus. Plötzlich schob eine schöne kräftige Männerhand ein weißes Glas mit blauen Blumen auf den Sims, zwischen die Töpfe; es war ihr kleiner Frühlingsstrauß, den der Doctor von seinem Schreibtische entfernte und hierher brachte.

Sie fuhr heftig zusammen. Flüchtig und unbedacht, wie sie war, hatte sie sich in ein sonderbares Licht gestellt. Daß sie die Blumen auf seinen Tisch gesetzt, mußte er offenbar für die Tactlosigkeit, die Zudringlichkeit eines unbesonnenen jungen Mädchens halten. Sofort blieb sie stehen, und den feuchten Glanz unterdrückter Zornesthränen in den Augen, streckte sie die Hand zum Fenster empor — diese Bewegung machte den Doctor aufsehen.

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir die Blumen herauszugeben, Herr Doctor? Sie gehören mir; ich hatte sie für einen Moment aus der Hand gelegt und dann vergessen,“ sagte sie, mühsam ihre Aufregung unter angenommener Ruhe verbergend.

Im ersten Moment schien es, als erschrecke er leicht beim Klange der Stimme, die ihn so unerwartet ansprach, es war ihm doch wohl unlieb, daß Käthe ihn beobachtet hatte, aber er unterdrückte augenblicklich die unangenehme Empfindung und sagte freundlich: „Ich werde Ihnen die Blumen bringen.“ Diese tiefe gelassene Stimme entwaffnete sie sofort — er hatte ihr nicht wehe thun wollen.

Gleich darauf kam er die Stufen herab. Mit dem prächtig niederwallenden Bart, der breiten Brust und den gemessen edlen Bewegungen war und blieb er eine Gestalt, die man sich eigentlich nur in Uniform denken mochte, und wenn auch nur im grünen Waidmannsrocke. Er reichte dem jungen Mädchen das Glas mit einer höflichen Verbeugung.

Sie nahm die Blumen heraus. „Es sind die ersten, kleine, vorwitzige Dinger, die nicht schnell genug in die scharfe Aprilluft herauskommen können," sagte sie lächelnd. „Man muß sich vielmal bücken und sie mühsam zusammensuchen, freut sich dann aber auch mehr daran, als an einem ganzen Treibhaus voll Blumen." — Nun erst war sie beruhigt; nun glaubte er ganz gewiß nicht mehr, daß sie auf die neue Verwandtschaft hin seinen Schreibtisch plump vertraulich attaquirt habe.

Jetzt erschien auch die Tante am offenen Fenster. Sie entschuldigte sich und bat das junge Mädchen in warmen Worten, recht oft zu kommen.

„Fräulein Käthe geht ja schon in wenigen Wochen nach Dresden zurück," antwortete der Doctor fast hastig an Käthe's Stelle.

Sie stutzte. Hatte er Furcht, sie werde bei ihren Besuchen mit der ahnungslosen alten Frau über sein seltsames Verlobungsverhältniß sprechen? Diese Annahme verdroß sie, aber er that ihr so leid um seiner inneren Leiden willen, die er so streng in seiner Brust verschloß. Und sie konnte ihn nicht einmal beruhigen.

„Ich werde länger bleiben, Herr Doctor," versetzte sie ernst. „Ja, es ist leicht möglich, daß sich mein Aufenthalt in Moritzens Hause über viele Monate ausdehnt. Als Henriettens Arzt werden Sie ja am besten beurtheilen können, wann ich meine kranke Schwester ohne Sorge verlassen und zu meinen Pflegeeltern zurückkehren kann."

„Sie wollen Henriette pflegen?"

„Wie es sich von selbst versteht," ergänzte sie. „Schlimm genug, daß ihre Pflege bis heute ausschließlich in fremden Händen gewesen ist. Die Arme verbringt ihre Nächte lieber hülflos, als daß sie sich entschließt, Beistand herbeizurufen, weil die sauren, mürrischen Mienen der verschlafenen Gesichter sie beleidigen, weil sie zu stolz und vielleicht auch zu krankhaft reizbar ist, um sich ihre Abhängigkeit von Untergebenen so fühlbar machen zu lassen. Das darf nicht mehr vorkommen — ich bleibe bei ihr."

„Sie denken sich die Aufgabe jedenfalls viel zu leicht — Henriette ist sehr krank;" er strich sich mit der Hand so langsam über die Stirn, daß die Augen für einen Moment nicht sichtbar waren; „es werden schwere, bange Stunden zu überwinden sein."

„Ich weiß es," sagte sie leise und tiefe Blässe deckte secundenlang ihr Gesicht. „Aber ich habe Muth —"

„Daran zweifle ich nicht," unterbrach er sie, „ich glaube ebenso an Ihre Geduld wie an Ihre ausdauernde Barmherzigkeit, aber es läßt sich nicht ermessen, bis zu welchem Zeitpunkt die Kranke — keine Pflege mehr brauchen wird. Deshalb darf ich nicht zugeben, daß Sie die Sache so energisch in die Hand nehmen. Sie können es physisch nicht durchsetzen."

„Ich?" Sie hob und streckte unwillkürlich ihre Arme und sah stolzlächelnd auf sie nieder. „Kommt Ihnen Ihre Befürchtung nicht selbst unmotivirt vor, wenn Sie mich ansehen, Herr Doctor?" fragte sie mit einem heiteren Aufblick. „Ich bin von derbem Schrot und Korn; ich bin nach meiner Großmutter Sommer geartet; die war ein Bauernkind, oder vielmehr ein Holzhackerstöchterlein, ist barfuß gelaufen und hat die Axt im Walde besser geschwungen als ihre Brüder — ich weiß es von Suse."

Er sah von ihr fort zum offenen Fenster hinüber; da stand die alte Frau Diaconus selbstvergessen hinter ihren Hyacinthen und Narcissen, und ihr Blick hing wie verzaubert an dem Mädchen. — Sein Gesicht verfinsterte sich auffallend.

„Es handelt sich weniger um die Stahlkraft der Muskeln," sagte er ausweichend. „Ein solches Pflegeramt mit seinen Aufregungen und Aengsten richtet sich feindlich gegen das Nervenleben — übrigens," unterbrach er sich, „steht es mir ja gar nicht zu, bestimmend auf Ihre Entschlüsse einzuwirken. Das ist Sache Ihres Vormundes. Moritz soll entscheiden; er wird voraussichtlich darauf bestehen, daß Sie zur festgesetzten Zeit in das Haus Ihrer Pflegeeltern zurückkehren." Der Doctor sprach die letzten Worte, ganz gegen seine gewohnte Milde und Gelassenheit, ziemlich schroff.

Die Tante zog sich unwillkürlich tiefer in das Zimmer zurück; Käthe dagegen blieb ruhig stehen. „Aber warum denn so unbeugsam, Herr Doctor? Warum wünschen Sie denn, daß Moritz gar so hart mit mir verfährt?" fragte sie mädchenhaft sanft. „Will ich denn Böses? Und sollte Moritz wirklich die Befugniß zustehen, mich von der Erfüllung meiner schwesterlichen Pflicht abzuhalten? Ich glaube es nicht. . . . Nun weiß ich aber einen Ausweg: Veranlassen Sie Henriette, mich nach Dresden zu begleiten! Dort theile ich mit meiner Doctorin die Pflege der Patienten; das wird doch meinen Nerven nicht schaden?" Sie lächelte ganz leise.

„Gut — ich werde einen Versuch machen," sagte er sehr bestimmt.

„Dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich so bald wie möglich auf- und davonfliegen werde," versetzte sie ebenso fest mit einem sprechenden Blick, vor dem er, wie auf einem Unrecht ertappt, die Augen niederschlug.

Die Tante bog sich plötzlich aus dem Fenster und sah dem Doctor erstaunt und beweglich in das Gesicht — er war ja merkwürdig schweigsam. Da stand er nun und löste einige verdorrte Weinranken vom Spalier, die der Zugwind hin- und herschaukelte, und sagte keine Silbe mehr.

„Gehen Sie denn so gern?" fragte die alte Frau sichtlich verlegen mit liebreichem Vorwurfe.

Käthe zog eben den in den Nacken gesunkenen Schleier wieder über den Kopf und knüpfte ihn fest unter dem Kinn. Wie eine Pfirsichblüthe leuchtete ihr Gesicht aus dem dunkeln Gewebe. „Soll ich aus Höflichkeit ‚Nein' sagen, Frau Diaconus?" fragte sie lächelnd zurück. Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube, ich bin leidlich vernünftig für die Welt und ihre Dinge, wie sie nun einmal sind, erzogen, aber all' und jede Caprice der Individualität fegt auch die strengste Zucht nicht aus den Seelenwinkeln. Ich stehe z. B. der Großmama meiner Schwestern heute genau so wunderlich fremd gegenüber, wie damals, wo ich ihr auf Befehl meines Vaters die Hand küssen mußte; ich stoße mich insgeheim consequent an Ecken und Eckchen, die für Andere nicht da sind und welche mich schon als Kind gequält und beunruhigt haben. Und wie durchkältet ist mein Vaterhaus!" — sie schauerte — „man steht mit seinen warmen Füßen auf zu viel Marmor. Dazu ist Moritz ein so entsetzlich vornehmer Mann geworden" — zwei schelmische Grübchen zeigten sich auf ihren Wangen — „man erschrickt und schämt sich ja förmlich, wenn Einem die eigene kahle Visitenkarte vor die Augen kommt . . . ja, meine liebe Frau Diaconus, ich kehre herzlich gern nach Dresden zurück, vorausgesetzt, daß Henriette mich begleitet; außerdem" — sie wandte sich, aus dem scherzenden Tone in einen sehr entschiedenen übergehend, wieder an den Doctor — „außerdem werde ich mein Möglichstes thun, mich in die gegebenen Verhältnisse zu schicken und zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Moritz mich zwangsweise nach Dresden zu befördern versucht."

Sie grüßte herzlich zu der alten Dame hinüber, verbeugte sich leicht gegen den Doctor und verließ den Garten, um doch noch in die Schloßmühle zu gehen, obgleich bereits der Abend hereinbrach.

8.

Und nun war es ganz dunkel geworden; auf dem Thurme der Spinnerei hatte es Sieben geschlagen, und Käthe saß noch in dem einen Bogenfenster der Schloßmühlenstube. Sie hatte zwar vorher auf Suse's dringende Bitte hin den Wäscheschrank inspicirt; die Alte traute der Müllerfrau nicht, die pflegend ab- und zuging, und behauptete, nach schöner, „selbstgesponnener" Wäsche mache „Jede" lange Finger, dann hatte sie, wie bisher jeden Tag, die Abendsuppe gekocht und die Kranke zu Bett gebracht, die, wenn auch bedeutend wohler, doch noch sehr unbehülflich und schwach war. . . . Nun aber saß das junge Mädchen doch schon lange Zeit, die Hände feiernd im Schooße gefaltet, still in der Fensterecke und ließ sich von den Schatten des Abends förmlich einspinnen. So gut wurde es ihr drüben

im Hause des Commerzienrathes nicht; da gab es kein Erholungsdämmerstündchen wie in Dresden. Sobald die Sonne erloschen, sanken unerbittlich die Rouleaux unter den Händen der Dienerschaft; die Gasflammen schlugen auf, und eine blendende Lichtfluth jagte den Schatten auch aus den fernsten Ecken.

Der dumpfe Pendelschlag der alten Wanduhr klang wie ein tactmäßiges, unterirdisches Klopfen und durch den dicken, grünen Vorhang der geschlossenen Alkoventhür glomm das Nachtlicht an Susens Bett wie ein verdüstertes Gnomenauge. Das war wieder einmal ein so athemlos stiller Augenblick im Dunkeln. Wie hatte sie als Kind in solchen Momenten gläubig auf das Huschen und Schlurfen weißbestäubter Heinzelmännchen gehorcht, wenn ihr Suse erzählte, daß im Grundsteine der Mühle abergläubischer und barbarischer Weise ein neugeborenes Kind eingeschlossen und der Mauermörtel von dem übermüthigen Erbauer mit kostbarem Wein gemischt worden sei! Heute flogen ihr diese Erinnerungen nur flüchtig durch den Sinn; ihr Auge hing an dem schwachen Dämmerscheine, der durch das Südfenster hereinfiel, auf die Stelle, wo der Schloßmüller gestorben war, und sie dachte an die Art und Weise, wie Doctor Bruck ihr selbst die öffentliche Verurtheilung seiner Person mitgetheilt, und jetzt begriff sie noch weniger als neulich, daß er sich ihr gegenüber zu einer Vertheidigung herabgelassen hatte.... Und wenn die ganze Welt darauf bestand, sie glaubte nicht an ein keckes, gewissenloses Wagen, an dünkelhafte Selbstüberschätzung ohne Kunst und Wissen bei dem Manne, der die ernste, gedankenvolle Ruhe, die schlichte Wahrhaftigkeit und Geradheit selbst war. Und jetzt schoß ihr die Blutwelle wieder heiß und jäh nach dem Herzen, und ein starkes Zorngefühl quoll in ihr auf, wie heute Nachmittag, wo Flora in den crassesten Ausdrücken Bruck's ärztliches Wirken gebrandmarkt hatte. Was für eine räthselvolle Frauennatur war sie doch, diese gefeierte Flora, dieses einst so sehr gefürchtete und doch heimlich bewunderte Idol der kleinen Käthe!... Henriette hütete sich seltsamer Weise, in den Stunden des Alleinseins mit der heimgekehrten Schwester über das Brautpaar eingehend zu sprechen, aber hier und da waren ihr doch Bemerkungen über die Lippen geschlüpft, aus denen Käthe entnahm, daß Flora anfänglich eine leidenschaftlich liebende Braut gewesen sein mußte.

Doctor Bruck war, nachdem er den deutsch-französischen Krieg als Regimentsarzt mitgemacht und dann längere Zeit einer berühmten ärztlichen Capacität in Berlin assistirt hatte, hauptsächlich auf Wunsch seiner Tante nach M. zurückgekehrt. Der vortheilhafte Ruf, der ihm vorausgegangen, und seine imposante äußere Erscheinung hatten ihn sehr bald zu einem gesuchten Arzt und zu einer wünschenswerthen Partie für die Damenwelt gemacht. Es war mithin keineswegs Herablassung von Seiten der stolzen Flora Mangold gewesen, ihm die begehrte Hand zu reichen. Sie selbst hatte sich ihm auffallend genähert, indem sie einen schmerzhaft verstauchten Fuß keiner anderen Hand, als der des gefeierten neuen Doctors anvertrauen wollte — noch im Krankenhause hatte sie sich mit ihm verlobt und war darum vielfach beneidet worden. Aus diesem Grunde mochte sie auch vor dem peinlichen Aufsehen eines gewaltsamen Bruchs zurückscheuen. Darum diese perfide Lösung, die, auf ein allmähliches beiderseitiges Erkalten gestützt, schließlich von der Welt halbvergessen, geräuschlos vor sich gehen sollte.

Käthe sprang plötzlich auf — der Gedanke war ihr unerträglich, daß sie, im Falle ihres Bleibens, fortgesetzt Zeugin dieser empörenden Komödie sein und mit ansehen sollte, wie der unglückliche Mann trotz seiner starken Liebe und Gegenwehr aus seinem geträumten Paradiese gestoßen würde. Nein, auch sie hielt zu Moritz und Henriette. Flora durfte und sollte ihr Wort nicht brechen; die ganze Familie mußte einmüthig zusammenhalten, dem grausamen Verrath gegenüber. Die Thörin, daß sie so verblendet ihr Glück von sich stieß! Hatte sie ihn noch nie gesehen in seinem Heim, im Zusammenleben mit seiner treuen Pflegemutter? Wußte sie nicht, daß sie auf Händen getragen werden würde, wenn sie ihm das Glück gab, nach welchem er verlangte?

Käthe schrak heftig zusammen und schlug entsetzt die Hände vor das Gesicht — hier war es dunkel, schauerlich dunkel, so tiefe Nacht, daß die Sünde auf leisen Sohlen bis an die innersten Gedanken der Menschenseele heranschleichen konnte. Hastig lief sie über die Holzstufen und riß die Stubenthür auf — drunten im Flur brannte die große Hauslampe; der helle Schein quoll die Treppe herauf und warf durch die Säulen der Galerie schmale Lichtstreifen vor die Füße des jungen Mädchens, und aus dem Mühlenraum, dessen Thür eben geöffnet wurde, scholl das Lärmen und Tosen, zum Betäuben stark, durch das Haus. Licht und Geräusch verscheuchten augenblicklich den verlockenden Spuk, der sich in die unschuldige Mädchenseele gedrängt hatte.... Das war ja der große, weißgetünchte Vorsaal der Schloßmühle mit dem uralten, lebensgroßen Bildnisse des Erbauers, des geharnischten Mannes dort, der so gespenstig verwischt aus dem wackeligen schwarzen Rahmen niedersah. Einst hatte sie ihn gefürchtet, und jetzt erschien er ihr wie ein alter Freund — er führte sie in die Wirklichkeit zurück, von einem verrätherischen, sündhaften Traumbild hinweg, in welchem sie eine unrechtmäßige Stelle eingenommen hatte....

Sie stieg die Treppe hinab und verließ die Mühle. Der Zugwind blies ihre heißen Wangen nachtfrisch an, und droben funkelten die goldenen Arabesken, die Sternbilder des Himmels, in köstlicher Klarheit. Käthe schämte sich ihrer müßigen Träumerei — aber war es nicht wie ein Schwindel gewesen, dessen man sich nicht erwehren kann, und der auch die gesündesten und kraftvollsten Menschen plötzlich befällt?

Schon von weitem sah sie die Lichter der Villa durch das Geäst flimmern, und als sie das Haus betrat, da schollen Clavieraccorde durch den Corridor. Das Instrument war prachtvoll, aber es wurde malträtirt durch barbarische Hände. Die Präsidentin hatte heute einen kleinen Empfangsabend; man kam, Alt und Jung, zum Thee. Die Aelteren saßen um den Whisttisch, und die junge Welt musicirte, plauderte und amüsirte sich, wie sie Lust hatte; es war ein zwangloses Zusammensein bis gegen zehn Uhr.

Käthe machte schleunigst Toilette und betrat den Salon, das große Balconzimmer im Erdgeschosse. Es hatten sich heute nur Wenige eingefunden; nur ein Spieltisch war besetzt, und der Theetisch, um den sich die jungen Damen zu gruppiren pflegten, sah einsam und verlassen aus.

Henriette saß hinter der Theemaschine. Sie hatte wieder einmal grellrothe Schleifen in ihrem blonden Haar, und ein ärmelloses Sammetjäckchen von der gleichen schreienden Farbe über einem hellblauen Seidenkleid. Das graue, schmale Gesichtchen sah fast spukhaft aus dem theatermäßigen Putz, aber ihre schönen Augen glänzten förmlich überirdisch. „Bruck ist wieder da," flüsterte sie mit heißem Athem und bewegter Stimme Käthe in's Ohr und zeigte durch den anstoßenden Musiksalon, in welchem noch immer der Concertflügel gemißhandelt wurde, nach Flora's Zimmer. „Käthe, er sieht aus, als sei er noch gewachsen, so hoch und so überlegen.... Gott im Himmel, mache doch nicht gar so ein ernsthaftes Nonnengesicht!" unterbrach sie sich heftig — sie war unerklärlich aufgeregt. „Alle sind heute so mürrisch; Moritz hat eine Depesche bekommen und ist sehr zerstreut, und die Großmama hat entsetzlich schlechte Laune, weil ihr Salon leer ist. Ach, und ich bin so froh, so froh! ... Weißt Du, Käthe, daß ich vorgestern bei dem schlimmen Anfall geglaubt habe, Bruck sähe mich als Leiche wieder? Nur das nicht! Ich will nicht sterben, wenn er nicht da ist."

Sie sprach zum erstenmal vom Sterben, und es war gut, daß die clavierspielenden Finger drüben in erneuter Kraft über die Tasten flogen und die drei alten Herren am Kamin im lebhaften Disput ihre Stimmen erhöhten; denn der letzte Ausruf der Kranken hatte laut und leidenschaftlich geklungen; Käthe stieß sie verstohlen an — die Präsidentin warf einen scharfen, mißbilligenden Blick über die Augengläser hinweg nach dem Theetisch. Henriette nahm sich augenblicklich zusammen. „Ah bah, kann mir das Jemand verdenken?" sagte sie frivol und spöttisch die Achseln emporziehend. „Niemand stirbt gern allein. Der Arzt ist dazu da, daß man bis zum letzten Augenblick Hoffnung aus seinem Zuspruch schöpft."

Käthe wußte genug. Die Kranke ging nicht mit ihr nach Dresden. Sie wies die Tasse Thee zurück, die ihr Henriette mit hastigen Händen füllte, und zog eine angefangene kleine Stickerei aus der Tasche.

(Fortsetzung folgt.)

Gallerie berühmter Firmengründer.

1. Ein Leipziger Buchhändler.

Am 4. Mai 1872 beging die buchhändlerische Firma F. A. Brockhaus in Leipzig ein erhebendes Doppelfest. Heinrich Brockhaus, der nun auch heimgegangen (15. November 1874), feierte an diesem Tage den Ablauf einer fünfzigjährigen Geschäftsthätigkeit; zugleich aber beging er mit seinem gesammten Personale, seiner Familie und einem großen Kreise herzlich Theilnehmender den Tag, an dem hundert Jahre früher sein Vater, Friedrich Arnold Brockhaus, der Begründer der Firma, geboren wurde.

Von dem Lebensgange des Letzteren eine Skizze zu geben, ist eine schwierige Aufgabe. Denn selten mag es ein Leben geben, das durch Bewegungen aller Art so ausgezeichnet war, selten eines, das uns einen Mann zeigt, der durch die ihm innewohnende Kraft so unerschüttert in inneren und äußeren Kämpfen blieb, bis er sich hindurchgerungen zu dem Ziele, das ihm vorgeschwebt.

Ueber die Jugendjahre des seltenen Mannes können wir rasch hinweggehen. An der Hand eines strengrechtlichen Vaters, unter den Augen einer von ihm hochverehrten Mutter, einer vortrefflichen Frau, die ihm, wie er selbst sagt, „immer als das Ideal einer vollendeten Hausfrau vor der Seele stand“, verlebte er dieselben in seiner Vaterstadt Dortmund. Nur mit Unlust sah er sich für den Kaufmannsstand bestimmt, da ihn schon von früh an ein Drang nach wissenschaftlicher Bildung beseelte. Seiner Leselust that der Vater oft genug unliebsamen Einhalt.



Friedrich Arnold Brockhaus.

Im fünfzehnten Lebensjahre kam er nach Düsseldorf in eine große Schnittwaarenhandlung, mit der ein Bankgeschäft verbunden war, in die Lehre. Hier machte seine Begabung sich schon in kurzer Zeit so geltend, daß ihn sein Principal bereits zwei Jahre nach seinem Eintritte zu wichtigen Geschäften verwandte. Er hatte Aussicht, dem Principale noch näher zu treten; doch gab ein Zerwürfniß, dessen friedliche Lösung nur an dem unbeugsamen Sinne des Jünglings scheiterte, Anlaß zur Trennung, und er ging zunächst wieder in's väterliche Haus zurück. „Mein kecker Trotz“, sagt er, „kam mir später theuer zu stehen.“

Doch nicht lange litt es ihn in Dortmund in den ihm nun kleinlich erscheinenden Verhältnissen. Die Lücken in seiner Bildung um so mehr beklagend, je mehr Bedürfniß nach Erweiterung derselben er fühlte, bat er seinen Vater, ihn nach Leipzig gehen zu lassen, wo er dann während eines anderthalbjährigen Aufenthaltes sich namentlich mit den neuen Sprachen beschäftigte, zugleich aber an der Universität bei Platner, Hindenburg und Eschenbach Philosophie, Physik und Chemie hörte und so in seinem Wissen manche Lücke ausfüllte.

Ein wie lebhaftes Interesse Brockhaus schon damals an literarischem und buchhändlerischem Wirken nahm, davon liegt ein ihn sehr bezeichnendes Merkmal vor. Er reichte nämlich dem Buchhändler Voß in Leipzig den Prospect zu einem auf zwanzig Bogen berechneten Werke und zugleich die ersten acht Bogen desselben ein mit dem Antrage des Verlags. Sein Begleitschreiben fiel allerdings etwas kurz und bündig aus. Ob dies der Grund war, daß der Verlagsantrag keine Annahme fand, oder welch anderer Grund vorlag, ist nicht zu ermitteln gewesen.

Noch war aber die Zeit nicht gekommen, die ihn für sein späteres Wirken gereift finden sollte.

Zuerst gründete er, nach Dortmund zurückgekehrt, und nachdem sich ein in Aussicht stehendes Engagement in Manchester nicht verwirklicht hatte, ein eigenes kaufmännisches Geschäft mit einem Verwandten, Mallinckrodt, und einem gewissen Hiltrop, der zwar reiche Mittel, aber von Haus aus einen unverträglichen Sinn mit hineinbrachte, sodaß sich, als die Geschäfte des jungen Hauses sich glänzend entwickelten, Brockhaus und Mallinckrodt von Hiltrop trennten und ihn abfanden. Die beiden Compagnons gründeten dann noch ein Zweiggeschäft in Arnheim, das Mallinckrodt vertrat, bis Brockhaus später gleichfalls nach Arnheim ging.

Die Verbindung mit Hiltrop sollte Veranlassung zu langjährigen Streitigkeiten geben, deren Ende Brockhaus nicht einmal erlebte, sondern die erst nach seinem Tode durch Vergleich beendet wurden. Auch von Mallinckrodt trennte sich Brockhaus bald, indem er ihm ein größeres Capital auszahlte. Er zog im Winter von 1801 bis 1802 von Arnheim mit seiner Frau, mit der er sich im September 1796 vermählt hatte, und seinen zwei bis dahin ihm geborenen Kindern nach Amsterdam.

Amsterdam war der Boden, von dem aus Brockhaus endlich seinen eigentlichen Lebenslauf antrat. Zunächst führte er sein kaufmännisches Geschäft fort und trotzte mit seltener Geschäftsgewandtheit den ungünstigen politischen Verhältnissen, bis die von Napoleon angeordnete Continentalsperre die äußersten Er-

schwerungen in jeden, so auch in seinen Geschäftsgang brachte. Nun dachte Brockhaus daran, neben seinem auf engere Grenzen beschränkten Geschäft ein ihm ganz neues Gebiet zu betreten, auf dem er aber gleichwohl mit der ihm eigenen Gestaltungskraft sich bald zurecht fand. Mit einem Worte, es war der Buchhandel, dem er sich nun mit ebenso viel Eifer wie Geschick zuwandte. Welche schweren Tage ihm beschieden waren, ehe er sich durch Nacht zum Licht hindurchrang, ahnte er freilich nicht.

Nachdem er, im Jahre 1805, einmal den Entschluß gefaßt, schritt er sofort zur Ausführung. Geschickt abgefaßte Circulare knüpften Verbindungen mit auswärts an, so namentlich mit Breitkopf und Härtel in Leipzig. Und mehr und mehr kam bei ihm das Verständniß dessen, was er erstrebte, gleichsam wie von selbst. Kaum hatte er sein Sortimentsgeschäft in Fluß gebracht, so ging er auch bereits zum Verlagsgeschäft über, und hier war es, wo seine Begabung in's hellste Licht trat. Buch-, Musik- und Kunsthandel wurden von ihm gleichmäßig gepflegt.

Das erste Verlagsunternehmen war eine Zeitschrift „De Ster" („Der Stern"), den er, als die napoleonische Gewaltherrschaft ihn unterdrückte, sofort durch das „Amsterdamsche Avond-Journal" ersetzte, dem sich die „Individualitäten aus und über Paris" von Friedrich Cramer anschlossen, einem Autor, von dem dann Brockhaus noch mehrere Werke in Verlag nahm. Auch eine Zeitschrift in französischer Sprache, der „Conservateur", fällt in diese Zeit.

Von nun an häuften sich die Verlagsunternehmungen. Brockhaus trat mit damals namhaften Schriftstellern in Verbindung, so besonders mit Baggesen, mit dem er jedoch später in Zerwürfnisse gerieth, die der Dichter durch nur zu große Unzuverlässigkeit in Erfüllung eingegangener Verpflichtungen verschuldete. Wir nennen hier ferner seine Verbindung mit bedeutenden Schriftstellern auf historisch-politischem Gebiete, wie diejenigen mit Villers und Massenbach, deren Werke er in Verlag nahm.

Nicht gleichen Schritt hielt leider der pecuniäre Erfolg mit diesen und anderen zahlreichen Unternehmungen, und oft genug kam Brockhaus dadurch in Verlegenheiten.

Der härteste Schlag aber, der ihn in dieser Zeit traf, war der Tod seiner von ihm zärtlich geliebten Frau, die am 8. December 1809 starb. Hatte er schon vorher öfters daran gedacht, Amsterdam zu verlassen, wo das Verbleiben durch die Bedrückungen der französischen Herrschaft immer unerträglicher und schädigender für den Verkehr wurde, so gab dieser letzte, härteste Schlag endlich die Entscheidung.

Er richtete sein Auge auf Leipzig, wo für seine Thatkraft ihm ein umfassenderes Wirken geboten schien, und so verließ er 1810 Amsterdam, um in die Stadt an der Pleiße zu gehen. Erschwert wurde ihm dieser Schritt dadurch, daß er, der nun vereinzelt dastehende Mann, seine Kinder zunächst nicht mit dahin nehmen konnte. Er brachte sie nach Dortmund, wo sie von seinen Verwandten aufgenommen wurden, und ging dann nach Leipzig, sein Amsterdamer Geschäft bis zu dessen geeignetem Uebergange in andere Hände unter Aufsicht eines Vertreters lassend.

Doch auch in Leipzig gestalteten sich die Verhältnisse zunächst nicht so günstig, wie er hoffen zu dürfen geglaubt hatte. Nach viermonatlichem Aufenthalt ging er daher nach Altenburg, wo er bis Ostern 1817 blieb, zu welcher Zeit er erst seinen Wunsch in Erfüllung gehen sah. In diesem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum waren dem schon so viel geprüften Manne abermals Schicksalsschläge aufbewahrt, wie sie unter Hunderten kaum Einer überwinden mag und wie sie nur diese rastlos schöpferische und thatkräftige Natur überstand. Nur ein Ereigniß warf für ihn ein Licht in die damals finstere Zeit: seine am 26. November 1812 erfolgte Vermählung mit Fräulein Jeannette von Zschock, welche Verbindung es auch ermöglichte, daß er alle seine Kinder wieder um sich versammeln konnte. So konnte er nun innerlich wieder ruhiger werden.

Die Verlagsthätigkeit während des weiteren Aufenthaltes in Altenburg wurde immer umfassender, namentlich war es das „Conversations-Lexikon", das er als rohen Edelstein in die Hand nahm, die es aber zum glänzend geschliffenen Diamant zu gestalten wußte. Die Geschichte dieses Lexikons, das, fort und fort in bewährten Händen, seitdem die zwölfte Auflage erlebt hat, ist eine höchst interessante.

Endlich genügte dem weitschauenden Manne Altenburg nicht mehr. Er suchte den Platz auf, wo — das fühlte er — seine Kraft erst zu ihrer vollen Entfaltung kommen könne, und so zog er denn 1817 nach Leipzig.

Unter den bereits in Altenburg gegründeten Zeitschriften sind besonders die „Deutschen Blätter" zu erwähnen, die er noch vor dem Ausgang der Napoleon'schen Gewaltherrschaft in's Leben rief und mit hohem patriotischem Muth und Geist leitete. Diesen Blättern war es auch vergönnt, die ersten authentischen Berichte über die Schlacht bei Leipzig zu bringen. Er schloß das Unternehmen, nachdem es seine Bestimmung erfüllt hatte, zu Anfang des Jahres 1816. Aus dieser Zeit sei noch erwähnt, daß Brockhaus sich in diesem Blatte entschieden gegen eine Theilung Sachsens aussprach, und ebenso, daß er schon damals die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen für Deutschland warm befürwortete. Er war eben in Allem ein weitsichtiger Geist.

Fast zahllos ist die Menge von geschichtlichen, namentlich kriegsgeschichtlichen Broschüren und größeren Werken, die er in dieser Zeit in Verlag nahm. Sie alle waren getragen von ebenso liberaler wie patriotischer Gesinnung, und so konnte es nicht fehlen, daß er zu einer Zeit, wo die Censur in Blüthe stand, auch ohne Zeugnißzwang und Strafgesetznovellen oft genug mit derselben und in weiterer Folge mit den Behörden in ernste Conflicte kam. So z. B. wegen einer Schrift, durch die sich der preußische Minister Graf Hardenberg beleidigt fühlte, so wegen der „Deutschen Blätter", so wegen eines Artikels im „Conversations-Lexikon", welch letztere Angelegenheit ein sehr ungünstiges Licht auf die Art und Weise wirft, wie sächsische Behörden dabei verfuhren, während alle diese Processe uns in Brockhaus den Geist zeigen, der sich den Wahlspruch erkoren zu haben schien: „Nicht wanken und nicht weichen!" Zum Glück liefen alle diese Angelegenheiten im Ganzen ohne schlimme Folgen für ihn ab, der theils selbst mit großem Geschick und mit Entschiedenheit handelnd dabei auftrat — wir haben meisterhaft geschriebene Vertheidigungen von ihm — theils von den tüchtigsten Berathern und Freunden unterstützt wurde, die gleich ihm das Herz auf dem rechten Flecke hatten.

Noch viel umfassender und bedeutender war Brockhaus' Verlagsthätigkeit seit seiner Uebersiedelung nach Leipzig bis zu seinem Tode (1817 bis 1823). Neben dem „Conversations-Lexikon", dessen Redaction er fortwährend führte, verlegte er mehrere Zeitschriften, die er meist erst in's Leben rief und selbst leitete, so Oken's „Isis", die „Zeitgenossen", den „Hermes", das „Literarische Conversationsblatt" (die jetzigen „Blätter für literarische Unterhaltung"). Außerdem aber umfaßte sein Verlag nach und nach fast alle Gebiete der Literatur.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte Brockhaus noch schwerere Kämpfe zu bestehen als beim Beginn seines Wirkens. Die preußische Regierung ordnete 1820 eine Recensur seines gesammten neuen Verlags an und lähmte dadurch seine Thätigkeit auf das Empfindlichste. Die Kämpfe, die er darüber, sowie gegen den Nachdruck und für die Preßfreiheit (die in ihm stets einen kräftigen und furchtlosen Vertheidiger fand) zu bestehen hatte, in Verbindung mit literarischen Streitigkeiten, in die er verwickelt wurde, untergruben allmählich die Kraft und Gesundheit des thätigen Mannes.

Ausführlich ist das Alles in einem Werke dargelegt, das sein Enkel, Dr. Eduard Brockhaus, unter dem Titel: „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und Aufzeichnungen geschildert", herausgiebt; der erste Theil des Werkes erschien 1872, der zweite im Februar 1876 und der Schlußband ist unter der Presse. Wir dürfen hinzufügen, daß wir selten ein so reichhaltiges lebensgeschichtliches Werk gelesen, das zugleich mit voller Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit verfaßt ist und außerdem einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels liefert.

In den Jahren 1819 und 1820 traten Friedrich und Heinrich Brockhaus, die beiden ältesten Söhne unseres Friedrich Arnold, in's Geschäft und widmeten sich demselben — ersterer der Buchdruckerei, letzterer dem Buchhandel — mit so viel Eifer und Geschick, daß sie alsbald dem Vater die wesentlichsten Dienste leisteten und ihm so Bürgen waren für den sicheren Fort- und Ausbau des von ihm gegründeten Werkes. Leider durfte sich der Vater nur wenige Jahre des Wirkens seiner

Söhne erfreuen. Denn schon am 20. August 1823 schloß der Tod die Augen eines Mannes, der mit gerechtem Stolze auf ein reiches Leben zurückblicken konnte, Alles in Allem ein Mann, von dem ein anderer Enkel, Pastor Dr. Clemens Brockhaus in Leipzig, mit vollem Rechte am Grabe des Verewigten sagen durfte: „Unvergeßlich bleibt uns dein Andenken, du theurer Mann! Uns Allen stehst du vor Augen als das Bild des echt deutschen Mannes von urdeutscher rother Erde, voll Wagelust und Kraft, voll Schwung und Begeisterung, voll Weichheit und Tiefe des Gemüths, ebenso bewährt im Sturm der Geschäfte wie in der Stille des Hauses."

Wie unter den Händen seiner Söhne und Enkel die schöne Schöpfung so mächtig wuchs und gedieh, daß sie zu den ersten von Deutschland zählt, das zu schildern ist nicht unsere Aufgabe. Für ihre Bedeutung zeugen dreitausend Werke, welche der Verlagskatalog der Firma enthält, und die verschiedenen Geschäftszweige, welche dieselbe umfaßt: die Verlagshandlung, das Commissions- und Sortimentsgeschäft für deutsche und ausländische Literatur nebst Antiquariat, die trefflich ausgestattete Buchdruckerei, die Schriftschneiderei und Schriftgießerei, die Graviranstalt, die Stereotypengießerei und galvanoplastische Anstalt, die geographisch-artistische Anstalt mit Stahl- und Kupferdruckerei, xylographischer und lithographischer Anstalt, die mechanische Werkstätte für Letterngießerei und Maschinen für Schriftgießerei, die Stereotypie und Buchdruckerei, die Buchbinderei, Tischlerei, Schlosserei, im Ganzen ein Personal von gegen sechshundert Arbeitern beschäftigend. Und zu dem nunmehr schon siebenzig Jahre bestehenden Geschäft, das alle diese Anstalten umfaßt, hat Friedrich Arnold Brockhaus den Grund gelegt; es ist nur so ausgebaut worden, wie er es sich gedacht hatte.

Ein Wahrzeichen Karlsbads.

Der „Elephant" war ein Wahrzeichen Karlsbads. Er beschilderte das älteste und berühmteste Kaffeehaus daselbst, und trotz der seit Jahren erwachsenen und hart bedrängenden Concurrenz blieben ihm bis heute, wo es niedergerissen wird, seine Stammgäste, die Aristokratie, die Diplomatie, die Literatur und die Kunst, treu und ließen sich von den luftig hohen Räumen, dem weitaus größeren Comfort und den freundlichen Gartenanlagen anderer Etablissements nicht weglocken aus diesem dumpfen, kleinen, rauchgeschwärzten Zimmer und von den zierlichen weißgedeckten Tischen unter dem grünen Dache der Kastanienbäume der „alten Wiese".

Der „Elephant" war aber nicht nur ein Wahrzeichen der Sprudelstadt; seine Gesellschaft, wie sie sich im Wechsel der Zeiten da zusammenfand und gruppirte, gab ein gesättigtes Bild der jeweiligen politischen Strömung.

In der patriarchalischen Zeit vor 1848, als noch der Adel ausschließlich das Terrain beherrschte, die Russen mit Küche, Keller, Gestüt und Leibeigenen herankamen, die österreichische Aristokratie mit der an der Newa an Luxus, Pracht und Verschwendung wetteiferte, welch' erlesene Gesellschaft fand sich da beim „Elephant" zusammen, und wie lustig und bunt ging es da her! Die Woronzoffs und Tatischeffs, die Galizins und Trubetzkois baten hier die „Brunnenmädchen" in ihren rothen Jacken und kurzen, grünen Röcken zum Frühstücke, beschenkten nach gethaner Arbeit ein Jedes mit einem Silberzwanziger und führten sie dann zum Conditor, den sie ausplündern durften; der Fürst Bebutow spendete jeder Brunnenhebe gar noch einen neuen Anzug, aber Fürst Paul Esterhazy, der österreichische Botschafter in London, übertrumpfte sie Alle. Da fand Jedes in seiner Semmel einen goldigglänzenden Kremnitzer Ducaten eingebacken; die Musik spielte auf, und die höchste Aristokratie zweier Kaiserreiche führte die Kleinen unter freiem Himmel zum Reigen. Stolz lächelnd sieht der allmächtige Staatskanzler drein, der von seinem nahen Schlosse Königswart herbeikommt, stets im blauen Frack mit den goldenen Knöpfen, taubengrauen Beinkleidern und hoher weißer Cravatte, an seiner Seite die noch jugendliche Gemahlin. Auf ihrer Schulter wiegt sich ein grüner Papagei, und der Fürst Rohan flüstert ihr ein galantes Wort zu.

Die Baronessen Kotz, zwei alte Fräuleins, durch ihre brutale Häßlichkeit berühmt, durch ihre schriftstellerische Thätigkeit berüchtigt, wegen ihres Reichthums und ihrer Wohlthätigkeit bekannt, wegen ihrer rücksichtslosen Toilette gemieden und wegen ihrer feinen Bildung gesucht, gehörten Ende der vierziger Jahre zu den stereotypen Figuren des Kaffeehauses. Sie blieben den ganzen Sommer über in Karlsbad und den ganzen Tag über im „Elephanten". Sie nahmen hier ihr Frühstück, ihr Diner und ihre Abendsprudelsuppe ein, besorgten ihre weitausgesponnene Correspondenz, empfingen ihre Freunde und die Vorstellung vornehmer Fremden und ließen sich in deren Gegenwart nicht selten ein Paar Schuhe anmessen. Der witzige heinisirende Eremit von Gaudy war meist ihr chevalier servant. Auch die Kotz gaben Frühstücke, aber den „Eselsbuben". Da erschienen zuerst jene von ihnen gedichteten „Riesenkipfeln", welche sich zu den dermaligen stellen, wo der Ichthyosaurus zur Eidechse, und zwischen je zwei Tassen Kaffee credenzten die Fräuleins eigenhändig den mit der Führung der städtischen Esel betrauten Jünglingen Becherischen Schnaps in großen Gläsern und freuten sich baß der fröhlichen Wirkung. An ihrem Tische fanden sich regelmäßig der Erzbischof Ladislaus Pyrker, der Dichter der „Tunisias" und „Rudolphiade", welcher einer kaiserlich königlichen Verordnung zufolge auf den österreichischen Schulen zu den deutschen Classikern gezählt wurde, der Graf Alexander Fredro, der polnische Molière, Graf Schlick, der kühne Reitergeneral, der weitaus populärste Mann der Armee, eine kräftige Mannesgestalt in den besten Jahren. Die schwarze Binde verdeckt die seit Leipzig leere linke Augenhöhle, während das rechte Auge treuherzig dreinblickt; er kräuselt ununterbrochen den schwarzen, buschigen Schnauzbart und erzählt mit breitem Lachen stallduftige Anekdoten. Daneben sehen wir den Fürsten Alfred Windischgrätz, einen Mann von zugeknöpftem, kaltstolzem Wesen, der soeben den Fundamentalsatz seiner Schöpfungstheorie aufgestellt hat: „Der Mensch fängt erst beim Baron an." Der „Herr von" ist nur ein Uebergangsstadium vom Thier zum Menschen.

Jetzt tritt ein junger Mann mit soldatischer Tournüre, ernsten kalten Zügen und kühnen Blicken heran. Die Baronessen reichen ihm freundlich die Hände. Schlick legt die seine militärisch grüßend an die Krempe des hohen Cylinders, nur Windischgrätz würdigt seinen Gruß keines Dankes. Kann er es doch nicht fassen, daß man den Säbel mit der Retorte vertauscht, wie es der junge Mann erst kürzlich gethan, der aus der Armee in die Schülerzahl des Prager Chemikers Redtenbacher trat. Der Fürst verläßt mißmuthig den Tisch — beschleicht ihn eine trübe Ahnung?! Bald wird der Jüngling wieder zum Kriegshandwerk zurückkehren. Er tritt an der Spitze einer Nation in Waffen; seine Bravour, sein strategisches Genie, sein großes Feldherrntalent werden die Welt erfüllen und den kurzen Ruhm des Fürsten Windischgrätz, der aus den Feuergarben dreier eingeäscherter Städte aufleuchtete, verdunkeln, und doch wird ihm selbst im rechten Augenblick der Muth im Herzen und die Kugel im Laufe fehlen: Arthur Görgey.

Das Jahr 1848 war den Curorten nicht günstig. Auch Karlsbad stand leer. Die Russen bekamen keine Pässe, damit die bösen Beispiele nicht ihre guten Sitten verdürben. Die ungarische und polnische Aristokratie ist daheim bei der Arbeit, die böhmische schaart sich in Olmütz um den Kaiser oder in Prag oder Wien um Windischgrätz oder sitzt angsterfüllt auf ihren Schlössern. Das große Publicum hat keine Zeit, krank zu sein, noch weniger sich zu curiren, nur die Engländer sind gekommen und haben die Höhen besetzt, den Schloßberg und den „neuen Weg". Daneben rotten sich etliche Gutgesinnte, welche sich in erhebend patriotisch-dynastischer Treue für Kaiser und Reich fürchten . . . . um einen ausgepeitschten Magistratsrath und einen pensionirten Steuereinnehmer.

Erst die blutigen Prager Pfingsttage bringen Gäste. Der gesprengte Slavencongreß sammelt sich hier, und sein Hauptquartier ist der — „Elephant". Da präsidirt Palazky, der landständische Geschichtsschreiber und „Vater der czechischen Nation",

steif und pedantisch, das Urbild des deutschen Professors, auf dessen Freiheitssinn fingerdick der Staub der Archive lag. Er springt jetzt rasch auf und begrüßt mit tiefen Bücklingen den Grafen Stadion, der unter seiner Anleitung die „ruthenische Nation“ zur Bekämpfung der Polen erfindet und angeblich erst als Minister wahnsinnig wurde. Auch Rieger, der „Schwiegersohn der Nation“, ist da. Ferner zeigt sich uns Hawliczek, der größte Journalist der Nation, den sie aber dann so schmählich verleugnete und den die Regierung durch die Internirung nach Tirol kalt stellte. Liebelt ist unter der Gesellschaft, der Pole, welcher seine Landsleute mit der deutschen Philosophie und in einem prächtigen Essay mit Hegel bekannt machte und der stets weiter rückt, wenn sich der Renegat, der getaufte und czechisirte deutsche Jude Gabler herandrängte, der das Wesen der deutschen Philosophie leugnete, Belisar für einen Czechen erklärte und dafür von der dankbaren Nation mit dem nationalen r (rsch) in seinem Namen belohnt wurde. Im Eingange des Kaffeehauses sitzt ein untersetzter Mann mit dunkelgelbem Teint, einem Plantagenbesitzer nicht unähnlich, in einem bunten großgeblümten Kottonschlafrocke, von einem riesigen Calabreser überschattet, auf dem zum Aerger der Slaven eine kolossale schwarz-roth-goldene Cocarde baumelt: Heinrich Laube, der hier seine Wahl in's Parlament von dem Karlsbader Landbezirke erwartet. Die Karlsbader Nationalgarde, ein Regiment theils steifbeiniger Schneidergesellen, theils spitzbäuchiger Bäcker, geführt von einem jubilirten wildbeschnurrbarteten Steuereinnehmer, defilirt im Sturmschritte vorüber. Auch Volkstribunen treten auf. Begeisterte Reden für die Abschaffung der Steuern und Erhöhung der Curtaxe werden gehalten. „Nieder mit den Steuern! Hoch die Curtaxe!“ heißt der Schlachtruf, dem das Echo der Wälder seine starken Lungen leiht.

Der Tag von Vilagos ist blutig aufgegangen. Ungarn liegt zu den Füßen des Czaren, und seine besten Söhne hängen an den Debrecziner Galgen. Die Verfassungen sind alle revidirt oder aufgehoben; Schleswig-Holstein wird in Olmütz den Dänen ausgeliefert, und der alte Bundestag ist wieder eröffnet. Säbel und Krummstab herrschen. Der Staat ist auf die Spitze der Bajonnette gestellt und von Baldachinen überdacht. Mit dunklen Kutten und breiten Jesuitenhüten werden die Fenster des Staates verhangen, damit kein heller Lichtstrahl hineinfalle. Der Weihrauchgestank verpestet den frischen Lufthauch. Drüben herrschten Polizei-Ordonnanzen und die strengste Kirchenzucht, und Stahl's geflügeltes Wort von der Umkehr der Wissenschaft wird zum Feldgeschrei; hier regieren Bach, Grünne und Leo Thun. Im „Elephant“ obenan sitzt jetzt der Commandant des Militärbadehauses, welches die Karlsbader als Sühne für ihre „Revolution im Sprudelbecher“ gebaut haben, der sich aber als Commandant von Karlsbad gerirt. Er commandirt die Gäste der Kaffeehäuser und die des „Hôtel Schild“, wo er speist, die Tänzer auf den Reunionen und die Trinker an den Brunnen, an denen er allein mit der Pfeife im Munde erscheint. Neben der alten gefürchteten „Hofdame“ Esibeni sehen wir die Wittwe des auf der Ofener Brücke ermordeten Grafen Lamberg und die fromme, noch immer schöne Fürstin Lichnowski. Ein junger feiner Domherr tritt jetzt mit graziösem, tändelndem Schritte heran und bietet den Damen Rosen an — es ist der galante Domherr, jetzt Cardinal Schwarzenberg; am Tische nebenan sehen wir in Trauergewändern zwei hohe fesselnde Frauengestalten mit verklärten Schmerzenszügen: die Wittwe des erhängten Batthyani, und die Mutter des im Exile weilenden Andrassy, dann erscheint auch ihr steter Begleiter, der tiefgebeugte alte Nadasdy, der vier Söhne im ungarischen Kriege verlor, zwei unter den kaiserlichen Fahnen, zwei unter dem weiß-grün-rothen Banner. Es herrscht eine gedrückte Stimmung; man spricht leise und vorsichtig. Nur von dem kleinen Tische am Eingange des Kaffeehauses klingt ein lautes fröhliches Geplauder, und wenn die dichten Rauchwolken, welche den mächtigen Tschibuks entströmen, zerfließen, wird der hübsche Kopf des Grafen Grünne sichtbar, des „kaiserlichen Generaladjutanten ohne Porteseuille“. Sein Partner, der untersetzte kurzhalsige Mann mit dem bläulich schimmernden Rothweinteint, dem buschigen bis zu den Augen aufgedrehten Schnurrbarte und dem martialischen Paradebaß, ist der künftige Befreier Italiens — Graf Gyulai. Im äußersten Winkel, einsam in sein Journal vertieft, sitzt ein vollkräftiger Mann mit schwarzem Barte und tiefwallendem Schwarzgelock, einen mächtigen Sturmhut auf dem Haupte, eine schwarzrothgoldene Cravatte um den Hals geschlungen — Georg Herwegh.

Die Schlacht von Solferino ist geschlagen. Victor Emanuel zog in Mailand ein, der Großherzog von Toscana in Schloß Schlackenwerth (bei Karlsbad). Grünne ist „Stallmeister ohne Porteseuille“, und Bach barfüßelt in Rom. Leo Thun sitzt im Herrenhause auf den Trümmern des alten Oesterreich, schaart die Czechen um sich, die ihn Anno 1848 in Prag gefangen hielten, und ruft sein Wehe über die neue Ordnung. Schmerling regiert in Wien, der vormärzliche Liberale, der politische Schöngeist, und wählt Baco de Verulam's „Wissenschaft ist Macht“ zu seinem Wahrspruche, ohne ihn aber wahr zu machen. Der Commandant Pirenger kann sich aber in die neue Ordnung noch immer nicht finden — ihm fehlt der Glaube an ihre Dauer, und er will sie nur gelten lassen, wenn die Armee in rothen Hosen steckt, denn die rothen Hosen der Franzosen haben allein gesiegt, ist seine Ueberzeugung. Er verschimpfirt den Re Galantuomo und verdammt Preußen, weil es Oesterreich im Stiche gelassen.

Im Jahre 1865 erscheint aber der König von Preußen selbst am Sprudel und im „Elephanten“, nimmt freundlich lächelnd die Krankheitsberichte ihm bekannter Persönlichkeiten entgegen und hat für Jeden ein liebenswürdiges Wort. Bismarck, stets im Zwillichrocke und stark strapazirten Calabreser, Grammont, immer mit hohem Cylinder, und Rouher, schon des Morgens mit der Ordensrosette im Knopfloche, Graf Rechberg, der eine frappante Aehnlichkeit mit dem von den „Fliegenden Blättern“ bereits längst pensionirten Mentor des Herrn Baron Beisele hat, nehmen ihren Frühkaffee am Tische der Marquise Liadière ein, einer bereits abgeblühten Dame, welche nahe Beziehungen zu Napoleon unterhält. Gegenüber ist das Künstlerviertel: Auerbach im Tirolergewand, Beckmann, der immer tausend Schnurren und Schnacken bereit hat, Dr. Kalisch, welcher, meistens schweigsam und melancholisch, nur hier und da ein malitiöses Lächeln über seine feinen Lippen gleiten läßt oder ein feines Wort in die Unterhaltung wirft, Dawison an der Seite von Charlotte Birch-Pfeiffer, die in ihrem Rollwägelchen spazieren sitzt, Löwe-Calbe, der verdrossen und mißmuthig zu Bismarck hinübersieht.

Das Jahr 1865 ist der Glanz- und Höhepunkt der preußischen Gesellschaft in Karlsbad. Dann aber folgt das Jahr 1866. Eine schlechte Saison — der „Elephant“ steht verwaist. Der Commandant Pirenger beruhigt barsch die ängstlichen Gemüther. Er ist des Sieges gewiß, denn die österreichische Armee hat jetzt rothe Hosen und die preußische Landwehr besteht nur aus uniformirten Schneidergesellen. Als die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz eintrifft, legt er seinen Militärhauscommandostab traurig hin und ruft wie Hebel's Meister Anton: „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“ Im Herbst ist der „Elephant“ wieder bevölkert. Er ist der Lagerplatz der preußischen Officiere, die hier durchziehen, darunter gar viele altbekannte Gesichter, traute Stammgäste wie die Generale Rauch, Alvensleben, Mülbe, Baier, die hier seit Jahren jedes Kind als tapfere Sprudeltrinker kannte. Anstatt des friedlichen Bechers hängt jetzt das Schwert an ihrer Seite.

Jetzt gewinnen die anderen Cafés an gesellschaftlicher Bedeutung. Die Welfen und die Süddeutschen verlassen den „Elephanten“ und siedeln zur Krone über, wohin ihnen auch die Mehrzahl der österreichischen Aristokratie folgt. Der Kern des norddeutschen Bundes und die Russen bleiben dem „Elephanten“ treu, bis der Tag von Sedan wieder Alle daselbst vereinigt.

Von der unter dem Schlagwort „Volkswirthschaftlicher Aufschwung“ von der zeitgenössischen Geschichte gebuchten Schwindelepoche blieb der „Elephant“ unberührt. Er behielt seine alten Gäste. Die Ritter der Börse, die Fürsten der Hausse, der protzige, dünkelhafte „Neue Adel“ mit seinen Frauen, Maitressen und Töchtern bezogen die neuen Cafés. Bis zur letzten Stunde — wenn diese Zeilen vor dem Leser erscheinen, existirt der „Elephant“ nicht mehr — also ein halbes Jahrhundert hindurch, war der „Elephant“ der Vereinigungspunkt der Karlsbader „Gesellschaft“, ein offener Salon, in welchem sich Adel und Schönheit, Geist und Wissen, Kunst und Literatur aller Völker und Zonen bei dem besten Kaffee traulich zusammenfanden.

Julius Walter.

Bühnen-Erinnerungen.

4. In den „böhmischen Wäldern".

In einem schönen Sommer durchwanderte ich das an landschaftlichen Schönheiten reiche Nordböhmen. Die von Theodor Körner besungene Burgruine Schreckenstein war an einem heißen Nachmittage mein nächstes Ziel. Die Ruine, dem fürstlichen Hause Lobkowitz gehörig und von ihm erhalten, lohnt reichlich die Mühen einer Besteigung. Auf einer Felsenmasse gelegen, die keck in die Elbe vorspringt, bietet sie dem Wanderer einen herrlichen Tiefblick zum schönen Strom hinab.

Beim Durchblättern des Fremdenbuches fielen meine Augen auf eine höchst fragwürdige Gestalt, welche an einem etwas entfernten Tische Platz genommen hatte. Der Mann, der etwas Affenartiges hatte, begrüßte mich mit komisch-grinsender Freundlichkeit.

„Servus!" —

Ich hatte eigentlich die Absicht, dem Grüßenden den Rücken zuzudrehen. Aber ein forschender Blick, den ich über ihn gleiten ließ, hielt mich davon ab. Ich war immer ein Freund von seltenen „Charaktermasken". Das war eine.

„Servus!" wiederholte der Mann nochmals freundlich grüßend und nickend. Ich antwortete ihm kühl:

„Guten Tag!"

„G'fallt's Ihnen da heroben?"

„O ja!"

Meine neue Bekanntschaft zog ein nichts weniger als sauberes Papier aus der Tasche eines wenigstens dreißig Jahre alten schwarzen Frackes und entfaltete den Inhalt, Brod und Käse, auf seinem Schooße, der durch das enge Zusammendrängen von zwei mageren Beinen gebildet wurde. Diese Beine steckten in schottisch carrirten Pantalons. Ich wähle mit Absicht dieses Fremdwort, denn es bezeichnet einen schon längst aus der Mode gekommenen Beinkleiderschnitt. Nachdem der Mann, mir fortwährend freundlich zugrinsend, seinen Tisch arrangirt hatte, zog er eine sonderbare Mütze mit auffallend breitem Schirm vom Haupte und lüftete ein wenig das alte, schwarze Tuch, welches er um den Hals trug.

„Guten Appetit!" rief ich ihm zu.

„Ich dank'." — Stöhnend fügte der Mann hinzu: „Wann ma jetzt a Pilsener hätt', bei derer Hitz'!"

Ich rief den Wirth und bestellte „zwei Bier".

Der schwarze Frack und die schottisch Carrirten erhoben sich und das Gorilla-Antlitz ihres Trägers verzog sich unsagbar komisch. Das Original fuhr mit seiner breiten, braunen, knochigen Hand durch den schwarzgrauen Haarwald, welcher sich bis in den Nacken erstreckte, strich sich dann wohlgefällig das blauschwarze, unrasirte Gesicht, in welchem eine platte Nase saß, und sprach:

„O, i bitt' Ihnen."

Dann begann der Kauz Brod und Käse zu vertilgen. Der Wirth brachte das Bier.

„Prosit!"

„G'seg'n's God!"

Ich beneidete den Mann um die Kehle. Als ob sich das von selbst verstünde, rief er den Castellan zurück und übergab ihm das geleerte Glas zu neuer Füllung, indem er mit freundlichem Gesichterschneiden auf mich zeigte.

„Euer Gnoden san ka Oestreicher?"

„Nein!"

„Aber a Deitscher san Euer Gnoden?"

„Ja!"

„Hm, hm!" nickte er und nahm einen manierlichen Schluck. Nach einer kleinen Pause, die das Geräusch seiner langsam zermalmenden Kinnladen ausfüllte, fragte er plötzlich: „Euer Gnoden verzeih'n — was san denn Euer Gnoden?"

„Reisender."

„Hm! — Sunst nix?" — Die Sache fing an mir Spaß zu machen.

„Sonst? Nicht viel! Es ist zwar keine Schande, aber schön ist's auch nicht von mir."

„Wie meinen Euer Gnoden?"

„Ich bin Schauspieler."

Mit affenartiger Geschwindigkeit schoß das Original in die Höhe und saß dann plötzlich dicht neben mir auf der Bank. Der komische Kauz streckte mir seine Hand entgegen, und als ich diese, wegen der daran haftenden Mahlzeitreste, mißtrauisch beobachtete, rief er freudig:

„Schlagen's ein! Ich hob' mir gleich so was denkt. Ich bin der Theaterdirector Pospischil."

Alle Achtung! — Ich hatte schon viel gehört von den böhmischen „Schmierendirectoren" und von dem Treiben der böhmischen „Schmieren" überhaupt. Auf diese Wirklichkeit war ich indessen doch nicht gefaßt. Diese Wirklichkeit verwirrte mir die Sinne, und mit befangener Verwirrung schlug ich ein in die dargebotene Rechte des Mannes und sprach halblaut und mechanisch:

„Sehr angenehm, Herr Director!"

Das freudestrahlende Ungethüm hielt meine Hand fest zwischen seinen breiten, braunen „Bratzen", wie man dort zu Lande sagt.

„Ah, schau'n S' — dös g'freut mich. Schau, schau! Ein Herr Collega von der Kunst! Hab' mir's glei' denkt. Unserans kennt sich aus als alter Director. Hab's glei' g'wittert — die Schminken, die Schminken!"

Es war so viel Herzlichkeit in der naiven Art des böhmischen Schmierendirectors. Mein Unwille gab sich ihr gefangen. Ich befreite meine Hand nach einem freundschaftlichen Drucke aus der gefahrdrohenden Umklammerung des Naturmenschen. Saß doch da vor mir eine der Gestalten der Ur-Hygieine, welche die „Fliegenden Blätter" mit so köstlichem Humor gezeichnet haben. Freundlich fragte ich, nachdem ich noch weiteres Bier bestellt hatte:

„Wo spielen Sie denn gegenwärtig, Herr Director?"

„Gar net weit von hier. In Schönprießen bei Aussig. Ich sag' Ihnen — ein feiner Ort!"

„Haben Sie heute Vorstellung?"

„Wissen S', Herr Collega, bei derer Hitz' und dem schönen Wetter spüll'n ma nur mehr drei Mal in der Wochen. Morg'n wird g'spüllt. Morg'n san ‚Die Raiber'."

„‚Die Räuber'?!"

„Ja. Die Schillerischen. Kummen S' doch aussi zu uns, Herr Collega, morg'n Abend! Ich sag' Ihnen, es wird beim alten Pospischil a guete Kumedi g'spüllt. Und g'rad' jetzt mit mei'm Gast!"

„Wer gastirt denn bei Ihnen?"

Herr Director Pospischil zog ein merkwürdiges Gesicht und wiegte nachdenklich den Riesenschädel.

„Ja, schau'n S', Herr Collega, wer mei' Gast eigentlich is, weiß ich so genau selber net. Er is vor fünf Täg' zug'reist und hat bei mir ang'fragt, ob ich ihn net spüll'n lassen wollt'. Unter uns — er schaut eigentlich nicht aus wie a ‚Gast'; er hält halt nix auf's Aeußere; er is sehr desolat."

Daraufhin mußte ich mir das Costüm Pospischil's doch noch einmal genauer ansehen. Dieser begriff instinctiv, was ich mit meinem fragenden Blicke sagen wollte, und sprach mit einer Art Verschämtheit:

„O, Herr Collega, mich dürfen's so genau nit darauf anschau'n. Ich bin an alter Kerl, an die Sechszig, und seit dreißig Jahrl'n Director. Ich bin a gueter Kerl, und wann meine Leut' schlechte Zeiten haben, siecht ma's z'erst an mir. Und dann hab' ich auf meine alten Täg' eine Dummheit begang'n, daß ich alle Stund' a paar Mal mei paladatschetes G'fries mit Watschen regalir'n möcht'."

„So?"

„J—a!" seufzte Pospischil in langgezogenem Tone. „Schaun's, Herr Collega, so an alter Dalk, wie ich war. Kummt da vor zwei Jahr'n a erschte Liebhaberin zu mir, das heißt — eigentlich war's damals nur a Kindermädchen aus Dresden, was die Herrschaft in Karlsbad davongejagt hatte — also die kam zu mir. Ich sag' Ihnen, Herr Collega, eine famose Schauspielerin! Was soll ich lang' reden; ich wollt' sie mir festmachen und hab's geheirath't."

„Ah!"

„J—a!“ seufzte Pospischil wiederum mit Nachdruck. „Wissen's, Herr Collega, es war a dalketer Streich. Vierzehn Täg' nach der Hochzeit fängt der Liebhaber an, um mei braves Weib herum zu manövriren. A bildsauberer Bub' is's — dös mueß i' sag'n. Er war ehnder Tubabläser in einer Regimentsbanda. Aber was z' vüll is, is z' vüll. Mei braves Weib läßt sich fangen und wendet Alles an ihn. Vor vier Wochen hat's mir alle acht Oellampen verkauft und hat ihm für den Erlös a paar Kravatteln zum Präsent g'macht. Ich hab' keine Ahnung davon, und als ich Abends die Lampen richten will zur Kumedi — san's alle pritsch, und ich mußt' die Leut' eingetretener Hindernisse wegen wegschicken.“

Ich mußte lachen. Pospischil war ein höflicher Mann. Er lachte mit.

„Aber Ihr Gast?“ fragte ich dann.

„Ich komm' schon d'rauf. Vor fünf Täg' ungefähr mach' ich a kurze Permissionsreis'n in a Dorf, was vier Stunden entfernt ist. Ich komm' nach Haus — und was glauben der Herr Collega? Ich tret' in meine Stub'n — steht mei erster Liebhaber d'rin und küßt mei braves Weib. ‚Herr,‘ schrei' ich, ‚das is Mißachtung der Direction; das kost't einen halben Gulden Straf‘ — da thut sich die Zimmerthür auf und herein tritt der Mensch.“

„Wer? — Ihr Gast?“

„Ja. Er lacht unbändig über mei wüthendes G'fries und declamirt was. Was's war, hab' i' nöt verstand'n. Dann fragt er, ob ich ihn nöt möcht' gastir'n lassen. Ich schau' ihn von oben bis unten an und gieb ihm zu verstehen, er schien' mir auch der rechte ‚Gast‘ zu sein. Da wird er grob, und meint', ich solle mit einem Hofschauspieler anders umgehen. Ergo: ich lass' ihn vorgestern spüll'n — den Holtei'schen Hansjürgel. Ich sag' Ihnen, Herr Collega, der Kerl hat den Teufel im Leib'. So was von Kumedi hab' ich noch nicht gesehen. Aber — unter uns —“

„Nun?“

„Ich glaub' —“

„Was?“

„Er sauft.“

„So?“

„Ja. Aber a Capitalkerl is er. Morg'n Abend spielt er den Franz. Schau' sich der Herr Collega morg'n Abend mei'm Gast an! Er spüllt a ganz sonderbare Kumedi.“

Der „Gast“ begann mich zu interessiren. Ich sagte zu.

„Geh'n der Herr Collega mit nach Aussig z'ruck?“

„Ich bleibe noch ein Stündchen hier. Auf Wiedersehen, Herr Director!“

„B'hüet's God derweil!“

Director Pospischil schüttelte mir sehr herzlich die Hand und ging. Ich suchte mir ein bequemes Plätzchen. Der Vollmond stand schon lange als blasse Scheibe am Himmel. Die Abendschatten wurden tiefer und tiefer, der Mond heller und heller. In der jäh abfallenden Tiefe glänzte, mild beleuchtet, der Strom; die Sterne zweiter und dritter Größe wurden sichtbar; kein Lüftchen regte sich; unten verfolgte ein verspäteter Dampfer seine Bahn; war es ein Wunder, daß meine Gedanken ganz der herrlichen Natur gehörten und nur dann und wann Pospischil's „Gast“ sich als lösenswerthes Räthsel in den Genuß drängte?

Die späteren Abendstunden des folgenden Tages fanden mich auf der Landstraße, welche von dem Städtchen Aussig nach dem nahen Dorfe Schönprießen führt. Mit Absicht hatte ich die späte Stunde gewählt. Es lag mir zunächst nichts daran, Pospischil's Bekanntschaft zu erneuern oder die seiner Mitglieder zu machen. Ich rechnete darauf, daß die „Kumedi“ schon begonnen habe. Ich hatte mich nicht getäuscht. Als ich in den kleinen engen Saal des Dorfwirthshauses trat, wurde bereits „gemimt“. Ich drückte mich still in eine Ecke; denn ich habe es noch nicht gelernt, die Entwürdigung der Kunst heiter hinzunehmen. Der gerade bei meinem Eintritte gefallene Vorhang hob sich unter Schwierigkeiten wieder. Die Wirthshausscene des ersten Actes begann. Karl Moor trat auf und leistete in Bezug auf Verständnißlosigkeit und Gebrüll etwas, wie ich es nur noch einmal in gleicher Güte an einem großen Hoftheater gesehen habe. Uebrigens war Karl Moor wirklich „a bildsauberer Bub'“, höchst wahrscheinlich der vielgeliebte frühere Tubabläser. Der Rest ist Schweigen. Ich hätte mich gern schon jetzt entfernt. Der noch zu erwartende „Gast“ fesselte mich indessen.

Der schwermüthige Vorhang hob sich. Der zweite Act begann. Franz saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische. Der berühmte Monolog vom „Arsenal des Todes“ begann.

Es ist ein eigenes Ding um die Wechselwirkung zwischen Darsteller und Zuschauer. Wer erklärt die ungeheure Macht des genialen Menschendarstellers? Der Franz da oben war ein Genie. Man vergaß die überreife Persönlichkeit; man vergaß das etwas mitgenommene Organ. Man empfand so manche Sonderbarkeit nicht — es war eben eine geniale Darstellungsweise. Ich mußte den Schauspieler, der dort auf dem „Nudelbrett“, wie die Komödianten eine sehr kleine Bühne nennen, agirte, schon irgendwo gesehen, ja bewundert haben. Vor Jahren allerdings. Ich suchte und suchte in meinem Gedächtniß. Endlich hatte ich's. Der Schauspieler, der da oben mit allen Zeichen eines Rausches Komödie spielte, war der geniale Wilhelm Kl.... — Die mir gewordene Klarheit hatte etwas Entsetzliches für mich. Ich hatte keinen Sinn mehr für die Vorstellung. Der elende Unsinn der Darsteller berührte mich nicht. Ich sehnte mich nach dem Ende, denn ich mußte den „Gast“ sprechen. Als der Vorhang, besser das Leichentuch, über dem nichtswürdig zersetzten und umgebrachten Stücke gefallen war, drang ich hinter die Coulissen. Ich rannte den freundlich grinsenden Pospischil fast über den Haufen, kümmerte mich nicht im Geringsten um die boshaften Bemerkungen der Komödianten, welche mich in allen Dialecten umschwirrten — ich suchte nur den „Gast“ und nahm ihn in Beschlag. Wie ich es fertig brachte, nach so kurzer Zeit mit Wilhelm Kl.... in einem Privatstübchen des Wirthes bei einer guten Flasche zu sitzen, weiß ich heute noch nicht. Genug, wir saßen bei einander, und mein sonderbares energisches Vorgehen hatte wenigstens ein Gutes bewirkt: es hatte den erstaunten „Gast“ so ziemlich ernüchtert.

„Mensch, wie kommen Sie hierher?“ fragte ich etwas ungestüm.

Kl...., warf mir einen aus Hohn und Wehmuth gemischten Blick zu und meinte:

„Es ist allerdings eine etwas sonderbare Umgebung für einen ehemaligen Hofschauspieler. Indessen,“ er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und that einen tiefen Zug aus dem Glase, „es wird ja überall mit Wasser gekocht.“

„Allerdings. Aber kann Ihnen dieses schauerliche Trostwort der Mittelmäßigkeit genügen?“

„Was wollen Sie? Doch lassen wir das! Erklären Sie mir lieber, wie es kommt, daß so viele geistig gut ausgestattete Menschen dem Fatalismus zuneigen. Ich bin — vielleicht leider! — immer Fatalist gewesen.“

Sonderbar! Der Mann litt noch an den Folgen seines Rausches und sprach doch klar und vernünftig. Er fuhr fort:

„Die Umgebung wäre noch das Wenigste. Erbärmlichkeit und Dummheit finden Sie zur Genüge auch an den ersten Bühnen.“

„Leider. Aber —“

„Hören Sie mich zu Ende! Hier, in diesen Verhältnissen, weiß man doch, daß man es mit der nackten Dummheit zu thun hat. Aber oben, bei den ‚großen‘ Bühnen ist die noch hassenswerthere überfirnißte Dummheit zu finden. Hier hat man es mit der meist gutherzigen Rohheit, dort mit der katzbuckelnden, kriechenden Gemeinheit zu thun. Hier fehlt das Geld, um das äußerlich Erträgliche herzustellen; dort rinnen die Tausende durch hundert Hände, die auch nichts Gescheidtes zu Stande bringen.“

„O, o!“

„Gewiß!“ fuhr er heftig fort. „Ich kenne das genau. Hier freuen sich die armen Komödianten wie das Kind auf's Weihnachtsfest, wenn ihr Director einmal ein neues Stück ergattert; dort ist der Schlendrian in Permanenz. Dem rohen Karl Moor pocht hier das Herz bei seiner urwüchsigen Komödie; dort wird Ihnen Beamtenkomödie vorgespielt, und wenn Sie ein genauer Kenner sind, können Sie dem Betreffenden an der Art seiner Darstellung gleich ansehen, wie viel Tausende er Gage hat. Hier ist das Kammerkätzchen froh, wenn es ein

nettes und reines Kattunkleid tragen darf, dort zieht sich das einfachste Bürgermädchen im Laufe des Abends sechs Mal um, nur um die neuen Stoffkleider zu zeigen. Hier ist die allmächtige Reclame, hier ist die bezahlte Claque eine unbekannte Größe; dort —"

Er schwieg mit einer letzten spöttischen Bemerkung und that einen zweiten starken Zug. Seine Augen blickten hell und geistvoll. Es that ihm sichtlich wohl, in dieser Unterhaltung einmal das ihn umgebende Elend zu vergessen. Vielleicht suchte er auch mit den dramaturgischen Spitzfindigkeiten, die er nun vor mir entwickelte, sich vor sich selbst zu entschuldigen, daß er sich hier befinde. Eine geistvolle, wenn auch allzu schwarz gemalte Schilderung der gegenwärtigen Theaterverhältnisse schloß er mit den Worten: „Schlendrian, Dummheit, Frivolität und Reclameschwindel, das sind die hervorragenden Eigenschaften des gegenwärtigen deutschen Theaters. Hier wie dort — es wird überall mit Wasser gekocht."

Kl....'s Hände führten wiederum das Glas zum Munde. Seine Absicht, sich gewissermaßen zu rechtfertigen, erreichte er nicht bei mir. Ich empfand nach dem Gehörten noch viel tiefer das entsetzliche Gefühl, einen solchen Menschen in solcher Lage zu sehen.

„Sie gewinnen mich nicht!" sagte ich ihm. „Um der Scylla des Parquets zu entgehen, wirft man sich nicht in die Charybdis der Pfütze."

Er antwortete nicht. Wir schwiegen eine Weile. Dann fragte ich: „Lieber Kl...., Sie können doch ein offenes Wort ertragen?"

„Ich denke."

„Wissen Sie, wem Sie gleichen?"

„Nun?"

„Dem Fuchse in der Fabel von den sauren Trauben."

Er sah mich scharf und unwillig an. Ich hielt den Blick ruhig aus und fuhr fort:

„Erzählen Sie mir, was Sie wollen! Sie sind doch unglücklich, hier zu sein. Sie empfinden den Zwiespalt, ein großes Talent, vielleicht gar ein Genie, aber niemals ein Charakter gewesen zu sein, doch recht drückend. Ich habe mich immer bemüht, für meine Mitmenschen ein entschuldigendes Verständniß zu haben — dieser Zwiespalt ist Ihr ganzes Unglück."

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und stützte dann den Kopf in beide Hände. Ohne mich anzusehen, murmelte er halblaut:

„Um mich haben ein Dämon und ein Engel gekämpft. Der Engel — mein Weib — unterlag im Kampfe. Seit dem Tode meines Weibes bin ich ein schwankendes Rohr im Winde, ein meiner Leidenschaft willenlos hingegebener Mensch. Es ist zu spät zu Besserungsversuchen. Die Sache wird ja bald das übliche Ende haben. Meinen Sie nicht, daß mir der wohlbekannte Platz hinter dem Zaune aufgehoben bleibt für alle Fälle?"

Ich brachte kein Wort über die Lippen.

„Mein armes Weib!" rief er plötzlich mit tiefem, innigem Gefühl, indem er die thränenvollen Augen mir zuwandte. „Wäre sie mir geblieben! Ihr milder Zuruf hätte mir bis an's Ende bleiben sollen, dann —"

Er trank hastig.

„Haben Sie eine Ahnung davon, wie's kommen kann, daß ein Weib eine solche Macht gewinnt über einen so leidenschaftlichen Menschen, wie ich es bin? — Ich will Ihnen ein Nachtstück in Callot's Manier erzählen."

„Da ist ein Mann," fuhr er nach einer Pause fort, „der sein Weib, die Mutter seiner Kinder, herzlich liebt. Das geliebte Weib duldet und schweigt, bleibt immer die aufopfernde, sorglich mahnende Gattin. Die unedle Leidenschaft des Gatten erpreßt ihr in einsamer Nachtstunde manche Thräne. Sie verbirgt ihre Thränen, soviel wie möglich, vor dem reizbaren Gatten. Da stirbt dem Paare ein Kind. Noth herrscht im Hause. Verzweiflung und Reue treiben den Vater, wie so oft, zur Flasche. In später Nachtstunde kehrt er berauscht heim. Schwankenden Ganges betritt er das Zimmer, während im anstoßenden Gemache die trostlose Mutter einsame Thränen dem geschiedenen Lieblinge nachweint. Da — ein Fall — ein Krach — ein Schrei — die entsetzte Mutter eilt mit der brennenden Lampe herbei und sieht — den Vater ihres Kindes, sinnlos berauscht, auf dem offenen, kleinen Sarge liegen, der die sterblichen Reste enthält und den der Unselige im bewußtlosem Falle mit sich niedergerissen hatte." —

Lange Zeit herrschte tiefe Stille zwischen uns. Mit erstickter Stimme sprach Kl.... dann:

„Seit dieser Nacht lenkte mich mein engelgleiches Weib mit einem Worte. Begreifen Sie nun, was ich ohne sie geworden bin?"

Er leerte das Glas.

„Gute Nacht!"

Er reichte mir die Hand und bat mich, zu bleiben. „Ich wohne in der Nähe und —" mit eigenthümlicher Betonung schloß er — „ich brauche heute Abend keine Begleitung." —

Tief erschüttert kehrte ich in früher Morgenstunde nach Aussig zurück. Den braven Pospischil habe ich nicht wieder gesehen. Kl.... ist vor nicht langer Zeit im Krankenhause einer kleinen norddeutschen Residenz gestorben. Ein genialer Schauspieler, ein tüchtiger Lustspieldichter ist mit ihm dahin gegangen. Schlummere friedlich, Du vom Dämon Gejagter!

Arno Hempel.

Deutschlands große Werkstätten.

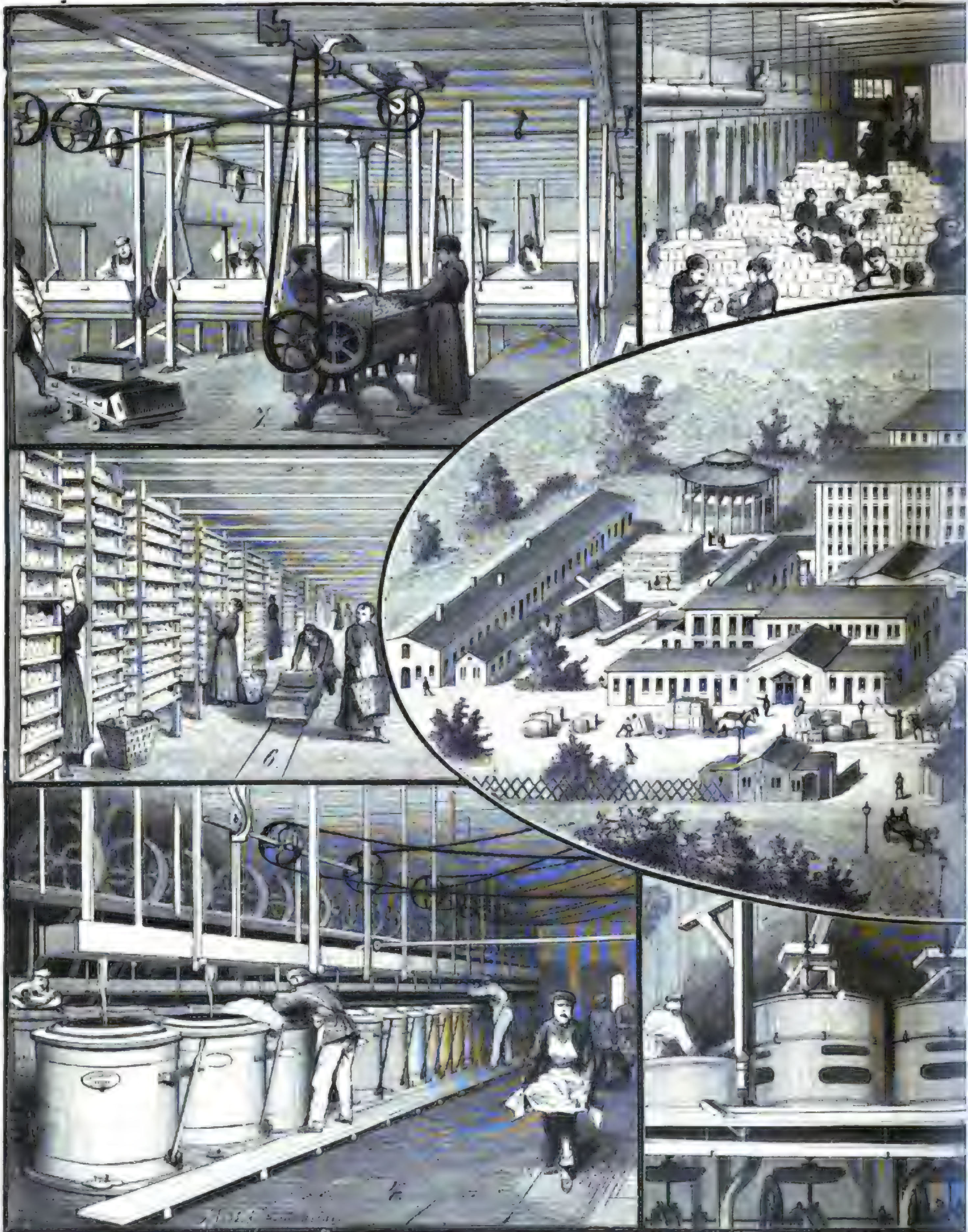
Kleinstaatliche Industrie am Teutoburger Walde.

Das Fürstenthum Lippe, zu dessen Hauptstadt, dem anmuthig gelegenen Detmold, im verflossenen Sommer so viele Tausende von nah und fern zogen, um das Fest der Vollendung des National-Denkmals auf dem Teutberge zu begehen, ist in mancher Beziehung in seiner wirthschaftlichen Entwickelung zurückgeblieben. Obwohl das Ländchen ringsum von Eisenbahnen umgeben ist, fehlt ihm doch bis zu diesem Augenblicke jeder Anschluß an das große vielmaschige eiserne Netz, welches sich heutzutage verkehrerschließend und belebend über Deutschland spannt, und die Lippeschen Landstraßen, mit ihren Postjournalièren und von keuchenden Pferden gezogenen Lastwagen, gewähren noch immer denselben Anblick, wie vor fünfzig Jahren die Chaussee zwischen Dresden und Leipzig, da die „gelbe Kutsche" das Hauptverkehrsmittel bildete.

So schlummern hier noch manche Kräfte, die wie durch einen Zauberschlag erwachen werden, sobald die Locomotive ihren schrillen Pfiff in den anmuthigen Bergen und Thalweitungen des Teutoburger Waldes ertönen lassen wird.

Um so anziehender war es mir, der Einladung folgen zu können, welche unser lieber Gastfreund in Detmold an den trefflichen Zeichner der Gartenlaube, Herrn Knut Ekwall, und mich ergehen ließ: mit ihm die einzige große Fabrik des Fürstenthums zu besichtigen, welche, unweit Detmold an der Straße nach Herford gelegen, sich die Herstellung eines Artikels zur Aufgabe gemacht hat, der, auf den ersten Blick unscheinbar und für den Laien unbedeutend, zunächst durch seine Verwendung in der Hauswirthschaft, sodann in mannigfacher Weise zu industriellen Zwecken, wohl auch einmal Beachtung und Betrachtung seitens des großen Publicums verdient. —

Obgleich Rohstoff und Fabrikat der Stärkefabrik von E. Hoffmann u. Comp. bei Salzuflen mittelst eines von der Fabrik unterhaltenen umfassenden Fuhrwerkparks von und nach der Bahn transportirt werden muß, obgleich gerade im Lipper Lande, der Heimath des wanderlustigen Zieglers und Hollandsgängers, die Beschaffung und Erhaltung eines tüchtigen Arbeiterstammes eine besondere Schwierigkeit bildet — trotz alledem und mancher anderer Ungunst der Verhältnisse besteht und blüht die Fabrik. Sie verdankt diese Blüthe der Ausnutzung kleiner und großer technischer und ökonomischer Vortheile, wesentlich aber auch dem glücklichen Umstande, daß sich auf ihrem Grundstück dicht neben einander salziges, hartes und ganz weiches krystallklares, nahezu chemisch reines Wasser vorfindet. Ersteres wirkt in überraschender



Die Stärkefabrik in Salzuflen bei Detmold.

1. Das Mahlen des Reises. — 2., 3. und 4. Mehrmaliges Waschen und Ausscheiden der Stärkesorten. — 5. und 6. Di



Nach der Natur aufgenommen von Knut Elwall.

verschiedenen Trocknungsvorrichtungen. — 7. Die Knetmaschine und Stengelstärkemaschinen. — 8. Das Verpacken der Stärke.

Weise auf die Trennung des Klebers von der Stärke, und es wird so eine unübertreffliche Weiße der Stärke erzielt, während durch das weiche Wasser die letztere absolut geschmackfrei wird.

Wenn wir die Bestrebungen, welche darauf ausgehen, die deutsche Industrie wie eine Treibhauspflanze durch künstliche Mittel, namentlich Schutzzölle, welche die fremdländische Concurrenz fernhalten, zu heben, von dem allein richtigen Standpunkte der großen Mehrheit, nämlich der Consumenten, verurtheilen, so dürfen wir andererseits nur um so unbefangener die Leistungen der deutschen Industrie anerkennen, wenn sie nicht blos auf dem heimischen Markte das auswärtige Fabrikat schlägt, sondern ihre Erzeugnisse auch die Schutzzolllinien anderer Länder durchdringen und auf den dortigen Märkten zahlreiche Kunden gewinnen und sich erhalten.

Die unserer Schilderung beigegebene Abbildung führt uns in dem Mittelbilde den ganzen Complex der Fabrikgebäude mit dem vierundzwanzig und einen halben Meter hohen Schornsteine und den zahlreichen Nebenbauten vor. Die umgebenden kleineren Bilder zeigen uns einzelne Stadien der Fabrikation der Stärke von dem Schälen des Reises bis zur Verpackung des fertigen Fabrikates. Diesem Bilde wird sich unsere Schilderung anschließen und nach einigen allgemeinen Bemerkungen die dargestellten Fabrikationsstadien erläutern.

Die Fabrik entstand vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren aus kleinen Anfängen. Das zum Theil sehr fruchtbare lippesche Land producirt ziemlich bedeutende Mengen von Weizen, und dieser bildete in der ersten Zeit ausschließlich den Rohstoff der Fabrik, welche damals wöchentlich achtzig Centner dieses Getreides zu Stärke verarbeitete. Der Betrieb nahm stetig seinen Fortgang und ist nach und nach auf einen wöchentlichen Verbrauch von zweitausendvierhundert Centnern Weizen und Roggen gestiegen.

Inzwischen brachte die Ausdehnung des Seehandels Englands mit Indien, insbesondere die Eröffnung einer Reihe von Häfen Hinterindiens, das Brod Asiens, den Reis, in bis dahin nicht gekannten Mengen und zu so niedrigen Preisen auf den englischen Markt, daß er nicht blos auch bei uns ein Nahrungsstoff für die Massen, sondern in fabrikmäßigem Betriebe zur Gewinnung von Stärke und zwar in solchem Maßstabe verwendet werden konnte, daß erhebliche Quantitäten Reisstärke aus England und Belgien nach Deutschland eingeführt wurden. Dem Bestreben, die deutsche Industrie auf diesem Felde an der auf solche Weise sich vollziehenden Umgestaltung Theil nehmen zu lassen, kam der Aufschwung der Rhedereien der deutschen Seestädte entgegen.

Schon längere Zeit hatte die deutsche Handelsmarine mit einer größeren Zahl von Schiffen an den Fahrten nach Hinterindien Theil genommen. Die Bremer und die Hamburger Flagge — eine deutsche hatten wir damals ja nicht — waren in Akyab, Rangoon, Bassein und Moulmein wohl bekannt. Deutsche Kaufmannshäuser etablirten sich in jenen an den Mündungen der hinterindischen Ströme gelegenen Handelsniederlassungen. Wie bedeutend die Reiseinfuhr aus ostindischen Häfen nach Europa sich gehoben hat, geht aus der Thatsache hervor, daß die Einfuhr im Jahre 1859 143,000 Tons, im Jahre 1874 558,000 Tons betrug.

Unter den nöthigen Controlmaßregeln gestatteten die Behörden des deutschen Zollvereins die zollfreie Einfuhr von Reis zum Zweck der Stärkefabrikation. Letztere begann in Salzuflen im Jahre 1869 mit einem Verbrauch von 200 Centner, der allmählich bis auf 4000 Centner die Woche stieg, und sich noch weiter heben wird, sobald die erschwerten Verkehrsverhältnisse durch Anschluß an eine Eisenbahn beseitigt sein werden. Das Mittelbild zeigt uns die Hauptgebäude der Fabrik: drei fünf bis sechs Stockwerk hohe, vierundsiebenzig Meter lange Bauten. Kessel- und Maschinenhaus enthalten vier Carlsst-Dampfmaschinen von zusammen zweihundertachtzig Pferdekraft und die sechs Dampfkessel, welche, nach verschiedenen Systemen angelegt, vierhundertdreißig Pferdekraft repräsentiren. (Im Jahre 1850 genügte eine Maschine von acht Pferdekraft.) Die Gebäude vor dem Maschinenhause und rechts von der Fabrik enthalten den Lagerraum, sowie Localitäten für das Trocknen und Verpacken. Der Complex von Gebäuden zur Linken umfaßt die Comptoire, das Laboratorium, die Maschinenreparatur-Werkstätten, sowie die Holzschneiderei, Böttcherei und Kistenfabrikation. Weiter links erblicken wir Arbeiterwohnungen und im Vorgrunde rechts die Wohnung des Fabrikanten.

Wir gedenken nun in Kürze der Fabrikationsmethode.

Unser Bild führt uns acht verschiedene Stadien derselben vor:

1) Das Mahlen des Reises.
2), 3) und 4) Mehrmaliges Waschen und Ausscheiden der Stärkesorten.
5) und 6) Die verschiedenen Trocknungsvorrichtungen.
7) Die Knetmaschine und Stengelstärkemaschinen.
8) Das Verpacken der Stärke.

Weizen und Roggen werden einige Tage eingeweicht, dann gequetscht und einer sechs- bis achttägigen Gährung unterworfen, welche die Lösung des Klebers von der Stärke bezweckt. Die letztere wird dann auf passenden Waschmaschinen unter Zulauf von Wasser von den Hülsen getrennt, durch wiederholtes langsames Laufen über zwanzig Meter lange und sechzig Centimeter breite Rinnen, ferner durch Centrifugiren und Passiren ganz feiner seidener Siebe von allen Klebertheilen und Unreinigkeiten befreit, darauf mittelst Trockencentrifugen und Luftpumpen in eine feste Form gebracht und endlich auf dem Boden an freier Luft oder in den zweiundvierzig durch Dampf erwärmten gewölbten Kammern fertig gestellt, um danach als Stücken- oder Strahlenstärke, in gemahlenem Zustande als Kraftmehl, oder nach dem Brennen in Oelbädern als Dextrin Verwendung zu finden.

Der Abfall, welcher aus Hülsen und stark kleberhaltiger Stärke besteht, liefert ein vorzügliches Viehfutter und das bei der Fabrikation ablaufende Wasser ein ausgezeichnetes Düngemittel.

Die Reisstärkefabrikation ist anderer Art. Nachdem der Reis geschält und von Hülsen befreit ist, wird er etwa zwölf Stunden in Sodalauge eingeweicht, um den Kleber zu lösen. Der so geweichte Reis wird unter Zulauf von Sodalauge, deren richtiges Mischungsverhältniß für die Güte des Fabrikats entscheidend ist, ganz weich gemahlen. Die weiße Stärke wird unter mehrfachem Aufrühren und Absetzen von der ordinären kleberhaltigen geschieden und in große Bassins gepumpt. Das Wasser kann nach dreitägiger Ruhe abgezogen werden, und die dickflüssige Stärke wird alsdann nach wiederholtem Waschen und einer eigenthümlichen Siebung, welche Geheimniß der Fabrik ist, in mit Leinen ausgelegte Kasten gebracht, um danach in verschiedener Weise, ganz ähnlich wie die Weizenstärke, getrocknet zu werden.

Zur Ausführung der an sich einfachen Arbeiten, die aber die allergrößte Accuratesse erfordern, bedarf es der verschiedenartigsten maschinellen Einrichtungen, deren Beschreibung hier zu weit führen würde.

Die Art der industriellen Verwendung der Stärke ist eine sehr mannigfache. Sie dient den verschiedenartigen Gewerben, Appretur, Kattundruck, Färberei und Bleicherei, Papierfabrikation, Hefebereitung &c. Die Reisstärke wurde bis dahin nur für den Hausbedarf angewandt, doch findet sie auch als Ersatz der Weizenstärke immer ausgedehntere Beachtung für die obenerwähnten technischen Zwecke.

Gleichzeitig mit der Einrichtung für Production der Reisstärke, nämlich im Jahre 1869, wurde eine Holzschneiderei erbaut, welche aus dem Teutoburger Walde gelieferte Buchenblöcke zu Brettern und Stäben verarbeitet und das Material für die Kistenfabrik und Böttcherei liefert. Eine größere Reparaturwerkstätte mit Drehbänken und verschiedenen Hülfsmaschinen, eine Kupferschmiede und eine ziemlich umfangreiche Tischlerei besorgen die bei dem großen Betriebe vorkommenden Reparaturen und stellen auch nicht unbedeutende neue Sachen her, während eine eigene Gasanstalt den Beleuchtungsstoff für circa siebenhundertvierzig Flammen der Fabrik liefert. Die Natur des Betriebes der Fabrik erlaubt nicht ein Stillstehen während der Nacht, und so ist denn ein Tages- und Nachtdienst eingerichtet.

Beschäftigt werden einschließlich der Werkstätten im Ganzen dreihundertachtzig Männer und Mädchen, letztere vorzugsweise beim Verpacken und Trocknen der Stärke; die Zahl der Angestellten ist vierunddreißig.

Wie bereits im Eingange erwähnt, bietet neben der Sorge für die Beschaffung geeigneter Arbeitskräfte der Mangel einer

Eisenbahn eine wesentliche Erschwerung des Betriebes. Diese Lücke im mitteldeutschen Verkehrssystem wurde noch kürzlich beim Hermannsfeste in den weitesten Kreisen fühlbar.

Schon aus dem Anfange der fünfziger Jahre datiren die Bestrebungen für eine Eisenbahn durch das Lippesche. Erst jetzt, nach zahllosen Enttäuschungen und Beseitigung kaum glaublicher Schwierigkeiten, läßt eine mit der mächtigen Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft getroffene Vereinbarung hoffen, daß zunächst wenigstens eine Bahn von Herford bis Detmold geführt wird.

Da die Fabrik innerhalb der Zollgrenzen Deutschlands die erste und meines Wissens bis jetzt auch die einzige combinirte Weizen- und Reisstärkefabrik ist, so hat sie ihr Absatzfeld naturgemäß hauptsächlich in Deutschland, aber auch in's Ausland sendet sie ihre Erzeugnisse; so findet in den Niederlanden, Oesterreich, Italien und neuerdings sogar auch in Rußland die Hoffmann'sche Stärke immer mehr Beachtung und vermag dort den besten englischen Fabrikaten die Spitze zu bieten.

Es mag hierbei noch des Vorurtheils erwähnt werden, daß das deutsche Publicum vielfach auch bei diesem Artikel von seiner Vorliebe für ausländisches Fabrikat noch immer nicht ablassen will und auch die Salzufler Fabrik, nachdem sie sich lange trotz materieller Einbuße gesträubt hat, doch genöthigt wurde, einen Theil ihres Fabrikats mit ihren Etiquetten in englischer Sprache zu versehen. Wir wollen hoffen, daß das mit der Zeit gründlich anders wird.

Wenn die vorstehende Skizze zu den häufigen Darstellungen der „Gartenlaube" aus dem Bereiche der deutschen Industrie einen Beitrag liefert, der sowohl in Rücksicht auf den wenig bekannten Gegenstand, wie auch wegen der noch weniger bekannten Oertlichkeit hoffentlich einiges Interesse gewährt, so darf ich mit dem Wunsche schließen, daß wenigstens die Verkehrsmisère des kleinen politisch zerfahrenen Fürstenthums bald ein Ende nehmen und ein Schienenweg das Ländchen seiner Isolirung entreißen werde. Sicher werden dann die schlummernden Kräfte, von denen ich im Eingange sprach, erwachen, und die Salzufler Fabrik würde dann der Pionier für manche Nachfolger, die dereinst für den deutschen Gewerbefleiß ein gleich rühmliches Zeugniß ablegen werden.

Blätter und Blüthen.

Die amerikanische Wildkatze. In den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten, besonders in Louisiana, findet sich die Wildkatze in großer Anzahl. Die dicht bewachsenen Sümpfe, welche sich längs des Mississippi hinziehen, verhindern die Vertilgung dieses schädlichen Wildes und fördern seine Vermehrung, und obgleich jedes Jahr nicht unbedeutende Mengen desselben geschossen werden, merkt man doch kaum eine Abnahme. Die Wildkatze sucht das abgelegenste Versteck auf, um ihre Jungen zu werfen, und findet in den natürlichen Höhlungen des Bodens oder in hohlen Bäumen für sich selbst und ihre Nachkommenschaft hinreichend Schutz vor den Verfolgungen des Menschen. Sie jagt selten bei Tage; nur bei Nacht oder am frühen Morgen wagt sie sich hinaus und schleicht umher auf dem dürren Laube, um das Frühmahl zu erspähen. Kein Baum ist dabei zu hoch, keine Erdhöhle zu tief, die undurchforscht bliebe. Selbst der Hühnerhof und die Schafheerde des Pflanzers sind ihr tributpflichtig. Das Kaninchen, der Racoon (Waschbär) und das Opossum (Beutelthier) verfallen in gleicher Weise ihren Krallen. Sie springt mit ebenso viel Gewandtheit von dem höchsten Baumwipfel auf den schlafenden Truthahn herab, wie sie geräuschlos und leicht wie eine Feder mit der Beute im Maule blitzesschnell herabsteigt. Alles ist Leben in dem Thiere, und nichts kann mit der Anmuth ihrer Bewegungen verglichen werden, wenn sie ein Wild verfolgt oder jagend mit ihm spielt. Kein Sprung ist ihr dabei zu gewaltig, nichts in ihrer Haltung ungefällig.

Ihre Natur ist gänzlich unbezähmbar; in gleicher Weise unempfänglich für Güte und Strenge, ist ihr Charakter eine Mischung von Bösartigkeit und Tücke, die keine Empfindung für irgend ein Geschöpf kennt, nicht einmal für ihre eigene Art. Vielleicht wird sie schon deshalb so unnachsichtlich verfolgt, und weil ihre Pfote sich gegen Alles wendet, so ist Jedermanns Hund, Stock oder Gewehr gegen sie gerichtet. Bringt man die Hunde auf einer Fuchsjagd auf die Spur einer Wildkatze, so lassen sie den Reinecke laufen und stürzen der letzteren nach, und wehe ihr, wenn sie ihnen unter die Zähne kommt.

An Aufregung läßt eine Jagd auf Wildkatzen nichts zu wünschen übrig. Mit Hülfe guter Hunde ist eine Spur leicht gefunden, und das Thier, aufgescheucht, eilt in mächtigen Sätzen der kläffenden Meute voran. Nach Katzenart sucht es zuerst, um der Verfolgung zu entgehen, einen Baum zu gewinnen, und diese Gewohnheit gestattet dem Jäger, sich mit ihm auf ganz vertrauten Fuß zu stellen. Ist der Baum hoch, so sucht die Katze hinter den Aesten Sicherheit und findet in der Entfernung ihren größten Schutz. Hat ihr böser Stern sie aber auf einen astlosen oder dürren Baum geführt, so daß man ihren Kopf sehen kann, aus dem zwei lebendige Feueraugen Blitze auf die unter ihr tobende wilde Schaar schleudern, so giebt es keine Rettung für sie. Trotz der grimmig in das Holz eingeschlagenen Klauen und des schäumenden Maules, trotz der in blinder Wuth gesträubten Haare bringt eine gute Schrotladung sie herunter aus ihrer luftigen Höhe, aber selten, um sie sich zu tödten. Dieses Recht nehmen meistens die Hunde für sich in Anspruch, die ihr wie besessene Teufel folgen, sobald sie den Boden berührt.

Aber das „Bäumen" ist nur einer der Kunstgriffe der Wildkatze, wenn auch vielleicht ihr bester. In Ermangelung dieses Schutzmittels nimmt sie auch ihre Zuflucht zu Erdhöhlungen und verschwindet plötzlich vor den Augen der Meute wie ein Geist. Aber diese haben die Witterung nicht verloren, und jetzt wird um jeden Zollbreit Erde gekämpft. Der erste Hundekopf, der sich in den Schlupfwinkel der Katze eindrängt, hat einen warmen Empfang zu gewärtigen. Klauen und Zähne thun jetzt ihre Schuldigkeit. Aber der gute Spürhund schreckt nicht davor zurück; entweder packt er sein Opfer und bringt es an's Tageslicht, oder er läßt die Katze sich an ihm festbeißen und schleppt sie so heraus. Sobald sich aber der Kopf der letzteren außerhalb der Oeffnung zeigt, sitzen auch so viele Zahnreihen an ihr, wie Hunde auf dem Platze sind, und ihnen muß das „neunfache" Katzenleben, trotz seiner Zähigkeit, weichen.

Auf einer Treibjagd, die mein Hinterwäldler Freund, Bob Nixon, mir zu Ehren mit einigen seiner Nachbaren oberhalb Baton Rouge in Scene setzte, stießen wir nach heißem Tagewerk noch auf eine Katze, größer, als ich sie je gesehen hatte, und müde wie die Hunde waren, gab es doch kein Halten, sobald sie die Spur bekommen hatten. Unser Wild nahm Zuflucht in einem Loche unter einer mächtigen Eiche, und an eine unmittelbare Erweiterung der engen Oeffnung war nicht zu denken. Ein kleiner, verbutteter, aber ausgezeichneter Dachshund bestand darauf, sich in die Höhle einzudrängen, und kaum war er darin, so belehrte uns auch sein schwacher Aufschrei, daß er „Anbiß" hatte. „Jetzt laßt mich hin!" rief Bob, indem er die Anderen bei Seite stieß und vor der Oeffnung niederkniete, aber nicht um ein Paternoster für die arme Hundeseele zu beten, sondern um den wüthenden kleinen Kerl weiter hinein zu schieben, bis er fühlen konnte, daß die Katze denselben mit ihren Klauen umfaßt, und seinen Kopf in ihrem Rachen hatte. So vereint, wurde das frohe Paar herausgezogen. Aber kaum sahen die anderen Hunde die gefährliche Lage des kleinen Teckels, als sie ihm auch zu Hülfe eilten, und erst als die Katze die scharfen Bisse seiner Freunde fühlte, ließ sie ihr Opfer los und dachte an die Vertheidigung. Obgleich nun über und über mit Blut bedeckt, war doch der Dachs nicht der Letzte im Angriffe und half seinen Cameraden recht weidlich in ihrer harten Arbeit. —

Der Jäger, welcher den wilden Truthahn durch Nachahmung der Stimme des Weibchens lockt, pflegt manchmal durch das Heranschleichen einer Wildkatze in seinem Jagdvergnügen gestört zu werden. Aber sie hat dann den Zorn des Schützen nicht umsonst aufgeweckt; sie fühlt denselben aber nicht, ehe es Zeit ist. Unverwandten Auges, bewegungslos bleibt er hinter dem ihn deckenden Baumstamme liegen, während sie sich wie eine Schlange heranpürscht zur Stelle, von wo sie den Locktom hörte. Kaum hat er aber Visir und Korn genommen, so widerhallt auch der Wald außer von dem Knalle seiner sicher treffenden Büchse noch von einem gewaltigen Fluch auf das ganze elende Katzengeschlecht, das ihm die Aussicht auf ein gutes Mittagsmahl verdorben hat.

Die Wildheit und Unbändigkeit der Wildkatze ist bei dem westlichen Jäger sprüchwörtlich geworden, und wenn er im Uebermaß von Prahlerei seine Ueberlegenheit über einen Gegner ausdrücken will, sagt er wohl, „er könne sein Gewicht in Wildkatzen schlagen". Dies sagt Alles, denn es steht fest, daß diese Katzenart, in Anbetracht ihrer Größe, die schärfsten Zähne, die wüthendsten Klauen und das zäheste Leben hat. „Ich bin wie ein tobendes Erdbeben im Zweikampfe," sagte einer jener halbwilden, alligatorähnlichen Unholde, die, dem Gesetze im Norden entronnen, zu Hunderten Zuflucht in den Wildnissen des Südens gesucht haben, „ich kann härter draufschlagen wie der vierfache Blitz und es aushalten wie eine Wildkatze."

Diese Lobsprüche auf die ausdauernde Streitbarkeit der Wildkatze kennt jeder Hinterwäldler. Neben derselben besitzt sie die Unersättlichkeit eines Pfandleihers, die Gefühllosigkeit eines Wucherers, die Hinterlist eines Winkeladvocaten und die Unempfindlichkeit der Schildkröte gegen Schmerz; mit einem Worte, sie kann, wie Mirza Schaffy's Zuleika, nur mit sich selbst verglichen werden.

In ihrem tückischen giftigen Auge hat die wilde Katze eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der Klapperschlange, und dennoch begegnen sich wohl nie zwei lebende Geschöpfe mit größerer Wildheit und tödtlicherem Hasse, als diese beiden. Wenn die Katze, wie es wohl vorkommt, auf ihren Schleichwegen auf eine Klapperschlange stößt, so muß eine oder es müssen beide auf dem Platze bleiben. Zischend von der einen Seite, schnaubend von der andern, stürzen sie auf einander und zeigen in ihrem Kampfe ein schreckliches Bild von der Gewalt unbezähmbarer Leidenschaften.

Die Indianer, welche in ihrer Redeweise sehr bilderreich sind, sagen von der Klapperschlange, daß sie zu ihrer Existenz die giftige Luft der Sümpfe und der Ausdünstungen verwester Stoffe bedürfe, während die wilde Katze das Attribut für alle bösartigen Leidenschaften streitsüchtiger Personen geworden ist; „in jenem Wigwam werden Wildkatzen gezogen," sagen sie.

Fr. von Wickede.

Berichtigung. In der Levin Schücking'schen Novelle „Der Doppelgänger" ist in Nr. 4, Seite 74, zweite Spalte, Zeile 26 von oben statt: „Fast erbleichend" zu lesen: „Erst erbleichend rc."

Für ein Fröbel-Institut in Italien.

Nachdem die „Gartenlaube“ für die Angelegenheiten des eigenen Vaterlandes ihre Werkthätigkeit stets erwiesen, darf sie wohl einmal die nationalen Schranken verlassen, um für die wichtigste Sorge eines endlich uns befreundeten Nachbarvolkes die allgemeine Theilnahme auch bei uns zu erwecken.

Italien, Jahrhunderte lang Deutschlands armer Leidensgenosse in Ohnmacht und innerer Zerrissenheit durch Großmächte und Kleinstaaten und in opferreichen Kämpfen nach staatlicher Einheit, Unabhängigkeit und Achtung, Italien hat fast gleichzeitig mit uns und zum Theil durch uns dasselbe Ziel nationaler Würde erreicht, und Alles, was in der alten und neuen Welt nach Bildung und Freiheit strebt, jubelte der neuen Zeit eines Landes zu, das in alter Zeit für die europäische Cultur die Verwalterin der edelsten Schätze der Wissenschaften und Künste war und in manchen Beziehungen noch heute ist.

Es war weder die Schuld des deutschen noch des italienischen Volkes, daß so lange der Racheruf „Tod den Deutschen!“ von Sicilien bis zu den Alpen gehört werden konnte; — war es doch Deutschlands eigenes Unglück, daß seine Kaiser ihre Macht im Süden anstatt daheim suchten; — aber beider Völker Verdienst war es, daß wir einen Tag erlebten, an welchem in reiner, freier Begeisterung aus italienischem Volksmunde der Ruf erscholl: „Es lebe der deutsche Kaiser!“

An diese Erinnerungen knüpfen wir eine Bitte an, die wir den Wohlhabenden in Deutschland recht warm an das Herz legen möchten.

Es ist allbekannt, daß in der italienischen „guten alten Zeit“ nicht nur der Kirchenstaat, sondern wo möglich noch weit mehr das Königreich beider Sicilien ein Paradies der unbegrenzten Priestermacht war. Nur das Walten einer solchen konnte es möglich machen, daß ein Jahr nach der Befreiung Süditaliens durch Garibaldi nach dem Berichte des nunmehr königlich italienischen Generalinspectors der öffentlichen Schulen in der Provinz Neapel von 6,500,000 Seelen nur 67,431, also etwa 1 von 96, Schulunterricht erhielten.

Sind nun auch die seitdem verflossenen vierzehn Jahre von der italienischen Regierung redlich benutzt worden, um der öffentlichen Volksschule nach ihren Mitteln aufzuhelfen, so ist doch die Verwahrlosung des niederen Volkes, die schlimme Erbschaft, welche die Bourbonen auch dort hinterlassen haben, namentlich in Neapel weit größer und für die Zukunft gefahrdrohender, als wir dies uns denken.

In einem Briefe des neapolitanischen Professors P. Villari lesen wir unter Anderem: „Wir haben in Neapel eine sehr große Anzahl von Menschen, deren Lebensweise für Alle ein Räthsel ist. Sie erhielten früher Almosen von der neapolitanischen Regierung, von den Klöstern und von milden Stiftungen. Der gegenwärtige Zustand Italiens hat natürlich diese Almosen verringert und somit das Elend gesteigert, weil es ihnen an Arbeit und Gewohnheit der Arbeit fehlt.“ Damit ist sogleich angedeutet, was Neapel vor Allem bedarf. „Was uns hauptsächlich fehlt,“ fährt Villari fort, „das ist jene Art von Gewerkschulen, welche Bettler und Landstreicher in Arbeiter umzuwandeln vermögen. Wird das vorläufig nur bei hundert Männern und Frauen in’s Werk gesetzt, dann werden diesen viele Tausende folgen; denn das ist eine Angelegenheit, welche die Theilnahme des ganzen Landes erregen wird, und Jedermann ist jetzt überzeugt, daß unsere zahlreichen milden Anstalten nothwendig einer Umwandlung bedürfen, um nicht nur Almosen und Brod, sondern auch Arbeit und Unterricht zu gewähren.“

„Die Hülfe,“ sagt Villari schließlich, „die uns andere Länder nicht nur an Geld, sondern auch durch Rath und moralischen Beistand leisten, würde von großer Wichtigkeit für Diejenigen sein, die als Förderer dieser Angelegenheit in Süditalien viele Kämpfe zu bestehen und viele Hindernisse zu überwinden haben. Hier, in Italien, wie überall, findet man leicht Hülfe und Geldunterstützung, wenn es sich um Politik oder Sectirerei handelt; das Gegentheil findet bei Verfolgung rein humanitärer Zwecke statt. Der Rath und die Hülfe, die wir für unsere Zwecke und unsern Kampf bedürfen, muß frei von allem Sectengeiste sein.“

Dieses Wort des italienischen Patrioten wird jeder deutsche Volksfreund mit unterschreiben, und wenn die ausgesprochene schwere Sorge um die Zukunft dieser armen italienischen Bevölkerung bereits die Theilnahme unserer Leser gefunden, so freut es uns umsomehr, berichten zu können, daß das auswärtige Hülfswerk für Italien bereits begonnen und daß es durch eine Frau begründet ist, welche durch Geburt und Familie Deutschland und England zugleich angehört.

Frau Julie Salis Schwabe aus London, jetzt in Neapel, wurde 1861 von einem Turiner Frauen-Comité aufgefordert, eine Vertretung desselben in England zu übernehmen; der thatkräftigen Dame gelang es, noch in demselben Jahre zweitausend Pfund Sterling zu sammeln und damit eine Mädchenschule in Neapel zu eröffnen. Die Anstalt gedieh und sollte eben durch Hinzufügung einer Gewerbeschule ihre Kosten selbst decken, als 1865 die Cholera dem Leben der trefflichen Lehrerin und der Schule zugleich ein Ende machte. Erst 1873 erhielt die Sache wieder festen Boden, als der damalige Cultusminister Scialoja Frau Schwabe zu ihrer Schulgründung ein großes Regierungsgebäude, das Ex-Collegio-Medico, und vierundzwanzigtausend Franken für die Einrichtung desselben zur Verfügung stellte. Noch im September desselben Jahres eröffnete sie den Kindergarten und im December die Elementarclasse in einem wahren Musterschullocale. Während der langen Unterbrechung des Unterrichts mußte der Widerstand des urtheilslosen armen Volkes gegen die „fremde“ Einrichtung gewachsen sein, denn in den ersten vier Monaten beschränkte die Zahl der Zöglinge im Kindergarten sich auf vierzehn und in der Elementarclasse auf neun. Aber das Gute siegte auch hier von selbst, denn im Januar dieses Jahres zählten beide Schulen mehr als dreihundert Kinder, und über hundert mußten aus Mangel an Lehrkräften und Mitteln von der Aufnahme in die Räume, die für fünfhundert eingerichtet sind, zurückgewiesen werden.

Nach dem Plan der Frau Julie Salis Schwabe ist es zur Vervollständigung der Mustererziehungsanstalt in Neapel jetzt nöthig, eine Normalschule zur Ausbildung von Lehrerinnen zu errichten, sowie dem Kindergarten und den Elementarschulen Gewerbeschulen anzureihen. Für diesen Zweck stehen ihr noch zwei Drittel des Gebäudes (leider noch unausgebaute leere Klostermauern und ruinenhafte Hallen) zur Verfügung.

Es ist nun der „große Wunsch“ der Frau Schwabe: in Deutschland die Mittel zu finden, um ein deutsches Fröbel-Institut zur Heranbildung von Lehrerinnen in dem einen Theil des Gebäudes einzurichten und in dem anderen Theile durch den Beistand Englands und Frankreichs Gewerbeschulen zu eröffnen. „Indem auf diese Weise“ — das sind die Worte der edlen Frau — „die menschenfreundlichen, aufgeklärten und ernsten Denker der verschiedenen Nationen sich vereinen, einen Zustand der tiefsten menschlichen Versunkenheit zu verbessern, wage ich zu hoffen, daß das Institut in Neapel auch die erste Grundlage eines Bündnisses edler Menschen werde, die ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubens sich vereinigen, jenen unheilvollen Mächten entgegenzuwirken, die statt des Reiches Gottes und alles Guten und Wahren auf Erden nur ihre eigene Macht und Herrschaft durch Unwissenheit der Massen zu begründen suchen.“

Mit Hinweisung auf die obige Darstellung, die zumeist den gedruckten Mittheilungen der Frau Schwabe und des Professors P. Villari entnommen ist, bitten die Unterzeichneten hiermit ihre verehrten deutschen Landsleute um einmalige Beiträge zur Begründung eines Fröbel-Instituts in Italien; sie können dem Obigen sogar die Benachrichtigung hinzufügen, daß, sobald durch die deutschen Beiträge das Fröbel-Institut hergestellt ist, dasselbe für immer, ohne weitere Beihülfe von uns zu bedürfen, festbegründet dastehen wird. Der Unterhalt desselben ist gesichert durch Fundirung von 100,000 Francs, die Frau Schwabe bereits zur Verfügung stehen, ferner durch den Ertrag einer zu London stattfindenden Kunstausstellung und durch jährliche Zuschüsse der italienischen Regierung und des Municipio (Stadtraths) von Neapel. Die „Gartenlaube“ ist in den Stand gesetzt, eine erste Quittung über bereits Empfangenes diesem Aufrufe sofort beigeben zu können.

Fräulein **Archer**, Vorsteherin des Victoria-Lyceums in Berlin. Geheimrath **Baum** in Düsseldorf. **H. Beckmann**, königl. italienischer Consul in Leipzig. Dr. **Eduard Brockhaus** in Leipzig, Reichstags-Abgeordneter. Dr. **Georg von Bunsen** in Berlin. Fräulein **Louise Büchner** in Darmstadt. Madame la Marquise **M. Centurione**, Consulat d’Italie à Francfort s. M. Frau **Lilla Deichmann-Schaafhausen**, Mehlemer Aue, Rheinpreußen. **Eberty**, Stadtgerichtsrath und Reichstags-Abgeordneter in Berlin. **J. Gerson**, königl. sächsischer Generalconsul in Frankfurt a. M. Dr. **Otto Gildemeister**, Bürgermeister in Bremen und Mitglied des Deutschen Bundesraths. **Gutmann**, königl. italienischer Consul und Chef der Dresdener Bank in Dresden. Dr. **Paul Heyse** in München. Professor Director **H. Hettner** in Dresden. Baron **F. von Hirsch**, Banquier in München. Professor Dr. **Franz von Holtzendorff** in München. **Ernst Keil** in Leipzig. **A. Lammers** in Bremen. Dr. **Lippert-Dähne** in Leipzig. Fräulein **Louise Löbbecke** in Braunschweig. **R. Mohr**, Redacteur der „Weser-Zeitung“ in Bremen. **A. G. Mosle** in Bremen, Reichstags-Abgeordneter. Commerzienrath **Albert Oppenheimer** in Braunschweig. Dr. **Eduard Pfeiffer** in Stuttgart. Cav. **Nasso**, königl. italienischer Generalconsul in Hamburg. **Schrader**, Eisenbahn-Director in Berlin. **Freiherr von Tauchnitz**, königl. großbritannischer Generalconsul in Leipzig. Dr. **Varrentrapp** in Frankfurt a. M.

Erste Quittung.

Frau Hermann Samson in Leipzig 100 Mk.; Frau Bertha Oppenheimer das. 70 Mk.; Frau Fanny Oppenheimer das. 30 Mk.; Frau Geheimrath Ritschel das. 20 Mk.; N. N. das. 100 Mk.; eine Freundin von Frau Wüstenfeld das. 25 Mk.; Herr Beyersdorff in Breslau 60 Mk.; Frau Senator Pauli in Bremen 20 Mk.; Prof. Conrad in Halle 30 Mk.; Geh. Commerzienrath Jaques Reiß in Frankfurt a. M. 100 Mk.; Commerzienrath E. Reiß das. 80 Mk.; Frau Trier-Strauß das. 200 Mk.; Frau Dr. Reiß das. 40 Mk.; Frau Dr. Getz das. 20 Mk.; Dr. G. Varrentrapp das. 20 Mk.; Frau Theodor Stern das. 50 Mk.; Frau Dora Ellissen das. 40 Mk.; Graf Arthur von Dyhrn in Kohlau (West-Preußen) 20 Mk.; Frau J. Königswarter in Frankfurt a. M. 200 Mk.; Frau Philipp Speyer das. 200 Mk.; Herr Dr. Gustav Getz das. 20 Mk.; Frau Peter Koch von St. Georges das. 100 Mk.; Herr Philipp Ellissen das. 20 Mk.; Frau Sophie Hohenemser das. 40 Mk.; Herr J. Rütten das. 20 Mk.; Mad. Marquise M. Centurione das. 20 Mk.; Herr Eduard Flersheim das. 50 Mk; Herr Dr. Paul Heyse in München 20 Mk.; Frau Carl Ladenburg in Mannheim 40 Mk.; Herr Rittergutsbesitzer Maercker in Rohlau (West-Preußen) 10 Mk.; George Baker 6 Mk.; Comtesse Arco Valley in München 40 Mk.; R. B. D. Morier, königlich großbritannischer Geschäftsträger das. 40 Mk; Freifrau J. von Hirsch das. 50 Mk.; Mecklenburg in Wiesbaden 10 Mk.; Pauline Heinemann in Hannover 20 Mk.; Redaction der „Gartenlaube“ 100 Mk.

Die Redaction der Gartenlaube.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 8. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Ach, lasse den Kram doch stecken!“ sagte Henriette ungeduldig. „Glaubst Du, ich bleibe gefälligst hier sitzen und sehe in grenzenloser Langmuth zu, wie Du den weißen Faden aus- und einziehst?“ Sie erhob sich und schob ihren Arm in den der Schwester. „Gehen wir in das Musikzimmer! Margarethe Giese schlägt uns noch das Instrument und die Nerven entzwei, wenn wir der Quälerei nicht ein Ende machen.“

Sie gingen in den anstoßenden Salon, aber die Dame am Clavier, die in ihren eigenen Leistungen schwelgte, blieb unangefochten ... Die breite Flügelthür, die in Flora's Arbeitszimmer führte, stand, wie gewöhnlich an den kleinen Empfangsabenden, weit offen; man konnte das ganze große Zimmer übersehen. Es erschien mit seinem gedämpften Ampellicht fast dämmerig neben den brillant erleuchteten anderen Räumen, und seine dunkle Purpurfarbe nahm in den Ecken ein düsteres Schwarz an

Flora stand mit nachlässig verschlungenen Händen am Schreibtisch, während der Commerzienrath bequem im nächsten Fauteuil lag, Doctor Bruck aber blätterte stehend in einem Buche. Er sah ungewöhnlich bleich aus; der von oben herabfallende Lampenschein ließ zwei finstere Stirnfalten und einen tiefen Schatten unter seinen Augen scharf hervortreten, und doch erschien sein ausdrucksvoller Kopf merkwürdig jung im Vergleich zu der schönen Braut.

Henriette ging ohne Weiteres hinüber — das Brautpaar war ja nicht allein — Käthe aber, welche sie mit sich zog, setzte nur zögernd den Fuß auf die Schwelle; Flora's Mienen stießen sie zurück; es lag etwas Zornmüthiges, Ungeduldiges darin. Sie war offenbar sehr übler Laune. Ihr Blick lief auch sofort mit sarkastischem Ausdruck über die Gestalt der Schwester hin, die heute zum erstenmal das monotone Schwarz der Kleidung mit dem hellen Grau der Halbtrauer vertauscht hatte.

„Komm nur herüber, Käthe!“ rief sie, ohne ihre Stellung zu verändern. „Bist zwar wie gewöhnlich in starrer Seide, siehst aus wie ein papierener Christengel und machst den robustesten Menschen nervös mit dem ewigen Rauschen und Knistern. Sage mir nur um des Himmels willen, warum Du immer diese entsetzlich schweren Stoffe trägst,“ unterbrach sie sich, „die passen doch zu Deinem Küchenamt in Dresden, wie die Faust auf's Auge.“

„Das ist meine Schwäche, Flora,“ antwortete Käthe ruhig lächelnd. „Es mag schon kindisch sein, aber ich höre so gerne Seide um mich rauschen — es klingt so majestätisch. Bei meinem ‚Küchenamt‘ trage ich sie selbstverständlich nicht, wie Du Dir wohl selbst sagen wirst.“

„Schau, wie stolz sie das ‚Küchenamt‘ zugiebt! Närrisches Ding! Ich möchte Dich einmal sehen in der Leinenschürze hinter rußigen Töpfen. Nun, Jeder nach seinem Geschmack — ich danke.“ Ihre großen grauen Augen richteten sich langsam und lauernd auf das Gesicht des Doctors, der eben ruhig das Buch zuschlug und es auf den Tisch zurücklegte.

Käthe fühlte, wie sich Henriettens kleine Hand auf ihrem Arm zur Faust ballte. „Ach, geh' doch, Flora!“ rief sie scheinbar heiter und amüsirt; „vor noch fünf Monaten hast Du oft genug zwischen Christel's Kochtöpfen drunten in der Küche gewirthschaftet — ob gerade geschickt, das will ich nicht behaupten — aber das gutgemeinte Bestreben und die hübsche weiße Latzschürze standen Dir prächtig.“

Flora biß sich auf die Lippen. „Du faselst wie gewöhnlich und bist damals nicht fähig gewesen, eine scherzhafte Anwandlung als das zu nehmen, was sie hat sein sollen — eine kleine Caprice.“ Sie schlug die Arme unter, und den Kopf gedankenvoll gesenkt, ging sie langsam einige Schritte an den Fenstern hin. Sie sah sehr schön aus in der weißen Alpacaschleppe, die ihr lang und weich nachfloß.

Der Commerzienrath sprang auf. „Nun, Flörchen, ist es Dir gefällig, mit hinüber zu kommen?“ fragte er. „Der Salon ist heute zum Verzweifeln leer — aus guten Gründen; es ist ja diplomatische Soirée beim Fürsten,“ beruhigte er sich selbst. „Wir müssen aber ein wenig Leben hinein zu bringen suchen, sonst haben wir die Großmama einige Tage verstimmt und schlecht gelaunt.“

„Ich habe mich bereits für eine halbe Stunde noch entschuldigt, Moritz,“ sagte sie ungeduldig. „Ich muß den Artikel, den ich unter der Feder habe, heute noch schließen. Das Manuscript läge längst fertig da, wenn Bruck nicht dazwischen gekommen wäre.“

Der Doctor war an den Schreibtisch getreten. „Eilt das so sehr? Und weshalb?“ fragte er, nicht ohne einen leisen Anflug von Humor in Gesicht und Stimme.

„Weshalb, mein Freund? Weil ich mein Wort halten will,“ versetzte sie spitz. „Ah, das amüsirt Dich. Es ist allerdings nur Frauenarbeit, und Du begreifst natürlich nicht, wer in aller Welt auf eine solche Bagatelle warten mag.“

„So denke ich nicht über die Frauenarbeit im Allgemeinen —“

„Im Allgemeinen!“ persiflirte sie hart auflachend. „Ach ja, der allgemeine, landläufige Begriff! Kochen, Nähen, Stricken —“ zählte sie an den Fingern her.

„Du hast mich nicht ausreden lassen, Flora,“ sagte er gelassen. „Ich bezog mich ebensowohl auf die geistige Thätigkeit wie auf die Handarbeit. Ich stehe der Frauenfrage durchaus nicht fern und wünsche, wie alle Billigdenkenden, daß die Frau die Mitstrebende, die verständnißvolle Gehülfin des Mannes auch auf geistigem Gebiet werde.“

„Gehülfin? Wie gnädig! Wir wollen aber keine Gnade, mein Freund; wir wollen mehr; wir wollen Gleichstrebende, Gleichberechtigte nach jeder Richtung hin sein.“

Er zuckte die Achseln und lächelte; sein interessantes Gesicht erschien durch dieses Gemisch von leisem Spott und nachsichtiger Milde ungemein beseelt. „Das ist ja die höchste Potenz der modernen Ansprüche und Forderungen, von der sich die Verständigen längst wieder abgewendet haben, und welche die Freunde des Fortschrittes auf staatlichem und religiösem Boden bekämpfen werden, so lange die Frauenwelt Excesse begeht, wie die Bet-Orgien in den Straßen der amerikanischen Städte, so lange sie urtheilslos und fanatisch mit dem schwarzen Heer der Beichtväter zu gehen pflegt. Das hieße ein mörderisches Messer in eine kleine, unvorsichtige Hand drücken.“

Flora erwiderte kein Wort. Sie war marmorweiß geworden. Anscheinend gleichmüthig nahm sie eine Stahlfeder, probirte sie auf dem Daumennagel und steckte sie in den Federhalter. Dann zog sie einen Kasten auf und ergriff mit etwas unsicher tappender Hand einen kleinen Gegenstand.

Henriette riß plötzlich mit einem gewaltsamen Ruck ihren Arm aus dem der Schwester und trat einen Schritt vorwärts, während der Commerzienrath so rasch aus dem Zimmer ging, als habe er etwas zu besorgen vergessen. Käthe erschrak — sie sah, wie die edelgeformten Finger dort leichtbebend nach dem Federmesser griffen und die Spitze der aus dem Kasten genommenen Cigarre abschnitten.

„Auch ein Messer, das wir nicht führen sollen, zu diesem Zweck nämlich,“ sagte Flora mit erzwungenem Scherz halb über die Schulter nach dem Doctor hin, der während des Sprechens einmal im Zimmer auf- und abgegangen war. „Aber merkwürdiger Weise hat unser um acht Loth ärmeres Frauengehirn doch das mit den Herren der Schöpfung gemein, daß es schärfer denkt und angeregter arbeitet — beim Rauchen.“ Sie brannte die Cigarre an und schob sie zwischen die nervös-lächelnden Lippen.

Die Clavierspielerin im Nebenzimmer hatte längst ihre rauschende Salonpièce geschlossen und trat in diesem Augenblick auf die Schwelle des Salons. „Flora, Du rauchst, Du, die den Cigarrenqualm nie ausstehen konnte?“ rief sie und schlug lachend die Hände zusammen.

„Meine Braut scherzt,“ sagte Doctor Bruck vollkommen ruhig. Er trat wieder an den Schreibtisch. „Sie wird es bei diesem einen Versuch bewenden lassen; ein Mehr könnte ihr theuer zu stehen kommen.“

„Willst Du es mir verbieten, Bruck?“ fragte sie in kaltem Ton, aber in ihren Augen glomm ein unheimliches Feuer auf. Sie hatte die Cigarre für einen Moment aus dem Munde genommen und hielt sie zierlich zwischen den Fingern.

Der Doctor schien nur darauf gewartet zu haben. Mit unzerstörbarem Gleichmuth, ohne alle Hast, nahm er ihr die Cigarre aus der Hand und warf sie in den Kamin. „Verbieten, als Dein Verlobter?“ wiederholte er achselzuckend. „Noch steht mir das Recht nicht in dem Maße zu. Ich könnte Dich bitten, aber ich bin kein Freund von Wiederholungen und unnützen Worten; Du hast ja gewußt, daß ich die Cigarre im Frauenmunde verabscheue. In diesem Falle verbiete ich sie einfach als Arzt — Du hast alle Ursache, Deine Lunge zu schonen.“

Flora stand einen Augenblick wie erstarrt vor seiner Kühnheit, und jetzt, bei seinen letzten Worten, durchzuckte es sie sichtlich; aber sie beherrschte sich sofort. „Das ist ja eine haarsträubende Diagnose, Bruck,“ rief sie spöttisch lächelnd. „Und davon hat mir der abscheuliche Medicinalrath, der mich seit meiner Kindheit behandelt, nicht ein Wort gesagt. Ach was, damit schreckt man Kinder! Uebrigens habe ich keine Ursache, das Leben so zu lieben, daß ich mir zu seiner Erhaltung irgend einen Genuß versagen möchte — im Gegentheil! Ich werde nach wie vor rauchen; es ist mir dies bei meinem schriftstellerischen Beruf nöthig, und dieser Beruf ist mein Glück, mein moralischer Halt; in ihm lebe und athme ich —“

„Bis Dich ein unvermeidlicher Wendepunkt Deinem eigentlichen Beruf zuführt,“ warf der Doctor ein. Seine Stimme klang hart wie Stahl.

Ein erschreckendes Roth überflammte ihr Gesicht; sie öffnete die Lippen zu einer schneidigen, rücksichtslosen Antwort, aber ihr Blick fiel auf Fräulein Giese, die Clavierspielerin, das moquante Hoffräulein, das mit spitzem Gesicht und spitzen Schultern vorgeneigt auf der Schwelle stand, als sauge sie mit Ohren und Augen, ja mit allen Poren aus diesem scharfen Wortwechsel und den verlegenen Gesichtern der Umstehenden das Material zu einem vergnüglichen Hofklatsch, und der war nichts weniger als erwünscht. Flora wandte sich plötzlich mit einer graziös schmollenden Bewegung ab. „Ach, geh doch, Bruck!“ schalt sie. „Wie prosaisch! Kommst eben von einer Vergnügungsreise zurück, hast Dich amüsirt —“

Sie verstummte — Bruck hatte mit festem Druck ihr Handgelenk umfaßt. „Willst Du die Freundlichkeit haben, meinen Beruf aus dem Spiel zu lassen, Flora?“ fragte er, seine Worte scharf markirend.

„Ich sprach von Vergnügen,“ antwortete sie impertinent und zog ihre Hand aus der seinen.

Das Gesicht der Präsidentin mit seinem kühlen Ausdruck war Käthe zu allen Zeiten unsympathisch und stößte ihr bei einem unerwarteten Entgegentreten stets eine Art von scheuem Schrecken ein; in diesem Augenblick aber athmete sie freier auf, als die alte Dame plötzlich in das Zimmer trat. Sie kam ungewöhnlich rasch, sichtlich verdrießlich und ärgerlich. „Ich werde wohl künftig meine Spieltische hierher stellen müssen, wenn ich nicht will, daß meine Freunde vernachlässigt werden,“ sagte sie in sehr gereiztem Ton. „Wie kannst Du zu so früher Stunde schon die Theemaschine im Stiche lassen, Henriette? Es wird mir nichts übrig bleiben, als meine Jungfer dahinter zu setzen. Und Dich, Flora, begreife ich nicht, wie Du Dich an den Schreibtisch zurückziehen magst, wenn wir Gäste haben. Wirst Du wirklich von Deinem Verleger so gedrängt, daß Du Abends arbeiten mußt, dann schließe Deine Thür, wenn die Sache nicht sehr nach Ostentation und gelehrter Coquetterie aussehen soll!“ Sie mußte sehr aufgebracht sein, daß sie sich so unumwunden vor einer Dame vom Hofe aussprach.

Flora legte ihr Manuscript zurecht und tauchte die Feder ein. „Beurtheile das, wie es Dir beliebt, Großmama!“ sagte sie kalt. „Ich kann nicht dafür, daß man mich hier aufsucht, und säße längst mit Aufopferung meiner selbst an einem Deiner grünen Tische, wenn man mich nicht gestört hätte.“

Henriette schlüpfte an der Präsidentin vorüber und winkte Käthe verstohlen, ihr zu folgen. „Diese Aufregungen tödten mich,“ flüsterte sie drüben im leeren Musikzimmer.

„Sei ruhig! Flora kämpft vergeblich; er zwingt sie doch zu seinen Füßen,“ sagte Käthe mit eigenthümlich erregter Stimme. „Aber ihn begreife ich nicht. Wäre ich ein Mann wie er —“ sie richtete sich mit flammenden Augen hoch und stolz empor.

„Weißt Du, wie die Liebe thut, Käthe? Nichte nicht! Du mit Deinem kühlen Blicke und blumenfrischen Gesichte bist noch unberührt von dem rasenden Rausche, der die Menschenseele erfaßt.“ Sie unterbrach sich und schöpfte tief und mühsam Athem. „Du weißt ja nicht, wie hinreißend und verführerisch Flora sein kann, wenn sie will; Du kennst sie nur in ihrer jetzigen nichtswürdigen Rolle, diese feige, selbstsüchtige, erbarmungslose Seele. Wer sie einmal Liebe gebend gesehen hat, der begreift, daß ein Mann eher den Tod sucht, als daß er sie aufgiebt.“

9.

Sie ging, ihr vernachlässigtes Amt am Theetische wieder aufzunehmen, Käthe aber blieb am Flügel stehen und blätterte in den Noten. Die letzten Worte Henriettens hatten sie tief bewegt. War verschmähte Liebe wirklich so seelenerschütternd,

daß man um ihretwillen sterben möchte? Und hatte sie diese tragische Gewalt auch über einen Mann wie Bruck?

Er verließ eben mit festen Schritten Flora's Zimmer; auch die Präsidentin rauschte eilig vorüber; es hatten sich noch zwei ältere Damen im Salon eingefunden, welche sie begrüßen mußte. Die Thür nach dem Arbeitszimmer blieb nach wie vor offen; jedenfalls wurde der fragliche Artikel consequentermaßen beendet, denn nachdem auch Fräulein von Giese wieder herübergekommen war und sich abermals präludirend an den Flügel gesetzt hatte, wurde es ganz still drüben.

Käthe verfolgte mit einem Seitenblick den Doctor, wie er den Salon durchschritt. Er trat an den Theetisch, um mit Henriette zu sprechen, allein eine der neuangekommenen Damen hielt ihn fest und verwickelte ihn in ein Gespräch. Er war ritterlich verbindlich und sehr ruhig in seinen Geberden, aber Käthe hatte vorhin bei Flora's malitiöser Antwort eine Flamme in seinen Augen lodern sehen; er hatte jäh die Farbe gewechselt, und auch jetzt noch brannte ein erhöhtes Roth auf seinen Wangen — er war nicht so ruhig heiter, wie er zu sein schien. Und seine schöne Widersacherin drüben im rothen Arbeitszimmer war es ebenso wenig; schon nach fünf Minuten stieß sie hörbar ungeduldig den Stuhl zurück und kam herüber.

„Nun, Flora, schon fertig?“ fragte das Hoffräulein und ließ die unermüdlichen Finger in Terzen über die Tasten laufen.

„Bah, glaubst Du, man schüttelt einen wirksamen Schluß nur so aus dem Aermel? Ich bin eben nicht mehr aufgelegt, und ohne Inspiration schreibe ich nun einmal nicht; dazu ist mir der Schriftstellerberuf zu heilig.“

Fräulein von Giese zwinkerte eigenthümlich boshaft mit den Augen; sie hatte einen falschen Blick. „Ich bin sehr gespannt, wie die Kritik Dein großes Werk ‚Die Frauen‘ aufnehmen wird. Du hast uns so viel davon erzählt. Hat der Verleger es angenommen?“

Flora hatte das Augenspiel wohl bemerkt. „Es wäre Euch schon recht, Ihr treuen Seelen, wenn es Fiasco machte — nicht wahr, Margarethe?“ sagte sie beißend. „Aber das Gaudium erlebt Ihr nicht; das sagt mir mein — nun, mein kleiner Finger.“ Sie lachte leise und übermüthig, schüttelte die duftigen Löckchen aus der Stirn und schickte sich an, den Salon mit jener vornehmen Nachlässigkeit zu betreten, welche sie wie eine stolze Fürstin anzunehmen wußte.

„Kind, Du stehst ja da, mit dem Notenhefte in der Hand, als wolltest Du *auch* unsere Ohren in Anspruch nehmen,“ sagte sie im Vorübergehen zu Käthe mit spöttischem Tone und einem sprechenden Seitenblicke nach der emsigen Clavierspielerin. „Singst Du denn?“ Käthe schüttelte den Kopf. „Das müßte ein Sommer's Erbtheil sein; unsere Familie hat keine Singstimmen.“

„Ja, Flora, Käthe treibt Musik,“ rief der Commerzienrath herüber. Er sprach mit einem Herrn in der Nähe der Thür und trat jetzt näher. „Ich weiß es aus den Rechnungsbelegen der Doctorin. Viel Geld, Käthe! Ich habe es Dir schon sagen wollen: Du hast sehr theure Lehrer.“

Das junge Mädchen lachte. „Die besten, Moritz. Wir in Dresden sind praktische Leute; das Beste ist das Billigste.“

„Nun, mir ist's schon recht. Hast Du denn aber auch Talent?“ fragte er in zweifelhaftem Tone; „die musikalische Begabung lag allerdings nicht in der Familie Mangold.“

„Den Trieb wenigstens,“ versetzte sie einfach, „und die Neigung, Melodien zu ersinnen.“

Flora, die eben auf die Schwelle des Salons trat, wandte sich überrascht um. „Geh' doch, Käthe!“ sagte sie hastig. „Melodien ersinnen! Du siehst mir danach aus mit Deinen rothen Backen und Deiner Hausfrauenerziehung. Eine Polka oder ein Walzer läuft wohl Jedem, der gerne tanzt, einmal durch den Kopf —“

„Und ich tanze leidenschaftlich gern, Flora,“ unterbrach Käthe sie heiter und aufrichtig bekennend.

„Siehst Du? Wer wird sich da gleich den Anschein tiefsinniger Productivität geben! Und darauf hin nimmst Du wohl gar Unterricht in der Composition?“

„Ja, seit drei Jahren.“

Flora schlug die Hände zusammen und kam ganz erregt in das Musikzimmer zurück. „Ist denn Deine Lukas,“ — sie nannte die ehemalige Gouvernante immer noch bei ihrem Mädchennamen — „von Sinnen, daß sie das Geld so zum Fenster hinauswirft?“

Es war ziemlich still im anstoßenden Salon. Die drei alten Herren am Kamine und die Dame, welche mit dem Doctor gesprochen, hatten eben auch einen Spieltisch besetzt; Doctor Bruck saß in leisegeführter Unterhaltung neben Henriette, und Fräulein von Giese pausirte aufhorchend für einen Moment; so konnte man jedes Wort dieses ziemlich lauten Gespräches drüben hören.

Henriette sprang auf und kam herüber. „Du bist musikalisch, Käthe,“ fragte sie erstaunt, „und hast, so lange Du da bist, nicht eine Taste berührt?“

„Der Flügel steht neben Flora's Zimmer; wie konnte ich denn so anmaßend sein, sie mit meinem Clavierspiele im Arbeiten zu stören?“ antwortete das junge Mädchen unbefangen und natürlich. „Ich habe freilich schon den lebhaften Wunsch gehabt, und es hat mir in den Fingern gezuckt, auch einmal auf dem Instrumente hier zu spielen, denn es ist herrlich, und mein Pianino daheim taugt nicht viel. Wir haben es vor fünf Jahren alt gekauft. Die Doctorin will schon seit lange ein besseres von Dir fordern, aber ich war immer dagegen. Es war mir fatal, daß Du von dieser Forderung auf meine Leistungen schließen könntest. Nun aber, nachdem ich heute den bewußten Schrank gesehen habe, bin ich durchaus nicht mehr so blöde; ich wünsche mir ein Instrument wie dieses.“

„Es kostet tausend Thaler; tausend Thaler für eine kleine Mädchenpassion! Das will überlegt sein, Käthe.“

„Und wer im Hause spielt denn auf Eurem Instrumente?“ fragte sie jetzt mit fast harter Stimme und aufglühenden Augen; man sah, sie war im Innersten verletzt. „Wem verschafft es einen Genuß in stillen Stunden? Es steht nur für Gäste da. Muß denn das Capital immer so angelegt sein, daß es nur brillirt?“

Der Commerzienrath trat ihr ganz betroffen näher und erfaßte ihre Hand; er hatte diesen Ausdruck voll Energie und eigener fester Urtheilskraft noch nicht in dem blühenden Mädchenantlitze gesehen. „Ereifere Dich nicht, liebes Kind!“ begütigte er. „Bin ich denn je ein harter und knickeriger Vormund gewesen? Geh', spiele eine Piëce und beweise uns, daß Dir die Beschäftigung mit der Musik wirklich *Herzenssache* ist! Mehr verlange ich gar nicht, und Du sollst ein Instrument haben, wie Du es Dir wünschest.“

„Nun, nach dem Vorhergegangenen, thue ich's nicht gern,“ sagte sie aufrichtig und unumwunden und entzog ihm ihre Hand. „‚Erspielen‘ will ich mir den Flügel keinenfalls, wer weiß denn, was für eine Leistung Du unter der ‚Herzenssache‘ verstehst! Aber ich werde meine Noten holen, weil mir das ‚Sichnöthigenlassen‘ verhaßt ist.“

Sie wollte sich entfernen.

„Wozu denn Musikalien? Spiele doch eine Deiner ‚Compositionen‘!“ sagte Flora, ein sardonisches Lächeln halb verbeißend.

„Ich kann auch meine eigenen Arbeiten nicht auswendig,“ antwortete Käthe hinausgehend.

Sie kam sehr rasch mit einem Notenhefte in der Hand zurück. Während sie sich auf den Clavierstuhl setzte, den ihr Fräulein von Giese bereitwillig einräumte, nahm Flora das Heft vom Notenpulte. „Von wem?“ fragte sie, das Titelblatt aufschlagend.

„Nun, hast Du nicht eine Composition von mir zu hören gewünscht?“

„Allerdings, aber Du hast Dich vergriffen — das Tonstück da ist ja gedruckt —“

„Ganz recht. Es ist gedruckt.“

„Mein Gott, wie kommt denn das?“ fuhr Flora so rasch, so naiv erstaunt und betreten heraus, daß sie auf einen Augenblick ihre selbstbewußte Haltung einbüßte.

„Ja, Flörchen, wie kommt es denn, daß *Deine* Sachen gedruckt werden?“ fragte Käthe scherzend, mit Humor zurück und legte ihre schönen, schlankgebauten Hände auf die Tasten. „Ich will Dir sagen, wie ich zu der Ehre gekommen bin,“ setzte sie schnell und begütigend hinzu — Flora hatte offenbar ihre Antwort sehr übel genommen; sie richtete sich beleidigt empor und sah mit hochmüthigem Blicke auf die junge Schwester herab. „Meine Lehrer haben die ‚Phantasie‘ heimlich drucken lassen, um mir eine Geburtstagsfreude zu machen.“

„Ah so — das konnte man sich denken," sagte Flora und legte die Noten auf das Pult zurück.

Henriette war währenddem hinter ihr weggeschlüpft; sie bog sich über Käthe's Schulter und zeigte mit dem Finger auf das Titelblatt. „Laſſe Dir doch nichts weißmachen, Flora!" rief sie auflachend. „Sieh her! Da steht der berühmte Verlag von Schott und Söhne — die Firma giebt sich doch zu einem Geburtstagsspaße nicht her. Käthe, sage die Wahrheit!" bat sie mit strahlenden Augen. „Man spielt Deine Sachen draußen in der Welt — sie werden gekauft?"

Das junge Mädchen nickte erröthend und bestätigend mit dem Kopfe. „Die Wahrheit ist aber auch, daß ich um mein eigenes Hinaustreten nicht gewußt und das erste Opus gedruckt auf meinem Geburtstagstische gefunden habe," sagte sie und begann ihren Vortrag.

Es war eine ganz einfache Melodie, welche an das Ohr der Hörer schlug, aber schon nach einigen Tacten ließen die am Spieltische Sitzenden die Whistkarten sinken, so sammetweich quollen die Töne aus dem Instrumente, und so durch und durch originell und herzergreifend klang die neue Weise. Die junge Componistin saß da, die Augen ernst sinnig auf die Noten geheftet, in so ruhiger Haltung, daß man das schwarze Jetkreuz auf ihrer Brust unter den Athemzügen beben sehen konnte. Da war kein Brilliren mit Fingerfertigkeit, kein „Wühlen in den Tönen" — man fragte sich nicht, ob das Spiel correct sei; man dachte überhaupt nicht an das Spiel, so wenig wie man bei einem erschütternden Gesange an die Mundstellung des Sängers denkt, und als die Melodie schwieg, die nicht einmal zum Schlusse in die rauschende Gangart eines modernen Concertstückes verfallen war, da blieb es noch einen Augenblick so athemlos still, als dürfe die entfliehende Tonseele, die eben noch so innig gesprochen, nicht durch lautes Geräusch erschreckt werden. Dann aber wurde es lebendig drüben im Salon. Die Herren riefen: „Bravo!" „Scharmant!" und „Superbe!", und die Damen bedauerten, daß der Papa Mangold das nicht erlebt habe. Man war überrascht, gerührt und — griff wieder zu den Karten.

„Die reizende ‚Phantasie' müssen Sie mir geben, Fräulein. Ich werde sie der Fürstin vorspielen," sagte die Hofdame mit Protectormiene.

„Und den schönsten Concertflügel, der je gebaut worden ist, sollst Du haben, Käthe!" setzte der Commerzienrath enthusiastisch hinzu.

Henriette aber schmiegte liebkosend ihr blasses Gesicht an die blühende Wange der Schwester und flüsterte mit feuchten Augen: „Du Auserwählte!"

Schon nach den ersten Tönen war Flora wie verscheucht vom Flügel weggetreten und geräuschlos hinausgegangen. Langsam glitt sie drüben im rothen Zimmer hin und wieder, bei jeder herzerschütternden Wandlung der Melodie einen förmlich erschreckten Blick nach dem genialen Mädchen am Clavier werfend, und nun, als der letzte Ton verklungen, war die ruhelos schwebende weiße Gestalt verschwunden; sie hatte sich jedenfalls in die Schreibtischecke am Fenster zurückgezogen.

„Ah, mir scheint, Flora nimmt es übel, daß sie nun nicht mehr die einzige ‚Berühmtheit' der Familie Mangold sein wird," sagte Fräulein von Giese halb für sich, halb zum Commerzienrath gewendet mit boshaftem Geflüster.

Der Commerzienrath lächelte; er lächelte stets, wenn Jemand vom Hofe vertraulich zu ihm sprach, aber er vermied es, zu antworten.

„Auf Deine Doctorin bin ich übrigens sehr böse, weil sie mir niemals Näheres über Deine musikalische Begabung mitgetheilt hat," sagte er zu Käthe, die eben ihren Platz am Flügel verließ.

Sie lachte.

„Bei uns daheim wird überhaupt kein Aufhebens davon gemacht," versetzte sie unbefangen. „Die Doctorin ist eine Frau, die mit ihrem endgültigen Urtheil kargt und zurückhält; sie weiß, daß ich noch sehr viel zu lernen habe."

„Ach, geh' mir doch! Das ist schon mehr spartanische Erziehung —"

„Oder auch das ausgesuchteste Raffinement, mit welchem man einen großen Erfolg in Scene zu setzen wünscht," fiel Flora ein, die eben unter die Thür trat; ihr Gesicht glühte wie im Fieber. „Mir machst Du nicht weiß, Käthe, daß Du so harmlos bescheiden über Dein Talent denkst, daß Du wirklich so wenig Gewicht darauf legst, um bei einem fünftägigen Aufenthalt in unserem Hause gar nicht zu thun, als könntest Du auch nur eine Note — das ist falsch, hinterlistig gegen mich, gegen uns Alle." Der aufquellende Groll erstickte fast ihre schöne, klangreiche Stimme.

„So urtheilst Du, Flora?" brauste Henriette empört auf. „Du, die nie müde wird, ihre schriftstellerischen Bestrebungen, ihre ‚gelehrten Studien' in jedes Gespräch zu ziehen und breitzutreten, die sich in ihrem Bekanntenkreise bereits auf Erfolge stützt, welche noch abzuwarten sind —"

„Henriette, besorge den Thee!" rief die Präsidentin in scharfem, strengem Tone herüber — man war zu laut im Musikzimmer.

Die Angerufene ging grollend hinaus.

„Du irrst, Flora, wenn Du denkst, ich lege kein Gewicht auf mein Talent," sagte Käthe vollkommen ruhig, während die geistesstolze Schwester zornig an der Unterlippe nagte und die Hinausgehende mit einem bitteren Blicke verfolgte. „Dann wäre ich unwahr gegen mich selbst und auch namenlos undankbar, denn es verschafft mir himmlische Stunden. Es ist Zufall, daß ich nicht gleich bei meiner Ankunft darüber gesprochen habe; denn gerade die Musik ist schuld, daß ich einen Monat früher hierher gekommen bin. Mein Lehrer in der Composition mußte auf vier Wochen verreisen, und weil ich dann volle zwei Monate den Unterricht eingebüßt haben würde, entschloß ich mich rasch und verließ Dresden mit ihm zugleich."

Bei diesen letzten Worten des jungen Mädchens ging Fräulein von Giese in den Salon, sichtlich widerwillig sich losreißend — die Erörterungen waren ja doch zu pikant — aber ihr Vater, ein alter pensionirter Oberst, war eben gekommen; er mußte begrüßt werden, auch der Commerzienrath ging hinaus.

Flora trat wieder an den Flügel und nahm das Notenheft vom Pult. Käthe sah, wie sich der schöne Busen der Schwester unter fliegenden Athemzügen hob, wie ihre Hand in nervöser Aufregung bebte; Käthe bereute bitter die Arglosigkeit, mit der sie das kleine Werk in diesem Kreise vorgeführt hatte.

„Man hat Dir wohl viel Schmeichelhaftes darüber gesagt?" fragte Flora und schlug mit der umgekehrten Rechten auf das Titelblatt — ihre Augen hingen verzehrend an den Lippen der Schwester.

„Wer denn?" entgegnete Käthe. „Meine Lehrer sind eben so zurückhaltend mit ihrem Lob wie die Doctorin, und Andere wissen nicht um meine Autorschaft; Du siehst doch, der Name des Componisten fehlt."

„Aber das Werkchen wird viel gekauft?"

Käthe schwieg.

„Sage nur die Wahrheit! Ist es schon mehr als einmal aufgelegt worden?"

„Nun ja."

Flora warf das Heft auf den Flügel. „Zu solch einem Backfisch mit dem dicken Posaunenengel-Gesicht und der unverkümmerten Seelenruhe kommt der Ruhm im Schlafe, und Andere müssen qualvoll kämpfen um jede Staffel; sie sterben fast im glühenden Ringen und Streben, ehe sie auch nur genannt werden," stieß sie bitter heraus. Sie schlug die Arme unter und ging auf und ab.

„Nun, was thut's im Grunde?" sagte sie plötzlich stehenbleibend, wie erleichtert. „Die glänzendste Rakete verpufft spurlos droben in der Luft; sie ist dagewesen, während der Feuerkern im Vesuv fort und fort glüht; die Welt weiß um sein Dasein, und wenn er seine Flammen ausstößt, dann jubelt oder zittert das Menschenherz. Ganz gut so, da sind es eben Zwei aus der Familie Mangold, die hinaustreten in die Arena. Wir wollen sehen, Käthe, wer von uns beiden die brillanteste Carriere macht."

„Ich ganz gewiß nicht," rief Käthe heiter und strich sich ein rebellisches Löckchen aus der Stirn. „Ich werde mich hüten, in die Arena zu gehen. Denke ja nicht, daß ich unempfindlich bin gegen Erfolge! Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, zu sehen, daß man mit seinen Schöpfungen die Herzen Anderer rührt und bewegt, und das gäbe ich nicht hin um alle Schätze der Welt.



Nur eine Meile noch!

Nach einer Photographie des Meyer'schen Oelgemäldes aus dem Verlage der photographischen Gesellschaft in Berlin.

Mein Mütterle, ach, wie bist Du so krank!
Nun bring' ich Dir Hülfe, Gott sei Dank!

Ich bring' aus der Stadt die Arzenei,
Die heilt Dich, und bald ist die Angst vorbei

Wie bin ich so müd' und verschmachte fast!
An der Bergcapelle halt' ich Rast.

Der Weg war steil und heiß und lang,
Und so ganz allein wird mir oft bang'.

Doch rast' ich gewiß nicht länger, als ich
Zum lieben Gott hier bete für Dich.

Nur wenige Stunden — dann bin ich bei Dir. —
So lang' bleib' Du, lieber Gott, bei ihr!

Fr. Hofmann.

Aber blos dafür und deshalb zu leben? Nein, ich sehe daheim zuviel Glück, zuviel beseligendes Zusammensein und Zusammenwirken — was hilft mir der Ruhm, wenn er mich einsam läßt?"

„Aha, da haben wir ja die Bescheerung, die ganze hausbackene Quintessenz Deiner Erziehung! Wie es dieses Fräulein Lukas selbst unablässig erstrebt und schließlich durchgesetzt hat, so wirst Du es auch machen — Du willst Dich verheirathen." Sie lachte in verletzendem Spott hell und schneidend auf.

Das köstliche Carminroth auf den Wangen des jungen Mädchens breitete sich plötzlich bis an die Haarwurzeln der Stirn; es lief selbst über den schneeweißen runden Hals hinab. „Du lachst und spottest, als sei es Dir nie eingefallen, dasselbe zu thun," sagte sie entrüstet, aber mit unwillkürlich gedämpfter Stimme, „und doch —"

Flora streckte so rasch die Hand aus, als wolle sie die schönen Mädchenlippen zupressen. „Bitte, kein Wort weiter!" rief sie gebieterisch. Sie verschränkte die Arme wieder unter dem Busen und neigte langsam zustimmend den Kopf. „Ja, mein sehr weises Fräulein, ich war allerdings für einen Moment so schwach und verblendet, mir ein Netz überwerfen zu lassen, aber, Gott sei Dank, der Kopf ist wieder draußen; er ist klar und stark genug, sich die Freiheit zurück zu erobern."

„Und hast Du gar kein Gewissen, Flora?"

„Ein sehr empfindliches sogar, mein Schatz; es sagt mir eben, daß es ein unverantwortlicher Leichtsinn gewesen ist, mich selbst so hinzuwerfen. Du wirst bibelfest genug sein, um zu wissen, daß Jeder dafür verantwortlich gemacht wird, wie er sein Pfund verwerthet. Sieh mich an, kannst Du Dir wirklich denken, ich würde zeitlebens als simple Frau Doctorin am Herde stehen und Gemüse kochen? Und für wen?" Sie neigte den Kopf bezeichnend nach dem Salon, aus welchem jetzt lebhaftes Stimmengeräusch herüberscholl; mit dem Eintritte des alten Obersten von Giese war Leben und Bewegung in die Gesellschaft gekommen, nur Doctor Bruck saß allein am Theetische und las in einer Zeitung; er war scheinbar sehr vertieft und hatte kaum aufgesehen, als Henriette an seine Seite zurückgekehrt war.

„Siehst Du, daß auch nur einer der Herren mit ihm verkehrt?" fragte Flora mit unterdrückter Stimme. „Er ist geächtet, und mit allem Recht. Er hat mich und die Welt betrogen; sein ihm vorausgegangener brillanter Ruf ist eitel Reclame gewesen."

Sie brach ab und zog sich rasch in ihr Zimmer zurück, jedenfalls, um dem alten redseligen Obersten aus dem Wege zu gehen, der jetzt in Begleitung seiner Tochter und des Commerzienrathes in das Musikzimmer trat und sich Käthe vorstellen ließ. Auf seine Bitte setzte sich das junge Mädchen noch einmal an das Instrument und spielte. Wunderlich! Mit was für Augen ihr Schwager und Vormund nach ihr hinsah, sobald sie den Blick vom Notenblatte hob, so feurig, so unerklärlich, durchaus nicht so brüderlich vertraut, wie er ihr als Kind die Bonbondüten und gestern noch ein schönes Bouquet aus der Stadt mitgebracht hatte. Sie ließ ihm stets willig die Hand, wenn er sie im Gespräche erfaßte, und litt es, daß er ihr liebkosend die Locken aus der Stirn strich; er that das so harmlos, wie es ihr Vater einst gethan, und jetzt, als sie die Hände von den Tasten sinken ließ, trat er unter dem rauschenden Beifall der Anderen rasch auf sie zu und legte seinen Arm um ihre Schultern.

„Käthe, was ist aus Dir geworden!" flüsterte er, sich über sie herabbeugend. „Wie erinnerst Du mich an Clotilde, Deine selige Schwester! Aber Du bist schöner, ungleich begabter."

Sie griff mit der Linken nach dem Arme, um ihn abzustreifen, aber Moritz erfaßte nun auch die Hand und hielt sie mit festem Drucke, als sei es für's ganze Leben. Für die Anwesenden war das ein hübsches Bild, eine selbstverständliche, harmlose Gruppe. Der Vormund umarmte stolz und hingerissen seine Mündel, das ihm anvertraute Kind seines Schwiegervaters. Nur Henriettens bleiches Gesicht war sehr roth geworden; sie lächelte so eigenthümlich. Doctor Bruck neben ihr sah nach seiner Uhr, dann reichte er Henriette verstohlen die Hand und benutzte die allgemeine Aufregung, um sich unbemerkt zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Das rothe Quartal.

(März — Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

4. Wer waren sie? Was wollten sie?

Derweil das souveräne Volk am Abend vom 28. März in seine Tavernen schlampampen ging, setzten sich die neuen Souveräne des Souveräns, Messieurs les Citoyens de la Commune, im Festsaale des Stadthauses zum Installirungsbankett. Dabei ging es aber nicht eben heiter her. Denn schon in der ersten Stunde ihres Bestehens erwies sich die Kommune als ein keineswegs kompaktes Ding, und die Gegensätze, welche sie in sich barg, barsten sofort aus. Das konnte gar nicht anders sein, maßen die etlichen sechzig Mitglieder der neuen Regierung von sehr verschiedenen Anschauungen ausgingen und demnach auch verschiedenen Zielen zustrebten. Schon heute brachte es eine bedenkliche Dissonanz in die Festharmonie, daß wenigstens einer der Gewählten, Herr Tirard vom 2. Arrondissement, mit Betonung erklärte, er betrachte sich nur als Mitglied einer Gemeindevertretung von Paris. Diese sei nach seiner Auffassung durchaus nur eine municipale, keine politische Behörde, habe daher auf städtische Angelegenheiten sich zu beschränken und ganz und gar keine Berechtigung, Politik zu treiben.

Man kann sich unschwer vorstellen, wie gerade und scharf diese Anschauung solchen Kommunarden gegen den Strich ging, welche — und sie waren die große Mehrheit — in der Kommune eine politische und zwar hochgradig revolutionäre Maschine erblickten. Sicherlich war die Ansicht Tirards auch die von mehreren seiner Kollegen, aber nur er hatte den vollen Muth seiner Ueberzeugung, indem er, sowie er wahrgenommen, wie wenig Anklang seine Meinung gefunden, sofort das kaum angetretene Mandat niederlegte.

Dieses Vorgehen Tirards zeigte den Ultras, daß sie immerhin noch mit einem gemäßigten, solid bürgerlichen Elemente in Paris zu rechnen haben würden und nicht so ohne weiteres mit den Dogmen eines Blanqui, mit internationalen Phantastereien, socialistischen Schwarbeleien und kommunistischen Räubereien hervortreten dürften.

Das machte die Bankettirer im Hôtel de Ville nachdenklich und das Bankett selber kurz und düster. Beim Hinweggehen soll einer der Festgenossen die Aeußerung gethan haben: „Mit Wein hat die Kommune angehoben; mit Blut wird sie enden."

Diese Weissagung zu thun ist eben keine große Kunst gewesen. Man brauchte nur die Mehrzahl der Gesellen anzusehen, aus welchen die Kommune zusammengesetzt war.

Gewiß müßte man es nicht nur als ungerecht, sondern auch geradezu als stupid bezeichnen, so man leugnen wollte, daß auch Ehrenmänner in der Kommune saßen. Ja, Männer von tadelloser Lebensführung, von nicht gemeinem Wissen und von selbstloser Begeisterung saßen darin. Es gab da Gelehrte, Geschäftsleute, Arbeiter, welche ohne Frage zu den besten Bürgern ihres Landes gehörten. So z. B. der sechsundsiebzigjährige Alterspräsident der Kommune, der Ingenieur Beslay, der Publicist Vermorel, der Jurist Protot, der Arzt Rastoul, der Färbergesell V. Clément, nicht zu verwechseln mit dem wüthenden Fanatiker J. B. Clément.

Aber die Mehrzahl, die Mehrzahl! Sie war der Auswurf der Weltkloake Paris. Winkeladvokaten, Winkelliteraten, Winkelärzte, bankerotte Krämer, weggejagte Kommis, verstickte Studenten, verbummelte Arbeiter, ein Rattenkönig von Unwissenheit, Faulheit, Neid, Dünkel, Größenwahn, Vermessenheit und Begehrlichkeit, ein Katilinariat, wie es im Sallustius steht — das waren die Leute, welchen die Hauptstadt Frankreichs ihr Schicksal anvertraut hatte.

Ein gewiß unverdächtiger und kompetenter Zeuge, der schon mehrfach erwähnte brave Viktor Clément, hat dieser Kommune-Sippschaft ein glühendes Brandmal aufgedrückt. In die Kommune gewählt und zum Maire des 18. Arrondissement ernannt, besuchte der heißrepublikanisch und hochsocialdemokratisch gesinnte, aber ehrliche Färbergesell seinen Meister Hallu im Faubourg Vaugirard. „Nun, was halten Sie von der Kommune?" fragte der Meister. „Was ich davon halte?" gab Clément zur Antwort. „Ich fürchte, sie ist eine Rotte von Schurken, eine Bande von Jakobinern, die nichts Gutes zustandebringen werden, und ich wollte, ich stände erst wieder in meinen Holzschuhen und an meiner Bütte." Dieser wirkliche und wahrhafte, nicht bloß gemalte oder geschriebene Arbeiter, wie deren so viele herumlaufen, ist wohl als der Mensch zu bezeichnen, welcher während des rothen Quartals in Paris das meiste Gute gethan und das meiste Böse verhütet hat.*

Zu den gefährlichsten Kommunarden gehörten Pyat, Varlin und Vallès, zu den bösartigsten Assi, Urbain, Billioray und

* Cléments Persönlichkeit, Auftreten und Handlungen haben nachmals sogar auf das versailler Kriegsgericht einen so günstigen Eindruck gemacht, daß es dieses Mitglied der Kommune mit der fast beispiellos gelinden Strafe von nur drei Monaten Haft belegte.

Regère, zu den verrücktesten Lullier und Allix. Der verbissenste, gefrorenste Fanatiker in der ganzen Bande war ohne Zweifel Delescluze. In dem Schreiner Pindy, welchen seine Kollegen zum Gouverneur des Stadthauses machten, verband sich mit dem röthesten Roth ein brutaler Humor. Er war der Mann, lachend zu sagen: „Geht die Sache schief, so spreng' ich das Stadthaus mitsammt der Kommune in die Luft," und er war auch der Mann, zu thun, wie er sagte. Zwei Narren in Folio waren der verlotterte Schulmeister Lefrançais und der vergeckte Mediciner Babick: sie vertraten mitsammen den höchsten und tiefsten Blödsinn der Kommunisterei. Aber die ruchlosesten, verhärtetsten, kältestgrausamen Mitglieder der Kommune sind ohne Frage der verbummelte Buchhalter Theophil Ferré und der verstickte Student Raoul Rigault gewesen. Ferré, der kleine, dürre, knirpsige Kommis, und der aufgeschwemmte, zierbengelige Kneipenläufer Rigault waren von der Revolutionslegende so recht besessen. Der eine hatte sich den Hébert, der andere den Marat zum Muster und Vorbild genommen. Im Sprechen äfften sie den Hyperbelbombast von Danton nach. Insbesondere that dies Rigault, dessen namenlose Eitelkeit sich darin gefiel, mit seinem Atheismus und Maratismus staatzumachen und zu renommiren. „Wenn ich für vierundzwanzig Stunden Polizeipräfekt wäre" — pflegte er zu sagen — „so würde es mein erstes Geschäft sein, einen Verhaftsbefehl gegen den Herrgott zu erlassen, und wenn er sich nicht finden ließe, würde ich ihn zum Tode verurtheilen und in effigie hinrichten lassen." Ein andermal ließ er sich vernehmen: „Ich habe eine wichtige Erfindung gemacht und will, wo möglich, ein Patent darauf nehmen. Meine Erfindung beseitigt die Guillotine. Diese ist zwar ganz ehrenwerth, aber sie ist, wie ja schon der selige Bürger Carrier meinte, zu langsam. Man muß veraltete Einrichtungen dem Fortschritt zu opfern und aus der Wissenschaft Vortheil zu ziehen wissen. Die Guillotine hat ihre Zeit gehabt. Das Ding ist veraltet. Ich habe eine elektrische Batterie konstruirt. Die arbeitet sicher, sauber, schnell und geräuschlos. Sie kann, wenn es euch beliebt, 500 Reaktionäre mit einem Schlag vernichten." Ein frommer Mann würde es eine Ironie Satans nennen, daß dieser Mensch wirklich seinen Wunsch, Herr in der Polizeipräfektur zu werden, erfüllt sah. Ich für meinen Theil sage nur, daß in Frankreich nichts unmöglich. Es ist auch nicht verwunderlich, daß die Jakobiner von 1871, sobald sie zur Macht gelangten, als die ärgsten Tyrannen auftraten: sie waren ja die Affen der Jakobiner von 1793. Ganz in der Ordnung also, daß diese „Freiheitshelden" mit höchster Erbitterung auch die Pressefreiheit verfolgten. So namentlich Rigault. Als er eines Tages einen Journalisten hatte verhaften lassen, ging ein Kollege desselben zu ihm, um die Freilassung des Gefangenen zu erbitten. Im Verlaufe des Gespräches sagte der Bittsteller:

„Man scheint dermalen die Freiheit der Presse gering zu achten."

Worauf Rigault: „Freiheit der Presse? Kenne das nicht."

„Sie wollen nichts davon wissen? Aber Sie haben ja dieselbe früher täglich gefordert."

„Ja, das war eben zur Zeit Badinguets (Napoleons III.). Ueberdies hab' ich für meine Person zum voraus erklärt, daß wir nun und nimmer eine gegnerische Presse dulden würden, wenn wir einmal die Stärkeren wären. Wir sind es jetzt, und folglich dulden wir keine oppositionelle Presse."

Es fehlte nur noch, daß dieser Marat von 1871 sagte: „La presse c'est moi." Das wäre eine zeit- und ortsgemäße Variation des alten Despotenwortes von Ludwig dem Vierzehnten gewesen.

Wenn bei Burschen wie Ferré und Rigault der Fanatiker nur eine leichte Maskirung des Bösewichtes war, so stellte sich dagegen in der Person von Gustav Flourens der Typus des Erzphantasten dar. Sohn eines bekannten Gelehrten und selber wissenschaftlich durchgebildet, hatte Flourens seinem Wissen nie den geringsten Einfluß auf die Phantasmen gestattet, worin er von jugendauf lebte und webte. Gut und großmüthig von Natur, wie vor ihm der ihm geistesverwandte Armand Barbès gewesen, war der junge Mann ebenfalls ein Opfer des Revolutionsmythus geworden, so sehr, daß sich in seinem Gehirne die Idee fixirte, man müßte Revolution machen um der Revolution willen. Zu fragen, was denn am Ende aller Enden aus dieser Revolution in Permanenz werden sollte, fiel ihm natürlich nicht ein. Er wäre ja sonst nicht gewesen, was er war, ein richtiger Wolkenkukuksheimer, ein enthusiastischer Bürger von Utopia.

Sieht man von diesen und den übrigen schon früher namhaft gemachten Ausnahmen ab, bei welchen der Wahnwitz wenigstens nur auf irregeleiteter Begeisterung und chaotischer Begriffsverwirrung, nicht aber auf den selbstsüchtigen Berechnungen der Eitelkeit, der Ehrsucht, der Gaunerei und Schurkerei beruhte, so ist man vollständig berechtigt, die anderen Mitglieder der Kommune als traurige Produkte der rohmaterialistischen Anschauungs- und Denkweise unserer Zeit zu bezeichnen. Auch diese Narren und Verbrecher sind echte Priester der Mammonsreligion des Jahrhunderts, nur in anderer Form als unsere Geldkönige und Börsenfürsten, welche den Schweiß und das Mark der Völker in ihren Kassen ansammeln und durch ihre übermüthige Protzerei den Neid und Groll der vom Bankette des Lebens Ausgeschlossenen herausfordern. Als einer dieser Könige, James Rothschild, in Paris vor etlichen Jahren starb, hinterließ er seinen Söhnen 1600 Millionen oder mehr. Und zu denken, daß zu solchem ungeheuerlichen, man möchte sagen sündhaften Reichthum einer Familie jene „Blutgelder" den Grund gelegt haben, wofür die hessenkasseler „Landesväter" Karl der Erste, Wilhelm der Achte, Friedrich der Zweite und Wilhelm der Neunte ihre armen „Landeskinder" zu Tausenden und wieder Tausenden an verschiedene kriegführende Potentaten verschacherten, so recht en gros der letztgenannte an die Engländer während des Unabhängigkeitskampfes der Amerikaner! Dieser Familienschatz, an welchem mehr Flüche hafteten als an dem Nibelungenhort, ist dann zur napoleonischen Zeit dem alten Amschel, dem Begründer der Dynastie Rothschild, zum „aufheben" gegeben worden und der alte Amschel wußte damit so geschickt zu jobbern, daß schon sein Sohn der Großmeister der europäischen Jobberei, der eigentliche Kohen hagadol (Hohepriester) im Tempel Mammonis war.

Auf unserer Zeit liegt das grausame Verhängniß, die gesellschaftlichen Gegensätze immer schärfer zuzuspitzen, den Abgrund zwischen Reich und Arm, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig immer breiter und tiefer zu machen. Schon einen Blick in diesen Abgrund thut, wer die pariser Kommunewirthschaft von 1871 betrachtet. Seht immerhin hinunter, ihr, die ihr zu sehen, zu fühlen und zu denken wagt. Aus der finsteren Tiefe starrt euch das rothe Drachenhaupt der socialen Frage entgegen, nicht wahr? Ihr kehrt euch schaudernd ab und eure zagende Seele überfröstelt die Angst, daß eines Tages der Drache dem Abgrund entsteigen und Ströme von Wuth und Glut und Blut über die Erde hinhauchen könnte. Ja, euch und alle nicht Gedankenlose schauert die Ahnung an vom Kommen der großen Wehestunde, wann die empörte Arbeit, eine rachewüthige Krimhild, dem grimmen Hagen Kapital den Goldhelm mitsammt dem Haupte herunterschlagen und die sociale Götterdämmerung alle ihre Schrecken loslassen wird . . . .

Am 29. März erfolgte die Konstituirung der Kommune. Sie bestellte einen Vorstand, welcher wöchentlich wechseln sollte, und den ersten Wochenvorstand bildeten die Bürger Lefrançais als Vorsitzer, Bergeret und Duval als Beisitzer, Rigault und Ferré als Schriftführer. Dann theilte sich die Kommune in zehn Kommissionen, welche die verschiedenen Zweige der Civil- und Militärverwaltung nach Art der früheren Ministerien besorgen sollten. Es gab z. B. eine Finanzkommission, in welcher der Student Jourde, ein geborenes Finanztalent, die Hauptrolle spielte; eine Kriegskommission, wo sich die Bürger Eudes, Bergeret, Flourens, Cluseret, Rossel, Delescluze an der ersten Stelle ablösten; eine Sicherheitskommission, welche die Funktionen der bisherigen Polizeipräfektur übernahm und worin die Bürger Assi, Ferré und Rigault herrschten. Der letztere hatte sich übrigens schon am 20. März in der Polizeipräfektur installirt und der Gewalten des verjagten Polizeipräfekten sich bemächtigt. Später wärmte man für ihn das Amt und den Titel eines „Procureur de la Commune" von 1792 wieder auf. Göttin der Gerechtigkeit, du hast dir schon allerhand Priester gefallen lassen müssen, aber ein solches Exemplar wie den Bürger Rigault wohl selten. Das war so ein Wächter der öffentlichen Sicherheit, wie der Bürger Jules Vallès, welcher das Dictum von sich gab, Homer sei nur „ein alter Schafskopf" gewesen, eine Art von Unterrichtsminister war.

Die Rede, womit der alte Beslay die erste Sitzung der Kommune schloß und worin er die Losung ausgab: „Friede und Arbeit!“ schien eine Gewähr zu bieten, daß Verstand und Mäßigung in der Versammlung obenauf seien. Aber es ging hier, wie es bei derartigen Vorkommnissen immer und überall zu gehen pflegt. Je rascher die Dinge in Fluß und Schuß kamen, desto lauter und gewaltthätiger machten sich die Leidenschaften geltend und drängten die verständige Erwägung mehr und mehr beiseite. Bald mußten die Besonnenen und Gemäßigten erkennen, daß sie gegenüber den Ueberspannten und Wüthenden in machtloser Minderheit sich befänden, und so blieb von ihnen einer nach dem andern aus den Sitzungen der Kommune weg.

Auch die Ultras, welche jedoch die herrschende Mehrheit ausmachten, stimmten nicht einmal im Princip überein. Sie zerfielen in Jakobiner und Kommunisten. Die einen bekannten sich zum Sankt Jakob von 1793 und wollten eine Republik à la Saint-Just und Robespierre, jedoch mit Beseitigung der Centralisation, was doch ein Widerspruch in sich selbst war; die andern ließen die Republik nur gelten als die Basis, auf welcher sie nach dem Bauplan der Internationale den kommunistischen Proletarierstaat aufrichten wollten. Die beiden Fraktionen hielten sich bis zuletzt in der Kommune die Wage, und so ist es gekommen, daß auch dieser kreißende Berg nur eine Maus gebar, d. h. daß die Kommune ein positiv-revolutionäres Resultat gar nicht erzielte, daß sie sich politisch, social und volkswirthschaftlich als durchaus unfruchtbar erwies, daß sie nur alles, was sie erreichen konnte, zu zerstören, lediglich aber nichts, gar nichts zu schaffen vermochte. Tiefbeschämend für die Menschheit ist es, daß einer Rotte von so mittelmäßigen Köpfen, von so ordinären Gesellen so viel Unheil anzurichten gestattet war. Was man auch thun mag, das Phänomen des rothen Quartals von 1871 zu erklären, immer ist und bleibt die Möglichkeit des Phänomens eins der traurigsten Armuthszeugnisse, welche das Menschengeschlecht sich ausgestellt hat.

Die Kommune regierte ohne Programm, wenn man nicht etwa für ein solches gelten lassen will ein an das „Volk von Frankreich“ erst am 19. April erlassenes Manifest, ein Aktenstück, womit der ganzen Geschichte des Landes brutal ins Gesicht geschlagen wurde. Das Manifest verlangte eine bis zum Aeußersten gehende Decentralisation. Die französische Republik, wollten die Herren Kommunarden, sollte bestehen aus so vielen Kommunen, als Frankreich Ortschaften besäße, und diese Gemeindefreiheit sollte nur beschränkt sein durch die Gleichberechtigung der Gemeinden, welche mittels Vertrags zu einer staatlichen Einheit zusammentreten würden.

Etwas Unfranzösischeres als diese bis zum äußersten Extrem, geradezu bis zur Pulverisirung getriebene Zerstückelung des Staatskörpers ließe sich kaum aussinnen. Jeder Wissende kennt die mancherlei und großen Schäden, welche für das französische Volk aus der maßlosen Centralisation erwachsen sind. Aber jeder Wissende weiß auch, daß eine solche Centralisation dem Galliertum im Blute lag und liegt und daß demzufolge die gesammte geschichtliche Entwickelung Frankreichs folgerichtig darauf hingearbeitet hat. Das Gute und Vortheilhafte, welches der Centralisation doch immerhin auch zu eigen, beibehalten, das Schlechte und Schädliche derselben allmälig ausscheiden, das wäre patriotisch und staatsmännisch gehandelt. Aber von heute auf morgen die Genesis des Staates verneinen, den ganzen Staatsorganismus auf den Kopf stellen und dem Franzosenthum dekretiren wollen, aus seiner Haut zu fahren, das war offenbarer Wahnsinn. Der einzige originelle Anlauf also, welchen die Kommune nahm, mußte sie von rechtswegen ins Narrenhaus führen.

Von der Gelegenheitsgesetzgebung der Herren vom Stadthause zu reden, ist nicht der Mühe werth. Dergleichen Akte, wie z. B. das zu Gunsten der Schuldner erlassene Wechsel- und Miethegesetz, gehörten zu den Nothbehelfen einer Regierung, die von der Hand in den Mund lebte. Um sich einen sittlichen Firniß zu geben, verbot die Kommune alle Arten von Hazardspielen und in einem Anfall von kommunistischem, d. h. die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung für nichts achtendem Weltbeglückungseifer verbot sie den Bäckern, bei nachtschlafender Weile Teig zu kneten und Brot zu backen. Der „Delegirte beim Unterrichtswesen“, Bürger Vaillant, auf deutschen Hochschulen gebildet, gab sich viele Mühe, Schulorganisationspläne, die an und für sich gar nicht übel waren, zu entwerfen, die aber natürlich Papier blieben. Auf die Anregung von Pyat wird das vom 3. April datirte Dekret der Kommune zurückgeführt, welches die Trennung der Kirche vom Staat aussprach, die Staatsausgaben für den Kultus unterdrückte und die sämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Güter der Klöster und Kongregationen konfiscirte und als Nationaleigenthum erklärte. Dieses Gesetz gelangte, soweit die Zeit reichte, zur Ausführung.

Die Finanzen der Kommune wurden vom Bürger Jourde ebenso geschickt als gewissenhaft verwaltet, wie denn dieser junge Mann sicherlich auch durch persönliche Ehrenhaftigkeit unter seinen Kollegen hervorragte. Die tägliche Ausgabe betrug etwa 800,000 Franken. Gedeckt wurde dieser Bedarf durch die Accise, die Tabaksregie, die Stempelgebühren, die Zwangsanleihen bei den Eisenbahngesellschaften und bei der Bank von Frankreich. Beraubt wurde diese nicht, weil sich namentlich Jourde und Beslay dem Raube energisch widersetzten, dagegen tüchtig angezapft. Es darf gewiß als ein finanzpolitisches Kuriosum ohnegleichen bezeichnet werden, daß die Bank von Frankreich — mit Vorwissen und Beistimmung von Monsieur Thiers — in den letzten Tagen der Kommune förmlich den Kassirer derselben machte und ihr Tag für Tag 800,000 Fr. ausbezahlte. Die Bezüge der Beamten waren übrigens sehr mäßige. Am 2. April wurde dekretirt, daß die höchste Jahresbesoldung eines Gemeindebeamten auf 6000 Fr. fixirt sein solle. Die Mitglieder der Kommune bezogen ein Taggeld von 15 Fr., weiter nichts. Ein Obergeneral erhielt 16 Fr. Taggeld, ein Nationalgardist $1\frac{1}{2}$ Fr. und die Verköstigung. Daß die Kommunarden in sybaritischen Bakchanalien und babylonischen Orgien geschwelgt hätten, ist Verleumdung. Jourde hat nachmals vor dem Kriegsgerichte in Versailles die Gesammtausgabe der Kommune auf 53 Millionen angeschlagen, und es war ihm auf's Wort zu glauben.

Wie das rothe Quartal erst verständlich wird, wenn man die während des zweiten Empire aufgekommene, von den Tuilerien beschützte und von der Börse gehätschelte, so recht aus „boue de Paris“ geknetete Literatur kennt, diese Literatur der bronzestirnigen Gemeinheit, der brutalen Selbstsucht und des triumphirenden Lasters, aus welcher ja die Kommunarden wohl den Schluß ziehen durften, eine solche Gesellschaft sei nur der Vernichtung werth, — so muß man die Kommune-Literatur, diese zahlreich wie Brennnesseln und Giftpilze aufgeschossenen Journale durchmustern, um so recht zu erfahren, welche Hefe wilder Instinkte und wüthender Leidenschaften damals in Paris brodelte und gohr. Unduldsam und gewaltthätig, wie die rothen Komödianten von 1793 gewesen, waren auch durchweg ihre Affen von 1871. Nur ihre eigenen Stimmen wollten sie hören, und so wurde jede abweichende Meinung und Meinungsäußerung geächtet. Diese Freiheitsheuchler waren fanatische Pfaffen der Tyrannei. Was nicht für sie war, sollte gar nicht sein. Die Presse, welche nicht aus der kommunistischen Tonart schrieb, wurde gewaltsam unterdrückt. Nicht etwa nur die monarchischen Blätter mußten verstummen, sondern auch die republikanischen. Nicht etwa nur der bonapartistische „Gaulois“ oder die orleanistische „Revue des deux mondes“, sondern ebenso der republikanische „Siècle“. An der Stelle der weggefegten anständigen Journalistik machte sich eine wirkliche und wahrhafte Canaille-Presse schamlos breit. Das lumpigste literarische Zigeunerthum von Paris kam aus seinen Schlupfwinkeln hervor und tanzte auf den Straßen seine journalistische Carmagnole! Auch hierin, wie in anderem, um nicht zu sagen in allem, wurden die wüstesten Erinnerungen der ersten Revolution wieder aufgewärmt. Da konnte es nicht fehlen, daß auch Hébert's blut- und schmutztriefendes Journal „Le père Duchêne“ wieder erstand. Und dieses von Vermersch redigirte Blatt verkaufte täglich 70,000 Exemplare und brachte seinen Schmierfinken Tag für Tag 1000 Franken Nettoprofit. Wollt ihr mit eigenen Augen sehen, was für obscöne und mordlustige Sprünge die Menschenbestie in dem Paris des rothen Quartals machte, so nehmt diese oder jene Nummer vom „Vater Duchêne“ zur Hand. Aber zieht zuvor, ich bitt' euch, Handschuhe an und verbindet euch die Nasen!

Ein französischer Caspar Hauser.

Von E. Laur.

Die bekannte Frage: wie viel Steine bilden einen Haufen? lautet in einer französischen Umwandlung: wie viel Thoren gehören dazu, um ein „Publicum" auszumachen? Und weil das Publicum zum allergrößten Theile aus einer Menge besteht, welche von Unparteilichkeit nichts weiß, nicht durch Gründe sich bestimmen läßt, so sprechen wir mit Recht nur selten von dem öffentlichen Urtheil, gewöhnlich aber von der öffentlichen Meinung und haben vor derselben, wenngleich sie als sechste Großmacht auf Berücksichtigung entschieden Anspruch machen kann, doch im Grunde genommen wenig Achtung. Und dies ist natürlich, denn es fehlt der öffentlichen Meinung das wichtigste charakteristische Merkmal einer Großmacht: die Unabhängigkeit. Sie ist abhängig von der Mode, der herrschenden Stimmung, dem ersten Eindrucke. Napoleon der Erste definirte sie, als er bereits fern von Paris Zeit hatte, darüber nachzudenken, am 18. November 1815 im Memorial also: „Die öffentliche Meinung ist eine unsichtbare, geheimnißvolle Macht, welcher nichts zu widerstehen vermag; nichts ist beweglicher, unbestimmter, stärker, launischer." Wir können, glaube ich, hinzusetzen: nichts ist so schwer zu leiten und so leicht irre zu führen.

In den jüngsten Monaten spukte wieder einmal die Caspar Hauser-Geschichte. Mit Bezug auf diesen räthselhaften Findling hatte sich mit Hülfe der öffentlichen Meinung eine Legende gebildet, wie dergleichen Sagen immer entstehen.

Die Geschichte von dem Nürnberger Findling war nichts Anderes, als die neue Titelausgabe eines Vorganges, welcher vor hundert Jahren die öffentliche Meinung und die Gerichte beschäftigt hat. Auch damals ist für die Zugehörigkeit des Knaben zu einer vornehmen Familie ein Mann in die Schranken getreten, welcher sonst nicht nur über jeden Verdacht der Unehrenhaftigkeit erhaben ist, sondern allezeit als wahrer Menschenfreund, ja Wohlthäter der Menschheit wird gepriesen werden: es ist der Abbé de L'Epée, geboren in demselben Jahre wie Jean Jacques Rousseau, gestorben in dem Jahre der Eroberung der Bastille, er, welcher den taubstumm Geborenen lehrte, das Auge als Ohr und die Hand als Zunge zu gebrauchen.

Am 1. August 1773, Abends zehn Uhr, wird zu Cuvilly in der Picardie auf der Landstraße ein taubstummer Knabe gefunden. Er ist bedeckt mit schmutzigen Lumpen, völlig abgemattet und ausgehungert. Nach dem einen Berichte wird er von einer Frau Poulin, nach dem andern von dem Steuerbeamten Leroux aufgenommen und beherbergt, auch sorgfältig gepflegt. Von dieser Thatsache unterrichtet, giebt der Polizeigenerallieutenant von Sartines in Paris den Befehl, den Knaben in der öffentlichen Anstalt zu Bicêtre unterzubringen. Dies geschieht am 2. September 1773. Im Juni des folgenden Jahres erkrankt das Kind und wird nach dem Hôtel Dieu in Paris gebracht. Hier ist es bereits seit acht Monaten, als eines Tages der Abbé de l'Epée bei einem zufälligen Besuche des Hospitals auf den Knaben aufmerksam gemacht wird, ohne hierdurch zu besonderem Antheil an dem Geschick des Kleinen bewogen zu werden. Er hatte mit den in seiner Obhut und Pflege befindlichen beklagenswerthen Kindern vollauf zu thun, sodaß seine Einkünfte kaum ausreichten, die ihm anvertrauten taubstummen Zöglinge zu erhalten. Nach einiger Zeit führt den Abbé ein Geschäft wieder in das Hôtel Dieu, und diesmal bittet ihn eine Nonne, sich des armen Findlings anzunehmen, dessen Loos um so mehr Theilnahme verdiene, als er, nach verschiedenen Aeußerlichkeiten zu schließen, offenbar nicht den unteren Classen des Volkes angehöre.

Hierdurch wird das Interesse des berühmten Lehrers der Taubstummen rege. Der Knabe wird herbeigeholt, und nun — so berichtet der Abbé selbst — giebt er auf Befragen durch Zeichen zu verstehen, daß er einer angesehenen und reichen Familie angehöre, daß sein Vater gehinkt habe und gestorben sei, daß seine Mutter als Wittwe mit vier Kindern hinterblieben, nämlich außer ihm mit drei Töchtern, von denen zwei älter, eine jünger als er selbst sei; die Mutter habe Bänder und schöne Kleider, auch eine Uhr getragen, in einem großen Hause gewohnt und mehrere Diener gehabt, auch er sei stets bedient worden; an das Haus habe ein großer Garten gestoßen, welcher unter eines Gärtners Obhut gewesen, viel Früchte gebracht habe und während des Winters sorgfältig geschützt worden sei. Einmal sei er, der Knabe, mit einem Reiter auf ein Pferd gesetzt worden und habe eine Art Schleier vor das Gesicht bekommen, dann habe man ihn weit weggeführt und schließlich verlassen. Doch wußte der Knabe nicht anzugeben, aus welcher Himmelsrichtung er gekommen, auch nicht ob er Franzose oder im Auslande geboren sei.

Der Abbé berichtet nicht, in welcher Weise ihm gelungen, mit dem Kinde sich zu verständigen. Er selbst hatte zwar bereits seit 1755 eine Unterrichtsanstalt für Taubstumme gegründet und, soweit seine Privatmittel reichten, auch unterhalten. Unter den von ihm erzogenen Schützlingen war der Findling nicht gewesen. Die erste Schrift über den Unterricht der Taubstummen war erst 1774 erschienen. Mithin konnte der seit September 1773 im Hôtel Dieu befindliche Knabe auch nicht von Anderen in der Bildung so weit gebracht worden sein, um über all das oben Mitgetheilte mit einem Fremden sich zu verständigen. Trotzdem stellt der Abbé de l'Epée aus den angeblichen Eröffnungen des Knaben einen Bericht zusammen und überreicht diesen dem Kriegsminister Graf von Saint-Germain. Bei dem Ansehen, welches der ausgezeichnete Menschenfreund genoß, war es nur natürlich, daß sofort sämmtliche Gensd'armen des Königreichs (welche bis zum Anfange der Revolution den Namen la maréchaussée führten) unter Zusicherung reicher Prämien beauftragt wurden, Nachforschungen nach dem Ursprunge des Kindes anzustellen. Die Zeitungen, so viel es deren gab, und die Erzählungen der Gensd'armen trugen zur Verbreitung jener Thatsachen das Mögliche bei, aber Alles blieb ohne Erfolg.

Da erschien im März 1776, also nach Verlauf von etwa zwei Jahren, im Hôtel Dieu ein Unbekannter, welcher den noch immer hier verpflegten Taubstummen zu sehen wünschte. Man willfahrte seiner Bitte. Er sah den Knaben verächtlich an, so verächtlich, daß dieser in Thränen ausbrach, und sagte: „Der ist es nicht." Als ihm erwidert wurde, dies sei allerdings der taubstumme Findling, antwortete der Fremde: „Ich weiß wohl, was ich sage," und entfernte sich ohne Weiteres.

Zwei Stunden darauf ließ ein junges Mädchen, welches wegen einer Wunde seit mehreren Monaten im Hospital behandelt wurde, den Knaben sich zeigen und versicherte sogleich, sie kenne ihn und seine Familie ganz genau; er heiße Louis Le Duc und sei der Sohn von Louis Le Duc, welcher in Saint-Michel (Lothringen) eine Waschanstalt habe. Sie betheuerte unter hohen Schwüren die Richtigkeit des Gesagten und schlug vor, an den Pfarrer, den Vicar und den Polizeibeamten in Saint-Michel zu schreiben; sie würden gewiß ihre Angabe bestätigen. Eine hierauf bezügliche Anfrage des Abbé de l'Epée wurde übereinstimmend dahin beantwortet, man könne sich auf das Mädchen verlassen, sie müsse den Knaben und alle Verwandten desselben genau kennen, da sie Jahre lang dem Hause Le Duc's gegenüber gewohnt habe und oft dort aus- und eingegangen sei.

Noch bevor die Rückäußerung aus Saint-Michel eingetroffen war, hatte de l'Epée den Knaben aus dem Hôtel-Dieu in seine Privatanstalt übernommen, weil er ein Attentat auf denselben befürchtete. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß der wirkliche Louis Le Duc, geboren am 11. Februar 1764, im März 1774 in das Pariser Hôtel-Dieu gekommen, noch an demselben Tage nach dem Hospital la Pitié übergeführt, am 28. März desselben Jahres nach Bicêtre gebracht worden und hier am 19. Januar 1775 gestorben sei. Sonach konnte der jetzt noch Lebende mit jenem Lothringer Kinde nicht identisch sein. — Am 5. Juni 1776 erhielt der Abbé de l'Epée ein Schreiben von Madame de Hauteserre, welche berichtete, daß sie alljährlich acht Monate in Toulouse zubringe. Anfangs 1773 habe sie bei der Gräfin de Sollar (oder Solar) eine Wohnung gemiethet, unter deren Fenstern ein ausgedehnter Garten liege. Frau de Sollar habe damals eine Tochter von vierzehn Jahren und einen taubstummen Sohn von etwa zwölf bis dreizehn Jahren gehabt. „Dieser," so heißt es in dem Briefe weiter, „hatte blonde

Haare und Augenbrauen, blaue, ein wenig in's Graue spielende Augen, längliches, mageres Gesicht, frische Farben, feingeformte Nase, großen Mund, die Zähne unregelmäßig, namentlich einen Doppelzahn, und war von überraschender geistiger Begabung. Er reiste Anfangs August 1773 in Begleitung eines jungen Mannes von Toulouse ab, angeblich um in dem Badeorte Bagnères Heilung für seine Taubheit zu suchen, war aber seitdem nicht wieder gesehen worden. Seine Mutter starb im November oder December 1773; seine Schwester befindet sich zur Zeit in einem Kloster zu Toulouse."

Der Taubstummenlehrer wurde betroffen von der auffallenden Aehnlichkeit dieses Signalements mit dem seines Schützlings, besonders wenn man die während dreier Jahre nothwendig eingetretenen Aenderungen in Anrechnung brachte. Die Zähne allerdings standen jetzt regelmäßig, aber dies erklärte sich daraus, daß der Doppelzahn des Knaben entfernt worden; der Mund freilich erschien weder groß noch klein, doch dies konnte nicht Wunder nehmen: bei mageren Gesichtern zeigt der Mund sich größer, jetzt aber war der Knabe wohlgenährt und hatte nicht mehr ein längliches und mageres, sondern ein volles regelmäßiges Gesicht.

Trotz alledem verbleibt der Abbé in Unthätigkeit mit Bezug auf die Nachforschungen nach der Herkunft seines Schützlings und klagt sich selbst der Nachlässigkeit deshalb an, entschuldigt dieselbe jedoch einigermaßen dadurch, daß er eine neue Falle fürchtete, wie diejenige, durch welche der Knabe für Louis Le Duc erklärt werden sollte. Auch hatte er von dem Steuerbeamten Leroux Nachrichten erhalten, wonach das Kind aus Lüttich oder Namur stamme. Zwei Bauern nämlich aus Orville hatten Folgendes bekundet: am 17. oder 18. Juli 1773 war der eine von ihnen beim Einbruche der Nacht von zwei Bettlern um Herberge angegangen worden. Einer der Bettelnden war taubstumm. Man ließ sie in einem Stalle nächtigen. Dieser wurde am nächsten Morgen offen gefunden, der größere der Bettler war verschwunden, der kleinere — der taubstumme — allein zurückgeblieben. Ihn hatte der Bauer, bei welchem sie übernachtet, eine Woche lang im Hause behalten. Sodann nahm ihn der andere der Zeugen zu sich und verpflegte ihn, bis er, der Zeuge, in Cuvilly ein Geschäft hatte. Dorthin folgte ihm der Taubstumme, welcher zutraulich sich ihm angeschlossen hatte. Aber der Bauer ging, wohl absichtlich, schneller als dem Knaben möglich war, und so blieb dieser auf der Landstraße allein zurück, wo ihn der Steuerbeamte Leroux dort fand.

Auch nach dieser einfachen und bündigen Erklärung hielt der Abbé de l'Epée an dem ihm angenehmen Gedanken fest, einen so vornehmen Zögling, wie den jungen Grafen de Sollar bei sich zu haben, und beschloß, auf den Augenblick zu warten, wo es der Vorsehung gefallen würde, die Wolken zu zerstreuen und das Dunkel der Herkunft seines Schützlings zu lichten. Im Jahre 1780 ließ die Kaiserin Katharina die Zweite von Rußland durch ihren Gesandten den Abbé wegen seiner schönen erfolgreichen Thätigkeit beglückwünschen und ihm ein beträchtliches Geschenk anbieten. „Niemals," lautete die Antwort des Abbé, „niemals nehme ich Geld an. Sagen Sie Ihrer Majestät: wenn meine Arbeiten einigen Anspruch auf ihre Achtung haben, so ist Alles, was ich erbitte, daß die Kaiserin mir einen Taubstummen von vornehmer Abkunft sendet."

Weshalb nicht wenigstens die Schwester des jungen Sollar in Toulouse, wenn auch nur brieflich, befragt wurde, ist nirgends gesagt. Im Jahre 1776 wurde, nach des Abbé de l'Epée Versicherung, ein Entführungsversuch gegen seinen Schützling unternommen. Ein Officier der Gensd'armerie aus Toulouse bat, ihm den Knaben auf kurze Zeit anzuvertrauen: wenn der Letztere wirklich der Sohn des Grafen von Sollar sei, so werde derselbe sofort von einer großen Anzahl von Personen wieder erkannt werden. Die Herausgabe des „durch die Vorsehung ihm anvertrauten Gutes" wurde nicht nur von dem Abbé verweigert, sondern dieser wandte sich auch an den Minister mit der Bitte, einen hierauf bezüglichen Befehl nicht zu erlassen. Da nun der Minister erwiderte, er habe die diesfällige Ordre nicht gegeben, so schloß der Abbé, daß der Polizei-Officier durchaus nicht gewesen, was er durch Anlegung der Uniform habe scheinen wollen, sondern ein verkleideter Unbekannter, welcher die Absicht gehabt, das unglückliche Kind bei Seite zu schaffen. Es scheint vergessen worden zu sein, daß auf die Ermittelung der Herkunft des Taubstummen reichliche Belohnung verheißen worden und jener Beamte sehr wohl auf eigenen Antrieb konnte gehandelt haben.

Nach Verlauf längerer Zeit wohnte — im Juni oder Juli 1777 — eine junge Dame, was nicht selten geschah, dem Unterrichte der Taubstummen bei. Als sie des inzwischen „Joseph" genannten Knaben ansichtig wurde, sagte sie, jedoch ohne irgend ein Zeichen der Ueberraschung oder des Erstaunens, vielmehr ganz einfach, wie etwas, das sich von selbst versteht: „Da ist der Sohn des Grafen von Sollar." Der Taubstumme selbst war nicht in der Nähe der Dame gewesen, sondern hatte im Nebenzimmer mit anderen Kindern gespielt und erfuhr erst später, was inzwischen vorgegangen. „Da" — erzählt der Abbé de l'Epée — „erwachte Joseph wie aus tiefem Traume. Man ließ die Dame bitten, ihren Besuch zu wiederholen, und fragte sie, welchen Beweis sie für die Richtigkeit ihrer Behauptung geben könnte. Sie antwortete, daß sie den Knaben ganz genau kenne. Sie habe längere Zeit als Gesellschafterin bei Fräulein Desgodets, einer Großtante des Kindes, gewohnt und ihn — er war damals sieben bis acht Jahre alt — wöchentlich mindestens einmal gesehen, wenn er aus seiner Pension auf der Insel St. Louis zum Besuche gekommen."

Joseph wurde von den beiden Inhaberinnen jener Pension, Mutter und Tochter, als der junge Sollar wieder erkannt, ebenso von der Magd eines Großoheims des Knaben. Aus derselben Quelle schöpfte der Abbé auch die Nachricht, daß der junge Sollar zu Clermont im Beauvais geboren sei, wo seine Verwandten mütterlicher Seite noch lebten. Der Taubstummenlehrer und sein Zögling begaben sich nach Clermont, und der Letztere wurde von neunundzwanzig Personen verschiedenen Alters und Standes als der Sohn des Grafen von Sollar bezeichnet. Nach der Rückkehr erfolgte seine Anerkennung auch in Paris durch den hier lebenden und bisher noch nicht befragten Vater der Gräfin von Sollar. Dies geschah im October 1777.

Der königliche Procurator am Châtelet hatte jetzt, durch die öffentlichen Blätter aufmerksam gemacht, die Sache in die Hand genommen. Er beantragte Untersuchung gegen die Urheber der Entführung und der Aussetzung des „taubstummen Grafen von Sollar". In Folge dessen gab der Criminal-Lieutenant Befehl, den Sieur Cazeaux zu verhaften, nämlich denjenigen jungen Schreiber, welcher in dem Briefe der Madame de Hauteserre bezeichnet war als Begleiter des Knaben auf der Reise von Toulouse nach Bagnères.

Cazeaux wird in Toulouse am hellen Tage unter dem Zusammenlauf einer wüthenden Volksmenge verhaftet, nach dem Stadthause geschleppt, in das abscheuliche Gemach geworfen, welches „la miséricorde" genannt, eine Anzahl zum Tode verurtheilter Verbrecher enthielt. Wieder bei hellem Tage wird er, an Händen und Füßen mit Ketten belastet, auf einen offenen Wagen gehoben und abgeführt, auch jetzt wieder mit Verwünschungen und Flüchen verfolgt von der Menge, welche schon aus dieser Art den Gefangenen zu transportiren den Beweis für seine Schuld abnimmt. Während der ganzen Fahrt ist Cazeaux mit Ketten an den Wagen, beim Aufenthalte in den Herbergen ebenso an einen Tisch oder einen Pfahl geschlossen. Man begafft ihn überall wie Einen, welcher zum Rad oder Scheiterhaufen geführt wird.

Endlich kommt Cazeaux in Paris an und wird im Châtelet in Einzelhaft gebracht. Sechs Tage vergehen, ohne daß er nur verhört wird. In den nächsten drei Wochen aber hat er sechs Verhöre von je sechs bis acht Stunden zu bestehen. Seine Unbefangenheit, die Klarheit seiner Antworten erweckt in den Richtern den Gedanken, der Verhaftete sei wohl unschuldig. Der Bischof von Comminges, in dessen Diöcese Cazeaux gewohnt hat, nimmt sich des jungen Mannes an und setzt es durch, daß demselben ein erträgliches Gelaß im Gefängnisse angewiesen wird. Jetzt kann er sich vertheidigen. Er erklärt: 1) Das Kind, welches er angeblich auf der Heerstraße bei Péronne ausgesetzt habe, ist im Januar 1774 zu Charlas in der Diöcese von Comminges gestorben, und er belegt diese Angabe durch Berufung auf einen amtlichen Todtenschein aus den Kirchenbüchern der Gemeinde; 2) es sei jedoch überflüssig eine solche Urkunde herbeizuschaffen, da der Schützling des Abbé de l'Epée unmöglich mit dem jungen Grafen von Sollar identisch sein

könne; denn jener sei am 1. August 1773 auf der Landstraße bei Péronne in der Picardie, also zweihundert Lieues entfernt von Toulouse gefunden worden, während, wie hunderte von Zeugen beweisen können — der Sohn der Gräfin von Sollar erst am 4. September 1773 Toulouse verlassen habe, mithin zu einer Zeit, wo der unbekannte Taubstumme bereits in Bicêtre aufgenommen worden.

Es gelingt dem Gefangenen, auch einen Vertheidiger zu gewinnen in der Person des Advocaten Tronson du Coudray. Dieser führt noch an: 1) Der angebliche junge Sollar habe weder seine Schwester noch die Bilder seiner Eltern erkannt, nicht einmal seinen Entführer Cazeaux. 2) Seine Schwester und vier Personen, welche den Knaben im Alter von zwölf Jahren gekannt, haben ihn nicht recognoscirt, und dies beweise mehr als das Anerkenntniß aller anderen Personen, welche das Kind seit seinem siebenten Jahre aus dem Gesichte verloren gehabt. 3) Ueberdies habe Joseph nicht einmal Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Sollar: der Schullehrer, welcher diesen in Toulouse unterrichtet, habe jenen nicht erkannt und sei von demselben nicht erkannt worden. 4) Was den Doppelzahn anbetrifft, so hatte der junge Sollar allerdings einen solchen, aber nicht wie der lebende in dem unteren, sondern in dem oberen Kiefer. 5) Zu alledem kommt, daß bisher auch nicht das geringste Motiv zur Verübung des Verbrechens angedeutet, geschweige denn wahrscheinlich gemacht worden.

Diese Sätze der Vertheidigung zu entkräften oder zu widerlegen unternimmt der Abbé de l'Epée selbst. Er war in seiner Jugend Jansenist gewesen, und da ihm, weil er das orthodoxe Formular nicht unterzeichnen gewollt, der Eintritt in den Priesterstand versagt worden, hatte er sich der Rechtswissenschaft gewidmet und war als Advocat bei dem Parlament in Paris eingetreten. Nun holt er die alten rostig gewordenen Waffen aus jener Zeit wieder hervor und ersetzt, was ihnen an Schärfe abgeht, durch Verbitterung und Verbissenheit. Er bestreitet Alles, was von Seiten des Angeklagten und des Vertheidigers vorgebracht ist. Der inzwischen eingegangene Todtenschein des jungen Grafen von Sollar beweise nichts, sondern bekunde nur, daß zu Charlas am gedachten Tage ein Kind gestorben, welches man, auf Anstiften des Angeklagten, als Graf von Sollar beerdigt habe. Den Termin der Abreise von Toulouse habe der Angeklagte nachträglich durch Rechnung ausgeklügelt, um das Alibi festzustellen. Im Königreiche seien etwa dreitausend Taubstumme, von denen die Hälfte ungefähr auf die ärmeren Familien falle. Vermuthlich habe der Angeklagte aus einer derselben ein solches unglückliches Kind durch Bestechung sich zu verschaffen gewußt, dies als Grafen von Sollar im Lande umhergeführt, um für den Fall der Entdeckung seines Verbrechens Entlastungszeugen sich zu sichern und so die Spur der begangenen Unthat auszutilgen. Als Motiv des Verbrechens ergebe sich der Wille der Gräfin von Sollar, welche mit ihrem Gatten in Unfrieden gelebt, den Knaben gehaßt und den ihr wohlbekannten Angeklagten durch Geld bewogen habe, das Kind bei Seite zu schaffen.

Die Proceßschriften gehen hin und her. Monat auf Monat verinnt. Cazeaux bleibt verhaftet. Das Châtelet weigert sich, ihn in Freiheit zu setzen; er appellirt an das Parlament. Dieses ordnet Beweisaufnahme an über den Zeitpunkt der Abreise des jungen Sollar von Toulouse, die Reise nach Bagnères, nach Charlas, die Krankheit und den Tod des Kindes, weil der Todtenschein wegen einiger Unregelmäßigkeiten nicht vollen Beweis liefere.

Demgemäß reisen im August 1779 zwei Räthe vom Gerichtshofe des Châtelet, zwei Gerichtsschreiber, der Schützling des Abbé de l'Epée mit einem Dolmetscher und der Angeklagte nach Toulouse. Joseph erkennt weder das Stadthaus von Toulouse, ein herrliches, großartiges Gebäude, vor welchem der junge Sollar täglich gespielt hatte, noch das Wohnhaus seiner Mutter oder ein anderes von denjenigen, in welchen der Knabe damals oft verkehrte. Mehr als hundert Personen werden vernommen; nicht ein einziger Zeuge erkennt in dem Knaben das Grafenkind. Dagegen wird bezeugt und festgestellt 1) durch eine große Anzahl von Personen, daß Cazeaux in den ersten Tagen des September oder zur Zeit der Traubenreife oder beim Beginne der Parlamentsferien oder an Notre-Dame de Septembre 1773 Toulouse verlassen habe; 2) daß mehrere Personen Cazeaux nebst dem jungen Sollar auf dem Wege nach Bagnères getroffen und erkannt haben; 3) durch eidliche Aussage mehrerer hochgestellter Personen aus Toulouse, daß sie gleichzeitig mit dem jungen Sollar, welchen sie sehr genau kannten, im September 1773 zu Bagnères gewesen; 4) durch Bekundung mehrerer hundert Personen, daß sie sowohl Cazeaux als Sollar im October 1773 zu Charlas haben ankommen sehen, daß der Knabe bis zum Januar 1774 bei der Mutter seines Begleiters geblieben, schließlich ein Opfer der damals in Charlas herrschenden Blatternepidemie geworden und auf dem dortigen Kirchhofe begraben sei; 5) daß Joseph weder in Bagnères noch zu Charlas von Irgendwem wieder erkannt worden sei. Die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der richterlichen Beamten geht so weit, daß sie das Grab in Charlas öffnen lassen. Knochen und Schädel werden herausgenommen: der Doppelzahn ist noch vorhanden und zwar im Oberkiefer.

Trotz aller dieser Beweise will der Abbé de l'Epée seinen „vornehmen Taubstummen" nicht verlieren; er bietet seinen ganzen Einfluß nach allen Richtungen auf, und in der That erklärt das Châtelet im Jahre 1781 den Knaben Joseph als den Grafen von Sollar und Cazeaux der Entführung rc. schuldig. Der Verurtheilte appellirt. Ihm leiht seine Feder der Vater der berühmten beiden Elie de Beaumont. Auch mit ihm nimmt der Abbé de l'Epée den Zweikampf auf dem Papiere an, und noch ist der Proceß in zweiter Instanz nicht entschieden, als am 23. December 1789 der ausgezeichnete Lehrer der Taubstummen, der Protector des jungen Grafen von Sollar, starb. Für ganz Frankreich ist eine neue Zeit angebrochen. Neue Gerichte werden in Paris eingesetzt. Auch für den armen Cazeaux ist endlich der Tag der Freiheit gekommen. Im Jahre 1792, also nach anderthalb Jahrzehnten seit der Verhaftung des jungen Mannes, wird das Urtheil des Châtelet aufgehoben und Joseph verboten, sich Graf von Sollar zu nennen.

Schon längst hatte die öffentliche Meinung aufgehört, mit den beiden Hauptpersonen des Processes sich zu beschäftigen. Joseph, von aller Welt verlassen, ließ sich — merkwürdig genug — in einem Kürassierregimente anwerben und starb bald nachher in einem Hospitale. Und keine Menschenseele dachte daran, den armen Cazeaux für die schweren Leiden langer Jahre zu entschädigen.

Wie seltsam das Benehmen und die Handlungsweise des Abbé de l'Epée in diesem Falle gewesen: es nimmt dem Manne nichts an seinem Ruhme, sich als ein Wohlthäter der Unglücklichen gezeigt zu haben, und mit Recht erklärte die Nationalversammlung, daß der Abbé de l'Epée um das Vaterland und die Menschheit sich wohl verdient gemacht habe. Noch eine hohe Ehre war ihm vorbehalten: er wird der Held eines historischen Lustspiels, welches am 23. Frimaire des Jahres VIII auf dem Théâtre français de la Republique dargestellt wird. Aus Joseph ist in dem Lustspiele Theodor geworden, er ist nicht mehr der junge Graf von Sollar, sondern der Graf von Harancour. Nicht die Mutter läßt den Knaben bei Seite schaffen, sondern ein habgieriger Oheim vollführt mit Hülfe eines alten Dieners die That. Der alte Abbé de l'Epée durchwandert mit seinem Schützlinge zu Fuß ganz Frankreich, um des Taubstummen Heimath zu entdecken. Sie kommen nach Toulouse, und hier wird endlich durch die fromme Sanftmuth des hochverehrten Priesters, durch übereinstimmende Zeugnisse der starre Sinn des geizigen Oheims gebrochen: er erkennt den Grafen von Harancour an und giebt ihm sein Vermögen zurück. Am Schlusse bilden die Hauptpersonen des Stückes eine Gruppe um den Abbé, und dieser spricht: „Endlich ist er wieder an seinen Herd zurückgekehrt; endlich trägt er den edeln Namen seiner Väter. O Vorsehung! Mir bleibt auf der Welt nichts mehr zu wünschen übrig, und wenn ich diese sterbliche Hülle verlassen werde, kann ich mir sagen: ich darf in Frieden ruhen, denn ich habe mein Leben wohl ausgefüllt."

Und mit stürmischem Beifalle wird das Stück aufgenommen. Unter Thränen preist das begeisterte Publicum den Abbé de l'Epée nicht als Lehrer der Taubstummen, sondern als Beschützer des Grafen von Sollar. Hatte nicht der Franzose Recht, welcher fragte: wie viel Thoren gehören dazu, um ein Publicum auszumachen?

Pritschenschläge deutschen Volkshumors.

Von **Moritz Busch.**

Nr. 2. Die Schildbürgerthorheiten der verschiedenen deutschen Landschaften. — Die schwäbischen „Kröpfle". — Elsässische Abderastreiche. — Der schweizerische Palmesel. — Der fränkische Weiberwetzstein. — Der schleswigsche Mühlstein und andere Gimpeleien.

Ich komme jetzt zu den einzelnen deutschen Orten, denen der Volkshumor eins mit seiner Pritsche gegeben hat, und zwar zunächst, wie billig, zu den schwäbischen, in denen die hier besprochene Art der Neckerei und Fopperei zuerst aufgekommen zu sein scheint. Hier begegnen uns (vgl. Meier) zuerst die Seebronner, welche „Sensenschmecker" heißen, weil einst der dortige Schultheiß alle Sensen des Ortes zu sich bringen ließ, um durch Anriechen (schwäbisch „schmecken") derselben herauszubekommen, wer einem der dortigen Bauern heimlich seinen Hanf abgemäht habe. Die Kiebinger werden als „Mondfänger" verspottet. Sie wollten nämlich einmal den Mond im Neckar mit einem Netze fangen, und ein anderes Mal sollte ein Schweinestall als Falle dienen. Als der Mond ihnen hier wie dort entwischte, sie ihn aber gar zu gern gehabt hätten, gedachten sie ihn mit einer Stange vom Himmel zu stoßen, und da dieselbe nicht bis hinauf reichte, sollte sie gestreckt werden. Zwei Mann zogen, der eine an dem, der andere am andern Ende, bis endlich der Stärkere den Schwächeren niederriß und nun mit dem Rufe „Es geht" allein fortlief, indem er glaubte, daß die Stange sich verlängere. Die Ulmer tragen den Spitznamen „die Spatzen", weil das im vorigen Abschnitte erzählte Histörchen vom Sperling, der mit dem Strohhalme die richtige Behandlung des Balkens lehrte, sich unter ihnen begeben haben soll.

Eine andere vielgeneckte Schwabengemeinde sind die Hirschauer bei Tübingen, welche „die Waden unter dem Kinn haben" und deshalb „Kröpfle" genannt werden. Man sagt auch von einem Hirschauer: „er hat alle seine Glieder beisammen", was daher rührt, daß, als einst ein den Ort passirender Fremder von Kindern verspottet wurde, weil ihm der Kropf fehlte, die Mutter es ihnen mit den Worten verwies: „Dankt Ihr doch lieber Gott, daß Ihr alle Eure Glieder beisammen habt!" Die Rottweiler sind dadurch zu dem Spitznamen „Esel" gekommen, daß ihnen die Geschichte mit dem Kürbiß passirt sein soll, den man für ein Eselsei hielt, und aus dem der Bürgermeister den Hasen ausbrütete. Ein Maler brachte den Schabernack fertig, daß sie den Esel in ihre Stadtfahne bekamen. Er malte ihnen die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten darauf und nahm nur zu dem Esel Oelfarben, zu dem Uebrigen blos Wasserfarben, die der Regen mit der Zeit abspülte. Die Derendinger heißen „Gelbfüßler", weil sie einmal, als die Körbe bei einer großen Eierlieferung die Eier nicht fassen wollten, sich damit halfen, daß sie in die Körbe sprangen und die Eier zusammen traten. Die Weilheimer neckt man mit ihrer Kirchweih, weil sie keine haben, die Hornberger mit ihrem Schießen, weil sie einst mächtige Vorbereitungen zu einem großen Schützenfeste getroffen, als der Herrgott aber den Schaden besah, das Wichtigste vergessen hatten — die Besorgung von Pulver.

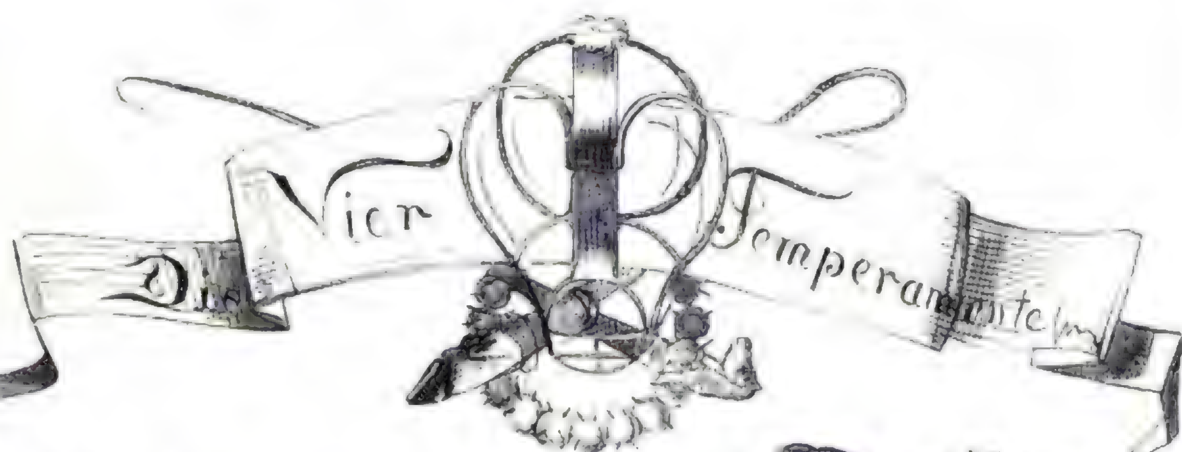
Die meisten Schildbürgerthorheiten hat das brave Dorf Ganslosen im Oberamte Göppingen sich andichten lassen. Außer einer Menge anderer Geschichten werden ihm von der Spottlust der Nachbarn nicht weniger als drei von den im ersten Capitel erwähnten Gimpeleien, die von dem Storch, zu dessen Vertreibung der Feldhüter der Schonung des Getreides halber von vier Mann auf einer Bahre durch das Feld getragen wurde, die von der durch Ueberdachung vor dem Regen geschützten Sonnenuhr und die von der genialen Brunnenmessung, auf sein Conto geschrieben. Berühmt ist endlich der Spion von Aalen. Als diese Stadt einst mit dem Kaiser Streit hatte, schickte sie den pfiffigsten ihrer Bürger aus, damit er das kaiserliche Lager und Heer auskundschafte. Selbiger Schlaukopf begab sich alsbald zu den Feinden, die er schön grüßte, und denen er, als sie ihn fragten, wer er sei und was er wolle, sogleich die beruhigende Versicherung gab, sie sollten nur nicht erschrecken, er wäre blos der Spion von Aalen und wollte sich ihr Lager ein wenig besehen. Das wurde ihm selbstverständlich gestattet, und aus Dankbarkeit und Bewunderung so großer Klugheit haben die Aalener ihm dann einen Platz an ihrer Rathhausuhr verliehen. Hier war er leibhaftig abgebildet, drehte den Kopf, wie der Perpendikel kam und ging, und schnitt dem Publicum Gesichter.

Auch das Elsaß bietet uns (vergl. Stöber) eine große Anzahl von Orten, welche der Humor des Volkes in der Scheere gehabt und mit seiner Marke gezeichnet hat. Die Illzacher gehören zu den Mondfängern; die Killstetter heißen „Fröscheverträn̈ker", die Pfaffenheimer „Bannsteinrücker", die Flachslander „Engelsschmelzer". Die Bewohner von Straßburg führen den Spitznamen „Meisenlocker", die von Colmar „Knöpfler", die von Pfirt gar „Spaasen", d. h. Spitzbubenvolk. Die zwischen Ill und Rhein Wohnenden hat der Volkswitz „Rheinschnaken", die von Türkheim „Lochschlupfer", die von Oberbronn „Büchsensäcke" oder „Mantelträger" getauft.

Die Schweiz hat gleichfalls eine Menge von Orten, die Schildbürgerstreiche verübt haben sollen, oder wenigstens mit Spitznamen, an die sich eine komische Geschichte knüpft, bedacht sind. In Appenzell gilt letzteres fast von jedem Dorfe. Im oberen Wallis erzählt man von den Visperthalern, im unteren von den Salvansern die Lalenbürgergeschichte vom Gemeindehausbau, wo man die Fenster vergaß und darauf das Licht in Säcken hineintrug. Hornussen im Frickthal soll seinen Namen davon haben, daß hier das Histörchen von dem Boten, der gutes Wetter holen soll und es in einer Schachtel in Gestalt einer Horniß mitbekommt, passirt wäre. Schinznacht bei Winterthur heißt nach einer Witzelei der Nachbarn eigentlich Schind z'Nachts, weil die Leute dort eine Kuh, die sie verspeisen gewollt, aus Scham nicht am Tage geschlachtet, sondern Nachts geschunden hätten. Die Freiämtler foppt man mit dem Namen „Bschindesel", die von Tägerig mit der Bezeichnung „Eselsohren"; die Bremgartner sind im Volksmunde „Palmesel", die Mellinger einfach „Esel". Die letzteren beiden Namen werden durch folgende Erzählung erklärt. In Bremgarten wurde früher am Palmsonntag eine Procession abgehalten, bei der man einen auf Rädern gehenden Holzesel herumzog. Dabei stürzte er einmal um, und sein schlecht geleimter Schwanz fiel ihm aus. Indeß stellte man ihn rasch wieder zurecht, und auch der mit Mantel und Stab hinter ihm herschreitende Schultheiß verlor die Fassung nicht; er hob den Schwanz auf, zog ihn durch den Mund und steckte ihn wieder in den allein dafür schicklichen Ort. Als die Stadt der Reformation beitrat, warf man mit anderen Heiligenbildern auch den Palmesel in die Reuß, die ihn dem Nachbarstädtchen Mellingen zutrug. Die dortigen Katholiken wollten ihn in die Kirche stellen; die Protestanten wehrten es ihnen, und ein Metzger unter ihnen schnitt dem Esel den Hals ab und warf ihn wieder in den Fluß. Der Mann bekam zur Strafe dafür einen Kropf, das Volk des Ortes aber den obenerwähnten Spitznamen, aus dem sich ein eigenthümlicher Gebrauch der Mellingener entwickelt haben soll. So oft sie nämlich ihre Brücke passirten, an der nur Fremde Zoll zu erlegen hatten, drückten sie dem lauernden Einnehmer schon von weitem ihre Zollfreiheit damit aus, daß sie einen Zipfel ihres Rockes, zur Form eines Eselsohres zusammengefaßt, sich an den Kopf hielten.

Die Bewohner des Dorfes Ellikon, im Kanton Zürich, heißen von Alters her, von einer Variation der Mähr vom Feldhüter auf der Tragbahre, „wilde Schweine". Einmal richtete in den Feldern der dortigen Bauern ein Wildschwein arge Verheerungen an und ließ sich mit Nichts herauslocken. Da meinte Jemand, diese Thiere fräßen gern Eier, vielleicht ließe der Eber sich damit fangen. Das gefiel, doch wußte man nicht, wie man es ausführen sollte, ohne das Korn zu zertreten. Endlich hatte man es. Ein Mann wurde in einen Korb gesetzt, vier Andere trugen ihn an Stangen durch das Getreide, und bei jedem Schritte warf er ein Ei aus.

Als der Papst Martin einmal von Deutschland nach Rom zurückreiste, kam er auch nach dem Städtchen Brugg. Die Bürgerschaft gedachte ihm eine Ehre und Güte anzuthun, und sie wählte dazu das Beste, was sie kannte: sie kochte ihm


Die Vier Temperamente


Choleriker


Sanguiniker


Melancholiker


Phlegmatiker
F. Weinberger
1874

eine prächtige rosenrothe Kirschsuppe. Martinus hatte etwas Solideres erwartet, begnügte sich indeß mit dem „Chriesisüpple“ und ritt den andern Tag weiter nach Lenzburg. Auch dieses setzte dem heiligen Vater das Edelste vor, was es hatte, nämlich einen von jenen scharfduftenden grünen Ziegenkäsen, die man ihrer Härte wegen nur geschabt essen kann, und die deshalb „Schabziegerstöckle“ heißen. „Wieder ein Fasttag!“ seufzte Martinus und reiste am nächsten Morgen weiter nach Aarau. Hier gedachte man den Luxus der beiden anderen Orte zu überbieten, indem man dem Oberhaupte der Christenheit und seinen Cardinälen in einer mächtigen Schüssel das Leibgericht der Aarauer, schneeweißen Mehlbrei, auftrug. „Wunderbar, wie streng die ganze Gegend mein Fastenmandat hält!“ klagte der Magen des frommen Herrn. In Olten, wo die betrübte Gesellschaft am nächsten Mittag Halt machte, meinte man dem hohen Gaste nichts Schöneres bieten zu können, als eine Froschsuppe. „Das sind ja Christen von exemplarischem Wandel!“ riefen die hungernden Kirchenfürsten. Indeß lag Aarburg nahe, wo man gediegenere Verköstigung zu finden hoffte. Aber auch hier sah man sich getäuscht. Dort giebt es in Hecken und Hagen einen reichen Segen fetter Schnecken, welche die Kapuziner zu schätzen wissen, und so bereitete man dem Papste und seinem Gefolge ein paar tüchtige Schüsseln von dieser Delicatesse. Fünf Fastenmahlzeiten nacheinander war selbst für einen sehr strammen Magen zu viel, und verdrießlich über eine Welt, die das Christenthum auf die Spitze trieb, bestieg Martin sein Maulthier und ritt weiter gen Zofingen. Kaum war er hier abgestiegen, so erschien die Schule mit Kreuz und Fahne und begrüßte ihn mit lateinischen Versen. Aergerlich wollte er sie eben abweisen — da senkte sich die Fahne; die Reihe öffnete sich, und heran schritt die Ehrengabe der Stadt, ein mit Fasanen und Kapaunen behangener, blumenbekränzter Mastochse. Gerührt stiftete Martin auf der Stelle ein Schülerstipendium, das noch heute vertheilt wird. Die Brugger aber erfreuen sich seitdem des Spitznamens „Chriesisüppler“, die Lenzburger heißen „Schabziegerstöckli“, die Aarauer „Pappehauer“, die Oltener „Frösche“, die Aarburger „Schnecken“, während den Zofingern der Ehrentitel „Ochsen“ geblieben ist.

In Altbaiern ist nicht viel Spott gewachsen. Ein Sprüchwort sagt: „Schwäbisch ist gäbisch; baierisch ist gar nichts.“ Von den Straubingern heißt es: „Sie lassen fünf gerade sein.“ Als Hans Sachs dichtete, war Schrobenhausen, vielleicht seines Namens wegen (schrauben, verschroben), etwas anrüchig. Hirschau in der Oberpfalz gehört zu den Orten, die mit vielen Lalenbürgereien geneckt werden, und ebenso ist Weilheim im Oberlande übel weggekommen.

In Franken ist die Neckerei, von der hier gesprochen wird, wieder reichlich gediehen. Es hat „Herrgottsbader“ in den Monheimern, die ein Crucifix, das bei einer Procession bestäubt worden, in einem Teiche wuschen, „Hummeln“ in den Mistelgauern, die mit der bereits wiederholt erwähnten Geschichte von dem Boten verspottet werden, der in der Apotheke gutes Wetter holen sollte, „Herrgottsschwärzer“ in den Nürnbergern, die ein massives Christusbild an der Sebalduskirche schwarz angestrichen haben sollen, damit es die Raubsucht der Soldaten nicht anlocke. „Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn,“ sagt ein bekannter weiser Spruch. Daß Heideck eine Klaue im Stadtwappen führt, erklärt der Volkswitz in den Nachbarorten damit, daß die Heidecker einmal ein Kuhhorn gefunden und für eine Klaue vom Vogel Greif gehalten hätten. Von den Karlstädtern heißt es, sie hätten in Kriegszeiten einen Schatz in den Main versenkt und, um ihn wiederfinden zu können, über der Stelle eine Kerbe in den Kahn geschnitten. Die Münchberger und Weißenstädter im Fichtelgebirge sind Kumpane der sieben Schwabenhelden; jene ziehen gegen einen Pudel, diese gegen einen Backtrog zu Felde.

In Franken gab es endlich Städte, die nicht nur geneckt wurden, sondern auch ihrerseits neckten. So hatte Kalten-Westheim an der Rhön seinen Weiberwetzstein, an dem Niemand wetzen durfte. That dies Jemand aus Unkunde des Brauches oder Muthwillen, so kamen die Frauen herzu, tauchten ihn in Wasser und ließen ihn eine Geldbuße zahlen. So mußten ferner die von Würzburg her in Karlstadt einwandernden Handwerksburschen die Frage beantworten: „Was machen die Heiligen auf der Würzburger Mainbrücke?“ Die Antwort hatte zu lauten: „Ein Dutzend,“ und wer das nicht wußte, wurde zu näherer Erkundigung nach Würzburg zurückgeschickt. Aehnlich in Schweinfurt, dessen Wahrzeichen, ein Adler, beim Volke die Eule hieß. „Was macht die Eule?“ wurden die Handwerksburschen gefragt, und die Antwort mußte sein: „Nichts.“

Hessen hat seine Schwarzenborner und seine Griesheimer, „von denen sich ein Buch schreiben ließe.“ Die Thüringer hießen in alter Zeit „Heringsnasen“, und ein lateinisches Gedicht sagte von ihnen, daß sie „einen gesalzenen Hering mit Dank annehmen und sich aus dem Kopfe allein fünf Gerichte herzustellen verstünden“. Im Nassau'schen hatte früher das Städtchen Hefftrich einen Anflug lalenbürgerischen Leumunds. Im Meißnischen gilt dies von Mutzschen und, wie Wachsmuth behauptet, von Adorf. Sonst hat hier Schilda alle Neckerei auf sich gelenkt und absorbirt. Die Schlesier führten ehemals wie viele andere Deutsche den Namen der „Eselsfresser“. Ihr Narrenort ist das weitberühmte Polkwitz, von dem eine Menge Gimpeleien erzählt werden.

Die deutsche Bevölkerung Oesterreichs hat im Böhmerwalde verschiedene Orte mit Spitznamen, und im kärnthenischen Lesachthale wimmelt es förmlich von solchen. Die Wiener werden als „Flascheltrager“, die Salzburger als „Stierwäscher“ geneckt. Letztere wollten den schwarzen Stier ihrer bunten Stadtheerde weiß waschen und verwendeten darauf etliche Centner Seife.

Auch der Norden Deutschlands ist reich an Spitznamen der hier besprochenen Art und dazu gehörigen Späßen und Schnurren. In Ostpreußen gelten die Domnauer für einfältig, und die Schippenbeiler heißen „Erbsenschmecker“.

Ganz außerordentlich reich an Namen, die mehr oder minder Schimpf einschlossen, war ehemals Pommern. Hier finden wir unter Anderen die „Stintköppe“ von Wollin, die „Plunderköppe“ von Cammin, die „Pomuffelsköppe“ von Gollnow. Die Mönchsguter wurden von den Putbusern (nach ihren großen Messern) „Pook“, letztere aber von ersteren (nach ihren Streitkolben) „Kolber“ genannt. Die Cösliner heißen „Sackföser“, weil sie einen katholischen Barbier, der mit einer quakenden Ente den lutherischen Gottesdienst gestört hatte, in einen Sack steckten und ersäuften, die Anclamer „Swinetröcker,“ weil sie, als der Herzog Schwäne von ihnen verlangte, Schweine schickten. Die Stralsunder endlich sollten, wie die Necksucht ihrer Nachbarn beanspruchte, auf den Namen „Hans Katte“ hören, da sie sich einmal gegen eine Katze in ihrem Kirchthurm, die sie für einen Fuchs gehalten, in die Rüstung geworfen haben sollten.

In Mecklenburg giebt es nur einen Ort, wo Schildbürger wohnen sollen, Teterow, dafür aber hat der fopplustige Kobold demselben einen ganzen Sack voll Thorheiten in seine Chronik geschüttet.

Hannover hat wieder eine ziemliche Menge von Städtchen und Dörfern, denen wunderliche Dinge nachgesagt werden. Da haben wir zunächst das vielberufene Dorf Jühnde bei Göttingen, von dessen Bauern die Umgegend wohl ein Dutzend Gimpelstreiche zu erzählen weiß. Nicht weit davon liegt Dransfeld, dessen Bewohner einst die berühmte Jagd auf einen Esel unternahmen, der ihnen ein großer Hase zu sein schien. Sie wurden dabei von den Göttingern überfallen, die den Esel fingen und als Hasen verspeisten. Die Göttinger bekamen davon den Necknamen „Eselsfresser“, die Dransfelder aber heißen seitdem „Hasenköppe“, und ihr Bier wurde „Hasenmilch“ getauft. Ferner haben die Schuhmacherstadt Peina und die Dörfer Brämele und Bardewyk ihre Nota als Orte, wo unfreiwillige Komik zu Hause ist. Von Buxtehude geht in Hamburg der Spruch: „Broder, ick und Du, wie gaat na Buxtehu, wöllt den Buur in Keller krupen un em all sien Beer utsupen.“

Braunschweig hat an dem einen, aber weitberühmten Schöppenstedt genug, welches indeß in den Ruf der Thorheit wohl nur dadurch gekommen ist, daß Kneitlingen, der Geburtsort Eulenspiegel's, nicht weit davon entfernt liegt oder daß man bei seinem Namen statt an Schöppe an Schöps dachte.

Von Bremen singt der Spruchdichter des Volkes: „Wer stehlen will und nicht hangen, der geh' nach Bremen und lasse sich fangen.“ Im Oldenburgischen Ammerland giebt es eine Unzahl Neckereien von Ort gegen Ort. In Ostfriesland heißt „Feeling“, das heißt Westfale, ungefähr so viel wie Schild-

bürger, und das ist nicht unbegreiflich, da die Bewohner Westfalens einander selbst allerlei seltsame Schnurrpfeifereien nacherzählen. Dies gilt namentlich von den Rodlinkern und den Leuten im münsterschen Beckum. Die Attendörner und die Olper aber necken einander mit den Spitznamen „Kattfillers“ und „Pannenklöppers“.

Eine fast überreiche Fülle von Lalenanekdoten hat endlich, wie ein Blick in die Müllenhoff'sche Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen zeigt, der südliche Theil der cimbrischen Halbinsel hervorgebracht. Obenan stehen unter den hier in Betracht kommenden Orten das holsteinische Büsum und das schleswig'sche Hostrup. Von den Büsumern wird zunächst die Geschichte von den Badenden erzählt, die, um sicher zu werden, daß Keiner von ihnen ertrunken ist, die Nasen in den Sand stecken müssen. Sie sind ferner Mondfänger; sie halten den Hummer für einen Schneider; sie bestellen ein Feld mit Kuhsamen; besonders schön endlich sind die Abenteuer derjenigen von ihnen, die den Mühlstein suchen sollen, welcher ihnen gestohlen worden ist. Sie kommen nach Friedrichstadt und entdecken den Senf; sie geben in der Schenke, um nicht dem Ofen zu nahe zu sitzen und zu viel Hitze auszustehen, dem Wirthe ein Stück Geld, daß er den Ofen weiter wegschiebe, er aber erfüllt ihren Wunsch dadurch, daß er, als sie hinausgegangen, die Stühle ein wenig vom Ofen wegsetzt; sie gelangen schließlich nach Hamburg und finden hier in einem Pastor mit der dort gebräuchlichen ungeheuern Halskrause den Dieb ihres Mühlsteins. „Ga hen na Hostrup und lat dy de Dös utsnyden!“ (geh hin nach Hostrup und laß Dir die Dummheit ausschneiden!) sagt man in Angeln. An einem Sommertage befand sich das ganze Dorf auf dem Felde. Da kam Einer zu ihnen und erzählte vom Kriege, über den er eben in der Stadt reden gehört. „Krieg, wat is denn Krieg?“ fragte ein Hostruper. „Wenn de Trummel geit,“ antwortete der Andere. „Wo geit (wie geht) de Trummel denn?“ erkundigten sich die Leute. „Bumm, bumm, bumm!“ erwiderte der Fremde. Nun arbeiteten jene ruhig eine Weile weiter, aber die Trommel steckte Allen in den Köpfen. Sie hatten eine Tonne voll Bier mitgehabt und bei der Hitze schon ausgetrunken. In deren Spundloch flog eine Hummel hinein, und da sie den Ausweg nicht wieder finden konnte, stieß sie wiederholt mit ihrem dicken Kopfe an das Holz, sodaß es wie das Bumm, bumm einer Trommel klang. Da dachten die Hostruper, es wäre der Krieg, und jeder hätte gern mehr als zwei Beine gehabt. Augenblicklich rannten sie, was das Zeug hält, davon und sprangen in ihrer Angst über Hecken und Gräben.

Die Böeler in Angeln führen den Spitznamen „Falenbieters“ (Füllenbeißer). Die Jageler bei Schleswig heißen die „tollen“, nehmen aber Vernunft an; denn die Ulmer Spatzengeschichte ist auch bei ihnen vorgekommen, und noch heute tragen sie Balken der Länge und nicht der Quere nach durch Thüren. Von den Bishorstern erzählen ihre Nachbarn, die Haseldorfer Marschbauern, folgenden Schwank: In alten Zeiten war es gebräuchlich, am Morgen des heiligen Christtages vor Tagesanbruch in die Kirche zu gehen, um den frommen Hirten im Evangelio nichts nachzugeben. Um nun in der Dunkelheit nicht irre zu gehen, hatten die Bishorster ein Seil ausgespannt, an dem sie sich bis zur Kirchthür hintasteten. Ein Schalk aber wußte darum, und um den Leuten einen Schabernack zu thun, leitete er das Seil ab und nach einem seichten Brunnen hin. Die Bishorster dachten an nichts Arges und gingen, als es läutete, Einer hinter dem Andern an dem Seile hin. Als nun der Erste an den Brunnen kam, fiel er hinein und das Wasser schlug ihm klatschend über dem Kopfe zusammen. Der Nächste meinte, es sei die Kirchenthür und rief: „Plump in helgen Karken! Laet apen! Ick will ock rin,“ und damit fiel auch dieser hinein. Die Anderen aber machten es ebenso, bis sie zuletzt Alle im Brunnen lagen. Ferner giebt es viele Dönchen von den Neuenkirchenern in der Krempermarsch, von den Kuffauern bei Plön, sowie von den Kisdorfern bei Bramstede. Einmal fuhr ein Geestbauer mit Torf nach Kisdorf und hatte eine Sense mit auf dem Wagen, um damit am Wege das nöthige Gras für seine Pferde zu mähen. Nahe bei dem Orte fand er schönes Gras, stieg ab und schnitt seinen Pferden eine gute Mahlzeit, ließ dann aber die Sense liegen, um am Abend noch eine tüchtige Portion mit nach Hause zu nehmen. Als nun die Kisdorfer merkten, daß auf ihrer Meente Gras fehlte, und sie die Sense dort fanden, wußten sie erst nicht, was es sei. Dann meinte Einer, die Sense werde wohl das Thier sein, welches das Gras gefressen habe. Als er sie näher betrachten wollte, trat er auf ihren Griff, worauf ihm die Schneide an den Hals fuhr und ihn verwundete. Da sahen die Kisdorfer, daß die Sense nicht blos Gras, sondern auch Menschen fresse, und um sich vor weiterem Schaden zu bewahren, beschlossen sie, die Stelle, wo sie lag, zu umzäunen. Abends fand der Geestbauer sie mit einer soliden Dornenhecke umfriedigt.

Andere schleswig-holsteinische Lalenbürger sind die Thadener im Gute Hanerau, die, als ihnen beim Grasmähen ein Frosch begegnete, nicht wußten, welch ein Ungethüm sie vor sich hätten, bis der Bauervogt, nachdem er ihn lange betrachtet, meinte: „Lüt, hier bön ek wörtlich in Twiefel — wenn dat keen Hartbock (Hirsch) est, so möt dat en Töttelduef (Turteltaube) wäsen,“ und die Fockbecker bei Rendsburg, die ihren Teich mit gesalzenen Heringen besetzen und den Aal, der sie ihnen weggefressen haben soll, mit Ersäufung bestrafen.

Wäre das Alles wirklich einmal passirt, so würde das ein neuer Beweis sein, daß nicht die alte Zeit die gute, sondern unsere die vorzüglichere ist; denn nicht blos die Jageler wären dann zur Vernunft gekommen. Kein Kisdorfer und kein Büsumer wird heutzutage noch Gimpeleien sich nachsagen lassen, und auch anderswo ist man dermalen eher zu hausbacken als zu übermüthig.

Blätter und Blüthen.

Eine Palme auf Professor Bock's Grab. Am 19. Februar sind es zwei Jahre, seit sich das Grab über Bock's Sarge schloß. Liebe und Freundschaft legen alljährlich grüne Kränze auf den Hügel des Verewigten; denn Vielen war er ein Helfer und Retter sowohl in Krankheit und Körpernoth, wie in der Sorge und Bedrängniß des täglichen Lebens. Sollte sein Andenken bei Denen, deren Elend er so gern — entweder selbst herbeieilend, oder aus unbekannter Ferne seine segnende Hand ausstreckend — verscheuchte, vergessen werden? —

In Wort und Schrift war er ein Rathgeber, um Groß und Klein vor den Gefahren der Gebrechlichkeit und des falschen Gebrauchs der Körperorgane zu warnen; er war ein rechter Gesundheitsapostel und wußte der Familie die heilige Verpflichtung zu schärfen: das leibliche Wohl der Kinder auf's Strengste zu hüten. Die „Gartenlaube“ selbst ist es gewesen, welche das belehrende und mahnende Wort Bock's nach allen Himmelsrichtungen und in die weiteste Ferne trug. Wer kennt nicht sein „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ und seine Strafpredigten?

Professor Bock wird in den Herzen der Menschen fortleben, so gewiß Dankbarkeit und Pietät in der Welt nicht aussterben werden.

Auch die Wissenschaft hat den Manen des berühmten Anatomen den Saal der Unsterblichkeit aufgethan; denn seine Werke bilden in vielfacher Hinsicht die Grundlagen der neuen Anatomie; nach ihm kommende Autoritäten werden seine Schriften citiren, so lange es Anatomie giebt.

Aber trotz der rastlosen Thätigkeit, die Bock's Leben auszeichnet, wußte er doch sich noch am Abende seines Lebens zu dem alten Ruhme neuen zu erwerben, der Krone seines Wirkens einen neuen, hellstrahlenden Glanz zu verleihen, indem er, aus der Wissenschaft schöpfend, den menschlichen Körper nach seinen Haupttheilen in Gyps darstellen ließ, damit das Kind in der Schule auf die faßlichste und fruchtbringendste Weise Anthropologie lerne. Er schuf „plastisch-anthropologische Lehrmittel für Schulen“. Und auch hier verleugnete sich Prof. Bock's Herzensgüte nicht. Damit dieselben der unbemittelten Volksschule leicht zugänglich würden, verzichtete er auf jeglichen pecuniären Gewinn. Sie sind ein selbstlos unternommenes Werk, welches er der Schule zum Geschenk gemacht hat.

Wie die Schüler die Pflanze in der Hand haben oder das Thier vor sich stehen sehen, wenn sie Botanik oder Zoologie lernen, so kann ihnen jetzt statt der bloßen bildlichen Umrisse eine körperliche Sache, an der sie lernen sollen, geboten werden. Die Gesammtheit des menschlichen Körpers und die einzelnen Theile können wirklich „angeschaut“ werden. Professor Bock ging aber noch weiter und meinte, daß man die Anthropologie oder Menschenkunde nicht blos als einen Anschluß oder Abschluß der Zoologie betrachten solle, sondern daß man sie vielmehr in den Dienst der Gesundheitslehre zu stellen habe, daß man unter Hinweis auf die Verrichtungen der Organe zugleich Regeln geben müsse, nach denen Störungen der Functionen vermieden werden könnten. Er wollte also, indem er Anleitung gab, aus den Gesetzen der natürlichen Entwickelung des Menschen Gesundheitsgesetze zu folgern, den pädagogischen Grundsatz gewahrt wissen: „non scholae, sed vitae discendum — lerne in der Schule, damit du für das Leben Gewinn hast!“

In der That kann nichts leichter sein, als an die Betrachtung der Verdauungsorgane Vorschriften über Essen und Trinken anzuschließen, an die Vorführung der Lungen die Forderung zu knüpfen, auf reine, sauerstoffreiche Luft zu halten, oder bei der Lehre von den Sinnesorganen auf die Pflege der Augen hinzuweisen und Anderes.

Unter den plastisch-anthropologischen Lehrmitteln für Schulen nun ragt vor allen der „Torso“ hervor. Das ist ein Kindeskörper ohne Kopf, Arme und Beine, welcher einer Venusstatue nachgegossen und in Gyps höchst künstlich ausgeführt ist. Er kann so auseinander genommen werden, daß man die zwei Körpertheile mit den Bauch- und Brusteingeweiden sieht; ferner kann man an ihm Leber und Magen so abheben, daß diese Organe weiter nach hinten verfolgt und Nieren und Bauchspeicheldrüsen wahrgenommen werden können; auch der Durchschnitt der Leber mit den verschieden gefärbten Adern (rothen, bläulichen und violetten) ist dann erkennbar. Durch einen dritten senkrechten Durchschnitt am Torso werden uns die Lungen in ihren Verzweigungen sichtbar.

Von manchen Theilen des menschlichen Körpers ließ Professor Bock sowohl umfangreiche Einzelpräparate, welche zum Gebrauch vor großen Classen sehr geeignet sind, wie auch kleinere, leicht in die Hand zu nehmende anfertigen, so: Herz und Lungen, Herz und Adern, die Luftröhre mit den Lungen, den Kehlkopf in mancherlei Gestalt, ferner Quer- und senkrechte Durchschnitte des Gehirns. Nicht minder künstlich, sauber, naturgetreu und für praktische Unterweisung höchst zweckdienlich sind die Präparate Bock's, welche Hand und Fuß des menschlichen Körpers, seine Nerven, das Auge, das Ohr, die Haut darstellen.

Wir sehen, Professor Bock hat dafür gesorgt, daß der Mensch sich selbst kennen lerne, inwendig und auswendig – zum Heile seiner Gesundheit. Die Schule erkannte die Bock'schen Veranschaulichungsmittel längst als vorzüglich an. Vielleicht verwirklicht sich auch der Gedanke des Professor Bock, daß „jede Familie so einen Torso besitze“. Denn die plastischen Darstellungen, auf die hinzuweisen heute eine Pflicht ist, bilden zugleich die Krone des Werkes, welches in tausenden von Familienbibliotheken aufgestellt ward: des Buches vom gesunden und kranken Menschen. Die plastisch-anthropologischen Lehrmittel sind für die Schule beim Unterricht unentbehrlich, beim Studium des Bock'schen Buches in der Familie aber wünschenswerth, weil ergänzend zu den Abbildungen.

Julius Kirchhoff.

Giftige Kleidungsstoffe der Neuzeit. Die Mode ist eine unumschränkte Herrscherin, die eine fast unbedingte Unterwerfung verlangt; sie besitzt keinen Sinn für Aesthetik, und ihr strenges Regiment äußert sich nur in einem launenhaften Wechsel der Farben, Muster, Formen und Stoffe. Hat es die Mode befohlen, so sieht man bei den Damen die unglaublichsten Façons, ja, sie zaubert selbst neue Körpertheile hervor, wo früher eine natürliche Leere war. Die Männer ertragen das ihnen hierdurch auferlegte Fatum mit stummer Resignation, und zwar aus einem leicht zu erklärenden Grunde: sie sind in diesem Punkte machtlos. Soweit nun die Mode sich mit unschuldigen Stoffen befaßt, wollen wir fügsam sein und uns gegen die strenge Gebieterin nicht auflehnen, aber ein anderer Fall tritt ein, wenn sie den Sinn der Damen mit Gift zu bethören sucht – dann können wir nicht schweigen.

Wie entrüstet war die Männerwelt und insbesondere die sachverständige, als die Mode sich nicht genirte, in die Ballkleider junger Mädchen Schweinfurtergrün zu streuen und sie in diesem giftdurchgrünten Tarlatane tanzen zu lassen. Es entstand hiergegen eine gewaltige Opposition, und das Schweinfurtergrün wurde bis in die Tapeten und Lampenschirme verfolgt.

Dank der von allen Seiten entwickelten Energie ist der Gebrauch dieser arsenikhaltigen Farbe mehr und mehr beschränkt worden, und die vielen Publicationen in der Tagespresse und den Fachblättern haben den Nutzen gestiftet, daß sich heute noch Jedermann bei Anschaffung grüngefärbter Gegenstände in Acht nimmt. Doch die erfindungsreiche Mode hat es verstanden, dem verhaßten und verfolgten Gifte, dem Arsenik, eine neue Farbe als Begleiterin zu geben, die den giftigen Gefährten unter einem sehr ansprechenden Violett verbirgt.

In den letzten Jahren haben nämlich elsässer und englische Firmen eine Mischung von essigsaurer Thonerde und Glycerinarsenik beim Färben der Baumwollenstoffe als Fixirungsmittel angewandt, um dadurch das weit kostspieligere Eiweiß zu sparen und der Concurrenz gegenüber eine möglichst billige Waare herzustellen. Die bei der oben angeführten Mischung entstehende arseniksaure Thonerde bleibt an der Zeugfaser haften, und sollen manche Baumwollenzeuge nach den Analysen von Professor Gintl auf die Elle fünfzehn bis fünfundzwanzig Gran Arsenik in Verbindung mit Thonerde enthalten. Vorzugsweise sind es Baumwollenzeuge und Battiste von prächtiger, neuvioletter Farbe, mit weißen Punkten, Ringen, Sternchen oder Blümchen bemustert, aber auch solche, die mit braungelben und rothbraunen Mustern bedruckt sind. Die Proben, die Professor Gintl in Händen hatte, gaben schon durch einfaches Einlegen in Wasser an dieses eine deutlich nachweisbare Menge Arsenik ab. Offenbar war das Zeug nach dem Bedrucken nicht gewaschen und gespült, sondern sofort appretirt worden. Um die so billige Waare nicht zu vertheuern, unterlassen die Fabrikanten das Waschen derselben, auch würde bei dieser Operation ein theilweises Ausgehen der Farben stattfinden, was ebenfalls gegen ihr Interesse ist.

Der obengenannte Chemiker warnt vor dem Tragen derartiger Kleidungsstoffe, da sie, wo nicht zu acuten, doch leicht zu chronischen Arsenikvergiftungen Veranlassung geben können. Im vorigen Sommer ereignete sich im Holsteinischen ein Fall, der auf eine Vergiftung solcher Art schließen ließ und den ich hier mittheilen will:

Eine Dame in einer kleinen holsteinischen Stadt litt in früheren Jahren an einem chronischen Magenleiden; ihr Zustand besserte sich jedoch in den letzten Jahren sehr; sie erhielt eine bessere Gesichtsfarbe und nahm auffallend an Corpulenz zu. Im Laufe des vergangenen Sommers verlor sie allmählich den Appetit, bekam ein erdfahles Aussehen und klagte über kolikartige Schmerzen, sodaß der sie behandelnde Arzt zunächst der Ansicht war, das alte Magenübel habe sich wieder eingestellt. Gegen diese Ansicht protestirte aber die Patientin auf das Lebhafteste, indem sie behauptete, die Schmerzen säßen tiefer im Leibe, und sie seien ganz anderer Natur als die früher gehabten Magenkrämpfe. Zufällig fällt dem Arzte eine Zeitungsnotiz in die Hände, worin vor dem Ankaufe gewisser neuvioletter Baumwollenzeuge gewarnt wird, da sie arsenikhaltig seien. Und richtig! er findet in einem violetten Kleide, das die Dame im Sommer getragen, eine erhebliche Menge Arsenik. Natürlich mußte der Arzt, nach den angegebenen Krankheitssymptomen, eine Arsenikvergiftung annehmen. Es ist dieser Fall jedenfalls beachtenswerth genug, um zur Warnung des Publicums zu dienen. Das Kleid war von einer bekannten und bedeutenden Firma in Hamburg gekauft worden, und der Verkäufer hatte keine Ahnung von dem Giftgehalte desselben.

Ich ließ aus dem nämlichen Geschäfte fünf Proben entnehmen, um mich von dem Arsenikgehalte der fraglichen neuvioletten Stoffe selbst zu überzeugen, und fand in dreien Arsenik, und zwar in den billigsten von diesen. Mit reinem Wasser konnte ich aus dem Zeuge kein Gift ausziehen, wohl aber durch alkalisches Wasser und ebenso durch verdünnte Säuren. Es scheint demnach bei der Fabrication dieser Stoffe etwas mehr Sorgfalt verwendet worden zu sein, als bei denjenigen, die Professor Gintl untersucht hat. Sie sollen übrigens, wie mir mitgetheilt wurde, aus einer Fabrik im Großherzogthum Baden stammen, und wäre demzufolge diese nicht zu billigende Fabricationsmethode von dem Elsaß auch schon auf altdeutschen Boden übergetreten.

Das Verfahren der Fabrikanten, die sich verleiten lassen, zur Fixirung der Farben ein gefährliches Gift in Anwendung zu bringen, während ein ungefährlicher Stoff dieselben Dienste leisten würde, verdient eine öffentliche Rüge; denn es liegt kein anderer Grund zu dieser Handlungsweise vor, als durch Verwendung einer billigeren Substanz eine äußerst wohlfeile Waare herzustellen, die jede Concurrenz besiegt und die Taschen der Fabrikanten mit Geld füllt.

Wir kennen aber noch ein anderes Interesse, das wir heilig halten und höher stellen als das des Gelderwerbes – es ist das Interesse für die Gesundheit unserer Mitmenschen.

Dr. Julius Erdmann.

„Herrn Graf's Reisebriefe und Tagebücher von Albert Brendel“. Wer die drei gelben Hefte vor sich hat, ersieht sogleich an den Vignettenbildchen, welch' ein Schalk dahinter steckt. Denjenigen unserer Leser, welche schon seit den ersten fünfziger Jahren sich an den „Fliegenden Blättern“ erfreuen, geht mit Herrn Graf's Wiedererscheinen eine alte liebe Erinnerung auf; zwei Gestalten stehen wieder vor ihrem geistigen Auge, denen sie einst mit ungeheurer Heiterkeit nachgegangen; kurz, die Reisen, über welche Albert Brendel jetzt gesammelte Briefe und Tagebücher (München, bei Braun und Schneider) veröffentlicht, sind in den „Fliegenden Blättern“ gemacht worden, und zwar nach London, zur Weltindustrie-Ausstellung, 1851, nach Berlin 1855, nach Hamburg und Helgoland 1857, an den Rhein 1860 und nach Wien 1868.

Herr Graf und sein Freund, der Maler Kohle, Beide aus Pirna („Bärne“), gehörten, wie Eisele und Beisele, damals zu den Lieblingsfiguren der komischen Bilderwelt, und Brendel versteht es, wie Wenige, im trockensten Elbphilistertone die wunderlichsten Abenteuer seiner ewig unbehülflichen und gepudelten Helden mit einem Humor zu erzählen, der uns nicht aus der behaglichsten Stimmung kommen läßt. – In London wird das Paar der Königin vorgestellt. Herr Graf erzählt: „‚Eure Magehsteht,‘ sagte ich, ‚werden recht sehr entschuldigen, aber –‘ wie ich aber weiter reden wollte, fing Prinz Albert firchterlich an zu lachen und Madam Vikthorijan sagte: ‚Ah so, Sie sind Deutsche?‘ – ‚Nein, entschuldigen Sie,‘ sagte ich, ‚wir sind aus Pirna bei Dresden,‘ sagte ich. Da lachten sie, ich weiß aber nicht, warum etc.“ – Auf der Rheinreise erzählt er so rührend die Geschichte von dem „Lorchen Lei“ und recitirt sein Leiblied:

„Es hat weiter nichts zu bedeiten,
Daß ich so traurigt bin,
Ein Mädchen aus alten Zeiten,
Die will mir nicht in den Sinn.“

Mit welcher geschichtlichen Treue schildert er, wie schon die braunschweigischen Kreuzritter nicht ohne eine lange Schlackwurst und ein Fäßchen Mumme in den Krieg zogen; wie, bildlich prächtig dargestellt, in der Gegend von Hamburg sich, wegen der vielen Fische, die Angelsachsen ansiedelten, bis sie Karl der Große vertrieb, um selber hier zu angeln, – und wie jubelt Herr Graf – nicht in der Kaiserstadt Wien, sondern in dem „Wien, wo die schönen Damen blih'n.“ – Inhalt, Illustrationen und Ausstattung halfen hier zusammen, daß dem Buchhandel durch A. Brendel eine gesunde und wohlbekommende Gemüthskost in die Hand gegeben werden konnte. Möge sie so harmlos, wie sie ist, begrüßt und genossen werden!

Kleiner Briefkasten.

Kl. in Wbg. Die im Januarhefte 1876 unseres Blattes gebrachte Notiz „Schutz den Krähen“ bezieht sich nicht, wie angegeben wurde, auf den Borkenkäfer (Bostrichus typographus), sondern vollinhaltlich auf den ebenso schädlichen Fichten-Rüsselkäfer (Curculio pini).

C. W. in Königsberg. Das Manuscript „Die Verlobung des Prinzen Friedrich“ eignet sich nicht zur Aufnahme. Wir bitten darüber zu verfügen.

Forsthaus M. bei H. Bitte um deutliche Angabe Ihres Namens. Wann und wo wollen Sie dem Redacteur dieser Blätter als Führer gedient haben?

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

10.

Seit dem Gesellschaftsabend war eine Woche verstrichen; „eine entsetzlich fatiguirende Woche!“ seufzte erschöpft die Präsidentin und schalt gleich darauf nachdrücklich und energisch ihre Schneiderin, daß sie die Toilette zu dem achten dieser ermüdenden Tage nicht elegant genug arrangirt habe, daß die Schleppe absolut zu kurz, die Spitzen nicht breit genug, die Stoffe allzu leicht seien. Es waren mehrere große Damenthees und Kaffeegesellschaften in den höchsten Kreisen zu bewältigen gewesen; außerdem hatte Flora zu lebenden Bildern, die bei einem kleinen Hoffest gestellt wurden, die Verse machen und sprechen müssen, „man war kaum zu Athem gekommen.“

Henriette mußte aus Rücksicht auf ihr verschlimmertes Kranksein dieses aufregende Treiben streng meiden, und Käthe blieb, obgleich sie stets sehr freundlich mit eingeladen wurde, consequent bei ihr zu Hause. Dann tranken sie den Thee allein im Musikzimmer, und Käthe erzählte Schnurren und spielte unermüdlich Clavier, um Henriettens Trübsinn zu verscheuchen. So scharf auch die Urtheilskraft der Kranken war, so tief sie auch das Oberflächliche, die wehende Kühle in dem gesellschaftlichen Leben und Treiben empfand, sie war und blieb doch das Kind der vornehmen Welt; sie war im Salon, unter den aristokratischen Freunden der Großmama aufgewachsen, und so sagte sie oft bitter lächelnd, wenn zur Thee oder Theaterstunde das Getöse der rollenden Wagen von der Stadt fern herüberscholl, ihr sei zu Muthe, wie einem invaliden Streitroß, das, lahm und schwach, beim Signal die Ohren spitze und um Alles gern mitlaufen möchte.

Blendend wie eine Fee schwebte Flora abschiednehmend durch das Musikzimmer. Sie hatte meist eine Unmuthsfalte zwischen den Brauen und ein Spottlächeln auf den Lippen, das den jugendlich knappen Toiletten der Großmama galt; sie beklagte die verlorene kostbare Zeit, aber sie warf den schützenden Schleier über die blumengeschmückten Locken, nahm die Schleppe auf und ging, um draußen den wartenden Wagen zu besteigen und — „sich zu opfern“.

Der Commerzienrath war vor sechs Tagen in Geschäften nach Berlin gereist. Er schrieb täglich an die Präsidentin „wahrhaft goldtrunkene Briefe“, sagte sie bedeutungsvoll lächelnd. Vorgestern aber waren prachtvolle Bouquets an die drei Schwägerinnen gekommen, und da hatte die Frau Präsidentin nicht gelacht. Für Flora und Henriette hatte der galante Schwager Camellien und Veilchen binden lassen, Käthe's Rosenstrauch dagegen strotzte von Orangenblüthen und Myrthe. Der Präsidentin wäre wahrscheinlich die zarte Sprache aus der Ferne entgangen; sie nahm achtlos die Bouquets aus der Kiste und war eben im Begriff, die zwei für Henriette und Käthe bestimmten hinaufzuschicken, als Flora, sich schüttelnd vor Lachen, mit dem Finger auf das ausdrucksvolle Blumenarrangement zeigte. Da wurde das Gesicht der alten Dame lang und fahl, wie noch nie in ihrem ganzen, langen Leben. „Aber, Großmama, hast Du denn wirklich geglaubt, Moritz werde sich den Adel mit solchen Unsummen erkaufen, um dann sein Geschlecht aussterben zu lassen?“ rief Flora in ihrer übermüthigen, frivolen Scherzweise. „Du hättest doch wissen müssen, daß ein Mann wie er, noch ziemlich jung, reich und stattlich, nicht zeitlebens Wittwer bleiben wird! Und er freit nicht vergeblich um Käthe — das weiß ich am besten.“

Mit diesem kleinen Zwischenfall trat plötzlich ein Spukwesen in der Villa Baumgarten auf. Käthe ahnte sein Dasein nicht: sie hatte die auf Draht gebundenen Blumen mit frischem Wasser bespritzt, um sie nicht so rasch verschmachten zu lassen, und das Bouquet auf das Fensterbrett gestellt, ohne die bedeutungsvolle Blumenschrift verstanden zu haben. Durch die Gemächer der Präsidentin aber wandelte die graue dräuende Gestalt; sie verdüsterte den Glanz der vielfach beneideten Seidensammt-Möbel, der Goldbronzen und der unschätzbaren Meißner Porcellangarnitur; sie saß im Wintergarten auf dem Lieblingsplatz der Präsidentin und vergällte ihr den Genuß an Allem, was ihr das Leben schmückte. Die alte Dame sorgte um ihre Zukunft, als habe sie erst die Hälfte ihres Lebens hinter sich; der Commerzienrath durfte sich nicht wieder verheirathen; er war ihr das schuldig. Sie hatte ihn durch ihre Connexionen, ihren gesellschaftlichen Einfluß erst zu dem gemacht, was er geworden war; sie hatte mit ihrem unvergleichlichen Geschmack sein Haus zu einem kleinen Schloß umgestaltet, das selbst den verwöhntesten Hofleuten imponirte, und war es ihrerseits nicht ein bedeutendes Opfer, ein Act der Selbstüberwindung gewesen, mit welchem sie sich an die Spitze seines damals noch ziemlich simplen, bürgerlichen Hauswesens gestellt? Und nun, als sich Alles so gefügt, wie sie gewünscht und unablässig erstrebt hatte, nun sollte es plötzlich eine junge Frau von Römer geben, die hier unten in den prachtvollen Räumen empfing — und wer die Frau Präsidentin Urach sehen wollte, der mußte hinauf-

steigen in „das Auszugsstübchen", das man „der Großmama" eingeräumt. Nicht einmal Flora, das Kind ihrer eigenen Tochter, hätte sie an dieser Stelle sehen mögen, geschweige denn die Enkelin des Schloßmüllers. Die Frau Präsidentin sprach mit einem Mal sehr interessirt von Käthe's Heim in Dresden; sie zeigte sich so besorgt, daß das wundervolle musikalische Talent vier Wochen lang brach liegen müsse, und ging mit der Idee um, das junge Mädchen in höchsteigener Person nach Dresden zurückzubringen.

Käthe ließ alle diese ausgesuchten Höflichkeiten schweigend über sich ergehen. Sie wollte abwarten, ob sich Henriette nicht doch durch Doctor Bruck bestimmen ließe, die Schwester zu begleiten. Bis jetzt hatte er noch keinen Versuch gemacht, wahrscheinlich weil er den Plan an der Reizbarkeit der Kranken nicht scheitern sehen mochte, und aufgeregt und gereizt war sie augenblicklich in hohem Grade. Er kam jeden Morgen um die bestimmte Stunde. Die Wohnzimmer der beiden Schwestern stießen an einander, und die Thür stand stets offen. Käthe hörte dann seine beschwichtigende Stimme, sein sanftes Zureden; er konnte aber auch so herzlich auflachen, daß die Kranke unwillkürlich einstimmte. Für Käthe's Ohr hatte dieses metallreiche, frohmüthige und doch so angenehm beherrschte Lachen einen eigenthümlichen Reiz — es zeugte so unwiderleglich von der unangetasteten Jugendfrische der Seele; er bewies ihr, daß er seiner Sache, seiner Zukunft gewiß war, daß er sich auch innerlich absolut nicht den tausend Widerwärtigkeiten und Kränkungen beugte, die auf ihn einstürmten.

Sie selbst sprach ihn nicht. Um diese Zeit meist an ihrem Arbeitstische sitzend, konnte sie ihn drüben auf- und abwandeln sehen, aber so unzertrennlich auch sonst die beiden Schwestern waren, kurz vor der Besuchsstunde des Arztes zog sich Henriette stets in ihr Zimmer zurück, und Käthe hütete sich, mit einem hinübergerufenen Worte oder auch nur einem verständnißvollen Blicke Theilnahme an dem Gespräche zu verrathen, die von der Kranken offenbar nicht gewünscht wurde.... Die Tante Diaconus aber sprach sie sehr oft, und zwar in der Schloßmühle. Die alte Frau sah täglich nach Suse, seit sie so nahe wohnte; sie brachte ihr Suppen und eingemachte Früchte und saß stundenlang bei der Haushälterin, die sich durchaus nicht darein fand und sehr unglücklich war, daß es mit dem Spinnen, Stricken und Waschen „immer noch nicht gehen wollte".

Das waren trauliche Dämmerstündchen in der Schloßmühlenstube. Die Tante erzählte aus ihrer Jugend, aus der Zeit, wo sie noch die „Frau Seelsorgerin" im Dorfe gewesen war; sie beschrieb den schweren, thränenreichen Moment, wo sie den Doctor als achtjährigen Knaben aus dem Elternhause weggeholt hatte, weil ihm Vater und Mutter in Zeit von wenigen Tagen gestorben waren, und mochte sie auch mit kleinen Erlebnissen aus ihrer sonnigen Mädchenzeit oder aus ihrem glücklichen Eheleben beginnen, stets und immer gipfelten ihre Schilderungen in dem Zusammensein mit dem Doctor, der so recht der Sonnenschein ihres Lebens geworden war, wie sie versicherte.

Beim Nachhausegehen begleitete Käthe die alte Frau den rauschenden Fluß entlang bis an die Brücke. Die kleine Hand der Tante lag dann auf dem Arme des jungen Mädchens, und sie wandelten dahin, wie zusammengehörig, als müßten sie auch mit einander über die Brücke schreiten und hineingehen in „des Doctors Haus", das so still und friedlich, so weltverloren und vom Dämmerlichte eingesponnen, hinter dem Ufergebüsche lag. Die Abende waren noch sehr frisch, und von dem schwarzen, starrenden Walde her zogen dünne Nebelschleier und feuchteten Haar und Kleider — da schlüpft man gern unter das gastliche Dach, auf welchem der Schornstein raucht. Gewöhnlich brannte schon die grünverschleierte Lampe in der Eckstube; durch das eine unverhüllte Fenster fiel ihr Licht, breit und hell, schräg über die Brücke. Die heimkommende alte Frau konnte nicht fehlgehen, wenn es auch schon tief dunkelte. Dann ging sie hinein; der letzte Fensterladen wurde geschlossen, und dort in der behaglichen Ofenecke — Käthe konnte sie mit ihren scharfen Augen vollkommen übersehen —, wo der grüne, verblichene Fußteppich lag und unter dem runden Tische ein hochlehniger, gepolsterter Armstuhl stand, arrangirte sie geräuschlos den Abendtisch und wartete strickend, bis der Doctor sein Pensum beendet hatte....

Das hatte sie dem jungen Mädchen auf der Abendwanderung wiederholt geschildert, und gar so gern blieb sie dann einen Augenblick auf der Brücke stehen, überblickte ihr trautes Heim und deutete lächelnd nach dem Manne, der arbeitend seinen dunkellockigen Kopf über den Schreibtisch beugte. Aber er sprang dann gewöhnlich auf und öffnete das Fenster, denn der neu angeschaffte Kettenhund fuhr mit wüthendem Gebelle auf die Herankommenden los. „Bist Du es, Tante?" rief der Doctor herüber. Bei diesen Lauten floh Käthe aus dem Bereiche des Lampenscheines. Mit einem flüchtigen „Gute Nacht!" stürmte sie die einsame Allee hinauf; sie kam sich vor wie ausgestoßen, und so mußte auch ihm später zu Muthe sein — falls er Flora wirklich noch an seine Seite zu zwingen vermochte —, wenn er aus dem Hause am Flusse in die Stadtwohnung zurückkehrte und von seinem Weibe, der Seele des Hauses, mit kühlem Gruße am Schreibtische, oder geschmückt zu einer Abendgesellschaft, im flüchtigen Vorübergehen empfangen wurde. — —

Es war am siebenten Tage nach der Abreise des Commerzienrathes, als die Nachricht aus Berlin eintraf, daß die Spinnerei verkauft sei. Die Präsidentin war von dieser Neuigkeit so angenehm berührt, daß sie, noch im Cachemirschlafrocke, mit dem Briefe in der Hand, die Treppe zur Beletage hinaufstieg und in Henriettens Zimmer trat, wo sich auch Flora kurz vorher eingefunden hatte.

Die alte Dame setzte sich in einen Lehnstuhl und erzählte. „Gott sei Dank, daß Moritz ein Ende macht!" sagte sie heiter gestimmt. „Er hat ein brillantes Geschäft abgeschlossen; das Etablissement wird ihm so horrend bezahlt, daß er selbst ganz überrascht ist." Sie legte die feinen Hände gefaltet auf den Tisch und sah unendlich zufrieden aus. „Er wird nun ganz und gar mit seiner kaufmännischen Vergangenheit brechen. Damit fallen auch die fatalen Rücksichten für die sogenannten Geschäftsfreunde weg; denkt nur zurück, wie oft wir ungehobelte Gäste beim Diner gehabt haben, die besser am Domestikentische gesessen hätten! Mein Gott, waren das peinliche, verlegene Momente! Ach ja, man hat sich so manchmal stillschweigend überwinden müssen."

Käthe stand währenddem am Fenster. Von dieser Stelle aus konnte man das große Fabrikgebäude inmitten seiner unvollendeten, neuen Anlagen liegen sehen. Der weite Kiesplatz vor dem Hause wimmelte von Menschen, von Männern, Weibern, Kindern, die aufgeregt durcheinanderfuhren und gesticulirten. Die Maschinen standen verlassen; es mochte kein einziger Arbeiter in den Sälen verblieben sein.

Das junge Mädchen am Fenster deutete betroffen hinüber.

„Weiß schon," sagte die Präsidentin lächelnd; sie erhob sich und trat an das Fenster. „Der Kutscher hat mir eben im Corridore Meldung gemacht, es solle sehr laut da drüben zugehen. Man ist außer sich, daß die Spinnerei an eine Actiengesellschaft verkauft worden ist, deren Directorium hauptsächlich aus Juden zusammengesetzt sein soll. Ja, ja, so geht's, die guten Leute ernten nun, was sie gesäet haben. Moritz hätte auf keinen Fall so überraschend schnell tabula rasa gemacht; sein Herz hing ja in für mich unbegreiflicher Weise an der Spinnerei, aber die letzten Vorgänge haben ihm den Besitz gründlich verleidet, er will mit der Sache nichts mehr zu thun haben."

„Das sieht genau aus, als habe er sich gefürchtet, der gute Moritz," meinte Flora mit verächtlich sich wölbenden Lippen. „Ich für meinen Theil hätte gerade in diesem Momente die Fabrik nicht für Millionen hingegeben; erst mußten die Kläffer sich überzeugen, daß ihr Lärmen umsonst gewesen sei, daß man ihre Schreckschüsse verlache. Der Grimm schnürt mir den Hals zu, wenn ich mir denke, es könnte nun heißen, die Drohbriefe an *mich* hätten uns eingeschüchtert."

„Sei ruhig, Flora! Das glaubt Niemand von Dir; man sieht Dir die Soldatencourage und Zuversicht auf hundert Schritte an," spottete Henriette.

Die schöne Schwester rauschte schweigend nach der Thür; sie ignorirte ja derartige Bemerkungen der Kranken stets mit einem kalten Lächeln, und auch die Großmama erhob sich, um Toilette zum Diner zu machen.

„Bruck hat Dir für heute einen kleinen Spaziergang erlaubt, Henriette?" fragte die alte Dame, sich an der Thür noch einmal zurückwendend.

„Ich soll mich ein wenig im Stadtforste ergehen, um Tannenharzluft zu athmen."

„Dann werde ich mich anschließen," sagte Flora. „Ich brauche auch Luft, Luft, um nicht zu ersticken unter der Last von Widerwärtigkeiten, die mir das Schicksal aufbürdet."

Sie reichte der Präsidentin den Arm, um sie die Treppe hinabzuführen.

Henriette stampfte zornig mit dem Fuße; sie hätte weinen mögen vor Aerger, aber verhindern konnte sie es doch nicht, daß die schöne Schwester nach Tische im weißen Filzhütchen, den Palmblattfächer in der Hand, erschien, um sie auf dem Waldspaziergange zu begleiten.

Es war ein herrlicher Apriltag mit wolkenlos blauem Himmel, mit glitzerndem Sonnengolde auf Weg und Steg und dem Dufte der ersten Veilchen in seinen sammetweichen Lüften. Noch war es hell in dem Streifen Laubwald, der den schwarzgrünen Mantel des Tannenforstes gleichsam verbrämte, so hell, als sei die Kuppel von diesen sonst so wonnig dunkelnden Säulengängen genommen; noch lag das machtvolle Grün, das die knorrigsten Aeste bewältigt und sie geschmeidig jung aussehen macht, zu Milliarden weicher Flöckchen zusammengedrückt, im engen, braunen Schrein der Knospen; nur das feinzweigige Unterholz umschleierte ein bläßlich grüner Hauch, und aus den feuchten Moospolstern reckten sich langstielige weiße Glöckchen. Diesen kleinen hellen Blumen ging Käthe pflückend nach, während Flora und Henriette auf dem schmalen Wege blieben, der nach dem Tannengrunde führte.

Still war es heute nicht im Walde — es war der Tag, an welchem sich die Armen der Stadt das dürre Holz holen durften. Man hörte das Einknicken verdorrter Aeste, das gegenseitige Zurufen von Menschenstimmen, und tief im Gestrüpp stand Käthe plötzlich vor einem braunen Weibe, das eben einen abgesägten armstarken Buchenast zu Boden riß. War es, weil sie grünes statt des erlaubten dürren Holzes in den Händen hielt, oder machte ihr die unerwartet hervortretende Erscheinung selbst einen zornerregenden Eindruck — sie warf unter dem lilafarbenen Tuch hervor, das sie um den Kopf gebunden hatte, einen wilden Blick auf das junge Mädchen; in der Art und Weise aber, wie sie, kerzengerade aufgerichtet, mit dem Ast gleichsam spielend über den Boden hin- und herfegte, lag eine freche Herausforderung.

Käthe fürchtete sich nicht im Geringsten; sie bückte sich, um eine ganze Familie Anemonen unter dem nächsten Strauche zu pflücken; in diesem Augenblick drang vom Wege her ein vereinzelter Ruf, ein schwacher Laut, dem ein Tumult von geflissentlich gedämpften Stimmen folgte.

Das Weib horchte auf, schlenderte den Ast fort und schlug sich in der Richtung des Lärms quer durch das Untergesträuch. Und jetzt zitterte der Aufschrei wieder herüber — es war Henriettens krankhaft verschleierte, dünne Stimme. Käthe folgte der Frau auf den Fersen; die Dornen rissen ihr Fetzen vom Kleide, und die Büsche, die das Weib mit kräftigen Armen theilte, schlugen zurückschnellend und klatschend in ihr Gesicht, aber sie kam rasch heraus auf den Weg.

Zuerst sah sie nur einen Knäuel von Weibern und zerlumpten Jungen, der sich um den Stamm einer Kiefer drängte; bei den heftigen Bewegungen der Versammelten aber theilte sich da und dort das Conglomerat von struppigen Haaren und schmutzigen Kopftüchern und ließ Flora's weißes Hütchen mit der emporstehenden blauen Feder auftauchen.

„Lasse den Zwerg los, Fritz!" rief ein bärenhaftes Weib.

„Aber sie schreit ja wie närrisch," sagte eine Jungenstimme.

„Ach was, das Piepen hört kein Mensch." Die Frau hatte eine breite Stumpfnase und kleine, boshafte Augen und überragte in hünenhafter Länge alle Anderen.

Jetzt sprach Flora — Käthe erkannte kaum ihre Stimme. Ein vielstimmiges Hohngelächter antwortete ihr.

„Aus dem Wege gehen?" wiederholte das große Weib. „Das ist der Stadtforst, Fräulein; da kann der ärmste Bürger spazieren gehen, so gut, wie die großen Herren — den will ich sehen, der mich da vertreibt." Sie stellte sich noch breitspuriger hin. „Da guckt her, Ihr Leute! Unsereins sieht das Gesicht sonst nur in der stolzen Kutsche, wenn die Pferde um die Ecken rennen und den armen Leuten am liebsten die Beine wegfahren möchten.... Ein schönes Frauenzimmer sind Sie, Fräulein — das muß Ihnen der Neid lassen. Alles Natur, nichts angestrichen; eine Haut wie Sammet und Seide — 'neinbeißen möchte man." Sie bog den Kopf dicht neben das weiße Hütchen.

Die Frau, die vor Käthe hergelaufen war, wählte sich förmlich in den Kreis. „Da kommt noch Eine!" rief sie und zeigte mit dem Finger auf das junge Mädchen zurück.

Die Nächststehenden fuhren herum und traten unwillkürlich auseinander. Da stand Schwester Flora, weiß wie Schnee auf Wangen und Lippen; man sah ihre Kniee wanken — sie rang sichtlich nach der gewohnten stolzen Haltung.

„Die geht uns nichts an," schrie ein Junge und wandte Käthe den Rücken; der Kreis schloß sich wieder, noch enger, dichter als vorher.

„Käthe!" rief Henriette in hülfloser Angst hinter der Mauer von Menschenleibern, aber der Ruf wurde sofort erstickt; man hörte deutlich, daß ihr eine Hand auf den Mund gepreßt wurde. In demselben Moment taumelten drei, vier Jungen rechts und links. Käthe stieß mit kraftvollen Armen selbst das Hünenweib auf die Seite und trat vor ihre Schwestern. „Was wollt Ihr?" fragte sie mit lauter, fester Stimme.

Einen Augenblick standen die Angreifer bestürzt, aber auch nur einen Augenblick — es war ja nur ein Mädchen mit einem blutjungen Gesicht, das da zu Hülfe kam. Nun wurde auch sie unter lautem Gelächter mit eingeschlossen.

„Tausendsapperlot, die fragt ja so kurz und knapp wie die Herren auf dem Gericht," rief die Große und schlug sich klatschend auf die breite Hüfte.

„Ja, und thut so stolz, als ob sie directement von den heiligen drei Königen abstammte," fiel die Frau im violetten Kopftuch ein. „Hören Sie, Ihre Großmutter war aus meinem Dorfe. Schuh' und Strümpfe hab' ich dazumal nicht an ihren Füßen gesehen, und ich weiß auch noch recht gut, wie Ihr Großvater Hü und Hott bei dem alten Müller Klaus seinen Pferden machte —"

„Glaubt Ihr, ich weiß das nicht, oder ich schäme mich dessen?" unterbrach sie Käthe ruhig und kalt, aber jeder Blutstropfen war ihr aus dem ernsten Gesicht gewichen.

„Wär' auch noch schöner — ist Ihnen doch sein Geld gut gewesen, das viele, viele Geld," rief eine Dritte, sich dicht an das junge Mädchen hinandrängend. Sie griff nach Käthe's seidenem Kleide und rieb den Stoff prüfend zwischen den Fingern. „Ein schönes Kleid! Ein Staatskleid! Und so mitten in der Woche und im Walde, wo die Fetzen an den Dornen hängen bleiben! Na, was schadet's denn? Das Geld ist ja da. Sprenkörbe voll haben sie bei dem Alten gefunden. Aber wo es hergekommen ist? Gelt, darnach wird nicht gefragt? Ob der Schloßmüller den armen Leuten das Korn vor der Nase weggekauft und auf seinen Böden eingeschlossen hat, viel tausend scheffelweise — das ist Ihnen sehr einerlei, Fräulein. Und ob er gesagt hat, es müßte erst so und so hoch im Preise steigen, ehe er auch nur eine Schaufel voll hergäbe, und wenn die Leute wie die hungrigen Mäuse pfiffen —"

„Lüge!" rief Käthe außer sich.

„So — Lüge? Es ist wohl auch nicht wahr, daß wir nun den Gründern in die Krallen geworfen werden? Die nehmen uns die letzte Kartoffel aus dem Topfe. Das giebt ein Unglück. Meine Tochter geht lieber in's Wasser, als daß sie bei den Menschenschindern arbeitet."

„Und mein Bruder schießt sie am ersten Tage über den Haufen," prahlte ein halbwüchsiger Bursche.

„Ja, wie dem Zwerg da seine Tauben," sagte ein anderer anzüglich und mit den Augen blinzelnd und zeigte auf Henriette, die sich mit zuckendem Gesicht, in wahnsinniger Angst an Käthe anklammerte.

Da scholl in ziemlicher Nähe das Gekläff eines Hundes. Augenblicklich richtete sich Flora auf, und der ganze kalte Hochmuth, der ihr zu Gebote stand, spiegelte sich auf ihrem Gesicht. „Was geht mich der Verkauf der Spinnerei an?" fragte sie verächtlich. „Macht das mit dem Commerzienrathe aus! Er wird Euch schon zu antworten wissen. Und nun, marsch aus dem Wege! Eure Unverschämtheit soll Euch sehr schlecht bekommen — darauf könnt Ihr Euch verlassen."

Sie streckte den Arm mit einer herrischen Geberde gegen

die Umstehenden aus, aber das große, starke Weib ergriff die feinbekleidete Hand, als sei sie zu einem freundschaftlichen Druck geboten, und schüttelte sie derb, mit gutgespielter Treuherzigkeit; dabei lachte sie aus vollem Halse, und die Anderen stimmten johlend ein. „Fräulein, Sie kriegen ja Courage, wie ein Gensd'arm — wohl, weil dort drüben" — sie zeigte mit dem Daumen über die Schulter zurück — „ein Hund gebellt hat? Das ist dem Kreiser Sonnemann sein Dachsel; ich kenn' ihn an der Stimme, und der alte Sonnemann ist stocktaub, und sein Dachsel geht nicht von ihm weg. Die gehen miteinander nach Oberndorf in die Schenke, wie jeden Nachmittag. Hierher kommen sie nicht — da seien Sie ganz ruhig! Und es geht Sie wirklich nichts an, Sie schönes Frauenzimmer, Sie, daß die Spinnerei verkauft worden ist? Wer's glaubt! Man braucht Sie nur anzusehen, da weiß ein Jeder gleich, wo Barthel Most holt. Sie und die alte Madame regieren und commandiren, und der Commerzienrath hat blos zu gehorchen, und weil er nun reich genug ist, da sollen die gemeinen Leute, die ihm das Geld verdient haben, abgeschüttelt werden wie Ungeziefer. Na, ändern können wir's freilich nicht, aber bedanken wollen wir uns doch bei Ihnen, Fräulein."

Sie rückte näher, und der funkelnde Blick aus ihren kleinen, schiefen Augen hatte etwas katzenartig Grausames.

Flora schlug entsetzt die Hände vor das Gesicht. „Gott im Himmel, sie wollen uns ermorden," stöhnte sie tonlos mit bebenden Lippen.

Der ganze Chor lachte.

„Denken Sie nicht daran, Fräulein!" sagte die Frau. „So dumm sind wir nicht. Da geht's uns ja selbst," sie strich sich bezeichnend mit der Hand unter dem Kinne weg, „an den Kragen; was haben wir davon? Nur einen kleinen Denkzettel sollen Sie haben."

Flora griff plötzlich, wie infolge einer plötzlichen Eingebung, in die Tasche ihres Kleides, öffnete ihr Portemonnaie und schüttete den ganzen Inhalt, Gold und Silber, auf die Erde. Sofort erweiterte sich der Kreis, und die Vordersten, meist Knaben, waren im Begriffe, sich über das Geld herzustürzen. „Untersteht Euch!" schrie die Große und stellte sich mit ausgestreckten Armen zurückdrängend vor sie hin, daß sie wie eingekeilt standen. „Dazu ist's nachher auch noch Zeit! Nachher, Fräulein," wandte sie sich bedachtsam und ironisch höflich an die schöne Dame, „erst den Denkzettel!"

„Hüten Sie sich, uns zu berühren!" sagte Käthe. Sie behielt vollkommen ihre Fassung, während beide Schwestern dem Umsinken nahe waren.

„Ach Sie! Was mischen Sie sich denn da hinein? — Vor was soll ich mich denn hüten? Ein paar Wochen brummen," sie machte eine wegwerfende Bewegung, „das läßt man sich schon einmal gefallen, und mehr geben sie Einem beim Gerichte nicht für — na, für eine Ohrfeige, oder ein paar Schrammen im Gesichte. Und die sollen Sie haben, Fräulein, so gewiß wie ich dastehe," wandte sie sich mit erhöhter Stimme an Flora. „Ich will Ihre schneeweiße Haut malen, daß Sie zeitlebens an mich denken. Sie sollen ein Gesichtchen kriegen, so schöngestreift wie ein Tigerthier in der Menagerie."

Blitzschnell hob sie die Hände, um mit den schmutzigen Nägeln Flora's Gesicht zu zerkratzen; allein ebenso rasch griff Käthe zu. Mit einem einzigen Rucke packte sie die knochigen Fäuste und stieß das Weib zurück, daß der wuchtige Körper taumelnd eine Bresche in die Menschenmauer schlug. Und nun entstand ein unbeschreiblicher Tumult. Wie ein wüthend gereizter Bienenschwarm stürzte sich die Menge auf das große, kraftvolle Mädchen, das leichenblaß, aber hochaufgerichtet dastand, die Schwestern mit ihrem Leibe deckend. Flora war zu Boden gesunken; sie umklammerte, halbtodt vor Angst, den Kiefernstamm und drückte das bedrohte Gesicht an seine Rinde. Das herabfallende weiße Hütchen wurde unter den Füßen der Angreifer zerstampft.

„Hülfe, Hülfe!" schrie Henriette mit übermenschlicher Anstrengung, während alle Hände nach Käthe griffen; schon hing die schwarze Spitzenpelerine in Fetzen von ihren Schultern. Der Hut wurde ihr vom Kopfe gerissen, und die Flechten fielen gelöst über den Rücken hinab; da kreischte der Junge, der abermals seine Hände auf Henriettens Mund gepreßt hatte, wild auf. „Herr Jesus, was ist denn mit der da?" schrie er und wühlte sich durch das Gemenge, um zu entfliehen.

Ein Blutstrom quoll über die Lippen der Kranken, die mit versagenden Blicken und tastenden Händen nach einer Stütze griff, aber Alles wich scheu zurück. Blut! . . . Im Nu zerstob die Menge nach allen Richtungen hin. Im Gebüsche rauschte und knackte es, wie wenn ein Rudel Wild durchbricht, dann war es still, als sei das wilde Heer, das sich eben noch so wüthend geberdet hatte, im Waldboden versunken. Und wenn auch da und dort der Kopf eines Jungen aus dem Gestrüpp lugte, um die Stelle, wo das Geld auf der Erde verstreut lag, nicht aus den Augen zu verlieren, so geschah das vorsichtig und vollkommen lautlos.

Käthe hatte die Schwester in den Armen aufgefangen und ließ sich mit ihr zu Boden gleiten. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Kiefer und bettete den Kopf der Kranken an ihrer Brust. In dieser Lage hörte das Blut allmählich auf zu strömen.

„Hole Hülfe!" sagte sie, ohne die weinenden Augen von dem todtenähnlichen Gesichte der Kranken wegzuwenden, zu Flora, die in Angst und Ungeduld auf die Gruppe niedersah und ihre krampfhaft verschränkten Hände gegen den Busen drückte.

„Bist Du wahnsinnig?" fuhr sie mit gedämpfter Stimme auf. „Soll ich der Meute geradewegs in die Hände laufen? Allein rühre ich mich nicht von der Stelle. Wir müssen versuchen, Henriette fortzuschaffen."

Käthe sagte kein Wort; sie sah, daß sie an diesen grenzenlosen Egoismus vergebens appellirte. Nach verschiedenen vorsichtigen Manipulationen, bei denen Flora behülflich war, stand sie endlich auf den Füßen und trug Henriette wie ein Kind auf dem Arme; der Kopf der noch immer Bewußtlosen ruhte auf ihrer Schulter. Sie glitt förmlich über den Boden und wich dem kleinsten Steine aus, um jede gefahrbringende Erschütterung zu vermeiden. Diese Bemühungen erschwerten ihr die Last bedeutend, aber stehen bleiben und nur einmal tief Athem schöpfen durfte sie nicht.

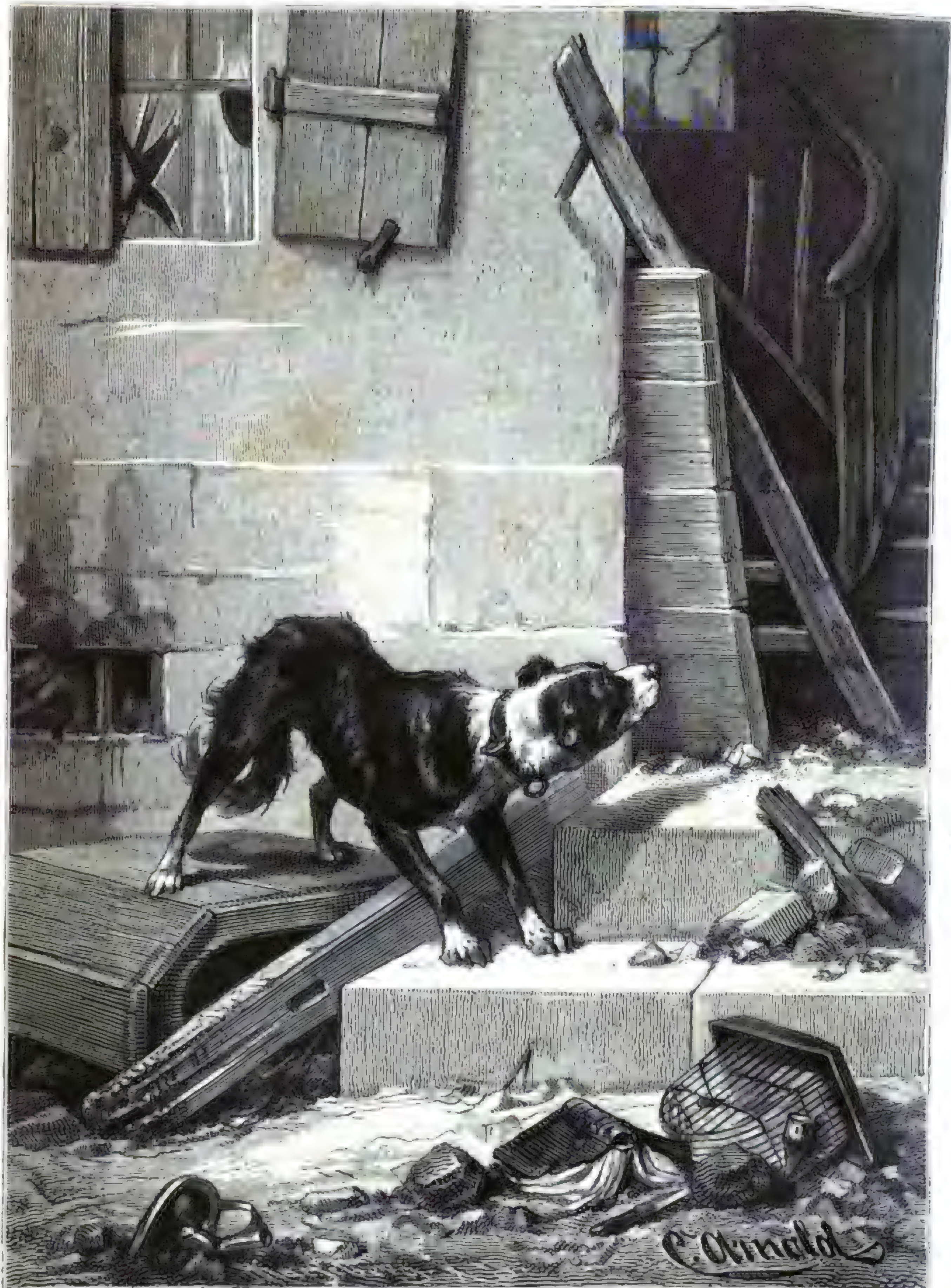
„Ruhe aus, so lange Du Lust hast, wenn wir draußen im freien Felde sind — nur hier nicht, wenn Du nicht willst, daß ich vor Angst sterben soll!" sagte Flora in gebieterischem Tone. Sie ging dicht an Käthe's Seite, mit hochgehobenem Kopfe und ihrer gewohnten imposanten Haltung, aber unausgesetzt das verrätherische Gebüsch am Wege scheu beobachtend, um bei dem geringsten verdächtigen Geräusche die Flucht zu ergreifen. — Wo war die „Soldatencourage", die Henriette heute ironisch betont hatte? Wo die stets so geflissentlich zur Schau getragene Consequenz und Sicherheit, der schroff männliche Geist? Käthe sagte sich in dieser schweren Stunde ernster Erfahrung, daß da, wo bei der Frau das edel weibliche Denken, Empfinden und Streben aufhört, die — Komödie beginnt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein alter Sonneberger Kaufherr.*

Die von Nürnberg, der Mutter aller deutschen Spielwaarenstädte, zuerst vor anderen Concurrenten emancipirten Sonneberger Kaufleute betrieben anfangs lediglich Meßhandel, und da bekanntlich ehedem jede größere Stadt ihre Messe hatte und die Sonneberger Spielwaaren überall guten Absatz fanden, so zogen sie lustig von einem Meßplatze zum andern. Die Sonneberger Spielwaaren, buntfarbig bemalt, „ergötzlich" und „g'spaßig" anzuschauen, galten überall und allezeit als „Nürnberger" und

* Mitgetheilt als Probe aus A. Fleischmann's „Culturgeschichtlichen Bildern aus dem Meininger Oberlande", von welchen demnächst das zweite Heft erscheinen wird.



Verödet.

Nach dem Oelgemälde des Hofmalers C. Arnold in Berlin.

wurden vorzugsweise gekauft. Aber nicht auf den Handelszügen, sondern daheim im Comptoir und Haus wollen wir einen solchen Kaufherrn betrachten. Sie hatten, einer wie der andere, ihre eigenen Manieren, als junge wie als alte. Wenn nämlich ein solcher alter Sonneberger es auch über sich vermocht hatte, die Söhne in das Geschäft aufzunehmen, oder dasselbe ihnen abzutreten, so arbeitete er dennoch nach wie vor auf gewohnte Weise bis an sein Lebensende fort und behielt sich „das Recht der Disposition" wohl ebenso lange vor. Der Grund, warum die alten Kaufherren auf ihre kaufmännische Wirksamkeit nicht verzichten wollten, lag aber weniger in der Gewohnheit, thätig zu sein, und in der Einbildung, daß ihre Söhne ohne sie nicht „reüssiren" würden, als hauptsächlich in der Unzertrennlichkeit von ihrem Comptoir. Dieses hatten sie sich nach Jahrzehnten so gemüthlich und gemächlich eingerichtet, daß sie sich förmlich dahin sehnten, wenn Krankheit eine Zeitlang sie an ihre Wohnstube gefesselt hielt. Dort im Comptoir und nicht in der Wohnung, wo sie von der Familie gestört wurden, fröhnten sie all den Liebhabereien, auf die sie in ihren jüngeren Jahren im Voraus sich gefreut hatten.

Einen solchen alten Kaufherrn näher kennen zu lernen, wollen wir ihn nun in seinem Comptoir beobachten.

Zu dem Zwecke müssen wir früh aufstehen, denn bald nach Tagesanbruch geht er dahin, sein alter Spitzhund vornweg, die Katze hinterdrein.

Der Anzug des Kaufherrn besteht aus einem langen Kittel mit über die Schultern herabhängendem Kragen, von hausleinenem, naturfarbigem Stoffe, verblichen und schmutzig, weil der Alte seiner würdigen Ehehälfte den Gefallen nicht thut, ihn auch nur ein paar Tage zur Wäsche abzulegen. Der Kittel war ein Frankfurter und hatte früher auf den Meßreisen als Staubmantel gedient. Er ließ ihn jahrelang flicken und an den Ellenbogen beflecken aus treuer Anhänglichkeit. Mit der Zipfelmütze und den alten Filzpantoffeln verhielt es sich ähnlich.

Der erste Blick unseres Comptoirherrn ist auf seine Singvögel gerichtet, die in zahlreichen, großen und kleinen Käfigen an die Fenster und Luftlöcher gehängt, zwitschernd und hüpfend ihre Freude verkünden, daß ihr pünktlicher, sorgsamer Schutzherr sie eigenhändig füttern wird. Jeden Vogel durch Zunicken freundlich begrüßend, hat er für jeden einen Schmeichelnamen, wie: „Mätzle", „Zirrle", „Pfuitz", „Dom". Zunächst sucht er aus dem alten Mehlwürmertopf eine Portion der fettesten Würmer, drückt ihnen mit dem Nagel des Daumens die Köpfe entzwei und reicht sie der Lüdellerche und dem Rothkehlchen, die gierig ihre Mahlzeit verschlucken. Der Stieglitz und der Buchfink bekommen einen anderen Leckerbissen. Der Gimpel pfeift schon einige Strophen vom Lieblingsliede des alten Herrn: „Guter Mond, du gehst so stille" ohne Stocken recht schön, genau so, wie dieser täglich mehrmals es ihm vorpfeift.

Solche abgerichtete Gimpel bekamen alte gute Geschäftsfreunde zum Geschenk, und der Abschied von einem solchen Vogel, wenn der Sohn ihn mit sich auf die Messe nahm, kostete dem Alten ein paar Thränen. Der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn behandelte in erster Reihe des Vogels Befinden, und zwar angelegentlicher, als das der Familie, dann erst das Geschäftliche.

Von den Vögeln geht's zum Wetterpropheten, dem Laubfrosche im Glase am Fenster. Er sitzt auf der obersten Sprosse der Leiter, über dem Wasserspiegel, darob der Alte sich freut, da dies schönes Wetter bedeutet. Und er fängt ihm nicht ohne Mühe drei Fliegen; die er lebend durch ein Löchlein der Papierdecke in's Glas prakticirt. Wie sie der Frosch erschnappt und verschluckt, das sieht sich der Alte mit an, und sollte es ihm eine halbe Stunde Zeit kosten.

Unterdessen hat die Hausmagd des Herrn altgewohntes Frühstück, „Warmbier mit Ingwer" gebracht und auf den im Winter wie im Sommer zur frühen Morgenstunde geheizten Ofen gestellt, den der Alte selbst mit Holz bedient, um sein Warmbier warm zu erhalten.

Das Nächste ist, seinen Tabak, die Pfeifen und den Schnupftabak herzurichten, Vorbereitungen zu den Tagesgenüssen, die der Alte mit gleicher Sorgfalt, aber größerer Umständlichkeit besorgt, als die Hausfrau in der Küche die Speisen. Vom Rollenkanaster wird für den Tag so viel geschnitten, daß die Blechdose und der Bocksbeutel voll werden. All die thönernen Pfeifen auf dem Eckgestelle und die daneben an der Wand hängenden Ulmer, deren silberbeschlagene Köpfe theilweise mit den Merkur-Emblemen und reichen Verzierungen kunstvoll beschnitzt und dem Alten beinahe das Theuerste und Liebste auf Erden sind, werden geputzt, gereinigt, die Rohre zum geöffneten Fenster hinaus durchblasen und die Köpfe durch Ausklopfen am Fensterbrette von Asche entleert, ein Geräusch, das die gegenüber wohnende Familie regelmäßig an das Aufstehen mahnt, da es nun sechs Uhr ist.

Damit ist auch die Zeit für den Kaufherrn gekommen, dem ersten, frischen Genusse seiner Tabakspfeife sich hinzugeben. Mit Stahl und Feuerstein wird der Schwamm entzündet und schmunzelnd die Pfeife damit in Brand gesetzt. Nach den ersten sechs Zügen holt er seine mit Achatsteinen besetzte dreigehäusige, dickbauchige Taschenuhr, die er an breiter Silberkette, mit Uhrschlüssel und rubingläsernem Petschaft behängt, stets bei sich trägt, aus der Hosentasche und zieht das Uhrwerk bedächtig auf. Indem er die Uhr an's Ohr hält, mustert er seine Hausapotheke und sieht, ob Alles im Comptoir an seinem Platze steht. Auf Regalen und alten Schränken sehen wir verschiedene große und kleine Flaschen, Krüge und Gläser mit allerlei farbigen Flüssigkeiten darin. Alchymist ist der Alte just nicht, obschon er zu dieser Kunst mehrmals Anlauf genommen hat. Dagegen bereitet er selbst seine Schuhwichse und Schmiere, Baumwachs, Fleckseife, Tinten in allen Farben, Lebenselixire, einen ausgezeichneten Magenbittern, Ameisenspiritus, Pflaster für alle Wunden und für Hühneraugen. Er würde, das steht fest, „gar viel mehr Mannigfaltiges zum Besten der Menschheit produciren können", wenn er nur die Zeit dazu hätte. In der That besitzt der alte Herr einen Schrank voll alter Receptbücher, die er vor drei Jahrzehnten in Frankfurt antiquarisch gekauft hat.

Aber auch künstlerischen Beschäftigungen hat sich derselbe in seinen Mußestunden hingegeben. Denn die Schachtel- und Koffermalerkunst, die sogenannte Wismuthmalerei, wie sie sein Vater und Großvater schon betrieben, ist frühzeitig ihm eingeimpft und auf ihn vererbt worden. In der That trieb er als angehender Kaufmann das Malerhandwerk neben seinem Handel fort, wie dies fast bei allen Sonneberger Kaufleuten des achtzehnten Jahrhunderts geschah, daß sie dem Handwerke ihrer Eltern, der Wismuthmalerei oder dem Wetzsteinmachen, treu blieben. Die Kaufherren setzten natürlich einen Werth darein, mit ihrer Kunst über der des Malerhandwerks zu stehen. Bei diesem war sie am meisten ausgeprägt im Bemalen großer Schachteln und Koffer mit Blumen, Landschaften, Jagdstücken und Figuren. Einem jeden Gemälde war für Jungfrauen oder Frauen, Jünglinge, Ehemänner oder Hagestolze ein von dem Maler selbst gedichteter Knittelvers beigeschrieben, meist so naturwüchsig derber Art, daß darob manche Klage von außen einlief: „sintemal züchtige Jungfrauen und Frauen solche Schachteln nicht ansehen, geschweige gar kaufen möchten".

Der über dem Schreibpulte des Kaufherrn prangende immerwährende Kalender, mit buntfarbiger Schrift und Goldarabesken, ist von seiner Hand. Auf den vier Seiten des Rahmens stehen die Namen der Familienmitglieder bis zurück zu den Urgroßeltern sammt ihren Geburts- und Sterbetagen verzeichnet, in jeder der vier Ecken ein Denksprüchlein in Goldschrift, unten in der Mitte sehr leserlich sein Name, die Jahreszahl und das „ipse fecit", das deutlich auf allen den Leimfarbe-Bildern hervortritt, womit der alte Herr seine Wohnstube und Gastzimmer vollgehängt hat.

Wer sich für seine Gemälde interessirt und sie von ihm sich erklären läßt (es sind Ansichten von Städten, die er auf seinen Reisen besucht hat), der steht gut bei ihm angeschrieben und den beschenkt er obendrein mit einem Schächtelchen seiner Schuhwichse oder giebt ihm einen Magenbittern.

Unterdessen hat der Kaufherr das Warmbier zu einer Pfeife Tabak sich gut schmecken lassen, und seine Arbeitszeit beginnt. Die mächtige Tintenbüchse wird geschüttelt, die Streusandbüchse zur Hand gerückt. Die Kielfedern werden geschnitten und die bestgelungene wird unter einem tiefen Athemzug hinter's Ohr unter die Zipfelmütze gesteckt. Die Briefe von der letzten Coburger Mittwochs-Botenpost werden geordnet, zur Beantwortung innerhalb drei Tagen für den nächsten Sonntags-

Briefboten. Und in die Bücher wird Alles bis zur Stunde eingetragen, was in der Strazza steht. Dann wird das Bestellungsbuch durchgesehen. Die an die Ablieferung von Waaren zu mahnenden Arbeiter werden notirt und die neu ausgeschriebenen, auszutragenden Bestellungszettel in die Tasche gesteckt; denn da der Frosch schönes Wetter, als für den ganzen Tag beständig, angekündigt hat, so ist der Vorsatz gefaßt, Nachmittags gleich nach dem Schläfchen die Wege selbst zu thun und Alles bestens selbst zu besorgen, die Pfeifenmacher in Mengersgereuth, die Schachtelmacher in Steinach oder die Nagelschmiede in Oberlind persönlich aufzusuchen.

Gleich nach dem Mittagsschläfchen tragen die Töchter Alles zusammen, was der Vater zum Anzug und zur Toilette braucht. Sie pudern ihn und zupfen, putzen und bürsten so lange an ihm herum, bis er ungeduldig wird und die Mutter kommt, um den „Vater" von Kopf bis zu Fuß endgültig zu mustern und alles gut zu heißen. Mit dem steifen Zöpfchen an der altmodischen Perrücke, den Dreimaster darüber, im grasgrünen, langen Tuchrock, weißen Wadenstrümpfen, Schuhen mit großen silbernen Schnallen, mit gestreiftem weißem Jabot, weit über die gestickte Schooßweste hervorstehend, — so tritt der ehrwürdige Kaufherr, Rennerherr und Schützenmeister zugleich, auf die Straße. Ihm ist's in solchem Moment, als stünde seinetwegen in der ganzen Straße aller Handel und Wandel still, als ob alle Leute, auch die an den Fenstern, auf ihn schauten und einander fragten, wohin der alte Herr wohl gehe. — Er aber kümmert sich um Niemand. Aus der hinteren Rocktasche schaut die Tabakspfeife; in der anderen bauscht der Tabaksbeutel mit heraushängendem Pfeifenstürer; aus der rechten Hosentasche hängt das buntgedruckte, baumwollene Schnupftuch auffällig breit entfaltet; in der anderen birgt sich, sorgsam in Papier gewickelt, der Abendimbiß, bestehend aus einem Stück Schwarzbrod und einem Kuhkäse.

So geht der Alte am hohen Spazierstocke mit großem silbernem Knopfe bedächtig seines Wegs stundenweit, — wohl wissend, daß er bei so schönem Wetter mehrere seiner Sonneberger Collegen in dem Dorfe treffen werde, daß Pfarrer und Schulmeister zeitig im Wirthshause sich einstellen, mit den Herren aus der Stadt einen Tarok zu karten, weshalb er sich mit Pfennigen und Hellern aus der Ladencasse seiner Frau sattsam versorgt hat, sowie auch mit einer frisch gefüllten Dose echten Sentemir (St. Omer), aus welcher Pfarrer und Schulmeister im Laufe des Kartenspiels sich oftmals erquicken und zum Schluß und Abschied, wenn um sechs Uhr das Abendglöcklein läutet, jedesmal noch eine Doppelprise nehmen.

Unter der Sonneberger Kaufmannschaft stand als Grundsatz fest, daß neben jeder Großhandlung ein Kleinhandel zu betreiben sei. Jener sei riskant und häufig Conjuncturen unterworfen, zumal Sonneberger Waaren Luxusartikel seien, die Niemand zu kaufen brauche; der Handel mit täglichen Gebrauchsartikeln und Lebensmitteln aber sei auch zu schlechten Zeiten beständig, denn Jedermann müsse sie kaufen, um zu leben. — So räsonnirte man. — Ferner galt das Princip: daß der Mann und die Söhne die Großhandlung betreiben, die Frau und die Töchter das Kleinhandelsgeschäft, den Laden zu führen haben, beide Geschäfte ohne wesentliche fremde Beihülfe, weniger aus Furcht vor Veruntreuung, als vor Schädigung des geschäftlichen Interesses, denn Geheimhaltung der Kundschaft, der Einkaufs- und Verkaufspreise waren Regeln, die als klug und weise galten und streng befolgt wurden. Also wurde das einer Sonneberger Großhandlungsfirma zugehörige „Specerei-, Material- und Schnittwaarengeschäft" von der Hausfrau allein geführt, selbstständig und meist ohne irgend welche Beihülfe seitens des Gemahls oder der Söhne.

Ueberhaupt waren die Sonneberger Kaufmannsfrauen des vorigen Jahrhunderts innig mit dem Handel verknüpft; ihr Antheil an der geschäftlichen Prosperität des Hauses war ein wesentlicher. Wie viele Fälle weist die Sonneberger Handelsgeschichte auf, da nur zu frühzeitig des Kaufherrn Großgeschäft eingegangen war, während das Ladengeschäft seiner Frau blühte und lange noch reichlich lohnte, zum Glücke der Familie. Wie viele Handlungshäuser unserer Zeit verdanken ihre Wohlhabenheit, oder doch ihren Aufschwung dem Kleingeschäfte der Großmutter, ihr auch zugleich den günstigen Einfluß, daß die Enkel sparsam blieben bis auf den heutigen Tag. So manche Anekdote und Geschichte von der geistigen Ueberlegenheit der Frauen, von ihrer Energie und Thatkraft, die sie ihren Männern gegenüber im Geschäfte entwickelten, leben durch Tradition als „Lieder vom braven Weibe" in Sonneberg fort.

Die Wirksamkeit jeder tüchtigen Kaufmannsfrau erstreckte sich im wohlgeordneten Haushalte nicht blos auf das Erhalten dessen, was der Mann verdiente, vielmehr zugleich auf Selbsthandeln und Selbstverdienen, wenigstens dessen, was der Haushalt kostete. Und was zu einem wohlgeordneten Haushalte damals und noch bis in's erste Drittel unseres Jahrhunderts gehörte und wie außerordentlich verzweigt und daher anstrengend ein solcher für die Frauen und die erwachsenen Töchter war, davon wissen heutzutage aus Erfahrung nur noch Wenige zu erzählen.

Die Erziehung der Töchter leitete die Mutter. Aus der Schule entlassen, hatten die Töchter alle häuslichen Arbeiten zu erlernen und später theilweise allein zu verrichten. So in der kleinen Feldwirthschaft, die bei keinem Hausbesitzer und Familienvater fehlen durfte, wenn er für wirklich haushälterisch gelten wollte. Ein Acker mußte den Hausbedarf an Kartoffeln liefern, ein zweiter das Korn, das der Mahlmühle zugemessen wurde, zu Mehl für's hausbackene Brod, das bessere für den Sonntagskuchen, den „Striezel". Eine Kuh, oft zwei, wollte weder der Hausherr noch die Hausfrau missen. Jener hielt etwas auf einen guten Kuhkäse, den Niemand so gut zu machen verstehe, wie seine „Alte", diese auf ein gutes Tröpfchen Rahm zu ihrem Kaffee und auf ein frisches Stückchen Butter, der übrigen Annehmlichkeiten einer Milchkammer gar nicht zu gedenken. Der Hausgarten, so klein und unvortheilhaft er hinter'm Hof zwischen Häusern lag, lieferte die vegetabilischen Zuthaten zu allen Gerichten; dazu noch Johannis- und Stachelbeeren, Aepfel, Birnen und Zwetschen. Der alte Herr verstand das Oculiren und Veredeln der Obstbäume, wozu er sich die Fechser von Bamberg mitgebracht hatte.

Hauptsache war noch, daß alljährlich ein selbstgemästetes, fettes Schwein „in's Haus" geschlachtet wurde, denn der Alte war an seine Majoran-, Zwiebel- und Knoblauchswürste gewöhnt und mochte keine anderen. Hatte er doch vor Jahren, als er die Messen noch bezog, seinen Bedarf an Wurst auf einen Monat mit nach Frankfurt genommen und kaufte sich dort täglich einen Teller Suppe oder Gemüse dazu. Die Würste waren geräuchert und wurden eher steinhart, als daß sie verdarben.

Höher als solche Genüsse schätzte die Hausfrau das nützlichste vom Schwein, den Speck. Ihr war es ein Gräuel, solchen beim Metzger kaufen zu müssen, denn der war unverschämt theuer damit. Ihr war schon die Ausgabe für den Rindertalg zu viel, den sie zum Lichterziehen brauchte; daher machte sie alle Knochen dem alten Spitzhund streitig und verwerthete sie zur Fabrikation ihrer vorzüglich bewährten Hausseife. Fleisch und Speck vom Schweine wurden eingesalzen und geräuchert, daß Alles bis zum Spätherbst reichte. Mehr als ein halbes Pfund wurde an den Wochentagen nicht consumirt; trotzdem kam immer ein fingergroßes Stück Fleisch auf jedes Kind und auf die Magd, nur Sonntags und Mittwochs etwas mehr, wenn es rohe Kartoffelklöße gab, dem alten Herrn zu Liebe und auf seinen Befehl. Dann legte er vom Braten etwas reichlicher vor. Der Hühnerhof und der Taubenschlag versorgten die einfache Küche auch so ziemlich. Ueberdies erlangte die Hausfrau auf dem Markte stets ein Ei mehr für den Batzen, als andere Frauen, und kaufte überhaupt billiger und vortheilhafter ein, denn sie verstand das Handeln.

Während der langen Winterabende wurde von der Hausfrau, den Töchtern und der Magd Flachs gesponnen und zu Strähnen geweift, die der Leinweber vorgezählt erhielt. Daraus wurde für die Familie Tisch-, Bett- und Hemdenzeug auf ein Jahr hinaus angefertigt, denn der Inhalt des Wäscheschrankes, wie der des Zinnzeug-Glasschrankes einer jeden Familie war im ganzen Städtchen bekannt. Er war der Gradmesser häuslicher Ordnung und des Wohlstandes eines Hauses, den zu erhalten und zu vermehren respectable Hausfrauen sich über Alles angelegen sein ließen. Außerdem strickten Frau und Töchter emsig Strümpfe oder stopften die schadhaften; am Tage aber wurde die vom Haushalt und Laden übrige Zeit zu Näharbeit verwandt, denn das selbstgesponnene hausleinene Kleiderzeug verstanden sie auch selbst zuzuschneiden, und so war der solide

Hausstaat ausnahmslos „selbst gemacht". Abends wurden dann wohl auch wieder die gesammelten Gänsefedern geschlissen, neue Betten damit zu füllen, aus dem ordinären Kaffee im Laden die besten Bohnen ausgesucht, zum Verkauf als Prima-Qualität, und die Linsen „gelesen" (gesäubert) zum Mittagsbrod des nächsten Tages. Im Spätsommer gab es wieder andere Beschäftigung. Obst wurde geschält, geschnitzt und gedörrt; auch Runkeln als Zusatz zum Kaffee wurden gedörrt, Sauerkraut und Gurken in Fässern, Preißelbeeren, Heidelbeeren und Weichseln in Töpfen eingemacht, denn davon wurde jährlich sehr viel verbraucht zur Labung armer Kranker, von denen man natürlich kein Geld nahm. Alles das hatten die Töchter zu machen gelernt und waren auch im Kochen perfect, d. h. sie konnten außer den gewöhnlichen Speisen auch Gastmähler bereiten, Serviettenklöße mit Rosinensauce, Pudding mit Hiftensauce tadellos herstellen, ohne Hülfe der Mutter. Nur den Schwarzenbeerwein, meinte diese, brächten ihre Kinder nicht so heraus, wie sie. Die alte Dame bildete sich auf ihren Wein eben so viel ein, wie der alte Herr auf seinen Magenbittern, „den kein Hofapotheker auch nicht so herausbrächte", wie er versicherte.

Werfen wir noch einen Blick in das Comptoir, so sehen wir den alten Diener an seinem Pult, auf hohem Schraubstuhl sitzend, in alten Hausschuhen, abgetragenem, vergilbtem Tuchrock mit über die Aermel gezogenen grünleinenen „Schreibärmeln". Auch er hat im Comptoir allerlei zur Kurzweil um sich herum. Ein Paar Eichhörnchen mit Hütte aus Rinde und Moos gebaut auf dem Fensterbret, zwei drollige Finkmeisen in großem Haus mit Tretmühle darin und einen fettgefütterten alten Kreuzschnabel (Krienitz), der „vor's Rothlauf" schützt. — Der alte Herr findet selbst Spaß an solcher Liebhaberei seines Michel's und gönnt sie ihm.

Michel, so heißt der treue buckelige Diener, hält, genau wie sein Herr, auf zuverlässige Arbeit und ist deshalb wie jener sehr langsam. Ihm liegt ob: das Schreiben der Preiscorrente, der Facturen, der Avis- und Frachtbriefe, die Führung der Weißmacher- und Malerlieferbücher und des Packbuches. Auch überschreibt er die Waarenpaquete mit den Nummern und der Benennung des Inhaltes in der Einbindstube. — Am glücklichsten fühlt er sich, wenn die Töchter in der Einbindstube zur Aushülfe Spielsachen in Papier wickeln helfen, mit ihm scherzen oder ihm gar ein Liedlein singen, wenn der Vater nicht zu Hause ist.

Wir sehen also den Michel im Comptoir, zwar wie immer in seine Arbeit vertieft, aber diesmal, da der alte Herr „über Land" gegangen ist, über einer Lieblingsbeschäftigung. Holzspähnchen und Handwerkszeug liegen um ihn herum, und treten wir näher, so sehen wir, daß er Vogelkäfige reparirt und eine Mausfalle schnitzt. Denn ihm, dem Michel, war der Mausefang im ganzen Hause anvertraut, von der Speisekammer bis hinauf unter's Dach, wo die Spielwaaren lagerten. Und er besorgt ihn gewissenhaft und mit viel List, deren er sich unter seinen Collegen gern rühmte, denn die Mäuse waren die ärgsten Feinde eines jeden Sonneberger Spielwaarenhändlers. Sie strebten den Teigmassespielwaaren als Leckerfraß nach, weil die Teigmasse aus Brodmehl und Leim bestand, und so kam es nur zu häufig vor, daß Mäuse unter dem Schutze der Papierhüllen allen Reiterlein die Köpfe, Arme und Beine abgefressen hatten, wenn man diese für's Ausland in Kisten verpacken wollte.

Wie oft exportirte Sonneberg zahlreiche Mäusefamilien lebendig in den Paqueten, worin sie „ihre Wohnung nebst Schlaf- und Speisekammer" aufgeschlagen hatten und sich urgemüthlich befanden. Und wie ärgerten sich die Sonneberger Kaufherren, wenn der Besteller schrieb, daß man statt Reiterlein lebende Mäuse mit den Jungen geschickt habe, die während der Reise den Inhalt aufgezehrt hätten! — Nicht genug — die Teigmassespielwaaren hatten noch eine den Handel nicht minder gefährdende Eigenschaft. Auf dem Transporte zu Wasser verschimmelten sie leicht, und Milben erzeugten sich in der Teigmasse selbst. Solch Mäuse-Aergerniß war die einzige Veranlassung, daß dem alten Kaufherrn von Zeit zu Zeit ein derber Fluch über die Lippen fuhr, der den armen Michel jedesmal wie ein Blitzstrahl streifte. Darauf hin verspürte er nicht eher wieder frischen Lebensmuth, als bis er die Missethäter gefangen und dem alten Herrn lebendig ausgeliefert hatte.

Dieser beeilte sich alsdann seine alte Katze zu wecken, die zumeist auf dem Lehnsessel beim Ofen schlafend lag. Er hielt ihr die geöffnete Mausfalle vor Nase und Augen, auf daß sie die Maus erhasche. Die alte Katze aber war zu unbehend und zu faul geworden: — die Mäuse entwischten ihr regelmäßig. — Nun waren sie im Comptoir dem alten Herrn erst recht zum Aergerniß, denn jetzt war auch sein Frühstück, Schwarzbrod mit Speck, im Schubfache seines Pultes nicht mehr sicher vor ihnen, und er schwor Rache den vermaledeiten Mäusen, die erst seine Reiterlein und zum Dessert auch seinen Speck verzehrten. Das ganze Geschäftspersonal wurde zur Mäusejagd in das Comptoir gerufen; jedes Löchlein wurde verstopft und jede Person erhielt einen Besen zum Zuschlagen, wenn die Maus ihr nahe kame.

Der Leser wolle über unsere Mäusegeschichte nicht voreilig urtheilen und sie belächeln, denn: waren die capitolinischen Gänse für Rom ein Sporn zur Wachsamkeit, so waren die die Teigspielwaaren fressenden Mäuse für Sonneberg eine Ursache der Strebsamkeit und des Nachdenkens und dadurch unmittelbar ein Hebel seines Fortschritts.

Bis zur Schwelle des Pfarramts.

Von Heinrich Lang in Zürich.

VI. 3. Die religiöse Frage.

Motto: Gott belehre dich zu der heiteren
Religion eines Herder, Jakobi, Kant!
(Jean Paul in einem Briefe an seinen Sohn.)

Näher und näher rückten wir unserem Ziele, der Theologie. Nach der allgemeinen philosophischen Grundlegung kam die Religion an die Reihe. Ein eigenes Semester war den Untersuchungen über ihren Ursprung und ihr Wesen gewidmet. Schon in die bisherigen Studien hatte ihre geheimnißvolle Gestalt auf alle Weise hineingespielt. Alle die großen Denker, Spinoza, Leibnitz, Kant, Fichte, Hegel, Schleiermacher, Feuerbach, hatten sich irgendwie mit ihr auseinandergesetzt; jedes philosophische System hatte eine bedeutsame Stelle für sie offen gelassen.

Freilich, die Religion, die man aus diesen Händen empfing, war nicht die Religion der Kirchen. In den stillen Werkstätten des deutschen Geistes wurde an einer Reformation gearbeitet, welche nicht weniger eingreifend war, als diejenige des sechszehnten Jahrhunderts, ja geradezu als die zeitgemäße Fortsetzung des damals Begonnenen erscheinen mußte.

Ich will versuchen, in der Kürze die Veränderungen anzugeben, welche in diesen Arbeitsstätten der Wissenschaft mit der Religion vorgenommen wurden.

Wenn man zuvörderst fragte: woher stammt die Religion? so antwortete die Kirche: vom Himmel, aus einer übernatürlichen Offenbarung Gottes, welche in Thaten, wie in Worten für alle Zeiten niedergelegt ist in einem auf wunderbarem Wege entstandenen, unfehlbaren Buche, der einzigen Quelle, wie der unverrückbaren Norm der wahren Religion. Die Wissenschaft sagte: nein, die Religion ist ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, wie der Staat, wie die Kunst, wie die Wissenschaft, daher rein menschlichen Ursprungs und göttlichen nur soweit, als alles wahrhaft Menschliche zugleich göttlich ist, sofern sich im Menschengemüthe das Göttliche offenbart. Im Menschen liegt ein Verlangen nach einer festen Ordnung für sein getheiltes und zerfahrenes Wollen und nach einem unbedingten Maßstabe für den Werth seiner Handlungen, eine unabweisbare innere Forderung, sein Dasein und Schicksal, sein Wohl und Wehe, sein Dulden und Arbeiten in einen lebendigen Zusammenhang mit dem Weltganzen und den darin waltenden Mächten zu stellen, ein Streben, wie Goethe sich ausdrückt, sich einem Höheren, Reinen, Unbekannten freiwillig hinzugeben. Aus diesem Verlangen, aus dieser Nöthigung entspringt Alles, was unter den Menschen irgendwo als Religion erscheint, alle Bilder, welche

die Einbildungskraft sich schafft, um jenes geahnte Ewige zur Anschauung zu bringen, alle Vorstellungen, welche der Verstand bildet, um jenen Weltzusammenhang sich zu deuten, alle Handlungen, durch welche der Mensch in Berührung mit jenem Höheren und Reinen zu treten sucht. Aus dieser gemeinsamen Quelle haben alle Religionsstifter geschöpft, die einen reichlicher, die anderen karger, die einen reiner, die anderen mit trüberen Gefäßen, aber Alle nur aus ihr: Buddha und Mohamed, wie Jesus und Paulus, Sophokles so gut wie Jesaias.

Es giebt daher keine übernatürliche Offenbarung Gottes im Sinne der Kirchen; jede ursprüngliche und neue Anschauung des Universums nannte Schleiermacher eine Offenbarung, und selbst der Philosoph des Glaubens, Jakobi, ließ keine andere Offenbarung Gottes gelten, als die allgemeine und fortwährende in der Vernunft und im Gewissen des Menschen. Es giebt daher keine alleinseligmachende Religion: alle Religionen sind Versuche, dem religiösen Triebe der menschlichen Seele nach Ort und Zeit einen Ausdruck zu geben, keine so falsch, daß nicht das Wesen der Religion irgendwie in ihr sich ausgeprägt hätte, keine so wahr, daß das ganze Wesen der Religion rein und ungetrübt in derselben zum Ausdruck käme. Es giebt daher kein unfehlbares, göttliches Buch der Religion. Was die Kirchen dafür ausgeben, ist nur ein unter den Bedingungen und Bildungszuständen einer bestimmten Zeit abgelegtes menschliches Zeugniß von der Religion, werthvoll nur so weit, als es verstanden hat, dem in der Menschenbrust ruhenden Verlangen nach Licht und Heil einen allgemeingültigen classischen Ausdruck zu geben. So standen sich Wissenschaft und Kirche in der Frage nach der Quelle der Religion schroff gegenüber.

Fragte man zweitens: Was gehört zur Religion? so sagte die Kirche: sehr Vieles, die Wissenschaft: nur ganz Weniges, aber dieses Wenige trägt eine Ewigkeit in sich.

Sehr Vieles! sagte die Kirche, nämlich eine heilige Geschichte, eine untrügliche Lehre, ein auf göttlicher Einsetzung beruhender Cultus. Eine heilige Geschichte, die in den heiligen Büchern erzählten Wunder und Heilsthatsachen, welche von Gott selbst unter den Menschen gewirkt worden sind zu ihrer Erlösung aus Schuld und Verdammniß. Eine untrügliche Lehre als Gotteswort, sei dieselbe nun von Concilien auf Grundlage der Ueberlieferung oder von Theologen auf Grundlage der Bibel als Norm für alle Gläubigen entworfen worden. Endlich der gottgemäße Cultus, das Gebet, die Predigt, Taufe und Abendmahl und wie diese statutarischen Uebungen heißen mochten. Wer jene heilige Geschichte nicht glaubt, wer diese Glaubenssätze der Kirche nicht für wahr annimmt, wer an jenen zur Ehre Gottes und zum Heil der Seele eingesetzten kirchlichen Handlungen nicht Theil nimmt, der wird nicht selig — so urtheilten einstimmig die Kirchen.

Die Wissenschaft sprach zu diesen Forderungen der Kirchen ein ganz entschiedenes und einstimmiges Nein: All das Viele, das ihr mir nennt, mag in seiner Art und an seinem Platze gut und werthvoll sein, aber zum Wesen der Frömmigkeit gehört es nicht; es ist für die Religion etwas Abgeleitetes, mehr oder weniger Zufälliges, Unwesentliches, Untergeordnetes. Die Frömmigkeit verlangt nur Weniges, aber dieses trägt eine Ewigkeit in sich, nenne man dieses Eine und Wenige, wie man wolle, denn unter hundert Namen und Formeln kehrt es immer wieder; nenne man es mit dem vierten Evangelium die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, bezeichne man es durch jene Gottes- und Nächstenliebe, in welcher Jesus die Summe von Gesetz und Propheten gefunden hat, nenne man es mit dem Apostel Paulus das neue Geschöpf oder den in der Liebe thätigen Glauben oder mit Schleiermacher das innere Schauen und Erfassen des Unendlichen in allem Endlichen. Wer's hat, versteht's unter allen Namen und Hüllen. Gegen dieses Eine, was Noth thut, ist Alles, was die Kirchen drüber hinaus fordern, Nebensache, zum Wesen der Religion nicht erforderlich.

Was die heilige Geschichte betrifft, so sprach Lessing ein- für allemal das maßgebende Wort: „Zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Grund für ewige Geisteswahrheiten werden.“ Alles geschichtlich Ueberlieferte ist der Untersuchung, der Kritik, dem Zweifel ausgesetzt, die Religion aber hat ihren bleibenden Grund in den ewigen Thatsachen der Welt und des Menschengemüthes. Ein geschichtlich Ueberliefertes werde ich für wahr halten, wenn es innerlich möglich und äußerlich genügend bezeugt ist. Annahme oder Verwerfung hängt also von Verstandesoperationen ab, die ich vornehme, hat also mit der Wärme und Innigkeit meines religiösen Lebens nicht das Geringste zu schaffen. Für die Frömmigkeit kommt es nicht an auf dasjenige, was vor so und so vielen Jahrtausenden einmal vorgefallen sein soll, sondern auf das, was heute geschieht, was in jedem Augenblicke, von jedem frommen Menschen sich wiederholen läßt. „Der Glaube hat es nicht mit Vergangenem, sondern mit Zukünftigem zu thun“, hatte schon Luther erkannt und gesagt, aber leider nicht angewendet.

Diese Dinge schienen mir so klar, so einleuchtend, so selbstverständlich, daß ich recht böse wurde auf die Kirche, in der ich lebte, und auf das Theologengeschlecht von Jungen und Alten um mich her, welche den Mund immer so voll hatten von „Unglauben“, „ungläubiger Wissenschaft“ 2c., wenn diese letztere nur ihre einfache Schuldigkeit that, die Ueberlieferung der Vergangenheit nach ihren Gesetzen und mit ihren Mitteln zu erforschen. Ich meinte, eine Kirche, die etwas taugte, müßte sich über jede ernste Forschung freuen.

Wie mit der Historie, so verhielt es sich auch mit der Dogmatik, mit der sogenannten reinen Lehre. Luther hatte hierin genau gedacht, wie der Papst. „Alles gegläubt oder Nichts gegläubt; ist die Glocke an Einer Stelle geborsten, so taugt sie gar Nichts mehr,“ das war das Losungswort, welches er für seine neue Kirche ausgegeben hatte, und die Folge war zwei Jahrhunderte hindurch gewesen: ein herrschsüchtiges Pfaffenthum, Zank und Verfolgungssucht ohne Ende, Ertödtung des wissenschaftlichen Sinnes und des intellectuellen Fortschritts, Austrocknung des religiösen Lebens.*

Lessing hatte gerufen: „Luther, großer Mann, Du hast uns vom Joche der Tradition befreit — wer befreit uns von dem viel schwereren des Buchstabens?“ Die Wissenschaft half diesem Seufzer gründlich ab. Sie machte die Erkenntniß, daß es für den Werth des Menschen nicht ankomme auf das, was er glaube, sondern was er sei, wie er fühle und handle, zu einem Gemeingute der Bildung. Die Religion, sagte sie wie aus einem Munde, ist nicht Lehre, nicht Glaubenssatz, nicht Verstandeserkenntniß, nicht eine Summe metaphysischer, physikalischer, historischer Wahrheiten, die stets dem Streite unterliegen; sie ist Leben, das innere Leben der Menschenseele in und mit Gott; sie ist Gefühl, Geist, Gesinnung. Was sind alle Dogmen, alle gelehrten Systeme der Theologen? Geschicktere oder ungeschicktere, aber stets ungenügende Versuche, von den Erfahrungen des Herzens Rechenschaft zu geben, Forderungen eines inneren Bedürfnisses, Aussagen über ein Gefühl, Bilder, Symbole, um das, was im Innersten lebt, sich selbst und Anderen verständlich zu machen. Diese Aussagen wechseln nicht blos mit den Zeitaltern und entlehnen ihre Farbe von den jeweilen herrschenden Denkbegriffen und allgemeinen Vorstellungen, sie wechseln im Grunde mit jedem Menschen. Keine zwei Menschen verbinden mit demselben Worte denselben Sinn. Die Religion erträgt daher keine todte, für alle Menschen und alle Zeiten feststehende Formel; sie ist Sache der persönlichen Ueberzeugung. Was war denn Luther mit seinem „Es sei denn, man widerlege mich aus der Schrift oder mit klaren Gründen der Vernunft, so werde ich nicht widerrufen; hier steh' ich — ich kann nicht anders —“ was war er anders, als das verkörperte Recht der persönlichen Ueberzeugung gegenüber jeder Kirchensatzung? Und was bedeutete jenes große Wort, das er unmittelbar nach der Leipziger Disputation niedergeschrieben hat, werth, über alle protestantischen Kirchthüren gesetzt zu werden: „Ich glaube, ein christlicher Theologe zu sein und im Reiche der Wahrheit zu leben. Darum will ich frei sein und mich keiner Auctorität weder eines Concils, noch eines Kaisers, noch einer Universität, noch eines Priesters gefangen geben, um frei zu bekennen Alles, was ich als wahr eingesehen habe. Warum sollte ich's nicht wagen, wenn ich, der Eine Mann, eine bessere Auctorität zeigen kann, als ein Concil?“

Was Luther in kühner, instinctiver Mannesthat vollzog, das begründete die Philosophie durch eine genaue Grenzscheidung zwischen dem religiösen und dem wissenschaftlichen Gebiete. Das

* Vgl. „Martin Luther, ein religiöses Charakterbild, dargestellt von Heinrich Lang.“ Berlin 1870.

hatte schon Spinoza im Auge, als er erklärte, daß die Religion nicht wahre, sondern fromme Dogmen verlange; hier lag der Nerv in dem weltgeschichtlichen Kampfe Lessing's mit Götze, und diesen Unterschied stellt der „Nathan" in einem für alle Welt verständlichen Bilde vor Augen; hier wurzelte die tiefgreifende Unterscheidung, welche der scharfe Kritiker machte zwischen der Religion Jesu und der Religion über Jesus. Soweit es galt, die Religion von aller Dogmatik zu befreien, hatten Kant und Fichte Recht, das Wesen der Religion auf die Sittlichkeit zurückzuführen, wie seinerseits Schleiermacher, es weder in einem Wissen noch im Handeln, sondern nur im Gefühle wiederzufinden, wie sehr sonst alle diese Erklärungen über die Religion der Verbesserung bedürftig sein mochten.

Hier, konnte man meinen, sei endlich einmal der Weg entdeckt, auf welchem Wissenschaft und Religion friedlich neben einander gehen könnten, das Mittel für immer gefunden, der Wissenschaft ihre Wege frei zu erhalten und unverletzt durch die anmaßenden Einsprachen der Priester, aber ebenso die Religion in ihrem heiligen Rechte unabhängig zu stellen von den wechselnden Meinungen und Streitfragen des Tages. Hier schien für immer und gründlich von der Religion abgestreift, was ihren bisherigen Gang am meisten geschändet hatte: die Intoleranz. Nie mehr, sollte man erwarten, würde die Verwerfung irgend einer Formel über Gott und göttliche Dinge dem Unglauben an das Göttliche, der Irreligiosität gleichgesetzt werden, und nie mehr würde ein Mensch den andern um seines Glaubens willen lästern oder verdammen. Von dieser hohen Warte aus hatte Schleiermacher das schöne Wort zu seinen Zeitgenossen gesprochen: „Die Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt; die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen entweder allein für sich und dem Unendlichen oder, wenn sie sich umsahen, Jedem, der das große Wort nur verstand, seine eigene Art gern vergönnend. Nur die freie Lust des Schauens und Lebens, wenn sie in's Unendliche geht, setzt das Gemüth in unbeschränkte Freiheit, nur die Religion rettet es aus den drückenden Fesseln der Meinung und der Begierde." Es war ein ebenso wohlthuendes wie erhabenes Bild, zu sehen, wie zwei unter sich sehr verschiedene Denker dem Dritten, den alle Welt vorher um seiner religiösen Meinungen willen als einen Atheisten verabscheut hatte, gemeinsam die Palme der Religion um die Schläfe legten. Jakobi hatte den um jene Zeit neu entdeckten Spinoza mit den Worten begrüßt: „Sei mir gesegnet, großer, ja heiliger Benedictus! Wie Du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren und in Worten Dich verirren mochtest, seine Wahrheit war in Deiner Seele und seine Liebe war Dein Leben." Und Schleiermacher forderte seine Zeitgenossen auf, den Manen des großen Spinoza eine Locke zu weihen; denn die Welt des Glaubens, wie die des Wissens werde eine Auferstehung feiern, wenn die Theologen werden so frei und die Philosophen so fromm sein wie Spinoza. Ich gedachte bei diesem Bilde des großen Galiläers, der seinen Schülern, als sie Feuer und Schwefel über Ungläubige verlangten, das Wort entgegenhielt: „Ihr wißt nicht, weß Geistes Kinder Ihr seid. Ich bin nicht gekommen, zu verderben, sondern zu retten," und ich vernahm das Gericht über die Kirche meiner Zeit, wie über diejenige der Vergangenheit, gemeinsam aus dem Munde der Denker wie der Frommen.

Dieselbe Reinigung, wie mit der Historie und der Dogmatik, nahm die Philosophie mit dem **Cultus** der Kirchen vor. Sie sagte: Der einzig nothwendige Cultus, auf den Alles ankommt, ist die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Der vernünftige Gottesdienst, der von Allen verlangt werden kann, ist das gesammte, nach Gottes Ordnung geführte Leben; der wahre Tempel für die Anbetung Gottes ist die Welt mit ihren Versuchungen, Aufgaben und Pflichten; das rechte, allein nothwendige Gebet ist das Leben in der beständigen Nähe Gottes. Jede Meinung, Gottes Wohlgefallen durch etwas anderes zu erlangen, als durch eine gottgemäße Gesinnung und einen pflichtgetreuen Wandel, ist nicht Gottesdienst, sondern Afterdienst, wie Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" so kräftig ausführte. Die Kennzeichen der Frömmigkeit sind nicht das Beten, das Kirchengehen, das Bibellesen, nicht das andächtige Schwärmen, sondern ausschließlich das rechtschaffene Handeln, die gewissenhafte und freudige Pflichterfüllung vor den Augen Gottes. Darum kann der Unterschied, welchen die Kirchen aufgestellt haben zwischen geistlichen und weltlichen Geschäften, zwischen heiligen und profanen Dingen, vor der Wahrheit nicht bestehen. Alles, was der göttlichen Ordnung gemäß ist, ist heilig. Was man geistig nennt, Beten, Kirchengehen, Predigen &c., kann sehr unheilig und geistlos geschehen; was man weltlich und profan nennt, bauen und pflanzen, kaufen und verkaufen &c., kann ein sehr geistiges und heiliges Geschäft sein. Die Anbetung Gottes, welche in der heiligen Gesinnung und in rechtschaffenem Wandel besteht, kann von Allen gefordert werden, dagegen, was man außerdem Gottesdienst nennt, was man gewöhnlich allein so nennt, gehört zu den freien Stücken, mit denen es Jeder halten kann nach Bedürfniß, die wechseln und sich ändern nach Land und Zeit und Bildung, die ihren Werth nicht in sich selbst, sondern nur in dem Dienste haben, den sie jener allein nothwendigen Gottesverehrung leisten.

Diese Grundsätze, die doch eigentlich nur erneuerten, was alle Vorkämpfer einer reineren Religiosität von den Propheten Israels an bis auf Luther angestrebt, in classischen Worten ausgesprochen, durch den Kampf ihres Lebens besiegelt hatten, schienen nichts Geringeres zu enthalten, als die Befreiung der Religion von der Kirche. Die Religion ist nicht Historie, nicht Dogmatik, nicht Kirche. Das hieß natürlich nicht: weg mit der Historie, weg mit der religiösen Lehre, weg mit der Kirche! Das hieß nur: Jedes an seinen bescheidenen Ort! Die Geschichte als ein wichtiges Bildungsmittel der Religion, die Dogmatik als der stets erneuerte Versuch, auch den religiösen Factor der menschlichen Natur in den Zusammenhang der gesammten Welterkenntniß denkend einzureihen, die Kirche als die Pflegerin des religiösen Idealismus unter den Völkern, Jedes an seinen bescheidenen Platz! Aber die Religion ist etwas ganz anderes, als diese Dinge.

Die Religion rein menschlichen Ursprungs! Die Religion frei von der Geschichte, von der Glaubenslehre, von der Kirche! Das waren tiefeingreifende, durchschlagende Einsichten. Aber die Wissenschaft ging noch einen Schritt weiter; sie setzte ihr Reinigungsgeschäft bis in den innersten Kern der frommen Gesinnung fort. Daß ich es kurz sage: sie befreite die Religion von der Selbstsucht, die bisher immer mit ihr gelaufen war und ihr reines Wesen getrübt und geschändet hatte.

Alle Kirchen beruhten auf dem Glauben an eine menschenähnliche, willkürlich handelnde Gottheit, welche äußerlich in den Lauf der Dinge einzugreifen die Macht und den Willen habe, daher sich unter Umständen durch Gebete und andere kirchliche Handlungen der Menschen in ihrem Handeln bestimmen lasse. Nicht eine nothwendige, aber eine sehr natürliche Folge dieser Gottesanschauung war die selbstsüchtige Frömmigkeit, welche die Gottheit als Werkzeug für die Erfüllung der Wünsche des Herzens gebrauchte, die lohnsüchtige Religion, welche für ihre Leistungen an Gott die Glückseligkeit in diesem und dem jenseitigen Leben als den verdienten Lohn forderte. Ueberdies: wie kurz ist der Weg von dieser Gottesanschauung zur Gottesleugnung! Man denke sich Luther's Gebet am Krankenbette von Freunden, oder bei anhaltender Trockenheit („das bitt' ich mit Ernst, will's auch gewährt haben", „erhörst Du uns nicht, so werden die Gottlosen Dich und Deinen Sohn Lügen strafen" &c.), man denke sich dieses Gebet in einem weniger heroischen und glaubenskräftigen Munde, man denke es unerhört — wie nahe liegt da die Rede: es ist Nichts mit Gott; es regiert keine Weisheit und Liebe im Weltall; Stoff und blinde Nothwendigkeit ist Alles. Zeigt nicht gerade unsere gegenwärtige Zeit in großen Zügen diesen Uebergang vom Gottesglauben der Kirche zur entschiedenen und bewußten Gottesleugnung?

Die Wissenschaft, zu deren Füßen wir damals saßen, ging darauf aus, vom Gewande der Gottheit alles Menschenähnliche, alles Wandelbare und Veränderliche, alles Willkürliche abzustreifen. Sie betrachtete in allen ihren selbstständigen Trägern die Welt unter dem Gesichtspunkte einer festgefügten Ordnung, welche einen Einbruch durch eine außer ihr stehende Gewalt weder irgendwo zeige noch überhaupt gestatte, als einen ununterbrochenen Zusammenhang von natürlichen Ursachen und Wirkungen, in welchen von außen Nichts hineinkomme, und konnte daher das Göttliche nur als den in diesen Ordnungen

waltenden, in diesem Zusammenhange der natürlichen Dinge schaffenden und sich auswirkenden Geist festhalten, wie verschieden und mannigfaltig sie das auch in Worten und Formeln auszudrücken versuchte. Daß die Religion bei dieser sogenannten immanenten Weltanschauung dahin fallen müsse, wie man mir sagte, wollte mir nicht einleuchten. Ich sah, wie alle die Denker und Forscher, welche jene Weltanschauung pflegten und herausarbeiteten, der Religion ihren Platz in dem System ihrer Gedanken anzuweisen wußten; Schleiermacher besonders, dessen Organ für die Religion so fein und scharf ausgebildet war, führte den Gedanken auf allen Punkten, welche die Religion berührten, durch, daß der Naturzusammenhang und die Wirksamkeit Gottes sich decken, daß die Religion auf keinem Punkte Ursache habe, Wunder oder überhaupt ein äußerliches Eingreifen Gottes in den Weltzusammenhang anzunehmen.

Ohne Zweifel erlitt die Religion unter dieser Weltanschauung eine tiefgreifende Veränderung; das war ein schmerzlicher Schnitt mitten in's Herz aller bisherigen Religionen. Aber jene Veränderung schien der Religion nur zum Nutzen zu gereichen und dieser Schnitt in's Herz versprach Heilung von vielen Krankheiten und volle Genesung. Nicht einen wunderthätigen, in die Weltordnung um der Wünsche und Bedürfnisse des Menschen willen eingreifenden Gott verlangt das wirklich fromme Herz, sondern nur den wahren, gegenwärtigen, fühlbaren Gott, bei dem es in der Angst des Zeitlichen ausruhen, aus dem es Kraft und Licht, Trost und Stärke schöpfen kann. Jetzt erst schien die Religion unter den Menschen werden zu können, was sie ihrem Wesen nach ist: selbstlose, uneigennützige Hingebung.

Für eine solche vertiefte, vergeistigte, geläuterte Religion einst wirken zu dürfen — welch' eine erhebende und begeisternde Aussicht!

Die Reliefs des deutschen Cadettenhauses.

Vor wenigen Jahren noch ein unansehnliches Dorf, hat sich das in der Nähe von Berlin gelegene, kaum genannte Lichterfelde in kurzer Zeit zu einer nie geahnten Bedeutung emporgeschwungen. Aus der wüsten Sandfläche sind eine Reihe der schönsten Villen emporgestiegen und traurige Kartoffelfelder haben sich in die reizendsten Anlagen verwandelt. Diesen Aufschwung verdankt der Ort zunächst der Eisenbahn, der Speculation verschiedener Baugesellschaften, vor Allem aber dem Baue des neuen deutschen Cadettenhauses, das seiner baldigen Vollendung entgegensieht. Nachdem die damit beauftragten Architekten einen Complex palastähnlicher Gebäude hergestellt haben, ist eine Anzahl der hervorragendsten Künstler damit beschäftigt, die inneren Räume mit Bildern, Statuen und Reliefs in würdiger Weise zu schmücken. Den größten Wurf hat dabei ein junger Bildhauer mit einem Fries für den großen Saal von zweihundertsechszehn Fuß Länge gethan — der Schöpfer des „Stein-Denkmals“ in Nassau, Johannes Pfuhl, dessen Freundlichkeit wir die beiliegende Zeichnung, eine Episode aus seinem großartigen Werke, zu danken haben.

Selten hat wohl ein Künstler in so kurzer Frist eine so bedeutende Laufbahn durchgemacht. Johannes Pfuhl wurde im Jahre 1846 zu Löwenberg in Schlesien geboren, wo sein Vater noch jetzt als Rector der dortigen Stadtschule lebt. Frühzeitig schon verrieth der aufgeweckte Knabe Talent und Liebe für die bildende Kunst. Vor Allem zog ihn schon damals die Schönheit der menschlichen Gestalt an, weshalb er auch Bildhauer werden wollte, womit sein Vater, wenn auch mehr aus praktischen Gründen, einverstanden war. Mit fünfzehn Jahren kam Johannes nach Berlin, wo er in dem Atelier des bekannten Professors Schievelbein längere Zeit arbeitete. Da sich aber der väterliche Zuschuß kaum auf hundert Thaler jährlich belief, so mußte sich der hoffnungsvolle Eleve auf das Aeußerste einschränken und sich die größten Entbehrungen auferlegen. Mit zwei Brüdern, von denen der eine gegenwärtig Stabsarzt, der andere Beamter ist, bewohnte er zusammen eine einfensterige Stube. Durch gegenseitige Unterstützung und ihren unverwüstlichen Humor suchten sich die Geschwister redlich durchzuhelfen und einander den Kampf um das Dasein zu erleichtern, wobei sie allerdings nach dem Studentenausdrucke zuweilen „krumm liegen“ mußten.

Nachdem Pfuhl den Unterricht seines Meisters mehrere Jahre genossen, fühlte er den Wunsch und die Kraft zu selbstständigem Arbeiten. Er miethete sich zu diesem Zwecke eine Stube in einem einsamen, abgelegenen Häuschen, wo er wie ein Verschollener lebte und in strengster Zurückgezogenheit von der Welt sich ausschließlich nur mit Zukunftsplänen trug. Hier beschäftigte er sich zunächst mit Entwürfen zu verschiedenen Concurrenz-Skizzen für das Uhland-, Goethe- und Stein-Denkmal, die er an die betreffenden Comités sandte, freilich ohne jede Aussicht auf Erfolg, da er gänzlich unbekannt war. Mit banger Spannung harrte er von Tag zu Tag auf einen günstigen Bescheid, an den er selbst nicht mehr glaubte. Eines Tages aber, als er bereits jede Hoffnung aufgegeben hatte, klopfte es an seine Thür; auf seinen Ruf trat der Briefträger mit einem Schreiben aus Heidelberg ein, das er mit zitternden Händen öffnete. Es war die Anzeige des dortigen Stein-Comités, daß Pfuhl den Preis gewonnen. Die frohe und für ihn so bedeutungsvolle Nachricht wurde ihm bald darauf von dem bekannten Landtags-Abgeordneten Braun aus Wiesbaden bestätigt, der als Mitglied des Comités mit Pfuhl wegen der Ausführung des Denkmals verhandelte. Braun war sichtlich von der Jugendlichkeit des damals erst einundzwanzigjährigen Künstlers überrascht, sodaß er, als er ihn vor sich sah, kaum seinen eigenen Augen trauen wollte.

„Sie haben wohl,“ sagte Braun, „in dem Heidelberger Comité einige Gönner gehabt, die sich für Sie interessirten?“

„Nicht daß ich wüßte!“

„Aber wenigstens einen guten Freund, der sich Ihrer angenommen und Sie so warm empfohlen hat?“

„Allerdings!“ versetzte Pfuhl lächelnd. „Ich hatte in Heidelberg den besten Freund —“

„Und der ist?“

„Meine Skizze zu dem Denkmale,“ entgegnete der junge Künstler.

Von diesem Augenblicke an verbreitete sich schnell der Ruf des bisher unbekannten Bildhauers. Mit der ihm eigenen Energie und rastlosem Fleiße ging er sogleich an die Ausführung der ihm übertragenen Arbeit, welche die davon gehegten Erwartungen noch bei Weitem übertraf. Nicht nur das Comité und die gesammte Berliner Kritik sprach ihre höchste Zufriedenheit über das vollendete Werk aus, sondern auch der Kaiser Wilhelm fällte bei dem Anblicke der Statue das schmeichelhafte Urtheil: „Ja, das ist der alte Stein, wie er leibte und lebte.“

Bei der feierlichen Enthüllung des Denkmals in Nassau wurden auch dem Künstler wohlverdiente Ehren und Auszeichnungen zu Theil; wichtiger noch für ihn war der Umstand, daß in Folge der gelungenen Arbeit sich der Kaiser bewogen fand, ihm die Ausschmückung des großen Saals in dem neuen deutschen Cadettenhause zu Lichterfelde anzuvertrauen. Vier Wochen genügten ihm, die Skizze, welche zweiundfünfzig Fuß lang ist, zu entwerfen und vorzulegen. Nach der ihm vorschwebenden Idee soll das Ganze die in Folge der letzten Ereignisse stattgefundene Umwandelung der preußischen Militärbildung in eine allgemeine deutsche darstellen. Der vollendete Fries, in einer Länge von zweihundertsechszig und einer Höhe von vier bis fünf Fuß, zerfällt in dreizehn Theile, welche im innigsten Zusammenhange mit einander stehen. Zunächst dem Eingange des Saales erblickt man das Relief, welches die Einführung, die Ausbildung und den Abgang der Zöglinge zeigt; den Hintergrund des Reliefs bildet das alte Berliner Cadettenhaus in der Neuen Friedrichsstraße. Dem entsprechend sieht man auf der anderen Seite die Uebergabe des deutschen Reichscadettenhauses in Lichterfelde durch den Kaiser an den Corpscommandanten mit den sprechend ähnlichen Gestalten eines Bismarck, Moltke 2c.

Es liegt in der Natur der dargestellten Gegenstände, daß der Künstler sich dabei streng an seine Aufgabe halten mußte. Um so kühner und freier durfte sich sein Genius in den übrigen Reliefs entwickeln, welche den letzten französischen Krieg in den verschiedensten Phasen künstlerisch wiedergeben. In einer Reihe

lebenswahrer, oft tief ergreifender Scenen und Gestalten wird zunächst der Beginn des Kampfes uns vorgeführt: der Auszug der Truppen, der Abschied des Freundes von dem Freunde, des Sohnes von den Eltern, des Familienvaters von Weib und Kindern, des Geliebten von der Braut. Alle Stände und Lebensalter sind hier vertreten, der patriotische Schusterjunge, der fidele Bursche, welcher mit dem ausziehenden Landwehrmanne den Abschiedstrunk leert, der würdige Greis, der den tapferen Sohn segnet, die Matrone, welche die zurückbleibenden Kinder tröstet, die weinende Gattin, die noch einmal, vielleicht zum letzten Male, den geliebten Mann umschlingt, und die treue „Rieke", welche ihrem „Aujust" die Hand zum Lebewohl reicht.

Die folgenden Reliefs zeigen uns den Krieger im Felde, das Abkochen des bescheidenen Mahles, wobei ein Soldat seinen Cameraden die Zeitung vorliest, die Fahnenwache, die originelle Lagertoilette und den Rapport an einen Officier. Hieran schließen sich die äußerst wirksame Feldschlächterei, belebt von dem sich sträubenden Ochsen, der von kräftigen Männern festgehalten wird, Dragoners mit dem treuen Pferde, das sich schnuppernd zu der Leiche des gefallenen Herrn herniederbeugt. Das Gegenstück zu diesen ergreifenden Scenen bildet der Sieg bei Sedan mit dem Kaiser auf dem Schlachtfelde, umringt von seinen tapferen Kriegern, der Jubel der Truppen bei dem Anblicke des geliebten Kriegsherrn, die Freude über den glücklichen Erfolg. Zum Schlusse kehrt das siegreiche Heer in die Heimath zurück, empfangen von dem begeisterten Volke. Der Freund ruht in den Armen des Freundes; der Gatte an dem Herzen der glücklichen Gattin, umgeben von den jauchzenden, Blumen und Kränze darbringenden Kindern. Zu den Füßen der seligen Braut knieet der Geliebte, während an der Bahre des von tödtlicher Krankheit ergriffenen Sohnes die gebeugten Eltern weinend stehen, an die für das Vaterland Gestorbenen mahnend.

Schon diese flüchtige Aufzählung der verschiedenen Situationen und Gruppen dürfte einen wenn auch nur schwachen Begriff von der Größe eines solchen Werkes und den Schwierigkeiten der dem Künstler gestellten Aufgabe geben. Mit seltenem



Aus dem Pfuhl'schen Fries im

ferner die Feldpost mit ihren frohen und traurigen Nachrichten aus der Heimath und den willkommenen Liebesgaben. — Die Lage wird immer ernster; ein Posten bringt auf dem nächsten Bilde Nachricht von dem Anrücken des Feindes. Der Commandoruf erschallt; das Signal zum Sammeln und zum Aufbruche wird gegeben. Darauf eröffnet die Artillerie den blutigen Reigen; eine platzende Granate verbreitet Tod und Schrecken. An der Erde wälzt sich ein verwundetes Pferd, und getroffen sinkt ein tapferer Soldat nieder. Bald greift auch die Infanterie in's Gefecht; der Künstler stellt mit größter Treue den Sturm auf den Geißberg dar; die elfte Compagnie der Königsgrenadiere unter Anführung des Majors von Kaiserberg, der in seiner Hand die Fahne hoch erhebt, wirft sich mit unwiderstehlichem Ungestüme auf die vor ihnen fliehenden Zuaven. Ulanen eilen herbei und erobern die feindlichen Geschütze; die französischen Gefangenen werden abgeführt. Das nächste Bild bringt ein Gefecht zwischen preußischen Husaren und den Rückzug deckenden Kaiserkürassieren. Rosse und Reiter zeigen sich in bewunderungswürdiger, lebendiger Action des wilden Kampfgewühls.

Auf dem nächsten Relief erblicken wir die schmerzlichen Opfer des Krieges, das Begräbniß der Gefallenen, welchen die trauernden Cameraden die letzte Ehre erweisen, den Verbandplatz der Verwundeten, mit Aerzten, Trägern, freiwilligen Krankenpflegern und liebevollen, barmherzigen Frauen unter dem Banner des rothen Kreuzes, endlich die erschütternde Gruppe des todten Talente und Geschick hat er es verstanden, dieselbe zu lösen und die naheliegende Gefahr einer allzugroßen Einförmigkeit, eines nüchternen Realismus und einer im eigentlichen Sinne monotonen und starren Uniformität zu vermeiden. Vor Allem ist es ihm gelungen, die poetischen und rein menschlichen Seiten des Soldatenlebens, die Momente der höchsten Begeisterung und des tiefsten Gefühls, der männlichen Thatkraft und der keineswegs ausgeschlossenen Rührung hervorzuheben, die rauhe Wirklichkeit zu verklären, die strenge Wahrheit zu idealisiren, ohne sie darum abzuschwächen. — Wir haben es hier mit keinen blos akademischen Acten und Modellen, sondern mit dem wahren Leben und mit echten Menschen zu thun, nicht mit schönen Typen und hergebrachten Schablonen, sondern mit charakteristischen Individuen, welche bis in die kleinsten Einzelheiten, in ihren Zügen und Bewegungen, in ihrer Haltung und ihrem ganzen Wesen treu nach der Natur gebildet sind, ohne die Gesetze der Schönheit zu verletzen.

Auf den ersten Blick erkennt man den jungen Rekruten, den pommerschen Landwehrmann, den strammen Unterofficier, den intelligenten Führer; ja selbst die verschiedenen Stände und Berufsarten, selbst die provinziellen Stammes- und Landeseigenthümlichkeiten. Ebenso klar tritt die zu Grunde liegende Idee des Ganzen in den einzelnen Reliefs hervor. Einen ganz besonderen Reiz verleiht den Bildern auch die sorgfältige Behandlung des Hintergrundes und die eigenthümliche, stets der Situation angepaßte locale Farbe der Landschaft. Die Reliefs

bedürfen keines gelehrten Commentars; sie sprechen für sich selbst, sind allgemein verständlich und daher auch im besten Sinne — volksthümlich.

Trotz dieser großen Arbeit hat Pfuhl noch die Zeit zu verschiedenen, mehr oder minder bedeutenden Arbeiten behalten. In seinem in der Fasanenstraße bei Charlottenburg gelegenen Atelier finden wir die Büsten des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, des Generals Hillern von Grätringen, des Generalmajors von Döring, des Obersten von Auerswald, der Frau Krug von Nidda und seiner Braut, des Fräulein Clara Meyer. Vor Allem aber dürften die nach der Todtenmaske gearbeitete Goethe-Büste durch ihre würdige Auffassung und die von einem Engländer bestellte Büste des berühmten Chemikers Hofmann durch ihre sprechende Aehnlichkeit und geistreiche Behandlung die Aufmerksamkeit des Beschauers erregen und den Kenner befriedigen. Aber auch die reinen Idealgestalten des Künstlers verdienen unsere Anerkennung und Bewunderung, besonders das Modell eines „Neugierigen der Formen, Feinheit der Linien und Eigenthümlichkeit auszeichnet, ebenso wie das anmuthige „Mädchen mit den Tauben". Augenblicklich hat der junge Meister die reizende Figur eines lieblichen Kindes vollendet, das gleich einer modernen Flora in dem aufgeschürzten Kleidchen eine Fülle der schönsten Blumen trägt und sich ganz besonders zum Schmucke eines fürstlichen Gartens eignen dürfte. Zur Erholung von seinen Anstrengungen hat Pfuhl vor Kurzem mit der Familie seiner Braut einen Ausflug nach Ober-Italien unternommen — die erste größere Reise, welche er sich gegönnt hat. Kaum zurückgekehrt, arbeitet er von Neuem mit rastlosem Fleiße an seinem großen Fries, welcher noch mehrere Jahre seine Thätigkeit beansprucht.

Eine wohlthuende Frische, eine gesunde Natürlichkeit, ein kräftiger Realismus, dem jedoch keineswegs Poesie und Idealität mangelt, sind die charakteristischen Eigenschaften des erst neunundzwanzigjährigen Künstlers, von dem wir noch eine Reihe neuer und bedeutender Schöpfungen erwarten dürfen, da er mit



Kadettenhause zu Lichterfelde.

Mädchens", welches gleich einer Pandora die verschlossene Büchse öffnet; ein Bild weiblicher Grazie, das sich durch Weichheit seinem Talente jenen Fleiß verbindet, den Goethe „die Hälfte des Genies" nennt.

Max Ring.

Kraftsuppenmehl.*

Die Fortschritte, welche die Wissenschaft in den letzten Decennien auf dem Gebiete der Ernährungslehre des Menschen und der Lehre von den Nahrungsmitteln desselben gemacht hat, sind so erheblicher Art, daß wir erst seit dieser Zeit von einer Nationalität unserer diätetischen Maßnahmen sprechen können. Dank den Arbeiten der Chemiker und Physiologen ist eine Reihe von Lehrsätzen mit einer so großen Sicherheit und Klarheit festgestellt worden, daß dieselben als unumstößlich bezeichnet werden können. Diese Sätze sollen und müssen selbstverständlich nicht nur jedem Arzte vertraut sein, sie sind vermöge ihrer Klarheit auch jedem gebildeten Laien verständlich, und wenn man verlangen darf, daß keinem Arzte die wissenschaftliche Reife zugesprochen wird, welcher sich nicht in vollem Besitze der Kenntnisse von der Ernährungslehre befindet, so bildet es andererseits eine Aufgabe der öffentlichen Gesundheitspflege, das Publicum mehr und mehr mit den leicht faßlichen Grundsätzen der Ernährungslehre vertraut zu machen. Es wird dasselbe dann mehr und mehr zu der Einsicht gelangen, daß es sich auf diesem Gebiete nicht um wechselnde und individuelle Anschauungen oder um räthselhafte Erscheinungen und Wirkungen oder gar um Geheimnisse oder Wundermittel handelt, sondern daß, wie überall auf dem Gebiete der Natur, so auch hier Alles nach strengen Gesetzen geregelt ist.

Jeder Mensch bedarf zu seiner Existenz einer gewissen Menge bestimmter, verschiedener Stoffe, wie dies in früheren Jahren Professor Bock in diesen Blättern klar und anschaulich dargelegt hat. Die einen dieser Stoffe dienen vorzugsweise dazu, die Kraft zu körperlicher und geistiger Arbeit und bei dem Wachsthum des Individuums das Material zur Anbildung der Gewebe zu liefern. Die andern sind besonders dazu bestimmt, eine ständige Quelle der Wärmebildung im Organismus abzugeben. Eine dritte Reihe hat wesentlich die Aufgabe, die zur Anbildung, Umsetzung und Wärmeproduction erforderlichen Umsetzungen jener erstgenannten Stoffe zu vermitteln, und eine vierte Reihe führt dem Leben des Menschen gewisse Erregungen zu, die allenfalls

* Den obigen Beitrag, auf welchen wir besonders die Mütter und Hausfrauen unter unseren Lesern aufmerksam machen, verdanken wir dem als Autorität auf dem Gebiete der Medicin bekannten Professor B. in M. Ob der Preis (1 M. 50 Pf.), für welchen das hier empfohlene Kraftsuppenmehl auf den Markt gebracht wird, nicht im Interesse der allgemeinen Verbreitung dieses Nahrungsmittels noch etwas niedriger zu greifen wäre, müssen wir dem Verfertiger desselben zur Erwägung anheimgeben. D. Red.

entbehrlich, jedoch um so bedeutsamer sind, je mehr Leistungen körperlicher oder geistiger Art von dem Einzelnen gefordert werden.

Diese vier Gruppen von Stoffen bezeichnet man in der wissenschaftlichen Sprache mit dem Ausdruck der stickstoffhaltigen, der stickstofffreien, der unorganischen Verbindungen und der Genußmittel, d. h. die ersten bestehen aus den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, die zweiten aus den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, die dritten aus den sogenannten Salzen (Kochsalz, Knochenerde, phosphorsaures Kali, phosphorsaures Eisenoxyd ꝛc.), die vierten aus den sogenannten Gewürzen und eigenthümlichen Stoffen, welche unsere Nahrungsmittel und Getränke einschließen, wie das Kreatin im Muskelfleisch, das Theïn im Thee, der Alkohol in den spirituosen Getränken ꝛc. Um der Vorstellung von den hier wesentlich in Frage stehenden stickstoffhaltigen Verbindungen behülflich zu sein, nenne ich als Hauptvertreter derselben das Eiweiß des Hühnereies, das Eiweiß des Muskelfleisches, das Eiweiß und den Kleber des Weizens und Roggens, das Legumin der Hülsenfrüchte, während als Hauptvertreter der stickstofffreien Verbindungen der Zucker, das Stärkemehl und die Fette zu bezeichnen sind.

Eine große Anzahl unserer gewöhnlichen Nahrungsmittel enthält alle diese Stoffe in sich eingeschlossen. So enthält das Fleisch des gemästeten Ochsen Eiweiß und demselben sehr nahe verwandte eiweißartige Stoffe, Fette, phosphorsaures Kali, phosphorsauren Kalk und einige andere Salze, und als Repräsentant der Genußmittel das Kreatin. Im Weizenmehl finden wir in gleicher Weise vereinigt das Pflanzeneiweiß und den Kleber, das Stärkemehl, sehr geringe Mengen Fett und phosphorsaure Salze, während ein Repräsentant der Genußmittel hier nicht vorhanden ist. Andere Nahrungsmittel bestehen dagegen auch nur aus einem einzigen der obengenannten Stoffe; so der Zucker, das Stärkemehl, das reine Fett. Sie enthalten weder stickstoffhaltige Bestandtheile, noch unorganische, noch sogenannte Genuß- und Erregungsmittel.

Dasjenige, was der Mensch zu seiner Existenz bedarf, sowie die wesentlichen einzelnen Bestandtheile der Nahrungsmittel sind hiermit in klarer Weise bezeichnet, und wir wollen noch ausdrücklich hinzufügen, daß keine der genannten Substanzen, weder die stickstoffhaltige, noch die stickstofffreie, noch die unorganische fehlen darf, wenn anders die Ernährung eine normale sein soll. Lediglich die sogenannten Genußmittel kann der Mensch für seine einfache Existenz allenfalls, aber immer nur schwer entbehren; denn sie sind es eben, welche ihm die Nahrung schmackhaft machen.

Es bedarf aber sofort der weiteren Hinzufügung, daß die normale Ernährung nicht nur die Zufuhr der genannten Substanzen überhaupt, sondern auch ein bestimmtes relatives Mengenverhältniß derselben erfordert. Durch die Berechnungen der durchschnittlich von einem gesunden Menschen in der gemäßigten Zone täglich verzehrten einzelnen Substanzen sowohl, wie auf theoretischem Wege hat man ermittelt, daß die stickstoffhaltigen und die stickstofffreien Substanzen in einem Verhältniß von 1:5 stehen müssen, wenn die Nahrung allen Anforderungen genügen soll. Nur im frühesten Kindesalter macht das Wachsthum des Körpers eine relativ etwas höhere Zufuhr von stickstoffhaltigen Stoffen erforderlich, so daß sich das fragliche Verhältniß hier etwa wie 1:4 gestaltet. In Worte übertragen heißt dies, daß der gesunde erwachsene Mensch auf 1 Theil Eiweiß jedesmal 5 Theile Stärkemehl oder Zucker oder ein entsprechendes Aequivalent Fett (1 Theil Fett hat den Nährwerth von 2,4 Theilen Stärkemehl), das Kind dagegen auf 1 Theil Eiweiß 4 Theile Stärkemehl oder Zucker oder entsprechende Mengen Fett genießen muß, wenn die Gesammternährung eine normale sein soll, und, wunderbar genug, der Instinct hat überall die Menschen dahin getrieben, ihre Nahrungsmittel der Art zu mischen, daß diese Proportionen damit erreicht werden.

Wenn nun aber die chemische Analyse nachgewiesen hat, daß das Eiweiß der Nahrungsmittel aus dem Thierreich durchaus gleichwerthig ist dem Eiweiß der pflanzlichen Nahrungsmittel, daß das Fett des Thierleibes nahezu gleichwerthig ist den Fetten (Oelen) des Pflanzenkörpers, daß ferner in dem Roggen-, Weizen-, Linsen- und Erbsenmehl nahezu dieselben unorganischen Bestandtheile enthalten sind, wie in dem Fleische des Thieres, welches wir genießen, so ist es klar, daß wir die Fleischnahrung fast vollständig durch eine bestimmte vegetabilische Nahrung ersetzen können. — Nur eins fehlt dieser vegetabilischen Nahrung: die für die Erregung unseres Nervensystems so bedeutsamen Erregungs- oder „Genußmittel“, welche, wie das Kreatin, in dem Fleische enthalten sind. Und auch darauf wollen wir mit besonderem Nachdruck aufmerksam machen, daß fast alle vegetabilischen Nahrungsmittel relativ bei Weitem zu wenig Fett gegenüber den animalischen Nahrungsmitteln enthalten. Allein beide lassen sich sehr leicht künstlich ersetzen, und fügen wir z. B. dem Linsenmehl oder dem Erbsenmehl eine kleine Menge Fleischextract und etwas Fett in der Form von Butter oder einem andern thierischen Fett hinzu, so wird das Linsenmehl und Erbsenmehl damit in Bezug auf die Ernährung dem Ochsenfleisch äußerst gleichwerthig. Für gewisse Dienstleistungen im Organismus (Wärmebildung) wird das Fett der animalischen Nahrungsmittel durch das Stärkemehl des Linsen- und Erbsenmehls ersetzt. Beide sind stickstofffreie Substanzen und liefern Material für die Verbrennungsprocesse in unserm Körper. Aber in weiteren physiologischen Beziehungen, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann, kann das Fett niemals durch Stärkemehl oder Zucker ganz ersetzt werden, und hierauf wird bei jeder Verwendung der vegetabilischen Nahrungsmittel des Menschen sorgfältig Rücksicht zu nehmen sein.

Wir gelangen hiermit zu dem für die Ernährungslehre im Allgemeinen wichtigen Satz, daß sich die Fleischnahrung annähernd durch bestimmte vegetabilische Nahrungsmittel ersetzen läßt und daß wir diese bestimmten vegetabilischen Nahrungsmittel (es sind die sogenannten Leguminosen oder Hülsenfrüchte) durch geringe Zusätze von Fleischextract und Fett dem Fleische geradezu gleichwerthig zu machen vermögen. Für die Enährung ganzer Volksclassen, marschirender Truppen, der Bevölkerung der Seeschiffe ꝛc., so wie in nationalökonomischer Beziehung ist diese Erkenntniß von unverkennbarem hohem Werth. Aber nicht minder nimmt ein anderer Gesichtspunkt unser Interesse in Anspruch.

Das Fleisch, welches wir genießen, erfordert unter allen Umständen eine gesunde Beschaffenheit der Verdauungsorgane, wenn es unserm Organismus als Nahrungsmittel zu Gute kommen soll. Wir genießen dasselbe niemals in einer so fein vertheilten Form, daß die zu seiner Auflösung und Umwandlung bestimmten Säfte des Magens und obern Theils des Darmcanals nicht noch erforderlich wären, um seine Verdauung und seinen Uebertritt in das Blut zu ermöglichen. Zwar besitzen wir in neuerer Zeit auch Fleischpräparate, welche dem Magen jede Arbeit zu ersparen bestimmt sind (Leube's Fleischpräparate). Allein der unvermeidlich hohe Preis derselben wird einer Anwendung in weiteren Kreisen nur zu oft hinderlich sein. Die vegetabilischen Nahrungsmittel dagegen, welche wir als zum Ersatz der Fleischnahrung geeignet bezeichnet haben (Erbsen, Bohnen, Linsen), lassen eine so feine Vertheilung zu, daß sie, in der Form eines Mehlstaubes zur Suppenbereitung verwandt, den Verdauungsorganen jede Arbeit zu ersparen vermögen, und wiewohl eben diese Leguminosen in gröberer Zubereitung sich mit Recht den Namen der schwerverdaulichsten Nahrungsmittel erworben haben, so gehören sie in ihrer denkbar feinsten Vertheilung zu den leichtverdaulichsten, ohne deshalb im Geringsten an ihrem beträchtlichen Nährwerth zu verlieren. Damit erhalten wir in diesen vegetabilischen Nahrungsmitteln äußerst werthvolle Nahrungsmittel für gewisse Kranke. Wir geben denselben mit ihnen unter Hinzufügung von etwas Fleischextract und Fett die Bestandtheile des Fleisches und ersparen den Verdauungsorganen jede Arbeit, welche zur Verdauung einer dem Nährwerth nach gleichen Menge von Fleisch erforderlich sein würde. Und wenn für solche Kranke die Milch oftmals selbst deshalb beschwerlich ist, weil die Gerinnung des Käsestoffs im Magen unvermeidlich und zu dessen Verdauung wieder eine Arbeitsleistung des Magens erforderlich ist, wenn wir kein anderes Substitut für das Fleisch im Hinblick auf seinen Nährwerth kennen, als eben die Leguminosen (sie allein enthalten unter allen vegetabilischen Nahrungsmitteln ein so hohes Verhältniß der stickstoffhaltigen zur stickstofffreien Substanz wie 1:2,3), so erhalten dieselben damit einen geradezu unschätzbaren Werth.

Es steht also fest, daß die stickstoffhaltigen Substanzen zu den stickstofffreien in den Leguminosen in dem Verhältniß von 1:2,1 — 2,3 stehen, und daß der gesunde erwachsene Mensch in der gemäßigten Zone diese Bestandtheile in dem

Verhältniß von 1:5 genießt. Ein solches Verhältniß findet sich, von der Natur geboten, annähernd in dem Weizenmehl oder noch besser in einer Mischung von Weizen- und Roggenmehl zu gleichen Theilen. Allein für Kranke stellen sich die Bedürfnisse oftmals anders, als für Gesunde. Sie bedürfen mitunter, um einigermaßen bei Kräften erhalten zu werden, eine an stickstoffhaltigen Substanzen sehr reiche Nahrung, und in gewissen Fällen wird für sie deshalb gerade ein Verhältniß der genannten Substanzen von 1:2,3, wie es in den Leguminosen vertreten ist, erforderlich sein.

Bei anderen Kranken gestaltet sich das Bedürfniß wieder anders. Sie verlangen vielleicht ein Verhältniß jener Substanzen von 1:3, oder 1:4, oder 1:5. Wie soll diesen Anforderungen entsprochen werden? Die Aufgabe ist sehr leicht zu lösen. Durch Vermischung der Leguminosenmehle mit einem gleich fein herzustellenden stickstoffärmeren Mehle wird man jede beliebige Proportion der fraglichen Substanzen erzielen können, und wenn das Verhältniß derselben in dem Roggenmehle durchschnittlich wie 1:5,7—6 ist, so werden wir von demselben zu jenem Zwecke den passendsten Gebrauch machen.

Noch einen Punkt darf ich schließlich nicht unerwähnt lassen. Die wesentlichen Substanzen, welche für eine gesunde Ernährung erforderlich sind, haben wir kennen gelernt. Der Mensch kann aber erfahrungsmäßig für längere Zeit noch eine andere Substanz nicht entbehren, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu leiden. Dies sind aus noch nicht hinlänglich erklärten Gründen die Pflanzensäuren und die pflanzensauren Salze, wie sie in allen frischen Pflanzen und Pflanzensäften, die wir genießen, enthalten sind. Will man deshalb einen Menschen längere Zeit mit den Mehlen der Leguminosen und Cerealien ernähren, so ist eine Zugabe auch dieser Pflanzensäuren erforderlich, und eine geringe Menge Citronensäure in Form einer Limonade, ein leichter Wein, ein frisches Obstcompot etc. werden das in dieser Beziehung Erforderliche leicht ersetzen.

Nach diesen Vorbemerkungen ist es nicht schwer zu begreifen, daß es lange schon einen Wunsch der Aerzte bilden mußte, das Mehl der Hülsenfrüchte in einem so fein vertheilten Zustande zu besitzen, um jede Schwierigkeit der Verdauung derselben auszuschließen und damit Suppen bereiten zu können, welche auch von den schwächsten Digestionswerkzeugen mit Leichtigkeit aufgenommen werden und dabei doch eine bedeutende Nährkraft besitzen. Die Anstrengungen, welche in dieser Beziehung gemacht wurden, sind endlich fruchtbar geworden. Nach langen Versuchen ist es Herrn Hermann Hartenstein, früher in Niederwiesa, jetzt in Chemnitz, gelungen, die Leguminosen in den feinsten Mehlstaub zu verwandeln, und in der nunmehr von ihm in den Handel gebrachten, jetzt von der Firma Hartenstein u. Comp. fabricirten und verkauften „Leguminose“ ist vielen Kranken ein wahrhaft unschätzbares Nahrungsmittel zur Verfügung gestellt. —

Nach unserer oben gegebenen Auseinandersetzung ist es jetzt nicht mehr schwer verständlich, weshalb diese Leguminosenmehle entweder rein, oder in Vermischung mit verschiedenen Mengen von gleichfalls feinst vertheiltem Weizenmehle dem Publicum dargeboten werden. Es soll dadurch jedes in verschiedenen Fällen zweckdienliche Verhältniß zwischen den stickstoffhaltigen und stickstoffreien Verbindungen unmittelbar zur Verwendung bereit gestellt werden, und die Aerzte werden in jedem Falle zu entscheiden haben, welche von den vier verschiedenen Mischungen, die Herr Hartenstein hergestellt hat, am zweckdienlichsten zu erachten ist. Die Mischung I hat ein Verhältniß der genannten Substanzen von 1:2,3, die Mischung II von 1:3,3, die Mischung III von 1:3,9 und die Mischung IV von 1:4,8.

Die aus diesem Mehlstaube bereiteten Suppen sind keine Delicatessen. Aber nach Vorschrift mit einem etwas weichen Wasser und unter Zusetzung von Kochsalz gekocht, liefern sie doch eine durchaus schmackhafte Speise, und durch Zusatz von Küchenkräutern, welche nach Vollendung der Kochung abzufiltriren sind, können sie selbst angenehm schmackhaft werden. Für Kranke ist der mangelnde pikante Geschmack gar kein Nachtheil. Die Hauptsache ist, daß denselben ein ähnliches werthvolles Nahrungsmittel, gleich an Ernährungswerth und gleich an Leichtverdaulichkeit, gar nicht an die Seite gestellt werden kann, daß sie mit anderen Worten in manchen Fällen geradezu unentbehrlich sind.

Es sind jetzt bereits zwei Jahre verflossen, seit Herrn Hartenstein die Darstellung der fraglichen Mehlsorten gelang. Zahlreiche Aerzte haben bereits Gebrauch davon gemacht, und die darüber ausgestellten Atteste legen die besten Beweise für die segensreichen Wirkungen derselben ab. Typhuskranken, an Diarrhöen leidenden Kindern, Magenleidenden und abzehrenden Kranken waren diese Mehlsuppen in sehr vielen Fällen in hohem Grade nützlich, und die Erklärung dieses Nutzens liegt nach unseren vorstehenden Mittheilungen so klar auf der Hand, daß sie auch jedem gebildeten Laien einleuchten wird.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die „Leguminose“ des Herrn Hartenstein in immer weiteren Kreisen zur Anerkennung kommen und als ein durchaus einfaches, unverfälschtes, in seiner Zusammensetzung genau bekanntes, rationelles Nahrungsmittel sowohl in Privatkreisen, wie in öffentlichen Krankenanstalten zum Wohle der Kranken Anwendung finden möge!

Prof. B.

Blätter und Blüthen.

Gefälschte Sehenswürdigkeiten. (Ein Aufruf an die deutsche Localpresse.) Ganz im Einklange mit dem übrigen Schwindelwesen der Gegenwart, ist der Humbug, der mit den sogenannten wandernden Sehenswürdigkeiten getrieben wird, zu einer solchen Höhe gediehen, daß vom Standpunkte der Ehrenhaftigkeit aus, der ja vorläufig doch wohl noch eine wenn auch sehr geschmälerte Geltung hat, ein Vorgehen dagegen zur Nothwendigkeit wird. Es ist uns daher sehr angenehm, daß sich die Redaction der „Gartenlaube“ zur Aufnahme dieses Aufrufs bereit erklärt hat. In der That, dieselbe Schamlosigkeit, die dem Gründerwesen das Kainszeichen aufgedrückt hat, die den Börsenschwindel bereits bis zu gemeinen Prügeleien führte, sie hat neben vielen anderen Auswüchsen auch das Schaubudenwesen nach einer Seite hin entwickelt, die nicht mehr Humor, sondern Ekel erweckt. Ja, und wenn nur dieser Ekel überall erweckt würde, denn in ihm liegt ja ein Wink der gesunden geistigen oder körperlichen Natur, aber leider fehlt einem großen Theile des Publicums der Grad von Kenntnissen, um auf dem oder jenem Felde des Wissens den Schwindel, wenn auch nur in seinen gemeinsten Aeußerungen, zu durchschauen, ja selbst Gebildete müssen sich manchmal anführen lassen.

Vor einer Reihe von Jahren wurde in Leipzig eine Gorilla-Familie ausgestellt, gewiß etwas Sehenswerthes. Es wurde nicht angekündigt, daß sie lebendig sei, aber auch nicht, daß sie ausgestopft, so daß sehr Viele, wie ich selbst hörte, beim Eintreten ausriefen: Ach Gott, ausgestopft! Sie bedachten nicht, daß diese größte Affenart selbst ausgestopft noch eine sehr werthvolle Seltenheit und nur ganz zufällig einmal käuflich ist. Diese Familie nun bestand aus einem Männchen, einem Weibchen und einem Jungen. Es lag eine Art Album aus, in welchem sich eine Menge Personen, auch namhafte Gelehrte mit großer Anerkennung der von ihnen zum ersten Mal gesehenen Sehenswürdigkeit ausgesprochen hatten, und dies machte mich, der ich wegen der falschen Haarrichtung der Vorderarme einen leisen Zweifel fühlte, ganz sicher. Und doch war Alles eine geschickte, aber schmähliche Täuschung. Nichts als Bärenfelle waren es, geschickt zusammengenäht und ausgestopft und die nackten Hautstellen, Gesicht und Hände wahrscheinlich aus passendem Stoff modellirt und angestrichen. Denn — nah durfte man nicht hinantreten; eine Schranke hielt die unberufenen Prüfer mehrere Schritte von den angeblichen Gorillas fern. Der Besitzer dieser künstlich construirten Thiere hat damals mit denselben viel Geld verdient, denn er hatte starken Zulauf und wenig Spesen. Aber das weckte den Neid seiner Collegen, und da diese Leute fast stets unter sich über den Ursprung ihrer Schaustücke unterrichtet sind, so erfuhr ich denn bald die ganze Geschichte. Später ist der Mann mit mechanischen Schaustücken wieder nach Leipzig gekommen, aber die arme Gorilla-Familie stand jetzt in einem finsteren Winkel der Bude und wurde kaum noch eines Blickes gewürdigt. Wenn ich nicht irre, sind diese Gorillas in Hamburg gefertigt worden; Hamburg ist überhaupt der Ort, wo viele naturhistorische Seltenheiten fabricirt werden, so z. B. soll sich dort ein Mann befinden, der mit großer Geschicklichkeit ausländische Vogelnester anfertigt und an Sammler verkauft. Selbstverständlich ist diese Stadt als größter deutscher Hafen für diese fälschende Industrie der passendste Ort.

Ein anderer derartiger Geschäftszweig ist die Anfertigung von Marterwerkzeugen. Manche werden schon erstaunt gewesen sein, wie oft sie Schaubuden mit diesen herzerhebenden Schaustücken getroffen haben. Diese Industrie ist noch nicht sehr alt und hat ihren Sitz in einer süddeutschen Stadt, irre ich nicht, in Nürnberg. Der erste Unternehmer in diesem Fache hat große Geschäfte gemacht, und darum ist jetzt die Zahl der Nachtreter eine große. Denn ein bischen Gruseln will der Mensch nun einmal haben, und um so stärker, je stärker seine Nerven sind. Also wer sich diese Marterwerkzeuge ansieht, sieht wahrscheinlich lauter erst jetzt fabricirtes, wohl gar erst erfundenes Zeug.

Von dem Wilden-Schwindel noch zu reden, ist jedenfalls unnöthig; er ist bereits mehrmals in der Gartenlaube von derselben Feder erwähnt worden. Er nimmt aber kein Ende. So war zum Beispiel in der

letzten Michaelismesse zu Leipzig eine Art gemischtes Museum aufgestellt. Man sah daselbst eine Menge naturhistorischer Gegenstände, dann eine Reihe von Wachsfiguren, in Gruppen zusammengestellt, und zum Schluß auch zwei Negerinnen, eine Mulattin und eine Albinodame. Die Negerinnen, wahrscheinlich ausgediente Ammen oder dergleichen, wurden als von berühmten Reisenden, zum Beispiel Schweinfurth, aus dem Innern von Afrika mitgebracht vorgestellt; die Mulattin wurde als Indianerin von den Südsee-Inseln gezeigt, und das Albinomädchen mußte sich natürlich auch eine erdichtete Herkunft gefallen lassen. Phantasiecostüme, die dümmsten, die man sich denken kann, waren natürlich selbstverständlich. Und doch nahm das anwesende Publicum den Blödsinn des Erklärers mit Mienen hin, die deutlich sagten: es muß wohl wahr sein, denn sonst könnte man's ja doch nicht sagen.

Daß übrigens das Publicum in solchen Sachen einen sehr gesunden Sinn für Recht und Unrecht hat, das bewies in Leipzig die früher in der Gartenlaube erzählte Thatsache, daß das Volk eine solche Wilden-Bude stürmte, als der Wilde als früherer Bedienter entlarvt worden war.

Am grellsten trat dieses Treiben bei den Leuten auf, welche die als Eskimos gekleideten Lappländer zeigten und wohl noch zeigen. Weil diese immerhin wirkliche Lappländer sind, glaubten sich die Personen, welche sie zeigten, in vollem Rechte, dieselben in Kleidung, Bewaffnung, ja selbst im Benehmen vollständig zu fälschen und mit dieser Fälschung die Gruppe noch als wissenschaftliche Sehenswürdigkeit zu zeigen und dies ganz besonders zu betonen. Wenn das erlaubt sein soll, dann hören überhaupt die Begriffe von Recht und Unrecht, von Schwindel und Ehrlichkeit auf.

Ueberhandnehmen dieses Sehenswürdigkeiten-Schwindels ist denn auch bereits die Ursache geworden, daß schon manche Behörden Front dagegen machen, aber die Thatsachen haben bereits gelehrt, daß sie theils das Kind mit dem Bade ausschütten, theils ganz fehlgreifen. Trotz dieser behördlichen Controlle durften jene Eskimo-Lappländer noch überall gezeigt werden, andere Sehenswürdigkeiten aber, die wirklich ein Recht hatten, sich so zu nennen, wurden nicht zugelassen. Der Hauptfehler bei der Sache ist der, daß alle solche Sehenswürdigkeiten-Besitzer vor der Aufstellung die Erlaubniß zur Ausstellung nachsuchen müssen und diese Ausstellung gewöhnlich blos nach der angemeldeten Benennung ertheilt oder verweigert wird, ohne daß die Behörde sich die Mühe nimmt oder nehmen kann, die Sache zu besichtigen, und selbst wo sie dies könnte, fehlen gewöhnlich die Sachverständigen zur Beurtheilung.

Daher tritt an die Presse die Aufgabe hinan, diesem Unfuge entgegenzutreten, und zwar um so mehr, da sie ihn zum großen Theil bisher selbst gefördert hat, insofern nämlich, als sich jede Redaction für moralisch verpflichtet hält, aus Erkenntlichkeit für den Empfang und Gebrauch der üblichen Freibillets die betreffende „Sehenswürdigkeit“ dem Publicum unter allen Umständen zu empfehlen. Könnten sich die Redactionen der anständigen Blätter dazu entschließen, diesen geringen Vortheil der Freibillets vorkommenden Falls zu entbehren, vor allen Dingen aber dem Publicum die Wahrheit zu sagen, so müßte es sehr bald besser werden.

Es werden hierdurch alle Redactionen, insbesondere diejenigen der Localblätter, ersucht, alle an dem Orte ihrer Herausgabe gezeigten Sehenswürdigkeiten, welche eine unterrichtende Bedeutung beanspruchen, durch sachverständige Berichterstatter besichtigen und der Wahrheit gemäß öffentlich besprechen zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, auf die Verwendung etwaiger Freibillets verzichten zu müssen. Nur so kann dem bis zur schamlosen Gewissenlosigkeit gesteigerten Sehenswürdigkeiten-Schwindel eine Schranke gesetzt werden.

Alle Redactionen werden hiermit um Wiederabdruck des fettgedruckten Aufrufs gebeten. Das Publicum wird gewiß bald auf die Blätter achten lernen, welche danach handeln.

L.

Für Mütter. Ein Kind zog sich eine geringfügige Verbrennung am Fuße zu. Die Mutter suchte die Heilung ihres Lieblinges möglichst zu beschleunigen und klebte ein Glöckner'sches Zugpflaster auf die nur thalergroße Stelle. Das Resultat dieser Unvorsichtigkeit kam schon nach dem dritten Tage zum Vorscheine: es schloß sich eine so starke Entzündung an, daß nicht nur der Fuß, sondern der gesammte Körper des Kindes in den gefährlichsten Zustand versetzt wurde. Erst nach Entfernung des Pflasters stellte sich die verzögerte Abheilung ein. Wie verkehrt dieses Verfahren bei Brandwunden ist, das möge die folgende Auseinandersetzung klarlegen.

Die menschliche Haut besteht aus zwei Schichten. Die oberste, Epithel genannt, enthält nur aneinander gedrängte rundliche Körperchen, Zellen genannt; diese Lage ist vollständig solid. Die untere Schicht besteht aus Fasern, welche in ihren Lücken Blutgefäße, Drüsen, Nerven, Haarbälge enthalten. Die Zellen des Epithels zeigen zweierlei Beschaffenheit. Die zu unterst dicht über einem starken Blutgefäßnetze der zweiten Lage befindlichen vermehren sich durch Theilung. Es müssen deshalb, um Raum zu gewinnen, ältere Zellen nach oben rücken. Je weiter sie aber nach außen kommen, desto mehr ändert sich ihr Inhalt und ihre Gestalt; sie werden zuletzt in nicht mehr lebensfähige hornartige Schüppchen verwandelt, von denen die äußersten bei dem Menschen sich täglich abstoßen. Die weißen Massen, welche in dem warmen Badewasser nach dessen Gebrauch, vorzüglich wenn man diesen Genuß nicht zu häufig ausübt, schwimmen, sind solche abgeschuppte Zellen. Der Nutzen dieser Umwandlung der oberen Zellen in eine verhornte Masse ist leicht ersichtlich. Wenn die ganze äußere Schicht aus lebensfähigen Zellen bestände, wie es bei den Schleimhäuten der Fall ist, so würde, weil durch die Wärme und durch wässerige Theile des Blutes diese Zellen sehr leicht bis an die Körperoberfläche fortgeleitet werden, eine so erhebliche Wärmeentziehung durch die große Körperoberfläche stattfinden, daß die stärkste Bedeckung nicht das Erfrieren verhindern könnte. Die verhornten Zellen wirken, weil sie die Blutwärme äußerst schlecht leiten, als der beste natürliche Pelz.

Was geschieht nun bei einer Verbrennung? Die kleinsten ganz oben gelegenen Blutgefäße werden durch die Hitze gelähmt; in Folge dessen erweitert, enthalten sie mehr Blut. Es entsteht die Röthe der betroffenen Stelle. War die Verbrennung stärker, so tritt etwas Blutwasser zwischen die untersten lebensfähigen Zellen der oberen Schicht und hebt die höheren in den verschiedenen Stadien der Umwandlung in Horn begriffenen Zellen ab; es kommt ein mit wässeriger Flüssigkeit erfüllter Hohlraum zum Vorscheine, die Brandblase. Oeffnet man die Blase sofort nach ihrer Entstehung, so tritt das Wasser heraus, und es bleibt die unterste Epithelzellenlage ohne Bedeckung. Weil aber unter derselben sich die schon durch die Hitze gereizten Nervenendigungen befinden, erklärt sich die Schmerzhaftigkeit, wenn man die ganze Blasenhaut wegnimmt. Aus diesem Grunde handelt man nach der Volkssitte richtig, wenn nur durch eine kleine Oeffnung, z. B. einen durchgezogenen Faden, das Wasser herausgelassen wird, weil so die Blasenhaut erhalten bleibt, bis sich unter ihr neue Hornzellen gebildet haben. Erreicht die Verbrennung einen noch höheren Grad, dann tritt zu der Lähmung der kleinsten Blutgefäße eine Tödtung der untersten Epithelzellen; das in denselben enthaltene sonst flüssige Eiweiß schlägt sich, ähnlich wie in dem gekochten Eie, nieder; es entsteht eine regellose Masse, der Brandschorf.

Welchen Effect muß nun auf eine so verbrannte Hautstelle, selbst wenn es nur zu einer größeren Blase gekommen ist, ein Glöckner'sches oder überhaupt ein derartiges Pflaster ausüben? Wie eben auseinandergesetzt, sickert Blutflüssigkeit durch die erweiterten Gefäße nach der freien Oberfläche. Außer dem Blutwasser gelangen aber bald kleinste körperliche Bestandtheile, die weißen Blutkörperchen, nach oben und bilden mit dem Wasser zusammen den Eiter. Je nachdem das Wasser oder die Blutzellen überwiegen, ist der Eiter dünn- oder dickflüssig. Für eine schnelle Heilung einer Wunde ist es nun vor Allem erforderlich, daß dieser Wundausfluß so gut und schnell wie möglich abfließen kann. Klebt man aber ein Pflaster hermetisch über die Wunde, so wird dieser Abfluß gehindert, der Eiter zersetzt sich, fault und giebt den Pestheerd ab für den ganzen Organismus. Die faulenden Bestandtheile werden aufgesaugt und setzen von der Wunde aus die Entzündung nach allen Seiten hin fort. Die vollständig illusorische Wirkung dieser aus Mennige und Olivenöl zusammengesetzten Pflaster beruht bei nicht offenen Hautstellen nur in der zurückgehaltenen Wärme, bei Wunden dagegen stiften sie den offenbarsten Schaden.

Die einfache naturgemäße Heilungsmethode folgt aus unserer Betrachtung. Die Mutter verliert bei der plötzlichen Entstehung der Verbrennung durch das ahnungslose Hereinbrechen der Gefahr und das Geschrei des kleinen Patienten beinahe immer die Besonnenheit; es wird daher, bis der Arzt kommt, Nichts oder in der Mehrzahl Verkehrtes gethan. Kaltes Wasser stiftet bei einer größeren Verbrennung keinen Nutzen. Die starke Hitze erforderte einen Wechsel von Minute zu Minute, was außer der starken Wärmeentziehung eine erhebliche Reizung der Wundfläche veranlassen würde. Die Volkssitte hat seit Jahren das Verfahren angewendet, welches auch die Wissenschaft als das Beste anerkennen muß. In Leinöl oder auch gewöhnliches Olivenöl, welchem man, wenn es möglich, die Hälfte Kalkwasser zusetzen läßt, werden Leinwandstücke stark getränkt und auf die Wunde gelegt; über diesen Verband kommt eine dichte Schicht von Watte. Wenigstens zweimal täglich müssen die Leinwandstücke erneuert werden. Die Watte hindert die zu starke Wärmeausstrahlung und ersetzt die verloren gegangene Hornschicht; das Kalkwasser stumpft die gereizten Hautnerven etwas ab und desinficirt den Wundabfluß. Will man, wie es am besten ist, eine derartige Mischung vorräthig halten, so muß man sich von Zeit zu Zeit überzeugen, daß das Oel keinen ranzigen Geruch zeigt. Besitzt es diesen, so würde es ebenso schädlich wirken, wie die von den Frauen so überaus bevorzugten, hoffentlich aber nun bald in der Vergangenheit lebenden geheimen Zug- und Heilpflaster.

Dr. —a—

„Verödet!“ (Abbildung Seite 145.) Wer unsere Illustration betrachtet, dem wird das geflügeltste Wort einer großen Zeit wieder in den Ohren klingen, das Wort, das vor nur einem Lustrum so oft gesprochen wurde: „Das ist der Krieg.“ Ja, solcher Bilder hat er unzählige geschaffen; jede Truppe ließ sie nach jedem Kampf und Weitermarsch hinter sich, und tausendweise haben nach dem Friedensschluß die Heimkehrenden ihre Heimstätten so wiedergefunden. — „Das war der Krieg.“ — Wir brauchen nicht auf die Einzelheiten der der Meisterhand des königlichen Hofmalers C. Arnold in Berlin entstammten Darstellung dieser Kriegserinnerung einzugehen; das Bild spricht deutlich genug für sich, um sich Aufmerksamkeit zu erwerben. Das Original, ein sehr werthvolles Oelgemälde, hat bereits seinen Käufer gefunden und geht der Oeffentlichkeit für immer verloren; um so mehr erfreut es uns, daß der Künstler selbst für die „Gartenlaube“ eine Copie zeichnete, welche dem beigehenden Holzschnitt als Grundlage diente.

Berichtigung. In einem Theile der Auflage unserer Nr. 7 ist in dem Artikel über die Stärkefabrik bei Salzuflen der wöchentliche Reisverbrauch irrthümlich mit 400 statt mit 4000 Centnern angegeben worden.

Kleiner Briefkasten.

O. v. M. in D. Was deutsche Blätter, aus ungarischen Quellen schöpfend, über Michael Klapp, den Verfasser von „Ein ungarisches Königsschloß“ (Nr. 5 unseres Blattes) colportiren, ist der Hauptsache nach heller Blödsinn. Jeglicher Begründung entbehrt namentlich die Insinuation, Klapp sei von der Redaction der „Montags-Revue“ entfernt worden. Als dem Eigenthümer jenes Blattes kann ihm die Leitung desselben von Niemandem entzogen werden, wie er dies auch in einer Entgegnung im „Pester Lloyd“ ausdrücklich erklärt. Ueber die in österreichischen Regierungskreisen geplante Nachahmung der Gartenlaube sind wir längst unterrichtet.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 10. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

11.

Endlich standen sie draußen auf dem weiten, sonnigen Felde. Käthe stützte sich für einen Augenblick auf einen hohen Grenzstein, den eine mächtige Eiche überwölbte, während Flora einige Schritte weiter hinaustrat, um den „entsetzlichen“ Wald möglichst weit hinter sich zu haben. Die Gefahr war vorüber. Weit drüben auf dem Ackerlande arbeiteten Leute. Sie hätten nöthigenfalls einen Hülferuf hören können; man sah die Thürme der Stadt, und dort lief der Weg nach dem Parkthore der Besitzung Baumgarten.

Aber Käthe's Augen hingen an einem Punkte, den Flora nicht sah, an dem niedrigen Dache mit den hohen Schlöten und den vergoldeten Windfahnen, das so friedlich aus dem Walde von Obstbäumen auftauchte. Sie konnte deutlich das Staket erkennen, das den Garten umschloß; es lag weit näher als das Parkthor, und dahin lenkte sie nach kurzem Ausruhen schweigend ihre Schritte.

„Nun, wo hinaus?“ rief Flora, die bereits auf dem Wege nach dem Parke schritt.

„Nach Doctor Bruck's Haus,“ versetzte das junge Mädchen, ruhig und unbeirrt weitergehend. „Es liegt am nächsten; dort finden wir vor allen Dingen ein Bett, auf das ich Henriette niederlegen kann, und möglicher Weise auch sofortige Hülfe. Vielleicht ist der Doctor gerade zu Hause.“

Flora runzelte die Brauen und zögerte, aber sei es, daß sie das rachedürstende Weib mit den gekrümmten Fingern immer noch nahe auf ihren Fersen wähnte, oder daß sie fürchtete, zwischen dem Parkthore und dem Walde ohne Hut und in ihrer derangirten Toilette Spaziergängern zu begegnen — sie kam schweigend herüber.

So ging es über das offene Feld hin. Für Käthe war die Aufgabe eine namenlos anstrengende. Der selten betretene Weg durch den weichen Ackerboden war voller Löcher und sehr steinig; bei jedem Fehltritte, den sie machte, fühlte sie aus Furcht vor einer Wiederkehr des schrecklichen Anfalles ihr Blut fast erstarren. Dabei brannte die Sonne, sengend wie im August, auf ihrem unbedeckten Scheitel; von Zeit zu Zeit schwamm die Welt in einem unheimlich rothgelben Lichte vor ihren Augen, und dann glaubte sie, vor Erschöpfung zusammenbrechen zu müssen, aber in solchen Momenten heftete sich ihr Blick um so fester auf des Doctors Haus; es rückte ja immer näher, das liebliche Bild des ländlichen Friedens und der erquickenden Ruhe. Sie sah nun schon vollkommen klar und deutlich, wie hinter dem Staket emsig hantirt wurde, und bei aller Angst und Ermüdung kam ihr doch ein leises Gefühl der Freude. Der Mann in Hemdsärmeln nagelte dort aus Fichtenästen eine Laube zusammen, eine Laube für die Tante Diakonus. Die alte Frau konnte die weinbewachsene Hütte im kleinen Pfarrgarten nicht vergessen und hatte seitdem nie wieder so im Grünen sitzen dürfen — welche Freude nun für ihr genügsames Herz!

Und jetzt kam sie selbst die Thürstufen herab, im weißen Häubchen, die blauleinene Küchenschürze vorgebunden, und brachte auf einem Teller dem Arbeiter sein Vesperbrod. Sie sprach eifrig mit dem Manne; Beiden fiel es nicht ein, über das Staket in's Feld hinaus zu sehen. Käthe überlegte eben, ob sie nicht doch um helfende Hände hinüberrufen sollte — in demselben Augenblicke kam auch der Doctor vom Hause her.

„Bruck!“ rief Flora mit dem ganzen frischen Silberklange ihrer Stimme über das Feld hin.

Er blieb stehen und starrte einen Augenblick nach der seltsamen Gruppe, die sich auf ihn zu bewegte; dann stieß er die Thür im Stakete auf und stürmte hinüber. „Mein Gott, was ist denn geschehen?“ rief er schon von Weitem.

„Ich bin einem tollen Mänadenschwarme in die Hände gefallen,“ antwortete Flora bitter lächelnd, aber auch ganz wieder mit jener Geringschätzung und stolzen Nachlässigkeit, die sich durch Nichts in der Welt aus der Fassung bringen lassen. „Das Gesindel hat mit seinen Drohungen Ernst gemacht; ich war in Lebensgefahr, und das arme Ding da,“ sie zeigte auf Henriette, „hat vor Aufregung darüber einen Blutsturz bekommen.“

Er sah nur von der Seite zu ihr hinüber — sie stand ja heil und unversehrt da — und griff mit beiden Armen zu, um Käthe die Kranke abzunehmen. „Sie haben sich übermenschlich angestrengt,“ sagte er, und seine Augen streiften besorgt ihre ganze Erscheinung. Man sah, wie ein nervöses Schütteln durch ihren Körper ging; sie biß krampfhaft mit den Zähnen die Unterlippe, und ihre Wangen glühten, als wollte das erhitzte Blut die zarte Sammethaut zersprengen.... Und daneben stand Flora ruhig athmend, und auf ihrem schönen Gesicht lag nur die duftige, verklärende Röthe der seelischen Erregung.

„Du hättest Deiner Schwester die Last nicht allein überlassen sollen,“ wandte er sich an seine Braut, indem er die bewußtlose Henriette behutsam weiter trug.

„Bruck, wie kannst Du das von mir verlangen?“ rief sie

beleidigt. „Uebrigens bedurfte es dieser Zurechtweisung Deinerseits durchaus nicht, mein Freund,“ setzte sie sehr scharf hinzu; „ich kenne meine Pflicht und wäre sehr gern aus eigenem Antriebe bereit gewesen, Henriette zu tragen, hätte ich mir nicht selbst sagen müssen, daß das bei meinem schwachen Körperbau geradezu Wahnsinn sei, und wäre Käthe nicht eine solche urgesunde, robuste Walkürennatur, die eine derartige Anstrengung sicher nicht anficht.“

Er antwortete ihr mit keiner Silbe und rief der herbeieilenden Tante zu, rasch ein Bett herzurichten. Diese lief, so schnell sie konnte, in das Haus zurück, und als die Ankommenden den Flur betraten, da stand sie schon an der geöffneten Thür eines nach Westen gelegenen Zimmers und winkte stumm und mit bestürzter Miene, da einzutreten.

Es war ihre Fremdenstube, ein von glänzendem Tageslichte erfüllter, ziemlich großer Raum mit ausgetretenen Dielen, verschabten, einst rosa angestrichenen Wänden und einem Ofenungethüm von schwarzen Kacheln. Die neuen, mit Rosen bedruckten Kattunvorhänge an den zwei Fenstern waren vielleicht der einzige Luxus, den sich die Tante Diakonus beim Umzuge gestattet hatte. Am Kopfende des Bettes stand ein uralter, mit chinesischen Figuren beklebter Bettschirm, und rings an den Wänden hingen schwarzeingerahmte, nicht besonders künstlerisch ausgeführte Scenen aus der lieblichen Idylle „Louise“ von Voß. Eine köstlich reine, mit Lavendelduft gemischte Luft wehte die Eintretenden an.

Auf der jugendlichen Stirn des Doctors lag ernste Besorgniß. Es dauerte sehr lange, bis sich unter seinen Bemühungen Henriettens Augen zu einem umschleierten Blicke öffneten. Sie erkannte ihn sofort, aber ihre augenblickliche Schwäche war so groß, daß sie die Hand nicht von der Bettdecke zu heben vermochte, um sie ihm zu reichen. Er hatte den Gartenarbeiter in die Villa Baumgarten geschickt, um die Präsidentin von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen — sie kam sogleich. Bis dahin war im Krankenzimmer kein Wort gefallen. Flora stand in dem einen Fenster und starrte in die Gegend hinaus, und in dem anderen saß Käthe, die Hände in den Schooß gefaltet und den Blick auf das Bett geheftet, während die Tante geräuschlos ab- und zuging, um dem Doctor Alles herbeizubringen, was er brauchte.

Die Präsidentin sah sehr verstört aus; sie erschrak sichtlich, als sie Henriettens Gesicht so wachsbleich auf dem Kissen liegen sah, und mochte wohl das Schlimmste befürchten, weil die Kranke bei ihrer sanften Anrede die Wimpern nicht hob. Henriette hatte die Augen in dem Moment wieder geschlossen, als ihre Großmutter auf die Schwelle getreten war.

„Sagt mir um's Himmelswillen, wie das gekommen ist!“ rief die alte Dame; ihre weiche, vornehm moderirte Stimme klang förmlich erschreckend laut in die bisher beobachtete Stille hinein.

Nun trat Flora aus dem Fenster und erzählte. Sie schilderte ergrimmt, mit drastischer Deutlichkeit die Scene im Walde; ihrer Darstellung nach hatte sie selbstverständlich keinen Augenblick den Muth und die Geistesgegenwart verloren, aber einer Schaar von mindestens zwanzig Furien gegenüber brauche der stärkste Geist alle seine Kraft, um nicht vor Ekel und Abscheu zu erliegen, versicherte sie.

Die Präsidentin ging währenddem ganz außer sich auf und ab; sie bemerkte in ihrer Erregung nicht einmal, daß ihre Seidenschleppe auf dem faserigen Dielenboden jenes monoton schrille Geräusch machte, das für leidende Nerven zur Tortur werden kann. „Was sagt ‚der Menschenfreund‘ nun dazu?“ fragte sie endlich stehenbleibend, und aus ihren halbzugesunkenen Augen zuckte es wie ein mörderischer Blick nach dem Doctor hin.

Er schwieg mit jener ruhigen Milde, die sein jugendlich schönes Gesicht so geistig überlegen erscheinen ließ. Henriettens Hand in der seinen haltend, schien er nur Augen für das schwach pulsirende Leben zu haben, das jeden Augenblick in das Nichts zerrinnen konnte.

Die alte Dame trat wieder an das Bett und bog sich mit zurückgehaltenem Athem über die Kranke.

„Herr Doctor,“ sagte sie nach einem momentanen Zögern, „der Zustand scheint mir sehr bedenklich — wollen wir nicht doch endlich einmal meinen alten, erfahrenen Freund und Hausarzt, den Medicinalrath von Bär, zu einer Consultation herbeiziehen? — Sie dürfen mir das nicht verargen.“

„Nicht im Geringsten, Frau Präsidentin,“ sagte er, die aufzuckende Hand der Kranken auf die Bettdecke legend. „Es ist sogar meine Pflicht, Alles zu thun, was zu Ihrer Beruhigung dienen kann.“ Er erhob sich ruhig und verließ das Zimmer, um nach dem verlangten Arzte zu schicken.

„Mein Gott, was für einen Streich habt Ihr gemacht, Henriette hierher zu bringen!“ schalt die Präsidentin hastig, mit gedämpfter Stimme, sobald sich die Thür hinter dem Hinausgehenden geschlossen hatte.

„Daran ist Käthe's Weisheit schuld,“ versetzte Flora erbittert. „Ihr mache den Vorwurf, daß wir nun möglicherweise gezwungen sind, in dem verkommenen Neste hier wochenlang verkehren zu müssen“ — ihre Augen streiften zornig das schweigende Mädchen im Fenster.

„Und welche Indolenz, das arme Geschöpf so zu betten, daß sie bei jedem Augenaufschlag das schwarze Ungeheuer von Ofen vor sich hat! Dazu diese Fratzen an den Wänden — man könnte sich fürchten.“ Die alte Dame wandte ihr bei diesen naiven Darstellungen den Rücken und untersuchte das Bett. „Das Lager scheint passable zu sein; das Leinen wenigstens ist weiß und weich, aber ich werde doch Henriettens seidene Steppdecke herüberschicken; ebenso einen bequemen Fauteuil für den Medicinalrath, vor allen Dingen aber anderes Waschzeug. — Steingut!“ sagte sie verächtlich und schob das saubere Geschirr auf dem Waschtische zusammen, um für das kommende gemalte und vergoldete Porcellan Platz zu machen. „Gott, wie erbärmlich leben doch solche Leute! Und das fühlen sie nicht einmal — wünschest Du etwas, mein Engel?“ unterbrach sie sich mit sanfter Stimme und trat wieder an das Bett.

Henriette hatte langsam den Kopf aufgerichtet und einen sprühenden Blick um sich geworfen; jetzt lag sie schon wieder mit geschlossenen Augen da, aber ein Anschein von Kraft war insoweit zurückgekehrt, als sie die Hand der Großmama, die streichelnd ihre Rechte berührte, wegzuschieben vermochte.

„Eigensinnig, wie immer!“ seufzte die Präsidentin und setzte sich auf den Stuhl neben dem Bette.

Der Medicinalrath ließ nicht lange auf sich warten, aber er kam ganz consternirt. Er konnte sich anfänglich durchaus nicht d'reinfinden, seine alte Freundin im Hause am Flusse zu sehen, bis man ihm in flüchtigen Umrissen das Vorgefallene mittheilte. Er war ein hübscher alter Herr, spiegelblank vom Kopfe bis zur Zehe und von hochmüthig zurückhaltenden Manieren. Er war Leibarzt des regierenden Fürsten, hatte für seine Verdienste den Adel, eine hübsche Anzahl Orden, Brillanten und goldene Schnupftabaksdosen erhalten, und draußen an der Brücke hielt seine prächtige Equipage.

„Fatal, sehr fatal!“ sagte er mit bedenklicher Miene an das Bett tretend. Er beobachtete die Kranke minutenlang, dann fing er an, die kranke Brust zu beklopfen. Er that das zwar vorsichtig, aber die Patientin stöhnte dennoch auf; die wiederholte Berührung verursachte ihr offenbar Schmerz.

Doctor Bruck stand schweigend mit untergeschlagenen Armen neben ihm. Er zuckte mit keiner Wimper; allein bei dem ersten Jammerlaute Henriettens zogen sich seine Brauen unwillig zusammen; in diesem vorgerückten Stadium der Krankheit war eine so anhaltende, gründliche Untersuchung vollkommen überflüssig. „Darf ich Ihnen meine Beobachtungen mittheilen, Herr Medicinalrath?“ fragte er mit gelassener Stimme, aber nachdrücklich, um ein Ende zu machen.

Der alte Herr schielte seitwärts empor. Für den bittersten, gehaßtesten Feind gab es keinen giftigeren Blick, als der aus den tiefliegenden Augen des vornehmen Arztes schoß. „Erlauben Sie, daß ich mich persönlich überzeuge, Herr College!“ antwortete er kalt und setzte seine Untersuchungen fort. „So, nun stehe ich zu Ihrer Verfügung,“ sagte er einige Augenblicke später. Er trat vom Bett zurück und folgte dem Doctor, der die Thür öffnete, in das Eck- und Arbeitszimmer.

Gleich darauf hob Henriette die Wimpern. Auf ihren Wangen lag das gefährliche Roth innerer Aufregung, und sie verlangte mit fast heftigen Geberden und Worten nach ihrem Arzte, dem Doctor Bruck.

Die Präsidentin vermochte kaum ihren Aerger über „den

bodenlosen Eigensinn" zu unterdrücken; allein sie ging ohne Widerrede, um den Wunsch der Kranken zu erfüllen. Sie kam auch durchaus nicht zu früh, wie sie gefürchtet. Der Herr Medicinalrath hatte jedenfalls von den Beobachtungen des jungen Arztes keinen Gebrauch zu machen gewußt, und noch weniger war er auf eine Berathung eingegangen — er setzte sich eben an den Arbeitstisch des Doctors, um ein Recept zu verschreiben.

Doctor Bruck verließ sofort das Zimmer, und die Präsidentin trat zu ihrem alten Freunde, um sein Urtheil zu hören. Er war ziemlich spitz und verstimmt, sprach von total verfehlter Behandlung des Leidens und warf den Vorwurf hin, daß man immer erst in den gefährlichsten Momenten „vor die rechte Schmiede gehe". Die Großmama habe längst Henriettens eigensinniges Köpfchen brechen und den alten Hausarzt, der sie doch in ihrer Kindheit behandelt, zu Rathe ziehen müssen. In solchen Fällen sei eine Rücksicht, wie die auf Flora's Bräutigam genommene, geradezu gewissenlos. „Vor allen Dingen müssen wir jetzt sehen, daß wir das arme Kind so schnell wie möglich in sein eigenes, bequemes und elegantes Schlafzimmerchen bringen, meine Gnädigste," setzte er hinzu. „Sie wird sich in ihrer gewohnten Umgebung wohler fühlen; auch bin ich dann sicher, daß meine Anordnungen strict befolgt werden, was hier voraussichtlich nicht der Fall sein würde."

Er tauchte die Feder ein — da fiel sein Blick auf ein geöffnetes, elegantes Kästchen, das mitten unter den Büchern und Schreibmaterialien stand; es mochte kaum erst ausgepackt worden sein, denn die Emballage lag noch daneben.

Die Frau Präsidentin hatte das blühende Gesicht ihres „bewährten Freundes" noch nie so lang, noch nie so unbeschreiblich, bis zur Geistlosigkeit verdutzt gesehen, wie in diesem Augenblicke, wo ihm die Feder aus der Hand fiel.

„Mein Gott, das ist ja der herzoglich D.'sche Hausorden," sagte er und tippte mit scheuem Finger an das Kästchen. „Wie kommt denn der in dieses Haus, an diese obscure Adresse?"

„Merkwürdig!" murmelte die Präsidentin betreten. Ueber ihre bleiche Haut flog das schnelle Roth einer jähen, unliebsamen Ueberraschung. Sie hielt die Lorgnette vor die Augen und musterte eifrig den Inhalt des Kästchens. „Ich kenne den Orden und seine Bedeutung nicht —"

„Das glaube ich gern, wird er doch selten genug verliehen!" fuhr der Medicinalrath dazwischen.

„Sonst möchte ich behaupten, die Decoration rühre noch vom letzten Feldzuge her," vollendete sie.

„Denken Sie nicht d'ran!" polterte er heraus — er mußte in sehr aufgeregter Stimmung sein, da er diesen Ton anschlug. „Erstens ist der Orden nur gestiftet für Leistungen, die dem Fürstenhause persönlich gelten, und dann möchte ich den Mann sehen, der eine solche Auszeichnung jahrelang besäße, ohne daß die Welt es erführe. . . . Eh — wenn ich nur das Motiv wüßte, das Motiv!" Er rieb sich unablässig wie geistesabwesend die Stirn mit der Rechten, an der mindestens drei fürstliche Huldbeweise in Brillantenfeuer glänzten — was galten sie ihm in diesem Augenblicke! Es waren Geschenke, die ihm seine fürstlichen Herrschaften von den Reisen mitgebracht, keine Auszeichnung fremder Höfe.

„Gerade dieser Orden ist das Ziel vieler Wünsche," fügte er hinzu; „manche hochgestellte Persönlichkeit hat sich schon vergeblich darum beworben, und nun liegt er hier, wie achtlos aus der Hand geschoben, auf diesem erbärmlichen, angestrichenen Arbeitstische. Und jenem Menschen, jenem Ignoranten, der sich durch seine Mißerfolge so gründlich blamirt hat — Pardon, meine Gnädigste! aber das muß heraus — ihm wird er an den Hals geworfen, und man hat nicht die blasse Ahnung, wofür."

Er war aufgesprungen und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Die stolze Frau, die sich sonst durch Nichts so leicht aus der Fassung bringen ließ, verfolgte ihn jetzt mit ziemlich ängstlichen, rathlosen Blicken. „Ich kann mir nicht denken, daß die Decoration mit seinem ärztlichen Wirken zusammenhängt," warf sie unsicher hin; „wie käme er denn auch an den D.'schen Hof?"

Der Medicinalrath blieb stehen und lachte laut auf, aber es war ein gewaltsam erzwungenes Lachen. „Nun, das muß ich sagen, Sie sprechen da etwas aus, meine Gnädigste, was mir nun und nimmermehr in den Sinn gekommen wäre, weil es einfach — unmöglich ist. Es müßten sich denn alle Dinge der Welt plötzlich auf den Kopf gestellt haben, so daß die Stümperei und Unwissenheit bei unreifen Streben ausgezeichnet und das gediegene Wissen, die gereifte Erfahrung, das wahre Verdienst mit Füßen getreten würde. Nein, daran denkt meine Seele nicht." — Er trat an ein Fenster und trommelte mit den Fingern auf dem Sims. „Wer weiß denn, welcher Mission er sich unterzogen hat! Er war ja für acht Tage verschwunden, und Niemand wußte wohin," sagte er nach kurzem Verstummen in gedämpftem Ton über die Schulter zurück. „Hm, wer kennt denn seine Beziehungen außerhalb? Solche Duckmäuser, die nie von sich und ihrem Berufe sprechen, haben stets ihre guten Gründe — es kommen ja in der ärztlichen Praxis genug Dinge vor, zu denen sich achtbare Leute nicht hergeben. Nun, ich schweige. Es ist nie meine Sache gewesen, von den dunkeln Umtrieben Anderer den Schleier zu heben; es geht ja schließlich doch Alles seinen Weg, wie der da droben es will." Er zeigte himmelwärts mit so gutgespieltem Gottvertrauen, daß es ihm nur seine intimste Freundin, die Frau Präsidentin, nicht glaubte; er wurde stets fromm und weich, wenn er sich zurückgesetzt oder in irgend einem Vorrecht verkürzt wähnte.

Er setzte sich wieder an den Tisch und schrieb das beabsichtigte Recept, aber so hastig und flüchtig, als sei in dem fatalen Kästchen neben ihm ein Brennpunkt, der ihm die Finger versenge. „Um Eines bitte ich Sie, meine verehrte Freundin," sagte er einen Augenblick innehaltend, „suchen Sie der Sache ein wenig auf den Grund zu kommen! Ich möchte gern au fait sein, ehe Bruck Lärm schlägt mit seiner zweifelhaften Auszeichnung — man kann nöthigenfalls pariren. . . . An Ihre diplomatische Feinheit brauche ich selbstverständlich nicht zu erinnern; die steht hoch über jedem Zweifel."

Die alte Dame antwortete im ersten Augenblicke nicht; sie hatte ihn, so lange er seine zierlichen, mysteriösen Schriftzüge auf das Papier warf, nachdenklich beobachtet und finden müssen, daß der Freund plötzlich merkwürdig gealtert habe. Nicht etwa, daß Runzeln seine blühenden Wangen durchfurcht hätten — noch sah er wohlbeleibt und glatt aus, aber ein undefinirbares Gemisch von Besorgniß, von Niedergeschlagenheit und mürrischem Verdrossensein sprach in diesem Moment des Sichgehenlassens aus allen seinen Gesichtslinien; er sah aus wie ein Mensch, dem ein heimlich verstimmender Gedanke die Freuden des Tages beeinträchtigt und den Schlaf stört. Und sie erinnerte sich jetzt, daß er in der letzten Zeit hier und da ganz feine Andeutungen über fürstliche Launen hingeworfen hatte. Himmel, wenn sie diesen Freund verlor! Damit meinte sie durchaus nicht seinen Heimgang aus diesem irdischen Leben — sie dachte überhaupt nie an's Sterben — sie verlor ihn nur durch seine Pensionirung; er konnte ihr nichts, gar nichts mehr sein bei Hofe, und wie sich dann Alles ändern würde, das mochte sie gar nicht ausdenken. Bah, warum denn auch? Der gute Medicinalrath aß gar zu gern Trüffeln und andere gute, aber schwerverdauliche Dinge, und starke Weine und schweres Bier liebte er auch — er begann hypochondrisch zu werden; er fing Grillen und sah Gespenster; sie mit ihren feinen Fühlfäden spürte es stets lange vorher, wenn eine Macht bei Hofe stürzen sollte, diesmal aber hatte auch nicht das leiseste Wehen eines Lüftchens die Schwenkung der reizbaren Wetterfahne angezeigt.

„Aber, bester Medicinalrath, wer sagt Ihnen denn, daß die Decoration überhaupt für den Doctor selbst bestimmt ist?" fragte sie mit der ganzen Zuversicht der erfahrenen Weltdame. „Ich glaube nicht daran, weil ich mit dem besten Willen den Zweck nicht einsehe. Uebrigens mag die Sache zusammenhängen, wie sie will, ihm wird sie in unserer Residenz nichts nützen, denn da ist er ein- für allemal so gut wie todt. Ich will Ihnen gern den Gefallen thun und nachforschen, lediglich zu Ihrer Beruhigung —" sie verstummte; im Nebenzimmer knarrte eine Thür; die Frau Diakonus kam herein, um etwas aus ihrer Commode zu holen.

Der Medicinalrath erhob sich und übergab der Präsidentin das Recept; dann gingen Beide durch das Zimmer, wo die Tante eben den Kasten wieder schloß. Am liebsten hätte der Medicinalrath seiner Unruhe jetzt gleich ein Ende gemacht und im Vorübergehen mittelst einer schalkhaften Bemerkung eine auf-

klärende Antwort herausgelockt, allein die alte Frau verneigte sich so kühl und würdevoll, mit so viel ernster Zurückhaltung, daß er gar nicht wagte, sie anzureden.

Und drüben war noch weniger zu erfahren. Der Doctor hatte die große Glasschale mit den Goldfischen aus dem Zimmer der Tante herübergebracht und war eben bemüht, den dazu gehörigen Apparat eines kleinen Springbrunnens in Gang zu bringen; die Aufwärterin schleppte frisches Wasser herbei und goß es in verschiedene flache Schüsseln auf den Tischen und in einen Kübel nicht weit vom Krankenbette, Alles, um die Luft des Zimmers möglichst zu durchfeuchten. . . . Wer hätte dem Manne, der in seiner Fürsorge, seiner Pflichterfüllung aufzugehen schien, gerade jetzt mit verfänglichen Andeutungen über Außendinge kommen mögen? Und der Medicinalrath fand das auch plötzlich vollkommen überflüssig. Es wurde ihm ganz leicht um's Herz; die Sache mußte anders zusammenhängen; denn so schlicht und unbefangen, so anspruchslos wie der junge Arzt dort, gerirte sich kein Mann, der eben einer seltnen Auszeichnung gewürdigt worden war.

Henriette saß jetzt, durch Kissen gestützt, im Bette aufrecht und sah mit weitoffenen, glänzenden Augen um sich; es war starkes Fieber eingetreten. Von einem Uebersiedeln nach der Villa konnte keine Rede sein, so lebhaft auch die Präsidentin es wünschte. Sie mußte sich vorläufig damit begnügen, Henriettens Jungfer zur Pflege für die Nacht, und Alles, was das Krankenzimmer „comfortable" machen konnte, herüberzuschicken. Käthe's Bitte, die Nachtwache übernehmen zu dürfen, wurde weniger von ihr und dem Medicinalrath, als von Seiten des Doctor Bruck rundweg abgeschlagen. Die Thränen traten dem jungen Mädchen in die Augen, als er so kühl und fest bei seinem Ausspruche beharrte, nach welchem die pflegende Hand der Kammerjungfer unter seiner speciellen Aufsicht und Leitung völlig genügte. Es wurde demnach beschlossen, daß Flora und Käthe bis um zehn Uhr bleiben und dann durch Nanni abgelöst werden sollten.

Flora hüllte sich bei diesen Verhandlungen in consequentes Schweigen. Sie fühlte so gut, wie die Großmama, daß sie als leibliche Schwester sich bei diesem Erkranken, welches im Verein mit dem Vorfalle im Walde morgen voraussichtlich das Tagesgespräch der Residenz bilden werde, durch Käthe sich nicht beschämen lassen dürfe, und deshalb ließ sie den Beschluß wie eine Verurtheilung über sich ergehen.

12.

Bald nach dem Weggang der Präsidentin und ihres Freundes kamen Lakaien und Hausmädchen schwer beladen aus der Villa und schoben und trugen mit geräuschloser Behendigkeit Polstermöbel und allerhand Geräthschaften in das Krankenzimmer; die überaus einfache, aber dennoch anheimelnde Fremdenstube wurde plötzlich so buntscheckig wie ein Auctionslocal. Der gestickte Ofenschirm vor den halb erblindeten, schwarzen Kacheln, das prachtvolle Waschgeräth, die apfelgrünen, seidenglänzenden Lehnstühle — wie lächerlich unpassend, gleichsam wie von einem ungünstigen Wind verschlagen, stand das Alles inmitten der vier verblaßten, getünchten Wände!

Ohne eine Miene zu verziehen, ganz in ihrer sanften, gelassenen Weise, räumte die Tante Diakonus ihr verstoßenes Eigenthum fort. Ihre Augen begegneten nicht ein einziges Mal denen des Doctors, der sich mit verschränkten Armen in eines der Fenster zurückgezogen hatte und schweigend den Veränderungen zusah; vielleicht fürchtete die alte Frau, er könne in ihrem Blick eine leise Spur des Gekränktseins finden, und das wollte sie um keinen Preis.

Mit der einziehenden gewohnten Eleganz kam sichtlich neue Spannkraft in Flora's bisherige apathische Haltung; sie dirigirte das Arrangement, legte eigenhändig die grünseidene Decke auf Henriettens Bett und versprühte eine ganze Flasche Eau de Cologne auf den Dielen. Dann ließ sie einen schwellenden Teppich in die leere Fensternische breiten und stellte einen Fauteuil darauf, und als die Dienstleute sich entfernt hatten, warf sie sich in den Lehnstuhl und kreuzte die schmalen Füße auf einem gestickten Fußkissen. Sah es doch aus, als habe sie sich aus der Wüste auf eine kleine Oase gerettet — so eng schmiegte sich ihre Gestalt zusammen, und so fremd und kalt musternd blickte sie über Alles hin, was sich außerhalb ihrer teppichbelegten Ecke befand. Dort in dem „lächerlich kleinen" Stückchen Spiegelglas, das ein brauner Holzrahmen umschloß, hatte sie vorhin bemerkt, daß ihr dünnes Scheitelhaar abscheulich derangirt sei. Sie hatte einen kleinen weißen Spitzenshawl vom Halse genommen und ihn graziös über die losen Löckchen gesteckt; dieses weiße klare Gewebe legte sich wie ein Heiligenschein um den reizenden Kopf. Und die Tante Diakonus mußte immer wieder hinsehen; es war und blieb doch eine wunderschöne Braut. Nun erst begriff sie ganz, daß der Doctor dieses sylphenhafte Wesen weder im tollen Treiben der Studentenzeit, noch auf den Schlachtfeldern hatte vergessen können, und ihr jetziges seltsames Benehmen, ihre finstere Schweigsamkeit, so verletzend sie auch das warme Gefühl berührte, war ja doch nur die augenblickliche natürliche Folge eben stattgehabter heftiger Gemüthserschütterungen.

Inzwischen ging der Nachmittag zu Ende. Im Westen flammten die Abendgluthen auf; die niedersinkenden kleinblätterigen Rankenfransen der Blumenampeln in den Fensternischen erschienen goldbeflittert, und die Purpurrosen auf den Kattungardinen wuchsen im Sonnenfeuer zu Riesenpäonien, die das Krankenzimmer mit feurigem Glanze erfüllten.

Henriette lag still, mit geschlossenen Augen in den Kissen. Sie hatte fast angstvoll gegen das Niederlassen der Rouleaux protestirt, „weil sie nicht an dumpfer Dämmerung ersticken wollte"; ebenso war es ihr Wunsch, daß man zwanglos aus- und eingehen und sich mit lauter Stimme unterhalten möge; sie könne das Geflüster und das „Auf-den-Zehen-gehen" nicht ausstehen, ja, sie fürchte sich davor und meine, man sehe eine Todtkranke oder gar Sterbende in ihr. Ihr Wunsch wurde erfüllt; man bemühte sich, bei möglichster Geräuschlosigkeit vollkommen unbefangen zu erscheinen.

Während der Doctor für einige Minuten das Zimmer verließ, um ein Buch zu holen, kam die Tante Diakonus herein mit einem Präsentirteller in den Händen, und sofort verbreitete sich ein köstliches Thee-Aroma, das selbst den starken, scharfen Duft der Eau de Cologne niederkämpfte. Auf dem Brett lag eine glänzend weiße Damastserviette vom feinsten Gewebe; die Tassen waren von altem Porcellan und die silbernen Löffel altväterisch massiv und dick, lauter Erbstücke einer respectablen Familie. Und das rothe Sonnenlicht verklärte die alternde Frauengestalt, wie sie so, in wahrhaft holländischer Sauberkeit leuchtend, mit dem edlen, friedfertigen Gesicht unter dem aschblonden, ungelichteten Scheitel vor die Braut in der Fensterecke trat und ihr freundlich die Erfrischung bot.

„Selbstgebackene Waffeln?" fuhr Flora aus ihrer halbliegenden Stellung empor. „Ach ja, der Schmorduft kam vorhin von der Küche her, bis zu mir in diese Ecke. Wie appetitlich!" Sie schlug die Hände zusammen wie in naiver Bewunderung. „Mein Gott, wer, wie ich, so völlig talentlos für häusliches Wirken ist, der begreift absolut nicht, wie solch ein kleines Kunstwerk zu Stande kommen kann. Wie viel Geduld, aber auch wie viel Zeit mag dazu gehören!"

(Fortsetzung folgt.)

Menschenaffen.

Von Brehm.

II. Häusliches und geselliges Leben.

Unsere Kunde von den Menschenaffen ist fast in jeder Beziehung dürftig und lückenhaft, zumal soweit es sich um das Freileben der betreffenden Thiere handelt. Von Hanno und Plinius an sind Jahrtausende vergangen, bevor wir wieder etwas vernommen haben über die „wilden Menschen", mit denen die Karthager zusammen trafen, oder über die „Satyrn", welche uns Plinius schildert als „sehr bösartige Thiere mit einem Menschengesicht, welche auf den indischen Bergen leben, bald aufrecht, bald



Schimpanse.
Eine Studie nach der Natur von G. Mützel.

auf allen Vieren gehen und wegen ihrer Schnelligkeit nur dann gefangen werden können, wenn sie alt oder krank geworden sind."

Erst um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts verlautet wiederum etwas über diese Thiere und zwar zunächst über den Orang-Utan. Der naturkundige Arzt Bontius berichtet aus eigener Anschauung. Er hat, wie er erzählt, diese „Waldmenschen" einige Male gesehen. Sie gingen aufrecht und geberdeten sich ganz wie andere Menschen. Namentlich ein Weibchen benahm sich bewunderungswürdig, schämte sich, wenn es von unbekannten Leuten betrachtet wurde, bedeckte Gesicht und Blöße mit den Händen, seufzte, vergoß Thränen und übte überhaupt alle menschlichen Handlungen aus, so daß man wohl behaupten durfte, nur die Sprache habe ihm gefehlt, um ein Mensch zu sein. Es unterliege auch keinem Zweifel, daß die Waldmenschen wohl reden könnten, wenn sie wollten, es aber aus dem Grunde nicht thäten, weil sie befürchteten, zur Arbeit herangezogen zu werden. Daß sie aus einer Vermischung von Affen und indianischen Weibern herstammten, sei ganz sicher. Schouten, welcher später schreibt als Bontius, bereichert diese Angaben durch einige Entführungsgeschichten, in denen die Waldmenschen die Rolle des angreifenden, malaiische Mädchen die des leidenden Theiles spielen. Nach Angabe fast aller Berichterstatter geht der Orang-Utan stets auf den Hinterbeinen, und nur einer meint, daß er auch im Stande wäre, auf allen Vieren zu laufen.

Abgesehen von Pyrard, welcher Anfangs des siebenzehnten Jahrhunderts eine kurze Mittheilung über Schimpansen giebt, erhalten wir über die „wilden Menschen" Hanno's erst um hundert Jahre später eingehendere Nachrichten. Andreas Battell erzählt von den furchtbaren Waldungen der Loangoküste, welche so überfüllt sind von Pavianen, Meerkatzen, Affen und Papageien, daß Jedermann sich fürchtet, in denselben zu reisen. Namentlich zwei Ungeheuer machen den Wald im höchsten Grade unsicher: das eine dieser Scheusale heißt „Pongo", das kleinere „Ensego". Der Pongo hat den Gliederbau eines Menschen, ähnelt aber eher einem Riesen; sein Gesicht gleicht zwar dem eines Mannes, aber hohlliegende, von langen Brauenhaaren überdeckte Augen geben ihm einen furchtbaren Ausdruck. Der ganze Leib ist mit düsterfarbigen Haaren bekleidet, und nur durch diese und die wadenlosen Füße unterscheidet er sich vom Menschen. Stets geht er auf seinen Füßen, hält sich aber dabei mit Hülfe der im Nacken zusammengeklammerten Hände im Gleichgewichte. Seine Nahrung besteht aus Waldfrüchten; denn Fleisch ißt er niemals. Sprechen kann er nicht, und sein Verständniß ist nicht größer als das eines Viehes. Oft vereinigen die Pongos sich zu Gesellschaften, und diese tödten manchen Neger im Walde, können überhaupt nur durch vergiftete Pfeile erlegt werden. Hierauf folgt die späterhin in alle Kinderbücher übergegangene Geschichte von der Freude, welche diese Thiere beim Anblicke eines von Menschen angezündeten Feuers empfinden, wie sie sich um dasselbe scharen und sich wärmen, sich dabei höchst behaglich fühlen, aber aus Unverstand vergessen, Holz nachzulegen und dann jämmerlich aufschreien, wenn das Feuer ausgeht. Unser Berichterstatter meint offenbar den Gorilla.

Von der vorher angegebenen Zeit an wird die Naturgeschichte des Orang-Utan in rascher Folge durch mehr oder minder ausführliche Berichte gefördert; bis zum Jahre 1847 aber dauert es, bevor wir über die afrikanischen Menschenaffen weitere und eingehendere Mittheilungen erhalten. Die Berichte einzelner Beobachter sind jedoch noch nicht genügend bestätigt, die Erzählungen anderer noch nicht hinlänglich von übernommenen und selbsterfundenen Fabeln geklärt: es läßt sich daher noch immer nicht ein Lebensbild zeichnen, von dem man sagen könnte, daß jeder Strich an die rechte Stelle gesetzt, jeder Zug entsprechend ausgedrückt wäre. Wir wissen etwa Folgendes:

Alle Menschenaffen sind Waldbewohner und finden sich innerhalb ihres Verbreitungsgebietes um so regelmäßiger und häufiger, je mehr der Wald dem allgemein verständlichen Begriffe des Urwaldes entspricht. Obwohl vom Gorilla wie vom Schimpanse, Battell's Angaben bestätigend, gesagt wird, daß Beide sehr viel auf dem Boden sich bewegen, dürfen wir sie doch zu den Baumaffen im eigentlichen Sinne des Wortes rechnen, mindestens nicht zweifeln, daß der größere Theil ihres Lebens in den Kronen dichtbelaubter Bäume verläuft. Vom Inneren ihrer Urwaldungen aus unternehmen sie allerdings Wanderungen und bequemen sich, kürzere oder längere Strecken auf dem Boden zurückzulegen; so lange ihnen aber die Möglichkeit geboten ist, von einem Zweige zum anderen überzugehen, kommen sie selten freiwillig auf den Boden herab. Maßgebend oder bestimmend für mehr oder minder strenges Baumleben ist die Länge ihrer Arme, d. h. diejenigen, welche mit den längsten Armen ausgerüstet sind, verlassen die Bäume am seltensten, diejenigen, welche die verhältnißmäßig kürzesten Arme haben, am häufigsten. Ihre Bewegungen unterscheiden sich wesentlich von denen der Ordnungsverwandten, und man darf, ohne zuviel zu sagen, behaupten, daß sie denen des Menschen mehr ähneln als jenen. Namentlich wenn sie klettern, lassen sie sich nur mit dem Menschen, nicht aber mit anderen Affen vergleichen. Hunds-, Neuwelts- und Krallenaffen klettern laufend und springend, d. h. indem sie beim Abgehen längerer Aeste in wechselseitiger Folge ein Bein um das andere bewegen und mit mehr oder minder mächtigen Sätzen von einem Aste auf den in's Auge gefaßten springen, dabei oft Entfernungen bis zu zehn Meter wie ein fliegender Vogel oder fallender Körper durchmessen; die Menschenaffen hingegen klettern turnend, übertragen ihren Vordergliedern den größten Theil der Arbeit und gebrauchen die hinteren in der Regel als Stütze, obwohl sie recht gut im Stande sind, mit ihren eingebogenen Oberschenkeln oder selbst mit ihren Zehen kopfunterst an einem Aste sich aufzuhängen und die nun frei gewordenen Arme und Hände nach Belieben zu benutzen.

Ausgedehnte, gleichmäßig hohe Urwälder sind für das Wohlbefinden der Menschenaffen Bedingung. „Solche Wälder," sagt Wallace, „bilden für den Orang-Utan ein offenes Land, in welchem er sich nach jeder Richtung hin und zwar mit derselben Leichtigkeit bewegen kann, wie ein Indianer durch die Steppe oder ein Araber durch die Wüste zieht. Er geht hier von einem Baumwipfel zum anderen, ohne jemals auf den Boden herabzusteigen, würde auch in mehr gelichteten Gegenden, in denen nur Gras oder niedriges Dickicht wächst, weit größere Gefahren auszustehen haben als in seiner luftigen Höhe. Es ist ein seltsamer und fesselnder Anblick, einen Orang-Utan gemächlich seinen Weg durch den Wald nehmen zu sehen. Umsichtig läuft er einen der stärkeren Aeste entlang, halb aufrecht sich haltend, weil ihn hierzu die bedeutende Länge seiner Arme und die verhältnißmäßige Kürze der dünnen Beine nöthigen und er wie seine Verwandten mit den Knöcheln der Finger, nicht mit der Handsohle sich stützt. Stets scheint er solche Bäume zu wählen, deren Aeste mit denen des nächststehenden verflochten sind, streckt, wenn er nahe ist, seine langen Arme aus, faßt die betreffenden Zweige mit beiden Händen, scheint ihre Stärke zu prüfen und schwingt sich dann bedächtig hinüber auf den nächsten Ast, auf welchem er wie vorher weiter geht. Nie hüpft oder springt er, niemals scheint er auch nur zu eilen, und doch kommt er fast ebenso schnell vorwärts, wie Jemand unter ihm durch den Wald laufen kann. Seine langen und mächtigen Arme befähigen ihn, mit Leichtigkeit die höchsten Bäume zu erklimmen, Früchte und junge Blätter von dünnen Zweigen, welche sein Gewicht nicht aushalten würden, zu pflücken und Blätter und Aeste zu sammeln, um ein Nest zu bauen.

Ganz in ähnlicher Weise klettern auch wohl die afrikanischen Menschenaffen, Schimpanse und Tschego bestimmt so, wie wir dies an gefangenen wahrnehmen konnten. Daß der Schimpanse ebenfalls den größten Theil seines Lebens auf Bäumen zubringt, berichtet Savage und, übereinstimmend mit ihm, unser trefflicher Schweinfurth. Malerisch schildert er in seinem ausgezeichneten Werke: „Im Herzen Afrikas", die Waldungen des wirklich im Herzen Afrikas gelegenen Niamniamlandes, welche der Italiener Galerienwaldungen genannt hat. Bäume mit gewaltigen Stämmen und von einer Höhe, welche alles bisher im Gebiete des Nil Gesehene, die Palmen Aegyptens kaum ausgeschlossen, weit in den Schatten stellen, bilden dichtgedrängte, lückenlose Reihen, in deren Schutze sich minder überwältigende im wirrsten Gemenge stufenweise abgliedern. Im Inneren dieser Uferwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, in besonders tiefen Schatten gehüllt und von aufeinander gelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt. Von außen betrachtet, erscheint Alles wie eine undurchdringliche Wand des dichtesten Blattwerkes, im Innern öffnen sich dagegen überall Laubengänge unter Säulenhallen,

voll murmelnder Quellen und Wasseradern. Die durchschnittliche Höhe des obersten Laubdaches beträgt fünfundzwanzig bis dreißig Meter und scheint nirgends unter zwanzig Meter herabzusinken. Mächtige Gewächsformen, welche unsere ältesten Baumriesen an Gewaltigkeit des Stammes weit übertreffen, erheben sich über alle anderen; großblättrige Baumgestalten treten dazwischen; sperrig verzweigte Sträucher, deren zum Theil riesiges Laub die Düsterheit des Kronendunkels vermehrt, verdecken dem Auge fast die höheren Wipfel, und undurchdringliche Staudenmassen füllen die übriggebliebenen Lücken in diesem großartigen Laubgewölbe. Endlos gefiederte Wedel wunderbarer und riesig entwickelter Farne scheinen gleich leichten Schleiern über die unendlichen Schätze in diesem großen Füllhorn der Natur geworfen zu sein und verleihen dem Ganzen einen bezaubernden Wechsel greller Gegensätze. Unzählige Schlingpflanzen verketten und verschlingen Bäume und Zweige dieser über alle Beschreibung prachtvollen, paradiesischen Wälder. Die Luft, welche man einathmet, ist die eines Treibhauses; denn bei einer Wärme von zwanzig bis fünfundzwanzig Grad herrscht hier eine beständig dumpfe Feuchtigkeit, von dem Hauche des Lebens selbst erzeugt, welcher zu entweichen man nicht vermag. Diese Waldungen sind es, welche eine bevorzugte Heimstätte des Schimpanse bilden, und in ihnen kommt er ebenso wenig wie der Orang-Utan zum Boden herab: sie bevorzugt er vor allen übrigen des uns bis jetzt bekannten Nilgebietes, unzweifelhaft einzig und allein aus dem Grunde, weil sie ihm ein fast ausschließliches Baum- und Kletterleben ermöglichen.

Auf dem Boden sind die Menschenaffen zwar nicht fremd, bewegen sich hier auch keineswegs plump, täppisch und langsam, aber doch nicht entfernt so geschickt und bei weitem weniger ausdrucksvoll und selbstbewußt als im Gezweige. Allerdings können sie sich zu ihrer vollen Höhe erheben und aufgerichtet auf beiden Füßen allein eine Strecke gehen, thun dies jedoch immer nur ausnahmsweise. Falls die uns bis jetzt gewordenen Berichte wahr sind — und unsere durch sorgfältige Zergliederung gewonnene Kenntniß des Leibesbaues dieses Riesenaffen scheint jene Berichte zu bestätigen — geht der Gorilla am leichtesten aufrecht. Unter den drei übrigen, welche ich sämmtlich wenigstens als gefangene Thiere habe beobachten können, ist der Tschego der beste, der Orang-Utan, wie seine langen Arme vermuthen lassen, der schwerfälligste Fußgänger. Dem Tschego genügt es, zur Erhaltung des Gleichgewichts beim aufrechten Gehen die Arme zu kreuzen; der Schimpanse muß schon die im Armgelenke abgebogenen Hände seitlich vom Kopfe ab und nach oben wenden, um das Gleichgewicht herzustellen; der Orang-Utan geht, ungereizt, blos dann aufrecht, wenn er sich mit den Händen an höheren Zweigen festhalten kann, gebraucht dann aber niemals einen Stock, wie viele Abbildungen uns glauben machen wollen. Beim Durchmessen weiterer Strecken gehen alle Menschenaffen auf Händen und Füßen, dann aber, so holperig ihr Gang auch aussieht, immerhin schneller als der Mensch. Dieses Gehen geschieht mit schiefer Richtung des Leibes, indem sich der Affe mit den Händen auf die eingeschlagenen Knöchel, mit den Füßen mehr auf die äußere Kante als auf die Sohle stützt und entweder ein Hinterbein zwischen die Vorderarme und eins außerhalb derselben setzt, oder beide Hinterbeine zwischen den Vorderarmen durchschiebt. Je länger seine Arme sind, um so mehr richtet sich der Vorderleib auf, um so wackeliger und schwankender aber wird auch der Gang. Ungeschickt bleibt er immer.

(Schluß folgt.)

Blumenzucht im Zimmer.

Im vorigen Jahrgange dieser Blätter gab ich in Nr. 17 allgemeine Vorschriften, wie und unter welchen Vorbedingungen Pflanzen in bewohnten Räumen gezogen werden können. Anknüpfend an dieselben, will ich heute einige der wichtigsten Verrichtungen besprechen, auf welche es bei der Blumenzucht vorzüglich ankommt und wobei am meisten gefehlt wird. „Ich habe keine glückliche Hand," heißt es, wenn die Blumen nicht gedeihen. Es sollte aber lieber heißen: „Ich gebe mir keine Mühe, verlange, daß die Blumen sich fügen, wie ich will, statt die natürlichen Gesetze zu befolgen, welchen sie unterworfen sind."

Das Wichtigste bei der Blumenpflege ist das Begießen. Begießen heißt hier soviel wie die tägliche Nahrung reichen und die in der Erde enthaltenen, theils schon in den Zellen der Pflanze abgelagerten Nahrungsstoffe löslich machen. Aber das Wasser macht nicht nur Nahrung löslich, sondern ist zum Theile selbst Nahrung und bildet einen wesentlichen Bestandtheil der Pflanze. Was wir bei den Blumen Saft nennen, ist nichts Anderes, als Wasser, zuweilen ziemlich rein, häufiger mit Salzen und Kohlensäure &c., im Rücklaufe (absteigendem Safte) mit Kohlenstoff (Holzstoff) vermischt. Der aufsteigende Saft bildet aus dem abgelagerten Reservestoffe in den Knospen Blätter, Blüthen &c., nimmt durch die Blätter, im Austausche gegen den bei Sonnenlicht an die Luft abgegebenen Sauerstoff, Kohlensäure auf und wird so zum Bildungsstoff (Cambium), welcher, abwärts steigend, das Wachsthum in die Stärke bewirkt, wie wir an den alljährlich sich bildenden Holzringen am deutlichsten sehen. Hieraus geht hervor, wie wichtig im Pflanzenleben das Wasser, bei unseren Zimmerblumen das Begießen ist.

Die erste Bedingung bei dem Begießen ist, daß das Wasser von guter Beschaffenheit sei. Dies bezieht sich sowohl auf die Temperatur, wie auf die chemische Zusammensetzung desselben. Man verwende nie Wasser, welches eine niedrigere Temperatur, als die Luft hat, nie kaltes, sogenanntes frisches Wasser. Es ist ein unseliger Irrthum, daß Wasser, welches Menschen und Thiere durch seine Frische erquickt (wenn es ihnen auch recht oft schadet), auch die Pflanzen erfrischen müsse. Im Gegentheile: je abgestandener, je lauer das Wasser, desto zuträglicher ist es für die Pflanzen. Wasser von über fünfzehn Grad, ja über fünfundzwanzig bis zu dreißig Grad ist zum Begießen besser geeignet, als kälteres. Durch kaltes Wasser kann man Pflanzen sofort krank machen, um so eher, je wärmer die Luft, je durchwärmter die Erde in den Töpfen ist. Man begieße daher auch im Sommer mit Wasser, welches eine Zeit lang gestanden hat, und wenn solches nicht vorhanden ist, mit durch Zugießen von heißem Wasser erwärmtem. Eine Temperatur, welche den eingetauchten Finger angenehm lauwarm berührt, bekommt den Pflanzen am besten. Für Gewächse aus heißen Gegenden ist selbst eine Wärme von über dreißig Grad besser, als von unter zwanzig. Allerdings können manche Pflanzen auch kaltes Wasser vertragen, wenn sie in kühlen Räumen stehen. Aber der im Freien den Winter aushaltende Ephen wird durch Gewöhnung an die Temperatur des Wohnzimmers ebenso wärmebedürftig, wie die Palme. Manche tropische Pflanzen gedeihen nur dann üppig, wenn sie immer mit Wasser über dreißig Grad begossen werden. Dadurch erklären sich die außerordentlichen Erfolge, welche Manche mit Zimmerpflanzen haben. Soll eine Pflanze zu einem gewissen Tage blühen, früher, als sonst zu erwarten ist, so kann dies (freilich nicht sicher) durch regelmäßiges Begießen mit wärmerem Wasser erreicht werden. Möchte man z. B. eine Camellie, welche schon Farbe an den Knospen zeigt, etwa zu einem Geburtstage in vier bis fünf Tagen zur Blüthe bringen, so würde eine Unterbringung der Pflanze in einen viel wärmeren Raum das Abfallen der Knospen bewirken, ein Begießen mit warmem Wasser dagegen meistens zum Ziele führen. Es sei jedoch ausdrücklich bemerkt, daß das Gießwasser für Pflanzen in nur frostfreien Räumen gestanden zu haben, aber nicht warm zu sein braucht.

Die chemische Beschaffenheit des Wassers kommt nur insofern in Betracht, als stark kalk- und gypshaltiges, sogenanntes hartes Wasser zum Begießen für zahlreiche Pflanzen, z. B. Azaleen, Camellien, Haiden, untauglich ist, gewöhnlichen Blumen aber, als Fuchsien, Geranien, selbst Palmen, nur dann schadet, wenn Kalk im Uebermaße darin ist. Wer kein anderes Wasser haben kann, begieße die genannten und ähnlichen Pflanzen nur mit abgekochtem oder einige Tage der Luft ausgesetzt gewesenem, besser mit fließendem (Bach-, Fluß-) Wasser. Rührt man unter einen Eimer harten Brunnenwassers einen Eßlöffel voll Potasche,

so wird es ebenfalls tauglicher. Sehr gute Dienste leistet sogenanntes Fleischwasser, d. h. solches, in dem frisches Fleisch abgewaschen wurde. Auch laues Aufwaschwasser ist zu gebrauchen, wenn es nicht zu fett ist, doch verunreinigt es die Gießkanne.

Auf die Zeit des Begießens kommt wenig an, nur darf nicht begossen werden, wenn die Töpfe von der Sonne stark erwärmt sind. Im Sommer empfiehlt sich die Abendzeit, weil dann das Wasser weniger schnell verdunstet.

Die häufig vorkommende Frage, wie oft begossen werden müsse, ob man jeden Tag begießen müsse, kann bestimmt gar nicht beantwortet werden. Die einzig richtige Antwort, mit welcher die Leserinnen aber schwerlich zufrieden sein werden, ist: man begieße die Blumen, wenn sie trocken sind. Es muß zwar jeden Tag nachgesehen werden, ob dies der Fall ist, nicht aber brauchen sie täglich begossen zu werden. In kühlen ungeheizten Räumen genügt es, wenn im Winter wöchentlich zweimal nachgesehen wird. Wer nicht durch Uebung schon vom Ansehen erkennt, ob die Erde trocken ist, erfährt es sicher durch das Gefühl. Bei dem Ansehen ist aber die Farbe der Erde zu beachten. Schwärzliche Erde, wie Walderde (Haideerde), ist, wenn trocken, grau, lehmige Erde, wenn naß, dunkelbraun, wenn trocken, hellbraun bis weißlich. Will man sich bei großen werthvollen Gewächsen zu einer Zeit, wo die Pflanzen wenig austrocknen und daher durch unzeitiges Begießen leicht Schaden leiden, ganz vergewissern, ob die Töpfe trocken sind, so klopfe man mit dem Finger dagegen! Klingt es hell, so kann die Pflanze begossen werden; klingt es dumpf, so ist sie noch naß genug. Das Wasserbedürfniß ist eben nicht nur nach der Art verschieden, sondern auch nach der Lufttemperatur der Jahreszeit und dem Wachsthumszustande der Pflanzen. Bei starker Heizung und Sommerhitze „zehren“ sie mehr, das heißt verdunsten sie mehr Wasser, als bei kühler Temperatur; auch schadet ein Uebermaß im Sommer weniger. Auch das Alter und die Wachsthumsverhältnisse sind von Einfluß. Junge, noch wenig bewurzelte Pflanzen brauchen, abgesehen von der Größe der Töpfe, weniger Wasser, als alte durchwurzelte. Dasselbe gilt für frisch umgepflanzte Blumen. Beim Verpflanzen gehen nämlich Wurzeln verloren, wodurch das Gewächs natürlich leidet. Es ist nun selbstverständlich, daß nach dieser Operation die beschädigten Wurzeln nicht mehr so viel Wasser aufnehmen wie vorher. Dazu kommt die neue Erde, welche, noch von keiner Wurzel durchzogen, weniger austrocknet. Man begieße also umgesetzte Gewächse weniger! Ferner bedarf es keines Beweises, daß Pflanzen, welche im Wachsthum begriffen sind, mehr Wasser verbrauchen, als solche, bei denen ein Stillstand, eine Art Ruhe eingetreten ist. Die absterbende Zwiebel braucht gar kein Wasser mehr, die Fuchsie oder Monatsrose mit abfallenden Blättern im Winter nur wenig, mit Beginn des jungen Triebes aber wieder mehr. Aus demselben Grunde muß kranken Pflanzen Wasser entzogen werden, denn auch bei ihnen ist der Verbrauch auf das geringste Maß beschränkt. Wer eine krankende Blume begießt, ehe sie trocken ist, überliefert sie schnell dem Tode. Das größere oder geringere Wasserbedürfniß, welches gewisse Gewächse haben, ist wohl Allen bekannt, denn Jedermann weiß wohl, daß Cactus und Aloe als Felsen- und Wüstenpflanzen wenig Wasser brauchen, während die Calla im Wasser stehen kann. Der aufmerksame Blumenpfleger wird auch bald aus Erfahrung lernen, welche von seinen Lieblingen besonders durstig sind. So kann man z. B. die Palmen im Sommer stark begießen, selbst ehe sie ganz trocken sind. Als Fingerzeig kann endlich gelten, daß alle Pflanzen mit dicken fleischigen Wurzeln größere Trockenheit ertragen als solche mit sehr feinen Wurzeln.

Nach diesen verschiedenen Verhältnissen hat sich auch die zu spendende Wassermenge zu richten. Es kann jedoch als Regel aufgestellt werden, daß jede Pflanze, wenn sie einmal trocken ist, so lange begossen werden muß, bis das Wasser unten aus dem Topfe herausläuft. Oberflächliches Begießen ist zu vermeiden, damit das Gewächs nicht mit Wasser versehen zu sein scheint, während es unten, wo die Wurzeln sich vereinigen, trocken ist. Es kommt jedoch vor, daß man nur halbe Portionen zu geben braucht, wenn man sieht, daß eine Pflanze zwar noch nicht wasserbedürftig ist, aber nicht bis zum nächsten Begießen aushält. In der Regel wird das Wasser am zweckmäßigsten von oben auf die Erde gegossen, es giebt aber mehrere Pflanzen, denen das Begießen von unten, d. h. von den Untersätzen aus besser bekommt, z. B. den sogenannten Alpenveilchen (Cyclamen), Palmen, Dracänen und anderen großblätterigen Pflanzen, wenn sie im stärksten Wachsthum begriffen sind. Wer sich die Mühe geben wollte, das eine Stunde nach dem Begießen im Untersatze nicht aufgesaugte Wasser abzugießen, könnte alle Gewächse getrost so begießen, denn in dem Stehenlassen des Wassers im Untersatze liegt eben das Schädliche.

Sehr vorsichtig muß man Pflanzen in Gefäßen mit ungenügendem oder gar keinem Wasserabzuge begießen, z. B. Ephen in Holz- oder Blechkästen. Diese dürfen nie so stark begossen werden, daß Wasser am Boden stehen bleibt. Man prüft dies durch ein bis auf den Boden gestecktes glattes Stäbchen. Sollte ein Uebergießen eingetreten sein und bald genug bemerkt werden, dann muß man solche Kästen so umlegen, daß das Wasser ablaufen kann. Unterbleibt es, so ist die Pflanze zuversichtlich gefährdet und kann nur durch rasches Umpflanzen erhalten werden. Hier komme ich zu einem Punkte, in welchem oft gefehlt wird. Es kommt vor, daß Blumen welken, ohne trocken zu sein. Gewöhnlich denkt man, die Erde sei unten noch trocken, und gießt nach. Solche Pflanzen sind bereits durch zu große Nässe verdorben; sie nehmen kein Wasser mehr auf; die Erde ist „sauer“ und längst unfähig zur Ernährung. Hier hilft nur noch schleuniges Umpflanzen mit Entfernen der verdorbenen Wurzeln; bei manchen Pflanzen ist es aber bereits zu spät. Ist ein Gewächs so trocken geworden, daß es welkt und sich auch nach dem Gießen nicht erholen will, so muß es überspritzt oder, wenn es klein ist, in Wasser getaucht werden, damit die Oberhaut erfrischt und die Verdunstung gehemmt wird.

Das Bespritzen ist überhaupt ein vorzügliches Blumenculturmittel und sollte auch im Winter im Wohnzimmer nicht versäumt werden, wenn viel geheizt wird. Daß hierdurch zugleich die Luft für die Bewohner gebessert wird, ist bekannt. Seitdem die oft erwähnten Rafraichisseurs, auch Drosophor genannt, zum Verbreiten von wohlriechendem Wasser im Gebrauche sind, läßt sich das Bespritzen der Blumen leicht ausführen und geht ohne eine Beschmutzung des Zimmers ab. Gärtner und Klempner (z. B. die Gärtnerei J. C. Schmidt in Erfurt) führen auch solche Spritzvorrichtungen von Blech, welche billiger und leichter zu gebrauchen sind.

Gerechtfertigte Sorge macht manchen Blumenfreunden auch das Umpflanzen. Das Bedürfniß des Verpflanzens ist ebenso verschieden, wie das Wasserbedürfniß. Im Allgemeinen wird zu viel verpflanzt, und noch mehr zu unrechter Zeit. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Dilettanten ihre Blumen noch im October umpflanzen, um sie besser durch den Winter zu bringen, wie sie meinen. Ein Verpflanzen um diese Zeit ist aber meistens die Vorbereitung zum Tode der Blumen. Im glücklichsten Falle halten sich die so behandelten Pflanzen bis zum Frühling ohne Fortschritt, aber häufiger müssen sie dann nochmals verpflanzt werden, damit man die verdorbenen Wurzeln beseitigen kann. Das Verpflanzen darf nur geschehen, so lange die Pflanze im Wachsthum ist, und kurz zuvor, ehe dasselbe wieder beginnt, also im Frühjahre. Die Hauptverpflanzungszeit ist der April und Mai, doch müssen einige Wohnzimmerpflanzen, z. B. alte Knollen- und Zwiebelgewächse, welche abgestorben waren, schon im Februar und März, Lilien (welche im Winter im Keller stehen) schon im December verpflanzt werden. Im Sommer bis zum September darf man nur junge Pflanzen, um sie im Wachsthum zu fördern, umtopfen. Sie müssen zwei bis drei Mal umgepflanzt werden. Dagegen ist ein Verpflanzen älterer Gewächse in der Regel im Jahre nur einmal nöthig, bei solchen in großen Töpfen erst nach drei bis fünf Jahren, bei Kübelpflanzen noch seltener. Bei dem Umpflanzen werden die größten Fehler begangen. Der schlimmste ist der, daß man zu große Töpfe nimmt, wobei man sich gewöhnlich von der Meinung leiten läßt, der Pflanze auf diese Weise recht viel Nahrung zu verschaffen. Im Sommer überwindet sie zuweilen diesen Fehler und füllt den Topf zur Noth mit neuen Wurzeln aus, aber gewöhnlich bekommt sie, weil sie nicht genug zehrt und austrocknet, faule Wurzeln und muß dann in einen Topf verpflanzt werden, der kleiner ist, als der, in dem sie vor dem Verpflanzen sich befand. Man nehme die neuen Töpfe nur so groß, daß die alten in sie bequem hineinpassen! Sind die Töpfe durchwurzelt, dann giebt man, wenn es nöthig, das heißt wenn

die Blüthe nicht schon da ist, nochmals größere Töpfe. Regel ist, daß bei dem Verpflanzen das ganze Wurzelholz am Rande, besonders am Boden, mit einem scharfen Messer abgeschnitten wird. Unterläßt man dies, so verfaulen meistens die sämmtlichen alten Wurzeln in kurzer Zeit und die Pflanze leidet sehr darunter.

Es giebt aber viele Ausnahmen. So werden zum Beispiel Camellien, wenn sie nicht zu stark durchwurzelt sind, besser nicht, Palmen, Ammyllis und andere Blumen nie beschnitten. Man darf eben bei solchen Pflanzen auch nicht warten, bis sie zu stark gewurzelt sind. Junge Gewächse werden umgepflanzt, ehe sie einen Wurzelfilz am Boden gebildet haben, dabei aber nicht beschnitten. Solches Verpflanzen kann jeder Zeit vom März bis September geschehen; wenn der Wurzelschnitt nöthig ist, dürfen die Pflanzen nicht im Trieb sein, das heißt keine Blätter, Blüthen oder Zweige bilden. Kann es nicht vorher geschehen, so muß es später vorgenommen werden. Pflanzen, welche im Winter blühen, verpflanzen die Gärtner gern im August.

Indem ich diese Mittheilungen schließe, will ich nur noch vor Anwendung der glasirten und mit Oel- oder Lackfarbe angestrichenen Töpfe warnen, da sie nicht austrocknen und die Blumen krank machen. Hat man solche, so stelle man lieber die Pflanzen mit gewöhnlichen Töpfen hinein. Sind sie hierzu zu groß, dann müssen die in solchen Töpfen befindlichen Blumen viel weniger begossen werden. H. Jäger in Eisenach.

Vom deutschen Reichskanzler.

Von **Fedor von Köppen.**

In dem Leben und Wirken unseres großen Staatsmannes, des deutschen Reichskanzlers Fürsten Bismarck, ist die Neigung zu einer humoristischen Behandlung mancher Fragen, jene liebenswürdige Schnellkraft des Geistes, mit welcher er an Dingen, die mit dem Anspruche von Wichtigkeit sich vordrängen, die lächerliche Kehrseite aufzudecken weiß, nicht zu verkennen. In keiner Epoche aber bot sich ihm mehr Veranlassung zu einer ironischen Betrachtung der Dinge, als während seiner Amtsthätigkeit in Frankfurt am Main zu der Zeit, als der unter den Stürmen des Jahres 1848 zu Grabe geläutete Deutsche Bund plötzlich zu einem Scheinleben wieder auferweckt und von den diplomatischen Lobrednern desselben die Behauptung aufgestellt wurde, daß allein diese „wohlorganisirte staatsmännische Schöpfung" es sei, welche den deutschen Fürsten ihre Rechte, dem deutschen Volke das ihm ersprießliche Maß von Freiheit verbürgen könne.

Die Stimmung, in welcher Freiherr von Bismarck-Schönhausen als neu ernannter preußischer Bundestagsgesandter die „heiligen Hallen" des Thurn und Taxis'schen Palais in der Eschenheimer Gasse betrat, läßt sich aus den jüngst veröffentlichten Briefen an seine Gemahlin und an seine Schwester Frau von Arnim aus der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthalts erkennen. Während er genöthigt war, an der grünen Tafelrunde im Bundessaale den „ganz unglaublich langweiligen Vortrag eines hochgeschätzten Collegen über die anarchischen Zustände von Ober-Lippe" anzuhören, ließ er in einem Briefe an Frau von Arnim dem Humor freien Zügel.

„Ich gewöhne mich daran," schrieb er, „im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu ertragen und die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf."

In einem Briefe an seine Gemahlin findet sich unter Anderem die Stelle:

„Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen, aber eine solche nüchterne einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X. oder Herrn von Zarsky aus dem Chausseehause her! Wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen."

In dem bekannten Buche von G. Hesekiel, sowie in der neuerdings erschienenen Biographie des Reichskanzlers vom Verfasser dieser Zeilen* sind manche charakteristische Züge aus jener Epoche seines Wirkens überliefert worden. Wir beschränken uns hier auf die Mittheilung einiger bisher weniger bekannter Episoden, welche immerhin Schlaglichter auf die damalige Situation werfen und als Beitrage zur Beurtheilung des bedeutenden Mannes von Interesse sein dürften.

Vielfach verbreitet ist die Erzählung von einer diplomatischen Cigarre, welche Herr von Bismarck, als er dem österreichischen Gesandten Grafen Thun seinen ersten Besuch machte, an dessen glimmender Havanna sich angeraucht haben soll, um das politische Gleichgewicht zwischen Preußen und Oesterreich herzustellen. In der Wirklichkeit hat sich die Sache anders zugetragen. Der österreichische Gesandte, welcher seine Wohnung im Bundes-Palais, dem ehemaligen Palaste des Reichspostmeisters Fürsten Thurn und Taxis, selbst hatte, wachte mit Eifersucht über die „herkömmlichen Vorrechte der Präsidialmacht" und erlaubte sich, um dieselbe schon in der Form anzudeuten, manche kleinen Freiheiten, die seine Collegen nicht genossen. Es war Gebrauch geworden, daß der Präsidial-Gesandte zu den Sitzungen des Militär-Ausschusses, welcher aus den Gesandten von Oesterreich, Preußen, den vier Königreichen und Hessen-Darmstadt bestand, mit der brennenden Cigarre aus seiner Wohnung in das Versammlungszimmer herabkam und während der Sitzung rauchte, wogegen der frühere preußische Gesandte, General von Rochow, obgleich er ein leidenschaftlicher Raucher war, sich diesen Genuß versagte. Nachdem Herr von Bismarck diese Erscheinung mehrmals beobachtet und erkundet hatte, daß sie auf einem Gewohnheitsrechte beruhe, brachte auch er eine Cigarre mit, und es rauchten nun also die beiden Präsidialmächte. Sei es, daß er diese Frage der Würde zum Gegenstande eines Berichts nach München gemacht, sei es, daß er sich mit dem Grafen Thun benommen hatte — genug, der bairische Gesandte, der bekanntermaßen des Rauchens unkundig war, zog in der folgenden Sitzung eine ungewöhnlich blonde Cigarre hervor, schlug sich klirrend Feuer und rauchte, jedoch nur so lange, bis eine bemerkenswerthe Veränderung seiner Gesichtsfarbe die übrigen Mitglieder des Ausschusses darauf vorbereitet hatte, daß er die Cigarre weglegen würde. In der nächsten Sitzung folgte Hannover seinem Beispiele, nach und nach die anderen Königreiche, sodaß zuletzt der ganze Ausschuß sich der Havanna erfreute mit Ausnahme des hessischen Gesandten, der entweder das Nicotin oder das Bewußtsein seiner staatlichen Inferiorität nicht überwinden konnte.

„Viel Rauch und wenig Feuer", — das wäre im Allgemeinen die passende Devise für alle Verhandlungen des Bundestages gewesen, mocht' es sich nun um den kurhessischen Verfassungsstreit, die Execution in Schleswig-Holstein oder um die Vorbereitungen zum Empfang einer durchreisenden Hoheit, um den Vortritt dieses oder jenes Diplomaten bei der Cour handeln. Bismarck aber bekundete auch bei den geringfügigsten Vorgängen eine Haltung, welche jeden Gedanken an eine — wenn auch nur formelle — Unterordnung seines Staates unter die Präsidialmacht zurückwies. Dazu kam seine liebenswürdige Offenheit im Umgange mit den Collegen, sein sicheres und selbstbewußtes Auftreten auf den diplomatischen Parquetboden, die Gastfreiheit, mit welcher er sein Haus an der Bockenheimer Landstraße nicht allein den Officieren und diplomatischen Würdenträgern, sondern auch Künstlern und Dichtern öffnete, — das Alles bewirkte, daß man ihn in Frankfurt bald mit anderen Augen betrachtete, als irgend einen seiner Vorgänger. Schon die Erscheinung des jungen, hochwüchsigen altmärkischen Edelmanns bot manches Ungewohnte. Wenn er auf seiner dunklen Fuchsstute durch die Anlagen trabte zu einem Besuche an den kleinen Höfen oder in den Badeorten der Nachbarschaft, dann waren es nicht nur die vorüberwandelnden Spaziergänger, deren Aufmerksamkeit der

* „Fürst Bismarck, ein Zeit- und Lebensbild für das deutsche Volk, von Fedor von Köppen". Leipzig 1876, bei Otto Spamer.

elegante Reiter mit der straffen militärischen Haltung erregte, sondern auch aus den Fenstern der Patricierlandhäuser folgten ihm neugierige Blicke. Freilich ahnten die Frankfurter bei den Betrachtungen, die sie über das Auftreten des preußischen Staatsmannes anstellten, noch nicht, welches Schicksal er dereinst der freien Reichsstadt bereiten würde.

In die Zeit seiner Frankfurter Amtsthätigkeit fielen die ersten bedeutungsvollen Begegnungen Bismarck's mit Napoleon dem Dritten. Paris war damals der Ort, wo die Diplomaten verschiedener Länder und Ländchen sich trafen, und die Vorzimmer von St. Cloud bildeten den Sammelplatz der diplomatischen Welt. Herr von Bismarck war bereits zur Zeit der ersten Pariser Industrie-Ausstellung (1855) dem Kaiser Napoleon durch den preußischen Gesandten Grafen Hatzfeld vorgestellt worden. Die Veranlassung zu einer eingehenden politischen Unterredung mit dem Kaiser bot sich ihm im Frühjahr 1857, als er mit einem besonderen Auftrage König Friedrich Wilhelm's des Vierten, der sich auf die Angelegenheiten von Neuchâtel bezog, an den Hof der Tuilerien entsandt worden war.

Der Kaiser hatte in dem Neuchâteler Handel ein großes Entgegenkommen gegen Preußen an den Tag gelegt, und das zum Theil deswegen erreichte leidliche Abkommen mit der Schweiz hatte die Aufträge des Herrn von Bismarck erledigt. Ueber die Vorgänge in Berliner Hof- und Regierungskreisen stets wohl unterrichtet, wußte Napoleon offenbar, daß König Friedrich Wilhelm der Vierte mit Bismarck auf vertrauterem Fuße stand, als mit anderen Gesandten, ihn mehrmals als Ministercandidaten in's Auge gefaßt und einmal das bestimmte Verlangen gestellt hatte, daß er Minister des Auswärtigen werden, Herr von Manteuffel das Präsidium behalten und dazu das Finanzministerium übernehmen sollte, — eine Combination, welche den Beifall weder des Herrn von Manteuffel noch des Herrn von Gerlach gefunden hatte. Der Kaiser, der dies Alles wußte, ließ Bismarck kurz vor dessen Abreise von Paris noch einmal zu sich bitten.

Unabhängig von den beigelegten Neuchâteler Händeln, aber augenscheinlich in der Voraussetzung, daß er für seine Haltung bei dieser Frage auf ein Entgegenkommen Preußens in anderen Dingen zu rechnen habe, setzte der Kaiser seinem Gaste auseinander, wie ungerecht es sei, ihn zu beschuldigen, daß er nach der Rheingrenze strebe. Das linksrheinische Ufer mit etwa drei Millionen Einwohnern würde für Frankreich eine unbequeme, unhaltbare Grenze sein; die Natur der Dinge würde Frankreich dahin treiben, auch Luxemburg, Belgien und Holland zu erwerben oder doch in eine entschiedene Abhängigkeit zu bringen. Das Unternehmen der Rheingrenze würde daher früher oder später Frankreich zu einer Vermehrung um zehn bis elf Millionen thätiger, wohlhabender Einwohner führen. Eine solche Vermehrung der französischen Macht würde von Europa unerträglich befunden werden, „devrait engendrer la coalition — würde eine europäische Allianz hervorrufen", auch wäre sie schwerer zu behalten als zu nehmen; denn sie wäre „un dépôt que l'Europe un jour viendrait reprendre — ein anvertrautes Gut, welches Europa einst zurückfordern würde; — ein solcher an Napoleon den Ersten erinnernder Anspruch sei für die gegenwärtigen Verhältnisse zu hoch; man würde sagen, Frankreichs Hand sei gegen Jedermann, und deshalb werde Jedermanns Hand gegen Frankreich sein. Vielleicht werde er unter Umständen zur Befriedigung des Nationalstolzes eine kleine Grenzberichtigung verlangen, könne aber auch ohne eine solche leben. Wenn er wieder eines Krieges bedürfen sollte, würde er denselben eher in der Richtung von Italien suchen. Einerseits habe dieses Land doch immer eine große Verwandtschaft mit Frankreich, andererseits sei das letztere an Siegen zu Lande schon reich genug. Eine viel pikantere Befriedigung würden die Franzosen in einer Ausdehnung ihrer Seegrenze finden. Er denke nicht daran, das Mittelmeer geradezu zu einem französischen See zu machen, „mais à peu près" (aber beinahe). Der Franzose sei kein Seemann von Natur, sondern ein guter Landsoldat, und eben deshalb seien Erfolge zur See ihm viel schmeichelhafter. Dies allein sei das Motiv, welches ihn hätte veranlassen können, zur Zerstörung der russischen Flotte im Schwarzen Meere zu helfen, da Rußland, wenn dereinst im Besitz eines so vortrefflichen Materials, wie die griechischen Matrosen, ein zu gefährlicher Rival im Mittelmeer werden würde. (Herr von Bismarck hatte den Eindruck, daß der Kaiser in diesem Punkte nicht ganz aufrichtig war, daß ihm die Zerstörung der russischen Flotte leid that und daß er sich nachträglich eine Rechtfertigung für ein Unternehmen zurecht machte, in das er, wie England in den Krimkrieg nach dem Ausdrucke seines auswärtigen Ministers, „wie ein steuerloses Schiff" hineingetrieben war.) Als Ergebniß eines solchen Krieges denke er sich ein Verhältniß der Intimität und Abhängigkeit Italiens zu Frankreich, vielleicht die Erwerbung einiger Küstenpunkte. Zu diesem Programm gehöre nothwendig, daß Preußen ihm nicht entgegen sei. Frankreich und Preußen seien aufeinander angewiesen; er halte es für einen Fehler, daß Preußen 1806 nicht wie andere deutsche Mächte zu Napoleon dem Ersten gehalten hätte. Es müsse für Preußen wünschenswerth sein, sein Gebiet durch die Erwerbung Hannovers und der Elbherzogthümer zu consolidiren. Für eine solche Combination sei es aber erforderlich, daß Preußen seine Marine verstärke. Es fehle an Seemächten zweiten Ranges, die durch Vereinigung ihrer Streitkräfte mit den französischen das jetzt erdrückende Uebergewicht Englands aufhöben. Eine Gefahr für sie selbst und für das übrige Europa könne darin nicht liegen, weil sie sich ja zu einseitig egoistisch-französischen Unternehmungen nicht hergeben würden. Zunächst wünsche er, sich der Neutralität Preußens für den Fall zu versichern, daß er mit Oesterreich in Krieg geriethe. Herr von Bismarck möge den König über dies Alles sondiren.

Bismarck antwortete, er sei doppelt erfreut, daß der Kaiser diese Andeutungen gerade ihm gemacht habe, einmal, weil er darin einen Beweis von Vertrauen sehen dürfe, und zweitens, weil er vielleicht der einzige deutsche Diplomat sei, der es über sich nehmen würde, diese ganze Eröffnung zu Hause, auch seinem Souverän gegenüber, zu verschweigen. Er bate den Kaiser dringend, sich dieser Gedanken zu entschlagen; es läge außer aller Möglichkeit, daß der König Friedrich Wilhelm der Vierte auf dergleichen einginge; eine ablehnende Antwort sei unzweifelhaft, wenn demselben die Eröffnung gemacht würde. Dabei bleibe im letzteren Falle die große Gefahr einer Indiscretion, einer — gar nicht übel gemeinten — vertraulichen Aeußerung darüber, welchen großen Versuchungen Preußen widerstanden habe. Wenn irgend eine andere deutsche Regierung in die Lage versetzt würde, über dergleichen Aeußerungen nach Paris zu berichten, so werde das für Preußen so werthvolle gute Vernehmen mit Frankreich gestört werden. „Sie würden den Karren arg verfahren — Vous vous embourberiez," sagte Bismarck. Der Kaiser fand diesen selten gebrauchten Ausdruck sehr richtig und anschaulich und wiederholte ihn. Die Unterredung schloß damit, daß er Herrn von Bismarck für diese Offenheit seinen Dank aussprach.

Der Leser wolle bemerken, daß sieben Vierteljahre später der bekannte Neujahrsgruß an den österreichischen Gesandten erfolgte.*

Auf den Eindruck, welchen diese Unterredung bei Bismarck hinterließ, dürfen wir aus den Zeilen schließen, die er bald nachher im Hôtel de Douvres an Frau von Arnim auf's Papier warf: „Ich habe fünf Kamine und friere doch, fünf gehende Stutzuhren und weiß nie, wie spät es ist, elf große Spiegel, und die Halsbinde sitzt mir doch immer schlecht."

Napoleon äußerte einige Zeit später über Bismarck: „Er ist kein Mann von ernster Haltung." Diese gründliche Mißkennung des deutschen Staatsmannes sollte ihm üble Früchte eintragen. Es ist bekannt, in wie vielerlei Gestalten die Versuchungen Napoleon's in späterer Zeit an Bismarck als Ministerpräsidenten und Bundeskanzler herantraten und welchen vernichtenden Gebrauch dieser kurz vor Ausbruch des Krieges von den Napoleon'schen Anträgen machte.

Der frische körnige Humor, welcher Bismarck während seiner Frankfurter Zeit eigenthümlich war und manches geflügelte Wort seinen Lippen entfliehen ließ, hat freilich unter den folgenden ernsten Kämpfen und manchen bitteren Erfahrungen weichen müssen, aber da, wo er sich dem Behagen der Stunde in seiner

* Dreizehn Jahre lang war von dieser Unterredung kein Wort über die Lippen Bismarck's gekommen. Erst in einer der langen Winternächte in Versailles wurde sie einem hohen Herrn erzählt und von einem Begleiter des Fürsten aufgezeichnet, dem der Verfasser sie verdankt.

Familie und im Privatverkehr hingeben darf, da findet sich der Humor als alter Hausfreund bei ihm wieder ein. Zuweilen trägt auch ein fliegendes Blatt mit einigen flüchtig darauf hingeworfenen Zeilen noch die Spuren desselben. Wir waren in der Lage, ein solches Blättchen zu haschen, und können uns den Scherz nicht versagen, dasselbe hier mitzutheilen. Es ist an ein Kleidergeschäft gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Varzin, 28. Juli 1872.

Sie haben mir früher Sachen gearbeitet, die gut saßen, aber Sie haben leider die Gewohnheit davon verloren und nehmen an, daß ich mit dem Alter kleiner und dünner werde, was doch selten der Fall ist. Ich bitte Sie, nach meinem alten Maße zu arbeiten, von vor vier Jahren; was Sie mir seit 1870 geschickt haben, ist nicht zu brauchen, und ich habe von einem sonst so intelligent betriebenen Geschäfte, wie dem Ihrigen, nicht erwarten können, daß Sie die Naturgeschichte des menschlichen Körpers so wenig studirt haben. von Bismarck.“

Wir sehen, daß es nicht allein Fractionspolitiker sind, denen mitunter das rechte Maß verloren geht, mit dem ein Bismarck gemessen werden muß. Freuen wir uns, daß er auch im Alter noch so „mächtig“ geblieben, und hoffen wir, daß er noch lange in geistiger und körperlicher Rüstigkeit die Angelegenheiten des Reiches verwalten möge!

Der Veltliner Protestantenmord.

Von Ernst Ziel.

Zu dem Rüstzeuge, mit welchem die „heilige Kirche“ den Kampf gegen eine vernunftgemäße Welt- und Lebensanschauung führt, hat von jeher in erster Linie der Versuch gehört, die Berechtigung des Ultramontanismus und seiner Tendenzen auf historischem Wege darzuthun. Daß die Geistlichkeit, zumal die katholische, bei diesem gewagten Unternehmen Thatsachen und Daten, ja oft ganze Culturepochen, von der Geschichte verbürgt und verbrieft, in souveräner Willkür und Machtvollkommenheit auf den Kopf stellte und in „verbesserter Ausgabe“ ihren Zwecken dienstbar machte, weiß Jedermann. Ohne solche Fälschungen geht's hierbei einmal nicht ab; denn jedes Blatt im Buche der Geschichte spricht von Blutthaten der Kirche — und wie sollte die „heilige“ bestehen angesichts solchen Zeugnisses? „Wo die Wahrheit uns nicht paßt, da thun wir ihr eben Gewalt an.“ Auf das Mißverhältniß zwischen dem, was der Ultramontanismus als Wahrheit hinstellen möchte, und dem, was wirklich Wahrheit ist, kann nicht oft genug hingewiesen werden — und diese Erwägung ist die Veranlassung zu der nachfolgenden Schilderung einer der schändlichsten Gräuelthaten des Glaubenseifers, eines Blutbades, dessen Einzelheiten, obgleich nicht weniger empörend als die Frevel der Sicilianischen Vesper, nicht minder gräßlich als die Schrecken der Bartholomäusnacht, doch in weiteren Kreisen verhältnißmäßig noch wenig bekannt geworden sind. Achtundvierzig Jahre nach jener Nacht, in welcher die Sterbeseufzer der Hugenotten die Straßen von Paris erfüllten, vollzog sich auf Befehl der Kirche Roms in einer der anmuthigsten Landschaften des heutigen Italiens, im Thale der Adda, der aus Blut und Unthat zum Himmel schreiende sogenannte Veltliner Protestantenmord.

Es war eine Zeit der Auflösung und Verwirrung, der Gährung und des Schreckens, die Zeit des anhebenden dreißigjährigen Krieges. Ganz Europa kam aus den Fugen. In Staat und Gesellschaft, im wissenschaftlichen und praktischen, zumal aber im religiösen Leben starben die alten Zustände unter gewaltigen Umwälzungen ab, und die Geburt einer neuen Zeit vollzog sich unter welterschütternden Ereignissen. Es war, als wolle die Menschheit mit sich selbst abrechnen über alte, durch Jahrhunderte verpflanzte Irrthümer und Verschuldungen und unter die abgeschlossene Bilanz der Zeit einen blutigen Strich machen.

Auch in Italien gingen die Keime des Neuen auf den Trümmern des Alten auf. Der Geist Luther's hatte längst die Alpen überflogen und sich auf der italischen Halbinsel eine Heimstätte gegründet. Aber wie überall, so erhob sich auch hier gegen die freiere Lehre des Mönches von Wittenberg ein in den Fangnetzen des katholischen Glaubens verrannter Glaubenseifer, welcher mit Feuer und Schwert zurückerobern wollte, was die siegende Vernunft ihm abtrünnig gemacht hatte. Das Gespenst der Inquisition ging durch ganz Italien und warf die Flammen der Scheiterhaufen in alle Gauen. Kein „Ketzer“ war sicher vor den Schergen Roms, und die Noth war groß. Wohin sollten die verfolgten Protestanten sich wenden? Wo war ein Schirm gegen die Häscher des Papstes? Da winkte ihnen am Fuße der Alpen eine Friedensstatt. Aus allen Provinzen strömten die Schwerbedrohten zu ganzen Schaaren in das Veltlin, Schutz und Unterkommen in den sicheren Thälern der Adda suchend. Die schweizer Bündner gewährten ihnen beides und ließen den Fremdlingen auch freie Religionsübung zu Theil werden. So fand die Reformation allmählich im Veltlin Pflege und Ausbreitung.

Mit scheelen Blicken aber betrachtete Rom das beinahe im Schatten des heiligen Stuhles aufblühende Ketzerthum. Es wurde ein wahres System von geheimen Intriguen gegen die verhaßten Protestanten in Scene gesetzt, und als in Mailand Herzog Alba's Regiment begann, da trat die Opposition offen hervor. Er, unter den Schildträgern der Inquisition der fürchterlichste, legte etwa um das Jahr 1560 Truppen in die festen Plätze des Addathales. Das ganze Veltlin zitterte. Aber die drohenden Wolken zogen vorüber — das Gewitter entlud sich nicht; um so drückender aber wurde die Schwüle; denn statt der gefürchteten spanischen Soldateska kamen — die Söhne Loyola's in's Land. Weit empfindlicher, als die Söldlinge Alba's das Veltlin hätten bedrücken können, traf die Geißel der Jesuiten die nun in's geistliche Joch geschlagenen Thalbewohner; denn ein Einziger dieser Jünger Jesu ist, nach dem Sprüchworte, schlimmer als zehn Kriegsknechte. Aber damit war es noch nicht genug; zum Schlimmen gesellte sich das Allerschlimmste: Zur energischeren Bekämpfung des Protestantismus im Thale der Adda gründete der Erzbischof von Mailand, Carlo Borromeo, ein gefügiges Werkzeug des Papstes, im Jahre 1579 in jener Stadt ein Priesterseminar, das Collegium Helveticum, in welchem der orthodoxe Katholicismus den jungen Nachwuchs für die Zwecke Roms erzog. Fünf Jahre später starb Borromeo, und Nicolo Rusca von Lugano, Erzpriester von Sondrio und Schüler Borromeo's, wurde im Veltlin der geistige Mittelpunkt der Feinde des Protestantismus. Um ihn, der im Volksmunde nicht anders hieß, als der „Ketzerhammer“, schaarte sich Alles, was die Anhänger des neuen Glaubens und die bündnerische Gewalt haßte, die Priester und die großen und kleinen Feudalen. Die Noth der Verfolgten stieg; die Gefahr des freien Glaubens wuchs. Da wurde im Jahre 1618 Rusca vor ein Strafgericht in Thusis gestellt, des Ungehorsams gegen die Landesregierung und verrätherischer Verbindungen mit Spanien angeklagt und der Folter überliefert, auf welcher er starb. Das Blut ihres Oberhauptes spornte die katholische Partei zu verschärften Maßregeln gegen ihre Widersacher an, und so wurde ein bewaffneter Einfall in das Veltlin und die Ermordung der Protestanten beschlossene Sache.

So weit das Vorspiel des Dramas.

Zur Ausführung des fürchterlichen Planes lieh in erster Linie der durch Reichthum und wissenschaftliche Bildung weithin bekannte Ritter Jacob Robustelli zu Grosotto die Hand. Er hatte die Mitverschworenen im Juli 1620 in seiner Wohnung versammelt und richtete daselbst an sie die folgenden historisch gewordenen Worte:*

„Die Zeit der weibischen Klagen ist vorüber. Man muß sich empören. Der Krieg ist dem Zustande, in dem wir uns befinden, vorzuziehen. Vaterland, Eigenthum, Gesetze und, was mehr ist, die Religion haben uns die Bündner geraubt oder befleckt. Erschreckt nicht vor dem Worte Rebellion! Der Papst

* Siehe Georg Leonhardi's vortreffliches Buch „Das Veltlin“ (Leipzig, Wilhelm Engelmann), welches hier vielfach benutzt wurde.

segnet uns; Spanien hilft uns; die Zwietracht der Bündner begünstigt uns. Wie erquickend wird es sein, wenn wir in unseren alten Tagen zu unseren Kindern und Enkeln sagen können: Unser Verdienst ist es, daß ihr frei und katholisch seid."

„Das rhätische Joch werde abgeschüttelt! Man lasse die Protestanten über die Klinge springen!" herrschte der Jurist Schenardi.

„Es werden geschlachtet," rief, die beiden Vorredner überbietend, Doctor Vincenz Venosta, „bis auf die Letzten alle die dem Satan anheimgefallenen Ketzer, welche mitten in dem Schafstalle Christi leben! Das Volk schmecke einmal die Wollust des Blutes, und diese versiegle das Gelübde ewiger Feindschaft gegen die verruchten Oberherren!"

So redeten im Verborgenen die Häupter der veltliner Ultramontanen mit einander, und was sie geplant, das blieb trotz Vorsicht und Flüsterrede kein Geheimniß in den Thälern und Schluchten des Veltlin. Schnell ging die Kunde von der den Protestanten drohenden Gefahr von Mund zu Mund. Und sie selbst, die treuen Anhänger der Lehre Luther's? Schärften sie nicht die Schwerter zu Schutz und Trutz gegen die Tücke der Feinde? Nein, im Vertrauen auf ihre gute und reine Sache und in jener Arglosigkeit, welche stets das Eigenthum des Unbescholtenen ist, wollten sie nicht glauben, daß in der That die Verworfenheit ihrer Verfolger zu so blutigen Mitteln greifen könne — und diese Arglosigkeit war ihr Verderben; denn das Blut kam schnell über sie.



Robustelli's Wohnhaus, Versammlungsort der Veltliner Verschworenen in Grosotto.

Robustelli hatte inzwischen eine Bande von verwegenen Strolchen — ihre Zahl ist nicht mehr zu ermitteln — mit eigenem und spanischem Golde angeworben und versammelte dieselben in der Nacht zum 19. Juli in seinen Kellern und Gewölben. Sich an die Spitze dieses Haufens stellend, ließ er noch vor Sonnenaufgang die Furie des Aufruhrs los und brach nach Tirano auf, wo sich die wilden Gesellen im Hause des Doctors Venosta bis zum Morgen verborgen hielten. Unter dem Schlachtgeschrei „Es lebe der römische Glaube!" brachen sie mit den ersten Strahlen des Tages aus ihren finsteren Schlupfwinkeln hervor, und nun begann in dem arglosen Tirano eine Metzelei ohne Gleichen Als erste Opfer fielen der evangelische Pfarrer Antonio Basso und etwa sechszig Gleichgesinnte. Viele Andere, Bürger von Tirano und den benachbarten Weilern, traf dasselbe Loos. Und weiter durch das anmuthige Thal nahm die Mörderrotte ihren Weg. In Teglio, wohin die Wüthenden sich nun wandten, wurde unter den gerade in der Kirche versammelten Protestanten ein grauenvolles Blutbad angerichtet. Man schätzt die hier Hingeschlachteten auf mindestens sechszig Personen. Sieben Männer, sechs Frauen und vier Kinder kamen im Glockenthurme, wo sie Schutz gesucht hatten, im Feuer der brennenden Kirche um's Leben. Die Flammen von Teglio verkündeten weithin durch das unglückliche Land Entsetzen und Grauen, Tod und Verheerung. Aber rings keine Rettung vor den an Zahl und Gewaltmitteln überlegenen Empörern. Immer weiter, von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler, wälzten sich die entmenschten Schaaren und ließen die blutigen Fahnen im Winde wehen.

Als dritte Station des Mordes war Sondrio auserkoren, der Hauptort des Veltlins. Hierher war der Hauptmann Johann Guicciardi, einer der verwegensten Rädelsführer der Verschworenen und neben Robustelli wohl der gefürchtetste unter ihnen, schon in der Nacht zum 20. Juli aufgebrochen. Allein bereits ehe er eintraf, begannen die dortigen Katholiken ein fürchterliches Gemetzel. Todtschlag und allgemeines Sterben auch hier. Aber erhebend und zugleich ein Zeugniß dafür, wie das Bewußtsein des Rechtes, wo es fest und energisch auftritt, auch einer überlegenen Macht gegenüber triumphirt, ist die That des Kanzlers Mingardini. Dieser Edle, von Menschenliebe entflammt, versammelt mitten im entsetzlichen Blutbade von Sondrio etwa zwanzig unerschrockene Männer um sich. Das Leben für nichts achtend, tritt er mit ihnen unter die Bande der Mordgesellen. Die Häupter stolz und kühn erhoben, Ruhe und Verachtung in den Mienen, ziehen die Wackeren, ihre Frauen und Kinder in der Mitte, fast waffenlos durch die Straßen von



Kampf mit dem Wilderer.
Ein Winterbild von A. Franck in München.

Sondrio. Staunend aber sehen die Feinde die seltsam feierliche Procession; Keiner wagt eine Hand zu erheben gegen die durch Gottvertrauen Gewaffneten, und von Schritt zu Schritt mehrt sich Mingardini's kleine Schaar. Als endlich das Häuflein auf dreiundsiebenzig gewachsen ist, da führt der Unerschrockene sie zum Thore der Stadt hinaus und von Höhe zu Höhe weit über die ragenden Schneegebirge hinweg, bis er sie Alle hinübergerettet hat nach dem schützenden Engadin, wohin der Arm der Empörer nicht mehr reicht.

Dieser glückliche Auszug der dreiundsiebenzig, vor denen die fanatisirten Mörder die Waffen wie beschämt gesenkt hatten, entflammte die Wuth der Glaubenseiferer, als die Geflohenen in Sicherheit waren, um so mehr, zumal inzwischen Guicciardi's Söldlinge, „die von Durst nach Blut entbrannten", wie es in Schriften aus damaliger Zeit heißt, in Sondrio eingetroffen waren. Drei Tage dauerte hier und in den benachbarten Ortschaften die Metzelei. Hier blieb keine Unthat ungethan; hier schlief kein Laster; hier war kein Schreckniß, das sich nicht in

seiner ganzen fürchterlichen Gestalt gezeigt hätte. Etwa hundertvierzig Menschen fielen in Sondrio den entmenschten Fanatikern zum Opfer; viele Heldenmüthige unter den Verfolgten, namentlich unter den Frauen, sollen den Tod in den Wellen der Adda freiwillig gesucht und gefunden haben.

Glücklicher als in Sondrio und dessen Umgegend waren die Protestanten zum Theil in den nach dem Comer See hin gelegenen Gemeinden. Von der drohenden Gefahr unterrichtet, gelang es ihnen meistens, sich vor dem nahenden Verderben zu retten. In Morbegno scheint sich unter den Katholiken eine förmliche Opposition gegen das wilde Treiben ihrer Glaubensgenossen gebildet zu haben; denn es ist Thatsache, daß sie die Protestanten ihres Ortes sicher geleiteten, bis diese sich außer dem Bereiche der Gefahr befanden. Dies ist das einzige Zeichen einer menschlichen Regung, welches die Katholiken des Veltlin in jenen schrecklichen Tagen bekundeten. Darum um so mehr Ehre den Morbegnern!

Am 21. Juli waren aus dem ganzen Veltlin vom Fuße der Juga Rhaetica bis an den Larius die Protestanten vertrieben, oder ihre Leichen deckten das Land. Gegen sechshundert „Ketzer" hatten ihr Leben unter dem Mordbeil des Fanatismus ausgehaucht.

Die Mörder triumphirten. Sie machten Robustelli zu ihrem Landeshauptmann, Guicciardi zum Statthalter. Aber die Vergeltung war schnell. Bereits zwei Wochen nach dem Protestantenmorde mußten die Veltliner Gewalthaber vor den unter Oberst Guler daherziehenden Bündnern fliehen, und seitdem war das unglückliche Land der Schauplatz der wildesten Kriegsfurie: die Bündner und die Spanier, die Franzosen und die Kaiserlichen schlugen hier ihre Schlachten; eine fürchterliche Pest raffte in den Jahren 1628—1630 zwei Drittel der Einwohner hinweg, und erst mit dem sogenannten „Ewigen Frieden" im Jahre 1639 kehrten einigermaßen geordnete Zustände wieder in's Veltlin zurück.

Zum jubelnden Andenken aber an den scheußlichen Protestantenmord bauten die siegreichen Katholiken durch das ganze etwa zwanzig Stunden lange Addathal bei jedem Dorfe, jedem Städtchen eine der Madonna geweihte Kirche, unter ihnen die prächtige der Madonna di Tirano. So verherrlichen — Ironie der Geschichte! — auch die niedrigsten Thaten sich oft in dauernden Werken echter Kunst, eine neue Bestätigung dafür, daß nichts so schlecht, nichts so verworfen ist, daß es nicht, wenn auch unabsichtlich und widerwillig, im Dienste der ewigen Weltordnung der Idee des Guten und Schönen dienen könne und müsse. Das bezeugt die Kirche der Madonna di Tirano.

Zum Schlusse noch einen Beleg für die tiefe Verworfenheit und Entsittlichung der Veltliner Protestantenmörder.

Zu St. Nicolo in einem kleinen Seitenthale des Veltlins ist an die Kirche eine Todtencapelle gebaut, in welcher eine Menge von menschlichen Gebeinen und Schädeln aufgehäuft liegt. Zu den beiden Seiten eines sehr schön und kunstreich geschnitzten Altars sieht man je einen menschlichen Leichnam in knieender Stellung. Die Tradition berichtet über diese Leichen, daß dieselben, die sterblichen Ueberreste zweier in jenen Schreckenstagen ermordeten Protestanten, eines Mannes und eines Weibes, auf dem Friedhofe von St. Nicolo beerdigt gewesen, aber von den Fluthen des reißenden Gletscherbaches Frodolfo wieder aus der Erde herausgewühlt worden seien; Bornirtheit und Aberglaube betrachteten diese Thatsache als einen Fingerzeig Gottes. Das Grab habe die Leiber der Ketzer wieder ausgespieen, meinten die Leute, und pfäffisches Raffinement machte der Kirche diesen Aberglauben dienstbar. Die beiden hart und steif getrockneten Leichname wurden in eine betende Stellung zusammengeknickt und so, dem Protestantismus zum bleibenden Hohne, wie büßend zu beiden Seiten des Altars postirt. „Angesichts des Todes," sagten die frommen Knechte Roms, „haben die reuigen Sünder den falschen Glauben abgeschworen und sind sterbend in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt."

Diese Rohheit der Gesinnung ist bezeichnend für den vor nichts zurückschreckenden Geist des Glaubenseifers, der den Veltliner Mord heraufbeschwor, wie denn die Juli-Schreckenstage an der Adda überhaupt vor anderen Schandthaten des Fanatismus geeignet sind, das Wesen der kirchlichen Herrsch- und Blutgier in seiner ganzen Nacktheit zu kennzeichnen. Denn wenn in früheren und späteren Religionsattaquen die Politik und andere weltliche Mächte mehr oder weniger die Hand im Spiele hatten, tritt uns hier der Eifer für den „heiligen Glauben" in seiner unmittelbarsten und unabhängigsten und darum gräßlichsten Form entgegen, der Eifer für „der Seelen Seligkeit", dessen blutige Fußspuren wir auf den Heerstraßen der Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgen können und der noch heute, die Flamme des Fanatismus nährend und schürend, seine Sendboten in alle Lande ausgehen läßt.

Schiller als Humorist.

Von **Ferdinand Sonnenburg**.

Als zur Eröffnung der erneuerten Bühne in Weimar am 18. October 1798 zum ersten Male Wallenstein's Lager zur Aufführung gebracht wurde, waren selbst Schiller's nächste Angehörigen überrascht von der sprudelnden Lebensfülle der wahrhaft homerischen Gestalten, welche ihnen der Dichter vor die Augen führte, und als die ganze Trilogie bei Cotta im Drucke erschien, erhoben viele Stimmen die Behauptung: „Das Lager muß Goethe's Werk sein; eine solche Dichtung liegt nicht in dem idealen Ideenkreise Schiller's." Goethe erklärte öffentlich, daß nur zwei kleine Verse von seiner Hand herrührten, aber selbst diese Versicherung fand nicht überall Glauben.

Im Kreise der Schiller'schen Dichtungen, wie diese in den gewöhnlichen Ausgaben vorliegen, erscheint allerdings Wallenstein's Lager in seiner Art sehr vereinzelt, und vergebens suchen wir unter den übrigen dramatischen Werken nach verwandten Gestalten. Es scheint, als ob diese eine köstliche Blüthe auch das einzige Geschenk sei, welches der große Dichter seinem Volke auf dem Gebiete des Humors gespendet habe. Wer Unsterbliches auf dem Felde des Ernsten, des Idealen, des Heroischen leistete, dem muß, so scheint es, der Lärm des bunten Gassenlebens widerstreben.

Und doch trifft dieser Satz bei Schiller keineswegs zu; nur müssen wir, wenn wir den Quell seines Humors aufdecken wollen, in frühere Zeiten zurückgehen, in denen sein Geist noch frei war von den Spuren bitterer Sorgen und schweren körperlichen Leidens, deren Einwirkung selbst ein solcher Heros nicht von sich abwehren konnte. Wir finden diese Zeiten, wenn wir die Jugendjahre Schiller's in Stuttgart einer näheren Betrachtung unterziehen.

Der Herzog Karl Eugen war Schiller's Landesherr und der Lage der Dinge nach zugleich sein fast unmittelbarer Aufseher. Das Bild dieses Fürsten bietet arge Flecken, doch es ist nicht so lichtlos, wie es oft dargestellt wurde; in mancher Hinsicht rechtfertigte der Herzog die hohen Erwartungen, welche Friedrich der Große von ihm hegte. Die Karlsschule war eine geniale Schöpfung. Viele große Geister sind aus ihr hervorgegangen, und ihre Schüler wurden keineswegs despotisch geknechtet. An seinen Lehrer Abel, der den Entflohenen sogar in Mannheim besuchte, dachte Schiller stets mit warmer Liebe zurück. In den Räumen der Karlsschule fand Jugendmuth und Frohsinn, sogar Muthwille, immer noch Gelegenheit, sich auszubreiten. Shakespeare, Götz von Berlichingen, Klinger's Dramen, Julius von Tarent konnten heimlich gelesen und ein Dichterbund gegründet werden, der auch das Feld des Humors und der Satire mit Erfolg anbaute und sich zum Gegenstande des gutmüthigen Spottes sogar den militärisch strengen Oberaufseher Nieß auszuwählen wagen durfte. Mit seinem Freunde Haug hielt Schiller einmal einen dichterischen Wettkampf im Preise der Grobheit.

Wenn die Privatunterhaltungen seiner Zöglinge nicht gegen die Regeln der Schule verstießen, so störte Herzog Karl sie nicht; selbst einen dreisten Spaß konnte er wohl ertragen. Ludwig von Wolzogen erzählt in seinen Memoiren:

„Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Nassau,

der viel tolle Streiche machte und dem deshalb die Strafanweisungen, Billets genannt, von allen Seiten regneten. Einst mußte er dem Herzoge wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derselbe mit Franziska (seiner Gemahlin) aus dem Garten kam. Herzog Karl las die Sündenregister und fragte dann den unbändigen Zögling: ‚Sag' Er mir, was würde Er nun thun, wenn Er an meiner Stelle wäre?'

Der Graf von Nassau, schnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß und nahm ihren Arm, indem er sagte: ‚Komm', Fränzel, und laß den dummen Jungen stehen!'

Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiele, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden."

In der Behandlung seiner Schüler machte Herzog Karl durchaus keinen Rangunterschied; der fleißige Sohn seines Stallknechtes Dannecker galt ihm mehr als ein träger Junge vom Adel. In dieser gesunden Luft gedieh auch Schiller's Humor, und seine Mitschüler erzählen, daß er auch seine Vorgesetzten mit seinen raschen, witzigen oder sarkastischen Einfällen nicht verschonte.

Die Schulzeit nahm ein Ende. Schiller trat als Regimentsmedicus in das Grenadierregiment Augé ein; mehrere Cameraden blieben gleichfalls in Stuttgart, und nichts hemmte nun den freien, fröhlichen Verkehr. Schiller bewohnte ein Zimmer in der jetzigen Eberhards-Straße. Sein Stubengenosse war der Lieutenant Kapff, ein geistvoller junger Mann, den sein Leichtsinn öfter zu stürmischem Lebensgenusse trieb. Beide führten eine geniale Studentenwirthschaft. Bibliothekar Petersen und Lieutenant Scharffenstein vervollständigten den kleinen Kreis, in dem sprudelnder Humor und ein oft tolles Gelächter zu Hause waren.

Gemüthliche Kneipereien durften nicht fehlen. Im Winter wurde des Abends eine Manille gespielt; im Sommer ging es zum „Ochsen" auf der Hauptstätterstraße, wo man eine gute Kegelbahn fand. Als Schiller eines Tages vergeblich auf die Genossen wartete, ließ er folgenden Zettel zurück: „Seid mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut'? Hol' Euch Alle der Teufel! Bin zu Hauß', wenn Ihr mich haben wollt. Adies. Schiller." Wenn in der Casse Ebbe war, so versammelten die Freunde sich in des Dichters Zimmer und verzehrten als Abendmahlzeit Knackwurst und selbstbereiteten Kartoffelsalat. Konnten sie sich auch einige Maß Wein erlauben, so gehörte ihrer genialen Laune und ihrer brausenden Jugendlust die ganze Welt.

Die Dreibätzer für den Nebensaft lieferte in der Regel Schiller's Feder. Er war Redacteur eines kleinen Blattes, von dem die Stuttgarter Bibliothek noch ein vollständiges Exemplar bewahrt; er arbeitete an seinen „Räubern", und schrieb eine flammende, später unterdrückte Vorrede dazu, in welcher wir den Ton von „Wallenstein's Lager" an mancher Stelle wiederfinden. Nur eine kleine Probe möge hier eingeschaltet werden. Der Autor schwingt seine Geißel über denjenigen Theil des theaterbesuchenden Publicums, dem die Erkenntniß der Kunst ewig versagt ist. In der anschaulichsten Weise führt er uns die einzelnen Gestalten vor Augen. „‚Mort de ma vie!' sagt der Eisenfresser, ‚das heiße ich einen Sprung!' — ‚Fy, fy!' flüstert die Mamsell, ‚die Coiffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodisch.' — ‚Sacre Dieu!' sagt der Friseur, ‚welche göttliche Symphonie! Da führen die Deutsche Hunde dagegen.' — ‚Sternhagelbataillon, den Kerl hättest Du sehen sollen das rosenfarbene Mädchen hinter die spanische Wand schmeißen,' sagt der Kutscher zum Laquaien, der sich vor Frieren und Langeweile in die Komödie eingeschlichen hatte. — ‚Sie fiel recht artig,' sagt die gnädige Tante, ‚recht gustös, sur mon honneur (und spreitet ihren damastenen Schlamp weit aus) — was kostet Sie diese Eventaille, mein Kind?' — ‚Und auch mit viel Expression viel submission — Fahr' zu, Kutscher!' — Nun gehe man hin und frage! Sie haben die Emilia Galotti gespielt." —

Das ist derb, doch voll des bezeichnendsten Lebens. Die Krone aber von allen kecken Geistesproducten jener Tage ist eine Gedichtsammlung, welche die Freunde herausgaben. Schiller hatte den Löwenantheil daran. Er nannte sie „Sibirische Anthologie"; ihr voller Titel lautet: „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko."

In diesem Buche treffen wir zuerst auf eine gar seltsame Widmung. Schiller eignet die Sammlung „seinem Prinzipal, dem Tod" zu — eine spöttische Anspielung auf den eigenen ärztlichen Beruf —, indem er sich folgendermaßen ausläßt: „Großmächtigster Czar alles Fleisches, allezeit Verminderer des Reichs, unermüdlicher Nimmersatt der ganzen Natur! Mit unterthänigstem Hautschauern untersange ich mich, Deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges zu küssen, und dieses Büchlein vor Deinem dürren Kalkaneus niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, Dir gleichsam recht vorsätzlich zum Aerger, hart an Deiner Nase vorbei, in's Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie Dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten, denn auch an Dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brod schmeckt gut. Nein, dediciren will ich's Dir lieber, so bin ich doch gewiß, daß Du's — weit weglegen werdest. Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem äskulapischen Orden, dem Erstgeborenen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist wie der Sündenfall, bin ich gestanden an Deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkar's den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde Deiner Erbfeindin Natur, sie zu belagern mit Medicamenten Heereskraft, aus dem Felde zu schlagen die Trotzige, die Deine Sporteln schmälert und Deine Finanzen schwächt, und auf dem Wahlplatze des Archäus hoch zu bäumen Deine mitternächtliche Kreuzstandarte."

In diesem Tone, fort und fort gesteigert, geht die Widmung fort; dann folgt ein Vorwort, eine wichtige Satire auf so manche unberufene Poeten. Es schließt mit den Worten: „So geh denn hin, sibirische Anthologie — geh — du wirst manchen Süßling beseligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzinnigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabasterne Lilienschneehand seinem zärtlichen Kuß verrathen. Geh, du wirst in den Assembleen und Stadtvisiten manchen gähnenden Schlund der Langenweile ausfüllen und vielleicht eine Circassienne ablösen, die sich im Platzregen der Lästerung müde gestanden hat. Geh, du wirst die Küche mancher Kritiker berathen; sie werden dein Licht fliehen und sich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. Hu, hu, hu! — Schon höre ich das ohrzerfetzende Geheul im unwirthbaren Forste, und hülle mich angstvoll in meinen Zobel."

Die Mehrzahl derjenigen Gedichte, welche Schiller zu der Anthologie beisteuerte — und er schrieb sie fast alle — sind humoristisch oder satirisch. Gleich das erste züchtigt die unberufenen Vielschreiber: Seit Jahren herrscht in der Unterwelt schwerer Wassermangel; der Styx netzt kaum noch die Füße; im Lethe werden Krebse gefangen, und Charon's Kahn steckt unbeweglich im Schlamme. Um die Ursache dieser Noth zu ergründen, sendet Minos Spione aus, und es gelingt ihnen einen Schwarm deutscher Zeitungsschreiber zu fangen, welche ganz lustig dabei sind, mit ihren Tintenfässern alle Höllenflüsse auszuschöpfen. Der zornige Minos hetzt den Kerberos auf die Verwegenen, der beißt ihnen die Daumen ab, sodaß sie nicht mehr schreiben können.

Ganz köstlich ist ein Zechlied, dessen Ueberschrift „Bacchus im Triller" heißt. Den Triller oder das Trillhäuschen benutzte man früher in Irrenanstalten. Tobsüchtige wurden darauf gesetzt; durch andauerndes rasches Umdrehen suchte man sie zu betäuben. In unserem Liede wird der Weingott auf den Drehstuhl gesetzt, und zur Vergeltung dafür, daß er so manchen seiner Jünger zum Taumeln gebracht, tüchtig getrillt; der lustige Gesang der Zechenden rings im Kreise hält ihm seine Sünden vor. Es ist ein ergötzliches Register, das sie aufzählen, schadenfroh und schonungslos, während der Vetter — so nennen die Zecher den Weingott — in seiner wirbelnden Pein schwebt. „Jetzt kommst Du übel weg," rufen sie, „manchen Kopf fülltest Du mit Dampf, manches kluge Hirn hast Du berülpt und manchen Magen umgestülpt. Unsere Hüte setztest Du uns schief auf, ließest Bäume, Hecken, Häuser und Gassen um uns tanzen, daß wir gar zu Narren wurden. Unsern Witz hattest Du an Deinem Seile; in den Ohren erregtest Du uns ein Sausen, daß Gottes blauer Himmel uns vor den Augen schwand, daß wir die gelbe Sonne für das Heidelberger Faß ansahen und die Thürme der Schlösser für runde Schoppengläser. Jetzt sollst Du's aber lernen, Du

lockerer Specht; in Deinem Käfige sollst Du sitzen, bis Du blind und taub und dumm geworden.“

Und sie halten ihr Wort, die lustigen Brüder. Sie trillen den Weingott, bis seine Ränke und Schwänke an's Ende gekommen und seine Kniffe gänzlich ausgepumpt sind. Dann lassen sie den Gedemüthigten laufen und rufen ihm nach, er möge den händelsüchtigen Amor warnen, daß nicht auch an ihm ein Exempel statuirt werde.

Dem übel behandelten Weingotte folgt ein Bauersjüngling, der in finsterer Nacht am Fenster seiner Holden steht. Seine Sehnsucht ergießt sich in hochpoetische Ausdrücke. „Mensch!“ ruft er seine Geliebte an, „Mensch, ich bitte Dich, guck heraus! Seit zwei Stunden schon gehe ich mit den Hunden hier, es regnet und stürmt, als solle der jüngste Tag anbrechen; platschnaß — bedenke doch! — sind mein Rock und ach! mein nagelneuer Mantel. Die Laterne hat der Wind mir ausgelöscht — am Himmel giebt es nur Nacht und Graus. Dir zu Liebe bin ich durch Hecken und Gräben gekrochen, habe mir — daß Gott erbarme! — mein Wams zerrissen und mir fast Arm und Bein gebrochen, und steh' ich noch länger hier, so macht Deine Liebe mir wohl gar Winterbeulen. Beten und Singen vergeht mir. Ei zum Henker, Mensch! guck doch heraus!“

So fleht der beharrliche Dulder in den rührendsten Tonarten, aber — Undank ist der Welt Lohn. Ueber den Liebeheißen ergießt sich plötzlich von oben herab ein Sturzbad, welches einen jähen Umschlag in allen Gefühlen des männlichen jungen Herzens hervorbringt. Die ihm eben noch so lieblich schien, wird nun sofort eine garstige Hexe, ein Teufelskind, und das Ende vom ganzen Liede geben die Worte des nächtlichen Eckenstehers: „Ich geh' nach Haus.“

Kleinere Gedichte, witzige und derbe, deren die Anthologie verschiedene enthält, eignen sich nicht so gut zum Mittheilen. Vortrefflich sind einige Epigramme, besonders die auf Lavater gemünzte

Grabschrift eines gewissen Physiognomen.

Weß Geistes Kind im Kopf gesessen,
Konnt' er auf jeder Nase lesen.
Und doch — daß er es nicht gewesen,
Den Gott zu diesem Werk erlesen,
Konnt' er nicht auf der seinen lesen.

Der humoristischen und satirischen Stücke aus Schiller's Feder giebt es in der Anthologie noch eine nicht geringe Zahl. Von den letzteren zeichnet sich auf's Köstlichste „Die Rache der Musen“ aus, ein längeres Gedicht, das den bekannten Gegner Schiller's, den Almanachverfertiger Städlin in Stuttgart, mit scharfer Waffe traf.

Wir haben aus dem Büchlein nur die Stücke ausgewählt, die unserem Thema entsprechen. Sie sind die echten Vorläufer von „Wallenstein's Lager“, und wer sie kennt, wird nicht im Geringsten mehr zweifeln können, daß Schiller's Begabung für humoristische Poesie sehr bedeutend war.

Wenige Jahre später trat noch ein einzelnes, sehr spaßhaftes Product der bezeichneten Gattung hervor. Als die schmachvolle Behandlung von Seiten des Freiherrn von Dalberg dem Dichter den Aufenthalt in Mannheim unmöglich machte, gewährte bekanntlich eine edle Frau, die Mutter von Schiller's späterem Schwager Wilhelm von Wolzogen, ihm eine Zuflucht auf ihrem einsamen Gute Bauerbach. Von dort begab Schiller sich oft nach Meiningen zum Bibliothekar Reinwald, der sich später mit des Dichters ältester Schwester vermählte (S. Nr. 20, 1875). Durch Reinwald's Vermittelung ließ er in den Meininger wöchentlichen Nachrichten ein Gedicht erscheinen, dessen Veranlassung folgende war.

In Meiningen regierte damals der Herzog Georg, ein vortrefflicher junger Fürst; er wurde so schwer krank, daß seine Wiedergenesung kaum möglich schien. Wäre er gestorben, so wäre sein Land an Coburg gefallen, und dieses Haus wartete mit solcher Begier auf das Ableben seines Verwandten, daß der Herzog, oder eigentlich die Herzogin von Coburg, die Milizen aufbot, um sofort in das Meiningensche einmarschiren und Besitz ergreifen zu können. Aber Herzog Georg genas, und dem Coburger und seiner „Liebsten“ wurde nichts zu Theil, als Aerger und Verdruß und das Spottgedicht Schiller's. Es ist zu lang, um auch nur im Auszuge hier mitgetheilt werden zu können.

Im Verfolge seiner großartigen Laufbahn ist Schiller, wie kein anderer deutscher Dichter, der Stolz des Vaterlandes geworden. Doch selbst im Angesichte seiner unsterblichen Werke läßt sich der schmerzliche Gedanke nicht unterdrücken, daß er noch Größeres hätte leisten können, wenn seine Jugendjahre weniger bitter, sein Leben ein längeres gewesen.

Blätter und Blüthen.

„Hermann, schla Lärm an &c.“ Auf die Frage nach Alter und Herkunft dieses Volksliedchens sind zwölf Antworten eingegangen. Zwei derselben sind geneigt, den Ursprung des Liedes bis auf Armin, den Cherusker, zurückzuleiten; von den übrigen stimmt die Mehrzahl in der Ansicht überein, daß dieses Volks- und jetzt Kinderspielliedchen weit späteren Ursprungs und höchstens auf die Zerstörung der Irmensäule durch Kaiser Karl den Großen zurückzuführen sei. Anderen geht auch dieses noch zu weit. K. Aue in Weimar wiederholt den schon mehrfach von ihm gebrachten Nachweis, daß erst um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Namen Armin und Hermann für gleichbedeutend angenommen worden seien, und daß also auch das Lied selbst nicht älter sein könne. Ein Anderer macht auf den Umstand aufmerksam, daß die Trommeln erst durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen seien, was ebenfalls Beachtung verdient. Wir stimmen vollkommen dem bei, was „ein Westfale“, Fr. Br. zu Mühlhausen in Thüringen, darüber mittheilt und das wir hier folgen lassen:

„Zwar bemerkt Tacitus bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Armin's ausdrücklich: ‚noch wird er besungen in Liedern seines Volkes‘, dennoch ist es sehr unwahrscheinlich, daß die in Frage stehenden Verse: ‚Hermann, schla Lärm an! &c.‘ ursprünglich zur Verherrlichung dieses Volkshelden gedichtet und gesungen wurden.

Zu dieser Behauptung werden wir durch eine Erklärung Grimm's geführt, die er über denselben Reim giebt, den er jedoch in der Form, wie er noch heute in einigen Gegenden Westfalens und Hessens im Munde des Volkes lebt, mittheilt:

Hermen, sla Dermen,
Sla Pipen, sla Trummen.
De Kaiser will kummen
Met Hamer un Stangen,
Will Hermen uphangen.

‚Nicht unmöglich,‘ spricht dieser gründlichste Kenner unseres deutschen Alterthums, ‚daß sich in diesen, durch die lange Tradition der Jahrhunderte gegangenen und wahrscheinlich entstellten Worten Ueberreste eines Liedes erhalten haben, das zu der Zeit erscholl, als Karl die Irmensäule zerstörte. Auf den noch älteren Arminius und die Römer lassen sie sich viel weniger deuten.‘

Die fraglichen Verse möchten in ihrer jetzigen Gestalt also wohl erst in jüngster Zeit aus jenem Liede entstanden sein, da das Volk, dem das richtige Verständniß desselben im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen war, es sich durch Verwandlung des Ermen in den bekannteren Hermann mundgerecht machte und den jetzt untergeschobenen Grundgedanken durch willkürliche Hinzufügung des letzteren Verses weiter ausführte.“

Der Kampf mit dem Wilderer. (Abbildung Seite 169.) Nichts weniger als gemüthserquickend ist der Anblick der zwei Ringer, welche A. Franck dieser Winterlandschaft zur Staffage giebt, aber wenn er einen der schroffsten Contraste, die das Natur- und Menschenleben bietet, darstellen wollte, so ist ihm dies in hohem Grade gelungen. Des Künstlers Meisterschaft in der Wiedergabe der Schnee- und Eisduftwirkung hat sich hier abermals auf das Glänzendste bewährt. Aus dem hochstämmigen Wald athmet uns die frische Winterluft entgegen; wir waten im Schneegestöber auf dem Waldpfade dahin und können uns an den beschneiten Tannen und Sträuchern nicht satt sehen. Und so geräuschlos treibt selbst der schärfere Wind die Flocken daher, so lauschend still ist rings die ganze in feierlichem Schmuck des blüthenweißen Gewandes prangende Natur, daß es uns selbst ganz feierlich zu Muthe wird. — Da kreischt mitten in diese heilige Stille plötzlich der Wuthschrei zweier Männer, die wilder als reißende Thiere um das Leben kämpfen. Der Forstwart hat den Wildschütz auf frischer That ergriffen; die Jagdbeute liegt noch am Boden. Der Kampf ist entsetzlich; das furchtbare Ringen in der tiefen weiten Waldeinsamkeit — wie wird es enden? Wird der Mann des Gesetzes siegen oder wird der Wilderer ein zweites und das schwerste Verbrechen begehen, das der Schnee bedeckt, bis der kommende Lenz die Decke von dem geheimen Mord hebt? Oder naht bereits ein Warner für Beide, der beider Hände vor vergossenem Menschenblut bewahrt? Jedenfalls hat die Kunst hier ihre Kraft gezeigt, das Herz mächtig zu ergreifen, aber diesmal nicht, um es zu erheben, sondern um es mit dem Fingerzeig, zu was Allem der Mensch fähig sei, niederzudrücken bis zum demüthigsten Gefühl der menschlichen Schwachheit.

Herrn **J. Ktzm.** in **Dresden.** Mohren auf der Bühne finden sich außer in den Stücken, die von Gottschall in seiner „Nationalliteratur“ erwähnt werden, in Shakespeare's „Titus Andronicus“ und „Othello“ und Grabbe's „Herzog Theodor von Gothland“, noch in den folgenden: „Die Mohren“ von Friedrich Wilhelm Ziegler, lange Zeit eines der beliebtesten Repertoirestücke der deutschen Bühne, „Toni“ von Theodor Körner, „Der Traum ein Leben“ von Grillparzer, ein Stück, in welchem der Negersclave Zampa eine Hauptrolle spielt, und Toussaint de l'Ouverture“ von Lamartine.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№. 11. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Ich geize mit meiner Zeit und habe mir deshalb ein wenig Flinkheit angewöhnt,“ sagte die Frau Diakonus lächelnd. „So werde ich ziemlich rasch mit meinen Hauspflichten fertig. Ich habe über sehr viel Mußestunden zu verfügen und bin so glücklich — was viele andere stark beschäftigte Hausfrauen nicht können, nicht dürfen — an meiner geistigen Fortbildung nach Kräften arbeiten zu können. Im vergangenen Winter z. B. habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Bibel vom ersten bis zum letzten Worte, in der Reihenfolge, durchzulesen —“

„Um des geistigen Trostes willen?“ fragte Flora.

„Deshalb nicht — ich bin bibelfest genug, um die Stellen auswendig zu wissen, an die ich mich im Leben zu halten pflege, aber der heiße politisch-religiöse Streit, der jetzt die Welt bewegt, geht auch die Frau an, und wenn man auch nicht zu den Waffen greifen kann, so gilt es doch, sich aufrichtig bekennend einer der Phalangen einzureihen, die hinter den Vorkämpfern stehen, und das kann man nur, wenn man einmal von Allem, was Schule und Predigt überliefern, absieht und möglichst vorurtheilslos an die heilige Schrift herantritt.“

Flora sah ihr mit grenzenlosem Erstaunen, weit offenen Auges in das Gesicht. Die ganze Bibel durchlesen, um der Ueberzeugung willen! Wie entsetzlich trocken und uninteressant! Dazu fehlte ihr, der Poesiereichen, die Geduld. Daß sie sich selbst mit Vorliebe der Welt gegenüber als den ernst grübelnden, forschenden Geist aufspielte, vergaß sie vollständig in diesem Momente, wo sie sich über die unvermuthete geistige Beschäftigung „der strümpfestopfenden, unermüdlich backenden und scheuernden Frau“ gründlich ärgerte. Wie kam denn die dazu, die Pfarrerswittwe, sich auch um die Welthändel zu kümmern? Ah, nun wußte man auch, wer den Doctor verdarb, wer ihm das lächerliche Ideal aufstellte, nach welchem die Frau Köchin und „geistige Gehülfin“ zugleich sein konnte.

Käthe war längst hinzugetreten und hatte der Tante das Präsentirbrett abgenommen. Mit klugem Blicke verfolgte sie die steigende Bewegung in den schönen Zügen der Schwester — sie wußte, daß sie sich zu irgend einer rücksichtslosen Aeußerung hinreißen lassen würde; deshalb bot sie ihr schleunigst den Thee an.

Flora pflückte ungeduldig mit ihren zarten Fingerspitzen an dem Taschentuche auf ihrem Schooße und dankte sichtlich verstimmt, „weil sie noch sehr alterirt sei, um etwas über die Lippen bringen zu können“, wenige Minuten darauf aber sah das junge Mädchen, wie sie eine Bonbonnière aus der Tasche zog und sich mit Eisbonbons erquickte; sie vermied es geflissentlich, in diesem Hause etwas anzunehmen. Sie wollte absolut keine Gemeinschaft mehr mit ihm. Käthe erkannte sehr wohl, daß die treulose Braut mit dem Eintritte in das alte Haus, in die einfach bürgerliche Fremdenstube den letzten Rest von Selbstbeherrschung und erkünstelter Ruhe verloren hatte; sie las in den großen, graublauen, vor verzehrender Ungeduld funkelnden Augen, daß sie dem Momente nahe gekommen sei, wo sie „endlich das Joch abschütteln wolle, abschütteln um jeden Preis“. Durch die Seele der jungen Schwester zog es wie ein inbrünstiges, angstvolles Gebet, daß nur hier, im eigenen Heim des unglücklichen Mannes, die furchtbare Entscheidung nicht erfolgen möge. Zum Glück bemerkte die alte Frau Flora's häßliches Gebahren nicht; sie trug, ahnungslos, daß über ihrem hellen friedlichen Stillleben eine schwarze, unglückbringende Wolke hing, das Geschirr wieder hinaus, nachdem Käthe eine Tasse Thee dankbar angenommen hatte.

Das glühende Abendlicht verblaßte allmählich. Alle Purpurfarbe zog sich aus dem Krankenzimmer zurück und blieb zuletzt nur noch auf der schönen Dame im Fenster liegen — wie ein von dämonischem Feuer umzüngelter böser Engel saß Flora dort.

Die Kranke wurde unruhiger. Sie zupfte und zerrte an der grünseidenen Bettdecke und war sichtlich bemüht, sie fortzuwerfen. „Im Grün ist Arsenik — fort damit!“ flüsterte sie mit der ganzen unheimlichen Hast und Angst des Fiebers vor sich hin.

Käthe vertauschte sogleich die seidene Decke mit der kühlen, weißleinenen des Gastbettes und glättete sie über dem armen hageren Körper, den sie heute im Walde „den Zwerg“ genannt hatten. In den wunderschönen Augen der Kranken lag in diesem Augenblicke keine Spur von Verständniß. Sie rollten wild und wirr unter den halb zugesunkenen Lidern.

„Das thut gut,“ sagte sie, sich unter der Decke streckend. „Und nun lasset sie nicht wieder herein, wenn sie mich mit der vergifteten, heißen Seide ersticken will! Die Großmama ist falsch, wie Alle, die sich im Salon anlügen — sie und der alte Giftmischer, die große Autorität. Ich werde nach ihm schlagen, wenn er seine abscheulichen Finger auf meine Brust drückt,“ zischte sie erbittert durch die Zähne. Sie setzte sich plötzlich auf und ergriff Käthe's Hand. „Nimm Dich vor ihm in Acht, Bruck!“ warnte sie mit aufgehobenem Finger, „und vor der

Großmama auch! Und sie — Du weißt schon, wen ich meine; sie raucht Cigarren und fährt wie toll mit den neuen wilden Pferden, weil Du es verboten hast — sie ist die Falscheste von Allen."

„Sehr verbunden!" flüsterte Flora halblaut mit einem bösen Lächeln und schmiegte sich noch enger in den Polsterlehnen zusammen.

Eine unbeschreibliche Bangigkeit überschlich Käthe, deren Hand mit so innigem Drucke festgehalten wurde. Sie vermied es, den Doctor anzusehen, für den die Fiebernde sie hielt, und welcher, von dem chinesischen Schirme halb verdeckt, am Kopfende des Bettes stand.

„Weißt Du noch, wie es früher war, Doctor?" fuhr Henriette fort. „Weißt Du noch, wie sie die Lakaien durch Wind und Wetter jagte, Dir nach, mit Briefen, vier, fünf an einem Tage? — Weißt Du noch, wie sie, fast toll vor Sehnsucht, Dir entgegenlief, wenn Du nicht zur versprochenen Minute gekommen warst? Und wie sie dann draußen die Arme um Deinen Hals schlang, wild und stark, als wollte sie Dich nie wieder lassen?"

Jetzt fuhr Flora jäh empor; ihre seidenen Gewänder rauschten und zischelten, und sie war so roth im Gesicht, als breite sich noch einmal das ebenversunkene grelle Abendlicht über ihre weißen Wangen. „Gieb ihr Morphium!" rief sie herüber. „Das ist schon mehr Verrücktheit, als fieberhafte Aufregung; sie muß schlafen."

Der Doctor hatte der Kranken kaum erst einen Löffel voll Medicin gereicht; er beantwortete Flora's Aufforderung nur mit jenem halben, flüchtigen Lächeln, mit welchem man über ein thörichtes Verlangen der Unwissenheit hinweggeht, und veränderte seine Stellung nicht im Geringsten; auch die Gluth, die bei Henriettens letzten Worten über sein braunes Gesicht hinflammte, erlosch rasch wieder; er sah ruhig und kalt aus, wie vorher.

Flora sank zornig in ihren Stuhl zurück, wandte sich ab und ließ ihre Augen funkelnd und rastlos über die Gegend draußen hinschweifen.

„Hättest Du damals gedacht, daß sich das ändern würde, Bruck? Daß sie je sagen könnte, es sei ein schwerer Irrthum gewesen?" hob Henriette von Neuem an und umklammerte nun auch mit der anderen brennend heißen Hand Käthe's Rechte. Dem jungen Mädchen stockte fast der Herzschlag; auf den Lippen der Kranken schwebte es, woran bis jetzt Niemand, selbst die Schuldige nicht, mit dem lauten, klaren Wort zu rühren gewagt hatte. Sie bog sich rasch über die Fiebernde und legte ihr instinctmäßig die kühlen Finger auf die Stirn, als könne sie damit den unheilvollen Gedankengang in eine andere Bahn leiten.

„Ah, das kühlt!" seufzte Henriette auf. „Aber weißt Du noch, wie Flora damals Deine Hand von meiner schmerzenden Stirn stieß? Sie war tödtlich eifersüchtig."

Ein halb unterdrücktes höhnisches Auflachen klang aus der Fensterecke herüber. Henriette hörte es nicht. Sie war der Außenwelt völlig entrückt.

„Mich läßt der Schmerz über das, was kommen wird, nicht schlafen," klagte sie und schlang jetzt ihre Finger in einander und drückte sie leidenschaftlich gegen die kranke Brust. „Dann wirst Du unser Haus meiden und ein unglücklicher Mann sein, der nicht einmal unseren Namen mehr auf die Lippen nimmt. Ach, Bruck, was fragt sie danach in ihrer bodenlosen Eitelkeit, die sie Ehrgeiz nennt! Sie wird sich losreißen um jeden Preis."

Käthe hob unwillkürlich die Arme und streckte sie in namenloser Angst über die Kranke hin. Henriette schrie auf. „Nicht die Hand auf den Mund legen, wie der schreckliche Junge im Walde!" stöhnte sie abwehrend.

In diesem Augenblick stand Flora neben der jungen Schwester und schob sie vom Bett weg; in ihren Zügen, in allen Geberden lag ein wilder Entschluß. „Lasse sie ausreden!" sagte sie gebieterisch.

„Ja, ausreden lassen!" wiederholte Henriette halb lallend vor Erschöpfung, aber doch befriedigt wie ein Kind, dem man den Willen thut. „Wer soll Dir's sonst sagen, Bruck, wenn nicht ich — ich? Wer soll Dich warnen, damit Du auf Deiner Hut bist? Halte die Augen offen! Sie fliegt Dir davon, wie die Taube vom Baum, die weiße Kokette; sie will frei sein —"

„Was sie auch faseln mag, eine Wahrheit ist darin," sagte Flora entschlossen dazwischen und trat dem Doctor um einen Schritt näher. „Sie hat Recht, ich kann Dir das nicht sein, was ich versprochen habe; gieb mich frei, Bruck!" setzte sie flehend hinzu und hob die verschlungenen Hände; zum ersten Mal hörte Käthe, wie unwiderstehlich und süß ihre Stimme klingen konnte, wenn sie weich wurde.

Da war das entscheidende Wort gefallen, um das sich monatelang die abscheulichsten Intriguen gedreht hatten. Käthe hatte gemeint, es müsse mit dem ersten Laute den Verrathenen zu Boden schmettern, allein der vernichtende Blitz zündete nicht sichtbar; für das junge Mädchen war die unerschütterte Haltung des Doctors so räthselhaft, wie wenn nach einem mörderischen Schuß der scheinbar Getroffene unversehrt aus dem Pulverdampfe hervorgeht. Ernst und schweigend sah er auf die Bittende nieder, nur blaß war er, blaß wie der Tod. Er verweigerte ihr die Hand, die sie ergreifen wollte. „Zu einer solchen Auseinandersetzung ist hier nicht der Ort —"

„Aber der richtige Augenblick. Ein anderer Mund spricht für mich das aus, was ich seit Monaten auf den Lippen hatte und doch nicht in Worte kleiden konnte —"

„Weil es ein notorischer Treubruch ist."

Sie biß sich auf die Lippen. „Die Bezeichnung ist hart und nicht zutreffend; so fest war unser Bund noch nicht geschlossen; auch bin ich mir bewußt, daß kein anderes Bild das Deine aus meinem Herzen verdrängt hat. Lächle nicht so geringschätzend, Bruck! Bei Gott, ich denke an keinen anderen Mann," rief sie leidenschaftlich betheuernd. „Aber ich will den Vorwurf auf mich nehmen," setzte sie ruhiger hinzu, „um den Preis, daß wir Beide nicht unglücklich werden."

„Mein Glück oder Unglück lasse dabei aus dem Spiele! Du kannst nicht wissen, was ich darunter verstehe, allein so viel wirst Du Dir wohl selbst sagen, daß sie beide nicht in's Gewicht fallen dürfen, wenn es sich um die innere Ehre und Selbstachtung des Mannes handelt. Und nun möchte ich Dich um Deiner kranken Schwester willen bitten, für jetzt zu schweigen." Er wandte sich ab und trat in das nächste Fenster.

Sie ging ihm nach. „Henriette hört uns nicht," sagte sie. Die Kranke war todesmatt in die Kissen zurückgesunken und flüsterte unaufhörlich vor sich hin, wie ein Kind, das sich selbst ein Märchen erzählt; ihr Ohr war allerdings der Außenwelt verschlossen. „Das ist ja keine Entscheidung," fuhr Flora in traurigem, niedergeschlagenem Tone fort. „Ich muß aber ein festes, klar bezeichnendes Wort haben. Warum hinausschieben, was mit einem raschen Entschlusse festgestellt werden kann?" Es war abscheulich anzusehen, wie sie mit Daumen und Zeigefinger am Ringfinger der linken Hand spielend drehte.

Doctor Bruck sah über seine Schulter auf sie nieder. Es fiel Käthe abermals auf, wie er bei aller Kraft und Männlichkeit seiner Gestalt dennoch merkwürdig jung neben ihr erschien. Unter dem vollen Barte sah man beim Sprechen fast mädchenhaft keusch geformte, zartrothe Lippen, und die Ausbiegung an den Schläfen verlief so jugendlich weich, wie bei einem Jüngling; dazu die schlichten anspruchslosen Geberden und die Augen, die so leicht in befremdender Scheu schmolzen und sich seelisch gleichsam tief zurückziehen konnten vor einem anderen Blicke. Jetzt aber ruhten sie fest auf der schönen Dame, die mit ihrem lockigen Scheitel kaum seine Schulter erreichte.

„Was gedenkst Du einzutauschen für das Leben an meiner Seite?" fragte er so plötzlich, so scharf, daß sie unwillkürlich zusammenfuhr.

„Brauche ich Dir das zu sagen, Bruck?" rief sie und strich sich tief aufathmend, wie von einem Alp befreit, die Locken aus der Stirn. „Siehst Du nicht, wie meine ganze Seele danach dürstet, aufzugehen im Schriftstellerberufe? Kann ich das aber in dem Umfange, wie es meine Beanlagung, mein mit heißem Streben gepaartes Talent gebieterisch verlangen, wenn ich die Pflichten einer Frau übernehme? Nun und nimmermehr!"

„Wunderbar, daß Dir dies stürmische Verlangen erst jetzt, erst in den letztvergangenen Monaten gekommen ist, nach dem Du —"

„Nachdem ich neunundzwanzig Jahre lang ohne den

Ruhm leben konnte, willst Du sagen," ergänzte sie schneidend mit dunkel überflammtem Gesicht. „Lege Dir das zurecht, wie Du willst, bringe es auf die Rechnung der Frauennatur, die schwankt und fehlgreift, bis sie das Rechte findet —"

„Weißt Du so gewiß, daß es das Rechte ist?"

„So gewiß, wie die Magnetnadel nach dem Pole zeigen muß."

Er ging schweigend an ihr vorüber, nahm die Medicin vom Tische und trat an das Bett. Die Kranke mußte wieder einnehmen, aber sie war eingeschlummert und hielt mit beiden Händen Käthe's Rechte fest. Es war dem jungen Mädchen, als bewege er sich automatenhaft, als sei der innere Kampf so gewaltig, daß er ihn der Herrschaft über Hand und Fuß und Auge beraube. Sie sah er nicht an; es mochte ihn wohl tief demüthigen, daß diese empörende Scene einen Zeugen hatte, aber litt sie nicht selbst qualvoll durch ihr Bleiben? Sie hatte mehrmals versucht, ihre Hand vorsichtig zurückzuziehen, um zu entfliehen, so weit sie ihre Füße tragen mochten, allein bei der geringsten Bewegung fuhr die Kranke in erschütterndem Schrecken empor.

Er versuchte, der Schlummernden den Puls zu fühlen, Käthe bemühte sich, ihm zu helfen, indem sie die Linke unter Henriettens Armgelenk schob; dabei ruhete ihre innere Handfläche einen Augenblick auf seinen Fingern. Er zuckte zusammen und wechselte so jäh die Farbe, daß sie erschrocken die Hand zurückzog. Was war das gewesen? Machte ihn der innere Aufruhr so nervös, daß ihn jede äußere Berührung entsetzte und mit zornigem Schrecken erfüllte? Sie sah seitwärts scheu zu ihm auf. Ein tiefer Athemzug hob seine Brust, während er sich wegdrehte, um die Medicin auf den Tisch zurückzustellen.

Flora hatte inzwischen unbeschreiblich erregt und ungeduldig einige Male das Zimmer durchmessen. Jetzt trat sie wieder neben den Doctor an den Tisch. „Es war unklug von mir, meine Gefühle so freimüthig zu bekennen," sagte sie mit zornfunkelnden Augen. Sein Schweigen und die Erfüllung seiner Berufspflicht, mit welcher er unbeirrt einen solchen Entscheidungskampf unterbrach, hatten sie furchtbar gereizt. „Du bist ein Verächter des Frauengeistes und gehörst zu den Tausenden von unverbesserlichen Egoisten, welche die Frau um keinen Preis auf eigenen Füßen sehen wollen —"

„Wenn sie nicht stehen kann, allerdings."

Sie legte die kleine, krampfhaft zu einer Faust geballte Hand auf den Tisch und sah dem Sprechenden einen Augenblick mit festgeschlossenen, fast weißgewordenen Lippen in das Gesicht. „Was willst Du damit sagen, Bruck?" stieß sie scharf heraus.

Ein Hauch von Röthe ging ihm über Stirn und Wangen hin, und seine Brauen zogen sich leicht zusammen; er war offenbar eine jener sensitiven Naturen, die ein scharfzugespitzter, auf gegenseitige Verletzung ausgehender Wortwechsel geradezu auf die Folter legt. „Ich will damit sagen," entgegnete er gleichwohl fest und mit anscheinender Gelassenheit, „daß zu diesem ‚Auf-eigenen-Füßen-stehen', zu welchem die strebende Frau vollkommen berechtigt ist, wenn sie damit nicht bereits übernommene ältere Pflichten und das edle deutsche Familienleben schädigt, daß zu diesem ‚Auf-eigenen-Füßen-stehen' ein starker, zäher Wille, ein consequentes Ausschließen der reizbaren weiblichen Eitelkeit und vor Allem wirkliche Begabung, wirkliches Talent erforderlich sind."

„Und die letzteren Eigenschaften bestreitest Du mir?"

„Ich habe Deine Artikel über die Arbeiterbewegung und die Frauenemancipation gelesen." — Jetzt allerdings hatte die sonst so sanft moderirte Stimme des Arztes etwas durchdringend Schneidendes.

Flora fuhr zurück, als sei ein blitzendes Messer auf sie gezückt worden. „Wie willst Du wissen, daß ich die Verfasserin derjenigen Artikel bin, die Du gelesen?" fragte sie unsicher, schwankend, dabei aber seine Züge in fieberhafter Spannung fixirend. „Ich schreibe unter Chiffern."

„Aber die Chiffern circulirten bereits in Deinem großen Bekanntenkreise lange vorher, ehe die Aufsätze das Licht der Oeffentlichkeit erblickten."

Sie wandte einen Augenblick beschämt und verlegen die Augen weg. „Gut, Du hast sie gelesen," sagte sie gleich darauf. „Was soll ich aber von Dir denken, daß Du dieses Streben nie mit einer Silbe berührt, daß Du nicht einmal Dein ungnädiges Mißfallen darüber ausgesprochen hast?"

„Würdest Du darauf hin Deine Feder niedergelegt haben?"

„Nein, und abermals nein."

„Das wußte ich; deshalb ließ ich Dich gewähren bis zu unserer Vereinigung. Es versteht sich ja von selbst, daß die verständige Frau mit dem Manne geht und sich nicht isolirt in Sonderbestrebungen, es sei denn, daß sie bei starkem Pflichtbewußtsein, hochbegabt, ein hervorragendes Talent —"

„Was ich selbstverständlich nicht bin," unterbrach sie ihn mit nicht zu beschreibender Erbitterung.

„Nein, Flora, Du hast Geist, Esprit, aber schöpferisch bist Du nicht," versetzte er ernst den Kopf schüttelnd und in seine gewohnte milde Sprechweise einlenkend.

Secundenlang stand sie wie erstarrt vor diesem unumwundenen Urtheile, das sich unverkennbar auf die festeste Ueberzeugung stützte, dann aber hob sie in einem halbwahnwitzigen Gemisch von gemachtem Jubel und ausbrechendem Grimme die Arme hoch empor. „Gott sei Dank, nun fällt auch die letzte Rücksicht, das letzte Bedenken. Eine Sclavin wäre ich geworden, ein armes, niedergetretenes Weib, dem man den göttlichen Funken der Poesie aus der Seele gerissen hätte, um — das Küchenfeuer damit anzuzünden."

Sie hatte überlaut gesprochen. Die Kranke, die vorhin der gleichmäßige Wechsel der zwei Stimmen allmählich eingeschläfert hatte, fuhr empor und blickte mit weit aufgerissenen Augen um sich. Besorgt eilte der Doctor an das Bett; er reichte ihr die Medicin und legte sanft die Hand auf ihre Stirn. Unter dieser Berührung sanken die erschreckten Augen wieder zu. Hätte sie ahnen können, die arme Leidende, welchen Sturm sie über den unglücklichen Mann heraufbeschworen, sie, die bis dahin Alles aufgeboten hatte, um den unheilvollen Bruch zu verhindern!

„Ich muß Dich ernstlich bitten, die Kranke nicht mehr zu stören," sagte der Doctor, den Kopf in das Zimmer zurückwendend; noch beugte er sich über das Bett und seine Hand lag auf Henriettens Stirn.

„Ich wüßte auch nichts mehr zu sagen," versetzte Flora mit einem mißlungenen Spottlächeln und zog die Handschuhe aus der Tasche. „Wir sind zu Ende, wie Du nach Deinen verletzenden Aussprüchen selbst wissen wirst — ich bin frei —"

„Weil ich Dir ein Talent abspreche, auf welches Du Dich capricirst?" fragte er, mit äußerster Ueberwindung die Stimme dämpfend. Jetzt gewann die Entrüstung die Oberhand in ihm; er stand plötzlich in seiner ganzen imposanten Größe da. Alles, was ihn zuweilen so jünglingshaft erscheinen ließ, der sanfte, treue Blick, die von edler Bescheidenheit und Geduld zeugenden Geberden — Alles war verschwunden; er war ein zürnender, empörter Mann. „Ich frage Dich, um wen ich geworben habe, um die Schriftstellerin, oder um Flora Mangold? Als diese Letztere, und nur als diese hast Du damals Deine Hand in die meine gelegt, recht wohl wissend, daß ich zu denen gehöre, die ihre Frau einzig und allein für sich und ein stillbeglücktes Familienleben, nicht aber als ein in der Welt herumflackerndes Irrlicht haben wollen. Du hast das gewußt; Du hast Dich damals befleißigt, mir das zu werden; Du bist in Deiner sanguinischen Art weit darüber hinausgegangen — denn daß Du selbst die rußigen Töpfe in die Hand nehmen solltest, wie Du in übertriebenem Eifer gethan, würde ich ja nie von Derjenigen verlangen, die das geistig belebende Element, mein Stolz, meine mitfühlende, mitringende Gefährtin in meinem Daheim werden soll."

Er schöpfte tief Athem; nicht ein einziges Mal wichen die strafenden Augen von dem schönen Mädchen, das jetzt so klein und erbärmlich, so unscheinbar vor ihm stand und sich vergebens abmühte, die kühne, trotzig herausfordernde Haltung standhaft zu behaupten.

„Ich habe die Wandlung in Dir vom ersten mißmuthigen Zuge auf Deiner Stirn an bis zu Deiner eben erfolgten Erklärung Schritt für Schritt verfolgt," hub er von Neuem an. „Du bist so unsäglich schwach Deinen eigenen weiblichen Schwächen gegenüber, als da sind Hochmuth, Eitelkeit, Launenhaftigkeit — und doch willst Du die Starkgeistige spielen, willst in Sachen der Frauenemancipation das große Wort reden und für Dein Geschlecht die Urtheilskraft, die Consequenz, das feste

Wollen und deshalb auch die Vorrechte des Mannes in Anspruch nehmen?... Wie ich über Dein ganzes Verhalten denke, was meine eigene Seele dabei durchmacht, ob ich glücklich oder namenlos unglücklich werde, darauf kommt es hier nicht an. Wir haben uns feierlich für das ganze Leben verlobt, und dabei bleibt es. — Man sagt Dir nach, daß Du oft genug grausam mit Männerherzen gespielt und die Betrogenen schließlich dem öffentlichen Spott und Mitleid preisgegeben hast — mich stellst Du nicht an diesen Pranger — darauf verlasse Dich! Du bist nicht frei — ich gebe Dich nicht los. Ob Du eidbrüchig werden willst oder nicht — gleichviel. Ich will mein Wort halten."

„Schande über Dich!" rief sie außer sich. „Wirst Du mich auch zum Altar schleppen, wenn ich Dir versichere, daß ich längst aufgehört habe, Dich zu lieben? Daß ich in diesem Augenblicke, wie ich hier vor Dir stehe, nur mit Mühe den bittersten Haß gegen Dich niederkämpfe?"

Bei diesem furchtbaren Ausbruche erhob sich Käthe; es war ihr allmählich gelungen, ihre Hand zu befreien. Sie eilte mit weggewandten Augen hinaus; sie konnte unmöglich in das Antlitz dessen sehen, der eben eine Art Todesstreich empfangen hatte.

13.

Im Flur, dessen Fenster nach Norden gingen, herrschte schon leichte Dämmerung; nur von der Küche her, in welcher noch der letzte röthliche Abendschein an den Wänden hinspielte, fiel es hell über den rothen Ziegelfußboden.

Die Tante Diakonus stand drinnen am Fenster und wusch das gebrauchte Theegeschirr. Die zurückberufene Köchin sollte erst morgen eintreffen; sie war krank geworden — deshalb lagen die kleinen Hausgeschäfte noch auf den Schultern der alten Frau. Sie nickte Käthe vertraulich mit freundlichem Lächeln zu; nicht die leiseste Ahnung von dem, was sich dort hinter der breiten Flügelthür zutrug, beunruhigte das stillfriedliche, sanfte Frauengemüth. Das junge Mädchen schauerte in sich zusammen und eilte vorüber, hinaus in den Garten.

Es war sehr kühl geworden. Ein starker Zugwind blies scharf und kältend vom Flusse her über ihr Gesicht und die nur von dem Seidenkleide bedeckten Schultern. Mit tiefathmender Brust stürmte sie ihm entgegen. Sie war ein Mädchen mit starkem Empfinden, mit heißem, kräftig kreisendem Jugendblute in den Adern; die Flammen der inneren Empörung brannten auch auf ihren Wangen, in den trockenheißen Augen und züngelten bis in die nervös klopfenden Fingerspitzen.

Sie hatte eben Schreckliches erlebt — welch ein entsetzliches Ringen zwischen zwei Menschenseelen! Und die Schuldige, die es heraufbeschworen, war ihre Schwester — dieser treulose, frivole Frauencharakter, der spielend das ernste Band zwischen Mann und Weib knüpfte, um es bei dem ersten Mißfallen, wie das Gespinnst haltloser Sommerfäden, zu zerreißen und in alle Lüfte hinausflattern zu lassen! Wohl hatte Flora sich diesmal in ihrem Opfer gründlich verrechnet; sie traf auf Stahl, wo sie ein durch die Verurtheilung des Publicums und ihr eigenes systematisch durchgeführtes, allmähliches Erkalten bereits tiefgedemüthigtes Herz leichten Spieles niederzutreten meinte, aber was halfen ihm die Festigkeit und Energie, mit denen er ihr die Stirn bot? Er war doch der Unterliegende. . . .

Käthe trat auf die Brücke, und die Hände auf das leicht erzitternde, schwanke Holzgeländer stützend, sah sie hinab. Die Wasser stürzten und rauschten unter ihren Füßen hin; mit jedem Steinblock, der seinen Platz im Flußbette behauptete, mit jeder starken Baumwurzel, die sich aus der Ufererde zwängte, rangen und stritten sie, daß der Gischt hochauf spritzte, und doch schwebte dort, fern, die bleiche Mondsichel inmitten der spiegelnden Fluth, und es war, als stehe sie unverrückbar still für alle Zeiten. Stand so die Liebe im Menschenherzen? Umstürmten sie vergebens die wildesten Kämpfe, und erblich sie nicht, wo sie verachten mußte, wo ihr Ideal in Trümmer ging? Nein, sie hatte das eben mit angesehen.

Wunderbare Leidenschaft! Schon einmal hatte sie unter dem Dache dort eine Menschenseele durch alle Stadien des Jammers, der Verzweiflung gehetzt. Wie die Tante dem jungen Mädchen neulich auf dem Heimgange erzählte, hatte in dem Hause am Flusse die schöne, junge Wittwe eines Herrn von Baumgarten gelebt. Der Nachfolger ihres Gemahls, der Sproß einer Seitenlinie und ein wunderschöner Cavalier, war täglich vom alten Herrenhause herübergekommen, um in das liebliche Frauenantlitz zu sehen, das sich, von Wittwenschleier und Schneppenhaube umrahmt, aus dem Fenster bog. In das Haus durfte er nicht, denn sie war sehr sittsam. Er war auch oft hoch auf seinem schwarzen Roß über die schmale Holzbrücke geritten und hatte das schnaubende, ungeberdige Thier dicht an die Hauswand gedrängt, um den Athem des schönen Frauenmundes zu spüren und ihre weiße Hand mit heißer Inbrunst zu küssen, und die das mit angesehen, hatten geschworen, daß er nach Ablauf der Trauerzeit die junge Wittwe wiederum als Herrin in das Schloß Baumgarten zurückführen werde.

Aber da war er einmal auf längere Zeit fortgewesen, an einem fremden Hofe, und die Leute hatten der Edelfrau im Hause am Flusse hinterbracht, daß er sich ein junges Ehegemahl aus hochgräflichem Geschlechte mit heimbringen werde. Die schöne Wittwe hatte nur gelächelt und desto emsiger an ihrem Fenster nach ihm ausgeschaut — sie hat an so viel Falschheit nicht geglaubt, bis das Zinken- und Trompetengeschmetter vom Schlosse herüber verkündigt hat, daß der eben zurückgekehrte Herr den Einzug seines jungen, stolzen Weibes mit einem üppigen Banket feiere.

Und Tags darauf war er mit der neuen Schloßherrin über die Holzbrücke geschritten, um sie im Hause am Flusse vorzustellen — die bunten Tulipanen auf ihrem schweren Brokatrock, den sie über den Boden hinschleppte, hatten weithin geleuchtet, und auf dem breiten Fächer in ihrer Hand hatte das hochgräfliche Wappen in Edelsteinen gefunkelt, und das rehfarbene Windspiel, das früher immer vor dem Rosse hergelaufen, war auch mitgekommen, aber diesmal lief es nicht nach dem Fenster, von wo ihm einst die weißen Hände Zucker und Kuchenbrocken herabgeworfen; es rannte ein Stückchen am Flußufer hin und bellte und winselte kläglich — und da schwamm ein schneeweißes Gewand, an dem die Wellen rissen und zerrten, um es mitzunehmen, aber die langen, blonden Flechten an dem blassen Frauenkopfe hatten sich im Wurzelgeflechte der Uferbäume verschlungen und hielten die Todte fest, für ihn, auf daß er noch einmal in die starren, weitoffenen Augen blicken sollte.

Das Fenster, an welchem sie mit der ganzen Zuversicht treuer Liebe gehofft, daß er wieder zu Roß über die Brücke kommen werde, war wohl das dort gewesen, wo Abends die Lampe des Doctors brannte. Dort hatte sie wohl auch gestanden und in bitterer Verzweiflung die Wellen vorbeirauschen sehen, die von dem lustigen Hochzeitshause daher kamen, und das heiße Verlangen hatte sie überwältigt, den schönen Leib in das brausende Gewässer zu stürzen, daß es ihn forttrage weit, weit weg von der Stätte ihres ehemaligen Glückes. Und nun, nach langen, langen Jahren wurde an derselben Stelle der gleiche Herzenskampf durchlitten — nein, nicht der gleiche! War er nicht ein Mann mit starkem Geiste? Ein Mann, den schon sein hoher Beruf auf Erden festhalten und allmählich über das nagende Leid hinwegheben mußte? Und wenn auch das unglückliche Weib, das sich durch einen raschen Sprung aus all dem Jammer in die Grabestiefe rettete, die weißen Arme aus dem Wasser hob, um ihn zu locken — er folgte ihr nicht.... Ein Schrecken durchfuhr sie. Hatte Henriette nicht gesagt: „Wer Flora einmal Liebe gebend gesehen, der begreift, daß ein Mann eher den Tod sucht, als daß er sie aufgiebt"? Und mußte er sie nicht aufgeben, nachdem sie ihm erklärt, daß sie ihn hasse?

Käthe lief angstvoll in den Garten zurück, als tauche dort am dunkelnden Ufer die ertrunkene Edelfrau mit den blonden Flechten empor und greife mit den Händen auch nach ihr.

Es dunkelte. Der Wald, der heute Zeuge eines beispiellos rohen Auftrittes gewesen, breitete sich einförmig schwarz wie ein Sargtuch über den niedrig gewölbten Hügelrücken, und das durchfurchte Ackerland lag glatt und verschlossen da und ließ nicht ahnen, daß Milliarden lebendiger Keime mit kleinen kräftigen Armen unter der Kruste wühlten und drängten, um eine wogende Halmenwelt an das goldene Licht der Sonne zu heben. Droben auf dem Dache knarrten die Wetterfahnen in dem fauchenden Abendwinde, der sich allmählich aufblies, um in der Nacht als brausender Frühlingssturm über die Erde hinzufahren. Das Gezweig der Silberpappeln am Staket schwankte



„Genießen will ich, glühend heiß genießen."

(Frei nach einer bekannten Faust-Tragödie.)

und die noch losen Fichtenäste der halbfertigen Laube knisterten unter seinem wilden Odem. Durchsichtig wie ein Schemen stieg ihr Astgeflecht empor — wenn einst das schattige Grün voll und dicht über dem Holzgerippe hing, wie stand es dann wohl um Alles, was in diesem Augenblick unentwirrt unter der gestaltenden Hand des Schicksals lag? Saß die Tante je dort in dem heißgewünschten grünen Sommerasyl, stillbeglückt, frohen Gemüthes, wie einst im kleinen Pfarrgarten? Wenn ihr Liebling unglücklich wurde, wenn sie ihn verlor, niemals!

Mit scheuem Blick bog Käthe um die westliche Hausecke. Der gedämpfte Schein einer Nachtlampe fiel aus den Fenstern des Krankenzimmers. Noch war der Kampf nicht zu Ende. In der einen Fensternische stand der Doctor, den Rücken dem jungen Mädchen zugewandt, ungebeugt, aber den rechten Arm gehoben, als fordere er Schweigen. Was mochte sie eben gesagt haben, die im dunklen Hintergrund stand, nicht so hoch von Gestalt, daß man mehr hätte sehen können, als die trotzig schüttelnde Bewegung der weißen Spitzenkante über dem goldblonden Schein

der Stirnlöckchen — hatte sie wieder mit Impertinenz an seinen Beruf gerührt?

Käthe fühlte in nervöser Aufregung ihre Zähne zusammenschlagen, aber es kam auch ein Zorn, eine Erbitterung über sie, als müsse sie dazwischen springen und die Treulose mit Gewalt auf ihre Pflicht zurückführen. Sollte sie nicht doch hineingehen, an seine Seite treten und der wortbrüchigen Schwester die ganze Empörung, die ganze Verachtung ihres Mädchenherzens in das Gesicht schleudern? Welch ein Gedanke! Was würde er zu dieser Einmischung einer Dritten sagen? Und wenn er diese Dritte nur mit einem kühlen, befremdeten Blicke maß, wenn er sie schweigend bei Seite schob, wie er neulich mit den „aufdringlichen" kleinen blauen Blumen gethan — in die Erde müßte sie sinken vor Beschämung.

(Fortsetzung folgt.)

Das rothe Quartal.

(März—Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

5. Verhaftet euch untereinander!

Wie ging es derweil außerhalb der „intellektuellen Centralsonne des Weltalls" her? Fand das „hehre" Beispiel, welches Paris gegeben, in den Provinzen Zustimmung und Nachahmung? Was machten die Blauen und was that Monsieur Thiers?

Es ging in den Provinzen nicht so, wie es die Herren vom pariser Stadthause wollten und wünschten. Das „hehre" Beispiel war so ziemlich umsonst gegeben. Die Pulverisirung Frankreichs zu einem Chaos von Kommunen entsprach mit nichten dem Nationalgeschmack. Die internationale Verschwörung hatte zwar in verschiedenen Städten tüchtig vorgearbeitet, und es gingen dann auch auf die Kunde vom 18. März hin da und dort, in Lyon, in Saint-Etienne, in Marseille, in Toulouse, in Rouen, rothe Flatterminen los. Aber eben doch nur Flatterminen oder sogar nur „Feuerteufel", ein bißchen prasselnd und stinkend, aber ohnmächtig, zu zünden und zu sprengen. Diese Krawalle schlug die blaue Regierung unschwer nieder, und der ganze Rummel in den Provinzen hatte ein Ende, nachdem es gelungen war, den Hauptminirer Blanqui zu Castelnau festzumachen. Die fünfzig oder sechzig Tyrannen logen zwar sich selber und ihren Unterthanen bis zuletzt vor, ihre „Brüder" in den Provinzen würden ihnen zur Hülfe heranziehen, massenhaft, unwiderstehlich, Thatsache aber war, und zwar sehr bald, daß die pariser Kommune vom Lande nichts zu erwarten hatte. Die Provinz emancipirte sich diesmal von der Hauptstadt und trieb in ihrer eigenen Manier, welche eine ganz gescheide war, Decentralisation.

Der kleine Thiers draußen in Versailles war unterdessen auch nicht müssig. Im Gegentheil, thätig bis zum Fieber. Er hatte mehr als eine begangene Dummheit gutzumachen, und er machte sie gut. Vorderhand freilich nur theilweise; denn maßen er schon am 25. März eine Streitmacht von 40,000 Mann mit 520 Geschützen zur Hand hatte, so ist wohl die Frage erlaubt, warum Thiers die ganz kopflosen, wahrhaft rührend einfältigen Machenschaften des Admirals Saisset zugelassen und nicht vielmehr einen Angriff auf Paris unternommen habe, der ja am genannten Tage noch unendlich viel leichter gewesen wäre als eine Woche später, wo die Rothen die ganze Umwallung von Paris in ihrer Gewalt und ihre Streitkräfte organisirt hatten. Auch der Forts auf der Südseite der Stadt waren sie leicht Meister geworden, dagegen in dem Versuch, auch der riesigen Citadelle des Mont Valerien sich zu bemächtigen, gescheitert. Ein noch rechtzeitig auf den Mont geschickter zuverlässiger Kommandant hielt an der Spitze einer pflichttreuen Besatzung diese wichtige, die Westfront von Paris deckende Festung für die Blauen, — ein für die Rothen, wie sich bald zeigen sollte, höchst widerwärtiger Umstand. Ein höchst eigenthümlicher, ja in seiner Art einziger war es dagegen, daß die Anwesenheit der deutschen Truppen in den Nord- und Ostforts nicht weniger den Rothen als den Blauen zum Vortheile gereichte. Den Rothen, weil sie demzufolge nur die West- und Südseite der Stadt zu vertheidigen hatten, den Blauen, weil sie nicht die ganze Stadt zu umschließen brauchten und die Kraft ihres Angriffs auf die südliche und westliche Front koncentriren konnten. Aber der Mensch ist eine undankbare Bestie. Nachmals haben Blaue und Rothe brüderlichst mitsammen über die Deutschen geschimpft wie Rohrspatzen und unser oben citirter hochwürdiger Abbé Lamazou hat, vom heiligen römischen Geiste inspirirt, sogar die sublime Entdeckung gemacht, die Kommune sei nichts anderes gewesen als eine „preußische Intrike", item die Kommunisten und Petroleurs seien „beim Bismarck und beim Moltke in die Schule gegangen".

Daß die Rothen über bedeutende Streitkräfte und über ausreichendes Kriegszeug aller Art zu gebieten hatten, ist schon früher dargethan worden. Auch an Generalen fehlte es der Kommune nicht. Freilich waren die Generale von der Sorte der Flourens, Eudes, Brunel, Duval, Bergeret und Lullier, welche an den obersten Stellen befehligen sollten, bis zur Uebernahme des allerobersten Befehls der damit betraute und eilends herbeigerufene Garibaldi eingetroffen wäre. Diesmal war aber der Alte von Kaprera klüger als anno 1870. Eingedenk der Erfahrungen, welche er neulich mit den Franzosen und die Franzosen mit ihm gemacht hatten, blieb er ruhig auf seiner Geißeninsel sitzen.

Es war aber auch kein Spaß, General der Kommune zu sein. Der Revolutionsmythus, der Konvent habe seine Generale so lange zur Guillotine geschickt, bis sich welche gefunden hätten, die zu siegen verstanden, hatte ja im Stadthause bedenklich viel Gläubige und Bekenner. Das Messer der Guillotine zwar machte man vor der Hand nicht zum Kritiker der Strategen und Taktiker, aber man verhaftete sich mehr oder weniger gemüthlich untereinander. Der zweifelsohne mehr als halbtolle weiland Marinelieutenant Lullier wurde schon am 26. März von seinem Bürgerwehrkommando abgesetzt, verhaftet und eingesteckt. Es hieß, von wegen eines Stuhles, welchen er im Feuer der Debatte seinem ehrenwerthen Kollegen Assi an den Kopf geworfen hätte. Am 2. April brach aber der ehrenwerthe Lullier aus und erklärte in Rocheforts „Mot d'ordre", er werde fortan nur mit zwölf Revolvern in der Tasche herumgehen. An demselben Tage ließ die Kommune ihr ehrenwerthes Mitglied Assi verhaften und an den Schatten thun unter der Anschuldigung, ein Weibler und Werber für den Bonapartismus zu sein. Ja, ja, diese ehrenwerthen Bürger von der Kommune hatten der großen Mehrzahl nach vollauf Ursache, einander für verdächtig zu halten.

Am 1. April ernannte die Kommune den verbummelten Mediciner Eudes zum Quasikriegsminister (zum „Delegirten beim Kriegswesen") und den gewesenen Buchdruckereifactor Bergeret, bislang Sergeant in der Bürgerwehr, zum Generalstabschef. Am folgenden Tage hatte dann der Krieg zwischen den Blauen und den Rothen ernstlich angehoben in Folge der Vorschiebung einer Truppenschaar von St. Cloud her bis an die Seine durch den General Vinoy, obzwar Monsieur Thiers der Meinung war, erst dann zum Angriff auf Paris zu verschreiten, wann er über mindestens 130,000 Mann zu verfügen hätte. Eine solche oder noch größere Truppenzahl unter der Tricolore zu versammeln, wurde aber dem Regierer Frankreichs erst möglich mittels Unterhandlungen mit dem deutschen Reiche. Diese Unterhandlungen haben dann auch, wie bekannt, zum Ziele, d. h. viele tausende und abermals viele tausende französischer Officiere und Soldaten aus der deutschen Kriegsgefangenschaft heim und unter die dreifarbige Fahne geführt.

Am 2. April also ging der blutige Tanz los. Eine über die Seinebrücke von Neuilly und bis Courbevoie vorgegangene Erkundungsschar der Rothen stieß dort mit den Vortruppen Vinoy's zusammen und schoß sich mit denselben herum. Die

Rothen sagten, die Blauen, und die Blauen sagten, die Rothen hätten angefangen — natürlich „verrätherisch". Da sich auch die Feuermäuler des Mont Valerien in den Zank mischten, hatten die Rothen bewegliche Gründe, nicht nur über die Seinebrücke, sondern auch hinter die Porte Maillot, d. h. hinter die schützende Umwallung von Paris zurückzugehen. Die Blauen füsilirten in ihren Händen gebliebene Gefangene „sans phrase". Zur Antwort auf die Mordschüsse vom 18. März, sagten sie später. Man sieht, in diesem französischen Bürgerkriege begann es tüchtig zu spaniolen.

Nun braus'te, was roth in der Stadt, gewaltiglich auf. Was, wir sollten uns von dem Nußknacker Thiers und seiner Krautjunker- und Bauernversammlung also mitspielen lassen? Kanonen auf den westlichen Wall! Aux armes, citoyens! Nach Versailles! Nach Versailles! Laßt unsere Generale ihre Schuldigkeit thun, damit wir das vermaledeite Nest des Royalismus und Klerikalismus da draußen ausnehmen und mit einem Schlage unserer hochgelobten Kommune Bahn brechen im schönen Frankreich!

„Unsere Generale" Eudes, Bergeret, Duval und Flourens thaten denn auch richtig ihre Schuldigkeit, hielten Kriegsrath und setzten einen Plan auf, wozu die Vollziehungskommission im Stadthause Ja und Amen sagte. Abends heizte ein Maueranschlag, worin mit Charette's „Chouans", „päpstlichen Zuaven", Trochu's „bretonischen Läuskerlen", „royalistischen Verschwörern" und ähnlichem Zornfutter nicht sparsam umgegangen wurde, den mehr oder weniger heldischen Bürgern tüchtig ein.

Am folgenden Morgen geschah der Ausfall, der aber nicht glänzend ausfiel. Um 4 Uhr in Marsch gesetzt, brachen die Rothen in drei Kolonnen aus der Umwallung hervor. Zur Linken sollte der „General" Eudes über Montrouge auf der Straße von Clermont gegen Villacoublay vorgehen. In der Mitte der „General" Duval über Issy und Meudon gegen Viroflay. Auf der Rechten sollten die „Generale" Bergeret und Flourens Rueil und Bougival zu erreichen suchen. Als Gesammtwirkung dieser drei Ausfallsstöße war ein Vorstoß auf Versailles geplant, „um die Schlange in ihrem Neste zu zertreten". Nun aber gehören zur Ausführung eines Planes bekanntlich immer zwei. Einer, welcher denselben ausführt, und ein anderer, welcher die Ausführung zuläßt. Im vorliegenden Falle versagte der andere den Dienst, d. h. die Blauen schickten die Rothen mit blutigen Köpfen heim, nachdem wiederum insbesondere das mörderische Feuer des Mont Valerien das ganze Unternehmen von vornherein dem Scheitern nahegebracht hatte. Die sämmtlichen „Generale" der Kommune wurden auf allen Punkten geschlagen und der ganze Ausfall schließlich am folgenden Tage hinter die Wälle zurückgeworfen. Zwei der rothen Häuptlinge kehrten nicht wieder in die Stadt zurück. Der phantastische, aber ehrlich-fanatische und tapfere Flourens wurde, mit seinen Truppen von Paris abgeschnitten, am 4. April in einem Hause unweit Rueil, wo er genächtigt hatte, von versailler Gensdarmen, welche von Bauern auf ihn gehetzt waren, überfallen und fiel, den Sabel in der Hand, unter dem Säbel eines Gegners. Den gefangenen Duval ließ der General Vinoy erschießen. Als diesem der Gefangene vorgeführt worden, fragte er ihn: „Was würden Sie mit mir machen, so ich Ihr Gefangener wäre?" worauf Duval als aufrichtiger Mann antwortete: „Sie erschießen lassen." Man that ihm, wie er gethan haben würde. Wie du mir, so ich dir.

Die arme Mutter von Gustav Flourens holte den todten Sohn von Versailles, wohin man ihn gebracht hatte, nach Paris herein. Man hatte ihr den Leichnam ausgeliefert, aber unter der Bedingung, daß die Bestattung ohne Pomp und Demonstration vor sich ginge. So folgten nur die trostlose Mutter mit ihren zwei übrigen Söhnen und ein Priester dem Sarge zum Père Lachaise. Am Tage darauf stand in einem rothen Blatt: „Ein Priester hat Flourens in geweihter Erde begraben. Das ist ein Unglücksschlag über das Grab hinaus." Der Schlag that aber nicht mehr weh Einem, welcher eingegangen war in das große Schweigen, worein ja dereinst der verglühte Erdball selbst versinken wird, mit allen seinen Scheinfreuden und Peinleiden still versinken wird, wie eine verblühte Wasserlilie in die Tiefe sinkt. . . . Aus dem Begräbniß von anderen 31 Gefallenen machte man ein großes Spektakel. Denn wie alle Despoten wußten auch die Stadthausherren, daß man der Menge „panem et circenses" verschaffen müßte. Zugleich wurde eine Proklamation ausgegeben, worin es lapidarisch hieß: „Die Banditen von Versailles erwürgen oder erschießen unsere Brüder, die in ihre Hände gefallen. Wenn sie noch einen einzigen unserer Wehrleute ermorden, so werden wir das mit der Hinrichtung einer gleichen oder doppelten Anzahl von Gefangenen beantworten." Ein Vorwink, aber ein Vorwink mit der Mordkeule auf das Scheusälige hin, was später in La Roquette und anderwärts geschehen sollte. . . .

Am Tage des mißlungenen großen Ausfalls war der Bürger Cluseret von der Kommune zum Delegirten beim Kriegswesen ernannt worden. Dieser neue Kriegsminister durfte sich kecklich General schelten lassen. Vor Zeiten, im Krimkrieg, Kapitain in einem Jägerbataillon, hatte er — man weiß nicht recht warum — den französischen Dienst verlassen, das sicilische Abenteuer Garibaldi's mitgemacht, dann den großen amerikanischen Bürgerkrieg. Ein richtiger Condottiere unseres Jahrhunderts, hatte er die Witterung der Revolution und lief überallhin, wo „etwas los war". Im übrigen war er ein muthiger Soldat und kein ungeschickter Offizier. Seinem organisatorischen Talent und seiner kriegsministerlichen Thätigkeit ist es hauptsächlich auf Rechnung zu schreiben, daß die Rothen Paris so lange gegen die Blauen zu halten vermochten. Er brachte Ordnung und Straffheit in den militärischen Dienst. Mit den aus Buchdruckern und Buchbindern zu „Generalen" gewordenen Nullen machte er wenig Federlesens. Den Hohlkopf Bergeret, welchen die Kommune nach seiner kläglichen Feldherrnprobe vom 3. April zum Stadtkommandanten ernannt hatte, ließ er absetzen und verhaften, um den tüchtigen Polen Dombrowski auf diesen wichtigen Posten zu stellen. In einer unglücklichen Stunde ernannte Cluseret zum Generalstabschef den jungen, begabten, aber vom Ehrgeiz verzehrten und ränkesüchtigen Geniekapitän Rossel, welcher nach dem Falle von Metz sein den Deutschen gegebenes Ehrenwort gebrochen hatte und später von der dreifarbigen Fahne seines Landes zur rothen übergelaufen war, — ein Mensch, welcher den ihm später zutheil gewordenen Tod an dem rothen Pfahl auf der Ebene von Satory wohlverdient hat. Sofort nach seiner Bestallung fing er gegen Cluseret zu ränkeln und zu zetteln an und seinen Machenschaften ist es zweifelsohne in erster Linie zuzuschreiben, daß die Kommune am 30. April ihren Kriegsminister absetzen und verhaften ließ. An seine Stelle trat Rossel als provisorischer Kriegsminister. Weil er aber merkte, daß die übernommene Würde nur eine für seine Schultern viel zu schwere Bürde sei, warf er sein Ministerium schon am 9. Mai der Kommune vor die Füße. Darauf obligate Verhaftung des ausflüpfischen Menschen, der aber mitsammt seinem Wächter, dem Kommunarden Gérardin, aus seinem provisorischen Arrest im Stadthause verduftete und spurlos verschwunden blieb bis zum 8. Juni, wo ihn die blaue Polizei in seinem pariser Versteck abfaßte.

Nach der mit Rossel gemachten Erfahrung wollte die Kommune von keinem Offizier mehr als Kriegsminister wissen und ernannte zum Delegirten beim Kriegswesen den Bürger Delescluze, genannt „der Alte vom Berge", welcher dann die letzten Kämpfe und Krämpfe der Kommune im strengjakobinischen Stile von 1793 diktatorisch geleitet hat. Von jugendauf Verschwörer, hatte er gegen das Julikönigthum, gegen die Pseudorepublik von 1848, gegen das zweite Empire gekämpft und schwere Verfolgungen erlitten. Was er in französischen Gefängnissen und unter der Glutsonne von Cayenne ausgestanden, hatte seinen Leib ausgetrocknet und sein Herz zu Stein gemacht. Dieser lange, hagere, bleiche Graubart sah aus wie der verkörperte Gedanke von Robespierre. Zudem, was hatte er zu verlieren? Nichts. Am 18. März begegnete ein Bekannter dem Bürger Delescluze auf der Straße und äußerte besorgnißvoll: „Und wenn nun die Preußen sich dreinmischen und Paris in Brand schießen?" — „Mir ganz egal," gab der Alte vom Berge zur Antwort; „ich bin nicht Hausbesitzer."

Die alte Jungfer.

Von Hermann Semmig.

Sie sitzt am Fenster, still ihr Haupt,
Das bleiche, drückend in die Hand;
Ihr Auge, kalt und glanzberaubt,
Blickt vor sich hin starr, unverwandt.
Ihr scheint im fröhlichsten Gewimmel
Die Welt ein schweigend wüstes Meer
Mit farblos nebelödem Himmel,
Gleich ihrem Herzen einsam, leer.

Verborgen wuchs sie, Allen fern;
Sie floh den Tanz, ein scheues Reh;
Sie liebte nie; stets einsam gern,
That Keinem sie, ihr Keiner weh.
Nie hing beglückt an liebem Munde
Beglückend sie in holder Scham;
Nie hat verschwiegne süße Wunde
Ihr Herz gepflegt in stillem Gram.

Zwar als ihr Kindertraum zerrann,
Als bei der Nachtigallen Schlag,
Im Glanz der Jugendsonne dann
Der Erde Garten vor ihr lag,
Da hat's in nächtlich süßen Schauern
Gar oft gewogt in ihrer Brust
Von einem sehnsuchtsbangen Trauern,
Von heißer unerklärter Lust.

Dann schlief es unverstanden ein,
Und nur ein tiefes krankes Weh
Schlich sich in ihren Busen ein,
Jungfräulich kalt wie frischer Schnee.
So ohne Thränen, ohne Klage,
So ohne Lächeln, ohne Lust
Verblühten ihre Jugendtage,
Und still und leer blieb ihre Brust.

Zuletzt, als der Verkümm'rung Pein
Sich schon um ihre Lippen zog,
Da war's, als ob ein Sonnenschein
Hell über ihre Züge flog,
Als löste sich nach langen Zeiten
Ihr Herz von einem schweren Bann,
Als müßte sie die Arme breiten
In Hast um den geliebten Mann.

Zu spät! Sie war ihm überreif;
Er sah sie schmerzlich an und ging.
Es war kein Thau, es war wie Reif,
Was da an ihrer Wimper hing.
Dann schloß, daß sie sich selbst betrüge,
Sie lächelnd zu ihr müdes Herz;
O Weib! Durch Deines Lächelns Lüge
Weint doch ein namenloser Schmerz.

So fliegt im Spätherbst noch einmal,
Gleich einem milden Frühlingskuß,
Ein letzter warmer Sonnenstrahl —
Ein Willkomm', ach, und Scheidegruß —
Hin über die erstarrte Welt,
Die er im Frühling nicht verklärte,
Bis dann der Schnee des Winters fällt
Leis auf die todesmüde Erde.

So lächelte ihr Angesicht,
Auf dem die Rosen schon verbluht,
Indeß ihr mildes Augenlicht
Vom letzten Strahle zuckend glüht.
Die Tage fliehn; es kommt die Zeit,
Wo wie des Schnees erste Flocke
Das erste Silberhaar geschneit
In ihre mädchenbraune Locke.

Dann fliegt vielleicht es noch einmal
Durch ihre Seele zitternd bang,
Wie seines Auges süßer Strahl,
Wie seiner Stimme lieber Klang,
Wie auf beschneitem Rosenzweige
Vom Frühling singt ein Vögelein;
Dann neigt sie still ihr Haupt, das bleiche,
Und lächelnd, lauschend schläft sie ein.

Ole Bull auf der Cheops-Pyramide.

Von Adolf Ebeling.

An einem schönen Septembertage des vorigen Jahres saß das schwedische Königspaar unter der Veranda des reizenden Lustschlosses Drottningholm bei Stockholm. Die Königin, von ihrer letzten Krankheit her noch leidend, hatte zu ihrer völligen Wiederherstellung dieses Schloß gewählt, für das sie von jeher eine Vorliebe gehabt und wo sie lieber weilte, als in Ulriksdal oder Rosersberg, und wohl mit Recht, denn Drottningholm ist mehr zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit geschaffen. Ein prächtiger Park und freundliche Gärten dehnen sich weithin und schließen es gewissermaßen von der Außenwelt ab. Freilich braucht man jene Anhöhen nur zu besteigen, um sofort ein wundervolles Panorama vor sich zu haben: Die inselreiche Bucht des Mälarsees und das von vielen großen und kleinen Segeln belebte Meer, und nach der anderen Seite hin Stockholm selbst, mit seinen Thürmen und Palästen, dem Mastenwalde seines Hafens und den dunkelgrünen Bergen im Hintergrunde. —

Ein Kammerherr erschien und meldete einen Besuch, der vermuthlich erwartet wurde, denn die Königin, die zu jener Zeit weder Audienzen ertheilte, noch sonst empfing, machte hier eine Ausnahme.

Der Eintretende war ein hochgewachsener, schlanker Mann von kräftiger Statur, wenn auch bereits in vorgerückten Jahren, was wenigstens sein langes, fast schneeweißes Haar bezeugte, obwohl der Ausdruck seines freundlichen, sympathischen Gesichts ein überaus jugendlicher war. Die Majestäten begrüßten ihn wie einen alten Bekannten und namentlich der König kam ihm mit großer Herzlichkeit entgegen. Dieser Mann war Ole Bull, der berühmte Violinspieler, der vor dreißig und vierzig Jahren zu den bedeutendsten Virtuosen seiner Zeit gehörte und den man damals vielfach, und mit Recht, den zweiten Paganini nannte. In den letzten Decennien fast vergessen (er hatte lange in Nordamerika ein vielbewegtes Leben geführt und sich endlich in seiner Heimath Norwegen dauernd niedergelassen), beabsichtigte nun der alternde, aber noch immer erstaunlich rüstige Mann eine neue Kunstreise durch Europa „und weiter", wie er scherzend hinzusetzte, und kam, um sich bei den Majestäten, die ihm von jeher große Theilnahme bezeigt hatten, zu empfehlen.

Im Laufe des Gesprächs erkundigte sich die Königin bei dem Künstler nach einer neuen Composition, von welcher derselbe schon oft gesprochen und die, wie sie vernommen, jetzt vollendet sei.* Ole Bull erbot sich sogleich, sie vorzutragen, aber der Leibarzt widersetzte sich, weil der Zustand der hohen Frau noch Schonung verlangte. Jene Composition ist ein größeres Tonstück mit Orchesterbegleitung, das unter dem Titel „Saeterbesöget" (Sennhüttenbesuch auf den norwegischen Alpen) unstreitig zu den besten Arbeiten Ole Bull's gehört. Wir werden weiter unten noch darauf zurückkommen.

„Wenn es uns also vor der Hand noch nicht vergönnt ist, Ihre neue Composition zu hören," sagte der König, dem plötzlich eine originelle Idee kam, „so möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Sie treten eine neue Kunstreise an und wollen sogar über Europa hinaus. So kommen Sie vielleicht auch nach Aegypten. Wie wär's, wenn Sie Ihr Stück auf der Spitze der Cheopspyramide spielten? So etwas," setzte der König, der dadurch bewies, daß er den Künstler nur zu gut kannte, lächelnd hinzu, „so etwas ist noch nicht dagewesen und scheint mir für einen Virtuosen sehr verführerisch."

Ole Bull stimmte nicht allein lebhaft bei, sondern nahm sofort den Vorschlag an. Er hatte ohnehin bereits an Alexandrien und Kairo gedacht und faßte nun den festen Entschluß, auch diese beiden Städte zu besuchen und in letzterer den echt königlichen Gedanken, wie er sagte, zur Ausführung zu bringen. Nun ging der König noch weiter und schlug den 5. Februar, den Geburtstag des Künstlers, und zwar seinen Sechsundsechszigsten, als den Tag des Pyramidenconcerts vor, was gleichfalls angenommen wurde. Hierauf beurlaubte sich Ole Bull und wurde von den Majestäten mit den besten Wünschen entlassen.

Der Künstler begab sich nun auf die Reise und spielte zuerst in Kopenhagen, dann in Berlin und Stettin, in Hamburg, Lübeck und Bremen, also in allen jenen Städten, wo er vor drei und vier Jahrzehnten einen so enthusiastischen Erfolg gehabt. Die Zeiten, auch in der musikalischen Welt, waren freilich anders geworden; die moderne classische Schule, namentlich in Berlin, empfing ihn anfangs kühl, und sogar manches herbe Urtheil wurde laut, aber nach und nach gewann er sich die Herzen, und je häufiger er sich hören ließ, um so ungetheilter kehrte der Beifall früherer Zeiten zurück. Es war doch immer der vielbewunderte Virtuose von ehemals, dessen unerreichte Technik Staunen erregte und nach wie vor an sein dämonisches italienisches Vorbild erinnerte. Und doch auch nicht mehr wie früher, denn

* Streng genommen (wie Ole Bull uns selbst sagte) ist diese Composition nicht neu, sondern nur die Erweiterung und Ausarbeitung einer früheren, die der Künstler bereits vor fünfzehn Jahren überall in seinem Vaterlande mit großem Erfolge spielte, und auf die er, eben ihrer Popularität wegen, jetzt bei seinem neuen Auftreten zurückgekommen ist.

der einst dem Jünglinge gemachte Vorwurf des Mangels an Tiefe und Innigkeit traf den bejahrten Mann, der schon an der Schwelle des Greisenalters stand, nicht mehr, und manchen Gegner bekehrte er durch diese neue Seite seines Spiels. Dies gehört indeß nur indirect zum Gegenstande unseres heutigen Berichtes, der ja die Pyramidenfahrt des Künstlers schildern will. Am letzten Januar dieses Jahres schiffte sich Ole Bull in Brindisi nach Aegypten ein. In seiner Begleitung befand sich, außer seinem Impressario, dem Director Hermann, der Hofpianist Emil Bach aus Berlin, ein noch sehr junger Künstler, dem aber die Musikkenner eine glänzende Zukunft prophezeien. Die Reise ging glücklich von Statten und für viele Passagiere, vorzüglich für die Engländerinnen, war Ole Bull, dessen Name bald bekannt geworden, ein Gegenstand unausgesetzter Aufmerksamkeit und Neugier. Aber was Alle hofften und wünschten, wurde nicht erfüllt: der Künstler, der sich von jeher, außer seinem öffentlichen Auftreten, nur in ganz intimen Freundeskreisen hören ließ, blieb auch am Bord seiner Gewohnheit getreu und spielte nicht. Nur in der zweiten Nacht und ohne Wissen Aller, sogar seiner beiden Reisegefährten, begab er sich auf's Verdeck und spielte in die mondverklärte Meeresstille hinaus eine seiner schwermüthigen Phantasieen, die er selten oder nie dem großen Publicum vorträgt. Als der wachthabende Officier und seine wenigen Genossen, die ihren Posten auf der Brücke des Mitteldeckes nicht verlassen durften, die Klänge vernahmen, waren sie auch schon wieder verstummt: so wenigstens erzählte er am nächsten Morgen.

Am Abende des 3. Februar war bereits der Dampfer auf der Rhede von Alexandrien angekommen, mußte aber die Nacht auf offener See bleiben, weil bei der gefährlichen Einfahrt nach Sonnenuntergang keine größeren Schiffe mehr in den Hafen einlaufen dürfen. Am Morgen des 4. Februar stieg endlich Ole Bull wohlbehalten in Alexandrien an's Land.

Um sein dem König gegebenes Versprechen zu halten — denn Kairo liegt noch über dreißig deutsche Meilen südlicher als Alexandrien, und man braucht mit der Eisenbahn sechs Stunden, um diese Strecke zurückzulegen — durfte unser Künstler nicht zaudern, wollte er anders, einmal glücklich so weit gekommen, nun auch den festgesetzten Tag nicht versäumen. Schon am Abend desselben Tages traf er mit seinen beiden Begleitern in Kairo ein, wo der schwedische Consul, der schnell durch ein Telegramm benachrichtigt worden war, den berühmten Landsmann am Bahnhofe empfing und in sein gastliches Haus geleitete. In der Morgenfrühe des nächsten Tages, also am 5. Februar, hielten bereits mehrere Wagen vor der Villa des Consuls, der noch in aller Eile einige Einladungen an verschiedene Freunde hatte ergehen lassen, und gegen zehn Uhr traf die Gesellschaft bei den Pyramiden, dem eigentlichen Reiseziele Ole Bull's, ein.

Eine Pyramidenfahrt an sich ist schon so oft geschildert worden (von uns selbst noch vor anderthalb Jahren in diesem Blatte, bei Gelegenheit einer famosen Bowle im Mondschein), daß wir heute füglich ganz davon absehen können, und sie nur in soweit berücksichtigen, als sie sich auf unseren Künstler bezieht. Die Gesellschaft theilte sich in zwei Parteien: in Diejenigen, die mit hinaufsteigen, und in Diejenigen, die unten bleiben wollten. Die letzteren waren indeß in der Minderzahl, einige Damen und einige ältere Herren; der älteste von allen war übrigens jedenfalls Ole Bull selbst, und dieser hatte bereits die zehn ersten meterhohen Blöcke des ungeheuren Kolosses allein bestiegen und wollte anfangs gar nichts von der Beihülfe der Beduinen wissen, die bekanntlich jeden Hinaufsteigenden zur Unterstützung begleiten. Der kräftige Sohn der norwegischen Berge, dem schon im Knabenalter keine Felskuppe und keine Bergspitze zu hoch oder gar unerreichbar gewesen, fühlte sich trotz seiner sechsundsechzig Jahre, die er gerade an diesem Tage vollendete, so verjüngt, daß er behauptete, sich schämen zu müssen, wenn ihm noch vier oder sechs fremde Arme Beistand leisteten, um auf die Spitze zu gelangen. Weit wichtiger und zugleich Besorgniß erregender war ihm das Hinaufschaffen seiner Geige, und er selbst suchte sich zwei der kräftigsten Beduinen aus, die den Kasten mit seinem kostbaren Inhalte stets vor ihm hertragen mußten. In kaum einer Viertelstunde stand Ole Bull, und zwar der Erste von allen, bereits oben auf dem kleinen welthistorischen Plateau und begrüßte die vaterländische Flagge, die der aufmerksame Consul an dem dortigen Flaggenstock hatte aufziehen lassen. Nach und nach langten auch die übrigen Gäste an, aber von allen Seiten klimmten und kletterten noch die Beduinen hinauf, denn es war unten schnell bekannt geworden, daß ein europäischer König aus dem fernen Norden einen „Spielmann" hergesandt habe, um auf der Pyramide eine große „Fantasia" aufzuführen. Hätte man es in Kairo selbst gewußt, so wäre gewiß die halbe, wo nicht die ganze dort anwesende Touristenwelt hinausgepilgert, in erster Reihe die Engländer und Amerikaner, wenn auch nur, um später daheim erzählen zu können, „mit dabei gewesen zu sein".

Schon hatte Ole Bull Geige und Bogen aus dem Kasten herausgenommen und ein paar kräftige Striche gethan, wie wenn er sich versichern wollte, daß sie unversehrt den gefährlichen Weg zurückgelegt, dann richtete er sich in seiner ganzen Gestalt hoch auf und ließ den klaren Blick einige Minuten lang umherschweifen, um die wunderbare Welt unter ihm zu betrachten. Zu seiner Rechten das Nilthal, bis in die verlorensten Fernen unermeßliche lichtgrüne Gefilde, und zwischen ihnen der breite, majestätische Strom, dessen Wellen wie flüssiges Silber heraufblitzten — zur Linken, gleich unermeßlich und unabsehbar, die lichtgelbe Wüste, von den sanftansteigenden Höhenzügen des libyschen Gebirges begrenzt, und vor ihm zu seinen Füßen die weitgedehnte Khalifenstadt mit ihren Minarets, Kuppeln und Palmengärten, und Alles, Alles im blendendsten Sonnenglanze. Es war wie ein freudiges Aufjauchzen, als er nun plötzlich zu spielen anfing, wie Dankesruf an sein Geschick, das ihm vergönnte, hier oben zu stehen und dies großartig schöne Bild, das Ziel so vieler tausend Wünsche, mit eigenen Augen zu schauen ... dann richtete er sich nach Norden, nach der Himmelsgegend seiner Heimath, und begann seine eigentliche Composition.

Musik beschreibt und schildert sich nicht, vollends nicht in einer kurzen, anspruchslosen Erzählung, wie die unserige ist, so daß wir, wie groß und ergreifend auch der Eindruck war, nur wenige Worte darüber sagen können. In der reinen, windstillen Luft dieser Höhe — der höchsten unter allen Werken von Menschenhand auf der ganzen Erde, — klangen die Töne so durchsichtig und klar und auch wieder so kraftvoll und gewaltig, daß man sich wie von einer magischen Gewalt fortgerissen und in der innersten Seele erschüttert fühlte ... dann klagte es wieder wie zarte Mädchenstimmen; es war die Sehnsucht nach den heimischen Bergen, und dann rauschte es von Neuem wie Triumphgesang eines Helden, der stolz ist auf sein schönes Vaterland.

Wie Uhland den Münsterthurm erzittern läßt, als der junge Goethe oben seinen Namen einmeißelte:

„. . . den Thurm durchfährt ein Zittern,
Vom Grundstein bis zum Knauf;
Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf . . ."

so liegt hier ein ähnlicher Vergleich nahe, und in dem sechstausendjährigen Königsgrabe im Innern der Pyramide mag gleichfalls von diesen Tönen ein Echo nachgeklungen haben. Und damit dieser schönen poetischen Stunde nichts fehle, stiegen, gerade als der Künstler den letzten Saitenstrich gethan, zwei gewaltige Pelikane aus dem Nilthale auf und zogen mit silbernem Flügelschlage nach Norden, wie wenn sie die Kunde von dem glücklichen Gelingen des Unternehmens überbringen wollten. Die Beduinen, diese Naturkinder, die während des Spiels unbeweglich wie Steinbilder im Kreise herumlagerten, sprangen, als der Künstler geendigt hatte, wie elektrisirt auf und riefen ein lautes, wiederholtes „Allah! Allah!" als höchsten Ausdruck ihrer Bewunderung.

So hatte denn Ole Bull sein gegebenes Wort gelöst; kaum nach Kairo zurückgekommen, schickte er ein Telegramm an den König von Schweden, um denselben davon zu benachrichtigen, und schon am Vormittage des nächsten Tages traf die königliche Antwort ein.* Die seltsame Pyramidenfahrt des Künstlers wurde

* Die Telegramme lauten:

„An den König Oscar in Christiania.

Meinem zu Drottningholm gegebenen Versprechen gemäß, spielte ich heute an meinem sechsundsechzigsten Geburtstage auf der Spitze der Cheopspyramide zu Ehren Norwegens und seines geliebten Königs mein Saeterbesöget. Ole Bull."

Und die Antwort des Königs:

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Telegramm und freue mich mit der Königin über alle Ihre Erfolge. Oscar."

natürlich schnell in Kairo bekannt, und der Khedive selbst machte ihm in der Audienz ein Compliment über seinen Muth und seine jugendliche Kraft. Ole Bull gab darauf ein Concert im Opernhause und erntete reiche Lorbeeren, Blumen, Kränze und sogar Gedichte, vorzüglich durch den „Carneval von Venedig", in welchem er seine unglaubliche Virtuosität auf das Glänzendste documentirte. Aber sein norwegisches Alpenlied spielte er nicht wieder.

Er blieb noch einige Tage in der stillen, gastlichen Häuslichkeit des schwedischen Consuls, um dann in Alexandrien ein Concert zu geben und schließlich nach Europa zurückzukehren. Wer aber das Glück hatte, in der schönen schwedischen Villa den Meister im vertraulichen Freundeskreise spielen zu hören, vollends an einem duftigen, lauen Mondscheinabend (der Februar ist Kairos Blüthenmonat) und überdies den liebenswürdigen, gemüthreichen Menschen näher kennen lernte, der bewahrt gewiß dem nordischen Künstler auf lange hin ein sympathisches Andenken, und das um so herzlicher und dauernder, je seltener hier zu Lande derartige Begegnungen und Genüsse sind.

Ein neues Machwerk Tissot's.

In den ersten Tagen des März erscheint von Victor Tissot, dem Autor des bekannten Buches „Reise in's Milliardenland", ein zweiter Theil dieses Werkes: „Die Preußen in Deutschland".

Man wird sich wohl noch erinnern, wie viel Staub dieses „Voyage au pays des Milliards" dies- und jenseits der Vogesen aufwirbelte. In Frankreich machte sich der nationale Chauvinismus über das stark gepfefferte publicistische Gericht her, und in Deutschland war man begreiflicher Weise neugierig, das Bild kennen zu lernen, welches ein so erklärter Feind des neuen Reiches von deutschen Zuständen entworfen hatte. Die vielleicht nicht immer kluge wohlüberlegte Neugierde wirkte magnetartig und dies um so mehr, da die bittere Pille ganz artig gezuckert präsentirt wurde, denn abgesehen von dem etwaigen Werthe seines Buches, abgesehen von dem Grade der Gründlichkeit seiner Studien schreibt Tissot sehr genießbar. Man ärgert sich, ist entrüstet, wünscht den Autor zum Kukuk — aber man lacht. . . .

Man begreift, daß der zweite Theil des „Voyage" bei dem zweifelhaften Rufe, den der Verfasser so rasch erwarb, im Publicum nicht ohne Spannung erwartet wird, und da die menschliche Neugierde nie ihre Rechte aufgiebt, so wird man auch diesmal sich über den Inhalt dieses Buches zu orientiren suchen. Für's Erste ist der Titel „Die Preußen in Deutschland" ein Schlagwort. Die Titel müssen heutzutage sensationell sein, sonst ist mit dem Verleger kein Geschäft zu machen. „Die Preußen in Deutschland" — das sollte eine Skizzirung der Zustände bedeuten, wie die Ereignisse von 1866 und 1871 zu Gunsten von Preußen sie geschaffen haben. Obwohl die verhaßten Prussiens auch in diesem Buche arg mitgenommen werden, ist der Zweck kein exclusiv politischer. Herr Tissot wirft mit seinen Steinen nach jedem Zweige deutscher Cultur.

Als er sich im vorigen Juli eines schönen Abends auf den Weg machte, um das Material für diesen Band zu sammeln, konnte er nicht einmal die Ueberschreitung der germanischen Grenze abwarten, um seinem gepreßten, nach deutschem Blute lechzenden Herzen Erleichterung zu verschaffen. Schon in Namur, im neutralen Belgien, beginnt die Deutschenhetze. Im Verfolg seiner Reise führt die Bahn ihn an Saarbrücken vorüber; natürlich geht es hier ohne eine Suade über den auch deutscherseits anerkannten Heldenmuth der Franzosen nicht ab; die Beschießung Saarbrückens bei der famosen Affaire, wo Lulu die Kugel aufhob, nimmt der Autor auf die leichte Achsel; er findet die ganze Sache „unverfänglich"; er begreift nicht, daß die antifranzösische Presse in Deutschland über die „Asche von Saarbrücken" Krokodilthränen vergossen.

In Coblenz hält Herr Tissot zum ersten Male einen Rasttag. Auch hier — welch ein Glück! — findet sich eine geläufige Zunge — ein Unterofficier — um ihm haarklein Auskunft über den Stand der deutschen Rüstungen zu ertheilen, und in der festen Ueberzeugung, daß „vierzig Armeecorps zu achtzehntausend Mann jedes auf ein Zeichen mobil dastehen können", verfügt sich der Autor in einen Waggon dritter Classe, um das deutsche Reisepublicum im gewöhnlichen Sinne so recht zu beobachten. Diese billige Fahrt ist höchst lehrreich. Erstens entdeckt der Verfasser das wirkliche deutsche Familienleben. Es besteht darin, „daß die guten Familienväter, die Geheim- und Hofräthe sich allein im kleinen Gasthofe ihrer Stadt gütlich thun, während die Weiber und Kinder besagter Hof-, Geheime- und Legationsräthe zu Hause bleiben und Eichelkaffee und Erdäpfel genießen. Die deutsche Frau, namentlich im Süden, ist eine Sclavin, eine Magd. Ihre erniedrigende und grausame Lage erzeugt Entrüstung und flößt Mitleid ein. Das Weib hat die härtesten Arbeiten zu verrichten. Es steht zuerst auf und geht zuletzt in's Bett. Es ist das Lastvieh, eine Maschine im Stricken, Nähen und der Reproduction des Geschlechts, sonst Nichts. In der Familie ist der Vater zugleich Oberhaupt und Richter. Wie unterwürfig (hm, hm!), wie folgsam (hm, hm!), wie zitternd (hm, hm!) sind diese armen und süßen Geschöpfe! Die Tyrannei des Papas ist der Anfang der Erlernung des Respects; bei dieser Race thut ein Bischen Schlagen immer Noth, denn Macht geht vor Recht."

Die schwermüthigen Betrachtungen über das Pariaschicksal deutscher Frauen unterbricht der Eintritt neuer Reisender. Ein Mitglied des Bonner Kriegsvereins erzählt die Enthüllung des Arminius-Denkmals und ein Tiroler Schütze, der von Stuttgart kommt, hat einen Papagei als Preis davongetragen. Das Thier schreit die ganze Fahrt: „Bismarck, Bismarck — Hahnemann, Hahnemann!" Mit diesem letzten Namen ruft der Papagei nach einem Redacteur der Moskauer deutschen Zeitung, welcher auf der Rednerbühne die Drei-Kaiser-Allianz feierte, und den Namen dieses Moskauer Schriftstellers merkte sich unser Papagei auf einmal — sonderbarer Kauz! Was die Schilderung des Mitglieds des Bonner Kriegsvereins anbelangt, so lautet diese gerade wie sie Herr Tissot braucht, um den Franzosen ein deutsches Nationalfest von der lächerlichen abfälligen Seite zu zeigen. Zum Schlusse legt der Bonner seinen Reisegefährten eine mit dem Bildnisse des Arminius geschmückte Denkmünze vor. Das Angesicht des Siegers vom Teutoburger Walde findet in den Augen des Verfassers wenig Gefallen. „Dieser Tropmann de la forêt de Teutobourg," schreibt er, „trägt auf dem Kopfe ein Bärenfell mit zwei Rabenflügeln, die sich wie Eselsohren ausnehmen. Die Lippen sind grausam, wie bei dem Tiger; der Bart ist kraus und struppig. Man erkennt den wahren deutschen Spion, den Verräther, der seine ehemaligen Waffenbrüder in einen Hinterhalt gelockt hat." Bekanntlich wurde in Frankreich zur Zeit des Arminius-Festes diese These von dem Verrathe des Cheruskerfürsten an seinen Alliirten zuerst von den Gelehrten des „Journal des Debats" verfochten und fand natürlich Anklang.

Worms, die Lutherstadt, bietet wenig Anlaß für die Kritik; hier regt sich in dem Verfasser das, wie uns dünkt, ziemlich lebhafte künstlerische Gefühl. Er zollt dem Denkmale des Reformators aufrichtige Bewunderung und scheint von der Synagoge entzückt. Die Erscheinung eines semitischen Fräuleins von idealer Schönheit versetzt ihn förmlich in Ekstase.

Auch Frankfurt hat Herr Tissot ziemlich liebgewonnen, und der Palmengarten, von dem die Bürger der ehemaligen Freistadt mit gerechtem Stolze sprechen, übt auf den französischen Kritikus einen mächtigen Zauber aus. „Die Citoyennes de Francfort — ich kenne keine weiblichen Geschöpfe, die soviel Zauber besitzen und so verführerisch sind. Rubens hätte bei ihnen im Großen und im Kleinen die Najaden und Nymphen seines ‚Gouvernement du Rhin' gefunden. Sie (die Frankfurterinnen) sind zugleich nachlässig, lebhaft, lärmend und dahinschmelzend; ihr Gang ist einer Göttin würdig und erinnert doch zugleich an die Bajaderen; ihr Fleisch ist aus Nectar und Ambrosia geknetet. Ihr blonder und schwarzer Haarwuchs rieselt in wohlriechenden Katarakten auf die marmornen Schultern ꝛc."

Das eigentliche Reiseziel Tissot's ist München, aber da er gerade mitten in der bewegten Wahlperiode reist, macht er unterwegs Halt. Seine erste Station ist Würzburg; man erinnert sich, wie lebhaft hier der Kampf zwischen Ultramontanen und Nationalen tobte. Tissot widmet nun ein ganzes Capitel

der Uebersetzung der verschiedenen Manifeste, die um diese Zeit in den Tagesblättern der Perle Frankens zu lesen waren. Er spricht sich allerdings nicht für die Ultramontanen aus, aber der Ton, den die Nationalen gegen die Priester führen, erinnert den Verfasser „an die rhetorischen Blumen des Père Duchêne, zur Zeit, wo Raoul Rigault die Priester als Geiseln erschießen ließ". Am Abend der für den Ultramontanismus verlorenen Schlacht holt sich Tissot wie gewöhnlich Paroli — im Wirthshause. In einem solchen findet er „zwei Capläne, die ihre langen Pfeifen rauchen mitten in einer Gruppe von dickbäuchigen Spezereihändlern und Bäckermeistern, die dem Generalstabe der katholischen Partei angehören. Die Leute redeten leise, und meine Anwesenheit schien sie zu geniren. Der älteste Caplan allein — wahrscheinlich war er taub — sagte, indem er mit seinem halbgefüllten Bierglase auf den Tisch stieß: Malefiz Preußen!" Von Würzburg geht es nach Nürnberg, und hier ist es das Zellengefängniß, welches auf Tissot eine mächtige Anziehungskraft ausübt. Warum gerade diese besondere Bevorzugung? Ist es, weil es sehr schwer sein soll, die Strafanstalt anders als in erzwungener Weise zu besuchen, oder gilt die Neugierde dem in diesem Gefängnisse eingesperrten Dr. Sigl? Kurz und gut, um sein Begehren zu stillen, miethet Tissot einen zweispännigen Wagen, zieht sich einen neuen Rock an und hofft auf die Wirkungen seiner goldenen Uhr, um dem Dienstpersonale zu imponiren. Es gelingt ihm auch wirklich, den „deutschen Veuillot" durch das Gitterloch seiner Zelle die verschiedenen Majestätsbeleidigungen absitzen zu sehen. Das Schicksal des Redacteurs des „Vaterland" rührt tief die wehmüthige Seele des Verfassers; er ist in dieser Angelegenheit auch mit Andrassy nicht zufrieden und erinnert ihn, daß die Regierungen, in deren Lande der ungarische Graf nach 1849 Schutz suchte, nicht so rasch mit Auslieferungen bei der Hand waren.

Von Nürnberg verfügt sich Tissot nach Bayreuth, und hier muß selbstverständlich das Wagner'sche Theater Materie für einige Seiten Beschreibung und Wagneriana liefern. Der Name des „Tannhäuser"-Componisten hat in Frankreich jene Popularität, die denjenigen anhaftet, welche Heroen eines artigen Scandals gewesen und als solche das tout Paris, wenn auch nur achtundvierzig Stunden, beschäftigten. Der eclatante Sturz des „Tannhäuser", der im Jahre 1861 in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin niedergezischt und niedergebrüllt wurde, der von den Edelleuten des Jockey-Club eingefädelte Krawall lebt heute noch im Andenken jedes Dilettanten fort, und Wagner's Physiognomie taucht dämonenhaft inmitten der heraufbeschworenen Tumultscenen des Gezisches und Gejohles auf; so sind denn auch Anekdötchen über den Chef der Zukunftsmusik sehr gesucht. Tissot analysirt unter Anderen eine ungespielt gebliebene Komödie Wagner's „Eine Capitulation". Es ist ein Potpourri über die Vertheidigung von Paris, worin die verschiedensten Persönlichkeiten in barockster Weise besungen werden. Die Analyse dieser Komödie wurde vom „Figaro" gebracht; sie verursachte hier solchen Aerger, daß Herr Pasdeloup, der Dirigent der volksthümlichen, sehr beliebten Sonntagsconcerte sich nicht mehr traut, den „Tannhäusermarsch" auf sein Programm zu setzen, der sonst fast allwöchentlich einen Bestandtheil des harmonischen Küchenzettels bildete. Von Richard Wagner zu dessen königlichem Gönner giebt es keinen weiten Sprung.*

Die Museen und Sehenswürdigkeiten Münchens werden von Herrn Tissot nach Gebühr gewürdigt. Man mag sich wundern, daß bei all dem Deutschenhasse das künstlerische Gefühl unseres Autors nicht stumpf geworden ist und daß er auf deutschem Boden etwas Verdienstvolles bewundern und der Bewunderung empfehlen kann. Zwar kommt man auch hier nicht ohne einige witzig sein sollende Pointen weg, und nachdem der Verfasser z. B. Kaulbach's Nachlaß, die „Sündfluth", genau und eingehend beschrieben hat, zieht er gegen die politische Tendenz des großen deutschen Malers vom Leder.

* Diesen Sprung, mittelst dessen sich Herr Tissot in das Gebiet persönlicher Betrachtungen über König Ludwig versetzt, machen wir lieber nicht mit, sondern bringen die betreffende Stelle unseres Artikels in Wegfall, einerseits um die Leser nicht mit den albernen Expectorationen des französischen Autors zu behelligen, andererseits aber, weil uns die jüngsten redactionellen Erfahrungen gelehrt, wie selbst harmlose Schilderungen hoher Persönlichkeiten an maßgebender Stelle mißverstanden werden können. D. Red.

„Kaulbach," schreibt Herr Tissot anläßlich des ‚deutschen Erzengels Michel', „hat mit seiner Malerei, wie Wagner mit seiner Musik, eine Culturaufgabe lösen wollen. So meinen heute die Deutschen in ihrem Kampfe gegen Frankreich eine civilisatorische Sendung zu erfüllen. Wenn ein Franzose jenseits der Vogesen ermordet wird, was übrigens bereits geschehen ist, hört man den Mörder gewiß zu seinen Richtern sagen: ‚Ich habe meine Pflicht als guter Bürger erfüllt — habe ich meinem Lande nicht geholfen, seine Culturaufgabe zu erfüllen?' Dahin (zum Raubmorde aus politischen Rücksichten) führt dieser schreckliche Haß, den man von Geburt an dem Kinde einimpft und den später die Schulbücher, die Zeitungen, die Dichtkunst, das Theater, die Schlachtgedenkfeste als patriotische Flamme schüren werden. Mit dieser Auffassung wäre der Patriotismus nur Kannibalismus."

Ehe wir das vor uns liegende Buch schließen, folgen wir noch eine Weile dem Autor bis zu den Gestaden der Nordsee hinauf. Das Hamburger Wohlleben läßt ihn nicht kalt. Er singt ein Loblied auf die Küchen der Elbstadt, feiert die Tingeltangel in Sanct Pauli, und seine angeborene Prüderie leidet nicht zu stark unter den etwas leichtfertigen Schauspielen des Hamburger Berges. Er erzählt mit unverwüstlichem Ernste, daß der Besitzer einer Hamburger Kellerrestauration so dick geworden ist, daß er durch die eigene Thür nicht hinauskann, und daß seit zwei Jahren über die Demolirung dieser zur Gefängnißthür gewordenen Pforte berathen wird. Nicht weniger erfreut zeigt sich Herr Tissot über die Herzensergießungen eines Börsianers in Bremen, der die Zukunft des deutschen Reiches schwarz und düster malt. Dieser Jünger Merkur's, der Herrn Tissot „durch seine gesunde Auffassung der Dinge und durch seine Kenntnisse in Staunen versetzte," versichert, daß „in Varzin Jener zu suchen ist, der die Unordnungen in der Herzegowina geschaffen hat. England" — immer wenn man Herrn Tissot und seinem Jobber glauben soll — „handelte in der ägyptischen Frage auf Antrieb Preußens. Oesterreich ist in Gefahr; seit zehn Jahren wartet Preußen, daß die habsburgische Birne vom Stamme falle. In Wien wird die ganze deutsche Presse vom Reptilienfond besoldet. Die Dreikaiserallianz ist eitler Trug, Oesterreich wird bedroht, und für Rußland ist Sedan, was für Frankreich Sadowa gewesen ist."

Lachet nicht! In vier Wochen wird die gesammte französische Presse den Herzensergüssen des Bremer Börsianers als maßgebendes Stimmungsbild Verbreitung und Autorität verschaffen.

Zum Schlusse unserer Abhandlung über den zweiten Theil des „Voyage au pays des Milliards" erlauben wir uns, den Autor selbst vorzustellen, von dem seit einem Jahre so viel die Rede war. Victor Tissot ist ein geborener Schweizer, ungefähr zweiunddreißig Jahre alt. Kurz nach dem Kriege heirathete er ein Fräulein aus einer angesehenen Straßburger Familie. Für den, der Tissot vor dem Krieg gekannt hat, gewinnt es den Anschein, als hätte er mit seiner Frau auch den glühenden Deutschenhaß der Straßburger erheirathet. Wenigstens war nicht das geringste Merkmal von solchen Empfindungen wahrzunehmen, als Schreiber dieser Zeilen in Genf Tissot kennen lernte. Damals leitete Tissot in Lausanne die conservativ-liberale „Gazette de Lausanne" und erzählte gern Manches aus seinen Studienjahren in Freiburg im Breisgau, Tübingen und Wien. Obwohl er in Lausanne eine angenehme und unabhängige Stellung hatte, zog ihn der Polarstern jedes Aufstrebenden, das leuchtende Paris, mächtig an. Er war der erste französisch schreibende Autor, der Deutschland nach dem Krieg bereiste und sofort entdeckte, was für's französische Publicum paßte. Seine Vorgänger hatten den Stoff als sentimentale Heulmeier, wie z. B. Claretie, oder als Producenten centnerschwerer Leitartikel aufgefaßt. Tissot behandelte Alles anekdotisch; er schnüffelte überall wie ein echter Reporter, besah sich die Dinge von der kleinen Seite und bewegte sich überall mit jenem Aplomb, welcher der Menge imponirt. Als er merkte, daß seine Façon zu arbeiten in fast unverhoffter Weise Anklang fand, forcirte er natürlich die Note und trieb es immer bunter. Nach den sechs ersten Briefen war Tissot recht populär, und die Citate aus seinen Artikeln waren von nun an von obligaten Complimenten über den Scharfsinn, den Geist und die stilistischen Eigenschaften des Verfassers begleitet. So Manche, die Deutschland ebenso gut, vielleicht besser kennen als Herr Tissot, riefen beim Erscheinen des Buches: „Das hätte ich auch getroffen." Nein — versucht ja, getroffen nicht. Tissot hat sein Pariser

Publicum in der Westentasche; er weiß es, wie Keiner, bei seiner schwachen Seite zu fassen; er weiß die Possenreißerei, die Uebertreibung, die Caricatur genau abzuwägen; er versteht es besonders, die Fiber des Nationalhasses in Schwingung zu setzen, wozu selbst ein geborener patriotischer Franzose nicht immer im Stande wäre. Außerdem ist Tissot ungemein belesen. Will er einen Stoff behandeln, so scheut er weder Kosten noch Mühe, um sich alle Bücher, Broschüren, ja selbst Kalender zu verschaffen, die über den Gegenstand Aufschluß enthalten. Ein Freund, der ihn diesen Sommer auf seiner deutschen Reise begleitete, erzählte mir, daß Tissot in jeder Stadt, wo die Beiden hinkamen, zuerst die Buchhandlungen aufgesucht und dort oft stundenlang die staubigen Fächer des Magazins zur Verwunderung des Sortimenters durchstöbert habe, der jede Hoffnung aufgegeben hatte, die schimmeligen Bände noch an den Mann zu bringen. Diese Bibliomanie verhalf Tissot zu manchem Schatz, den er im ersten wie im zweiten Theil seines Buches verwendet.

24. Februar 1876. **A.**

Verkehrsbilder aus Amerika.

Von Rich. Bl—.

1. Der Hudson.

Es ist eine eigene Erscheinung für den Deutschen, der nach langer Abwesenheit von „Drüben" wieder nach Deutschland zurückkehrt, zu bemerken, daß bei uns die Begriffe über Amerika fast noch so verworren und falsch sind, wie sie es waren, als er Deutschland verließ. Es sind drüben so viele Millionen Deutsche, auch Viele, die wirklich im Stande sind, den Ihrigen in der alten Heimath brieflich mitzutheilen, worin die Begriffe, welche man in Deutschland über Amerika hat, unrichtig sind. Es gehen also alljährlich gewiß Tausende von Briefen hinüber und herüber mit Frage und Antwort; diese vertheilen sich nach allen Gegenden Deutschlands, und man sollte denken, sie würden im Laufe der Jahre wesentlich dazu beitragen, falschen Ideen über „das Land der Freiheit", in denen man hier befangen ist, den Garaus zu machen. Aber nein! die vielen Deutsch-Amerikaner, die hierher zu Besuch kommen, die deutsch-amerikanische Presse, die doch auch herüber kommt, die vielen Tausende von Briefen haben scheinbar gar nichts bewirkt. Amerika wurde einmal vor Jahren als das Land, als die eigentliche Heimath aller Hallunken dargestellt, und wirklich noch jetzt trifft man diese Vorstellung bei einem großen Theile des Publicums verbreitet. Die Ursachen für das noch heute vorhandene Vorurtheil sind wohl mit darin zu suchen, daß es noch vor wenigen Jahren von den Kleinstaaten Deutschlands gewagt wurde, schwere Verbrecher nach Amerika zu „begnadigen". Als ob dieses Land eine deutsche Strafcolonie sei! Die der „Begnadigung" folgenden Proteste der amerikanischen Staaten, die darauf wieder folgende Zurücksendung des Begnadigten und die Entschuldigungen der beleidigenden Regierungen hier werden wohl, vielleicht in Folge absichtlicher Verheimlichung, in nicht so weiten Kreisen bekannt geworden sein, wie der Act der „Begnadigung" selbst. Ferner mag noch ein Grund wohl der sein, daß Darsteller wie Ruppius, Gerstäcker und Andere die crassesten Scenen des amerikanischen Lebens den Lesern deutscher Zeitschriften als Alltägliches beschrieben und so die Meinung entstehen mußte, in Amerika sei das Extreme, das Wüste und Außerordentliche an der Tagesordnung.

Es ist etwas entmuthigend, sich sagen zu müssen: „Was Du auch darstellst, es ist bald wieder vergessen, und in kurzer Zeit werden die Vorstellungen, welche durch das Gelesene angeregt wurden, sich wieder verwirren, bald sogar ganz dem Gedächtniß entschwinden, weil eben die vielleicht unbewußte, vorgefaßte Meinung besteht, es sei doch nicht so." Trotzdem will ich versuchen, nach und nach den Lesern der Gartenlaube einige Cultur- und Sittenbilder aus dem Leben des in der Bildung begriffenen Volkes der Vereinigten Staaten vorzuführen, und so ein Scherflein dazu beitragen, irrthümliche Ansichten zu berichtigen.

Nichts macht auf den neu Eingewanderten drüben einen imponirenderen Eindruck, als der fast unbegreiflich rege Geschäftsverkehr in der Stadt der Ankunft, New-York. Alle benachbarten Orte, alle Verkehrsstraßen, welche nach der großen Weltstadt führen, werden mit hineingezogen in den Strudel des Geschäfts der Riesenstadt. Eine solche Verkehrsstraße mit all ihrem Handel und auch mit ihren landschaftlichen Umgebungen und geschichtlichen Erinnerungen zu schildern, sei heute mein Thema.

Die Flüsse Amerikas sind so recht die Hauptadern für die Ansiedelung des Landes gewesen und sind es noch. Am Laufe derselben entstehen nach einander stromaufwärts Ansiedelungen, aus diesen dann Ortschaften, Städte. — Eine der ältesten dieser Adern des großen Reichs ist der Hudson.

Die in früheren Zeiten schwierige, ja wegen der großen Kosten oft unmögliche Aufgabe, von den Stromansiedelungen an den Mündungen der Flüsse nach den neuen Niederlassungen am oberen Laufe derselben Straßen zu bauen, zwang die Ansiedler, die Flüsse selbst als Verbindungsstraßen zu benutzen. Die Folge davon war, daß die Ansiedelungen sich anfangs nur den Flüssen, und zwar hauptsächlich den schiffbaren entlang entwickelten. So erklärt sich die Erscheinung, daß die Flußthäler meist dicht bevölkert sind, während rechts und links nur wenige Meilen vom Flußufer landeinwärts noch jetzt die Bevölkerung spärlich vertheilt ist. — Wie sehr das gerade bei dem Hudson der Fall ist, beweist die Thatsache, daß die Städte und Ortschaften, welche unmittelbar an seinen Ufern liegen, ein Drittel der Gesammtbevölkerung des Staates New-York* bilden, während die Bewohner der sogenannten River-Counties, der dreizehn Grafschaften, welche an den Strom stoßen, gar die Hälfte der Gesammtbevölkerung der sechszig Grafschaften des Staates ausmachen. —

Vom geographischen und physikalischen Standpunkte aus betrachtet, ist der Hudson eine Curiosität, wie sie wohl kaum auf der Erde außer am St. Lorenz- und Amazonenstrome wieder gefunden wird. Das Gefälle des Stromes ist ein so geringes, daß die Ebbe und Fluth sich noch hundertfünfzig englische Meilen** stromaufwärts bei der Stadt Troy fühlbar macht. Diese Erscheinung wäre nicht auffallend, wenn das Land, durch welches der Strom fließt, flach wäre. Aber, im Gegentheile, sind gerade die Ufer des unteren Laufes des Hudson hoch und gebirgig.

Eine fernere Eigenthümlichkeit des Stromes ist seine gewaltige Breite und Tiefe, welche letztere es den tiefst gehenden Schiffen erlaubt, hundertzwanzig englische Meilen stromaufwärts zu fahren. Mit Ausnahme des Durchflusses des Hudson durch die Hochlande von Westpoint hat derselbe von New-York bis zur Stadt Hudson eine Breite, welche nie unter eine englische Meile sinkt. Auch in der engen Passage durch die bewaldeten, steilen Höhen von Westpoint ist seine Breite nirgends geringer als zweitausend Fuß, während er zwischen Yonkers und dem zwanzig Meilen oberhalb gelegenen Sing-Sing über eine geographische Meile breit ist. Die Tiefe des Stromes ist ebenfalls eine ziemlich gleichmäßige.

Auch von der Stadt Hudson an aufwärts, zwischen den Sandbänken und Inseln, zeigt das Hauptfahrwasser des Stromes immerhin noch eine achtunggebietende Breite. Denn sie ist nirgends geringer als fünfhundert Fuß, nur seine Tiefe nimmt bedenklich ab, da sie allmählich bis auf fünfzehn Fuß herabsinkt; bei der gefährlichen „Bank von Castleton" hat der Strom sogar nur eine Tiefe von acht Fuß.

In den Atlanten und Geographien wird der Hudson gegenüber dem Mississippi, St. Lorenz und anderen Strömen, wie natürlich, zurückgesetzt, so daß vielleicht daher in Deutschland die Ansicht Platz gegriffen hat, er sei, als etwas Unbedeutendes, zu übersehen. Und doch, nähme man den Rhein, die Donau, die

* Der Staat New-York ist an Flächenraum genau so groß wie die Staaten Württemberg, Baiern, Sachsen, Braunschweig, Altenburg und Weimar zusammen.

** Etwa dreißig geographische Meilen. Alle folgenden Maße für Entfernung sind in englischen Maßen gegeben. $4^{60}/_{100}$ englische Landmeilen sind eine geographische Meile. Fünftausendzweihundertachtzig Fuß oder $1609\,^{34}/_{100}$ Meter sind eine Meile englisch.



Aussicht auf den Hudson, von dem Fort West-Point aus.
Nach einer nordamerikanischen Vorlage.

Weser, die Elbe und die Seine und leitete sie in ein einziges Flußbett zusammen, so erhielte man noch lange keinen solchen Strom, wie den Hudson. Der Rhein bei Köln ist vierzehnhundert Fuß breit und kaum tiefer als zwanzig Fuß; die Seine, Weser und Elbe sind aber sehr viel wasserärmer, als der Rhein; die Donau ist um ein Geringes größer als derselbe. Rechnen wir aber für die fünf Ströme zusammen sogar fünfmal die Dimensionen des Rheines, so erhielten wir einen Strom von siebentausend Fuß Breite und zwanzig Fuß Tiefe oder einen Wasserquerschnitt von hundertvierzigtausend Quadratfuß. Der Hudson, bei einer Durchschnittsbreite von wenigstens fünftausend Fuß, hat eine Tiefe, welche die des Rheines mehr als zweimal übertrifft, das heißt von mindestens vierzig Fuß, was einen Wasserquerschnitt von zweihunderttausend Quadratfuß ergiebt.

Die Bezeichnung des Hudson als „amerikanischer Rhein“ ist, wenn auch in einigen Einzelheiten zutreffend, doch im Ganzen nicht richtig. Dem Hudson fehlt gar viel, was der Rhein in hohem Maße bietet: für uns Deutsche vor Allem die geschichtliche und nationale Bedeutung jedes Ortes, jeder Höhe, welche sich in den Fluthen des deutschen Stromes spiegelt; ferner sind auf den Hudson keine Lieder, weder Liebes-, Schmerz-, Kriegs- noch Trinklieder gedichtet. Und doch hat auch der Hudson geschichtliche Bedeutung, nationales Interesse — für den Amerikaner.

Am Hudson fehlt einem deutschen Beobachter aber noch Etwas, das er allenthalben in Amerika vermißt — das ist das Singen der Menschen und Vögel. Keine Landschaft, es mag die herrlichste, reizendste sein, wird drüben belebt mit Sang und Lied der Menschen und Vögel. Sie wird auch belebt, aber nur durch das Schnauben der Dampfrosse und das Pusten der Dampfmaschinen der Fabriken — durch die Pulsschläge des geschäftlichen Lebens. Während am Rheine und in der Schweiz hauptsächlich das Gemüthsleben angeregt wird, durch alles Realistische aber unwillkürlich der Genuß des Schönen in der Natur gestört wird, trägt, möchte ich sagen, dieses Realistische in Amerika wesentlich dazu bei, den Hudson, den Mississippi, die großen Seen interessant zu machen.

Es kann den Lesern der Gartenlaube nicht damit gedient sein, sie mit dem landschaftlichen Bilde des Hudson, mit all seinen herrlichen Ufern, deren Villen, Dörfern und Städten bekannt zu machen, denn könnte ich die Schönheiten des herrlichen Stromthals noch so treffend, in noch so hellen Farben ausmalen, so wären sie eigentlich doch nur für Die interessant, welche selbst schon auf den hellen Fluthen des mächtigen Stromes gereist sind, oder an dessen schattigen und malerischen Ufern von der Hitze und dem Staube der Städte sich erholten.

Nein, ich will heute im Wesentlichen nur eine Darstellung des Handels, des Lebens dieses „amerikanischen Rheines“ geben, aber zugleich auch andeuten, warum dem Amerikaner dieser Fluß lieb und theuer ist. Wie der Rhein dem Deutschen freudige und traurige Erinnerungen aus der Geschichte seines Vaterlandes erweckt, so auch der Hudson dem Amerikaner, nur zählen „drüben“ die geschichtlichen Begebenheiten kaum nach soviel Jahrzehnten, wie hier in der alten Welt nach Jahrhunderten.

An den Ufern und in den Seitenthälern des Hudson ist während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges manches heiße Gefecht geschlagen worden; von New-York bis an die Quelle des Stromes hinauf ist kaum ein Fleckchen Erde, welches nicht vom Blute tapferer Patrioten oder verhaßter Feinde geröthet wurde. Gleich oberhalb New-York sind es zuerst die Palissaden, welche in die Geschichte des Landes mit verwoben sind, der steile, tausend Fuß hohe Höhenzug am rechten Ufer des Stromes, über dessen jähe Gipfel einst Washington seinen berühmten Schnellmarsch gegen General York ausführte, der mit der Uebergabe des feindlichen Heeres und mit dem Ende des Krieges, der Erlangung der lang erkämpften Unabhängigkeit endete. Den Palissaden gegenüber liegt das Dorf Dobbsferry, der ehemalige Sitz des großen Alexander Hamilton, der durch die Kugel des Aaron Burr seinem Lande nur allzu früh geraubt wurde. Nur wenige Meilen stromaufwärts hat ein anderer großer Mann gelebt und gedacht, Washington Irving — er hatte seine Villa Sunnyside dicht an das Ufer des Stromes gebaut, in eine idyllische Waldeslandschaft.

Um nun endlich einen Punkt zu nennen, dessen Erwähnung dem Amerikaner Erinnerungen der alten, aber auch neuesten Geschichte seines Landes erweckt, erwähne ich noch West-Point. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges ein amerikanisches Fort, sollte es durch Major André für schnödes Geld an den Feind verrathen werden, doch der Verräther wurde dafür mit dem Tode bestraft. Jetzt ist es die Militär-Akademie der Vereinigten Staaten, wo so viele brave Männer, aber auch so viele Verräther auf Kosten des Landes erzogen wurden, von Ersteren: Mc. Clellan, Meade, Sheridan, Thomas, Grant; von Letzteren: Beauregard, Jackson, Jefferson Davis, Lee. — West-Point ist herrlich gelegen auf dem schönsten Punkte des ganzen Thales. Von ihm aus genießt man stromauf und stromab einer herrlichen Aussicht. Unser Bild stellt den Blick nach Norden, gegen Newburgh zu, dar und spricht mehr für die Schönheit, die Wärme der Gegend, als ich mit meiner trockenen Prosa zu schildern vermöchte.

Doch dem Amerikaner ist der gewaltige Strom hauptsächlich lieb und theuer wegen seiner Wichtigkeit für Handel, Gewerbe und Industrie. Der Fremde kann die Großartigkeit des Handels, der Schifffahrt besonders von einem Punkte übersehen und erkennen, ohne daß er noch weiß, wie viele Tausende und aber Tausende von Tonnen Güter in den Schiffen vor seinen Augen geladen sind. Dieser Punkt ist Croton Point, eine Landzunge südlich der Mündung des Croton-Flüßchens in den Hudson gelegen. Der Beobachter richtet unwillkürlich seine Blicke gegen Süden, denn da fesselt ein eigenes Leben und Treiben die Sinne. Der Strom breitet sich hier bis Yonkers, also auf zwanzig Meilen Entfernung, in einer Breite von sechs englischen Meilen, in dem schönen Rahmen der Haverstraw- und Tarrytownberge, zu einer seeartigen Erweiterung aus, welche Tappan Bay genannt wird. Die Haverstrawberge sind die südlichen Ausläufer der West-Point-Hochlande und schließen sich in der Ferne an die steilen Palissaden an. Das Leben, welches hier der Fluß bietet, ist wohl einzig in seiner Art, und vielleicht nur das der Themse großartiger. Im Sommer wird man wohl selten weniger als hundert weiße Segler zählen, vom stolzen Dreimaster bis hinunter zur zierlichen Segelyacht. Dazu alle die weißen schwangleichen Dampffährboote, welche von Ufer zu Ufer rasch den Verkehr vermitteln, zwischen Yonkers, Tarrytown, Irvington, Sing-Sing, Croton links und Hastings, Pyrmont, Nyack, Haverstraw rechts. Vorbei an den hundert Segelschiffen durchfurchen die mächtigen Passagierdampfer die Fluthen des Stromes, ihren fernen Zielen zueilend, und ziehen die großen Schleppdampfer, mit je dreißig bis vierzig Canalböten hinter sich, mit Lebensmitteln, Baumaterialien, Maschinen, Kohlen, Holz und anderen Landesproducten tief beladen, der großen Metropole zu, oder sie bringen von New-York stromaufwärts, nach den Landdistricten die Waaren südlicher ferner Zonen.

Ein solches Bild des Friedens und Gedeihens sieht man selten; der Anblick bewegt freudig das Gemüth; er erhebt unwillkürlich den Geist zu dem Gedanken, wie mächtig doch der freie Mensch, welche Wunder er schaffen kann mit seinen Waffen, der unbeschränkten Verkehrs-, Handels- und Gewerbefreiheit, daß er in der kurzen Spanne Zeit von zweihundert Jahren ein Land ohne irgend welche Industrie zu einem Gebiete voller arbeitsamer Menschen verwandeln konnte. Und der neu Eingewanderte fragt sich zweifelnd: „Ist denn das wirklich die Heimath aller Hallunken, wie man ‚zu Hause‘ sie bezeichnete, diese reiche, herrliche, rastlos producirende Landschaft!?“

Der Handel, welcher den Strom selber belebt, also die Schifffahrt — denn nur von der will ich sprechen — erhält die meisten Güter von den verschiedenen Canälen, welche vom Hudson aus nach allen Himmelsrichtungen des Staates New-York und Pennsylvaniens, Ohios und Canadas hin sich verzweigen. Da ist gleich an der Mündung des Stromes, der Stadt New-York gegenüber, der Anfangspunkt des Chesapeakecanals, der nach Philadelphia, aber auch nach dem kohlenreichen Schuylkillthal eine Wasserstraße über die Berge schafft. Bei Rondout mündet ein anderer großer Kohlencanal ein, der Hudson- und Delawarecanal, der in's wirkliche Herz der Kohlenbezirke Pennsylvaniens eindringt und täglich drei- bis fünftausend Tonnen des kostbaren Brennmaterials herbeiführt. Von Rondout aus verschifft dann die Hudson- und Delawarecanal- und Coal-Company diese Producte nach allen Theilen des Landes und zwar Alles zu Wasser. In Troy, der Stadt, bei welcher der große Strom aufhört

schiffbar zu sein, münden zwei der wichtigsten Canäle der Vereinigten Staaten, ja der Erde, ein. Der Erie-Canal, auf dessen ebener Wasserstraße der Reichthum, die Ueberfülle des fernen Westens an Getreide und Bauholz, sowie landwirthschaftliche und andere Maschinen den östlichen Staaten und die Cerealien sogar der ganzen Welt zugeführt werden, während auf demselben nassen Wege dem ackerbautreibenden Westen, vom Süden, von New-York her, die Colonialwaaren, Baumwolle etc. zugeleitet werden. Der Champlain-Canal, welcher die Verbindung (zu Wasser) des Hudson, also New-Yorks, mit dem St. Lorenz, mit Quebec und Montreal herstellt.

Außer den Producten, die durch die Canäle der Schifffahrt des Hudson zugeführt werden, ist aber auch der Localschiffsverkehr ein ungemein reger. An den Ufern des Stromes sieht man gewaltige Ziegeleidistricte, die täglich mehr als vier Millionen Steine liefern, dann, von Rondout aufwärts bis Malden, große Thonschieferbrüche, welche die meisten Städte des Ostens der Vereinigten Staaten mit Trottoirplatten versehen; dieser Handelsartikel allein beschäftigt eine eigene kleine Flotte von Schaluppen und Schoonern, deren Hauptauslaufehäfen Rondout und Saugerties sind. Rondout ist außerdem noch ein Fabrikationsort von Cement und Kalk in ganz erheblichem Maße. Eine Fabrik allein fabricirt täglich über fünfzehnhundert Fässer dieses Artikels, und zusammen werden von Rondout aus zwischen zweitausendzweihundert bis zweitausenddreihundert Fässer Cement und Kalk täglich auf den Markt gebracht.

Auch die rein industriellen Producte des Menschengeistes haben an dem großen Strome manche Erzeugnißquelle gefunden; Friedens- und Kriegsmaschinen werden in vielen und großartigen Fabriken hergestellt. An großen Maschinenfabriken sind Peekskill, Poughkeepsie, Newburgh, Albany und vor Allen Troy zu nennen; Cold Spring liefert die Parrot-Kanonen, welche im letzten Rebellionskriege eine so gewichtige Stimme führten. Jede Biegung des Flusses, jede Ortschaft, die seine malerischen Ufer belebt, zeigt neue Niederlassungen des menschlichen Fleißes, und sie alle tragen dazu bei, die Schifffahrt des Stromes zu nähren.

Um nun in kurzer statistischer Uebersicht den Lesern der Gartenlaube noch in Zahlen zeigen zu können, wie bedeutend der Handel auf dem Hudson ist, folge ich dem Berichte des Finanzministers S. P. Chase an den Congreß vom 24. Juni 1864. Ich wähle gerade diese Zeit, weil der Handel des Binnenlandes damals wegen des noch herrschenden Bürgerkrieges im Süden gegen den Importhandel, den transatlantischen Handel zurückstand gegen andere Jahre, andererseits aber seitdem der Importhandel durch Geschäftskrisen und Zollerhöhung bekanntlich so im Verhältnisse abgenommen hat, daß das Jahr 1862 bis 1863 für die Vergleichung des Handels auf dem Hudson mit dem überseeischen Handel recht eigentlich als Normaljahr gelten kann. Nach Chase war die *gesammte* Einfuhr von Handelsgütern in die Vereinigten Staaten im Jahre 1862 bis 1863 7,255,076 Tonnen (1 Tonne gleich 20 Centner), der Betrag der *transatlantischen* Einfuhr aber 3,931,072 Tonnen.

Der Handel auf dem Hudson River für dieses Jahr läßt sich ebenfalls theilweise aus Chase's Bericht zusammenstellen. Chase berücksichtigt bei der Zusammenstellung der Zahlen, welche er angiebt, nur die Güter, die dreihundert Meilen oder mehr Weg zurücklegen müssen, um New-York zu erreichen. Somit hat er den Localverkehr von Albany, Troy und all den Ortschaften am Hudson selbst mit der großen Stadt an der Mündung mit keiner Zahl erwähnt. Ich werde also den Angaben von Chase noch den Betrag dieses Localverkehrs hinzufügen.

Im Jahre 1862 bis 1863 bewegten sich auf dem Hudson von und nach den Canälen an Tonnen 3,400,057

Der Localflußverkehr und der Schiffshandel, der die Güter umfaßt, welche innerhalb einer Entfernung von 300 englischen Meilen von der Stadt New-York aus diesem Hafenplatz zuflossen, betrugen nach dem Bericht des New-Yorker Staatssecretärs für dasselbe Jahr an Tonnen 4,130,433

Wir erhalten demnach als das Gesammtergebniß des Tonnengehalts der Schifffahrt des Hudson . . 7,530,490

Das heißt mit anderen Worten: der Gesammtflußhandel des „amerikanischen Rheins“ ist bedeutender als der Importhandel aller Länder der Welt mit den Vereinigten Staaten.

Ja der Localverkehr, ohne den Handel des Westens, der auf den Canälen sich in den Hudson ergießt, überstieg die Tonnenzahl des transatlantischen Einfuhrhandels noch um ein Beträchtliches.

Von den Eisenbahnen, welche den Flußufern entlang führen, und welche vom Lande aus an dieselben herankommen, will ich heute nicht sprechen, denn sie gehören mehr zur Betrachtung des Handels des ganzen Flußthales, als des Stromes selber.

Sieht man die große, mächtige Fläche des Hudson in der tropischen Gluth des amerikanischen Sommers daliegen, bedeckt mit Hunderten von Schiffen und Dampfern, so kann man sich kaum denken, daß, nur wenige Monate später, dieses Bild ein so ganz anderes sein soll. Statt der glitzernden, belebten Wasserfläche breitet sich dann auch eine glitzernde oder weiße, auch belebte, aber starre, feste Eisdecke vor dem Blicke aus. Denn der Hudson friert jeden Winter so weit zu, wie derselbe frisches Wasser enthält — der salzige Theil desselben, unterhalb Croton, kommt nur selten dazu. Das Eis des Flusses, von Peekskill bis Albany, wird desto dicker, je weiter nördlich man dasselbe untersucht. Bei Peekskill wird es etwa zwölf Zoll, bei Poughkeepsie fünfzehn bis achtzehn Zoll, bei Hudson schon zwei Fuß dick. Diese Eisdecke bildet dann für den Verkehr eine sichere, feste Brücke, über welche die schwersten Lastwagen oder Schlitten ungefährdet von Ufer zu Ufer fahren können. Schreiber dieses hat in einem Schlitten von Rondout nach der gegenüberliegenden Eisenbahnstation Rhinebeck schon acht Tonnen oder hundertsechszig Centner fahren sehen.

Das Eis, sollte man denken, legt dann aber doch im Wesentlichen allen Handel brach, bis die Frühlingssonne das Flußbett wieder öffnet? Aber im Gegentheil! Mit dem Festwerden des Eises belebt sich ein ganz neuer, großer Industriezweig, den man, wenigstens in so großem Maße, hier in Europa gar nicht kennt. Es ist das Eisschneiden und -einhausen — der Eishandel. Er fängt am Hudson etwa am 1. Januar an, da das Eis ungefähr am 15. December fest wird, das heißt aufhört zu schieben und zu rollen. Dabei finden von Peekskill bis Troy etwa sechs Wochen lang über 5000 Menschen und 150 Pferde lohnende Beschäftigung. Am Hudson werden jeden Winter zwischen zweiundeinhalb bis drei Millionen Tonnen Eis gewonnen.

Welchen Umfang der Eishandel Amerikas angenommen hat, beweist der Umstand, daß im Jahre 1870 eine Firma Bostons, welche mit tropischen Ländern Eishandel treibt, allein für Stroh, welches zur Verpackung diente, 60,000 Dollars ausgegeben hat.

Blätter und Blüthen.

Entgegnung. In Nr. 5 der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1876) ist der Lebensversicherungsbank für Deutschland zu Gotha in einer Nachschrift zu der von Herrn Dr. Gallus, Director der Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft, verfaßten Mittheilung eines Beispieles von b trügerischem Mißbrauche der Lebensversicherung der Vorwurf gemacht, daß sie ihrerseits gegen solchen Mißbrauch zu ängstlich sei und in nicht angemessener Weise sich zu schützen suche. Das Schutzmittel, welches der Verfasser dieser Rüge mißbilligt, besteht darin, daß die Verwaltung *dann, wenn weder der Agent, noch der untersuchende Arzt diejenige Person kennt, welche sich zur Versicherung meldet,* über die Aufnahmefähigkeit derselben *solche Mitglieder der Bank* befragt, von denen angenommen werden kann, daß sie aus eigener *Wissenschaft, oder nach gewissenhafter Erkundigung* zuverlässig über gewisse, dem Laien überhaupt zugängliche, für die Aufnahme in Betracht kommende Momente werden sich äußern können und wollen. Das Recht, ja in gewissem Sinne die Pflicht, die *Genossen* bei der Erweiterung der Mitgliederzahl in irgend einer Weise mitwirken zu lassen, wird einer Genossenschaft im technischen Sinne des Wortes Niemand bestreiten. Ja man hält es für selbstverständlich, daß z. B. die Verwaltung eines Vorschußvereines, wenn eines seiner Mitglieder Credit verlangt, sich vor der Gewährung bei anderen Mitgliedern über die Creditwürdigkeit des betreffenden Genossen erkundigt. Warum in aller Welt soll es verwerflich sein, daß eine auf Gegenseitigkeit begründete Lebensversicherungsanstalt, welche doch, wenn nicht der Form, so dem Wesen nach einer modernen Genossenschaft durchaus ähnlich ist, sich bei Aufnahme neuer Mitglieder ebenfalls der Mitwirkung ihrer alten Mitglieder bedient? Der von Herrn Dr. Gallus erzählte Fall macht den erheblichen Werth, welchen eine derartige Mitwirkung geben kann, am besten deutlich. Sollte eine auf Gegenseitigkeit begründete Anstalt, welcher diese Mitwirkung ihrer Verfassung nach zur Verfügung steht, darauf verzichten dürfen? Wenn sie darauf verzichtete, würde man sie mit Recht des Leichtsinns zeihen.

Es ist richtig, die Verwaltung kann mitunter fehlgreifen in der Wahl der zu befragenden Mitglieder. Aber auch die Verwaltung eines Vorschußvereins kann eine parteiische oder geradezu unwahre Antwort erhalten, wenn sie sich bei Genossen über die Creditwürdigkeit eines anderen Genossen erkundigt. Sollte sie um deswillen sich nicht erkundigen? Hier wie dort ist es die Aufgabe der Verwaltung, der ihr zur Verfügung stehenden Mittel zur Erhaltung und Vergrößerung eines soliden Geschäftes sich in verständiger Weise zu bedienen, und dies zu thun, ist die Verwaltung der Lebensversicherungsbank für Deutschland zu Gotha wenigstens eifrig bestrebt. Wenn endlich die Form, deren sich diese Anstalt bei Einziehung der vertraulichen Gutachten bedient, bemängelt wird, so soll nicht geleugnet werden, daß diese Form, obwohl durch langjährige Erfahrung erprobt, verbesserungsfähig ist. Daß aber das benutzte Formular Anlaß gebe zu der Rüge, durch dasselbe werde documentirt, daß die Anstalt selbst ihren Vertrauensärzten nicht traue, kann in keiner Weise zugestanden werden. Denn über ihre **Vertrauensärzte** befragt die Anstalt bei Gelegenheit der Anmeldung neuer Mitglieder ihre Theilhaber **niemals**. Jene Rüge beruht auf einem Mißverständnisse, welches an dieser Stelle aufzuklären uns zu weit führen würde. Nur so viel sei bemerkt, daß die mehrgenannte Anstalt die Gutachten ihrer Vertrauensärzte nicht als „Gesundheitszeugnisse“ bezeichnet.

Gotha, den 2. Februar 1876.

A. Emminghaus,
Director der Lebensversicherungsbank f. D. zu Gotha.

Es ist uns vielfach die Vermuthung ausgesprochen worden, daß die oben erwähnte Nachschrift zu dem Artikel des Herrn Dr. Gallus in Nr. 5 unseres Blattes ebenfalls von diesem Herrn ausgegangen sei. Diese Annahme ist eine durchaus irrige, und erklären wir hiermit ausdrücklich, daß die erwähnte Nachschrift von uns selbst, und zwar ohne Wissen jenes Herrn, verfaßt und dem Artikel angehängt worden ist. D. Red.

Zum hundertjährigen Geburtstage der Königin Louise von Preußen. Die edle Frau, welche in den schwersten Zeiten Deutschlands auf dem Throne der Hohenzollern saß, ist nicht nur unter den deutschen Königinnen aller Zeiten eine der leuchtendsten Erscheinungen, sie ist ohne Frage die am meisten geliebte unter den deutschen Frauen dieses Jahrhunderts. Ein ganzes Volk erblickt in ihr ein strahlendes, nimmer verblassendes Vorbild, und wenn wir unseren Töchtern auf der Bahn des Guten und Schönen einen Leitstern zeigen wollen, so nennen wir ihnen nur den einen Namen, der uns den Inbegriff echt weiblicher Seelengröße und königlichen Geistes bedeutet, den Namen der besten Fürstin, unserer Königin Louise.

Daß diese Empfindungen der Verehrung und Liebe, welche Deutschland schon in den von Fremdherrschaft und Krieg zerrissenen ersten Decennien dieses Jahrhunderts seiner Königin entgegentrug, noch heute bei uns in ungeschwächter Frische wach sind, das beweist die hingebende Wärme, mit der man im ganzen Reiche sich zur würdigen Feier des 10. März, des hundertjährigen Geburtstages der edlen Fürstin, rüstet. Ein Beispiel statt vieler: Der preußische Minister der geistlichen Angelegenheiten hat durch Circularrescript die Verordnung erlassen, daß in allen Schulen der Monarchie an dem Ehrentage der Königin erhebende Festlichkeiten zum Andenken derselben anberaumt und in den Mädchenschulen den besonders fleißigen Schülerinnen zur bleibenden Erinnerung an die Feier passende Prämien zuertheilt werden. Aber nicht nur schnell verrauschende Feste werden vorbereitet, mit jenem Jubeltage soll auch eine Reihe von dauernden Instituten der Menschen- und Vaterlandsliebe in's Leben treten, von denen wir statt vieler nur das eine nennen, welches von einem Comité in Berlin unter Vorsitz des Director Marienfeld (Frobenstraße 33) angestrebt wird und dessen Aufgabe in der Bildung eines Louisenfonds besteht, aus dem begabte Kinder aus den Volksschulen bis zur Erreichung der Selbstständigkeit unterstützt werden sollen.

Die „Gartenlaube“ hat der Königin Louise in Nr. 1 bis 4 des laufenden Jahrgangs in Wort und Bild ein ehrendes Denkmal gesetzt, glaubte aber nicht ohne ein Wort pietätvoller Erwähnung den Tag dürfen verstreichen zu lassen, an welchem sich seit der Geburt der erlauchten Mutter unseres Kaisers ein Jahrhundert vollendet.

Königin Louise hat sich das beste Denkmal in dem Herzen ihres Volkes gesetzt — in ihm wird sie unvergänglich fortleben.

Literarisches Piratenthum und kein Ende! Die Publicistik von heute hat in mancher Herren Ländern ein weites Gewissen, und ein gesetzlicher Schutz, der die Beziehungen der Blätter zu einander, namentlich in Sachen des geistigen Eigenthums, endgültig regelt und ordnet, gehört leider noch immer zu den frommen Wünschen. Das ist schlimm — denn was ist Ehre, was ist Wohlanständigkeit, wenn es sich um die Sonderinteressen gewisser Herren von der Presse handelt? Das Merkbuch der „Gartenlaube“ könnte zur Geschichte der modernen literarischen Wegelagerei ein reichhaltiges Material liefern, wie wir denn unseren Lesern schon zahlreiche Belege für die wahrhaft haarsträubende Anarchie mitgetheilt haben, die heute in den niederen Schichten der Publicistik diesseits und jenseits des Oceans an der Tagesordnung ist.

Hierfür heute ein neues Beispiel.

Die in New-York erscheinenden „**Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz**“ beginnen in ihrer Nummer vom 29. Januar dieses Jahres den Nachdruck der augenblicklich durch unser Blatt laufenden Erzählung „**Im Hause des Commerzienrathes**“ von **E. Marlitt** und weisen ihre Leser in einer Notiz an der Spitze jener Nummer noch ausdrücklich hierauf hin. Seitdem beliebt der Herr Herausgeber, C. Pfirsching, unsere Erzählung, Capitel für Capitel, auf das Ungenirteste abzudrucken, ohne uns darüber auch nur eine flüchtige Mittheilung, geschweige denn das in der gesammten anständigen Presse übliche Aequivalent für den Autor, zukommen zu lassen. Dieser Mangel an journalistischer Lebensweise tritt im Hinblicke auf die der Marlitt'schen Erzählung in jeder Gartenlaubennummer vorgedruckte Bemerkung: „Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten“ in ein um so grelleres Licht. Ohne hier auf einen Act so gemeiner Vergewaltigung weiter einzugehen, begnügen wir uns mit der Erwähnung der nackten Thatsache und überlassen unseren Lesern in der alten und neuen Welt die Beurtheilung dieser — um das Kind schließlich beim rechten Namen zu nennen — publicistischen Spitzbüberei.

Aus Paris. Wir erwähnten mehrmals der etwas willkürlichen Uebersetzung des Marlitt'schen Romans „Die zweite Frau“ in der in Paris erscheinenden „Mode illustrée“. Heute erhalten wir von der Redactrice des Blattes und der Uebersetzerin des Romans folgende Mittheilung:

„Ich halte mich zu der Erklärung verpflichtet, daß Aenderungen in der französischen Uebersetzung des Romans: ‚Die zweite Frau‘ von E. Marlitt, zu denen ich mich, um der in meinen Leserkreisen herrschenden confessionellen Richtung nicht entgegenzutreten, genöthigt glaubte, **ohne Wissen und Genehmigung der Verfasserin** vorgenommen wurden. E. Raymond.“

Die Noth in Schönebeck, über welche alle Tageblätter mehr oder weniger eingehend berichtet haben, schreiet aus Trümmern und Wasserwogen zu den Herzen aller Menschenfreunde. Mehr als vierzig Häuser sind bereits eingestürzt; viele sind total verwüstet. Krankheit und Armuth nehmen unter den so furchtbar heimgesuchten Einwohnern des Städtchens immer größere Dimensionen an, und — schnelle Hülfe ist hier doppelte Hülfe. Wir können es daher nicht unterlassen, dem großen Kreise unserer Leser die Bitte vorzutragen, den zahlreichen Comités zur Unterstützung der Schönebecker — in Schönebeck selbst Buchhändler O. Senff — milde Gaben recht freigebig und möglichst beschleunigt zufließen zu lassen. Möge jede Spende ein Beispiel sein, welches deren viele nach sich zieht!

Die Kostspieligkeit der Leichenbegängnisse in Amerika. Auch in Deutschland kostet es in manchen Gegenden den Hinterbliebenen viel Geld, ihren Todten die letzte Ruhestätte zu bereiten, ja es sind oft die schreiendsten Mißstände, wie Leichenschmauserei, damit verbunden gewesen. Nirgend aber kommen Leichenbegängnisse so theuer zu stehen, wie in den größeren Städten Amerikas, wozu allerdings der Umstand Einiges beitragen mag, daß die Begräbnißplätze von den Städten und Dörfern ziemlich weit entfernt zu sein pflegen.

Ein Begräbniß erster Classe kostet in New-York eine Summe von mehr als zweitausend Dollars, wie nachstehend auseinandergesetzt:

der Sarg von Rosenholz, mit Sammt ausgelegt	300	Doll.
die Sargplatte (der Name und Titel etc. wird gratis eingravirt)	12	„
acht silberplattirte Handhaben	30	„
ein Kasten, den Koffer vor Beschädigung zu schützen	8	„
eine (schon gebrauchte) Eiskiste	15	„
das Bahrtuch	25	„
die Bahre	10	„
zehn Kutschen nach Greenwood (dem Begräbnißplatze)	70	„
acht Paar Handschuhe den Bahrtuchhaltern	20	„
acht Trauerflöre und einen an die Hausthür	10	„
die Gebühr des Undertaker (des Mannes, der alles zum Begräbnisse Nothwendige, einschließlich der Fuhrwerke, herbeischafft und das Ganze leitet) für seine persönliche Anwesenheit	25	„
vier Träger, welche den Sarg aus dem Hause zu tragen haben	6	„
der Küster der betreffenden Kirche, zu welcher der Verstorbene gehörte	15	„
der Organist und das Chor	40	„
Blumen	100	„
Begräbnißplatz	600	„
Todtengräber	5	„
Grabmonument aus Quincygranit und von einem hiesigen Steinhauer angefertigt	900	„
Im Ganzen	2191	Doll.

Selbst in gewöhnlichen Familien, bei Handwerkern z. B., kostet das Begräbniß dreihundert bis fünfhundert Dollars. D.

Kleiner Briefkasten.

An alle Einsender von noch nicht reclamirten Manuscripten hiermit die höfliche Bitte, binnen vier Wochen nach Ausgabe dieser Nummer unseres Blattes über ihre Arbeiten zu verfügen. Alle Beiträge, welche bis zu diesem Termin nicht zurückgefordert worden, werden wir, um aufzuräumen, den Flammen übergeben müssen.

Abonnenten in Osterburg, Goldapp, Memel etc. Der in Nr. 8 erwähnte Torso, nach Anleitung des Prof. Bock modellirt, ist von Herren F. u. G. Steger, Bildhauer in Leipzig, zu beziehen. Preis 36 Mark. Die Verlagshandlung der „Gartenlaube“ kann sich dem Vertriebe der plastischen anthropologischen Lehrmittel nicht unterziehen und bittet, Bestellungen an die oben genannten Herren Verfertiger direct zu richten.

L. Napir in Cöln. Ungeeignet. Verfügen Sie gütigst über das Manuscript.

Ein Dichterling am Rhein. Wir bedauern, von Ihrer Offerte keinen Gebrauch machen zu können.

Einsender in Landeck (Schlesien). Unter dem Begleitschreiben des auf unseren Wunsch eingelieferten Artikels ist die Namensunterschrift nicht zu entziffern, weshalb wir das nicht zu verwendende Manuscript erst nach nochmaliger Angabe Ihrer Adresse retourniren können.

A. V. i. d. Lausitz. Nein. Die Arbeit liegt zu ihrer Disposition bereit.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 12. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Käthe ging schleunigst weiter. Jetzt durchschüttelte Eiseskälte ihren Körper, und das starke Mädchen mit dem sonnenhellen Geiste und den kerngesunden Nerven überschlich ein wunderliches Grauen vor der Einsamkeit, in der sie wandelte, vor dem kraftlosen Licht der bleichgoldenen Sichel am Himmel und dem monoton gurgelnden Gemurmel der vorbeischießenden Flußwellen. Hinter dem Küchenfenster sah sie die Tante neben der blanken zinnernen Küchenlampe sitzen und Gemüse für den morgenden Mittagstisch putzen — ein milder Gegensatz zu der bewegten Scene im Krankenzimmer. So friedlich und beschwichtigend das Bild auch war, dahinein durfte sie sich mit der fieberhaften Spannung in Seele und Körper, mit ihrer Angst vor dem Kommenden nicht wagen; sie hätte ihren erregten Zustand nicht verbergen können vor den klaren Augen der alten Frau.

Die Hausthür stand noch offen, die der Küche aber war geschlossen. Käthe schlüpfte auf den Zehen durch den dunklen Flur und trat in das Zimmer der Tante Diakonus. Hier wollte sie versuchen, ruhiger zu werden, in diesem dunkelnden, köstlich stillen, anheimelnden Stübchen voll Blumenathem und sanft durchwärmter, reiner Luft. Sie setzte sich in den Lehnstuhl hinter dem Nähtisch. Die Lorbeerbäume wölbten sich zur Laube über und neben ihr; die Narcissen, Veilchen und Maiblumen auf den Fenstersimsen dufteten betäubend süß, und der Canarienvogel, der sich's eben im Dämmerdunkel zur Nachtruhe bequem gemacht, hüpfte piepend und erregt in seinem Käfig von einem Stengel zum andern — es war doch Leben neben ihr, wenn auch nur das einer erschreckten Vogelseele. Aber ruhiger wurde sie nicht. Durch diese Räume war die schöne Verlassene im Wittwenschleier gewandelt, und die lächelnden Genien, die noch an der Stuckdecke schwebten, hatten auf ihre Schmerzensausbrüche, ihre Todesnoth niedergesehen. Käthe wehrte sich vergebens gegen die Spukgestalt und den Gedanken, daß auch Bruck den Trennungsschmerz nicht überleben werde. Henriette hatte das gesagt; sie hatte seine tiefe, heiße Liebe in der ersten Verlobungszeit gesehen — sie mußte es wissen.

Die Tante kam herein, um, wie jeden Abend, die brennende Lampe auf den Arbeitstisch des Doctors zu stellen. Sie schloß die Läden, ließ die Rouleaux herab und schürte das Feuer im Ofen; dann ging sie wieder hinaus, ohne das junge Mädchen in ihrer kleinen Fensterlaube bemerkt zu haben. Ihr leiser, schwebender Tritt erlosch schon hinter der Thür, gleich darauf aber hallten feste Männerschritte durch den Flur, und der Doctor trat in das Zimmer.

Er blieb einen Moment an der Schwelle stehen und strich sich tief aufseufzend mit der Hand über die Stirn; er ahnte so wenig wie die alte Frau, daß dort hinter dem dunklen Laub ein Menschenherz in tödlicher Angst klopfe — drückte sich doch die Mädchengestalt, athemlos, wie zu Stein erstarrt, an die Fensterwand. War Alles vorüber? Kam er verarmt, verzweifelnd, ein einsamer Mann für immer?

Rasch durchschritt er die beiden Zimmer und trat an seinen Schreibtisch. Käthe erhob sich lautlos. Mitten im Stübchen der Tante stehend, konnte sie ihn sehen. Der Lampenschein beleuchtete grell und voll sein Profil, das noch alle Symptome aufgestürmter Leidenschaft zeigte. Er war erhitzt, dunkelroth auf Stirn und Wangen, als habe er einen weiten Weg in brennender Mittagsgluth gemacht; selbst die Augenlider erschienen geröthet. Es war auch ein heißer Weg gewesen, ein Weg über Trümmer, zerstörte Illusionen und Hoffnungen — war er am Ende, am öden Ziel, wo die schöne Fata Morgana entschwebte und die ganze schreckhafte Einsamkeit kommender Zeiten ihn anstierte?

Im Stehen schrieb er ein paar Zeilen auf einen Briefbogen und steckte das Blatt in ein Couvert. Das geschah mit hastigen Händen, in fiebernder Erregung. Auch die Adresse wurde in flüchtigen Zügen hingeworfen — wessen Name war es, den er schrieb? Gab es in dieser Stunde, außer der furchtbaren Entscheidung, noch Etwas auf Erden, an das er denken mochte? Der Brief konnte nur für Flora bestimmt sein — ein letztes Lebewohl, oder der zermalmende Richterspruch eines sterbenden Mannes?

Und nun goß er aus einer Caraffe Wasser in das milchweiße Kelchglas, in welches sie neulich ihren Frühlingsstrauß gesteckt hatte, dann schloß er einen kleinen Schrank im Schreibtisch auf und nahm ein winziges Medicinfläschchen heraus; er hielt es gegen das Licht — fünf silberhelle, farblose Tropfen fielen in das Glas.

Bis dahin hatte Käthe mit dem unheimlichen Gefühl, als stehe ihr das Herz still, wie gelähmt an ihrem Platze verharrt, aber nun kam die ganze, allmählich bis in's Maßlose gesteigerte Aufregung ihres Inneren stürmisch zum Ausbruch. Mit einigen raschen Schritten stand sie an seiner Seite und legte die Linke auf seine Schulter; mit der Rechten umfaßte sie krampfhaft seine Hand, die das Glas eben zum Munde führen wollte, und zog sie langsam nieder.

Sie war keines Lautes fähig; ihre ganze Seelenangst, der innere Jammer, das unsägliche Mitleiden, das ihr gleichsam das

Herz zuwendete, malten sich in den braunen Augen, die in flehender Beredsamkeit die seinen suchten. Sie fuhr zurück. Gott im Himmel, was hatte sie gethan! Unter dem großen, erstaunt fragenden Blicke, der sie traf, sank sie vor Scham fast in die Kniee. Einige unarticulirte Worte stammelnd, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und brach in ein bitterliches Weinen aus.

Er begriff augenblicklich Alles. Das verhängnißvolle Glas auf den Tisch stellend, nahm er bestürzt ihre Hände und zog sie an sich. „Käthe, liebe Käthe!" sagte er mit bebender Stimme und sah in das thränenüberströmte Antlitz, das sie mit einem sanften Neigen des Kopfes wegzuwenden suchte. In diesem Augenblicke erschien das prächtige, imponirende Mädchen vollkommen als das, was sie an Jahren, an Erfahrung, an fleckenloser Seele in Wirklichkeit war — als die Jugend in ihrem unangetasteten Glanze warmen rückhaltslosen Empfindens, aber auch in dem hülflosen Schrecken über eine ungeahnte Wendung.

Sie entzog ihm leise die Hände und trocknete in Hast ihre Augen mit dem Taschentuche. „Ich habe Sie schwer gekränkt, Herr Doctor," sagte sie, immer noch mit den Thränen kämpfend. „Ich habe eine Tactlosigkeit begangen, die Sie mir ganz gewiß nie vergessen werden. Ach Gott, wie konnte ich mich nur in diese wahnwitzige Vorstellung so verrennen, daß" — sie biß sich auf die Unterlippe, um das krampfhafte Zucken ihres Mundes zu unterdrücken. „Gehen Sie nicht zu streng mit mir in's Gericht!" setzte sie mit sinkender Stimme hinzu. „Das, was ich heute schon durchleben mußte, genügt wohl, um auch einen stärkeren, als meinen Mädchenverstand, zu verwirren."

Er sah sie kaum an; nur von der Seite streifte sein Blick den schönen, jugendlichen Mund, als wolle er nicht zeigen, wie leid ihm diese bittere Selbstanklage thue, und wie fassungslos er selbst sei. Nun aber glitt das seelenvolle Lächeln, das sie schon kannte, leise durch seine Züge.

„Sie haben mich nicht gekränkt," sagte er tröstend, „und wie sollte ich es wohl anfangen, mit Ihrem lauteren Gemüthe in's Gericht zu gehen? Was Sie sich für eine Vorstellung von meinem Charakter, meiner Denkart, meinem Temperament gemacht haben mögen, um zu einem solchen Schlusse zu kommen — ich weiß es nicht; ich will darüber auch gar nicht grübeln, noch weniger aber widerlegen. Mir hat dieser Irrthum einen Lebensmoment gebracht, den ich allerdings nicht vergessen werde. Und nun beruhigen Sie sich, oder vielmehr, erlauben Sie mir, daß ich als Arzt meine Pflicht thue!" Er ergriff das Glas und hielt es ihr hin. „Nicht die Ruhe, die Sie fürchteten, wollte ich in diesem Tranke suchen" — er brach ab und hielt einen Augenblick inne. „Ich habe mich hinreißen lassen, heftig und leidenschaftlich zu werden, noch dazu am Krankenbette," hob er von Neuem an; „das könnte ich mir nie verzeihen, wenn ich nicht bedächte, daß ich doch auch, wie jeder Andere, Blut und Nerven habe, die mit dem guten Willen um die Herrschaft streiten. Ein paar Tropfen davon," er zeigte auf das Medicinfläschchen, „genügen, um die nervöse Aufregung zu dämpfen."

Sie nahm das Kelchglas, das er ihr bei diesen Worten nochmals bot, aus seiner Hand und trank es folgsam bis zur Neige leer.

„Nun aber möchte ich Sie um Verzeihung bitten, daß Sie eine so häßliche, aufregende Scene, wie die da drüben, mit ansehen mußten," sagte er ernst und nachdrücklich. „Ich bin dafür verantwortlich; denn es hätte in meiner Macht gelegen, sie mit einigen zur rechten Zeit gesprochenen Worten zu verhindern." Er lächelte so bitter, so schneidend, daß es dem jungen Mädchen durch die Seele ging. „Mich plage der leidige Bettelstolz, sagen einige meiner Herren Collegen — die wenigen, die mich aus purer Gutmüthigkeit noch nicht ganz haben fallen lassen — sie behaupten das, weil ich nicht zu den ‚lauten' Leuten gehöre. Dieser ‚Bettelstolz' ist zu einer Art von Kassandrafluch für mich geworden. Die Welt nimmt das Schweigen für Unfähigkeit, für Mangel an Urtheil, und so hält man es gar nicht für nöthig, sich mir gegenüber einen moralischen Zwang anzuthun. Ich sehe Menschen, die sich als geniale, geistreiche Naturen äußerlich geriren, plump und täppisch vorgehen und kann ihr Handeln und die damit verknüpften Ereignisse mathematisch genau voraussagen — o, dieser Ekel!" Er stieß leicht mit dem Fuße auf den Boden und schüttelte sich, als gelte es, ein verabscheutes Reptil von sich zu werfen.

Noch war er weit entfernt von der Herrschaft über sein empörtes Blut; noch stürmte die Bewegung heftig in ihm, und das frivole Wesen, das mit frevelnder Hand diese harmonische Natur aus den Fugen gerissen, dort sah es von der Wand hernieder, im weißen Iphigenia-Gewande an eine Säule gelehnt, mit gefalteten, lässig herabgesunkenen Händen und einem lieblich gedankenvollen Aufblicke; fast fromm sah das dämonische Mädchen aus. Damals hatte sie noch um seine Liebe, seinen Beifall geworben; damals war sie noch entschlossen gewesen, sein Ideal zu verwirklichen und dem künftigen „berühmten Universitätsprofessor" die waltende gute Fee seines Daheims zu werden. Sie wäre es doch nie geworden; gerade das wäre der Boden gewesen für ihre Sucht, als schaffender Geist zu brilliren. Er hätte einen besuchten Salon, aber kein Daheim, eine in unbefriedigtem Ehrgeize sich verzehrende Weltdame, aber kein wahrhaft liebendes Weib, keine „mitringende, mitfühlende Gehülfin" gehabt. Dagegen war er ja auch nicht mehr blind — und doch gab er sie nicht frei. Oder war nun doch das Band gelöst, nachdem Flora ihm so unumwunden den Ausdruck ihres Hasses in das Gesicht geschleudert hatte? Käthe wußte ja nicht, was sich nach ihrem Hinausgehen ereignet, soviel aber sagte sie sich, daß ihr längeres Verweilen hier in seinem Zimmer nicht statthaft sei, mochte der Würfel gefallen sein, wie er wollte.

Der Doctor hatte den finsteren Blick aufgefangen, den sie auf das Bild geworfen, und sah nun, daß sie sich zum Gehen anschickte.

„Ja, gehen Sie," sagte er. „Henriettens Kammerjungfer ist gekommen und hat bereits ihr Pflegeramt angetreten. Der Zustand der Kranken ist derart, daß Sie getrost in die Villa zurückkehren können, um der Frau Präsidentin, wie sie es lebhaft zu wünschen scheint, beim Thee Gesellschaft zu leisten; sie fühle sich so sehr vereinsamt, ließ sie herüber sagen. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie können unbesorgt gehen; ich wache treulich über Ihre theure Kranke," wiederholte er nachdrücklich, als sie lebhaft zu protestiren versuchte. „Aber geben Sie mir noch einmal die Hand!" Er hielt ihr die seine hin, und sie legte rasch und willig ihre schlanken Finger hinein. „Und nun, was man Ihnen auch heute noch sagen mag, lassen Sie sich nicht verleiten, mich zu verurtheilen! Schon in den nächsten Tagen wird sie," er nannte den Namen nicht und neigte nur, ohne hinüberzublicken, bitterlächelnd den Kopf nach Flora's Bild, „ganz anders denken, und das ist's, was mich consequent bleiben heißt; ich darf nicht den Vorwurf auf mich nehmen, als hätte ich einen günstigen Moment — auszunutzen verstanden."

Sie sah befremdet zu ihm auf, und er neigte bedeutsam und so sonderbar resignirt den Kopf, als wollte er sagen: „Ja, so steht es," aber über Beider Lippen kam kein Wort.

„Gute Nacht, gute Nacht!" sagte er gleich darauf — er ließ mit leisem Drucke ihre Hand fallen und trat an den Schreibtisch, während sie rasch der Thür zuschritt. Unwillkürlich wandte sie sich noch einmal auf der Schwelle um — er führte eben seltsamer Weise das leere Kelchglas an seine Lippen; in demselben Augenblicke aber auch glitt es aus seiner Hand und zersprang auf dem Boden in Scherben und Splitter. — — —

Drüben im Krankenzimmer stand Flora zum Fortgehen gerüstet, sie sah aus, als bebe jede Fiber an ihr vor nervöser Ungeduld. „Wo steckst Du denn, Käthe?" schalt sie. „Die Großmama wartet; Du bist schuld daran, daß man uns den Thee mit Impertinenzen würzen wird."

Käthe antwortete nicht. Sie warf den Baschlik über, den ihr die Jungfer mitgebracht, und trat an das Bett. Henriette schlief sanft; die dunkle Fieberröthe auf ihren Wangen hatte bedeutend nachgelassen. Wiederholt hauchte das junge Mädchen einen Kuß auf das bleiche, schmale Händchen, das ruhig auf der Decke lag, dann folgte sie der hinausrauschenden Schwester.

Im Flure brannte eine kleine Lampe, und ein Lakai aus der Villa, der mit der Kammerjungfer gekommen war und noch Verschiedenes herübergetragen hatte, ging wartend auf und ab. Fast zugleich mit den Schwestern trat der Doctor in den Flur.

und jetzt fühlte Käthe abermals die Gluth tiefer Beschämung in ihre Wangen steigen; er reichte dem Bedienten das Billet, den vermeintlichen Todesgruß an die treulose Braut, zur Bestellung an einen in der Stadt wohnenden jungen Arzt.

Flora schritt an ihm vorüber, scheinbar, als wolle sie seine Instruction für den Lakaien nicht unterbrechen, und verschwand rasch draußen im Dunkel. Käthe aber ging noch einmal in die Küche und verabschiedete sich von der Tante. Die alte Frau schüttelte mit ernstem Gesichtsausdrucke den Kopf, als sie sich überzeugen mußte, daß „die Braut" das Haus bereits verlassen habe, ohne sie auch nur eines flüchtigen Gutenachtgrußes zu würdigen, aber sie schwieg und ging dem Doctor nach in die Krankenstube, um noch einmal nach der Leidenden zu sehen, ehe sie sich in ihr Zimmer zurückzog.

Draußen vor dem Hause blieb Flora stehen, nachdem die Schritte des vorausgeschickten Bedienten auf der Brücke verhallt waren. Der durch die offene Hausthür fallende Schimmer der Flurlampe streifte schwach ihr Gesicht — es sah so ergrimmt, so leidenschaftlich beredt aus, als schwebe eine Verwünschung auf den halb geöffneten Lippen. Mit unaussprechlichem Hohne glitt ihr Blick über den rothen Ziegelfußboden und die weißen, kahlen Wände drinnen, dann fuhr er die äußere Frontseite entlang, als wolle er das Gesammtbild der kleinen Besitzung noch einmal umfassen.

„Ja, ja, das wäre so etwas nach meinem Geschmacke gewesen — eine Hütte und ein Herz!" sagte sie mit einem steifen, drastisch ironischen Kopfnicken. „Einen Mann ohne Amt und Einfluß, über dem Kopfe eine spukhafte Spelunke, mitten im öden Felde, und ein isolirtes Zusammenleben zu Dreien, für welches die schmale Revenue meines väterlichen Erbtheils ausreichen müßte! Nie in meinem ganzen Leben habe ich empfunden, was es heißt, gedemüthigt werden — heute zum ersten Male kam mir in der bedrückend armseligen Umgebung das Gefühl, als sei ich herabgezerrt worden von dem Piedestal, auf das mich makellos gute Herkunft, vornehme Gestaltung der äußeren Verhältnisse und die eigene geistige Begabung gestellt haben. Gott mag geben, daß sich Henriettens Krankheit nicht zum Schlimmsten wendet! Ich könnte ihr kein letztes Lebewohl sagen; denn **mich** sieht dieses Haus nicht wieder. Wahrhaftig, schmachvoller ist nie ein Mädchen betrogen worden, als ich. — Ich möchte mich selbst in's Gesicht schlagen, daß ich so blind, so bodenlos unbefangen in diese Verhältnisse hineingetappt bin."

Sie stürmte wie wahnwitzig der Brücke zu. Das Mondlicht, das sich wie ein dünner Silberschleier über das glitzernde Flußbett hinbreitete, floß schwach an ihr nieder, und der Wind, schon halb und halb zum Sturme gesteigert, fiel sie heftig an; er zauste an ihren Kleidern und blies ihr den atlasglänzenden Umhang vom Kopfe, und die gelösten Locken hoben sich wehend und schlangenhaft züngelnd über der weißen Stirn.

„Er giebt mich **nicht** frei, trotz meines Flehens und meiner Gegenwehr," sagte sie, mitten auf der Brücke stehen bleibend, zu der Schwester, die ihr folgte und nun ohne Weiteres an ihr vorüber schreiten wollte. „Du bist dabei gewesen — Du hast gehört, was für entscheidende Worte gefallen sind. Er handelt ehrlos, erbärmlich, wie eine kalte Krämerseele, die den Untergang eines Betrogenen vollkommen ermißt, und doch auf der Erfüllung des unheilbringenden Contractes besteht. Mag er — mag er sich zeitlebens mit dem Gedanken sättigen, daß ihm ein Schatten von Recht verblieben ist — **ich** bin von diesem Moment an frei."

Sie hatte bei den letzten Worten den Verlobungsring vom Finger gestreift und schleuderte ihn weit hinüber in die rauschenden Fluthen.

„Flora, was hast Du gethan!" schrie Käthe auf und bog sich mit ausgestreckten Händen über das Brückengeländer, als könne sie den Ring noch erfangen. Er war versunken. Ob ihn die Wellen mit fortspülten, oder ob er liegen blieb auf dem Grunde, nahe dem Hause, in welchem das Unheil einzog, sobald warme, liebende Menschenherzen darin schlugen? Das junge Mädchen meinte, das blonde, todte Weib müsse aus dem glitzernden Wasserschwalle auftauchen und drohend das verächtlich fortgeschleuderte Symbol der Treue emporhalten. Schaudernd legte sie die Hand über die Augen.

„Närrchen, alterire Dich doch nicht, als sei ich selbst hineingesprungen mit Haut und Haar!" sagte Flora mit kaltem Lächeln. „Manche Andere mit weniger Willens- und Widerstandskraft hätte es vielleicht gethan — ich werfe einfach den letzten Ring einer verhaßten Kette von mir." Sie hob die Linke und strich wie liebkosend über den befreiten Ringfinger. „Es war nur ein schmaler, dünner Goldreif, ‚einfach', wie es der da drin" — sie nickte mit dem Kopfe nach dem Hause hin — „in seiner erkünstelten Spartanermanier zu lieben vorgiebt, und doch drückte er grob wie Eisen. Nun mag er rosten da unten — ich fange ein neues Leben an."

Ja, sie hatte die Last „abgeschüttelt, abgeschüttelt um jeden Preis", wie sie schon immer gesagt. Das Schreckbild einer verhaßten Ehe versank, und dafür ging „die Sonne des Ruhmes" auf.

Flora flog davon, als brenne die Brücke unter ihren Sohlen. Käthe folgte ihr schweigend. In der Seele der jungen Schwester stürmte es erschütternd, sinnverwirrend; das klare, gesunde Urtheil, mit welchem sie an die Menschen und Dinge heranzutreten pflegte, war verdunkelt; sie stand völlig steuerlos zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Lüge. Geberdete sich nicht das schöne Wesen da neben ihr, dieses personificirte Gemisch von eclatantem Unrecht, von Uebermuth und grausamer Willkür, so zuversichtlich und tactfest, als könne und dürfe es gar nicht anders handeln? Zertrat Flora nicht ihr gegebenes Wort, ihre Pflichten mit gutem Fug und Recht, gerade so, wie sie jetzt mit ihren raschen Füßen über die Kiesel der Allee hinschritt? — —

Im Corridor der Villa meldete der Bediente den beiden Schwestern, daß die Frau Präsidentin Besuch habe; es seien zwei alte Damen zum Thee gekommen.

„Desto besser!" sagte Flora zu Käthe. „Ich bin wahrhaftig nicht in der Stimmung, heute noch die Scheherazade der Großmama zu spielen. Die alte Generalin hat immer die Taschen voll Klatsch und Stadtneuigkeiten; da ist man entbehrlich."

Sie ging, wie sie sagte, für eine halbe Stunde hinein, um den Thee zu besorgen und sich dann mit ihrem „übervollen Herzen" zurückzuziehen. Käthe aber ließ sich mit Unwohlsein entschuldigen — war es doch auch, als woge ihr das fiebererregte Blut einer beginnenden Krankheit in Kopf und Herzen.

14.

Am anderen Morgen herrschte reges Leben in der Villa Baumgarten. Gegen Mitternacht hatte eine telegraphische Depesche die Rückkehr des Commerzienrathes aus Berlin gemeldet, und eine Stunde später war er angekommen. Er hatte zwei Geschäftsfreunde mitgebracht, die in den Fremdenzimmern logirten. Die Gäste waren Koryphäen der Handelswelt; sie wollten Nachmittags ihre Reise fortsetzen, und um ihnen Gelegenheit zu geben, auf der Durchreise mehrere ihrer Bekannten in der Residenz zu sprechen, hatte der Commerzienrath in der Nacht noch ein großes Herrenfrühstück für den anderen Morgen angeordnet. Köchin und Hausmamsell hatten vollauf zu thun, und die Bedienten liefen treppauf, treppab.

Käthe hatte die ganze Nacht schlaflos verbracht. Die am Tage empfangenen Eindrücke und die Sorge um Henriette hatten sie nicht ruhen lassen. An dem einen Eckfenster ihres Zimmers hatte sie stundenlang gestanden und über die windgeschüttelten Parkbäume hinweggeforscht, ob nicht wenigstens eine im Mondschein flimmernde Spitze der Wetterfahnen auf dem Hause am Flusse zu sehen sei, aber es war wie versunken gewesen, das niedrige Haus, und still geblieben war es dort auch, obgleich Käthe jeden Augenblick gemeint hatte, es müsse Jemand die Allee heraufkommen, um mit einer schlimmen Nachricht die Schlafenden in der Villa aufzurütteln.

Und vom anderen Fenster aus hatte sie dann die Ankunft des Commerzienrathes mit angesehen. Im Nu, wie aus der Erde gestampft, waren die Dienstleute der Villa mit ihren Sturmlaternen um den Wagen postirt gewesen; die hellen Lichtflammen hatten die weißen Säulen des Porticus angestrahlt, hatten sich in dem silberfunkelnden Pferdegeschirre und den glänzenden Leibern der Goldfüchse gespiegelt und waren kräftig genug gewesen, auch das bronzirte, an der Promenade hinlaufende Gitter und mehrere herrliche Marmorfiguren aus dem Dunkel

hervortreten zu lassen. Das Alles hatte hocharistokratisch ausgesehen. Dann war der Commerzienrath aus dem Wagen gesprungen, die stattliche, noch jugendlich elastische Gestalt in den eleganten Reisepelz gehüllt, in jeder seiner gebieterisch sicheren Bewegungen der reiche Mann, der eben noch reicher geworden, ein glänzender Komet, an dessen Fersen, magnetisch angezogen, der glitzernde Goldstrom sich hing. Er hatte seine Gäste in ihre Appartements geführt und erst gegen zwei Uhr das Haus mit dem voranleuchtenden Bedienten verlassen, um sich im Thurme zur Ruhe zu begeben. Dann war es allmählich still geworden in der Villa, aber der Wind hatte sein Pfeifen und Blasen um das Haus fortgesetzt und den Schlaf von Käthe's Augen verscheucht. Erst mit Tagesanbruch war sie eingeschlummert, zu ihrem großen Verdruß; denn nun hatte sie sich verspätet, und statt um sechs Uhr Morgens, wie sie gewollt, das Haus am Flusse zu betreten, kam sie erst in der neunten Stunde dort an.

Es war ein schöner, klarer Morgen. Der ungestüme Nachtwind hatte sich zu jenem südlich warmen Hauche gesänftigt, der den Duft der ersten Frühlingsblumen im Athem behält, und der spröde zögernden Knospe schmeichelnd, aber beharrlich den braunen Schleier vom Gesichte zu ziehen sucht.... Auf des Doctors Hause zwitscherten die Vögel; das dunkle Geäst der Kirschbäume, das sich an die eine Hausecke schmiegte, erschien mit unerschlossenen, winzigen Blüthenköpfchen zartweiß gesprenkelt, und vor der glanzvollen Morgenbeleuchtung konnten sich die sprossenden Halme im Rasengrunde auch nicht mehr verstecken — der ehemalige Bleichplatz schimmerte in einem schwachen jungen Grün.

Als Käthe die Brücke passirte, floß das Wasser sonnendurchleuchtet und klar bis auf den Grund unter dem morschen Holzbogen dahin, fast sanftmüthig und friedlich — was Wunder! Die Wellen, die gestern den fortgeschleuderten Ring empfangen, hatten unterdeß ein weites Stück Weges zurückgelegt und strömten dem Ocean zu — nur sie konnten erzählen von den verrätherischen Frauenhänden, die so gewaltsam eine drückende Kette gesprengt.

Das Haus am Flusse hatte heute etwas eigenthümlich Feierliches. Das rothe Ziegelgetäfel im Flure war mit feingesiebtem, weißem Sande bestreut; der Duft einer feinen Räucheressenz schlug dem Eintretenden entgegen; auf dem kleinen Tische, nahe der Hausthür, lag eine frische Serviette, und darauf stand ein mächtiger Strauß von Tannenzweigen, Maikätzchen und Anemonen, in einer alterthümlichen, großen Thonvase.... Und die alte, getreue Köchin war auch angekommen; sie stand schon in voller Thätigkeit, mit aufgestreiften Aermeln, die glänzend weiße Schürze über die derben Hüften gebunden, als sei sie nie fortgewesen, am Küchentische, und das gute, rothbackige Gesicht sah zufrieden und glücklich aus.... Warum aber erschien die Tante Diakonus heute, am frühen Morgen, im kaffeebraunen Seidenkleide, auf dem vollen Scheitel eine weiße Spitzenbarbe, und auch an Hals und Handgelenk mit Spitzen umkräuselt? Käthe's Herz zog sich zusammen vor Weh und Angst — geschah das Alles der Braut zu Ehren, die doch heute wiederkommen mußte, um die kranke Schwester zu besuchen?

Die alte Frau sagte kein Wort darüber. Sie schien nur sehr bewegt zu sein, und man sah es noch an den zartgerötheten Augenlidern, hörte es in der weichen Stimme, daß Thränen der Rührung geflossen waren. Sie theilte dem jungen Mädchen freudig mit, daß die Nacht für die Leidende gut verlaufen und der Anfall nicht wiedergekehrt sei.

Für diese beruhigende Nachricht küßte ihr Käthe die Hand, und da geschah das Seltsame, daß die sonst so zurückhaltende Frau plötzlich die Arme um die schöne, jugendliche Mädchengestalt schlang und sie wie eine Tochter zärtlich an das Herz zog. Dann führte sie die froh Erstaunte schweigend in das Krankenzimmer.

Henriette saß aufrecht im Bette, und die Jungfer ordnete ihr ein wenig das reiche Haar unter dem Nachthäubchen, der Doctor aber hatte sich vor einer Stunde zurückgezogen, um zu ruhen.... Das schmale, langgezogene Gesicht der Kranken mit den fleischlos hervortretenden Backenknochen und den verhängnißvollen schwarzen Ringen unter den Augen hatte in der einen Nacht einen scharf hippokratischen Zug angenommen, der Käthe erschreckte, aber der Ausdruck der Züge war ein glücklicher. Sie konnte nicht genug beschreiben, wie aufopfernd der Doctor sie pflege, wie unsäglich wohl sie sich in der gemüthlichen Fremdenstube fühle, und wie sie bei dem Gedanken schaudere, daß sie doch einmal wieder von da fort müsse. Sie bat Käthe, in die Villa zurückzukehren und ein Buch zu holen, das sie der Tante Diakonus versprochen habe — es sei in Flora's Händen, die es ihr abgeborgt — dabei flüsterte sie der Schwester in das Ohr, sie möge dafür sorgen, daß Flora und die Großmama sie hier nicht allzu oft belästigten. Nicht die leiseste Ahnung hatte sie von dem, was sich gestern Abend an ihrem Bette zugetragen, und daß durch ihre Schuld das so lange schwebende Ungewitter zum furchtbaren Ausbruch gekommen sei.

Käthe konnte ihr kaum in die Augen sehen; sie athmete auf, als die Kranke schließlich die Bitte um das Herbeiholen des Buches erneute und sie beauftragte, auch noch Verschiedenes aus ihrem Schreibtische mitzubringen, zu welchem Zwecke sie ihr die Schlüssel einhändigte.

Nach einer Stunde kehrte das junge Mädchen in die Villa zurück. Sie war ganz erfüllt von dem beängstigenden Eindruck, den ihr Henriette gemacht hatte; das Krankengesicht mit der todtenhaft wächsernen Blässe und den eingesunkenen Zügen verfolgte sie und machte sie tieftraurig. Deshalb fuhr sie auch, im Innersten verletzt, zurück, als sie, die Treppe zur Beletage hinaufsteigend, schräg durch die offene Thür des Wintergartens den brillant hergerichteten Frühstückstisch mit seinem blinkenden Geschirr voll köstlicher Leckereien überblickte. Den ganzen Marmorfußboden des maurischen Zimmers bedeckte ein ungeheurer dicker Smyrnateppich; für warme Füße war gesorgt, und für heiße Köpfe auch — letzteres durch die auserwählten Flaschen aus dem Thurmkeller.

Käthe suchte in Henriettens Zimmer Alles zusammen, was die Kranke zu haben wünschte, und ging wieder hinab, um der Präsidentin pflichtschuldigst guten Morgen zu sagen. Ihre Tritte verhallten in dem weichen Treppenläufer; sie wurde nicht gestört von den zwei Bedienten, die unten im Corridor standen und von denen der eine ein Packet in der Hand hielt, welches der Briefträger eben gebracht hatte.

„Zum Kukuk auch, da kommt das Packet zum dritten Mal zurück!" fluchte er und kratzte sich hinter den Ohren. „Ich hab' die Geschichte satt bis an den Hals. Nun bin ich so freundlich und packe es morgen wieder ein und schreibe eine neue Adresse. Unser Fräulein muß auch denken, man hat auf der Gotteswelt nichts weiter zu thun." Er drehte das Päckchen unschlüssig hin und her. „Am allerbesten wäre das Ding drunten im Küchenfeuer aufgehoben —"

„Was ist denn darin?" fragte der Andere.

„Ein Haufen Papier, und das Fräulein hat mit ihren langbeinigen Krakelfüßen groß und breit d'raufgeschrieben: ‚Die Frauen', mag schon 'was Rechtes sein!" er verstummte erschrocken und nahm sofort eine ehrerbietige Haltung an — Käthe kam eben die letzten Stufen herab und ging an ihm vorüber nach dem Schlafzimmer der Präsidentin.

Sie wurde nicht angenommen. Die herauskommende Jungfer berichtete, es sei früher Morgenbesuch da, eine Dame vom Hofe. Darauf hin ging Käthe in Flora's Zimmer, um das besprochene Buch zu holen. Sie empfand eine heftige Abneigung, die Schwelle zu betreten; ihr Herz klopfte fast hörbar vor innerem Aufruhr, und bestürzt erkannte sie in diesem Augenblick, daß für diese Schwester auch nicht ein Funken von Sympathie in ihr lebe. Der ganze Grimm, den sie in der schlaflosen Nacht zu bewältigen gesucht, stieg wieder in ihr auf und nahm ihr fast den Athem.

Vielleicht fühlte Flora ähnlich. Sie stand mitten im Zimmer, neben dem großen, mit Büchern und Brochüren bedeckten Tische und sah mit einem sprühenden Aufblick nach der Eintretenden. Ach nein, der Zorn galt jedenfalls dem zurückgekommenen Packet. Dort lag es aufgerissen, und die schöne Empfängerin schleuderte einen ebengelesenen Brief mit einer verächtlichen Handbewegung in den Papierkorb. Fräulein von Giese, das moquante Hoffräulein, hätte das nicht sehen dürfen. Flora's „kleiner Finger" hatte sich bezüglich „der Frauen" doch vielleicht ein wenig geirrt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein thüringischer Volksdichter.

Schon oftmals ist darauf hingewiesen worden, daß in den Erzeugnissen der Dialektdichter die Eigenart der einzelnen Volksstämme am deutlichsten und vollständigsten sich widerspiegelt, da in jeder Volksmundart sich ein eignes inneres Leben ausspricht, aus welchem in feineren Abstufungen eine besondere Nationalcharakteristik sich ergiebt. Die Anerkennung dieser cultur- und literarhistorischen Bedeutung der Dialektdichtung war es, welche den Altmeister Goethe veranlaßte, nächst den in Nürnberger Mundart verfaßten Gedichten des Bürgers und Stadtflaschners Johann Conrad Grübel zu Nürnberg (1800) und dem in der Straßburger Mundart herausgegebenen Lustspiele des Straßburger Professors Georg Daniel Arnold, „der Pfingstmontag" (1816), namentlich die Gedichte desjenigen deutschen Dichters rühmend zu empfehlen, welcher auf dem Gebiete des Volksthümlichen die Meisterschaft erreicht hat, die Gedichte des in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus bekannten und geschätzten Classikers oberdeutscher Dialektdichtung, Johann Peter Hebel. Von ihm, dessen „alemannische Gedichte" Goethe „allgemein erfreuliche", und den selbst er „unschätzbar" nennt, rühmt der Altmeister mit Recht: „Wünschen wir dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landsleute durchdrungen, von der höchsten Stufe der Cultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen auszufischen und der Menge, ihr selbst zur Belustigung und Belehrung, vorzuweisen &c."

Um so erfreulicher ist es, daß auch andere deutsche Volksstämme treffliche Dialektdichter aufzuweisen haben, in deren Erzeugnissen die Eigenheit des einzelnen Volksstammes sich deutlich wiederspiegelt. Die Literaturgeschichte verzeichnet als solche Dialektdichter für das plattdeutsche Gebiet Klaus Groth und Fritz Reuter, für Oberschwaben Weitzmann, für das sächsische Vogtland Wild, für das sächsische Erzgebirge Grund, für Henneberg Motz, für Coburg Friedrich Hofmann, für Oesterreich Kaltenbrunner und Castelli, für Baiern und die Rheinpfalz Kobell &c. Alle Diese haben, mit größerem und geringerem Erfolge, als Volksdichter im eigentlichen Sinne mit dazu beigetragen, die Besonderheiten der von ihnen vertretenen Volksstämme in ihrer Mundart darzustellen und ihre Sitten und ihre Denkweise den anderen deutschen Stämmen näher zu bringen. Zu dem Kreise dieser Dialektdichter gehört auch Derjenige, welchem gegenwärtiger Aufsatz gewidmet ist und welcher einen der biedersten, treuesten deutschen Volksstämme in das Gebiet dieser Dichtungsweise gezogen hat, den Stamm des Thüringer Volks.

Es sind nun schon länger als fünfundzwanzig Jahre her, als (1849) unter dem bescheidenen Titel „Bilder und Klänge aus Rudolstadt in Volksmundart" eine kleine Sammlung von Gedichten und Erzählungen erschien, welche ursprünglich nur für den Leserkreis berechnet waren, bei welchem die Bekanntschaft mit der Mundart des Rudolstädter Volksstammes vorausgesetzt werden konnte. Daß diese Dichtungen auch in entfernteren Gegenden Interesse erregen würden, hatte der bescheidene Dichter nicht erwartet. Um so erfreulicher ist diese glückliche Erfahrung, die den Dichter zu immer frischem Schaffen ermuthigte, denn seit jener Zeit sind die „Bilder und Klänge" auf weitere vier Hefte angewachsen und liegen bereits in mehr als sechs Auflagen dem deutschen Publicum vor.

Der Name des Dichters ist von uns (Nr. 39, 1875) bereits genannt. Anton Sommer, der am elften December seinen sechszigsten Geburtstag feiert, ist der Sohn eines Rudolstädter Concertmeisters und war zur Zeit des ersten Erscheinens der „Bilder und Klänge" Vorsteher einer Töchterschule zu Rudolstadt, nachdem er als einer der damaligen vielen schwarzburgischen Predigtamtscandidaten sich fast zehn Jahre als Hauslehrer in der Welt herumgeplagt hatte. Erst im Jahre 1863 erhielt er die Stellung eines Garnisonpredigers, in welcher er sich noch jetzt befindet.



Anton Sommer.

Der Dichter der „Bilder und Klänge aus Rudolstadt" hat sich ohne Zweifel den übrigen deutschen Dialektdichtern würdig an die Seite gestellt. Seine Stoffe hat er in den Gegenständen der ihn umgebenden Natur, ferner in dem Thüringer Kleinleben und zwar überwiegend in dem bürgerlichen Elemente desselben gefunden; daneben hat er specifisch Rudolstädtisches an Sagen und Lieblingsgeschichten behandelt und viele ältere Scherze und Anekdoten der Vergessenheit entrissen. Er hat sich dazu mit großem Geschicke die breite, etwas ungelenke Rudolstädter Mundart, wie sie in den gewöhnlichen bürgerlichen Kreisen vor zwanzig und mehr Jahren noch fast durchweg heimisch war, dienstbar gemacht, sodaß es nicht fehlen kann, daß die „Bilder und Klänge" mit ihrer behaglichen naiven Sprache, der Wahrheit der Schilderung, dem volksmäßigen Vordergrunde, dem mannigfachen sittlich-didaktischen Inhalte überall den wohlthuendsten Eindruck auf den Leser hervorrufen, dem Dichter aber besonders in seinem Heimathlande Thüringen die wärmste Theilnahme zuwenden. Wer in so gemüthvoller Poesie die Eigenart seines Volksstammes in dessen Mundart zu schildern und mit so frischem, niemals verletzendem Humor in das Thüringer Kleinleben einzuführen versteht, muß ein poetisches Gemüth, eine feine Beobachtungsgabe und vor Allem das offene Auge des Humors für die belustigenden Seiten an Menschen und Dingen haben; alle diese Eigenschaften treffen aber in dem Dichter der „Bilder und Klänge" zusammen, welcher in diesen im Grunde nur eine Schilderung seines eigenen inneren Lebens geliefert hat. Viele der darin enthaltenen Geschichten lassen sich auf Anton Sommer's Erinnerungen aus der Jugendzeit und auf die Erzählungen zurückführen, wie er solche vor Jahren in den berühmten Rudolstädter Localen: Rathhaus, Felsenkeller, Pörze &c. von älteren Bürgern hören konnte; in diesen in Prosa ge-

schriebenen Geschichten („Raupen", „Schnarzchen") ist ohne Zweifel der Volkston am besten getroffen; manche solche Stücke erinnern lebhaft an J. P. Hebel's Erzählungen im „Schatzkästlein".

Die „Bilder und Klänge" lassen sich unschwer in verschiedene Gruppen eintheilen. Zunächst in die Betrachtungen aus der Natur, welche zum Theile Vortreffliches enthalten. Hierher gehören namentlich: „Der erschte Staar" und „Wie's su erbarmlich geschneit hatte", in welchem Gedichte Sommer die armen Vögel beklagt, die von dem schlimmen Winterwetter leiden müssen, den trauernden Spatz aber tröstet:

„Du werscht dich wul mit Sorgen trah,
He, gelle, Hans, werscht denke:
Nun war ech schmale Bössen ha,
War werd mer änn was schenke?
No, sei nur stölle, gräm dich nech,
Mer woll'n etze gleich für dich
Salt ong ä Täschchen decke."

Ergötzlich schildert Sommer in einem seiner besten Gedichte „D'r Bimbelpeter" die Betrachtungen des echten Philisters, „wie's Watter gar nech annersch ware wollte", wie dieser erst in Folge des vielen Regens ein Mißjahr prophezeit und dann, „wie's nachen änne grausame Hötze gewasen ös", wieder ein „bieses" Jahr voraussagt und schließlich doch zur „Arnte" gestehen muß: „Das ös ä Prachtsjahr heier."

Wer jemals das wonnige Saalthal zur Zeit der Baumblüthe durchwandert hat, wird auch den Jubel des Dichters über die „Bamblihte" zu würdigen wissen:

„De Bäme blihn! de Bäme blihn!
Su hammer'sch lange nech gesihn,
Gebammste voll un döcke;
Un off'n klännsten Knerpse läht
D'r weiße Schnie su huch un brät,
Mer denkt, ar mißt's erdröcke.

Da hat d'r Frihling über Nacht
Aemal sei Mästerstöck gemacht
In unsern ganzen Thale;
Das ös eich doch ämal ä Mai,
Su wie ar ägentlich muß sei,
Mer kann's nech schönner male."

Eine fernere Gruppe in den Sommer'schen Dichtungen bilden die Darstellungen der Rudolstädter Volks- und Familienfeste, welche, was Wahrheit, Treue und volksmäßigen Ton anlangt, meisterhaft genannt werden dürfen. „De Schlachtschössel", „De gruße Möttewoche" (auf dem Felsenkeller Tags vor Himmelfahrt), „Bei'n Feierwarke", „'s Vogelschießen", „De Eisfahrt", „D'r 18. October", „An Pfingstheiligabend", „Weihnachten un was su alles noch dran romm bambelt", „'s Schittchenbacken" sind in Wahrheit Perlen der humoristischen Volksdichtung. Ueberall ist der Dichter zugleich bemüht, die Erinnerung an alte Familiensitten lebendig zu erhalten, wie er z. B. in der Schilderung der Weihnachtszeit den „Märtensmann" nicht vergessen hat, der nur „fromme Könner" mit Nüssen und Aepfeln belohnt.

„Gruße Latschen hat 'r an,
Un änn langen Bart von Warche,
Fladerwische off'n Kopf
Un änn himmellangen Zopf".

Gar köstlich sind auch in einem Gedichte „De Buzelmanner" die Leiden und Freuden einer Rudolstädter Landpartie dargestellt.

Die althergebrachte Neigung der Rudolstädter zum Vogelfange ist in den Gedichten „Off'n Vogelharde" und „De Mäsenhötte" wahrheitsgetreu behandelt. Vortrefflich schildert Sommer namentlich in der Geschichte „Off'n Kugelläge" die bekannte Lust des Thüringers am Kegelspiele; an Treue der Darstellung eines solchen Spieles übertrifft diese Geschichte vielleicht alle übrigen Erzählungen unseres Dichters. Sämmtliche nur den Eingeweihten verständliche Redensarten, alle Freuden- und Zornesausbrüche sind so drastisch wiedergegeben, daß der Leser unwillkürlich auf die Kegelbahn einer Rudolstädter Bürgergesellschaft sich versetzt sieht.

Einen beträchtlichen Theil der Dichtungen Sommer's nehmen dann die specifisch rudolstädtischen Erinnerungen ein, welche unverkennbar die treueste Anhänglichkeit an die liebliche Heimathstadt athmen. Daß Sommer den „drei Hauptsachen" eines Rudolstädters ein allerliebstes Gedicht widmet, ist ein Zugeständniß an die Landsleute, welches dem heitern Gesellschafter gewiß nicht schwer geworden ist; gehören doch Bier, Bratwürste und Klöße zu den Lieblingsgenüssen des Thüringers.

Wohl das Vorzüglichste unter den sämmtlichen Bildern und Klängen bietet die letzte und Hauptgruppe der Sommer'schen Dichtungen, welche fast durchweg in Prosa geschrieben sind. Diese Gruppe bilden die obenerwähnten „Raupen" und „Schnarzchen", wie sie in fröhlicher neckischer Stimmung am Zechtische unter Freunden und Bekannten, oftmals von der Laune des Augenblicks erzeugt, üblich sind und zur guten Unterhaltung gehören. Dabei laufen allerdings eine Menge der handgreiflichsten, aber amüsantesten Lügen mit unter, immer aber liegt auch in solchen Geschichten, die zum Theile Genrebilder von hohem Werthe sind, der Kern einer tüchtigen Volksgesinnung und gesunden Moral.

Wahrhaft classisch dürfen einige Bilder genannt werden, die an Treue der Charakteristik fast unübertrefflich sind. So läßt Sommer einen „Schröttschuhläfer" seine verunglückten Versuche auf dem Eise sehr ergötzlich erzählen: „Nune nahm ich meine Schröttschuh ongern Arm un machte nöber. 's kratschten nur noch ä paar Schuljong salt römm, da dacht ich: Etze ös gerade de rachte Zeit, da kannste Deine Prube mache. 's word mer aber ludermaßig sauer, ehr ech de Racker feste brachte, de Riem hotten nech Löcher salt, un wie 'ch der su zerrte, daß mersch grin un galbe für'n Agen worde, da platzte das äne Seitenlader, daß ech se vor lauter Wuth nur su vorn Ardboden hätt' möcht keile. Endlich hatt 'ch se doch su weit, daß 'ch konnte offstieh, ja, wie 'ch d'r aber auskratsche wollte, da merkt' ech gleich 'n Braten, ech konnt mich off künn Bäne erhalte, un wie 'ch su met 'n Armen in der Luft mußte fachte, un de Balangse nech fönge konnte, da sat 'ch stölle för mir: ‚Andres, horch, 's werd nischt Deine Sache!' Ech hatt's aber kaum raus, da waren meine Bände wack, harre, un ech sötzte mich hönn, daß 'ch de Engel in Himmel ha hier seise 2c."

Hambuchtens Gärge — er galt weit und breit als „d'r größte Frasser off Gottes Arbuden", dem die Vertilgung von zwanzig Klößen etwas Geringes war. Nun war einmal in der Saale ein „höllenmaß'ger" Lachs gefangen worden; zwischen zwei großen Herren wird darüber gewettet, ob Gärge den ganzen Lachs allein aufessen könne, wobei nur bedungen wird, daß der Fisch in allerlei Gerichten zurecht gemacht werden soll. Gärge sitzt, als er die Einladung empfängt, gerade bei einem Napfe mit sauren Linsen; er sagt: „‚Wenn's weiter nischt ös, da will ech äweile 'n Grund läh.' Un zur röcht'gen Zeit war 'r off'n Flacke, un als wenn 'r 'n Heißhonger hätte, fiel ar över das Zeich har, das 'n nach änanner vörgesetzt worde, un de Leite konnten nech fix satt offtrah. Etze, wie ar met 'r zahnten Schössel beinah fert'g war, driht 'r sich ämal omm un sate hämlich fer'n Bedienten: ‚Horch, Gottlieb, wenn aber nune 's Föschchen nech bald kömmt, nachen werd's doch bedenklich.' D'r Lachs war aber schonne nönger, un de Wette war gewonnen."

Daß Gottlob wirklich „in Dussel" gewesen ist, als er nicht unterscheiden kann, ob das aus dem Schlitten „herausstarzende Bän" sein eigenes Bein oder das seines Cameraden ist, und erst durch einen Hieb mit der Peitsche davon überzeugt werden muß, daß „'s Bän seine" ist, wird wohl auch Niemand bezweifeln. Ebenso drastisch ist das Bild des Bauern „bei der Parade", der dem Hautboisten zusieht, wie dieser mit der großen Posaune sich abarbeitet und „das Döng ömmer noff un nonger wärcht", bis er die Sache länger nicht ansehen kann, die Jacke auszieht und dem „Hobisten" zuruft: „Herre, etz gab 'r mir ämal das Döng, da soll doch ä Donnerwetter drönne sötze, wenn das nech rab zu bröng wär."

In sehr treffender Weise wird von Sommer in diesen Erzählungen auch die alte, gute Zeit, die „Grußmutterzeit" charakterisirt und die übertriebene Hinneigung der heutigen Generation zum Luxus und zur Vergnügungssucht gegeißelt. Er fragt, „wu das nur noch naus soll," und kommt zur Schlußbetrachtung: „War kann's änn nune än jong Karl verdenke, wenn 'r druchst met 'n Heirathen? 's missen 'n ju de Haare zu Barge stih, wenn 'r dann Bresch siht, ar kann's ju nech ertämmele, un wenn ar sich schindt un plagt 's ganze Jahr, was Zeich halte will. Gab Achtgen, wenn das su fortgiht, da war'n de Ehemanner gerade su rar, wie de Hasen in etz'ger Zeit."

So hat der Dichter, dessen wohlgetroffenes Bild den Lesern in der gegenwärtigen Nummer der „Gartenlaube" dargebracht wird, überall den echten Volkston getroffen und unzweifelhaft unter den deutschen Dialektdichtern einen der ersten Plätze und unter den Freunden deutscher Volksdichtung in Thüringen und ganz Deutschland zahlreiche Freunde sich erworben. Möchte Anton Sommer's heitere Muse noch lange nicht schweigen und der Kreis der Freunde deutscher Volksdichtung innerhalb Thüringens und über dessen Grenzen hinaus noch oftmals durch neue Bilder und Klänge erfreut werden, wie Sommer dies selbst in dem Abschiedsgedichte seines Buches in Aussicht gestellt hat!

Richard Keil.

Menschenaffen.

Von Brehm.

II. Häusliches und geselliges Leben.

(Schluß.)

Abweichend von fast allen Ordnungsverwandten sind die Menschenaffen wenig gesellig. Ausnahmsweise nur begegnet man einmal einer starken Gesellschaft, solche hat sich aber, wie behauptet wird, immer blos dann zusammengefunden, wenn irgend eine günstige Gelegenheit, beispielsweise ein der Fruchternte entgegenreifender Baum, die Vereinigung vieler veranlaßte. Wie unter Menschenkindern geschieht es dann, daß die jungen Affen, während die alten ernsterer Beschäftigung sich widmen, gegenseitig Bekanntschaften anknüpfen und munter und lustig mit einander spielen, niemals aber läßt sich unter einer solchen Heerde ein ebenso inniges Verbandsverhältniß wahrnehmen wie unter anderen Affen, welche, streng geschlossen, unter der Leitung eines in allen Lagen des Lebens geprüften, erfahrenen, weisheitsvollen Männchens ihre Geschäfte betreiben, wochen-, monate-, vielleicht jahrelang fest zusammenhalten und unter Umständen gemeinschaftlich eintreten für das Wohl der Gesammtheit oder zu Gunsten des Einzelnen. Der Menschenaffe erinnert in dieser Beziehung mehr als an die übrigen Affen an den ungesitteten, noch in seiner ursprünglichen Rohheit verharrenden Wilden, welcher ein paarweises Zusammenhalten dem Verbandsleben vorzieht. Wie unter Säugethieren die Regel, leben die alten Männchen der Menschenaffen wahrscheinlich einsam, alten, mürrischen Junggesellen vergleichbar, welche ebenfalls vorgeben, den Freuden der Welt entsagt zu haben. Gesellen sich einzelne, so sind es Weibchen mit ihren Jungen, welche vielleicht von einem Männchen geführt werden. Daß zwei alte Männchen gelegentlich mit Wuth und Ingrimm um die Weibchen kämpfen, und daß unter Umständen dabei einer den andern tödtet, scheint durch glaubwürdige Beobachtungen erwiesen zu sein: die Angabe würde übrigens auch kaum zum Zweifeln herausfordern können, da sie ja mit dem, was wir an anderen Thieren und selbst an dem hochstehenden Menschen beobachten, durchaus übereinstimmt.

Wie alle übrigen Affen und ebenso die wilden Menschen haben unsere Thiere keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern schweifen von einer Oertlichkeit zur anderen. Finden sie an einer Stelle Lieblingsnahrung in Menge, fruchttragende Bäume, ernteseife Felder oder Pflanzungen z. B., so verweilen sie wohl auch tagelang an einer und derselben Oertlichkeit; wird die Nahrung knapp, so machen sie sich auf den Weg und ziehen weiter. Am Morgen gehen sie auf Nahrung aus; Mittags ruhen sie, und die Nacht verbringen sie auf einem bestimmten Lager. Der Orang-Utan verläßt letzteres erst, wenn die Sonne schon ziemlich hoch steht und den Thau auf den Blättern getrocknet hat; er frißt daher in den mittleren Stunden des Tages.

Falls die vorliegenden Berichte als erschöpfend betrachtet werden dürfen, besteht die Nahrung der Menschenaffen in Fruchtstoffen: Knospen, Blättern, Gras, Kraut, Sämereien und Getreide, zumal aber in Früchten. Nach Reade liebt der Gorilla eine in kleinen Büschen wachsende Grasart so, daß man seine Anwesenheit da, wo dieses Gras vorhanden ist, fast mit Sicherheit annehmen darf; nach Savage nährt sich der Schimpanse wahrscheinlich mit denselben Pflanzenstoffen, welche der Gorilla frißt: mit Früchten, Nüssen, Blatt- und Blüthenschößlingen, vielleicht auch mit Wurzeln und dergleichen; nach Wallace verzehrt der Orang-Utan mit Vorliebe Obst, und in Ermangelung desselben Blätterknospen und junge Schößlinge, zieht, wie es scheint, unreife Früchte den reifen vor, ißt auch sehr saure und stark bittere, genießt zuweilen nur den kleinen Samen einer großen Frucht und zerstört dann weit mehr, als er bedarf, bevorzugt aber vor Allem die köstliche Durian, eine ausgezeichnete, fast kopfgroße, mit furchtbaren Stacheln bewehrte, für den Menschen nur mit Hülfe eines starken Messers theilbare Frucht, deren fünf Zellen mit einem rosenfarbenen, äußerst wohlschmeckenden Brei und einigen Samenkörnern angefüllt sind. Nur der letztgenannte Menschenaffe scheint die Pflanzungen des Menschen nicht zu besuchen. Alle übrigen fallen bei passender Gelegenheit raubend und plündernd in sie ein und richten dann oft großen Schaden an, werden auch aus dem Grunde besonders lästig, weil sie dem sie angreifenden Menschen häufig als grimmige und gefährliche Gegner sich stellen.

Bei allen Raubzügen, welche Menschenaffen unternehmen, bei dem Erwerbe ihrer Nahrung überhaupt, in ihrem Auftreten dem Menschen und anderen Thieren gegenüber, in ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrem Wesen und Gebaren, mit einem Worte in jeder ihrer Handlungen bekunden sie einen außerordentlich hohen Verstand, nämlich ebenso viel Ueberlegung wie List und Schlauheit, ein vortreffliches Gedächtniß, eine überraschende Fähigkeit, von Einem auf Anderes zu schließen &c. Ich glaube jedoch die Schilderung des geistigen Wesens der Affenmenschen besser für den letzten Abschnitt aufsparen zu dürfen, weil gefangene Menschenaffen ungleich mehr Gelegenheit zu diesbezüglichen Beobachtungen geben, als die freilebenden. Von diesen mag jetzt noch das Eine erwähnt sein, daß sie sich Nester errichten, welche als der erste Entwurf oder erste Gedanke einer Hütte im menschlichen Sinne angesehen werden müssen, also, streng genommen, nicht mit den Nestern anderer Thiere verglichen werden dürfen, weil sie, wie es scheint, nicht allein als Lager, sondern mehr noch als Schatten- oder Regendächer dienen. Einen Schutz gegen Regen oder Sonnenstrahlen schafft sich aber nur der Affe, kein anderes Thier. Diese sogenannten Nester sind nichts weniger als ordentliche Bauten; die Zweige werden abgebrochen oder geknickt und kreuz und quer über einander geschichtet. Ein von Wallace angeschossener Orang-Utan kletterte zur Spitze des Baumwipfels empor, begann ringsum Zweige abzubrechen, griff außerordentlich schnell mit seinem unverwundeten Arme nach jeder Richtung hin, brach mit der größten Leichtigkeit starke Aeste ab und legte sie rückwärts quer über einander, sodaß er in wenigen Minuten eine geschlossene Masse von Laubwerk um sich gebildet hatte, welche ihn den Blicken gänzlich entzog. Nach Versicherung der Dajaks soll sich derselbe Affe bei Regenwetter mit Blättern bedecken.

Ueber die Fortpflanzung der Menschenaffen sind wir noch nicht genügend unterrichtet und wissen eigentlich nur so viel, daß das Weibchen ein Junges, in seltenen Fällen Zwillinge zur Welt bringt, besagtes Junge auf oder in den Armen trägt, dasselbe außerordentlich liebt und seinetwegen ohne Bedenken und Zögern ersichtlicher Todesgefahr entgegentritt. Das Junge wächst unter so treuer Pflege annähernd mit derselben Schnelligkeit heran wie ein Menschenkind, wechselt etwa zwischen dem fünften und sechsten Jahre die Schneidezähne und vollendet sein Wachsthum ungefähr in derselben Zeit wie der Mensch. Wie lange das Leben eines solchen Affen währt, wissen wir noch nicht, dürfen aber dreist annehmen, daß es dem des Menschen annähernd gleichkommt.

Die alten Geschichten von Liebesverhältnissen zwischen Menschenaffen und Malaiinnen oder Negerinnen werden heutigen Tages noch überall ziemlich übereinstimmend erzählt, stoßen auch kaum auf Widerspruch bei demjenigen, welcher größere Affen

kennt, welcher erfahren hat, wie genau sie Männer und Frauen unterscheiden, wie bestimmt sie ihre Zuneigung zum anderen Geschlechte bekunden, wie männliche Affen Frauen entschieden Männern, weibliche dagegen Männer den Frauen vorziehen. Auch die noch in neuester Zeit wiederholten Angaben, daß die Menschenaffen, wenn sie können, Kinder stehlen, mit ihnen in den Armen einen Baum erklettern, sich mit der Betrachtung des jungen Menschenvetters vergnügen, durch ihnen vorgehaltene Leckerbissen sich aber wieder vom Baume herablocken lassen und dann das Kind hier niederlegen, halte ich nach den von mir an anderen Affen gemachten Beobachtungen für glaublich. Anders verhält es sich mit den Geschichten, welche über grimmige Zweikämpfe zwischen Eingeborenen wie Weißen und Menschenaffen gegeben werden. Daß ein Gorilla im Stande ist, einen Menschen zu tödten, wird Niemand bezweifeln, welcher die ungeheuere Stärke, erstaunliche Gewandtheit und grenzenlose Wuth eines erregten Affen überhaupt kennen gelernt hat; daß selbst der verhältnißmäßig harmlose Schimpanse oder der furchtsame Orang-Utan, angegriffen, sich ihrer Haut wehren und im Zweikampfe mit dem Menschen letzterem sehr ernsthafte Verwundungen beibringen können, geht aus übereinstimmenden Berichten gewissenhafter Beobachter zur Genüge hervor; daß jedoch irgend ein Menschenaffe, und namentlich der Gorilla, aus angeborener teuflischer Böswilligkeit beim Anblicke eines Menschen unter allen Umständen zum angreifenden Theile werden sollte, wie Du Chaillu, Ford und Savage behaupten, muß nach Reade verneint werden.

Alle die in grellen Farben aufgetragenen Erzählungen Du Chaillu's über seine und Anderer Kämpfe mit dem Gorilla, welche gerade ihrer Schauerlichkeit halber in die verschiedensten Blätter übergegangen und dadurch in weiten Kreisen bekannt geworden sind, erledigen sich wohl am besten durch die auf fast unantastbare Gründe sich stützende Behauptung Reade's, daß Du Chaillu niemals einen Gorilla erlegt hat. „Laßt ihn allein, so läßt er Euch auch allein," sagten die von dem letztgenannten Forscher befragten Jäger, unter denen er keinen einzigen fand, welcher erzählen konnte, daß seit Menschengedenken ein Mann von einem Gorilla wirklich umgebracht worden wäre. Und unter diesen Jägern befand sich einer, welcher einst mit einem Gorilla gekämpft, von ihm verwundet worden war und eine gänzlich verkrüppelte Hand davongetragen hatte. Der Leopard gilt allgemein für ein gefährlicheres Thier als der Gorilla.

Alle Menschenaffen, mit denen wir engeren Verkehr pflegen und in ein näheres Verhältniß treten können, sind als Säuglinge eingefangen und mehr oder minder mühselig aufgezogen worden. Alte Thiere werden nirgends gefangen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil weder die Neger, noch die Bewohner der früher genannten Sundainseln Mittel besitzen, sich der Thiere zu bemächtigen. Selbst die Niamniam, welche die Jagd auf Schimpansen in höchst eigenthümlicher Weise betreiben, machen hiervon keine Ausnahme. Wie diese gewandten und fleischgierigen Jäger unserem trefflichen Schweinfurth mittheilten, gehören zur Jagd auf den Schimpanse zwanzig bis dreißig entschlossene Männer, denen die heikle Aufgabe zufällt, in den verschiedenen Laubschichten, welche die Wälder über Wäldern aufbauenden Bäume darstellen, mit den Menschenaffen um die Wette umherzuklettern und dabei die gewandten und kräftigen Thiere in Fangnetze zu locken, in denen sie sich verwickeln, ohne wie sonst im Stande zu sein, kräftigen Widerstand zu leisten. Trotzdem wagt man es nicht, sie zu fesseln, sondern bringt sie einfach mit Lanzenwürfen vom Leben zum Tode.

Wer gleich mir den Ingrimm und die außerordentliche Stärke größerer Affen aus eigener schlimmer Erfahrung kennen gelernt hat, begreift dies vollständig. Alle in die Enge getriebenen Menschenaffen wehren sich verzweifelt, gebrauchen ihr furchtbares Gebiß in gefährlicher Weise, sollen sich sogar zur Abwehr des ihrem Angreifer entrissenen Speers bedienen und wüthend um sich schlagen. Die überraschende Gewandtheit der Thiere, die Schnelligkeit und Behendigkeit ihrer Angriffe wird vielleicht von kaum einem Raubthiere überboten, vielleicht noch nicht einmal erreicht. Der Besitz der kräftigen, gebrauchsfähigen, klammernden Hand verleiht ihnen außerdem Vortheile, welche kein anderer thierischer Gegner des Menschen im Kampfe mit diesem zur Geltung zu bringen vermag. Meine Ansicht stützt sich auf eine lange Reihe von Beobachtungen, welche ich an Pavianen gemacht habe. Du Chaillu's Schilderung des angreifenden Gorilla verdient daher in dieser Beziehung Glauben. Schon Schimpansen von zwei bis drei Jahren überwältigen dreifach so alte Knaben ohne sonderliche Anstrengungen und machen selbst einem Manne zu schaffen. Ich glaube deshalb, daß man nur in seltenen Fällen ein oder zwei Jahre alte Menschenaffen einfängt, vielmehr sich einzig und allein an Säuglinge hält und dieser sich bemächtigt, indem man ihre Mutter tödtet.

Wären die Negerinnen oder Dajakinnen ebenso thierfreundlich wie die Indianerinnen Südamerikas, welche jungen Thieren mit gleicher Mutterlust die Brust reichen wie ihren eigenen Kindern und um so stolzer sind, sich um so gehobener fühlen, je mehr junge Thiere sie neben ihren eigenen Kindern nähren können, so würden wir wahrscheinlich weit kräftigere und gesündere Menschenaffen für unsere Käfige erhalten, als dies bis jetzt leider der Fall ist. In der Regel begnügt man sich, den unter die Gewalt des Menschen gelangten Affensäugling einfach mit verschiedenen Waldfrüchten oder mit der Nahrung erwachsener Menschen zu füttern, behandelt ihn nebenbei, nach Negerart, so gleichgültig als möglich und bereitet so dem beklagenswerthen, der Mutterpflege noch höchst bedürftigen Affenkinde ein jammervolles Schicksal. Wie dankbar es später jede ihm erwiesene Zärtlichkeit anerkennt, mit welcher Zuneigung und Hingabe es an einem auf seine Wünsche eingehenden Pfleger hängt, beweisen uns alle verständnißvoll gepflegten Menschenaffen zur Genüge; wie bald es sich nach Kinderart über den Verlust der Mutter tröstet, an das ihm fremde Wesen sich anschließt und in die Rolle eines verhätschelten Lieblings sich einspielt, beweist jeder gefangene Menschenaffe.

Allerlei Lichter im Botendienst.

Es werden demnächst zwei Jahre, daß mir an einem Fenster meines Straßen-Gegenüber ein gar seltsamer Umstand aufgefallen war. Allabendlich zwischen zehn und elf Uhr wechselte ein Fenster des dritten Stockes zeitweise unaufhörlich zwischen Licht und Dunkelheit so schnell, daß es in der Minute wohl dreißig Mal finster und dreißig Mal hell erschien. Als ich die vorher niemals wahrgenommene Erscheinung zum dritten oder vierten Male bemerkte, fing sie an, mich lebhaft zu beschäftigen und ich nahm ein Opernglas, um zu sehen, was denn da drüben eigentlich los sei. Aber das Opernglas machte mir die Sache erst recht unklar. Da saß im Hintergrunde der einfenstrigen kleinen Stube ein junges Mädchen vor einem Tische und senkte ein Hohlgefäß — wie es schien, ein ausgedientes blechernes Quartmaß — alle Augenblicke über die brennende Kerze, so daß sie selbst fortwährend verschwand und wieder auftauchte. In gewissen Pausen ergriff sie den Leuchter mit der Hand und hob ihn in die Höhe. Dieses seltsame Spiel dauerte eine Viertelstunde und länger, erlitt Unterbrechungen und begann oft nach längeren Pausen von neuem.

Nachdem ich mich mehrere Tage mit der Frage herumgeschlagen, was denn das eigentlich zu bedeuten habe, trieb mich eine jedenfalls noch unklare Ahnung zu meinem Zimmernachbar, einem jungen Telegraphenbeamten, mit dem ich auf dem Nachbarfuße stand, um ihn zu fragen, ob das merkwürdige Licht- und Schattenspiel drüben auch bereits seine Aufmerksamkeit erregt habe. Meine Frage jagte eine flüchtige Röthe in seine Wangen; er schüttelte indessen den Kopf und sagte, er werde darauf achten. Mir war bei seinem Erröthen die dunkle Ahnung plötzlich zu einem hellen Lichte aufgeflammt; ihm selbst galt der Licht- und Schattenwechsel; die jungen Leute bedienten sich desselben als einer Sprache, um über die Köpfe der brausenden Menge unten sich mit einander zu unterhalten und ohne Zweifel ihre gegenseitigen Empfindungen auszutauschen.

Mit einer noch lebhafteren Theilnahme stand ich am Abend

zur gewöhnlichen Stunde auf meinem Beobachtungsposten, aber siehe da, das Licht- und Schattenspiel blieb ganz aus; vermuthlich hatte mein vorsichtiger Herr Nachbar nach altem Brauch das Gespräch eröffnet und gebeten, ihm gar nicht zu antworten, da ein Lauscher in der Nähe sei. Das Fenster blieb heute und an den folgenden Abenden ununterbrochen hell, an dem Tische aber saß das junge Mädchen und stützte den Kopf in die Hand. Ich erkundigte mich, da die Neugierde nun einmal erregt war, wer da drüben wohne, und erfuhr, daß es eine Wittwe sei, deren einzige Tochter zu den in Berlin angestellten „Blitzmädels" gehöre, von denen die letzte Nummer des vorigen Jahrgangs der „Gartenlaube" Näheres mitgetheilt hat.

War ich nun einerseits sehr befriedigt über meine Combinationsgabe, die mich so schnell auf die richtige Spur gebracht, so war ich andererseits höchlichst unzufrieden mit meiner Aufführung, sofern ich nämlich durch meine unvorsichtige Frage das Vergnügen der jungen Leute, sich, wenn Mutter zu Bette gegangen war, noch an einer kleinen Plauderei zu erfreuen, gestört hatte. Der Nachbar war ein so liebenswürdiger, offen blickender Blondkopf, daß ich ihm gewiß nichts Schlechtes zutrauete, und die schlanke Brünette drüben sah viel zu selbstständig aus, um etwas für sich fürchten zu lassen. Die mit ihren Händen Blitze schleudernden Mädchen sind schon von Amtswegen viel gefesteter, als solche, die nur mit den Augen blitzen. Der Gedanke, daß ich ein Bündniß für einander passender Herzen, wie es sich ja aus solchen offenen Heimlichkeiten unfehlbar entwickeln mußte, gehindert haben könnte, verstimmte mich; er ließ mir keine Ruhe, und nach zwei Tagen sprach ich mit einem festen Entschlusse bei meinem Nachbar vor, sobald er Abends aus dem Dienst gekommen war. Er empfing mich so kühl und gemessen, wie ich es verdiente. Ich mußte gleich mit der Sprache heraus und ihn bitten, sich doch ja nicht meinetwegen stören zu lassen; ich verstünde die Lichtsprache nicht und würde, auf Ehrenwort, künftig mit keinem Blicke mehr darauf achten.

Der junge Mann lächelte und sagte, nachdem er sein Erstaunen darüber ausgedrückt, wie ich hinter das Einverständniß gekommen sei, nicht ohne doch wieder dabei zu erröthen:

„Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich mit Fräulein X.... andere als collegialische Gespräche geführt habe. Als guter College habe ich ihr das Morse-Alphabet eingepaukt, das war der ganze Zweck der Sache. Kurzes Licht bedeutete einen Punkt, längeres Licht einen Strich, längere Dunkelheit, daß ein aus Strichen und Punkten zusammengesetzter Buchstabe beendet sei, Licht aufheben, daß ein neues Wort anfange."

„Ausgezeichnet," bemerkte ich, „aber diese Strich-Punkt-Sprache verstehe ich nicht, werde sie auch gewiß nicht lernen, um Sie etwa zu belauschen; also nehmen Sie ruhig Ihre Uebungsstunden wieder auf."

„Das wäre überflüssig," erwiderte er schnell. „Fräulein X.... hat jetzt das Morse-Alphabet ebenso fest im Kopfe, wie ich selbst; es bedarf der Uebungen nicht weiter. Uebrigens bin ich Ihnen dankbar, daß Sie mich gewarnt haben. Der Scherz würde auch anderen Leuten aufgefallen sein, und wenn man der Sache heimlich weiter nachgeforscht hätte, wäre vielleicht ein Schatten oder ein übles Licht auf die junge Dame, welche die Ehrbarkeit selbst ist, gefallen, und ich wäre ganz untröstlich darüber gewesen."

Wie sagt doch das Sprüchwort, aus dem Putlitz ein so hübsches Lustspiel gemacht? Mein Nachbar und sein Gegenüber hatten die Warnung unbeachtet gelassen; sie hatten mit dem Feuer gespielt und — Feuer gefangen. Nach wenigen Wochen erhielt ich eine kleine Karte: Emmeline X...., Adolph Y...., Verlobte. Ein halbes Jahr später habe ich die Hochzeit mitgefeiert, bin als Ehestifter bei Tafel öffentlich belobigt worden, ja sogar mitbesungen in dem Hochzeitscarmen eines eingeweiheten Poeten, der sehr rührend schilderte, wie Adolph und Emmeline nach kurzem Zusammenarbeiten auf demselben Bureau weit von einander getrennt wurden, wie Adolph aber eine Chambregarnie-Wohnung ihr gegenüber ausfindig gemacht, wie sich der Fernverkehr ausgebildet und wie mein plötzliches Dazwischentreten bei der nächsten Zusammenkunft zu dem Geständnisse getrieben, daß man nicht mehr ohne einander leben könne. So wurde Herrn Stephan eines seiner geschicktesten „Blitzmädel" entführt.

An diese wahre Geschichte, die ich mit Erlaubniß des glücklichen Paares mittheile, wurde ich lebhaft erinnert, als ich vor einigen Tagen den Auszug eines Vortrages von Sir Will. Thompson über Leuchtthürme las, in welchem vorgeschlagen wird, diese Thürme möchten sich in Zukunft derselben Licht- und Schattensprache bedienen, wie unser Ehepaar, welches sie nun nicht mehr nöthig hat. Farbige Lichter zu Signalen, wie sie auf Eisenbahnen, Leuchtthürmen, Schiffen ꝛc. bisher üblich waren, anzuwenden, schließt einen doppelten Nachtheil in sich. Einmal nämlich vermögen, wie die Erfahrung zeigt, nicht alle Menschen mit gleicher Sicherheit verschiedene Farben von einander zu unterscheiden, und die es vermögen, können diese Fähigkeit vorübergehend einbüßen, sodaß das Leben Tausender von einer keineswegs leicht controlirbaren Fähigkeit abhängig gemacht wird. Zweitens nehmen die farbigen Gläser, die man bisher vielfach auch auf Leuchtthürmen anwendete, dem Lichte mehr als die Hälfte, zuweilen fast zwei Drittel seiner Helligkeit, sodaß es höchstens halb so weit gesehen werden kann, wie das ungeblendete, weiße Licht, sei es nun elektrisches Kohlenlicht, wie es meist angewendet wird, oder ein anderes. Um nun aber auch ohne Anwendung farbiger Blendschirme das Licht verschiedener Nachbarleuchtthürme sicher von einander unterscheiden zu können, was ja, wie der Untergang des „Deutschland" in lebhafte Erinnerung gebracht hat, in allen Meeresstraßen und Küstengewässern von höchster Wichtigkeit ist, haben schon vor einer Reihe von Jahren Major Bolton und Capitain Colomb das Strich-Punkt-System der Morse-Schrift vorgeschlagen, und zwar ganz in der Weise, die wir kennen gelernt haben, indem der Punkt durch eine augenblickliche, der Strich durch eine längere Lichterscheinung dargestellt wird. Man kann dies auf Leuchtthürmen leicht erreichen durch eine um das elektrische Licht langsam rotirende dunkle Trommel mit schmaleren und breiteren Ausschnitten.

Die allgemein eingeführte Morse-Schrift bezeichnet mit einer Kürze und einer Länge (· —) den Buchstaben A, mit einer Länge und drei Kürzen (— · · ·) den Buchstaben B, mit Länge, Kürze, Länge, Kürze (— · — ·) das C, mit einer Länge und zwei Kürzen (— · ·) das D ꝛc. Durch Anwendung dieses internationalen Alphabetes könnte man also leicht jedem Leuchtthurme seinen besonderen Buchstaben geben, der dann auf den Karten als Chiffre eingetragen stünde, und, um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, die aufeinander folgenden eines gefährlichen Ufers in alphabetarischer Reihenfolge aufführen, um dann jeden von ihnen in Lichtschrift die ganze Nacht wiederholen zu lassen: Ich heiße A, oder: ich bin der berüchtigte B, neben dem es so viele Klippen giebt — oder: ich bin der bewußte C; komm' mir Keiner zu nah'! ꝛc.

Dieselbe Zeichensprache haben die Genannten vorgeschlagen, damit die sich begegnenden Schiffe miteinander aus der Ferne sprechen können, wobei des Nachts eine aufziehbare Laterne, des Tages eine Trommel, die sich verbreitert und zusammenlegt, die Strichpunktzeichen geben können. Natürlich muß hinter jeder zu einem Buchstaben gehörigen Zeichengruppe eine kleine Pause gemacht werden, damit die Zeichen nicht ineinander fließen. Diese Methode soll sich in der Praxis bereits so vortrefflich bewährt haben, daß man einzig bedauert, nicht auch über eine internationale Sprache, wie über ein internationales Schriftsystem zu verfügen.

Der Wunsch, durch Lichtsignale in die Ferne sprechen zu können, ist zu allen Zeiten durch kriegerische Unternehmungen wachgerufen worden. Man bediente sich derselben seit den ältesten Zeiten. Wir lesen in dem Agamemnon des Aeschylos, wie die Niederlage von Troja, durch Feuerzeichen von Vorgebirge zu Vorgebirge telegraphirt, noch in derselben Nacht den harrenden Argivern bekannt ward. Zu einer förmlichen Fackelschrift war dieses System bei den Medern und Persern ausgebildet. Bis zu den Grenzen des Reiches zogen sich von der Hauptstadt Reihen hoher Warten, auf denen durch Fackeln von bestimmter Zahl und Anordnung Zeichen von Station zu Station gegeben wurden. Während der Kriege legten sie in den eroberten Landestheilen ähnliche Feuerposten an, und so konnte, wie Herodot erzählt, Mardonius dem noch in Sardes weilenden Xerxes schleunig mittheilen, daß er Athen eingenommen. Die Rothhäute Amerikas, wie die alten Gallier bedienten sich derselben Feuersprache. Durch Zahl und Anordnung auf weitsichtbaren Höhen

angebrachter Feuer fragten sie einander: „Ist der Feind nahe oder verschwunden? Welchen Stamm sieht man?“ und wechselten Frage und Antwort.

Niemals in der Geschichte mag der Wunsch, durch Feuertelegraphie miteinander sich zu verständigen, lebhafter empfunden worden sein, als in dem belagerten Paris. Alle Drähte und Leitungen, die nach außen führten, waren durchschnitten; wie herrlich wäre es gewesen, wenn man durch elektrisches Licht hätte mit den Umwohnenden in Verkehr treten und sich gegenseitig über die Köpfe der Belagerer hinweg seine Pläne, Fragen, Antworten, Verabredungen 2c. mittheilen können! In der That bediente man sich damals elektrischer Lichtblitze zur Verständigung der Fortscommandanten unter einander, noch mehr freilich, um die nächtlichen Arbeiten des Feindes zu erkennen und den Geschützen ein sicheres Ziel aufzuspüren. Aber um unter den Augen der Belagerer und diesen unverständlich mit der Ferne zu correspondiren, hätte es einer verabredeten Geheimschrift bedurft, die den Morse-Zeichen auf Grund eines sogenannten Schlüssels fortlaufend eine andere Bedeutung gab, damit die Unterhaltung vor Aller Augen und doch einem Jeden unverständlich geführt werden konnte. Auf diesen schlauen Gedanken war man damals noch nicht gekommen, sonst wäre eher Aussicht gewesen, ein gemeinsames Vorgehen der eingeschlossenen und der Entsatzarmeen zu planen.

Aber die Erfahrungen dieser Belagerung haben hüben und drüben den Werth der Lichttelegraphie schätzen gelehrt, und seit jener Zeit haben besonders Siemens in Berlin und C. Léard in Algier Versuche über ein neues System der optischen Telegraphie angestellt, die zum Theil bereits zu werthvollen Ergebnissen geführt haben. Um von zwischenliegenden Bergzügen und Wäldern möglichst ungehindert in weite Ferne sprechen zu können, ist man beiderseits auf die Idee gekommen, den Himmel gleichsam als Schreibtafel zu benutzen und das elektrische Licht in Strahlenform durch parabolische Spiegel gegen den dunkeln Nachthimmel zu werfen. Namentlich wenn die Luft etwas dunstig ist, erscheint der Strahl des elektrischen Lichtes wie ein intensiv leuchtender Kometenschweif, und bei den Versuchen, die im vergangenen Jahre in der Siemens'schen Fabrik angestellt wurden, mag gar Mancher anfangs über den plötzlich zu Häupten der guten Stadt Berlin aufgetauchten Kometen erschreckt sein. Es ist nun klar, daß, wenn man einen solchen Lichtstrahl mittelst einer Blendklappe bald nur aufzucken und bald dauernder erscheinen läßt, daraus leicht eine Morse-Schrift hergestellt werden kann, wobei noch eine Vereinfachung der Zeichen durch Spiegeldrehung und wechselnde Richtung des Strahles herbeigeführt werden könnte. Das elektrische Licht für diese Versuche erzeugt man in ausnehmender Stärke mittelst der durch Dampf getriebenen magnetelektrischen Maschinen des Herrn Gramme in Paris oder des Herrn von Hefner-Alteneck in Berlin.

Die Versuche, welche Léard zu einer derartigen Verständigung zwischen dem Fort national und Algier anstellte, gelangen, obwohl sich zwischen beiden fünfundzwanzig Lieues von einander entfernten Orten ein zweihundert Meter hoher Bergzug erhebt, bei dunstigem Wetter ausgezeichnet; der von einem drehbaren Spiegel unter einem Winkel von vierzig bis fünfzig Grad gegen den Horizont aufwärts geworfene Strahl wurde bei jedem Aufzucken sofort auf der andern Station wahrgenommen. Bei hellem Wetter und Mondscheine war das Erkennen schwieriger und gelang dann mit wünschenswerther Sicherheit nur noch in einer Entfernung von zehn bis fünfzehn Lieues.*

Die feinen Nebeltheile, welche bei feuchter Luft auf dem Wege des Lichtstrahls vertheilt sind, machen sein Licht intensiver, ebenso wie der Sonnenstrahl, der durch ein Astloch in einen dunstigen Viehstall fällt, sich scharf im umgebenden Dunkel abzeichnet. Man darf daher wohl annehmen, daß sich dieses System besonders gut auf der See, über welcher meist eine feuchte Dunstschicht schwebt, wird anwenden lassen, z. B. zur Verständigung zwischen zwei Flottenstationen. Man hat auch versucht, das elektrische Licht zu färben, z. B. purpurroth durch Einstreuen pulveriger Strontiansalze zwischen die Kohlenspitzen, und dabei sehr günstige Resultate erzielt, da sich solche Strahlen schärfer hervorheben, ohne an Helligkeit einzubüßen, wie sie thun würden, wenn man das Licht durch farbige Gläser gehen ließe.

„Da wären wir also“, jubelt ein Archäologe, „richtig wieder zu der Feldtelegraphie der alten Meder und Perser zurückgelangt; die Schlange der Erfindungen beißt sich in den Schwanz; es giebt nichts Neues unter dem Monde.“ Und doch welch' ein Abstand zwischen der alten Fackel-Telegraphie und den künstlichen Kometen, die als Kriegsboten dienen sollen! Schon in den Maschinen, die zur Erzeugung dieses Lichtes dienen, liegt ein solcher Berg menschlichen Scharfsinns und menschlicher Arbeit verwerthet, daß ich mir nicht getrauen würde, ihre Wirkung dem Leser deutlich zu machen, auch wenn ich noch ebensoviel Seiten zu meiner Verfügung hätte.

Im Uebrigen wird die Nacht-Telegraphie mit elektrischem Lichte immer nur ein Auskunftsmittel beschränkter Anwendung bleiben, für solche Fälle nämlich, in denen die elektrischen Telegraphen den Dienst versagen, weil man keine Drähte und Kabel haben kann. Aber die eigenthümliche Lage des belagerten Paris, in der nichts so hart empfunden wurde, wie die Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, hat gezeigt, daß dieses Verständigungsmittel für belagerte Festungen immer von Werth sein kann, und daß man allerseits wohl daran thut, Versuche anzustellen.

Carus Sterne.

* Ich brauche die in dem französischen Berichte enthaltene Bezeichnung, weil ich nicht feststellen kann, ob die alte französische Meile (gleich viertehalb Kilometer) oder das einfache Kilometer, welches auch Lieue genannt wird, gemeint ist.

Bis zur Schwelle des Pfarramts.

IV. 4. Die Dogmatik und die moderne Weltanschauung.

Von Heinrich Lang in Zürich.

Unter den Vortheilen, die man aus dem Studium Lessing's zieht, ist nicht der geringste der, daß man über die schwierigsten und verwickeltsten Fragen so rasch und sicher orientirt wird. Das gilt ganz besonders von den theologischen Dingen. Wie klar ist hier Lessing's Stellung nach allen Seiten! Er achtete und haßte die Orthodoxie. Er achtete sie als ein Kunstwerk, welches die Frömmigkeit und der Scharfsinn vergangener Jahrhunderte in großem Stile aufgeführt, kein Werk von Pfuschern, sondern von Denkern, das verdiene, gründlich studirt zu werden; er haßte sie als ein „Gebäude voll Unsinn“, soweit sie den Anspruch erhob, die Glaubensüberzeugung der gegenwärtigen Welt zu sein; er arbeitete daher mit allen seinen Mitteln an ihrem Sturze und begrüßte Alles, was diesen beförderte.

Aber nicht weniger als die Orthodoxie haßte er jene unter dem Einfluß der Aufklärung aufgenommene Gläubigkeit, die bei all' ihrem Selbstruhm von Wissenschaft und Vernunft doch nur eine „schielende, hinkende, sich selbst ungleiche Orthodoxie“ ist und in dieser schwächlichen Halbheit „so ekel, so widerstehend, so aufstoßend“; er haßte die „neumodischen Geistlichen, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind“, jenes vernunftgemäße Christenthum, bei dem man nur eigentlich nicht wisse, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitze. Aus dieser doppelten Antipathie ergiebt sich von selbst die Forderung, welche Lessing an die Theologie stellt: Es geht nicht, an der Orthodoxie im Einzelnen zu flicken und äußerlich zu repariren, um dadurch das alte Gebäude für das jetzt lebende Geschlecht wieder wohnlich zu machen. Das giebt nur elende Halbheiten, schlechte grundsatzlose Vermittelungen, wobei immer beide, das Denken wie der Glaube, zu kurz kommen, weil sie einander auf allen Punkten abschwächen. Die Orthodoxie ist ein in sich zusammenhängendes, einheitlich ausgeführtes, wohldurchdachtes System, aber auf der Grundlage einer Vorstellungswelt, die nicht mehr die unsere ist, die morsch und faul geworden ist. Man muß sie deswegen ganz abtragen und an ihre Stelle ein ganz neues Gebäude setzen, in einem Styl, der aus dem Genius der neuen Zeit entspringt, ebenso

einheitlich, mit sich übereinstimmend im Ganzen und in den Theilen, wie es das frühere gewesen war. Lessing's Forderung war nicht: keine Theologie mehr! So weit, wie die Aufklärung von heute, war er nicht. Seine Forderung war: eine neue Theologie, welche alle Fragen des Verstandes, die sich auf dem Grunde unserer religiösen Erfahrung im Zusammenhang mit unseren übrigen Welterkenntnissen erheben, von einer neuen Grundanschauung aus ebenso einheitlich, klar und bestimmt beantwortet, wie es die frühere von ihren Kenntnissen und Voraussetzungen aus gethan hatte.

Ich habe Lessing erst später, nach den Studienjahren, eingehender und gründlicher studirt, aber das war wenigstens die Richtung, in der ich lief, als in unserem Studiengang die Reihe an die Dogmatik kam. Zuerst wollte ich die Orthodoxie genau kennen lernen, nicht die verdünnte, abgeschwächte, verschämte, wie sie mir in den sich rechtgläubig oder positiv rühmenden Theologen meiner Zeit entgegentrat, sondern jene echte, ungebrochene, selbstbewußte, die mit Luther sprach: „Alles geglaubt oder nichts geglaubt; ist die Glocke an Einem Orte geborsten, so taugt sie überhaupt nicht mehr", oder mit Quenstedt: „wenn in den canonischen Büchern Einiges nach Menschenart oder mit menschlicher Bemühung, nicht durch die Eingebung des heiligen Geistes geschrieben wäre, so käme das ganze Ansehen der Bibel in Gefahr; wenn ein einziges Verslein ohne den unmittelbaren Einfluß des heiligen Geistes geschrieben ist, so wird der Satan gleich bei der Hand sein, dasselbe vom ganzen Capitel, vom ganzen Buch, zuletzt von der ganzen Bibel zu sagen."

Ich las die wahrheitsgetreue Darstellung der lutherischen Dogmatik von Schmid und legte daneben die großen, schweinsledernen Folianten von Calov und Quenstedt, um die Belegstellen aus den Quellen zu schöpfen. Das war freilich ein barbarisches Latein, durch welches man sich hindurcharbeiten mußte; das war eine Scholastik, so gräulich und ungenießbar, wie je die mittelalterliche gewesen war, so unfruchtbar für das Leben, wie für die Wissenschaft, weil diese Lehrer der Kirche, ihren Kopf auf ein altes Buch gedrückt, nichts von Allem sahen und sehen wollten, was rechts und links vorging, aber es war eine Ganzheit des Standpunktes, eine Tapferkeit des Glaubens, eine Folgerichtigkeit des Denkens, die sich Achtung erzwang. Man gebe mir nur zwei Dinge: das Weltsystem, welches die Phantasie des auf die Reformation folgenden Geschlechts trotz Copernicus und Galilei noch erfüllte, die in Himmel, Erde, Hölle dreigetheilte Welt und daneben das einzige Factum, den Fall des ersten Menschen im Paradiese mit seinen schrecklichen Folgen, und ich will die ganze Kirchenlehre, Dogma für Dogma, nachconstruiren. Die Welt hatte so schön begonnen, hervorgequollen aus Gottes Hand; der Geist schwebte über den Wassern, und des Ewigen Wort ertönte: es werde Licht! und aus der Reihe der Welten und Wesen, die diesem Rufe folgten, trat zuletzt der Mensch hervor, nach Gottes Bilde geschaffen, schön und gut, wie die ganze neuerschaffene Welt, der Herr der Erde und der Träger der göttlichen Gedanken. Aber unglücklicherweise fällt er in einer schwachen Stunde, verführt von dem Geist der Hölle, der auf die Erde züngelt. Mit einem Male verdunkelt sich die Welt. Das Paradies verschwindet; die Erde trägt Dornen und Disteln; mit der Sünde kommt der Schmerz, seitdem das Loos des Sterblichen, und am Ende der traurigen Bahn steht der Tod, der leibliche, und noch schrecklicher, der geistige, die Verdammniß, die der erzürnte Gott über das ganze kommende Geschlecht verhängt um der Sünde des Einen willen. Das Herz ist böse; die Vernunft ist verfinstert, der Wille verkehrt, und ein Geschlecht um das andere eilt der Hölle zu.

Aber während der Mensch sich hierunten vergeblich abringt mit seinem Loose, hebt im Herzen der Gottheit selbst ein Kampf an; die Liebe ringt mit der Gerechtigkeit. Die Liebe ruft Rettung; die Gerechtigkeit verlangt Sühne für die ganze, in's Unendliche abgelaufene Sündenschuld. Wer soll die Sühne bringen? Der Mensch nicht, denn alle Menschen stehen ohne Ausnahme unter dem Bann der Sünde und des Fluches. Nur ein Gott kann es thun, aber ein Gott in Menschengestalt, damit, was er thut, den Menschen seinen Brüdern gutgeschrieben werden könne. Gott entschließt sich, Mensch zu werden, genügt dem Gesetze, das Adam verletzt hatte, durch ein schuldloses Leben, nimmt die Strafe der Sündenschuld auf seinen Rücken und schlägt sie an's Holz in seinem Kreuzestode. „Es ist vollbracht," ruft er, „Satan, der Fürst der Welt, ist verurtheilt. Sünde, Fluch und Tod sind gerichtet; der Himmel ist wiedergebracht," und der Gottesheld steigt zuerst in die Behausungen der Todten, erbricht die Riegel der Hölle und kündigt den gefangenen Geistern die frohe Botschaft an, dann schwingt er die Siegesfahne über seinem Grabe und erhebt sich triumphirend wieder in den Himmel. Seitdem ist der Himmel wieder offen über dem sterblichen Geschlecht; die Gnade kann sich wieder in vollen Strömen ergießen, aber natürlich nur über diejenigen, welche die dargebrachte Sühne als eine auch für sie geschehene anerkennen, welche, verzweifelnd an sich selbst im Gefühle ihrer Schuld, das Verdienst jener erlösenden Gottesthat im Glauben ergreifen.

Das ist der phantasievolle Rahmen, in welchen die Kirche Dogma um Dogma eingefaßt hat, in welchen unsere Völker über anderthalb Jahrtausende ihre tiefsten Betrachtungen über Gott und Welt, ihre heiligsten Gefühle und erhabensten Stimmungen, ihr Hoffen und Lieben und Leiden hineingelegt haben — das größte Drama, das sich denken läßt, denn sein Schauplatz ist der weiteste: er umfaßt Himmel und Erde und Hölle, und sein Thema ist das größte: es ist der Mensch in seinem Ringen um sich und seinen Gott. Das größte Drama — und doch nur wie ein verklungenes Märchen aus der Jugendzeit für den gegenwärtigen Menschen, wie eine Göttergeschichte, der er sich erinnert in der Kindheit einmal mit begierigem Ohre und mit leuchtenden Augen gelauscht zu haben, die aber mit allen seinen jetzigen Welterkenntnissen und sittlichen Einsichten im grellsten Widerspruche steht. Mir machte es keine Mühe, sie abzuschütteln; ich war aus ihr hinausgewachsen, lange ehe ich sie zum Gegenstande des gelehrten Studiums machte; alles, was ich gelesen und getrieben hatte, fast die ganze neuere Literatur, in Prosa und Poesie, athmete einen anderen Geist. Fast alle meine Studiengenossen hatten ihr Zweifeljahr; wie sie's angriffen, die Vernunft zu geschweigen und zum „Glauben" zurückzukehren, war mir unklar.

Aber ich wollte nicht blos überhaupt fertig sein mit der Orthodoxie. Der Theologe mußte sich Rechenschaft geben, warum er damit fertig sei und was er an die Stelle zu setzen habe. Ich nahm daher „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß. Zwei Bände, 1840" vor mich. Das war einmal grüne Weide nach dem unfruchtbaren Acker der altkirchlichen Dogmatik. Ich kann mit Worten nicht ausdrücken, wie viel ich diesem Buche verdanke. Man sollte Keinen zum theologischen Examen zulassen, der sich mit demselben nicht gründlich auseinander gesetzt hat. Hier wird Dogma für Dogma von der Weltschöpfung an bis zum Weltuntergang, von dem Paradiese an, von welchem das menschliche Leben ausgeht, bis zu Himmel und Hölle, in welche es mündet, durch alle Stufen seiner Entwickelung, in seinen schüchternen biblischen Anfängen bis zu seinem Abschluß in der katholischen und altprotestantischen Kirchenlehre verfolgt; dann wird jeder Widerspruch, der sich gegen dasselbe erhoben hat, jeder Aufschrei der Vernunft, jede Klage des Gemüthes, jede Auflehnung des sittlichen Bewußtseins einzeln abgehört und zuletzt zusammengefaßt in der gewaltigen Stimme einer auf neuen Grundlagen ruhenden Wissenschaft und Bildung. Das ist nicht die Kritik des einzelnen Mannes, die dem Brunnenrohre gleicht, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann; das ist die Kritik der Jahrhunderte, der Geschichte selbst, die als ein brausender Strom heranstürzt, gegen den alle Schleußen und Dämme nichts vermögen.

Und dieses Geschäft, das wohl jeden Andern durch seine Einförmigkeit ermüdet hätte, wird hier mit einer immer gleichen Geistesfrische, mit stets wechselnden Darstellungsformen, mit so viel Geist und Geschmack, mit so viel künstlerischer Virtuosität zu Ende geführt, daß das gelehrte Werk der Wissenschaft fast zur angenehmen und erquickenden Unterhaltungslectüre wird. Ich las mit Lust und Aufmerksamkeit bis zu Ende. Das alte Götterbild lag zertrümmert zu meinen Füßen; ich hatte mit der Orthodoxie, und zwar nicht nur mit diesem und jenem an ihr, sondern mit der ganzen Weltanschauung, welche ihr zu Grunde liegt, für immer gebrochen, und ich wußte warum.

Aber was an die Stelle? Die eine Forderung, welche Lessing gestellt hatte, war erfüllt: „Das unreine Wasser der alten Orthodoxie war völlig ausgegossen", aber war nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet? Oder wo war das reine Wasser, in welchem es hinfort gebadet werden konnte? Mit anderen Worten: wo war die reinere Glaubensform, in welcher ein anders denkendes, von anderen Weltbegriffen beherrschtes Geschlecht demselben religiösen Triebe unserer Natur, denselben frommen Empfindungen, demselben Ringen des Gemüthes nach Heil und Versöhnung, welchem die Väter durch die Bilder und Vorstellungen der Orthodoxie genügt hatten, einen neuen, der Zeit entsprechenden Ausdruck gab? Lessing hatte gerathen, die alten Lichter fortbrennen zu lassen, bis die Sonne aufgehe. Strauß hatte die alten Lichter alle ausgelöscht, aber wo war die Sonne, die nicht nur den Geist erhellte, sondern auch das Gemüth erwärmte? Die, wie oft sie auch den Weg glücklich andeuteten, doch mageren, oft sterilen und abstracten Formeln aus der Hegel'schen Philosophie, welche Strauß am Schlusse eines jeden Abschnittes an die Stelle des zertrümmerten Glaubens setzte, konnten dafür nicht gelten.

Treffend hat ein neuerer Schriftsteller über Strauß geurtheilt: „Talentreicher, gelehrter, scharfsinniger, geschmackvoller ist Lessing nicht gewesen, aber er war gleichwohl die höher und origineller angelegte Natur. Es fehlte Strauß jene letzte Vertiefung des Geistes und Gemüthes, die volle Mitempfindung des menschlichen Wesens und Geschickes, die den Weisen, den Geschichtschreiber, den großen Forscher, den Gründer einer Schule, den Führer einer geistigen Genossenschaft kennzeichnet." Demjenigen, was die Völker suchen in ihren Religionen und Confessionen, oft im Lichte, oft auf dunkeln, verworrenen Wegen, ist Strauß, eine vorherrschend kritische und ästhetische Natur, nicht gerecht geworden.

Aber war denn jene zweite, positive Aufgabe, welche Lessing in Aussicht gestellt, Strauß nicht gelöst hatte, nicht anderwärts bereits gelöst? Alles wies auf Schleiermacher, der die Innigkeit und Wärme des religiösen Gefühls mit der Kraft und Freiheit der Wissenschaft in einem so seltenen Grade verbunden, der in seinem grundlegenden Werke aus den Jahren 1821 und 1822 „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt" den Versuch gemacht hatte, Religion und Christenthum im Einklange mit den Anforderungen der Wissenschaft der Zeit darzustellen. Es kostete viel Schweiß, durch das umfangreiche Werk sich durchzuarbeiten. Nach der anschaulichen Plastik des Straußischen Styles diese schwere Sprache, diese gewundene Darstellung, diese künstlichen Gedankenwege, diese spintisirende Reflexion! Aber der Gewinn war groß. Hier erschienen Religion und religiöse Gemeinschaft als wesentliche Factoren der menschlichen Natur und als weltbewegende Mächte in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung, aber



Das Wunderkind. Nach seinem eigenen Gemälde ge

abgelöst von all den äußerlichen Uebernatürlichkeiten, durch welche die Orthodoxie sie ungenießbar gemacht hatte, und gleichsam vom Himmel auf den natürlichen Boden der Erde verpflanzt. Man

Wohl versicherte der Theolog, daß sein Glaube mit der Philosophie nichts zu schaffen habe; er wolle nur das fromme Gefühl belauschen, seine Aussagen aufschreiben und in einen Zusammenhang bringen, aber zum Glücke lauschte er mit dem Ohre eines Philosophen, der an den großen Aufgaben der Wissenschaft selbstständig gearbeitet hatte. Das Universum, in das hier der Mensch gestellt wird, ist die Eine ungetheilte Welt des Copernikus, in der es kein Oben und Unten, kein Hüben und Drüben, daher auch keinen außerweltlichen Gott giebt. Der Gott, der hier regiert, kennt keine Wunder und keine vereinzelten Handlungen, wird ihm ja sogar das Prädikat der Persönlichkeit abgesprochen; seine Wirksamkeit erscheint nur in der Gesammtheit des endlichen Seins und der natürlichen Ursachen, so daß nie von einer Begebenheit die Rede sein kann, die ihren Grund nicht in dem von Gott gesetzten Zusammenhange der natürlichen Ursachen und Wirkungen hätte. Aus diesem Zusammenhange sucht der Theologe auch die Erscheinung Jesu Christi natürlich zu begreifen. Dieser ist ihm kein Wesen, das vom Himmel kommt und zum Himmel fährt, das vor seiner menschlichen Geburt schon irgendwie existirt hat und auf übernatürlichem Wege zur Welt kommt, sondern ein Erzeugniß der Schöpferkraft der gottbefruchteten Menschennatur, und sein einziger Titel ist: Mensch, der seiner Idee angemessene Mensch. So ist auch die Kirche nichts anderes, als eine Gemeinschaft von Menschen, welche den gottinnigen Geist Jesu Christi durch das Wort, durch gewisse sinnbildliche Handlungen, durch die Selbstdarstellung ihrer Persönlichkeit fortzupflanzen suchen.



…f Holz übertragen von Gabriel Hackl.

Wie ängstlich auch Schleiermacher bemüht war, seine Ansichten den altkirchlichen Lehren anzunähern, was ohne Gewaltsamkeiten, Künsteleien, Widersprüche nicht abging, so hat er doch für Den, welcher einige Nebel und Schleier auf die Seite schieben kann, die sämmtliche Begriffswelt der überlieferten Theologie in dem einheitlichen Geiste einer neuen Welterkenntniß radical umgestaltet, und was einem Lessing als die Aufgabe der Zukunft vor Augen geschwebt hatte, das war hier in einem großartigen Versuche angestrebt worden. Ich schied von dem Meister, dem ich oft genug um seines Schaukelsystems willen böse geworden war, doch mit innigem Danke und großem Respecte. Das Urtheil über Schleiermacher steht heute noch nicht fest. Man liebt es, seinen Namen als ominös zu betrachten, und Strauß insbesondere war in seinen Urtheilen sehr unfreundlich gegen den auf dem Wege von den „Reden" zur „Glaubenslehre" zum Diplomaten umgewandelten Mystagogen, wie

befand sich in der tiefsten Berührung mit einem Unendlichen und hatte doch nicht nöthig, auf den natürlichen Zusammenhang der Dinge, auf die Gesetzmäßigkeit der Weltordnung zu verzichten.

er ihn nennt, und wandte auf ihn das sarkastische Wort aus Schiller's Wallenstein an: „Und wer ihn eine falsche Katze schilt, der hat's mit mir zu thun." Gewiß mit Unrecht. Der Briefwechsel (Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Berlin 1858) zeigt eine zwar sehr complicirte, aber lautere und gegen sich treue Individualität, und seine Handlungsweise in der gefährlichen Zeit der kirchlichen Reaction in Preußen offenbart einen Charakter, der mannhaft für seine Ueberzeugungen einsteht und immer der Freiheit dient. Die Zweizüngigkeit seines theologischen Systems ist nicht die Schuld seines Charakters, sondern die Folge seiner geistigen Ausrüstung und seiner Zeit.

Unter solchen geistigen Einflüssen — Strauß durch Schleiermacher ergänzt und Schleiermacher durch Strauß corrigirt — bildete sich der jugendliche Geist seine eigene Glaubenslehre, die freilich zum Glück bis auf den heutigen Tag noch nicht abgeschlossen ist; denn die Wahrheit hat das Vorrecht, immer noch einige Geheimnisse für sich zu behalten. Als ich meine erste Stiftspredigt gehalten hatte, nahm mich der mit ihrer Beurtheilung beauftragte Repetent (Staib) auf seine Studirstube und sprach die lakonischen Worte: „Das war keine Predigt — das ist ein Programm der modernen Weltanschauung."

Bühnen-Erinnerungen.

5. Auch etwas aus alten Theaterzeiten.

Von W. Marr.

Nichts widerstrebt einem modernen Schriftsteller so sehr, als eine Arbeit mit einem Gemeinplatze zu beginnen. Es ist das so billig, so bequem, aber es klingt in unseren Tagen für jeden feingebildeten Leser doch oft geradezu unschön. Wüßte ich daher nur, wie ich mit guter Manier den sich mir gewaltsam in die Feder drängenden Gemeinplatz: „dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" los würde! — Aber — da steht er ja schon auf dem Papiere. — Lassen wir ihn stehen, und verzeihe ihn mir der Leser!

Er drängte sich, wie gesagt, mir auf, der Gemeinplatz, als ich unlängst im Conversationslexikon von Brockhaus (ja wohl! von Brockhaus!), Ausgabe 1866, einige Daten, die mir entfallen waren, über den Sänger **Julius Cornet** nachschlagen wollte. Er stand nicht darin, der größte „Masaniello" seiner Zeit, größer noch als Nourrit in Paris, für den Auber den Part componirt hatte. Sein derzeitiger Rival **Bader**, weit unter Cornet stehend in allen französischen charakterisirenden Opernpartien, erfreut sich eines ziemlich ausgedehnten Raumes. Cornet, die Zierde des Hamburger Stadttheaters, später dessen Director mit Mühling zusammen, dann artistischer Director der Wiener Hofoper — die in Rede stehende Ausgabe des Conversationslexikons schweigt über ihn. Es ist nicht die Schuld des Verlegers, sondern mehr die der Redaction. Wir von der Journalistik wissen ja, „wie's gemacht wird", wie die Virtuosen und Reclamehelden nie blöde sind, wenn es gilt, sich vorzudrängen, wie unzählige schon bei Lebzeiten „berühmt" werden, während die Altmeister der Kunst warten müssen, bis sie eine mitleidige Feder nach dem Tode wieder zu Ehren und der Nachwelt in's Gedächtniß bringt, was sie bei Lebzeiten waren. Ein gesanglicher und schauspielerischer Darsteller von Partien, wie Masaniello, Zampa, Fra Diavolo, Maurer, ein Opernregisseur, wie es keinen Zweiten gab, das war **Julius Cornet**, der halbe Welschtiroler, denn irre ich nicht, so ist Meran seine Heimath.

Bader z. B. sang die Schlummerarie in der „Stummen von Portici" hinreißend schön, zehnmal schöner als Cornet, allein in dem ganzen dramatischen Theile der Rolle überragte ihn Cornet bedeutend. In der Wahnsinnsscene wurde Bader geradezu komisch. Georges Brown in der „Weißen Dame" ist nur von **Roger** nach Cornet erreicht worden. Es giebt aber einen pietätvollen Bruchtheil im Publicum, und diese alten Herren und alten Damen werden mir freundlich zulächeln, wenn ich den Namen Julius Cornet nenne.

Aber ich nenne ihn gerecht und füge hinzu: er war abscheulich in allen Bellinischen Opern, das gesprochene Recitativ stand ihm, wie „Manschetten unserem Kater", und die guten Braunschweiger irrten gewaltig, wenn sie sagten: „Wenn unser Cornet mal keine S-t-imme mehr hat, dann wird er noch ein guter Schausp-ieler." Nein! die gesprochene Rede stand ihm nicht zu Gebote, aber wo er singen konnte, da sang er darstellerisch. Nicht wahr, Ihr alten Theateronkel und Theatertanten, ich habe Recht?

Als er, es war in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, in Braunschweig engagirt war, hatte er natürlich die Opernregie. Es existirten damals vier Regisseure: Cornet für die Oper; für die Tragödie, Schau- und Lustspiel Heinrich Marr, Kettel und Gaßmann. Eigentlich aber nur zwei, Cornet und Marr, denn der heißblütige Marr, der keine Arbeit scheute in seinem Berufe und in diesem oft zum Fanatiker wurde, war — Dank der Bequemlichkeit seiner Collegen — das Factotum der nicht musikalischen Regie. Anfangs standen Cornet und Marr in dem zärtlichen Verhältniß zu einander, in dem Katze und Hund zu stehen pflegen. Der etwas sehr gallige Cornet bildete sich steif und fest ein, Marr wolle die Oper unterdrücken, zumal die Casseneinnahmen in jener Zeit dem Schauspiele günstiger waren als der Oper.

Wie es aber bei allen ganzen und vollen Charakteren zu gehen pflegt, wurden die Beiden, nachdem sie sich eine Zeitlang angeknurrt hatten, die besten Freunde. Diese Freundschaft ging zuletzt so weit, daß Marr Cornet half, die Oper zu insceniren, und Cornet sich nicht nur herbeiließ, für **Immermann's** Trauerspiel in Tirol das reizende Lied:

„Ein Franzose wollte jagen
Eine Gemse silbergrau"

zu componiren, sondern auch in der Tragödie selber mit agirte und das Liedchen sang. Diese seltene Freundschaft zweier künstlerischen Extreme dauerte bis zum Tode Cornet's. Sie gab in der Theaterwelt Gelegenheit, die beiden Dioskuren, deren Verbissenheit in ihrem Berufe bekannt war, „Barbarino" und „Malvolino" zu nennen, und zwar nach den beiden Banditen aus „Stradella".

Ein seelensguter Schriftsteller in Hamburg hatte den Witz gemacht, und die Getroffenen waren die Ersten, die ihn belachten. Plaudern wir uns jetzt in das Jahr — ich weiß nicht, war es 1836 oder 1837 — zurück. Die genaue Jahreszahl thut in einer Unterhaltungslectüre auch nichts zur Sache. Cornet sowohl wie Marr waren bei Hofe „mißliebig" geworden. Warum? Sehr einfach, wenn man bedenkt, daß sich das Hofleben jener Zeit wesentlich um das Theaterleben herum concentrirte. Herzog **Wilhelm** von Braunschweig ist einer der redlichsten Fürsten, welche je auf dem Thron gesessen haben. Ein Charakter ohne Falsch, das Beste seines Landes erstrebend, aber durch eine unglückliche metternich'sche Erziehung scheu und mißtrauisch gemacht. Da begab sich folgender Vorfall. Der Herzog war ein großer Theaterfreund und protegirte die Frau des Capellmeisters **Methfessel**, die Sängerin dieses Namens.

Während er sich im Zwischenact einer Oper mit dieser auf der Bühne unterhielt, ging der Vorhang in die Höhe, und das Publicum erblickte Fürst und Sängerin in der Conversation. — Aus diesem Zufall, der eine Mücke war, machte die Chronique scandaleuse einen Elephanten. **Cornet**, so hieß es, habe das Aufgehen des Vorhangs absichtlich zu früh angeordnet. Doch dies war noch nicht Alles. Einige Wochen darauf erschien dieser Vorfall in einer Pariser Zeitung auf das Gehässigste und Obscönste entstellt als „Correspondance de Brunsvic". Der Verdacht der Autorschaft fiel auf Marr, weil dieser — o Kleinstädterei! — einige Jahre zuvor in Paris gewesen war und mit dem Kammerherrn **von Bitter**, seinem persönlichen Freunde und Famulus des Exherzogs Karl, verkehrt hatte. Umsonst protestirte Marr gegen diese Insinuation. Der Braunschweiger Hof ließ es sich nicht nehmen, daß **Cornet** und **Marr** unter einer Decke gegen den Herzog spielten, daß Jener das zu frühe Aufgehen

des Vorhanges im Zwischenact veranlaßt, Dieser die gehässige Correspondenz in das Pariser Journal geschickt habe.

Ich selbst, als Sohn Heinrich Marr's, nahm bei einer späteren Anwesenheit in Paris (1845) Anlaß, der Sache auf den Grund zu kommen. Meine damaligen politischen Verbindungen erleichterten mir diese Mühe zwar, dennoch blieb dieselbe ohne positives Resultat. Eine Spur ließ mich auf den Grafen M. W. in Braunschweig schließen, der zu den Häuptern der „Carlisten" des Herzogthums zählte. Eine andere schien anzudeuten, daß der bekannte diplomatische Consulent K. der Sünder gewesen sei. Eine dritte, nach journalistischer Anschauung wahrscheinlichste Spur besagte, daß irgend welche Privatbriefe aus Braunschweig an Herrn von Bitter gelangt seien, und daß dieser in Form einer Correspondenz die harmlose Scenerie ausgebeutet und entstellt habe. So viel kann ich beschwören: Mein Vater, Heinrich Marr, hatte nicht den mindesten, weder directen noch indirecten Antheil an der ganzen Affaire, und diese Affaire, daß der Herzog mit Frau Methfessel im traulichen tête-à-tête erblickt worden sei, ist von A bis Z erlogen. Dennoch lag es in den kleinstaatlichen Verhältnissen der damaligen Zeit, daß man ein concretes Etwas haben mußte für seinen Zorn. Dieses Etwas wurden Cornet und Marr. Die „Haupt- und Staatsaction" des Hofes spitzte sich in Ermangelung zu lösender großer politischer Fragen in die allerhöchste Ungnade gegen die beiden Regisseure des Theaters zu.

Der Anlaß, wo sie zum Ausbruch kam, trat bald ein. Die Auber'sche Oper „Fra Diavolo" war neu einstudirt worden. Cornet, zu dessen unerreichten Glanzpartien die Titelrolle gehörte, hatte die Inscenirung mit dem ganzen Eifer seines Wesens bewerkstelligt, und auf den Proben ging Alles, wie es in der Theatersprache heißt, „wie am Schnürchen". Der Abend der Aufführung war da. Der Beifall des Publicums war stürmisch. Da, am Schlusse des letzten Actes, als Cornet als Fra Diavolo aufgetreten war, schoß ein Statist, der einen der Dragoner darzustellen hatte, sein Gewehr einige Minuten zu früh auf ihn ab. Das Publicum lachte; die ganze Illusion der Scene war zerrissen. Unser Cornet — nach einem hörbaren, nicht wiederzugebenden Kernfluche — wirft sein Gewehr wüthend auf den Boden und geht ab. Tumult auf der Bühne und im Auditorium. Der Vorhang muß fallen; die Vorstellung ist gestört. Die ganze Residenz, in welcher das Theater den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens bildete, war in Erregung.

Jetzt kommt von oben der Cabinetsbefehl, die Sache auf's Strengste zu untersuchen und nach der ganzen Strenge der Gesetze zu ahnden.

Guter Rath war theuer. Der damalige Intendant des braunschweigischen Hoftheaters, Herr Baron Kammerherr von Münchhausen, schätzte Cornet seiner großen Verdienste wegen und sah ihm manche Ausschreitungen seines heftigen, leidenschaftlichen Temperamentes nach. Diesmal aber war es zu stark. Die Unmöglichkeit, ihn nach dem Vorgefallenen zu halten, war eine allgemeine Ueberzeugung geworden. Außerdem war auf Specialbefehl des Hofes die Niedersetzung einer Commission befohlen worden, die den Sänger und Opernregisseur richten sollte. Die Commission bestand aus den Regisseuren Marr, Kettel und Gaßmann, sowie aus noch zwei anderen Mitgliedern der Bühne, deren Namen mir entfallen sind.

Es liegt bekanntlich in der menschlichen Natur, daß Hervorragung des Talents und der Arbeitskraft das Gefühl bewußten und unbewußten Neides erregt, und die völlig selbstlosen Charaktere sind an den Fingern herzuzählen. So war die Commission, welche über Cornet zu Gericht zu sitzen beordert war, mit Ausnahme Marr's, aus instinctiven Gegnern des Verbrechers zusammengesetzt. Selbst der gutmüthige, joviale „alte Gaßmann", mit seinem untermischten Plattdeutsch in der Unterhaltung, hätte schon aus Behäbigkeit keine Lanze für den Angeklagten gebrochen. Mit einer gewissen steifen Feierlichkeit empfing der Intendant die Jury und den Angeklagten im Intendanturbureau. Der Baron von Münchhausen trug den alten bekannten Fall nochmals objectiv vor; der Theaterconsulent, Dr. Duroi, ergriff die Feder zur „Führung des Protokolls". — In jener Zeit grassirte die morbus parlamentaris noch nicht wie heute. Die Formalitäten, wo Einer um's Wort bittet, ein Andrer Anträge, ein Dritter ein Amendement dazu, ein Vierter ein Subamendement zum Amendement stellt rc., waren ausgeschlossen. Alles geschah mehr en famille und patriarchalisch. Als der Intendant daher seinen Vortrag geendet hatte, erschöpften sich die Herren Geschworenen in Versicherungen des Bedauerns, daß sie über den „so lieben und werthen Collegen" richten sollten.

„Mien leewe Cornet! Wenn der Herzog nur nicht —" sagte Gaßmann.

„Seine Durchlaucht zwingt uns —" meinte Kettel.

„Daß die Geschichte doch nur ganz am Schlusse der Vorstellung passirt wäre!" rief ein anderer College.

„Oder lieber auf der Probe!" brummte Marr ironisch vor sich hin.

So ging es fünf Minuten fort, bis Münchhausen die Herren ersuchte, sich formell auszusprechen.

Neues Bedauern. Neue Betheuerungen collegialischer Gesinnungen gegen den Angeklagten. Keiner wollte definitiv mit der Sprache heraus.

Da nahm Marr das Wort und verlangte, daß man zur Sache kommen sollte. Er schlug vor, daß Jeder der Reihe nach seine Meinung zu Protokoll gebe, und forderte Gaßmann als den Aeltesten auf, zu reden. Der Intendant machte den Vorschlag zu dem seinigen, und der Rechtsconsulent erklärte ihn als correct und geboten.

„Papa Gaßmann" aber und die Uebrigen protestirten dagegen.

„Ich bin der jüngste Regisseur und das zweitjüngste Mitglied des Theaters hier," sagte Marr, „die Reihe ist an dem Aeltesten."

Einstimmig forderte man jetzt Marr auf zu sprechen, und die Herzlichkeit der Collegialität wurde abermals mit einem fensterklirrenden Pathos betont.

„Schreiben Sie!" sprach Marr zu Dr. Duroi.

Athemlose Stille.

Marr dictirte: „Ich erkläre hiermit, daß ich die Handlungsweise des Herrn Julius Cornet in der ††† Scene des dritten Actes der Oper ‚Fra Diavolo' unbedingt strafbar — — Haben Sie ‚strafbar'?" wandte er sich an den Protokollführer.

„Ja."

„Strafbar, aber in jeder Beziehung erklärlich finde, indem der darstellende Künstler auf der Bühne nicht nur ein anderer Mensch als im gewöhnlichen Leben sein soll, sondern, wo er dazu noch Regisseur ist und sein künstlerisches Werk auch als solcher durch eine von ihm nicht verschuldete Handlung Anderer zusammenbrechen sieht, sehr wohl von seiner künstlerischen Stimmung fortgerissen werden kann. Ich füge hinzu, daß, so strafbar an sich ich die Handlungsweise des Herrn Cornet finde, ich keinen Anstand nehme zu erklären, daß ich in einem analogen Falle als Künstler und Regisseur nicht für mich einstehen könnte, ebenso — allerdings straffällig — zu handeln, wie es Herr Cornet gethan hat."

Allgemeines Perplexsein.

„Ja, wenn man die Sache so auffaßt!" verrieth Kettel seine geheimsten Gedanken.

„Ja, richtig is dat woll, aber —" meinte Gaßmann.

„Mit dieser Erklärung wird sich Seine Durchlaucht nicht begnügen," sagte ein Dritter.

„Es ist meine persönliche Ansicht als Künstler und Regisseur," erklärte Marr. „Ich denke, wir sollen hier als Künstler urtheilen."

„Sie haben es gehört, meine Herren," sagte der Intendant. „Herr Gaßmann, an Ihnen ist jetzt die Reihe."

Gaßmann sah nach rechts und links, dann sprach er: „Als Künstler und Regisseur schließe ich mich dem Urtheile des Herrn Marr an."

„Dann bitt' ich, für mich dieselbe Erklärung abzugeben," sprach Kettel.

Die anderen zwei Collegen bequemten sich als „Künstler" ebenfalls beizustimmen.

Dem Intendanten fiel ein Stein vom Herzen. Cornet war für dieses Mal gerettet. Der Baron dankte den Herren und wollte sie entlassen.

„Wir sind noch nicht fertig," nahm Marr das Wort.

„Wie so?" fragte der Baron.

„Nach Paragraph (?) unserer Theatergesetze ist Herr Cornet

in eine Strafe verfallen, wegen Störung einer Vorstellung. Diese Strafe besteht, da sie zum ersten Male bei Herrn Cornet in Anwendung kommt, in einer Geldbuße von achtzehn Gutegroschen."

„Soll das in's Protokoll hinein?" fragte Münchhausen erstaunt.

„Allerdings," versetzte Marr. „Der Herzog verlangt von uns streng sachliches Urtheil. Wir haben das Benehmen des Herrn Cornet für strafbar befunden und es nur als begreiflich erklärt. Dieser mildernde Umstand für den Künstler und Regisseur schließt die Strafbarkeit nicht aus. Dem Gesetze muß sein Recht werden, und ich verlange als Regisseur, der für die Aufrechthaltung der Theatergesetze mit verantwortlich ist, daß Herr Cornet die Strafe zahlt und daß im Protokoll davon Erwähnung geschieht. Gerade weil Seine Durchlaucht unser Protokoll verlangt hat."

„Summum jus summa injuria." Correct in der Sache, ja, nach formellen Rechtsbegriffen unumgänglich nothwendig, mußten jene achtzehn Gutegroschen noch zu einer ‚Maus' der Ironie des ‚geschwollenen Berges' der Ungnade des Hofes werden. Man wollte Cornet mit Eclat stürzen und ‚achtzehn Gutegroschen Strafe' war die Antwort, welche dem Hofe einstimmig ertheilt wurde.

Kopfschüttelnd bequemte sich der Intendant diese Procedur protokolliren zu lassen. Dann hob er die Sitzung auf.

„Sie, Herr Intendant!" sagte Cornet, der mit Marr bis zuletzt geblieben war, „das müssen's doch sagen: Der Marr und ich, mir sein die einzigen G'scheidten bei der ganzen Bande."

Diese Aeußerung kam allerdings nicht „in's Protokoll". Die Stimmung, welche dasselbe ohnehin bei Hofe erregte, kann man sich denken.

Wenige Jahre darauf nahm Marr ein Engagement beim Hoftheater in Weimar an, und Cornet übernahm mit Mühling zusammen die Direction des Hamburgischen Stadttheaters.

In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts sah man Cornet's Bild als „Masaniello" auf Bonbons-Umhüllungen, auf Seifen- und Parfümerie-Cartons, auf Taschentüchern &c. Er hatte in seinem Fache einen Ruhm, wie ihn Wenige besessen haben. Er war weder ein Virtuose noch Reclamemacher und mit den Herren Recensenten lebte er auf einem nichts weniger als freundschaftlichen Fuße. — Und heute? — Schier vergessen ist er. Nicht einmal in der Ausgabe des obenerwähnten Conversations-Lexikons hat sein Name einen Platz gefunden. Aber es giebt gewiß noch hier und da manchen „alten Komödianten", der sich seiner erinnern wird, manchen braven invaliden Capellmeister, der desgleichen thut, und manche alte Herren und ditto Damen, welche über die gute neue Zeit das Gute aus der „alten Zeit" noch nicht vergessen haben und bei dieser „alten Zeit" auch noch an Julius Cornet denken. Ihnen drücke ich diese Plauderei freundlich in die Hände.

Der Chamsihn in Kairo.

Von **Adolf Ebeling.**

Ueber den Chamsihn* — mit diesem arabischen Worte, das Fünfzig bedeutet, bezeichnet man gemeinhin den sogenannten „Wind der fünfzig Tage", nämlich jenen heißen Wüstenwind in Aegypten, der mit Unterbrechungen fünfzig Tage lang weht, und zwar regelmäßig von Ende März bis Mitte Mai — sind vielfach die seltsamsten und widersprechendsten Gerüchte und Beschreibungen verbreitet worden, theils von Schriftstellern, die nicht an Ort und Stelle beobachtet, sondern nur aus älteren und keineswegs immer zuverlässigen Quellen geschöpft haben, theils von Reisenden selbst, die allerdings als Augenzeugen berichten und somit eine größere Glaubwürdigkeit beanspruchen. Aber gerade die Mittheilungen der Letzteren sind zumeist rein individueller Natur und deshalb oft zur Verschönerung der Situation übertrieben, obwohl auch wiederum nicht zu leugnen ist, daß die einzelnen den Chamsihn begleitenden Phänomene überaus verschieden sind und nur höchst selten vereinigt auftreten. Da ferner den Erzählungen Anderer, in Bezug auf so Vieles im Oriente und also auch hier, nie recht zu trauen ist, so werde ich in meiner heutigen Arbeit mich einfach auf Dasjenige beschränken, was ich nun schon in zwei Chamsihnperioden selbst gesehen und mitgemacht habe.

Der Chamsihn kommt aus Südwesten von der Libyschen Wüste, und da diese mit der Sahara zusammenhängt, auch aus dieser. Der Samum ist ein ähnlicher Wind, aber der arabischen Wüste angehörend, der Syrien und Palästina heimsucht und während der ganzen heißen Jahreszeit weht, also nicht an bestimmte Monate gebunden ist, wie der Chamsihn. Mit Anfang März hört gewöhnlich der sogenannte ägyptische Winter auf, der übrigens diesen Namen gar nicht verdient, denn selbst in den kältesten Januartagen hält sich das Thermometer noch immer 3,4 Grad über Null, und auch das nur Morgens und Abends. Von zehn Uhr an wird es warm, und Nachmittags ist es geradezu heiß, wie bei uns in Deutschland im Juni, und der Europäer darf auf seinen Spaziergängen den Sonnenschirm nicht vergessen. Der Himmel ist fast durchweg heiter und wolkenleer, und Regentage gehören zu den Seltenheiten. Sie fallen aber gerade in die Monate Januar und Februar, doch sind es immer nur einzelne Schauer, die freilich manchmal zu einem halbstündigen Platzregen werden. Im Jahre 1874 hatten wir sogar zwei ganze Regentage, etwas Unerhörtes, was mich indeß, ehrlich gestanden, sehr anheimelte, denn man konnte sich wirklich nach Deutschland versetzt glauben. Bei dieser Gelegenheit kam auch der wichtige Punkt zur Sprache, daß es in den letzten Jahren in Kairo weit häufiger regnet, als früher, und daß der Grund hiervon hauptsächlich im Suezcanal zu suchen sei. In Oberägypten regnet es bekanntlich fast niemals, wohingegen in Alexandria die Regengüsse, wenigstens im Winter, ziemlich häufig sind.

Ist nun für Kairo die sogenannte Regenzeit vorüber, was stets gegen Ende März der Fall ist, so folgt ununterbrochen schönes Wetter, aber die Hitze ist während der nächsten zwei Monate noch immer erträglich, denn das Thermometer steigt im Schatten selten über 25 Grad Réaumur. Nur die Chamsihntage machen eine Ausnahme und zwar eine sehr lästige und manchmal sogar eine entsetzliche. Für den Araber und namentlich für den wüstenkundigen Beduinen giebt es verschiedene Erscheinungen, die dem Chamsihn vorausgehen und die im Allgemeinen untrüglich sind. Dahin gehört zunächst Abends vorher ein dunkelrother Sonnenuntergang, wobei die Sonne selbst als eine auffallend große, scharfgezeichnete goldgelbe Kugel in der Gluth steht, und alsdann während der Nacht ein seltsam verschleierter Himmel, der sogenannte afrikanische Höhennebel, durch den die Sterne nur mit ganz mattem Glanze hindurchschimmern. Finden sich diese beiden Symptome zusammen, so kann man für den nächsten Morgen mit Sicherheit auf den Chamsihn rechnen. Der Wind beginnt mit Sonnenaufgang und in der Regel bei ganz heiterm Himmel; er weht auch in den ersten Stunden nicht besonders stark (in Deutschland würde man einfach sagen: es ist diesen Morgen ziemlich windig), aber was das Eigenthümliche und zugleich Befremdliche ist: dieser Wind ist nicht kühl, sondern lauwarm.

Mit jeder Stunde steigt die Wärme um einige Grade, manchmal sogar um zwei Grad in der Viertelstunde, so daß gegen Mittag der warme Wind zu einem heißen geworden ist. Dann ist es hohe Zeit, namentlich für den Europäer, sich zurückzuziehen und zu Hause das Ende der Naturkrisis hinter dichtgeschlossenen Fenstern und Jalousien abzuwarten. Das Letztere ist schon deshalb nothwendig, weil der Wind in großer Menge seinen Wüstenstaub mit sich führt, der überall eindringt und sich nicht allein auf, sondern auch in alle Möbel legt, was, beiläufig gesagt, eine sorgsame deutsche Hausfrau in Verzweiflung bringen könnte, an das wir uns hier aber längst mit Resignation gewöhnt haben. Der Himmel hat jetzt eine bleigraue Farbe angenommen, die nur in der Gegend der Sonne einen großen, etwas lichteren Kreis zeigt; oft brechen auch einzelne Strahlen-

* Die Aussprache ist eine doppelte: Schamsihn und Kamsihn.

Hierzu eine Extra-Beilage von Franz Lipperheide in Berlin.

bündel durch, etwas glanzlos und fahl; sie flattern minutenlang hin und her und verschwinden dann wieder in dem allgemeinen Grau.

Die Hitze ist draußen mittlerweile auf dreißig und zweiunddreißig Grad Réaumur gestiegen, wohlverstanden auf einem dem Winde nicht direct ausgesetzten Thermometer; hängt man es auf die Windseite, so erreicht man leicht siebenunddreißig und sogar vierzig Grad Réaumur. Um Alles zu versuchen und aus eigener Erfahrung berichten zu können, ließen wir uns einst an einem starken Chamsihntage nur einige Minuten vor die Stadt fahren, und zwar in südwestlicher Richtung nach der Wüste hin, von wo der Wind kam. So lange wir durch die Häuserreihen von Fagalla geschützt waren, fanden wir die Luft nur drückend schwül, aber als wir bei einer Wendung des Weges in's Freie gelangten, schlug uns eine trockene heiße Luft erstickend entgegen, wie aus einem Dampfbade. Die Pferde schnaubten und beugten sich instinctiv zur Erde; kleebeladene Kameele, die zufällig vorüberzogen, thaten dasselbe, und die auf ihnen sitzenden Treiber hatten sich mit ihrem blauen Baumwollhemde den Kopf dicht verhüllt. Die Wüste selbst, sonst so heiter und licht, dehnte sich wie ein unabsehbarer dunkelgelber Ocean aus und im Hintergrunde ragte das Mokkatamgebirge, das sonst gleichfalls immer so farbenhell herüberleuchtet, wie eine düstere Schattenwand. Wir machten Kehrt, denn wir hatten an dem Erlebten genug, und zu Hause angekommen, mußten wir uns noch mit dem arabischen Kutscher zanken, der für die viertelstündige Fahrt zehn Franken verlangte. Länger als zwölf Stunden weht aber der Chamsihn niemals, denn er hört stets mit Sonnenuntergang auf und fängt oft erst Nachmittags an. Der Vollmond zeigt manchmal nach einem Chamsihntage einen außerordentlich großen Hof von intensiver Helle, der gegen Mitternacht mehr als die Hälfte des ganzen Himmelsgewölbes einnimmt, ein prächtiges Phänomen, wie es in unseren nördlichen Gegenden niemals vorkommt. Ueber Nacht kühlt sich alsdann die Luft um wenigstens zehn Grad und mehr ab, und am andern Morgen ist Alles wieder in seinem normalen Zustande.

Das ist mit wenigen Worten der gewöhnliche Verlauf eines Chamsihntages; in der Stadt selbst, vorzüglich in den engen Straßen der arabischen Viertel, spürt man, außer der Hitze und dem Staube, davon wenig, und die Eingeborenen lassen sich auch dadurch in ihrem täglichen Verkehre nicht weiter abhalten. Sie rauchen, trinken Kaffee, schwatzen und machen ihre großen und kleinen Geschäfte ab wie immer, und in der Muskih, der Hauptstraße von Kairo, herrscht dasselbe bunte orientalische Gewühl wie sonst, nur daß man keine Europäer sieht.

Etwas Anderes ist es freilich, wenn der Chamsihn mit außergewöhnlicher Gewalt losbricht, wo alsdann alle ihn begleitenden Erscheinungen ebenfalls in höchster Potenz auftreten. Gottlob sind diese Tage äußerst selten, aber sie sind dafür auch um so furchtbarer. In dieser Beziehung wird uns der vorjährige griechische Charfreitag (30. April 1875) unvergeßlich bleiben. Der Morgen zeigte nichts Ungewöhnliches und ließ den gewaltigen Chamsihnsturm des Nachmittags gar nicht ahnen. Auch die obenerwähnten Vorzeichen waren ausgeblieben: ein Beweis, daß dieselben nicht nothwendig bedingt sind. Gleich nach Mittag verfinsterte sich plötzlich die Luft, die bis dahin ganz rein und heiter gewesen, und nach wenigen Minuten brauste bereits ein heftiger Wüstenwind über Kairo. Bald darauf fand ein seltenes und sehr eigenthümliches Phänomen statt: es wurde nämlich wieder hell, aber von einer unheimlichen schwefelgelben Helle, die mit jeder Viertelstunde zunahm und zuletzt so intensiv wurde, daß die geblendeten Augen davon schmerzten. Mittlerweile war der Wind zum Sturm gewachsen, und gegen drei Uhr wüthete ein entfesselter Orkan.

Unser hoch- und freigelegenes Haus schien in seinen Grundvesten zu beben, wobei ich allerdings bemerken muß, daß hier zu Lande überaus leicht und ohne eigentliche Fundamente gebaut wird (wenigstens nach unseren deutschen Begriffen), schon weil man im Orient keine Keller hat. Ich stand am Fenster, das so sehr schütterte, daß ich alle Augenblicke fürchtete, die Scheiben würden zerdrückt werden, und schaute, wirklich nicht ohne Angst, in den Aufruhr der Natur hinaus. Die hohen Dattelpalmen bogen sich dergestalt, daß ihre gefiederten Kronen fast die Erde berührten, und von den platten Dächern wehten die großen und kleinen Holzgerüste, die zum Wäschetrocknen, zu Verandas und Lauben dienen, wie Spreu umher. Und dabei immer der schwefelgelbe, gespensterhafte Schein, der sich sogar auf den Gesichtern der Menschen widerspiegelte, so daß man, wenn man sich gegenseitig ansah, meinte, alle Welt habe die Gelbsucht. Natürlich nur wir Europäer, denn die braunen und schwarzen Gesichter der Aegypter blieben, wie sie waren.

Die Sonne stand wie ein Mond am Himmel, matt und glanzlos, was ich schon deshalb erwähne, weil ich in vielen Chamsihnschilderungen immer die Sonne als eine dunkelrothe, glühende Scheibe geschildert gefunden habe, eine Form, welche niemals beobachtet worden sein soll, wenigstens nicht in Kairo. Vielleicht kommt sie in Ober-Aegypten und in der Wüste selbst vor. Entschieden war aber die ganze Luft elektrisch, obwohl es weder blitzte noch donnerte, aber einzelne leuchtende Funken schienen dann und wann tropfenweise aus der Höhe herabzufallen. Daß übrigens der Chamsihn oft von elektrischen Erscheinungen begleitet ist, haben neuere Forschungen constatirt. Auffallender Weise war es diesmal nicht außergewöhnlich heiß, wie sonst an Chamsihntagen, denn das Thermometer zeigte während der ganzen Katastrophe nicht über 25 Grad Réaumur. Allerdings war auch der März in diesem Jahre so kalt gewesen, wie man sich dessen kaum erinnerte.

Gegen fünf Uhr Nachmittags hörte der Orkan plötzlich auf und zwar so plötzlich, daß schon zehn Minuten später die Natur vollständig beruhigt erschien. Außerhalb der Stadt hatte der Chamsihn, wie wir am nächsten Tage erfuhren, entsetzliche Verheerungen angerichtet. Viele der großen Nilakazien und Sykomoren, mit denen die nach den Pyramiden von Gizeh führenden Dämme besetzt sind, waren entwurzelt, die Dämme selbst an vielen Stellen unterwühlt und zerrissen; glücklicher Weise war der Nil längst in sein normales Bett zurückgetreten, sonst hätte man ein noch weit größeres Unglück zu beklagen gehabt. Die am Fuße der Pyramiden zerstreut liegenden Dörfer hatten gleichfalls sehr gelitten, und nicht wenige Fellahwohnungen waren buchstäblich fortgeweht. An den Pyramiden selbst war freilich auch dieser Orkan spurlos vorübergegangen; sie mögen im Laufe ihres fünftausendjährigen Bestehens wohl noch ganz andere Schrecknisse erlebt haben. Jedenfalls gehört für Kairo dieser Chamsihntag vom 30. April zu den schlimmsten seit langer Zeit.

Soviel über den Chamsihn als W ü s t e n w i n d, aber es giebt noch eine andere, ziemlich häufig vorkommende Erscheinung, die ganz in dasselbe Gebiet gehört, und die wir zur Vervollständigung unserer Arbeit nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen: das sind die C h a m s i h n t a g e o h n e W i n d, und gerade in diesem Jahre haben wir deren schon mehrere gehabt. Bestimmte Vorboten eines solchen Tages fehlen, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, gänzlich. Die Sonne geht heiter und schön auf, wie fast immer in Kairo, und die Temperatur ist durchaus normal. Aber nach einigen Stunden bedeckt sich der Himmel, nicht mit Wolken, sondern mit einem halb durchsichtigen, mattgelben Schleier, der die Sonne nicht ganz verhüllt, sondern nur ihre Strahlen bricht, daß alle Gegenstände wie im Dämmerlichte erscheinen, und nur einen schwachen Schatten werfen, ähnlich etwa wie bei einer Sonnenfinsterniß. Bei vollkommen ruhiger Luft steigt nun die Temperatur äußerst schnell, oft in einer Stunde um 10 Grad, bis auf 30 und sogar auf 35 Grad Réaumur, aber diese Wärme hat seltsamer Weise nichts eigentlich Drückendes und Schwüles; man möchte sie am passendsten mit derjenigen eines starkgeheizten Zimmers vergleichen. Bei leichter Kleidung und wenn man sich keine starke Bewegung macht, erträgt sie sich sehr gut, und da sie nur höchstens sechs bis acht Stunden dauert, so kann sie auch nicht in die Häuser dringen.

Am interessantesten ist an einem solchen Tage die Wüste. Sie dehnt sich in verschiedenen Farbenabstufungen, vom zarten Lichtgelb bis zum dunkeln Braun, unermeßlich hinaus zum fernsten Gesichtskreise; tausende von Wüstengeiern schweben in sanften Kreisen über ihr, und die beladenen Kameele durchziehen sie in langen Reihen, wie dunkle Schatten. Plötzlich entsteht ein leiser Staubwirbel; erst zierlich und kaum bemerkbar, wächst er mit jeder Secunde, und nach wenigen Minuten fährt er als eine gigantische Dampfsäule dahin: eine Windhose. Manchmal, wenn sie recht groß ist, reißt sie plötzlich mitten auseinander, und der obere Theil steigt wie ein ungeheurer Ballon in die Lüfte, wo er alsdann noch meilenweit als eine dunkelbraune Sandwolke

fortgetragen wird. Dieses Schauspiel kann man an solchen Tagen oft sehen, und es ist im Ganzen ungefährlich, da man den Wirbeln leicht ausweichen kann. Sie ziehen auch paarweise und manchmal sogar zu mehreren, dicht neben einander, aber alsdann in kleineren Dimensionen, über die weite Fläche und verleihen der sonst so todten und einförmigen Wüste ein eigenthümliches Leben. Abends ist dann der Himmel wieder schleierartig bedeckt, und rund um den Horizont zieht sich ein breites violettblaues Band, im Westen wegen der untergegangenen Sonne von brandrothen Streifen durchzogen, ein wunderschöner Anblick, der namentlich die Landschaftsmaler entzückt, obwohl diejenigen, die es nicht mit eigenen Augen gesehen, ein solches Bild übertrieben und unnatürlich nennen würden.

Nach dem 15. Mai weht kein Chamsihn mehr; der Wüstenwind, der sich nach dieser Epoche oft erhebt, ist kühl und deshalb sehr willkommen, wie überhaupt die Luft der Wüsten an sich niemals schwül und drückend ist.

Ist die Chamsihnzeit vorüber, so kommt der eigentliche Sommer mit seinen ununterbrochen heitern Tagen, so ununterbrochen, daß das ewig schöne Wetter nicht allein monoton, sondern fast langweilig wird, und daß man in Sehnsucht der heimathlichen Gewitter und ihrer erfrischenden Regengüsse gedenkt. Doch unveränderlich steht immer, Tag für Tag bis Ende October, dieselbe strahlende Sonne am wolkenlosen Himmel und bannt uns für die Mitte des Tages unerbittlich an das Haus. Freilich läßt sie dafür die köstlichen Südfrüchte reifen: Datteln, Bananen, Feigen und Orangen, und wenn man daheim in Deutschland die Oefen zum Einheizen herrichtet, beginnt für uns hier in Kairo ein herrlicher Frühling mit frischbelaubten Bäumen und grünenden Saaten.



Die eingestürzte Elb-Eisenbahnbrücke bei

Der Einsturz der Riesaer Eisenbahnbrücke.

Noch nie ist der deutsche Eisenbahnbau von einer Katastrophe betroffen worden, wie derjenigen des Einsturzes der Riesaer Elbbrücke. In den vierzig Jahren, die seit der Erbauung der ersten Eisenbahn in unserem Vaterlande verflossen sind, ist noch kein größeres Bauwerk in einer Weise beschädigt oder zerstört worden, daß Zweifel darüber entstanden wären, ob die ausführenden Techniker alle das Bauwerk sichernden Vorsichtsmaßregeln getroffen haben.

Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn, die erste größere Bahn, welche in Deutschland für den Dampfbetrieb vollendet wurde, war von Anfang an so gut gebaut worden, daß die Gesellschaft mit Recht bei der Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens den Umstand hervorheben konnte, daß bis dahin noch kein Passagier sein Leben auf der Bahn verloren habe. Die Elbe wurde von dieser Eisenbahn etwas unterhalb Riesa überschritten. Die Brücke, welche zu dem Zwecke erbaut werden mußte, wurde schon im Jahre 1836 begonnen. Sie hatte zwei Land- und elf Flußpfeiler, also zwölf Brückenöffnungen von zusammen einer Länge von sechshundertvier Ellen oder circa dreihundertvierzig Meter. Diese aber gleichzeitig eine Fahrstraßenbrücke her. Die zwei Eisenbahngleise lagen je in einer besonders erbauten Construction, während die Straßenbrücke ebenfalls dicht an diese ersteren herangerückt wurde, sodaß nun drei Brücken, dicht neben einander gelegt und doch von einander getrennt, den Strom überspannten. Die Straßenbrücke lag stromaufwärts, die beiden Eisenbahnbrücken stromabwärts. Die Anlage dieser dreifachen Brücke hatte natürlich zur Folge, daß die alten noch stehenden Brückenpfeiler der verbrannten Brücke nicht mehr Auflager genug lieferten, um sie alle drei gleichmäßig zu tragen. Die Pfeiler mußten daher, wo deren Stellung für den Neubau überhaupt passend war, erweitert werden.



ia. Nach einer photographischen Aufnahme.

zwölf Brückenöffnungen wurden durch einen hölzernen Oberbau überspannt, welcher im Jahre 1866 von den Sachsen durch Feuer zerstört wurde. Man beabsichtigte dadurch den anrückenden Preußen das Vordringen zu erschweren. Die Erfahrung, das heißt die nachfolgenden Ereignisse, haben seitdem zur Genüge bewiesen, daß die Zerstörung ein eitles Beginnen und keineswegs im Stande war, den „Feind“ aufzuhalten.

Nachdem eine provisorische Brücke die Verbindung für den Eisenbahnverkehr sofort wieder hergestellt hatte, befaßte sich die Direction der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ernstlich mit der Aufgabe, die alte Brücke durch eine unzerstörbare eiserne Construction zu ersetzen. Außer den Brücken für den Bahnbetrieb stellte die Eisenbahngesellschaft auf Verlangen der Regierung

Die alten Brückenpfeiler waren auf Pfahlrost fundirt und hatten, als der Bau der neuen Brücke begann, über vierunddreißig Jahre gestanden, manchen Eisgang, manches Hochwasser gesehen, ohne auch nur eine Spur von nachtheiligen Folgen solcher Naturereignisse zu zeigen.

Ob aber diese bewährten Pfahlroste sich noch als fest und unverletzt erweisen würden, wenn unmittelbar neben denselben Pfähle zu neuen Rosten, um die verlängerten Pfeiler zu tragen, eingeraumt werden würden, war eine sehr zweifelhafte Sache. Außerdem war ein freies Handeln für Ramm-Maschinen durch die auf den alten Pfeilern ruhende Interimsbrücke sehr gehindert, wenn stellenweise nicht unmöglich gemacht. Aus diesen Gründen wahrscheinlich entschloß man sich, statt neue Pfahlroste neben

den alten einzurammen, die verlängerten Pfeiler auf ein Betonfundament zu stellen. Das Mauerwerk der alten Pfeiler wurde schichtenweise ausgestemmt, um eine enge Verbindung der anzubauenden Pfeiler mit einander zu ermöglichen, und daß dies gelang, beweisen die Trümmer der geborstenen Pfeiler. Die die verlängerten Pfeiler umgebenden Spundwände sollten außerdem das Betonfundament unter denselben gegen Unterwaschungen schützen. Der Brückenbau schritt rüstig vor; die Brücke wurde im Herbst letzten Jahres dem Verkehr definitiv übergeben. Während des Baues, welcher jahrelang andauerte, zeigte sich nie ein Merkmal von schwacher Fundirung, sondern die Brücke schien sicher und fest auf ewig erbaut.

Die Elbe beschreibt in ihrem Laufe unterhalb Riesa einen großen Bogen, in dessen Scheitel etwa die Brücke den Strom überschreitet. Die Folge von diesem Umstande ist, daß die Elbe ihre Wasser mit mehr Macht dem linken (Riesaer) Ufer zutreibt, als dem rechten. Daher auch zieht sich die Schifffahrtsstraße daselbst näher dem linken Ufer entlang, und es stellte sich heraus, daß es eine sehr große Erleichterung für die Schifffahrt sein müßte, wenn die zwei ersten (linksuferigen) alten Brückenpfeiler aus dem Strome entfernt werden könnten, wenn also an dieser Stelle statt drei Brückenöffnungen eine einzige das Schifffahrtswasser überspanne.

Deshalb wurden die beiden ersten alten Pfeiler nicht mehr dazu verwendet, die neue Brücke zu tragen. Statt der zwölf Brückenöffnungen der alten Brücke erhielt die neue nun am linken Ufer zwei gemauerte Brückenbogen mit etwa je fünfzehn Meter Spannweite, dann eine Oeffnung von zweiundneunzig Meter und am rechtsuferigen Ende der Brücke drei Oeffnungen von je dreißig Meter. Dieser schloß sich ein durch steinerne Bogen hergestellter Viaduct von ferneren drei Oeffnungen an. Die Spannweite von zweiundneunzig Meter überschritt die beiden ersten Flußpfeiler, welche entfernt werden sollten, sowie die Brücke fertig wäre; diese Pfeiler lagen etwa ein und ein Viertel Meter unter der neuen eisernen Brücke. — Am 19. Februar dieses Jahres war zu Riesa eine Conferenz der Betriebs-Ingenieure der Leipzig-Dresdener Bahn, um den Fahrplan für den kommenden Sommer zu berathen. Die Techniker der Bahn benutzten aber zugleich auch die Gelegenheit, den wild unter der Brücke durchbrausenden Eisgang der Elbe zu beobachten. Keinem von Allen zeigte sich nur das kleinste Merkmal von Senkungen an den Brückenpfeilern. Mag es nun sein, daß der Eisgang, welcher zur Weihnachtszeit von 1875 oder in den ersten Tagen des eben stattfindenden Eisganges zwischen den zwei ersten alten Brückenpfeilern einen vorübergehenden Eisschutz gebildet hatte, oder daß der Strom selbst, wilder als sonst im Bogen dahinbrausend, sich stärker dem Riesaer Ufer zugewandt hatte, — um neun Uhr Abends des 19. Februar hörte der Weichensteller zunächst der Brücke plötzlich ein seltsames Klingen, und bevor er nur sich erdenken konnte, was das Klingen und Reißen bedeuten könnte, prasselte die stromaufwärts gelegene Straßenbrücke am linken Ufer nieder, und gleich darauf stürzte die ganze zweiundneunzig Meter lange Brückenspannung in den wild schäumenden Strom. Ein Zug, welcher auf dem nächst der Brücke gelegenen Riesaer Bahnhof eben nach Dresden abfahren wollte, konnte noch bei Zeiten von der eingetretenen Katastrophe benachrichtigt und dadurch ein vielleicht schreckliches Unglück und hundertfacher Tod verhindert werden.

Die Fahrbahn und das Trottoir der gestürzten Straßenbrücke war aus Bohlen fest auf die eisernen Träger angebolzt, sodaß sogar durch den Sturz nur wenig Bohlen sich lösten, die meisten aber noch mit dem Eisenwerke eng verbunden blieben. Diese Bohlen nebst den Eisentheilen bildeten plötzlich quer durch den Strom hindurch einen acht Meter hohen Damm, über welchen sich die braunen Wasser des Stromes nur theilweise wie über ein hohes Wehr hinabwälzten. Theilweise drängte dieser eiserne Damm den Strom nach der Stelle, wo er allein einen Ausweg finden konnte, nach dem rechten Ufer zu, und erzeugte gegen den Pfeiler, welcher dort die zweiundneunzig Meter langen doppelten Eisenbahnträger trug, einen ungewöhnlich starken, gurgelnden, wühlenden Strom. — Dieses Stürzen der Wassermassen über den im Strome ragenden Brückentheil, dieses Hinüberdringen ungewöhnlicher Wassermengen gegen den einen Pfeiler, spülte und untergrub das Fundament desselben in solcher Weise, daß nicht nur die neue Betongründung des verlängerten Pfeilers vollständig unterwaschen, sondern daß der Pfahlrost des alten Pfeilers selbst wahrscheinlich vollständig losgespült wurde.

Zu diesen Arbeiten des Wassers gehörte allerdings Zeit, und so ging es auch bis zum Abend des 22. Februar, wo der bedrohte Pfeiler borst und zusammenbrach und die eine zweiundneunzig Meter lange Eisenbahnconstruction ebenfalls prasselnd, ächzend und zuckend in den Strom hinunterstürzte, während die andere Brückenspannung sich auf die zwei noch stehenden alten Flußpfeiler niederließ, so daß sie jetzt aussieht, wie ein verwundetes Ungeheuer, welches sich auf ein Knie niedergelassen hat. Fast jeden Augenblick glaubt man zu sehen, daß auch die letzte Kraft dasselbe verläßt, und es ebenfalls das nasse Grab seines Genossen aufsucht. Beim Hinuntersinken dieses jetzt auf den alten Brückenpfeilern schief ruhenden Brückentheiles verlor das rechtsuferige Ende desselben den Stützpunkt und knickte daher am zweiten Brückenpfeiler steil ab, wie solches auf unserer bildlichen Darstellung des zerstörten Prachtbaues sich richtig darstellt. Die wilden Wassermassen arbeiten und spülen nun immer noch weiter und bedrohen auch die bisher unversehrt gebliebenen Pfeiler, sodaß die Direction der Bahn sich veranlaßt sah, mit Hülfe der Genie- und Pionierabtheilungen der Armee die angestrengtesten Versuche zu machen, den ferneren Verheerungen zu steuern.

Dem Ingenieur ist nun nicht nur die Aufgabe gestellt, die Brücke durch eine neue zu ersetzen, sondern vor Allem die kolossalen Eisenmassen, die wild durcheinander gemischt im Strome liegen, theilweise auch noch mit dem auf den alten Pfeilern ruhenden Brückentheile in verhängnißvollem Zusammenhange stehen, aus dem Flusse zu entfernen. Gerade der Theil des Stromes, in welchem die Brückentheile liegen, ist, wie wir im Eingange nachgewiesen, derjenige, in welchem die Schifffahrt sich bewegt; er sollte also möglichst rasch geräumt oder der Strom provisorisch abgeleitet werden.

Die ganze Brücke hatte folgendes Gewicht: die zwei Eisenbahnbrücken von zusammen zwei Oeffnungen zu je 92 Meter und sechs Oeffnungen zu je 30 Meter hatten ein Gewicht von 19,500 Centner; die Straßenbrücke von einer Oeffnung zu 92 Meter und drei zu 30 Meter wog 11,719 Centner, im Ganzen also belief sich das Gewicht der sämmtlichen Brückentheile auf 31,219 Centner. Von diesen Eisenmassen liegen circa 19,000 Centner über- und untereinander geschoben im Strome und hängen etwa 2,500 Centner auf den alten Pfeilern.

Den eigentlichen Grund der Katastrophe wird wohl erst eine genaue Untersuchung des Flußbettes ergeben, wenn die tiefen Kolke, welche der Strom gewühlt hat, nicht alles Erforschen von vornherein unmöglich machen. Die Erfahrungen, welche man an der Elbe in einer Reihe von über fünfunddreißig Jahren bei der alten Riesaer Brücke gemacht, ließen nicht auf eine solch außergewöhnlich wühlende Thätigkeit des Stromes schließen, wie er sie dieses Frühjahr entwickelt; wäre eine solche Erfahrung auch aus grauer Vorzeit bekannt gewesen — wir sind fest davon überzeugt — die technische Leitung der Eisenbahn hätte alle Mittel zu Hülfe gezogen, um ihr theures Bauwerk dauernd gegen jede solcher Möglichkeiten zu sichern. **Rich. Bl—.**

Ein Wunderkind. (Zur Illustration Seite 200 und 201.) Gabriel Hackl, der Schöpfer des heute von uns mitgetheilten reizenden Bildes, ist ein geborener Oesterreicher, erhielt aber seine Ausbildung in dem Atelier des ausgezeichneten Malers Professor Piloty in München, dessen seine Auffassung und Compositionsgabe auf ihn übergegangen zu sein scheint. Dafür spricht unser „Wunderkind“. Man betrachte die äußerst gewandte Gruppirung des Bildes! Der kleine Virtuos hat die Ehre, sich vor den versammelten Vettern und Basen produciren zu dürfen, seine Kunst scheint aber in den Zuhörern sehr getheilte Empfindungen hervorzurufen. Während die Mutter nicht ohne Selbstgefühl mehr auf das Urtheil der Verwandten, als auf die von dem jugendlichen Geiger hervorgezauberten Töne zu lauschen scheint, giebt sich der Onkel, rechts vom kleinen Künstler, dem stillen Genusse der Klänge hin, die jüngere Generation am andern Ende des Tisches aber ist mit dem Lobe des talentvollen Musikers weniger karg und ermuntert ihn durch anerkennende Zurufe. Einen humorvollen Contrast hierzu bilden die gleichgültig dreinschauenden Kindergestalten.

Kleiner Briefkasten.

A. R. in Brünn. Daß der Chef-Redacteur unseres Blattes zur Abwendung der in Oesterreich über die Gartenlaube verhängten Postdebit-Entziehung persönlich in Wien gewesen und sogar bei Ministern und anderen hohen Herren antichambrirt habe, wie Wiener Blätter mit Angabe höchst komischer Einzelheiten berichten, ist nichts als ein eitel Märchen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Du kommst jedenfalls von Henriette,“ sagte Flora und schlug hastig den blauen Umschlag über dem ihr zurückgeschickten Manuscript zusammen. „Es geht ihr ja recht gut, wie ich höre; ich habe schon um acht Uhr hinübergeschickt und mich erkundigen lassen. Moritz ist nicht recht klug; er jagt mich mit einem Billet, das er noch in der Nacht geschrieben hat, in aller Frühe aus dem Bette, damit ich rechtzeitig Toilette mache, weil er à tout prix der Großmama und mir vor dem Frühstück seine Gäste vorstellen wolle. Als ob das Heil der Welt von dieser Vorstellung abhinge! Die Großmama wird darüber gerade auch nicht sehr erfreut sein.“

Sie sah reizend aus. Man sagt, daß der Mensch sich unbewußt nach seiner Stimmung kleide, demnach mußte Flora's Erwachen heute ein überaus frohes und heiteres gewesen sein; denn die ganze schlanke, schöne Gestalt erschien wie in ein leuchtendes Aetherblau getaucht. Selbst in den zierlich gekräuselten Locken steckte eine glänzend blaue Atlasschleife. Mit dem Arbeitszimmer harmonirte freilich diese Toilette schlecht; es sah heute, wo der strahlend goldene Tag draußen lag, so düster und unwohnlich wie möglich aus und war allerdings weit eher ein passender Hintergrund für einen menschenscheuen Stockgelehrten, als für diese duftig blaue Fee. Aber auch der Gesichtsausdruck der schönen Dame paßte nicht mehr zu den gewählten Farben; sehr üble Laune und eine kaum zu verbergende Niedergeschlagenheit guckten aus allen Winkeln und Linien ihrer Züge. Ueber die Ereignisse des gestrigen Abends fiel kein Wort. Sie waren versunken und scheinbar vergessen; selbst der beraubte Goldfinger hatte Ersatz gefunden — zwei kleine Brillantringe schmückten ihn.

Auf Käthe's Bitte trat Flora an ein Bücherregal und nahm das verlangte Buch herab. „Henriette wird doch nicht selbst lesen wollen?“ fragte sie über die Schulter.

„Das würde Doctor Bruck schwerlich gestatten; die Frau Diakonus will das Buch lesen,“ sagte Käthe mit ruhiger, kalter Stimme und nahm das Werk in Empfang.

Ein verächtliches Spottlächeln zuckte um Flora's Mund; in ihren Augen blitzen Verdruß und Aerger auf; sie hielt es jedenfalls für eine nicht zu entschuldigende Tactlosigkeit von Seiten der Schwester, daß sie diese Namen vor ihren Ohren noch laut werden ließ.

Käthe ging. Aber in demselben Augenblicke, wo sie die Thür öffnete, um das Zimmer zu verlassen, trat ihr der Commerzienrath entgegen. Er sah prächtig, fast strahlend frisch aus, wenn er auch in sichtlich großer Aufregung kam.

„Dageblieben, Käthe!“ rief er fast scherzhaft und breitete seine Arme aus, um sie zurückzuhalten. „Ich muß mich erst überzeugen, ob Du heil und unverletzt bist.“ Er schob sie in's Zimmer zurück, drückte die Thür in das Schloß und warf seinen Hut auf den Tisch. „Nun sagt mir um Gotteswillen, was ist Wahres an der haarsträubenden Geschichte, die mir eben mein Anton beim Ankleiden mitgetheilt hat?“ rief er. „Die Leute haben einfältiger Weise bei meiner Ankunft geschwiegen, um mir die Nachtruhe nicht zu stören, und ich habe mir eben dergleichen unzeitige Rücksichten für die Zukunft energisch verbeten.“ Er fuhr sich mit beiden Händen durch das reiche Haar. „Ich bin ganz außer mir. Was muß die Welt von mir und meinem Tactgefühl denken! Henriette liegt auf den Tod krank, und ich arrangire sorgloser Weise ein Herrenfrühstück in meinem Hause. Ist's denn nur wahr, das Unglaubliche? Eine Schaar Megären soll Euch attaquirt haben —“

„Nicht ‚uns‘, sondern ganz speciell mich, Moritz,“ sagte Flora. „Henriette und Käthe haben eben nur mitleiden müssen, weil sie bei mir waren. Ich kann mir nicht helfen — den größten Theil der Schuld, daß es so weit gekommen ist, muß ich Dir beimessen. Du mußtest schon bei den ersten feindseligen Kundgebungen ganz anders vorgehen; solch einer Rotte gegenüber ist ein entschlossener Mann stets Herr, wenn er's richtig anzufangen weiß. Aber bei Deinen ewigen Rücksichten, um Gotteswillen nie und nirgends anzustoßen, bist Du schwach —“

„Ja, schwach gegen Euch, gegen Dich und die Großmama,“ fiel der Commerzienrath ganz blaß vor Aerger ein. „Du vorzüglich hast nicht geruht, bis ich mein Wort zurückgenommen und dadurch meine Arbeiter unnöthig gereizt habe. Bruck hat Recht —“

„Ich bitte Dich, verschone mich damit!“ rief Flora dunkelroth vor Zorn. „Wenn Du keine andere Autorität zu nennen weißt, auf die Du Dich berufst —“

Der Commerzienrath trat ihr rasch näher und sah ihr erstaunt prüfend in die funkelnden Augen. „Wie, noch immer so feindselig, Flora?“

„Hältst Du mich für so jammervoll schwachköpfig, daß ich meine Ansichten wechsele, wie man einen Rock aus- und anzieht?“ fragte sie herb zurück.

„Das nicht, aber ist es nicht verwegen, der ganzen gebildeten Welt zum Trotz —“

„Was geht mich die Welt an?“ Sie brach plötzlich in

ein lautes Gelächter aus. „Die ganze, gebildete Welt!“ wiederholte sie. „Willst Du mir sagen, wie Du es möglich machst, sie mit Deinem bedauernswürdigen Protégé in Verbindung zu bringen?“

Der Commerzienrath faßte kopfschüttelnd ihre Hand; er war fast athemlos vor Ueberraschung. „Ja, wie ist denn das möglich? Weißt Du denn noch nicht —“

„Mein Gott, was soll ich denn wissen?“ unterbrach sie ihn ungeduldig mit ärgerlich gerunzelten Brauen und stampfte leicht mit dem Fuße den Boden.

Da wurde sehr rasch die Thür geöffnet, und die Präsidentin trat herein. Sie war einfach, in penséefarbene Seide gekleidet. Ob die starke lila Nüance ihr Gesicht so gelb und alt machte, oder ob sie infolge der gestrigen Aufregung eine schlechte Nacht gehabt — genug, sie sah sehr verfallen und dabei unverkennbar tief alterirt aus.

Der Commerzienrath eilte auf sie zu und küßte ihr ehrerbietig die Hand. Er betonte, daß er ihr schon vor einer halben Stunde habe seine Aufwartung machen wollen, aber zurückgewiesen worden sei, weil die Großmama das Schlafzimmer noch nicht verlassen und dort den Besuch der Hofdame Fräulein von Berneck angenommen habe.

„Ja, die gute Berneck kam, um mir ihr Beileid auszusprechen über Henriettens Erkranken und das abscheuliche Attentat, dem Flora ausgesetzt gewesen ist,“ sagte sie. „Wir werden heute einen anstrengenden Tag haben; die ganze Stadt ist aufgeregt über den Vorfall, und die Freunde unseres Hauses sind empört; sie kommen sicher alle, um nach uns zu sehen.“

Sie sank matt in einen Lehnstuhl; ihre Stimme klang angegriffen und den Geberden fehlte die Elasticität, die sie sonst noch so siegreich in ihrem Alter behauptete. „Uebrigens hatte die Berneck auch noch einen anderen Grund, und der stand jedenfalls in erster Linie,“ hob sie wieder an. „Ich kenne sie schon; sie ist Eine von Denen, die gar zu gern die Ersten sein wollen, die eine sogenannte gute Nachricht hinterbringen, und da fragen sie nicht viel danach, ob sie ein Hofgeheimniß verletzen, oder nicht. Denkt Euch, sie kam, um mir insgeheim zu gratuliren, weil unserem Hause Heil widerfahren werde.“ Sie erhob sich und verschlang die Hände ineinander. „Mein Gott, welches Dilemma! Ich weiß wirklich nicht, ob ich weinen oder mich freuen soll. Es ist ja so trostlos niederschlagend, daß gerade bei Hof, der ein gutes Beispiel geben sollte, das alte Sprüchwort vom Undanke immer wieder zur Wahrheit wird. Wie hat sich Bär zeitlebens aufgeopfert für die Herrschaften! Und jetzt geht man plötzlich über ihn hinweg, als habe der alte, treue Diener nicht existirt. Er ist noch so rüstig, so geistesfrisch, und doch — will man ihn pensioniren.“

„Und dazu gratulirt Dir die alte Person?“ rief Flora ärgerlich.

„Dazu selbstverständlich nicht, mein Kind,“ entgegnete die Präsidentin, ihre Stimme verstärkend, mit großem Nachdrucke. „Flora, es geschehen wunderbare Dinge in der Welt. Hättest Du das vor einer Stunde noch für möglich gehalten? Bruck soll Hofrath und Leibarzt des Fürsten werden.“

„Verrücktes Hofgeschwätz! Auf was Alles werden wohl diese müßigen Köpfe noch verfallen! Sie combiniren wirklich das Blaue vom Himmel herunter,“ lachte Flora auf. „Hofrath und Leibarzt! Und solchen Blödsinn hörst Du ruhig mit an, Großmama, und lässest Dich auch noch deshalb beglückwünschen?“ Sie brach abermals in ein schallendes Gelächter aus.

„Nun, das muß ich sagen, lebt man denn hier in der Residenz so weltenfern von der Civilisation, daß keine Zeitungen gelesen werden?“ rief der Commerzienrath die Hände zusammenschlagend. „Ihr wißt wirklich nichts, rein gar nichts von Dem, was geschehen ist, was uns so nahe angeht? Und ich komme deshalb einen Tag früher zurück. Die Freude hat mir keine Ruhe gelassen. Alle Zeitungen sind voll von der wunderbaren Operation, die Bruck in L.....g ausgeführt hat; in allen Kreisen Berlins wird augenblicklich davon gesprochen. Der Erbprinz von R., der gegenwärtig in L.....g studirt, ist mit dem Pferde gestürzt; er ist so schwer und unglücklich am Kopfe verletzt gewesen, daß sich kein Arzt zu der Operation hat verstehen wollen, selbst der tüchtige Professor H. nicht. Dem aber ist es erinnerlich gewesen, daß Bruck im letzten Feldzuge einen ähnlichen Fall behandelt und zum Erstaunen Aller glücklich durchgeführt hat. Darauf hin hat man ihn sofort telegraphisch berufen —“

„Und das soll Dein Bruck, Dein Protégé gewesen sein?“ unterbrach ihn Flora — sie versuchte zu lächeln, aber diese weiß gewordenen Lippen schienen versteinert, wie das ganze, plötzlich leichenhaft erblichene schöne, impertinente Gesicht.

„Es war allerdings mein Bruck, wie ich ihn jetzt mit Stolz nenne,“ bestätigte der Commerzienrath mit sichtlicher Genugthuung. Er war ja so froh über diese glückliche Wendung. Zwar Scrupel hatte er sich längst nicht mehr gemacht über sein Verschweigen — der bereits halb vergessene grauenhafte Vorfall hatte ihn ruhig schlafen lassen; denn er war ein echtes Kind seiner Zeit, ein Egoist, der bei der Wahl: „Er“ oder „Ich“ keinen Augenblick im Unklaren war, daß das „Ich“ betont werden müsse. Aber nun war es doch gut, daß Alles so gekommen, und Bruck sich durch eigene Kraft, wie er, der Commerzienrath, ja vorausgewußt, wieder emporgerungen. „Uebrigens macht auch zu gleicher Zeit eine Broschüre von ihm unglaubliches Aufsehen in den medicinischen Kreisen,“ fuhr er fort. „Er hat für die Operation im Allgemeinen einen völlig neuen Weg entdeckt, der von unberechenbarer Tragweite sein soll. Es ist nicht mehr zu leugnen — Bruck geht einer großen Zukunft entgegen.“

„Wer's glaubt!“ sagte Flora mit seltsam erloschener Stimme. Verzweifelt gespannt in jedem Gesichtszuge, glich sie einem Spieler, der sein Letztes auf eine Karte setzt. „Mit Deinem hohlen Pathos überzeugst Du mich nicht. Entweder liegt hier eine Namensverwechselung vor, oder — die ganze Wundergeschichte ist erfunden.“

Bei dieser hartnäckigen, trotzigen Behauptung büßte auch der Commerzienrath seine sprüchwörtlich gewordene Langmuth ein, die er den Damen seines Hauses gegenüber jederzeit an den Tag legte. Er stampfte zornig mit dem Fuße auf und wandte sich ab.

Die Präsidentin stand am Tische und ließ ihre weißen, welken Finger in nervöser Erregung auf der Tischdecke spielen. Ihre Augen fixirten unruhig die Enkelin. Sie begriff recht wohl, was in ihr vorgehen mußte, die den nun so gefeierten Mann so schmählich verkannt und verleumdet hatte. Es war eine jämmerliche Niederlage, aber gerade in solchen Momenten mußte die gut erzogene Weltdame sich ohne Weiteres zurecht finden können.

„Dein Sträuben wird Dir wohl nichts helfen, Flora,“ sagte sie gelassen. „Du wirst schließlich doch glauben müssen. Ich für meinen Theil — so wunderlich mir auch dabei zu Muthe ist — zweifle nicht mehr. Der Herzog von D. ist der Mutterbruder des verunglückten Erbprinzen; er mag wohl sehr erfreut und glücklich sein über die Rettung seines Neffen, denn gestern Abend sah ich den D.'schen Hausorden auf Bruck's Schreibtische liegen.“

„Und das sagst Du mir jetzt erst, Großmama?“ schrie Flora wie wahnwitzig auf. „Warum nicht gestern noch? Warum hast Du mir das verschwiegen?“

„‚Verschwiegen‘?“ wiederholte die Präsidentin so geärgert, daß ihr Kopf in jenes leise nervöse Schütteln verfiel, das alten Leuten bei zorniger Erregung leicht eigen ist. „Wie impertinent! — Ich möchte wissen, was mich veranlassen könnte, dergleichen geheim zu halten, höchstens der Umstand, daß man in den letzten Monaten Bruck's Namen vor Deinen Ohren kaum noch nennen durfte. Ich habe das allerdings auch möglichst vermieden —“

„Weil mein Verhalten vollkommen nach Deinem Geschmacke war, chère grand' mère —“

„Bitte recht sehr, nur weil es mir im Innersten widerstrebt, Zeugin leidenschaftlicher Ausbrüche zu sein. Du bist ja seine erbittertste Gegnerin, hast ihn schärfer gerichtet, als die mißgünstigsten unter seinen Collegen; das leiseste Bemühen, ihn zu entschuldigen, ruft stets heftige Scenen hervor. Der arme Moritz und Henriette wissen ein Lied davon zu singen. Und hast Du nicht eben gezeigt, in welcher Weise Du eine Nachricht aufnimmst, die zu seinen Gunsten spricht?“ Wie tief gereizt mußte sie sein, daß sie — anstatt das fatale Vergangene nunmehr todtzuschweigen, wie es sonst ihre Art war — noch einmal Flora's häßliches Benehmen vor den Augen der Anderen vorüberführte!

Flora schwieg. Sie stand am Fenster, den Rücken den Anwesenden zugekehrt; an ihren fliegenden Athemzügen sah man, daß sie heftig mit sich kämpfte.

„Sage mir doch, wann ich Dir die Mittheilung hätte machen sollen!“ fuhr die Präsidentin fort. „Vielleicht gestern, wo Du beim Nachhausekommen kaum den Kopf zur Thür hereinstecktest, um mir und meinem Besuche guten Abend zu bieten? Oder im Hause des Doctors selbst, wo ich keinen Augenblick mit Dir allein war, und wo Dich das saubere Hauswesen Deines Bräutigams in die übelste Laune versetzte?“

„Das war Dein Kummer, liebe Großmama, wie Du die Güte haben wirst, Dich zu erinnern; was mich betrifft, so übertreibst Du.“

Käthe öffnete weit die ehrlichen, braunen Augen vor Erstaunen über dieses kecke Verleugnen — das gestern gegen die „spukhafte Spelunke“ geschleuderte Anathema klang noch in ihren Ohren.

„Mit Dir ist schwer rechten; ich kenne Dich schon. Bei aller bis zum Ueberdrusse an den Tag gelegten derben Wahrhaftigkeit verschmähst Du doch die Schlupfwinkel des Leugnens nicht, wo es Dir gerade paßt,“ zürnte die Präsidentin und schob mit einer ziemlich heftigen Handbewegung das vor ihr auf dem Tische liegende Manuscriptenpacket weiter. Der Umschlag löste sich wieder, und der mit den „langbeinigen Krakelfüßen“ geschriebene Titel kam zum Vorscheine.

„Ah, spricht das wieder einmal vor auf seinem Zickzackwege durch die Welt?“ fragte sie und zeigte mit dem Finger auf die Papiere. Ihr Ton bewies, daß die Frau der weisen Mäßigung auch schneidend malitiös werden konnte. „Ich dächte, Du gönntest ihm endlich die Ruhe im Papierkorb. Dieses fortgesetzte Angebot von Seiten eines meiner Angehörigen und die consequente Zurückweisung der Buchhändler wird mir nachgerade unerträglich. Ich möchte wissen, wie Du es aufnehmen würdest, wenn eines von uns Deine ‚hervorragende geistige Begabung‘ auch nur mit einem Worte anzweifeln wollte, und da lässest Du es Dir alle vier, fünf Wochen schwarz auf weiß sagen —“

„Echauffire Dich nicht unnöthig, Großmama! Du könntest leicht irren, wie gewisse andere Leute auch,“ unterbrach Flora sie zornbebend; ihr Blick streifte dabei entrüstet die junge Schwester. Der Backfisch hatte ja schon gestern Abend ein ähnlich absprechendes Urtheil mit angehört. „Du bist verstimmt, weil Du an Bär eine einflußreiche Stimme bei Hofe verlierst; je nun, ich verdenke Dir das im Grunde nicht, liebste Großmama, denn Bruck wird sich schwerlich dazu verstehen, Deine kleinen Interessen bei unseren Herrschaften zu vertreten, vielleicht nicht einmal mir zu Liebe; das ist fatal für Dich, aber ich sehe trotzdem nicht ein, weshalb ich armes Opfer es nun ausbaden soll. Ich werde mir erlauben, mich zurückzuziehen, bis das Wetter im Hause wieder klar ist.“ Sie raffte die auseinanderfallenden Blätter des Manuscriptes zusammen und verschwand wie eine blaue Wolke hinter der Thür ihres Ankleidezimmers.

„Sie ist doch unberechenbar excentrisch,“ sagte die Präsidentin mit einem Seufzer. „Von ihrer Mutter hat sie nicht eine Ader; die war die Sanftmuth und Fügsamkeit selbst. . . . Mangold hat sehr gefehlt darin, daß er sie so frühe die Honneurs in seinem Hause machen ließ. Ich habe genug dagegen geeifert, aber das war Alles in den Wind gesprochen. Du weißt ja am besten, Moritz, wie obstinat Mangold sein konnte.“

Käthe schritt nach der Thür, um das Zimmer zu verlassen. Die allzufrühe Selbstständigkeit war für Flora allerdings verderblich gewesen, das ließ sich nicht mehr leugnen, aber das junge Mädchen konnte es doch nicht mit anhören, daß ihrem verstorbenen Vater in so verletzender Weise der Vorwurf gemacht wurde, daß — er der Frau Schwiegermutter aus guten Gründen das Herrscheramt in seinem Hause verweigert habe.

Der Commerzienrath folgte ihr und ergriff ihre Hand. „Du bist so blaß, Käthe, so erschrecklich ernsthaft und still,“ sagte er. „Ich fürchte, Du stehst noch unter dem Eindrucke des gestrigen Vorfalles und leidest, armes Kind.“ Das klang nichts weniger als vormundschaftlich.

„So verändert in der Gesichtsfarbe und so nachdenklich ist Käthe schon seit einigen Tagen,“ warf die Präsidentin rasch ein. „Ich weiß, was ihr fehlt; sie hat Heimweh. Du darfst Dich darüber nicht wundern, bester Moritz. Käthe ist an das Stillleben in kleinbürgerlichen Verhältnissen gewöhnt; dort wird sie vergöttert; um das reiche Pflegetöchterchen dreht sich schließlich Alles in dem kleinen Hauswesen. Wir können ihr das mit dem besten Willen nicht bieten. Wir leben zu sehr in der Welt; unsere gesellschaftlichen Formen, die Elemente unserer Kreise sind so ganz andere, daß sie sich bei uns entschieden unbehaglich und bedrückt fühlen muß“ — sie trat näher und streichelte mit linder Hand die Wange des jungen Mädchens — „hab' ich nicht Recht, mein Kind?“

„Es thut mir leid, aber ich muß ‚nein‘ sagen, Frau Präsidentin,“ versetzte Käthe mit ihrer festen Stimme; dabei bog sie den Kopf mit einer entschiedenen Bewegung zurück — es nahm sich aus, wie ein Protest gegen jegliche fernere Liebkosung. „Ich werde nicht vergöttert, und es dreht sich auch nicht Alles um ‚den Goldfisch‘“ — sie lachte leise und schalkhaft auf — „der arme Goldfisch spürt die Zügel einer consequenten Erziehung mehr als je; ein Versehen im Hauswesen wird mir weit schwerer verziehen, seit ich die reiche Erbin bin. Und so bedrückend fremd, wie Sie meinen, sind mir die vornehmen Elemente Ihrer Kreise auch nicht. Der Staatsminister von B. ist einer der Auserwählten, die zu dem kleinen Abendzirkel meiner Pflegeeltern gehören. Unser Salon ist freilich so eng, daß keine Spieltische aufgestellt werden können, aber einige Professoren der Akademie, Freunde des Doctors, halten interessante Vorträge; öfter kehren auch musikalische Celebritäten bei uns ein, und dann wird unverdrossen, mit wahrer Lust auf meinem schlechten Pianino musicirt.“ Um ihre Lippen schwebte wieder der ganze Liebreiz jugendlicher Heiterkeit, aber auch ein Zug von Sarkasmus trat hervor — sie hatte in der That eine „streitbare Ader“ in sich.

„Ich bin, Gott sei Dank, so erzogen, daß ich dem Heimweh nicht die geringste Macht einräume, sobald ich weiß, daß ich irgendwo nöthig bin,“ wandte sie sich an den Commerzienrath. „Damit lasse Dich nicht schrecken, Moritz! Erlaube mir vielmehr, auf unbestimmte Zeit hierzubleiben — Henriette's wegen!“

„Mein Gott, ich habe ja selbst keinen anderen Wunsch, als Dich hier zu behalten,“ rief er mit einem Feuer, das selbst dem jungen Mädchen verwunderlich erschien.

Die Präsidentin stand wieder am Tische und ließ die Blätter eines vor ihr liegenden Buches unter ihrem Daumen hinlaufen, und die gesenkten Augen hingen so nachdenklich an diesem Spiel, als sehe und höre sie nichts anderes. „Es versteht sich ja von selbst, daß Du bleibst, so lange es Dir gefällt, meine liebe Käthe,“ sagte sie gleichmüthig, ohne aufzusehen. „Nur darf dieses Bleiben beileibe nicht den Anstrich einer Aufopferung erhalten; dagegen müssen wir uns entschieden verwahren. Nanni pflegt unsere Kranke musterhaft, und auch meine Jungfer ist angewiesen, Nachts beizuspringen, wenn es nöthig ist. Du könntest sie ohne Sorge verlassen.“

„Mag doch das Motiv sein, welches es will, theuerste Großmama, es genügt, daß Käthe in unserer Mitte zu bleiben wünscht,“ fiel der Commerzienrath lebhaft ein — er konnte den Blick nicht wegwenden von dem Mädchen, das sich unverkennbar die eigene Ueberzeugung durch beschwichtigende Worte nicht übertäuben ließ. „Sieh, im frohen Vorgefühl, daß wir Dich hier behalten werden, mein Kind, habe ich den neuen Flügel“ — er unterbrach sich und küßte ekstatisch Daumen und Zeigefinger der rechten Hand — „Du bekömmst ein Instrument, Käthe, gegen welches das drüben im Musiksalon ein Klimperkasten ist; ich habe es, sage ich, gleich direct hierher dirigirt.“

„Aber, Moritz, so ist das nicht gemeint,“ rief das junge Mädchen rückhaltslos mit großen, erschrockenen Augen. „Gott bewahre mich! Dresden ist und bleibt meine Heimath und die Villa Baumgarten meine Besuchsstation“ — sie lachte mit ihrem ganzen Muthwillen auf; „soll ich den Flügel immer als Gepäckstück mitschleppen?“

„Ich bilde mir ein, daß Du eines Tages in Bezug auf Dresden ganz anders denkst,“ versetzte er mit einem feinen, ausdrucksvollen Lächeln. „Der Flügel wird morgen hier eintreffen und bis auf Weiteres in Deinem Zimmer placirt werden.“

Die Präsidentin klappte den Deckel des Buches zu und legte die schmale, weiße Hand darauf. „Du triffst andere Dispositionen, als ausgemacht war,“ sagte sie anscheinend gelassen. „Das bringt mich zwar sehr in Verlegenheit, aber ich bescheide mich gern. Ich werde heute noch an die Baronin Steiner schreiben, daß ihr für den Monat Mai angekündigter Besuch unterbleiben muß.“

„Aber ich sehe nicht ein, weshalb —“

„Weil wir sie nicht unterbringen können, bester Freund. Käthe's Zimmer war für die Gouvernante bestimmt, die sie mitbringen wollte."

Der Commerzienrath zuckte die Achseln. „Dann thut es mir leid — meine Mündel bleibt selbstverständlich, wo sie ist."

Er opponirte! Er wagte es, mit kühler Ruhe in das zornblitzende Auge der empörten alten Dame zu sehen und es natürlich zu finden, daß die Frau Baronin von Steiner Käthe weichen müsse — er, der sonst Himmel und Erde in Bewegung setzen mochte, der kein Opfer scheute, wenn es galt, vornehme Gäste in sein Haus zu ziehen! Es wich von ihm plötzlich der im Verkehr mit exclusiven Kreisen angeflogene feine Lack der Außenseite, und die plumpe, gemeine Natur des Parvenü kam zum Vorschein. Er war ja nun selbst von Adel, und dazu reicher als die meisten seiner jetzigen Standesgenossen — hatte er doch eben wieder eine immense Goldernte eingeheimst — er konnte herausfordernd auf seine Tasche klopfen und — er that es.

Die alte Dame biß sich auf die Lippe. „Ich werde unverzüglich die nöthigen Schritte thun," sagte sie und nahm ihre Schleppe auf, um zu gehen. „Beneidenswerth ist die Situation, in die ich ohne mein Verschulden gedrängt bin, durchaus nicht — das muß ich sagen," warf sie mit hochgezogenen Brauen, in bitterem Tone über die Schulter hin.

„Und das um meinetwillen?" rief Käthe und trat mit ausgestreckter Hand einen Schritt näher, um das Hinausgehen der Präsidentin zu verhindern. „Moritz, es kann doch Dein Ernst nicht sein, daß ich junges Ding die Freunde der Frau Präsidentin verdrängen soll? Das geschieht ganz gewiß nicht. Habe ich denn nicht mein eigenes Heim? Ich quartiere mich sofort in der Mühle ein, wenn Frau von Steiner kommt."

„Das wirst Du bleiben lassen, meine liebe Käthe; dagegen protestire ich selbst mit allen Kräften," versetzte die Präsidentin mit vornehmer Kälte, und jetzt brach aller Hochmuth, der dieser stolzen Weltdame innewohnte, aus ihren Augen. „Ich bin gewiß tolerant — Deine verstorbene Mutter hat sich nie über Unfreundlichkeit meinerseits zu beklagen gehabt, aber ein solch intimer Verkehr zwischen Villa und Mühle, ein solch ungenirtes ‚Hinüber und Herüber' widerstrebt mir denn doch in tiefster Seele, am allerwenigsten aber möchte ich diese Beziehung der scharfen Kritik meiner sehr streng denkenden Freundin ausgesetzt wissen." Sie neigte steif grüßend den Kopf. „Ich bin im blauen Salon zu finden, wenn Du mir die Herren vorstellen willst, Moritz." Damit ging sie hinaus.

Der Commerzienrath wartete mit spöttischer Miene, bis das Rauschen der Seidenfalten draußen verklungen und die entgegengesetzte Thür im Musikzimmer sehr hörbar zugefallen war, dann, indem sich seine Lippe höhnisch hob, lachte er leise in sich hinein.

„Da hast Du Deine Lection, Käthe!" sagte er. „Gelt, es stecken recht scharfe Krallen in den Sammetpfötchen. Ja, kratzen kann sie, die alte Katze, daß es eine Art hat. Ich armer Tropf könnte Wundenmaale genug aufweisen, aber, Gott sei Dank, ihr Schicksal erfüllt sich endlich auch. Sie erlebt das Schlimmste, das ihr passiren kann: sie wird ungefährlich. Mit Bär's Pensionirung ist ihr Einfluß bei Hofe und in der Gesellschaft gebrochen." Er rieb sich die Hände in lächelnder, unaussprechlicher Befriedigung. „Du weichst nicht um eine Linie, lieb Herz! Du hast mehr Rechte in meinem Hause als alle Anderen zusammen — merke Dir das!"

Er wurde unterbrochen. Ein eintretender Diener meldete, daß die fremden Herren in der Beletage den Herrn Commerzienrath erwarteten. Eiligst griff Moritz nach seinem Hute; er wollte Käthe den Arm reichen, aber diese schlüpfte verlegen an ihm vorüber, hinaus in den Corridor. Der Herr Vormund mit der befremdenden Zärtlichkeit in Ton und Geberden gefiel ihr ganz und gar nicht; seine kühlen, geschäftsmäßigen Briefe waren ihr lieber gewesen. Und welche merkwürdige Veränderung war sonst noch mit ihm vorgegangen! Unwillkürlich dachte sie an ihren neulichen Empfang in diesem Hause; noch hörte sie den ängstlichen Flüsterton, mit welchem der Commerzienrath sie auf den Respect hingewiesen, den sie der Präsidentin schulde, und jetzt machte er unehrerbietige Mienen hinter ihrem Rücken und fing an, ihrer bisher wirklich unumschränkten Machtvollkommenheit in seinem Hause unliebsame Grenzen zu ziehen. Das Alles erschreckte das junge Mädchen, war ihr unbegreiflich und so unheimlich, wie das dunkelpurpurne Zimmer voll dumpfer Luft und Bücherstaub, dem sie jetzt tiefaufathmend den Rücken wandte, um in das Haus am Flusse zurückzukehren.

15.

Das Krankenzimmer im Doctorhaus sah am Nachmittag genau so aus, wie gestern, als man Henriette hineingetragen. Auf ihre leidenschaftlichen Bitten hin hatte der Doctor die vornehmen Eindringlinge aus der Villa wegschaffen lassen. Draußen im weiten Flur, auf dem rothen Backsteingetäfel standen sie in Reih' und Glied, die apfelgrünen Lehnstühle, der elegante Ofenschirm, und um die einfache Thonvase mit dem Tannenstrauß gruppirte sich das vergoldete Waschgeschirr. Das Steingut war wieder zu Ehren gekommen, und die altmodischen Polsterstühle mit ihren schwarzen Serge-Bezügen standen an ihrem ehemaligen Platze. Dagegen sprang das erfrischende Silbergefunkel der kleinen, zerstäubenden Zimmerfontäne aus einem Kranz von grünen Topfgewächsen, und auf einem Tisch stand der große Käfig mit Henriettens Kanarienvögeln, den man auf den sehnsüchtigen Wunsch der Kranken aus der Villa herübergeschafft hatte. Die flinken, goldgelben Geschöpfchen schlüpften, wie daheim, ungenirt aus und ein; sie umschwirrten das Bett, holten Zuckerkrumen aus den wächsernen Fingern der kranken Herrin und wiegten sich auf den schwebenden Blumenampeln an der Zimmerdecke.

Nanni, die Kammerjungfer, war gegen Mittag entlassen worden, damit sie in der Villa ausschlafen könne, und die Tante Diakonus hatte die Pflege für die Tagesstunden übernommen. Die alte Frau war noch im braunseidenen Kleide, aber sie hatte eine breite, weiße Leinenschürze darüber gebunden, um das Seidengeräusch zu dämpfen.

Henriette wußte bereits um die Wandlung, die sich so plötzlich vollzogen. Die Jungfer war von draußen hereingekommen und hatte ihr zugeflüstert, daß eben ein Herr vom Hofe im Flur feierlich von der Frau Diakonus empfangen und in das Zimmer des Doctors geführt worden sei. Ein Herr vom Hofe bei Bruck, der zuletzt nur noch Armenarzt gewesen war! Dazu hatten die festliche Toilette der Tante, ihr freudig verklärtes Gesicht die Aufmerksamkeit der Kranken erregt; sie war unruhig geworden und hatte mit Forschen und Fragen nicht nachgelassen, bis sich der Doctor an ihr Bett gesetzt und ihr in seiner ruhigen, einfachen Art und Weise Mittheilung von den Vorgängen gemacht hatte. Das Alles war geschehen, während Käthe in Flora's Zimmer dem Auftritte beiwohnte, den die Hofdame von Berneck und der Commerzienrath mit ihrer blitzartig einschlagenden Neuigkeit hervorgerufen hatten.

Nachmittags saß Käthe am Krankenbett. Der Doctor war zu einer Audienz beim Fürsten befohlen, und die Tante hatte sich für eine halbe Stunde freigemacht, um einige häusliche Anordnungen zu treffen; die beiden Schwestern waren zum ersten Mal wieder allein. Auf Henriettens Gesicht lag ein wahrer Glanz unausgesprochener Freude und Glückseligkeit; Ruhe und Schweigen war ihr auferlegt worden. Der Doctor hatte ihr streng verboten, nochmals den Jubel laut werden zu lassen, in welchen sie bei seiner Mittheilung ausgebrochen war und der ihn tief erschreckt hatte. Sie war auch folgsam gewesen und hatte weder ihn, noch die Tante im Laufe des Tages mit weiteren Fragen belästigt, aber jetzt, wo die ernsten Augen des Arztes nicht warnten, wo die Thür hinter der ängstlich besorgten alten Frau zugefallen war, jetzt richtete sie sich plötzlich in den Kissen auf. „Wo bleibt Flora?" fragte sie gespannt und hastig flüsternd.

„Du weißt, daß die Großmama von Stunde zu Stunde herübersagen läßt, der Boden brenne ihr unter den Füßen, aber sie könne nicht fort, man sei drüben von Beileidsvisiten dermaßen umringt, daß ein Losmachen sich noch immer nicht bewerkstelligen lasse."

„Mein Gott, die Großmama!" wiederholte die Kranke geärgert und sich ungeduldig herumwerfend. „Wer verlangt denn nach *ihr*? Mag sie doch drüben bleiben. Ich spreche von Flora!"

(Fortsetzung folgt.)

Das „Franzele“.

Franziska von Hohenheim! Ein Name, der, wenn er im Schwabenlande erklingt, stets voll dankbarer Anerkennung genannt wird und „draußen im Lande“ mindestens jedes Gebildeten Interesse weckt. Herzog Karl Eugen, Schiller, Schubart, die blauröckige, zopfbekleidete Schaar jugendlicher Karlsschüler, diese Gestalten alle gruppiren sich um die zarte Erscheinung jener Frau in wirkungsvollster Lebendigkeit.

Kaum hundert Jahre sind es, daß das „Franzele“ an der Seite „Karl Herzogs“, wie ihn der Schwabe nennt, erschien, um ihn als guter Engel auf seiner Lebensbahn zu begleiten, und wenig mehr als sechzig, seit Franziska als Herzogin von Württemberg starb. Welch ein gewaltthätiger Herrscher Herzog Karl, der mit sechszehn Jahren schon auf den Thron gelangt war, in der ersten Hälfte seiner Regierung gewesen, ist bekannt. Feste, so glänzend, wie man sie nur am französischen Hofe sah, große militärische Schauspiele, verschwenderische Reisen vertrieben ihm die Zeit, während das Volk unter Frohnen und Steuern seufzte. Seine Gemahlin, Friederike von Bayreuth, die Nichte Friedrich's des Großen, verließ ihn im achten Jahre ihrer kinderlosen, unglücklichen Ehe. Eine förmliche Scheidung konnte die ungleichen Gatten — so lebenslustig, feurig und leutselig Karl war, so stolz und eigensinnig war seine Gemahlin — nicht trennen, weil der Herzog der katholischen Kirche angehörte.

Hatte schon während der Anwesenheit der Herzogin zu Stuttgart und Ludwigsburg das bunteste Leben geherrscht, so nahm dasselbe nach ihrer mehr einer Flucht gleichenden Abreise noch mehr überhand. Elende Günstlinge, wie Montmartin, Rieger und Wittleder, bedrückten das württembergische Land, während sich der Herzog amüsirte, und zwar so lange amüsirte, bis er endlich, übersättigt, den Entschluß faßte, ein anderes Leben zu beginnen und den Versuch zu machen, ob es ihm nach allem Vorhergegangenen nicht noch gelingen könne, sein Volk zu beglücken und dessen Liebe zu erringen. In diese Zeit fiel seine erste Begegnung mit der Frau, welche auf ihn einen so wohlthätigen Einfluß üben und für Württemberg ein Segen werden sollte, der Frau, mit welcher diese Zeilen sich beschäftigen werden.



Franziska von Hohenheim.

Franziska von Bernerdin — wir entnehmen die nachfolgenden Mittheilungen aus dem Leben derselben dem soeben in zweiter Auflage erschienenen Werke „Herzog Karl von Würtemberg und Franziska von Hohenheim“ von E. Vely (Stuttgart, C. F. Simon), welches auf Benutzung bisher noch nicht veröffentlichter Archivalien beruht — Franziska war die Tochter eines alten, hochachtbaren, aber armen Geschlechts, der Bernerdins zum Bernthurn, und wurde am 10. Januar 1748 zu Adelmannsfelden auf dem Familiengute ihrer Mutter, einer Hohenstein, geboren. Sie erwuchs mit vier Schwestern bei dem nothdürftigsten Unterrichte, der sich nur auf Lesen, Schreiben und Religion erstreckte. Durch die Vermählung der Schwestern kam sie hinaus in die Welt, und auf einer dieser Reisen lernte sie der Freiherr Friedrich von Leutrum kennen und warb um sie. Sein Charakter war unedel und neidisch, seine Gestalt zwerghaft und bucklig, sein Kopf unförmig und dick, gewiß keine Erscheinung, welche das Herz eines sechszehnjährigen Mädchens einnehmen konnte. In den Augen der Eltern aber wurde das Alles zur verschwindenden Nebensache, weil der Brautwerber einen alt adligen Namen und großen Reichthum besaß. Sie gaben ihm ohne Zögern ihr „Ja“. Die arme Franziska wurde nicht gefragt, ob ihr der zukünftige Gemahl gefalle.

„Geheirathet, als ich kaum sechszehn Jahre alt war,“ schrieb sie in späteren Jahren über diese Ehe, welche eine Quelle vielen Leids für sie geworden war, „gleichsam als ein Kind, ohne alle Neigung, ohne alle Liebe, blos weil man mir sagte: ‚Du mußt den von Leutrum heirathen.‘ Mithin aus bloßem Gehorsam und nicht aus eigener Wahl wurde ich meinem Manne angetraut, der nie mein Herz befriedigen konnte. Dieses ist Beweis genug, daß ich nur auf die erste schickliche Gelegenheit gewartet, mich seiner nach den Grundsätzen meiner Religion los zu machen.“

Franziska war, wie das nebenstehende ebenfalls dem oben genannten Vely'schen Buche entnommene Portrait zeigt, ohne gerade regelmäßig schön zu sein, eine liebliche, frische Erscheinung; sie hatte reiches, blondes Haar und tiefblaue Augen, eine blendendweiße Gesichtsfarbe und schlanke Gestalt, die wohlklingendste Stimme und graziöse Bewegungen. Ihre neue Heimath war das Herrenhaus der Leutrums zu Pforzheim, wohin sie ihr Gatte gleich nach der Vermählung führte. Ein ziemlich gleichförmiges Leben erwartete sie dort. Der Baron Leutrum war eine eifersüchtige und mißgünstige Natur und barg seine junge hübsche Frau ängstlich vor fremden Blicken. Dieselbe suchte in der Einsamkeit durch eifrige Studien nachzuholen, was bei ihrer Erziehung versäumt worden war. Bücher waren ihre liebste Gesellschaft, namentlich wählte sie religiöse Schriften; sie hatte äußerst schwärmerische Glaubensanschauungen, denen sie bis in ihr hohes Alter treu blieb.

Im Jahre 1769 reiste Baron von Leutrum mit seiner Gemahlin nach dem nahen Wildbad, wo sich eben eine Schwägerin Herzog Karl's, die Herzogin Dorothea von Württemberg, mit ihrem Hofstaate aufhielt. Die Kinder derselben hatten, wenn Karl Eugen ohne Nachkommen starb, das einzige Anrecht auf den württembergischen Thron. Mit dieser Fürstin war die liebenswürdige Baronin Leutrum bereits in nähere Beziehungen getreten, als Herzog Karl in Wildbad anlangte, um seine Schwägerin zu besuchen. Er sah Franziska. Sie fiel ihm durch ihre unbewußte Anmuth und mädchenhafte Frische auf, und er zeigte ihr seine Zuneigung unverhohlen. Den Baron von Leutrum erfaßte Eifersucht und Zorn, und als die fürstliche Gesellschaft Wildbad verlassen hatte und er mit seiner Gattin nach Pforzheim zurückgekehrt war, machte er ihr Vorwürfe, die sogar bis zu Thätlichkeiten ausarteten, weil sie sich die Huldigungen des Herzogs, dieses ebenso schönen wie gefährlichen Mannes, hatte gefallen lassen. Dennoch wagte der Baron nicht, als plötzlich vom Stuttgarter Hofe eine Einladung zu Jagdfestlichkeiten in Pforzheim anlangte, dieselbe abzulehnen, sondern reiste mit Franziska nach dort. In Urach, wo die Jagden stattfanden, hatte Karl die beste Gelegenheit, sich Franziska zu nähern. Ihr Liebreiz bestrickte ihn mehr und mehr und entriß ihm endlich das Geständniß der Liebe. Die junge Frau, tödtlich erschreckt, wich ihm aus, und Herzog Karl erhielt so die erste Zurückweisung, welche ihm in seinem Leben wurde.

So ablehnend sich Franziska nun auch dem fürstlichen Verehrer gegenüber verhalten hatte, so heiß schlug dennoch für ihn ihr Herz, das bisher die Liebe nicht gekannt. Ihr Gatte

quälte sie mit neuen Eifersuchtsscenen, besonders, als der Herzog plötzlich in Pforzheim erschienen war, folgte aber doch einer zweiten Einladung mit ihr an den Stuttgarter Hof.

Franziska's Herz war mit ihren strengen Ansichten in schwerem Kampfe — des Herzogs Worte und Gelübde erschütterten ihre Festigkeit und verwirrten sie. Er sprach von einem neuen Leben, das er zu beginnen wünschte, von einer Vereinsamung auf dem Throne, von der Menschenverachtung, die sich seiner bemächtigt hatte — und der schwärmerischen, jungen Frau erschien es plötzlich als die schönste, menschenwürdigste Aufgabe, den trotz aller Schwächen großherzigen Fürsten auf eine andere Bahn zu lenken. Des Gatten Augen gewahrten ihre wachsende Neigung; neue Mißhandlungen kränkten sie auf's Aeußerste — und so, halb willenlos getrieben, flüchtete sie sich in des Herzogs Schutz. Wir sind weit davon entfernt, das mit diesem Schritte anhebende Verhältniß zwischen Franziska und dem Herzoge, welches beiderseits auf einem unleugbaren Treubruche beruht, hier entschuldigen oder gar glorificiren zu wollen, nur das psychologische und historische Interesse, welches dasselbe gewährt, veranlaßt uns, auf Grund des oben erwähnten Buches noch einmal auf diese schon oft behandelte Episode der württembergischen Geschichte zurückzukommen.

Zuerst führte Karl seine Freundin auf die Solitüde, das reizende Lustschloß unweit Ludwigsburg; der Baron von Leutrum eilte zornig nach Pforzheim zurück, von wo aus er Franziska zur Heimkehr zu bewegen versuchte. Vergebens! Abscheu vor ihm und warme Liebe zu Herzog Karl ließen sie jede andere Rücksicht vergessen. Der Herzog stellte ihr ein Rescript aus, daß ihre Ehe mit Leutrum geschieden werden solle, und daß er sie, sobald seine Gemahlin, die kränkelnd zu Bayreuth lebte, stürbe, zu seiner rechtmäßigen Gattin erheben wolle. Er bestrebte sich, ihr zu zeigen, daß er es wirklich ernst mit der Umkehr meine. Von dem Tage der Vereinigung mit Franziska an begann er in der That ein neues Leben; seine „gute Periode" brach an, von der in Schwaben noch heute viel berichtet wird. Vor allen Dingen wollte er für die Erziehung und den Unterricht seiner Landeskinder sorgen. Er erweiterte die bereits gegründete „Militärische Pflanzschule", den Anfang der späteren „hohen Karlsschule", dehnte die „Académie des arts" aus, entließ die fremden Künstler, schränkte die Feste ein und gründete eine „École des demoiselles", deren Protectorat seine Freundin übernehmen mußte.

Nachdem Franziska's Ehe geschieden war, erwirkte der Herzog beim Kaiser Joseph dem Zweiten ihre Erhebung in den Reichsgrafenstand unter dem Namen „von Hohenheim". Denselben hatte er einem Landgute in der Nähe von Stuttgart entlehnt, das er nun, ihr zu Ehren, mit neuen Bauten und Gartenanlagen schmückte. Ueberall thut sich seine zärtliche Fürsorge für Franziska hervor. Seine Briefe an sie zu Geburts- und Namenstagen, oft in Versen, sind wahrhaft rührende Beweise seiner Liebe und Hochachtung für die Frau, welche, über die ihrem Verhältnisse zum Herzoge mangelnde Sanction tief unglücklich, aber dem Urtheile der Welt trotzend, an seiner Seite blieb und sich ihrer Aufgabe wohl bewußt war. Niemals hat sie nach Bereicherung, nach Einfluß in Staatsgeschäften gestrebt; all ihr Denken ging dahin, Herzog Karl eine ruhige Häuslichkeit zu bereiten, da zu mildern, wo sein unruhiger Sinn aufbrauste, und im Stillen wohlzuthun — so wurde sie wirklich Württembergs guter Engel.

Ihr Eifer, zu lernen und sich fortzubilden, gefiel dem Herzog und ließ ihn den Plan fassen, ihr fremde Länder zu zeigen. Italien, die Schweiz, Frankreich, England, ganz Deutschland und Dänemark hat sie im Laufe der Jahre mit ihm besucht. Diese Reisen glichen im Gegensatze zu Karl's früheren prunkvollen Ausflügen einfachen Studienfahrten. Er besuchte Universitäten, unterhielt sich mit Professoren und faßte dabei neue Ideen für seine „Karl's-Akademie". Seit dem 17. Januar 1773 zählte, nebenbei bemerkt, Friedrich Schiller als „Zuwachs" unter der Nr. 447 zu den Schülern der weltberühmten Anstalt.

An allen Höfen fast, die man auf den Reisen berührte, wurde die Reichsgräfin von Hohenheim gleich einer regierenden Fürstin empfangen; man ehrte in ihr Karl's bescheidene Freundin, von der man wußte, daß sie längst als rechtmäßige Gattin an seiner Seite stehen würde, hätte nicht Friederike von Bayreuth noch grollend in ihrer Heimath gelebt.

Daß neben vielen Aufmerksamkeiten, welche Franziska freiwillig gespendet wurden, auch manche Demüthigung sie traf, wurde durch das Absonderliche ihrer Stellung hervorgerufen. Am tiefsten kränkte sie der Ausschluß von Beichte und Abendmahl, wogegen selbst Karl's Machtgebot wirkungslos blieb. Die früheren prunkvollen Oper- und Balletvorstellungen wurden eingestellt, und statt deren feierte Herzog Karl jetzt Franziska's Geburts- und Namenstage mit großen Armenspeisungen, Ausstattungen von Brautpaaren 2c., weil ihre Hauptfreude im Wohlthun bestand.

„Eleve Schiller" brachte bei einer solchen Gelegenheit dichterische Gaben: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Nahmensfeste Ihro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim" von der Militärakademie und der École des demoiselles. Ein anderes Mal entwarf er „Inschriften für ein Hoffest" zu ihrem Preise, und im Jahre 1780, dem letzten seines Studiums, hielt er in Gegenwart des Herzogs und seiner Freundin eine schwungvolle Geburtstagsrede für sie: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet."

Für sämmtliche Schüler der Militär- oder Karl's-Akademie war die Gräfin von Hohenheim, die oft an des Herzogs Seite die Lehrsäle betrat, eine verehrte, glanzvolle Erscheinung. Nur eines Unglücklichen hat sich Franziska nicht mit jener Wärme angenommen, die sie sonst Leidenden zu Theil werden ließ — Schubart's, des Gefangenen des Hohenasbergs. Er hatte sie durch Spottlieder und Reden auf ihr Verhältniß zum Herzog bitter gekränkt. Seine Kinder beschenkte sie indessen, und als Herzog Karl ihm endlich die Freiheit gab, war es Franziska's Mund, welcher ihm die freudebringende Botschaft verkünden mußte. Seine feurigsten Lieder priesen sie fortan.

Das Tagebuch der Gräfin von Hohenheim ist ein Denkmal ihres edlen Herzens, ihres einfachen Lebens. Sie hat jedes kleine Ereigniß gewissenhaft darin verzeichnet, oft hat aber auch Herzog Karl ihr die Feder aus der Hand genommen und Sätze zu ihrem Lobe hineingeschrieben. Am 9. April 1780 erzählt sie: „Beim Aufwecken wurde gemeldet, daß eine Stafette da wäre, und diese brachte die Nachricht, daß Ihre Durchlaucht, die Herzogin, den 6. dieses, Abends zwischen 6 und 7 Uhr, das Ewige mit dem Zeitlichen verwechselt hätten; ich war gewiß gerührt über diese Nachricht."

Der charakteristischste aller Briefe des Herzogs an seine Freundin ist der, in welchem er ihr verspricht, daß sie nun seine Gattin werden solle: „Bald Zehen jahre sind es, Gott ist mein Zeug, daß immer meine Gedanken dahin gingen, wann Ich die nun Verstorbene Herzogin überleben sollte, keiner andern, alß Dir, Liebste Freundin, theil an meinem Herzen, an meiner Hand zu geben; nun ist der fall, mein Herz ist Dir Eigen, und hier, zum pfand meiner bißherigen rechtschaffenheit und redlichen gedenkungsarth gegen Dir, und hier sage Ich, ist meine Hand."

Aber so ehrlich Herzog Karl es auch meinte, und so gewissenhaft er allen Heirathsvorschlägen, welche ihm politische Vortheile bringen konnte, widerstand, vorläufig konnte er seinen Entschluß, sich mit Franziska kirchlich zu verbinden, doch nicht ausführen. Die katholische Kirche widersetzte sich der Ehe mit einer geschiedenen Protestantin. Er wandte sich, um den Consens zu erlangen, direct an den Papst Pius den Sechsten, aber auch von dort traf eine abschlägliche Antwort ein. Daß Franziska in diesen Tagen, Wochen und Monaten der Erwartung unendlich litt, wer könnte das bezweifeln?! Ihr Tagebuch bezeugt es oft genug.

Mit neuen Plänen und Versuchen, den Papst umzustimmen, gingen noch Jahre hin; endlich gab der Prälat von Neresheim dem Herzoge den Rath, sich heimlich zu vermählen und den päpstlichen Consens erst nachträglich einzuholen. Karl, dessen Geduld erschöpft war, befolgte denselben. Am 11. Januar 1785 ließ er sich mit Franziska in Gegenwart seines Bruders Friedrich Eugen, dessen Gemahlin und eines Ministers in aller Stille trauen. Franziska's Tagebuch berichtet nichts über diesen Act, als den Satz: „Der Herzog führte mich dahin, wo ich mein weltliches Glück befestigt sehe."

Erst ein Jahr später, am Lichtmeßfeste 1786, machte Karl dem versammelten Hofe seine Vermählung bekannt; der Act war ebenso eine Ueberraschung für „sein Franzele" wie die Trauung

selber. Franziska hörte plötzlich in der Akademiekirche für sich beten: „Segne auch, o Gott, höchstdesselben Gemahlin!“

Im Lande war Jubel und Freude, daß „Karl Herzogs Engele“ nun endlich den Thron bestiegen hatte. Franziska blieb nach ihrer Erhöhung ebenso einfach und bescheiden, wie vorher; sie hatte nicht nach Macht gestrebt, sondern nur nach jener als berechtigt geltenden Stellung an der Seite des Gatten, um welche sie oft das ärmste Weib im Lande mit heißen Thränen beneidet hatte. Sämmtliche protestantische Höfe erkannten Franziska als Herzogin an; die katholischen aber warteten erst den Beschluß des Papstes ab. Dieser ließ nicht lange auf sich warten; denn kaum hatte Pius der Sechste von Karl's eigenmächtiger Handlung erfahren, als er ihm einen eindringlichen Brief schrieb und ihn aufforderte, die ungültig eingegangene Ehe wieder aufzuheben.

Herzog Karl sandte daraufhin neue Unterhändler nach Rom.

Franziska theilte in den bescheidensten Ausdrücken ihre Heirath den Verwandten des Herzogs und ihren Freunden mit. An Professor Niemeyer am Waisenhause zu Halle schrieb sie:

„Ich eile, Ihnen zu melden, daß durch die Gnade des Herzogs in meiner öffentlichen Anerkennung und Erhebung zu seiner Gemahlin endlich das so lange gegebene Aergerniß, wie ich wenigstens hoffe, in den Augen der Welt sein Ende erreicht hat. Je mehr Menschen auf mich sahen, desto strafbarer erschien ich mir. Sie fühlen gewiß, wie drückend der Gedanke blieb und wie gerecht noch jetzt meine Thränen darüber fließen, auch nur *einem* Menschen zum Anstoße geworden zu sein. Für diesen Schmerz giebt es eigentlich keinen ausreichenden Trost und keine völlige Beruhigung.“

Im März 1791 langte endlich die päpstliche Anerkennung der Heirath an; das Paar war gerade in Brüssel. Herzog Karl schrieb in sein Reisetagebuch: „Heute Morgen bekam ich durch eine Estafette von Rom von dem von Mylius die Nachricht, daß der Papst meine Heirath als kanonisch erklärt, mithin der letzte eingebildete Stein des Anstoßes gehoben sei.“

Nur wenige Jahre traulichen Zusammenlebens waren den Beiden indessen noch beschieden — am 23. October 1793 starb Herzog Karl in Franzel's Armen.

Eigenhändige Bestimmungen ihres verstorbenen Gatten wiesen Franziska den Wittwensitz auf dem Schlosse zu Kirchheim unter Teck an. Hier hat sie noch mit einem ziemlich großen Hofstaate bis zum ersten Januar 1811 gelebt. Unter dem Chore der dortigen Martins-Kirche fand sie ihre letzte Ruhestätte; kein Denkmal bezeichnet dieselbe, aber in dem schwäbischen Volke lebt Franziska dennoch fort als „Württembergs guter Engel“.

Auf der nordamerikanischen Eisenbahn.

Von **Gerhard Rohlfs**.

Bei der bevorstehenden Eröffnung der Weltausstellung in Philadelphia werden gewiß auch deutsche Reisende die amerikanischen Bahnen sehr bald ungewöhnlich stark frequentiren. So dürften denn den vielen Lesern der Gartenlaube einige Andeutungen über die Eisenbahnverhältnisse jenseits des Oceans willkommen sein.

Wer in Europa die Schweiz, einige Theile von Oesterreich und Württemberg bereiste, wird sich jener langen Waggons erinnern, welche in der Mitte mit einem Gange und an beiden Seiten dieses Ganges mit Sitzen für je zwei Personen versehen sind; nach diesem *einen* Grundsatze sind alle nordamerikanischen Waggons gebaut. Jeder Zug hat in der Regel außer der Locomotive nebst Tender und Packwagen drei solcher Waggons, wovon zwei für Nichtraucher und einer für Raucher bestimmt sind; auf stark befahrenen Strecken ist bei Tage ein Pulman-Palace-Car (auch Parlor-Car oder Saloon-Car genannt), welcher Nachts durch einen Sleeping-Car ersetzt wird, beigefügt. Man kann aus einem Waggon in den anderen gehen, auch während der Fahrt. In jedem Waggon sind Oefen, welche außerdem durch eiserne Röhren die Hitze durch den ganzen Waggon vertheilen. Durch jeden Zug, also durch alle Waggons, läuft eine Schnur, welche mit einer auf der Locomotive befindlichen Glocke in Verbindung steht, wodurch dem Locomotivführer in jedem Augenblicke das Signal zum Halten gegeben werden kann. Obschon nirgends in einem Waggon angeschlagen steht: „Es ist streng verboten, unnützer Weise an dieser Schnur zu ziehen,“ wie das in Europa, wo man auf einigen Bahnen auch diese Einrichtung hat, der Fall zu sein pflegt, so ist doch noch nie der Fall eines unnützen Nothsignals vorgekommen. In *jedem* Waggon ist ein Watercloset, in den Parlor- und Sleeping-Cars sind auch Waschtische mit Handtüchern und Seife und in *jedem* Waggon ist stets ein großer Krug mit *frischem* Trinkwasser zu finden.

In allen Zügen findet sich ein Zeitungsverkäufer, der außerdem eine ganze Auswahl recht guter Bücher zum Verkaufe feil hält und fortwährend von einem Waggon zum andern geht. Die leiblichen Bedürfnisse sucht er durch Aepfel, Birnen, Bananen, Feigen, Nüsse und Süßigkeiten zu befriedigen, und meistens machen diese Leute, welche fest angestellt sind und feste Preise haben, ganz gute Geschäfte.

Es giebt in den ganzen Vereinigten Staaten nur *eine* Eisenbahn-Fahrclasse;* nur für Auswanderer giebt es weniger gut eingerichtete Waggons und eigens eingelegte Züge, auf den Fahrplänen sind dieselben aber nicht aufgeführt. Da indeß selbst in einer so frei eingerichteten Republik das große Gleichheitsprincip praktisch nicht durchgeführt werden kann, so haben die Amerikaner für die reichen und bequemlichkeitsuchenden Reisenden den Palace-Cars und Nachts den Sleeping-Car.

Die Palace-Cars, äußerst elegant mit Teppichen ausgelegt, haben Lehnsessel für eine Person; manchmal sind sie verrückbar, manchmal blos drehbar. Statt sechszig Personen kann also ein Palace-Car nur dreißig aufnehmen. In einigen ist auch ein Rauchcompartiment für vier oder sechs Personen angebracht; in den meisten fehlt diese Einrichtung. Die Sleeping-Cars sind insofern anders eingerichtet als in Europa, als Männer und Frauen in einem Waggon, durch keine Scheidewand getrennt, schlafen. Ein Sleeping-Car enthält in der Regel achtundzwanzig Betten, vierzehn an jeder Seite, sodaß sieben Reisende unten und sieben oben schlafen. Die Betten sind sechs und einen halben Fuß lang, circa drei Fuß breit, mit Sprungfedern versehen; die Matratze ist weich, und die Bettwäsche wird jeden Abend erneuert. Durch dicke Vorhänge sind die Betten abgeschlossen; sobald sich also Jemand in sein Bett zurückgezogen hat, ist er ganz allein und von allen Anderen abgetrennt, und dies ermöglicht es eben, daß Herren und Damen, ohne daß es irgendwie Anstoß erregte, in *einem* Sleeping-Car zubringen können.

Besonders angenehm berührt es den Europäer, daß nirgends in einem Waggon directorielle Anordnungen, Verbote und Vorschriften angeschlagen sind; Jedermann weiß eben, was er zu thun und zu unterlassen hat. Will Jemand den Kopf zum Fenster hinausstecken, so kann er es auf die Gefahr hin thun, ihn sich abschlagen zu lassen; will Jemand auf die Plattform gehen, auf die Gefahr hin, hinabgeschleudert zu werden — der Conducteur wird ihn sicher nicht daran verhindern; springt Jemand aus dem Wagen, wenn der Zug noch im Fahren ist — „Was geht das mich an?“ denkt der Conducteur, vorausgesetzt, der Reisende hatte ein Billet; springt Jemand auf die Plattform des schon in schnellem Tempo fahrenden Zuges — „Sei mir willkommen!“ sagt der Conducteur, „vorausgesetzt Du hast ein Billet oder zahlst mir den Preis desselben.“ Ob der Reisende dabei Schaden erleidet — „Was geht das mich an?“ sagt die Eisenbahndirection.*

Die Züge in den Vereinigten Staaten fahren stets pünktlich, pünktlich auf die Minute von den großen Städten ab, und die einmal existirenden Fahrpläne werden sehr selten geändert.

Eine große Annehmlichkeit für das reisende Publicum besteht darin, daß man in den größeren Städten überall Bureaux etablirt findet, wo nicht nur Eisenbahnbillets verkauft werden,

* Auf den Billets steht allerdings meistens „First class“, aber das ist pure Fiction.

* Gegen Eisenbahnunfälle kann man übrigens klagbar werden, wenn nachgewiesen ist, daß der Unfall die Schuld der Direction ist.

sondern wo man auch die Aufgabe seines Gepäckes besorgt bekommen kann. Ein Hôtel ersten Ranges hat selbstverständlich einen Billetschalter. Das persönliche Gepäck des Reisenden wird nie gewogen; man nimmt an, daß Niemand über zweihundert Pfund mit sich führt, und erachtet es demnach nicht der Mühe werth, es wiegen oder gar die Ueberfracht bezahlen zu lassen. Eine Kupfermarke dem betreffenden Gepäckstücke angehängt, die correspondirende dem Reisenden übergeben, das ist die ganze Procedur des Gepäckaufgebens, welche bei uns in Europa so zeitraubend und mit Umständlichkeit verknüpft ist. Selbstverständlich ist von Trinkgeldgeben und Trinkgeldnehmen in den Vereinigten Staaten nicht die Rede; der Amerikaner ist dazu viel zu stolz; der niedrigste Arbeiter betrachtet sich in dieser Beziehung als Gentleman und stellt das Trinkgeldnehmen mit Bettelei auf gleiche Stufe. Ebenso leicht und bequem wie das Billeterlangen und Gepäckaufgeben in den Vereinigten Staaten dem Reisenden gemacht wird, ebenso leicht ist auch das Gepäckherausbekommen. Sobald der Zug sich einer größeren Stadt nähert, durchschreitet ein Mann die Waggons und fragt den Reisenden, nach welchem Hôtel oder nach welchem Hause er sein Gepäck hingeschafft haben wolle, und gegen Auswechselung der Gepäcksmarke für einen Schein, sowie gegen Zahlung von fünfzig Cents (zwei Mark) erhält der Reisende nicht nur Fahrgelegenheit vom Stationsgebäude nach seinem Absteigequartiere, sondern findet auch sein Gepäck dort unversehrt vor.

Auf längeren Strecken, z. B. auf der Pacificbahn, findet man auch die Hôtel-cars dem Zuge angehängt, in welchen während der Fahrt gefrühstückt, Mittag gegessen und gevespert werden kann. Der Preis für ein Mahl variirt zwischen einem Dollar und einem Dollar und fünfzig Cents. Sonst wird zu den drei Zeiten auf irgend einer Station gehalten und gespeist, und für eine solche Mahlzeit gilt der Durchschnittspreis von fünfundsiebenzig Cents (drei Mark). Alle übrigen Halte sind äußerst kurz, gerade lang genug, um die ein- und aussteigenden Passagiere zu wechseln.

Alles, was wir bis jetzt aufgeführt haben, läßt uns die Einrichtungen des Eisenbahnwesens in den Vereinigten Staaten im freundlichsten Lichte erscheinen, aber um gerecht zu sein, wollen wir nicht unterlassen, auch auf die Schattenseiten aufmerksam zu machen.

Der Mangel an Beamten macht sich in erster Linie für den fremden Reisenden auf's Unangenehmste fühlbar. Es ist wahr, in den Vereinigten Staaten reisen so wenige Fremde, daß die verschiedenen Directionen auf „außeramerikanisches Publicum" überhaupt gar nicht nöthig haben, Rücksicht zu nehmen, aber wie unangenehm ist es, wenn man sich von der Straße aus, nach seinem Zuge, nach seinem Waggon mühsam den Weg suchen muß! Fragen kann man nicht; denn Niemand ist da, der einem antworten würde. Man setzt sich in den Waggon; man fragt endlich die Mitreisenden: „Geht dieser Zug oder dieser Waggon nach der und der Stadt?", oft ohne zu erfahren, ob man wirklich in den richtigen Car gerathen ist. Endlich geht der Zug ohne das in Europa übliche Pfeifen ab, ohne daß Jemand abgerufen hätte, aber pünktlich auf den Glockenschlag. Zwanzig bis dreißig Personen springen noch während der Fahrt in den Waggon, während wenigstens ebenso viele schon seit einer Stunde oder noch länger vor der Abfahrt im Waggon saßen.

Warum sollten sie auch nicht, denn im Waggon wartet es sich besser und sicherer, als in den Warteschuppen. Die Stationsgebäude in den Vereinigten Staaten, oder, wie man sie nennt, Depôts, sind nämlich die elendesten Scheunen, die man sich nur denken kann, selbst die in den größten Städten. In St. Louis oder Chicago z. B. brennen Abends in der Abfahrtshalle vielleicht zehn oder zwölf Gasflammen; in diesen Städten kann man wenigstens von Abfahrtshallen reden; in den kleineren Städten muß man „Schuppen" sagen.

Der berühmte Centralbahnhof in New-York ist gegen unsere Lehrter, Potsdamer und Ostbahnhöfe in Berlin nichts als ein Güterschuppen. Granit- und Marmormonolithen, elegant eingerichtete Wartesäle, reich ausgestattete Restaurants, prächtige Empfangshallen und Abends taghelle Beleuchtung sucht man im New-Yorker Centralbahnhofe, wie überall anderswo in Amerika, vergebens. Während in Deutschland, wie überhaupt in Europa, die eigentlichen Bahnhofskörper durch oft tausende von Gasflammen erleuchtet sind, ist eine solche Lichtverschwendung in den Vereinigten Staaten vollkommen unbekannt; höchstens zeigt eine einsame Petroleumflamme den Ort, wo eine Weiche steht.

In den kleineren Städten sind die Stationen aber wirkliche Viehställe; von menschenwürdigen Gebäuden, von Gasbeleuchtung, selbst wenn in der Stadt solche wäre, ist keine Rede.

Wenn ich in meinem früheren Aufsatze über deutsche Eisenbahnen die Beleuchtung der amerikanischen Waggons als musterhaft hinstellte, so muß ich das jetzt, nachdem ich sie aus eigener Anschauung kennen gelernt, widerrufen. In den Vereinigten Staaten ist die Beleuchtung die elendeste, die man sich denken kann; als Norm gilt, daß in einem circa fünfzig Fuß langen Waggon drei flimmernde Kerzen, oder auch Petroleumlampen brennen, und selbst die Pulman-Palace-cars sind nicht viel besser beleuchtet.* Wie vortheilhaft erscheinen einem da die Waggons der preußischen Staatsbahnen nach dem Osten zu, welche seit 1874 durch Gas erleuchtet werden und wirklich so viel Licht haben, daß man Abends lesen kann.

Da auf den Vereinigten Staaten-Bahnen keine Stationsgebäude vorhanden sind — denn wir Europäer können diesen Namen auf die hölzernen Buden nicht anwenden —, so findet man auch fast nirgends den Namen eines Ortes oder einer Stadt angeschrieben, und da niemals abgerufen wird, oder höchstens in selbst für Amerikaner unverständlichem arabischgurgelndem Tone, so weiß Niemand, wo er sich befindet. Viele Bahnen haben allerdings die löbliche Einrichtung, daß sie beim Besteigen des Waggons dem Reisenden kleine Billets überreichen, worauf alle zu durchlaufenden Stationen verzeichnet sind, aber dann muß man auch eben immer mit dem Billet in der Hand dasitzen, um die Namen der Oerter zu erfahren. Uebermannt einen der Schlaf, fährt man unbemerkt bei verschiedenen Stationen vorüber, dann ist's so wie so aus mit der Orientirung.

Es ist übrigens dafür gesorgt, daß Niemand einschläft, denn die Sitze in den Waggons sind so eng, die Lehnen so niedrig und so hart, daß an Schlafen nicht zu denken ist; wohin sollte man auch sein müdes Haupt legen, wohin seine Füße? Oft zwar kann man letztere auf dem vorstehenden Sitz, falls man ihn zurückklappen kann, ruhen lassen, meist aber sind mit großer Hartherzigkeit die Sitze festgeschlossen. Bei langen Tagfahrten ist dies zum Verzweifeln, und selbst die Saloon-cars gewähren keine Abhülfe; denn die Lehnsessel haben keine Kopflehne. Man fährt also ohne Widerrede in den Vereinigten Staaten auf langen Strecken viel unbequemer; dazu kommt noch, daß meistens die Cars ganz voll von Reisenden sind, sodaß man, geradezu eingeschachtelt, während der ganzen Fahrt seine einmal eingenommene Position innebehalten muß. „Aber wir können doch während der Fahrt auf und ab gehen," wirft mir ein Amerikaner ein. „Thut's doch!" erwidere ich, „wie lange wird dieses Vergnügen dauern, während der Zug in Bewegung ist, und wenn zwei, drei oder gar mehrere Personen diese Neigung verspürten?!" — Selbstverständlich fährt man sehr häufig über sein Ziel hinaus, denn wer sagt Einem, daß man angekommen ist? Dem Schreiber dieses ist es passirt, und mehrere Male hat er gesehen, daß es Anderen ebenso erging. Endlich lehrt die Erfahrung, genau aufzupassen. Beschweren kann man sich nicht darüber, daß man nicht avisirt worden sei; denn Beschwerdebücher giebt es nicht.

Ein großer Uebelstand in den Vereinigten Staaten ist der, daß die arme und weniger bemittelte Volksclasse ganz vom Reisen mit der Eisenbahn ausgeschlossen ist, eben weil das Reisen sich als zu theuer herausstellt. Die für die Armen so wohlfeil eingerichtete vierte Classe, oder auch nur die dritte Classe, fehlt in Amerika. Denn die Auswandererzüge, welche diese Reisenden billiger befördern, können die vierte und dritte Classe nicht ersetzen, da sie eben unregelmäßig fahren und nur abgehen, wenn eine hinlängliche Anzahl von Auswanderern vorhanden ist. Man reist in den Vereinigten Staaten durchschnittlich zum halben Preise wie in Europa mit der zweiten Classe; nimmt man bei Tage Saloon-Car, so zahlt man weniger zu, als bei uns die Differenz zwischen erster und zweiter Classe beträgt, und nimmt man Nachts Sleeping-Car, so würde der zu zahlende Zuschlag etwa einem Billete erster Classe in Europa entsprechen. Wer gewohnt

* Auch die Straßenbeleuchtung selbst der größten Städte, z. B. New-Yorks oder Philadelphias, ist trauriger, als die von Städten dritten Ranges in Europa.

ist, ein Europa erster Classe zu fahren, reist also in den Vereinigten Staaten billiger, selbst wenn er Saloon- und Sleeping-Cars benutzt. Man ersieht hieraus, wie in der Republik der reiche Mann begünstigt ist, der arme aber als nicht vorhanden betrachtet wird. Ein Deutsch-Amerikaner, den ich auf diesen Uebelstand aufmerksam machte, warf mir ein: „O, hier reist nur Der, welcher Geld hat," aber wer möchte ernstlich eine solche anmaßende Behauptung vertheidigen!

Man fährt in den Vereinigten Staaten viel langsamer als in Europa, meist nur mit der Geschwindigkeit unserer gewöhnlichen Personenzüge; Courierzuggeschwindigkeit findet man nur zwischen Chicago und New-York und auf den Linien, welche die großen Städte des Ostens verbinden. Jagdzugsgeschwindigkeit würde überhaupt in den Vereinigten Staaten bei dem mangelhaften Zustande der Bahnen nicht anwendbar sein können. Bei meistens eingleisigen Bahnen hat man sich bemüht, so gut wie möglich zu nivelliren, und auf den gekiesten Boden die Schwellen gelegt. Da man diese bedeutend dichter aneinander legt als bei uns, so gewährt dies eine verhältnißmäßig größere Sicherheit beim Fahren.

Aber Wärterhäuschen sucht das Auge vergeblich. Wie in Aegypten hat man Bahnwärter als ganz überflüssig erkannt. Nirgends sind die Uebergänge durch Barrieren abgeschlossen, in den Städten erst recht nicht; der Amerikaner würde hierin einen Eingriff in die Freiheit der Circulation erblicken. Höchstens findet man eine englische Warnung: „Gebt Acht auf den vorbeifahrenden Zug!" oder dergleichen.

Bei der geringen Frequenz der Reisenden — von den Hauptstädten gehen nach den Hauptstädten des Tages nur zwei Züge — würde auch eine größere Anzahl von Beamten, ein größerer Aufwand im Eisenbahnmaterial ganz unmöglich sein, weil die Directionen damit nicht ihre Auslagen erschwingen könnten. Man reist in Amerika viel weniger als in Europa. Während in Europa die Eisenbahnen hervorgerufen werden durch das Bedürfniß, Städte und Ortschaften miteinander zu verbinden, baut man in Amerika und namentlich im Westen des Landes Bahnen, um Ortschaften zu gründen, um Verkehr zu schaffen und um ganze Landschaften zu erschließen. Aber auch die angebliche Eisenbahnentwickelung, was Länge in Meilenzahlen anbetrifft, beruht zum Theile in den Vereinigten Staaten auf Fiction, da die meisten Bahnen eingleisig sind. Die New-Yorker Buffalobahn stellt sich selbst immer als ein Weltwunder hin, „weil sie in der ganzen Welt die einzige viergleisige sei". Uns Europäern, deren Bahnen durchgängig zweigleisig sind, und die wir viele vier-, ja sechs- und achtgleisige Bahnen haben, kommt so etwas höchst komisch vor.

Auch hier enthalte ich mich, über Frachtenbeförderung zu schreiben; es ist allgemein bekannt, wie in den Vereinigten Staaten die ganze menschliche Gesellschaft durch die einzelnen Eisenbahngesellschaften in Schach gehalten wird. Die Frachtsätze sind hier höher als in irgend einem anderen Theile der Welt. Aus Vorstehendem wird aber der Leser haben entnehmen können, daß, wenn auch manche Einrichtung in den Vereinigten Staaten im Eisenbahnwesen besser ist als in Europa, doch in vielen Dingen unsere europäischen Betriebsmaßregeln den Vorzug verdienen.

Die holde Scham.

Das Erröthen in seiner seelischen und körperlichen Entstehung.

Menschen von Gefühl werden sich von dem Ausspruche des alten Humoristen Hippel: nächst der Morgen- und Abendröthe sei die Schamröthe das schönste Roth von der Welt, sicher nicht befriedigt finden, Diejenigen zum Mindesten, denen einst die Gluth der Wangen der Geliebten früher noch als ihr Mund verkündete, daß sie ihr nicht gleichgültig seien, werden die Schamröthe sogar noch schöner finden als das Erglühen der kommenden und scheidenden Sonne und es in diesem Punkte mit Petrarca halten, wenn er von dem Erröthen seiner Laura sagt:

> So schön sah ich den Morgen nimmer strahlen,
> Wenn kein Gewölk den Himmel überzogen,
> Als bei dem Keimen meiner süßen Qualen
> Ihr Antlitz glüh'nde Röthe überflogen,
> Der, was ich schön auf Erden auch erwogen,
> Nichts gleichkommt — und ich liebe nicht zu prahlen.

Nicht weniger entzückend erscheint uns bei gleicher Gelegenheit die liebliche Verwirrung des Geistes, welche dieses unfreiwillige Auflohen einer bis dahin vielleicht sorgsam im innersten Herzen verborgenen Empfindung begleitet und sich in ungenügender Antwort genügend verräth, ferner das hastige Athmen und stürmische Klopfen des Herzens, endlich die Schüchternheit der vor Erregung leuchtenden Augen, welche nach jedem kühnen Aufschlage immer wieder schnell zum Boden oder zur Seite abirren. Aber auch ganz von dem Parteiurtheile des Urhebers so zarter Empfindungen abgesehen, wie viel wohlthuender berührt Jeden von uns z. B. bei den an vielen Orten noch immer öffentlichen Preisvertheilungen an Schüler der Anblick eines über seine Belobigung tief erröthenden Jünglings, als der kecke Rundblick eines anderen, welcher befriedigt beobachtet, ob auch alle Leute der Stadt seinen Triumph gewahren!

Wenn nun jene Ansicht der Tochter des Aristoteles, Pytheas, daß die Schamröthe die schönste Gesichtsfarbe sei, die man sich denken könne, im Rathe der Poeten einstimmig angenommen ist, so wird im Kreise der Theologen und Philosophen nicht weniger eifrig einer andern Behauptung beigestimmt, daß nämlich in diesem Verräther der inneren Empfindung, welcher sich ebenso schwer wie das Gewissen zum Schweigen bringen läßt, ein erhabenes Naturgeheimniß verborgen sei, daß die göttliche Abkunft des Menschen in dieser zarten, allen Thieren versagten Seelenregung am unverkennbarsten zum Ausdrucke komme; daß das Schamgefühl, mit einem Worte, ein göttliches Geschenk sei, wenn es die Bibel auch immerhin erst durch das Kosten verbotener Frucht in der Menschenbrust erweckt werden läßt. Selbst ein Arzt, Dr. Burgeß, der vor etwa vierzig Jahren dieser Erscheinung zum ersten Male zergliedernd näher getreten ist und ein besonderes Buch über die Physiologie der Scham geschrieben hat, meinte, daß dieser im unverdorbenen Menschen nicht niederzukämpfende und bei dem Versuche dazu nur erstarkende Verräther dem Geschöpfe vom Schöpfer als eine Art Talisman, als ein Hemmniß, seine Gebote ungescheut zu übertreten, eingepflanzt sei.

Allein, wenn wir der Sache näher treten, so muß uns schon der Umstand in Zweifel versetzen, daß ein und dieselbe Erscheinung bald den Abglanz der Unschuld, bald das Kainszeichen der Schuld vorstellen soll, und wahrlich, der Untersuchungsrichter würde übel fahren, welcher von dem Erröthen eines Menschen bei irgend einer Anklage auf sein Schuldbewußtsein schließen wollte. Der Unschuldige erröthet, wenn ihm eine schwere Anklage in's Gesicht geschleudert wird, leichter, als der Schuldige, der sich solche „Kindereien" in der Regel längst abgewöhnt hat, und meistens sind es die allerleichtesten Vergehen, Schulbubenstreiche, Etiquettenfehler &c., die sich bei ihrer Entdeckung in den allertiefsten Purpur kleiden.

Wir ersehen hieraus, daß diese Farbenerscheinung durchaus nichts mit einem für unfehlbar geltenden Gewissen zu thun hat, daß sie eben nur eine innere Erregung kund macht, die bald durch bloße Schüchternheit, bald durch Liebe, Theilnahme (wenn wir für Andere erröthen), durch Unschulds- oder Schuldbewußtsein, durch Bescheidenheit, Stolz und manche andere Gemüthsbewegungen erweckt werden kann. In allen den unzähligen Fällen aber, in denen der Mensch zu erröthen pflegt, läßt sich ein und derselbe sehr wenig überirdische, sondern vielmehr sehr weltliche Grund als letzte Ursache der inneren Erregung nachweisen, nämlich die Rücksichtsnahme auf unsere Beurtheilung durch Andere. „Was wird die Gesellschaft dazu sagen, daß du dich so furchtbar ungeschickt benimmst?" heißt die fixe Idee des Schüchternen, die ihn aus der Purpurtinte nicht herauskommen läßt. „Was sollen die Leute dazu sagen, daß du hier so über Gebühr gelobt wirst?" ist der Gedanke des Bescheidenen, wenn er erröthet. „Was muß dein Nebenmensch von dir denken, daß er dir eine solche Schlechtigkeit nur zutrauen kann?" lautet der höchst beunruhigende Gedanke des im Gefühle seiner Unschuld Erröthenden. Die geistige Unruhe also, die uns beim unumgäng-

lichen und unwillkürlichen Erwägen der möglichen Gedanken unserer uns zuschauenden Mitmenschen ergreift, nichts Anderes ist der Mittelpunkt der für so geheimnißvoll ausgegebenen Erscheinung. Und wenn nun für eine Person die ganze Welt sich in einer einzigen andern zusammenfaßt und personificirt, so ist es deren Gegenwart und die mit ihr wachgerufene Frage, ob wir auch ihre Billigung finden, die uns bis zur stärksten Rothgluth einheizt. Darum erglühen wir am tiefsten vor denen, die wir am höchsten lieben oder verehren, und daher kommt es, daß die Liebeserklärungen meist unter so lebhaftem Farbebekennen vor sich gehen, und daß der übermüthige, aber von Herzen gute Junge über denselben Streich, mit dem er sich eben noch gegen Seinesgleichen rühmte, vor seinem Vater oder Erzieher tief erröthet.

Darwin, dessen tiefdurchdachte Auffassung uns hier zur allgemeinen Richtschnur dient, hat den Nachweis erbracht, daß das Schamgefühl sich bei allen Menschenracen durch das Erröthen und seine Begleiterscheinungen äußert, daß selbst den Negern, Kaffern und andern dunkelhäutigen Menschen, bei denen man wenig davon bemerken kann, bei gegebener Veranlassung das Blut in die Wangen schießt, ebenso wie eine wohlerzogene Europäerin auch im Dunkeln erröthet, obwohl in beiden Fällen der vorgebliche Zweck des verrätherischen Blutstroms verloren geht. Bei solchen Negern, die Wundnarben, welche in der Regel lange hell bleiben, auf den Wangen haben, kann man die Spur des Blutstroms, der sonst nur ein wenig Nachdunkelung hervorbringt, an ihrem Rothwerden leicht erkennen. Bei hellfarbigen Racen wird das Erröthen dadurch gesteigert, daß es sich leichter verräth, und der Wunsch, seine innere Erregung zu verbergen, nur die Verwirrung und ihre Wappenfarbe zu erhöhen geeignet ist, eine Steigerung, die nicht so leicht eintreten wird bei Personen, deren von Natur dunklere Gesichtsfarbe eine leichte Erregung maskiren kann. Im Uebrigen hängt die Empfindlichkeit des Schamgefühls natürlich von dem Grade der angeborenen oder anerzogenen Feinfühligkeit ab, und während die eine Person nur ganz leicht rosenfarben angehaucht erscheint, sinkt die Andere bei derselben Veranlassung bis über die Ohren in Päoniengluth; während die meisten Menschen nur bis zum Halse, viele bis zur Brust erröthen, spricht man von Anderen, die vom Wirbel bis zur Zehe roth werden. Aerzte haben einzelne Personen angetroffen, die in diesem Punkte so empfindlich waren, daß die Röthe sich auf jeden Körpertheil verbreitete, den sie behufs der Untersuchung entblößen mußten. Wir dürfen wohl schließen, daß die übliche Beschränkung der Röthe auf die von der Mode unverhüllt gezeigten Theile der menschlichen Büste eben durch den Umstand, daß sie die innere Erregung allein nach außen spiegeln können, hervorgebracht worden ist, wie sich das Brennen in unseren Wangen durch den Gedanken, es zur Schau zu tragen, vermehrt und am ersten nachläßt, wenn das Antlitz hinter dem Fächer, den Händen oder einem Taschentuche Schutz finden kann.

Denen, welche sich scheuen, eine Rose zu zerpflücken, um ihren Bau kennen zu lernen, wird es wohl sehr schamlos erscheinen, der körperlichen Natur und Entstehung einer so poesievollen Erscheinung, wie es dieser Rosenschmuck der aufblühenden Jugend ist, nachzuspüren. Wir müßten eine solche Scheu indessen, wo sie hervorträte, in das Gebiet der falschen Scham oder Prüderie verweisen, welches freilich ungleich ausgedehnter ist, als das der wahren und berechtigten. Wenn wir zuerst Umschau halten im Thierreiche, so findet sich, daß das Vermögen, die Farbe zu wechseln, kein Vorzug des Menschen vor den Thieren ist; wenn es den Säugethieren beinahe fehlt, ist es in desto größerer Ausdehnung den riesenhaften Seepolypen oder Kraken, vielen Fischen und in besonders ausgezeichnetem Grade dem Chamäleon verliehen. Bei den meisten dieser Thiere scheint das Farbenspiel der Haut sowohl dem Ausdrucke der Stimmung wie auch als eine Kriegslist zu dienen, um dadurch, daß sie die Farbe ihrer Umgebung annehmen, den Nachstellungen ihrer Feinde besser entgehen zu können. Wie sehr der Eindruck der Umgebung die Farbe der Fische beeinflußt, hat G. Pouchet kürzlich nachgewiesen, indem er zeigte, daß Fische, die man blendet, unter allen Umständen eine dunklere Färbung annehmen, als sie vorher zeigten, als wollten sie die Trauerfarbe, in welche die Natur sich für sie kleidet, wiederspiegeln. Das Farbenspiel der sterbenden Meerbarbe war ein Schaustück, welches einer wohlbesetzten römischen Schwelgertafel nicht fehlen durfte. Wenn es sich in diesen Fällen meistens um die Füllung besonderer verästelter Hautgefäße mit einem eigenthümlichen flüssigen Farbstoffe, der beim Zusammenziehen derselben zurücktritt, handelt, so bringt bei den Säugethieren das Blut ähnliche Erscheinungen hervor, indem es die feinen Haargefäße (Capillaren) der Oberhaut beim Erröthen anschwellt, beim Erblassen verläßt. An dem haarlosen Gesichte des Affen läßt sich leicht erkennen, daß es in der Leidenschaft sich ebensowohl röthet, wie das eines zornigen Menschen, aber daß es niemals von dem edeln Roth der Scham besucht wird, ist bei der bekannten Schamlosigkeit dieser Bestien nur zu natürlich.

Allein weshalb sollten wir sie tadeln für einen Mangel, der uns an unseren eigenen Kindern so über alle Beschreibung hold und reizend erscheint, wegen jener Unbefangenheit, die uns den Beweis liefert, daß das Schamgefühl hauptsächlich nur ein Erzeugniß der Erziehung des Menschengeschlechts, und zwar sowohl der persönlichen, wie der allgemeinen im Laufe der Jahrtausende ist. Wer hätte nicht in seinem Leben die Unbefangenheit und Unschuld kleiner Kinder bewundert und beneidet, wie sie, ohne mit der Wimper zu zucken, Jedem unverwandt in's Auge blicken und sich auch in der allervornehmsten Gesellschaft niemals wohler fühlen, als wenn sie die letzte Hülle von sich geworfen. Wir erhalten hier den vollsten Beweis, daß das Schamgefühl nichts unmittelbar in der Natur Gegebenes ist, und die schönste Rechtfertigung, welche der Dichter der gedankenreichen biblischen Erkenntnißmythe irgend verlangen kann. Erst mit dem zweiten Lebensjahre etwa, nachdem die Erziehung ihr Werk begonnen und die Mahnung „Was sollen die Menschen von Dir denken?“ unaufhörlich vor dem Ohre des Kindes wiederhallt — und, setzen wir hinzu, nicht wohl entbehrt werden kann —, entwickelt sich auch die Fähigkeit des Erröthens in einem oft so bedenklichen Grade, daß spätere Selbsterziehung ihre Noth hat, das Uebermaß, die allzu peinliche, auf Kleinlichkeiten ausgedehnte Rücksichtnahme auf unsere Mitmenschen wieder einzuschränken. Im Uebrigen kann ein äußerstes Zartgefühl in Bezug auf den Nächsten, wie alle anderen Gemüthsanlagen, leicht vererbt werden, und ein solches „Erbtheil des Blutes“ mag dann viel schwerer, als eine „alberne Angewohnheit“, auf ein erträgliches Maß zurückführbar sein. In solchen Fällen hat die Erziehung die ernste Pflicht, zu mäßigen, da ein Uebermaß auch hier sehr lästig und hinderlich werden kann. Dem starken Geschlechte gelingt es in der Regel in einem viel höhern Grade als dem zarteren, sich über das Urtheil seines lieben Nächsten hinwegzusetzen und nicht mehr über jeden Hühnerdreck zu erröthen. Dieses Beherrschenkönnen seiner innersten Empfindungen ist nicht immer eine Tugend, aber stets ein Gewinn für's praktische Leben, wenn wir auch jene Stufe, die über nichts erröthet, in den meisten Fällen als einen traurigen Gewinn bezeichnen müßten. Der Volksmund nennt solche Menschen „abgebrüht“, als wäre die Schamröthe eine Anstrichfarbe, die sich ein- für allemal durch kochendes Wasser entfernen läßt. Auch hier ist die Mitte das Richtige, aber ein Zuviel besser als ein Zuwenig. Nicht nur von der Wange des Jünglings fordern wir mit Anakreon: „Und sich zu, daß sie das edle — Roth der Scham erkennen lasse!“ auch einem Männerantlitze steht eine wohlangebrachte Gefühlsröthe zu Zeiten vorzüglich.

In dem erwähnten Seelenzustande, der mitunter einer Geistesabwesenheit gleicht, haben wir offenbar den eigentlichen Mittelpunkt der ganzen Erscheinung zu suchen. Geistige Vorgänge beeinflussen nun bis zu einem solchen Grade die Thätigkeit des Herzens, daß man den Leidenschaften, wie der Liebe und dem Hasse geradezu diesen Hohlmuskel als Wohnung zugewiesen hat. Der Muth und die Sehnsucht schwellen das Herz; Angst und Erwartung lassen es heftiger pochen; Furcht preßt es zusammen, und Entsetzen bringt das Blut zum Starren. Da nun die das Herz, den Verdauungsapparat und andere innere Organe bewegende Nervenkraft nicht dem Gehirne und seiner Rückenmarksfortsetzung entstammt, vielmehr von besonderen Kraftmagazinen des sogenannten sympathischen Nervengeflechtes ausgeht, so können wir den Herzschlag, die Verdauungsbewegungen 2c. nicht willkürlich beeinflussen, und sie dauern auch nach einer Enthauptung, namentlich bei niederen Thieren, noch Stunden lang fort. Es besteht also hierin nur ein mittelbarer Zusammenhang, der sich

auf eine Regelung jener Lebensthätigkeiten vermittelst des aus dem Gehirne entspringenden, umherschweifenden Nerven (Vagusbündel) beschränkt. Dieser Vagabundus unter den Nerven spielt eine Art Oberaufseher im Körper; er treibt an, wo seinem Gefühle nach nicht genug gethan wird, und mäßigt, wo man zu viel thut. Während er nun in der Erwartung oder Furcht möglicher Weise direct den Herzschlag beschleunigt oder verlangsamt, verliert, wie man bemerkt zu haben glaubt, der Herr Oberaufseher in der Verwirrung, welche unsere emsige Beschäftigung mit den Gedanken Anderer im Oberstübchen anrichtet, gleichsam den Kopf und vernachlässigt seine Pflicht, ja verführt obendrein die Nerven, welche die haarförmigen Blutgefäße der Haut (Capillaren) im Zaume halten, seinem Beispiele zu folgen. Das Herz pocht deshalb, so lange eben die Verlegenheit andauert, ungezügelt darauf los und füllt die durch nichts mehr beengten Haargefäße der Wangen überreichlich mit Blut; die Lungen beeilen sich, in gleichen Schritt zu kommen, kurz, der Körper benutzt den Augenblick, wo der Geist „außerm Häuschen" ist, zu einer kleinen Revolte.

Auf diese interessanten Vorgänge ist ein merkwürdiges Licht geworfen worden durch das Studium der Wirkungen des Amylnitrits, eines neuen, bei Migräne und anderen Nervenleiden angewendeten Arzneimittels. Es ist dies eine schwachgelbliche, durchdringend obstartig riechende Flüssigkeit, welche, beiläufig bemerkt, aus dem Kartoffelfuselöle, dem Abfalle der Spiritusbrennereien, durch Behandlung mit Salpetersäure erzeugt wird. Schon im Jahre 1859 hatte ein Selbstbeobachter (Guthrie) die Bemerkung gemacht, daß das Einathmen sehr geringer Mengen dieser Aetherart das Antlitz in Purpurgluth taucht und die Zahl der Herzschläge verdoppelt. Darwin wies sodann in seinem Buche über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen (1872) auf den sonderbaren Umstand hin, daß dieser Blutrausch mancherlei Aehnlichkeit mit der natürlichen Beschämung bietet, daß sich unter Anderm die künstliche Röthe nur ausnahmsweise über die Grenzen der natürlichen ausbreite rc. Schließlich hat Dr. Filehne (1874) durch eine Reihe von Untersuchungen nachgewiesen, daß der durch Amylnitrit erzeugte Zustand sich körperlich gar nicht von einer rechtschaffenen Scham unterscheidet. Die Purpurgluth der Büste, das glänzende Auge, die geistige Verwirrung, das hastige Athmen und starke Herzklopfen, Alles stellt sich ein. Sogar der halberloschene Herzschlag eines übermäßig Chloroformirten läßt sich, wie ein Londoner Arzt kürzlich entdeckt hat, durch das Einathmen von Amylnitrit neu beleben, sodaß dasselbe als wichtiges Gegenmittel bei Chloroformvergiftungen erkannt worden ist.

Es ist gewiß eine höchst überraschende Erscheinung, daß das Einathmen eines aromatischen Dunstes sämmtliche Aeußerungen einer anscheinend sehr zusammengesetzten Gemüthsbewegung hervorrufen kann. Und dieser Einwirkung vermag sich nicht einmal derjenige zu entziehen, welcher sich das Schämen längst gänzlich abgewöhnt hat; drei Tropfen eines Parfüms, auf einem Taschentuche unter die Nase gehalten, bringen nach wenigen Secunden den abgebrühtesten Schuft, den abgehärtetsten Sünder und hartgesottenen Gründer dahin, zu erröthen und in Verwirrung zu gerathen, wie ein sechszehnjähriger Backfisch. Vielleicht läßt sich von diesem Mittel auf der Bühne Nutzen ziehen, wo mitunter Jemand erröthen soll und es doch ebenso wenig vermag, wie Immermann's „Münchhausen", der stets ergrünte, oder wie jene Unglücklichen Jean Paul's, die nur eine einzige Thräne zum Besten geben sollten, um lachende Erben zu werden. Der angehende Heirathscandidat aber, der bisher so großen Werth auf das züchtige Erröthen seiner Auserwählten legte, muß künftig, wenn er von einem purpurnen Antlitze begrüßt wird, oder ein solches hinter dem Spitzentaschentuche verschwinden sieht, aufmerken, ob sich nicht vielleicht gleichzeitig ein Duft nach Bergamottbirnen im Zimmer verbreitet.

Das Erröthen schamloser oder blödsinniger Menschen, die sonst nie erröthen, unter dem Einflusse des Amylnitrits mußte darauf führen, es auch bei Thieren zu versuchen, und in der That, sie errötheten wie ein Mensch. Hier konnte nun auch festgestellt werden, daß dabei nicht etwa die genannten gefäßbewegenden Nerven vorübergehend gelähmt werden, sondern daß die Arbeitseinstellung im Bureau derselben, im Gehirne, stattfindet. Man fand also, daß, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Mechanik oder Claviatur des Vorganges schon unter den höheren Thieren gegeben ist, und daß es hier offenbar nur an dem eingeschulten Spieler, einer feinfühlig entwickelten Psyche fehlt, um das verführerische Farbenspiel anzustimmen. Jedenfalls muß die Verbindung des bewegenden Theiles der gefäßregulirenden Nerven mit dem Denkorgane eine sehr innige sein, da sie so überaus leicht, und selbst bei verhältnißmäßig rohen Völkern in Mitleidenschaft gezogen werden. Es wäre eine anziehende Aufgabe, sich auszumalen, wie diese zarte Rücksicht auf die Meinung der Andern, von dem Geselligkeitstriebe geweckt, allmählich aus schwachen Anfängen durch immerwährende Wiederholung und Steigerung endlich zu jener hochgradigen Sensibilität entwickelt worden ist, deren auf- und abwogendes Spiel unserem geselligen Verkehre beständig neue Reize und Vorzüge zuführt.

Carus Sterne.

Federzeichnungen aus Oesterreich.

2. Die Wiener Kaffeehäuser.

Der Wiener, der Berlin besucht hat, ist bei seiner Heimkehr des Lobes voll über die Kaiserresidenz an der „schönen schwarzen Spree". Er erkennt gern alle Vorzüge der deutschen Reichshauptstadt an, aber Eins hat ihm sicher gefehlt: das Kaffeehaus. Bis vor wenigen Jahren hatte Berlin gar kein Kaffeehaus; jetzt hat es eins, und noch dazu ein nach Wiener Muster eingerichtetes, aber eins ist, insbesondere für eine Stadt von einer Million Einwohnern, keins, und der Wiener wird in Berlin nach wie vor sein lieb gewordenes Asyl für seine Mußestunden schwer vermissen. Mit einem Anflug moralischer Hoheit wird er die feierliche Erklärung abgeben, daß er sich am hellen Tage nicht in Wirthshäusern herumtreiben, noch weniger aber in Conditoreien mit Süßigkeiten anschlampen dürfe. Dein etwaiger Einwand, unschuldiger Leser, daß in Berlin in jedem Restaurant, sowie in jeder Conditorei auf Wunsch auch Kaffee servirt werde, würde mit einem mitleidigen Lächeln aufgenommen werden; als ob es überhaupt auf den Kaffee ankäme!

Wenn es nur das wäre! Um den Kaffee an sich handelt es sich gar nicht; es handelt sich um die ganze Atmosphäre, um das ganze Kaffeehaus mit Allem, was d'rum und d'ran ist. Diese Etablissements haben sich mit der Zeit durch die Macht der Gewohnheit zu einer allgemeinen Nothwendigkeit, und man kann sagen auch zu einer allgemeinen Calamität herausgebildet, welche der heiteren Donaustadt einen ganz besonderen Charakterzug aufgeprägt hat. Die edle Kunst des Müßigganges findet in Wien eine ziemlich ausgiebige Pflege, und kein Mittel der Welt befördert ihn so sehr, wie das Wiener Kaffeehaus. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß Männer der verschiedensten Berufszweige das Kaffeehaus täglich regelmäßig drei- bis viermal besuchen, und zwar zur Frühstückszeit, nach dem Mittagstisch, zum „Jausenkaffee" (da es zu lange wäre, zwischen dem Mittagbrod und dem Nachtmahl nichts zu sich zu nehmen) und zuletzt endlich nach dem Abendbrod. Es ist sicher, daß die Kaffeehäuser eine ganz enorme Summe von Zeit und Geld absorbiren, die in privatem, wie in öffentlichem Interesse viel besser verwerthet werden könnte. Ein Gutes aber haben diese Asyle für den Müßiggang dennoch: der Massenverbrauch alkoholischer Getränke ist in Wien kein so gewaltiger, wie in anderen Weltstädten. Wie Alles in der Welt zwei Seiten hat, haben auch die Kaffeehäuser nicht nur ihre Annehmlichkeiten, sondern auch ihren Nutzen, sie hätten sonst, wie ich optimistisch genug bin zu glauben, nicht einen so ungeheuren Aufschwung nehmen können. Sie bestehen nämlich verhältnißmäßig noch nicht lange und sind erst mit dem aufblühenden Zeitungswesen in Wien so recht in Flor gekommen.

Das erste Kaffeehaus in Wien entstand unmittelbar nach der letzten Belagerung der Stadt durch die Türken. Die erste Concession zu einem solchen wurde einem Polen verliehen, der sich als Spion und Depeschenträger während der Belagerung

nicht unwesentliche Verdienste erworben hatte. Klopstock's Klage in einer Schlittschuhode: „Vergraben ist in ewige Nacht der Erfinder großer Name zu oft", findet seine Anwendung auf den Kaffeehauserfinder nicht; sein Name ist auf die Nachwelt gekommen, und der dankbare Gemeinderath von Wien hat bekanntlich eine Gasse nach ihm getauft. Der Mann hieß Kolschitzky. Wenn zwischen seinem Kaffeehause und jenen, welche heute auf der Ringstraße den Spaziergänger in so einladender Weise anlocken, doch ein Unterschied sich zeigt, so ist es jener, der auch zwischen einem Guttenberg'schen Drucke und einer Doré'schen Prachtbibel besteht. Der Luxus, mit welchem die neuen Kaffeehäuser eingerichtet sind, ist oft ein erstaunlicher; Tapezierer und Decorateure, Maler, Bildhauer und Architekten haben da zusammenwirken müssen, um den behaglichen, einladenden Comfort zu Stande zu bringen, der die nicht geringste Zugkraft der Café's bildet; es giebt Kaffeehäuser, in welchen die Tische, die Stühle, das Geschirr, namentlich aber die „Kredenz" Kunstwerke für sich vorstellen.

Schon habe ich angedeutet, daß zwischen den Kaffeehäusern und unserem Zeitungswesen ein gewisser Causalnexus besteht; thatsächlich bilden die Zeitungen den weitaus wichtigsten Grund für das Publicum, Kaffeehäuser zu besuchen, und da die Neuigkeiten zweimal des Tages durch Morgen- und Abendblätter brühwarm zum Verschleiße gelangen, so liefern jene, die zweimal täglich die Kaffeehäuser besuchen, das stärkste Contingent zu den Gästen dieser. Für die Cafétiers — der Wiener hat für sie die gut bürgerliche Bezeichnung „Kaffeesieder" — stellen die Journale den wirksamsten Magnet vor, und immer sind sie eifrig bemüht, diesem selbst mit sehr bedeutenden Opfern seine große Anziehungskraft zu erhalten. In den besseren Kaffeehäusern der inneren Stadt reicht der Marqueur jedem Gaste mit dem verlangten Kaffee mindestens eine Zeitung; ist es ein Stammgast, so schleppt er ihm, noch bevor er den Kaffee gebracht hat, einen ganzen Stoß derselben hin. Des Morgens zur Frühstückszeit und Nachmittags zwischen drei und vier Uhr haben die Marqueurs den schwersten Stand. Dann sind fast nur Stammgäste da, und jeder will natürlich sogleich eine Zeitung haben, was sage ich: eine Zeitung? Seine Zeitung muß er haben. Nun ist aber nichts leichter möglich, als daß zu gleicher Zeit zwanzig Stammgäste anwesend sind, die alle dieselbe Zeitung als ihr Leibblatt verehren. Auf's Warten läßt sich der Wiener Kaffeehausbesucher nicht ein, also hat der Kaffeesieder auf zwanzig Exemplare desselben Journals zu abonniren. Abendblätter müssen in noch größerer Anzahl gehalten werden, erstens, weil Abends mehr Gäste erscheinen, als Morgens, da namentlich verheirathete Herren nur selten im Kaffeehause frühstücken, und zweitens, weil die Abendblätter, die weniger umfangreich als die Morgenblätter und nicht „eingespannt" sind, sehr oft auf unerklärliche Weise zu verschwinden lieben.

Aber nicht nur die politischen Journale werden stark begehrt, auch die illustrirten Blätter erfreuen sich lebhafter Nachfrage. Bei diesen kommt es wenig auf die Sprache an, in welcher der Text geschrieben ist. Die Hauptsache bei ihnen sind die Bilder, die mit vielem Eifer betrachtet und mit Kennermiene kritisirt werden. Sonnabend Nachmittags treffen die meisten der illustrirten Blätter, auch vom Auslande, namentlich aber auch die Wiener Witzblätter, ein. Mit wenigen Exemplaren derselben könnte ein Cafétier sein Auskommen finden, da diese Blätter eine ganze Woche lang aufliegen; nichts destoweniger müssen auch von diesen immer ziemlich viele Exemplare gehalten werden, weil die Gäste sie schon Sonnabends sehen wollen, und zwar ohne erst zu warten. Die „Gartenlaube" liegt in jedem Wiener Kaffeehause auf. Viele Vorstadtkaffeehäuser sind sogar gezwungen, mehrere Exemplare derselben zu halten. Für größere Journale bilden die Kaffeehäuser einen großen Nachtheil, da viele, die sonst auf die Zeitung abonniren würden, hier durch wenige Exemplare befriedigt werden, kleinere Blätter dagegen, die bei einer Auflage von sechshundert oder tausend Exemplaren bestehen können, haben an den Kaffeehäusern die stärkste Stütze.



Generalstabsarzt Ludwig Stromeyer.
Nach einer Photographie.

Erst nach den Zeitungen kommt die Rücksicht auf die Getränke in Frage. Die Qualität des verabreichten Kaffees hält sich fast überall auf einem anständigen Durchschnittsniveau und befriedigt in der Regel Ausländer weit mehr, als den in diesem Punkte sehr verwöhnten Wiener und Oesterreicher überhaupt. Der Fremde, der eine Portion Kaffee verlangt, ist durch seine Harmlosigkeit schon geliefert; er erhält nicht mehr als das übliche Quantum, aber anders servirt, in zwei hübschen Kännchen, und hat dafür genau das Doppelte zu bezahlen wie für eine nach einheimischer Sitte, das ist in einem Glase kredenzte Melange. Ein Wiener geradezu polizeiwidriger Kalauer lautet: Wer ist noch viel entsetzlicher, als der verstockteste Sclavenhändler? Antwort: Der Kaffeesieder, denn er verkauft nicht nur Schwarze und Weiße, sondern auch Kapuziner ohne Haut. — Das ist aber noch nicht Alles; wir genießen einen „kleinen Schwarzen" oder „einen schwarzen Kleinen", „eine Kleine, weiß" (man achte auf das Geschlecht!), einen „Braunen", einen „Kapuziner" mit oder ohne Haut, eine kleine oder große „Melange" mit oder ohne „Schlagobers". Der Preis für die „Kleinen" beträgt vierzehn bis sechszehn, für die „Großen" sechszehn bis achtzehn Kreuzer; die Brödchen, die zum Kaffee gereicht werden, sind geistvoll concipirt und genial ausgeführt: sie sind außerordentlich appetitlich, allein ein rechtschaffener Hunger ist durch sie fast ebensowenig zu stillen, wie durch Erdbeeren. Neben dem Kaffee spielen dann noch mehr oder minder untergeordnete Rollen allerlei Liqueure, der Punsch mit dem Diminutivum Pünscherl oder Pinscherl und mit der hochachtbaren Seitenlinie der Eierpünsche, dann die Bavaroise, auf Wienerisch Barbaras, und endlich Limonaden, moussirende Gewässer und Gefrorenes; Bier und Wein sind verpönt, werden aber Stammgästen zu Liebe und dem Gesetze zum Trotz doch hier und da eingeschmuggelt.

Ein besonderes Blatt verdienen die Kellner, die da zwischen dieser Menge von lesenden, schwatzenden, rauchenden, Billard,



In Wiener Kaffeehäusern.

Nach der Natur aufgenommen von Th. Breidwiser in Wien

Karten, Domino oder Schach spielenden Gästen mit imponirender Sicherheit und Schnelligkeit ihres Amtes walten. So ein richtiger Kellner in seinem tadellosen schwarzen Fracke, mit seiner immer ballfähigen Leibwäsche, seinem Feldherrenblicke, seinem staunenswerthen Gedächtnisse, seiner akrobatischen Gewandtheit, seinem durch nichts zu erschütternden Gleichmuthe, seiner Geschwindigkeit, seiner Unterwürfigkeit, seiner meist erstaunlichen Geschicklichkeit im Billardspiele, seiner genauen Kenntniß aller Spielgesetze, bei deren wirklicher oder vermeintlicher Verletzung er als Autorität angerufen wird, verdient als ein Stück Universalgenie respectirt zu werden.

Betrittst Du zum ersten Male sein Reich, so wird er Dich zwar höflich, aber ohne weitere Zeichen rein menschlicher Theilnahme anhören, wenn Du ihm Dein Anliegen vorbringst; das zweite Mal grüßt er Dich freundlich, wenn auch noch mit einer gewissen Zurückhaltung, das dritte Mal aber betrachtet er Dich als Stammgast. Kaum hast Du die Schwelle überschritten, so ruft er Dir laut seinen Gruß zu, indem er diesem auch Deinen Namen zufügt, den er natürlich schon kennt, damit Du nicht im Zweifel seist, daß der Gruß Dir gelte. Du hast Deinen Platz noch nicht eingenommen, und schon siehst Du Deinen Kaffee und „Deine" Zeitungen vor Dir liegen, und nun hast Du nie mehr etwas zu bestellen — ihr kennt euch; er liest Dir den Wunsch von den Augen ab. Eine ganz selbstverständliche Sache ist es, daß er Dich taxfrei in den Adelstand erhebt, so oft er Dich anspricht.

Jean, Karl oder Julius — er capricirt sich nicht auf einen bestimmten Namen — ist im Stande, acht bis zehn Kaffeegeschirre auf einmal durch die Menge zu balanciren, dabei einem Ankömmling Posten auszurichten, Aufträge entgegenzunehmen, seinen Untergebenen Befehle zu ertheilen, mit einem Blicke die Gäste und ihre an den Wänden hängenden Hüte und Ueberröcke zu controlliren, denn er wird für Alles verantwortlich gemacht, und die Rockdiebe gehören in Wien nicht mehr zu den Seltenheiten. Hat er seine Last abgesetzt, dann nimmt er von Gästen, die nach ihm gerufen oder geklopft haben, das Geld entgegen, bedankt sich für das nie ausbleibende Trinkgeld und langt aus allen Taschen Abendblätter hervor, die er vertheilt. Hier bringt er einem Sieger im Billardspiele seine feinsten Cigarren oder Cigaretten, die der überwundene Gegner zu bezahlen hat; dort spannt er ein grünes Tuch über den Spieltisch, legt Karten, Kreidestifte, Täfelchen und ein Blechtäßchen für den „Juden" i. e. „pagat ultimo" hin; hier wieder bezahlt er für einen Stammgast, der kein Geld bei sich hat, die Spielschulden; dort verlangt Einer Karten für die Oper von ihm, ein Anderer solche für's Karl-Theater — er hat Alles.

Bald stellt er einen improvisirten Schreibtisch her für einen fliegenden Brief- oder Artikelschreiber; bald schwebt er durch die Säle und sucht einen begehrten Partner zu den Karten, zum Schach oder zum Billard, und so geht es vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein fort, und nie wird man ihm die leiseste Spur einer Verdrossenheit oder der Ermüdung anmerken. Ist dann das Jahr um, so giebt ihm gern jeder Gast für den niedlichen Kalender, den er als Neujahrsangebinde seinen Clienten verehrt, den üblichen Gulden.

Ueber der imponirenden Gestalt des Kellners dürfen wir der reizenden Cassirerin nicht vergessen, die in ihrer „Kredenz" voll Hoheit thront, als säße sie in einem Heiligenschreine. Sie nimmt kein Geld entgegen und giebt nur Obacht auf das, was die Kellner an die Gäste verabfolgen. Das ist nicht schwer, weil es doch immer dieselbe Geschichte ist; weiter hat sie auch die Huldigungen zahlreicher Schwärmer zu quittiren, doch auch das macht ihr nicht viel Kopfzerbrechen — es ist ebenfalls immer dieselbe Geschichte.

Bisher habe ich versucht, die Physiognomie der Kaffeehäuser im Allgemeinen zu schildern, jedes hat aber noch für sich seinen besonderen charakteristischen Zug, der ihm von seinem Stammpublicum aufgedrückt wird. Fast jeder Zweig des Kaufmannsstandes hat sein besonderes Kaffeehaus; es giebt Kaffeehäuser, die veritable Börsen bilden. Die Edelsteinhändler sowohl wie die Fruchthändler gehen in ihr Kaffeehaus, wie zu ihrer Börse; die officielle Wiener Waarenbörse führte vor ihrer Vereinigung mit der Effectenbörse nur ein Scheinleben, weil sie gegen die Concurrenz einiger Kaffeehäuser nicht aufzukommen vermochte; ja es giebt auch Kaffeehäuser, in welchen „Schlüsse in Effecten" genau so ernst genommen werden, als wären sie auf der Effectenbörse gemacht worden. Geldverleiher, Agenten für Waaren, Gründe und Häuser, Schauspieler, Journalisten, Maler, Musiker, Künstler aller Art haben ihre bestimmten Kaffeehäuser, wo sie zu jeder Zeit ihre Geschäftsfreunde und Collegen zu finden wissen, und ganz natürlich haben auch die verschiedenen Nationalitäten und Landsmannschaften je ihr bevorzugtes Stammkaffeehaus.

Wer das Publicum der Kaffeehäuser zu schildern unternehmen wollte, dem würde unversehens eine förmliche culturgeschichtliche Studie aus Wiens Gegenwart unter der Feder entstehen. Die Kaffeehäuser sind sich so ähnlich, wie die Rohre der Kaleidoskope; sieht man in verschiedene Kaffeehäuser oder verschiedene Rohre hinein, so wird man zwar ganz ähnliche, nie aber ganz gleiche Bilder sehen. — Sollen wir zuletzt ein Gesammturtheil über das Wiener Kaffeehausleben abgeben, so werden wir es gern in ein Sprüchwort zusammenfassen, das mit besonderer Vorliebe von jungen englischen Damen angewendet wird: „It's naughty, but it's nice" (es ist garstig, aber es ist nett). Nicht leicht wird sich in Wien Jemand der eigenthümlichen Anziehungskraft des immer bewegten, bunten und immer, selbst beim Müßiggang, geschäftigen und fröhlichen Lebens und Treibens in den Kaffeehäusern erwehren können. Die grimmigsten Feinde der Kaffeehäuser sind die Frauen, vielleicht weil sie sich, mit geringen Ausnahmen, noch keinen Platz in denselben erobert haben, vielleicht auch aus anderen und sehr berechtigten Gründen. Was die Herren der Schöpfung betrifft, so kommt es allerdings auch vor, daß Einer oder der Andere über das Kaffeehausleben seine sehr gewichtigen Bedenken hegt, allein es passirt dennoch wohl kaum, daß einer von diesen strengen Moralisten nicht doch sein Stammkaffeehaus hätte.

Balduin Groller.

Blätter und Blüthen.

Eines „Kriegsheilkünstlers" Ehrentag. (Mit Portrait S. 220.) Wenn ein geehrter und geliebter Greis mit strahlendem Auge auf Jahre zurückblickt, die er die glücklichsten seines Lebens nennt, so wird man an einem Tage, für welchen eine Staffel seiner Laufbahn mit Jubelkränzen geschmückt wird, ihm zu Liebe gern dem Winke seines freudigen Rückblickes folgen und ihn zuerst dort begrüßen, wo er am glücklichsten war.

So gehen wir denn nach Freiburg im Breisgau und sehen uns in den mittleren vierziger Jahren dort um. Damals wirkte im blühendsten Mannesalter, von seinem achtunddreißigsten bis vierundvierzigsten Lebensjahre als Professor der Chirurgie an der Universität Georg Friedrich Ludwig Stromeyer, dessen Namen bereits ein hoher akademischer Ruf auszeichnete. Seine selbst in England berühmt gewordene Ausführung des Sehnenschnitts, sowie die wissenschaftlichen, in der von ihm in seiner Vaterstadt Hannover begründeten orthopädischen Anstalt gewonnenen Resultate, die er in gediegenen Schriften niederlegte, hatten ihn zu einem gesuchten Mann in der akademischen Welt erhoben. Am meisten hatten dazu geholfen seine 1838 erschienenen „Beiträge zur operativen Orthopädik oder Erfahrungen über die subcutane Durchschneidung der Muskeln und deren Sehnen", eine Schrift, die durch die darin gegebene Anregung zur Schieloperation die weittragendste Bedeutung gewonnen hat. Und in Freiburg war es auch, wo er für dieses Werk einen Ehrenpreis der Académie des sciences zu Paris empfing. Erhebender Erfolge froh und rüstig wirkend im Verein mit nach- und mitstrebenden Schülern und Collegen, war er eine Zierde der Freiburger Hochschule.

Es thut wohl, sagen zu können, daß der Weg zu diesem Glück unserm Jubilar vom Schicksal nicht zu schwer gemacht worden war. Er, der seit dem 6. März im dreiundsiebenzigsten Jahre steht und dennoch aufgerichteten weißen Hauptes geistig und körperlich wohlbehalten der Zerbröckelung des Alters trotzt, war als so schwächliches Kind zur Welt gekommen, daß die Heranerziehung desselben zu einem strammen Jungen als ein Meisterstück seines Vaters gepriesen wurde. Dieser Vater war ebenfalls ein ausgezeichneter Chirurg und Mitglied des Comités für das hannöverische Militär-Medicinalwesen; er erkannte schon in seinem Knaben den künftigen Wundheilkünstler und ließ ihn noch in Hannover am Unterricht in der Anatomie theilnehmen und mehrere Jahre die Chirurgische Schule besuchen, ehe er ihn nach Göttingen auf die Universität schickte. Promovirt hat unser Stromeyer in Berlin am 6. April 1826, und das fünfzigjährige Doctorjubiläum ist das Fest, zu dessen Ehren die „Gartenlaube" durch das Bildniß des Gefeierten und diese Worte das Ihrige beitragen will.

Nach längeren Studienreisen kehrte er in seine Vaterstadt zurück und begründete daselbst (1829) die orthopädische Anstalt, die er von da an

zehn Jahre leitete. Nachdem er als Professor der Chirurgie in Erlangen und München gewirkt hatte, folgte er seinem besten Stern nach Freiburg, wohin wir heute unseren Jubiläumsgruß zuerst getragen haben.

Warum nicht der schöne Breisgau seine zweite Heimath für immer wurde? Der Krieg war in seine Wissenschaft gefahren und hatte ihr und ihm neue Pflichten auferlegt. Schon der badische Revolutionskrieg im Frühjahr 1848 hatte seine kriegschirurgischen Erfahrungen vermehrt. Von diesem Jahre an wurde die Entwickelung der Kriegschirurgie ihm Gewissenssache. Es war ein glücklicher Blick und Griff Langenbeck's, der an Dieffenbach's Stelle nach Berlin berufen war, daß er Stromeyer auf seinen Posten nach Kiel empfahl.

Von Freiburg aber war es ein schweres Scheiden; der edle Mann nahm dort „Abschied von der Poesie des Lebens". Stromeyer fand durch den Krieg von 1849 seinen Beruf erhöht, denn zu seiner Professur der Chirurgie wurde ihm auch die Stelle eines Generalstabsarztes der schleswig-holsteinischen Armee übertragen. Glücklicher, als die deutsche Politik, war in diesem Kriege die deutsche Wissenschaft. Vielleicht das werthvollste Resultat desselben waren Stromeyer's „Maximen der Kriegsheilkunst", ein Werk, „das in der kriegschirurgischen Literatur aller Völker stets mustergültig bleiben wird".

Im Frühjahre 1854 trat Stromeyer als Generalstabsarzt an die Spitze des königlich hannöverischen Militär-Medicinalwesens. Zu einem zweiten Hauptwerke, dessen ersten Band wir noch seinen schönen Tagen von Freiburg verdanken, vollendete er in dieser Zeit den zweiten Band: zu seinem „Handbuch der Chirurgie". Es versteht sich von selbst, daß auch sogenannte kleinere Schriften eines solchen Meisters für den Fachmann und die Förderung seiner Wissenschaft von hoher Bedeutung sind; davon sei hier nur seiner „Erfahrungen über Schußwunden" als Nachtrag zu den „Maximen der Kriegsheilkunde" und seiner mit Anmerkungen versehenen Uebersetzung der „Notizen und Bemerkungen eines Ambulanz-Chirurgen von W. Mac Cormac" gedacht, dieser als seiner letzten wissenschaftlichen Arbeit.

Was insbesondere Stromeyer's hohe Bedeutung als praktischer Chirurg betrifft, so liegt sie namentlich darin, daß er, bei ungewöhnlicher Anlage zum Beobachten, gestützt auf eine umfassende Kenntniß der Physiologie und Pathologie und auf eine reiche Erfahrung, in der Diagnose vorsichtig und scharf, die Indicationen zu seinen Operationen nie in der Lust am Operiren, sondern stets in der reiflich überlegten Aussicht des Erfolges fand und mit einer Gewissenhaftigkeit und einem Geschick, wie sie nur Wenigen beschieden sind, die Nachbehandlung leitete; hiernach ist es natürlich, daß die heute in der Kriegschirurgie herrschende Richtung, welche bemüht ist, die verwundeten Glieder so viel wie möglich zu erhalten, gerade in Stromeyer ihren bedeutendsten Vertreter gefunden hat.

Wenn Stromeyer im Jahre 1866 sich auch bereit erklärt hatte, in den preußischen Staatsdienst überzutreten, so geschah das doch nur unter der Voraussetzung, daß man ihn, gleich den Generalstabsärzten der hessischen und badischen Armeen, an dem Orte seiner früheren Thätigkeit belassen würde. Als jedoch diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, sondern er im Frühjahre 1867 zum Generalarzte des vierten Armeecorps (Magdeburg) ernannt werden sollte, erbat und erhielt er seinen Abschied und blieb in seinem traulichen Heim in der Marienstraße zu Hannover. Wie lieb ihm aber auch diese Heimstätte in der alten Heimath geworden, dennoch riß er sich, wie aus seinem Freiburger Familienparadiese, los, als, wie einst dort, auch hier das Kriegshorn ihn rief. Trotz seines grauen Hauptes zog er 1870 als consultirender Chirurg der dritten Armee mit in das Feld, und so hat auch diese große Zeit eine Stelle gefunden in den „Erinnerungen eines deutschen Arztes", dem erst im vorigen Jahre erschienenen Buche, in welchem Ludwig Stromeyer uns sein eigenes Leben schildert und so uns selbst den Mann zeigt, dessen Ehren-Fest am sechsten April Tausende seiner Collegen, Kriegsgefährten, Schüler und durch ihn von ihren Wunden und Gebresten im Kriege und Frieden Geheilte und Genesene freudig mitbegehen werden. Möge der Glanz dieser Feier noch einen langen, schönen Lebensabend schmücken!

Sogenannte Lichtmühlen, die von den Sonnenstrahlen getrieben werden, wie die Windmühlen von der bewegten Luft, bilden seit einiger Zeit das Hauptanziehungsstück der Schaufenster optischer Läden. Eine senkrechte, sehr leicht bewegliche Welle aus Glas oder Metall, die in einem vorher luftleer gemachten und dann zugeschmolzenen Glascylinder eingeschlossen ist, trägt an vier zierlich gebogenen Kreuzarmen aus dem leichten Metall der Thonerde (Aluminium) vier pfenniggroße Scheibchen aus Hollundermark, die alle in derselben Folge auf einer Seite schwarz berußt sind. Der Unbefangene und Uneingeweihete, welcher an dem Schaufenster stehen bleibt, glaubt in diesem ruhelos umtreibenden, wenn auch federleichten kleinen Rade das lange gesuchte Perpetuum mobile verwirklicht zu erblicken: er sieht in dem durchsichtigen Apparate keine Kraft einströmen, keine Feder oder sonstige Triebkraft wirken. Erst wenn er der kleinen Maschine in's Licht tritt, wird ihm die treibende Ursache klarer werden; das Rad geht dann mit einem Male auffallend langsamer und scheint ihn durch sein Zögern, wie weiland Diogenes den Alexander, zu bitten, doch aus der Sonne zu treten. Kaum ist dies geschehen, kaum strömt der helle Strahl hernieder, so läuft das Rädchen wieder wie toll vor Freude.

Und so empfindlich ist es, daß es selbst an den trübsten Decembertagen im Schaufenster nicht müßig steht und daß am Abend ein Kerzenlicht, nahe an den gläsernen Schrein gehalten, genügt, die Flügel zum langsamen Kreisen zu bringen. Da nun zwei, drei oder zehn Kerzen das kleine Rad zwei, drei oder zehn Mal so schnell herumdrehen und die Wirkung, wie bei allen strahlenden Kräften, mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt, so hat man das Maschinchen auch einen Strahlenmesser (Radiometer) genannt. Der letztere Name ist entschieden der Volksbenennung „Lichtmühle" vorzuziehen, denn die Untersuchung hat ergeben, daß es nicht die Lichtstrahlen sind, welche das Rad in Bewegung setzen, sondern die dieselben meistens begleitenden Wärmestrahlen; eine klare Alaunplatte, welche die ersteren, aber nicht die letzteren durchläßt, raubt dem kleinen Rade seinen Bewegungsantrieb, während es hinter einer dunklen Schicht Jodtinctur, welche sich gerade umgekehrt verhält und also die Wärmestrahlen allein durchläßt, munter weiter kreist.

Die kleine Maschine ist eine Erfindung des verdienten englischen Naturforschers William Crookes, desselben, dessen kürzlich in diesen Blättern wegen seiner Untersuchungen über sogenannte spiritische Erscheinungen in nicht gerade liebenswürdiger Weise gedacht worden ist. Durch eine Reihe höchst sorgfältiger Versuche hat dieser gewiegte Forscher endlich die schon seit langen Jahren von vielen Naturforschern behauptete, aber niemals klar bewiesene Thatsache festgestellt, daß die Wärmestrahlen eine meßbare anziehende oder abstoßende Wirkung auf Körperoberflächen ausüben, je nachdem sich dieselben in einem lufterfüllten oder mehr und mehr luftleeren Raume befinden. Dieselbe Thatsache ist fast gleichzeitig (1874) von einem deutschen Physiker, A. Berguer, festgestellt worden. Wie diese Anziehung oder Abstoßung zu Stande kommt, darüber sind die Physiker noch sehr im Unklaren, aber mit der seit undenklichen Zeiten bekannten Anziehungs- und Abstoßungskraft der Magneten ist es nicht viel besser, und jedes Professorkind, dem sein Vater einen Magneten mit anhänglichen Fischen und Schwänen zum belehrenden Weihnachtsgeschenke bescheert hat, kann seinen gelehrten Vater mit der einfachen Frage auf den Pfropfen setzen: „Aber wie macht es denn der Magnet, lieber Vater? Hat er denn unsichtbare Arme?" Wir müssen uns begnügen, bei solchen Dingen die Gesetze festzustellen, ohne uns über das innere Wesen der Kräfte allzu sehr zu beunruhigen. Und auch bei unserer Wärmeanziehung und Abstoßung sind die Wirkungen, wie schon oben angedeutet, vollkommen regelmäßig in ihrer Zu- und Abnahme, und ein Stückchen Eis, also ein kälterer Körper, bringt in allen Fällen die umgekehrte Wirkung hervor, würde das kleine Rad in entgegengesetzte Richtung treiben, weil er, statt Wärme auszuströmen, Wärme entzieht. Das muntere Fensterspielzeug, bei dessen Anfertigung Alles auf thunlichste Verminderung der Reibung, starke Luftverdünnung, sehr dünne Glaswandungen ankommt, wird in vorzüglichster Empfindlichkeit von dem in solchen Künsten unübertroffenen Mechaniker Geißler in Bonn, dem Urheber der weltbekannten Geißler'schen Röhren, angefertigt. Ohne Zweifel wird gar Mancher künftig neben das Thermometer an der Fensterwand sein Radiometer hinhängen, wäre es auch nur der geheimnißvollen Bewegung wegen, und nicht um zu messen, wie viel helle Wärme einstrahlt.

Das Stammbuch der Post. Stammbuchblätter, wo seid ihr geblieben, ihr duftigen Blättchen voll zierlicher Verse, in denen verwegene Reime, wie: Thränen und Sehnen, wie: Liebe und Triebe, wie: Herzen und Schmerzen, auf dem Altar der Empfindsamkeit geopfert wurden, in denen „ewige Freundschaft" scheffelweise ausgetheilt war? Wo seid ihr hin, längst vergilbte Zeugnisse aus vergangenen Tagen der weltschmerzlichen Romantik? Vorbei, vorbei, hinuntergetaucht in den Strom der Alles verzehrenden Zeit, geflohen vor dem schrillen Pfiff der Locomotive, welcher die mondbeglänzte Zaubernacht der Sentimentalität für immer verscheucht hat.

Auch die Stammbuchblätter, welche sich die Post von ihren Freunden hat schreiben lassen, sind meistens Zeugnisse längstvergangener Zeiten. Ihre Zahl ist groß, sehr groß, und „nennt man die besten Namen", so sind es eben die Freunde der Post, der freundlichen Botin des Völkerfriedens, der treuen Vermittlerin des Verkehrs der Menschen.

Benvenuto Cellini giebt den bewährten Rath: man solle als Vierzigjähriger sein Leben beschreiben. Hier in unserem Stammbuche haben Freunde der Post die Geschichte einer Vierzighundertjährigen in Sage und Lied, in Dichtung und Prosa verherrlicht. Wer in solchem Alter noch „ewig jung" fortblüht, der muß doch wohl eine vortreffliche Gesundheit besitzen. In der That zieht eine Reihe von vier Jahrtausenden an unseren Blicken vorüber, wenn wir dieses Stammbuch durchblättern: es ist der Entwickelungsgang der Menschheit selber, dargestellt an einem hochwichtigen Lebenselemente der Cultur.

Die Post, möchte man sagen, kam mit dem Menschen zugleich auf die Erde. Wenigstens war sie zur Zeit der Sündfluth schon da; denn Noah's Taube mit dem Oelblatte des Friedens bezeichnet jedenfalls die ersten, freilich schüchternen Anfänge eines regelmäßigen Postdienstes. Daß auch schon „die Götter Griechenlands" ein tiefgefühltes Bedürfniß nach Briefen und Neuigkeiten hatten, bezeugt uns Vater Homer im Stammbuche. Die schnellfüßige Iris war es, welche die postalischen Beziehungen zwischen den idäischen Höhen, den Wohnsitzen der seligen Götter, und Ilion vermittelte:

„Wie wenn der Schnee aus Wolken daherstürmt oder der Hagel,
Also durchflog hineilend den Weg die geflügelte Iris."

Zu anderen meist unangenehmen Aufträgen verwendete Zeus, der Wolkensammler, den Götterboten und Argostödter Hermes. Ihm widmet Horaz die schöne Ode „An Mercur", den Bringer der Götterbotschaft.

Von den ältesten Botenanstalten erzählt die Bibel im Buche Esther. Ahasver sandte reitende Boten aus,

„schnell und eilend nach des Königs Worten."

Auch die Pharaonen in Aegypten plagten sich, nach Diodor's Nachrichten, schon bei Tagesanbruch mit dem Lesen der eingegangenen Briefe, was auf einen mit Hülfe der Posten centralisirten Gang der ägyptischen Regierungsmaschine hindeutet. In Persien waren schon in früher Zeit Couriere (Angaroi) zum Depeschendienste bis auf dreißig Tagereisen, von Susa ab, aufgestellt. Herodot und Xenophon erzählen, daß diese Reiter — gleichviel „ob schönes Wetter, ob Regen war" — ihren Dienst thaten und schneller als „Kraniche" dahineilten.

Der Orient ist überhaupt reich an poetischer Auffassung des Post-

wesens; er schuf die Feuerzeichen, welche, die Vorläufer der Telegraphen, einst Trojas Fall meldeten:

„Denn hergesandt hat — als der Feuer Wechselpost —
Ein Brand des andern Botschaft;“. (Aeschylos.)

sodann verdankt auch die Brieftaube ihre Verwendung als Botin dem nachdenklichen Orientalen:

„Gleich, als käm' aus fernsten Gefilden
Aengstliche Botschaft herbei, unter flüchtigem Fittig geborgen.“

Und was die guten Pariser 1870 und 1871 mit der Absendung von Brieftauben versuchten, hatte schon 44 vor Christo Decius Brutus mit Erfolg in Mutina angewendet, von wo er durch Tauben, zum Aerger des Antonius, der die Stadt belagerte, Botschaften an die Consuln sandte. In Hellas besorgten schnellfüßige Hemerodromen (Tagesläufer) den Postdienst; sie eilten von Olympia mit der Nachricht, wer Sieger in ritterlichen Spielen geblieben war, nach Hause; sie dienten als Botschafter im Kriege, wobei als Geheimschreibmittel die Skytale, der Riemenstab, benutzt wurde. Dann schreitet Rom über die Bühne. Wie in Hellas, so benutzte man auch in Rom zum Briefschreiben hölzerne Wachstäfelchen, die doppelt zusammengefaltet wurden (Diptychen). Elegante Damen Roms sandten sich zierliche Täfelchen von Elfenbein zu.

Zu allen Zeiten hatten die vornehmen Römer eine zahlreiche Menge von Clienten, welche bei festlichen Gelegenheiten mittelst kleiner Karten eingeladen wurden. Ebenso sandten die neu ernannten Consuln und Prätoren durch den Briefsclaven an Freunde und Bekannte zierliche Diptychen-Karten. Da haben wir also bereits die ersten Anfänge der Postkarte (chartion, charta). Juvenal erzählt sehr anschaulich, wie eine junge römische Dame aus den Kärtchen und dem „Tagblatt“ die neueste Chronik Roms herausliest. Die römische Feldpost, mittelst deren Cäsar aus Gallien dem Senate die Siegesnachrichten mittheilte, wurde von Augustus später zur Staatspost erweitert; dieselbe blieb bis etwa 457 nach Christo bestehen, wo sie in den Stürmen der Völkerwanderung unterging. Erst Karl der Große versuchte 807 wieder Staatscouriere einzurichten, die aber unter seinen Nachfolgern keinen Bestand hatten.

Nach langem Zwischenraume wurden im dreizehnten Jahrhundert die Botenanstalten des Mittelalters von den Universitäten, kaufmännischen Verbänden und Städten begründet; der Taxis'schen Postfamilie endlich gebührt das Verdienst, die modernen Posten in Deutschland errichtet zu haben.

Damit sind wir bei dem im eigentlichen Sinne poetischen Elemente der Post, bei den Posthornklängen, angelangt. Mit Recht singt von Thümmel:

„Wer sagt es mir, was doch im Schalle
Des Posthorns — — für ein Zauber liegt!“

Das ist mit Worten nicht zu schildern; es liegt tief in der Seele: es ist der Hauch der Freiheit, der uns in Gottes herrlicher Natur erhebt, das Schweifen in die Ferne, die Loslösung von „der Straßen quetschender Enge“, endlich die Wirkung der Musik. Wem ist eine solche Fahrt durch Waldesrauschen, bei Sonnenschein, über Berg und Thal nicht unvergeßlich eingeprägt?

„Weit, hoch, herrlich der Blick,
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg —“

singt Goethe. Hell und jubelnd klingt das Posthorn die Straße entlang; bunte Bilder schweben farbenprächtig vorbei. Das Leben blühet in vollem Drange:

„Wald und Flur im schnellen Zug,
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.“ (Lenau.)

Tiefsinnig schildert W. Müller's Lied die Empfindungen der wartenden Geliebten:

„Von der Straße her ein Posthorn klingt,
Was hat es, daß es so hochaufspringt,
Mein Herz?“

Den Epilog bildet J. V. Scheffel's „letzter Postillon“:

„Jetzt rennt der Dampf; jetzt brennt der Wind;
Jetzt gilt kein Früh und Spat.
Die Sonne malt, und blitzgeschwind
Briefschreibt der Kupferdraht.

O neues Rüstzeug, alter Kampf,
Wo treff' ich Glück und Ruh'? —
O Erdenphosphor, Gas und Dampf,
Fahr' zu, mein Schimmel, fahr' zu!“ —

Allerdings deuten diese elegischen Verse ganz richtig das Erlöschen manches Restes von Romantik der „alten guten Zeit“ an. Aber, bei aller Würdigung der Arbeit vergangener Jahrhunderte, lenkt sich der Blick doch mit vollem Rechte auf die Aufgaben und Fortschritte der Neuzeit. Was Lichtenberg von den rothen Taxis'schen „Marterpostwagen“ klagte, was Börne mit geistreicher Ironie der „Reichspostschnecke“ zur Last legte — es ist heute nicht mehr möglich.

„Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

An die Stelle der hemmenden Vielköpfigkeit im Postwesen ist eine lebensvolle Einheit: der „Weltpostverein“ getreten, ein Culturwerk, das im Gebiete des Postwesens alle früheren Jahrhunderte hinter sich läßt. Dieser friedliche Sieg ist, wie der Begründer des Weltpostvereins treffend gesagt hat, allein durch die Waffe des Gedankens errungen und daher um so bedeutsamer. G. T.

Noch ein paar Worte über den blauen Gummibaum. Wir sind in der glücklichen Lage, die mehrfachen Anfragen, welche hinsichtlich des Aufsatzes „Ein riesiger Wohlthäter“ an uns gelangt sind, durch Hinweis auf eine soeben erschienene Broschüre erledigen zu können. „Der Fieberheilbaum oder Blaugummibaum (Eucalyptus globulus), dessen Anbau und seine Eigenschaft der Gesundmachung von Sumpfländereien. Von Dr. Wilh. von Hamm. Mit Abbildung. Wien, bei Faesy und Frick 1876“ enthält Alles, worüber Auskunft gewünscht wird. Nur den durch Weglassung des botanischen Namens entstandenen Irrthum einzelner Abonnenten, die Pflanze sei identisch mit dem langgepflegten „Gummibaum“ unserer Zimmer, müssen wir berichtigen. Der letztere gehört dem Geschlechte der indischen Feigen an und wird in seiner Heimath auf Kautschuk angezapft. Ferner können wir die in obigem Artikel offengelassene Frage, ob der blaue Gummibaum auch bei uns seine im Alter nicht mehr paarweise stehenden Blätter, wie fast alle australischen Bäume, senkrecht richtet, nunmehr mit Ja beantworten. Aus der obigen Publication wollen wir außerdem nachtragen, daß die österreichische Regierung im laufenden Jahre mit größeren Anpflanzungen bei Pola und an der dalmatischen Küste, sowie auf den Quarnerischen Inseln und an anderen Orten vorgehen wird, sowie ferner, daß, nachdem ein kleines Eukalyptus-Wäldchen die Umgebung des Camaldolenser-Klosters in Tivoli bei Rom gesund gemacht hat, die italienische Regierung mit weiteren Anpflanzungen vorgeht, und unter Anderm im vergangenen Jahre fünftausend junge Stämmchen an Bewohner der römischen Campagna vertheilt hat. Samen sind durch die größeren Samenhandlungen in Erfurt oder London zu beziehen; über die Zucht giebt die genannte Quelle genaue Auskunft. Es ist merkwürdig, daß diese Samenkörner, in denen doch die Idee eines unter günstigen Umständen drei- bis vierhundert Fuß erreichenden Baumes schlummert, so winzig sind, daß fünftausend Stück auf ein altes Loth gehen. C. St.

Das Rothkehlchen als Concurrent der Katze. Aus Roßwein wird uns geschrieben: „Ich bin im Besitze eines Rothkehlchens, welches erst im vorigen Herbste eingefangen wurde und meistens frei in meinem Zimmer herumflattert. Und in diesem scheinbar harmlosen Thierchen steckt eine Katzennatur. Da sitze ich neulich auf meinem Sopha — plötzlich vernehme ich ein eigenthümliches Geräusch unter mir. Ist das mein geflügelter Stubengenosse? Wirklich, da kommt das Rothkehlchen unter dem Sopha herausgehüpft und trägt — sollte man es glauben? — eine Maus im Schnabel. Mitten im Zimmer macht es Halt, und hier läßt es die Beute los. Die Maus entflieht; das Rothkehlchen ist schnell hinterdrein, packt den Flüchtling abermals und tödtet ihn, indem es ihm das Fell mit dem Schnabel zerhackt. Dieser Fall hat sich in meinem Zimmer binnen kurzer Zeit zweimal wiederholt. Ist so etwas erhört? Ich verbürge die Wahrheit des Obigen mit meinem Ehrenwort und habe Zeugen für das Vorgefallene. R. C—a.“

Für das Fröbel-Institut in Italien

gingen neuerdings wieder ein: Von Ernst Rosenberg, im Auftrage der Freimaurerlogen „Einigkeit“, „Socrates“ und „Frankfurter Adler“ in Frankfurt a. M. 156 Mk.; Eugen Gutmann, italienischer Consul in Dresden 100 Mk.; F. A. Brockhaus in Leipzig 100 Mk.; F. H. in Würzburg 5 M.; Frau Friederike O in Gera 10 Mk.; Doctor Ludwig Herrman in Aschaffenburg 21 Mk.; Superintendent Moeller in Kösen 6 Mk.; Frau Fr. Th. in Rostock 10 Mk.; Carl Ulbricht in Dresden 5 Mk.; Frau Guido Schmidt in Bremen 30 Mk.; von Löwenfels in Coburg 50 Mk.; Doctor Wentz in Weihenstephan bei Freising 20 Mk.; aus Betsche (Posen) mit dem Motto: „Der Pfaffen Feind und aller Menschen Freund“ 5 Mk.; C. Seidel in Freiberg 3 M.; Fräulein Louise Löbbecke in Braunschweig 100 Mk. **Die Redaction der Gartenlaube.**

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig anstatt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Henriette verschlang die Hände fest ineinander und hob sie mit einer leidenschaftlichen Geberde empor. „Käthe, ist das eine glanzvolle Rechtfertigung! Gott sei Dank, daß ich sie erleben durfte! Wenn nur Bruck sich nicht hinreißen läßt, auf seinem Rückweg vom Schlosse in der Villa einzukehren! — Hier, vor meinen Augen muß ihm Flora zum ersten Mal wieder gegenüber stehen, hier. Ich lechze danach, sie im Staube vor ihm zu sehen."

„Rege Dich nicht auf, Henriette!" bat Käthe mit zitternder Stimme.

„Ach was — lass' mich reden!" entgegnete sie hastig. „Wenn Bruck nur wüßte, zu welchen Qualen er mich verurtheilt mit seinem Sprechverbot! Die unterdrückte innere Aufregung beklemmt mir die Brust bis zum Zerspringen, genau wie gestern der Strom, der sich dann so erschreckend Luft machte." — Sie stützte den Ellenbogen auf und vergrub die Hand in dem reichen Blondhaar, von dem sie längst das Battisthäubchen weggeschüttelt hatte. „Weißt Du noch, wie Flora die Reise, von der Bruck berühmt zurückgekehrt ist, höhnisch und verwegen, ihm in das Gesicht hinein, eine Vergnügungstour nannte?" fragte sie und sah unter der gesenkten Stirne hervor mit Augen voll Erbitterung zu der Schwester auf; sie verfiel in denselben Ton wie gestern in ihren wilden Fieberphantasien, die eine so furchtbare Entscheidung herbeigeführt hatten. Käthe schauerte in sich zusammen. „Erinnerst Du Dich, wie sie Moritz schalt und verlachte, weil er der Wahrheit nahe kam und vermuthete, daß Bruck an ein Krankenbett nach L.....g gerufen sein könne? Nein, und wenn sie auf den Knieen Abbitte leistet, sie kann diesen Frevel, diesen beispiellosen Uebermuth kaum sühnen. Nur einen einzigen Blick möchte ich jetzt in ihre Seele thun. Welche niederschmetternde Beschämung! Sie kann beim ersten Begegnen die Augen weder zu ihm, noch zu uns aufschlagen."

Käthe hatte die Hände im Schooß gefaltet, und die Wimpern lagen tief auf ihren Wangen, als sei sie die Schuldige. Das leidenschaftlich erregte Mädchen da vor ihr ahnte nicht, daß diese erste Begegnung nicht mehr stattfinden konnte, daß sich Flora's Fuß nie wieder in „die spukhafte Spelunke" verirren würde. Sie wußte so wenig, wie alle Anderen, daß sich die Braut gewaltsam befreit, daß das Symbol des geschlossenen Bundes, der „einfache" Goldreif, draußen im Fluß liege, wenn ihn nicht die Wellen längst fortgespült hatten.

„So sprich doch auch ein Wort, Käthe!" grollte Henriette. „Du mußt Fischblut in den Adern haben, daß Dich die Vorgänge so ruhig lassen. Freilich, Du hast noch keinen besonders tiefen Einblick in die Verhältnisse thun können, und den Persönlichkeiten gegenüber magst Du auch noch nicht den richtigen Standpunkt einnehmen. Bruck z. B. kann Dich kaum interessiren; Du siehst ihn zu selten und hast sicher noch keine zehn Worte mit ihm gesprochen, aber Du bist doch schon Zeuge von Flora's abscheulichen Rücktritts-Manövern gewesen, hast die herzlosesten Aussprüche von deren Lippen gehört — ich sollte meinen, so viel Gerechtigkeitsgefühl, so viel Verlangen — ich möchte sagen ‚Durst' nach gerechter Strafe, nach einem rächenden Ausgleich müsse in jeder gesunden Menschennatur liegen."

Jetzt sah Käthe mit einem seltsam flimmernden Blick auf; das war sicher kein Fischblut, das in so jäh emporschießender Welle Stirn und Wangen, selbst den runden, schneeweißen Hals heiß und purpurn färbte; es wallte unbezwinglich auf und ließ sie einen Augenblick völlig vergessen, daß sie am Krankenbett sitze und als gewissenhafte Pflegerin auf kein erregendes Thema eingehen dürfe. „Und wenn dieses Rachewerk sich wirklich vollzieht, wenn Flora beschämt ihren Irrthum zugiebt, welchen Werth könnte diese Umkehr für den beleidigten Mann haben?" fragte sie gepreßt. „Flora hat ihm, wie Du selbst sagst, ihre Abneigung unverhohlen gezeigt, und wenn er in den Fürstenstand erhoben würde, es könnte doch unmöglich den Widerwillen in Liebe zurückverwandeln."

„Bei einer so eitlen, ehrgeizigen Seele, wie Flora, ohne Weiteres," versetzte Henriette in bitter verächtlichem Ton. „Und Bruck? Du wirst sehen, er geht bei ihrer ersten Annäherung über das Geschehene hinweg, als sei es nie gewesen." — Den Kopf zurückhaltend schloß sie einen Moment die Augen. — „Ja, wenn die Liebe nicht wäre, dieses ewig unlösliche Räthsel!" sagte sie halb flüsternd vor sich hin. „Und er liebt sie wie vordem; wie ließe sich sonst sein Ausharren, sein geduldiges Ertragen erklären?" Sie hob die Wimpern wieder, und ein Gemisch von tiefem Schmerz und bitterer Ironie brannte in ihren unirdisch glänzenden Augen. „Und wenn ihn aus ihrem schönen Gesicht ein Teufel anblickte, und wenn ihre Hände nach ihm schlügen, er würde sie doch lieben und diese Hände zärtlich küssen." Das Lächeln, das so scharfe Linien in ihre abgezehrten Wangen grub, hatte etwas Herzzerreißendes; sie suchte es auch zu verbergen, indem sie das Gesicht in die Kissen drückte. „Ihre Umkehr wird mithin hohen Werth für ihn haben," sagte sie nach einer

momentanen Pause entschlossen, mit gewaltsam beherrschter Stimme; „er wird glücklich werden, und deshalb muß auch von unserer Seite Alles geschehen, daß die Zeit der Verirrung nie mehr berührt wird.“

Käthe sagte kein Wort mehr. Die Kranke erwartete mit kaum bezähmbarer Ungeduld den Moment, wo sie den Mann, den sie als ihren Arzt vergötterte, wieder glücklich sehen würde. Was sollte werden, wenn Flora nicht kam, wenn Henriette endlich doch erfahren mußte, daß die treulose Braut der langen Qual eigenmächtig ein rasches, gewaltsames Ende gemacht hatte? „Dann wirst Du unseren Namen nie mehr auf die Lippen nehmen,“ hatte Henriette gestern in ihren Fieberphantasien gegen Bruck geklagt. In Käthe's Seele dauerte der chaotische Zustand fort, der sie schon gestern Abend betroffen gemacht. Die Gesetze der Moral hatten ein scharfes Gepräge für sie, und sie war noch unerfahren genug, Lohn und Strafe stets als gerechte Folgen vorausgegangener Handlungen zu denken — und nun in diesem wunderlichen Weltgetriebe wurde alles Ernstes gewünscht und gehofft, daß unerhörter Uebermuth und systematische Pflichtverletzung nicht nur straflos ausgehen, sondern auch noch eines seltenen Glückes theilhaftig werden sollten. Man bemühte sich, das Vergehen todtzuschweigen; man hätschelte die Sünderin und dankte ihr wo möglich auf den Knieen für ihre Umkehr, die, wenn sie wirklich erfolgte, nicht einmal wahre, innere Reue, sondern nur durch den Umschwung der äußeren Verhältnisse hervorgerufen worden war. Und er, den sie moralisch mit Füßen getreten, nahm er sie wirklich augenblicklich wieder an sein Herz, wenn sie sich herabließ, zu ihm zurückzukehren? Ganz sicher; hatte er sie doch nicht freigegeben, selbst nachdem sie ihm erklärt, daß sie ihn hasse. Jetzt fühlte Käthe einen mächtigen Zorn in sich aufglühen gegen die unselige Schwachheit, die einen Mann so erbärmlich, so unmännlich handeln ließ. Sie hätte so recht von Herzen ihren Groll ausweinen mögen über diese Erfahrung, die ihr das Leben und sogar die schöne, strahlende Welt für einen Augenblick verdunkelte, aber sie verbiß trotzig das wunderliche Schmerzgefühl und saß äußerlich fast noch „fischblütiger“ da, als vorher. Weinen? Was ging sie denn die ganze abstoßende Geschichte weiter an? Sie hatte nun nichts, gar nichts mehr dabei zu bedenken, als das Hochzeitsgeschenk für die Schwester — etwa ein Teppich oder ein Sophakissen — das sie nunmehr schleunigst anfangen müsse, wenn wirklich die Hochzeit zu Pfingsten stattfinden sollte.

Die Tante kam herein, legte einen frischgebrochenen Syringenzweig voll junger Blätter auf die Bettdecke und brachte der Leidenden einen Gruß vom Frühling, der gar so golden, so helltönig und würzig draußen hinziehe und einen wahren Genesungsbalsam in seinem Athem trage. Sie bestand darauf, ihren Platz am Bett wieder einzunehmen, und erklärte Käthe's Anwesenheit im Krankenzimmer für den Moment als vollkommen überflüssig; draußen im Garten möge sie sich ein wenig Bewegung machen und frische, sonnige Gottesluft athmen; das thue ihr sichtlich noth; die gestrige Alteration und Anstrengung sei noch auf ihrem Gesicht zu lesen.

Das junge Mädchen ging rasch hinaus. Ja, Luft und Sonnenschein, das waren zwei gute Freunde, die ihr stets das Gefühl innerer Kraft und des Jungseins wonnig zum Bewußtsein brachten, die den Blick klärten und alles angekränkelte Empfinden über den Haufen bliesen. Und die Tante hatte Recht, die Welt war so maienhaft, so blüthenverheißend, und die schwach wehende, sonnentrunkene Luft hauchte „Genesungsbalsam“ in Leib und Seele. Käthe trat hinaus auf die Freitreppe; ihr schöner Busen wogte in tiefen, zitternden Athemzügen. Sie hob und streckte unwillkürlich die Arme, die fest und doch mädchenhaft gerundeten mit den stählernen Muskeln. Und die Stufen hinabsteigend, ließ sie den Blick in die blaue Fremde hinein fliegen, über das niedere Staket hinweg, über die Wiesengründe draußen, über das sie durchschneidende, rasch strömende Gewässer mit den Dorfhäusern und Kirchthürmen an seinen fernen Ufern — wunderliches Menschenherz, das angesichts dieser Herrlichkeit doch so gepreßt blieb!

Und dort, vom Holzschuppen her, der am Gartenzaun stand, klang liebliches Gezwitscher, und blauschwarzes Gevögel mit metallisch funkelndem Rücken und rostbrauner Kehle tummelte sich um die offene Bodenluke — die ersten Schwalben waren da. Die Bodenluke war ihr alter Nistplatz. Käthe hatte schon als Kind, im Grase liegend, ihr Aus- und Einfliegen beobachtet, aber wie einsam und verloren hatte damals das Zwitschern geklungen in das eintönige Wellengemurmel und die um das verschlossene Haus webende athemlose Stille hinein, die hie und da das Fallen einer reifen Frucht von den Obstbäumen unterbrach! Jetzt schmetterten auch vornehme, verzogene Stubenvögel aus den offenen Fenstern; der Rauch des Heerdfeuers zog hoch droben als dünner, sonnenvergoldeter Schleier über den Rasenplatz hin; am Schuppen stand auch das Hundehaus, und der ungeberdige, struppige Köter riß an seiner Kette und schnappte nach einem schönen, lichtgelben Huhn, das sich dummdreist immer wieder in seine Nähe wagte, um einige versprengte Getreidekörner aufzulesen. Die Köchin hatte auf Wunsch der Tante Diakonus einen prächtigen Hahn und fünf Hennen aus ihrem Dorfe mitgebracht — es sollte Alles werden, wie im alten, lieben Pfarrhause....

Käthe scheuchte die krakelnde Henne aus dem Bereiche des zornig knurrenden, gereizten Hundes und wandelte langsam unter den Obstbäumen hin. Der vorjährige, dürre Graswuchs zu ihren Füßen erschien da und dort gesprenkelt mit jener Bläue, die selbst das älteste, verdrossenste Menschenauge noch aufleuchten macht — die ersten Veilchen blühten, und das große stattliche Mädchen bückte sich so emsig danach, wie es einst kaum der kleine Rücken des Müllermäuschens gethan.... Fast verwundert dachte sie jetzt daran, daß sie ja eigentlich als einzige Erbin ihres Großvaters vor wenigen Wochen noch Herrin hier gewesen sei; das Capital, das der Doctor für die kleine Besitzung hingegeben, gehörte ihr — es lag wohl auch in dem bewußten eisernen Schranke, das mühsam ersparte, redlich erworbene Scherflein, vermischt mit dem Reichthume, den der Kornwucher aufgehäuft. Sie schrak zusammen und verschüttete unwillkürlich die gepflückten Veilchen auf den Rasen. Das schneidende Gefühl namenloser Demüthigung und erlebter Schande überkam sie, wie gestern inmitten der erbitterten Weiberschaar. Da hatte sie noch im ersten Aufschrecken gegen die entsetzliche Beschuldigung protestirt, aber nun, so oft das harte, mürrische, grobe Gesicht ihres Großvaters vor ihr auftauchte, mußte sie sich eingestehen, daß er recht wohl das grausame Wort von den „pfeifenden Mäusen“ gesagt haben konnte; sie ballte in stummer Qual krampfhaft die Hände. Daß sie mütterlicherseits aus den untersten Schichten der Gesellschaft stammte, wußte sie ja; nie war ihr auch nur der Wunsch gekommen, daß es anders sein möchte — sie leitete vielmehr ihre prächtige Mitgift, Kraft und tadellose Gesundheit, dankbar von „dem Großmütterlein“ her, das in frischer Waldluft mit kräftigem Arme die Holzaxt geschwungen, aber die Gemeinheit der Gesinnung, die Brutalität, mit welcher der ehemalige Müllerknecht einen erbarmungslosen Druck auf die Armuth ausgeübt, um zu einem großen Vermögen zu gelangen, erfüllten sie mit Ekel und Abneigung, und an den eisernen Spind mit seinen aufgespeicherten Schätzen mochte sie gar nicht mehr denken.

Ohne es zu wissen, war sie, am Flusse hingehend, in einen förmlichen Sturmschritt verfallen. Da, wo der Zaun das Grundstück begrenzte und mit seinem Weißdorngeflecht noch ein Stück des abschüssigen Ufers hinablief, blinkten weiße Glasscherben, die Splitter des kleinen Glases, aus welchem sie gestern Abend die nervenberuhigende Mischung getrunken. Die Köchin hatte die Trümmer, an welche sich eine beschämende Erinnerung für das junge Mädchen knüpfte, achtlos hingeworfen, damit das Wasser sie mit fortnehme. Ein schmerzender Stich durchfuhr Käthe's Herz, und brennende Thränen traten ihr in die Augen, wie jedesmal, wenn sie an die gestrige Scene im Zimmer des Doctors dachte. Sie hatte sich mit ihrem „tollen Kopf“ entsetzlich blamirt. Und wenn der milddenkende, feinfühlende Mann auch sofort ein beschwichtigendes Wort, eine Entschuldigung für sie auf den Lippen gehabt, innerlich hatte er doch jedenfalls verwundert lächeln müssen über „die große, körperstarke Person“ mit den kindisch schwächlichen, sentimentalen Vorstellungen in ihrem Gehirn. Aber solch eine Uebereilung ihres bis zur Schwachheit mitleidigen Herzens passirte ihr auch gewiß nicht wieder! Lieber wollte sie für grausam, boshaft, ja, für eine böse Sieben gelten. Und der Doctor sollte gewiß nicht wieder über sie lächeln — ah, dazu fand er auch bald genug keine Veranlassung mehr. Wie lange noch, da wurde Henriette

in die Villa zurückgebracht; die Verbindung zwischen „Hüben und Drüben“ wurde abgebrochen, und der Doctor „nahm nicht einmal mehr die Namen Derer in der Villa auf die Lippen“. Nach Allem, was gestern Abend geschehen, was sie als einziger Zeuge mit angehört, mit angesehen, war die gehoffte Umkehr Flora's unmöglich, mochte Doctor Bruck auch mit aller Energie auf seinem Rechte bestehen — heute noch mußte er die Ueberzeugung gewinnen, mußte sich Alles entscheiden, wenn die Braut ausblieb. Oder that er doch, was Henriette befürchtete? Hatte er das Verlangen nicht unterdrücken können, bei seiner Rückkehr vom fürstlichen Schlosse in der Villa einzukehren, um Flora von der glücklichen Wandlung in seinem Leben nunmehr persönlich in Kenntniß zu setzen? Dann sagten ihm die zwei kleinen Brillantringe an ihrem Finger sofort, und zwar deutlicher als jedes erklärende Wort, was er noch zu hoffen habe.

Käthe lief in diesem Augenblicke vom Ufer weg auf den Rasengrund zu; ein abscheulicher Lärm, der möglicher Weise bis in's Krankenzimmer dringen und Henriette erschrecken konnte, erhob sich in der Nähe des Schuppens; das Hühnervolk zerstob, entsetzt aufschreiend, nach allen vier Winden, und der Hofhund stürzte sich mit nachschleifender Kette wüthend auf die gelbe Henne, die ihn geärgert hatte. Käthe war ihm sofort auf den Fersen; sie packte sein schmutzig weißes, zottiges Fell im Genicke, in demselben Momente, wo bereits die Schwanzfedern seines unglücklichen Opfers umherflogen.

Sie lachte wie ein Kind über das zerzauste Huhn, das sich kläglich krakelnd im Holzschuppen verkroch, und zog den Hund nach seiner Hütte zurück. Das ungeberdige Thier sträubte und sperrte sich mit allen Kräften; es versuchte, nach der kräftigen Mädchenhand zu schnappen, die es unerbittlich wieder in die Gefangenschaft schleifte.

Für einen Dritten mochte dieser Kampf um die Herrschaft etwas Beängstigendes haben; denn der Hund war tückisch wild, groß, von sehnigem, gedrungenem Gliederbau, und die rothfleckige Zeichnung auf Rücken und Flanken gab ihm ein tigerartiges Ansehen, aber er wand und stemmte sich vergeblich. Käthe stieß mit der freien Linken den ausgehobenen Kettenhaken wieder in den eisernen Ring der Mauer und sprang, den Hund plötzlich loslassend, weit zurück; er fuhr ihr wüthend nach und erwischte noch den Saum ihres Kleides, den er in Fetzen riß.

„Bösewicht!“ drohte sie mit dem Finger und nahm das Kleid auf, um den Schaden zu betrachten. Sie hörte eilige Schritte von der Brücke her kommen; sie wußte auch, daß es der Doctor war, der von der Stadt zurückkehrte, aber sie sah nicht auf. Sie hoffte, er werde in das Haus gehen, ohne sie weiter zu beachten. Wer konnte denn wissen, ob er nicht direct aus der Villa und vielleicht in sehr trüber Stimmung kam? Er war ohnehin so still und in sich gekehrt, so wortkarg heute; fast wollte es ihr scheinen, als habe er gestern Abend mit dem sanften, unerklärlich weichklingenden „Gute Nacht, gute Nacht!“ einen Abschluß seines bisherigen Wesens und Verhaltens andeuten wollen.

Er ging nicht in das Haus, sondern direct auf Käthe zu. Drohend hob er den Stock gegen den boshaft knurrenden, kläffenden Hund, der plötzlich mäuschenstill wurde und sich demüthig neben seiner Hütte hinstreckte. Der Doctor nahm einen Stein und trieb den Kettenhaken noch tiefer in den Ring. „Ich werde das Thier doch wohl abschaffen müssen; es ist zu wild und ungeberdig,“ sagte er, sich aufrichtend und den Stein fortwerfend. „Seine scharfe Wachsamkeit wiegt den Schrecken nicht auf, den er verursacht. Sie sind freilich mit ihm fertig geworden; ich glaube, im Bewußtsein Ihrer Kraft lassen Sie sich leicht verführen, tollkühn zu sein.“ Er sagte das in ernstem, nahezu tadelndem Tone, jedenfalls hatte er den Vorgang im Näherkommen durch das Ufergebüsch mit angesehen.

Sie lachte. „Glauben Sie das ja nicht! Ich habe meine wohlgemessene Dosis Aengstlichkeit in der Seele, wie jedes andere Mädchen auch,“ entgegnete sie freimüthig. „Vor fremden Hunden habe ich sogar eine ganz besondere Scheu und gehe ihnen gern aus dem Wege. Aber in kritischen Augenblicken muß man sich doch zu helfen wissen; angeborene Schwächen dürfen nicht aufkommen; da beiße ich die Zähne fest zusammen und greife unbedenklich zu, und das mag denn so furchtbar tapfer aussehen.“

Der Doctor hatte mit den Augen eine Schwalbe verfolgt, die vom Schuppen wegflog, und jetzt lächelte er auch, aber ohne Käthe anzusehen. Es kam ihr vor, als sei dieses Lächeln ein ungläubiges; jedenfalls blieb er dabei, sie wolle sich heldenhaft hervorthun und poche unweiblich genug auf ihre Kraft, und das entsprach durchaus nicht ihrem Geschmacke, am wenigsten aber der Wahrheit.

„Sie zweifeln?“ fragte sie mit einem halb ernsten, halb schelmischen Aufblicke. „Wissen Sie auch, daß die Heldin da vor Ihnen erst seit Kurzem das letzte Restchen Furcht vor Nachtdunkel und Geisterspuk von der Seele geschüttelt hat?“ Ein köstlicher Humor umspielte ihre Lippen und vertiefte die Wangengrübchen. „Sie können sich wohl denken, daß in der alten Schloßmühle Kobolde und Heinzelmännchen in allen Ecken hocken und rumoren; dem fürstlichen Erbauer fällt es auch bisweilen ein, aus seinem wackeligen Rahmen zu steigen, um höchsteigenhändig die Kornsäcke auszuschütten, und gespenstige Müller, die vor alten Zeiten ihren Mahlkunden das Mehl verkürzt haben, fehlen auch nicht. Suse hat mir selbstverständlich von diesen unumstößlichen Thatsachen nicht ein Tüpfelchen vorenthalten, und ich war so festgläubig, als sei ich in einer thüringer Spinnstube aufgewachsen. Von diesem wundervollen Gruseln durften aber der Papa und meine Lukas um Alles nicht merken — Suse wäre sehr gescholten worden, und ich schämte mich auch —, da galt es denn, sich zu überwinden und zähneklappernd, aber ohne Widerrede in tiefster Dunkelheit bis auf den Hausboden hinaufzusteigen, wenn es auf Grund der Erziehungsconsequenz befohlen wurde.“

„Sie haben sich also von jeher gewöhnt, an Ihre innere Kraft hohe Anforderungen zu stellen. Wie mag es da kommen, daß es Ihnen so leicht wird, beim Manne eine That der Feigheit und Schwäche vorauszusetzen?“

Sie stand plötzlich wie mit Blut übergossen. „Sie haben mir gestern meine Uebereilung verziehen,“ sagte sie sichtlich verletzt und nicht ohne Trotz und strich, sich abwendend, wiederholt die Löckchen aus der Stirn, lediglich um die Flammengluth auf ihrem Gesichte zu verdecken.

Er schüttelte den Kopf. „Diesen Ausdruck sollten Sie doch nicht wieder gebrauchen, nachdem ich Ihnen versichert, daß Sie mir nichts zu Leide gethan haben,“ versetzte er, unwillkürlich seine schöne, klangvolle Stimme dämpfend, als berühre er eine geheime Beziehung zwischen sich und dem Mädchen, um welche die ganze übrige Welt nicht wissen dürfe. „Ich wollte vorhin nur sagen, daß ich umsonst der Wurzel nachspüre, aus der Ihre gestrige Befürchtung entsprungen sein mag.“

Käthe ließ die Augen über das Haus hingleiten; sie sah wieder geklärt, lieblich und rosig aus wie eine Apfelblüthe, und um ihre Lippen zuckte es wie verhaltenes Lachen — der flechtengekrönte Kopf mit dem kindisch schelmischen Gesichte saß fast befremdend jung auf der junonischen Gestalt. Sie zeigte nach dem verhängnißvollen Eckfenster. „Vor alten Zeiten hat dort eine schöne Edelfrau gelebt —“

„Ach, die romantische Geschichte, die man sich auch in den Spinnstuben erzählt!“ unterbrach er sie. „Also das tragische Ende der Verlassenen ist's gewesen —“

„Das nicht allein. Henriette hauptsächlich hat mir bange gemacht —“

„Henriette ist krank; ihr tief erschüttertes Nervenleben drängt ihr Denken und Empfinden aus der natürlichen Bahn. Sie aber sind gesund an Leib und Seele.“

„Ja, gewiß, aber es giebt Dinge, für die man in seiner Jugend und Unkenntniß keinen Maßstab, kein eigenes Urtheil hat —“

„Für die Liebe, zum Beispiel,“ fiel er ein, und ein rascher, scheuer Seitenblick streifte das Mädchen.

„Ja,“ bestätigte sie einfach.

Er senkte den Kopf und stieß, in tiefes Nachdenken versunken, mechanisch mit der Stockspitze gegen einen mächtigen Würfel aus Sandstein, welcher, der Hausthür gegenüber, mitten im Rasengrunde lag. Früher war er für die kleine Käthe ein wunderlicher, aber hübscher Tisch gewesen, lediglich zu dem Zwecke hingestellt, daß Kinderhände gefallenes Obst, Blumen und gesammelte Steinchen darauf legen sollten. Jetzt erkannte sie in ihm das ehemalige Postament einer Statue noch sah man den

Trümmerrest eines kleinen Fußes mit zarten Zehen auf der grünmoosigen oberen Fläche.

Käthe strich mit ihrer schlanken Hand schmeichelnd über die zierliche Form. „Das ist eine Nymphe oder Muse gewesen,“ sagte sie. „Das schlanke Geschöpfchen hat schwebend, mit gehobenen Armen auf der einen Fußspitze gestanden; ich kann mir die ganze Gestalt auf der einen hochgeschwungenen Linie des Füßchens aufbauen. Vielleicht war ihr schöner Kopf seitwärts der Brücke zugewendet, und sie hat auch den Reiter über die Brücke kommen sehen, und dann die stolze Schloßfrau in der bunten Brokatschleppe —“ sie verstummte unwillkürlich und sah ihm in das Gesicht; er war offenbar weit fort mit seinen Gedanken; er hörte nicht, was sie sagte, und das, was ihn beschäftigte, war sicher sehr deprimirend; zum ersten Male sah sie in diesem edelschönen, ruhig beherrschten Antlitze einen ausgesprochen-gramvollen Zug. Flora! Sie war der Fluch dieses Mannes; er ging an seiner Leidenschaft für sie zu Grunde.

Das plötzliche Schweigen des jungen Mädchens machte ihn aufblicken. „Ach ja,“ sagte er sich sichtlich zusammennehmend, „die wirthschaftlichen Leute, die lange Zeit hier gehaust, haben sich das Vergnügen gemacht, die Statuen herabzustürzen. Der ganze Garten muß mit diesen Sandsteinfiguren bevölkert gewesen sein; rings im Gebüsche finden sich noch viele Postamente. Ich werde dem Grundstücke seine ehemalige Gestalt zurückzugeben suchen. Man sieht, trotz der Verwilderung, noch deutlich den Plan, der dem Garten zu Grunde gelegen hat.“

„Dann wird es sehr hübsch und sehr vornehm hier werden, aber der Blick in's Grüne, in diese köstliche, verwachsene Wildniß geht verloren; Ihr Arbeitszimmer —“

„Mein Arbeitszimmer wird vom nächsten October an eine liebe Freundin meiner Tante bewohnen,“ unterbrach er sie gelassen. „Ich siedle im Herbst nach L . . . . . g über.“

Sie sah ihn bestürzt an und faltete unwillkürlich die Hände. „Nach L . . . . . g?“ wiederholte sie. „Mein Gott, Sie wollen sich von ihr trennen? Und was sagt sie dazu?“

„Flora? Sie geht selbstverständlich mit mir,“ sagte er eiskalt, aber in seinen Augen lohte es auf wie ein schmerzlicher Zorn. „Glauben Sie, ich werde Ihre Schwester hier zurücklassen? Sie dürfen ruhig sein.“ Wie schneidend seine Stimme klang!

Käthe hatte von der Tante gesprochen, allein sie war nicht fähig, das Mißverständniß zu berichtigen; so betroffen machte sie seine Antwort — er schien seiner Sache so gewiß. „Sie waren eben in der Villa?“ fragte sie schüchtern, und doch fieberhaft gespannt.

„Nein, ich war *nicht* in der Villa,“ betonte er — klang es doch, als persiflire er sie, der feinfühlende Mann, der sonst nie seine Zunge zu einer Geißel des Spottes machte. „Ich bin überhaupt heute noch nicht so glücklich gewesen, Jemand von drüben zu sehen. Moritz hätte ich gern begrüßt, aber die Herren, die sich eben von ihm verabschiedeten, als ich an der Villa vorüberging, kamen so laut und heiter vom Frühstückstisch, daß ich es vorzog, unerkannt zu passiren.“

Er hatte demnach Flora heute noch nicht gesprochen, und dennoch diese Zuversicht! Es war zum Verzweifeln! Käthe wünschte sich weit weg aus diesem Dilemma — sie kam sich vor wie des Priamos unglückselige Tochter, die einzige Wissende unter den Verblendeten. Es war gut, daß in diesem Augenblicke die gezüchtigte Henne abermals unvorsichtig auf ihren erbitterten Feind losspazierte. Käthe fand dadurch einen Vorwand, das Gespräch abzubrechen; sie scheuchte das Thier über den Rasen hin in den Schuppen zurück, schloß die Thür und schob den Riegel vor.



Young im Kreise seiner betenden Frauen.

16.

Als sie sich wieder umdrehte, sah sie den Doctor noch neben dem Postamente stehen, aber sein Gesicht war in starrem Hinüberblicken der Brücke zugewendet. Er war blaß geworden. Sein Profil mit den hartgeschlossenen Lippen unter dem Barte erinnerte sie an jenen Moment in der Schloßmühlenstube, wo sie ihn nach der Todesart ihres Großvaters gefragt hatte; er rang mit einer heftigen inneren Bewegung. Unwillkürlich folgte sie der Richtung seines Blickes, und wenn dort der Schatten der ertrunkenen Edelfrau über den Fluß hingeschwebt wäre, sie hätte nicht entsetzter aufschrecken können, als beim Anblicke der schönen Schwester, die so graziös, so vollkommen unbefangen über den Holzbogen daherkam, als sei sie gestern Abend mit einem „fröhlichen Wiedersehen“ auf den Lippen von hier weggegangen. War es möglich? Sie glitt schlangenhaft leicht über die Stelle, auf der sie sich für frei und auf immer getrennt von dem mißachteten Manne erklärt hatte; nur Stunden waren vergangen, seit sie seinem Heim, seinem Grund und Boden mit den härtesten Ausdrücken der Verachtung für alle Zeiten den Rücken gewendet, und jetzt kehrte sie das schöne, lächelnde Gesicht der „spukhaften Spelunke“ wieder zu; ihre Füße betraten flink und zuversichtlich den Rasengrund; keine Welle zischte empor, kein Lüftchen regte sich, um ihr von Schuld, Willkür und beispiellosem Wankelmuth vorzuflüstern, und der Sonnenschein umschmeichelte und vergoldete die feingliederige Gestalt, als sei sie ihm das liebste Erdenkind.

Sie war dunkel gekleidet. Schwarze reiche Spitzenkanten lagen auf den blonden Locken; sie umwogten den schneeweißen Hals und fielen in langen Enden tief über die Schultern hinab, wie die gesenkten dunklen Flügel eines Engels der Nacht. Hinter ihr ging der Commerzienrath; er sah sehr animirt aus; er führte die Präsidentin so respectvoll am Arme, daß sich Käthe alles Ernstes besann, ob sie von seinem höhnischen Blicke am heutigen Morgen und den Auslassungen über „die alte Katze mit den Sammetpfötchen“ nicht etwa nur geträumt habe.

Der Doctor ging jetzt langsam den Kommenden entgegen, während Käthe starr, wie festgewurzelt, am Schuppen stehen blieb und unbewußt den vorgeschobenen Riegel umklammert hielt. Sie sah, wie man sich gegenseitig begrüßte, genau wie sonst auch. Nichts Außergewöhnliches war geschehen, kein böses Wort gefallen. Der Commerzienrath umarmte beglückwünschend den Doctor; die Frau Präsidentin zeigte gütig und verbindlich lächelnd ihre weißen Zahnspitzen — und Flora? Ihre Wangen erschienen allerdings momentan wie in eine lebhafte Rosengluth getaucht, und der sonst so selbstbewußte Blick irrte vom Antlitze des Doctors weg auf den Rasen nieder, aber sie streckte in gewohnter biederer Weise die Hand aus, und die Fingerspitzen wurden erfaßt, wenn auch nicht festgehalten, ganz wie neulich bei Käthe's Ankunft, und als sich Doctor Bruck umwandte, da waren seine Züge geradezu steinern ruhig.

Schon beim Betreten des Gartens hatte Flora die junge Schwester mit einem spöttischen Kopfschütteln vom Scheitel bis zu den Fußspitzen rasch gemustert und dann eine offenbar boshaft witzige Bemerkung über die Schulter zurück dem Commerzienrath hingeworfen, jetzt aber, als sie näher getreten war, sah Käthe, daß auch etwas wie unterdrückter Aerger, ja eine Art von Feindseligkeit in ihren blinzelnden Augen aufglomm.

„Nun, Käthe? Hast Dich ja schon recht hübsch hier eingenistet,“ rief sie ihr zu. „Thust ja wirklich, als seiest Du zu Hause und trügst den Schlüsselbund zu allen Thüren und Kästen am Gürtel.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine abtrünnige Mormonin.



Ann Eliza Young.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Die sociale Bevorzugung der Frau im amerikanischen Freistaate ist eine bekannte Thatsache. Auch ist wohl nirgends das Weib zur Entgegennahme aller Huldigungen so historisch berechtigt, wie auf dem Boden der neuen Welt. War es doch eine Frau, jene trotz ihrer Irrthümer bewundernswerthe castilische Isabella, welche die Gleichgültigkeit der spanischen Granden gegen die Entdeckungsprojecte des Genuesen durch das stolze Wort zu entwaffnen wußte: „Ich verpfände meine Juwelen, um die Mittel zu schaffen.“ So bahnte ein muthiger Frauengeist den Meerespfad zum neuen Erdtheil. Der Amerikaner erfüllt demnach, wenn er das Weib zum Idol seines Landes erhebt, unbewußt nur eine Schuld culturhistorischer Dankbarkeit.

Doch in diesem an Contrasten reichen Lande giebt es auch eine Gemeinschaft, die das Weib seiner heiligsten Rechte beraubt, und die gleich dem kranken Manne Europas die Polygamie gesetzlich und dogmatisch heilig spricht. Die auch in Deutschland genugsam bekannten Mormonen oder, wie sie sich selbst mit Vorliebe nennen, „die Heiligen der jüngsten Tage“, haben bis vor wenigen Jahren in ihrem Territorium Utah am großen Salzsee fast isolirt gelebt. Der Salzsee der neuen Heiligen schien die Eigenschaft jenes urheiligen mythischen Salzes geerbt zu haben, das eine redselige Frauenzunge zu versteinern vermochte. Denn — so seltsam es klingen mag — man hörte in diesem Lande, dessen wirksamste Schutzheiligen Oeffentlichkeit und freie Presse sind, nie von der rebellischen Auflehnung einer Mormonin gegen das schmachvolle Institut der Vielweiberei. Doch die jüngste Zeit hat dem Mormonenthum neben mancher anderen Heimsuchung auch seine erste gefährliche Abtrünnige gebracht, die keine

Geringere ist, als Ann Eliza Young, die neunzehnte Gattin des Propheten Brigham Young.

Ihn selbst, den greisen Apostel jener von ihm canonisirten Barbarei, mußte die rächende Nemesis in der Gestalt einer seiner jüngsten und schönsten Gattinnen treffen.

Wenn man die Erscheinung der Mormonin Ann Eliza Young, deren Lebensskizze diese Zeilen den Lesern der „Gartenlaube“ vorführen sollen, nach der Norm des Ewig-Weiblichen messen will, die eine civilisirte Culturanschauung geschaffen hat, so entspricht die Heldin dieser Skizze freilich nicht unseren Begriffen von edler Frauenwürde. Aber die unglückliche und muthige Frau gewinnt an Interesse, wenn man den Schlüssel zu ihren Verirrungen und vorzüglich zu ihrem Ehebunde mit dem Mormonenhäuptlinge in der Thatsache findet, daß Ann Eliza das Kind einer mormonischen Ehe war. So offenbart sich in den Lebensschicksalen der geschiedenen Gattin des Propheten ein Stück modern-barbarischer Culturgeschichte, von welcher die muthige Hand dieser Frau zum ersten Male den Schleier hinweggezogen hat. Auch mit der Art und Weise des Kampfes, den Ann Eliza gegen Brigham Young und den Mormonismus unternommen hat, mag sich eine geläuterte Auffassung nicht einverstanden erklären, es wäre aber ungerecht, wollte man die civilisatorische Bedeutung dieses Kampfes in Abrede stellen. Wenn einst der letzte Rest jener Zwillingsbarbarei (twin-barbarism), wie ein amerikanisches geflügeltes Wort die Negersclaverei und die Polygamie in Utah genannt hat, von diesem Continente vertilgt sein wird, dann wird Ann Eliza Young's Name unter den Heldinnen amerikanischer Culturgeschichte glänzen.

Während der bekannte Scheidungsproceß der Dame gegen das Oberhaupt von Utah von Instanz zu Instanz verfolgt wurde, unternahm sie selbst eine Vorlesungstour durch die Vereinigten Staaten. Das Thema dieses Vortrags war die Geschichte ihres eigenen Lebens und die Leidensgeschichte aller weiblichen Sclaven von Utah. Die Rednerin erklärte mit unleugbarer Würde und Begeisterung, daß sie den Kampf für diese fünfzigtausend unglücklichen Frauen, die Opfer der Vielweiberei, als die Aufgabe ihres Lebens betrachte, und daß sie nicht aufhören werde, im Interesse ihrer Leidensschwestern an den Gerechtigkeitssinn des amerikanischen Volkes zu appelliren. Das diesem Aufsatze beigefügte Portrait Ann Eliza Young's mag den Lesern der „Gartenlaube“ die Züge dieser Frau veranschaulichen, in denen Trauer und Entschlossenheit als vorzüglichste Charaktermerkmale hervortreten.

Ann Eliza's Eltern waren, wie im Verlaufe der Vorlesung berichtet wurde, schon vor ihrer Verheirathung Gläubige der Mormonenlehre und Anhänger des damaligen Propheten Joseph Smith geworden. Ihr Vater, ein Mr. Webb, und ihre Mutter, die als frühere Lehrerin nicht ohne Bildung sein konnte, folgten dem Propheten aus ihrer New-Yorker Heimath in die damalige Mormonenstadt Nauvoo in Illinois. Dort wurde ihnen als fünftes Kind Ann Eliza am 13. September 1844 geboren. Als die Kleine ein Jahr alt war, brachte der Vater eines Tages eine zweite Frau nach Hause, welche mit ihrer Mutter zwölf Jahre lang in Eintracht und Zufriedenheit Haus und Gatten theilte. Doch die Mutter war oft trübe gestimmt, und Ann Eliza merkte, daß ein heimlicher Kummer derselben das Leben vergiftete, obschon sie eine tiefgläubige Anhängerin des neuen Evangeliums war und in der Polygamie eine göttliche Institution verehrte. Der Vater nahm ein zweites Weib, weil er das für seine religiöse Pflicht hielt.

Zur Erklärung solcher Zustände sprach die Rednerin folgende Betrachtungen über die Mormonenreligion und deren Opfer aus: „Man sage nicht, daß die Frauen als mit Vernunft begabte Wesen die Hölle erblicken müssen, in welche sie sich durch die Verheirathung mit einem Mormonen stürzen; wer gründlich vertraut ist mit der Mormonenreligion, wer erfahren hat, mit welcher unerbittlichen Strenge die Kirche die Gewissen ihrer Anhänger gefangen nimmt, wer bedenkt, wie den Kindern die Grundsätze dieser Kirche in's Herz eingeprägt werden und wie die Mormonen ganz und gar in ihrer Kirche aufgehen: der wird jene Frauen nicht tadeln können. Sie halten das ewige Joch, in welches man sie durch die Mormonenehe zwängt, für eine göttliche, schon von den Patriarchen geheiligte Institution und tragen dieses Joch mit Geduld, ob ihnen auch das Herz vor Jammer brechen möchte. Ich bin in jener Kirche geboren und erzogen worden und kenne den furchtbaren Bann, mit dem mich jener Glaube umfangen hat. Trotz dieses entsetzlichen Zwanges giebt es auch in Utah Tausende von edlen und sittenreinen Frauen, die nur ihrem religiösen Irrwahn zum Opfer fallen. Diese Mormonenreligion fordert mehr Opfer, als der Gott der Fidchi-Insulaner.“ —

Die schlichte Naturgewalt solcher Schmerzenslaute kann ihre Wirkung nicht verfehlen und muß in einer oder der anderen Weise dem von der Rednerin verfolgten Zwecke dienen.

Mit neunzehn Jahren wurde Ann Eliza an einen ungebildeten Mormonen verheirathet, dessen Mißhandlungen sie sich nach zwei Jahren durch gerichtliche Scheidung entziehen mußte. Die zwei Kinder dieser Ehe, die noch am Leben sind, wurden der Mutter zugesprochen. Die junge Frau lebte und arbeitete nun auf ihres Vaters Farm in der Nähe von Salt-Lake-City und glaubte für immer dem Joche der Ehe entsagt zu haben. Da führte ihr Unstern den fast siebenzigjährigen Brigham Young in das Haus ihres Vaters. Schon in der ersten Unterredung gab ihr der „heilige“ Mann den frommen Rath, bei etwaiger Wiederverheirathung keinen jungen Fant, sondern nur einen guten alten Bruder der Kirche zu wählen. Am andern Tage theilte ihr Vater ihr mit, daß der Prophet ihr die hohe Ehre erweisen wolle, sie zu seiner neunzehnten Gattin zu erheben. Sie sträubte sich gegen diesen Antrag, aber Vater und Mutter erkannten denselben als einen Wink vom Himmel und eine große Gnade Gottes. Erst nach einem Jahre gab sie ihre Zustimmung, und zwar vorzüglich aus Liebe für ihren Bruder, der durch des Propheten Rachsucht von der Kirche abgeschnitten werden sollte. Ein solcher Kirchenbann ist in Utah mit zeitlicher und „ewiger“ Vernichtung gleichbedeutend. So ward Ann Eliza am 7. April 1868 die neunzehnte Gattin des Propheten Brigham Young.

In erschütternder Weise schildert die Rednerin die Qual eines solchen Ehelebens und die Tortur der religiösen Zweifel, die in Folge dieser Leiden mit immer stärkerer Gewalt in ihrer Seele erwachten. Noch immer versuchte sie, ihren Unglauben und ihre Denkkraft in Banden zu schlagen; noch immer erhoffte sie von Reue und Buße, von einer neuen Taufe das Heil ihrer religiösen Wiedergeburt. Aber trotz aller Versenkung in den Glauben ihrer Kindheit, trotz aller Qual und Kraftanstrengung ward ihr innerer Abfall vom Mormonenthume immer mehr zur vollendeten Thatsache. Endlich gewann sie den Muth, dem geistigen und physischen Sclaventhume ihrer Ehe zu entsagen. Sie bezog eine Wohnung in einem nichtmormonischen Hôtel, verließ die Religionsgemeinschaft der Heiligen und begann ihren berühmten Scheidungsproceß gegen Brigham Young.

Das erste Ergebniß dieses langwierigen Processes war ein Haftbefehl gegen den Propheten, da dieser sich geweigert hatte, dem gerichtlichen Urtheilsspruche Folge zu leisten und seiner geschiedenen Frau Alimente und Entschädigung zu zahlen. Brigham Young berief sich auf den mormonischen Glaubenssatz, daß die Mormonenehe eine himmlische oder göttliche Institution sei und als solche durchaus nicht unter der Controle irdischer Gerichtsbarkeit stehe. Obgleich nun seine Meinung allerdings von der des Gerichtshofes abweiche, so gereiche es ihm und allen Heiligen doch zu ganz besonderer Genugthuung, daß die Vereinigten Staaten in ihrem Urtheilsspruche zu Gunsten Ann Eliza's zum ersten Male die Polygamie als eine gesetzliche Institution dieses Landes anerkannt hätten. Und hier lag die moralische Nothwendigkeit, die schließlich den Proceß zu einem für die Klägerin ungünstigen Ende führen mußte. Man durfte die Vielweiberei nicht auf legalem Wege sanctioniren.

Ann Eliza Young darf aber trotz des ungünstigen Ausganges ihres Processes unbesorgt der Zukunft entgegensehen, da sie sich durch den Ernst und die Würde ihrer Erscheinung und ihres Strebens die thatkräftige Theilnahme vieler urtheilsfähigen Amerikaner errungen hat. Auch die Leser und Leserinnen der Gartenlaube werden der muthigen Vorkämpferin der Mormoninnen von Utah ihre Anerkennung nicht versagen.

Der spiritualistische Wahnsinn, der ein Institut des Orients auf amerikanischen Boden verpflanzen konnte, beruht auf folgenden Dogmen: Millionen körperloser Geister, Nachkommen der Götter, umschweben den Erdball und ersehnen den Augenblick ihrer

Menschwerdung, der ihnen die zweite, höhere Stufe ihres Daseins, das Leben auf der Erde, erschließen soll. Es ist demnach die heiligste Verpflichtung der Mormonen, diese heimathlosen Geister in irdische Tabernakel, das heißt in menschliche Hüllen, einzuführen. Wer diese Aufgabe am treuesten erfüllt hat, der wird im Jenseits den dritten und höchsten Grad aller Menschenexistenzen erreichen und selbst zum Gotte werden. „Je mehr Kinder, je mehr Segen!“ so lautet also das in die Praxis der Polygamie übersetzte Losungswort des Mormonenthums. Den Hagestolzen und die alte Jungfrau trifft Verachtung hienieden, und der Höllenfluch, den kein Dante grausiger ersinnen konnte, einsam und ungeliebt durch die Ewigkeit zu gehen. Die Frauen hingegen, die dem Heiligen hienieden für den Himmel angesiegelt worden sind, werden seine göttliche Machtstellung im Jenseits theilen.

So sinnreich haben Joe Smith und sein Nachfolger Brigham Young ihr spiritualistisches Netz gewoben, dem schon so zahlreiche und nicht immer bildungslose Frauen durch Erziehung und Gewohnheit zum Opfer gefallen sind. Es würde zu weit führen, näher auf die Irrlehren der mormonischen Glaubenssatzungen einzugehen, und verweise ich den Leser zum Zwecke gründlicher Information über Lehre und Leben der Heiligen auf das neue und interessante Reisewerk Robert von Schlagintweit's „Die Mormonen“.

Das beigefügte Bild, das Brigham Young in der vollen Glorie seines Prophetenthums im Kreise seiner betenden Frauen zeigt, ist charakteristisch für die heuchlerische Frömmigkeit, deren abnormer Auswuchs diese Vielehen sind.

Jeder Kampf gegen die mormonische Polygamie scheiterte bisher an einer Klippe, die doch im Grunde der höchste Stolz dieses Landes ist, an der durch die Verfassung verbürgten Religionsfreiheit der Republik und der völligen Trennung von Kirche und Staat in diesem Lande. So durfte selbst ein Gemeinschaden, wie diese Vielweiberei, um seiner religiös-dogmatischen Begründung willen nicht mit voller Schärfe des Gesetzes verfolgt werden. Doch die jüngste Botschaft des Präsidenten vom Neujahr 1876 enthält, ungleich strenger als bisher, eine Kundgebung der Indignation, von welcher das Volksbewußtsein gegen die Sittenzustände in Utah durchdrungen ist. Auch ward vor kurzem das Urtheil des Oberrichters White gegen einen in Polygamie lebenden Mormonen dahin ausgesprochen, daß der Angeklagte grober Gesetzesübertretung schuldig sei, da die Religion nicht das Recht habe, sich als selbstständige Autorität und als Deckmantel für das Verbrechen neben oder über das Gesetz zu stellen. Hoffen wir daher, daß trotz der Bittschrift, die in den ersten Januartagen dieses Jahres circa dreißigtausend Mormoninnen, natürlich gezwungener Weise, dem Congresse für die Erhaltung der Polygamie eingesandt haben, die Tage dieser barbarischen Institution auf unserem Continente gezählt sein werden. Möge Ann Eliza Young's muthige That Nachahmung und Erfolg erzielen!

Die Colonisation einer weiten Länderstrecke des amerikanischen Westens und die Erschließung derselben für die Weltcultur ist an und für sich eine so große civilisatorische Errungenschaft, daß man sich fast versucht fühlen möchte, um solchen Preises willen selbst die Sittenzustände der sonderbaren Heiligen mit in den Kauf zu nehmen. Jedenfalls gebührt den Mormonen neben der schärfsten Verurtheilung ihrer Entweihung des Familienlebens auch manches Ruhmeswort gerechter Anerkennung.

Als die Mormonen, von ihren ersten Niederlassungen vertrieben, auf ihrem von Brigham Young geleiteten wunderbaren Wanderzuge durch noch unerschlossene Erdstriche vor circa dreißig Jahren den großen Salzsee erreichten, da fanden sie in der weiten Umgebung der Stätte, wo sie im Sommer 1847 Salt-Lake-City gründeten, nur Einöde und Wildniß. Heute zählt Utah zu den fruchtbarsten Landstrichen der Union und ist mit blühenden Dörfern und Städten übersäet. Salt-Lake-City besitzt schon seit vielen Jahren Gasbeleuchtung und Telegraphenleitung, und die Vollendung eines der größten Wunderwerke der neuen Zeit, der pacifischen Eisenbahn, wäre fast undenkbar gewesen, wenn nicht die Mormonen durch ihre Niederlassungen und ihre Arbeitskräfte und vorzüglich durch ihre freundlichen Beziehungen zu den Indianern den Riesenbau unterstützt haben würden. Bekanntlich lehnt sich die Mormonenbibel an die indianische Vorgeschichte dieses Landes an, und die Mormonen erblicken in den Indianern Brüder und Stammesgenossen. Eine der düstersten Thaten in der Mormonengeschichte, der verrätherische Angriff auf einen wehrlosen Emigrantenzug, gelang ihnen mit Hülfe der Indianer.

Die pacifische Eisenbahn ist vollendet; die reichen Minendistricte des Westens sind erschlossen, und immer mächtiger ergießt sich der Strom der Einwanderung auch über das Territorium Utah, das neue Zion der Heiligen. Der Untergang des Mormonenthums, dessen phantastisches Religionsgebäude selbstverständlich unter dem Andrange höherer Cultur zerfallen muß, ist nur noch eine Frage der Zeit. Und das Forscherauge, das mit optimistischem Blicke die Räthsel der Culturgeschichte zu durchdringen sucht, wird auch im Mormonenthume die urewige Offenbarung lesen, daß selbst die Irrthümer der Menschen zum Ziel und Zweck aller Geschichte, zum Fortschritt, führen müssen. Wie wilder Golddurst die pacifische Küste, so erschloß Glaubenswahn den Centralpunkt des weiten Westens; Goldgräber und Mormonen mußten „trotz alledem“ als Bahnbrecher und Pfadfinder der Civilisation dem guten Genius der Menschheit dienen.

M. Kleeberg.

Eisen in's Blut der Bleichsüchtigen.

„Ihr getreuer Mitkämpfer gegen die Medicinschwindelei.“ So unterschrieb sich einst Professor Bock, als er mir zum „Diätetischen Kochbuch“ gratulirte. Und nun ruht leider schon längst dieses medicinischen Reformators fleißige Feder; sie ruht nach mancher sieggekrönten Ehrenarbeit. So wie einst Paracelsus, dieser Lutherus medicorum, die gedankenlosen Nachbeter Galen's züchtigte; so kämpfte Bock jahrelang mit einem wahren Feuereifer gegen den Aberglauben in der Heilkunde, gegen das krebsartig wuchernde Geheimmittelunwesen und gegen den planlos fortgeleierten Unfug in der Receptenschreiberei. Unverkennbar ist manches Gute durch ihn erreicht worden. Aber noch beuten Hunderte von frechen Geheimmittelkrämern die arme kranke Menschheit aus, und fragen wir uns, welche Fortschritte die Volksaufklärung in Sachen der Heilkunde gemacht habe, so müssen wir eben eingestehen, daß die Menschen noch immer in allen anderen Zweigen des Wissens weit mehr zu Hause sind, als hier, daß es noch immer viele sogenannte Gebildete giebt, welche die Adern, worin ihr Lebensblut rinnt, bei Weitem nicht so gut kennen, wie etwa die Flüsse und Bäche von Hinterindien.

Unter solchen Umständen dürfen die echten Jünger und Nachfolger Bock's ihre Hände noch nicht in den Schooß legen. Jeder muß rührig bleiben auf dem betretenen Kampfgebiete. Ich für meinen Theil habe mir vorgenommen, die Feinschmecker und die Arzneikrämer hintereinander zu hetzen, die lateinische Küche hinter die deutsche zu stellen, zu zeigen, daß es viele Krankheiten giebt, welche mit den Schätzen der Küche und des Kellers allein geheilt werden können. Hoffentlich werden mir bei diesem Unternehmen, an welches sich bis jetzt noch Niemand gewagt hat, meine Kenntnisse in der Kochkunst und eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung aus einer vielbewegten Praxis genügend zur Seite stehen. Der Erfolg des Kampfes wird um so entschiedener sein, je mehr es gelingt, derartige Anschauungen in das große Publicum hinaus zu tragen. Deshalb ist es mir daran gelegen, in die „Gartenlaube“ ernstlich eingekeilt zu werden. In diesen Blättern soll also im Verlaufe der Zeit eine Reihe von Aufsätzen erscheinen, welche die rein diätetische Behandlung verschiedener Krankheiten mit einer Ausführlichkeit behandelt, die auch wirklich zur praktischen Anwendung befähigt. Eröffnen wir den Reigen mit der allbekannten Bleichsucht!

Die Bleichsucht ist für die rein diätetische Behandlung eines der dankbarsten Felder. Bevor wir aber darauf eingehen, müssen wir, um richtig verstanden zu werden, einige Betrachtungen vorausschicken über das Wesen und die Ursachen dieser Krankheit. Die Bleichsucht offenbart sich vorzugsweise als eine Krankheit

des Blutes; es ist dabei die Zahl der eisenhaltigen Blutkörperchen manchmal auf die Hälfte, ja auf ein Dritttheil reducirt. Von diesen Körperchen rührt die bekannte rothe Farbe des Blutes her, sowie das lebensfrische Colorit der Haut. Bleichsüchtige Blondinen haben eine wachsweiße Haut, während schwarzhaarige ein mehr schmutzig graues, etwas in's Gelbliche stechendes Colorit zeigen. Am deutlichsten kann man dies an den Ohren sehen, und von den sichtbaren Schleimhäuten ist es namentlich das Zahnfleisch, auf welchem sich die Bleichsucht abspiegelt. Die Wangen sind weniger maßgebend; es giebt rothwangige Mädchen mit Bleichsucht und blaßwangige ohne Bleichsucht.

Der genannte Blutfehler bildet sich bei einer unzureichenden Nahrung, bei einem Speisezettel, auf welchem die Fleischspeisen vergeblich gesucht werden. Da aber, wie bekannt, die Bleichsucht besonders häufig in Städten vorkommt und dort sogar bis in die höchsten Stände hinaufreicht, so wird sich vielleicht Dieser oder Jener zu der Frage veranlaßt sehen, ob denn bei dieser Krankheit wirklich der Mangel an Fleischnahrung im Spiele sei, denn im Allgemeinen nimmt man doch an, daß in Städten mehr Fleisch gegessen werde als auf dem Lande. Wer aber das Leben kennt, der weiß gar wohl, daß in manchen „vornehmen" Häusern die Beefsteaks oft aussehen wie — Kartoffeln; daß ferner, wenn wirklich einmal Fleisch auf den Tisch kommt, dasselbe häufig in ungesunden, schwer verdaulichen und namentlich überwürzten Gerichten erscheint, und daß endlich in den Quantitäten und in der Eintheilung der Mahlzeiten oft nicht die geringste Rücksicht genommen wird auf die Gesundheit.

Nachdem man, wie bereits angegeben wurde, den Eisenmangel im Blute als das Wesen der Krankheit erkannt hatte, suchte man diesen Mangel auszugleichen durch eisenhaltige Arzneien. Ueber die Wirkungsweise dieser Mittel entwickelten sich im Verlaufe der Zeit ganz verschiedene Ansichten. Die Einen behaupten, das Eisen heile die Bleichsucht, indem es in's Blut übergehe, während Andere versichern, das Eisen greife gar nicht in den Stoffwechsel ein, sondern wirke blos als ein wohlthätiges Reizmittel für die Verdauung. Exacte physiologische Versuche haben nun dargethan, daß nur ein ganz kleiner Theil der Eisenpräparate sich mit dem Eiweiß im Speisebrei zu einer Verbindung vereint, welche zum Uebergang in's Blut befähigt ist; bei weitem der größte Theil passirt als Schwefeleisen nutzlos den Darm. Eine noch größere Schattenseite solcher Eisencuren zeigte sich darin, daß von den vielen Stahlpulvern, Stahltropfen, Stahlwässern nicht ein einziges sich als „wohlthätiges Reizmittel" des Magens bewährte, daß im Gegentheile bei länger fortgesetztem Gebrauche — und dieser ist ja in einer so langsam verlaufenden Krankheit immer nöthig — regelmäßig Verdauungsstörungen auftreten. Zuerst kommt ein Gefühl von Schwere in der Magengrube, dann folgt Aufstoßen von übelriechenden Gasen und zuletzt eine gänzliche Niederlage des Appetits.

Wo ist unter solchen Umständen das Heil für Bleichsüchtige zu suchen? Gehe einmal, anstatt immer nur der lateinischen zuzulaufen, in die deutsche Küche! Dort wirst Du unter Anderem auch diejenigen Heilmittel finden, welche Eisen in einer leicht verdaulichen Form enthalten und zudem noch vortrefflich munden. Diese Heilmittel heißen: Beefsteak, englischer Braten, Soupe à la reine ꝛc. Alles Fleisch, welches eine rothe Faser hat, ist als eisenreich bekannt; ferner ist durch die Praxis mehr als genügend constatirt, daß dieses Eisenpräparat noch nie jene Störungen in der Verdauung verursacht hat, welche oben geschildert sind. Darf man sich also wundern, wenn in neuester Zeit immer mehr Aerzte ihren derartigen Patienten keine Recepte mehr verschreiben, sondern — Speisezettel? Es genügt aber nicht, den Kranken die zuträglichen Speisen einfach zu nennen; man muß ihnen auch noch Vorschriften für die Zubereitung geben, weil die meisten der landesüblichen Kocharten Speisen liefern, die für solche Zwecke nichts taugen. Man denke nur an das allbekannte Rindfleisch au naturel und an die alltäglichen Braten; in beiden Gerichten sind die Eiweißkörperchen hart geronnen; beide haben Saft und Kraft in die Saucen ausgeschwitzt; beide sind somit schwerverdaulich gemacht und ihres Nährwerthes beraubt worden. Unter solchen Umständen wird uns gestattet sein, aus dem Munde des Arztes ein wenig den Kochkünstler vernehmen zu lassen. Nimm zu dem für solche Kranke bestimmten Braten kein anderes Stück Fleisch als Filet! Das Filet hat die zarteste Faser und, was hier auch nicht unwichtig ist, den geringsten Fettgehalt. Ein Portion darf nicht schwerer sein als achtzig Gramm. Das faserquer abgeschnittene Stück muß zu einem förmlichen Wurstteige zerhackt werden. Nachdem dieser genügend gesalzen und gepfeffert ist, wird daraus ein fingerdicker Kuchen geformt. Du darfst jetzt aber weder an's Braten noch an's Kochen denken. Der Fleischkuchen muß roh verspeist werden; rohes Fleisch ist dreimal leichter zu verdauen als gekochtes. Damit die Speise aber auch munde, müssen darüber zwei Schnitte einer frischen (das heißt weißen, nicht mumienartig gebräunten) Salzsardelle gekreuzt werden; in jedes der vier Felder kommt eine Kaper. (Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß diese vortreffliche Speise auch häufiger auf den Tisch der Gesunden kommen sollte; für diesen Fall darf sie dadurch noch etwas pikanter gemacht werden, daß man in dem Teller, in welchem man das Gericht serviren will, noch einen Eßlöffel voll Weinessig und einen Theelöffel voll feinstes Olivenöl, sogenanntes Jungfernöl, verrührt.)

Die zweite für Bleichsüchtige geeignete Fleischgattung, das Hammelfleisch, darf nur in der Form von Coteletten auf den Tisch kommen, welche auf dem Roste à l'anglaise gebraten wurden. — Auch manches Wildpret ist für solche Curzwecke sehr geeignet, z. B. fast alles Haarwild, und vom Federwild die Schnepfen, Wildenten, Wildtauben. Bei diesen herrlichen Tröstern für betrübte Bleichsüchtige muß aber entschieden gewarnt werden vor dem allgemein üblichen Beizen. Die Mägen der Bleichsüchtigen vertragen nur frischen (ungebeizten) Braten, zu welchem bekanntlich nur junges, zartes Fleisch verwendbar ist. Auch die Jus (Bratensaucen) taugen hier nichts, einestheils wegen der vielen Würzen, anderntheils wegen ihres großen Gehaltes an Fett und leimigen Substanzen.

Von den Suppen für Bleichsüchtige ist nur jene Art zu empfehlen, die zur Grundlage eine fettarme, aber dennoch kräftige Fleischbrühe hat und anstatt der sonst so gebräuchlichen Einlagen aus der Reihe der Stärkemehlstoffe (Reis, Sago, Tapioca) eine solche aus dem Thierreiche. Obenan steht die weltberühmte Soupe à la reine, welche bekanntlich zerhackten Geflügelbraten zur Einlage hat.

Der Peccoe- und der Souchongthee enthält immer eine gewisse Menge Eisen und Mangan, nach Liebig ungefähr ebenso viel wie eine schwache Stahlquelle. Deshalb darf auch solcher Thee auf den Speisezettel der Bleichsüchtigen gesetzt werden; er eignet sich ganz besonders als Beigabe zu kalten Fleischbraten. Der Thee für Bleichsüchtige darf nicht länger als fünf Minuten aufgegossen werden, da er sonst zu viel Tannin aufnimmt, welcher Stoff, wenigstens in größeren Quantitäten, die Verdauung der Eiweißkörper zu stören vermag. Zweitens darf solcher Thee nicht zu stark sein; ein Thee, zu welchem mehr als zwei Gramm Blätter auf zweihundert Gramm Wasser genommen wurde, ist für solche nervöse Kostgängerinnen zu aufregend. Endlich muß man nicht vergessen, daß vieles Kochwasser hart, kalkreich ist und deshalb zum Theesieden nichts taugt; man verwende also destillirtes Wasser aus der Apotheke!

Bevor wir nun zur Aufstellung des vollständigen Speisezettels übergehen, wollen wir noch, damit ja keine Irrthümer geschehen können, über einige andere Nahrungs- und Genußmittel zu Gericht sitzen, welche mitunter den Bleichsüchtigen gedankenlos gestattet werden. Alles Fleisch mit weißer Faser, also namentlich das Kalbfleisch paßt hier nicht; es hat einen viel zu geringen Gehalt an Eisen und einen viel zu großen an Leimstoff. Das Schweinefleisch muß schon wegen seines Fettreichthums gestrichen werden. Die Eier werden im gewöhnlichen Leben selten richtig beurtheilt; Wenige wissen, daß dieselben in ihrem Fettgehalt nicht weit hinter dem Mastochsenfleische stehen. Die Milch enthält allerdings auch viel Eiweißkörper, dabei aber wieder soviel Fett, daß Milchcuren eher geeignet sind, ein reichliches Fettpolster zu schaffen als besseres Blut. Und viele Bleichsüchtige sind schon ohnedem wegen eines allzugroßen Körperumfangs ein Bischen in Verlegenheit. Gemüse sind, mit Ausnahme allenfalls des eisenreichen Spinats, als nutzloser Ballast zu bezeichnen; Bleichsüchtige können bei ihren schwachen Magen keine Dinge brauchen, welche fast ohne allen Nährwerth sind und zudem noch gerne Blähungen verursachen. Es gab eine Zeit,

wo man den Bleichsüchtigen ohne Weiteres **kräftige Rothweine** verordnete, also Weine mit großem Alkohol- und großem Tanningehalte. Wir haben schon erwähnt, welchen störenden Einfluß das Tannin auf die Verdauung hat; das Gleiche gilt auch von stark weingeistigen Getränken. Wenn also durchaus Wein getrunken werden muß, so wähle man wenigstens **leichte**, reelle, nicht über ein Jahr alte Weißweine. Die Erfahrung hat zur Genüge dargethan, daß die milden Säuren solcher Weine zur Lösung der Eiweißkörper beitragen, also der Verdauung der Fleischspeisen Vorschub leisten.

Nach diesen Einleitungen wird es nun keine große Schwierigkeiten mehr bieten, einen für Bleichsüchtige **in allen Theilen** zuträglichen Speisezettel aufzustellen. Der erste Gedanke muß sein, für jede Mahlzeit wenigstens ein eisenreiches und dabei leicht verdauliches Fleisch-Gericht als Hauptgang aufzustellen. Im Besonderen wird demnach der Speisezettel lauten:

8 Uhr, Frühstück: Einen Wiel'schen Fleischkuchen, exact auf oben beschriebene Art zubereitet; $^1/_4$ Stunde darauf eine kleine Tasse (200 Gramm) Peccothee.

12 Uhr, Mittagessen: 250 Gramm Soupe à la reine.

4 Uhr, Abendessen: 80 Gramm kalten Wildbraten; $^1/_4$ Stunde nachher 200 Gramm Peccothee.

8 Uhr, Nachtessen: 100 Gramm Hammelscoteletten; $^1/_4$ Stunde nachher ein Glas Wein.

NB. Was nicht auf diesem Zettel steht, ist — verboten.*

Sollte sich jemals ein entschiedener Widerwille gegen das genannte Fleischfrühstück einstellen, so darf man jedenfalls nicht an den sonst so gebräuchlichen Milchkaffee denken; reiner, gründlich entölter Cacao ist viel empfehlenswerther, weil dieser einen weit höheren Nährwerth und keine aufregende Nebenwirkung hat. Und sollte sich jemals ein förmlicher Heißhunger nach Gemüse oder Brod einstellen, so sind, außer dem eisenreichen Spinat, die leichtverdaulichen Wurzelgemüse für kurze Zeit zu gestatten; vom Brode allenfalls die harte Rinde, welche bekanntlich viel leichter zu verdauen ist, als das nur aus aufgeblähtem Kleister bestehende weiche Innere.

Manchmal liegt aber die Verdauung so sehr darnieder, daß man nicht direct zu diesem Speisezettel übergehen kann. In solchen desperaten Fällen ist die Cur mit der Leube-Rosenthal'schen Fleischsolution einzuleiten. Eine Gebrauchsanweisung für dieses auch dem schwächsten Magen verdauliche Nahrungsmittel ist den Blechkapseln aufgeklebt, in welchen es verschickt wird.

Wenn überhaupt bei der Bleichsucht — und dies ist ja bekanntlich kein seltener Fall — die Klagen über gestörte Verdauung immer und immer wieder in den Vordergrund treten, so wird man eben zuerst den Magen in Ordnung bringen müssen (lies hierwegen den „Tisch für Magenkranke", von welchem Buche nach wenig Monaten eine zweite Auflage in die Welt hinaus gehen mußte).

Da, wie schon oben bemerkt, die Mehrzahl der Bleichsüchtigen in den Städten vorkommt, so wird mancher Hausarzt auch daran denken, seine Patientin auf's Land zu schicken. Er mag dies thun, wenn er überzeugt sein kann, daß dort auch das Wichtigste von Allem, das richtige Essen, zu bekommen ist, denn bei dem in Curorten üblichen Getafel wird kein kranker Mensch gesund. Es ist bekannt, daß der Aufenthalt in hochgelegenen, reich bewaldeten Gegenden sehr wohlthätig auf den Ernährungsproceß wirkt; schon manche Bleichsüchtige hat, nachdem sie alle Mittelchen ohne jeglichen Erfolg durchprobirt, erst durch obige Diät und einen längeren Aufenthalt im Engadin oder Schwarzwald die langersehnte Gesundheit wiedererlangt.

Med. Dr. **Josef Wiel** in Zürich.

* Und womit heilt das arme Nähmädchen, das weder Wildpret noch Wein bezahlen kann, seine Bleichsucht? Frage der Red.

An Ferdinand Freiligrath.

Ich darf nicht steh'n an Deines Grabes Rand;
Ich werf' Dir nicht auf's Haupt die Schaufel Erde.
Des kranken Kindes fieberheiße Hand,
Sie hält zurück mich an dem Heimathherde.
Doch ständ' ich auch an Deiner Schlummerstatt
Und kränzte Deine Stirne, die erblaßte,
Ich weinte still an Deinem Sarg mich satt
Und fänd' kein Wort, das Deinen Werth umfaßte.

Wohl ward dem Dichter reichen Ruhmes Zier,
Doch laß' mich das zu höchstem Lobe sagen:
Noch zehnmal höher stand der Mann in Dir
Und selten hat ein solches Herz geschlagen,
So frei von Selbstsucht, ehrlich, g'rad' und schlicht.
Was Weib und Kind, den Freunden Du gewesen,
Was wir verlieren, o, das sagt sich nicht,
Das kann nur Gott in uns'rer Seele lesen.

Und Keiner treuer zu dem Volke stand —
Im fremden Land gingst Du auf Dornenwegen.
Da rief den Flüchtling heim das Vaterland;
Mit off'nen Armen kam es Dir entgegen.
Der deutsche Geist, längst steht er siegreich da;
In Schlachten hat die deutsche Kraft gesprochen.
Als an die Brust Dich zog Germania,
Da hörten wir des deutschen Herzens Pochen.

Das war ein Klang! Vom fernsten Meergestad',
Vom Urwalddickicht kamen Dir die Grüße,
Daß man mit Rosen schmücke Deinen Pfad,
Daß man des Lebens Herbe Dir versüße.
Da sahst Du, was an Liebe Du gewannst,
Da sahst Du, welchen Segen Du errungen.
Dein Lied: „O lieb', so lang' Du lieben kannst!"
Für's deutsche Herz war's nicht umsonst gesungen.

Nun tönt um Dich die Klage, Sanggenoss'! —
Der glühend uns gemalt der Tropen Bilder,
Der uns der fremden Dichtung Schatz erschloß,
Der uns in heiß bewegter, stürmisch wilder,
Gewalt'ger Zeit der Freiheit Credo sang,
Er, der noch in dem letzten Völkerstreiten
Sein Liederschwert stolz wie kein And'rer schwang,
Er ist verstummt, verstummt für alle Zeiten! — —

Mag's denn ein Trost in uns'rem Leide sein:
Die Liebe stand an Deinem Sterbebette.
Auf deutscher Erde schlief der Dichter ein;
Im Vaterland ist seine Ruhestätte.
Und nicht als welker Greis, vom Kampfgefild'
Bist Du in voller Kraft zur Gruft getreten. —
Schlaf sanft! Im deutschen Herzen lebt Dein Bild,
Das Bild des Volkstribunen und Poeten.

Barmen, an Freiligrath's Begräbnißtage, den 21. März 1876.

Emil Rittershaus.

Das rothe Quartal.

(März—Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

6. Es wird kanonirt, prophetirt und charlatanisirt. — 7. Verfolgungswahnsinn.

Das „Alles schon dagewesen" hält auch nicht mehr stand. Denn in unseren Tagen hat die menschliche Tragikomödie, sonst auch Geschichte genannt, uns wahrhaftig verschiedene noch nicht dagewesene Figuren und Scenen vorgeführt. War nicht die ganze Scenerie des Kommunespiels eine neue, insofern die deutschen Soldaten sehr wahrnehmbar in den Kulissen standen? Und ist nicht der Marschall Mac Mahon eine neue, noch nicht dagewesene Figur? Gewiß ist er das. Nicht darum zwar, weil er, der notorische Royalist, den Präsidenten einer Republik vorstellt, sondern deßhalb, weil er, der bei Wörth davongerittene und bei Sedan davongetragene General, zum Staatsoberhaupt seines Landes erkoren worden. Daß siegreiche Degen zu Sceptern

wurden, das ist schon oft dagewesen. Daß ein zerschlagener Degen als Skepter fungirt, das ist neu.

Maßen der alte Thiers nicht selber zu Pferde steigen konnte — gewiß zu seinem großen Leidwesen — so mußte er sich nach einem passenden Obergeneral umsehen, und seine Wahl fiel auf den aus deutscher Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Mac Mahon. Daß dieser trotz Wörth und Sedan noch ein solches Ansehen behalten hatte, zeugt immerhin von seiner soldatischen Tüchtigkeit. Vielleicht wollte die Quasi-Republik durch die Ernennung des sehr katholischen Marschalls der hochwürdigen Klerisei eine Bürgschaft geben. Uebrigens war ja auch die Auswahl nicht groß.

Der Marschall hatte ausreichende Streitkräfte unter seiner Hand, an 150,000 Mann. Die „aktive“ Armee, anfänglich drei, später fünf Korps stark, wurde von den Generalen Ladmirault, Cissey, Du Barrail, Douay und Clinchant kommandirt. Die „Reservearmee“ befehligte der General Vinoy. Nachdem die Organisation, Ausrüstung und Vertheilung der Truppen vollendet war, begannen die Blauen am grünen Donnerstag (6. April) ihre Angriffsbewegungen gegen die Rothen. In der Richtung auf Neuilly zunächst. Die Feldwachen der Rothen, welche sich wieder bis Courbevoie vorgewagt hatten, wurden von dort über die Seinebrücke und die Avenue hinab bis zur Porte Maillot zurückgetrieben. Zugleich überschüttete der Mont Valerien Neuilly und dessen Umgebung, sowie am folgenden Tage die Champs-Elysées und das Quartier Les Ternes mit Kugeln, welche eiserne Boten den Parisern den ganzen Ernst der Lage und den Beginn des zweiten Bombardements der Stadt verkündeten. Der Karfreitag sah einen achtstündigen mörderischen Kampf um den Besitz der Brücke von Neuilly. Die Rothen schlugen sich mit Todesverachtung, und erst am nächsten Tage (8. April) verzichteten sie darauf, die von den Blauen genommene wichtige Brücke wiederzunehmen. Nach schweren Verlusten konnten demzufolge die Regierungstruppen am rechten Seineufer Batterien errichten, welche im Verein mit denen des Mont Valerien die Porte Maillot in der Umwallung und über diese hinweg den Arc de Triomphe und die Champs-Elysées zu Zielpunkten nahmen. Den Ostersonntag und Ostermontag über ruhten die Waffen. Am 11. April sodann inaugurirte der Marschall seine Oberbefehlshaberschaft durch ein heftiges Artilleriefeuer, welches die blauen Batterien von Neuilly und Chatillon aus gegen die Porte Maillot und die Südforts richteten. Ein in der Nacht mit bedeutenden Streitkräften unternommener Versuch, die Südforts mittels Ueberrumpelung zu nehmen, schlug gänzlich fehl. Die Rothen waren wachsam und gut vorbereitet. Sie bereiteten den Ueberrumpelern einen so heißen Empfang, daß diese ihn zu heiß fanden und eiligst den Rückzug antraten. Viel besser gelang etliche Tage darauf den Blauen ein Schlag vor der Westfronte der Stadt: die Erstürmung des bei Asnières gelegenen, von den Rothen besetzten und befestigten, den Strom, sowie die Straße zwischen Courbevoie und Asnières beherrschenden Schlosses Bécon durch die Truppen des Generals Montaudon am 17. April. Dies war für die Rothen ein nicht zu mißachtendes Signal, sich definitiv auf das rechte Seineufer zurückzuziehen. Die Fortsetzung der Kämpfe in dieser Gegend, hartnäckige Feuergefechte ohn' Ende mit sich bringend, fiel schwer auf die zwischen der Umwallung und dem Strome gelegenen Ortschaften Clichy, Levallois, Champerret, Villiers und Neuilly, deren Insassen sich und ihre Habseligkeiten so gut es ging nach Paris hineinflüchteten, während die zierlichen Dörfer oder Städtchen selbst unter den sich kreuzenden Geschossen in Trümmer sanken. Der Plan des Marschalls wollte, daß die Truppen auf der Südseite wenigstens ebenso weit vorgeschritten sein müßten wie auf der Westseite, bevor von beiden Seiten ein gleichzeitiger Angriff auf die Umwallungslinie geschehen könnte. Aber in den Südforts, namentlich in Issy und Vanves, behaupteten sich die Rothen mit wilder Zähigkeit bis in den Mai hinein gegen ihre blauen Belagerer. Denn hier sahen sich die Generale der letzteren genöthigt, zu förmlichen Belagerungen zu schreiten, mit Laufgräben und allem Zubehör vorzugehen. Der Kampf um diese Citadellen führte allerhand Krisen im Schoße der Kommune mit sich und gab auch den unmittelbaren Anstoß zum Sturze von Cluseret. Am 9. Mai fiel Issy, am 14. Mai Vanves endgiltig in die Hände der Blauen. Die rothe Fahne war selbst auf den Trümmerhaufen, wozu die Kugeln der Belagerer die beiden Burgen gemacht hatten, bis zur äußersten Möglichkeit aufrechtgehalten worden.

Nunmehr konnten die Truppen des Marschalls gegen die Umwallung der Stadt selber vorgehen, aber nicht etwa mit einem Sturmangriff, welcher vorerst ganz aussichtslos gewesen wäre. Spitzhacke, Spaten und Schaufel, die Berechnungen und Künste des Ingenieurs, die Wirksamkeit des Belagerungsgeschützes mußten vorerst in Anwendung gebracht werden und wurden es. Im Lieblingsparke der Pariser, im Bois de Boulogne, zwischen jenen kokett sich kreuzenden Fahr-, Reit- und Wandelwegen, auf welchen sonst der Luxus allen seinen Uebermuth und Frauenschönheit alle ihre Lockungen entfaltet hatten, wurde jetzt eine riesige Schanze aufgebaut und mit 70 Geschützen schwersten Kalibers bewaffnet. Diese Batterie spie sofort ihren Eisenhagel auf den ihr gegenüber liegenden Wall und die dahinter gelegenen anmuthigen Vorstädte Auteuil und Passy, und Dank diesem Eisenhagel vermochte der hier kommandirende General Douay seine Laufgräben der Umwallung rasch näher zu treiben.

Aber aller Eifer der Blauen, alle ihre Vorschritte waren doch bei weitem nicht rasch genug, um den unheilvollen Gedanken, womit die Kommune oder wenigstens die Fanatiker in derselben sich trugen, von vornherein die Möglichkeit einer Verwirklichung abzuschneiden. Daß solche Gedanken, eine beispiellose Katastrophe vorzubereiten, vorhanden waren, hat nachmals die kriegsgerichtliche Untersuchung klargestellt. Uebrigens hatten die Fanatiker und die Charlatane des rothen Schreckens ihrer Absichten auch gar kein Hehl. Im Gegentheil, sie machten förmlich damit Parade. Einer der rothen Hauptcharlatane — zum Fanatiker war er viel zu schlecht — Jules Vallès, Mitglied der Kommune, sagte jedem, der es hören wollte, mündlich und in seinem Gossenblatt „Cri du peuple“ schriftlich, daß die Rothen den Blauen Paris nur als einen Trümmerhaufen überlassen wollten und würden. „Die Banditen von Versailles mögen ein Fort nach dem andern nehmen. Sie mögen auch die Stadtumwallung niederwerfen. Aber keiner ihrer Soldaten wird trotzdem Paris betreten. Wenn Thiers etwas von Chemie versteht, so wird er uns verstehen. Die Armee von Versailles mag wissen, daß Paris vor nichts, aber auch vor gar nichts zurückschrecken wird und daß alle Maßregeln getroffen sind.“

Wie wohlbedacht diese Drohungen waren, hat der Schlußakt des rothen Quartals nur allzu roth, zu blut- und feuerroth bewiesen. Unser Charlatan von Prophet freilich scheint nicht daran geglaubt zu haben, daß andere seine finsteren Prophezeiungen in Erfüllung bringen würden. Nachstehende Scene, die ein durchaus verläßlicher Zeuge mitgetheilt hat, zeichnet den Menschen und mit ihm alle jene gewissen- und schamlosen Zigeuner, welche aus der Agitation ein Handwerk und aus der Revolution eine Versorgungsanstalt gemacht haben und machen.

Am 11. Mai erzählte im Kafé Madrid ein Pariser dem deutschen Publicisten G. Schneider Folgendes: „Ein Freund von mir, der Direktor des Journals ‚Eclipse,‘ war von einem gewissen Pilotell, der, — ein Karikaturenzeichner letzten Ranges und verkommenes Subjekt — vom Centralkomité zum Quasiminister der schönen Künste erhoben, diesen hohen Posten mit der Stelle eines Polizeikommissärs vertauscht hatte, ausgeplündert und arretirt worden. Ich wollte versuchen, durch Vallès die Freilassung des Verhafteten zu erlangen, und da man mir sagte, daß er bei dem Weinhändler Delille an der Place des Victoires zu speisen pflegte, ging ich dorthin. Bald trat Vallès ein. Er hatte sich den Bart verschneiden lassen und trug Sommerkleider mit einer rothen Rosette im Knopfloch. Den unvermeidlichen Schleppsäbel an der Seite, eingehüllt in einen polnischen Schnürenrock, Ungarstiefeln an den Füßen, eine Fischottermütze auf dem Kopfe, rief er mir zu: ‚Wollen Sie meine Stelle im Hôtel de Ville einnehmen?‘ — ‚Schönen Dank! Ich habe keine Lust füsilirt zu werden.‘

Er legte Mütze, Rock und selbst Weste ab. Seine schwarzen Haare tropften von Schweiß; seine Augen glühten in Fieberhitze; seine Brust keuchte. ‚Was für ein Handwerk!‘ rief er aus. ‚Und ich, der ich so faul bin! Diese Leute dort werden mich noch verrückt machen. Sitzung bei Tage, Sitzung bei Nacht. Und wozu? Das Lob Baboeuf's zu singen! Sehen Sie, die Versailler entreißen uns Stunde für Stunde Terrain, Mauer, Hoffnung,

wir aber sind auf heute Abend zusammenberufen, um über einen Antrag Courbet's zu rathschlagen, der mit seiner Demission droht, wenn man nicht die Absetzung Gottes dekretirte. Ich meinerseits werde gegen den Antrag stimmen. Gott genirt mich nicht. Nur Christus mag ich nicht leiden, so wenig wie alle Scheinberühmtheiten.' Vallès, der niemals gutherzig gewesen, schlug mir meine Bitte ab. Ich fragte dann noch: ‚Wie soll das alles enden?' ‚Oh, auf die einfachste Weise von der Welt', entgegnete er. ‚Cluseret oder ein anderer verkauft den Versaillern ein Wallthor, und eines schönen Morgens liest man uns in unseren Betten auf — ein hübscher Blumenstrauß für Cayenne! Ich jedoch hoffe zur rechten Zeit benachrichtigt zu werden; mein Koffer ist gepackt; ich mache mich aus dem Staube nach der Schweiz oder Belgien. Binnen sechs Monaten giebt es in Frankreich einen Regierungswechsel, der eine Amnestie mit sich bringt. Dann kehre ich zurück und werde, Dank meiner Popularität, Deputirter. Als solcher nehme ich Platz auf den Bänken der Opposition, d. h. der gemäßigten Opposition, und meiner Treu, es ist ja alles möglich, und ich sehe nicht ein, warum ich nicht Minister werden sollte. Ernest Picard ist's ja auch geworden.'"

„Einen Diktator müssen wir haben. Wir brauchen die Diktatur," rief Rochefort in seinem „Mot d'ordre" aus, und wahrscheinlich fühlte dieser Schnurrant mit der Feder in sich selber das Zeug zu einem richtigen Diktator. Die ins Schranken- und Sinnlose überspannte Demokratie ist auch wirklich allzeit und überall in eine Diktatur ausgelaufen. Wenn die Menschen merken, daß ihnen mit dem Aberglauben an den souveränen Unverstand der Mehrheit nicht geholfen sei, so werfen sie sich wieder dem Aberglauben an den souveränen Verstand der Minderheit in die Arme, so leidenschaftlich, daß sie die Minderheit schließlich auf eine Persönlichkeit einschränken und nun von einem einzelnen Menschen erwarten, was die ganze Menschenmasse nicht zu leisten vermochte. Natürlich werden sie auch wieder betrogen. Denn von der Täuschung zur Enttäuschung und von dieser wieder zu jener zu taumeln, das ist das Loos der Menschheit.

In der Kommune fand jedoch die Forderung Rochefort's keinen Anklang. Die Herren vom Stadthause hielten sich für viel zu wichtig, als daß sie irgendwem die Diktatur gegönnt hätten. Sie amteten also fort, hatten aber unter sich fortwährend mehr oder minder heftige Schismen auszugleichen. Auch mußte ja die Kommune das thatsächlich fortbestehende, aus dem Hôtel de Ville in ein Haus der Rue de l'Entrepot übergesiedelte Centralkomité mitregieren lassen.

Wenn aber die einköpfige Diktatur verwerflich, wie war es mit einer vielköpfigen? Im Evangelio Sankti Jakobi vom dreimalheiligen Jahr 1793 steht ja zu lesen, daß so eine Diktatur, genannt Comité du salut public oder Wohlfahrtsausschuß, Frankreich und die Republik gerettet habe. Also fahren wir getrost fort in unserer Affenpolitik und machen wir ebenfalls einen Wohlfahrtsausschuß, auf daß Frankreich und die Kommune gerettet werden. Der Bürger Miot stellt den bezüglichen Antrag, und derselbe geht durch mit 34 gegen 28 Stimmen. Darauf am 1. Mai Wahl des Ausschusses durch die 34 Bejaher der Frage. Resultat: die Bürger Arnaud, Meillet, Ranvier, Pyat, Gérardin sind Wohlfahrtsausschüßler. Diese Fünfeinigkeit ist aber nicht von Dauer. Nach dem 9. Mai, von wo ab — Fort Issy war verloren — der ganze Handel schief, sehr schief zu gehen anfing, wird ein neuer Wohlfahrtsausschuß bestellt — aus den Bürgern Arnaud, Billioray, Eudes, Gambon und Ranvier. Allein das Ding ist überhaupt nicht recht lebensfähig. Eine starke Minderheit, worunter Beslay, Clément, Jourde, Vermorel, protestirt von vornherein gegen die ganze Wohlfahrtsausschüsselei, als der Einheit und dem Zwecke der Kommune zuwider. Die wirkliche Macht, soweit solche noch einheitlich vorhanden, geht nach dem 9. Mai auf den Kriegsdelegirten Delescluze über. Mit der Oberbefehlshaberschaft über die sämmtlichen Streitkräfte wird der Pole Dombrowsky betraut, an welchen alsbald zwei Landsleute, zwei jener „edlen Polen aus der Polakei", wie Heine sie besungen, Byszynsky und Wolowsky, sich heranmachen, um ihn mit Versailles in Beziehung zu setzen, d. h. zum Verrath zu verlocken, was aber nicht gelingt. Dombrowsky hält fest an der übernommenen Verpflichtung. Im übrigen spielt von jetzt an so ziemlich jeder Kommunard in Paris den Diktator auf eigene Faust, soweit eben seine Faust reicht. Die Fäuste von Gesellen wie Rigault und Ferré reichen leider weit, viel zu weit. . . .

Am 12. Mai gab der Wohlfahrtsausschuß in einer Proklamation den Nothschrei von sich, daß die „Reaktion daran verzweifelt, Paris mittels Waffengewalt zu besiegen" und darum darauf ausginge, die Kräfte der Rothen „mittels Korruption zu zerstören". Dann noch bestimmter: „Ihr (der Reaktion) mit vollen Händen ausgestreutes Gold hat bei uns käufliche Gewissen gefunden." Ja wohl! Selbst der schaugespielte Fanatismus eines Billioray und Mortier von der Kommune soll der gelben Beredsamkeit des versailler Goldes nicht widerstanden haben. Indessen wurden alle Anschläge der Verräther, dieses oder jenes Thor den Blauen zu öffnen, vereitelt. Das Unheil wollte und mußte seinen Verlauf haben.

Mit dem Anfang des Maimonds kam es in rascheres Rollen und Stürzen. Die Mißachtung der Freiheit der Personen und der Sicherheit des Eigenthums nahm von Tag zu Tag größere Verhältnisse an. Die Razzias bei mißliebigen reichen Leuten, die Plünderung von Kirchen und Privathäusern, die Verhaftungen „Verdächtiger", die Jagd auf „Refraktäre", d. h. auf Leute, welche sich dem Zwangsdienste in der Bürgerwehr entziehen wollten, das alles mehrte sich in erschreckendem Maße und nahm immer entschiedener den Charakter rohrother Brutalität an. Am 14. Mai ließ der Wohlfahrtsausschuß der Kommune das Dekret ausgehen, daß jeder und jede fortwährend ihre gehörig ausgefertigte und visirte „Bürgerkarte" bei sich tragen solle. Wer nicht im Besitze einer solchen betroffen würde," sollte ohne weiteres eingethürmt werden. Auch damit hat sich der rothe Schrecken von 1871 wiederum nur als der Affe des rothen Schreckens von 1793 erwiesen. Doch muß man zugestehen, daß die Terroristen von 1871 in ihrem weiteren Vorschreiten etwelche Originalität entwickelten. In der Verfeinerung der Teufelei, wie auch im Ungeheuerlichen trugen sie es sogar über ihre Vorgänger und Vorbilder davon. Die Machenschaft mit den „Geiseln" einerseits, der Hunnengedanke, Paris zu verbrennen, andererseits geben hierfür Zeugniß. Aber nein, auch dieser Gedanke war nicht neu. Die Zerstörung von Lyon durch die alten Jakobiner konnte die neuen zur Zerstörung von Paris reizen, und hat uns nicht Frau Dudevant (Georges Sand) in ihrer Lebensgeschichte erzählt, daß, als sie eines Spätabends zu Anfang der vierziger Jahre mit ihrem Freunde Michel de Bourges den Quai der Tuilerien hinabgegangen, der genannte Radikale mit seinem Stocke gegen die Quadern des Palastes geschlagen und ausgerufen habe, dieses Schloß und alle die Paläste und Monumente in Paris müßten zerstört werden, bevor eine neue Zeit anbrechen könnte?

Die düstere Wahrsagung ging in Erfüllung. Und was für ein „Neuzeitliches" ist dann gekommen? Die Republik des Belagerungszustandes, die Republik, welche sich vor dem eigenen Namen fürchtete . . . . .

Wenn man, was freilich nicht leicht ist, kaltblütig den Gang der Tragödie des rothen Quartals betrachtet, so drängt sich einem der Gedanke auf, die vortretenden Rollenträger des Stückes müßten vom Verfolgungswahnsinn ergriffen worden sein. Vom thätigen, wohlverstanden! nicht vom leidenden. Man spürt überall den Narren, aber den blutdürstigen Narren, welcher Methode in seinen Wahnwitz zu bringen weiß und folgerichtig ras't.

Daß aber die jakobinische Verfolgungswuth von 1871 in erster Linie gegen die Priester sich kehrte, ist sehr begreiflich. Was hatten die Pfaffen nicht alles an Frankreich gesündigt! Sie, die jeder Scheußlichkeit des Despotismus ihren Segen gegeben, jedem an dem französischen Volke durch das Königthum verübten Frevel ihr Tedeum gesungen und im hellen Lichte des 19. Jahrhunderts ihr schandbares Verdummungs- und Verdunkelungsgeschäft mit mehr als mittelalterlicher Schamlosigkeit getrieben hatten. Sie, die sich unter die eifrigsten Bekenner und Verkünder der größten Lüge, welche jemals gelogen worden, der Papstlüge, eingereiht und das Christenthum in Frankreich zu einem der rohesten und abgeschmacktesten Götzendienste gemacht haben, womit irgendwann und irgendwo plumpe Gaukler die stupide Menge äfften. Extrem ruft ja das Extrem. Zu allen Zeiten und überall war es so. Es ist kein bloßer Zufall, es

ist eine furchtbare weltgeschichtliche Lehre und Warnung, daß die schwarzen Orgien des Afterglaubens von La Salette, Lourdes und Paray-le-Monial und die rothen Orgien des Jakobinismus von La Roquette in demselben Lande und in derselben Zeit in Scene gesetzt worden sind.

Die Verhaftungen der Priester, Mönche und Nonnen war schon im April ein Lieblingsgeschäft der Kommunarden und wurde so eifrig betrieben, daß bis zum Ende des Monats wenigstens 200 Personen dieser Kategorie in der Conciergerie, in Mazas und La Santé eingekerkert waren. Etliche ließ man wieder laufen. Die Auslese behielt man vorderhand als „Geiseln“, um dieselben gelegentlich gegen von den Blauen gefangene Rothe auszuwechseln oder auch an diesen „Geiseln“ zu rächen, was die Versailler gegen Leute von der Kommune sündigten. Der Erzbischof von Paris, Darboy, wurde verhaftet in der ganz bestimmten Absicht, seine Freilassung Herrn Thiers anzubieten als Aequivalent für die Freigebung Blanqui's. Herr Thiers fand es nicht gerathen, auf dieses Ansinnen einzugehen.

Die Verhaftung des Erzbischofs erfolgte am 4. April, Nachmittags 2 Uhr. Zugleich mit ihm wurden verhaftet seine Generalvikare Lagarde und Jourdan. Weiterhin die Abbés Surat, Petite, Blondeau, Cerze, Allard, der Pfarrer Deguerry von der Madeleine, sechs Dominikanermönche von Saint Jean de Beauvais, die Jesuiten Ducondray, Caubert und Clerc, und diesen priesterlichen Gefangenen gesellte man den alten Herrn Bonjean, weiland Senator des Empire. Allein die Verhaftungswuth richtete sich nicht etwa nur auf Priester, auf Royalisten und Bonapartisten, sondern auch auf Republikaner, welche der Kommune nicht huldigten oder welche den Groll eines der Stadthaustyrannen auf sich gezogen hatten. Aus beiderlei Ursachen wurde der allgemein geachtete Republikaner Gustav Chaudey vom „Siècle“ eingekerkert, um später schandbar hingemordet zu werden. Es hatte den Bürger Rigault verdrossen, daß der arme Chaudey in ihm schlechterdings keinen großen Mann, sondern höchstens einen travestirten Danton sehen wollte.

Der Bürger Rigault blähte sich aber in der Polizeipräfektur wie ein Sultan des rothen Schreckens. Als der verhaftete Erzbischof von Paris vor ihn geführt wurde und den salbungsvollen Sermon erhob: „Liebe Kinder, ich bin kein Politiker; ich verstehe nur die Ausübung meines Friedensamtes. Liebe Kinder, denkt doch nach und bedenkt, was ihr thut!“ — da runzelte und rasselte ihn der Prokurator der Kommune an: „Was Kinder! Sie stehen hier nicht vor Kindern, Bürger, sondern vor einer Behörde. Und was Ihr Gepredige betrifft, so können Sie das beiseite lassen. Wir kennen das Zeug; seit achtzehnhundert Jahren macht ihr es der Welt vor.“ Der Erzbischof wagte von der Ungesetzlichkeit seiner Verhaftung zu reden. Aber da kam er übel an. „Pflichtvergessener Pfaffe!“ schrie ihm Rigault zu. „Sie, der Sie dem Meineid auf dem Throne geweihräuchert haben, Sie wagen es, das Wort Gesetzlichkeit im Munde zu führen?“

Leider war die brutale Abfertigung keine ungerechte, sondern eine nur allzu verdiente. Denn allerdings hatte Monseigneur Darboy, gleich seinem Vorgänger Sibour, vor der bekannten semitischen Nase des meineidigen Verbrechers vom 2. December huldigend und segnend das Weihrauchfaß herumgeschwungen.

Etliche Tage später, als der Erzbischof nach Mazas gebracht worden, ging der Doktor Demarquay, bekannt und beliebt wegen seiner unermüdlichen Fürsorge für die Verwundeten, den Beherrscher der Polizeipräfektur um die Freilassung des Prälaten an. „Wie mögen Sie sich um solches Pack kümmern?“ fragte Rigault lachend. „Wenn Sie nicht aufhören damit, lass' ich Sie versohlen.“ Als aber der Arzt weiter in ihn drang, rief er zornig aus: „Unmöglich, Bürger Doktor! Die Losung unserer Revolution ist: Tod den Priestern!“

Im Generalstabsgebäude in Berlin.

Skizze von George Hiltl.

Auf den Häusermassen der Hauptstadt Berlin und deren Umgebung ruhen noch die Schleier, welche der Morgennebel webt. Allmählich zerreißt die heraufsteigende Sonne das luftige Gespinnst. Aus den flatternden Wolken, die, vom leichten Winde getrieben, durch die Baumreihen des Thiergartens, durch das Geäste und über die Dächer der nächstliegenden Häuser schweben, blicken die Umrisse zweier großen Denkmale hervor, welche, nicht weit entfernt von einander stehend, sich zu grüßen scheinen: das Brandenburger Thor und die Siegessäule auf dem Königsplatze.

Beide Denkmale ergänzen einander. Die Göttin auf dem Viergespann, welches den kühnen Bau des Thores krönt, ist eine eherne Erinnerung an jene Zeiten, wo Preußen in die Waffen gerufen wurde, um im Bunde mit Oesterreich und Rußland den Feind zu bekämpfen, der sogar deutsche Waffen wider Deutsche zu führen wußte. Die Säule auf dem Platze aber redet von den Kämpfen, in welchen deutsches Blut geflossen durch Bruderhände, bis diese sich vereint gegen den gemeinsamen Feind wandten, denselben, der einst die Väter in Knechtschaft geschlagen.

Groß und gewaltig waren diese Zeiten, in denen aus allen Gegenden die Söhne des Landes von der Werkbank, vom Pfluge, aus der Studirstube, von der Staffelei herbeieilten, die Waffen zu ergreifen, eine zwar unfertige Mannschaft, nur mangelhaft geübt in der Führung der Waffe, aber muthig in die Reihen der Streiter tretend, als es galt, sich vor die Bajonnette der sieggewohnten Armee des gewaltigen Schlachtenkaisers zu werfen, um den Lauf seiner Massen aufzuhalten.

Anders gestaltete sich der Krieg, zu dessen Gedächtniß die hohe Säule errichtet wurde, auf deren Höhe die Göttin des Sieges schwebt, hoch in ihren Händen Kranz und Palme tragend. Dem dreisten Angreifer trat ein Heer entgegen, welches aus den Kindern des Landes gebildet, welches Eins geworden war mit den eisernen Pflichten, die Jedem gebieten, dem Heere sich einreihen zu lassen. Es war das Volk, welches seit den Tagen von 1813, 1814 und 1815 die Waffen in der That nicht aus den Händen gelegt hatte, sondern in steter Uebung erhalten worden war, gleichsam als solle es sich vorbereiten auf einen neuen und gewaltigen Kampf mit demselben gefährlichen Feinde — es war dieses Volk, welches gegen ihn marschirte und ihn zu Boden warf.

Die Erinnerung an jene Heldenführer, deren weise Schlachten-Berechnung die Väter der Kämpfer von 1866 und 1870 zum Siege geleitet hatte, schwebte noch um die Fahnen der Söhne und Enkel, aber auch die neuen Kämpfe sollten neue Männer der That wachrufen. Mit Staunen sah die Welt, wie ein mächtiges Genie seine Schwingen entfaltete, ungeahnt, unerwartet und durch ungeheure Erfolge die einst glanzvollsten Sonnen verdunkelnd.

Diese gewaltige Erscheinung ist Hellmuth von Moltke. Eine Aufzählung der Verdienste dieses großen Mannes wäre ein überflüssiges Unternehmen. Ueber Moltke ist von den Besten der Nation umfassend berichtet worden; er lebt in dem Munde des Volkes als Krieger und Denker und wird leben für alle Zeiten. Stets wird sein Name zusammen genannt werden mit den ruhmvollsten Erinnerungen des deutschen Volkes. Aber doppelt lebendig wird das Gedächtniß seiner Thaten, wenn wir durch die Halle des Brandenburger Thores schreiten, die breite mit Bäumen bepflanzte Straße bis zum Königsplatze und seiner Erinnerungssäule entlang. Es ist eine Etape, eine Etape des Siegesmarsches vom Thore bis zur Säule, und wenn die Strahlen des Morgenlichtes auf dem goldigen Erzblocke blitzen, prallen sie von demselben zurück und werfen ihren hellen, belebenden Schimmer bis zu dem monumentalen Hause an der Seite des Platzes hinüber, in dessen Räumen das Werk der Vertheidigung des Vaterlandes berathen wird.

Die Strahlen schlüpfen durch die Vorhänge der Fenster eines Zimmers; sie scheinen den Insassen desselben zu suchen. Der Morgen ist da — er hat den vornehmsten Bewohner dieses großen Gebäudes, er hat Moltke geweckt.

Mit dem Schlage halb sieben Uhr Morgens erhebt der Feldmarschall sich von seinem Lager. Die strenge Gewohnheit



Moltke im Vortragszimmer des Generalstabsgebäudes.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von O. Schulz.

läßt ihn genau zur bestimmten Stunde sein Tagewerk beginnen; nicht einer Reveille bedarf es, um ihn zu wecken.

Die meisten seiner zahllosen Verehrer können sich den großen Feldherrn, der an der Seite seines königlichen Herrn und Freundes im Donner der Schlachten hielt und, mit dem Dichter zu reden, „mit seinem Blicke die Schlacht regierte", nicht anders als im Kleide des Krieges mit Helm und Schwert denken. Aber in den stillen Räumen seines Arbeitszimmers, wie anders erscheint uns hier der Schlachtendenker! Er betritt dieses Zimmer im Morgenrock, den feingeformten Kopf mit einem Käppchen bedeckt. Wir empfangen einen wohlthuenden Eindruck von diesen Räumen. Nirgends ein Schmuck jener prahlerischen Zierrathen, welche häufig genug in den Zimmern von Personen anzutreffen sind, die den Eintretenden mit ihren Verdiensten und deren Anerkennungen bekannt machen wollen, nirgends ein grell hervortretender Gegenstand, auf den sich die Blicke sofort heften könnten. Alles ist hier friedlich, ernst und harmonisch; es macht den Eindruck, als walte in diesen Räumen ein emsig, aber im Stillen schaffender deutscher Gelehrter.

Die Lebensweise Moltke's ist eine äußerst regelmäßige, wie dies bei einem festen, bestimmten, durch eigene Kraft und eigenen Willen vorgezeichneten Wirken auch nicht anders sein kann. Wie bei allen wahrhaft großen Erscheinungen, ist diese Lebensweise ebenso einfach, wie der Mann selbst, der ihr huldigt, bedeutend und glänzend dasteht. Wenn der Feldmarschall in sein Zimmer getreten ist, nimmt er den Kaffee ein, wobei der Duft einer Cigarre sich mit dem des Mocca verbindet. Nach genossenem Frühtrunk geht er an sein Tagewerk. Seine Feder gleitet schnell und stets sehr regelmäßig über das Papier, — er ändert nur höchst selten in einem Briefe oder Manuscripte; denn seine Gedanken sind immer fest, bestimmt und nie schwankend.

Mit dem Schlage neun Uhr bringt man ihm die Dienstbriefe, welche er sehr genau, obwohl schnell, zu lesen pflegt. Noch ist das Arbeitszimmer von keinem Anderen als von dem „großen Schweiger" selbst und dessen Diener betreten worden, aber zwischen zehn und elf Uhr wird es lebendiger. Die Adjutanten erscheinen; die Rapporte werden abgestattet; hin und wieder beginnt eine kurze Discussion; eine Entscheidung wird gefällt, ein besonderer Befehl ertheilt. Während des Lesens der eingelaufenen Briefe liebt Moltke nicht, gestört zu werden, doch haben die Chefs der Abtheilungen zu jeder Zeit freien Zutritt, und nicht selten lösen mehrere jener Herren einander ab, wenn es gilt, wichtige Meldungen zu machen.

Erst um elf Uhr wechselt der Feldmarschall seine bequeme Hauskleidung und legt Uniform an. Seine Toilette ist schnell beendet. Bei gutem Wetter tritt er wohl dann und wann auf den großen, vor dem Zimmer hinlaufenden Balcon und läßt seine Blicke über den Platz, zu dem Denkmale schweifen, zu dem Wahrzeichen so vieler Siege, an deren Erringung er den größten, glänzendsten Antheil gehabt.

Dann beginnt er auf's Neue zu arbeiten. Was seit der frühen Morgenstunde angekommen ist und schneller Erledigung bedarf, wird durch seine Hand gefördert und abgemacht. Während der Arbeit hat man ihm das höchst einfache Frühstück gebracht. Es besteht aus einem Brödchen und einem Glase jenes vielgenannten, vielgerühmten und viel angefeindeten Bieres, welches den Namen „Hoff'sches Malzextract" führt und in pomphaft ausgestatteten Wagen durch die Straßen Berlins gefahren wird.

Die Arbeiten Moltke's währen ohne Unterbrechung bis gegen zwei Uhr. Genau seine Zeit eintheilend und abmessend, schiebt er mit dem zweiten Glockenschlage die Arbeit zur Seite, denn die Stunde ist da, in welcher der Vortrag beginnt. Diesen halten die höheren Officiere ihrem Chef — er findet täglich ohne Ausnahme statt und ist, je nach den Umständen, von kürzerer oder längerer Dauer. Unser Bild stellt den Augenblick dar, wo Moltke in seinem Vortragszimmer kurz vor dem Eintritte der Officiere die eingegangenen Schriften mustert.

Erst nach Beendigung dieses Vortrages verläßt er das Arbeitszimmer, um einen Spaziergang zu machen. Man kann den Gefeierten nun, in seiner schlichten Weise grüßend, hin und wieder an den Läden verweilend, in den Straßen Berlins sehen. Moltke ist selbstverständlich eine der bekanntesten, populärsten Erscheinungen; es wird ihm gegenüber stets eine ganz besondere Ehrerbietung an den Tag gelegt, welche sich namentlich durch Vermeidung jeder Art des Drängens um seine Person kennzeichnet. —

Nach der Heimkehr von dem Spaziergange findet das Diner statt. Unser Held genießt es im Kreise seiner Familie. Sein Lieblingsgetränk ist Moselwein. Nach dem Schlusse des Mahles wird der Kaffee im Arbeitszimmer, und zwar am Kamine, bei der Cigarre eingenommen. Diese Zeit soll eine der angenehmsten und behaglichsten für den edlen Greis sein, der mit den Seinen in zwangloser, heiterer Unterhaltung bis fünf Uhr beisammen zu bleiben pflegt.

Um diese Stunde beginnt er wieder, einsam in dem Arbeitszimmer weilend, zu schreiben oder abwechselnd zu lesen. Erst um sieben Uhr macht er eine Pause. Die Zeitungen sind angekommen, und der Feldmarschall liest sie mit dem Eifer, den er für alle Erscheinungen und Ereignisse des Tages sich wachgerufen hat, wenn auch wohl zuweilen ein leichtes Lächeln durch seine feinen geistvollen Züge geht, indem seine Augen die Spalten des Blattes durchfliegen und er naiven Betrachtungen der Zeitungspolitiker begegnet, welche weit vom Ziele, das nur er kennt, abirren.

Den Thee nimmt er um acht Uhr Abends ein, dann setzt er sich an den Whisttisch. Man spielt das sogenannte Räuberwhist, in letzter Zeit eine Tour, die schwarze Dame genannt. Wie immer, wo es eine Berechnung, eine scharfe Combination gilt, ist auch im Spiele unser feiner Stratege Meister. Den Abend beschließt gewöhnlich eine kleine musikalische Unterhaltung, da Moltke der edlen Musica mit Leidenschaft zugethan ist. Durch die melodischen Klänge hindurch ertönen endlich die Schläge der elften Abendstunde; die Saiten verstummen; die Tasten des Pianos werden nicht mehr geschlagen; der Hausherr erhebt sich; sein Tag ist beendet. Durch die Fenster des Arbeitszimmers wirft der Mond seine Strahlen, und noch einmal, bevor Moltke seine Lagerstätte aufsucht, wirft er wohl einen Blick hinaus auf den mächtigen Platz, auf die hohe Säule.

Des Feldmarschalls Leben wird in seiner Regelmäßigkeit nur durch die Reichstags- und Herrenhaussitzungen unterbrochen, denen er bekanntlich mit größter Aufmerksamkeit folgt; ferner bringen seine Reisen, welche er entweder zur Cur oder zur Erholung antritt, sowie sein Aufenthalt zu Creisau, seinem Landgute in Schlesien (siehe Gartenlaube 1873, S. 493), Abwechselung in dieses strenginnegehaltene Programm, das namentlich während des Winters nie eine Aenderung erleidet.

Wird ein neuer Sturm von außen her den großen Denker der Schlachten noch einmal auf den Kampfplatz rufen? Wer vermöchte die Frage zu bejahen, zu verneinen?! In Bereitschaft sein ist Alles, und dafür sorgt Der, welchem der König den Feldherrnstab in die Hand legte.

Weimarische Erinnerungen eines Engländers.

Aus den Jahren 1826 und 1827.

Der Verfasser der nachstehenden Erinnerungen, ein Enkel des berühmten englischen Satirikers Jonathan Swift, hielt sich vom Januar 1826 bis Juli 1827 in Weimar auf, war im Hause Goethe's und bei Hofe gern gesehen und hat dort Manches erlebt und beobachtet, was ein charakteristisches Licht auf die damaligen Zustände wirft. Nach fünfzig Jahren hat der alte Herr, obwohl er während dieser Zeit wohl wenig Uebung in der deutschen Sprache gehabt, seine Weimarischen Erinnerungen deutsch niedergeschrieben und der „Gartenlaube" als deren eifriger Leser zur Veröffentlichung übersandt. Mit besonderer Freude macht die Redaction von dieser Erlaubniß Gebrauch, indem sie zur Orientirung über die damaligen Personalverhältnisse nur Folgendes noch vorausschickt.

Am 3. September 1825 hatte der Großherzog Karl August

sein goldenes Regierungs-Jubiläum, am 7. November desselben Jahres Goethe seinen goldenen Jubeltag begangen. Der Aufenthalt des jungen Engländers in Weimar fällt in die letzten Lebens- und Regierungsjahre des Herzogs; am 14. Juni 1828 (ungefähr ein Jahr nach Swift's Abreise) schied Karl August, am 14. Februar 1830 seine Gemahlin Louise aus dem Leben. Damals, im Jahre 1826, wirkte Karl August noch in alter kerniger Rüstigkeit, umgeben von seinem Sohne, dem Erbprinzen Karl Friedrich, von dessen Gemahlin, der Großfürstin Marie Paulowna, zeitweilig auch von seinem zweiten Sohne, dem als Mensch und Militär gleich ausgezeichneten Herzoge Bernhard, welcher im Jahre 1826 von seiner Reise nach Nordamerika glücklich zurückkehrte, und von den heranblühenden Kindern des Erbgroßherzogs.

Im Goethe-Hause lebte der allverehrte Altmeister (dessen Gattin schon seit zehn Jahren im Grabe ruhte) zusammen mit der Familie seines Sohnes, des Geheimen Kammerraths August von Goethe, bestehend aus dessen Gemahlin Ottilie geborenen von Pogwisch und den beiden Enkeln, dem achtjährigen Walther und dem sechsjährigen Wolfgang. Die Enkelin Alma war noch nicht geboren. Ottilie war es, welche dort bei Tafel und in den Abendgesellschaften die Honneurs machte. In den großen Theegesellschaften in Goethe's eigenen Zimmern pflegte der Dichter gewöhnlich auf kurze Zeit zu erscheinen.

In den Mansardenzimmern Ottiliens fand ein heiteres geselliges Zusammenleben von Ausländern, Schriftstellern und Damen seinen Mittelpunkt. Insbesondere verkehrten dort die jungen Engländer, welche, von Goethe's und Weimars Ruhm angezogen, in der kleinen Stadt an der Ilm sich bald längere, bald kürzere Zeit aufhielten. Der Verkehr mit ihnen und die Uebung der englischen Sprache gewannen ein besonderes Interesse durch den genialen Aufschwung, welchen die englische Poesie gerade damals durch Lord Byron, wie später auch durch W. Scott nahm. Eine anschauliche Schilderung jener kleinen Gesellschaften im Goethe-Hause hat uns Amalie Winter (in „Weimars Album") gegeben.

„Das Goethe'sche Haus," schreibt sie, „bot der muntern Jugend ein willkommenes Asyl, und in der von Goethe's geistreicher, liebenswürdiger Schwiegertochter bewohnten Mansarde pflegte man sich oft zur Theestunde zusammen zu finden, um vergangene Lustpartien zu besprechen, neue zu verabreden. Hier lustwandelten bald die Gedanken eines jugendlichen Paares am Ganges auf und nieder; nur der junge Mann war persönlich in Indien gewesen, die Dame aber dort ebenso zu Hause wie in den weimarischen Landen. An einer anderen Stelle im Zimmer erglühten Zwei im Mitgefühl für das arme, blutende, leidende, mißhandelte Irland, und das sanfte Frauenherz hegte die kühnsten Rebellengefühle. Wieder in einer andern Ecke bemühte sich eine junge Dame, den Teufelsglauben der englischen Kirche zu bekämpfen oder zu mildern, während ein seit der Carbonarirevolution geächteter Italiener seine Sehnsucht nach dem Vaterlande gegen eine theilnehmende Seele aussprach. Wieder ein anderer Kreis schwärmte in Byron's Poesien — und ganz im Hintergrunde stand ein ernstes Paar, und schöne Augen füllten sich mit Thränen bei dem Gedanken an den nahen Abschied. Dazu ertönte im Nebenzimmer ein Clavier, und ein eben angekommener Engländer wurde eingetanzt zum morgenden Ball oder eine Mazurka probirt. Die Vergnügungen wechselten beständig, da immer neue aufzutauchen pflegten, um die alten zu verdrängen. Was der nächste Tag bringen würde, wußte man nicht, ahnte es nicht; wie leicht konnte der frohe Kreis zerstieben! Aber man lebte nur für das Heute, für den Augenblick und lebte zufrieden."

Soviel als Vorbemerkungen zu den nachstehenden Erinnerungen. Lassen wir jetzt dem alten Herrn das Wort! Wir geben die anspruchslosen Schilderungen ohne eingreifende Aenderungen in dem harmlos naiven Tone wieder, welchen unser englischer Goethe-Verehrer so liebenswürdig anzuschlagen verstanden hat. Die Redaction.

Weimar ach!
Dieser Seufzer folgt dir nach!

Weimar, du vielgeliebtes, Sitz der Gelehrsamkeit, der Verfeinerungen, der Gastfreundschaft, der Schönheit, der Vergnügungen, in dessen Bezirk meine frühesten Entzückungen erwachten, Heil dir!

Es sind fünfzig Jahre her; ich stand damals in meinem einundzwanzigsten Lebensjahre. Meine Eltern bestimmten mich für die Diplomatie und schickten mich nach diesem „Athen Deutschlands", um die deutsche Sprache zu erlernen. Ich hatte schon vor mehreren Jahren während eines Aufenthaltes in Paris die französische Sprache studirt. In Weimar kam die Reihe an das Deutsche. Auch dort war ich so fleißig, daß ich in wenigen Monaten deutsch lesen, schreiben und mich ohne Anstrengung unterhalten konnte. Auf diese Weise vorbereitet, suchte ich Verbindungen und wurde bald in das Haus des Herrn von Goethe eingeführt. Als ich mich diesem großen Manne zuerst vorstellte, verrieth ich zwar im Aeußern keine Aufregung, muß aber doch gestehen, daß ich innerlich zagte, denn wer war ich, daß ich nicht hätte befürchten müssen, mich dem größten Denker und Dichter des Jahrhunderts gegenüber ganz unwürdig zu zeigen?! Aber so höflich und einfach war sein Wesen, daß ich mich sofort ebenso ungezwungen fühlte, wie er selbst. Obgleich er von einfach bürgerlicher Abstammung war, war sein Erscheinen doch aristokratisch; der Adel des Genius thronte auf seiner erhabenen Stirn. Seine Haltung war etwas gebeugt, seine Gestalt von mittlerer Größe und Stärke. Seine classischen Züge waren von römischem Typus, und seine geistreichen, dunkeln Augen schienen, wie man heute sagen würde, zwei Telegraphen zu sein, die mit Blitzesschnelle die dem Gehirn entspringenden Gedanken mittheilten. Das Haar fiel ihm nur noch in spärlichen Locken vom Scheitel herab. Sonst zeichnete sich sein Benehmen keineswegs durch jenes excentrische Wesen aus, das sich bei Männern von Genie so häufig findet. Es wurde deutsch gesprochen, und er wählte mit vielem Tact mancherlei meinem Alter angemessene Gegenstände: Studium, Jagd, Vergnügungen. Er schien sich zu freuen, daß ich in der kurzen Zeit so große Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht hatte, und der große Gelehrte nahm regen Antheil an dem der Wissenschaft Beflissenen. So oft ich ihn in seinem Studirzimmer besuchte, prüfte er mich regelmäßig und sprach sich oft über meine Fortschritte lobend aus. Er wußte in der Unterhaltung mit vortrefflichem Tact zu meinem so tief unter ihm liegenden Niveau herabzusteigen und mich immer in meinem Fahrwasser zu lassen. Da er hörte, daß ich einige Jahre auf der Universität Paris zugebracht, erkundigte er sich genau nach der dortigen Unterrichtsmethode, und ich fand an ihm einen vorurtheilsfreien und theilnehmenden Zuhörer. Man hat behauptet, daß, wenn Bewohner des Festlandes nach England kommen, sie den Continent zu Hause lassen, daß aber reisende Engländer ihr Land mit sich nehmen und die Gebräuche ihrer Heimath überall einzuführen versuchen, wohin sie auch kommen. So kam es mir seltsam vor, daß der Dichter der mir gewordenen freundlichen Aufnahme ungeachtet nicht Miene machte, mir beim Abschied die Hand zu reichen, sondern mich höflich bis an die Thür seiner Studirstube begleitete, indem er die Hoffnung aussprach, mich in seinen Abendgesellschaften zu sehen, eine Erlaubniß, von der ich häufig Gebrauch machte.

Sein Familienkreis bestand aus seinem Sohne, seiner Schwiegertochter und zwei Enkeln. Sein Sohn gab keine Hoffnung, das Sprüchwort „tel père, tel fils" zu bewähren. Ganz anders stand es in dieser Beziehung mit dem älteren von seinen Enkeln, welcher allgemein für einen sehr hoffnungsvollen Knaben gehalten wurde. Seine Schwiegertochter Ottilie von Goethe, geborene von Pogwisch (so unterschrieb sie sich in meinem Album unter einem Gedichte) war sehr beliebt, besonders unter den Engländern. Sie war hübsch gewesen, aber da sie beim Reiten abgeworfen und von ihrem Pferde eine beträchtliche Strecke der Straße geschleift worden, war sie zeitlebens schrecklich entstellt. Die Liebenswürdigkeit ihres Wesens glich jedoch diese Folgen des Unfalls aus; sie machte die Honneurs des Goethe'schen Hauses auf das Vollkommenste.

Der Reiz der Weimarischen Gesellschaft war für mich unwiderstehlich, und ich gestehe, daß das Studium andern Beschäftigungen und Zerstreuungen untergeordnet wurde, — hatte ich ja doch das erste Ziel meines Aufenthalts in Weimar bereits erreicht. Am 12. März 1827 fing ich ein Tagebuch zu führen an. Ich bedauere, daß ich es nicht einige Monate früher begonnen habe, weil gerade diese voll der interessantesten Vorfälle waren. Ich werde indeß versuchen, im Laufe dieser Erzählung wenigstens einiges auch aus jener ersten Zeit meines Aufenthaltes an der Ilm anzuführen.

In Folge der Bekanntschaft mit Goethe's Familie wurde ich bald in schneller Reihe in andere Häuser eingeführt, wurde mit dem ganzen hervorragenden Gesellschaftskreise vertraut und hatte auch die Ehre, am Hofe des Großherzogs sowohl als des Erbgroßherzogs vorgestellt zu werden. Ernstere Arbeiten wurden nun vernachlässigt; ich beschränkte meine Bemühungen auf leichtere Studien, z. B. Gesang, Instrumentalmusik, Reiten, Fechten und Tanzen. Der Galopp und die Mazurka waren damals in ihrer Kindheit, die Polka noch ein Embryo. Weimar war reich an Lehrern aller Art und verdiente vollkommen den Namen des deutschen Athens, welcher ihm hauptsächlich deswegen gegeben wurde, weil der Großherzog der Beschützer aller bedeutenden literarischen und künstlerischen Größen war. Meine Lieblingsbeschäftigung war die Reitkunst, für deren Uebung Weimar ungewöhnliche Gelegenheiten darbot. Der Weg zur Reitschule führte mich durch die Anlagen des Schlosses, wo sich ein schöner Teich* befand, welchen zwei edle Schwäne unbestritten beherrschten. Ich beobachtete und fütterte sie jedesmal, wenn ich vorbeiging. Sie kannten mich bald ganz gut, und es war reizend zu sehen, wie sie in ihrer Ungeduld, sich mir zu nähern, das Wasser theilten, sobald sie mich von Weitem erblickten. Dieses Gewässer lag unmittelbar unter den Fenstern des Schlosses, und ich hatte keine Ahnung davon, daß die Freundlichkeit, welche ich den Schwänen erwies, von den beiden jungen Prinzessinnen, den Töchtern des Erbgroßherzogs, beobachtet wurde. Später erfuhr ich es von ihrer Oberhofmeisterin.

Noch ehe ich ein Tagebuch zu führen begann, wurde eine Reihe der angenehmsten Feste gefeiert: Privatbälle, Vereinsbälle, Schloßbälle, Schlittenfahrten unter dem Schutze des Großherzogs und der Leitung des Oberforstmeisters von Fritsch. Ich will als Probe die Schilderung einer solchen Schlittenfahrt hier folgen lassen. Es war üblich, daß jeder Herr, welcher dem Hofkreise angehörte, eine Dame seiner Wahl zur Schlittenfahrt einlud. Zu einer bestimmten Zeit — gewöhnlich eine Stunde vor Einbruch der Nacht — versammelten sich die Schlitten im Schloßhofe. In der Mitte befand sich ein doppelter Schlitten mit Musikanten. Fackeln wurden bereit gehalten und angezündet, sobald es dunkel wurde. Auf den Ruf des Jägerhorns fuhr der Zug nach dem großherzoglichen Schloß Ettersburg im Ettersburger Walde, doch nicht ohne zum Vergnügen der Bürger zunächst durch die Hauptstraßen der Residenzstadt zu fahren. Nun wurde es Nacht, und nachdem wir unsere lieblichen Gefährtinnen noch einmal fest eingehüllt hatten, daß kaum ihre Augen durch die wohlbeschützenden Pelze sichtbar waren, wurde mit Begleitung der Musik und beim Klange der tausend Schellen im Schimmer der Fackeln nach Ettersburg — ungefähr zwei Stunden von Weimar — Trab gefahren. Dort fanden wir Alles für unsere Ankunft auf das Beste vorbereitet. Alles war fröhlich und voll Ungeduld. Kaum waren die Damen von ihren Pelzen befreit, als schon ein Walzer befohlen wurde, um das Blut wieder in Wallung zu bringen. Dieser Tanz nebst einer Tasse heißen Kaffees hatte auf die jugendlichen Glieder die vollständigste Wirkung, und mit allerlei Tänzen: Polonaisen, Quadrillen, Galoppaden, Mazurkas, Scotch reels, Jeux innocents und mit einem Abendessen à la Lucullus wurde eine lustige Nacht durchlebt.

Anlangend die Jeux innocents wurde, da ich der Einzige war, welcher in Paris (der hervorragenden Fachschule für dergleichen Spiele) gelebt hatte, anerkannt, daß ich es in solchen Spielen weiter als irgend Jemand in der Gesellschaft gebracht hatte. Unter den Damen schien auch keine einzige von der Art der berühmten französischen Gräfin von *** zu sein, welche sich einmal weigerte, mitzuspielen, mit der classischen Bemerkung: „Je n'aime pas les plaisirs innocents.“ (Ich liebe nicht die unschuldigen Vergnügungen.) So wurde denn an mich appellirt, und ich schlug das Spiel „Cache-Tampon“ vor, was allgemeine Zustimmung fand. Ein dickes Taschentuch wurde zu einer Art Knute geknüpft, ein Platz zum Zufluchtsorte bestimmt, und Einer von der Gesellschaft ging durch die Irrgänge des Schlosses, um den Tampon zu verstecken, kam zurück und verkündigte „Fertig!“ Nun brach die ganze Gesellschaft auf, den Tampon zu suchen, und der Verstecker hatte von Zeit zu Zeit mit den Worten „Heiß!“ oder „Kalt!“ die Annäherung oder Entfernung vom Verstecke anzudeuten. Das erste Mal war ich selbst der glückliche Finder. Jetzt begann eine allgemeine Flucht, ein wahres „Rette sich, wer kann!“; wäre der Geist eines vormaligen Bewohners des Schlosses plötzlich erschienen, die ganze Schaar hätte nicht schneller davon eilen können. Viele verirrten sich bei der Verwirrung. Auch Herzog Bernhard war dabei, und da er ein ungewöhnlich schöner Mann mit einladenden breiten Schultern war, wählte ich, von den Regeln des Spiels Gebrauch machend, ihn mir zum Opfer aus und handhabte den Tampon, bis der Herzog im Bezirke der Zufluchtsschranken angelangt war. Alle waren darüber sehr belustigt, der Prinz nicht weniger als die Anderen, und damit kein Mißverständniß darüber entstehen möchte, erhob sich der Prinz beim Abendessen und brachte in Champagner einen Toast auf das Andenken eines meiner verstorbenen Verwandten, des Dechanten Swift aus, dessen drollige und witzige Schriften in Deutschland besonders bekannt sind. Nach vielerlei Trinksprüchen, namentlich auf die Glieder der großherzoglichen Familie, verließen wir die Tafel, um das Tanzen wieder fortzusetzen, welches denn auch in echt deutschem Stile bis vier Uhr früh andauerte. Dann hüllten wir unsere kostbaren Pfänder wieder in ihre Pelze ein, erreichten Weimar beim Sonnenaufgange und setzten mit vielen Grüßen unsere Gefährtinnen an ihrer Schwelle ab. Auf solche Weise währten die Feste den Winter hindurch fort, nur mit soviel Pause, wie zum Athemholen nöthig war.

Einmal wurde ein Ball zur Ehre des Herzogs von Clarence gegeben, welcher ein Gast des Großherzogs war. Alle gegenwärtigen Engländer wurden ihm vorgestellt. Bei der Gelegenheit ereignete sich ein sehr komischer Vorfall. Es waren mehrere Schotten auf dem Balle, und der Großherzog äußerte den Wunsch, daß ein schottischer Reel, als eine Neuigkeit, getanzt werden möchte. Es verbreitete sich, ich weiß nicht woher, das Gerücht, daß einer von den Tänzern ein künstliches, äußerst sinnreich gefertigtes Bein habe. Das Gerücht erreichte das Ohr des Großherzogs Karl August, der sich sogleich mit der Großherzogin neben den Tänzer stellte und mit Bewunderung dessen Tanz mit dem künstlichen Fuße beobachtete. Als der Tanz geendet, redete er den Herrn S—r an und bat denselben, ihn über den Mechanismus und den Namen des Erfinders zu unterrichten. Herr S—r konnte ihn natürlich nicht unterbrechen, aber sobald er geendigt hatte, versicherte Herr S—r, welcher über jenes Gerücht nicht weniger erstaunt war, als der Großherzog über die Ausführung, daß er sich glücklich schätze, Seiner Hoheit beide Beine in vollkommen natürlichem Zustande zu Diensten stellen zu können.

Die Gastfreundschaft, welche vom Hofe geübt wurde, war unbeschränkt. Große Tafel im kostbarsten Style, Concerte, Bälle ꝛc. fanden wöchentlich wenigstens einmal statt.

Während meines Aufenthaltes, welcher weit in das zweite Jahr hinein reichte, kamen die Prinzen Wilhelm — der jetzige deutsche Kaiser — und Karl von Preußen nach Weimar. Sie wurden wahrscheinlich durch den Ruf der Schönheit, der Anmuth und Liebenswürdigkeit der Prinzessinnen angezogen. Es schien, als ob die Festlichkeiten nun erst recht angefangen hätten. Bald verlautete, daß die eine, später, daß auch die andere Prinzessin mit einem der beiden preußischen Prinzen verlobt sei. Eine solche Zeit des Jubels war, glaube ich, in Weimar vorher nie erlebt worden. Nach unendlichen, unvergeßlichen Festlichkeiten kam der Tag der Trennung der Prinzessin Marie, der Braut des Prinzen Karl, von ihrem Geburtsorte, wo sie von ihrer Kindheit an bis zur ersten Jungfrauenblüthe gelebt hatte. Ich kann den Tag nie vergessen. Der Abschied war rührend. Derselbe Gedanke erfüllte jede Brust; dasselbe Gefühl strömte durch alle Herzen. Nach dem Lebewohl im Schlosse wand sich der Zug langsam durch die Stadt, dem Thore zu. Jeder Platz, jedes Fenster war mit Personen besetzt, auf deren Antlitz sich achtungsvolle Zuneigung abspiegelte.

Eine Anzahl junger Mädchen, weiß geschmückt, mit Sträußen in der Hand, trat der Prinzessin an einem der Triumphbogen entgegen, um ihr ein letztes Lebewohl zu sagen. Mit jener anmuthigen Herablassung, die in ihrem Wesen lag, ersuchte die Prinzessin diese lieblichen Volksvertreterinnen, der Reihe nach in den Wagen zu steigen und sich von ihr umarmen zu lassen, indem

* Der Verfasser scheint hier die dem Schlosse nahe Ilm im Sinn zu haben. D. Red.

sie die Sträuße in Empfang nahm. Jedes Auge war mit Thränen der Freude und des Schmerzes gefüllt. Nun wurde Trab gefahren, und in wenigen Augenblicken war eine der Lieblinge Weimars den Augen der Menge durch das Thor auf der Straße nach Berlin entschwunden.*

Mit besonderem Interesse gedenke ich heute noch meines Abschiedsbesuches bei Goethe. Er klebte sein Bild in mein Stammbuch und schrieb mit eigner Hand die Verse darunter:

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit.
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang.
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden.
Was macht gewinnen?
Nicht lang besinnen.
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren.

Wie kräftig und knapp sind diese Verse, wie voll der passendsten, weisesten Winke, die einem jungen Manne gegeben werden können! Er schenkte mir auch eine Medaille, welche zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum geschlagen worden war. Man konnte sie als Brosche brauchen, und ich trug sie als solche.

Dr. Eckmann und Reinhold von Schwendler, der nachherige Präsident, begleiteten mich zur Post, und ein Schotte Herr M—e, — derselbe, dessen Gegner ich einige Monate vorher in einem schon festgesetzten, aber noch durch freundliche Versöhnung beigelegten Zweikampfe sein sollte, — gab mir das Geleite bis Fulda.

Die Verse Goethe's bewahre ich noch jetzt sorgfältig als heilige Erinnerung. Die Medaille aber verlor ich leider in der Grafschaft Kildare, als ich bei einer Fuchsjagd vom Pferde stürzte. Dort, in einem Graben und tiefem Schlamme, liegt die Medaille mit dem Bildnisse des größten Dichters der letzten beiden Jahrhunderte begraben, ohne daß die genaueste Durchsuchung sie aufzufinden vermocht hätte.

* Das sinnige, durch seinen Ton an die launige Muse des wackeren Commissionsraths, Hofbuchhändlers W. Hoffmann in Weimar, erinnernde Gedicht, welches bei dieser Gelegenheit, am 22. Mai 1827, zehn Mädchen, „gleichzeitig Bräute in der gemeinsamen Vaterstadt“, der fürstlichen Braut Herzogin Marie mit Blumen überreichten, ist noch erhalten; es lautete:

Ein fröhlich Herz, ein munt'rer Sinn
Ist stets den Bräuten eigen;
Man pflegte sie zu jeder Zeit
Mit Blumen zu vergleichen.

So mögen auch nur Blumen Dir
Der Schwestern Wunsch verkünden,
Denn was der Braut am Herzen liegt,
Kann nur die Schwester finden.

Stets war ein Wunsch aus Brautesmund
Von guter Vorbedeutung.
Drum sei Dir unser Schwestergruß
Die freundlichste Begleitung!

Blätter und Blüthen.

Ferdinand Freiligrath. In allen Blättern erscheinen in diesen Tagen, da unser edler Dichter zu den Todten gegangen ist, Nekrologe, welche ihn schildern, wie er in den letzten Jahren war. Ich will in diesen Zeilen versuchen, von dem wohlthuenden Eindruck, den ich von Ferdinand Freiligrath im Gedächtnisse trage, Rechenschaft abzulegen, um so zu ergänzen, was von anderer Seite über ihn gesagt worden ist.

Ich lernte ihn erst zur Zeit seines Stuttgarter Aufenthalts kennen, da eine vormals in London verabsäumte Gelegenheit, ihn zu begrüßen, sich nicht früher wieder bieten wollte. Er pflegte damals mit seiner Gattin regelmäßig Nachmittags im Stuttgarter Hofgarten zu spazieren. Hier sah ich ihn denn auch zuerst. Es ist immer, auch für den Unbetheiligten, ergreifend, ein Elternpaar in Trauer zu sehen. Hier empfand man beim Anblicke der beiden Gealterten und von einem noch frischen Verluste Heimgesuchten eine um so lebhaftere Rührung, weil es bekannt war, mit welcher Innigkeit sie an dem verstorbenen zweiten Sohne Otto gehangen hatten und wie vereinsamt, fern von ihren anderen Kindern, sie sich jetzt in Deutschland fühlten. Wir Alle erinnern uns noch des herzlichen Gedichts, mit welchem Freiligrath beim Ausbruche der Feindseligkeiten diesen seinen Liebling als Pfleger in den Krieg entließ. Unversehrt war der Jüngling in's Elternhaus zurückgekehrt, hatte dann sein Freiwilligen-Examen gemacht und bereitete sich für seine weitere kaufmännische Laufbahn vor, als ihn das Scharlachfieber auf's Krankenlager warf und bald darauf dem Leben entraffte.

Die Gattin Freiligrath's, eine stattliche Matrone mit sehr regelmäßigen Zügen, silbergrauem Haare und etwas geschwächtem Augenlichte, aber um so hellerem und jugendfrischem Geiste, ist eine Weimaranerin. Sie hatte in dem Sohne eine ihrer liebsten Hoffnungen zu Grabe getragen. Stuttgart war ihnen seitdem verleidet. Sie hatten dort ohnehin noch nicht Wurzel gefaßt, verkehrten nur mit Wenigen — am meisten wohl mit Edmund Höfer, Waldesrode und Hofrath Hemsen — und wären am liebsten nach England zurückgekehrt, wo bei Sydenham ihre Tochter Käthe, die Dichterin, als Gattin eines deutschen Kaufmanns in freundlichem Landhause lebt; auch eine zweite Tochter ist dort an einen deutschen Kaufmann verheirathet, während die beiden anderen Söhne, Wolfgang und Percy, sich als Kaufleute in Amerika angesiedelt haben.

Die Wohnung, welche Freiligrath bis zu seiner Uebersiedelung nach dem nahen Cannstatt inne hatte (in Ludwigsburg und Gengenbach suchte er vor seiner Uebersiedelung ebenfalls Quartier), lag drei Treppen hoch in einem schönen Eckhause der hügelansteigenden Ulrichstraße und war eleganter, als dem Dichter behaglich sein mochte. Auch klagte er über die Treppen und meinte mit Recht, bei seiner im Zunehmen begriffenen Wohlbeleibtheit möchte er lieber die freilich reizende Aussicht drangeben, welche die meisten seiner Fenster boten. Die langjährige Gewohnheit des Bureausitzens hatte seinem körperlichen Befinden wohl Abbruch gethan. Als Flüchtling nach London gekommen und bei den christlichen Kaufleuten mit seinen Gesuchen um Beschäftigung erfolglos geblieben, war er zunächst durch einen jüdischen Kaufmann zu einer festen Stellung gelangt, hatte aber allabendlich bis sieben und am Dienstag und Freitag sogar bis elf Uhr im Geschäfte arbeiten müssen, bis er später, namentlich durch seine Anstellung bei der Schweizer Bank, sich etwas Erleichterung verschaffen konnte.

Als ich Freiligrath zum ersten Male in seiner Wohnung aufsuchte, ging die Wintersonne eben hinter dem westlichen Höhenkranze des Stuttgarter Thales unter, und ihre letzten röthlichen Strahlen glitten langsam über das schöne Oelbildniß des Dichters, welches der ihm befreundete Düsseldorfer Künstler Hasenclever vor etwa drei Jahrzehnten gemalt hatte. Da sein volles Haupthaar noch kaum in's Graue überzugehen begann, glich Freiligrath jenem Bilde noch jetzt, nur daß alle Formen sich in's Rundliche verändert hatten. — Seine Freude und seine Plage war eine in einem der anstoßenden Zimmer untergebrachte sehr reiche Bibliothek; vor Allem enthielt dieselbe eine Menge englischer Werke in den schönen Ausgaben, für welche in der bücherkaufenden englischen Aristokratie immer willige Abnehmer sind. An der Wand hing unter Glas das Lied „an die Freude“ in der Bleistift-Handschrift Schiller's, ebenso eine blonde Locke Schiller's und eine dunkelbraune Goethe's. Auch ein Bild Carlyle's und eins von Rittershaus, „dem sein Bauch,“ wie Freiligrath sich scherzend ausdrückte, „beneidenswerth stattlich steht.“

Auf Grund dieser Umfangs-Verwandtschaft, erzählte Freiligrath weiter, habe Rittershaus sich eines Tages den Spaß gemacht, bei Theobald Kerner unter dem Namen Freiligrath's einzusprechen, eine Mystification, die sich dann nicht mehr habe rückgängig machen lassen, so daß sich Kerner bis zuletzt in dem Wahne befunden habe, er bewirthe Freiligrath selbst.

Mit Sehnsucht gedachte er der am Rheine verlebten schönen, poetisch gehobenen Tage, vor Allem seines Aufenthaltes in dem malerischen Unkel. „Es stand einst,“ erzählte er, „gerade ein Bouquet auf dem Tische, das ich, in Ermangelung des Wassers, in ein Glas mit Wein gestellt hatte, als ein junger Mann im dicken Winterrocke eintrat — es war im Juli — und angesichts dieses sybaritischen Blumenglases zu erzählen begann: er sei Commis in einem soeben bankerott gewordenen Aachener (?) Geschäftshause gewesen und habe bei dem allgemeinen Krache für's Beste gehalten, sich und seine Garderobe vor den Creditoren in Sicherheit zu bringen. Dabei sah er immer auf das Blumenglas, nicht wenig erfreut, daß die Schriftstellerei in Unkel sich solche Extravaganzen erlauben könne. Dieser junge Mann war unser jetziger lieber Nachbar — Hackländer.“

Mit den englischen und amerikanischen Dichtern war Freiligrath zumeist persönlich bekannt und correspondirte auch mit mehreren derselben. Am wenigsten Sympathie flößte ihm Swinburne ein, so wenig er auch dessen hohe Begabung verkannte. Sein excentrisches Anlehnen an französische Unsitten hat Swinburne's Freunde freilich schon oft genug verletzt.

Mit Vergnügen erinnerte er sich, daß er durch Empfehlung der „Rabbiata“ im Athenäum P. Heyse zuerst in die englische Lesewelt eingeführt habe; ebenso, daß die Begnadigung des politischen Gefangenen Heubner (jetzigen Dresdener Stadtraths) erfolgt sei, nachdem er dessen Milton-Uebersetzung ausführlich im Athenäum besprochen und daran einen Appell an den Dante-Uebersetzer, Philalethes, — den König Johann von Sachsen — geknüpft habe, eine Besprechung und Verwendung, die sowohl in der „Augsburger allgemeinen Zeitung“ wie in der „Deutschen allgemeinen Zeitung“ nachgedruckt worden sei und dem Könige also wohl zu Gesicht gekommen sein werde.

Die inzwischen an den Reichstag gelangte und erfolglos gebliebene Petition gegen die holländischen Nachdrucker hatte Freiligrath zur Zeit meiner Stuttgarter Berührungen mit ihm eben angeregt; er versprach sich zwar wenig davon, hielt es aber doch für geboten, sich in solcher Weise gegen die Nachdrucker zu rühren. Er zeigte mir einen ihm so eben durch Cotta übermittelten Nachdruck, der in Amsterdam erschienen war und bei dem sich merkwürdiger Weise, gerade wie dies bei Banknotenfälschungen zu geschehen pflegt, ein ganz plumper Druckfehler eingeschlichen hatte — der Titel lautete nicht auf Ferdinand, sondern auf „Ferninand“ Freiligrath. Geibel, welcher in gleicher Weise in Holland geplündert wurde, hatte sich auf Cotta's Vorschlag zu einer Concurrenzausgabe verstanden, welche in Holland nur fünfzehn Groschen kosten sollte. Freiligrath hielt das Mittel für verfehlt und ließ sich nicht darauf ein.

Ob er oder Cotta sich irrten, weiß ich nicht. Jedenfalls wird der holländische Nachdruck wohl fröhlich weiter floriren.

Freiligrath schrieb eine schöne, schlanke Geschäftshand. Da seine Muse seit Langem verstummt war — einige wenige liebliche Spenden derselben ausgenommen —, so hätte er wohl Veranlassung gehabt, über seine politisch bewegten Lebensjahre Aufzeichnungen zu machen. Ob es geschehen ist, vermag ich nicht zu sagen. Gehört habe ich nie etwas davon. Vielleicht scheute er sich vor der Prosa, nachdem ihm das gebundene Wort so viele Herzen gewonnen hatte. Daß er sich mit den Umwälzungen in Deutschland von Herzen befreundet hatte, ist bekannt. Auf des Kaisers Geburtstag anzustoßen, ließ er sich im Jahre 1873 durch mich ohne große Umstände bewegen, während ein anderer Gast Freiligrath's sich nicht dazu entschließen mochte. In Freiligrath's politischem Glaubensbekenntnisse hatte die Zeit manche allzu grell gewesene Farben gedämpft, und er sagte sich, daß er nicht umsonst gestritten hatte. Diese Zuversicht war ja oft schon in ihm zu beredtem Ausdrucke gelangt, am beredtesten wohl in den Schlußstrophen des Gedichtes „Bannerspruch“:

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen uns're Saat.
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht.
Ich seh' ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube fest an seine Pracht.
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht.

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl ist er werth noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh den Degen!
Ich breite froh das Banner aus.
Mit festen Händen will ich's halten;
Es muß und wird im Kampf besteh'n.
Die Hoffnung rauscht in seinen Falten,
Und Hoffnung läßt nicht untergeh'n.

R. Waldmüller.

Winke für die Philadelphia-Reisenden. I. Gern versuche ich denjenigen Deutschen, welche die Weltausstellung in Philadelphia sehen wollen und die transatlantische Republik noch nicht aus eigener Anschauung kennen, einige Andeutungen über das Reisen in Amerika zu geben. Ich setze voraus, daß sie das nöthige Englisch sprechen und verstehen, oder mit Jemandem reisen, welcher ihnen in dieser Beziehung zur Seite steht. Der Rathschlag Philander's von Sittenwald: „Leicht Gepäck“, gilt auch für Amerika. Nichts mehr als einen Handkoffer, den man nöthigenfalls selbst tragen kann. Der Reisende wird sich damit der Zudringlichkeit gewisser nichts weniger als unbestechlicher Zollbeamten bei der Landung überhoben sehen und sich überhaupt freier bewegen. Kann er aber einen oder mehrere große Koffer nicht entbehren, nun so lasse er ihn bei Touren in's Innere entweder in Philadelphia zurück oder dirigire sein großes Gepäck mit Hülfe der trefflichen, in Europa bis jetzt noch nicht erreichten Expreßcompagnien voraus. Als Landungsplatz ist für den europäischen Neuling, wenn er nicht Werth darauf legt, Amerika zuerst durch die herrliche Bai von New-York kennen zu lernen, Baltimore vorzugsweise zu empfehlen; er wird dort sogleich den Zug für Philadelphia bereit finden, während er bei der Landung in Hoboken, sobald er nach New York hinüberfährt, mitten in den stärksten Strudel des amerikanischen Lebens geräth. Für die erste Zeit verliert er sich daselbst, was seine Gefahren, freilich auch für den unternehmenden Reisenden seine Reize hat. Zunächst wird der Reisende wohl ein Hôtel aufsuchen, wenn nicht Bekannte oder gar Verwandte für seine Aufnahme gesorgt haben. Die Einrichtung der amerikanischen Hôtels ist ja zur Genüge bekannt. Man wird am besten thun, nur Hôtels ersten Ranges aufzusuchen, denn die Preisunterschiede werden durch die erhöheten Annehmlichkeiten der größeren Hôtels ausgeglichen. Postbriefkasten, Telegraphenbureaux, Dampfer- und Bahnbilletverkaufsstellen, neben vielen sonstigen, nur bei einem großen Verkehre zu beschaffenden Einrichtungen findet man eben nur in jenen. Freilich geht es unruhig und lärmend her: der geräumige Hausflur ist häufig eine Art Börse für rauchende, zeitungslesende und spuckende Yankees. Der allmächtige Dirigent, von dessen Huld und Wohlwollen es abhängt, ob du ein gutes oder schlechtes Zimmer erhältst, ist der Clerk (Buchhalter) an der Office, dem Bureau, wo sich der Reisende zuerst zu melden und in ein Buch einzutragen hat.

Der Bekannte wird dem Unbekannten bei der Anweisung des Zimmers natürlich vorgezogen, und Freiherr von Hübner schlägt deshalb alles Ernstes vor, sich Empfehlungen an die Clerks der betreffenden Hôtels zu verschaffen. Ich setze voraus, daß der Reisende nur ein bed-room, ein Zimmer mit Bett, — viel mehr Möbeln sind in der Regel überhaupt nicht darin vorhanden — verlangt; drawing room, Wohnzimmer mit anstoßendem Schlafgemache, die besonders zu bezahlen, sind meist nur in den unteren Stockwerken zu haben, während die oberen vorzugsweise jene bed-rooms, sagen wir lieber: Schlafstellen, enthalten. Für solche Wohnung sammt Frühstück, Mittagessen und Abendbrod zahlt der Reisende täglich drei bis fünf Dollars Papier (nach dem gegenwärtigen Course zwölf bis zwanzig Mark). Für jede dieser meals (Mahlzeiten) sind bestimmte Stunden, je anderthalb bis zwei, festgesetzt und durch Plakate den Gästen kundgegeben. Bei diesen Mahlzeiten bedienen Schwarze, Weiße, Chinesen, auch wohl, wie ich in einem Hôtel in Boston Highlands fand, nach der neuesten Mode gekleidete Kellnerinnen, die den nach der Sitte weißgetünchten Speisesaal mit der bekannten amerikanischen Time-is-money-Schnelligkeit auf und abrauschen, aber kein Wort der Unterhaltung mit den Gästen wechseln dürfen.

Die amerikanische Küche zu besprechen, würde mich viel zu weit führen; sie ist stofflich reichlich, aber der zum ersten Mal in's Land kommende Europäer muß sich oft sehr daran gewöhnen. Neben diesen Hôtels im amerikanischen Style giebt es auch mehrere nach europäischem Zuschnitt, das heißt solche, wo man nur für Wohnung (gewöhnlich einen Dollar täglich) zahlt, aber in einem Restaurant des Hauses Beköstigung à la carte gegen besondere Bezahlung haben kann. Solche sind z. B. Astor House und French Hôtel. Trinkgelder zu zahlen ist nicht Sitte. In der bezeichneten Summe ist Alles, auch „Lichte und Bedienung“ enthalten; die ersteren giebt es freilich nicht, da die Gasflamme auch in kleinen Städten an ihre Stelle tritt. Von Bedienung ist nun freilich nicht viel zu reden; nach öfterem Klingeln erscheint höchstens einmal ein Hausknecht. Was man etwa auf das Zimmer verlangt, sage man beim Eintritte in's Hôtel dem Clerk, der auch alle Briefe für den Gast in Empfang nimmt und sie nicht etwa Dir auf das Zimmer schickt, sondern in das mit der Nummer des Zimmers versehene Fach, welches in seinem Bureau für die Aufnahme von Depeschen und Briefen vorhanden, legt, bis der Reisende im Bureau erscheint.

Mit vielen Hôtels sind Erfrischungs-, Billard-, Rauch-, Damen- und Lesezimmer verbunden, und der Elevator, jene Hebemaschine, welche den Gast mühelos in einem bequemen Coupé bis in sein Zimmer des vierten Stockes bringt, wird wohl jetzt noch viel allgemeiner sein, als vor drei Jahren. Briefpapier, Couverts und dergleichen werden dem Reisenden nicht besonders berechnet. Marken erhält er bei dem Buchhändler und Zeitungsverkäufer, welcher gewöhnlich auch gegen hohe Pacht eine Stelle im Hausflur oder ein Zimmer zu ebener Erde inne hat. Man mache nicht den Anspruch, nach seinen jeweiligen individuellen Bedürfnissen im Gasthause zu leben, sondern vergegenwärtige sich nur, daß der Einzelne eben nur ein Bruchtheil, nach Procenten berechnet, der zahlreichen Bevölkerung ist, welche ein vielbesuchtes Hôtel in der Regel hat. Das Fortkommen in den großen Städten und ebenso in den kleinen, welche bei der amerikanischen Bauweise auch verhältnißmäßig sehr ausgedehnt sind, geschieht mittelst der street-car, der Pferdeeisenbahn. Droschken giebt es wenige, und sie sind sehr theuer. Letztere — wer denkt nicht hierbei an die flinken, jederzeit bereiten Londoner Cabs? — haben den großen Vorzug, daß sie den in eine große Stadt wildfremd Hineinkommenden bis unmittelbar vor die Thür des Hauses, wohin ihn sein Geschäft ruft, bringen. Die Course der Pferdeeisenbahn muß der Reisende erst ein wenig studiren, doch wird dies durch die je nach der Linie verschiedene Farbe der Wagen und durch die regelmäßige Bauart der amerikanischen Städte erleichtert. Die „Cars“, wie sie der Amerikaner kurzweg nennt, haben ihre bestimmten Stationen, welche von dem Conducteur laut ausgerufen werden, oder der Conducteur findet auch, wenn der Fahrgast aussteigt, noch Zeit, demselben die Lage der von ihm gesuchten Straße mit „die erste zur Rechten, die zweite zur Linken“ anzudeuten, und überdem giebt der Vorübergehende dem Fremden auf seine Frage überall gern und höflich Auskunft. Da Gerhard Rohlfs in der vorigen Nummer dieses Blattes den nordamerikanischen Eisenbahnen bereits einen eingehenden Artikel gewidmet hat, so gehe ich auf dieses Thema hier nicht weiter ein, komme aber vielleicht später noch einmal darauf zurück.

Einige Unannehmlichkeiten muß jeder Reisende freilich für all das Interessante und Großartige, für all die Kenntnisse und reichen Eindrücke, welche ihm die Ausstellung und überhaupt der Besuch der Vereinigten Staaten bieten werden, mit in den Kauf nehmen. Das Gute und Angenehme wird bei Weitem überwiegen. Vor Allem wird der Amerikaner dem Fremden, der sein Land zu sehen gekommen ist, alle erdenklichen Erleichterungen bieten, und unsere deutschen Landsleute drüben werden in der Uebung der edlen Tugend der Gastfreundschaft nicht zurückstehen. Ich reiste vier Monate in den Vereinigten Staaten, und von ein paar unartigen Clerks und Bahnconducteuren abgesehen, kam man mir überall auf das Freundlichste und Liebenswürdigste entgegen. Indem ich aller dieser Freundlichkeiten, die ich mit meinem Gefährten drüben erfuhr, gedenke, spreche ich die feste Ueberzeugung aus, daß die in diesem Jahre der Jubelfeier der Republik Hinübergehenden sicher ähnliche Erfahrungen machen werden. Allen meinen lieben Landsleuten und Freunden drüben hiermit herzlichen Gruß!

M. Lindeman.

Kleiner Briefkasten.

S. H. in Steiermark. Wir können Ihnen auf das Angelegentlichste die „Bildungs- und Erziehungsanstalt“ des Herrn Superintendenten Schwerdt in dem reizend gelegenen Waltershausen (Thüringen) empfehlen. Statt aller weiteren Anpreisung lassen wir nur die vor Kurzem empfangenen Zeilen eines Herrn J. L—n in Samotschin folgen, der auf unsere Empfehlung hin vor circa acht Monaten eine junge Mündel dort unterbrachte. Der Brief lautet:

„Gestatten Sie jetzt, geehrter Herr, daß ich Ihnen für Ihre gütige Empfehlung in meinem und im Namen der übrigen Angehörigen des jungen Mädchens meinen wärmsten Dank ausspreche; das betreffende Institut ist wahrlich Ihrer Empfehlung würdig.

Das junge Mädchen hat unter der liebevollsten Fürsorge des Herrn Schwerdt und seiner Familie, im Kreise der wahrhaft heiteren Schaar seiner Pensionsschwestern, von der herrlichsten Natur umgeben, eine neue Heimath gefunden. Obwohl Louise bereits die Selecta einer höheren Töchterschule absolvirt hatte, findet sie in diesem Institute, was namentlich Conversation in den neueren Sprachen, Literatur und auch andere Wissenschaften, sowie häusliche Erziehung anlangt, sehr Vieles zu lernen. Vor Frömmelei und finsterer, orthodoxer Weltanschauung bleibt hier jedes Mitglied dieser großen Familie durch die darin herrschende wahre Frömmigkeit bewahrt.“

A. M. in D. Aus der Druckfirma schon hätten Sie ersehen können, daß die dem dritten Hefte eingefügte Modenblattsanzeige nicht von der „Gartenlaube“, sondern von der Verlagshandlung Lipperheide herrührt.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen antwortete nicht. Sie ließ die Hand vom Riegel gleiten und wandte das Gesicht mit den streng geschlossenen Lippen langsam der Schwester zu. Ob die Uebermüthige dort nicht erschrak, ob sie sich nicht schämte vor dem Laute der eigenen Stimme, hier auf dieser Stelle? „Mich sieht dieses Haus nie wieder,“ hatte sie gestern gerufen, und jetzt stand sie bereits auf der ersten Thürstufe, um einzutreten, um zurückzukehren in „die bedrückend armselige Umgebung“.

„Nimmst Du Flora's Scherz übel, mein Liebling?“ fragte der Commerzienrath, rasch zu Käthe tretend. Er legte ihren Arm in den seinen. „Du kannst Dir das getrost gefallen lassen, bist Du doch auch ein reizendes Hausmütterchen. Du sahst zum Malen hübsch aus unter dem bunten Hühnervolke. Warte nur, Du sollst einen Geflügelhof bekommen, wie er sich prächtiger nicht denken läßt.“

Die Präsidentin, die eben majestätisch die Steinstufen hinaufstieg, hielt einen Moment inne, als versage ihr der Athem — sie drehte den leicht nervös zitternden Kopf verächtlich nach dem zärtlichen Vormunde zurück, dann beschleunigte sie ihre Schritte. „Hirnloser Schwätzer! Er ist und bleibt sein Lebenlang der abgeschmackte Commis Voyageur!“ murmelte sie erbittert Flora zu, die schnell das Taschentuch vor den Mund hielt, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen.

Käthe ließ wie unbewußt ihre Hand auf dem Arme ihres Schwagers liegen. Sie hörte kaum, was er sagte; sie bemerkte auch nicht die seltsame Ueberraschung, mit welcher Doctor Bruck, stumm und starr wie eine Bildsäule, das Paar an sich vorüberschreiten ließ; sie sah nur, daß Flora an der schmalen Hand, die sie eben mit dem Taschentuche zum Munde führte, einen schwarzen Halbhandschuh trug; das feine durchbrochene Seidengewebe harmonirte mit den Spitzen, die über die ganze Gestalt gleichsam hinrieselten; dies machte die weiße Haut wie Elfenbein aufleuchten und ließ die Finger schlank hervortreten. Die zwei kleinen Brillantringe funkelten nicht mehr am Ringfinger, „der einfache Goldreifen, der grob wie Eisen drückte“, blinkte matt über dem Handschuh. Unmöglich! Dort rauschten ja die Wellen über ihn hin. Käthe hatte plötzlich die Empfindung, als sei sie der natürlichen Ordnung aller Dinge entrückt, als dürfe sie ihren gesunden Augen und Ohren nicht mehr trauen.

„Nun?“ fragte die Präsidentin erstaunt im Hausflur stehen bleibend; sie zeigte pikirt mit finster zusammengezogenen Brauen auf das umherstehende Geräth aus der Wohnstube.

„Henriette hatte die Entfernung der Möbel so lebhaft gewünscht, daß ich nachgeben mußte,“ sagte Doctor Bruck mit tonloser Stimme kalt und gleichgültig.

„Sie hat auch vollkommen Recht. Es war eine wunderliche Idee — nimm mir's nicht übel, Großmama! — das Krankenzimmer dermaßen vollzustopfen,“ warf Flora achselzuckend hin. „Das arme Ding leidet ohnehin schwer an Brustbeklemmung; es mag ihr zu Muthe gewesen sein, als sollte sie mit all dem dicken Polsterzeug erstickt werden.“

Die Großmama hatte eine herbe, schneidende Antwort auf den Lippen, das sah man; allein sie schwieg in Rücksicht auf den Doctor und die in der Küchenthür stehende Magd und rauschte nach dem Krankenzimmer. Beim Eintreten fuhr sie ein wenig zurück — Henriette hatte sich weit aus dem Bette geneigt. Sie sah so erschüttert aus, und ihre weitgeöffneten, glänzenden Augen hingen mit einem so verzehrenden Ausdrucke an der sich öffnenden Thür, daß die Präsidentin befürchtete, mitten in einen Fieberparoxysmus zu kommen. Sie beruhigte sich indeß sofort, als die Kranke sie in der gewohnten kühlen Weise begrüßte; sie sah auch, daß der Blick voll unaussprechlicher Spannung Flora galt, welche unmittelbar nach ihr auf die Schwelle getreten war.

Die schöne Schwester ging direct auf die Tante Diakonus zu, die sich beim Eintreten der Damen erhoben hatte, und reichte ihr so zuvorkommend die Hand, als wolle sie den Händedruck nachholen, den sie gestern Abend vergessen hatte; dann wandte sie sich nach dem Bette. „Nun, Schatz,“ sagte sie zu der Kranken, „es geht Dir ja vortrefflich, wie man hört —“

„Und Dir, Flora?“ unterbrach Henriette sie mit kaum bezähmbarer Ungeduld, während sie dem hinzutretenden Commerzienrath, ihn zerstreut begrüßend, die Hand gab.

Flora verbiß mit Mühe ein moquantes Lächeln. „Mir? Ei nun, leidlich! Die gestrige Alteration spukt mir allerdings noch in den Nerven, aber ich habe ja Willen und Selbstbeherrschung genug, um sie niederzuhalten. Gestern freilich sah es schlimm aus in mir; ich war krank; ich glaube, ich bin halb wahnwitzig gewesen vor nervöser Aufregung; wenigstens bin ich mir nicht ganz klar über mein nachheriges Thun und Lassen — was Wunder! Daniel in seiner Löwengrube ist kaum übler daran gewesen, als ich in der ungeheuerlichen Situation. Unter solchen barbarischen Kaniten —“

„Nun, davor hat Dich Käthe tapfer geschützt,“ sagte Henriette ergrimmt. „Wie ein Schild hat sie vor Dir gestanden

und den Streich aufgefangen, die arme, brave Käthe! — Moritz, sie haben ihr die Kleider vom Leibe gezerrt, die Flechten von der Stirn niedergerissen —“

„Dieses wunderschöne Haar!“ fiel die Tante mit sanftem Bedauern ein und strich zärtlich über die glänzenden Wellen, die von der Stirn des jungen Mädchens zurückfielen.

„Nun ja, sie haben ihr arg mitgespielt, die Furien!“ gab Flora mit einem ärgerlichen Stirnrunzeln zu, „aber ich muß mir's denn doch ausbitten, daß ich dafür nicht allein verantwortlich gemacht werde. Ihre Manie, ewig in starrer Seide zu gehen, trägt zumeist die Schuld. Das Volk neidet uns nun einmal den Reichthum und die Eleganz; das seidene Kleid reizte die Weiber, und da hat sie denn — und leider auch wir — anhören müssen, daß ihre Großmutter barfuß gegangen und der Schloßmüller vordem Knecht gewesen ist, daß der Kornwucher ihr ganzes großes Vermögen zusammengescharrt hat, und was dergleichen liebliche Dinge mehr waren. Käthe's Erscheinen hat unsere peinliche Situation nur verschlimmert; die Erbitterung gegen die reiche Erbin war grenzenlos — habe ich nicht Recht, Käthe?“

„Ja, Flora,“ versetzte das junge Mädchen bitterlächelnd, mit bebender Stimme. „Ich werde viel thun müssen, um einigermaßen gutzumachen, was mein Großvater an der Menschheit gesündigt hat.“

Während Flora sprach, hatte sich die Gestalt der Präsidentin förmlich gestreckt vor innerer Genugthuung. Die schonungslose Bloßlegung des „scandalösen Stammbaumes“ klang wie Musik in ihren Ohren; sie fixirte lauernd den Commerzienrath. Der neugebackene Edelmann mußte vor dem Gedanken zurückschrecken, daß das Volk mit den Fingern auf die Frau an seiner Seite zeigen und ihr Herkommen, den Ursprung ihres Geldes auf der Straße ausschreien würde. „Ach geh', Käthe, das klingt denn doch gar zu kindlich naiv und empfindsam!“ sagte sie den Kopf hin- und herwiegend. „Wie wolltest Du denn das anfangen?“

Flora lachte. „Sie will ihren kostbaren Geldspind öffnen und die Actien unter das Volk streuen.“

„Wie Schwester Flora aus Angst um ihren tadellosen Teint gestern mit ihrer Börse gethan,“ warf Henriette beißend, in persiflirendem Tone ein; der aufwallende Groll drängte selbst das fieberhafte Verlangen, die Braut bereuend im Staube vor dem Doctor zu sehen, für einen Augenblick in den Hintergrund.

„Einer solchen Gedankenlosigkeit werde ich mich wohl nicht schuldig machen,“ sagte Käthe gelassen, aber ernst abweisend zu Flora, die sich ärgerlich über Henriettens anzügliche Bemerkung auf die Lippen biß. „Ruht Fluch und Unsegen auf dem Gelde —“

Der Commerzienrath unterbrach sie mit einem lauten Gelächter. „Kind, lasse Dir doch nicht bange machen! Unsegen! Ich sage Dir, das Glück hängt sich Deinem Erbe förmlich an die Fersen; die Gewinnantheile, die ich gegenwärtig durch ein neues glückliches Arrangement erziele, sind geradezu riesig.“

Die breiten Lider der Präsidentin, die meist mit einer gewissen vornehmen Müdigkeit die Augäpfel halb verschleierten, hoben sich bei dieser Schilderung. Das eine Wort „Gewinnantheil“ machte diese großen Augensterne gierig flimmern, wie es vielleicht kaum in ihrer Jugend das Verlangen nach Siegen ihrer Schönheit vermocht.

„Riesig?“ wiederholte sie kurz mit fliegendem Athem. „Das sind die meinen nicht. Ich will sofort verkaufen und mich an dem neuen Unternehmen betheiligen.“

„Das läßt sich leicht arrangiren, theuerste Großmama; ich werde heute noch die nöthigen Schritte thun. Ja, ja, der gemeine Mann sagt ganz richtig: wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu, und nie ist das Wort wahrer gewesen, als in unserer wunderbaren Zeit. Der Capitalist ist ein Fels, dem die Wogen von selbst ihre Schätze zuwerfen —“

„In den Augen der Ruhigdenkenden nicht, Moritz,“ sagte Doctor Bruck. Er war vorhin bei Henriettens lebhaftem Widerspruch an das Bett getreten und hatte sanft beruhigend ihre Hand zwischen die seinen genommen — so stand er noch. Er sah sehr vornehm aus; noch trug er den Frack unter dem Ueberzieher und den Handschuh an der Linken, sein schönes, bärtiges Gesicht aber, das er jetzt voll den Anwesenden zuwandte, zeigte noch schärfer den eigenthümlich leidensvollen Zug, den Käthe heute zum ersten Male bemerkt hatte. „Man ist schon seit längerer Zeit mißtrauisch,“ fuhr er fort, „und fängt an, diesen mühelosen Erwerb mit einem sehr harten Wort zu bezeichnen —“

„Schwindel willst Du sagen,“ unterbrach ihn der Commerzienrath belustigt. „Liebster Doctor, allen Respect vor Dir und Deinem Wissen, aber in kaufmännischen Dingen überlasse mir die Beurtheilung! Du bist ein ausgezeichneter Arzt, hast eben Deinen Namen zu einem weltberühmten gemacht —“

In diesem Augenblicke richtete sich Henriette aus ihrer halbzurückgesunkenen Stellung auf. „Weißt Du das, Flora?“ fragte sie heftig, wie athemlos, wie halb erstickt von dem überwältigenden Triumphgefühle.

„Freilich weiß ich's, Du Närrchen, obgleich der Herr Doctor es bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden hat, mir in höchsteigener Person Mittheilung von seiner glücklichen Cur in L.....g zu machen,“ antwortete Flora unbefangen und leichthin, und ihre Augen begegneten in beispielloser Herausforderung denen der Schwester. „Ich weiß auch, daß ihn plötzlich die fürstliche Gnadensonne bescheint, wie selten einen Sterblichen. Natürlich ist das noch Hof- und Staatsgeheimniß, das vorderhand nicht einmal — die Braut wissen darf.“ Ein bezaubernd schalkhaftes Lächeln ließ ihre leuchtenden, scharfen Zähne sehen, und der Rosenhauch, der bei den letzten Worten plötzlich ihre Wangen anflog, stand ihr unvergleichlich.

Henriette ließ bitter enttäuscht den Kopf in die Kissen sinken — selbst sie hatte sich in diesem chamäleonartigen Frauengeist verrechnet.

Die Präsidentin, die in der Nähe des Doctors stand, klopfte ihm mit fast zärtlicher Zuthulichkeit auf die Schulter. Als so gleichberechtigt in ihrem Verwandtenkreise hatte sie ihn bisher noch nicht behandelt. „Dürfen wir noch nichts Näheres erfahren? Sind die Präliminarien noch nicht beendet?“ fragte sie schmeichelnd mit ihrer wohllautenden Stimme.

„Er kommt ja eben vom Fürsten,“ sagte die Tante, ohne den stolz strahlenden Blick von ihm wegzuwenden.

„Ah, also ist Herrn von Bär's Pensionirung wirklich Thatsache?“ Die alte Dame fragte das mit vornehm gleichgültiger Haltung, aber sie hielt den Athem zurück.

„Das weiß ich nicht — danach frage ich auch nicht,“ versetzte der Doctor ruhig abweisend. „Der Fürst wünscht, daß ich — so lange ich mich hier noch aufhalte — sein langjähriges Fußübel in Behandlung nehme —“

„So lange Du Dich hier noch aufhältst, Bruck?“ unterbrach ihn Flora stürmisch. „Willst Du gehen?“

„Ich werde mich mit Anfang October in L.....g habilitiren,“ versetzte er kalt; er sah sie nicht an. Sein Blick haftete auf dem knospenden Apfelbaume vor dem Fenster.

„Wie, Sie haben Stellung und Titel bei unserm Hofe ausgeschlagen?“ rief die Präsidentin und schlug die Hände in bestürztem Erstaunen zusammen.

„Der Titel ist mir nicht erlassen worden“ — ein leises, ironisches Lächeln stahl sich über sein Gesicht — „es ist jedenfalls nicht etiquettegemäß in Serenissimus' Augen, sich von einem titellosen Heilbeflissenen herstellen zu lassen. Er besteht darauf, mich zum Hofrathe zu ernennen.“

Bei seinen letzten Worten streckte ihm die Tante Diakonus, mit einer tiefen Rührung kämpfend, die Hand entgegen, und er — sonst die scheue Zurückhaltung selbst — umschlang mit beiden Armen die zarte Gestalt der alten Frau und drückte sie fest und innig an seine Brust. Das Leid, die bittere Heimsuchung, welche diese Beiden standhaft zusammen getragen, isolirte sie in diesem Augenblicke der Sühne vollkommen vom Kreise der Umstehenden.

Flora wandte sich ab und trat geräuschvoll in das Fenster; sie nagte sich die Unterlippe fast blutig; man sah, es zuckte ihr in den Händen, die treue Frau wegzustoßen von dem Platze, den sie, die pflichtvergessene Braut, verwirkt hatte.

„Er geht ja aber fort, Tantchen,“ sagte Henriette mit ihrer heiseren, tonlosen Stimme vom Bette herüber.

„Ja, seinem Ruhme, seinem Glücke entgegen,“ antwortete die alte Frau und hob unter Thränen lächelnd den Kopf von seiner Schulter. „Ich will gern hier zurückbleiben in dem Heim, das seine Sohnesliebe mir geschaffen hat, wenn ich ihn draußen geachtet, geehrt und befriedigt durch seinen großen Beruf weiß. Meine Mission an seiner Seite ist ohnehin bald zu

Ende — eine Andere tritt an meine Stelle." Die Zärtlichkeit wich aus ihrer Stimme; sie sprach mit tiefem Ernste, und die sonst so milden Augen hafteten fest, fast streng auf dem schönen Mädchen im Fenster. „Sie mit ihrem reichen Geiste weiß jedenfalls die Heiligkeit, aber auch die oft herben Anfechtungen seines Berufes weit lebendiger zu erfassen, als ich, und wird ihm deshalb gewiß ein Daheim schaffen, das ihm, unabhängig von den äußeren Strömungen, gleichmäßig ein harmonisch-inniges Familienleben bietet." Das Betonen des einen Wortes ließ Käthe deutlich erkennen, daß die Tante Flora's gestriges häßliches Gebahren sehr wohl bemerkt und als Launenhaftigkeit aufgefaßt hatte.

„Das ist Alles recht schön und gut, meine beste Frau Diakonus, und ich zweifle auch keinen Augenblick, daß Flora eine ganz tüchtige Frau Professorin werden wird," sagte die Präsidentin kühl — der indirect ermahnende Ton, welchen die simple Pastorswittwe ihrer Enkelin gegenüber anzuschlagen wagte, verdroß sie sichtlich —; „allein zu einem anmuthenden Familienleben gehören heutzutage auch comfortable Räume, und das Beschaffen derselben macht mir augenblicklich große Sorge. Ich komme eben von einer erschöpfenden Berathung mit dem Möbelfabrikanten; er behauptet, nunmehr — Gott weiß aus welchem Grunde — die längst bestellten Boule-Möbel für Flora's Salon bis zu Pfingsten absolut nicht liefern zu können. Flora hat sich währenddem mit der Wäschelieferantin herumgezankt, die auch so fabelhaft langsam ist und die Vollendung der Ausstattung erst bis Anfang Juli in Aussicht stellt. Was fangen wir an?"

„Wir warten," sagte Doctor Bruck in seiner einsilbigen Weise und griff nach Hut und Stock, um Beides fortzutragen.

Die Präsidentin fuhr ein wenig zusammen; sie sah ziemlich perplex aus, und eine gewisse Aengstlichkeit schlich durch ihre Züge, aber sie faßte sich rasch und klopfte ihn leicht auf die Schulter. „Das ist brav, liebster, bester Doctor! Sie helfen uns selbst aus der peinlichsten Verlegenheit, während ich mich auf berechtigten Widerspruch Ihrerseits gefaßt gemacht hatte. Diese Pfingsten waren mir fast zu einem drohenden Gespenst geworden. Sie hielten so fest an dem einmal bestimmten Tage."

„Gewiß, allein meine Uebersiedelung nach L.....g macht eine Abänderung sogar nothwendig," entgegnete er gelassen und ging hinaus.

„Und was meint die Braut?" fragte die Tante Diakonus mit ungewisser Stimme; sie war augenscheinlich sehr betreten über die geschäftsmäßige kühle Ruhe des Doctors und das plötzliche verlegene Schweigen der Anwesenden.

Flora wandte ihr ein heiter strahlendes Gesicht zu. „Mir ist die gegönnte Frist insofern hochwillkommen, als meine künftige Lebensstellung plötzlich eine so ganz andere werden wird. Da bedarf es der Vorbereitung, der inneren Sammlung und Einkehr. Mein Gott, es ist ja doch ein himmelweiter Unterschied! Von der Frau eines Universitätsprofessors mit großem Namen verlangt die Welt ein ganz anderes Auftreten, ganz andere Capacitäten, als von einer einfachen Doctorsfrau, möge ihr Mann immerhin Hofrath und Leibarzt eines Fürsten sein." Ein unbeschreiblicher Hochmuth sprühte förmlich aus der zarten, hoch emporgerichteten Gestalt; in jedem Worte klang innerer Jubel, mühsam unterdrücktes Frohlocken mit — sie stand auf dem Gipfel ihrer glühendsten Wünsche.

Der Commerzienrath rieb sich vergnügt die Hände. Er hätte losplatzen und ihr in das Gesicht lachen mögen; die Präsidentin aber kämpfte sichtlich mit einer ärgerlichen Aufwallung. Jetzt maßte sich wohl gar die Enkelin an, mit ihrer „Partie" noch um so und so viel Staffeln höher zu steigen, als selbst sie, die hochgestellte fürstliche Beamtenfrau.

„Wohin versteigst Du Dich, Flora!" rügte sie, in zorniger Mißbilligung den Kopf schüttelnd.

„In meine glänzende Zukunft, Großmama," antwortete sie mit einem kleinen, übermüthigen, boshaften Lächeln. Sie drehte der Präsidentin mit einer so ausdrucksvollen Geberde den Rücken, als sei sie nun mit einer unerquicklichen Vergangenheit vollkommen fertig und wolle mit keinem Worte mehr daran erinnert sein.

„Und nun ergebe ich mich Ihnen auf Gnade und Ungnade, lieb Tantchen," sagte sie zu der alten Frau, die jeder Bewegung der schönen Braut mit klugem, prüfendem Blicke gefolgt war. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen! Ich unterwerfe mich Allem; nur zeigen Sie mir den Weg, auf welchem ich Leo glücklich machen kann! Ich will nähen, kochen" — bei den letzten Worten streifte sie flink die Handschuhe ab, als wolle sie sofort Ernst machen und an den Kochherd treten. „Ah!" stieß sie erschrocken heraus und fuhr mit der Hand, wie fangend, durch die leere Luft — der „einfache Goldreif" war ihr beim Abziehen des Handschuhs vom Finger geglitten. Niemand hatte ihn zu Boden fallen hören; man suchte, allein es war, als habe ihn die Luft aufgesogen.

„Er wird zwischen Deine Kissen gefallen sein, Henriette," klagte Flora. Sie war ganz bleich geworden. „Erlaube, daß wir Dich für einen Moment emporheben und nachsehen —"

„Das kann ich nicht zugeben," erklärte die Tante entschieden. „Henriette darf nicht beunruhigt, nicht unnöthig aus ihrer bequemen Lage gebracht werden —"

„Unnöthig!" wiederholte Flora vorwurfsvoll und schmollend wie ein Kind. „Es ist ja mein Verlobungsring, Tantchen."

Käthe schauderte in sich zusammen bei diesen Worten. War Flora wirklich ein solches Kind des Glückes, daß eine Art Wunder ihr den Ring wieder in die Hände zurückgespielt hatte, oder log und trog sie mit dreister Stirn so entsetzlich? Sie suchte vergebens in den ängstlich umherforschenden Augen dieser Sphinx zu lesen.

„Das ist ein fataler Zufall," sagte die Tante Diakonus, „aber verloren kann ja der Ring nicht sein. Wir werden ihn heute noch bei Henriettens Umbetten finden, dann soll ihn mein Dienstmädchen sofort in die Villa tragen."

„Ich werde es ihr fürstlich vergelten; ich will ihr die Hand mit Gold füllen, wenn sie ihn mir heute Abend noch bringt," versicherte Flora; eine peinliche Unruhe war über sie gekommen; es kostete ihr offenbar Mühe, sich geduldig zu fügen.

Die Präsidentin und der Commerzienrath schoben sich jetzt Stühle an das Bett und nahmen Platz neben der Kranken, die sich mit keinem Worte mehr an den Verhandlungen betheiligt hatte. Nur einmal war der blonde Kopf jäh emporgetaucht, und ein bitter höhnischer Zug hatte die zum Sprechen geöffneten Lippen umzuckt. Bei der Versicherung der Großmama, daß sie nicht begreife, aus welchem Grunde der Möbelfabrikant die Ablieferung der Möbel verzögere, hatte sie hinüberrufen wollen: „Weil sie bereits halb und halb abbestellt gewesen sind." Aber noch zur rechten Zeit wurde sie sich bewußt, daß nun mit keinem Worte mehr an das Vergangene gerührt werden dürfe.

17.

Die Tante ging hinaus, um einige Erfrischungen zu besorgen, und Käthe folgte ihr. Ekel und Widerwillen trieben sie aus dem Zimmer, in welchem sich eben die empörendste Komödie abgespielt hatte. Sie bat die Tante, ihr das kleine Geschäft der Bewirthung zu überlassen, und die alte Frau legte willig den Schlüsselbund in ihre Hand. „Hier, mein liebes, liebes Kind, meine treue, ehrliche Käthe," sagte sie weich und in so bebenden Lauten, als kämpfe sie mit einem tiefen Aufseufzen.

Sie legte den Arm um den Leib des jungen Mädchens und schmiegte sich in zärtlicher Zuneigung an die schöne Gestalt. „Mich überkömmt es wie süßes Ausruhen, wenn ich in Ihr offenes, frisches Gesicht sehen darf. Ich muß immer an Luther's vielliebe Käthe denken, an die tapfere Frau, die stark und muthig an die Seite des streitbaren Mannes getreten ist." Jetzt schlüpfte in der That ein beklommener, sorgenvoller Seufzer über ihre Lippen; sie entließ das hocherröthende Mädchen aus ihren Armen und kehrte in das Krankenzimmer zurück.

Käthe holte die Kaffeebüchse und den zu Ehren des Tages gebackenen Napfkuchen aus der Speisekammer, und während die dicke, freundliche Magd frisches Holz unter den Wasserkessel legte, füllte sie die hübsche, blaue Glasschale, die schon gestern beim Thee figurirt hatte, mit Zucker und rieb den krystallenen Confectteller blank. Sie schnitt eben den Kuchen in Stücke, als sie Jemand aus dem Krankenzimmer kommen hörte. Die Küchenthür war so angelehnt, daß ein breiter Spalt blieb, und durch diese Oeffnung sah sie Flora in den Hausflur treten.

Die schöne Braut sah sich ungewiß und rathlos um; die Zimmereintheilung der „Spelunke“ war ihr ja völlig fremd, aber es war, als ob der Strahl dieser suchenden Augen den Doctor magnetisch berührt und angezogen hätte. Er trat in diesem Augenblicke aus dem Zimmer der Tante.

Flora flog auf ihn zu und breitete die Arme aus. Das lange schwarze Kleid schleppte über den Boden hin, und die dunklen Schleierfalten wogten ihr nach, wie gelöste, offen niederfließende Haarsträhne. Mit den bleichen Händen, die sich kinderklein und schmal aus dem zurückfallenden schwarzen Spitzengekräusel streckten, mit dem mattweißen Gesicht erschien sie wie eine jener gespenstischen, schönen Frauen, die der Volksglaube aus den Gräbern steigen und mordend über junges Leben herstürzen läßt.

„Leo!“ vibrirte es wie ein Hauch, und doch klingend durch den Flur.

Käthe horchte mit stockendem Athem hoch auf — es ging ihr durch Mark und Bein. War das wirklich Flora's Stimme? Kam dieser köstliche, innige Klang voll weicher Abbitte, voll bebender Sehnsucht wirklich von den Lippen, die so schnöde verurtheilende Worte sprechen, die so schneidend verächtlich lächeln konnten? Das junge Mädchen wandte die Augen weg und sah vor sich nieder; das Messer zitterte in ihrer Hand. Sie hätte so gern die Thür ganz geschlossen, um nicht zu sehen und nicht gesehen zu werden, aber sie fand, wunderlich genug, weder Muth noch Kraft, sich von der Stelle zu bewegen. Draußen erfolgte keine Antwort, aber auch kein Schritt wurde hörbar.

„Leo, sieh mich an!“ sagte Flora lauter, halb flehend, halb gebieterisch. „Wozu die Marter, die Deinem eigenen Herzen widerstrebt? Ich weiß es, Du kämpfst mannhaft, aber unter Schmerzen Dein heiligstes Gefühl nieder, um hart zu erscheinen, um mich zu strafen. Und wofür? Weil ich gestern halb wahnwitzig war vor Aufregung und nicht wußte, was ich that und sagte. Leo, mein Leben, was Dir gehört, war in Gefahr gewesen, noch kochte das Blut in mir, und — da reiztest Du mich auch noch.“

Käthe sah unwillkürlich empor. Neben ihr stand die Magd mit einem breiten Grinsen auf dem guten, dicken Gesichte; es war jedenfalls sehr ergötzlich, daß die Dame da draußen ihrem jungen Herrn etwas abbitten mußte. Dieser Anblick brachte augenblicklich Leben in das junge Mädchen; sie ordnete rasch die Kuchenstücke auf dem Teller, nahm ihn in die Hand und trat entschlossen in den Flur. Sie sah noch, wie der Doctor mit fest verschränkten Armen, das Gesicht von der Bittenden weggewendet, regungslos durch die offene Hausthür in die Gegend hinaus starrte; wie fahl erschienen seine braunen Wangen und wie fest und erbittert biß er die Zähne zusammen, während Flora's unheimlich düstere Gestalt an seinem Halse hing, so weich und geschmeidig und innig fest sich anschmiegend wie der Vampyr der Volkssage.

Bei dem ziemlich lauten Geräusch der aufgestoßenen Thür fuhr der Doctor empor, und in demselben Moment traf sein scheu irrender Blick Käthe's Augen. Als sei er auf dem schlimmsten Verbrechen betroffen, so schrak er zusammen — Flora folgte erstaunt der Richtung seines Blickes, aber die schönen Mädchenhände, die sich in seinem Nacken fest verschlungen hatten, lösten sich darum nicht. „Ach, mein Gott, es ist ja nur Käthe, Leo!“ sagte sie und drückte den Kopf fester an seine Brust.

Käthe huschte wie auf der Flucht vorüber in das Krankenzimmer. Ihr Herz schlug fast laut vor Schrecken und schamvoller Bestürzung; sie hatte eine Liebesscene à la Romeo und Julie unterbrochen. Mit bebenden Händen stellte sie den Teller auf den Tisch, lockte auf Henriettens Verlangen, die ein Attentat ihrer Lieblinge auf Kuchen und Zucker befürchtete, die umherschwirrenden Kanarienvögel in die kleine Volière und schloß hinter ihnen das Thürchen.

Da sah sie im Käfige auf dem sauberen, weißen Sande den gesuchten Goldreifen liegen; er war seltsamer Weise durch die Messingstäbe geflogen, ohne das geringste Klirren zu verursachen, und ebenso unhörbar auf der weichen Sandschicht niedergefallen. Käthe nahm ihn heraus und ließ ihn in die Tasche gleiten — und nun hätte sie wieder hinausgehen und den Kaffee fertig machen sollen, aber sie schüttelte sich fast vor Angst und Abneigung. Es war ihr, als solle sie in den Tod, in die Hölle gestoßen werden. Sie entfernte sich nicht um einen Schritt vom Tische und machte sich unnöthig mit den Kanarienvögeln zu schaffen, während die Präsidentin mit ihrer angenehmen, sanft gedämpften Stimme von Flora's „Trousseau“ sprach und der Tante Diakonus an den Fingern herzählte, was nun infolge der Ortsveränderung noch nachbestellt werden müsse; die alte Frau durfte keinen Augenblick in Zweifel bleiben, daß ihr berühmter Neffe in der schönen Banquiertochter eine Art Prinzessin heimführe.

Käthe wurde rascher aus ihrer Pein erlöst, als sie dachte. Der Doctor trat schon nach wenigen Minuten in das Zimmer, und nun schlüpfte sie, ohne aufzusehen, an ihm vorüber. Der Flur war leer. Flora mußte in den Garten gegangen sein. In der Küche knarrte die Kaffeemühle; vielleicht hatte das mißtönende Geräusch, und nicht, wie sie vermuthet, ihr Erscheinen, die Versöhnungsscene so schnell zu Ende geführt.

Das Küchengeschäft war bald beseitigt, und während die Magd eine frische Schürze vorband, um das Kaffeebret hineinzutragen, trat Käthe in das Fenster und betrachtete den Ring, den sie unter Herzklopfen aus der Tasche gezogen. ... „E. M. 1843“ stand auf der Innenseite — Ernst Mangold — es war also der Trauring von Flora's Mutter, den sie in der Hand hielt.

Sie stand wie gelähmt vor dem Uebermaß von Frivolität, mit welchem Flora sich zu helfen und jedes Bedenken zu überwinden gewußt hatte. Das war eine jener Frauennaturen, die sich stets der augenblicklichen Situation zu bemächtigen verstehen, die bei jedem Umschwung elastisch wieder auf die Füße zu stehen kommen und mit einem kecken Ignoriren des unliebsamen Geschehenen, mit der Zuversicht des Uebermuthes die Fäden der Intrigue leise und glücklich auch an dem veränderten Terrain wieder anheften. Und das war die Schwester, vor deren weit überwiegenden Geistes- und Charaktereigenschaften ihr junges Herz demüthig gebangt hatte.

Das kleine unscheinbare Symbol der Gattentreue, das Flora's sanfte Mutter bis an den Tod getragen, war entweiht durch das Gaukelspiel der Tochter. Es brannte Käthe zwischen den Fingerspitzen; sie hätte es am liebsten so weit von sich schleudern mögen, daß es keine Menschenhand wieder aufzufinden vermocht hätte, aber es war und blieb das ererbte Eigenthum der Schwester und mußte zurückgegeben werden.

Sie verließ sofort die Küche und trat hinaus auf die Thürstufen. Dort stand Flora am Staket und sah hinaus in das Weite. Sie wandte dem Hause den Rücken zu und hatte die Arme unter dem Busen gekreuzt, und durch die Maschen des Spitzenschleiers entlockte die Sonne dem blonden Haar ein goldenes Flimmern. Der Hofhund bellte unaufhörlich und erbost die stumme, fremde Gestalt an, und die Hühner umschritten scheu die leise rauschende Damenschleppe, die sich so lang und düster über den Rasen hinbreitete.

Das Hundegebell übertönte Käthe's Tritte; Flora bemerkte ihr Kommen nicht eher, als bis die Schwester dicht neben ihr stand. Sie fuhr herum; ihr zarter Teint war betupft mit rothen Spuren der Aufregung; sie war offenbar in der ärgerlichsten Stimmung, und nun falteten sich die Brauen noch finsterer, und ihre Augen sprühten in ausbrechendem Zorne.

„Bist Du schon wieder da, wie ein unvermeidlicher Deus ex machina? Ungeschicktes Ding, vorhin so hereinzupoltern!“ fuhr sie Käthe in einem Tone an, als stehe nicht die stolze Erscheinung einer erwachsenen jungen Dame, sondern ein ungezogenes, boshaftes Schwesterlein vor ihr, das zeitweilig noch mit der Ruthe Bekanntschaft machen müsse.

Eine gerechte Erbitterung quoll fast unbezwingbar in Käthe empor — so fromm war ihr Naturell nicht, und so sanftmüthig floß ihr frisches Jugendblut auch nicht in den Adern, daß sie einer ungezogenen Begegnung auch noch die andere Wange hingehalten hätte, aber sie beherrschte sich. „Ich bringe den Ring,“ sagte sie kurz und kalt.

„Gieb her!“ Flora's Züge glätteten sich; sie nahm hastig den kleinen Reifen von der hingehaltenen Handfläche und steckte ihn an den Finger. „Ich bin sehr froh, daß er wieder da ist, der Ausreißer. Es ist ein so fatales Anzeichen —“

„Du willst in dem Falle doch nicht von einem bösen Omen sprechen?“ Dem jungen Mädchen versagte fast die Stimme, angesichts dieser bodenlosen Dreistigkeit.

„Ei warum denn nicht? — Glaubst Du denn, Leute von



Paß auf, Gevatter! Nach einem Gemälde von Eduard Grützner.

Geist müßten nothwendig frei vom Aberglauben sein? Napoleon der Erste war abergläubisch wie eine Spittelfrau, wenn Du das noch nicht weißt, meine Kleine — und ich, ich leugne wenigstens das Omen nicht." Sie sah die Schwester so fest, so herausfordernd an, als wolle und werde sie mit diesem einen durchdringenden und gebieterischen Blicke jedweden selbstständigen Gedanken, ja jede unbequeme Rückerinnerung an das Vergangene in dem jugendlichen Mädchenkopfe niederzwingen. Aber sie stand vor einer unerbittlich Wahrhaftigen, der die Empörung das Blut heiß nach dem Kopfe trieb. „Du vergissest, daß Du gestern Abend nicht allein dort gestanden hast," sagte das junge Mädchen und deutete nach der Brücke.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Standesamte.

Das Jahr 1876 hat dem deutschen Reiche die ein Jahr vorher zuerst in Preußen allgemein eingeführte Institution der Standesämter gebracht. Bei der in alle bürgerlichen Verhältnisse tief einschneidenden Bedeutung des neuen Instituts dürfte eine Besprechung desselben hier von Interesse sein.

Im Standesamte bildet die Beurkundung des Personenstandes der Staatsbürger die Hauptthätigkeit der Beamten, denen dann freilich noch je nach den localen oder besonderen staatlichen Bestimmungen verwandte Geschäftszweige mit übertragen werden können. Die Beurkundung des Personenstandes zerfällt in drei Abschnitte: in die der Geburt, der Eheschließung und des Todes. Jeder, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, des Geschlechts oder der Confession, ja selbst der Nationalität — denn in Deutschland lebende Ausländer unterliegen auch der Beurkundungspflicht vor dem Standesamte — wird dem Standesbeamten nahe treten müssen.

Ein geordnetes Staatswesen ohne Personenstandesbeurkundung ist nicht denkbar; die derzeitige Entwickelung des bürgerlichen Verkehrs erheischt mit Nothwendigkeit, daß über die Geburt jedes Bürgers im Staate, über seine Ehe, Ehescheidung, Adoption, Anerkennung als natürliches Kind, und über seinen Tod Urkunden, das heißt Beweise aller dieser Thatumstände vorhanden seien, welche dem Staate und allen anderen Bürgern gegenüber erbracht werden können. Die Art, in welcher diese Beweise geführt, also der Civilstand beurkundet worden, ist natürlich zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene gewesen.

Seit dem 1. Januar 1876 kann im deutschen Reiche eine Ehe rechtsgültig, also auch mit allen Folgen des gesetzlichen Erbrechtes, des Vermögens-Nießbrauches durch den Mann, der vollen Unterhaltspflicht des letzteren für Frau und Kinder &c. nur vor dem Beamten des Staates, dem Standesbeamten, eingegangen werden. Die Schließung einer Ehe ist zulässig für Männer vom vollendeten zwanzigsten, für Frauen vom vollendeten sechszehnten Lebensjahre ab; in besonders zu begründenden Ausnahmefällen ist Dispensation durch die von den einzelnen Landesregierungen damit beauftragten Behörden, in Preußen z. B. durch den Justizminister, zulässig, und es sind desfallsige Gesuche bei den Gerichten erster Instanz abzugeben. Einer Einwilligung zur Eheschließung Seitens des Vaters, oder nach dem Tode des Vaters Seitens der Mutter bedürfen Söhne bis zum vollendeten fünfundzwanzigsten, Töchter bis zum vollendeten vierundzwanzigsten Lebensjahre; vater-, beziehentlich elternlose Kinder bedürfen, wenn sie einer Vormundschaft unterliegen, — und das ist in der Regel bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre der Fall — auch der Genehmigung des Vormundschaftsrichters und des Vormundes. Sind Vater oder Mutter zur Abgabe einer Erklärung dauernd außer Stande, oder ist ihr Aufenthalt dauernd unbekannt, so wird nach erbrachtem Nachweis dieser Umstände ebenso verfahren, als wären sie verstorben. Adoptivkinder bedürfen während der Dauer des Adoptivverhältnisses bis zu den vorerwähnten Altersgrenzen der Einwilligung ihrer Adoptiv-Eltern, und nur im Geltungsbereich des Code (Rheinland) haben auch für Adoptivkinder die leiblichen Eltern den Heirathsconsens zu ertheilen. Großjährigen Kindern steht das Recht zu, wegen Verweigerung des Consenses Seitens des Vaters oder der Mutter sich an das Gericht ihres Wohnortes zu wenden, welches über die Erheblichkeit der Versagungsgründe in solchen Ausnahmefällen entscheidet.

Verboten ist die Ehe zwischen Verwandten in auf- und absteigender Linie, zwischen voll- und halbbürtigen Geschwistern, Stiefeltern und Stiefkindern, Schwiegereltern und Schwiegerkindern jeden Grades, zwischen Adoptirenden und Adoptirten, so lange das Rechtsverhältniß der Adoption unter ihnen besteht, und zwischen einem wegen Ehebruchs Geschiedenen und seinem Mitschuldigen. In dem letztgedachten Falle ist unter Umständen Dispensation zulässig, welche in Preußen auf Vortrag desjenigen Gerichtes, bei welchem der Ehescheidungsproceß in erster Instanz anhängig war (und bei welchem daher auch das Dispensationsgesuch zunächst anzubringen ist), von dem Justizminister, in den anderen Staaten von den damit betrauten obersten Landesbehörden ertheilt werden kann.

Bevor eine bereits verheirathet gewesene Person eine neue Ehe eingehen darf, hat sie nachzuweisen, daß ihre frühere Ehe aufgelöst, für ungültig oder für nichtig erklärt ist, auch ist für Frauen, welche eine neue Ehe schließen wollen, eine Wartezeit von mindestens zehn Monaten nach Beendigung der früheren Ehe vorgeschrieben, indeß kann für diesen letzteren Fall unter Umständen eine Dispensation bei den Gerichten erster Instanz nachgesucht werden. — Ferner dürfen Pflegebefohlene mit ihren Vormündern oder deren Kindern während des Vormundschaftsverhältnisses die Ehe nicht schließen. — Militärpersonen, Landesbeamte und Ausländer bedürfen noch eines speciellen Consenses zur Verheirathung und zwar active Militärpersonen vom Feldwebel abwärts der Einwilligung des Chefs oder Commandeurs des Regiments, Bataillons oder Corps, zu welchem sie gehören, Officiere der Erlaubniß des Landesherrn, Landes-Civilbeamte, welche bei der Wittwencasse receptionsfähig sind, der Erlaubniß des ihnen vorgesetzten Chefs, und nur die Reichs-Civilbeamten sind von Beibringung des Consenses befreit. Ausländer haben neben den sonstigen Erfordernissen noch ein Attest ihrer Heimathsbehörde in gehörig beglaubigter Form beizubringen, daß sie nach dortigen Gesetzen unbeschadet ihrer Staatsangehörigkeit zur Eingehung einer Ehe im Auslande befugt sind oder die nach diesen Gesetzen etwa erforderliche Erlaubniß zu der beabsichtigten Ehe erhalten haben. In Folge besonderer Staatsverträge sind jedoch von Beibringung eines solchen Attestes wiederum befreit die Angehörigen der Niederlande, Rußlands, Oesterreichs (ausgenommen Salzburg, Tyrol, Vorarlberg und Krain), Belgiens, Frankreichs, Großbritanniens, der Vereinigten Staaten Nordamerikas und Italiens, welche also nur den Nachweis ihrer Staatsangehörigkeit zu führen haben und demnächst hinsichtlich der Eheschließung wie Inländer behandelt werden. Endlich ist noch von Personen, welche, zur Schließung einer neuen Ehe schreitend, aus der früheren minderjährige Kinder haben, durch ein Attest des Vormundschaftsrichters nachzuweisen, daß die gesetzliche Abfindung der letzteren stattgefunden hat, oder doch, daß Seitens des Richters gegen die beabsichtigte Eheschließung Nichts zu erinnern war.

Anderweitige Ehehindernisse nun, besonders wegen Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses, wegen bestehender Gelübde der Ehelosigkeit, geistliche Verwandtschaft (zwischen Taufpathen oder Firmelungszeugen) oder wegen eines Verlöbnisses kennt das Reichsgesetz nicht.

Was den Eheschließungsact selbst anlangt, so gehört dazu unbedingt — und darin unterscheidet er sich wesentlich von der bisher in Preußen bestandenen Form des lediglich schriftlichen Vertrages — die von dem Standesbeamten in Gegenwart zweier großjährigen Zeugen an die Verlobten einzeln und nach einander gerichtete Frage, ob sie erklären, daß sie die Ehe mit einander eingehen wollen, die bejahende Antwort der Verlobten und der hierauf erfolgende Ausspruch des Standesbeamten, daß er sie nunmehr kraft des Gesetzes für rechtmäßig verbundene Eheleute erkläre. Es wäre mithin für die rechtliche Gültigkeit des Actes ganz gleichgültig, ob hierauf noch die schriftliche Verhandlung von den Anwesenden unterschrieben wird oder nicht; gleichwohl wird über jede Eheschließung eine Verhandlung in urkundlicher Form ausgefertigt, um später und zu jeder Zeit, auch wenn die bei dem Acte zugegen gewesenen Personen längst nicht mehr vorhanden sind, den Nachweis der erfolgten Eheschließung führen zu können.

Es giebt noch zu erwähnen, daß der Eheschließung ein zweiwöchentliches Aufgebot vorangehen muß, welches in der Gemeinde des Wohnortes der Verlobten und, falls dieselben verschiedenen Wohnorten angehören oder in den jüngstvergangenen sechs Monaten ihren Wohnort gewechselt haben, in den hiernach in Betracht kommenden Gemeinden durch Aushang am Rath- oder Gemeindehause bekannt gemacht wird. Ein solches Aufgebot behält sechs Monate Gültigkeit. Eine Dispensation vom Aufgebote kann, wenn besondere Gründe dafür sprechen, nach Befinden der betreffenden Staatsregierung von dieser ertheilt werden (in Preußen von dem Oberpräsidenten); nur in Fällen lebensgefährlicher Erkrankungen kann der Standesbeamte eine Eheschließung auch ohne jedes Aufgebot sogleich vornehmen. Wenn einer der Verlobten sich an einem ausländischen Orte aufhält oder innerhalb der letztvergangenen sechs Monate auf-

gehalten hat, sodaß auch in diesem Orte ein Aufgebot stattzufinden hätte, so wird dasselbe dadurch bewerkstelligt, daß die Bekanntmachung auf Kosten des Antragsstellers einmal in ein an dem betreffenden Orte erscheinendes oder verbreitetes Blatt eingerückt wird. Kann indeß eine Bescheinigung der Obrigkeit des fraglichen Ortes beschafft werden, daß ihr von dem Bestehen eines Ehehindernisses im vorliegenden Falle nichts bekannt sei, so bedarf es auch dieser Einrückung nicht.

So viel über die Erfordernisse und über die Form der Eheschließung. Wenn wir uns nun noch das Wissenswertheste über die Beurkundung von Geburten und Sterbefällen mittheilen lassen, so werden wir in dem neuen Gesetze hinreichend orientirt sein. Geburten und Sterbefälle sind immer demjenigen Standesbeamten anzuzeigen, in dessen Bezirk das Ereigniß stattfindet, auch wenn der gewöhnliche Wohnort der Eltern, beziehentlich des Verstorbenen nicht in diesem Bezirke gelegen wäre. Geburten sind innerhalb einer Woche, Todtgeburten bis zum nächstfolgenden Tage, Sterbefälle bis zum nächstfolgenden Wochentage mündlich von den Verpflichteten selbst anzuzeigen, und nur für Geburts- und Todesfälle, welche sich in öffentlichen Anstalten ereignen, ist für den Vorsteher der Anstalt eine schriftliche Anzeige in amtlicher Form zugelassen. Zur Anzeige verpflichtet ist an erster Stelle das Familienhaupt, und es liegt auch ohnedies im wohlverstandenen eigenen Interesse desselben, die Anzeigepflicht nicht etwa aus Bequemlichkeitsgründen von sich abzuwälzen und anderen Personen zu überlassen, da etwaige Ungenauigkeiten bei der Beurkundung, Differenzen in der Schreibweise der Namen und dergleichen oft noch nach Jahren zu den größten Weiterungen führen können. Ist indeß das Familienhaupt in der vorgeschriebenen Zeit an Erstattung der Anzeige behindert, so kann dieselbe bei Geburten durch die Hebamme, den Arzt oder eine andere Person, welche bei der Niederkunft zugegen gewesen, sowie durch die Mutter, sobald sie dazu im Stande ist, in Sterbefällen auch von Demjenigen, in dessen Wohnung oder Behausung sich der Fall ereignet hat, sowie endlich durch jede aus eigener Wissenschaft davon unterrichtete Person gemacht werden.

Auch alle auf inländischen Seeschiffen stattgefundenen Geburten und Sterbefälle werden von dem Schiffer, beziehentlich dem Seemannsamte dem Standesbeamten des Wohnortes der betreffenden Person zur Beurkundung mitgetheilt. Reichsangehörige und Schutzgenossen, welche im Auslande wohnen, unterliegen dagegen nicht den Bestimmungen des in Rede stehenden Gesetzes: die Vornahme ihrer Eheschließungen, wie die Beurkundung der Geburten, Heirathen und Sterbefälle unter ihnen gehört vielmehr vor den vom Reichskanzler hierzu ermächtigten diplomatischen Vertreter oder Consul des deutschen Reiches. —

Warum ist denn nun aber dieses Gesetz eingeführt worden? Den nächsten Anstoß, wenn nicht zum Erlasse des Gesetzes selbst — denn Artikel 19 der preußischen Verfassung stellt diesen bereits in Aussicht, und in vielen der anderen deutschen Staaten bestand die obligatorische Civilehe schon früher — so doch zum beschleunigten Erlasse gab unstreitig der sogenannte „Culturkampf", und es wird dies, auch wenn er selbst längst verklungen sein wird, stets eines seiner ersten und besten Vorrechte bleiben. Der Religion oder der Kirche soll dadurch nicht der geringste Schaden geschehen, sondern ihr nur eine durch nichts als durch die Gewohnheit sanctionirte Handhabe der Macht genommen werden. Der Staat als solcher, dessen Grundelement ein geordnetes Familienleben ist und der in seiner Gesammtheit nichts Anderes, als eine Vereinigung vieler Familien repräsentirt, hat eben darum das erste, natürlichste und unzweifelhaft größte Interesse an der Klarstellung und Beweisfähigkeit derjenigen Familienzustände, welche staatliche Rechte und Pflichten begründen, also an Geburt, Ehe und Tod. Daß sich an diese wichtigsten Ereignisse im Leben dann noch für die Angehörigen der verschiedenen Religionsgemeinschaften auch entsprechende religiöse Feierlichkeiten und Gebräuche anschließen, ist eine althergebrachte und in ihrer wahren Bedeutung schöne Sitte, letzteres selbstredend nur so lange, als sie nicht erzwungen werden muß.

Thatsächlich wurden in Deutschland bis an das Mittelalter hinein die Ehen ohne alle staatliche oder kirchliche Mitwirkung durch den bloßen Consens der Verlobten geschlossen, woraus aber verschiedene nachtheilige Folgen fühlbar wurden. Es kam häufig vor, daß man gesetzliche Ehehindernisse umging, ja daß die Eheleute ungestraft wieder auseinander gingen und wohl gar eine anderweite Ehe schlossen. Unter solchen Umständen hätte nun der Staat einzuschreiten gehabt, aber die bürgerliche Gewalt des Staates ordnete sich ja von selbst der Kirche, als der alleinigen Trägerin von Bildung und Civilisation, unter, und so überließ der Staat willig und gewissermaßen selbstverständlich der Kirche die Ordnung auch dieser Angelegenheit, und das ökumenische Concil von Trient (1545 bis 1563) bestimmte zur Abhülfe der hervorgetretenen Mißstände, daß in Zukunft die Verlobten öffentlich vor dem Pfarrer und zwei Zeugen ihre Erklärung, einander ehelichen zu wollen, abzugeben hätten, um durch diese größere Oeffentlichkeit der baldigen leichtsinnigen Auflösung eines Eheverhältnisses Einhalt zu thun. Damit war die Eheschließung auch Kirchensache geworden.

Holland führte im sechszehnten, England im siebenzehnten Jahrhundert die Civilehe ein. Luther und Brenz erkennen an, daß die Eheschließung ein Act bürgerlichen Charakters sei, und Letzterer sagt: „Der Eelich Contract, gleichwie sonst andere weltlich Contract möcht auch wohl auf den Rathsheussern oder anderen gemeinen, öffentlichen, ehrlichen und bürgerlichen orten verrichtet werden." Das Uebergewicht der Kirche verdrängte indeß mehr und mehr die Auffassung der Ehe nach ihrem rein bürgerlichen Rechtselemente, und Pius der Neunte erklärte in einem Schreiben an Victor Emanuel 1856: die Ehe sei dogmatisch ein Sacrament, dieses letztere begreife das Wesen der Ehe, und außerhalb derselben stehe nichts als das Concubinat.

So lange nun im Staate nur eine Kirche bestand, wäre man am Ende auch mit der rein kirchlichen Beurkundung des Personenstandes und der Eheschließung ausgekommen, allein man denke nur an die zahllosen Schwierigkeiten, die den Mischehen häufig entgegengestellt, an den Zwist, der dadurch so oft in die Familien hineingetragen worden; ferner an die Schwierigkeiten, in Vormundschafts-, Erb- oder Militärsachen und dergleichen Atteste zu beschaffen: man mußte da nicht nur den Geburts- und Aufenthaltsort, sondern auch noch ermitteln, welchen der zahlreichen Religionsgemeinschaften oder Secten die betreffende Person angehörte. Zudem knüpfte die Kirche ihre Beurkundungen nur an religiöse Acte; Taufscheine von Kindern, die vor Empfang der Taufe verstorben, vom Geistlichen zu fordern, war so wenig ausführbar, wie ihm Todtenscheine von Personen, denen die kirchliche Beerdigung verweigert worden, abzuverlangen. In Fällen, in welchen der Geistliche aus Gewissensbedenken die kirchliche Copulation verweigern mußte, hat ohnehin schon seit geraumer Zeit der Staat den die Eheschließung dennoch Begehrenden durch seine Organe unter weitläufigen und schwierigen Verhältnissen zu Hülfe kommen müssen, und dennoch entzog sich eine so zu Stande gekommene Ehe in den der Humanität weiter abstehenden Kreisen immer nicht ganz dem Vorwurfe einer gewissen Anrüchigkeit. Zweifelhafte Anzeigen über die Zeit der Geburt, die Abstammung eines Kindes, die genaueren Personalien eines Verstorbenen &c. entbehrten für den Geistlichen des kirchlichen Interesses, um ihre sofortige Aufklärung herbeizuführen, auch fehlten ihm dazu polizeiliche Mittel.

Vor Allem aber legt endlich die offene Auflehnung einzelner Religionsdiener gegen die Gesetze des Staates diesem die Verpflichtung nahe, die fragliche Materie voll und ganz von dem Gesichtspunkte aus, daß die Eheschließung nur auf der Autorität des Staates ruht, zu regeln. Es gab jetzt gesetzwidrig angestellte Geistliche, die zur Führung der Kirchenbücher als gleichzeitiger staatlicher Urkunden nicht berechtigt und deren Auszüge aus denselben den Behörden und den Bürgern des Staates gegenüber nicht glaubwürdig waren, — eine Thatsache, die zu den größten socialen und Rechtsverwirrungen führen mußte. So lange nun der Staat der Schöpfer und Träger der rechtlichen Ordnung ist, hat er so Recht, wie Pflicht, Klarheit und Wahrheit zu schaffen. Recht und Würde der Kirche soll aber nicht, wie in leidenschaftlicher Uebertreibung hier und da gehört wird, durch die Institution des Standesamtes gekränkt werden, wie auch eine Entfremdung von der Religion, deren Güter doch nur dann wirksam sein können, wenn sie aus wahrem Herzensgrunde ersehnt und nachgesucht werden, nie und nimmer durch dieses Gesetz herbeigeführt werden soll.

Anastasius Grün.

Zum siebenzigsten Geburtstage.

„Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen" —
O, wie prophetisch einst dies Wort erklang!
Als hehrer Wartthurm wird Dein „Schutt" sich zeigen,
Wenn eitler Prunkbau längst in Trümmer sank.
Wie wahrst Du treu des Deutschthums heil'ge Flammen
In fernster Ostmark — dennoch nicht verwaist! —
Hält auch kein Band des Reiches uns zusammen:
Dein Lied ist unser! Unser ist Dein Geist!

Du sahst die Morgenwolke leuchtend steigen
Und scheu entflieh'n der Knechtschaft blöde Nacht;
Du führtest kühn im Freiheitsjang den Reigen;
Du standst, ein Feldherr, in der Geistesschlacht.
Von höh'rem Adel noch als einst Dein Ahne
— Er rang vom Türkenjoch die Heimath frei —
Schwangst Du die Waffen, tödtlich jedem Wahne,
Gen slavische und röm'sche Barbarei.

Du sahst die Morgenwolke leuchtend steigen,
Sahst das Gestirn des Tages noch in Pracht,
Und will sich leis' die Abendröthe neigen,
So wartet Dein die schönste Sternennacht.
An Deutschlands Himmel strahlt Dein Sängername,
Und ob dereinst Dein Saitenspiel zerreißt —
Den Du gesä't, in Blüthe steht der Same:
Dein Lied bleibt unser! Unser bleibt Dein Geist!

Ernst Scherenberg

Erinnerungen an Freiligrath in London.

Vor etwa vierzig Jahren verhielt sich äußerlich und namentlich in der Politik scheinbar noch Alles ruhig, reinlich und bescheiden, und die Julirevolution von 1830 schien in Hessen-Kassel und Sachsen in ihrem Einflusse auf Deutschland die äußersten Grenzen erreicht zu haben, ohne sich nach Preußen zu wagen. Aber das junge Deutschland hatte in der schöngeistigen, die Hegelei in der wissenschaftlichen Anschauungsweise und Literatur schon tüchtig aufgeregt und aufgeräumt. Der alte, liebenswürdige Cultusminister von Altenstein, ein Schüler Fichte's und Mitarbeiter an den Hardenberg'schen und Stein'schen Reformen, pflegte in Berlin nicht nur seine Blumen, sondern begünstigte auch in ganz Preußen freie Forschung und Wissenschaft. In Halle war Ruge aus dem Gefängnisse bald bis auf einen Universitätslehrstuhl gestiegen und offenbarte uns von da aus in seiner derben, pommerschen, unbarmherzig dialektischen Weise die Geheimnisse der Hegel'schen Philosophie und Aesthetik. Dabei spottete er viel über die alte, trockene Kathederwissenschaft und gab uns bereits den Geist der „Halle'schen Jahrbücher" zu kosten. Dies machte auch uns Studenten übermüthig, hoffnungsvoll und spottlustig in Prosa und Versen über die alte Zeit. Ohne Dichter zu sein, gründeten wir doch einen Halle'schen Dichterbund, gewannen sogar den alten, weißhaarigen Fouqué dafür, gaben ein ziemlich dickes Bändchen „Werdelust des Halle'schen Dichterbundes" heraus und zogen uns namentlich den Haß des bereits mit Ruge kämpfenden kleinen gelbsüchtigen, damals universitätsmächtigen Professors Leo zu. Dies trieb mich von Halle nach Berlin, wo ich im Juli 1838 nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem Dichter und Herausgeber des „Deutschen Musenalmanachs" ein Exemplar „Werdelust" zu überreichen. In einem grauen Jäckchen, von langen grauen Locken umwallt, saß Chamisso auf dem Sopha, blätterte grimmig blickend ein paar Mal in der „Werdelust" hin und her, warf sie unwillig auf den Tisch und meinte, daß jetzt überhaupt alle Dichter die Feder und das Maul halten müßten. „Seitdem Dieser zu singen angefangen (dabei händigte er mir einen ganz frischen Band Gedichte ein), sind wir alle Spatze. Nehmen Sie's mit, lesen Sie, und Sie werden, wie ich, auf immer von weiterer Versemacherei geheilt sein."

„Gedichte von Ferdinand Freiligrath" hieß der Titel. Wir hatten zwar schon von ihm gehört und gelesen, besonders in Chamisso's Musenalmanach, aber diese Begeisterung des alten echten Dichters über den neuen erfüllte mich mit wahrhaftem Staunen über die Größe Beider. Nur ein echter Dichter kann einen andern, indem er den Todesstoß von ihm erhalten zu haben meint, so bewundern und würdigen.

Ja, das waren ganz neue Saiten auf der Leyer der deutschen Lyrik und ein ganz neuer Virtuose auf diesem bereits von unzähligen Laien gemißhandelten und nicht wenigen Meistern wundervoll gespielten Instrumente. Eine Gottesgabe des weiten Schauens in die Ferne, eine dichterisch schwunghafte Völker- und Länderkunde mit Rhythmen und Reimen, welche uns mit zauberhaften, unerhörten Klängen zum Wüstenkönig lockten und in zwei Zeilen aus dem spanischen Fandango an die Ufer des Hoango springen ließen. Der furchtbare, hinreißende blutrothe politische Zorn seiner Muse war in diesem ersten Bande des jungen, noch rein schwärmenden Dichters und Amsterdamer Commis noch mit keiner Spur zu finden. So konnte er und wurde er von allen Ständen, allen Parteien bis zum absolutistischen Könige und Kronprinzen und den allerunterthänigsten höchsten Staatsbeamten gemeinsam bewundert, geliebt, gelobt und gelesen. Mit welchem Eifer ich Freiligrath's Gedichte im Chamisso'schen Exemplare verschlang, davon habe ich noch heute einen erquickenden Nachgenuß. Einige Wochen später wollte ich dem graulockigen Peter Schlemihl das Exemplar zurückgeben, aber da hieß es, er selbst könne es nicht mehr in Empfang nehmen, da er während der Nacht gestorben sei.

An diesem letzten achtzehnten März folgte ihm nun auch Freiligrath. Letzterer ist ebenso wenig gestorben, wie Chamisso im August 1838. Die Furcht seiner Bescheidenheit, daß ein Freiligrath ihn dichterisch getödtet habe, hat sich weder an ihm, noch an irgend einem anderen echten Dichter bewahrheitet. Jeder steht vielmehr in seiner eigenen individuellen Größe um so kenntlicher in der Walhalla der Unsterblichen, als der Eine wohl kaum einen Vers des Andern hätte machen können.

Auf die eben angedeutete Weise lernte ich Freiligrath kennen und bewundern. Ich mußte mehr als ein Dutzend Jahre warten, ehe ich ihn zuerst von Angesicht zu Angesicht sah und in manche gemüthliche, freundschaftliche Beziehung zu ihm trat.

Die Manteuffel-Hinckeldey'sche Brutalität und Willkür hatte ihn und mich nach London getrieben. Die Deutschen begrüßten ihn mit einem großartigen Festessen und volltönigen Reden. Alles war gespannt, den gefeierten Dichter und Märtyrer, den starken robusten Mann mit seiner schönen Baßstimme und der hinreißenden Zaubergewalt seines Wortes in Gegenrede danken zu hören. Aber wie ängstlich und beinahe mitleidig wurden sie, als der furchtbare Republikaner und gewaltige Dichter wie ein bescheidenes, verschämtes Mädchen stotterte und stammelte, um die nothdürftigsten Dankesworte über die Lippen zu bringen! Ja, dies war und blieb eine, ich möchte sagen rührende Eigenheit des gewaltigen Dichters und blutrothen Republikaners, daß er in größerer Gesellschaft, sowie in der Prosa sich immer schüchtern und unbeholfen fühlte und überhaupt im Privatleben seine Dichtergabe gewissermaßen unter einen Scheffel verbarg, sich lieber wie ein mittelmäßiger, liebenswürdiger Pfahlbürger von wenigen und schlichten Worten erwies, statt sein Licht leuchten zu lassen. So lernte ich ihn später im eigenen Hause und in eigener Familie, sowie in kleinen Gesellschaften persönlich näher kennen und lieben.

Seine erste Bekanntschaft machte ich auf eine sonderbare Weise. Nachdem mit der Ausstellung von 1851 unsere von Lothar Bucher, Bamberger, Faucher 2c. herausgegebene deutsche Auflage der „Illustrated London-News" eingegangen war, kam es zu

einem deutschen Londoner Wochenblättchen, welches der ehemalige Held des weinseligen Vergnügtseins in Berlin Louis Drucker, ehe er sich im amerikanischen Mississippi, also in gemeinem Wasser, ertränkte, als Colporteur umhertrug. Ich hatte das Blättchen so ziemlich allein zu füllen. Stoff dazu lieferte mir auch eines Tages die Erinnerung an die blutrothe Politik, welcher Karl Marx in der rheinischen Zeitung seligen Andenkens das Wort zu reden pflegte. Marx fühlte sich dadurch beleidigt und kam mit zwei mir unbekannten Herren feierlich mit einem vor das Auge gekniffenen Glase in die Redaction, um mich zur Abbitte oder zur blutigen Sühne durch Pistolen zu zwingen. Die beiden unbekannten Herren setzten sich ernst und stumm an einen Tisch, und der kleine schwarzgelbe Marx stellte sich, mich durch sein Glas einäugig fixirend, mit erhabenem, unmittelbar in's Lächerliche umschlagendem Ernste dicht vor mich hin, um mich zunächst mit dem bewaffneten Blicke zu durchbohren. Damit ihm dies um so sicherer gelänge, stellte er mir die beiden ernst dareinschauenden Herren als Ferdinand Freiligrath und den rothen Becker vor.

Ich konnte nicht umhin, meinem lebhaften Bedauern Worte zu geben, daß ich den Dichter Freiligrath unter so tragisch-komischen Verhältnissen zum ersten Male persönlich vor mir sähe, und reihete daran sogleich die Schilderung meines Besuches bei Chamisso. Dies rührte Freiligrath augenscheinlich. Die boshaft kaltblütig criminalistische Verhörerei des mir gründlich verhaßten Marx empörte mich ebenso sehr, wie sie mir lächerlich erschien. Ich erklärte unumwunden, daß ich mich auf eine in England mit Irrenhaus bestrafte Paukerei, Schießerei oder Stecherei auf keinen Fall einlassen werde und mich zu nichts verstehe als zu einem Berichte über diesen merkwürdigen Besuch mit Angabe des Inhaltes. Auch seien wir vier Betheiligten viel zu alt, als daß wir uns ohne Lächerlichkeit auf eine so studentikose Entscheidungsweise in dieser Angelegenheit einlassen dürften. Mehr als eine Veröffentlichung seiner vor diesen Zeugen gegebenen Versicherungen könne Marx nie verlangen und werde er nicht erzwingen. Als die Drei gingen, rief ich Freiligrath noch in wahrhafter Verehrung und Liebe zu, daß ich ihm auf freundlichere Weise wieder zu begegnen hoffe.

Den viel gefürchteten rothen Becker hatte ich zuerst als die furchtbarste Persönlichkeit der Revolution angestarrt, aber ich sah ihn als ganz menschliches Wesen davongehen. Er ist denn auch noch ganz ehrenvoller Dortmunder Bürgermeister, sogar Oberbürgermeister der zweiten Hauptstadt Preußens und Mitglied des Herrenhauses geworden. Und die grimmige politische Muse Freiligrath's feierte ihren größten Triumph in der Verherrlichung des „Trompeters von Gravelotte", der im Helden- und Siegeskampfe des vereinigten Deutschland errungenen Einheit und Ehre mit kaiserlicher Krone. Sein unbeugsamer Republikanismus fügte sich also doch zuletzt der Gewalt der Thatsachen, wie alle Parteien in Poesie und Prosa. Nur der eitle Eigensinn und Egoismus eines Karl Marx und seiner socialdemokratischen und internationalen Nachbeter blieb, dem Geiste und der Einsicht unzugänglich, außerhalb der Bewegung stehen und muß in ohnmächtiger Feindseligkeit sich selbst vollends vernichten.

Ich sah hernach Freiligrath jahrelang nur dann und wann zufällig und nie in einer Versammlung zur Hebung und Förderung der deutschen Bestrebungen, wo Kinkel öfter durch seine gewinnende Persönlichkeit und Beredsamkeit den Zwiespalt der Parteien zu überbrücken suchte. Freiligrath hatte weder Sinn noch Talent für öffentliches Auftreten, und außerdem meinte er, seiner Stellung als Verwalter der Schweizer Bank in London diese Enthaltsamkeit schuldig zu sein. Endlich aber, mit dem herannahenden Herbste des Jahres 1859, galt es, die Deutschen in London für die Feier des hundertsten Geburtstages Schiller's zu vereinigen. Lasen wir doch von großartigen Vorbereitungen aus allen Theilen der Erde, wo Deutsche waren. Mir ging's wohl am meisten zu Herzen, und ich dachte an einen Aufruf mit ehrenvollen Unterschriften.

Mit Kinkel auf's Herzlichste befreundet, ging ich ihn zuerst an, aber er war und blieb der Ueberzeugung, daß mit den zersplitterten oder englisirten Deutschen in London nichts anzufangen sei. Deshalb suchte ich demnächst Freiligrath in der Schweizer Bank hinter der Börse auf. Er rollte mir höchst liebenswürdig einen schweren, ledernen Lehnstuhl hin, setzte sich mir gegenüber und zeigte sich als echter Dichter für einen ebenfalls echten begeistert, aber auch er war der Ansicht, daß mit unseren Landsleuten in der Themsestadt nichts auszurichten sei. Man dürfe sich durch einen Aufruf nicht lächerlich machen. Ich dachte aber, für Schiller könne man's schon wagen. Nachdem ich bei anderen Deutschen von hohem Ansehen ebenfalls abgewiesen worden war, gelang es mir, mit Hülfe der Directoren des Krystallpalastes das Unternehmen eines würdigen Schiller-Festes zu sichern. Und nun ließ sich Kinkel ebenso leicht für die Festrede, wie Freiligrath für die Festcantate, ein deutscher Componist für die Composition derselben, ein deutscher Gesangverein, der dadurch sofort auf dreihundert Mitglieder schwoll, für den öffentlichen Vortrag derselben gewinnen. Dreitausend Engländer und Engländerinnen studirten die „Glocke" ein. Das ganze Fest sollte mit einem Fackelzuge im Parke des Krystallpalastes enden.

Alles gelang über jede Erwartung. Die Freiligrath'sche Cantate war vom Anfange bis zu Ende ein echtes Kind dichterischer Begeisterung für unseren größten Dichter. Die Composition gelang ebenfalls, am glänzendsten aber die Aufführung aus dreihundert begeisterten Mannes- und Jünglingsherzen. Nach den Urtheilen der englischen Presse war unser Zug mit achthundert Fackeln aus den Tiefen des Parkabhanges auf den gewundenen Wegen bis in die Terrassen herauf ein beispielloser, in England noch nie geschehener malerischer Triumph.

Dieser hundertste Geburtstag Schiller's gebar auch zuerst Einheits- und Selbstgefühl unter den Deutschen in London, wie mehr oder weniger auf der ganzen Erde. Das Gefühl war meist noch idealen und allgemeinen Inhalts und gewann erst über ein Jahrzehnt später Fleisch und Blut, Lebenskraft für weitere Entwickelung und Verwirklichung.

Auch Freiligrath war wieder deutscher, zugänglicher und gemüthlicher geworden. Ich kam fortan öfter persönlich und in Familie mit ihm zusammen. Er wohnte jenseits verwickelter Häuserlabyrinthe, von der City nordwestlich, in dem sonst ziemlich ärmlichen Hackney, einem ehemaligen besonderen Dorfe mit einem Kirchhofe voll verwitterter Grabsteine und einem nur noch als Ruine hervorragenden Kirchthurme. Vor diesem vorbei und mitten über den Kirchhof hinweg kam man auf kürzestem Wege zu Freiligrath, in sein altes, geräumiges und gemüthliches Haus mit kleinem Vor- und großem, altem Hintergarten, in dessen ehrwürdige Baumkronen und grüne Grasflächen er aus seinem Bibliothekzimmer hinaussah. Es war groß und ringsum von ganz unten bis ganz oben mit Büchern gefüllt. Bei einem Privatgelehrten und Dichter hatte ich noch nie eine solche Fülle von Büchern gesehen. Sie waren denn auch von Jugend an seine Liebhaberei, sein Stolz gewesen. Er hatte sie zweimal aus Deutschland mit in's Exil hinübergenommen. An dem großen Tische mitten in diesem Zimmer, fern von allem Lärm der Stadt und der Straßen war er ein glücklicher, gesundheitstrotzender, freundlich gesprächiger Mensch und Gelehrter. In der Familie unten erschien er zugleich als ehrwürdiger Patriarch, wahrhaft kindlich und zufrieden mit Allem, was ihm Frau und Kinder gaben oder nahmen; namentlich überließ er die unbeschränkte Herrschaft über das ganze Haus- und Wirthschaftswesen seiner zierlichen, blonden Frau aus Weimar, die ihren Stolz und ihr Glück zweien Dichtern zu verdanken behauptete. Und gewiß mit Recht. Diese beiden Dichter hießen Goethe und Freiligrath. Ersterer hatte sie oft mit Kuchen und Küssen beschenkt und sich das Kind nicht selten holen lassen, um mit ihm zu spielen und zu scherzen. Die zur Zeit meines Londoner Aufenthaltes fünfzehnjährige Tochter war Frau Freiligrath's verjüngtes Ebenbild. Da konnte man sich Goethe's Geschmack und Zärtlichkeit erklären. Der etwas jüngere Sohn war stolz auf seine kleine Privatmenagerie im Hofe. Der Vater meinte ganz richtig, durch Umgang mit Thieren würden die Kinder menschlicher und gemüthvoller.

Dieses Familienleben war ein echt deutsches, aber zugleich gehoben durch besten englischen Einfluß in Wohnungs-, Lebens- und Anschauungsweise. In Bezug auf Häuserbau, Einrichtung der Zimmer, Mahlzeiten, Arbeitsvertheilung &c. könnten wir in Deutschland nichts Besseres thun, als diesem englischen Einflusse mehr Rechte einräumen. Nun, wir Flüchtlinge haben Alle etwas von England mit herübergenommen, Freiligrath sogar eine Monatsschrift in englischer Sprache, der wir nur einen guten Ersatzmann für den Dahingeschiedenen wünschen.

Von dem schönen, gemüthlichen Familienleben Freiligrath's in London wollen wir hier nichts weiter ausmalen, da es nur insofern vor die Oeffentlichkeit gehört, als man den Beweis liefern will, daß unser geliebter Dichter in Haus und Herz für alle Qualen eines politischen Nomadenthums entschädigt wurde.

Nur noch einen letzten Blick auf einen würzigen Maiabend bei ihm im Garten! Mirza-Schaffy-Bodenstedt war ebenfalls zum Besuch gekommen. Wir gingen unter blühenden Bäumen und über duftigen Maiblümchen zwischen saftig grünem Rasen auf und ab. Trotz seiner Corpulenz bückte sich Freiligrath, um uns eigenhändig Maiblümchen zu pflücken. Als er noch andere hinzufügen wollte, schalt ihn die Frau mit komischer Entrüstung: Maiblümchen dürften nie durch Hinzufügung anderer Kinder Flora's beleidigt werden. Ich weiß nicht, ob ich's sagte oder blos dachte: Frau und Fräulein Freiligrath hatten für mich viel Aehnlichkeit mit Maiblümchen. Die Tochter ist zur schönsten literarischen Blüthe in England gekommen, nicht nur als Uebersetzerin der Dichtungen ihres Vaters, sondern auch als fleißige Mitarbeiterin an literarischen Zeitschriften ersten Ranges.

An demselben Tage war bei dem blonden Käthchen Freiligrath eine ebenso durchgeistigte, fein-brünette Mädchenknospe erschienen und nach kurzer Zeit wieder verschwunden, um bald darauf unerblüht plötzlich in's Grab zu stürzen. Es war Kinkel's Tochter Johanna, voll der schönsten Gaben und Hoffnungen für eine lachende Zukunft. Ihre Mutter, mit voller Dichterkraft von Freiligrath besungen, war angesichts des Kindes von der Höhe des Hauses heruntergestürzt und zerschmettert. Als Frau und Künstlerin hatte sie hohen Ruhm erworben, aber die Tochter versprach noch viel mehr — und mußte sterben.

Es war ein duftiger, wehmüthiger Maiabend. Bodenstedt hatte viel, heiter und geistreich gesprochen und gestritten, aber es war und blieb doch gar zu traurig, als alle die lieben Augen und Gesichter in der Nähe des verfallenen Thurmes mitten zwischen verwitterten Grabsteinen von uns schieden und im Dunkel verschwanden.

Warum ist diese Erinnerung so traurig? Ich habe ihn ja seitdem nie wiedergesehen, den theuren Freiligrath, und nun hieß es plötzlich, daß er nach längerem Leiden ebenfalls gestorben sei. Tröstet's uns wirklich, daß er in seinen Werken fortleben wird? O ja, man muß eben damit zufrieden sein. Wir müssen uns in eine ideale Welt unserer edelsten Dichter und Denker retten. Nun, Gott sei Dank, wir haben Denker und Dichter, wie kein anderes Volk. Und Freiligrath wird als einer der kräftigsten und edelsten von uns auf ewig geliebt und verehrt werden.

Zwei deutsche Dichterkinder, Kinkel's Adelheid als preisgekrönte Künstlerin und die Tochter Freiligrath's, die englische Schriftstellerin und deutsche Frau, vertreten noch lebend, wie ihre Väter jahrelang zuvor, den lautersten Geist Deutschlands unter unseren englischen Stammesgenossen. Dr. H. Beta.

Der Bergsturz zu Caub.

Das verflossene Jahr 1875 war, wie bekannt, im Vergleiche zu den Vorjahren, ungewöhnlich reich an unglücklichen Ereignissen der mannigfachsten Art, die, meistens durch elementare Gewalten, einzelne durch Fahrlässigkeit und infolge Mangels zureichender Vorsichtsmaßregeln herbeigeführt, sowohl für Hab und Gut die verderblichsten Folgen hatten, wie auch den Verlust vieler Menschenleben verursachten. Nicht viel Besseres scheint das neue Jahr 1876 versprechen zu wollen, denn in seinem bis jetzt verflossenen Theile gab es bereits wieder von manchen Unglücksfällen zu berichten. So verbreitete sich auch am Morgen des 11. März von einer Stadt am Rheine aus eine Schreckensbotschaft, welche in dem weitesten Umkreise das schmerzlichste Aufsehen erregte.

Das Städtchen Caub, historisch berühmt durch den denkwürdigen Uebergang Blücher's über den Rhein in der Neujahrsnacht 1814, bei welchem die Bewohner durch hülfreiche Bethätigung sich verdient gemacht, bekannt durch seine romantische Lage, besonders durch die auf einem Stromrisse sich pittoresk erhebende Pfalz, mußte nun auch zu einer traurigen Berühmtheit gelangen, indem es kürzlich von einem Elementarereignisse heimgesucht wurde, das in seiner Art hier noch selten, dabei schreckenvoll und furchtbar genug war und manchem Bewohner zum Verderben gereichte.

An einer Stromenge belegen, zieht sich der Ort in der Länge von einer Viertelstunde am rechten Rhein-Ufer hin. Der Fluß, im Winter wild und ungestüm, führt seine rauschenden Wogen mit rapider Schnelligkeit vorbei. Seine Ufer weit übersteigend, hat er auch jetzt Strand und Rheinstraße unter Wasser gesetzt und nöthigt die Anwohner der letzteren, die hinter dieser führende Hochstraße zu passiren, deren eine Häuserreihe sich fast unmittelbar an das steil aufsteigende Gebirge anlehnt. Enge Gänge verbinden beide Straßen. Auch zwischen den Gasthöfen „Zum grünen Wald“ und „Zum Adler“ an der Rheinstraße führt ein schmales Gäßchen zur Hochstraße hinauf. Die hinter dieser Oertlichkeit, im sogenannten District Kalkgrube sich erhebenden Berghänge waren es, welche unheildrohend über der Stadt schwebten.

Der Tag des 10. März hatte sich geneigt. Die Bewohner waren zur Ruhe gegangen. Friedlich schlummerten Vater, Mutter, Sohn und Tochter neben einander, keiner Gefahr sich bewußt, nicht ahnend, daß Manchem der Tag zum letzten Male erschienen. Nächtliche Stille, zuweilen von einem kurzen heftigen Windstoß und stärkerem Rauschen des Wassers unterbrochen, hatte sich über der Stadt gelagert, eine Frühlingsnacht, die uns Uhland's Worte „Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin“ in's Gedächtniß rief, war angebrochen. Nur vereinzelte Bewohner mochten sich dem Schlafe noch nicht überlassen haben, wie es auch mir erging. In dem genannten Gasthof „Zum grünen Wald“ wohnend, saß ich an gedachtem Abend in meinem im zweiten Stock nach der Gebirgsseite zu gelegenen Zimmer mit Schreiben beschäftigt. Plötzlich — es mochte elf und ein halb Uhr sein — empfand ich eine momentane heftige Erschütterung. Der Boden schien unter meinen Füßen zu schwanken. Ich hatte indeß nicht Zeit, hierüber nachzudenken; denn unmittelbar darauf erfolgte ein donnerähnliches Getöse, das, mit einem ungemein scharfen und hellen Rascheln, dem Geräusche eines gewaltigen Schloßengerassels nicht ganz unähnlich, beginnend, in einem Krachen und Knattern endete, wie wir es den einschlagenden Blitz begleitend zu vernehmen pflegen. In demselben Moment drangen auch schon Angstschreie und verzweifelte Hülferufe an mein Ohr. Sofort mir bewußt werdend, was vorgegangen, doch starr vor Schrecken, da die Nacht jedes furchtbare Ereigniß doppelt furchtbar macht und ich wegen der anscheinend in unmittelbarster Nähe erfolgenden Detonation nicht anders glaubte, als das Haus stürze zusammen, fuhr ich jäh von meinem Sitze auf. Schon erfolgte ein zweites gleich starkes Getöse — wiederum herzzerreißendes Hülfegeschrei. Mit dem Rufe: „Heraus, der Bergsturz kommt“ stürmte ich die Treppe hinunter, die Hausbewohner zu wecken. Bestürzung und Entsetzen im Antlitz traten diese, mit dem Nothdürftigsten bekleidet, mir entgegen; noch fehlte die Magd, die, im Hinterhause schlafend, in größter Gefahr schwebte. Unmittelbar nach unserem Schrei aber erschien sie staubbedeckt und mit verstörten Mienen; kaum dem Lager entsprungen, war dasselbe hinabgesunken und nur mit vieler Anstrengung hatte sie die bereits versperrte Thür noch aufzureißen vermocht. Doch es galt kein Zaudern. Eine dritte Detonation — alles zusammen vielleicht das Werk einer Minute — trieb uns in größter Eile zum Hause hinaus. Dicke Staubwolken schlugen uns entgegen. Aus den Nebenhäusern flohen die Bewohner bereits ebenfalls in ihren Nachtgewändern, hier weinende Kinder im Arm tragend, dort nach ihren Angehörigen schreiend. Der mächtig aufwirbelnde Staub hatte anfangs die Vermuthung an Brand entstehen lassen, und bald drang der bange Ton der Sturmglocke durch die schauerliche Nacht. Auf diesen ungewohnten Ruf stürmte die aus ihrem ersten Schlummer aufgescheuchte Einwohnerschaft der ganzen Stadt zur Unglücksstätte herbei, noch ungewiß darüber, was geschehen.

Die Schrecken und das Entsetzen dieser Nacht sich zu ver-

gegenwärtigen, bedarf es wohl keiner allzu lebhaften Phantasie. All der Jammer und das Elend, welche derartige Katastrophen zu begleiten pflegen, blieb auch hier nicht aus. Von dunkler Nacht umhüllt, auf der vordern Seite eingeengt von dem wilden Strome, der die Rheinstraße überfluthet, auf der andern Seite die jeden Moment neues, größeres Unglück drohenden Berghänge, vor sich den Trümmerhaufen, unter dem viele Menschen begraben und aus dem schwache Hülferufe hervordrangen, konnten wir uns kaum in einer grauenhafteren Situation befinden. Doch man säumte keinen Augenblick. Nicht achtend der durch das ungewisse Dunkel der Nacht noch vergrößerten drohendsten Lebensgefahr, ging man unter Leitung des Bürgermeisters unverzüglich mit muthiger Hand an's Werk. In der nächsten Secunde schon konnte ein neuer Sturz die Tapferen ebenfalls verschütten. Lobend muß anerkannt werden, daß hier die Menschenliebe in wahrhaft edler, heldenmüthiger Weise sich bethätigte; das eigene Leben einsetzend, war man nur von dem Gedanken an die Rettung Anderer beseelt.

Der flackernde düsterrothe Schein aufgestellter Petroleumfackeln beleuchtete bald in unheimlicher Weise die Unglücksstätte, ließ aber die Zerstörung nur in unbestimmten Umrissen erkennen. Von Häusern keine Spur; in gewaltiger Höhe ragte ein Schutthaufe empor, aus dessen unterem Theil vereinzelte Balken und Sparren hervor sahen. Eiskalt überlief es Jeden bei dem Gedanken an die unglücklichen Verschütteten. Was war aus ihnen geworden? Hatte ein schneller, leichter Tod sie weiteren Qualen entrissen, oder wartete ihrer das Schicksal einen langsamen Erstickungstod zu sterben? Hab und Gut war indeß noch einer möglichen Zerstörung durch einen neuen Sturz preisgegeben, und die Bewohner der zunächst bedrohten Häuser begannen das Nothwendigste und Werthvollste zu sichern. Auch wir — aber kaum hatten wir das Haus betreten, als uns der Mahnruf „Heraus" zur schleunigsten Flucht gemahnte und die auf der Straße befindliche Menge eiligst aus einander stob. Trotz der so augenscheinlichen Lebensgefahr betrieb die Bürgerschaft das begonnene Rettungswerk mit größtem Eifer und denkbarster Energie, und ihrer angestrengtesten Thätigkeit gelang es, drei der Verschütteten, die, im dritten Stocke wohnend, sammt dem Stockwerke über die Straße hinausgeschoben und hinabgesunken waren, unter den Trümmern hervorzuziehen, schon halb verschmachtet und fast erstickt.

Von der Katastrophe, die so plötzlich hereingebrochen, daß eine Rettung für die Unvorbereiteten schlechterdings unmöglich war, in den Betten überrascht, hatten sie ihr Leben nur einer zufällig günstigen Lage der über sie gestürzten Gegenstände zu verdanken. Nur eine der drei Geretteten hatte bedeutende gefährliche Quetschungen davongetragen. Einige der Bewohner der verschütteten Häuser waren bei Eintritt der Katastrophe dem Verderben nur durch schleunige Flucht entronnen. Durch den Ruf der noch wachen Mutter gewarnt, rettete sich ein junges Ehepaar nur durch einen schnellen Sprung aus dem zweiten Stocke; eine Dienstmagd war ebenfalls so glücklich; eine andere Magd, in demselben Hause schlafend, verfehlte das rechte Fenster und wurde sofort verschüttet. Anderen war es gleichwohl mißlungen, zu entkommen. Eine Frau nebst ihrem Sohne hatte der Tod ereilt, als sie sich mit ihm durch's offene Fenster retten wollte; über die Fensterbrüstung gebeugt, fand man die Frau von dem Sohne umfaßt, ein wahrhaft herzerschütternder Anblick. Langsam, zu langsam schlich die Nacht hin. Gegen Morgen, der, heiß und sehnlichst erwartet, endlich erschien, hatte man bereits fünf Leichen, schrecklich verstümmelt, herausgefördert.

Durch die ungewöhnliche Aufregung abgespannt und ermattet, suchte ich ein wenig Ruhe. In Halbschlummer verfallen, fuhr ich bei jedem leisesten Geräusch in die Höhe; noch lag das entsetzliche Getöse, noch das klägliche Hülfegeschrei in meinem Ohre. Der Morgen ließ das Unglück in seiner ganzen Ausdehnung übersehen. Neun Häuser, davon sechs Vorderhäuser der Hochstraße und drei Hinterhäuser der Rheinstraße, waren größtentheils mit den Bewohnern verschüttet. Die haushohe Schuttmasse, welche Alles bedeckte, ließ kaum ahnen, daß hier Häuser gestanden, wenn nicht die vereinzelt hervorragenden Trümmer solches verrathen hätten. Eine rege Thätigkeit herrschte auf der Stätte. Von den benachbarten Oertern Lorch und St. Goarshausen war die Feuerwehr herbeigeeilt. Gegen halb neun Uhr traf dann das in der Nacht durch eine telegraphische Depesche (welche, da hier zur Nachtzeit keine Depeschenbeförderung statt hat, erst durch eine Staffette über den brausenden Strom nach Bacharach gesandt werden mußte) beorderte Pionierdetachement von Coblenz ein, das sich sofort rüstig an die Arbeit machte. Der nächste Schnellzug führte die Herren Regierungspräsident von W., Regierungs- und Baurath C. und Bergrath G. von Wiesbaden, Landrath F. von Rüdesheim und Andere nach hier, um Einsicht von dem stattgehabten Ereignisse zu nehmen. In der Hoffnung, noch vielleicht Lebende herauszufördern, da man am Morgen noch deutliche Hülferufe gehört haben wollte, wurde unablässig weiter gearbeitet; man hatte nur den Erfolg, die Leiche einer Frau auszugraben, welche nach ärztlichen Gutachten noch mehrere Stunden nach der Katastrophe gelebt haben soll und somit einen schrecklichen, qualvollen Tod gefunden hat. Unerwarteter Weise aber wurden Sonnabend Nachmittag drei Uhr auf höheren Befehl die Arbeiten eingestellt, wie es hieß, veranlaßt durch die außerordentliche Lebensgefahr, in der die Arbeiter schwebten, was übrigens unter der Bürgerschaft, wie den anwesenden Fremden ernstliche Mißstimmung hervorrief.

Nachdem am Sonnabend Abend ein weiteres Pionierdetachement von Castel-Mainz eingetroffen, wurde die Arbeit mit vielen Kräften am Sonntag Vormittag wieder aufgenommen, indem dem commandirenden Officiere die Leitung übertragen wurde. Ernstes Glockengeläute rief dann am Sonntag Nachmittage die Bewohner in die Kirche, um dem feierlichen Acte der Einsegnung der sechs Leichen beizuwohnen; unter zahlreichster Betheiligung der Bevölkerung, wie der anwesenden Fremden, wurden dieselben zur Ruhe bestattet. Wohl war bei diesem Unglücke der Verlust an Hab und Gut nicht gering, ungleich größer und schmerzlicher aber der an Menschenleben. Achtundzwanzig Menschen waren im Ganzen verschüttet, wovon drei gerettet wurden, fünfundzwanzig also den Tod fanden, darunter mehrere Familien mit je vier Kindern. Die Leichen wurden nacheinander gefunden, die Letzte am 23. März. Die ärztliche Leichenschau ergab, daß sämmtliche Verschüttete, mit Ausnahme von einem oder zweien, wohl einen schnellen Tod gefunden, was aus gefährlichen Quetschungen, Brüchen und anderen Verletzungen ersichtlich. Die Ansicht übrigens, daß die tödtlichen Verletzungen erst durch spätere Druckwirkungen entstanden, dürfte immerhin nicht ausgeschlossen sein. Merkwürdiger Weise wurden verschiedene Thiere, selbst noch einige Tage nach der Katastrophe, lebend zu Tage gefördert, so zwei Ziegen, von denen eine unversehrt, ein Canarienvogel in seinem bis auf eine kleinste Stelle zerdrückten Käfige, eine Kuh und eine Taube. In dem Wohnzimmer der einen Familie hingen am Morgen nach der Katastrophe Uhr und Bilder unversehrt an der Wand.

Der elektrische Draht hatte die Schreckenskunde schnell nach allen Richtungen hin verbreitet, und aus benachbarten, wie entfernten Orten strömten Schaaren von Fremden herbei; jeder Zug führte Hunderte nach der unglücklichen Stadt. Da nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Berghanges herabgestürzt, aber der größte mit den mächtigen Felsblöcken stehen geblieben war, so mußten die bedrohten Häuser geräumt werden. Hätte in der Nacht die ganze Masse sich auf einmal losgelöst, so wäre das Unglück ungleich gräßlicher, viele Häuser verschüttet, viele Menschenleben noch vernichtet worden. An einer anderen Stelle, nach dem sogenannten Blücher-Thale zu, hatte sich zur Zeit ebenfalls eine Bewegung des Berges gezeigt; auch hier mußten Häuser geräumt werden, sodaß für zweihundertvierundachtzig Personen mit all ihrer Habe anderweitige Unterkunft zu beschaffen war. Alle irgend vorhandenen Räumlichkeiten sind völlig in Anspruch genommen; trotzdem müssen die Mitglieder von mehr als einer Familie getrennt wohnen. Die gegenwärtige Lage mag man danach bemessen.

Traurig ist der Anblick der Unglücksstätte, und nicht ohne unheimliches Grauen passirt man in später Abendstunde die leeren Häuser. Nur um ein Geringes hat sich die gewaltige Schuttmasse vermindert, und noch lange wird man an der Wegräumung zu arbeiten haben. Die Berghänge, früher mit Weinreben bepflanzt, bilden jetzt ein verwüstetes Terrain.

Es dürfte vielleicht für den einen oder andern der geneigten Leser von Interesse sein, einiges Nähere über den Bergsturz zu erfahren, und wir schließen nachstehend die betreffenden Mittheilungen darüber an. Bereits vor einigen Jahren hatte man eine Bewegung der Gebirgsmasse wahrgenommen. Diese im Laufe der Zeit wiederholt eintretende Erscheinung, durch große

Spalten und Risse bekundet, ließ Schlimmes befürchten. Nach angestellter genauer Untersuchung durch Sachverständige hielt man, um die drohende Gefahr zu beseitigen, eine Abtragung und Planirung des Berges für nothwendig. Nachdem die Regierung, an welche die Gemeinde, da sie selbst unfähig, die bedeutenden Kosten aufzubringen, sich um Beihülfe gewandt, nach langen Verhandlungen endlich sich zur Hülfe bereit erklärt und eine erhebliche Summe ($^{9}/_{10}$ der veranschlagten Kosten) bewilligt hatte, war man seit den letzten Monaten des vorigen Jahres mit der Arbeit beschäftigt. Wohl blieb die Möglichkeit eines Rutsches nicht ausgeschlossen, doch hielt man durch Inangriffnahme der Arbeit die Gefahr für weniger drohend. Kaum vierundzwanzig



Der Bergsturz zu Caub aus der Vogelperspective.

Nach der Skizze eines Laien.

Stunden vor der Katastrophe war noch die technische Commission, welche zeitweilig Einsicht von dem Stande der Arbeiten nahm, anwesend, eine schlimme Wendung selbst nicht befürchtend. Wie sehr indeß elementare Kräfte menschlicher Kenntniß und Berechnung spotten, bewies uns leider der 10. März.

Als eigentlicher Bergsturz im strengen Sinne des Wortes läßt sich das Ereigniß wohl nicht bezeichnen; der Eintritt eines solchen kann immerhin je nach innerer Festigkeit und Zusammenhang der Masse noch erfolgen. Drohender als zuvor hangen die jetzt eines unteren Haltes beraubten Felsmassen über der Stadt. In Folge der seit langen Jahren nicht mehr in dieser Menge erlebten atmosphärischen Niederschläge und der dadurch angesammelten ganz abnormen Regenmenge hatte sich das lose Gerölle des Berghanges in kolossaler Masse plötzlich gelöst und war mit der hinter einer trockenen dreißig Zoll dicken Schutzmauer (bei Abtragung der Masse entstandenen) hoch aufgehäuften Schuttmasse jählings zu Thal gefahren. Aus dem zerklüfteten Gesteine oben auf der Bergeshöhe quollen zahlreiche Wasser hervor, und mehrere Tage hindurch rieselte eine Quelle von bedeutender Stärke den Berghang hinab.

Das Unglück ist geschehen und fünfundzwanzig Menschen mußten ihr Leben verlieren; wir wollen wünschen, daß der Ort von weiterem Unheile verschont bleibe.

Die Stadt Caub, welche unter ihrer Bevölkerung viele Steuerleute, deren Geschäft überdies in den Wintermonaten völlig brach liegt, und viele in den hiesigen bekannten Dachschiefergruben, den ersten Deutschlands, beschäftigte Bergleute zählt, besitzt mit ganz wenigen Ausnahmen keine nennenswerthe Wohlhabenheit. Genöthigt, außer der für ihre Verhältnisse schon bedeutenden Schuldenlast, welche bereits eine der Staatssteuer fast gleichkommende Gemeindesteuer nothwendig gemacht, auch noch zehn Procent der Kosten für die Bergarbeiten zu übernehmen, ist sie durch das Ereigniß hart und empfindlich betroffen und in bedrängte Verhältnisse gerathen. Um so mehr glauben wir hoffen zu dürfen, daß die Regierung es sich wird angelegen lassen sein, das Ihrige zu thun, um der unglücklichen Stadt diesen Schlag so wenig wie möglich fühlbar werden zu lassen. Hoffen wollen wir ferner, daß der deutsche Mildthätigkeitssinn hier nicht zurückbleiben wird. Ist dann dieser harte Schlag erst ein wenig überwunden, sind einigermaßen bessere Verhältnisse herbeigeführt, so dürfte die Stadt auch wieder einer besseren Zukunft entgegen gehen.

Dr. H. Kruse.

Geschichten aus der Geschichte.

1. „Sie maintenirte ihren Posten".



Anfang des Wasunger Kriegs.
Originalzeichnung von A. Langhammer

I. Der Hofkrieg.

An einem schönen Octobertag des Jahres 1746 nach Christi Geburt ereignete sich im Vorzimmer zum Speisesaal des herzoglichen Residenzschlosses Elisabethenburg in Meiningen etwas so Unzeheuerliches, daß darob zwei Frauenköpfe in Brand geriethen und einen Reichs-Executionskrieg entzündeten, dessen Flammen erst ein Friedrich der Große von Preußen völlig zu löschen vermochte.

Es war für den gesammten Hofstaat ein hochwichtiger Augenblick, denn man versammelte sich zur Feier des Geburts-

tages einer kleinen Prinzessin des Fürstenhauses und harrte so eben auf die Eröffnung des erhabensten Festactes, der Festtafel. Nun galt es seit Decennien als unantastbares Gebot des Ceremoniels, daß von allen Damen des Hofes nach den Prinzessinnen die Frau Landjägermeisterin Christiane Auguste von Gleichen den ersten Rang einnahm. Hatte doch selbst der Herr von Buttlar, als er vom Stallmeister zum Oberstallmeister avancirt war, für sich und seine Gemahlin vergeblich den Rang über Landjägermeisters einzunehmen gestrebt: die Frau von Gleichen behauptete ihren Platz, sie „maintenirte ihren Posten", wie sie sich ausdrückte, und selbst der regierende Herzog, welcher außerhalb des Landes residirte, ließ es beim Alten bewenden. Der Herr von Buttlar aber kochte Rache, und schon heute gewährte sein Nebenamt als „Hof-Stabs-Commandant" ihm die Genugthuung, dieselbe auf das Glänzendste auszuüben.

Schon stand im Saale die Festmahlzeit auf dem Tisch und der zum Gebet befohlene Page bereit, da trat der Herr Oberstallmeister von Buttlar als Hof-Stabs-Commandant mit dienstwonnigster Grandezza vor Frau von Gleichen hin, und mit der Stimme der triumphirenden Unterthänigkeit verkündete er ihr das Unglaubliche:

„Serenissimus haben befohlen, daß die Frau von Pfaffenrath den Rang vor allen Damens haben solle."

Blieb auch unbegreiflicher Weise die Welt stehen vor diesem Gräuel, so stand doch eine Gestalt wie von einem Blitz getroffen da, dessen Feuer ihr aus den Augen sprühte, sodaß der Herr Hof-Stabs-Commandant erschrocken davor zurückwich. Ja, mit frisurerschütternder Energie protestirte die Frau Landjägermeisterin sofort gegen diesen Frevel an ihrer „Honneur" und versuchte spornstreichs durch die in diesem Augenblick sich öffnende Thür zuerst in den Saal zu dringen. Aber teufelische List hatte sich gegen sie verschworen. Längst zum Sprunge bereit stand Frau von Pfaffenrath vor dem Thürspalt, und sobald die Flügel auseinanderschlugen, schlüpfte sie hinein, und Frau von Gleichen betrat wirklich erst als die Zweite den Festraum.

Das Entsetzliche ist geschehen. Die Säule heiliger Ordnung liegt im Staube. Eris schüttelt ihre Schlangen, — denn mit diesem Ereigniß stehen wir am Anfang des Wasunger Kriegs. — Soll ich schildern, mit welcher Andacht beide „Damens" dem Gebete des Pagen gelauscht und mit welchen Gefühlen sie die Freuden der Festtafel genossen? Ich beichte vor aller Welt: Das ist mir zu schwer! Steht mir doch außerdem im Schildern noch fast Unbeschreibliches bevor, zumal die Frau Landjägermeisterin nach aufgehobener Tafel es nicht versäumte, die Erste an der Thür zu sein und wenigstens beim Ausgang aus dem Saale ihren „Posten" als erste Dame des Hofs zu „mainteniren". Diese kühne That war jedoch Missethat gegen „Serenissimum". Frau von Gleichen war mit diesem Augenblick eine Majestätsbeleidigerin geworden, und die hochfürstliche Ungnade brach sofort über sie und über ihren Gemahl, den ganz unschuldigen Landjägermeister, furchtbar und unerbittlich herein.

War der Zorn des regierenden Herrn Herzogs, der in dieser großen Zeit zu Frankfurt am Main wohnte, nicht ein gerechter? War nicht wirklich die jüngere Schwester der Frau von Pfaffenrath eine hübsche Erscheinung, und wenn der liebreiche Mund derselben die unterthänigste Bitte vorbrachte, daß Durchlaucht gnädigst geruhen möchten, der Schwester um ihrer gräflichen Abstammung willen den ersten Damen-Rang am Meininger Hofe zu verleihen, — durfte der ritterliche Fürst eine solche Bitte abschlagen?

Allerdings kann nicht verborgen bleiben, daß besagte Meininger Schwester, als sie noch als Comtesse Wilhelmine Amalie von Solms-Lich bei den hochgräflichen Eltern auf Hohen-Solms lebte, sich in einen Diener des Hauses, den Messerschmiedssohn Justus Hermann Pfaffenrath, der als gräflicher Hofmeister und Secretär fungirte, ernstlichst verliebt hatte; — aber ist denn Lieben ein Verbrechen? Die Festigkeit dieser Liebe mußte sogar das höchste Wohlgefallen des Herzogs erregen, der ebenfalls, dem frivol-fürstlichen Grundsatz, daß es standesgemäßer sei, ein Dutzend edle Bürgermädchen zu Maitressen zu erniedrigen, als eine Bürgerliche zur Gemahlin zu erheben, schnurgerade entgegen, selbst eine Bürgerliche treu und ehrlich geheirathet hatte.* Als daher die junge Comtesse dem 1743 von Hohen-Solms vertriebenen Pfaffenrath unerschütterlich treu geblieben, sogar, nach ihres Vaters Tode, dem Flüchtling in hochromantischer Irrfahrt, „ziemlich abgerissen, nur mit einer Contouche bekleidet" gen Wien nachgefolgt und schließlich, von der gerührten Mutter gesegnet, zu Oedenburg in Ungarn im Mai 1746 durch einen evangelischen Geistlichen mit ihm ehelich verbunden und Pfaffenrath noch obendrein geadelt war, nahm der Herzog sich des Paares an, ernannte den nunmehrigen Herrn von Pfaffenrath zum Hof- und Regierungsrath in Meiningen und gestattete der Gemahlin desselben den Hofrang nach ihrem Geburtsrang.

Für unsern beschränkten Unterthanenverstand wäre damit Alles in der Ordnung gewesen. Anders aber gestaltet in des Adels Häuptern sich die Welt. Frau von Gleichen, die ihr Leben lang „niemalen sensibler gewesen, als mit dem point d'honneur", unterwand sich, selbst gegen den Herzog unerschrocken zu protestiren und ihren Posten zu mainteniren, erwirkte aber nichts als das höchste Rescriptum: „daß denen hoffärthigen und geschwülstigen Damen bedeutet werden solle, der Frau von Pfaffenrath ohne Anstand den Rang zu geben oder den Hof zu meiden."

Den Hof zu meiden! Wer ermißt, was Das für eine alte Hofdame bedeutet? Athmen ohne Lebensluft. Und doch vermochte die tapfere Landjägermeisterin auch dies über sich zu bringen. Aber nun war das Rachekochen an ihr. Die voreheliche Romantik der Frau von Pfaffenrath wurde von einem alten Freunde der Frau von Gleichen einer ungeschminkten Schilderung unterzogen und von dieser gewissenhaft verbreitet, um ihren blanken Ehrenschild neben dem beschmutzten der „Pfaffenräthin" aller Welt zu zeigen. Sie ahnte nicht, daß dieses „Pasquill oder libellum famosum", als welches es dem Herzog zugesandt worden, ihr und des Landes schwarzes Verhängniß nur beschleunigte. Am letzten November dieses schicksalreichen Jahres wurde das alte Gleichen'sche Ehepaar zur Verantwortung vor die herzogliche Regierung geführt. Hier traf die Frau von Gleichen der herzogliche Befehl, sofort zur Pfaffenräthin zu gehen und derselben knieend und fußfällig Abbitte zu thun. Weil aber die selbstbewußte Frau, eher zum Tode entschlossen, sich dieses Schrittes weigerte und ihr Mann sie nicht dazu zu bewegen vermochte, so wurde dieser in ein ungesundes Gefängniß, das „Rosenthal", eingesperrt, jene aber auf dem Rathhaus in Arrest gesetzt und dem täglichen Zuspruch der Geistlichen überliefert, die ihr das in Trotz verhärtete Gemüth erweichen sollten. Dies geschah ebenso eifrig als vergeblich; sogar ein Arzt, Dr. Koch, wurde den Herren Pfarrern zu Hülfe geschickt, aber auch jeden seiner Angriffe schlug die tapfere Frau zurück, ja es regte der landjägermeisterliche Geist sich so heftig in ihr, daß sie betheuerte: sie werde sich eher eine Kugel vor den Kopf schießen, als die ihr angesonnene Infamie begehen. Auf diese Rede hin erklärte der Herr Doctor sie kurzweg für verrückt. Offenbar dieser Diagnose zu Ehren wurden der Gefangenen zwei Mann Wache in's Zimmer gestellt, Gabel, Messer und Scheere als zu gefährliche Waffen weggenommen und die Speisen gleich zugeschnitten gereicht. Diese Maßregel dauerte zwar nur vierundzwanzig Stunden, aber immerhin bewies sie, daß der Doctor besser, als die Geistlichen, es verstanden hatte, auch die „honneur" seines Standes „zu mainteniren".

Hatte Frau von Gleichen immer noch gehofft, daß der Herzog ihrer schriftlich eingereichten Bitte willfahren und ihr gestatten werde: „um ihre Ehre zu conserviren, ihre Defension gegen die Pfaffenräthin führen zu dürfen", so mußte sie nun das Gegentheil erfahren. Der Herzog bestand nicht nur auf der „knieenden und fußfälligen Abbitte", sondern er fügte die Drohung hinzu: „wofern dies nicht geschehe, solle ihr ein terribler Schimpf widerfahren, daß sie auf ewig prostituirt wäre".

Wäre ich gewohnt, mit dem Hute auf dem Kopfe zu schreiben, jetzt nähme ich ihn herunter, denn alle Achtung verdient eine Frau, deren „point d'honneur" selbst vor einer so fürchterlichen Drohung unerschüttert bleibt. Noch zweimal wurde das treue Ehepaar vor die Regierungsräthe geführt, noch zweimal vernahmen diese das standhafte „Non possumus" desselben, dann

* Näheres am Schluß des zweiten Artikels.

kam der Tag, wo die volle Schale des durchlauchtigsten Zornes sich über die Frau Landjägermeisterin allein und in einer Weise ergoß, daß ich's bedaure, die Berichterstattung darüber als gewissenhafter Geschichtenschreiber nicht vermeiden zu können.

Am letzten Tage des Jahres war die Frau von Gleichen wiederum vor die Regierung geführt und dort abermals aufgefordert worden, das herzogliche Gebot zu erfüllen. Jedenfalls hatte der Scharfsinn der Herren Regierungsräthe die Antwort der Frau Landjägermeisterin vorausgesehen, denn kaum hatte sie ihre nochmalige Weigerung ausgesprochen, als eine fürstliche Kutsche vorfuhr, in welche die Gefangene mit Gewalt gebracht wurde; vier „Commandirte" begleiteten sie und führten sie vor die Pfaffenräthische Wohnung. Hier sollte sie aussteigen, und da sie auch dies verweigerte, so wurde sie von zwei Musketieren aus dem Wagen gezogen, die Treppe hinauf in die Stube der Frau von Pfaffenrath getragen und hier auf einen Stuhl gesetzt. Auch die Herren Räthe waren bereits da; sie wiederholten Auftrag und Drohung ihres fürstlichen Herrn genau wie vorher auf der Regierung und erhielten genau dieselbe Antwort, doch fügte diesmal Frau von Gleichen hinzu: „Wenn die Frau von Pfaffenrath sich als unschuldig legitimiren kann, so will ich es aller Welt kund machen, eher aber durchaus nicht abbitten."

Nach diesem Bescheide wurde die Frau Landjägermeisterin auf Befehl der Herren Räthe von den Musketieren wieder aus der Stube und in die fürstliche Kutsche hinabgetragen, worauf die Fahrt weiter, und zwar bis auf die Mitte des Marktplatzes ging. Hatte man die Procedur, welche die Welt nun erleben sollte, absichtlich für einen Wochenmarkttag aufgespart, um für das seltsame Schauspiel eines ausgiebigen Publicums sicher zu sein? Die Kutsche fuhr in einen großen, von Soldaten geschlossenen Kreis, in welchem außerdem sich nur zwei Personen befanden. Die eine derselben war der Landrichter, welcher der Frau von Gleichen auszusteigen und, weil sie das verweigerte, sich wenigstens in den Schlag zu setzen befahl, was sie auch that, worauf er ein fürstliches Mandat a[illegible]s, kraft dessen das Pasquill auf die Frau von Pfaffenrath, wen[illegible] es nur Unwahrheit enthalte, durch den Schinder öffentlich verbrannt werden sollte. Die andere Person des Kreises war der Schinder, der das Papier sogleich in Empfang nahm, um es den vernichtenden Flammen zu übergeben. Dies Alles geschah so nahe an der Kutsche, daß die Kleider der Frau von Gleichen fast Feuer gefangen hätten. Dabei ereignete sich noch ein „curiöser Vorfall". Man wird zugestehen müssen, daß an der exemplarischen Bestrafung der Frau Landjägermeisterin, nach der Frau von Pfaffenrath, Niemand mehr Interesse zu nehmen hatte, als der Herr Oberstallmeister und Hof-Stabs-Commandant von Buttlar. Diesem vollkommen entsprechend bog er in seinem Hause am Markte sich nach seiner Möglichkeit zum Fenster heraus, und da fügte es ein bedeutsamer Windzug, daß ein Fetzen des brennenden Papiers in die Höhe flog und sich in der Luft herumdrehte, bis er gerade vor dem Fenster niedersank, wo Herr von Buttlar herauslag — „welches sehr viele Leute gesehen und besondere remarques darüber gemachet" — wie Frau von Gleichen selbst schriftlich hinterlassen hat.

Nach diesem Actus eines in der That „terriblen Schimpfs" für eine so hochgestellte Dame wurde dieselbe in ihr Gefängniß zurückgebracht und beschloß auf diese Weise das alte Jahr. Schwerlich haben die beiden Thürme der Stadtkirche schon auf Terribleres herabgeschaut, als an diesem Sylvester; wer weiß, ob der heilige Kaiser Heinrich der Zweite sie überhaupt gebaut hätte, wäre ihm prophezeit worden, daß sie einst als die grauen Zeugen eines solchen hochfürstlichen Rechtsverfahrens dastehen müßten. Das Gewissen Seiner Durchlaucht befand sich jedoch bei diesen Anstrengungen ganz wohl, denn die Maßregeln wurden genau den Berichten angepaßt, welche der Herzog von seiner Regierung (Herr von Pfaffenrath) und vom Hofe (Herr von Buttlar) empfing.

Es darf nicht ungemeldet bleiben, daß man nach der Pasquill-Verbrennung allem Volke noch des Herzogs Befehl verlas: „daß es bei hundert Thaler Strafe oder sechs Wochen Gefängniß jedermänniglich verboten sei, von dieser Sache zu sprechen." — Zehn Jahre früher hatte schon der Herzog Ernst von Weimar „das Raisonniren derer Unterthanen" bei Zuchthausstrafe verboten.

Solche Verbote hielten den Gang der Weltgeschichte nicht auf. Jenseits der Meininger Grenzen erhob sich die Gleichen'sche Freundschaft, und je härter die Gefangenen in Meiningen bedrückt wurden, desto lauter schrieen die Freunde das Reichskammergericht in Wetzlar um Hülfe an. Und das hohe Gericht des Reiches erhörte sie. Schon am 11. Januar 1747 erließ dasselbe an den Meininger Herzog und dessen Regierung den Befehl, die Gleichen'schen Eheleute sofort des Arrestes zu entlassen und allen Schaden und die Kosten zu ersetzen. Ganz natürlich ließ der Herzog auf dieses kaiserliche Mandatum den Arrest der Frau von Gleichen gebührendlich verschärfen, worauf ein zweites und drittes Mandat die Forderungen des Reichskammergerichts ebenfalls in verschärfter Gestalt wiederholte. Die Sache wurde um so bedrohlicher, als diesmal wirklich wieder einmal keine Partei nachgeben konnte. Denn wäre es nicht geradezu unerhört gewesen, wenn der regierende Herr einem Adel gegenüber, welcher des Empörenden sich vermessen, Seine hochfürstliche Durchlaucht beim kaiserlichen Gericht zu verklagen, sich nachgiebig hätte erweisen wollen? Durfte der Herzog solche Widerspenstigkeit seines Adels in Gnaden ignoriren? Unmöglich! Aber ebenso gefährdet war das Ansehen von „Kaiser und Reich", und da man in Wien dies überraschend schnell erkannte, so gelangte schon am 10. Februar ein kaiserliches „Commissariale" an den Herzog Friedrich den Dritten von Sachsen-Gotha und Altenburg, in welchem das Reichskammergericht ihn verpflichtete und bevollmächtigte, das mißachtete kaiserliche Mandat in Meiningen im Nothfall mit Gewalt zur Anerkennung und Ausführung zu bringen.

Der geneigte Leser kann nun eigentlich schon von selbst wissen, woran er jetzt hier ist; die Ereignisse setzen sich in Galopp. Der Herzog von Meiningen wirft in Frankfurt den Reichskammergerichtsboten mit sammt seinem kaiserlichen Mandat zur Thür hinaus, — und in Meiningen wird die Gothaische Gesandtschaft mit ihrem „Commissariale" gar nicht in die Stadt gelassen; ja, mit drohender Faust ruft man ihr nach: Wenn es Gotha nach Gewalt gelüste, werde man auch in Meiningen noch Pulver und Blei haben.

So ziehen ahnungsgrauend die Wetter auf. Die Trommel geht durch das Gothaer Land, und das Zeughaus voll Kanonen wird gelüftet, denn der Herzog ist ein allzeit kriegsbereiter Herr, der im tiefsten Reichsfrieden nicht unter 3000 Mann Soldaten aller Waffengattungen hält und auch mit sogenannten Subsidien-Regimentern, die er für den Kaiser und für die Holländer geworben, schon manch profitables Geschäftchen gemacht hat. Dazu übertrifft die Größe seines Landes und seiner Macht die Meiningens fast um das Dreifache. Indeß führt er nur sanfte Thüringer zum Kampfe, während dort die trotzigen „stolzen Franken" stehen, und im ganzen Reiche weiß man, was „fränkisch" zu bedeuten hat.

Auch dort wird gerüstet; die Städte Meiningen und Wasungen sehen ihre Mauern und Wallgräben an und verrammeln ihre Thore; die Landmiliz setzt die „Salzmetzen" (die Kopfbedeckung, wegen der hochaufragenden Stirnseite so genannt) auf und steckt neue Feuersteine in die alten Gewehrschlösser, — kurz, Vater Homer's fliegendes Wort: „das Eisen ziehet den Mann an" will sich abermals bewähren. — „Schön ist der Friede, ein lächelnder Knabe" —, aber er ist entflohen den zweien Landen, die vergeblich der Thüringerwald mit granitenem Rücken trennt, — die Schwerter fahren aus den Scheiden, die Völker schauen zagend zum Himmel, Blitze zucken näher und näher —

„und des Donnrers Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion."

Friedrich Hofmann.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal amerikanische Eisenbahnen. Herr Rohlfs in seinem in Nr. 13 abgedruckten Artikel sagt: Der Verkehr in Amerika sei ein viel geringerer als auf deutschen Bahnen und daß zwischen Hauptstädten täglich nur je zwei Züge verkehrten. Nach den Eisenbahnhandbüchern der amerikanischen Bahnen stellt sich dies nun wie folgt dar: Zwischen New-York und Chicago, einer Distanz von etwa zweihundert geographischen Meilen, verkehren täglich ohne Wagenwechsel, sowohl hin wie her:

Via Pittsburgh-Fort Wayne- &c. Bahn: drei Schnellzüge und ein Personenzug; via New-York und Michigan-Centralbahn: drei Schnellzüge, ein Personenzug und ein Emigrantenzug; via Lake-Shore und Eriebahn: vier Schnellzüge, ein Personenzug und ein Emigrantenzug; also zusammen zehn Schnell-, drei Personen- und zwei Emigrantenzüge.

Zwischen New-York und Boston fahren täglich hin und her je siebenzehn Züge, wovon je vier Schnellzüge sind. Zwischen Boston und Portland hin wie zurück neun Züge, wovon fünf Schnellzüge. Von New-York nach Philadelphia via Pennsylvania-Eisenbahn täglich hin wie her sechszehn Züge, wovon zehn Schnellzüge; dagegen verkehren via Amboy-Eisenbahn zwischen denselben Städten täglich sechs Züge.

Im Westen ist der Verkehr allerdings nicht so lebhaft. Zwischen Chicago und St. Louis z. B. fahren auf den zwei directen Bahnen nur je zwei Schnellzüge und ein Postzug hin und auch zurück. Diese westlichen Verhältnisse hat Herr Rohlfs wahrscheinlich im Auge gehabt und darnach das ganze Land beurtheilt. Wie sehr er sich dabei geirrt hat, beweist auch das Beispiel des Verkehrs von New-York mit Newark, welche Stadt, zwölf englische Meilen von New-York entfernt, mit 150,000 Einwohnern im Staate New-Jersey liegt. Zwischen diesen Orten cursiren auf drei Eisenbahnlinien täglich einhundertsechsundsechszig Personenzüge, das heißt dreiundachtzig hin und dreiundachtzig zurück. Dem entsprechend finden wir natürlich auch Güterzüge.

Auch in seinem Vergleiche der amerikanischen Reisekosten mit hiesigen Preisen hat Herr Rohlfs sich verrechnet. Er selbst sagt, die Reisekosten (in erster, das heißt der einzigen Classe) drüben belaufen sich etwa auf die Hälfte der Preise für 2. Classe hier. Das ist zu günstig dargestellt, denn das wäre ja bedeutend weniger als hiesige 3. Classepreise ergeben. Die Fahrt von New-York nach Chicago z. B. kostet 22 Dollars Papier, mit der Benutzung des Sleeping-Car &c. aber 27 Dollars, das heißt etwa 78, respective 96 Mark. Diese Fahrt vergleicht sich etwa mit der deutschen Tour von Königsberg, via Leipzig, nach Basel. Diese Reise kostet im Schnellzuge hier 2. Classe 104,70 Mark und 1. Classe 137,70 Mark.* Wenn Herr Rohlfs daher sagt, das Reisen in Amerika mit Schlafwagenbenutzung sei dem Reisen 1. Classe hier, was den Kostenpunkt anlangt, gleichzurechnen, so ersieht der Leser sofort, wie unrichtig das ist, denn dasselbe ist immer noch um 8,70 Mark billiger als eine Fahrt zweiter Classe hier. Der Kostenbetrag der Fahrten ohne Benutzung der Schlafwagen ist mit den Preisen 3. Classe hier annähernd zu vergleichen, dafür hat man drüben aber gepolsterte Sitze, Trinkwasser und Waterclosets in jedem Wagen, sowie gute Ventilation und Heizung. — Die Arbeiter können drüben demnach, abgesehen von durchschnittlich höherem Lohne, absolut billiger und bequemer auf lange Strecken befördert werden als hier, wo ja auch nur auf einzelnen Linien Wagen 4. Classe eingeführt sind, also schon deshalb die 3. Classe als billigste Reisegelegenheit gegeben ist. In Amerika kosten Reisen mit dem Schnellzuge dasselbe wie mit gewöhnlichem Zuge. Die sämmtlichen Billets für lange Touren haben außerdem drei bis sechs Monate Gültigkeit.

Die Wagen 4. Classe möchten für Menschenbeförderung auf zweihundert Meilen lange Touren auch nicht als Beförderungsmittel zu empfehlen sein, da deren so anhaltend lange Benutzung an Thierquälerei grenzen dürfte.

Rich. Bl—.

* Preise der Billets Königsberg-Leipzig-Basel sind nach Angabe der Bahnen hier authentisch.

Wie Gifte in die Küche geschmuggelt werden können. Wer hätte nicht als Schuljunge einmal die zur Erziehung des schönen Abendfalters gesammelten Wolfsmilchraupen, besonders nachdem ihm der ätzende Milchsaft Blasen an den Fingern erzeugt, um ihren guten Magen beneidet, da sie dieses scharfe Futter, welches den Menschen die heftigste Cholerine zuziehen würde, auf's Beste verdauen und dabei groß und feist werden? Das ist nun so in der Welt; dem Einen bekommt, was dem Andern schädlich ist, und die Kirchenväter Ambrosius und Basilius suchten die Giftpflanzen vor dem Vorwurfe, Teufelssalat zu sein, zu retten, indem sie erzählten, die Staare nährten sich mit Vorliebe von dem Gifte, welchem Sokrates unterliegen mußte, und die Wachteln ließen sich die scharfe Nieswurz trefflich munden. Ich weiß nicht, ob den Kirchenvätern in diesen besonderen Beispielen zu trauen ist, aber im Allgemeinen ist es ganz richtig, daß viele Thiere ohne Schaden, ja wohl selbst mit Vorliebe genießen, was uns Gift ist. Da genossene Giftstoffe allgemein in die Aussonderungen der Thiere übergehen, so hat es für uns ein besonderes Interesse, die Giftfestigkeit solcher Thiere kennen zu lernen, deren Ausscheidungen (Milch und Honig) wir genießen. Daß die Bienen von giftigen und ungiftigen Pflanzen Honig einsammeln, war schon den Alten bekannt, und Xenophon sah einst eine ganze Armee durch den Genuß giftigen Honigs zu Boden geworfen, als ob eine Schlacht geschlagen worden wäre. Sie erholten sich aber Alle wieder von der narkotischen Betäubung. Gefährlicher kann den Menschen, wie eine Reihe im Borgo Rione zu Rom vorgekommener Vergiftungsfälle beweist, die Giftfestigkeit der Ziege werden. Die Ziegen gehören, wie es scheint, zu den zähen Naturen, die mancherlei Pflanzengifte verdauen können, ohne merklichen Schaden an ihrer Gesundheit zu nehmen. Im genannten römischen Stadtviertel waren vor nicht langer Zeit eine große Anzahl von Personen von einer heftigen Cholerine befallen, die mehrere Tage anhielt, und es stellte sich heraus, daß alle Erkrankten von der Ziegenmilch eines und desselben Händlers genossen hatten, und daß die Heftigkeit des Anfalls sich nach der Menge richtete, die sie genossen. Die Ziegen wurden untersucht und völlig gesund befunden, aber als man das Futter in Augenschein nahm, sah man eine große Menge der scharfgiftigen Herbstzeitlose darin. Und nachdem dies einmal festgestellt war, gelang es dem Professor Ratti in der noch vorhandenen Milch wie in den Entleerungen der Kranken den äußerst scharfen Giftstoff jener Pflanze, das Colchicin, nachzuweisen. Die Ziegenhirten werden also künftig ein Staatsexamen über Giftpflanzen machen müssen, um verdächtige Weideplätze meiden zu können.

C. St.

Die Feier von Washington's Geburtstag in Amerika. Der Tag, an welchem vor hundert Jahren die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten stattfand, sowie der Geburtstag des Mannes, dessen energischem Geiste zum größten Theile die Gründung der amerikanischen Republik zu danken ist, werden alljährlich als Festtage gefeiert, die man als mindestens ebenso erhaben betrachtet, wie die höchsten kirchlichen Feste.

Der 22. Februar, der hundertvierundvierzigste Geburtstag von George Washington, wurde dieses Jahr noch festlicher begangen als sonst, da das Andenken an diesen großen Feldherrn und Staatsmann unzertrennlich ist von der Erinnerung an das hundertjährige Bestehen der amerikanischen Unabhängigkeit und Freiheit. Auf den Straßen der Stadt New-York herrschte an dem Tage feierliche Stille; das Glockengeläute mahnte zum Kirchgang, und Mittags um zwölf Uhr ertönten die Glockenspiele der Trinity-, St. Thomas- und vieler anderer Kirchen. Das „Chime“ der Trinitykirche spielte allein dreiundzwanzig Stücke. Außer anderen Festlichkeiten fand am Abende des Tages in der „Akademie der Musik“ ein großer Empfang statt, genannt: „Martha Washington's tea party“.

Es war ein prächtiger Anblick, als dreihundert Damen im Costüm der Frau Martha Washington im langen Zuge in dem großen Saale erschienen, escortirt von hundert Herren in Continentaluniform, um an neunundvierzig Tischen, welche als Repräsentanten der neunundvierzig Staaten der Republik gelten sollten, den Gästen den Thee zu credenzen. Nach dem Thee folgte ein großer Ball, der mit einer Menuet eröffnet wurde, genau nach den Regeln ausgeführt, die im Jahre 1789 auf dem Ball herrschten, der in den „Assembly-Rooms“ abgehalten wurde und dem auch George und Lady Washington beigewohnt. Die Festlichkeit wurde zum Besten der „St. John's Guild“, eines schwimmenden Hospitals für Arme, veranstaltet und mag einen bedeutenden Ertrag geliefert haben, da nur die reichsten und ersten Familien des Landes bei dem Feste zugegen waren. Ob aber die Summe, welche für die Armen abfiel, derjenigen gleichkommt, welche die Kosten der Costüme &c. ausmachen, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Hat man doch zu den Anzügen wahrhafte Reliquien verwendet; so trug z. B. die Frau General Fremont ein Kleid, welches zweihundert Jahre alt sein und einer Frau Herzogin von Coventry gehört haben soll. Eine Frau Macdonald war mit dem Kleide ihrer Urgroßmutter, der Frau des Präsidenten Adams, geschmückt &c. Wenn man durch das Vorführen der Einfachheit des vorigen Jahrhunderts erreichen könnte, daß unsere, der verschwenderischen Mode der Jetztzeit huldigende Damenwelt bewegt würde, sich auf ein bescheideneres Maaß ihrer Garderobe zu beschränken, so hätte man nicht versäumen sollen, den hundertsten Geburtstag der unvergeßlichen Königin Louise durch eine ähnliche Feier zu begehen.

A. B.

„Aufgepaßt, Gevatter!“ (Mit Abbildung Seite 247.) Heute sind wir wieder einmal in der glücklichen Lage, unseren Lesern ein Bild des allbeliebten Eduard Grützner im Holzschnitt bieten zu können. Der durch seine zahlreichen Zech- und Kneipbilder, namentlich durch sein charakteristisches Gemälde „Im Klosterkeller“, weithin berühmte Meister zeigt sich in diesem „Aufgepaßt, Gevatter!“ so recht in seinem Elemente. Frische Lebensfülle der Situation und ebenso originelle wie packende Detailmalerei zeichnen dieses im keck realistischen Style gehaltene Werk unseres Künstlers vortheilhaft aus.

Wie aus Shakespeare's Dramen entflohen, ein Bild köstlicher Jovialität und behaglicher Lebensfröhlichkeit, sitzt der Hofnarr vor uns da. Man sieht ihm an, daß die Weise, welche er zwischen den wulstigen Lippen — sie spitzen sich, nicht ohne einen Zug von Phlegma und leichter Ironie, — in die Welt hinauspfeift, einem Schelmenliede angehört, das irgend Jemand möglichst oft zu Ohren kommen soll. Der buntgefiederte Schüler auf seinem Finger, ein tropisches Waldkind, versteht freilich nichts von höfischer Schalkheit und Narrethei, aber er gehört ja zu dem Geschlechte Derer, die Alles nachplappern und nachpfeifen, ohne viel nach der Rede Sinn zu fragen; er hat also das Zeug dazu, das Personal des Hofstaats, welchem der Narr selbst zur Zierde gereicht, um ein allezeit dienstwilliges Individuum zu bereichern, und auch er wird der „liebe, süße Papagallo“ Aller sein, so lange er keine Prinzessin in den Finger beißt oder um anderer Ursachen willen in Ungnade fällt. „Ja, aufgepaßt, Gevatter! am Hofe, am Hofe — —!“

Kleiner Briefkasten.

D. u. Sohn in Brschwg. Kaffeesatz als Blumendünger gilt schon lange als ein gutes Culturmittel, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er einige Nährstoffe enthält, welche, so gering sie sein mögen, durch die fortwährende Einwirkung einen üppigeren Pflanzenwuchs erzeugen können. Höher ist anzuschlagen, daß der Kaffeesatz im Sommer durch Bodenbedeckung gegen das Austrocknen schützt. Eine bessere Verwendung fände er jedenfalls, wenn man ihn unter die Verpflanzerde mischte, weil er dieselbe locker erhält und die zweifelhafte Düngkraft dabei ebenfalls ausgenutzt würde.

Jäger.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Flora lachte zornig auf. „Das hat Unsereins davon, wenn es sich solch ein Jüngstes nicht mindestens zehn Schritte vom Leibe hält. Das ist so die echte Backfischmanier, wichtig und vertraulich zu thun, als ob man um Gott weiß was Alles wüßte, und täppisch und tactlos immer wieder eine unangenehm klingende Saite im Menschenherzen zu berühren, die man gern vergessen möchte. Habe ich nicht schon drinnen erklärt, daß der gestrige Auftritt im Walde mein ganzes Blut- und Nervenleben so wahnsinnig aufgestürmt hatte, daß ich für Alles, was nachher geschehen ist, nicht verantwortlich gemacht werden dürfe? Meine sehr liebe Käthe, Du willst mir in Deiner unerschöpflichen Weisheit sagen, daß sich an meinen Verlobungsring überhaupt kein Omen mehr knüpfen könne, weil — nun, weil er da drüben im Flusse liege, gelt, Schatz?“ — Sie lachte abermals kurz auf. — „Wie, wenn ich nun bei aller Leidenschaftlichkeit und Sinnesverwirrung, bei allem Grolle über eine ungerechte, vorurtheilsvolle Kritik, die mir schonungslos in das Gesicht gesagt worden war, schließlich dennoch ein menschliches Rühren gespürt und mein süßes Kleinod nicht von mir geworfen hätte? Hast Du das Ringlein fallen hören, Kind? Unmöglich! Denn hier sitzt es ja,“ sie drehte den Reifen spielend am Finger, „nachdem es vorhin wirklich Miene gemacht hat, mich freiwillig zu verlassen —“

„Weil es Dir zu weit ist. Du hast schlankere Finger als Deine verstorbene Mutter,“ fiel Käthe unerbittlich ein; sie bebte am ganzen Körper vor Entrüstung.

Flora aber fuhr mit einer Geberde empor, als wolle sie mit den Händen nach ihr stoßen. „Natter Du!“ murmelte sie ergrimmt. „Ich habe auf den ersten Blick hin gewußt, daß Deine bäurisch plumpe Gestalt einen widerwärtigen Schatten auf meinen Lebensweg werfen würde. Wie kannst Du Dich unterstehen, mir nachzuspüren, meinem Thun und Lassen wie ein Spion nachzuschleichen? Du mir? Sind das die ehrenhaften Grundsätze, welche Dir die ‚vortreffliche‘ Lukas einzupauken vorgegeben hat?“

„Meine Lukas lasse aus dem Spiele!“ sagte Käthe, diesem maßlos leidenschaftlichen Ausbruche plötzlich eine kühle, imponirende Ruhe entgegensetzend. „Daß ich so denke und handle, das hat die Erziehung nicht verschuldet; ich weiß, diese ‚ehrenhaften Grundsätze‘ stecken mir von meinem braven Vater her im Blute; ich verabscheue die Komödie im Menschenverkehre und will eher zeitlebens verstummen, als daß ich eine Lüge gut heiße. Bist Du gewohnt, Deine Umgebung mit einem so kühnen Vorgehen zu verblüffen und dermaßen einzuschüchtern, daß sie zu Deinem falschen Spiele stillschweigt, so glückt Dir das bei mir nicht, so jung und so wenig weltgewandt ich auch noch sein mag. Ich lasse mich nicht verwirren — ich habe gesunde Augen und ein starkes Gedächtniß —“

„Ei, das sind allerdings robuste Naturgaben, vor denen ein anderes Menschenkind mit seinen fein nüancirten inneren Regungen und Antrieben freilich nicht aufkommen kann,“ rief Flora. Sie hatte, während Käthe sprach, einige Male Miene gemacht, ironisch lachend zu gehen und den „moralisirenden Backfisch“ stehen zu lassen; sie hatte die Hände geballt, sich auf die Lippen gebissen und erbarmungslos das spärliche Grün von den saftstrotzenden Zweigen eines Busches gezupft — aber gegangen war sie doch nicht, und jetzt sprach sie so überlegen und gefaßt, als habe sie nicht einen Augenblick das innere Gleichgewicht verloren. „Ob Du mich verstehen wirst, Kind?“ sie zuckte die Achseln — „ich glaube es kaum. Du hältst Deinen langweiligen Maßstab der sogenannten Moral mit kindlicher Gläubigkeit fest und missest die Seelen daran, wie der Krämer die bestimmte Ellenzahl, gleichviel ob das Zeug grob oder fein, grün oder roth ist, aber ich will mich bemühen, deutlich zu werden.“

Sie trat einen Schritt näher, sodaß die junge Schwester ihren balsamischen Athem wehen fühlte. „Nun ja, Du hast Recht,“ sagte sie gedämpft, und ließ einen raschen Seitenblick über die Fensterreihe des Hauses hinfliegen, „mein Verlobungsring liegt dort im Flusse. Ich habe ihn von mir geworfen in einem Anfalle höchster Verzweiflung, mit dem Gefühle unaussprechlichen Ekels vor dem Leben der Armseligkeit an Bruck's Seite. Mädchen Deines Schlages werden das freilich nicht begreifen. Ihr wählt Euch den Mann, je nachdem er sein Auskommen, eine einnehmende Gestalt und — einen hübschen Bart hat, und ist das ‚Ja‘ einmal gesprochen, dann geht Ihr mit ihm durch Dick und Dünn, und das ist ja auch ganz brav: solche Mädchen werden rechtschaffene Mütter wohlerzogener Söhne; sie hocken im heimischen Neste und schließen furchtsam und demüthig die Augen, wenn ein Adler vor ihnen in die schwindelnde Höhe steigt. Zu einem solchen Adler aber geselle ich mich; da, wohin er sich versteigt, weht meine Lebensluft ich halte mich an seiner Seite; ich jauchze ihm zu und ermuthige ihn in seinem stolzen Fluge —“

„Um ihn, wenn ein heimtückischer Schuß seine Flügel lähmt, für eine Krähe zu erklären und ihn feige zu verlassen,“ fiel Käthe ein — dieser Einwurf brandmarkte mit wenigen Worten den ganzen schamlosen Verrath der selbstsüchtigen Schwester, und die ihn ausgesprochen, sie stand da mit untergeschlagenen Armen, die verkörperte ernstzürnende, in ihren Gefühlen tiefverletzte Weiblichkeit. „Und wenn Du noch gegangen wärest, verstohlen und schweigend, wie es doch sonst die Art der Treulosigkeit ist, aber Du hast erst noch dem bittersten Hasse Luft gemacht, hast Dich an dieser Stelle für die Verrathene, Betrogene erklärt, und jetzt stehst Du wieder auf dem mißachteten Boden —“

„Als Bruck's vergötterte Braut, die erst einem schweren Irrthume verfallen mußte, bis sie die ganze Größe des ihr bestimmten Glückes einzusehen vermochte,“ ergänzte Flora mit triumphirendem Hohne. Sie maß die Schwester von unten bis oben mit einem boshaft funkelnden Blicke. „Schau, Du kannst ja auch ganz allerliebst impertinent sein, Kleine! Ich bin förmlich frappirt von der hübschen Wendung, die Du vorhin meinem Gleichnisse gegeben hast. . . . Ei nun ja, eine ganz respectable Dosis bürgerlichen Hausverstandes ist Dir ja nicht abzusprechen, aber sie reicht gerade so weit, um die Ausbrüche einer genialen Natur, einer Feuerseele mißzuverstehen — was weißt Du von einem psychologischen Räthsel! Hätte ich gestern von abtrünniger Freundschaft gesprochen, dann hättest Du Recht, Dich über meine plötzliche innere Wandlung zu scandalisiren und sie für Komödie zu halten, denn aus Freundschaft wird niemals Liebesleidenschaft, wohl aber liegen Haß und Liebe in der Menschenseele eng zusammen; sie entzünden sich an einander, und dem glühend gezeigten Hasse liegt oft ein Uebermaß von Liebe zu Grunde. Ihr, mit Eurem stumpfen Gefühle, fasset das freilich nicht. Ihr kocht dem beleidigten Manne ein Lieblingsessen, um ihn zu versöhnen, während eine Natur wie die meine in eclatanter Sühne für ihn ein Verbrechen begehen, für ihn den Tod erleiden kann.“

Sie legte ihre geballte Rechte unter den Busen, als drücke sie sich bereits ein Stilet in das Herz. „Und nun lasse Dir sagen: Nie habe ich Bruck leidenschaftlicher, hingebender geliebt, als seit ich weiß, daß er wie ein Märtyrer gelitten, wie ein Held geschwiegen hat, seit ich mir sagen muß, daß ich ihn tödtlich gekränkt habe, aber auch noch nie“ — sie erfaßte plötzlich Käthe's Hand und zog sie an sich, und die schmalen Finger, die sich um das warme, blühende Fleisch des jungen Mädchens klammerten, waren kühl wie der Zugwind, der jetzt vom Wasser herkam — „noch nie,“ flüsterte sie Käthe in's Ohr, „war ich so glühend eifersüchtig. Merke Dir das, mein Kind! . . . Hier ist **mein** Revier. Und wenn mir auch nichts ferner liegt, als Dich für gefährlich zu halten — Du bist ihm durchaus nicht sympathisch, das habe ich längst gemerkt, auch hat er ja bis in alle Ewigkeit nur Aug' und Ohr für mich — so bin ich doch nicht gewohnt, irgend ein Menschenkind neben mir zu dulden, das so absichtlich die Angenehme spielt. Dein ‚hausmütterliches‘ Schalten und Walten hier, Dein ungenirtes Kommen und Gehen in diesem Hause gefällt mir nicht. Du wirst das in Zukunft bleiben lassen — verstanden, Schatz?“

Das hieß deutlich und energisch gesprochen, und nun faltete sie ihre rauschende Schleppe zusammen und schritt so eilig dem Hause zu, als wolle sie jede Erwiderung abschneiden — ein ganz überflüssiges Manöver, denn das junge Mädchen hatte die blaßgewordenen Lippen fest geschlossen. Auf ein solch gerüttelt volles Maß des Uebermuthes, der Willkür und der beispiellosesten Doppelzüngigkeit hatte die ehrliche, unverdorbene Jugend keine Antwort.

18.

Es war im Mai. Die Bäume hatten bereits ihren Blüthenschnee wieder von sich geschüttelt, und der prachtvolle, krokusbesäumte Hyacinthenflor, der sich, Aufsehen erregend, über das weite Rasenparterre vor der Villa Baumgarten hingebreitet, war längst verblüht. Dafür färbten sich die Dolden der Syringenbüsche weiß und lila; das glänzende Kettengeschmeide des Goldregens schaukelte halbentfaltet an den Zweigen; aus den Blätterbüscheln der Rosenbäume streckten sich die spitzen, grünen Fühlfäden der ersten Knöspchen, und der Schatten auf den Zickzackwegen der Boscage und in der alten Lindenallee wurde intensiver. Der Fluß brauste wieder klarwellig durch die grünen Guirlanden seines Ufergebüsches, und über das alte, liebe Haus hinter ihm flocht sich ein maienduftiges Gewebe, das mit jedem neuen Morgen weniger von den weißen Mauern sehen ließ — die dicken, kräftigen Weinstöcke trieben ihre safttropfenden Ranken bis unter das vorspringende Dach hinauf.

Das Fremdenzimmer stand wieder leer. Henriette war längst in die Villa übergesiedelt; sie hatte sich scheinbar wieder erholt, ja, es schien sogar ein momentaner Stillstand in ihrer Krankheit eingetreten zu sein, und diese Wohlthat schrieb die Tante Diakonus einzig und allein Käthe's Pflege zu. Die beiden Schwestern führten in der Beletage ein reiches, isolirtes Zusammenleben, das einen wunderbaren Reiz erhalten hatte, seit der neue Flügel in Käthe's Zimmer stand. Aber nicht allein die Pflege der Schwester, auch der intime Verkehr mit der Tante hatte günstig auf Henriette eingewirkt; sie war in dem einfachen, gemüthlichen Fremdenzimmer anders geworden in ihren Lebensansichten und Lebensgewohnheiten — die Stille eines zurückgezogenen Lebens, die sie früher wie ein Gespenst geflohen, heimelte sie jetzt an, und sie blieb ruhig und wunschlos, mochte auch unter ihren Füßen der Gesellschaftstrubel noch so geräuschvoll werden.

Das Haus des Commerzienrathes war aber nie geselliger gewesen, als gerade jetzt, nachdem sein Besitzer geadelt worden. Es fanden sich manche neue, sehr willkommene Elemente ein, denen zu Ehren verschiedene Festivitäten arrangirt werden mußten, und darin waren die Erfindungsgabe der Präsidentin und die Börse des Commerzienrathes unerschöpflich. Der Mann hatte ein wunderbares Glück. Nie hörte man von einem Verluste, von einem Mißlingen; wo die Wünschelruthe seines Geschäftsgenies einschlug, da sprudelte die Goldquelle — man schätzte ihn nach Millionen. Und er verstand es, wie selten ein Glückskind, die neue Glorie der Auszeichnung vor so vielen anderen Erdgeborenen zu tragen, sie interessant und zum nie versiechenden Gesprächsthema für Hoch und Niedrig zu machen. Die Promenade vor der Villa Baumgarten war zur fashionablesten geworden; man zeigte die herrliche Besitzung, die sich Tag für Tag verschönerte, den Fremden; man sprach von den kostbaren Gemälden und Sculpturwerken, von den seltenen Sammlungen, die der Commerzienrath unablässig hinter den marmorverzierten Wänden aufspeicherte, von der Silberkammer, mit der sich die des fürstlichen Hofes kaum messen könne; man blieb gefesselt stehen, wenn eine seiner Equipagen vor dem Portale hielt, und wunderte sich, daß die leichten, aufstiebenden Wölkchen, die der trockene Frühlingswind von den Sandwegen über den Rasen hinstreute, nicht Goldstaub waren.

Es wurde fortwährend gebaut; ganze Strecken des Parkes waren deshalb kaum mehr zu passiren. Man schritt an aufgethürmten Quadern und schneeweißen Marmorblöcken hin, die beim Bau und der Einrichtung neuer Pferdeställe verwendet wurden — die alten, sehr geräumigen waren der Passion des Commerzienrathes für schöne Pferde längst zu eng geworden. Große Berge ausgegrabenen Erdreichs versperrten die Wege — für den sehr umfangreichen See, dem diese Massen Platz machen sollten, war das Terrain nicht günstig; er und das Palmenhaus, eine beabsichtigte Merkwürdigkeit für die Residenz, verschlangen Unsummen. Zu alledem erschien eines Tages auch noch eine Anzahl Bauhandwerker und machte sich an einem hübschen, großen Pavillon zu schaffen, der bis dahin unbenutzt und verschlossen gestanden hatte. Er lag eine ziemliche Strecke von der Villa entfernt, im Dickicht, aber von seinen oberen Fenstern aus hatte man doch den Blick auf die Promenade und die Stadt. Das zierliche Haus erhielt einen eleganten Anbau; es wurden neue Fenster mit ungebrochenen Scheiben eingesetzt, und dann und wann zog der Commerzienrath Tapetenproben oder Zeichnungen für das Parquet aus der Tasche und bat die Präsidentin, auszuwählen. Sie wurde zwar jedes Mal sehr spitz und ungnädig, und Flora kicherte in das Taschentuch, aber wählen mußte die alte Dame doch, und wenn sie auch dabei versicherte, daß die Aufbesserung der alten Baracke sie ganz und gar nicht interessire, daß sie zeitlebens übergenug für die Instandhaltung der Villa zu denken und zu sorgen habe, und sich nicht auch noch

um das „Logirhaus" fremder Geschäftsfreunde kümmern könne, welches sie doch niemals mit einem Fuße betreten werde. Sie ignorirte denn auch den Neubau, trotz des beharrlich fortgesetzten und stets herüberklingenden Hämmerns und Pochens, wie nur je die herrschsüchtige Gemahlin eines Regierenden ihren zukünftigen Wittwensitz ignoriren kann.

Zwischen diesem Trubel, diesem hastigen Beginnen und Vollenden aber kam und ging der Commerzienrath wie ein Zugvogel. Er verreiste sehr oft in Geschäften, aber nur noch für kurze Zeit, wie er manchmal sagte, dann wollte er sich ein schönes Rittergut kaufen und Landedelmann werden. Hatte er aber einmal „ein paar Erholungstage", dann war er sehr viel in der Beletage; den Nachmittagskaffee trank er regelmäßig droben, zum großen Aerger der Präsidentin, die dadurch ihr Lieblingsstündchen im Wintergarten verlor — sie war selbstverständlich viel zu aufmerksam, um „den lieben Moritz" bei der verdrießlichen Kranken und dem jungen Backfisch allein zu lassen, und brachte das Opfer, stets fast zugleich mit ihm zu erscheinen.

Käthe war das sehr erwünscht; sie empfand nun einmal eine unüberwindliche, beklemmende Scheu vor dem Schwager und Vormunde, seit er sich so wunderlich zuvorkommend und zärtlich ihr gegenüber und dabei so falsch, so heimtückisch bei äußerlich unveränderter Liebenswürdigkeit gegen die Präsidentin zeigte. Sie nahm unwillkürlich die befangene Zurückhaltung der erwachsenen Dame an, wo sie sich früher harmlos kindlich gezeigt hatte. Aber gerade das schien ihn zu belustigen und in seiner seltsamen Art zu bestärken. Er las ihr ihre Wünsche von den Augen ab; er hatte längst seine Einwilligung gegeben, daß der unbenutzte Theil des Mühlgartens an die Arbeiter verkauft werde — nie setzte er dem Wohlthätigkeitssinne des jungen Mädchens irgendwie Schranken, und war ihre Börse auch noch so oft leer, er füllte sie ohne Widerrede. „Du darfst Dir den Spaß schon erlauben, Käthe — ich werde bald einen zweiten Eisenspind anschaffen müssen," sagte er dabei im Hinblick auf das staunenswerthe Anwachsen des Capitals. Sie nahm eine solche Aeußerung stets mit finsterem Schweigen auf — er hatte auf ihre ernsten Fragen mit all' seinen diplomatischen Wendungen und Finessen die Anklage des Volkes, daß ihr Reichthum auf erbarmungslose Weise erwuchert sei, nicht widerlegen können, auch ließ die Präsidentin keine Gelegenheit vorübergehen, wo sie diesen Vorwurf begründen konnte — das kindlich naive Ergötzen, mit welchem Käthe es früher „so über alle Maßen hübsch" gefunden, reich zu sein, hatte sich in eine Art von Furcht und Angst vor den Geldmassen verwandelt, die so riesig, auf so dämonenhafte Weise anschwollen, als müßten sie eines Tages in gerechter Vergeltung erdrückend über sie herstürzen.

Sie war überhaupt ernster geworden; das sonnige Lächeln, das ihr erregbares, heiteres Temperament sonst so oft und rasch über ihre Züge hinfliegen ließ, zeigte sich nur selten. So recht herzensfreudig war sie nur noch im Hause am Flusse, und auch da nur in gewissen Stunden. Die Tante Diakonus unterrichtete nämlich seit lange eine Anzahl bedürftiger Kinder unentgeltlich im Nähen und Stricken — das geschah Jahr aus, Jahr ein an den Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen. In diesen kleinen Kreis hatte sich Käthe mit der freudigen Bewilligung der alten Frau eingeschmuggelt. Der Umgang mit Kindern war ihr völlig neu und machte Saiten in ihrer Seele erklingen, die sie bis dahin nicht geahnt hatte — es war die zärtlichste Hinneigung zu den kleinen Geschöpfen und die plötzliche Erkenntniß, daß sie im Grunde ihres Herzens den Beruf, die jungen Wesen an Leib und Seele zu stützen, sie kräftig und gesund zu erhalten und bildend auf sie einwirken, jedem anderen weit vorziehe.

Sie kleidete die Kinder, wo es noth that — in ihrem Nähkorb lag stets ein angefangenes Röckchen oder Schürzchen; sie sorgte — was die Tante Diakonus nicht hatte ermöglichen können — nun auch für ein reichliches Vesperbrod während der Unterrichtsstunden, und eine wahre Augenweide war es für die alte Frau, wenn das junge Mädchen mit dem Korb voll Obst und Brödchen erschien und mit wahrhaft mütterlicher Würde an den schönsten, rothbackigen Apfel eine Belohnung zu knüpfen wußte. Für den Sommer verlegte die Tante den Unterricht in den Garten; die Kinder, meist in den engsten und dumpfesten Straßen der Stadt wohnend, sollten nun auch die Wohlthat genießen, sich in reiner, gesunder Luft auf dem Rasen, unter schattigen Obstbäumen, tummeln zu dürfen. Käthe hatte zu dem Zweck hübsche, tragbare Bänke angeschafft, zugleich aber auch eine Anzahl Bälle und Reifen für die Spiel- und Erholungsstunde, die sich nunmehr an die Unterrichtszeit anschloß.

Flora war tieferbittert über diesen Verkehr, der sie, ihrer Meinung nach, in ihren Rechten, ihrer Beziehung zu der Tante beeinträchtigte, aber sie war klug genug, das im Haus am Flusse nicht verlauten zu lassen — man kam ja bei „der Alten" stets so schlecht an, wenn man „das große Mädchen mit der Plebejerröthe auf dem Sommer'schen Gesicht nicht für eine wahre Musterkarte aller erdenklichen Tugenden hielt". Die schöne Braut kam auch täglich in das Haus; sie hatte sich weiße, mit Stickerei garnirte Latzschürzchen dutzendweise machen lassen und erschien nie ohne diesen häuslichen Schmuck, der ihr allerliebst stand. Den Vorwurf konnte man ihr nicht machen, daß sie nicht Alles aufgeboten hätte, den Beifall der Tante Diakonus zu erringen. Sie setzte ihr zartes Gesicht der Gluth des Küchenfeuers aus, um Pfannkuchen backen zu lernen; sie ließ sich über das Einmachen der Obstfrüchte und Gemüse, über die Behandlung der Wäsche belehren und nahm wohl auch einmal der Magd das Bügeleisen aus der Hand, um versuchsweise ein Stück Hauswäsche zu plätten, allein so groß auch das Opfer war, das damit gebracht wurde, es vermochte nicht, die alte Frau aus der überaus höflichen, aber doch sehr reservirten Haltung, die sie seit jenem unheilvollen Abend angenommen, herauszulocken — es war, als ob sie genau wisse, daß Flora nach dergleichen Anstrengungen wie zu Tode erschöpft in ihr Ankleidezimmer wankte, dort die Schürze mit einer halbunterdrückten Verwünschung in die Ecke schleuderte, und sich dann zur Erholung meist in den Wagen warf, um die Runde bei den Freundinnen zu machen, deren schwer zu verbergender Neid eine unerschöpfliche Quelle der Genugthuung für sie war. Diese Freundinnen behaupteten einstimmig, die Frau Universitäts-Professorin in spe liege mit ihren bauschenden Falbeln wie ein radschlagender Pfau im Coupé, und ihr Uebermuth sei kaum noch zu ertragen.

Der jähe Umschwung in Doctor Bruck's Carrière wurde noch immer wie ein Wunder angestaunt. Daß der zuvor kaum noch mitleidig über die Achsel angesehene, so hart verurtheilte und verfehmte junge Arzt plötzlich als fürstlicher Hofrath durch die Straßen der Residenz schritt, konnte Mancher nur schwer begreifen. Der Mann wuchs nun in den Augen des Publicums und der gesammten Hofgesellschaft himmelhoch, und weil er durch seine Uebersiedelung nach L.....g für die Zukunft unerreichbar wurde, so wollte jeder Leidende womöglich noch von ihm hergestellt sein. So kam es, daß Doctor Bruck auf einmal mit einer kaum zu bewältigenden Praxis förmlich überbürdet war. Sein angefangenes Manuscript blieb unberührt auf dem Schreibtisch liegen; er schlief in der Stadtwohnung, aß meist eilig im Hôtel, das angebotene Couvert im Hause des Commerzienrathes consequent ablehnend, und mußte die flüchtige Besuchszeit in der Villa und bei der Tante Diakonus, wie er sich ausdrückte, seinen Patienten abstehlen.

Käthe sah ihn nicht oft, und deshalb fiel es ihr um so mehr auf, wie sehr er sich verändert habe — jedenfalls in Folge der Anstrengung, meinte sie. Er sah bleich und ermüdet aus, und sein früher wohl zurückhaltendes, nachdenklich stilles, aber überaus mildes Wesen war einer finsteren Verschlossenheit gewichen. Mit Käthe hatte er seit jenem Moment, wo sie ihn, von Flora's Armen umstrickt, im Flur überrascht hatte, kaum zwei Worte gewechselt, und zwar in so scheuer, schnell abbrechender Weise, daß sie sich nicht verhehlen konnte, er zürne ihr ihres damaligen unwillkommenen Erscheinens wegen. Sie ging ihm deshalb auch verletzt, mit einem Gemisch von Trotz und Verlegenheit aus dem Wege, wo sie nur konnte.

In seinem Verhalten zu Flora dagegen war nicht die leiseste Wandlung eingetreten; er war genau ein so ernster, würdevoller Bräutigam, wie an dem Tage, wo Käthe die Verlobten zum ersten Male zusammen gesehen. Sie mußte manchmal denken, der ganze entsetzliche Auftritt im Fremdenzimmer der Tante Diakonus sei entweder ein toller Spuk ihrer eigenen Phantasie gewesen, oder Doctor Bruck müsse vergessen und unliebsame Erinnerungen in seinem Gedächtnisse so spurlos auslöschen können, wie selten ein Mensch. Flora mochte freilich erwartet haben, daß mit ihrer Bitte um Verzeihung, mit ihrer

offen an den Tag gelegten Reue sofort wieder jenes schöne, innige Verhältniß eintreten werde, wie es zu Anfang ihrer Brautschaft bestanden. Mußte er nicht, bei seiner unzerstörbaren Leidenschaft für sie, namenlos glücklich sein, sie nun unwiderruflich besitzen zu dürfen? Vielleicht barg er tief innen dieses Glück, aber zeigte es nur nicht, und seine schöne Braut tröstete sich mit dem Gedanken, daß ein Mann wie Bruck allerdings nicht so rasch versöhnlich sein dürfe; wußte sie doch, daß mit der Hochzeit, die nunmehr für den September festgesetzt worden war, Alles anders werden müsse.

Mittlerweile war der 20. Mai, Flora's Geburtstag, herangekommen. Auf allen Tischen ihres Zimmers dufteten Blumen, welche die guten Freundinnen herkömmlicher Weise gebracht hatten. Auch die Fürstin hatte der Braut des Hofraths, welcher mit Gnadenbeweisen förmlich überschüttet wurde, ein prachtvolles Bouquet geschickt, und von den „stolzesten Granden" des Hofes waren Glückwünsche in der schmeichelhaftesten Form eingelaufen. Ja, es war ein Tag des Triumphes für die schöne Braut, ein Tag, an welchem sie wieder einmal so recht bestärkt wurde in ihrer felsenfesten Ueberzeugung, daß sie wirklich ein Liebling der Götter, eine für einen auserwählten Lebensweg Geborene sei.

Und doch lag ein leichter Schatten auf ihrer Stirn, und sie runzelte öfter ungeduldig und ärgerlich die Brauen. Auf dem Tische inmitten des Zimmers, zwischen den Gaben der Großmama und der Schwestern, stand eine hübsche Tischuhr von schwarzem Marmor; Doctor Bruck hatte sie am frühen Morgen mit einem begleitenden Glückwunschbillet geschickt und sich für die Vormittagsstunden wegen seines Nichterscheinens entschuldigt, da er einen Schwerkranken vorläufig nicht verlassen dürfe.

„Ich begreife Leo nicht, daß er nichts Hübscheres für mich zu finden gewußt hat, als das steinerne Unding da," sagte sie verdrießlich auf die Uhr zeigend, zu der Präsidentin, die das Bouquet der Fürstin aus der Vase genommen hatte und unablässig daran roch, als müsse es einen ganz besonderen Duft ausströmen. „Ein schwarzes Geburtstagsgeschenk giebt man doch nicht gern; ich für meinen Theil finde es zum Mindesten geschmacklos."

„Die Uhr ist vollkommen passend, gerade in Deinem Geschmacke gewählt, Flora; sie soll jedenfalls das wunderlich tiefsinnige Arrangement dieses Zimmers vervollständigen," sagte Henriette. Sie lag auf dem rothen Ruhebette und streifte mit einem spöttischen Blicke die schwarzen Säulenstücke in den vier Zimmerecken.

„Unsinn! Du weißt so gut wie ich, daß ich diese Einrichtung nicht mitnehmen kann. Moritz hat das Zimmer nach meiner speciellen Angabe eingerichtet, wie es ist, aber geschenkt hat er mir meines Wissens weder Möbel noch Ausschmückung. Ich möchte den Kram auch um Alles nicht mitschleppen; man sieht sich ebenso satt und müde an einer stereotypen Zimmereinrichtung, wie an einer oft getragenen Toilette. Was in aller Welt soll ich nun mit der schwarzen Figur da in meinem L.....ger Boudoir anfangen, das lila decorirt und mit Bronzegeräth geschmückt sein wird?"

„Ein frisches Bouquet wäre mir auch lieber gewesen, aber Du bist ja nicht sentimental, Flora," meinte Henriette, nicht ohne einen boshaften Anflug in der Stimme. Käthe aber, heute zum ersten Male schneeweiß gekleidet, stand neben einem herrlich entwickelten Myrthenbaume, welchen die Tante Diakonus selbst gezogen und herüber geschickt hatte, und ließ die Hand mit einem wehmüthigen Lächeln wie schmeichelnd über die feinblättrigen, biegsamen Zweige gleiten. Niemand beachtete das selten schöne Geschenk, dessen Hingabe jedenfalls ein schweres inneres Opfer gekostet hatte.

Nach Tische hielt man sich im Balcon- und Empfangszimmer auf, weil immer noch Gratulanten kamen und gingen. Sämmtliche Thüren der Zimmerreihe waren zurückgeschlagen; es war ein herrlicher Aufenthalt, dieses untere Stockwerk. Durch das vergoldete Bronzegitter des Balcons zogen weiche Lüfte, die den Duft vom jungen Lindenlaube der Allee und aus den halboffenen Blüthenknospen der Boscage herübertrugen, und in die hohen Fenster fiel das goldene Maienlicht; nur dem dunkelpurpurnen Zimmer vermochte es keinen Reflex abzulocken, das sah grämlich und kalt aus wie immer, und dem weichen Gefühle mußte der aufgehäufte Reichthum lebender Blumen zwischen diesen vier Wänden geradezu grausam erscheinen.

Henriette lag in einem Schaukelstuhle, der offenen Balconthür gegenüber. Sie hatte auch gern „maienhaft wie Käthe" aussehen wollen und ihr hageres Figürchen in eine ganze Wolke weißer Mullgarnirungen gesteckt, aber fröstelnd hüllte sie den Oberkörper in einen weichen Shawl von gesticktem Crêpe de Chine, und darüber her wogte aufgelöst ihr reiches, blondes Haar, das sie seit dem letzten schweren Leidensanfalle nicht mehr aufnestelte. So still liegend und vom halbgedämpften Sonnenlichte überspielt, mit den weitoffenen, blauglänzenden und schwarzbewimperten Augen, der kaltweißen Haut, die nur in der Nähe der zarten Schläfen ein fieberhaft rother Anhauch betupfte, sah sie heute aus wie ein Wachspüppchen. Sie hatte Käthe an den Flügel im Musiksalon geschickt und wartete nun mit in den Schooß gefalteten Händen auf den Anfang des Schubert'schen Liedes „Lob der Thränen". Da verdunkelten sich plötzlich die Fieberflecken auf dem schmalen Gesichtchen zum tiefsten Carmin, und die verschränkten Hände fuhren unwillkürlich nach dem Herzen — Doctor Bruck trat in den Salon.

Flora flog ihm entgegen und hing sich an seinen Arm. Sie ließ ihm kaum Zeit, die Anderen zu begrüßen, und zog ihn in ihr Zimmer, damit er ihre Geburtstagsgeschenke ansehe. Die schöne Dame, die so lange ihrem ganzen Thun und Lassen den Stempel der Gelehrsamkeit, der ernstgrübelnden Forschung aufzudrücken verstanden, zeigte heute, an ihrem neunundzwanzigsten Geburtstage, die naive Grazie einer Sechszehnjährigen, und in dieser Wandlung war sie mit ihrem lieblich belebten Gesicht und dem weichen Spiel der schlanken, biegsamen Glieder auch wirklich jugendlich reizend.

Käthe stand am Notenschrank und suchte nach dem begehrten Lied, als das Brautpaar hinter ihr weg nach Flora's Zimmer schritt; sie sah sich nur flüchtig um, wobei sie einen halbverlegenen Gruß vom Doctor erhielt, und suchte dann um so emsiger.

„Sieh, Leo, mit dem heutigen Tage schließe ich die Vergangenheit ab, in der ich so schwer geirrt und mich nahezu um mein Lebensglück gebracht hätte," sagte Flora drüben mit unwiderstehlich süßer Stimme, während Käthe einen dicken Notenstoß aus dem Schranke hob. „Ich will die Erinnerung an jenen schlimmen Abend nicht wieder wachrufen, wo ich alle Herrschaft über mich verloren und in der Aufregung und Gereiztheit Aussprüche gethan habe, um die meine Seele, mein Herz selbst nicht wußten, aber um der Wahrheit willen, und weil ich mir doch das selbst schuldig bin, muß ich Dir sagen, daß auch Du damals geirrt hast, was Dein absprechendes Urtheil betrifft. Es war nicht der Trieb, mich hervorzuthun, der mich der Schriftstellerei zugeführt hat, sondern in der That die Begabung — deutlich gesagt — der Genius. Frage mich nicht weiter! Ich kann Dir nur versichern, daß ich meinen Weg gemacht haben würde, und zwar durch mein Werk ‚Die Frauen', das Du ja nicht kennst. Es ist nach Aussprüchen von competenter Seite wohl geeignet, meinen Namen rühmend in alle Welt hinauszutragen, aber wie könnte es mir jetzt wohl noch einfallen, an Deiner Seite meinen eigenen Weg zu gehen und meine speciellen Fähigkeiten geltend machen zu wollen? Nein, Leo, ich werde mich einzig und allein in Deinem Ruhme sonnen, wie es der Frau ziemt, und damit mir auch in Zukunft die Versuchung nie wieder nahe tritt, müssen diese Blätter, das Resultat emsigen Studiums und des poetischen Quells, der nun einmal in meiner Seele quillt und sprudelt, aus der Welt verschwinden."

Käthe umschritt in diesem Augenblick, das endlich gefundene Notenblatt in der Hand, den Flügel. Sie sah, wie Flora das Manuscript mit einigen Streichhölzchen entzündete und es auflodernd in den Kamin warf. Die schöne Braut wandte dabei den Kopf nach der Fensterseite zurück, wo jedenfalls der Doctor stand; vielleicht wünschte sie, er möchte den Versuch machen, sie in ihrem Beginnen zu hindern, allein kein Schritt wurde hörbar; keine rettende Hand streckte sich aus, um das „kostbare" Brennmaterial den Flammen zu entreißen. Der Brandgeruch, den der Frühlingswind in das Zimmer zurücktrieb, wehte in den Musiksalon, und während Flora mit fest eingeklemmter Unterlippe und seltsam glimmenden Augen vom Kamin zurücktrat, nahm Käthe hastig den Platz am Flügel ein und begann sofort die Liszt'sche Phantasie über das „Lob der Thränen".

(Fortsetzung folgt.)

Lied der Wandervögel im Süden.

Nun weht im deutschen Walde
Der feuchte Frühlingswind,
In Blumen prangt die Halde,
Der letzte Schnee zerrinnt;
Nach öder Winterplage
  Schmückt neu mit Grün sich Baum und Strauch,
Es werden lang die Tage: —
Nun auf! Zum deutschen Hage
  Zieh'n wir mit linder Lüfte Hauch.

Wohl sind wir zu beneiden:
Wenn Blatt um Blatt im Hain
Sich erdwärts senkt, dann meiden
Wir klug des Nordens Pein;
Indeß in Wintergrüften
  Natur entschläft im deutschen Land,
Zieh'n ob des Gotthards Klüften
Mit Wolken hoch in Lüften
  Wir nieder zu des Niles Strand.



Der Schwalben Abzug aus Afrika.
Originalzeichnung von Albert Richter in Haking

In's Land der Pyramiden
Strebt unser Flug in Hast,
In stolzer Palmen Frieden
Winkt süße Winterrast;
Wenn rings des Lebens Spuren
  Daheim im Schnee begraben sind,
Umblüh'n uns grüne Fluren,
Der Aether lacht azuren,
  Und Lotoskelche duften lind.

Doch — weht die Luft auch milde,
Glüh'n Blumen auch in Pracht —
Uns locken Saatgefilde
Und deutsche Waldesnacht;
Zum nord'schen Wanderziele
  Schweift Sehnsucht suchend immerdar.
Kein Lied ertönt am Nile;
Zu süßem Minnespiele
  Eint nie sich dort ein trautes Paar.

Und wenn der Hauch des Märzen
Umspielt der Barke Kiel,
Mit wanderfrohem Herzen
Zieh'n heimwärts wir vom Nil;
Weitab von Memphis' Thoren
  Trägt uns der Flug zum Apennin;
In blauen Duft verloren
Bald grüßen die Cadoren,
  Und froh seh'n wir die Alpen glüh'n.

Und von der Alpen Schroffen
Nach Ost und West und Nord
Zieh'n wir in süßem Hoffen
Zum trauten Heimathsort;
Des Harzwald's Felsenplatten,
  Des Rheines grünes Uferried,
Thüringens Wiesenmatten
Seh'n Paar um Paar sich gatten
  Und hall'n von Lust und Lieb' und Lied.

Wir seh'n, wie täglich dichter
Ergrünt der Buchenwald,
Wie gold'ger stets und lichter
Die Saat im Winde wallt;
Der Bach in Waldesräumen
  Stürmt jauchzend her zum Frühlingsfest,
An grünen Ufersäumen
Seh'n wir Verliebte träumen
  Und grüßen sie aus lausch'gem Nest.

Albert Moeser.

Augenverletzungen und deren Verhütung.

Keins von allen den Augenpaaren, deren Blick auf diese Zeilen fällt, wird sich rühmen können, immer von Verletzungen frei geblieben zu sein. Jeder windige Tag, an dem Staubwolken aufwirbeln, jede Fahrt auf der von rußigem Rauche umwehten Eisenbahn oder dem Dampfschiffe, jedes Vorüberwandeln an einem Hause, das eingerissen wird, bringt das Auge in die Gefahr, von einem Massentheilchen des Erdstaubes, der Steine, des Holzes &c. getroffen zu werden.

Wie unbedeutend und ungefährlich nun auch gewöhnlich diese Verletzungen zu sein pflegen, wenn sie, wie es zumeist geschieht, weniger das Auge selbst, als die dasselbe mit den Augenlidern vereinigende Bindehaut treffen, so sind sie doch im Stande, dem Betroffenen einige höchst qualvolle Stunden zu bereiten. — Unaufhörlich fließen Thränen aus dem gerötheten Auge; ein drückender, brennender Schmerz zwingt zu fortwährendem Reiben, wodurch das Uebel noch verschlimmert wird; nur mit Mühe kann der Patient noch die Lidspalte öffnen, um sich zu überzeugen, daß die Sehkraft noch nicht eingebüßt ist. Kalte Umschläge, Verbände, Auflegen von rohem Fleische, Semmelmilchbrei, „Nichts“ und wie die beliebten Hausmittel alle heißen, vermögen nicht das Leiden zu mäßigen, bis endlich das Corpus delicti (gewöhnlich von unglaublicher Kleinheit im Verhältnisse zu den subjectiven Empfindungen) entweder von kundiger Hand entfernt, oder durch die Naturselbsthülfe, das heißt durch die vermehrte Thränenabsonderung und die reflectorischen Bewegungen der Lidmuskulatur (Zwinkern) aus den Bindehauttaschen fortgeschwemmt worden ist.

Oft lassen aber die Erscheinungen schon um ein Beträchtliches nach, wenn das Körnchen nach den weniger nervenreichen Umschlagsfalten der Bindehaut gebracht wird, wo selbst größere Körper längere Zeit, ohne Beschwerden hervorzurufen, verweilen können, wie ein Fall (des sehr ehrenwerthen Itzig Veilchendüft aus Polen) beweist, in welchem mehrere Monate lang eine — todte Wanze im Bindehautsacke herumgetragen wurde.

Bei diesen Vorkommnissen handelt es sich natürlich darum, den fremden Körper sobald als möglich zu entfernen, denn sobald die Ursache beseitigt ist, verschwindet auch die Wirkung. — Zunächst kann der Betroffene selbst versuchen, durch sanftes Drücken das Körnchen fortzuschaffen. Dieser Druck muß aber immer vom äußeren Augenwinkel nach dem inneren gehen, weil sich in dieser Richtung auch der natürliche Thränenstrom, der in der Thränendrüse (nach oben und einwärts vom äußeren Augenwinkel) entspringt und in den Thränensack (zur Seite der Nasenwurzel) sich ergießt, fortbewegt. Führen diese Versuche nicht zum Ziele, so ist es nöthig, die Augenlider umzudrehen und den Eindringling mit einem Pinsel, einem Stückchen Leinewand und dergleichen wegzutupfen. Das Augenlidumdrehen (auch Augenumdrehen genannt) ist nicht so schwierig, als daß es nicht auch von einer geschickten Laienhand ausgeführt werden könnte. Für das untere Augenlied genügt es, den Lidrand mit dem Daumen etwas nach unten gegen den deutlich fühlbaren unteren Rand der knöchernen Augenhöhle zu drücken, und den Patienten nach oben sehen zu lassen; dann springt förmlich die Bindehaut in Form eines röthlichen Wulstes vor. Beim Umdrehen des oberen Lides läßt man das Auge nach unten wenden, erfaßt mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand die Wimpern und zieht an diesen das Lid nach vorn und so weit als möglich vom Augapfel ab. Darauf drückt man entweder mit der Seitenfläche des rechten Daumens oder einem dünnen runden Stäbchen auf die obere (äußere) Fläche des Lides, ziemlich nahe seinem oberen Rande, und bringt dadurch die innere Fläche zur Ansicht.

Ich würde für überflüssig halten, hinzuzufügen, daß die Operation des Lidumdrehens vollständig schmerzlos ist, wenn ich nicht aus täglicher Erfahrung wüßte, daß „zartfühlende Mütter“ ein umgedrehtes Lid „gar nicht sehen können“ und laut aufschreien, wenn man genöthigt ist, dem halbwüchsigen Sprößlinge, der vielleicht an ägyptischer Augenentzündung leidet, „das Rothe im Auge herauszukehren“.

Während wir schon oben diese mechanischen Regungen der Bindehaut als bald vorübergehend und gefahrlos bezeichnen konnten, müssen wir eine größere Bedeutung einer andern Reihe von Verletzungen beimessen, die den Augapfel selbst betreffen und meist dadurch hervorgerufen werden, daß ein kleiner, harter, specifisch schwerer Körper mit einer ziemlich bedeutenden Geschwindigkeit gegen das Auge geschleudert wird und dort haften bleibt.

Wie uns ein einziger Blick in den Spiegel lehrt, wird die geöffnete Lidspalte eingenommen von dem „Weißen des Auges“, das heißt der von dem durchsichtigen Theile der Bindehaut überzogenen derben, sehnigen Lederhaut (Sclerotica), und dem Sterne, das heißt der wie ein Uhrglas in die Lederhaut eingefügten durchsichtigen Hornhaut (Cornea), hinter der die Regenbogenhaut (Iris) mit dem von derselben umschlossenen runden Sehloche (Pupille) sichtbar ist.

Am häufigsten nun wird die so äußerst empfindliche und nur von einer einfachen Epithelzellenschicht geschützte Hornhaut von kleinen, mit Gewalt eindringenden Körpertheilchen, gewöhnlich Metallsplittern, verletzt, so zwar, daß dieselben in der Substanz der Cornea selbst in größerer oder geringerer Tiefe sitzen zu bleiben pflegen. — Was geschieht nach einer solchen Verletzung? Durch den Reiz, den der fremde Körper in dem nervenreichen, aber gefäßlosen Gewebe ausübt, wird eine Entzündung hervorgerufen, die, teleologisch betrachtet, den Zweck hat, durch Eiterung den Splitter zu lockern und auszustoßen. Nach einigen Stunden schon wird die dem „Weißen des Auges“, das heißt der Lederhaut aufliegende Bindehaut lebhaft geröthet; besonders um die Hornhaut herum bildet sich ein dichter rother Saum, der aus lauter kleinen bogenförmigen Gefäßchen besteht; dabei entwickelt sich starker Thränenfluß und eine höchst lästige Lichtscheu, die den Patienten zu krampfhaftem Lidschlusse veranlaßt. Auf der Hornhaut selbst bemerkt man, namentlich wenn man künstliches Licht durch eine Sammellinse auf derselben concentrirt, einen dunkeln Punkt, eben den fremden Körper, der von einem hellgrauen Hofe umgeben ist, welcher allmählich in das durchsichtige Hornhautgewebe übergeht. Dieser Hof wird nach und nach immer größer und undurchsichtiger; die heftigsten Stirnschmerzen treten ein; die Pupille wird eng und unbeweglich; endlich bildet sie um den fremden Körper herum durch eitrigen Zerfall des Gewebes ein förmliches Geschwür, ein Substanzverlust, der im schlimmsten Falle zum Durchbruche der Hornhaut und durch diesen zum Verluste des Sehvermögens führen kann.

Alle diese Erscheinungen werden sofort in ihrer weiteren Entwickelung gehindert, wenn es gelingt, den eingedrungenen Körper zu entfernen. Es giebt Laien, welche auch hierin durch häufige Uebung, wie sie sich z. B. in größeren Maschinenwerkstätten darbietet, eine gewisse Geschicklichkeit erworben haben, die ausreicht, wenn es sich um größere, mehr in der Oberfläche haftende Splitter handelt; in schwereren Fällen aber wird man immer gut thun, die Hülfe des Arztes anzusprechen, und zwar sobald wie möglich, ehe die reactive Entzündung begonnen oder größere Fortschritte gemacht hat. Der ganze Vorfall pflegt dann, nach Beseitigung der Ursache, in wenigen Stunden ohne besondere Folgen vorüberzugehen; die Narbe, welche von der kleinen Verwundung zurückbleibt, ist sowohl subjectiv wie objectiv kaum bemerkbar. Sind aber schon halbe oder ganze Tage bis zur Entfernung des eingedrungenen Körpers verflossen, hat sich schon jener graue Entzündungshof mit seinen Begleiterscheinungen entwickelt, dann wird nicht nur eine mehrtägige Arbeitsunfähigkeit die Folge sein, sondern es wird auch auf der Hornhaut selbst ein dauernder, heller, undurchsichtiger Fleck zurückbleiben, der namentlich dann, wenn er in den Bereich der Pupille fällt, die Sehkraft des Auges auf das Empfindlichste zu stören im Stande ist.

Noch viel verderblicher aber wird sich der Proceß gestalten, wenn das kleine Projectil mit solcher Gewalt an das Auge geschleudert wurde, daß es die äußeren Häute desselben durchbrach und in das Innere des Organs selbst eindrang. Dann ist es oft der geschicktesten, sachkundigen, mit den besten Instrumenten bewaffneten Hand nicht mehr möglich, den Splitter aus der Tiefe hervorzuholen; es entwickelt sich über kurz oder lang unter den fürchterlichsten Schmerzen eine Entzündung des ganzen Augapfels, die zu dessen totaler Erblindung führt, ja oft

genug eine auf dem nervösen Zusammenhang beider Sehorgane beruhende Miterkrankung des andern Auges veranlaßt, welche nur durch die operative Entfernung des bereits zerstörten Schwesterorganes aufgehalten werden kann.

Nicht selten endlich kommt es auch vor, daß ein etwas größerer Körper mit einiger Gewalt den Augapfel trifft, aber wie eine matte Kugel an den Wänden abprallt. Eine solche Contusion ist oft von den schlimmsten Folgen begleitet; die durch sie verursachte plötzliche und heftige Erschütterung ist nämlich zuweilen im Stande, entweder Zerreißung von Blutgefäßen im Innern des Auges herbeizuführen, oder die nur ziemlich lose mit einander verbundenen, zwiebelartig angeordneten Häute des Auges von einander zu trennen und so partielle oder totale Blindheit zu bewirken, während äußerlich an dem verletzten Organ keine wesentliche Veränderung zu bemerken ist.

Fragen wir nun, unter welchen Verhältnissen diese Verletzungen vorkommen, so muß zwar eingeräumt werden, daß kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht von der Gefahr einer Augenverletzung ganz frei ist, denn eine abgesprungene Nadelspitze, ein abgeschossenes Zündhütchen, ein mit Gewalt geführter Hammerschlag, ein zersplitterndes Glas und andere tägliche Vorkommnisse können dieselbe herbeiführen, die tägliche Erfahrung aber lehrt, daß die Beschädigung der Augen durch fremde Körper im Allgemeinen recht eigentlich von dem Berufe abhängt, daß sie, so zu sagen, eine Gewerbekrankheit ist, die namentlich die großen Classen der Metall- und Steinarbeiter betrifft.

Im Jahre 1868 unternahm ein besonders durch seine statistischen und hygienischen Arbeiten in fachwissenschaftlichen Kreisen bekannter deutscher Augenarzt, Professor Dr. Hermann Cohn in Breslau, das mühsame Werk, 1283 in größeren Etablissements beschäftigte Metallarbeiter hinsichtlich ihrer Augenverletzungen zu untersuchen. Wenn man den hierbei gefundenen Resultaten allgemeinere Gültigkeit beimessen kann, so leben allein in Preußen unter 144,501 Metallarbeitern (nach der Zählung von 1861) 2365, welche das Sehvermögen eines Auges in ihrem Berufe völlig eingebüßt haben.

Ueberhaupt aber stellte sich heraus, daß ziemlich die Hälfte aller Metallarbeiter (neunundvierzig Procent) schon Augenverletzungen erlitten hatten, welche ärztliche Hülfe nöthig machten, während auf jeden verletzten Arbeiter durchschnittlich zwei ärztlich behandelte Beschädigungen kamen, sodaß bei je hundert Arbeitern sechsundneunzig solche Verletzungen nachzuweisen waren.

Bei vierundvierzig vom Hundert trat in Folge der Verletzung Arbeitsunfähigkeit ein und dieselbe dauerte bei je einem Verletzten im Mittel siebenzehn Tage. Welcher Verlust an Arbeitskraft, wieviel Schmerz und Kummer, wieviel pecuniärer Nachtheil für Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wieviel Verluste für Kranken- und Unterstützungscassen kleben an diesen Zahlen!

Und alle diese Eventualitäten ließen sich vermeiden, wenn jeder Arbeiter, sei es nun gezwungen, sei es freiwillig, bei seiner gefährlichen Beschäftigung eine Schutzbrille trüge. Professor Dr. Cohn hat das Verdienst, nach mannigfachen Reflexionen und Versuchen eine Vorrichtung angegeben zu haben, die allen Anforderungen, welche man an eine Schutzbrille gegen Verletzungen stellen kann, auf das Vollkommenste entspricht. Die unzerbrechlichen Lampencylinder brachten den genannten Forscher auf den Gedanken, den Glimmer als Material für seine Schutzbrille zu benutzen, deren Herstellung Herr Max Raphael in Breslau (Zimmerstraße Nr. 10) übernahm.

Die Glimmerbrillengläser sind gebogen und bedecken somit nicht blos das Auge nach vorn, sondern legen sich mit ihrer Messingeinfassung genau dem vordern knöchernen Augenhöhlenrande an, sodaß von keiner Seite ein Splitter an den Augapfel gelangen kann und dennoch die Wimpern das Glas nicht streifen. Das Gestell und die Bügel sind aus leichtem Messingdrahte, dem ohne Schwierigkeit jede für individuelle Verhältnisse nöthige Biegung gegeben werden kann. Die Glimmergläser sind einen halben Millimeter dick und aus der reinsten, durchsichtigsten Sorte des Minerals verfertigt, sodaß sie die Sehschärfe kaum beeinträchtigen und höchstens den grellen Schein des Feuers ein wenig zu mildern vermögen.

Als besondere Vortheile seiner Erfindung führt Dr. Cohn noch folgende Punkte an:

Die Glimmerbrillen können selbst durch starke Gewalt (z. B. wuchtige Hammerschläge) nicht zertrümmert werden, während Glasbrillen durch anspringende fremde Körper leicht zerschmettert werden und so durch ihre eigene Substanz Veranlassung zu höchst gefährlichen Verletzungen geben; sie sind fast noch einmal so leicht wie Glasbrillen, halten die Augen der Feuerarbeiter kühl, da Glimmer ein schlechter Wärmeleiter ist, und kosten endlich — last not least — etwa nur den fünften Theil gewöhnlicher Glasbrillen.

Obgleich nun alle diese Vortheile auch dem einfachsten Verstande klar zu Tage liegen und seiner Zeit fast alle öffentlichen Blätter (auch die „Gartenlaube“, wenn ich nicht irre) in ihren Spalten die segenverheißende Erfindung besprachen, ist leider zu constatiren, daß heute, nach Verlauf von sechs Jahren, nur ein äußerst kleiner Theil augenschutzbedürftiger deutscher Arbeiter mit der Glimmerbrille bewaffnet ist. Selbst hier in Breslau, dem Vaterlande des Propheten, giebt es meines Wissens keine einzige größere Werkstätte, in der jene Schutzvorrichtung allgemein eingeführt wäre. Im Gegentheil, täglich noch werden unsere Augenkliniken von rußigen Gestalten im blauen Kittel bevölkert, bei denen man schon beim Eintritt durch die Thür mit unfehlbarer Sicherheit einen fremden Körper im Auge feststellen kann und welche die Glimmerbrille nicht einmal dem Namen nach kennen. Die Bücher des Fabrikanten (und so weit mir bekannt, hat derselbe in ganz Deutschland keine Concurrenz) weisen nach, daß bis jetzt etwa achtzehntausend Brillen verkauft sind, von denen allein im Jahre 1868 etwa die Hälfte abgesetzt wurde, während von da ab Jahr für Jahr die Nachfrage stetig sich verminderte. Die Cohn'sche Erfindung scheint also der Vergessenheit anheim zu fallen.

Die Ursache dieser betrübenden Erscheinung mag einestheils in der Gleichgültigkeit der Arbeiter gegen eine zur Gewohnheit gewordene Gefahr beruhen, zum weitaus größern Theil aber gewiß in einem geschäftlichen Fehler, den Erfinder und Fabrikant gleich von vorn herein gemacht haben. Dieselben gingen nämlich von dem humanen Gedanken aus, daß eine Sache, die einen rein gesundheitlichen Zweck verfolgt und deren Wohlthaten gerade der ärmeren und arbeitenden Classe zu Gute kommen sollten, nicht Gegenstand der Speculation werden dürfe, daß die Brillen annähernd zum Herstellungspreis, ohne zwischenhändlerische Vertheuerung, in die Hände der Bedürftigen gelangen müssen. Deshalb wurde gleich von vornherein der äußerst geringe Preis von sechs Silbergroschen für eine einfache Glimmerbrille festgestellt und bei allen Publicationen bekannt gemacht. Nur bei sofortiger baarer Bezahlung und Entnahme von größeren Mengen sollte den Zwischenhändlern, also den sogenannten Optikern, ein Rabatt von fünfundzwanzig Procent gewährt werden.

Daher kam es, daß der Bezug der Schutzbrillen den Arbeitern Schwierigkeiten machte, an denen ihr guter Wille bald scheiterte; die Vereinigung Mehrerer zu demselben Zwecke, das Sammeln des Geldes, die Erkundigung nach der Adresse des Fabrikanten, das alles war ihnen viel zu umständlich. Deshalb erscheint mir als der einzige Weg, auf dem alle schutzbedürftigen Augen zu Glimmerbrillen gelangen können, der, daß die Arbeitgeber selbst die Sache in die Hand nehmen und die Schutzbrillen in ihren Werkstätten obligatorisch einführen. Selbst wenn sie die Anschaffung auf eigene Kosten besorgen, werden sie bald den Vortheil, der auch ihnen dabei erwächst, aus dem Wegfalle eines großen Theiles der Kranken- und Unterstützungsgelder erkennen.

Aber hoffentlich bedarf es dieses Hinweises auf pecuniäre Vortheile nicht; ein einfacher Appell an die Humanität wird genügen, alle diejenigen für meinen Vorschlag zu interessiren, in deren Händen das Wohl der Arbeiter liegt. Auch dem Arbeiter ist ja das Auge nicht nur die erste Bedingung seines Berufes, sondern auch der unersetzliche Vermittler seiner schönsten und edelsten Genüsse, das fruchtbarste Werkzeug zu seiner geistigen und mithin auch sittlichen Ausbildung.

Dr. Baer.

Ferienstudien am Seestrande.

Von Carl Vogt in Genf.

I. Die Gegend.

Fast am äußersten Ende der Bretagne, nur etwa zehn Stunden vom Cap Finisterre entfernt, springt eine schmale Landzunge gegen den Ocean vor, von zahllosen Klippen und Felseninseln umgeben, deren harter Granit dem Anpralle der Wogen Widerstand leistet. Quer vor der Landzunge, die durch tiefe, den Fjorden Norwegens ähnliche Einschnitte von dem Festlande noch weiter geschieden wird, lagert sich eine zwei Stunden lange Insel, deren Gipfel von einem prachtvollen Leuchtthurme erster Classe gekrönt ist. Man könnte den bretonischen Namen „Ile de Batz" mit „Stecken-Insel" übersetzen — die langgestreckte Form derselben ist bezeichnend damit ausgedrückt.

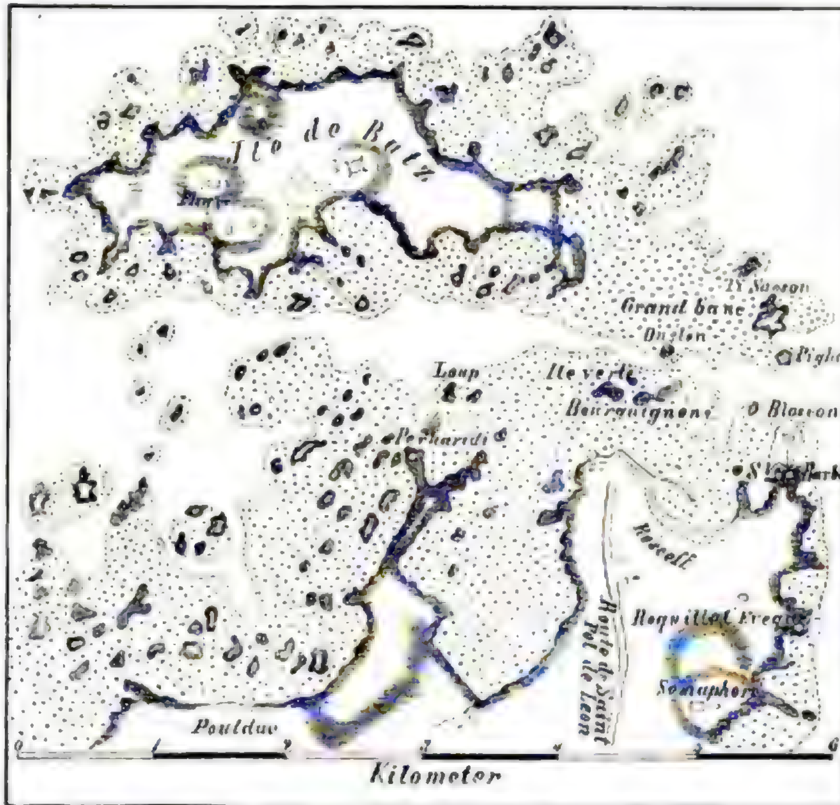
Auf der nördlichen Spitze der Landzunge, im Umkreise einer kleinen Einbuchtung hat sich das Städtchen Roscoff angesiedelt, ein altberühmter Ort, aus dessen schwer anzusegelndem Hafen die Bretonen manchen Zug gegen ihre Erbfeinde, die Sachsen (so heißen noch heute in der Landessprache die Engländer), unternahmen, wo Maria Stuart landete, als sie von Schottland nach Frankreich herüber kam, und wo sie sogar (so seltsam gestalten sich historische Personen in der Ueberlieferung des Volkes) im Geruche der Heiligkeit steht, denn man zeigt noch heute den Eindruck, den ihr Fuß auf dem harten Granit zurückließ, als sie ihn aus dem Schiffe an das Land setzte. Ebbe und Fluth erreichen eine bedeutende Tiefe und Höhe; von Westen her drängt die Fluthwelle in den nach dieser Himmelsgegend hin weit geöffneten Canal, der die Insel Batz von dem Festlande trennt, sich stauend gegen Osten hin, wo eine zweite, kleinere Landzunge, die eine der heiligen Barbara geweihte Capelle trägt, den Canal fast zu schließen scheint. Die Schutzheilige der Artillerie hat nicht umsonst dort ihren Cultus; zu ihren Füßen dräuen die Kanonen des kleinen Forts von Bloscon, das den Eingang zu dem Hafen deckt, der bei Ebbe trocken liegt und bei der Fluth nur in Schlangenwindungen zwischen den Felsen hindurch erreichbar ist.

Diesen Ort habe ich mir seit zwei Jahren erkoren, um meine Sommer- und Herbstferien dort zuzubringen. Es ist eine kleine Stadt von etwa viertausend Einwohnern, die auf weitem Raume verstreut wohnen und nur in der Nähe des Hafens sich etwas mehr zusammendrängen. Keine Eisenbahn führt dorthin — Morlaix, die nächste Station an der Linie von Paris nach Brest, ist fünf Stunden entfernt, die Communication durch Fuhrwerke nur sehr mangelhaft eingerichtet. Das elegante Badepublicum bleibt fern; die Ortsfremden, welche sich in den Sommermonaten dort zusammenfinden, bestehen aus Naturforschern, Malern, Touristen und einigen wenigen Familien, welche Stille und einfaches, gemüthliches Leben suchen. Maler sind immer da; einige haben dort ihren ständigen Sommeraufenthalt, wie Bouquet, der berühmte Meister auf Fayence und Porcellan, oder Czermak, der bekannte Genre-Maler, der seine Stoffe meist aus jenen wilden Völkerschichten schöpft, die gegenwärtig tief in der Türkei auf einander schlagen. Die wilde Schönheit des klippenreichen Strandes, das ewig wechselnde Spiel der Ebbe und Fluth, das weite Strecken Landes ab- und zudeckt, hat sie angelockt und festgehalten, und wenn sie nicht malen, vertreiben sie sich die Zeit mit Fischen und Segeln. Zu ihnen gesellen sich jüngere Kräfte, die reichen Stoff zu Studien finden, mag sie nun das Volk, oder die alterthümliche Bauart der Häuser und besonders des seltsamen Kirchthurmes, oder der Strand selbst anziehen mit seinem unendlichen Horizonte und dem wechselnden Spiele der Wolken und der Wogen. Die Familien fühlen sich festgehalten durch die Ruhe und Stille der meist ernsten, aber freundlichen und ehrlichen Bevölkerung, die sich meist von Gartenbau ernährt, unermüdlich arbeitet und die Producte ihres außerordentlich fruchtbaren Bodens, Kartoffeln, Artischocken und Zwiebeln, meist selbst nach England verschifft, dessen südliche Küste man in etwa zwanzig Stunden mit Segelschiff erreicht. Viele Männer sind auf der See als Matrosen oder Fischer beschäftigt, die Zurückbleibenden bestellen mit den Weibern das trefflich bearbeitete Land, das dreifache Ernten bringt, denn Roscoff kennt, trotz seiner nördlichen Lage, keinen Winterfrost, und Camellien, Veroniken und Mesembryanthemum gedeihen prächtig im Freien; die Agaven (Aloë) wachsen üppig wie bei Nizza, und der Feigenbaum des früheren Kapuzinergartens kann sich fast mit dem berühmten Kastanienbaume am Fuße des Aetna messen. Zur Zeit der Verschiffung der Gartenfrüchte herrscht reges Leben am Hafen; sonst ist Alles still und ruhig und nur zuweilen sieht man einen Bretonen, stehend auf dem Karren wie ein alter Gallier aus Cäsar's Zeiten, sein Rößlein durch die engen Wege oder über den Strand hinunter treiben, um die Seegewächse einzuheimsen, die man während der Ebbe von den abgedeckten Felsen reißt, um sie in Haufen am Strande aufzusetzen und später als Dünger zu benutzen.

Bei tiefer Ebbe folgt eine wahre Völkerwanderung dem sich zurückziehenden Wasser, hochaufgeschürzt bis über die Kniee, barfuß im Sande watend oder die nackten Sohlen durch Sandalen (espadrilles) geschützt. Jene tragen Hauen und Schaufeln und einen Topf, an einer Schnur über die Schulter gehängt — sie wühlen den Sand und den Schlamm auf, um aus demselben die oft fußlangen Ringelwürmer, die Piere und Marphysen hervorzuholen, welche als Köder beim Fischfange dienen; diese, mit kleinen Netzen und Fischkörben bewaffnet, stellen dem Sandaale (Ammodytes) nach, der bei dem Auffurchen des Bodens sich wie ein Blitz hervorschnellt, um eine Strecke weiter auf's Neue sich einzugraben. Andere haben größere Netze mit langem Stiele, halbkreisförmig mit engen Maschen — sie waten in den Wassergräben und Tümpeln herum, forschen die dichten Tange und Seegräser mit ihren Netzen durch und haschen so die hurtigen Crevetten (Shrimps), die in einem dichten Korbe verwahrt werden. Noch Andere schleppen Hebel und an einem Stricke gereihte Haken — sie wälzen die großen Steine um, unter welchen sich die Tintenfische und Pulpen (Octopus) mit den Meeraalen (Conger) bergen; wieder Andere sind mit lanzenförmigen, platten Eisen an kurzem Holzstiele bewaffnet, mit welchen sie die Schüsselschnecken (Patella) von den Felsen abstoßen, die dem Geflügel zu Hause zu willkommenem Futter dienen. Der Gewalthaufen der auswandernden Armee aber trägt schwere, scharfe Sicheln, womit sie die Meerpflanzen an ihren Wurzeln abhauen, und bei dieser Arbeit geht es eilig zu, wie bei der Heuernte im Innern des Landes. Die Bursche fahren heran über Stock und Stein, die kleinen Pferde zu äußerster Anstrengung antreibend, oft bis über die Naben der Räder im Wasser; das triefende Gewächs wird hastig auf den Karren geworfen; Weiber und Kinder, welche es absicheln, schwingen sich hinauf auf den nassen Sitz, und zurück geht es mit emsiger Hast, denn das Meer schwillt zusehends und droht, den Rückweg zu sperren.

Zu diesem emsigen Treiben gesellen sich die Naturforscher, deren in den Sommermonaten meistens ein Dutzend oder selbst mehr in Roscoff weilt. Gar Manches zieht sie an. Das Meer ist an sitzenden und kriechenden Thieren hier überreich, so daß nur wenige Strandorte sich in dieser Beziehung mit Roscoff vergleichen lassen. Nicht zu unterschätzen ist auch die Bequemlichkeit der Untersuchungen. Von den Häusern aus erreicht man unmittelbar die Sand- und Schlammstrecken, welche sich bei der Ebbe entblößen, die mit Seegräsern überzogenen wiesenartigen Gründe, die Felsen, welche vor dem Orte eine Reihe von Klippen bilden. Anderwärts hat man oft eine halbe Stunde und mehr zu waten, um zu den Jagdgründen des Naturforschers zu gelangen — hier drängt Alles sich auf engstem Raume zusammen. Freilich sind die Reviere in unmittelbarster Nähe des Ortes schon erschöpft — kein Stein, der nicht alljährlich mehrmals umgedreht worden wäre, kein Sand, in dem nicht schon die Schaufel gewühlt hätte. Aber der Strom, der von Westen her aus dem Ocean sich zwischen der Insel Batz und dem Festlande durchdrängt, bringt stets neue Schaaren von Bewohnern, die, in ihrer Jugend frei beweglich, sich im Alter festsetzen und frische Colonien bilden. Bei den gewöhnlichen Excursionen, die den Hockern und Schleichern, den Wühlern und Minirern gewidmet sind, zeigen sich die Naturforscher in ähnlicher Weise ausgerüstet, wie die

Fischer und Ködersammler. Hacken und Schaufeln, Hebebäume und platte Messerklingen werden ebenso von ihnen benutzt, um die Steine umzuwälzen, die festsitzenden Thiere loszulösen oder die Sand- und Schlammthiere auszugraben. Aber außerdem trägt Jeder einen leichten, aus undurchdringlicher Leinwand gefertigten Feuereimer mit Gläsern, in welchen die erbeuteten Thiere geborgen werden; die Taschen sind vollgepfropft mit kleineren Glasröhren und Fläschchen und um den Hals hängt die unentbehrliche Loupe, mittelst deren die kleineren Organismen, die sich dem bloßen Auge entziehen, auf den nassen Flächen aufgesucht werden. Mancher trägt auch noch ein feines Handnetz, wie ein Schmetterlingsnetz, zum Fangen der in den Tümpeln umherschwimmenden Thierchen. Je tiefer die Ebbe, desto größere Aussicht ist vorhanden, reichen Fang zu thun — denn die nur selten abgedeckten Tiefgründe sind einestheils weit weniger durchforscht und anderntheils bergen sich dort manche Thiere, welche niemals in höheres Niveau aufsteigen. Aber hier gilt es, sich zu tummeln — denn selbst bei den größten Ebben zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche decken sich diese reichen Jagdgründe nur wenige Minuten ab und bald mahnen die Zeichen der annahenden Fluth an den Rückzug.



Karte der Insel Batz.



Fig. 1. Westlicher Jagdgrund der Naturforscher auf der Insel Batz.

Doch nicht auf diese Art des Fanges allein, dem am Ende Jeder individuell ohne weitere Hülfe obliegen kann, beschränkt sich die Thätigkeit der Naturforscher. Die Existenz eines wohleingerichteten und unter der wohlwollenden und hülfereichen Direction von Lacaze-Duthiers, einem der tüchtigsten Zoologen Frankreichs, stehenden zoologischen Laboratoriums ermöglicht andere Fangweisen. Von einem kleinen Hafendamme, la Ville genannt, am westlichen Ende Roscoffs gelegen, stößt bei beginnender Ebbe ein kleines, offenes Segelboot ab. Am Steuer sitzt ein schlanker Matrose in himmelblauer Flanelljacke, mit hellgrauen Augen und englischem Backenbarte. Er heißt Yves und commandirt das Boot, das er mit Sicherheit zwischen den Klippen hindurch zu lenken versteht. Am Vordersteven ist ein anderer stämmiger Bursche in rother Jacke, Francis, mit dem Stellen der Segel beschäftigt, und ein dritter, lebhafter Bursche mit drallen Waden, Marti, macht sich auf dem kleinen Vorderdeck mit einer gewaltigen Maschine zu schaffen, die unter einem Haufen alten Netzwerkes verborgen liegt. Im Hintertheile kauern auf den Bänken einige Herren, vor sich große Glasgefäße und Körbe, zur Seite seine Netze, vom feinsten Musselin oder Mahltuch gefertigt, an langen handfesten Stielen. Das Boot folgt der Ebbe und kreuzt zwischen den Inseln hinaus in das Freie. Von Zeit zu Zeit hält einer der Forscher sein Netz über den Bootsrand hinaus so in das Wasser, daß es die Oberfläche pflügt, und nachdem er eine zeitlang den Strom hat durchgehen lassen, hebt er das Netz auf und stülpt es vorsichtig in eines der mit Wasser gefüllten Glasgefäße um, oder schöpft auch mit einem Bierglase den Inhalt des Netzes aus, ohne dasselbe aus dem Wasser zu heben.

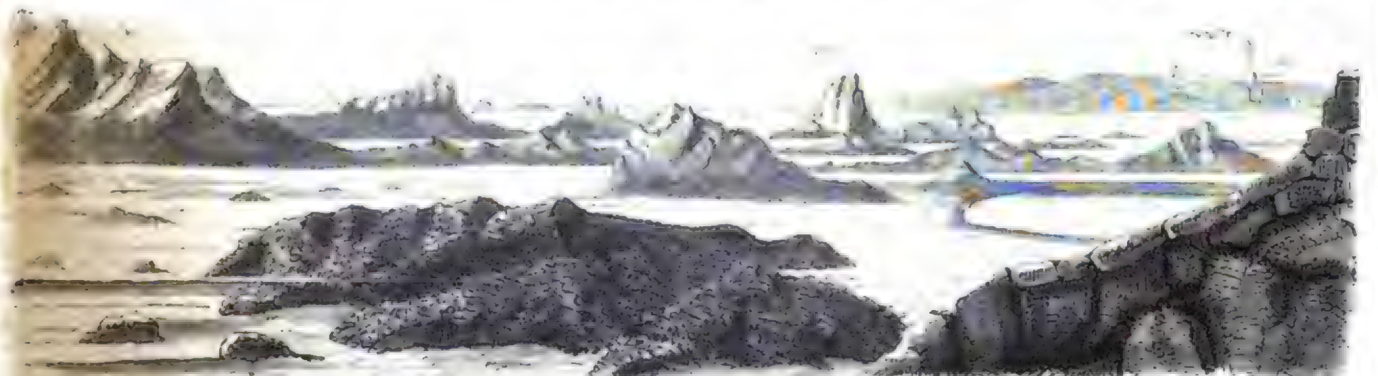


Fig. 2. Nördlicher Jagdgrund der Naturforscher auf der Insel Batz.

Das ist die Oberflächenfischerei mit dem feinen Netze, die zuerst von dem unvergeßlichen Johannes Müller, dem großen Berliner Anatomen, geübt wurde. Ein Anderer wirft einen ebenfalls mit feinem Netze versehenen Metallrahmen aus, der auf einer Seite beschwert, auf der entgegengesetzten durch Korkstücke leicht gemacht ist und an den vier Ecken durch Schnüre festgehalten wird. Der Rahmen stellt sich unter dem Einflusse der Schiffsbewegung senkrecht in das Wasser, und es hält leicht, ihn durch angemessene Beschwerung in bestimmter Tiefe unter der Oberfläche zu erhalten. Von Zeit zu Zeit wird er, wie das feine Handnetz, in ein Glasgefäß umgestülpt, das nun von unzähligen schwimmenden Bestien wimmelt, die meist vollkommen durchsichtig wie Glas und oft nur von mikroskopischer Größe sind. Man fischt sie zu Hause mittelst einer Glasröhre heraus, indem man dieselbe oben mit dem Finger schließt; dann nähert man das andere Ende dem Thierchen, das man fangen will, und hebt im geeigneten Momente den Finger. Das Wasser stürzt in die Röhre hinein; der Wirbelstrom reißt das Thierchen mit, und wenn es glücklich in die Röhre gelangt ist, schließt man dieselbe auf's Neue mit dem Finger und hebt so den Fang heraus. Der geübte Forscher läßt sich leicht an der Sicherheit erkennen, mit welcher er diese einfache Manipulation ausübt, welche das Thierchen unverletzt in die Glasröhre und aus dieser in ein Uhrgläschen bringt, in welchem es unter dem Mikroskope betrachtet werden kann.

Das Boot ist hinausgelangt über die Klippenreihe in das offene Meer. „Hier ist grober Sandgrund in fünfzehn bis zwanzig Faden Tiefe," sagt Yves, „sollen wir die Dretsche auswerfen?" Ein schwerer Metallrahmen, an der breiten Seite etwas zugeschärft, mit starkem Netzsacke, der am Grunde seiner wird, rasselt in die Tiefe — Wind und Strom schleppen ihn über den Boden hin. Die Kraft der drei Männer genügt kaum, das Netz aufzuziehen, das, von Sand und Grand gefüllt, emporgehoben und auf den Boden oder in einen großen Kübel geleert wird. Alle hocken darum herum und lesen aus; es krabbelt und kraucht in dem Sande — Krebse, Krabben, Würmer, Muscheln, See-Igel liegen bunt durcheinander. Das Ausgelesene wird hinausgeschaufelt und ein neuer Wurf versucht.

Aber unterdessen haben Wind und Strom das Boot abgetrieben auf felsigen Grund. Hier leistet die Dretsche nichts; hier kommt das Korallenkreuz an die Reihe.

Ich habe es früher schon in diesen Blättern ausführlicher beschrieben; es besteht aus zwei kreuzweis gelegten kurzen Balken, unter denen in dem Kreuzungspunkte ein schwerer Stein befestigt ist und an welchen zerfaserte Netze, Seilreste, Schnüre und Fäden hängen, die sich im Wasser ausbreiten, wie das Haar des Struwwelpeters. Dieses Gewirre wird nun auf dem Boden hingeschleift, und es ist wirklich unglaublich, welche Massen von Thieren daran hängen bleiben. Große See-Igel von gelber oder röthlicher Farbe, groß wie ein Kindskopf, sind die gewöhnliche Beute — Muscheln, Schnecken, Moosthiere (Bryozoen), Würmer, Krabben, Seesterne, Schlangensterne, die in höheren Regionen nicht vorkommen, müssen sorgsam aus dem Werge hervorgesucht werden. Hier findet sich namentlich eine Lochmuschel (Terebratula), die man lange lebend erhalten kann, während die übrigen Thiere aus der Tiefe sehr bald in den Aquarien zu Grunde gehen, weil ihnen, wie es scheint, der nöthige Druck mangelt.

Doch wir müssen mit den Jagdgründen selbst etwas nähere Bekanntschaft machen, wozu das Kärtchen und die verschiedenen Ansichten derselben dienen sollen. In weitem Halbkreise spannen sie sich um Roscoff als Mittelpunkt, sodaß man westliche, nördliche und östliche Gründe unterscheiden kann, deren jeder seine specielle Fauna hat. Darin gerade liegt der Vortheil eines Laboratoriums, daß der Director, die Assistenten und Matrosen sogleich angeben können, wo dieses oder jenes Thier, das man sammeln oder untersuchen möchte, am leichtesten und in größter Menge zu finden ist.

„Marti," sage ich bei einer Excursion, „ich muß eine Terebratel haben — sie ist mir noch nicht lebend zu Gesicht gekommen."

Marti sucht in einem Notizenbuche.

„Am Kreuzungspunkte zweier Linien," sagt er, „die eine über Duslén und die Westspitze der grünen Insel, der Thurm von Roscoff links und der Wolf (le Loup) rechts, die andere über die Ostspitze von Ti-Saosen und Bloscon, haben wir letztes Jahr manche gedretscht."

„Ich weiß," sagt Yves, „wollen wir hin?"

In einer Viertelstunde sind wir dort. Eine halbe Stunde später habe ich die Terebratel in meinem Glase. Ich hätte vielleicht ohne diese Angabe wochenlang umher irren können, bevor ich den Standort der Muschel gefunden.

Der westliche Jagdgrund (Fig. 1) ist ein unübersehbares Klippenmeer. Eine schmale Landzunge von phantastischer Form, Per'haridi genannt, streckt sich zwischen zwei tiefen Buchten gegen Norden der Insel Batz entgegen und trägt auf ihrem äußersten Ende ein kleines Fort ohne Besatzung, in welchem einige Kanonen an der Erde auf Laffetten harren, die sie niemals bekommen werden. Die westliche Bucht, etwa zwei Kilometer breit und drei Kilometer tief, welche diese Zunge von Roscoff trennt, deckt sich schon bei niedriger Ebbe gänzlich ab; an ihrem Rande sind die Badehütten aufgeschlagen; aus ihrem feinen Sandgrunde, der Würmer und Seewalzen (Synapta) in Menge birgt, ragen nur wenige Felsen hervor. Um so mehr starren seltsame Klippen um die Spitze der Landzunge und auf ihrer westlichen Seite, in der weiten Bucht von Poulduc. Genau im Norden des Forts von Per'haridi ragt ein in der Mitte gespaltener Felsen wie ein gegen den Himmel geöffneter Rachen aus den Strudeln hervor, der seinen Namen, der Wolf (le Loup), mit Recht trägt. Er dient den Schiffern als Wahrzeichen und ist durch Thürme und roth angemalte Felsen linienartig mit anderen Zeichen in Verbindung gesetzt. Vor ihm dehnt sich eine Sandbank mit über einander gethürmten Granitblöcken, die Rolléa de Batz.

Die Felsen bilden grottenartig ausgehöhlte Zwischenräume, die überdeckt sind mit Seescheiden (Ascidien), welche in den wunderbarsten Farben prangen, dunkelroth, grün, schwefelgelb, stahlblau, orangefarbig — dazwischen blendend weiße Kalkschwämme (Sycon) oder durchsichtige Keulenscheiden (Clavellina). Die Tange sind überreich besetzt mit Polypen, Moosthieren und kleinen Röhrenwürmern, aber zwischen ihnen hat sich auch leider die verrätherischste aller Meerpflanzen angesiedelt, die Himanthalia, von den Fischern „das Netz" genannt. Aus einem dunkelgrünen, becherartigen Gebilde entspringt ein langer gelber Faden von der Dicke eines Federkieles, der bis zwanzig und mehr Fuß lang wird. Alle diese Fäden, welche wahre Teppiche im Wasser und auf den von der Tiefebbe entblößten Felsen bilden, sind von einem schleimigen, schlüpfrigen Stoffe überzogen. Kein Parquet kann so glatt sein wie diese Massen — wer einmal mit ihnen bekannt geworden ist, meidet sie wie Feuer. Nirgends ein Halt für den Fuß; man gleitet, stürzt, findet keinen Stützpunkt zum Aufstehen; schon manches Glasgefäß ist hier zerbrochen worden im Sturze, und in jedem Momente hört man einen Angstruf der Ausgleitenden. Um so reicher aber fällt auch die Beute aus, die man nach überstandener Mühe nach Hause bringt.

Nicht minder ergiebig sind die Lachen, welche in dem Felsengewirre auf der Westseite von Per'haridi bei dem Rückzuge der Ebbe stehen bleiben. Dort haust auf der Unterseite sonst völlig nackter Steinblöcke eine der merkwürdigsten Polypenformen, Myriothela von ihrem Entdecker Allman genannt. Mit einer gelblichen Wurzel ist das Thierchen angeheftet, das aus einem walzenförmigen, warzigen, violettbraunen Mundschlauche besteht, der nach der Wurzel zu in einen weißen, dünnen Stamm übergeht, welcher mit weißen Kügelchen besetzt ist. Auf dem umgewälzten Steine sieht man nur einen bräunlichen Schleimtropfen von der Größe einer Linse oder kleinen Erbse; hat man das Ding mit Vorsicht abgelöst und in ein Glas gebracht, so dehnt es sich bis zu zwei Centimeter Länge aus und kriecht langsam, mit dem Munde voran tastend, umher. Die höchst seltsame Entwickelungsgeschichte des Thieres beschäftigt einige jüngere Forscher, die bei jeder größeren Ebbe hinausrennen, um Material für ihre Beobachtungen zu sammeln, denn nur hier findet sich die Myriothela in größeren Mengen; sie glauben neue Entdeckungen gemacht zu haben und träumen von Ehren, die ihnen ihrer Ansicht nach unzweifelhaft werden zu Theil werden; in Paris angekommen, finden sie beim Nachschlagen in den Bibliotheken, daß der Entdecker schon dasselbe gesehen und ihnen das Neue vor der Nase weggeschnappt hat. Unmittelbar neben dem Blockfelde, wo die Myriothela haust, findet sich ein Sandgrund, von Seegras überwachsen; ein feines, spitzenartiges Gewebe überspinnt den Boden und umhüllt die Stiele des Seegrases; es ist ein niedlicher, in Baumform verästelter Kalkschwamm,

welcher diese Spitzengewebe zusammenstellt und den man hier pfundweise sammeln kann, während er anderwärts nur in höchst seltenen, vereinzelten Exemplaren vorkommt.

Das besuchteste Arbeitsfeld, weil das am leichtesten zu erreichende, ist das nördliche (Fig. 2), welches sich unmittelbar vor dem Städtchen, vor dem Laboratorium und dem einzigen Gasthofe erstreckt. Nach Westen zu schließt sich die Aussicht gegen den Horizont durch die große Insel Batz, die eine weitgestreckte Vormauer gegen das offene Meer bildet und auf ihrer westlichen Höhe einen schlanken Leuchtthurm und eine Sturmwarte (Sémaphore) trägt, welche mit einer über Roscoff gelegenen anderen Warte correspondirt; von der Insel Batz aus erstreckt sich bei tiefer Ebbe gegen Osten hin eine breite Sandbank bis zu einer hohen Felseninsel, welche den Namen Ti-Saoson (das Haus der Sachsen, das heißt der Engländer) trägt. An dieser Sandbank ankert alltäglich eine ganze Flotille von Schiffen, welche das geschätzte Baumaterial nach anderen Küstengegenden bringt; hierher fährt, wer den Sandaal (Ammodytes) fangen will; dorthin rudert der Naturforscher, welcher sich eine eigenthümliche, im Sande vergrabene Seescheide (Molgula) oder den Pergamentwurm (Chaetopterus) verschaffen will, der seine wie aus seinem Filze gewobene Röhre metertief im Sande verbirgt. Zwischen dieser Sandbank und einer langgestreckten Felsengruppe, welche den malerischen Vordergrund der Aussicht von Roscoff bildet, läuft ein tiefer Canal, der auch bei den größten Ebben nicht ganz trocken gelegt wird. Dort wächst ein dem Sargasso der südlichen Meere ähnlicher Tang und an diesem sitzen die niedlichen, in allen Farben prangenden Haarsterne (Comatula) und in den Monaten Juli und August ihre Jungen, die Medusenhäupter (Pentacrinus), die in ihrem gestielten Jugendzustande die vielfachen Formen ähnlich gestalteter riesiger Wesen wiederholen, welche die Meere der Vorzeit bevölkerten. Wie manches Ruder haben wir hinabgestoßen in den Sargassobusch, um diesen dann um das Werkzeug durch Umdrehen herumzuwickeln und endlich den ganzen Busch auszureißen und in das Boot zu heben, wo dann mit der Loupe jedes Stengelchen untersucht wurde, um den winzigen Pentacrinus zu finden!

(Schluß folgt.)

Vom Menschen Freiligrath.

Schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren begehen wir den 18. März mit einer ernsten Gedächtnißfeier für jene Männer, die im ungleichen Kampfe um die höchsten Güter der Nation ihren schönen Tod fanden, aber das stille Gedenken an jene Opfer und Märtyrer der Freiheit hindert uns nicht, uns der Ernte der blutigen Saat zu freuen und am bedeutungsvollen 18. März das Geburtsfest der Freiheit gehobenen Herzens zu feiern.

Nun ist der Tag für uns wiederum ein „stiller Feiertag“ geworden, weil wir an ihm einen der herrlichsten Schätze verloren, den das deutsche Volk besaß. An ihm schloß Ferdinand Freiligrath's liederreicher Mund sich für immer. Und dennoch wird dem Hinscheiden des Sängers das Schmerzliche für uns einigermaßen durch den Gedanken genommen, daß Freiligrath's Leben einen harmonischen Abschluß gefunden, daß er an dem Tage gerade seine Augen geschlossen, den sein Lied so glorreich gefeiert hat; daß endlich er, der Sänger und Prophet des Völkerfrühlings, am 21. März, dem Lenzanfange, der mütterlichen Erde übergeben wurde. Er starb in der Frühstunde bei Sonnenaufgang; sein Auge schaute den Morgen, wie sein Gesicht das Kommen der Freiheit, seiner Braut, ahnte. Albert Traeger hat in seinem ergreifenden Gedichte auf seines Freundes Tod so schön gesungen, daß, obwohl er die Freiheit selbst nicht mehr erblickt, sie ihm die bleiche Stirn doch geküßt hat.

Auf meinem Schreibtische liegen die Bilder von Freiligrath's Geburtshause in Detmold und seinem lorbeerbedeckten Hügel des Uffkirchhofes in Cannstatt; dazwischen grüßt wehmüthig eine Locke seines von der Last der Jahre weiß gewordenen Haares; ein reicher Schatz von Briefen, im Exile beginnend und bis zum letzten Jahreswechsel reichend, mahnt mich, daß ich mehr als tausend Andere in ihm verloren habe; endlich hängt mein Auge lange an dem Bilde des stillen Schläfers, wie es die „Gartenlaube“ heute bringt. Welch ein Leben spielt sich zwischen diesem Detmolder Vaterhause und der letzten Behausung Freiligrath's auf dem Neckarhügel ab! Es ist unnöthig, die Lebensereignisse des Dichters in diesem Blatte noch einmal aufzuzählen; sie leben im Gedächtnisse seines Volkes fort. Wir weilen im Geiste im Elternhause „Unter der Wehme“ in Detmold und blicken pietätvoll nach der kleinen Tafel unter dem Fenster der Kinderstube, in welcher Freiligrath am 17. Juni 1810 das Licht erblickte.

Die „Gartenlaube“ brachte vor einigen Jahren eine Zeichnung des vermeintlichen Geburtshauses Freiligrath's, des sogenannten Hölzermann'schen Grundstückes. Der Zeichner des betreffenden Bildes stützte sich dabei auf die Mittheilungen seiner alten Mutter, die zur Zeit im Freiligrath'schen Hause viel aus- und eingegangen war. Und doch ist jenes Haus nicht des Dichters wirkliches Geburtshaus.

Als zahlreiche Verehrer Freiligrath's später dasselbe mit einer Gedenktafel zu versehen beabsichtigten, schrieb ich dem Freunde, er möge die in seiner Vaterstadt über die Identität jenes Hauses auseinander gehenden Meinungen klären. Die mir gewordene Antwort wünschte er damals indeß nur für die mündliche Mittheilung, nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben zu haben, sodaß in Detmold hier und da heute noch der Zwiespalt in den betreffenden Ansichten obwaltet. Möge zur endlichen Klarstellung der Streitfrage daher heute ein Brief, der zugleich ein reizendes Bild der Jugendzeit des Dichters entwirft, auszugsweise hier folgen:

„Als Resultat meiner Nachforschungen,“ schreibt Freiligrath, „in Betreff der Detmolder Häuser kann ich melden, daß die mir gewordenen Mittheilungen entschieden zu Gunsten ‚unter der Wehme‘ lauten. Meine Autorität ist die allerbeste, die es unter den Umständen geben kann: meine gute zweite Mutter, mit der sich mein seliger Vater, etwas über zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, meiner Mutter, im Jahre 1819 verheirathete, sie als junge Frau in das Haus unter der Wehme führte und die augenblicklich, hochbejahrt (gegen sechsundsiebenzig) und körperlich leidend, aber geistig noch vollkommen klar und frisch, in Soest lebt. Bei ihr habe ich mich nochmals nach Allem, was ihr vielleicht noch aus den Erzählungen meines Vaters in der Erinnerung sein möchte, erkundigt, und sie sowohl, wie ihre gleichfalls zu Soest lebende jüngere Schwester, behaupten auf's Entschiedenste und ohne alles und jedes Besinnen, ja selbst ohne auch nur die Möglichkeit eines andern Geburtshauses zu unterstellen: daß ich, der öftern Angabe meines Vaters zufolge, in dem fraglichen Hause unter der Wehme geboren worden bin. — Und selbst das Zimmer des Hauses, dessen Wände ich zuerst beschrieen habe, hat der Vater ihr bezeichnet, eine in's Einzelne gehende Genauigkeit, die uns nicht in Verwunderung zu setzen braucht, wenn wir erwägen, daß mein Vater gewiß bemüht war, seine zweite Frau in dem Stillleben der Wohnung, in der er in Freud' und Leid so mancherlei erfahren, heimisch zu machen und ihr seine geistigen und gemüthlichen Beziehungen zu den Räumen, in die er sie einführte, anzudeuten. Ich war das geliebte, einzig übrig gebliebene Kind seiner ersten Ehe; wie natürlich, daß er Ihr, die er mir zur zweiten Mutter gab, nun auch sagte: in diesem Hause, in dieser Stube ist der Junge geboren.“ „Das zarte Knäbchen von damals, um dessen Geburtsstätte es sich handelt,“ schreibt er in einem andern Briefe, „ist ein vierschrötiger alter Kerl mit grauem Kopfe geworden, und es wäre vielleicht besser, man verwahrte die Tafel für sein Grab, statt sie an sein Geburtshaus zu heften.“

Ein ander Mal berichtet er mir darüber: „In diesem meinem Geburtshause hab' ich die ersten neun bis zehn Jahre meiner Kindheit verlebt, und meine ersten heitern und traurigen Erinnerungen haften an seinen stillen Räumen. In ihm zündeten treue, o wie lang' schon erkaltete Hände meine ersten Weihnachtsbäume an, — in ihnen starb mir die Mutter und starben mir zwei Schwestern. Später haben wir noch in der langen Schülerstraße, am Markte und in der Bruchstraße gewohnt. ‚Unter der Wehme‘ aber bin ich geboren, und Freiligrath's Geburts'haus und Grabbe's Sterbehaus liegen Wand an Wand neben einander. Wie die Jahre dahinfliegen! Auch Grabbe schon einunddreißig Jahre todt!“

Freiligrath hing zeitlebens mit rührender Liebe an seinen Eltern und bewahrte ihnen ein treues Gedächtniß. Als ich einst Nachforschungen nach seiner Mutter Grab vergebens anstellte, schrieb er mir:

„Ich wußte, daß das Grab der guten Mutter längst eingesunken und nicht mehr aufzufinden ist. Meinem theuren, unvergeßlichen Vater gestatteten seine Verhältnisse nicht, die Stätte mit einem Gedenksteine zu bezeichnen; zehn Jahre nach dem Tode der Mutter verließ er Detmold für immer — und wieder zwei Jahre später starb er selbst. Mich aber hat es seitdem hin und her getrieben, und ich habe den lieben Eltern, der Mutter wie dem Vater, nur eine gemeinsame und unantastbare Ruhestätte bewahren können — in meinem Herzen. Auch zwei Schwestern von mir ruhen auf dem Detmolder Kirchhofe; der Hauch des Waldgebirges rauscht schon über ein halbes Jahrhundert durch die Gräser auf den kleinen Hügeln.“ —



Ferdinand Freiligrath auf seinem Sterbesessel,
eine Stunde nach dem Tode aufgenommen.

Das Elternhaus wurde vom Knaben für immer verlassen, als der Vater seine Detmolder Lehrerstelle mit einer einträglicheren in Soest vertauschte. In der alten, einst blühenden Hansastadt finden wir den Jüngling als Kaufmannslehrling zwischen den Waarenballen in den Lagerhäusern oder hinter dem Ladentische des angesehensten Soester Productengeschäftes wieder. In Freistunden, die er freilich meistens dem Studium fremder Sprachen widmete, wurde dann und wann auch wohl gejagt. Von Soest begleiten wir den jungen Kaufmann nach Amsterdam, belauschen seine Thätigkeit hinter den großen Hauptbüchern eines holländischen Bankhauses und jauchzen seinen ersten farbensprühenden, mit dem markund saftlosen Hergebrachten so grell, aber wohlthuend contrastirenden poetischen Schilderungen des Orients und Südens. Im Liede der irischen Wittwe ahnen wir den Humanisten und künftigen socialen Dichter, den geschworenen Feind aller Unterdrücker. Wir ziehen mit ihm in's Wupperthal, sind Zeugen des Freundschaftsbündnisses, den edle, gleichgesinnte Männer mit dem Dichter schließen, und sehen ihn gern einem Berufe entsagen, der sich mit Bleigewicht dem Fluge seines Genius anhängt.

Es folgen Jahre ungetrübten Glückes in Unkel, wo er durch Goethe's Enkel seine spätere Gattin, Ida Melos aus Weimar, kennen lernt, in Darmstadt, wo er für seinen jungen Hausstand ein Heim zu gründen sucht, in St. Goar, unter dessen Nußlaub-Alleen er mit Emanuel Geibel eine herrliche Poetenzeit verlebt und die entzückenden Lieder „zwischen den Garben“ entstehen. Dann zechen wir in der August-Nacht mit ihm und Hoffmann von Fallersleben im Coblenzer „Riesen“ und drücken ihm dankerfüllt die Hand, wenn er, alle selbstischen Interessen aufgebend, sich voll und ganz der Volkssache, den Mahnungen nach einem liberalen, verfassungsmäßigen Staatsregiment anschließt. Wir zünden mit ihm im Schweizer Exil die Weihnachtskerzen für sein erstes Töchterchen, sein Käthchen, an und beklagen sein hartes Geschick, das ihn auch von dort wider seinen Willen in ein unstätes Wanderleben trieb. Wir begleiten das Schiff mit unseren Segenswünschen, das den Emigranten nach Englands gastfreier Küste trägt, aber wir fühlen uns selbst gedemüthigt, wenn sein geldprotzender City-principal ihn damit empfängt, daß es für seine Stellung nicht passe, einen Schnurrbart zu tragen.

Dann kommen die „Sturm- und Drangjahre“. Es erscheinen vom Rheinlande — Düsseldorf und Cöln — die wilden Kampfgesänge, welche den politischen Leisetretern heute noch Nervenzuckungen verursachen. Die Kurzsichtigen, die nicht wissen oder verstehen wollen, daß Freiligrath **ein Kind seiner Zeit** war, daß diese anfeuernden Lieder einer **politischen That** gleichkamen und in der Entwickelungssache unseres Freiheitskampfes so nothwendig waren, wie die Sehne auf der Armbrust des Schützen!

Und nach der großen Erhebung — ja, da athmen wir in Londons Gassen mit dem Exilirten wieder Englands Nebel; wir sehen ihn im sauern Frohndienste sich abmühen, das harte Brod der Fremde essen, ohne Klage, ohne Haß und nur dann und wann seine Seele den Wunsch durchzittern, sein Volk glücklich zu wissen und den letzten Weihnachtsbaum im Vaterlande anzünden zu können für „sein Kleeblatt Fünf, die früh um ihn Gehetzten“.

Es sind goldene Worte, die er mir schrieb:

„Ich hab' ein Weib und Bübchen zwei,
Die brauchen Zeug und Haferbrei, —
Du weißt, mein Herz ist stolz und frei,
Doch Besen schneiden,
Holz hacken will ich, eh' die Drei
Je Noth mir leiden.

Dies ist ein Vers von Robert Burns, den ich nicht nur übersetzt, sondern selbst gemacht haben möchte; so sehr drückt er mein eigenes Wollen und Empfinden aus. Wie oft in den Holzhackertagen des Exils', als ich für ‚Bübchen drei und Mädchen zwei' zu sorgen hatte, sind diese Worte (und das ganze Gedicht, dem sie entnommen sind) mir Trost und Ermunterung gewesen!“

Im Jahre 1867 faßten hochherzige Freunde des Dichters den Entschluß, den Exilirten zurückzurufen und ihm auf deutscher Erde ein Heim zu gründen. Der Aufruf, durch Emil Rittershaus' „Meistersang“ eingeleitet und durch die „Gartenlaube“ energisch unterstützt, ist bekannt. Freiligrath schlug seine Wohnung am Neckar auf und erlebte es 1868 und 1869, daß ihn zuerst Rheinland im Gürzenich und dann Westfalen in Bielefeld und Detmold begeisterungsvoll als „besten, treuesten Sohn der rothen Erde“ begrüßte. — Im Dichterhause zu Stuttgart wurde es, nachdem Käthchen und Louise sich nach London an deutsche hochgeachtete Kaufleute verheirathet, und Wolfgang, der älteste Sohn, nach dem Westen Amerikas gezogen, immer stiller. Die Liebe seines Volkes verklärte den Lebensabend des Dichters, und er selbst sonnte sich im Glücke seiner geliebten Kinder. Seine Briefe aus jener Zeit verrathen die stillglückliche Stimmung des Unvergeßlichen, unterbrochen nur von dem Kriegsgeschreie der Jahre 1870 und 1871. Die Siege unserer Armee begleitete er mit den herrlichen Liedern, die unter der Sturmliteratur jener Zeit den ersten Rang einnehmen. Seinem Sohne Wolfgang folgte im „Dienste der Menschlichkeit als Krankenpfleger des Schlachtfeldes“ der väterliche Segen, und dankbar und hoffnungsvoll begrüßte der Dichter die neue Zeit, die so manche Ideale erfüllte, für die er in rüstigen Mannesjahren gelitten und gekämpft. Aber mitten in das Stillleben

seines neuen Heims fuhr ein jäher Blitzstrahl. Am 1. März 1873 Abends starb sein Sohn Otto, der als Freiwilliger im Stuttgarter Grenadierregiment diente, im Alter von zweiundzwanzig Jahren am Scharlachfieber. Freiligrath hatte von jeher seine Kinder unsäglich lieb gehabt und konnte diesen Verlust nie verschmerzen. Wie der Eichbaum, wenn ihm die Wurzel abgeschnitten wird, verdorrt und abstirbt, so siechte der Schwergeprüfte seit jenem Tage dahin. Anfänglich hoffte er, ein Aufenthalt in England bei seinen Kindern und Enkeln werde ihm



Freiligrath's Ruhestätte auf dem Uffkirchhofe bei Cannstatt.
Nach einer am Begräbnißtage aufgenommenen Originalzeichnung.

einige Tröstung bringen, aber zurückgekehrt schrieb er mir im Herbste desselben Jahres:

„Mir ist oft weh' um's Herz, wenn ich denke, wie weit, weit unsere Kinder draußen in der Welt sind. Wir fühlen uns sehr einsam, meine arme Frau und ich. Du kannst Dir denken, wie uns um's Herz war, als wir hier die Räume wieder betraten, in denen wir so unsägliches Weh erleben mußten. Und wie am ersten Tage, so ist es jeden Tag. Der geliebte Schatten ist um uns, wo wir gehen und stehen. Die Zeit schwächt unsern Schmerz nicht ab und soll es auch nicht."

Noch einmal lächelte dem vor Gram weißgewordenen Manne ein glücklicher Tag, als sein Sohn Wolfgang sich mit einem vortrefflichen englischen Mädchen, einer Perle von Frauenzier, verheirathete. Seine Muse, die sonst bei fröhlicher Veranlassung sich in muntern Weisen hören ließ, hatte an diesem Tage nur einen Geistergruß des todten Sohnes an den Bruder. Kleinere Uebersetzungen abgerechnet, verstummte der Sänger seit dem Tode des Kindes; die Saiten der Leyer waren eben jäh zerrissen. Da jenes Hochzeitsgedicht das letzte des Dichters ist, sein eigentlicher Schwanensang, und es bislang nur im Manuscript existirt, so mag es für die Leser der „Gartenlaube", nach gütig ertheilter Erlaubniß der Frau Ida Freiligrath, hier folgen. Es wird wohl Keiner diesen Schmerzensschrei ohne tiefe Rührung lesen können. Die Thränen des Vaters, welcher im Namen seines heimgegangenen Sohnes spricht, perlen gleichsam in jedem dieser wehmüthigen Verse.

Otto zu Wolfgang's Hochzeit, 5. Juni 1873.

Es fällt ein ernster Schatten,
O Bruder, auf Dein Fest,
Wie ernst auf sonnige Matten
Gewölk ihn fallen läßt;
Er dunkelt ob Deinem Weine,
Er senkt sich auf Dein Brod:
Der Schatten, den ich meine,
Der Schatten ist mein Tod.

Du kehrtest auf fernen Wegen,
Zu holen Dir die Braut;
O Wolf, wie hab' ich entgegen
Dir Kehrendem geschaut!
O Wolf, wie wollt' ich heute
Mich Deines Glückes freu'n:
Nun tönt mein Grabgeläute
In Deinen Hochzeitreih'n.

Vergieb, vergieb, Du Lieber,
Daß ich Dir das gethan!
Es war das böse Fieber;
Das fiel so jäh mich an.
Ich habe mit ihm gerungen,
Ich wies ihm meine Kraft —
Es hat mich doch bezwungen,
Es hat mich doch entrafft.

Bei Stuttgart zwischen den Reben,
Da liegt ein stiller Grund,
Da ranken an schwarzen Stäben
Empor sich Blumen bunt:
Da breiten flüsternde Bäume
Sich über mir als Zelt;
Da lieg' ich nun und träume,
Ich junger Springinsfeld.

Da lieg' ich nun und halte
Feldwache für und für,
Die neue und die alte
Weinsteige über mir;
Da hör' ich herab von den Seiten
Des Berges hellen Klang:
Der Cameraden Schreiten
Und muthigen Marschgesang.

O, könnt' ich mit euch singen,
Wie sonst im Sonnenschein!
O, könnt' ich mich heben und
schwingen
In den blühe den Lenz hinein!
In den Lenz und über die Auen,
Meerwärts und England zu —
Und könnt' in's Auge Dir schauen,
Du lieber Bruder, Du!

Und könnte die Hand Euch geben,
Dir, Wolf, und Dir, Marie!
Nicht, Wolf, das wär' ein Leben
In dieser Junifrüh'?
Doch o, doch o! Nicht heb' ich
Zum Wandern mehr den Fuß;
Um Euer Fest nur schweb' ich
Mit stillem Geistergruß.

„Meine herzliche Liebe Allen,
Allen den Andern auch!"
Das war mein letztes Lallen,
Das war mein letzter Hauch.
Die Mutter küßt' ihn mit Thränen
Von der brennenden Lippe mir;
Der Gruß, das letzte Sehnen,
O Bruder, galt auch Dir!

„Meine Liebe", ja die Liebe!
Die ist's. Die schwingt sich weit;
Den Tod überholt die Liebe —
Lieb' ist Unsterblichkeit.
Wohl kannst Du sie nicht sehen,
Doch lebt sie und ist da —
Mit der Liebe leisem Wehen
Bin ich Dir heute nah.

Und bin es zu allen Stunden,
Und bin es immerdar,
Im Tode Dir noch verbunden,
Wie ich's im Leben war,
Dir und „den Andern allen",
Und werde, trotz Grab und Tod,
Meerüber mit Dir wallen
Und folgen Deinem Boot.

Und werde Dich treu begleiten
Entlang die großen See'n,
Durch die Steppe mit Dir reiten,
Und mit Dir jagen geh'n,
Will steh'n, eine liebende Wache,
Auf Deinem Schwellenstein,
Will Deinem jungen Dache
Hausgeist und Schutzgeist sein.

So rast' ich unter dem Hügel
Im lieben Heimaththal
Und hebe doch auch die Flügel
Um die Heimath Deiner Wahl,
Ruf' auch in ihr mit Flüstern
Dir zurück die alte Zeit:
Bei den Eltern und Geschwistern
Unsre fröhliche Knabenzeit.

O Wolf, in Jugendtagen
Hat mich der Tod geküßt,
Doch will ich's nicht beklagen,
Wenn Du nur glücklich bist,
Wenn nur in Deinem Westen
Der Himmel und die Au
Hold sind Euch lieben Gästen,
Dir, Wolf, und Deiner Frau.

Nun soll auch junges Leben
Bald um Euch blüh'n — o Gott,
Wie will ich erst das umschweben,
Ich, Euer treuer Ott!
Hoch über Euern Kleinen,
Ein ernster, milder Stern,
Soll meine Liebe scheinen —
O, ich hatte die Kinder so gern!

Im Spätsommer des vorigen Jahres sah ich Freiligrath seit vielen Jahren zum ersten Male wieder. Es war in seiner neuen Wohnung in Cannstatt. Ich erschrak fast über das veränderte Aussehen des Freundes. Als ich ihn zuletzt gesehen, war es kurz nach dem ihm zu Ehren in Bielefeld gegebenen Dichterfeste, von welcher Zeit mir seine kräftige Gestalt noch vorschwebte, wie er, den Becher in seiner Rechten, jenen Dank an's Vaterland ausbrachte:

„Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!"

Jetzt war er ein stiller Mann geworden, dem die Erinnerung an die westphälischen Festtage nur noch ein wehmüthiges Lächeln abgewann. „Ja, ja, ich bin ein anderer Mann geworden, mein Freund," sagte er mir, als wir zusammen auf dem Balcon seiner Wohnung standen und die Sonnenlichter im Neckarflusse und seinem Wasserfalle glitzern und auf den jenseitigen Rebenhügeln mit Blatt und Trauben spielen sahen. „Es ist hier so schön, so herrlich; freilich nicht wie auf den Kämpen und in den Buchenwäldern meiner teutoburger Heimath, aber es ist doch so ein schönes Fleckchen Erde ringsum. Nun, mir erscheint das Alles grau in grau: ich sehe das blühende, junge Leben nicht mehr um mich. Du hast, gleich mir, Deine grünen Hoffnungen in's Grab gelegt und verstehst mich." Mir aber preßten solche Worte das Herz zusammen.

Inzwischen gesellte sich zu diesem Seelenschmerze Freiligrath's ein Herzleiden, das schließlich in völlige Wassersucht überging. Das Schreiben wurde dem Dichter schwer, und er mußte seiner mit ihrem Gatten aus Amerika zurückgekehrten Schwiegertochter Maria dictiren. Doch war er thätig bis zum letzten Augenblicke, vornehmlich bei der Redaction von Hallberger's „Englischem illustrirten Magazin". Todesgedanken überkamen ihn wohl hier und da; er vollzog sogar seinen letzten Willen, und doch mochte er sein Ende nicht so nahe wähnen. Seinem ältesten Freunde und täglichen Besucher, Ludwig Walesrode, war die schmerzliche Pflicht zugefallen, den Kranken durch Scherze, durch Gesang und Erzählung aufzuheitern, obgleich dem alten Manne, der sich bewußt war, ein Opferlamm zum Tode zu führen, darob das eigene Herz fast brechen wollte. In den letzten Tagen beschäftigte ihn ausschließlich der Gedanke einer baldigen Reise nach England zu seinen Kindern und Enkeln. Er sollte sie nicht wiedersehen; nur Wolfgang war um ihn. Am Morgen des 18. März früh bei Tagesgrauen wünschte er aufzustehen; seine Frau und ihre Schwester, Fräulein Marie Melos, halfen dem Kranken und geleiteten ihn zum Sessel. Noch scherzte er mit seiner Ida; als aber die ersten Sonnenstrahlen über die Rebengelände schauten, neigte er seinen Kopf leise zurück und entschlief. . . .

Einige Stunden nachher wurde von dem „stillen Schläfer" die Photographie aufgenommen, die unser heutiges Bild wiedergiebt. Was soll ich noch von dem Begräbnisse, von den fast königlichen Ehren sagen, die dem Dichter im Tode gebracht wurden? Als ich den Freund wiedersah, lag er, von Veilchen, Camellien und Lorbeeren fast erdrückt, in seinem Sarge. Ich habe lange, lange die erstarrte Hand in der meinigen gehalten und konnte mich nicht satt sehen an diesen stillen, friedlichen Zügen. Während der folgenden Tage strömten die Menschen zu Hunderten in's Sterbehaus, um den Sarg, der, umgeben von einem Palmen-, Cypressen- und Camellienwalde, auf schwarzem Postamente im Sterbezimmer stand, zu sehen. Zu Hunderten kamen die Lorbeerkränze in's Todtenhaus; Hütten und Paläste aus allen Theilen Deutschlands sandten den Tribut ihrer Hochachtung dem todten Dichter. Wohl nie ist ein deutscher Poet im Leben und Tode mehr geehrt und geliebt worden von seinem Volke als Ferdinand Freiligrath.

Am 21. März gegen Abend begruben wir ihn unter Theilnahme von Tausenden auf dem Ufkirchhofe bei Cannstatt. Sein Grab liegt unweit der hoch gelegenen Capelle an der Friedhofmauer. Mein Wunsch, den sterblichen Theil Freiligrath's im Walde bei Detmold zu betten, angesichts des ehernen Males der Einheit das Grab des Sängers der Freiheit zu graben, wurde zum schmerzlichen Bedauern seiner rheinischen und westfälischen Freunde von der Wittwe abgelehnt. Ich hatte den Plan eingedenk seiner Worte:

„Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wollte, daß sie mich begrüben —"

gefaßt und fand für seine Verwirklichung thätige und liebevolle Unterstützung beim Bürgermeister Detmolds, Herrn Dr. Heldmann. — Die Idee ist von den Freunden in Norddeutschland noch nicht aufgegeben, und man wartet eine ruhigere Zeit ab, um dann bittend bei der Wittwe und den Kindern noch einmal anzuklopfen.

Während die Lorbeerkränze an die offene Gruft gelegt wurden mit Grüßen von ganz Deutschland und selbst Amerika und ein Sängerchor sein schönes, ergreifendes „Stumm schläft der Sänger" vortrug, sandte die Abendsonne ihre vollen Strahlen auf den menschengefüllten Friedhof. Dazwischen — ein seltenes Schauspiel — fielen Schneeflocken auf Grab und Lorbeer. Der Lenz kämpfte noch mit den letzten Spuren des Winters, aber nur kurze Zeit, denn sein Kommen hält nichts mehr auf. War das Naturspiel an Freiligrath's Grabe ein Spiegelbild unseres Freiheitlenzes?

Deutsches Volk! Auf dem Bergkirchhofe im Neckargau schläft dein bester Freund. Du hast die letzten Jahre des nun stillen Todten durch deine hochherzige Gabe verschönt, aber bei Weitem nicht ganz abgetragen, was du ihm schuldest. Ich spreche nicht von den materiellen Gütern der Erde. Du kannst dem großen Todten nur zahlen, wenn du sein Vermächtniß erfüllst, wenn du um die Freiheit weiter streitest in dem Kampf, in welchem er dein erster Bannerträger war. Sein Hügel ragt in Schwabens Erde — o, möchte sich Nord und Süd über diesem Grabe die Bruderhand reichen; möchte aller Groll vergessen sein; möchten sich zu gemeinsamem Streben alle die wackeren Elemente verbinden, die vor Allem berufen sind, den Morgen hervorzurufen, den Morgen der Freiheit, dem das letzte Flehen Freiligrath's galt!

Richard Wehn.

Das rothe Quartal.

(März—Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

8. Zerstörungscancan.

Wer schon Wahnwitzige beobachtet hat, weiß, daß mit ihren Wuthschreien das blödsinnige Lallen, mit ihren Zorngrimassen das kindische Lachen zu wechseln pflegt.

Die Kommune hat es auch so getrieben. Sie fiel aus dem Wilden in's Läppische, aus dem Schrecklichen in's Lächerliche und umgekehrt. Wo ihr Zerstörungstrieb nicht mordete und sengte, faselte er. Die Zerstörung des Hauses von Thiers war die kindische Rache eines dummen Lümmeljahrejungen, die Zerstörung der Napoleonsäule auf dem Vendômeplatz eine barbarische Albernheit, welche bewies, daß die Kommunarden den Geist ihrer eigenen Nationalität gänzlich verkannten und daß für den mit Recht berühmten französischen „Esprit" im rothen Quartal kein Platz war.

Die erste Gebäulichkeit, an welcher die Kommune ihren rothen Zorn ausließ, war die Kirche Bréa, zur Erinnerung an den während der Junischlacht von 1848 durch die Insurgenten schändlich ermordeten General dieses Namens im dreizehnten Arrondissement erbaut. Dieses Zerstörungswerk sah ganz so aus, als wollten dadurch die Mörder der Generale Thomas und Lecomte den Mördern des Generals Bréa eine nachträgliche Ehrenerklärung geben. Dann sollte die Reihe an die sogenannte Sühnkapelle (für die Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten) kommen, allein der Zerstörungsbefehl gelangte nicht zur Ausführung.

Schon am 3. April hatte die Kommune ein Anklagedekret gegen Thiers und sein Ministerium geschleudert. Zugleich ein Raubdekret, denn die Besitzthümer der Regierungsmitglieder sollten mit Beschlag belegt werden, bis die Angeklagten „vor der Volksjustiz" erschienen wären, um sich zu verantworten. Wofür? Dafür, daß sie patriotisch genug gewesen waren, das ihnen von seiten der rechtmäßigen Nationalvertretung Frankreichs übertragene Regierungsmandat unter den schwierigsten Umständen anzunehmen und dem rothen Wahnsinn entgegenzutreten. Am 9. Mai wurde in Paris eine Proklamation bekannt, welche Herr Thiers Tags zuvor an die Bevölkerung der Hauptstadt gerichtet hatte. Darin versprach er den Wehrleuten, welche die Waffen niederlegen würden, Verzeihung, sowie den Arbeitern jede mögliche Unterstützung, zugleich aber kündigte er die nachdrucksame Niederwerfung des Aufstandes an. Am 10. Mai oder, wie sie datirte, am 21. Floréal — denn auch die historische Kuriosität des „republikanischen" Kalenders von 1793 hatten die Stadthausaffen unter dem Staube der Verschollenheit hervorgescharrt — gab die Kommune ihre Antwort auf diese Proklamation, das heißt der Wohlfahrtsausschuß dekretirte, das Vermögen von Thiers sei zu konfisciren und sein Haus auf der Place Saint-Georges dem Erdboden gleich zu machen.

Am 14. Mai wurde unter der Leitung der Bürger Fontaine und Andrian, jener so zu sagen Domänen-, dieser Bautenminister, der kindische Vandalismus in Ausführung gebracht. Das Mobiliar, die Gemälde, die beträchtliche Bibliothek, die reiche Münzensammlung des gesetzmäßigen Staatsoberhauptes wurden weggenommen und das Haus bis auf den Grund zerstört. Ein Mitglied der Kommune illustrirte den Bildungsgrad dieser Sippschaft mittels seines scharfsinnigen Vorschlags, die aus dem niedergerissenen Hause geraubten Bronzestatuetten und alten Münzen in die Münze zu schicken, um eine hübsche Anzahl von Sousstücken daraus zu prägen.

Am vorhergegangenen Tage hatte im „Journal officiel" dieses Dekret gestanden: „In anbetracht, daß die kaiserliche Säule auf dem Vendômeplatz ein Symbol viehischer Gewalt (un symbole de force brute) und falschen Ruhmes, eine Bekräftigung des Militarismus, eine Verneinung des internationalen Rechtes, ein den Besiegten durch die Sieger zugefügter Schimpf, ein fortwährendes Attentat auf eins der drei großen Principien der französischen Republik, die Bruderschaft, — befiehlt die Kommune: Die Säule auf dem Vendômeplatze wird umgestürzt." Den Kommentar zu diesem Dekret gab der Bürger Pyat in seinem „Vengeur": — „Paris wird den Mann vom Brumaire mitsammt dem Piedestal umwerfen, welches er seinem Stolz und unserer Schande, seiner Tyrannei und unserer Knechtschaft, unseren Attentaten auf uns selbst und auf andere, endlich unseren Verbrechen gegen die Freiheit Frankreichs und Europa's aufgerichtet hat. Die eroberungslustigste, aber auch erobertste, die kriegerischste, aber auch friedfertigste Rasse giebt dieses Freundschaftspfand den Nationen. A bas la colonne!"

So angesehen — das ist wahr — hatte die Sache schon ihren Sinn. Aber gerade diese Betrachtungsweise war durch und durch unfranzösisch, so unfranzösisch, daß gerade der Umsturz der napoleonischen Gloire-Säule Hunderttausende, vielleicht Millionen von Franzosen standhaft glauben machte und noch immer glauben macht, die Kommune, welche so ungeheuerlich Unfranzösisches wollen und thun konnte, müßte schlechterdings eine fremde Machenschaft gewesen sein.

Für den eigentlichen Vendômesäulestürzer muß bekanntlich der Maler Gustav Courbet gelten, Mitglied der Kommune, in seiner Kunst ein Realist, in der Politik ein Narr. Nur ein solcher konnte beim Beginne der Belagerung von Paris durch die Deutschen an diese ein Sendschreiben erlassen, worin es hieß: „Gebt uns eure Krupp'schen Kanonen! Wir wollen sie mit den unsrigen zu einer zusammengießen. Diese letzte Kanone soll mit ihrer Mündung in die Höhe gerichtet, mit einer Freiheitsmütze bekränzt und als ein gemeinsamer Denkmalkoloß auf dem Vendômeplatz aufgestellt werden. Diese Säule soll euch und uns gehören; sie soll die Säule der Völker, die Säule der für immer verbündeten Länder Deutschland und Frankreich sein." Um dieser deutsch-französischen Phantasieriesenkanone des exaltirten Malers platzzumachen, mußte die Napoleonsäule weg. Also bringen wir es dahin, daß die Kommune, in welcher wir ja selber sitzen, das ohnehin — künstlerisch betrachtet — unschöne Ding von bronzenem Pfahl wegdekretire.

Und er brachte es richtig dazu. Sehr wahrscheinlich haben wir es, wie auf Schritt und Tritt in dieser Historie, auch hier wieder mit einem Plagiat zu thun, mit einer Nachäfferei der sansculottischen Nivellirungswuth von 1793. Hatten damals doch in der Wolle rothgefärbte „Patrioten" die Abtragung der Thürme von Notre-Dame, sowie des Münsterthurms von Straßburg gefordert, weil diese „aristokratischen Unverschämtheiten von Thürmen" dem Gleichheitsprincip hohnsprächen.

Den Umsturz der Säule, Dienstags den 16. Mai, umgab man mit allerlei rothem Brimborium und Firlefanz. An 20,000 Menschen oder mehr wohnten dem Spektakel an. Es hieß in der Menge, ein Engländer habe 1000 Francs geboten, so man ihm gestattete, als der Letzte zur Balustrade der Säule hinaufzusteigen, von wo man eines so prächtigen Rundblickes über die schönste Stadt auf Erden genoß. Ein anderer Engländer soll gar 1 Million angeboten haben, so man ihm den ehernen Koloß käuflich überließe. Um $3^1/_2$ Uhr begannen die Ingenieure das Zerstörungswerk, das nur mit Hindernissen vor sich ging. Um $5^1/_4$ Uhr wankte die Säule, neigte sich, löste sich von ihrem Sockel und stürzte mit einem dumpfen Krach auf die aufgeschichteten Sand-, Reisig- und Strohhaufen nieder. Im Sturze löste sich von der auf dem Säulenknaufe stehenden Napoleonstatue der Kopf ab und rollte weithin. Die Menge brach in einen Schrei aus, der ebenso gut Freude als Trauer signalisiren konnte, Musikbanden spielten die Marseillaise, rothbeschärpte Kommunarden stiegen auf den Stumpf der Säule, schwangen rothe Fahnen und hielten rothe Reden, Veteranen aus der napoleonischen Zeit stießen Flüche aus oder vergossen Thränen, aber man hörte auch die Bemerkung: „Das ist das Ende der (napoleonischen) Legende," was freilich nur eine philosophische Ansicht, keine geschichtliche Thatsache war. Denn der Glaube an den napoleonischen Mythus ist in Frankreich so wenig zu Ende wie der Glaube an den römisch-katholischen. Der weiland Graf Rochefort klatschte in seinem „Mot d'ordre" dem Sturze der Säule Beifall und forderte das Volk auf,

annoch ein anderes „monument dépravateur“ zu zerstören, d. h. die „Histoire du consulat et de l'empire“ von A. Thiers auf dem Vendômeplatze zu verbrennen.

Man sieht, die Fanatiker aller religiösen wie aller politischen Glaubensbekenntnisse sind mit dem Verbrennen geschwind bei der Hand. Der Marschall Mac Mahon kannte und traf die Stimmung der Franzosen jedenfalls besser denn die Spektakelmacher der Kommune, als er die Nachricht von der Zertrümmerung der Säule mit einem Tagesbefehl an seine Soldaten beantwortete, worin er sagte: „Die Vendômesäule ist gefallen. Sie, welche der Feind geschont, die Kommune von Paris hat sie zerstört. Leute, welche sich Franzosen nennen, haben es gewagt, angesichts der Deutschen, deren Blicke auf uns gerichtet sind, diese Bezeugung der Siege unserer Väter gegen das verbündete Europa zu zerstören. Hofften etwa die ehrlosen Urheber dieses Attentats auf den nationalen Ruhm, damit die Erinnerung an die kriegerischen Tugenden auszutilgen, deren glorreiches Symbol dieses Denkmal war? Nein, die Erinnerungen, an welche die Säule uns mahnte, werden in unseren Herzen fortleben und wir werden, durch sie begeistert, Frankreich ein neues Unterpfand unserer Vaterlandsliebe, Hingebung und Tapferkeit geben.“ Das war französisch zu Franzosen gesprochen, und das ganze Gebaren der Soldaten des Marschalls während des jetzo anhebenden Verzweiflungskampfes um den Besitz von Paris hat den Beweis geliefert, daß sie diese Sprache verstanden und befolgten.

Am folgenden Tage, 17. Mai, hielt die Kommune eine ihrer wichtigsten Sitzungen. Es handelte sich dabei um die Ausführung ihres schon am 7. April erlassenen Dekrets in betreff der Geiseln, dessen 6 Artikel also lauteten: 1) Jede Person, die des Einverständnisses mit der Versailler Regierung beschuldigt wird, soll sofort in Anklagezustand versetzt und in Haft genommen werden. 2) Eine Anklage-Jury wird binnen 24 Stunden eingesetzt, um von den Verbrechen, die ihr überwiesen werden, Kenntniß zu nehmen. 3) Die Jury entscheidet binnen 48 Stunden. 4) Alle Angeklagten, die durch den Urtheilsspruch der Anklage-Jury gefangen gehalten werden, sind die Geiseln des Volkes von Paris. 5) Jeder Tödtung eines kriegsgefangenen Anhängers der Kommune von Paris folgt sofort die Tödtung einer dreifachen Anzahl von Geiseln, die auf Grund des Artikel 4 gefangen gehalten sind und durch das Loos bezeichnet werden sollen. 6) Jeder Kriegsgefangene wird vor die Anklage-Jury geführt, welche entscheiden wird, ob er in Freiheit gesetzt oder als Geisel zurückgehalten werden soll.“

Plagiat wiederum, nichts als Plagiat! Das ganze Machwerk war nicht dem Text, aber dem Sinne nach nur ein Abklatsch des „Gesetzes in Betreff der Verdächtigen“, welches der Konvent im August von 1793 erlassen hatte.

Die in vier Sektionen getheilte Anklage-Jury trat sofort in Thätigkeit und verwies zunächst 36 arme Teufel von pflichttreuen Gensdarmen und Stadtsergeanten, welche sich in ihrer Gewalt befanden, in die lebensgefährliche Kategorie der „Geiseln“. Es war das nur ein geschminktes Todesurtheil, gerade soviel werth wie die Verdikte, welche der „Bürger“ Maillard inmitten des Blutdampfes der Septembermetzelei von 1792 in der „Abtei“ gefällt hatte.

Es existirt eine Zeugenaussage des Herrn Rousse, Stabträgers der Advokaten von Paris, welche in drastischer Weise das Amten des Bürgers Delegirten beim Justizwesen, Protot, im Justizministerium und das des Bürgers Prokurator der Kommune, Rigault, im Justizpalast beleuchtet. An beiden Orten ging es formlos und etwas pöbelig zu, doch nicht tumultuarisch. Herr Rousse versuchte muthig zu Gunsten des Erzbischofs Darboy und des auf eine Angeberei von seiten des „Père Duchêne“ hin verhafteten Redacteurs und Advokaten Chaudey zu interveniren. Natürlich umsonst. Der Bürger Rigault — „ein kleiner Mensch von etwa dreißig Jahren, brünett, mit einem Vollbart, einem harten Gesichtsausdruck und einem breiten rothen goldgeränderten Band im Knopfloche,“ wie Rousse ihn beschreibt — gab auf die gelegentliche Frage seines Besuchers: „Wie viele Priester haben Sie denn verhaften lassen?“ die Antwort: „Ich weiß es nicht genau, aber jedenfalls lange nicht genug.“ Auf ein Besorgnißwort des Herrn Rousse, ob nicht eine Wiederholung der Septembermorde von 1792 zu befürchten wäre, entgegnete Bürger Rigault beschwichtigend: „Oh, fürchten Sie nichts derartiges! Wir sind ganz und gar die Herren und Meister des Volkes.“

In der That, das waren sie. Wie ein wohldressirter Pudel die Winke und Worte seines Herrn, also befolgte das Volk von Paris die Anordnungen und Befehle der Stadthausgebieter. Dadurch kam Ordnung in die Unordnung, Methode in den Wahnsinn. Die Regierungsmaschine arbeitete so regelrecht wie eine andere. Abgesehen von der dem Systeme anhängenden Unannehmlichkeit, daß niemand auch nur eine Stunde sicher war, für den Dienst in der Bürgerwehr gepreßt und den Kugeln der Blauen entgegengetrieben oder als des Einverständnisses mit Versailles verdächtig verhaftet und den Geiseln beigesellt zu werden, abgesehen auch von dem Aergerniß für fromme Seelen, daß die Kirchen geschlossen oder in Klubblokale verwandelt waren, konnte man in Paris während der zweiten Belagerung ganz anständig, ja vergnüglich leben. Viele, sehr viele Leute lebten auch wirklich ganz vergnüglich in den Tag und vergnüglichst in die Nacht hinein. Von einem bis zum Morgengrauen verlängerten Bakchanal auftaumelnd, fuhren Lebemänner und Liebeweiber mitsammen nach den Champs Elysées hinaus, um sich am Anblick der Flammenfurchen zu ergötzen, welche die von diesseits und jenseits des Stromes sich kreuzenden Bomben und Granaten in der Luft hinter sich herzogen. Die Theater waren überfüllt, und während von der Umwallung her der Kanonendonner dröhnte, wollte sich das Publikum über Possen wie „Die dreischnäbelige Ente“ und andere ähnliche fast zu Tode lachen.

Und was gab es nicht täglich auf den Straßen zu begaffen! „La mère Commune“ sorgte ja beflissentlichst, daß es nie an Spektakeln fehlte. Eines schönen Aprilmorgens veranstalten wir auf dem Boulevard Voltaire zu Füßen der Statue des Patriarchen von Ferney einen „Auto de fé“, aber keinen spanischen Glaubensakt, sondern einen, wie er uns Bürgern der Republik Utopia geziemt. Angesichts einer ungeheuren Menschenmenge zertrümmern wir feierlich eine Guillotine, „die der Tyrann Thiers hat neu anfertigen lassen“, und verbrennen die Trümmer des vermaledeiten Mordinstruments, welches der Menschenbruderschaft hohnspricht, feierlichst auf einem zu diesem Zwecke geschichteten Holzstoße. Wozu denn soll uns noch die umständliche Wegsäuberungsmaschine des Doktors Guillotin, da wir die einfacheren, expeditiveren, „wunderwirkenden“ Chassepots haben? Der Wonnemond bringt uns reichen Wechsel von Augenweide. Wir sehen das verfemte Haus am St. Georgsplatze einreißen, sehen die Vendômesäule fallen, und nachdem am 17. Mai die große Munitionsfabrik auf dem Marsfelde in die Luft geflogen — zweifelsohne eine teuflische Bosheit der Blauen! —, veranstaltet die Kommune den mehr als hundert Opfern der Explosion einen Bestattungspomp, welcher die ganze Majestät der Trauer und der Rache zur Schau stellt. Und sind nicht Tag für Tag die Schaufenster der Kaufläden von Karikaturen voll, die so drastisch, daß sie sogar unseren Loretten und Biches und Kokotten unter dem Roth ihrer Schminke noch ein anderes Roth auf die Wangen jagen? Und regnet es nicht täglich geistreiche und zwanglose Bonmots? Was kommt dem Witze gleich, den der Bürger Prokurator der Kommune riß, indem er einem Pfaffen, welcher ihn gebeten, seine Amtsbrüder in Mazas besuchen zu dürfen, diesen Passirschein ausstellte: „Ein gewisser N. N., welcher sich für den Diener eines gewissen Herrn Gott ausgibt, darf ein- und ausgehen.“

Sodann steht es uns frei, die in den Sälen der Tuilerien zur Ergötzung des „peuple souverain“ von seiten der Kommune veranstalteten Koncerte zu besuchen, oder aber wir verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen, die Uebung unserer Bürgerpflicht mit dem Amusement, indem wir einen der in den weiland Kirchen debattirenden Klubbs besuchen, wo es Abends immer laut und lustig hergeht und Damen in Menge vorhanden sind — Damen, sag' ich euch, wie sie im Pandämonium sein müssen. Etliche dieser Klubbs treiben die Liberalität und Toleranz bis zum Exceß. So ist z. B. am Eingange der Kirche Nikolas des Champs in der Rue St. Martin die Klubbordnung angeschlagen, welche also lautet: „1) Von heute an finden die Klubbsitzungen und der Gottesdienst in demselben Lokale statt. 2) Um der Einträchtigkeit willen wird der Priester die Gläubigen anreden: Bürger! und die Klubbredner ihrerseits werden sagen: Meine Brüder! 3) In der Sakristei ist eine Wirthschaft eingerichtet, damit die Bürger,

welche der Messe angewohnt haben, die Eröffnung der Klubbsitzung abwarten können, ohne die Kirche zu verlassen. 4) Den Klubbrednern ist untersagt, das als veraltet abgeschaffte Wort Gott in den Mund zu nehmen."

In diesem „duldsamen" Klubb stand eines Abends die These: „Verachtung der Gesetze und Umsturz aller Einrichtungen sind die ersten Pflichten eines freien Mannes" — auf der Tagesordnung. Hier, in der Kirche Nikolas des Champs, hörte ein deutscher Ohrenzeuge am Abend vom 14. Mai einen Vortrag mit an, gehalten von einer Emancipirten, einen raren Vortrag über die Rechte der Frauen. Die Vorträglerin kam zu dieser Schlußfolgerung: „Die Männer sind dazu da, um viel, sehr viel Geld zu verdienen und nur um Geld zu verdienen; die Frauen dagegen, um 1) dieses Geld auszugeben und um 2) möglichst wenige Kinder zu haben. Denn die Kinder sind nächst den Regierungen das größte Uebel auf Erden. Je mehr es Menschen gibt, desto mehr vertheilt sich der Besitz, folglich desto mehr Armuth. Wir Französinnen haben den wesentlichen Vorzug vor den Frauen anderer Nationalitäten, daß wir keine solchen Fruchtbäume sind, wie z. B. die Deutschinnen und die Engländerinnen, welche, das ist klar, ebenso langweilig als kostspielig sind." Zu derselben Zeit, vielleicht an demselben Abend, wohnte ein französischer Ohrenzeuge der Klubbsitzung in der Kirche Saint-Jacques an. Hier ging es schon weniger tolerant zu: Gott, Priester und Gottesdienst wurden nicht geduldet. Das Becken beim Eingang enthielt statt des Weihwassers Tabak. Der Altar diente zum Schenktisch und war mit Flaschen und Gläsern besetzt. Der Statue der Muttergottes in einer Seitenkapelle hatte man die Uniform einer Marketenderin angethan und eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt. Auch hier überwog die Anzahl der Bürgerinnen die der Bürger weit und „ein großer Theil dieser Patriotinnen erfreute sich mit gerechtem Stolze einer Nase, deren Roth würdig gewesen wäre, auf den Zinnen des Hotel de Ville zu flattern". Von der Kanzel herab, welche als Rednerbühne diente, donnerte ein emancipirtestes Frauenzimmer gegen das „abscheuliche Institut der Ehe". Unter großem Beifall argumentirte die Rednerin: „Die Ehe, vielgeliebte Mitbürgerinnen, ist der größte Irrthum der alten Gesellschaft. Verheiratet sein und Sklave sein ist ganz einerlei. Wollt ihr Sklaven sein? (Nein! Nein!) In einem wahrhaft freien Staate müßte die Ehe gar nicht geduldet werden; man sollte sie für ein Verbrechen ansehen und strenge verbieten. Denn niemand hat das Recht, mittels Preisgebung seiner eigenen Freiheit seinen Mitbürgern ein schlechtes Beispiel zu geben. Die Ehe ist, wie leicht zu beweisen, nichts als ein fortwährendes Attentat auf die guten Sitten." (Beifallssalve.) Ein dritter zahlreich besuchter Weiberklubb trieb seine Mummereien in der Kirche Saint-Ambroise. Hier war besonders die „totale Abschaffung der Religion" das Thema, über welches das Geschnatter der tollgewordenen Gänse sich ausließ. Im Klubb der Kirche Saint-Eustache dagegen führten sich die Weiber verhältnißmäßig konservativ auf und fistulirten mitunter heftig gegen die Maßnahmen der Kommune.

Das Jahr 1793 hatte seine „Strickerinnen Robespierre's" und seine „Guillotinefurien" gehabt; das Jahr 1871 hatte seine „Amazonen" und seine „Marketenderinnen der Kommune". Alte Narrheiten kehren in neuen Verkleidungen immer wieder. Die Weltgeschichte würde ja ein unausstehlich trauriges Trauerspiel sein, wenn sie nicht zugleich ein lustiger Karneval wäre. Welche Sorte von Weibern in den Rollen von Amazonen und Marketenderinnen sich gefiel, braucht nicht erörtert zu werden. Doch ist um der Wahrheit willen zu sagen, daß nicht lauter Auswurf in die bewaffneten Weiberbanden — es sollen an den letzten verzweifelten Kämpfen der Kommune an 10,000 Streiterinnen theilgenommen haben — sich einreihen ließ. Jugendgrüner Enthusiasmus oder die gefrorene Verbitterung des Altjungfernthums machten auch reinere Frauen zu Amazonen. Dies gilt z. B. von der jungen Russin Demitriew, welche die erste Anregung zur Weiberbewaffnung großen Stils gegeben, und von der ältlichen Institutrice Louise Michel, der ihr heldisches Fechten den Namen einer „Jeanne d'Arc der Kommune" eintrug und die auch nachmals vor dem Kriegsgerichte zu Versailles noch die ganze Unbeugsamkeit einer Fanatikerin bewies. Wenn das Weib einmal die Schranken der Weiblichkeit übersprungen hat und in der Region der Extreme sich herumtreibt, überbietet es bekanntlich den Mann an Wildheit und Wuth. Das Amazonenthum von 1871 war demnach häufig genug reines oder vielmehr unreines Megärenthum. Eines Apriltages tritt so ein streitbares Weib, das Gewehr mit blutigem Bajonnett über die Schulter gehängt, in der Rue de Montreuil in einen Laden. Eine anwesende Bürgersfrau, welche die Eintretende kennt, sagte zu ihr: „Wäre es nicht besser, Sie blieben zu Hause und pflegten Ihre armen Würmer?" Sofort wirft sich die Kommunesoldatin auf die Frau, beißt sie in den Hals, springt dann etliche Schritte zurück und reißt wüthend ihr Gewehr von der Schulter, um auf die Gegnerin Feuer zu geben. Aber plötzlich überzieht eine fahle Blässe ihr Gesicht; sie läßt die Waffen fallen, stürzt selber zu Boden und ist todt. Die Wuth hatte ihr eine Herzader zerrissen.

Wollt ihr den sittlichen oder unsittlichen Zustand einer Zeit, eines Ortes kennen, so fragt dem Weibe nach. Wie die Frau, so die Gesellschaft. Das Paris der Kommune war ein ungeheures Freudenhaus. Les't die Schilderungen der Augen- und Ohrenzeugen Vacciocco, Schneider und Mendès. Der letztgenannte schrieb in sein Tagebuch, einer seiner Freunde habe, empört über die Frechheit, womit das Laster auf den Boulevards seine schmachvollen Triumphe feierte, die düsteren Worte zu ihm gesprochen: „Wann Paris vollständig zerstört sein wird, wann seine Häuser, seine Paläste, seine Denkmäler, in Trümmer und Staub zerfallen, den verfluchten Boden bedecken und der Himmel nur noch auf eine ungeheure Ruine herabsieht, dann wird man aus dieser unermeßlichen Todtenstadt das Gespenst eines Weibes auftauchen sehen, ein Skelett, mit gleißender Robe angethan, entblößt bis unter die Rippen, den Schädel aufgeputzt mit falschen Locken und flimmerndem Geschmeide, und dieses von Trümmerhaufen zu Trümmerhaufen wankende Gespenst wird zeitweise den Kopf umwenden, um zu sehen, ob nicht irgend ein ebenfalls ins Leben zurückgerufener Wüstling ihm in diese Oede folge, und dieses schauerliche Gespenst wird der verfluchte Schemen der Sünderin Paris sein."

Geschichten aus der Geschichte.

1. „Sie maintenirte ihren Posten".

II. Der Feldzug.

Pechfackelflammen spiegeln sich unheimlich in den blanken Waffen und Monturstücken einer nächtlichen Heerschaar und werfen ihren rothen Schimmer auf die bereiften Tannen des Hochwalds und die schneebedeckten Hohlwege und Bergstraßen, auf welchen Roß und Mann in tiefem Schweigen langsam vorrücken. Seit ein Uhr nach Mitternacht marschirt alle Mannschaft in die Finsterniß hinein, und Niemand weiß wohin. Nur Einer, der oberste Führer, ist in das Geheimniß eingeweiht, aber Das weiß auch er nicht, daß die Thaten, die durch sie von heute an zu verrichten sind, einst in der Geschichte ewig prangen sollen als „der Wasunger Krieg".

Unsere Leser haben es leicht, sofort zu ahnen, daß wir hier dem Reichs-Executions-Corps begegnen, welches der Herzog von Gotha-Altenburg gegen den Herzog von Meiningen in's Feld gestellt hat und das nun über den cisumstarrten „Rosengarten" des Thüringerwaldes gegen das Feindesland heranzieht. Der Tag dieses Nachtzuges war der dreizehnte Februar 1747.

Als Herzog Friedrich am 11. Februar die gegen Meiningen bestimmten Executionstruppen auf dem Schloßhofe des Friedensteins in Gotha musterte, betrugen dieselben 29 Offiziere und 891 Mann, darunter 6 Offiziere, ein Feldscheer und 123 Mann Cavallerie, ferner 10 Stück Geschütze, einen Mörser und 18 Bombarden, sowie einen Rüst-, einen Munitions- und drei Compagniewagen. Diese gesammte Macht marschirte jedoch nicht auf einmal aus, sondern in Abtheilungen, die durch Dragoner-

Relais verbunden waren und im Nothfalle zu Hülfe herbeigeholt werden konnten. Die erste Abtheilung bestand aus einem Commando der fürstlichen Leibgarde zu Pferde, zwei Officieren und 50 Husaren als Avantgarde, commandirt vom Major von Benckendorf, ferner aus der Schloß-Grenadier-Garde, zwei Officieren und 77 Grenadieren, commandirt vom Major von Boß, endlich aus einem Commando vom Erbprinz-Friedrich-Regiment, drei Officieren und 122 Mann, commandirt vom Capitain Richter und bei ihm der Lieutenant Rauch als Adjutant. Dazu ein Munitionskarren und ein Wagen, in welchem drei „Geschwindstücke" (Regimentskanonen, welche eine dreipfündige Kugel oder Traubenhagel von 30 zweilöthigen Kartätschkugeln schossen) verdeckt lagen. Das Obercommando führte ein Oberstlieutenant, welchen der herrliche Name Goldacker schmückte, und ihm waren zur diplomatischen Vertretung des Executionszuges als „kaiserliche Subdelegirte" der Geheimerath Flörke, der Hofrath Buddeus und der geheime Secretär Schneider beigegeben, die, vom Militär mit altberechtigtem Selbstgefühl als „Schreiber" über die Achsel angesehen, in einer besonders bedeckten Kutsche mitfuhren.

Einen andern Anblick gewähren die Meininger Rüstungen. Die Fürsten dieses Landes waren nicht, wie der Gothaer, bis zum Soldatenhandel hinaufcultivirt. Ihr Reichscontingent bestand aus neunundzwanzig Kürassieren und einer Grenadier-Compagnie, die beide zum fränkischen Kreis-Contingent gehörten, und einer Musketier-Compagnie, die Meiningen, wohl wegen des Oberlandes, zum Obersächsischen Kreis-Contingent zu stellen hatte. Die Grenadier-Compagnie war im besten Stand und etwa achtzig bis hundert Mann stark; von der Musketier-Compagnie existirte nur der Hauptmann.

Außer dem Reichs-Contingent standen unter der „Kriegscommission", der obersten Militärbehörde, noch das sogenannte Defensionswerk, das heißt die Landtruppen (Miliz), die in den engen und in den weiten oder alten Ausschuß zerfielen. Jener zählte zwei Landbataillone, das des Unter- und das des Oberlandes (jetzt Kreis Sonneberg), jedes zu vier Compagnien, zu fünfzig bis sechszig Mann; — dieser bestand nur im Unterland und zwar aus sogenannten „Amts-Compagnien", die zu Polizeidiensten bestimmt waren und vom Volk als „Heppenfänger" bezeichnet wurden. Dazu kamen noch zwei Bürger-Compagnien der Stadt Meiningen. Wenn diese gesammte Macht beisammen war, mochte sie dreizehn- bis vierzehnhundert Mann zählen.

Die neunundzwanzig Kürassiere waren nicht etwa ein hochfürstlicher Luxus, sondern sie bildeten einen Theil einer Schwadron des „Tresconischen Regiments" des fränkischen Kreis-Contingents, die von acht Reichsständen in folgender Weise zusammengestellt wurde:

von Meiningen der Rittmeister und	18	Mann
von Römhild (früher eigenes Herzogthum, dazumal schon zu Meiningen gehörig) der Unterlieutenant und	11	„
von Schleusingen (Kursachsen) der Oberlieutenant und	16	„
von Schmalkalden (Kurhessen)	5	„
von Themar und Mehlis (Gotha)	5	„
von Behrungen (Hildburghausen)	2	„
von Ilmenau und Kaltennordheim (Weimar) .	8	„
von der Grafschaft Löwenstein	3	„
von der Grafschaft Castell	3	„
Ganze Schwadron:	71	Mann.

Davon nahm Meiningen seine neunundzwanzig Mann nebst Rittmeister und Unterlieutenant, rief die Meininger Bürger-Compagnie und das Unterländer Landbataillon in die Waffen, befestigte die Hauptstadt, armirte sie mit Kanonen, verstärkte die Besatzung durch zwei Compagnien des Landbataillons und detachirte die beiden anderen nach dem Städtchen Wasungen und den Dörfern Schwallungen und Nieder-Schmalkalden, von wo der Weg über die hessische Grenze und nach Gotha führte.

So sind wir nun historisch und geographisch genugsam gesattelt, um vom hohen Rosse der Gegenwart auf den Kleinkrieg jener guten alten Zeit hinabschauen zu können.

Zu den besonderen Kennzeichen dieses Feldzugs gehört es, daß dem Obercommandirenden auf die Seele gebunden war, nicht zu schießen, es sei denn, daß die Meininger zuerst schössen. Er sollte, wo möglich, Meiningen mit List nehmen, die Thore besetzen und Herrn und Frau von Gleichen aus der Haft befreien. In zweifelhaften Fällen war er an den Beirath der kaiserlichen Subdelegirten gewiesen, deren Autorität in Meiningen zur Geltung zu bringen der Hauptzweck des Unternehmens war. Anders hatte es der Kriegsgott beschlossen. Der verhängnißvolle erste Schuß war bereits geladen.

Als die Truppen, die vom gothaischen Tambach über die Höhe des Rennstiegs, der Rosengarten genannt, durch die Nacht marschirt waren, im ersten hessischen Dorfe, Flohe, ankamen, begrüßte sie ausnehmend freundlich der heitere Tag; nur über den Zweck ihres Zuges beherrschte sie noch das alte schwermüthige Dunkel auch auf ihrem ferneren Zuge durch die Stadt Schmalkalden und bis zum Dorfe Mittel-Schmalkalden. Hier befahl der Oberstlieutenant scharfe Munition auszugeben und scharf zu laden, und nun ging plötzlich ein allgemeines Licht auf. Nach zweistündiger Rast setzte die Reichstruppe sich wieder in Bewegung, voraus Benckendorf mit den Husaren, hundert Schritt davon als zweites Corps die Grenadiere, sodann in gleicher Distanz die „Schreiber"-Kutsche und dahinter als drittes Corps die Mannschaft des Erbprinz-Regiments. So, in wohlgefügter Ordnung, rückte man auf die Meininger Grenze los, und kaum war sie überschritten, so stand der Feind schon da.

Vor dem ersten Meiningischen Dorfe, Nieder-Schmalkalden, stellte eine Miliz-Abtheilung von etwa 30 Mann unter einem alten Lieutenant, Namens Zimmermann, sich quer über die Landstraße den gothaischen Reitern in den Weg. Und nun erhebt uns die Seele ein Spiegelbild der streitbaren Helden vor Troja. Wie dort die erzumschienten Männer erst in herrlichen Reden der Wahrheit gegenseitig alle Ehre anthaten, ehe sie mit Speer und Schwert gegen einander rannten, ebenso wechseln auch hier auf althenneberger Boden die Männer in Wehr Rede und Gegenrede. Eingedenk der herzoglichen Friedensmissions-Ordre reitet Major von Benckendorf zum alten Lieutenant hinan und fragt ihn verständig: „Was soll das heißen, daß Ihr uns nicht passiren lassen wollt? Ist dieses hier nicht eine offene Landstraße?" — Siehe, da antwortet der Alte: „Eine Landstraße ist's, aber ich habe meines Herrn Befehl, Euch nicht passiren zu lassen." — Sagt darauf der Major: „Wenn Ihr mich mit meinem Volke nicht durchlasset, so werde ich durchsetzen," worauf der Lieutenant kurz erwidert: „Das könnet Ihr thun. Vor Gewalt kann ich nicht." Nun läßt der Major der Garde das Seitengewehr ziehen, rückt vor und fragt, den großen Augenblick wohl bedenkend, noch einmal: „Wollt Ihr Feld geben, oder nicht?" Der Alte aber rief: „Nicht von der Stelle! Ich habe Befehl von meinem Herrn." Nun erfolgt das Commando: „Marsch!" Rechts und links fliegt die Miliz auseinander, die Garde durch. So ging's los, und nun begann der Krieg, denn nun reißt der alte Lieutenant sein Officiersgewehr von der Schulter und schießt dem letzten Reiter, einem Wachtmeister, eine solche Ladung von gehacktem Blei und Laufkugeln in das Sitzfleisch, daß die Curirung desselben in Schmalkalden, wohin man ihn schaffte, dem Staate 86 Thaler 15 Groschen gekostet hat. Der Alte wollte nach dem Schuß sich davon machen. Aber ein Reiter setzte ihm mit geschwungenem Säbel nach, und ein Grenadier schoß ihn hinter das rechte Ohr. Er war todt.

Als die Miliz ihren Führer hingestreckt sah auf das Bett der Ehre und sogar einige Granaten unter sie flogen, eilte sie von dannen, und die Schreckenskunde, die sie auf der Flucht ausschrie, daß die „Gothischen" nicht bloß schössen, sondern gleich todtschössen, räumte allen Widerstand von Barrikaden und Defensionern in Nieder-Schmalkalden und in Schwallungen aus dem Wege bis gen Wasungen, der ersten feindlichen Stadt.

Vor dem untern Thore von Wasungen ist die denkmalwürdige Stätte, wo noch einmal die Heldenscenen von Troja aufgeführt wurden, denn hier wiederholte sich derselbe Friedensversuch, wie vor Nieder-Schmalkalden, und er endete ebenso feindlich, nur weniger tragisch. Die Thore waren verschlossen und verrammelt, aber eine Schildwache stand außen davor. Major von Benckendorf beehrte auch diesen Mann der Miliz mit der gütigen Frage: „Ist dies nicht eine offene Landstraße und der Weg nach Nürnberg?" Die Schildwache bejahte das freundlich, aber auf sein Verlangen: „Nun, so öffnet die Thore und

lasset mein Volk passiren!" vernahm er dieselbe Antwort sowohl von der Schildwache, als von dem herbeigerufenen Lieutenant, wie endlich von den citirten Rathsherren: „Es ist der Befehl unserer gnädigsten Herrschaft, kein fremdes Volk hier durchzulassen, und darum müssen wir unsere Thore zuhalten." Obwohl der Bürgermeister offenbar direct aus seiner landwirthschaftlichen Goldgrube daherkam, denn die Spuren davon reichten ungenirt bis in die Kniekehlen herauf, so bedeutete er doch trotziglich den Herrn: „Wenn Ihr weiter marschiren wollet, so führt auch ein Weg hinten um die Stadt herum nach Nürnberg." — Da commandirte der Major alle Zimmerleute herbei und rief nochmals den Rathsherren zu: „Wollt Ihr Eure Thore ganz behalten, so macht auf!" Der Bürgermeister jedoch sprach: „Thut was Ihr wollt! Wir machen nicht auf." So wurden denn die Thore mit Ach und Krach eingehauen, und mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen marschirten alle drei Corps in die Stadt hinein; drinnen aber standen die von Nieder-Schmalkalden und Schwallungen ausgerissenen Milizen, commandirt von einem Barbier als Lieutenant und einem Schuster als Fähndrich, und präsentirten vor den einziehenden Siegern das Gewehr.

Wasungen war erobert. Der Trotz der Bürger jedoch blieb ungebrochen. Stundenlang noch wehrten sie sich gegen jede Einquartierung, bis das Donnern und Wettern der hungernden und frierenden Soldaten auf dem Markt und in den Gassen ihre eigenen Officiere erschreckte und das Versprechen des Commandanten, am Morgen wieder abzuziehen, die Rathsherren vermochte, den alten Steuerfuß hervorzusuchen und die Quartierzettel darnach zu schreiben. So kam man endlich zu äußerlicher Ruhe. Die Sieger fühlten sich gleichwohl noch unbehaglicher als die Besiegten. Ist es nicht echter Helden Art, den Gegner niemals zu unterschätzen? Also war es auch hier. Obwohl schon am folgenden Tage (den 14.) frische Verstärkungen von Gotha das Executionscorps auf nahe an 500 Mann brachten und der Beschluß feststand, am nächsten Tag (den 15.) einstweilen zur Blokade von Meiningen vorzugehen, um nach Ankunft des schweren Geschützes die Belagerung um so ernstlicher beginnen zu können, so richtete sich doch vor dem oberen Thore mancher nachdenkliche Blick gen Süden, denn die Kunde war rasch von Ohr zu Ohr gedrungen, daß in Meiningen eine todesmuthige Bürgerschaft, eine kampflustige Soldateska und mit schwerem Geschütz gespickte Thore und Wälle den Tanz mit den „Gothischen" kaum erwarten könnten.

Offenbar in Erwiderung dieses ritterlichen Compliments war in Meiningen ebenfalls der Respect vor dem Feinde durch dessen Thaten vom todten Lieutenant von Nieder-Schmalkalden bis zu den eingehauenen Thoren von Wasungen zum Durchbruch gekommen. Kriegs- und andere Räthe erkannten in ihrer Tapferkeit es als das Klügste, die Frau von Gleichen nebst Gemahl ihrer Haft zu entledigen und dies sofort nach Wasungen zu vermelden. Und so geschah's. Zwar „maintenirte" die Frau Landjägermeisterin nun auch im Gefängniß ihren Posten und wollte nicht daraus weichen, ohne vollste Genugthuung empfangen zu haben, aber endlich gab sie doch nach und feierte daheim das Wiedersehen der Ihrigen.

Die Meininger Botschaft betrachtete der Herr Oberstlieutenant in Wasungen mit Augen voll Entrüstung als ein „Halt!" in seiner Siegesbahn; auch vermißten die Herren Räthe ihre Anerkennung als kaiserliche Commission. Demgemäß marschirte am folgenden Mittage (den 15.) ein Commando von dreißig Pferden und zweihundert Mann vor dem Herrn Oberstlieutenant auf dem Markte auf und sollte soeben gegen Meiningen abrücken, als Punkt zwölf Uhr „die Braut, um die man tanzte", in eigener Person zum Thore hereinfuhr: die Frau von Gleichen.

Sie kam, um sich unter den Schutz der Commission und Execution zu stellen. Ungeschickter hätte sie den Augenblick zu dieser Vorstellung nicht wählen können. „Die so unvermuthete Ankunft der Frau von Gleichen hat uns nicht wenig surpriniret und in große embarras gesetzet" — sagten die Herren Räthe; der Oberstlieutenant grollte: „Sie hätte abwarten sollen, bis man sie abgeholt habe," — und schließlich folgte sie der unverblümten Weisung, wieder heimzukehren, um sich gebührendlich seinerzeit mit einnehmen und erobern zu lassen.

Daß kleine Ursachen oft große Wirkungen haben, wird hier abermals offenbar. Als Herzog Friedrich in Gotha den Bericht der Räthe und Goldacker's über diese Thaten und Geschichten gelesen, erkannte er, daß er, bei dem durch die Freilassung der Gleichen'schen Eheleute gezeigten guten Willen Meiningens zum Nachgeben, nunmehr von jedem Angriffe auf die Hauptstadt Meiningen absehen, dagegen Wasungen besetzt halten müsse, bis die volle Anerkennung der kaiserlichen Commissions-Autorität und die Bezahlung der Reichs-Executions-Unkosten erlangt sei.

Alle Heldenseelen versanken in Trauer. Am 15. Februar Abends war die gesammte Executionsmacht, wie sie im Friedenstein vor dem Herzog gestanden, bis auf die Artillerie, in Wasungen und Schwallungen vereinigt. Und nun gebot der Kriegsherr statt der siegesfreudigen Offensive die traurige Defensive und zog fast die Hälfte der Truppen wieder nach Gotha zurück. Doch tröstet Euch, Helden von Gotha! Euch winkt nach schwerem Leid noch ein Tag der Gloire. Auch Euren Kanonen ist's bestimmt, das Echo dieser Berge zu wecken.

Weniger friedliebend als der Herzog von Gotha, zeigte sich der Meininger in Frankfurt. Er rief den fränkischen Kreis um Hülfe an, verklagte den Gothaer beim Reichstage zu Regensburg und befahl den Wasungern, die Gothischen auszuhungern. Alles vergebens, auch das Letztere, denn als Speise und Trank, welches die Wasunger den Soldaten verweigern mußten, desto reichlicher aus dem Hessischen herübergeschafft wurde, war bald auch den Wasungern wieder Alles feil. Folgewichtiger stellte sich das rastlose Rüsten und Entrüsten in Meiningen heraus: „Jede Zusammenziehung der dortigen Miliz zog neue Verstärkung in Wasungen nach sich, und ebenso schwächte man die Besatzung, wenn in Meiningen die Miliz wieder entlassen wurde." Die Soldaten gewöhnten sich an dieses Spiel des Hin- und Herziehens, und in Gotha verlor man die Schärfe der Aufmerksamkeit. Als aber auch die beiden besten höheren Officiere, Goldacker und Benckendorf, nach Gotha heimberufen und durch einen ehemaligen Cavallerie-Officier von ungewissen Verdiensten, Major Schütz, ersetzt wurden, faßten die Meininger frischen Muth, entschlossen, den Wunsch ihres Herzogs endlich zu erfüllen, das heißt die Gothischen mit Verlust ihrer Geschütze und Bagage aus dem Lande hinauszujagen.

Zwar sandte der Gothaer seinen kriegserfahrenen General von Rautenkranz nach Wasungen, um den Major Schütz für etwaige Angriffsfälle zu instruiren, aber die Besatzung blieb kaum dreihundert Mann stark. Erst als das Gerücht immer drohender mit in den Kampf zog, als für die zweite Pfingstnacht vom 22. auf den 23. Mai der Angriff der Meininger vorausgesagt und ihre Stärke von der Fama immer mächtiger aufgeblasen wurde, brach Benckendorf mit einem Hülfscorps für die Besatzung in Wasungen von Gotha auf.

Mit dieser schwarzen Wetterwolke im Hintergrunde stellen wir endlich unseren Lesern den Mann vor, dessen Name schon oben gesperrt gedruckt wurde, der von jetzt an eine wichtige Rolle in den nächsten Kämpfen spielt und dem wir die genauen Nachrichten über den Wasunger Krieg verdanken, denn er ist der Verfasser einer „Gründlichen Relation" über denselben: Lieutenant und Adjutant Rauch, ein alter ehrlicher Haudegen mit scharfem Auge und noch schärferer Zunge. Er bemerkte schon vom frühen Morgen des 22. Mai an, daß im Hauptquartiere nicht Alles richtig war. Zwischen dem Major und den Räthen flogen die Boten hin und her, Officiere kamen und gingen, Reisewagen wurden gepackt — denn die Officiere hatten ihre Familien bei sich — und diese eilten plötzlich aus der Stadt. „Das Fahren und Postillonblasen ging tapfer auf Stadt Schmalkalden los." Da steckten auch die Bürger die Köpfe zusammen, denn das Gerücht war für sie so thätig, wie für die Gothischen. Alles verkündete Sturm. Die Leute, die aus der Kirche kamen, sahen das Rennen und Laufen und konnten kaum den Jubel ihrer Gesichter verbergen. Nur zwei der gothaischen Officiere blieben Männer: Hauptmann Brandis und Rauch. Alle übrigen hatten mit den Geheimen Räthen einen schreckensbleichen Kriegsrath gepflogen und einen Beschluß gefaßt, der vor jenen beiden verborgen gehalten wurde.

Am Nachmittag ertheilte Major Schütz dem Adjutanten Rauch den Auftrag, seine Disposition zu machen, wie zur Vertheidigung der Stadt alle Thore und Posten besetzt werden sollten. Rauch setzt sofort die Vertheilung der Mannschaft für die Thorwachen, deren Verstärkung und Piquets und für die Reserve in der Stadt auf,

und der Major prüft sie und spricht: „Sie ist recht nach Proportion der Repartition und nach der Ancienneität der Herren Officiere gemacht.“ — Rauch ist beruhigt, auch alle seine übrigen Vertheidigungsvorschläge werden auf das Bereitwilligste genehmigt, namentlich der, daß der Zapfenstreich heute schon um halb Neune geschlagen, somit eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich, das ganze Commando auf dem Markt versammelt werden und dann die Vertheilung der Truppen nach Rauch's Disposition geschehen solle.

Die Zeit ist da, das Corps, soweit es nicht auf Posten und Außenposten steht, versammelt, Rauch commandirt: „Richt Euch und alles Plaudern hab' ein End'!“ — Aber kaum hat er mit dem Richten begonnen, so erhält er vom Major den Befehl, mit 30 Dragonern den Wagen der Herren kaiserlichen Commissäre nach Schwallungen in Sicherheit zu bringen. Nach hartem Sträuben gehorcht er, und nun enthüllt sich der Beschluß des Kriegsraths. Kaum wußte der Major die Räthe in Sicherheit, so befahl er der Mannschaft, die Gewehre zusammenzustellen, ihr Gepäck aus den Quartieren zu holen und die Thorposten abzurufen. Er vergaß die Vorposten, die kranken Officiere und Soldaten, ihre Weiber und Kinder und sogar die Artillerie, und noch ehe die Mannschaft vollzählig war, und ohne sie in Ordnung aufzustellen, commandirte er: ‚Marsch! Marsch!‘ und so lief Alles durcheinander, ‚wie der Hirt das Vieh austreibt‘, zum Thore hinaus. Den Nachzüglern, darunter auch Hauptmann Brandis und Andere, die der Lärm erst herbeigerufen, jubelten die Bürger aus allen Fenstern höhnend nach: „Da laufen sie wie die Spitzbuben! Am Tage sind sie hereinmarschirt und des Nachts laufen sie wieder fort wie Schelmen und Diebe.“

Wo blieben aber die gefürchteten Meininger? Hatte das Gerücht ihnen zu viel Ehre angethan? Sie beeilten sich nicht. Konnten doch die gothaischen Kanoniere ihre Geschwindstücke noch eigenhändig zur Stadt hinausbringen und unbedeckt den Ausreißern nachziehen. Erst als das Nest leer war, kamen die Adler und eroberten es. Sie erwischten noch einen vergessenen Vorposten und ließen ihn als Siegestrophäe nach Meiningen abführen, dann besetzten sie die Stadt, nahmen alle Kranken, Weiber und Kinder gefangen, besorgten die Thorwachen und ergaben sich mit den Bürgern dem Jubel des Sieges, bis sie triumphirend die Betten suchten, während es draußen in eine Stockfinsterniß hinein regnete, was vom Himmel ging.

Rauch hatte erst in Schwallungen von den Räthen erfahren, warum er nicht nach Wasungen zurückzukehren brauche, wo er Frau, Kind und „sein Bißchen Lumpen“ zurückgelassen hatte. Wir müssen es uns versagen, zu schildern, wie er die Räthe und die Officiere bediente, die nun ankamen, um bei einer Flasche Wein ihren Kriegsrath fortzusetzen, und wie der Major vor ihm stand, als um Mitternacht ein Eilbote von Gotha den Befehl des Herzogs brachte, Wasungen bis auf den letzten Mann zu halten. Mit schlotterndem Gebein beauftragte er Rauch, die Mannschaft in Ordre de bataille zu stellen.

Drunten aber war's fürchterlich. Roß und Mann rannte in der stockfinstern Regennacht durcheinander, Trüppchen um Trüppchen kam fluchend und wetternd an, die Kanonen staken in einem Hohlwege, nirgends ließ sich ein Officier blicken. Während nun Rauch, endlich von Brandis unterstützt, Ordnung zu schaffen suchte, rief eine Stimme ihn an, deren Klang ihm däuchte „wie die Jakob's den Kindern in der Wüste“. Es war Major von Benckendorf, der seinem Hülfscorps vorausgeeilt war und der nun den von Rauch an- und ausgeführten Zurückmarsch nach Wasungen anordnete. Die Wiedereroberung der Stadt, in welcher die Sieger in allzu großer Sicherheit schlummerten und zu spät erwachten und zu den Waffen griffen, gelang nach einem kurzen Straßengefechte, und nachdem die glücklich mit hereingeschafften Kanonen am Mittel- und am oberen Thore gegen herandringende Milizen und Reiterei ihr kräftiges Wort gesprochen.“ Als die Sonne am Himmel stand, hielten auch die Herren Subdelegirten wieder ihren Einzug in die Stadt, die nun im ungestörten Besitze der Gothaer blieb, bis nach fast endlosen Verhandlungen, und zwar erst am 4. August 1748, mit dem Abzuge der Besatzung der Wasunger Krieg sein Ende erreichte.

Wir sind es unseren Lesern noch schuldig, zu berichten, wie Friedrich der Große von Preußen in diesen Handel verwickelt wurde. Der König neigte sich, wie die meisten übrigen Reichsfürsten, der Partei des Herzogs von Meiningen zu, indem er es dem Gothaer verargte, so bereitwillig dem Reichskammergerichte gegen einen Fürsten gehorcht zu haben. Der Ausspruch des Reichstags war jedenfalls für Gotha unsicher. Da starb am 29. Januar 1748 Herzog Ernst August von Weimar mit Hinterlassung eines einzigen unmündigen Prinzen, und sowohl Herzog Friedrich, wie die Herzöge von Meiningen und Coburg-Saalfeld erhoben Anspruch auf das Recht der Vormundschaft. Dieser neue Streit schob die Gleichen'sche Angelegenheit fast bei Seite. Nun bestand in Weimar eine 200 Mann starke, besonders schöne Garde, die dem „alten Fritz“ stark in's Auge stach. Mit diplomatischer Feinheit wurde dem Gothaer beigebracht, daß der König einen ihm nicht ungünstigen Vergleich mit dem Meininger hinsichtlich der Gleichen'schen Sache und mit diesem und dem Coburger hinsichtlich der Vormundschaft durchführen wolle, wenn er ihm diese Weimarische Garde zuweise. Herzog Friedrich erfüllte diesen Wunsch, die Vergleiche kamen zu Stande, die Gothaische Besatzung zog von Wasungen nach Gotha und die Weimarische Garde von Weimar nach Berlin ab — und der Friede war verbrieft und besiegelt.

Der Herzog von Meiningen, dessen Namen wir noch nicht genannt, war Anton Ulrich, nach dem Ausspruch des landes- und geschichtskundigen G. Brückner „ein Mensch und Fürst aus einem Guß“. Als dritter Prinz seines Hauses ohne Anwartschaft auf die Allein-Regierung des Landes hatte er eine reine Herzensehe geschlossen mit Philippine Elisabeth, der Tochter eines hessischen Hauptmanns David Cäsar. Brachte diese Ehe seine beiden Brüder und den gesammten meiningischen Adel gegen ihn auf, so verbanden sich mit diesen auch noch die ernestinischen Agnaten gegen ihn, als er es durchsetzte, daß Kaiser Karl der Sechste seine Gemahlin und Kinder in den Fürstenstand erhob und letztere mit allen fürstlichen ernestinischen Hausrechten belieh. Die Kränkungen, ja persönlichen Beleidigungen, welche er und die Seinen am meiningischen Hofe von den Verwandten und vom Adel zu erdulden hatten, bewogen ihn, meist im Ausland zu leben und, als er selbst regierender Herr geworden war, den Hofadel seine Strenge spüren zu lassen. Hierin liegt wohl auch der eigentliche Beweggrund seines Verfahrens gegen die Gleichen'schen Eheleute und der Bevorzugung der Frau von Pfaffenrath, die, wie er, ihre freie Liebe einem Bürgerlichen geschenkt hatte. Uebrigens trat der Tod als Friedensstifter zwischen ihn und die Agnaten. Seine Gattin und ihre Kinder starben, er aber entriß den Agnaten, die sich bereits in der Stille in sein Land getheilt hatten, die Erbschaft dadurch, daß er noch im dreiundsechszigsten Jahre eine Prinzessin von Hessen-Philippsthal heirathete und eine zahlreiche nun legitime Nachkommenschaft hinterließ.

Die Gleichen'schen Eheleute hatten schon im April 1747 Meiningen verlassen und sich nach Römhild zurückgezogen, wo beide, durch die ausgestandenen Leiden doch innerlich gebrochen, schon im folgenden Jahre kurz nach einander starben. Es war ihr letzter und ein verzeihlicher Stolz, mit dem die ehrenfeste und tapfere Landjägermeisterin noch auf dem Sterbebett sagte: „Ich maintenirte meinen Posten.“

Friedrich Hofmann.

Blätter und Blüthen.

Heinrich Beta. Soeben, nach Schluß dieser Nummer (am 1. April) geht uns die Trauerbotschaft vom Tode unseres langjährigen Mitarbeiters Dr. H. Beta zu, dem Verfasser der erst in voriger Nummer abgedruckten „Erinnerungen an Freiligrath“. Wir werden auf diesen uns so nahe angehenden Todesfall noch in der nächsten Woche zurückkommen.

Kleiner Briefkasten.

Herr **Gustav Höcker**, im Jahre 1867 in Karlsruhe, wird um die Freundlichkeit ersucht, uns seine Adresse anzugeben.

M. St. in R—st. Das Carus Sterne'sche Buch „Werden und Vergehen“, aus dem wir übrigens in unserer Nr. 42, 1875, einen längeren Abschnitt mittheilten, ist nunmehr bei Gebrüder Bornträger in Berlin erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Fr. Cl. J—ph in Los Angeles. Ihr von warmer Heimathliebe erfülltes Gedicht leiht zwar einem ansprechenden Gedanken Ausdruck, ist aber in der vorliegenden Form zum Abdrucke in unserem Blatte nicht recht geeignet.

E. M. in Barmen. Ist in den Papierkorb gewandert.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 17. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Käthe wollte Bruck's Antwort nicht hören; denn es war ihr schrecklich, stets unfreiwillige Zeugin der Scenen zwischen den Verlobten zu sein — Bruck mußte sie zuletzt hassen. Aber sie war namenlos empört über die abermalige Komödie, die sich eben wieder vor ihren Augen abgespielt. Das abgegriffene, wandermüde Manuscript, das auf seinen „Zickzackwegen durch die Welt“ von competenter Seite wiederholt als nicht brauchbar zurückgeschickt worden war, es hatte die Rolle eines thränenwerthen Opfers spielen müssen, das die Seelengröße, die hehre Selbstüberwindung eines hochbegabten, sich und ihren Genius verleugnenden Weibes dem strengen Herrn und Gebieter brachte.

Es wurde drüben gesprochen. Käthe hörte durch die Melodie, welche ihre Hände energischer als sonst den Tasten entlockten, die ernste, unbewegte Stimme des Doctors, aber sie verstand zu ihrer eigenen Beruhigung kein Wort, und als sie schloß, da kam auch Flora schon wieder herüber, um in das Balconzimmer zurückzukehren. Diesmal hing sie nicht an Bruck's Arm; sie hielt das Bouquet der Fürstin in der Hand und ging neben dem Doctor her, verdrossen wie ein gescholtenes Kind, das aber nicht zu widersprechen wagt — Flora hatte ihren Herrn und Meister gefunden. ... Ein zorniger Seitenblick streifte die am Flügel sitzende Schwester, die eben die Hände von den Tasten sinken ließ. „Gott sei Dank, daß Du fertig bist, Käthe!“ sagte sie stehen bleibend. „Du lärmst ja auf dem Instrument, daß man sein eigenes Wort nicht versteht. Schau, Deine eigenen Sachen spielst Du ja ganz nett — das sind eben harmlose Kindermelodien ohne alle Tiefe — an Schubert und Liszt aber solltest Du Dich nicht wagen; dazu fehlt Dir das Verständniß und vor Allem die Fertigkeit.“

„Henriette hat die Pièce zu hören gewünscht,“ entgegnete Käthe gelassen und schloß den Flügel. „Für eine fertige Clavierspielerin habe ich mich nie ausgegeben —“

„Nein, Herzenskäthe, das hast Du niemals gethan, bist auch keine Virtuosin, die Bocksprünge mit ihren Fingern macht,“ fiel Henriette ein; sie stand plötzlich, wie hingeweht, auf der Schwelle des Musiksalons, „aber das Mädchengemüth möchte ich kennen, das Schubert inniger aufzufassen vermöchte, als Du — oder meint Schwester Flora, die Thränen, die Einem dabei in die Augen treten, weine und heuchle man aus purer Gefälligkeit?“

„Kranke Nerven, Kindchen — weiter nichts!“ lachte Flora und folgte dem Doctor in den Salon, von wo die Präsidentin ihn gerufen hatte.

Die alte Dame saß drüben mit etwas echauffirtem Gesicht, in der einen Hand die Lorgnette, in der anderen einen Brief, den ein Bedienter eben gebracht hatte. „Ach, liebster, bester Hofrath,“ — sie gebrauchte diesen Titel, so oft er sich anbringen ließ; denn er schmeichelte ihrem Ohre trotz alledem und alledem — „da schreibt mir eben meine Freundin, die Baronin Steiner, daß sie in den nächsten Tagen hierher kommen will, um Rath und Hülfe bei Ihnen zu suchen. Sie ist ganz trostlos über ihren kleinen Enkel, den Stammhalter der alten Familie von Brandau — der Junge hinkt seit einiger Zeit ein wenig, und die tüchtigsten Aerzte tappen im Dunkeln über den Ursprung des Leidens. Wollen Sie das Kind untersuchen und in Behandlung nehmen?“

„Sehr gern, vorausgesetzt, daß die Dame nicht allzu große Ansprüche an meine Zeit macht.“ Er kannte schon diese hocharistokratisch sich geberdenden Damen, die gar zu gern „warten lassen“ und einen angehenden Schnupfen wie eine Todeskrankheit respectirt sehen wollen.

Die Präsidentin war sichtlich verletzt durch die gleichgültige Art und Weise, mit welcher ihre Bitte aufgenommen wurde; sie antwortete nicht.

„Die Baronin ist sehr pikirt über meinen neulichen Absagebrief,“ wandte sie sich an Flora, „der Zettel da“ — sie tippte mit der Lorgnette auf das Briefblatt — „strotzt von Anzüglichkeiten, und wenn nicht Sorge und Angst an sie heranträten, würde sie mir wohl nie wieder geschrieben haben; wie mich das schmerzt, kann ich kaum sagen. Sie will nun im ersten besten Hôtel wohnen, von wo aus unser Hofrath am ersten zu erreichen ist, und bittet mich wenigstens um die Gefälligkeit, ihr eine Wohnung von fünf Zimmern auszumachen.“ Jetzt zuckte ein wahrhaft vernichtender Blick unter den breiten Lidern hervor nach dem jungen Mädchen im weißen Kleide, das ihr gegenüber hinter einem Stuhle stand und, die Hände auf die Lehne desselben gelegt, mit niedergeschlagenen Augen den Verhandlungen zuhörte, wobei abwechselnd Erröthen und Blaßwerden über das liebliche Gesicht hinflogen — war doch jedes Wort ein Vorwurf für sie.

„Mein Gott, es ließe sich ja schließlich in der Beletage einrichten, wenn die gute Steiner nicht à tout prix fünf Zimmer haben müßte,“ fuhr die Präsidentin fort. „Aber sie braucht doch nothwendig einen Salon für sich und ihre Tochter Marie, ein Wohnzimmer für den kleinen Job von Brandau und seine Gouvernante, und allermindestens drei Schlafzimmer — die Jungfer kommt ja auch mit.“ Sie stützte sorgenschwer und tief verstimmt den Kopf in die Hand.

„Das will Alles in Allem sagen, daß Käthe für die Besuchszeit dieser wildfremden und anmaßenden Frau Baronin im Wege ist," fuhr Henriette scharf und zornig heraus.

„Ich habe mich bereits erboten, in die Mühle zu gehen," sagte die junge Schwester ohne eine Spur von Empfindlichkeit und strich beschwichtigend mit der Hand über Henriettens Haar.

„O nein, da weiß ich etwas Besseres, Käthe — wenn Du denn einmal weichen mußt," rief die Kranke mit aufleuchtenden Augen. „Wir bitten die Tante Diakonus um das liebe, traute Fremdenzimmer für Dich; ich weiß, sie wird ganz glücklich sein, Dich drüben zu haben, denn Du bist ja ihr Augapfel.... Dein Flügel wird hinübergeschafft, und da darf ich dann auch kommen, so oft ich will" — sie verstummte plötzlich mit einem Blicke auf den Doctor. Dieser hatte sich zuerst abgewendet und durch das Fenster gesehen, und jetzt kehrte er ihr das tiefverfinsterte Gesicht zu, und das, was sie aus seinen Augen ansprühte, war heftiger, zürnender Widerspruch; sie traute ihren Sinnen kaum — er war gar nicht mehr er selbst.

„Ich finde es praktischer und schlage deshalb vor, daß der Knabe mit seiner Erzieherin in meinem Hause einquartiert wird," sagte er kalt und gezwungen.

Die Präsidentin rückte und zupfte verlegen an der Schleierwolke unter ihrem Kinn, auch konnte sie ein flüchtiges, ironisches Lächeln kaum unterdrücken. „Das wird sich schwerlich arrangiren lassen, bester Hofrath," versetzte sie. „Meine alte Freundin wird sich um keinen Preis von Job trennen wollen, und dann — Sie haben keinen Begriff davon, wie entsetzlich verwöhnt der Junge ist. Unser kleiner, lieber Erbprinz ist nicht so exquisit logirt, wie dieser einzige und letzte Sproß der Brandau's; das dürre, häßliche Kerlchen schläft unter Atlasdecken und seidensammtenen Vorhängen. Mein Gott ja, die Familie kann das, und findet solch eine luxuriöse Umgebung selbstverständlich. Unsereins kommt aber in Verlegenheit, wenn es gilt, sie zu logiren."

„Und weshalb ziehst Du es vor, das kleine Scheusälchen — dieser gefeierte letzte Sproß der Brandau ist nämlich der ungezogenste, nichtsnutzigste Bengel, den die Welt hat — der armen Tante Diakonus in's Haus zu bringen, Leo?" fragte Henriette heftig und gereizt den Doctor; sie war urplötzlich in jene krankhafte Aufregung verfallen, welche sie öfter Dinge sagen ließ, die sie nachher bitter bereute. „Was hat Dir denn Käthe gethan? Ich sehe es längst mit Ingrimm, wie ungerecht und vorurtheilsvoll Du gegen sie bist; ist sie Dir nicht vornehm genug, weil der Schloßmüller ihr Großvater war? Nie fällt es Dir ein, sie auch nur anzureden, und das ist doch geradezu lächerlich, denn sie ist und bleibt Flora's Schwester, so gut wie ich. Unter uns Allen waltet das trauliche ‚Du' — nur sie ist die Ausgestoßene."

„Mein lieber Schatz, dieses ‚Du' ist mir längst ein Dorn im Auge, und wenn es auf mich allein ankäme, dann dürftest Du es so wenig gebrauchen, wie Käthe auch," fiel Flora ein. „Aufrichtig gestanden, ich gönne keiner Anderen auch nur das Jota von einem Vorrechte, das mir allein zusteht. In Bezug auf Dich will ich Gnade für Recht ergehen lassen — mag es dabei bleiben, von Käthe's Seite aber würde ich mir eine solche Vertraulichkeit zu Leo ganz ernstlich und energisch verbitten." Sie schlang ihren Arm um die Schulter des Doctors und schmiegte sich mit einem zärtlichen Aufblicke eng an seine hohe Gestalt.

Machte es diese Berührung in Gegenwart der Anderen, oder war er innerlich so bestürzt und empört über Henriettens rücksichtslose Vorwürfe — der Doctor fuhr empor, als halte ihn eine Schlange und nicht ein schöner, weicher Mädchenarm umschlungen, und sein Gesicht war weiß und blutlos wie der Tod.

Käthe wandte sich ab und wollte das Zimmer verlassen — sie hätte laut aufweinen mögen, so entsetzlich wehe hatte man ihr gethan, aber sie verbiß standhaft die Qual und bemühte sich, ihre äußere Haltung zu behaupten; da wurde die Thür geöffnet, auf die sie zuschritt, und der Commerzienrath trat herein. Wunderlich, sie vergaß in diesem Augenblicke völlig die Abneigung, die sich ihr während der letzten Zeit in das Herz geschlichen; sie dachte nur daran, daß er ihr Vormund sei, Vaterstelle bei ihr vertreten und sie schützen müsse, und in Folge dieses Antriebes trat sie neben ihn und legte die Hand auf seinen Arm.

Er sah sie überrascht, aber froh lächelnd an und drückte ihre Hand unter schalkhaftem Augenblinzeln mit seinem Arme fest an das Herz. Die Hände hatte er nicht frei; er trug eine kleine Kiste, die er auf den Tisch stellte, hinter welchem die Präsidentin saß. Sein Eintreten unterbrach eine unsäglich peinliche Scene, und Henriette, die sie herbeigeführt, hätte ihm jetzt um den Hals fallen mögen für den heiteren, frohmüthigen Ton, den er in seiner Unbefangenheit anschlug.

„Nun bin ich getröstet; da ist endlich mein Angebinde für Dich eingetroffen, Flörchen," sagte er. „Mein Berliner Agent entschuldigt sein Zögern mit der Umständlichkeit der Fabrikanten." Er lüftete den Deckel. „Apropos, ich habe auch *noch* eine Geburtstagsfreude für Dich," unterbrach er sich in leichtfertig scherzendem Tone. „Eben sagt man mir, daß Du gerächt bist; heute Morgen ist die Hauptheldin des Attentates im Stadtforste, die mit den gefahrdrohenden Nägeln, verurtheilt und ihr eine ganz bedeutende Gefängnißstrafe zuerkannt worden; die Anderen, entweder noch sehr jung oder zu der Missethat von der Anstifterin verführt, wie sich herausgestellt hat, sind meist mit einem blauen Auge davon gekommen."

„Ich will nicht hoffen, daß Flora diese Nachricht wirklich als Geburtstagsfreude aufnimmt," rief Henriette. „Allerdings, Strafe muß sein, und der großen, wilden Megäre kann es nicht schaden, wenn sie durch Stillsitzen ein wenig zahm gemacht wird, allein für uns selbst hat in jenem entsetzlichen Auftritt etwas so namenlos Beschämendes und Niederschlagendes gelegen — es ist schrecklich, sich so verhaßt und verwünscht zu wissen, und die Verhaßteste von uns Allen ist Flora — daß Du besser gethan hättest, Moritz, gerade heute darüber zu schweigen."

„Meinst Du?" lachte Flora. „Moritz kennt mich besser; er weiß, daß ich hoch über der sogenannten Volksstimme stehe und, um populär zu werden, nie einen Finger rühre. Und Du hast früher nicht anders gedacht, Henriette. Ich möchte wissen, was Du noch vor acht Monaten gesagt haben würdest, wenn irgend Jemand die Volksinteressen in unseren Salons betont und vertreten hätte — das waren Dir ‚böhmische Dörfer'. Aber seit Käthe da ist, sind diese Fragen in unserer Beletage so über alle Gebühr an der Tagesordnung, daß Einem angst und bange wird vor so viel spartanischer Tugend und unfehlbarer Mädchenweisheit. Es sollte mich sehr wundern, wenn unsere Jüngste nicht bereits in ihrem Kochbuch Braten und Suppen aufgeschlagen hätte, die nothwendig sind, um die Büßende bei Kräften zu erhalten."

„Das nicht," entgegnete Käthe muthig und ernsthaft in das vor Spott und Sarkasmus zuckende schöne Gesicht der impertinenten Schwester hinein; „aber nach ihren Familienverhältnissen habe ich mich erkundigt — sie hat vier kleine Kinder, und ihr unverheiratheter Bruder, der in Moritzens Spinnerei beschäftigt war und für die halbverwaisten Kleinen mitgesorgt hat, liegt schon längere Zeit krank danieder. Es versteht sich von selbst, daß diese fünf hülflosen Menschen unter der nothwendigen Strafe nicht mitleiden dürfen, und da will ich lieber gleich sagen, daß ich die Verpflegung in die Hand genommen habe, bis die zwei Versorger wieder arbeitsfähig sind."

Der Commerzienrath fuhr herum — er schien denn doch einen Widerspruch auf den Lippen zu haben. „Ja, Moritz," sagte das junge Mädchen rasch mit einem ausdrucksvollen Blick, „das sind so Momente, wo mir vor dem Geldschrank meines Großvaters weniger graut."

Die Präsidentin rückte ungeduldig auf ihrem Lehnstuhl hin und her — diese *crasse* Sentimentalität ging ihr über den Spaß. „Das sind ja recht hübsche Eröffnungen! Wie wunderlich und verdreht sich doch solch ein Kindskopf die Welt malt! In gefährlichere Hände kann der Reichthum gar nicht kommen," rief sie tiefgeärgert. „Ja, nicht wahr, bester Bruck, da stehen Sie nun auch und sehen sich nachdenklich die Hand an, die sich so hülfsbedürftig an Moritzens Arm anklammert und dabei doch so willkürlich und eigenmächtig das Geld zum Fenster hinauswirft, das er mit mehr Strenge verwalten sollte?"

Käthe zog augenblicklich die Hand zurück. Sie sah noch, wie die Augen des Doctors unverwandt und finster auf ihren Fingerspitzen hafteten und dann erschrocken über die gegenüberliegende Wand hinstreiften.

„Ach, Großmama, ein Blick der Mißbilligung ist das ganz

sicher nicht gewesen," rief Flora scharf; sie trat mit einer ungestümen Geberde ein wenig zurück und beobachtete argwöhnisch den Farbenwechsel auf dem schönen Gesichte des Verlobten. „Bruck war ja selbst immer so eine Art Enthusiast für das sogenannte Volkswohl —"

„Aber jetzt doch nicht mehr, mein Kind — jetzt, wo er bei Hofe verkehrt und die Gnade des Fürsten besitzt, wie kaum ein Anderer?"

„Und weshalb sollte ich diesem Verkehre meine Grundsätze unterordnen?" fragte der Doctor anscheinend ruhig, allein seine Stimme klang unsicher und bewegt, als habe er noch mit inneren Stürmen zu kämpfen.

„Mein Gott, Sie werden doch nicht mit diesen Umsturzmenschen, diesen Socialdemokraten, gehen wollen?" rief die Präsidentin ganz bestürzt und alterirt.

„Ich glaube, schon einige Male ausgesprochen zu haben, daß ich gar keiner dieser heftig streitenden Parteien angehöre, eben aus Humanität. Ich bemühe mich, den klaren Ueberblick zu behalten, den der Parteihaß stets trübt und welcher doch so nothwendig ist, wenn man zum wahren Menschenwohle wirken will."

Währenddem hatte der Commerzienrath geschäftig die Kiste ausgepackt. Ihm war es stets höchst fatal, wenn das Gespräch auf ein Gebiet hinüberspielte, wo die Meinungsdifferenzen ihm das häusliche Behagen, wenn auch nur für einen Moment, störten. Er entfaltete maisgelben Atlas und veilchenfarbenen Seidensammet. „Zwei Toiletten zu Deinem ersten Debüt als Frau Professorin auf dem Balle und in der Soirée," sagte er unmittelbar nach Bruck's Ausspruche zu Flora.

Er hatte seinen Zweck erreicht — der Glanz, den er hinbreitete, war zu verführerisch für Damenaugen; selbst Henriette vergaß momentan ihren Groll, als auch noch elegante Fächer und Cartons mit Pariser Blumen und Federn das reiche Geburtstagsgeschenk vervollständigten. Aber noch war der Inhalt der Kiste nicht erschöpft. „Die anderen Damen meines Hauses dürfen nicht leer ausgehen, um so weniger, als ich einstweilen eine Reise nicht in Aussicht und mithin für die nächste Zeit nicht die Gelegenheit habe, Etwas mitbringen zu dürfen," fuhr der Commerzienrath fort.

Die Präsidentin nahm mit süßem Lächeln einen kostbaren Spitzenshawl in Empfang, und Henriette erhielt eine weiße Taffetrobe, in Käthe's widerstrebende Hand aber drückte der Commerzienrath mit einem eigenthümlich verständnißvollen, vielsagenden Blicke ein ziemlich umfangreiches Etui.

Dieser eine Blick rief blitzschnell in der Seele des jungen Mädchens einen wahren Sturm der widerwärtigen Empfindungen wach, die sie in der letzten Zeit zu ihrem eigenen Befremden so sehr gegen den Schwager und Vormund eingenommen. Nein, und abermals nein! So seltsam feurig und so innig vertraut, als gelte es ein Geheimniß, um das nur sie Beide wüßten, durfte und sollte er sie nicht anblicken — sie wollte sich das ein- für allemal verbitten. Scham, Abneigung und der fast unbezwingliche Drang, ihren Widerwillen gleich jetzt, vor Aller Ohren, unverhohlen auszusprechen, das Alles kämpfte in ihr und mochte sich wohl auf ihrem Gesicht spiegeln, wenn es auch mißverstanden wurde.

„Nun, Käthe, ist es Dir so etwas Neues, beschenkt zu werden?" fragte Flora. „Was hat Dir denn Moritz zugesteckt? Einmal müssen wir es doch erfahren, das süße Geheimniß — gieb nur her, Kind!" — Sie fing das Etui auf, das eben im Begriff war, auf die Erde zu fallen, und drückte auf die Feder. Ein blaßrothes Feuer entströmte den Steinen, die, als Halsband aneinandergereiht, auf schwarzem Sammet lagen.

Die Präsidentin nahm die Lorgnette vor die Augen. „Superbe gefaßt! Eigentlich zu künstlerisch, zu antik für die Imitation, wenn sie auch modern und selbst von hochgestellten Damen augenblicklich sanctionirt wird. ... Der Glasfluß ist merkwürdig rein und feurig." Sie blinzelte angestrengt hinüber und streckte nachlässig die Hand aus, um sich das Etui zur näheren Besichtigung auszubitten.

„Glasfluß?" wiederholte der Commerzienrath beleidigt. „Aber, Großmama, wie können Sie mich denn für so entsetzlich unnobel halten? Ist denn auch nur ein Faden hier unecht?" — Er fuhr mit der Hand durch die knisternden Stoffe. „Ich kaufe grundsätzlich nie Imitation — das sollten Sie doch aus Erfahrung wissen."

Die Präsidentin biß sich auf die Lippen. „Das weiß ich, Moritz — ich bin nur ganz consternirt der Thatsache gegenüber; das sind Rubinen-Exemplare, wie sie, meines Wissens, unsere liebe Fürstin nicht einmal aufzuweisen hat."

„Dann thut mir der Fürst leid, daß ihm die Mittel dazu fehlen," rief der Commerzienrath unter übermüthigem Lachen. „Uebrigens müßte ich mich schämen, gerade Käthe etwas Werthloses zu schenken, Käthe, dem Goldkind, das in zwei Jahren aus dem eigenen Besitze jedes beliebige Capital entnehmen und sich Juwelen anschaffen kann, so viel sie Lust hat. Wie würde sie dann die Imitation als eine Beleidigung verächtlich in die Ecke werfen!"

„Ich glaube das selbst," fiel die Präsidentin mit kühler Ironie ein; „Käthe hat eine merkwürdige Passion für alles Schwere, in welchem recht viel Geld steckt — das beweisen ihre ewigen Taffettoiletten. Aber, mein Kind" — sie heftete die Augen scharf auf das junge Mädchen, das die bebenden Hände wieder auf der Stuhllehne gefaltet und keine Miene gemacht hatte, das Geschmeide zurückzunehmen — „auch die Art, sich zu kleiden, muß vom Tactgefühle, vom guten Ton ausgehen, wenn man denn einmal gern zur feinen Welt gehören möchte. Achtzehn Jahre und Brillanten passen nicht zusammen — an einen Mädchenhals gehört ein schlichtes Kreuz oder Medaillon am Sammetbande, allerhöchstens eine einfache Perlen- oder Korallenschnur."

„Ich bitte Dich, Großmama, Käthe bleibt doch nicht immer achtzehn Jahre und auch nicht immer ein Mädchen," rief Flora mit frivolem Muthwillen. „Das weiß ich am besten, gelt, Käthe?"

Die Augen des Mädchens flammten auf vor beleidigter Scham und vor Unwillen; sie wandte sich stolz ab, ohne auch nur mit einer Silbe zu antworten.

„Schau, wie sie erhaben aussehen kann, die Kleine!" lachte Flora gezwungen auf — es gelang ihr nicht, ein Gemisch von Aerger und Verlegenheit ganz zu verbergen. „Thut sie doch, als hätte ich an das strengste Amtsgeheimniß mit meiner unschuldigen Ausplauderei gerührt! Ist's denn ein Verbrechen, wenn man den Wunsch hat, sich zu verheirathen? Geh', kleine Prüde! Was man in einem vertraulichen Augenblicke bekennt, das muß man auch öffentlich nicht verleugnen." Sie schob die schneeweißen Finger spielend unter die funkelnden Rubinen und sah schelmisch und vielsagend blinzelnd den Commerzienrath von der Seite an. „Wahr ist's, Moritz — das ist in der That ein Collier — wie es nur die Frau eines Millionärs tragen kann."

Bei diesen Worten erhob sich die Präsidentin. Sie raffte mit ungewohnter Hast und unsicheren Fingern Brief und Lorgnette auf und zog die Mantille über die Schultern, um zu gehen. „Magst Du auch immer streng auf Echtheit halten, bester Moritz," sagte sie vornehm gelassen; „der Champagner, den wir Mittags auf Flora's Wohl getrunken haben, war es nicht; er macht mir unerträgliches Kopfweh. Ich muß mich für einige Stunden niederlegen."

Inmitten des Salons wandte sie sich noch einmal zurück. „Wenn ich mich erholt haben werde, möchte ich Dich um eine Entscheidung bitten," setzte sie hinzu, indem sie dem Commerzienrath den Brief hinhielt. „Lies ihn — Du wirst finden müssen, daß die Baronin nicht zum zweiten Mal zurückgewiesen und beleidigt werden darf. Ich habe mich neulich gefügt um des lieben Friedens willen, aber nun bin ich nicht mehr in der Lage, so unverantwortlich nachzugeben. Leute unseres Standes lassen sich denn doch nicht wie Marionetten, je nach Gefallen, dirigiren und wohl gar als unbequem abschütteln. Das bedenke wohl, Moritz!"

Mit kalter Strenge in den Zügen und einem hochmüthigen Kopfnicken ging sie hinaus.

19.

„Da wirst Du einen schweren Stand haben, Moritz," sagte Flora nach der Richtung zeigend, wo die Präsidentin verschwunden war. „Die Großmama ist gerüstet und bewehrt bis an die Zähne —"

Der Commerzienrath lachte hell auf.

„Nun, Du sollst sehen, sie wird nicht einen Zoll breit von

dem Terrain, das Du ihr allzu bereitwillig und unumschränkt eingeräumt hast, an eine Andere abtreten wollen. Ich habe Dich oft genug gewarnt, sieh Du nun auch zu, wie Du mit ihr fertig wirst!“ Sie unterbrach sich plötzlich und erfaßte besorgt Bruck's Hand. „Sage mir nur um des Himmels willen, was mit Dir ist, Leo?“ rief sie leidenschaftlich erregt. „Du kämpfst mit einem inneren Schmerz, den Du mir verbergen möchtest. Magst Du auch Andere täuschen, das Auge der Liebe täuschest Du nicht. Hier und hier“ — sie fuhr mit ihren weißen Fingern über seine Stirn, die bis an die Haarwurzeln erröthete — „sehe ich Linien, die mich ängstigen. Du strengst Dich offenbar zu sehr an. Weißt Du, daß ich mir die Freiheit nehmen und von heute an einen unserer Diener in Deine Stadtwohnung beordern werde, um diese lästigen Spießbürger unerbittlich zurückzuweisen, die Dein ärztliches Wirken kaum noch mit Steinen beworfen haben und nun Dich zu Grunde richten mit ihrer Zudringlichkeit?“

Henriette starrte die zuversichtliche Sprecherin wie fassungslos an, und der Commerzienrath räusperte sich und strich wiederholt mit der Hand über sein feines Bärtchen, um einen moquanten Ausdruck zu verbergen, über das Gesicht des Doctors aber, das vorhin allerdings eine unerklärliche, erschreckende Starrheit angenommen hatte, ging jetzt schattenhaft ein schneidendes, bitterverächtliches Lächeln hin. „Das wirst Du nicht thun, Flora,“ sagte er rauh und sehr gebieterisch. „Jede unbefugte Einmischung in meine Praxis muß ich mir entschieden verbitten — heute und immer. Ich habe übrigens im Interesse eines Schwerkranken, den heftige Gemüthsbewegungen geistig und körperlich gebrochen, ein Wort mit Dir zu reden,“ wandte er sich an den Commerzienrath. „Möchtest Du mir wohl eine Besprechung unter vier Augen gestatten?“

„Eines Schwerkranken?“ wiederholte der Commerzienrath nachsinnend. Er runzelte gleich darauf finster die Brauen, und ein harter, widerwilliger Zug entstellte seinen Mund. „Ach ja, ich weiß schon,“ sagte er mit einer wegwerfenden Handbewegung; „es ist der wagehalsige Mosje, der Kaufmann Lenz. Der Mensch hat auf die unvernünftigste Weise in's Blaue hinein speculirt und möchte sich nun mit einem tiefen Griffe in meinen Seckel retten; ich bedanke mich.“

„Willst Du mir dergleichen nicht lieber drüben aussprechen?“ fragte der Doctor mit starkem Nachdrucke. „Wir Beide sind heute noch die Einzigen, die der Mann in seine furchtbare Lage eingeweiht hat; nicht einmal seine Frau weiß darum —“

„Nun meinetwegen; ich werde ja hören, inwiefern er Dich zum Vermittler gemacht hat, glaube aber schwerlich, daß ich ihm auch nur eine Fingerspitze reichen werde. Es ist eine total verlorene Sache, sag' ich Dir.“ Er zuckte kalt die Achseln; den einst wirklich gutherzigen Mann hatten Glück und Geld unempfindlich gemacht — er war völlig unfähig geworden, sich in eine von qualvollen Sorgen hin- und hergepeitschte Menschenseele hineinzudenken. „Im Uebrigen hast Du am allerwenigsten Ursache, Dich seiner anzunehmen, er hat auch einen Stein aufgehoben, um Dich zu bewerfen.“

„Soll das wirklich maßgebend für mich sein?“ fragte Bruck ernst über die Schulter, während er sich anschickte, dem Commerzienrathe in das anstoßende Zimmer voranzugehen. — Der Mann der Wissenschaft erschien in diesem Augenblicke hochherrlich und imponirend neben dem jäh erröthenden Geldmenschen.

Die drei Schwestern blieben allein. Flora schellte übelgelaunt nach ihrer Jungfer, damit sie die Geschenke des Commerzienrathes hinwegräume, und Käthe griff nach ihrem Sonnenschirme.

„Willst Du in's Freie, Käthe?“ fragte Henriette, die sich wieder in ihren Schaukelstuhl gekauert hatte.

„Es ist heute Arbeitsstunde bei der Tante Diakonus; ich habe mich schon verspätet und muß eilen —“ das junge Mädchen verstummte unwillkürlich; Schwester Flora warf einen Carton mit Blumen so heftig in die Korbwanne, welche die Kammerjungfer herbeigeholt hatte, daß ein ganzer Regen zarter, weißer Blüthenglocken über die Stoffe hinflog.

„Wie mich dieses Thun und Treiben anekelt, kann ich gar nicht sagen,“ rief sie ergrimmt. „Diese Tante, dieses personificirte Pflichtgefühl, hat meine heutige Einladung zum Kaffee abgelehnt, weil die kleinen Damen aus unserem verrufensten Stadtviertel beileibe nicht unverrichteter Dinge fortgeschickt werden dürfen, und Fräulein Käthe beeilt sich selbstverständlich aus demselben Grunde, zu der Farce eine ernsthafte Miene voll Pflicht und Tugend zu machen.“

Sie biß sich auf die Lippen und wartete, bis sich die Jungfer entfernt hatte, dann aber erfaßte sie Käthe, die eben schweigend das Zimmer verlassen wollte, am Arm und hielt sie zurück. „Nur einen Augenblick Geduld! Ich muß Dir sagen, daß Du mich durch Dein Gebahren in eine Rolle drängst, die ich auf die Dauer unmöglich durchführen kann — bis zum September ist eine lange Zeit. Was liegt näher, als daß die Tante von der Braut ihres Neffen dieselbe heroische Selbstüberwindung verlangt, wie sie das Muster von Schwester an den Tag legt? — Ich soll die ungewaschenen Kinderfinger zwischen die meinen nehmen und lammgeduldig Masche um Masche von den Nadeln heben, bis solch ein vernagelter Taglöhnerkopf die Manipulation des Strickens begriffen hat. Ich soll nöthigenfalls schmutzige Gesichter waschen, wirre Zöpfe strählen und stundenlang mit den unappetitlichen Menschenkindern Ringelreihe spielen — ich hab's versucht — brr! Und wenn ich darauf hin mein Mitwirken unterlasse, da geschieht es, daß ich durch die Ohrenbläsereien der guten Tante in Bruck's Augen zu einem wahren Ungeheuer gestempelt werde, das — unweiblich und herzlos — die süße Kinderwelt nicht liebt. Aus diesem Grunde verbiete ich Dir nochmals, ein- für allemal diese Art Verkehr im Hause meines Bräutigams, kraft meines guten Rechtes — hörst Du?“

„Ich höre, werde aber nichts destoweniger thun, was mir mein eigenes Gewissen nicht verbietet,“ versetzte Käthe fest und ruhig und schob mit einer energischen Geberde die Hand der Schwester von ihrem Arm. „Deinem guten Recht, das Du übrigens selbst mißachtet und in meiner Gegenwart als überlästig ausgeboten hast —“

„Ja wohl, ja wohl!“ rief Henriette dazwischen — sie stand plötzlich neben Käthe, und ihre Augen funkelten in unversöhnlichem Haß die übermüthige Schwester an.

„Also diesem Recht trete ich in keiner Weise nahe, dessen bin ich mir bewußt,“ fuhr Käthe fort. „Schlimm aber steht es um Dich, wenn Du in jeder menschenwürdigen Handlung Anderer ein feindliches Element siehst, das Deine Stellung gefährdet —“

„Gefährdet?“ wiederholte Flora unter spöttischem Gelächter die Hände zusammenschlagend. „Liebste, weiseste aller Moralpredigerinnen, das ist ein kleiner Irrthum. Eine Liebesleidenschaft, die sich das Alles bieten läßt, was ich mit gutem Vorbedacht als Feuerprobe über Bruck verhängt hatte, kann durch nichts mehr auf Erden gefährdet werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Menschenaffen.

Von Brehm.

IV. Gefangenleben.

Auf einer seiner Jagden von Dajaks herbeigerufen, sah der bekannte Forscher Wallace einen großen Orang-Utan hoch auf einem Baume sitzen und erlegte ihn mit drei Schüssen. Während die Leute ihn zurüsteten, um ihn nach Hause zu tragen, bemerkte man noch ein Junges von höchstens Fußlänge, welches mit seinem Kopfe im Sumpfe lag und augenscheinlich am Halse seiner Mutter gehangen hatte, als sie vom Baume herabfiel. Glücklicher Weise schien es nicht verwundet, vielmehr sehr kräftig und lebhaft zu sein, begann auch, nachdem ihm der Mund vom Schlamme gesäubert worden war, laut zu schreien. Noch besaß es keinen einzigen Zahn, und erst einige Tage später kamen die beiden unteren Vorderzähne zum Vorscheine. Unglücklicher Weise vermochte Wallace nicht, Milch zu verschaffen, da weder Malaien, noch Chinesen, noch Dajaks dieses Nahrungsmittel verwenden,



Orang-Utans.

Eine Studie nach der Natur von G. Mützel.

und vergeblich bemühte er sich, eine thierische Amme zu gewinnen, sah sich daher genöthigt, dem Kleinen Reiswasser aus der Saugflasche zu geben. Bei so magerer Kost gedieh dieses erklärlicher Weise nicht, und wenn auch gelegentlich Zucker und Kokosmilch hinzugefügt wurde, um die Aetzung nahrhafter zu machen, fehlte doch immer die für dieses Alter unersetzliche Muttermilch. Steckte man dem jungen Orang-Utan einen Finger in den Mund, so saugte er mit größter Kraft, als glaube er durch Anstrengung etwas Milch herauszupressen, und erst nachdem er sich von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen überzeugt hatte, unterließ er mißmuthig weitere und begann, ganz wie ein Kind unter ähnlichen Umständen, kläglich zu schreien. Liebkoste und wartete man ihn, so war er ruhig und ersichtlich zufrieden; legte man ihn weg, so schrie er laut auf.

Nach längerer Zeit gewöhnte er sich an einen ihm zur Wiege dienenden Kasten. Obwohl man denselben täglich mit neuer Unterlage versah und reinigte, wurde es doch sehr bald nöthig, auch ihn selbst zu waschen. Und diese Behandlung gefiel ihm, nachdem er dieselbe einige Male ausgehalten hatte, in so hohem Grade, daß er seinen Pfleger durch Schreien auf die Nothwendigkeit der Reinigung aufmerksam machte und sich erst befriedigte, wenn man ihn nach dem Brunnen trug. Hier strampelte er beim ersten kalten Wasserstrahle allerdings etwas, beruhigte sich aber doch sofort wieder, weil er das Abwaschen und mehr noch das Drücken, Reiben und Kämmen oder Bürsten seines Haares schätzen lernte. Wenn ihm das Haar gebürstet wurde, lag er ganz still und streckte Arme und Beine behaglich von sich.

Nach wenigen Tagen wurde in ihm kindliche Spiellust rege. Zuerst klammerte er sich mit allen Vieren an Alles, was er packen konnte, sodaß man den Bart sorgfältig vor ihm in Acht nehmen mußte, weil er sich mit den krummen Fingern fest in denselben einhäkelte, auch nicht losließ und die Hülfe eines Zweiten erforderlich machte. Bald aber beschäftigte er sich mit anderen Dingen, wirthschaftete mit den Händen in der Luft umher und versuchte irgend etwas zu ergreifen. Gelang es ihm, einen Lappen mit zwei Händen oder mit diesen und einem Fuße zu erfassen, so schien er glücklich zu sein; in Ermangelung eines anderen Gegenstandes ergriff er seine eigenen Füße, und nach einiger Zeit kreuzte er fast beständig die Arme und packte mit jeder Hand das lange Haar der entgegengesetzten Schulter. Eine ihm gereichte Leiter gewährte später erwünschte Beschäftigung; doch war er durch die mangelhafte Ernährung bereits so abgeschwächt, daß er von ihr oft zum Boden herab fiel.

Da Wallace sah, daß er Haare so gern hatte, schnürte er ein Stück Büffelhaut in ein Bündel zusammen und stellte dieses seinem Pfleglinge zur Verfügung. Zuerst schien ihm diese künstliche Mutter aus dem Grunde außerordentlich zu gefallen, weil er mit seinen Beinen nach Belieben umherzappeln konnte und immer etwas Haar zum Festhalten fand, bald aber erinnerte er sich seiner verlorenen wirklichen Mutter und begann nach der Saugwarze zu suchen, bekam jedoch immer nur den Mund voll Haare, wurde verdrießlich, schrie heftig und ließ nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen gänzlich von seinem Vorhaben ab. Nach der ersten Woche fand Wallace, daß sich sein Pflegling leichter mit dem Löffel als mit der Saugflasche ernähren lasse, und man ihm dadurch mehr abwechselnde und nahrhaftere Kost reichen könne, mischte daher Zwieback mit Ei und Zucker, süßen Kartoffeln und dergleichen und freute sich an den drolligen Grimassen desselben, welche Billigung oder Mißfallen über die gereichte Nahrung ausdrückten. Im ersteren Falle beleckte er die Lippen, zog die Backen ein und verdrehte die Augen mit dem Ausdrucke der größten Befriedigung, im letzteren drehte er den Bissen kurze Zeit mit der Zunge im Munde herum, als ob er versuchen wollte, ihm dadurch Wohlgeschmack abzugewinnen, und spie ihn, wenn er ihn nicht wohlschmeckend fand, regelmäßig wieder aus. Gab man ihm dieselbe Nahrung noch ein anderes Mal, so schrie er und schlug heftig um sich.

Als Wallace einen jungen, vielleicht kaum älteren Makaken erhielt, wurde die Hülflosigkeit des Orang-Utan besonders ersichtlich. Er benahm sich ganz wie ein kleines Menschenkind, lag hülflos auf dem Rücken, rollte sich langsam hin und her, streckte alle Viere in die Luft, in der Hoffnung etwas zu erfassen, war aber noch kaum im Stande seine Finger nach einem bestimmten Gegenstande hinzubringen, öffnete, wenn er unzufrieden war, seinen fast zahnlosen Mund und drückte seine Wünsche durch ein sehr kindliches Schreien aus; der Makak hingegen war in beständiger Bewegung, lief und sprang umher, wann und wo es ihm Vergnügen gewährte, untersuchte Alles, ergriff mit der größten Sicherheit die kleinsten Dinge, kletterte, turnte, setzte sich in Besitz von allem Eßbaren, was ihm in den Weg kam; kurz man konnte einen größeren Gegensatz sich nicht denken: der Orang-Utan erschien neben seinem Verwandten noch mehr als ein kleines Kind. Beide Affen wurden sogleich die besten Freunde und keiner fürchtete sich vor dem andern; der Makak behandelte aber den viel größeren Säugling, entsprechend der Hülflosigkeit desselben, bald mit dem allen Affen eigenen Uebermuthe, setzte sich ohne die mindeste Rücksicht auf dessen Leib, selbst auf dessen Gesicht, leckte die Speisereste von seinen Lippen und riß ihm schließlich das Maul auf, um zu sehen, ob etwas darin sei. Alles dies ertrug der Orang-Utan mit beispielloser Geduld; denn er schien froh zu sein, überhaupt etwas Warmes in seiner Nähe oder einen Gegenstand zu seiner Verfügung zu haben, um welchen er zärtlich seine Arme schlingen konnte

Nach etwa Monatsfrist hatte er sich soweit entwickelt, daß er die ersten Bewegungsversuche anstellen konnte. Wenn er im Kasten lag, pflegte er sich am Rande gerade aufzurichten, und es gelang ihm das auch ein- oder zweimal, oft überstürzte er sich aber und kam so schwerfällig vorwärts. Weiter brachte er es überhaupt nicht; denn in den zwei Monaten, während welcher er unter der ungenügenden Pflege gelitten hatte, war er nicht im geringsten gewachsen und nur geistig etwas weiter vorgeschritten, hatte wenigstens gelernt, seine Wünsche durch rechtzeitiges Schreien kund zu geben; er beruhigte sich, wenn Niemand da war, und schrie um so ärger, wenn er Schritte eines Vorübergehenden vernahm.

Ob die übrigen Menschenaffen sich ebenso langsam entwickeln wie der Orang-Utan, weiß ich nicht, glaube es jedoch annehmen zu dürfen. In ihrem Betragen dagegen unterscheiden sich älter gewordene Schimpansen und Tschegos wesentlich von jenem. Der Orang-Utan macht unter allen Umständen den Eindruck eines schwerfälligen, traurigen Gesellen, dessen Gesicht gleichsam eine beredte Klage über die Erbärmlichkeit des irdischen Jammerthales ist. Er erscheint stets etwas gedrückt, unselbstständig, willenlos, bekundet wenig Achtsamkeit auf das, was um ihn her vorgeht, in seltenen Fällen schwache, ich möchte sagen, verschleierte Theilnahme für seine Umgebung, für Orts- und Zeitverhältnisse, und nur dann eine etwas gehobenere Stimmung, wenn es sich um das Essen handelt. Auch er liebt menschliche Gesellschaft und unterscheidet, so lange er jung ist, nur zwischen denen, welche sich am meisten mit ihm beschäftigen, und denen, welche sich nicht um ihn kümmern, nicht aber zwischen Mann und Frau oder dem Erwachsenen und dem Kinde. Leckereien sagen ihm zu; mehr als alles Uebrige aber befriedigen ihn Wärme und Bequemlichkeit: die strahlende Sonne wie der geheizte Ofen oder das Feuer im Kamin, ein Tuch oder eine Decke, welche er als Kleid um sich schlägt, ein ohne Mühe zu erreichender Sitz oder endlich ein weiches und warmes Lager. Um sich einen Sitz zu sichern, rafft er sich sogar zur Thätigkeit auf. Wenn er im Garten auf einen Baum geklettert ist und sich hier auf einem nach eigenem Behagen gewählten Aste niederläßt, ihm aber Jemand nachsteigt, schüttelt er die Aeste aus allen Kräften, um den Nachfolgenden abzuschrecken. Wenn er sich einmal an ein bestimmtes Lager gewöhnt hat, bettet er sich nie, ohne vorher das Heu des Lagers zurechtgelegt und ein besonderes Bündel für den Kopf gestaltet zu haben, deckt sich sodann sorgfältig zu und wickelt sich förmlich in die Decke, worauf er sich mit ersichtlicher Wonne dem Schlafe hingiebt. Seine geistige Befähigung scheint kaum geringer zu sein, als die eines Schimpanse, drückt sich aber durchaus verschieden aus. Was er thut, geschieht mit demselben ewig sich gleichbleibenden Ernste, mit derselben Lässigkeit und Theilnahmlosigkeit, welche sein ganzes Wesen kennzeichnen. Auch er lernt, läßt sich unterrichten und unterrichtet sich selbst, ahmt nach, erfindet auch wohl, besitzt aber nicht entfernt die Geweckheit und Schnelligkeit der Auffassung wie die afrikanischen Menschenaffen, insbesondere der Schimpanse. Sein Temperament ist, um einmal Kunstausdrücke zu gebrauchen, ein phlegmatisches oder ein

melancholisches, während das des Schimpansen als sanguinisch und das des Gorilla als cholerisch bezeichnet werden kann.

Ueber letzteren berichtet Du Chaillu, aber freilich wiederum in seiner Alles übertreibenden Weise. Von ihm ausgesandte Jäger brachten ihm, wie er erzählt, einen jungen, etwa zwei- bis dreijährigen Gorilla, welchen sie, nicht ohne Gefahr, von der Mutter angegriffen und von dem Jungen gebissen zu werden, eingefangen, nämlich mit einem ihm über den Kopf geworfenen Tuche zugedeckt und nach landesüblicher Art gefesselt, indem sie seinen Hals in eine vorn verschlossene Holzgabel mit langem Stiele gesteckt und mit Hülfe dieser Gabel unterwegs mehr fortgestoßen als geleitet hatten. Nach Du Chaillu's Schilderung brüllte und bellte der Gefangene, als er in das Dorf gelangte, schaute aus seinen bösen Augen wild um sich, stürzte auf Jeden los, der sich ihm nahte, versuchte den Gegner zu beschädigen, zerriß ihm die Kleider, kratzte, biß, war mit einem Worte unnahbar. Außerordentlich scheu, wollte er nicht eher essen und trinken, als bis sich die Beschauer in eine gewisse Entfernung zurückgezogen hatten. Am zweiten Tage schien er zwar noch wüthender zu sein als am ersten, begann jedoch zu fressen; am dritten Tage zeigte er sich noch mürrischer und ungeberdiger, bellte Jeden an und zog sich entweder in den fernsten Winkel seines Gefängnisses zurück oder stürzte angreifend vor. Als es ihm einmal gelungen war, aus dem Käfige, nicht aber auch aus dem Hause zu entkommen, geberdete er sich beim Erscheinen der Leute wie ein Rasender; seine Augen glänzten und der ganze Leib bebte vor Zorn. Mit Hülfe eines Netzes, welches man ihm wiederum glücklich über den Kopf schleuderte, wurde er zum zweiten Male gefesselt, brüllte, als er sich gefangen sah, entsetzlich und wüthete und tobte unter den Fesseln so, daß sich Du Chaillu auf seinen Nacken werfen mußte, um seinen Gehülfen zu ermöglichen, ihn an Armen und Beinen zu packen. Zwei Männer faßten hierauf seine Arme, zwei seine Füße und trugen ihn so, nicht ohne bedeutende Anstrengung, nach seinem Käfige zurück. Du Chaillu versichert, niemals ein so wüthendes Thier wie diesen Affen gesehen zu haben, und spricht ihm ein durch und durch boshaftes Gemüth zu, bemerkt auch, daß derselbe zehn Tage später nur deshalb gestorben sei, weil er trotz alles Widerstrebens in Ketten gelegt worden war.

Es ist möglich, daß ein älterer Gorilla in ähnlicher Weise sich beträgt, es unterliegt für mich aber keinem Zweifel, daß ein jung eingefangener sich wenig anders gebaren wird wie der Schimpanse. Meine Ansicht stützt sich auf das Benehmen des Dresdener Tschego, welches in allen wesentlichen Stücken dem gefangener Schimpansen entsprach. Diese habe ich so eingehend beobachtet wie keinen andern Affen; mit ihnen habe ich alle mir irgendwie einfallenden Versuche angestellt, um ihr geistiges Wesen zu ergründen, sie auf dasselbe zu prüfen: sie glaube ich, wenn nicht besser, so doch ebenso gut zu kennen als irgend Jemand. Ein solcher Schimpanse ist, wenn er seine Aengstlichkeit verloren, dem Menschen sich angeschlossen, Zucht, Lehre und Sitte angenommen hat, ein bewunderungswürdiges Wesen, weil er eine geistige Beweglichkeit entfaltet, welche Jedermann in Erstaunen setzt. Ich muß noch einmal zu meinem bis jetzt ja noch nicht erschienenen „Thierleben" zurückgreifen, um mich sachgemäß auszudrücken; denn ich glaube nicht, daß ich bessere Worte zur Schilderung des geistigen Lebens dieses Thieres werde finden können als die nachfolgenden, von denen jedes einzelne wohl überlegt ist und seiner vollen Bedeutung nach von mir verbürgt wird:

Einen Schimpanse kann man nicht wie ein Thier behandeln, sondern mit ihm nur wie mit einem Menschen verkehren. Ungeachtet aller Eigenthümlichkeiten, welche er bekundet, zeigt er so außerordentlich viel Menschliches, daß man das Thier beinahe vergißt. Sein Leib ist der eines Thieres; sein Verstand steht mit dem eines rohen Menschen fast auf einer und derselben Stufe. Es würde abgeschmackt sein, wollte man die Handlungen und Streiche eines so hoch stehenden Geschöpfes einzig und allein auf Rechnung einer urtheilslosen Nachahmung stellen, wie man es hin und wieder gethan hat. Allerdings ahmt der Schimpanse nach; es geschieht dies aber genau in derselben Weise, in welcher ein Menschenkind Erwachsenen etwas nachthut, also mit Verständniß und Urtheil. Er läßt sich belehren und lernt. Wäre seine Hand ebenso willig oder gebrauchsfähig wie die Menschenhand, er würde noch ganz anders nachahmen, noch ganz anders lernen. Er thut eben, so viel er zu thun vermag, führt das aus, was er ausführen kann, was er aber auch thut, geschieht mit Bewußtsein, mit entschiedener Ueberlegung. Er versteht, was ihm gesagt wird, und wir verstehen auch ihn, weil er zu sprechen weiß, nicht mit Worten allerdings, aber mit so ausdrucksvoll betonten Lauten und Silben, daß wir uns über sein Begehren nicht täuschen. Er erkennt sich und seine Umgebung und ist sich seiner Stellung bewußt.

Im Umgange mit dem Menschen ordnet er sich höherer Begabung und Fähigkeit unter, im Umgange mit Thieren bekundet er ein ähnliches Selbstbewußtsein wie der Mensch. Er hält sich für besser, für höher stehend als andere Thiere, namentlich als andere Affen. Sehr wohl unterscheidet er zwischen erwachsenen Menschen und Kindern: erstere achtet, letztere liebt er, vorausgesetzt, daß es sich nicht um Knaben handelt, welche ihn necken oder sonstwie beunruhigen. Er hat witzige Einfälle und erlaubt sich Späße, nicht blos Thieren, sondern auch Menschen gegenüber. Er zeigt Theilnahme für Gegenstände, welche mit seinen natürlichen Bedürfnissen keinen Zusammenhang haben, für Thiere, welche ihn sozusagen nichts angehen, mit denen er weder Freundschaft anknüpfen, noch in irgend ein anderes Verhältniß treten kann. Er ist nicht blos neugierig, sondern förmlich wißbegierig. Ein Gegenstand, welcher seine Aufmerksamkeit erregte, gewinnt an Werth für ihn, wenn er gelernt hat, ihn zu benutzen. Er versteht Schlüsse zu ziehen, von dem einen auf etwas anderes zu folgern, gewisse Erfahrungen zweckentsprechend auf ihm neue Verhältnisse zu übertragen. Er ist listig, sogar verschmitzt, eigenwillig, jedoch nicht störrisch; er verlangt, was ihm zukommt, ohne rechthaberisch zu sein; er hat Launen und Stimmungen, ist heute lustig und aufgeräumt, morgen traurig und mürrisch. Er unterhält sich in dieser und langweilt sich in jener Gesellschaft, geht auf passende Scherze ein und weist unpassende von sich.

Seine Gefühle drückt er aus wie ein Mensch. In heiterer Stimmung lacht er freilich nicht, aber er schmunzelt doch wenigstens, das heißt verzieht sein Gesicht und nimmt den unverkennbaren Ausdruck der Heiterkeit an. Trübe Stimmungen dagegen verkündet er ganz in derselben Weise wie ein Mensch, nicht allein durch seine Mienen, sondern auch durch klägliche Laute, welche Jedermann verstehen muß, weil sie menschlichen mindestens in demselben Grade ähneln wie thierischen. Wohlwollen erwidert er durch die gleiche Gesinnung, Uebelwollen womöglich in eben derselben Weise. Bei Kränkungen geberdet er sich wie ein Verzweifelter, wirft sich mit dem Rücken auf den Boden, verzerrt sein Gesicht, schlägt mit Händen und Füßen um sich, kreischt und rauft sich sein Haar. Andere Affen bekunden ähnliche Geistesfähigkeiten, beim Schimpanse aber erscheint jede Aeußerung des Geistes klarer, verständlicher, weil sie dem, was wir beim Menschen sehen, entschieden ähnlicher ist als die Verstandesäußerung jener Thiere.

Es würde mir leicht sein, noch ganze Spalten mit Berichten über einzelne Handlungen des Schimpansen zu füllen, glaubte ich nicht, in vorstehenden sowie in früheren von mir in der Gartenlaube gegebenen Berichten schon vollständig genug gesagt zu haben. Nur eins will ich noch hinzufügen, zugleich auch zur Ergänzung des Freilebens der Menschenaffen. Sie sind die einzigen Säugethiere, sogar die einzigen Affen, welche Musik machen. Dies geschieht von den Freilebenden ebensowohl wie von den Gefangenen, allerdings in einer rohen Weise, aber doch in der unverkennbaren Absicht, sich besonders zu vergnügen. Ein Werkzeug hierzu verschaffen sie sich freilich nicht, benutzen aber entsprechende Gegenstände. Ihr Tonwerkzeug ist in Ermangelung einer Trommel ein leicht in Schwingungen zu versetzendes tönendes Holz, im Freien jeder in dieser Beziehung sich eignende hohle Baumstamm, in Gefangenschaft jedes hohlliegende tönende Brett. Der zuverlässige Reade erzählt, daß sich mehrere Schimpansen zusammenfinden und dann beim Spielen zeitweilig auch mit den Händen an hohle Bäume klopfen, um so einen auf weithin den Wald durchschallenden Ton zu erzeugen. Ich glaube die buchstäbliche Wahrheit dieser Angabe deshalb verbürgen zu können, weil gefangene Schimpansen genau dasselbe thun, sobald sie einen tönenden Gegenstand gefunden haben, und zwar indem sie mit den Händen und Füßen klopfen. Je lauter, je heller das Holz

tönt, um so größer ist ihre Freude. Der Beachtung werth erscheint es mir, daß die Trommel in irgend welcher Gestalt bei fast sämmtlichen auf tiefer Entwicklungsstufe stehenden Menschenstämmen sich findet, also jedenfalls zu den ursprünglichsten Tonwerkzeugen gezählt werden muß.

Bei innigem Umgange mit einem wohlerzogenen, um nicht zu sagen gesitteten Schimpansen, kann es wohl geschehen, daß man das Thier in ihm, wenn nicht beständig, so doch für Augenblicke vergißt. Ein solcher Affe lebt sich nach und nach in der Familie ein, nimmt menschliche Sitten und Gewohnheiten an, geberdet sich in vieler Beziehung einem Menschen täuschend ähnlich, lernt beständig Neues und wird mit jedem Jahre verständiger und geistig reifer. Ob sich dies für alle Altersstufen des Menschenaffen sagen läßt, steht dahin. Wenn man den Schädel eines alten Gorilla betrachtet, ist man geneigt, es zu bezweifeln, ob man aber wirklich dazu ein Recht hat, läßt sich schwer sagen. Ein stichhaltiger Grund für ein geistiges Zurückgehen der Menschenaffen mit zunehmendem Alter läßt sich nicht anführen, und die Beobachtung anderer Affen gestattet in keiner Weise eine darauf hinausgehende Schlußfolgerung. Makaken und Paviane, welche wir viele Jahre pflegen und beobachten konnten, von denen wir bestimmt wissen, daß wir alte, ja zum Theil greisenhafte Thiere vor uns haben, nehmen mit dem Alter unbedingt an Verstand zu, und gut erzogene Affen vervollkommnen sich auch in denjenigen Beziehungen, welche wir, vom Menschen sprechend, sittliche nennen: sie verbessern, sie veredeln sich, soweit der alte Adam in ihnen es gestattet. Warum sollte dies bei Menschenaffen anders sein? Warum sollten sie, hinderte die böse Lungenschwindsucht, welche sie bei uns ausnahmslos dahinrafft, ihr Gedeihen nicht, unter Pflege, Obhut, Lehre und Unterricht des Menschen nicht eben dasselbe werden können, was der Hund geworden ist, dessen Ahnen Wolf und Schakal, Alpenwolf und Buansu waren und wie sie sonst alle heißen mögen, die wilden Kläffer, welche wahrhaft herzlich wenig gemein haben mit unserem treuesten Diener, unserem allzeit bereiten Gehülfen, unserem demüthigen Genossen, unserem Freunde, unserem Geschöpfe!?

Bis hierher darf wohl auch derjenige Naturforscher gehen, welcher einzig und allein die strenge Beobachtung des Thatsächlichen anerkennt und sich nicht verleiten läßt zu Schlußfolgerungen, für welche die Beobachtung keinen Anhalt gewährt. Und somit darf ich vielleicht mit folgenden Worten schließen: Menschen sind sie nicht, die Menschenaffen; ob sie unsere Vorgänger waren, ob unsere Vorfahren ihnen glichen, wissen wir einstweilen noch nicht, aber als eines thierischen Stammes mit uns, als unsere nächsten Verwandten werden sie jederzeit und von jedem Thierkundigen aufgefaßt werden müssen. Denn unsere nächsten Verwandten sind sie und werden sie sein und bleiben. Ob durch diese Wahrheit das Bewußtsein des Menschen in irgend einer Weise geschädigt wird, ob es nöthig erscheint, in ingrimmigen Zorn zu gerathen, wenn über Affen geschrieben oder gesprochen wird, ob der Abscheu vor der Verwandtschaft in thierkundlichem Sinne gerechtfertigt oder nicht: dies zu entscheiden überlasse ich nach Vorstehendem dem Urtheile aller vernünftigen Leser.*

* Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf die vielen an uns gerichteten Anfragen zu erwidern, daß sich Dr. Brehm augenblicklich in Begleitung des Dr. Finsch und Graf Waldburg-Zeil auf der vom Bremer Polarverein veranstalteten Forschungsreise in Westsibirien befindet und uns freundlichst zugesagt hat, den Lesern unseres Blattes die Resultate seiner naturwissenschaftlichen Forschungen in einigen instructiven Schilderungen mitzutheilen. D. Red.

Marbach und die Enthüllung des Schiller-Denkmals.

Von E. Belg.

I.

„Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen — —“

Fernab vom Weltgetriebe liegt das Städtchen, von welchem aus ein Stern ausging, der seine Strahlen über den ganzen Erdkreis sandte — das kleine Marbach, genannt und bekannt, soweit deutscher Sinn reicht und deutsche Zunge klingt.

Von Ludwigsburg, dem einstigen „schwäbischen Versailles“ zur Zeit seiner Rococopracht unter den Herzögen Eberhard Ludwig und Karl Eugen und dem heutigen „württembergischen Potsdam“, sind es noch fast zwei Stunden bis zu Schiller's Geburtsort, aber ein anmuthiger, abwechselungsreicher Weg ist es, theilweise am Neckar entlang, der silberblitzend sich durch die Fluren windet, von Weinbergen und sanften Hügeln begrenzt. Malerisch senkt sich das Dorf Neckarweihingen an das Flußufer hinab, dann weicht die Fahrstraße ab vom freundlichen Strome, bis sie endlich, eine große Biegung machend, wieder an ihn hinan tritt. Noch ragen im Hintergrunde die Thürme von Ludwigsburg empor, aber vor uns auf der Höhe winkt bereits Marbach; seine kleinen, bescheidenen Häuser ziehen sich hinunter bis zum Neckar, als wollten sie sich in seinem klaren Spiegel betrachten.

Obwohl mauerumfriedigt und als Stadt geltend, bietet Marbach doch einen ganz ländlichen Anblick, aber der alte Ort hat mehr Geschichte, als man beim flüchtigen Schauen glaubt. Mauerreste deuten auf römische Niederlassungen; mehrere Straßen zweigten sich von hier aus ab. Im zehnten Jahrhundert war „Villa Markbach“ als Grenzort im Besitze eines Bischofs von Speier, und im dreizehnten kam es an Württemberg.

Vielfach hat der Schlachtenlärm um Marbach getobt, im Bauernkriege, im schmalkaldischen und im dreißigjährigen, und endlich fiel die Stadt 1693 der Habgier der Franzosen anheim, welche sie ausplünderten, die Einwohner vertrieben und dann die Häuser niederbrannten.

Nur allgemach erstand das Städtchen auf's Neue, und kaum im Aufblühen litt es schon wieder unter den Einquartierungen und Truppendurchzügen des siebenjährigen Krieges. Mit diesem beginnt die Geschichte der Schiller'schen Familie in Marbach. Am 14. März 1749 wanderte Schiller's Vater in die Neckarstadt als Regiments-Chirurgus ein.

Herrn Johann Caspar, dessen Biographie wir hier nur in Bezug auf Marbach in kurzen Strichen wiedergeben, da sie als bekannt vorausgesetzt werden darf, hatte es weidlich in der Welt umgetrieben, auch in ihm steckte ein großer Theil jenes bekannten Wandermuthes der Schwaben, welcher schon im dreizehnten Jahrhunderte in einer Wiener Handschrift erwähnt wird:

„Wenn der Schwab' das Licht erblickt,
Wird er auf ein Sieb gedrückt,
Spricht zu ihm das Mütterlein
Und der Vater hinterdrein:
So viel Löcher als da sind
In dem Siebe, liebes Kind,
So viel Länder sollst Du sehen,
Dann magst Du zu Grunde gehen.“

In Bittenfeld bei Waiblingen geboren, hatte Caspar Schiller sich der Heilkunde zugewandt und war als Chirurg gewandert. In Nördlingen trat er in ein Husarenregiment, das unter den Kaiserlichen in Holland gegen Frankreich kämpfen sollte. Ueber drei Jahre, bis zum Aachener Friedensschluß, blieb er als Regimentsscheer unter dem lustigen Soldatenvolke, sah Haag und Amsterdam, machte einen Abstecher nach London und zog dann endlich wieder der Heimath zu.

In dem kleinen Marbach wohnte eine Schwester Caspar Schiller's; sie zu besuchen, kam er nach dort und fand — die Lebensgefährtin. Dem hübschen Wirthstöchterlein vom „Goldenen Löwen“, Elisabeth Dorothea Kodweis gelang es, den wanderlustigen Kriegsmann zu fesseln, sodaß er nichts anderes wünschte, als sich ein behaglich Nestchen in Marbach einzurichten.

Noch heute steht unweit des ehemaligen Niklas-Thores die „Herberge zum goldenen Löwen“, damals ein stattliches Besitzthum; neben dem Gewerbe als Gastwirth trieb der Eigenthümer desselben das Bädergeschäft (Wirth und Bäcker in einer Person findet man auch jetzt noch überall in Schwaben) und war zugleich herzoglicher Holzinspector beim Floßwesen.

Nicht lange durfte der stramme, weitgereiste Regiments-

feldscheer um die Tochter des Löwenwirthes werben. Schon nach fünf Monaten wurde das Paar „durch priesterliche Hand ehelich getraut". Caspar Schiller hatte in Ludwigsburg ein Examen bestanden und war Bürger in Marbach geworden, um daselbst seine Heilkunst zu betreiben. Das Verzeichniß der beiderseitig in den Ehestand eingebrachten Sachen ist erhalten. Dreihundertdreißig Gulden sechsundfünfzig Kreuzer betrug die Habe des Mannes; den größten Theil davon bildeten seine Ersparnisse an baarem Gelde; von Werthsachen sind besonders angeführt „ein mit Silber beschlagener Stock, ein silbern Halßschloß, ein silbern Pettschaft". Die Bibliothek bestand aus sechs medicinischen Büchern, einer Schrift mit dem Titel „Erkenntniß sein selbst" und einem „württembergischen Gesangbüchle".

Jungfer Kodweisin brachte „Liegenschaften" ein und nöthigen Hausrath. Das Verzeichniß ihrer Garderobe ist nicht unbedeutend und zeigt, daß sie nach Kräften der Mode huldigte; sogar „ein Paar Beltz-Handschuh" und „ein Beltzschluppfer" (Muff) fehlten der jungen Marbacherin nicht. Der Bräutigam hatte auch in einigen Geschenken seiner Huldigung Ausdruck verliehen: „Ein goldener Ring vom Marito verehret" findet sich verzeichnet, wie „ein Schwarz Daffeten Küttele". Die erste Anschaffung im jungen Hausstande war für Frau Schillerin „ein schwarz und weiß Cottonener Schurtz, gemeinschaftlich erkauft". Unter dem Schreinwerke sollte nach gut altdeutscher Sitte auch nicht „ein Hang-Wiegen samt dem Bank" — fehlen. Dieselbe ist notirt, aber mit dem Zusatze: „so noch anzuschaffen".

Vier Jahre lebte das Paar friedlich in Marbach, da trat ein Ereigniß ein, welches die Eheleute für längere Zeit trennen und den reiselustigen Wundarzt wieder in das Kriegsleben treiben sollte. Vater Kodweis hatte, wie sein Schwiegersohn in dem „Curriculum vitae meum" selber berichtet, sich „durch unvorsichtige Handlungen einen solchen Rest in seinen Holzrechnungen zugezogen, daß sein ganzes Vermögen kaum hinreichend war, solchen zu tilgen". Die Ersparnisse des Schwiegersohnes wurden mit verwendet und demselben dafür die Hälfte von der „Herberge zum Löwen" zugeschrieben.



Das Schiller-Haus zu Marbach.

Dieser Vorfall machte den Regimentsfeldscheer unmuthig; er wünschte sich von Marbach fort und ließ sich 1753 als Fourier in ein schwäbisches Regiment einreihen. Seine Frau blieb bei den Eltern zurück. Die Trennung war vorläufig keine eigentliche, weil ja das Regiment im Lande blieb und Johann Caspar auf Urlaub kommen konnte; schmerzlicher wurde sie, als Herzog Karl seinen Feldzug gegen Friedrich den Großen begann und Schiller, der inzwischen Fähnrich und Adjutant geworden war, nach Schlesien abmarschiren mußte. Frau Elisabeth Dorothea hatte indessen einen Zeitvertreib erhalten; kurz vor des Gatten Abmarsch in's Feld war die „Hang-Wiegen" in ihr Recht gekommen. In derselben schaukelte sie ihr erstes Kind, Christophine. Freud' und Leid dicht bei einander! — Jetzt aber, obgleich nach langjähriger Ehe zum ersten Male freundliche Kinderaugen Caspar Schiller entgegen lachten, hätte er doch wohl nicht länger wieder in Marbach weilen mögen. Selbst mit den von ihm gebrachten Opfern war die Habe des Schwiegervaters nicht zu erhalten gewesen. Der alte Löwenwirth hatte sein Haus verlassen und mit der Tochter eine Miethwohnung beziehen müssen. So sah sich Johann Caspar doppelt verpflichtet, seinen Erwerb draußen zu suchen. Während das kleine Töchterlein unter der Pflege der sinnigen, poetisch angelegten Mutter gedieh, umtobte den Vater das Kampfgewühl.

In der Schlacht bei Leuthen war er in großer Lebensgefahr. Sein Muth wurde durch die Ernennung zum Lieutenant belohnt, und im April 1758 war er wieder in der Heimath. Jetzt brachte er viele Zeit bei Gattin und Kind zu, theils länger in Marbach anwesend, theils in der Nähe im Quartier. Die Seinigen hatten inzwischen die erste Miethwohnung verlassen und das Häuschen bezogen, in welchem Friedrich Schiller das Licht der Welt erblicken sollte — das „Schölkopfische". Dasselbe gehörte einem Seller, welcher der Schillerin die untere Stube eingeräumt hatte. Während Lieutenant Schiller in Würzburg lag, wurde ihm der Sohn geboren, der deutschen Nation ihr herrlichster Dichter.

Wie eng das Gemach, zu welchem vom Hausflur aus zwei Stufen hinauf führen! — Hier hatte nur wenig Platz neben der „gut gehimmelten Bettlade" der Schillerin und dem riesigen Kachelofen. Die Wände sind holzgetäfelt, die Fensterscheiben rund und bleigefaßt; nur gedämpftes Licht dringt bis zum Hintergrunde. Von der Wand hernieder blickt das Schiller'sche Ehepaar; jene bekannten, guten Bilder, der Vater in Uniform, die Mutter mit der Haube, zieren den geweihten Raum. Das kleine Spinnrad dort sollen die fleißigen Hände Elisabeth Dorotheens gedreht haben, und jener lehnenlose Polsterschemel wird als „Schiller's, des Karlsschülers, Erkerle" bezeichnet.

In diesem kleinen Zimmer sind die ersten Gehversuche des Knaben gemacht, der als Mann mit seinem riesigen Geiste Welten umschritt — dort im Hausflur wird er mit der Schwester die ersten kindlichen Spiele getrieben haben. Jetzt leuchtet dem Eintretenden daselbst mit stiller Hoheit die Dannecker'sche Kolossalbüste aus dem Halbdunkel entgegen. „Gedenke, wer Du bist!"

Das Haus hatte im Laufe der Jahre viel bauliche Veränderungen erfahren, je nach dem Gewerbe, das darin betrieben wurde; zuletzt besaß es ein Bäcker, welcher den Eingang auf die Seite verlegt hatte. Nach noch vorhandenen Plänen wurde Alles wieder in seiner ursprünglichen Gestalt hergestellt und zum hundertjährigen Geburtstage Schiller's eingeweiht. Wie ehemals führt die große Thür, über welcher jetzt die Gedenktafel angebracht ist, von der vor dem Hause sich fast zu einem freien Platze erweiternden Straße, dem Brunnen mit „dem wilden Mann" gegenüber, in das Schiller-Haus.

Bis zum Jahre 1764 hat Marbach die Schiller'sche Familie in ihren Mauern beherbergt, dann wurde Lorch am Fuße des Hohenstaufen, wohin der „Hauptmann Schiller" inzwischen versetzt war, diese Ehre zu Theil. Im oberen Stock des Schiller-Hauses ist in zwei Zimmerchen angehäuft, was man bisher als Reliquien hat sammeln können, Geschenke der noch lebenden Familienmitglieder, Bilder, Bücher und Originalbriefe.

Lange hat man des Dichters Geburtshaus nicht beachtet. Erst 1812 wurden von dem Gürtlermeister Franke in Marbach die ersten Schritte gethan, um dasselbe zu constatiren; fünfzehn Zeitgenossen Schiller's wurden vernommen. Ihre Aussagen bestätigten die Richtigkeit der Annahme, daß Schiller in dem Schölkopf'schen Hause geboren worden sei. Zugleich wurde auch der Gedanke rege, dem großen Dichter in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. Aber viele, viele Kämpfe gab's, ehe diese Idee sich völlig Bahn brach; Stuttgart, „Schiller's geistige Wiege", rivalisirte mit Marbach, welches das „natürliche Recht" für sich in Anspruch nehmen wollte; die Hauptstadt Württembergs enthüllte am 8. Mai 1839 ihr Schiller-Denkmal — Marbach hatte bis dahin nichts erreicht, als die Anpflanzung der Schiller-Höhe.

Dieselbe liegt südlich vom Orte und war ehedem ein Kalkbruch, das „Schelmengrüble" genannt. Die Marbacher arbeiteten unentgeltlich an der Herstellung der Anlagen; der König von Württemberg sandte von Hohenheim, wo der Karlsschüler Schiller oft geweilt, Bäume und Sträucher. Der Platz für

ein „Nationaldenkmal“ wurde würdig hergestellt, aber damit waren auch alle Mittel erschöpft. Bis zum Jahre 1858 blieb es bei allen guten Wünschen, dann wandte sich das Comité wieder an ganz Deutschland — man sammelte vorerst zum Ankaufe des Geburtshauses. Der Erfolg gab genügende Mittel zur Erwerbung und Wiederherstellung desselben, wie zur Grundsteinlegung des Denkmals auf der Schillerhöhe, welche am 11. November 1859 feierlichst stattfand. — Endlich, nach einer so langen Frist, wird nun die Enthüllung des Ehrendenkmals, das nach einem Modelle des verstorbenen Bildhauers Rau von Professor Döllinger ausgeführt und von Pelargus gegossen worden ist, am 9. Mai dieses Jahres stattfinden.

Der hundertjährige Dichtergeburtstag gab Anregung zu verschiedenen Stiftungen für Marbach. Die Hanauer Gymnasiasten hatten ein kleines Capital gesammelt, von dessen Zinsen jährlich zu Schiller's Geburtstage ein frischer Lorbeerkranz gespendet wird, welcher die Büste schmückt. Der Wiener Schiller-Verein „Glocke“ beschenkt seit 1867 an eben diesem Tage einen Marbacher Schüler mit Schiller's Gedichten und einem Goldstücke. Das sinnigste und größte Geschenk aber gaben die Deutschen in Moskau, indem sie für die Alexander-Kirche eine Glocke stifteten. Seit dem 10. November 1860 tönt am Geburts- und Sterbetage Schiller's der Klang der „Concordia“ über den Neckargau dahin, sein Andenken feiernd mit ehernem Schalle.

Das Schiller-Denkmal selbst zu Marbach und die bei seiner Enthüllung stattfindenden Feierlichkeiten werden den Gegenstand eines demnächst folgenden zweiten Artikels bilden.

Bis zur Schwelle des Pfarramts.

Von Heinrich Lang in Zürich.

IV. 5. Die „Tübinger Schule“.

Trotz der vielfachen Ungunst der Zeit, von welcher damals die theologischen Studien gedrückt wurden, ist mir doch Ein Glück widerfahren, das ich nicht aufhören werde, dankbar zu rühmen: ich hatte Ferdinand Christian Baur zum Lehrer und zwar gerade in der Zeit, da er im frischen Zuge seiner epochemachenden Entdeckungen war.

Ich sehe noch die hohe ehrwürdige Gestalt mit dem feinen, charaktervollen Kopfe, mit der hochgewölbten Stirn, mit den krausen Haaren, die schon in das Grau des Alters spielten — er stand in der Mitte der Fünfziger — wie er Morgens acht Uhr von der Hölle her — so nannte man seine Wohnung wegen ihrer tiefen Lage; die Orthodoxen dachten sich dabei noch ganz andere Beziehungen — gegen das Colleg schritt, nachdem er schon vier Stunden angestrengter Arbeit hinter sich hatte; er stand Sommers und Winters um vier Uhr am Pulte, im Winter einige Stunden in der ungeheizten Stube, um die Mägde zu schonen. Ich sehe ihn noch, wie er gegen Abend langsamen Schrittes, gedankenvoll seinen regelmäßigen Spaziergang die Neckarstraße hinunter über den Wörth machte, eine ehrfurchtgebietende Erscheinung. Ich habe Niemand gehört, der über diesen Mann Uebles gesprochen hätte. Natürlich verfluchte man ihn Land auf und ab als den großen Heiden und Ungläubigen, der das Gift der Gottes- und Christusleugnung in die Herzen der künftigen Diener der Kirche aus voller Schale gieße, und die Träger der kirchlichen Reaction reizten oft und auf alle Weise die Regierung zum Einschreiten. Aber nicht blos erkannte Jedermann Baur's enormes Wissen und seine selbstlose Hingebung an die Aufgabe der Wissenschaft bereitwillig an, sondern es wagte auch Niemand, den großen und reinen Charakter anzutasten. Denn die Tugenden der reinsten Humanität, ein Adel der Gesinnung und eine Kindlichkeit des Herzens im schönsten Sinne des Wortes, eine Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit, Schlichtheit des Wesens bei allem berechtigten Selbstgefühle, ein offenes Auge und ein warmes Interesse für alles Menschliche bei aller Concentration auf sein Fach, eine wohlwollende Milde und Lindigkeit bei aller Schärfe eines ausgeprägten Charakters, ein freundlich eingehendes Verständniß für fremde Art und Ueberzeugung, sobald sie nicht fanatisch war, leuchteten Jedem aus diesem großen Gelehrtenleben entgegen.

Viele meinten, der Mann sei ausschließlich Kopf, gleichsam der verkörperte kritische Verstand, und Solche, welche auf Geistreichheit oder fromme Empfindsamkeit reisten und des Wunders halber bei ihm einkehrten, fanden sich wenig angesprochen von der ruhigen Sachlichkeit seiner Rede und seines Wesens und posaunten dann in die Welt hinaus, bei Baur sei Alles, was sonst ein Menschenherz erfülle, verschlungen von einem einseitigen Intellectualismus. Sie maßen die Größe nach ihrer Kleinheit. Baur hielt, wie Lessing, viel auf reinliche Sonderung der Gebiete: Gott, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers — dem Verstande was des Verstandes, und dem Gemüthe, was des Gemüthes ist. Nie mischte er in Fragen, welche der Verstand zu entscheiden hat, sogenannte Bedürfnisse des Glaubens oder des Gemüthes. Das vierte Evangelium z. B. war seinem tiefsinnigen Geiste in seiner Art ebenso sympathisch wie einem Schleiermacher, aber diese Sympathie verhinderte seinen Verstand nicht, das Buch genau so zu erkennen, wie es ist, und gestützt auf diese kaltblütige Untersuchung zu erklären, daß es ein verhältnißmäßig spätes Erzeugniß sei, daß es nicht herrühre von „dem Jünger, den der Herr lieb hatte“, daß sein Christus weder der Jesus der Geschichte, noch der Christus des eigenen Glaubens sei. Darum waren die Lösungen der wissenschaftlichen Aufgaben bei Baur so klar, so durchschlagend, so fruchtbar und fördernd. Aber das treffende Wort Schelling's: „das Gemüth ist schön, wenn es im Grunde bleibt“, verstand er sehr wohl. Er trug eine seltene Fülle und Tiefe des Gemüthes in sich nicht blos für den Hausgebrauch des täglichen Lebens, sondern gerade auch für die Behandlung der großen Aufgaben der Religion, in welchen sein Lebensberuf lag. Seine ganze Weltbetrachtung war eine tiefreligiöse, und nur wer die Thatsache der Religion so warm und lebendig in sich erfahren hatte, konnte alle diese dogmatischen und historischen Fragen, die zum Wesen der Religion nicht gehörten, so ruhig kritisch behandeln in der Ueberzeugung, daß die Frömmigkeit dabei nicht verliere, sondern gewinne.

Es war eben in den vierziger Jahren, in welche meine Studienzeit fiel, daß Baur nach langen, mühseligen Vorarbeiten seine epochemachenden Werke veröffentlichte, seine für die ganze Evangelienfrage grundlegende Abhandlung über das vierte Evangelium, sein umfassendes Werk „Paulus, der Apostel Jesu Christi“, das in drei Abtheilungen das Leben, die Schriften, die Lehre des Heidenapostels behandelte, und seine „Kritischen Untersuchungen über die canonischen Evangelien“.

Ich kann auf jene Zeit nur mit Neid und Wehmuth zurücksehen. So viel Neues lernt man später kaum im ganzen Leben wieder, als man damals in einem Jahre lernen konnte. All diese reifen köstlichen Früchte genoß man gleichsam frisch vom Baume weg; es war Einem, als hätte man sie schütteln geholfen. Die Wahrheit war wie ein flammendes Feuer, das einen ganzen Wald angelernter Vorurtheile in Brand setzte und weithin Licht verbreitete. Die „Decke Mosis“ fiel von den Augen und mit aufgedecktem Angesichte sah man die alten Zeiten, die wichtigsten Zeiten, von welchen der Strom unserer tiefsten Bildung ausging, in ihrer natürlichen und ursprünglichen Beleuchtung aufsteigen. Das Unverstandene und dumpf Angestaunte schloß sich auf; das Starre kam in Fluß; das Abgerissene wurde eingereiht in den Zusammenhang der natürlichen und begreiflichen Geschichte. Wer mit der Freude und Unbefangenheit eines jugendlich strebenden Geistes sich diesen Entdeckungen der Wissenschaft hingab, der wußte es ein für alle Mal, daß die Erkenntniß der höchste Genuß ist.

Die Anhänger der kirchlichen Ueberlieferung erheben den hartnäckigen Vorwurf, daß Baur ein negativer, das heißt nur ein auflösender und verneinender Theologe gewesen sei. Nur die Beschränktheit kann so urtheilen. Baur ist im wahren Sinne des Wortes der positivste Theologe des Jahrhunderts. Er hat die verschütteten Anfänge des Christenthums wieder entdeckt und an der Stelle des conventionellen, aber unmöglichen das wahre

Geschichtsbild der ersten christlichen Jahrhunderte aufgerollt. Das Christenthum war in seinen Urkunden als ein Wunder überliefert und achtzehn Jahrhunderte hindurch als ein solches geglaubt. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gingen alle Bewegungen dahin, das Wunder für unglaubwürdig zu halten. Goethe hat im Sinne aller Träger der fortschreitenden Geistesbildung, selbst eines Jacobi, des berufenen Schutzredners der Religion des Christenthums, an Lavater geschrieben: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebärt und daß die Todten auferstehen; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur." Dieses Goethe-Wort war gleichsam die Losung, mit welcher ein junger Repetent im Tübinger Stift seinen Feldzug gegen die vier Evangelien begann: Strauß gab 1835 sein „Leben Jesu" heraus; er zerrieb mit umfassender Gelehrsamkeit und meisterhafter Kunst die vier Berichte theils an einander, theils an den Thatsachen der allgemeinen Erfahrung und den Gesetzen des menschlichen Denkens, und sein Ergebniß war: dieses Leben Jesu ist Mythus.

Die Kirche gerieth in einen panischen Schrecken. Alles von der frevelhaften Hand des kalten Unglaubens niedergerissen, was bisher das Gemüth der Völker gefüllt hatte, was für das Herz Trost im Leben und Sterben gewesen war! Weg mit dieser ungläubigen Wissenschaft! Weg mit der bösen Philosophie! Weg mit der schrecklichen Kritik! Die Katheder füllten sich mit „gläubigen" Professoren; auf den Kanzeln wurde die Vernunft wieder lutherisch behandelt, und es begann jene kirchliche Reaction der vierziger und fünfziger Jahre, an deren Folgen wir heute noch leiden.

Aber auch die Wissenschaft ihrerseits war nicht befriedigt. Sie liebt das Licht, aber der Straußische Feldzug hatte auf dem weiten Wege der ersten christlichen Jahrhunderte fast alle Lichter ausgelöscht, fast alle Wegweiser und Zaunpfähle ausgerissen und eine unwirthliche Oede zurückgelassen. Sie beruht auf dem Grundsatze vom zureichenden Grunde, aber wo war der zureichende Grund für diese weltgeschichtlichen Wirkungen des Christenthums? Daß das Leben Jesu nach den vier Evangelien ein Mythus sei, das war unzweifelhaft, aber welches Leben Jesu war dann die Wahrheit? Daß es so nicht hergegangen sein kann, war klar, aber wie war es denn hergegangen? Die Antwort auf diese Fragen, das Werk der aufbauenden Kritik, ist Baur's unvergängliches Verdienst. Baur hat zu dem Werke seines glänzenden Schülers mehrere Jahre geschwiegen, was ihm dieser, für Lob und Dank außerordentlich empfindlich, wie er war, niemals verziehen hat, weil er dahinter Menschenfurcht oder Aerger, sich überholt zu sehen, gewittert hat. Aber mit großem Unrecht. Niederreißen geht schneller, als aufbauen, und Baur war eine tiefgründige, stetig, aber langsam vorschreitende, echt positive Natur; er war der Bohrer, der mit seinem Stahl in den Felsen drang, jede Steinschicht, durch die er drang, untersuchte und notirte und mit seinem Funde erst vor die Oeffentlichkeit trat, wenn er auf den Erzgrund gestoßen war. Immer näher und näher hatte er die feste Stelle umschrieben, von der aus er operiren konnte, und plötzlich stand er mitten inne. Es waren die bekannten vier paulinischen Briefe, das einzig Sichere und Unangefochtene auf dem schwankenden, von der Kritik unterhöhlten Boden der neutestamentlichen Literatur. Hier setzte er den Fuß auf; Auge und Ohr vorläufig gegen alles Uebrige nach rückwärts und vorwärts verschlossen, sah und hörte er nur, was auf diesem Punkte zu sehen und zu hören war; von hier schritt er mit langsam abgemessenem Schritte, jedes weitere Fleckchen Erde genau untersuchend, vorwärts bis zur Consolidirung der christlichen Kirche um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. Als hier der Weg geebnet war, als er klar sah, was zur Zeit des Paulus und nach ihm gewesen ist, fragte er: Was muß vor Paulus gewesen sein? Worin muß die entscheidende That Jesu selber bestanden haben? Was Baur auf diesem Wege fand, das kann die Geschichtschreibung im Wesentlichen in ihre Bücher eintragen. Das Christenthum war erklärt und begriffen als eine natürliche Frucht der religiösen Entwickelung des menschlichen Geistes; wo vorher Wunder, Zufall, Unbegreiflichkeit geherrscht hatte, war jetzt innerer Zusammenhang, organische Entwickelung, eine menschlich natürliche Geschichte.

Aber sollte man zu diesem an den Quellen entdeckten Christenthum nicht sagen: „wir haben Dein Geheimniß errathen; wir wissen jetzt, was hinter Dir steckt; fertig, abgethan! Du bist der Geschichte verfallen und hast der Gegenwart nichts mehr zu sagen noch zu bieten!"? Baur dachte nicht so, und mir schien dieses Christenthum herrlicher, tiefer, gehaltreicher, als alles Christenthum der Kirchen mit seinen Legenden und Dogmen. Mir war es, ich hörte einen Luther, einen Zwingli rufen: „Jetzt endlich ist in Erfüllung gegangen, was wir zu unserer Zeit anstrebten, aber nicht erreichten. Von dem entstellten Kirchenthum wollten wir zurück zum ursprünglichen Christenthum; das war der Nerv unseres reformatorischen Kampfes. Dieses ursprüngliche Christenthum glaubten wir zu haben in den Originalurkunden unserer Religion, in den Schriften des neuen Testaments. Wir nahmen diese unbesehen aus den Händen der katholischen Kirche und unter den Voraussetzungen dieser Kirche auf, daß sie von Aposteln und Apostelschülern, also Augen- und Ohrenzeugen herrühren, daß sie überdies unter unmittelbarer göttlicher Eingebung frei von allen Spuren menschlichen Kämpfens und Irrens entstanden, der einheitliche, widerspruchslose Ausdruck des ursprünglichen Christenthums seien. Nun sehen wir aber, daß diese Schriften nicht von Aposteln oder Apostelschülern herrühren, daß sie vielmehr die Versuche von anderthalb Jahrhunderten darstellen, unter heftigen Kämpfen und Gegensätzen die christliche Wahrheit auf den richtigen Ausdruck zu bringen, daß sie daher selber etwas Abgeleitetes sind und man, um das ursprüngliche Christenthum, das wir suchten, zu finden, noch einen guten Schritt über sie hinaus und zurückmachen muß zu dem religiösen Grundgefühl Jesu selber, das den Anstoß zu dieser ganzen Bewegung gegeben hat. So erst wird das ursprüngliche Evangelium gefunden und unsere Reformation vollendet sein."

In der That lag hierin Baur's Leistung. Nachdem er alle diese Schriftwerke auf ihre Entstehung hin und ihrem Inhalte nach untersucht und ein jedes an seinen Ort gestellt hatte, belauschte er den Pulsschlag der Religion im Herzen Jesu selber, so weit er aus diesen Urkunden noch herauszuhören war. Er glaubte ihn noch am deutlichsten und ungetrübtesten aus dem Matthäus-Evangelium zu vernehme, aus jenen Seligpreisungen der Bergpredigt, aus den herrlichen Gleichnissen, aus den geistvollen und tiefsinnigen Worten über das Wesen und die Bedingungen des Gottesreiches. Er fand die Grundstimmung des Christenthums in einem vom tiefsten Gefühl des Druckes der Endlichkeit durchdrungenen, aber in diesem Gefühle über alles Endliche und Beschränkte weit übergreifenden, unendlich erhabenen religiösen Bewußtsein, in jener Innigkeit und Traulichkeit des religiösen Gefühles, in welchem der Mensch nicht mehr Knecht, sondern das Kind Gottes ist, in jener Gottes- und Menschenliebe, welche die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten ist, in jener Reinheit und Lauterkeit der sittlichen Gesinnung, auf welche Jesus immer wieder zurückkommt, in seinem Kampfe gegen allen kirchlichen Heuchelschein, in jener vollkommenen Gerechtigkeit, bei der es nicht blos auf die That ankommt, sondern auf die Gesinnung, nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist, in jener Auffassung der Religion überhaupt, nach welcher es keine anderen Bedingungen für den Eintritt in das Gottesreich giebt, als die rein sittlichen, nämlich die Erfüllung des göttlichen Willens.

Auf diese Grundanschauungen, in welchen die Frömmigkeit und die Sittlichkeit sich die Schwesterhände reichen, müsse man, meinte Baur, als auf das ursprünglich und echt Christliche doch immer wieder zurückkommen nach all' dem Schaden, den die Ueberwucherungen eines einseitigen Confessionalismus und die häßlichen Zänkereien um das Dogma in der Gesellschaft anrichten. Dieselbe Höhe des Christenthums, dieselbe Reinheit und Idealität der sittlichen Lebensauffassung, welche Baur in den drei ersten Evangelien als die Religion Jesu entdeckte; trat ihm auch aus den Briefen des Paulus entgegen, wie gebrechlich er auch die

Schläuche fand, in welche dieser erste Philosoph des Christenthums den neuen Wein gefaßt hatte, wie schwach auch die Denkbegriffe und dogmatischen Anschauungen sich erwiesen, durch welche er die Thatsache des Christenthums sich und seiner Zeit zu einem denkenden Verständnisse bringen wollte. Baur's Sprache legte den trockenen Ton der gelehrten Abhandlung ab und erhob sich zu der Wärme freudiger Begeisterung, so oft er in dem Briefe des großen Apostels auf jene Abschnitte stieß, da dieser vom Standpunkte des Religionsphilosophen aus das Christenthum mit den vorhergehenden Religionen verglich und in seinem innersten Wesen erfaßte als die Religion des mündigen und freien Menschen, der nun, da er die Quelle des Guten, den göttlichen Geist, in sich trägt, keines Zuchtmeisters mehr bedarf und die Herrschaft der sinnlichen Naturmächte, denen die Völker zuvor gedient, von sich geworfen hat, als die Religion des Gotteskindes, das den knechtischen Geist der Furcht ausgezogen hat, weil die Liebe sich in sein Herz ergossen hat — oder so oft er die Feder ansetzte, das Charakterbild jenes seltenen Mannes zu entwerfen, der im Kampfe mit dem Judaismus für die religiöse Freiheit vom Joche aller Menschensatzungen einstand durch sein Flammenwort, wie durch das Martyrium seines Lebens; jenes Mannes, der in dem weltgeschichtlichen Principe des Glaubens die Innerlichkeit des frommen Gemüthes gegenüber der Aeußerlichkeit des Abmachens und Verrichtens verkündigte, der selbstlos sein Leben in den Dienst eines rein geistigen Zweckes stellte, froh in Aengsten und Nöthen, stets im Feuer, als ein Sterbender und doch lebend, unterdrückt und doch nie verzagend, ein Armer, der Viele reich machte. Man kann Baur's „Paulus" nicht bei Seite legen, ohne durch alle die gelehrten Untersuchungen die Wärme herausgefühlt zu haben, mit welcher der sittliche und religiöse Gehalt des Christenthums den Verfasser erfüllte.

Baur befriedigte Beides: die Forderungen der Wissenschaft und die Ansprüche des Gemüths. Man lernte bei ihm kritisiren und glauben. Man nahm die biblischen Schriftsteller, wie sie waren; man ließ sie genau sagen, was sie sagten; man hatte kein Interesse, sie zu modernisiren; man gestand sich die ganze Kluft ehrlich ein, welche unsere heutige Anschauung von der ihrigen trennt, aber man behielt den Respect vor dem Christenthume als Religion, vor den ethischen Mächten der Hoffnung, des Glaubens, der Liebe, die es entbunden, vor dem unaussprechlichen Schatze reiner Geistigkeit in den Tiefen des Gemüthes, der in diesem oft steinigten Acker verborgen liegt, vor dieser Wunderwelt der Liebe, welche bald in unvergänglichen Lebensworten, bald in gotterfüllten Persönlichkeiten aufgeschlossen ist. Hier schien gefunden, was Lessing, noch vielfach tastend und unsicher, gesucht hatte: die Religion Jesu im scharfen Unterschiede von der Religion über Jesus; jene, ewig und unvergänglich, rief zur Nachfolge auf, diese, vom Anfange an bis heute wechselnd, sodaß nie zwei Menschen über sie einig waren, forderte die Kritik heraus.

Aber wo war die Kirche für diese Religion? Baur versetzte seine Schüler in die schwersten Conflicte; die es im Leben giebt. Trat der junge Theologe, der zu den Füßen Baur's gesessen war, in den praktischen Dienst der Kirche, so war das Erste, was man von ihm forderte, daß er eine vor vierthalb Jahrhunderten verfaßte Glaubens- und Bekenntnißschrift, die sogenannte Augsburger Confession, unterschreibe, von welcher doch seine wirkliche Ueberzeugung durch Himmelsweiten getrennt war; kam er dann anfangs als Vicar, später als Pfarrer an eine Gemeinde, so befand er sich fast an jeder Stätte, an welche sein Amt ihn stellte, im Widerspruche mit dem von der kirchlichen Oberbehörde bewachten und geschützten Glauben derselben; diesen Widerspruch zu Tage treten lassen, bedeutete ein Meer von Unbill und Kränkung und Kummer bis zur Absetzung. Was war da zu machen? Man machte es auf alle Weise. Die Einen schützten sich vom Anfange ihres theologischen Studiums an gegen die Pfeile der „ungläubigen" Wissenschaft durch den breiten massigen Schild, welchen Professor Beck in seinem saftigen biblischen Realismus darbot, oder durch die geschmeidigeren, mit modernem Oele getränkten Waffen, welche der liebenswürdige und weitherzige Vermittler Landerer so gewandt handhabte. Andere machten sich den altbekannten Unterschied zwischen exoterischer und esoterischer Lehre zu nutze, predigten nach dem Spruche „Wess' Brod ich ess', deß' Lied ich sing'" den hergebrachten Glauben und behielten ihre Ansichten für sich. Noch Andere schworen die Ketzereien der Universität zur rechten Zeit bald geräuschvoll, bald stiller in die Hände des Consistoriums ab und machten Carrière. Die Besten waren redlich bemüht, die Kluft zwischen der eigenen wissenschaftlichen Ueberzeugung und dem Kirchenglauben durch ein pädagogisches Verfahren auszufüllen, indem sie das Licht des Gedankens langsam, in behutsam abgemessenen Strahlen in die dichte Schicht der kirchlichen Vorstellungen fallen ließen — ein classisches Beispiel für diesen Versuch hat Strauß in seinem „Christian Märklin" aufgestellt —, oder sie entsagten dem Dienste der Kirche und übernahmen ein Lehramt an einer Lateinschule oder an einem Gymnasium.

Was ich in dieser Lage zu thun hätte, konnte mir nicht zweifelhaft sein. Wie verlockend auch der Traum des Pfarramts war, der von den Tagen der Kindheit her noch so schön vor dem Auge stand, meine Ueberzeugungen unterdrücken oder drehen oder bemänteln konnte ich und wollte ich nicht. Ich entschloß mich, dem Dienste der Kirche zu entsagen. Gegen den Schluß des dritten Studienjahres bat ich um Urlaub für zwei Tage, um zu den Eltern zu reisen. Ich machte ihnen meine Lage klar — meine theologischen Ansichten waren ihnen längst bekannt — und drang in sie, mir die Mittel zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu bewilligen; ich versprach, durch anhaltenden Fleiß in zwei Jahren damit fertig zu werden. Aber unter heißen Thränen der Mutter beschworen sie mich, das theologische Studium zu absolviren und nur wenigstens das Examen zu machen. Es war nicht blos die ökonomische Rücksicht, was sie leitete; der Austritt aus dem „Stift" wäre mit einer Rückerstattung der vom vierzehnten Jahre an verwendeten Stipendien verbunden gewesen. Es war noch mehr die stille Hoffnung, welche die guten Eltern nährten, daß Gott, wenn seine Zeit da sei, ihren Sohn wohl noch zum Glauben bekehren werde, wie sie sich ausdrückten. Ich konnte den Thränen und Bitten nicht widerstehen und zog, traurig zwar, in's „Stift" zurück, betrieb aber hinfort die theologischen Studien nur so weit, als es zur Ablegung eines erträglichen Examens nöthig war, und warf mich mit aller Kraft theils auf die Erlernung der neueren Sprachen, theils auf meine alten lieben Classiker, in der Absicht, mich auf das Lehrfach vorzubereiten. Nicht wenig bestärkte mich in diesem Fleiße die Hoffnung, die Geliebte der Jugend in wenigen Jahren heimführen zu können, während die Theologen damals ihre zehn, fünfzehn Jahre auf Vicariaten herumgeschupft wurden, ehe sie eine fixe Anstellung erlangten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Bald traten Ereignisse ein, die stärker waren, als der Wille der Menschen. Der folgende Abschnitt wird zeigen, wie Gott gelenkt hat.

Ferienstudien am Seestrande.

Von Karl Vogt in Genf.

1. Die Gegend. (Schluß.)

Die Felsenreihe, welche diesen Canal von dem Hochgrunde in der Nähe des Städtchens trennt, zeigt drei Gipfel — einen größeren, die grüne Insel (l'ile verte) genannt, und zwei nackte, zernagte Klötze, welche den Namen der Bourguignons tragen. Hinter diesen ragt bei der Fluth aus den Wellen eine rothe Kuppel auf weißer Grundlage — auf dem rothen Grunde steht in großen weißen Buchstaben: „Duslen"; bei Ebbe dräut dort ein hoher Thurm auf zerrissener Felsengrundlage. Ein Wahrzeichen für den Schiffer und ein Anziehungspunkt für den Naturforscher, denn auf Duslen sammeln sich die seltenen Nacktschnecken (Doris, Eolis ɩc.); zwischen den Blöcken bergen sich See-Igel, und in den Tangen klettern und kriechen werthvolle Würmer umher. Oestlich von Duslen deckt sich bei tiefster Ebbe eine Art Amphitheater auf, das mit dem Riffe von Pighet zusammenhängt, das



Ein Braut- und Kammerwagen im Schwälmergrunde.
Originalzeichnung von H. Sondermann in Düsseldorf.

„Silberloch“ (Trou d'argent). Dort hausen die Seeohren (Haliotis), die für die Feinschmecker von Roscoff das Höchste sind, was die See an Wohlgeschmack bieten kann; dort schlängelt sich im Grobsande ein feiner Wurm, einem haardünnen Regenwurme ähnlich, der einen eigenthümlichen Typus unter den Würmern darstellt und dessen Larven eine seltsame Metamorphose durchmachen, der Polygordius Villoti; dort laichen große Nacktschnecken (Doris), und zuweilen selbst der nordische Seewolf oder Lump (Anarrhichas lumpus), ein seltener Gast im Meere von Roscoff.

Zwischen dem Riffe von Pighet, das stets aus den Wellen hervorragt und mit einem weißen Thurme gekrönt ist, und einem Felsengrate, der bei jeder Fluth sich überdeckt, aber einen schwarzen Thurm mit weißer Kappe trägt, geht die Einfahrt in den Hafen, der bei Ebbe stets trocken gelegt wird. Dem weißkappigen Schwarzthurme haben wir den Namen „Dupanloup“ beigelegt. Er zeigt ebenso sicher den Weg nach dem Hafen wie sein streitbarer Patron denjenigen zum Paradiese und zu Abraham's Schooße. Wir gehen nur selten nach dieser Gegend; der Hafenschlamm, die Auswürfe der Schiffe wirken nicht günstig auf die Bevölkerung des Meeres zurück. Ueberhaupt ist diese weit delicater, als man gewöhnlich glaubt. Früher sammelte man auf der Nordseite von Ti-Saoson häufig eine besondere Art von Seescheiden, seitdem aber vor zwei Jahren ein großes österreichisches Dampfschiff, mit Gerste beladen, dort scheiterte und seine faulende Ladung auf dem Felsboden ausstreute, sind die Seescheiden dort fast spurlos verschwunden.

Nach Osten hin wird das Arbeitsfeld durch eine weit vorspringende Felszunge begrenzt, die auf ihrer äußersten Spitze ein Fort, Bloscon, und auf einem vorragenden Hügel eine der heiligen Barbara gewidmete Capelle trägt, die auch als Schifferzeichen dient. Auf der östlichen Seite dieser Landzunge ragen wilde Felsthürme hervor — der höchste derselben, Roquille l'Evêque, ist mit einem häßlichen Pavillon gekrönt. Dort pflegen sich die Landschaftsmaler Stoff zu Studien zu holen, denn wunderbar ist von dort aus die Aussicht über den weiten Eingang der Bucht von Saint-Pol de Léon gegen das Château du taureau, auf dem Blanqui lange Jahre als Staatsgefangener saß und das mit seinen Kanonen die Einfahrt des Flusses von Morlaix beherrscht, sowie gegen die liebliche, reich mit blinkenden Landhäusern besetzte Hügelkette, welche das östliche Ufer des Flusses bildet. Die Bucht von Saint-Pol birgt die werthvollsten und seltensten Sandbewohner; dorthin ziehen die Naturforscher, wenn sie einen fußlangen, gelben, fingerdicken Röhrenwurm, Myxicola parasitica, sich verschaffen wollen, der sich eine gallertartige, durchsichtige Röhre mit seinen Ausschwitzungen baut, aus welcher er einen braunrothen Spitzenschirm herausstreckt, zierlich gefaltet, wie der Papierfilter eines Chemikers. Zu den Füßen von Sainte Barbe aber, zwischen der Capelle und dem Fort Bloscon, ist eine kleine, tiefe Bucht durch eine Quermauer abgeschlossen und zu einem Hummerteiche umgeschaffen worden. Tausende von Hummern und Langusten kriechen dort auf dem Boden umher oder hängen, wie gigantische Trauben, an den Pfosten, welche die Gerüste und Flöße tragen. Täglich kommen die Fischer und laden ihren Fang gegen bestimmte Preise ab; den streitbaren Hummern schneidet man an der Scheere die Muskeln des Daumens durch, so daß sie nicht mehr kneipen können; die friedfertigeren Langusten, die sich auch leichter an den Menschen gewöhnen, wirft man ohne Beeinträchtigung in das Wasser. Von Zeit zu Zeit erscheint ein schlanker, belgischer Kutter und nimmt eine Ladung der kostbaren Krustenthiere ein, um sie nach Ostende und nach holländischen Küstenorten zu bringen. Aber nicht bloß Hummern und Langusten gehen die Naturforscher zuweilen dorthin nach, auch das Futter, welches man den gefräßigen Krebsen bietet, bildet einen Anziehungspunkt.

Draußen im tieferen Meere sind selbst größere Rochen, sowie kleinere Haifische keine Seltenheit. Große Haifische von sechs und mehr Fuß Länge werden nur höchst selten gefangen, aber die kleineren Dornhaie (Acanthias), Hundshaie (Scyllium) und Rochen verschiedener Art kommen den Fischern häufiger in die Netze, als ihnen lieb ist, denn sie fressen gern die schon gefangenen Schell- und Stockfische von den Angeln ab, wobei sie natürlich den Haken selbst mit hinunterwürgen. Das ist denn ein großer Verlust für die armen Leute — die Rochen können sie noch verkaufen, wenn auch zu Spottpreisen, die Haie aber mag selbst der ärmste Bettler nicht, und früher warf man sie mit einem tödtlichen Schlage auf den Kopf und mit einem tüchtigen Fluche hinterdrein in das Meer zurück. Durch den Hummerpark wird wenigstens eine kleine Entschädigung geboten. Die Krebsthiere bilden die Sanitätspolizei des Meeres; sie haben, wie die Geier der südlichen Continente, die Aufgabe, Aeser und Leichen, sowie unbehülfliche Kranke aus der Welt zu schaffen, und entledigen sich dieser Aufgabe mit um so größerem Erfolge, als sie den faulenden thierischen Stoff in ein schmackhaftes und leckeres Fleisch umwandeln. So füttert denn der Besitzer des Hummerparks seine Pfleglinge mit todten Haifischen. Die Fischer bringen zuweilen hundert Stück an einem Morgen. Man nimmt die Leber heraus, um einen übel riechenden, aber für Lederwaaren vortrefflichen Thran daraus zu sieden, und wirft den Körper den Krebsen in das Wasser. Es ist ein seltsames Schauspiel, die blau und gelb getigerten Hummern mit ihren großen Scheeren, die gelben Langusten mit den langen Fühlhörnern über diese todten Haie herfallen zu sehen. Der Naturforscher aber sputet sich, den Krebsen zuvorzukommen. Er findet auf den Haien seltene, schmarotzende Krustenthiere, die sich an den Augen, den Flossen, den Kiemen festhaken und Blut saugen, oder selbst tief in das Fleisch sich einbohren, und die meisten Weibchen tragen Junge. Ich habe keinen weiblichen Dornhai geöffnet, der nicht drei bis vier Junge in seinen Eileitern gehabt hätte. Semper in Würzburg hat durch seine Arbeiten über die Nieren der Haifische und die an denselben sichtbaren Oeffnungen von eigenthümlichen Segmentalorganen, welche sonst nur bei Würmern vorkommen, der Untersuchung ein neues Feld geöffnet, durch welche ein meines Erachtens besserer Einblick in die Stammesverwandtschaft der Wirbelthiere gewonnen werden kann, als durch den vertrackten Amphioxus, den Haeckel mit so viel Vorliebe den Ehrwürdigen nennt. Jetzt werden Haifisch-Embryonen ebenso emsig studirt werden, wie bisher die Eier der Seescheiden, die man nach dem Vorgange Kowalewski's in der neuesten Zeit als Ahnen der Wirbelthiere betrachtet hat. Ringelwurm oder Seescheide — hie Welf, hie Waiblingen! Aber wie die Entscheidung auch fallen mag, so scheint mir der Stammbaum immerhin von einem höheren Punkte auszugehen, als wenn man ihn von dem bekannten, künstlerisch modellirten Erdenkloß ableitet, dem ein lebendiger Odem in die Nase geblasen wurde. Sonderbar erscheint es aber auch in dem Falle, wo man sich gegen Kowalewski und Haeckel für Semper entscheiden wollte, daß gerade die Haifische und Rochen, diese räuberischen Bestien, das Meiste von der Organisation der Ahnen zurückbehalten haben sollen.

Doch zurück zu Roscoff. In dem mehr fashionabelen Westend des Städtchens, gegenüber der Kirche und fast neben dem einzigen Gasthause, erhebt sich das Laboratorium für experimentelle Zoologie, an dessen Spitze als Director Professor de Lacaze-Duthiers steht. Ein für Roscoff ungemein stattliches Haus mit fünf Fenstern in der Fronte, drei Stockwerke hoch, mit geräumigen Mansarden, alle Zimmer zum Wohnen und Arbeiten zugleich eingerichtet. In jedem Zimmer zwei Betten, zwei Arbeitstische, zwei Arbeitskisten mit allem nur erdenklichen Material, vom Feuereimer und Wasserkübel bis zum Mikroskope und den Briefcouverts. Geht man durch den Hausgang, so betritt man einen kleinen Garten, dessen Hintergrund von einem hohen, hellgefensterten Schuppen eingenommen ist. Das Meer braust unmittelbar an die Grundmauer an, auf welcher der Schuppen ruht — von seinen Hinterfenstern aus hat man die weiteste Aussicht über das nördliche Arbeitsfeld, denn die beiden Bourguignons liegen unmittelbar gegenüber; von dem kleinen Garten aus gelangt man durch ein treppenartiges Gäßchen auf den Strand, der sich bei der Ebbe abdeckt. Dort sind zwei große Reservoirs aufgemauert, deren jedes acht bis zehn Cubikmeter Wasser enthalten kann. Sie werden täglich bei Fluth durch eine Röhre, welche eine Strecke vom Ufer weg auf dem Boden fortgeleitet ist, mit frischem Seewasser vollgepumpt und speisen vier große Aquarien, welche an den Seitenwänden des Schuppens so vor den Fenstern eingemauert sind, daß das Licht durch sie hindurch fällt.

Die Leitungen speisen noch eine Menge kleinerer Aquarien, die auf schwarz angestrichenen Tischen aufgestellt sind und welchen das Seewasser durch Kautschukröhren zugeführt wird.

Daß man unmittelbar aus den Behältern, mittelst Krahnen, Seewasser entnehmen kann, versteht sich von selbst. Hier concentrirt sich nun der wissenschaftliche Zufluß, die Gesammtarbeit — hier werden, meist nach dem Frühstücke, bei einer Cigarre die Excursionen verabredet.

„Morgen ist große Ebbe — sie muß benutzt werden. Was haben die Herren vor?“

„Ich gehe nach Per'haridi,“ ruft der Eine.

„Brauchen Sie Hülfe?“

„Nein.“

„Gut, und Sie?“

„Ich möchte nach Rolléa und dem Loup.“

„Francis wird mit dem Plattschiff, der ‚Molgula‘, Rolléa gegenüber, um neun Uhr am Strande sein, um Sie hinüber zu führen.“

„Wir wollen nach Saint Pol.“

„Zu Schiffe?“

„Nein, im Wagen. Wir fahren bis an den Strand und gehen dann der Ebbe nach.“

„Marti und Yves können mitfahren und graben helfen. Schauen Sie tüchtig nach Chaetopterus aus — er ist selten. Myricolen werden Sie schon finden, wenn Sie die richtige Stelle finden. Marti und Yves wissen Bescheid.“

So flattert es nach allen Seiten hinaus, die Einen dorthin, die Andern dahin, je nach Bedürfniß. Mit der Fluth kehren sie wieder, und nun geht es an das Auspacken aus den Gläsern und Kübeln, an das Sortiren und Uebertragen in die Aquarien und die speciellen Gefäße, die Jeder sich herrichtet. Keiner darf des Andern Gefäße ohne besondere Erlaubniß anrühren. Jeder wählt sich ein Thema seines Studiums aus, und Allen geht Lacaze hülfreich zur Hand, um ihnen das nöthige Material zu verschaffen und, wenn sie es bedürfen, mit Rath und Anleitung zur Seite zu stehen. Die jungen Leute, welche dort arbeiten, finden freies Logis, und oft sogar zahlt ihnen das Laboratorium die Reise von Paris nach Roscoff und zurück.

Wer mir vor dreißig Jahren, als ich zum ersten Mal an die See ging, von solchen Bequemlichkeiten gesprochen hätte wäre mir wohl als ein Träumer erschienen. Nun aber sind sie geschaffen, nicht nur hier, sondern auch anderwärts, und noch großartiger ohne Zweifel in Neapel durch meinen jüngeren Freund Anton Dohrn. Ich kann mir wohl einigen Antheil an diesen Schöpfungen zoologischer Observatorien zuschreiben, denn lange Jahre hindurch habe ich mich fast heiser danach geschrieen. Franzosen, Engländer und Amerikaner sind auf dem Wege nachgefolgt, dessen Bahn Dohrn mit großen persönlichen Opfern gebrochen hat. Mögen Diejenigen, welche Interesse für Studien dieser Art hegen, nicht vergessen, daß die Wissenschaft solcher Hülfsmittel bedarf und daß ein internationales Institut, wie das Dohrn'sche, der materiellen Beihülfe nicht entbehren kann. Ja, ich halte es sogar für eine Ehrenpflicht des deutschen Reiches, die Anstalt in Neapel so zu unterstützen und auszustatten, daß sie den anderen als Musteranstalt vorleuchte, ganz so, wie auch die deutschen chemischen Laboratorien Muster geworden sind für die ganze Welt.

Fragt man mich aber, warum ich Roscoff zum Studienort gewählt habe und nicht Neapel, so ist meine Antwort einfach. Meine Ferien fallen in die heißeste Zeit des Jahres, Juli bis September. In diesen Monaten lauert in Neapel das Fieber, und die Hitze wirkt abspannend und lähmend, Roscoff aber erfreut sich dann einer gleichmäßigen Temperatur, eher frisch als warm, und es lohnt sich kaum, Sommerkleider dorthin zu bringen. So findet dann meine Familie dort die Sommerfrische, welche sie früher auf den Bergen suchte, und außer Erholung und frischer Luft spendet uns das Meer die Schätze seiner Fluthen in nicht minder reicher, wenn auch verschiedener Fülle, als an den südlichen Gestaden. Der freilich könnte sich glücklich preisen, dem ein gütiges Geschick neben genügenden Mitteln Freiheit genug beschieden hätte, um den Winter in Neapel, den Sommer in Roscoff zuzubringen — aber Diejenigen, welche das können, haben meist kein Interesse an den Studien, welchen wir obliegen, und Diejenigen, welche gern möchten .... weshalb murren gegen Dinge, die man nicht ändern kann?

Blätter und Blüthen.

Ein Kammerwagen der Kornkammer. (Mit Abbildung auf S. 291.) Wer die höchste Höhe des zwischen Rhön und Taunus gelagerten Vogelsbergs in Oberhessen, den fast drittehalbtausend Fuß hohen Taufstein erstiegen hat, steht wie im Mittelpunkte eines Bergsterns, von welchem die Thäler nach allen Himmelsrichtungen hin als Strahlen auslaufen. Von den Thälern, die nach Norden laufen, schmückt eines ein lustiger Bach, der bald zu dem Flüßchen Schwalm anwächst; dasselbe verleiht einer Landschaft, die als „die hessische Kornkammer“ gerühmt wird, den Namen des Schwälmergrundes. Es ist eine wunderliche Welt! Wo die Schwalm herkommt, auf dem Vogelsberge, herrscht oft die bitterste Noth und ist Jahr aus Jahr ein Herr Schmalhans Küchenmeister, während dem Wasser in seinem Laufe bis zur Eder das Glück blüht, daß viel frohe, gesättigte, wohlhäbige Gesichter sich in ihm spiegeln. Die Landwirthschaft geht hier nicht mit Ziegen auf die Weide, sondern behandelt ihren goldenen Boden in großem Stile. Ueberall, wo dies der Fall ist, führt das wohlbegründete Selbstbewußtsein die Bauern auch zu festerem Halten an alten Sitten, Gebräuchen und liebgewordenen Gewohnheiten. Die Schwälmer zeichnen gerade darin sich vor ihren Nachbarn aus. Das wird Jeder finden, der im Lande reist, besonders aber Derjenige, welcher die Ankunft eines Braut- und Kammerwagens zu sehen bekommt.

Es war in einem der freundlichen Dörfer des Schwalmer Grundes, wie unser treffliches Bild bezeugt, wo ich vor einem stattlichen, mit Reben bewachsenen Hause verschiedene Gruppen harrender Leute erblickte. Natürlich blieb ich dort ebenfalls stehen und fragte, was hier los sei. Da sofort ein Dutzend Weiberzungen zugleich die erbetene Auskunft gaben, so dauerte es einige Zeit, bis ich mich durch den Wortschwall und die Schwälmer Mundart zu einigem Verständniß der Angelegenheit hindurchgearbeitet hatte. Man zeigte mir unter dem Vordach der Hausthür ein altes Ehepaar, beide im Feststaat, denn der Alte hatte den langen Sonntagsrock und sie die standesgemäßen zwölf Röcke übereinander an, auf dem Haupte die eigenthümliche Haubenmütze, die den Cereviskäppchen unserer Studenten nicht sehr unähnlich ist, aber an breiten Bändern gehalten auf dem Kopfe fest sitzt. Die beregten Weiberröcke sind sehr kurz, aber dafür trägt man deren mehrere, je nach den Vermögensumständen, so daß eine rechte Bauernfrau, wie eben gemeldet, bis zur Ehrenlast von zwölf Röcken hinaufsteigen kann. Diese beiden Alten hatten ihren Hof (das ist die hierländische Bezeichnung für das gesammte Bauerngut) an ihren ältesten Sohn abgetreten, um sich in den Ruhestand zu setzen, und heute wurde der Einzug der jungen Frau desselben gefeiert. Das ist ein hoher Familienfesttag, den man überall recht theilnehmend mitbegehen kann. Es ist so viel von den alten, zum Theil recht schönen und sinnreichen Sitten und Gebräuchen der Volkshochzeiten verloren gegangen, daß man sich freut, hie und da noch einem wohlbewahrten Stücke derselben zu begegnen.

Da kommen sie. Der Kinderjubel verkündet sie schon aus der Ferne. Zwei Wagen fahren daher, ein leichter Rollwagen, der das junge Ehepaar, und ein schwerer Leiterwagen, der die Ausstattung trägt. Am ersten, dem „Brautwagen“, kann man sich nicht satt sehen, so reich ist er mit Blumen und Laubgewinden geschmückt, eine Sitte, die Braut heimzuführen, die man sich nicht schöner denken kann. Sobald der Wagen hielt, kam der alte Vater die hohe steinerne Haustreppe herab und reichte seiner Schwiegertochter zum Willkommen ein Glas echten alten Kornbranntweins dar. Sie nahm es, trank es herzhaft aus und warf es, dem Gebrauche getreu, so an den Wagen, daß es zerbrach. Hierauf führte der Vater die neue Tochter der alten Mutter zu, die oben unterm Vordache vor der Hausthür geblieben war. Von dort sahen diese Drei allein den weiteren Vorgängen zu, denn nun war der Ausstattungswagen vorgefahren, welcher hier, aber auch in süddeutschen Gegenden, der Kammerwagen heißt. Diese Bezeichnung erklärt sich dadurch, daß ursprünglich auf diesem Wagen hauptsächlich Alles förmlich Parade zu machen hatte, was zur Ausstattung der ehelichen Schlafkammer gehört, und dies bestand ganz besonders in einem vollständigen Bette sammt Bettstelle und in einer grellbemalten und möglichst großen Lade (Kasten, Truhe) oder einem Schrank voll Wäsche. Diese Gegenstände galten und gelten vielfach noch heute auf dem Lande als Werthmesser der Mitgift und des elterlichen Haushalts der Braut und zogen vornehmlich die richtenden Augen der weiblichen Nachbarschaft auf sich. Auf der großen, buntfarbigen, die ganze Länge des Wagens einnehmenden Truhe thronten Wiege und Spinnrad (in Kartoffelklößländern fehlt neben beiden nie als Drittes im Bunde die Kartoffelpresse), und die Fußleiste der Lade entlang an der Vorderseite des Wagens glänzte das blanke Küchengeschirr. An den oberen Leiterstangen zu beiden Seiten des Wagens hing aber die Hauptsache: eine Reihe an sich gewöhnlicher, aus Weiden geflochtener Handkörbe, die jedoch reich vergoldet und bunt bemalt waren. Die Zahl derselben war allen Anwesenden von der größten Wichtigkeit, denn soviel Körbe, soviel mal tausend Gulden bringt die Braut als Aussteuer vom Vaterhause mit.

Man hatte den Zuschauern offenbar die nöthige Zeit gelassen, um Alles genau zu mustern im und am Wagen, von den aufgestapelten Tragkisten unter der Truhe bis hinauf zu den „geschappelten Jungfern“ bei den Betten und von den bändergeschmückten vier Pferden bis zu ihren beiden gleichfalls stattlich ausstaffirten Lenkern. Jetzt begann aber das Abpacken und zwar mit einem wichtigen Festacte, welcher die gespannteste Aufmerksamkeit aller Augen erregte. Der Bräutigam oder junge Ehemann hatte den Rock ausgezogen und trat an den Wagen, wo sich im gleichen Augenblicke die beiden „Geschappelten“ erhoben. So heißen diese Jungfrauen von ihrem Kopfputze, einem hohen Käppchen, von welchem wohl hundert bunte und goldgestickte Bänder vorn bis auf die Stirn und

hinten bis auf den Rucken und Schultern herabhängen; eine solche Haube soll oft an zweihundert Gulden kosten. Beide faßten jetzt einen ansehnlichen Pack in ein Betttuch eingeschlagenes Bettzeug, schwangen es ein paar Mal hin und her und warfen es im Schwunge herab. Das ist der große Augenblick für den jungen Mann. Er muß das nicht leichte und schwer handhabliche Pack kunstgerecht auffangen, ohne Schwanken und Wanken, wie es einem richtigen Schwälmer gebührt. Ich war ein wenig besorgt um unsern Helden, denn er erschien mir nicht als besonders kräftig, aber er verstand seine Sache, fest fing er das Pack mit den Armen und hob es auf den Kopf, und begleitet vom allgemeinen Jubel trug er's im Triumph die Treppe hinauf, als erstes Kammerstück in's Haus. —

Es soll vorkommen, daß dieses Kunststück mißlingt, daß das Pack auf die Erde fällt oder den Auffänger umwirft; dann wehe dem Sünder! Er hat's mit seinem jungen Weibe für lange Zeit verscherzt.

Nachdem Stück um Stück vom Wagen gehoben und in's Haus gewandert war, kam zu guter letzt „der Flachs für die Armen“, welcher unter die Menge geworfen und auf diesem Wege schwerlich auf das Gerechteste vertheilt wurde. Mit diesem Knalleffect schloß das heitere Schauspiel. Die junge Frau war damit von der Bewohnerschaft an- und aufgenommen, und noch nach Jahren, wenn die silberne Hochzeit an den heutigen Tag erinnert, giebt es Leute genug, welche genau zu erzählen wissen, wie viel Körbe und Kisten dazumal die Anne-Marie dem Hans Klos auf dem Kammerwagen mitgebracht hat. H. v. C.

Heinrich Beta. Am 23. März dieses Jahres lief von Berlin eine Zuschrift meines alten Mitarbeiters Heinrich Beta ein, das Manuscript der in vorletzter Nummer abgedruckten „Erinnerungen an Ferdinand Freiligrath“ enthaltend. Der Verfasser gedachte mit Wehmuth seines nun auch dahin geschiedenen Freundes, mit dem er in London das Exil getheilt, und schloß seine mit der gelähmten Hand nur mühsam auf das Papier gekritzelten Bleistiftzeilen mit den Worten:

„So sinken sie Alle hinab, Einer nach dem Andern. Nur ich elendester Krüppel muß immer noch warten. Aber ich rufe bei jedem solchen Todesfalle:

Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Ich hoffe nun endlich ziemlich bestimmt, daß dieser Frühling für einige Blumen auf meinem Grabhügel sorgen werde Also der Vorsicht wegen gleich ein herzliches Lebewohl für diese Erde von Ihrem alten treuen dankbaren Beta.“

Tief erschüttert, aber doch ohne alle Besorgniß antwortete ich sofort dem Freunde zurück, er sei noch zu frisch zum Sterben, und nächsten Winter werde er wie sonst die Schneeflocken draußen lustig tanzen sehen, um dann später wieder hinauszuziehen nach Thüringen, wo er sich mit jedem Sommer frische Kraft und neuen Lebensmuth geholt. — Sechs Tage darauf schon traf von Berlin die Nachricht ein, daß er doch Recht gehabt und sein sehnlichster Wunsch erfüllt sei.

Seit dreißig Jahren bin ich mit diesem braven Menschen Hand in Hand gegangen, vormärzlich noch im „Leuchtthurm“, als es galt, unter dem furchtbaren Drucke der Censur in den vorsichtigsten Formen alle die Forderungen der Freiheit anzuregen, welche in jenen Tagen noch halb bewußt und unklar im Volke gährten und deren Verwirklichung nach einigen Jahren schon durch die siegreiche Erhebung des Volkes erkämpft werden sollte. Er war mir damals schon ein lieber, treuer Camerad. Mit allem Feuer einer freiheitsglühenden Seele trat er dann in den Jahren 1848 bis 1850 in die Kämpfe der Volksbewegung ein, und wie scharf und schneidig sein Federschwert die compacte Masse der Reaction traf und verwundete, das sollte er bald genug in den Verfolgungen erfahren, die von allen Seiten auf den treuen Verfechter seiner Ueberzeugung einstürmten. Um langjähriger Kerkerhaft zu entgehen, floh er endlich nach London. Dort hat er anfangs das ganze Elend des Flüchtlingslebens, die volle Bitterkeit des Exilbrodes durchgekostet. Aber seine Energie, seine bedeutenden Kenntnisse und der eigenthümliche Humor seiner Schreibweise, der überall Anerkennung fand, ließen ihn nicht zum Sinken kommen, und als er kurz vor Weihnacht 1852 in der „Augsburger Allgemeinen“ die erste Ankündigung der „Gartenlaube“ las, begrüßte er von London aus sofort hocherfreut das neue Unternehmen und bot seine Kräfte für die damals noch sehr kleine und schwache Anpflanzung an. Seitdem sind vierundzwanzig Jahre vergangen, und wie redlich er mitgeholfen an der Ausdehnung und dem Aufschwunge der „Gartenlaube“, das wissen Alle, die unser Blatt mit Aufmerksamkeit verfolgt haben.

Die Leser der ersten vier oder fünf Jahrgänge werden sich noch mit Vergnügen der trefflichen Schilderungen aus überseeischen Ländern, namentlich aber aus London, erinnern, die in den Jahren 1853 bis 1857 fast in jeder Nummer unserer Zeitschrift zur Erscheinung kamen. Damals mußte trotz der garantirten Preßfreiheit noch jedes Wort vorsichtig abgewogen werden, und Beta verstand es vortrefflich, in der unschuldigsten, harmlosesten Form der Schilderung alle die Principien und freiheitlichen Fragen wieder zur Geltung zu bringen, für die wir früher gestritten und gelitten. Sein feines Gefühl für alles Edle und Humane, sein unablässiges Streben, der Menschheit, und namentlich der ärmeren Classe derselben, zu nützen, sein scharfer und praktischer Blick, machten ihn zum wahrhaft genialen Pfadfinder auf der Suche nach Stoffen, die er alle im Sinne des Volkswohls und der Humanität zu verwerthen wußte. Ob „Afrikanisches Palmenöl“ oder „Londoner Krystallpalast“, ob „Markthallen“ oder „Krankenhäuser“ — er verstand es überall, den guten Kern und die Nutzanwendung zur Förderung des allgemeinen Wohls herauszufinden und in liebenswürdiger, warmer und geistreicher Weise zu motiviren. Wenn hier und da auch etwas flüchtig und sanguinisch — anregend und erfrischend waren diese Artikel sämmtlich und haben viel und nachhaltig gewirkt.

Die Generalamnestie ermöglichte es auch ihm endlich nach dem geliebten Vaterlande zurückzukehren, in dessen Zustände und Fragen er sich sofort mit vollem Verständniß der Sachlage wieder hineinarbeitete. Nach allen Seiten knüpfte er neue Verbindungen an, die ihn in den Stand setzten, seine Bestrebungen und Ueberzeugungen mit in die Wagschale der Oeffentlichkeit zu legen, und bald war sein Name überall zu finden, wo es galt, für die gute Sache zu wirken. Keck und frisch in der originellen, oft barocken Form seiner Schreibweise, scharf, aber stets sachgemäß und nie persönlich, der Einigung des Vaterlandes mit Begeisterung ergeben, aber ohne unterthänige Anbetung des augenblicklichen Erfolgs, wußte er mit offenem Auge jeder politischen, socialen oder volkswirthschaftlichen Frage das rein Menschliche abzugewinnen und im Sinne der Humanität zu beleuchten, bis ihm — seine Thätigkeit hemmend — vor circa sechs Jahren ein furchtbares Gichtleiden die Finger verkrümmte und seinen Körper in einer Weise lähmte, daß jede selbstständige Bewegung aufhörte und er nur wenig noch, und dann nur mit dem Bleistift, zu schreiben vermochte. Aber selbst auf dem Krankensessel hielt ihn die alte Energie aufrecht; er dictirte von da ab und arbeitete ohne Unterlaß weiter im Dienste des öffentlichen Wohles und des — Journalismus. Mit selbstloser Hingebung für seine Aufgabe, fast Tag für Tag anregend, ermunternd, belehrend, oft erhebend — ein echter Journalist und ehrlicher Patriot, so hat er gearbeitet, bis ihm der Tod auch den Bleistift aus der Hand nahm und seinem Kampfe um's Leben und die höchsten Güter der Menschheit ein Ende machte. Für den Journalisten hat die Nachwelt keine Kränze — mir aber, der so lange Jahre Gelegenheit hatte, einen Einblick in das verdienstliche Lebenswerk des Heimgegangenen zu thun, mir ist es Bedürfniß des Herzens, ihm an dieser Stelle meinen wärmsten Dank in das Grab nachzurufen.

Von allen Mitarbeitern des ersten Jahrgangs der „Gartenlaube“ leben zur Stunde nur zwei noch: Ludwig Storch und der Schreiber dieser Zeilen. Wie lange noch — und auch für uns gelten die Schlußzeilen des Beta'schen Briefes:

„Warte nur, balde
Ruhest Du auch.“ E. K.

Zum Capitel der literarischen Unverschämtheiten haben wir leider im Nachfolgenden einige neue Daten zu liefern. E. Marlitt hat wiederum unter den Heimsuchungen der bekannten Bühnenpiraten zu leiden. Nachdem von ihrer augenblicklich durch unser Blatt laufenden Erzählung „Im Hause des Commerzienrathes“ kaum die ersten vier Nummern erschienen waren, wurden bereits dramatische Bearbeitungen derselben für das „Vorstädtische“ und das „Reunion-Theater“ in Berlin angekündigt, erstere von Hugo Busse, letztere von Fr. Wagner. Die dreisten Herren Bearbeiter fügten also auf eigene Faust der noch völlig unfertigen Erzählung Fortsetzung und Schluß für die Bühne höchst ungenirt an, ganz wie die „Temesvarer Zeitung“ (nicht zu verwechseln mit der von Albert Strasser redigirten „Neuen Temesvarer Zeitung“), welche die Marlitt'sche Erzählung seit dem Verbote unseres Blattes in Ungarn bekanntlich aus höchsteigener Phantasie zu Ende führt. Die genannten Bühnenbearbeitungen sind denn auch auf den Berliner Theatern wiederholt zur Aufführung gekommen. — Ferner geht uns aus Lübeck die Mittheilung zu, daß in einem dortigen Localblatte ebenfalls die Busse'sche Bearbeitung von „Im Hause des Commerzienrathes“ als Zugstück für die daselbst bevorstehende Sommer-Saison angekündigt worden, von zahlreichen anderen Bühnen gar nicht zu reden. Und gegen solche plumpe Vergewaltigungen sind wir völlig schutzlos!

Neben Marlitt wird E. Werner von literarischen Commis voyageurs heimgesucht. Schon jetzt, da sie ihre neueste Arbeit noch nicht einmal vollendet hat, ist sie von zwei sogenannten Bühnenbearbeitern aufgesucht worden, welche sie um die Erlaubniß der Dramatisirung des noch unfertigen Romans angingen. Diese Herren Scribenten hatten sogar die Dreistigkeit, ganz naiv einzugestehen, daß sie mit Rücksicht auf den pecuniären Ertrag und das fortwährende Vorgreifen der Berliner Theater auch ihrerseits den Abschluß des Romans in unserem Blatte nicht abwarten könnten. Sie scheinen also im Auftrage von zwei nicht Berliner Bühnen zu arbeiten. Selbstverständlich hat E. Werner diese unverschämte Zumuthung mit der gehörigen Entrüstung zurückgewiesen.

Daß das literarische Renommée unserer geschätzten Mitarbeiterin noch außerdem in schwindelhafter Weise ausgebeutet wird, entnehmen wir einem Briefe derselben, den die „Vossische Zeitung“ vor einiger Zeit abdruckte. Es werden in demselben gewisse Berliner Kreise vor einer unverschämten Hochstaplerin gewarnt, die den zufälligen Umstand, daß ihr Name mit dem Pseudonym unserer Autorin gleichlautet, zur Erschwindelung von Unterstützungen in wohlhabenden Häusern der deutschen Reichshauptstadt benutzt, indem sie sich mit frecher Stirn für die Verfasserin der bekannten Werner'schen Romane unseres Blattes ausgiebt. Die Betrügerin ist eine gewisse Werner, genannt Iglisch oder Incliff, eine sehr übel beleumundete und bereits bestrafte Person, die sich noch vor Kurzem in einem Berliner Hôtel garni aufhielt und von dort aus ihre Brandschatzungen in Scene setzte. Wir bringen dies zur öffentlichen Kenntniß, um der Schwindlerin, falls sie irgendwo anders auftauchen sollte, hiermit einigermaßen das Handwerk zu legen.

Bock's Buch. Vor kurzer Zeit erst hatten wir die Freude, unseren Lesern mittheilen zu können, daß von Bock's „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ die 20,000 Exemplare umfassende zehnte Auflage innerhalb eines Jahres vergriffen worden. Heute sind wir in der angenehmen Lage, unter Hinweisung auf die unserer diesmaligen Nummer angefügte Beilage zur Kenntniß bringen zu können, daß von der elften Auflage des berühmten Buches die erste Lieferung nunmehr zur Versendung gekommen ist. Bei der anerkannten Vortrefflichkeit des Werkes bedarf es wohl nicht einer besonderen Empfehlung desselben. Bock's „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ ist in fast allen deutschen Häusern diesseits und jenseits des Oceans heimisch.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Traurig genug!“ murmelte Henriette mit heiserer, fast erstickter Stimme und zornig geballten Händen. „Ich muß mir immer wieder Bruck's männliche Festigkeit in seinem ganzen sonstigen Verhalten und Auftreten in's Gedächtniß zurückrufen, um ihn nicht als — Schwächling zu verurtheilen.“

„Es handelt sich eben nur um die Spanne Brautzeit bis zum September,“ fuhr Flora fort, Henriettens Einwurf mit spöttischem Achselzucken einfach übergehend, „und es ist nichts anderes, als ein höfliches Zugeständniß meinerseits, der Alten gegenüber; ich wünsche mich mit ihr zu vertragen. In L.....g ändert sich freilich Alles; da fallen dergleichen Rücksichten von selbst weg, und was Bruck betrifft, so wird er in den ersten Wochen unserer Ehe einsehen, daß eine Frau, wie sie die Tante für ihn wünscht, nicht nur eine beschämende Last, sondern geradezu eine Unmöglichkeit für ihn sein würde. Dann erst kann er meinen Werth vollkommen erkennen, wenn der Salonverkehr seines Hauses, dem ich präsidire, den rechten Lüstre über seine hervorragende Stellung wirft; wenn er mich stets in gewohnter Eleganz und Sicherheit auf meinem Posten findet, ohne daß mein Fernhalten von Hauswesen und Kinderstube pecuniäre Opfer seinerseits fordert. Ich habe bereits Alles berechnet; nach Abzug meiner Toiletten- und Nadelgelder bleibt mir von meinen Revenüen so viel übrig, daß ich den Gehalt einer perfecten Köchin, der Wirthschaftsmamsell, der Kinderfrau und der Gouvernante aus meiner eigenen Tasche bezahlen kann.“

Sie sah bei den letzten Worten auf ihre glänzenden, rosenfarbenen Nägel, dann wandte sie mit einer langsamen stolzen Bewegung den Kopf seitwärts — der deckenhohe Spiegel warf ihre Gestalt zurück, diese blendende Erscheinung, bei deren Anblick man sich allerdings unmöglich denken konnte, daß sie je in trauter Häuslichkeit einen kleinen Liebling auf den Knieen wiegen, am Krankenbettchen Märchen erzählen und in der Kinderstube das sein werde, was die treue Mutter sein soll, das tröstende Licht, das keine Nacht aufkommen läßt, die höchste Instanz, die mit einem Kusse jeden Streit schlichtet, die unermüdlich stützende Hand, an der das Kind geistig und physisch laufen lernt.

Und ihr Blick irrte wie schönheitstrunken weiter und blieb vergleichend an dem weißgekleideten Mädchen hängen, hinter welchem die blausammtene Portière niederfiel. Von diesem Grunde hoben sich die jugendlich schwellenden Glieder, die unvergleichliche Schönheit der Gesichtsfarben unter der dicken Flechtenkrone, die im reinsten Perlmutterweiß schwimmenden dunklen Augensterne herrlich ab, und wenn die schöne Flora in ihrem Gesammtausdrucke das wissende Weib repräsentirte, das bereits tief in das Leben geschaut hat, so stand da neben ihr ein jungfräulich keuscher Schwan in naiver Unschuld und fleckenloser Seelenreinheit. Vielleicht mißfiel ihr das. Sie lächelte das Spiegelbild spöttisch an und nickte hinüber.

„Ja, ja, meine Kleine, so veilchenhaft bescheiden wirst Du nicht immer bleiben, und die häuslichen Bestrebungen, zu denen Dich die Lukas in so unvernünftig übertriebener Weise erzogen, sind bei Dir ebenso wenig am Platze, wie bei meiner künftigen Lebensstellung. Moritz wird Dir nie das unharmonische Geklingel mit dem wirthschaftlichen Schlüsselbunde gestatten — darauf verlasse Dich, und wenn er Dir galanter Weise sogar zehnmal einen Geflügelhof in Aussicht stellt! Gerade er mit seinem neugebackenen Adel wird in Bezug auf die etiquettengemäß weißen, geschonten Hände seiner Frau penible sein, wie kaum unser Allerdurchlauchtigster.“

Käthe war längst erröthend aus dem Bereiche des Spiegels getreten. „Das mag Moritz halten, wie er will. Was geht das mich an?“ fragte sie in halbgewendeter Stellung, aber die Augen groß und verwundert auf das Gesicht der Schwester richtend.

„Aber ich bitte Dich, Flora, wie kannst Du so tactlos sein, Moritz in so unumwundener Weise vorzugreifen?“ rief Henriette erschreckt; sie fixirte mit einem besorgten, verlegenen Seitenblick Käthe's Gesichtsausdruck.

„Ach was, er kann mir nur dankbar sein, wenn ich ihm den Weg ein wenig glatt und eben mache. Und glaubst Du denn, ich spräche da etwas aus, das Käthe nicht selbst längst wüßte? Es giebt kein Mädchen über fünfzehn Jahre, das nicht mit den Fühlfäden des Sehnens und Wünschens unausgesetzt sondirte und sofort wie durch einen elektrischen Schlag fühlte, wenn ein Männerherz sich ihm zuneigt. Die das nicht zugeben, sind entweder zu dumm, oder raffinirte Coquetten.“ Sie maß wieder ihr Spiegelbild vom Kopfe bis zu den Fußspitzen und zog die Löckchen tiefer in die Stirn. „Wer vorhin Augen gehabt hat, zu sehen, wie unsere Kleine sich vertrauensvoll und hingebend anzuschmiegen weiß, der kann nicht mehr fehlgehen — gelt, Käthe, Du verstehst mich?“ Jetzt lächelte sie mit frivol blinzelnden Augen unter dem hochgehobenen Arme weg die junge Schwester an.

„Nein, ich verstehe Dich nicht,“ versetzte das Mädchen mit stockendem Athem; ein undefinirbares Gemisch von heftigem Widerwillen und böser Vorahnung stieg in ihr auf und machte sie ängstlich.

„Komm, Käthe, wir wollen gehen,“ sagte Henriette und

schlang ihren Arm um die Hüften der großen, schlanken Schwester, um sie nach der Thür zu ziehen. „Ich leide ein solch indiscretes Verhör nicht,“ setzte sie, zornig mit dem Fuße stampfend, hinzu.

„Bah, echauffire Dich nicht, Henriette!“ lachte Flora. Sie reichte Käthe das Etui mit dem Geschmeide hin. „Hier, Kleine, Du wirst doch die Steine nicht in dem offenen Salon liegen lassen, wo die Dienerschaft aus- und eingeht?“

Käthe legte unwillkürlich und naiv wie ein Kind die Rechte, in welche der Schmuck gedrückt werden sollte, auf den Rücken. „Mag doch Moritz sie wieder an sich nehmen,“ sagte sie kurz und bestimmt. „Deine Großmama hat darin ganz Recht — es ist ein unpassendes Geschenk; an meinen Hals gehört ein solcher Schmuck nicht.“

„Und an diese gutgespielte Unbefangenheit soll ich glauben?“ rief Flora ärgerlich und wie gelangweilt. „Geh'! Einem so großen, vierschrötigen Mädchen steht die kindische Ziererei nun einmal nicht an. Da liegt er noch, der Spitzenshawl, den Moritz der Großmama mitgebracht hat — sie verschmäht ihn; sie ist empfindlicher als Deine Schwestern, die es selbstverständlich finden, daß Dein Geschenk Alles, was er hier für uns ausgebreitet hat, an innerem Werthe mindestens vierfach aufwiegt — und über das Warum dieser Auszeichnung wolltest Du allein im Unklaren sein? Mache Dich nicht lächerlich! Hörst Tag für Tag das Hantiren drüben im Pavillon — Alle im Hause, bis auf die aus- und eingehenden Handwerker hinab, wissen, daß die Wohnung für die Großmama hergerichtet wird, damit die junge Frau Commerzienräthin in diese brillanten Räume einziehen kann — nun, kleine Unschuld, soll ich noch deutlicher werden?“

Bis dahin hatte das junge Mädchen regungslos gestanden und mit zurückgehaltenem Athem und aufdämmerndem Verständniß die Redewendungen der Schwester so erschrockenen Auges verfolgt, als sehe sie eine buntschillernde, gefährliche Schlange allmählich sich entringeln. Nun aber irrte ein stolzes Lächeln um ihre blaßgewordenen Lippen. „Bemühe Dich nicht — ich habe Dich endlich verstanden,“ sagte sie bitter — dem Metallklang ihrer Stimme hörte man den inneren Schrecken an — „Du hast es weit klüger angefangen, als Deine Großmama, mir den ferneren Aufenthalt in diesem Hause unmöglich zu machen.“

„Käthe!“ schrie Henriette auf. „Nein darin irrst Du. Flora ist wie immer entsetzlich rücksichtslos gewesen, aber böse gemeint waren ihre Anspielungen sicher nicht.“ Sie schmiegte sich eng an die Schwester an und sah ihr zärtlich in das Gesicht. „Und wenn auch, weshalb sollten Dich denn derartige Neckereien aus dem Hause treiben, Käthe?“ fragte sie halb ängstlich und zögernd in schmeichelndem Flüstertone. „Bist Du wirklich so ahnungslos der Liebe gegenüber geblieben, die Dir so unzweideutig gezeigt wird? Sieh, ich habe jetzt oft den heißen Wunsch zu sterben, wenn es aber wahr würde, daß Du als Herrin hier, in unserem väterlichen Heim, einzögest, dann —“

Käthe wand sich ungestüm aus den zarten Armen, die sie umstrickten. „Niemals!“ rief sie, den Kopf heftig schüttelnd, zornig, erbittert, wie es nur ein stolzes, plötzlich in allen seinen Tiefen unsanft und schonungslos aufgerütteltes Mädchengemüth sein kann.

„So — also niemals?“ wiederholte Flora sarkastisch. „Vielleicht ist Dir die Partie nicht vornehm genug — wie? Wartest wohl auf irgend einen verschuldeten Grafen oder Prinzen, der moderner Weise nicht das Dornröschen selbst, sondern ihre Geldsäcke aus dem Zauberbanne erlöst? Ei nun, die Jetztzeit ist ja nicht arm an solchen Ehen! Wie aber die unglückliche Mitgabe, die Frau, dabei fährt, weiß man auch.... Willst Du immer wieder hören, daß Dein Großvater hinter den Müllerpferden hergegangen und Deine Großmutter barfuß gelaufen ist, dann heirathe nur in eine solche adelsstolze Familie! Uebrigens möchte ich wirklich wissen, was Du an Moritz auszusetzen hast, oder vielmehr, was Dich berechtigt, seine Hand zurückzuweisen. Du bist allerdings sehr reich, aber was es für einen bedenklichen Haken dabei hat, wissen wir. Du hast viel Jugendfrische, allein schön bist Du nicht, meine Kleine, und was Dein Talent betrifft, mit welchem Du allerdings in günstigen Momenten zu brilliren verstehst, so ist das ein von ehrgeizigen Lehrern künstlich angefachtes Geistesfünkchen, das sehr schnell wieder erlöschen wird, sobald das fette Honorar aufhört.“

„Flora!“ unterbrach sie Henriette empört.

„Schweig'! Ich rede jetzt in Deinem Interesse,“ sagte Flora, mit einer kräftigen Handbewegung die schwache Gestalt der Kranken bei Seite schiebend. „Oder möchtest Du Moritz leidenschaftlicher verliebt in Dich sehen, als er sich giebt, Käthe? Liebes Kind, er ist ein gereifter Mann, der über das Heldenspielen in einem Backfischroman längst hinaus ist. Es fragt sich überhaupt, ob Du je um Deiner selbst willen gewählt wirst — bei solchen kleinen Millionärinnen kann man das nie wissen.... Ich begreife Dich nicht. Du hast Dich bis zu diesem Augenblicke auf die Krankenpflegerin capricirt, wie kaum eine aussichtslose alte Jungfer, weil — es eigentlich von keiner Seite gewünscht wurde, und nun, da Henriette ihre ganze fernere Existenz an Dein Bleiben im Hause knüpft, willst Du gehen? Ich für meine Person würde auch ruhiger in der Ferne sein, wenn ich unsere Schwester unter Deinen pflegenden Händen wüßte, und was Bruck anbelangt — nun, Du hast Dich allerdings eben wieder überzeugen müssen, wie wenig sympathisch Du ihm bist, armes Kind; er will lieber den ungezogenen Schreihals, den Job Brandau, in seinen vier Wänden dulden, als Dein häusliches Schalten und Walten, aber ich weiß trotz alledem gewiß, daß er seine Patientin, die er schließlich doch hier ihrem Schicksale überlassen muß, Dir am liebsten übergiebt, an der sie mit Liebe hängt.“

Henriette lehnte mit kreideweißen Wangen an der Wand — sie war keines Wortes fähig, so tief erbitterten sie die unbeschreibliche Nonchalance, der beispiellose Uebermuth, mit welchem Flora Alles, was die Schwesterherzen demüthigen mußte, an das Licht zerrte. Käthe jedoch hatte ihre äußere Fassung vollkommen wiedergewonnen.

„Darüber werden wir Zwei uns allein verständigen, Henriette,“ sagte sie ganz ruhig, aber die Lippen, welche die Stirn der Kranken küssend berührten, die Finger, die sich mit innigem Druck um ihre Hand legten, waren kalt wie Eis. „Du gehst doch wohl jetzt hinauf in Dein Zimmer;“ sie sah nach ihrer Uhr, „es ist Zeit, daß Du Deine Tropfen nimmst. Ich komme bald zurück.“

Sie ging hinaus, ohne noch einen Blick auf Flora zu werfen.

„Eingebildetes Ding! Ich glaube gar, sie nimmt es auch noch übel, daß man sie nicht für die erste Schönheit erklärt und daß nicht auch Männer wie Bruck an ihrem Siegeswagen ziehen,“ sagte die schöne Dame mit sarkastisch zuckenden Mundwinkeln, und während Henriette schweigend ihr Geschenk und die Kapsel mit dem Rubinschmucke forttrug, schritt sie, eine Melodie trällernd, nach dem Zimmer, in welches sich die beiden Herren zurückgezogen, und klopfte ungenirt mit dem Finger an, weil es, wie sie durch die Thürspalte hinüberrief, sehr ungalant sei, „das Geburtstagskind“ heute allein zu lassen.

20.

Käthe wanderte lange ziellos durch den Park, durch alle Laubgänge und Alleen, in die entlegensten Partien hinein. So aufgeregt, wie sie war, mochte sie der Tante Diakonus nicht unter die Augen treten; sie wußte, die alte Frau würde theilnahmvoll fragen, und dann mußte sie beichten, und wahrscheinlicherweise gehörte die alte Freundin auch zu Denen, die ihre Verbindung mit dem Commerzienrath wünschten — sie machten ja in dem Punkte Alle Front gegen sie, Flora, Henriette, der Doctor. Egoisten waren sie Alle, das wußte sie nun. Aber sie ließ sich nicht in den glänzenden Käfig sperren; sie flog ihnen davon. Das dachte sie bitter, mit finsterem Trotze und blieb einen Augenblick mit müden Füßen vor der Ruine stehen, bis wohin sie sich verirrt hatte. Die Sonne stand schon tief — es war Abendsonnenlicht, das die Lüfte, den dunklen Tannenwald im Hintergrunde und den fluthenden Wasserring um die Ruine von zwei Seiten her mit Purpur- und Goldtinten glühend tränkte und färbte. Wie ein Gebild aus schwarzem Marmor hob sich die Hügelform mit dem Thurme von dem glitzernden Grunde, und die vollblätterige Nußbaumgruppe stand vor ihr wie eine vielzackige dunkle Silhouette, durch deren Geäst nur da und dort die Farbengluthen tropften.

Mit einem feindseligen Blick starrte das junge Mädchen über das Wasser hinüber. Dort oben, wo die schwere, dunkelrothe Seidengardine hinter der mächtigen Spiegelscheibe wie ein unheimlicher Blutstrom niederrollte, stand der vielberufene Geld-

schrank. Bis dahin hatte sie ihn gefürchtet; heute haßte sie diese vier engen eisernen Wände, die ihr Ich, ihr warmschlagendes Herz aus dem Dasein löschten und sich selbst an die Stelle eines jungen Mädchens mit idealen Hoffnungen und Wünschen und tiefer Sehnsucht nach wahrem, stillem Lebensglück drängten. Wer auch kam und um ihre Hand freite, er liebäugelte mit dem eisernen Ungethüm, das sich an ihre Fersen heftete; jeder Blick, der begehrend auf sie fiel, galt der Millionärin, jeder warme Händedruck dem Papiergespenst, „das immer neue Summen aus der Welt an sich zog." Und das bedachte der Herr Commerzienrath von Römer auch — der reiche Mann wollte noch reicher werden. Wahrlich, heimtückischer war das Nagen des Wurmes auch nicht, das allmählich von innen eine köstliche Frucht verzehrte, als dieser ewig bohrende, das Selbstgefühl vernichtende Gedanke, den Flora boshaft lachend in die Seele der jungen Schwester geschleudert.

Und dort unten, an der Basis des Thurmes gähnte die dunkle Kellerluke, wo die kostbaren Weine des reichen Mannes feurig gegen die einzwängenden Faßdauben und Flaschen pochten. Der Commerzienrath hatte erst kürzlich wieder die Präsidentin und seine drei Schwägerinnen hinuntergeführt. Die Eisenbahn hatte wieder einmal zahllose Fässer und Körbe herangerollt, und sie alle fanden Platz in den mächtigen Gewölben, die ihre Steinbögen weit und tief in den Leib des Hügels hineintrieben.

Es wehte eine herrlich kühle, reine und trockene Luft da unten; die Steinfließen des Fußbodens blinkten wie polirt; kein Staubkörnchen, nicht das dünnste Spinnwebfädchen hing an den Steinrippen, die sich oben zur Kuppel kreuzten, und das Kellergeräth, das Trinkgeschirr, die grünen Römer, die Champagnergläser, Alles funkelte und gleißte; man sah, daß hier dienende Hände ohne Unterlaß fegten und spülten, strenger und peinlicher als im glänzenden Salon. Und da, wo die edelsten Sorten, Faß an Faß, lagerten, wo nur ein schwacher Schein des Tageslichtes hoch oben an der Gewölbdecke dämmerte, da standen auch in der dunkelsten Ecke die zwei Tonnen mit dem historischen Schießpulver, so frisch und unversehrt, daß Käthe neulich lachend gemeint hatte, die ehrwürdigen Reliquien würden wahrscheinlich von Zeit zu Zeit erneuert, wie der berühmte Tintenfleck auf der Wartburg. Diese Ecke aber war und blieb ihr unheimlich; sie begriff nicht, wie der reiche Mann sie Tag und Nacht unter seinen Füßen dulden konnte; und wenn sie sich auch nur die gespenstige Ahnfrau der Baumgarten mit umherleuchtender Fackel hin- und herirrend dachte, dann sträubte sich ihr das Haar.

Ihr Blick stieg an den geschwärzten Quadern empor — ein einziger Funke, der von dem Kellerlicht wegsprang — und das alte wie für die Ewigkeit gekittete Thurmgefüge barst auseinander, und Alles, was Menschenhände an Schätzen in dem Mauerviereck gierig zusammengerafft, es stürmte, in Atome zerstückelt, gen Himmel. Auch die eisernen Wände zersprangen, und die Papiere, an denen der Fluch der Bedürftigen hing, zerstoben und zerflatterten nach allen Winden.

Dem jungen Mädchen graute vor der eigenen Seele, durch die der Gedanke huschte, es möchte so sein, auf daß ihr Ich erlöst werde von der goldenen Maske, nach der die Gelddurstigen strebten. Entsetzt vor dem Bilde der Zerstörung, das die eigene Phantasie heraufbeschworen, hatte sie die Augen bedeckt, und nun ließ sie die Hände sinken und sah tiefaufathmend in die blaugoldigen Lüfte, in welchen, hoch über dem Thurme, Henriettens Taubenschaaren kreisten, und dort vor dem Fenster des scheinbar schiefhängenden Mauerstückes, das auf seinem Rücken den letzten herrlichen Colonnadenrest trug, hing der Amselbauer des dort hausenden Dieners. Rosmarin und Goldlack standen auf dem Sims; und darüber her fiel eine Gardine maiengrüner und maienduftender Hopfenranken. Das Vögelchen sang aus allen Kräften in das Gelärm der flügelklatschenden Tauben hinein, und den grasigen Abhang herab waren geräuschlos die Rehe gekommen und äugten über das Wasser hinweg nach dem großen, schlanken Menschenkind, das eben so häßlich, so verzweiflungsvoll geträumt hatte.

Die Rehe und die Tauben kannten sehr gut das junge Mädchen, das stets in den Taschen Brod und Körner mitbrachte, aber heute hatte sie nur ein stummes Abschiedwinken mit der Hand für sie, ob auch das Taubenvolk sich jetzt auf den Rasen niederstürzte und seine Keckstens recognoscirend und bettelnd auf die Brücke vorausschickte. Käthe ging weiter am Flußufer hin, und bald mischte sich ferner Kinderjubel mit dem Rauschen des Wassers. Die kleinen Schülerinnen der Tante Diakonus spielten noch im Garten, und trotz der tiefen Niedergeschlagenheit, trotz der Seelenschmerzen, deren Wesen und Ursprung sie zum Theil nicht einmal begriff, weckten diese Laute ein warmes Freudengefühl in Käthe. Ach nein, die kleinen Geschöpfe da drüben mit den unschuldigen Augen und den jungen fröhlichen Herzen sahen nicht die Millionärin in ihr; sie wußten noch nichts von dem eisernen Geldschranke; sie nahmen unbefangen und dankbar das gereichte Vesperbrod und fragten nicht, wer es bezahlt habe. In den jungen Seelen lebte sie als die Tante Käthe, um deren Liebesbeweise man sich stritt und zankte, welcher man sehnsüchtig entgegenlief und in deren Ohr das ängstliche Bekenntniß kleiner Vergehen oder die weinende Klage über ein erlittenes Unrecht vertrauensvoll geflüstert wurden. Nein, dort wurde sie geliebt, aufrichtig geliebt um ihrer selbst willen.

Sie verdoppelte ihre Schritte; je näher sie dem Hause kam, desto mehr wurde ihr zu Sinne, als kehre sie heim aus der Irre. Dort trat die Magd zwischen den zwei gewaltigen Pappeln hervor, die zu beiden Seiten der Brücke standen, und wanderte, den Henkelkorb am Arme, nach der Stadt, um die Abendeinkäufe zu machen — das war auch eine treue Seele, die nicht um des Geldes willen an der Herrschaft hing; ihr gutmüthiges, offenes Gesicht gehörte so recht in das gemüthliche Heimwesen am Flusse.

Von den Kindern war nichts zu sehen, als Käthe über die Brücke kam — sie spielten hinter dem Hause; dafür machte sich der Haushahn um so breiter auf dem Rasenplatze; er schlug mit den farbenglänzenden Flügeln und krähte, daß es weit über das Feld hingellte; die Hühner unterbrachen ihr Scharren und schielten mit schiefgehaltenem Kopfe nach der Mädchenhand, die ihnen oft Futter hinstreute, und der Hofhund begnügte sich mit einem begrüßenden Schwanzwedeln. Er war jetzt gut Freund mit Käthe, bellte sie nie an und hatte sich mit der Zeit so viel Bildung angeeignet, die gelbe Henne nunmehr auch unangefochten vor seiner Nase hinspazieren zu lassen.

Die Hausthür stand weit offen, und die Magd war ausgegangen; mithin befand sich die Tante im Hause. Käthe stieg eben die Stufen seitwärts hinauf, als sie im Flure den Doctor sprechen hörte. Wie festgewurzelt blieb sie stehen.

„Nein, Tante, der Lärm belästigt mich. Meine Kopfnerven machen mir augenblicklich zu schaffen," sagte er. „Wenn ich mich für Momente in den grünen Winkel hier flüchte, so will ich ausruhen; ich brauche Ruhe, Ruhe." — War er es wirklich, der gelassene Mann, in dessen Stimme so viel nervöse Ungeduld, so viel zitternde Pein mitsprach? „Es ist ein Opfer, das ich von Dir verlange, Tante, ich weiß es, aber trotz alledem bitte ich Dich dringend, diese Unterrichtsstunden für die wenigen Monate, die ich noch hier sein werde, auszusetzen. Für diese Zeit will ich herzlich gern ein Zimmer in der Stadt miethen und eine Lehrerin bezahlen, damit Deinen Schülerinnen kein Nachtheil erwächst —"

„Um Gott, Leo, Du brauchst ja nur zu wünschen," unterbrach ihn die Tante erschrocken. „Wie konnte ich denn ahnen, daß Dir dieser Verkehr plötzlich so unangenehm ist? Nicht ein Laut mehr soll Dich stören — dafür lasse mich sorgen! Mich dauert nur Eines dabei — Käthe —"

„Immer dieses Mädchen!" brauste der Doctor auf, als verliere er bei dieser leisen Klage den letzten Rest von Geduld und Selbstbeherrschung. „An mich denkst Du nicht."

„Aber ich bitte Dich, Leo, was ficht Dich an? Ich glaube gar, Du bist eifersüchtig auf die Liebe und Zuneigung Deiner alten Tante," rief die alte Frau erstaunt und ungläubig lachend.

Er schwieg; das junge Mädchen draußen hörte, wie er einige Schritte nach der Hausthür machte.

„Meine arme Käthe! Es ist völlig undenkbar, daß ihr geräuschlos wohlthuendes Walten, ihre ganze Erscheinung irgend einem Menschen auf Gottes Erde unangenehm sein könnte," sagte die Tante, leisen Trittes ihm nachgehend. „Ich habe noch kein Mädchen gesehen, das so prächtig Kindesunschuld und Frauenwürde, Verstandesschärfe und Innigkeit des Gemüthes in sich vereinte. Das zieht mich unwiderstehlich zu ihr hin, und

ich meine, so ungerecht dürfte auch mein Leo nicht sein, daß er neben seiner vergötterten Braut kein anderes weibliches Wesen gelten ließe."

Käthe schrak zusammen — der Doctor brach in ein sardonisches Gelächter aus, so laut und erschütternd, daß sie sich davor entsetzte. Unwillkürlich hob sie den Fuß zur Flucht — nein, sie blieb. Das spöttische Lachen galt ihr — sie wollte wissen, wie der Doctor die gute Meinung der Tante, die ihr allerdings die Gluth der Beschämung in die Wangen trieb, widerlegen werde.

„Du bist sonst eine so kluge, klarsehende Frau, Tante, aber hier läßt Dich Dein Scharfblick kläglich im Stich," sagte er, das Lachen in jäher, unheimlicher Weise abbrechend. „Immerhin! Ich werde selbstverständlich Deine Ansichten nicht anfechten — wer vermag sich denn selbst in das Gesicht zu schlagen? Ich habe Dich nur um Eines zu bitten: daß unser Zusammenleben bis zu meiner Abreise sich genau wieder so gestalte, wie es vordem war — wir wollen allein sein. Du hast Dich früher ohne die Gesellschaft junger Damen vollkommen zufrieden gefühlt; suche Dich für die wenigen Monate meines Hierseins wieder in die ungestörte Einsamkeit zu finden — ich will Niemand hier aus- und eingehen sehen."

„Also auch Käthe nicht?"

Ein starkes Aufknirschen des über die Steinfließen hingestreuten Sandes drinnen ließ das junge Mädchen vermuthen, daß der Doctor ungeduldig mit dem Fuße aufstrete. „Tante, soll ich denn durchaus gezwungen werden —" rief er erbittert, seine Stimme war kaum zu erkennen.

„Behüte Gott — Alles wie Du willst, Leo!" unterbrach ihn die alte Frau erschrocken und doch ihr schmerzliches Bedauern nicht verbergend. „Ich werde mich bemühen, die Verbannung so schonend wie möglich einzuleiten, damit sie nicht allzu wehe thut. . . . Aber, mein Himmel, wie erregt Du bist, Leo, und wie fieberisch Deine Hand brennt! Du bist krank. Du opferst Dich für Deine Patienten. Nun, wenigstens hier in Deinem Heim werde ich Dir Ruhe verschaffen — darauf verlasse Dich! Darf ich Dir nicht ein Glas Limonade mischen?"

Er dankte mit beruhigter Stimme und verabschiedete sich. Käthe hörte, wie die Tante nach der Küche ging, wahrscheinlich, um das verspätete Vesperbrod herzurichten. Gleich darauf trat der Doctor unter die Hausthüre.

21.

Da, dicht neben der Thüreinfassung, lehnte das junge Mädchen an der Wand; mit blassem Gesicht, die Zähne fest zusammengebissen, starrte sie neben dem herabsteigenden Manne weg in die leere Luft — sie wollte ihn nicht sehen.

Er schrak bei ihrem Anblick zusammen und blieb einen Moment wortlos vor ihr stehen, die unbeweglich wie ein Wachsbild in ihrer Stellung verharrte. „Käthe!" rief er leise, ängstlich zögernd wie Jemand, der einen in einem schweren Traum Befangenen zu erwecken sucht.

Sie richtete sich in ihrer ganzen Höhe und schlanken Schönheit auf und stieg langsam die Stufen herab. „Was wünschen Sie, Herr Doctor?" fragte sie, drunten auf dem Rasen stehend, über die Schulter nach ihm zurück. Auch diese Bewegung hätte noch den Eindruck des Automatenhaften gemacht, wäre nicht der empört flammende Blick gewesen, den sie jetzt auf den Doctor richtete.

Er erröthete heiß wie ein Mädchen und trat zu ihr. „Sie haben gehört —" fragte er unsicher, aber gespannt in jeder Gesichtslinie.

„Ja," unterbrach sie ihn bitter lächelnd, „jedes Wort, und habe damit selbst schlagend bewiesen, wie recht Sie thun, Ihr Haus von fremden Eindringlingen zu säubern — die Wände haben Ohren." — Sie ging noch einige Schritte vom Hause weg, als könne sie nicht entfernt genug von der Schwelle stehen, die sie nicht mehr betreten sollte.

Er hatte sich währenddem gefaßt; er warf seinen Hut auf einen Gartentisch in Käthe's Nähe und richtete seine hohe Gestalt aus der vorgeneigten Stellung empor, die er im ersten Zusammenschrecken angenommen. Aus seinen Wangen war die Röthe gewichen, aber es sah aus, als athme er auf, als sei es ihm erwünscht, daß eine solche Wendung eingetreten, daß ihm der Zufall zu Hülfe gekommen sei. „Die Furcht belauscht zu werden hat keinen Theil an dem, was ich vorhin meiner Tante ausgesprochen. Dieses stille Haus hat keine Geheimnisse, und das, was man in seine Brust verschließen muß, wird auch nicht laut zwischen Wänden, die keine Ohren haben," sagte er mit ruhigem Ernste. „Sie haben jedes Wort gehört — dann wissen Sie auch, daß mich nur der Wunsch nach momentanem Ausruhen bestimmt, ungestörte Stille zu fordern. Ich muß es leider gleich von vornherein aufgeben, diesen meinen rohen Egoismus entschuldigend zu motiviren. Sie können sich sicher nicht denken, daß es Seelen giebt, die fortgesetzt gleichsam auf der Flucht sind vor Gedanken und — Gestalten, aber vielleicht wird es Ihnen leichter, sich den schmerzlichen Zorn, die Qual eines Verfolgten vorzustellen, der erschöpft dem schützenden Heim zueilt und gerade da sich vor denen sieht, die er flieht."

Sie sah mit ihren klugen Augen scheu prüfend zu ihm empor, der ihr während des Sprechens näher getreten war. Ja, es war ihm tiefer Ernst mit dem, was er sagte; er schilderte nicht nur die Qual eines solchen Verfolgten, er empfand sie auch in diesem Augenblicke wirklich und leibhaftig, das sah sie an seinem seltsam verstörten Blicke, an dem fahlen Erbleichen, das sein Gesicht seltsam überschauerte; allein — vor seiner Braut floh er doch nicht, auch auf die unschuldigen Kinder konnte sich das Gesagte unmöglich beziehen; sonst aber verkehrte Niemand hier — außer ihr; mithin verhielt es sich in Wirklichkeit so, wie sie sich bereits tiefverletzt eingestanden: sie war ihm als Zeugin verschiedener Auftritte zwischen ihm und Flora lästig und unerträglich geworden; er mochte ihr wenigstens in seinem Hause nicht mehr begegnen, und die Unterrichtsstunden wurden nur sistirt, um ihr jeden Vorwand zum ferneren Aus- und Eingehen abzuschneiden. Diese Ueberzeugung machte ihre lieblichen Züge in dem Ausdrucke eisig lächelnden Unglaubens förmlich erstarren.

„Sie haben gar keine Verpflichtung, Ihre strenge Maßregel zu motiviren — Sie sind Herr hier, und das genügt," versetzte sie frostig. „Aber welche unbegrenzte Verehrung müssen Sie für die Frau Baronin Steiner hegen, daß Sie ihr die heißersehnte Ruhe opfern und ihren ungeberdigen Enkel sammt Gouvernante in das Haus nehmen wollen!" — Das war eine herbe Zurechtweisung aus dem Mädchenmunde, der allerdings stets fest zu sprechen gewohnt war, noch nie aber gezeigt hatte, bis zu welcher Schneidigkeit die weiche Glockenstimme sich schärfen konnte. „Ach nein, thun Sie das nicht!" rief sie in plötzlicher leidenschaftlicher Steigerung und streckte die Hand gegen ihn aus, als er überrascht und betreten die Lippen zu einer Entgegnung öffnete; „ich möchte nicht, daß Sie sich aus leidiger Höflichkeit zu einer Bemäntelung herbeiließen, und anders sprächen, als Sie denken. — Weiß ich doch nur zu gut, welche Beweggründe Sie leiten!" Sie kämpfte sichtlich zornige Thränen nieder. „Ich habe einige Male ungeschickter Weise Ihren Weg gekreuzt und begreife vollkommen die Erbitterung, mit welcher Sie vorhin sagten: ‚Immer dieses Mädchen!' . . . Ich kann mir ja selbst dieses Ungeschick nie verzeihen, obgleich ich in Wahrheit nur ein einziges Mal schuldig gewesen bin, d. h. mit Vorbedacht mich eingemischt habe. Sie aber gehen noch unerbittlicher mit mir in's Gericht — Sie verfolgen mich dafür."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lieblingsvogel des Volkes.

Frühlingsbild von Karl Müller.

So sehe ich dich gern, du Liebling des Volkes, du Freund der naturfrohen Jugend, du treuer Gast der Städte und Dörfer, die dir das Bürgerrecht bieten in Würdigung deiner Verdienste um die ackerbautreibende Menschheit: so vom Wonnegefühl der Frühlingsempfindung erregt, schlagend mit den Flügeln und balzend mit schwellender Brust und Kehle im knospenreichen Haselnußgesträuch; so versunken in die sich verjüngende Welt, bist du mir willkommen, schmucker Vogel, heiterlauniger Staar.



Der Staar in der Frühlingspracht.
Originalzeichnung von Emil Schmidt.

Wie schillert in Grün und Purpur dein Gefieder, und wie hell stechen die weißlichen Fleckchen von der dunklen Grundfarbe ab! Wie hat sich dein Schnabel schön röthlich-gelb herausgefärbt angesichts der Hochzeitsfeier, die du mit Aufsehen begehst und mit Tönen verherrlichst, die, wenn auch oft rauh und heiser, so doch mit Inbrunst die Gedanken verkörpern: wie ist die Welt so schön! und: die Geliebte ist mein, ist mein.

Nun ist alles Winterleid vergessen. Dein sanguinisches Naturell hilft dir rasch über die Unannehmlichkeiten des Lebens hinweg. Die schlechten Zeiten sind ja überstanden. Dein Weibchen ist dir treu ergeben, und wenn Flügelschlag und Balzen noch nicht hinreichend scheinen, um ihre Aufmerksamkeit und Gunst zu erwecken, dann erhebst du dich, liebeseliges Männchen, und schwebst im Sonnenschein langsam mit ausgebreiteten Schwingen durch die Luft. — —

Hören wir dem singenden Staare mit Aufmerksamkeit und geübtem Ohre zu, so finden wir, daß er mit weit mehr Talent zur Zusammenstellung von Melodien und Rufen anderer Vögel begabt ist, als mit der zur Darstellung nothwendigen Ausbildung des Stimmorgans. Zuweilen gelingt es zwar der ringenden Kehle, die Melodie der Amsel oder des Pirols laut und klar wiederzugeben, aber im Uebrigen beschränkt sich sein Vortrag auf den bekannten den meisten Staaren eigenthümlichen Schäferpfiff, auf knappende, balzende, heisere, scheinbar mühsam herausgepreßte Strophen und Andeutungen charakteristischer Weisen der ihn umgebenden oder auf seinen Streifzügen zufällig gehörten Vögel. Seine Stimme hat etwas von einem Bauchredner, und das Ohr täuscht sich daher oft in der Annahme der Richtung, von der die Klänge kommen, wenn der Urheber derselben nicht sichtbar ist. Neben den melodiöseren Tönen des Waldes und Feldes klingen uns, wenn wir den Staar belauschen, auch die dumpfen der sumpfigen Gründe, der Moore und Teiche an's Ohr. Da einigen sich in der Kehle des kleinen Künstlers die erbitterten Gegner, Freund und Feind, Raubvogel und harmloser Sänger, der Weih mit dem langgezogenen Pfiffe und der Frosch mit seinem Quaken, der Sperber mit dem Gewimmer der Befriedigung beim Forttragen des eben geschlagenen Opfers und der Sperling mit dem behaglichen Locktone, der die Gefährten zur Mahlzeit in den Bauergehöften einladet. Man hört dem Frühlingsconcerte des Virtuosen an, daß er seine Wanderungen und Bekanntschaften mit Nutzen gemacht, daß er sich dem Einflusse anderer befiederter Völkerschaften nicht verschlossen, sondern neben der heimathlichen auch fremde Sprachen und Dialekte sich angeeignet hat. Und solches Streben nach Vielseitigkeit ist löblich, noch anerkennenswerther aber der Fleiß und die Ausdauer, mit welcher er die Schwierigkeiten zu besiegen sucht, welche ihm seine schwache Stimme und die geringe Geschmeidigkeit seiner Stimmritze bereiten. Arbeitet denn nicht der ganze Vogel, wenn er singt? Drückt nicht selbst der eingekniffene Schwanz den Ton nach oben? Wahrlich, dieser Sänger würde bei der Gabe eines ausgebildeteren Stimmorgans mehr als alle anderen Virtuosen ersten Ranges leisten, denn sein Gedächtniß ist wie Vogelleim, an dem Alles hängen bleibt; dann würde sich auch sein Kunstgeschmack vielleicht mehr in den Formen der echten Classicität bewegen, als in dem barocken Stile der Widerspruchseffecte.

Als echter Höhlenbrüter verschmäht es der Staar, ein solides, kunstvolles Nest zu bauen. Hätte ihn die Natur angewiesen, im Freien vor den Augen der Welt seine Hütte zu errichten, dann würde die Zerstörung drohende Macht der Elemente erfordern, daß er eine dauerhafte Arbeit unternehme. So aber darf das Material in der dunklen Höhle lüderlich durcheinander liegen. Unser Staar greift zum Theil ohne besondere Auswahl zufällig dargebotene Stoffe auf, und bei dieser Gelegenheit schont er ebenso wenig die Kunstwerke seiner befiederten Nachbarn, wie der rohe Krieger die edelsten Baudenkmäler. Baumeister Fink muß es nicht selten mit tiefer Betrübniß und Entrüstung sehen, wie von dem Vandalen Staar sein mustergültiges Kunstgebilde zerstört und in Fetzen in die Höhle getragen wird. Das beraubte und beleidigte Finkenweibchen protestirt vergeblich mit erregtem Geberdenspiele und lautem „Fink“; der freundnachbarliche Sperling zankt umsonst, seiner eigenen Frevelthaten gegen Frau Schwalbe nicht gedenkend; der kleine Zaunkönig richtet auch nichts aus, wenn er mit über die senkrechte Stellung hinaus erhobenem Schwänzchen und mißbilligendem „Zerr“ in die Nähe des Schauplatzes des Gewaltstreichs heranrückt, und die Bücklinge des neugierig zuschauenden Hausrothschwanzes dürften, wenn der Dieb sie überhaupt zu deuten vermöchte, von ihm eher als Zeichen der Aufmunterung und Schadenfreude, denn als Kundgebungen der Mißbilligung betrachtet werden. Sicherlich ahnt dieser Rothschwanz nicht, daß später ein viel tieferer und schmerzlicherer Eingriff in sein Familienheiligthum von Seiten des Staars vielleicht zu erwarten steht. Und solche Eingriffe kommen in der That vor; denn ich habe gesehen, daß junge Stärlinge von den Alten mit nackten jungen Rothschwänzchen gefüttert worden sind.

Eigentlich sollte ich nicht so viel Nachtheiliges von dem allbeliebten Vogel ausplaudern, damit er nicht in der Achtung und Werthschätzung der Leser verliere, aber ich will alles Schlimme seiner Thaten in einem Athemzuge berichten, um mich nachher der Schilderung seiner Vorzüge desto freier und ungestörter hingeben zu können.

Nehmen wir, um das Sündenregister des Staares voll zu machen, zuerst die Besitzer der Kirschbaumwäldchen oder die Pächter der Kirschbaumalleen in Verhör! Sie zeugen laut gegen den angeklagten Plünderer, der in Gesellschaft seiner Kinder, seiner Ehehälfte, seiner Vettern, Basen und sonstigen Seitenverwandten gierig die Früchte anfällt und weit mehr derselben nur anbeißt und zu Boden wirft, als gänzlich verzehrt, gegen welchen Unfug aber alle Mittel zwecklos sind, denn Klappern, rothe Lappen und Popanze aller Art werden von dem frechen Diebe gar bald als ungefährliche Mittel zu seiner Einschüchterung erkannt. Als weitere Zeugen treten die Weinbauern auf, welche sich seiner nicht erwehren können, wenn die Trauben zur Reife gelangt sind, es sei denn, daß sie zu dem energischen Mittel des Schießens schritten und blutige Exempel statuirten. Endlich tritt der Kunstgärtner als Zeuge auf; er sagt dem Staar nach, er reiße die edelsten Blumenstöcke und jungen Pflanzen aus dem Boden.

Was wollen nun aber diese Belastungszeugen gegen die Menge der Entlastungszeugen ausrichten? Tausende von Obstbaumzüchtern können die Wirksamkeit des Staars als Feind der schädlichen Raupen und Käfer, namentlich der Maikäfer, nicht genug rühmen. Tausende von Wiesenbesitzern sehen den emsigen Vertilger der Nacktschnecken und Würmer auf der kaum geschorenen Wiese mit erstaunlichem Erfolge seine Thätigkeit entwickeln. Tausende von Ackerbauern kennen ihn als steten treuen Begleiter hinter dem Pfluge, wo er mit Raben-, Saat- und Dohlenkrähen im Auslesen der bloßgelegten Engerlinge und sonstigen Insectenlarven, der Schnecken und Würmer wetteifert. Tausende von Weinbauern haben ihn wenn auch als Traubendieb, so doch auch als den besten Vertilger der Weinbergsschnecke erkannt und beobachtet. Und wenn er eine Pflanze mit dem Schnabel mißhandelt, so geschieht das wahrlich nicht aus Muthwillen, noch viel weniger aus etwa vermutheter Neigung zu derartiger Nahrung; vielmehr ist das Ziel seiner Bestrebung ein Wurm oder eine Schnecke oder eine Insectenlarve an der Wurzel der Pflanze. Nun ja, es kommt zur Zeit der Jungenpflege im Neste auch hier und da vor, daß er anstatt eines frischen, zarten Baumblattes ein Pflänzchen aus der Rabatte in seine Höhle zur kühlenden Unterlage der Jungen trägt, die er möglichst reinlich zu halten liebt.

Ja, mit Recht, nutzenspendender Staar, baut man dir Brutstätten auf Bergen und im Thale, am Hause, im Hofe und Garten; mit gutem Grunde ruft man dir zu: sei fruchtbar und mehre dich! Denn wie man am Verbrauche der Seife den Culturgrad eines Volkes bemessen kann, so darf man getrost nach der Bevölkerungszahl der Staare einer Gegend, wie überhaupt nach der Hege und Schonung unserer nützlichen Thiere, das Gedeihen und die Erträgnisse der Acker-, Wiesen- und Gartencultur, abgesehen von sonstigen in Rechnung zu ziehenden Einflüssen, bemessen. Vom frühen Morgen, wenn im Thaue der Wurm und die Schnecke sich lüstern nach der Pflanze dehnen, bis zum Strahle der untergehenden Sonne bist du den aufstrebenden Garten- und Felderzeugnissen dienstbar. Die Ruhepausen sind der Toilette und dem Gesange gewidmet, doch beide treten zurück, wo die Pflichten des Familienlebens unausgesetzte Arbeit und den Ernst der Versorgung erfordern.

Während ich dich im Frühlingsrausche beobachte und deinen Wandel vom jungen Grün bis zum falben Herbstlaube

an mir vorübergehen lasse, gedenke ich eines deiner Brüder, dessen Leib nun wohl längst in Staub- und Dunstatome zersetzt ist. O, das war ein Erzstaarenmännchen, ein Goethe unter den Dichtern, ein Mozart unter den Componisten, ein Bismarck unter den Diplomaten. Beleckt von der Hochcultur, hatte er sich doch die liebenswürdigen Eigenschaften des Naturkindes erhalten, die bei ihm oft recht rührend und entzückend zum Durchbruche und zur Geltung kamen. Früh von einem Mainzer Schuster aus dem Neste genommen und als Waise mit der besten Gefangenenkost gefüttert, wuchs der zartflaumige Staarenknabe zum dichtbefiederten Jünglinge heran. Sein Herr, der Schuster, wurde sein Lehrmeister. In ununterbrochener Reihenfolge sprach ihm der mit chronischem Stockschnupfen behaftete Meister Pfriem folgende Worte vor: „Halt! Wer da? Jakob, hol' die Wacht! Du Spitzbub'! Marie, koch' den Kaffee! Gretchen, mach' die Thür zu! Babettchen, steh' auf! — Ja! Lottchen, küß' mich! (nun folgte ein täuschendes Schmatzen) Röschen, Julchen! Schön Staarchen!"

Der Lehrling ahmte getreu Betonung und Charakteristik des Vortrages nach und lernte in wenigen Monaten einzelne Theile, bis zum kommenden Frühjahr sogar sämmtliche Sätze musterhaft sprechen. Der kostbare Vogel kam durch Zufall in meinen Besitz, und ich hatte die Freude, in ein wahres Freundschaftsverhältniß zu ihm zu treten. Täglich öffneten wir ihm die Thür des Käfigs und ließen ihn ein Bad in einem Schüsselchen mit frischem Wasser nehmen. Hinderten wir ihn an dem Hineinsteigen mittelst der Hand, so hackte er leidenschaftlich darauf los und warf höchst possirlich die erlernten Worte durcheinander. Selbst Abends bei Licht, wenn wir ihn aus dem Schlafe weckten, konnten wir ihn zu einzelnen Worten bewegen. Die klangen allerdings gar schläfrigmüde, und unter dem Flügel, wenn er den Kopf bereits geborgen, tönte manchmal noch leise einer der Mädchennamen oder „schön Staarchen" wie im Traume nach. Hätte nicht jedes Mal nach dem Vortrage der Worte der scharfe, ohrzerreißende Schäferpfiff den wohlthuenden Eindruck beeinträchtigt, wir würden den unterhaltenden Schwätzer gewiß nicht in die einsame Stube verbannt haben, wo er eines Tages bei offenem Fenster in das Freie entkam.

So lange man das Schätzenswerthe besitzt, würdigt man es zu wenig — das sollte sich nun bewahrheiten. Wir empfanden den Verlust tief und boten Alles auf, den Entflohenen wieder ausfindig zu machen. Doch vergeblich musterten wir die wilden Brüder auf den Dächern und Bäumen; vergeblich lauschten wir, ob nicht ein Wort des liebenswürdigen Plauderers aus der Höhe zu uns niedertönte. Der ganze Ort war auf den Beinen und forschte spähend und horchend, denn der Vogel war populär geworden, und die Leute aus der Umgegend hatten, von dem Wundervogel in Kenntniß gesetzt, Ueberlandmärsche unternommen, um sich selbst zu überzeugen, daß er sprechen könne. Da regte sich denn auch in dem einen oder anderen Bauer die Phantasie, und es lief der Bericht ein, der entflohene Staar habe mitten unter seinen uncultivirten Brüdern und Schwestern wie ein belehrender Missionär gesessen, und die erstaunten Naturkinder hätten vor Bewunderung die Schnäbel aufgesperrt und wie versteinert zugehört. Aber ihr wilder Pfiff sei ihnen doch lieber gewesen, und stets, wenn der „Missionär" den Schäferpfiff oder sonst einen Naturlaut habe hören lassen, seien sie hocherfreut gewesen und hätten lustig in den erquicklichen Ton eingestimmt. Schließlich seien sie seiner herzlich müde geworden und hätten ihn als zudringlichen Störer ihrer gewohnten Ordnung weggebissen und von dannen gejagt.

Beruht der Bericht auf Wahrheit, so geht daraus eine treffliche Lehre hervor: „Eines schickt sich nicht für Alle" und insbesondere für unseren Staar im Haselnußstrauche die Anregung zu einer Hymne auf die unersetzlichen Güter der Natur und der Freiheit.

Walpurgisnacht.

Von Moritz Busch.

Während bei dem Aberglauben, der sich an eine Anzahl von Tagen des deutschen Jahres knüpft, sich fast immer Nachklänge aus dem germanischen Heidenthume mit christlichen Vorstellungen mischen, ist die Fülle abergläubischer Meinungen, die sich früher allenthalben an den ersten Mai knüpfte und ihn noch heute in Mancher Augen bedeutungsvoll, unheimlich und zauberhaft erscheinen läßt, von rein heidnischem Charakter. Der „Walperntag", jetzt der heiligen Walpurgis geweiht, ist mit dem gesammten Brauch, Glauben und Spuk, der sich auf ihn gehäuft hat, nichts Anderes als der Rest eines dem Donar, dem Gewittergotte unserer Urväter, gewidmeten Frühlingsfestes. Er ist darum reich an Zauber und Zukunftsdeutung theils guter, theils schlimmer Art. In Holstein sagt man: Thau an diesem Morgen bewirkt ein gutes Butterjahr. In der Oberpfalz galt und gilt wohl hier und da noch jetzt dieser Thau als Sympathiemittel. In ihm sich unbekleidet wälzen, schützt in Niedersachsen vor Ungeziefer und gewissen Hautkrankheiten, und mit ihm sich waschen, vertreibt die Sommersprossen. In Westphalen pflegt man zu Walpurgis bei Sonnenaufgang einen Zweig von einer Eberesche (die dem Donar heilig war) zu schneiden und die Kühe damit auf's Kreuz zu schlagen, denn damit werden sie milchreich gemacht. Linsen, an diesem Tage gesäet, gedeihen besonders gut; ein Kranz von Epheu, von einem Mädchen an ihm aufgesetzt, lockt Liebhaber und Freier an; ein Kranz von Gundermann, an ihm getragen, läßt seinen Träger in der Kirche alle Hexen erkennen, indem sie sich von den andern Weibern der Gemeinde dadurch unterscheiden, daß sie Melkkübel auf den Köpfen haben. Regnet es am ersten Mai, so giebt es nach den mecklenburgischen Bauernregeln eine schlechte Ernte; dagegen sichert sich zu Stockach in Tirol der, welcher sich mit solchem Regen die Stirn wäscht, auf das ganze folgende Jahr vor Kopfweh. In Schlesien weiß man, daß Kinder, an diesem Tage geboren, ungeschickt und blöde werden, in Ostpreußen, daß Gänse, die an ihm auskommen, nicht gerathen.

Noch bedeutungsvoller als der Walpurgistag ist die ihm vorhergehende Nacht, in welcher alle Zaubermächte losgebunden sind; denn in ihr feiert der Teufel mit den Hexen auf dem oder jenem Berge ein großes Fest, nach dessen Beendigung die bösen Weiber sich nach allen Richtungen hin zerstreuen, um den Menschen mit ihrer Kunst allerlei Schabernack anzuthun. Um sich dagegen zu schützen, hat man in Norddeutschland verschiedene Mittel, welche der Vorsichtige und Altgläubige nicht ungebraucht läßt. Das gewöhnlichste ist, daß man am Abende vor dem Walperntage an allen Thüren ein Kreuz oder einen Trudenfuß malt. An einigen Orten nimmt man drei Häufchen Salz, streut sie dem Vieh schweigend zwischen die Hörner und geht dann rücklings aus dem Stalle fort. Gleichfalls für ein gutes Recept gegen Behexung und gegen den bösen Blick gilt, daß man in der Walpurgisnacht Zweige von Erlen und Drachenblutbäumen über die Stallthüren hängt. Anderswo schützt man die Thiere dadurch vor den Unholdinnen, daß man jenen am Abende des 30. April eine Gemenge von wildem Knoblauch, Dill, Mehl und Honig zu fressen giebt. Wieder anderwärts genügt es, wenn man eine Sense oder ein Beil vor die Stallthür legt, um die Hexen fern zu halten, und in manchen Dörfern thut es ein bloßer Besen. Die Saat wird dadurch vor Schaden bewahrt, daß man am Walpurgisabende mit Gewehren darüber hinschießt oder eine Weile die Kirchenglocken läutet.

Hexen waren dem Aberglauben (und sind ihm in manchen Gegenden noch heute) Weiber, die sich dem Teufel verschreiben und mit seiner Hülfe allerlei Unfug treiben. Oft vererbte sich die Hexerei von der Mutter auf die Tochter. Gewöhnlich aber wurde sie jungen Mädchen, bisweilen schon kleinen Kindern, durch alte Frauen gelehrt. Vorher hatten die Betreffenden Gott, der Taufe und der Kirche zu entsagen und „dem Meisterlein" zu huldigen. Sie traten dazu auf einen Kreuzweg oder auf den ersten besten Düngerhaufen, legten die Hand auf einen ihnen von der Verführerin hingehaltenen abgeschälten Stab und sprachen:

„Ich greif' an diesen weißen Stock
Und verleugne unsern Herrn Gott
Und seine zehn Gebot."

Damit war der Bund für alle Ewigkeit geschlossen. Be-

siegelt aber wurde er auf dem großen, jährlich einmal stattfindenden Hexenconvente oder Hexensabbathe, der in Norddeutschland in der Walpurgisnacht und auf dem Blocksberge, in Süddeutschland auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten abgehalten wurde. In Schwaben feiern die Hexen ihre Feste vorzüglich auf dem Heuberge bei Rotenburg. In Tirol gelten als Hexentanzplätze u. A. die Marlingerwiesen bei Meran, die Scharnitzer Klause und der Axelkopf bei Innsbruck.

Kam der Tag des Festes heran, so bereitete sich die norddeutsche Hexe mit gewissen Zaubermitteln auf die Fahrt nach dem Blocksberge vor; sie entkleidete sich und bestrich sich mit einer Salbe, die sie einschlafen ließ. Wir sehen sie dann, auf einer Katze oder auf einem Bocke, einem Besen oder einer Ofengabel mit fliegenden Haaren zum Schornsteine hinausfahren und durch die Luft reiten. Von allen Seiten kommen andere alte und junge Zauberschwestern, Teufel und Kobolde, gespenstige Thiere, Drachen, Kröten, Eulen, Fledermäuse, Menschen ohne Kopf und andere Spukgestalten herzugeflogen, bis die Versammlung vollzählig ist. Dann erscheint in Gestalt eines Bocks mit Menschenantlitz der Fürst der Hölle und ermahnt von einer Felsenkanzel seine Gemeinde zur Treue gegen sich, wofür er ihr Reichthum, Ehre und langes Leben verspricht. Darauf werden ihm von den älteren Hexen die Neuangeworbenen vorgestellt; es erfolgt eine kurze Prüfung, und findet er die Novizen willig, den Glauben endgültig zu verleugnen, so haben sie ihm eine Formel nachzusprechen, in der sie Gott und der „dicken Frau“ (so heißt in der Sprache der Hölle die heilige Jungfrau), den Geboten und Sacramenten entsagen, dem Vater der Lüge und Sünde unter Handschlag Treue und Gehorsam geloben und versprechen, ihm so viel neue Diener wie möglich zuzuführen.

Der Teufel beschenkt nun die Hexen mit einer Kleinigkeit, die ärmeren mit etwas Butter, Käse und Speck, die reicheren wohl auch mit einer Rose, einem Ringe, einer Spange oder einem Halstuche. Er tauft sie mit „garstigem Wasser“, versieht sie mit dem Trudenzeichen und weist jeder einen Leibteufel zu, der ihr Liebhaber und zugleich ihr dienstbarer Geist ist. Die Hexen erhalten eine Bohne oder eine Nuß, an welche ihr Leibteufel gebunden ist. Derselbe führt bisweilen einen christlichen, gewöhnlich aber einen nicht im Kalender zu findenden Namen. Er heißt manchmal Caspar, Kunz, Martin oder Hinz, häufiger aber Blaustrumpf, Weißfeder, Grünwedel, Federwisch, Spiegelglanz, Breitfuß, Hurlebusch, Kränzlein, Rautenstrauch, Dickbauch, Kapaun, Auerhahn oder Kuhhörnchen. Er ist immer um die Hexe und erscheint, so oft sie ihn ruft, aber auch ungerufen, auf dem Felde, beim Spinnen, während des Kirchganges, wo er aber selbstverständlich an der Kirchthür stehen bleibt; er macht seiner Gebieterin und Geliebten oft kleine Geschenke und treibt allerlei Kurzweil mit ihr. Die jungen Hexen werden in der Zauberkunst unterwiesen und zu allen bösen Streichen angeleitet. Sie bekommen Hexenpulver, und man zeigt ihnen die Bereitung der Hexensalbe. Sie lernen, wie man Gewitter und Hagelschlag zum Verderb der Saaten hervorbringt, wie man Kinder krank macht, wie man bewirkt, daß die Kühe statt der Milch Blut geben, wie man den Leuten Alpdrücken verursacht oder sie den Veitstanz tanzen läßt und dergleichen. Die alten Hexen aber haben vor ihrem Herrn und Meister ein Verhör zu bestehen und anzugeben, was sie im Laufe des Jahres Böses gethan haben, worauf sie entweder als fleißig belobt oder als träg gezüchtigt werden.

Inzwischen hat sich der Schauplatz mit Volk aus aller Herren Ländern, Männern und Weibern, Weltlichen und Geistlichen, Fürstinnen, Bauernweibern und Bettlerinnen, Verhüllten und Unverhüllten gefüllt. Allerlei Trachten, Stände und Altersstufen tummeln sich durcheinander. Unanständige Lieder werden gesungen, unsaubere Späße gemacht. Dann beginnt die Anbetung des Teufels, indem die Anwesenden sich, ihrem Meister die Kehrseite zudrehend, bei den Händen fassen und einen großen Ring um ihn bilden, der sich dann hüpfend um ihn herumbewegt und sich schließlich wieder auflöst, um jenem dadurch seine Huldigung darzubringen, daß man den Actus vollzieht, zu welchem Götz von Berlichingen, zur Uebergabe seiner Burg aufgefordert, den kaiserlichen Hauptmann einladen läßt. Wilde Tänze und ein reichliches Schmausen folgen. Dann giebt es eine Parodie des Abendmahles. Die höllische Hostie ist schwarz und zäh wie eine Schuhsohle, und der Trank, statt in einem Kelche in einer Kuhpfote gereicht, schmeckt wie Jauche. Zum Schluß verbrennt sich der Teufel zu Asche, die dann an die Hexen vertheilt wird, auf daß sie damit Schaden stiften, und nachdem die Höllengeister mit den Hexen bei ausgelöschten Lichtern noch eine Weile sich vergnügt, geht die gräuelvolle Gesellschaft aus einander. Die Hexen besteigen ihre Böcke und Ofengabeln wieder und fliegen nach allen Richtungen davon. Verspätet sich eine, kommt sie nicht vor der morgenlichen Betglocke heim, oder wird sie auf ihrer Luftfahrt von Jemand, der nicht zur höllischen Gemeinde gehört, gesehen, so stürzt sie herab und bricht den Hals.

Dergleichen Thorheit wurde in der „guten alten Zeit“ so ziemlich von aller Welt geglaubt, von Bürgern und Bauern nicht blos, sondern auch von den Gelehrten und Obrigkeiten. Und — was schlimmer war — die „gute alte Zeit“ bestrafte die Betreffenden, nachdem sie dieselben mit der Folter überführt, bestrafte sie mit nichts Geringerem, als mit dem Feuertode. Die Walpurgisnacht erinnert uns an eine der schrecklichsten Krankheiten, von welcher die Phantasie und das Rechtsgefühl der europäischen Menschheit je heimgesucht worden sind. Die Evangelischen waren nicht weniger bethört und nicht weniger unbarmherzig als die Katholiken dieser entsetzlichen Zeit, die sich über drei Jahrhunderte ausdehnte, in Deutschland kurz vor und kurz nach dem dreißigjährigen Kriege ihre grimmigsten Perioden hatte und in Spanien, in der Schweiz und in Polen bis in Tage hereinreichte, die einige von den ältesten Lesern dieses Blattes noch gesehen haben können.

Ein paar Zahlen mögen zeigen, daß hiermit eher zu wenig als zu viel gesagt wurde. Ich spreche dabei nur von Deutschland, obwohl es in anderen Ländern, vorzüglich in Italien und Spanien, nicht im Mindesten milder zuging und allein in Sicilien binnen anderthalb Jahrhunderten gegen dreißigtausend der Zauberei Beschuldigte den Scheiterhaufen bestiegen, in Schottland in einem einzigen Jahre sechshundert solche Unglückliche den Feuertod erlitten und in der einen Stadt Genf im Jahre 1515 nicht weniger als fünfhundert angebliche Hexen hingerichtet wurden. Mit besonderer Wuth raste diese schreckliche Geisteskrankheit, wenn wir uns nach Deutschland wenden, in einigen Theilen Frankens, in verschiedenen Gegenden Schwabens, in Schlesien und im braunschweiger Lande. Im Bisthum Bamberg wurden von 1627—30 bei einer Bevölkerung von etwa hunderttausend Seelen zweihundertfünfundachtzig, und im Bisthum Würzburg binnen drei Jahren hundertsiebenundfünfzig Hexen „eingeäschert“, im Ganzen aber ließ der damals dort gebietende Unhold, Bischof Adolph, während seiner Regierung zweihundertneunzehn des Umgangs mit dem Teufel Angeklagte verbrennen. Auch Bischof Johann von Trier zeigte großen Eifer; er sandte 1585 in seinem Gebiet so viele Weiber auf den Scheiterhaufen, daß an zwei Orten nicht mehr als zwei am Leben blieben. In der kleinen Reichsstadt Nördlingen wurden von 1590—94 zweiunddreißig Zauberer und Hexen verbrannt. Noch gräßlicher wütheten die Hexenrichter in Schlesien. Im Fürstenthum Neiße sollen in dem zuletzt erwähnten Zeitraum gegen tausend Hexen verurtheilt worden sein, über zweihundert Brände liegen Urkunden vor, und unter den Hingerichteten finden wir Kinder von ein bis sechs Jahren. In Braunschweig wurden zwischen 1590 und 1600 so viele Hexen hingerichtet, daß die Stelle, wo die Scheiterhaufen gestanden, wie die Stätte eines Waldbrandes aussah. Den furchtbaren Ruhm, das größte Autodafé in Deutschland gefeiert zu haben, hat die Stadt Quedlinburg, wo 1589 an einem einzigen Tage hundertdreiunddreißig Hexen verbrannt wurden. Die nicht beneidenswerthe Ehre, das letzte Autodafé innerhalb der Grenzen des damaligen deutschen Reiches veranstaltet zu haben, gebührt einem Erzbischof von Salzburg, der 1678 dem Aberglauben, von dem wir hier reden, ein Brandopfer von siebenundneunzig Menschen darbrachte. In Spanien starb 1781, im Canton Glarus 1783 die letzte Hexe den Feuertod. Am längsten hielt sich dieser wüste Spuk in Polen, wo in einem Orte an der preußischen Grenze noch im Jahre 1793 zwei Hexen den Scheiterhaufen bestiegen, nachdem kurz vorher ein ganzes Dorf sich der Wasserprobe hatte unterziehen müssen — auch eine von den Segnungen, welche ein langes Jesuitenregiment für das Land im Gefolge gehabt hatte.

Die Hexenrichter sind wir los, der Hexenglaube aber lebt

in einem guten Theile des Volkes fort, nur sind ihm die Nägel beschnitten, sodaß er ein ziemlich harmloser Aberglaube geworden ist, der gewöhnlich nur üble Nachrede und Meidung des Umgangs mit den Verdächtigen, sowie Verweisung derselben aus Haus und Stall zur Folge hat. Indeß kommen nach den Zeitungen doch gelegentlich Fälle vor, wo der Wahn weiter geht und sich zu Mißhandlungen und Peinigungen der Betreffenden versteigt, und gar nicht selten sind die Fälle, wo eine Magd, die eine Hexe sein soll, aus dem Dienste gejagt, oder eine Familie, in welcher die Mutter oder Großmutter in den Ruf gekommen ist, Vieh oder Menschen „etwas anthun“ zu können, durch allerhand Unbill genöthigt wird, ihren Wohnort zu wechseln. Die Schule hat hier noch manche Aufgabe.

In Ostfriesland nennt man die Hexen „dat roode Volk“ oder „de lichte Lüe“, die leichten Leute, weil sie auf Kuhrippen über das Land hinschweben. Es giebt dort ganze Familien, in denen die Hexerei forterben soll, und in welche deshalb Andere nicht gern hineinheirathen.

In Tirol wird nach J. Zingerle das Hexenhandwerk von alten Weibern gelehrt, und erst wenn die Schülerin sich in allen ihren Künsten dreimal sieben Jahre bewährt hat, erhält sie vom Teufel das „Siegel“, indem er ihr einen Bocksfuß auf das Kreuz einbrennt, womit die volle Zaubermacht und der „böse Blick“ verbunden ist, der Alles, was er trifft, beschädigt, krank macht und verdirbt. Die Hexen werden hier, wie anderwärts, an rothen Triefaugen, aber zugleich an verschiedenen anderen Zeichen erkannt. Wenn im Innthale ein altes Weib weiße Schnecken sucht, ist es eine Wetterhexe, die Gewitter und Wirbelwinde machen kann. Die Hexen können die Bergwiesen vergilben und verdorren lassen, bei verschlossener Thür ein Stück Vieh aus dem Stalle entführen, den Kühen die Milch nehmen, aus Nägeln, die im Stalle sind, melken, das Buttern hindern; sie können sich in Katzen und Hasen verwandeln, auch stehlen sie sich in Gestalt von Schmetterlingen durch offen gelassene Fenster in die Stuben und Kammern, wo sie dann des Nachts den Leuten Alpdrücken verursachen und die Kinder würgen, bis sie blau werden. Zum Glück giebt es allerlei Mittel, mit denen man sich gegen ihre Bosheit schützen kann. Wenn ein von Hexen verursachtes Ungewitter im Anzuge ist, so vertreibt man es durch Verbrennen von Kräutern, die am Tage Mariä Himmelsfahrt geweiht worden sind. Schießt man gegen die heraufsteigende Wolke, so wird die Hexe getroffen. Die Ställe verwahrt man gegen die Unholdinnen dadurch, daß man einen Benedictus-Pfennig oder ein kleines Rad, dessen Speichen ein Kreuz bilden, daran befestigt, was man in den Gebirgsdörfern Truden, Aldein, Raditsch und Radein fast in jedem Gehöfte beobachten kann. Gekreuzte Eisenstangen vor den Fenstern halten in Passeier die Hexen fern. Will beim Buttern die Milch nicht brechen, so nimmt man einen Bratspieß, macht ihn glühend und stößt ihn in das Butterfaß, dann wird die Hexe, die das Mißlingen verursacht, gebrannt und ihr Zauber zerstört. Oft geschah es bei Stockach, daß Leute, die in einer Quatemberzeit nach dem abendlichen Gebetläuten vor die Thür gingen, von Hexen geholt, auf einen hohen Berg getragen und in zwei Stücke zerrissen wurden. In Meran, wo das auch befürchtet wird, schützt sich der, welcher nach dem Läuten noch ausgehen muß, vor aller Gefahr dadurch, daß er in den Wagengleisen hinschreitet. Wer in Absam und Zirl von der „Trude“, das heißt der Hexe als Alp, gedrückt wird, schafft sie sich vom Leibe, wenn er das nächste Mal sich eine Hechel so auf die Brust legt, daß die Stacheln aufwärts stehen.

Auch in Schwaben scheint nach E. Meier der Glaube an Hexen noch sehr verbreitet zu sein. Berüchtigt und gefürchtet sind die Weiber mancher Orte, z. B. die von Gomaringen und Pfrondorf bei Tübingen. Saulgau in Oberschwaben heißt in der ganzen Nachbarschaft wegen seiner vielen Hexen das „Hexenstädtle“; das Wiesensteiger Thal wird das „Hexenthäle“ genannt, und von Möhringen auf den Fildern sagt man, es seien dort sechs Hexen mehr als Milchhäfen im ganzen Orte. Die Hexen reiten auf Katzen zu ihren nächtlichen Festen. Solche Thiere werden davon oft mager und krank. Schneidet man ihnen aber ein Stück vom Ohre oder dem Schwanze ab, so sind sie zu ferneren Ritten untauglich und erholen sich wieder. Wenn eine Hexe Jemand drücken oder „reiten“ will, so verläßt ihre Seele des Nachts ihren Körper und schlüpft als Maus zum Munde heraus. Der Leib liegt dann mit offenem Munde wie todt auf dem Rücken, und wollte man ihn umkehren und mit dem Gesichte auf's Kissen legen, so würde er todt bleiben, da die Seele nicht wieder hinein könnte. Die Hexen können ein Kind durch bloßes Anblicken krank machen und Milch aus einem Handtuche melken. Sie stehlen ungetaufte Kinder und bringen sie um, worauf sie ihnen die Hände abschneiden, die dann zu einem Zauberbrei zerkocht werden. Erkannt werden sie daran, daß sie am Sonnabend spinnen, daß sie mit den Augen blinzeln, daß ihnen die Augenbrauen in der Mitte zusammen gewachsen sind 2c. Sieht man ihnen in die Augen, so blickt das Bild verkehrt heraus.

Schutzmittel gegen die Hexen sind folgende. Man malt mit Kreide drei Trudenfüße an die Thür; man bringt dasselbe Zeichen an Krippen und Kornsäcken an; man nagelt einen Pferdefuß über die Stallthür; man wirft etwas Salz in den Melkkübel und das Butterfaß. Auch Messer mit drei Kreuzen auf der Klinge schützen gegen Hexen. In den Ställen muß man das Spinnengewebe sitzen lassen, sonst beschädigen Einen „die bösen Leute“. Legt man „Neunfingerleskraut“ unter sein Kopfkissen, trägt man Asche von Erlen- und Wachholderzweigen bei sich, so können Einem die Unholdinnen nichts anthun. Hat eine Hexe ein Stück Vieh beschädigt oder umgebracht, so kann man sie zur Strafe ziehen. Man stecke in das Herz des todten Thieres drei Nägel und drücke dieselben täglich etwas tiefer hinein. Dann muß die betreffende Person sterben, wenn sie nicht kommt und um Erbarmen bittet, und man die Nägel herauszieht. Ebenso stirbt sie an der Schwindsucht, wenn man ihre Fußstapfen ausschneidet und in den Rauch des Schornsteins hängt.

Norddeutscher Hexenglaube ist unter Anderm die Meinung, daß die Hexen aus einem Stücke Holz, einem Stricke oder Besenstiele melken, daß sie sich in dreibeinige Hasen verwandeln, daß sie an Mauern hinauflaufen und in der Luft schweben können. In der Mark und gewissen Theilen Mecklenburgs kann man den Hexenzug nach dem Blocksberge sehen, wenn man sich unter eine Erbegge setzt, deren Zähne nach oben stehen, oder wenn man eine Furche um das Dorf zieht, dann den Pflug in die Höhe richtet und daselbst bis zur Dunkelheit wartet, oder wenn man sich auf einen Kreuzweg stellt und sich ein ausgeschnittenes Stück Rasen auf den Kopf legt. Ebendaselbst erkennt man die Hexen in der Kirche, wenn man das erste Ei einer schwarzen Henne in der Tasche trägt. Im Harze leistet ein Gründonnerstagsei dieselben Dienste. Im Elsaß wieder muß es ein Charfreitagsei sein, und man sieht die Hexen mit einem Stücke Speck statt des Gesangbuches in der Hand.

Die Moral von unserer Betrachtung ist eine doppelköpfige: Die „gute“ alte Zeit war in Wahrheit nach verschiedenen Richtungen hin eine sehr „schlimme“, eine recht dumme alte Zeit, und wir sind besser daran als unsere Großväter und Urgroßväter, aber so gut und gescheidt wir vergleichsweise auch sein mögen, noch leben wir keineswegs überall im neunzehnten Jahrhundert.

Ehestandsdifferenzen.

Der „offene Abend“ in den schönen Räumen des Malers Arnold Hartung war vorüber, und wo eben noch eine heitere Gesellschaft plaudernd durcheinander gewogt hatte, stand jetzt die Zimmerreihe leer im hellen Lichtglanze. Man hätte sie für verlassen halten können, wäre nicht dann und wann ein Schall von Lachen und Gläserklirren durch die halb geöffnete Thür erklungen, die ganz zu hinterst in das hohe, mit alten Möbeln und Teppichen reich ausgestattete Atelier des Hausherrn führte. In der That saßen dort in der Nische neben dem mächtigen grünen Kachelofen die Intimsten des Hauses noch bei dem Reste der Bowle

zusammen, um den Abend mit einer gemüthlichen Plauderstunde zu beschließen. Meister Arnold lag behaglich im hohen Lehnstuhle, die Cigarre zwischen den Fingern, und unterhielt sich mit seinem alten Freunde, Professor Hilger, während auf der andern Seite des Tisches sich ein paar Gruppen um die anmuthige Hausfrau gebildet hatten. Zunächst ihre kürzlich verheirathete junge Schwester und deren Gemahl, welche letzteren Beiden heute in ganz ungewohnter Schweigsamkeit nebeneinander saßen, dann das ältliche Tantchen des Hauses und ihr alter Plagegeist, Doctor Aegidius Pfefferkorn, ein „hartgesottener Sünder", wie sie ihn mit Vorliebe zu nennen pflegte, ohne deshalb aber seinen Neckereien im Geringsten aus dem Wege zu gehen. Links davon unterhielten sich ein schöner junger Mann und eine reizende Blondine lachend miteinander. Beide waren seit zwei Jahren als Schüler in diesem Atelier, und die Welt hatte sich nach langem vergeblichem Beharren endlich entschließen müssen, die Beiden als Paar aufzugeben. Olga Petroff, eine junge Russin, hatte offenbar nur ihre Kunst im Kopfe und Richard von Stetten mußte trotz aller verbindlichen Formen ein versteckter Weiberfeind sein, anders ließ sich die Sache nicht erklären.

„Nun, Doctor," sagte die Tante und füllte ihrem Feinde das Glas, „Sie strecken sich ja so bequem und behaglich am Ofen, daß man denken sollte, Sie hätten hier einmal die ‚vollkommene Existenz', die sonst nirgends zu finden ist, glücklich erwischt."

„Jungfer Apolloine," erwiderte er, das Glas absetzend, „Sie sprechen in den Tag, oder vielmehr in die Nacht hinein, wie Sie's verstehen, was freilich eine der allgemeinen weiblichen Gewohnheiten ist. Im Uebrigen gebe ich Ihnen zu bedenken, daß die wunderbarste Existenz, wie wir sie z. B. eben hier führen, keine vollkommene ist, sobald man weiß, daß sie in einer Stunde spätestens aufhört, ganz abgesehen davon, daß schon in den nächsten Minuten ein politischer Disput oder ein Kunstgespräch der Herrlichkeit ein Ende machen kann."

„Ja, es ist schändlich," rief Richard, der den letzten Satz gehört hatte, mit der Hand durch seine krausen Haare fahrend. „Hier glänzen die Farben und der Schmuck der Damen, dort das Gold am Vorhange so frisch aus dem Dämmerlichte heraus, daß man meint, man könne sie morgen nur so auf die Leinwand werfen; die besten Ideen schwimmen hier in der Luft, und dann — gute Nacht! heraus aus all' dem Zauber und hinunter in den kalten Mondschein, der Einem heimleuchtet in die frostige Junggesellenwohnung."

„Nun hört den verrückten Menschen!" rief Arnold laut lachend. „Klagt er nicht herzbrechend und brauchte nur die Hand auszustrecken, um es gerade so gut zu haben, wie andere Leute! Warum heirathest Du denn nicht, wenn Dir die Junggesellenstube anfängt frostig vorzukommen?"

„Aus Gründen, aus sehr guten Gründen," wehrte sich der junge Maler. Aber damit kam er übel an.

„Heraus mit Ihren Gründen!" rief die kriegslustige Tante. „Ueber die habe ich mir schon lange den Kopf zerbrochen, aber heute müssen Sie einmal mit der Sprache heraus, da hilft Alles nichts." Die Hausfrau und ihre Schwester Agnes schlossen sich der Forderung der Tante lachend an, und Richard erklärte zuletzt, von allen Seiten in die Enge getrieben:

„Ja, sehen Sie, bis vor Kurzem war es nur eine allgemeine Ahnung, die mich bewog, mein allzu empfängliches Herz zu hüten. Ich konnte mit einem meiner Freunde sagen: ‚Ich habe Gründe, aber ich weiß sie nicht.' Aber nun stellen Sie sich mein Entzücken vor, als ich neulich in Chamfort's Schriften meinen Grund finde, einen so herrlichen Grund, daß ich auf der Stelle wußte: dieser ist's! und ihm nun mit vollem Bewußtsein nachlebe."

„Darf man ihn erfahren, diesen Grund der Gründe?" fragte Frau Agnes voll Neugierde. „Olga, Sie werden doch nicht fortgehen wollen, wo es so etwas zu hören giebt? Nun, Herr von Stetten, was sagt Chamfort?"

Der junge Mann warf einen raschen Blick auf die schlanke Gestalt, die gleichmüthig wieder Platz nahm, und antwortete dann: „Er sagt ‚also: ‚Es geht mir wie jener Frau, die einen Sohn im Kopfe hatte, wie sie ihn nie bekommen sollte — so habe ich eine Frau im Kopfe, wie es Wenige giebt. Diese Frau hat mich vor Denen bewahrt, wie es Viele giebt, und dieser Frau bin ich großen Dank schuldig.' Ungefähr so ist es mir auch ergangen," schloß er mit künstlicher Unbefangenheit und richtete die Augen nach der Decke empor, während Olga sich abwandte, um ein leises Lächeln zu verbergen.

Der Doctor klopfte ihm auf die Achsel und sprach gravitätisch: „Du hast weise gehandelt, mein Sohn."

Zu gleicher Zeit riefen die Tante und Frau Agnes wie aus Einem Munde: „Nein, das ist doch zu stark. Und das wagen Sie uns Allen zu sagen?"

„Warum nicht?" versetzte der Sünder lächelnd, „ich hatte Sie ja natürlich Alle zu den Ausnahmen gezählt, und Sie werden sicherlich mit mir finden, wie Recht der alte Chamfort hat."

In das nun beginnende Durcheinander von Entrüstung und Gelächter krähte des Doctors scharfe Stimme: „Redefreiheit, meine Herrschaften, Redefreiheit, und sprechen Sie lieber nach einander, als Alle zusammen! Jeder möge seine unverfälschte Meinung von sich geben, die meinige aber geht dahin, daß Einer, der auf's Heirathen ausgeht, viel mehr Aussicht hat, Eine zu bekommen, wie es Viele giebt, als das Gegentheil, und daß man deshalb wohl thut, die Finger davon zu lassen."

„Das sagt er nur, weil er selbst in einer so unglücklichen Ehe gelebt hat," zischte die Entrüstung der Tante zu Frau Agnes hinüber, aber im Eifer etwas zu laut, sodaß er boshaft lachend erwiderte:

„Wo sind denn die vielen glücklichen Ehen? Nennen Sie mir einmal ein Dutzend, wie die beiden hier! Oder soll ich Ihnen aus meiner Erfahrung — ein Arzt sieht ja so vieles mehr, als andere Leute — erzählen, wie das Glück wirklich aussieht, womit man der Welt Sand in die Augen streut?"

Franz Vollmer, der junge Ehemann, warf seiner Frau einen raschen Blick zu, der nicht erwidert wurde.

„Sie übertreiben wieder einmal unglaublich, Doctor," sagte die Hausfrau, „so viel unglückliche Ehen, wie Sie meinen, giebt es nicht, aber leider viel gleichgültige, die besser sein würden, wenn die Menschen verstünden, glücklich zu sein."

„Oder wenn die Frauen verstehen wollten, glücklich zu machen," erwiderte er, „die Interessen des Mannes zu theilen und wie der Schwindel sonst noch heißt, den sie Einem vor der Heirath so zuckersüß um den Mund streichen. Hinterher freilich thut man sich keinen Zwang mehr an, da kommen andere Eigenschaften zum Vorschein und entwickeln sich so riesengroß, daß der arme Geprellte, nach wiederholten vergeblichen Versuchen seinem Engel die Anfangsgründe menschlicher Logik beizubringen, sich in's Unabänderliche ergiebt und, ohne zu mucksen, die Toiletten und Badereisen weiter bezahlt. Das heißt dann vor der Welt eine glückliche Ehe — mit Ausnahmen natürlich, mit Ausnahmen!" schloß er in einem Tone der Hochachtung, welcher lächerlich genug von dem vorigen abstach.

Aber er hatte sich umsonst angestrengt mit seiner verspäteten Höflichkeit. Die Lippen der jungen Frau bebten, und sie wollte eben etwas erwidern, als ihr Schwager sagte:

„Du redest Dich um Hals und Kragen, lieber Freund, und hast dabei nicht einmal das Verdienst der Neuheit, denn ungefähr so sprechen alle Ehefeinde seit alten Zeiten. Wir wollen lieber an Montaigne's Satz erinnern: ‚Man beschuldigt leichter ein Geschlecht, als man das andere entschuldigt.' Wenn es in vielen Ehen übel aussieht, haben die Männer ebenfalls ihren Theil an der Schuld."

„Warum nicht gar!" und „ja, ja, so ist's," riefen Franz und Agnes zu gleicher Zeit.

„Wenn die Frauen sich nach der Hochzeit verändern," fuhr diese mit hochgerötheten Wangen fort, „so soll man den Grund nur darin suchen, daß sich die Männer zuerst verändern, so sehr und so unglaublich, daß man wohl oder übel, nachdem man sich genug darüber gegrämt hat, sich in die Zeiten schickt und auch ein wenig anders wird, als früher."

„Ein wenig!" lachte der junge Kaufmann bitter auf.

„Sie könnten uns wohl die Geschichte zum Besten geben," sagte der Doctor trocken. „Das Aussprechen erleichtert ungemein."

Agnes sah, ohne zu antworten, vor sich auf den Tisch, und Franz trommelte energisch mit den Fingern. Arnold, dem die Verstimmung der Beiden den Abend über aufgefallen war, sagte

mit verstelltem Ernste: „Sollte das vielleicht die Geschichte von der Rosenlaube sein? Erinnerst Du Dich noch, Felicitas?“

„Ob ich mich erinnere!“ antwortete lächelnd die schöne Frau. „Ich verdanke ihr ja mein ganzes Glück.“

„Potztausend, welche wunderkräftige Geschichte!“ rief der Doctor. „Ist sie für unsere profanen Ohren zu gut?“

„Keineswegs, ich möchte sie sogar allen jungen Frauen erzählen können — und solchen, die es werden wollen,“ setzte sie mit einem schalkhaften Blicke auf Olga hinzu, was ein kleines Aufwerfen der schönen Lippen zur Folge hatte. „Also — wir waren ein paar Monate verheirathet und von einer entzückenden Reise nach Italien zurückgekehrt. Arnold fand eine Menge Geschäfte vor, die ihn den Tag über ganz in Anspruch nahmen; ich freute mich nun auf den Abend und wartete mit stets neuer Sehnsucht auf die Stunde nach Tisch, wo wir plaudernd und kosend in der Sophaecke saßen und uns in tausend schönen Erinnerungen ergingen. Als er sich aber jeden Tag etwas rascher losmachte, seine Lampe anzündete und nach der Zeitung oder dem Skizzenbuche griff, als er auf jedes ‚Weißt Du noch?‘ antwortete: ‚Ja, ja, aber ich sage Dir, ich habe heute riesig gearbeitet‘ —“

„Verleumdung!“ rief Arnold. „So arg war es nicht.“

„Gerade so arg! — — da fing ich an, mir sehr verlassen und unglücklich vorzukommen, und ging den ganzen Tag mit verhaltenen Thränen herum. Auf meine zärtlichen Vorwürfe antwortete er mir einmal lachend mit Jean Paul's Wort: ‚So lange ein Weib liebt, liebt es in Einem fort; der Mann hat dazwischen zu thun.‘ An diesem Tage beschloß ich, meine unverstandenen Gefühle in mich zu verbergen und mich darein zu ergeben, daß unser schönstes Glück nur wochenlang gedauert habe.“

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder; mir hat er abgeblüht,“ recitirte der Doctor.

„Ja, so ungefähr,“ lachte sie. „Nun, an demselben Morgen fiel mir beim Abstäuben von Arnold's Büchergestell ein alter Band von Justus Möser in die Hand, den ich mechanisch aufschlug; ich fand darin als Erstes einen ‚Brief einer alten Ehefrau an eine junge‘, der mir einen ganzen Wald von Lichtern aufgehen ließ. Es heißt darin ungefähr: ‚Nicht wahr, Sie wünschen wohl, daß Ihr Mann wie vormals einsam mit Ihnen auf der Bank in der Rosenlaube sitzen, Ihnen in das blaue Aeugelein sehen und, um einen Kuß auf Ihre schöne Hand zu drücken, knieen soll — meine Wünsche gingen wenigstens in dem ersten Jahre unserer Ehe auf nichts Geringeres, als auf dies. Aber das geht nicht an, der beste Mann ist auch der thätigste, und wenn unsere Männer von ihrer Vernunft in dieser Beziehung wohl geführt werden, so dürfen wir uns nicht darüber beklagen, daß sie sich nicht so oft wie ehemals mit uns am Silberbache und unter Louisens Buche unterhalten.‘ Dann erzählt sie, wie es auch bei ihr Thränen und Klagen gab, und läßt ihren Mann sprechen: ‚Ich sehe wohl, Du willst, ich soll noch wie vormals an Deiner Seite hängen und von Deinem Odem leben, aber dies ist mir unmöglich, wenn ich Dich auch in jedem Augenblicke mit Gefahr meines Lebens auf einer Strickleiter vom Glockenthurme herunterholen würde, falls Du nicht anders zu erreichen wärst. Mein Ehrgeiz will immer ein neues Ziel; ehe Du mein warst, brauchte ich alle Tugenden zu Stufen, um zu Dir zu gelangen; nun, da ich Dich habe, setze ich Dich oben darauf und Du bist bis dahin die oberste Stufe, von der ich weiter schaue.‘“

„Das war, was man eine starke Dosis nennt,“ sprach der Doctor und nahm eine Prise.

„Ja, und sie wirkte ganz gehörig. Erst traf es mich wie ein Blitz, daß Einer vor hundert Jahren so genau meine eigene Geschichte habe schreiben können — ich wußte noch nicht, daß es eine allgemeine ist — dann ärgerte ich mich unsagbar über den groben Ehemann und sein ungeschliffenes Gleichniß von der Treppenstufe. Aber endlich las ich doch weiter und fühlte immer deutlicher: die alte Frau hat Recht.“

„Was sagte sie denn noch?“ fragte Agnes so unbefangen wie möglich.

„Sie erzählt, wie sie sich ihrerseits mit einem herzhaften Entschlusse von den Liebesträumen ab und einer frischen häuslichen Thätigkeit zugewandt habe. ‚Wenn wir dann am Abende zusammen saßen und uns erzählen konnten, was wir den Tag über in Haus und Feld geschafft hatten, da waren wir oft froher und vergnügter, als alle liebevollen Seelen von der Welt. Und glauben Sie nicht, daß ich darum ganz auf das Vergnügen, ihn zu meinen Füßen zu sehen, verzichtet hätte; diese Gelegenheit findet sich weit eher, wenn man sie nicht sucht und sich zu entfernen scheint, als wenn man sich allemal, so oft es dem Herrn beliebt, in der Rosenlaube finden läßt.‘ Kurz, sie ist eine glückliche Frau, Mutter und Großmutter geworden und empfiehlt ihr Recept zur Nachahmung. Ich saß damals mit dem Buche auf dem Schooße lange Zeit, und es wollte mir gar nicht in den Kopf, daß der einzige Weg aus diesem Unglücke über meinen geopferten Egoismus gehen sollte. Aber allmählich kam ich zum Entschlusse, es einmal zu probiren, heiter und liebenswürdig zu sein, wenn er abgespannt heimkam, und seine Interessen, auf die ich eben noch so bitter eifersüchtig war, zu den meinigen zu machen. Das glückte mir so, daß ich bald ohne alle Verstellung an den Dingen mit Lust und Liebe Antheil nahm. Nun führten wir wieder lange Gespräche, wenn auch nicht mehr über unsere Empfindungen, und seither haben Mißmuth und Verdruß bei uns keine Stätte mehr gefunden — nicht wahr, Arnold?“ Sie reichte ihm die Hand über den Tisch, die er so herzlich drückte, daß man wohl sah, sie sprach wahr.

„Nun, es ist Ihnen geglückt, verehrte Freundin,“ sagte der Doctor, „aber Sie gehören eben zu den Ausnahmen und Arnold auch, obgleich mir das Complimentensagen sonst zuwider ist. Bei Andern geht es anders; dort würde sich auch Herr Justus Möser die Lunge umsonst lahm reden, denn da vermehrt sich der erste Verdruß in geometrischer Progression, bis zuletzt des Mißverstehens kein Ende und keine Rettung mehr ist.“

„Ja, das Mißverstehen,“ sagte Arnold, „das spielt allerdings eine Hauptrolle in allen Ehezwisten.“

„Nicht wahr!“ rief Agnes lebhaft. „Aber ein Mann sollte sich doch auch Mühe geben, seine Frau zu verstehen, so gut, wie sie ihn.“

„Die Mühe wäre ziemlich umsonst,“ bemerkte der bis jetzt schweigsame Philosoph. „Mann und Frau verstehen sich nicht eigentlich so, wie Freunde desselben Geschlechts, um so weniger, je mehr sie sich lieben, und vor allen Dingen lernen sie niemals ihre innersten Motive kennen. Das, was die Frau ‚ihren Mann kennen‘ heißt, ist nur eine Fertigkeit, ihn zu behandeln; in das Warum seiner Handlungen kann sie sich nicht versetzen, so wenig wie er in das ihrige, und Beide machen manchmal durch einen unverhofften Einblick darein die unliebsamsten Erfahrungen. Freilich täuscht sich Eines in seinen Voraussetzungen und Erwartungen so lange über das Andere, bis jedes von Beiden auf dem Erfahrungswege lernt, daß es ein von ihm grundverschiedenes Geschöpf ist, mit dem es zu thun hat — und nun respectirt es dessen Eigenthümlichkeiten —“

„Drücken Sie sich doch nicht so unaussprechlich kühl aus!“ fuhr der junge Maler dazwischen. „Das ist ja eben das Schönste von der ganzen Sache. Einen Freund verstehen und darum lieben — was ist dabei Besonderes? Aber nicht verstehen und doch lieben, über eine schlechte Behandlung wüthend sein und sie nach Kräften vergelten, umsonst nachdenken: warum hat sie dies gethan oder nicht gethan? und dabei noch toller verliebt sein als Tags zuvor, kurz —

‚Glück ohne Ruh',
Liebe, bist du —‘“

„Sagt Chamfort!“ ergänzte lachend der Doctor. „Petre, Petre, ehe denn der Hahn zweimal kräht —“

Aber Richard hörte den Spott nicht. Seine Augen waren fest auf Olga gerichtet, welche die ihrigen mit einem muthwilligen Lächeln erhob. „Es war ja von der Ehe die Rede, nicht von der Liebe, und die Herren hier in Deutschland sprechen sich in der Ehe über das ‚nothwendige Mißverstehen‘ so viel weniger entzückt aus, daß ich zum Beispiel keine Lust hätte, die Erfahrung an mir selbst zu machen.“

„Also das ist Ihr ‚Grund‘?“ fragte der Doctor. „Schön, daß Sie Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit erwidern und Ihre Antipathie gegen eine deutsche Ehe uns nicht verhehlen.“

„Sie meint es nicht so schlimm,“ begütigte Frau Felicitas.

„Doch, doch, ich meine es ganz so schlimm, wenn das überhaupt schlimm ist. Ich möchte keinen Deutschen heirathen, weil mir ihre berühmte Hochachtung vor den Frauen immer vor-

kommt wie eine leere Redensart, die durch ihre Handlungen Lügen gestraft wird."

„Hört, hört!" rief Franz.

„Ja," fuhr sie erregter fort, „oder ist es nicht ein entsetzlicher Contrast, wenn man fortwährend die Frauen mit Schiller'schen Citaten öffentlich anschmeichelt, um sie dann, als wären sie hiermit abgefunden, auf Schritt und Tritt als Unmündige zu behandeln?"

„Ach," seufzte Doctor Pfefferkorn, „will's da hinaus?"

„Nein, lieber Freund," antwortete sie mit einem vollen Blicke ihrer schönen Augen, „wir wollen uns heute nicht über die Emancipirten streiten, sondern annehmen, die Frauen seien die untergeordneten Geschöpfe, als welche sie hier im Lande der Idealität behandelt werden. Wie unfein ist es dann von den Männern, ihnen die hoffnungslosen Gebrechen ihrer Natur fortwährend vorzurücken! Man hält es für unerlaubt, einen Fremden wegen der Schattenseiten seiner Race aufzuziehen, aber Sie Alle werden mir zugeben, daß man hier zu Lande in den besten Kreisen die Beschränktheit der Frauen mit Vorliebe zur Unterhaltung wählt, und ich weiß nie, über was ich mehr staunen soll, ob über die totale Rücksichtslosigkeit, womit die Männer sprechen, oder über die lächelnde Zustimmung in den Mienen ihrer Zuhörerinnen. Das kommt bei uns nicht vor, und wenn Sie auch in Ihrem germanischen Bewußtsein auf die Slaven und Romanen hoch herabsehen, so haben diese wenigstens Eines vor den Deutschen voraus, die zartfühlende Rücksicht für ihre Frauen."

„Ausgezeichnet!" sagte der junge Ehemann spitzig. „Machen Sie schnell Reue und Leid, Doctor! Das Gewissen muß Ihnen nach der Rede des Fräuleins bedeutend schlagen."

„Dieses Organ leidet bei mir an auffallender Unempfindlichkeit," erwiderte Aegidius Pfefferkorn sehr behaglich. „Ueberdies sind wir Freunde — nicht wahr, Fräulein Olga? — und haben als solche das Recht und die Pflicht, uns Unannehmlichkeiten zu sagen. Darin wenigstens halten es, wie ich glaube, alle Nationen gleich."

Sie gab ihm lachend einen Schlag auf die Hand, welche sich ausstreckte, um die ihrige zum Friedensschlusse an seine Lippen zu führen.

„Und keiner der Herren nimmt den Handschuh auf?" rief Richard in komischer Verzweiflung. „Ich darf nichts mehr sagen; ich habe heute schon zu viel Ungnade auf mein Haupt geladen. Aber so wehren Sie sich doch, Sie Vertreter der germanischen Cultur und Sitte!"

Der Professor legte sich schnell eine kleine Abhandlung über die geringere Differenz zwischen slavischen Männer- und Frauenköpfen zurecht und wollte eben beginnen, als Arnold mit seiner schönen, tiefen Stimme ruhig sagte: „Ich bin allezeit dafür, der Wahrheit die Ehre zu geben. In diesem Punkte hat sie Recht."

„Was!" riefen sein Schwager mit dem Doctor zugleich.

(Schluß folgt.)

Das rothe Quartal.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

(März—Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

9. „Oh, welcher Mordkampf hat sich da entsponnen!"

Derweil nahm der Bürgerkrieg seinen Fortgang und steigerte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde seinen Grimm und sein Grausen.

Aber fanden sich denn nicht hüben und drüben Männer, welche gesund genug fühlten und dachten, das Vaterland über die Partei zu stellen und um jeden Preis, d. h. um jeden Preis gegenseitiger Nachgiebigkeit diesem schrecklichen, ärgernißvollen Kampfe ein Ende zu machen? Nein. Oder wenigstens hatten solche Männer keine Macht. Diese war hüben und drüben bei den Fanatikern, welche von nichts wissen wollten als von der Vernichtung des Gegners.

Es war rein vergeblich gewesen, daß am 9. April die „Union républicaine", ein Verein von besonnenen Republikanern, mit gemäßigten Mitgliedern der Kommune eine Vereinbarung erzielte, welche das Programm aufstellte: „Staatliche Einheit Frankreichs und municipale Selbstständigkeit der Gemeinden" — und dieses Programm zur Basis einer Waffenstillstands- und Friedensverhandlung mit der Nationalversammlung gemacht wissen wollte. Die royalistischen und pfäffischen Ultras, welche die Mehrheit der Versammlung ausmachten, wollten von diesem Programme nichts hören. Diese Rückwärtser schrieen auch jetzt wieder, wie sie oder ihre Gesinnungsgenossen im Juni von 1848 geschrieen hatten: „Man muß ein Ende machen mit der Revolution," und das Haupt der Executivgewalt, Herr Thiers, war ganz entschieden derselben Meinung. Das äußerste Zugeständniß, zu welchem er sich herbeiließ, war das Versprechen einer allgemeinen Amnestie im Falle der Unterwerfung von Paris. Nur die Mörder von Thomas und Lecomte sollten, wie billig, von dieser Amnestie ausgenommen sein.

Auch das Auftreten der Pariser Freimaurer zu Gunsten einer Ausgleichung und Versöhnung schlug gänzlich fehl und vermehrte nur die ohnehin reiche Spektakelsammlung des rothen Quartals um ein weiteres. Als am 29. April die Brüder Freimaurer, 8000 oder gar 10,000 Köpfe stark, beim Stadthause sich versammelten, um durch ihren Bruder Redner Thirifocq mit den Kommunarden Beslay, Meillet und Pyat höchst wohlgemeinte und sonor deklamirte Standreden über die Schönheit und Wünschbarkeit des Weltfriedens und der Menschenbruderschaft auszutauschen, und als sie sodann in feierlicher Procession mit ihren Fahnen, Schurzfellen, Winkelmaßen und Kellen durch die Stadt zur Umwallung hinauszogen, um auf derselben ihr großes weißes Friedensbanner mit der Inschrift „Aimons-nous!" aufzupflanzen, da konnte man wieder einmal recht deutlich sehen, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Die Freimaurer thaten diesen Schritt mit allem Anstande, das muß man sagen, mit echt französisch-theatralischer Grazie. Allein das ganze Schauspiel endete damit, daß eine aus einem Geschützrohre der Blauen kommende Kugel das Friedensbanner mitsammt seiner liebseligen Devise in Fetzen riß.

Ein letzter Vermittlungsversuch ward noch in der letzten Stunde gemacht, d. h. als der Todeskampf der Kommune bereits begonnen hatte. Gegen den 20. Mai hin mußten nämlich selbst die röthesten Rothen in der Kommune erkennen, daß keine Hoffnung auf Sieg mehr sei. Am genannten Tage ließ demnach der Wohlfahrtsausschuß sich herbei, Delegirte der „Union républicaine" zu ermächtigen, auf Grund des vorhin erwähnten Programms derselben in Versailles einen Waffenstillstand zu beantragen. Allein die Delegirten vermochten erst am 22. Mai eine Audienz bei Thiers zu erlangen, und dannzumal waren die Blauen schon in die Stadt eingedrungen und raste der Kampf innerhalb derselben so wüthend, daß selbst beim besten Willen kaum daran zu denken war, demselben Einhalt zu thun. Uebrigens war dieser beste Wille auch nicht vorhanden, in der Präfektur zu Versailles so wenig wie im Stadthause von Paris. Dort nicht, weil man des Sieges gewiß war; hier nicht, weil man sich so oder so verloren sah, obzwar man sich und anderen noch immer vorlog, daß Rettung und sogar Triumph möglich wäre.

Die letzte Maiwoche brachte die Katastrophe, brachte hochrothe Pfingsten, wie Paris noch keine gesehen.

Wenn man vom Boulogner Walde her durch die Porte La Muette die große Umwallung passirt und den Schienendamm der Gürteleisenbahn hinter sich hat, so erblickt man in der Richtung auf Passy zu zur Rechten Park und Schloß La Muette. Hierher hatte der Obergeneral der Kommune, Dombrowski, sein Hauptquartier verlegt, als es der Entscheidung zuging. Er stellte den mehr und mehr an den Wall herangekommenen Belagerern einen zähen und geschickten Widerstand entgegen, vermochte aber mit seinen Mitteln die Ueberlegenheit der blauen Artillerie in die Länge nicht zu bestreiten. Diese Ueberlegenheit machte es dem Polen am 20 Mai klar, daß die Walllinie, ob-



Shakespeare's Triumph in Ketten.

Originalzeichnung von H. Langhammer in Leipzig.

zwar bis zur Stunde noch keine Bresche in dieselbe gelegt war, nicht mehr zu halten sei und daher von der Porte Maillot bis hinunter zur Porte Saint-Cloud geräumt werden müßte. Aber nur, um eine zweite Vertheidigungslinie desto hartnäckiger zu halten, den Schienendamm der Gürtelbahn, welcher ganz zweckentsprechend gelegen und gebaut war. Den Rückzug auf diese Linie befahl Dombrowski am folgenden Tage.

Wäre der Rückzug mit der erforderlichen Ordnung vollzogen worden und hätten sich die Rothen auf und hinter dem Eisenbahndamm gehörig einzurichten vermocht, so würden sie zweifellos im Stande gewesen sein, die Westfront der Stadt noch mehrere Tage, vielleicht sogar Wochen vor dem Einbruch der Blauen zu schützen. In diesem Falle, so hat man mit Recht gefolgert, müßte die Katastrophe noch viel schrecklicher geworden sein, weil der rothe Zerstörungswahn mehr Zeit gehabt hätte, seine Absichten zu Thaten zu machen. Auf das Vorhandensein solcher Absichten ist schon früher hingewiesen worden. Doch mag hier noch die Bemerkung stehen, daß die Behauptung, es sei im Schoße der Kommune oder des Wohlfahrtsausschusses oder des Centralkomité ein förmlicher Plan zur systematischen Zerstörung von Paris im Falle der Niederlage, ein förmlicher Plan der Unterminirung, Sprengung und Verbrennung der Stadt ausgearbeitet worden, nirgends erwiesen wurde, auch durch die nachmalige Procedur der Kommunarden vor dem Kriegsgerichte nicht. Freilich, die Tendenz zu einer solchen Ungeheuerlichkeit rumorte unter mehr als einer Schädeldecke, wie uns ja von der Hand mehr als eines Mitgliedes der Kommune schwarz auf weiß bezeugt ist. Aber es wird nichts so heiß gespeis't, als es gekocht ist, und von der fixen Vorstellung eines Narren bis zur methodischen Ausführung derselben ist ein weiter Weg. Demnach dürfte, alles zusammengehalten, die geschichtliche Wahrheit sein, daß der wahnwitzige Zerstörungsgedanke, obzwar von diesem oder jenem Fanatiker schon viel früher ausgeheckt, erst in den Nöthen des Verzweiflungskampfes systematisch-thatsächliche Gestalt gewann und daß die mit Petrol getränkte Brandfackel zunächst als strategisches Mittel in Anwendung kam. Jedoch soll damit keineswegs verneint werden, daß diese Fackel, nachdem sie einmal geschwungen war, in den Händen von Gesellen wie Ferré und Rigault zur gemeinen Mordbrennerfackel geworden und daß diese und ihnen ähnliche Bösewichte dem teuflischen Gelüste nachgegeben haben, die Zerstörung der Paläste und Häuser von Paris um der Zerstörung willen zu betreiben.

Wäre diesen Rasenden Zeit gelassen worden, ja dann würde Paris, ganz Paris in einem Flammenmeere versunken sein.

Sie hatten keine Zeit.

Montags den 22. Mai wurden in der Morgenfrühe die Pariser durch einen furchtbaren, von Westen her vorschreitenden Kanonendonner geweckt. Wer auf die Straßen hinabeilte, sah Volkshaufen vorüberlaufen und hörte sie schreien: „Die Blauen sind in der Stadt. Die Versailler sind einmarschirt.“ Oder: „Die Rothhosen sind da. Wir sind verrathen.“ Oder: „Man schlägt sich beim Viadukt von Auteuil und auf dem Marsfelde.“ Dem Geschützedonner vom Westen gibt solcher vom Nordosten Antwort. Die Batterien auf dem Montmartre werfen ihre Bomben zum Triumphbogen hinüber. Neue Volkshaufen, neue Schreie der Angst, der Wuth, der Verzweiflung. Dann das alles zusammengefaßt in den Ruf: „Barrikaden!“ Auf den Boulevards wenige Eilgänger, Wirthschaften und Magazine geschlossen. Der Barrikadenbau beginnt in allen gegen den Rundplatz, aus welchem der Arc de Triomphe aufragt, hinausführenden Straßen. Vorübersprengende Officiere, kreischende Kommandoworte, fieberische Thätigkeit von Männern, Frauen, Kindern, welche Pflastersteine und anderes Barrikadenmaterial herbeischleppen. Hochaufgeschürzte Amazonen, Ingrimm in den bleichen Gesichtern, die rothe Kappe auf's wirre Haar gestülpt, haben sich vor Mitrailleusen gespannt und ziehen dieselben im Laufschritte herbei. Vorbeigehende, die weder Bürgerwehrröcke noch Blusen anhaben, werden ohne Umstände zum Steinetragen gepreßt, mehr oder weniger höflich oder grob. „Nicht wahr, Monsieur, Sie werden so freundlich sein, uns ein bißchen zu helfen?“ Aber auch aus der Dur-Tonart: „Bürger, du wirst so gefällig sein, uns nicht zu bespioniren, sondern Steine herbeizutragen, oder ich schlage dir den Schädel ein.“

Die Blauen waren also in der Stadt. Wie war das zugegangen? Hatte wirklich der Prophezeiung des Bürgers Jules Vallès gemäß einer der Kommune-Generale dieses oder jenes Thor an die Versailler verkauft? Nein. Ihr Erfolg, d. h. die Möglichkeit des Eindringens in die Stadt, war für die Regierungstruppen selbst eine Ueberraschung gewesen. Die zweite Belagerung von Paris endete mit einem Handstreich, welcher zunächst durch die kühne Entschlossenheit eines einfachen Bürgers ermöglicht wurde.

Die Belagerer hatten ihre Laufgräben bis unter den Wall vorgetrieben. Bis Dienstags den 23. Mai hofften sie Bresche schießen und dann zum Sturmangriff schreiten zu können. Sie wußten nicht, daß die Ueberlegenheit ihrer Batterien den Rothen die längere Behauptung der Umwallung unmöglich gemacht und demzufolge Dombrowski den Rückzug zum Gürtelbahndamm befohlen hatte. Ebenso unbekannt war ihnen, daß dieser Rückzug sehr unordentlich bewerkstelligt wurde und die Streiter der Kommune, statt in ihrer neuen Aufstellung sich gehörig einzurichten, vorgezogen hatten, in den Schenken von Auteuil und Passy sich ein Sonntagsvergnügen zu machen. Bei sothanen Umständen war die Umwallung aufgegeben und leer, der Bahndamm dagegen entweder noch gar nicht oder doch nur ungenügend besetzt.

Um 3 Uhr Nachmittags sahen Rothhosen, welche in der bis nahe vor die Bastionen der Porte Saint Cloud getriebenen Tranchée wachtstanden, einen bürgerlich gekleideten Mann auf der Höhe der Umwallung erscheinen, ein weißes Tuch schwenkend. Das war der Bürger Jules Ducatel, ein Subalternbeamter beim städtischen Straßenwesen. Mit Einsetzung seines Lebens benützte er den günstigen Augenblick, um die Regierungstruppen zu verständigen, daß sie den Wall übersteigen könnten, ohne Gegenwehr zu finden. Ein Kapitän vom Genie, Garnier, der an dieser Stelle die Belagerungsarbeiten leitete, bemerkte den winkenden Mann ebenfalls, traute jedoch dem Gewinke nicht recht, sondern argwohnte auf Seiten der Rothen die Kriegslist, die Blauen auf eine Mine zu locken. Trotzdem, da Ducatel, auf die Gefahr hin, in jedem Augenblick von Wehrleuten der Kommune in seinem gefährlichen Beginnen überrascht und niedergeschossen zu werden, mit seinem Taschentuche zu wehen fortfuhr, näherte sich der Officier dem Manne bis auf Gehörweite, rief ihn fragend an und erfuhr von ihm den Sachverhalt. Garnier vergewisserte sich mittels einer sofort vorgenommenen Erkundung von der Wahrheit der Aussage Ducatels, und ein gerade zufällig in den Laufgräben weilender Seekapitän, Namens Trèves, depeschirte die unverhoffte Neuigkeit nach Versailles. Die Führer der zunächst stehenden Truppentheile wurden ebenfalls eilends benachrichtigt und begannen noch vor 4 Uhr ihre zweckdienlichen Bewegungen. Die Division Vergé bemächtigte sich der Porte Saint Cloud, die Division Berthaut des Raumes zwischen der Umwallung und dem Bahndamm. Dann wurden fliegende Kolonnen innerhalb der Wälle nordwärts vorgeschoben, um sich der Thore von Auteuil und Passy zu bemächtigen, durch welche dann die draußen bereitstehenden Mannschaften des Generals Ladmirault hereindrangen. Etwas später marschirte auf der Südseite das Korps Cissey durch die Thore von Versailles und Vanves in die Stadt. Die Dunkelheit war noch nicht völlig hereingebrochen, als sich schon 80,000 Mann Regierungstruppen auf der Stadtseite der Umwallung befanden, die drei Korps der Generale Douay, Ladmirault und Cissey. Es muß denn doch eine große Lockerung und Lotterung unter den Rothen eingerissen gewesen sein an jenem Sonntagsabend. Denn der Widerstand, welchen die Blauen fanden, war so nichtssagend, daß sie noch an demselben Abend zu weiterem Vorgehen sich entschließen konnten. Die Dunkelheit begünstigte diese weiteren Handstreiche, welche das Schloß La Muette, den Trocadero, den Triumphbogen, das Marsfeld und das ganze Quartier Vaugirard in die Gewalt der Truppen brachten. Auf dem Trocadero und beim Arc de Triomphe versuchten die überraschten Rothen allerdings Gegenwehr, vermochten aber damit nicht aufzukommen. Am letztgenannten Orte waren sie mitten im Bau einer Batterie überrascht worden. Die Blauen kehrten die Geschützemündungen alsbald gegen die Champs Elysées hinab und schickten Kugeln bis zum Industriepalast und Eintrachtsplatz. Diese Begrüßung beantworteten die Rothen mit Geschossen, welche eine von ihnen

auf der Terrasse der Tuilerien errichtete Batterie die Prachtstraße der Champs Elysées entlang zum Triumphbogen hinaufsandte.

In der inneren Stadt vernahm man wohl dieses Kanonenduett, aber man war solchen Singsangs seit Monaten so gewohnt, daß man sich zum Schlafen niederlegte, ohne zu ahnen, daß die Blauen innerhalb der Umwallung. Soweit diese am Abend in der Dunkelheit hatten vordringen können, waren sie in diesen Quartieren, namentlich in den Westendquartieren rechts der Seine laut sympathisch empfangen und als Befreier begrüßt worden. Das war ganz in der Ordnung. Aber nicht in der Ordnung war, daß die Soldaten der Regierung jetzt schon alle Rothen, deren sie habhaft werden konnten, erbarmungslos niedermachten und von ihren Offizieren von dieser Mordwuth keineswegs abgemahnt, sondern vielmehr noch dazu angeeifert wurden. Alle auch nur halbwegs anständigen Menschen in Europa haben sich über die Gräuel, welche die Rothen während des Verzweiflungskampfes der Kommune verübten, entsetzt. Aber der nur allzu gerechtfertigte Abscheu hätte nicht bloß auf eine Seite fallen sollen. Denn nicht allein die rothen Besiegten, sondern auch die blauen Sieger haben sich wie wilde Bestien aufgeführt. Nein, nicht so; sondern so wild und wüst, wie nur der Mensch, nicht das Thier, zu wüthen vermag. Da, in dieser schrecklichen pariser Woche hat sich die vielgerühmte „christliche" Civilisation wieder einmal herrlich sehen lassen, wie sie sich eben immer und überall sehen ließ und sehen läßt, wo die elementaren Triebe und Leidenschaften der Menschenbestien, alle konventionellen Anerzogenheiten abstreifend, kämpfend aufeinanderprallten und aufeinanderprallen. . . .

Das war ein Erwachen am Morgen dieses 22. Maitags! Von Vaugirard im Süden bis zum Montmartre und La Villette im Norden, vom Quai d'Orsay und von der Madeleine im Westen bis nach Belleville und zum Père Lachaise im Osten lief der Schreckensruf: „Die Versailler sind in der Stadt." Aber alsbald rollte diesem Ruf wie ein Widerhall der Alarmschrei nach: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!" Und mit diesen in tausenderlei Modulationen wiederholten Rufen und Schreien mischten sich das Wirbeln der Trommeln, Hörnersignale, das Heulen von tausend Sturmglocken, das Rasseln fahrender Geschützzüge, das „Husten" der Mitrailleusen, Bombengezische, Chassepotsgeknatter — und alle diese Laute flossen zusammen in einen chaotischen Schwall, in ein dumpfes, unartikulirtes, nervenfolterndes Gedröhne. Man konnte glauben, das Todesröcheln der Riesenstadt zu hören.

Noch war es aber nicht so weit. Die rothe Fahne senkte sich nicht faul und feig vor der trikoloren. Nein, bis zur äußersten Möglichkeit wurde sie emporgehalten, solange überhaupt noch Arme da waren, sie zu halten. Nur deutsche Hofhistoriographen, Leute ohne Eingeweide, Liberale mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung könnten bestreiten wollen, daß hier für eine schlechte Sache mit einem Todesmuth gestritten wurde, wie er selbst für eine beste nie heldischer aufgewendet worden.

In der Frühe wurde ein Aufruf vom Kriegsdelegirten Delescluze ausgegeben, der zum Widerstande bis auf's Messer aufforderte. Ein wunderliches Dokument, ganz aus unbestreitbaren Wahrheiten und grotesken Lügen zusammengerührt. Alles aus dieser Tonart: „Zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen! Ihr wißt, es handelt sich darum, zu siegen oder den Pfaffenknechten von Versailles in die unbarmherzigen Hände zu fallen, diesen Schuften, welche Frankreich den Preußen ausgeliefert haben und uns jetzt den Preis für ihren Verrath bezahlen lassen wollen. Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!"

Die Kommune, des Centrums der Stadt, sowie der im Norden und Osten gelegenen Vorstädte sicher, hatte also den Kampf um ihr Sein und Nichtsein an- und aufgenommen. Nicht vergebens auch rief sie zu den Waffen. Wohl an 50,000 Streiter gehorchten dem Rufe, darunter ganze Bataillone von Amazonen. Es mußte selbst von den Siegern, als sie die Geschichte der Besiegten schrieben, widerwillig anerkannt werden, daß von Frauen die Barrikaden häufig am hartnäckigsten vertheidigt wurden. Auf den endlich von den Truppen erstürmten Trümmern vieler dieser improvisirten Citadellen fand man die Leichen schöner Mädchen, auf der Schulter die Offiziersepauletten, im jungen Busen die Todeswunde. Ueberwältigt und gefangen, ließen Streiterinnen der Kommune nicht ab, noch mit den Fäusten und Zähnen zu kämpfen, bis man sie niederschoß.

Das unerwartete Eindringen der Blauen hatte das Vertheidigungssystem der Rothen sehr lückenhaft gelassen. Der Barrikadenbau konnte in vielen Straßen erst Montags den 22. Mai angehoben werden und mußte daher überhastet werden. Etliche Hauptpunkte jedoch konnten für wohlvorbereitet gelten, dem Angriff zu trotzen. So auf dem linken Stromufer das rechts von der Rue Jacques gelegene Pantheonquartier, auf dem rechten das Hôtel de Ville, der Vendômeplatz, das Chateau d'Eau, weiterhin die Butte Montmartre, die Butte Chaumont oberhalb Belleville und der bekannte Kirchhof Père Lachaise, ostwärts zwischen der Gürteleisenbahn und der Umwallung gelegen.

Am 22. Mai hörte die Kommune als solche zu existiren auf, indem sich ihre Mitglieder an ihre verschiedenen Posten in den einzelnen Bezirken begaben. Zu einer vollzähligen gemeinschaftlichen Berathung traten sie nicht wieder zusammen. Im Stadthause verblieb nur die Delegation beim Kriegswesen und das Komité der öffentlichen Sicherheit. Die letzte Nummer des „Journal officiel" kam am 23. Mai heraus. Zu den letzten Bekanntmachungen der Kommune, die aber schon nur noch von Hand zu Hand verbreitet werden konnten, gehört das berüchtigte, vom „3. Prairial des Jahres 79" datirte, von Delescluze, Regère, Ranvier, Johannard, Vesiner, Brunel, Dombrowski unterzeichnete Branddekret: „Bürger Millière wird an der Spitze von hundert Zündern (fuséens) die verdächtigen Häuser — (d. h. Häuser, aus welchen irgendein feindseliger Akt hervorgehen sollte) — und die öffentlichen Denkmäler auf dem linken Ufer anzünden. Bürger Derreure mit hundert Brandmännern ist für das 1. und 2. Arrondissement beauftragt. Bürger Billioray mit hundert für das 9. und 10. Arrondissement. Bürger Vesiner mit fünfzig im Besonderen für die Boulevards von der Madeleine bis zur Bastille. Die Bürger werden sich mit den Barrikadenchefs in's Einvernehmen setzen, um die Ausführung dieser Befehle zu sichern." Gegen die Echtheit dieses Dokumentes haben sich jedoch schwerwiegende Bedenken erhoben, so schwere, daß ich es ausdrücklich nur als ein zweifelhaftes gelten lassen kann, so sogar, was meine persönliche Meinung angeht, für ein nachträglich fabricirtes anzusehen geneigt bin. Dagegen halte ich den berüchtigten, obzwar von rother Seite her ebenfalls für untergeschoben erklärten, lapidarisch-lakonischen Brandbefehl Ferré's: „Verbrennt sofort das Finanzministerium (faites de suite flamber Finances)!" für echt, bis die Falschheit der Unterschrift dargethan ist.

Wäre des Grafen und Abbé Sieyès Todesvotum gegen den sechszehnten Ludwig („la mort sans phrase") nicht apokryph, so hätten wir hier ein recht dazu passendes Parallelwort: — „Die Brandfackel schlechtweg!" Aber klingt aus dem Brandbefehl des Bürgers Ferré für hörende Ohren nicht etwas wie Weissagung heraus? Etwas, das alle die „Großen Bücher" in den Finanzministerien Europas bedroht? Könnte es nicht geschehen, daß unsere Nachkommen zu der Einsicht gelangten, sie wären für die Sünden ihrer Vorfahren doch eigentlich nicht verantwortlich? Nicht verantwortlich und haftbar für unsere gewissenlose Staatsschuldenmacherei, für dieses selbstsüchtige Vorwegessen der Zukunft, für diese schändliche Belastung noch ungeborener Geschlechter? Wird die Prämisse der gesammten dermaligen Finanzwissenschaft, d. h. Schuldenwirthschaft, die ja zumeist nur der Raubritterschaft vom goldenen Kalbe zu gut kommt, nicht logischer Weise zu der Konklusion führen: „Unser Schuldbuch sei vernicht!" und müßte dann ein europäisches „Faites flamber Finances!" nicht als Wahrspruch der Nemesis anerkannt und begrüßt werden? . . .

Blätter und Blüthen.

Shakespeare's Triumph in Ketten. (Mit Abbildung S. 307.) Unter der zu einem wahrhaft riesigen Umfange angeschwollenen Shakespeare-Literatur befindet sich so manches Unfruchtbare, vom Grau der Theorie Angekränkelte, daß es ein um so wohlthuenderes Gefühl ist, einmal einem Shakespeare-Buche zu begegnen, in dem man „des Lebens goldenen Baum“ frisch und voll rauschen hört. Als ein solches müssen wir Karl Fulda's Studie „William Shakespeare“ (Marburg, Ehrhard) bezeichnen, welche nicht nur über die Stellung des großen Briten zur Weltliteratur und seinen Einfluß auf alle späteren dramatischen Dichter interessante Aufklärungen enthält, sondern auch über das äußere und innere Leben Shakespeare's eine Fülle des Neuen und Beachtenswerthen mittheilt.

Wir können uns nicht versagen, unter Hinweisung auf unser heutiges Bild und anknüpfend an den kürzlich, wie alljährlich, gefeierten Geburtstag Shakespeare's (23. April) aus dem Buche eine Episode wiederzugeben, welche zur Charakteristik sowohl des Dichters wie seiner Zeit von allgemeinem Interesse sein dürfte.

„Die Tradition,“ heißt es in dem erwähnten Buche, „hat folgende Nachricht über die erste Aufführung von Shakespeare's ‚Romeo und Julie‘ in London aufbewahrt.

Das Blackfriars-Theater in London hatte den ganzen Luxus einer grotesken Decoration entfaltet, um seine Räume wo möglich glänzend herauszuputzen. Noch heller beleuchtet, als der übrige Raum war die für die Königin bestimmte Estrade, auf welcher bereits mehrere Hofdamen und Kronofficiere Platz genommen hatten. Die Zuschauer hatten sich in Menge versammelt. Der Dichter, welcher mit ‚Titus Andronicus‘, mit der Trilogie ‚Heinrich des Sechsten‘, dem ‚Sommernachtstraum‘ ꝛc. öffentlich aufgetreten war, wollte heute in seinem ‚Romeo und Julie‘ ein noch größeres, genialeres Werk zur Aufführung bringen, welches endlich seine Verleumder zum Schweigen verurtheilen und ihm eine noch von keinem dramatischen Dichter erreichte Stelle anweisen sollte. An demselben Tage jedoch wurde Shakespeare einiger Beleidigungen halber, die er sich unvorsichtiger Weise gegen mehrere Lords zu Schulden kommen ließ, verhaftet und sollte noch an demselben Abende in den Tower geführt werden. Von Shakespeare's Gefangennehmung war indessen im Publicum noch nichts lautbar geworden.

Das Parterre erwartete mit Sehnsucht das Aufgehen des Vorhanges, während hier und da Gruppen von Studenten, Soldaten und Matrosen sich die Zeit mit Kartenspielen vertrieben und unter Lachen und Scherzen die Alekrüge umhergehen ließen.

Die Königin erschien, umgeben von einem glänzenden Hofstaate, und gab das langersehnte Zeichen zum Anfange.

Schon im ersten Acte wurde die ganze Versammlung durch das hinreißende Interesse der Handlung dergestalt gefesselt, daß die Gegner des Dichters vergaßen, weshalb sie sich eigentlich eingefunden. Jedermann wollte wissen, wie Romeo und Julie in den Stürmen und Gefahren, welche ihnen durch Familienhaß und Zwietracht bereitet wurden, das zerbrechliche Schifflein des Glückes in den sicheren Hafen führen würden.

Das Theater erdröhnte von lautem Beifallsturme. Durch das Jauchzen und Jubeln drang Shakespeare's Name; mit starker, kräftiger Stimme wurde gerufen: ‚Der Dichter solle selbst erscheinen, um die Glückwünsche des Publicums in Empfang zu nehmen.‘

Diesem in jener Zeit ganz ungewöhnlichen Hervorrufe folgte ein allgemeiner Ausbruch der Begeisterung. — Das Rufen und Stampfen wurde immer stärker, und der Enthusiasmus drohte in Tumult auszubrechen. Endlich tritt der Director schüchtern vor und verkündet mit zagender Stimme, daß der Dichter nicht erscheinen könne, weil er arretirt und in den Tower abgeführt worden sei.

Während diese Nachricht trotz der Gegenwart der Königin eine ernste Störung der Ruhe durch das aufgeregte Publicum befürchten ließ, führte ein glücklicher Zufall den gefesselten und von Hellebardieren umgebenen Dichter durch eine Gasse beim Theater vorüber. Er hatte bis jetzt im Gerichtshause gewartet, bis er nach Erfüllung der gesetzlichen Formalitäten in den Tower abgeführt werden konnte.

Als er hinter der Bühne vorüberging, wo seine Person eine so beispiellose Begeisterung erregte, hörte er den lauten Tumult und vernahm deutlich seinen Namen. Unbeschreiblich war der Eindruck, den diese von tausend Stimmen dargebrachte Huldigung auf ihn machte. Es trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in die halb offene Seitenthür; er machte sich Bahn durch die ihn umgebenden Hellebardiere und eilte, trotz seiner Fesseln, ihnen voraus auf die Bühne.

Die heftige Aufregung, der Glanz der flimmernden Lichter, der Anblick der bewegten, tobenden Menge – der ganze Eindruck dieses Augenblicks war von so erschütternder Wirkung auf ihn, daß er, durch die Ketten überdies in seinen Bewegungen gehindert, in die Kniee sank, die eine seiner gefesselten Hände auf den Boden stützend, während er mit der anderen dem Publicum Dank zuwinkte. Zwei Söldner, welche ihn verfolgten, blieben, durch den Anblick des überfüllten Hauses betroffen, zu beiden Seiten des Gefangenen stehen und bildeten mit Letzterem eine ergreifende Gruppe.

Bei diesem unerwarteten Erscheinen des Dichters, den der Ruf der Menge aus der Tiefe des Kerkers heraufbeschworen zu haben schien, erreichte der Jubel den höchsten Grad; Blumen und Kränze häuften sich um den Gefeierten. Selbst die Königin warf ihm eine Rose zu. Das ganze Theater schien unter dem freudigen Getöse zusammenstürzen zu wollen.

Als endlich der Vorhang fiel und das Publicum sich allmählich zerstreute, wurde Shakespeare von den Schauspielern freudig begrüßt. Aber die Hellebardiere traten jetzt ein, um ihren Gefangenen neuerdings abzuführen. Vor der zur Bühne führenden Seitenthür jedoch hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge angesammelt, welche nicht übel Lust zu haben schien, sich als Vertheidiger Shakespeare's aufzuwerfen und ihn durch eigene Gewalt zu befreien.

Der Tumult fing an, einen bedenklichen Charakter anzunehmen, so daß die im Theater Wache haltenden Bogenschützen zur Unterstützung der Hellebardiere beordert werden mußten. So standen die Kriegsmänner dem murrenden Volkshaufen gegenüber, in der Mitte der Gefangene, welchen zwei Hauptleute hielten, der dichtgedrängten Menge halber jedoch nicht wegführen konnten.

Schon flogen einzelne Steine auf die Soldaten, als ein Reiter, der das Volk bisher von der Hauptscene des eben ausbrechenden Kampfes fern gehalten hatte, sich endlich Bahn brach. Shakespeare erkannte seinen Freund Henry von Southampton, der den Hauptleuten zurief: ‚Gebt den Gefangenen frei, Capitains! Im Namen der Königin!‘

Ein lauter Freudenruf erhob sich von allen Seiten. Shakespeare wurde nebst seinem Freunde im Triumphe nach der in der Nähe befindlichen Syren-Taverne geführt; es wurde tapfer auf den errungenen Sieg getrunken, und selbst manche junge Lords, welche die classische Taverne zu besuchen pflegten und auch an diesem Abend den Ausgang der Dinge erwarteten, schlossen sich den fröhlichen Zechern mit an.“

„Ein Hausbuch des geographischen Wissens.“ Was wir bei der Beurtheilung der ersten Hefte von A. Hummel's „Handbuch der Erdkunde“, J. M. Gebhardt's Verlag (Leopold Gebhardt), Leipzig 1876, gehofft und (Gartenlaube, Nr. 43, 1873) ausgesprochen, liegt nun vollendet und so treu wie schön erfüllt vor uns da. In zwei Bänden und mit zweiundzwanzig erläuternden Holzschnitten ausgestattet, hält das Buch, was es zu werden verheißen, ist es in der That ein Werk geworden, in welchem sich „für den Bildungsuchenden die Summe der modernen geographischen Wissenschaft in leichtverständlicher Fassung darbietet und das dabei auch dem praktischen Bedürfniß innerhalb vernünftig gezogener Grenzen entsprechen kann.“ Wir müssen dem Werke drei besondere Vorzüge zugestehen. Zum Ersten die populäre Klarheit der wissenschaftlichen ersten Abtheilung der „Allgemeinen Erdkunde“, nämlich der „Astronomischen Erdkunde“, und der „Allgemeinen Physik der Erde“; hier zeigt sich der Verfasser als erfahrener Lehrer, welcher den Horizont der Bildungs- und Anschauungskreise, die er fördern will, genau kennt. Zweitens widmet das Buch dem vaterländischen Boden und Volke und der Beschreibung, Schilderung und Geschichte derselben den breitesten Raum, über dreihundert Seiten des ersten Bandes; dadurch behauptet es den Charakter einer „Vaterlandskunde“, während es durch die Führung rund um die Erde zu allen der Forschung geöffneten Ländern und Völkern die belehrenden Vergleiche bietet, um Einheimisches und Fremdes gerecht würdigen zu lehren. Endlich hat der Verfasser durch die Abwechselung, in welcher er neben den kahlen Zahlen und Classificationen die farbenreichen Schilderungen der Geschichts-, Cultur- und Naturkundigen uns vor Augen bringt, dieses Lehrbuch der Geographie zu einem lieben Geist und Herz zugleich nährenden Lesebuch am Familientische erhoben.

Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Ende April dieses Jahres findet in Hamburg zum Vortheile der Pensionscassen ein Bazar statt. Das Unternehmen, an welchem sich namentlich die kunstliebenden Kreise der alten Hansestadt mit Eifer betheiligen, verspricht ein ebenso großartiges, wie in seinen Folgen segensreiches zu werden. Das Gabenverzeichniß ist ein glänzendes. Namentlich haben sich die Dichter und Schriftsteller Deutschlands warmherzig betheiligt. In herrlichster Fülle ist deutsches Geistesleben und deutsches Schriftthum unter den Gaben vertreten. Fast alle Namen von goldenem Klange finden sich neben den frisch und kräftig dem Höchsten zustrebenden Talenten. Was aber diesen Gaben der deutschen Dichter und Schriftsteller einen ganz besondern Werth verleiht, ist der Umstand, daß jeder Spende eine autographische Widmung des Verfassers beigegeben ist. Abgesehen von dem Werthe der Facsimiles, sind diese Widmungen meist eigenartige Documente dichterischer Production. Wir erwähnen hier nur die herzlichen Verse Holtei's, die wir leider des beschränkten Raumes wegen nicht mittheilen können, und Gutzkow's freundliche Einladung, mit welcher er sein „Vom Baume der Erkenntniß“ begleitet:

„Wem dies Büchlein wird zu eigen,
Wolle mir die Gunst erzeigen:
Daß er — ich erwart' es fest —
Wer er sei, mich wissen läßt!“ —

Nicht minder freundlich sind die Widmungen, welche neben vielen Anderen, L. Steub, Friedrich Hofmann, E. Marlitt und Klaus Groth ihren Spenden mit auf den Weg geben. Der Letztere sagt:

„Ik gröt den unbekannten Mann,
Den mal dit Bok kummt in de Hann,
Wünsch em so veel Tofredenheit,
Als in dat Bok beschreben steit.“

Scheffel macht ein höchst sinniges Eingeständniß, und Theodor Drobisch ruft dem künftigen unbekannten Besitzer seines Buches sehr bescheiden und liebenswürdig zu:

„Wer Du auch bist, der auf des Glückes Bahn
Gewinnt dies Buch, mit Nieten in dem Streite —
Spricht Dich in ihm nur eine Stelle an,
Ist der Gewinn auf meiner Seite.“

Gewiß eine prächtige Gelegenheit für den Literaturfreund und Büchereibesitzer. Wem es unter diesen „seine Verhältnisse erlauben“, der kann seine Bibliothek trefflich und eigenartig bereichern. Das „Comite für den Bazar zum Vortheile der Pensionsanstalten der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, Hamburg, St. Anscharplatz 1“ ist zu jeder Auskunft in dieser Beziehung bereit. Arno Hempel.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Doctor Bruck widersprach mit keinem Worte, allein es war, als schließe er gewaltsam die Lippen gegen die Versuchung, zu sprechen. Seine Augen sahen seitwärts mit einem festen, ausdrucksvollen Blick auf sie nieder, und die Rechte, die er auf den Gartentisch gestützt hatte, zog sich wie im Krampfe zusammen. In dieser Stellung, in allen Linien seines schönen Gesichts lag das Grundgepräge dieses Männercharakters, die Verschlossenheit, die Willenskraft, die sich nur im äußersten Falle eine Erklärung abringen läßt.

„Ich bin mit innerem Widerstreben hierher zurückgekehrt," hob sie wieder an. „Die alte Dame da drüben" — sie zeigte in der Richtung nach der Villa Baumgarten — „hat mit ihrem Präsidentenstolz meine Kindheit vergiftet, wo es ihr irgend möglich war, und die bitteren Thränen, die sie mit ihrer fortgesetzten Impertinenz meiner armen Lukas damals erpreßt, kann ich ihr nie vergessen. Sie wissen, wie mir bei meiner Ankunft vor dem Zusammentreffen mit meiner geistesstolzen Schwester Flora bangte, und wie ich angesichts der Villa am liebsten Kehrt gemacht und zur selben Stunde die Rückreise in mein Dresdener Heim angetreten hätte — wäre ich doch gegangen! Neben dem Beamtenstolze und der geistigen Ueberhebung macht sich nun auch der unerträgliche Geldhochmuth breit — es weht eine von Goldstaub und Anmaßung erfüllte Luft dort drüben, in der auch das lebensfrischeste Denken und Empfinden verkümmern muß. Meiner ganzen Natur nach bin ich unfähig, in einem solchen Boden Fuß zu fassen, aber hier" — mit gehobenem Arme deutete sie über Haus und Garten hin — „hier war ich heimisch; hier hätte ich selbst meine Dresdener Heimath vergessen können, warum — ich weiß es ja selbst nicht."

Wie lieblich stand sie im schneeweißen Kleide da, den flechtengeschmückten Kopf sinnend gesenkt! „Die alte prächtige Frau hat mir's angethan, glaub' ich," setzte sie mit einem hellen Aufblicke hinzu, „ihre edle, einfache Erscheinung verhilft mir immer wieder zu innerem Gleichgewicht; sie geht leise und geräuschlos ihren Weg, und wenn man auch nie einen eigentlichen Widerspruch von ihren Lippen hört, nie ein eigensinniges Beharren bemerkt, so weicht sie doch nicht um eine Linie von dem, was sie für gut und recht hält, ab. Das thut wohl im Hinblicke auf so viel inhaltslose Vornehmthuerei, auf so viel lügenhafte Aufbauschung und Aufgeblasenheit und auch — so manche beklagenswerthe Schwäche, in die leider selbst der männliche Geist verfallen kann." Die Brauen finster faltend, warf sie einen kleinen, blüthenschweren Zweig, den sie unterwegs gepflückt und bisher spielend zwischen den Fingern gedreht hatte, verächtlich weit von sich.

Diese eine Bewegung reizte und empörte den vor ihr stehenden Mann sichtlich. Ein düsteres Feuer glomm in seinen Augen auf — er hatte sie verstanden. „Sie haben vorhin eine Tugend der ‚alten, prächtigen Frau' aufzuzählen vergessen: die Milde und Vorsicht im Richten," sagte er scharf und strafend. „Nie würde sie ein so unbedingt verdammendes Urtheil in der unfehlbaren Weise aussprechen, wie Sie eben gethan, weil sie weiß, wie leicht man mißversteht, und daß gar manchmal — wie es sich denn auch in dem von Ihnen betonten Fall verhält — gerade hinter der vermeinten Schwäche sich ein Aufbieten aller inneren Kraft verbirgt." Er sprach in heftiger Steigerung; die schlichte Gelassenheit, die er nicht einmal bei dem mächtigen Wechsel seiner Lebensstellung auch nur momentan eingebüßt, war von ihm gewichen.

Wohl senkte Käthe in der ersten Bestürzung die Wimpern tief auf die heißen Wangen, aber sie fühlte sich im Recht; er war namenlos schwach gegen sich selbst, in seiner Liebesleidenschaft, wie in seiner Abneigung — das letztere hatte sie ja eben an sich selbst erfahren müssen. Sie warf trotzig den Kopf zurück.

In diesem Augenblicke kamen die kleinen Schülerinnen im Haschespiele um die Hausecke gelaufen. Käthe erblicken und jubelnd auf sie losstürmen war Eins. Daß der Doctor mit seinem tiefverfinsterten Gesicht neben dem Mädchen stand und die Hände abwehrend ausstreckte, kümmerte die fröhliche Schaar nicht — im Nu war die schlanke, weiße Gestalt umringt; die kleinen Hände stießen und drängten sich gegenseitig weg. Jedes wollte die Aermchen um „die schöne Tante" legen, oder wenigstens eine ihrer Hände erhaschen.

Trotz ihrer inneren Bewegung hätte Käthe beinahe hell aufgelacht; denn so fest sie auch auf ihren Füßen stand, sie schwankte unter dem Anpralle der elastischen Kinderleiber und konnte sich ihrer kaum erwehren, der Doctor aber ergrimmte, wie sie ihn ihn noch nie gesehen. Er schalt die Kleinen zudringlich, schob sie unsanft weiter und gebot ihnen mit harter Stimme, sich wieder hinter das Haus zu verfügen und dort zu warten, bis man sie entlasse.

Die Kinder schlichen betrübt und eingeschüchtert davon.

Käthe biß sich auf die Unterlippe, und ihr umflorter Blick

verfolgte die kleinen Mädchen, bis sie hinter der Hausecke verschwunden waren. „Wie gern ginge ich mit ihnen, um sie zu beruhigen, aber ich werde natürlich nicht um einen Schritt auf dem Terrain zurückgehen, das ich bereits für immer verlassen habe," sagte sie mit einem Gemisch von Schmerz und heftigem Zürnen.

„Beruhigen!" antwortete der Doctor in persiflirendem Tone. „Möchten Sie mich nicht auch noch zum Unmenschen stempeln, wie ich vorhin als Schwächling bezeichnet wurde? — Trösten Sie sich — solch' ein Kindergemüth trägt die Beruhigungsmittel in sich selber; Lachen und Weinen wohnen eng zusammen. Hören Sie, wie dort drüben bereits wieder gekichert wird?" — Er zeigte mit einem flüchtig um seine Lippen spielenden Lächeln über die Schulter zurück. „Ich wette, das gilt mir und meiner Strenge. Ich habe um Ihretwillen die ausgelassene Schaar in die Schranken gewiesen — ich konnte das nicht sehen; wie mögen Sie es dulden, daß man Sie heftig attaquirt? Die Kinder sind schlecht erzogen —"

„Weil sie mich lieb haben? Gott sei Dank, daß es so ist! Ja, Gott sei Dank, daß ich wenigstens da noch glauben darf!" rief sie, die festverschränkten Hände auf die Brust pressend. „Oder wollen Sie mich vielleicht auch angesichts dieser Zuneigung glauben machen, daß der Zärtlichkeitsbeweis einzig und allein meinem Geldschranke gelte? — Ach nein, auf dieser trostvollen Ueberzeugung stehe ich fest; da lasse ich mich nicht auch weghetzen — darauf verlassen Sie sich!" Wie herzzerschneidend klang diese bittere Verwahrung von den jungen Lippen!

Er trat erstaunt zurück.

„Welche seltsame Idee —"

„Ach, ist es Ihnen wirklich so verwunderlich, daß ich endlich aufgerüttelt bin aus meiner mehr als kindischen Vertrauensseligkeit, die da gemeint hat, warmes Fühlen und braves, redliches Wollen gelten auch etwas in der Welt? Nicht wahr, es hat lange genug gedauert, bis der schwerfällige deutsche Michel in meiner Seele die Augen aufgeschlagen hat, um zu sehen, daß er sich unsterblich lächerlich mache mit seinen altmodischen Ansichten von gut und schlecht, von Wahrheit und Lüge?" Sie wurde ganz blaß und schauerte in sich zusammen. „Es ist etwas Schreckliches um die plötzliche Erkenntniß, daß man eigentlich gar nicht mehr existirt als das, was man sich eingebildet hat zu sein, als ein junges Menschenkind mit der Berechtigung, dereinst auf seine Art glücklich zu werden."

Er wandte schweigend die Augen von ihr weg, und sie fuhr nach einem tiefen Athemholen fort: „Sie haben mich bei unserer ersten Begegnung gefragt, wie ich mein plötzliches Reichwerden auffasse; ich bin erst in diesem Augenblicke fähig, Ihnen darauf die richtige Antwort zu geben. Ich komme mir vor, wie verunglückt in diesem Geldmeere; es strecken wohl Viele die Hand aus, aber nicht, um mich meiner selbst wegen an sich zu ziehen, sondern nur, weil die Goldwogen mir folgen."

Der Doctor fuhr wie entsetzt empor. „Um Gott, wie kommen Sie zu dieser grauenhaften Vorstellung?"

Sie lachte herzerschütternd auf. „Das fragen Sie noch? Zwingt man mich nicht täglich, stündlich, diese grauenhafte Vorstellung mit der Gottesluft zu athmen, mit jedem Trunke zu schlürfen? Da soll man mich in meinem lieben Dresdener Heim nur cajoliren, weil ich der ‚Goldfisch' bin; meine Lehrer nähren das schwache Fünkchen des musikalischen Talentes in mir nur um des reichen sicheren Honorars willen, das ich zahle, und der Vormund freit um die Mündel, weil er sie — am besten zu taxiren versteht."

Sie hatte, indem sie vor sich hinsprach, den Blick ziellos über den Abendhimmel schweifen lassen; jetzt sah sie den Doctor an — er hatte eine Bewegung gemacht, als gehe ein elektrischer Schlag durch seinen Körper. „Ist das bereits Thatsache?" stammelte er und strich sich wiederholt über die Augen, wie wenn ihn ein Schwindel überkomme. „Und es macht Ihnen wohl tiefen Kummer, sich vorstellen zu müssen, daß auch Moritz so denke?" setzte er nach einem augenblicklichen Schweigen gepreßt hinzu.

Betroffen horchte sie auf — seine Stimme klang so auffallend matt und gebrochen. „Mehr noch verletzt es mich, daß sich Jedes für berechtigt hält, in dieser Angelegenheit mitzusprechen," entgegnete sie, und ihre schöne, kraftvolle Gestalt majestätisch aufrichtend, stand sie da, die verkörperte Abwehr gegen fremde Anmaßung. Sie schüttelte den Kopf mit einem bitteren Spottlächeln. „Solch ein armer Goldfisch, wie muß er sich allen Ernstes wehren, wenn er nicht in den Händen der Egoisten zum erbärmlichen Spielball werden will, und ich will nicht — absolut nicht! Sehen Sie sich vor, Herr Doctor! Sie gehören auch zu denen, die meinen, ein verwaistes junges Mädchen müsse sich dirigiren lassen, wie der Vortheil, das Behagen Anderer sein Kommen und Gehen erheische. Hier verbannen Sie mich, und dort möchten Sie mir eine Kette um den Fuß legen, damit ich bleibe. Ich möchte wissen, was Sie zu dieser Willkür berechtigt, oder nein" — ihre Lippen zuckten im Kampfe mit aufquellenden Thränen — „ich möchte mit Henriette fragen: ‚Was habe ich Ihnen gethan?'"

Das letzte dieser in leidenschaftlicher Klage herausgestoßenen Worte erlosch ihr auf den Lippen — der Doctor hatte ihr Handgelenk umfaßt. Seine kalten Finger drückten wie Eisen.

„Kein Wort mehr, Käthe!" raunte er ihr in Lauten zu, die sie erschreckten. „Ich weiß zum Glück, daß nicht eine Spur von komödienhafter Falschheit in Ihnen lebt, sonst müßte ich glauben, Sie hätten die raffinirteste Folterqual ersonnen, um mir ein streng behütetes Geheimniß zu entreißen;" er ließ ihre Hand fallen; „aber auch ich will nicht — absolut nicht!"

Er schlug die Arme über der Brust zusammen und entfernte sich um einige Schritte, als wolle er rasch nach dem Hause gehen, aber plötzlich wandte er sich dem wie erstarrt dastehenden Mädchen wieder zu. „Es interessirt mich übrigens, zu erfahren, inwiefern ich Ihnen eine Kette um den Fuß legen möchte, damit Sie bleiben," sagte er ruhiger. Er kam zurück und blieb vor ihr stehen.

Käthe erröthete tief; einen Augenblick zögerte sie in mädchenhafter Scheu, dann aber versetzte sie entschlossen: „Sie wünschen, daß ich die — Herrin in der Villa Baumgarten werde —"

„Ich — ich?" Er drückte die geballten Hände gegen die Brust und brach in jenes hohnvolle Lachen aus, das sie schon vorhin bei seiner Unterredung mit der Tante erschreckt hatte. „Und wie begründen Sie diese Beschuldigung? Warum soll ich wünschen, Sie als Herrin der Villa Baumgarten zu sehen?" fragte er, sich mühsam bezwingend.

„Weil Sie, wie Flora sagt, Henriette nicht so ohne Weiteres ihrem Schicksale überlassen wollen," antwortete sie mit der ganzen entschlossenen Aufrichtigkeit, die auf eine entschiedene Frage kein Ausweichen zuläßt. „Sie finden, daß ich meine arme Schwester mit hingebender Liebe pflege, und um ihr das Haus des Commerzienrathes, unser ehemaliges Vaterhaus, auch als fernere Heimath zu sichern, soll ich die schwesterliche Liebe und Hingebung noch weiter bethätigen, indem ich — die Frau des Commerzienrathes werde."

„Und Sie glauben, daß ich an der Spitze einer derartigen Familienintrigue stehe? Sie glauben das ernstlich? Haben Sie vergessen, daß ich mich gleich zu Anfang dieser aufopfernden Pflege und Ihrem längeren Bleiben in Römer's Hause widersetzt habe?"

„Seitdem hat sich Vieles geändert," entgegnete sie rasch und bitter. „Sie werden im September M. für immer verlassen; dann kann es Ihnen gleichgültig sein, wer in der Villa schaltet und waltet; Ihr Behagen wird nicht mehr gestört durch eine unsympathische Persönlichkeit —"

„Käthe!" stieß er heraus.

„Herr Doctor?" Sie hielt, den Kopf stolz hebend, seinen flammenden Blick ruhig aus. „Der Gedanke eines solchen Arrangements liegt eigentlich sehr nahe, und nur einem so langsam capirenden Wesen wie mir konnte es passiren, so lange blind an all' dem vorüberzugehen," setzte sie scheinbar gelassen hinzu. Es war etwas Ueberlegenes in ihrem Tone und Wesen, als sei sie plötzlich um Jahre an Erfahrung und Erkenntniß gereift. „Dann käme kein fremdes Element in den Familienkreis; die ganzen häuslichen Einrichtungen könnten bleiben, wie sie sind, Bequemlichkeiten und Gewohnheiten in der Villa, wie drüben im Thurme würden nicht alterirt; Nichts, nicht einmal mein eiserner Spind in Moritzens ‚Schatzkammer' brauchte von seiner Stelle gerückt zu werden; das ist so praktisch gedacht —"

„Und leuchtet Ihnen so sehr ein, daß Sie nicht einen

Augenblick schwanken, zu bleiben," ergänzte er fliegenden Athems mit einem so ungeduldig verzehrenden Blicke, als zürne er den Lippen, daß sie nicht rasch genug bestätigten.

„Nein, Herr Doctor, Sie triumphiren zu früh," rief sie mit einer Art von wilder Schadenfreude. „Der obstinate Goldfisch durchbricht das Netz. Ich gehe, ich gehe heute noch. Ich kam vorhin nur, um mich von der Frau Diakonus zu verabschieden, und würde daher gelächelt haben über das Verbannungsdecret, das Sie gegen mich richteten, wenn es mich nicht so schmerzlich berührt hätte. Meine Schwestern haben mir vorhin die blinden Augen geöffnet und mir in prächtiger Perspective ‚das Glück' gezeigt, das man für mich beabsichtigt. Ich hatte im Moment der Eröffnung das Gefühl, als gäbe es aus dem blauen Salon der Frau Präsidentin nur noch einen Weg für mich, den directen, sofortigen nach der Eisenbahn, die mich heimbeförderte, und ich wäre auch gegangen, wenn ich mich nicht meiner übernommenen Pflichten erinnert hätte. Ich gehe nicht für lange, nur für die Zeit, in der ich Moritz von der Ferne aus überzeugt haben werde, daß er mir nie und nimmer mit einer anderen, als seiner streng vormundschaftlichen Beziehung kommen darf, daß ich ihm stets die entschiedenste Abneigung zeigen werde, sobald er Miene macht, einen anderen Ton, als den des väterlichen Berathers anzuschlagen."

Ihr Busen hob sich in tiefen, befreienden Athemzügen, und die heiße Gluth, die ihr Gesicht bis an die Haarwurzeln überströmte, war das hinreißende Erröthen widerstrebender Scham, aber man sah, sie wollte es um jeden Preis klar werden lassen zwischen sich und dem Manne, der sich, während sie sprach, emporrichtete, hoch und elastisch, als werde plötzlich eine niederdrückende Wucht von seinen Schultern genommen.

„Seit dem Tage, wo wir Henriette so schwer leidend in Ihr Haus brachten, besteht ein schönes Verhältniß zwischen der Frau Diakonus und meiner armen Schwester," fuhr Käthe rascher fort; „ich kann ruhigen Herzens gehen, wenn die Tante sich Henriettens annimmt. Um diesen Liebesdienst wollte ich sie bitten; deshalb kam ich hierher. Ich werde ihr nun von Dresden aus schreiben; denn Sie begreifen wohl, daß die von Ihrem Grund und Boden Verbannte auch nicht einmal die kurze Strecke von hier bis zu dem Hausflure je wieder beschreiten wird."

Mit diesen Worten ging sie an ihm vorüber. „Leben Sie wohl, Herr Doctor!" sagte sie mit einer leichten Verbeugung und schritt nach der Brücke. Jenseits des Holzbogens, beim Umschreiten der Pappel, wandte sie den Kopf noch einmal nach dem lieben, alten Hause zurück. Dort an der Ecke lugten die Kinderköpfchen neugierig und kichernd eines über dem anderen, neben dem Gartentische aber stand der Doctor, beide Hände sonderbar schwer auf die Tischplatte stützend, und aus seinem aschfahlen Gesichte starrten die Augen mit einem fast wilden Blicke ihr nach.

Seltsames Mädchenherz! Sie flog ohne Besinnung über die Brücke zurück, über den verpönten Weg, den sie nie mehr beschreiten wollte — sie wäre noch weiter gelaufen, in die weite Welt hinein, ihm zu Hülfe.

„Ach, Sie sind krank?" stammelte sie, ihre warmen, geschmeidigen Hände angstvoll auf die seinen legend.

„Nein, nicht krank, Käthe — nur das, was Sie mir, wenn auch in einem anderen Sinne, schuld gegeben — ein erbärmlicher Schwächling!" stöhnte er und strich sich mit einer heftigen Geberde das nach vorn gefallene reiche Lockenhaar aus der Stirn zurück. „Gehen Sie, gehen Sie! Sehen Sie denn nicht, daß ich in einem Seelenzustande bin, für den jedes Wort der Theilnahme, jeder warme Blick zum Dolchstoß wird?" rief er rauh, und doch bog er sich blitzschnell nieder und preßte seine Lippen fest und heiß, wie in wahnsinnigem Schmerz auf die Mädchenhand, die noch auf seiner Linken lag.

Erschreckt fuhr das junge Mädchen zusammen, allein sie fühlte ihr Herz von einem nie gekannten, beseligenden Zärtlichkeitsgefühl überströmen, und es schwebte ihr auf den Lippen zu sagen: „Nein, ich gehe nicht — Du bedarfst meiner." Da stand er jedoch schon wieder hochaufgerichtet vor ihr und winkte mit schmerzentstelltem Gesicht stumm, aber gebieterisch nach der Brücke — und jetzt floh das Mädchen, als schreite der Engel mit dem feurigen Schwerte hinter ihr. . . .

Einige Stunden später stieg sie in Hut und Schleier, eine Reisetasche in der Hand, eine Seitentreppe der Villa geräuschlos herab — sie ging, wie sie gekommen war, plötzlich, unerwartet. Henriette hatte, wenn auch tödtlich bestürzt und unter heißen Thränen, dennoch in die schleunige Abreise und mehrwöchentliche Abwesenheit der Schwester gewilligt, da sie sich selbst sagen mußte, daß auf Flora's unumwundene, tactlose Mittheilungen hin nun eine Reihe peinlicher Auftritte für alle Theile folgen würde. Sie war auch damit einverstanden, daß Käthe stillschweigend gehe und von Dresden aus ihre Willensmeinung äußere, während sie selbst es übernahm, die Verwandten von der Abreise in Kenntniß zu setzen. Dafür stellte sie die Bedingung, daß Käthe sofort zurückkehre, gleichviel wann, und möge sie auch sein, wo sie wolle, sobald die kranke Schwester eine Stütze brauche und sie rufe.

Henriette blieb droben an der Treppe stehen und streckte der Scheidenden die Hände nach, während Käthe den Schleier über die verweinten Augen zog. Wie ein Lichtmeer wogte es durch das Haus; alle Gasflammen loderten, und am Portale fuhr donnernd eine Equipage nach der anderen vor. Für einen Moment war Käthe gezwungen, in einen Seitencorridor zu flüchten; dort, an die Wand gedrückt, sah sie Damen in eleganter Abendtoilette vorüberrauschen. Die Lakaien schlugen die Thüren des blauen Salons weit zurück, und drinnen stand Flora im spitzenbesetzten, blaßrothen Seidenkleide, strahlend schön und vornehm lächelnd wie ein Fürstenkind, und begrüßte die Gäste, die um ihretwillen kamen — der Commerzienrath gab ihrem Geburtstag zu Ehren eine große Soirée.

Bei diesem Anblick war es der Lauschenden draußen, als gingen schneidende Schwerter durch ihre Seele. Dort stand die Uebermüthige, umschwebt vom Glück, das ihr förmlich bettelnd nachgelaufen war, ob sie es auch verächtlich mit dem Fuße fortgestoßen hatte — und hier verbarg sich die Hoffnungslosigkeit, scheu wie die Sünde. Warum war aller Glücksreichthum, die ganze Fülle von Liebesseligkeit auf dieses eine Haupt gehäuft, das ihrer entbehren konnte, während die andere Schwester inmitten ihrer Goldschätze hungernd und entsagend durch das Leben gehen sollte?

Die Thürflügel fielen zu, und Käthe eilte hinaus in den Park, von einer Verzweiflung erfüllt, wie sie nur ein junges, heißes Herz zu erschüttern vermag, und während die Kammerjungfer droben ahnungslos ihrer harrte, um auch ihr beim Ankleiden für die Soirée behülflich zu sein, pochte sie an das erleuchtete Mühlenfenster und berief Franz, sie nach dem Bahnhof zu begleiten. . . .

22.

Seitdem waren mehr als drei Monate verstrichen. Nie hatte sich Käthe so eifrig in ihr Musikstudium versenkt, wie in dieser Zeit, aber auch ihr übriges Wissen hatte sie auszudehnen und zu vertiefen gewußt mit jener fieberhaften Hast, die in angestrengter Arbeit und Thätigkeit — Vergessenheit sucht. Henriette hatte eine Art Tagebuch für sie angefangen, das sie allwöchentlich schickte. Diese Blätter erzählten ihr, wie sich seit ihrer Abreise das Leben in der Villa weiterspann. Sie las nur zwischen den Zeilen, daß die Präsidentin förmlich neu auflebe, aber auch anmaßender und despotischer als je im Hause herrsche; unumwundener dagegen sprach Henriette aus, daß die Großmama Käthe's plötzlichen Entschluß, „um des dabei an den Tag gelegten Tactes willen", geradezu in den Himmel hebe, während Flora die Achseln zucke und von Backfischstreichen spreche. Der Commerzienrath hatte mehrere Tage mit ihr gegrollt, ihrer unbefugten Einmischung wegen. Er war an jenem Abend, wo ihm Henriette in einer Ecke des Musiksalons leise das Geschehene mitgetheilt, blaß geworden vor Schreck und Verdruß, und nur die Anwesenheit der Gäste hatte eine heftige Familienscene verhindert, die jedenfalls um so erbitterter ausgefallen wäre, als auch Flora den ganzen Abend sehr verstimmt und pikirt gewesen war — der Bräutigam hatte sich mit Berufspflichten entschuldigt und war in der Geburtstagssoirée nicht erschienen.

Der Commerzienrath hatte gleich zu Anfang an Käthe und

die Doctorin geschrieben und „behufs einer Aussprechung" seinen Besuch in Dresden für den Juni angekündigt, allein das Tagebuch theilte in jener Zeit mit, daß häufiger als je Depeschen in der Villa einliefen, daß der Commerzienrath weit mehr in Berlin als daheim und mit Geschäften vollständig überbürdet sei. Der Besuch unterblieb; nur selten kam ein flüchtiger Geschäftsbrief von der Hand des Vormundes, und die letzte Geldsendung hatte — was bisher nie geschehen — der Buchhalter abgeschickt.

Käthe athmete auf; der gefürchtete Conflict war ohne allen Zweifel beseitigt. Der Herr Vormund hatte aus ihrem Antwortschreiben die Ueberzeugung gewonnen, daß er niemals hoffen dürfe, und sich vernünftiger Weise beschieden. Das junge Mädchen hätte nunmehr als Pflegerin zurückkehren können, dem aber widersetzte sich die Doctorin energisch, weil Käthe, wie sie oft tadelnd und bekümmert aussprach, so sehr verändert, mit dem Verluste ihres jugendlichen Frohsinns und ihrer frischblühenden Gesichtsfarbe heimgekommen sei. Zudem hatte die Baronin Steiner in der That mit ihrem Gefolge für zwei volle Monate Einzug in der Villa gehalten und sich dermaßen ausgebreitet, daß kein Winkelchen in der Beletage unbesetzt geblieben war.

Käthe selbst schauderte bei dem Gedanken an eine Rückkehr, so lange die Uebersiedelung nach L . . . . . g nicht stattgefunden hatte. Sie wußte nur zu gut, daß sie jetzt nicht mehr monatelang mit äußerer Ruhe inmitten der dortigen Verhältnisse ausharren könne — bedurfte es doch selbst in Dresden all' ihrer Kraft, nicht zu zeigen, daß sie ihren inneren Frieden verloren habe, daß sie fast übermenschlich ringe mit der süßen, zwingenden Gewalt, die sich ihrer Seele bemächtigt, und welche die Menschen Sünde nannten. Henriette hatte ja auch noch nicht „gerufen", trotz ihrer leidenschaftlichen Klagen über die Sehnsucht nach „der starken, besonnenen Schwester"; sie sprach im Gegentheil mit enthusiastischem Danke von der Aufopferung, mit der sie von Seiten der Tante einstweilen gepflegt und verhätschelt werde. Ihr Tagebuch war eigentlich auch nur eine fortlaufende Schilderung, in der zwei Menschen die Hauptrolle spielten, der Doctor und die Tante. Alles, was sich im Hause am Flusse ereignete, wurde getreulich mitgetheilt, und war es auch nur der jähe Tod der gelben Henne, die endlich doch ein tückisches Zuschnappen des grimmen Feindes vor der Hundehütte aus der Welt befördert, oder der außergewöhnliche Traubenreichthum, der in diesem Jahre am Weinspalier hing; selbst ein neu angeschafftes silberweißes Kätzchen, „das sich auf dem Sopha der Tante breit mache", wurde als Merkwürdigkeit aufgezählt — das waren die harmlosen Momente, sonst aber trug das Tagebuch eine düstere Färbung. Manche Stellen lasen sich, als müßten die Briefblätter noch thränenfeucht sein, andere wieder so leidenschaftlich fortreißend, als sei aus den schreibenden Fingern Feuer in die Feder geströmt. Ueber das bräutliche Verhältniß zwischen Flora und dem Doctor fiel auch hier kein Wort, wohl aber wurde angstvoll geklagt, daß der Letztere in Folge seiner aufreibenden ärztlichen Thätigkeit sich auffallend verändere; nur den Kranken gegenüber sei er mild und geduldig, im geselligen Umgange dagegen verfinstert, wortkarg wie nie und sichtlich reizbar; in seiner äußeren Erscheinung verfalle er zum Befremden Aller.

So war allmählich der Zeitpunkt herangerückt, auf welchen man die Hochzeit festgesetzt hatte. Flora hatte es unterlassen, die ferne Stiefschwester einzuladen; sie habe den Kopf voll — schrieb Henriette — eine Reihe von Fêten, die ihr zu Ehren noch gegeben würden, lasse sie kaum zu Athem kommen; dazu sei sie capriciös wie immer, auch bezüglich ihrer Aussteuer und der Vermählungsfeierlichkeiten — es werde fortwährend noch ausgewählt und geändert zur Verzweiflung der Lieferanten. Henriette befand sich in unbeschreiblicher Aufregung; sie betonte wiederholt, daß sie in dem Hochzeitstrubel um keinen Preis allein bleiben wolle. Die Tante Diakonus werde ihr in „den entsetzlichen Tagen" voraussichtlich keine Stütze sein, da sie selbst schon jetzt unter dem Trennungsweh leide und oft auffällig verstimmt und bewegt sei. Diese Klagen steigerten sich von Blatt zu Blatt, bis eines Abends, wenige Tage vor der Hochzeit ein Telegramm einlief, welches lautete: „Komme sofort! Ich bin auch körperlich sehr elend."

Da galt kein Zögern; auch die Doctorin war damit einverstanden, daß Käthe gehe — und das junge Mädchen selbst? Ein Nervenschauer um den anderen durchschüttelte sie aus Angst vor dem Kommenden, und dabei jubelte sie auf in unbeschreiblicher Seligkeit, daß sie den noch einmal sehen sollte, der — ihr Schwager wurde.

Da stand sie nun an einem Septembermorgen wieder in der Schloßmühlenstube. Sie war mit dem Nachtzuge gefahren und eben angekommen. Bei ihrer Abfahrt hatte sie Franz telegraphisch ihre Ankunft mitgetheilt, und liebevoller hätten Mutterhände ihre Aufnahme nicht vorbereiten können, als die alte Suse gethan. Die große, von dem durch die Kastanienwipfel hereinfallenden grünen Dämmerlichte angehauchte Stube war erfüllt von den Düften der Heliotropen, Rosen und Reseden, die auf den Fenstersimsen standen; saubere Decken lagen auf allen Tischen; im Alkoven lockte ein blüthenweißes Bett, und auf dem großen Eichentische mit den plump ausgespreizten Füßen stand die wohlbekannte kupferne Kohlenpfanne, mit ihrer Gluth den Kaffee warm erhaltend. Sogar der selbstgebackene Kuchen war noch fertig geworden und stand, zuckerbestreut, in bräunlicher Schöne neben der vergoldeten Tasse, dem Prachtstücke aus dem Glasschranke der seligen Schloßmüllerin.

Nun schütterten die schneeweiß gescheuerten Dielen wieder unter den Füßen des jungen Mädchens, und durch die offenen Fenster kam das Rucksen der Tauben und das Tosen des fernen Wehres — sie war daheim. Von hier aus wollte sie die kranke Schwester besuchen und um keinen Preis die Gastfreundschaft im Hause des Commerzienrathes annehmen, mochte auch die Frau Präsidentin die Nase rümpfen über den anstößigen Verkehr zwischen Villa und Mühle.

Käthe war in einer seltsamen Stimmung. Furcht vor dem ersten Wiedersehen in der Villa, schmerzliche Sehnsucht nach dem Hause am Flusse, dessen Wetterfahnen sie mit hochklopfendem Herzen von dem südlichen Eckfenster aus erblickte, und das sie doch nicht betreten durfte, leidenschaftliche Ungeduld, der hohen Gestalt, wenn auch nur noch ein einziges Mal, zu begegnen, die sie hier in der Mühle zum ersten Male gesehen und — das sagte sie sich ja täglich unter tausend Schmerzen — seit jenem Momente geliebt hatte: das Alles wogte in ihr, und daneben schlich eine unerklärliche Bangigkeit und Beklemmung. Schon seit Monaten füllten die Sensationsnachrichten von dem Zusammenbrechen des Gründungsschwindels in Wien und später in der preußischen Hauptstadt die Spalten der Zeitungen. In allen öffentlichen Localen, in allen Salons war der welterschütternde Einsturz dieses modernen Thurmes zu Babel das Tagesgespräch, und selbst in dem kleinen ästhetischen Cirkel der Doctorin hatte man die Ereignisse wiederholt erörtert. Während der Eisenbahnfahrt von Dresden nach M. waren sie auch das ununterbrochene Gesprächsthema der Mitreisenden gewesen — man hatte haarsträubende Dinge erzählt und noch Schrecklicheres prophezeit, und nun sah Käthe mit eigenen Augen eine der Folgen dieser Calamität. In das Gelärme der Tauben und das Rauschen des Wehres hinein klang das laute Durcheinander von Menschenstimmen, und schräg hinter der letzten Kastanie hervor konnte das junge Mädchen den großen Kiesplatz vor der Spinnerei überblicken; er wimmelte, genau wie an jenem Tage des Attentats, von Arbeitern, die bald mit allen Zeichen der Niedergeschlagenheit, bald heftig streitend und drohend unter einander verkehrten — die Actiengesellschaft, welche die Spinnerei von dem Commerzienrathe gekauft, hatte Bankerott gemacht; eben war die Gerichtscommission in der Fabrik erschienen, und die Leute stoben im ersten Schrecken wie Spreu aus einander.

„Ja, ja, so geht's," sagte Franz, der eben Käthe's kleinen Koffer heraufgetragen hatte. „Den Leuten war's zu wohl, und sie meinten, es ginge ihnen noch lange nicht gut genug; nun gehen sie von einer Hand in die andere und kommen mit der Zeit vom Pferde auf den Esel. 's ist aber auch eine schlimme Zeit, eine heillose Zeit. Jeder will sein Geld mit Sünden verdienen und womöglich die Ducaten von der Straße auflesen, und man kann's den Kleinen kaum noch verdenken, die Großen machen's ja nicht besser."

(Fortsetzung folgt.)

Am Lethestrom.

Erinnerungen von **Karl Gutzkow.**

1.

Ein wunderholder Maitag in den fünfziger Jahren war's. Tiefblau spannte sich der Himmel wie mit nie von ihm versagter Huld über die blüthengesegneten Ufer der Elbe. Es war die Zeit, wo in einem gewissen Orte, zu Leipzig im Sachsenlande, der Sturm nur allzugewaltig in Blüthenhoffnungen Jahr ein Jahr aus einzubrechen pflegt, während dagegen andere kräftig aufgehen und allerdings wohlschmeckende Früchte bringen: Die Buchhändler zogen zur Leipziger Messe. Aber viele vergaßen manche trübe Erwartung, die ihrer am Abrechnungstische harrte, und Einer der Trefflichsten, die je einen Autor mit den Worten: „Ich bin gern bereit —" beglückt haben, der frühgeschiedene Eduard Trewendt von Breslau, besuchte mich, froher Erwartung voll, mit dem mir schon aus früheren Zeiten bekannten Jugendschriftsteller Franz Hoffmann. Sie luden mich zu einem Abendimbiß, vielleicht auf der Brühl'schen Terrasse oder im Hôtel, ein. Die Bestimmung des Ortes wurde noch offen gelassen. Gustav Nieritz würde der Vierte im Bunde sein.

Den allbeliebten Jugendfreund, dessen Wirkungen ich selbst als Familienhaupt täglich erproben konnte, wenn mich gute Laune nach Hause kommen ließ mit einigen im Buchladen mitgenommenen Bändchen „Nieritz'scher Erzählungen" (die sofortige Lectüre unterdrückte fast den Ausdruck des vollen Jubels) — diesen Zauberer von Seligkeiten der Unterhaltung, ich hatte ihn persönlich noch nicht gesehen. Und wir wohnten doch in einer und derselben Stadt! Aber die Dresdener Elbbrücke ist das, was nach den Franzosen der Rhein sein soll, eine Scheidewand zwischen Nord und Süd wie der Rhein zwischen West und Ost. Der freundliche Schlenderweg, von dem aus man sich in die schönsten Fernsichten verlieren kann, auf die stumpfen Basaltkegel der sächsischen Schweiz hier, auf die freundlichen Meißner Weinberge dort, ist diese Brücke nicht immer. Viel öfter noch schrecken Sturm und Regen ab, sie zu betreten. Und wer möchte auch einen Schulmann aus seinem stillen Gärtneramte abrufen, ihn stören, wenn er gerade das aufgeschlagene Lesebuch, seinen Spaten, in der Hand hält und mitten im Verlesen des geistigen Unkrauts auf seinen Beeten begriffen ist! Sonntags fesselt dann den Verwalter einer kleinen Schule in der Dresdener Neustadt seine Muse oder sie lockt ihn hinaus in eine schöne Gegend, die duftigen Waldgründe am „weißen Hirsch", auf die von Lerchenwirbeln umschwirrten Höhen, mit denen die Natur Dresdens Umgebung geschmückt hat.



Die Schiller-Statue in Marbach,
modellirt von Rau, ausgeführt von Dollinger.

Ein solennes Mahl erwartete uns. Da es Champagner geben sollte, wurde die Scene nicht in die Oeffentlichkeit, sondern in ein Hôtel verlegt. Ein besonderes Zimmer bot da die sicherste Traulichkeit und die Abwesenheit aller Kritik für einen unter dem Disciplinargesetz stehenden Beamten. Nieritz erschien, schon von den Spuren des Alters gezeichnet, von den Zeichen der Mühe seines Schulamts, gefurchten Antlitzes. Aber sein Geist war frisch und rege. Der anwesende süddeutsche Mitarbeiter im gleichen Fache, Franz Hoffmann, störte ihn nicht. Sie waren freundschaftlich verbunden. Hoffmann's Weise war eine andere. Dieser wirkte mehr auf die Einbildungskraft der Kinder, jener auf das Gemüth.

Ein Gespräch zwischen Schriftstellern und einem unternehmungsfreudigen gebildeten Verleger, wie Trewendt war, konnte sich zumeist nur auf die Aeußerlichkeiten des literarischen Wirkens ausdehnen. Zwischen dem köstlichen Lachs, den Hühnern, dem Rehbraten — (die Küche des Monats Mai ist bekanntlich die Sorge aller Speisezettelerfinder; der Mai ist der unergiebigste Proviantmeister der Natur) zwischen Rheinwein und dem unerläßlichen Wein des Victoriaschießens (eben Trewendt hatte ja gute Treffer mit seinen beiden Kinderpoeten gemacht) gab es fast nur die Erörterung der literarischen Chronik des Tages. Nieritz fand mich heimisch in seinen ersten Anfängen. Ich wußte, wie seine kleinen Geschichten erst in der Berliner Kochstraße, im „Gesellschafter", in der Vereinsbuchhandlung des Professor Gubitz erschienen, wie er jede seiner Geschichten um „ein Ei und ein Butterbrod", wie man in Hamburg sagt, hingab, bis sich der mir wohlbekannte Professor der Holzschneidekunst, Redacteur, Dichter, Recensent, Buchhändler, ein sächsischer, nach Berlin verpflanzter Landsmann Gustav Nieritz's, entschloß, für eine zehn Druckbogen füllende Erzählung ein für allemal hundert Thaler zu geben. Erst spätere Anknüpfungen erlösten den wackeren Mann aus diesem Plantagenverhältnisse. — Ab und zu erhob sich denn doch der Thatsachen- und Gedankenaustausch in idealere Regionen. Es galt dann Betrachtungen über die Fassungskraft der Kinder, über den Geschmack der Jugend, der meist so grundverschieden von dem der Alten sei, über die Geheimnisse der Erzählungskunst. Aus diesem Bereiche unserer Gespräche will ich eine Aeußerung des ehrwürdigen Kinderfreundes, der vor Kurzem die Augen geschlossen hat, wie eine in den Strom der Vergessenheit gefallene Blüthe zu retten suchen. Ich will fast wortgetreu wiedergeben, was damals Nieritz über die Wahl seiner Stoffe sagte.

„Wenn ich mich wohl rühmen kann,“ sprach der allbeliebte Erzähler im Tone der Bescheidenheit, „daß ich die Art getroffen habe, die den Kindern wohlthut, so will ich auch sagen, wie ich meine Stoffe finde. Ich nehme nicht das erste Beste und mache den Kindern auf Gerathewohl eine Geschichte vor. Ich muß schon vorher einen Prüfstein der Wirkung haben. Diesen finde ich bei meiner Lectüre. Ich lese Geschichtswerke, Reisebeschreibungen, Biographieen; ich lese aufmerksam täglich die Zeitung. Begegnet mir da etwas, was mich anzieht, so lese ich langsamer, und rührt mich dann etwas, so halte ich inne. Hat mich etwas gerührt, hat mir etwas die Thräne in's Auge gelockt, da weiß ich sogleich, es strömt meine Quelle. Beziehungen auf Umstände, die diese Wirkungen hervorgebracht haben, sind dann leicht erfunden; ich habe einen Kern, und nun suche ich die passende Schale dazu; die wird manchmal ganz anders, als der Anlaß gewesen, der mich gerührt hatte, z. B. bei einem unerwarteten Edelmuthe, einem nie gehofften Wiedersehen. Aber die Factoren des psychologischen Momentes, diese müssen wieder ganz so herauskommen, daß sie dasselbe Seelische erzeugen, das sich mir aus einer ähnlich vor sich gegangenen Geschichte ergeben hatte.“

Franz Hoffmann ist noch, wie ich an jedem Weihnachtstische der Buchhändler sehe, am Leben. Vielleicht ist sein Gedächtniß stark genug, mir die Wahrheit dieses Einblickes in das Gemüth eines echten Schulmannes und die schriftstellerische Technik eines berufenen Jugendschriftstellers zu bestätigen.

2.

Die Kindesseele! Das Urgeheimniß im Menschen! Das Paradiesesheiligthum des keimenden geistigen Anfangs! Das war in den fünfziger Jahren fast eine Literaturparole geworden. Alles schrieb Jugenderinnerungen. War doch ein Mann aufgestanden, der geradezu erklärt hatte, die Gottheit ruhe im still bei seinem Spiele träumenden Kinde. Das „Buch der Kindheit“ von Bogumil Goltz führte vom rauschenden Gewühle des Tages, von den erbitterten Kämpfen der Parteien und Meinungen in eine uns umgebende, unmittelbar uns umrankende Märchenwelt zurück. Das Paradies sollte nach ihm in uns selbst liegen, wenn wir nur lauschen wollten auf diese wunderbaren Klänge, die aus der Jugendzeit zu uns herübertönten, sie nur sehen wollten, diese blitzenden Edelsteine einer geistigen Schatzkammer Aladdin's in uns selbst. Sogar Rückert sollte in seinem Preise der Jugend noch nicht alle Siegel gelöst haben, die auf dem Evangelium der reinen Kindesseele ruhten.

Diesen Prediger der Kindesseele, Bogumil Goltz, hat kürzlich Robert Hamerling in Lindau's „Gegenwart“ als einen Vertreter des „Pessimismus im Stadium der Tobsucht“ geschildert. Und seine Schilderung ist — wahr, vollkommen zutreffend; nur fehlen noch einige nähere Bezeichnungen, einige tieferliegende Erklärungen.

Es war Märzzeit. Sonnenschein und Hagelschauer wechselten noch. Heute herrschte Zephyr, morgen Boreas unter den Linden von Berlin. Ich wohnte im „Hôtel de Rome“, als ich eines Morgens durch ein heftiges Pochen an meiner Thür aus einer trüben hinbrütenden Stimmung geweckt wurde. Ich hatte gegen ein nicht enden wollendes Sausen im Ohre, das die Hörkraft zu vermindern drohte, die Hülfe des damals berühmten, später von den alle Tage auf neue Systeme kommenden Medicinern bei Seite geschobenen Kramer in Anspruch genommen. Sein Verfahren, eine complicirte Maschine durch die Nase bis nahe an die Hirnhöhlen zu führen und dann einen Aetherdampf operiren zu lassen bis an den Herd des Bewußtseins und das so einige Monate durchgeführt, wie er wollte — es war so abschreckend, daß ich nach sieben- bis achtmaliger Marterprocedur abzureisen beschloß.

Bei diesen Erwägungen mußte ich von dem heftigen Eintreten, der schnarrendscharfen Anrede im ost- oder richtiger westpreußischen Dialekt in allen Nerven erschüttert werden.

„Ich heiße Goltz, bin Gutsbesitzer und möchte Schriftsteller werden. Was rathen Sie? Wie fange ich das an?“

„Wenn Sie etwas Ordentliches geschrieben haben, suchen Sie einen Verleger!“ war meine Antwort. Ich erhob mich und machte ihm Platz, sich an meiner Seite niederzulassen.

„Ich stehe lieber,“ antwortete der schon bejahrte, grauschwarzhaarige Mann, dessen gebräunter Teint einem Südländer hätte angehören können. „Ich muß mich bewegen; das Leben ist mein Tummelplatz. In meiner Jugend war ich in Warschau, in den polnischen Wäldern, im Kriegsgetümmel. Da verschlug mich das Schicksal auf ein Gut, das ich ererbte, das ich selbst verwalten mußte, um es zu retten, mir es zu erhalten. Es liegt bei Thorn in Westpreußen. Lange, lange Jahre habe ich da zugebracht, unter dem Miste, unter Polaken, unter halbem Vieh. Aber im Winter, da schrieb ich. Der ganze Boden in meinem Hause liegt voller Manuscripte. Und nun müssen die endlich heraus. Ich bin bald fünfzig Jahre. Es ist die höchste Zeit.“

„Ihre Landsleute nehmen sich Zeit,“ sagte ich, der mir wahrscheinlichen Verblendung eines Autodidakten ausweichend; „auch Kant war, als er seine Kritik der Urtheilskraft herausgab, schon in den Fünfzigen.“ — — Man hat als Schriftsteller von einiger Stellung Gelegenheit genug, die Narrheit unentdeckter Genies, den Wahn angehender Schriftsteller kennen zu lernen. Noch hielt ich den Mann für überspannt und in einem traurigen Wahne begriffen; denn für jede Gattung Literatur, nach deren etwaiger Cultivirung ich ihn fragte, hatte er auf seinem westpreußischen Hausboden ein Belegstück, ob Komödie oder Tragödie, Roman oder Novelle, gleichviel; sein Lager bewies, er hatte sich in Allem versucht.

Inzwischen, wie Canarienvögel durch lautes Sprechen zum Singen gereizt werden, mußte nun auch ich aufstehen und suchen mit dem heftig auf- und niederschreitenden Manne, der jetzt anfing, Alles, was in der Literatur galt, für durch die Bank miserabel zu erklären, in eine bessere Fühlung zu kommen.

„Eines,“ rief ich ihm zu, als er eine lange Rede zu Ende gesprochen hatte, „Eines steht mir schon fest. Sie sind entweder zu einem katholischen Prälaten oder zu einem Schauspieler geboren.“

„Ich bin lutherisch,“ antwortete der Besuch mit dem Ausdrucke des Erstaunens und stillstehend. „Aber Schauspieler?“ meinte er erröthend. „Ich soll Iffland ähnlich sehen —“

„Diese markanten Züge!“ fuhr ich fort. „Diese plastische Form der Stirn, der Nase, das hervorstehende kraftvolle Kinn! Die umbuschten dunkeln Augen —!“

So zergliederte ich einzeln den Beruf der Natur zur Menschendarstellung, den ich hier antraf, kam aber bei den Augen und einem gewissen unheimlichen Feuer, das aus ihnen blitzte, auf den geborenen Dombechanten, den Inhaber einer Pfründe von zehntausend Thalern, wieder zurück. Der scharfe Königsberger Ei-Laut im Sprechen hatte mir auch die Vorstellung des Mönches Zacharias Werner vor die Sinne gebracht. Ich sah den Verfasser der „Weihe der Kraft“, wie ich mir diesen immer vorgestellt hatte, als derselbe, ein Landsmann von Goltz, eben noch von Iffland, ja von Goethe als möglicher Ersatz für Schiller gefeiert wurde und plötzlich auf die Kanzel der Augustinerkirche in Wien entfloh.

Nach einigen Erzählungen seiner Leistungen als Schauspieler bei Liebhabertheatern lenkte die wundersame Beredsamkeit meines Besuches, sein sprühendes, aber unheimliches, ja unwahres Auge, sein staunenswerthes Talent der Reproduction, des Anschaulichmachens seiner apartesten Stimmungen (in Allem sah ich, auch in der stattlichen Figur, dann wieder einen zweiten Schröder, einen Eckhoff, Iffland, leider mit dem Königsberger Ei!) allmählich wieder ausschließlich in die Jugendsphäre ein. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen vor Jammer, was von ihm über dieses Thema allein auf jenem Boden an der Weichsel läge. Die Geschichte der Philosophie von Kant bis Hegel war nichts dagegen.

„Ueber meine Jugend habe ich Bände geschrieben, Herr! Shakespeare kann von mir lernen. Affen sind's, wenn die Menschen von Kindern sprechen. Jugendzeit — ha, das ist leicht gesagt, lieber Rückert. Aber sie empfunden haben bis auf das Rasseln der Nüsse im Sacke zu Weihnachten, bis auf den Duft der Aepfel, die auf den Teller unter dem Tannenbaum kommen sollen, ja, den Duft des Tannenbaumes noch jetzt einathmen mit Kindernasen- und -seelennerven! Herr Gott im Himmel, wo liegt denn all' unser Ende im Leben anders als im Anfang! ‚Werdet doch wie die Kinder!‘ hat ja

schon Jesus gesagt. ‚Und so ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in's Himmelreich kommen!'"

Ich trommelte gedankenvoll auf den Fensterscheiben. Das Zimmer ging auf die Charlottenstraße. Gerade gegenüber lag das große Gebäude, wo ich selbst geboren bin, die Akademie. Jeder Fleck ringsum, vom jetzigen Wohnhause des Kaisers an bis zu Professor Hofmann's chemischem Laboratorium, bis zur Universität und der Hegel-Büste, bezeichnete Spuren dieses Paradieses, das allerdings auch in mir lebendig geblieben war und das mich durch die beredte Schilderung und durch den Gegensatz zu späteren Zeiten nur rühren konnte.

„In seine Jugend soll man zurückkehren, wenn man im Alter den Weg verloren hat," fuhr Goltz fort. „Aus der Erinnerung an unsere Kindheit strömt uns Kraft zu, immer Mann zu sein. Als Kinder waren wir Riesen im Bergeversetzen, Feldherren im Schlachtenliefern, unerschrocken, muthig, warm und edel in der Freundschaft, treu in der Liebe."

„Wir müssen Brockhaus in's Interesse ziehen," riß ich mich von den Bildern meiner eigenen Jugendzeit los, von den Flotten, die mir da drüben ein Spahn auf einer wassergefüllten „Löschtiene", von den Schlachten, die mir eine Knabenbalgerei in der Charlottenstraße vorstellte. Was mich erschütterte, erfuhr Goltz nicht. Interesse für Andere, das bemerkte ich sogleich, fehlte ihm gänzlich. Ob er nun mich anredete oder Theodor Mundt vor sich gehabt hätte oder Berthold Auerbach, es wäre ihm ganz einerlei gewesen. Er sah Jeden nur darauf an, ob er etwa der Colporteur seiner Interessen sein konnte.

Bogumil Goltzens dann erfolgtes literarisches Auftreten ist bekannt. Nach einer kurzen, höchst wohlthuend auf die der Erquickung so bedürftige pädagogische Welt, besonders der Volksschullehrer, wirkenden Periode brachte ihn Berlins wunderliches Treiben und Drängen erst zu einer Reise nach Aegypten, dann auf Vorlesungen über Allerlei, woraus sich ein reisendes Virtuosenthum als „Lecturer" à la Boz und Thackeray entwickelte. Diese „Lebensart" (eines seiner am häufigsten gebrauchten Wörter) brachte ihm keine Schätze ein. Dem Deutschen rollt das Blut nicht sensationell durch die Adern. Vorreiter und Zukunftsmusiktrompeter gab es auch anfangs bei ihm. Dann aber wurde alles stiller, bis ihm Friedrich Wilhelm der Vierte die noch auf der Kante eines Stolzenfels'schen Kamins liegen gebliebenen Freiligrath'schen dreihundert Thaler als Pension gab, die er einige Jahre lang genoß. Eine andre aus der Schillerstiftung kam hinzu.

„Der Pessimismus im Stadium der Tobsucht?" — Allerdings! In der That konnte Goltz so rasen und Schiller und Goethe und Gott und alle Welt herunterhunzen, wie Hamerling beschreibt. Aber Hamerling hätte hinzufügen müssen: Es war alles das bewußte Schauspielerei. Es war ein Virtuosenkunststück durch und durch. Ein aufgezogenes Musikstück in einer Schweizer Kunstuhr! Bogumil Goltz war nur der Matador seiner selbst. Sein Ich war ihm die Welt. Er hatte das tiefste Gemüth für seine eigenen Zustände, aber nicht die Spur für fremde. Das war das Unheimliche, Zacharias Werner'sche, der Jesuit in seinem Auge. Er spielte nur Komödie und wiederholte hundert Mal dasselbe.

Auf jener Brühl'schen Terrasse, in jenem angenehmen Oval des Belvedere, wo sich so traulich mit Freunden beim Mahle plaudern läßt, wo man durch die rauschende Musik im unteren Geschoß nicht gestört und nur von dem Gefühl belebt wird, daß es noch eine heitere Welt giebt, saßen wir unser zehn bis zwölf von „auf Bogumil Goltz" Zusammengetrommelten beisammen. Natürlich führte er allein das Wort und war ein Brillantfeuer an Laune und komischen Behauptungen. Immer höher gipfelten sich die Raketen, die er steigen ließ. Auf Champagner hatte ihn Niemand von uns setzen wollen. Er bestellte sich ihn selbst und rief dadurch den Wetteifer der Portemonnaies hervor. Das ging so eine Weile fort. Der Mond draußen leuchtete wunderbar. Die Sterne spiegelten sich in der sanft dahin rollenden Elbfluth. Die Musik hatte schon aufgehört. Auf dem Rundbogen, der sich um den Terrassensaal zieht, saßen noch fröhliche Gesellschaften, hier und da vereinzelte liebende Paare. Schon schlug es elf. Goltz war ein vollständiger Tänzer auf dem Seile der Dialektik. Er bewies, daß das Wirkliche Täuschung und die Täuschung das Wirkliche sei, daß die größten Männer zu früh der Zuchtruthe ihrer Lehrer entlaufen gewesen, daß die Menschheit nur ein Gesammtgehirn, wie ein Ameisenhaufen, hätte, dessen einzelne Bestandtheile er analysirte. Das ging so fort. Alles staunte, Alles horchte, bis er plötzlich — sozusagen vom Seil fiel und das Bein brach. Er konnte nicht weiter. Der Moment war geradezu für den, der ihn verstand, schreckhaft. Man fühlte das Stocken der geistigen Maschine. Sie hatte plötzlich Schaden gelitten. Ein Rad war gebrochen. Sie arbeitete nicht mehr. Der Unsinn schien vor sich selbst zu erröthen. Er blieb ihm wie ein unvollendeter Satz auf der Zunge liegen. Eine spätere Sammlung, gleichsam ein Zusammenbinden des vielleicht nur gerissenen Seiles schien von keiner Seite mehr möglich. Er selbst warf einen langen vielsagenden Blick auf meine Person. Es war der der äußersten Beschämung und Verlegenheit. Ich mußte an die erste Begegnung, an Shakespeare's bekanntes Wort vom Schauspieler, der sein Stündlein abgespielt hat und still nach Hause schleicht, denken. Den unsrigen hatte vollends noch sein geheimer Souffleur heute im Stiche gelassen. Welche Stimmung — —! Seitdem habe ich den bei alledem originellen Mann nicht wiedergesehen.

3.

Als kürzlich die Scheffel-Feier durch Deutschland brauste, trat an die Mitbewohner des deutschen Parnaß eine eigenthümliche Aufgabe heran. War ein Poet gleicher Meinung über den Gefeierten, wie die akademische und polytechnische Jugend, und stimmte doch nicht hörbar in den Chorus mit ein, so hatte die Conjecturalkritik Gelegenheit, auf Neid zu forschen. Dachte aber der Nichtgefeierte geringer von den Leistungen, die so enthusiastisch gepriesen wurden, so sagte ihm Gracian's „Handorakel" (bekanntlich die Moral der an der Tagesordnung befindlichen Schopenhauer'schen Philosophie): Zügle dein Urtheil! Es ist nicht immer an der Zeit, es auszusprechen.

Wie dem sei, ich erzähle ein Nonplusultra, wie sich Dichter geberden können, wenn andere Lieblinge Apoll's, und noch dazu todte, gepriesen werden.

Friedrich Hebbel, der geistreiche, scharf combinirende Poet, der markige Dichter einer Epoche, die leider in der Poesie durchaus nur das Süßliche und Gemachte begünstigen zu wollen schien, war ein geborener Dithmarsche. Somit gehörte er einem Staate an, der von je Dichter geehrt hat, einem Staate, der in die deutsche Literatur, in Klopstock's, Schiller's Leben mit überraschenden Spenden eingriff, einem Staate, der auch noch jetzt Reisestipendien an hervorragende Talente austheilt und, wenn diese zurückkehren, für ihre weitere Versorgung und Auszeichnung sorgt, worunter allerdings der alte Zopf der Adelserhebung fehlt, denn das gemeinte Land hat keinen Adel. Es ist also nicht Deutschland, nicht Preußen oder Bayern, sondern Dänemark.

„Ich mußte selbst nach Kopenhagen," erzählte mir einst der bald im guten Bunde, bald auf der Mensur mit mir stehende Hebbel, „um mir auf drei Jahre die für literarische Ermunterungen üblichen sechshundert Reichsthaler zu erobern. Am Sund hatte man mich angeschwärzt. Der Director des Kopenhagener Hoftheaters war selbst Dichter, Professor Heiberg. Seiner Frau, einer unvergleichlichen Schauspielerin, lag ganz Dänemark zu Füßen. ‚Emiliens Herzklopfen' ist ja auch bis zu uns gedrungen. Es war meinen Gegnern geglückt, mich mit meiner ‚Judith' den maßgebenden dänischen Potenzen als einen unbedeutenden Aufdringling darzustellen. Wenigstens schilderten sie mich so bei denen, wo die Entscheidung lag."

Ich kannte Hebbel's Fehde mit Heiberg. Er hatte in einer kleinen Schrift „Mein Wort über das Drama" den Mund etwas zu voll genommen. Aber die Weise der Dänen war ja damit nur nachgeahmt. Denn wir Alle wissen, die neuen dänischen Skalden leisten im Erkennen der Schönheiten, die Gott ihrem Geiste verliehen haben soll, das Unglaubliche. Giebt es nicht zwei ganz verschiedene Lesarten selbst über den guten Christian Andersen, den kürzlich die Norne dahinraffte? Eine, der zufolge die kindliche, aus dem Reich der Elfen und Märchen stammende Natur des Dichters ganz so genommen wird, wie sich diese gegeben haben wollte, und eine andere, die nur einen mit Orden behangenen, von Fürstenhof zu Fürstenhof reisenden, eitlen, sich selbst überschätzenden Mann gesehen hat, einen Schwächling, dem nur unter Damen wohl war, die ihn wie ein Lämmlein

behandelten, ihn von Schooß zu Schooß gaben, der nur in Kreisen leben zu können schien, wo er zum tausendsten Male sein „Putt! Putt!“ vorlas und entfloh, wenn sich in seiner Gegenwart ein überlegener Geist über Dinge aussprach, die ihn nicht persönlich betrafen?!

Doch siegte Hebbel. Der wohlwollende Sinn des deutschen Königs Christian des Achten lehnte alle Verhetzungen ab. Der hoffnungsvolle Dichter konnte auf drei Jahre Frankreich und Italien besuchen.

„Mich drängte es doch,“ erzählte er, „da ich einmal in Kopenhagen war, den alten Adam Oehlenschläger zu besuchen. Er lebte noch, war Conferenzrath und hochbetagt. Die deutsche Sprache war ihm von je geläufig. Da ihm die neuere dänische Literatur ein Gräuel geworden war, so hatte ich einen Verbündeten in ihm. Ich erzählte ihm meinen Bildungsgang. Er nahm den lebhaftesten Antheil. Allmählich kam ich durch Zufall auch auf Shakespeare. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mich in eine lange bewundernde Charakteristik desselben hineinredete. Oehlenschläger wurde einsilbiger. Ich brach immer mehr in Begeisterung aus, pries Shakespeare's Kenntniß der menschlichen Seele, seine Macht des natürlichen Ausdrucks, seinen Bilderreichthum. Oehlenschläger wird völlig stumm und hört nur noch zu. Ich komme auf einzelne Charaktere, auf den Othello und die Eifersucht, auf den Macbeth und den Ehrgeiz — plötzlich springt mein Alter mit den langen weißen Haaren vom Sopha, stellt sich mit seinen weit aufgerissenen blauen nordischen Augen vor mich hin und schreit mich wie ein Wilder an: ‚Herr, jetzt hören Sie auf! *Andere Leute haben auch etwas geleistet.*‘ Ich konnte nichts Besseres thun, als eiligst meinen Hut suchen, um mich vor dem alten Berserker in Sicherheit zu bringen.“

Man sieht, die moralische Prüfung verwandter Genien ist beim allzu zärtlichen Geliebkostwerden des einen für den anderen nicht eben gering.

4.

Und noch ein Zeichen von Selbstbewußtsein der Dichter, das mir der wackere Veteran *Eduard Genast* in Weimar erzählte.

Zu den Vielen, die, wenn sie einmal in Weimar gewesen, den Versuch machten, die Excellenz Goethe zu sehen und zu sprechen, gehörte eines Tages auch *Ernst Raupach*.

Der Verfasser der vergessenen „Schleichhändler“ hatte erst in späteren Jahren angefangen, der Muse zu huldigen. Das Schicksal hatte ihn früh von Schlesien nach Petersburg verschlagen. Er wurde Lehrer der Geschichte an der Petersburger Universität, bekleidete demnach einen schweren Posten in den trübsten Zeiten der neuern Geschichte, wo ohne Zweifel seine Collegienhefte nicht selten durchgesehen, mancher seiner Vorträge von einem prüfenden Officier in Epauletten oder einem Chef der obersten Censurbehörde assistirt wurde. Raupach brachte vielleicht in Folge dessen nach Deutschland jenen von ihm bekannten brummischen kurzangebundenen Charakter wieder zurück, der indessen eine vortreffliche Zugabe zu dem Berufe wurde, den er von jetzt an wählte. Denn Grobheit am Dramatiker wird gefürchtet und beachtet. Man gewährte wenigstens in Berlin dem von obenher Protegirten, was er wollte.

Raupach hatte erst einige Trauerspiele, „Die Fürsten Chawansky“, „Die Erdennacht“, geschrieben. Der Verkehr zwischen Petersburg und Weimar war der lebhafteste, und Raupach kam auch nach Weimar mit den glänzendsten Empfehlungen. Im Jahre 1823 hatte man in Weimar „Die Erdennacht“ aufgeführt. Eckermann berichtet Goethe'n darüber und schreibt, Excellenz hätten geäußert, das von ihm gelesene Stück behandle den Gegensatz zwischen Adel und Volk, „woraus sich“ — merkt auf, Ihr Hunderte von Leipziger Genossenschaftsmitgliedern! — „woraus sich,“ so urtheilte Goethe, „kein allgemein menschliches Interesse ergäbe.“ „Coriolan“ also, wo dieser Gegensatz ebenfalls dargestellt ist, gehört nach dieser Aeußerung nicht zu Shakespeare's populären Stücken und die Bearbeitung des Herrn Commerzienraths Oechelhäuser scheint demnach unschuldig zu sein, wenn man diesen „Gegensatz zwischen Adel und Volk“ nach drei Vorstellungen in Berlin wieder zu den Acten gelegt hat.

Goethe schien sich eine Redensart angewöhnt zu haben, die seinen Jahren entsprach. Wer im Jahre 1749 geboren wurde, hatte wohl ein Recht, von den Nachgeborenen, wenn diese nicht an der Krücke gingen, als wie von „Kindern“ zu sprechen. „Ihr junges Volk“ oder „Ihr jungen Leutchen“ — das hätte er selbst zu Uhland und Rückert gesagt. Fürst Bismarck hatte früher auch so eine seltsame Angewöhnung. Noch aus seiner Junkerzeit übertrug er den Ausdruck „die Herren“ in seinen Reden auf seine liberalen Gegner, und das noch in Zeiten, wo man längst voraussetzte, der Geist besserer Erkenntniß sei über ihn gekommen. „Die Herren“ — es klang im Reichstage immer, wie das geringschätzende „die Herrschaften da drüben“.

Als Goethe, die Hände auf dem Rücken, auf- und niedergehend und sich wahrscheinlich auf den Tadel besinnend, der bei Eckermann verzeichnet steht, zu dem Professor Raupach mit den ungefähren Worten sich herabzulassen begann: „Ja, mein Lieber, wenn Ihr *jungen Leute* doch nur — das allgemein Menschliche festhalten wolltet! Aber das *junge* Volk denkt immer, wenn es nur einen Stoff theatralisch zurechtstutzen kann, dann sei es schon getroffen —“ da soll der damals fast schon fünfzigjährige Raupach — die Erzählung versicherte es — ebenfalls den Hut ergriffen und sich sofort mit den Worten empfohlen haben: „Excellenz, aus den Kinderschuhen bin ich herausgewachsen.“

5.

Die Erinnerung an die Feier eines Weinsängers und ein Moment aus dem Leben eines Dichters für die Bühne ruft aus vergangenen Tagen mir ein Bild zurück, das zu meinen schönsten auf der geheimnißvoll präparirten Silberplatte des Gedächtnisses gehört, mich an die Ufer des Rheines versetzt und an dessen schönsten, lieblichsten Theil, wo sich, zwischen Drachenfels und Rolandseck, Erhabenheit und Anmuth paaren. Worte, im Gedächtniß behaltene, der Aufzeichnung werthe, sind dabei gewiß gesprochen worden. Aber die Fülle war zu groß, sie kann nicht wiedergegeben werden. Nur die Situation als solche verdient nicht ausgelöscht zu sein. Hält doch der Maler einen einfachen Abend in der Laube an einem Felsenabhange auf der Leinwand fest, ein Gelag unter einem Rebendach am Drachenfels, lachende Gesichter, Umarmungen der Alten und Jungen, die funkelnden Gläser, der Mond, unten im Fluß sich spiegelnd und all sein goldnes Licht durch die Zweige, durch die beglückten Mienen der Menschen zerstreuend — doch es war ein ganzer Tag voll echter Rheinluft, der mir so in der Erinnerung lebt.

Noch könnte ein Lebender die Wahrheit meines Bildes bestreiten, *Levin Schücking*. Der allbeliebte Erzähler wird es nicht. Denn auch zu *seinen* „schöneren Stunden“ muß der herrliche Tag gehören; wir feierten ihn mit seiner leider zu früh dahingegangenen Gattin, der geist- und gemüthvollen Schriftstellerin *Luise von Gall*, und mit *Roderich Benedix*. Die Fahrt war von Köln bis Bonn mit Dampf gegangen, von dort nach Remagen im Zweigespann. Wir lohnten letzteres ab, um nach einem Mittagsmahl am Fuß der Apollinariscapelle zu Wasser nach Köln zurückzukehren. Die Sonne hatte sich jedes Wölkchen für diesen Tag verbeten. Der Rhein, hier in seiner Ausdehnung einem See gleichend, zeigte sich in seiner ganzen bekannten hierortigen Herrlichkeit.

Zwei Dramatiker, zwei Novellisten, alle vier zugleich, wenn sich Gelegenheit bot, auch wohl Kritiker und Feuilletonisten, lieferten Gegensätze, Stoff zur Debatte genug. Luise von Gall vermittelte nach Frauenart. Sie hatte die Welt, die Gesellschaft gesehen, kannte kleine Höfe und unterschied treffend die Verschiedenheit der Individualitäten. Ihr Gatte, dem der befreundete Freiligrath bekanntlich „Gespensteraugen“ angesungen hat, das heißt Augen, die im Stande sein sollen, Gespenster zu sehen, hatte nicht blos in das Reich der Ahnung, nicht blos in die alten Schlösser westfälischer Grafengeschlechter forschende und von viel Unheimlichem magnetisch angezogene Blicke geworfen, sondern kannte auch die Zeit und Menschen des hellen lichten Tages nach allen Richtungen hin aus freisinnigem Grunde. Benedix war in jenem Humor, der ihn am Ende seines zu früh geschlossenen Lebens ein Buch gegen Shakespeare schreiben ließ. Er beklagte sich über mangelnde literarische Anerkennung, obschon er dem ebenfalls am Steuerruder der schwankenden Bühne sitzenden Collegen selbst keinen Fetzen von ebensolcher Waare zukommen ließ und als späterer Frankfurter Intendant kaum noch seine

Collegen kannte. Meine Huldigung, die ich dem glücklichen Erfinder, dem oft so sinnigen und feinen Verknüpfer einer trefflich angelegten Intrigue, namentlich seinem technisch wahrhaft meisterlich aufgebauten „Vetter" brachte, war durchaus aufrichtig gemeint und nur in dem einen Wort mag einige Ironie gelegen haben: „Sie müssen ja immer Glück haben mit Ihren Stücken; denn fast alle fangen sie mit einer Hôtelscene an, mit: Kellner, eine Flasche Wein! Da ist der Deutsche sogleich gewonnen."

Der Wein spielte denn auch beim Mahle im Freien, im Wirthsgarten am Rhein, eine nicht unwesentliche Rolle. Sanft begleitete unser Gespräch die in den weichen Kiessand am Ufer sich verlaufende Welle. Kam ein Dampfer vorüber, so rauschte die Fluth. Zum Pessimismus wäre hier jetzt Niemand von uns geneigt gewesen. Bewußt oder unbewußt — unsere Lehre hieß nur: Pflücke den Tag und leg' ihn wie eine Blume zum Trocknen in das Herbarium deiner Erinnerung! Nutze ihn aus als Etwas, das nicht an den ewigen „Kampf um's Dasein" erinnert, der leider keine Fabel ist! Denn nicht unmöglich, daß das Praktische im Schriftstellerleben, die Honorare der Bühnen, die Auflagen der Verleger die stärkste Partie unsrer Gespräche bildeten.

Das Mahl war vorüber. Eine kurze Rast wurde noch im Garten gehalten. Wir dachten an die Heimfahrt im Nachen. Plötzlich überfiel Benedix die Badelust. Die Sonne brannte. Der vom Weine glühende Mann, stark gebaut, gerötheten Antlitzes, hätte sich den Tod holen können. Wir redeten ihm ab, dem Gelüste zu folgen, aber nun kam sein Ehrgeiz mit in's Spiel. Es war auf ein Kraftstück à la Ernst Mahner abgesehen, den damaligen „Gesundheitsapostel", der sich sogar des Winters in die Rhein- und Mainfluthen stürzte. Ein besonderes Boot wurde von Benedix gedungen, noch eine volle Flasche Wein mitgenommen, und nun fuhr er hinaus, allen Dampfern, Schleppern, Flößen, allen ringsum aufgesteckten Wegzeichen zum Trotze; er gewann die Fahrstraße, die sonnenbeschienene wallende grüne Fluth. Uns blieb nichts übrig, als die Zeche abzumachen, rasch einen zweiten Kahn zu miethen und dem Wagemuthigen zu folgen.

Um der Dame den Anblick des sich völlig bis zu adamitischer Nacktheit Entkleidenden zu entziehen, lenkten wir unser Fahrzeug in's Schilf am Fuße der Capelle ein und streiften durch die verhüllenden grünen Vorhänge so lange hin, bis wir beim Einbiegen in die beweglere Strömung den schon in die Fluthen gesprungenen kühnen Schwimmer mit Armen und Beinen rudern sahen. Dieser ersten Arbeit folgte dann bei ihm eine wohlige Ruhe, eine gleichmäßige Bewegung; der Strom oder unsichtbare Delphine schienen den Dichter sanft zu tragen. Das deutsche Lustspiel da so mitten in den grünen Wellen des Rheins! Jetzt wendete sich der kühne Schwimmer auf den Rücken und ließ sich nur vom Strome wiegen, und der Schiffer im Kahne, der ihm nahe blieb, mußte ihm die Flasche reichen. Das störte etwas das Bild. Es war nicht mehr der Meerkönig mit der Krone von Binsenkraut! Die Flasche wurde an den Mund gesetzt und dann auf den Bauch gestellt. Mein Idealismus murmelte: Doch Ernst Mahner! Aber es blieb doch der Eindruck: „Das bemooste Haupt", „Doctor Wespe", „Der Steckbrief", „Der Vetter" — schwimmen da mitten auf dem Rheine —! Im späteren Gedenken der uns nun entschwundenen unerschöpflichen Erfindungskraft, des zusammengebrochenen, zu Staub gewordenen, kraftvollen, breitschulterigen Mannes mit dem schöngepflegten Barte, des nur erfreulichen, wohlthuenden Bildes, das Roderich Benedix von seinem Leben und Schaffen hinterlassen hat, verwandelt sich dieser Zug kraftvollen Selbstgefühls und muthiger auf seine Muskelkraft vertrauender Entschlossenheit, besonders durch den Ort und die Zeit, und sagen wir selbst durch die applaudirende Zeugenschaft, zu einem Literaturbilde, das sich zum Glück ohne nachtheilige Folgen abschloß.

Es fand sich wieder ein Schilfgehege, das der Dame die Garderobe des aus dem Flusse Steigenden entzog; der zweite Kahn ruderte zu uns herüber und wurde abgelohnt. In Königswinter bestiegen wir das Dampfboot, das uns wohl und glücklicher Laune nach Köln zurückbrachte.

6.

Täglich gehe ich jetzt an den Fenstern eines kleinen Universitätshörsaales vorüber, in welchem schon viel bedeutsame Worte gesprochen worden sind und noch jetzt gesprochen werden.

Einen Moment möchte ich festhalten, wo ich mich vor vielen Jahren zufällig veranlaßt fühlte, in dieses Auditorium der Heidelberger Universität einzutreten. Ich wollte mir ein Bild von Schlosser's, des berühmten Historikers, Art und Weise im Vortrage, seinem wunderlichen friesischen Accent, seinem zerrissenen Satzbau und ähnlichen Eigenheiten verschaffen, die oft von seinen Hörern scherzweise nachgeahmt wurden, oft zum heitern Gelächter im Kreise alter Heidelberger Studiengenossen dienten.

Vor einer verhältnißmäßig ansehnlichen Zuhörerschaft behandelte Schlosser die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, bekanntlich das wahre Tummelfeld seines Ruhmes. Sein Vortrag führte ihn gerade an jenem Tage, wo ich hospitirte, auf die Lage Friedrich's des Zweiten von Preußen im Jahre 1757, wo ihn die Umstände des Krieges zwangen, bald dahin, bald dorthin einen Streich zu versetzen, sich aber nicht zu weit vorzuwagen und bedeutende ausgreifende Unternehmungen zu vermeiden. Friedrich war damals bedrängt von allen Seiten. Schlosser schilderte das glänzende Ergebniß des Tages von Roßbach: dreiundsechszig Kanonen, zweiundzwanzig Fahnen, siebentausend Gefangene, worunter allein dreihundert Officiere. Als sein Vortrag auch den jähen Schrecken der Flucht erwähnte, das Entsetzen vor Seydlitzens Kürassieren, die Eile der verfolgenden Husaren, da brach über die Hasenfüßigkeit der von Madame de Pompadour ernannten pommadirten Generale im ganzen Auditorium ein jubelndes Gelächter aus. Der alte Schlosser hatte diese Wirkung seiner Erzählung nicht gewollt und stutzte. „Lachen Sie nicht, meine Herren!" rief er mit erhöhter kräftiger Stimme. „Zu allen Zeiten sind die Franzosen tapfer gewesen. Von Julius Cäsar an bis jetzt ist es eine Nation voll Bravour. Sie waren nur schlecht commandirt."

Ob wohl ein Geschichtsprofessor der Sorbonne oder sonstwo in Frankreich, wenn dieser die jähe Flucht der Erben des Lorbeers von Roßbach bei Jena im Jahre 1806 erzählt und die Zuhörer ebenfalls vor Jubel über den alten steifen General Möllendorf lachen, eine entsprechende Aeußerung thun würde über die Deutschen und unsern Ruhm der Tapferkeit von des Tacitus' Zeiten an?

Ehestandsdifferenzen.

(Schluß.)

„Nicht, daß gelegentlich die ‚Frauenfrage' rücksichtslos discutirt wird," fuhr der Meister mit einem lächelnden Blick nach seiner Schülerin fort. „Das müssen sich diejenigen gefallen lassen, die als gleichberechtigt in die Schranken treten wollen, aber daß im geselligen Verkehr, wie im Innern des Hauses von vielen deutschen Männern ein Uebermaß von Formlosigkeit zur Schau getragen wird, was nahe genug an die Rohheit streift, das dürfte nicht zu leugnen sein. Das war's auch, was ich vorhin unter der Schuld der Männer verstand."

„Sollen wir's vielleicht machen, wie die Franzosen, die den Hut in der Hand mit Madame sprechen, um sich hernach anderswo für den ausgestandenen Zwang zu entschädigen?" rief Franz.

„Die Hand an den Hut, wenn Du Deiner Frau auf der Straße begegnest, könnte Dir nicht schaden," erwiderte Arnold, „und im Uebrigen ist auch bei uns die Grobheit kein ganz untrüglicher Maßstab der ehelichen Treue. Ueberflüssig ist sie jedenfalls und schädlich dazu, denn sie verdirbt den Ton im Hause, lehrt die Herren Söhne mit der Mutter gleichfalls respectlos umgehen und streut so viel Widerwärtigkeit in das Leben, daß die Leute zuletzt ohne eigentliches Unglück nicht mehr glücklich sind. Man sollte wirklich meinen, die Höflichkeit sei nur für Solche, die wir nicht lieben, und unsere Nächsten hätten das ausschließliche Recht auf Rücksichtslosigkeit und übele Laune. Ja, ja, lieber Freund," fuhr er kopfnickend fort, als sein Schwager

wieder Einsprache thun wollte, „dort sitzt ein Haken, der schon manches Glück zerrissen hat. Und manche Vernunftehe ist über Erwarten gut ausgefallen, weil die Gatten sich von vorn herein einer gewissen Rücksicht befleißigten, die fortdauert, wenn die verliebten Leutchen, die sich noch vor drei Monaten wonnevoll Alles an den Augen absahen, schon dreimal am Tage über einander in Harnisch gerathen. Die guten Formen sind überall nothwendig, am nothwendigsten aber zwischen Freunden und Eheleuten, damit man nicht vor lauter Aufrichtigkeit in das plumpe Sichgehenlassen geräth, welches alle Grazie und Poesie ausschließt. Darüber wacht, ihr Frauen, und laßt kein häßliches Wesen im Hause aufkommen, zeigt Euren Männern den Weg zur ‚idealen Existenz', statt sie sechs Wochen nach der Hochzeit zu den unerfüllbaren Träumen zu legen! Wir selber danken es Euch am meisten, wenn Ihr diese Forderung erfüllt. Ihr versteht es ja, das so liebenswürdig zu machen, wie die hier, die Haus, Kinder und Mann am Fädchen hat und dabei noch thut, als wüßte sie gar nichts davon."

„Sei still!" sagte Felicitas und legte ihm die Hand auf den Mund, „solche Reden schicken sich gar nicht für einen alten Ehemann, wie Du bist."

Während er sie an sich zog, sagte die Tante trocken: „Du hast gut lachen, könntest auch lange suchen, bis Du wieder so Eine findest."

„Ganz meine Ansicht," rief Doctor Pfefferkorn. „Die Herrschaften betrachten ihren Ausnahme-Standpunkt auf dem Berggipfel als den allgemeinen. Aber sehen Sie doch einmal, was sich da drunten im Thal auf der großen Heerstraße fortwälzt in Schweiß und Staub und trostloser Mühsal, in ewig wiederholtem Kampf um das gemeine Tagesbedürfniß, fern von Ihren idealen Lorbeerhainen und Musentempeln, von kleinen Leidenschaften bewegt, mit elend ausgebrannter Liebe, wenn man Das, was sie zusammenführte, überhaupt so nennen kann — puh!" er schüttelte sich, „und dann sprechen Sie weiter, wenn Sie das Herz haben, von Ihrer Weltverbesserung!"

„Gerade darum!" sagte Felicitas tief erregt, „Arnold hat tausendmal Recht, gerade darum! Wenn die Menschen mühsam ringen und streben und um ihr tägliches Brod kämpfen müssen, so sollten sie nicht vergessen, daß der höchste Schatz des Lebens, ohne welchen alle Glücksgüter nur leerer Schein sind, nicht von äußeren Dingen abhängt, sondern Jedem zu Theil wird, der ihn zu heben weiß. Wie hundertfach ist es vorgekommen, daß zwei Menschen, die sich innig liebten, in den härtesten Schicksalen treu zusammen hielten und in ihrer Liebe glücklich waren! Warum sollen denn die kleinen täglichen Widerwärtigkeiten, die mit gutem Willen alle zu überwinden sind, mächtiger auf das Menschenherz wirken, als Noth und Tod?"

„Aus demselben Grunde, warum ein Löwe leichter zu erlangen ist, als ein Schwarm Mücken," versetzte der Professor. „Außerdem übersehen Sie, verehrte Freundin, die mächtige Wirkung der Zeit auf das menschliche Gemüth. Die Abkühlung ist natürlich, denn die Liebe hat ihre von der Natur bestimmten Stadien, welche der Einzelne ganz ohne sein Zuthun durchmacht, und es ist unmöglich, etwa im dritten oder vierten mit Gewalt das erste wieder erneuern zu wollen. Das letzte ist die Freundschaft, wenn die Beiden geistig harmoniren, und die Gleichgültigkeit, wenn dies nicht der Fall. Stillschweigend giebt man das in der Praxis zu, und weil eben die meisten Ehen von der einen Seite aus Verliebtheit, von der anderen mit Rücksicht auf die Versorgung geschlossen werden, so kommt dann, wenn die Illusionen verflogen sind und man sich in die guten Verhältnisse gewöhnt hat, das Mißbehagen und die gegenseitige Kritik. Allerdings spielt dafür bei uns die Eifersucht nicht entfernt die Rolle, wie bei den lateinischen Racen, wo der Einzelne es mit dem Wechsel der Person nicht genau nimmt, wenn es gilt, seinen Anspruch auf irdisches Glück durchzuführen."

„Dazu kann sich die germanische Race gratuliren," sprach Doctor Aegidius voll Ueberzeugung. „Die Eifersucht ist und bleibt doch die abgeschmackteste aller Leidenschaften. Ueberflüssig, so lange man geliebt wird, höchst überflüssig, wenn dies nicht mehr der Fall, schadet sie nur der Verdauung und gewährt nicht einmal einen Genuß, wie andere üble Gewohnheiten. Nein, dieses Laster wäre nie das meinige gewesen."

„Dafür haben Sie ein Dutzend andere," sagte seine Freundin.

„Nur schade, daß man mit allen Vernunftgründen gegen ein so natürliches Gefühl nichts ausrichtet!" erwiderte die Hausfrau. „Ich meine damit nicht die tollen Ausbrüche einer grundlosen Eifersucht, sondern die schmerzliche Angst, zu verlieren, was man am meisten liebt, ohne dagegen ankämpfen zu können. Nur geben viele Frauen ihre Sache allerdings zu früh verloren, weil sie über ihren eigenen Werth zu kleinlich denken."

„Die Frauen, warum gerade die Frauen? Wir sprechen ja im Allgemeinen," fragte boshaft der Doctor. „Oder sollten die Frauen bei uns mehr Ursache zur Eifersucht haben, als die Männer, während es anderwärts umgekehrt ist?"

„Allerdings," erwiderte Felicitas, „und den Grund werde ich Ihnen nicht zu sagen brauchen."

„Nein," rief er voll Vergnügen, „aber ich werde ihn Ihnen sagen, und wenn Sie mir auch nachher mit vereinten Kräften den Kopf herunterreißen. Die meisten deutschen Frauen stecken nach der Hochzeit das Interessantsein gänzlich auf, weil es eben nur ein Mittel zum Zweck war und der Zweck erreicht ist. Die poetische Rose verwandelt sich äußerst schnell in eine nutzbare Kartoffel und ist als solche vor indiscreten Schmetterlingen sicher. Aber ein gewisses unangenehmes Gefühl davon hat man doch, und wehe, wenn dann einmal so ein fremder Vogel hereinkommt und die alten Ehemänner anfangen sich nochmals zu begeistern. So etwas kann lebensgefährlich werden."

„Pfui, pfui, Sie abscheulicher Verleumder!" erschallte es in großer Entrüstung, auch die Herren versäumten nicht, ihren tiefgefühlten Abscheu gegen die lästerlichen Reden des Doctors kund zu thun, der sich indessen sehr gemüthsruhig wieder das Glas füllte.

Unter den Aufgestandenen war Olga ein paar Schritte seitwärts getreten, und Richard benutzte die allgemeine Aufregung ihr leise zu sagen: „Kommen Sie, Fräulein Olga! Wir als die Unbetheiligten setzen uns dort unter die große Palme. Sie müssen mir noch einen Rath für mein Bild geben. Wenn die Leidenschaften hier den Siedepunkt erreichen, interveniren wir."

Während die Beiden lachend dem Hintergrunde zuschritten, hatten die Anderen auf das Zureden der Hausfrau wieder Platz genommen, und sie selbst sagte eben: „Es ist auch zudem gar nicht wahr, die Untreue kommt bei uns sehr selten vor, und der Grund ist einzig und allein, daß Männer und Frauen pflichttreuer sind als anderswo."

„Aber dadurch nicht liebenswürdiger," warf der Professor ein. „Man steift sich auf seinen tadellosen Lebenswandel und macht sich gegenseitig das Leben sauer —"

„Mit germanischer Gründlichkeit," ergänzte der Doctor unbeirrt, „wie ein Landregen, der nimmer aufhört. Aber wo ist die Frau, die nach einem ehelichen Spectakel, wenn der Mann meinetwegen grob und gefühllos — so heißt es ja wohl meistens? — gewesen ist, von selbst käme und sagte: ‚Ich bin Dir wieder gut.' Vor dieser Frau wollte ich knieen, aber so lange die Welt steht, ist das noch nicht vorgekommen."

„Wäre auch noch schöner," rief die Tante erbost. „Das hieße ja ordentlich eine Prämie auf seine Grobheit setzen."

„Das würde ihn sicherer davon curiren, als der bis jetzt beliebte Modus des Schmollens und Forttrotzens. Es muß einen unendlichen Genuß gewähren, dieses tagelange Herumgehen mit dem Gesichte voll Wetterwolken, die nur auf das Stichwort warten, um ihre Thränenschleußen zu öffnen." Er lachte vor sich hin.

„Ein gefährlicher Genuß ist's," sagte Arnold. „Die erste Versöhnung nach kurzem Schmollen ist entzückend. Man glaubt, sich noch viel lieber zu haben als vorher, und im Anfange entschädigen solche Versöhnungsscenen für den vorausgegangenen üblen Eindruck. Nach und nach aber verlieren sie bedeutend an Reiz und Süßigkeit und werden zuletzt der Zeitersparniß halber weggelassen, während man sich die heftigen Reden nicht mehr abgewöhnt. Der Anfang entscheidet hier Alles. ‚Käthchen, hüte Dich vor dem Ersten!' pflegte ein gemüthvoller Russe zu seiner jungen Frau zu sagen — er gehörte jedenfalls einer früheren Generation an, Fräulein Olga," rief er nach der Palme hinüber. „Aber wo ist sie denn? Sie stand ja eben noch mit Richard dort."

„Er zeigt ihr das Gewächshaus," erwiderte Agnes ironisch, „man kann dort ungestört ein Kunstgespräch führen. Uebrigens, Herr Doctor Frauenfeind, lassen Sie sich sagen, daß das Gesichterschneiden nicht allein bei uns vorkommt. Ich kenne Männer, die auch drei Tage lang wie die Löwen im Hause herumgehen — da fragt es sich eben nur, wer Recht hat."

„Nein, es fragt sich, wer nachgiebt," erwiderte ihr Gegner rasch, „und wenn die Frauen klug wären, würden sie niemals einen Ehrenpunkt aus dem Rechtbehalten machen. Sie verlieren nichts an ihrer Ehre durch's Nachgeben, selbst wenn sie Recht haben, und werfen uns gerade damit den Zaum am sichersten über den Nacken. Ach, wenn sie es nur wüßten, wie leicht der Thron zu ersteigen ist, zu dem so Viele ihr Lebenlang auf der verkehrten Seite hinaufwollen!"

„Wir begehren gar nicht nach der Herrscherwürde," erwiderte Agnes vorsichtig.

„Aber nachgeben ist leichter gesagt als gethan, die Gelegenheit dazu sieht immer verdrießlich aus, und man möchte lieber auf eine dankbarere Weise tugendhaft sein. Da werden das Jahr durch Romane nach Dutzenden gelesen und wenn es so recht edelmüthig darin zugeht, sagt man sich mit glühenden Wangen: Gerade so würde ich's machen. Wenn die Gelegenheit käme, daß ich um seinetwillen mit einem Federzuge eine Million opfern oder ihn mit Gefahr meines Lebens aus den Händen seiner Feinde retten könnte, dann sollte er sehen, der Undankbare, der mir gestern wegen eines abgerissenen Hemdenknopfes eine solche Scene machte. — — Aber es ist schrecklich, daß man sich heut zu Tage gar nicht mehr aufopfern kann."

„Diesmal haben Ihre Uebertreibungen einen Grund," sagte Felicitas, „und aus diesem Punkte wären drei Viertel aller Ehestandsdifferenzen zu curiren. Die meisten Menschen ziehen geflissentlich alle Prosa des Lebens in die Ehe hinein und bewegen sich nun so zufällig darin fort; wie eben jeder Tag kommt, statt aus der höchsten und schönsten menschlichen Vereinigung die Widerstandskraft gegen die Kleinlichkeit des Lebens stets neu zu schöpfen. Was könnten die Ehen sein, wenn die Menschen und, ich muß es sagen, wenn besonders die Frauen den großen Begriff der Pflicht hätten, einer Pflicht, die nicht allein im Hemdenbügeln und Kochen, in den tausend täglichen Kleinigkeiten besteht, sondern in der geistigen Gemeinschaft, in völliger Hingabe der ganzen Person mit allen Kräften und Fähigkeiten an einen Beruf, der wahrlich, so erfaßt, zu dem höchsten menschlichen gehört! Wie ist es möglich, daß bei so Vielen die Begeisterung der Brautzeit, zu welcher sogar der Lederuste einige Anstrengungen macht, so bald, so kläglich erlischt, daß man selbst nicht daran zurückdenken mag? Was verstehen denn die Menschen unter ihrer ‚Idealität', von der sie doch alle gelegentlich sprechen, die besonders immer als Haupteigenschaft der Frauen gepriesen wird?"

„Wenn man eine Sache lang behauptet, fällt es zuletzt Niemandem mehr ein, nachzusehen, ob sie Grund hat," versetzte der Doctor. „Es ist mit anderen Dingen ebenso. Man geht in die Kirche: ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst.' Kleinigkeit! ‚Liebet Eure Feinde!' — natürlich, wer liebt sie nicht? Dafür sind wir ja Christen und hören das jeden Sonntag und lieben bekanntlich unsere Feinde, um uns dadurch von Heiden und Türken zu unterscheiden. Die höchste Leistung des Menschengemüthes haben wir ohne besondere Anstrengung mit vierzehn Jahren schon weg — in der Kirche natürlich, denn draußen — die geringste Beleidigung, und haushoher Zorn lodert in den frommen Herzen."

„Das theologische Rüstzeug steht Ihnen ausgezeichnet," rief Agnes spöttisch.

„Finden Sie? Das freut mich. So darf ich auch wohl meinen Schluß dazu setzen, daß es mit der selbstverständlichen Idealität geht wie mit der selbstverständlichen Nächstenliebe — bei näherem Zusehen findet sich keine Spur davon."

„Doch, doch," rief Felicitas lebhaft, „sie ist vorhanden, aber sie kennt nicht den rechten Weg, um herauszukommen. Man hat bei uns viel zu sehr die Gewohnheit, große Empfindungen und tägliches Leben zu trennen, statt einzusehen, daß im Gegentheil das Ideal auf Schritt und Tritt mit uns gehen kann und gehen muß, wenn wir den rechten Maßstab für Kleines und Großes behalten sollen. Dieselben verdrießlichen Frauen, die nicht um Alles eine Wäsche drei Tage aufschöben, wenn ihr Mann es wünschte, sie würden bei einer großen Gelegenheit ohne Zögern und freudig ihr Leben für ihn und ihre Kinder opfern, wie sie es factisch in kleinen Stücken das ganze Jahr über thun, freilich ohne dadurch Glückliche zu machen oder selbst glücklich zu sein."

„Zwei gewichtige Worte," sagte der Professor. „Wenn nur der Weg nicht so schwierig wäre, Beides zu erreichen!"

„Eins folgt aus dem Andern," rief Felicitas. „Ich stehe nicht an, es auszusprechen, was in mir schon längst als innigste Ueberzeugung lebt: Das Glück oder Unglück der Ehe liegt hauptsächlich in den Händen der Frau und glücklich machen heißt glücklich sein. In diesen beiden Worten ist Alles enthalten."

„Wenn man sich liebt," sagte der Doctor. „Hilft Ihre Formel auch für die Fälle von ‚klein wenig oder gar nicht'?"

„In diesen sogar glänzend, denn hier rettet sie vor dem Gefühle des verfehlten Lebens. Wenn eine Frau sich entschließen kann, die Frage, ob sie sich selbst glücklich fühlt oder nicht, einstweilen auf ein paar Jahre zu vertagen und inzwischen frisch anzugreifen und ihre Schuldigkeit im weitesten Umfange zu thun, ohne langes Besinnen und Grübeln, so wird sie nach Ablauf dieser Jahre gar keine Frage nöthig haben, um zu wissen, daß sie glücklich ist und einen dankbaren Mann zur Seite hat. Es giebt ein so ausgezeichnetes Mittel, das unnütze Bedauern mit sich selbst zu vermeiden und die Augen offen zu halten — die Frage: wo habe ich gefehlt? Wer sich gewöhnt, bei jedem beginnenden Verdruß darauf die Antwort zu suchen, der findet sie in den meisten Fällen und damit zugleich die Möglichkeit der Abhülfe. Das Andere aber ist — seinen Kampf schweigend kämpfen und keinen Dritten in die Verstimmung zwischen Eheleuten hereinblicken lassen. Die schwersten gehen vorüber; wenn Niemand davon weiß, sind sie nicht gewesen, und die Welt sieht nach wie vor eine glückliche Familie."

„Das ist sehr wahr," sagte Franz reumüthig und faßte nach der Hand seiner Frau, die ihm willig überlassen wurde. „Die Menschen jagen immer nach Reichthum, Ansehen, äußeren Erfolgen und sind unglücklich, wenn sie ihr Ziel nicht erreichen und Niemand sie beneidet. Daß aber der Anblick eines glücklichen und friedlichen Hauses auch ein sehr beneidenswerther ist und daß es nur von ihnen allein abhängt, ein solches zu schaffen, daran denken die Wenigsten."

„Die Wenigsten haben auch die Fähigkeit dazu," sagte der unverbesserliche Doctor. „Gehen Sie mir mit Ihrem Utopien! Wenn es Ihnen einmal glückt, alle ‚federlosen Zweifüßler' zu vernünftigen Menschen zu machen, dann kann das tausendjährige Reich gleich seinen Anfang nehmen, aber bis dahin ist's noch weit."

„Ich zweifle auch, daß wir Beide das erleben," erwiderte sie lächelnd, „und meine Wünsche beschränken sich auf viel erreichbarere Dinge. Ich möchte, daß unsere Mädchen wirklich gebildet und erzogen würden, wie sie es brauchten, um dereinst fest im Leben zu stehen mit hellem Kopf und einem Charakter, der durch vernünftiges Denken stark geworden ist. Ich möchte das gleichgültige Wesen ohne Geist und Grazie aufhören sehen, das so mechanisch weiter lebt und sich für gut hält, weil es nichts Schlechtes verübt, diesen geistigen Schlendrian, der zuletzt alle besseren Anlagen erstickt. So lange die Frauen von großen, allgemeinen Dingen nur hören und sprechen, um dem betreffenden Mann einen Eindruck zu machen, nicht aber um der Sache selbst willen, so lange man immer ‚Interessen' hat und dabei nie etwas lernt, so daß der Kopf mit Vierzig gerade so confus ist, wie mit Zwanzig, so lange ist die Frau freilich weit entfernt, die Stellung auszufüllen, welche ihr die moderne Sitte anweist. Wir haben bis jetzt den Schein statt des Seins, ich lebe aber der sicheren Hoffnung, daß die überall beginnende Reaction gegen das Halbwissen der Institutserziehung, welches schlimmer ist als Nichtwissen, eine bessere Geistes- und Charakterbildung anbahnen wird, daß die Zeiten einmal aufhören, wo der Mann über Beschränktheit und Empfindelei, als unvermeidliche weibliche Eigenschaften, den Kopf schüttelt und brummt: so sind sie eben. Wenn die Frauen einmal die reichen Bildungsmittel, die ihnen ohne alle Emancipation heute schon zu Gebote stehen, aufnehmen und verarbeiten, statt sich ihrer schnellmöglichst zu entledigen, um sich den Kopf mit nichtigem Kleinkram zu füllen, dann werden die Männer mit Ueberraschung erkennen, was es heißt, an seiner Frau die

ebenbürtige Gefährtin zu haben, die Freundin des Geistes und die Frau des Herzens. Wenn wir einmal so weit sind, dann wird die deutsche Ehe das sein, als was wir sie heute nur halbberechtigt preisen hören, die beste von allen. Glauben Sie mir, lieber Professor, einer solchen Ehe sind auch Ihre ‚Stadien' nicht gefährlich, denn das unsichtbare Band, das aus Geist und natürlicher Neigung zu gleichen Theilen gewebt ist, hält unzerreißbar fest. — Sie sehen," schloß sie mit dem anmuthigsten Lächeln, ich frage auch: Wo fehlen wir? Machen Sie es Alle ebenso, und vielleicht ereignet es sich dann einmal, daß unserer verstandesnüchternen Zeit die Erkenntniß aufgeht, es gäbe nichts Praktischeres, als das jetzt so sehr mißachtete Ideal, das unser Volk wie den Einzelnen in Zeiten der Noth innerlich groß und stolz und frei gemacht hat."

Sie sah mit leuchtenden Blicken von Einem zum Andern und freute sich der Zustimmung, die auf allen Gesichtern zu lesen war.

„Amen! Hoffen wir!" sprach der Doctor und stieß mit seinem Glase an das ihrige. „Mitternacht ist längst vorbei, und mit der Theorie der Ehestandsdifferenzen wären wir im Reinen. Jetzt ist's an Ihnen," wandte er sich zu Franz und Agnes, „die Sache praktisch zu betreiben, nur schade, daß wir nicht gleich mehrere Paare zu einer kleinen Versuchsstation beisammen haben!"

„Eines steht Ihnen noch zu Diensten," erscholl es hinter seinem Rücken, und im höchsten Erstaunen sich umdrehend, sah er Richard und Olga Arm in Arm unter der offenen Glashausthür. „Ja, verehrte Frau," fuhr der junge Mann zu Felicitas gewandt fort, während sich Alles fragend und glückwünschend um die Erröthende drängte, „Sie haben ihr den Ehrgeiz geweckt, und sie will nun der Welt zeigen, welch wunderbare Frau man sein kann, indem sie gegen ihre Grundsätze einen Deutschen heirathet, um ihn zum bessern Menschen zu erziehen."

„Aber meiner Kunst bleibe ich dabei doch treu," rief ihm Olga neckend zu, indem sie dem Ehepaare die Hände entgegenstreckte.

„So lange Du kannst," erwiderte Felicitas und schloß sie in die Arme. „Wenn Du aber nicht mehr kannst," flüsterte sie ihr in's Ohr, „dann denke, daß die Liebe für das Weib das Höchste ist, und sei glücklich darüber!"

Bis zur Schwelle des Pfarramts.

Von Heinrich Lang in Zürich.

(Schluß.) Eine Welt aus Rand und Band.

Es war in den letzten Tagen des Februar 1848. Ich saß Abends zwischen vier und fünf auf der Museumsbibliothek, Bücher lesend und ordnend. Ein Lärm dringt von der Straße herauf, der immer lauter wird; ich trete an's Fenster und öffne es. Drunten vor der Post hält ein Reiter auf schweißtriefendem Pferd, der einigen Umstehenden Dinge mittheilt, durch welche alle in die größte Aufregung versetzt werden. Ich schließe das Fenster und renne hinunter. „Louis Philipp gestürzt, die Republik in Frankreich proclamirt." Das war ein Funke in ein Pulverfaß. Längst hatte ich den Zorn über die Zustände der Kirche auf das Bestehende im Staat übergetragen, und Börne, Ruge, Heine, Herwegh hatten mir längst mit den Altären die Throne unterhöhlt. Frankreich eine Republik, das hieß in dem jugendlich erhitzten Gehirn, das keine Schwierigkeiten auf dem Wege sieht, sofort: Deutschland eine Republik. Ich stürmte mit pochendem Herzen in die Gesellschaft, die heute ihren dies academicus hatte, und rief in den Lärm des Kneiptages: „Louis Philipp entthront, Frankreich Republik." Man fragte nicht wie und wann und was; Alles löste sich in stürmischer Bewegung auf; man fiel einander vor Glück und Rührung in die Arme, brausende Freiheitsreden und Freiheitslieder erfüllten das Local und die Straßen, bis die Stiftsglocke rief. Am anderen Morgen eilte ich wieder auf das Museum, um alle von der Censur verbotenen Bücher, welche in einem geheimen Schranke aufbewahrt lagen, vor Allem Heine's „Wintermärchen", auf den Lesetisch zu legen. Man staunte über die Kühnheit, und auch mein Mitbibliothekar, Friedrich Vischer, dem die radicale Stimmung nicht fehlte, fragte bedenklich, ob denn das schon angehe. Aber es ging; denn es war keine Polizei mehr da. So war es durch ganz Deutschland. Nie hat man eine Welt schneller aus Rand und Band gesehen. Allen Gewalten war der jähe Schreck in die Glieder gefahren; jede Auctorität war gelähmt. Zum ersten Male nach langem Druck durfte man wieder reden und schreiben, was man wollte; der lang verhaltene Groll über Metternich und den deutschen Bund, in welchen Namen sich Alles zusammenfaßte, was das deutsche Volk an Schmach und Unfreiheit nach außen und innen erduldet hatte, machte sich mit Einem Male Luft in der Presse, auf der Straße, in Volksversammlungen. Die Luft schwirrte von Idealen und Wünschen, die in's Maßlose schweiften; ein Volk von Denkern und Duldern sah sich über Nacht in ein politisches Volk umgewandelt, wenn man ein Schwärmen in's Blaue ohne Klarheit und praktische Ziele Politik nennen will.

Bei uns in Süddeutschland wurde das politische Fieber gleich in den ersten Tagen noch gesteigert durch seltsame Gerüchte, die vom Rhein herdrangen: zweimalhunderttausend Franzosen seien in den Schwarzwald eingebrochen und bezeichnen, unaufhaltsam vordringend, ihren Weg durch Sengen und Brennen und Morden. Die erhitzte Phantasie solcher Zeiten glaubt Alles, aber wer wollte auch noch zweifeln, wenn er fliehende Familien aus Rottweil und Freudenstadt mit schwerbepackten Wagen ankommen sah und ihre haarsträubenden Erzählungen von dem weithin sichtbaren Rauche der brennenden Dörfer anhörte? Mir blutete das Herz bei dem Gedanken an meine armen Eltern und Geschwister; das Pfarrdorf meines Vaters, Schwenningen, lag nur drei Stunden hinter Rottweil. „Das ist von dem Lumpengesindel schon ganz überschwemmt," erzählte eine der geflüchteten Familien. Als endlich aus dem sechs bis sieben Stunden von Tübingen entfernten Städtchen Horb ein Abgeordneter, fast außer Athem vor Schrecken, ankam, von der Terrasse der neuen Aula aus eine Ansprache an die Studenten hielt und unter fürchterlichen Schilderungen von den Verheerungen, welche die vorwärtsdringende Mordbrennerbande ringsum anrichte, sie bei allen Heiligen beschwor, seine bedrängte Vaterstadt zu retten, da lief, wie einst in den Tagen der Kreuzzüge, ein begeistertes: Gott will es! Gott will es! durch die Reihen der entzündeten Jugend, und der ergraute Professor Volz, der in früheren Tagen irgendwo eine militärische Charge bekleidet hatte, bot sich mit jugendlichem Feuer der Truppe zum Führer an in dem heiligen Kriege.

Sogleich sandte man nach Stuttgart um eine Ladung entbehrlicher Gewehre; in allen Schmiedewerkstätten hämmerte man Sensen, in allen Messerschmiedläden kaufte man Dolche; was einer Mordwaffe nur ähnlich sah, wurde hervorgeholt. Am zweiten Abend war die Ausrüstung fertig und das Bataillon formirt; es bestand aus fünf- bis sechshundert Mann; Niemand wollte zurückbleiben, außer wer keine Waffen mehr erhalten konnte. Nachts neun Uhr zog man aus, unter dem Absingen von Vaterlands- und Freiheitsliedern — gut, daß die Nacht den komischen Anblick verhüllte. In Rottenburg, dem Sitze des schwäbischen Bischofs, machte man Halt und nahm Erfrischungen ein. Aber seltsam! Das sehnlich erwartete Commando: Vorwärts, marsch! wollte nicht ertönen; man schrie über Feigheit; man murrte über den Feldherrn. Endlich, nach einigen Stunden ungeduldigen Wartens, hieß es: es ist alles nur blinder Lärm. Beschämt kehrte man um und kam gegen Morgen wieder in der Musenstadt an. Aehnliches begegnete an anderen Orten.

Man hatte damals nicht Zeit, nach der Quelle dieses seltsamen Franzosenlärms, der bis München gedrungen war, zu forschen; man vergaß das komische Intermezzo schnell ob den vorwärts drängenden Ereignissen und den raschen Bewegungen des öffentlichen Lebens. Vom Studium war natürlich keine Rede mehr. Unter den Waffen schweigen die Musen. Die Stiftsordnung hatte überall Löcher bekommen. Eines Abends nach Tisch ertönt im Speisesaale der Ruf: Ferien, Ferien! Man schickt den Aufseher: Der Ephorus soll auf den Platz



Der Zweck heiligt das Mittel.

Eine harmlose Kreuzgeschichte von E. Hirschfeld'er in München.

kommen. Der Ephorus kommt, und nun ergreift einer der ernstesten und strebsamsten Jünglinge, ein wahres Muster von Fleiß und Ordnungsliebe, der früh verstorbene Theodor Riefe, das Wort und begründet mit sehr revolutionären Redewendungen die Forderung. Der Ephorus, der mehr als Philologe, denn als Pädagoge tüchtige Professor Walz, erklärt, daß Ferien zu ertheilen nicht in seiner Macht stehe; der hohe Studienrath habe da zu entscheiden. „Wir fragen Nichts mehr nach dem Studienrath," tönte es aus den Reihen. Anstatt die Schreier wie es sich gebührte, in den Carcer abführen zu lassen, entfernt

sich der Mann erschrocken, setzte sich in derselben Nacht in die Post nach Stuttgart und brachte am anderen Tage die Ferien in der Tasche mit — vierzehn Tage oder drei Wochen früher, als die Studienordnung es mit sich brachte.

Aber so kam ich nun in die nächste Nähe des Revolutionsherdes. Denn Schwenningen, wo ich die Ferien im elterlichen Hause zubrachte, liegt hart an der Grenze Badens. Hier, in Baden, hatten Hecker und Struve ungeduldig die Fahne der Republik aufgesteckt. Ich machte Ausflüge nach Donaueschingen, Villingen, Triberg und fand überall die monarchische Gesinnung fast bis zum letzten Funken erloschen. Alles jubelte Hecker zu als dem großen Befreier von der Tyrannei der Fürsten.

Unterdessen wurden die Wahlen zum Parlamente ausgeschrieben. Ueberall stellten sich die Bewerber um einen Sitz dem Volke persönlich vor, bald in großen Bezirks-, bald in kleineren Gemeindeversammlungen. Vier bis fünf Stunden weit strömten ganze Caravanen nach Spaichingen, wo sämmtliche Bewerber vom Fenster des Rathhauses aus ihre Programme, respective ihre goldenen Berge dem mündigen Volke vortragen sollten. Zuerst sprach Menzel, der Stuttgarter Literat, unter dem Namen des Franzosenfressers bekannt; er redete gelehrt und doctrinär und erzählte ein Langes und Breites vom „vergeblichen Landtag" und anderen Dingen, die das Volk nicht verstand. Er wurde ausgepfiffen und mußte zurücktreten. Darauf folgte Rapp, ein protestantischer Pfarrer, ein geborener Redner und talentvoller Schriftsteller. Er wurde anfangs gern gehört, als er aber in höchst drastischer Weise auf die Fürsten und ihre Lola Montez zu reden kam, machten ihm die hinter ihm im Rathszimmer stehenden Beamten und andere ordentliche Leute Vorwürfe und versuchten, ihn vom Fenster wegzuziehen, er aber wandte sich an das Volk und rief: „Die Herren da drinnen wollen, daß ich nach ihrer Pfeife tanze, ich bin aber ein Pfarrer und darf nicht tanzen." Von dem Augenblicke an war er verurtheilt, das fühlte man. Am besonnensten und tüchtigsten sprach Rheinwald, wenn auch in meinen Augen zu reactionär; er erhielt nachher die meisten Stimmen.

So verliefen die langen Frühlingsferien unter politischer Aufregung. An das Examen, das in vier Monaten drohte, dachte man natürlich nicht. Anstatt in den Kirchenvätern zu lesen, übte ich mich im Schießen; anstatt der alt- und neutestamentlichen Exegese trieb ich die Grundrechte des deutschen Volkes. Als wir wieder in Tübingen einrückten, empfing uns das alte Stift mit strenger, vorwurfsvoller Miene. Mann für Mann mußte entweder seinen Austritt nehmen oder die Erklärung unterzeichnen, daß er sich von jetzt an den Ordnungen der Anstalt unterwerfen wolle. Alle thaten das Letztere, aber der Sturm, der einmal in die Zeit gefahren war, konnte so rasch nicht aus den jungen Köpfen getrieben werden.

Gleich in den ersten Tagen setzte ich eine Adresse an die Oberbehörde auf, in welcher nichts Geringeres verlangt wurde, als die Aufhebung des Stifts. Das sei ein gemeinschädliches Institut. Es locke Unzählige, die keinen inneren Beruf zur Theologie haben, zu dieser heran durch die materiellen Vortheile, die es biete, und erzeuge Dummköpfe oder Heuchler, und diejenigen, welche das Räthsel der Sphinx gelöst und den Muth haben, die gefundene Lösung auszusprechen, entlasse es untüchtig für die Kirche. Es sperre die Theologie von dem Strom des allgemeinen Geisteslebens ab in ein engbegrenztes Haus und bilde gedrückte, eckige, unpraktische Leute — und wie diese Dinge alle hießen. Und wirklich — der größere Theil der Zöglinge zeigte sich bereit, die seltsame Adresse zu unterzeichnen, bis es der Beredsamkeit eines Repetenten, Namens Lechler, gelang, Viele einzuschüchtern und zurückzuschrecken.

Ging es aber im stillen Hause der Studien so lebhaft her, so war draußen die Bewegung nicht geringer. Es hatte sich ein Bürgerverein gebildet, welcher alle die Aufgaben, welche dem engeren und dem weiteren Vaterlande erwuchsen, an die Hand nahm. Alles strömte herbei vom ärmsten Weingärtner bis zum höchsten Staatsbeamten. Die Leitung war in den Händen von Professoren und Studenten. Der Geist war der eines gemäßigten Freisinns. Eines Abends mitten im dichtesten Gedränge, als eben ein Redner die republikanische Bewegung in Baden schmähte, murmelte ich ein Wort des Unmuthes vor mich hin. Man ruft: der Mann soll uns von der Tribüne herab sagen, was er weiß. Schüchtern, weil ungewohnt, in öffentlicher Versammlung zu sprechen, wehre ich mich, aber ich werde durch das Gedränge hindurch halb gestoßen, halb getragen. Nun schildere ich zuerst, was ich auf meinen Streifzügen in Baden gesehen und gehört hatte, und entwerfe sodann mit kecken Zügen ein Programm der Politik. Das Parlament in Frankfurt wähle vor allen Dingen einen General und stelle das Militär sämmtlicher deutschen Staaten unter seinen Oberbefehl. So im Besitze der Macht, entwerfe es die deutsche Verfassung, und diese könne nur die Republik sein, welche allein die Einheit und Kraft des Ganzen mit der nöthigen Selbstständigkeit der einzelnen Glieder und Stämme zu verbinden im Stande sei. Nun furchtbare Bewegung im Saale! Indignation von der einen, Zujauchzen von der anderen Seite. Der allgemeine Tumult übertönt die Glocke des Präsidiums. Dieses nimmt den Hut und verläßt den Saal, ihm nach die Gleichgesinnten, etwa die Hälfte der Versammlung. Als das Strömen und Laufen aufgehört hatte, lade ich die Anwesenden zur Gründung eines neuen, demokratischen Vereins ein; er constituirt sich sofort und einige Bogen füllen sich mit Beitrittserklärungen.

Das war denn doch selbst für jene Zeit zu arg. Ein Theolog an der Schwelle des Examens, ein Stiftler, der Zögling einer Staatsanstalt, welche eine Stiftung des Fürstenhauses war — und Leiter eines demokratischen Vereins, der auf den Sturz des Fürstenhauses ausging! Von Stuttgart kam nach einigen Tagen die Weisung: Candidat L. verlasse entweder das Stift oder trete von der Leitung des demokratischen Vereins zurück! Ich erklärte mich zum letzteren sogleich bereit und kündigte sofort im Blatt die Auflösung des Vereins an, aber nur, um ihn am gleichen Abend unter dem Titel „Volksverein" mit unveränderten Statuten wieder zu sammeln. Ich ging zu Professor Baur, der Mitglied des Stiftsinspectorates war, und fragte, ob man auch so gegen mich einschreiten werde? „Bitte, schweigen Sie von der Sache! Wir sind dieser Dinge überdrüssig." So leitete ich den Verein den ganzen Sommer mit ziemlichem Geräusch, und kein Hahn krähte darnach. Unter allem Schwindel, der natürlich mitlief, machte ich damals die Erfahrung, daß der Mensch wächst mit seinen Zwecken, daß man in großen Zeiten Gaben erhält, von welchen man in kleinen selbst keine Ahnung hat, daß, wer von einer großen Idee ganz erfüllt ist, das Unmöglichscheinende leistet. Ich arbeitete nach allen Seiten; es ging Alles so leicht und mühelos von Statten; ich that das Nöthige für das Examen, hielt täglich Vorträge, schrieb Artikel für unser Zeitungsblatt, verfaßte Aufrufe, Adressen dahin und dorthin, schlief nur wenig und befand mich niemals wohler und gesünder, als in jener Zeit.

Gegen Ende August war das Examen; es lief gut ab. Aber was nun? Als die Ergebnisse der Prüfung in der Aula verkündigt waren und in einem Nebenzimmer Jeder auf einem bereit liegenden Bogen einzutragen hatte, was er in der nächsten Zeit treiben und wo er sich aufhalten werde, da fühlte ich mich gar verlassen und einsam. Ich hätte mit Luther, als ihn der Cardinal fragte: „wo willst Du bleiben, wenn der Papst Dich in den Bann thut?" nur antworten können: „unter dem Himmel." Ich wußte nicht wohin und konnte mir auch nicht denken, wo mich Jemand brauchen könnte. Wenn wieder so ein Trupp freudvoll und leidvoll, unter Küssen und Händedrücken abzog und man das alte Burschenlied sang:

„Bemooster Bursche, zieh ich aus,
Behüt dich Gott, Philisterhaus!
Zur neuen Heimath zieh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein" —

da fiel mir die ganze Schwere des ungewissen Menschenlooses auf's Herz; eine neue Heimath kannt' ich nicht, und zum Philister fehlte mir noch ganz die Stimmung. Ich hätte dieses sorgenlose Leben mit all den Anregungen für Geist und Gemüth so gern noch fortgetrieben; ich hätte noch recht lange baden mögen in diesem Strome freier zweckloser Wissenschaft; ich konnte den Gedanken nicht ertragen, auf immer scheiden zu müssen von der lieben Musenstadt, die mir in jeder Beziehung eine alma mater gewesen war, von diesen reizenden Hügeln und Thälern, die mir so vertraut geworden waren.

Ich beschloß, vorläufig die Ferien über noch zu bleiben, und bezog die vacante Stube eines Freundes gegenüber der

„Hölle" mit der herrlichsten Aussicht auf das Neckarthal und die Hügel der schwäbischen Alb. Zum ersten Male empfand ich die Wonne, mich von der Traulichkeit einer eigenen Stube umfangen zu sehen und die Stunden durch keine Seminarglocke mir bestimmen zu lassen. Ich besorgte die Museumsgeschäfte fort, studirte Zeller's „Geschichte der griechischen Philosophie" und widmete die Abende der Politik.

In diese Zeit fielen zwei Ereignisse, die über mein künftiges Schicksal entscheiden sollten. Eines Morgens berief mich der Fabrikant Rau von Gaildorf, ein Hauptwühler im Lande, auf die Post. Kaum saßen wir zusammen, so trat der Polizeidirector Meier, Policen-Meier genannt, herein und setzte sich in einiger Entfernung von uns zu einem Glase Wein. Da man damals keine Polizei fürchtete, theilte mir Rau seinen Plan mit. Er wollte das württembergische Oberland von Tuttlingen an revolutioniren, von Dorf zu Dorf Zuzug sammeln und mit ungeheuren Massen gegen Stuttgart ziehen. Hier werde im geeigneten Augenblicke die Republik ausgerufen; Alles sei bereit, der Revolutionsplan von der Stuttgarter Demokratie bis in's Einzelne entworfen, die Straßen für Aufwerfung der Barricaden bezeichnet 2c. Ich erhob Bedenken gegen den Plan, der mir abenteuerlich klang und schwindelhaft schien, aber Rau reiste in blindem Vertrauen auf den Sieg vorwärts in sein Verderben. Ich bestieg sogleich die Post nach Stuttgart, kam dort gerade zu einer imposanten Volksversammlung an, die aber durch die Schuld der Redner kläglich ablief — man merkte ihren Worten die Furcht vor der Polizei an —, und traf dann Abends die Führer der Rauischen Bewegung in einer behaglichen Bierstimmung in einem Wirthslocale draußen vor der Stadt. Ich wußte nun, was ich zu thun hatte. Die Stürmer in Tübingen brachte ich durch meine Schilderung der Situation zur Ruhe, einen Studenten der Theologie, Namens Weihenmeier, der ausgereist war, um die Gegenden von Reutlingen bis Plochingen aufzuwiegeln, ließ ich durch zwei Freunde, die ich ihm nachschickte, festnehmen, und als der Landtagsabgeordnete Nagel von Balingen in höchster Eile angefahren kam und anfragte, wie wir in Tübingen uns zu verhalten gedenken, Rau sei mit sechshundert Mann in Balingen eingezogen und es sei große Neigung vorhanden, sich ihm anzuschließen, da bat ich ihn, heimzueilen und seine Mitbürger von dem wahnsinnigen Unternehmen zurückzuhalten. Ich fühlte mich ordentlich, der Retter des Vaterlandes zu sein. Ach! wenn das der König wüßt'? Einen Orden glaubt' ich mindestens verdient zu haben.

Bald darauf kam die erste Reutlinger Volksversammlung. Der Tübinger Volksverein hatte mich zum Sprecher bestimmt. Auf einer Wiese sammelte sich eine unabsehbare Menschenmenge. Auf der Terrasse eines Landhauses waren die Redner aufgestellt. Professor Kapff (Küryx genannt) eröffnete die Versammlung mit einer kernigen und gediegenen Rede und verlangte von ihr ein Mißtrauensvotum gegen die Rechte des Frankfurter Parlaments und eine Zustimmung zu dem Vorgehen der Linken. Allgemeiner Applaus: angenommen! Damit war ich nun aber gar nicht zufrieden. In scharfer Rede kritisirte ich die ganze bisherige Thätigkeit des Parlaments; die Rechte und das Centrum und die Linke seien in gleicher Verdammniß; es seien Schönredner und Doctrinäre, die unter endlosen Reden über allgemeine Grundsätze die Zeit zum Handeln und Organisiren verpaßt und der fürstlichen Reaction Zeit zum Aufathmen gegeben haben. Das Parlament müsse abberufen und Neuwahlen ausgeschrieben werden, aus ihnen werde friedlich und groß die deutsche Republik hervorgehen, deren Bild nun in glänzenden Farben entworfen wurde. Während ich so von der Tribüne herunter sprach, oft unterbrochen von einem nicht enden wollenden Jubel, vertheilte unten wieder ein junger Theologe, Namens Schuster, die berühmte perikleische Rede über die Herrlichkeit des athenischen Freistaates, die wir aus „Thucydides" übersetzt und als Flugblatt gedruckt hatten, unter die Bauern und Handwerker, die natürlich Nichts davon verstanden. Die Menge war rasend vor Freude; die Mützen fuhren unter endlosem Halloh in die Luft; ein Amerikaner stürzte auf die Bühne und umarmte mich vor allem Volke. Höher konnte der Rausch nicht mehr steigen und zu dämpfen war er nicht mehr. Die Versammlung war zu Ende; man zerstreute sich wieder. Abends hörten Baur und Zeller, welcher Letztere als Baur's Tochtermann auf Besuch in Tübingen war, durch die geöffnete Thür der „Hölle" einem Ständchen zu, das mir die Tübinger Demokratie brachte.

Zwei Tage darauf gab der „Schwäbische Merkur" den Hauptinhalt meiner Rede mit dem deutlichen Fingerzeig wieder, daß man solche gefährliche Leute eigentlich hinter Schloß und Riegel setzen sollte. Die erschrockenen Eltern, die auf diesem Wege die erste Kunde von meiner politischen Thätigkeit erhielten, schickten sogleich meinen Bruder Theodor ab, um mir ernstlich an's Herz zu reden. Als sein schwerer Tritt in der Morgenfrühe die Treppe heraufkam — ich lag noch im Bette — dachte ich einen Augenblick: „Wenn es die Polizei wäre, die dich verhaften will!" Närrischer Gedanke! Was ich gesagt und gethan hatte, das hatten bis dahin tausend Andere auf Straßen, in Parlamenten, in Volksversammlungen, in der Presse gesagt und gethan. Die volle Redefreiheit war garantirt und bisher beschützt worden. Stand ich nicht mit dem Policenmeier auf dem besten Fuße und hatte mit ihm beim Glase Wein oft und viel politisirt? Und sollte mein noch so junges Verdienst um die Rettung des Vaterlandes schon vergessen sein? Und doch war die Furcht nicht ohne Grund. Seit der Rau'schen Schilderhebung war eine merkliche Wendung in dem Verhalten der Staatsgewalt, ja auch in der öffentlichen Meinung eingetreten. Was vorher als unschuldig hingegangen war, wurde jetzt notirt. Doch blieb ich arglos und lachte der Gefahr.

Als zwei befreundete Abgeordnete der Ständekammer, Stockmaier und Pfäfflin, in Landtagsgeschäften nach Tübingen kamen, luden sie mich ein, mit ihnen nach Stuttgart zu fahren; wenn Gefahr drohe, wollten sie mich unter dem Mantel ihres Mandats verbergen. Ich ging fröhlich mit, logirte im Hause von Verwandten, deren streng loyale und monarchische Gesinnung mir Schutz gewährte, und bewegte mich harmlos im Strudel des Cannstatter Volksfestes, das alljährlich am Tage nach der Geburtstagsfeier des Königs, am 28. September, abgehalten wurde. Aber je länger, je weniger behagte mir die Luft. „Was? Du bist da?" begrüßten mich viele Bekannte verwundert. Es war mir bald, wie wenn ich von Spionen umgeben wäre. Guckte Jemand durch ein Opernglas, so meinte ich, es sei auf mich gerichtet. Da galt kein Zögern mehr. Ich nahm rasch ein Postbillet nach Hause, und richtig! eine Stunde nach meiner Abfahrt erschien die Polizei im Hause der Verwandten, um nach mir zu fragen. In Tübingen benutzte ich die Haltestunde, Nachts zwölf bis ein Uhr, um auf mein Zimmer zu eilen, einige Sachen zu ordnen und auf den Tisch ein Billet an einen Freund zu legen, der mir meine Habseligkeiten nachschicken sollte. Zu Hause wurde ich herzlich willkommen geheißen; kein Wort des Vorwurfs oder Tadels entschlüpfte den Lippen der guten Eltern, doch merkte ich ihnen wohl an, wie schwer es auf ihnen lag.

Lange sollte mir die Rast im elterlichen Hause nicht gestattet sein. Am folgenden Morgen kam mit demselben Postzuge, der mich gestern gebracht hatte, ein Bote von Tübingen mit der Nachricht, daß in der letzten Nacht die Polizei mir an der Post aufgepaßt, weil sie mich von Stuttgart her erwartet habe; es hätte freilich keine Noth gehabt, denn der Volksverein sei in großer Zahl bewaffnet in einer Nebenstraße zu meinem Schutze aufgestellt gewesen, aber weit weg vom Geschütz mache doch langes Leben. Was war da zu thun? Ich bat den Vater um zwei Kronthaler, packte in eine Botanisirbüchse eine Pistole und ein paar Hemden und nahm in derselben Stunde den Weg nach der Schweiz. „Leb' wohl, mein Heimathland! auf ewig lebe wohl!" *

* Mit diesen zwei Kronthalern hat Lang, der in Deutschland niemals wieder dauernd gewirkt hat, seine später mit so vielen Ehren fortgesetzte und abgeschlossene Laufbahn in der Schweiz begonnen, auch ein Beweis für die seltene Thatkraft, welche diesem mannhaften Streiter innewohnte.
D. Red.

Blätter und Blüthen.

Winke für die Philadelphia-Reisenden. II. Denjenigen, welche in diesem Frühjahre oder Sommer zur Ausstellung reisen, um ihre Kenntnisse in einem bestimmten auf der Ausstellung vertretenen Fache zu erweitern, gesellt sich eine Schaar von Touristen. Wie groß dieselbe von Deutschland aus sein wird, darüber gehen die Meinungen auseinander. Die Kostenfrage spielt bei uns Deutschen in Beziehung auf solche Reisen noch immer eine größere Rolle, als z. B. bei den überall anzutreffenden Engländern. Die „Kölner Zeitung“ hat neulich einen Anschlag der durchschnittlichen Reiseausgaben eines solchen Philadelphia-Touristen mitgetheilt, der im großen Ganzen durchaus zutreffend, ja in manchen Punkten vielleicht noch zu niedrig gegriffen erschien. Anders mag es sich für Diejenigen stellen, welchen durch nahe Verwandte Reise und Aufenthalt in den Vereinigten Staaten erleichtert wird. Bei der großen Zahl der Deutschen drüben läßt sich immerhin annehmen, daß aus unserem Vaterlande außer Denen, welche lediglich oder vorzugsweise der Weltausstellung wegen hinübergehen, noch Viele die Reise vom deutschen Strande über den Ocean machen werden, um liebe Verwandte wieder zu sehen oder um geschäftliche Beziehungen anzuknüpfen, respective zu erneuern oder zu erweitern. Sie Alle werden außer der Ausstellung ein Stück von Amerika, von amerikanischem Leben sehen und kennen lernen wollen. Der aus Europa kommende Tourist erweitere vor allen Dingen, wenn er seine Reisepläne macht, seine Begriffe von Raum, was nicht so leicht ist, wie man denkt. Der europäische Mikrokosmus — so kann man räumlich von unserem Welttheile im Vergleiche zu Nordamerika sprechen — ist uns in Fleisch und Blut übergegangen. Freilich erleichtert die große Zahl von Eisenbahnen drüben das Reisen, und von New-York nach San Francisco zu kommen, erfordert deshalb eine unvergleichlich geringere Zeit, als z. B. von Paris nach Bagdad, obgleich diese Strecke in gerader Richtung noch etwas weiter ist. Allein man kann doch nicht überall hin mit der Eisenbahn gelangen, und es treten dann Dämpfer oder Stages (Omnibusse) an ihre Stelle. Auch diese Beförderungsmittel dienen nach Kräften dem Go-ahead-Princip. Während man auf den Fluß- und Küstendampfern bei äußerst comfortabler Einrichtung mit Galerien, Salons und Schlafgemächern großentheils sehr behaglich reist, kann man dies durchaus nicht von den Stages des Westens und Californiens sagen.

Die Wege sind in den gebirgigen Gegenden, obwohl man sie sich viel hat kosten lassen, noch immerhin sehr mangelhaft. In rasender Eile, im Galopp geht es über Berg und Thal, durch Bäche und Flüßchen, doch sind die Kutscher in der Regel Meister der Kunst des Rosselenkens. Die Wagen gleichen in Californien unseren früheren Diligencen und Eilposten, doch wird man auch an manchen Bahnstationen des Westens zu Fahrten von mehreren Tagen in elende Plankarren gepackt, und man führt darin eine nur durch die Gewohnheit erträglicher werdende Existenz. Im Osten ist Alles schon mehr nach europäischem, das heißt englischem Style geordnet und vervollkommnet. Die Zeit, welche der Reisende sich drüben gönnt, wird maßgebend sein für die Wahl seiner Vergnügungstouren. In erster Linie stehen wohl die Niagarafälle, eventuell mit einem Ausfluge auf dem Ontariosee, den man bis Montreal in Canada ausdehnen kann. Ohne Zweifel werden dahin Vergnügungszüge von New-York, Philadelphia ꝛc. in größerer Zahl als sonst abgelassen werden. Viele scheuen gerade die Benutzung dieser Züge, weil sie alle Unbequemlichkeiten und selbst Gefahren solcher Massentransporte mit sich bringen. Es geht dabei noch weit regelloser her, als bei den sonntäglichen Extrazügen aus unseren größeren Hauptstädten in deren Umgegend. Das Gesetz, die Reglements scheinen in der That an solchen Tagen nur dazu da zu sein, um nicht befolgt zu werden; die Beamten können selbst beim besten Willen keine Ordnung halten.

Im September 1872 wurde bei Cleveland die Ackerbauausstellung des Staats abgehalten. Die Züge, welche von der Ausstellung nach der Stadt abgelassen wurden, waren sämmtlich gegen Abend ohne Einspruch der Fahrbeamten, die überhaupt in Amerika in viel geringerer Zahl vorhanden sind als bei uns, derartig vollgepackt, daß auf den Dächern mancher Waggons fast eben so viele Passagiere saßen und lagen, wie im Innern derselben untergebracht worden waren. Ja selbst auf der Locomotive, wo sich ein glasbedachtes Coupé für den Führer und Gehülfen befindet, hatte sich eine größere Anzahl Passagiere eingedrängt. Als der Zug noch im langsamen Einfahren in den Bahnhof war, sprangen einzelne jener „Deckpassagiere“ auf die Dächer von Wagen, die auf einem Nebengleise feststanden, um so, ohne von der drängenden Menge aufgehalten zu werden, aus dem Bahnhofe zu kommen. Dergleichen Dinge, bei welchen einem deutschen Bahnhofsinspector die Haare zu Berge stehen würden, fallen drüben nicht auf, und wenn den Betreffenden ein Unglück passirt, so haben sie es sich eben selbst zuzuschreiben.

Dem Niagarafalle widme der Reisende einen oder lieber zwei Tage. Es wird ihm leichter werden, seinen Aufenthalt zu verlängern, als zu verkürzen. Wer einmal jene mächtige, einhundertachtundsechszig Fuß hohe smaragdene Wasserwand, erglänzend im Strahle des Tagesgestirns oder geisterhaft beleuchtet vom ungewissen Lichte des Mondes, halb eingehüllt von Gischt und Dampf, geschaut, wer das Donnern und Brausen der in rasender Eile herabstürzenden Gewässer gehört hat, der wird, wenn er auch den wunderbaren Anblick von allen nur möglichen Standpunkten, von dem jetzt zusammengestürzten, vielleicht schon wieder aufgebauten Terrapinthurme, von der den Fluß unterhalb des Falles passirenden Fähre, von der Restauration auf der Ziegeninsel, von der Hängebrücke oder dem Thurme an ihrem Eingange, oder endlich von dem sogenannten Museum auf der canadischen Seite aus, genossen, immer das Gefühl haben, daß er ein Unrecht thue, schon wieder abzureisen. Die Prellerei, welcher man auf Schritt und Tritt in Europa bei dem Beschauen derartiger Naturschönheiten begegnet, findet man in dem durch die Fülle emporgeblühten Orte Niagara Falls nicht; es sind eine Menge guter Hôtels da, die Preise nur ein wenig theurer als sonst; Läden und Bazars bieten eine Menge von Erinnerungen, darunter ausgezeichnete Photographien feil, ja zur Zeit meines Besuches im Spätsommer 1872 hatte ein biederer Canadier auf der britischen Seite, gegenüber dem Hufeisenfalle, sein Photographenzelt aufgeschlagen, und für acht Dollars wurde jeder Besucher, auf einem Baumstamme sitzend, mit dem grandiosen Falle im Hintergrunde, auf Glas abconterfeit.

In der Hitze des amerikanischen Sommers gewährt überdem der Besuch des Niagarafalles den abgespannten Nerven eine unvergleichliche Erfrischung und Erquickung. Gleiches läßt sich von der Menge Seebäder an der Küste des atlantischen Meeres, dem fashionablen New-York an der Spitze, sagen. Das Seebad Coney-Island kann man von New-York aus täglich mit Hülfe der Pferdebahn erreichen. Die oceanischen Wellen stürmen mit einer Wucht und in einer Höhe gegen den Strand, wie wir sie an unseren Nordsee-Inseln nicht kennen. Aber auch für Den, welcher ruhigere Bäder liebt, ist an der Innenseite von Long-Island gesorgt. Hier, geschützt vor der atlantischen Weltmeerströmung, liegen am grünen, oft bewaldeten Ufer eine Menge viel besuchter sogenannter Watering-Places.

N. L.

Wie man heute die Spalten eines Blattes füllt, das lehrt uns die in Basel erscheinende „Allgemeine Schweizer Zeitung“ in der Beilage zu ihrer Nr. 56. Wir finden daselbst einen längeren Artikel „Das Weib eines Juden. Nach den Aufzeichnungen eines Großneffen desselben für das Feuilleton der ‚Allgemeinen Schweizer Zeitung‘ skizzirt von L. G.“ Die Skizze ist nach Inhalt und Form (wenigstens soweit die angezogene Nr. 56 sie zur Einsicht bringt) nichts als ein durch unwesentliche Weglassungen und Hinzufügungen nothdürftig bemäntelter Abklatsch der schönen Mosenthal'schen Historie von der Tante Guttraud, welche wir in unserer Nr. 2 dieses Jahrgangs unter dem Titel „Aus dem jüdischen Familienleben“ zum Abdrucke brachten — und die „Allgemeine Schweizer Zeitung“ ist dreist genug, dieses durch unser Blatt schon Millionen Lesern bekannt gewordene Lebensbild nicht nur ohne Angabe der Quelle, sondern sogar mit dem lügnerischen Zusatze „für das Feuilleton der ‚Allgemeinen Schweizer Zeitung‘ skizzirt“ wiederzugeben. Man weiß nicht, soll man über die Naivetät, mit welcher dieses publicistische Schmarotzerthum sich in Scene setzt, lachen oder die bodenlose moralische Versumpftheit, welche dieser Fall bekundet, im Interesse der Journalistik beklagen?

Johannes Nordmann, der reichbegabte Dichter und wackere und gesinnungstüchtige Journalist, wurde vor Kurzem zum Präsidenten des hochangesehenen Wiener Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“ gewählt. Indem wir von dieser glücklichen Wahl Notiz nehmen, benützen wir die Gelegenheit, denjenigen unserer Leser, die sich für österreichische Belletristik interessiren, die von Nordmann in Wien herausgegebene „Neue Illustrirte Zeitung“ bestens zu empfehlen. Das Blatt zeugt von redlichem Streben und hat sich in kurzer Zeit die Achtung und Werthschätzung seines Leserkreises zu erringen gewußt.

Danksagung. Für die überaus zahlreichen und interessanten Mittheilungen aus dem geistigen Leben der Thiere, welche dem Unterzeichneten aus Anlaß seiner in Nr. 46 (1875) der „Gartenlaube“ ausgesprochenen Bitte aus allen Theilen der Erde zugegangen sind, sagt derselbe hiermit allen Correspondenten seinen ergebensten Dank unter Hinzufügung der Bemerkung, daß das betreffende Buch nicht so rasch erscheinen wird, daß nicht einzelne besonders wichtige Beobachtungen oder Mittheilungen noch Aufnahme oder Verwendung finden könnten.

Darmstadt, 14. April 1876. **Dr. Ludwig Büchner.**

Eine Mutter sucht ihren Sohn. Der Schlossergeselle Heinrich Curwy, neunzehn Jahre alt, ist im vorigen Sommer auf der Reise von Berlin über Hamburg nach Wilhelmshafen spurlos verschwunden. Bei allen Behörden Deutschlands ist vergeblich nach dem Verbleib des jungen Mannes geforscht worden. Die unglückliche Mutter setzt ihre letzte Hoffnung zur Wiederauffindung des Sohnes auf die „Gartenlaube“, und wir bitten alle Diejenigen unter unseren Lesern, welche etwa Auskunft über den Heinrich Curwy geben können, uns solche baldmöglichst zukommen zu lassen.

Zu unserer heutigen Abbildung der Marbacher Schiller-Statue (Seite 315) die vorläufige Mittheilung, daß eine Schilderung der Enthüllungsfeierlichkeiten derselben in einer der nächsten Nummern nachfolgen wird.

Berichtigung. Durch einen Zufall sind die Unterschriften zu den Abbildungen im Artikel „Ferienstudien am Seestrande“ von Carl Vogt in Genf (Nr. 16, S. 267) in einem Theile der Auflage verwechselt worden. Wir ersuchen die Leser sie folgendermaßen zu berichtigen. Die Unterschrift der Karte muß heißen:

Karte der Umgegend von Roscoff mit der Insel Baß.

Die Unterschrift der oberen Ansicht:

Fig. 2. Nördlicher Jagdgrund der Naturforscher.

Die Unterschrift der unteren Ansicht:

Fig. 1. Westlicher Jagdgrund der Naturforscher mit der Insel Baß.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 20. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Wohl dem, der sein Schäfchen in's Trockene bringt!" fuhr Franz, gemüthlich auf die Tasche klopfend, fort. „Ehrlich verdient und fein stet und redlich vermehrt, das ist meine Parole; dabei kann man ruhig schlafen. Wer sich auf das Speculiren nicht versteht, der soll's bleiben lassen. Da ist der Herr Commerzienrath drüben — den ficht freilich die ganze Geschichte nicht an; der sitzt bombenfest, weil er ein kluger Kopf ist und eine feine Nase hat." Er hob mit wichtiger Anerkennung den Zeigefinger. „Kam gestern erst wieder von Berlin, stramm wie immer. Ich hatte gerade Mehl an die Bahn gefahren — hui, wie da seine zwei Schwarzen, seine Prachtpferde, vorbeisausten! Der versteht's wie Keiner. Die Leute meinten, er hätte gewiß wieder einmal gehörig eingestrichen, so munter sah er aus und so recht wie Einer, der Millionen commandirt. Er war diesmal lange fort und wär' wohl auch gestern Abend nicht gekommen, wenn sie heute nicht Polterabend drüben feierten."

Polterabend! Und übermorgen war die Hochzeit, und gleich nach der Trauung sollte das junge Paar abreisen. Käthe wußte das ja; sie hatte es oft genug in Henriettens Tagebuche gelesen, und doch durchfuhr sie ein jähes, schmerzvolles Erschrecken, als es Menschenlippen so selbstverständlich aussprachen.

„Es soll hoch hergehen heute Abend," sagte Suse, indem sie der jungen Herrin eine Tasse Kaffee präsentirte. „Ich sprach gestern dem Herrn Commerzienrath seinen Anton, der sagte, es kämen so viele Gäste, daß sie nicht Platz genug schaffen könnten. Ein Theater haben sie gebaut, und eine Menge Fräulein aus der Stadt sollen verkleidet kommen, und das Grüne zum Putzen wird wagenweise aus dem Walde geholt."

Es schlug Elf auf dem Thurme der Spinnerei, als Käthe nach der Villa ging. Noch klang das verworrene Stimmengeräusch von der Fabrik her an ihr Ohr, als sie den Mühlenhof durchschritt, aber kaum war die kleine Bohlenthür in der Mauer, die das Mühlengrundstück von dem Parke trennte, hinter ihr zugefallen, als auch schon tiefe, so recht vornehme Parkstille sie umfing.

Franz hatte Recht: hier überkam Einen das Gefühl, daß der wüste Lärm des Geldmarktes den reichen Mann und seine wohlgeborgenen Schätze nicht anfechte, daß die Alles verschlingenden Unglückswogen nicht einmal bis zu seinen Sohlen hinaufzulecken durften. Ah, dort dehnte sich ein herrlicher Wasserspiegel hin. Er fing den Azur des wolkenlosen Morgenhimmels auf — ein riesiger Sapphir von fleckenloser Reinheit! Der Teich war fertig, unglaublich rasch fertig geworden durch die massenhaft auf diesen kleinen Fleck concentrirte Menschenkraft und riesige Geldopfer. Schwäne durchfurchten die blaufunkelnde Fluth, und dem Ufer nahe schwankte ein buntbewimpelter Nachen an der Kette. Als Käthe gegangen war, hatte der Park in heller Maienblüthe gelegen — jetzt schien alles Grün tief schattirt, wie ein nachgedunkeltes Gemälde; über das sanfte Farbengemisch der Frühlingsblumen waren die Sonnenflammen sengend hingelaufen und hatten dafür die Blüthenfackeln der Cannas, die kerzenartig aufstrebenden Gladiolen auf jedem zwischen der Boscage hervortretenden Rasenspiegel angezündet.

Wie viele Hände mußten bezahlt werden, um dem Parke das Gepräge peinlicher Sauberkeit und Pflege zu bewahren! Kein abgefallenes Blättchen lag auf den Wegen; kein Grashalm bog sich über die vorgeschriebene Linie; keine verdorrende Blüthe hing an den Zweigen. Und dort zwischen den köstlich schattirten Gruppen von Laubholz trat jetzt die imposante Façade des neuen Marstalles hervor; auch an ihr war ununterbrochen gearbeitet worden; ihr Emporwachsen war ein so zauberhaft rasches, als habe eine Riesenkraft das Mauerwerk mit seinen Stuckverzierungen aus der Erde getrieben. Und hier förderte in der That die treibende Macht, das Geld, fort und fort; hier sprang der Goldquell in unverminderter Stärke, ob auch auf der Börsenbühne die großen Brunnen verschüttet waren — nein, nicht einer der elektrischen Schläge, welche die Geschäftswelt so mörderisch durchzuckten, hatte seinen Lauf hierher gelenkt.

Unter der kühlen Wölbung der Lindenallee hinschreitend, kam Käthe der Villa näher und näher. Noch nie war ihr das kleine Feenschloß so aristokratisch unnahbar erschienen, als heute in dieser tiefgoldenen Morgenbeleuchtung, mit der aufgezogenen, farbenglänzenden Flagge auf seiner Plattform — das flatternde Willkommenzeichen wogte, festlich einladend, hoch in den Lüften. Unwillkürlich legte das junge Mädchen die Hand auf das ängstlich pochende Herz — sie war nicht eingeladen, und doch kam sie. Es war ein schwerer Gang, es war ein großes Opfer der Schwesterliebe, dieses Niederkämpfen der eigenen stolzen Natur. Hinter dem Bronzegitter des untern Balcons lief das Löwenhündchen der Präsidentin auf und ab und kläffte die Kommende wie immer feindselig an, und die Papageien im blauen Salon accompagnirten kreischend durch die weit offenen Glasthüren.

Als Käthe unter das Portal trat, huschte eine Dame an ihr vorüber; sie hielt das Taschentuch vor das Gesicht, aber

über den Spitzenbesatz hinweg streifte ein scheuer Blick aus furchtbar verweinten Augen das junge Mädchen. Käthe erkannte sie — es war die schöne, üppige, in Luxus schwelgende Frau eines Majors; die Eleganz ihrer Toiletten war in der Residenz sprüchwörtlich geworden. Sie eilte um die Hausecke, in das Dunkel der Boscage, jedenfalls, um erst die Thränenspuren zu beseitigen, ehe sie die von Spaziergängern wimmelnde Promenade betrat.

„Dem Manne bleibt auch nichts Anderes übrig, als ‚die Kugel vor den Kopf' — das Bett unter dem Leibe soll ihm genommen werden," hörte Käthe, an der halb offenen Thür der Portierstube vorübergehend, einen Bedienten sagen. „Geschieht ihm ganz recht — was braucht denn solch ein Officier in Papieren zu speculiren, von denen er nicht den Pfifferling versteht! Nun kommt die Frau und heult unserm Herrn was vor, und der soll nun den Karren aus dem Moraste holen — das könnte ihm fehlen! Wenn er allen Denen helfen wollte, die in den letzten Tagen dagewesen sind, da könnte er nur den Ziegenhainer in die Hand nehmen und den Staub von den Schuhen schütteln — da blieb' ihm nichts."

Abermals ein Opfer der entsetzlichen Katastrophe! Käthe schauerte in sich zusammen und stieg unbemerkt die Treppe hinauf. In der Beletage war es feierlich still — mechanisch schritt sie zuerst nach dem kleinen Salon, den sie bewohnt, und öffnete die Thür. Die Frau Baronin Steiner herrschte allerdings hier nicht mehr, aber das Zimmer war auch nicht angethan, einen andern Gast wieder aufzunehmen. Sämmtliche Möbel waren ausgeräumt — dafür standen große, schöndrapirte Tafeln die Wände entlang und trugen auf ihren Flächen einen förmlichen Bazar von Ausstattungsgegenständen, den mit großer Ostentation aufgebauten, wahrhaft fürstlichen „Trousseau" der Frau Professorin in spe; in der Mitte des Salons aber wogte von einem Kleiderständer nieder milchweißer Atlas, umhaucht von Spitzenduft und mit Orangenblüthen besteckt, und so hoch auch das Postament war, der schwere Stoff schleppte doch noch weit über das Parquet hin — Flora's Brautanzug! Käthe drückte mit weggewandten Augen die Thür wieder zu — einige Secunden später lag sie tieferschüttert in Henriettens Armen, die in einen so exaltirten Jubel ausbrach, als werde sie durch diese Ankunft aus namenloser Pein erlöst.

Die kranke Schwester war allein. Man habe heute im Hause keine Zeit für sie, klagte sie; der Commerzienrath richte Flora die Hochzeit aus, und zwar mit einem beispiellosen Aufwand. Er wolle bei dieser Gelegenheit der Residenz wieder einmal zeigen, wie hoch er Alle überrage, wenn er auf seinen Geldsäcken stehe — das sei nun einmal seine Schwäche. . . . Ganz ihrer unabhängigen Art und Weise gemäß, hatte sie es unterlassen, den Verwandten anzuzeigen, daß sie Käthe telegraphisch berufen habe. Das sei doch völlig überflüssig, meinte sie mit großen, erstaunten Augen auf Käthe's betroffenes Kopfschütteln hin; sie habe es stets betont, daß die Schwester eines Tages zurückkommen werde, um sie zu pflegen — man wisse das im Hause gar nicht anders, und was ein mögliches unvorbereitetes Zusammentreffen mit dem Commerzienrath betreffe, so möge sie ganz ruhig sein, er habe jedenfalls „eine neue Flamme" in Berlin; er sei die beiden letzten Male — vorzüglich aber gestern — ziemlich zerstreut zurückgekehrt, und habe auf Flora's Neckereien hin nur schlau gelächelt und durchaus nicht geleugnet.

Käthe schwieg auf alle diese Mittheilungen; sie hatte zuletzt nur den einen Gedanken, daß es allerdings die höchste Zeit für sie gewesen sei, zurückzukehren. Sie fand die Kranke maßlos aufgeregt; der hohle, erstickende Husten schüttelte den schattenhaft abgezehrten Körper viel häufiger als früher; die Hände brannten wie Kohlen, und der Athem ging so schwer, so mühsam aus und ein. Henriette hatte es bisher auch bei den heftigsten Leiden nie „zu Thränen kommen lassen" — sie hatte einen unglaublich starken Willen, heute aber waren ihre schönen Augen verweint bis zur Unkenntlichkeit. Sie verzehre sich in Angst, daß Bruck bei all seiner Liebe für Flora doch vielleicht sehr unglücklich werden würde, klagte sie, ihr Gesicht an Käthe's Brust verbergend, und obgleich nie ein unvorsichtiges Wort darüber gefallen, sei sie dennoch fest überzeugt, daß die Tante genau so denke und sich gräme. . . . Käthe wies sie mit der schneidenden Antwort zurecht, daß das einzig und allein Bruck's Sorge sei und bleiben müsse; Niemand habe mehr Anlaß gehabt, tiefe Einblicke in Flora's selbstsüchtiges Wesen zu thun, als gerade er; wenn er trotzalledem darauf bestehe, sie zu besitzen, so werde er sich auch mit seinem Schicksal abzufinden wissen, möge es fallen, wie es wolle. . . . Henriette fuhr ganz erschrocken empor, so rauh klang das Gesagte; es lag überhaupt etwas so bestürzend Fremdes, eine Art starrer Zurückhaltung und Abgeschlossenheit in der Erscheinung der jungen Schwester, als sei auch sie mit sich und ihrem Schicksal fertig — nach schweren Kämpfen. . . .

23.

Kurze Zeit nachher stieg Käthe, die kranke Schwester vorsichtig stützend, auf der kleinen Treppe in das untere Stockwerk hinab, „um sich zu melden". Sie kamen durch den schmalen Corridor, in welchen Käthe bei ihrer Abreise für einen Moment geflüchtet war. Er lief den großen Saal entlang, der fast den ganzen Raum des einen Seitenflügels der Villa nahezu beanspruchte — in ihm wurden die berühmten Hausbälle des reichen Mannes abgehalten.

„Es ist Probe für heute Abend, und dabei wird noch fortdecorirt und geschmückt," sagte Henriette aufhorchend und heiser und höhnisch vor sich hinlachend — pathetische Declamation, hie und da durch intensives Pochen und Hämmern unterbrochen, scholl durch die Thüren. — „Wie ekeln mich diese Mädchen da drinnen an! Sie möchten sämmtlich, wie sie auch auf der Bühne stehen, der Braut die Augen auskratzen, und doch faseln sie in grenzenlosem Schwulst von der schönsten Blume, die ihrem Kranz entrissen werde, von dem Dichtergenius, der ihre Stirne geküßt habe, und was dergleichen poetische Aderlässe mehr besagen. Und Moritz mit seiner maßlosen Verschwendung benimmt sich dabei wie ein Narr. Gestern Abend, unmittelbar nach seiner Rückkehr von Berlin, hat er die Handwerker wie Buben gescholten; die Decoration mußte als ‚trödelhafter Plunder' sofort von den Wänden gerissen werden, weil die Leute in zwei dunklen Ecken Wollstoffe statt Seidendamast verwendet hatten; er wird nachgerade abstoßend mit seinem ewig herausgekehrten Millionärbewußtsein. Da sieh her!"

Sie schob unhörbar eine der Thüren etwas weiter auf. Durch den nur schmalen Spalt sah man die Bühne nicht, auf der die Probe abgehalten wurde; dagegen präsentirte sich schräg seitwärts ein prachtvoller Baldachin von goldbefranztem Purpursammet — er sollte sich heute Abend über dem Brautpaar wölben.

„Wie wird er mit seinem blassen, finsterbrütenden Gesicht sich ausnehmen unter dem komödienhaften Firlefanz dort!" flüsterte Henriette und drückte den blonden Kopf wie in ausbrechender Verzweiflung tief bewegt an die Gestalt der Schwester. „Und sie wird wieder neben ihm stehen, siegend, triumphirend wie immer, in der wohlstudirten Toilette von weißem Mull und kindlich naiven Margarethenblümchen, wie sie der unschuldsvollen Braut am Polterabend zukommt. Ach Käthe, es ist etwas so Seltsames, Unbegreifliches um diese ganze Geschichte; ich habe jetzt so oft das Gefühl, als lauere ein unglückseliges Geheimniß dahinter, so etwas wie ein heimlich glimmender Feuerbrand unter grauer Asche."

Im Eßzimmer saß die Präsidentin mit Flora und dem Commerzienrath beim Frühstück. Die Braut war im eleganten, rosa bordirten Schlafrock, und ein Morgenhäubchen bedeckte die aufgewickelten Locken. Käthe erschrak fast, so grau und scharf erschien das Römergesicht der schönen Schwester ohne die goldene Glorie der Stirnlöckchen; heute sah sie zum ersten Male, daß Flora die Jugend hinter sich habe, daß endlich das ruhelose Bestreben, sich hervorzuthun, die glühende Ehrsucht anfingen, das herrliche Oval unerbittlich in harter, einwärtssinkender Linie zu verlängern.

„Mein Gott, Käthe, wie kommst Du denn auf die Idee, uns gerade heute in's Haus zu fallen?" rief sie emporschreckend, im rückhaltslosen Aerger. „In welche Verlegenheit bringst Du mich! Nun muß ich Dich wohl oder übel mit in's Gefolge stecken. Ich habe aber schon zwölf Brautjungfern — eine dreizehnte kann ich nicht brauchen, wie Du Dir wohl selbst sagen wirst" — sie unterbrach sich mit einem leisen Aufschrei und fuhr zurück.

Der Commerzienrath hatte mit dem Rücken nach der Thür

zu gesessen und eben ein Glas Burgunder zum Munde geführt, als Flora's Ausruf den Eintritt der Schwestern signalisirte. War ihm das Glas in Folge der Ueberraschung entglitten, oder hatte er es unsicher, mit abgewendeten Augen auf den Tisch gestellt, — genug, der volle, dunkelpurpurne Inhalt ergoß sich über das weiße Damasttuch und benetzte auch Flora's Kleider.

Der reiche Mann stand einen Augenblick starr, verwirrt, mit völlig entfärbtem Gesichte und stierte erschreckten Auges nach der Thür, als trete dort ein wesenloses Phantom, nicht aber das imposante Mädchen mit den ernsten Zügen und der ruhigen, festen Haltung herein. Aber er faßte sich rasch. Mit einer lebhaften Entschuldigung gegen Flora drückte er auf die Tischglocke, um helfende und säubernde Hände herbeizurufen, dann eilte er auf Käthe zu und zog sie in das Zimmer herein. Und da ließ sich auch nicht eine Spur vom verschmähten Liebhaber in seinem ganzen Wesen entdecken; er war in jedem Worte, in seinem kühlen Händedrucke ganz und gar der väterlich gesinnte Vormund von ehedem, der sich freute, seine Mündel wohlbehalten zurückkehren zu sehen. Er klopfte sie wohlwollend auf die Schulter und hieß sie willkommen.

„Ich habe nicht gewagt, Dich einzuladen," sagte er; „auch war ich in der letzten Zeit geschäftlich zu sehr überbürdet, um viel an Dresden denken zu können — Du wirst das verzeihen —"

„Ich bin einzig und allein als Henriettens Pflegerin gekommen," unterbrach ihn Käthe rasch, aber ohne den leisesten Anklang von Gekränktsein über Flora's ungezogene Begrüßung.

„Das ist lieb und gutgemeint, mein Kind," sagte die Präsidentin mit aufgehelltem Gesichte; jede, auch die letzte Befürchtung erlosch in ihr angesichts dieser unbefangenen Begegnung. „Aber wohin mit Dir? In Deinem ehemaligen Zimmer ist Flora's Trousseau aufgestellt und —"

„Sie werden mir deshalb nun doch erlauben müssen, mich in meinem eigenen Daheim einzuquartieren, wie ich auch bereits gethan habe," fiel Käthe höflich mit bescheidener Zurückhaltung ein.

„Es wird mir vorläufig nichts Anderes übrig bleiben," versetzte die alte Dame lächelnd und sehr gut gelaunt. „Heute Nachmittag wird unser Haus zum Bersten überfüllt sein — dazu leben wir in einem Trubel, wie ich ihn noch nicht gesehen; mit Mühe haben wir uns an den Frühstückstisch gerettet. Vom Morgengrauen an wird gehämmert, probirt —"

„Ja, sie declamiren drüben, daß die Balken zittern," sagte Henriette boshaft und legte sich müde in einen Lehnstuhl zurück, den ihr der Commerzienrath hingerollt hatte. „Im Vorübergehen hörten wir ‚Pallas Athene', die ‚Rosen von Kaschmir' und die ‚neue Professur' in lieblichem Versegemengsel —"

„Hu!" stieß Flora heraus und legte zornig beide Hände auf die Ohren. „Es ist geradezu unverschämt, mir ein solches Dilettantenproduct vorzuleiern, mir, die ich mit meinen reizenden Festspielen stets und immer, vorzüglich bei Hofe, excellirt habe. Und da soll man nun stillsitzen und keine Miene verziehen, während man sich vor Spott und Lachen die Zunge abbeißen möchte —"

Die Präsidentin unterbrach sie mit einer hastigen Handbewegung; eben traten die darstellenden Damen, die vor der Probe Chocolade im Eßzimmer getrunken hatten, herein, um ihre zurückgelassenen Hüte und Sonnenschirme zu holen.

Flora schlüpfte in das anstoßende Boudoir der Großmama.

Mit affectirter Freude eilte die Hofdame, Fräulein von Giese, auf Käthe zu und begrüßte sie als eine „Langentbehrte"; auch dem Commerzienrathe reichte sie die Hand zum Gruße. „Schön, daß wir Sie hier treffen, mein bester Herr von Römer!" rief sie. „Da können wir Ihnen doch vorläufig danken für die bewunderungswürdige Art und Weise, mit der Sie unsern kleinen Polterabendscherz unterstützten. Wahrhaftig superbe, zauberhaft!" Sie küßte entzückt ihre Fingerspitzen. „Solche Feerien aus ‚Tausend und einer Nacht' kann man allerdings auch nur in der Villa Baumgarten arrangiren — darüber ist die ganze Welt einig. — Apropos, haben Sie schon von dem Unglücke des Major Bredow gehört? Er ist fertig, total zu Grunde gerichtet — alle Kreise sind alarmirt. Mein Gott, in welcher entsetzlichen Zeit leben wir doch! Sturz folgt auf Sturz, in so rapider Weise —"

„Major Bredow hat aber auch wahnsinnig genug in den Tag hinein speculirt," sagte die Präsidentin gleichmüthig und stützte behaglich den Ellenbogen auf die gepolsterte Lehne ihres Fauteuils. „Wer wird denn so toll, so ohne Sinn und Verstand vorgehen?"

„Die Frau, die schöne Julie, ist schuld — sie hat zu viel gebraucht; ihre Toiletten allein haben jährlich dreitausend Thaler gekostet."

„Bah, das hätte sie auch fortsetzen können, wenn der Herr Gemahl mit seinem Anlagecapital vorsichtiger gewesen wäre, aber er hat sich an Unternehmungen betheiligt, die von vornherein den Schwindel an der Stirn getragen haben." — Sie zuckte die Achseln. „In solchen Fällen muß man mit einer Autorität gehen, wie ich zum Beispiel; gelt, Moritz, wir können ruhig schlafen?"

„Ich mein' es," versetzte er lächelnd mit der lakonischen Kürze der Ueberlegenheit und füllte sein Glas mit Burgunder — er leerte es auf einen Zug. „Ganz ungerupft bleibt man bei einem solchen eclatanten Zusammensturz selbstverständlich auch nicht; da und dort entschlüpft ein kleines Capital, das man ‚spaßeshalber' riskirt hat — Nadelstiche, an denen sich bekanntlich Niemand verblutet —"

„Ach, da fällt mir eben ein, daß ich ja heute die Börsenzeitung noch nicht erhalten habe," fiel ihm die Präsidentin in's Wort und richtete sich lebhaft auf. „Sie kommt sonst pünktlich um neun Uhr in meine Hände."

Er zog gleichgültig die Schultern empor. „Wahrscheinlich ein Versehen auf dem Postamte, oder das Blatt hat sich in mein Brief- und Zeitungspaket verirrt und ist mit hinüber in den Thurm gewandert; ich werde nachsehen." Dabei stellte er sein Glas nieder.

„Pardon, meine Damen!" sagte er mit Hindeutung auf sein rasches Trinken. „Ich fühlte plötzlich, daß mein gefürchteter Kopfschmerz im Anzuge; er kommt blitzschnell, und ich pflege ihn mit einem schnellgenossenen Glase Wein aus dem Felde zu schlagen." Vorhin hatte er in der That ausgesehen, als dringe ihm die dunkle Gluth des Rothweins bis unter die Stirnhaut.

Er entkorkte rasch eine Flasche Sect und füllte mehrere auf dem Büffet stehende Gläser. „Ich bitte, mit mir auf das Gelingen unserer heutigen Abendvorstellung zu trinken," sagte er, ein Glas hebend, zu den Damen, welche die Krystallkelche ergriffen und seinem Beispiele folgten. „Die Blumenfee mit ihrem reizenden Gefolge soll leben. Die Jugend und die Schönheit, und das herrliche Leben selbst, das ja Keinem von uns feindlich ist, ja, auch der süßen Gewohnheit des Daseins ein Hoch!"

Die Gläser klangen, und die Präsidentin schüttelte leise lachend den Kopf.

Käthe war unwillkürlich in die Fensternische zurückgewichen, in deren Nähe Henriettens Lehnstuhl stand. Sie sah, wie sich bei dem tactlosen Trinkspruche die Wimpern der Kranken feuchteten, wie sie sich im schmerzlichen Zorne auf die Lippen biß — die süße Gewohnheit des Daseins war für sie ein Marterrost, und „das herrliche Leben" ließ sich „feindlich" genug jeden Athemzug mit Schmerzen ablaufen. Die junge Mündel hatte kein Glas genommen, und der Herr Vormund hatte ihr auch keines angeboten. Der Blick des Mädchens glitt dunkel und ernstsprühend über seine lebhaft erregten Züge. Sie hatte nie geahnt, daß auch hinter diesem glatten, leidenschaftslosen Männerantlitze ein innerer Sturm aufwogen könne — und da war er in den unstät flackernden Augen, in dem leisen, convulsivischen Beben der Lippen, in der ungewöhnlich lustig forcirten Stimme.

Es war, als fühle der reiche Mann den Blick — er sah unwillkürlich nach der Fensternische, dann stellte er rasch sein Glas auf den Tisch und fuhr sich mit beiden Händen hastig über Stirn und Haar; zu dem Kopfschmerze, der diesmal der Weincur zu spotten schien, hatte sich für einige Secunden nun auch ein leichter Schwindelanfall gesellt.

24.

Der Polterabendlärm in der unteren Etage steigerte sich Nachmittags bis zur Unerträglichkeit. Die adeligen Rittergutsbesitzer aus der Umgegend fuhren vor und mußten einlogirt

werden. Aus der Stadt wurden Korbwannen voll „Theaterstaat" herbeigeschleppt — die Darsteller sollten sich in der Villa costümiren. Friseure und Schneidermamsells rannten aus und ein, und dazwischen trabten die Gärtnergehülfen immer noch von den Treibhäusern her nach der Villa, keuchend und schweißtriefend unter der Last mächtiger Palmen, Orangen- und Gummibäume.

Bei all' dem dumpfen Geräusche unter ihrem Zimmer war Henriette doch in einen scheinbar erquickenden Nachmittagsschlummer gesunken. Im anstoßenden Cabinete saß Nanni, die Kammerjungfer, und nähte mit flinken Händen Silberflitter auf eine Gazewolke, deren die noch immer fieberhaft arbeitenden Tapezierer drunten im Saale bedurften. Käthe öffnete leise die Thür und empfahl dem Mädchen, wachsam zu sein und das Zimmer nicht zu verlassen, bis sie zurückkehre — dann ging sie hinab, um in der Mühle verschiedene Anordnungen zu treffen.

Sie vermied es, den Hauptcorridor zu betreten — er wimmelte von ab- und zugehenden Menschen — und bog in den neben dem Saale hinlaufenden Gang ein. Er war weniger belebt, aber in der schmalen Thür, auf die er mündete und welche in's Freie führte, stand der Commerzienrath, den Strohhut auf dem Kopfe und augenscheinlich im Begriff, nach dem Thurme zu gehen. Er gab dem Lakai Anton, der ihn speciell bediente, und deshalb mit ihm die Ruine bewohnte, einige in der Stadt zu besorgende Aufträge. „Lasse Dir Zeit!" rief er dem Forteilenden nach. „Erst nach sechs Uhr will ich mich umkleiden."

Käthe schritt leise und langsam weiter; sie hoffte, er werde nun auch die Schwelle verlassen und in den Garten hinaustreten, allein er schob mechanisch die Hände in die Seitentaschen seines leichten Ueberziehers und ging nicht. Zu seinen Füßen liefen einige Stufen hinab; er stand ziemlich hoch und konnte von da aus ein bedeutendes Stück seines herrlichen Parkes übersehen, und das fesselte ihn offenbar an seinen Platz. Hatte er denn noch nie diesen Anblick in seiner überraschenden Schönheit so empfunden wie jetzt, wo die Spätnachmittagsbeleuchtung, in die sich bereits rosige Tinten des Abendlichtes stahlen, darüber hinfloß? ... Immer wieder zeigte die Bewegung seines Kopfes, daß er die Augen rundum schweifen lasse, aber das junge Mädchen sah auch, daß sein Oberkörper unter fliegenden, gepreßten Athemzügen förmlich bebte; sie sah, wie sich seine Hände in den Taschen krampfhaft ballten, wie die Rechte plötzlich aufzuckend nach der Stirn fuhr und sich über die Augen legte. Er kämpfte jedenfalls mit dem Unwohlsein, über welches er heute Morgen geklagt und das er standhaft verbiß, um die Abendfestlichkeit nicht zu stören.

Sie trat jetzt geflissentlich fester auf, und bei dem Geräusche fuhr er herum.

„Dein Kopfweh hat sich verschlimmert?" fragte sie theilnehmend.

„Ja — und ich habe in diesem Augenblicke wieder einen beängstigenden Anfall von Schwindel gehabt," antwortete er mit unsicherer Stimme und drückte sich den Hut tiefer in die Stirn. „Kein Wunder! Hätte ich eine Ahnung gehabt von den tausend Widerwärtigkeiten, die mit dieser Polterabendfeier verknüpft sind, ich hätte ganz gewiß davon abgesehen," setzte er gefaßter, aber auch mit einer ihm sonst fremden Art von Poltern hinzu. „Diese bornirten Handwerkerköpfe haben in meiner Abwesenheit Alles verkehrt gemacht; sie haben mich und meine Intentionen nicht begriffen, und was sie in einer vollen Woche zusammengekleistert und -genagelt haben, das mußte heruntergerissen und in Zeit von zwölf Stunden neu hergestellt werden. Nun haben wir den Lärm und die beispiellose Hetzerei bis auf den letzten Moment, wo die Gardine in die Höhe gehen soll."

Er stieg die Stufen herab, langsam und zögernd, als schwimme bereits Alles wieder vor seinen Augen.

„Soll ich zurückgehen und Dir ein Glas Selterswasser holen?" fragte sie, auf der Schwelle stehenbleibend. „Oder wäre es nicht besser, den Arzt zu holen?"

„Nein — ich danke Dir, Käthe," versetzte er in seltsam weichem Tone, und sein feuchter Blick überflog schimmernd, wie messend das schlanke Mädchen, das seiner Besorgniß so ungekünstelt Ausdruck gab. „Uebrigens irrst Du sehr, wenn Du meinst, Bruck sei so leicht erreichbar. Der läßt sich von seiner Praxis hetzen bis zum letzten Augenblick; ich glaube, man wird ihn übermorgen vom Krankenbette zur Trauung holen müssen." Ein sarkastisches Lächeln, als mache er sich innerlich über die ganze Welt lustig, flog über seine Lippen. „Das beste Mittel habe ich selber" — sagte er gleich darauf — „meinen kühlen Thurmkeller. Ich bin eben im Begriffe, hinüberzugehen und die Weine für heute Abend herauszugeben; die frische Kellerluft wird wirken wie eine kühlende Compresse."

Käthe knüpfte die Hutbänder unter dem Kinne fester und trat heraus auf die Thürstufen.

„Und Du gehst noch in die Mühle? Hoffentlich nicht weiter?" meinte er, nach seiner Uhr sehend; diese einfache Frage klang so nachlässig hingeworfen, und doch kam es Käthe vor, als stocke ihm der Athem dabei.

Die Stufen herabsteigend, sagte sie ihm, was sie nach der Mühle führe, dann ging sie mit einem freundlichen Kopfneigen über den Kiesplatz, während der Commerzienrath die Richtung nach dem Thurme einschlug. Hinter dem ersten Strauche des nächsten Boskets sah sie noch einmal unwillkürlich nach ihm hinüber; er war unverkennbar leidender, als er eingestehen mochte. Schon wieder ging er zögernd, wie mit einknickenden Knieen; er hatte den Hut in den Nacken geschoben, als stürme ihm die Fiebergluth abermals nach dem Kopfe, und seine Augen irrten ziellos über den Park hin.

Jetzt brauste es auch ihr durch das Gehirn; ein dunkles Angstgefühl überkam sie. Der kranke Mann mit dem unsicheren Gebahren allein im Thurmkeller! Wie ein Fiebergespenst jagte der grauenhafte Gedanke, der sie einst angesichts der Ruine gepackt, an ihr vorüber. „Ich bitte Dich, Moritz, sei vorsichtig mit dem Kellerlicht!" rief sie ihm angstvoll zu.

War er zu tief im Nachgrübeln versunken gewesen, oder hatte sich bereits jene nervöse Reizbarkeit seiner bemächtigt, die vor jeder lauten Menschenstimme erschrickt: er fuhr wild empor, als habe ihn ein Schuß getroffen.

„Was willst Du damit sagen?" rief er heiser zurück. „Wie? Siehst Du Gespenster am hellen Tage, Käthe?" setzte er gleich darauf hinzu; er brach in ein schallendes Gelächter aus, das etwas tief Beschämendes für die jugendliche Warnerin hatte, und verschwand mit einem spöttisch grüßenden Handwinken und sehr stramm gewordener Haltung im nächsten Laubgange.

Kaum eine halbe Stunde später ging Käthe am Flusse hin. Die Geschäfte waren erledigt, und so viel Zeit blieb ihr noch, verstohlen das alte, liebe Doctorhaus wiederzusehen. Wie schlug ihr das Herz, als sie durch das bewegliche Laub der Uferbirken die in der Sonne glühenden Wetterfahnen flimmern sah! Wie erschrak sie bei jedem verrätherischen Knirschen des Sandgerölles unter ihren Füßen! Sie kam wie eine Vertriebene, die einen letzten Blick in das gelobte Land werfen will. Und nun lehnte sie an der Pappel, die den Holzbogen flankirte — an dieser Stelle hatte sie das letzte unverwischliche Bild in ihre Seele aufgenommen; wie auf Goldgrund hatten sich die lauschenden Kinderköpfchen neben der Hausecke draußen von der strahlenden Landschaft abgehoben, und dort an dem Gartentische war der kraftvolle, strenge Mann in unbegreiflicher Gemüthserschütterung zusammengebrochen.

Jetzt war es still auf dem tiefbeschatteten Rasengrunde. Die Obstbäume, die sie in prangender Maienfrische gesehen, bogen sich unter der Last ihrer Früchte, die gelb und rothbackig das unscheinbar gewordene Laub überstrahlten und die Lüfte mit dem köstlichen Aroma der Reife erfüllten, und am Weinspalier des Hauses hing der vielgerühmte Traubenreichthum in tiefer Bläue. Nur einen einzigen schüchternen Blick nach dem Eckfenster, wo der Schreibtisch stand! Der Doctor war ja nicht daheim; er eilte von einem Krankenbette zum andern „bis zum letzten Augenblicke". Und in dem Zimmer wohnte er auch nicht mehr. Weiße, spitzenbesetzte Gardinen hingen hinter den Scheiben; auf dem Sims, zwischen den Töpfen mit vollblühenden Alpenveilchen, lag ein schneeweißes Kätzchen, und jetzt hoben sich zwei strickende Hände, und ein Frauenkopf mit silberweißem Scheitel unter dem sauberen Mullstrich bog sich darüber her — die alte Freundin der Tante Diakonus war bereits eingezogen. Er hatte auch diese Brücke hinter sich abgebrochen; er war reisefertig, und

übermorgen kam „der letzte Augenblick", wo die stolze, herzlose Schwester neben ihm stand, im weißen Atlaskleide, um — „die Salonrepräsentantin des berühmten Mannes" zu werden. Hatte sie einst schwerer gekämpft, die schöne, blonde Edelfrau, als das Mädchen, das jetzt, bitterlich weinend, die Arme um den schlanken Stamm legte und an die rauhe, harte Rinde die Stirn preßte, bis sie ihr schmerzte? Jene war geliebt worden, und wenn auch verlassen, traf sie keine Schuld, hier aber nagte an dem Herzen einer Ungeliebten sündhafte Eifersucht, und die sie beneidete, war — die eigene Schwester.

Starke Männerschritte hinter ihr machten sie aufschrecken. Der Müller Franz ging mit einer über die Schulter gelegten Eisenstange vorüber, um nach dem oberen Wehre zu sehen, wie er sagte. Diese Begegnung, die ihr das Blut in das Gesicht trieb, scheuchte sie von ihrem Lauscherposten, und während Franz rasch weiter eilte, ging sie langsam am Ufer hin. Sie konnte sich noch nicht entschließen, in die Villa zurückzukehren — mit ihrer Toilette für heute Abend war sie ja längst fertig, ehe Henriette, die trotz ihrer Hinfälligkeit um jeden Preis dem Festspiel beiwohnen wollte, ihren armen, elenden Körper so geschmückt hatte, daß die Spuren der verheerenden Krankheit weniger hervortraten.

Hier war es so köstlich einsam. Niemand sah ihre gerötheten Augen, und wie sie zornig mit ihrem widerspenstigen Herzen rang, mit ihrer sündigen Sehnsucht, die sie hierher getrieben hatte — ja, sie allein — Schande über sie, wenn sie sich selbst anlog und ihr leidenschaftliches Verlangen beschönigte! Nicht das traute Haus, nicht die liebenswürdige alte Frau drinnen hatte sie wiedersehen wollen, und es war auch nicht ihre feste Ueberzeugung gewesen, daß er nicht daheim sein könne — sie hatte es doch gehofft, und nun, wo sich ein anderes Gesicht als das seine am Eckfenster gezeigt hatte, war ihr das traute Fleckchen Erde öde und sonnenverlassen erschienen.

Der voranschreitende Müller war ihren Blicken entschwunden — sie kam der Ruine näher. Der Wasserring glitzerte von ferne und das auseinandertretende Gebüsch ließ sie den eleganten Brückenbogen übersehen, der sich über den Graben schwang.... In diesem Augenblicke beschritt ihn vom Thurme her ein Mann mit großem, rothblondem, tief auf die Brust hinabreichendem Vollbarte. Er trug eine blaue Arbeiterblouse unter dem lässig übergeworfenen Rocke und jagte mit seinem Stocke die zwei Rehe vor sich her. Sie stoben förmlich über die Brücke und flohen in den Park hinein.

Käthe würde den Mann nicht weiter beachtet haben — Handwerker verkehrten ja oft im Thurme — wenn sein Gebahren sie nicht stutzig gemacht hätte. Der Commerzienrath liebte die Rehe zärtlich; er konnte sehr böse werden, wenn er eines im Parke umherirrend fand — und nun jagte der Fremde die scheuen Thiere geflissentlich über das Wasser! War er einer jener Erbitterten, die dem beneideten Reichthume Schaden zu-



Adolf Neumann.

Von ihm selbst gezeichnet.

fügen und Schabernack anthun, wo sie können? . . . Er schlug den Weg ein, der nach dem großen Parkthore und auf die Landstraße hinausführte; sie verfolgte ihn mit den Augen, bis ihn das Dickicht aufnahm — welche Aehnlichkeit! Seiner Haltung und Größe, seinem ganzen Körperbau nach hätte der Mann im Arbeiterrocke ein blonder Zwillingsbruder des Commerzienrathes sein können.

Sie blieb wider Willen gefesselt stehen und sah nach dem Thurme, von wo er gekommen war — wie herrlich gruppirte sich hier die Landschaft um die Ruine, und mit welch' künstlerischem Tacte und Gefühle hatte der aus der Ferne herbeigerufene Baumeister das Vorhandene zu benutzen verstanden, um die Mauerreste mit einem so ergreifend romantischen Zauber zu umspinnen! Es war wieder still geworden; nur das Flügelklatschen der Tauben, die über dem Thurme kreisten, klang schwach herüber — wie kleine Silberkähne durchschifften die graziösen Luftsegler den klaren, roth angehauchten Abendhimmel und schlüpften durch die Lücken der Mauerkrone, die scharfzackig in das Aetherblau hineinschnitt — nein, nicht die Mauerkrone! Ein urplötzlich speiender Krater war es, der unter donnerndem Krachen eine Garbe schwarzen Schwalles riesenhoch in den Himmel hineinschleuderte. Der Boden wurde dem Mädchen buchstäblich unter den Füßen weggerissen — sie stürzte, wie hingeschmettert — dann schwemmten kühle Wassermassen an sie heran.

(Fortsetzung folgt.)

Das rothe Quartal.

(März — Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

10. Das rothe Gespenst geht leibhaft um.

Der Marschall Mac Mahon hat sich als Leiter der Einnahme von Paris und der Niederwerfung der Kommune zweifellos als ein tüchtiger General erwiesen, wenigstens als ein weit tüchtigerer denn im Feldzug von 1870. Nachdem die Kommune einmal im Vollbesitze der Hauptstadt und ihrer unermeßlichen Hilfsmittel, waren zur Wiedergewinnung von Paris Streitkräfte nöthig, die sich nicht aus dem Boden stampfen ließen. Es hat sich überhaupt noch nie etwas Rechtes und Tüchtiges aus dem Boden stampfen lassen. Woher dem Marschall das Material an Soldaten hauptsächlich zufloß, ist schon früher erwähnt worden. Nach der Unterzeichnung des Definitivfriedens zwischen Deutschland und Frankreich am 10. Mai zu Frankfurt und nach der Ratifikation dieses Friedensvertrages durch die Nationalversammlung zu Versailles am 13. Mai war der Zufluß ein so ausgiebiger geworden, daß sich Mac Mahon in den Stand gesetzt sah, die Organisation seiner Truppen zu vollenden. Er hatte zuvörderst drei Korps formirt, zwei Infanterie- und ein Kavalleriekorps (Ladmirault, Cissey, Du Barail). Dazu waren dann zwei weitere Armeekorps gekommen (Douay und Clinchant) und endlich noch eine aus 3 Divisionen bestehende Reserve unter dem General Vinoy. So gerüstet, sah sich der Marschall kräftig genug zum entscheidenden Handeln und dieses war, wie wir gesehen, auf den 23. Mai angesetzt. Die Ereignisse vom 21. Mai hatten aber den Angriff vorgerückt. Vom Mont Valerien herab hatte der Obergeneral den Einbruch der Truppen in die Stadt geleitet. Dann hatte er sich zur Stunde, als der Trocadero, das Marsfeld und die Kriegsschule von denselben genommen waren, von der Citadelle herab und in die Mitte seiner Regimenter begeben. Während der Nacht traf er seine Bestimmungen und Verfügungen in Betreff der großen Straßenschlacht, welche am folgenden Tage anhob und erst nach siebentägigem Streiten zu Ende sein sollte, — nach einem Streiten, von welchem der Dichter hätte sagen können, was er von der Bestürmung Jerusalems durch die Römer des Titus gesagt hat:

„Oh, welcher Mordkampf hat sich da entsponnen!
Aus tausend Wunden sprang so voll das Blut,
Als wären unversiegbar solche Bronnen . . ."

Frisch, klar, sonnig, so recht ein Maimorgen, ging der vom 22. über Paris auf, welches diesem Frieden und Glanz der Natur gegenüber wieder einmal darthat, was es mit der vielgepriesenen Civilisation unseres Jahrhunderts eigentlich auf sich hat. Von beiden Seiten wurde die siebentägige Schlacht mit gleicher Wuth gefochten. Der Unterschied war nur, daß die Blauen mit Methode, die Rothen dagegen mit Verzweiflung wütheten.

Der Marschall hütete sich wohl, den Stier bei den Hörnern fassen zu wollen, d. h. einen Massenangriff auf das furchtbar barrikadirte Centrum der Stadt zu unternehmen. Er und seine Generale griffen die Sache anders an. Im Besitze einer festen Operationsbasis, verschritten sie zu einer Reihe von koncentrischen Angriffsbewegungen, welche den Zweck hatten und erreichten, auf Seitenwegen und selbst mitten durch Häuserwände und Häuserreihen hindurch die festesten „Volkscitadellen" zu umgehen, Paris mittels Besetzung der Hauptverkehrsadern und der strategischen Punkte mälig zu umstricken und einzuwickeln, um dann die Umschnürung fester und enger zu machen, zuletzt so eng und fest, daß mit einem letzten Würgegriff der Insurrektion ihr letzter Athemzug zu entpressen wäre.

Angenommen, ein Beobachter hätte von der Kuppel des Invalidenpalastes herab den Bewegungen der fünf Kolonnen, in welche der Marschall seine Streitkräfte getheilt hatte, am 22. Mai zusehen können und hätte bei dieser Schau das Antlitz nach Norden gekehrt, so würde er ganz linkswärts die Kolonne des Generals Ladmirault die Linie der Gürteleisenbahn aufwärts verfolgen gesehen haben, eine Bewegung, welche den Zweck hatte, einem der Hauptbollwerke der Rothen in den Rücken zu kommen, dem Montmartre. Demselben Ziele strebte der General Clinchant zu, welcher vom Triumphbogen aus gegen den Park von Monceaux und Batignolles hinausdrängte. Der General Douay seinerseits sucht im Centrum die Champs Elysées und den Beauvauplatz zu gewinnen. Zur Rechten, auf dem linken Seineufer, lenkt der General Cissey seine Truppen auf den Bahnhof Montparnasse zu, um sich von dort den Weg zum Pantheon zu öffnen. Die Reserve unter Vinoy behält der Marschall bei der Hand, um damit nach Bedarf Douay oder Cissey zu unterstützen.

Den ersten bedeutenden Vorschritt machte der letztgenannte General. Noch am 22. Mai. Sein Sturm auf den bezeichneten Bahnhof gelang, auch entriß er den Rothen die gewaltige Barrikade, welche sie hinter der Umwallung auf der Straße nach Orleans erbaut hatten, und brach sich damit Bahn zur Butte aux Cailles. Auch im Centrum und auf der Linken war die Schlacht im Gange, führte jedoch erst am folgenden Tage zu einem für die Blauen beträchtlichen Ergebniß. Dies war kein anderes als der am 23. Mai mit ganzem Erfolg unternommene Angriff auf das Montmartre-Quartier. Clinchant bedrängt es vom Süden und Westen aus; Ladmirault faßt es vom Norden her. Mittags 1 Uhr flattert die Trikolore auf der Spitze des Thurmes von Solferino. Noch zwei Stunden lang aber tobt der Kampf um die mächtige Barrikade auf dem Platze Pigalle, so recht die Arx oder Akropolis der Kommune. Hier befehligt Dombrowski in Person, wird niedergestreckt und sterbend zum Spital Lariboisière getragen, wo er am nächsten Morgen ausathmet. Der Verlust des Montmartre bedeutet für die Rothen schon ihre entschiedene strategische Niederlage. Auf Sieg kann jetzt nicht einmal der Wahnsinn mehr hoffen. Die beiden Plätze Pigalle und Blanche sind mit Blutlachen bedeckt, 100 Kanonen, mehrere tausende von Gefangenen sind die Beute der Sieger. Die Rache beginnt ihre Füsilladen an der Stelle, wo am 18. März der Frevel die seinigen begonnen hatte. Der General Ladmirault bleibt vorderhand auf Montmartre stehen; der General Clinchant steigt auf die äußere Boulevardlinie hinab, um von dieser aus und über die innere hin mit dem General Douay im Centrum Fühlung zu suchen. Links der Seine hat inzwischen der General Cissey seinen Vormarsch, allerdings unter schwerem Ringen, bis zur Kirche Saint-Sulpice fortgesetzt.

Die Nacht sinkt herab auf die rothen Walstätten des zweiten Schlachttages, auf Weh und Wunden ohne Zahl. Tausende von Wachtfeuern lassen kein Dunkel aufkommen und das Gebrause und Getose ruht kaum für etliche Stunden. Dann kommt der dritte Tag —

„Aufgeht die Sonne; untersinkt sie wieder;
Sie sieht nur Blut und Tod; sie steigt empor —
Im Kampfe stehen immer neue Glieder."

Noch hielten die Rothen nicht nur den Osten der Stadt, sondern auch das Centrum unter ihrer Hand. Die Tuilerienterrasse, das Schloß selber, den Louvre, das Palais Royal, die Madeleine, den Vendômeplatz machten sie am 23. Mai den Angreifern noch immer streitig und behaupteten diese Punkte den ganzen Tag hindurch.

Mittels Umgehungen, Häuserdurchbrüchen, Massenwirkungen des schweren Geschützes suchten die Blauen, deren Harste in sicherem Einvernehmen und unter festeinheitlicher Oberleitung handelten, diese Centralstellung ihrer Gegner zu bewältigen, um dann, stromaufwärts dringend, den Herzstoß auf den Aufstand zu führen, d. h. das Hôtel de Ville anzugreifen. Gleichzeitig mit diesen Operationen im Mittelpunkte der Stadt gingen draußen an der Peripherie derselben andere vor sich, welche die Absicht hatten und erreichten, die drei Südforts Montrouge, Bicêtre und Ivry den Rothen zu entreißen. Die von dem Generalstabsofficier Leperche geschickt geleiteten, von den Obersten Delossre und Desgarets tüchtig geführten, durch die Reiterei des Generals Du Barail kräftig unterstützten Angriffe auf die genannten Citadellen hatten zur Folge, daß die Vertheidiger es gerathen fanden, die Werke aufzugeben und in mehr oder weniger eiligem Rückzug ihr Heil zu suchen. Jedoch erst, nachdem sie bis zum 25. Mai ausgehalten hatten.

Sie hielten überhaupt überall aus, so lange auszuhalten war. Die Kämpfer der Kommune der Feigheit zu bezichtigen, ist nicht allein ungerecht, sondern heißt auch die Thatsachen nicht sehen wollen und ist demnach ganz albern. Der gerechte Urtheiler muß es ja geradezu staunenswerth nennen, daß die Rothen der ganzen Ueberlegenheit militärischer Technik und Disciplin gegenüber den Kampf so lange zu führen vermochten, sie, die ohne einheitliches Kommando und darauf angewiesen waren, alles, was ihre Gegner vor ihnen voraushatten, mittels ihrer Anstelligkeit und Todesverachtung einigermaßen auszugleichen.

Aber, wohlverstanden, ich spreche von den wirklichen Kämpfern der Kommune, nicht von dem schandbaren Gesindel, welches die Waffen nur trug, um damit wehrlose Opfer hinzuschlachten, zum Abscheu der Mit- und Nachwelt.

Solches Gesindel, Auswurf der Riesenkloake Paris, durch alle Latrinen der Gaunerei gekrochene Halunken, auf allen Schmutzwegen der Ausschweifung bewanderte Dirnen, sah man schon am 23., zahlreicher noch am 24. Mai in den Straßen zwischen dem Bastillenplatz und dem Père Lachaise lungern und lauern, Aasvögeln gleich, welche Leichen wittern. Sie umkreis'ten die Mauern des Gefängnisses La Roquette und krächzten gräßliche Drohungen zu den vergitterten Fenstern empor, hinter welchen die „Geiseln" gefangen saßen.

Aber nicht diese Elenden hätten das rothe Gespenst vom September von 1792 wieder heraufzubeschwören vermocht. Von amtswegen wurde es heraufbeschworen. Die Kommune hatte den Beschluß gefaßt, die sämmtlichen Geiseln sollten umgebracht werden.

Ort, Tag und Stunde dieses Beschlusses, sowie die Namen der Mitglieder, welche dabei mitgewirkt, genau zu ermitteln, ist bislang nicht gelungen. Fest aber steht, daß das Exekutivkomité am Mittwoch den 24. Mai diesen Befehl erließ: „Der Bürger Rigault in Gemeinschaft mit dem Bürger Regère wird mit der Ausführung des Dekrets der Kommune in Betreff der Geiseln beauftragt." Unterzeichnet: Delescluze. Billioray.

Die Vertheidiger der Kommune sagen, dieses Blutdekret sei nur erlassen worden zur gerechten Wiedervergeltung der Gräuel, welche die „Insurgentenjagd" verübte, die von den Blauen in den von ihnen eroberten Stadtvierteln erbarmungslos angestellt wurde. Das mag so sein und kein gerechter Mann wird anstehen, die Gräuel dieser Menschenjagd zu brandmarken. Allein immerhin besteht ein Unterschied zwischen diesen Barbareien, welche eine kampftoll gewordene Soldateska auf von dem Blute ihrer Kameraden dampfenden Walstätten gegen mit den Waffen in der Hand ergriffene oder ihr als solche bezeichnete Kommunarden verübte, und der kaltblütig angeordneten und kanibalisch-roh ausgeführten Abschlachtung von armen Gefangenen, welche an dem Mordkampfe gar nicht theilgenommen hatten. Nicht die Leidenschaft, nein, die kühlberechnende Grausamkeit hat das Signal zu den ruchlosen Massenmorden gegeben, wie sie am 24. Mai begannen. Das ist das glühendste Brandmal, welches die Kommune sich aufgedrückt hat.

Der Bürger Rigault zauderte nicht, zu thun, was ihm eine Lust. Dieser Mensch war einer von jenen in unserer Zeit nicht eben seltenen Kalkulatoren, welche die materialistische Lehre des Jahrhunderts als einen Panzer tragen, an welchem alles abprallt, was Gefühl, Menschlichkeit, Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit heißt. Solchen Strolchen ist das Laster eine Eleganz und der Frevel ein Zeitvertreib. Sie kennen und anerkennen nichts als ihr eigenes kleines, hohles, eitles, vom Größenwahn aufgeblähtes Ich, und die Selbstsucht, keck, frech, schamlos bis zur Hündischkeit, ist das Idol, vor welchem sie auf dem Bauche liegen.

Der Mordbefehl des Exekutivkomité war kaum in Rigaults Händen, als er nach Sainte Pelagie eilte, wo der von ihm gehaßte Republikaner Chaudey eingekerkert war. Der Prokurator der Kommune zeigte dem Gefängnißdirektor Ranvier an, daß die Stunde der „Hinrichtung" der Geiseln geschlagen habe und daß Chaudey „den Tanz beginnen werde". Selbstverständlich hatte die Kommune bei Zeiten dafür gesorgt, das Verwaltungs- und Aufsichtspersonal in den Gefängnissen aus „Bürgern" zusammenzusetzen, auf die sie sich verlassen konnte. Ihre Gefängnißdirektoren waren jedenfalls Leute, die als im Gefängnißleben erfahren bezeichnet werden müßten. So dirigirte z. B. in La Roquette ein gewisser François — in einigen Zeugenaussagen heißt er auch Lefrançois —, welchem die Züchtlingsjacke, die er früher getragen, noch jetzt ganz gut auf Leib und Seele gepaßt hätte.

Der arme Chaudey wurde in die Schreibstube des Gefängnisses heruntergebracht, wo ihn der Bürger Prokurator also begrüßte: „Bürger, ich bin beauftragt, die Hinrichtungen in den Gefängnissen zur Ausführung zu bringen. Sie kommen heute daran, sofort — binnen einer Stunde werden Sie erschossen sein." Chaudey ward durch diese brutale Eröffnung begreiflicher Weise verblüfft, faßte sich aber rasch und sagte: „Aber, Raoul Rigault, haben Sie denn auch bedacht, was Sie thun wollen?" — „Allerdings. Ich vollziehe einen Beschluß der Kommune. Das ist alles." — „Aber Sie wissen doch, ich bin ein guter Republikaner. Sie schädigen eine heilige Sache. Sie bringen die Republik um." — „Gleichviel. Sie sterben wie alle die übrigen Geiseln." — „Aber, Bürger Rigault —" „Genug, meine Zeit ist knapp. Wollen Sie etwa einen Beichtvater?" — „Scherzen wir nicht! Sie wissen recht gut, daß ich keinen Beichtvater will." — „Sie sind ein Mörder. Sie haben es verschuldet, daß Blanqui umgebracht wurde." — „Aber Blanqui lebt ja; ich kann es beweisen. Vielleicht vermag ich sogar seine Austauschung zu bewirken." — „Aha, Sie stehen also mit Versailles in Verbindung? Wohlan, Sie und alle die andern Geiseln sterben." — „Gut, ich werde Ihnen zeigen, daß und wie ein Republikaner zu sterben weiß."

Der Wackere zeigte es. In den Rundgang des Gefängnisses geführt, wo das Mordpeloton seiner harrte, wurde er der Kapelle zur Seite in einen Mauerwinkel gestellt. Der Bürger Prokurator gönnte sich das Vergnügen, mit gezogenem Degen den Mordakt zu kommandiren. Schlecht getroffen stürzte Chaudey zu Boden und hatte noch die Kraft, zu rufen: „Vive la république!" Da wirft sich mit den Worten: „Ich will Dir die Republik schon aus dem Schädel treiben," der Brigadier Gentil, ein Haupthandlanger Rigaults, auf den Verwundeten und jagt demselben eine Revolverkugel „durch den Rachen", wie er sich später lachend rühmte. Die Ausplünderung des Todten durch die Mörder gehörte mit zum Ganzen. Neben Chaudey's Leichnam wurden etliche Minuten darauf noch die von drei gefangenen Gensdarmen hingeworfen, auf welche man, den Gräuel zu würzen, in dem Rundgange wie auf Jagdthiere unter Zoten, Flüchen und Gelächter geschossen hatte. Nach also vollzogenem Menschenopfer brach der Bürger Rigault nach dem Gefängnisse La Santé auf, „um sein Geschäft fortzusetzen"....

Die Muse der Geschichte hat die traurige Verpflichtung, vor nichts zurückschaudern zu dürfen und alles sagen zu müssen. Aber sie hat auch das Recht, mit beschwingten Sohlen über

Blutlachen hinwegzuschreiten. Müßte man doch selber so eine rothe Bestie von 1871 sein, wollte man sich dazu hergeben, die gräßliche Reihe der Niedermetzelungen der Geiseln und anderer Opfer breitspurig zu durchwaten. Auch zu zählen brauchen wir die Gemordeten nicht genau. Die Zahl macht bei solchen Schrecknissen eigentlich gar nichts aus. Nicht wie viele Opfer die Inquisition, die Hexentribunale, die Bartholomäusnacht, die Septembermorde und das rothe Quartal hingeschlachtet, macht den Gräuel aus, sondern dieses, daß überhaupt Menschen so gegen Menschen wüthen konnten und gewüthet haben.

Den scheußlichsten Anblick gewährten auch wiederum hierbei die weiblichen Scheusale, wie die „Amazonen“ Katharine Rogissart, Natalie Lemel, Zelie Grandel und Marguerite Gandair, genannt Lachaise. Die letztgenannte hat eine Hauptrolle bei den Mordthaten gespielt und sich ganz unglaublich gräulich in La Roquette aufgeführt, sowie bei der Abschlachtung des Grafen de Beaufort, welcher als Offizier in der Armee der Kommune gedient hatte, aber plötzlich, ohne einen Schatten von Grund, durch die Furie des Verraths bezichtigt und auf ihr Betreiben auf dem Voltaireplatze niedergemacht wurde. Das Wildschwein von Weib stampfte auf dem noch warmen Leichnam herum und sagte etwas und that etwas, was nicht geschrieben werden kann.

Mittwochs, den 24. Mai, begannen die Massenmorde. An der Spitze der Mörderrotte, welche schon seit etlichen Tagen La Roquette umlauert hatte, brachen die Grandel und die Lachaise in das Gefängniß ein. Die letztgenannte Megäre that gerade so, als wäre sie die amtlich bestellte Leiterin der Mordarbeit, welche von den Gefängnißbeamten freilich mehr nur zugelassen als angeordnet worden ist, aber doch zugelassen.

Das Nachtstück, wie der Erzbischof Darboy und fünf seiner Mitgefangenen im Hofraume des Gefängnisses beim Fackelschein niedergemetzelt wurden, hat sich dem schaudernden Gedächtniß der Zeitgenossen unverlöschbar eingeprägt.

Nach verübtem Frevel wies einer der Mörder den Wächtern Pinet und Bourguignon ein Pistol mit den Worten: „Seht, es raucht noch. Damit hab' ich dem Kerl von Erzbischof den Garaus gemacht.“ Ein anderer bemerkte grinsend: „Dieser alte Hund von Darboy wollte nicht sterben, dreimal noch versuchte er aufzustehen.“ Draußen auf dem Platze prahlten die Mordbuben ganz laut: „Wir haben 50 Franken verdient.“

Etliche Tage darauf fand man auf der Mairie des 11. Arrondissement dieses lakonische Protokoll: „Komité der öffentlichen Sicherheit. Heute den 24. Mai, 8 Uhr Abends sind im Gefängnisse La grande Roquette Georges Darboy, L. B. Bonjean, L. Ducoudray, M. Allard, A. Clerc und G. Deguerry hingerichtet worden. Kommune von Paris. Kabinett des Chefs der öffentlichen Sicherheit. Gemeindepolizei.“ Dieses Aktenstück trägt das amtliche Siegel der Polizeipräfektur, aber keine Unterschrift. Es ist jedoch festgestellt, daß der Bürger Ferré, der Delegirte bei der öffentlichen Sicherheit, am 24. Mai zweimal in La Roquette sich zu schaffen machte, am Vormittag und am Nachmittag. Vor dem Kriegsgerichte zu Versailles hat ein Hauptzeuge dem Angeklagten Ferré ins Gesicht gesagt, daß dieser die Mordrotte persönlich in das Gefängniß geführt habe. Dieser Augenzeuge war der Civilingenieur Duval, ein Ehrenmann, ebenfalls als „Geisel“ eingethürmt. Der Gerichtspräsident: „Sie sind also ganz sicher, in dem Angeklagten Ferré das Mitglied der Kommune zu erkennen, welches gemeinschaftlich mit Ranvier das Exekutionspeloton in La Roquette einführte und welches Sie am 24., 26. und 27. Mai in der Schreibstube des Gefängnisses gesehen haben?“ Herr Duval: „Ja, ich schwör' es.“ Uebrigens ist auch die Anwesenheit Rigaults in La Roquette während jener Mordtage wohlbezeugt. Summa: Die Schlächtereien in dem genannten Gefängniß sind nicht etwa nur zufällige gewesen, sondern amtlich angeordnete, nicht ein bloßer Pöbelexceß, sondern eine vorbedachte, berechnete That der Kommune, eine That, bei deren Ausführung sie sich solcher Thiermenschen bediente, wie sie ihr in Hülle und Fülle zur Hand waren.

Donnerstags, den 25. Mai, mußten die Dominikanermönche von Arcueil, wo sie eine Schule hatten, in den Tod gehen. Sie waren, 23 Patres und Fratres, auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses am 19. Mai verhaftet und in das Fort Bicêtre gebracht worden. Als am 25. die Rothen das Fort aufgeben mußten, schleppten sie die Mönche mit sich, stellten sie auf einer Barrikade der Avenue d'Italie den Kugeln der Blauen bloß, und nachdem sie gegen Abend zu auch die Barrikade hatten verlassen müssen, massakrirten sie mit schon gewohnheitsmäßiger Brutalität die wehrlosen Opfer, von welchen nur einige wenige zu entfliehen vermochten.

Weiter, weiter in diesem Blutsumpfe! Wir müssen hindurch. . . .

Nach der Ermordung des Erzbischofs und seiner Todesgenossen war es drei Geistlichen, dem Generalvikar Surat, dem Abbé Bécourt und dem Missionär Houillon, gelungen, in Gemeinschaft mit dem Stadtsergeanten Chaulieu aus der großen Roquette zu entweichen. Aber alsbald hatte sich eine Jägerschar, geführt von einer Megäre, welche in der Linken eine rothe Fahne und in der Rechten ein Messer hielt, auf die Fährte der Flüchtlinge geworfen. Sie wurden eingeholt, in den Hof der Petite Roquette geschleppt, an die Mauer gestellt und niedergeschossen. Chaulieu bat die Fahnen- und Messerträgerin — Wolff-Guyrad hieß die Vettel — sein Leben zu schonen, da er der Vater von acht unerzogenen Kindern sei. Sie schleuderte ihm eine Zote in's Gesicht und kommandirte „Feuer!“ Ein Gassenjunge — einer jener Gamins, welche August Barbier mit dem ätzenden Griffel eines Juvenal also gezeichnet hat:

„Dein echt Geschlecht, Paris, das ist der Straßenschreier,
Halbwüchsig, schmutzig fahl, wie ein verschliffner Dreier.
Das ungezogene Kind, der Taugenichts, der träg
Verschlendert Tag um Tag, der gern auf seinem Weg
Die magern Hunde quält und, seinen Gassenhauer
Sich pfeifend, schlüpfrig Zeug hinkritzt an jede Mauer;
An nichts glaubt dieses Kind; es speit die Mutter an;
Der Himmel dünkt ihm nur ein abgeschmackter Wahn;
Was zuchtlos nur und frech, spukt in des Buben Hirne,
Dem reif das Laster steht auf fünfzehnjähr'ger Stirne“ —

ja, ein solcher Sproß „de la race de Paris“ stand später, der Mitschuld an diesem Mord angeklagt, vor dem Kriegsgericht und gab auf die Frage des Vorsitzenden, warum er auf die Priester-Geiseln geschossen habe, kurzweg die Antwort: „Weil man keine Religion mehr braucht.“ Das sind so Folgen der Thatsache, daß eine Stadt, welche sich rühmt, die „Weltleuchte“, die „Sonne der menschlichen Civilisation“ zu sein, barbarisch genug war und ist, innerhalb ihrer Mauern 60,000 Kinder ohne alle Schulbildung und Erziehung aufwachsen zu lassen.

Freitags, den 26. Mai, gab man dem Pöbel von Belleville jenes entsetzliche Schauspiel, welches unter dem Namen des Gemetzels in der Straße Haxo bekannt ist. Man hatte zu dieser schrecklichen Opferung 50 Geiseln, 14 Geistliche und 36 Stadtpolizisten (Gardes de Paris) aus La Roquette geholt. Zwischen 5—6 Uhr Abends am 26. Mai führte man die Opfer inmitten einer Procession von johlenden Banditen und lachenden Vetteln die Rue de Paris hinauf und dann rechtshinein in die Rue Haxo. In dieser stand rechts und links dichtgedrängt die Menge, welche die dem Tode geweihten Männer mit wüthenden Verwünschungen überschütteten. „Nieder mit ihnen! Schießt sie todt!“ war der Kehrreim des kanibalischen Gebrülls. Bei dem Hause Nr. 83 wurden die Geiseln in einen Hofraum oder vielmehr in einen ummauerten Graben hineingetrieben. Stabsoffiziere von verschiedenen Bataillonen, in Schärpen und Borten prangend, wohnten der anhebenden Schlächterei an. Chassepot und Revolver thaten ihr Werk, thaten es so lange, bis keins der Schlachtopfer mehr athmete. Die Leichen warf man in den Kellerraum eines unvollendeten Gebäudes. Als der Gräuel zu Ende, brach die Menge in ein wildes Beifallsgeheul aus, und junge Weiber liefen auf die Mordbuben zu, drückten ihnen die pulvergeschwärzten, blutbespritzten Hände und riefen ihnen zu: „Brav gemacht, gut gearbeitet, Schatz!“

Auf Sonnabend, den 27. Mai, scheint noch eine Schlächterei größten Stils geplant gewesen zu sein, darauf deutete es hin, wenn der Bürger Ferré in der Schreibstube der großen Roquette erschien und die Freilassung und Bewaffnung der in dem Gefängnisse verwahrten Kriminalverbrecher und Bagnokandidaten anordnete. Offenbar in der Meinung, durch diese ehrenwerthen „Bürger“ alle noch im Hause vorhandenen „Geiseln“ niedermachen zu lassen. Allein den Bösewichten gelangen an diesem Tage nur noch einzelne Mordthaten. Zu weiteren ließ ihnen das bedrohliche Vorrücken der Blauen keine Zeit mehr. Auch

verbarrikadirten sich die Geiseln, durch diesen und jenen Wächter heimlich unterstützt und von der Annäherung der Retter unterrichtet, in ihren Zellen, entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Die Bagnokandidaten ihrerseits fanden es mehr nach ihrem Geschmacke, davonzugehen, als eine mehr und mehr gefährlich werdende Blutarbeit zu verrichten. „Der Bürger Gefängnißdirector" François hatte zwar eine hübsche Anzahl von Orsinibomben in Bereitschaft, um damit, wie er pralte, noch im letzten Augenblick die sämmtlichen Geiseln zu vernichten. Aber auch er fand es in der Erinnerung an Züchtlingskleider und Züchtlingskost gerathen, sich davon zu machen, bevor der „letzte Augenblick" gekommen war.

Die aufgehende Pfingstagssonne stralte Trost und Befreiung in die Angst- und Todeshöhle von La Roquette.

Bücher und Büchersammlungen im Mittelalter.

Von Ferdinand Sonnenburg.

Wenn unsere Diplomaten die Großmächte Europas aufzählen, so bringen sie die Zahl derselben, Italien eingeschlossen, auf sechs. Diese Rechnung stimmt nicht; denn nicht mit Unrecht hat man behauptet: die Presse ist die siebente Großmacht, und wahrlich nicht die letzte. Freilich zieht sie nicht mit sausenden Geschossen und mit blanken Klingen in's Feld, doch ihre Waffen sind nicht minder scharf, und ihre Hülfstruppen bilden ein stattliches und wohlgeordnetes Heer. Bereitwillig öffnet sich ihnen der Prunksaal des Fürsten, das stille Gemach des Gelehrten, das einfache Zimmer des Arbeiters; überall erweist die Presse ihre Macht; überall gedeihen in ihrem Schutze die höchsten Lebensinteressen; überall richtet sie die Blicke der Menschen auf jene Fragen, deren Kreise über der täglichen Arbeit liegen und mit unwiderstehlicher Macht alle Stände und alle Völker, so verschiedenartig sie auch sein mögen, immer mehr zu einem brüderlichen Bunde auf dem freien Gebiete der allgemeinen Menschlichkeit vereinigen werden. Man denke sich die Presse als aus unserem Culturleben geschwunden — müßte nicht dieses selbst damit zusammenbrechen?

Die Presse eine Großmacht? Wir wollen, wie dies bei mächtigen Herrschern ja einmal üblich ist, den Stammbaum dieser Fürstin zu erforschen suchen und die Geister ihrer Ahnen beschwören, daß sie uns Rede und Antwort stehen und uns die bescheidenen Anfänge zeigen, aus denen eine solche Macht sich entwickelte.

Gehen wir nur ein einziges Jahrhundert zurück, so zeigt sich uns statt des breiten, wallenden Stromes, der die Erzeugnisse der heutigen Presse bis in die entlegensten menschlichen Wohnungen trägt, nur ein bescheidenes Flüßchen, dem manche gefährliche Sandbank drohte und dem seine engen Grenzen fest vorgezeichnet waren. Zur Zeit Friedrich's des Großen hatte Berlin zwei kleine Zeitungen, die nicht einmal täglich erschienen, und vor dem achtzehnten Jahrhundert gab es keine allgemeiner verbreiteten Schriften, als die Kalender oder Almanache, die einmal jährlich ihren langsamen Botengang antraten und in ihrer Reisetasche kaum etwas anderes mit sich führten, als Regeln für Ackerbau, für Aderlassen und ähnliches.

Ein völlig neues Gebiet aber thut sich auf, wenn wir bis in die Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst zurückgehen. Die Gestalten, in denen das literarische Leben sich damals zeigte, bieten des Seltsamen und Interessanten außerordentlich viel. Die eigentlichen Zufluchtsstätten des Bücherwesens waren damals die Klöster, vorzugsweise diejenigen der Benedictinermönche, welche durch die Observanz ihres Gründers zum Abschreiben ausdrücklich angehalten wurden. Ueber alles, was bei dieser Beschäftigung in Betracht kam, wollen wir in der Kürze Aufschluß geben, und nur bei einigen besonders interessanten Punkten etwas länger verweilen.

Die ersten, welche die Schreibkunst in Deutschland verbreiteten, waren irische Mönche. Sie hatten ihre Ausbildung von römischer Hand genossen; ihre Betriebsmittel waren dieselben, mit denen das römische Alterthum arbeitete. Sie fanden unter den Deutschen die sogenannte Runenschrift vor, über welche sich nichts Genaueres feststellen läßt. Wahrscheinlich bezeichnete, wie noch heute bei den Chinesen, jedes Runenzeichen ein ganzes Wort. Man schnitt die Runen mit dem Messer in einen Stab oder ein Täfelchen von weichem Holze ein; die Täfelchen überzogen die Mönche später auch wohl nach römischer Weise mit weißer Farbe — daher der Name Album. Das Einschneiden war unbequem; die Mönche brachten die römischen Wachstafeln in Gebrauch, auf welche man mit einem Griffel von Holz, Elfenbein oder Metall schrieb. Die Griffel waren einen Fuß lang und darüber, und müssen recht kräftig gearbeitet gewesen sein, denn der fromme Kirchenvater Prudentius erzählt in seinem neunten Hymnus, daß die Schüler des Cassianus ihren Lehrer mit den Griffeln tödteten.

Nach der Angabe des Franzosen Leboeuf waren die Wachstafeln bis zum sechszehnten Jahrhundert im Gebrauche. Man vereinigte auch wohl mehrere Tafeln durch Bänder, und nannte sie dann Codex, ein Wort, welches ursprünglich ein Stückchen Holz bezeichnet und später auch auf Pergamentblätter, die zusammengebunden waren, übertragen wurde. In alter Zeit bezeichnet dieses Wort Codex den Gegensatz zu dem einzelnen Pergamentblatte, das man zusammenrollte und daher Volumen nannte; auch eine größere Anzahl von einzelnen Blättern, die zusammengeheftet waren, konnten ein Volumen bilden. Die beiden Ausdrücke Codex, mit festen Deckeln wie die heutigen Bücher, und Volumen, gerollte Blätter, zuweilen in eine runde Kapsel eingeschlossen, bezeichnen also die äußere Gestalt der Bücher. Die Form des Volumen findet sich noch jetzt bei den Gesetzesrollen der Juden, deren einzelne Blätter nach besonderen genauen Vorschriften durch Nähen an einander befestigt werden.

Als Schreibmaterial mußte das Album und die Wachstafel bald dem Pergamente weichen, das man in Deutschland nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, aus Eselshäuten, sondern aus Kalbsfellen bereitete, welche geölt und geglättet wurden. Die Farbe des Pergamentes war weiß, zuweilen auch violett oder gelb. Sein Preis war ziemlich hoch, und um zu sparen, schabte man wohl einzelne Blätter, ja sogar ganze Bücher, mit Bimsstein ab und beschrieb sie auf's neue. Die Bibliothek in Wolfenbüttel besitzt die gothische Uebersetzung des Briefes an die Römer von Ulfilas, auf welche eine Schrift des Isidor geschrieben ist. Beide Schriften sind noch zu lesen. Derartige Schriftstücke, Palimpseste genannt, finden sich bis zum vierzehnten Jahrhundert. Von dieser Zeit an lieferten die verschiedenen Papierarten ein billigeres Schreibmaterial. Doch hörte der Gebrauch des Pergamentes mit der Einführung des Papieres keineswegs auf; noch im sechszehnten Jahrhundert druckte man umfangreiche Bücher ganz auf Pergament.

Das erste Papier brachten Araber aus dem Orient nach Spanien; von dort verbreitete es sich über die europäischen Länder. Es war aus roher Baumwolle verfertigt, weich und dick und dem Pergamente ähnlich und mußte, wenn es zum Schreiben benutzt werden sollte, stark geglättet werden. Die ältesten Documente auf diesem Baumwollenpapier, die man in Deutschland verwahrt, sind päpstliche Bullen über das ehemalige Kloster Gandersheim im Herzogthum Braunschweig, aus dem Jahre 844. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts verschwindet dieses Papier, das auch den Namen „griechisches Pergament" führt, da man es aus Constantinopel über Venedig zu beziehen pflegte.

Verdrängt wurde es von dem Leinenpapier, dessen erster Erfinder nicht bekannt ist, obwohl man über diesen Punkt weitläufige Untersuchungen zu verschiedenen Zeiten angestellt hat. Das älteste beschriebene Leinenpapier ist ein Document der kaiserlichen Bibliothek in Wien aus dem Jahre 1243. Die Echtheit desselben hat man, wie es scheint ohne Grund, angezweifelt. Die Städte Kaufbeuren und Nürnberg besitzen Urkunden auf Leinenpapier aus den Jahren 1318 und 1319. Von dieser Zeit an wurde der Gebrauch desselben immer allgemeiner.

Um Pergament und Papier zu beschreiben, bediente man

sich zuerst einer Feder von Rohr, das man im Rauche trocknete und in derselben Weise wie die früher gebräuchlichen Gänsekiele mit dem Messer schnitt; mit dem Bimssteine glättete man die Spitze noch nach. Die Schreibfedern werden zuerst von dem oben genannten Isidor am Anfange des siebenten Jahrhunderts erwähnt. Große Buchstaben, deren man sich zu Titeln, zu Ueberschriften im Anfange bediente, wurden oft mit dem Pinsel sehr kunstvoll ausgemalt. Man findet vollständig ausgeführte kleinere und größere Gemälde in den alten Manuscripten. Abgesehen von dem zuweilen nicht geringen Kunstwerthe derselben sind diese bunten Bilder oft wichtig zur Bestimmung der Trachten und der Gewohnheiten ihrer Zeit.

Die gewöhnliche Schreibtinte war schwarz, doch von anderer Zusammensetzung, als die heute gebräuchliche, denn sie war nicht mit Vitriol versetzt. Man bereitete sie aus Ruß, Kohlenpulver, gebrannten Knochen u. dgl. mit einem Klebstoffe, Leim, Gummi, auch Honig. Die Buchstaben, welche mit dieser Tinte hergestellt wurden, bildeten gleichsam eine Kruste, bei manchen sehr alten Manuscripten liegen sie merklich erhaben auf, auch ist wohl der eine oder der andere abgesprungen. Seit dem zehnten Jahrhunderte lernte man den Gebrauch des Vitriols kennen.

Sehr häufig kommt in den Handschriften auch die rothe Tinte vor, die man aus verschiedenen Farbstoffen, Mennige, Zinnober u. dgl. bereitete. Bisweilen sind ganze Seiten, einzelne wichtige Stellen, fast immer die Anfangsbuchstaben und die Ueberschriften damit geschrieben. Unsere Ausdrücke „Rubrik", „rubriciren" finden daher ihre Erklärung. Der, welcher das Rothe schrieb, war von dem Abschreiber des Textes unterschieden und hieß Rubrikator. Der erste Schreiber zeichnete ihm die Buchstaben, welche roth ausgeführt werden sollten, mit leisen Strichen vor. In seltenen Fällen wechselt mit der rothen Tinte eine blaue, grüne oder gelbe.

Auch in Gold und Silber stellte man prächtige Manuscripte her, gewöhnlich auf Purpurpergament. Doch gehören ganz in Gold geschriebene Bücher zu den größten Seltenheiten. Die kaiserliche Bibliothek in Wien, das Stift St. Emeran in Regensburg besitzen einige dergleichen. Meist sind es kirchliche Bücher, an welche wohlmeinende Frömmelei diese Pracht verschwendete, denn nach dem Glauben der alten Zeit sicherte sowohl der Abschreiber als auch der, welcher die Mittel zur Herstellung der Handschriften lieferte, sich die besondere Fürsprache der Heiligen.

Häufiger sind Manuscripte, in denen einzelne Zeilen, einzelne Wörter oder einzelne Buchstaben mit Gold und Silber geschrieben sind. Die Goldtinte wurde als Farbe mit dem Pinsel aufgetragen, oder man grundirte die Buchstaben, legte feine Goldblättchen auf und glättete sie mit einem heißen Eisen.

Pergament und Papier, welches beschrieben werden sollte, versah man stets mit Linien, die man dem Schreibmateriale mit einem besondern Instrumente eindrückte. Jedes Jahrhundert pflegte in seinen Manuscripten diese Linien auf eine besondere Weise zu ziehen, und sie bilden eines der Kennzeichen, durch welche man das Alter einer Handschrift bestimmt.

Da die deutschen Völkerschaften die Schreibkunst von den überwundenen Römern erlernten, so nahmen sie natürlich auch die lateinischen Buchstaben an, doch veränderte jedes Volk sie allmählich in seiner Weise, sodaß sich die Schrift der Merovinger, der Angelsachsen, der Westgothen, der Longobarden selbst in den geringen Bruchstücken, die von ihren Manuscripten erhalten sind, deutlich unterscheiden läßt. Durch die Bemühungen Karl's des Großen kam ein einheitlicher Charakter in die Züge der lateinischen Schrift, die vom neunten Jahrhunderte an im Großen und Ganzen überall dieselben Gestalten der Buchstaben zeigt. Unsere gewöhnliche deutsche Cursivschrift bildete sich seit Kaiser Friedrich dem Zweiten; allgemein verbreitet war sie erst seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Daß ihr die Charaktere des römischen Alphabets zu Grunde liegen, ist leicht zu erkennen.

Die deutschen Handschriften aus der ältesten Zeit weisen eine nur sehr spärliche Interpunction auf, zuweilen fehlt sie ganz. Es ist ebenfalls ein Verdienst Karl's des Großen, in diesem anscheinend so geringfügigen Punkte feste Regeln aufgestellt und ihre Durchführung bewirkt zu haben. Die beiden Diakonen Warnefried und Alkuin werden als Urheber der karolingischen Interpunctionszeichen genannt, die ursprünglich sehr verschiedene Gestalten zeigen, doch verleugnen sie fast nie die Grundformen des Punktes und des Striches oder des Kreuzes. Das erste Erscheinen unserer heutigen Interpunction knüpft sich an den Gebrauch der deutschen Cursivschrift.

Die Anfänge der jetzt so ausgebildeten stenographischen Kunst führen bis zu den Römern zurück. Schon Cicero nennt Geschwindschreiber. Auch die Schreiber des deutschen Mittelalters bedienten sich gewisser Abkürzungen, von denen manche den heutigen Stolze'schen Sigeln nahe verwandt sind. Einige Klöster, in denen viel geschrieben wurde, hatten besondere, stets festgehaltene Abkürzungen.

In den Klöstern der Benedictiner finden sich oft sehr wohl eingerichtete Schreibstuben. Die Regel des Stifters schon schrieb die Vereinzelung der verschiedenen Verrichtungen bei Anfertigung der Handschriften vor. Einer der Brüder besorgte die Tinte; der andere lieferte die geschnittenen Federn; der dritte glättete das Pergament, welches ein Anderer zu Tafeln zerschnitt; diese versah ein neuer Bruder mit Linien und trug sie den eigentlichen Schreibern zu, aus deren Händen sie zu dem Corrector, dann zu dem Rubrikator kamen; nun wanderten sie zu denen, deren Amt es war, den Einband zu besorgen, und wenn die nunmehr fertigen Bücher schließlich noch die Censur des Abtes passirt waren, konnten sie in die Welt hinausgehen oder ihren Ruheort in dem Bücherzimmer des Klosters finden.

Die Größe der alten Codices übertraf die der heutigen Bücher um ein Bedeutendes. Die Universitätsbibliothek in Erlangen bewahrt einen Codex, der siebenundzwanzig Zoll hoch und achtzehn Zoll breit ist.

Die äußeren Einbände der Bücher bestanden aus Holzdeckeln, die mit Pergament, Tuch und ähnlichen Stoffen überzogen waren. Man schmückte sie mit Figuren in Gold, Silber und Schmelz, versah sie mit Buckeln, metallenen Ecken, wohl auch mit Edelsteinen und schloß sie mit einem Gesperre, wie ein modernes Album. Um die Motten abzuhalten, bestrich man sie mit Cedernöl.

In den Bibliotheken stellte man die Bände nicht nebeneinander, wie wir gewohnt sind, sondern man legte sie auf den unteren Einbanddeckel, oder hing sie an kleinen Ketten von Eisen oder von Silber an den Wänden auf. Besonders werthvolle Bücher schloß man auch wohl an, ja es finden sich Beispiele von Bänden, die angeschmiedet waren und nur, so lang ihre Kette reichte, von dem Orte ihrer Aufbewahrung entfernt werden konnten. Es läßt sich leicht einsehen, daß bei dieser Einrichtung das Gesperre an jedem Buche nothwendig war.

Außerhalb der Klöster gab es im Mittelalter keine Bibliotheken, höchstens besaßen einzelne Gelehrte eine Anzahl von Büchern. Denn unter den Laien war selten Jemand des Lesens und des Schreibens kundig, und noch seltener besaß ein Einzelner die Mittel, Bücher zu kaufen, die damals den hundertfachen Preis kosteten, den wir heute dafür entrichten. In den Klöstern aber gab es viele müßige Hände, denen das Abschreiben eine wohlthätige Beschäftigung war. Eine wohlgeordnete und zahlreiche Büchersammlung bildete den Stolz eines jeden Klosters; man lieh sich gegenseitig werthvolle Werke, Abschriften davon zu nehmen. Gelehrte Mönche verfaßten bekanntlich selber Schriften. Besonders die sogenannten Annalen oder Chroniken sind fast sämmtlich von Geistlichen geschrieben, und in ihnen sind uns äußerst werthvolle Schätze zur Bestimmung der vaterländischen Geschichte erhalten.

Auch Spuren von städtischen Büchersammlungen finden sich schon früh, aber immer sind Geistliche die ersten Begründer und die ausdauernden Pfleger derselben, und die Bibliotheken selber nehmen oft eine Capelle einer großen Kirche ein. Nach der Reformation gingen diese Büchersammlungen dann in städtische Verwaltung über, und gerade sie bildeten die werthvollsten Unterlagen für die großen Bibliotheken, wie manche deutsche Städte sie jetzt in so ruhmwürdiger Vollständigkeit besitzen.

So entwickelte sich aus unscheinbaren Anfängen das großartige Bücherwesen unserer Zeit. In tiefer Verborgenheit, in klösterlicher Stille zwischen Berg und Wald, in enger Zelle beginnt der Stammbaum der siebenten Großmacht.

„Die Königin von Abyssinien".

„Aha, diesmal eine Reclame für Renz!" wird Mancher beim Anblick unseres Bildes und dieser Zeilen denken, und es liegt mir bei solcher gewiß nicht irrigen Voraussetzung recht nahe, meine Ansichten über die Reclamemacherei unserer Zeit auszusprechen, ich will mich aber darauf beschränken, zu sagen, daß meiner Meinung nach in einem vielgelesenen Blatte jede wohlwollende und anregende Besprechung eines interessanten Gegenstandes zur Reclame im weitern Sinne des Wortes wird — versteht man aber darunter ein geflissentliches Loben zum Zweck geschäftlichen Vortheils, was doch wohl die richtige Erklärung des Wortes „Reclame" ist, so bin ich der Ausübung derselben ungefähr so nahe, wie unsere wackere Erde dem edlen Sirius. Was nun obendrein Renz betrifft, so ist dieser doch wahrlich über die Reclame hinaus; da, wohin er nicht kommt, kann sie ihm Nichts helfen, und wo er erscheint, stellt sich die Ansicht über seine Leistungen durch diese selbst so schnell durch mündliche Mittheilung fest, daß lobende Besprechungen in den Blättern eine sehr bescheidene Rolle hinsichtlich der Empfehlung spielen dürften. Wollte man die jetzigen Renz'schen Vorführungen öffentlich tadeln, würde eine Gegenprobe die Hinfälligkeit solchen Thuns sofort beweisen.

Es liegt nahe, bei der Besprechung des vorliegenden Gegenstandes sich den Gedankengang zu vergegenwärtigen, von welchem Renz geleitet worden ist, bis er zu seinen jetzigen Leistungen und dem „Afrikanischen Fest", der Spitze derselben, gelangte. Daß in Bezug auf die eigentlichen Kunstreiterkünste ein steter Fortschritt nicht möglich, mußte ihm bald klar werden; seit langen Jahren hat er daher immer noch für Etwas von ganz besonderer Anziehungskraft gesorgt, um das Publicum zu fesseln und der wachsenden Concurrenz zu begegnen. Die Brülldressur von Batty's Löwen, das Scheusal Julia Pastrana und andere derartige Effectstücke haben diesen Zweck früher sehr gut erfüllt, aber Renz war dabei immer von dem zufälligen Vorhandensein einer solchen Neuigkeit und der oft mißlichen Aufgabe abhängig, sich dieselbe als der Erste unter seinen Concurrenten, also so lange sie wirklich noch den Reiz des Neuen hatte, zu verschaffen. Das hat ihn offenbar darauf geführt, die Herstellung dieser besonders anziehenden Productionen selbst in die Hand zu nehmen; diesem Gedanken sind wohl die Aufführungen der Märchen „Schneewittchen" und „Aschenbrödel" entsprungen, und, nachdem dieselben bald auch von anderen Gesellschaften vorgeführt wurden, andere Leistungen, welche schwerer nachzuahmen sind, vor Allem das Afrikanische Jagdfest, oder wie es gegenwärtig bei Renz' Aufenthalt in Leipzig genannt wird: „Die Königin von Abyssinien".

Als ich das Stück in Berlin eine Reihe von Tagen hintereinander gesehen hatte, fragte ich den Regisseur, Herrn Reiß, einmal nach den Kosten der Einrichtung. „Die sind gar nicht zu berechnen und festzustellen," war die Antwort. Nach näheren Mittheilungen, von denen hier Einiges folgt, leuchtet mir die Wahrheit dieser Behauptung völlig ein.

Das Fest ist im Winter 1874 bis 1875 zuerst, und zwar in Berlin, aufgeführt worden; es sind dazu sechsundzwanzig Balletdamen engagirt worden, deren geringste Monatsgage zweihundertzehn Mark beträgt. Die Costüme, deren Pracht aller Beschreibung spottet, waren bis zum Januar 1876 schon zum vierten Male erneuert, sind übrigens immer doppelt vorhanden. Ihrethalben hauptsächlich sind stets eine Anzahl Schneider und Schneiderinnen beim Circus engagirt und mit ihm auf Reisen, außerdem aber für den ganzen Circusbedarf ein Sattelmacher mit Gehülfen, ebenso ein Zimmermann und ein Decorationsmaler. An Thieren für die „Jagden" waren bis Januar 1876 sechs Giraffen, sechs Strauße, acht Lamas, neun Antilopen, drei Elephanten und vier Känguruhs angeschafft worden. Davon waren in jenem Monat noch zwei Giraffen, drei Strauße, drei Lamas, eine Antilope, zwei Elephanten und die damals erst angeschafften Känguruhs übrig. Gegenwärtig (1. Mai) ist kein Strauß mehr vorhanden; die Giraffen sind bereits wieder neu angeschafft worden; die eine Antilope befindet sich im Berliner Zoologischen Garten zur Cur ꝛc. Wie nun dieses Material an Menschen und Thieren in dem „Afrikanischen Feste" vorgeführt wird, das mögen die folgenden Zeilen Denen zu schildern versuchen, welche nicht in der Lage sind, aus eigener Anschauung sich den Genuß dieses Schauspiels zu verschaffen.

Nachdem die Kunstreiterleistungen der ersten Abtheilung beendet, wird der Circus mit zwei über einander liegenden Decken belegt, von denen die obere einen farbigen, sehr schön wirkenden Teppich darstellt. Ein Thron wird am Circusausgange, dem eigentlichen Eingange gegenüber, aufgestellt und auch der letztere durch ein improvisirtes Thor mehr hervorgehoben. Jetzt ertönt die Musik, und eine eintretende Kabylenwache, welcher zwei Ceremonienmeister und zwei Wilde mit Keulen folgen, eröffnet das Schauspiel. Die ersteren besetzen den Eingang; die letzteren stellen sich zu den Seiten des Thrones auf. Pomphafte Marschmusik kündigt nun die Ankunft der Königin an, und indem sie, gefolgt von zwei Hofdamen, erscheint, ergießt sich von oben ein Strahl elektrischen Lichts auf die Gruppe, bis die Drei auf den Sesseln des Thrones Platz genommen haben. Nun erscheinen nach und nach die geladenen Gäste, Fürsten und Fürstinnen, braune, schwarze, mit ihren Dienern und Dienerinnen; alle bezeigen in afrikanischer Weise ihre Huldigung und nehmen dann rechts und links auf den Sitzen im Kreise Platz.

Dazwischen erscheint eine Blumenspenderin, ebenso eine jugendliche Tänzerin, alle aber glänzen in farbenreichen und stets verschiedenartigen Costümen. Zwei Fürstinnen nehmen noch neben der Königin Platz, unter denen namentlich die Eine eine wahrhaft holdselige Erscheinung ist — es ist Renz' jüngste Tochter.

Und nun herein, ihr kleinen Mohrenkinder! Kniet nieder vor der Königin und dann führt trippelnd eure Tänze auf mit Anschlagen auf die Holzhalbkugeln, welche ihr auf Bauch, Rücken und Beinen tragt! — eine sehr hölzerne, aber recht bezeichnend afrikanische Musik. Nun aber macht diese Komik der Grazie, Schönheit und Pracht plötzlich Platz; denn in Abtheilungen zu je Vier, die in gleichen Farben prangen, treten jetzt unter lieblicher Musik die Sclavinnen ein, jede einen grüngoldenen Palmenzweig tragend. Die sie bestrahlende elektrische Beleuchtung taucht sie in ein Meer von farbenwechselndem Glanze, welches um so zauberhafter wirkt, als bei gedämpftem Gaslichte die Zuschauerräume wie im Dunkel erscheinen. Die Tänze und Gruppirungen dieser jugendlichen Gestalten machen stets einen bestrickenden Eindruck auf die Zuschauer, wenn sich aber alle die reizenden Tänzerinnen mit ringsherausgehaltenen Palmenzweigen gleichsam zu einem Palmenwipfel gruppiren, — immer ist es dieser eine Anblick, welcher das Publicum zu rauschendem Applaus hinreißt.

Sind diese Tänze, woran sich auch die einiger Solotänzerinnen schließen, beendet, so erhebt sich die Königin und verläßt, gefolgt von den Anwesenden und einige Male im Circus herumschreitend, den Schauplatz, und dieser wird nun zur Jagd vorbereitet. Teppich, Sessel, Thron, Thor verschwinden; dagegen werden hölzerne Schranken, welche das Ausbrechen der Thiere verhindern, rings aufgerichtet, und nun erscheinen zuerst die berittenen Jäger zum Rendez-vous. Sind sie fort, herrscht einen Augenblick erwartungsvolle Stille. Drei langhälsige Giraffen treten ein und schauen sich neugierig im Circus um. Aber das Geschrei der hereinstürmenden Reiter scheucht sie auf; vier-, fünf-, sechsmal werden sie jetzt im Circus herumgehetzt, wobei ihr grotesker Galopp zur Erscheinung kommt, bis sie entlassen werden. Jetzt treten zwei Elephanten durch den geöffneten Eingang und eilen quer durch den Circus dem Ausgange zu, ihnen nach die verfolgenden Reiter, bis sie nach wiederholtem Durchrennen eingeholt sind und von zwei Reitern besiegen werden. Den auf dem kleinsten Elephanten Reitenden läßt das praktische Schicksal stets vor dem Ausgange herunterfallen, damit der Kleine die Barrière besser überklettern kann. Sind die Elephanten bezwungen, so hüpfen plötzlich vier Känguruhs in den Raum, ein auf die Zuschauer höchst komisch wirkender Anblick. Auch sie werden von einigen Reitern gehetzt, wobei aber am Schlusse mancher der Hüpfer sich allzu träge zeigt, sodaß ein abgestiegener Reiter ihm seine Aufgabe deutlicher machen muß, indem er den Schweif des Thieres erfaßt und



Der Umzug der Königin von
Nach der Natur aufgenomm



Abyssinien im Circus Renz.
…n von H. Leutemann.

der Bewegung desselben durch Schieben nachhilft. Die Lamajagd macht den Schluß: vier dieser schlanken Thiere stürzen herein und werden, wie die Elephanten, quer durch den Raum wiederholt gehetzt, und daß dies in sausendem Galopp geschieht, erhöht außerordentlich den lebenswahren Eindruck. In Berlin wurden auch Strauße gejagt, ja, in Hamburg (freilich andere Exemplare) sogar von kleinen Knaben geritten.

Die Jagd ist vorüber; die Schranken schwinden; ein Corps reizender Jägerinnen tritt mit Pfeil und Bogen auf, prachtvoll, aber zugleich praktisch zur Jagd gekleidet, indem alle Kleidungsstücke möglichst eng anschließen. Unter Jagdmusik ziehen sie ein und führen uns nun auch eine Reihe reizender Tänze und Gruppirungen vor, wobei von Neuem das elektrische Licht Alles auf's Herrlichste bestrahlt. Und alsdann folgt der Schluß, den unser heutiges Bild wiederzugeben versucht. An der Spitze des eintretenden Festzuges sehen wir die Königin auf einem die Gestalt eines radschlagenden Pfauen darstellenden „goldenen" Wagen, der von zwei lebenden, prächtig angeschirrten Giraffen gezogen wird, deren Zügel sie selber lenkt. Hinter ihr das männliche Gefolge und die sich anschließenden Jägerinnen, sodann der kleine Elephant, welcher einen Wagen zieht, auf dem ein Mohrenfürst sitzt, umgeben von seinen Dienern, hierauf der größere Elephant mit zwei Hofdamen und zuletzt ein Kameel (jetzt ein einhöckeriges, bei der Aufnahme des Bildes ein zweihöckeriges) mit den „Kindern" der Königin. Die Wirkung dieses den Circus mehrmals umkreisenden Zuges ist großartig, und bei der blendenden elektrischen Beleuchtung geradezu märchenhaft — kein Wunder daher, daß, wenn der Letzte des Zuges verschwunden ist, der Beifall donnernd losbricht und, so viel ich bisher in Hamburg, Berlin und Leipzig beobachtet habe, der Director Renz stets dreimal gerufen wird.

Wer bisher noch bezweifeln konnte, daß sich auch in solchen Leistungen eine geniale Thätigkeit entwickeln läßt, weil er sie für nichts weiter als Routine hielt, der wird nach Anschauung dieser Vorstellung seine Ansicht sicher berichtigen und gewiß mit uns darin übereinstimmen, daß jetzt der Circus Renz einzig in seiner Art und der Leiter desselben in seinem Berufe ein Genie ersten Ranges ist.

Die sibirische Forschungsreise des Bremer Polarvereins.

„Gruß aus Asien!" So lautete ein Telegramm der Sibirienreisenden des Bremer Polarvereins vom 5. April aus Jekaterinburg, jener bekannten, schon am jenseitigen Abhang des Ural belegenen Bergstadt. Die Fahrt dahin von Nischni war an Strapazen reich. Der Frühling war nämlich in diesem Jahre in Rußland unberechenbar zeitig eingetreten; gleichwohl durften die Reisenden, wenn sie ihre Aufgabe, Westsibirien von der Gebirgskette des Altai bis zu der Mündung des Obi in den sechs Monaten Mai bis October zu naturwissenschaftlichen Zwecken zu bereisen, lösen wollten, nicht säumen und gemächlich warten, bis etwa die Wolga-Kama-Dampfschifffahrt eröffnet und die Wege besser wurden. So mußten sie denn gleich im Anfang, wie der Berichterstatter der russisch-deutschen Zeitung „Herold" aus Kasan schrieb, „alle Unbilden einer Sibirienreise kennen lernen".

Die Reisenden erfuhren von dem Augenblicke an, wo sie russischen Boden betraten, die freundlichste, ja man kann sagen eine glänzende Aufnahme. Durch Vermittelung des Präsidenten des Bremer Polarvereins, des Bremer Reichstagsabgeordneten Mosle, waren sie auf das Wärmste von den höchsten Behörden des Reichs empfohlen; ihr Gepäck passirte ohne Revision die Grenze. In Petersburg wurden die Herren dem Kaiser und dem Großfürsten-Thronfolger vorgestellt; ihnen zu Ehren hielten die geographische Gesellschaft und der Verein zur Förderung der russischen Handelsinteressen Extrasitzungen. Bei der Feststellung der Einzelheiten des Reiseplanes standen ihnen die ersten Autoritäten bei. Rußland hat bekanntlich Bedeutendes in der Geographie geleistet, und gerade in jener Sitzung der geographischen Gesellschaft war die reiche wissenschaftliche Ausbeute, welche Przewalski von seiner denkwürdigen Reise durch die Mongolei mitgebracht hatte, ausgestellt. Ein specielles praktisches Interesse knüpfte sich an die Forschungen und Untersuchungen in Westsibirien, welche sich der Bremer Verein zur Aufgabe stellte, nachdem die Reichsbehörde seine Eingabe wegen Bewilligung der Mittel zu einer neuen Polarexpedition ablehnend beantwortet hatte. Der oft genannte schwedische Gelehrte Anders Erik Nordenskjöld hat bekanntlich im vorigen Sommer die in früheren Jahrhunderten viel und immer vergeblich gesuchte Seefahrt von Nordeuropa nach den Polarküsten Sibiriens glücklich gefunden. Sein kleines Fahrzeug hat die Reise sogar zweimal, hin und her, glücklich zurückgelegt. Kein Wunder, daß man nun russischerseits daran denkt, diese Entdeckungsfahrt für den Seehandel auszunutzen. Freilich wird in so hohen Breiten nur immer während vier bis sechs Wochen, im Hochsommer, die Seefahrt möglich sein; immerhin bereitet das selbst zu dieser Zeit häufig eiserfüllte karische Meer ernste Schwierigkeiten. Rußland sendet eine Expedition in diesem oder im nächsten Sommer aus, welche die Fahrbarkeit des Meeres zwischen Archangel und der Obi-Mündung gründlich untersuchen soll. Gleichzeitig wird aber auch von Gothenburg einerseits und von Jenisseisk (tief im Innern Sibiriens) andererseits je ein Dampfer mit Gütern, jener nach der Jenissei-Mündung, dieser nach Petersburg bestimmt, den neuen Seeweg praktisch erproben. Wichtiger noch für Handel und Verkehr wäre die Eröffnung einer Seefahrt von Europa aus nach der Obi-Mündung.

Dieser mächtige Strom Westsibiriens, dessen Länge $457^1/_2$ deutsche Meilen beträgt, hat, wie neulich ein Vortrag des Herrn Latkin in der russischen Handelsgesellschaft zu St. Petersburg constatirte, ein Gebiet von 58,000 Quadratmeilen mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern. Die südlichen Theile haben eine bedeutende Kornproduction und könnten davon nach Latkin an 60 Millionen Pud jährlich ausgeführt werden. Salz und Holz würden weitere wichtige Ausfuhrartikel abgeben. Die Viehzucht könnte an Fellen, Talg, Butter, Fleisch, Haaren, Wolle im Ganzen jährlich 5 Millionen Pud liefern. (Gegenwärtig concentrirt sich der Talghandel Westsibiriens für die Ausfuhr nach England in Jekaterinburg.) Endlich sind noch Fische, Leder, Häute, Pelzwaaren und Metalle zu erwähnen. Die sibirische Eisenbahn ist beschlossen; sie wird nach einer Reihe von Jahren eine stetige bequeme Landverbindung mit Sibirien schaffen, die thatsächlich jetzt nur zeitweilig, während des Winters, vorhanden ist. Hat die westsibirische Reise des Bremer Polarvereins sonach ihre nicht zu mißachtende praktische Seite, so kommt hinzu, daß in jenem ausgedehnten Gebiete die zahlreichen Vorgänger in der wissenschaftlichen Forschung, an ihrer Spitze Pallas, noch Manches zu thun übrig ließen. Finsch und Brehm und neben ihnen Graf Waldburg-Zeil werden daher sicher mit interessanten Ergebnissen von ihrer an Strapazen immerhin reichen Reise zurückkehren.

Während diese Zeilen niedergeschrieben werden, geht die Nachricht ein, daß auch die Petersburger Akademie einen Zoologen, Herrn Poljakoff vom kaiserlichen naturwissenschaftlichen Museum in St. Petersburg, zu wissenschaftlichen Forschungen in diesem Sommer nach dem Obi aussenden wird. Er soll namentlich auch der Fischfauna des Obi seine Aufmerksamkeit zuwenden. Dieser Strom ist, wie schon angedeutet, außerordentlich reich an Fischen; Anfang Mai setzen sich, wie Latkin berichtet, die Hauptarten derselben, wie der Stör, der Sterlet, die Quappe, die Nelma, der Moksun, die Zärte, der Häring, in großen Massen der Strömung entgegen in Bewegung. Mit Fischfang beschäftigen sich außer den Samojeden und Ostjäken alle russischen Uferbewohner, hauptsächlich in der Niederung des Flusses unweit der Mündung, wo eine ungeheure Menge Fische gefangen wird, wieviel läßt sich nicht genau bestimmen. Einige zählen bis zu einer Million Pud à 20 Kilo im Jahre, Andere bis zu 500,000. Die letztere Zahl ist wohl die richtigere, da aus dem Obdorskischen Lande jährlich 150,000 Pud Fische verführt werden. Der Fischfang beginnt Anfang Juli und währt bis zum October. Die Fische werden theils getrocknet (von den Samojeden und Ostjäken), theils eingesalzen (von den russischen Fischern), doch ist die Art und Weise des Einsalzens eine mangelhafte. Der

Delphin-, Weißwal und Seehundsfang im Obimeerbusen ist zur Zeit noch wenig ausgebeutet und könnte, wenn eine Seeschifffahrt im Sommer nach Europa möglich, sehr bedeutend ausgedehnt werden. Die nördlichste Ansiedelung, welche unsere Reisenden auf der Obifahrt erreichen werden, ist der zweiundvierzig Häuser und hundertfünfzig Einwohner zählende, reichlich eine deutsche Meile von der Mündung des Obi in den Obimeerbusen gelegene Marktplatz Obdorsk. Im Sommer ist derselbe völlig verlassen, da um diese Zeit die Einwohner dem Fischfange im Flusse und Meerbusen obliegen, im Winter großer Markt.

Die Schifffahrt auf dem Obi und seinen Zuflüssen hat sich in der letzten Zeit sehr entwickelt. Ihr Centrum ist die Stadt Tomsk. Man zählt an zweiunddreißig Dampfer, darunter vier Passagierdampfsböte, welche regelmäßige Fahrten zwischen Tjumen und Tomsk unterhalten. Was die Frage der Seeverbindung zwischen der Obimündung und den europäischen Küsten betrifft, so würde die weit nach Norden sich erstreckende Halbinsel des Samojedenlandes, wenn das Karische Meer glücklich passirt ist, das Einlaufen in den Obibusen immer nur mit Verlust vieler kostbaren Zeit gestatten. Möglicher Weise könnte aber dieser Umweg vermieden werden, wenn die Seefahrt ihren End- und Ausgangspunkt in einer Ausbuchtung der Karabai, der Baidaratzkybucht, finden und die Waaren von Obdorsk dahin und von da zurück theils über Land, theils auf einem Flusse sich bewegen könnten. Jene Bucht liegt von Obdorsk in dieser Richtung nur circa sechsundzwanzig deutsche Meilen entfernt.

Diesem Projecte tritt man russischerseits ernsthaft näher, und es werden in diesem Sommer Untersuchungen in jener Gegend stattfinden. Die neueste Nachricht über die Eröffnung einer Frachtschifffahrt von Schweden nach dem Jenissei lautet dahin: „Mitte Juli läuft der Dampfer ‚Ymer' von fünfundvierzig Pferdekraft und vierhundert Tonnen Tragfähigkeit von Gothenburg zur Fahrt um das Nordkap durch's Karische Meer nach dem Endpunkte der Jenisseidampfer, dem Flecken Dudino, aus. Er wird von Schweden und Norwegen Fracht mitnehmen, unter Anderm Muster schwedischer Industrieproducte und soll auch aus Sibirien Güter mitbringen. Drei schwedische Botaniker begeben sich zu Lande nach dem Jenissei, um dort naturwissenschaftliche Forschungen anzustellen, und beabsichtigen mit jenem Dampfer im Herbste nach ihrer Heimath zurückzukehren." Ob und welchen praktischen Erfolg alle diese Unternehmungen haben werden, steht dahin. Für die Naturwissenschaft dürfte aber in allen Fällen Gewinn zu erwarten sein.

Der Initiative des Bremer Polarvereins ist es zu verdanken, daß auch Deutschland seinen Antheil an diesem Gewinne haben wird. Mit Recht darf daher der Verein auf thatkräftige Sympathie in weiten Kreisen Anspruch erheben. Gegründet zunächst zur Förderung der deutschen Polarforschung, hat er, wie die von ihm herausgegebenen Werke beweisen, sich diese Aufgabe ernst und mit Erfolg angelegen sein lassen.* Neuerdings hat er, den Charakter einer geographischen Gesellschaft annehmend, seine Ziele erweitert und auf die Veranstaltung von Entdeckungs- und Forschungsreisen überhaupt ausgedehnt. Die jetzt unternommene Reise nach Westsibirien ist die erste That auf diesem größeren Gebiete des Schaffens. Um seine Bestrebungen auch ferner mit Energie zu bethätigen, bedarf er Mittel und Kräfte. Wenn zu der sibirischen Reise ein reicher Russe dem Vereine unaufgefordert eine bedeutende Summe zur Verfügung stellte, so darf sicher erwartet werden, daß deutsche Landsleute daheim und in transatlantischen Ländern in größerer Zahl bereit sein werden, dem Vereine durch Darbietung von Mitteln oder durch sonstige Mitwirkung bei der Lösung seiner Aufgabe hülfreich zur Seite zu stehen. Zur Erforschung des Erdballes durch Reisen hat Deutschland schon Großes beigetragen. Gerade jetzt, bei errungener und gefestigter Machtstellung, ist es berufen, dieses Werk des Friedens in großem Maßstabe fortzusetzen, und für das Volk, welches mit gerechtem Stolze Alexander von Humboldt und Karl Ritter zu den Seinen zählt, gilt auch auf diesem Gebiete erst recht das „Noch lange nicht genug!" sagt Bismarck."

* In dieser Beziehung mag beispielsweise erwähnt werden, daß von der letzten deutschen Polarexpedition her achtzehn Universitäts- und sonstige öffentliche naturwissenschaftliche Sammlungen mit zoologischen und siebenzehn Sammlungen mit botanischen Collectionen bedacht wurden; von ersteren gehörten vier dem Auslande an und eine war Privatinstitut.

Blätter und Blüthen.

Der kalte Trunk. Die mütterliche Autorität wird in einer ihrer Grundansichten bedroht. Die erste Regel, welche eine Mutter ihrer tanzenden Tochter auf das Dringendste an das Herz zu legen pflegt, ja nicht im erhitzten Zustande einen kalten Trunk zu nehmen, ist für null und nichtig erklärt. „Der kalte Trunk schadet nichts, nein, er nützt —" gegen diese immer mehr Freunde gewinnende Ansicht erheben sich vom medicinischen Standpunkte einige Bedenken, welche es jedenfalls, wie leicht zu beweisen, für gerathen erscheinen lassen, den goldenen Mittelweg einzuschlagen und eine vernünftige Anwendung der durch die Praxis geheiligten Sitte beizubehalten.

Der Magen, welcher zunächst das kalte Wasser empfängt, liegt bekanntlich in einer äußerst blutreichen Gegend. Er selbst besitzt ein sehr starkes Blutgefäßnetz; links grenzt er in directer Berührung an die Milz, nach vorn und rechts liegt die Leber, hinter ihm die große Schlagader mit ihren Abzweigungen zur Ernährung der erwähnten Organe. In diesem Blutreichthume haben wir die schlimmen Folgen des kalten Trunkes zu suchen. Heftige und vorzüglich unregelmäßige Körperbewegungen, wie wir sie beim Tanzen ausüben, bedingen eine bedeutend raschere Circulation des Blutes durch die Adern als gewöhnlich. Die Blutgefäße dehnen sich vermöge ihrer Elasticität mehr aus, und kleine Röhren, welche sonst ganz eng sind, zeigen in einem so erhitzten Zustande eine beträchtliche Erweiterung. Die Wirkung des kalten Trunkes ist nun leicht zu begreifen. Die Kälte hat die Eigenschaft, die Blutgefäße zu verengern; es kann dann selbstverständlich nicht mehr eine so große Menge Blut wie vorher in sie hineinfließen. Wird nun die Vorsicht außer Acht gelassen und eine erhebliche Menge kaltes Wasser mit diesen erweiterten Blutgefäßen in Berührung gebracht, so muß sich die plötzliche Kältewirkung nicht allein in dem Magen, sondern auch in den angrenzenden Partien geltend machen und eine Verengerung der hier befindlichen Adern bewirken. Das Resultat ergiebt sich von selbst. Der Blutstrom nach unten zu wird plötzlich bedeutend gehemmt, und es müssen deshalb für einen Moment die oberen schon erweiterten Adern noch mehr Blut aufnehmen. Die Thatsächlichkeit dieses Umstandes hat schon Jeder an sich selbst erlebt.

Trinkt man sehr erhitzt kaltes Wasser, so wird man für einen Augenblick, vorzüglich am Kopfe, noch wärmer, weil die Schweißdrüsen und die ganze Haut dieser Theile mehr Blut von der verengten Magenumgebung zugeführt erhalten. Vor Allem betrifft dieser vermehrte Blutzufluß die nach oben in senkrechter Richtung sich an die große Schlagader ansetzende Gehirn-Arterie, und zweitens, in Folge der für das Herz eintretenden Stauung, die Lungengefäßchen. Halten diese Adern den plötzlichen Anprall aus, wie es bei einem gesunden Menschen zu erwarten ist, so entsteht kein Schaden, sind aber die kleinsten Endungen der Adern, die Capillaren, geschwächt und leicht zerreißbar, so bersten dieselben, und es kommt zu einem Bluterguß in das Gehirn oder die Lungen, eine bei Bällen leider nicht selten beobachtete Thatsache. Ein weiterer Nachtheil kann noch, vorzüglich an den Lungen, dadurch entstehen, daß die so übermäßig ausgedehnten Blutgefäßchen eine fortdauernde Reizbarkeit behalten, bei jeder Gelegenheit erkranken und als gelindeste Folge öfters Luftröhrenkatarrhe veranlassen.

Andere Verhältnisse als die geschilderten bietet dagegen das Militär, bei dessen Marschübung die Wasserentziehung bis vor Kurzem auf die Spitze getrieben wurde. Hier haben sich durch die lang andauernde rhythmische Bewegung die Blutgefäße an einen anderen Gleichgewichtszustand gewöhnt; sie sind durch den starken Wasserverlust des Schweißes nicht mehr so stark erfüllt, und endlich befinden sich die Leute in ihren gesündesten Jahren. Also ein Wasserverbot für längere Zeit müßte sich der starken Verdunstung wegen als absolut schädlich erweisen, doch ist auch hier dem Einzelnen die geringe Vorsichtsmaßregel anzurathen, einige Secunden zwischen der starken Bewegung und dem Trunke zu pausiren und die ersten Schlucke etwas im Munde zu erwärmen, bis sich der übermäßige Blutdruck ausgeglichen hat. Wer also in unserem scrophulösen Zeitalter sicher überzeugt ist, daß seine Blutgefäße den Ueberdruck aushalten, mag unsere Ermahnung allenfalls unbeachtet lassen. Vorsicht aber ist nicht Aengstlichkeit, und der Besonnene hält es daher lieber noch mit dem zwar alten, aber dennoch wahren Fibelvers:

„Auf Hitze trinke nie,
Noch kühle schnell Dich ab!
Leicht könnt' es schaden Dir,
Und früh sinkst Du in's Grab."

Dr. —a—.

Eine Gefahr für das tägliche Brod. Vor einigen Monaten sandte die Firma Heeremans und Comp. in Rotterdam an verschiedene Mühlenbesitzer in der Provinz Hannover Proben von Kunstmehl. Die Begleitschreiben, die mit den Proben zur Versendung kamen, waren in holländischer Sprache verfaßt, und bei jeder Offerte befanden sich zwei Muster in folgender Weise bezeichnet: „Kunstmehl Nr. 1" und „Kunstmehl Nr. 2". Die Verwendbarkeit der eingesandten Waare fand in dem Empfehlungsschreiben wohlweislich keine Erwähnung; man hatte der Einsicht der Mühlenbesitzer das Vertrauen geschenkt, die richtige Verwendung sofort zu errathen, und so glaube ich den Lesern dieses Artikels dasselbe Vertrauen schenken zu dürfen.

Da jedoch die fraglichen Proben von Kunstmehl in ihrer äußeren Beschaffenheit eine täuschende Aehnlichkeit mit Kornmehl zeigten, womit

wir das tägliche Brod backen, das für die Ernährung unseres Organismus so wichtig und unentbehrlich ist, so hielt ich es aus einem naheliegenden Grunde für nicht uninteressant, das künstliche Mehl auf seinen Nährwerth zu prüfen. Diese Untersuchung ergab das Resultat, daß nicht der geringste Werth für die Ernährung in dem fraglichen Kunstproducte vorhanden war, denn die mikroskopische und chemische Prüfung ließ beide Muster des Kunstmehls in unzweideutiger Weise als **ungeglühten, schwefelsauren Kalk** erkennen, dem wohl kein Physiologe eine ernährende Kraft zuschreiben dürfte.

Von Kornmehl oder einer anderen organischen Substanz war nichts darin zu entdecken, und die beiden Muster unterschieden sich nur in Betreff der Feinheit und Farbe. „Kunstmehl Nr. 1“ war sehr fein und schneeweiß, und „Kunstmehl Nr. 2“ besaß bei **etwas** gröberer Beschaffenheit einen schwach gelblichen Schein.

Besonders beachtenswerth ist der billige Preis des künstlichen anorganischen Mehles im Vergleiche zum Kornmehle. Hundert Kilo Kunstmehl Nr. 1 kosten ab Rotterdam acht Mark fünfzig Pfennige, und dasselbe Quantum von Nr. 2 sieben Mark fünfzig Pfennige. Hiermit vergleiche man die Preise von Roggen- und Weizenmehl, die drei- und viermal so hoch sind, und man wird begreifen, welcher Vortheil erzielt wird, wenn aus Versehen oder aus einer anderen Ursache das Kunstmehl sich mit dem Kornmehle zusammenbegiebt und dann als reines Mehl verkauft wird.

Vielleicht haben wir es hier mit dem nämlichen Kunstmehle zu thun, das vor nicht gar langer Zeit von Holland aus in die Rheinprovinz eingeführt wurde und nun seine Wanderung nach dem Norden angetreten hat, um dort sein Heil oder Unheil zu versuchen.

Es ist nicht anzunehmen, daß derartige Mustersendungen von Kunstmehl sich auf einzelne Provinzen Deutschlands beschränken werden. Man wird sie überall zu verbreiten suchen, und es wird sich dieses Mehl, das nur zur Beschwerung des Magens beiträgt und den Nahrungsgehalt unseres Brodes herabsetzt, doch hier und da Eingang verschaffen.

Es erscheint daher geboten, das Publicum zu warnen, beim Ankauf von Mehl vorsichtig zu sein, zumal auch noch ein anderer Feind im Anzuge ist, der mit seinen gewichtigen, unverdaulichen Massen ebenfalls das tägliche Brod zu verderben sucht. Ich meine den pulverisirten Schwerspath, der sich vorzugsweise in elsässer und französischen Mehlsorten gezeigt hat. In Altbaiern sollen derartig gefälschte Mehle massenhaft zum Verkauf gekommen sein, und haben dort die Districts- und Ortspolizeibehörden bereits Weisung erhalten, Prüfungen vornehmen zu lassen und etwaige Fälschungen des Mehles sofort zur Anzeige zu bringen.

Es ist ein beklagenswerthes Zeichen der Zeit, daß die Verfälschungen der Genuß- und Nahrungsmittel immer mehr um sich greifen. Man fälscht das Mehl, die Milch, die Butter, den Thee, den Kaffee, den Essig, den Pfeffer, den Zimmt und manches Andere, und nur in einigen Städten Deutschlands haben die Magistrate Gesundheitsämter zur Ueberwachung des Handels mit Nahrungsmitteln errichtet.

Es ist die höchste Zeit, daß diesem Unwesen der Nahrungsfälschungen ein Ziel gesetzt wird und die Consumenten vor Betrügereien geschützt werden, da sie außer Stande sind, sich überall selbst davor zu schützen; denn nicht Jeder ist in der Lage, eine chemische oder mikroskopische Prüfung vornehmen zu können oder für die Untersuchung der täglichen Bedürfnisse an Genuß- und Nahrungsstoffen Geld zu opfern.

Dr. Julius Erdmann.

Adolf Neumann. (Mit Portrait Seite 331.) Den Lesern der „Gartenlaube“ ist der Name Adolf Neumann längst als derjenige eines Künstlers bekannt, dem wir so manches durch lebensvolle Auffassung und Feinheit der Technik ausgezeichnete Portrait verdanken. Sowohl seine Frauen- wie seine Männerköpfe sind seit langer Zeit — schon zweiundzwanzig Jahre hindurch widmet Neumann einen großen Theil seiner Kraft unserem Blatte — eine wahre Zierde der „Gartenlaube“.

Im Hinblick auf diese Leistungen unseres Künstlers und die so überaus freundliche Aufnahme, welche seine Zeichnungen gefunden, darf die Veröffentlichung seines von ihm selbst gezeichneten Portraits in unserer heutigen Nummer wohl als eine vollauf verdiente und von den Freunden unserer Zeitschrift gern gesehene Anerkennung bezeichnet werden. Ebenso, glauben wir, werden einige Daten aus dem äußerlich allerdings sehr wenig bewegten Leben des Künstlers unseren Lesern in der nachfolgenden kurz gefaßten Form nicht unwillkommen sein.

Adolf Neumann wurde am 5. Juni des Jahres 1825 zu Leipzig geboren, wo sein Vater als Colorist thätig war. Die beschränkten, fast ärmlichen Verhältnisse, in denen der Knabe aufwuchs, standen der sich schon frühzeitig in ihm regenden Liebe zur Zeichenkunst wohl in mehr als einer Weise hindernd im Wege, aber sein frisches Talent brach sich dennoch Bahn; denn schon im zwölften Jahre brachten Leidenschaft für die Kunst und ein nimmer müder Ehrgeiz ihn dahin, daß er unter seinen Mitschülern der beste Zeichner wurde. Der damalige Director der Akademie der bildenden Künste zu Leipzig, Veit Hans Schnorr, befand ihn für würdig, das berühmte Institut als Schüler besuchen zu dürfen.

Später kam Neumann in das damals bekannte Atelier von H. Winkles, ebenfalls in Leipzig, um sich der Kupferstecherkunst zu widmen. Hier wurde er sehr bald Herr der technischen Fertigkeiten seiner Kunst und veranlaßte durch seine tüchtigen Arbeiten den Meister Lazarus Sichling, später Lehrer und Freund Neumann's, aus eigener Anregung die weitere Ausbildung des jungen Künstlers zu übernehmen, der schon früh durch den Verlust des Vaters sich schweren Pflichten gegenübergestellt sah, welche namentlich in der ihm anheimfallenden Versorgung seiner mittellosen Mutter und verwaisten Geschwister bestanden.

Dieser Kampf mit des Lebens Noth lähmte indessen nicht Neumann's künstlerische Schaffenskraft. Im Gegentheile feuerte er ihn zu kräftigerem Streben an. Durch Studien nach der Natur in Aquarell unter der bewährten Leitung des Professor Carl Werner schuf er seinem Schaffen eine realistischere Basis.

Als Kupferstecher ist er vielfach thätig gewesen. Zu den gediegensten seiner Leistungen auf diesem Gebiete gehören wohl Grützner's „Unfehlbare Niederlage“, Hoff's „Rast auf der Flucht“, „Blätter aus der Schillergalerie“, „Ruhmeshalle der deutschen Musik“, „Charakterbäume aus Roßmäßler's Wald“ die Portraits von Haupt, Liszt, Händel, R. Franz und Andern.

Adolf Neumann's zeichnerische Leistungen werden vor Allem durch die einfache Weise, mit welcher er ein markiges Portrait in frappirender Aehnlichkeit herzustellen versteht, charakterisirt. Sein Gerstäcker und Benedix, sein Bismarck und Moltke, seine Königin Louise und andere Frauenköpfe, durch die „Gartenlaube“ weithin bekannt, sind überall mit großem Beifall aufgenommen worden und die zwei erstgenannten namentlich als die einzigen getreuen und charakteristischen Portraits dieser beiden Schriftsteller bezeichnet worden. Was die Technik unseres Künstlers betrifft, so hat er durch Anwendung von leichten und einfachen Strichlagen und durch eine seltene energie- und zugleich empfindungsvolle Behandlung der Zeichnung sich um die Kunst des Holzzeichnens ein dauerndes Verdienst erworben.

Die Wacht auf dem Meer.*

Ein Gruß an Deutschlands Kriegsflotte.

Melodie: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall etc.“

Was zieht dahin durch Wogenschwall,
Umdonnert von Kanonenschall?
Hoch ragt der Mast; das Segel schwillt,
Ob auch die Brandung tobt und brüllt;
Durch Fluthenschaum und Wellennoth
Weht uns're Flagge schwarz-weiß-roth.

Heil Dir, o Deutschland! — Freudig seh'
Ich mächtig Dich und stark zur See;
Es meldet der Geschütze Mund:
Geeint sind wir zu festem Bund;
Des jungen Reiches Morgenroth
Verkündigt unser Schwarz-Weiß-Roth.

Und ungestraft zeigt nimmermehr
Sich jetzt ein Feind im deutschen Meer;
Ihm, der zu schaden sich bestrebt,
Des Handels Frieden untergräbt,
Verderben uns'ren Küsten droht,
Trotzt kühn die Flagge schwarz-weiß-roth.

Mit Stahl beschient, in Eisenwehr
Zieht uns're Flotte stark einher;
Doch stärker wohl als Stahl und Erz
Ist uns'rer Söhne Heldenherz;
Und wie's das Vaterland gebot,
Beschirmen sie Dich, Schwarz-Weiß-Roth. —

Zieht denn durch Sturm und Wogengraus,
Ihr wack'ren Jungen, froh hinaus!
Hin, wo der Tropen Himmel lacht
Und zu des Südpols grauser Nacht
Tragt Deutschlands Ruhm und bis zum Tod
Schützt uns're Flagge schwarz-weiß-roth!

Graaff-Reinet, Cap der guten Hoffnung, März 1876.

M. Alsberg.

* Obiges Gedicht geht uns, wie das Datum besagt, von einer der entlegensten Stationen deutschen Geistes zu und wird unseren Lesern daher als der Ausdruck der patriotischen Empfindungen eines Landsmannes in der Fremde sicher willkommen sein. D. Red.

Zu dem Artikel „Vom Standesamte“ in Nr. 15 unseres Blattes haben wir noch nachzutragen, daß Angehörige des rechtsrheinischen Baierns im Auslande nur mit specieller Genehmigung der betreffenden Bezirksregierung eine Ehe schließen können, welche auch in Baiern legal ist; ohne vorherige Einholung dieser Genehmigung ist die Ehe ungültig. (Gesetz vom 16. April 1868.)

Kleiner Briefkasten.

W. Forscher. Ihre „Beweisgründe“ für die Haltbarkeit des Spiritismus sind unseres Erachtens sehr hinfälliger Natur und die angeführten Stellen aus classischen Schriftstellern höchst gewaltsam herbeigezogen. Verfügen Sie gefälligst über Ihre „Lichtbilder von Abgeschiedenen“!

E. in C. Wozu in aller Welt macht man Berichtigungen, wenn sie nicht beachtet werden? In Nr. 7 des laufenden Jahrgangs finden Sie den Druckfehler corrigirt.

X. Y. Z. in Weimar und **A. S. in Voerium** (Braunschweig). Ungeeignet. Disponiren Sie über das Manuscript!

Arthur G—r in Leipzig. Ueber die Etymologie des Wortes „Weißkäuser“ bedauern wir keine Auskunft geben zu können.

Der anonyme Einsender eines „Im Landrutsch“ betitelten Manuscriptes wird ersucht, darüber zu verfügen, da sich dasselbe zur Aufnahme nicht eignet.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 21. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1 bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Was war das? … Alles, was laufen konnte, stürzte aus der Villa und rettete sich hinaus in den Garten — das Haus hatte in seinen Grundvesten bis zum Einsturze gewankt. — Ein Erdbeben! Wie entgeistert, athemlos standen die Menschen draußen, jeden Augenblick erwartend, daß sich die Erde zu ihren Füßen aufthun werde. Schon spie sie Wasserbäche dort über die niedriger gelegenen Rasenspiegel hin; die Lüfte athmeten Brandgeruch und streuten Atome zu Zunder gebrannter Stoffe auf den Kies. … Die mächtigen Scheiben des stolzen Hauses waren zersprungen; und im großen Saale lagen die deckenhohen Spiegel zerschmettert auf dem Parquet, und von dem luftigen Bau der Bühne waren die Sammet- und Seidendraperien abgeschüttelt, und die Arbeiter hatten sich nur mit Mühe vor den schwer niederstürzenden Bronzeverzierungen und Stangen gerettet.

Von der Promenade her stürmten jetzt die Spaziergänger herein, unter ihnen Anton, der aus der Stadt zurückkehrte. „Dort, dort!“ schrieen die Leute der Präsidentin zu, die sich halbohnmächtig auf Flora's Schulter stützte, und zeigten über den Park hin. Dort brannte es — dicke, schwarze Rauchwolken quollen auf, so intensiv, daß man besonders brennbare Stoffe wie Raketen einzeln in dunkler Nacht emporschießen sah.

„Das Pulver im Thurme hat explodirt,“ rief Jemand aus der Mitte des Menschenknäuels.

„Unsinn!“ antwortete Anton, nahezu lachend, obgleich ihm die Zähne vor Schrecken und Entsetzen zusammenschlugen. „Das taube Zeug explodirt längst nicht mehr, und die paar frischen Prisen, die der gnädige Herr aus Jux d'rüber hergestreut hat, heben keinen Ziegelstein von seinem Platze.“

Trotzdem rannte er wie toll parkeinwärts, quer über die schwimmenden Rasenflächen — er wußte ja seinen Herrn dort drüben, wo es brannte. Der ganze Menschenschwarm brauste hinter ihm drein, während auf dem nahegelegenen Stadtthurm die Feuerglocke zu läuten begann.

Welche Verwüstung! Was war in einer flüchtigen Secunde, die kaum zu einem Athemzug genügte, aus dem paradiesischen Gefild geworden, zu welchem ein verschwenderischer Aufwand von Gold und Arbeit den ehemaligen Lustgarten eines erloschenen Rittergeschlechtes umgewandelt hatte! Wie ein Springquell, der spielend Kiesel in die Lüfte wirft, so hatte dort, wo der schwarze Qualm den Himmel verfinsterte, ein Höllensprudel die Mauerquadern gepackt und in weitem Bogen verstreut, hier einen Granitwürfel tief in den weichen Rasenboden einwühlend, dort starke Baumwipfel wie Rohr unter der Steinwucht einknickend, und drüben nach Süden hin stand das Palmenhaus wie ein gläsernes Sieb, doppelt flimmernd und glitzernd mit seinen Scherbenzacken; ein wahrer Steinhagel mußte sich, wie aus boshafter Knabenhand geschleudert, gerade auf „das Glaswunder“ der Residenz gelenkt haben.

Es war ein Anblick, wohl geeignet, das Haar sträuben und die athemlos Herbeieilenden zurücktaumeln zu machen, als das letzte hohe, verbergende Buschwerk hinter ihnen lag. Hatte die Ahnfrau der Baumgarten in der That die Lunte angelegt, um dem komödienhaften Spiel, das der Parvenü mit den ehrwürdigen Ueberresten ihrer Stammburg trieb, ein Ende zu machen? Aber sie mußten Eisen in die Mauerfugen gegossen haben, die Alten. Wohl war das obere Gelaß mit der Zackenkrone auf dem Scheitel zerstückelt und nach allen vier Winden hingeschleudert worden; von dem unteren Theil des Gemäuers dagegen hatte die Riesengewalt nur eine kleinere Hälfte abzusprengen vermocht; sie lag, herabgestürzt, aber noch festgefügt und unzerstörbar zusammenhaltend, nahe dem Graben, während die andere trutzig und dräuend wie vorher in die Lüfte ragte; aus ihrem Schlund loderten die bleichgelben Flammen empor, jeden Balkensplitter, jeden Zeugfetzen gierig von den Innenwänden leckend.

„Mein armer Herr!“ stöhnte Anton und streckte die Arme verzweiflungsvoll über den Graben hin. Da drunten gurgelten und brodelten die Wasser, die der furchtbare Stoß aus ihren Ufern gehoben und weithin über den Park verschüttet hatte; nun stürzten sie sich zurück in ihr niedriger gelegenes Gebiet, Sand und Rasenstücke und blutige, zerrissene Tauben- und Dohlenleichen mit sich schleppend. Der zierliche Brückenbogen war spurlos verschwunden, der schönberaste, eiförmige Hügelrücken in klaffende Spalten geborsten, und die alten Nußbäume, die er genährt, und die sein Schmuck gewesen, hatte er ausgestoßen; sie lagen hingestreckt, die Aeste wie die Geweihe zweier im erbitterten Kampfe verendeter Hirsche ineinander verrannt.

Was half es, daß immer neue Menschenschaaren zuströmten, daß die Feuerspritzen heranjagten? Da war nichts zu retten. Wer suchte noch dort in dem lodernden Krater die kostbaren Möbelstücke, die berühmte Humpensammlung, die Bild- und Sculpturwerke und Elfenbeinschnitzereien, die reichen Teppiche? Wie in entsetzlichem Hohne war eine der purpurnen Seidengardinen, unversehrt aus dem Fenster fliegend, am Sims hängen geblieben

und fiel grauenhaft unbeweglich über die Außenseite des Thurmrestes, wie wenn das Blut unmerklich rinnend einer breiten Wunde entströmt.

Und die Menschen raunten sich von aufgehäuften Gold- und Silberschätzen zu — oder nein, es waren ja Papiere gewesen, Papiere, die den Besitz von Fabriken, Grubenwerken, Landstrecken und dergleichen in unermeßlichem Werthe verbürgten und welche der alte, feste Thurm mit seinen Mauern, seinen unbesieglichen Schlössern und seinem Wassergürtel wie ein Drache gehütet hatte. Wo waren sie? Wo die Eisenplatten, die sie umschlossen? Waren die Geldspinde unzersprengt hinabgestürzt in das Kellergewölbe, inmitten der Flammengluth eine Auferstehung ertrotzend?

Und was war aus ihm geworden, aus dem reichen Manne, von welchem Anton bestimmt wissen wollte, daß er sich vor einer Stunde nach dem Thurm begeben habe, um Weine aus dem Keller zu holen? Alles starrte mit stockendem Athem in das Flammengewoge, während der treue Diener händeringend den Graben umkreiste und den Namen seines Herrn immer wieder über das Wasser hinüberrief. Es war doch eine unverzeihliche Marotte gewesen, Schießpulver da aufzubewahren, wo man mit dem offenen Kellerlicht hantirte.

„Die verkommene historische Merkwürdigkeit hat das nicht gethan; dazu ist ein ganz anderer Sprengstoff nöthig gewesen," sagte einer der zuerst herbeigeeilten Spaziergänger, ein Ingenieur, laut und sehr bestimmt in das Stimmengewirr hinein.

„Aber wie wäre denn der in den Keller gekommen?" stammelte Anton stehenbleibend, indem er den Sprecher blöde und verständnißlos mit seinen angstverschwollenen Augen ansah.

Der Herr zuckte schweigend, mit einer zweideutigen Miene die Achseln und wich mit den Anderen zurück — die Spritzen begannen ihre Arbeit.

Und nun zischten die Wasserstrahlen empor, und die Glocke auf dem Stadtthurm läutete unermüdlich, so lange sich das Feuer ungeberdig gegen seinen Erzfeind aufbäumte; von der Villa her schleppte die Feuerwehr Bretter und Stangen, um eine improvisirte Brücke über den Graben zu schlagen, und der Lärm und das Menschengetümmel wuchs und schwoll von Secunde zu Secunde. Da scholl mitten in das Getöse hinein ein markdurchschütternder Schrei — dort drüben, der Ruine ziemlich nahe, auf dem Wege vom oberen Wehre her, hatten sie den Müller Franz gefunden; ein schwerer Stein hatte ihn zu Boden gerissen und ihm die Brust zerquetscht — der Mann war todt.

Es war, als pflanze sich der Schrei, den die Frau des Müllers im Hinstürzen über den Entseelten ausgestoßen, von Kehle zu Kehle fort — ein solch unbeschreiblicher Stimmenaufruhr wogte über den Park hin.

„Moritz — sie haben ihn gewiß gefunden!" murmelte die Präsidentin aufschreckend. Sie war unweit des Hauses auf einer Gartenbank zusammengesunken; weiter hatten sie ihre Füße nicht getragen. Jetzt machte sie abermals eine krampfhafte Anstrengung, sich zu erheben — vergebens! Die bisher so standhaft ignorirte Altersschwäche machte sich angesichts einer wirklichen Gemüthserschütterung in bestürzender Weise geltend. „Haben sie ihn? Ist er todt? Todt?" lallte sie, und die sonst so fest, so vornehm- und kühlblickenden Augen irrten, weit aufgerissen, in wilder Angst den Weg entlang, der in der Richtung der Ruine den Rasenplatz durchschnitt; dabei umklammerte sie Flora's Arm, die neben ihr stand.

Die schöne Braut war die einzige, die ihre Fassung behauptete. Welch ein Contrast! Dort über den Bäumen zog schwelend und träge der dicke Qualm und färbte weithin den Himmel mit einem schmutzigen Schiefergrau, und hier, vor dem Hause mit seinen zertrümmerten Spiegelscheiben, seinen umgestürzten Orangeriekübeln unterhalb des Balkons, verliefen und versickerten nur langsam die angeschwemmten Wasser und sammelten sich zu rinnenden Bächen in den tiefen Furchen, welche die Räder der Feuerspritzen in die Kies- und Rasenflächen gerissen — dazu das wahnwitzige Geschrei, das durch die Lüfte gellte, das geräuschvolle Vorüberstürzen immer neuer Menschenmassen von der Stadt her, und inmitten dieser Verwüstung, dieses Tumultes eine schneeweiße Braut, weiße Maßliebchen an der Brust und in den blonden Locken, bleich bis in die Lippen, aber zuversichtlich und überlegen in der äußeren Haltung wie immer — eine gegen jedes persönliche Unglück Gefeite.

„Wenn Du meinen Arm nur einmal loslassen wolltest, Großmama!" sagte sie ungeduldig. „Ich könnte Dich möglicherweise überführen, daß Du Gespenster siehst. Weshalb soll und muß denn Moritz durchaus verunglückt sein? Bah — Moritz mit seinem fabelhaften Glück! Ich bin überzeugt, er ist heil und ganz drüben mitten im Getümmel, und unsere kopflose Dienerschaft, die es, nebenbei gesagt, nicht der Mühe werth hält, nach uns zu sehen, und nur dann und wann im Vorüberrennen albernes Gewäsch in den Himmel hineinschreit, diese bornirten Menschen, sage ich, sehen ihren Herrn mit offenen Augen nicht." — Ihr Blick streifte das nasse Terrain, dann sah sie auf ihren Fuß, der sich im weißen Stiefelchen unter den Garnirungen des Tarlatankleides vorschob. „Man wird denken, ich sei auch ein wenig verrückt geworden," meinte sie achselzuckend, „aber ich muß hinüber —"

„Nein, nein, Du bleibst," rief die Präsidentin und grub ihre Finger in die Falten des weißen Kleides. „Du wirst mich nicht allein lassen mit Henriette, die noch hülfloser ist als ich und mir nicht beistehen kann. O mein Gott, ich sterbe. Wenn er todt wäre, wenn — was dann?" Ihr Kopf fiel tief auf die Brust, die in Brillanten flimmerte — wie entsetzlich alt sah die Frau aus! Ihre gelbe Moiréschleppe umbauschte wie in grellem Hohn die gebeugte Greisengestalt.

Henriette kauerte auf der anderen Seite der Bank, aschfarben vor Erregung, und mit entsetzten Kinderaugen in das Weite starrend. „Käthe! Wo nur Käthe bleibt?" sagte sie mit bebenden Lippen wieder vor sich hin, als sei ihr der Satz eingelernt worden.

„Gott im Himmel, schenke mir Geduld!" murmelte Flora zwischen den Zähnen. „Es ist doch etwas Schreckliches um solche schwächliche Frauenzimmer. . . . Ich bitte Dich, Henriette, warum schreist Du denn immer nach Deiner Käthe? Die wird Dir doch Niemand nehmen!"

Mit verzehrender Ungeduld überflog ihr Blick das Haus, aber da war kein lebendes Wesen zu sehen, das sie von dem ihr aufgezwungenen Beschützerposten hätte erlösen können — sie waren Alle nach der Ruine gerannt, die bereits angekommenen Gäste aus der Umgegend, die Lakaien, die dienstbaren Geister der Küche; selbst die feinbeschuhten Kammerjungfern waren durch die tiefen Wasserlachen mitgelaufen. Aber von der Stadt her nahte jetzt Beistand — die darstellenden Damen des Festspieles kamen athemlos um die Hausecke.

„Um Gotteswillen, was geht bei Euch vor?" rief Fräulein von Giese und stürzte auf die verlassene Frauengruppe zu.

Flora zog die Schultern empor. „Im Thurm hat eine Explosion stattgefunden — mehr wissen wir auch nicht. Alles rennt vorüber, Niemand steht uns Rede, und ich kann nicht von der Stelle, weil die Großmama den Kopf verloren hat, und mir in ihrer bodenlosen Angst buchstäblich die Kleider vom Leibe reißt. Sie bildet sich ein, Moritz sei umgekommen."

Die jungen Mädchen standen wie zu Stein erstarrt vor dieser gräßlichen Vermuthung — der blühend schöne Mann, der vor wenigen Stunden noch „dem herrlichen Leben" ein Hoch gebracht, dort in den Flammen umgekommen oder in Atome zerstückelt! Das war nicht auszudenken. „Unmöglich!" stieß Fräulein von Giese heraus.

„Unmöglich?" wiederholte die Präsidentin unter einem Gemisch von Schluchzen und wahnwitzigem Auflachen; jetzt stand sie wie emporgerissen auf ihren Füßen, aber sie schwankte wie eine Betrunkene und deutete mit einer unsicheren Armbewegung nach dem nächsten Bosquet. „Da — da bringen sie ihn! Gerechter Gott! Moritz, Moritz!"

Dort wurde unter feierlichem Schweigen ein Gegenstand hergetragen, und in dem Kreise neugierig mitlaufender Menschen schritt Doctor Bruck; er war ohne Hut, und seine hohe Gestalt überragte Alle.

Flora flog hinüber, während die Präsidentin in ein lautes krampfhaftes Weinen ausbrach. Beim Anblick der herbeieilenden, gebieterisch schönen Braut trat die Begleitung unwillkürlich auseinander; nach einem raschen Blicke über die hingestreckte Gestalt, die man auf einem Ruhebette trug, wandte sich Flora sofort zurück und rief beschwichtigend: „Beruhige Dich doch nur, Großmama! Es ist ja nicht Moritz —"

„Käthe ist's — ich wußte es," murmelte Henriette halb

schluchzend, halb gespenstisch flüsternd mit ihrer heiseren Stimme und wankte hinüber, wo die Träger, Athem schöpfend, für einen Augenblick ihre Last niedergesetzt hatten.

Die Verunglückte lag auf dem altmodischen Ruhebette aus des Doctors Arbeitszimmer — ihre seitwärts niederhängenden Kleider troffen von Nässe. Weiche Bettkissen unterstützten Kopf und Rücken; sie hätte mit ihren sanft geschlossenen Lidern und den zwanglos im Schooße ruhenden Händen ausgesehen wie eine friedlich Schlummernde, wären nicht das Blutgerinnsel an der linken Wange nieder und die Binde über der Stirn gewesen, die von einer Kopfwunde zeugten.

„Was ist's mit Käthe, Leo? Was in aller Welt hat sie an der Unglücksstätte zu suchen gehabt?“ fragte Flora an das Ruhebett herantretend — Ton und Blick zeigten mehr Aerger über den vermeintlichen Vorwitz der Stiefschwester, als eigentlichen Schrecken.

Der Doctor war vorhin bei ihrer beschwichtigenden Versicherung wie in jäh auflodernden Zorne emporgefahren; jetzt schien es, als höre er gar nicht, daß sie spreche — so fest lagen seine Lippen aufeinander, und so leer war der Blick, der neben ihr hinstreifte und dann auf Henriette niedersank.

Die arme Kranke stand, nach Athem ringend, vor ihm und ihre thränenumflorten Augen sahen in Todesangst zu ihm auf. „Nur ein einziges Wort, Leo — lebt sie?“ stammelte sie mit bittend gehobenen Händen.

„Ja, die Lufterschütterung und der Blutverlust haben sie betäubt, gefahrbringend sind augenblicklich nur die nassen Kleider; die Stirnwunde ist ungefährlich, Gott sei Dank!“ antwortete er wie aus tiefster Brust in vibrirenden Tönen, und liebreich wie ein Bruder legte er den linken Arm stützend um ihre schwache Gestalt, die sich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. „Vorwärts!“ befahl er den ruhenden Trägern mit hörbarer innerer Angst und Ungeduld.

Der begleitende Menschenschwarm verlief sich enttäuscht; es war ja keine Gefahr vorhanden; die Meisten kehrten nach der Brandstätte zurück. Das Ruhebett wurde über den Kiesplatz getragen, an der Präsidentin vorüber, die völlig geistesabwesend auf die Ohnmächtige stierte und nichts mehr zu begreifen, zu fassen schien. Die entsetzte Mädchenschaar drängte sich wie gescheucht an einander und blickte rathlos zu dem jungen Arzt empor, der, ohne sie zu beachten, neben dem Ruhebette schritt. Noch hielt er mit dem linken Arme Henriette umschlungen; die Rechte aber hatte er auf Käthe's Stirn gelegt, um jeder schmerzenden Erschütterung vorzubeugen. Der sonst so scheu sein Inneres verbergende Mann, den man in der letzten Zeit nur noch mit tiefverfinsterten Zügen und gezwungenem Wesen gekannt hatte, sah unverwandt behütend, mit unverhohlener Zärtlichkeit auf das erblaßte Mädchengesicht nieder, als existire nichts Anderes mehr für ihn, als habe er unter Todesqualen sein Liebstes und Heiligstes auf dieses Ruhebett gerettet.

Flora ging der schweigenden Gruppe nach, isolirt, wie wenn nicht das geringste Band sie mit den drei Menschen verkette, die das Unglück plötzlich vor Aller Augen in so innige Beziehung brachte. Dort, wo die Träger gerastet hatten, standen noch tiefe Wasserlachen; sie war mit ihren zierlichen, weißen Stiefeln in das trübe Naß getreten, und die lange Tarlatanschleppe schleifte durchfeuchtet und beschmutzt über den Kies. Mit einem raschen Griff nahm die schöne Braut den weißen Margueritenkranz aus dem Haar; er war zur bitteren Ironie geworden inmitten der entsetzlichen Ereignisse; sie zerdrückte und zerriß ihn mechanisch mit den Fingern, und wo sie gegangen war, lagen die kleinen schneeigen Sterne verstreut.

Aber auch sie schritt an der Großmama und den Freundinnen vorüber, ohne sie anzusehen. Ihr funkelnder Blick maß unausgesetzt die imposante Gestalt des Bräutigams — man sah, sie erwartete von Secunde zu Secunde, daß er sich nach ihr umwende, und so folgte sie ihm Schritt für Schritt über den weiten Platz, über die Schwelle des Hauses. Die Präsidentin rief nach ihr; ein abermaliges, erderschütterndes Gerassel, dem ein emporbrausendes Tosen von Menschenstimmen folgte, dröhnte von der Ruine herüber — sie sah nicht zurück; mochte auch hinter ihr die Welt zusammenbrechen — sie ging in unerbittlicher Entschlossenheit „ihren Rechten“ nach.

25.

Auf diesen grauenvollen Tag folgte eine dumpf schweigende Nacht voll todesbanger, athemloser Spannung. Niemand ging zu Bette; alle Gasflammen im Hause brannten; die Dienerschaft schlich ruhelos auf den Zehen umher oder hockte flüsternd in den Ecken zusammen, und nur wenn drüben vom Thurme her die Schritte eines Feuerwächters näher klangen oder eine der nach außen führenden Thüren leise geöffnet wurde, fuhren Alle wie elektrisch empor und rannten hinaus in die Corridore, denn der Herr des Hauses sollte und mußte noch kommen, aber die Nacht verging und das Frühroth brach durch die Fenster — und er kam nie, nie wieder.

Es war ein rosiger, den klarsten Tag verkündender Strahl, der über die Villa Baumgarten hinglitt und die zersprungenen Spiegelscheiben glitzern und flimmern machte. Er lief durch den Festsaal und ließ den Purpursammet des herabgestürzten Brautbaldachins aufleuchten; er küßte das welkende Laub der Festons und das zerknickte Geäst der umgeworfenen Treibhausbäume — welch ein Chaos! Ein einziger Stoß hatte die kostbare, aber leicht gefügte „Feerie aus tausend und einer Nacht“ in ein schauerliches Gemengsel von zahllosen Scherben und Trümmerresten zusammengeschüttelt. Und alle die zierlichen, die bräutliche Freundin verherrlichenden Verse waren ungesprochen geblieben, und da, wo die goldbeflitterten Genien in Rosengewölk hatten herabschweben sollen, spielte der scharf hereinziehende Morgenwind gespenstig mit rosa und weißen Kreppfetzen.

Vielleicht heute zum ersten Male durfte das Frühlicht in die vornehmen Räume schimmern; kein Laden war vorgelegt, kein Rouleau niedergelassen worden; selbst das prächtige Schlafzimmer auf der nordöstlichen Ecke des Erdgeschosses, mit seinen korinthrothen Seidendraperien und seinem kostbar geschnitzten, von Spitzen überdeckten Bette auf hoher Estrade, war ihm preisgegeben, und es durfte sich in den Brillanten spiegeln, die noch in den Lockenpuffen der Präsidentin verstreut lagen. Die Hand der Kammerjungfer hatte die alte Dame nicht berühren dürfen; noch schleppte ihr das gelbe Stoffkleid schwer nach, wie sie immer wieder durch die lange Zimmerreihe wankte, in welcher die umgeworfenen Möbel, die von den Simsen gestürzten Statuen umherlagen.

Die Schleierwolke um Hals und Kinn der alten Dame hatte sich gelöst, und der sonst so sorgfältig verhüllte, fleischlose Unterkiefer hob sich scharf, in hippokratischer Linie von dem vertrockneten Halse. Ja, sie war hochbetagt und für den ausgedörrten Körper stand die Lebenssonne tief, tief im Niedergehen — und dennoch wälzte diese wankende Greisin in fieberhafter Angst den einen Gedanken unablässig durch den Kopf: „Wer wird Moritz beerben?“ Sie selbst hatte nicht den leisesten Anspruch auf die Hinterlassenschaft des so jäh Hingerafften — nicht einmal auf das Bett, in welchem sie schlief, nicht auf das Geschirr, aus welchem sie aß. Der Commerzienrath war früh verwaist; so viel sie wußte, existirten keine Verwandten seines Namens mehr, aber hatte er nicht öfter Unterstützung an eine arme Schwester seiner verstorbenen Mutter an den Rhein geschickt? Sollte sie die Erbin sein? Der Gedanke war zum Rasendwerden. Die Frau eines obscuren Schreibers, eine bedürftige Weißnäherin, nahm Besitz von den kolossalen Reichthümern, und die Frau Präsidentin Urach, die sich schon lange gar nicht mehr vorstellen konnte, wie man ohne seidengepolsterte Equipage von einem Orte zum anderen kommen, wie man ohne Koch und servirende Lakaien anständig essen und in einem Bette ohne Brocatbaldachin schlafen könne, sie mußte ihre alten, auf den Dachboden gestellten Möbel wieder ausklopfen und in eine enge Miethwohnung schaffen lassen, wo es keinen Marstall voll dienstbereiter Pferde, keine Livréebedienung und keine fürstlich splendide Küche mehr gab — denn sie und ihre beiden Enkelinnen waren ja nicht blutsverwandt mit dem Millionär, der ohne Testament aus der Welt gegangen.

Die aus der Umgegend eingeladenen Herren waren bis nach Mitternacht um die alte Dame versammelt geblieben, und wenn man auch diesen Punkt nicht berührt hatte, so war doch schon in die hochgehenden Wogen der schreckensvollen Bestürzung da und dort ein scheues Wort gefallen über die entsetzliche Verwirrung, die der Katastrophe bezüglich der Vermögensverhältnisse

des Verunglückten auf dem Fuße folgen müsse, da der Commerzienrath seine Documentenschränke und seine Bücher in dem Thurme verwahrt gehabt habe, und von alledem nicht ein einziges versprengtes Papierblatt gefunden worden sei.

Aber mochten doch da drüben Unsummen in die Luft geflogen sein — stand sie, die alte Frau, nicht hier auf einem Grund und Boden, der nach vielen Tausenden geschätzt wurde? War nicht unter ihren Füßen, in dem festen Steingewölbe die Silberkammer? Standen nicht Pferde der edelsten Racen drüben in den Ställen? Und welcher unermeßliche Werth steckte in der Gemäldesammlung berühmter Meister! Das Alles genügte, um der Frau Präsidentin das schöne luxuriöse Leben einer reichen Frau bis an ihr Ende zu sichern, wenn die hochgeborene Dame den Beweis zu erbringen vermochte, daß das Blut des Seilersohnes auch in ihren Adern fließe.

Und auch von der, die über ihr, in Henriettens Wohnzimmer lag, von der Enkelin des Schloßmüllers war gesprochen worden — man wußte, daß ihr ganzes großes Vermögen in dem Thurme eingeschlossen war. Die Präsidentin, in ihrer nervösen Angst und Unruhe, hatte nur mit halbem Ohre hingehört — was ging sie das Wuchergeld des ehemaligen Müllerknechtes an! Flora dagegen war bei ihrer merkwürdigen Sammlung und objectiven Ruhe, die sie angesichts des grauenhaften Ereignisses behauptete, den möglichen Eventualitäten gefolgt, welche die völlige Vernichtung der Documente für ihre Stiefschwester herbeiführen konnte.

Es hatte etwas Zornmüthiges, Verbissenes in ihrem schönen bleichen Römergesicht gelegen, als sie gegen zehn Uhr aus der Beletage herabgekommen war. Sie, der gefeierte Mittelpunkt der geselligen Kreise, das schöne Mädchen, dessen geistiges Uebergewicht, dessen scharfes Urtheil für alle Bekannten maßgebend war, sie hatte zu ihrer tiefsten Indignation die klägliche Rolle einer Ueberflüssigen droben in dem „sogenannten" Krankenzimmer spielen müssen. Außer Henriette, die, auf einem Sopha campirend, um keinen Preis Käthe verlassen wollte, war auch die Tante Diakonus als Pflegerin erschienen. Sie hatte zugleich ein Asyl in der Villa suchen müssen, denn auf dem Hause am Flusse, das ja der Unglücksstätte am nächsten lag, waren die Schlöte eingestürzt; an der südlichen Hausmauer zeigten sich bedenkliche Risse und Sprünge; die Fenster lagen in Trümmern, und keine der Thüren paßte mehr in Schloß und Angel.... Die neueingezogene Dame war mit der Köchin in der Schloßmühle bei Suse einquartiert worden, und für die Nacht hatte der Doctor zwei Wächter an das verlassene Haus postirt.

Am Bette der Verletzten war kein Platz für Flora gewesen. Zu Häupten hatte die Tante, entsetzlich verweint, in einem Lehnstuhle gesessen, und ihr gegenüber der Doctor. „Die Alte" hatte sich geberdet, als sei Käthe's ungefährliche Stirnwunde, ihre anhaltende Betäubung, das Allerbeklagenswertheste, was der unheilvolle Tag überhaupt gebracht, und der Doctor war nicht von seinem Platze gewichen — er hatte Käthe's Hand nur aus der seinen gelassen, wenn der Umschlag auf ihrer Stirn erneuert werden mußte. Ein solch' besorgnißvolles Gebahren um „das robuste, lange Mädchen mit den Nerven und Gliedern der ehemaligen Holzhackerstochter" widerspruchslos mit anzusehen, dazu hatte denn doch für Flora ein vollgerütteltes Maß Geduld und Selbstüberwindung gehört.

Des ewigen bangen Geflüsters müde und einsehend, daß sich heute mit all' den consternirten Menschen kein vernünftiges Wort reden lasse, war die schöne Braut endlich hinabgestiegen, allein und tief ergrimmt — der Doctor hatte sie nicht einmal bis zur Zimmerthür, geschweige denn die Treppe hinabgeleitet. Zu Bette war sie selbstverständlich auch nicht gegangen; sie hatte die verunglückte Polterabendtoilette abgestreift, ihre schmiegsamen Glieder in den weißen Caschmirschlafrock von griechischem Zuschnitte gehüllt und sich gegen Morgen ein wenig auf das rothe Ruhebett hingestreckt.

Das ehemalige Studirzimmer ließ an Oede und Unwohnlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Der schwarze Schreibtisch stand abgeräumt und verstaubt in seiner Fensterecke; von den Regalen waren sämmtliche Bücher genommen und lagen verpackt in großen Kisten inmitten des Zimmers. Die Säulenstücken sammt Büsten rollten umgestürzt auf der Erde; darüber her warf die qualmende, von unsicherer Dienerhand angezündete Hängelampe einen häßlich ungewissen Schein, und nun, als die Morgenluft kräftig durch die Fensterscherben zog und der Tag mit seinem energischen Lichte hereinbrach, schaukelte sie leise droben an ihrer Kette in bläßlichem Roth, als glimme der Ruinenbrand in ihrer weißen Schale nach.

Jetzt, mit Tagesanbruch, hatte Flora hinaufgeschickt und den Doctor zu sich bitten lassen — sie hörte ihn sicheren, militärisch festen Schrittes durch den Corridor kommen. Mit eiligen Händen die derangirten Stirnlöckchen unter den Spitzen des Morgenhäubchens noch einmal zurecht zupfend, drückte sie das weiße Marmorgesicht tiefer in die rothen Polster und sah blinzelnd nach der Thür, durch die er eintreten mußte.

Er schritt über die Schwelle. Sie hatte ihn noch nie so gesehen, und deshalb erhob sie sich, unwillkürlich, mechanisch, als trete ein völlig fremder Mann herein.

„Ich fühle mich unwohl, Leo," sagte sie unsicher und ohne den Blick des Erstaunens von dem Gesichte wegzuwenden, das, bleich und überwacht, und dennoch wie von einem inneren Lichte belebt und durchleuchtet, plötzlich einen so völlig veränderten Charakter angenommen hatte. „Mein Kopf brennt — der Schrecken und durchnäßte Füße haben mir jedenfalls ein Fieber zugezogen." Sie setzte das stockend hinzu, während seine Augen kalt prüfend, mit der beobachtenden Ruhe des Arztes über ihre Züge hinstreiften. Dieser eine Blick machte ihr das Blut sieden.

„Nimm Dich in Acht, Bruck!" sagte sie mit völlig beherrschter Stimme, aber ihr Busen wogte unter gepreßten Athemzügen und die schöngeschwungenen Brauen hoben sich, so daß zwei strenge, tiefe Querfalten die weiße Stirn durchschnitten. „Ich ertrage es nun schon monatelang geduldig, daß Deine Praxis die Geliebte ist, der ich mich unterordnen muß." Sie zuckte die Achseln. „Ich sehe ein, daß das mein Schicksal bleiben wird, und denke groß genug, um mich darüber hinwegzusetzen; denn diese Hingabe an seinen Beruf macht den Mann bedeutend, dessen Namen ich tragen werde." Bei diesen Worten wandte sie den hochgehobenen Kopf weg, als überfliege ihr geistiger Blick die weite Welt, die sein berühmter Name erfüllte. So entging ihr die jäh emporlodernde Flammengluth auf seinen Wangen. „Aber ich protestire entschieden gegen jede Zurücksetzung, sobald ich selbst Deinen ärztlichen Rath brauche," fuhr sie fort. „Wir Alle haben unter der furchtbaren Katastrophe zu leiden gehabt — ich armes Opfer mußte bei allem Schrecken auch noch die halb wahnwitzige Großmama und Henriette in ihrem trostlosen Zustande unter die Flügel nehmen — eine nicht zu beschreibende Aufgabe. Und doch ist es Dir bis zu dieser Stunde nicht eingefallen, auch nur einmal zu fragen: ‚Wie trägst denn Du das Unglück?'"

„Ich habe nicht gefragt, weil ich weiß, daß bei Dir dergleichen seelische Eindrücke durch den Verstand controllirt werden, und weil ich auf den ersten Blick hin sehe, wie wenig Dein körperliches Befinden in Wahrheit beeinträchtigt ist."

Sie horchte befremdet auf den Ton seiner Stimme — er sollte gelassen, wie immer, klingen, und doch bebte er hörbar, wie in Folge ungestümer Herzschläge.

„Was Deine zweite Behauptung betrifft, so irrst Du," sagte sie nach einem augenblicklichen Schweigen; „ich habe in der That nervöses Klopfen in den Schläfen; bezüglich der ersten aber magst Du Recht haben. Ich suche mich jedem Ereignisse gegenüber — gleichviel welchem — stets so rasch wie möglich zu sammeln, um es mit klarem Blicke übersehen zu können. Du scheinst diese meine Taktik zu mißbilligen, wie ich aus Deinem seltsamen Tone entnehme, und doch hast Du gerade heute alle Ursache, sie zu preisen. Ich habe mich nie überreden lassen, mit meinen vom Papa geerbten soliden Obligationen zu speculiren — hätte ich mithin nicht auch bei überschwenglichen Glücksfällen den Kopf oben behalten, dann stünde ich heute hier vor Dir mit leeren Händen — meine Mitgift wäre verpufft, wie das unermeßliche Papiervermögen, das gestern in alle Lüfte geflogen ist. Ja, sieh mich nur schen an, Bruck!" sie dämpfte ihre Stimme. „Ich lasse mich nicht düpiren und nenne die Dinge beim Namen. Die Großmama rennt drüben auf und ab und ringt die Hände, daß ‚der kolossale Besitz' Fremden zufalle; unsere lieben Gäste haben die halbe Nacht hindurch den reichen Mann beklagt und beweint, der ein Schooßkind des Glückes



„Brautfahrt auf dem Königssee".

Nach seinem Oelgemälde auf Holz übertragen von Professor Ludwig Thiersch in München.

gewesen, den die boshafte Ironie des Schicksals in so tragischer Weise mitten aus seinem Erdenhimmel gerissen habe — ich aber sage: Der theatralische Abgang war mittelmäßig in Scene gesetzt; in den Coulissen ist eine Lücke geblieben, durch die man der Wirklichkeit auf den Leib gehen wird. In der Kürze, vielleicht in den nächsten Tagen schon, werden die Gerichte festgestellt haben, daß Römer anfangs vielleicht nur ein sehr leichtsinniger Speculant, schließlich aber — ein Schurke gewesen ist."

Eine einschneidendere Wandlung der Dinge ließ sich nicht denken, als die schöne Dame in diesem Augenblicke zur Geltung brachte. Sie stand in ihrem weißen Iphigenia-Gewande, den rothen Teppich unter den Füßen, die schwebende Hängelampe über der Stirn, genau auf derselben Stelle, wo sie im December, gegenüber dem Commerzienrathe, die ärztliche Wirksamkeit ihres Verlobten gebrandmarkt und gesagt hatte: „Ich dulde nichts Todtgeschwiegenes in meiner Seele."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Loango-Expedition im Kriege.*

Von Dr. Pechuel-Loesche.

Chinchoxo, 7. Februar 1876.

Man ist wohl noch vielfach unklar darüber, wie ungünstig die Verhältnisse an der Westküste Afrikas, besonders an dem hiesigen Küstenstriche sind, wie unsicher, unberechenbar die Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen, wie erfolglos bisher alle Versuche waren, selbst für den auch den Eingeborenen directen Nutzen bringenden Handel neue Stützpunkte binnenwärts vorzuschieben und zu erhalten.

Was ehemals hier geschehen, was noch geschieht, erbt sich fort unter den Negern als eine böse Tradition, welche in ihrem ohnehin nicht gutangelegten Charakter nur die schlimmsten Eigenschaften ausbildet, das Bessere im Individuum sehr bald ertödtet und den Verkehr mit diesem Volke zu einem äußerst schwierigen macht. Grenzenlos habgierig, feige, indolent, als höchstes Gesetz nur die Selbsterhaltung kennend, sind diese Neger politisch vollständig zerfallen, in unzählige kleine Gemeinschaften aufgelöst, die, in Besorgniß um die eigene Existenz, einander fürchten, heimlich und zuweilen auch offen befehden. So lange ihnen darum nicht Männer erstehen, die alle Fähigkeiten besitzen, Massen zu fanatisiren, zu verschmelzen, zu führen, sind sie den weißen Elementen, wenn es sich um deren Existenz überhaupt handelt, nicht gefährlich; die Einzelnen jedoch, die an der Küste in ihren meist einsam gelegenen Factoreien sitzen, des Handels wegen ihrer bedürfen, lassen sie ihre bösen Neigungen im vollsten Maße empfinden, namentlich in Form unzähliger „Palaver", Erpressungen, und jener endlosen Scherereien, in denen es die Schwarzen durch lange Uebung zu einer unglaublichen Virtuosität gebracht haben.

Leider haben die Weißen durch eigene Schuld diese Zustände so bedenklich heranwachsen lassen. Die Concurrenz ist keineswegs gering; die Handelsinteressen bedeutender Firmen, welche viele Factoreien unterhalten, und die der selbstständigen Händler beherrschen in gleicher Weise die Beziehungen der einzelnen Vertreter unter sich und mit den Negern. Natürlich werden, wie aller Orten, nicht immer ganz lautere Mittel angewandt, wenn es gilt einen Concurrenten auszumanövriren. In diesem rechtslosen Landstriche ist dies jedoch eine höchst verderbliche, kurzsichtige Politik, durch welche die Teufeleien der Eingeborenen erst recht begünstigt werden und bei welcher letztere allein dauernd gewinnen, zum Nachtheile aller mit ihnen verkehrenden Parteien. Jeder Händler ist somit im Verkehre gewöhnlich auf seine eigenen geringen Hülfsmittel angewiesen, denn die Verbindung an der Küste ist langwierig und Hülfe von etwa zugehörigen Factoreien nicht schnell zu erhalten. Allerdings haben sich öfter schon an wichtigen Punkten die verschiedenen dort etablirten Häuser zu Schutz und Trutz verbunden, und zwar mit gutem Erfolge; die Coalitionen jedoch, durch augenblickliche gemeinsame Gefahr hervorgerufen, wurden sehr bald wieder, durch Ueberwiegen der Einzelinteressen, illusorisch. Die Neger wissen recht wohl, was sie dem Einzelnen bieten können, und verfolgen ihren Vortheil mit einer grenzenlosen Unverschämtheit, und zwar in der beleidigendsten Form derselben: der Unverschämtheit der Feigheit. Eine angemessene Bestrafung wird ihnen fast nie zu Theil für ihre Uebergriffe, weil die Geschädigten nur selten gemeinsam, und dann nicht nachdrücklich genug vorgehen. Auch ist es schwierig genug, den Uebelthätern beizukommen, da sie im Nothfalle mit ihrer Habe die Dörfer verlassen und sich in den dichten Wäldern verbergen, von diesen aus aber und in den mit hohem Grase bestandenen Campinen den Angreifenden gefährlich werden. Ein Niederbrennen ihrer leeren Schilfhütten ist gar keine Strafe für Eingeborene, welche dieselben mit geringer Mühe schnell wieder erneuern können.

Der Wilde muß anders gefaßt werden. Er hat nur zwei wunde Punkte: seine Persönlichkeit und seine Existenzmittel. Wer nach den Ideen der Civilisation mit Menschen Krieg führen will, welche jene gar nicht würdigen können, sie nur als Schwäche ansehen, der wird stets im Nachtheile bleiben, bis er endlich auch die eisernen Gebote der Nothwendigkeit rücksichtslos durchführt.

Die Humanität ist eine schöne Doctrin, doch ihre Grundlage ist die Gerechtigkeit; wo diese in den allgemeinen Zuständen zu walten aufhört, da findet auch jene ihre praktischen Grenzen — und überdies sollte sie doch zunächst jene Partei begünstigen, welche die tüchtigste, für die Menschheit brauchbarste ist. Wem solche Lehrsätze allzuhart erscheinen, der möge bedenken, daß sie auf einem unerschütterlichen Naturgesetze beruhen, dessen ehernes Walten allgemein mit dem Schlagworte „Kampf um's Dasein" bezeichnet wird; er möge bedenken, wie viel Leben und Eigenthum an hiesiger Küste verloren wurde, wie viele schutzlose Factoreien überfallen, nach Ermordung der Weißen ausgeraubt und niedergebrannt wurden. Auch die deutsche Expedition hat früher, ehe sie sich zu ihrer jetzigen Macht entwickelte, Vieles zu leiden gehabt; wurde doch unter Anderem gerade heute vor einem Jahre unser Herr Lindner auf der Büffeljagd unweit Chinchoxo wenige Schritte von mir meuchlerisch angeschossen, obgleich einer der angesehensten und sicherlich einer der vortrefflichsten Häuptlinge der Küste unser Jagdgeber war.

Diese Zustände an der Loangoküste werden so bleiben, so lange nicht jeder schlechten That der Eingeborenen die Strafe auf dem Fuße folgt, und das kann erst geschehen, wenn dieser wichtige Küstenstrich nicht mehr herrenlos ist.

Besonders günstige Gelegenheit für Unternehmungen der Neger bietet der für den Handel wichtige Fluß Chiloango (Dschiloango) eine Wegstunde im Süden von Chinchoxo (Dschintschotscho). Bis einige Meilen oberhalb der Mündung liegen an diesem eine Reihe einzelner Handelshäuser, vorgeschobene Posten der Hauptfactoreien von Landana, ein halbes Stündchen südlich vom Flusse, an der Bai gleichen Namens. Da der Chiloango schmal ist und beide Ufer dicht bewaldet sind, wird er von den Bewohnern der umliegenden Gebiete vollständig beherrscht und als eine Art Schraube benutzt, um ebensowohl ihre schwarzen Brüder, die Producte aus dem Inneren herabführen, wie auch die Weißen nach Belieben auszupressen. Auf irgend welchen nichtigen Grund hin wird der Fluß von Bewaffneten durch querüber gezogene Seile gesperrt und die Verbindung mit den Factoreien gewaltsam unterbrochen; Boote und Canoes mit Gütern werden weggenommen, bis ihre Forderungen erfüllt sind. Schlau genug

* „Loango-Expedition" nennt die deutsche „Afrikanische Gesellschaft" die Unternehmung, durch welche sie einen etwa siebenzigtausend Geviertmeilen großen Theil Afrikas südlich vom Aequator der Forschung erschließen will. Zu diesem Behufe sandte die Gesellschaft, die ihren Sitz in Berlin hat, im Mai 1873 den Dr. Güßfeldt, den Geologen Dr. Lenz und den Major von Homeyer an die Loangoküste, von wo aus diese drei Männer, unter Güßfeldt's Oberleitung, in drei Abtheilungen in das Innere aufbrechen sollten, und zwar Dr. Lenz am Ogowe hin, Major Homeyer von Angola und Güßfeldt selbst von Chinchoxo aus, wo für die Expedition eine feste Station eingerichtet und erhalten worden war. Den genannten Reisenden gesellten sich im März des folgenden Jahres noch der Arzt Dr. Falkenstein, der Mechaniker Lindner, der Botaniker Soyaux und der den Lesern der „Gartenlaube" schon durch seine Forschungen über den Wal und den Fang desselben, bei welchem letzteren er selbst einige Jahre thätig war, bekannte Dr. Pechuel-Loesche aus Leipzig zu. Leider stellten gerade dem von Güßfeldt geführten Zuge sich die größten Hindernisse entgegen, denn während die beiden anderen Führer glücklich vorwärts kamen, hatte jener erst unbeschreibliche Schwierigkeiten bei dem Aufbringen der vielen nöthigen Träger zu überwinden, dann brach unter den Eingeborenen eine Blattern-Epidemie aus; es starb der einflußreichste Gönner des Unternehmens im Lande, und als endlich dies Alles überwunden schien, ergriffen im Augenblicke des Aufbruchs der Expedition die Träger bis auf den letzten Mann die Flucht. Zwar wußte Güßfeldt sich andere Träger zu verschaffen, und es gelang ihm, am Quillu bis zu den vorher noch unerreichten Katarakten von Bumina vorzudringen, aber die Feindseligkeit der dortigen Negerstämme äußerte sich in so bedenklicher Weise, daß auf Güßfeldt's persönliche Berichterstattung vor einer Versammlung der Delegirten und des Vorstandes der Gesellschaft am 3. October 1875 in Berlin der Beschluß gefaßt wurde, die Station Chinchoxo aufzuheben und die Reisenden zurückzuberufen. Doch ist damit nicht das ganze Unternehmen aufgegeben, sondern es soll mit erneuten Kräften eine Expedition am rechten Ufer des Congo entlang versucht werden. Für die Erhaltung der Station Chinchoxo sind mit großem Eifer Dr. Falkenstein und Pechuel-Loesche aufgetreten, denen dieselbe manche neue Schöpfung und Verbesserung zu verdanken hat. Wie auch hierüber entschieden werden möge, immer werden unsere Leser einen Bericht Pechuel-Loesche's aus jener deutschen Station in Afrika mit Theilnahme entgegennehmen. Wer sich genauer über die ganze Angelegenheit unterrichten will, den verweisen wir auf das „Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft, herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Professor Dr. R. Hartmann" in Berlin. D. Red.

operirt man gewöhnlich nur gegen einen oder einige Händler, sodaß andere sich momentan im Vortheile befinden, denselben ausnutzen wollen und keineswegs geneigt sind, mit den gerade Geschädigten gemeinsam vorzugehen. Ein hierzu verpflichtendes Bündniß besteht allerdings seit langer Zeit, aber nur auf dem Papiere. Unter solchen Umständen summirt sich natürlich die Rechnung der Neger am besten — sie sind stets die Gewinner.

Der Hauptanstifter solcher Streiche ist der Mataenda, ein Häuptling, welcher einen kleinen District mit mehreren theilweise großen Dörfern rings um Landana sein eigen nennt. Er und seine Anhänger haben die Nutzbarmachung der Weißen zu einem anerkennenswerthen System herangebildet, dessen letztes Mittel immer dasselbe bleibt: Flußsperre, bis Bezahlung erfolgt. Ist die Angelegenheit für die Neger wieder einmal befriedigend geordnet, der Fluß geöffnet, so taucht binnen Kurzem ein neues Palaver auf — für Gründe zu diesen sind Schwarze nie in Verlegenheit — welches nun vielleicht ein anderes Haus betrifft, und das alte Stück spielt sich wieder ab.

In Folge der ihnen wenig imponirenden Haltung der Händler wurden diese Flußpiraten im Laufe der Zeit unternehmender und übermüthiger. Endlich wagten sie es sogar, bei einem Geschäftsbesuche in Landana — am 9. December vorigen Jahres — einen Weißen in seinem eigenen Hause zu insultiren, indem sie einen Privateingang mit Gewalt zu öffnen suchten und, als der Besitzer ihnen das verwehren wollte, denselben beschimpften, in's Gesicht schlugen, ihm die goldene Uhrkette abrissen, dann aber schleunigst entflohen, weil die Crumanos des Letzteren zu den Gewehren eilten, — die leider verschlossen waren.

Die Aufregung in Landana war eine große; man befürchtete sogar einen allgemeinen Angriff der Neger und zog von entfernten Factoreien so viel Bewaffnete wie möglich heran. Auch wir empfingen eine formelle Bitte um Hülfe und sagten unsere Mitwirkung zu, im Falle man nun endlich ernstlich gegen die Eingeborenen vorgehen wolle, um das Ansehen der Weißen hier nachhaltig zu heben. Wir sandten Raketen nach Landana und verabredeten Signale für den Fall der Noth. Unsere kleine Armee war mobil; eine für hiesige Verhältnisse furchtbare Macht, weil jederzeit schlagfertig und durch keinerlei Rücksichten behindert. Unsere kriegslustigen Leute spähten erwartungsvoll aus nach Landana und etablirten Nachts sogar eine Wache vor der Station, um ja die Signale rechtzeitig zu bemerken. Es geschah aber gar nichts von Seiten der Händler, und dieser unter den obwaltenden Umständen beispiellose Vorfall blieb ohne gebührende Vergeltung.

Natürlich wurde nun die Haltung der Neger noch herausfordernder; Landana befand sich in Belagerungszustand, in beständiger Furcht und Aufregung erhalten durch einen Haufen frechen Gesindels. Am 17. December wurden wir durch einen Gesandten im Namen aller übrigen Bewohner Landanas ersucht, am nächsten Tage mit unserer ganzen Macht dorthin zu kommen, da diese unerträglichen Zustände beendet werden sollten. Wir folgten bereitwillig dem Rufe und marschirten am nächsten Morgen ab, Herr Dr. Falkenstein, Herr Lindner und ich mit zweiundvierzig Mann. Herr Soyaux, welcher nach seiner langwierigen Krankheit noch der Schonung bedurfte, blieb mit dem Rest der Leute zum Betriebe der Station zurück. Am Strande flüchteten alle Fischer und Herumtreiber vor unserem stattlichen Zuge.

Unsere Crumanos, welche aus dem fernen Süden stammen und ebensowohl durch einen natürlichen kriegerischen Sinn und persönlichen Muth, wie auch, seitdem sie mit uns und unseren Zwecken vertrauter geworden sind, durch ruhiges Betragen, eine gewisse Gutmüthigkeit und Zuverlässigkeit sich vortheilhaft vor hiesigen Negern auszeichnen, — obgleich sie sonst wild genug und, wie sie gar nicht verhehlen, ganz reguläre Menschenfresser sind — besitzen auch eine ungewöhnliche musikalische Begabung und manche fesselnde eigenartige Melodieen. Eine der bemerkenswerthesten ist ihr Kriegsgesang, ein Wechselgesang von Solo und Chor, vielfach modulirt, je nach den gerade improvisirten Worten, dessen Hauptmotiv, aus unvermittelt auf einander folgenden Mollaccorden bestehend, einen wunderbaren, unter Umständen schauerlichen Eindruck macht, umsomehr als der Rhythmus ein seltsam zögernder ist; die Melodie, klagend und wild zugleich, ist so mächtig packend, daß sich Niemand ihrer Einwirkung entziehen kann. Unter den weitschallenden Klängen dieses Kriegsgesanges rückte die „Cannibalen-Armee" in dem die deutschen Farben mit allen Flaggen begrüßenden Landana ein.

Hier war man keineswegs einig über die weiteren Schritte. Macht war genug vorhanden, aber der abgehaltene Kriegsrath ließ ihre Verwendung noch unentschieden. Ein wohlbekannter hoher Häuptling, der an den letzten Vorfällen nicht direct betheiligt war, hielt sich in einem nahen Dorfe auf; durch ihn sollte das Ultimatum den Uebrigen bekannt werden. Er folgte auch dem Rufe, brachte aber, trotz der dies als Friedensbruch ganz speciell verbietenden Verträge, einen Haufen Bewaffneter mit sich. Sein übriges Gefolge drängte ihm nach in das Berathungszimmer, besetzte ungenirt Stühle und Bänke und behielt, wie er selbst, mit herausfordernder Vermessenheit die Kopfbedeckungen auf. Dem Häuptling wurde in sehr bestimmter drohender Sprache mitgetheilt, er habe sofort Boten zum Mataenda zu senden, damit die Hauptschuldigen zur Aburtheilung ausgeliefert würden, andernfalls würden die Weißen mit Gewalt sich Genugthuung verschaffen und Krieg beginnen; er selbst mit den Seinen habe in L. zu bleiben, bis eine befriedigende Antwort einträfe. Der schlaue Neger wußte recht wohl, was er von diesen Bestimmungen zu halten habe. Gegen Abend, als natürlich keinerlei Antwort erfolgte, sagten die Internirten einfach: sie wünschten fort zu gehen, und sie gingen — man ließ sie gehen. Darauf wurde wieder Kriegsrath abgehalten, aber trotz der so bestimmt abgegebenen Drohungen behielten die selbstsüchtigen Handelsinteressen abermals den Sieg, und die Schwarzen triumphirten. Später erst wurde auch noch bekannt, daß zu derselben Zeit ein Händler schon wieder an sie bezahlt hatte, um sich ihre specielle Gunst zu sichern.

Nachdem wir so einige Tage nutzlos verloren hatten, kehrten wir nach Chinchoxo mit der Versicherung zurück, daß wir fernerhin nur dann zu Hülfe kommen würden, wenn Landana brenne oder wir den Kampf dort sehen könnten.

Nun wurden die Neger noch kühner als je zuvor. Eine Woche später war der Chiloango schon wieder gesperrt, aber nicht blos durch Seile, sondern durch eine regelrechte Stockade, auf lange Dauer berechnet und von vielen Bewaffneten geschützt. Ein leeres Boot, welches den Fluß hinauffuhr, wurde vom Mataenda mit der hohnvollen Bemerkung zurückgesandt: der Weiße könne doch nicht verlangen, daß er ein leeres Boot wegnehmen sollte, er möge doch wenigstens ein beladenes schicken!

Eine der Hauptfactoreien hatte schon vor einiger Zeit beschlossen, ihr Haus oben am Fluß zu schließen und die Güter aus demselben herunter zu schaffen. Am 3. Januar traf der kleine, sehr langsame Dampfer „Fanny" ein, um dies zu bewerkstelligen. Am 5. Januar empfingen wir eine schriftliche Bitte, uns am andern Tage mit zwanzig Mann auf demselben einzuschiffen, da es auf dem Chiloango leicht zu Thätlichkeiten kommen könnte. Natürlich schlugen wir es ab, die Interessen eines einzelnen Hauses zu schützen.

Früh am 6. Januar dampfte die „Fanny" über die Barre und den Chiloango hinauf. Der Besitzer derselben hatte einen angesehenen Neger, der zu den Uebelthätern gehörte, rufen und, als derselbe erschien, festnehmen und als Geisel an Bord bringen lassen. Als man aber oben am Hause angekommen war und ein großer Haufen von dessen Angehörigen, zum Theil bewaffnet, seine Freilassung verlangte, ließ man ihn auch laufen, statt mit Kartätschen unter die Sippschaft zu schießen. Hätten die Schwarzen nur einmal blutigen Ernst gesehen, so hätten sie nichts weiter zu thun gewagt, namentlich wenn man den Gefangenen später am Steuer festgebunden hätte. Am nächsten Tage waren die Güter an Bord der „Fanny" untergebracht, und diese trat die Rückfahrt an. Hatten die Flußpiraten vorher die Verpfählung theilweise hinweggeräumt, so hatten sie dieselbe nun eilig um so fester geschlossen und glaubten ihrer werthvollen Beute ganz sicher zu sein. Längs der Ufer im Walde verborgen, theils hinter den Stämmen, theils oben in den Bäumen lauernd, begannen die unsichtbaren Feinde ein heftiges Feuer auf das kleine Schiff; glücklicherweise gelang es diesem nach einigem Arbeiten die Stockade zu durchbrechen. Hierbei wurde der Mann am Steuer durch einige Schüsse schwer ver-

wundet und das Fahrzeug lief in die Mangroven, wurde aber noch rechtzeitig freigemacht und kämpfte sich bis zur Flußmündung durch, wo es vor der dort befindlichen englischen Factorei in Sicherheit ankerte. Von den vier Weißen, welche sich an Bord befanden, war keiner verwundet, wohl aber sechs von der Schiffsmannschaft mehr oder weniger schwer, obgleich alle möglichst geschützt gewesen waren.

Eine spätere Besichtigung des Dampfers zeigte, wie heiß es hergegangen war. Er war mit Kugelspuren bedeckt; Taue waren zerschossen; Holz war zersplittert; das Sonnenzelt hing in Fetzen. Als ein Beweis, was Negergeschosse — gehämmerte Eisenkugeln, Nietköpfe, sonstige Metallstücke — leisten können, diene die Thatsache, daß die Bollwerke und Seiten des Fahrzeuges, aus mehr als viertelzölligem Eisen bestehend, an verschiedenen Stellen glatt durchschlagen waren; als Curiosum, daß ein anderes Geschoß, welches ein englisches Militärgewehr — Snider-rifle — von der Seite, einige Zoll unterhalb der Mündung traf, den Lauf nicht nur verbogen, sondern die starke Wand auch vollständig durchbohrt hatte. Dieses interessante Rohrstück befindet sich jetzt in meinem Besitz.

Wir empfingen die erste Kunde von diesen Vorgängen schon am Nachmittage durch die Kanonen der „Fanny“, die wir vom Fluß her hörten; nach Mittag wurden dann die Verwundeten gebracht, um, wie gewöhnlich, bei Herrn Dr. Falkenstein Hülfe zu finden. Die Einbringung derselben bewirkte natürlich einen großen Auflauf im Gehöft; Neger der Umgegend kamen in großer Menge herbeigeströmt; es war sehr auffallend, wie diese sonst so geräuschvollen Afrikaner kleinlaut waren, als sie die stöhnenden Opfer sahen, an welchen der Arzt seine Kunst übte. Einige Stunden später erhielten wir von der englischen Factorei am Chiloango die hastig geschriebene Anzeige, daß die Neger im Begriff seien, Landana selbst anzugreifen. Bald darauf hörten wir plötzlich das wohlbekannte Gellen und Jauchzen unserer Leute, welche aus den Plantagen hereinströmten in wildem Kriegesjubel: in Landana wurde geschossen. Wirklich sahen wir auch dort die Rauchwölkchen an den Hügeln hängen und aus dem Gebüsch aufwirbeln; ein Kanonenschuß wurde abgefeuert, und das lange Stück weißen Zeuges flatterte an der Fahnenstange empor: das verabredete Nothsignal.

Die Aufregung, der Tumult in der Station war unbeschreiblich. Diese Menge ganz kriegstoller Leute, die ihre besten Kleider anlegten, die Gewehre an sich rissen und prüften, ihre Macheten — große, säbelähnliche Buschmesser — schnell noch einmal schärften, die dazwischen umherlaufenden Weiber, welche ihren Männern noch einzelne Gegenstände zutrugen, die vielen fremden Neger, welche angstvoll auseinander stoben und das Weite suchten, Rufe, Befehle, welche fast ungehört in dem allgemeinen Stimmengewirre verhallten, dieses Durcheinander von dunkeln Gestalten in ihrer entfesselten Wildheit, einzelne schon mit hochgeschwungenen Waffen den Kriegstanz beginnend — das war ein echt afrikanisches Bild. Und nun brach er wieder los mit seinen mächtigen Accorden, dieser erschütternde Kriegsgesang der Mbalundus, während die Leute, wie das ihre Art war, in geschlossener Masse sich um die deutsche Fahne, ihren „Kriegsfetisch“, schaarten. Die „Cannibalen-Armee“ war wieder einmal mobil. Nun ging es wie die wilde Jagd an dem wie ausgestorbenen Strande entlang; Boten über Boten trafen uns, zur höchsten Eile zu mahnen; ein Haus sei schon fast genommen, hieß es. Als wir den Chiloango erreichten, brach ein heftiges Gewitter los, und wir regneten in der englischen Factorei ein; nach kurzem Aufenthalte setzten wir jedoch in der Dunkelheit über den Fluß, zogen in vollem Regen ganz still nach und durch Landana und besetzten die Mission.

Auf diese war der Angriff der Neger zunächst gerichtet gewesen, obgleich dieselbe natürlich ganz außerhalb aller Streitigkeiten mit den Händlern steht. Die Angreifenden mochten geglaubt haben, die vier dort befindlichen frommen Herren und ihre wenigen unzuverlässigen Leute würden sich aus der schutzlosen weitläufigen Besitzung leicht verjagen lassen, hatten sich aber sehr verrechnet, denn diese entwickelten eine Kriegstüchtigkeit, welche, wenigstens für den Augenblick, den Anschlag vereitelte. Auf der Mission wurde nun Kriegsrath gehalten. Selbst jetzt noch waren die Meinungen getheilt. Mancher hätte wohl gern nochmals in alter Weise mit den Negern unterhandelt, um wieder eine kurze trügerische Sicherheit zu erkaufen; zum Unglück lag der erfahrenste und tüchtigste Küstenmann tödtlich erkrankt an schwerem Fieber; erst früh zwei Uhr wurde der einstimmige Beschluß erlangt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, einem neuen Angriffe zuvorzukommen und bei Tagesgrauen selbst anzugreifen.

Zur festgesetzten Zeit versammelte sich die für die Offensive bestimmte Macht auf der Mission, zehn Weiße und achtundneunzig Crumanos. Letztere trugen als Erkennungszeichen je ein Stück rothes Zeug um den Kopf. Während unsere Leute nur Vorderlader, schwere Militärgewehre, führten und pro Mann nur fünfzehn Patronen hatten — mehr wollten sie gar nicht; das sei genug für einen Krieg —, waren die übrigen Crumanos größtentheils mit vortrefflichen, leichten englischen Rückladern bewaffnet und besaßen Jeder die vier- bis sechsfache Anzahl scharfer Patronen. Bei ihrer Art der Kriegführung waren solche Massen von Munition auch nothwendig. Der beschlossene Angriffsplan, nach welchem wir zunächst die am weitesten landein liegenden Dörfer und dann die übrigen nach der See zu angreifen wollten, wurde geändert, als es hieß, daß auf den Hügeln Bewaffnete von dem nächsten Dorfe, Lebula, uns beobachteten. Nachdem das Nöthigste geordnet und namentlich Allen eingeschärft war, sich sofort zu sammeln und das Feuern einzustellen, sobald Herr Lindner auf einem Signalhorne blasen würde, übernahmen wir, mit zwei der streitbarsten Herren von der Mission und unseren Leuten, die Führung, schärften denselben ein, möglichst viele Gefangene zu machen, und rückten aus.

(Schluß folgt.)

Die Corruption des amerikanischen Beamtenthums.*

Wenn die bürgerliche Tugend und der moralische Sinn des Volkes der Maßstab ist, mit welchem der Werth eines Landes, seine Wohlfahrt und Lebensdauer gemessen werden muß, so möchten wenige Staaten der civilisirten Welt einen trüberen und hoffnungsloseren Anblick darbieten als die Republik der Vereinigten Staaten im Jubeljahre ihres hundertjährigen Bestehens. Kein Bürger der Union kann, ohne daß ihm die Schamröthe in's Gesicht steigt, nach den Enthüllungen der letzten Monate daran denken, daß das Auge der ganzen civilisirten Welt gerade jetzt auf sein Vaterland gerichtet ist, welches mit seiner Weltausstellung sich an die Spitze der Cultur und des Fortschrittes stellt und die Nationen der Erde einladet, herüberzukommen, um zu sehen, welche Erfolge in Kunst und Wissenschaft es im ersten Jahrhundert seiner Existenz errungen hat und welche natürliche Hülfsmittel ihm dabei zu Gebote gestanden haben. Je verschwenderischer die Natur dieses Land mit den reichsten Schätzen jeder Art ausgestattet hat, je günstiger die politischen und socialen Verhältnisse für die Entwickelung der Größe und des Wohlstandes des Staates gewesen sind, je freier und ungehinderter der einzelne Bürger sich bewegen und sein Talent, seine ganze Energie zur Geltung bringen konnte, je vollständiger alle Bedingungen gegeben waren, um zu einer wahrhaft gesunden Blüthe in jeder Richtung zu gelangen, desto unverantwortlicher und schmählicher ist es, heute am Ende dieses ersten Jahrhunderts vor einem solch bodenlosen Abgrunde der Corruption stehen zu müssen, in welchen das Volk gefallen ist, weil es sich in thörichtem Leichtsinne von verderbten Parteien und von nichtswürdigen Parteiführern von Jahr zu Jahr hat

* Um einer etwaigen irrigen Auffassung des obigen Artikels zuvorzukommen, wollen wir den Hinweis nicht unterlassen, daß so ziemlich alle berufenen Beurtheiler der amerikanischen Zustände mit uns darin einig sind, daß die Corruption des Beamtenthums jenseits des Oceans durchaus nicht in der republikanischen Staatsform, vielmehr in der bunten Zusammenwürfelung der heterogensten Bestandtheile der dortigen Gesellschaft, in ihrem Mangel an wahrhaft sittlicher Bildung und einigen anderen tiefgreifenden socialen Zuständen zu suchen ist. Daß Absolutismus und Despotismus nicht vor Beamtencorruption schützen, lehrt uns hinlänglich die Geschichte. D. Red.

leiten lassen, ohne seine souveräne Macht gegen diese Landesverderber zu gebrauchen, bis es endlich selbst den moralischen Halt verloren hat und, wie es fast scheint, unfähig geworden ist, die schmählichen Fesseln, welche es sich selbst geschmiedet hat, abzuschütteln.

Nirgends ist diese Corruption widerwärtiger und schamloser hervorgetreten, als im Beamtenthume der Republik, von dem geringsten Stadtbeamten an aufwärts durch alle Stufen bis in die Nähe des höchsten Beamten der Republik, der im Weißen Hause zu Washington in hoher Majestät thront. Gerade hier sind in letzter Zeit Thatsachen aufgedeckt worden, die doch selbst unser gleichgültiges Volk, das für solche Enthüllungen gewöhnlich nur ein cynisches Lächeln hat, ein wenig aufrütteln. — Es gab eine Zeit, da die demokratische Partei für alles Unheil und für alle Sünden, die das Land befleckten, verantwortlich gemacht wurde, und die Republikaner von vielen Bessergesinnten als die Retter des Staatsschiffes angesehen wurden. Allerdings hatten die Demokraten viel zu verantworten. Sie hatten während des Bürgerkrieges, zum Theil wenigstens, mit den Südstaaten sympathisirt; sie hatten den Ultramontanen manche Concessionen gemacht; sie hatten sich von so durch und durch verkommenen Verbindungen, wie die berüchtigte Tammany-Gesellschaft in New-York, deren Seele und Leiter der Millionendieb Tweed war, blindlings leiten lassen, sodaß sie endlich der Verachtung aller Rechtlichgesinnten des Landes anheim fielen.

Aber auch die republikanische Partei erfüllte die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht. Sie versprach Reformen, verfehlte aber dieselben vorzunehmen; sie erniedrigte sich zu einem gefügigen Werkzeuge des Präsidenten und versank immer mehr in eine selbstsüchtige Parteipolitik, welcher die wahren Interessen des Landes schmählich geopfert wurden. Der Versuch, eine Reformpartei zu gründen, welcher von redlichen Patrioten wie Schurz, Greely, Sumner und Anderen gemacht wurde, scheiterte theils an der Macht der herrschenden Partei, theils an unwürdigen Intriguen im Lager der Reformer selbst, und so hatte die corrumpirte Grant-Partei, mit welchem Namen die Republikaner während der letzten Jahre mit Recht bezeichnet worden sind, freies Feld, um ihre unheilvolle Politik nach allen Seiten hin auszuüben. Offenkundige Bestechlichkeit, frecher Nepotismus, schmähliche Günstlingswirthschaft und der schamloseste Diebstahl am öffentlichen Eigenthum bezeichnen diese traurige Periode unserer Geschichte, die in den Enthüllungen der letzten Monate ihren Höhepunkt der Schmach und Schande erreicht hat. Eine kurze Uebersicht dieser Enthüllungen wird nicht nur den Grad der Corruption, auf welchem das amerikanische Beamtenthum angelangt ist, sondern auch einige Ursachen, welche diesen traurigen Zustand erzeugt haben, beleuchten.

Wer den Verhandlungen des Congresses einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird sich erinnern, wie die Volksvertreter vor einigen Jahren den Versuch machten, das Land um eine bedeutende Geldsumme unter dem Namen einer Gehaltserhöhung zu beschwindeln. Ihr bisheriger, wahrlich nicht geringer Gehalt von fünftausend Dollars schien ihnen für die Anforderungen des Washingtoner Hoflebens nicht mehr genügend; sie erhöhten ihn also auf siebentausendfünfhundert Dollars, und zwar sollte das neue Gesetz selbst auf das verflossene Amtsjahr rückwirkende Kraft haben. Damit aber ihr Herr und Meister keine Hindernisse in den Weg legen möchte, wurde sein bisheriger Gehalt von fünfundzwanzigtausend Dollars verdoppelt. Das Gesetz passirte, und nur einige Congreßmitglieder waren ehrenhaft genug, die schnöde Bewilligung mit Entrüstung zurückzuweisen; die Meisten steckten sie ohne alle Scrupel in die Tasche, indem der Präsident mit gutem Beispiele voranging. Dieses Gebahren war indeß dem Volke doch zu stark; ein Sturm der Entrüstung erhob sich im ganzen Lande und der moralische Druck wurde so stark, daß die saubere Gesellschaft das Gesetz widerrief und den Raub wieder herauszugeben für gut befand. Nur Einen rührte des Volkes Stimme nicht: den Mann im Weißen Hause. Grant behielt vergnügt lächelnd seine fünfundzwanzigtausend Dollars.

Die Gesetzgeber wußten sich anders zu helfen. Um die großen schwindelhaften Eisenbahnunternehmungen in Scene zu setzen, bedurfte man einer Unterstützung aus dem Schatze der Nation; diese konnte aber nur der Congreß gewähren. Und er öffnete denselben auf's Freigebigste. Die Centralpacifische Eisenbahn, die vollendet wurde, und die Nordpacifische, die mit dem Falle des Hauptunternehmers, Jay Cooke, als Seifenblase zerplatzte, erhielten fürstliche Landschenkungen längs den Bahnlinien, nebst anderen großartigen Bewilligungen und Vergünstigungen, die dem gewissenlosesten Verschleudern des öffentlichen Eigenthums gleichkamen. Freilich umsonst that der Congreß dies Alles nicht, aber für Geld, Actien und andere Werthpapiere war Alles zu haben, das Vermögen des Volkes, sowie die eigene Ehre nicht ausgenommen. Die Sache wurde laut, eine Untersuchung fand statt und enthüllte das ganze unredliche Treiben. Nicht nur als corrumpirt bekannte Congreßmitglieder, sondern Männer, die bisher als Muster der Unbescholtenheit gegolten hatten, wurden compromittirt, und obwohl manche freigesprochen, blieb der Makel der Bestechlichkeit doch auf ihnen haften; des Volkes Stimme verurtheilte sie, und mit Recht.

Gewöhnt, die Mehrzahl seiner Vertreter in Washington sowohl wie in den Legislaturen als feile Diener der großen Corporationen und Monopolisten anzusehen, den Präsidenten aber als einen Mann, der, zu kurzsichtig oder zu schwach, um dem Treiben seiner Parteigenossen zu steuern, selbst einem Nepotismus huldigte und eine Günstlingswirthschaft einführte, die allem Rechtsgefühle Hohn sprach, war das Volk doch nicht auf eine so totale Verrottung des ganzen Beamtenstandes bis in die höchsten Regionen hinein vorbereitet, wie sie durch die Enthüllungen der letzten Monate bloßgelegt worden ist.

Die unverhältnißmäßig hohe Steuer, welche von manchen Fabrikaten erhoben wird, war schon längst der Gegenstand vieler Klagen gewesen; namentlich hatten Destillateure und Brauer unter diesem Drucke hart zu leiden. Die Steuer auf destillirte und gegohrene Getränke war im Verhältnisse zum Marktpreise derselben so hoch, daß die Fabrikanten bei einer gewissenhaften Beobachtung der Gesetze nicht bestehen konnten; die Versuchung zur Umgehung derselben lag demnach sehr nahe, und dies war denn auch in den letzten Jahren in einem unglaublichen Grade geschehen. Die Steuerbeamten bei der Revision der Brauereien und Brennereien zu hintergehen, wurde zu gefährlich; man mußte also diese Herren mit in's Interesse ziehen und den Betrug gemeinschaftlich treiben. Diese Aufgabe war keine allzu schwierige; Geld ebnete auch hier alle Wege, und es gab Wenige, die nicht gegen gute Bezahlung nichts sahen, was die Fabrikanten verborgen zu halten wünschten. Die meisten Beamten wurden wahre Blutegel, die für ihr Schweigen enorme Summen erpreßten, ja, es kam so weit, daß sie den Destillateuren die Quantität von unversteuerten Spirituosen, die sie monatlich fabriciren mußten, förmlich vorschrieben, damit sie die hohen Bestechungssummen unverkürzt beziehen konnten. Die Unterbeamten waren allerdings fast gezwungen, hohe Preise zu fordern, denn auch sie konnten den Betrug nicht gefahrlos treiben, ohne die Oberbeamten mit in's Complot zu ziehen, und diese thaten so wenig wie ihre Collegen etwas umsonst. Diese großartige Verschwörung, bekannt unter dem Namen des „Whiskey-Ringes“, war ein öffentliches Geheimniß. Jedermann wußte darum, die Regierung selbst am genauesten, denn in Washington liefen die Fäden, welche die Operationen dieser hochachtbaren Diebsbande verknüpften, schließlich zusammen. Und dennoch geschah nichts, um dem Unwesen zu steuern — wer sollte es auch thun? Der „Whiskey-Ring“ war reich und einflußreich und konnte alle Versuche, ihn zu brechen, zum Verderben des Anklägers niederwerfen.

Da wagte es doch endlich ein muthiger Mann; der neuernannte Finanzsecretär Bristow, ein Mann von unbestechlicher Rechtlichkeit und großer Energie, befahl eine durchgreifende Untersuchung der ganzen Angelegenheit. In den ersten Städten des Landes wurden die meisten Brennereien und Brauereien geschlossen, die Eigenthümer sowie die Steuerbeamten vor Gericht gezogen, und da die Beweise der Schuld nicht wegzuleugnen waren, so folgte Verurtheilung auf Verurtheilung. Geld half diesmal nichts; die reichen Fabrikanten und die feilen Beamten mußten in's Zuchthaus wandern und hohe Strafsummen erlegen, und zwar wurde den Beamten als meineidigen Staatsdienern mit Recht gewöhnlich das höchste Strafmaß zuerkannt.

Unter den Angeklagten befand sich auch General Babcock, Privatsecretär und intimster Freund des Präsidenten. Es fanden

sich Depeschen von ihm an Obersteuerbeamte in St. Louis vor, aus welchen deutlich hervorging, daß er in das ganze Complot mit eingeweiht war und in Washington als Schildwache an höchster Stelle diente, um die Operationen der Betrüger zu decken, ihnen Winke nahender Gefahr zu geben und seinen Einfluß zur Förderung ihrer Interessen zu verwenden.

Die Regierung war in St. Louis durch den sehr tüchtigen Districtsanwalt Henderson vertreten, welcher bei diesen Untersuchungen schon die wichtigsten Dienste geleistet hatte und ganz vorzüglich befähigt war, auch diesen Fall bis auf den Grund zu sondiren. Er that dies unerschrocken und scharf, war aber so unzart, den Namen des Präsidenten selbst in seinem Argumente zu nennen, als ob dieser möglicher Weise etwas von den Geschäften seines Günstlings gewußt haben könnte. Die Folge dieser Majestätsbeleidigung war die augenblickliche Absetzung Henderson's und die schleunige Freisprechung Babcock's, obwohl die Nachfolger Henderson's ihm ebenfalls scharf zu Leibe gegangen waren. Um die Freisprechung zu erleichtern, hatte der Justizminister Pierrepont, ein treuer Freund und Anhänger Grant's, während des Processes ein Rescript erlassen, in welchem alle solche Angeklagte, die als Staatszeugen auftreten würden, ausdrücklich verwarnt wurden, nicht übereilt zu handeln, indem ihre Dienste in diesem Falle keine Milderung ihrer Strafe zur Folge haben würden. Durch solche grobe Einschüchterungen wurde manches Zeugniß, welches hochstehende Personen compromittirt haben würde, zurückgehalten, und Herr und Diener kamen mit einem blauen Auge davon.

Babcock wurde nach seiner Freisprechung mit Gratulationen der Grantianer aus dem ganzen Lande überschüttet, während Grant selbst, was für die Situation höchst bezeichnend war, von seinen Freunden fast noch mehr Glückwünsche als sein Günstling empfing, gerade als ob nicht dieser, sondern er selbst auf der Anklagebank gesessen hätte. Das Volk aber ließ sich weder durch die Advocatenkniffe, noch durch die Regierungsmaßregeln, welche Babcock gerettet hatten, blenden und sprach trotz des „Nichtschuldig" der Geschworenen sein „Schuldig" über den Favoriten aus, der denn auch nach längerem Sträuben seines Herrn aus dessen Dienste als Geheimsecretär entlassen wurde.

Gleichzeitig mit diesem scandalösen, das Weiße Haus sehr empfindlich berührenden Processe erregte ein anderer Vorfall in der diplomatischen Welt Amerikas und Englands das größte Aufsehen. Der amerikanische Gesandte in London, General Schenck, wurde der Theilnahme an einer unter dem Namen des Emmaminenschwindels bekannten betrügerischen Speculation angeklagt. Mit diesem gemeinen Betruge verhielt es sich kurz folgendermaßen: Ein gewisser Lyons hatte vor einer Reihe Jahren eine ergiebige Erzader in Utah bearbeitet. Während einer längeren Abwesenheit desselben hatten andere die Arbeit aufgenommen und daraufhin das Besitzrecht beansprucht. Die Folge war ein Proceß, in welchem der damalige Senator von Nevada, Stewart, als Anwalt des Lyons fungirte. Später kauften californische Speculanten die Ansprüche der Gegner Lyons' auf, und dieser fand es schließlich für das Beste, mit denselben gemeinschaftliche Sache zu machen.

So wurde im Winter 1872 die Emmaminencompagnie mit einem Actiencapitale von fünf Millionen Dollars gebildet. Nun waren aber die werthvollen Erze der Mine bereits erschöpft, was die Unternehmer ganz genau wußten; die ganze Sache war also ein Schwindel erster Classe. Sie wählten vorzüglich England zum Schauplatze ihrer Operationen, die mit großem Erfolge geführt wurden. Ein Professor Silliman wurde mit einem der englischen Directoren nach Utah geschickt, um die Erze zu analysiren, und berichtete Wunderdinge von ihrer Reichhaltigkeit. Mit den pomphaftesten Ankündigungen wurden die Actien auf den Markt geworfen, und um das Vertrauen des Publicums zu ködern, beschloß man, den amerikanischen Gesandten in London, General Schenck, in's Geschäft hineinzunehmen. Es wurde ihm eine Directorstelle mit fünfhundert Actien angeboten; und er griff zu. War es doch schwer, wie im Zeugenverhöre ausgesagt wurde, mit siebenzehntausend Dollars jährlichem Gehalte die Würde der Republik am britischen Hofe aufrecht zu erhalten — wie konnte man es ihm also verdenken, wenn er nebenbei „Geld zu machen" suchte! Der Gesandte benutzte somit, ob bewußt oder unbewußt, müssen wir vorläufig dahingestellt sein lassen, seine amtliche Stellung, als Vertreter des Volks, um einer der frechsten Schwindelunternehmungen Vorschub zu leisten, mit welcher die Bürger des Landes, in welchem er seine Regierung repräsentirte, betrogen werden sollten. Die Actien fanden guten Absatz; hieß es doch, die Mine repräsentire einen Werth von siebenzehn Millionen Dollars, obwohl sie schon im Juni 1872 gänzlich zusammensank, um nie wieder aufgenommen zu werden. Durch allerhand Vorspiegelungen und falsche Berichte wurden die Actionäre von Zeit zu Zeit beschwichtigt, sodaß trotz des Nichterscheinens der verheißenen Schätze die Actien doch in die Höhe gingen, bis endlich der ganze großartige Schwindel an den Tag kam und die Actionäre sich um ihr ganzes in dem Unternehmen angelegtes Geld betrogen sahen. Schenck wurde durch Lyons selbst als Mitwisser und Theilnehmer an dem Betruge denuncirt und entging einem Verhaftsbefehle der englischen Gerichte nur durch seine Abreise.

Es schien eine Zeitlang zweifelhaft, ob Grant den Gesandten abberufen würde, weil allerhand technische Einwendungen gegen dessen Schuld gemacht wurden. Weil die Angelegenheit aber vor einem demokratischen Congreßcomité zur Untersuchung kam, von welchem wenig Rücksicht für einen republikanischen Gesandten zu erwarten war, so sah der Präsident sich bewogen, seinen Freund zu ersuchen, zu resigniren. Der speculative Diplomat hat sich unterdeß dem Congreßcomité zur Verfügung gestellt, und auch in diesem Falle werden keine Mittel unversucht gelassen werden, ihn wenigstens von bewußter Mitschuld an dem verübten Verbrechen frei zu sprechen.

Alles dies wurde indeß völlig in den Schatten gestellt durch die Enthüllungen im Kriegsdepartement, welche vor einigen Wochen das Land erschütterten, und den bisher hochgeachteten Kriegsminister, General Belknap, zu einem gewissenlosen Beamten stempelten. Die hierbei zu Tage geförderten Einzelheiten zeigen ein so abschreckendes Bild der moralischen Verkommenheit der vornehmen Gesellschaft unserer Republik, daß sie eine etwas eingehendere Schilderung verdienen.

Caleb Marsh war früher einer der angesehensten Bürger Cincinnatis, wo er sich im Eisengeschäfte ein bedeutendes Vermögen erworben hatte; später zog er nach New-York und gehörte dort zu dem hohen Geldadel, der in pompösen Palästen das aristokratische Viertel der fünften Avenue und Umgegend bewohnt. Sein größter Schatz war indeß seine Frau, die erste Modedame jenes glänzenden Quartiers, in welchem der Werth eines Menschen einzig und allein nach der Pracht der Toiletten, der Menge der Diamanten und der Eleganz der Equipagen abgeschätzt wird. Frau Marsh leistete in diesen Punkten das Möglichste, gab mindestens 25,000 Dollars im Jahre aus und hatte dafür die Genugthuung, von den Größen der „Shoddy-Aristokratie" New-Yorks als mustergültig bewundert und beneidet zu werden. Während ihr Herr Gemahl seinen eigenen Vergnügungen in Spielsälen und Rauchsalons nachging, genoß sie, strahlend von Diamanten und in die neuesten Erzeugnisse der Pariser Mode gehüllt, am Arme irgend eines Löwen der Gesellschaft ihre Triumphe für sich; ganz besonderes Vergnügen aber gewährte es ihr, jungen Damen ihre jugendlichen Verehrer wegzucapern, worin sie, trotz ihrer vierzig Jahre, eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit entfaltete.

Diese würdige Dame hatte eine „Freundin", Frau Bowers, die junge Wittwe eines ehemaligen Rebellenobersten, ausgezeichnet durch Schönheit und durch das brennende Verlangen, baldmöglichst wieder einen Mann mit mindestens einer halben Million Vermögen zu bekommen. Die junge Wittwe ging nach Europa, traf mit ihrer Freundin Marsh in Paris zusammen, wo die letztere ihre obenerwähnte Kunstfertigkeit an den Anbetern der schönen Freundin mit Erfolg ausübte, sodaß es dieser gar nicht gelingen wollte, einen Nabob zu fangen. Sie kehrte nach Amerika zurück und beschloß jetzt, es mit einem Minister zu wagen. General Belknap war das erkorene Opfer; er fiel auf den ersten Angriff; sie wurde Frau Kriegsminister Belknap und zog in die Hauptstadt der Republik ein. Um aber dort als erste Salondame zu glänzen — und etwas Geringeres ließ ihr Ehrgeiz ihr natürlich nicht zu — dazu gehört, seit Präsident Grant seinen Hofstaat auf europäischen Fuß eingerichtet hat, Geld, sehr viel Geld, viel mehr Geld, als so ein Minister durch seinen

einfachen Gehalt in die Hände bekommt. Geld also mußte geschafft werden, und der Wege dazu gab's in so hoher Stellung gar manche. Wie diese Wege aber beschaffen waren, was kümmert das eine Modedame unserer heutigen Gesellschaft, wenn sie nur ihres Herzens Gelüste befriedigt sieht!

Dasselbe Bedürfniß nach mehr Geld mochte auch die liebenswürdige Frau Marsh in New-York empfinden, und so wurde ein Plänchen ausgesonnen, das beiden „Freundinnen" zugleich helfen sollte. Im Sommer 1870 besuchte Frau Belknap ihre Freunde in New-York. Im Gespräch mit Marsh fragte sie diesen, ob er sich nicht um ein Handelsprivilegium an einem der Militärposten beim Kriegsdepartement bewerben wolle. An allen Militärstationen und Forts, von denen es über zweihundert giebt, meist im Westen in den Indianergebieten gelegen, wird das Privilegium, mit den Indianern Handel zu treiben und die Soldaten mit allem Nöthigen zu versehen, vom Kriegsminister an einzelne Personen vergeben, die dadurch in den Stand gesetzt sind, ihre Waaren zu fast beliebigen Preisen zu verkaufen. Diese Händler sind die schamlosesten Blutegel, die sich am Marke der armen Soldaten und der noch ärmeren Indianer in einem so erstaunlichen Grade dick und satt saugen, daß wahrhaft unglaubliche Summen gezahlt werden, um dieses Privilegium zu erlangen. Zur Zeit des Besuches der schönen Verführerin war der Posten im Fort Sill erledigt, und obwohl der bisherige Inhaber desselben, Evans, sich wieder darum bewarb, erklärte Frau Belknap, wenn Marsh ihn wünsche, so werde sie die Sache beim Kriegsminister in Ordnung bringen. Die Idee leuchtete dem Geschäftsmanne ein, und seiner Gemahlin noch mehr. Er setzte sich also mit Evans in Verbindung und man kam überein, wenn Marsh den Posten bekomme, solle Evans ruhig in seiner Stellung verbleiben, dafür aber dem eigentlichen Inhaber, dem es gar nicht einfiel, sein Leben in New-York mit dem in einem abgelegenen Fort zu vertauschen, einen monatlichen Tribut von tausend Dollars entrichten.

So geschah es denn auch. Marsh bekam den Posten; Evans trieb den Handel im Fort wie bisher, zahlte jährlich zwölftausend Dollars in monatlichen Raten an Marsh, welcher seinerseits dann jährlich sechstausend Dollars zuerst an Frau Belknap, später an den Kriegsminister selbst als Abfindungssumme einschickte. Und wer waren die Opfer dieses niederträchtigen Schachers eines habgierigen Ministers zum Besten einiger Weiber? Kärglich besoldete Armee-Officiere, arme Soldaten, unwissende Wilde und Einwanderer, die gezwungen waren, ihre Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse an dem Militärposten einzukaufen, und denen das Fünffache des wirklichen Werthes der verkauften Artikel abgefordert wurde. Diese maßlosen Gelderpressungen datiren seit der Amtsverwaltung Belknap's, nicht nur auf einem Posten, sondern überall. Protestationen von Officieren waren ohne allen Erfolg — der Minister beharrte bei seiner Praxis und beschützte die wucherischen Händler, wo er konnte.

Die ersten Spuren dieser Betrügereien und Bestechungen wurden von dem Congreßcomité bei Prüfung der Rechnungen des Kriegsdepartements aufgefunden. Marsh wurde vorgeladen und legte ein umfassendes Geständniß des ganzen Scandals ab. Er hätte vielleicht geschwiegen, aber hier war die so ersehnte Gelegenheit für Frau Marsh gekommen, ihre Rache an ihrer „Freundin" zu kühlen. Sie war nämlich, in Folge einer in Paris gegen die Freundin verübten Liebesintrigue, zur Belknap'schen Hochzeit nicht eingeladen worden; dafür hatte sie Rache geschworen; jetzt war ihre Stunde gekommen. Sie bewog ihren Mann, der so ziemlich unter dem Pantoffel der Gestrengen stand, Belknap ohne Rücksicht bloßzustellen, was dieser denn auch pflichtschuldigst that. So erfuhr die Hauptstadt am Morgen des 2. Mai, daß der bisher hochgeachtete Kriegsminister ein Verbrecher sei, der soeben selbst vor dem Comité mit bebenden Lippen zugestanden hatte, daß er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht leugnen könne. (Schluß folgt.)

Die Vögel im Volksglauben.

Von Moritz Busch.

Die Schwalbe, ein Glücksvogel. — Der Storch, der Liebling der Familie. — Der Kukuk als Prophet. — Der Rabe und die Rabensteine. — Die Elster, ein Unglücksvogel, wie Dohle und Eule. — Die Glück bringenden Kreuzschnäbel, Rothschwänzchen u. A. — Die Nachtigall, eine verwünschte Schäferin.

Unsere Freunde, die Sommervögel, sind nun vollzählig wieder da. Einer nach dem andern stellten sie sich ein, wie eine nach der andern die Blumen aufblühten. Die Schwalbe baut unterm Thorbogen und an das Fenstergewände ihr Nest, und auf dem Dachfirste klappert ein ernstes Storchenpaar. In den Wipfeln und Hecken der Gärten zirpt und zwitschert vergnügtes kleines Federvolk in bunten Kleidern. Stieglitze und Zeisige, Hänflinge und Meisen, Rothkehlchen und Rothschwänzchen, Drosseln und Laubsänger lassen sich hören. Die Amsel flötet; die Wachtel schlägt ihr „Pickerwick" im Getreidefelde; aus tausend Kehlen wirbelt über der grünen Saat das Geschlecht der Lerchen den Preis des Frühlings in den blauen Himmel hinein. Im Schilfe am See ertönt das dumpfe Brüllen der Rohrdommeln. Die einsame Haide ist belebt von Stimmen. Auch das Orchester des Waldes ist nun vollständig besetzt. Durch alle Zweige huscht die Farbenpracht seines Gefieders. Liebe und Sehnsucht, Freude an der Morgensonne, hundert andere Empfindungen bilden trillernd, schmetternd, langtönend von allen Schattenplätzen her das Concert der erwachten Natur. An den Säumen und Lichtungen des Waldes lassen Edelfink, Grasmücke und Nachtigall, die Meistersänger der Thierwelt, uns ihren Strophen lauschen. Weiter drinn erfüllt die wilde Taube mit ihrem Girren und Rucksen das dämmernde Dickicht. Der Specht weckt mit schallendem Hämmern den Widerhall zwischen den hohen Stämmen, und aus fernen geheimnißvollen Gründen und Breiten trifft unser Ohr der tiefe Ruf des Kukuks und die helle Stimme des Pirols. Mit dem grauenden Tage beginnt die Musik, nur in den Mittagsstunden wird es still, sodaß auch das niedere Volk der Kerbthiere zu Worte kommt, das nun in der Schwüle sein schwermüthig stimmendes Summen wie das Murmeln eines fernen Meeres vernehmen läßt, bis die sinkende Sonne die Vögel auf's Neue zum Gesange anregt.

Daß dies Alles sehr artig und anmuthig ist, daß es auf das Gemüth, dem nicht alle Thüren zum Naturgenuß verschlossen sind, einen tiefwirkenden Zauber ausübt, sehen wir auch an dem sogenannten geringen Manne und bei ihm vielleicht am meisten, namentlich, wo Wohnort und Beruf ihn viel in Wald und Feld verkehren lassen. Wer hätte nicht von dem feinen Gehöre des thüringer Waldbewohners und des Harzers gehört, das im Schlage des Finken gegen zwanzig Nüancen unterscheidet und auch anderer vornehmer und gemeiner Vögel Sprache und Musik versteht? Und wer kennt nicht die Rolle, welche die Vogelwelt in unseren Volksliedern spielt?

Weniger an diese Anmuth der Gestalt, der Farbe und Stimme denkt der Volksglaube in Betreff der Vögel, der wie aller Volksglaube im Wesentlichen der neben dem modernen Denken und Empfinden hergehende Nachhall altheidnischer Vorstellungen ist und in einer Anzahl von gefiederten Geschöpfen nicht sowohl schöne als heilige Thiere erblickt. Warum sie heilig sind, weiß er in der Regel nicht. Die Wissenschaft aber weiß es: sie sagt uns, daß sie einst zu den Göttern unserer Urväter in Beziehung standen. Damit wird sich das Meiste erklären, was ich im Folgenden zu einem Gesammtbilde zusammengestellt habe.

Ich beginne mit den Schwalben, über welche das Volk in ganz Deutschland einig ist, daß sie heilige Vögel sind, die Glück bedeuten und nicht beleidigt oder gar umgebracht werden dürfen.

Die Schwalben, wegen ihrer rothen Brust einst wahrscheinlich dem rothbärtigen Gewittergotte Donar heilig, haben nach dem Volksglauben allerlei wunderbare Eigenschaften. In Schwaben heißen sie „Herrgottsvögel", in Tirol, wo man im Oberinnthal sagt, sie hätten Gott Vater den Himmel bauen geholfen, und ebenso in einigen Strichen Schlesiens „Muttergottesvögel". Bei Meran ist ihr Erscheinen und Verschwinden durch die Feste der heiligen Jungfrau bestimmt: sie kommen an Mariä

Verkündigung und gehen an Mariä Geburt. Allenthalben herrscht die Meinung, daß das Haus, in welchem sie nisten, gesegnet und vor Unheil geschützt ist. Im Oberinnthale heißt es: Wo Schwalben sich anbauen, giebt es keinen Unfrieden; im Oetzthale: Die Anwesenheit von Schwalben macht ein Dorf reich, und mit ihnen verläßt der Segen das Haus. Im Vinschgau und ebenso in ganz Schwaben und Westphalen glaubt man, daß da, wo sie ihr Nest haben, der Blitz nicht einschlage, zu Crombach bei Olpe, daß ein solches Haus überhaupt vor Feuersgefahr sicher sei. Um diesen Glücksvögeln den Eingang nicht zu verwehren, lassen in anderen westphälischen Gegenden manche Leute im Sommer Tag und Nacht die Fenster offen. Früher ging in diesen Landstrichen an den Tagen, wo man ihre Wiederkehr erwartete, die ganze Hausgenossenschaft, den Familienvater an der Spitze, ihnen entgegen bis an das Heck, das heißt das Thor des Gehöftes. Festlich wurde ihnen die Scheune geöffnet. Die Schwalbe kümmere sich, so meinte man, um die Wirthschaft; sie fliege bei ihrer Ankunft durch Diele und Scheune und gucke in alle Ecken und Winkel. Finde sie Unordnung und zu geringe Vorräthe, so schelte sie:

„To Joar, ar ik fut genk,
Wören alle Skoppen un Skiuren vull;
Nu, ar ik weer kam,
Is Alles verquickelt, verquackelt, verheert un verteehrt."

Das heißt: „Vorm Jahre, als ich fortging, waren alle Schuppen und Scheuern voll; jetzt, wo ich wiederkomme, ist Alles verlottert, verzettelt, verheert und verzehrt."

In der Neumark muß man sich, wenn man die erste Schwalbe sieht, sogleich waschen, denn wer das unterläßt, dem verbrennt die Sonne das Gesicht. In Tirol soll man beim Anblick der ersten Schwalbe sogleich stehen bleiben und mit einem Messer unter dem linken Fuße die Erde aufgraben; man wird dann eine Kohle finden, die das kalte Fieber vertreibt. Ebendaselbst heißt es, daß die Schwalben, wenn sie sieben Jahre in einem und demselben Neste gebrütet haben, darin ein Steinchen zurücklassen, welches große Heilkraft, vorzüglich bei Augenübeln, besitze. Im Eggethale sind zwei Bauern, die einen solchen Stein haben. Er soll von wunderbarer Schönheit sein. Im Unterinnthal verschafft man sich die Springwurzel, die alle Schlösser und Riegel öffnet, dadurch, daß man ein Schwalbennest mit starken Fäden umwickelt und so den Eingang verschließt. Dann kommt die alte Schwalbe mit jener Wurzel, macht das Nest damit auf und läßt sie darauf fallen. Nur im Lippeschen scheint der Glaube zu herrschen, daß man da, wo Schwalben nisten, keine Kälber groß ziehen könne, und nur in westphälischen Dörfern kommt die Meinung vor, daß eine Kuh, wenn eine Schwalbe unter ihr weggeflogen sei, Blut statt Milch gebe. Sonst gilt die Schwalbe allgemein für glückbedeutend, ihr Fernbleiben für gefährlich und ihre Verletzung oder Störung für Frevel, der sich rächt. Im Pusterthal, bei Bühl in Schwaben sowie im Lechrain hat der, welcher eine Schwalbe tödtet, Unglück mit seinem Viehe, namentlich geben ihm dann die Kühe rothe Milch. Zu Nauders in Tirol stirbt dem Frevler Vater oder Mutter; in dem benachbarten Telfs „theilt sich bei solcher Unthat der Himmel", das heißt es blitzt; im Oberinnthal folgt als Strafe, daß das Haus des Thäters binnen Kurzem niederbrennt. Zu Sarsans in Tirol sowie im Oetzthale kostet das Zerstören oder Ausnehmen eines Schwalbennestes die beste Kuh im Stalle. Ferner sind die Schwalben auch prophetische Vögel. In gewissen Strichen Westphalens muß man, sobald man die erste im Jahre kommen sieht, unter seinen Füßen nachsuchen, ob da ein Haar liegt. Findet sich eins, so ist es von der Farbe der Haare, welche die zukünftige Frau trägt. Ziehen im Unterinnthal die Schwalben während des Sommers aus einem Hause, so wird bald Jemand sterben. Wieder allgemein ist die (vielleicht richtige) Ansicht, daß Hochfliegen der Schwalben gutes Wetter, Tieffliegen schlechtes bedeute. Endlich kommt die Schwalbe in einem sympathetischen Zauberspruche des Harzes vor, mit dem Flechten beschworen werden und der folgendermaßen lautet:

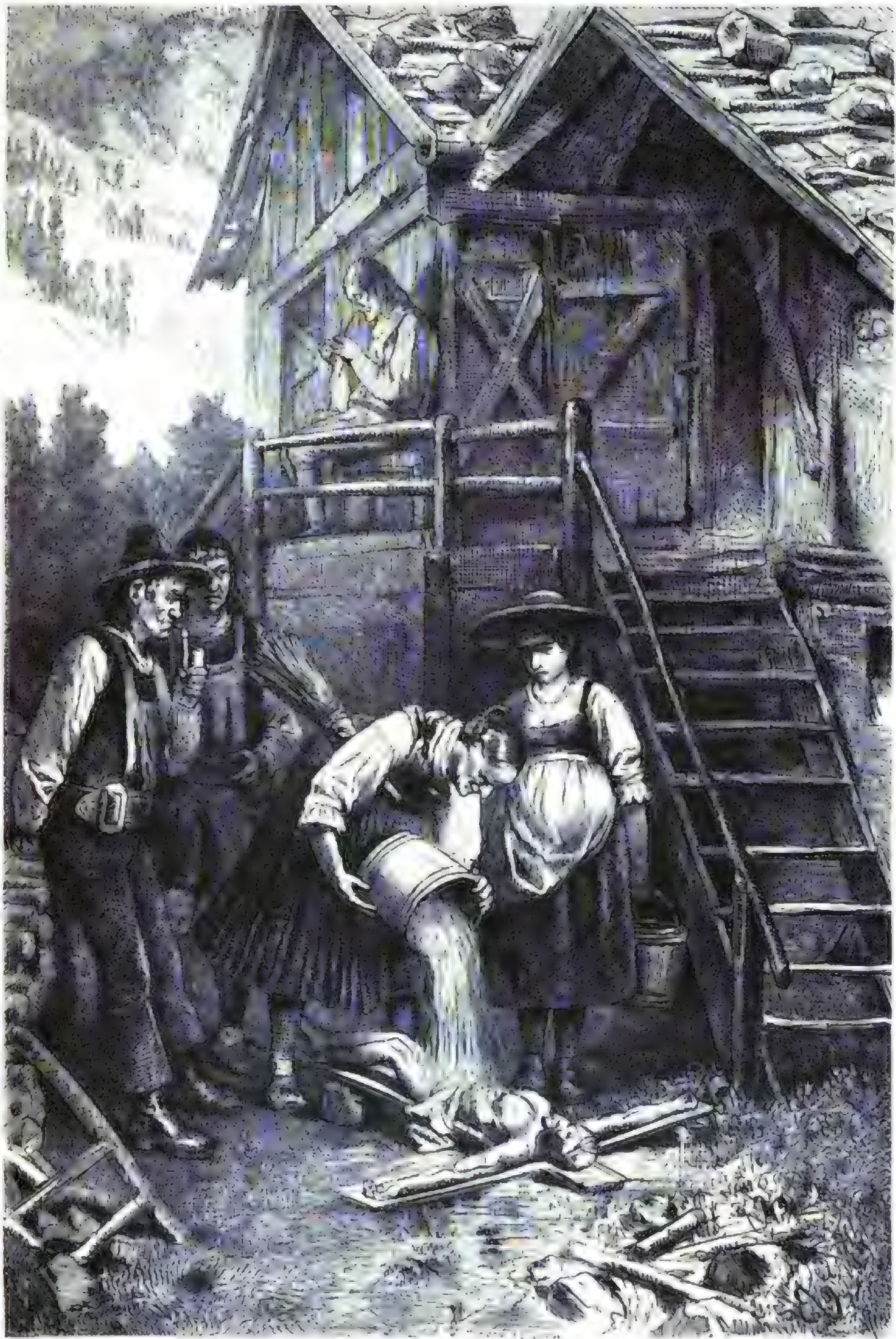
„De Schwale und de Flechte,
De floge wohl ober dat wille Meer;
De Schwale, de kam wedder,
De Flechte nimmermehr."

Ein sehr alter Aberglaube, der schon im dreizehnten Jahrhunderte aufgezeichnet wurde, ist der, daß die Störche, zu denen wir uns jetzt wenden, nur bei uns in Vogelgestalt leben, in den fernen Gegenden aber, nach denen sie von uns im Herbste wegziehen, Menschen sind, welche alle Jahre sich in Störche verwandeln. Diese Meinung, schon bei Gervasius von Tilbury zu finden, herrscht noch gegenwärtig in Ostpreußen. Auch in der Nachbarschaft von Uchte in Westphalen hält man die Störche für verwandelte Menschen und erklärt daraus ihr eigenthümliches Wesen. Wenn die Jungen flügge geworden sind, sollen sie hier in der Luft über dem Neste tanzen. Im Herbst ziehen sie mit den Alten fort, aber im nächsten Frühjahr kommen nur diese wieder. In Schwaben sagt man: wenn der Storch eine Zunge hätte, so würde er reden und dann Land und Leute verrathen, weil er Alles sieht und hört. Wo indeß etwas Besonderes vorgeht, giebt er noch immer ein Zeichen, indem er klappert. Sieht man den Storch zum ersten Male, so wird man, wenn er klappert, in diesem Jahre viel Geschirr zerbrechen, wenn er steht, faul sein, wenn er fliegt, fleißig arbeiten — sagt der Bauer in Mecklenburg und Hannover. In der Altmark aber bedeutet dann der fliegende Storch einem Mädchen, daß sie bald heirathen, der stehende, daß sie nächstens Gevatter stehen wird. In Niedersachsen heißt es, wenn man beim Anblick des ersten Storches Geld in der Tasche hat, so hat man dessen das ganze Jahr über. Allgemeiner Kinderglaube ist, daß der Storch die kleinen Brüder und Schwestern bringe. In Schleswig-Holstein und Mecklenburg rufen daher die Knaben ihm, wenn er über sie hinfliegt, zu:

„Attebar, Du goder,
Bring mi en lüttjen Broder,
Attebar, Du bester,
Bring mi 'ne lüttje Söster."

In Schlesien meint man, wenn ein Storch über das Haus fliege, so gebe es darin bald ein Kind, und auf der Insel Rügen ist man der Ansicht, daß, wenn die Störche keine Eier legen, in dem Hause, auf dem sie nisten, keine Kinder geboren werden, und daß, wenn die jungen Störche sterben, auch die kleinen Kinder in dem Hause unter ihnen nicht am Leben bleiben. Auch der Storch ist unverletzlich, und auch er schützt das Haus, auf dem er sich ansiedelt, vor Wetterschlag — ein im Norden wie im Süden verbreiteter Glaube. Wer sein Nest zerstört oder ihn selbst tödtet, hat den Blitz zu fürchten — sagt man in Schwaben, und auf Rügen darf man auf ihn nicht schießen; denn wenn er angeschossen ist, so weint er große Thränen, von denen jede ein Vorzeichen großen Unglücks ist. Auf eine Beziehung zur Ehe weist ferner hin, daß man in Westphalen glaubt, der Storch verlasse das Dach, unter dem Unfrieden herrsche, und daß man in Schwaben wissen will, wenn die Störche sich im Herbste versammelten, um fortzuziehen, und unter ihnen sich ein „Ungrader" befinde, d. h. ein Männchen oder Weibchen, das sich nicht paaren könne, so werde es von den Uebrigen todtgehackt. Ebenfalls hierher gehört der westphälische Aberglaube, nach welchem der Storch, der „unpaare" Brut im Neste habe, eines davon für den Teufel herauswerfe. Naiv und komisch ist die im Oldenburgischen hier und da zu hörende Meinung, die herbstlichen Versammlungen der Störche seien Zusammenkünfte der Freimaurer, wobei mitunter auch einer todtgebissen würde. Wo man dem Storch ein Nest macht, was häufig durch Aufstecken eines alten Wagenrades, in dessen Speichen man Zweige flicht, bewerkstelligt wird, wirft er nach norddeutschem und schwäbischem Volksglauben das erste Jahr zum Danke eine Feder, das zweite ein Ei und das dritte einen jungen Storch herab.

Der Kukuk, der ebenfalls zu den Göttervögeln des deutschen Heidenthums gehörte, indem er zu Donar und Freia in naher Beziehung stand, gilt allenthalben als Prophet. Wenn er nach Johanni ruft, so giebt es nach der Meinung der tiroler Landleute Mißwachs oder einen kalten Winter. Schreit er auf einem Hause, so steht darin ein Todesfall oder sonst ein Unglück nahe bevor. In ganz Nord- und Mitteldeutschland und ebenso in Tirol und Schwaben geht die Rede, daß er Einem, wenn man ihn zum ersten Male im Jahre rufen höre, die Frage beantworten könne, wie lange man noch lebe. Man zählt nach gethaner Frage nach, wie oft er schreit, und so viel Rufe man vernimmt, so viel Jahre hat man noch zu erwarten. Fast ebenso allgemein glaubt man, wer beim Hören des ersten Kukuksrufes Geld in der Tasche habe, dem könne es im ganzen Jahre nicht daran fehlen; doch muß man in der Neumark, in dem westphälischen Büren und in



Pfingstwäsche im Gebirge.

Originalzeichnung von Conrad Beckmann in München.

Schwaben dabei mithelfen, indem man mit dem Gelde klimpert oder es umdreht. In Nord- und Mitteldeutschland endlich giebt der Kukuk den Mädchen und Burschen auf ihre Frage an, wie viel Jahre sie noch ledig bleiben. Der Tag, an dem man in Westphalen den weissagenden Waldvogel zum ersten Male auf eigenem Grunde und Boden rufen hörte, war früher ein festlicher. Wer den ersten Kukuksruf melden konnte, bekam ein Ei, das er sich briet. Er begrüßte die ihm Begegnenden nicht mit „Guten Tag!“ sondern mit den Worten „Der Kukuk hat gerufen.“ Bei Hilchenbach in Westphalen wälzte sich der Glückliche im Grase; dann that ihm das ganze Jahr der Rücken nicht weh. Eigenthümlich ist die zu Pill in Tirol herrschende Meinung,

daß der Kukuk von „Brandelen", das heißt Rothschwänzchen, ausgebrütet werde, dann ein Jahr lang Kukuk, darauf ein zweites Stoßgeier sei, als welcher er seine Stiefbrüder fresse, und endlich im dritten ein Hennengeier werde.

Ungemein viel Aberglauben knüpft sich ferner an die Raben, die Vögel des Göttervaters Wuotan. Wenn sie in Schwaben in der Luft gegen einander fliegen, so bedeutet das Krieg. Kreisen sie im Oetzthale über einer gewissen Stelle auf der Alm und fahren sie dann plötzlich zu Boden, so geht dort binnen drei Tagen ein Stück Vieh zu Grunde. Allgemein ist der Glaube, daß ihr Krächzen vor oder auf einem Hause einen in demselben zu erwartenden Todesfall anzeige. Die Raben sind die klügsten Vögel; „sie riechen das Pulver in der Flinte" — sagt man in Tirol. Zu Derendingen in Schwaben weiß man, daß, wenn man Rabeneier ausnimmt, kocht und dann wieder in ihr Nest legt, der alte Rabe eine Wurzel herzubringt, die man sich holen und stets bei sich tragen muß, indem man dann bei allen Käufen und Verkäufen Glück hat. In Tirol herrscht ein ähnlicher Glaube. Nur holt der alte Rabe, wenn er die gekochten Eier findet, aus dem Meere einen Stein, der unsichtbar macht. In dem tirolischen Nonsberg weiß man mehr von diesen Rabensteinen, die sich beiläufig auch in den Nestern von Elstern und Gratschen (Hähern) finden sollen, zu erzählen. Dieselben machen hier nicht blos unsichtbar, sondern verleihen, auf der bloßen Haut des rechten Armes getragen, Glück in allen Dingen. Wer einen solchen suchen will, muß wissen, daß er in gewissen Nestern liegt. Diese aber kann man nur vermittelst eines Spiegels finden, da der Stein Alles, was in seiner unmittelbaren Nähe ist, für den direct darauf gerichteten Blick unsichtbar macht. In Neuvorpommern und auf Rügen ist das Verfahren ein anderes. Wer einen Rabenstein haben will und ein Rabennest weiß, dessen ältere Bewohner bereits hundert Jahre alt sind, der muß hinaufsteigen und einen der jungen Raben tödten, der aber ein Männchen sein muß und nicht über sechs Wochen alt sein darf. Nun steigt man von dem betreffenden Baume herab, merkt sich aber dessen Stelle. Denn gleich darauf kommt der alte Rabe zurück und legt den kostbaren Stein in den Schnabel seines Söhnchens, worauf Baum und Nest sofort unsichtbar werden. Darauf fühlt man nach dem Baume, steigt wieder nach dem Horste des Rabenpaares hinauf und holt sich den Stein. Auf Rügen glaubt man, daß ein solcher Erwerb nur mit Hülfe des Teufels gelinge, dem der Betreffende dafür seine Seele versprechen müsse. Schwäbischer Bauernglaube ist, daß die jungen Raben die ersten neun Tage hindurch nur vom Thau des Himmels leben. Weil sie nämlich nackt und hell sind, so meinen die Alten, es sei nicht ihre Nachkommenschaft, und bringen ihnen kein Futter. Doch sehen sie bisweilen nach dem Neste, und bekommen die Jungen am zehnten Tage schwarzen Flaum an der Brust, so holen sie ihnen das erste Aas.

Eine ähnliche Stellung wie der Rabe nimmt im Volksglauben mancher Gegenden die Elster ein, die in enger Beziehung zu verschiedenem Zauberwerke steht. Sie ist ein Unglücksvogel. Zwar sagt man in Schlesien, wenn sie recht munter „schadere", das heißt schwatze, so habe man liebe Gäste zu erwarten, sonst aber weiß ihr „Schackschackerack" nur Unangenehmes zu prophezeien. Wenn in Tirol Elstern um ein Dorf schreien, so hat dasselbe Hungersnoth oder große Sterblichkeit zu erwarten. Fliegen sie um ein Haus, so giebt es darin Unfrieden oder einen Unglücksfall oder auch unwillkommenen Besuch. In Westpreußen und Hessen giebt es in dem Hause, vor welchem eine Elster schreit, an demselben Tage noch Zank und Streit, und in der Wetterau bedeutet der Flug eines solchen Vogels quer über ein Dorf, daß man hier bald einen Leichenzug sehen wird. Wenn neun Elstern beisammen sind, sagt man im Lechthal, so ist unfehlbar eine Hexe darunter. Wer zu Münster im untern Innthale eine Suppe ißt, in der man eine Elster gesotten hat, der wird irre. In der Mark dürfen Elstern nicht geschossen werden, weil das Unglück bringt. Dasselbe gilt in der Wetterau von den Bachstelzen, die in Tirol sich gern bei Kühen aufhalten, „weil sie früher Kühe waren".

Andere Unglücksvögel sind die Dohlen, die, wenn sie in Schaaren ziehen, in Tirol Sturm, in der Wetterau Krieg verkünden, die Eule, die allenthalben durch Krächzen in der Nähe eines Hauses einen Sterbefall anzeigt, und in der Mark, Schlesien und Oesterreich der Hahn, wenn er in ein Haus hineinkräht. Auch eine krähende Henne bedeutet Unglück; doch kann man dasselbe abwenden, wenn man ihr sofort den Hals umdreht. Wenn ein Hahn sieben Jahre alt ist, legt er ein Ei, aus dem ein Drache entsteht — heißt es in Tirol. Ebendaselbst verheißt es Glück, wenn Einem bei Geschäftsgängen ein weißer Hahn begegnet. Träumt Einem aber von weißen Hennen, so stirbt bald ein guter Freund.

Glücksvögel sind wieder der Kreuzschnabel und das Rothschwänzchen, jener vermuthlich, weil sein Schnabel die Rune Donars bildete, die später als Kreuz aufgefaßt wurde, dieses aus ähnlichem Grunde wie die rothbrüstige Schwalbe, das heißt als Donarsvogel. Der Kreuzschnabel hält im Harze den Blitz von dem Hause fern, in dem er wohnt. In Tirol heißt es, wenn in einem Hause eine Krankheit ausbreche, so fahre sie in diesen Vogel; er schütze ferner die Bewohner desselben vor „bösen Leuten", das heißt vor Hexen, und das Wasser, in dem er sich gebadet, sei gut gegen die Gicht. Die Rothschwänzchen sind wie die Schwalbe und der Kreuzschnabel ein Schutz vor dem Wetterstrahle, der andererseits Dem in's Haus fährt, welcher sie tödtet oder ihnen die Jungen aus dem Neste holt. Im Zillerthale wird ein solcher von der Epilepsie befallen; im Oberinnthale giebt alles Vieh des Mörders oder Räubers rothe Milch, und sogar das Wasser in seinem Hause nimmt eine Blutfarbe an; in anderen tirolischen Thälern verliert er die beste Kuh im Stalle; wieder anderswo sagt man, so viele Rothschwänzchen man aus einem Neste nehme, so viele Verwandten stürben Einem in den nächsten zwölf Monaten. An einigen Orten in Tirol haben diese Vögel indeß nicht die Rolle von glückbringenden oder schützenden Vögeln; denn in Absam sagt man: wo „Brandelen" nisten, schlägt der Blitz ein, und in Schwaz heißt es, in dem Hause, über das ein Rothschwänzchen fliege, sterbe bald Jemand von der Familie.

Der Wiedehopf, „des Kukuks Knecht", liefert in Tirol ein Zaubermittel. Wer Augen von ihm in der Tasche hat, ist bei allen Menschen beliebt und hat vor dem Richter Glück, und wer den Kopf eines solchen Vogels bei sich trägt, kann von Niemand betrogen werden. Auf ein Feld, auf welchem Wachteln nisten, fällt in der Oberlausitz kein Hagelschlag, und in Schlesien, Hessen, Süddeutschland und Tirol begegnen wir der Meinung, daß dieser Vogel auch Prophetengabe besitze. So viele Male er bei seinem ersten Schlage im Frühjahre ruft, heißt es hier, so viele Jahre bleibt ein Mädchen oder Junggesell noch unverheirathet, oder so viel Gulden oder Thaler wird nach der nächsten Ernte der Scheffel Korn oder Dinkel kosten. Bei Schwaz meint man, wenn ein mit der Fallsucht Behafteter von dem Wasser trinke, in dem ein Gimpel sich gebadet habe, so genese er von seiner Krankheit, und bei Lienz im Innthale herrscht der Glaube, daß in dem Hause, in welchem ein solcher Vogel gehalten werde, Niemand den Rothlauf bekomme. Im Unterinnthale haben auch die Zeisige in ihren Nestern Steine, welche unsichtbar machen, und die man deshalb „Blendsteine" nennt. Auf der Insel Rügen heißt es von der Nachtigall, dieselbe sei eine verwünschte Schäferin, die ihren Liebsten, einen Schäfer, schlecht behandelt habe, da sie ihn ihre und seine Heerde bis tief in die Nacht hinein habe treiben lassen. Lange schon habe sie ihm versprochen gehabt, seine Frau zu werden, niemals aber Anstalt dazu gemacht, sodaß Jener endlich im Zorne ausgerufen habe, er wünsche, daß sie bis an den jüngsten Tag nicht schlafen könne. So ist's denn auch — wie die beiläufig nicht aus dem Volksglauben, sondern aus einem Wortspiele entstandene Geschichte weiter berichtet — richtig gekommen: die hartherzige Schäferin kann auch bei Nacht nicht schlafen und singt ihr Klagelied darüber in folgenden Worten:

„Is Tid, is Tid,
To wit, to wit,
Trizi, Trizi, Trizi,
To Bucht, to Bucht, to Bucht!"

Das heißt: 's ist Zeit, 's ist Zeit, zu weit, zu weit, Trizi (der Name des Hundes), zur Bucht, zur Bucht, zur Bucht! (der gewöhnliche Schäferruf, wenn der Hund die Schafe im Bogen treiben soll). Darauf pfeift sie noch dreimal und schweigt dann.

Blätter und Blüthen.

Die „Vineta" in Südamerika. Wir empfangen aus der Republik Peru folgende Originalzuschrift: „Wenn auch die in fremden Landen zerstreuten Deutschen freudig bekennen, daß ihre Nation, was einheitliche Macht betrifft, nicht mehr hinter anderen Völkern zurückstehe, so schaut doch noch Mancher mit wehmüthigem Gefühle auf die engeren Verhältnisse zurück, welche ihm in ihrer Beschränkung selbst werth und durch eine lange Gewohnheit ehrwürdig geworden. Da zog der Herr Consul von Hamburg an Sonn- und Festtagen seine hübsche Flagge auf und betrachtete vergnügt sein Wappenschild, oder der Herr Vertreter von Bremen machte dem Minister des Auswärtigen einen Besuch und freute sich mittheilen zu können, daß die Beziehungen beider Republiken an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, oder Mecklenburg schloß sich am Neujahrstage in großer Gala dem diplomatischen Corps an, um dem Staatsoberhaupte zum Jahreswechsel Glück zu wünschen. Mit den gewaltigen Ereignissen der letzten Jahre ist Deutschland aus der bescheidenen Zurückhaltung getreten, die so lange unser Loos war; die schwarz-weiß-rothe Flagge mit deutschem Aar hat die Sinnbilder deutscher Uneinigkeit verdrängt, und deutsche Vertreter nehmen jetzt überall die Gerechtsame des deutschen Kaufmanns wahr; Deutschland muß jetzt den Ehrenplatz behaupten, den es in gemeinsamen Heldenkämpfen errungen, damit seine Söhne durch die Achtung, die sie unter den Völkern genießen, ihren nationalen Wohlstand befestigen und mit ihrer Macht und Selbstständigkeit die Sicherheit unseres wirthschaftlichen Lebens erhöhen. Ist doch der freie und sichere Verkehr wie auf dem Lande so zur See eine Grundbedingung für den Wohlstand, und ein Volk, welches die Ausfuhr seiner Erzeugnisse und die Zufuhr seiner Waaren, die es von auswärts bezieht, Fremden preisgiebt, wird nicht blos wirthschaftlich ausgebeutet, sondern entbehrt auch der wirksamsten Hebel der Thatkraft. Darum können Kaufleute in fernen Zonen nicht anders als mit aufrichtigster Freude hinblicken auf den Schutz, den die gemeinsame Flagge dem deutschen Handel gewährt, und wohl erklärt dies den Jubel, der die deutsche Colonie von Lima ergriff, als die Nachricht kam: die ‚Vineta' wird auf ihrer Fahrt nach China auch unseren Hafen, wenn auch nur auf kurze Zeit, anlaufen.

Um so eifriger rüstete man zur Aufnahme und Bewirthung der deutschen Seeleute. In den Vordergrund trat mit vollem Rechte der deutsche Club ‚Germania'. Derselbe vereinigt in seinen gemüthlichen Räumen Alles, was nur einigermaßen auf Stellung und Bildung Anspruch macht; unsere lebensfrischen jungen Leute wissen hier Feste zu schaffen, deren geschmackvolle Durchführung und munterer Ton uns überaus anheimeln und vergessen lassen, daß unermeßliche Wasserstraßen uns von der deutschen Heimath trennen. Hier also, wo das deutsche Leben, die deutsche Sitte in besonders hoher Stimmung pulst, fand der vom Vorstande angekündigte Plan, den Officieren der ‚Vineta' einen vergnügten Abend zu bereiten, einen jubelnden Wiederhall. Kaum war daher die Corvette in der Bai von Callao vor Anker gegangen, als auch schon eine Deputation des Clubs an Bord erschien und die Einladung zu einem Festabende überbrachte, die von den angenehm überraschten Herren sogleich angenommen wurde.

Bald folgten andere Einladungen. In der Nähe von Lima liegt am Meeresstrande das Landstädtchen Miraflores. Hier, in sandiger wasserloser Gegend, hat sich Herr S. einen prunkenden Sitz errichtet und die trotzige Ungebundenheit der Natur durch Zucht und Regel gebändigt. Besonders verdienstlich wirkte er in Miraflores selbst; durch den belebenden Strom freigebig gespendeter Summen wandelte er den schmutzigen Ort in ein freundliches Seebad um, das besonders von uns Deutschen stark besucht wird. Dieses Miraflores wurde der zweite Mittelpunkt der Feste. Nachdem ein üppiges Mahl in S.'s Hause, an dem die meisten Officiere Theil nahmen, das Eis gebrochen, folgte am nächsten Tage ein Picknick im Walde, veranstaltet vom deutschen Geschäftsträger, Dr. Lührsen. Unser Vertreter, Hamburger von Geburt, steht mit unseren Landsleuten hier auf dem besten Fuße: ein tüchtiger Jurist, vereinigt er mit einer eifrigen, nie den Einzelinteressen sich versagenden Amtsthätigkeit den jovialen Humor des erfahrenen Welt- und Lebemannes. Am Sonntag Morgen (12. März) trabte eine Gesellschaft von Herren und Damen mit ihren Gästen auf flinken Rossen in scherzender Unterhaltung über die braunen Fluren nach einer benachbarten Hacienda, verbrachte dort, angefeuert zu munterem Wesen durch Ceres' und Bacchus' Gabe, einige prächtige Stunden und kehrte dann nach Miraflores zurück, um sich zum Clubfeste vorzubereiten.

Um acht Uhr Abends schlossen die geschmückten Räume des Vereins ‚Germania' eine freudestrahlende Gesellschaft in sich; die junge Männerwelt, in der sich die stattlichen Gestalten der deutschen See-Officiere malerisch abhoben, umdrängten den reizenden Kranz der jungen Damen; das wogte und summte so vergnügt durch einander, bis das Zeichen der Glocke den Anfang des Festes verkündete. Ein Lustspiel, trefflich eingeübt, in welchem besonders Herr Clausen durch wohlgelungene Komik fesselte und reichen Beifall erntete, leitete den Abend ein; dann begann der Ball, der in der hellsten, ungetrübtesten Stimmung verrauschte und gewiß unseren Gästen ein schönes Bild der Erinnerung zurücklassen wird. Erst lange nach Mitternacht verhallten die letzten Klänge des Jubels, die letzten munteren Scherze.

Bald nahete die Scheidestunde; am Dienstag Abend wollte die ‚Vineta' wieder die Anker lichten. Zuvor noch lud der Commandant, Graf Monts, eine Anzahl Herren und Damen an Bord seines Schiffes zu einem fröhlichen Tänzlein. Freudig wurde der Einladung entsprochen. Da sah man aus den tonangebenden Kreisen der höheren Handelswelt die Chefs der ersten Firmen nebst manchen anderen Deutschen, und die Damenwelt war bei diesem Abschiedsfeste zahlreich vertreten. Bald begann die Capelle der ‚Vineta' eine muntere Quadrille aufzuspielen; das junge tanzlustige Volk ordnete sich zu den Figuren, und während aus dem Munde des Capitains von Lindequist die Commandoworte: ‚En avant deux, chaine des dames' erschollen, setzten sich die älteren Herren um eine reichbesetzte Tafel und stießen beim perlenden Rheinwein an auf das vivat, crescat, floreat der jungen deutschen Marine. So verstrich denn schnell in gemüthlichster Unterhaltung die Zeit, und als die Sonne sich in prachtvoller Gluth über den Saum der fernen Gewässer legte, erhob sich Alles zum Abschied; herzliche Worte wurden getauscht, manch' kräftiger, deutscher Händedruck gewechselt, dann stieg man in die Boote; geschaukelt von den grünen Wogen der sonnenbeglänzten Bai standen nun nochmals die bewirtheten Herren auf und sandten der ‚Vineta' aus begeisterter Brust ein hallendes Hoch zu. Und kaum war das letzte Hurrah verklungen, so gab die ‚Vineta' donnernd den Gruß aus dem ehernen Mund ihrer Geschütze zurück, zugleich als Ehrensalve für Dr. Lührsen, den Vertreter des deutschen Reichs.

Fahre hin, du wackeres Schiff, unseren Landsleuten in China zur stolzen Freude, zu starkem Schirme, und zeige jedem Feinde deutscher Flagge die mächtigen Fänge unseres Aars!

Lima, den 28. März 1876. H. R."

Zwei Bilder aus Oberbaiern. (Mit Abbildungen S. 347 u. S. 355.) Das stimmungsvolle Bild unserer heutigen Nummer, Professor Thiersch's „Brautfahrt auf dem Königssee" erweckt mir lebhaft die Erinnerung an jene schönen Tage von München, wo ich, eben zurückgekehrt von einem Ausfluge zu diesem Könige unter den deutschen Seen, Gelegenheit fand, mich in das naturfrische Gemälde unseres Meisters zu versenken und mich so zurückzuträumen an die schönheitumstrahlten Ufer von Bartholomä. Mit welch vollendeter Kraft schöpferischer Gestaltung hat der Künstler den geheimnißvollen Reiz des See's nachempfunden! Als ich betrachtend vor seinem Bilde stand, sah ich sie leibhaftig vor mir, die in dem gewaltigen Felsenbecken ruhig fluthenden Wasser, und fühlte mich auf's Neue hineingezogen in den Zauber dieser herrlichen Landschaft.

Die Tauern stehen im Dunste der heißen Nachmittagssonne, hoch droben die Schönfelsspitze wie in duftigem Schleier. Schweigen ringsum über den Tiefen des See's, das Gemüth berührend wie die Ruhe eines Kirchhofes. Der Falkenstein stürzt sich steil und jäh in die Fluth — eine melancholische Wand: Tannen umdüstern das Gestein, und dunkler Epheu rankt sich daran empor, das ernste Zeichen eines Kreuzes aber hebt sich leuchtend von dem Felsrücken ab. Es mahnt uns, daß diese blaue Wasserebene wirklich ein Kirchhof ist; denn wer sie befährt, dessen Kiel geht über Gräber hinweg.

Ein Nachen gleitet im Schatten des Falkensteins daher. Drei Menschen sitzen darin, der Fährmann und — man sieht es diesen strahlenden Augen an — ein glückliches junges Ehepaar, das wohl erst gestern am Altare stand. Der sonnenverbrannte Mann aus den Bergen, der das Ruder führt, zeigt mit der markigen Hand zum Kreuze da oben hinauf, und dann erzählt er den Beiden die traurige Geschichte von einem anderen glücklichen Paare — o, ich kenne sie wohl, diese traurige Geschichte. Das war auch so ein blutjunges Paar. Noch hingen wohl von den Blättern des Brautkranzes die Reste in dem blonden Haar des mädchenhaften jungen Weibes; noch perlten vom Hochzeitsweine wohl die verlorenen Tropfen in dem Barte des frischblühenden Mannes. Und dieses junge Glück sollte schon heute enden! Sie standen mit verschlungenen Armen hoch oben auf dem Falkenstein und blickten hinab in die krystallene Fluth des Königsee's. Ob sie sich wohl fragten, was tiefer sei, die Wasser, die da unten die zackigen Wände des unergründlichen Felsenkessels umspülten, oder ihr holdes, eben erst erwachtes Liebesglück? Da — es war ein entsetzlicher Augenblick — brach ein morsches Erdstück unter ihren Füßen hinweg, und in jähem Falle stürzte tief hinab in die Fluth mit Glücks- und Zukunftsträumen das noch eng umschlossene unselig-selige Liebespaar.

Das war ehedem. Und heute? Der Nachen mit dem andern Hochzeitspaare — wie umfließt ihn das Licht der Nachmittagssonne so heiter! — Das leichte Fahrzeug entzieht sich meinen Blicken. Noch seh' ich die Furchen, die es in dem stillen Wasser zurückgelassen. Dann verschwinden auch sie. „Seid glücklich, Ihr Zwei!" ruf' ich ihnen nach. „Das Glück ist ein flüchtiger Geselle, flüchtig wie das Leben selbst. Ihn haschen und halten, wo er sich zeigt, das ist die ganze schwere Kunst, ach, und wie ohnmächtig sind Menschenhände!" — —

Das schöne Baierland ist reich an Zaubern der Natur, und das Volk, das in seinen Thälern, auf seinen Höhen und an seinen Seen lebt, es ist von einer köstlichen Ursprünglichkeit, die das Herz des Fremden erquickt und erfreut.

Hat uns das Thiersch'sche Bild einen Blick in die erhabene Natur des oberbairischen Gebirgslandes thun lassen, so führt uns das Conrad Beckmann'sche, das zweite unserer heutigen Nummer, eine Scene aus dem Volksleben von drastischer Naivetät vor — zum Ernste gesellt sich der Humor. Diese „Herrgottswäsche", wie man das Bild unseres trefflichen Künstlers nennen könnte, ist ein Stück Sittengeschichte, zu deren näherer Erklärung wir dem Meister selbst das Wort geben.

„Das Pfingstfest war schon eingeläutet," erzählt der Maler, „als wir, mein lustiger College und ich, die enge Gasse eines oberbairischen Dorfes — was weiß ich, wie es hieß? — durchschritten. Ueberall wurde ‚hergerichtet', um das Fest würdig zu begehen. Da scholl es plötzlich an unser Ohr: ‚Komm, Greth, hilf mir den Herrgott tragen!', und durch die enge Thür eines Bauernhauses, die steilen Stufen zur Gasse herab, trugen Greth und die alte Mutter ein derb geschnitztes Bild des Gekreuzigten.

Gesäubert stehen Bänk' und Tische;
Rein ist die ganze Siedelei.
Nun kommst du auch in deiner Nische,
Du alter Herrgott, an die Reih'.
Es braucht's, daß man dich wasch' und putz'
Von Ofenrauch und Fliegenschmutz —

so hatte mein humorvoller Begleiter bei diesem Anblick in sein Taschenbuch geschrieben — und so war's in der That. Sie legten den heiligen Leichnam auf das Pflaster der Gasse, brachten Besen und Wassereimer, Schwamm und Seife herbei, und nun machten sie sich daran, den lieben Heiland, als wär's ein profanes Möbel, zu säubern und zu waschen. ‚Fertig, Greth!' rief dann die kräftige Stimme der Alten, und — eins, zwei, drei — hatten sie das sauber gewaschene Heiligenbild wieder auf der Schulter und trugen es die Stufen zum Hause hinauf, in's Stübchen zurück. Durch's Fenster sahen wir, wie der noch wassertriefende Welterlöser wieder an seinen gewohnten Platz in die Nische gestellt wurde, und dann machten Mutter und Tochter vor ihm in aller Ehrfurcht drei Knixe, knieeten nieder und beteten ihn an, ihn, den da vor Zeiten geformt hatten mit Hobel und Meißel der Gevatter Schreiner und Bildschnitzer und den da heute gewaschen hatten mit Seife und Besen Mutter Barbel und Greth, ihr schmuckes Töchterlein. Es war ein erbaulicher Anblick, der uns viel zu denken gab über die liebe Einfalt vom Lande und — die noch immer große Macht des orthodoxen Glaubens in den bairischen Bergen."

Ein Geisterseher moderner Art. Zu welchen wahnsinnigen Phantasiegebilden sich die Anhänger der Lehre vom Spiritualismus versteigen, das beweist die im Nachstehenden wiedergegebene Stelle aus den Werken von A. J. Davis in New-York, welcher als Vorläufer des Spiritualismus unter den Gläubigen der „Harmonischen Philosophie" einen hohen Rang einnimmt. Wir drucken den für die heutigen spiritistischen Verirrungen sehr bezeichnenden Passus aus einer kleinen Flugschrift von Richter Edmonds ab, welche unter dem Titel „Giebt es ein Leben nach dem Tode?" auch in Deutschland eine ziemlich große Verbreitung gefunden hat. „In der Schlacht bei Fort Donelson," schreibt Davis, „sah ich, wie ein Soldat durch eine Kanonenkugel augenblicklich getödtet wurde. Sein einer Arm flog über die hohen Bäume weg. Das Gehirn war zum Theil in weite Ferne geschleudert, zum Theil auf dem Boden umher verspritzt. Seine Glieder und Finger huschten über die Todten und Sterbenden dahin. Nun, wie bekam dieser Mann einen geistigen Körper? Aehnliche Dinge habe ich zu öfteren Malen erschaut. Keine Todesfälle durch Kanonenkugeln, sondern ähnliche Todesarten durch Unglücksfälle oder Explosionen. Von diesem Manne also, dessen Körper beim Fort Donelson so vollständig vernichtet worden, sah ich alle geistigen Atome emporströmen und in der Luft sich sammeln. Die Atmosphäre war von solch goldenen Partikelchen — Ausströmungen der Todten — über dem ganzen Schlachtfelde angefüllt. Ungefähr Dreiviertel einer englischen Meile über dem Dampfe des Schlachtgetümmels, über all dem düstern Gewölk des finstern Haders, das Wald und Hügel bedeckte, dort oben in den reinen Lüften war es herrlich anzuschauen, wie die neue geistige Formbildung des plötzlich getödteten Soldaten vor sich ging; wie seine Finger und Zehen, sein Herz und Hirn sich wiederfanden. Da stand er nun, der neue geistige Körper, dreiviertel Meile über all dem Streit und Getöse, über aller Zerstörung des wüthenden Kampfes! Und gleichzeitig kamen die Leiber vieler Anderer aus verschiedenen Richtungen daher, sodaß ich im Umkreis von einer halben bis zu drei und fünf Meilen in der Höhe in der klaren ruhigen Luft sehen konnte, wie die geistigen Organismen sich bildeten und alsdann nach allen Seiten aufstiegen. Erst sah ich das Antlitz aus der Atome Goldwirbel sich entwickeln, alsdann den Kopf, den Hals, die Schultern und Arme. Das Ganze etwas schlanker, als der natürliche Körper, im Uebrigen aber ihm ganz gleich, sodaß Ihr augenblicklich die Gestalt und Gesichtszüge Eures alten Freundes erkennen würdet. Nur möchtet Ihr ausrufen: ‚Ei, Jakob, wie hast Du Dich zu Deinem Vortheil verändert! Du siehst viel klarer und hübscher aus. Deine Züge sind sanfter und liebreicher.' So ganz natürlich ist der geistige Körper, den der gute Gott in seiner Weisheit aus dem irdischen Staube erneut und verjüngt aufsteigen läßt.

Wie war nun die ‚Empfindung' des so plötzlich getödteten Mannes? Sie war für einige Zeit aufgehoben. Es gab für ihn kein Dasein. Denkt Euch den Fall. Es war ein gesunder, kräftiger Maschinenarbeiter, der mit seiner geladenen Muskete wacker in den Kampf gegangen war, um für das Sternenbanner zu streiten, das niemals sinken soll. Sein plötzlicher Tod war für ihn, was der Hammer für ein Stück Kiesel ist. Wenn ein harter Kieselstein schnell genug getroffen wird, zerstiebt er als Staub im Winde. Wäre der Schlag langsamer erfolgt, alsdann würde der Stein weder zermalmt noch zerstört worden sein. Es ist die Plötzlichkeit des Streiches, was die ‚Cohäsion' (den Zusammenhang) in dem Kiesel überrascht, gleichwie die Kanonenkugel die ‚Empfindung' der Individualität in dem Manne für den Augenblick vernichtet hatte. Die Individualität kehrt gewöhnlich bei plötzlichem Todesfalle nach einiger Tage Aufenthalt in einer Wohnstätte des Geister- oder Sommerlandes wieder. Die so plötzlich Verstorbenen werden in der Regel zu irgend einer Bruderschaft gebracht, in ein Hospital oder zu einem gastfreundlich geöffneten Pavillon, woselbst sie bewacht und sorgsam gepflegt werden, gleich all denjenigen, die aus den niedern Welten anlangen. Rückt nun der Augenblick heran für des Geistes Erwachen, alsdann wird entweder durch eine himmlische Musik die ‚Empfindung' wachgerufen, oder durch leise Handbewegungen und sanftes Anhauchen über dem Antlitze des Schlafenden, oder auch durch das melodische Murmeln eines nahen Silberbächleins. Und so wird der neue Ankömmling eingeführt in das Sommerland."

Deutsche Musik im Auslande. Aus London erhalten wir folgende Zuschrift, deren Inhalt wir der Beachtung an maßgebender Stelle empfehlen: „Wenn die Handlanger deutscher Maurer und Zimmerleute während ihrer Mußezeit im Winter behufs Erweiterung ihrer Sprach- und Weltkenntniß Kunstreisen in's Ausland unternehmen, so läßt sich kaum etwas dagegen einwenden, obwohl sie sich möglicher Weise daheim nützlicher beschäftigen könnten, als anderwärts mit ihrer Meßmusik den Leuten die Ohren zu zerreißen und den Hanswursten der englischen Bühne Stoff zur Unterhaltung des Publicums zu bieten.

Es giebt aber noch eine andere Gattung von fahrenden Tonkünstlern, welche bestrebt sind, die musikalische Begabung des deutschen Volkes den Ausländern zu veranschaulichen. Dies sind Mädchen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren, die, mit Blechinstrumenten bewaffnet, unter Führung von älteren, jedoch nicht alten Frauenzimmern in den Straßen von London umherziehen und Vocal- und Instrumental-Concerte geben.

Möglich, daß diese Beschäftigungsweise der Gesundheit zuträglich ist; es scheint so, da die jungen Damen nichts zu wünschen übrig lassende Beweise von der Kraft ihrer Lungen geben.

Daß aber eine derartige Landstreicherei — ich halte diesen Ausdruck für nicht zu stark — einen entschieden ungünstigen, verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit ausüben muß, ist wohl unzweifelhaft. Ich bin der Meinung, daß da, wo gewissenlose Eltern oder Vormünder dem Kindesalter kaum entwachsene Mädchen allen mit dem Nomadenleben verbundenen Gefahren aussetzen, statt sie zu einer nützlichen Beschäftigung anzuhalten, die betreffenden Gemeindevorsteher oder nöthigenfalls selbst die Landesregierungen einschreiten sollten.

Die Mädchen, welche ich gestern auf der Straße singen hörte, sind aus Rheinbaiern, von woher die meisten dieser wandernden Künstler zu kommen scheinen, denn die, welche ich vor dem Jahre 1870 häufig im südlichen Frankreich gesehen und gehört habe, stammten ebenfalls aus jener Gegend. W. N."

Eine Rückert-Reliquie. Auf der Kneipe der Burschenschaft „Arminia" zu Marburg hängt unter Glas und Rahmen das Original eines bisher noch ungedruckten Gedichtes von Fr. Rückert, welches derselbe der genannten Corporation als Antwort auf die „dem Dichter der geharnischten Sonette" zu seinem fünfundsiebenzigsten Geburtstage überbrachten Glückwünsche zusandte. Dasselbe lautet:

Der Marburger „Arminia".

Was helfen uns geharnischte Sonette!
In andern Waffen steh'n die Feinde da,
Ja Feinde fern und nah;
Daß gegen sie nur einen Hermann hätte
Germania!
Dich stärke, der einst brach die Kette,
Mit seines Namens Amulette,
Arminius, Arminia!

Neuses, Ende Mai 1863. Fr. Rückert.

Für den alten Kolter gingen wieder ein: aus der Sparcasse einer angehenden Künstlerin 3 Mk.; Einer, der früher in Oschatz einen Knopf anstatt des Geldes in die Kolter'sche Büchse gesteckt, 3 Mk.; Eckenraw hier 15 Mk.; Einer, der sich früher in die „Funkenburg" bei Kolter'schen Vorstellungen eingeschmuggelt, 3 Mk.; aus Brieg 3 Mk.; J. M. Claussen in Riesenburg 7 Mk.; B. R. in Marienburg 3 Mk.; J. A. in Wittenberge 3 Mk.; H. S. in W., für den alten Kolter, der ihn in Eisenach vor langen Jahren zu einem seiner ersten Gedichte veranlaßte, 5 Mk.; Mittwochsgesellschaft bei Lautsch 15 Mk.; aus Magdeburg 5 Mk.; aus Köln 3 Mk.; L. Club bei Otto Birnbaum 10 Mk.; Th. F. und Gebrüder R. v. F. 10 Mk.; Gebrüder Wohlfarth in Altenburg 7 Mk.; A. Kern und B. Leyrath in Creuzburg 10 Mk.; aus Bautzen 3 Mk.; von einer nordöstlichen Tischecke in Magdeburg 20 Mk.; von der „Quetzsche" in Zwickau 30 Mk.; Klanig in Nördlingen 3 Mk.; gesammelt in einer Kindergesellschaft in Berlin 3 Mk.; Gastwirth Bergmann in Neuweisstein 16 Mk.; P. P. 5 Mk.; W. A. in Schnepfenthal 15 Mk.; von fünf fröhlichen Brüdern aus Aderstedt, die sich jetzt noch an dem Kolter-Marsche erfreuen, 18 Mk.; zwei Eisleber in Berlin 20 Mk.; gesammelt vom Baurathe S. am Gosen-Stammtische 12 Mk. 50 Pf. und F. K. für ein Partout-Billet auf einer Pappel der Lindenauer Chaussee 4 Mk.; die Stammgäste von Grebe's Kaffee-Hause in Berlin 5 Mk.; Krüger in Dresden 5 Mk.; aus Petersburg 3 Rubel mit folgender Zuschrift:

„St. Petersburg, am 6/18. December 1875.

Ich war ein kleines Mädchen, vielleicht acht Jahre alt, als mich ein Hebräer, Herr Rosenheim, der in unserem Gasthause zu Nordhausen am Harz längere Zeit logirte und für den ich so manchen kleinen Weg that, dafür belohnte, indem er mich zu Kolter's Vorstellung mitnahm. Es war an einem Sonnabend; wir Beide, ich im Sonntagskleide, gingen zur Vorstellung. Auf den Haagen angekommen, sagt Herr Rosenheim: ‚Höre, Paulinchen, mein Kind! Man wird jetzt gleich einsammeln, da sag' nur: heute ist Schabbes'. (Bekanntlich dürfen orthodoxe Juden am Schabbes kein Geld anrühren.) Ich that, wie er mich lehrte. Heute, Sonnabend, nehme ich die ‚Gartenlaube' zur Hand und lese von Kolter — und wieder ist heute Schabbes — aber mit Freuden entnehme ich meiner Casse drei Rubel und sende für Herrn Kolter, wenn auch nach vierundfünfzig Jahren, mein schuldiges Entree."

Geschenk der Commune Glogau 75 Mk. und Ertrag einer vom Magistrate dort angeregten Sammlung 104 Mk. 65 Pf., zusammen 179 Mk. 65 Pf.

D. Red. d. Gartl.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1^1/_2$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Flora hatte Recht; sie nannte allerdings die Dinge beim Namen — sie sprach das aus, was der Mann da vor ihr in seinem Innern nicht leugnete, was ihn seit gestern in eine namenlose Seelenpein versetzt hatte, aber daß der fein geschnittene, zarte Frauenmund sich vor den nacktesten Ausdrücken nicht scheute, um den Scharfsinn, „der sich nicht düpiren lasse“, an den Tag zu legen — das war wohl geeignet, einen Sturm von Unwillen in einer feinfühlenden Menschenseele hervorzurufen.

„Ach, wie ich sehe, habe ich heute das Unglück, Dir in Allem, was ich sage, zu mißfallen,“ hob sie nach einem secundenlangen Verstummen halb sarkastisch, halb schmollend wieder an und ging ihm um einige Schritte nach — er hatte sich mit unverhohlener Entrüstung abgewendet und war schweigend in die Fensterecke getreten. „Möglich, daß mein gerechtes Urtheil ein wenig zu drastisch ausgesprochen war; vielleicht hätte ich auch, dankbar für manche kleine Annehmlichkeit, die mir Römer hier und da verschafft hat, weniger wahr und aufrichtig sein sollen“ — sie zog die Schultern und die Brauen empor — „aber ich bin nun einmal eine geschworene Feindin aller schwächlichen Bemäntelung und habe dabei auch alle Ursache, empört zu sein. Meine Schwester Henriette, mit deren Erbtheil Römer speculirt hat, wird mit dem Zusammensturze bettelarm, und Käthe? — Sei versichert, daß ihr von ihrem ganzen immensen Vermögen nicht ein Papierschnitzel bleibt!“

„Desto besser!“ kam es wie ein Hauch von den Männerlippen, die so jünglingshaft roth und keusch unter dem vollen Barte schimmerten und in diesem Momente sanft zu lächeln schienen.

So schwach die zwei Worte auch geklungen, Flora's Ohr hatte sie doch aufgefangen. „Desto besser?“ fragte sie erstaunt und schlug, halb und halb lachend, die Hände zusammen. „Sehr sympathisch ist mir unsere Jüngste allerdings auch nicht, aber was hat sie denn verbrochen, daß Du ihr Unglück in so befremdlicher Weise aufnimmst?“

Er biß sich wie in innerem Kampfe heftig auf die Unterlippe und preßte die Stirn an das Fensterkreuz; sie sah nachsinnend neben ihm weg, hinaus in den Garten, wo eben der goldene Morgenstrahl das weiße Haupt der steinernen Brunnennymphe erreichte.

„So schlimm, wie Henriette, ergeht es Käthe allerdings nicht — die Schloßmühle bleibt ihr, und die mag schon ein hübsches Stück Geldes werth sein,“ setzte sie nach einer Pause hinzu. „Dorthin kann sie sich retten, wenn hier Alles zusammenbricht, und auch für unsere arme Brustkranke wüßte ich kein besseres Asyl; beide Schwestern lieben sich ja und würden sich gewiß vertragen. Es wird uns auch kein anderes Arrangement übrig bleiben; die Großmama mit ihrem schmalen Einkommen kann unmöglich für Henriette sorgen, und Dir werde ich selbstverständlich nie zumuthen, die kranke Schwester in unsere junge Häuslichkeit mitzunehmen.“ Sie schlang plötzlich ihren Arm in den seinigen und sah verführerisch zärtlich zu ihm auf. „Ach Leo, wie will ich Gott danken, wenn wir morgen im Wagen sitzen werden, all' das Schreckliche, was nun hier erfolgen muß, im Rücken —“

Mit einer leidenschaftlichen Geberde, mit einem Ingrimm, wie sie ihn noch nie in diesem stillen, ernsten Männerantlitz gesehen, riß er sich von ihr los. „Möchtest Du wirklich Alle im Stiche lassen, die Armen, die in den nächsten Tagen rath- und hülflos inmitten der schrecklichen Schicksalsschläge dastehen werden?“ rief er wie außer sich. „Gehe, wohin Du willst — ich bleibe.“

„Leo!“ schrie sie auf — dann stand sie momentan sprachlos und rang mit einer unbeschreiblichen Erbitterung. Sie legte die geballte Hand auf das Herz, als habe sie einen Dolchstoß erhalten. „Du hast sicher die Tragweite Deiner allzu raschen Worte selbst nicht ermessen,“ sagte sie endlich klanglos und gepreßt; „ich will sie deshalb nur insoweit gehört haben, als sie eine Bemerkung meinerseits nöthig machen: Wenn wir nicht morgen, bevor der Ausbruch erfolgt, unsere Reise antreten — und Niemand wird es uns verargen, daß wir das nun einmal Vorbereitete in aller Stille ausführen —, dann muß unsere Verbindung überhaupt hinausgeschoben werden.“

Er schwieg und verharrte, wie zu Stein geworden, in seiner abgewendeten Stellung, und diese wortlose Unbeweglichkeit reizte sie sichtlich; ihr ganzes leidenschaftliches Naturell funkelte in den großen, grauen Augen.

„Ich habe Dir vorhin erklärt, daß ich zeitlebens gutwillig Deiner Praxis, der Liebe zu Deinem Berufe nachstehen will,“ setzte sie dringender hinzu. „Nie aber werde ich mit meinen Interessen anderen Frauen weichen — das merke Dir, Leo! Ich kann nun und nimmer einsehen, weshalb ich der Großmama und meiner Schwester wegen den furchtbaren Zusammensturz hier mit durchkämpfen soll, da mir doch das Recht zusteht, mich in die ruhige, schützende Häuslichkeit zu flüchten, die Du mir zu

geben gelobt hast; ein solches Opfer solltest Du mir gar nicht zumuthen. Liegt es in meiner Macht, etwas an der Sachlage zu ändern? Ganz und gar nicht — wozu dann die nutzlose Aufregung, in die Du mich geflissentlich stürzest? Soll ich durchaus das Vergnügen haben, auch ein Gegenstand des öffentlichen Mitleids zu sein? Ehe gehe ich stehenden Fußes von hier fort — ich will nicht, daß man mit den Fingern auf mich zeige."

Sie durchmaß aufgeregt das Zimmer. „Du hast mir gegenüber für Dein Bleiben hier nicht die leiseste Entschuldigung," hob sie, fern von ihm stehen bleibend, mit finster zusammengezogenen Brauen wieder an, nachdem sie vergeblich auf einen Laut von seinen Lippen gewartet hatte. „Nicht einmal auf die Kranken in der Beletage kannst Du Dich berufen. Henriette hättest Du so wie so ihrem Schicksale überlassen müssen, und was Käthe betrifft, so wirst Du mich nicht überzeugen, daß die Stirnschramme, die Du selbst für vollkommen ungefährlich erklärt hast, Deine ganze ärztliche Kunst und Hülfe erheische. Ehrlich gestanden, ich habe in dieser Nacht das Lachen verbeißen müssen über Dein und der Tante Gebahren. Wenn Henriette über die paar vergossenen Blutstropfen kindische Thränen weint, so mag das hingehen — sie ist krank und nervengereizt —, aber daß Du Dich geberdetest, als sei unsere Jüngste, dieser derbe, urgesunde Holzhackersproß, aus Duft und Schnee zusammengesetzt —" unwillkürlich verstummte sie vor Leo's Aussehen. Er hatte sich ihr zugewendet mit drohend gehobenem Finger, mit einer nicht mehr zu bezwingenden Aufregung in den Zügen.

Sie lachte zornig auf. „Glaubst Du, ich fürchte mich? Ich habe Deiner sehr unpassenden Handbewegung eine ganz andere Drohung entgegenzusetzen: Hüte Dich — noch ist das ‚Ja' am Altare nicht gesprochen; noch liegt es in meiner Hand, eine Wendung herbeizuführen, die Dir schwerlich gefallen dürfte. Und nun gerade wiederhole ich, daß mich Dein gestriges ärztliches Thun und Treiben um Käthe schließlich angewidert hat. Soll ich nicht spöttisch werden, wenn Du sie pflegst und verziehst, wie eine Prinzessin —"

„Nein, nicht wie eine Prinzessin — wie eine Geliebte des Herzens, wie eine erste und einzige Liebe, Flora," fiel er mit seiner tiefen, klangvollen Stimme in sichtlicher Bewegung ein.

Ein Schrecken durchfuhr sie, als habe ein Blitzschlag die Erde vor ihren Füßen gespalten; unwillkürlich hoben sich ihre Arme gen Himmel, und so stürzte sie auf den Sprechenden zu.

Er streckte ihr abwehrend die Hände entgegen; sonst stand er in unerschütterter Haltung. „Was ich bisher, unter unbeschreiblichen Kämpfen mit mir selbst, in meiner Brust verschlossen habe — aus Scham und von einem Grundsatze ausgehend, der sich als falsch, ja, als unmoralisch erwiesen hat —, ich muß es Dir jetzt bekennen. Ich sehe ab von jeder Vertheidigung, von jedem beschönigenden Worte" — die Stimme sank ihm — „ich bin treulos gewesen von dem Augenblicke an, wo ich Käthe zum ersten Male gesehen habe."

Flora ließ langsam ihre Hände sinken. So unumwunden und zweifellos auch das Geständniß lautete, es war dennoch das Unglaubwürdigste, das sie je gehört. Bah, wie hatte sie sich hinreißen lassen können, ein so kopfloses Erschrecken zu zeigen! Es war wohl oft genug geschehen, daß die gefeierte Flora Mangold Männerherzen unwiderstehlich an sich gezogen, und sie dann in Momenten, wo es am wenigsten erwartet wurde, launenhaft und unbarmherzig von sich gestoßen hatte — ach ja, das war zu ihrer innersten Genugthuung so oft geschehen, wie sie Ballsaisons mitgemacht, aber daß ein Mann ihr die Treue brechen könne — lächerlich! Das war zu absurd; das glaubte Niemand in der Residenz, und sie selbst am wenigsten. Da lag es doch weit näher, zu denken, daß Doctor Bruck endlich auch einmal den Muth finde, sich zu revanchiren. Sie hatte eben „ihre Feuerprobe" bis an die äußerste Grenze geführt; sie hatte in ihrem wohlbegründeten Verdrusse gedreht, noch wenige Schritte vom Altar ihr „Ja" zurückzuhalten, und das hatte ihn gereizt, hatte seine Langmuth erschöpft; er wollte sie strafen, indem er sie eifersüchtig machte. Ihre bodenlose Eitelkeit und Frivolität halfen ihr noch für wenige Augenblicke über die bitterste Täuschung ihres ganzen Lebens hinweg.

Sie verzog ironisch die Lippen und schlug die Arme unter. „Ah, also gleich beim ersten Erblicken!" sagte sie. „War das gleich draußen im Corridor, wo sie nach Handwerksbrauch, den Reisestaub auf den Schuhen, mit dem poetischen Taschentuch-Bündelchen in der Hand, hier ankam?"

Man sah, wie ihr spielender Hohn jeden Blutstropfen in dem Manne empörte; angesichts der furchtbaren Entscheidung, die endlich nach namenlosen Leiden und Kämpfen, durch seine wahre „erste und einzige" Liebe herbeigeführt worden, wurde er lächelnd und frivol in's Gebet genommen, wie ein Schulknabe. Er bezwang sich mühsam; die Lösung dieser Lebensfrage mußte noch in dieser Stunde erfolgen, aber daß es nicht in würdeloser Weise geschehe, das war seine Aufgabe.

„Da war ich schon ihr Führer und Begleiter gewesen; in der Mühle habe ich Käthe zuerst gesehen," versetzte er nach einem momentanen Ringen mit sich selbst, ziemlich gelassen.

Eine dunkle Röthe der Ueberraschung überflog Flora's Wangen. Es begann in ihren Augen zu glimmen; sie biß sich auf die Lippen. „Ei, davon erfährt man ja das erste Wort. Und auch die Duckmäuserin mit dem ‚reinen' Herzen hat Grund gehabt, diese interessante Begegnung zu verschweigen." Sie lachte kurz und hart auf. „Nun, und weiter, Bruck?" Die Arme noch fester unter dem Busen kreuzend, stemmte sie den Fuß sichtlich herausfordernd auf den Teppich.

„Wenn Du in dem Tone verharrst, dann bleibt mir kein Weg zur Verständigung, als der schriftliche." Er wollte mit allen Zeichen der Entrüstung an ihr vorübergehen.

Sie vertrat ihm den Weg. „Mein Gott, wie Du das tragisch nimmst! Ich bemühe mich ja nur, auf Deine kleine Komödie einzugehen. Also in einen Federkrieg willst Du Dich mit mir einlassen? Lieber Leo, da ziehst Du den Kürzeren — darauf verlasse Dich! — magst Du auch noch so viel epochemachende medicinische Broschüren in die Welt geschickt haben."

Das übermüthige Lächeln, das ihre Versicherung begleitete, erstarb ihr auf den Lippen; ein so eisig finsterer, zurückweisender Blick begegnete dem ihren. Jetzt dämmerte allmählich die Ahnung in ihr auf, es könne ihm doch wohl Ernst, bitterer Ernst sein — nicht mit seiner fingirten Liebe für „die Jüngste"; die war nun einmal nicht denkbar — wohl aber mit dem Entschlusse, bei aller Leidenschaft für sie, doch lieber in der letzten Stunde noch mit der capriciösen Braut zu brechen, als sich zeitlebens der „Feuerprobe" zu unterwerfen. Sie bereute ihr Vorgehen, und dennoch siegte der wilde Trotz, der beispiellose Uebermuth in ihr.

„So gehe!" sagte sie rasch zur Seite tretend. „Solche Blicke, wie Du mir eben zugeworfen hast, vertrage ich nicht. Gehe — ich rühre nicht einen Finger, Dich zu halten." Sie brach in ein schneidendes Hohngelächter aus. „O Männercharakter, viel berühmter und besungener! Es hat eine Zeit gegeben, wo ich fast auf den Knieen um meine Freiheit gebettelt habe; man war würdelos genug, die widerstrebende Braut um so fester in Ketten zu legen. Da sieh, und lerne von mir, was in solchen Momenten selbst für ‚die schwache, eitle Frauenseele' einzig und allein maßgebend ist: der Stolz —"

„Es war auch Stolz, der mich damals unerbittlich bleiben ließ, unbändiger Stolz, wenn auch ein ganz anderer, als das Gemisch von Trotz und Grimm, das Du als solchen bezeichnest," unterbrach er sie mit maßvoller Ruhe, obgleich die letzte Spur von Farbe aus seinen Wangen gewichen war. „Ich bekenne mich ja dazu, schwer gefehlt zu haben; ich werde Dich, wie bereits gesagt, mit keiner Vertheidigung behelligen, die Andere auch nur entfernt der Mitschuld bezichtigen könnte. . . . Der Impuls meiner damaligen Handlungsweise war das Pochen auf die eigene Kraft, auf den Manneswillen, der mit allen Gefühlsausschreitungen der Seele fertig werden müsse, wie ich wähnte. Ich gab Dir Dein Wort nicht zurück, weil ich gewohnt war, das meine, einmal gegeben, in allen Lebenslagen als unverbrüchlich bis in alle Ewigkeit anzusehen; von dem Standpunkte aus erschien mir unser Verlöbniß so unlösbar, wie dem Katholiken die Ehe. . . . Ich leugne nicht, daß auch der Rest studentischer Ehrbegriffe in mir nachwirkte. An jenem Abende habe ich Dir diesen einen Beweggrund ausgesprochen, und ich muß ihn auch jetzt noch einmal betonen: Ich wollte nicht in die Schaar Derer zurücktreten, die an Deinem Siegeswagen gezogen

und dann mit Eclat entlassen worden waren; ich wiederhole, daß ich diese Anschauung jetzt als jugendlich unreif verwerfe, weil in solchen Fällen nicht die Ehre des Mannes, sondern die der Frau compromittirt ist."

Sie wandte ihm mit einem zornflammenden Blicke den Rücken und ließ ihre Finger in leisem, unregelmäßigem Getrommel auf der Tischplatte spielen. „Ich habe Dir nie verschwiegen, daß meine Hand unzählige Male begehrt und erstrebt worden ist, ehe ich mich mit Dir verlobte," sagte sie stolz nachlässig, ohne auch nur den Kopf in der Richtung nach ihm zu bewegen.

„Du so wenig, wie alle meine Bekannten," fiel er ein. „Du darfst aber nicht vergessen, daß Du das unnahbare Ideal meiner Jugend gewesen bist. Auf der Universität und noch im letzten Feldzuge hat mich der Gedanke angespornt, daß das stolze Herz der Vielumworbenen sich noch Keinem zugeneigt, daß es den hoch beglücken müsse, der es erringe —" er unterbrach sich — er durfte und wollte sich nicht auf ihre Koketterie beziehen; er verschmähte alle, auch die begründetsten Vorwürfe als Hülfstruppen.

„Und möchtest Du dem entgegen behaupten, ich hätte auch nur Einen aus dem Troß dieser unvermeidlichen Anbeter geliebt?" brauste sie auf.

„Geliebt? Nein, Flora, Keinen von Allen — auch mich nicht," rief er, doch wieder fortgerissen. „Geliebt hast Du stets nur die unvergleichliche Schönheit, die gesellschaftliche Tournüre, den vielbewunderten Esprit, den künftigen Ruhm der gefeierten Flora Mangold."

„Sieh, sieh — die Schmeichelei des Liebenden habe ich stets auf Deinen Lippen schmerzlich vermißt; selbst beim bräutlichen Kosen hast Du nie einen bezeichnenden Schmeichelnamen für mich gefunden — und jetzt, in der Erbitterung zeigst Du mir ein Spiegelbild, mit welchem ich wohl zufrieden sein kann."

Er erröthete wie ein Mädchen. Es war lange her, daß er den schönen Mund dort nicht mehr geküßt, und doch meinte er, daß es überhaupt geschehen, sei eine Versündigung an der Anderen, die, rein und unberührt an Leib und Seele, sein Frauenideal erst jetzt verwirklichte. Er entzog unwillkürlich sein Gesicht den Augen, die ihn mit einem heimlich lachenden Ausdrucke fixirten, und sah hinaus in den Garten.

Ah, sie hatte ihn im richtigen Moment an schöne Zeiten erinnert — jetzt hatte sie gewonnenes Spiel. „Leo, bist Du wirklich zu mir gekommen, um hart mit mir zu verfahren, um mich anzuklagen?" fragte sie, rasch zu ihm tretend — sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Du vergissest, daß Du mich zu Dir beschieden hast, Flora," entgegnete er ernst. „Ich wäre nicht aus eigenem Antriebe gekommen — ich habe oben zwei Kranke; Henriettens Zustand ist gegen Morgen bedenklich geworden; ohne Deinen ausdrücklichen Wunsch würde ich sie nicht verlassen haben, so wenig, wie ich in diesen unseligen Tagen voll Angst und namenloser Verwirrung daran gedacht hätte, eine Entscheidung herbeizuführen, wie Du sie vorhin provocirt hast."

„Eine Entscheidung? Weil ich Dich in kindischem Trotz und Aerger gehen hieß? . . . Geh', wie magst Du Mädchenzorn so bitterernst nehmen!" Das sagte sie, die sonst jede mädchenhafte Regung, als ihres männlich gearteten Geistes unwürdig, verleugnete — mit dieser aalglatt entschlüpfenden Frauenseele war schwer zu rechten.

Dem Doctor stieg das Blut in das Gesicht; sie hatte ihn durch ihre unberechenbaren Einwürfe einen Kreislauf machen lassen — er stand wieder am Ausgangspunkte. „Ich messe Dir auch darin die Schuld nicht bei," antwortete er mit unverkennbar hervorbrechender leidenschaftlicher Ungeduld. „Ich habe mich hinreißen lassen, Dir zu gestehen —"

„Ach ja, Du sprachst von Deinem Manneswillen, der mit allen Gefühlsausschreitungen fertig werden müsse — ist er Dir dennoch untreu geworden?"

„Nein, treulos nicht; er hat sich nur einer besseren Ueberzeugung unterwerfen müssen. Flora, ich habe Dir gleich zu Anfang gesagt, daß ich bei meiner Weigerung, unser Verlöbniß zu lösen, von einem falschen Grundsatze ausgegangen sei. Ich wußte damals längst, daß nicht eine Spur wahrer, hingebender Liebe für mich in Deinem Herzen lebte, und auch ich hatte mit meinem Gefühle für Dich vollkommen abgeschlossen, das enthusiastische Bewunderung von der Ferne aus, niemals aber warme, innige Herzensneigung gewesen war — wir hatten Beide geirrt. Zwar litt ich schwer unter dem Bewußtsein, einer liebeleeren Zukunft entgegen zu gehen, ich, dem die Natur ein liebeheischendes Herz gegeben, der ich mir den eigenen Herd nicht ohne die verklärende Familienliebe denken kann, aber ich fügte mich, und Du hast Dich noch rascher mit Deiner vermeintlichen Nebenbuhlerin, meiner Praxis, abgefunden; Du hast die Entfremdung willig sanctionirt, weil sie Dir kein inneres Opfer auferlegte."

Sie schwieg, und ihre Augen irrten unwillkürlich über den bestaubten Teppich hin — es war ihr unmöglich, dem Sprechenden in das ernste, von tiefer Erregung beseelte Gesicht hinein zu lügen.

„Und ich klammerte mich um so angstvoller an die Unverletzlichkeit meines Wortes, je treuloser meine Gedanken von Dir abirrten —"

„Ah — also doch?"

„Ja, Flora. Ich habe gerungen mit meiner Neigung, wie mit einem erbitterten Todfeinde." Ein schwerer, gepreßter Athemzug hob seine Brust. „Ich bin vom ersten Augenblick an hart, grausam mit mir selbst und mit dem Mädchen verfahren, das mir diese unbesiegbare Neigung einflößte. Ich habe jede, auch die unschuldigste Annäherung streng von mir gewiesen — nicht einmal die Blumen, die sie in der Hand gehalten und achtlos vergessen hatte, litt ich in meinem Zimmer. Sie war gern in meinem Hause, und ich wehrte diesem Verkehre, als ob sie mir einen Feuerbrand unter das Dach trage; ich war kalt, unhöflich ihr in das Gesicht hinein, das mich doch entzückte wie noch nie ein Menschenantlitz —"

„Mein Gott, ja — man begreift das! Entzückend für das Auge des Arztes, gesund und rund und weiß und roth, als habe die Natur den Tüncherpinsel dazu genommen." Mit diesen Worten wich die Erstarrung, die über die athemlos horchende Frauengestalt gekommen war — sie preßte die geballte Rechte heftig gegen die Brust. „Und ein solches Bekenntniß wagst Du mir gegenüber? Wie, Blumen wirft diese naive Jugend in das Zimmer der Männer, die sie kirren will —"

„Still!" Er hob die Hand mit jenem gebieterisch zwingenden Blicke, der stets selbst diesen Mund verstummen machte. „Mich überschütte mit Vorwürfen — ich will sie widerstandslos über mich ergehen lassen, vor Käthe aber stehe ich in Wehr und Waffen. Sie hat meine Liebe für sich niemals wissentlich angefacht; sie ist nach Dresden zurückgekehrt und hat nicht gewußt, wie es um mich, wie es um — sie selbst steht. Weshalb sie damals gegangen, das weißt Du am besten. Während man sie von einer Seite drängte, eine Ehe ohne Liebe einzugehen, wurde ihr von der andern erschreckend deutlich nahegelegt, daß sie ihr Zimmer zu räumen und einem hochgeborenen Besuche Platz zu machen habe. Ich war Zeuge dieser unverblümten Ausweisung; um ein Haar hätte ich mich damals vergessen und der Frau Präsidentin Worte der Erbitterung gesagt, und doch, als die indirecte Aufforderung an mich erging, die Ueberzählige in mein Heim aufzunehmen, da hatte auch ich keinen Raum für sie; ja, sie mußte eine Stunde später vor meinem Hause, wenn auch ohne mein Wissen, mit anhören, wie ich meine Tante ersuchte, den Verkehr mit ihr abzubrechen, so lange ich noch aus- und eingehe. Und da ist sie gegangen, tiefverletzt in ihrem stolzen, festen, und doch so weichen Gemüthe, und ich war barbarisch, nein, unmoralisch genug, um eines falschen Princips, um eines thönernen Götzen willen, der gewisse Ehrbegriffe repräsentirt, in der großen Lüge zu beharren, die ich ihr, mir selbst und der ganzen Welt glaubwürdig zu machen suchte."

Wie überwältigt von seiner eigenen Schilderung schwieg er secundenlang; Flora warf sich über das Ruhebett hin und preßte den Kopf zwischen ihre schmalen Hände, als wolle sie nichts mehr hören, aber er fuhr fort: „Ich ließ sie erbarmungslos gehen; ich athmete auf — nun sollte es besser werden mit mir und meiner inneren Qual — thöricht, thöricht! Ich sah nicht, wie in demselben Augenblicke, wo sie hinter dem Ufergebüsche verschwand, ein Dämon an mich herankroch, der sich festklammerte — es war nicht die Ueberbürdung meiner Praxis, was mich hohlwangig und der Geselligkeit gegenüber finster und

feindselig machte — in der angestrengten Arbeit und Thätigkeit bin ich stets freudig und thatkräftig geblieben — es war die Sehnsucht, die sich von Tag zu Tag steigerte."

Er hatte den Fensterbogen verlassen und durchmaß das Zimmer in sichtlichem innerem Aufruhre, und jetzt erhob sich Flora wieder wie mit einem gewaltsamen Rucke und schüttelte das nach vorn gefallene Lockengeringel wild aus der Stirn.

„Um Käthe's willen?" rief sie bitter auflachend. „Möchte doch der Papa jetzt sehen, welch richtiger Instinct seine Erstgeborene geleitet hat, als sie sich weigerte, die Schloßmüllerstochter Mama zu nennen, als sie seiner neugeborenen Jüngsten den Rücken wandte, weil sie ja schon zwei richtige Schwestern habe, und kein Stiefschwesterchen wolle! Und es ist kein falscher Grundsatz gewesen, der Dir bisher zur Richtschnur gedient hat — nein. Wie viel tausend ‚große Lügen' um dieses Principes willen beseelen und regieren das Menschengetriebe, und die sie siegreich durchführen, wird man bis in alle Ewigkeit respectabel und ehrenhaft nennen —"

„Ich habe mir gelobt, das Vergangene bei dieser Entscheidung nicht zu berühren," unterbrach er sie, stehenbleibend, mit bebender Stimme, aber offenbar entschlossen, der Sache ein Ende zu machen, „und doch zwingst Du mich, auf jenen Auftritt zwischen Dir und mir zurückzukommen, der nach dem Attentate im Walde erfolgte. Ich habe mir damals von meiner Braut in das Gesicht sagen lassen, daß sie mich hasse, oder vielmehr verachte, weil mich ein Mißgeschick zu verhindern schien, die Berühmtheit zu werden, mit der sie sich zu verloben geglaubt hatte. Ich habe Tags darauf die beispiellose Thatsache erlebt, daß sich dieser Haß mittelst meiner Ernennung zum fürstlichen Hofrathe sofort in die innigste Zuneigung verwandelte, und habe schweigend, mit verbissener Verachtung mein Joch weiter geschleppt, weil ich eben ‚respectabel und ehrenhaft' bleiben wollte. Und ich hätte auch diese abscheuliche Lüge zu Ende geführt, wären wir Zwei allein die Betreffenden geblieben, wäre nur mir die Marter eines verödeten Lebens aufgebürdet gewesen. Ich möchte die drei Menschenherzen um die es sich handelt, vor die große Schiedsrichterin, die Moral, hinstellen: das eine, das sich zu dem ‚Ja' am Altare nur herbeiläßt, weil es ihm zu einer lebhaft gewünschten äußeren Lebensstellung verhilft, und die beiden anderen, die sich der heiligen Mission plötzlich bewußt werden, in wahrer, inniger Liebe sich zu ergänzen, die in gleichem Schlage zu einander gehören, ob sie auch bis nach den entgegengesetzten Polen auseinander gedrängt würden —"

Ein halberstickter Schrei unterbrach ihn. „Hat sie es wirklich gewagt, das heuchlerische Geschöpf, ihre Augen zu dem Verlobten ihrer Schwester zu erheben? Sie hat Dir ihre verbrecherische Liebe eingestanden?"

Er maß sie einen Moment mit flammenden Augen, in sprachlosem Zorne. „Und wenn Du auch vor den schlimmsten Bezeichnungen nicht zurückschrickst, Du kannst diesen fleckenlosen Mädchencharakter doch nicht verunglimpfen," sagte er gepreßt. „Ich habe seit jenem Abschied kein Wort wieder von ihren Lippen gehört; auch in dieser Nacht nicht, wo sie endlich die Augen mit zurückkehrendem Bewußtsein wieder aufschlug. Sie ist gestern zurückgekommen, und ich habe es nicht gewußt. Ich war vor dem Polterabend-Lärm, der selbst an jedem Krankenbett erwähnt und erörtert wurde, in meinen einsamen Garten geflüchtet — und da sah ich sie plötzlich an der Brücke stehen, eine Verbannte, die sich nicht über den Holzbogen wagte, weil mein hartes Wort sie hinausgestoßen hatte." Er verstummte, und eine dunkle Gluth überströmte sein Gesicht; nun und nimmer sprach er es vor diesen Ohren aus, wie ihm mit jenem Anblick die „himmelhochjauchzende" Ueberzeugung gekommen sei, daß das weinende Mädchen dort ihn liebe.

„Ich habe sie dann, nach dem furchtbaren Ereigniß im Parke gesucht," fuhr er fort, sich gewaltsam in eine ruhigere Redeweise zwingend; „und als ich sie vom Boden aufnahm, da sagte ich mir, daß der Tod an diesem schwachathmenden Leben nur vorübergegangen sei, damit ich doch noch glücklich werden solle. Da riß ich mich los von allen Banden des Herkommens und einer zweifelhaften Ehrverpflichtung; ich stellte mich über das Basengeschwätz der medisirenden Welt und verzichtete auf den Ehrentitel eines ‚respectabeln' Heuchlers."

Schon während seiner ganzen letzten Schilderung hatte sich Flora's Haltung verändert; sie hatte verspielt — es war Alles aus, und sie wäre nicht das intriguante Weib mit dem scharfen Blick und dem kalt berechnenden Geist gewesen, wenn sie sich nicht auch sofort dieser Situation zu bemächtigen gewußt hätte. Das trotzig Gespannte in ihrer Gestalt wandelte sich unter den Augen des sprechenden Mannes in die weiche Gliedergeschmeidigkeit der Katze. Mit fliegenden Händen zog sie das verschobene Morgenhäubchen über die Locken, und während sie die Spitzenbarben unter dem Kinn ineinanderschlang, sah sie mit einem wahrhaft satanischen Lächeln unter den tiefgesenkten Brauen empor und sagte, alle ihre scharfen, blitzenden Zähne zeigend, mit Bezug auf seine letzten Worte: „Wie, ohne mich zu fragen, mein Herr Doctor? Nun, immerhin! Im Hinblick auf die eben gehörten naiven Geständnisse frage ich mich, nicht ohne ein befreites Aufathmen: ‚Was hätte aus Dir werden sollen an der Seite eines solchen Gefühlsschwärmers!' Und d'rum ist's gut so, ganz gut so für uns Beide, wie es gekommen. Ich gebe Dir Dein Wort zurück, allerdings nur ungefähr so, wie man einen Vogel am Faden fliegen läßt, dessen eines Ende man fest um — den Finger wickelt." Sie tippte, abermals scharflächelnd mit der feinen Fingerspitze auf den Verlobungsring an ihrer Hand. „Freie um die erste, beste junge Dame der Residenz — und sei es eine meiner glühendsten Neiderinnen, wie ich ja deren genug habe — und ich will den Reifen in ihre Hand legen; nur Käthe nicht, absolut nicht! Hörst Du? Und wenn Du mit ihr über das Meer flüchten, oder an den entlegensten Dorfkirchenaltar treten wolltest: ich würde im richtigen Moment da sein, um Einspruch zu thun."

„Gott sei Dank, dazu hast Du nicht die Macht," sagte er todtenbleich und tiefathmend.

„Meinst Du? Daß Du niemals nach Deinem Wunsch und Sinn glücklich wirst, dafür lasse mich sorgen, Treuloser, Erbärmlicher, der ein stolzes Blumenbeet zertritt, um — eine Gänseblume zu pflücken! Du wirst von mir hören."

Unter leisem Hohngelächter schritt sie rasch ihrem Schlafzimmer zu, dessen Thür sie hinter sich verriegelte, und fast gleichzeitig klopfte ein Lakai draußen und berief den Doctor in die Beletage, weil „Fräulein Henriette" eben wieder von einem sehr schlimmen Brustkrampf befallen worden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Wer wird siegen?

Von Karl Müller.

Beim Schauspiele eines Kampfes wirken in uns nicht blos individuelle Sympathien und Antipathien für die Kämpfenden mit, sondern auch eigenthümliche Situationen der Gegner, begleitende Umstände und Verhältnisse, welche selbst den schlimmen Ruf des Bedrängten zu mildern und den Bann der Vernichtung zu lockern vermögen, in welchen die richtende Welt den Uebelthäter gethan hat. Und diesen Zug der Besänftigung, welcher unser Herz beherrscht, nenne ich einen echt menschlichen. Handelt es sich nun aber nicht um die Selbstvertheidigung, sondern um den todesverachtenden Schutz hülfloser Opfer, dann gehen all' unsere Empfindungen in Bewunderung über, und unser Herzschlag folgt mit der bangen Besorgniß um die Bedrohten jedem Schritte der sich entwickelnden Handlung.

Freund Deiker hat es verstanden, in einem lebensvollen Bilde uns das erste Entbrennen eines Kampfes aus dem Thierleben vorzuführen, das wir oft mit dem Künstler besprochen haben und das in der wahrheitsgetreuen Darstellung jeden Beschauer unwillkürlich zum Mitbetheiligten der Scene machen wird. Welchen Ausgang wird sie nehmen?

Noch stehen wir vor einem großen Fragezeichen, welches ich je nach den Standpunkten einzelner Beschauer hier beantworten möchte.



Edelmarder und Habicht. Originalzeichnung von C. F. Deiker in Düsseldorf.

„Werde ich endlich die verhaßte Brut vernichtet sehen?" — So würde der Gutsbesitzer auf dem einsam liegenden Gehöfte denken, wenn er die Hühnerhabichtsfamilie von dem Räuber Edelmarder bedroht fände. „Welche Aergernisse hat mir das alte Paar nicht schon bereitet! Erst vor Kurzem rekrutirte ich meinen Taubenschlag durch auserlesene Exemplare werthvoller Taubenarten, und heute ist die anmuthige Stätte verwaist. Auf die listigste Weise wußten die befiederten Feinde sich der Tauben zu bemächtigen. Bald sauste wie ein Pfeil aus der Höhe der Habicht nieder und schlug mit seinen furchtbaren Fängen das wehrlose Opfer, bald saß er stundenlang auf der Lauer, sich den Anschein des Harmlosen gebend, bis eine arglose Taube ihm die ersehnte Gelegenheit zum erfolgreichen Stoß bot.

Aehnliche schlimme Erfahrungen habe ich an meinen Hühnern gemacht. Nicht nur auf den Wiesen abseits des Gehöftes hat mir das starke Habichtweibchen das eine und andere Huhn geraubt, sondern sogar im Hofe selbst, trotz des bewegten Verkehrslebens der Arbeiter, griff der verwegene Räuber friedenstörend ein, schlug hier einem Huhn tödtliche Wunden und trug dort ein anderes mit Aufbietung aller seiner Kräfte davon, um es an einem nahegelegenen, verborgenen Plätzchen bei lebendigem Leibe in Stücke zu zerreißen. Der Sieg, welchen der tapfere Hahn zum Schutze und zur Rettung einer von ihm angegriffenen Henne über ihn errang, indem Flügelschläge und Sporenhiebe ihre Wirkung nicht verfehlten, hat ihn wohl zur Vorsicht gemahnt, aber seine Mordgier nicht gedämpft. Und stets waren die Eingriffe der Habichte unverhoffte, plötzlich tauchten sie auf, und im nächsten Augenblick waren sie nach vollbrachter That verschwunden. Ihr scharfer Sinn unterschied jede gefährliche Erscheinung, jeden verdächtigen Auftritt von dem erfahrungsmäßig gefahrlosen Thun und Treiben um sie her."

Aus voller Seele stimmen dem verdammenden Urtheile gewiß alle Freunde unserer nützlichen Vögel und der edlen Sänger bei, mögen sie an die Züge der Lerchen im Herbste und Frühling denken, die durch die Fänge der Unholde stark gelichtet werden, oder an die Schaaren der Finkenarten, die neben dem bitteren Kampfe mit den rauhen Elementen auch noch den mit diesem Schrecken aus den Lüften zu bestehen haben, oder endlich an die friedlichen Brutstätten, in welche diese heißblütigen Mörder oft Tod und Verderben tragen.

Aber nun kommt der Besitzer eines anderen Gehöftes, mit Groll im Herzen gegen den diebischen Marder, und beschaut sich die Lage der Gegner auf dem Bilde. Der denkt: „O löschte der Habicht dir mit dem ersten Schlage seiner Fänge das Leben aus! Vom Walde bist du zur Nachtzeit gekommen und fandest den Hühnerstall offen und mordetest alle Hennen sammt dem stolzen Spanierhahn. Der Schrei der Verzweiflung und der Todesangst hemmte nicht dein blutdürstiges Rasen; er schürte nur noch mehr die wilde Gluth in dir. Draußen an der Hecke lag das letzte Huhn, und in der Hecke selbst trafen dich andern Morgens vorübergehende Leute in schlafsüchtigem Zustande, in einer Art Berauschtheit in Folge des Genusses von Blut an und ließen dich langsam der schutzbietenden Fichtendickung im Walde zustreben.

Doch damit ist der Fluch, den ich auf dich schleudere, noch nicht vollends begründet. Gar manches Rehkälbchen hast du an der Seite der zärtlich besorgten Mutter angefallen, nicht wie der Fuchs auf dem Boden, welchen die entsetzte Ricke mit den Vorderläufen todesmuthig abschlägt, nein, auf den Bäumen bist du der Rehfamilie gefolgt bis zu der Stelle, wo die Aeßung unter dem herabhängenden Geäste der Eiche oder Buche zur Rast einlud. Schattenhaft schleichend bist du herniedergekommen und hast den Satz, den verhängnißvollen Sprung von dem untersten Ast in den Nacken des zusammenbrechenden, laut fiependen Kälbchens gethan, dein schneidendes Gebiß ihm in die Schlagader hauend. Die alte Ricke konnte dir keine Prügel geben, weil das Muttergefühl naturgemäß das Kälbchen schonte. Aber nicht blos Kälbchen im Frühling, auch Schmalrehe und alte Rehe, denen du im schneereichen Winter als wuthverbissener Reiter im Nacken der verzweiflungsvoll Dahinrennenden wenigstens einen Fetzen der ‚Decke' (Haut) als Trophäe abgerissen, zeugen von deinen Frevelthaten in meinem Jagdrevier, und wenn die Vögel des Waldes reden könnten, sie würden dich mit Vorwürfen überhäufen und es käme an die Sonnen, was alles du in dunkler Nacht oder im Schatten düstrer Tannenhorste fein gesponnen.

Die Turteltäubchen hatten sich am Abend auf dem Neste neben einander gedrückt und waren eben in Frieden eingeschlummert. Da regte sich's leise über ihnen, und wie eben der Kopf eines Turteltäubchens sich zur Sicherung ausreckte, fuhr jäh der Marder aus dem Versteck des Fichtengezweiges nieder und packte das eine Täubchen, während das andere erschreckt davonflatterte. Nicht anders ist es manchem eingeschwungenen Waldhuhn ergangen. Amsel und Drossel harrten des Tags, wo ihre Eier gesprengt und die Jungen unter der treu gespendeten Brutwärme auskriechen würden. Da trug ein Zug der Morgen- und Abendluft dem vorbeischleichenden Marder die ‚Witterung' des Brutvogels unter die Nase, und aus war es mit aller Sorge, Pflege und Seligkeit der lieben Sängerfamilie. Meisen und Spechte, Staare und Wiedehöpfe, Höhlenbrüter aller Art in unseren Wäldern, wo der Edelmarder haust, könnten von Nachstellungen und mancherlei Ueberlistungen, von Eingriffen der Vernichtung in ihr Familienglück erzählen.

Dennoch würde der Edelmarder vor meinen Augen Gnade finden, weil er nicht nur die zarten kleinen Vögel, sondern auch die verderbenbringenden Mäuse und das der Forstcultur schädliche Eichhörnchen mordet. Wie sehr er dessen Fleisch und Blut liebt, wird offenbar, wenn wir ihn mit bewundernswerther Ausdauer und heißer Leidenschaft das flinke Thierchen verfolgen sehen. Die Jagd geht stammauf, stammab, von den obersten Zweigen der Buchen und Eichen, Fichten und Kiefern, bis hinab auf den Laub- oder Moosboden in Bogensätzen, die kaum unterbrochen werden, von der Krone eines Baumes zu der des andern. Abgehetzt und gefoltert von andauernder Todesangst, ermüdet allmählich das Eichhörnchen vor dem muskelstarken Verfolger und muß sich ihm schließlich ergeben. Noch öfter aber erschleicht er es beim Schmauß der jungen Lärchenblüthentriebe oder der mannigfachen Waldsämereien, oder wenn es zur Zeit des Mangels an letzteren, im Vorsommer, die Stämmchen der jungen Fichten- und Föhrenschonungen und der Lärchen spiralisch oder in Rechtecksform abringelt. Auch in seinem Winterneste oder in seiner Familienwohnung überfällt er es sammt den niedlichen Jungen. Grausam quälend erscheint aber das Edelmarderpaar dem Eichhörnchen gegenüber, wenn die Alten mit den Jungen die Jagd zur Ausbildung dieser letzteren im Rauben unternehmen. Im Nadelhochwalde war die Marderfamilie am Tage aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekommen, vielleicht nur zu behaglichem Spiele im Freien, und wohl war die Begegnung zweier jungen, schon recht rüstigen Eichhörnchen rein zufällig. Die Marder verfolgten die Thierchen mit regem Eifer. Voran kletterten und sprangen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum auf und nieder die erfahrenen alten Jäger. Dabei sprang der Plan unverkennbar in die Augen, den Jungen die ängstlich fliehenden Hörnchen zuzutreiben. Plötzlich rückte der eine alte Marder einem der Hörnchen so dicht auf den Pelz, daß dieses einen wahren salto mortale in die Tiefe zu Boden unternahm. Der Marder, hinter ihm drein, packte das quiekende Thierchen, tödtete es jedoch nicht, sondern lockte mit eigenthümlich murksendem Tone die mordlustigen Jungen herbei, dann ließ er das mattgedrückte Hörnchen los, und die verständigen Schüler hatten nun leichte Mühe, es zu fangen. Durch störendes Dazwischentreten des Beobachters erschreckt und ernüchtert, stiebte die ganze Mörderbande auseinander."

Lassen wir nun noch einen Dritten in das Proscenium treten, einen alten Förster, der schon manchen Edelmarder aus dem hohlen Aste „ausgepocht" oder herausgehauen und in der Brechfalle oder im Schwanenhals gefangen hat, um ihm den kostbaren Pelz abzustreifen und diesen zu fünfzehn bis achtzehn Mark zu verwerthen.

Sein Herz ist auf der Seite des Marders, dessen Leben nach seinem Urtheile im Sommer unter allen Umständen geschont werden muß, weil vom März bis zum November sein Kleid werthlos ist. Versunken in Erinnerungen, die der Poesie des Waldlebens angehören, und in Gedanken, welche an Plänen der Zukunft arbeiten, betrachtet der ergraute Jäger die Scene, welche den Leser so lange in Spannung und Ungewißheit erhielt. Ich sehe schon, daß der Alte über den Ausgang der Scene nicht im Zweifel ist und bei der Frage über den erwarteten Kampf zwischen dem Marder und Habicht im

Bewußtsein seiner Erfahrung völlig beruhigt dreinschaut. Wie? und der Habicht, welcher sein Leben für seine bedrohten Jungen mit der innigsten, treuesten Anhänglichkeit preisgiebt, sollte unterliegen?

Ob es früh am Tage, ob es zur späteren Stunde ist, wir wissen es nicht — ob der Marder zufällig in den Horst der flaumbedeckten jungen Habichte schaut oder als Kundiger der Begebenheiten im Reviere die Zeit der Abwesenheit der alten Vögel zu seiner Raubthat sich ausersehen hat, — wir wissen auch das nicht. Aber Eines wissen wir zuverlässig: im Augenblicke, wo er das alte Habichtweibchen mit entscheidender Haltung, bereit, den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen, sich gegenüber sieht, beschleicht ihn das Gefühl des Unbehagens, und man sieht es an dem zurückgezogenen „Gehör", daß es ihm unheimlich geworden und die Situation ihm peinlich ist. Für seine eigene Sicherheit besorgt und ein Feind aufsehenerregender Scenen am hellen Tage, so lange er noch nicht, von hinreißender Mordwuth befallen, in Scene getreten ist, zieht er klug und weise den Kopf hinter den Ast zurück und denkt sich salvirend: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Die deutsche Loango-Expedition im Kriege.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

(Schluß.)

Die Mission und die Factoreien von Landana liegen am Nordabhange des etwa dreihundert Fuß hohen gleichnamigen Vorlandes, welches nach Westen schroff in das Meer hinaustritt. Dicht an dem jenseitigen Steilabsturze desselben, eine halbe Stunde entfernt, hinter einem dichten Gürtel von Buschwald, zehn bis fünfzehn Fuß hohem schilfartigem Grase, und unterbrochen von Streifen üppigen Mandioc und Mais, liegt wie hinter einem vortrefflich schützenden Wall, durch den ein einziger Pfad führt, das Dorf Levula. Dasselbe hat einen sehr bösen Ruf; seine Bewohner aber erhielten für alle an den Weißen ausgeübten Schlechtigkeiten noch niemals eine erhebliche Züchtigung, nur die von den Flüchtigen geräumten Hütten wurden vor Jahren schon mehrmals verbrannt.

In langer Reihe, Einer hinter dem Andern, zogen wir auf dem schmalen Negersteige, zwischen hohem, nassem Grase und krausem Gebüsche hügelan, unser schöner pommerscher Schäferhund, der unverwüstliche „Tyras", immer mit voran. Auf dem Plateau dehnte sich eine freiere, mit kürzeren Gräsern bestandene Hügelcampine aus, von Wäldern umrahmt, von einzelnen Baum- und Buschgruppen unterbrochen, das Ganze wie verjüngt vom Regen und duftig schimmernd in den ersten Strahlen der Sonne. Einzelne Nebelstreifen hingen noch in geschlitzten Waldwinkeln, oder zogen leise mit der Landbrise zum Meere hin, dessen dunkle Fläche nach Westen sich ausbreitete. Hinter uns lag das Thal Chiloango mit seinen Lagunen und noch nebelverhüllten Mangrove-Wäldern; von jenseit derselben grüßten die sanft gerundeten bräunlichen Hügel von Chinchoxo herüber. Vor uns lagen die Dickungen von Levula. Es war ein köstlicher, erfrischender afrikanischer Morgen; die Vögel sangen und zwitscherten rings umher; fern, aus der Tiefe herauf, drang das dumpfe Grollen der Brandung.

Sobald wir die Höhe, das feindliche Gebiet, erreichten, entwickelten unsere Leute ihre taktischen Fähigkeiten, die so recht zeigten, wie geübt sie im Buschkriege waren. Anstatt ruhig hinter uns in der Reihe zu bleiben, brach die größere Hälfte derselben nach beiden Seiten aus und zog in breiter Front über die Campine, mit schußfertigem Gewehre hier- und dorthin huschend, jeden Busch, jede Baumgruppe, jeden dichten Grasfleck untersuchend, an den Waldrändern hinschleichend, verschwindend, wiedererscheinend, lautlos sich mit einander verständigend; es konnten ja überall Feinde verborgen sein, da man vor Kurzem dort Bewaffnete gesehen haben wollte. Die auf dem Fußsteig gebliebenen Krieger rückten enger an uns auf; dadurch aber, und durch das frühere Ausbrechen der Plänkler, wurde in der langen Reihe die Lücke, welche unsere Truppe von den Nachfolgenden trennte, immer weiter, und je näher wir dem gefährlichen ausgedehnten Pflanzenwall kamen, um so größer wurde der Zwischenraum.

Zum Warten hatten wir keine Zeit; unsere Spürer waren bereits bis an die Dickungen hinan; einzelne tauchten schon in diese hinein, und wir mußten schneller marschiren, um nur in Front zu bleiben. Nun führte auch uns der schmale, vielgewundene Pfad in die hohen verfilzten Gras- und Buschmassen mit ihrer dunstigen, erdrückenden Atmosphäre; von rechts und links kam zuweilen ein leises Rauschen und Knacken, wo die Plänkler sich entlang wandten. Ein schmales Mandiocfeld ließ uns hier und dort eine der dunkeln Gestalten erkennen; dann folgten wieder hohe Grasbestände und dichtes Gebüsch. Der Feind konnte dicht vor uns, sogar neben uns verborgen sein; es war nicht möglich weiter zu sehen, als man das Gewehr strecken konnte. Unsere Leute schienen jedoch die Nähe des Dorfes mit dem Instinct der Wilden zu fühlen; die hinter uns befindlichen huschten seitwärts an uns vorbei — die Rangordnung wurde nicht mehr beachtet; wie die Katzen glitten sie auf dem Pfade vor uns, neben uns, zwischen den Gewächsen entlang; gebückt, schußfertig, immer schneller drängte Jeder nach vorn. Endlich ging es in vollem Anlaufe gegen den noch unsichtbaren Feind.

Plötzlich ein Schuß, dann mehrere rechts und links. Hell klingt dazwischen das scharfe Gebell des braven Tyras, dann eine rollende Salve — Pulverrauch umgiebt uns; wir sind im Dorfe. Herr Dr. Falkenstein und Herr Lindner laufen nach rechts, die streitbaren Missionäre nach der Mitte, ich nach links. Gellen, Jauchzen, Brüllen ringsum. Es herrscht ein entsetzlicher Tumult, ein verwirrender Lärm. Schüsse krachen zwischen den Hütten, vom Walde herüber; einer unserer Besten, der immer freundliche Tona, bricht wenige Schritte vor mir zusammen, dicht über dem Herzen tödtlich getroffen. Mit der Machete in der Faust, rasen unsere Leute zwischen den Schilfhütten umher, an Wänden und Dächern zerrend, das Innere durchsuchend. Wo Andere noch die Fliehenden verfolgen, im Dickicht drüben, am anderen Ende des Dorfes, knattert und knallt es noch; deutlich unterscheidet das Ohr den dumpfen Krach der Steinschloßflinten von dem scharfen Schlag unserer Gewehre. Aus einer Hütte flieht ein schlankes hübsches Mädchen hervor; ein paar Sprünge, ein rascher Griff sichert mir die Zitternde als Gefangene; mit seltener Geistesgegenwart hat sie ihren kostbaren Schmuck von Edelkorallen und blanken Münzen vom Halse gerissen und sucht ihn vor den Plünderern im geballten Händchen zu verbergen. In furchtbarer Angst vor den wilden Kriegern schmiegt sie sich weinend und klagend an den weißen Mann.

Unterdessen waren noch einige Weiße mit ein paar Crumanos bis zum Dorfeingang gekommen; die Uebrigen warteten draußen auf der Campine. Das Feuern hatte aufgehört; die Unseren suchten nach Beute. Noch eine Frau und ein Knabe wurden als Gefangene gebracht; zwei Andere zeigten stolz die todten Feinden abgenommenen Gewehre. Zwischen den nächsten Hütten lag einer derselben, weiterhin ein zweiter, am jenseitigen Waldrand ein dritter. Im Dickicht drüben sollten noch mehrere liegen. Unsere Leute umtanzten die Gefallenen im Dorfe mit wilden Geberden — der Kriegsgesang hallte weithin durch die Morgenluft; sie streiften mit den Fingern das Blut von den todten Feinden und aßen es; Andere beugten sich nieder und sogen es sogar direct von den Wunden; dies ist ihr Landesgebrauch doch gehorchten sie sofort dem Verbote.

Die später gekommenen Weißen riefen nun, es wäre Zeit abzuziehen, der Feind käme zurück, wir würden im Dickicht erschossen werden. Sie marschirten auch, bis auf Einen, fort, und begannen zugleich rechts und links ziellos in die Büsche zu knallen; ihre Crumanos auf dem Pferde thaten desgleichen mit ihren Rückladern, und auch die Helden in der Campine nahmen das Feuern auf. Da der Pfad so vielfach gewunden war und die Abziehenden einfach seitwärts feuerten, verirrten viele Kugeln sich in das Dorf und wurden besonders meinen Cameraden am anderen Ende gefährlich. Von der Campine draußen wurde

auch meistens nach uns zu geschossen. Nun kamen die Genossen herbei. Die Leute sammelten sich; Herr Lindner blies und blies auf seiner Trompete, aber das Schießen dauerte fort. Die Kugeln pfiffen über uns hinweg, klatschten durch die Hütten, schnitten durch das hohe Gras, splitterten die spröden Stangen des Mandioc; ein glücklicher Zufall beschützte uns alle vor den bleiernen Feindesgrüßen, nur ein Gewehr wurde durch eine anschlagende Kugel untauglich gemacht. Nun wurde es uns doch zu warm im Dorfe; die Leute wurden unruhig, wüthend über diese Art der Kriegführung, die den Freunden viel gefährlicher war als den Feinden. An ein Verwüsten der Plantagen konnten wir nicht mehr denken, nur die Hütten wurden noch angezündet und unser Todter in die erbeutete Tipoja des Dorfherrn gelegt, dann zogen wir ab. Draußen auf der freien Campine aber fanden wir unsere Verbündeten in einem großen Haufen beisammen stehend, ladend und ziel- und zwecklos nach allen Richtungen schießend, — einzelne Kugeln waren bis nach Landana geflogen — die Gewehre einfach von der Hüfte abfeuernd. Das ist die gebräuchliche Art des Negerkrieges.

Levnla hatte eine schwere Züchtigung erhalten. Obgleich die Schwarzen ihre Verluste gut zu verheimlichen wissen, wurde doch später bekannt, daß sie außer den drei Todten noch mehrere schwer und eine Anzahl leicht Verwundeter hatten. Dem berüchtigten Dorfherrn selbst sollte der Arm zerschossen sein. Unsere Leute hatten nicht nur seine Tipoja erbeutet, sondern auch den Kriegsschmuck des „Mankaka" (Anführer), zwei Gewehre, mancherlei Fetisch- und Zauberkram. Auf dem Kopfe, in die Kleidung eingebunden, am Gürtel baumelnd, schleppten sie den ganzen Reichthum des Dorfes mit sich: Zeuge, Matten, Schüsseln, Teller, Töpfe, Säbel, Messer, Hühner, Enten, Spiegel, Fackeln ꝛc.; sie hatten gründlich aufgeräumt.

Wir gingen nun den alten Pfad ein Stück zurück, sandten unseren Gefallenen und die Gefangenen nach den Factoreien hinunter und bogen dann rechts ab, nach dem nächsten Dorfe. Die Crumanos von Landana verweigerten aber auf diesem Wege zu folgen; er sei zu gefährlich, es solle ein anderer benutzt werden. Unser Todter hatte ihnen Grauen eingeflößt; auch waren sie demoralisirt durch die Haltung eines Weißen, welcher, sobald das Schießen begann, Krankheit vorschützend, nach Hause zurückgekehrt war, sich fünf der Seinen zur Deckung des Rückzuges mitnehmend. Wir schlugen nun den anderen Weg ein, der wieder nach der Mission und dann hügelan führte; langsam folgten die Uebrigen. Jenseits eines kleinen Thales lag das Dorf Dschimbumbu; die Bewohner waren schon auf ihrer Hut; wir hörten sie sprechen, rufen. Eine allgemeine Salve wurde gegeben; die Unseren stimmten den Kriegsgesang an und liefen den Hang hinab. Unsere Verbündeten blieben oben auf dem Hügel und lagerten sich sogar, wahrscheinlich um recht behaglich zuzuschauen, wie wir mit ihren Feinden anbinden würden. Wir winkten, riefen, sandten Boten hinauf; vergeblich: sie weigerten sich ganz einfach, weiter zu gehen. Wir hatten trotzdem gute Lust, das ziemlich freiliegende Dorf zu nehmen, doch wollten wir nicht allein zu Gunsten jener uns und die Unseren in Gefahr bringen; sicherlich hätten die Freunde auch wieder zwischen uns geschossen, sobald das Feuern begann; so kehrten wir denn klug um, rückten in die Mission ein und begnügten uns damit, diese zu schützen.

Gegen Abend, nachdem wir unsern Todten mit allen Ehren begraben hatten, kam uns die Nachricht von Landana, die Neger hätten ihre Macht, einige Hundert Bewaffnete, aufgeboten und würden in der Dunkelheit einen Ueberfall ausführen. Obgleich es nun hier ihre Art nicht ist, Nachts zu kämpfen, war ein Angriff doch denkbar, und wir trafen unsere Maßregeln.

Die Mission, eine große schöne Besitzung, liegt in einer flachen Thalmulde; Plantagen von vielartigen Feldfrüchten wechseln ab mit schönen Blumengruppen, Ziersträuchern, vortrefflichen Fruchtbäumen, zum Theil aus verschiedenen Welttheilen importirt, so daß das Ganze parkähnlich, wie ein botanischer Garten erscheint. Zum kleinsten Theil von freien Campinen umgeben, im Uebrigen von Buschwald allzudicht umschlossen, scheint sie unter Voraussetzung dauernd friedlicher Zustände geplant zu sein. In den Anlagen vertheilt liegen verschiedene schmucke Holzhäuser, die Einzelwohnungen der frommen Herren.

Alle diese exponirten Häuser wurden nun für die Nacht verlassen und die Weißen an zwei Punkten zusammengezogen: die Missionäre nebst Herrn Lindner quartierten sich in dem großen Holzgebäude ein, in welchem der Kirchensaal, das Eßzimmer und die Wohnung des Oberen sich befand, Herr Dr. Falkenstein und ich in einem circa hundert Schritt davonliegenden Gebäude, welches ein oberes Stockwerk nebst Veranda besaß, von welcher aus wir die ganze Ansiedlung, sogar die ganze Thalmulde bis zu den Hügelkronen mit unseren Rückladern beherrschten; unter uns, in einem sonst als Magazin benutzten Raume, befanden sich unsere Leute. Wir verzehrten, mit den Gewehren neben uns, unser Abendbrod und aßen tüchtig, trotz der Möglichkeit, daß jeden Augenblick Kugeln durch das Gitterwerk des luftigen Raumes hereinfahren konnten, da die brennenden Lampen uns trefflich für einen vielleicht im nahen Gebüsch heranschleichenden Feind beleuchteten. Wir mußten uns auf die Tüchtigkeit unserer Leute verlassen, welche größtentheils schon seit Einbrechen der Dunkelheit zu Zweien und Dreien an umsichtig gewählten Punkten verborgen lagen.

Nach Tisch, beim Thee besprachen wir die Ereignisse des Tages und planten weitere Operationen — da fiel plötzlich ein Schuß drüben in den Plantagen, dann mehrere; während wir hinauseilten, begann das Feuern auch auf der andern Seite, dann ringsum und wurde außerordentlich lebhaft. In der Finsterniß, noch geblendet vom Licht, sahen wir nur das Aufblitzen der Schüsse, konnten aber nicht unterscheiden, wo Freund, wo Feind sich hielt, und mußten uns begnügen, eine Anzahl Kugeln in die nächsten Buschmassen und nach den Hügelhängen zu senden, um durch möglichst großen Lärm die Angreifer von unserer Bereitschaft zu überzeugen. Das Schießen hörte sehr bald wieder auf; die Gefahr war vorüber. Von Landana kamen Hülfstruppen in vollem Laufe heran, wir aber ersuchten sie, fernerhin ruhig dort zu bleiben, so lange nicht die große Glocke der Mission sie riefe, wir würden vorläufig uns halten können; in Wahrheit fürchteten wir bei einem Nachtgefecht die Kugeln unserer Freunde am allermeisten.

Da eine Wiederkehr des Feindes kaum zu erwarten war, wir aber alle große Müdigkeit fühlten, suchte, nachdem die nöthigen Wachen ausgestellt worden waren, bald Jeder sein Lager auf. Nach Mitternacht entstand plötzlich unter uns, wo unsere Leute schliefen, ein außerordentlicher Tumult, ein Stampfen und Poltern, als ob ein Kampf, Mann gegen Mann, begonnen hätte. Im Nu waren wir aus den Betten. Mein Gefährte sprang, fast unbekleidet, mit einem Revolver hinaus auf die Veranda in die feuchte Nachtluft; voller Mondschein lag über der schönen Landschaft; unter uns war alles verhüllt — dicke schwere Nebelschwaden brüteten über dem Boden. Wir hörten nun die Leute nach dem Kirchenhause hinüber laufen, wo einige Schüsse fielen; ein paar unregelmäßige Salven folgten, dann wurde es wieder still. Hinter einem Erdabstich und sonstigen Deckungen verborgen, fanden wir die Unseren den nahen Waldrand beobachtend, von welchem aus nochmals einige Schüsse gefallen waren. Unter solchen Umständen fanden wir für den Rest der Nacht nur wenig Ruhe und wurden von den Moskiten bös zerstochen.

Am nächsten Tage richteten wir die Mission zur bequemeren Vertheidigung ein. Fässer wurden von Landana heraufgerollt und zu Verschanzungen verwandt, auch drei Kanonen holten wir herbei und brachten sie in Position. Die allzunahen Dickungen wurden abgeräumt, die Campinen niedergebrannt und geschnitten, einzelne hinderliche Bäume ihrer Kronen beraubt, Distanzen abgeschritten und endlich unseren Leuten eingeschärft, bei einem nächtlichen Kampf den freien Platz in unserer nächsten Umgebung nie zu überschreiten, damit wir, von unserer alles beherrschenden Veranda aus, die jenseits aufblitzenden Schüsse zu Zielpunkten nehmen konnten.

Kriegsberichte gingen nach Chinchoxo; Friedensberichte kamen zurück nebst weiteren Patronen und einer Anzahl Rücklader zur bessern Bewaffnung der streitbaren Herren Missionäre. Unsere Kriegsthaten waren sofort bekannt geworden; die Neger der Umgegend waren darauf zur Station gekommen und hatten sich erboten, einen Cordon von Wachen ringsum aufzustellen; als Herr Soyaux das für unnöthig hielt, hatten sie noch versichert, daß bei der geringsten Gefahr die ganze Streitmacht der Umgegend zum Schutze da sein werde. Wie anders hätten die Schwarzen früher gehandelt! Jetzt aber fürchteten sie uns und

wußten, daß sie für jede auf ihrem Gebiete verübte That verantwortlich gemacht werden würden.

Die Energie von Landana war erschöpft; man dachte dort gar nicht mehr an die Offensive und war ja außerdem frei von jeder Gefahr, so lange wir die Mission hielten. In der zweiten Nacht wiederholten sich die Vorgänge der ersten in noch stärkerm Maße; das Gewehrfeuer stieg mehrere Male zu außerordentlicher Heftigkeit und rollte wie ferner Donner über das Chiloangothal hin, blieb aber, wie gewöhnlich beim nächtlichen Buschkriege, nur ein abschreckender Lärm. Tags darauf rückten wir mit den Unseren aus, brannten jenseits der Hügel unbequeme Campinen nieder und bedrohten die Dörfer. Da wir die allerdings sehr großen Entfernungen ziemlich genau kannten, schossen wir mit unseren Rückladern hinüber und erfüllten die Bewohner mit neuem Entsetzen vor unseren weitfliegenden Kugeln. Um den Schrecken vor uns zu steigern, beabsichtigten wir auch ein Geschütz mit uns über die Hügel zu schleppen, mit Vollgeschossen und Kartätschen die Ortschaften zu bedrängen, Raketen hineinzuwerfen und den Feind Tag und Nacht in beständiger Angst zu erhalten. Wir brauchten jedoch diese Mittel gar nicht mehr anzuwenden. Um unsere Nachtruhe zu sichern, hatten wir verkünden lassen, sobald die Mission noch einmal belästigt würde, würden wir allein die Dörfer attaquiren und sie wie Levula behandeln. Das wirkte vortrefflich; wir schliefen wenigstens fortan ungestört.

Von Landana hatte man unterdessen an die großen Etablissements am Congo berichtet und Hülfsmannschaften erbeten, um den Krieg energischer weiter zu führen. Da wir aber die Sache schnell beendet sehen wollten und um ganz sicher zu gehen, erbot sich der Obere der Mission, mit dem Dampfer „Fanny" hinzureisen, persönlich für uns zu wirken und namentlich ein Kriegsschiff zu rufen. Ein von allen Weißen unterzeichnetes Schreiben an die Befehlshaber englischer Kreuzer wurde abgefaßt und die „Fanny" requirirt. Da der Ingenieur derselben am Fieber niederlag, führte unser Herr Lindner an seiner Stelle das Fahrzeug nach Banana. Unterdessen durchstreiften unsere Leute weithin die Umgegend; sie hatten großes Vergnügen daran, die Feinde zu ängstigen und hier und dort einige einzufangen; sie führten ihre Streiche mit großer Gewandtheit durch. Sehr zu statten kam ihnen dabei die wahrhaft lächerliche Furcht vor ihrem Cannibalismus, über welchen die haarsträubendsten Geschichten erzählt und geglaubt wurden. Einige der tollsten Burschen, namentlich unser bester Jäger, im Busche erfahren wie kein Anderer und ein Riese von Gestalt, wußte durch mancherlei im Feindesgebiete ausgeübte Streiche das Entsetzen zu erhöhen. In der letzten Zeit brachte er fast täglich Gefangene ein.

Die Feinde konnten natürlich am Strande von Landana nicht mehr fischen, die Weiber nichts mehr dorthin zu Markte bringen; der Rum war längst zu Ende, die Furcht vor uns in steiem Wachsen; kein Wunder, daß in Folge dessen große Unzufriedenheit über Mataenda unter den Seinen herrschte. Noch aber konnten diese drüben am Strande unterhalb Levula fischen. Unser Vorschlag, mit Booten das Vorland zu umfahren, alle Netze und Canoes zu nehmen und zu zerstören, um den Negern noch fühlbarer zu machen, ein wie böses Ding der Krieg sei, fand nur theilweise die lebhafteste Unterstützung. Verschiedene Stimmen waren dagegen; das Friedenspalaver würde nur um so länger verzögert, es müßte dann nur noch mehr bezahlt werden. Man dachte also schon gar nicht mehr an ein nachdrückliches Vorgehen.

Unsere Anwesenheit in Chinchoxo war sehr nöthig, da ein Theil unserer Felder abgeerntet und neu besäet werden mußte. Zum Schutze der Mission genügte auch die Hälfte unserer Leute. Gänzlich konnten wir sie nicht verlassen, da sie sonst sofort der Rache der Neger anheim gefallen wäre. So zog denn Herr Dr. Falkenstein nach der Station; ich blieb mit zwanzig Mann zurück.

Endlich kamen auch der Herr Obere und Herr Lindner vom Congo zurück. Das englische Kriegsschiff konnte erst nach einer Woche erscheinen, da es zunächst wieder zum Schutze der Factoreien von Ambrisette, wo auch Negerunruhen ausgebrochen waren, zurückzukehren hatte; von den großen Centralfactoreien, für deren Eigenthum wir so bereitwillig eingetreten waren, brachten sie uns nichts als einen höflichen Dank, ein hübsches zweipfündiges Feldgeschütz und glänzende Versprechungen. Augenblickliche Handelsinteressen behielten die Oberhand; Jeder gedachte seinen Concurrenten auszumanövriren. Die ganze Angelegenheit endete in der schon Eingangs geschilderten Weise.

Herr Dr. Falkenstein löste mich unterdessen von meinem Posten ab, da er seinen Aufenthalt durch Photographiren vieler und neuer Pflanzentypen und Landschaften vortrefflich ausnutzen konnte, und ich kehrte mit einem weiteren Theile der Krieger nach Chinchoxo zurück. Die Neger zeigten sich geneigt, zu unterhandeln, sie verlangten aber, die Weißen sollten zu diesem Zwecke in einem zu wählenden Dorfe erscheinen, sie selbst könnten nicht nach Landana kommen. Da sie späterhin als Grund hierfür die Furcht vor dem noch anwesenden Rest der „Cannibalen-Armee" angaben, benutzte Herr Dr. Falkenstein diese willkommene Gelegenheit, um unter Zustimmung sämmtlicher Weißen am 1. Februar nach der Station zurückzukehren, nachdem durch Botschaft an Mataenda die Mission fernerhin für unverletzlich und unter unserem besonderen Schutze stehend erklärt worden war.

Die Mission ist vorläufig sicher, um so mehr, da jede Stunde ein französisches Kriegsschiff vom Gabun eintreffen muß, welches zu ihrem Schutze hier ankern wird. Wie es den Handelshäusern in Landana und am Fluß noch ergehen wird, ist nicht abzusehen. Die Neger sind wieder so drohend wie je vorher; vorläufig haben die Unterhandlungen noch nicht begonnen, um aber ihren Vortheil nach Kräften zu wahren, haben sie einstweilen wieder den Chiloango gesperrt.

Kurhessische Hofgeschichten aus dem vorigen Jahrhundert.

Die hessische Geschichte des vorigen Jahrhunderts bietet zur Charakteristik der deutschen Kleinstaaterei und des damaligen Hoflebens manche interessante Einzelheiten. Aber bei der Abneigung der letzten hessischen Kurfürsten, den Geschichtschreibern ihre Archive und Bibliotheken zu öffnen, sind die Quellen, welche hier in Frage kommen, bisher so spärlich geflossen, daß über den Kasseler Hof in der letzten Hälfte des vorigen und den ersten Decennien dieses Jahrhunderts so gut wie gar nichts an die Oeffentlichkeit gelangt ist. — Um so freudiger begrüßen wir ein Werk*, welches, von Karl Fulda und Jakob Hoffmeister herausgegeben, im Monat Juli dieses Jahres die Presse verlassen wird. Dasselbe beruht auf den eigenhändigen treuen Aufzeichnungen des Vaters und des Großvaters des erstgenannten Herausgebers, das heißt auf Mittheilungen zweier Zeugen der hessischen Hofgeschichte, deren Wirkungskreis sie in die nächste Nähe der damaligen Landesherren brachte.

Bei der Authenticität und Neuheit der Berichte glaubten wir die uns durch das gütige Entgegenkommen der Herausgeber gebotene Gelegenheit ergreifen zu sollen, indem wir im Nachstehenden aus den ersten uns zur Verfügung gestellten Druckbogen des Werkes einige Episoden herausgreifen und mit unwesentlichen Weglassungen wiedergeben.

Von allgemeinem Interesse dürfte zunächst die Erwähnung eines noch heute in der Literatur hochangesehenen Namens sein.

„Freiherr Adolf von Knigge, der Verfasser der noch nicht vergessenen Schrift: „Ueber den Umgang mit Menschen"," heißt es in dem Buche, „war in den 1770er Jahren Kammerassessor und Hofjunker an dem glänzenden Hofe in Kassel. Er war aus innerster Neigung Sarkast und liebte es besonders, die Hofdamen in den Cercles und Soiréen aufzuziehen und durch seine Unterhaltung in Verlegenheit zu setzen, was ihn verhaßt machte. Unendlich sind die Verwirrungen und Entzweiungen, welche Knigge bei den verschiedenen Persönlichkeiten des brillanten Hofstaates in Kassel damals hervorbrachte, aber Niemand vermochte dies zu hindern und den Urheber zur Strafe zu bringen oder zu entfernen. Der Landgraf liebte den geistreichen jungen Mann zu sehr und mochte den Witz und die Unterhaltung desselben nicht entbehren.

* „Hessische Zustände und Persönlichkeiten aus den Jahren 1751—1830, aus den nachgelassenen Aufzeichnungen hessischer Beamten herausgegeben von Karl Fulda und Jakob Hoffmeister."

Ein traditionell verbürgter Streich von Knigge ist folgender. Eine junge Dame am Hofe zu Kassel hatte die Gewohnheit, während der Tafel einen ihrer Schuhe unvermerkt auszuziehen. Knigge hatte dies beobachtet und beauftragte daher einen der aufwartenden Pagen, den ausgezogenen Schuh unter dem Stuhle jener Dame heimlich wegzunehmen. Dies geschieht. Als nun die Tafel durch das Aufstehen der höchsten Herrschaften aufgehoben wird und alle Tafelgäste sich erheben müssen, sucht die beraubte junge Dame mit ihrem Fuße vergeblich nach dem ausgezogenen Schuh und muß, da sie ihn nicht findet, ohne denselben von der Tafel wegtreten und durch den großen Saal in das anstoßende Gemach schleichen, wo der Kaffee servirt wird. Erst jetzt, nachdem sich Knigge an der sichtlichen Verlegenheit der armen jungen Dame hinlänglich geweidet hat, läßt er auf einen gegebenen Wink durch den abgerichteten Pagen den geraubten Schuh mit hohem Absatze auf einem silbernen Teller in Gegenwart des ganzen Hofes der unglücklichen Dame demüthig überreichen."

Wie unser Gewährsmann ferner erzählt, hatte Knigge als Hofjunker die Verpflichtung übernommen, der lebenslustigen Landgräfin Philippine stets Mittheilung darüber zu machen, wenn der Landgraf beschlossen hatte, den Abend auswärts zuzubringen, damit sie alsdann in ihren Gemächern ihre kleinen phantastischen Gesellschaften ungenirt abhalten konnte. „Da Knigge nun nicht immer Gelegenheit hatte, die Landgräfin ohne Zeugen zu sprechen," heißt es weiter, „so sang er der Fürstin eines Sonntags während des Gottesdienstes nach der gerade gesungenen Melodie: ‚Ein' feste Burg ist unser Gott' die Worte zu: ‚Heut Abend geht der Landgraf aus.'

Die Nemesis für all' diese Streiche blieb aber nicht aus. Die Gemahlin des regierenden Herrn, eine geborene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, die schöne Landgräfin Philippine, hatte längst bemerkt, daß ihre Lieblingshofdame, Fräulein Henriette von Baumbach, eine Neigung für Knigge fühle, und dieser hatte sie, eine überaus gutherzige, aber etwas beschränkte und unschöne Dame, öfters geneckt und zu der Zielscheibe seines Witzes gemacht. Als Knigge nun bei dem nächsten Lever sich wieder so auffallend ihrer lieben von Baumbach nähert und diese auf das Lebhafteste und so ausschließlich unterhält, daß sie bald roth und bald bleich wird, tritt die Landgräfin rasch zu dem jungen Pärchen und sagt ganz laut: ‚Herr von Knigge, Sie ziehen meine gute Baumbach so auffallend vor und ich sehe Sie mit derselben so oft und ausschließend vereint, daß ich doch wohl voraussetzen darf, Ihre Absichten werden ernstlich und redlich gemeint sein.'

Der gewandte, sonst so dreiste Hofmann ist ganz perplex ob dieser Rede; er erwidert keine Sylbe und macht nur eine Verbeugung über die andere. Aber die kluge Landesmutter durchschaut ihn; sie wendet sich um und sagt zu der glänzenden Versammlung: ‚Meine Damen und Herren! ich freue mich, Ihnen hier ein glückliches Brautpaar vorzustellen.' Sie nimmt Herrn von Knigge und ihre Hofdame an der Hand und führt sie vor mit den Worten: ‚Herr von Knigge und meine liebe Baumbach haben sich verlobt.' Kein Wort, kein Laut von beiden Seiten; acht Tage darauf war die Trauung."

Eine amusante Geschichte berichtet unser Autor sodann in Folgendem:

„Der kunstsinnige Landgraf Friedrich der Zweite von Hessen hatte eine ganz besondere Vorliebe für die Bewohner Frankreichs und schätzte die französische Sprache vor allen andern.

Im Jahre 1784 kam ein feiner und artiger Franzose aus Paris nach Kassel, der zwar keine Effecten bei sich führte, aber sehr anständig gekleidet war und sehr gut französisch sprach. Er gab vor, Adressen und Aufträge an des regierenden Landgrafen hochfürstliche Durchlaucht zu haben. Der Landgraf nimmt den Fremdling huldreich auf, und da er bescheiden und sehr gut sich ausdrückt, fragt er ihn auch gleich nach seinem Begehr. Der Pariser überreicht alle seine Legitimationspapiere und erklärt, er sei ein ‚Porcellanfabrikant', habe in seinem Vaterlande viel Erfreuliches von der Vorliebe Seiner hochfürstlichen Durchlaucht für Künste und Wissenschaften hier im Lande gehört und wolle daher um die Erlaubniß bitten, sich in Kassel niederlassen und eine Porcellanfabrik gründen zu dürfen, die hier noch nicht bestehe. Er glaube, daß diese Residenz ganz der Platz zu einem solchen Unternehmen sei, und bitte, ihm ein Local anweisen zu lassen, wo er den Ofen bauen und alles weiter Erforderliche zu der Fabrik anlegen könne. Das Ansprechende des jungen Mannes, seine feine, gute pariser Aussprache und das anständige Wesen und Benehmen desselben überhaupt nehmen den Landesherrn dergestalt für ihn ein, daß er ihm nicht allein sogleich die Bewilligung ertheilt, sondern auch den damaligen Bergrath Fulda in Kassel, einen sehr erfahrenen Techniker, der das ganze Wohlwollen des regierenden Landgrafen besaß und schon mehrere Male in solchen Angelegenheiten beauftragt worden war, alsbald rufen läßt, um ihm das Weitere in dieser Sache aufzugeben.

Bergrath Fulda äußert gleich, daß er den Pariser kenne, daß derselbe schon bei ihm gewesen sei und sein Anliegen vorgestellt habe, daß er aber nicht glaube, daß derselbe die Kenntnisse und Erfahrung besitze, die zur Gründung und Anlegung einer Porcellanfabrik erforderlich seien; auch dürften demselben die nöthigen Mittel fehlen und er daher dem Lande zur Last fallen. Als Local für eine solche Fabrikanlage schlägt übrigens Fulda ein der Stadt zugehöriges Haus in der Weißensteiner Allee vor, welches passend gelegen war und Raum genug zu der Ofen-Erbauung und zu allen weiteren Bedürfnissen darbot. Der gütige Landesherr genehmigte den Vorschlag nicht allein, sondern bewilligte dem Nachsuchenden auch die Concession zur Anlage und zum ausschließlichen Betriebe einer größeren Porcellanfabrik, woran es in der Residenzstadt Kassel und in Hessen überhaupt bisher gefehlt hatte.

Die Wünsche des Parisers sind nun erfüllt und am andern Morgen eilt er in das Schloß, um dem Herrn seinen unterthänigsten Dank abzustatten. Die Beredsamkeit des Beglückten ist so groß und sein Benehmen so einnehmend, daß der Landgraf im Uebermaß seiner Gnade jede mögliche Hülfe und Unterstützung im Voraus zusagt, obwohl auch nicht der geringste Beweis der Tüchtigkeit des Porcellanfabrikanten vorliegt und gar kein Zeugniß von ihm producirt worden war, daß er im Stande und befähigt sei, eine solche umfassende Anstalt gründen zu können. Dies Alles macht den Concessionär — Perrissot ist sein Name — so dreist, daß er schon jetzt um einen gnädigen Geldvorschuß von dreitausend Thalern bittet, indem er vorgiebt, daß seine Fonds aus Paris noch nicht angekommen und theilweise auch noch nicht flüssig seien; später wolle er Alles gern wiedererstatten. Der Landgraf stutzt zwar anfänglich bei der Kunde von der Mittellosigkeit des Bittstellers, doch kann er das Gesuch nicht abschlagen, läßt Fulda wiederum rufen und trägt ihm auf, für die Auszahlung der erbetenen dreitausend Thaler als Vorschuß zu sorgen und dem Perrissot außerdem alle thunliche Unterstützung angedeihen zu lassen, die Thätigkeit desselben aber von jetzt an in sorgsame Aufsicht und Controle zu nehmen und über den Erfolg von Zeit zu Zeit mündlichen Vortrag zu erstatten. Jetzt fing Fulda's Arbeit und Verantwortlichkeit erst recht an. Er hielt dem Perrissot seine Zweifel gegen die Ausführbarkeit und redliche Durchführung des Zugesagten wiederholt vor und warnte ihn recht eindringlich, den nachsichtsvollen Herrn nicht zu täuschen. Perrissot benutzte die ihm verstattete Stunde nach der Tafel täglich, um dem Landesherrn aufzuwarten, und durfte dann unbehindert seiner Redegabe freien Lauf lassen. Der Fürst mochte seine Gegenwart und seine Sprache zu gern leiden. Und so betrachtete Fulda die Sache als ein Opfer, welches ein Fürst seiner Neigung und seinem Vergnügen bringen dürfe, und hörte auf, mit seinen immerwährenden Zweifeln und Verdachtsgründen beschwerlich zu fallen. Der landesherrlichen Weisung gemäß unterließ Fulda nicht, jeden Tag die Unternehmung Perrissot's zu beaufsichtigen und sich auch von der Verwendung des empfangenen Vorschusses Ueberzeugung zu verschaffen. Aber der schlaue Franzose fand diese Controle zu lästig und störend und wirkte bei dem milden und nachsichtigen Landesherrn die Erlaubniß aus, ohne alle unmittelbare Aufsicht und Inspection arbeiten, bauen und sein Werk ausführen zu dürfen. Er wußte in günstigen Stunden die Güte und Freigebigkeit desselben nach und nach so weit für sich zu steigern, daß er bald das Doppelte des erhaltenen Vorschusses ausgezahlt erhielt. Der Landgraf äußerte dies dem Bergrath Fulda bei dessen Vortrage mit den Worten: ‚Der Mensch wird uns nicht betrügen; er versichert mir so treu seine

Arbeitsamkeit, daß ich ihm gern weiter helfen will. Thun Sie auch das Ihrige!' Ein großer Ofen war allerdings erbaut, auch manche Materialien zu der Fabrik waren vorhanden, doch das Innere seiner Thätigkeit hielt der Mensch ja stets verschlossen.

Mehr als ein Jahr war vergangen, und die Unterstützungen hatten in sehr auffallender Weise zugenommen, ohne sichtbare Zeichen von günstigen Erfolgen zu liefern; da erscheint eines Morgens der Aufseher, welchen man ganz in der Nähe des Fabriklocals zur Wahrnehmung jedes verdächtigen Vorganges bestellt hatte, bei Fulda und macht die überraschende Anzeige, Perrissot sei über Nacht plötzlich auf und davon gelaufen und habe alle Thüren fest verschlossen. Die Schlüssel müsse er mitgenommen haben, denn die wenigen Arbeiter hätten heute früh keinen Einlaß gefunden. Fulda erstattet augenblicklich Anzeige von dem Vorgange und wiederholt denselben später mündlich bei dem Landesherrn.

Dieser aber äußert in seiner Milde; ‚Der Mann wird schon wiederkommen; lassen Sie ihm nur Zeit!' Aber Fulda ersucht auch das Gericht um Versiegelung der Localitäten, weil er die feste Ueberzeugung hegt, daß der Schwindler nicht wiederkommen werde, und er die Verantwortlichkeit eines betrüglichen Resultates nicht tragen will. Die Versiegelung erfolgt und wird höchsten Orts berichtet, aber der gütige regierende Herr erklärt: ‚Perrissot ist kein Betrüger; er wird schon zurückkommen.' Aber er kam nicht, und als acht Tage und mehr verflossen waren und Niemand ahnte, wohin der Mensch geflohen sei, da die polizeilichen Verbindungen und Controlen damals noch nicht so ausgebildet waren, um einen entwichenen Betrüger im Auslande treffen und festnehmen zu können, erhielt Fulda den Auftrag, das Fabriklocal öffnen zu lassen und nachzusehen, was für die dem Entflohenen gespendeten bedeutenden Summen angeschafft, fabricirt und geschehen sei, und vom Befunde höchsten Ortes Anzeige zu machen.

Die Gerichtssiegel wurden gelöst und Alles genau nachgesehen und inventarisirt; da war aber nichts als schön tapezirte Zimmer und Schlafcabinets, gute und elegante Möbel und ein immenser Brennofen. Dieser war verschlossen, wurde geöffnet und enthielt in seinem großen Raume nichts als eine Tasse, die offenbar nicht darin fabricirt, sondern in irgend einem Porcellanladen erkauft worden war. Diese Tasse nimmt Bergrath Fulda und bringt sie dem regierenden Landgrafen als einziges Ergebniß der kostbaren Anlage. Der gütige Fürst lächelt, indem er die Tasse in die Hand nimmt. Ohne Zorn übergiebt er sie Fulda mit den Worten: ‚Nehmen Sie das Resultat, Herr Bergrath, als ein Geschenk und Andenken von mir an! Sie haben viel Last und Mühe mit dem leichtsinnigen Menschen gehabt. Es ist eine theure Mundtasse; sie kostet mich mehr als zwölftausend Thaler.' Und so war der Vorgang beendigt."

Scherzhaft ist auch ein Passus aus unserem Buche, den wir im Nachstehenden mittheilen:

„Ein genialer Bruder von mir, der bei einem ausgezeichneten Chemiker damaliger Zeit, dem bekannten Professor Johs. Sch. in Kassel, die Vorlesungen der Chemie mit Eifer und Fleiß hörte, hatte soeben von diesem ein Pulver mitgetheilt erhalten, dessen chemische Kraft, wenn es auf glühende Kohlen zum wohlriechenden Dufte und Dampfe gebracht wurde, sofort jede nicht echte Carminschminke in eine gräulich schwarze, wenigstens dunkle Farbe verwandelte. Dieses interessante Pulver brachte mein liebes Brüderchen, der seiner Behendigkeit und seines angenehmen Wesens wegen allein die Erlaubniß genoß, in der Gesellschaft an der Mutter Seite bleiben zu dürfen, nach Hause und schüttete das Pülverchen auf die glühenden Kohlen der Theemaschine vor der Mutter Platz. Augenblicklich verbreitete sich ein überaus lieblicher Duft um den Damenkreis, aber zugleich auch die böse Einwirkung auf die Wangen. Die eine der Damen zieht ihr feines Taschentuch und bittet um die Erlaubniß, ihrer lieben Nachbarin vis-à-vis einen dunkeln Flecken wegbringen zu dürfen, der sich soeben auf ihrer schönen Wange etablirt hat, und gerade dasselbe thut diese Dame derselben Nachbarin, und bald muß die ganze Gesellschaft sich mit schwarzfleckigem Gesichte ansehen. An das gefährliche Pülverchen und dessen chemische Wirkung denkt Niemand und am wenigsten meine gute Mutter, die es gar nicht bemerkt hat, wie solches in die Maschine gekommen. Die ganze Gesellschaft geht entrüstet auseinander — auch kein einziges Schminkdöschen war echt gewesen."

Wir schließen unsere Excerpte aus den erwähnten Erinnerungen mit einer Schilderung, welche die Entdeckung einer unterirdischen Richtstätte der Vehme zum Gegenstande hat.

„Die Jugend," heißt es daselbst, „hat stets Gefallen an Abenteuern, und die Zeit des Mittelalters begeistert sie noch jetzt zu Theilnahme und lebhaftem Interesse. Als unser Lehrer uns vortrug, daß die Vehmgerichte zwar vorzugsweise in Westphalen bestanden hätten, daß aber auch in unserm hessischen Vaterlande und namentlich in der Stadt Kassel Spuren derselben vorhanden seien, da brannten wir alle vor Begierde, von diesen unterirdischen Localen in unserer Nähe Kenntniß zu erlangen, und die Folge davon war, daß zehn von uns Mittags nach der Unterrichtsstunde sich vereinigten, die nähere Bekanntschaft dieser unheimlichen Stätten zu machen. Der Lehrer hatte uns gesagt, daß außerhalb des Aue-Thores vor Kassel ein großer Quaderstein mit einer darauf ausgehauenen Rittergestalt den Eingang zu einem solchen unterirdischen Gerichtslocale bildete, daß aber dieser Eingang im Laufe der Jahrhunderte ohne Zweifel ganz verschüttet und unzugänglich geworden sei. Kaum waren die Unterrichtsstunden beendigt, so fanden wir Knaben uns, ohne Jemandem etwas davon zu sagen, am Aue-Thore ein. Den großen Stein fanden wir allerdings nach langem Suchen, aber wie sollten wir ihn hinwegräumen, um den Eingang zu finden? Der Aelteste von uns wußte Rath; er holte zwei in der Nähe arbeitende starke Tagelöhner und versprach ihnen Geld; diese schafften mit Brecheisen und Hebebäumen den mächtigen Stein von der Stelle, wenngleich mit großer Kraftanstrengung und nach Verlauf einer Stunde. Wir hüteten uns wohl, den Arbeitern von unsern Absichten etwas merken zu lassen, lohnten sie ab und entließen sie, ohne irgend etwas zu verrathen.

Wir beriethen nun unter uns, wie wir den Schutt unter dem Eingangsstein wegräumen und den Zugang zu dem unterirdischen Gewölbe, das wir voraussetzten, für uns möglich machen sollten. Alle Geräthschaften, die zu dem Geschäft erforderlich, suchten wir unter der Hand, wo wir solche nur zu finden vermochten, an uns zu bringen, ohne jedoch Jemandem von unserem Vorhaben irgend etwas merken zu lassen, und als wir nun hinreichend mit Allem versehen waren, auch Fackeln und Lichter mit Feuerzeug beisammen hatten, bestimmten wir einen Sonntag früh zum Anfang unseres Vorhabens, weil an solchem Tage kein Mensch außerhalb des Thores zu sehen und wir daher durch nichts an unserer Arbeit gehindert waren. Schon vor vier Uhr Morgens fanden wir uns am Platze ein, und da wir unser zehn starke Buben mit kräftigen Armen waren, so hatten wir den ganzen Schutt bald weggeräumt. Wir fanden wirklich einen Eingang und eine geräumige Oeffnung, deren Tiefe wir durch Leitern mit unseren Hacken und Schaufeln verfolgten und immer weiter verfolgten, bis wir, zu einiger Tiefe gelangt, einen großen Raum fanden. Nun stiegen wir wieder mit Hülfe der Leitern hinauf und versparten die Untersuchung der Localität auf einen der nächsten Abende.

Mit Lebensmitteln und Trinkwasser reichlich versehen, schlugen wir, zehn Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren, den bedenklichen Weg ein, nachdem wir unsere Fackeln und Laternen angesteckt hatten. Der Gang war anfangs so schmal, daß nur Einer mit Mühe Platz fand, bald gelangten wir aber in einen größeren, ausgemauerten Raum und darin vor ein großes eisernes Thor, das zwar nicht verschlossen, aber doch auch nicht offen und daher für uns nicht zugänglich war. Mit unsäglicher Mühe und Kraftanstrengung gelang es uns endlich mit Hülfe der Brecheisen, Hebel und Hacken, die gewaltige Pforte so weit zu öffnen, daß wir einzeln uns durchzwängen konnten. Das war nun, wie wir erkannten, der Sitzungssaal des heimlichen Gerichts, der sogenannte freie Stuhl. In der Mitte ein großer steinerner Tisch und um denselben gegen dreißig bis vierzig eherne Sitze, die im Laufe der Jahrhunderte ganz mit Moos bewachsen waren. In der Mitte und an den beiden oberen Seiten bemerkte man erhöhte Sitze, einen mit einer Art von Rückwand und Verzierung, wahrscheinlich der Sitz des Stuhlherrn, welcher in der Regel ein Fürst oder Graf war, die beiden anderen Sitze der sogenannten Freigrafen und die übrigen der Freischöffen, wie die Beisitzer genannt wurden. Rund herum

in dem großen, hochgewölbten Saale sahen wir Steinbänke und zwischen diesen und der Tafel zwei einzelne Sitze, vielleicht die der Angeklagten und unglücklichen Opfer. Aber ein Grausen erfüllte uns Alle, als wir in einem Nebengemach die Marterwerkzeuge sahen. Alle Torturmaschinen damaliger Zeit, zwar grausam verwittert, erkannten wir noch, die Bank, den Stuhl, die Schraubenwerkzeuge, alles fast colossal und der damaligen Kraft der menschlichen Körper angemessen; dann befanden sich auch noch viele alte Waffen, Speere und Schwerter, auch eisernes Rüstzeug an der Wand aufgehängt, vielleicht den Verurtheilten abgenommen. In dem Sitzungssaale erkannten wir aber bei unserer Rückkehr noch eine Maschine, die in einer dunkeln Ecke einen nicht unbedeutenden Raum einnahm; es war die bekannte Jungfrau, eine mit eisernen Gelenken und Gewinden versehene eherne Frau von colossaler Größe, deren Arme mit hundert scharfen — jetzt aber ganz verwitterten und verrosteten — Schwertern und Dolchen versehen waren und die bekanntlich die zum Martertode verurtheilten Unglücklichen zärtlich in ihren Arm nehmen, und so durch die Zusammenziehung der schrecklichen Maschine mit unzähligen Wunden, Stichen und Schnitten im Augenblicke tödten mußte. An der Wand zur Seite dieser Jungfrau stand mit großen lateinischen Buchstaben, noch lesbar, geschrieben: „Hans Reitesel". Vielleicht der Name des letzten zur Umarmung der Jungfrau Verurtheilten, der möglichenfalls ein Ahne des alten Geschlechts der Riedesel war. Gottlob, daß die Zeit der Vehme für immer entschwunden ist!"

Das rothe Quartal.

(März — Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

11. Blut und Feuer — Feuer und Blut.

„Wann ich todt, mag die Welt im Feuer aufgehen!" sagte Tiberius.

„Nach uns die Sündflut!" sagte Madame de Pompadour.

„Wann unsere Zeit gekommen, wird Paris uns gehören oder Paris wird nicht mehr sein! Wir oder das Nichts!" sagte schon vor der Katastrophe von Sedan, also vor dem Sturze des Kaiserreichs, ein Häuptling der rothen Mongolen von 1871.

Ja, der rothen „Mongolen". Denn genau so, wie es im Mittelalter die gelben Mongolen getrieben hatten, so trieben es im Mai von 1871 die Kommunarden. Was sie nicht zu besitzen und zu behaupten vermochten, sollte vernichtet werden, damit es wenigstens auch andere nicht besäßen.

Ganz dieselbe wilde Selbstsucht, wie sie aus dem finsteren Despoten Tiber gegrollt und aus dem leichtsinnigen Buhlweib Jeanne Antoinette Poisson gelacht hatte.

Es war etwas, nein, viel, alles von der Entmenschung, welche die Bürgerkriege der Römer zur Zeit des Unterganges der Republik kennzeichnete, in diesem französischen Bürgerkriege des rothen Quartals. Aus der mörderischen Maiwoche heraus schaudert uns auf Schritt und Tritt das Zähnefletschen und das Wuthgebrüll wilder Thiere an. Da ist nichts Menschliches mehr, weder hüben noch drüben. Auf der einen Seite nur noch die Raserei der Verzweiflung, auf der andern nur noch der Rausch der Rache.

Wenn der Wohlfahrtsausschuß der Kommune in einem seiner letzten Aufrufe zeterte: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden! Kein Erbarmen! Schießt alle nieder, welche den Versaillern die Hand reichen könnten. Feuer! Feuer!" so gab es unter den Blauen Offiziere genug, welche die Soldaten zu massenhaftem Niederschießen ihrer Gefangenen unaufhörlich anstachelten. Vor allen aber hat sich ein Bonapartist, der Marquis und Oberst de Gallifet, durch sein blutgieriges Wüthen berufen gemacht.

Freilich, es mußte biegen oder brechen. Vom 23. Mai an handelte es sich für die beiden kämpfenden Parteien schlechterdings um nichts anderes mehr, als welche von ihnen die Kraft hätte, die Gegnerin unter die Füße zu treten.

Nachdem der düstere Jakobiner Delescluze die Einbußen des Tages erfahren und damit die Ueberzeugung erlangt hatte, daß der Anfang vom Ende gekommen sei, sagte er: „Paris soll in die Luft. Eher soll es bis auf den Grund niedergebrannt als den Royalisten überliefert werden."

Dieses Wort kann füglich als das Signal genommen werden, welches den Zündern und Zünderinnen — (eine hübsche Sorte von „flamines" und „flaminicae" fürwahr!) — an ihr schreckliches Werk zu gehen und dem Pulver das Petrol zu gesellen gebot.

In der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch (23. bis 24. Mai) wurde das Namenlose vorbereitet: die Feuerbestattung der „Weltmetropolis".

Wer kann im Morgengrauen von den Höhen von Meudon oder Montretout auf Paris hinabgeschaut hätte, würde gesehen haben, wie der rothe Hahn seine ersten Flüge that, um, eine Feuerfurche hinter sich herziehend, von den Tuilerien zum Louvre, zum Palais Royal, zum Finanzministerium und weiter, immer weiter zu fliegen.

Aber wer nach allen den vorhergegangenen Schrecken noch leichtherzig genug gewesen war, die Nacht zu verschlafen, den machte der Entsetzensschrei: „Paris steht in Flammen" aus dem Bette springen. Und ein Tag brach an, nein, eine ganze Reihe von Tagen, von denen jeder glauben konnte, das alte Weltgerichtslied wäre für ihn gesungen: —

„Dies irae, dies illa
Solvet urbem in favilla"* . : . .

Derweil war das wilde Ringen zwischen Rothen und Blauen um den Besitz von Paris noch lange nicht zu Ende. Hier und dort schlug man sich mit steigender Erbitterung. Angriff und Vertheidigung waren gleich heldisch. Als föchten sie für die beste Sache, für welche jemals ein Gewehr geladen und ein Schwert gezogen worden, gaben die Kämpfer der Kommune ingrimmig ihr Leben dahin. Auch mitunter mit jenem lachenden Gleichmuth, womit die alten Nordlandsrecken in den Tod gingen. Bei der Porte Saint-Martin hielt mitten im Kugelregen ein Blusenmann die rothe Fahne, deren Träger er war, hoch empor und lehnte sich dabei mit dem Rücken an ein hinter ihm stehendes Faß. „Bist Du müde oder faul?" fragte ihn ein Mitstreiter. „Weder dies noch jenes" — giebt er zur Antwort — „ich lehne mich an, um nicht umzufallen, wenn ich getroffen werde, und auch dann noch die Fahne festhalten zu können."

Noch am Dienstag hatten die Blauen, abgesehen von der Wegnahme des Montmartre, von dessen Höhe sie ihre Bomben nach Belleville und zum Père Lachaise hinüberwarfen, beträchtliche Eroberungen gemacht. Der General Ladmirault schob seine Truppen die äußeren Boulevards entlang ostwärts vor, der General Clinchant verfolgte in den Quartieren zwischen den beiden Boulevardslinien die gleiche Richtung. Ebenso im Centrum die Generale Douay und Vinoy. Alle diese Bewegungen, welchen der General Cissey auf dem linken Ufer die seinigen anpaßt, richten sich koncentrisch auf das Hôtel de Ville. Cissey ist noch am Dienstag bis gegen die Rue du Bac hin vorgedrungen, während auf dem rechten Stromufer die Terrasse der Tuilerien, die Madeleine und der Vendômeplatz von den Truppen genommen werden, welche auch in der Chaussée d'Antin und in der Rue Lafayette festen Fuß fassen.

Fürder bereitet die Nacht dem Kampfe keine Unterbrechung mehr. Für Beleuchtung sorgen ja die Petroleurs und die Petroleusen. Es hat den Anschein, als müßte sich die ganze Riesenstadt zu einem ungeheuren Feuerherde gestalten, und inmitten von Glut und Rauch geht das Gewürge weiter.

Am Morgen vom 24. Mai nehmen die Blauen die Börse und den Börsenplatz. Douay geht gegen die hochbarrikadirte und zähvertheidigte Pointe de Saint-Eustache vor und bewältigt sie nach herben Verlusten. Dann bedroht er von der Rue Rambuteau her das Stadthaus, gegen welches von der

* Tag des Zornes. Tag der Rache,
Wirfst die Stadt in Schutt und Asche



Hemdenmatz.

Mit Benutzung einer Photographie von R. Max in München gezeichnet von Adolf Neumann.

Uferseite her Vinoy auf der Rue Rivoli vorgeht, während Cissey nach Bemeisterung der Barrikaden auf dem Pont Neuf seinen Waffengefährten von der Seine-Insel her die Hand reicht. Der jetzt anhebende Kampf um das Hôtel de Ville währt mit wachsender Wuth die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Tag. Dann räumen die Rothen ihr Hauptquartier, das Hauptquartier so mancher Revolution. Aber die Blauen sollen es nicht haben. Ein furchtbarer Knall, welcher ringsumher die Erde beben macht, eine ungeheure tiefschwarze Dampfmasse, die sich langsam aufwärts wälzt, dann ein greller Feuerschein, der an allen vier Ecken des Stadthauskolosses emporspringt. Der Bürger Pindy hat sein Wort gehalten: das Hôtel de Ville steht in Flammen und brennt um die Wette mit den Tuilerien, der Louvrebibliothek, dem Palais Royal und dem Finanzministerium, dem Ehrenlegionspalast, dem Palais d'Orsay, dem Justizpalast und der Polizeipräfektur, die brennenden Theater, Markthallen, Fabriken und Privathäuser nicht gerechnet. Nur das rasche Vordringen Cissey's auf dem linken Ufer hatte den Petroleurs die Anzündung des Pantheon verwehrt, oder waren die Zünder und Brenner selbst davor zurückgeschreckt? Sie wußten ja, daß in den Kellern des Tempels 16 Millionen Patronen, 20 Tonnen Pulver und mehrere Kisten Dynamit lagerten — ein schlafender Vulkan. Wäre er mittels der Brandfackel geweckt worden und ausgeborsten, so müßte die Verwüstung eine geradezu unerhörte gewesen sein.

Um die dritte Hauptstellung der Kommune im Centrum, um das Chateau d'Eau, mußte noch lange gerungen werden, vom Donnerstagsmorgen bis zum Freitagsmorgen. Das Vorschreiten der vier vereinigten Truppenkorps, welche auf dem rechten Ufer kämpfen, zum Kanal Saint Martin und zum Bastilleplatz ist mit

den größten Schwierigkeiten verbunden. Unaufhörlich regnen auf die zwischen der Gürteleisenbahn und der inneren Boulevardslinie gelegenen Standquartiere die Granaten und Petrolbomben, welche die Batterien der Rothen von der Butte Chaumont in Belleville und vom Père Lachaise herab- und hereinschleudern. Diese Punkte, sowie der Faubourg du Temple und die Rue d'Angoulême sind die letzten Halte der Insurrektion, welche ihr gehärtetster Führer, Delescluze, schon am Tage vor dem Verluste des Stadthauses als eine Sache bezeichnet hatte, für die kein Sieg mehr zu hoffen, sondern nur noch der Tod zu suchen sei....

Es dürfte ein eitles Mühen sein, von dem Paris, wie es vom Mittwoch den 24. bis zum Sonntag den 28. Mai sich darstellte, eine auch nur annähernd deutliche Vorstellung sich zu machen. War es doch wie das Hereinbrechen des Chaos. Nur etwa die giganteske Phantasie eines Dante vermöchte von dieser „città dolente" der Wirklichkeit ein Bild zu geben. Was uns Augen- und Ohrenzeugen berichten, ist bloßes Stückwerk und kann nicht mehr sein. Sie vermochten nicht, alle die Schrecknisse, die sie mit allen Poren einathmeten, zu unterscheiden und festzuhalten, geschweige zu einem Gesammtgemälde zu gruppiren. Ein französischer Zeuge sagt aus: „Man muß vom 23. bis zum 28. Mai in Paris gewesen sein, um sich eine Vorstellung von dem entsetzlichen Anblick bilden zu können, welchen die große Stadt während der Feuersbrünste darbot, die nach der Meinung ihrer Urheber sie in Asche legen sollten. Die mörderischen Kämpfe, welche die Armee der Ordnung und die der Demagogie einander lieferten, die Hohlgeschosse, welche nach allen Richtungen platzten, die Gefahren jeder Art, von denen das Leben der Bewohnerschaft in jedem Augenblick bedroht war, — das alles war gewiß angethan, hochgradigen Schrecken zu erregen. Aber dennoch war nichts so erschütternd, so erstarrend, so verzweifelnd wie der Anblick von allen diesen den Flammen überlieferten Monumentalbauten, in welchen seit Jahrhunderten mit religiöser Sorgfalt so viele Schätze der Kunst und Wissenschaft angesammelt worden waren. Beobachter, welche von der Höhe von La Roquette" — (wo unser Zeuge als Geisel gefangen saß) — „oder von der Hochebene von Chatillon diese Feuersbrünste betrachteten, sagten sich mit Entsetzen, daß die prächtige Hauptstadt der modernen Civilisation zu einem Trümmerhaufen werden müßte; denn sie glich ja einem ungeheuren Glühofen, einem kolossalen Feuerherd, von welchem Flammenströme aufschossen und riesige Rauchwolken emporwirbelten." Ein Augenzeuge von jenseits des Kanals brach beim Anblick der brennenden Tuilerien, des brennenden Louvre, des brennenden Palais Royal, der brennenden Rue Royale in die Worte aus: „Sie brennt wahrhaft königlich, die ganze Seite der Straße von dem Madeleineplatz bis zur Rue des Faubourg Saint-Honoré. In dieser letztgenannten Straße sind alle Gossen voll Blut. An jeder Straßenecke steigt eine Barrikade auf. Kanonendonner, Musketengeknatter, Mitrailleusengehuste bilden zusammen ein Orchester, das zu diesem Drama der Zerstörung die Musik macht. Angesichts dieser Schrecknisse faßt unbeschreibliche Wuth die Menge. Bislang hatte sie im Gefühl ihrer Befreiung nur Hoch und Hurrah geschrieen, jetzt aber wandelt sich ihre Freude in bestialischen Rachegrimm. Zitternd und keuchend vor Zorn erzählt man sich, daß das Petrolfeuer auch das Finanzministerium und alle öffentlichen Gebäude am Quai d'Orsay sowie in der Rue du Bac verzehre. Die das Sonnenlicht auslöschenden Flammengarben und Rauchmassen fachen in den Herzen der Pariser einen Brand an, nicht weniger wild, teuflisch und vernichtend. ‚Schießt alle Gefangenen nieder! Kein Erbarmen! Nieder mit den Petrolmännern und Petrolweibern!' schreien die Leute wie wahnwitzig den Soldaten zu. Und alsbald hebt eine wüthende, schauderhafte, haarsträubende Jagd auf die Verdächtigen an. Man sucht, faßt und füsilirt Männer und Weiber auf der Stelle. Und dieses Höllengeschäft treiben am eifrigsten die Frauen."

Man hat es ein Wunder genannt, daß nicht die äußersten Befürchtungen sich verwirklicht, daß nicht die Flammen ganz Paris eingeäschert hätten. Das Wunder erklärt sich aber wie alle die sogenannten Wunder aus natürlichen Umständen. Zunächst aus der schon früher betonten Hauptursache, daß der unerwartet frühzeitige Einbruch der Blauen in die Stadt die Vernichtungspläne der Rothen nur theilweise zur Reife und zur Ausführung kommen ließ. Nebenursachen kamen hinzu: das energische Vorschreiten der Truppen warf Unordnung in die Reihen der Kommunestreiter und diese störte dann auch vielfach die Arbeit der Zünder; Hauseigenthümer fanden in der äußersten Gefahr so viel Muth, den Brandlegungen mit Gewalt sich zu widersetzen; pfiffige Portiers führten die anlangenden Brandmänner in die Keller und füllten sie mit Wein bis zur Besinnungslosigkeit; endlich darf als sicher angenommen werden, daß vielen Brennern im letzten Augenblicke Herz und Hand versagten, ihre höllischen Aufträge zu vollziehen....

Und immer noch flatterte die rothe Fahne und fuhren die Batterien der Butte Chaumont und des Père Lachaise auf die Stadt zu feuern fort. Nur kurze Pausen des Aufathmens gönnte sich der Verzweiflungskampf. In der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend ras'te er mit unsäglicher Wuth um Belleville her, dessen gehügelte Quartiere und winkelige Gassen von Barrikaden starrten. Das ganze Nest schwimmt in einem grellen Roth, denn die ungeheuren Speicher („Docks") brennen lichterloh. Die „strategische" Brandfackel hat auch hier ihr Werk gethan. Wie zwei riesige Ausrufungszeichen ragen die spitzen Thürme der Kirche von Belleville aus dem Feuerschein empor. Vom Montmartre herüber schlagen die Bomben der Blauen fort und fort in das Häusergewirre. Immer neue Brände springen auf. Doch mit unbeugsamem Fanatismus halten die Belleviller an der verlorenen Sache.

Noch einen ganzen Tag, den 27. Mai. Denn nachdem das schreckliche Getöse gegen Tagesanbruch eine Weile verstummt gewesen, hebt es von neuem an, und wieder beginnt das Streiten und Morden. Die Sonne, müde der Gräuel, die sie seit drei Tagen gesehen, hatte einen dichten Wolkenschleier vor ihr Antlitz gezogen, aber der Widerschein der Feuersbrünste färbte das Grau dieses Schleiers kupferroth. Mithandelnde in dem furchtbaren Trauerspiel haben nachmals ausgesagt, daß der Anblick von Paris an jenem trüben Maimorgen von einer wahrhaft gespenstigen Unheimlichkeit gewesen sei.

Man mußte ein Ende machen. Die Blauen holten aus zum letzten Schlag. Sie waren zur Stunde damit fertig geworden, die Insurrektion einzukreisen, sie in einen Cirkel von Eisen, Blut und Feuer einzuschließen, welcher von Belleville und vom Père Lachaise bis ungefähr zum Boulevard Beaumarchais, zum Bastilleplatz, zur Rue de Charonne und zur Rue du Temple reichte. Aber auch aus diesem Kreise heraus setzten die Rothen den blauen Angreifern einen so energischen Widerstand entgegen, daß gegen Mittag zu unter den Generalen der Regierung die Rede ging, es werde nichts übrig bleiben, als Geschütze allerschwersten Kalibers herbeizuschaffen, um damit die zur Zeit noch hartnäckig behaupteten Quartiere in einen ungeheuren Trümmerhaufen zu verwandeln. Erst der Abend brachte, ohne daß zu diesem Aeußersten geschritten werden mußte, die Entscheidung. Die Generale Ladmirault und Vinoy führten sie herbei. Jener faßt, nachdem er sich der Vorstadt Villette bemächtigt hat, die Butte Chaumont von hinten und erstürmt sie; diesem gelingt der Sturmlauf auf den Père Lachaise, von wo aus er noch am späten Abend bis zur La Roquette hereindringt. So war Belleville gebändigt, und die Rachefurie ging in seinen halbzerstörten Gassen bis weit in die Nacht hinein würgend um. Scharen von rothen Flüchtlingen suchten in der Richtung von Vincennes, welches Fort bis zum 29. Mai sich hielt, Rettung und Zuflucht, wurden aber auf diesem Fluchtweg scharenweise von ihren blauen Verfolgern niedergemacht.

Nun ist, was noch von der Kommune und den Kommunarden übrig, im Faubourg du Temple und in der Rue d'Angoulême eingekeilt. Noch halten sie aus, die Nacht über und den Morgen vom Pfingstsonntag, obzwar das Stummbleiben der Kanonen auf der Butte Chaumont und dem Père Lachaise ihnen verkündigt, daß alles aus und vorbei und die Todesstunde gekommen. Gegen Mittag sind sie in die Rue d'Angoulême eingeschnürt. Sie haben keine Geschütze mehr und nur noch eine Barrikade. Diese behaupten sie, bis die vom Faubourg du Temple her die Straße heraufsausenden Kanonenkugeln die letzte Schutzwehr niederwerfen und die letzten Vertheidiger den Chassepotschüssen und Bajonnettstößen der heranstürmenden Soldaten erliegen.

Auf den Trümmern dieser letzten Barrikade lag barhaupt,

waffenlos, fünf Todeswunden in Brust und Haupt, ein hagerer Greis. Der letzte Häuptling der Kommune, Delescluze, hatte hier um 12 Uhr Mittags den Tod gesucht und gefunden. Nicht gesucht, aber doch mit leidlicher Fassung hingenommen hatte den Tod der Prokurator der Kommune, Rigault, welcher im Bürgerwehranzug ergriffen, erkannt und an der Ecke der Rue Gay-Lussac von Chasseurs des 19. Regiments füsilirt worden war. Verschiedenen anderen Mitgliedern der Kommune war dasselbe widerfahren. So dem Bürger Millière, welchen Soldaten auf den Stufen des Pantheon niedergeschossen hatten. Vielen Kommunarden jedoch gelang die Flucht, theils noch während der Agonie der Kommune, indem sie sich durch die von den Deutschen besetzte Fortslinie zu schmuggeln wußten, theils später. So dem pfiffigen Pyat, der allzu zärtlich für seine sorgfältig gepflegte Haut besorgt war, als daß er sie hätte riskiren mögen. Manche Helden der Kommune wurden unter nicht eben heldischen Masken und Verkleidungen entdeckt und gefangen genommen. So der Bürger Rossel als schneehaariger Greis, in welchen er sich mittels der Chemie verwandelt hatte. Andere hatten die Kleider ihrer Maitressen angethan und sich mit den Chignons derselben aufgeputzt. Uebrigens ist ja auch der Ex-Premier Louis Philipps, der Jesuit Guizot, am 24. Februar 1848 in Weiberkleidern davongeschlichen. Noth kennt keinen Unterschied zwischen Pantalon und Jupon.

Um 2 Uhr Nachmittags vom 28. Mai verkündigte eine Proklamation des Marschalls den Parisern: „Die Armee Frankreichs hat euch gerettet. Paris ist befreit, der Kampf zu Ende, die Ordnung wieder hergestellt." Draußen in Versailles trug Monsieur Thiers die traurige Siegesbotschaft in die Nationalversammlung mit den Worten: „Paris ist seinem wirklichen und wahrhaften Souverän zurückgegeben, das heißt Frankreich."

Böhmische Glasindustrie.

Von A. B.

Nur wenige Gegenden bieten auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke so viele landschaftliche Reize und eine so interessante Gewerbthätigkeit, wie die Thäler der Neiße und Iser, die sich von Reichenberg in Böhmen östlich bis zur schlesischen Grenze hinziehen. Einer der bedeutendsten Zweige von Böhmens altberühmter **Glasindustrie** hat in jenen Thälern seinen Sitz und von hier aus werden unglaubliche Massen von Perlen, imitirten Edelsteinen in allerhand Fassungen, Milliarden von Glasknöpfen sowie Krystallglasartikel jeder Art nach allen Welttheilen gesandt, und man kann dreist behaupten, daß es kein Land der Erde giebt, welches nicht von hier aus wenigstens mit irgend einem dieser glänzenden und dabei doch so billigen Artikel versorgt wird.

Sonderbar erscheint es, daß bisher gerade jene Gegenden von den Touristen fast ganz vernachlässigt wurden. Wie viele Tausende eilen auf dem Schienenwege an Reichenberg vorüber gen Süden, dabei höchstens der stattlichen Jeschkengebirgskette einige flüchtige Blicke zuwerfend und die genannten romantischen Thäler unbeachtet „links liegen" lassend, ohne zu ahnen, welcher Schatz für Auge und Wissen ihrer hier geharrt hätte.

Reichenberg, wo wir behufs unserer Wanderung die Eisenbahn verlassen, hat sich in neuerer Zeit zum Range einer der ersten Fabrikstädte Oesterreichs aufgeschwungen, eine Stufe, die jene Stadt schon im Mittelalter einmal behauptete, wo die Reichenberger Tuchweberei sich eines Weltrufes erfreute.

Abgesehen von ihrer industriellen Bedeutung setzt die Stadt Reichenberg ihren Stolz darein, die Vertreterin und Beschützerin **deutscher** Interessen gegenüber den czechischen Bestrebungen zu sein. Während nur wenige Stunden weiter nach Süden die Bevölkerung eine überwiegend czechische ist und dort, besonders in kleinen Dörfern, der Sprachunkundige oft in Verlegenheit kommt, ist in Reichenberg und Umgebung die deutsche Sprache die herrschende. Der lebhafte Verkehr mit den Bewohnern czechischer Ortschaften macht jedoch auch für die Deutschböhmen die Kenntniß der czechischen Sprache nothwendig, während umgekehrt die gebildeteren Classen czechischer Städte ihre Kinder gern schon in der Jugend die deutsche Sprache erlernen lassen. Um diesen Sprachunterricht zu erleichtern, ist man auf ein sehr praktisches Auskunftsmittel verfallen. Deutsche Familien schicken nämlich eines oder mehrere ihrer Kinder zu Familien in böhmischen Städten wie Gitschin, Semil, Pardubitz &c. und nehmen dagegen eine gleiche Anzahl Kinder jener böhmischen Familien während dieser Zeit zu sich in das Haus, so lange, bis die erforderliche Sprachfertigkeit auf beiden Seiten erlangt ist. Anerbietungen und Gesuche in Betreff dieses sogenannten „Kindertausches" kann man fast täglich in der „Reichenberger Zeitung" finden.

Von Reichenberg führt, man kann wohl sagen: unbegreiflicher Weise, bis jetzt noch keine Eisenbahn durch die oben erwähnten industriereichen Thäler, und wir sind genöthigt, wenn wir nicht eine Fußwanderung vorziehen, uns der Post- und Stellwagen zu bedienen, welche täglich fünf bis sechs Mal den Verkehr vermitteln. Für sein leibliches Wohl braucht der Reisende oder der Wanderer unterwegs nicht besorgt zu sein, denn Wirthshäuser giebt es überall mehr als genug. Auch des köstlichen, goldklaren Bieres ist nirgends und zu keiner Zeit Mangel, und mit besonderer Befriedigung werden die zahllosen Freunde eines vortrefflichen Trankes der an der Landstraße unweit Reichenberg gelegenen Maffersdorfer Brauerei einen wahrscheinlich nicht eben kurzen Besuch abstatten.

Unser Weg führt anfangs aufwärts im Thale der Neiße, welche trotz ihres kurzen Laufes schon eine ansehnliche Kraft erlangt hat. Aus allen Nebenthälern stürzen muntere Bäche, die ihre Gewässer mit denen der Neiße vereinigen. Die Industrie hat die mächtige Wasserkraft wohl zu benutzen verstanden, denn häufig begegnen wir großartigen Spinnereien und Tuchfabriken, deren weiße Gebäude freundlich aus der dunkelgrünen Umgebung der Nadelwälder hervortreten. Diese Großindustrie bleibt jedoch dem romantischen Thale nur so lange zugethan, wie die Fluthen der Neiße Kraft genug besitzen, um mit einem Male zwanzig- bis dreißigtausend Spindeln oder ganze lange Reihen Webstühle in Bewegung zu setzen. Weiter hinauf in den Thälern überlassen aber Spinner und Weber die schwächere Kraft der Bergwässer der kleinen Industrie, und wir werden später sehen, in welcher speculativen Weise die Glas- und Perlenschleifereien sich jedes noch so schmale Bächlein dienstbar zu machen verstehen.

Nach anderthalbstündiger Fahrt erreicht man Gablonz, eine mächtig aufblühende, überaus freundliche Stadt von siebentausend Einwohnern. Vor wenigen Jahrzehnten war Gablonz nur ein unansehnliches, ärmliches Dorf und jetzt bildet es den Hauptstapelplatz für die Producte der thalaufwärts sich ausbreitenden Glaskurzwaarenfabrikation.

Trotz der geringen Fruchtbarkeit des gebirgigen Bodens, der nicht für den zehnten Theil der Bevölkerung hinreichende Nahrungsmittel produciren könnte, kommen auf die noch nicht vier Quadratmeilen umfassenden Bezirke Gablonz und Tannwald etwa 50,000 Bewohner, worunter über 10,000 Glasarbeiter. Im Ganzen aber finden auf diesem verhältnißmäßig kleinen Gebiete ungefähr 30,000 Menschen ihren Lebensunterhalt durch die Glasindustrie und ihre Nebenzweige. Schon aus diesem Zahlenverhältniß ersieht man, daß hier Jung und Alt, Groß und Klein thätig mit eingreifen muß, um den oft karg genug bemessenen Lohn zu erringen.

Die Landstraße führt stundenlang durch Ortschaften, die sich bis hoch zu den Gipfeln der Berge hinaufziehen und deren Einwohner ebenfalls nach Tausenden zu zählen sind; nur wenig Häuser dürfte man auf dieser ganzen Strecke finden, wo nicht Glas gepreßt, geschliffen, gefaßt oder irgendwie verarbeitet würde.

Wie verschiedenartig alle diese Beschäftigungen sind, zeigt sich am übersichtlichsten aus einer uns zu Gebote stehenden statistischen Tabelle. Nach derselben kommen auf das erwähnte kleine Gebiet außer einer Anzahl großer Glashütten 67 Glascompositionshütten, 250 Druckhütten, 400 Schleifmühlen, ungerechnet die Tausende von Drehbänken, die mit den Füßen ge-

trieben werden, Schleiferzeuge für kleine Gegenstände, wie Perlen, Knöpfe rc., 160 Glasspinnereien, etwa 100 Perlenbläsereien und 250 größere Gürtlerwerkstätten, letztere mit über tausend Arbeitern.

Nun darf man sich freilich unter diesen Hütten und Arbeitsstätten keine großen Fabrikgebäude vorstellen. Im Gegentheil verdienen namentlich die Glasdruckhütten ihren Namen im wahrsten Sinne des Wortes, da in solch einem vom Rauch vollständig geschwärzten Holzbaue oft nur ein Arbeiter mit seinem Gehülfen Platz hat. Die Fabrikation der Glaskurzwaaren ist eben fast ausschließlich Hausindustrie. Zwar ist es von einzelnen Unternehmern versucht worden, die verschiedenen Arbeitszweige fabrikmäßig in größeren Gebäuden zu vereinigen, allein man fand sehr bald, daß die Einrichtungs- und Betriebskosten solcher Fabriken in keinem Verhältnisse zu den meist überaus geringen Hausarbeitslöhnen standen, und deshalb wurden diese Versuche immer wieder aufgegeben. Wir werden noch Gelegenheit haben, verschiedene der oben angeführten Arbeitsstätten zu besuchen. Den besten Eindruck von der Bedeutung des hiesigen Gewerbfleißes erhalten wir jedoch, wenn wir uns Eintritt zu einem der großen Handelshäuser verschaffen, welche den Vertrieb dieser Waaren nach allen Welttheilen vermitteln. Man rechnet, daß auf den genannten Bezirk etwa einhundertachtzig Glasexporthäuser kommen, unter denen wir höchst bedeutende Firmen finden.

Große Lagervorräthe darf man in jenen Handelshäusern nicht erwarten, weil fast alle hier gefertigten Waaren dem schnellen Wechsel der Mode wie wenig andere unterworfen sind. Die verschiedenen Artikel werden meist nur auf Bestellung gearbeitet, und eine solche kann, wenn sie auch noch so groß ist, von den Tausenden fleißiger, geschickter Hände immer bald bewältigt werden. Erstaunlich ist dagegen die fabelhafte Menge der glänzenden Modelle und Muster, welche jene Kaufleute zur Uebernahme von Aufträgen in langen Reihen von Kasten sorgfältig geordnet aufbewahren. Wir haben bei einigen der bedeutenderen Exporteure vierzig- bis fünfzigtausend solcher verschiedener Probeartikel gesehen, welche trotz der fabelhaften Billigkeit einzelner Gegenstände immerhin im Ganzen einen sehr ansehnlichen Werth vertreten. Haben nun aber solche Handelshäuser, wie dies bei den meisten der Fall ist, auswärts noch ihre Agenten, so ist es nothwendig, daß letztere dieselbe reichhaltige, kostspielige Mustersammlung führen.

Außer den zahllosen Sorten Perlen aller Farben und aller Größen bilden Brochen, Ohrringe, Knöpfe, Tuchnadeln, imitirte Edelsteine, Krystallsachen und dergleichen eine vollständige Ausstellung, welche nicht allein die Wilden Afrikas und die transatlantischen Völker, sondern auch unsere europäischen Damen und Stutzer in Entzücken versetzen müssen. Der Bereich des Absatzes für alle diese glänzenden Gegenstände umfaßt aber im wahrsten Sinne die ganze Welt. Die Handlungsbücher der böhmischen Firmen weisen Kunden in den sämmtlichen größeren Hafenplätzen aller fünf Welttheile auf. Nach England und selbst nach Frankreich gehen Massen dieser billigen Schmuckgegenstände, um als fremde Erzeugnisse, drei- oder vierfach vertheuert, bald darauf wieder nach Deutschland zurück zu kommen. Noch weit mehr aber dürfte sich der Werth der aus Glasperlen gefertigten Schmucksachen von deren Anfertigung bis zur Zeit ihres Verbrauches steigern. Es sind dies die Halsbänder, Nasen- und Ohrbehänge für afrikanische, australische oder südamerikanische Damen, die freilich für ihre übrige Toilette mit einigen Quadratfuß schlichten Baumwollengewebes reichen, während unsere Europäerinnen für ihre faltenreichen Kleiderbedürfnisse schon nach Quadratruthen rechnen müssen.

Ein ganzes Dutzend allerliebster bunter Perlenhalsbänder kostet hier kaum einen Gulden, ganz besonders reiche Gattungen nicht mehr als zwei bis drei Gulden. Wie gern aber giebt wohl mancher heißblütige schwarze Liebhaber an der Goldküste den schönsten Elephantenzahn für ein solches Kleinod, durch welches er die Gunst seiner dunklen Angebeteten sicher zu erwerben weiß! Ueberhaupt sind die großen bunten Glasperlen ein gesuchter Artikel für die wilden Stämme Afrikas, welche dafür die kostbaren Erzeugnisse ihres Landes mit Freuden vertauschen. Weiß man doch, daß die Sclavenhändler um einige Schnuren Perlen, die ihnen kaum auf einen Thaler zu stehen kamen, von den kriegerischen Fürsten an der afrikanischen Westküste leicht einen gefangenen Neger erhalten konnten, den man in Amerika dann gern mit dreihundert Dollars und höher bezahlte.

Noch jetzt werden Massen solcher Perlen nach jenen Ländern ausgeführt, die dort als Tausch- und Zahlmittel Verwendung finden. Wir sahen eine Sendung von nicht weniger als hundert großer Kisten, welche lediglich kirschkerngroße, ultramarinblaue, an Schnuren gereihte Glasperlen enthielten, die als Zahlungsmittel für Zanzibar bestimmt waren. Vielleicht bessert mit diesem Transporte der von seiner europäischen Reise zurückkehrende Sultan von Zanzibar den allzu stark angegriffenen Staatsschatz wieder auf. Ein schlechtes Geschäft wird er dabei keinesfalls machen, denn jene Perlen sind trotz ihres schönen, glänzenden Aussehens spottbillig. Fünfzig Stück derselben werden immer je an eine Schnur gereiht, und vierundzwanzig solcher Schnuren oder eintausendzweihundert Perlen kosten nicht mehr als — zwölf Kreuzer.

Die Mehrzahl der armen Arbeiter, welche diese Perlen in Böhmen fertigen, sind kaum viel besser daran, als die beklagenswerthen Sclaven im heißen Afrika. Die schwächeren oder stärkeren Glasröhren, deren Erzeugung in den Glashütten wir auf unseren späteren Wanderungen begegnen, werden dadurch in Perlen umgewandelt, daß sie der Arbeiter an eine vertical sich rasch drehende, scharfkantige Metallscheibe bringt, wodurch von der Röhre die einzelnen kleinen Perlen abgesprengt werden. Der Lohn für diese Arbeit ist so niedrig, daß man ihn immer nur nach tausend Dutzend oder zwölftausend Perlen berechnet, für deren Absprengen im Durchschnitte etwa zwölf bis fünfzehn Kreuzer bezahlt werden. Nur ein fleißiger Arbeiter kann es täglich auf zweitausend Dutzend bringen, womit er dann etwa dreißig Kreuzer (kaum sechszig Pfennige) verdient hat.

Lohnender, aber auch weit gefährlicher für die Gesundheit ist die Herstellung der über der Lampe geblasenen und dann metallisirten Perlen. Eine weiße oder farbige Glasröhre wird zuerst an dem unteren Ende zugeschmolzen und das in der Lampenflamme wieder zum Schmelzen gebrachte Glas durch Blasen zu ganz dünnwandigen Kugeln aufgetrieben. In unglaublich kurzer Zeit entstehen vor unseren Augen ganze Reihen zusammenhängender großer und kleiner Kugeln, und um diesen oder auch denjenigen Glasröhren, welche zu größeren Perlen verarbeitet werden, die erforderliche Silberfarbe zu geben, benutzt man eine Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd (Höllenstein). In diese Flüssigkeit werden die Glasröhren oder Kugelreihen eingetaucht und durch Einsaugen mit dem Munde füllt sie der Arbeiter bis oben herauf mit jener Auflösung, hält dann das obere Ende mit dem Finger verschlossen, damit die Flüssigkeit nicht wieder ausläuft, und drückt nun das untere Ende in weichen Thon, wodurch sich die untere Oeffnung schließt. Nachdem man jene Perlen oder Kugelröhren einige Zeit stehen gelassen, hat sich das in der Auflösung enthaltene Silber in einer ganz dünnen, aber vollkommen hinreichenden Schicht an den inneren Wänden des Glases festgesetzt, und die zurückgebliebene Flüssigkeit wird zu immer wiederholter Benutzung entfernt. Die uns im schönsten Goldglanze erscheinenden Kugeln und Perlen sind aus gelbem Glase gefertigt und haben ebenfalls nur jene Silberfolie. Viele unserer Leser aber kennen diese strahlenden Kugeln gewiß als Schmuck ihrer Weihnachtsbäume, zu deren Glanze sie nicht wenig beitragen.

Glänzender jedoch als diese Kugeln und Perlen sind die imitirten Edelsteine, welche hier geschliffen und zu allerhand Schmucksachen verarbeitet werden. Es giebt überhaupt keine Art der Ganz- oder Halbedelsteine, die hier nicht jede beliebige Nachahmung erfahren könnten, sei dies nun Diamant, Opal, Rubin, Türkis, Malachit oder was irgend verlangt wird. Auch Korallen, Marmor und Lava werden täuschend nachgeahmt und später im Handel mit hohem Nutzen als echte Producte verkauft. Die hier gefertigten Schmuckgegenstände sind zum Theil so fabelhaft billig, daß man nicht begreift, wie dieselben herzustellen sind. Fingerringe findet man schon zum Preise von dreißig Kreuzer für das Gros (144 Stück), Ohrringe für achtzig Kreuzer. Dabei ist aber wohl zu bedenken, daß jeder dieser Ringe mindestens mit einem, oft auch mit mehreren geschliffenen Glassteinen versehen ist und daß auch das flüchtig vergoldete Messing, wenigstens so lange es noch neu ist, dem edlen Metalle an Glanz nicht nachsteht.

Einen großen Aufschwung hat seit einigen Jahren die Glasspinnerei gewonnen, und wenn uns schon die Anfertigung der

Schmucksachen in Erstaunen setzte, so müssen die Erzeugnisse der Glasspinnerei fürwahr unsere größte Bewunderung erregen. Man denke sich das Glas, dieses spröde, zerbrechliche, keines irgend kräftigen Widerstandes fähige Product, hier ausgesponnen zu Fäden von einer Feinheit, gegen welche selbst das Spinnengewebe noch grob genannt werden dürfte, und dann diese Fäden in jeder beliebigen Farbe zu den künstlichsten Arbeiten verwendet. Wir sahen prachtvolle Schmuckfedern, täuschende Nachahmungen der Straußenfedern und sogar falsche Locken aus Glasfäden, blonde und braune, schwarze und röthliche so überaus natürlich, daß man sie nur bei eingehender Prüfung von Haararbeiten unterscheiden konnte. Auch zu den feinsten Spitzengeweben lassen sich diese Glasfäden leicht verarbeiten, und von prachtvollem Farbenglanze bei vollkommener Biegsamkeit sind die damastartigen Gewebe aus Glasgespinnst und Seide.

Das Spinnen des Glases geschieht vermittelst eines großen Schwungrades, über welches der Faden des an der Stichflamme schmelzenden Glasstäbchens gelegt wird. Während ein Arbeiter das Rad in fortwährender Bewegung erhält, bringt der andere das Stäbchen feinsten Glases in der Flamme zum andauernden, gleichmäßigen Schmelzen. Reißt der über das Rad gelegte, kaum sichtbare Faden, was oft genug geschieht, so ist im Augenblick mit einem feinen Metallstab wieder ein Faden von dem schmelzenden Glase aufgenommen und auf's Neue über das Rad gelegt. Ein Loth Glas ist hinreichend, um einen Faden von etwa hunderttausend Ellen Länge zu spinnen. (Schluß folgt.)

Marbach und die Enthüllung des Schiller-Denkmals.

II.

Keine Frühlingslüfte, sondern kalte, schneidende Winde wehten über Feld und Wiesen, schüttelten die Blüthen von den Bäumen und jagten graue Staubwolken auf den Wegen hin, als am Morgen des Enthüllungstages die Festtheilnehmer sich auf der Reise nach Marbach befanden. Extrazüge waren aus allen Richtungen in Ludwigsburg, der nächsten Eisenbahnstation, eingetroffen, und von dort aus rollten alle möglichen Gefährte, elegante und primitive, auf der Landstraße dem Festorte zu und pilgerten endlose Züge von Fußgängern dahin.

Echte, rechte Festlaune war trotz des kalten Wetters wohl bei jedem Einzelnen da, angefacht durch den Gedanken an — Schiller. Und wie freundlich Marbach seine Gäste empfing, welch hübsches Kleid es angelegt hatte und welch sinniger Glanz von den Gesichtern seiner Bewohner leuchtete! Endlich, endlich hatte Schiller's Heimathsort erreicht, was redlichstem Wünschen, Streben und Mühen viele Jahre hindurch nicht hatte gelingen sollen. Das kleinste Haus war mit Kränzen und Flaggen verziert; man schritt durch Triumphbogen und grüne Alleen von Fichtenbäumen — die Werktagsarbeit ruhte gänzlich.

Hornsignale riefen die Sänger schon um acht Uhr zur Musikprobe; eine von J. G. Fischer, dem beliebten schwäbischen Poeten, für das Fest gedichtete Cantate, componirt von Professor Faißt aus Stuttgart, sollte den Act der Enthüllung einleiten. Noch zwei Stunden, die den anderen Gästen unter Wanderungen nach dem Schiller-Hause und der Alexander-Kirche, Begrüßen und Plaudern schnell dahingingen, und dann hieß es, dem Rufe der Trommel folgen und sich zum Festzuge versammeln. Die Marbacher Schuljugend schritt dem Zuge voran; es folgten vierundzwanzig Festjungfrauen, weiß gekleidet und mit den deutschen Farben geschmückt. Umgeben von den Künstlern und anderen Ehrengästen, schloß sich als Vertreter von Schiller's Familie der Enkel, Herr von Gleichen-Rußwurm aus Weimar, der Sohn von des Dichters jüngster Tochter Emilie, an. Den letzten Träger von Schiller's Namen, Major Friedrich von Schiller, hielt leider Krankheit in Stuttgart zurück. Den Ehrengästen folgte das hochverdiente Schiller-Comité, dem sich die Beamten und bürgerlichen Collegien Marbachs und endlich sämmtliche Gesangvereine anschlossen.

Der Zug bewegte sich langsam durch die Straßen und machte dann vor dem Schiller-Hause Halt. Man hatte dem Hause mit richtigem Tacte außer einer Flagge keinen Schmuck verliehen; so stand es klein und bescheiden da — und doch eine Weihestatt, wie wenige auf Erden. „Stumm schläft der Sänger" ertönte es durch die tiefe Stille hinüber zu dem niedrigen Fenster zu ebener Erde, durch welches einst der erste Lichtstrahl das Kind gegrüßt, das Kind, aus welchem ein Riese erwuchs, dessen schallender Schritt über die Erde klang, der, obwohl man ihn seit einundsiebenzig Jahren zur Ruhe gebettet, in unwandelbarer Frische durch die Mitwelt geht.

Eine kurze Rede folgte dem Liede — und dann ging's hinüber von der Stätte, wo Schiller's Wiege gestanden, zu dem Bilde, das seine Unsterblichkeit auf's Neue documentirt.

Ohne jede Störung gruppirten sich die Festtheilnehmer um das verhüllte Denkmal; ebenso füllten sich die Tribünen, und hierauf begann das Vorspiel der wirkungsvollen Festcantate. Von der luftigen Höhe wurden die vollen Klänge der Männerchöre hinabgetragen zu Thale, wo der silberne Neckar fließt, über die Rebenhügel, über Wege und Stege, die der Knabe Schiller an Mutterhand gewandelt.

„Aber heut' an Deiner Wiege
Schreite selbst durch uns're Zeit!
Komm', Du Meister hoher Siege,
Ganz in Deiner Herrlichkeit!" —

hieß die letzte bittende Strophe der Cantate, und es ließ sich nicht vergebens rufen, das große Marbacher Kind — ein Ruck! und von Meister Pelargus Hand gezogen, fiel die graue Hülle: da stand er, der Unsterbliche. Böllerschüsse und das Läuten der Schiller-Glocke auf dem Alexander-Thurme begleiteten den Moment, in welchem tiefes, ehrfurchtsvolles Schweigen über der Menge ruhte.

Professor J. G. Fischer, der um alles Schiller-Bestreben in Stuttgart wie in Marbach hochverdiente Mann, bestieg die Rednertribüne, um — seine vierundzwanzigste Schiller-Rede zu halten. Die vierundzwanzigste! gewiß keine leichte Aufgabe — und doch, mit welcher Begeisterung das hier zu den Füßen des Dichters geschah!

Freilich, die Einleitung war eine tief-wehmüthige — sie galt dem Andenken desjenigen, welcher nicht mit Augen vollendet sah, was sein Geist und seine Hand geschaffen, des so früh verstorbenen, talentvollen Bildhauers Ernst Rau.

„In das erhebende Gefühl, das uns beim Anblicke des Dichterbildes erfüllt, von welchem soeben die Hülle gefallen, mischt sich ein Schatten tiefer Wehmuth, denn der Mann, der zu dem Rufe: „Freude hat mir Gott gegeben', heute das erste Recht hätte, weil seiner kunstreichen Hand diese kraftvolle jüngste Schiller-Statue entsprang, hat sich niedergelegt, um nie mehr zu schauen, was er ersann und bildete. Wir können ihm nur eine Thräne des Dankes nachweinen, aber beglänzt von dem Ruhme, den er sich selbst geschaffen hat."

Schön und würdig legte der Redner dann in herzbewegenden Worten Schiller's Bedeutung auf's Neue dar, dankte den drei gekrönten Häuptern, dem deutschen Kaiser, dem Könige von Württemberg und dem Könige von Baiern, und all' den vielen Spendern aus Nähe und Weite, welche zum Gelingen des Werkes beigetragen, und endlich der Stadt Marbach.

Rauschender Beifall folgte den warmen Worten; dann wurde, nach Absingung eines Schillerliedes, das Denkmal der Obhut der Stadt übergeben, und nachdem Mendelssohn's „Festgesang an die Künstler" verklungen war, traten die Festjungfrauen an das Denkmal, um ihre Kränze niederzulegen, wobei eine von ihnen ein kurzes Gedicht sprach.

Einer sinnigen, stillen That darf nicht vergessen werden. Oberamtsrichter Ganzhorn aus Neckarsulm hatte einen Strauß Blumen vom Grabe von Schiller's Mutter an den Stufen des Standbildes niedergelegt. Erst bei dem Festessen wurde diese „That" durch die hübschen Verse des „Dichterfreundes" bekannt:

„Was da von des Frühlings Zier
Grabentsprossen ward gefunden,
Strauch und Blumen — sei gewunden,
Und gelegt zu Füßen Dir!

An der Wiege Stätte heut,
Da des Volkes Dank Dich ehret,
Sei auch ihr, die Dich genähret,
Ein Gedächtniß still geweiht!

An dem Mal im Frühlingsglanz
Strahlend, zum Gedenken Deiner,
Herrlicher, Erhabner, Reiner,
Sieh' der Mutter Blumenkranz!"

Die Schillerstatue zu Marbach, deren Abbildung die „Gartenlaube" bereits in Nr. 19 gebracht, ist eine in jeder Beziehung gelungene, was Entwurf wie Ausführung anbelangt. Berichtigend muß hier noch hinzugefügt werden, daß nicht Professor Dollinger, wie dieses Blatt fälschlich in der Unterschrift zum Denkmal angegeben, sondern Pelargus die Statue nach Rau's Entwurf ausgeführt hat. Der Bildhauer hat Dannecker's Kolossalbüste seinem Schillerkopf zu Grund gelegt. Die Auffassung ist eine schlichte, aber würdige; hier ist der Mensch Schiller mit dem Dichter auf's Wohlthuendste vereint.

Der „erzene" Schiller dankt seine Entstehung dem eben erwähnten kunstreichen Meister Pelargus zu Stuttgart. Als der jetzt im besten Mannesalter stehende Meister kaum dem Knabenalter entwachsen war, wohnte er der Enthüllung des Stuttgarter Schiller-Denkmals bei, und als die Hülle desselben fiel und die Glockenklänge über die Stadt hinbrausten, da fiel auch ein zündender Gedanke in den jungen Kopf. „O, daß Du auch einmal so etwas schaffen dürftest — einen Schiller!" Sprach's und ging, um Kunstgießerlehrling zu werden, und ward ein Meister. Welch einer, sagt sein Werk zu Marbach, die Erfüllung seines glühendsten Wunsches.

Die Statue erhebt sich auf einem Piedestal, dem Werk des Professors Dollinger. Zum Steinsockel, der äußerst styl- und geschmackvoll ist, führen mehrere Stufen, welche unten von einem eisernen Gitter, dessen vier Ecken Steinvasen schmücken, abgeschlossen werden.

Die scharfen Kanten des Postaments tragen vier tragische Masken; die flachen Seiten zeigen vier Felder mit Städtenamen, die für Schiller bedeutungsvoll waren, und entsprechende Inschriften, von denen zwei des Dichters eigenen Werken, eine denjenigen Goethe's entnommen.

Auf der Vorderseite: „Marbach — Stuttgart“.

Friedrich Schiller,
geb. 11. Nov. 1759, gest. 9. Mai 1805.

Auf der Rückseite: „Mannheim“.

„Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Und hebt es staunend himmelwärts.“

Auf der einen Seite: „Weimar“.

„Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

Auf der entgegengesetzten Wand: „Jena“.

„Hier ist ewige Jugend bei nimmer versiechender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst Du die goldene Frucht.“

Bei dem Festessen, an welchem nebst einer großen Anzahl von Ehrengästen Herr von Gleichen, der Enkel des Verherrlichten, wie die Schwiegertochter Schiller's, die Frau des Oberförsters Karl Schiller und deren Schwiegertochter, die Gattin des Majors von Schiller, Theil nahmen, fehlte es nicht an schwungvollen Trinksprüchen, Telegrammen aus Nah und Ferne und fröhlicher Laune. Am Nachmittage hatte sich auf der Schillerhöhe ein buntes Volkstreiben entwickelt; die Sonne kam sogar für kurze Zeit hinter der grauen Wolkenschicht hervor, und als der Tag sank, übergoß das Abendroth den Himmel, die Flur und das Bild auf der Höhe mit Purpurlicht.

E. Bely.

Blätter und Blüthen.

Mutter und Kind — Frau von Estorff und ihre Tochter Agnes (vergl. Gartenl. 1875, S. 472) — haben sich endlich, nach vierzehn Jahren, wiedergesehen. An dem Tage, an welchem die junge Mutter die Feier des ersten Geburtsfestes ihres Kindes stillselig vorbereitete, wurde es ihr und sie ihm entrissen, und als der Reise entgegenblühende Jungfrau lag dieses Kind beim Wiedersehen in ihren Armen. Der Aufenthalt des Herrn von Estorff mit seiner Tochter war längst durch die „Gartenlaube“ erforscht, dem edlen Eifer unseres kaiserlich deutschen Gesandten in der Schweiz, des Herrn Generallieutenants von Roeder, gelang es aber erst mit Anwendung der ihn auszeichnenden Energie, der Mutter den Weg zur Tochter zu öffnen. Es läßt sich denken, von welcher Sehnsucht vor dieser Aussicht die so lange unglückliche und noch immer nicht glückliche Mutter von Mergentheim nach Basel und von Basel nach Vevey am Genfer See getrieben wurde, wo Herr von Estorff krank darnieder liegt.

„Das Wiedersehen selbst,“ so schreibt uns Frau von Estorff, „dieses Wiedersehen zwischen mir und Agnes war selbstverständlich besonders für mich so erschütternd, wie es sich nur empfinden, nie beschreiben läßt.“ Es war durch die Cantonsbehörde in die Macht des Herrn Gesandten gelegt, der Mutter die Tochter ohne Weiteres zu übergeben, da man aber das Kind, auf dessen Bitte, bei dem kranken Vater vor der Hand noch lassen wollte, um für die Zukunft allen bitteren Gefühlen, die der Zwang verursachen könnte, bei der Tochter vorzubeugen, so wurde durch die deutsche Gesandtschaft ein Vertrag zwischen den geschiedenen Eltern des Kindes festgesetzt, kraft dessen der Vater sich verpflichtete, der Tochter in keiner Weise hinderlich zu sein, den Verhältnissen nach mit der Mutter in steter Verbindung zu bleiben und ihr allmonatlich von ihrem Aufenthalte und Ergehen Kenntniß zu geben; ebenso verpflichtete Herr von Estorff sich, der Tochter eine standesgemäße Erziehung auf seine Kosten geben zu lassen. Frau von Estorff verpflichtete sich dagegen, dem Vater die Tochter, so lange er ihrer Hülfe bedürfe, zu lassen und sie ihm nicht zu entfremden.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß der deutsche Gesandte zu den amtlichen Schritten gegen Herrn von E. mehr durch einen Gefälligkeitsbeweis der Cantons-Regierung von Waadtland, als durch einen Rechtsact autorisirt wurde, weil die deutschen Behörden keine Abschrift von den angeblich in Oesterreich verloren gegangenen Original-Urtheilen der deutschen Gerichte gegen Herrn von E. erlangen konnten; ebendeshalb sah sich die kaiserl. Gesandtschaft auf Das beschränkt, was sie diplomatisch zu erreichen vermochte. Am schwersten empfindet Frau von E. den Verlust der Originale der entscheidenden richterlichen Urtheile gegen Herrn von E. in Bezug auf ihr von Herrn von E. ihr vorenthaltenes Vermögen; gerichtlicher Zwang ist aber unter solchen Umständen gegen ihn ausgeschlossen. Der Verlauf dieses Processes vor den österreichischen Gerichten verdient eine strenge Prüfung, welcher wohl ein deutscher Jurist ihn unterzieht; hier haben wir nur bekannt zu machen, daß die österreichischen Gerichte die ihnen von 1862 bis 1869 eingesandten Original-Urtheile, Documente, Briefe, Photographien u. dgl. an die deutschen Behörden bis jetzt noch nicht wieder haben zurückgehen lassen.

Der dadurch unwiederbringlich gewordene Vermögensverlust zwingt Frau von Estorff, noch immer die Hoffnung auf eine ihrem sprachlichen und gesellschaftlichen Wissen und Können entsprechende Stellung zu hegen; als Gesellschaftsdame würde sie ihre feine Bildung in höheren Kreisen am besten verwerthen können.

Eine Weckuhr gegen Kohlengasvergiftung im Schlafe. In der guten, alten Zeit, als die Gifte noch in der Politik eine große Rolle spielten, führten die Fürsten auf ihren Reisen und Feldzügen Trinkbecher aus Rhinoceroshorn mit sich, die in dem Rufe standen, sogleich in Stücke zu zerspringen, wenn Jemand Gift hineinthue. Im Dresdener historischen Museum befinden sich ein Paar solcher „Giftpokale“, von denen der eine ein Geschenk der Kurfürstin Magdalena Sibylla an Johann Georg den Zweiten und der andere ein solches des Leibarztes Dr. Gangland sein soll. Es war in alten Zeiten doppelt gefährlich, vergiftet zu werden, denn starb man nicht am Gifte, so konnte man leicht durch die ärztliche Behandlung um's Leben kommen; denn diese bestand darin, daß man den Vergifteten mit den Beinen an die Zimmerdecke hing, damit das Gift aus Augen, Nase und Mund herauslaufen könnte, wenn man nicht vorzog, zur Erleichterung dieses Auslaufens dem Kranken auch noch ein Auge auszustechen, wie es dem nachmaligen deutschen Kaiser Albrecht dem Ersten geschehen war, als er sich auf dem Reichstage von Nürnberg (11. November 1295) vergiftet glaubte.

An jene giftwarnenden Becher, die natürlich ebenso wie die erwähnte barbarische Cur dem Gebiete des Aberglaubens angehören, erinnert mich eine elektrische Klingel gegen Kohlengasvergiftung, welche ein englischer Physiker, Ansel, neuerdings empfohlen hat, deren Idee aber, wenn ich mich recht erinnere, von einem deutschen Chemiker herrührt. Dieser getreue Eckhard und automatische Schutzengel der Schlafenden beruht darauf, daß das giftige Kohlengas in ein ringsgeschlossenes Gefäß mit poröser Thonwandung schneller eindringt, als die in demselben befindliche atmosphärische Luft austreten kann. Es entsteht daher in einem solchen Gefäße vorübergehend ein Ueberdruck, der das Quecksilber eines U-förmigen Glasröhrchens aus dem Gleichgewichte bringt und aus dem mit obigem Gefäße in Verbindung stehenden Schenkel in den anderen, freien treibt. Dort steigend schließt es durch Berührung eines über dem Gleichgewichtsniveau befindlichen Platindrahts einen galvanischen Strom, der sofort ein Läutewerk in Thätigkeit setzt, ganz wie bei dem im Jahrgang 1874 dieses Blattes, Seite 813, beschriebenen Alarmthermometer. Wir thun des Apparates als eines Exempels menschlicher Erfindungsgabe Erwähnung, nicht aber weil wir von seiner allgemeinen Einführung die Verminderung der Kohlengasvergiftungen erwarten. Denn hiergegen halten wir ein polizeiliches Verbot aller Ofenklappen für das einfachste und beste Mittel.

C. St.

Eine deutsche Humanitätsbestrebung im Auslande. Wir sind immer erfreut, wenn wir über eine frische Bethätigung deutschen Lebens und Strebens im Auslande berichten können. Hierzu giebt uns diesmal das an deutschen Elementen nicht arme Antwerpen eine willkommene Veranlassung. Unsere dortigen Landsleute haben in zugleich nationaler und kosmopolitischer Humanität zum Besten der Ueberschwemmten in Deutschland und Belgien am 20. und 22. April im vlämischen Stadttheater von Antwerpen zwei echt deutsche Stücke, „Hans Lange“ von Paul Heyse und „Doctor Wespe“ von Roderich Benedix, unter der Mitwirkung von Frau Polyxena Rocke, Fräulein Toni Jenke und Fräulein Louise Hagen, Alle von der Mannheimer Hofbühne, zur Aufführung gebracht.

Es ist ein gewagtes Unternehmen für Theaterliebhaber, auf öffentlicher Bühne neben erprobten und berühmten Künstlern aufzutreten, aber die Antwerpener Dilettanten haben sich, wie uns von competenter Seite geschrieben wird, mit seltenem Geschicke, ja mit unbestrittenem Erfolge dieser schwierigen Aufgabe entledigt. Fast die ganze deutsche Colonie Antwerpens wohnte den Vorstellungen bei. Auch mancher Flamländer hatte sich eingefunden. Der Stadtrath sandte einen besondern Deputirten mit dem Auftrage, den Deutschen seine Sympathien für das von ihnen unternommene Werk auszusprechen.

Der Reinertrag der Vorstellungen, zusammen mit den eingesammelten Beträgen, beläuft sich auf ungefähr 2700 Franken, von denen die Hälfte nach Deutschland an die Nothleidenden in Ingelheim und die andere Hälfte für Belgien nach Lüttich an die in dortiger Umgegend durch Ueberschwemmung Heimgesuchten gesandt worden ist.

Zur Beachtung. Der Schluß des Artikels „Die Corruption des amerikanischen Beamtenthums“ erfolgt in der nächsten Nummer.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

No. 23. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

26.

In der Residenz wußte man sich seit langen Jahren keines Ereignisses zu erinnern, das alle Menschen so furchtbar aufgeregt und in peinlicher Spannung erhalten hätte, wie die Explosion im Thurme, welcher, außer dem Commerzienrath, auch der Müller Franz zum Opfer gefallen war.

Zwei Tage waren seitdem verstrichen, und in diesen zweimal vierundzwanzig Stunden wandelte sich allmählich die bestürzte Klage, das Bejammern des verunglückten reichen Mannes in dumpfe, erschreckende Gerüchte, die vorzüglich die Geschäftsleute, den Handwerkerstand alarmirten — da stand ja der Name des Millionärs noch mit vielen Tausenden rückständig in den Büchern. Der Commerzienrath hatte alle die neuen Bauten und Verschönerungen auf seiner Besitzung Baumgarten in Accord gegeben, und demzufolge war von seiner Seite bis zu dem Unglückstage nur ein Bruchtheil der Forderungen berichtigt worden. Und nun ging der Ausspruch, den der Ingenieur schon beim ersten Anblick der entsetzlichen Zerstörung rückhaltslos gethan, bestätigt und bekräftigt durch andere Sachverständige, von Mund zu Mund, und die bisher vollkommen zuversichtlichen und vertrauensseligen Lieferanten und Arbeiter mußten sich nothwendig fragen, wie und wozu das Dynamit in den Weinkeller des Commerzienraths von Römer gekommen sei, just unter die Räume, die alle seinen Besitzstand documentirenden Papiere und Bücher umschlossen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Vertrauliche Briefe aus Berlin sprachen von immensen Verlusten, die der Commerzienrath, um dessen entsetzlichen Tod dort noch Niemand wußte, bei den neuesten, rasch aufeinanderfolgenden Concursen erlitten haben müsse. Zwar hatte er es, wie selten ein Speculant, verstanden, vertraute Mitwisser von seinen Unternehmungen fernzuhalten; nicht einmal der frühere Buchhalter der Spinnerei, den er nach Verkauf derselben als Secretär beschäftigte, hatte einen Einblick in seine Börsenmanipulationen gehabt. Der reiche Mann war ferner im Besitz jener glücklichen Begabung gewesen, welche hinter einer stets aufgescheuchten undurchdringlichen Wolke funkelnden Goldstaubes die dunkle Kehrseite der Dinge und Verhältnisse unsichtbar zu machen weiß. Und so wäre es ihm doch vielleicht trotz der Nachricht von seinen Verlusten geglückt, auf immer als Opfer seiner Liebhaberei für das historisch merkwürdige Pulver im Thurmkeller der Burgruine beklagt zu werden, wenn er sich nicht in der Dosis des modernen Sprengstoffes vergriffen hätte — das war die „in den Coulissen gebliebene Lücke, durch die man der Wirklichkeit auf den Leib gehen würde", wie Flora gesagt hatte.

Während sich somit in der Stadt noch eine unausbleibliche Katastrophe lawinenartig vorbereitete, gingen auch im Trauerhause unheimliche Wandlungen vor sich. Am ersten Tage waren alle Befreundeten des Hauses herbeigeeilt, und hatten bei aller Gedämpftheit der Stimmen und Schritte dennoch eine Art von Tumult hervorgerufen; am zweiten dagegen herrschte bereits eine tiefe, schwüle Stille in Erdgeschoß und Beletage, die um so drückender erschien, als die Läden vor den meisten der zertrümmerten Scheiben lagen und nur ein ungewisses, beklemmendes Halbdunkel zuließen. Noch ahnte die Frau Präsidentin nicht, daß nach dem furchtbaren Ereigniß ein zweiter Sturz erfolgen werde; noch concentrirte sich all ihr Sinnen und Denken auf das, was nach dem unrettbar Zerstörten von dem großen Vermögen geblieben und wem es zufallen würde. Mit der ganzen Selbstsucht des Alters gingen ihre Gedanken bereits völlig über den Todten hinweg. Nie war überhaupt das egoistische Element, das die Großmutter und ihre älteste Enkelin in gleichem Grade beseelte, so kraß und nackt hervorgetreten, wie in diesen Tagen der Heimsuchung.

Flora hatte der Präsidentin sofort nach der Entscheidung in kurzen Worten angezeigt, daß sie ihr bräutliches Verhältniß zu Doctor Bruck gelöst habe, ohne die Motive zu diesem Entschluß auch nur zu berühren, und die alte Dame war nichts weniger als wißbegierig gewesen — sie hatte, für einen Moment aus ihrem fieberisch angestrengten Grübeln und Brüten aufgeschreckt, halb blöde emporgesehen und sich mit einem Achselzucken begnügt. Wie wenig bedeutend erschien diese Schicksalswendung im Leben der Enkelin neben der Tragödie, die eine hochgestellte, verwöhnte Frau plötzlich aus wahrhaft fürstlichem Luxus in die beschränktesten pecuniären Verhältnisse zurückzuschleudern drohte! Dann hatte sich Flora in ihre Zimmer zurückgezogen; unter dem Vorwande heftigen Unwohlseins war sie allen Condolenzbesuchen ausgewichen und hatte den ganzen ersten Tag mit Ordnen und Umpacken ihrer Effecten verbracht.

Im Souterrain aber, dem Aufenthalte der Lakaien und der Küchenbedienung, herrschte an dem Tage, welcher der lange erwartete und lange vorbereitete Hochzeitstag hatte sein sollen, eine Verwirrung, eine Auflösung alles Bestehenden, wie sie nur ein Haufen fluchtbereiter Menschen hervorbringen kann. Dort

unten hatten die von der Stadt herdringenden Gerüchte bombenartig eingeschlagen, um so mehr, als schon am ersten Morgen nach dem Unglück einige Scharfsichtige unter den Leuten scheu und versteckt darauf angespielt hatten, daß möglicher Weise „doch nicht Alles mit rechten Dingen zugegangen sei". Nun erwartete man jeden Augenblick, die Gerichtscommission in das Haus treten zu sehen — ein Jedes griff nach dem Seinigen, und dabei wurden in der offenstehenden Speisekammer die langen Tafeln voll Kuchen und Torten geplündert und die Bowlen ausgetrunken, die für den Polterabend bestimmt gewesen waren.

Und von dieser Region aus kamen auch der Frau Präsidentin Urach die ersten bestürzenden Anzeichen, daß ihr Regiment in der Villa Baumgarten auch von Anderen als beendigt angesehen werde. Während sonst auf ihren ersten Klingelzug die Betreffenden herbeigestürzt waren, mußte sie wiederholt schellen, ja, sich zum Rufen bequemen; sie hörte, wie draußen ihr Löwenhündchen, das die Dienerhände bisher als den Abgott der Herrin cajolirt und gehätschelt hatten, unter einem Fußtritte aufschrie — und die Augen, die sie bis jetzt nur in scheuer Ehrfurcht niedergeschlagen gekannt hatte, sahen wie herausfordernd in ihr strenges Gesicht.

Von dieser Wandlung der äußeren Verhältnisse wurden die Bewohner der Beletage nicht berührt. Henriette hatte sich stets gütig und nachsichtsvoll gezeigt — für die Dienerschaft war die kleine, gebrechliche Gestalt immer ein dem Tode geweihtes Kind gewesen; man war gewöhnt, in ihrer Nähe lautlos auf den Zehenspitzen zu gehen und nur mit sanftgedämpfter Stimme zu ihr zu reden, und in diesen Rücksichten erschöpfte man sich heute doppelt, da ja „der Herr Hofrath" gesagt hatte, daß es bedenklich um die Kranke stehe.

Ja, sie lag droben im Wohnzimmer, fast nur noch kenntlich an den wunderschönen blauen Augen — wunschlos und willig den lebensmüden Leib der dunklen Gewalt endlich überlassend, die ihr seit Jahren, Schritt für Schritt, auf den Fersen gefolgt. Sie war sich vollkommen bewußt, daß sie sterben müsse; sie hatte alle schreienden Farben, mit denen sie sich stets einen Schein von Gesundheit und Jugendblüthe zu erborgen gesucht, nunmehr mit Abscheu von sich gewiesen. Wie in Schnee gebettet, lag sie in den weißen Kissen und Decken, unter der weich herabfließenden Mullgardine. Es blieb ihr erspart, den flüchtigen Fuß von der heimischen Schwelle zu wenden, und, Flora's Programm gemäß, in der Schloßmühle ein Asyl zu suchen. Sie ging, noch ehe das Gericht im Namen des Gesetzes, im Namen der geängstigten Gläubiger seine Hand auf die Reste eines in alle Lüfte zerstobenen märchenhaften Reichthums legte; sie ging, ohne noch hören zu müssen, daß das Brandmal eines schweren Verbrechens das Andenken ihres Schwagers verunehre, dessen fürchterliches Ende auch zugleich die schwache Wurzel zerrissen hatte, mit welcher sich das zarte, so lange angefeindete Mädchendasein noch an die Erde festgeklammert.... Und was sie stets so heiß gewünscht, es erfüllte sich nun doch noch: sie wurde bis zum letzten Athemzuge von den Augen ihres Arztes behütet; er hatte ihr gesagt, daß er bei ihr bleiben und nach L.....g nicht eher gehen werde, als bis es „besser um sie stehe". Nun war sie wieder so unaussprechlich glücklich, wie sie es im Fremdenzimmer der Tante Diakonus gewesen: Doctor Bruck pflegte sie, und ihm zur Seite stand Käthe — die beiden Menschen, die sie auf Erden am meisten geliebt hatte.

Käthe erholte sich rasch. Schon am Nachmittag des zweiten Tages war sie aufgestanden. Die schmale, um den Kopf gelegte Binde und die über den Rücken hinabhängenden Flechten, die ihrer Schwere wegen nicht über der Stirn liegen durften, erinnerten daran, daß sie Reconvalescentin sei, sonst aber hätte wohl Niemand geahnt, daß der fürchterliche Stoß der Explosion diese schlanke Mädchengestalt weithin geschleudert und mit erstickenden Wassermassen überschüttet habe, daß sie verloren gewesen wäre, wenn nicht das Auge der Liebe sie gesucht. Ihre Haltung war kraftbewußt und energisch wie vorher, und die ihr eigene Sammlung und Sicherheit in ihr ganzes äußeres Wesen zurückgekehrt, wenn es auch stürmisch genug in ihrer Seele aussah. Neben dem tiefen Leid um die sterbende Schwester, um Römer's tragisches Ende, drängte sich ihr die furchtbare Gewißheit auf, daß ihr Schwager und Vormund bei dem grauenhaften Vorgang nicht ohne Schuld gewesen sei — auf eine derartige Andeutung, die sie angstvoll gegen Doctor Bruck gemacht, hatte er nicht vermocht „nein" zu sagen. Er war still und schweigsam wie immer. Das erheischte schon Henriettens Zustand, aber es lag etwas eigenthümlich Feierliches in dieser Verschlossenheit, von welcher auch die Tante Diakonus angesteckt zu sein schien.

Die alte Frau war in den Nachmittagsstunden des ersten Tages, nach einer leise geführten Unterredung mit dem Doctor, verweint und doch unverkennbar freudig bestürzt, aus dem Cabinet gekommen, das an Henriettens Schlafzimmer stieß, und hatte sich dann verabschiedet, um Betten und Möbel aus dem Hause am Flusse in die Stadtwohnung des Doctors schaffen zu lassen, wohin sie einstweilen mit ihrer Freundin übersiedeln sollte, bis die Reparaturen an dem verwüsteten Doctorhause vollendet seien. Sie hatte mit keinem Laute verrathen, was in ihr vorgehe, aber sie hatte die Villa verlassen, um nur dann und wann, Henriette's wegen, für einige flüchtige Augenblicke vorzusprechen, wobei sie augenscheinlich bestrebt war, einer Begegnung mit Flora auszuweichen.

Die schöne Braut war auch nur ein einziges Mal in der Beletage erschienen, um nach der Schwerkranken zu sehen, just zu der Zeit, wo sich Doctor Bruck in Folge einer dringenden Aufforderung zum Fürsten begeben hatte. Es war zu sonderbar und verletzend, daß sie, Henriettens Salon passirend, an Käthe's Lager vorüberschritt, als sei dort, wo sich die verwundete Schwester zu ihrer Begrüßung aufrichtete, die leere Wand. Sie hatte keinen Blick, kein Wort für „die Jüngste" und vermied es, durch den Salon zurückzukehren, indem sie sich von der Kammerjungfer die direct in den Corridor führende Thür des Schlafzimmers aufschließen ließ. Zu alledem berichtete Nanni mit zweideutiger Miene, daß das gnädige Fräulein drunten sich zur schleunigen Abreise rüste.

Es war Käthe so schwer beängstigend zu Muthe, als starrten sie aus allen Zimmerecken dunkle Räthsel an; sie wähnte den Plafond, selbst den Himmel über ihrem Haupte nicht mehr sicher, weil alles Bestehende der stattgehabten entsetzlichen Erschütterung nachstürzen müsse.

Einigemal im Laufe des Tages kam auch die Präsidentin herauf, eine schwarze Krepphaube über dem verstörten Gesichte, und treulos verlassen von der kühlen, stolzen Ruhe eines wohlgeschulten Geistes, der sich, wie sie stets behauptet, gerade in schlimmen Lebenslagen am glänzendsten bewähren müsse. Sie hatte nur Thränen und ein krampfhaftes Händeringen für die „fürchterliche Situation", in welche mit einem Schlag alle Bewohner der Villa geschleudert waren. Die erschöpfte Kranke athmete stets auf, wenn der letzte Zipfel des schwarzen Wollkleides der Großmama hinter der Thür verschwand.

Es war am Morgen des dritten Tages nach dem Ereignisse, als die alte Dame plötzlich die Thür des rothen Studirzimmers aufriß und, ein Zeitungsblatt in der Hand, über die Schwelle wankte. Flora war eben beschäftigt, Etiketten für ihre Effecten zu schreiben; sie erhob sich und trat ahnungsvoll auf die Großmama zu, die in einen Armstuhl sank.

„Meine viertausend Thaler!" stöhnte sie. „Kind, Kind, ich bin von Schurken betrogen um mein Bischen Hab und Gut, um das kärgliche Erbe, das mir der Großpapa hinterlassen hat.... Meine viertausend Thaler, die ich behütet habe wie meinen Augapfel —"

„Nein, Großmama, bleibe bei der Wahrheit, sage lieber, Deine viertausend Thaler, mit denen Du allzu sanguinisch und leichtgläubig speculirt hast!" fiel Flora in unerbittlichem, hart strafendem Tone ein. „Wie habe ich Dich gewarnt! Aber da wurde ich ausgelacht und verhöhnt, weil ich meine wohlgesicherten Staatspapiere nicht auch ‚mit arbeiten' ließ. Das Etablissement, bei welchem Du Dich betheiligt, hat fallirt?"

„Eclatant! Schurkisch! Da lies! Ich glaube, nicht fünfzig Thaler bleiben mir," rief die Präsidentin mit brechender Stimme und schlug die Hände vor das Gesicht. „Nur Eines fasse ich nicht," fuhr sie, wieder emporschreckend, fort, während Flora die bezügliche Nachricht überflog. „Das Blatt bezieht sich auf frühere Mittheilungen; der Sturz muß demnach schon vor circa vier bis fünf Tagen erfolgt sein — und Moritz hat nichts davon gewußt — unbegreiflich."

„Sollte das nicht mit dem ausgebliebenen Börsenblatte zusammenhängen?" —

„Ah — Du meinst, unser armer Moritz habe mir während der Hochzeitsfeier den Schrecken ersparen wollen und das Blatt confiscirt? Ach, ja — jedenfalls! Und er hätte mir auch den Schaden ersetzt, ich weiß es — war er es doch selbst, der mir die Sache eingeredet hat.... O mein Gott, das ist ein Gedanke von oben. Nöthigenfalls kann ich's beschwören, daß Moritz mich zu dem Unternehmen verleitet hat. Wie — sollte ich nicht darauf hin doch vielleicht Anspruch auf Ersatz aus der Erbschaftsmasse haben?"

Flora warf die Zeitung auf den Tisch; sie, die in allen Fällen rücksichtslos Vorgehende, war doch einen Augenblick in Verlegenheit, wie sie ihre Worte, diesen unzerstörbaren Illusionen gegenüber, zu wählen habe. Sie hatte bis zur Stunde geschwiegen, voraussetzend, daß sehr bald einer der guten Freunde die Mission der Aufklärung übernehmen werde, aber die guten Freunde waren ja schon gestern ausgeblieben; es ließ sich keiner mehr blicken — und nun mußte sie es selbst thun; sie durfte doch nicht zugeben, daß sich ihre Großmama mit dieser beispiellosen Zuversicht und Harmlosigkeit vor aller Welt blamire.

„Großmama," sagte sie mit gedämpfter Stimme und legte die Hand auf den Arm der alten Dame; „es fragt sich vor allen Dingen, wie hoch sich diese Erbschaftsmasse beziffern wird."

„O Kind, sieh Dich um, sieh nur zum Fenster hinaus, und Du wirst wissen, daß man den Abzug meiner viertausend Thaler an dem Nachlasse kaum merken wird. Mag auch das ungeheure Capitalvermögen, mit welchem Moritz operirte, unwiederbringlich verloren sein, weil alle darauf bezüglichen Bücher und Documente vernichtet sind, die Liegenschaften und anderen Werthobjecte, die er hinterlassen, repräsentiren immer noch einen Besitz, den man reich, ja glänzend nennen darf" — ein tiefer, schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust. — „Ich wollte Gott danken, wenn ich den unbestrittenen Anspruch an diese Erbschaft hätte."

Flora zuckte die Achseln. „Wer weiß, ob Du sie antreten würdest —"

Die Präsidentin fuhr empor. „Bist Du toll, Flora? So schwach ich auf meinen Füßen bin, ich wollte stundenweit laufen, ich wollte wochenlang hungern und dursten und kein Auge schließen, wenn ich mir dadurch die Ansprüche der Universalerbin erringen könnte. — Sollte man es glauben, daß das Geschick so teuflisch, so grausam ironisch sein könne? Ich, ich in meiner Stellung, muß mich hinausstoßen lassen aus dem Hause, das seinen Glanz, sein aristokratisches Air mir einzig und allein verdankt, und sie, eine ganz obscure, alte Person, die jetzt noch ahnungslos altes Leinen für Fremde flickt, die es ihr Lebenlang nicht besser gewußt und gehabt hat, sie wird sich hier breit machen."

„Darüber brauchst Du Dich nicht zu alteriren, Großmama — die alte Tante am Rhein erbt so wenig wie Du —"

„Ah, so treten doch noch andere Erben auf?"

„Ja — die Gläubiger."

Die Präsidentin taumelte unter einem scharfen Aufkreischen in den Armstuhl zurück.

„Still! Ich bitte Dich, mache keine Scene!" murmelte Flora. „Drunten im Souterrain giebt es Leute, die das noch viel besser wissen als ich; sie sind im Begriff, das Haus zu verlassen, wie die Ratten das sinkende Schiff. Ich kann und darf es Dir nicht länger verschweigen, wie die Sachen stehen. Jetzt heißt es au fait sein, wenn wir uns, als die Düpirten, nicht unsterblich lächerlich machen wollen." — Sie zog die schwarze Kreppwolke um Kinn und Hals der alten Dame in die gehörige Faltenordnung und steckte die mit einer einzigen wilden Handbewegung völlig zerstörten weißen Lockenpuffen wieder auf. „So darf Dich Niemand sehen, Großmama," sagte sie streng. „Wir müssen uns so rasch wie möglich mit Haltung und Ruhe aus der Affaire ziehen — sie ist zu gemein und entehrend; darüber waltet kein Zweifel mehr, daß die Explosion ein Verzweiflungsact — auf deutsch gesagt: ein Schurkenstreich — von Seiten Römer's gewesen ist."

„Der Elende! Der infame Betrüger!" schrie die Präsidentin aufspringend — die wahnsinnige Aufregung ließ sie plötzlich im Zimmer hin- und herlaufen, als sei ihr ein Räderwerk in die schwachen Füße gekommen.

Flora deutete nach dem einen Fenster, vor dessen zerschlagenen Scheiben keine schützende Jalousie lag. „Bedenke, daß man Dich draußen hört!" warnte sie. „Seit dem Morgengrauen schleichen Geschäftsleute um das Haus; die Aufregung in der Stadt soll grenzenlos sein; es sind Leute, welche die Angst um ihr Geld aus den Federn getrieben hat. Was wir während des letzten halben Jahres in unserer großen Wirthschaft gebraucht haben, steht noch in den Büchern der Lieferanten. Der Fleischer hat sich sogar in das Haus hereingewagt und in dreister Weise gefordert, daß man Dich wecken möchte, er habe mit Dir zu reden. Jedenfalls will er versuchen, von Dir, weil Du dem Haushalt vorgestanden, die ihm schuldigen sechshundert Thaler zu erpressen, ehe die Gerichte einschreiten. Er ist frech genug gewesen, meiner Jungfer zu sagen, die Damen des Commerzienrathes hätten ja auch mitgegessen."

„Pfui, in welchen Sumpf hat uns jener erbärmliche Wicht gelockt, um sich dann feig aus dem Staube zu machen!" rief die Präsidentin, halb erstickt vor Grimm und Erbitterung, und zog sich instinctmäßig von dem offenen Fenster zurück. Sie rang die Hände. „Gott im Himmel, welche entsetzliche Lage! Was nun thun?"

„Vor allen Dingen einpacken, was uns mit Fug und Recht gehört, und das Haus räumen, wenn wir nicht wollen, daß unser Eigenthum mit versiegelt werde; da könnten wir wohl lange warten, bis es uns zurückgegeben würde! Ich bin eben im Begriff, hinauszugehen und meinen" — sie unterbrach sich mit einem schneidenden Lachen — „meinen Trousseau in Kisten und Koffer zu bringen. Dann will ich mit den Leuten das Hausinventar aufnehmen, und wenn Du nicht selbst die Uebergabe vollziehen willst —"

„Nun und nimmermehr —"

„Dann mag es die Wirthschaftsmamsell thun; wir haben Grund genug, krank zu sein." Sie nahm den Schlüssel zu dem Zimmer, in welchem der Trousseau aufgestellt war, aus ihrem Schreibtisch, während die Präsidentin mit verzweifelnd gen Himmel gehobenen Armen davonstürzte, um das Ihrige vor den Gerichtssiegeln in Sicherheit zu bringen.

27.

Ueber den Baumwipfeln des Parkes wehte die Morgenluft und zog durch das weit offene Fenster; sie trug ein traumhaftes, halbverlorenes Wasserrauschen vom fernen Fluß her in die Kirchenstille des Schlafzimmers und hauchte das weiße Gesicht der schlummernden Kranken mit Reseda- und Levkoyendüften an. Und das rothe wilde Weinlaub, das draußen den Fensterrahmen umkränzte, bebte im leisen, sammetweichen Zugwind; es sah aus, als habe er die dreifingerigen Purpurblätter im Vorüberstreifen gepflückt und über die weiße Bettdecke und das gelöste aschblonde Haar hin verstreut und die blassen Hände in das kühle Laub wohlig vergraben. Henriette hatte sich die Blätter pflücken lassen „als letzte Grüße des Sommers, der sich nun auch zur Wanderschaft anschicke."

Käthe saß am Bett und behütete den Schlaf der Schwester. Sie hatte selbst das dreist herbeifliegende Rothschwänzchen, das gewohnt war, Kuchenkrümchen auf dem Fenstersims zu finden, mit einer angstvollen Handbewegung fortgescheucht; sein zartes Gezwitscher klang fast erschreckend in das bange Schweigen, das dem Ohr jeden schwachen Athemzug hörbar machte, unter welchem sich die schmale Brust der Kranken in beängstigend langen Zwischenräumen hob. Doctor Bruck hatte seine Patientin für eine halbe Stunde verlassen müssen; der Fürst bestand darauf, den Arzt, der ihn nach so vielen fehlgeschlagenen Curen in kurzer Zeit vollkommen hergestellt hatte, bis zu dessen Abreise als Berather täglich zu empfangen. Und so war Bruck gegangen, die günstige Schlummerstunde benutzend, wo Henriette ihn nicht vermißte.

Die Kammerjungfer hatte sich mit einer Näharbeit hinter die Bettgardine postirt, um nöthigenfalls bei der Hand zu sein; sie sah dann und wann verstohlen zu dem regungslosen jungen Mädchen dort im Armstuhl hinüber. Drunten im Souterrain hatten sie vorhin davon gesprochen, daß „das Fräulein aus der Mühle" bei „dem Streich des gnädigen Herrn" am schlimmsten wegkomme, und sie meinte nun, ein Menschenkind, dem eben eine halbe Million aus der Hand geschlüpft sei, müsse doch ganz anders verzweifelt aussehen, als die junge Dame, die, den Verband über der Stirn

und ihre schönen Glieder in ein weiches, weißes Morgenkleid gehüllt, traurig ernst, aber still gefaßt, wie eine Statue in ihrer aufmerksam beobachtenden Stellung verharrte. „So jung und so gesetzt, so frischblühend und lebenstrotzend, und doch so wenig für die Welt und alle ihre guten Dinge!" meinte die Beobachterin in ihren Zofengedanken weiter — da war die schöne Dame klüger, die jetzt drüben ihren Trousseau einpackte; sie brachte vor allen Dingen ihre Sachen in Sicherheit; sie hetzte ihre Jungfer treppauf, treppab nach jedem Taschentuch, das sich in die Hauswäsche verirrt hatte und mit gepackt werden sollte — sie wollte Nichts, auch gar Nichts verlieren. Und so schlau und energisch hatte sie immer für sich gesorgt, und drum war sie auch die Reiche, „der kein Härchen gekrümmt wurde," in der Familie geblieben. Nun reiste sie mit ihren Koffern und Kisten dem Bräutigam voraus nach L . . . . . g und ging allen Schrecknissen, die jeden Augenblick über die Villa hereinbrechen konnten, aus dem Wege. Man hätte sich zu Tode ärgern mögen, daß ihr auch Alles glückte, was sie durchsetzen wollte; sie durfte sich Alles erlauben, und die ganze Welt hieß es gut und recht. Und jetzt wurde auch noch im Trousseau-Zimmer so laut gepoltert, daß die Kranke aus dem Schlafe aufschreckte.

„Das gnädige Fräulein kramt drüben und packt ihre Sachen," sagte Nanni mit erkünsteltem Gleichmuthe, als Käthe entsetzt emporfuhr und ihre Hände beschwichtigend über die Halberwachte hinstreckte.

Henriettens Salon trennte allerdings die beiden Zimmer, und Flora setzte deshalb jedenfalls voraus, daß man ihr Hantiren im Krankenzimmer nicht hören könne; sonst hätte sie doch sicher das anhaltende Schieben und Umherstoßen der Kisten und Koffer rücksichtsvoller vermieden. Käthe erhob sich, und die nach dem Salon führende Thür hinter sich schließend, ging sie hinüber in das Zimmer, wo gepoltert wurde.

Flora stieß einen leisen Schrei aus — es blieb unentschieden, ob vor Schreck, oder im Aerger über die Störung — als die hohe, weiße Gestalt auf der Schwelle erschien und mit sanft gedämpfter Stimme um Ruhe für die Schlummernde bat.

Die schöne Schwester stand dicht neben dem Ständer, der die Brauttoilette trug. Die weiße Atlasschleppe, von welcher das Kammermädchen die Orangenblüthenbouquets absteckte, um sie in einen Carton zu legen, hing neben ihrer Schulter nieder, und in den Händen hielt sie den Brautschleier, offenbar in der Absicht, ihn zusammenzufalten. Die zerstückte Hochzeitsfeier konnte allerdings nicht schneidender illustrirt werden, als durch diese Gruppe.

„Es thut mir leid; ich habe nicht geglaubt, daß das Aufstellen der Kisten bis zu Henriette hinüberschalle — wir werden vorsichtiger sein," sagte sie kurz, aber doch mit hörbar alterirter Stimme. Ein böses Lächeln stahl sich auf ihre Lippen. „Du schleichst ja so weiß, so lautlos durch das Haus, daß man denken könnte, die Ahnfrau der Baumgarten habe, weil es in der Stammburg mit dem Wandeln aus und vorbei ist, ihr Domicil in der Villa aufgeschlagen. Unheil genug heftet sich an Deine Fersen — wo Du eintrittst, sollte ein rechtschaffener Christ drei Kreuze schlagen."

Sie schickte die Kammerjungfer mittelst einer Handbewegung aus dem Zimmer. „Halt!" rief sie, den Brautschleier fortschleudernd, als Käthe dem Mädchen schweigend folgen wollte. „Wenn ein Funken von Frauenehre in Dir lebt, so stehst Du mir jetzt Rede."

Käthe streifte gelassen die Hand ab, die ihr Kleid festhielt, und trat in das Zimmer zurück. „Ich stelle mich Dir zur Verfügung," sagte sie ruhig und heftete ihre ernsten Augen fest auf das leidenschaftlich erregte Gesicht der Schwester. „Nur bitte ich Dich, nicht so überlaut zu sprechen, damit uns Henriette nicht hört."

Flora antwortete nicht; sie ergriff Käthe's Hand und zog sie in die Nähe des Fensters. „Komm her! Lasse Dich einmal ansehen! Ich muß wissen, wie Du aussiehst, nachdem Du geküßt hast."

Das junge Mädchen wich zurück vor dem frivol funkelnden Blick, der ihr, im Verein mit der leichtfertigen Bemerkung, die tiefe Gluth der beleidigten Scham in das Gesicht trieb. „Als ältere Schwester solltest Du doch Anstand nehmen, einen solchen Ton anzuschlagen —"

„Ei, Du heilige Unschuld! Und ich sage Dir: Als jüngere Schwester solltest Du Dich schämen, Deine Augen auf einen Mann zu werfen, der mit der älteren verlobt ist!"

Käthe stand wie vom Blitz getroffen. Wer hatte in die Tiefen ihres Herzens geblickt und das Geheimniß, das sie angstvoll, mit Aufbietung aller inneren Kraft hinabgedrängt, an das Licht gezogen? Sie fühlte, wie sie sich entfärbte; sie wußte, daß sie in diesem Augenblick wie eine auf dem schwersten Verbrechen Ertappte dastand, und doch brachte sie keinen Laut über ihre blassen Lippen.

„Schau, das böse Gewissen! Man könnte es nicht plastischer darstellen," lachte Flora scharf auf und berührte mit dem Finger die Brust des Mädchens. „Ja, nicht wahr, Schatz, und wenn man es noch so schlau einfädelt, die ältere Schwester läßt sich nicht düpiren? Sie sieht solch einer ‚reinen' Mädchenseele bis auf den Grund; sie verfolgt mit klugem Blick die verschiedenen zarten Regungen von der ersten Blumenspende an, die man mit dem naiven Wunsche, Aufmerksamkeit zu erregen, dem Mann in sein Zimmer legt —"

Jetzt kam Leben in die förmlich versteinerte Gestalt des jungen Mädchens. Unwillkürlich schlug sie die Hände zusammen — es kam ihr vor, als sei, seit sie den Fuß auf den heimischen Boden gesetzt, ihre ahnungslose Seele beschlichen worden, wie das Wild vom Jäger. War es möglich, daß man ihr aus dieser kleinen Nachlässigkeit, die ihr ja selbst Thränen des Verdrusses erpreßt, einen solchen gehässigen Vorwurf machen konnte? Jetzt wallte ein gerechter Zorn in ihr auf.

„Diese Vergeßlichkeit habe ich mir allerdings zu schulden kommen lassen," sagte sie, ihre hohe Gestalt stolz aufrichtend. „Wer Dir aber auch davon gesprochen haben mag —"

„Wer? Er selbst, Kleine."

„Dann bist Du es, die den Vorfall in ein total falsches Licht zieht —"

„Ah, Kind, nimm Dich ein wenig zusammen! Die so lange verhaltene Leidenschaft bricht Dir aus den Augen," rief Flora mit kaltem Lächeln, aber ihre Fußspitze hämmerte in kaum zu bezähmendem Grimm auf dem Parquet. „Also ich lüge? Nicht er, mein Fräulein, indem er sich der Eroberung rühmt?"

Es war abermals, als fliehe jeder Blutstropfen aus dem Mädchengesicht, während sie energisch den Kopf schüttelte. „Nein! Und wenn Du mir das zu tausend Malen wiederholst, ich glaube es nicht. Eher werde ich irre an Allem, was uns das Sittengesetz als gut und recht hinstellt. Er sollte eine Unwahrheit auch nur denken? Er sollte sich, wie nur irgend ein charakterloser Geck, einer Eroberung rühmen? Er, der" — sie unterbrach sich, als erschrecke sie vor ihrer eigenen, leidenschaftlich bewegten Stimme. „Du hast ihn häßlich verdächtigt, als ich hierher kam," setzte sie, sich bezwingend, hinzu. „Damals durfte ich Dir nicht entgegentreten, obgleich ich instinctmäßig sofort für ihn Partei ergriff, aber jetzt, wo ich ihn kenne, leide ich nicht, daß er auch nur mit einem Wort verunglimpft wird. Geradezu unglaublich ist's, daß ich Dir das sagen muß. Wie kannst Du es über's Herz bringen, wie ist es Dir möglich, die Ehre dessen fortgesetzt anzufeinden, der Dir in der Kürze seinen Namen geben wird?"

Flora fuhr bei den letzten Worten herum und maß die Sprechende mit einem ungläubigen Blicke, als traue sie ihren Sinnen nicht. „Entweder Du bist eine Schauspielerin comme il faut, oder — eine Liebeserklärung muß Dir schwarz auf weiß überreicht werden, wenn Du sie verstehen sollst. Du wüßtest wirklich nichts?" Mit einem impertinenten Lächeln, das alle ihre feingespitzten Zähne zeigte, legte sie beide Hände auf Käthe's Arm und schob sie, nach einem durchbohrend dämonischen Aufblicke in die braunen Augen, zornig, heftig von sich. „Bah, was will ich denn noch? Hast Du nicht eben gekämpft und Dich echauffirt, als wolltest Du den letzten Athemzug für ihn verhauchen?"

Käthe wandte ihr den Rücken und schritt nach der Thür. „Ich sehe nicht ein, weshalb Du mich vorhin zurückgehalten hast," sagte sie unwillig.

„Ach, ich war zu verblümt? Muß ich durchaus gut deutsch sprechen? Nun denn, meine Liebe, ich will nichts mehr und nichts weniger wissen, als was Bruck gestern und heute mit Dir verhandelt hat."

(Fortsetzung folgt.)



Palmengruppe auf Ceylon.
Nach einer photographischen Aufnahme auf Holz gezeichnet von O. Schulz.

Bis Ceylon.

Von F. Deichmüller.

Mit Abbildung.

Im August des Jahres 1874 verließen wir den englischen Hafenplatz auf einem nach Bombay gehenden Postdampfer, fuhren der spanischen Westküste entlang, dem märchenhaften Süden entgegen. Bot uns schon die vom besten Wetter begünstigte Fahrt längs der Küste eines von der Natur so reich gesegneten Landes fast ununterbrochen neue malerische Anblicke und unerwartete imposante Naturscenen, so sollten wir bald noch mehr entzückt werden. Zunächst war es der imposante Anblick, den uns das am Abende des dritten Reisetages erreichte Gibraltar mit seiner majestätischen Felsenfestung, seinem prächtigen Hafen und der terrassenförmig an die steil in's Meer abfallende Bergeswand hingestreuten Häusermenge — die ganze Landschaft matt erleuchtet vom Silberlichte des Mondes und umflossen von dem eigenthümlichen Zauber der südlichen Nacht — darbot. Einige Tage später das von herrlichen, üppigen Wäldern mit feenhaften Moscheen reizend umsäumte Algier, und dann in fast noch höherem Maße die den ausgeprägt südlichen Charakter tragende Insel Malta mit dem herrlich gelegenen festen La Valette. Wurden so schon durch die ersten Plätze südlicher Länder auch unsere kühnsten Erwartungen übertroffen, so malten wir uns die vielgepriesenen tropischen Gegenden, die paradiesische Natur der indischen Wälder in um so lebhafteren Farben aus. Unsere Erwartungen sollten zwar um nichts getäuscht werden, doch mußten wir erst die unangenehme Kehrseite des tropischen Lebens kennen lernen: das Ungewohnte des Klimas, die überaus hohe Temperatur. Eben waren wir in den Canal von Suez eingelaufen, als auch bald eine so drückende Schwüle eintrat, daß mehr oder weniger bei allen Mitreisenden eine geistige Abspannung die baldige Folge war. Und doch bot die eigenthümliche Umgebung an interessanten und charakteristischen Bildern so vieles dar, daß die Aufmerksamkeit doch hin und wieder hier oder dort gefesselt wurde. Hatte schon vorher Port-Said, als die erste ägyptische Stadt, die wir sahen, mit seinem bunten Gewühle von Aegyptern und Arabern in den dem Hafen zunächst gelegenen Theilen unser Interesse in Anspruch genommen, so boten sich jetzt, an den Ufern des Canals, charakteristische Scenen des Wüstenlebens dar.

Eben kam auf der afrikanischen Küste von Westen her, vielleicht aus den gesegneteren Gefilden des Nils, eine Karawane, deren lasttragende Kameele sich dicht am Ufer des Canals zu kurzer Rast lagerten. Doch auch an der allzu großen Magerkeit dieser uns in Deutschland oft in der schönsten Körperfülle gezeigten Thiere spricht sich die spärliche Production des öden Wüstenlandes nur zu deutlich aus. Weiter im Westen aber, intensiv beleuchtet von dem Lichtreflex der endlosen Sandebene, erschien jetzt Ismaila mit dem prächtigen Schlosse des Khedive, dessen Contouren sich scharf von der tiefen Bläue des Himmelsgewölbes abhoben. Und jetzt, bevor noch die brennende Sonne in parabolischer Form am Horizonte gesunken, zeigte sich gegenüber auf der arabischen Küste das wunderbare Schauspiel einer Fata Morgana.

Erst nach einem kurzen Aufenthalte in Suez, der durch die Gastfreundschaft des dortigen deutschen Consuls für uns zu einem um so angenehmeren wurde, setzten wir die Reise fort und gelangten bald durch den Meerbusen von Suez in's Rothe Meer.

Bei der andauernden tropischen Hitze und der dadurch gesteigerten geistigen Abspannung sind es nur zwei bemerkenswerthe Punkte, die mir aus dieser Gegend in der Erinnerung verblieben sind, nämlich der nicht weit vom Strande auf der arabischen Küste liegende vielbesprochene Berg Serbal (von den neueren Forschern als der eigentliche biblische Sinai bezeichnet), von dem uns sofort die höchste einer größeren Gruppe kegelförmiger Bergspitzen aus leisem Nebel sichtbar war, und das ganz im Süden der arabischen Halbinsel gelegene vielgenannte Mocha mit seinem blendend weißen Häusermeer und den es umgebenden herrlichen Plantagen.

Das Thor der Thränen sollte glücklicherweise für uns eine freudigere Bedeutung haben, denn obgleich wir täglich in südlichere Breiten kamen, sollte doch die bisherige ununterbrochene Schwüle mit Bab el Mandeb ihren Abschluß finden und einer erträglicheren, oft durch kühlende Seeluft besänftigten Temperatur weichen. Noch einmal wurde uns, bevor wir den gesegneteren tropischen Ländern entgegeneilten, durch einen zwar nur kurzen, aber um so interessanteren Aufenthalt in dem südarabischen Aden ein charakteristisches Bild von Natur vernachlässigter, von der sengenden Sonne recht ausgedorrter südlicher Landstrecken vor Augen geführt.

Die arabische Stadt in ihrer eigenthümlichen, dem excentrischen Klima angepaßten Einrichtung mit den stolzen britischen Festungswerken scheint aber auch durchaus dazu angethan, das Unerquickliche des ganzen Landschaftsbildes zu vollenden: nur im Hafen entwickelte sich bei unserer Ankunft ein regeres Leben. Drüben am Strande bemerkte man jetzt größere Abtheilungen lasttragender Kameele, hin und wieder wohl auch einige Straußen, von deren prächtigem Gefieder die Eingeborenen uns ein Andenken verschafften. Inzwischen producirten sich die jugendlichen Sprößlinge der Eingeborenen als vorzügliche Taucher. Sie umlagerten in kleinen schmalen Booten die im Hafen liegenden Dampfer und holten mit großer Gewandtheit kleine von den Passagieren zu diesem Zwecke in's Meer geworfene Geldstücke heraus.

Doch schon nach einem Aufenthalt von nur wenigen Stunden wurden die Anker gelichtet, und fort ging's mit gutem Winde und Volldampf unserem nächsten Reiseziele, Bombay, entgegen. Während der mehrtägigen Reise wurde durch die ungemeine Veränderlichkeit der Witterung die oft gewünschte, oft befürchtete Abwechselung geboten. Bald gelangte die tropische Sonne zur unumschränkten Herrschaft und verlieh dem Klima seinen eigentlichen, uns unangenehmen Charakter, wobei sich aber die Bewohner des Meeres recht behaglich fühlen mußten, da ganze Schaaren fliegender Fische unser Schiff fast beständig umschwirrten, hin und wieder sich auch einige auf's Deck und in die Cabinen verirrten — und dann bezog sich plötzlich das ganze Himmelsgewölbe mit dunkeln Wolkenmassen, und ein heulender Sturmwind peitschte die ungeheuren Wasserwogen wild durcheinander und schaukelte spielend den Koloß unseres Dampfers nach allen Richtungen hin. In dem bald glücklich erreichten Bombay war uns ein achttägiger Aufenthalt verstattet und damit Gelegenheit geboten, die (neuerdings aus anderweitigem Anlasse besprochenen) Sitten und Gebräuche der Eingeborenen etwas näher kennen zu lernen.

Begnügen wir uns, hier mit wenigen Worten eines Ausfluges nach Elephanta zu gedenken. Durch die Freundlichkeit unseres Capitains wurde es uns ermöglicht, mit einem Dampfboote die circa zehn Kilometer vom Festlande entfernt liegende kleine, aber mit herrlicher tropischer Palmenwaldung und wahrhaft üppiger Vegetation gesegnete Insel zu erreichen, und bald befanden wir uns auf der Spitze des Berges, dem Olympe der Indier. Da thronte, kunstvoll in eine kolossale Felsenwand eingehauen, die indische Dreieinigkeit (Brahma, Wishnu, Shiwa), umgeben von den ebenso kunstvoll ausgeführten Statuen der übrigen Götter — ehemals eines der herrlichsten Baudenkmäler eines früheren Jahrtausends, jetzt nur noch eine großartige Ruine; denn bei der Einnahme dieser Insel durch die Holländer wurde auch dieser Wallfahrtsort orientalischer Völker von der Zerstörung nicht verschont.

Bald waren die wenigen Rasttage auf indischem Boden verstrichen, und mit nunmehr fast direct südlichem Course eilte unser Dampfer dem schöneren Ceylon entgegen. Am Morgen des 25. September, bald nachdem die Sonne dem Meere entstiegen, zeigten sich im Südosten die ersten Spitzen des zu erreichenden Landes. Kurze Zeit später wurden immer größere Landstrecken sichtbar. Wir fuhren nun nahe der Küste entlang, und gegen Mittag erreichten wir den Hafenplatz, das auf der Südspitze der Insel westlich gelegene Point de Galle. Ein herrlicher weiter Hafen war es, der uns jetzt aufnahm, die Küste der Insel, von Massen eigenthümlich geformter Felsen gebildet, dehnt sich im Halbkreise um ihn aus. Doch wie bisher noch in keinem der passirten Häfen, herrschte hier eine ungemein hohe See, sodaß alle auch größeren Schiffe, die hier vor Anker lagen, nach allen Richtungen stark schwankten, das unsere aber nach

der Einfahrt in den Hafen noch bedeutend stärker bewegt wurde, als dies auf offener See kurz vorher der Fall gewesen. Dieser ungünstigen Thatsache schien auch in der eigenthümlichen Bauart der Fischerboote Rechnung getragen, die, an sich sehr schmal, mit einem Gegengewichte balancirt werden, wodurch ein Umschlagen verhütet wird.

In solchen Booten, die nach Ankunft eines Dampfers in großer Zahl im Hafen sichtbar und von bronzefarbigen Eingeborenen geführt werden, fuhren wir jetzt an's Land, kamen aber, von den hohen Wellen oft überfallen, ganz durchnäßt drüben an. Point de Galle (von den Eingeborenen Galla genannt, was bei ihnen Felsen bedeutet und woraus die Portugiesen, die es mit „Gallo" der Hahn verwechselten, Punto de Gallo machten) ist seit dem Jahre 1640, wo sich die Holländer der Stadt bemächtigten, befestigt und von starken Forts und Wällen umgeben, die sich eine und eine viertel englische Meile um sie ausdehnen. Als Kreuzungspunkt bedeutender Weltverkehrsstraßen ist der Ort ein nicht unbedeutender Handelsplatz. Es sind namentlich die Mauren (Araber) daselbst, in deren Händen der Haupthandel liegt. Eigenthümliche Gestalten, diese Mauren: dunkelbrauner Teint, ganz kahl geschorener Kopf, als dessen Bedeckung ein hoher, meist roth bemalter Rohrcylinder dient, anstatt der Beinkleider ein um die Hüften geschlungenes, bis zu den Knöcheln reichendes, grellfarbiges Tuch — dies sind die äußeren Kennzeichen dieser maurischen Jünger Mercur's. Auch sind Portugiesen, in geringerer Zahl, in Gallo vertreten und als Hafenplatz der englischen Postdampfer natürlich auch Briten, weshalb sich auch ein mit europäischem Comfort ausgestattetes Hôtel dort befindet.

Wenn wir nach den in den Welthandel übergehenden Producten Ceylons fragen, so denkt man unwillkürlich zunächst an die großartigen Perlenfischereien, welche im Alterthume und im Mittelalter die Insel im ganzen Orient so berühmt machten. Seit aber ein englischer Statthalter die Perlenbänke ausfischen ließ (lediglich um eine größere Productivität zu erzielen), ist die Perlenfischerei fast gänzlich ausgestorben. Die Perlenbänke, an der Palksstraße liegend, begrenzen nur dürre kahle Sandebenen, und die sengende Sonne macht selbst den Eingeborenen einen längeren Aufenthalt in dieser Einöde unmöglich. Ueberhaupt scheint die Perlenfischerei ausschließlich von den Eingeborenen ausgeübt worden zu sein und nie von civilisirten Menschen: man fand nur Spuren nackter Füße dort, nie aber den Abdruck von Schuhen. Welchen Umfang die Perlenfischerei Ceylons in der Glanzperiode erreichte, ist bekannt, ebenso welches hohe Ansehen die Insel dadurch erlangt hat — dies scheinen die jetzigen Eingeborenen zu benutzen, indem sie einen nicht geringen Handel mit imitirten Perlen unterhalten, wogegen die Production der echten fast gänzlich aufgehört hat. Um die hauptsächlichsten Erzeugnisse der Bodencultur Ceylons kennen zu lernen, müssen wir einen Ausflug in das Innere der Insel unternehmen, und es wird daher zweckmäßig sein, zunächst mit den Eingeborenen, in deren Händen die Bodencultur ruht, bekannt zu werden. Die Cingalesen, fast ausschließlich noch dem Buddhismus angehörend, wohnen meist zerstreut in Hütten, die sich im Dickicht des Urwaldes verbergen, und nur selten trifft man an etwas urbar gemachten Plätzen der Insel größere Gruppen ihrer urwüchsigen Wohnungen (abgesehen von den wenigen größeren Ortschaften, die wir nicht Gelegenheit hatten, kennen zu lernen).

Schlanke magere Gestalten, das kohlschwarze Haar am Hinterkopf in einen Knoten gebunden und bestenfalls versehen mit der nothdürftigsten Kleidung — so erscheinen sie uns, oft plötzlich aus dem Dickicht hervortretend, die heimischen Söhne der unverfälschten tropischen Natur. Zur Genüge giebt ihnen die üppige Vegetation des gesegneten Bodens, ohne ihnen große Mühe aufzuerlegen, die nöthigsten Lebensbedürfnisse, und gleich ihren Vorfahren sind auch sie mit den unmittelbaren Naturproducten zufrieden. So stießen auch die Engländer, die erst 1815 in den Besitz des Innern der Insel kamen, bei ihnen auf Schwierigkeiten gegen die systematische Bebauung des Bodens und die Cultur der hauptsächlichsten einheimischen Nutzpflanzen, namentlich Kaffee und Baumwolle, zu deren erfolgreicher Bebauung der Boden besonders geeignet schien. Doch bald gelang es den neuen Ansiedelungen, den Kaffeebau auf Ceylon zu solcher Blüthe zu bringen, daß dadurch den Holländern, die in ihren indischen Besitzungen diese Cultur schon früher eingeführt, ernstlich geschadet wurde, obgleich erstere wegen der Verschiedenheit des Bodens mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Dies beruhte übrigens nur auf Gegenseitigkeit, indem die Holländer durch ihre ausgedehnte Zimmtproduction, wofür doch Ceylon früher ein Monopol besaß, die Cingalesen überflügelten. Große Sorgfalt verwendeten die Pflanzer noch auf die Cocospalme, und Cocosnußöl ist daher ein Hauptstapelartikel Ceylons geworden. Weniger umfangreich, aber um so edler liefert Ceylon eines der kostbarsten Hölzer, das Ebenholz. Nur der Kern des schmalen rußigen Stammes mit schwarzer Rinde kommt in den Handel. — Alle übrigen Bodenerzeugnisse, namentlich Mais, rother Pfeffer, süße Kartoffeln, Reis werden von den Eingeborenen fast ausschließlich für ihre Lebensbedürfnisse gebaut.

Der reiche tropische Urwald, mit dem die ganze Insel gesegnet ist, besteht zum größten Theil aus meist prächtigen Palmengattungen, von denen die erwähnte Cocospalme, ferner die Dattel-, Sago-, Talipot- und Arecapalme die herrlichsten Erscheinungen bieten. Namentlich sind es die beiden letztgenannten Palmen, die sich sowohl durch ihren majestätischen Wuchs wie die ausgedehnte Verwendung ihrer Früchte und Blätter durch die Eingeborenen auszeichnen. Während die erstere durch ihre riesenhaften fächerartigen Blätter, deren Umfang wohl zehn Meter beträgt, prächtiges Material zu Schirmen, ja selbst zu Wohnungen bietet, imponirt die letztere zunächst durch ihren stattlichen Wuchs; sie erreicht eine Höhe von fünfundzwanzig Meter, wogegen ihr Schaft verhältnißmäßig dünn (ein Decimeter Durchmesser) bleibt. Unter ihrer reichen Blattkrone am Gipfel des Stammes wachsen die Areca- (Betel-) Nüsse, aus einer scharfen gewürzigen, dem Pfeffer ähnlichen Substanz bestehend, die von allen Eingeborenen als Kautabak verwendet wird, wodurch eine starke Entwickelung röthlichen Speichels und eine dunkle Färbung der Zähne entsteht. Doch nicht allein in Ceylon, auch in vielen indischen Plätzen ist die Unsitte des Arecakauens, bis zur Leidenschaft gesteigert, heimisch und wird der Bedarf in Indien fast ausschließlich von Ceylon befriedigt.

Einen weniger tiefen Standpunkt als die Indier und Chinesen durch ihren schädlichen Opiumgenuß nehmen die Cingalesen in ihren Berauschungsmitteln ein: Jungur (Fliegenschwamm) und indischer Hanf, welche letztere Pflanze getrocknet geraucht und gekaut wird und mehr erheiternd als berauschend wirkt.

Wir erwähnten bereits, daß sich die Cingalesen fast ausschließlich zum Buddhismus, der Religion ohne Gott, bekennen, und finden daher zwar keinen Heiligencultus bei ihnen, wogegen der Reliquiendienst ein um so ausgedehnterer ist. Die am meisten gepflegten Reliquien sind die Cripâdâs (Fußstapfen) Buddha's, des über allen Göttern erhabenen vollendeten Weisen, des Stifters ihrer Religion. Die berühmteste dieser geheiligten Fußstapfen befindet sich auf der Spitze des (zweitausendsechshundert Meter hohen) Adamspiks in Ceylon, nach welchem schon im fünften Jahrhunderte viel gewallfahrtet wurde und der noch jetzt, wo über ihm ein Tempel erbaut ist, die geheiligte Stätte, der besuchteste Wallfahrtsort der Buddhisten ist.

An einem prächtigen Nachmittage fuhren wir in einem der landesüblichen, ungemein leicht gebauten Wagen, von zwei feurigen Pferden in raschem Trabe gezogen, dem herrlichen Palmenwalde entgegen. Der bronzefarbene Rosselenker war von uns bedeutet worden, so weit wie möglich in's Innere zu fahren. In Windeseile hatten wir so die der Stadt zunächst liegenden in üppigem Pflanzenwuchse prangenden Felder durchfahren und befanden uns bald inmitten eines regelmäßige Alleen und reizende Gruppen bildenden Hains von stattlichen Palmenbäumen, deren hohe Wipfelkronen sich, schützend vor den heißen Strahlen der Sonne, zu einem duftigen Dache über unseren Häuptern wölbten. Zu beiden Seiten der schmalen Waldstraße lagen zerstreut eine größere Anzahl der eigenthümlichen Hütten der Eingeborenen, deren Bewohner in der vegetationsreichen Umgebung ihren Beschäftigungen nachgingen, während ihre jüngsten Sprossen sich zuweilen das Vergnügen machten, eine lange Strecke Wegs unserm in raschem Laufe dahineilenden Wagen nachzulaufen. Wir mochten vielleicht eine Meile weit gefahren sein, als der Weg durch ein Gewässer begrenzt wurde. Wir ließen jetzt Wagen und Pferde zurück und setzten den Streifzug zu Fuße fort. Erst einem schmalen Waldwege folgend, stiegen wir eine leichte Anhöhe hinauf, doch bald hatte die erwähnte Regelmäßigkeit des

Waldes ein Ende; nur mühsam konnte man sich durch das dichter werdende Gebüsch hindurcharbeiten.

Nach längerem derartigen Vordringen gelangte man auf ein herrliches Plateau, von wo aus eine erquickende Rundsicht über einen nicht geringen Theil der im herrlichsten Grün prangenden Insel gestattet war. Rings umgeben von einem schönen Palmenwald, der gesegnete Boden von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, bot dieser Punkt den vollendeten Genuß tropischer Naturschönheit. Lange erquickte sich das Auge an der nie in solcher Vollkommenheit erblickten paradiesischen Gegend, und eine feierliche Ruhe lag über der Natur. Kein Laut eines heimischen Vogels, noch das Rascheln einer Schlange wurde hörbar; kein Lüftchen störte die feierliche Stille des Urwaldes.

Wir können uns nicht versagen, hier eine der vollendetsten Palmengruppen, die uns nie aus der Erinnerung schwinden wird, im Bilde beizufügen, wenn wir auch das Ausmalen der imposanten tropischen Farbenpracht der Phantasie der Leser überlassen müssen.

Die Sonne verschwand eben in tiefem Purpur am klaren Horizont und mahnte zur Rückkehr. Unser Rosselenker hatte sich in einem cingalesischen Wirthshaus am Flusse inzwischen häuslich niedergelassen; auch wir ließen uns von den Eingeborenen ein Schälchen Kaffee bereiten und fuhren dann, noch entzückt von der herrlichen Natur, zurück nach Point de Galle. Die drückende Schwüle des Tages war einer angenehmen Kühle gewichen, und jetzt ließen sich auch hie und da einige buntgefiederte Zweigbewohner, Papageien, sehen, die sich wohl vor der brennenden Sonne verborgen hatten und erst Abends zum Vorschein kamen. Wer diese ideale tropische Natur kennen gelernt hat, der wird gewiß geneigt sein dem Forscher beizustimmen, der das biblische Paradies nach Ceylon verlegt.

Vogelsteller an allen Enden.

Von F. A. Vacciocco.

Jeder kleine Schulbube hat etwas von einem jungen Jagdhunde. Er muß immer auf der Suche sein. Je besser der Knabe physisch bedacht und je gewandter er ist, um so schärfer tritt diese Eigenschaft hervor. Er fängt, selbst kaum flügge, mit dem Sport auf die Zimmerfliege an, wirft sich alsbald auf andere Insecten und kleines Gewürm und feiert seinen ersten großen Nimrodtag, wenn er eine Schachtel voll Maikäfer heimbringt. Der Hang zur Jagd scheint zu den Ureigenthümlichkeiten des Geschlechtes zu gehören, welches es ohne dieselben auch schwerlich so hübsch weit gebracht hätte. In ein neues, höheres Stadium der Jägerei tritt der Knabe, wenn er, ablassend von Maikäfern und Schmetterlingen, sich auf die Vogelstellerei verlegt. Es ist ein gefährliches Stadium für ihn; für seine „wissenschaftlichen Bestrebungen“ nicht minder, wie für Garten und Feld und Wald. Er fängt an, auf eigene Faust in den Wiesen und im Buschwerke herum zu vagabondiren, um fröhliches, oft werthvolles Leben zu zerstören. In nicht seltenen Fällen ist es die Vorstufe und Vorschule für eine Richtung in seinem späteren Leben. Ist der enragirte Nestsucher und Vogelsteller ein Cavaliersohn, so wird er gewiß mit der Zeit ein großer Jäger und Sportsman vor den Herren und Damen; ist er ein Bauernjunge, so geht die Passion nicht selten in einen unauslöschlichen Hang zur Wilddieberei über, und ist er ein Stadtkind, so bringt er die Passion mit heim in die Stube, und er wird ein Vogelliebhaber in gutem oder schlimmem Sinne. In einigen Fällen wird auch aus dem frühreifen Vogelsteller und Jäger ein solider Naturforscher.

Wer ein wenig herumgekommen ist in der Welt, wird gefunden haben, daß die Passion für die Vogelstellerei bei allen Nationen und Volksstämmen und bei Jung und Alt vorhanden ist; nur erscheint sie bei den verschiedenen Racen in verschiedenen Formen. Die Leidenschaft geht nämlich mit dem Verständnisse und mit dem Talente nicht harmonisch Hand in Hand. Ganz verschieden z. B. von der Neigung des Italieners und des Franzosen für die Vogelwelt und Vogelstellerei ist diese Neigung bei dem Deutschen. In Deutschland selbst erscheint sie wieder in Abstufungen und Variationen je nach den Eigenthümlichkeiten der Stämme. Aber von der Lüneburger Haide bis zu den einsamsten Dörfern Tirols wird die Jagd mit der gleichen Hingebung betrieben. Und schier in jedem Gaue und in jedem Reviere (allein auf germanischem Grund und Boden) nimmt das Gewerbe oder die „Kunst“ andere Formen an. Und geht man von diesem auf die benachbarten romanischen Gebiete über, auf Frankreich und Italien, dann steigert sich die Mannigfaltigkeit in geradezu verwirrender Weise, und man kann zuweilen kaum begreifen, wie das arme Sängervolk überhaupt noch zurückkehren mag zu dem alten gefährlichen Boden Europas, wo ihm, von der Küste Dänemarks bis hinab nach der Campagna di Roma und bis zur blühenden Küste von Sorrent, nur immer und immer Fallen, Stricke, Netze und Hinterhalte in hundert und aber hundert Gestalten gelegt werden! Aber es scheint beinahe, daß die bestrickende menschliche Cultur es auch dem Vogel angethan hat, sodaß er sich nicht mehr von ihren Spuren losreißen kann. Man darf jedenfalls annehmen, daß in den unermeßlichen Gebieten Afrikas und Asiens, an den Ufern des Nils und an der ungemüthlichen Küste von Marokko und Tunis, daß in den Hochsteppen des asiatischen Binnenlandes und in den russischen Tiefebenen die Vogelwelt bei weitem nicht die Nachstellungen von menschlicher Seite erfährt, wie in dem „humanen“ Europa. Trotzdem kehrt sie mit unverwüstlicher Hartnäckigkeit zu den „freundlichen Thälern“, zu den Waldungen, Gärten und Parkanlagen zurück, wie man sagt, aus Instinct, oder weil es so Herkommen ist, gewiß eine sehr gute und bestimmte, vielleicht nur keine sehr gründliche Erklärung.

In Deutschland dürften die bekanntesten Vogelstellergebiete wohl in Thüringen, im Harze, im Schwarzwalde und in Tirol zu suchen sein. Im Harze und im sächsischen Erzgebirge aber züchtet man nicht einheimische Vögel allein. Gewisse Theile Hannovers werden ebenfalls als hervorragend in dieser Passion bezeichnet. Auch in Böhmen und in Deutsch-Oesterreich erfreuen sich verschiedene Städte und Gegenden eines Rufes auf diesem Gebiete. Sehr wenig Beachtung hat man bislang aber jenem deutschen Landstriche geschenkt, der am Niederrheine von der belgischen und holländischen Grenze eingeschlossen und theilweise von einem wallonischen Volksstamme bewohnt wird. Wenn meine Erfahrung mich nicht täuscht, dürften hier die passionirtesten Vogelsteller und die geschicktesten Züchter zu suchen sein. Uebertroffen werden diese nur noch von den belgischen und holländischen Liebhabern. In jener Gegend hat jede Stadt am Sonntage ihren ständigen Vogelmarkt; jede Stadt hat ihre berühmten Liebhaber und berühmten Exemplare, die für kein Geld feil sind. Wer Gelegenheit hatte, den schönen alten Rathhausplatz in Brüssel an einem Sonntage zu besuchen, weiß, was ein echter niederländischer Vogelmarkt zu bedeuten hat. In gleicher Weise haben die Städte Aachen, Eupen, Mastricht, Lüttich, Antwerpen rc. ihre Vogelmärkte und an besonderen Tagen des Jahres ihre Vogelmessen. Uebrigens brachten die letzten Jahre auch zu Tage, daß die besten Taubenzüchter in Belgien zu suchen sind; das hängt mit der Passion im Allgemeinen zusammen. Der eigentliche Holländer unterscheidet sich aber auch hier vom Flamänder und Brabanter. Er hat sich mehr der exotischen Vogelzucht ergeben, während diese bei den heimischen Finkenarten, bei den Lerchen und Sprossern bleiben. Die Buchfinkenzucht nimmt dabei eine hervorragende Stelle ein, und leider ist auch die grausame Gewohnheit des Blendens im Spiele, die dort zu Lande nicht ausgerottet werden kann.

In Frankreich nimmt natürlich Paris als Sitz der besten Vogelfänger und Vogelsteller einen dominirenden Rang ein, und das ist um so merkwürdiger, weil Paris von allen Hauptstädten der alten Welt (mit Ausnahme vielleicht von Neapel) jene Stadt ist, in deren Umgebung man am wenigsten Vogelgesang vernimmt. Die langjährige, altüberlieferte Ausrottung und Verfolgung hat wohl die Vögel von Paris zu vertreiben vermocht, aber nicht die Vogelfänger und Liebhaber. Paris hat einige permanente Vogelmärkte in den Arbeitervorstädten, und jeden Sonntag sammeln sich in der Gegend von Notre-Dame die Liebhaber zum Kaufe und Tausche. Die Vogelfänger sind hier nur noch Geschäftsleute, die im Frühjahre weite Fahrten machen, selbst bis

zu den Ardennen, um Nester auszuheben und die Brut heranzuziehen. Der exotische Vogelhandel, der in Paris in großartigem Maßstabe florirt, vermag gleichwohl der einheimischen Production keine Concurrenz zu bereiten. Der Pariser Arbeiter und die Blumenmacherin ziehen einen mauserigen Flachsfink dem blanksten Canarienvogel vor; sie meinen, daß der andere sich besser ausnimmt zwischen ihren Blumen am Dachfenster. Uebrigens sind sie auch mit einem schlichten Sperling zufrieden.

Wenn man Vergleiche auf den deutschen und romanischen Märkten und im Heim der Kenner und Liebhaber anstellt, dann wird man unbedingt finden, daß die deutschen Vogelfänger manche Vorzüge vor jenen haben. Sie wissen besser mit den Thieren umzugehen; sie behandeln dieselben rationeller; man kann sogar sagen: wissenschaftlicher. Eine Ausnahme bilden vielleicht nur die obengenannten Wallonen, wobei aber schwer zu sagen ist, ob die rationelle Art von den Wallonen oder von den Flamändern stammt. Es ist zum Beispiel einem Franzosen oder Italiener ziemlich gleichgültig, zu welcher Frist er einer Nachtigall oder Lerche Mehlwürmer oder scharfes Futter giebt, die eigentlichen Kenner dagegen warten die geeignete Zeit ab und steigern sie allmählich. In derselben Weise ist der deutsche Züchter vorsichtig in der Wahl der Körner und gewissenhaft in der Reinlichkeitspflege. Er versteht die Kunst, das Leben des gefangenen Vogels zu verlängern — ein Punkt, worüber der Romane sich weniger Kopfschmerzen macht.

Am gleichgültigsten und leichtsinnigsten ist in all' diesen Punkten der Italiener, der überhaupt auf den Vogel in der Gefangenschaft nicht viel giebt; er hat ihn lieber im Topfe. Die Herbstzeit, der Beginn der Wanderzeit, könnte für den Zugvogel in Deutschland mit einer Fegefeuer-Periode verglichen werden, aber es wird dieselbe Periode in Italien zur Hölle. Der große Vogelzug, der über die Alpen südwärts geht, hat einen ununterbrochenen Kampf zu bestehen, von den zahlreichen Thälern, Schluchten und Defileen der großen deutsch-romanischen Bergkette bis zur Küste von Ostia, wo einer der großen Sammelplätze ist für den gemeinsamen Zug über die Meeresfluth.

Wenn man in Deutschland dem armen Wanderer aufgelauert hat mit Schlingen, mit Leimruthen, mit Springgarnen, mit Flügelnetzen, mit „Trassen" zur Tag- und Nachtzeit und nebenbei mit Flinten und anderen Mordwaffen, mit und ohne polizeiliche Erlaubniß, so tritt auf der Südseite der Alpen das große Wandnetz (Roccollo) in seine Rechte, das lange Flügelgarn und die ganze hungrige Jagdgier des lebhaften italienischen Volkes. Wenn in Deutschland die Passion noch einen gewissen gemüthlichen Anstrich hat, weil viele Vögel eingefangen werden, um im Zimmer in der Gefangenschaft gehegt zu werden, so ist sie in Italien dieses Anstriches vollständig entkleidet, weil dort die ganze Jagd für den Magen, für die Küche betrieben wird. Nur ein verschwindend kleiner Theil der Vögel wird in Gefangenschaft gehalten.

Im Herbste, wenn der Wanderzug die Campagna zu berühren anfängt, begeben sich die edlen Römer mit Kind und Kegel hinaus in die Ebene zum Fange der „uccelli". Ein Theil geht bis nach Ostia auf den Wachtelfang, indessen ist die eigentliche Wachteljagd im Frühjahre. Im Herbste werden nur kleine Partien weggefangen, wenn die Thiere an der Küste ihre letzte Rast halten. In der Campagna wird aber Alles, ohne Ansehen des Gefieders, mitgenommen und mit allen erdenklichen Waffen bekriegt. Netze, Fallen und Vogelflinten, die zu führen der Römer sich nicht nehmen läßt, kommen zur Anwendung. Die Resultate dieser Tage kann man auf dem alten Markte beim Pantheon erkennen. Dort spielt einige Wochen hindurch der „kleine Vogel" die Hauptrolle. In unzähligen Koppeln und ohne Auswahl sind Lerchen, Finken, Schwalben, Sprosser zum Kaufe vorhanden. Ein ähnlicher Markt dürfte schwerlich in einer andern Stadt Europas vorhanden sein, und man muß sagen, glücklicher Weise. Die Jagdzeit wiederholt sich im Frühjahre, wenn die Vögel aus Afrika zurückkehren. Alsdann werden an der Küste die langen Wachtelnetze ausgespannt und die ermüdeten Thiere zu Tausenden hineingetrieben. In derselben Frist wird in der Campagna mit entsprechendem Eifer der Lerchenfang betrieben. Vielleicht tragen diese heftigen Nachstellungen bei der ersten Berührung des europäischen Bodens dazu bei, die Thiere schneller und in größeren Schwärmen nach dem Norden zu treiben. Im Frühjahr bringt die Lerche ein eigenthümliches, wunderbares Leben in die große römische Campagna. In der frühlingsfrisch und fröhlich aufblühenden Ebene ertönt unbeschreiblicher Gesang. Es ist gleichsam ein singendes Netz über das grüne Land gespannt, unter welchem der harmlose Spaziergänger neben dem grünen Jägersmanne einherschreitet. Die Verfolgung hält den edlen Vogel nicht ab von seinem alten Brauche, immer und immer wieder in den Himmel hineinzusteigen, dem Lichte, dem ewigen Sonnenlichte entgegen mit jubelndem Sangesgruße.

Der Vogelfänger in der Campagna bringt das „doppelte Flügelgarn" zur Anwendung, welches ebenfalls in Norddeutschland, im Niederland und in Frankreich gebraucht wird. Der Vogelsteller sitzt dabei in seiner Reisighütte; er hat Lockvögel und Lockpfeifen. In Rom habe ich auch das kleine Springgarn gefunden, welches besonders im Frühjahre zur Anwendung kommt und wohl die verächtlichste Fangart repräsentirt. Ich sage: auch, denn ich habe es leider in Deutschland zuerst getroffen. Es wird im Frühjahre, in der Brutzeit gebraucht. Der Vogelsteller legt sich mit demselben in Hinterhalt, an einen kleinen, einsamen Wasserpfuhl, bei welchem das Netz gespannt wird. Alle Vögel, die dabei weggefangen werden, werden dem Neste und der Brut entrissen. Die solcher Weise gefangenen Sänger sterben fast immer; natürlich geht nebenbei die Brut zu Grunde. Diese Fangart sollte allenthalben durch ein besonderes strenges Gesetz verboten werden.

Man sagte mir, daß im Römischen auch der sogenannte „Trassengang" bekannt sei, der in einigen Gegenden Norddeutschlands betrieben wird. Aber ich hatte keine Gelegenheit, mich von der Wahrheit zu überzeugen. Am Niederrhein ist er vielfach in Schwang und gehört zu den jagdberechtigten Fangarten. Die Jäger machen sich mit der „Trasse", einem oft zwanzig Fuß langen aufgespannten Netze, bei Nacht auf den Weg. Das Feld, in welches ein Schwarm Lerchen (im Herbste) eingefallen ist, wurde am Abende durchsucht, und die Leute kennen beiläufig die „gefüllte Stelle". Auf Commandoruf wird das Netz niedergelegt, und die aufflatternden Vögel werden mit leichter Mühe gefangen und getödtet. Im Hannoverschen soll eine ähnliche Netzconstruction gebräuchlich sein, die durch Pferde über das Feld gezogen wird. Zu den großen Fangnetzen gehört ferner noch das berüchtigte Roccollo in den Alpen. Es kommt in allen Thälern der großen Alpenkette von Chambery bis nach Trient zur Anwendung; an allen oberitalienischen Seen, am Lago maggiore, am Lago di Como, am Gardasee bildet diese Jagd das Ergötzen der Liebhaber.

Italienische Nobili haben sich eigene Villen im Gebirge bauen lassen, um bequem diesem Fange obliegen zu können. Die roccolli (die Piemontesen nennen es rai) bilden eine zwölf Fuß hohe, oft sehr lange Netzwand, welche auf einem hohen Felsen, der aus einer von Norden nach Süden streichenden Schlucht hervorspringt, aufgepflanzt wird. Das Garn wird möglichst nahe an den Abhang gebracht. Vor demselben wird der Boden aufgeworfen, Futter gestreut und werden Lockvögel, im Bauer und am Halfter, angebracht. In einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten befindet sich die Hütte des Vogelstellers. Er ist mit einer „Holzratsche" bewaffnet oder hat auch eine Flinte zur Hand, um im geeigneten Momente zu schießen. Die Vögel fallen auf den Vorsprung ein, zur Wanderzeit oft in dichten Schwärmen; der Vogelsteller wartet eine gehörige Ansammlung ab und springt plötzlich mit seinem Instrumente hervor, ein entsetzliches Getöse in der Bergeinsamkeit machend. Die Vögel haben die Gewohnheit, nach kurzem Auffluge, vielleicht in Folge des Schreckens, sofort wieder niederzusinken, und zwar lassen sie sich sanft an dem Felsen hinabgleiten. So gerathen sie in das verrätherische Netz, welches mit hinterlistiger Geschicklichkeit an der Bergkante aufgestellt ist. Der Vogelsteller springt herzu und tödtet mit geübtem Handgriffe die in den Maschen zappelnden Thiere. In Südtirol ist es oft vorgekommen, daß Vogelsteller, im Eifer der Jagd, über den Felsen hinkollerten und das Netz mitrissen. Ob mit dem Roccollo, dem Trassengang und dem Flügelgarne die großen Fangarten erschöpft sind, möchte ich bezweifeln; indessen genügt ihre Erwähnung, um die Gefahren und Nöthen anzudeuten, denen die „Sänger des Hains", unsere Lieblinge, ausgesetzt sind in ihrer herbstlichen Wanderzeit von der öden Lüneburger Haide bis hinab zur ehrwürdigen Campagna di Roma.

Böhmische Glasindustrie.

Von A. B.

(Schluß.)

Bei unseren Wanderungen in dieser so stark bevölkerten Gegend ist es auffallend, wie still und ruhig es in den Ortschaften zugeht, welche die Hausindustrie der Glasartikel umfassen. Auf der Landstraße begegnet man meistens Leuten, welche in kleinen Bündeln die Erzeugnisse ihrer Thätigkeit an die Handelshäuser abliefern, für welche sie beschäftigt sind. Die Zurückkehrenden nehmen das in den Rohglasniederlagen für einen Theil des Erlöses gekaufte Material zu neuen Arbeiten mit heim. Lange Reihen schwerbeladener Frachtwagen führen Massen großer und kleiner Kisten nach den nächsten Eisenbahnstationen, von wo aus diese Waaren die Weiterreise über das Meer nach fernen Welttheilen antreten.

Es ist ein schweres Leben, das die Bewohner der Gebirgsdörfer schon von Kindesbeinen an führen. Die armen Kleinen müssen bereits daheim von frühester Jugend an schaffen helfen und zum Erwerbe des oft kargen Lebensunterhaltes beitragen. Die Perlen, welche Vater und Mutter oder größere Geschwister gesprengt oder geschliffen haben, müssen die kleinen oft nur drei- oder vierjährigen Kinder auf Fäden reihen, Knöpfe oder allerhand Schmucksachen auf Cartonnagen befestigen; die etwas älteren Kinder müssen sogar mit den schweren Scheeren die beim Pressen des geformten Glases zurückgebliebenen Ränder entfernen, um so diese Gegenstände zum Schleifen vorzubereiten. Es ist oft rührend zu sehen, wie diese armen Kinder voll Aufmerksamkeit die ihnen übertragenen Arbeiten emsig verrichten. Nur verstohlen werfen sie zuweilen einen sehnsüchtigen Blick hinaus nach den schönen Bergen oder auf das Stückchen Garten vor dem Hause, wo nur Schmetterlinge und Käfer ungestört spielen dürfen. Das Spiel der fleißigen Kleinen hier heißt — Arbeit, und das Leben stellt ihnen meist für die Zukunft nur eine endlose Kette von Mühe und Anstrengung in Aussicht.

Welche Thätigkeit herrscht überhaupt in jenen einfachen, aber immer reinlichen Wohnungen, wo die Arbeitsstube freilich oft genug gleichzeitig Wohn- und Schlafraum sowie Küche für die ganze Familie abgeben muß! Bei dem Glasformer sitzen an einem kleinen Tische zwei oder drei Arbeiter. Jeder hat eine Lampe einfachster Art vor sich: ein kleines irdenes Gefäß, in dem ein durch Talgstücke genährter Docht brennt; Manche versteigen sich auch schon zu dem kostspieligeren Petroleum für ihre Lampen. Unter dem Tische ist für jeden Arbeiter ein kleiner Blasebalg angebracht, der mit dem Fuße in steter Thätigkeit gehalten wird und dessen nach oben geleitetes Rohr an der Lampe eine lange Stichflamme erzeugt. Den Stab der durch ihren starken Bleioxydzusatz so leicht schmelzbaren Glascomposition bringt nun der Former mit der einen Hand zur Flamme, während er, um z. B. einen Knopf zu fertigen, mit einer durch die andere Hand gehaltenen Zange einen Metallhenkel aufnimmt, an welchen er von der glühenden und sich fast so leicht wie geschmolzenes Siegellack verarbeitenden Masse durch gleichmäßiges Drehen so viel anlegt, bis der Knopf seine vorgeschriebene Gestalt erlangt hat. Dann werden auch sogleich noch die etwa zur Verzierung bestimmten Metallblättchen oder die aus anders gefärbtem Glase bestehenden Muster aufgelegt, und endlich wird der nun fertige Knopf vor seinem gänzlichen Erkalten in eine Metallform gedrückt, wodurch er gleichzeitig noch einen reicheren Glanz erhält. — Auf ähnliche Weise werden aus freier Hand Blumen und allerhand Gegenstände gefertigt, die uns den Formensinn des Arbeiters in höchster Entwickelung zeigen.

Es würde zu weit führen, wenn wir auch nur oberflächlich die interessante Anfertigung der zahllosen Glaskurzwaaren hier beschreiben wollten, denn in jedem Häuschen findet man wieder irgend etwas Neues und Ueberraschendes. Aber auch der Naturfreund findet hier nicht minder seine volle Befriedigung. Von Gablonz führt unser Weg weiter aufwärts im Neissethale, welches die prächtigsten Punkte in Menge darbietet. Bald erreichen wir Wiesenthal, ein weit ausgedehntes Dorf von städtischem Aussehen. Hier steht die Fabrikation der Glaskurzwaaren seit langer Zeit in höchster Blüthe und hat sich wesentlich von hier aus auf die übrigen Orte ausgebreitet. Ebenso hat das zunächst gelegene Morchenstern gewaltig an fast großstädtischer Ausdehnung gewonnen. Zwischen den letztgenannten beiden Orten führt die prächtige Landstraße über den hohen Bergrücken, welcher die Wasserscheide für die Zuflüsse der Nord- und Ostsee bildet. Von diesem höchsten Punkte bietet sich eine überraschend schöne Aussicht. Gegen Westen erhebt das Jeschkengebirge bei Reichenberg seine dunkeln Massen, mit denen der Hintergrund des von uns eben verlassenen lieblichen Thales sich abschließt. Nach Osten zu aber eröffnet sich uns ein neues Thal, welches dem vorigen den Vorzug landschaftlicher Schönheit streitig zu machen scheint. Weit in der Ferne aber erblicken wir einen großen Theil des Riesengebirges.

Ein schon ziemlich ansehnliches Gebirgswasser, die Kamnitz, wird von jetzt an unser Begleiter, und bald erheben sich auch schon uns zur Seite auf's Neue großartige Baumwollenspinnereien, welche sich die Kraft des Wassers zu Nutze machen. An die letzten Häuser des weit ausgedehnten Ortes Morchenstern schließt sich sogleich tiefer unten im Thale Tannwald an, wo auf kurze Zeit die Webe- und Spinnerei-Industrie die Anfertigung der Glasfabrikate überwiegt. Die Lage Tannwalds ist überaus romantisch und zu längerem Aufenthalte einladend; dabei herrscht hier ein reger Verkehr und geselliges Leben, dem Fußwanderer aber bieten sich prächtige Ausflüge in die Umgebung.

An Tannwald schließen sich unmittelbar Tiefenbach und Polaun. Hier beginnt nun neben der überall vertheilten Hausindustrie die Fabrikation des Rohglases in größeren Massen. Die größten Glashütten dieser Art befinden sich in Polaun, dann in Wilhelmsthal (Klein-Iser) und Wurzelsdorf. Sämmtliche drei Werke gehören einem einzigen Besitzer, Josef Riedel, der durch Intelligenz und Fleiß sich zu hoher Bedeutung emporgeschwungen hat und dessen vielseitigen Schöpfungen wir auch noch auf anderen Gebieten begegnen.

Zu der nahe an der Landstraße liegenden Polauner Glashütte führt der Weg durch lange Reihen von mächtigen Holzstößen, aus deren Asche, dem Phönix gleich, ein schöneres, glänzendes Gebilde hervorgeht. In dieser Hütte wird jetzt nur weißes Krystallglas producirt. Die weißglühende flüssige Masse wogt in zwei gewaltigen Ringöfen auf und nieder. Von den Formern und Glasbläsern werden hier mit metallenen Stäben oder Röhren kleinere oder größere Quantitäten der glühendflüssigen Masse aus den Schmelzhäfen emporgehoben und entweder zu zierlichen Gläsern oder Flacons aufgeblasen oder in Formen zu massiven Gegenständen gepreßt. Selbstverständlich bedürfen alle diese Artikel nun erst noch des mühevollen, sorgfältigen Schleifens, um uns dann in ganzer Schönheit entgegen zu treten.

So interessant die verschiedenen Arbeiten in einer großen Glashütte stets für die Zuschauer sind, so anstrengend und aufreibend sind sie für die Arbeiter selbst. Die gewöhnlich fünf bis sieben Stunden anhaltende Beschäftigung vor dem weißglühenden Ofen, dem wir kaum bis auf einige Schritte zu nahen wagen, ferner das für die Lungen auf die Dauer so schädliche Glasblasen sind leider nur zu sehr dazu angethan, auf Gesundheit und Leben jener Leute einen keineswegs günstigen Eindruck auszuüben. Mancher dieser Arbeiter am Glasofen verdient sich täglich sechs Gulden und noch mehr. Aber der größte Theil dieses nur scheinbar hohen Lohnes geht oft für seinen Lebensmittelbedarf auf. Der von dem glühenden Ofen hervorgerufene Durst widersteht dem Wasser und ist nur durch Bier siegreich zu bekämpfen; so behaupten nämlich diese Arbeiter meist selbst. Dann aber gehört zur Ueberwindung des hitzigen Feindes stets eine so mächtige Colonne gefüllter Bierkrüge, daß ein solches Contingent gar nicht unter zwei Gulden täglich zu beschaffen ist. Dazu kommt nun noch, durch Gluth und Arbeit geweckt, ein Bärenhunger, zu dessen Stillung, schon wegen der so nöthigen Körperkräftigung, Kartoffeln und trockenes Brod auch nicht genügen. Man wird also begreifen, daß nur die kleinere Hälfte des scheinbar hohen Lohnes der Familie übrig bleiben kann.

Die oben erwähnten beiden anderen Glashütten desselben

Besitzers produciren Perlengläser und massives Stangenglas in allen erdenklichen Farben. Von diesen Producten der Riedel'schen Hütten befinden sich in den größeren Ortschaften der Umgegend bedeutende Niederlagen, und der Werth dieser im rohen Zustande unscheinbaren Erzeugnisse beziffert sich dort nicht selten nach Hunderttausenden von Gulden. Aus jenen Niederlagen oder von den Hütten selbst beziehen die Arbeiter der Umgegend auf Meilen weit ihren Bedarf.

Auf den drei Riedel'schen Hütten werden jährlich dreißig- bis vierzigtausend Centner Glas erzeugt und hierzu acht- bis zehntausend österreichische Klafter Holz verbraucht. Bei den früheren Heizeinrichtungen betrug der Holzverbrauch noch etwa vierzig Procent mehr. Wenn man nun aber noch annimmt, welcher Unzahl von kleinen Glashütten, Schmelzen rc. wir hier überall begegnen, so muß man trotz des sprüchwörtlichen Holzreichthums der hiesigen Wälder doch mit Schrecken an deren immer weiter greifende Vertilgung denken. Durch den gegen früher dreifach gesteigerten Preis des Holzes wird der Entwaldung kein Ziel gesetzt. Man wird aber diese prächtigen Wälder am besten schonen durch die endliche Ausführung der schon vor langen Jahren projectirten Eisenbahn von Reichenberg bis Tannwald oder weiter bis zur schlesischen Grenze. Schon die mächtige Industrie dieser Gegend konnte mit vollem Rechte auf diese Verkehrserleichterung längst Anspruch machen. Führt man aber erst den Tausenden von Arbeitsfeuern hinreichend die billigeren Kohlen als Ersatz zu, so werden die prächtigen Wälder dann von selbst geschont und der allgemeinen Wohlfahrt des Landes erhalten bleiben.

In der Umgebung der von uns erwähnten Polauner Glashütte haben sich Krystallglasschleifer in Menge angesiedelt, welche die zuweilen noch sehr geringe Kraft der Bergwässer mit Sorgfalt ihrem Zwecke nutzbar machen. Von Haus zu Haus wird oft das Bächlein geleitet, um ein kleines Rad zu treiben, das dann wieder drinnen verschiedene horizontale oder verticale Scheiben in Bewegung setzt. Diese Scheiben sind von Sandstein oder von Holz; erstere dienen zum Abschleifen der aus der Glashütte roh gelieferten Gegenstände, letztere geben dann dem Glase die prächtige Politur. Das Schleifen des Glases erfordert Kraft und Geschick, und dabei ist der Aufenthalt in den fortwährend mit feinsten Glastheilchen erfüllten Räumen der Gesundheit der Schleifer sehr nachtheilig. Da nicht jeder der armen Lohnarbeiter den Bau eines Wasserschutzes und Rades bestreiten kann, so befassen sich gewöhnlich Wohlhabendere mit der Anlage einer kleinen Schleiferei und vermiethen die einzelnen Plätze oder Scheiben darin gegen eine wöchentliche Abgabe.

Durch einen Besuch der an unserem Wege gelegenen großen Umann'schen Schleiferei in Tiefenbach erlangen wir rasch einen Ueberblick über diesen wichtigen Zweig. Hier hilft bereits eine Dampfmaschine der Wasserkraft nach, und wir finden in den weiten Lagerräumen des Umann'schen Hauses allerhand meist weiße Krystallglasartikel in überraschender Auswahl. Das Auge wird im eigentlichsten Sinne fast geblendet, wenn aus tausend Gegenständen zugleich die gebrochenen Lichtstrahlen in Regenbogenfarben uns entgegenblitzen und bei jedem neuen Schritte von einer andern Stelle uns zuzuströmen scheinen. Die Wirthschafts- und Luxusartikel zeigen uns, auf welcher hohen Stufe die Kunst des Glasschleifens angelangt ist. Um nur eines zu erwähnen, werden die von den Londoner und Pariser Ausstellungen her bekannten Nachbildungen der größten existirenden Krondiamanten hier ebenso vollkommen angefertigt, wie dies bisher um vierfach höheren Preis nur in England und Frankreich geschah. Aber auch kleine Diamant-Imitationen finden wir hier so prachtvoll, daß deren Feuer vielleicht manchen Kenner irre führen dürfte. Wie viele Tausende dieser böhmischen geschliffenen Glassteine mögen bei den Festen der hohen Aristokratie und wohl auch bei Hofe unerkannt zwischen den echten Diamanten einherwandeln!

Auf unserer Wanderung bietet uns die herrliche Landschaft fast bei jedem Schritte neue Schönheiten dar. Von Polaun aus steigt die prächtige Straße in hundertfachen Windungen den Pzichowitzer Berg hinauf. Hier werden freilich die Hütten und Häuser seltener als unten im Thale, und trotz des Spätsommers finden wir auf dieser Höhe (fast zweitausendvierhundert Fuß) noch die dürftigen Feldfrüchte auf grünen Halmen; erst im Herbste kann die schmale Ernte eingeheimst werden, wenn nicht etwa früher Schneefall die Hoffnung des Landmannes überhaupt vollständig vernichtet.

Auf dem Gipfel des Pzichowitzer Berges, ungefähr noch sechshundert Fuß höher als die Paßhöhe unseres Weges, hat man dem Erbauer der prächtigen Riesengebirgsstraße, dem Erzherzoge Stefan, zu Ehren einen Thurm zu bauen begonnen, leider ohne den Bau zu vollenden. Von dieser Höhe, dem Lieblingsaufenthalte des Erzherzogs in damaliger Zeit, hat man eine entzückend schöne Aussicht nach dem Riesengebirge und weit hinein in das herrliche Böhmerland. Sonderbarer Weise scheint der Thurm Ruine bleiben zu sollen.

Von der Thurmruine führt uns bald ein Weg abwärts zu einem echten Edelsteine in der schönen Landschaftskette, die uns bisher umgab. Durch mächtige, altehrwürdige Tannen- und Buchenwälder gelangen wir in ein Thal, wie es idyllischer und lieblicher nicht gedacht werden kann. In dem Thale selbst aber laden freundliche, stattliche Häuser zu längerer Rast unwiderstehlich ein. Mitten zwischen dunklen Tannen liegt an den Ufern der rauschenden Iser der nur wenig Häuser zählende Ort Wurzelsdorf, seit Jahren schon in der Umgegend durch eine heilkräftige Eisen- und Schwefelquelle bekannt. Damals war ein ärmlicher Holzbau mit einigen überaus schlichten Bädern Alles, was man hier fand. Jetzt stehen schon mehrere schmucke, reinliche Häuser hier und bieten den Fremden die behaglichste Aufnahme. Die von Josef Riedel in's Leben gerufene Anlage des Ganzen zeigt auf den ersten Blick, daß bei der Schöpfung dieses Unternehmens Gewinnsucht fern gelegen hat, denn die hiesigen Preise contrastiren überaus wohlthuend mit den Tarifen und Taxen so vieler anderer und selbst kleiner Badeorte. Wer fern von dem Geräusche der Welt in herrlichster Luft den stillen Frieden eines Waldaufenthaltes genießen will, der wird in dem freundlichen Wurzelsdorf und seinen herrlichen Umgebungen die vollste Befriedigung finden.

Wir aber eilen jetzt dem Ende der Wanderung zu. An der großen Wurzelsdorfer Spinnerei und der schon früher erwähnten Glashütte vorüber führt unser Weg noch eine Strecke im schönen Iserthale hin, bis wir bald in das nicht minder schöne Mummelthal einbiegen und am Ufer des klaren, forellenreichen Baches aufwärts wandern, wo sich nach anderthalb Stunden plötzlich das Thal erweitert. Hier finden wir die letzte, aber keineswegs die kleinste Station der böhmischen Glasindustrie. Wir sind in dem freundlichen Dorfe **Neuwelt**, wo sich uns auf der altbewährten gräflich Harrach'schen Glashütte das Bild gemeinsamer Arbeit und der Vereinigung der verschiedenen Industriezweige darbietet. Nirgends ist es uns bisher wie hier geboten, auf kleinem Umkreise alle Manipulationen der Glasbereitung beobachten zu können, von der Quarzstampfmühle und dem gewaltigen Glasofen an bis hinauf zu den kunstvollsten Schleifereien und Malereien. Die Neuwelter Fabrikate genießen mit Recht einen Weltruf, und das dortige Musterlager gleicht einer glänzenden Ausstellung. Die Besucher der Pariser Weltausstellung werden sich vielleicht noch unter anderen Neuwelter Prachtstücken der beiden großen, durch ihre kostbare Malerei ausgezeichneten Vasen entsinnen, von denen jede gegen fünfhundert Gulden kostete. Nur eine davon kam unversehrt zurück; die andere zerbrach auf dem Rücktransport. In der Glasmalerei aber dürfte die Neuwelter Fabrik überhaupt kaum übertroffen werden. Wir fanden unter Anderm auf Vasen Portraits von höchster Vollendung und wurden nicht wenig überrascht, mitten unter gekrönten Häuptern das vortreffliche Brustbild unseres alten, unvergeßlichen Freundes Gerstäcker, freundlich lächelnd wie im Leben, auf uns herniederblicken zu sehen.

In allen Häusern Neuwelts regen sich thätige Hände für die Glasfabrik, welche fortwährend über vierhundert Arbeiter beschäftigt und dabei in anerkennenswerther Weise für Altersschwache und Invaliden durch ein Pensionsinstitut sorgt.

Und so nehmen wir denn Abschied von diesen schönen, gewerbfleißigen Thälern Böhmens; selten dürfte eine andere Gegend auf verhältnißmäßig so kurzer Strecke so viel des Interessanten darbieten. Der böhmischen Glasindustrie aber wünschen wir, daß sie noch lange, lange mit ihren Fabrikaten den Ruhm deutschen Fleißes nach allen Welttheilen aussenden möge.

Die Corruption des amerikanischen Beamtenthums.

(Schluß.)

Was that nun der Präsident bei dieser Entlarvung seines speciellen Günstlings? Denn das war Belknap. — Als dieser sich am Tage seines Sturzes in's Weiße Haus begab, um sein Entlassungsgesuch einzureichen, nahm Grant dasselbe ohne Weiteres an und entzog dadurch den Verbrecher der Jurisdiction des Congresses, indem nach dem Gesetze nur ein im Amte stehender Minister vor die Schranken des Senats gefordert werden kann, nicht wohl aber ein schon entlassener. Sein gefügiger Diener, General-Anwalt Pierrepont, erließ aber sofort einen Verhaftsbefehl gegen Marsh, was dieser auch gut genug verstand und schleunigst nach Canada verduftete. Dadurch wurde der Hauptbelastungszeuge, dem selbstverständlich Straflosigkeit hätte zugesichert werden sollen, um den eigentlichen großen Verbrecher zu überführen, der Anklage entzogen, sodaß es jetzt zweifelhaft ist, ob der verdächtige Minister formell überführt werden kann, zumal seine Partei sowohl im Weißen Hause wie im Congresse Alles aufbieten wird, seine Schuld möglichst abzuschwächen und ihn vom Zuchthause zu retten.

Alle diese schmachvollen Ereignisse sind Geschwüre an unserm Volkskörper, die endlich, zum Glücke aufgebrochen sind und die in ihrer moralischen Häßlichkeit wohl Ekel erregen, zugleich aber einen klaren Einblick in die Ursachen der Krankheit gestatten, von welcher die Nation ergriffen worden ist. Wer die socialen und politischen Verhältnisse der Union aus eigener Erfahrung näher kennt, wer die Entwickelung der inneren Zustände dieses Landes während der letzten zwanzig Jahre aufmerksam beobachtet hat, dem kommen solche Thatsachen, wie die oben geschilderten, nicht unerwartet; sie sind ihm ganz naturgemäße Resultate der von Jahr zu Jahr wachsenden, Alles zerfressenden Corruption.

Das amerikanische Volk rühmt sich vieler Eigenschaften, die ihm nicht nur unter den Culturvölkern der Gegenwart eine hervorragende Stellung einräumen, sondern ihm für die Zukunft eine noch weit glänzendere Rolle in der Geschichte der Menschheit zuweisen. Mag dem sein wie ihm wolle, es fehlt ihm, bis jetzt wenigstens, eine Eigenschaft, deren Mangel seinem gesunden Wachsthume sehr hinderlich gewesen ist und viele der Zustände erzeugt hat, die wir jetzt so tief beklagen: der Amerikaner kennt nicht die rechte Mäßigung. Bei aller Thatkraft und bei allem Scharfsinne, die ihn auszeichnen, leidet er an einem Hange zur Excentricität, der ihm das weise Maßhalten in fast allen Beziehungen schwer macht. Dieser Fehler erklärt sich aus der fieberhaften Hast, mit welcher der Amerikaner seine Geschäfte betreibt, ohne sich Ruhe und Rast zu gönnen; er zeigt sich ebenso excentrisch im Ueberschreiten des Maßes, wenn er sich einmal für eine Stunde dem Vergnügen hingiebt. Dieser Fehler liegt der schrankenlosen Freiheit zu Grunde, in der er seine Kinder erzieht oder vielmehr häufig ohne alle rechte Erziehung aufwachsen läßt; er hat die bis zur Lächerlichkeit abgöttische Verehrung erzeugt, welche dem weiblichen Geschlechte gezollt wird, in Folge deren die Frau mit solch schrankenlosen Emancipationsgelüsten erfüllt worden ist, daß sie häufig ihrer naturgemäßen Stellung in der menschlichen Gesellschaft ganz vergißt; aus ihm erklären sich die unsinnigen Temperanzbestrebungen, welche auch das Gute, das in ihnen enthalten ist, zum Gespött gemacht haben; er färbt endlich die Religiosität des Amerikaners mit einem Fanatismus, der namentlich den maßvollen, ruhigen Deutschen häufig sehr unangenehm berührt; der düster strenge Puritaner, der überspannte Methodist, der engherzige Baptist, der springende Tunker, der vielbeweibte Mormone, der geisterklopfende Spiritualist, Alle gedeihen hier besser, als sonst irgendwo, während eine ruhigere, in den Schranken der Vernunft und des Gemüths bleibende Religion dem excentrischen Amerikaner nicht genügt. Aus derselben Maßlosigkeit erklärt sich auch die Verbindung von zwei sonst schwer vereinbaren Eigenschaften in seinem Charakter: er vereinigt in sich eine unersättliche Geldgier mit einer ebenso schrankenlosen Verschwendung, und gerade diese beiden Laster haben vor Allem die gegenwärtige Corruption erzeugt.

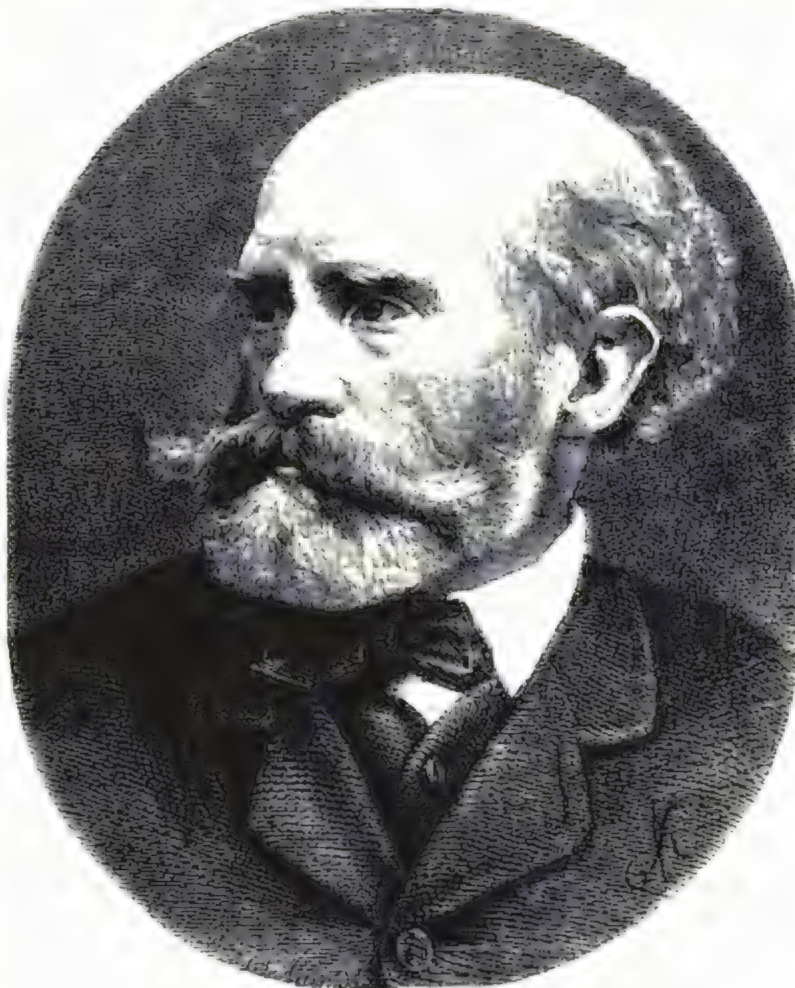
Während des Bürgerkrieges hatten Tausende von Speculanten sich theils auf rechtmäßigem Wege, theils aber auch — und zwar der Mehrzahl nach — durch ungesetzliche und betrügerische Mittel in kurzer Zeit große Reichthümer erworben; es war die Brutzeit der sogenannten Shoddy-Aristokratie, die sich in den auf den Krieg folgenden Jahren zu ihrer höchsten Blüthe entfaltete und die alte, solide ehrenwerthe Geld-Aristokratie an Zahl und auch an äußerlichem Glanze und Schimmer weit überflügelte. Ihr Erfolg reizte andere Tausende zum gleichen Streben, schnell und mühelos reich zu werden; auf die Mittel, wie dies geschah, kam es dabei nicht an. So entwickelte sich schnell und verderbenbringend die Periode der wilden, schwindelhaften Speculation in Eisenbahnen, Minen und allen möglichen anderen Unternehmungen; Millionäre wuchsen allenthalben empor, wie Pilze auf feuchtem Modergrunde über Nacht emporschießen. Aber der Grund, auf welchem diese Reichthümer ruhten, war faul und ungesund, und um ihr Scheinleben zu fristen, mußten die neuen Crösusse zu jeder Art von Betrug greifen. Diese auf's Höchste gesteigerte Sucht nach Gewinn, die alle Schichten der Gesellschaft ergriffen hatte und der leider durch das Beispiel der höchsten Kreise des Beamtenthums die verderblichste Nahrung gegeben wurde, erzeugte jene unter dem Namen der „Ringe" bekannten schändlichen Verschwörungen, deren alleiniger Zweck war, das öffentliche Eigenthum zu plündern, und welche das ganze Land wie mit einem unentwirrbaren Netze überzogen. Es war aber durchaus nicht allein die Habsucht, welche diese systematischen Betrüger erzeugte, sondern ebenso sehr und in vielleicht noch höherem Grade die unmäßige Verschwendungssucht, welche ein trauriger Zug des amerikanischen Volkes geworden ist. Was der aufgeblasenen Shoddy-Aristokratie an wahrem innerem Adel, an Geistesbildung abging, sollte durch äußeren Prunk, durch den unsinnigsten Luxus ersetzt werden. Durch palastähnliche Wohnungen, durch kostbare Equipagen und reichgalonnirte Bediente wurden die Gebräuche des Geburtsadels der Alten Welt nachgeäfft; prachtvolle Toiletten, Gold und Juwelen in oft geschmacklosem Uebermaße mußten die Gemeinheit der Manieren, den Mangel alles feineren Tactes verdecken; die luxuriösesten Feste, lucullische Schwelgereien die Abwesenheit geistiger Genüsse ersetzen. Dieses Shoddythum ergriff wie eine ansteckende Krankheit alle Schichten der Gesellschaft. Das glänzendste und verderblichste Beispiel wurde in der Bundeshauptstadt des Landes gegeben, wo die republikanische Einfachheit früherer Zeiten einem Treiben Platz machen mußte, welches dem Hofleben eines Fürsten möglichst getreu nachgebildet wurde. Der Präsident, die Minister, die Senatoren und Staatsbeamten aller Classen wetteiferten mit einander in der Pracht und dem Glanze ihres Auftretens und ihres Haushaltes. Verlangt es doch die Würde der Republik, daß ihre Beamten nicht hinter den hochadeligen Vertretern der europäischen Mächte zurückbleiben, wenn auch die Kosten, die solche Nachäfferei verursacht, vom Volke bestritten werden mußten.

Es ist eine Thatsache, daß nur zwei der Minister des Grant'schen Cabinetes Privatreichthum genug besitzen, um einen solchen Aufwand treiben zu können, ohne zu unredlichen Mitteln zu greifen; alle übrigen, wie z. B. ein Belknap, mußten ihre Einkünfte vermehren, um mitmachen zu können. Dasselbe gilt von den meisten Senatoren und Repräsentanten. So ging es von oben herab durch alle Classen der Gesellschaft hindurch, von der Hauptstadt an bis zum kleinsten Landstädtchen herab; überall dasselbe Streben, einen Luxus um sich zu verbreiten, der in keinem Verhältnisse zu den wirklichen Vermögensumständen stand, es sich gegenseitig zuvorzuthun im Entfalten eines erborgten Pompes, der die innere Hohlheit und Armuth nur mühsam verdeckte. Und wenn die Habsucht das hervorstechende Laster der Männer genannt werden kann, so sind es die Frauen, welche der Verschwendungssucht, dem Luxus, dem Modewahnsinn in oft maßloser Weise fröhnen. Die amerikanische Frau alten Schlages ist eine höchst respectable, oft wahrhaft noble Erscheinung; von der modernen Amerikanerin kann dies nicht immer gesagt werden. An geistiger Regsamkeit und Beweglichkeit, an Witz und Scharfsinn, auch häufig an Liebenswürdigkeit fehlt es ihr keineswegs, an Unabhängigkeit im Auftreten und an Freiheit der Manieren noch weniger, an der anspruchsvollsten Erwartung, alle ihre Wünsche, was Vergnügen

und Bequemlichkeit betrifft, erfüllt zu sehen, aber am allerwenigsten. In vielen Fällen betrachtet die moderne Amerikanerin sich nicht als Gefährtin des Mannes in Freud' und Leid, sondern als seine unumschränkte Gebieterin, für die er sich plagen und abarbeiten muß, damit sie ihr Leben in Nichtsthun verbringen und allen Vergnügungen nachgehen kann, ohne sich darum zu sorgen, wo die Mittel dazu herkommen. Dieses Urtheil mag hart klingen, trifft aber bei der Classe von Dämchen, die ich meine, vollständig zu. Nicht nur wurde Frau Belknap ein Fallstrick für ihren Mann, die Opfer einer rücksichtslosen weiblichen Verschwendungssucht sind in jedem Staate und in jedem Städtchen des Landes zu finden, und nicht gar klein ist die Zahl namentlich junger Geschäftsleute, die, zu schwach, um die Gelüste der Frau in Schranken zu halten, schon nach wenigen Jahren eines glänzenden Scheinlebens in Bankerott und Armuth enden. Wenn Habsucht und Verschwendungssucht allgemeine Ursachen der herrschenden Corruption sind, so hat die Fäulniß, von welcher das Beamtenthum im Speciellen ergriffen ist, noch eine besondere Ursache in den politischen und Verfassungsverhältnissen unseres Landes.

Sämmtliche amerikanische Beamte zerfallen in zwei Classen, in die vom Volke gewählten und in die von der Bundes- oder Staatsregierung ernannten. Zu den ersteren gehören fast alle Staats- und Localbeamte; die letzteren liefern das stärkste Contingent zu dem überaus zahlreichen Heer der Steuer- und Postbeamten. Der Amtstermin der gewählten Beamten ist in der Regel ein einjähriger, längstens ein zweijähriger und wird in sehr vielen Fällen lediglich als eine Zeit angesehen, in welcher man sich so viel wie möglich aus der öffentlichen Krippe zu sättigen sucht. Dazu treibt einmal die Art und Weise, wie der Beamte seine Stelle erlangt. Eine Wahl kostet in der Regel Geld. Man wähne ja nicht, daß das Volk dieser freien Republik seine Diener durchaus selbstbewußt und selbstständig durch freie Wahl einsetzt; im Gegentheile, Geld und Intriguen aller Art spielen auch hier die Hauptrolle. Wahlkniffe der verwerflichsten Art, Stimmenkauf, Beeinflussung der ungebildeten Volksclasse durch bezahlte Subjecte beherrschen die Wahlurne in so hohem Grade, daß es einem ehrlichen Candidaten, der zu solchen Mitteln nicht greifen kann oder mag, sehr schwer wird, ein Amt zu erlangen.

So werden häufig Summen ausgegeben, die in gar keinem Verhältnisse zu dem rechtmäßigen Gehalte des Beamten stehen und die dann auf andere Weise wieder eingebracht werden müssen. Will der Beamte wieder gewählt werden, so muß er sich mit Geld versehen; rechnet er nicht darauf, dann sucht er während seines Termins so viel zu „machen", wie er ohne große Gefahr eben machen kann. Daraus erklärt sich die schreckenerregende Zahl von Fällen, in denen öffentliche Gelder von den betreffenden Beamten veruntreut werden, so daß es kaum eine Stadt giebt, die nicht einen betrügerischen Schatzmeister oder sonstigen öffentlichen Diener hat, der von Rechtswegen in's Zuchthaus gehört, leider aber meist irgendwo ungestraft seinen Raub verzehrt. Auf die ernannten Beamten findet dies nicht weniger seine Anwendung. Um eine Stelle zu erlangen, ist Fürsprache nöthig, denn direct an den Präsidenten oder die Departementchefs, von denen die Ernennungen ausgehen, sich zu wenden, ist nicht so leicht thunlich. Da sind denn die Senatoren, Repräsentanten und andere einflußreiche Männer die geeigneten Vermittler, welche dies auch bereitwillig thun, nur meistens nicht umsonst. Die Zeit, für welche diese Beamten ernannt werden, ist an und für sich nicht bestimmt, aber es ist nach und nach Sitte oder vielmehr Unsitte geworden, daß mit dem Wechsel der politischen Partei bei einer Präsidenten- oder Staatswahl auch ein allgemeiner Beamtenwechsel eintritt. Fähigkeit und Treue im Amte sind nicht mehr maßgebende Gründe für Ernennung oder Beibehaltung eines Mannes: es kommt dabei fast ausschließlich die Frage in Betracht, in wie weit er ein geschicktes und gefügiges Werkzeug zur Förderung der Parteizwecke abgiebt. Er muß zur herrschenden Partei gehören oder zu ihr übergehen, wenn er Berücksichtigung erwarten will; er muß für sie arbeiten, wenn er seine Stellung behaupten will: er steht und fällt mit der Partei. So ist das mehrere Hunderttausende zählende Heer der Regierungsbeamten zu einer auf's Vollkommenste organisirten und auf's Strengste disciplinirten Wahlarmee geworden, die, den Winken der Parteiführer blindlings gehorchend, maschinenartig für Parteizwecke arbeitet und namentlich bei der Präsidentenwahl in den letzten Jahren einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt hat. In welch hohem Grade demoralisirend die Herabwürdigung eines ganzen Standes zu einer bloßen politischen Clique, die kein eigenes Gewissen mehr haben darf, wirken muß, ist leicht begreiflich. Wenn der öffentliche Diener nichts mehr als das gefügige Werkzeug selbstsüchtiger Parteileiter oder eines nach immer größerer Macht strebenden Präsidenten sein darf, wenn seine Hauptaufgabe darin besteht, dahin zu wirken, daß die Partei, die ihn erhoben, die herrschende bleibt, ist es da zu verwundern, wenn Rechtlichkeit und Patriotismus zu Grunde gehen und eine alle Moral zersetzende Corruption die Masse dieses Standes ergriffen hat? Beamtenreform ist darum auch eines der Schlagwörter aller Bestrebungen zur Besserung dieser faulen Zustände geworden.



August von Kreling.
Originalzeichnung von G. Krämer in Nürnberg.

Es war einer der Hauptpunkte des Programms, welches die sich neu bildende Reformpartei bei der letzten Präsidentenwahl aufstellte, und als dieser Versuch scheiterte, nahm die siegende Partei das Stichwort nothgedrungen auf und versprach Alles, ohne indeß das Geringste zu thun. Die Grantianer, welche in dem corrumpirten Beamtenheer gerade ihre Hauptstütze hatten, und die ihrem Herrn nur gar zu gern einen dritten Amtstermin

sichern möchten, konnten sich selbst unmöglich den Boden unter den Füßen wegziehen, und so blieb alles beim Alten, bis endlich die schmachvolle Wirthschaft durch die jüngsten Enthüllungen in der unmittelbaren Umgebung des Präsidenten offen vor der Welt bloßgelegt worden ist. Mancherlei Vorschläge zur Abhülfe dieser traurigen Zustände sind gemacht worden. Die Radicalsten möchten die Präsidentenwürde ganz abgeschafft sehen, indem sie die beständige Gefahr des Mißbrauchs des großen Einflusses und der Macht, die mit diesem Amte verbunden ist, als hinreichenden Grund zur Aufhebung desselben ansehen. Die Gemäßigteren und wohl auch Weiseren wollen die Wiederwahl desselben Mannes zum Präsidentenamte durch einen Zusatz zur Constitution verbieten, was freilich den Intriguen des zeitweiligen Präsidenten zum Zweck einer nochmaligen Erwählung die Spitze abbrechen und die unerlaubte Benutzung der Beamten zu Wahlzwecken unnöthig machen würde. Ein dritter Vorschlag ist, die Dienstzeit sowohl eines gewählten wie eines ernannten Beamten nicht festzusetzen oder gar von politischen Parteifragen abhängig zu machen, sondern einzig und allein von dem Verhalten eines öffentlichen Dieners, von seiner Unbescholtenheit und Fähigkeit in der Führung seines Amtes, also keinen Wechsel vorzunehmen, wenn nicht ein Amtsvergehen einen solchen gebietet. Es würde dies zu gewissenhafter Amtsführung anspornen und namentlich die Ursache so vieler Veruntreuungen wegräumen, welche in dem Bewußtsein liegt, daß man schon nach einem oder zwei Jahren vielleicht einem Andern Platz machen muß und deshalb die kurze Zeit zur Selbstbereicherung bestmöglichst zu benutzen sucht. Aber auch dies kann zu keinem Erfolge führen, wenn nicht das Volk eine scharfe Controlle über seine Diener ausübt, und eine unnachsichtliche Bestrafung jedes Amtsvergehens durch die Gesetze verlangt.

Gerade hier liegt die Grundursache des ganzen Uebels. Der rechte moralische Ernst ist dem Volke verloren gegangen; das Volksgewissen ist stumpf geworden. Das Verbrechen, und namentlich das Verbrechen des Betruges, wird kaum mehr als ein solches angesehen, und den Verbrecher trifft häufig kaum die Verachtung des Volkes, geschweige denn die gebührende Strafe. Man ist in der Beziehung beinahe zum spartanischen Princip zurückgekehrt, nur den ertappten Dieb zu bestrafen, den geschickten, erfolgreichen aber zu belohnen. Der Bankerotteur, der Cassendieb, der Schwindler, der feile Beamte hat von der öffentlichen Meinung nur wenig zu fürchten, wenn er sich nur durch Pfiffigkeit und Advocatenkniffe dem Gesetze und dem Zuchthause zu entziehen weiß und durch sein Verbrechen reich wird. Er ist dann kein Dieb, sondern nur ein geriebener Mann, vor dem man achtungsvoll den Hut zieht, und sollte es vorkommen, daß ein solcher einmal den Fehltritt beginge, sich fangen zu lassen, so wächst auch über Zuchthaus und Staatsgefängniß Gras, und der Gewitzigte kann recht wohl wieder zu Ehren kommen, ohne daß von ihm verlangt würde, daß er auch ein Gebesserter sein müßte. Der Schreiber kennt einen Mann persönlich, der wegen großartigen Unterschleifs und Diebstahls während des Bürgerkrieges in's Gefängniß wandern mußte, und der jetzt als vom Volke erwählter Polizeirichter in einer nicht unbedeutenden Stadt der Union in vollem Glanze richterlicher Würde thront. Freilich, es ist ein feiner, gebildeter und sehr gescheiter Mann von guter Familie, glatter Zunge und einnehmendem Wesen, wenngleich um kein Haar besser, als er vor seiner Gefängnißzeit war. Solche Fälle sind nicht allzu seltene Ausnahmen; daß sie überhaupt möglich sind, beweist, auf welch niedrigem Grade das öffentliche Sittlichkeitsgefühl steht. In dieser Abstumpfung des Volksgewissens liegt das Trostlose der Lage; wäre diese nicht so groß, dann würden Reform-Ideen bald Eingang finden und energisch zur Ausführung gebracht werden.

Es thun unserer Zeit Männer noth, die, von selbstloser Liebe zum Vaterlande beseelt, durch die Macht ihrer Rede und durch die Reinheit ihrer Thaten im Stande sind, das Volk aus seinem Schlafe aufzuwecken, anstatt es mit hohlen Phrasen immer tiefer in eine heillose Selbstüberhebung hineinzulügen, Männer von der Tugend eines Washington, von der Weisheit eines Franklin und von der Beredsamkeit eines Webster, Männer, die, zu Leitern großer Bewegungen geboren, das Volk aus seiner Gleichgültigkeit herausreißen, die guten Elemente fest um sich schaaren und so eine durchgreifende Reform in's Dasein rufen. Bis jetzt sind diese Reformatoren noch nicht erschienen. Stimmen genug, die darnach verlangen, sind laut geworden; redliche Patrioten haben Versuche gemacht, dem Uebel Einhalt zu thun, aber ihre Kraft war der Aufgabe nicht gewachsen; an der Macht der Parteien, welcher der politische Einfluß und das allvermögende Geld fast unbeschränkt zu Gebote steht, ist alles gescheitert. Als in Rom Alles für Geld feil war, als das Partei-Interesse die Liebe zum Vaterlande erstickt hatte, da waren die Tage der Republik gezählt; ihr Glanz erlosch und sie sank endlich in Trümmer.

Bühnen-Erinnerungen.

6. Herzog Karl von Braunschweig als Bühnen-Tyrann.

Von einem alten Musiker.

Trotz der trefflichen Leitung Klingemann's und der theilweise vorzüglichen Kräfte, welche in Schauspiel und Oper wirkten, mußte das Braunschweiger Nationaltheater am 19. März 1826 nach achtjährigem Bestehen geschlossen werden. Es war eben nicht möglich, bei den damaligen Bevölkerungsverhältnissen der Stadt eine solche Bühne ohne bedeutenden Zuschuß zu erhalten, und den Betheiligten blieb ein Deficit von etwas über siebenzehntausend Thalern zu decken. Am genannten Tage fiel der Vorhang, nachdem Mozart's „Zauberflöte“ noch einmal Alles, was Sinn für die Kunst besaß, vollzählig versammelt hatte.

Aber nur zwei Monate blieben die Pforten geschlossen, um nach dieser Frist dem Publicum zum Eintritte in das Herzogliche Hoftheater wieder geöffnet zu werden, welches seine Vorstellungen mit der Zauberoper „Die Prinzessin von Trapezunt“ begann. Klingemann behielt die Oberleitung. Was er, unterstützt durch den umsichtigen Regisseur Haake, während seiner Thätigkeit bis zum Jahre 1831 leistete, ist hinlänglich gewürdigt und in den Annalen des deutschen Theaters verzeichnet worden. Er war es zum Beispiel, der am 19. Januar 1829 den Goethe'schen „Faust“ zum ersten Male auf die Bühne brachte. Bedeutende Gäste traten unter seiner Directionsführung auf und ihm gelang es auch, den damals auf dem Höhepunkte seines Ruhmes stehenden Heldenspieler Wilhelm Kunst ein halbes Jahr hindurch zu fesseln, eine lange Zeit für den Mann, welcher nirgends auszudauern vermochte. Manche Bewohner Braunschweigs erinnern sich noch, wie der Künstler, der später in tiefster Armuth starb, auf der Straße von Hannover her seinen Einzug in eigener sechsspänniger Equipage mit vollzähliger Dienerschaft hielt. Der regierende Herzog Karl verehrte ihn sehr und unterstützte den stets des Geldes Bedürftigen in außerordentlicher Weise dadurch, daß er sich hinter den Coulissen häufig neben ihn stellte und ihm eine Rolle mit Gold in die Tasche steckte.

Aber auch im Uebrigen, wo es galt, die Kunst zu fördern und die Künstler entsprechend zu honoriren, knauserte der Herzog nicht. Freilich trat auch hier sein Eigenwille — um nicht das Wort Despotismus zu gebrauchen — welcher ihm später den Thron kostete, zu Tage, oft in ernster, oft aber auch in humoristischer Weise. Daß er dabei zuweilen den Kürzeren zog, versteht sich von selbst. In einem solchen Falle fügte er sich indeß ohne Murren in die erlittene Niederlage und machte keinen Versuch, seine Gewalt zu rächender Vergeltung in Anwendung zu bringen. Um ganz gerecht zu sein, muß man bei Allem, was er that, im Auge behalten, daß er kaum dem Jünglingsalter entwachsen war.

Im Allgemeinen war der Herzog der Oper mehr zugethan als dem recitirenden Drama. Er selbst besaß keine unbedeutende musikalische Bildung, spielte gut Clavier und meinte im Besitze einer schönen Tenorstimme zu sein und auch als Sänger glänzen zu können. Zu verwundern ist es deshalb nicht, daß besonders die Mitglieder der Oper und des Orchesters unter seinen Launen

zu leiden hatten. Letztere namentlich waren in jedem Augenblicke so wenig sicher, daß sie sich nach gethaner Arbeit nicht einmal der zweifellosen Aussicht auf eine ungestörte Nachtruhe hinzugeben vermochten.

Im Residenzschlosse befand sich ein genaues Verzeichniß der Namen und Wohnungen der Musiker. Verspürte Seine Durchlaucht Neigung, Musik zu hören, oder aber mit Orchesterbegleitung zu singen, so wurden Eilboten ausgesandt, um die Capelle in's Schloß zu befehlen, ja dieselbe aus den Betten zu holen, wenn die Nacht bereits vorgeschritten war. Waren die Wünsche Seiner Durchlaucht erfüllt, so ward den Versammelten ein Soupé servirt, nach dessen Beendigung sie nach Hause gehen und weiter schlafen durften.

Auch im Theater empfand der Herzog oft Neigung, nach Beendigung der Vorstellung noch irgend ein Musikstück zu hören, oder irgend eine Nummer zu singen, wie z. B. die Barcarole aus der „Stummen von Portici“, die ihm besonders zusagte. In diesem Falle ward nach dem Niederlassen des Vorhanges den Capellisten durch den Orchesterdiener mitgetheilt, daß sie noch zu bleiben und das Haus nicht zu verlassen hätten. Das gelang aber nicht immer. Die Musiker waren auf ihrer Hut, und zeigte sich etwas Verdächtiges, so sah ihr Ausbruch einer wilden Flucht ähnlich. So schnell wie möglich packten sie ihre Instrumente zusammen und verschwanden, ehe die Botschaft sie zu erreichen vermochte. Wer aber nicht rasch genug entweichen konnte und gefaßt wurde, der mußte seine Sehnsucht nach dem häuslichen Herde und nach dem Abendessen zurückdrängen und auf seinem Platze verharren.

Dann hob sich der Vorhang wieder; der Herzog trat aus seiner Loge auf die Bühne, gab dem Capellmeister die nöthige Weisung und hörte oder sang, wie es ihm gerade Vergnügen machte, wobei er manchmal die Manieren seiner Opernmitglieder geschickt copirte und travestirte. Kam er, wenn die Theaterarbeiter aufräumten, mit einer Coulisse oder einem Versatzstücke in unsanfte Berührung, so nahm er solches nicht übel und fügte sich in das Unvermeidliche. Ja, er blieb sogar guter Laune, als ein auf Rädern ruhender Nachen, in den er sich gestellt hatte, plötzlich — ob absichtlich, ist nicht enthüllt worden — fortgezogen wurde und er so sehr das Gleichgewicht verlor, daß er sich auf dem Podium liegend wiederfand.

An einem anderen Abend macht sich der Herzog Karl ein Vergnügen daraus, das musikalische Gehör des Capellmeisters auf die Probe zu stellen. Er tritt vor, singt irgend einen Ton und fragt, welcher es gewesen sei. Böseke nennt den Ton und schlägt ihn zur Bestätigung auf dem Claviere an. Mehrere Male wiederholt der Herzog dieses Manöver. Da wird Böseke ungeduldig und poltert: „Ach was, Durchlaucht, nun ist's genug — ich habe keine Zeit mehr.“ — Der Herzog dreht sich um und äußerte lächelnd gegen seinen Begleiter: „Böseke ist ein grober Kerl, aber ein guter Capellmeister.“

Weniger harmlos sind andere Vorgänge, bei denen sich ein Zug von Schadenfreude und Lust am Quälen zeigt, besonders solchen Künstlern gegenüber, die sich aus irgend einem Grunde seiner Zuneigung und seines Beifalls nicht zu erfreuen hatten.

Aber auch in dieser Beziehung mußte der Herzog zuweilen den Rückzug antreten. Als Held und Liebhaber war Eduard **Schütz** engagirt, derselbe, welcher späterhin Director des Braunschweiger Hoftheaters wurde und als solcher erst vor wenigen Jahren starb. Auf diesen hatte es der Herzog mit einer kleinen Malice abgesehen. Er tritt eines Abends während der Vorstellung an ihn heran und fragt kurz: „Wer ist der beste Schauspieler, Schütz?“

Der Angeredete, bestürzt über die plötzliche und sonderbare Frage, deren Zweck er nicht zu begreifen vermag, antwortet verlegen: „Durchlaucht, das vermag ich nicht zu beurtheilen.“

„Kunst, Kunst ist der beste Schauspieler,“ erwidert der Herzog und dreht sich um.

Schütz, welcher jetzt weiß, um was es sich handelt, verschluckt seinen Aerger und beherrscht sich auch dann noch, als sich derselbe Vorfall einige Tage später wiederholt. Als aber, wiederum nach einigen Tagen, der Herzog abermals jene Frage an Schütz richtet, antwortet dieser entschlossen: „Ich, Durchlaucht, bin der beste Schauspieler.“

Der Herzog sah ihn erstaunt an und entfernte sich schweigend. —

Am 6. September 1830 fand jene für Braunschweig denkwürdige Aufführung des „Othello“ statt, während welcher in der Stadt die Revolution ausbrach, die mit dem Schloßbrande und der Flucht des Herzogs endete. Nur mit größter Gefahr vermochte Herzog Karl zu Wagen aus dem Theater in das Schloß zu gelangen, während Fräulein **Dermer**, des Herzogs Geliebte, welche die Desdemona sang, noch halb im Costüme ihrer Rolle, im Hause einer Bekannten Schutz suchen mußte und von da erst später ihre Wohnung erreichen konnte, wo sie die Fenster bereits zertrümmert fand. Ob sie ernstlich zu fürchten gehabt haben würde, steht dahin. So viel aber ist sicher, daß sie Niemandem etwas zu Leide gethan, sondern im Gegentheile manches Gute gestiftet und Vielen Wohlthaten erwiesen hat. Noch in späteren Jahren, als sie bereits in Wien lebte, schenkte sie der Pensionscasse des Braunschweiger Hoftheaters eine namhafte Summe, welche heute noch unter dem Namen Dermer-Fonds besonders registrirt wird. Sie war schön und eine tüchtige Sängerin und Darstellerin. Besonders hatte sie schöne Hände, für welche Herzog Karl schwärmte. Mit Beziehung darauf erzählt man sich, daß die Mutter der Künstlerin jedesmal, wenn der Herzog in seine Loge getreten sei, ihrer in der gegenüberliegenden Theaterloge neben ihr sitzenden Tochter zugeflüstert habe: Leg's Patscherl 'raus! Der Herr schaut auf Di.“

Zum Schlusse dieser kleinen Erinnerungen aus einer interessanten Epoche des Braunschweiger Theaters muß übrigens noch einmal hervorgehoben werden, wie dieses Theater unter Herzog Karl eine in jeder Beziehung würdige und bedeutungsvolle Stelle einnahm. Auch später wurde kein Opfer gescheut, tüchtige Kräfte heranzuziehen. Der jetzt regierende Herzog Wilhelm läßt es an namhaften Zuschüssen, der Intendant von Rudolphi an umsichtiger Verwaltung nicht fehlen, und in Folge des Wachsthums der Stadt sowohl wie des reichen Repertoires und trefflicher Einzelleistungen bei tadellosem Ensemble und glänzender Ausstattung hat sich der Besuch des Theaters so gesteigert, daß das neue, schöne und zweckmäßige Haus regelmäßig bis auf den letzten Platz gefüllt ist, sowohl bei der unter **Franz Abt's** und **E. Zabel's** Leitung stehenden Oper wie bei dem unter der Oberregie **A. Hiltl's** mit Fleiß und echt künstlerischer Weihe gepflegten recitirenden Drama.

Blätter und Blüthen.

Ein Meister dreier Künste. (Mit Portrait S. 389.) Des Reiches alter Schmuckkasten hat Trauer anzulegen. Wir sehen mit doppelter Klage nach der einst geliebtesten deutschen Stadt hin, zu welcher Jeder mit Ehrfurcht im Herzen wallfahrtete, wenn er das treueste Bild alter deutscher Städteherrlichkeit vor Augen haben wollte. Dieser unvergleichlichen Zierde geschichtlicher Einzigkeit beraubt Nürnberg sich selbst, um dafür das gleichgültige Ansehen von hunderten anderer Städte modernen Styls einzutauschen, und im Innern hat abermals der Tod ihm den Schmuck eines über Viele hervorragenden Mannes und Künstlers entführt.

August von Kreling, der Regenerator und vieljährige Vorstand der Nürnberger Kunstgewerbeschule, ist am dreiundzwanzigsten April, achtundfünfzig Jahre alt, gestorben. Er war ein Osnabrücker Kind, hatte in der Vaterstadt die ersten Stufen wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung erreicht und in früher Jugend (erst siebenzehn Jahre alt) in Baiern seine zweite Heimath und 1853 in Nürnberg die Stätte seines vielseitigen Kunstwirkens gefunden. Kreling gehörte zu den wenigen Meistern der Gegenwart, welche in allen drei bildenden Künsten zugleich thätig waren; denn er war ebenso bedeutend als Bildhauer wie als Maler und decorativer Architekt. Dahin gelangte er ebenso durch seine Begabung und inneren Drang, wie durch den äußeren Bildungsgang. Sein erster Schritt in München führte ihn in Schwanthaler's Atelier. Schloß er sich dem romantischen Zuge desselben und der, wie Pecht sagt, „am liebsten skizzirend spielenden Behandlung der Dinge“ mit dem Eifer der Jugend an, so bewährte er doch schon eine Selbstständigkeit, die ihn befähigte, die eigenen Wege nach dem erkannten Bedürfniß zu suchen. Nachdem er sich in der Beherrschung des Technischen der Bildhauerkunst fest fühlte, sah er sich nach „reicherem Inhalt, als ihn Schwanthaler bieten konnte“, um und ging, den Meißel mit der Palette vertauschend, zu Cornelius, und als dieser im Jahre 1841 München verließ, schlug er abermals seinen eigenen Weg ein, indem er „das plastische Formgefühl ebenso in seine Malerei, wie die malerische Behandlung in die Plastik trug“. Und als damals als Drittes von Belgien und Frankreich her der Realismus in

der Kunst sich Eingang erzwang, öffnete er sich auch diesem und „so spielen denn Corneliani'scher Classicismus, Schwanthaler'sche Romantik und moderner Realismus in Kreling's sämmtlichen Werken oft wunderlich, aber immer anziehend und meistens gefällig durch einander". Auch ward er zugleich das Haupt einer ganzen Schule, umringt von zahlreichen, zum Theil hochbegabten Schülern.

Nachdem Kreling viele plastische Arbeiten, namentlich reich verzierte Pokale, und ebenso viele Oelbilder meist romantischen Inhalts geliefert und bereits großen Ruf erworben hatte, lenkte seine erste große Arbeit, der Freskenschmuck an der Decke des neuen Theaters in Hannover, die Aufmerksamkeit auf ihn, als nach Reindel's Tod die Nürnberger Kunstgewerbeschule ein neues, mit organisatorischer Kraft ausgerüstetes Haupt bedurfte. Unter seiner Leitung erhob diese Anstalt, nach dem kaiserl. königl. österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, sich zum Range der zweiten in Deutschland, deren auf der Pariser Weltausstellung von 1867 ausgestellte Arbeiten sich eine goldene Medaille verdienen konnten.

Von eigenen größeren Arbeiten Kreling's seit dieser Zeit sind besonders hervorzuheben die Historienbilder, welche die Geschichte Karl's des Großen für den Speisesaal eines reichen Hamburger Kaufmanns darstellen; ferner begann er die Restauration und Möblirung der alten Burg von Nürnberg, für welche er als Wandschmuck des großen Saales die überlebensgroßen Standbilder all der deutschen Kaiser, welche in der Burg gewohnt, componirte, die aber leider unausgeführt geblieben sind, weil nach dem Tode des Königs Max die Weiterarbeiten in der Burg eingestellt wurden. An plastischen Arbeiten vollendete er unter Anderem das Standbild des Heinrich Posthumus in Gera und den großen figurenreichen Brunnen für Cincinnati, in Erz gegossen von Miller's Söhnen in München. Sein letztes großes Werk war die bei Bruckmann in München erschienene illustrirte Prachtausgabe von Goethe's „Faust".

Die wahrhaft glänzende, anmuthende und fesselnde Persönlichkeit Kreling's und, nachdem er Kaulbach's schöne Tochter als Gattin heimgeführt, sein häusliches Glück werden Allen, die dem Künstler wie dem Manne näher getreten sind, lebenslang in Erinnerung bleiben.

Pfingst-Erinnerungen aus Thüringen. „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen." Der Frühling trieb die ersten Blätter und Blüthen. Da überkam mich eine unwiderstehliche Sehnsucht, der glänzenden Kaiserstadt zu entfliehen, wie sie den Zugvogel aus seinem Winterquartiere treiben mag. Es litt mich nicht mehr

„In des Hauses dumpfen Gemächern,
Unter dem Druck von Giebeln und Dächern,
In der Straßen quetschender Enge,
In der Menschen buntem Gedränge."

Hinaus in's frische Waldesgrün! — So lockte mich's, je staubiger es „Unter den Linden" wurde, wie ferner Elfengesang. Aber wohin? — Ich überlegte hin und her, bis mir ein guter Genius den Gedanken eingab: In den Thüringer Wald, der ja alljährlich so viele Berliner anlockt, daß man fast meinen könnte, im „Thiergarten" zu wandeln, wenn der Baumschlag nicht so jugendlich frisch und die Luft, die über Berge und Thäler streicht, nicht so aromatisch erquickend wäre.

Und es geschah also.

Arnstadt war die Pforte, durch die ich in die grünen Hallen des Gebirges trat. Dort stand ich sinnend vor dem Hause, „an der Lindeneck", worin Wilibald Alexis, der deutsche Walter Scott, die Augen schloß, und wanderte sodann durch die prächtigen Lindenalleen, die das liebliche Städtchen umkränzen, um der gefeierten Dichterin, welche die „Gartenlaube" mit den reizenden Bildern ihres Geistes und Herzens schmückt, aus bescheidener Ferne einen dankbaren Gruß zu weihen.

So war ich der Villa Marlitt, die einen sorgfältig gepflegten Berggarten überragt, nahe gekommen und rastete nun auf einer Steinbank, die eine so liebliche Aussicht gewährt, daß ich unwillkürlich Luther's gedachte, der Arnstadt mit einer Schüssel voll gesottener Krebse verglich, die mit Petersilie garnirt sei.

Horch! da tönte mir ein heller Jubel entgegen, den eine Schaar halbwüchsiger Mädchen anstimmte, die soeben aus dem Marlitt'schen Berggarten kamen. Es waren, wie ich bald vernahm, die von einer Lehrerin geleiteten Zöglinge eines vielbesuchten thüringischen Mädchen-Instituts. Sie waren auf der „Pfingstreise" begriffen, die — wie sie plaudernd mir erzählten — ein jährlich wiederkehrender Glanzpunkt ihres Pensionslebens sei, und hatten im „Schwarzburger Hofe", einem bescheidenen Gasthause, Wohnung genommen, lediglich deshalb, weil dieses das ehemalige Hellwig'sche Haus ist, worin „Das Geheimniß der alten Mamsell" spielt. Dort hatte eines der jungen Mädchen ein paar Stegreifverse entworfen und sie, im Namen ihrer Mitschwestern, als herzlichen Gruß jugendlicher Begeisterung der Marlitt zugeschickt. Und siehe da! die junge Schaar war von der Dichterin in ihre Wohnung eingeladen und dort freundlichst empfangen worden. Durften sie nicht stolz auf diese Ehre sein? Und sie waren es. Wie glänzten ihre Blicke, wie rühmten sie in buntem Durcheinander, was sie gehört und gesehen!

Als jedoch der Wirth des „Schwarzburger Hofes", der sich den Gästen seines Hauses als Führer angeboten hatte und selbst auf die seltene Auszeichnung stolz zu sein schien, daß gerade diesen seinen Gästen die Villa Marlitt sich geöffnet habe, in seiner schlichten Weise von der Jugend der Dichterin erzählte, von ihrem edeln Gemüthe und von der Spannkraft ihres Geistes, die sich durch alle Kämpfe siegreich hindurchgerungen und selbst unter schweren Leiden nicht gelähmt worden sei: da waren die Lippen der Mädchen verstummt, und in manchem Auge perlte eine stille Thräne, in welcher der Wunsch sich spiegelte, daß dem Leben der Gefeierten, wie ein an ehrenvollster Anerkennung reicher, so auch ein freundlicher, schmerzloser Spätsommer beschieden sei.

Indeß schlug diese theilnehmende Wehmuth alsbald wieder in lauten Jubel um, als Fräulein Sch., die begleitende Lehrerin, ein Prachtexemplar der „Goldelse" zeigte, welches von der Verfasserin mit eigenhändiger Widmung „den liebenswürdigen Vorsteherinnen des Sch.....'schen Instituts in dankbarer Erinnerung an den 23. Mai 1875" verehrt worden war. Und dieser Jubel schlug noch lange an mein Ohr, als die fröhliche Schaar fast zögernd von dannen zog und immer und immer mit Händen und Tüchern dem schmucken Hause zuwinkte, das sie wie ein Heiligthum betreten und verlassen hatte. Ich aber freute mich mit den Fröhlichen, insonderheit auch darüber, daß die kranke Dichterin sich ein so kindliches, jugendfrisches Herz bewahrt hat, um an der Liebe und Verehrung jener Backfische vielleicht ein größeres Wohlgefallen zu finden, als an manchen glänzenden Huldigungen, die ihr dargebracht werden.

Mein Weg führte mich von Arnstadt nach Elgersburg und Ilmenau. Da und dort traten mir die classischen Erinnerungen an unsere Dichterfürsten Goethe und Schiller entgegen, sodaß ich der Marlitt und jenes Institutes beinahe vergessen hätte. „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'." Dies unsterbliche Lied summte mir fort und fort durch die Seele, als ich an einem der nächsten Abende zur „Schmücke" emporstieg, jener stattlichen Herberge auf dem Rücken des Gebirges, die den Wanderer wie eine großartige Sennwirthschaft anheimelt.

Es war ein prachtvoller Abend. Kein Lüftchen regte sich in dem einsamen Hochwalde, durch den ich stundenlang schritt. Bald umhüllten die Schleier der einbrechen Nacht meinen Pfad, und der Vollmond glitzerte fast gespensterhaft durch die hochragenden Bäume, welche die Straße umsäumten. Ich war allmählich recht müde geworden und sehnte mich nach einem gastlichen Obdache.

Endlich lichtete sich der Wald, und aus der Ferne blitzte mir zum freundlichen Willkomm ein Licht entgegen. — Was aber war das? — Wunderbare Töne drangen zu mir herüber wie geisterhafte Sphärenharmonie. Unwillkürlich rastete mein Fuß. Da verstummte auch die geheimnißvolle Musik. Als ich aber wieder vorwärts schritt und das ersehnte Gasthaus aus dem Schatten der Nacht allmählich hervortrat, da erschallte näher und näher eine lustige Melodie, und weiße Gestalten drehten sich auf dem mondbeleuchteten Plane, als ob lustige Elfen einen ihrer nächtlichen Reigen aufführten.

Ohne gerade furchtsam oder schreckhaft zu sein, dachte ich doch unwillkürlich an den grauenvollen Spuk, der nach dem alten Volksglauben vorzugsweise am Schneekopf, und zumal in Vollmondnächten, sein gespenstisches Wesen treiben soll. Doch nein, dies war kein Spuk. Bald hörte ich lachende Menschenstimmen, und als ich näher kam, tönten mir die Anfangsworte des Liedes entgegen, womit die Sch.....'schen Pensionsschwestern die Marlitt angesungen hatten:

„Es drängt uns, Dich zu grüßen in heit'rer Jugendlust;
Ein Fünklein Deines Geistes glimmt auch in uns'rer Brust."

Und wirklich, es waren jene fröhlichen Mädchen, die zu den Tönen einer Ziehharmonika, welche eine derselben nicht ungeschickt handhabte, im lustigen Tanze, aber nicht ohne anmuthige Sittsamkeit, sich vergnügten. Auf dem rauhen Gipfel des Gebirges, beinahe dreitausend Fuß über dem Meere, in mondheller Nacht ein sylphidenartiger Tanz holder, fast kindlicher Mädchen unter freiem Sternenzelte und rings vom düsteren Wald umsäumt: ich werde das originelle Bild, das eines Rembrandt'schen Pinsels würdig war, nicht leicht wieder vergessen.

Erklärung. Mit Bezug auf unsere der „Allgemeinen Schweizer Zeitung" ertheilte Rüge (Nr. 19, Blätter und Blüthen) erfahren wir nachträglich, daß der Redaction des genannten Blattes das begangene Plagiat nicht zur Last fällt, da derselben die Erzählung „Das Weib eines Juden" von einem eigens hierfür honorirten Feuilletonisten im Manuscript als Originalbeitrag angeboten und von ihr in gutem Glauben als solcher acceptirt worden ist. Somit trifft die Schuld des Plagiats lediglich den Verfasser jener betrügerischen Arbeit.

Kleiner Briefkasten.

A. St. in Grfswd.: In Greifswalde werden die Staare nicht anders sich verhalten, als hier zu Lande, wo ich sie alljährlich mit Schnäbeln voll glatter Raupen die Jungen füttern sehe. Daß die Schnecken die Lieblingsnahrung des Staares sind, bezweifelt kein Eingeweihter. Einer Ueberhandnahme der Raupen kann der Staar nicht vorbeugen, wie überhaupt kein Thier. Abnorme Jahre sind nicht maßgebend. Uebrigens kann es sehr leicht geschehen, daß bei Ueberfluß von Raupen der Abwechselung halber schließlich vom Staare diese Nahrung hintenangesetzt wird. Mit meinen genauen Beobachtungen stimmen diejenigen der zuverlässigsten Forscher obendrein überein. K. R.

B. G. T. Ihre Novelle ist nicht verwendbar und steht zu Ihrer Verfügung.

H. in Crefeld. Der Verfasser ist eine Verfasserin.

L. D. in F. Die gewünschte Adresse lautet: Berliner Frauen-Schutz, Friedrichstraße 243, geleitet von Frau Justizräthin Helene Martins.

J. J. Zur Beurtheilung eingesandter Arbeiten fehlt es uns durchaus an Zeit. Verfügen Sie gütigst über Ihr Manuscript!

Ch. D. in L. Unter den Charakteristiken und Biographien Anastasius Grün's glauben wir Ihnen eine in jedem Sinne befriedigendere nicht empfehlen zu können, als die höchst licht- und geistvolle, welche der österreichische Reichstagsabgeordnete Dr. Adolf Bromber unter dem Titel: „Anton Alexander Graf Auersperg, sein Leben und Wirken. Aus Anlaß seines siebenzigjährigen Geburtstages dem Volke geschildert" (Linz, Ewert) soeben herausgegeben hat.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

„Was er mit mir verhandelt hat,“ fuhr Käthe fort, „das darfst Du wissen, Wort für Wort. Er hat sich bemüht, und ich habe es ihm schwer genug gemacht, mein blindes Hoffen auf eine abermalige Besserung der Kranken zu zerstören — er hat sich bemüht, mich darauf vorzubereiten, daß“ — ihre Stimme brach, und halb verhaltene Thränen glänzten in ihren Augen — „Henriette uns verlassen wird.“

Flora trat schweigend und sichtlich verwirrt in das Fenster: bei aller Selbstvergötterung kam ihr doch vielleicht die Ahnung, daß sie diesen beiden Menschen gegenüber in allen Fällen eine klägliche, verlorene Rolle spiele. „Kind, weißt Du das nicht längst?“ sagte sie in gedämpftem Tone. „Und hast Du Dir nicht selbst gesagt, daß wir Alle für die arme Kreuzträgerin um endliche Erlösung von der Schmerzenslast bitten müssen?“ Sie trat mit lautlosen Schritten wieder an das Mädchen heran. „Und war das wirklich *Wort* für *Wort* der Inhalt Eurer Gespräche?“

Das Gefühl unsäglicher Verachtung stieg in Käthe auf. Sie meinte, das sei gemeine Eifersucht nicht des *liebenden*, sondern des *eitlen* Weibes, die dem Manne nachschleiche und jedes seiner Worte zu controliren suche. „Glaubst Du, Bruck habe in solchen Stunden, wo er Trost und Stütze der armen Kämpfenden sein muß, für irgend etwas Anderes Sinn und Interesse,“ antwortete sie mit ernster Zurückweisung, „noch dazu an einem Schmerzenslager, wie das da drüben, wo ihm die treueste Freundin auf Erden stirbt?“

„Ja, sie hat ihn geliebt,“ sagte Flora kalt.

Eine Flamme schlug über Käthe's Gesicht hin — Flora weidete sich förmlich an der mädchenhaften Unbeholfenheit, mit der die junge Schwester ihr Erglühen zu verbergen suchte. „Ei ja, der Mann kann sich gratuliren zu dem Zauber, der ihn, ihm selbst unbewußt, umgiebt, der die Mädchenherzen anzieht, wie die Lichtflamme einen Mückenschwarm. Und die Welt wird lachen, wenn sie erfährt, daß, so viele Töchter Banquier Mangold hinterlassen hat, auch ebenso viele in den Lichtkreis hineingetaumelt sind. — Bleib'!“ Sie hatte in fast spielendem Tone gesprochen, bis zu dem Momente, wo Käthe sich abermals abwandte und nach der Thür eilte — jetzt kam der herrische Befehl wie ein wilder Schrei von ihren Lippen. Das junge Mädchen blieb, als wäre sie festgewurzelt, stehen, aus Furcht, daß der Aufschrei sich wiederholen und die Kranke erschrecken könne. „Auch unsere Jüngste, die schöne Müllerin, derb von Gliedern und tapfer von Gemüth, ist so schwach gewesen,“ fuhr sie, in den sarkastischen Ton zurückfallend, fort. „O, möchtest Du protestiren mit dieser trotzigen Miene, mit diesem kläglichen Versuche, stolz und beleidigt auszusehen? Nun gut — ich will Dir glauben: Du kannst Dich rein waschen, wenn Du widerrufst, was Du vorhin mit solch unvergleichlicher Emphase zu Bruck's Verherrlichung ausgesprochen hast —“

„Nicht mit einem Jota widerrufe ich.“

„Siehst Du wohl, Du Sünderin, daß Du Deiner sträflichen Liebe mit Haut und Haar verfallen bist? Sieh' mir in die Augen! Kannst Du Deiner verrathenen Schwester in's Gesicht hinein ‚nein‘ sagen —“

Käthe hob den gesenkten Kopf und sah über die Schulter zurück; sie griff nach der Stirnwunde, die in Folge der Nervenaufregung zu schmerzen begann, aber das geschah mechanisch — und wenn ihr Leben der Wunde entströmt wäre, sie hätte es nicht beachtet in diesem Augenblicke, wo sich ihr ganzes Denken und Fühlen auf einen Punkt concentrirte. „Du hast kein Recht, mir eine solche Beichte abzuverlangen,“ sagte sie fest, und doch mit einer Stimme, aus der stürmisches Herzklopfen klang; „ich bin nicht verpflichtet, Dir zu antworten. Aber Du hast mich eine Sünderin genannt, Du hast von Verrath gesprochen — das sind dieselben Worte, mit denen ich mich selbst beschuldigt und gestraft habe, bis ich mir klar geworden bin über die Neigung, die Du eine sträfliche nennst —“

„Ah, ein Bekenntniß in bester Form!“

Ein weiches Lächeln spielte um den blaßrothen Mund; ein verklärender Schimmer legte sich über das erblichene Gesicht, das in diesem Moment weiß erschien, wie die Binde über der Stirn. „Ja, Flora, ich bekenne, weil ich mich nicht zu schämen brauche, ich bekenne auch um unseres verstorbenen Vaters willen; ich will die scheinbare Schuld, als griffe ich nach den heiligen Rechten einer meiner Schwestern, seinem Andenken gegenüber nicht auf meiner Seele haben. Für unsere Gefühle können wir nicht — verantwortlich sind wir nur für die Macht, die wir ihnen einräumen: das weiß ich nun, nach dem erfolglosen Kampfe mit einer räthselhaften Neigung, von der man sich plötzlich sagt, daß sie mit Einem geboren und immer dagewesen sein muß — nur schlafend. Ist es Sünde, wenn man verehrend an den Hausaltar eines Anderen tritt? Ist es Sünde, wenn man sehnend zu einem hohen Baume aufblickt, der im Garten eines Anderen steht? Ist es Sünde, wenn ich liebe, ohne zu begehren? Ich will nichts von Euch; ich werde nie Deinen und Bruck's Weg kreuzen. Ihr sollt nie wieder von mir hören,

sollt Euch nicht einmal meiner erinnern; was kann es Eurem ehelichen Glücke schaden, wenn ich ihn liebe, so lange ich athme, und ihm die Treue halte wie einem Gestorbenen?" —

Ein verletzendes Auflachen unterbrach sie. „Nimm Dich in Acht, Kleine! Im nächsten Augenblicke wird Dein dichterischer Schwung in Verse verfallen."

„Nein, Flora, die überlasse ich Dir, wenn ich mir auch sagen muß, daß ich gesteigert bin in meinem Empfinden und nicht mehr in den festen, ruhigen Geleisen meiner Erziehung gehe, seit ich diese Neigung im Herzen trage." Sie schritt wieder tiefer in das Zimmer zurück, an dem Ständer vorüber, der den Brautanzug trug. Ohne es zu wissen, streifte sie die nur noch lose droben hängende Schleppe, und mit einem leisen Gezisch sank der rauschende Seidenstoff zur Erde.

Käthe bückte sich erschrocken, aber Flora schleuderte den Atlas verächtlich mit dem Fuße aus dem Wege. „Lasse den Plunder liegen!" sagte sie schneidend. „Aber sieh, selbst der leblose Stoff wird rebellisch und empört sich gegen die Schuldige."

„Und sprichst Du Dich ganz frei von Schuld, Flora?" fragte Käthe rasch mit fliegendem Athem — sie hatte auch lebhaft wallendes Blut in den Adern; sie hatte ein strenges Rechtsgefühl in der Seele — dem ausgesprochenen Unrecht der eigensüchtigen Willkür beugte sie sich nicht um des lieben Friedens willen. „Was war es, das mich zu Anfang erfüllt hat? Mitleid, unsägliches, schmerzliches Mitleid für den edlen Mann, den Du nicht verstanden, den Du vor unser Aller Augen gemißhandelt und um jeden Preis abzuschütteln gesucht hast. Wäre es nicht eine schwere Schuld gewesen, wozu hättest Du dann Abbitte geleistet? Ich habe Dich als Büßende gesehen. ... Als Du den Ring in den Fluß warfst —"

„Gott im Himmel, Käthe! Wärme doch nicht immer die alte Vision auf, die Du einmal gehabt haben willst," rief Flora und preßte secundenlang die Hände auf die Ohren; dann hielt sie dem jungen Mädchen den Goldfinger unter die Augen, und ihre Oberlippe hob sich scharf einwärts gekrümmt über den weißen Zähnen. „Da — da sitzt er ja. Und ich kann Dir versichern, daß er echt ist — die gravirten Buchstaben lassen nichts zu wünschen übrig. ... Um übrigens der Sache ein Ende zu machen, will ich Dir sagen, daß dieses Ding da in *meinem* Leben keine Rolle mehr spielt, es sei denn die eines Drahtes, an dem man eine Marionette lenkt — mein bräutliches Verhältniß zu Bruck ist gelöst —"

Käthe fuhr bestürzt zurück. „Diese Lösung hast Du ja schon früher erfolglos versucht," stammelte sie verwirrt, athemlos.

„Ja, damals hatte der Erbärmliche noch einen Rest von Kraft in der Seele; jetzt ist er windelweich geworden."

„Flora — er giebt Dich frei?"

„Mein Gott, ja, wenn Du denn durchaus die Freudenbotschaft noch einmal hören willst —"

„Dann hat er Dich auch nie geliebt. Dann hat ihn damals ein anderer Impuls getrieben, auf seinen Rechten zu beharren. Gott sei Dank, nun kann er noch glücklich werden!"

„Meinst Du? Wir sind auch noch da," sagte Flora; sie legte ihre Hand mit festem Druck auf den Arm des jungen Mädchens, und ihr Blick tauchte vielsagend und diabolisch tief in die verklärten braunen Augen. „Ich werde ihm die Stunde nie vergessen, in der er mich vergebens um meine Freiheit betteln ließ. Nun soll er auch fühlen, wie es thut, wenn man den Becher zum ersehnten Trunk an die Lippen setzt, und er wird Einem aus der Hand geschleudert. Ich gebe den Ring nicht heraus, und sollte ich ihn mit den Zähnen festhalten —"

„Den gefälschten —"

„Willst Du das beweisen, Kleine? Wo sind Deine Zeugen? Mir gegenüber bist Du verloren mit einer Anklage, wenn sie nicht Hand und Fuß hat — man sagt mir nicht mit Unrecht nach, daß ein Juristengenie in mir stecke.... Uebrigens magst Du Dich beruhigen. So unmenschlich grausam bin ich nicht, meinem ehemaligen Verlobten das Heirathen überhaupt zu verbieten; mag er sich doch vermählen — morgen, wenn er Lust hat, aber selbstverständlich nur mit einer Ungeliebten; gegen eine Convenienzehe erhebe ich keinen Einspruch.... Ich werde ihm nachspüren, nachschleichen auf jeder inneren Regung, die er unvorsichtig an den Tag legt — wehe ihm, wenn ich ihn auf einem Wege betreffe, der mir nicht convenirt!"

Sie hatte einen der rings verstreuten Orangenzweige ergriffen und wiegte ihn zwischen den Fingerspitzen spielend hin und her; sie sah aus wie ein schönes Raubthier, das ein Opfer mit geschmeidigen Windungen des schlanken Körpers umkreist.

„Nun, Käthe, Du liebst ihn ja; hast Du nicht Lust, für ihn zu bitten — wie?" hob sie wieder an, die langsam gesprochenen Worte scharf markirend. „Schau, ich hab' sein Glück in der Hand; ich kann es zerdrücken; ich kann es aufleben lassen, ganz nach Belieben. Diese Machtvollkommenheit ist für mich allerdings unbezahlbar, und doch — kann ich kaum der Versuchung widerstehen, sie hinzugeben, lediglich, um einmal zu erproben, in wie weit die hochgepriesene sogenannte wahre Liebe feuerfest ist.... Gesetzt, ich legte diesen Ring mit der Befugniß in Deine Hand, ihn zu verwenden, wie es Dir gut dünkt — verstehe mich recht: ich selbst hätte mich dann von diesem Augenblicke an jedes Einspruchs, jedes Anrechtes begeben — würdest Du bereit sein, Dich jeder meiner Bedingungen zu unterwerfen, damit Bruck von dieser Stunde an freie Wahl hätte?"

Käthe hatte unwillkürlich die Hände verschlungen und drückte sie fest gegen die wogende Brust; man sah, ein unbeschreiblicher Kampf arbeitete in dieser jungen Seele. „Ich unterwerfe mich jeder, auch der härtesten Bedingung, sofort, wenn ich Bruck aus Deinen Schlingen erlösen kann," rang es sich heiser, aber entschlossen von ihren Lippen.

„Nicht zu sanguinisch, meine Tochter! Du könntest mit diesem übereilten Opfermuthe leicht Dein eigenes Lebensglück hinwerfen."

Das junge Mädchen schwieg und legte die Rechte an die schmerzende Stirn. Man sah, der Starken brach eine Stütze nach der anderen, der Jugendmuth, die elastische Kraft, die auf sich selber pocht, der Glaube an das schließliche innere Ueberwinden — nur der Wille blieb stark. „Ich weiß, was ich will — da braucht es kein Besinnen," sagte sie.

Flora hielt den Blüthenzweig vor das Gesicht, als athme sie den Duft der künstlichen Blumen ein. „Und wenn er nun — vielleicht nur um mich namenlos zu demüthigen — Dich selbst begehrte?" fragte sie mit einem blinzelnden Seitenblick.

Der jungen Schwester stockte der Athem. „Das wird er nicht — ich war ihm nie sympathisch."

„Das ist richtig. Ich will aber einmal annehmen, er sage Dir, daß er Dich liebe, da wäre das Unterpfand seiner Freiheit denn doch sehr schlecht aufgehoben in Deinen Händen — meinst Du nicht? ... Er würde eines Tages um die Geliebte freien, und sie könnte nicht widerstehen, und ich mit meinen unbestrittenen Anrechten hätte das Nachsehen — nein, ich behalte meinen Ring."

„O Gott, darf es wirklich geschehen, daß eine Schwester die andere so entsetzlich martert?" rief Käthe in schmerzlicher Entrüstung. „Aber gerade in diesem Augenblick, der Deinen ganzen beispiellosen Egoismus, Dein Herz ohne Erbarmen, Deine unbezwingliche Neigung zur Intrigue bloßlegt, wie noch nie, fühle ich mich doppelt berufen, Bruck um jeden Preis von dem Vampyr zu befreien, der nach seinem Herzblut trachtet — Du darfst keine Gewalt mehr über ihn haben.... Er soll ein neues Leben anfangen; er wird sich eine Häuslichkeit schaffen, die ihn beglückt und befriedigt; er wird nicht mehr verurtheilt sein, an der Seite einer herzlosen Gefallsüchtigen ein steifes Salonleben zu führen —"

„Sehr verbunden für die schmeichelhafte Beurtheilung! Du sprichst viel zu warm für sein Glück, als daß ich Dir mein Kleinod anvertrauen möchte."

„Gieb es her — Du kannst es getrost."

„Und wenn er Dich nun wirklich und wahrhaftig liebte?"

Die Lippen des jungen Mädchens zuckten in unsäglicher Qual; sie verschlang die Hände angstvoll in einander, wie es die Verzweiflung thut, aber sie blieb standhaft. „Wäre es auch — ich bin nicht unersetzlich. Wie leicht wird es ihm werden, eine Bessere zu finden! Und daß er nicht wieder blindlings ein falsches Loos zieht, dafür bürgt seine schmerzliche Erfahrung. Gieb mir den Ring, den gefälschten, von dem ich weiß, daß in Wahrheit auch nicht die leiseste Spur von einem Recht mehr an ihm hängt — ich verspreche Dir, ihn zu achten, wie den, der im Flusse liegt, weil er trotz alledem und alledem Bruck's Befreiung verbürgt." Sie streckte die Hand aus.

„So wie ich Dich kenne, bist Du ehrenhaft genug, ihn nie zu Deinen Gunsten zu verwenden,“ sagte Flora nachdrücklich und den Ring abstreifend; ein leises Zittern durchlief Käthe's Glieder, als das Gold ihre Handfläche berührte — dann schlossen sich die Finger wie im Krampf über dem Reifen; dabei stahl sich ein bitterverächtliches Lächeln um den Mund des Mädchens — sie war zu stolz, auch nur mit einer Sylbe ihre makellose Absicht zu betheuern.

„Nun?“ rief Flora beunruhigt.

„Du hast mein Wort; jetzt bin ich die Marionette, die Du an diesem Drahte lenkst,“ — sie hob die geschlossene Hand mit dem Goldreifen; — „bist Du zufrieden?“ Damit ging sie.

In dem Moment, wo sie auf die Schwelle der geöffneten Thür trat, kam Doctor Bruck die gegenüberliegende Treppe herauf. Sein Blick überflog die zwei Gestalten, von denen die eine aufrecht, triumphirend inmitten des Zimmers stand und ihn kalt anlächelte, während das herausschreitende, fieberglühende Mädchen bei seinem Anblick fast zusammenbrach.

Er eilte bestürzt herbei und legte rückhaltslos den Arm um die Schwankende. Die Thür hinter ihnen fiel zu, und in ihr Geknarr mischte sich ein wohlbekanntes, gedämpftes Auflachen.

28.

Nachmittags brach der Sturm los, den die wie die Möven um das Haus schwirrenden Gerüchte verkündigt hatten — eine Gerichtscommission erschien. Man hatte sich die feierliche Beschlagnahme seit den frühen Morgenstunden vergegenwärtigt, und doch ging es wie ein erschütternder Schlag durch das ganze Haus, als die Herren unter das Portal traten. Sie kamen für Alle zu früh. Noch schleppten die Bedienten die altmodischen, blinden Mahagonitische und Commoden der Präsidentin, die Sophas und Stühle mit den verstaubten und zerschlissenen Bezügen vom Dachboden herab in den Hauptcorridor; noch standen Flora's Kisten mit dem eingepackten Trousseau droben und harrten auf den säumigen Speditenwagen; noch lag im kleinen Haus-, Wein- und Bierkeller allerlei „Trinkbares“, das man nicht mehr bei Seite bringen konnte.

Die Präsidentin hatte sich stolz und vornehm in ihr Schlafzimmer zurückgezogen — sie wollte die Herren nicht sehen, aber so höflich und respectvoll dieselben auch waren, sie durften auf die Nervenzufälle der gnädigen Frau keine Rücksicht nehmen; sie mußten fragen, ob die Zimmereinrichtung ihr Eigenthum sei, und auf das Verneinen der Dame hin bitten, einstweilen in ein leerstehendes, heizbares Entrée überzusiedeln, weil das Zimmer versiegelt werden müsse. Nun wurden die alten Möbel aus dem Corridore in das kleine, freundliche Zimmer geschoben, die pensionirten Federbetten gelüftet und bezogen und unter die verschossene, braunseidene Steppdecke gesteckt, die der Präsidentin seit Jahren nicht vor die Augen gekommen war und bei deren Erblicken ein Schauder des Abscheus durch ihre Glieder flog. Die Jungfer richtete das Stübchen so wohnlich wie möglich ein; sie hatte den kleinen Mahagoniblumentisch am Fenster mit einigen aus dem Wintergarten eroberten Blattpflanzen gefüllt und Manches aus dem Schlafzimmer herübergerettet, was ihrer verwöhnten Herrin besonders lieb und unentbehrlich war, aber die alte Dame sah die Bemühungen nicht — sie saß am Fenster und stierte nach dem Pavillon hinüber, dessen neuglänzendes Dach hinter der Boscage auftauchte.

Dieser gefürchtete und namenlos verhaßte „Wittwensitz“ war ein wahres Feenschlößchen geworden. Reiche Gardinen hingen hinter den Spiegelscheiben; sie sah eine köstliche Spitzenkante an einem Eckfenster, welches das Ahorngeäst freiließ; es funkelte Alles im Glanze der Neuheit, das spiegelglatte Parquet, die eleganten Möbel, die Deckenmalereien, die Lüstres in den Salons; selbst die Küche war splendid und vorsorglich ausgestattet, bis auf den einfachsten Blechlöffel hinab. Dieses „Bijou“ hatte ihr Eigenthum sein sollen bis an ihr Ende, und sie hatte es verächtlich mit dem Fuße fortgestoßen, aus Furcht, es werde sie von der Geselligkeit im Hause des Commerzienrathes isoliren — und nun, und nun!!

Währenddem kämpfte Flora um ihre Effecten, aber alle erschöpfenden Argumente, das schließliche Berufen selbst auf das Zeugniß der Dienerschaft waren vergeblich. Fräulein Mangold möge später reclamiren, augenblicklich müsse alles Vorgefundene in Bausch und Bogen unter die Siegel — lautete die höfliche, aber sehr bestimmte Antwort. Und so ging es treppauf, treppab, stundenlang. Alles, was an lebenden Blumen das Haus schmückte, wurde in die Treibhäuser gestellt; man hörte einen Zimmerschlüssel nach dem andern im Schlosse kreischen, und die noch offenen Fensterladen vorlegen — es war schauerlich, wie sich so nach und nach, hinter den Vollstreckern des Gesetzes her, die Dunkelheit und das Schweigen in den verlassenen Ecken niederhockte. Zwischen das Treiben hinein schimpfte und fluchte die Dienerschaft nunmehr ganz offen und jammerte um den rückständigen Lohn, aber Jedes schnürte sein Bündel, um das Haus zu verlassen, dessen Comfort hinter Schloß und Riegel lag, dessen Fleischtöpfe nicht mehr brodelten. Nur der Gärtner blieb und wurde in der Domestikenstube einquartiert.

Und inmitten dieser Verwirrung hob die Mädchenseele droben in der Beletage die Flügel, um nach jahrelangem, heldenhaftem Kampfe den kranken Leib leise und klaglos abzustreifen.

Henriettens Zimmer blieben unberührt von dem Geräusche der Beschlagnahme — was die Sterbende umgab, war ihr Eigenthum. Man bemühte sich auch, in der Beletage jeden Lärm, selbst den der lauten Fußtritte, zu vermeiden, und so drang nichts zu der scheidenden Seele, was sie noch einmal aufschrecken und in die irdische Misère zurückblicken machen konnte. Sie sah nur vor sich, durch das offene Fenster, in einen wahren Rosenhimmel hinein; sie sah die Schwalben mit ihren weißen Brust- und Flügelfedern wie silberne Kreuze unter den hochziehenden, rothglänzenden Abendwolken hinschießen, hastig, von dem erwachten Wandertrieb in der Brust beunruhigt. Noch gestern waren feine Rauchstreifen von der Ruine her vorübergezogen, und fernes Geräusch hatte die Gedanken des kranken Mädchens immer wieder auf sich gelenkt und schmerzbewegt um die Unglücksstätte kreisen lassen, wo die berstenden Mauern zusammengestürzt waren über „dem Unvorsichtigen“, an welchem sie, bei allen seinen Schwächen, doch mit schwesterlicher Zuneigung gehangen hatte. In die jetzige feierliche Abendstunde aber, in das stille Hingehen des Tages und eines kurzen Mädchenlebens mischten sich keine Anzeichen jener Schrecknisse mehr.

Der Doctor saß an Henriettens Bett. Er sah, wie der Tod dieses Antlitz voll Geist und Bewußtsein mit rapider Schnelligkeit, Strich um Strich, schärfte und markirte; an die Fingerspitzen der Kranken klopfte der entfliehende Lebensstrom in so vereinzelten Pulsschlägen, als kehre von fern her hie und da eine Welle zurück und spüle noch einmal an das verlassene Ufer.

„Flora!“ flüsterte Henriette und sah ihn mit einem sprechenden Blicke an.

„Soll sie kommen?“ fragte er, sofort bereit nach ihr zu gehen.

Henriette schüttelte schwach den Kopf. „Du wirst mir nicht böse sein, wenn ich mit Dir und Käthe allein bleiben möchte, bis“ — sie vollendete nicht und pflückte mit halbversagenden Fingern an dem welken, rothen Weinlaub auf der Bettdecke. „Ich will es ihr ersparen, und sie wird es mir Dank wissen“ — noch einmal schwebte der Anflug eines sarkastischen Lächelns schattenhaft um ihren Mund — „sie kann Rührscenen nicht leiden. . . . Du sollst ihr nur einen Gruß bringen, Leo.“

Der Doctor schwieg und neigte das Haupt. In seiner nächsten Nähe stand Käthe. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen — die Sterbende stützte sich ahnungslos auf Beziehungen, die nicht mehr existirten; erfuhr sie noch die Wahrheit? Ein angstvoller Seitenblick streifte das Gesicht des Doctors; es blieb vollkommen ernst und gefaßt; die Scheidende durfte durch eine unerwartet hereinbrechende Nachricht aus der schon halb und halb verlassenen Welt herüber nicht mehr aufgeschreckt werden, und zu einer Vorbereitung blieb — keine Zeit.

Henriettens Augen schweiften über den Himmel hin. „Wie köstlich klar und rosig! Ein Hineintauchen der befreiten Seele muß himmlisch sein,“ flüsterte sie innig. „Ob es ein Zurückblicken giebt? Ich will ja nur Eines sehen“ — sie wandte mühsam den Kopf in den Kissen und sah voll, zum ersten Male mit dem ganzen, unverhehlten Ausdruck unaussprechlicher Liebe zu Bruck auf — „ob Du glücklich wirst, Leo. Dann mag es

mich fort, in Sonnenfernen tragen." — Zu sagen: „ich muß das wissen, um selig werden zu können, weil ich dich geliebt habe mit allen Kräften, mit jeder Faser meines Herzens," das konnte die scheu verschlossene Mädchenseele selbst in der Todesstunde nicht über sich gewinnen.

Es war, als überfliege ein verklärender Schein die gesenkte Stirn des Doctors. „Es hat sich noch Alles glücklich für mich gewendet, Henriette," sagte er bewegt. „Ich wage zu hoffen, daß ich nicht mehr einsam und verbittert durch's Leben gehen werde, oder besser: ich weiß, daß sich in der zwölften Stunde noch mein Traum von wahrer Lebensbeglückung erfüllen wird — genügt Dir das, meine Schwester?" Er zog die schmale, erkaltete Hand, die er noch in der seinen hielt, an die Lippen. „Ich danke Dir," setzte er innig hinzu.

Ein Erröthen, sanft rosig wie das Abendlicht draußen, kam und schwand in jähem Wechsel auf den Wangen der Sterbenden; mit einem Ausdruck von scheuem Glück streiften ihre Augen unwillkürlich die Schwester, welche, die Rechte auf Bruck's Armstuhl gelegt, sichtlich bemüht war, ihren Schmerz, aber auch eine unverkennbare Bestürzung zu bemeistern. Bei diesem Anblick schmolz Henriettens Herz in Weh und Mitleid.

„Sieh meine Käthe an, Bruck!" sagte sie bittend, aber mit erlöschender Stimme und unaufhörlich von Athemnoth unterbrochen. „Lasse mich's noch aussprechen, was mich immer bedrückt und tief geschmerzt hat! Du bist immer so kalt gegen sie gewesen — einmal sogar hart bis zur Grausamkeit — und ihr kommt doch Keine gleich, Keine! Leo, ich habe Dein Vorurtheil nie begreifen können. . . . Sei gut gegen sie — stehe an ihrer Seite — "

„Bis zum letzten Athemzug! Bis über den Tod hinaus!" unterbrach er sie, kaum fähig, seiner stürmischen Bewegung Herr zu werden.

„Sieh, nun ist Alles gelöst! Ich weiß es, hältst Du sie in treuer Hut, dann wird meine starke, meine muthige Käthe stets zwischen Dir und allem Ungemach stehen —"

„Wie eine treue Schwester, die ich ihm von dieser Stunde an sein werde," vollendete Käthe mit halberstickter Stimme.

Ein geisterhaftes Lächeln irrte um Henriettens Mund — sie schloß die Augen. Sie sah nicht, daß durch die Glieder der Starken, Muthigen Schauer liefen, als schüttle sie das Fieber — sie sah nicht, daß sie Bruck's dargebotene Rechte mit weggewendetem Gesicht von sich schob, als sei selbst ein Händedruck nicht statthaft. Das Lächeln erlosch, und aus der Brust der Sterbenden rang sich ein röchelnder Laut. „Grüßet die Großmama! — Nun möchte ich Ruhe haben — schaffe mir Ruhe um jeden Preis, Leo!" hauchte sie angstvoll.

„In zehn Minuten wirst Du schlafen, Henriette," sagte er in tiefen, beruhigenden Tönen. Er legte ihre Hand auf die Bettdecke zurück, und sich erhebend schob er seinen Arm sanft und unmerklich unter das Kopfkissen — so lag sie wie ein Kind an seiner Brust — seliges Sterben!

Und nach zehn Minuten schlief sie. Die hereinnickenden Weinblätter wehten leise, als streife sanfte Berührung an ihnen hin, und das Rosenlicht draußen, in das zu tauchen die Seele sich gesehnt hatte, erglühte plötzlich wie angefacht zum tiefsten Purpur. Und der kleine, kirre Vogel ließ sich wie immer zum Abendgruß auf dem Fenstersims nieder; er zwitscherte leise herein, nach dem wachsweißen Mädchengesicht hin — zum letzten Mal; denn nun wurde auch dieser Fensterladen geschlossen, bis — fremde Hände kamen und Besitz ergriffen vom Hause des Commerzienrathes.

Da kam die Präsidentin herein, gebeugt, als habe ihr das so lange nachschleichende Alter nunmehr mit doppelter Wucht einen Stoß in das Genick versetzt. Die weiße Schleierwolke lag wieder um Kinn und Hals; sie hatte die schwarze Krepphaube fortgeschleudert — um einen Schurken trauere man nicht, hatte sie gesagt. Sie trat an das Bett, und ein leichter Krampf machte ihre Lippen beben, als sie in das stille Todtengesicht sah. „Ihr ist wohl," sagte sie mit brechender Stimme. „Sie hat das bessere Theil erwählt; nun braucht sie nicht in die Verbannung zu gehen — der bittere, bittere Kampf mit der Armuth ist ihr erspart geblieben."

Flora aber kam und ging wortlos. Die zwei treuen Wächter am Todtenbette existirten nicht für sie. Sie küßte die heimgegangene Schwester auf die Stirne, dann schritt sie, den Kopf in den Nacken zurückgeworfen, wieder nach der Thür, durch die sie gekommen. Wohl wurzelte ihr Fuß auf der Schwelle, aber sie wandte weder die Augen, noch den Kopf nach der Richtung, wo der Doctor stand und mit ernster, feierlicher Stimme die Grüße der Todten bestellte. Sie neigte unmerklich das Haupt, zum Zeichen, daß sie den Ausdruck des letzten Gedenkens in Empfang genommen, und ging mit rauschender Schleppe weiter, die Treppe hinab, um drunten Hut und Regenmantel anzulegen und nach dem nächstgelegenen Hôtel zu gehen, in welchem sie Zimmer für sich und die Präsidentin gemiethet hatte; unter dem Dach des Verbrechers durfte kein Glied der Familie Mangold mehr schlafen, selbst die Todte nicht.

Und als man auch sie nach hereingebrochener Dunkelheit fortgetragen hatte in die große Halle, wo sie Alle im letzten Schmuck und blumenüberschüttet auf das Oeffnen der letzten Pforte warten, da wurde auch in der Beletage die letzte Zimmerthür verschlossen, und der Doctor und Käthe stiegen die Treppe herab. Wie schollen ihre Schritte durch das schweigende, verlassene Haus! Wie gespenstig schlich der Schein der Lampe, die der Gärtner vor ihnen hertrug, über die einsamen Wände des Treppenhauses und der Corridore, an denen Tag für Tag die Fluthen des üppigsten Lebens, die übermüthigen Zeugen der goldgleißenden Schwindelepoche hinweggerauscht waren.

Die weiche Nachtluft, welche die Fortgehenden umfloß, legte sich wie Balsam auf Käthe's heiße, verweinte Augen. Ein sternfunkelnder Himmel breitete sich über den schweigenden Park hin; man konnte die einzelnen Baumgruppen unterscheiden, und der Teichspiegel glomm schwach herüber, wie mattes Silber durch schwarzes Schleiergewebe. Das Sandgeröll wich knirschend unter den Tritten, und von fern her tosten die über das Wehr stürzenden Wasser, aber kein Blatt an den Wipfeln und Büschen regte sich — es war so lautlos still, wie droben im Sterbezimmer, wo man während der letzten Stunden nur flüsternd das Nothwendige beredet hatte. Und deshalb schrak auch Käthe jetzt so zusammen und brach fast in die Kniee, als der Doctor mit seiner tiefen, vollen Stimme das Schweigen unterbrach. Sie hatten gerade das tiefdunkle Laubthor der Allee vor sich, und da blieb er stehen.

„Ich verlasse in wenigen Tagen die Residenz, und so wie ich Sie kenne, werden Sie bis dahin weder zu meiner Tante kommen, noch mir gestatten, die Mühle zu betreten," sagte er — eine unsägliche Beklommenheit und Spannung lag in diesen Tönen. „Ich muß mir also sagen, daß wir zum letzten Male neben einander gehen — das heißt, für jetzt —"

„Für immer!" unterbrach sie ihn tonlos, aber fest.

„Nein, Käthe!" sagte er entschieden. „Eine Trennung für immer wäre es allerdings, wenn ich das, was Sie vor wenigen Stunden ausgesprochen haben, für unverbrüchlich halten müßte, denn — eine Schwester will ich nicht. . . . Glauben Sie, ein Mann werde sich zeitlebens da mit wohlgemeinten schwesterlichen Briefen begnügen, wo er nach dem lebendigen Worte von geliebten Lippen dürstet? . . . Aber nein, das wollte ich ja heute nicht sagen. Die Selbstsucht reißt mich hin, Sie in einem Augenblicke zu bestürmen, wo Sie eine so bittere Schmerzenslast zu tragen haben. Nur über Eines muß ich mich noch aussprechen. Sie haben heute Nachmittag eine Begegnung in dem Zimmer gehabt, aus welchem Sie mir in der heftigsten Gemüthsbewegung entgegentraten. Man hat Ihnen mitgetheilt, was geschehen ist, und dabei ist selbstverständlich der ganze mißliche Anschein, den eine solche gewaltsame Lösung stets gewinnt, auf mich allein gefallen — ich sah das an Ihren Mienen, und später, als Sie sich gegen eine innigere Beziehung verwahrten, indem Sie Henriette zu Liebe mir eine Schwester sein wollten, da hörte ich auch, daß böse Einflüsterungen Macht über Sie gewonnen hatten — Gott sei Dank, nicht für immer! Ich weiß es — Ihr klarer, kluger Blick mag sich vielleicht momentan trüben, aber er wird sich nicht hartnäckig verschließen. Käthe, ich war neulich, an dem schreckensvollen Nachmittage, in meinem Garten; ich stand hinter dem Ufergebüsche, und drüben legte ein Mädchen die Stirn an einen Baumstamm und weinte bitterlich."

(Fortsetzung folgt.)

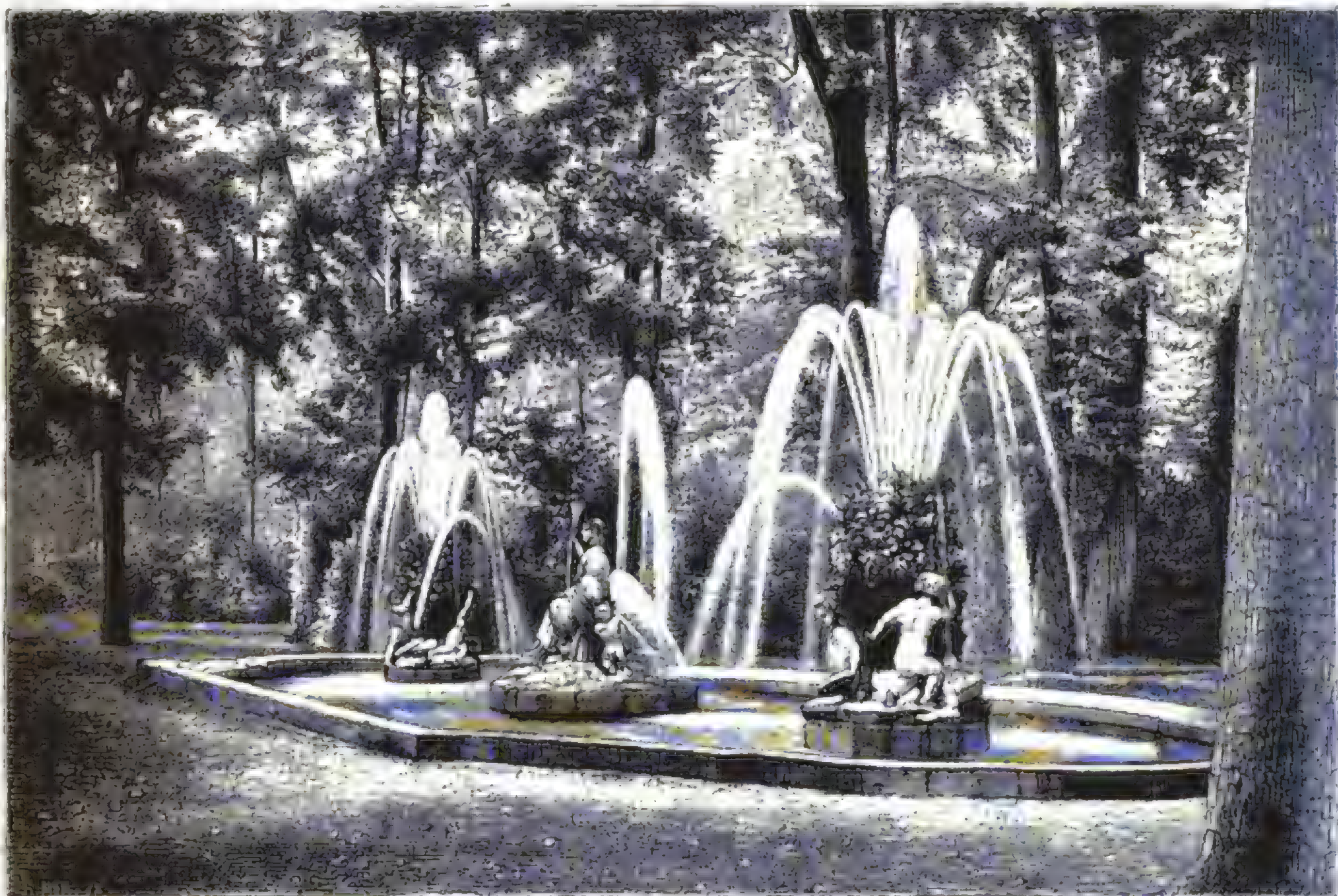
Das Sanssouci der spanischen Königsfamilie.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende" — wer hätte nicht schon diese Worte des Paters Domingo in Schiller's „Don Carlos" bei passenden und unpassenden Gelegenheiten citirt! Heute läßt sich dieser Ausspruch sicher mit mehr Berechtigung auf das berühmte spanische Lustschloß anwenden, als zu den Zeiten Philipp's des Zweiten, jenes fanatischen Despoten, dem die Geschichte das zweifelhafte Verdienst beimißt, das furchtbare Institut der Inquisition zur höchsten Entwickelung gebracht und dadurch den Grund zu der socialen und politischen Zerrüttung gelegt zu haben, die noch heute auf dem einst so blühenden Lande lastet. Dennoch verdankt Spanien diesem Fürsten, den seine Umgebung niemals scherzen, viel weniger lachen sah, manches Geschenk von bleibendem Werthe; viele der bedeutenden Kunstsammlungen der Hauptstadt wurden durch ihn in's Leben gerufen, Bibliotheken und andere wissenschaftliche Institute begründet und unterstützt, vor Allem aber die architektonische Verschönerung seiner Residenzen mit Eifer und Erfolg betrieben — gewiß ein seltsamer Widerspruch in dem Charakter dieses finsteren Zeloten, der dem starren, jede Volksaufklärung mit wahnwitziger Strenge bekämpfenden Katholicismus kaltblütig viele Tausende von Menschenleben zum Opfer brachte.

Eine der großartigsten Schöpfungen Philipp's des Zweiten ist das königliche Lustschloß Aranjuez, dessen ausgedehnte Baulichkeiten und wunderbare Garten- und Parkanlagen ein wahrhaft fürstliches Besitzthum bilden. Es liegt siebenunddreißig Kilometer südlich von Madrid und ist mit der Hauptstadt, außer durch eine vortreffliche Straße, seit dem Jahre 1853 auch durch die nach Alicante führende Eisenbahn verbunden. Das Hauptgebäude des Schlosses hat an der Vorderfront eine Breite von einundzwanzig Fenstern und ist an jeder Ecke mit einem kleinen Thurme geziert. Die äußere Architektur bietet nichts Bemerkenswerthes; sie ist einfach, aber edel gehalten, und die späteren Erweiterungen sind deutlich unterscheidbar, ohne daß dieselben jedoch mit dem ursprünglichen Stile contrastiren. Ein großes, ebenfalls später aufgeführtes Nebengebäude diente den Infanten mit ihrem Hofstaate zum Aufenthalte, während das eigentliche Schloß ausschließlich von dem königlichen Paare selbst benutzt wurde.

Die innere Einrichtung entspricht ganz der äußeren Ausstattung; sie trägt den Charakter prunkloser Eleganz, solider Gediegenheit. Die Treppenaufgänge und Corridors sind mit Büsten und Statuetten geziert, die Wände zum Theil mit Marmor verkleidet und die Plafonds von Künstlerhand mit Ornamenten, Arabesken und allegorischen Darstellungen geschmückt. Ein Flügel des Schlosses enthält das Theater; die Deckenmalereien sind von Mengs. Das Amphitheater für die Stiergefechte ist nach altrömischer Weise mit einer Doppelreihe von Sitzplätzen angelegt und faßt nicht weniger als sechstausend Zuschauer. Hier war einst der Sammelpunkt der hohen spanischen Aristokratie, die, soweit sie nicht zur unmittelbaren Umgebung des Hofes gehörte, zu diesen nationalen Kampfspielen besondere Einladungen erhielt.

Die Schloßcapelle war, bevor sie durch spätere Veränderungen unverständiger Baumeister verunstaltet wurde, ein architektonisches Meisterwerk. Ihr größter Schmuck besteht in einer Anzahl von Gemälden von großem Kunstwerthe, von denen Tizian's Schöpfung, „Die Verkündigung der Maria", das bedeutendste ist. Der Maler schenkte das Bild Kaiser Karl dem Fünften, nachdem das sonst so kunstsinnige Venedig, für welches die Arbeit ursprünglich bestimmt war, darüber abfällig geurtheilt hatte. Den Hochaltar ziert ein Gemälde von Mengs, die heilige Familie darstellend; ein anderes großes Bild, „Der heilige Antonius



Die Tritonenfontaine im Parke von Aranjuez.
Nach einer Photographie.

von Padua", rührt ebenso, wie einige in der Sacristei befindliche Arbeiten, von dem Italiener Corrado Giaquinto her, welcher mehrere Jahre am Hofe Ferdinand's des Sechsten zubrachte.

In den Sälen und Gemächern des Schlosses sind noch verschiedene Kunstwerke zerstreut, namentlich verdienen vier große Darstellungen aus der Geschichte Joseph's nach dem Alten Testamente Beachtung, welche die Wände des Speisesaales zieren. Sie sind von Giordano gemalt, dem auch ein anderes Gemach, das sogenannte „alte Cabinet", seine künstlerische Ausstattung verdankt. Das Ankleidezimmer des Königs, die Boudoirs der Königin, der Empfangssalon und andere Räume des Schlosses bergen ebenfalls eine bedeutende Anzahl werthvoller Gemälde, namentlich Familienportraits, mythologische Darstellungen und italienische Landschaften von Mengs, Bonito und Mazo. Besondere Aufmerksamkeit schenkten die spanischen Könige der Porcellansammlung, die sich, Dank dieser Fürsorge, im Laufe der Zeit zu einer der reichhaltigsten und werthvollsten dieser Art entwickelte, obgleich sie fast nur Arbeiten aus der königlichen Fabrik zu Buen Retiro enthält.

Der größte Schmuck von Aranjuez sind aber seine Gärten, die in dieser Ausdehnung und Pracht schwerlich ihres Gleichen finden. Breite Doppelalleen der herrlichsten Ulmen laufen nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, auf diese Weise einen riesigen Stern bildend; prachtvolle Baumgruppen wechseln mit Rasenflächen und mächtigen Lilienbeeten; lange, in französischem Geschmacke angelegte Hecken und Laubgänge ziehen sich zwischen Blumenboskets dahin; purpurfarbige Blüthen der Cacteen und Aloen leuchten aus frischem Grün hervor, und blühende Orangen-, Citronen- und Mandelbäume erfüllen die Luft mit ihrem Wohlgeruch. Dazwischen senden prächtige Springbrunnen ihre Kühlung verbreitenden Strahlen in marmorne Becken; zahlreiche Statuen altrömischer Göttergestalten bevölkern den Park, und eine Menge gefiederter Sänger belebt die Wipfel der Bäume und schmettert ihre fröhlichen Melodien hinaus in die milde Luft.

Die größte Fontaine ist die des Neptun, deren Wasserstrahl alle anderen überragt. Sie zeigt in der Mitte des Bassins den Meeresgott, auf einem Muschelwagen stehend, während den Rand des Wasserbeckens sieben bronzene Gruppen umgeben, von denen die bedeutendste Jupiter darstellt, wie er auf die himmelstürmenden Giganten Blitze schleudert. Die Statuen sind von dem berühmten italienischen Bildhauer Allessandro Algardi (gestorben 1654) gearbeitet und zeigen neben vielen Vorzügen doch auch wieder die Mängel, welche den Arbeiten dieses Künstlers anhaften, namentlich sind sie bei aller Genialität der Erfindung nicht frei von jenem hohlen Pathos, der den Werken der Sculptur etwas Kaltes, Affectirtes verleiht.

Eine zweite Fontaine erhielt ihren Namen von den Hauptfiguren des Werkes, drei Tritonengestalten, die auf niedrigem Sockel am Bassin angebracht sind. Sie steht an Umfang des Wasserbeckens dem Neptunsbrunnen bedeutend nach, übertrifft diesen aber an Kunstwerth der Gruppen und Mannigfaltigkeit der Wassereffecte. Die Arbeiten werden dem verdienstvollen spanischen Bildhauer Alonso Berriguete (starb 1561) zugeschrieben, demselben, der als Hofkünstler Karl's des Fünften den berühmten königlichen Palast zu Granada, das prächtige Rathhaus zu Sevilla, vor Allem aber die Kathedrale zu Toledo mit Sculpturen schmückte, die dem Besten, was diese Kunst überhaupt hervorgebracht hat, zugezählt werden.

Zahlreiche andere Springbrunnen sind an Größe und Kunstwerth weniger bedeutend, obgleich auch sie, jeder für sich allein, manchem fürstlichen Garten zur hohen Zierde gereichen würden. Die Fontaine des mit der Hydra kämpfenden Hercules, die des Bacchus und die Dornenfontaine, letztere eine Nachbildung der bekannten Antike, würden für bedeutend gelten, wenn sie nicht gegen die Großartigkeit der erstgenannten beiden Wasserwerke zurücktreten müßten. Ein anderer Brunnen führt seltsamer Weise den Namen des Don Juan d'Austria, obgleich nichts an diesen Halbbruder Philipp's des Zweiten erinnert, die Fontaine vielmehr einfach die Figur einer Venus zeigt. Die Mehrzahl aller dieser Bildhauerarbeiten ist von Marmor und nur einige wenige sind von Bronze; die meisten der Bassins sind aber mit zahlreichen Säulen, Figuren und Gruppen umgeben, die sämmtlich Motive aus der Mythologie zum Vorwurfe haben.

Das Wasser zu allen diesen Springbrunnen liefert der eine halbe Stunde entfernte See Mar de Ontigala, der mit Aranjuez durch mehrere Leitungen in Verbindung steht. Das Dorf Ontigala, von welchem der See den Namen führt, war früher der Sommeraufenthalt der fremden Gesandten und wird noch jetzt wegen seiner angenehmen Lage vielfach von Madrider Familien besucht.

Der ganze große Garten ist im Laufe der Jahrhunderte nur wenig verändert worden und trägt in der Hauptsache noch denselben Charakter, wie zu den Zeiten seines Begründers. Er zerfällt in drei Abtheilungen, welche die Namen La Huerta Valenciana, los Deleitos und el Cortijo führen. Der eigentliche Lustgarten zunächst am Schlosse heißt auch Isla, die Insel, weil Philipp der Zweite rings um diesen Theil zur leichteren Bewässerung der Anlagen aus dem Tajo einen Canal führen ließ; die beiden Wasserfälle des Tajo, die so wesentlich zur Erfrischung des Gartens beitragen, sind ebenfalls ein Werk dieses Fürsten. Der Garten des Infanten Don Luis ist für sich abgeschlossen und zeichnet sich durch eine Reihe von Büsten spanischer Herrscher, sowie die Kolossalstatue König Philipp's des Dritten und die Medaillonportraits Karl's des Fünften und der Kaiserin Isabella, sämmtlich von Leoni modellirt, aus.

Die Stadt Aranjuez ist ein reinlicher, nach holländischer Art angelegter Ort von etwa zehntausend Einwohnern und besitzt breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen, hellgetünchte Häuser mit grünen Fensterläden und Thüren, die der Stadt ein freundliches Ansehen verleihen. Es ist das Ara Jovis der Alten und gehörte nebst dem mehrere Geviertmeilen umfassenden Areal im Mittelalter dem reichen Ritterorden von Sanct Jago, dessen Mitglieder hier häufige Jagden abhielten. Karl der Fünfte lernte bei einer solchen Gelegenheit die Gegend kennen und erwarb sie von dem Orden, aber erst sein Sohn und Nachfolger ließ durch den Architekten Juan de Herrera das Schloß erbauen und mit Parkanlagen umgeben. Aranjuez war oft der Schauplatz glänzender Feste, seine Blüthezeit aber fällt in die Regierung König Ferdinand's des Sechsten, wo der Sänger und spätere Minister Farinelli der Königin Maria Barbara zu Ehren eine Lustbarkeit nach der anderen veranstaltete. Das war die Zeit, in welcher das französische Sprüchwort entstand: „Ils sont passés les jours d'Aranjuez," mit welchen Worten ein halbes Jahrhundert später Deutschlands größter Dichter eines seiner Meisterwerke begann und dadurch dem Namen Aranjuez für alle Zeiten den Glorienschein der Poesie verlieh. Freilich ist der Nimbus, den Schiller's Muse um das Haupt des Don Carlos wob, mit den historischen Thatsachen nicht in Einklang zu bringen; denn dieser an Körper und Geist verkrüppelte, in tiefster moralischer Versunkenheit dahinlebende Mensch war einer dichterischen Verherrlichung durchaus unwerth.

Die Geschichte hat diesem Lustschlosse der spanischen Könige keine besonders hervorragende Rolle zuertheilt, und nur zweimal fand sie Veranlassung, den Namen desselben in ihre Annalen aufzunehmen. Am 12. April 1772 wurde hier zwischen Frankreich und Spanien der Vertrag abgeschlossen, nach welchem sich letzteres verpflichtete, dem ersteren in dem in Amerika ausgebrochenen Kampfe gegen England Hülfe und Unterstützung zu leihen, ein Uebereinkommen, das für Spanien ohne alle historische Bedeutung blieb. Wichtiger ist ein anderes geschichtliches Ereigniß: der Aufstand zu Aranjuez am 17. März 1808, der zunächst gegen den allmächtigen Minister Karl's des Vierten, Don Godoy, den sogenannten Friedensfürsten, gerichtet war. Napoleon strebte längst nach dem Besitze der pyrenäischen Halbinsel, die spanische Regierung vermied aber sorgfältig jede Veranlassung, die dem französischen Kaiser hätte zum Vorwande militärischer Maßregeln dienen können. Erst durch eine Intrigue gelang es ihm, seinen Zweck zu erreichen; er hatte den ehrgeizigen und habsüchtigen Godoy durch das Versprechen einer selbstständigen Krone bewegen, an Portugal den Krieg zu erklären — für Napoleon die längst ersehnte Veranlassung, sich in die Angelegenheiten des spanischen Königshauses einzumischen. Sofort rückte er mit einer starken Armee über die Pyrenäen, angeblich um die Streitigkeiten zu schlichten, in Wahrheit aber um das Land zu besetzen und im geeigneten Momente sich des Thrones zu bemächtigen.

Als Godoy den Einmarsch der Franzosen erfuhr, veranlaßte er die königliche Familie, nach Mexico zu fliehen; der Infant

Don Ferdinand, Sohn Karl's des Vierten und dessen Thronerbe, widersetzte sich aber diesem Vorhaben und suchte die Gelegenheit zu benutzen, den verhaßten Friedensfürsten zu stürzen. Während daher das Volk durch die Anstalten zur Abreise vor das Schloß zu Aranjuez gelockt worden war, begab sich der Prinz zu den die Bedeckung bildenden königlichen Garden und rief ihnen zu: „Der Friedensfürst ist ein Verräther; er will meinen Vater entführen. Hindert ihn an diesem Verbrechen!" Sofort erklärten die Soldaten ihre Bereitwilligkeit, die Abreise des Königs zu verhindern, und kaum hatte das Volk die Absichten des Militärs erfahren, als es seiner Wuth gegen den Friedensfürsten freien Lauf ließ. Der Palast desselben wurde gestürmt, die innere Einrichtung zertrümmert, und Godoy selbst entging nur mit Mühe der Rache des Volkes, das ihn mit Recht im Verdacht hatte, mit Napoleon in geheimem Einverständniß zu sein. Als Karl der Vierte auf des Letzteren Drängen dem Throne endlich entsagte, folgte Godoy dem Könige nach Rom und kehrte erst im Jahre 1847 nach Spanien zurück, um Besitz von seinen ihm wieder zurückgegebenen Gütern zu ergreifen. Godoy starb am 28. September 1851 zu Paris.

Noch heute, wie vor Jahrhunderten, wälzt der Tajo seine trüben Wogen an den herrlichen Gärten des Lustschlosses vorbei, aber nicht mehr, wie damals, mischt sich in das Rauschen derselben der Klang schmetternder Fanfaren, die zu fröhlichen Festen rufen. Nur selten weilt der Hof noch hier, und dann bleibt es still in den weiten Räumen des Schlosses und Gartens; die Zeiten sind zu ernst für das unglückliche Land, um den Sinn für geräuschvolle Lustbarkeiten zu wecken, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die schönen Tage von Aranjuez für immer vorüber sind.

M. L.

Das rothe Quartal.

(März — Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

12. Facit.

Zweierlei pflegt Erscheinungen, wie wir eine an uns vorübergehen ließen, auf dem Fuße zu folgen: — die Rache der Sieger und die Kostenrechnung.

Das erstere, die Rache der Sieger, hat auch anno 1871 gezeigt, wie weit wir es gebracht haben in der „Religion der Liebe".

Beispiele von entgegengesetzter Art sind selten und reizen nicht zur Nachahmung. Das erhabene Beispiel von Milde, Schonung und Verzeihung, welches die schweizerische Eidgenossenschaft i. J. 1847 den besiegten Sonderbundssündern gegenüber, und das noch erhabenere, welches die nordamerikanische Union i. J. 1865 den besiegten Secessionsfrevlern gegenüber gegeben — solche republikanische Beispiele sind natürlich für Monarchieen nicht nachahmungswürdig.

Indessen wird, wer in den Sentimentalitätskrämern von neumodischen Juristen, welche wohl das Blut von Gemordeten, nicht aber das von Mördern fließen sehen können, keine Orakelgeber, sondern nur phantastische Theorieenspinner erblickt, nicht anstehen, zu bekennen, daß die französischen Sieger vom Mai 1871 denn doch eine ganz andere Berechtigung zur Rache an überwiesenen Mördern und Mordbrennern hatten als die deutschen Sieger vom Juni 1849 an den besiegten Reichsverfassungskämpfern. Der französische Liberalismus machte daher, als er den Wahrsprüchen des Kriegsgerichtes in Versailles zustimmte, immerhin eine weit noblere Figur als der deutsche, welcher, nachdem er durch seine aus Dummheit und Dünkel, aus Hochmuth und Feigheit, aus Impotenz und Sesselsucht gemischte „Staatsmännischkeit" anno 1848 alles verdorben hatte, die Standrechtsschüsse von Mannheim, Rastadt und Freiburg mit beifälligem Händereiben und unterthänigem Schmunzeln begleitete. Eine schwere Makel haftet an Herrn Thiers, seinen Ministern und Generalen, daß sie den trikoloren Schrecken, welcher den rothen in Paris abgelöst hatte, gewähren ließen. Es mochte allerdings schwer sein, die durch alle die Strapazen und Gefahren des sechstägigen Straßenkampfes aufgestachelte Wuth der Soldaten zu sänftigen, aber es hätte trotzdem versucht werden sollen. Es wurde entweder gar nicht oder doch nicht ernstlich versucht. Daher der Gräuel jener massenhaften Niederschießungen gefangener Kommunekämpfer. Die Ziffer derselben ist nicht aktenmäßig festgestellt, allein die Schätzung auf 20,000, worunter etwa 4000 Weiber und Kinder!!! ist kaum zu hoch, vielleicht eher zu niedrig gegriffen. Auch die Zahl der auf den Barrikaden selbst gefallenen Kommunarden ist nicht amtlich erhärtet, sicherlich aber darf man 10,000 ansetzen, was mit den unmittelbar erschossenen Gefangenen die Summe von 30,000 Todten ergäbe.

Ein im November 1875 durch den General Appert an die Nationalversammlung erstatteter Bericht über die Thätigkeit der Kriegsgerichte von 1871 stellte amtlich fest, daß nach vollendeter Einnahme von Paris ungefähr 38,000 Gefangene sich in den Händen der Armee befanden. Darunter waren 7460 rückfällige Kriminalverbrecher, 5000 fahnenflüchtige Soldaten und 850 Weiber. Ueberhaupt in Untersuchung gezogen wurden 30,000 Personen. Davon sind 18,930 nach der Voruntersuchung freigelassen und 11,170 vor die Kriegsgerichte gestellt worden, darunter auch 80 Kinder. Mehrere Todesurtheile fällten die Kriegsgerichte gegen zur Kommune übergelaufene Militärpersonen, so gegen Rossel. Im Ganzen fielen 110 Todessprüche, wovon 24 zur Vollstreckung kamen. Von den gefangenen Mitgliedern der Kommune wurden zwei zum Tode verurtheilt, Ferré und Lullier, aber nur jener hingerichtet. Andere, wie Urbain, Trinquet, Assi, Billioray, Champy, Lisbonne, Regère, Ferrat, Grousset, Verdure, Jourde und Rastoul erhielten in nicht ganz gerechter Abstufung lebenslängliche Zwangsarbeit, Deportation in Festungen oder einfache Deportation (nach Neukaledonien) zugemessen. Die processirten wilden Klubbgänse und Amazonen kamen ziemlich gelinde weg. Nur über 6 überführte Petroleusen verhängte das Kriegsgericht die Strafe lebenslänglicher Zwangsarbeit. Auch der alte Blanqui und der weiland Laterne-Rochefort wurden nachträglich zur Deportation verurtheilt.

Das Gebaren der Kommunarden war wohl in einzelnen Exemplaren, z. B. in Ferré und Lullier, komödiantisch-frech, aber nichts weniger als heldisch und erhaben. Die meisten legten sich wie ganz gemeine Halunken auf's leugnen und lügen. Nur sehr wenige hatten den Muth, zu ihren Thaten zu stehen. Zu diesen wenigen gehörte der Belleviller Schuster Trinquet, ein sonst unbedeutender Halbnarr, der aber jetzt mannhaft Farbe bekannte und, von der Feigheit seiner Schicksalsgenossen angewidert, ausrief: „Als mich meine Mitbürger in die Kommune gewählt hatten, glaubte ich nicht, sie hätten mich mit dieser Wahl beehrt, damit ich am Tage der Gefahr die Kommune verleugnete. Ich habe mich bis zur letzten Stunde geschlagen; mein Rock und mein Käppi wurden von Kugeln durchlöchert und ich beklage nur eins, nämlich nicht gefallen zu sein, damit ich nicht heute mitansehen müßte, wie meine Kameraden sich ihrer Verantwortlichkeit entziehen wollen." . . .

Am 2. August von 1871 gab der Marschall Mac Mahon seinen Rapport über die Verluste aus, welche die Armee in der Niederkämpfung der Kommune vor und in Paris erlitten hatte. Sie bezifferten sich auf 83 todte und 430 verwundete Offiziere, auf 794 todte, 6024 verwundete und 183 vermißte Soldaten.

Der Feuerschaden war kolossal. Die Ruinen der Tuilerien und des Stadthauses allein repräsentirten eine Einbuße von 60 Millionen, die des Finanzministeriums eine solche von 15 Millionen, die der „Docks" von Belleville und Villette eine von 27 Millionen, die des Staatsraths- und Rechnungshofgebäudes eine von 10 Millionen, die des Justizpalastes, der Conciergerie und der Polizeipräfektur mitsammen eine von 6 Millionen. Der Gesammtschaden, die zerstörten Staatsgebäude, Kirchen, Paläste, Theater, Fabriken, Speicher und Privathäuser

zusammengethan und die vernichteten Mobilien und Waaren dazugerechnet, ist auf die Summe von 500 Millionen anzuschlagen und dieser Anschlag dürfte noch entschieden zu niedrig gegriffen sein.

Wie furchtbar die Kommune in Wehr und Waffen gestanden hatte, mag schon aus der Thatsache klarwerden, daß die blauen Sieger den rothen Besiegten 2500 Kanonen und Mitrailleusen, sowie mehr als 400,000 Schießgewehre aller Art abgenommen haben.

Und nun wollen wir das Facit dieser Blut- und Brandrechnung ziehen, indem wir die Frage stellen: Wozu der ganze Gräuel?

Was ist mit so vielem Kraftaufwand, mit so viel Wuth und Weh, mit so viel Blut und so viel Thränen erreicht worden?

Was hat Frankreich dadurch gewonnen?

Nein nichts, wohl aber hat es viel verloren.

Ja, so viel verloren, daß Frankreich Ursache haben dürfte, in seinem Geschichtekalender den 18. März von 1871 als einen Nationaltrauertag, als einen, ja wohl als d e n „dies nefastissimus" zu verzeichnen.

Warum?

Weil das mit jenem Tage angehobene rothe Quartal im Grunde eine Verleugnung der wahrhaft großen, befreienden und erlösenden Principien von 1789 gewesen ist. Diese hatten ja — das ist und bleibt ihr unvergänglicher Ruhm — die sociale Einheit verkündet und begründet, und zwar theoretisch dadurch, daß sie die Gleichheit der politischen Rechte aufstellten, praktisch dadurch, daß sie an die Stelle der Privilegien der Geburt oder der Kaste die Berechtigung der Arbeit und des Verdienstes setzten. Die Kommunarden von 1871 dagegen, wenigstens diejenigen, welche sich zu Werkzeugen der Internationale hergaben, wollten hinter der spanischen Wand einer angeblichen Demokratie, welche aber in Wahrheit nur eine Pöbeltyrannei war, den Grundsatz der Gleichheit vernichten, indem sie auf die Schaffung einer neuen Kaste, die der Handarbeiter, abzielten und mittels dieser Kaste eine neue Klassendespotie, die des bevorrechteten Proletariats über die übrigen Volksklassen, begründen wollten.

Daß damit der Rückfall der Gesellschaft aus der Civilisation in die Barbarei begonnen haben würde, muß jedem, welcher fünf gesunde Sinne besitzt und davon Gebrauch machen will, einleuchtend sein.

Wir anderen Demokraten sind von ganzem Herzen bereit, die Tyrannei des Geldsacks niederkämpfen zu helfen, aber gegen eine bloße Ersetzung derselben durch die Tyrannei des Bettelsacks verwahren wir uns entschieden. . . .

Die unmittelbaren Schäden, welche das rothe Quartal — auch abgesehen von der dreihundertfachen Menschenhekatombe und dem Brandschaden — angerichtet hat, sind ebenso schmerzlich wie handgreiflich. Angenommen, der Drang nach Decentralisation, das Verlangen nach Gemeindefreiheit sei der ursprüngliche Gedanke der Kommune gewesen, was hat sie durch ihre Art und Weise, diesen Gedanken zu verwirklichen, bewirkt? Nichts als die Straffung und Schärfung der Centralisation, die Auslöschung sogar des bloßen Gedankens gemeindlicher Selbstverwaltung in Frankreich.

Und was hat die aberwitzige rothe Rebellion gegen die Republik des Herrn Thiers zuwegegebracht? Nichts als die Republik der Herren Broglie und Buffet, also die schnödeste Gaukelei, welche jemals einer Nation vorgemacht worden ist.

Und auch daran war es noch nicht genug. Der frevelhafte Vorstoß der Kommune nach Wolkenkukuksheim rief einen Rückschlag von solcher Macht hervor, daß die Wiederinthronisirung des Mittelalters in Frankreich in der Person des Grafen von Chambord bekanntlich nur an der e—hrenhaften Seite dieser Persönlichkeit scheiterte.

Was endlich das mörderische Wüthen der Kommunarden gegen die Priester angeht, so liegen die Folgen hell oder vielmehr dunkel, sehr dunkel zu Tage. Denn es ist ja eine ganz zweifellose Thatsache, daß das im Mai von 1871 durch die Rothen vergossene Priesterblut in Frankreich für das Pfaffenthum ein Mairegen geworden, welcher es zur üppigsten Blüthe trieb, zu einer Blüthe, welche anzukünden scheint, daß „la grande nation" nicht mehr — wie sie bislang wenigstens in ihrer Einbildung gethan — an der Spitze der Civilisation, wohl aber unter dem Banner des Heiligen von Loyola an der Seite Spaniens marschiren wird.

Das ist die Schuldrechnung des rothen Quartals. Nur Narren können sie abmindern, nur Gauner können sie leugnen wollen. Sie ist sehr lehrreich; aber damit will ich nicht sagen, daß sie die Menschen viel oder auch nur etwas lehren werde. Das wäre ja gegen alle herkömmliche moralische Kleiderordnung und würde den alten Hegel Lügen strafen, welcher sein wahrstes Wort gesprochen hat, als er sagte: „Die Geschichte lehrt nur, daß sie die Leute nie etwas lehrte."

Also weiter im gewohnten und beliebten „Laissez faire, laissez aller!" mehr oder weniger liebe Zeitgenossen. Immer rüstig weitergeschwindelt, bis euch eines schwarzen oder rothen Tages der europäische Generalkrach wie ein Blitz auf die Köpfe fällt!

Wunderliche Leute.

1. Herr Krawutschke.

Ein Augustnachmittag in dem vielbesuchten Badeorte W. mit höchst unschuldiger Quelle und herrlichen landschaftlichen Umgebungen. Es ist gegen fünf Uhr. Mit dem Glockenschlage beginnen die Curstunden und das Concert.

Auf einer Anhöhe des Curparkes haben es sich zwei junge Leute bequem gemacht. Diese Anhöhe bietet ihnen, zwischen den dichtschattenden Bäumen hindurch, einen vollen Anblick der Badepromenade. In ihren Hängematten liegend, wohlbewehrt mit Operngläsern zur bevorstehenden Revue über die Curgesellschaft, welche da unten lustwandelt, blasen sie in süßem Nichtsthun den Rauch ihrer Cigarren in die Luft. Die zwei jungen Leute sind mir genau bekannt. Der Jüngling mit schwarzem Haare und militärisch strengem Kaiserbarte ist ein neugebackener königlich preußischer Assessor und — trotz seiner Jugend — Realist von der stricten Observanz. Der zweite junge Mann ist meine erzählende Wenigkeit, und diese Wenigkeit überläßt sich in Allem der orts- und personenkundigen Führung des Freundes.

Die Promenade vor dem Curhause und dem Brunnen füllt sich. Der Assessor schildert mir mit liebenswürdiger Bosheit, welche so häufig dem süßen Nichtsthun ihren Ursprung dankt, manche interessante Specialität der verehrlichen Curgesellschaft. Plötzlich unterbricht er seine pikanten Plaudereien und fragt mich: „Kennst Du Krawutschke, die interessanteste Persönlichkeit des Ortes?"

„Wie sollte ich? Ich bin erst seit einigen Tagen hier. — Wer ist denn dieser Krawutschke?"

„Augenblicklich ist er Gastwirth und hauptsächlich ein halbgebildeter Allerweltsmensch. Aber komm'! Du mußt ihn kennen lernen. Ich bin dann und wann ein wenig Pessimist. Wenn ich an Herrn Krawutschke denke, so möchte ich es fast für einen Fehler halten, daß die letzten Jahrzehnte so eifrig daran gearbeitet haben, die Wissenschaften volksthümlich zu machen."

„O, o," rief ich, indem wir uns zu Krawutschke auf den Weg machten.

„Gewiß. Dieser Herr Krawutschke ist der Sohn von Eltern niederen Standes. Wäre er bei einer gesunden, guten Volksschulbildung stehen geblieben, so hätte er, bei seiner leichten Auffassungsgabe, der es nur an Tiefe fehlt, in festbegrenztem, kleinem Kreise ein ganz tüchtiges Mitglied der Gesellschaft werden können. Krawutschke war das verhätschelte Genie des Dorfes und wurde eitel auf seinen ‚Geist'. Als eitler Mensch blieb er äußerlich. Ein Bildungstrieb wohnt ihm indessen jedenfalls inne. Er las ohne Wahl alles populär Zurechtgemachte, und das Conversationslexicon war und ist sein bester Freund. Kunterbunt würfeln sich in seinem guten Gedächtnisse zusammen etwa: eine gehörte Stelle des Horaz, ein Journalartikel über Spectralanalyse, die Mystik eines Perty und etwas

Eduard von Hartmann. So ist seine ‚Bildung', von welcher er tief durchdrungen ist, zu Stande gekommen. Diese unverdaute Belesenheit gereicht ihm aber nicht zum Segen. Er hält sich für höchst bedeutend und ist doch nur ein unbedeutender Hans in Allem, der Jeden meistern will. Man darf schon Pessimist sein dieser durch die Popularisirung der Wissenschaft herbeigeführten Halbheit gegenüber."

„Du bist in schlechter Laune oder die Consequenzmacherei des Realisten verleitet Dich zur Ungerechtigkeit. Ich theile Deinen Pessimismus nicht."

„Gleichviel. Du wirst in Herrn Krawutschke eine höchst schätzenswerthe Bekanntschaft machen. Da sind wir schon."

In Badeorten ist es gebräuchlich, den Häusern Namen statt der Nummern zu geben. An dem ganz stattlichen Gebäude, welches wir eben betreten wollten, glänzte mit riesengroßen Buchstaben der Name: „Poseidon".

„Poseidon?"

„Ahnst Du Krawutschke?" gegenfragte mein Freund.

Wir betraten die Gaststube. Sie war leer und eine drückende Hitze in dem nicht allzugroßen Raume. Die Fliegen schienen hier besonders gehegt zu werden.

„Welche Fliegenplage!"

„Herr Krawutschke würde Dir mit vernichtendem Blicke antworten, daß ein Thier sozusagen auch ein Mensch sei, und ferner würde er Dir, im Hinweise darauf, daß wir eigentlich nicht berechtigt sind, zwischen niedriger oder höher organisirten Wesen vom allgemein sittlichen Standpunkte aus einen nennenswerthen Unterschied zu machen, den guten Rath geben, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen."

Ein Schenkmädchen nahte den Eintretenden.

„Herr Krawutschke zugegen?"

„Der Herr Major ist ausgegangen."

„Major?" fragte ich verwundert.

„Zwei Seidel Bier!" befahl mein Freund. „Allerdings," wendete er sich dann zu mir, „Herr Krawutschke ist Major der freiwilligen Feuerwehr. Ob der Titel zu Recht besteht, weiß ich nicht. Genug, er führt ihn und hört ihn nicht ungern."

Eine kleine, freundliche, wohlgenährte Frau trat ein. Ihre Züge trugen das Gepräge ausgesprochenster Gutmüthigkeit.

„Ah, Frau Krawutschke!" — Mein Freund erhob sich.

„Bitte, behalten Sie Platz! Mein Mann wird gleich kommen; er ist nur in's Spritzenhaus gegangen." — Die kleine Frau verschwand wieder.

„Will sagen: in eine Restauration, wo er aus dem Stegreif den Gästen einen Vortrag hält und seinen Durst auskömmlich stillt," raunte mir der Assessor halblaut in's Ohr. „Daß er das kann, verdankt Herr Krawutschke dieser kleinen, gutmüthigen Frau. Mit ihr hat er Haus und Vermögen erheirathet, und das schwache Weibchen hat einen solchen Respect vor dem ‚gelehrten' Gatten, daß es nie zu einer Opposition ihrerseits kommt."

Von draußen ertönte das Geräusch herannahender Schritte und das Gewirr durcheinander sprechender Stimmen.

„Jetzt kommt der Major," variirte der Assessor singend die Operettenstelle des Monsieur Jakob Offenbach.

Und er kam. Mit kräftiger Hand wurde die Thür aufgestoßen, und herein trat Herr Krawutschke in Begleitung mehrerer Ortsbewohner, die ganz wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher aussahen. Er trug die Uniform eines Vorgesetzten der freiwilligen Feuerwehr.

„Attention!" rief Herr Krawutschke mit erhobener Stimme dem Schenkmädchen zu. „Nach wohlvollbrachtem Tage geziemt dem Hausherrn und paterfamilias ein Seidel Wiener Märzen."

Ich sah mir den Mann genau an. Eine lang aufgeschossene Figur mit blassem, blutleerem Antlitz. Das hellblonde, etwas dünne und etwas gelockte Haar gab im Bunde mit der blassen Hautfarbe dem Gesicht etwas Verwässertes, Verschwommenes. Ein sorgfältig gepflegter sogenannter Christusbart umrahmte das Antlitz. Kopf und Hals neigten etwas vornüber. Man sagt wohl, die volle Aehre neige sich der Erde zu, die leere trage stolz ihr Haupt den Wolken zugewandt. Den Eindruck machte nun die leichtgebeugte Haltung des Herrn Krawutschke nicht. Sie erschien mir vielmehr als ein Zeugniß des verborgen Kränklichen. Hektisch pflegt man landläufig solche Leute zu nennen.

Herr Krawutschke hatte uns sofort erblickt und ging mit ausgebreiteten Armen auf meinen Freund zu.

„Ah, siehe da! Auch Du, Brutus? Welche Ehre für mein schlichtes Haus, liebwerther Freund und Assessor! Mann des Rechtes — ich grüße Sie."

„Guten Tag, Herr Krawutschke," meinte ziemlich trocken mein Freund. „Ihr Bier ist wieder verdammt matt."

„So ist's. Die Diener tragen alle Schuld," citirte pathetisch Krawutschke. „Der alte Goethe hilft mir immer aus aller Fahr und Noth."

„Schiller, Herr Krawutschke!"

„Goethe, Herr Assessor!"

„Verlassen Sie sich d'rauf, die Stelle ist von Schiller, aus der Braut von Messina."

„Na, denn nicht!" brach der Major ärgerlich das Gespräch ab, um es gleich darauf wieder vorwurfsvoll aufzunehmen. „Und Sie stellen mir nicht einmal diesen neuen, werthen Gast des ‚Poseidon' vor? Da haben die Leute nun Justinus und Trebonius studirt, aber die Convenienz bleibt ein pia desideria. Das ist auch eine signatura temporus."

„Ris, ris, Herr Major!"

„Ris, richtig! Sagte ich rus? Ein kleiner horror! Errare est humanum ist ein Spruch aus weisem Munde. — Ihr Name, mein vielwerther Gast?"

Der Assessor nannte ihn. „Auch ein Stückchen Mann der Feder!" fügte er hinzu. Krawutschke ergriff meine beiden Hände.

„Bruder in Apoll! Seien Sie mir willkommen! Ich bin ein Freund des Geistes und der Feder." — Wohlgefällig lächelnd und mit verbindlicher Verneigung ergänzte er sich: „Sie sehen in mir das Referentchen des Ortes. Also soyons amis, Sulla!"

Das Französisch war so schauderhaft, daß wir ganz erschreckt vergaßen, den armen Cinna in seine Rechte einzusetzen. Vornehm fuhr Krawutschke fort:

„Die Herren trinken mit mir zum Willkommgruße einen Ingwer! Keine Widerrede!" antwortete er unseren ablehnenden Handbewegungen. „Die aromatische Bittere dieses Getränkes ist von wohlthätigster, sanitärer Wirkung auf die gereizten Schleimhäute des gastrischen Systems."

Der Trank bereitete sich langsam auf sein Erscheinen vor.

„Der Herr ist auch Schauspieler," begann der Assessor wieder.

„Was hör' ich? Die Musik der Sphäroide schlägt an mein Ohr! Oh! Doppelt, dreifach gesegnet sei der Tag, der uns zusammenführte!" — Und mit Herablassung versicherte Krawutschke: „Ich bin ein Mäcen der Kunst. Ich leite unser Liebhabertheater und schreibe Recensionen, wenn sich einmal eine wandernde Truppe zu uns verirrt. Sie sind ein Fachmann; ich unterschätze das nicht. Aber ich gäbe etwas darum, wenn Sie einmal eine Vorstellung an dem von mir geleiteten Liebhabertheater sehen könnten. Die Bühne leistet unter meiner Leitung außerordentlich Gutes."

Stolz auf sich selbst, bestellte sich Krawutschke noch ein Seidel. Sein Ingwer war während der letzten Rede verschwunden.

„Alles wendet sich an mich. Für Alle bin ich der Berather —"

Die kleine, gutmüthige Hausfrau nahte sich uns. Man sah es ihrem hochgerötheten Gesicht an, daß sie vom Herdfeuer kam. Schüchtern legte sie dem Gatten die Hand auf die Schulter.

„Lieber Arnim!"

„Was willst Du, mein braves, treues, deutsches Weib?"

„Lieber Arnim, in welchem Hause wohnt denn die russische Herrschaft, welche für heute Abend Beefsteak bestellt hat? Die Beefsteaks sind fertig; ich möchte sie hinschicken."

„Im ‚schwarzen Kreuz', wackere Hausehre."

„Ich danke Dir. Darf ich einmal von Deinem Bier trinken, Arnim?"

„Nimm und labe Dich!"

„Ich danke Dir, lieber Arnim!" — Die gutmüthige, kleine Hausglucke trank und verschwand.

„Warum nennt Sie denn Ihre Frau Gemahlin immer Arnim, Herr Major? Tragen Sie diesen Vornamen vielleicht Jemand zu Ehren?"

Mit überlegenem Lächeln brachte Krawutschke den Finger an die Stirn.

„Verlangen Sie von meiner geistig bescheidenen Frau nicht zu viel! Eine Verwechselung ihrerseits, weiter nichts. Ich heiße eigentlich Hermann. Der Name war mir, wenn auch echt deutsch, doch etwas gewöhnlich. Man muß einer Frau immer imponiren, auch in Kleinigkeiten. Ich änderte meinen Namen in die lateinische Form und befahl meinem Weibe, mich Armin zu nennen."

Er seufzte leise.

„Nun?"

„Weiß der Teufel, mein sonst so braves Weib konnte den Armin durchaus nicht behalten und nennt mich obstinataliter immer Arnim. Hat mich schon oft geärgert!"

Krawutschke that einen tiefen Zug. Seine Melancholie verschwand.

„Sie glauben nicht, meine Herren, wie wohl ich mich inmitten geistreicher Leute von der Feder fühle. Wenn ich nur freier nach außen hin schaffen könnte! Aber ich werde von der agrarischen Bevölkerung des Ortes und der Umgegend so sehr überhäuft, daß ich —"

„Wie so?"

Aergerlich schüttelte Krawutschke den Kopf. „Es herrscht hier die leidige Sitte, jeden Festtag oder Trauertag in der Familie dadurch publik zu machen, daß man im Localblatt ein Carmen bringt. Ich werde damit überlaufen, und das absorbirt meine ganze schriftstellerische Kraft. Heute Nacht muß ich wieder einige Stunden opfern. Ich habe einer Familie versprochen, in einigen Tagen eine Xenie für einen Verstorbenen zu liefern."

„Eine Nänie!" verbesserte der unverbesserliche Assessor.

„Xenie oder Nänie!" meinte überlegen Herr Krawutschke. „Das wird wohl darauf ankommen, wie ich die Form auffasse."

Er bestellte sich ein frisches Seidel und fuhr dann fort: „Und doch lohnt es sich hin und wieder, aus der fastalischen Quelle getrunken zu haben. Vorigen Sommer erhielt ich davon einen erhebenden Beweis. Während der Belagerung von Paris ging von hier aus ein Transport mit Liebesgaben ab. Ich betheiligte mich daran und nicht nur mit leiblicher Nahrung. In einer guten Stunde hatte ich ein mark- und saftvolles Vaterlandslied im Genre Béranger's gedichtet. Im Refrain verwendete ich mit Glück eine frühere Aeußerung des Ministers Eulenburg. Der Refrain lautete:

‚Der Eintracht Band
Umschlingt nunmehr das deutsche Land.
Durch wen? Durch Euch, Ihr Heldensöhne,
Denn Ihr siegtet elegant.'

Dieses Gedicht ließ ich in tausend Exemplaren drucken und sendete sie zur Vertheilung an das Regiment. Ich denke natürlich nicht weiter daran. Im vorigen Sommer aber tritt ein Unterofficier zu mir in's Zimmer und fragt:

‚Sind Sie Herr Krawutschke?'

‚Der bin ich.'

‚Endlich habe ich also die Ehre. Das Regiment sendet Ihnen durch mich den tiefgefühltesten Dank für Ihr herrliches, begeisterndes Gedicht. Es hat uns wahrhaft gestärkt. Sie sind ein Vaterlandssänger im besten Sinne des Wortes.'

Er schüttelte mir die Hand mehrmals. Natürlich war er während der Dauer seines Aufenthaltes öfters mein Gast. — Sie sehen, ich bin auch eine Art Tyrtäus."

Krawutschke schwieg selbstzufrieden.

„Der Unterofficier hatte viel Talent zum Diplomaten," meinte der boshafte Assessor.

Das verstand Krawutschke nicht. Tief aufathmend rief er: „Ja, so etwas thut wohl, meine Herren. Der Dichter braucht den Erfolg, wie der dürre Acker den Regen."

Krawutschke's Hausehre trat mit einem verlegenen Gesichte zu uns.

„Lieber Arnim!"

„Mulier taceat in ecclesiae — was bringst Du, Frau?"

„Lieber Arnim, die russische Herrschaft muß doch nicht im ‚schwarzen Kreuz' wohnen. Das Mädchen hat mit den Menagen das ganze große Haus durchwandert, aber es wohnen keine Russen dort."

„Ich irre mich nie."

„Ne," rief die bequeme Dame am Zahltische. „Im ‚Kreuz' wohnen die Russen nicht; die wohnen im ‚Anker'."

„O Jungfrau, warum öffnetest Du den Zaun Deiner Zähne nicht früher!" rief der Herr Major mit einem Gemisch von Wehmuth und Entrüstung.

„'s hat mich ja Keener jefragt."

„Optime! So lasse die Menagen in den ‚Anker' tragen, liebes Weib!"

„Aber, lieber Arnim, der ist ja gute zehn Minuten entfernt, und das Essen ist schon so lange unterwegs; es muß ganz kalt sein."

„Thut nichts. Der Jude wird verbrannt," parodirte Krawutschke. „Die Russen sind übrigens, ihren klimatischen Verhältnissen zu Folge, an Kälte gewöhnt. Der Golfstrom mit seiner lebensspendenden Wasserwärme dringt nicht bis an ihr unwirthliches Gestade."

Eine Handbewegung verabschiedete die Gattin. Sie ging betrübten Herzens, und wir empfanden das tiefste Mitleid für die Angehörigen der verbündeten Nation.

„Es ist noch die Frage, ob der Genuß allzu warmer Speisen nicht der Ur-Hygieine widerspricht," nahm Krawutschke das Gespräch wieder auf, indem er mir seine Blume zutrank. „Ich hatte einmal in München Gelegenheit —". Er stützte, wie nachdenkend, den Kopf in die Hand und schwieg eine Weile. Wir harrten der Dinge, die da kommen sollten. Langsam erhob Krawutschke das Haupt. Nachdenklich starrte er auf die gegenüberliegende Wand, an welcher einige Prämienbilder besserer Sorte und mehrere Gypsstatuetten berühmter Dichter und Künstler prangten. Leise begann er:

„An München knüpfen sich für mich schöne Erinnerungen, und eine meiner theuersten Erinnerungen ist Er — der große Meister." — Sein Finger zeigte auf die Statuette Kaulbach's.

„Standen Sie zu dem Meister in Beziehungen?" fragte mit teuflischer Theilnahme der Assessor.

„Allerdings. Ich besuchte öfters sein Atelier. Sie müssen wissen, meine Herren, ich bin eigentlich Maler."

„Ah! In welchem Genre? Landschafter? Historie?"

„Nichts weniger als dies," antwortete mit unzerstörbarem Selbstbewußtsein Herr Krawutschke. „Porcellan!"

„Wie?!"

„Ich bin Porcellanmaler."

„Ah!"

„Ja. Also ich besuchte öfters Kaulbach's Atelier und vertiefte mich in die göttlichen Compositionen. Eines Tages klopft mich Jemand auf die Schulter. Ich wende mich — der Genius steht vor mir. Mit durchdringendem Blicke mustert er mich. Dann fragt er: ‚Auch Künstler?' — ‚In Porcellan!' antwortete ich, mich verneigend. — ‚Ah!' ruft der Meister verbindlich. Mit mildem Lächeln fordert er dann ein eingehendes Urtheil über die von mir soeben betrachtete Composition. Ich lehne es ab, ein Urtheil zu geben. ‚Warum nicht?' — ‚Meister, wir Beide können uns gegenseitig nicht beurtheilen. Sie arbeiten in Oel, ich in Porcellan. Ich muß aus dem Dunkeln in's Helle arbeiten, Sie arbeiten aus dem Hellen in's Dunkle. Wo bleibt da der Maßstab der Beurtheilung?' — Kaulbach sah mich verständnißvoll lächelnd an. Dann führte er mich durch das Atelier an den Ausgang, drückte mir die Hand und sagte beim Abschiede: ‚Es freut mich, meine Zeit nicht an einen ganz Unwürdigen verschwendet zu haben.'"

Mein Freund biß die Zähne aufeinander. Ich krampfte, um dem Lachreize zu widerstehen, die Hände in den Taschen. Krawutschke erhob sich und mit fürstlicher Vornehmheit bat er uns, ihn zu entlassen, „da er dort drüben Freunde am Tische habe," die seiner bedürften und die nicht ganz zu vernachlässigen ihm Pflicht sei."

Wir gingen und ließen, vor der Thür angekommen, zunächst der zurückgehaltenen Thätigkeit unseres angeregten Zwerchfelles freien Lauf. Als dies zur Genüge geschehen war, kamen wir zu einer Würdigung meiner neuen Bekanntschaft.

„Wir sollten eigentlich nicht lachen," meinte ich.

„So denke auch ich," antwortete mein Freund. „Es ist immer traurig, einen Menschen, der bis zu einem gewissen Grade begabt ist, auf Abwegen zu sehen, die ihn früher oder später in's Verderben führen müssen. Was ist nun Herr Krawutschke mit all' seiner unverdauten, falschen Belesenheit? Eine zum Lachen herausfordernde Persönlichkeit, ein Mensch,

der, so sehr er sich der Allgemeinheit widmet, von ihr fast gemieden wird, wenn sie ihn nicht gerade braucht. Dazu sein unsicheres Tasten innerhalb des praktischen Lebens. Der Porcellanmaler wurde Porcellanhändler. Der Porcellanhändler wurde Gastwirth und dies wahrscheinlich nur aus dem Grunde, um sein eigener bester Gast zu sein. Nebenbei ist er Feuerwehr-Major, Director eines Liebhabertheaters, Vorstandsmitglied des Gesangvereins, Präsident des Gemeinnützigen Vereins, Gründer eines Gastwirthvereins, Dichter, und Gott weiß es, was noch. Sein Geschäft geht aber den Krebsgang, und das mit der allzu gutmüthigen Frau erheirathete Vermögen wird täglich dünner. Und was das Schlimmste ist: bei dieser lodderigen, zersplitterten Lebensweise, die im Grunde genommen eine Art Müßiggang ist, befindet er sich auf dem besten Wege, in aller Gemüthlichkeit ein Trinker zu werden. Das aber hilft ihm in ein frühes Grab, denn ich weiß von seinem Arzte, daß sich bei ihm ein allerdings noch in den ersten Stadien stehendes Nierenleiden entwickelt hat und daß ihm spirituöse Getränke aller Art geradezu Gift sind. Wir sollten also nicht lachen."

„Gewiß nicht!"

„Uebrigens bleibe ich diesem Einzelfalle gegenüber bei meinem Pessimismus. Beiläufig halte ich es für eine dankbare und gebotene Aufgabe, den Mann zu zeichnen. Es giebt wohl noch mehr Krawutschkes, und mancher ist vielleicht noch im Stande, sich zusammenzuraffen." —

Ich besuchte Herrn Krawutschke noch mehrere Male. Der Abschiedsbesuch ist mir unvergeßlich.

„Ich bin Zschokkeaner," sagte er, „Deist von reinstem Wasser. Ich kenne nur drei Dinge: Deus, Mater und Maître! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen diese drei Dinge in zwei fremden Sprachen nenne!" Sein selbstgefälliges Lächeln bei diesem Aufwande von Geist ist selbstverständlich. — — —

Zwei Jahre vergingen. Ich dachte nicht mehr an Herrn Krawutschke. Da erhielt ich eines Tages von meinem Freunde einen Brief. Von seinem Inhalte führe ich die folgenden Zeilen an: „Der arme Krawutschke ist vor Kurzem gestorben. Sein Leiden wurde immer bedenklicher und nahm einen außerordentlich schnellen Verlauf. Er war ganz zurückgekommen. Die verarmte Wittwe und die unmündigen Kinder sind in traurigster Lage. Seine letzten Lebenstage waren einsam. Die Herren Philister zogen sich von dem verarmten Manne zurück, ‚der immer Alles besser gewußt habe'. Mir thut er sehr leid und Dir gewiß nicht minder. War mein Pessimismus ihm gegenüber nicht gerechtfertigt?"

Lebe wohl, armer Krawutschke! Es ist Gefahr vorhanden, daß Du nicht der Letzte Deines Stammes bleibst. **Arno Hempel.**

Die Aussichten zum ewigen Frieden.

Riesengeschütze alter und neuerer Zeit: Die tolle und die faule Grete. „Palmerston's Thorheit." — Krupp'sche Riesengeschütze. — Das Duell zwischen Panzer und Kanone. — Gußstahl oder Stahlbronze? — Elektrisch verbundene Geschütze. — Mit Wasser gefüllte Bomben. — Fisch-Torpedo's und eiserne Netze zu ihrem Fange. — Uebertrumpfung des griechischen Feuers und moderne Höllenmaschinen.

Wenn wir mit prüfenden Blicken der Vorgeschichte des Menschen folgen, so sind es vor Allem seine aus Schutt und Gräbern emporgezogenen Waffen, die uns, je nachdem sie aus Knochen, Stein, Bronze oder Eisen gefertigt wurden, als Werthmesser der von ihren ehemaligen Inhabern erreichten Culturstufe dienen, und die sogenannten prähistorischen Museen bieten vorzugsweise Waffensammlungen dar. Auch heute noch, und heute vielleicht mehr als jemals vorher, hält sich stets die bestbewaffnete und damit kriegstüchtigste Macht für die civilisirteste, und fragt man, welcher Gegenstand auf den letzten gemeinsamen Culturabrechnungen der Völker in Paris und Wien mit dem allgemeinsten Respecte betrachtet worden ist, so wird man ehrlicher Weise antworten müssen: die Krupp'sche Riesenkanone. Keine Erfindung, und möge sie das Heil von Millionen verbürgen, findet bei unseren Regierungen zärtlichere Aufnahme, ehrenvollere und reichlichere Belohnung, als diejenige, welche den Sieg im Streite verheißt. Ja, und gilt nicht nach der Meinung unserer vorgeschrittensten Naturforscher der Kampf überhaupt als das vornehmste Culturelement, für das treibende Princip, durch welches sich der Mensch über das Thier erhoben und durch welches sogar unsere höchsten Güter nicht blos vertheidigt, sondern zwangsweise verbreitet zu werden pflegen: Religionen, Civilisationsbestrebungen, Humanität, Freiheit und Friede? Gewiß nicht wenige unter uns theilen die Ueberzeugung Friedrich von Hellwald's, daß der Männerkampf auf der Erde nie aufhören wird, niemals rasten darf, weil des Krieges Ende Versumpfung und Fäulniß bedeuten würde, aber auch die Andersmeinenden, welche den Kant'schen Traum vom endlichen „ewigen Frieden" fortträumen, welche behaupten, daß der Kampf schließlich nur noch als geistiger Wettstreit fortdauern dürfe, müssen der riesenhaften Leistungssteigerung der Kriegsmaschinen unserer Zeit, die bereits zu drei Vierteln wissenschaftliche Apparate in den Händen gelehrter Artilleristen geworden sind, mit Theilnahme zuschauen, denn einmal macht die Zerstörungsphilosophie, je mehr sie die Naturkräfte entfesselt und die Entscheidung den physischen Kräften der Kämpfer entringt, die Kriege, so lange sie doch unvermeidlich sind, kürzer, und sodann muß sich jeder in's Titanische gesteigerte Kampf endlich selbst seine Schranken setzen. Der junge Dumas läßt in einem seiner neueren Dramen — demselben, für dessen Aufführung auf deutschen Bühnen er Elsaß-Lothringen als Entschädigung forderte — einen Waffenerfinder auftreten, der mit einer neuen Monstrewaffe die Welt im wahrsten Sinne des Wortes zu beglücken gedenkt, sofern er durch seine Erfindung die Kriege dermaßen mörderisch zu machen hoffte, daß ein allgemeiner Abscheu alle Menschen in den Schooß einer Friedensliga treiben und so dem Kriege mit seinen eigenen Waffen ein Ende gemacht werden wird.

Dieser nachdenklichen Lehre unserer Culturforscher zufolge wäre also die größte und verdienstvollste Erfindung des Mittelalters keineswegs die Buchdruckerkunst, sondern vielmehr die Erfindung des Schießpulvers, dieser merkwürdigen Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, welche die königliche Wissenschaft der Chemie auch heute noch nicht von ihrem auf Schädelbergen errichteten Throne absetzen konnte. Der Grund dieser sonderbaren Thatsache liegt darin, daß sich unter all' den zahllosen und größtentheils viel stärker wirkenden Explosionsstoffen, welche die moderne Wissenschaft entdeckte, auch nicht ein einziger befindet, der so viel Solidität, immer gleiche Wirkung und verhältnißmäßige Harmlosigkeit mit einer so weit steigerbaren Zerstörungskraft vereinigte. Nur für wenige Kriegszwecke, z. B. für die aus der Ferne bedienten Minen und Torpedos, ist das Schießpulver durch stärker wirkende Explosionsstoffe ersetzt worden.

Nicht gar lange, nachdem die Anbeter des Propheten den Ungläubigen im mittleren Europa die Wohlthat des Cultur-Pulvers mitgetheilt hatten, wurde die noch heute die Welt bewegende Frage, welche in Essen und Woolwich, in Petersburg und Wien mit gleicher Spannung erwogen wird, aufgeworfen: durch welche Mittel läßt sich die Fernwirkung des Pulvers zum höchsten Maße steigern? Wahrscheinlich bereits gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurde eine Donnerbüchse hergestellt, die „tolle Grete" von Gent, deren Größenverhältnisse erst von neueren Monstregeschützen überboten worden sind. Sie ist über fünf Meter lang und 16,000 Kilogramm schwer. Die steinerne Kugel, welche sie ausspie, wog 340 Kilo bei einem Durchmesser von 64 Centimetern. Das Rohr ist aus 32 schmiedeeisernen Stäben, die durch 41 aneinandergeschweißte Eisenringe zu einem festen Cylinder vereinigt werden, zusammengesetzt.

Auch aus Bronze goß man im folgenden Jahrhundert ähnliche Riesengeschütze, die sich aber sehr wenig bewährten, wie die ihrer Schwerfälligkeit wegen sogenannte „faule Grete" von Braunschweig, der man nachrühmt, daß sie niemals Menschenblut vergossen, und jenes Riesengeschütz, welches Muhamed der Zweite zu derselben Zeit (um 1451) in Adrianopel gießen ließ, und welches durch 60 Ochsen nach zweimonatlicher Reise glücklich vor Constantinopel ankam, aber bereits vor Einnahme der



Schloß Aranjuez. Nach einer photographischen Aufnahme.



Große Fontaine im Garten-Parterre von Aranjuez.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Stadt sprang. Aus dem sechszehnten Jahrhundert wäre die russische Kaiserkanone mit ihrem 90 Centimeter weit gähnenden Rachen, der zu Trier gegossene Greif von fünf Meter Länge und die Colubrine (Feldschlange) von Nanzig, welche sieben Meter lang war, zu erwähnen. Die letzteren beiden Geschütze hatten aber, ebenso wie die später in Berlin gegossene colossale Asia, nicht das Caliber der älteren Riesenkanonen, aus denen man auch gelegentlich mit Hackblei, Nägeln, Glasscherben, ungelöschtem Kalk &c. gefüllte Tonnen, ja Fässer mit Unrath und Pestleichen abschoß, um die Festungen zur schleunigen Uebergabe zu zwingen. Vielmehr war man dazu gekommen, die größeren, nunmehr aus Eisen gegossenen und oft mit Pulver gefüllten Bomben, aus kürzeren und weiten Mörsern zu schießen, die lange Zeit in der französischen Armee den Spitznamen des Herrn von Comminges, eines sehr beleibten Officiers, führten, nach welchem sie Ludwig der Vierzehnte bei ihrer ersten Anwendung getauft haben soll. Der Berühmteste unter den Nachkommen derer von Comminges ist ein als Invalide im Arsenale von Woolwich bewahrter Riesenmörser, der, wie die „tolle Grete“, aus Eisenstäben hergestellt, 90,000 Kilogramm wiegt, aber schon nach Entsendung der vierten Bombe, à 1500 Kilo, pensionirt werden mußte und daher wegen seiner unnütz verwendeten bedeutenden Kosten von dem Volkswitze „Palmerston's Thorheit“ getauft wurde.

Die neueren Riesengeschütze, welche dem Festungskriege, dem Angriffe und der Vertheidigung der Seeküsten gewidmet sind, übertreffen ihre Vorgänger natürlich unendlich, wenn auch nicht an Größe, so doch an Material, Dauerhaftigkeit, Treffsicherheit und Lenksamkeit. Es sind größtentheils Hinterlader mit gezogenen Läufen, deren Bedienung und Handhabung durch allerhand mechanische Vorrichtungen so erleichtert wird, daß z. B. das große Krupp'sche Geschütz der Wiener Weltausstellung von einer einzigen Person gerichtet und geladen werden kann, obwohl das Rohr 6,7 Meter lang und 36,000 Kilogramm schwer ist, während die zuckerhutförmige Bombe gegen sechs Centner wiegt. Das Schießpulver, mit welchem diese Eisenlasten fortgeschossen werden, würde schwerlich von einem Uneingeweihten als Schießpulver anerkannt werden, denn die Körner desselben stellen, damit es langsamer und doch wieder nicht zu langsam abbrennt, zollhohe sechsseitige Säulchen, die mit feinen Röhren durchbohrt sind, dar, von denen 1424 Stück, aneinandergesetzt wie die Bienenzellen in einer Honigwabe, die ellenlange Patrone bilden. Der Schuß ist mit Einschluß der Bombe nicht unter fünfhundert Mark herzustellen, ein sehr kostspieliges Vergnügen, neben welchem die Redensart „nicht einen Schuß Pulver werth sein“ wesentlich an ihrer Bedeutung einbüßt.

Ein solches Geschütz ist im Uebrigen ein wahrer Triumph der rechnenden Künste, ein höchst gelehrtes und wohlüberlegtes Exemplar der berühmten **ultima ratio**, bei welchem alle Elementargeister zu Hülfe gerufen sind, um die fünfhundert Mark wohl anzuwenden. Der elektrische Strom wird angestellt, die Zeit zu messen, welche der Zuckerhut braucht, um von der Pulverkammer die Mündung zu erreichen, die Anfangsgeschwindigkeit, mit welcher das Geschoß wirbelnd den Lauf verläßt, höchst subtile Rechnungen, um den Bogen zu bestimmen, welchen die sechs Centner in der Luft beschreiben, und die Kraft, mit der sie auf Mauern und Panzer prallen. Mechanische oder hydraulische Vorrichtungen besorgen meist die ganze Handhabung, und der Kolben einer Oelkammer, die sich nur durch feine Oeffnungen entleeren kann, empfängt wie ein höchst elastisches Polster den nicht eben sanften Fußtritt, mit welchem sich die sechs Centner in die Luft schwingen und von dannen trollen.

Solcher Großmäuligkeit konnte nur mit Dickfelligkeit begegnet werden, und im nordamerikanischen Bürgerkriege bereits hielten es die Kriegsschiffe für nothwendig, wie die Richter des Mittelalters, ein Panzerhemd anzulegen. Damit kam die kostspielige Frage auf's Tapet, wie viel Schichten Eisenblech man auf einander schweißen müsse, um dem Anprall der modernen Culturgrüße mit Ruhe entgegensehen zu können. Man versuchte es nach einander mit zehnzölligen, zwölfzölligen, vierzehnzölligen Platten, um sie nach einander mit entsprechend verstärkten Geschützen durchzuschlagen und in Fetzen zu zerreißen. Dem Krupp'schen Sechshundertpfünder folgte ein Tausendpfünder, und dieser ist vor einigen Monaten in Woolwich durch die Fertigstellung der Einundachtzig-Tonnen-Kanone überboten worden, deren Lauf acht Meter lang ist und deren Geschoß von sechshundertfünfundzwanzig Kilogramm Schwere nahezu zwei Centner Pulver für jeden Knall erfordert. Natürlich müssen nun die Panzer wieder um eine ganze Anzahl Eisenschichten dicker gemacht werden, und so geht die gegenseitige Schrauberei zwischen Kanone und Panzer weiter, bis das Kriegsboot wie das Staatsschiff die ungeheuren Lasten nicht mehr tragen kann, in seinen Bewegungen schwerfällig wird und bei der nächsten Gelegenheit untergeht, wie bereits mehrere englische Panzerboote gethan haben. Natürlich ist England bei dieser Panzerei am meisten engagirt, und in den Sheffielder Schmiedewerkstätten soll man eben mit zweiundzwanzig Zoll starken Panzern fertig geworden sein.

In dieses unabsehbare Panzer- und Kanonen-Duell fällt wie ein Lichtstrahl die Nachricht vom Dülmener Schießplatze, daß man dort durch genau gleichzeitige Abfeuerung mehrerer kleinerer auf dasselbe Ziel gerichteter Geschütze, welche der elektrische Strom bewirkt, denselben Zerstörungseffect erreicht hat, wie mit einzeln abgefeuerten Riesengeschützen. Man warf da zum Beispiel zwölf Centner Eisen mit einem Schlage auf einen mächtigen Schiffspanzer aus zweihundert Meter Entfernung, indem man vier Centner Pulver in vier Rohren wirken ließ, und siehe da, der vierundzwanzig Zoll dicke Panzer aus Schmiedeeisen und Teakholz, den man da zum Spaß für 150,000 Mark hingestellt hatte, war vollkommen zerfetzt. Damit wäre dann vielleicht vor der Hand dem Kanonenwachsthum ein Ziel gesetzt und die Panzerei, welche die Schiffe zuletzt unfähig macht, zu manövriren, so daß sie wie ihre Kanonenthürme nur noch durch complicirte hydraulische Maschinen bewegt werden können, als Thorheit erwiesen, wozu sich dann insbesondere die Steuerzahler Glück wünschen könnten. Denn solche Panzerboote kosten Millionen und die Riesengeschütze abermals Millionen, sintemalen mehrere Tausend Tiegel Gußstahl, jeder zu einem halben Centner Inhalt, erforderlich sind, um jene unersättlichen Schlünde zu umgießen, welche den Reichthum der Cultur-Länder aufzehren und vernichten.

Aber auch die Frage, ob kostbarer Gußstahl oder Bronze das geeignetere Material sei, ist wiederum zu einer Staats-Lebensfrage geworden, seit man der Bronze durch Zumischung einer ganz kleinen Menge Phosphor (dem Bruchtheile eines Procentes), durch nachheriges Walzen oder Pressen eine Zähigkeit mitzutheilen gelernt hat, welche nach Behauptung österreichischer Artilleristen fast dreimal so groß ist, wie die des besten Gußstahls. Die Uchatius-Kanonen, zu denen, wie die Zeitungen sagen, ein deutscher oder belgischer Chemiker das Material, ein französischer Techniker die Bearbeitungsweise und Krupp das Modell geliefert haben, werden durch Erweiterung der gebohrten Bronzerohre durch eingepreßtes Wasser, womit man bekanntlich einen ungeheuren Druck ausüben kann, hergestellt. Die Laufwandung erwirbt dabei die größtmöglichste Elasticität und soll dem Springen viel weniger ausgesetzt sein, als der sprödere Gußstahl, wie denn diese Geschütze dem Wetter widerstehen und natürlich niemals Gefahr laufen, „altes Eisen“ zu werden. Die Engländer scheinen immer noch mit gewöhnlicher Bronze und Schmiedeeisen auszukommen, indem sie die Läufe aus mehreren Metalllagen zusammensetzen und die Festigkeit des Gefüges, umgekehrt wie die Oesterreicher, die von innen ausweiten, durch glühend aufgezogene Ringe, welche sich beim Erkalten zusammenziehen, zu erreichen wissen.

Während die meisten militärischen Verbesserungen dem Staate sehr theuer zu stehen kommen, weil sie in der Regel zu einer Umwälzung im gesammten Bewaffnungswesen führen, ist wenigstens eine Entdeckung auf artilleristischem Gebiete als billig zu preisen, diejenige Abel's nämlich, daß die beste Füllung für Bomben und Granaten reines Brunnenwasser ist. Seine Wasserbomben, die sich bei den im vorigen Jahre in England angestellten Schießversuchen als außerordentlich wirksam erwiesen haben, enthalten nämlich in einer abgeschlossenen Kammer nur eine geringe Menge Explosionsmasse, gewöhnlich Schießbaumwolle. Ihre Wirksamkeit beruht auf der geringen Zusammendrückbarkeit des den übrigen Raum ausfüllenden Wassers und der Gleichmäßigkeit, mit welcher es die Erschütterung nach allen Richtungen fortpflanzt. Die gußeiserne Bombe wird dadurch in eine viel größere Anzahl von Stücken zersprengt, als durch die

gewöhnliche viel stärkere Ladung, wodurch natürlich ihre verderbliche Wirksamkeit erhöht wird. Während eine gewöhnliche Sechszehn-Pfünder-Bombe, mit sechszehn Unzen Schießpulver gefüllt, in neunundzwanzig Bruchstücke zerplatzte, gab eine Wasserbombe gleicher Größe und Construction mit einer Viertelunze Schießwolle einhunderteinundzwanzig, mit einer Unze dreihundert Bruchstücke, wobei mehrere Pfund Eisen buchstäblich gepulvert wurden. Dabei ist eine etwaige Durchnässung der Schießwolle ungefährlich, da sie, wenn nur der Zünder in Ordnung bleibt, nach den Erfahrungen desselben Sprengtechnikers, naß eben so kräftig explodirt, wie trocken.

Bomben werfende Kanonen, mögen sie nun aus Eisen, Stahl oder Bronze bestehen, sind, alten, tapferen Haudegen vergleichbar, doch immer offene, ehrliche Polterer, denen man nur begegnet, wenn man ihnen eben begegnen und Stand halten will. Aber leider wird der moderne Krieg auch alle Tage heimtückischer, und selbst das Herz eines sich vierundzwanzig Zoll dick umpanzert wissenden Schiffscapitains mag hörbar pochen, wenn er an die in der Tiefe möglicherweise lauernden oder anrückenden Torpedo's denkt, gegen die ihn sein Panzer sehr wenig schützen würde. Früher verankerte man dieselben in der Tiefe der zu sichernden Küstengewässer und Flußmündungen und zündete sie, falls sie nicht auf Berührungs-Explosion eingerichtet waren, durch den elektrischen Funken von einer Uferwarte aus an, sobald das feindliche Schiff in einem Camera obscura-Bilde die Stelle kreuzte, wo sie lagen. Wenigstens das Meer, die Wahlstatt einer Seeschlacht, war frei von solchen heimtückischen Fußangeln. Aber jetzt fängt man an, die Torpedo's lebendig zu machen, damit sie sich wie Raubfische auf ihre Beute stürzen und beim Zusammenprallen explodiren sollen. Halbe Meilen weit hat man im Seehafen von Fiume die in Fischform aus Stahlplatten gefertigten, mit Schießwolle und anderem Teufelszeuge ausgestopften Torpedo's unter dem Wasser auf ihre Opfer geschleudert und geschossen; man giebt ihnen einen Betriebsfond in Form comprimirter Luft mit auf den Weg, damit sie nicht unterwegs ermatten, ja man lenkt sie wohl sogar aus der Ferne durch zwei Drähte, in denen ein elektrischer Strom bald in der einen, bald in der andern Richtung circulirt, damit sie ja ihre Zeit nicht verfehlen können. Alles das sind bisher friedliche Versuche; aber welches Schauspiel wird die Seeschlacht dereinst bieten, wenn alle diese Teufelskünste im Ernste mitwirken?

Die Gepanzerten sind in diesem vorläufig nur in der Phantasie ausgeführten Wettkampfe den neuen Angreifern gegenüber auf ein allerdings nahe liegendes Mittel verfallen. Fische muß man in Netzen fangen, haben sie sich gesagt, und warum sollte man nicht das ganze Schiff in neun bis zehn Meter Entfernung mit einem von eisernen Stangen getragenen Gitterdrahtwerke umgeben, um den unsichtbaren Angreifer durch eine unsichtbare Mauer, welche die Bewegungen des Schiffes wenig hindern würde, in respectabler Entfernung zu halten? Man rechnet in England so bestimmt auf die ausreichende Schutzkraft solcher Drahtschleier, daß man das vor vier Jahren mit einem Aufwande von Millionen gebaute Panzerschiff „Devastation“ demnächst mit solchen Außenwerken allen möglichen Torpedo-Angriffen aussetzen will. Das Kriegsschiff wird dadurch einer schwimmenden Festung mit Wall und Graben immer ähnlicher, und der Ausschlag des Kampfes wird immer mehr von sinnreichen Constructionen und wissenschaftlicher Ueberlegenheit abhängig gemacht.

Der eigentliche Schrecken der älteren Seeschlachten, das Inbrandgeschossenwerden der Schiffe, scheint bei der allgemeinen Metallumkleidung derselben nicht mehr in demselben Maße gefürchtet zu werden wie ehemals. Das ist ein Glück, denn die moderne Chemie hat den Kämpfern zur Füllung der Brandbomben Mischungen zur Verfügung gestellt, gegen welche das ehemals im Heere der Kreuzfahrer Entsetzen verbreitende griechische Feuer harmlos genannt werden müßte. Diese Mischungen von Petroleum und anderen Kohlenwasserstoffverbindungen haben die Eigenschaft, nicht nur im Wasser nicht gelöscht zu werden, sondern sich vermöge einer Beimischung von Kaliummetall oder Phosphorkalium im Wasser sogar von selbst zu entzünden und die Wasserfläche rings in ein Flammenmeer zu verwandeln. Andere Mischungen entzünden sich von selbst, wenn sie auf Holzwerk, Leinwand, Tauwerk spritzen, kurz, die moderne Zerstörungskunst ist nicht verlegen um Hülfsmittel. Kaum lohnt es sich, neben diesen „herrlichen Culturwerkzeugen“ der neuen Mitrailleusen zu gedenken, deren eine, die schwedischer Herkunft ist und kürzlich vor dem Herzoge von Edinburgh probirt wurde, in zwei Minuten achthundert Kugeln abgeben konnte und eine Scheibe in einer Entfernung von siebenhundertfünfzig Schritten zu einem Siebe durchlöcherte. Der geneigte Leser ersieht, daß die Aussichten zum ewigen Frieden, wenn Dumas' Schlußfolgerung richtig ist, günstiger sind als jemals.

Blätter und Blüthen.

Die schädliche Einwirkung der Gasbeleuchtung auf die Zimmerblumen und der Schutz dagegen. Der in einer Zuschrift von schöner Hand aus Prag dem Verfasser des Artikels über Zimmerblumen in Nr. 10 der „Gartenlaube“ gemachte Vorwurf, daß in demselben nichts von dem schädlichen Einflusse des Leuchtgases und den Mitteln dagegen gesagt sei, ist allerdings begründet. Der Verfasser giebt aber dagegen zu bedenken, daß ein Journalartikel nicht Alles enthalten könne, was wünschenswerth. Wurde doch schon in Nr. 17 des vorigen Gartenlauben-Jahrganges in dem Einleitungs-Artikel über Zimmerblumenzucht erklärt, daß Ausführliches nicht gegeben werden könne und auf Fachzeitschriften, namentlich aber auf des Verfassers Buch „Zimmer- und Hausgärtnerei“ &c. (zweite Auflage 1875) verwiesen werden müsse. Der Gegenstand ist indessen für Blumenfreunde so wichtig, daß die Redaction einen weiteren kleinen Artikel über Nachtheile und Schutz bei Gasbeleuchtung gestattet hat. Da der Verfasser selbst in dieser Frage wenig Erfahrung machen konnte, so bezieht er sich besonders auf die Mittheilung eines vollendeten Zimmerblumenzüchters, seines leider verstorbenen Freundes, Professor Schleicher in Jena, des berühmten Sprachforschers und Indogermanisten.

Die Schädlichkeit des Leuchtgases für die Pflanzenwesen ist jetzt eine stehende Frage; in Bezug auf die Wurzeln sprechen aber ebenso viele Erfahrungen gegen die vermuthete Schädlichkeit wie für dieselbe, und wenn in einer Stadt die Bäume der Promenaden dicht neben Gasröhren absterben, während sie unter andern gleich ungünstigen Verhältnissen gut gedeihen, so muß ersteres wohl andere Ursachen haben. Ueber die Schädlichkeit des Leuchtgases für Zimmerpflanzen waltet jedoch nicht der mindeste Zweifel ob.

Die hiergegen mit Aussicht auf Erfolg zu ergreifenden Maßregeln bestehen nun darin, daß man Vorrichtungen anbringt, welche einerseits das Ausströmen des Gases vermindern, andererseits die Pflanzen durch Abschluß schützen. Das Gas dringt nicht nur durch die Flamme, sondern auch durch undichte Röhren und Hähne zum Theil unverbrannt in das Zimmer. Bei der Leichtfertigkeit, mit welcher Röhren und Hähne oft gearbeitet und aufgestellt werden, um sie billig zu liefern, ist der Verschluß häufig nicht dicht. Die Röhren haben unbemerkbare kleine Oeffnungen; die Hähne sind nicht luftdicht. Wer daher eine Wohnung mit Gas einrichten läßt, lasse vorher alle Röhren mehrmals mit Oelfarbe oder einem anderen deckenden Stoffe anstreichen und die Hähne nachschleifen, sowie genau nachsehen, ob ein Riß darin ist. Hat man hierin das Mögliche gethan, so scheue man die Mühe nicht, nach dem Schließen der Hähne selbst nachzusehen, ob sie wirklich ganz geschlossen sind. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß eine solche Vorsicht sowohl im Interesse der Menschen geboten ist, wie auch in dem der Pflanzen.

Es giebt viele Pflanzen, welche durchaus kein Gas zu vertragen scheinen und selbst unter Glasverschluß vertrocknete Blattränder zeigen. Dahin gehören vor allem die beliebten großblätterigen Schiefblätter (Begonia), unter denen aber wieder einige mit glatten Blättern weniger empfindlich sind. Ephen und Kaffeebaum leiden immer vom Gas und sind wegen ihrer Größe kaum zu schützen. Der beliebte Gummibaum leidet meistens, hält sich aber hier und da ganz gesund, ein Beweis dafür, daß manche Gaseinrichtungen weniger Gas ausströmen und daß mancher Standort größere Sicherheit gewähren kann. Palmen und Drachenpalmen (Dracänen) leiden selten vom Gas, ebenso die schöne Aspidistra (Plectogyne). Von Ampelpflanzen vertragen nur Sedum spathulatum und die grüne Tradescantia Gas. Cactus, Aloe, Yucca und ähnliche harte Pflanzen scheinen keinen Nachtheil dadurch zu erleiden. Man muß es mit vielen Pflanzen versuchen, weil die Gärtner und daher auch die Gartenbücher wenig davon wissen, beginnen aber muß man damit im Herbst, wenn noch weniger Gas gebrannt wird, damit der ohnedies nachtheilige Wechsel von Treibhaus- und Wohnzimmerluft nicht gar zu schroff ist. Es besteht natürlich in Bezug auf die Blumenpflege ein großer Unterschied zwischen Räumen, in denen jeden Abend bis tief in die Nacht hinein Gas gebrannt wird, und solchen, wo es nicht regelmäßig geschieht; in letzterem Falle ist der Nachtheil gering.

Als Schutzmittel gegen das Gasbrennen — denn nicht nur der Geruch, sondern auch die trockene Hitze schadet — empfiehlt sich zunächst ein Verhängen der Blumentische und der einzelnen großen Pflanzen mit einem leichten, dichten Stoffe, bevor das Gas angezündet wird. Beiläufig bemerke ich, daß man diese Umhüllung früh so lange beibehält, bis nach dem Reinigen und Lüften das Zimmer wieder durchwärmt ist. Am Blumentische läßt sich zuweilen eine Vorrichtung mit einer Eisenstange zum Halten der Schleier anbringen. In meinem 1871 erschienenen „Frauengarten“ befindet sich auf Seite 121 die Abbildung eines solchen verschleierten Blumentisches. Für kleine Blumen giebt das erweiterte Doppelfenster hinlänglich Schutz. Im Zimmer selbst gewährt der mit Glas bedeckte

Blumentisch (Zimmerglashäuschen) neben Schutz gegen Gas und Staub noch viele andere Vortheile. Für größere Pflanzen richtet man Behälter nach Art der Glasschränke ein und kann daran mit Leichtigkeit einen Springbrunnen und mit Moos bewachsene Tuffsteinfelsen anbringen. Die Beschreibung solcher Vorrichtungen würde hier zu weit führen und ohne gute Abbildungen doch kein deutliches Bild geben. Man findet sie in meinen genannten beiden Büchern in verschiedenen Formen, sowie in anderen, einen gleichen Zweck verfolgenden Schriften. Endlich bemerke ich noch, daß das Bespritzen der Pflanzen auch die Nachtheile des Gasbrennens für dieselben vermindert und daher jeden Abend vor Dunkelwerden vorgenommen werden sollte. H. Jäger.

Eierconserven. Während des Krieges in den Jahren 1870 und 1871 war es eine Ehrenpflicht der deutschen Nation, den im Felde befindlichen Truppen eine ausreichende Verpflegung zu verschaffen. Es ist daher auf diesem Gebiete viel geleistet und manches Neue zur Verwendung gekommen, wozu die stets im Fortschreiten begriffene Technik und die modernen Forschungen der Wissenschaft ebenfalls das Ihrige beigetragen haben. Trotzdem soll die Verpflegung der im Gefecht stehenden, oder der nach demselben in unmittelbarer Nähe des Feindes befindlichen Truppen noch sehr der Verbesserung fähig sein. Dies hat unter Anderem darin seinen Grund, daß der Genuß des frischgeschlachteten Fleisches der Gesundheit nicht zuträglich ist, und der Transport desselben nur in der kälteren Jahreszeit ohne Verwesung des Fleisches möglich ist. Auch sollen die mitgenommenen Ersatzmittel nicht vollständig ihre Aufgabe erfüllt haben. Dies veranlaßte einen Officier der baierischen Armee, sich mit der Darstellung eines kräftigen, leicht transportablen und haltbaren Nahrungsmittels zu beschäftigen, das in den äußersten Fällen den Truppen als gutes, naturgemäßes Verpflegungsmittel dienen konnte.

Die verschiedenartigsten Versuche in dieser Richtung führten endlich zur Verfertigung der Eierconserven. Es liegt auf der Hand, daß diese in jüngster Zeit gemachte Entdeckung neben ihrer ursprünglichen speciellen Bestimmung auch auf anderen Gebieten eine vielseitige und ausgedehnte Verwendung finden kann, vorzugsweise da, wo rohe Eier entweder nicht zu beschaffen sind, oder nur zu einem verhältnißmäßig hohen Preise. Die Fabrik dieses neuen Consumartikels befindet sich in Passau unter Leitung des Herrn von Essner. Dreierlei Arten Conserven werden von dort auf den Markt gebracht: Conserve Nr. 1 enthält die Bestandtheile des ganzen Hühnereis, Conserve Nr. 2 die des Eigelbs, Conserve Nr. 3 jene des Eiweißes. — Die erste Art bildet ein weißgelbes, die zweite ein intensiv gelbes und die dritte ein schwachgelbes, glasartiges Pulver. Es mögen hier einige Vorzüge der Eierconserven Erwähnung finden.

In gut geschlossenen Behältern, vor dem Einflusse der feuchten Luft geschützt, können sie ohne Zersetzung aufbewahrt werden. Sie besitzen eine erhebliche Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen der Temperatur, insbesondere ist ein Gefrieren derselben unmöglich. Im Verhältnisse zu rohen Eiern nehmen sie einen geringen Raum bei der Aufbewahrung in Anspruch. Werden z. B. sechshundert Eier zur Conservirung nach der bisher üblichen Weise in Kalk gelegt, so würde dazu ein Faß erforderlich sein, das im Stande ist, dreitausendsechshundert Eier als Conserve aufzunehmen. Diese Ersparniß an Raum ist für die Verproviantirung von Schiffen, Festungen etc. gewiß beachtenswerth.

Während der Wintervorrath einer kleinen Haushaltung, den wir zu dreihundertsechszig Stück Eiern annehmen wollen, einen nicht unbedeutenden Raum in der Vorrathskammer beansprucht, würde eine Blechdose, die etwa sechs Pfund Kaffee aufnehmen kann, den erwähnten Vorrath in Form von Conserve bequem beherbergen können. Ein anderer Vorzug, nämlich die große Transportfähigkeit der Eierconserven, ist von vornherein einleuchtend. Ein Eisenbahnwaggon, der nach der bisher gebräuchlichen Transportweise in sechszig Kisten dreiundneunzigtausendsechshundert Stück in Stroh verpackte rohe Eier zu fassen vermag, ist im Stande, eine Million zweihunderttausend Stück Eier in trockenem Zustande aufzunehmen, wodurch eine große Ersparung an Transportkosten erzielt wird.

Bei Benutzung der Post gestaltet sich das Verhältniß in Bezug auf die Porto-Auslagen des Empfängers noch günstiger; so kosten sechs Sendungen von je fünf Kilo Conserve, die zusammen ein Quantum von dreitausendsechshundert Eiern repräsentiren, auf hundertfünfzig Meilen nur drei Mark Porto, während bei derselben Entfernung die gleiche Menge an rohen Eiern, mit der Eisenbahn per Eilgut befördert, achtundvierzig Mark kosten würde.

Der Chemiker H. Vohl hat kürzlich in den Berichten der „Deutschen chemischen Gesellschaft“ zu Berlin die quantitative Analyse der Essner'schen Conserven veröffentlicht, wodurch die vollständige Abwesenheit aller fremden Beimischungen in denselben erwiesen wurde. Diese Angabe kann ich bestätigen; denn bei der von mir angestellten Untersuchung der drei verschiedenen von Passau bezogenen Conserven ergab sich das Resultat, daß sie gänzlich frei waren von fremden Bestandtheilen und nur die normalen Stoffe des Hühnereies enthielten. Bei der praktischen Anwendung im Haushalte, worauf ich die verschiedenen Arten der Eierconserven außerdem prüfen ließ, zeigte es sich, daß sie, in Bezug auf die Wirkung und den Geschmack, als Zuthat zu gebackenen und gekochten Speisen, das rohe Ei vollkommen ersetzen können.

Nach meinem Dafürhalten hängt die Anwendung der Eierconserven in den Haushaltungen lediglich vom Preise ab; können unsere Hausfrauen dieselben zu einem mäßigeren Preise erhalten, als zum zeitigen Eierpreise, so werden die Conserven Eingang finden, im anderen Falle nicht. In den Monaten, wo die rohen Eier theuer sind, dürften sie ohne Zweifel in großen Städten mit Vortheil zu verwenden sein.

Natürlich ist die Einführung eines neuen Artikels zur Bereitung von Speisen immer mit Schwierigkeiten verknüpft, da erst manches Vorurtheil zu besiegen ist, bevor sich die Sachverständigen der edelen Kochkunst herbeilassen, ihre alten Gewohnheiten zu beseitigen, um sich einer neu erfundenen Zuthat zu bedienen, die in den liebgewonnenen Speiserecepten eine Aenderung hervorruft.

Außer der Verwendung im Haushalte werden die Eierconserven als Nahrungsmittel unter Anderem noch zu folgenden Zwecken zu verwerthen sein: als Proviant auf Kriegs- und Handelsschiffen, zu Expeditionen, in Feldspitälern, für Jäger und Gebirgsbewohner, für Touristen, zur Verproviantirung der Festungen und als eiserner Bestand des Feldsoldaten, vorzugsweise der berittenen Waffen. Dann zu einer Reihe gewerblicher Zwecke, von denen ich nur einige anführen will: in den Färbereien, Kattunfabriken und in photographischen Ateliers.

Bei der vielseitigen Verwendbarkeit der Eierconserven ist es wohl zu erwarten, daß demnächst dieser neue Consumartikel sowohl als Nahrungsmittel wie auch auf gewerblichem Gebiete einen unverkennbaren Nutzen stiften wird. Vornehmlich in Betreff der erstgenannten Art der Verwendbarkeit wird es vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus als ein Fortschritt zu betrachten sein, wenn die Eierconserven auch zur Nahrungsversorgung großer Städte einen wesentlichen Beitrag liefern, um durch Herbeiführung eines günstigeren Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage die zeitweilige Theuerung eines für die Ernährung des menschlichen Organismus so bedeutenden Nährmittels zu verringern

Dr. Julius Erdmann.

Der Einfluß des Denkens auf den Puls. Alte Schriftsteller erzählen bewundernd von dem Arzte Erasistratus, daß er die tiefverschwiegene Ursache der zehrenden Krankheit des jungen Antiochus lediglich an der Aufregung seines Pulses erkannt habe, als die Königin Stratonice, des Prinzen schöne Stiefmutter, plötzlich in's Krankenzimmer getreten sei. Aber dabei ist am Ende so gar besonderer Scharfblick nicht nöthig gewesen, denn wir Alle wissen ja, wie mächtig die Seelenregungen und Leidenschaften den Puls beeinflussen. In unserer Zeit, wo man die Blutwelle und den Herzschlag mit allen ihren Eigenheiten, Unterbrechungen, Unregelmäßigkeiten, Zuspitzungen der Wellenberge etc. photographirt und so den Augen sichtbar macht, will das wenig bedeuten; hat man doch Apparate ersonnen, die aus der Stärke der Blutwelle im Arme sofort erkennen lassen, ob eine Person, die während des Versuches eintritt, uns völlig oder nicht völlig gleichgültig ist, ob schwere oder leichte Gedanken vor der Seele vorüberziehen, ob ein Schlafender träumt oder nicht etc. Prof. Fick in Würzburg dürfte der Erste gewesen sein, welcher (1869) einen Apparat herstellte, um die Anschwellung der Blutgefäße im Arme oder in anderen Körpertheilen genau zu messen. Sein Verfahren bestand einfach darin, daß er den Arm oder Fuß wasserdicht in einem völlig mit Wasser gefüllten Gefäße, vor dem sich eine enge gläserne Maßröhre abzweigt, abschloß. Sobald die Blutgefäße im Arme sich stärker füllen und ihn anschwellen, wird eine entsprechende Wassermenge aus dem Gefäße in die gradweise eingetheilte, enge Maßröhre getrieben und giebt sich dort durch gleichmäßiges Steigen zu erkennen.

Mit einem solchen Volumeter, welches vermittelst eines Schwimmers die rhythmischen Niveauschwankungen auch auf einer rotirenden Trommel aufzuzeichnen vermag und welches neuerdings von A. Mosso in Turin mit einer kleinen Abänderung der Aufzeichnungsmethode als Plethysmograph beschrieben worden ist, läßt sich nun leicht zeigen, daß der Eintritt eines Bekannten oder Freundes die Blutwelle, ohne daß wir es mit dem Daumen an der Pulsader fühlen würden, merklich beeinflußt, sodaß man die Freundschaft und das Interesse, welches uns eine bestimmte Person einflößt, nach ihrem Umfange direct messen kann. Aber noch mehr, wenn wir den Geist unseres Versuchsmenschen beschäftigen, sehen wir die Blutmenge in seinem Arme sofort abnehmen, weil das Blut nunmehr dem in Thätigkeit gesetzten Denkorgane lebhafter zuströmt, und wenn wir ihm ein philosophisches Buch, ein Räthsel oder eine Rechnungsaufgabe geben, werden wir ein um so auffallenderes Sinken des Seelenbarometers wahrnehmen, je schwieriger die gestellten Aufgaben und je mehr der Denker darüber „schwitzen“ muß. Das Gehirn arbeitet und braucht dann viel Blut auf seine Mühle, welches den anderen Körpertheilen entzogen werden muß, die sich dafür im Schlafe schadlos halten, es aber nicht allezeit willig hergeben, z. B. während der Verdauung, woher es kommt, daß man mit vollem Magen so ungern studirt. Mit dem Augenblicke, wo das Buch weggelegt, die Lösung des Räthsels oder das Facit des Exempels ausgesprochen wird, steigt auch die Wassersäule wieder, da die Nerven des Gehirns ebenso schnell den Bedarf abbestellen, wie sie ihn fordern.

Reichen wir jetzt dem von der geistigen Arbeit ermatteten Versuchsmenschen ein Schlafmittel, so werden wir, sobald die Wirkung eingetreten, das Seelenbarometer seinen höchsten Standpunkt gewinnen sehen: das Gehirn, welches im wachen Zustande sehr viel Blut anzieht, begnügt sich jetzt mit ganz wenig, um alles den Gliedern zu ihrer Stärkung zukommen zu lassen. Gelingt es uns aber, durch den immer offenen Gehörscanal, zum Beispiel mit Hülfe eines charakteristischen Geräusches, einen Traum einzuschmuggeln, so werden wir an dem Sinken der Wassersäule wahrnehmen, daß das Gehirn wiederum, wenn auch nur mit halben Kräften, arbeitet. So hat man hier in der That eine Art Seelenbarometer, wie es Hogarth auf seinem drastischen Bilde der Methodistengemeinde darstellte, viel empfindlicher, als jene kleinen Weingeistthermometer, die man sonst zum Scherz von jungen Leuten in der Hohlhand halten ließ, um zu sehen, „wie heiß ihre Liebe sei“. C. St.

Nachtrag. Zu unserer Abbildung „Moltke im Vortragszimmer des Generalstabsgebäudes“ (Nr. 14) haben wir nachzutragen, daß das Bild nach einer Photographie aus dem Atelier des Herrn H. Schnaebeli in Berlin auf Holz übertragen worden ist.

Der Curwy-Bittsteller, auf dessen Veranlassung wir die Notiz in Nr. 19 unseres Blattes veröffentlichten, wird gebeten, uns seine genaue Adresse anzugeben.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 25. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Käthe machte eine Bewegung, als wolle sie in die Allee hineinfliehen, allein schon hatte Bruck ihre Hand gefaßt und hielt sie mit festem Drucke. „Ich sah das Mädchen leibhaftig vor mir stehen, das ich eben in Gedanken voll Sehnsucht in meinen Armen gehalten und an das Herz gedrückt hatte; ich war eben in dem letzten der Kämpfe, die ich monatelang durchlitten, Sieger geblieben, das heißt, ich hatte falsche Ansichten von mir geschüttelt und mir gesagt, daß ich ein Meineidiger sei, wenn ich, die unbezwingliche Leidenschaft im Herzen, eine verhaßte Ehe eingehe. Und da sah ich die Heimgekehrte stehen — und ich jauchzte, denn ihre weinenden Augen suchten nicht die Fenster der Tante —“ er schwieg und zog ihre Hand an seine Lippen, und sie lehnte an der nächsten Linde, unfähig, auch nur einen Laut herauszubringen.

„Ich darf der, die meine Braut gewesen ist, keinen Vorwurf machen; ich trage die Schuld, daß es zu einem solchen Eclat kommen mußte, ich, der ich, um der Welt willen, schwach genug war, nicht schon in dem Augenblicke zurückzutreten, wo ich unter tödtlicher Bestürzung erkannte, daß ich eine hinreißend schöne Form gewählt habe, deren vermeintlich reicher Inhalt unter den prüfenden Augen zu Nichtigkeiten zerbröckelte — und das geschah schon in den ersten Wochen nach meiner Verlobung.“

Nein, es waren keine Nichtigkeiten, welche „die hinreißend schöne Form“ umschloß, es war ein Frauencharakter voll teuflischer Bosheit. Flora hatte um Bruck's Liebe für sie gewußt, jedenfalls durch sein eigenes Geständniß — welch eine niederträchtige Intrigue! Die Betrogene hatte den Ring in der Tasche; sie hatte ihn um jeden Preis erkauft; sie hatte selbst jeden listigen Einwurf der ränkevollen Schwester bekämpft und ihr Wort verpfändet, sogar auf die Möglichkeit hin, daß Bruck ihre Hand begehren könne. Die Augen des jungen Mädchens irrten verzweiflungsvoll über den gestirnten Himmel. Sie wußte, Flora gab ihr das Wort nicht zurück, und wenn sie sich in qualvoller Bitte zu ihren Füßen die Kniee wund rieb; sie wußte, daß sie und Bruck in den Augen Aller verfehmt sein würden; denn Niemand hatte einen vorurtheilslosen Einblick in die Sachlage. Es bedurfte nicht einmal Flora's glänzender Beredsamkeit, die Welt zu überzeugen, daß sie die Hintergangene sei, der die jüngere Schwester den Verlobten weggelockt habe, und daß Flora diese Beleuchtung wählen werde, das stand fest, wie der Himmel da droben. Wie sie flimmerten, die kreisenden Sternbilder! Auf welchen dieser goldenen Himmelsfunken hatten die rosig durchhauchten Abendlüfte den erlösten Geist der Schwester getragen? Sah sie jetzt zurück? Sah sie, wie das Glück des geliebten Mannes in Trümmer ging?

„Sie sind so still, Käthe. In Ihrer Seelenhoheit weisen Sie mich schweigend in die Schranken; ich hätte heute nicht sprechen sollen,“ hob er wieder an. „So will ich auch jetzt nicht weiter in Sie dringen. Ich verhehle mir nicht, daß meine Bitten und Wünsche mit schweren Bedenken in Ihrer Seele kämpfen müssen; denn sonst wären Sie nicht die peinlich gerechte, die ehrliche Käthe, die Sie sind, aber ich werde mein ersehntes Ziel erreichen, ohne daß ich zur stürmischen Ueberredung greifen muß — das weiß ich auch. Ich lasse Ihnen Zeit zur Prüfung und zur Ueberwindung des tiefen Schmerzes, der Sie jetzt erfüllt und in Allem, was Sie denken und fühlen, mitspricht. Ich gehe jetzt unbeglückt, aber — ich komme wieder. Und nun wollen wir nach der Mühle gehen. Geben Sie mir getrost Ihren Arm! Ein Bruder kann seine Schwester nicht selbstloser führen, als ich in diesem Augenblicke an Ihrer Seite gehe. Sie könnten sich ebenso ruhig mir und meiner Tante anschließen, wenn wir unsere Reise nach L.....g antreten.“

„Ich kehre nicht nach Sachsen zurück,“ sagte sie. Sie hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt, und nun durchschritten sie die Allee. Ein Gefühl von tödtlicher Erstarrung durchschlich die Glieder des Mädchens, und es war, als krieche es auch lähmend an das wildklopfende Herz und hauche die Stimme an, die so fremd, so hart und klanglos aus der Brust kam. „Ich habe schon bei meiner letzten Anwesenheit in Dresden gefühlt, daß mir, so wie es jetzt in meinem Innern aussieht, mit dem ausschließlichen Versenken in das Sprachstudium und die Musik, mit der Besorgung kleiner Hausgeschäfte und dergleichen nicht geholfen — ich muß einen Wirkungskreis haben, der tüchtige, anstrengende Arbeit, Tag für Tag, von mir fordert. Bis vor wenigen Tagen noch zögerte ich, dieses Vorhaben auszusprechen; denn ich wußte, daß das erste Wort eine Reihe von Kämpfen mit meinem Vormunde einleiten würde — der ‚Goldfisch‘ hatte ja bereits seinen Beruf, den, mit tadellosem Chic seine Revenuen zu verbrauchen. Das ist nun Alles aus. Der gefürchtete Geldschrank existirt nicht mehr, oder eigentlich, sein papierener Inhalt ist schon werthlos gewesen, ehe er zertrümmert in die Luft geschleudert wurde — das ist mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden, seit mir Nanni heute Nachmittag zuflüsterte, daß man drunten versiegele. Nicht wahr, meine vielen Hunderttausende existiren nicht mehr?“

„Ich glaube schwerlich, daß sich etwas retten läßt

„Aber meine Mühle habe ich noch — und da will ich bleiben. Vielleicht erregt es Ihre ernstliche Mißbilligung, wenn ich Ihnen sage, daß ich von nun an mein Eigenthum selbst verwalten will; denn es sieht nach Emancipation aus, wenn ein junges Mädchen als Inhaberin einer Firma selbstständig hervortritt."

„So falsch urtheile ich nicht; ich befürworte sogar warm diese Art von Selbstständigkeit der Frauen; ich weiß auch, daß Sie mit Ihrer Kraft und Energie sofort im richtigen Fahrwasser sein würden — aber das ist ja nicht Ihre Bestimmung, Käthe. Sie sind berufen, ein Familienglück zu begründen, nicht aber, den Kopf voll Zahlen und Berechnungen, ‚Tag für Tag', einsam am Geschäftspulte zu stehen. Fangen Sie lieber gar nicht an! Denn eines Tages wird man Sie wegholen und nicht danach fragen, wo Sie in den Büchern gerade mit Ihrem Soll und Haben stehen, und das könnte eine schlimme Verwirrung geben."

Wäre nur ein einziger intensiv beleuchtender Strahl des Sternenlichtes in das Dunkel der Allee gefallen, dann hätte der Sprechende schon von diesem Augenblicke an das Mädchen nicht mehr von seiner Seite gelassen — eine so trostlose Verzweiflung malte sich in ihren Zügen —, er würde sie in seine Hut genommen und nicht gezögert haben, der eigentlichen Spur nachzugehen, die den Widerstand erklärte. So aber deckte die Finsterniß den entsetzlichen Seelenkampf, der da neben ihm, ohne Laut, ohne auch nur einen verrätherischen Seufzer, durchstritten wurde, und er führte die Entmuthigung und Niedergeschlagenheit, die ihre Stimme so dumpf und eintönig machten, auf das Trennungsweh, auf die tiefe Erschütterung zurück, die der Anblick eines Sterbenden hinterläßt.

Hier und da sprang ein Kiesel mit leichtem Rasseln unter den Füßen der Weiterschreitenden auf, und das Wellengeräusch des nahen Flusses scholl stark in das augenblickliche Schweigen hinein, das auf die letzten Worte des Doctors gefolgt war. Die Linden der Allee traten zurück; der Nachthimmel breitete sich droben wieder hin, und in sein Flimmern hinein stiegen dort die zwei schlanken italienischen Pappeln, welche die Holzbrücke flankirten.

Bei diesem Anblicke drückte der Doctor unwillkürlich den Arm des jungen Mädchens an sich. „Dort, Käthe!" flüsterte er innig. „Dort haben Sie stets die ersten Veilchen gesucht; ich habe Ihnen versprochen, daß Sie das immer dürften, und ich kann Wort halten — ich werde meine Osterferien stets hier verleben."

Käthe preßte die geballte Rechte auf die Brust; sie glaubte ersticken zu müssen an dem heftigen Schlagen ihres Herzens, und doch fragte sie nach einer kurzen Pause anscheinend gelassen: „Die Frau Diakonus wird Sie nach L.....g begleiten?"

„Ja, sie will meinem Hauswesen vorstehen, so lange ich noch allein sein werde. Sie bringt mir ein großes Opfer und wird Gott danken, wenn sie den Staub der großen Stadt wieder von den Füßen schütteln und in ihr geliebtes grünes Heim hierher zurückkehren darf. Ich weiß, das edle, brave Herz, um das ich werbe, wird sie nicht allzu lange auf die Ablösung von ihrem Posten warten lassen," setzte er mit weicher, bittender Stimme hinzu.

Ein Licht in der Mühle tauchte vor ihnen auf. Dort hatten sie heute den Müller Franz hinausgetragen. Der Verunglückte hinterließ eine Wittwe und drei Waisen. Das Dach, das sie noch beschützte, gehörte ihnen nicht, und das, was der fleißige Mann erarbeitet und gespart hatte, genügte nicht zu ihrem Unterhalte. Suse war heute für einen Moment in der Villa gewesen, um nach ihrer Herrin zu sehen. Sie hatte Käthe die Verzweiflung der Hinterlassenen als herzzerreißend geschildert und dabei den Wirrwarr bejammert, in den „das herrenlose Geschäft" mit jeder Stunde tiefer gerathe.

Das Bogenfenster der Familienstube im Erdgeschoß, das nach dem Park hinausging, war dunkel. Schwarz und ungestalt ragte der Gebäudecomplex der Mühle in die Luft; sie lag so einsam, so weltverlassen da; das Gebell der Hofhunde, die beim Geräusch der näherkommenden Schritte anschlugen, klang verloren wie in eine öde, endlose Weite hinein. Die Räderarbeit schwieg, und der Mühlenraum stand so leer, so feierlich unbelebt, als hätte, seit dem Erkalten der freudig hier schaffenden Menschenhand, ein geschäftiges Heinzelmännchen nach dem andern die Kappe über das vergrämte Gesicht gezogen und sich davon geschlichen.

Der Doctor zog das junge Mädchen näher an sich, ehe er die Mauerpforte öffnete. „Mir ist, als führte ich Sie in die Verbannung," sagte er zögernd und gepreßt. „Sie sollten mir den Schmerz nicht machen, Sie gerade heute in diesen dunklen schweren Stunden allein zu wissen. Kommen Sie mit mir! Die Tante wäre überglücklich, Sie aufnehmen und mütterlich verpflegen zu dürfen."

„Nein, nein!" stieß sie hastig heraus. „Glauben Sie ja nicht, daß ich mich nutzlosem Jammer leidenschaftlich hingebe, wenn ich allein bin — ich habe nicht einmal Zeit dazu, und ich will auch nicht. Ich muß dort" — sie zeigte nach dem Bogenfenster, wo jetzt hinter dem Kattunvorhange ein matter Lampenschein aufdämmerte — „sofort als Trösterin eintreten — die vier armen Menschen sind auf meine Kraft, meinen Beistand angewiesen."

„Liebe, liebe Käthe!" sagte er und zog mit beiden Händen ihre Rechte gegen seine Brust. „So gehen Sie denn in Gottes Namen! Ich würde es für eine schwere Sünde halten, Sie zu beirren, die Sie so tapfer den harten, aber unfehlbaren Weg zur Ueberwindung unfruchtbaren Schmerzes wählen. Seien Sie aber in der ersten Zeit nicht ebenso streng gegen sich als Reconvalescentin! Tragen Sie die schützende Binde noch einige Tage auf der verheilenden Wunde, dann fort damit! Und nun: zu Ostern, wenn die letzten Winternebel fliehen, wenn Schnee und Eis thauen, dann gehen auch die Menschenherzen auf; zu Ostern, da komme ich wieder. Bis dahin gedenken Sie eines Fernen, eines sehnsüchtig Harrenden, und lassen Sie Verleumdung und Mißtrauen nicht zwischen uns treten!"

„Nie!" Dieses eine Wort brach fast wie ein Aufschrei aus ihrer Brust. Sie entzog ihm die Hand, die er an seine Lippen preßte; dann rasselte die Mauerthür hinter ihr zu. Sie that keinen Schritt vorwärts, an die kalte, feuchte Mauer gedrückt, und das Gesicht in den Händen vergraben, horchte sie athemlos auf seine verhallenden Tritte. Was war Henriette's Sterben gewesen gegen die Qualen ihres wildschlagenden Herzens, das weiterleben mußte! Sie lauschte, bis die weiche Nachtluft lautlos an ihr vorüberstrich; dann ging sie starren, thränenlosen Auges in das Haus, um ihre Mission als Trösterin und Versorgerin zu beginnen.

Drei Tage später, sofort nach Henriettens Beerdigung, verließen Doctor Bruck und die Tante Diakonus die Residenz. Ihn hatte Käthe nicht wieder gesehen, aber die Tante war wiederholt stundenlang bei ihr gewesen. An demselben Tage reiste auch Flora in Begleitung der Präsidentin ab. Die alte Dame begab sich in ein stärkendes Bad, und Flora ging nach Zürich, wo sie, wie man sich in der Residenz erzählte, behufs medicinischer Studien eine Zeitlang leben wollte.

29.

Mehr als ein Jahr war vergangen seit jenem Märztage, wo Käthe Mangold, die Enkelin und einzige Erbin des reichen Schloßmüllers, auf dem Fahrwege von der Stadt her geschritten war, um sich im Hause ihres Vormundes in ihrer neuen Eigenschaft als „Goldfisch" vorzustellen.

Wer jetzt, von der mit eleganten Villen besetzten Chaussee abbiegend, diesen Weg betrat, der sah rechts, und zwar ebenfalls an der Chausseelinie hin, eine Reihe hübscher kleiner Häuser liegen; sie gehörte den Arbeitern der Spinnerei und stand im ehemaligen Mühlengarten, auf dem Grund und Boden, den Käthe ihrem Vormund für die Leute abgetrotzt hatte. Und die Bewohner der Residenz gingen so gern da vorüber. Früher hatte sich hier die alte, dicke, das Mühlengrundstück begrenzende Mauer aufgethürmt — in ihrem tiefen Schatten war der Fußsteig selten trocken geworden; er war als grundlos verrufen gewesen. Nun dehnte sich hier plötzlich eine anmuthige, mit Kugelakazien bepflanzte Promenade hin. Die kleinen Häuser sahen so nett und holländisch sauber aus mit ihrem fleckenlosen Oelanstriche, der luftigen Veranda neben der Hausthür und dem schmalen Vorgarten, der schon im Herbst mit allerlei Reisern schönblühender Gebüsche besetzt worden war.

Die Schloßmühle lag hinter ihnen, altersdunkel, stolz in ihrer Ehrwürdigkeit, aber auch abgewendet mit ihren Fenstern, als zürne sie, daß man ihrem grünen Gartenmantel diesen modernen Saum angeflickt habe. Sie selbst hatte sich keiner Veränderung unterworfen; nur die alte, halbverwischte Sonnenuhr war aufgefrischt und die kleine Thür nach dem anstoßenden Parke zugemauert worden. Die Schloßmühle stand in keiner Beziehung mehr zu dem ehemaligen Besitz der verblichenen Ritter von Baumgarten, die ihr vor Zeiten den herrschaftlich klingenden Titel verliehen hatten. Aber der tosende Lärm, das klopfende Herz in dem ehrwürdigen Bau des Mittelalters klang in verjüngter, erhöhter Kraft, und der in den Mühlhof mündende Fuhrweg war befahrener als je; das „herrenlose Geschäft" ruhte in starker, sicherer Hand und wurde mit klugem Blicke geleitet. Käthe hatte Glück gehabt bei ihrem Unternehmen. Sie hatte für die Mühle einen braven, sachkundigen Geschäftsführer gefunden, und in der Buchführung stand ihr der gänzlich verarmte Kaufmann Lenz zur Seite.

Als Lehrling war sie in dem Comptoir eingetreten, was sie in der Mühle geschaffen, aber bei ihren bedeutenden Schulkenntnissen, ihrem scharfen, klaren Urtheil und Ueberblick war sie ihrem Lehrer und Meister binnen Kurzem ebenbürtig geworden. Sie arbeitete in der That, „Tag für Tag", wie ein Mann — das Geschäft wuchs und erweiterte sich in rapider Weise und zeigte sehr bald Erfolge, wie sie selbst der Schloßmüller nicht errungen hatte. Und das, was sie auf ihrem selbstgewählten rauhen Lebenswege stärkte und ermuthigte, waren die zufriedenen Gesichter um sie her; es war Jedes an seinem Platze. Sie hatte die Wittwe des verunglückten Franz mit ihren Kindern bei sich behalten und ihr ein Asyl in einem neuhergerichteten, kleinen Seitengebäude der Mühle für zeitlebens angewiesen. Die Frau besorgte mit Suse zusammen, nach wie vor, die kleine zur Mühle gehörige Oekonomie und das Hauswesen, und die Kinder erhielten eine Ausbildung, wie sie ihr verstorbener Vater, der mehr auf die materiellen Errungenschaften bedacht gewesen war, sicher nie bewerkstelligt hätte.

Von der großen Hinterlassenschaft des Schloßmüllers war Käthe in der That nichts verblieben, als die Mühle und einige Tausend Thaler, die sie mit dem Stück Gartenboden zugleich von ihrem Vormunde erbeten und erpreßt und den Arbeitern zu ihrem Häuserbau geliehen hatte. Die vielen Hunderttausende waren in den Flammen spurlos verschwunden, und das wenige Gold und Silber, das man geschmolzen später unter Schutt und Trümmern fand, rührte wohl eher von Eßgeräth und Trinkbechern her, als von Münzen. Bei dem auf die Explosion folgenden geschäftlichen Zusammensturze kamen viele Gläubiger, trotz der vorhandenen Liegenschaften und Werthobjecte, um ihr Geld; der Concurs erwies sich als einer der schlimmsten, hoffnungslosesten, die der große Krach hinter sich herschleppte. Villa und Park waren wieder in altadlige Hände gekommen, und der neue Besitzer ließ schleunigst die Thurmtrümmer forträumen, das Wasser in den Fluß zurückleiten und den Graben zufüllen; selbst der geborstene Hügel wurde der Erde gleichgemacht, auf daß der ehemals ritterliche Grund und Boden durch Nichts mehr an die Zeit erinnere, wo sich der Uebermuth eines Parvenü hier breit gemacht und ein schmachvolles Ende genommen habe. Auch der alte, ehrwürdige Holzbogen, der nach dem Hause am Flusse führte, war abgebrochen worden. Man ging jetzt über die der Spinnerei nahegelegene Steinbrücke und einen hübschen Fußweg am jenseitigen Ufer entlang, wenn man nach dem Doctorhaus kommen wollte.

Das Haus, das im Spätherbste noch vollständig restaurirt worden war, stand unbewohnt; die alte Freundin der Tante Diakonus war den Winter über in der ehemaligen Stadtwohnung des Doctors verblieben und wollte erst mit Beginn der schöneren Jahreszeit wieder hinausziehen.... Dorthin wanderte Käthe fast jeden Tag. Ob die Herbstnebel dampften, und Weg und Steg von Nässe triefen mochten, ob die Schneeflocken stöberten oder der Wind eisig von Norden herblies: sowie die Abenddämmerung hereinbrach, warf Käthe die Feder fort, hüllte sich warm ein und huschte hinaus in's Freie....

Da schüttelte sie die Zahlenlast, das starre, trockene Geschäftswesen, unter welchem sie ihr heißes, klagendes Herz geflissentlich vergrub, für eine halbe Stunde ab; dann war sie nicht die ernste, geschäftspünktliche Herrin, deren achtsamem Auge nicht die kleinste Unregelmäßigkeit entging, die an sich und ihre eigenen Leistungen die höchste Forderung stellte, und in weiser Vertheilung von Lob und Rüge dasselbe bei ihren Untergebenen zu erzielen wußte, ohne daß je ein hartes Wort von ihren Lippen, ein heftig zürnender Blick aus ihrem Auge kam — sie war in diesen Dämmerstunden nur das junge Mädchen, das seiner tiefen Sehnsucht Raum gab, das, bei aller Härte und Strenge gegen seine unbezwingliche Neigung, sich doch Momente der wehmüthigen Träumerei, der Hingabe an den Schmerz zugestand.

Dann trat sie durch die schmale, knarrende Stackethür, die in's Feld hinausführte und auf welche sie, Henriette auf den Armen, nach dem Attentat im Walde todesermattet zugeschritten war. Im Vorübergehen strich sie stets mit schmeichelnder Hand über das grünangelaufene Steinpostament, inmitten des Rasengrundes, neben welchem sie einmal mit Bruck gestanden, und suchte dann die Stelle auf, wo der Gartentisch postirt gewesen war — dort hatte Bruck um ihretwillen schwer gelitten — das wußte sie nun. Sie umging das einsame Haus mit seinen verrammelten Fensterläden, seinen neuen, ungeheizten Schlöten und schnarrenden Wetterfahnen und stieg die schlüpfrigen, winternassen Stufen hinauf, um das Ohr an das Schlüsselloch der Hausthür zu legen. Jenes schwache, scheinbare Seufzen, das der von dem geöffneten Bodenraum herabkommende Zugwind verursachte, schlich durch den weiten Flur; neben und über der Thür rasselten dürre Weinranken, und manchmal flog noch ein verspäteter Spatz unter den Dachvorsprung — das war alles Leben, welches sich in der Verlassenheit regte, und doch horchte das junge Mädchen begierig darauf; es war doch nicht Grabesstille, und das Recht, diese Thür wieder zu öffnen, lag ja noch in geliebten Händen, und eines Tages wurden auch wieder Schritte laut da drinnen, und liebe Gesichter sahen zu den Fenstern heraus — das war ja Alles festgestellt, wenn Käthe sich auch dabei sagen mußte, daß sie selbst dann stets verreisen werde, bis — Bruck einmal ein weibliches Wesen am Arme führte, in dessen Hand sie den Ring legen durfte.

Er mochte wohl vielumworben sein in L.....g. Der Ruf seines Namens wuchs von Tag zu Tage; eine große, auserwählte Zuhörerschaft drängte sich zu seinen Vorlesungen, und die Nachricht von verschiedenen glücklichen Curen, denen er hervorragende Persönlichkeiten unterworfen hatte, machte die Runde durch die Welt. Die Briefe der Tante Diakonus an Käthe — sie schrieb ihr sehr oft — athmeten Glück und Seligkeit; sie waren für das junge Mädchen eine Quelle des Genusses, aber auch furchtbarer, neuaufgerüttelter Seelenkämpfe, und deshalb antwortete sie ziemlich sparsam und zurückhaltend. Der Doctor selbst schrieb nicht — er hielt streng an seinem Versprechen fest, sie nie zu bestürmen — und begnügte sich stets mit einem Gruße, den sie freundlich und pünktlich erwiderte.

So verlief ihr junges, einsames Leben Tag für Tag. Sie ahnte nicht, daß man sich in der Stadt viel mit ihr beschäftigte, daß sie jetzt, nach ihrer energisch durchgesetzten Mündigsprechung, wo sie sich so resolut und willensstark an die Spitze ihres Etablissements gestellt, weit mehr das Interesse und die Beachtung herausfordere, als früher durch ihren unliebsamen Goldfisch-Titel.... Dieser ausgezeichnete Leumund führte denn auch sehr oft einen Besuch in die Schloßmühle, den sie das erste Mal mit unverhohlenem Erstaunen begrüßte. Die Frau Präsidentin Urach verschmähte es durchaus nicht mehr, auf ihren Spaziergängen mit der ihr treugebliebenen Jungfer in der Mühle einzukehren, um, „wie es ihre Pflicht gegen ihren verstorbenen theuren Schwiegersohn erheische, nach seiner Jüngsten zu sehen".

Die alte Dame war schon wenige Wochen nach ihrer Abreise in die Residenz zurückgekehrt; sie hatte es draußen „nicht ausgehalten". In einer engen Straße ein paar kleine, hochgelegene Zimmer bewohnend, lebte sie, ihren kargen Mitteln gemäß, zurückgezogen und halbvergessen von der Welt. Der Medicinalrath von Bär hatte sich ein Landgut gekauft und der Residenz grollend den Rücken gekehrt. — er war für sie verschollen, und von den übrigen Freunden besuchten sie nur noch einige Altersgenossinnen und der pensionirte Oberst von Giese, die manchmal zu einem Spielchen bei ihr zusammenkamen.

Sie fühlte sich mit einem Male so wohl „in der großen,

weiten Schloßmühlenstube, in der man so recht aufathmen könne"; sie ließ sich, ermüdet von dem zurückgelegten Weg und behaglich in das altmodische, federngepolsterte Kanapee des seligen Schloßmüllers gedrückt, den delicaten Kaffee vortrefflich schmecken, den Käthe stets sofort auf der Maschine bereitete, und protestirte durchaus nicht, wenn Suse, auf den Wink ihrer jungen Herrin hin, einen schweren Korb voll frischer Butter, Eier und Schinken an den Arm der Jungfer hing.

Auf Flora war sie nicht gut zu sprechen. Die Enkelin, die im vollen Besitze ihres Vermögens geblieben, bezahlte zwar die Miethwohnung für ihre Großmama und trug auch die Kosten für die Bedienung; alles Uebrige verbrauchte sie aber für sich selbst und konnte kaum auskommen, wie sie wiederholt brieflich versicherte. Zürich hatte sie sehr bald wieder verlassen — das „grause" ärztliche Studium irritirte ihr die Nerven „bis zum Wahnsinnigwerden". Sie war eben eine jener geistigen Koketten, die um jeden Preis eine Rolle spielen und Aufsehen machen wollen, die sich gern den Anschein grübelnden Denkens und tiefgehender Kenntnisse geben, vor Nichts aber mehr zurückschrecken, als vor der ernsten, harten Geistesarbeit.

Nun war die Osterzeit herangekommen. Schon seit mehreren Wochen wurde im Garten des Doctorhauses unermüdlich gearbeitet. Der Doctor hatte einen Gärtner aus L.....g geschickt; der steckte neue Wege ab oder suchte vielmehr die Spuren des alten, sehr hübschen Gartenplanes wieder auf und gab den Anlagen die frühere Gestalt zurück. Viele Hände waren beschäftigt, zu graben und zu pflanzen, und Plätze wurden vorgerichtet, wo einige Statuen aufgestellt werden sollten, die aus L.....g gekommen waren, und noch verpackt im Hausflur standen. Am Hause waren schon seit vierzehn Tagen alle Läden geöffnet; die Zimmer wurden tapezirt und mit neuem Firnißanstriche versehen, und auf den First war sogar eine Fahnenstange gekommen. Dann zog die Freundin der Tante wieder ein und brachte eine Schaar Tagelöhnerinnen mit, die das Haus vom Dachboden bis zum Keller hinab spiegelblank machten.

Käthe hatte ihre Spaziergänge nicht unterbrochen. Auch heute, am heiligen Abend vor dem Osterfeste, war sie in der Mittagsstunde noch einmal drüben gewesen. Im Garten wurde noch immer gepflanzt und angesä't, aber die alten Taxusgruppen, die früher als undurchdringliche, buschige und struppige Wildniß das Terrain verunstaltet und verdüstert hatten, standen gesäubert und in die ehemaligen Schranken zurückgewiesen, und aus ihrem dunklen Grün traten leuchtend und anmuthig die neuen Sandsteinfiguren. Auf den Wegwindungen, welche die Hecken durchschnitten, lag in tadelloser Glätte heller Sand; an die Stelle der knarrenden Holzthür im Zaune war ein feines schwarzes Eisengitter getreten, die Laube der Tante Diakonus stand weiß angestrichen und hinter dem Hause umschloß ein Plankenzaun den neuen Hühnerhof.

Und auf dem wohlbekannten Steinpostamente vor dem Hause hob sich eine Terpsichore, die Arme in graciösem Schwunge emporgestreckt, auf der äußersten Spitze ihres zarten Füßchens, genau so, wie sich Käthe die längst zertrümmerte Gestalt auf dem schmalen Fußreste wieder aufgebaut hatte.

„Die Statue ist sehr hübsch!" sagte der fremde Gärtner achselzuckend; „sie müßte nur auf einem eleganteren Grunde stehen. Der Rasen" — er zeigte über den Grasplatz hin — „ist verwildert und nichts nutz, aber der Herr Professor hat mir streng verboten, den Spaten da anzusetzen." — Käthe bückte sich, helle Gluth auf den Wangen, und pflückte die ersten Veilchen, die sich im Schutze des Postamentes bereits voll und köstlich duftend entfaltet hatten. „Ja, der Rasen starrt von Unkraut," setzte der Gärtner über die Schulter hinzu und ging weiter.

Und das Haus — jetzt in der That ein Schlößchen — stand heute da, glänzend in Frische und Neuheit und so festlich und feierlich geschmückt, „als ob eine Braut einziehen sollte," sagte die alte Freundin ahnungslos lächelnd zu Käthe. Das schneeweiße Kätzchen kam über den neuen Mosaikfußboden des Flures leise gegangen; im Zimmer der Tante Diakonus, hinter den Filetgardinen und umringt von den in der Stadt überwinterten Lorbeer- und Gummibäumen, schmetterte der Canarienvogel aus voller, trillernder Kehle, und die Goldfischchen schwammen munter in der Glasschale — da war ja auch schon das gewohnte Leben und Treiben wieder eingekehrt, und die Tante Diakonus selbst sollte mit dem Nachmittagszuge eintreffen. Sie bringe auch einen Gast mit, hatte die alte Freundin, geheimnißvoll mit den Augen blinzelnd, gemeint; wen, das wisse sie nicht; sie habe nur den Auftrag erhalten, das Fremdenzimmer mit hübschen, neuen Möbeln zu versehen. Und dabei hatte sie stolz die breite, weißglänzende Flügelthür zurückgeschlagen, und Käthe war in einen Thränenstrom ausgebrochen — sie mußte an ihre Henriette denken, die hier gelitten hatte, und doch noch einmal in ihrem armen Leben so glücklich, so stillselig gewesen war. Neben dieser schmerzvollen Erinnerung rang sich aber auch noch eine nie gekannte, heißaufquellende Eifersucht empor. Wer war sie, die sich an das Herz der Tante gedrängt und die alte Frau so sehr für sich eingenommen hatte, daß sie als Besuch mitkommen durfte?

Die rosenbestreuten Gardinen und die schaukelnden Blumenampeln waren an den Fenstern verblieben; die altmodische, mühsam zusammengesuchte Zimmereinrichtung dagegen hatte modernen, hübschen, wenn auch sehr einfachen Kirschbaummöbeln weichen müssen, und statt der verblichenen Bilder aus Voß' „Luise" hingen einige schöne Landschaften an den helltapezirten Wänden. Der, ach, so wohlbekannte Raum war in ein trauliches Wohnzimmer umgewandelt und ein anstoßendes, früher vollkommen leerstehendes Cabinet als Schlafgemach eingerichtet worden.

(Schluß folgt.)

Geschichten aus der Geschichte.

2. Im Hungerthurme.

Als mit Konradin von Schwaben der Stamm der Hohenstaufen in seiner schönsten Blüthe unterging, starben mit ihm auch zwei Grafen Gherardesca auf dem Blutgerüste in Neapel. Wie diese stand ihr ganzes Geschlecht treu im Lager der Ghibellinen, der Kaiserpartei. Reich begütert, im Besitze der Grafschaften Gherardesca, Donoratico und Montescudaio in den Maremmen zwischen Pisa und Piombino, schloß es sich in dem verheerenden italienischen Bürgerkriege der Ghibellinen und Guelphen der Republik Pisa an, wo es, an der Spitze der Conti (Grafen) die Visconti (Vicegrafen) sich gegenüber sah.

Die Visconti von Pisa dürfen nicht mit dem gleichnamigen Geschlechte von Mailand zusammengestellt werden, das die Herzogswürde erlangte und bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts blühte. Die Visconti von Pisa sahen sich genöthigt, sich dem Papste in die Arme zu werfen, um dessen Schutz gegen die übermächtigen Geschlechter Pisa's zu genießen. Nur zu diesem Behufe gab Ubaldo Visconti den Kampf gegen die päpstlichen Ansprüche auf die Oberherrschaft über die von den Pisanern damals eroberte Insel Sardinien auf, heirathete eine Verwandte des Papstes Gregor des Neunten, Adelheid, Erbin von Gallura und Torre, und nahm diese Besitzungen vom Papste in Lehn. So wurden die Visconti Richter von Gallura und Häupter der guelphischen Partei, die jedoch in Pisa nur schwer Boden fand, da die Stadt eifrig und treu ghibellinisch war.

Um so auffälliger ist es, daß Ugolino della Gherardesca, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts an der Spitze der Ghibellinen in Pisa stand, es seinen Zwecken entsprechend finden konnte, sich den Guelphen dadurch zu nähern, daß er dem damaligen Haupte derselben, Giovanni Visconti, seine Schwester zur Gemahlin gab. Diese plötzliche Eintracht der feindlichen Parteien erregte das Mißtrauen der Pisaner so, daß sie beide Häupter aus ihrer Stadt verbannten. Beide zögerten jetzt keinen Augenblick, gegen ihre Vaterstadt als Feinde aufzutreten. In Verbindung mit den guelphischen Städten



Ugolino im Hungerthurme von Pisa.
Originalzeichnung von Professor H. Jenny.

Toscanas zwangen sie Pisa im Jahre 1276 zu einem Frieden, dessen Hauptbedingung die Zurückberufung der Verbannten war. Giovanni war gestorben, dafür kehrte dessen Sohn, **Nino Visconti**, mit Ugolino in die Heimath zurück.

Während die Visconti ihrer Partei treu geblieben waren, hatte Ugolino das Vertrauen beider Parteien verloren und war für die Erreichung seiner Pläne fortan auf die Handhabung von List und Gewalt angewiesen. Die Gelegenheit zu beiden ließ nicht lange auf sich warten. Im Jahre 1282 brach zwischen Pisa und Genua ein Krieg aus, der nach zweijährigem Schwanken des Sieges für Pisa mit einer Niederlage endete, welche die Bedeutung der Stadt als Seemacht für immer zerstörte. Oberto Doria kam mit einhundertunddreißig genuesischen Galeeren gegen Pisa heran; dreißig Galeeren hatte er unter der Führung des Benedetto Zacharia bei der Insel Meloria in einen Hinterhalt gelegt. Die Pisaner hatten ihre einhundertunddrei Schiffe in drei Treffen aufgestellt, von denen das erste Oberto Morosini aus Venedig, Podesta von Pisa und General-Capitano des Kriegs, das zweite Andreotto Saracino, das dritte Graf Ugolino führte. Erschien es schon als ein schlimmes Zeichen, daß dem Erzbischof, der am Morgen des Kampftages, des 6. August 1284, vom Ponte vecchio aus die Flotte segnen wollte, das Crucifix in's Wasser fiel und der Uebermuth der Pisaner sich das Scherzwort erlaubte: „Mag Christus für die Genueser sein, wenn nur der Wind für uns ist" — so war es noch schlimmer, daß die Pisaner die Uebermacht der Feinde erst erkannten, als es zu spät war, die Schlacht noch zu vermeiden. Der Angriff Zacharia's aus seinem Hinterhalt bei der Insel Meloria war von erschütternder Wirkung auf die Pisaner, das Admiralsschiff, das Pisa's Fahne und Führer, den Morosini trug, fiel zuerst in des Feindes Gewalt. Vielleicht wäre es aber dennoch der Tapferkeit der Pisaner gelungen, die Niederlage, wenn auch nicht zu vermeiden, doch nicht so folgenschwer werden zu lassen, hätte nicht Ugolino mit seiner Flottenabtheilung die Flucht ergriffen. In der wahren Absicht dieser Flucht liegt nun die ihm vorgeworfene schwerste Schuld oder seine Unschuld. Seine Feinde behaupten, seine Absicht sei gewesen, das nun geschwächte Pisa mit Hülfe seiner guelphischen Freunde in Florenz und Lucca sich zu unterwerfen. Seine Freunde dagegen schieben ihm den guten Willen zu, seine Vaterstadt durch seinen guelphischen Einfluß gegen Genueser und andere Feinde derselben zu retten. Die schwere Anklage erhebt nun zwar kein gleichzeitiger Schriftsteller, sondern erst ein Chronist von Pisa aus dem sechszehnten Jahrhundert; dabei giebt derselbe noch an, daß er dies **nach Dante** erzähle, der jedoch bekanntlich kein Wort davon sagt. Dennoch spricht die Folge der Geschichte nicht gegen diese Behauptung; Ugolino selbst hat es seinen Freunden schwer gemacht, ihn zu vertheidigen.

Die Niederlage der Pisaner war so vollständig und so groß, daß man zu ihrer Erklärung die Rache Gottes citiren mußte: sie soll eine Strafe dafür gewesen sein, daß die Pisaner jene Bischöfe, welche auf genuesischen Schiffen zu dem gegen Kaiser Friedrich den Zweiten bestimmten Concilium nach Rom segeln wollten, auf derselben Stelle gefangen genommen hatten. Von ihren Galeeren hatten sie sechsunddreißig, von ihrer Mannschaft sechszehntausend an Todten und Gefangenen verloren. „Wer Pisa sehen will, muß nach Genua gehen" — so höhnte der Spott der Sieger. Und welches Schicksal bestimmten sie für die etwa elftausend Gefangenen? Man müsse sie so lange wie möglich zurückbehalten, um die Frauen derselben an der Wiederverheirathung zu verhindern, dadurch manches mächtige Geschlecht aussterben zu lassen und Pisa auf das Nachhaltigste zu schwächen. Wirklich sind auch nach achtzehnjähriger Gefangenschaft nur etwa tausend Pisaner in ihre Vaterstadt zurückgekommen.

In Pisa erfolgte sofort, was Ugolino gewollt zu haben schien. Die Kunde von dem Schlage, der die ghibellinische Stadt und ihre edelsten Geschlechter getroffen hatte, rief die Rachegelüste aller guelphischen Nachbarn wach, und so sahen die Pisaner sich jetzt gezwungen, den Ugolino gerade wegen seiner guelphischen Verbindungen augenblicklich mit ihrer höchsten Macht zu bekleiden. Noch im October 1284 ernannten sie ihn zum Capitano und Podesta erst auf ein Jahr, aber schon im Februar 1285 auf zehn Jahre. — Es hatte den Anschein, daß er mit Geschick und Glück das Beste der Stadt vertrete, denn den glücklichen Umstand, daß die Feinde Pisas ihre neuen Angriffe bis zum Frühling des nächsten Jahres verschoben, benutzte Ugolino, um den Bund der Gegner durch Unterhandlungen mit den Einzelnen zu trennen. Dies gelang ihm bei den Florentinern, freilich um den Preis der Vertreibung von zehn der angesehensten Ghibellinen aus Pisa und eines ansehnlichen Goldgeschenkes an besonders einflußreiche Häupter von Florenz. In Genua widersetzten die gefangenen Pisaner selbst sich Ugolino's Vorschlag, ihre Befreiung um die Abtretung der wichtigen Veste Castro in Sardinien zu erkaufen; sie drohten vielmehr, nach ihrer Heimkehr einst Jeden als Feind zu behandeln, der sich solchen Verraths an der Vaterstadt schuldig gemacht habe. Nicht besser gelang die Unterhandlung mit den Lucchesen, denn diese ließen sich wohl im Februar 1285 die festen Schlösser Ripafratta und Viareggio abtreten, begannen aber trotzalledem im Verein mit den Genuesen den Krieg gegen Pisa von Neuem und eroberten die Vesten Cuosa und Avanè an demselben 8. Juli, wo die Genuesen den Wachtthurm am Hafen von Pisa besetzten und damit der ehedem so mächtigen Seestadt die Kehle zuschnürten.

Jetzt zeigte Ugolino's Vertrag mit Florenz sich erst in seinem ganzen Werth; nur der Umstand, daß die Florentiner Pisa nun in Ruhe ließen, rettete damals noch den Schein seiner Selbstständigkeit, freilich wiederum auf Kosten seines ghibellinischen Charakters. Gezwungen, sich fortan, wenn er seine Macht behaupten wollte, ganz auf die Guelphen zu stützen, berief er seinen Neffen **Nino Visconti** als Theilhaber seiner Amtsgewalten an seine Seite. Die Eintracht Beider war jedoch nicht von langer Dauer, da Jeder nach der Alleinherrschaft trachtete. Nino ergriff sogar das Mittel, sich plötzlich den Ghibellinen zuzuneigen und, als um diese Zeit ein Anhänger der Visconti von einem Enkel Ugolino's, Brigata, ermordet worden war, durch die Straßen zu rufen: „Tod Allen, die keinen Frieden mit Genua wollen!" — Das Volk blieb jedoch ruhig; es erkannte zu gut, daß Nino's einzige Absicht der Sturz seines Nebenbuhlers sei, und da die Pisaner Ursache genug hatten, dem Einen so wenig wie dem Andern zu trauen, so bewogen „die Consuln des Meeres" und „die Vorsteher der Zünfte" beide, ihre Aemter niederzulegen und die Amtspaläste zu verlassen. Ihr Nachfolger war ein gewisser Guidoccino di Bongi.

„Als sich beide Parteihäupter so das Heft aus den Händen gerissen sahen, vereinigten sie sich schnell zur Wiedererlangung der früheren Macht." So erzählt **Philalethes** (König Johann von Sachsen) in einer seiner metrischen Uebersetzung von Dante's „Göttlicher Komödie", Bd. 1, S. 283 ff. eingefügten trefflichen „Historischen Skizze", die wir dieser Darstellung zu Grunde gelegt haben. Ihr Unternehmen muß wohl den beiden Parteihäuptern bei der damaligen Verwirrung, Trauer und Ohnmacht in der Bürgerschaft nicht schwer gefallen sein, denn sie fanden ihren Vorgänger Guidoccino mit Geld ab, veranlaßten ihn, die Stadt zu verlassen, und bezogen Beide wieder die Amtspaläste, Ugolino den Palazzo del Popolo (den Volkspalast, das Stadthaus), Nino den Palazzo del Commune (den Gemeindepalast, das Gerichtshaus), also anscheinlich jener als Capitano, dieser als Podesta. Da aber letzteres Amt weniger Einfluß gewährte, so scheint Ugolino jetzt mehr als je im Vollgefühl seiner Macht geschwelgt zu haben, denn um diese Zeit war es, wo er bei einem Festgelage an einen der Gäste, Marco Lambardi, die herausfordernde Frage richtete: „**Was sagst Du, Marco, zu meinem Staate?**" — Der aber antwortete: „**Graf, Dir fehlt nichts als Gottes Zorn.**"

Ob Marco eine Ahnung oder einen Wunsch ausgesprochen: die Erfüllung kam. Ugolino und Nino konnten nicht neben einander stehen, ohne sich zu vernichten. Als im April 1286 eine Botschaft der gefangenen Pisaner von Genua kam, um einen von ihnen selbst vermittelten Friedensabschluß in Pisa genehmigen zu lassen, erklärte sich Ugolino **gegen**, Nino **für** diesen Frieden; und als der Friede beschlossen wurde, suchte Ugolino ihn dadurch zu verhindern, daß er, im Mai, während der Frist des beiderseits eingegangenen Waffenstillstandes, Corsaren gegen die Genueser auslaufen ließ. Da er in den aus der Gefangenschaft heimkehrenden ghibellinischen Edlen seine er-

bittersten Feinde erkennen mußte, so kann über seine eigentliche Absicht bei diesem Gewaltstreiche kein Zweifel herrschen.

Während die Parteien Ugolino's und Nino's wie zwei sich bedrohende Flammen über Pisa aufloderten, erhob sich plötzlich dazwischen eine dritte, beide überragende in der endlich zur That erwachten Partei der alten echten Ghibellinen. Zu ihr gehörten die Gualandi, Sismondi und Lanfranchi und an ihrer Spitze stand der schon genannte Erzbischof von Pisa, Roger degli Ubaldini, von einem ghibellinischen Hause aus der Gegend von Arezzo. Dieser neuen Macht suchte nun Ugolino sich sofort anzuschließen, um durch sie Nino zu stürzen. Mitten in die Unterhandlungen Ugolino's und des Erzbischofs fiel folgendes Ereigniß. Eine Hungersnoth oder wenigstens außerordentliche Theuerung erregte die Erbitterung des Volkes in Pisa gegen die auf die ersten Lebensbedürfnisse gelegten Zölle und dadurch gegen Ugolino selbst. Als ihm einer seiner Enkel und ein anderer Verwandter, der zugleich ein Neffe des Erzbischofs war, Vorstellungen darüber zu machen wagten, gerieth er in so tobende Wuth, daß er seinen Enkel mit dem Vorwurfe: „Ha, Verräther, Du willst mir meine Macht rauben?“ mit dem Dolche am Arme verwundete und den Andern mit einem Schlage todt niederstreckte. Ghibellinen trugen die Leiche zum Erzbischof und sprachen: „Hier ist Dein Neffe, vom Grafen Ugolino erschlagen.“ Und der Priester: „Tragt ihn hinweg!“ rief er, „das ist mein Neffe nicht. Ich weiß nicht, daß der Graf irgend eine Ursache hätte, meinen Neffen zu tödten. Hat er ihn doch immer als einen Verwandten gut behandelt. Man rede mir kein Wort mehr davon!“

So bezähmte die Arglist den glühenden Haß, um die Rache desto kälter zu genießen. Wirklich hatten die Unterhandlungen zwischen dem Erzbischof und Ugolino ihren ruhigen Fortgang und führten zum geheimen Beschlusse einer gemeinsamen Unternehmung gegen Nino. Als Tag der Ausführung war der 30. Juni bestimmt. Jetzt fand die Doppelzüngigkeit ihren Fallstrick. Um es nicht mit den Guelphen ganz und gar zu verderben, blieb Ugolino am bestimmten Tage auf seinem Landgute Settimo, während die Ghibellinen schon am Morgen gegen Nino sich zusammenschaarten, und dieser, von Ugolino verlassen und von dessen Verrath gegen ihn überzeugt, verließ um Mittag mit seinem Anhang die Stadt und warf sich in seine festen Schlösser. Die Ghibellinen aber besetzten sofort den Palazzo del Commune und traten, als Ugolino endlich gegen Abend in die Stadt kam, nun vor ihn mit dem Anspruche, um in Pisa das ghibellinische Element wieder zu Ehren zu bringen: dem Erzbischof oder einem anderen ihrer Häupter an Nino's Stelle neben sich den Platz einzuräumen. — Ugolino wußte, daß dies die Oberherrschaft der Ghibellinen, die Heimkehr der Gefangenen und seinen Sturz bedeuten würde, und suchte Zeit dagegen zu gewinnen. Auf den nächsten Morgen war eine Besprechung darüber in der Kirche San Bastiano bestimmt. Während oder kurz nach derselben drang zu dem Erzbischof die Kunde, daß Ugolino's Enkel Brigata mit einer Schaar von tausend Kriegern die Stadt bedrohe. Sofort ließ er die Sturmglocke des Palazzo del Commune ziehen und den Ruf: „Zu den Waffen!“ erschallen. Aber auch Ugolino's Partei gehorchte dem Rufe der Sturmglocke des Palazzo del Popolo, und so entbrannte nun ein Kampf in den Straßen, der auf und ab wogte, bis der Palast die letzte Zuflucht Ugolino's wurde, in welchem, nachdem man denselben in Brand gesteckt hatte, er mit seinen Söhnen Gaddo und Uguccione und seinen Enkeln Nino Brigata und Anselmuccio (Einige nennen noch einen dritten, Heinrich) in die Gefangenschaft seiner Feinde fiel.

Man brachte die Gefangenen zuerst in den Palazzo del Commune, wo sie zwanzig Tage verwahrt blieben; von da kamen sie in den Thurm der Gualandi, genannt alle Settevie, nach den „sieben Wegen“, welche dahin führten. Hier blieben sie bis zum März 1289. Dann geschah das Entsetzliche, das unsere Abbildung darzustellen sucht. Man verschloß plötzlich den Thurm, warf den Schlüssel in den Arno und übergab Vater, Söhne und Enkel dem Hungertode.

Dieses Ende der Unglücklichen ist es, was Dante im dreiunddreißigsten Gesange der „Hölle“ schildert. Nachdem Ugolino, — den er auf seiner Höllenfahrt mit Virgil im Zustande der Verdammniß und an des Erzbischofs Schädel nagend gefunden — ihm den Traum erzählt hat, der ihn und seine mitgefangenen Söhne und Enkel gepeinigt, als ihnen zum ersten Male der Kerkermeister die bisherige Kost nicht gebracht hatte, fährt er, nach der Uebersetzung des Königs Johann, fort:

Als ich vor Tagesanbruch d'rauf erwachte,
Hört' ich die Söhnlein, die mit mir hier waren,
Im Schlafe weinen und nach Brod verlangen.
Wohl hart bist Du, wenn Du bei dem Gedanken
Deß, was mein Herz jetzt ahnte, nicht schon trauerst.
Und weinst Du nicht, weshalb pflegst Du zu weinen?
Wir waren wach jetzt, und die Stunde nahte,
Wo man uns Speise sonst zu bringen pflegte;
Doch Jeder zweifelte ob seines Traumes.
Als unter uns des grausen Thurmes Thor ich
Zuschließen hörte, drob ich meinen Söhnen
In's Antlitz schaute, ohn' ein Wort zu sprechen.
Nicht weint' ich; so erstarrt war ich im Innern,
Doch Jene weinten, und mein Anselmuccio
Sprach: „Blickst mich ja so an, was hast Du, Vater?“
Doch keine Thrän' entfiel mir, und nicht gab ich
Den ganzen Tag ihm, noch die Nacht d'rauf Antwort,
Bis sich der Welt zeigt' eine neue Sonne.
Als nun ein schwacher Strahl in's schmerzenvolle
Gefängniß drang und auf vier Angesichtern
Das Aussehn ich des eigenen gewahrte,
Biß ich vor Schmerz mich selbst in beide Hände;
Doch Jene, glaubend, daß ich's aus Begierde
Nach Speise thät, erhoben sich behende
Und sprachen: „Vater, minder schmerzlich wär's uns,
Wenn Du von uns jetzt äßest. Du umgabst uns
Mit diesem Jammerfleisch — nimm es uns wieder!“
Da ward ich still, sie mehr nicht zu betrüben,
Stumm blieben wir den Tag all' und den nächsten.
O harte Erde, daß Du Dich nicht aufthatst!
Doch als wir bis zum vierten Tag' nun kamen,
Fiel Gaddo ausgestreckt zu meinen Füßen
Und rief: „Mein Vater, ach, was hilfst Du mir nicht?“
Dort starb er, und wie Du mich hier erblickest,
Sah ich die Drei, Eins nach dem Andern, fallen
Vom fünften Tag' zum sechsten, d'rauf ich blind schon
Begann herum zu tappen über Jeden
Und sie drei Tage rief nach ihrem Tode,
Bis Hunger that, was nicht der Schmerz vermochte.

Ein Pisanischer Commentator des Dante, Francesco di Buti, erzählt, daß man des Jammergeschreis der Verhungernden so wenig geachtet habe, wie ihres Flehens um einen geistlichen Beistand. Acht Tage nach dem Verschlusse des Thurmes öffnete man ihn wieder und begrub die Verhungerten mit den Eisen an ihren Füßen in dem Franziskanerkloster, wo Buti die Fußeisen, als man sie ausgrub, selbst noch gesehen haben will.

Dante ist von den „Frommen“ seines Landes hart dafür getadelt worden, daß er diese Gräuelthat ohne Weiteres dem Erzbischof allein und nicht anderen gleichzeitigen Gewalthabern aufbürdet. Es ist aber nicht widerlegt, daß derselbe, als Haupt der herrschenden Partei, nicht den mächtigsten Einfluß gehabt habe. Ueberdies schreibt, nach König Johann, eine ältere „Cronica di Pisa“, welche wahrscheinlich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts verfaßt und also fast den Zeitgenossen beizurechnen ist, den Tod des Grafen dem Erzbischof und den anderen Häuptern der Ghibellinen ausdrücklich zu; ja, Uberto Folietta, ein gründlicher, wenn auch ungleich späterer genuesischer Geschichtschreiber, berichtet, Roger habe jene schreckliche Todesart für Ugolino und die Seinen deshalb gewählt, um dem Buchstaben der Vorschrift nachzukommen, daß ein Geistlicher kein Blut vergießen dürfe.

Die Stätte dieser Unthat, jener Thurm von Gualandi, hieß seitdem „Torre di fame“, der Hungerthurm. Der Unterbau desselben ist noch bis heute erhalten, da auf ihm der Palast mit der Uhr errichtet ist, welcher neben dem Palaste der Ritter des heiligen Stephanus steht.

Fr. Hfm.

Ferienstudien am Seestrande.

Von Carl Vogt in Genf.

2. Gute Freunde.

Der Kampf um das Dasein, den alle Creatur durchfechten muß, bedingt nicht immer den Kampf Aller gegen Alle und noch weniger die unmittelbare Ueberwältigung durch vorragende Macht. Feinere und gröbere Concurrenz ohne besondere Machtentfaltung spielt eine ebenso bedeutende Rolle in der Thierwelt, wie der kriegerische Angriff. Hier entzieht ein Thier dem anderen die Wohnung, dort die Nahrung, in einem anderen Verhältnisse die Mittel zur Athmung oder zur Fortpflanzung. Auch der Einzelkampf ist nicht die allgemeine Regel. Es giebt mehr oder minder zahlreiche Associationen und Gesellschaften zu bestimmten Zwecken, wie z. B. des Schutzes oder der Jagd, wie es Verbrüderungen giebt, welche für alle Lebensfunctionen gelten und bald nur für einige Zeit, bald für ewige Dauer geschlossen werden. Wir wissen, daß Vereinigungen dieser Art sich, bei gewissen Insecten namentlich, bis zu staatlichen Einrichtungen erheben können, welche ein Spiegelbild der menschlichen Verfassungen verschiedener Art darstellen. Aber diese Thierstaaten beruhen, so weit wir sie jetzt kennen, auf der unmittelbaren Geschlechtsfolge; die zu einem Staate gehörigen Individuen sind, wie die Stämme der alten Völker, alle Nachkommen derselben Eltern und miteinander blutsverwandt. Es kann uns also nicht Wunder nehmen, wenn unter ihnen freundschaftliche Beziehungen gepflegt werden, die gemeinsame Zwecke voraussetzen und die vor allen Dingen durch die gemeinsame Wohnung bedingt sind. Die Bienen-, Ameisen- und Termiten-Staaten mit ihren mannigfaltigen Gliederungen und den zahlreichen Formen ihrer Angehörigen beruhen auf gemeinschaftlicher Abstammung und gemeinsamer Wohnung — ohne die eine oder andere dieser Bedingungen sind sie überhaupt nicht denkbar.

Es sind nicht Verhältnisse dieser Art, welche ich hier in das Auge fasse. Wir begegnen im Thierreiche Freundschaften, welche weit über alle Verwandtschaftsgrade hinausgreifen und sich auch kaum aus Pflegung gemeinsamer Interessen erklären lassen. In vielen Fällen freilich liegen diese gemeinsamen Interessen offen da; man begreift leicht, weshalb das Rindvieh in Afrika den Madenhacker auf seinem Rücken umher spazieren und sogar mit dem scharfen Schnabel in das Fleisch einhacken läßt, ohne den Vogel mit seinem Schwanze zu scheuchen — er leistet dem unbehülflichen Vierfüßler den Dienst, die Larven der Biesfliegen, welche in den Schwären der Haut vom blutigen Eiter sich nähren, herauszugraben und so die Eiterbeulen zu heilen. Man begreift auch einseitige Verhältnisse, die bis zum Schmarotzerthume hinführen, in welchen der Mächtigere dem Schwächeren Wohnung und Nahrung gewährt, weil er in seiner Unbehülflichkeit Letzteren nicht abschütteln kann; ich werde wohl solche Verhältnisse in einem späteren Artikel zu berühren haben. Aber nur schwer läßt sich einsehen, warum der gefräßige Octopus, Dintenfisch oder Pulpe, der nach jedem Thiere, das ihm in die Nähe kommt, den mit hunderten von Saugnäpfen bewehrten Arm auswirft, warum dieser mit dem nicht minder räuberischen Meeraale (Conger) friedlich unter demselben Steine haust, ohne ihm etwas zu Leide zu thun, während jeder andere Fisch ihm als Beute gefällt. In einem unserer Aquarien zu Roscoff saßen zwei Pulpe, zwei Meeraale und etwa ein Dutzend Schleimfische (Blennius) zusammen — Letztere höchst lächerliche, naiv-dumme Bursche, mit weißen Schnurrbärten und steil abfallendem Schafbocksprofil, die auf ihren Brustflossen am Boden umherhüpften, wie Bachstelzen, und mit offenbarer Neugierde sich um jedes Neue in dem Aquarium sammelten. Die Pulpe saßen in zwei Ecken, pustend und wasserspeiend, indem ihre Kiemenhaut mit dem Trichter davor wie ein Blasbalg arbeitete; die goldgrünen Katzenaugen waren bis auf einen fast unsichtbaren Spalt zugekniffen, die acht langen mit Saugnäpfen besetzten Arme eingezogen. Die Schleimfische hüpften herbei, wie neugierig freche Sperlinge, sahen sich die lauernde Bestie an, stellten sich im Halbkreise auf und rückten mit einigen Sprüngen so lange näher, bis der Pulpe nach dem nächsten einen Arm auswarf. Entsetzt sprang dieser zurück, und der ganze Schwarm stob auseinander, um nach einiger Zeit das Spiel auf's Neue zu beginnen. Bei Tage angelte der Pulpe vergebens; niemals erwischte er einen Schleimfisch. Aber bei Nacht mußte die Jagd erfolgreicher sein, denn an jedem Morgen constatirten wir eine Abnahme in der Zahl der Schleimfische. Während also hier offene Feindschaft herrschte, schwamm der Meeraal sorglos mit graziösen Schwingungen des Leibes heran und steckte seinen Kopf häufig unter den Leibessack oder sogar bis in die Athemhöhle des Pulpen hinein, ohne daß dieser die geringste Neigung gezeigt hätte, ihn festzuhalten und zu verspeisen. Während bei dem Annahen der Schleimfische der Pulpe sichtlich seine Farbe wechselte und die tückischen Augen in lebhafterem Glanze strahlten, brachte der Meeraal nicht die geringste Farbenveränderung hervor und die gefährlichen Arme wurden sogar in ihrer Stellung verrückt, wenn es dem Fische gefiel, den spitzen Kopf keilförmig unter sie einzudrängen. In der Nacht mußten ebenfalls unsere beiden Gesellen, der Fisch und das Weichthier, gute Freunde bleiben; die Schleimfische waren schon längst zu Grunde gegangen, als Pulpe und Meeraale noch friedlich beieinander hausten.

Aber es giebt noch engere Freundschaften zwischen noch weiter auseinanderstehenden Thieren, die, wie es scheint, nur auf einseitigem, materiellem Interesse beruhen, wo sogar der Stärkere den Schwächeren mit einer fast rührenden Sorgfalt pflegt und sich bemüht, ihm das Leben so viel wie möglich zu versüßen, obgleich dieser, so viel man ersehen kann, die vielfachen geleisteten Dienste in keiner Weise durch Gegendienste wett zu machen sucht. Ein solches Verhältniß will ich dem Leser vorführen.

Die Ebbe läßt bei dem Rückzuge der Gewässer zahlreiche Löcher, Tümpel und Gräben zurück, in welchen sich die Thiere sammeln, denen der Ausweg versperrt ist. Muscheln, Schnecken, Krabben, Ringelwürmer, Krebse treiben da ihr Wesen. Sobald der Tritt des Menschen aus der Ferne her sich empfinden läßt, wird Alles ruhig. Die Krebse huschen unter Tang und Steine; die Schnecken saugen sich fest; die Muscheln ziehen den Fuß ein; die Krabben wühlen sich in den Sand. Kommt man herzu, so liegen auf dem Boden nur einige scheinbar leere Schneckenschalen umher. Man bleibt still und bewegungslos am Rande des Tümpels stehen, scharf den Boden beobachtend. Da regt sich Etwas an einem Tritonshorn (Buccinum). Die Schale richtet sich auf und huscht mit einigen Schritten über den Boden hin. Eine zweite, eine dritte folgt mit gleichen Bewegungen, welche eher denen eines Laufkäfers, als einer träg hingleitenden Schnecke gleichen. Bald krabbelt es von allen Seiten, und nun sehen wir auch, daß aus den Schalen lange, fadenförmige Fühlhörner hervorstehen, daß zu beiden Seiten der Schalenöffnung mit spitzen Klauen bewaffnete Füße sich hervorstrecken und daß eine große Krebsscheere drohend vorgehalten wird, während die Schneckenschale sich weiter bewegt. Kein Zweifel mehr — unsere Schalen sind von den bekannten Eremitenkrebsen (Pagurus; französisch Bernard l'Ermite) bewohnt. Wir sammeln einige Dutzend, tragen sie nach Hause und setzen sie in ein Aquarium, um sie beobachten zu können. Bei recht reichlichem Wasserzufluß kann man sie lange am Leben erhalten. So lange man sie beunruhigt, bleiben sie in die Schale zurückgezogen, deren Oeffnung sie mit der einen vorgehaltenen Scheere vollständig verschließen — läßt man sie ruhig, so beginnen sie bald ihr emsiges Treiben.

Drollige, windschiefe, aber gewiß höchst intelligente Gesellen! Zuerst machen sie sich mit ihrem Gefängniß bekannt. Jede Ecke wird ausgekundschaftet, jeder Stein am Boden rundum mit den dunkelgrün glänzenden Stielaugen beguckt und mit den Fühlhörnern betastet. Unter keinen Umständen wird die nöthige Vorsicht außer Augen gelassen. Die Scheeren sind stets ungleich und verschieden groß; die kräftigere wird vorgehalten, zum Kneipen und Zwicken bereit, die kleinere zurückgebogen, um bei jeder drohenden Gefahr sogleich mit dem Kopfe und dem Vorderkörper in der Schale verschwinden zu können. Begegnen sich zwei Eremiten, so stutzen sie, springen zurück, setzen sich in Vertheidigungszustand, indem sie die Fühler zurückbiegen und die geöffnete Scheere vorhalten; meist zieht sich der Schwächere

zurück; oft weichen beide einander aus, zuweilen aber giebt es auch erbitterte Kämpfe, die mit der Flucht des einen oder selbst damit enden, daß der Stärkere den Schwächeren ergreift und ihn aus der Schale, die er bewohnt, herausreißt.

Papa Hesse in Brest, ein pensionirter Zollbeamter, der seine Mußestunden dem Studium der Meerthiere seiner Umgebung gewidmet hat, berichtet Wunderdinge über diese Kämpfe der Eremiten unter einander, über die Grausamkeit, mit welcher sie sich gegenseitig, besonders bei Nacht, aus den Schneckenschalen herauszureißen suchen. Es ist noch eine Streitfrage unter den Naturforschern, ob die Eremitenkrebse leere Schalen aufsuchen, deren Inhaber gestorben ist, oder ob sie den rechtmäßigen Besitzer noch beim Leben überfallen und fressen, um sich in seine Wohnung einzunisten. Denn eine Wohnung müssen sie haben, um den weichen, wurstförmigen Hinterleib darin zu bergen, der an dem gepanzerten, harten Vorderkörper fest sitzt. Es ist offenbar das Resultat einer langen, durch vielfache Generationsfolgen fortgesetzten Anpassung, daß dieser weiche Hinterleib, außer den fadenförmigen Eiträgern der Weibchen, auch noch einige umgewandelte Bauchfüße besitzt, womit sich der Krebs in der die zur Größe einer Faust heranwachsen und die Schneckenschale dergestalt umziehen, daß nur ein höchst kleines Loch für den Eremiten bleibt, von dem man kaum begreift, wie er die Last schleppen kann, die ihm so aufgebürdet wird — doch scheint er ganz zufrieden und niemals sieht man Beschädigungen, die er etwa dem Schwamme zugefügt haben könnte. So wenigstens bei denjenigen Eremitenkrebsen, welche am Strande und in geringer Tiefe leben. Aber es giebt besondere Arten, welche in Roscoff wenigstens das tiefe Wasser vorziehen und nur mit dem Schleppnetze heraufgebracht werden.

Wir haben einen Wurf gethan und kauern nun im Boote um den Haufen Sand, Trümmer und Schalen, den man aus dem Netze auf den Boden geleert hat.

„In diesem Gehäuse," sagt einer der jungen Leute, „sitzt ein Eremit; soll ich es nehmen?"

„Geben Sie!"

„Bitte um Erlaubniß — es ist etwas Schleimiges daran; ich will die Schale zuvor abputzen."

„Warum nicht gar! Geben Sie das Ding mit dem Schleim her! Hier ist ein Glas."



Fig. 1.

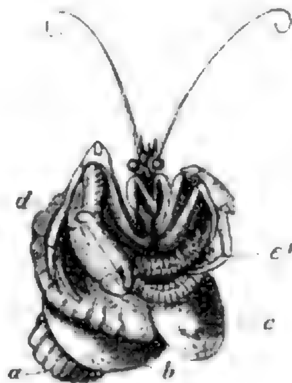


Fig. 2.

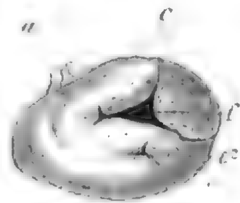


Fig. 3.

Pagurus und Adamsia.

a. Meereicheln (Balanus). b. Das Schneckengehäuse. c. Fußlappen der Adamsia. d. Der Einsiedlerkrebs. e. Mund der Adamsia, e[1] geöffnet mit den entwickelten Fühlfäden, e[2] geschlossen. f. Die Oeffnung der Schneckenschale.

Schale festhält, und daß obenein der Hinterleib gekrümmt und unsymmetrisch ist, wie die Schneckenschale selbst. Papa Hesse hat beobachtet, wie ein Eremitenkrebs, der sein Gehäus verloren hatte, auf dasjenige eines anderen kletterte und, den günstigen Augenblick abpassend, seinen Hinterleib über den Körper des andern in die Oeffnung der Schale schob und so lange drängte und drückte, bis er den Vetter aus seiner Behausung hinausgeschoben hatte, mit der er dann triumphirend davon eilte, während der Exmittirte, offenbar in trübselige Gedanken versunken, auf dem Boden des Aquariums herumhumpelte und nach einer leer stehenden Wohnung suchte.

Doch genug davon! Wenn ich diese Thatsachen anführte, so geschah es nur, um zu zeigen, daß die Eremiten durchaus nicht friedfertige, harmlose Gesellen sind, sondern Händelsucher und Ränkeschmiede, die einander grimmig befehden. Nichts desto weniger sind die Schneckengehäuse, in welchen sie wohnen und die sie beständig mit sich herumschleppen, meist dicht besetzt mit allerlei kleinem Gethier — zierlichen Polypen, niedlichen Moosthieren (Bryozoen), kleinen Meereicheln (Balanus), Schwämmen, die sich wahrscheinlich deshalb mit Vorliebe darauf ansiedeln, weil die beständige Unruhe der Eremiten, das Hin- und Herlaufen derselben lebhaftere Erneuerung des umspülenden Wassers und demnach größere Leichtigkeit der Ernährung und Athmung bedingt. Der Eremit kümmert sich aber wenig um diese Gäste, die auf seiner Behausung wachsen und gedeihen, etwa wie die Fettpflanzen auf dem Schindeldache der Sennhütte — er schleppt sie mit sich herum, ohne ihrer zu achten. Er ist sogar sehr nachsichtig gegen dieselben; es giebt eine Art gelber Schwämme,

Der Student schüttelt den Kopf. Nach und nach fallen etwa ein Dutzend beschleimter, mit Eremiten besetzter Gehäuse in das Glas, das in den Korb gestellt und nicht weiter beachtet wird. Im Laboratorium angekommen, werden die Gläser unserem Freunde Lacaze-Duthiers, der an der Excursion nicht Theil genommen hat, vorgezeigt

„Ah!" ruft er, unsere beschleimten Gehäuse betrachtend, „ein schöner Fang! Lassen Sie das Glas ruhig stehen — nur bei vollkommener Ruhe entwickeln die Adamsien ihre Fühlfäden."

„Wie," ruft der Student, „diese Schleimhaufen —"

„Sind eine schöne Actinie oder See-Anemone, lieber S., und wenn Sie sich Zeit gönnen wollen, so können Sie Zeuge von Freundschaftsäußerungen zwischen dem Eremiten und der Adamsia werden, die Sie gewiß nicht erwartet haben. Nehmen Sie aber gleich auch eine Lehre mit, junger Mann! Putzen Sie die aufgerafften Dinge erst ab, wenn sie stundenlang im Wasser gelegen haben. Was Ihnen im ersten Augenblicke als ein Schleimpfropf erscheint, entwickelt sich vielleicht zu einer niedlichen Nacktschnecke, einem prachtvollen Polypen oder einem seltenen Wurme. Vorsicht und Geduld lassen hundertmal mehr finden, als hastiges Gezappel."

Man sehe sich die Figuren an! Fig. 1 und 2 stellen die Gesellschaft dar, während der Krebs umherläuft, von dem Rücken und von vorn her; in Fig. 3 sieht man die um das Schneckengehäuse zusammengezogene Adamsia, nachdem der Krebs entfernt worden ist.

Das Schneckengehäuse ist kaum noch sichtbar mit einzelnen

seiner Windungen. Auf seinem hinteren Ende haben sich Meereicheln angesiedelt, deren kegelförmige Gehäuse zum Theile leer, zum Theile aber mit den zwei Deckelstücken geschlossen sind, nachdem sich das Thier zurückgezogen hat. Nur eine Balane hat ihr Haus geöffnet und haut mit den rankenförmigen, feinen Füßen, die ziemlich hakenartig gebogen sind, heraus, um einen Strudel zu erregen und sich Wasser zuzuführen. Der Eremit streckt den schlanken, harten Vorderleib aus dem Gehäuse hervor; die haarförmigen Fühler weit vorgestreckt, die glänzenden Augen auf den Stielen nach vorn gerichtet, schreitet er hochbeinig wie auf Stelzen mittelst der Krallenfüße umher, die große rechte Scheere wie ein Schild vorhaltend, während die kleinere linke zurückgebogen ist und beim Gehen hilft. Von der Adamsia sieht man in der Rückenstellung (Fig 1) nur die flügelförmigen Fußlappen, die um die letzte Windung des Schneckengehäuses herumgebogen sind und dasselbe fast gänzlich einhüllen. Betrachtet man aber den Krebs von vorn, so sieht man das weite, spaltförmige Maul der Adamsia unter der Brust des Eremiten weit geöffnet, umgeben von einem Doppelkranze kurzer, milchweißer und halb durchsichtiger Fühlfäden, die langsam sich bewegen, eingezogen und wieder ausgestreckt werden. Der Körper der Adamsia, leicht orangegelb angehaucht, mit feinen, tief rosenrothen Tüpfeln, ist nur äußerst dünn — er scheint fast nur aus der weiten Magenhöhle zu bestehen und aus der platten Fußscheibe, die am Rande gekerbt ist und in zwei flügelförmige Lappen sich fortsetzt, welche die ganze Windung der Schnecke ringsum einhüllen, daß nach Entfernung des Krebses nur eine kleine, dreieckige Oeffnung bleibt (f). Berührt man die Adamsia mit einem Glasstabe, so zieht sie augenblicklich die Fühlfäden in den Mund hinein und schließt diesen fast vollkommen bis auf eine geringe Oeffnung (e^2). Zugleich treten aus feinen Oeffnungen am Körper lange, herrlich violettblaue Fäden hervor, die von mikroskopischen Nesselkapseln starren und sich ringelnd, wie Würmchen, hin und her bewegen. Die Leibeshöhle der Adamsia scheint mit solchen Fäden gefüllt, die auch aus der Mundöffnung ausgespieen werden. Kurz, die Adamsia verräth das feinste Gefühl für fremde Berührung.

Wie ganz anders, wenn der Krebs mit seinen Scheeren oder Füßen die Adamsia berührt! Oft sieht es förmlich aus, als wolle er mit den langen, krummen Klauen ihr das Maul putzen; er gleitet damit auf und ab in der Mundöffnung, drückt mit der großen Scheere die Fühlfäden glatt, ohne daß die Adamsia nur daran dächte, dieselben einzuziehen oder das Maul zu schließen. Frißt der Krebs ein Stückchen Fleisch, so wird er nicht verfehlen, der Genossin ihr Theil anzubieten; verläßt er sein Gehäuse, das ihm zu eng geworden ist, um ein neues zu beziehen, so arbeitet er so lange am Fuße der Freundin herum, bis er diese losgelöst hat, worauf er das neue Haus herbeischleppt und schiebt und drängt, bis die Adamsia endlich ihre Stellung gefunden und sich in dieser befestigt hat. Diese Stellung ist aber unausweichlich dieselbe; noch nie hat man eine Adamsia auf der dem Rücken des Krebses entsprechenden Seite des Schneckenhauses gefunden, wo sich oft genug andere Meeranemonen (Actinien) ansiedeln; immer sitzt die Adamsia so, daß ihr bogenförmig geöffnetes Maul der Brustfläche des Krebses entspricht und direct unter dem Maule desselben sich hinzieht. Nähme sie eine andere Stellung ein, der Krebs würde nicht ruhen noch rasten, bis er sie an den gehörigen Platz gebracht hätte.

Gosse, ein ausgezeichneter englischer Beobachter, hat weitläufig die Art und Weise beschrieben, wie sich der Eremit beim Wohnungswechsel gegen seine Freundin benimmt. Ich habe diese Beobachtungen nicht wiederholen können; meine mit Adamsien copulirten Eremiten starben bald ab, wahrscheinlich, weil sie, aus großer Tiefe hervorgeholt, den veränderten Druck nicht zu erleiden vermochten, aber von der wirklich zärtlichen Sorgfalt, womit der Krebs seine Freundin behandelt, füttert und pflegt, von der Mühe, die er sich giebt, stelzbeinig einherzuschreiten, um sie nicht zu verletzen, kann sich Jeder leicht überzeugen, der die Thiere in einem Aquarium sieht. Von Gegendiensten, welche die Adamsia leisten könnte, laßt sich keine Spur entdecken — sie öffnet ihr Maul und schließt es, streckt die Fühlfäden aus und zieht sie ein, ganz wie andere Actinien auch thun, die nicht in dieser Weise gehätschelt und gepflegt werden.

So sind wir also im Unklaren über den Grund dieser Freundschaft, denn so intelligent die Einsiedlerkrebse auch sein mögen, so ist es doch kaum glaublich, daß sie bei Pflegung dieses Verhältnisses einzig dem dunkeln Drange der Zärtlichkeit, einem platonischen Bedürfnisse ihres liebenden Herzens Folge leisten. Ebenso wenig wissen wir über die Entstehung des Freundschaftsbundes. Noch Niemand hat eine Adamsia auf einem nicht von einem Eremiten bewohnten Schneckenhause gefunden; niemals hat man eine solche auf irgend einem andern Gegenstande gesehen; das Leben der Actinie scheint also gänzlich von demjenigen des Eremiten abzuhängen. Deshalb dürfte es aber auch kaum fraglich sein, daß das Bündniß in frühester Zeit geschlossen wird — vielleicht schon, wenn beide Genossen noch im Flügelkleide der ersten Jugend sich des Lebens und des freien Umherschwimmens im Wasser freuen. Wie dem auch sein mag (denn nur künftige Untersuchungen können darüber Aufschluß geben), so viel ist gewiß, daß Verhältnisse dieser und ähnlicher Art einen tiefen Einblick in das Geistesleben selbst niederer Thiere gewähren. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Einsiedlerkrebs seiner Genossin herzlich zugethan ist, was ihr nützt, nach Kräften zu fördern, was ihr schadet, abzuwenden sucht — mögen auch die Gründe solchen Benehmens uns noch verborgen bleiben, die Thatsache selbst läßt sich nicht ableugnen.

Ebenso wenig läßt sich aber auch leugnen, daß die Eremitenkrebse zu der Zahl derjenigen vertrackten Gesellen gehören, die rauh, barsch und selbst grausam gegen ihres Gleichen, dagegen friedfertig, höflich, zuvorkommend und selbst liebevoll gegenüber Anderen sich benehmen. All' das Gethier, das auf der Schneckenschale wohnt, welche der unrechtmäßige Besitzer hat, erfreut sich wenigstens seiner Duldung, von dem niederen Schwamme an, bis zu den höher organisirten Würmern und Meereicheln; mit dem eigenen Bruder oder Vetter dagegen lebt er stets auf dem Kriegsfuße und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ihn in Schaden zu bringen. Freilich mag es auch Augenblicke geben, wo die Liebe, nicht zu dem Nächsten, sondern zu der Nächsten die Oberhand gewinnt, aber gewiß sind diese nur kurz und schnell vorübergehend, da kein Beobachter sich rühmen kann, dieselben gesehen zu haben, wenn auch die Weibchen die Folgen solcher Liebesmomente nicht verbergen können.

Die Mutter Gottes von Kevelaer.*

„Die Mutter Gottes von Kevelaer tragt heute ihr bestes Kleid," sagte ich dem Dichter nach, als ich zum ersten Male die Straßen dieses kleinen, aber berühmten Ortes betrat, dessen Name durch das allbekannte rührende Gedichtchen Heine's verherrlicht wird, und forschte vor Allem nach der Stätte des wunderthätigen Muttergottesbildes, das in meiner Phantasie als ein schönes Marmorbild in Goldbrocat und Edelsteingeschmeide auf reichgeschmücktem Altar glänzte. Daß sie gerade heute eines der schönsten Kleider ihrer Garderobe tragen würde, nahm ich als selbstverständlich an, da neben anderen zahlreichen Pilgerzügen auch die große Procession aus Amsterdam eingetroffen war mit ihrer alljährigen Spende der hundertpfündigen Riesenkerze und anderen werthvollen Gaben.

Ich ruderte mit dem Menschenstrome dessen Zielpunkte, dem Marktplatze, zu, wo die drei bis vier Kirchen, das Oratorianerkloster und die Capelle mit der Jungfrau sich befinden.

* In Hinblicke auf die durch die Zeitungen gehende Mittheilung, daß am 26. Mai d. J. die Ausweisung der sämmtlichen Geistlichen und der geistlichen Dienerschaft aus dem Kloster zu Kevelaer vollzogen wurde, dürfte dieser Artikel jetzt besonders zeitgemäß kommen.

D. Red.

Mein Herz klopfte in dem pietätvollen Bewußtsein, daß ich der durch den „Juden“ Heinrich Heine gefeierten Stätte, dem Mekka des niederrheinischen bigotten Katholicismus, nahe sei. Ich hegte vielleicht mehr Andacht in meinem evangelisch-lutherischen Herzen, als der Priester zeigte, welcher, nicht weit von mir eine Procession nach der Capelle am heiligen Baume ordnend, sich mit ein paar jungen Damen seiner Heerde freundlich scherzend unterhielt. So richtete ich denn meine Schritte nach der kleinen sechseckigen Capelle (Fig. 1) inmitten des Platzes, welche, umringt von inbrünstig betenden Gläubigen, mir offenbar als das Centrum des frommen Treibens, als die Kaaba der Pilgerkarawanen von Mekka-Kevelaer erschien.

Rings auf dem Marktplatze standen Buden, an welchen lebhafter Handel getrieben wurde. Namentlich ganz in der Nähe der kleinen Capelle bemerkte ich eine Anzahl niedriger Tische, hinter welchen meist bejahrte Händlerinnen Artikel von gelber Masse feilboten und vorzüglich mit den buntgekleideten Holländerinnen in ihren breitnäpfigen, weißen Hauben Geschäfte machten (Fig. 2 und 9). Ich trat herzu und erkannte in dem Waarenlager Lichte, Stäbe und andere eigenthümlich geformte Sächelchen von gelbem Wachs. Auf mein Befragen suchte mir die verwundert schauende Händlerin in plattdeutschem Kauderwelsch verständlich zu machen, daß diese Wachsartikel die kranken Körpertheile vorstellten, welche, von den Gebrechlichen der heiligen Jungfrau geopfert, sofort wunderbare Heilung erwirkten. — Denn:

„Wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.“

Ich setzte mich in den Besitz eines Körpers für zehn Pfennige, von dem mir die Alte mit Wichtigkeit versicherte: „Dat's vor't janze Lichem“ (Das curirt den ganzen „Leichnam“). Mein Bemühen, an dem gelben Stäbchen, welches einer Miniaturfliegenklatsche glich, nur eine annähernde Aehnlichkeit mit dem menschlichen Körper zu entdecken, war vergeblich (Fig. 3).

Ich näherte mich nun dem offenen Eingange der schlichten Capelle mit rundem Kuppeldache und erblickte zunächst rechts der Thür im Innern einen — Kochapparat, bestehend aus einem Kessel mit flüssigem, dampfendem Wachs, auf einem Gestell, darinnen Kohlenfeuer knisterte. Dahinter stand ein kleiner, dicker, freundlicher Mann in schwarzer halbgeistlicher Kleidung, beschäftigt, den Wachsbrei zu rühren, von Dochtstückchen zu reinigen und von Zeit zu Zeit den Abraum an Händen, Beinen, Herzen und „janzen Lichem“, wie sie eben erst von den Hülfesuchenden drei Schritte weiter nach vorn, auf der eisenbeschlagenen Fenstersohle vor dem Heiligenbilde, vertrauensvoll geopfert worden waren, zu sammeln und wieder zu profanem gelbem Wachs einzuschmelzen. Gewiß ein glattes, hübsches Geschäft: Production, Verkauf, Opferung, Einschmelzung, Wiederverkauf, Reproduction, Alles in Zeit von einem halben Tage zu ermöglichen.

Ich erfuhr später, daß dieses Wachsgeschäft, mit welchem das Kloster begnadet ist, ein sehr einträgliches sei. Es wird dies erklärlich, wenn man bedenkt, daß die alljährlich regelmäßig wiederkehrenden Wallfahrten Kerzen von zehn bis hundert Pfund darbringen. Diese Kerzen brennen nur sehr kurze Zeit in der dazu eingerichteten Kirche, nämlich während der Anwesenheit der wallfahrenden Gemeinde und ein paar Stunden am Allerseelen- oder Allerheiligentage, und fallen dann dem klösterlichen Siedekessel anheim, aus welchem sie theils als neue Kerzen und als zu opfernde Körpertheile auferstehen, um durch die Händlerinnen umgesetzt zu werden; anderntheils findet ihre Verwerthung als Rohmaterial statt.

Nachdem ich meine Betroffenheit über den Kochkessel an so geweihter Stelle überwunden, trat ich bescheidentlich ein, frug den Bruder Wachsschmelzer (Fig. 4), ob es erlaubt sei, das Muttergottesbild in der Nähe zu sehen, erhielt freundlich bejahende Antwort und schritt, seiner Handbewegung folgend, nach der dem Eingange entgegengesetzten Seite, den schreinartigen Kern der Capelle umgehend, um nun mit zwei Schritten dem gefeierten Muttergottesbilde mich gegenüber zu befinden. Zugleich trat ich in den Kreis der draußen vor der Fensteröffnung knieenden frommen Beter.

Ein eigenthümliches Gefühl beschlich mich, als ich mich vor das Idol schob und dieses in aufmerksamer Betrachtung wohl über eine Minute lang vor dem Anblick der Betenden deckte, gleich dem sonnenverfinsternden Monde. Wohl mögen sich in diesem Moment Verwünschungen auf mein langhaariges Ketzerhaupt unter die frommen Huldigungen gemischt haben. Ich hatte aber vorher meinen Pfennig in den großen Blechtrichter am Fenster rollen lassen und mir dadurch sicher Absolution für mein ketzerisches Beginnen erworben.

Der eben erwähnte Trichter von Kupferblech ist von innen und außen zugänglich; er nimmt in seiner weiten Mündung die Geldspenden der Gläubigen auf und führt sie hinab in den „Kasten“. Und sobald das Geld da „klingt“, weiht der Bruder Wachsschmelzer die ihm durch die Fensteröffnung von außen dargereichten Scapuliere und sonstigen Dinge, welche die Pilgrime ihren Angehörigen theils als Andenken, theils als Heilmittel mit in die Heimath nehmen, durch Berühren des Marienbildes und giebt sie dann dem Eigenthümer zurück.

Das Marienbild! — Wie hatte ich mir dieses ausgemalt, und wie fand ich es in Wirklichkeit!

„Unsere liebe Frau von Kevelaer“ ist keineswegs eine schöne Statuette, wie uns doch Paul Thumann's reizendes Bild in der „Gartenlaube“ als Illustration zu dem Heine'schen Gedichte einreden wollte, sondern vielmehr ein kleiner, schlechter, altersbrauner Holzschnitt oder Kupferstich (Fig. 5) von kaum sechs Zoll in's Geviert, in einfachem, wenn auch massivsilbernem, vergoldetem Rahmen; er ist an einem Heiligenhäuschen befestigt, welches von der kleinen, sechseckigen Capelle wie von einer Glocke oder einem Mantel überdeckt wird. Rings um das Bild hängt dessen Eingebrachtes an Ketten, Armbändern, Ringen, Uhren, Broschen, von Gold und Silber, neu und alt, schön und geschmacklos, schwer und leicht, wie es eben die Bittenden vermocht hatten, im Ganzen eine recht respectable Juwelier-Ausstellung repräsentirend, im bunten Durcheinander.

Das also war das berühmte Muttergottesbild, das seine Wohnung!? Dieses braune Papierchen mit der plumpen Zeichnung hatte sich das große Kloster, die drei bis vier schönen Kirchen gegründet, zog und zieht jährlich eine Völkerwanderung hülfe- (öfter auch abenteuer-) suchender Menschenkinder aus der nahen und fernen Umgegend herbei und bereichert den Säckel der Brüder Oratorianer in enormer Weise.

Etwas enttäuscht, zog ich mich zurück, dankte im Vorbeigehen dem freundlichen, rührenden Wachsbruder und enthob der Stätte frommen Wunderglaubens (Fig. 6) den ketzerischen Beobachter.

Ich wandte mich dem untrennbaren Zubehöre des Madonnenbildes, den Verkaufsbuden, zu, welche in großer Zahl die Capelle umgeben. Da waren zu haben allerhand kurze Waaren, Bildnisse und Backwerk, Schnupftabaksdosen und Kinderklappern, Rosenkränze und Scapuliere aller Gattungen, Medaillen und Kreuze von Gold und Blech, Alles mit dem Madonnenbilde, Madonnen von Metall und Holz, Wachs, Seife, Papier und — Pfefferkuchen, Madonnen für das Herz, für die Nase und für den Magen.

Unter unseren Abbildungen befindet sich ein Band mit zwei Tuchläppchen (Fig. 7). Es ist dies ein an dem Marienbilde geweihtes Scapulier, das gegen Alles hilft, wenn es so um den Hals getragen wird, daß das eine Läppchen in der Herzgrube, das andere zwischen den Schultern zu liegen kommt. Dabei sind aber täglich dreißig Rosenkränze und sechszig Ave abzubeten. Japanische Gebetableiermaschinen waren leider nicht zu bekommen.

Bald hatte ich die Taschen voller Firlefanz der auserlesensten Art und wandelte nun in der heitersten Stimmung dem Kloster zu, welches mit seiner stattlichen Fronte die eine Seite des Marktes begrenzt und den vollen Ueberblick über den Platz gestattet, als mich, wie ein Blitz aus hellem Himmel, der auf mich gerichtete bannstrahlende Blick zweier Ordensbrüder traf (Fig. 8), welche müßig in der Hausthür des Klosters lehnten und hinter dem harmlos lächelnden Ausdrucke meines Antlitzes wohl etwas wie Ketzerironie gewittert, mich wohl auch wer weiß wie lange schon beobachtet haben mochten. Es war dies wohl möglich, da mittlerweile sich die Pilgerschaaren auf dem Platze etwas gelichtet hatten. Jener Blick aber, eine schöne Mischung von Gift, Spott, Stolz und Verachtung, verdarb mir für einen Moment meine gute Laune und wird mir unvergeßlich bleiben.

Ich bemerkte noch, wie der eine der Mönche, mit dem Kopfe



Fig. 6. Vor der Maria.



Fig. 3. Vor't janze Lichem.



Fig. 8. An der Klosterthür.



Fig. 1. Die sechseckige Kapelle.



Fig. 5. Die Mutter Gottes von Kevelaer.



Fig. 2. Wachshändlerinnen.



Fig. 4. Bruder Wachsschmelzer.

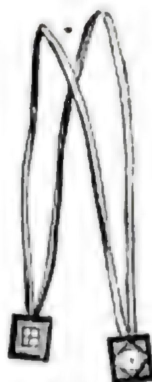


Fig. 7. Scapulier.



Fig. 9. Holländerinnen.


Fig. 10. **Procession nach dem Kruisboom.**


Fig. 11. **Betende Wallfahrerin.**


Fig. 12. **Heimkehrende Wallfahrer.**

nach der Richtung deutend, wo ich stand, ein paar Jungen instruirte, welche später öfter in meiner Nähe sich befanden, und konnte nun neben dem Scharfblicke auch die Vorsicht der frommen Brüder bewundern. Vor diesem Beobachtungsposten glaubte ich mich vorerst nach einer anderen Himmelsrichtung zurückziehen zu dürfen und lenkte meine Schritte nach der „großen Capelle", welche an der dem Kloster entgegengesetzten Seite des Marktes steht und hauptsächlich dazu dient, die großen und schweren Kerzen der wallfahrenden Gemeinden, von denen jede eine solche spendet, aufzunehmen. Rings an den Wänden des Schiffes sind sie da der Reihe nach an ihren bestimmten Plätzen befestigt, über jeder ein Täfelchen mit dem Namen der Gemeinde. Da brannte der hundertpfündige Koloß von Amsterdam; da waren Nymwegen, Arnheim, Roermonde, Cöln, Bonn, Düsseldorf, Crefeld, Geldern, Cleve, Goch, Moers, kurz, die ganze rheinische und holländische Nachbarschaft, auch zum Theil recht entfernte Orte vertreten, und schon manches Kilogramm des kostbaren Wachses, zu glänzend weißen Masten geformt, manche davon mit buntem Flitterwerk geziert, manche bis fünfzehn Centimeter stark und stockwerkhoch, prangte da in blendender Reinheit.

Sonst noch besonders Bemerkenswerthes fiel mir dort nicht auf; ich ermuthigte mich daher zu einem Besuche der von schönem rothem Sandstein in gothischem Stile neu erbauten Klosterkirche. Die Cerberusse waren augenblicklich außer Sicht, und ich fand unbehindert Eintritt. Eine Tafel an der einen Wand des Vorhauses meldete, daß der daneben befindliche Klingelzug den Pater Bonifacius oder Urban zur Beichte herbeirufe, für die Holländer mit den Worten: „hier beld men de biechtvaders". „O rühre nicht daran!" dachte ich im Vorbeigehen und trat in die geräumigen Hallen ein. Hier befremdete mich ein halblautes, dumpfes, eintöniges Murmeln, welches, wie ich wahrnahm, keineswegs von einem messelesenden Priester herrührte, sondern von den Beichtstühlen kam, die in großer Anzahl längs den Wänden standen. Im Nähertreten verdichtete sich mir das Murmeln zu Worten und Sätzen und namentlich aus dem einen Beichtstuhle, dessen Insassen sich einander jedenfalls schwer verständlich machen konnten, erschallten die abgebrochenen Sätze des Bekenntnisses in erschreckender Vernehmlichkeit.

An dem Sims der Stühle waren die Namen der zugehörigen „biechtvaders" schwarz auf weiß zu lesen, und alle waren besetzt. Es gab heut viel zu thun.

Mir wurde es unheimlich zu Muthe. Zu discret, um mir wer weiß was für wichtige Geheimnisse aufdrängen zu lassen, suchte ich wieder blauen Himmel über mir und sah ihn im Heraustreten einer Procession zulächeln, welche sich soeben ordnete, um nach dem Kruisboom (Kreuzbaum) vor dem Orte zu ziehen, einer Linde, wenn ich nicht irre, unter welcher ein großes Crucifix und neben welcher eine Capelle steht. Ich ließ den Zug, bestehend aus meist jüngeren Leuten beiderlei Geschlechts, unter Führung des zu Anfang dieser Zeilen erwähnten freundlichen Priesters, defiliren mit seinen Fahnen und Meßgewändern und folgte in einiger Entfernung demselben, der sich im Rhythmus einer ziemlich lebhaft gesungenen Hymne an die Maria, im zweiviertel Tact rasch fortbewegte (Figur 10).

„Da sollen Sie erst einmal sehen, in welcher Gangart die ‚Springer' dem Baume zuhüpfen, immer zwei Schritte vor,

einen zurück, und was für eigenthümliche Lieder die singen!" sagte mir ein jovialer Mann, als ich im Vorübergehen in eine Restauration trat, um meine lechzende Zunge zu erfrischen, und dem zuvorkommend Grüßenden meine Verwunderung über das rasche Tempo der Wallenden aussprach.

Ich kam gerade noch am Kreuzbaum an, als die Procession zu wiederholtem Male die Capelle umzogen hatte und einige der Pilger sich halblaut darüber stritten, ob man zum zweiten oder dritten Male „herum" sei.

Nach einem Gebete vor dem Crucifixe und in der Capelle zog die Schaar dann ihrer Heimath zu, ich aber begab mich auf den Rückweg zum Innern des Städtchens, welches übrigens, reinlich und sauber gebaut und gehalten, mit seinen meist kleinen, bunten Backsteinhäusern, deren oft verschnörkelte Giebelseiten der Straße zugewandt und deren Fenster von quadratischer Form sind, vollständig holländischen Typus zeigt.

Auf dem Markte wieder angelangt, fiel mir dort ein Verkaufsladen im Erdgeschosse eines Hauses in's Auge, welcher wirklich künstlerisch schöne Christus-, Marien- und Heiligenbilder von Marmor, Gyps und anderem Materiale enthielt und durch seinen werthvollen Inhalt erfreulich abstach gegen den übrigen Krimskrams ringsumher. Lange fesselten mich und wenige andere Beschauer die schönen Statuen. Drüben aber drängte sich die fromme Schaar um die papierene Mutter Gottes.

Noch hatte ich eine Kirche zu besuchen, an welcher mich mein Weg nach dem Bahnhofe vorbeiführte und in welcher die Pilger ihr letztes Gebet vor dem Heimwege zu verrichten pflegen.

Auf dem Vorplatze steht imponirend über einem Altare eine Gruppe lebensgroßer, recht schön gearbeiteter Figuren, wenn ich mich recht erinnere, die Kreuzigung darstellend; vor ihr lagen Pilger in brünstiger Verehrung. Unter ihnen fiel mir eine Frau auf, welche knieend ihr Gebet verrichtete, jedoch nicht, wie die Anderen, mit gefalteten Händen, sondern mit emporgehobenen, ausgebreiteten Armen und ausgespreizten Fingern. (Figur 11.) Ich fand sie noch in derselben Stellung, als ich nach zehn Minuten wieder aus der Kirche heraustrat.

Letztere ist eine neue, freundliche geräumige Capelle mit zwei schön decorirten Altären, auf deren einem eine Marien-Statue steht, welche dem Thumann'schen Bildchen eher zum Originale gedient haben könnte, als das Idol in der sechseckigen kleinen Capelle.

Vor dem Orte setzten sich die großen, überdeckten zweiräderigen, aber stets nur einspännigen Karren (Figur 12) eines Wallfahrerzuges von einigen Hundert Personen in Bewegung, um den Rückweg anzutreten, die Männer alle baarhäuptig, die meisten in blauen Kitteln und schweren Holzschuhen.

Mich aber führte das Dampfroß von hinnen, nachdem ich noch Gelegenheit gehabt hatte, mich in den Besitz einer kleinen Broschüre zu setzen, betitelt: „Kurze Geschichte des Herzogthums Geldern für Schule und Haus", aus welcher ich folgende Zeilen excerpire, weil sie einige historische Data enthalten über unsere liebe Frau von Kevelaer:

„Im Jahre 1641 lebte zu Geldern ein unbemittelter Bürger, Namens Heinrich Buschmann, der sich und seine Frau durch einen kleinen Handel nährte und dabei fromm und tugendhaft war. Dieser baute, einer höheren Eingebung folgend, von seinen geringen Ersparnissen ein Heiligenhäuschen zu Kevelaer, in das er am 1. Juni 1642 in aller Stille ein unscheinbares Bildchen der heiligen Jungfrau Maria stellte. Dieses war eine Abbildung eines zu Luxemburg verehrten Muttergottesbildes, welches durch einen Soldaten nach Geldern gebracht und der Frau H. Buschmann geschenkt worden war. — Gott wählt nun oft das Kleine und Unscheinbare, um Großes zu vollbringen; denn schon am selben Tage strömte eine Menge Menschen aus Geldern und der Umgegend herbei, um in dem kleinen und unscheinbaren Bilde die Mutter des Heilandes zu verehren und von ihr Gnade und Hülfe zu erflehen. Bald war der Zudrang so groß, daß bei dem Heiligenhäuschen eine größere Kirche gebaut werden mußte; schon am 22. October 1643 ward der Grundstein gelegt und die Kirche innerhalb zweier Jahre vollendet. Die Sorge für die Pilger ward dem Oratorium aus der Congregation des H. Philipp Neri übertragen und das Kloster von ihnen am 15. Juni 1647 bezogen. Um das Heiligenhäuschen bauten 1654 die Oratorianer die jetzige sechseckige Capelle, und 1664 ließen zwei fromme Männer das Bildchen in einen silbernen, vergoldeten Rahmen einfassen, wozu später noch der Reichsgraf von Oettingen eine große silberne, vergoldete Platte schenkte.

Mit der Zeit wurde die Menge der herbeiströmenden Pilger immer größer, und mochte wohl kein Jahr vergangen sein, wo die Zahl derselben nicht 100,000 überstieg. Auch Personen von hohem und erhabenem Stande kamen nach Kevelaer. So besuchte 1714 König Friedrich Wilhelm der Erste unerwartet diesen Wallfahrtsort; er durchwanderte die Capelle, betrachtete mit Ehrfurcht das Gnadenbild, erkundigte sich nach den geschehenen Wundern, begehrte Rosenkränze und opferte eine Wachskerze; auch forderte er den Superior der Oratorianer auf, daß er eine Gnade erbitten möge. Dieser sprach den Wunsch aus, Se. Majestät möge geruhen, die Verehrung der allerseligsten Jungfrau und alle katholischen Religionsübungen zu schützen und zu begünstigen. Der König versprach dieses sogleich mit den Worten: ‚Ich werde sie schützen, begünstigen, erhalten.' — Der König schickte auch 1728 eine Wachskerze von fünfzig Pfund und besuchte 1738 wiederholt Kevelaer.

Gott verherrlichte Kevelaer durch viele Wunder. Bis auf den heutigen Tag ist es ein Ort der Gnade nicht nur für die Umgegend, sondern für weitere Kreise." — Namentlich für die Herren Oratorianer, welche sich dort ansiedelten, wollen wir hinzusetzen.

Nervöse Leiden.

Von Dr. J. Schwabe.

„Meine Nerven, meine Nerven! Ach, wenn ich doch keine Nerven hätte!" Wie oft hört man diese Klage und diesen Wunsch aussprechen, der sich jedoch glücklicher Weise nie erfüllt, denn besser schlechte Nerven als keine — man müßte denn ganz und gar auf seine Existenz verzichten. All unser Denken, Fühlen und Wollen kommt nur vermittelst der Thätigkeit des Gehirns zu Stande, und diese gelangt zu selbstständiger Entwickelung nur durch die Nerven, welche die Vermittelung zwischen dem Gehirne und der Außenwelt bilden und ihm die zur Erweckung seiner Thätigkeit nöthigen Reize zuführen. Ohne Nerven wären wir gedanken- und gefühllose Materie. Leider aber functionirt der wunderbare Apparat, den wir Nervensystem nennen, in Folge krankhafter Vorgänge bisweilen sehr unregelmäßig, und es tritt dann u. A. auch jener Leidenszustand ein, für welchen man noch keinen besseren Namen, als krankhafte Nervosität, Nervenschwäche und dergleichen gefunden hat. Wir beabsichtigen, hier die Erscheinungen, die Ursachen und die Mittel zur Heilung dieses Leidens zu besprechen. Es dürfte dies um so mehr an der Zeit sein, als die Nervosität zu den großen Plagen unseres Zeitalters gehört, in zunehmender Häufigkeit auftritt, das Glück nicht nur der Kranken, sondern auch ihrer Familien dauernd und empfindlich stört und leider nur selten mit den richtigen Mitteln energisch bekämpft wird.

Die an Nervosität Leidenden gehören zu denjenigen Kranken, welche der größten Theilnahme bedürftig sind und doch leider dieselbe meist in viel geringerem Maße finden als andere Kranke. Die meisten Menschen, welche sich eines gesunden Nervensystems erfreuen, wollen dem Leiden des nervösen Patienten gar nicht die Berechtigung einer eigentlichen Krankheit zugestehen; sie halten seine Klagen für Uebertreibung kleiner Uebel und meinen wohl gar, der Kranke finde eine Art von Vergnügen darin, seine Umgebung damit zu langweilen und zu quälen, während doch die Leiden, über welche er klagt, wirkliche und oft recht schwer zu tragende sind, wenn auch Uebertreibung und Mangel an Geduld oft mit unterläuft.

In der bei weitem großen Mehrzahl der hierher gehörigen Fälle sind die Leidenden weiblichen Geschlechts, weshalb in diesen Zeilen von Patientinnen die Rede sein soll. Freilich giebt es

auch nicht wenig nervöse Männer, für die das Meiste gleichfalls gilt, was hier von der Nervosität gesagt werden wird.

Die Erscheinungen, in welchen sich die krankhafte Nervosität ausspricht, sind so mannigfaltig, daß auch auf die allernervöseste Dame nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben kommt, aber jede nervöse Patientin kann in der nachfolgenden Darstellung ihren Theil herausfinden.

Fast alle nervöse Kranken leiden an gesteigerter Empfindlichkeit und an Schmerzen der verschiedensten Art. Am häufigsten sind Kopf- und Rückenschmerzen. Auch kolikartige Leibschmerzen sowie Schmerzen in den Gelenken, besonders im Hüft- und Kniegelenk, sind nicht selten. Die Sinnesnerven, und zwar am häufigsten die des Gehörorgans, nehmen sehr oft Theil an der erhöhten Reizbarkeit der übrigen Nerven und entwickeln dann manchmal eine erstaunliche Schärfe der Wahrnehmung, die stets für die Kranke peinlich ist.

Sehr mannigfaltig sind auch die Krankheitserscheinungen im Bereiche der Bewegungsnerven, und zwar nach beiden Extremen hin. Einerseits findet man oft einen wahren Widerwillen gegen alle Bewegung, welcher schließlich so weit geht, daß die Kranken das Bett nicht verlassen, ja nicht einmal die Hand zum Munde führen mögen, so daß sie gefüttert werden müssen. Es ist dies die Folge der bei Nervösen so häufig vorkommenden Hemmung des Willenseinflusses auf die Bewegungsnerven. Wird durch einen starken psychischen Einfluß, wie Schreck oder Furcht, der Wille plötzlich gewaltsam angeregt, so können die scheinbar ganz gelähmten Kranken oft alle Bewegungen, zu denen sie vorher unfähig waren, ungehindert ausführen. Es fehlt nicht an Beispielen, daß solche Kranke, die monate- und jahrelang gelähmt im Bette lagen, durch eine plötzlich eintretende Gefahr, z. B. bei einer Feuersbrunst, für den Augenblick so schnell von ihrer Lähmung befreit wurden, daß sie behende aus dem Bette sprangen und auf und davon liefen. Man würde diesen Kranken sehr unrecht thun, wenn man ihre Lähmung für Verstellung hielte. — Andererseits kommen die verschiedenartigsten Krampfzufälle vor. Am häufigsten sind Convulsionen der Arme und Beine, Zittern der Glieder und des ganzen Körpers, Schluchzen, krampfhaftes, unzähliges Wiederholen einzelner Worte und dergleichen mehr. Diese Symptome treten bald ohne bemerkbare Veranlassung, bald auf den unbedeutendsten Anlaß hin ein; oft genügt dazu schon die leichteste ärgerliche Erregung, das Hören eines unangenehmen Geräusches.

In der Verdauungssphäre kommen gleichfalls mancherlei Störungen vor, die theils auf krampfhaften Zusammenziehungen der Muskelfasern in der Speiseröhre und im Darmcanal beruhen, theils auf fehlerhafter Function der Darm- und Magendrüsen. In ersterer Beziehung ist die Empfindung eines im Halse steckenden Pflockes (globus hystericus) zu erwähnen, in letzterer Appetitlosigkeit, unregelmäßige Ausleerung und namentlich Ansammlung von Gasen, die oft einen sehr hohen Grad erreicht.

Die Theilnahme der Athmungsorgane an dem allgemeinen Leiden zeigt sich durch beschleunigtes Athmen, Erstickungsgefühl, Lach- und Weinkrämpfe, peinlichen nervösen Husten und ähnliche Zufälle.

Wir schließen unsere des beschränkten Raumes wegen nicht bis in alle Einzelheiten ausgeführte Darstellung des Krankheitsbildes, indem wir die wichtigste Symptomengruppe der Nervosität, nämlich die Beeinträchtigung der psychischen Functionen, etwas näher besprechen. Fast ausnahmslos leidet das Willensvermögen. Mehr als andere Kranke sind die nervös Kranken geneigt, sich widerstandslos ihrem Kranksein hinzugeben. Die wenigen noch vorhandenen Willensäußerungen sind fast nur negativer Art. Selten heißt es: „ich will", um so öfter: „ich will nicht". „Raffe dich auf, nimm dich zusammen!" mahnt die Umgebung, mahnt der Arzt. Doch: „Ich möchte ja so gern, aber ich kann nicht!" ist die Antwort. Aber nicht nur der Wille in seiner allgemeinen psychischen (moralischen) Beziehung ist geschwächt, sondern auch sein Einfluß auf die der willkürlichen Bewegung dienenden Nerven. Daher jene Abneigung der Nervösen gegen alle körperliche Bewegung und gegen jede mit letzterer verbundene Beschäftigung.

Die Intelligenz wird durch das nervöse Kranksein selten direct gestört. Mittelbar aber leidet sie insofern sehr oft, als die Patientin aufhört, außer dem, was ihren Zustand betrifft, noch geistige Interessen zu hegen. Um so unerschöpflicher sind die Kranken im Grübeln über ihre Leiden und in der Beschreibung derselben. Bewegen sich die Gedanken lange Zeit ausschließlich in einem so eng beschränkten Kreise, so ist eine gewisse geistige Verödung die natürliche Folge. Kommen dagegen wieder andere Interessen zum Vorschein, so ist dies eines der willkommensten Zeichen eintretender Genesung.

Ebenso regelmäßig wie das Willensvermögen der Nervösen leidet auch das Gemüth. Das ist in so hohem Grade der Fall, daß oft eine durch die Krankheit bedingte völlige Auswechselung der Persönlichkeit vorzuliegen scheint. Diese Auswechselung erfolgt, wie bekannt, nie nach der vortheilhaften Seite hin. Im Anfang der Krankheit zeigt sich Reizbarkeit, Neigung zu übler Laune, unmotivirter und rascher Wechsel zwischen trauriger und heiterer Stimmung, Abneigung gegen die gewohnten Beschäftigungen. Die Reizbarkeit nimmt mehr und mehr zu; die üble Laune wird vorherrschend und geht in tiefen Mißmuth über. Die Kranke beschäftigt sich fast ausschließlich mit ihrer Krankheit und giebt sich in Bezug auf dieselbe den trübsten hoffnungslosen Gedanken hin. Das Bedürfniß, der peinlichen, gedrückten Stimmung Luft zu machen durch Aussprechen gegen Andere und bei ihnen Theilnahme und Trost zu finden, ist fast allezeit vorhanden. Leider aber werden die Angehörigen der Kranken gegen die immer wiederkehrenden Klagen mit der Zeit gewöhnlich gleichgültig und selbst ungeduldig, und so tritt zu den wirklichen Leiden der Nervöskranken auch noch das bitter verletzende Gefühl, bei ihrer Umgebung keine Theilnahme zu finden, und regt die Kranke immer zu neuen Klagen an, womit sie das Interesse ihrer Umgebung zu gewinnen wünscht, und hier finden wir auch das leicht erklärliche und entschuldbare Motiv zu den Uebertreibungen, deren sich manche Kranke schuldig machen. Aus dem brennenden Wunsche, Mitleid und Interesse zu erwecken, gehen bisweilen die wunderlichsten Ausschreitungen hervor. Man hat hochnervöse Kranke beobachtet, welche sich insgeheim schmerzhafte Verwundungen beigebracht haben, lediglich aus dem genannten Motiv.

Zu jener tiefen, oft an wahre Melancholie grenzenden Verstimmung gesellen sich oft noch andere Symptome, aus denen auf Störung der Gehirnthätigkeit zu schließen ist. Dazu gehören Schwindelanfälle, Schlaflosigkeit, Schlafsucht und Hallucinationen (Sinnestäuschungen). Der Kranke glaubt Dinge wahrzunehmen, welche nicht existiren; er empfindet Gerüche, sieht Gestalten, hört Geräusche, die für andere Menschen nicht wahrnehmbar sind. Auch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Nervöskranke bisweilen äußerst lebhaft und zusammenhängend träumen, im Schlaf aufstehen, gewohnte Verrichtungen ausführen und laut sprechen. Man nennt diesen Zustand bekanntlich Somnambulismus. Die Somnambulen kann man in ehrliche und unehrliche eintheilen. Die ersteren sagen und thun nichts weiter, als wozu sie im wachen Zustande auch befähigt sind. Die letzteren dagegen produciren sich als „hellsehende", mit besonderen Fähigkeiten extra begabte Wesen, die im Schlaf Anschauung und Kenntniß von Dingen haben, welche im wachen Zustande ihrer Erkenntniß nicht zugängig sind. Diese Kategorie der Somnambulen, ohne alle Ausnahme, geht auf bewußte Täuschung aus, und zwar in der Regel aus dem stillen, aber dringenden Wunsche, sich interessant zu machen. Bis jetzt ist es noch in j e d e m Falle solcher wunderbaren schlafkünstlerischen Productionen, wo eine sachverständige und scharfsinnige Kritik die Sache näher untersuchte, gelungen, die geplante Täuschung nachzuweisen.

Die mit der Nervosität verbundene Schädigung der psychischen Functionen bildet die wichtigste und bedenklichste Seite der Krankheit. Alle andern Symptome derselben, so peinlich sie sein mögen, bringen sehr selten eine unmittelbare Gefahr mit sich. Wohl aber liegt in weit entwickelten Krankheitsfällen die Möglichkeit vor, daß das psychische Leiden sich zu einem selbständigen, zu einer eigentlichen Gemüthskrankheit entwickeln werde.

So mannigfache Leiden, wie die der eben beschriebenen Krankheit zu schildern, erfordert etwas reichlichen Aufwand von dunkeln Farben. Dafür aber sollen diejenigen Leser, die im Vorstehenden das Spiegelbild ihrer Leiden erblickt haben, am Schluß dieser Mittheilungen das finden, wonach ihr Herz sich so sehr sehnt: Trost und Hoffnung, Hoffnung darauf, den rechten

Weg zu finden aus dem Labyrinth ihres vielgestaltigen Leidens. Doch bevor wir die Mittel zur Bekämpfung der Krankheit besprechen, ist es in der Ordnung, die Ursachen derselben kennen zu lernen.

Noch vor wenigen Decennien pflegte die Heilwissenschaft die krankhafte Nervosität schlechthin als das Product einer allgemeinen Functionsstörung der Nerven zu betrachten, womit genau dasselbe gesagt ist, als wenn man die Functionsstörung der Nerven als das Product der krankhaften Nervosität ansieht. Dieser vagen Anschauung entsprach die Behandlung. Man hatte ein reiches Arsenal von „Nervenmitteln“, wie Baldrian, Asa fötida, Kampher, Castoreum rc. Diese Mittel vermögen allerdings einzelne nervöse Beschwerden vorübergehend zu mildern, aber eine Heilung der Krankheit selbst ist durch sie wohl schwerlich jemals herbeigeführt worden. Die naturwissenschaftliche Methode, welcher die neuere Medicin folgt, begnügt sich nicht mit allgemeinen Begriffen und Phrasen, sie sucht auf dem Wege der exacten Untersuchung dem Wesen der Krankheit zu Leibe zu gehen. Nicht nur unsere Erkenntniß der Krankheiten ist dadurch wesentlich gefördert worden, sondern auch unsere Fähigkeit, dieselben zu heilen, wenn auch der weiteren Forschung und Erfahrung noch sehr viel zu thun übrig bleibt. Gewiß ist, daß der krankhaften Nervosität stets eine materielle Veränderung in der Substanz der Nerven oder des Gehirns oder des Rückenmarks — oft bei allen dreien zugleich — zu Grunde liegt. Wie diese krankhaften Veränderungen zu Stande kommen, ist noch nicht genügend erforscht worden.

Ohne Zweifel haben wir es am häufigsten mit Störungen in der Ernährung der Nervensubstanz zu thun. Die Nerven, das Hirn und das Rückenmark bedürfen, um gehörig functioniren zu können, des ununterbrochenen gesunden Stoffwechsels ebenso sehr wie alle anderen Organe. Besitzt das Blut nicht seine normalen Mischungsverhältnisse, wie z. B. in der Bleichsucht, so wird der normale Stoffwechsel im Gehirne und in den Nerven und hiermit die Function dieser Organe beeinträchtigt. Wir sehen daher die krankhafte Nervosität entstehen in Folge der verschiedensten Momente, welche eine Verschlechterung des Blutes bedingen, z. B. durch Mangel an Bewegung im Freien, längeren Aufenthalt in (besonders durch Kohlensäure) verdorbener Luft, fehlerhafte Diät und dergleichen mehr. Andererseits werden Erkrankungen der Nerven durch Ursachen erzeugt, die ohne Zweifel gleichfalls krankhafte Veränderungen in den stofflichen Verhältnissen der Nerven bewirken, während das Zustandekommen dieser Veränderungen weit schwieriger zu erklären ist, als bei den einfachen Ernährungsstörungen. Dahin gehören die nervösen Ueberreizungen und gewisse psychische Einflüsse. Von ersteren sind die sexuellen Ueberreizungen als sehr häufige und gefährliche Ursachen der Nervosität zu nennen; ferner zu große geistige Anstrengungen, besonders im Kindesalter, und der häufige Genuß aufregender Vergnügungen, namentlich wenn diese bis spät in die Nacht hinein dauern. Auch übermäßig betriebene Clavierübungen, wie sie große und kleine Wunderkinder, und die es werden wollen, sich auferlegen, sind hier zu nennen. Die musikalischen Conservatorien zu X. und Y. haben dem Verfasser schon manchen Patienten mit recht schweren Formen der Nervosität geliefert. Die krankmachenden psychischen Einflüsse werden wir näher besprechen.

Erwähnen wir jedoch hier, abgesondert von den anderen Ursachen, einen oft vorkommenden Krankheitszustand, der in der Regel mit beträchtlichen nervösen Störungen verbunden ist. Wir meinen die bei so vielen Patientinnen vorkommenden Lage- und Texturveränderungen gewisser Unterleibsorgane. In allen Fällen, wo eine Vermuthung hierfür vorliegt, säume man nicht, den Rath eines tüchtigen Facharztes (Gynäkologen) in Anspruch zu nehmen, was an dieser Stelle gesagt sein möge, um im weiteren Verlaufe dieser Mittheilungen eine unliebsame Wiederholung zu vermeiden.

Von der größten Bedeutung sind die mannigfachen ursächlichen Momente, welche schon in der Kindheit den Keim zur Entstehung der Nervosität legen. Es ist kaum glaublich, wie so manche Eltern geradezu darauf auszugehen scheinen, ihre geliebten Sprößlinge nach Möglichkeit reif und empfänglich für den Complex von Plagen, den wir Nervosität nennen, zu machen und sie einem an den besten Freuden armen Leben entgegen zu führen. Hier setzt ein unverständiger Vater sein achtjähriges Töchterchen, das soeben mit müdem Rücken von dreistündigem Sitzen auf der harten Schulbank und in der kohlensäurereichen Luft der Schulstube nach Hause kommt, noch eine volle Stunde an das siebenoctavige Marterholz, statt den armen Wurm hinaus in Gottes freie Luft zu schicken, damit die steif gesessenen Glieder sich wieder rühren und die kleine Brust wieder den frischen Lebensbalsam einathmen könne. Dort sehen wir eine thörichte Mutter, welche ihrem Kinde bei Zeiten maßlose Ansprüche einimpft, welche das Leben nie erfüllen wird. Wenn irgend möglich, wird jedem noch so unvernünftigen Wunsche des Kindes gefröhnt, und wo dies nicht möglich ist, wird es bedauert und vertröstet. Das arme Kind wird blasirt, noch ehe es die Kinderschuhe ausgezogen hat, und den Blüthen und Früchten, welche ihm das Leben bieten wird, im Voraus der Duft und Geschmack genommen. Während der oben genannte strafwürdige Vater sich ein bleichsüchtiges, energieloses Wesen großzieht, ist es hier die unvernünftige Mutter, welche ihr Kind verhindert, entsagen zu lernen und seine Willenskraft zu üben. Denn der Eigensinn, welchen sie ihrem Kinde anerzieht, ist von Willenskraft so verschieden, wie die Verneinung von der Bejahung, wie das Mundverziehen des von Leibweh geplagten Säuglings von dem glücklichen Lächeln des sich freuenden gesunden Kindes. Wir haben oben die Schwächung des Willens als ein wichtiges und charakteristisches Symptom der Nervosität angegeben. Es leuchtet ein, wie sehr dieser Krankheit durch eine verweichlichende und verwöhnende Erziehung vorgearbeitet wird, welche schon an und für sich, ohne Zuthun der Krankheit, die Ausbildung eines energischen Willensvermögens verhindert.

Nicht bloß in der fehlerhaften Erziehung, sondern auch in der „höheren Töchterschule“ werden die Keime des späteren Siechthums gelegt. Das tägliche fünf- bis sechsstündige Sitzen in der Schulstube möchte noch angehen, vorausgesetzt, daß dieselbe der Schülerzahl entsprechend geräumig und gut ventilirt ist, und daß zwischen zwei Stunden zehn freie Minuten sind. Aber wenn das Kind, statt nach der Schule sich reichlich Bewegung im Freien zu machen, eine Menge Aufgaben mit nach Hause bringt, zu deren Bewältigung kaum die Zeit ausreicht, so entsteht aus dieser Ueberanstrengung eine Ueberreizung und darauf folgende Ermüdung des Gehirns, welche oft aus munteren, Geist und Leben sprühenden Kindern für lange Zeit traurige, schlaffe Schlafmützen macht oder sie den hundertfachen Plagen der Nervosität überliefert. Und ist denn das, was durchschnittlich erreicht wird, der an Gesundheit und jugendlichem Frohsinn gebrachten Opfer werth? Es ist unvernünftig, das Gehirn der jungen Mädchen mit Kenntnißbrocken aus einer Menge wissenschaftlicher Disciplinen zu bestürmen. Es gehört ein sehr starker geistiger Magen dazu, um diese Fülle von Lernstoffen zu verdauen und nützlich zu verarbeiten. Bedenkt man dazu, daß in der Regel diese didaktische Nudelung mit dem sechszehnten oder siebenzehnten Lebensjahre plötzlich aufhört, und daß an ihre Stelle das Lesen von Romanen, Conversation über Bälle und Theater und dergleichen tritt, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn von den mühsam erworbenen ästhetischen, culturgeschichtlichen, chemischen und anderen Eroberungen bald nur noch einzelne dürftige Bruchstücke von zweifelhaftem Werthe vorhanden sind.

In den späteren Lebensperioden machen mehrfache psychische Einwirkungen sich bei Hervorbringung oder Beförderung der krankhaften Nervosität geltend. Es ist eine interessante Thatsache, daß keineswegs die deprimirenden Gemüthsaffecte im Allgemeinen diese Wirkung haben, sondern nur eine ziemlich beschränkte Kategorie derselben. Getäuschte Hoffnungen, Gefühle vermeintlicher oder wirklicher Zurücksetzung, Kummer über verfehlten Lebenszweck — das ist der fruchtbare Boden, auf welchem die Nervosität vortrefflich gedeiht.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Grab.

Wir waren der Einladung einer befreundeten Familie gefolgt, den August auf ihrem in der Nähe eines schönen Bergsees gelegenen Gute zu verleben, dessen Weltabgeschiedenheit sich oft durch Gäste bevölkerte. Sonntags pflegten die Frauen des Hauses zum Gottesdienste nach dem nahe gelegenen Kirchdorfe zu fahren und nachher bei dem alten Pfarrer vorzusprechen, der zur Mittagstafel in das Schloß mit zurückfuhr. Seit langen Jahren war der Gutsherr an seine feiertägige Tarokpartie mit dem geistlichen Herrn gewöhnt.

Am zweiten Sonntage meines Dortseins wurde die Hausfrau durch das Eintreffen unverhoffter Gäste von der Kirchfahrt abgehalten. Der sonnige Morgen lockte zum Spaziergange; ich zog deshalb vor, den Weg zu Fuß zurückzulegen, und gelangte auf schattigem Waldpfade rascher an mein Ziel, als ich gedacht. Das Dorf lag auf einem durch schönen Laubwald begrenzten Hügel, von dessen Gipfel die Kirche niedergrüßte; der Friedhof, welcher sich in leichter Senkung um dieselbe herzog, gewährte eine herrliche Aussicht auf Thal, See und Gebirge und bot unter alten Linden einen schattigen Ruheplatz. Es war mir keineswegs unlieb, vor Beginn des Gottesdienstes etwas Zeit vor mir zu haben und nach genossener Ruhe zwischen den Gräbern umherstreifen zu können. Noch war es hier oben völlig einsam.

Kaum läßt sich Freundlicheres denken, als der Eindruck, welchen solch ein Dorfkirchhof im sonntäglichen, sommerlichen Schmucke bietet; in unseren Gebirgsthälern herrscht die liebliche Sitte, am letzten Abende der Woche alle Gräber mit frischen Kränzen zu bedecken — dies ist Ehrensache und wird von Keinem versäumt. So grüßt am Sonntage die aufgehende Sonne schon all diese blühenden Zeichen der Liebe und des Gedenkens, und wer zwischen den geschmückten Gräbern wandelt, fühlt sich über den schmerzlichsten Eindruck eines Friedhofes fortgetäuscht: den des Vergessens. Wo nur die Natur ihre Gaben aus dem Staube Derer sprossen läßt, die gewesen, regt sich so leicht das Empfinden, wie bald Alles verschmerzt wird, selbst das tiefste Leid — Gras wächst darüber, sogar das Grab selbst wird heiter unter all dem Sprossen und Blühen. Dagegen weht aus solchem zu jedem neuen Feiertage neu gespendeten Blumengruße der Lebenden ein Hauch unvergänglicher Erinnerung, eine tröstende Poesie.

Nie habe ich einen Kirchhof gesehen, auf dem mehr Halme schwankten, mehr Rosen blühten, als jenen. Ueberall summten und schwirrten Käfer und beflügelte Insecten, überall wiegten sich bunte Schmetterlinge. Sonnenlicht auf allen Gräbern, nur zuweilen von leichten Schatten verdrängt, welche einige im Himmelsblau irrende Wolken niederfallen ließen. In feiernder Stimmung schlüpfte ich durch die schmalen, grasigen Pfade, las da und dort eine Inschrift oder betrachtete eines der naiv ersonnenen Denkzeichen; so gelangte ich auf den älteren, an die Rückseite der Kirche grenzenden Theil des Friedhofes, von wo man unmittelbar auf das Dorf niedersah, und sogleich fiel mir ein weißes Marmorkreuz in das Auge, welches sich blendend hervorhob. Ueberrascht trat ich näher.

Das Grab, an dessen Kopfende dieses durch tadellose Schönheit ausgezeichnete Kreuz emporragte, schien bereits Jahrzehnte zu zählen. Der eingesunkene Hügel war mit starkverzweigtem wucherndem Immergrün gleichsam überflochten. Eine große Trauerweide warf sanften Schatten darüber hin, zwischen dem die durchbrechende Sonne einzelne Lichtflocken wie Silber ausstreute. Ueber dem Schafte des Kreuzes, welches keine Inschrift trug, hing ein Epheukranz, dessen Blätter vom Nachtthau glänzten. Ein breites schwarzseidenes Band war fest um den Marmor geknüpft; ich hob eines der schlaff niederhängenden Enden und sah Worte in englischer Sprache darauf eingestickt; bereits waren die Goldfäden etwas verblaßt, doch ließ sich ohne Mühe die Bitte des Vaterunsers entziffern: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!

Das Geheimniß, welches sich um diese Grabstätte zu weben schien, frappirte mich. Weshalb trug sie weder Namens- noch Jahreszahl dessen, der darunter schlief? Ich beugte mich, eine Ranke Immergrün zu pflücken, und gewahrte nun erst eine ganz einfache, oben abgerundete Tafel, welche zu Füßen des Hügels mit schiefer Senkung in der Erde halb verschwand und von dem grünen Geranke fast übersponnen war. Nachdem meine Hand sie davon frei gemacht, zeigte sich trotz unverkennbarer Spuren von Wind und Wetter eine ehemals vergoldete Inschrift:

Emmy Walton
geboren den 10. October 1832
gestorben den 20. Mai 1849.

Ein junges Mädchen also! In den schönsten Lebenstagen statt des Brautbettes ein verlassenes Grab, statt der Myrthe zu Häupten die Trauerweide! Während ich noch stand und sann, läutete es zum Gottesdienste; wie von Schwingen getragen, hallte der Glockenruf durch den sonnenhellen Morgen über Berg und Wald hin. Es war der Tag des Herrn. Als ich langsam die Kirche umschritten hatte, strömten die Landleute bereits durch das Portal hinein; der eben noch so einsame Friedhof füllte sich mit bunten Gestalten, deren Zahl sich mit jedem Augenblicke

mehrte; sie hügelaufwärts und über die breiten Stufen näher kommen zu sehen, bot ein lebendiges Bild.

Meine Gedanken aber weilten nicht bei den Lebendigen, sondern bei den Todten; lebhaft gewecktes Interesse zerstreute mich während des Gottesdienstes und ließ mich ungeduldig dem Moment entgegensehen, wo ich mir vom Pfarrer Aufklärung über das Geschaute erbitten konnte. Sobald mich der würdige Herr in seinem schlichten Studirzimmer begrüßt hatte, wo wir auf das Eintreffen des Wagens zur gemeinschaftlichen Rückfahrt harren sollten, war mein erstes Wort die Frage, durch welchen Zusammenhang das Grab einer Ausländerin sich an so entlegene Stätte verirrt habe und weshalb es in so ungewöhnlicher Weise bezeichnet sei.

„Darüber wüßte ich Ihnen wohl Aufschluß zu geben," sagte der Pfarrer, „aber wahrhaftig, ich meine, wir sollten das lieber lassen. Sie schauen so frohherzig drein — da ist es beinahe schade, den gesegneten Sonntagsmorgen mit traurigen alten Geschichten zu verderben. So lange es auch schon her ist mit alledem, wird mir doch jedesmal kalt in meinen paar Haaren, so oft ich daran zurückdenke."

„Sie haben diese traurigen Dinge also miterlebt, Hochwürden? Ist kein Geheimniß dabei, dann bitte ich dringend, erzählen Sie mir davon!"

Er wiegte nachdenklich den Kopf. „Wissen Sie was? Wir setzen uns in die Bohnenlaube; dort ist's hübsch kühl, und wenn Sie es denn so wollen, berichte ich Ihnen die Begebenheit. Ich weiß ja, wie es mit den lieben Frauchen steht; erfahren wollen sie Alles; erzählte ich Ihnen die Geschichte nicht jetzt gleich, dann würden Sie im Schlosse danach fragen. Unsere Herrschaften haben es aber nicht gern, wenn die alten Historien aufgerührt werden; geht es sie auch weiter nichts an, so ist es ihnen doch ein unlieber Gedanke, daß so etwas gleichsam auf ihrem Grund und Boden passirt ist."

Wir saßen in der dichtumrankten Bohnenlaube, welche über den kleinen Nutzgarten des Pfarrhofes hinweg den Ausblick nach dem etwas tiefer gelegenen Brunnenplatze des Dorfes freiließ. Hart an der Fahrstraße, welche sich um die Anhöhe nach dem Saume des Waldes zog, lag die Schenkwirthschaft, das stattlichste Haus des kleinen Ortes.

„Sehen Sie, dort unten in der Schenke hat sich der Anfang der Geschichte zugetragen," sagte der Pfarrer und deutete hinab; „das ist nun über fünfundzwanzig Jahre her. Dazumal hat das Haus nur ein Stockwerk gehabt, ist überhaupt viel geringer gewesen, denn Einheimische haben selten über Nacht dort geherbergt, und Fremde sind gar nicht des Weges gekommen. Wer an den See gewollt hat oder in's Tirol, für den hat's nähere Straßen gegeben. Ich war damals noch nicht lange hier, und es kam mir gewaltig einsam vor. Man redet so viel vom Wohlleben der katholischen Geistlichkeit. Du meine Güte! Die so sprechen und schreiben, sollten einmal ein paar Jahre auf solch einem ärmlichen Pfarrdorfe sitzen. Jetzt ist das Haus in gutem Stand, damals blies es aber beinahe der Wind um; die Zehrung war kümmerlich und mit Umgang für unser Einen sah es noch übler aus. Am Ort sind Bader, Wirth und Schulze Nummer eins, und bei den Herrschaften konnte ich zuerst die Blödigkeit nicht überwinden. Alles muß gelernt sein. Zur Zeit, als die Geschichte passirte, hat nur der alte Gutsherr im Schlosse gewohnt; die gegenwärtige Herrschaft war für den Winter nach Italien gereist und vom Heimkommen keine Rede, obgleich schon der grüne Frühling in's Land schaute.

So war es an einem Samstagabend im Mai, als ich hier in der Bohnenlaube saß und meine Predigt für den nächsten Tag memorirte. Da hörte ich Pferdegetrappel und Rädergerolle, wie von herrschaftlichen Wagen. Ich schaute auf und sah zu meiner Verwunderung eine fremde, vornehme Reisekutsche, wie wir sonst nie dergleichen hier zu sehen bekamen. Obgleich tüchtige Rosse vorgespannt waren, bewegte sich das Gefährt ganz langsam, und ich hatte Zeit, mir die Insassen zu betrachten. Das Verdeck war zurückgeschlagen, und auf dem Rücksitze schaute ich ein feines Pärchen. Der Herr hatte seinen Kopf nach der anderen Seite gewendet; ich gewahrte nur, daß er hochgewachsen war und von adliger Gestalt. Um so deutlicher sah ich seine Nachbarin — lieber Gott, das Gesicht ist mir ja nachher wieder vor die Augen gekommen! Es gemahnte mich an die heilige Cäcilia in unserem Musiksaale im Seminar; langes blondes Gelock floß ihr um das helle Gesicht, und blutjung sah sie aus, schaute aber traurig vor sich hin, als ginge sie die ganze Welt nichts an.

Der Wagen hielt vor dem Wirthshause, und während die Beiden noch drinnen sitzen blieben, merkte ich, daß eines der Räder zu Schaden gekommen sein mußte, denn Wirth und Kutscher machten sich daran zu schaffen, worauf die Reisenden ausstiegen und in's Haus gingen. Ein feiner Bedienter, der auf dem hinteren Bocke gesessen hatte, ließ die Koffer abschnallen, dann wurde der Wagen zum Radmacher gebracht. ‚Nun,' dacht' ich, ‚die sind auch anders zu übernachten gewöhnt, als sie's beim Hirschwirth finden,' und machte mich wieder an meine Predigt.

Ein paar Stunden nachher — ich hatte längst zu Nacht gespeist und wollte mich eben schlafen legen — schellt' es an der Pfarre und gleich darauf kommt die Liese mit großem Lamento herein, zu melden, ein Bote vom Schloß sei da, der alte Herr hätte einen Schlaganfall, und das Jagdwägelchen wäre gesandt, mich hinzuholen. Ich frug nach dem Boten, und wie ich hörte, daß der hinab in's Wirthshaus ist, um dort den Bader abzurufen, der vielleicht eine Ader schlagen müßte, lief ich im ersten Schreck barhäuptig hinunter, um nähere Auskunft zu erhalten. Es gab einen kleinen Verzug, weil der Bader nicht gleich zur Stelle war; während ich nun mit dem Wirthe und dem Boten sprach, hörte ich auf einmal durch das offene Fenster des Herrenstübles, wo wir standen, laute Stimmen, die sich von oben her gleichzeitig vernehmen ließen, die eine wie im Schluchzen, die andere wie im Zorn. Es dauerte nur einen Augenblick, dann wurde im oberen Stockwerk ein Fenster zugeschlagen, und dicht hinter mir hörte ich Einen, wie vor sich hin, sagen:

‚Da zanken sie sich schon wieder.'

Ich schaute um und sah den fremden Kammerdiener, auf den ich zuvor nicht Acht gehabt, bei seinem Schoppen sitzen. Da mir der Sinn auf ganz Anderes stand, war all das nur wie beiläufig an meine Ohren gedrungen, und kam mir erst später wieder in's Gedächtniß, dann freilich scharf genug. Inzwischen traf der Bader ein; ich begab mich eiligst nach dem Pfarrhofe zurück, wo der Sacristan schon das Nöthige bereit hielt, und wir fuhren ab. Leider trafen wir den alten Herrn in so üblem Zustande, daß auch der Physikus, welcher nach ein paar Stunden aus der Stadt eintraf, nichts mehr vermochte und deswegen gleich wieder umkehrte. Ehe noch der Tag graute, drückte ich dem braven Herrn die Augen zu, ohne daß er sich der heiligen Wegzehrung, die ich ihm gereicht, nur bewußt geworden wäre. Wir rathschlagten mit dem Verwalter, was jetzt zunächst zu thun sei, und waren eben im Begriff noch für ein Stündchen der Ruhe zu pflegen, als wir vor Thau und Tage wieder herausgeklopft wurden. Diesmal war es ein Bote vom Orte, den der Wirth hergeschickt hatte, um wo möglich den Physikus, jedenfalls den Bader so schnell wie möglich dorthin zu bescheiden, weil das fremde Fräulein plötzlich sterbenskrank geworden sei.

Da es im Trauerhause zunächst keine Amtspflicht für mich gab, fuhr ich gleich mit dem Bader zurück; der Physikus hatte sich, wie gesagt, gar nicht aufgehalten. Wir trafen im Wirthshause Alles auf den Beinen und in großer Verstörung; es hieß, das Fräulein sei soeben verschieden.

Ganz bestürzt durch die Plötzlichkeit dieses Falles und in der Meinung, vielleicht irgendwie nützen zu können, blieb ich anwesend, um den Ausspruch des Baders abzuwarten, welchen der Wirth sogleich in das Gastzimmer geführt hatte. Schon nach wenigen Minuten kam Jener wieder von dort herunter und sagte mir achselzuckend, da sei nichts mehr zu machen; ein Herzschlag habe augenblicklichen Tod herbeigeführt. Ich ließ bei dem fremden Herrn anfragen, ob mein Besuch ihm etwa genehm sei, erhielt aber den Bescheid, daß er mich im Laufe des Morgens in der Pfarre aufsuchen würde. Ganz erschöpft von all' den Erlebnissen dieser Nacht, begab ich mich darauf nach Hause.

Gegen Mittag fand sich der Fremde bei mir ein, um Rücksprache zu nehmen. Er nannte sich Mr. Walton, war nicht, wie wir gemeint, ein Engländer, sondern aus Irland und gleich der Verstorbenen katholischen Glaubens. Sein unverhohlener Kummer flößte mir große Theilnahme ein; so gelassen er sich auch zu

erscheinen bemühte, waren doch alle Züge seines schönen Gesichts wie von verzweifeltem Schmerze durchwühlt. Nach meiner Schätzung mochte er ein beginnender Dreißiger sein. Alles, was er sprach und that, hatte vornehme Art. Er fragte mich, ob sich die Bestattung seiner Schwester wohl in der ersten Frühe des folgenden Tages ermöglichen lasse, da er in Familienangelegenheiten zu bestimmt und nahe bevorstehendem Termine erwartet würde. Seine mir vorgelegten Papiere sowohl wie der Todtenschein waren in bester Ordnung, ich erklärte mich also bereit, diesem Wunsche zu willfahren. Als ich die Todte einsegnete, begriff ich ganz die namenlose Verstörung, welche sich in Blick und Miene des Bruders äußerte, dem sie so plötzlich entrissen war. Das schöne junge Kind lag da wie ein Schneeglöckchen, welches der Sturm vom Stengel gerissen; obgleich der Todesengel sie umfing, sah sie doch auch jetzt noch blumenhaft licht und frisch aus. Freilich mochte sie überzart gewesen sein; nie wieder sah ich so feine Händchen.

So wurde sie denn am folgenden Morgen bestattet. Es war mir nicht unlieb, dieser Amtspflicht bald genügen zu können, denn Nachmittags mußte ich in das Schloß, wo sich Keiner recht zu helfen wußte, da von der Verwandtschaft noch Niemand eingetroffen war, und am folgenden Tage sollte die Todesfeier unseres Herrn celebrirt werden, an welcher die ganze Gegend Antheil nahm.

Herr Walton fuhr unmittelbar nach dem Begräbnisse seiner Schwester von dannen. Er hatte eine namhafte Summe für die Ortsarmen zurückgelassen und meine Zusage bekommen, daß Fräulein Emmy's Grab in gutem Stande erhalten werden sollte."

Der alte Herr brach ab und putzte nachdenklich seine Brillengläser.

„Hierbei blieb es aber nicht?" fragte ich nach einer Weile.

„Bewahre, bewahre!" sagte er kopfschüttelnd. „Es ist erstaunlich, wie Einem nach langen Jahren solche Gesichter wieder vor Augen stehen, die doch längst begraben und vergangen sind. Eben war mir's, als müßt' ich mit den Beiden Zwiesprach halten, denn damals, als ich sie vor mir sah, hab' ich ja nichts von ihnen gewußt und gekannt, und wie merkwürdig sind sie mir später geworden! — Was ich Ihnen bisher berichtet, liebe Dame, war nur der Anfang. Zunächst kam ein großer Schrecken.

Nicht lange nach dem Todesfalle — es mochten ungefähr vierzehn Tage vergangen sein — erschien der Wirth im Pfarrhofe. Sein verstörtes Gesicht und die Heimlichkeit, womit er mich allein zu sprechen begehrte, fielen mir gleich auf, doch war ich wenig auf das gefaßt, was er mir zu sagen kam. Desselbigen Tages wurde in seinem Hofe der Kehrichthaufen fortgeschafft. Seine kleine Dirne spielte dort herum und las sich allerlei glitzernde Porcellan- und Glasscherben zusammen, die bei Aufladen des Gerölls zur Seite fielen. Auf einmal kam es wehklagend zum Vater, sein Kätzchen sei todt, es hätte am Glase geleckt und jetzt wär' es hin. Das kam dem Wirthe auffällig vor, und als er mit dem Kinde nach der Stelle ging, zeigte es ihm den unteren Theil eines zerbrochenen Glases, auf dessen Grunde noch ein Bodensatz von Zucker klebte. Dem Wirthe schoß es siedend heiß durch den Kopf. In diesem Glase, einem Krystallpokale, der nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt wurde, hatte der fremde Bediente in seiner Gegenwart eine Limonade zurecht gemacht, welche von den Gästen begehrt worden war, und sie selbst hinaufgetragen. Kaum eine halbe Stunde nachher war das Fräulein erkrankt. Die Aufregung, mit welcher der Wirth mir diesen Umstand mittheilte, ergriff auch mich. Er hatte den Scherben mitgebracht, welcher in der That noch einen hinreichend starken Bodensatz zeigte, um eine Untersuchung desselben möglich zu machen. Die Plötzlichkeit, mit welcher der Tod des Thierchens stattgefunden, welches davon genossen, rechtfertigte einen schauerlichen Verdacht, und ich saß im ersten Momente sprachlos vor Schrecken. Der Wirth drang in mich, ihm zu rathen, was er thun oder lassen sollte. Er hätte gern von der Sache still geschwiegen, denn er scheute das große Aufsehen, doch hatte er Gewissensscrupel, ob er nicht verpflichtet sei, Anzeige zu machen.

Ich dachte lange nach. Während ich die Wahrnehmungen jener Nacht an meinem Geiste vorüberziehen ließ, kam mir plötzlich jenes kaum beachtete Wort des Dieners wieder in den Sinn: ‚Da zanken sie sich schon wieder.‘ Die tiefe Niedergeschlagenheit des jungen Mädchens, die mir bei ihrem ersten Anblick aufgefallen war, der Streit zwischen Bruder und Schwester, von welchem mein Ohr zwar nur wenige, aber unverkennbare Klänge aufgefangen hatte, die Verstörung Walton's nach Emmy's jähem Ende — Alles das, was mir bei völliger Ahnungslosigkeit damals keine Spur von Verdacht eingeflößt hatte, verknüpfte sich jetzt mit einander, und plötzlich stand die Ueberzeugung in mir felsenfest, daß hier ein Verbrechen begangen worden. Nachdem ich mit mir in's Reine gekommen, und der Wirth seine Frage wiederholt hatte, ob er von dem Vorkommniß gerichtliche Anzeige machen müßte, rieth ich ihm hiervon ab."

„Sie riethen ab?" fragte ich befremdet.

Der Pfarrer richtete seine milden Augen voll auf mich und legte seine welke Hand wie beschwichtigend auf die meinige. „Wir Beichtväter wissen Eines," sagte er mit tiefem Ernst. „Damit schwere Verschuldung auch schwere Sühne erfährt, bedarf es keiner weltlichen Strafen. Durch dasselbe Thor, wo die Sünde hinausgegangen ist, kömmt die Vergeltung herein, wenn auch keines Menschen Auge das sieht, keines Menschen Ohr davon hört. Gott läßt sich nicht spotten. Wer sich dunkler Thaten bewußt ist, geht durch Nacht, wo er auch gehen und welche Sonne ihm auch scheinen mag. — Vom weltlichen Standpunkt betrachtet, erschien es äußerst fraglich, ob eine gerichtliche Untersuchung dieses Vorfalls zu irgend einem Resultat führen würde. Wenn ein Verbrechen nachzuweisen war, so sprach jede Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Thäter nicht seinen wirklichen Namen angegeben hatte. Ob diese Beiden überhaupt in geschwisterlichem Verhältnisse gestanden, ob der vielleicht am ehesten zu ermittelnde Diener sich als Zeuge gegen den Verbrecher, oder als dessen Mitschuldiger erweisen würde — wer vermochte das zu beurtheilen? Wir lebten in unruhigen Zeiten; die Reisenden waren Ausländer, und es gab damals keine Telegraphen, die, wie heute, das Verborgene von Land zu Lande tragen. Jedenfalls hätte die Ruhe der Todten gestört, ihr Grab geöffnet werden müssen. Alles das hatte ich bedacht und rieth zum Schweigen.

Der Wirth war dieses Rathes froh, und ich glaube, daß er in der That geschwiegen hat. Dennoch gingen nach kurzer Zeit Gerüchte um, die Fremde sei keines natürlichen Todes gestorben. Sie können dies, gleichsam als Sage, noch heute aus dem Munde jedes Bauernweibes vernehmen. Doch verlor sich das Gerede wieder, gleich allem, das keine Nahrung findet, bis die Errichtung des Marmorkreuzes den Leuten das vergessene Ereigniß neu in den Sinn brachte."

Ehe ich die Frage aussprechen konnte, welche mir diese letzte Bemerkung auf die Lippen drängte, kam die alte Köchin in den Garten und meldete, der Wagen sei da.

„Kommen Sie noch einen Augenblick in das Haus!" sagte der Pfarrer, indem wir uns erhoben; „ich möchte Ihnen etwas zeigen."

Nachdem wir in sein Studirzimmer getreten, schloß er eine Lade seines Schreibpultes auf und enthüllte eine sorgfältig in Seidenpapier verwahrte Photographie, die er mir reichte. Das Bild fesselte mich ganz eigenthümlich; es war das einer Nonne im Habit. Aus dem nicht mehr ganz jugendlichen Gesicht, dessen weiche Linien für Liebe und Freude geschaffen schienen, blickten tief schwermüthige Augen. Trotz der im Grunde dieses Blickes ruhenden Trauer blieb der herrschende Ausdruck der sprechenden Züge ein Abglanz unsagbaren Friedens.

Als ich das Bild dem Pfarrer zurückgab, nachdem Auge und Gedanke lange darauf verweilt hatten, sagte er nachdrücklich: „Von Dieser erzähle ich Ihnen unterwegs. Es ist das Ende."

Wir fuhren schweigsam durch die belebte Dorfstraße, wo sonntäglich geputzte Mädchen und Kinder vor allen Thüren saßen und sich mit raschem Knix vor uns erhoben. Das Wetter war herrlich, die Wärme durch einen frischen Luftzug gemildert. Eilige Vögel segelten durch die klar blaue Luft. Als wir durch die einsamen Felder und Wiesen fuhren, auf welchen das frischgemähte Grummet in lockeren Haufen stand und jenen mit nichts Anderem vergleichbaren würzigen Heuduft ausströmte, nahm der geistliche Herr seine Erzählung wieder auf.

„Seit den damaligen Vorgängen mochten fünfzehn Jahre verstrichen sein," sagte er mit etwas gedämpfter Stimme, „da hielt eines Morgens im Spätherbst, als es eben zu dämmern begann, eine verschlossene Reisekutsche vor dem Wirthshause. Keine Bedienung

war dabei außer dem Kutscher, kein Gepäck als eine hölzerne Kiste, die am Rücktheil festgeschnallt war. Eine Dame in Trauerkleidung stieg aus, ließ sich ein Zimmer anweisen und erkundigte sich vor Allem, ob der Ortsgeistliche noch an demselben Abend zu sprechen sei. Der Wirth schickte um Nachfrage herauf; bald nachher trat die Fremde bei mir ein. — Sie haben ja das Bild gesehen! Zu jener Zeit war sie jünger, auch versteckt jetzt der Nonnenschleier ihr schimmerndes blondes Haar; sonst ist kein Unterschied, denn schwarz gekleidet und dicht eingehüllt erschien sie damals auch. Nachdem sie mich begrüßt, nannte sie sich mir als Frau Walton und bat mich, ihr die Grabstätte ihrer Schwägerin Emmy zu zeigen. Sie mögen denken, wie überrascht ich war. Also doch! Ich war bisher fast überzeugt gewesen, daß der Name, welcher in jenen Tagen genannt worden, ein fingirter sei.

Froh darüber, das Grab wohlgepflegt zeigen zu können, machte ich mich sofort bereit, Frau Walton zum Kirchhof zu begleiten. Während wir den kurzen Weg zurücklegten, sprach die Dame kein Wort; sie bewegte sich so leise wie ein Schatten; dies fiel mir besonders auf, während die dunkle, leichte Gestalt vor mir her die Stufen zum Kirchwege überschritt — fast schien sie aufwärts zu schweben. Als wir am Ziele waren, kniete sie vor dem Hügel nieder und verhüllte das Gesicht. Ich nahm dies für ein Zeichen, mich zurückziehen zu sollen, und ging heimzu. Es war schon recht herbstlich; auf Schritt und Tritt rieselte das falbe Laub von den Bäumen nieder. Viel zog mir durch Sinn und Gedanken, während ich mich langsam nach Hause begab.

Nach geraumer Zeit trat Frau Walton wieder bei mir ein. Ich rückte ihr den Sorgenstuhl nahe zum Ofen; sie war blaß und zitterte, als fröre sie bis in's Mark hinein. Kein Wunder, nachdem sie so lange draußen im feuchten Nebel geblieben. ‚Womit kann ich dienen?‘ fragte ich, als wir uns eine Weile schweigend gegenüber gesessen.

Sie erhob ihre traurigen Augen und sagte still, aber mit festem Ton: ‚Ein doppeltes Anliegen führt mich zu Ihnen, Hochwürden. Das Kreuz, welches ich für das Grab meiner armen Schwägerin mitgebracht, bitte ich Sie dort aufrichten zu lassen und mit Ihrem priesterlichen Segen zu weihen. Und dann — hier in der Nähe ist ein Frauenkloster. Könnten Sie mir eine Empfehlung geben, die mir dort Aufnahme als Novize verschafft?‘

‚Sie wollen den Schleier nehmen?‘ fragte ich überrascht. ‚Darf ich fragen, ob Sie diesen Schritt reiflich überlegt haben, ob auch Ihre Familie zustimmt?‘

‚Ich stehe allein,‘ entgegnete sie mit sanftem Tone. Dann beugte sie sich dicht zu mir herüber und frug kaum hörbar, aber eindringlich: ‚Sie haben meine Schwägerin bestattet. Wissen Sie, auf welche Weise sie gestorben ist? — Antworten Sie wie vor Gott!‘

Betroffen schwieg ich einen Moment. ‚Wenn Sie so fragen,‘ sagte ich endlich, ‚dann sollen Sie Wahrheit hören. Nach meinem Ermessen starb Emmy Walton durch ein Verbrechen.‘

Sie senkte tief ihre blasse Stirn. ‚Dieses Verbrechens Ursache war ich.‘

‚Unmöglich!‘ rief ich aus, und das Wort kam aus meinem Innersten. Die lauterste Unschuld sprach aus diesem Gesichte.

Hierauf erzählte sie mir ihre Geschichte. Ja, könnte ich sie mit dem Tone, mit den schlichten und dabei so herzerschütternden Worten wiederholen, welche ich damals vernahm, dann würden Sie einen ganz anderen Eindruck erhalten, als jetzt möglich ist, wo ich Ihnen nur die trockenen Thatsachen erzählen kann.

Ina Walton war eine Deutsche, die Tochter eines hochgestellten Mannes, der kein Vermögen besaß und mit vielen Ansprüchen in der großen Welt lebte. Während einer Reise hatte sie George Walton kennen und lieben gelernt. Der junge Mann legte ihrem Vater den Stand seiner Verhältnisse dar, welche von demselben ungenügend befunden wurden; doch zeigte er sich nachgiebiger, nachdem er erfahren, daß sichere Aussicht vorhanden war, das Vermögen des Bewerbers zu verdoppeln, dessen einzige Schwester im Begriffe stand, den Schleier zu nehmen und dem Bruder ihre Habe zu überlassen. Ina selbst, die mit der Kenntniß solcher Verhandlungen verschont geblieben war, erfuhr nun, daß die Schwester ihres Geliebten Nonne zu werden wünschte und verlangte lebhaft danach, sie zuvor kennen zu lernen. Da sich Emmy gegenwärtig bei einer Verwandten aufhielt, weil nach Klosterregel ein Jahr Zwischenraum erforderlich ist, ehe eine Pensionärin Novize werden kann, versprach der Bräutigam, sie womöglich zur Hochzeit mitzubringen, nachdem er zuvor in seine Heimath gereist war, um sein Haus zu bestellen. Zur Bestürzung der Braut traf aber, als der Hochzeitstag schon ganz nahe bevorstand, ihr Verlobter verspätet, allein und in tiefer Verstörung ein, da er während der Reise seine junge Schwester durch den Tod verloren hatte. Trotzdem wurde die Trauung ohne Aufschub in aller Stille vollzogen, und das vereinte Paar reiste nach Irland ab.“

Der geistliche Herr sann einen Augenblick nach.

„Ist mir doch,“ fuhr er dann belebter fort, „als sähe und hörte ich die arme junge Frau eben jetzt! — Ihre Stimme klang so süß und traurig, als sie auf ihre Ehe zu sprechen kam, wie sie Beide einander geliebt, und daß sie doch niemals glücklich gewesen, keinen Tag, keine Stunde lang. Daß ihr der Gatte Alles gab, nur sein Vertrauen nicht, daß sie immer ein Ungesagtes zwischen ihm und sich empfunden, etwas, das man nicht sieht, nur fühlt, etwas, das ihn so lange drückte, bis es ihn erdrückt hat — alles das erzählte sie mir.

Sechs Wochen, bevor sie zu mir kam, war ihr Gatte nach einem wilden Ritte heftig erkrankt und gestorben. In seiner Todesstunde hatte er zu ihr gesprochen.

Was sie mir davon wiederholte, war keine Beichte; sie betonte nachdrücklich, ich möchte damit schalten nach Bedarf, denn sie meinte, weil ich von diesem Verbrechen wisse, würden sicherlich auch Andere davon Kunde haben, und um ihres Todten willen hielt sie nicht mit der Wahrheit zurück. Was ich erfuhr, war allerdings ein Anderes, als was ich noch beim Beginne ihrer Erzählung geglaubt.

Als George Walton, ein glücklicher Bräutigam, nach Irland zurückkehrte, hatte er seiner Schwester Gedanken verändert gefunden; sie verlangte in der Welt fortzuleben, welche sie seit Kurzem kennen gelernt. Dies kam in jeder Weise unerwartet, denn des jungen Mädchens früh gefaßter Entschluß hatte schon aus dem Grunde die Zustimmung ihrer Familie gefunden, weil sie, von Kindheit auf überzart organisirt, durch stete Kränklichkeit auf ein Stillleben angewiesen war. George überzeugte sich bald, daß phantastische Neigung zu einem jungen Wüstlinge, welchem Emmy nie hätte angehören können, die eigentliche Triebfeder ihrer veränderten Entschlüsse war; nicht nur um seinetwillen, auch ihrer selbst willen bot er Alles auf, ihre Gedanken wieder zu wenden. Als er damit scheiterte, blieb ihm nichts übrig, als dem Vater seiner Braut offen mitzutheilen, daß die ihm dargelegten Verhältnisse nicht mehr die gleichen seien. Die Antwort, welche er empfing, überbot seine schlimmsten Befürchtungen; sie sprach Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit aus, beschuldigte ihn absichtlicher Vorspiegelung und kam fast einem Bruche gleich. Walton war ungewiß, ob der Vater seiner Braut wirklich an seiner Ehrenhaftigkeit Zweifel hegte, oder ob der Umstand, daß solche Veränderung seiner Aussichten im letzten Momente zur Sprache kam, nur den erwünschten Vorwand zur Auflösung einer Verbindung lieh, welche überhaupt ungern zugegeben worden — um so gewisser erschien ihm der drohende Verlust der leidenschaftlich Geliebten. Er konnte diesen Gedanken nicht ertragen und schrieb zurück, seine Schwester würde ihn nach Deutschland begleiten und persönlich ihre nur für kurze Dauer erschütterten Absichten zu seinen Gunsten bestätigen. Er selbst glaubte das, oder täuschte sich wenigstens in solchen Glauben hinein.

Emmy's unglückliche Neigung, ihre schwache Gesundheit, der früher so lebhaft geäußerte Hang zum Klosterleben — das Alles ließ ihm die Aufgabe, ihren Sinn wieder zu wenden, als Nothwendigkeit erscheinen, nicht minder für sie als für sich. Noch hatte er ihr nicht von dem Gewichte gesprochen, welches ihr Entschluß in die Schale seines eigenen Glückes warf; er beredete sie, ihm zu seiner Hochzeit zu folgen. Unterwegs sagte, gestand er ihr Alles, bestürmte sie mit allen Mitteln der Liebe und Bitte, sich seinen Gründen zu fügen. Sie weigerte sich mit einer Ausdauer, welche er von dem zarten Kinde nicht erwartet und die ihn zur Verzweiflung trieb. Er machte mit ihr



Wallachische Wasserträgerin.
Nach dem Oelgemälde von H. Weber.

einen Umweg nach dem andern; er meinte, zuletzt müßte sie seinem Drängen nachgeben. Jetzt stand nicht sein Glück allein, jetzt stand wirklich seine Ehre auf dem Spiele — wie durfte er vor seine Braut treten, die von Nichts wußte, wie vor deren Vater, wenn er zum zweiten Male nicht wahr machen konnte, was er demselben zugesagt? Seine rastlose, fieberische Angst wuchs zur äußersten Erregung. Der Gedanke an die immer näher drohende Entscheidung umklammerte ihn wie mit Krallen, zuletzt gab sie ihm das grausamste Mittel ein.

Wann und wo, zu welchem Zwecke er sich das unselige Pulver verschafft haben mochte — wer weiß das! In jener verhängnißvollen Stunde, wo alle guten Geister ihn verließen, schüttete er es in Emmy's Gegenwart in ein Glas und schwur einen hohen Eid, sich vor ihren Augen zu tödten, wenn sie dabei beharre, sein Glück zu vernichten, ohne doch ihr eigenes zu gewinnen. Aber auch sie, die arme Unschuldige, war bis zum Aeußersten getrieben. Unversehens riß sie das Glas an sich und leerte es im gleichen Augenblicke selbst mit einem Zuge."

Der Pfarrer schwieg. Vielleicht ließ ihn nur der Ausruf abbrechen, welcher mir unwillkürlich entschlüpfte: „Verhängniß!"

Er schüttelte leise den ehrwürdigen Kopf. „Gott sei den armen Seelen gnädig!" sagte er, „dieses Wort mußte ich auch zu ihr sprechen, als sie geendet hatte und ihr gesenktes Haupt erhob. Flüsternd wie ein Beichtkind hatte sie zu mir geredet, nur daß sie statt eigener Sündenschuld Reue und Buße für die Andern auf ihre unschuldige Seele nahm. Ihr letztes Wort ist mir unvergessen in's Gedächtniß geschrieben. ‚Sie wissen jetzt, mein Vater, weshalb das Kloster meine Heimath werden muß,' sagte sie da, ‚und warum hier. Das irdische Gut sei der Armen! Helfen Sie mir an mein Ziel!'"

„Und Sie haben ihr geholfen? Und Sie hören zuweilen von ihr?"

Er nickte still bejahend. Ein Luftzug bewegte seine spärlichen weißen Haare, während er das Auge nach dem See hinüberstreifen ließ, dessen schimmernde blaue Fläche fernher glänzte.

„Voriges Jahr besuchte mich der Beichtvater des Klosters vom Wörth. Schwester Celeste hatte ihm als Gruß das Bild mitgegeben, welches Sie gesehen, und die Trauerschleife, die sie eigenhändig für das Grabkreuz gestickt."

„Und was erfuhren Sie sonst von ihr? Hat sie Frieden gefunden?"

„Frieden? Sie war allezeit schuldlos," sagte der Pfarrer, „und ihre Sühne ist Liebe, wie auch alles Sündigen in dieser unglückseligen Verkettung von Schicksalen nur übel verstandene Liebe gewesen. Liebe aber wird jedem Unschuldigen zum Frieden."

Wir fuhren in die zum Schlosse führende Nußbaumallee ein. Von jenseits des Sees klang das Horaglöckchen des Nonnenklosters schwach durch die stille mittägige Luft.

A. Godin.

Nervöse Leiden.

Von Dr. J. Schwabe.

(Schluß.)

Wir dürfen diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch mit einigen Worten der Verstöße zu gedenken, welche gegen die gesundheitsgemäße psychische Diät („geistige Ernährung") sehr häufig begangen werden, und im Vereine mit anderen Schädlichkeiten die Entstehung der Nervosität befördern. Das Gehirn, welches wir ja doch als Urquell, Regulator und Rückflußreservoir aller Nerventhätigkeit zu betrachten haben, bedarf nicht nur gesunder materieller Ernährung durch das ihm zugeführte Blut, um gesund functioniren zu können, es gehört dazu auch, daß seine Thätigkeit in geeigneter Weise geübt werde. Aber damit, meine geehrten Damen, sieht es bei sehr vielen unter Ihnen wirklich schlimm aus. Ich rede nicht von den wackeren Hausfrauen, deren Verstand, Gemüth und Willensvermögen durch umsichtige Führung des Haushaltes und durch die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder hinreichend geübt wird, wenn ihnen auch keine Zeit für geistige Beschäftigung im engeren Sinne des Wortes übrig bleibt. Ich rede von den jungen und älteren Damen, die viele freie Zeit übrig haben und dieselbe mit nichts ausfüllen, was einer ernsten, nützlichen, die geistige Ausbildung fördernden Beschäftigung ähnlich sieht.

Statt einer energischen geistigen Anregung geben sich Viele dem übertriebenen Romanlesen hin, welches den Geist verweichlicht, ihm eine ungesunde träumerische Richtung giebt. Von Zeit zu Zeit einen guten Roman zu lesen, ist ja eine angenehme und selbst anregende Unterhaltung; nur das Uebermaß ist schädlich. Noch eine andere Art der Lectüre, welcher heutzutage recht häufig gefröhnt wird, muß ich aus ärztlicher Erfahrung als höchst schädlich für Alle, die zur Nervosität und Gemüthsverstimmung incliniren, bezeichnen. Es sind dies die dicken, mit zehn oder zwanzig verschiedenen belletristischen Journalen gefüllten Mappen, welche allwöchentlich aus den selbst in den kleinsten Städten zu findenden Journalcirkeln den Familien zugetragen werden. Ist auch ein gutes Journal ohne Zweifel ein gutes Bildungs- und Bindungsmittel am Familientische, so ist doch leicht einzusehen, daß die zehn oder zwanzig verschiedenen Inhalte, auf einmal oder kurz nacheinander genossen, ein Ragout bilden, welches unmöglich eine gesunde geistige Nahrung gewähren kann. Solche Lectüre zersplittert, zerstreut und überreizt, statt den Geist zu sammeln und zu stärken und seine Weiterbildung zu fördern.

Der Frage, wie die Nervosität zu heilen sei, möchte wohl manche Kranke, die See- und andere Bäder, Mineralwasser-, Stahl- und andere Curen und einen Arzt nach dem anderen vergebens gebraucht hat, die mit wenig Vertrauen ausgesprochene andere Frage vorausschicken: ob es denn überhaupt möglich sei, von einmal ausgebildeter Nervosität befreit zu werden? Hierauf antworten wir, gestützt auf vieljährige und reichliche Erfahrung: in jedem, auch dem schlimmsten Falle, ist Besserung der vorhandenen Leiden, und in den meisten Fällen ist Heilung zu erreichen. Nur gehört Geduld und Ausdauer dazu. Immer aber ist es leichter, Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen. Besprechen wir zunächst, wie diese Aufgabe zu lösen ist, deren wichtigster Theil der Erziehung anheimfällt.

Väter und Mütter, Ihr könnt Euern Kindern Eure Liebe durch nichts besser erweisen, als wenn Ihr ihnen vom ersten Lebensjahre an eine in leiblicher wie in geistiger Beziehung etwas harte Erziehung gebt. Der Ausdruck hart ist nicht mißzuverstehen; es soll damit lediglich das Gegentheil von Allem, was geistig und körperlich verweichlicht, bezeichnet werden.

Die Kost des Kindes sei einfach, leicht verdaulich und nahrhaft. Je näher dem ersten Lebensjahre, um so ausschließlicher bestehe sie aus Milch, dem vollkommensten aller Nahrungsmittel. Ganz entgegen dem bornirten Geschwätze alter Fraubasen, die da behaupten, das Kind, das kaum laufen gelernt hat, müsse von Allem mitessen, was auf den Tisch kommt (wodurch dicke Bäuche und dünne, krumme Beine und andere Symptome der Scrophulose erzeugt werden), ist es eine wahre Freude, ein in der Fülle von Kraft und Gesundheit blühendes Kind zu sehen, welches weit über das erste Jahr hinaus ausschließlich mit guter Milch genährt worden ist. Alle aufregenden Getränke, wie Bier, Wein, Kaffee rc., sind zu vermeiden. An dem Volksglauben, daß die Kinder durch Kaffeetrinken grillig und unartig werden, ist etwas Wahres. Schädlich ist der Genuß von Leckereien, wozu jedoch das Obst nicht zu rechnen ist. Sie verderben die Verdauung und die Zähne und schaden überdies dadurch, daß sie das Kind verwöhnen. Ebenso wichtig wie gesunde Kost ist der häufige und reichliche Genuß der freien Luft und tüchtige Bewegung in derselben. In den ersten Lebensmonaten ist das Kind täglich in Wasser von 28 bis herab zu 25 Grad Réaumur Wärme zu baden. Nach dem ersten Lebensjahre muß mit dieser Temperatur ganz allmählich herabgegangen werden bis auf 15° und noch weniger, aber das Wasser von dieser kühleren Temperatur ist nicht als Bad, sondern in der Form von täglichen Abwaschungen des ganzen Körpers zu appliciren. Daneben ist der wöchentlich einmalige Gebrauch eines warmen Bades von

25 bis 26°, welches nicht länger als fünfzehn Minuten genommen werden darf, höchst wohlthätig. Endlich noch machen wir darauf aufmerksam, daß für den kindlichen Organismus reichlicher Schlaf dringendes Bedürfniß ist. Im Allgemeinen sind für ein vier- bis sechsjähriges elf, für ein sieben- bis zehnjähriges zehn, für ein elf- bis vierzehnjähriges neun Stunden Schlaf nöthig.

Nicht minder wichtig ist der geistige (moralische) Theil der Erziehung. Man erziehe das Kind nicht so, daß es verleitet werde, seiner kleinen Person eine besondere Wichtigkeit beizulegen und sich als den Mittelpunkt zu betrachten, um den sich die ihm bekannte Welt dreht. Man suche zeitig das Gefühl in ihm zu wecken, daß es Pflichten hat, man gewöhne es an Gehorsam, man lehre das Kind entsagen! Nichts stärkt besser als dies die Willenskraft, und ein starker Wille ist oft für sich allein im Stande, der Nervosität vorzubeugen.

Die oft wiederholte ärztliche Mahnung, den Geist des Kindes nicht zu frühzeitig anzustrengen, muß auch hier wiederholt werden. Die in den meisten deutschen Ländern mit dem sechsten Lebensjahre eintretende Schulpflichtigkeit ist ein großer Mißgriff. Man sollte kein Kind vor vollendetem siebenten Lebensjahre zur Schule schicken. Schwächliche und nervösreizbare Kinder müssen noch länger geschont werden.

Die nämlichen Principien, welche wir für die Kindererziehung als Abwehr einer späteren Entstehung der Nervosität aufgestellt haben, gelten im Allgemeinen auch für die weiteren Lebensperioden, natürlich mit den den veränderten Verhältnissen entsprechenden Modificationen, so namentlich, daß der erwachsene Mensch seine Erziehung selbst in die Hand zu nehmen hat.

Soviel von der Art und Weise, wie der Nervosität vorzubeugen ist. Und nun, Ihr viel duldenden Kreuzträgerinnen, die Ihr der schlimmen Krankheit bereits anheimgefallen seid, laßt Euch sagen, wie Eueren Leiden abzuhelfen ist! Kein Kraut ist es und keine Tinctur, die aus der Officin des Apothekers hervorgehen, kein Hoff'sches Malzextract ist es und keine Nervenpillen sind es, die Euch wieder zur Gesundheit verhelfen können. Nur in der vernünftigen, gesundheitsgemäßen Weise, wie Ihr Euer ganzes Leben einzurichten habt, liegt das Heil. Aber hier bedarf es unumgänglich des festen Entschlusses, auszudauern und consequent zu sein. Denn wenn auch oft schon in wenigen Wochen eine merkliche Besserung erreicht wird, so gehört doch viel längere Zeit dazu, um dieser Besserung Dauer zu geben und die wirkliche Genesung herbeizuführen.

Die vier großen Mittel, welche (selbstverständlich bei Vermeidung der früher genannten Schädlichkeiten) in allen Fällen krankhafter Nervosität Besserung und in den meisten bei lange fortgesetztem Gebrauche die Genesung herbeiführen, sind:

1) Zweckmäßige Ernährung, mit Einschluß des Genusses der freien Luft.
2) Die äußerliche Anwendung des Wassers in Form von Abreibungen und Bädern.
3) Uebung der willkürlichen Muskeln (körperliche Gymnastik).
4) Psychische Gymnastik.

Zu 1. Es ist bereits oben hervorgehoben worden, wie wichtig für die Gesundheit des Nervensystems und seiner Centren die Bethätigung des normalen Stoffwechsels durch zweckmäßige Ernährung ist. Die Regelung derselben ist die nächste Aufgabe für Nervenleidende. Also kräftige, leichtverdauliche und einfache Kost! Obenan steht die Milch in Verbindung mit anderen guten Nährstoffen, wohin weichgesottene oder rohe Eier, gebratenes Fleisch, besonders Wildpret, Ochsen- und Hammelfleisch gehören. In manchen Fällen ist eine sogenannte Milchcur von gutem Erfolge. Personen, welche die Milch nicht vertragen können, lernen dies oft, wenn sie dieselbe eßlöffelweise langsam verzehren. Als Getränk ist (außer Milch und Wasser) vielen Patienten ein Glas gutes Lagerbier zu empfehlen. Von höchster Wichtigkeit ist der möglichst reichliche Genuß der freien Luft, besonders auf dem Lande in waldigen Gegenden. Wenn es Jahreszeit und Wetter irgend erlauben, muß die Kranke den größten Theil des Tages im Freien zubringen. Wer so muskelschwach ist, daß er nicht gehen und längere Zeit sitzen kann, der lasse sich im Freien ein Ruhebett aufstellen oder eine Hängematte zurecht machen, um in bequemer Lage die frische Luft zu athmen. Ich kann versichern, daß ich schon einzig und allein in Folge des dauernden Aufenthaltes im Freien, verbunden mit der geeigneten Diät, bei sehr vielen meiner nervösen Kranken binnen kurzer Zeit eine wesentliche Besserung des leidenden Zustandes habe eintreten sehen.

Zu 2. Erwägt man, daß der größte Theil der zahllosen feinsten Verzweigungen der Nerven sich in der unsern ganzen Körper umkleidenden Haut verbreitet, so leuchtet es ein, daß durch eine rationelle Hautpflege normirend auf das Nervensystem gewirkt werden kann. Wir rechnen daher das Wasser zu unseren vier Cardinalnervenmitteln. In welcher Weise aber und in welchem Temperaturgrade das Wasser anzuwenden ist, muß stets sorgsam erwogen werden. Im Allgemeinen gelten folgende Regeln: Bei Blutarmuth und bei großer Schwäche sind kalte Bäder und Waschungen nachtheilig. Dagegen sind warme Bäder von 25 bis 28 Grad Réaumur und einviertelstündiger Dauer, wöchentlich zwei- bis dreimal genommen, bei dergleichen Kranken sehr wohlthätig. Bei nervösen Kranken, die weder blutarm noch sehr schwach sind, leisten tägliche Abwaschungen des ganzen Körpers mit kühlem Wasser vortreffliche Dienste. Anfangs nimmt man dazu Wasser von 20 bis 22 Grad und fällt allmählich auf 15, 12 und 10 Grad. Die Abwaschung wird mit einem in das Wasser getauchten und um den Körper geschlagenen Laken vorgenommen. Dann wird der Körper kräftig mit einem trockenen Laken abgerieben. Die ganze Procedur darf nur fünf Minuten währen. Hierauf werden die Kleider angelegt und ein kurzer Spaziergang im Freien, oder bei schlechtem Wetter auf dem Corridore, vorgenommen. Nach der Abreibung darf man sich nicht etwa gleich wieder in's Bett legen. In manchen Fällen sind auch Fluß- und Seebäder nützlich, worüber jedoch ärztlicher Rath zu hören ist. Stets ist es gut, neben dem täglichen Gebrauche des kalten Wassers wöchentlich einmal ein warmes Bad zu nehmen.

Zu 3. Von der wohlthätigsten Wirkung ist die Uebung der willkürlichen Muskelthätigkeit, nur darf man Kranken in dieser Beziehung nicht Aufgaben zumuthen, zu deren Ausführung ein gesunder, kräftiger Körper gehört. Die Hauptregel ist, daß die Kranken sich nie bis zur wirklichen Ermüdung anstrengen dürfen. Erst nach längerer Uebung und bei Wiederkehr der Kräfte dürfen z. B. weitere Spaziergänge gewagt werden. Wo die Rücksicht auf große Schwäche nicht nöthig ist, da ist natürlich möglichst ausgiebige Bewegung in der freien Natur nützlich. Neben den Spaziergängen, und wenn diese nicht stattfinden können, als Ersatz derselben, sind gymnastische Muskelübungen von ausgezeichneter Wirkung, aber nur, wenn sie consequent und systematisch täglich vorgenommen werden.

Die Zimmergymnastik ist heutzutage zu einer eigenen Disciplin herangewachsen. Ich habe bei meinen Kranken die von Schreber in seinem bekannten Buche gegebenen Anweisungen befolgt und sehr guten Erfolg gesehen. Nur ist auch hier jede größere Anstrengung zu vermeiden. Die Uebungen sind anfangs auf täglich wenige Minuten zu beschränken und allmählich ihre Zahl und Dauer zu erhöhen. In keinem Falle bin ich über das tägliche Maß einer Stunde hinausgegangen.

Zu 4. Im Anschluß an die körperliche Gymnastik nennen wir das vierte Cardinalmittel psychische Gymnastik. Denn wie dort, gilt es auch in psychischer Hinsicht, einer täglich zu wiederholenden Uebung sich zu unterziehen, aber mehr noch als dort bedarf es hier der geduldigen Ausdauer. Die Nervöskranke versuche es zunächst, sich der tyrannischen Herrschaft, welche die Krankheit über sie ausübt, täglich auf einige, wenn auch nur kurze Zeit zu entziehen, indem sie während derselben, ich möchte sagen, sich gesund stellt, von ihrer Krankheit nicht spricht, irgend eine kleine Beschäftigung vornimmt und diese Uebung von Zeit zu Zeit ein wenig, wenn auch nur um einige Minuten verlängert. Ich höre schon den Einwurf, daß es unmöglich sei, auch nur auf kurze Zeit sich dem Krankheitsgefühle zu entziehen. Aber ich versichere, daß es bei gutem Willen öfter und besser gelingt, als man denkt. Mit kleinen und langsamen Schritten gelangt man auch zum Ziel. „Was aber soll ich thun," wird Manche fragen, „um meinen Willen zu üben und mich von der Herrschaft der Krankheit zu emancipiren?"

Die Antwort liegt sehr nahe: Die Kranke führe pünktlich und gern alle die Vorschriften aus, welche wir soeben unter 1, 2 und 3 besprochen haben. Darin liegt schon eine Uebung

der Willenskraft, und wenn wir das Wörtlein „gern" beifügten, so liegt darin, daß man der übeln Laune widerstehen, daß also die Selbstbeherrschung geübt werden soll, die ein so wichtiges Mittel zur Heilung der Nervosität ist, daß der berühmte Romberg ihr und der Uebung der willkürlichen Muskelthätigkeit den Preis vor allen andern „Nervenmitteln" zuerkennt. Mag also der Widerwille gegen Spazierengehen oder gymnastische Exercitien, gegen Abwaschungen oder gegen einzelne diätetische Vorschriften noch so groß sein, so muß er doch tapfer überwunden werden. Das mag im Anfang schwer sein, aber auch nur im Anfang, bald wird es ganz gut gehen. Sodann gewöhne sich die Kranke, von ihren Leiden nur im wirklichen Nothfall zu sprechen und sich mit ihrer Umgebung von etwas anderem zu unterhalten, wenn sie auch zur Zeit für gar nichts weiter Interesse hat als für ihre Krankheit. Dadurch werden ihre Gedanken allmählich sich aus dem Zauberkreise befreien, der sie bisher so eng umstrickte. An Augenblicken, wo der Geduldsfaden zu reißen droht und die Kranke sich versucht fühlt, wieder in die alten Klagen auszubrechen, wird es nicht fehlen, aber um so mehr Mühe gebe sie sich, Selbstbeherrschung zu üben. Der auf der Höhe des Leidens stets vorhandene Krankheitsegoismus wird sich mehr und mehr verlieren; das eine und andere Interesse aus früheren gesunden Tagen wird wiederkehren. Und nun wird die Zeit kommen, wo die Kranke eine leichte Beschäftigung aufzunehmen vermag, nützlich für sie selbst, und dreifach nützlich, wenn sie auch Anderen zu gute kommt. Bei der Einen mag dies leichte belehrende Lectüre, bei der Andern häusliche Beschäftigung, bei der Dritten beides zugleich sein. Dabei sei man vorsichtig in der Vornahme weiblicher Handarbeiten. Stricken, Weißsticken und Nähen ist nachtheilig, weil es die empfindlichen Nervenverzweigungen in den Fingerspitzen angreift und leicht einen starken Reflexreiz erzeugt.

Das sind die ersten, allerdings für Viele sehr schweren Schritte auf dem Wege zur Genesung. Wenn dabei auch der gute Wille der Patientin die Hauptsache ist, so ist doch nicht zu leugnen, daß derselbe oft nicht kräftig genug ist, um mit der nöthigen Consequenz jenen Weg zu wandeln, wenn die Umgebung der Kranken ihr nicht eine stete feste und wohlwollende Stütze und Anregung gewährt. In vielen Fällen, wo die Krankheit, besonders nach der psychischen Seite hin, weit vorgeschritten ist, macht es sich nöthig, daß die Kranke sich aus den gewohnten Verhältnissen entfernt und in neue begiebt, wo sie nicht nur die Bedingungen für ihre körperliche Kräftigung vorfindet, sondern auch in eine neue Umgebung eintritt, die andere Gedanken und Anschauungen in ihr erweckt, als die bisherigen eng begrenzten, und ihre Selbstbeherrschung anregt. Ein Landaufenthalt in waldiger, bergiger Gegend, wo die besänftigende Natur, ländliche Ruhe und das Beisammensein mit Menschen, welche der Kranken in ihrem Genesungsbestreben verständig rathend und aufmunternd zur Seite stehen, vereint zu finden sind, wird die Genesung am nachdrücklichsten fördern. Dagegen wirkt das ganz verkehrte Herumziehen auf Reisen und in Bädern fast immer schädlich. Selbstverständlich sind in letzterer Beziehung die übrigens nicht häufigen Fälle ausgenommen, in denen der Gebrauch eines Mineralbades nach ärztlichem Ermessen ganz bestimmt angezeigt ist.

Und wer sich der wiedererlangten Gesundheit freut und einen sicheren Schutz gegen die Wiederkehr der überwundenen Krankheit haben will, der gebe seinem Leben Kern und Gehalt durch Thätigkeit, und zwar durch Nutzen bringende Thätigkeit.

Im Hause des Commerzienrathes.

Von E. Marlitt.

(Schluß.)

Dies Alles hatte Käthe noch einmal mit thränenverdunkelten Augen überblickt, dann war sie heimgegangen, um an den Schreibtisch zu treten und noch einige nöthige Geschäftsbriefe zu schreiben. Kaufmann Lenz sollte am Abende von seiner geschäftlichen Rundreise zurückkehren; bis dahin hatte die junge Herrin noch Manches zu erledigen, um dann, abgelöst von ihrem Posten, auf vierzehn Tage nach Dresden zu ihren Pflegeeltern zu reisen.

Ach, wie entsetzlich zerstreut war sie doch heute! Wie klopften ihre Pulse, und wie abscheulich zerfahren kamen die sonst so sicheren Gedanken und Buchstaben aus ihrer Feder! Und nun trat auch noch die Jungfer der Präsidentin ein; sie hatte den großen, leeren Marktkorb am Arme, „weil sie eben das bischen Bedarf für die Festtage in der Stadt einkaufen wollte;" es sei ja nur ein kleiner Umweg über die Mühle, habe die gnädige Frau gemeint und ihr einen eben eingelaufenen Brief von Fräulein Flora zum Durchlesen für das „liebe Fräulein Käthchen" mitgegeben.

Suse wurde sofort beordert, den Korb bis an den Rand mit ihren schöngerathenen Napfkuchen und allen möglichen guten Dingen aus der Speisekammer zu füllen, der Brief aber lag noch unberührt auf dem Schreibtische, als die Jungfer längst in die Stadt zurückgekehrt war.

Die Präsidentin hatte dem jungen Mädchen schon einige Male die Zuschriften der Stiefschwester mitgetheilt — es war Käthe zwar stets zu Muthe gewesen, als glühe das Briefblatt zwischen ihren Fingern, aber sie hatte pflichtschuldigst gelesen, um nicht feindselig zu erscheinen. Auch jetzt überschlich sie das Gefühl, als müsse aus dem starkparfümirten Couvert da neben ihr eine Flamme züngeln, um sie zu verletzen. Unwillig schob sie das widerwärtige kleine Viereck mit dem Ellenbogen weiter, sodaß es unter einem Stoße von Rechnungsformularen verschwand — sie sah nicht ein, weshalb sie sich auch noch durch das Lesen einer der meist sehr frivolen und von Anmaßung und Uebermuth strotzenden Episteln aufregen solle, wie es bisher stets der Fall gewesen war.

Die Feder wurde wieder aufgenommen, aber nur für wenige Augenblicke. Erregt griff das junge Mädchen wie nach einem schützenden Talisman nach den mitgebrachten Veilchen, die vor ihr im Glase standen, und athmete den kühlen, süßen Duft ein; sie trat an ihren Flügel und spielte zur inneren Beschwichtigung eine harmlose, sanfte Melodie; sie öffnete eines der Fenster und streichelte die kirren Tauben, die draußen auf dem Sims hockten, und dabei sagte sie sich wiederholt, daß die Uebermittelung des Briefes im Grunde ja nur ein maskirtes Attentat auf ihre Speisekammer gewesen sei — aber es mußte ein böser Zauber in dem unseligen Couvert stecken. Das Blut stürmte ihr immer heißer nach dem Kopfe, bis sie, glühend wie im Fieber, plötzlich die Formulare wegstieß und mit hastigen Fingern den Brief ergriff.

Beim Entfalten des Papierbogens fiel ein versiegelter Zettel heraus — sie bemerkte es nicht — ihre Augen irrten über den Anfang der Zuschrift; sie wurden groß und weit, und unwillkürlich griff das starke Mädchen nach einer Stütze, um sich eine festere Haltung zu geben. Flora schrieb von Berlin aus:

„— Du wirst wohl lachen und triumphiren, liebe Großmama, aber ich sehe ein, es ist besser so — ich habe mich vor einer Stunde mit Deinem ehemaligen Protégé, Karl von Stetten, verlobt. Er ist häßlicher und körperlich verkommener als je und trägt in seinem Bullenbeißergesicht jetzt auch noch eine blaue Brille — fi donc, ich werde mich zeitlebens geniren, an seinem Arm zu gehen, aber seine hündisch treue, wirklich närrische Leidenschaft für mich erweckte mir schließlich doch ein menschliches Rühren, und weil er durch den unerwarteten Tod seines jungen Vetters plötzlich Majoratsherr auf Lingen und Stromberg geworden ist, hier zu Hofe geht, und in der Gesellschaft gut angeschrieben zu sein scheint, so hatte ich sonst nicht viel mehr gegen die Partie einzuwenden —"

Der Brief flog auf den Schreibtisch — Bruck war frei, dergestalt von seiner Kette erlöst, daß er nun auch — in die Schloßmühle kommen durfte. War das denkbar? Eine so jähe, ungeahnte Wendung, nachdem man sich sieben entsetzliche Monate hindurch gemartert, nachdem man alle innere Kraft aufgeboten hatte, um das widerspenstige Herz, ja, jeden abirrenden Gedanken zu knebeln, damit man endlich zu der stoischen, todten Ruhe gelange, mit der man den verhaßten Ring in die Hand der Auserwählten legen und dann seinen rauhen Lebensweg einsam, aber ohne Schuld zu Ende gehen konnte!

Sie schlug die Hände vor das Gesicht, als sähe sie ein Gespenst mitten in dem Jubelrausch emportauchen — Gott im Himmel, wenn sie falsch gelesen hätte! Es war doch so? Flora, dieses unberechenbare Wesen, hatte sich verlobt? Sie wollte sich nun doch, nach so vielen fehlgeschlagenen Versuchen, berühmt zu werden, in der zwölften Stunde in die Ehe retten? Käthe griff noch einmal nach dem dicken, duftenden Briefblatt — ja, ja, da stand es wirklich und wahrhaftig in den „großen Krakelfüßen". Und dann folgte eine genaue Instruction, in welcher Weise die Verlobungsanzeige für die Residenzbewohner zu bewerkstelligen sei; es war die Rede von der Hochzeit, die man, just um der Vergangenheit willen, auf den zweiten Pfingstfeiertag festgesetzt habe — und dann kam die vorläufige Einladung zu der Vermählungsfeierlichkeit für die Großmama selbst. Das war Alles sonnenklar und unumstößlich, aber nun flog eine tiefe Blässe über das Gesicht der Lesenden, und sie meinte, an der Lähmung, die über sie komme, müsse sie sterben. Flora schrieb weiter:

„Auf meiner Durchreise nach Berlin habe ich mich auch einige Tage in L.....g aufgehalten. Es wird Dir interessant sein, zu hören, daß einem gewissen Hofrath und Professor Bruck bei seinem fabelhaften Glück nicht nur die Berühmtheit in den Schooß, sondern auch eine schöne Gräfin zu Füßen gefallen ist. Man versicherte mir allgemein, er sei im Stillen verlobt mit der reizenden Patientin, die er, nachdem alle anderen Aerzte sie aufgegeben, durch eine kühne Operation dem Tode entrissen habe. Das gräfliche Elternpaar soll mit der Verbindung durchaus einverstanden sein, und die liebe, gottselige Tante Diakonus scheint ihren Segen auch nicht zu verweigern. Ich sah sie neben dem Brautpaar in der Theaterloge sitzen, fried- und tugendsam wie immer, und, wenn ich nicht irre, Zwirnhandschuhe an den Händen. Das Mädchen ist sehr hübsch, wenn auch ein Puppengesicht ohne Geist — und Er? Nun, Dir kann ich's ja sagen, Großmama: ich habe mir die Lippen blutig gebissen vor Grimm und Groll, weil das dumme Glück diesen Menschen zu einem Gegenstand der allgemeinen Vergötterung macht, weil er hinter dem Stuhl seiner Braut stand, so sicher, zuversichtlich und ruhig, als gebühre ihm alle Auszeichnung von Rechtswegen, und als wisse er nichts von Charakterschwäche — der Ehrlose! . . . Gieb Käthe den inliegenden Zettel —"

Ach ja, da lag er wohlversiegelt auf dem Schreibtisch und trug die Adresse: „An Käthe Mangold." . . . Und die Welt kreiste vor ihren Augen, und der schmale Papierstreifen flog in den wie von Fieberfrost geschüttelten Händen auf und nieder. Er enthielt nur die Worte: „Habe die Freundlichkeit, den Dir anvertrauten Ring nunmehr der Gräfin Witte zu übergeben — oder wirf ihn auch meinetwegen in den Fluß zu dem andern!

Flora."

Käthe war plötzlich sehr ruhig geworden; sie glättete mechanisch den Zettel und legte ihn zu dem Briefe. Sollte die schöne Gräfin Witte der Gast sein, für den man das Fremdenzimmer eingerichtet hatte? Sie schüttelte energisch den reizenden, flechtengeschmückten Kopf, und die braunen Augen begannen aufzustrahlen, während sie die Hände fest gegen die tiefathmende Brust preßte. War sie es werth, ihm je wieder in die Augen zu sehen, wenn sie auch nur secundenlang an ihm zweifelte? Er hatte gesagt: „Zu Ostern komme ich wieder." Und er kam, und wenn die glänzendste Menschenberedsamkeit ihr das Gegentheil versicherte, sie glaubte Nichts, als daß er sie liebe, und daß er kommen werde. Nein, nein, solch ein hochmuthberauschter Schloßherr konnte es wohl über's Herz bringen, der einst Geliebten, der unglücklichen, blonden Edelfrau, die neue stolze Schloßherrin in der Hochzeitsschleppe zuzuführen — aber nicht er, nicht er in seiner Gemüthsinnigkeit. Er brach der Müllers-Enkelin nicht sein Wort, um einer Anderen willen, und wenn selbst diese Andere — eine Gräfin sein sollte.

Ein unbeschreiblicher Glückseligkeitssturm wogte in ihr auf und riß alle Gedanken in seinen Wirbel. Sie flog nach dem südlichen Eckfenster, um nur einen Blick nach dem lieben, alten Hause zu werfen — Himmel, dort von der Fahnenstange flatterte eine farbenglänzende Flagge über die Baumwipfel hin. Waren die Gäste schon da? Sollte sie hinübereilen, um die Tante Diakonus in ihre Arme zu schließen? Nein, in dieser stürmischen Aufregung ganz gewiß nicht. Da mußte erst die verrätherische Gluth von den Wangen gewichen und der Herzschlag ruhiger geworden sein, wenn sie sich nicht vor den seelenvollen, klaren Augen der sanften Frau scheuen sollte. . . . Ruhe, Ruhe! — Sie trat an den Schreibtisch.

Da lag aufgeschlagen das große, dicke Hauptbuch; das Fach hier barg sechs Geschäftsbriefe, die heute noch beantwortet werden mußten, und drunten rasselte schwerfällig einer der Mühlenwagen mit Getreidesäcken in den Hof. Die Hunde bellten einen Bettler, dem Suse ein Stück Brod vom Vorsaalfenster zuwarf, wie toll an; da waren Prosa und rauhe Wirklichkeit übergenug. Und die Neuruppiner Bilderbogen, die, als großväterlicher Nachlaß streng respectirt, immer noch die Wände zierten, sie hatten ganz gewiß nichts Aufregendes, so wenig, wie die dickbäuchigen Federkissen des Kanapee's d'runter und die Schwarzwälder Standuhr daneben, die so entsetzlich steif und geradlinig die Wand hinaufstieg und den lebensmüden Pendel langathmig hinter dem blinden Glase schwang.

Der Blick des jungen Mädchens streifte langsam alle diese Herrlichkeiten, dann nahm sie einen Briefbogen und tauchte die Feder ein. „Herrn Schilling und Compagnie in Hamburg" — ach, das konnte ja Niemand lesen! Verzweiflungsvoll fuhr sie mit der Hand über die glühende Stirn, so daß die braunen Locken wegflogen und eine schmale, rothe Narbe hervortreten ließen. Und so verharrte sie einen Augenblick unbeweglich, die Linke über die Augen gelegt und in der Rechten die ungeschickte Feder auf dem Papier festhaltend; da streifte ein kühles Wehen ihre Wange. Die Zugluft kam durch eine offene Thür, oder vom Fenster her; sie sah auf — und da stand er, dort auf der obersten Stufe der in das Zimmer hinabführenden Holztreppe, lächelnd, strahlend in Wiedersehensfreude.

„Bruck! — Ich wußte es," jubelte sie auf, und die Feder fortwerfend, breitete sie die Arme aus und lag im nächsten Augenblick an seiner Brust.

Draußen kam Suse über den Vorsaal; was sollte denn das heißen? Die Thür stand angelweit offen, im April, wo man noch täglich das „sündentheure" Holz in den Ofen stecken mußte, und den Aufschrei hatte sie auch gehört. Sie fuhr mit dem blauen Schürzenzipfel, den sie gerade in der Hand hielt, um sich den Schweiß von der Stirn abzutrocknen, vor Schrecken in den Mund, denn da unten, auf den weißgescheuerten Dielen ihrer heiligen Schloßmühlenstube, stand der Herr Doctor Bruck und hielt ihr Fräulein in den Armen, so fest, als wolle er sie in seinem ganzen Leben nicht wieder loslassen — Herr Gott — und sie waren ja doch kein Brautpaar vor den Leuten.

Behutsam schlich sie näher, um die Thür sacht zu schließen, aber Käthe sah sie und bemühte sich, unter heißem Erröthen, der Umarmung zu entfliehen.

Der Doctor lachte — er lachte wieder so frisch und melodisch wie früher — und hielt sie nur um so fester. „Nein, Käthe, Du kamst zwar freiwillig, aber ich traue Dir doch nicht," sagte er. „Ich wäre ein Thor, wenn ich Dir Zeit ließe, Dich möglicher Weise in die Schwester zurückzuverwandeln. Kommen Sie nur herein, Jungfer Suse!" rief er über die Schulter — er hatte die alte Haushälterin sehr wohl bemerkt — „Erst müssen Sie bestätigen, daß Sie eine Braut gesehen, dann soll sie ihre Freiheit haben."

Suse wischte sich die Augen und gratulirte sehr wortreich, dann aber beeilte sie sich, die Thür zuzudrücken, um zu „der Müllersfrauzen über den Hof 'nüber zu laufen," und ihr halb glücklich, halb klagend zu sagen, daß es mit der Herrlichkeit in der Mühle wieder aus sei, weil das Fräulein nun doch heirathen wolle. . . .

Der Doctor trat an den Schreibtisch und schlug feierlich das Hauptbuch zu. „Die Carrière der schönen Müllerin ist geschlossen, denn — Ostern ist da," sagte er. „Wie habe ich die Tage gezählt bis zu dem Ziele, das ich mir damals selbst stecken mußte, wenn ich Dich nicht ganz verlieren wollte! Du weißt nicht, wie es thut, ohne Gewißheit gehen zu müssen, wenn man für sein ganzes Lebensglück zittert. Mein einziger Trost waren Deine Briefe an die Tante, diese klaren Briefe voll Willenskraft und strenger Weltanschauung, aus denen ich trotz alledem die heimliche Liebe las — aber wie spärlich kamen sie!" Er ergriff ihre Hand und zog sie wieder an sich. „Ich habe wohl begriffen, daß ein Zeitraum der Entsagung zwischen der

schlimmen Vergangenheit und meinem neuen Leben liegen müsse; ich hatte ja Deinem geschwisterlichen Gefühle Rechnung zu tragen, aber bis zu dieser Stunde ist es mir doch räthselhaft geblieben, weshalb Du gänzlich entsagen und einen einsamen, unbeglückten Weg gehen wolltest." Er verstummte plötzlich, und eine tiefe Gluth bedeckte sein Gesicht — da, neben dem zugeklappten Hauptbuche lag ein Zettel; er kannte diese großen und doch so unsicheren Schriftzüge nur zu gut; solcher Papierstreifen waren ihm in der ersten Zeit seines Brautstandes genug zugeflogen.

Mit einer entschiedenen Bewegung legte Käthe die Hand auf die Papiere. Warum diese abscheuliche Intrigue noch einmal an das Licht ziehen? Mochte sie doch begraben sein für immer; ihrem Glücke trat Nichts mehr in den Weg. Aber tiefernsten Blickes zog der Doctor Brief und Zettel unter der Hand hervor. „Ich dulde kein Geheimniß zwischen uns, Käthe," sagte er fest, „und hier liegt eines."

Er las, und nun bestand er unerbittlich auf einer Beichte, und die Seelenkämpfe, denen das junge Mädchen unterworfen gewesen war, zogen an ihm vorüber, er sah aber auch in die Tiefen ihrer selbstlosen Neigung — sie hatte willig ihre ganze Zukunft hingeworfen, um ihn zu erlösen.

„Und wie steht es mit der schönen Gräfin Witte? Ich habe geglaubt, sie begleite die Tante Diakonus und werde drüben im Fremdenzimmer logiren," sagte Käthe schließlich unter Thränen lächelnd; sie versuchte gewaltsam das unerquickliche Thema abzubrechen, das den sonst so gelassenen Mann in die furchtbarste Aufregung versetzt hatte, und es gelang ihr. Er lachte.

„Im Fremdenzimmer wohne ich," versetzte er. „Ich hatte meine guten Gründe, Dich meine Ankunft vorher nicht wissen zu lassen, und mein Instinct hat mich richtig geleitet. Was aber die junge Gräfin betrifft, so ist sie, behufs einer Cur, drei Monate unsere Hausgenossin gewesen, und legt ihre Dankbarkeit, weil es mir geglückt ist, sie herzustellen, ein wenig zu enthusiastisch an den Tag — das ist Alles. In vierzehn Tagen wirst Du sie kennen lernen, denn bis dahin, mein Lieb, will der Professor seine Professorin heimführen — unser Brautstand hat sieben lange Monate gewährt — das bedenke! Ist es Dir recht, wenn wir da drüben," er zeigte durch das Fenster nach einem nahegelegenen Kirchthurme, „an den Altar treten? Ich habe das Dörfchen immer so gern gehabt."

„Du darfst mich führen, wohin Du willst," antwortete sie leise und innig; „aber ich habe hier noch Pflichten —"

„Bah, das Hauptbuch ist geschlossen, und ‚Schilling und Compagnie in Hamburg' kann Dein getreuer Lenz abfertigen."

Sie mußte lachen. „Gut denn — wie Du befiehlst!" erklärte sie. „Ich trete zurück, und damit bricht für den armen Lenz eine bessere Zeit an; er soll die Mühle pachtweise bekommen — sie wird ihm rasch wieder zu blühendem Wohlstande verhelfen."

Nun wurde auch die Schloßmühlenstube geschlossen, und Käthe schritt an Bruck's Arm den Fußweg entlang, den sie so oft in Sturm und Unwetter zurückgelegt hatte. Heute war es himmlisch, unter den überhängenden, knospenden Zweigen hinzugehen. Die Blüthenkätzchen der Weiden strichen schmeichelnd über die glühenden Wangen des Mädchens; ein weiches Abendlüftchen flog auf, und die Flußwellen zogen gesänftigt und leise plätschernd an den jungen, zitternden Ufergräsern vorüber. Drüben dehnte sich der Park hin, vornehm still wie immer; man sah die Schwäne auf dem Teichspiegel langsam kreisen, und hoch über den Wipfeln der Parkbäume flatterte eine blaugelbe Fahne auf der Villa — „die Herrschaft" war zu Hause.

Was Alles fluthete bei diesem Anblicke durch die zwei Menschenseelen, die sich eben Treue geschworen hatten für Zeit und Ewigkeit!

„Weißt Du auch, daß man Moritz in Amerika gesehen haben will?" flüsterte der Doctor.

Sie nickte. „Vor einigen Tagen wurden der Wittwe Franz anonym fünfhundert Thaler aus Californien zugeschickt — sie zerbricht sich den Kopf über den Wohlthäter, ich aber kenne ihn." Und sie erzählte, wie „der Arbeiter mit dem blonden Vollbarte" die Rehe vor sich hergejagt hatte, um — sie vor einem grauenhaften Tode zu bewahren, weil sie in glücklichen Zeiten seine Lieblinge gewesen. . . .

Nun lag es vor ihnen, das liebe, alte Haus, von der Abenddämmerung umsponnen. Die Arbeiter hatten den Garten verlassen. Es war so feierlich still — die weißen Götterbilder dämmerten aus den Taxushecken, und die alte Frau kam lautlos, mit ausgebreiteten Armen die Thürstufen herab, um „die Liebste, Beste", die sie so lange vom Himmel für ihren Liebling erfleht, an das mütterliche Herz zu ziehen. . . .

Da zitterte tief und voll der erste Glockenton von der Stadt herüber — das Fest wurde eingeläutet — Ostern!

Gallerie historischer Enthüllungen.

Nr. 7. Fürstin Eboli.

Die Stellung der Fürstin Eboli am Hofe Philipp's des Zweiten von Spanien war eine bei Weitem einflußreichere, als Schiller sie ihr in seinem „Don Carlos" einräumt. Die Macht der Fürstin verdunkelte sogar das Ansehen der Königin. Ihre vornehme Geburt, ihre Fähigkeit, sich überall Geltung zu verschaffen, noch mehr aber ihr angeborener Stolz, der sich bis zum Hochmuthe steigerte, lehnen die Vermuthung, die Fürstin hätte die ihr von Schiller in seinem Trauerspiele angewiesene nicht gerade einflußreiche Rolle in der Umgebung der Königin wirklich gespielt, durchaus ab. Doch dem Dichter sind ja zu seinen Zwecken dergleichen Freiheiten gestattet, und es handelt sich in unserer Mittheilung auch nicht darum, diese unserem großen Schiller nachzuweisen; wir wollen hier nur den außergewöhnlichen Einfluß, den die Fürstin Eboli auf Philipp's Handlungsweise ausübte, etwas näher betrachten.

Die Fürstin Eboli, Donna Anna Mendoza de la Cerda, war einer der ältesten, angesehensten und reichsten Grandenfamilien Spaniens entsprossen. Sie hatte kaum ihr achtzehntes Jahr erreicht, als ein Heer von Bewerbern sich um ihre Gunst stritt, ohne daß es einem derselben gelungen wäre, ihren Beifall zu erringen. So schön Donna Anna war, ebenso stolz und ehrgeizig war sie, und ihre Wünsche richteten sich daher auf eine Vermählung mit einem der vornehmsten Granden Spaniens.

Sie sollte in ihren Ansprüchen nicht getäuscht werden; denn als sie am Madrider Hofe erschien, errang sie durch ihr Wesen sofort die Herzen Aller, und wo sie sich sehen ließ, kam man ihr huldigend entgegen. Aber nicht nur der Hof bewunderte sie, sondern auch der König war von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit sogleich so sehr hingerissen, daß er bald die heftigste Leidenschaft für sie hegte. Die Donna, geschmeichelt durch des allmächtigen Königs Liebe, verstand sich um so schneller zu einem vertraulichen Verhältnisse mit dem Gewaltigen, als sie zur Fürstin erhoben werden sollte. Um seinen Beziehungen zu ihr einen beschönigenden Schleier zu verleihen, verheirathete sie nämlich der König mit einem seiner bevorzugten und in jeder Hinsicht ausgezeichneten Günstlinge, dem Fürsten Eboli Ruy Gomez de Silva, der Staatsbeamter war. Diese Vermählung der Donna diente nicht nur dazu, ihr einen vornehmen Rang zu verleihen, sondern auch dem Könige die Gelegenheit zu verschaffen, mit ihr ohne Aufsehen und nach Belieben zu verkehren. Seine Leidenschaft für sie war so groß, daß er sie täglich zu sehen verlangte, und da der Fürst im königlichen Schlosse eine Wohnung erhalten hatte, so konnte dies leicht geschehen.

Mehrere Jahre hatte dieses Verhältniß bereits ungetrübt bestanden, während welcher sich des Königs Leidenschaft eher gesteigert, als vermindert hatte. Von des Gewaltigen Liebe und Gunst zum höchsten Ansehen gehoben, stand die schöne Fürstin auf dem Gipfel ihres zweideutigen Glückes, als ein Mann in Madrid und am Hofe erschien, der auf dieses Verhältniß einen großen Einfluß ausüben und dasselbe im Laufe der Zeit sogar zu seinem und dem Unglücke der Fürstin zerstören sollte.

Dies war Antonio Perez, ein natürlicher Sohn des Staats-Secretairs Gonzalo Perez, der bereits unter Karl

dem Fürsten dasselbe Amt bekleidet hatte und sich wegen seiner seltenen Bildung und staatsmännischen Vorzüge der ganz besonderen Gunst Philipp's erfreute.

Gonzalo hatte seinen Sohn als seinen Neffen erziehen und auf das Sorgfältigste ausbilden lassen, und die seltene Befähigung Antonio's hatte seine Bemühungen auf das Beste unterstützt. Dieser war nicht allein durch eine hohe Bildung, sondern auch durch die liebenswürdigste Persönlichkeit und ein einnehmendes Wesen ausgezeichnet und überdies höchst geschickt in der Erledigung diplomatischer Geschäfte.

Gonzalo unterließ nicht, seinen Sohn sowohl dem Fürsten Eboli, wie auch dem Könige vorzustellen, und es gelang dem jungen Perez, sich sofort in die Gunst des Letzteren zu setzen, sodaß, als Gonzalo Perez bald darauf starb, Philipp ihn zum Staats-Secretair und später sogar zu seinem Staats-Minister erhob und sich ganz von Perez' Rath leiten ließ.

Perez war bei seinem Erscheinen am Madrider Hofe sogleich der vergötterte Liebling der Frauen geworden, und auch die Fürstin Eboli vermochte dem Zauber des jungen Staatsmannes nicht zu widerstehen. Perez aber empfing von der Fürstin den lebhaftesten Eindruck und entbrannte in leidenschaftlicher Liebe für sie. Trotz der großen Gefahren, welche sich mit einem vertraulichen Umgange für die Liebenden verbanden, siegte dennoch die Leidenschaft, und jener entspann sich bald nach ihrer Bekanntschaft. Unter Beobachtung der höchsten Vorsicht und Klugheit bestand dieses Verhältniß eine gewisse Zeit, als der Tod des Fürsten Eboli dasselbe noch mehr begünstigte. Auch hatte sich Perez nach seiner Erhebung zum Staats-Minister vermählt, sodaß dadurch ein etwa laut werdender Argwohn gegen ihn beschwichtigt werden mußte.

Gestützt auf die höchste Gunst des Königs, hielten die Liebenden sich jede Besorgniß fern, ihr Verhältniß könnte jemals dem Könige verrathen werden, auch dünkten sie sich viel zu mächtig und sicher, um nicht überzeugt zu sein, schon durch ihr Ansehen jeden Verdacht, falls man einen solchen gegen sie etwa laut werden zu lassen wagen sollte, sogleich und für immer zu vernichten. Das sich stets gleichbleibende gütige Verhalten des Königs gegen sie bestärkte sie noch mehr in der Ueberzeugung, daß derselbe auch nicht den leisesten Argwohn hegte und sie daher nichts zu fürchten hätten. Diese Sicherheit, sowie seine bevorzugte Stellung verleiteten Perez jedoch bald zur Ueberschätzung seines Werthes und zu anmaßendem Stolze, sowie zu dem Bestreben, durch Glanz und Pracht die Großen Spaniens zu überstrahlen. In seinem mit dem höchsten Luxus ausgestatteten Landhause bewirthete er seine Gäste mit fürstlicher Verschwendung und umgab sich mit allem Pomp, den man nur bei gekrönten Häuptern zu finden gewöhnt ist. Die nächste Folge von allen diesen Ausschreitungen war eine Menge Neider, die er sich schuf und die zugleich seine Feinde wurden und sich mit jenen Personen verbanden, die Perez schon lange wegen der ihm verliehenen Macht und königlichen Gunst haßten. Es waren dies meist Männer aus den alten Adelsfamilien, die sich durch Perez' stolzes Verhalten gegen sie um so mehr verletzt fühlten, als er nicht einmal einer legitimen Ehe entsprungen und lediglich ein glücklicher Emporkömmling war, dem sie sich unterordnen mußten.

Schon lange keimte in ihnen das lebhafte Verlangen, den verhaßten Günstling des Königs zu stürzen. Bei der Stellung des Perez und seiner Macht war das jedoch eine schwierige Aufgabe, besonders da dieser klug und vorsichtig genug war, keine Schwächen zu zeigen, welche ihnen für ihre Absicht hätten nützen können. Aber Haß und Neid ruhen nicht, und so gelang es auch endlich ihren unaufhörlichen Bemühungen, Perez' Verhältniß zu der Fürstin Eboli zu entdecken. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte dieselbe das königliche Schloß verlassen und ein Palais unweit der Kirche Santa Maria bezogen; hier, dem Auge des Königs mehr entzogen und sich freier und sorgloser bewegend, sah sie ihr Verhältniß zu dem heimlich geliebten Manne sehr bald von den nie ruhenden Spähern und Neidern entdeckt. Perez' Feinde frohlockten über diese Entdeckung; sie sagten sich, daß der König bei seiner großen Zuneigung zu der Fürstin, bei seinem Stolz und seiner Eitelkeit durch diesen Betrug auf das Empfindlichste getroffen werden müßte und daß damit auch Perez' Sturz nun gewiß wäre.

Es wäre jedoch ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen, auf ein bloßes Gerücht hin gegen Perez und die Fürstin vorzugehen; denn es fehlten alle Beweise, welche zu einer offenen Anklage in diesem Falle durchaus nothwendig waren.

So sahen die Feinde des Perez sich gezwungen, zu warten, bis ein glücklicher Zufall irgend einen Vorgang herbeiführte, der ihrem Zwecke entgegen käme. Sehr bald trat ein ganz Madrid in den höchsten Aufruhr setzendes Ereigniß ein, das ihrer Absicht dienen konnte. Seit einiger Zeit befand sich nämlich der Secretair von Philipp's Bruder — dieser selbst, Don Juan d'Austria, lebte damals in Flandern — zur Erledigung von Staatsangelegenheiten in Madrid; eines Morgens fand man denselben, von mehreren Degenstichen durchbohrt, todt in der Nähe seiner Wohnung liegen. Dieses Verbrechen, an einem Diener von Philipp's Bruder begangen, mußte um so folgenschwerer erscheinen, als Escobedo — so hieß der Secretair — sowohl bei Hofe wie überhaupt sehr geachtet war. Da man dem Manne überdies nichts Uebles nachjagen konnte, so verbreiteten sich die verschiedensten Gerüchte über die Veranlassung zu seiner Ermordung. Diesen Vorfall ergriffen nun Perez' Feinde, um, unterstützt von sorgsam gesammelten scheinbaren Beweisen, ihre Absicht auszuführen.

Sie bezeichneten Perez öffentlich als den Urheber dieses scheußlichen Mordes und als Grund dafür die Besorgniß des Perez und der Fürstin, ihr vertrauliches Verhältniß von Escobedo verrathen zu sehen, womit dieser der Fürstin gedroht, nachdem er Kenntniß von demselben erhalten hatte. Nachdem sie dieses Gerücht zu verbreiten bemüht gewesen, traten sie mit einer förmlichen schriftlichen Anklage gegen Perez und die Fürstin hervor, welche sie dem Könige einrichteten. Sie begründeten ihre Anklage folgendermaßen: Perez stünde schon seit längerer Zeit mit der Fürstin in einem vertrauten Verhältniß; Escobedo, mit dem verstorbenen Gemahl der Fürstin befreundet, hätte jenes zufällig entdeckt, sei darüber in hohem Grade entrüstet gewesen und habe der Fürstin Vorstellungen deshalb gemacht und sich bemüht, sie zum Aufgeben desselben zu bewegen, da dasselbe die Ehre ihres verstorbenen Gemahls befleckte. Seine gute Absicht sei jedoch von der Fürstin sehr übel aufgenommen und er mit den hochmüthigen Worten abgewiesen worden: „daß Kammerdiener nicht darein zu reden hätten, was vornehme Frauen thäten."

Escobedo, durch eine so schnöde Antwort tief verletzt, aber auch von der wohlmeinenden Absicht erfüllt, dem übeln Treiben der Fürstin ein Ende zu machen, hätte darauf gedroht, dem Könige dasselbe zu verrathen, wenn sie davon nicht lassen würde. Die Folge dieser Drohung sei nicht nur die heftigste Feindschaft zwischen dem Secretair und der Fürstin gewesen, sondern Escobedo habe diese auch auf Perez, den Theilnehmer des Vergehens, übertragen. Aber es habe damit nicht sein Bewenden gehabt, sondern Perez sowohl wie die Fürstin, von der Besorgniß erfüllt, Escobedo könne seine Drohung wirklich ausführen, hätten den Entschluß gefaßt, den Secretair so rasch wie möglich zu beseitigen, um sich die angedrohte Gefahr fernzuhalten. Zu diesem Behufe habe Perez seinem vertrauten Haushofmeister den Befehl gegeben, Escobedo bei einem in seinem Hause gegebenen Gastmahle zu vergiften. Dies sei jedoch mißlungen, so auch andere ähnliche Versuche, sodaß Perez endlich befohlen, Escobedo niederzustechen.

So lautete die Anklage, welche feindliche Rachsucht ersonnen.

Der König kannte das Gerücht, das Perez als den Anstifter des Mordes bezeichnete. Er hatte auch mit Perez, der sich darüber bei ihm beklagte, gesprochen und ihn dieserhalb beruhigt, aber dennoch blieb die Anklage nicht ohne Wirkung. Denn kaum hatte Philipp die veranlassende Ursache zu dem Morde — Perez' vertrauliche Beziehungen zu der Fürstin — aus der Anklage entnommen, als sein Zorn gegen seine Günstlinge in hellen Flammen ausbrach. Wenige Stunden schon nach Empfang der Anklage ließ er Perez verhaften und gegen denselben eine Untersuchung wegen Escobedo's Ermordung einleiten. Man wird aus dieser Maßnahme die ganze Wuth des Königs gegen Perez entnehmen, wenn man erfährt, daß Escobedo lediglich auf Befehl des Königs ermordet und Perez damit beauftragt worden war.

Dies hing so zusammen: Perez hatte vom päpstlichen

Nuntius am Madrider Hofe erfahren, daß Escobedo seine Vertrauensstellung daselbst mißbrauchte und mit den auswärtigen Mächten, besonders mit Frankreich, in geheimer Verbindung stehen sollte, um mit dem Beistande desselben England niederzuwerfen und alsdann Don Juan d'Austria daselbst zum Könige zu erheben. Perez theilte dies dem Könige mit, und dieser erachtete es für nothwendig, Escobedo auf irgend eine Weise von dem Madrider Hofe zu entfernen. Auf seinen Befehl war darauf der Staatsrath zusammengetreten, um über die geeigneten Schritte dazu zu berathen, und das Resultat der Berathung war, daß man die Ermordung Escobedo's als das geeignetste Mittel zu seiner Beseitigung vorgeschlagen. Der König war damit einverstanden und beauftragte Perez mit der Ausführung des Mordes, wozu dieser sich bereit erklärte.

Diese Bereitwilligkeit von Seiten Perez' verdächtigt freilich seinen Charakter und ließ dem Könige die Anklage nur um so begründeter erscheinen, besonders als Perez' Feinde später, als es bekannt wurde, daß der Mord auf Befehl des Königs geschehen wäre, diesem versicherten, Perez habe ihn lediglich durch Vorgeben von Escobedo's Schuld in der Absicht getäuscht, um unter dem Deckmantel des königlichen Befehls seinen sowie der Fürstin gefährlichsten Feind beseitigen zu können.

Alle diese Momente kamen dem Könige sehr gelegen, um in dieser das allgemeinste Aufsehen erregenden Angelegenheit nicht nur den guten Schein zu wahren, sondern sich auch die Mittel zu verschaffen, sich für den ihm von seinen Günstlingen gespielten Betrug rücksichtslos zu rächen. Die Fürstin Eboli, zu welcher das Gerücht von Perez' Verhaftung sowie die gegen sie geführte Anklage sogleich gedrungen war, wurde dadurch tief erschüttert; sie behielt jedoch Muth und Besonnenheit genug, keine Blöße zu zeigen, um dadurch ihre Schuld nicht zu verrathen.

Der festen Ansicht, daß nur ein kühnes und sicheres Benehmen die Anklage beseitigen und den König von ihrer Schuldlosigkeit überzeugen könne, zögerte sie nicht, sich zu Philipp zu begeben, um persönlich auf ihn zu wirken, ihn ihrer Schuldlosigkeit zu versichern, ihn zu versöhnen und die gegen Perez erhobene Anklage zu vernichten. Sie irrte jedoch in ihrer sicheren Voraussetzung; denn der König ließ sie abweisen und ihr zugleich sagen, daß er ihre Besuche ferner nicht annehmen würde. Erschreckt und tief gebeugt, ließ sich die Fürstin nicht abhalten, den König schriftlich anzugehen, die Anklage gründlich zu prüfen und sich dabei zu erinnern, daß dieselbe von des Perez' und ihren eigenen Feinden ausgegangen, indem sie ihn zugleich ihrer Treue und tiefsten Ergebenheit versicherte.

Aber auch diese Bemühungen blieben wirkungslos. Philipp war vor solchen Aufregungen in den Escurial geflohen, und so ward die Fürstin der Gelegenheit beraubt, mit ihm in Berührung zu kommen. Denn noch immer hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben, des Königs Zuneigung würde ihren Umgang nicht lange zu entbehren vermögen, und er, wenn sein Zorn verraucht und einer ruhigeren Ueberlegung gewichen, sich ihr wieder versöhnend nähern. Sie sollte bald erfahren, wie arg sie sich getäuscht hatte. Sie übersah den mißtrauischen Charakter des Königs. Die Erwägung, daß er bereits bejahrt und daher wenig geeignet sei, Frauenherzen für sich zu entflammen, mußte ihm einen Vergleich zwischen sich und dem blühenden, schönen Perez nahe legen und ihn zur Anerkennung der Schuld der Fürstin um so geneigter machen. Aber eben, weil er seine Ohnmacht als Mensch in diesem Falle mehr denn sonst erkannte, gefiel sich der König darin, diese Ohnmacht durch seine Gewalt zu rächen. Hören wir, in welcher Weise dies geschah.

Nach einem etwa vierzehntägigen Aufenthalt im Escurial war er wieder nach Madrid zurückgekehrt, und die Fürstin bereitete sich zu neuen Schritten vor, überzeugt, daß ihr jetzt eine Versöhnung mit ihm nicht mehr schwer fallen würde. Ehe sie diese jedoch auszuführen vermochte, bemerkte man eines Tages beim Neigen der Sonne, daß vor einer abgelegenen Pforte der Kirche Santa Maria eine einfache Sänfte hielt, aus welcher ein in einen dunkeln Mantel tief verhüllter Mann stieg, der mit eiligen Schritten in die Kirche huschte. Ein Diener, der die Sänfte begleitete, folgte ihm. Das Palais der Fürstin Eboli lag der Kirche gegenüber, so daß man von hier aus bequem sehen konnte, was in dem ersteren vorging.

Etwa eine Viertelstunde nach Ankunft des bezeichneten Kirchenbesuchers fuhr vor das fürstliche Palais ein von mehreren Reitern umgebener Reisewagen, aus welchem ein Officier stieg, der sich sofort in das Palais begab und die Fürstin zu sprechen verlangte. Wie maßlos war ihr Schrecken, als der Officier ihr einen königlichen Befehl vorwies, welcher ihn beauftragte, sie in dem bereitstehenden Reisewagen sofort nach der Festung Pinto zu bringen! Die Fürstin war einer Ohnmacht nahe, faßte sich jedoch und erklärte, daß sie sich keiner Schuld bewußt wäre und daß ihr fürstlicher Rang sie vor dergleichen Gewaltmaßregeln schützen dürfte. Der Officier äußerte sein Bedauern, den königlichen Befehl schlimmsten Falles mit Gewalt ausführen lassen zu müssen, und so sah sich die Fürstin genöthigt, ihm nach der Festung zu folgen, wo sie bis auf Weiteres im Gewahrsam bleiben sollte. Nur von ihrer Kammerfrau begleitet und in der Eile für den Festungsaufenthalt und die Reise nur nothdürftig vorbereitet, fuhr die entrüstete Frau bald darauf durch das Thor ihrem Gefängnisse zu.

Unter welchen schmerzlichen Empfindungen die Fürstin ihre Reise antrat und fortsetzte, braucht kaum näher bezeichnet zu werden; um wie viel schmerzlicher wären dieselben jedoch gewesen, hätte sie gewußt, daß der Verhüllte, der vorher in die Kirche schlüpfte, Niemand anders, als der König selbst war, der sich dahin begeben hatte, um von dort aus ungesehen sich an dem Vorgange ihrer Verhaftung und ihrer Angst und Bestürzung zu weiden! — Diese Handlungsweise des stolzen und allmächtigen Philipp, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, ist geschichtlich festgestellt und wohl geeignet, ihn als Menschen zu kennzeichnen. Aber sie dürfte auch den Maßstab für die Größe seiner der Fürstin geschenkten Zuneigung geben.

Es muß hier noch angeführt werden, daß der König vor der Fürstin Verhaftung sie hatte auffordern lassen, sich mit der Familie Escobedo's auszusöhnen; ein ähnliches Ansuchen hatte er auch an Perez gestellt, beide hatten jedoch dasselbe mit den Worten abgelehnt, daß sie dazu keine Veranlassung fühlten, und die Fürstin noch hinzugesetzt, daß sie nicht gewöhnt sei, mit Personen so niederen Standes in freundschaftlichen Verkehr zu treten. Ihre Weigerung erbitterte den König und veranlaßte ihre Verhaftung.

Philipp's Entrüstung über die Ablehnung seines Befehls war darum so groß, weil dieser eigentlich nichts weiter, als eine List war, die Fürstin wie Perez durch Befolgung seines Befehls zur Anerkennung ihrer Schuld zu verleiten. Wie wir erfuhren, waren sie klug genug, des Königs Absicht zu durchschauen, und das eben kränkte den eiteln Philipp tief. Obgleich die Fürstin nach diesen gegen sie gebrauchten verletzenden Gewalt-Maßregeln erkannt haben mußte, daß der König jedes mildere Gefühl für sie verloren und sich nur noch in der Rache gegen sie und ihren Freund gefiel, gab sie doch der Hoffnung Raum, daß der König sie durch die Verhaftung nur habe einschüchtern wollen und diese daher in kurzer Zeit endigen würde. Ebenso war sie überzeugt, daß die eingeleitete Untersuchung gegen Perez auch diesem bald die Freiheit bringen mußte, da ihr bekannt war, daß Escobedo lediglich auf Philipp's Befehl ermordet worden und seine Unschuld daher leicht bewiesen werden konnte.

Vergebliche Hoffnung! Nachdem der König die Fürstin in solcher Weise gestraft, wandte er seine ganze Rachsucht dem noch mehr als die Fürstin gehaßten Perez zu. Seit seiner Verhaftung wurde dieser unausgesetzten Untersuchungen unterzogen, wobei man sich zuletzt sogar der Tortur bediente, um ihn zum Eingeständniß seiner Schuld zu nöthigen. Es handelte sich für den König dabei zugleich darum, durch Perez' Geständniß vor der Welt als schuldlos an Escobedo's Ermordung zu erscheinen und den Minister zur Herausgabe von Briefen zu veranlassen, die der König in dieser Angelegenheit mit Perez gewechselt hatte. Da sich der Letztere dessen weigerte, so wurde er in der Untersuchung für schuldig befunden und zu zwei Jahren Festungshaft, zehnjähriger Amtsentsetzung und acht Jahren Verbannung vom königlichen Hof, so wie zu einer Geldbuße von fünfzigtausend Ducaten verurtheilt. Als man Perez verhaften wollte, entfloh er, suchte Schutz in einer Kirche, wurde hier jedoch trotz des Widerspruchs der Geistlichen verhaftet und nach der Festung Turnégano gebracht, wo er einstweilen verblieb.

Obgleich Perez' Gemahlin später von dem Könige das Versprechen erhielt, daß ihrem Gatten die Freiheit wiedergegeben werden solle, geschah dies doch nicht, auch dann nicht, als Perez



Weißt Du vielleicht, wer davon mitraucht?

Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von W. Heine.

dem Könige endlich die verlangten Briefe wegen Escobedo's Ermordung zusandte. Zwar bewilligte Philipp eine vorübergehende Freilassung des Perez, aber bald folgten ihr neue Anklagen und sogar eine neue Verhaftung des eben Freigegebenen. Staatsverbrechen aller Art, an welche der Unglückliche gar nicht gedacht, wurden ihm zur Last gelegt.

Diese ewigen Quälereien des einst so bewunderten und angesehenen Ministers riefen eine allgemeine Entrüstung hervor und veranlaßten Perez endlich, sich denselben durch die Flucht zu entziehen, da er nur zu wohl erkannt hatte, daß die Rache des Königs ihre Sättigung allein in seinem Untergange finden würde. Von Madrid aus floh er mit Hülfe seiner Freunde in Frauenkleidung nach Arragonien, unter dessen Gerichtsbarkeit, die von derjenigen Madrids durchaus unabhängig war und ihm darum Schutz gewährte, er sich stellte. Aber der König verfolgte ihn auch bis dahin, indem er neue Anklagen gegen ihn erhob. Diese Maßnahmen Philipp's waren jedoch fruchtlos, denn das arragonesische Gericht schützte den Flüchtling und als der König ihn auch dort in's Gefängniß werfen ließ, erhob sich das Volk und befreite ihn. Der Aufstand dehnte sich nach Saragossa aus, wohin Perez zuletzt geflohen war; es kam zum Kampf mit den königlichen Truppen, wobei Viele von beiden Seiten getödtet wurden und Perez sich in der höchsten Gefahr befand, dem Könige ausgeliefert zu werden. Bereits zum Tode verurtheilt, flüchtete er und gelangte endlich nach langem Umherirren im Gebirge und Ueberwindung höchster Gefahren nach dem Schloß

Sallen, das einem seiner Freunde gehörte. Von hier aus wandte er sich mit der Bitte um Aufnahme an die Prinzessin Katharina, eine Schwester Heinrich's des Vierten von Frankreich, die in Bearn residirte und sich damals in Pau befand. Obgleich es seine Absicht war, die Antwort der Prinzessin in Sallen abzuwarten, sah er sich doch durch die ihm zugegangene Nachricht, daß ihn die Inquisition sowie königliche Schergen verfolgten, genöthigt, in der Kleidung eines Hirten zu entfliehen. Das Glück begünstigte ihn dabei; er langte glücklich in Pau an und wurde von der Prinzessin gütig aufgenommen.

Daß Perez jetzt zu den erbittertsten Feinden des Königs zählte, kann nicht überraschen, ebensowenig, daß er sich bemühte, die Prinzessin zu bestimmen, den Arragonesen, die sich erhoben hatten und denen sich Valencia, Catalonien und die Morisken anschließen wollten, mit einem Heer zu Hülfe zu kommen. Die Prinzessin sicherte ihm auch zwanzigtausend Mann für den Fall des Aufstandes zu; dieser jedoch scheiterte; die königliche Macht siegte, so daß die Prinzessin sogar das Einrücken spanischer Truppen in Pau fürchtete und ihr Versprechen in der Besorgniß zurückzog, es könnte ein allgemeiner Krieg herbeigeführt werden.

Die letzte Lebenszeit und das Ende des Perez, dieses unglücklichen Opfers der Rachsucht des Königs Philipp, war eine sehr traurige. Perez blieb in Bearn, stets auf Rache gegen Philipp sinnend, und ging dann an den französischen Hof, ohne jedoch durch diesen seine Begnadigung zu erlangen. Philipp gestattete ihm nur, seine Titel zu führen und sich an dem französischen Hofe aufzuhalten, auch gewährte er ihm eine Pension. Trotz alledem behielt Philipp Perez' Familie noch immer in der Gefangenschaft, obwohl dieselbe schon viele Jahre währte. Erst des Königs Tod gab ihr die Freiheit wieder.

Auch Philipp's Nachfolger auf dem Thron gewährte Perez die Rückkehr nach Spanien nicht; ebenso blieben weitere Bemühungen fruchtlos, und der einst so viel bewunderte, geistvolle Staatsmann endete sein Leben in einem kleinen Orte in Frankreich, nachdem man ihm auch die Pension entzogen hatte. Er starb im Jahre 1611 am 3. November, einsam, hülflos und von seinen Freunden verlassen. Und alle diese Leiden gingen ursprünglich aus der Rachsucht Philipp's hervor, der Perez niemals den gegen ihn mit der Fürstin Eboli geübten Treubruch vergeben konnte.

Auch die Fürstin ward von des Königs Rache hart getroffen; denn fast ein und ein halbes Jahr hielt man sie in der Festung Pinto gefangen, ehe der König ihr die Freiheit wieder gab und die Rückkehr nach Madrid gestattete. Eine Aussöhnung zwischen Beiden hat nicht stattgefunden. Der König vermied es, der Fürstin zu begegnen; sie durfte fortan nicht mehr am Hofe erscheinen. Doch duldete er ihren Aufenthalt in Madrid, wo sie bis zu ihrem im Jahre 1592 erfolgten Tode ohne Anfechtung von Seiten des Königs in strenger Zurückgezogenheit lebte.

Julius Bacher.

Das linguistische Ei des Columbus.

Man hört oft davon reden, daß Jemand wohl diese oder jene fremde Sprache verstehe, sie aber trotz des besten Verständnisses nicht sprechen könne. Wie mißlich eine solche Lage ist, erfährt man erst im Auslande, zumal wenn man sich dort heimisch einrichten will, und wie schwer es ist, den Lautcharakter einer fremden Sprache zu bewältigen, geht daraus hervor, daß es Tausende giebt, die Jahrzehnte hindurch sich im Auslande bewegt haben und dennoch nur den Mund aufzuthun brauchen, um sofort als Fremde erkannt und demgemäß leider nicht immer vorurtheilslos behandelt zu werden. Unter den Flüchtlingen, welche ein zu fernsichtiger, in manchen Fällen vielleicht zu kurzsichtiger Eifer Ende der vierziger Jahre über das Meer vertrieb, nach Albions und Amerikas Gestaden, waren nicht wenige, die mit der Sprache ihres neuen Vaterlandes vollständig vertraut zu sein glaubten und sich nachträglich auf das Grausamste enttäuscht sahen, als ihr auf Schulen, durch Privatfleiß und Lectüre erworbenes Englisch drüben nicht verstanden wurde. Auch mein Vater befand sich in dieser Lage, und es brachte ihn manchmal fast zur Verzweiflung, wenn er noch nach langjährigem Aufenthalte im volkreichen London selbst von dem sonst so höflichen City-Policeman nicht einmal einen einfachen Straßennamen wie Church-Street oder George-Street erfragen, noch vom Gärtner nebenan die gewöhnlichste Blume erhalten konnte. Oft genug bekam er nach längerem Zuhören, kopfschüttelnd gegeben, die Antwort: „Sir, I dont speak German. (Mein Herr, ich spreche nicht deutsch.)" Ja, je langsamer er sprach, je mehr er sich quälte und mit seinem dicken Stocke aufstieß, um so weniger wollte es gehen.

Als ich während des Krimkrieges ebenfalls nach England kam, wurde ich ohne Umstände in die Parforceanstalt einer englischen Privatschule geschickt, wo ich, wegen meiner Ausländerschaft viel angefeindet, alsbald im Boxen eine gewisse Routine erlangte, mit der Sprache aber ging es auch bei mir sehr schwer von Statten, obwohl ich als Stettiner Junge Verständniß für das Plattdeutsche besaß, welches dem Englischen im Lautcharakter viel näher steht als das binnenländische Hochdeutsch meines Vaters. Der häusliche Verkehr vollzog sich in dem liebenswürdigen hallenser Idiom; meine Gedanken und Träume folgten der deutschen Syntax, und so kam es dahin, daß, obwohl ich für englische Essays einen mühselig errungenen Preis erhielt, doch mein mündlicher Vortrag nach wie vor Gegenstand der Erheiterung blieb.

Die ganz irrige Ansicht, daß der Engländer anders spreche, als er schreibt, fleischte sich bei mir ein, und wenn ich am väterlichen Heerde mein Herz in Klagen hierüber ausschüttete, so wurde ich zwar belehrt, daß die englischen Lautzeichen andere Werthe hätten als die deutschen, aber worin, abgesehen vom Oberflächlichen, der durchgehende Unterschied bestehe, das blieb uns ein stets dunkler werdendes Geheimniß. Wenn wir über das Wesen auch nur des einfachsten englischen Buchstabens uns verständigen wollten, geriethen wir hoffnungslos auseinander. Das Th erklärte mein Vater für einen F-artigen Laut, ich für ein verschrobenes Z. Und so irrlichterirten wir auf dürrer Haide, auf der kein Wörtchen von wahrem Englisch wuchs. Mit uns theilten dieses Loos Tausende unserer Landsleute, wie Hans Breitmann, der deutsche „Philosopedist" in Philadelphia, dessen verdrehtes Englisch ich als weltberühmt geworden bezeichnen muß.

Des Räthsels Lösung kam mir unerwartet, als ich mich längst wieder auf deutschem Boden befand und an der Saale kühlem Strande den akademischen Honig sog; es kam mir durch einen deutschen Mimen, der, obwohl er kein Wort Englisch verstand, es dennoch richtiger sprach als ich, der preisgekrönte englische Essayist.

Dieser Mime nämlich, ein oberflächlicher und deshalb um so besserer Copist, erschien mir als rettender Engel in der Rolle des Gibbon, in welcher er zur besonderen Bequemlichkeit eines geehrten Publici sich vornimmt, nur deutsch zu sprechen, dies aber auf englische Weise thun muß, wie solche durch Ueberlieferung beim Völkchen der Schauspieler fest steht. Und seine Weise war denn auch in der That so sehr englisch, daß kein Mensch ein Wort seines Deutsch verstand, aber aus dem Lachen nicht herauskam. Die Lösung lag nun auf der Hand. Wir hatten es in London ebenso gemacht, nur umgekehrt. Mit größter Virtuosität hatten wir drüben Englisch auf deutsche Weise gesprochen und mit dem nämlichen Erfolg.

Die Sache scheint komisch, und doch ist es wahr, daß man sich nur durch einen Aufwand von Schauspielerei, oder treffender von Mimik aus der Lage eines mißverstandenen Ausländers herausreißen kann. Wie Demosthenes erst von dem Komödianten Satyrus einigermaßen reden lernte, wie selbst ein Cicero es nicht verschmähte, von dem Tragöden Aesopus und dem Komiker Roscius das sich anzueignen, was seiner gelehrten akademischen Redeweise fehlte, um ihn unbefangen vor der Volksmasse erscheinen zu lassen, so sollte man auch ein wenig mimischer Bemühung nicht scheuen, wo es sich um einen so tiefgreifenden Zweck handelt, wie der ist, der Rede ihren Charakter, der fremden Sprache ihr Lebenselement zu geben, ja, überhaupt verständlich zu werden.

Die Rede ist nach Kant eine Ausgleichung zwischen den

Redenden und erfüllt diesen Zweck um so besser, je weniger sie befremdet. Wie man Jemanden zum Sitzen nöthigt und ihm eine Cigarre anbietet, um sich auf die Basis des Ausgleichs mit ihm zu begeben, so ist es ein alter Gebrauch von erprobter Wirksamkeit, die Sprechweise seiner Umgebung zu beobachten, mit der man auf ebener Erde verkehren will und muß. Das Loos des Heimathlosen ist nicht zum Mindesten deshalb so bitter, weil ihm seine Umgebung, wie die Erfahrung lehrt, auch nach langen Jahren noch den Fremdling anhört, der gewöhnliche Mann ihm unhöflicher, der Gebildete ihm mit oft unerträglicher Zurückhaltung begegnet.

Jener Mime und ich wurden bald gute Freunde. Ich lernte von ihm Englisch auf englische Weise sprechen und habe seitdem das Glück gehabt, schon oft, namentlich im „English & American Club“ in Leipzig, für einen geborenen Engländer gehalten zu werden. Wie ich nach Abzug der bühnenmäßigen Uebertreibungen ersah, beruht der Unterschied des Lautcharakters zweier Sprachen oder Dialecte *in einer angeborenen oder habituellen Mundstellung*; es liegt hierbei meist eine der Race oder dem Volksschlage eigenthümliche Bildung der Sprachorgane zu Grunde.

Die Engländer sind nach Creasby, dem Herausgeber eines isländisch-englischen Dictionärs, ihrer Sprache und ihrem Blute nach weit mehr den skandinavischen als den angelsächsischen oder gar den alemannischen Völkern verwandt. Die binnenländisch-sächsischen Elemente sind in England hinter den seefahrenden normännischen zurückgeblieben; die bequemen Athelstanes in Scott's „Ivanhoe“ sind fast ausgestorben, und so ist bei den Engländern wie in Skandinavien der Langschädel vorherrschend. Dem langen Schädel entspricht aber eine lange Nase, ein langes Kinn, eine lange Zunge. Dazu kommt, daß das englische Leben durchweg eine gewisse Bestimmtheit des Zweckes, eine rücksichtslose Energie im Menschen zeitigt, welche, ebenso wie das lange Kinn, ein physiognomisches Merkmal der eingeborenen Energie bildet, auch ihrerseits mimisch durch ein vorgeschobenes Kinn zum Ausdrucke kommt. — Und diese Gebärde, so zu sagen, tritt namentlich beim Reden in die Erscheinung. Denn es gilt von der Sprache wie vom Charakter das Wort des Sokrates: „Rede, damit ich Dich sehe!“ Erst beim Sprechen erhält die Sprache ein Gesicht, welches der Sprachlernende in erster Linie beobachten mußte, weil dasselbe auf den Lautcharakter von bestimmendem Einflusse ist.

Der Engländer hat nämlich nicht nur von Natur eine weichere, flüssigere Sprache, ähnlich dem Element, auf welchem er so groß ist, und entsprechend den niedersächsischen Idiomen Deutschlands, Hollands, Skandinaviens, sondern diese Weichheit wird von ihm gewohnheitsmäßig bis zur scheinbaren Schlaffheit getrieben. Die rollenden, schnarrenden, heulenden Consonanten des Deutschen sind dem aalglatten, an Schleifungen, Vocalen, stummen Consonanten und Diphthongen so reichen Englisch fast unbekannt. Selbst die gesteigerte Nachlässigkeit unsrer lallenden Gecken kommt dagegen nicht an. Sie bleibt ein Bastard; die englische ist Vollblut.

Trotzdem ist es nicht schwer, sie bis zur Vollendung nachzuahmen, wenn man die Vorsicht gebraucht, beim Englischsprechen einfach den Unterkiefer vorzuschieben. Sofort tritt auch die gewünschte Lautverschiebung ein. Wie mit einem Zauberschlage verwandelt sich dann der deutsche Consonant W in den englischen Vocal Doppel-U, unser sprödes Th wird zu dem unsäglich zarten Lispellaut des Briten und jede Härte zur Unmöglichkeit, selbst das geschnarrte R, welches im Englischen nicht vorhanden ist, verschwindet von selbst. Es ist bei vorgeschobenem Kinn nicht mehr möglich, mit deutscher Entschiedenheit, Deutlichkeit und consonantischer Langsamkeit am Gaumen zu arbeiten, sondern man ist gezwungen, die Zunge vorn an und meist sogar unter den Zähnen des Oberkiefers spielen zu lassen. Sie hat statt langer Wege nur noch kurze zu machen, statt schroffer „Alls“, „Alls“, „Aws“ erscheint der englische Halbdiphthong „Aoh“, aus Knie wird Nie etc.

Es würde wohl zu weit führen, wollte ich diese Beobachtungen hier im Hinblick auf andere Sprachen zu einem Gesetze entwickeln. Dem Praktiker genügt die Andeutung; die Nutzanwendung muß man ihm überlassen. Abgesehen von mimischen Merkmalen, z. B. dem schlaffen oder strammen Gaumensegel der musikalischen und unmusikalischen Idiome, spielt das Kinn die Hauptrolle. Und zwar ist der Regel nach die Zunge und die untere Nase proportionirt. Die Nase steht in einem Rapport mit der Zunge, nicht bloß in Betreff der Geschmacks- und Geruchsempfindungen, welchen beiden der gemeinsame Nerv des vierten Schädelwirbels, der Sensorius, dient, sondern auch in Bezug auf ihre Dimensionen. Eine lange, schmale Nase bedingt eine lange, schmale Zunge und diese eine gelispelte Zahnsprache. Und solche ist die englische. Bei den Celten, Iren und Franzosen herrscht die breite, kurze Nase und Zunge vor; ihre Sprache ist demgemäß eine consonantische, geheulte oder doch eine Gaumensprache. Bei den kleinbenasten Chinesen und Mongolen geht die Heulerei so weit, daß sie lauter einsilbige Wörter haben und ein Wort wie „Christus“ in „Chi-li-si-tu-si“ auseinanderlegen. Sie haben kein R, und es scheint, daß auch hierin die Extreme sich berühren, da die lispelnden Engländer und die näselnden Chinesen beide dieses Lauts entbehren. Immerhin dürfte der angeregte Gedanke fruchtbar sein, und es sollte den Verfasser freuen, wenn, abgesehen von dem praktischen Werthe, den der gegebene Wink für den Deutschen im Auslande vielleicht hat, aus diesem „linguistischen Ei des Columbus“ etwas sich entwickelte, das dem Grimm'schen Gesetze der Lautverschiebung zur Erklärung diente.

Ott. B.

Blätter und Blüthen.

Water-Closets in den Eisenbahnzügen. Die „Gartenlaube“ hat schon mehrmals das heikle Thema der fehlenden Water-Closets in den deutschen Waggons erwähnt, und erst in Heft Nr. 4 dieses Blattes sprach sich G. Rohlfs über den Vorzug des amerikanischen Wagensystems in dieser Beziehung aus. Wenn wir heute abermals auf den sehr wenig ästhetischen, praktisch aber um so bedeutsameren Punkt zurückkommen, so geschieht dies im Hinblick auf den augenblicklich gerade besonders geeigneten Zeitpunkt und in Anbetracht der großen Wichtigkeit des Themas für die Gesundheit von Tausenden. Da jetzt die Frage der Centralisirung aller deutschen Eisenbahnen unter einheitliche Reichsverwaltung an der Tagesordnung ist, so dürfte es sich gerade für die Direction der Reichseisenbahnen besonders empfehlen, durch Rücksichtnahme auf den Comfort und die Bedürfnisse des reisenden Publicums mit gutem Beispiele darin an der Spitze zu stehen, und würde dieses Vorgehen jedenfalls die Mehrzahl des Publicums für das Project der Einigung aller deutschen Eisenbahnen weit zugänglicher machen. Man wird sicherlich in zehn bis zwanzig Jahren darüber staunen, daß man in der Jetztzeit, wo sich der Fortschritt in Kunst, Industrie, Wissenschaft und Humanität so augenscheinlich offenbart, eine so nöthige Einrichtung für das reisende Publicum aus bloßer Oberflächlichkeit oder kleinlicher Sparsamkeit ganz aus dem Auge lassen konnte, während nicht allein die *Humanität*, sondern auch die *Moralität* gebieterisch diese Einrichtung erheischt. Es giebt sehr viele Leute, welche das Reisen nicht gewöhnt sind, und sobald solche fremde Luft athmen oder andere Nahrung genießen, erleiden ihre natürlichen Functionen gewisse Veränderungen, welche sich aber gerade auf der Reise in unangenehmster und störendster Weise fühlbar machen. Solche Leute sind dann oft den größten Gefahren in Bezug auf ihre Gesundheit beim Reisen ausgesetzt und unterlassen dasselbe, wenn möglich, gänzlich, solange nicht ein neues Eisenbahnsystem oder doch irgend eine Vorrichtung eingeführt worden ist, welche dem beregten Uebelstande gründlich abhilft. Wie schlimm sind jedoch die Damen in dieser Beziehung auf der Reise daran!

Leidende Personen wissen sich in Schnellzügen oftmals gar nicht zu helfen, denn wenn nach einigen Stunden der Zug nur wenige Minuten an einer Station verweilt, so ist diese Zeit viel zu kurz, um sich waschen, restauriren und andere Bedürfnisse befriedigen zu können. Daraus erklärt sich auch zum Theil jene nervöse Aufregung des reisenden Publicums, die sich besonders bei Damen so sehr bemerklich macht und während des kurzen Aufenthalts an der Station oft zu den widrigsten und anstößigsten Scenen Veranlassung giebt. Bei den gewöhnlichen Post- und Personenzügen findet so oft ein Aufenthalt statt, daß die Einrichtung von Water-Closets, wenn auch nicht unnöthig, so doch nicht *dringend* erforderlich ist, dagegen wäre bei Eil- und Courierzügen die *sofortige* Herstellung derselben eine Pflicht gegen das Publicum, der sich die Eisenbahnverwaltungen für die Länge der Zeit nicht werden entziehen können, um so weniger, als ja auch die Reisenden die letzten Preiserhöhungen sich gefallen lassen mußten, ohne bisher in der inneren Einrichtung des Waggons ein Aequivalent dagegen zu erhalten. Sollte sich bei der jetzigen Construction unserer Waggons die nöthige Aenderung absolut nicht bewerkstelligen lassen, so verwende man diese Wagen, die ohnedies zum größeren Theil schon sehr abgenützt sind, für die gewöhnlichen sogenannten „Bummelzüge“; dagegen wird man für die Courier- und Eilzüge dann eben ganz neue Waggons mit Water-Closets und etwas mehr Raum zur freien Bewegung neu anfertigen lassen müssen. Selbst auch eine *weitere* Erhöhung der Fahrpreise für solche Züge werden sich die Passagiere gewiß gern gefallen lassen, wenn nur ihrer Bequemlichkeit dabei nach moderner Anschauung Rechnung getragen wird. Die starke Frequenz der amerikanischen Schlaf-

wagen dürfte unseren Eisenbahndirectionen wohl einen beherzenswerthen Wink in dieser Hinsicht geben und den Nachweis liefern, daß das Publicum gern in eine Preiserhöhung willigt, wenn ihm nur auch der gewünschte Comfort dagegen geboten wird.

In Mai.*

No bist änn glicklich widder da,
Mei liebes Schwalbchen, aus 'n Siden?
Du werscht d'rsch wuhl gedacht schonn ha,
Daß etz de Bäme widder blihten;
Ihr ward bei uns wuhl lieber sei,
Als wie saltong in d'r Terkei.

's göbt ju völ luse Leite salt,
Die eich thun nach 'n Laben stelle;
Ja, wärde 's hier nur nech su kalt,
Da bliebt ihr ömmer bei uns, gelle?
Denn hier thutt eich kä Mensch ä Leid,
Ihr wößt, daß ihr derhäme seid.

Nun röcht dei Heischen widder ein,
Un mach de Stobe blank un räne,
Trah nachen a was Wäches nein,
Denn 's göbt doch nun bald widder Kläne,
Da werd's bald drönn labennig sei,
Wenn lusgiht erscht de Piepserei.

Nun aber freilich werd's fer dich
A widder neie Sorgen gabe,
Das kläne Volk ös hongerig
Un kann noch nech alläne labe;
De Schnabel woll'n gefittert sei,
Da häßt's: Alloh, schaff' Brud ambei!

Un macht d'rsch völe Arbeit a,
Du bist doch ömmer guter Dönge,
Un werscht nech epper ängstlich frah:
Wu soll ech nur satt Schnaken fönge?
De Liebe hölft d'r schonn derzu;
Das ös bei uns gerade su.

* Als Probe aus dem nächstens erscheinenden siebenten Bande der „Rudolstädter Klänge“ von Anton Sommer. (Siehe Nr. 12 d. Jahrg.)

Ein neuer großer Schwindel. Wir erhalten nachstehende Zuschrift „An die Redaction“ und theilen dieselbe, unter Verantwortlichkeit des Unterzeichners für die Wahrheit des Inhalts, unseren Lesern mit:

„Seit einigen Monaten kommen aus Ceuta in Afrika, sowie aus Valencia in Spanien an Fabrikanten und Gewerbtreibende in verschiedenen Städten von Sachsen, Würtemberg und Preußen ganz gleichlautende, unfrankirte Briefe in spanischer Sprache.

Die Briefe aus Ceuta sind jedesmal mit dem Namen des Adressaten unterschrieben; der Absender nennt sich den Sohn eines längst verschollenen Verwandten, ist wegen Unterschlagung einer Kriegscasse zu zehn Jahren Festung verurtheilt, fühlt sich dem Tode nahe und will seine Tochter mit bedeutendem Vermögen dem Adressaten schicken, den er zum Vormunde derselben bestellt hat.

Die Briefe aus Valencia sind mit einem spanischen Namen unterschrieben; der Absender will eine Kriegscasse in der Nähe des Wohnortes des Adressaten vergraben haben und bittet um Reisegeld für seine Frau, damit dieselbe komme, den Schatz zu heben, von welchem dem Betreffenden der dritte Theil zugesichert wird.

Eine dritte Kategorie solcher Briefe endlich, ebenfalls aus Ceuta, ist von einer Frau unterschrieben, der Wittwe eines auf der Festung gestorbenen Officiers; sie bittet um Reisegeld, um eine von ihrem Manne vergrabene große Summe zu heben.

Dem Unterzeichneten sind schon viele solche Briefe aus Sachsen, Württemberg und Preußen zur Uebersetzung geschickt worden, und er hat natürlich die Adressaten sofort auf den offenbaren Schwindel aufmerksam gemacht. Es wäre aber nicht unmöglich, daß der Eine oder Andere, von dem vielleicht ein Familienglied vor vielen Jahren ausgewandert ist, dem Schwindler in Ceuta zum Opfer fiele, wenn auf seinen Brief die Bitte um einen Vorschuß für die Reise der besagten Tochter erfolgte, unter dem Vorwande, daß für den Augenblick nicht über das Vermögen verfügt werden könne.

Die geehrte Redaction wird daher durch Veröffentlichung obiger Zeilen den Betreffenden einen großen Dienst erweisen, ihnen viele Aufregung ersparen und sie vielleicht vor Schaden bewahren.

Leipzig, den 26. Juni 1875.

Dr. Werder, Chef des Uebersetzungsbureaus.“

Einen neuen Beitrag zur literarischen Freibeuterei liefert das in St. Louis erscheinende Blatt „Die Abendschule“ in seiner Nummer vom 22. April d. J. Dasselbe druckt den in Nr. 10 unserer Zeitschrift enthaltenen Artikel „Der Veltliner Protestantenmord“ von Ernst Ziel nicht nur ohne Angabe der Quelle und des Autors, sondern auch in tendenziös geänderter Form ab. Die orthodox-lutherische Zeitung scheuet sich nicht, die „Gartenlaube“ zu plündern; wenn es sich um Füllung der Spalten auf Kosten anderer Blätter handelt, kennen gewisse fromme Herren keinen Unterschied der Farbe.

Kleiner Briefkasten.

L. K. in Drdn. Wir können Ihnen nur wiederholen, daß wir gegen alle Verschleppung deutscher Töchter nach der französischen Schweiz principiell eingenommen sind und dazu unsere guten Gründe haben, die Ihnen neulich bereits angedeutet wurden. Einsichtsvolle Eltern dürfen und sollen sich nicht mit dem Französisch-Plappern, dem leidigen Clavierklimpern und einigen salonfähigen Verbeugungen begnügen, und viel mehr wird in der That in den meisten der dortigen Pensionate nicht exercirt. Die Sache stellt sich freilich um Vieles günstiger, wenn eine deutsche oder doch schweizerisch-deutsche Dame an der Spitze eines Instituts steht, wie dies z. B. in Lausanne oder Montreux der Fall ist. Dort geht ein ernst-pädagogisches Streben mit feiner Formenbildung und deutscher Gemüthswärme Hand in Hand, und aus solchen Pensionaten kehren die Töchter dann wenigstens nicht als verbildete Modedämchen in das elterliche Haus zurück.

Für Mädchen von dreizehn bis sechszehn Jahren hat ein solches schweizerisches Pensionat allerdings einen großen und verlockenden Reiz. Wer z. B. das Institut der Frau Doctor Großheim in Montreux, hoch oben auf der Höhe in der Villa Bella, besucht und einige Tage dort verlebt hat, der versteht es wohl, daß sich die Zöglinge trotz aller Liebe zu den Eltern immer wieder hinsehnen nach der sanften, liebevollen Leiterin des Instituts und der lachenden Gegend mit der wunderbar zauberischen Aussicht auf den grünen vielbelebten See. Viele von dieser Zöglingen hängen mit wahrhaft schwärmerischer Verehrung an der deutsch-protestantischen Frau, die es meisterhaft versteht, Herz und Gemüth der ihr anvertrauten Kinder zu bilden, ohne dabei das zu vernachlässigen, was später in dem Salon an Talenten und Kenntnissen verwerthet werden soll. Man muß sie sehen, diese Schaar heiterer, übermüthiger Mädchen, aus deren Augen eine ganze Feuergarbe von losen Streichen und Teufeleien blitzt, oder man muß ihnen begegnen in dem Rhonethal bei St. Maurice, wo sie die heißen Sommerwochen in gesunder Waldluft verleben und täglich nach den Lehrstunden stärkende Wanderungen antreten, — all' diesen bunten Wechsel harmloser Jugendlust muß man aus eigener Anschauung kennen gelernt und mit Verständniß durchlebt haben, um zu begreifen, daß den heimgekehrten Zöglingen trotz aller Traulichkeit des Vaterhauses die Thränen der Sehnsucht in die Augen treten, wenn sie an die liebe Pflegemutter draußen in der Schweiz und die sonnige, ewig heitere Zeit in der Villa am Genfer See zurückdenken.

Einer für Viele. Wie man in dem Artikel „Wunderliche Leute“ (Nr. 24 unseres Blattes) einen Abfall von unserem Principe der Popularisirung der Wissenschaften sehen kann, ist uns unbegreiflich. Man verwechsele doch nicht Popularisirung mit Dilettantismus, echte Nutzbarmachung des Wissens mit der hohlen Coquetterie der Halb- und Viertelbildung. Nur die letztere ist es, welche in der Gestalt des „Krawutschke“ der Lächerlichkeit preisgegeben wird.

Ch. D. in L. Ein Lebensbild der jüngst verstorbenen George Sand hat die „Gartenlaube“ bereits im Jahrgange 1861 (Seite 265) aus der Feder von Schmidt-Weißenfels gebracht. Ferner finden Sie im Jahrgange 1864 (Seite 299) einen illustrirten Artikel über die berühmte Dichterin von Josef Dessauer, wie auch unser Blatt in späteren Jahren (1866 und 1867) die viel gefeierte Frau als Rednerin und Mutter mehrfach zum Gegenstande der Betrachtung gemacht hat. Angesichts dieser häufigen Beleuchtungen der George Sand glauben wir nunmehr, bei ihrem Tode, nicht mehr auf dieselbe zurückkommen zu sollen.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die nächste Nummer beginnt mit der bereits früher angezeigten Erzählung

Vineta. Von **E. Werner,**

der dann Novellen von **Herm. Schmid, Rud. Gottschall, A. Godin** ꝛc. folgen werden.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Beginn des Vierteljahrs aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig anstatt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber **Ernst Keil.**

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. – In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

Der heiße Sommertag neigte sich seinem Ende entgegen. Die Sonne war bereits gesunken, nur das Abendroth weilte noch am Horizont und warf seinen glühenden Schimmer über das Meer hin, das ruhig, kaum von einem Hauche bewegt, den letzten Abglanz des scheidenden Tages empfing.

Am Strande des Badeortes C., etwas abseits von der großen Strandpromenade, wo sich, wie gewöhnlich um diese Stunde, das bunte und glänzende Gewühl der Badegäste entfaltete, lag ein einfaches Landhaus. Es zeichnete sich vor den anderen, meist viel größeren und prächtigeren Häusern und Villen des Ortes nur durch die Schönheit seiner Lage aus, denn seine Fenster boten eine unbegrenzte Aussicht über das Meer hin. Sonst stand es ziemlich einsam und abgeschlossen da und konnte wohl nur von solchen Gästen bevorzugt werden, die das geräuschvolle Badeleben von C. eher mieden als aufsuchten.

In der geöffneten Glasthür, welche auf den Balcon hinausführte, stand eine Dame in tiefer Trauerkleidung. Sie war von hoher imponirender Gestalt und konnte noch für schön gelten, obwohl sie den Höhepunkt des Lebens bereits erreicht hatte. Dieses Gesicht mit seinen fest und regelmäßig gezeichneten Linien hatte freilich wohl niemals den Reiz der Anmuth und Lieblichkeit besessen, aber eben deshalb hatten die Jahre ihm auch nichts von seiner kalten, strengen Schönheit nehmen können, die sich noch jetzt siegreich behauptete. Das tiefe Schwarz des Anzuges, der Kreppschleier über der Stirn deuteten auf einen schweren, wohl erst kürzlich erlittenen Verlust, aber man suchte vergebens eine Spur vergossener Thränen in diesen Augen, einen Schimmer von Weichheit in den energischen Zügen. War ein Schmerz dieser Frau wirklich nahe getreten, so war er entweder nicht allzu tief gefühlt worden, oder bereits überwunden.

An der Seite der Trauernden stand ein Herr, gleichfalls von vornehmem Aeußeren. Er mochte in Wirklichkeit nur einige Jahre älter als seine Nachbarin sein, und doch hatte es den Anschein, als läge mehr als ein Jahrzehnt zwischen ihnen, denn an ihm waren die Zeit und das Leben nicht so spurlos vorübergegangen. Der ernste charaktervolle Kopf mit den scharf und tief ausgeprägten Zügen schien schon manchen Sturm durchlebt zu haben; das volle dunkle Haupthaar war schon hier und da ergraut; in die Stirn grub sich Falte an Falte, und der Blick hatte etwas Düsteres, Schwermüthiges, das sich dem ganzen Antlitz des Mannes mittheilte. Er hatte bisher mit angestrengter Aufmerksamkeit auf das Meer hinausgeblickt und wendete sich jetzt mit einer Bewegung der Ungeduld ab.

„Noch immer nichts zu sehen! Sie werden schwerlich vor Sonnenuntergang zurückkehren.“

„Du hättest uns von Deiner Ankunft vorher benachrichtigen sollen,“ sagte die Dame. „Wir erwarteten Dich erst in einigen Tagen. Uebrigens ist das Boot nicht eher zu erblicken, bis es den waldigen Vorsprung dort umsegelt, und dann ist es auch in wenigen Minuten hier.“

Sie trat in das Zimmer zurück und wandte sich zu einem Diener, der im Begriff war, mehrere Reiseeffecten in eines der anstoßenden Gemächer zu tragen.

„Geh' hinunter nach dem Strande, Pawlick!“ befahl sie „und sobald das Boot der jungen Herrschaften landet, benachrichtige sie, daß der Herr Graf Morynski eingetroffen ist.“

Der Diener entfernte sich, dem erhaltenen Befehle gemäß. Auch Graf Morynski gab seinen Ausblick vom Balcon auf und trat in das Zimmer, wo er an der Seite der Dame Platz nahm.

„Verzeih' die Ungeduld!“ sagte er. „Das Wiedersehen der Schwester sollte mir vorläufig wohl genug sein, aber ich habe mein Kind ja seit einem Jahre nicht gesehen.“

Die Dame lächelte. „Du wirst von dem ‚Kinde‘ nicht mehr allzu viel erblicken. Ein Jahr bedeutet viel in solchem Alter, und Wanda verspricht schön zu werden.“

„Und ihre geistige Entwickelung? Du sprachst Dich in Deinen Briefen stets mit Befriedigung darüber aus.“

„Gewiß! Sie überflügelte stets ihre Aufgaben; ich habe eher zügeln als antreiben müssen. In dieser Hinsicht blieb mir nichts zu wünschen übrig, wohl aber in einer anderen. Wanda besitzt einen stark ausgeprägten Eigenwillen und weiß ihn leidenschaftlich zu behaupten. Ich habe mir bisweilen den Gehorsam erzwingen müssen, den sie sehr geneigt war, mir zu versagen.“

Ein flüchtiges Lächeln erhellte das Gesicht des Vaters, als er entgegnete: „Ein eigenthümlicher Vorwurf in Deinem Munde! Einen Willen haben und ihn unter allen Umständen behaupten, ist ja wohl ein hervorragender Zug Deines Charakters, ein Zug unserer Familie überhaupt.“

„Der aber bei einem sechszehnjährigen Mädchen noch unter keinen Umständen zu dulden ist, denn da äußert er sich nur als Trotz und Laune,“ fiel ihm die Schwester in's Wort. „Ich sage es Dir im Voraus, Du wirst noch öfter damit zu kämpfen haben.“

Es schien, als sei diese Wendung des Gespräches dem Grafen nicht besonders angenehm. „Ich weiß, daß ich mein Kind keinen besseren Händen übergeben konnte, als den Deinigen,“ sagte er ablenkend, „und deshalb freut es mich doppelt, daß Wanda jetzt,

wo ich sie wieder zurücknehme, Deine Nähe nicht ganz zu entbehren braucht. Ich glaubte nicht, daß Du Dich so bald nach dem Tode Deines Gemahls zur Rückkehr entschließen würdest, und rechnete auf Dein Verbleiben in Paris, wenigstens bis zur Vollendung von Leo's Studium."

Die Dame machte eine verneinende Bewegung. „Ich bin in Paris nie heimisch geworden, trotz unseres jahrelangen Aufenthaltes dort. Das Loos der Emigranten ist kein beneidenswerthes, Du weißt es aus eigener Erfahrung. Fürst Baratowski freilich durfte den heimathlichen Boden nicht wieder betreten, seiner Wittwe und seinem Sohne aber kann man die Rückkehr nicht verweigern; deshalb habe ich mich unverweilt dazu entschlossen. Leo muß endlich einmal die Luft seines Vaterlandes athmen, um sich ganz als Sohn dieses Landes zu fühlen. Auf ihm ruht jetzt die alleinige Vertretung unseres Geschlechtes. Er ist freilich noch sehr jung, aber er muß es lernen, seinen Jahren voran zu eilen und sich mit den Pflichten und Aufgaben vertraut zu machen, die nach des Vaters Tode an ihn herantreten."

„Und wo gedenkst Du Deinen Aufenthalt zu nehmen?" fragte Graf Morynski. „Du weißt, daß mein Haus Dir jederzeit —"

„Ich weiß es," unterbrach ihn die Fürstin, „aber ich danke Dir. Für mich handelt es sich vor Allem darum, Leo's Zukunft zu sichern und ihm die Möglichkeit zu geben, seinen Namen und seine Stellung vor der Welt zu behaupten. Das war schon schwer genug in den letzten Jahren; jetzt ist es vollends zur Unmöglichkeit geworden. Du kennst unsere Vermögensverhältnisse und weißt, welche Opfer uns die Verbannung gekostet hat. Es muß irgend etwas geschehen. Um meines Sohnes willen habe ich mich zu einem Schritte entschlossen, den ich für mich allein nie gethan hätte — erräthst Du, weshalb ich gerade C. zum Sommeraufenthalt wählte?"

„Nein, aber befremdet hat es mich. Das Gut Witold's liegt nur zwei Stunden von hier entfernt und ich glaubte, daß Du diese Nähe eher zu vermeiden wünschest. Oder stehst Du neuerdings in Verkehr mit Waldemar?"

„Nein," sagte die Fürstin kalt. „Ich habe ihn nicht gesehen, seit wir damals nach Frankreich gingen, und seitdem kaum eine Zeile von ihm erhalten. Er hat in all den Jahren nicht nach der Mutter gefragt."

„Aber die Mutter auch nicht nach ihm," warf der Graf hin.

„Sollte ich mich einer Zurückweisung, einer Demüthigung aussetzen?" fragte die Fürstin etwas gereizt. „Dieser Witold hat mir von jeher feindselig gegenüber gestanden und seine unumschränkten Vormundschaftsrechte in verletzendster Weise gegen mich geltend gemacht. Ich bin machtlos ihm gegenüber."

„Er hätte aber schwerlich gewagt, Dir jeden Verkehr mit Waldemar zu untersagen; dazu stehen die Rechte einer Mutter denn doch zu hoch, wenn Du sie nur mit Deiner gewöhnlichen Entschiedenheit geltend gemacht hättest. Das ist aber, meines Wissens, nie geschehen, denn — sei aufrichtig, Jadwiga! — Du hast Deinen ältesten Sohn nie geliebt."

Jadwiga erwiderte nichts auf den Vorwurf. Sie stützte schweigend den Kopf in die Hand.

„Ich begreife es, daß er nicht die erste Stelle in Deinem Herzen einnimmt," fuhr der Graf fort. „Er ist der Sohn eines ungeliebten, Dir aufgedrungenen Gatten, die Erinnerung an eine Ehe, die Dich noch jetzt mit Bitterkeit erfüllt; Leo ist das Kind Deines Herzens und Deiner Liebe —"

„Und sein Vater hat mir nie den geringsten Anlaß zu einer Klage gegeben," ergänzte die Fürstin mit Nachdruck.

Der Graf zuckte leicht die Achseln. „Du beherrschtest Baratowski aber auch vollständig. Doch davon ist jetzt nicht die Rede. Du hast einen Plan? Willst Du frühere halb vergessene Beziehungen wieder aufnehmen?"

„Ich will endlich einmal die Rechte geltend machen, deren mich Nordeck's Testament beraubte, dieses unselige Testament, in dem der Haß gegen mich jede Zeile dictirt hatte, das die Wittwe wie die Mutter gleich rechtlos machte. Es bestand bisher in voller Kraft, aber es spricht Waldemar auch mit dem einundzwanzigsten Jahre mündig. Er hat kürzlich dieses Alter erreicht und ist somit Herr seines Willens. Ich will doch sehen, ob er es darauf ankommen läßt, daß seine Mutter bei ihren Verwandten eine Zuflucht suchen muß, während er zu den reichsten Grundbesitzern des Landes zählt und es ihm nur ein Wort kostet, mir und seinem Bruder auf einem der Güter eine standesmäßige Existenz zu sichern."

Morynski schüttelte zweifelnd den Kopf. „Du rechnest auf Kindesgefühle bei diesem Sohne? Ich fürchte, Du täuschest Dich. Seit seiner frühesten Jugend ist er Dir entfremdet, und man hat ihn schwerlich gelehrt, die Mutter zu lieben. Ich habe ihn nur als Knaben gesehen und damals den allerungünstigsten Eindruck von ihm empfangen. Eines aber weiß ich mit Bestimmtheit, fügsam war er nicht."

„Auch ich weiß es," versetzte die Fürstin mit vollkommener Ruhe. „Er ist der Sohn seines Vaters, wie dieser roh, unbändig, unempfänglich für alles Höhere. Schon als Knabe glich er ihm Zug für Zug, und was die Natur gab, wird die Erziehung bei solch einem Vormunde, wie Witold, wohl vollendet haben. Ich täusche mich durchaus nicht über Waldemar's Charakter, aber trotzdem wird er zu leiten sein. Untergeordnete Naturen fügen sich schließlich immer einer geistigen Ueberlegenheit, wenn man es nur versteht, sie in der rechten Weise geltend zu machen."

„Konntest Du seinen Vater leiten?" fragte der Bruder ernst.

„Du vergißt, Bronislaw, daß ich damals ein siebenzehnjähriges Mädchen ohne Erfahrung, ohne Menschenkenntniß war. Jetzt würde ich auch mit einem solchen Charakter fertig werden, und mir die Herrschaft über ihn zu sichern wissen. Bei Waldemar steht mir außerdem noch die mächtige Autorität der Mutter zur Seite. Er wird sich ihr beugen."

Der Graf sah sehr ungläubig aus bei diesen mit großer Entschiedenheit gesprochenen Worten. Zu einer Erwiderung fand er keine Zeit, denn jetzt vernahm man im Vorzimmer einen leichten raschen Schritt. Die Thür wurde in stürmischer Eile geöffnet; ein junges Mädchen flog herein und lag in der nächsten Minute in den Armen Morynski's, der aufgesprungen war und die Tochter mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Brust schloß.

Die Fürstin hatte sich gleichfalls erhoben. Es schien, als finde sie die gar zu stürmische Begrüßung von Seiten der jungen Dame nicht ganz in der Ordnung, indessen äußerte sie nichts, sondern wandte sich zu ihrem Sohne, der soeben eintrat.

„Ihr seid sehr lange ausgeblieben, Leo. Wir warten bereits seit einer Stunde auf Eure Rückkehr."

„Verzeihung, Mama! Der Sonnenuntergang auf dem Meere war so schön, daß wir auch nicht eine Minute davon verlieren mochten."

Mit diesen Worten trat Leo Baratowski zu seiner Mutter. Er war in der That noch sehr jung, vielleicht siebenzehn oder achtzehn Jahre alt; es bedurfte nur eines Blickes in sein Gesicht, um dort die Züge der Fürstin wiederzuerkennen. Die Aehnlichkeit war so auffallend, wie sie nur zwischen Mutter und Sohn möglich ist, und doch trug der jugendliche schöne Kopf des Letzteren, mit dem dunkeln leicht gelockten Haare ein durchaus anderes Gepräge. Es fehlte der kalte, strenge Ausdruck darin. Hier war alles Feuer und Leben; in den dunkeln Augen flammte die volle Leidenschaftlichkeit eines heißen, noch ungezügelten Temperamentes, und die ganze Erscheinung war ein solches Bild von Jugendkraft und Jugendschönheit, daß man den Stolz begriff, mit dem die Fürstin jetzt die Hand ihres Sohnes nahm, um ihn dem Oheim zuzuführen.

„Leo hat keinen Vater mehr," sagte sie ernst. „Ich rechne auf Dich, Bronislaw, wo ihm der Rath und die Führung eines Mannes in seiner Laufbahn nothwendig ist."

Der Graf ließ seinem Neffen eine herzliche, warme, aber weit ruhigere Umarmung zu Theil werden, als vorhin der Tochter. Das Wiedersehen mit ihr schien für jetzt alle anderen Empfindungen bei ihm in den Hintergrund zu drängen. Seine Blicke kehrten immer wieder zu dem jungen Mädchen zurück, das in dem Jahre, wo er es nicht gesehen, die Kindheit fast völlig abgestreift hatte.

Wanda glich ihrem Vater nicht im Mindesten. Die Aehnlichkeit, die bei Leo und seiner Mutter so auffallend hervortrat, fehlte hier gänzlich zwischen Vater und Tochter. Die junge Gräfin Morynska war überhaupt ein durchaus eigenartiges Wesen. Die feine graciöse Gestalt gehörte noch halb dem Kinde an, und hatte sich augenscheinlich noch nicht zu ihrer vollen Höhe entwickelt, auch die Züge des Gesichtes waren noch halb kindlich, obgleich sie bereits den Ausspruch der Fürstin Baratowska rechtfertigten.

Etwas bleich war dieses Gesicht, dessen Wangen nur ein leiser Schimmer von Röthe färbte, aber die Blässe hatte nichts Krankhaftes, und beeinträchtigte nicht im Mindesten den Eindruck vollster Jugendfrische. Das reiche tiefschwarze Haar ließ die Weiße der Hautfarbe noch mehr hervortreten, und unter langen schwarzen Wimpern bargen sich dunkle, feuchtschimmernde Augen. Wanda versprach in der That, dereinst schön zu werden, für den Augenblick war sie es freilich noch nicht, dafür besaß sie aber jenen eigenthümlichen Reiz, der manchen Mädchengestalten gerade dann eigen ist, wenn sie auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau stehen. Es war eine reizende Mischung von dem Muthwillen und der Unbefangenheit des Kindes mit dem Ernste der jungen Dame, die sich bei jeder Gelegenheit ihrer sechszehn Jahre erinnert, und der Schmelz der ersten Jugend, der erst halberschlossenen Knospe, der wie ein duftiger Hauch auf der ganzen Erscheinung ruhte, machte sie doppelt anziehend.

Die erste Aufregung des Wiedersehens war vorüber und das Gespräch lenkte nun in ruhigere Bahnen. Graf Morynski hatte seine Tochter neben sich auf einen Sessel niedergezogen und machte ihr scherzend Vorwürfe über ihre verspätete Rückkehr.

„Ich wußte ja nichts von Deiner Ankunft, Papa," vertheidigte sich Wanda. „Und dann hatte ich auch ein Abenteuer im Walde —"

„Im Walde?" unterbrach sie die Fürstin. „Warst Du denn nicht mit Leo auf dem Meere?"

„Nur auf der Rückfahrt, liebe Tante. Wir wollten, wie verabredet, nach dem Buchenholm segeln; Leo meinte, der Weg zur See dorthin sei weit näher als der Fußpfad durch den Wald. Ich behauptete das Gegentheil; wir stritten eine Weile darüber und beschlossen endlich, uns gegenseitig den Beweis zu liefern. Leo segelte allein ab, und ich schlug den Waldweg ein."

„Auf dem Du denn auch richtig den Buchenholm erreichtest, als ich bereits eine halbe Stunde dort war," triumphirte Leo.

„Ich hatte mich verirrt," erklärte die junge Dame mit großer Bestimmtheit. „Und ich wäre vielleicht noch im Walde, wenn man mich nicht zurecht gewiesen hätte."

„Wer wies Dich zurecht?" fragte der Graf.

Wanda lachte muthwillig. „Ein Waldgeist! Eins von den alten Hünengespenstern, die zu Zeiten hier umgehen sollen! Aber Du darfst mich jetzt nicht mehr fragen, Papa. Leo brennt vor Begierde, es zu erfahren; er hat mich während der ganzen Rückfahrt mit seinen Fragen gequält, und deshalb erfährt er auch nicht eine Silbe davon."

„Erfindung!" rief Leo lachend. „Ein Vorwand, um Deine verspätete Ankunft zu erklären. Du würdest eher ein ganzes Märchen erfinden, als zugeben, daß ich diesmal Recht hatte."

Wanda war im Begriff, die Neckerei zurückzugeben, als die Fürstin sich einmischte. „Vorwand oder nicht!" sagte sie scharf. „Jedenfalls war dieser einsame und eigenmächtige Spaziergang im höchsten Grade unpassend. Ich hatte Dir die Erlaubniß gegeben, in Leo's Begleitung eine kurze Meerfahrt zu machen, und ich begreife nicht, wie er Dich stundenlang im Walde allein lassen konnte."

„Wanda wollte es durchaus," entschuldigte sich Leo. „Sie wünschte unseren Streit hinsichtlich des Weges entschieden zu sehen."

„Jawohl, liebe Tante, ich wollte es," die junge Dame legte einen so entschiedenen Nachdruck auf das Wort, wie sie es schwerlich gewagt haben würde, ohne die schützende Nähe des Vaters, „und da wußte Leo sehr gut, daß es ganz vergeblich gewesen wäre, mich zurück zu halten."

Die Miene der Fürstin zeigte deutlich, daß sie es wieder einmal für nöthig hielt, dem Eigenwillen ihrer Nichte mit vollster Strenge entgegenzutreten. Sie war im Begriff, eine sehr ernste Rüge auszusprechen, als ihr Bruder ihr zuvorkam.

„Du erlaubst wohl, daß ich Wanda mit mir nehme?" sagte er, rasch einfallend. „Ich fühle mich doch etwas ermüdet von der Reise und möchte mich auf mein Zimmer zurückziehen. Auf Wiedersehen also!" Damit stand er auf, nahm den Arm seiner Tochter und verließ mit ihr das Zimmer.

„Der Onkel scheint ganz und gar hingerissen zu sein von Wanda's Anblick," bemerkte Leo, als die Beiden verschwunden waren. Die Fürstin sah ihnen schweigend nach. „Er wird sie verziehen," sagte sie endlich halblaut. „Er wird sie mit derselben blinden Vergötterung umfassen, wie einst ihre Mutter, und Wanda wird bald genug ihre Macht kennen und brauchen lernen. Das war es, was ich fürchtete bei dieser Rückkehr zum Vater. Schon die erste Stunde zeigt, daß ich Recht hatte. — Was ist das mit diesem Abenteuer im Walde, Leo?"

Der Gefragte zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht. Vermuthlich wieder eine von Wanda's Neckereien. Sie machte mich zuerst mit allerlei Andeutungen neugierig, um mir dann hartnäckig jede Auskunft zu verweigern und sich an meinem Aerger zu ergötzen. Du kennst ja ihre Art."

„Jawohl, ich kenne sie." Auf der Stirn der Fürstin lag eine leichte Falte. „Wanda liebt es nun einmal, mit Allen zu spielen, Alle, die in ihre Nähe kommen, ihren Muthwillen fühlen zu lassen. Du solltest ihr das nicht so leicht machen, Leo, wenigstens so weit es Dich betrifft."

Der junge Fürst erröthete bis an die Stirn. „Ich, Mama? Ich bin ja oft genug im Streit mit Wanda."

„Und läßt Dich trotzdem am Gängelband ihrer Launen leiten, wie und wohin es ihr beliebt. Laß' das gut sein, mein Sohn! Ich weiß, wer bei Euren Streitigkeiten schließlich triumphirt doch das sind für jetzt noch Kindereien. Ich wollte etwas Ernstes mit Dir besprechen; schließe die Balconthür und komme hierher an meine Seite!"

Leo gehorchte; sein Gesicht verrieth, daß er verletzt war, vielleicht weniger durch die eben empfangene Zurechtweisung als durch den Ausdruck „Kindereien".

Die Fürstin nahm jedoch nicht die geringste Notiz von seiner Stimmung.

„Du weißt," begann sie, „daß ich bereits einmal vermählt war, ehe ich Deinem Vater meine Hand reichte, und daß ein Sohn aus dieser ersten Ehe existirt. Du weißt auch, daß er in Deutschland erzogen wurde, hast ihn aber bisher noch niemals gesehen. Das wird jetzt geschehen. Du wirst ihn kennen lernen."

Leo fuhr mit dem Ausdruck der lebhaftesten Ueberraschung empor. „Meinen Bruder Waldemar?"

„Waldemar Nordeck, ja!" Der Nachdruck, den die Fürstin auf den Namen legte, enthielt einen vielleicht unbeabsichtigten, aber ganz entschiedenen Protest gegen jede Zusammengehörigkeit dieses Nordeck mit einem Baratowski. „Er lebt hier in der Nähe auf dem Gute seines Vormundes. Ich habe ihm von unserem Hiersein Nachricht gegeben und erwarte ihn in diesen Tagen."

Leo's früherer Unmuth war verflogen. Der Gegenstand des Gespräches interessirte ihn augenscheinlich auf's Höchste.

„Mama," sagte er zögernd, „darf ich nicht endlich Näheres über diese düsteren Familiengeschichten erfahren? Ich weiß nur, daß Deine erste Ehe eine unglückliche war, daß Du mit Waldemar's Verwandten und seinem Vormunde gänzlich zerfallen bist, und auch das weiß ich nur aus den Andeutungen des Onkels und der alten Diener unseres Hauses. An Dich und den Vater habe ich nie eine Frage über diesen Punkt gewagt. Ich sah, daß sie ihn verletzte und Dich erzürnte. Ihr schient Beide jede Erinnerung daran verbannen zu wollen."

In dem Antlitz der Fürstin lag ein seltsamer Ausdruck von Härte, und dieselbe Härte klang auch in ihrer Stimme, als sie erwiderte:

„Gewiß! Demüthigung und Erniedrigung deckt man am besten mit Vergessenheit, und an beiden ist jene unselige Verbindung überreich gewesen. Frage mich jetzt nicht danach, Leo! Du kennst die Ereignisse — laß' Dir daran genügen! Ich kann und will Dich nicht Schritt für Schritt in ein Familiendrama einführen, an das ich noch jetzt nicht denken kann, ohne daß der Haß gegen einen Todten sich in mir regt. Ich dachte diese drei Jahre gänzlich aus meinem Leben zu streichen und ahnte nicht, daß ich dereinst selbst gezwungen sein werde, sie wieder hervorzurufen."

„Und wer zwingt Dich dazu?" fragte Leo rasch. „Doch nicht etwa unsere Rückkehr? Wir gehen jedenfalls nach Rakowicz zum Onkel."

„Nein, mein Sohn, wir gehen nach Wilicza."

„Wilicza?" wiederholte Leo befremdet. „Das ist ja — Waldemar's Herrschaft."

„Es wäre mein Wittwensitz gewesen, ohne jenes Testament, das mich verstieß," sagte die Fürstin schneidend. „Jetzt ist es

das Eigenthum meines Sohnes — es wird wohl für seine Mutter Platz darauf sein."

Leo trat mit ungestümer Bewegung einen Schritt zurück. „Was heißt das?" rief er heftig. „Willst Du Dich vor diesem Waldemar zu einer Bitte erniedrigen? Ich weiß, daß wir arm sind, aber eher will ich alles ertragen, alles entbehren, ehe ich zugebe, daß Du um meinetwillen —"

Die Fürstin erhob sich plötzlich. Ihr Blick und ihre Haltung waren so gebietend, daß der Sohn mitten in seinem leidenschaftlichen Proteste verstummte.

„Hältst Du Deine Mutter für fähig, sich zu erniedrigen?" fragte sie. „Kennst Du sie so wenig? Ueberlaß' es mir, mein Sohn, meine und Deine Stellung zu wahren! Du brauchst mir wahrlich nicht die Grenze zu ziehen, bis zu der ich gehen darf. Ich kenne sie allein."

Leo schwieg und sah zu Boden. Die Mutter trat ihm näher und nahm seine Hand.

„Wird dieser Feuerkopf denn nie ruhig denken lernen?" sagte sie milder. „Es wird ihm doch noch so nothwendig sein im Leben. Meinen Plan mit Waldemar werde ich allein ausführen. Du, mein Leo, sollst nichts von dem empfinden, was ihm vielleicht Bitteres für mich anhaftet. Du sollst den Blick frei behalten und den Muth ungebeugt für die Zukunft, die Deiner wartet. Das ist Deine Aufgabe; die meine ist es, Dir diese Zukunft zu sichern um jeden Preis. Vertraue Deiner Mutter!"

Sie zog den Sohn an sich, der wie in stummer Abbitte ihre Hand an seine Lippen drückte, und als sie sich jetzt niederbeugte, das schöne lebensvolle Antlitz zu küssen, da sah man, daß die kalte strenge Frau es doch wenigstens verstand, Mutter zu sein, und daß Leo, trotz der Strenge, mit der sie ihn behandelte, doch der Abgott dieser Mutter war.

„Thun Sie mir den Gefallen, Doctor, und hören Sie endlich einmal auf mit diesen ewigen Lamentationen! Ich sage Ihnen, der Junge ist nicht zu ändern. Ich habe es oft genug versucht; sechs Hofmeister haben mir nacheinander dabei geholfen. Wir konnten Alle nichts mit ihm ausrichten, und Sie können es erst recht nicht — also lassen Sie ihm seinen Willen!"

Es war der Gutsbesitzer Herr Witold auf Altenhof, der dem Erzieher seines Mündels im kräftigsten Tone diese Rede hielt. Die beiden Herren befanden sich in der großen Eckstube des Wohnhauses, deren Fenster der Hitze wegen weit geöffnet waren und deren ganzes Aussehen zeigte, daß ihr Bewohner Dinge wie Eleganz und Comfort für sehr überflüssig, wenn nicht gar für schädlich hielt. Die einfachen, zum Theil sehr alterthümlichen Möbel waren ohne die mindeste Rücksicht auf geschmackvolle oder auch nur passende Anordnung hier und dorthin geschoben, wie es gerade die augenblickliche Bequemlichkeit erforderte. An den Wänden hingen Flinten, Jagdgeräthschaften und Hirschgeweihe, gleichfalls ohne jede Wahl geordnet. Wo gerade Platz war, hatte man einen Nagel eingeschlagen und den betreffenden Gegenstand daran befestigt, unbekümmert darum, wie er sich ausnahm. Auf dem Schreibepult lagen Wirthschaftsrechnungen, Tabakspfeifen, Sporen und ein halbes Dutzend neuer Reitpeitschen bunt durcheinander. Die Zeitung befand sich auf dem Teppiche, der allerdings vorhanden war, wenigstens dem Namen nach, dessen Abwesenheit dem Zimmer aber jedenfalls zu größerer Zierde gereicht hätte, denn er zeigte deutliche Spuren davon, daß die großen Jagdhunde ihn als täglichen Ruheplatz erwählt hatten. Ueberhaupt stand und lag kein Ding an dem Platze, wohin es eigentlich gehörte, vielmehr jedes da, wo es gerade zuletzt gebraucht worden war und wo es nun für spätere Fälle liegen blieb. Von dem Kunstsinne des Bewohners gab nur ein einziger Gegenstand in dem Gemache ein freilich haarsträubendes Zeugniß, ein in den grellsten Farben colorirtes Jagdstück, das über dem Sopha hing und dort an der Hauptwand den Ehrenplatz behauptete.

Der Gutsherr saß in seinem Lehnstuhle am Fenster, ganz umlagert von mächtigen Tabakswolken, die er aus seiner Meerschaumpfeife blies. Er war ein angehender Sechsziger, sah aber trotz seiner weißen Haare noch verhältnißmäßig jugendlich aus und stand jedenfalls noch in der Fülle der Kraft und Gesundheit. Die Gestalt von bedeutender Größe zeigte einen ebenso bedeutenden Körperumfang; das etwas geröthete Gesicht verrieth nicht allzu viel Intelligenz, dagegen trug es einen unverkennbaren Ausdruck von Gutmüthigkeit. Der Anzug, ein Gemisch von Haus- und Jagdcostüm, war ziemlich nachlässig, und die urkräftige Gestalt mit ihrer urkräftigen Stimme bildete den schärfsten Gegensatz zu der vor ihr stehenden schmächtigen Figur des Erziehers.

Der Doctor mochte im Anfange der dreißiger Jahre sein; er war von mittlerer Größe, aber seine gebückte Haltung ließ ihn klein erscheinen. Das Gesicht war nicht gerade unschön, aber es trug zu deutlich den Ausdruck der Kränklichkeit und einer gedrückten Lebensstellung, um anziehend zu erscheinen. Seine Farbe war bleich und ungesund, die Stirn gefaltet, und die Augen hatten jenen zerstreuten unsichern Blick, der Leuten eigen ist, die selten oder nie mit ihren Gedanken ganz bei der Wirklichkeit sind. Der schwarze Anzug zeigte die peinlichste Sorgfalt, und das ganze Wesen des Mannes hatte etwas Schüchternes, Aengstliches, das sich auch in seiner Stimme verrieth, als er leise antwortete:

„Sie wissen, Herr Witold, daß ich mich nur im äußersten Nothfalle an Sie wende. Diesmal aber muß ich Ihre Autorität in Anspruch nehmen. Ich weiß nicht mehr aus noch ein."

„Was hat denn Waldemar schon wieder angestiftet?" fragte der Gutsherr ärgerlich. „Daß er unbändig ist, weiß ich so gut wie Sie, da kann ich Ihnen aber nicht helfen. Mir ist der Junge längst über den Kopf gewachsen; er parirt keinem Menschen mehr, auch mir nicht. — Daß er vor Ihren Büchern davonläuft und sich lieber auf der Jagd herumtreibt — pah, ich habe es in meiner Jugend auch nicht besser gemacht. Mir wollte der Gelehrtenkram auch nie recht in den Kopf. Daß er keine Manieren hat — ist auch gar nicht nothwendig. Wir leben hier ganz unter uns, und wenn wir einmal mit den Nachbarn zusammenkommen, geht es auch ungenirt genug zu. Das wissen Sie doch am besten, Doctor. Sie nehmen ja immer Reißaus vor unseren Jagd- und Trinkgesellschaften."

„Aber bedenken Sie doch," wendete der Erzieher ein, „wenn Waldemar mit seinem unbändigen Wesen später in andere Lebenskreise tritt, wenn er sich dereinst verheirathet —"

„Verheirathet?" rief Witold förmlich beleidigt von dieser Voraussetzung. „Er wird doch nicht! Wozu braucht er zu heirathen? Ich bin Junggeselle geblieben und befinde mich wohl dabei, und der selige Nordeck hätte auch besser daran gethan, wenn er ledig geblieben wäre. Nun, mit unserm Waldemar hat es Gott sei Dank keine Noth — der läuft vor Allem, was Frauenzimmer heißt, und daran thut er recht."

Er lehnte sich mit sehr zufriedener Miene in seinen Stuhl zurück. Der Doctor trat einen Schritt näher.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Säcularfeier einer Republik.

Von **Friedrich Kapp.**

Der Tag, dessen hundertjährige Wiederkehr heute die ganze gebildete Welt feiert, ist das letzte Glied in jener Kette von gewaltigen Ereignissen, welche in der Geschichte als das Reformationszeitalter bezeichnet zu werden pflegen. Eröffnet am 31. October 1517 durch die fünfundneunzig an die Wittenberger Schloßkirche genagelten Streitsätze Luther's, schließt diese Aera am 4. Juli 1776 durch die vom Philadelphier Staatenhause aus der Welt verkündete Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien. War die deutsche Reformation bei der Freiheit der Gewissen, der freien Kirche stehen geblieben, so erweiterte der amerikanische Abfall vom Mutterlande ihren geistigen Gehalt zur Selbstbestimmung des Bürgers nicht bloß auf kirchlichem, sondern auch auf politischem Gebiete, so schuf er den freien Staat, die aus und durch sich selbst gegliederte und geleitete Gesellschaft.

Derselbe die Menschheit in ihrem tiefsten Innern bewegende Gedanke, welcher in der Heimath nur halb geglückt oder



Die Väter der nordamerikanischen Republik.

Benjamin Franklin. George Washington. John Adams.
Thomas Paine. Thomas Jefferson.

gar, wie in den Bauernkriegen, noch unreif in einem Meere von Blut erstickt war, gelangte zu größerer Herrschaft in der Schweiz, erkämpfte in den Niederlanden die Unabhängigkeit von dem spanischen Despotismus und rief, das Stuart'sche Königthum vernichtend, in England das mächtige Commonwealth des eisernen Lord-Protectors in's Leben. Wohl hatte er lange vergebens versucht, jenseits des Canals eine heimische Stätte zu finden. Ein ganzes Jahrhundert lang hatten Verfolgung und Bedrückung die aus dem Volke zur Herrschaft emporstrebenden und opferfreudigen Schaaren getroffen und Tausende zur Auswanderung gezwungen.

Unter den Vertriebenen, welche zur Zeit Jakob des Ersten sich zunächst nach Holland wandten und von da über die große Wasserwüste nach dem neuen Welttheile zogen, befanden sich auch einige Hundert puritanische Familien, welche in den Wäldern Amerikas die in Europa vergeblich gesuchte Freiheit zu finden hofften. Es waren die sogenannten Pilgerväter. Die in dem ersten Schiffe, der „Mayflower", beförderten 101 Personen betraten den ungastlichen Continent am 22. December 1620 bei Plymouth Rock. Ohne es zu wollen oder zu ahnen, trugen sie die leitenden Gedanken der Reformation über's Meer und wurden die Gründer eines mächtigen freien Staates, weil ihr geistiges, wirthschaftliches und öffentliches Leben stark und fest im Gefühl ihrer persönlichen Verantwortlichkeit, in gewissenhafter Arbeit und in mannhaftem Rechtsbewußtsein wurzelte.

Wenn England auch im Laufe der Jahre Hunderttausende seiner Söhne nach Amerika sandte, wenn auch die Unterdrückten aller europäischen Völker, Deutsche und Franzosen, Holländer und Schweden, in den Wildnissen des westlichen Continents Zuflucht, Erwerb und Gedeihen fanden, so wirkte doch ausschließlich bestimmend auf den Geist der aus den Wäldern und Einöden herauswachsenden neuen Gemeinwesen das kleine Neu-England, welches eben stärker, in sich gefesteter und bewußter war, als die ohne innere Verwandtschaft, äußere Zucht und geistigen Zusammenhang sich geltend machenden Lebensäußerungen der übrigen Nationalitäten.

Bei der Gründung des amerikanischen Staatswesens kommen höchstens nur noch die im Süden des Landes angesiedelten englischen Cavaliere und Pflanzer in Betracht, deren Bildung Bacon, Shakespeare und Milton beeinflußt hatten, deren politischer Gesichtskreis, wie bei den Puritanern, vom Common law und Selfgovernment beherrscht wurde, deren Interessen aber sich im Laufe der Jahre mit den Demokraten Neu-Englands in allen wesentlichen Fragen begegneten. Weder römischer Absolutismus, noch englischer Feudalismus, noch continentale Monarchie waren stark genug, den neuen Welttheil ihren Geboten zu unterwerfen. Ihn gewann vielmehr die junge thatkräftige Demokratie von Neu-England und das mit ihr verbündete, von ihr geistig beherrschte bürgerliche Element der übrigen Colonien, nicht in vereinzelten Anläufen oder heftigen Vorstößen, sondern im planmäßigen, langsamen Vordringen und stetigen Wachsthum.

Diese unscheinbare und gering geachtete Macht, welche dem Lande ihren Charakter unzerstörbar aufgedrückt hat, ist heute noch der Kopf und das Rückgrat der amerikanischen Republik. Nur durch das von Neu-England selbst in die fernsten Theile des Landes getragene Princip der freien Selbstbestimmung sind die amerikanischen Colonien zu unabhängigen Staaten geworden. Es giebt kein Volk der Erde, welches einen stolzeren Stammbaum aufzuweisen hätte, als das amerikanische, weil keines vom ersten Tage seiner Geschichte an so ausschließlich wie dieses seine Stellung und Achtung in der Welt der fleißigen Arbeit der Hände und der bewußten Thätigkeit des Kopfes verdankt, welche beide im Dienste einer großen Idee stehen.

An einem Tage wie dem heutigen ist eine solche Betrachtung und Zusammenfassung der geschichtlichen Ergebnisse nicht allein am Platze, sondern zur richtigeren Erkenntniß des Gewonnenen sogar unerläßlich geboten. Wie der denkende Mensch im Rückblicke auf sein vergangenes Leben sittliche Erhebung gewinnt, so wirkt auch die historische Erinnerung und Vertiefung läuternd auf die Erkenntniß und den Fortschritt ganzer Völker. Deshalb können auch wir Deutschen die hundertjährige Jubelfeier des 4. Juli nicht passender begehen, als wenn wir uns die Bedeutung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung für die Vereinigten Staaten und für die Menschheit überhaupt im Lichte ihrer Zeit klar zu machen suchen.

Wie der mündig werdende Sohn sich vom väterlichen Hause loslöst und selbstständig macht, so liegt es auch im Wesen jedes Tochterstaates, daß er, zur Erkenntniß der ihm innewohnenden Kraft gelangt, vom Mutterlande abfällt und in die Reihe der unabhängigen Staaten zu treten sucht. Von allen amerikanischen Colonien haben die jetzigen Vereinigten Staaten diesen durch die Natur des gegenseitigen Verhältnisses bedingten Schritt am ersten gewagt. Der Eigennutz und die Gewinnsucht des Mutterlandes einerseits, die persönliche und wirthschaftliche Unabhängigkeit der Colonisten andererseits stießen zu schroff, zu gewaltsam aufeinander, als daß der natürliche Proceß durch sie nicht noch bedeutend beschleunigt worden wäre.

Ueberall stand der nackte unverhüllte Vortheil Englands im Vordergrunde seiner Beziehungen zu den Colonien, welche in seinen Augen nur Pflichten oder höchstens die ihnen geschenkten Rechte hatten. England beanspruchte für sich das Monopol der Ausfuhr der amerikanischen Erzeugnisse und der Einfuhr der europäischen Bedürfnisse, verbot deshalb auch den Colonien jeden selbstständigen Handel mit dem Auslande und führte die Schifffahrtsacte in ihrer ganzen Härte und Schroffheit gegen sie durch. Diese krämerartige Kurzsichtigkeit hatte aber für die Amerikaner die gute Folge, daß sie ihren ganzen Witz und Verstand zur Umgehung der ihnen auferlegten Gesetze anspornte, also indirect die unverhältnißmäßig schnelle Hebung des amerikanischen Handels und wirthschaftlichen Gedeihens bewirkte. Uebrigens hatten die Colonisten bis zum siebenjährigen Kriege nicht über unmittelbare gehässige Eingriffe in ihre Rechte zu klagen, sodaß bis zum Ende desselben ein ganz leidliches Verhältniß zwischen Mutterland und Tochterstaat bestand. Erst die glückliche Beendigung dieses Krieges weckte in den einzelnen Colonien das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und das Gefühl ihrer Stärke, andererseits aber war England in Folge der durch den Krieg fast auf das Doppelte gewachsenen ungeheuren Staatsschuld gezwungen, die Colonien zur directen Besteuerung und zu den Kosten für ihren Schutz heranzuziehen. Die Summe war an sich nicht bedeutend und würde bei dem Wohlstande sowie der Loyalität der Colonisten sicher gezahlt worden sein, wenn ihre Bewilligung dazu erbeten worden wäre. Das Recht der Forderung und die Pflicht der Zahlung erkannten die Amerikaner dagegen nicht an; nur freiwillig wollten sie beisteuern. Ueber diese Frage entbrannte ein Vorpostengefecht, welches volle zehn Jahre währte und in der Unabhängigkeitserklärung seinen Abschluß fand.

Die amerikanische Revolution war ein Kampf um's Recht. Die Colonisten standen auf dem Boden der Geschichte und verlangten von ihm aus ihre Gleichberechtigung mit den Bürgern Englands. Sie traten für ihre angeblich und wirklich verbrieften Rechte und Freiheiten ein und wollten sich, wie sie sagten, das uralte Erbrecht der Briten wahren, ihre inneren Angelegenheiten nach eigenem Ermessen zu ordnen. Wie der Engländer in echt mittelalterlichem Geiste die Freiheit nur für sich und seine Mitbürger innerhalb der Grenzen des nationalen Staates, nicht aber eine gleiche für alle Menschen wollte, so verstanden auch die Amerikaner unter Freiheit ihre Gleichberechtigung mit den englischen Bürgern, und es war durchaus nicht das in ihnen lebendige Bewußtsein der Menschenrechte, welches sie zum Aufstande drängte. Die Rechtsfrage selbst war freilich lange nicht so klar, wie von jeder der streitenden Parteien behauptet wurde, allein wenn sie es auch gewesen wäre, so gab es gar keine andere Instanz als das Schwert, welches sie endgültig entscheiden konnte. Abgesehen von der Form und dem Buchstaben, standen sich in Amerika zwei miteinander unversöhnbare Gegensätze gegenüber: die Standesinteressen der herrschenden Gewalt gegen die Unabhängigkeitsbestrebungen der wirthschaftlich erstarkten Colonien, eine herrschsüchtige, jenseits des Oceans durchaus unberechtigte Aristokratie und eine lebensvolle, vollauf berechtigte Demokratie. Wie jeder große, ernste Kampf war die amerikanische Bewegung ruhig, gemessen und geräuschlos. Nie wurde die Stimme des klar und kalt berechnenden Verstandes von dem Geschrei der Parteiwuth übertönt. Es fehlt dieser großen und tiefen Bewegung jeder theatralische Aufputz, jeder dramatische Effect. Keine äußeren Zeichen, keine entfesselten Volksleidenschaften, kein wogendes Meer von halb rasenden Menschen, keine wilde See von Mord und Blut drängen sich in den Gang der Ereignisse, sondern der ganze

Proceß vollzieht sich, wenn man von dem Kriege mit dem nationalen Feinde absieht, mit streng logischer Folgerichtigkeit.

Die Raschheit und Verzagtheit, die Unentschiedenheit und das Ungeschick der englischen Regierung wirkten anfangs nachhaltiger zu Gunsten der Colonien als ihre eigene Initiative. Die Stempelacte vereinigte zuerst den Norden und den Süden, welche bis dahin getrennt waren, die handeltreibenden und ackerbauenden Classen und näherte die von ihr doppelt hart betroffene nicht englisch redende der englisch redenden Bevölkerung. So gelangten denn in allmählichen Uebergängen die Colonisten zur Einsicht, daß nur die feste Vereinigung Aller dem Einzelnen und dem Ganzen Sicherheit zu bieten vermöge und daß ein Eingriff in die Rechte einer Colonie zugleich eine Verletzung der Freiheit Aller sei. Diese Erkenntniß machte es den Führern leicht, auf die neuen Steuern mit Beschlüssen der Nichteinfuhr, der Begünstigung des heimischen Gewerbfleißes oder der Einschränkung des Gebrauchs fremder Waaren zu antworten und allen späteren Steuerauflagen die leicht verständliche und dabei höchst profitable Formel gegenüber zu stellen, daß Besteuerung ohne Vertretung im Parlamente Tyrannei sei.

Die beiden ersten Continentalcongresse waren schon revolutionäre Körperschaften und wurden bald, ohne es zu wollen, durch die Ereignisse zur Ausübung von weitgehenden Regierungsbefugnissen gedrängt. Der zweite Congreß trat im Mai 1775 unter dem Eindrucke der Gefechte von Lexington und Concord zusammen. Die Ereignisse des Sommers und des darauf folgenden Winters machten den Krieg unvermeidlich. Auf Lexington und Concord folgten Bunkershill und die Belagerung von Boston, Ticonderoga und der Angriff auf Quebec. Jetzt standen sich die Gegner mit den Waffen in der Hand gegenüber, aber noch wagten die Amerikaner nicht unter ihrem eigenen nationalen Banner zu kämpfen. Obgleich sie der Regierung gewaltsamen Widerstand leisteten, wollten sie immer noch loyale englische Unterthanen sein und ihren Standpunkt theoretisch rechtfertigen. Das war eben nicht möglich; sie waren einfach Rebellen, und nur der Erfolg konnte für sie entscheiden. Dazu kam noch die Furcht der Unentschiedenen und die Gemüthlichkeit der Vertrauenden. Unabhängigkeit, hieß es fast allgemein, würde für immer den Verlust der Freiheit nach sich ziehen; die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes für die englische Regierung sei trotz der Mißgriffe des zeitigen Ministeriums nicht erschüttert. Wie tief dieses Gefühl selbst in den bedeutendsten Leitern der Bewegung wurzelte, beweist ein Brief Jefferson's an seinen Verwandten John Randolph, worin er diesem noch am 29. November 1775 schrieb, daß es im ganzen britischen Reiche keinen Mann gäbe, welcher herzlicher als er die Verbindung mit England liebe. Selbst als die Anwerbung deutscher Söldlinge im englischen Parlamente entschieden war, als endlich die Verständigeren einsahen, daß jede Hoffnung auf Versöhnung aufgegeben werden müsse, wollte die Mehrheit von der ihnen angenehmen Täuschung nicht lassen und sprach noch von Abstellung der Beschwerden, sowie von einer constitutionellen Vereinigung mit dem Mutterlande. Wie ein Bann lag diese Unklarheit auf den Gemüthern, den Niemand zu brechen wagte, bis endlich Thomas Paine das lösende Wort sprach.

Dieser bedeutende Pamphletist war, als er 1774 in Amerika landete, siebenunddreißig Jahre alt, und bis dahin ein Mann gewesen, der seinen Beruf verfehlt hatte. Ein sehr bewegtes Leben lag hinter ihm; nirgends hatte ihm in seinen verschiedenen Geschäften und Stellungen als Corsetmacher, Matrose, Zollbeamter, Lehrer, Tabakskrämer und Schriftsteller selbst der bescheidenste Erfolg gelächelt. Kaum in Amerika angelangt, sah er klarer als alle Anderen, daß Versöhnung mit England unmöglich, daß bewaffneter Aufstand unter loyalem Aushängeschilde eine Thorheit sei und daß Amerika, als neue Nation, auf Tod und Leben kämpfen müsse, um seine Unabhängigkeit zur Wahrheit zu machen. In diesem Geiste schrieb er seinen „Gesunden Menschenverstand" („Common Sense"), welcher eine wunderbare Wirkung und einen mächtigen Umschwung im Volke hervorbrachte. Einige hielten Franklin, Andere John Adams, noch Andere Samuel Adams für den Verfasser. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, meinte Paine selbst, habe keine Schrift einen solchen Erfolg gehabt, wie die seinige. In nicht weniger als 100,000 Abdrücken drang sie in das Heer und in die Massen und machte die Gegner der Unabhängigkeit verstummen. Der kräftige und schneidige Stil, die populäre Beweisführung, die dem Volke geläufigen Bilder, ja selbst die oft gemeinen Schimpfworte, welche den gebildeteren Geschmack beleidigen, entsprachen ganz den Anschauungen der großen Menge und verstärkten den Eindruck der Paine'schen Flugschrift, welcher durch die sich drängenden Ereignisse größer wurde.

Die hochmüthig abweisende Antwort des Königs auf die letzte Ergebenheitsadresse der Colonien traf am Tage der Ausgabe des „Common Sense" in Philadelphia ein. In Virginien bot der Gouverneur Dunmore den Sclaven die Freiheit an und trug durch die bloße Ankündigung dieses Schrittes den Schrecken vor Sclavenaufständen und empfindlichen Vermögensverlusten in jedes Haus des Südens. Wie Norfolk in Virginien in Grund und Boden geschossen wurde, so ward Falmouth an der Küste von Maine frevelhaft von den Engländern verbrannt. Jetzt waren die beiden tonangebenden Staaten Massachusetts und Virginien, die Kaufleute und die Pflanzer einig. Um die erbitterten Gemüther zu beschwichtigen, beschloß die virginische Gesetzgebung im Frühjahre 1776 die Unabhängigkeitserklärung im Congreß zu beantragen. Am 7. Juni stellte R. H. Lee den betreffenden Antrag, dessen Verhandlung am 10. Juni für zwanzig Tage verschoben wurde, weil man während dieses Aufschubs die Einstimmigkeit sämmtlicher Colonien zu erzielen hoffte. Inzwischen sollte ein aus fünf Mitgliedern, Thomas Jefferson, Benjamin Franklin, John Adams, Roger Sherman und R. R. Livingstone, bestehender Ausschuß eine Unabhängigkeitserklärung vorbereiten. Jefferson, der spätere berühmte Präsident der Vereinigten Staaten, wurde von seinen Collegen mit dieser Arbeit beauftragt. Er war damals eines der jüngsten Mitglieder des Congresses und erst zweiunddreißig Jahre alt, allein wegen seines bescheidenen und doch bestimmten Auftretens, seiner scharfen Logik und ungewöhnlichen Stilgewandtheit hochgeschätzt und allgemein beliebt.

(Schluß folgt.)

Wann kommst du wieder?

Nun ist die Welt ein einzig Lied,
Ein Lied voll sel'gen Klängen;
Durch all' die tausend Herzen zieht,
In allen Seelen flammt und glüht
Ein neues Schaffen und Drängen.
Nun muß im blüthenreichen Thal
Des Winters Duft, des Winters Qual
Zum Frühlingsglück sich wenden,
Und du, mein stilles Herzeleid,
Du trüber Freund aus trüber Zeit,
Willst noch nicht enden?

Ich schau' zurück, und wie im Traum
Grüß' ich entschwund'nes Leben;
Ich seh' im duftverklärten Raum,
Entstiegen neu dem leichten Schaum,
Die alten Geister schweben.
Und doch, sänn' ich auf neuen Sang,
Auf frischen Lebens frischen Klang,
Ich fände nicht die Lieder.
Du holdes Sinnen, heller Blick,
Mein ganzes fernes Frühlingsglück,
Wann kommst du wieder?

Mainz, den 6. April 1876.

Hermann Hort.

Eine wiedergeborene Stadt.

Von Schmidt-Weißzenfels.

Kaum zehn Jahre sind es her, daß ich zum ersten Male nach Constanz kam. Eines schönen Sommermorgens stieg ich mit noch vielleicht einem halben Dutzend Menschen aus dem Eisenbahnwaggon, der mich von Schaffhausen an die berühmte Stadt am Bodensee gebracht, und drei Minuten darnach waren die anderen sechs Lebendigen verschwunden, ein Packknecht fuhr mit einem Rollwagen davon, und rings um mich herrschte Stille und Oede. Wie wenn die Locomotive nur noch bis hierher Lebenskraft gehabt, stieß sie ihre letzten Athemzüge aus und stand nun wie todt an dem erstarrten Schlangenleib der wenigen Waggons. Kein Mensch war sichtbar und ein unheimliches Gefühl beschlich mich. Verlassen und verwaist kam ich mir vor. Der Bahnhof war ein armseliger, schuppenartiger Bau, aus dem Jeder wieder entflohen, wer bei der Ankunft des Zuges dort etwas zu thun gehabt. Die Eisenbahn hatte eben hier ihr Ende und es schien dies das Ende alles menschlichen Verkehrs zu sein. Dicht dabei lag in der Bucht ein Dampfschiff, mit welchem ich die Fahrt über den See machen wollte, aber noch rührte sich nichts auf seinen Planken. Ueber die herrliche blaue Fläche des schwäbischen Meeres schweifte der Blick, ohne eine Spur von Leben wahrzunehmen. Dort über St. Gallen der majestätische Sentis mit einem leuchtenden Schneemantel um Schultern und Brust; tief hinten die prächtige, zackige Felswand der Bregenzer Berge — ein entzückendes Panorama, dessen Anblick ich eine Weile in vollständiger Einsamkeit wie ein an diese Stelle verwunschener Sterblicher genoß.

Endlich raffte ich mich auf, um während der Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers durch die Stadt zu schlendern und ihre Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Da umfing es mich gleich nach wenigen Schritten wie mittelalterliche Geisterwelt. Alte, große, hohe Häuser; lange Mauern, die ein Kloster umschlossen, ein wunderlicher architektonischer Zierrath hier, ein massiger Thurm dort, Bogengänge und gothische Portale, mächtige Giebel und Erker, alte Kirchen und weite, hallenartige Hausfluren: das war das echte Steinbild einer Stadt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, aber eben nur ein Steinbild. Menschenleer waren die Straßen, und was hinter diesen Mauern, in diesen großen, stattlichen Häusern lebte, mochte unter der brütenden Mittagssonne Siesta halten. Kaum hin und wieder am Fenster eines Erdgeschosses ein neugieriges Gesicht, das den das Pflaster zum Echo seiner Schritte aufrufenden Fremden musterte. Eine große, eine weitläufige, geräumige Stadt, doch wie ausgestorben, wie ein riesiges Kloster, still, innerlich heruntergekommen, ohne industrielle Thätigkeit, ein bischen Kramwerk hier und da in einzelnen geschlossenen Läden, auffällig zuweilen in der Hauptstraße ein paar Schaufenster mit ausgelegten Waaren, die auch mehr an Vergangenheit als Gegenwart mahnten.

Wohl ungestört ließ es sich auf dieser einsamen Wanderung träumen von der mittelalterlichen Zeit, in welcher Constanz oder Costnitz eine der vornehmsten unter den süddeutschen Städten war, eine alte kaiserliche Pfalz vordem, wo Karl der Große residirt, Karl der Dicke gestorben, wo Arnulf und der erste Konrad, die Ottonen und Friedrich Rothbart einst ihren Hof zu manchen Malen gehalten. Und bald hier und bald dort rief eine Inschrift an einem der Gebäude mir die denkwürdigen Vorgänge während des großen Concils von 1414—1418 in's Gedächtniß, jenes ersten europäischen Congresses, mit welchem die Geschichte von Constanz ihren Höhepunkt erreichte und von wo an diese Stadt fortan wie aus dem Leben gestrichen war, wie verdammt zum jahrhundertlangen Siechthum, äußerlich erstarrt und doch nicht begnadet, eine Ruine zu werden, aus welcher neues Leben sprießt.

In jenem Hause der Paulsstraße hat Johann Huß gewohnt, als er, kaiserlichem Wort vertrauend, nach Constanz zum Concil gekommen war, um seine Lehre zu rechtfertigen; in jenem ehemaligen Dominikanerkloster saß er gefangen durch den Fanatismus seiner Prager theologischen Feinde; eine Messingplatte im Dom zeigt die Stelle an, wo ihm, dem vom Kaiser Verrathenen, das Todesurtheil der Cardinäle verlesen wurde; draußen im Baumgarten ist der Ort, wo er auf dem Scheiterhaufen und ein Jahr nach ihm sein edler Mitstreiter Hieronymus von Prag seinen Märtyrertod fand.

Hier wieder war es, wo der elende Papst Johann der Dreiundzwanzigste seine Wohnung genommen, als er auf einige Monate zum Concil sich eingefunden hatte, ein ehemaliger Seeräuber, der mit sechszehnhundert Leibwächtern und seinen Maitressen gekommen war, um das „Wohl der Kirche" mit dem Kaiser und siebenhundert Prälaten der vier großen Nationen zu berathen. „Sic capiuntur vulpes," sagte er, als er vom Gebirge herab nach Constanz hinunter blickte, „so werden die Füchse gefangen." Und der Fuchs entwischte deshalb bald darauf in heimlicher Flucht dem Concil. Am Eckhause dort beim See mahnt eine Inschrift daran, daß in seinem Raume nach der Absetzung des blutschänderischen Papstes Johann und seiner beiden Nebenbuhler, Gregor's des Zwölften und Benedict's des Dreizehnten, der neue Oberhirt der Christenheit, Martin der Fünfte, gewählt wurde.

In jenem Gebäude wieder war es, wo Kaiser Sigismund, der schöne blondlockige Luxemburger, der fünf Kronen auf seinem Haupt vereinigte und doch nur ein kläglicher König war, seine Residenz zur Zeit des Concils gehabt, wo er seinen geliebten Reichsvicar Friedrich den Sechsten, Burggrafen von Nürnberg, 1415 feierlich mit der Mark Brandenburg und 1417 mit der erblichen Kurwürde belehnte und damit in den Boden der heruntergekommenen und fortan mehr und mehr abwirthschaftenden deutschen Reichsherrlichkeit den Stamm pflanzte, dessen Blätterkrone nach Jahrhunderten von der Spree sich über die deutschen Lande bis an deren Grenzen nach dem Bodensee ausbreiten sollte. Und dort das alte, graue, hochgiebelige Haus am See, einem großen Speicher ähnelnd, es birgt den Saal, in welchem das große, denkwürdige Concil seine Sitzungen hielt, wo es sich als höher denn der Papst erklärte und nicht ihm, sondern sich den Charakter der Unfehlbarkeit beilegte, wo es so kräftigen Ansatz zur Reformation der Kirche nahm, um freilich alle Erwartungen davon schließlich zu täuschen.

Haus um Haus dieses alten Constanz könnte von jenen Tagen erzählen; wohl in jedem hat Einer oder der Andere von der ungeheuren Zahl der Fremden gewohnt, die während des Concils hier zusammenströmte und von der der Canonicus Ulrich Reichenthal in seinem „Diarium" getreulich berichtet, „wie die Herren Geistlich und Weltlich eingeritten seyn und mit wieviel Personen". Da waren außer dem Papst, der floh und abgesetzt wurde, und dem, der hier neu gewählt wurde, Patriarchen und Cardinäle, an zweihundert Erzbischöfe und Bischöfe und an sechshundert sonstige geistliche Würdenträger mit einem Gefolge von zehntausendsechshundert Personen; dazu fünftausend Priester und päpstliche Secretäre, Universitätsdeputirte, Doctoren der Theologie, der Rechte, der Medicin, tausend Magister der freien Künste, insgesammt wieder mit einem Gefolge von achttausend Menschen. Zu so viel Geistlichen nicht minder zahlreich Weltliches an Kaiser und Herzögen, Grafen, Fürsten und Rittern, deren Gefolge auf zwanzigtausend Personen berechnet wurde. Aus allen Ländern Europas waren die Fremden gekommen, auch aus Asien und Afrika, eine bunte, glänzende Menge, von welcher der große Zug in Halévy's Oper „Die Jüdin", mit all' seinem theatralischen Pompe, doch nur eine schwache Vorstellung geben kann. Am Ufer des Bodensees wimmelte es von Morgens bis tief in die Nacht von müßigem, schaulustigem Volke, für welches zahllose Gaukler und Schauspieler, Zigeuner und Kunstreiter ihre Vorstellungen gaben. In langen Budenreihen hielten herzugewanderte Kaufleute hier und auf den Plätzen dieses Theiles der Stadt ihre Waaren wie auf einer großen, jahrelang währenden Messe feil; eine ganze Bretterstadt war dort, wo heute der aufblühende schweizer Ort Kreuzlingen dicht vor Constanz' Thoren sich ausdehnt, errichtet, wo Handwerker und Juden, Bettelvolk und Dirnen ihr Wesen trieben und die Roßknechte über Tausende von Pferden wachten, welche in improvisirten Ställen mit ihren Hufen stampften.

In der ganzen Christenheit gab es damals keine Stadt, wo es so lebhaft, so lustig, so lüderlich, so schlemmerisch zuging, wie in der deutschen Reichsstadt Constanz während des Concils. Hunderttausend Fremde, hoch und niedrig, reich und arm, hatten

dort über ein paar Jahre ihren Aufenthalt, oft daß diese Zahl sich noch um Zehntausend erhöhte. Damals war Constanz eine reiche, eine stolze, lebensvolle Stadt von vierzigtausend Einwohnern. Wie anders als bis vor Kurzem, da sie so todt, so arm, so verloren als letzter deutscher Posten an der schweizer Grenze erschien, auf fünftausend Einwohner herabgekommen, die in dem kolossalen Steinhaufen verschwanden. An das erstarrte Venedig mußte man unwillkürlich denken, wenn man diese Stadt am Bodensee sah, die unter langem und unbeschränktem Pfaffenregiment gebannt geblieben war, indeß vier Jahrhunderte die Physiognomie der Welt verändert hatten; die so in all ihrem Leben darniederlag, daß ihr Zweck völlig nutzlos, ihr Dasein gar nicht nöthig schien.

Wie ein Wunder kam mir denn die Veränderung vor, in welcher ich jüngst im Mai diese Stadt wiedersah. Aus dem öden Ufer war ein Tummelplatz eines Seehafens geworden. Fort und fort ergänzte sich längs des Strandes ein rastloser, fieberhaft eiliger Verkehr, wie ihn abgehende und ankommende Waaren und Reisende hervorrufen. Am Brückenprahm lagen ein paar Dampfschiffe, die täglich zehn, zwölf Mal von hier über den See und den Rhein hinunter bis Schaffhausen fahren und ebenso wieder einlaufen. Segel zogen die Bucht hinauf und herab; beim Zollhause an der Landungsstelle ein ewiges Auf- und Abstapeln von Gütern, wie Ein- und Auskarren von Ballen, Kisten und Kasten. Kaum daß ein Eisenbahnzug mitten durch dieses laute, rührige Hafentreiben davongerollt, so lief schon ein anderer wieder ein und brachte eine Menge geschäftig sich vertheilender Menschen. Jetzt hat hier nicht mehr ihr Ende die einzige badische Eisenbahn, sondern auch die Schwarzwaldbahn ist bis hier vorgedrungen, und diese deutschen Schienenwege setzen sich auf schweizer Gebiet fort, längs dem Ufer des Sees einestheils nach Rorschach hin, anderntheils dem Untersee entlang nach Siegen und Winterthur hinüber. Constanz ist auf einmal zu einem Knotenpunkte des Eisenbahnverkehrs zwischen Süddeutschland und der Schweiz, zu einem Stapelplatze des Handels zwischen Italien und dem deutschen Reiche geworden, und dadurch waren die Todten auferstanden, um nach Jahrhunderten wieder Besitz von dem zu nehmen, was sie einst als Lebendige besessen.

Ein stattlicher, dem mittelalterlichen Style der Stadt geschmackvoll Rechnung tragender Eisenbahnhof erhebt sich heute am Strande; neue, moderne, schöne Häuser sind ihm gegenüber entstanden; Villen jenseits der Rheinbrücke am Seeufer fesseln den Blick. Aus dem Dominikanerkloster auf der Insel, wo Huß gefangen lag, ist das in seinem Innern, besonders durch seinen Speisesaal, sehenswerthe Inselhôtel geworden, und einzig in der Art seiner Lage am See, seiner comfortablen Einrichtung, seiner Badecabinete, ladet das neue Badhôtel zu gastlichem Aufenthalte ein. Unter dem alten Conciliumsaal zieht sich durch die Halle der Schienenstrang für Güter; am Ufer hin, neben der Eisenbahn, führt ein anmuthiger, schon schattiger Promenadenweg. Wagen, sonst kaum gesehen, rollen auf dem Platze und auf der neuen Straße, die dahinter entstanden ist, hin und her, mit Personen, mit Waaren, mit Baumaterial und Lasten aller Art.

Wie der See immerfort seine grünen, klaren Wogen gegen die neuen Kaimauern wirft, so fluthet bald stärker, bald schwächer, aber ohne Stockung, der Verkehr hinüber nach der Schweiz und herüber von dort und verfließt dann in das Innere der Stadt. Ihre Hauptstraßen, sauber gehalten, sind jetzt durch Handel und Wandel von früh bis spät belebt; neue, hübsche Läden unterbrechen die einstige klösterliche Physiognomie der Häuser; Bier- und Kaffeehäuser zeugen vom gewachsenen Wohlstand der Bürger, der ihnen zur Mittags- und Abendzeit die Erholung und Zerstreuung daselbst gestattet. Vordem zu weit und zu groß für den Rest seiner Bewohner, greift Constanz jetzt über seine Marken, zieht die angrenzenden thurgauer Ortschaften Kreuzlingen, Emmishofen und Egelshofen in seinen neuen Machtkreis und haucht ihnen ein frisches, blühendes Leben ein. Dem See selbst wird jetzt ein Landgürtel am Hafen abgenommen, um für einen neuen Stadttheil daselbst Grund und Boden zu gewinnen. Welch ein anderes Constanz! Welch ein modernes Bild bürgerlichen Schaffens heut' in dieser alten, hier und da sich schon umwandelnden Hülle! Aus den fünftausend sind binnen wenigen Jahren zwölftausend Einwohner geworden; aus der todten ist binnen kaum einem Jahrzehnt eine heitere, rührige, zukunftreiche Stadt erstanden, in welcher der Fremde gern verweilt und wo im Genuß einer prächtigen Natur, allen gediegenen Comforts und anmuthenden Lebens von Jahr zu Jahr mehr zuziehende Familien ein Heim sich errichten. Alt und Neu mischen sich hier in einer Weise, welche der Stadt einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Manch ehrwürdiges Gebäude aus mittelalterlichen Zeiten schaut Einen in neuem Aufputz wundersam fesselnd an, wie das ganze Constanz selber. Das ehemalige Zunfthaus zum Rosgarten in der Augustinerstraße — sein Besitzer, der Apotheker Leiner, hat es zu einem auch in dieser Hinsicht hochinteressanten Museum constanzischer Geschichte gemacht, in dem die Zeugen aus allen Culturperioden der Stadt in seltenen Sammlungen vertreten sind und die der jetzigen eben aus allen den Besuchern bestehen, welche im neuen Stadtgebilde das alte, ursprüngliche wiedersehen wollen.

Am frühen Morgen, als ich das Fenster meines Zimmers öffnete, gewahrte ich mit Ueberraschung die Häuser beflaggt, die ganze Stadt im Festschmuck, überall deutsche und badensche und constanzische Fahnen. Bald erscholl auch lustige Marschmusik mit Pauken und Trompeten, und mit zahllosen wehenden Fahnen kam ein langer Zug von Kindern die Straße herunter — Knaben im Sonntagsputz und dazwischen abwechselnd geordnete Schaaren von Mädchen, alle im weißen Kleid, alle gleich den Buben mit dreifarbigen Schärpen geschmückt, grüne Gewinde mit Blumen tragend, unter denen die weibliche Jugend wie unter einer wandelnden Festlaube dahinschritt. Wohl an tausend Kinder der städtischen Schulen folgten so den rauschenden Klängen des Musikcorps, die kleinsten vorn, zuletzt die schon erwachseneren, die Mädchen mit den nicht mehr kurzen Röckchen. Ihr Ziel war das schöne Siegesdenkmal mit einer den Friedenskranz bietenden, wie Versöhnung verkündenden Victoria, welches als eine neue Zierde der Stadt nahe am Hafen sich erhebt; dort legten sie unter dem Aufspielen der „Wacht am Rhein" ihre Kränze wie auf einen Altar des deutschen Vaterlandes nieder, zu Ehren des Tages, an welchem 1871 der Friede zwischen Frankreich und dem wiedererstandenen deutschen Kaiserreich geschlossen worden war. Wie sinnig mußte es erscheinen, daß dieses Friedensfest gerade in der wiedergeborenen deutschen Grenzstadt in solcher Art gefeiert wurde!

Vom Denkmal bewegte sich der Zug weiter nach dem grauen Kaufhaus hinüber, mit all seinen Fahnen hinauf in den Saal, in dem einst das große Concil getagt. Auch hier wieder Neu-Constanz in reizvoller Wechselwirkung mit dem mittelalterlichen. Zu einem heiteren Festsaal hat man seit mehreren Jahren diesen Raum gewandelt, und Frescogemälde auf Goldgrund von Friedrich Pecht und Fritz Schwörer mahnen an stadtgeschichtliche Vorgänge unter der alten und auch schon unter der neuen deutschen Kaiserzeit. Wo einst Roms Prälaten in lateinischen Reden sich unter einander gestritten, da erschollen nun von Kinderstimmen deutsche patriotische Gesänge, und ein Lehrer sprach begeisternd über die Bedeutung des Frühlingsfriedentages zu den lauschenden Kindern. Mit schallendem Jubelmarsche zogen sie darnach wieder hinaus in die Stadt, überall begrüßt von frohen Gesichtern in den Fenstern, um nach dem Ernste des Morgens ihre Ausflüge in die Maiennatur zu machen. Ein dicker Mönch stand auch vor dem Concilshause, am Wege an der Eisenbahn, und sah neugierig, wie nachdenklich, dem frischen Kinderzuge nach. Ja, Pfäfflein, es ist doch auch hier der neue Geist der Zeit siegreich geworden, und Du bist auf der Stätte, die Rom verfallen war, schon ein Fremdling geworden.

Der Odem der lebendigen Gegenwart hat diesen Zauber bewirkt und die alte Stadt des Concils aus ihrem Starrschlafe geweckt. Aber auch der Mann war da, welcher diesem Geiste vollauf gerecht zu werden und ihn als schöpferische Kraft in die gelähmten Glieder dieses Körpers zu treiben wußte. Aus Allem, was heute so reich und vielverheißend dort in diesem Geiste grüßte, spricht sein Werk; von den Dächern der Stadt rufen die Spatzen dankbar seinen Namen; in ganz Baden erklingt das Lob dieses Mannes, und längst ist sein Ruf als Patriot und Kämpfer gegen das anmaßliche Pfaffenthum bis weit hinein nach Deutschland gedrungen. Es ist Max Stromeyer, der Bürgermeister von Constanz, welcher mit Fug und Recht die meisten Verdienste um die Wiedergeburt seiner Vaterstadt in Anspruch nehmen kann.

Stromeyer stammt aus einer hannöverschen Familie; sein Großvater war Physikus in Tauberbischofsheim, sein Vater Ober-

rechnungsrath erst in Karlsruhe, dann in Constanz; eine Schwester desselben heirathete den verstorbenen badischen Minister Mathy, rühmlichen Angedenkens. Am 6. Mai 1830 wurde Max Stromeyer geboren. Nach dem Willen des Vaters sollte er Mechaniker werden, aber er bezeigte keine Lust dazu und wollte studiren. Erst nach manchen Wandlungen des Berufs wurde es ihm in schon vorgerücktem Lebensalter ermöglicht, das Gymnasialexamen zu machen und sich dem Cameralfache zu widmen. Im Jahre 1859, nach bestandener Prüfung, erhielt er seine erste Anstellung im Steuerfache; 1861 übertrug man ihm die Verwaltung der bedeutenden Districtsstiftungen in Constanz. Und von diesem Momente an nahm er den lebhaftesten Antheil an dem öffentlichen Leben. Bald zog er die Aufmerksamkeit seiner freisinnigen Mitbürger auf sich, die in ihm den muthigen, fest auf's Ziel gehenden Kämpfer für ihre Sache erkannten. Er wurde schnell nach einander in den Bezirksrath gewählt, dann in die Kreisversammlung, in den Kreisausschuß und 1864 in den Stadtrath. Seine Thatkraft hatte jetzt den rechten Boden, auf dem sie sich so glänzend bewähren sollte, und vollends, als er am 11. October 1866 in einer heftigen Wahlschlacht gegen die ultramontane Partei unter dem Jubel seiner Freunde als Sieger hervorging und Bürgermeister von Constanz wurde.

Die Energie, mit welcher er sein Amt führte, um es zu einer Quelle des Segens für seine Vaterstadt zu machen, verspürte man nach allen Richtungen. Vor Allem suchte er aber erst den lähmenden Geist aus Constanz zu scheuchen und der freien Luft Zutritt in die dumpfe Atmosphäre zu verschaffen. Er sammelte seine Freunde und ordnete die Reihen seiner Partei, um überall kampffertig gegen die Römlinge zu stehen, die in der katholischen Stadt mit Ingrimm die Zügel ihrer Herrschaft sich entfallen sahen. Er hatte die „Constanzer Zeitung“ in's Leben rufen helfen, die mit wuchtigen Schlägen für die liberale Sache stritt, und übernahm 1866 sogar selbst die Verantwortlichkeit ihrer Redaction, um sie der Partei zu erhalten. Er war einer der mannhaftesten Streiter in Sachen des Stiftungsgesetzes, welches gegen die Ultramontanen in Baden durchgebracht wurde; er betrieb gegen diese die Einführung confessionell gemischter Volksschulen in Constanz und deren zeitgemäßere Vervollkommnung. Schanze auf Schanze nahm er so mit seinen wackeren Bürgern den Römlingen, und in ihrem Zorne ließen diese deshalb am 14. Januar 1869 den Bannstrahl auf ihn schleudern. Seine Excommunication ging aber weder Stromeyer, noch der Bürgerschaft zu Herzen. Auch hier, auf diesem Boden, zündeten die vaticanischen Blitze nicht mehr, und die neue Zeit hielt ihnen den ableitenden Schild des freien Geistes entgegen.

Nicht glänzender konnte dies bewiesen werden, als durch die Thatsache, daß am 22. Juni 1870 Stromeyer abermals zum Bürgermeister gewählt wurde und daß in dieser neuen, heißen Schlacht gegen die Ultramontanen der Excommunicirte als der gefeierte Mann des Tages von nah und fern, um der Sache willen, seine Glückwünsche erhielt.

Unermüdlich ein Wächter gegen alle pfäffischen Ränke, war er auch rastlos in der Arbeit, um Constanz materiell emporzuheben. Durch ihn belebte sich das Vereinswesen, verbesserten sich mittelst der Vorschußbank die socialen Verhältnisse und das Kleingewerbe; durch ihn erstanden so manche der neuen Bauten, auch das vortrefflich eingerichtete Krankenhaus in der Vorstadt Neuhausen; durch ihn erhielten die Häuser der Stadt eine neue Wasserleitung, und neben gesundem Trinkwasser ist ihm auch die Anlage der Seebäder zu verdanken, die den Armen unbeschränkt zu ihrer Gesundsheitspflege geöffnet sind. An der Gründung des neuen Badhôtels hat er sich betheiligt; die Hebung des Verkehrs, die Anschlüsse der Eisenbahnen, die Errichtung einer Reichspost-Direction und einer Reichsbank-Filiale und sonst Alles, was heute Constanz in wahrhaft überraschender Weise als eine rührige, lebensvolle Stadt kennzeichnet, bildet den Beweis seiner rühmenswerthen Bürgermeisterthätigkeit. Durch ihn und unter ihm ist Constanz zu einer Eckburg des neuen deutschen Reiches geworden, eine Wacht am Rhein gegen das Römlingsthum. Eine selbstbewußte Bürgerschaft, echt deutschen und freisinnigen Geistes, verehrt in ihrem Stadtverwalter auch den Führer auf dem Gebiete, wo Altes noch mit dem Neuen ringt und der Fortschritt „troß dem und alledem“ seiner Triumphe sicher ist.

Der Verleger der deutschen Classiker.

Als am 8. Mai 1839 Thorwaldsen's Schiller-Standbild enthüllt werden sollte, schrieb Schiller's zweiter Sohn Ernst, Appellationsgerichtsrath in Köln, an Georg von Cotta, den Sohn des berühmten Schiller-Verlegers: „Ich bin der Meinung, daß, wenn ein gesellschaftliches Subscriptions-Diner stattfindet, Du mit Schiller's Söhnen zusammensitzest, damit Deutschland und Württemberg das innige Verhältniß auch sehe, in welchem Cotta und Schiller standen und stehen. Die Geister unserer Väter würden auch jenseits sich darüber freuen.“ Der frohe Stolz auf die Größe der Väter und ihre „classische Freundschaft“, der aus den Söhnen spricht, hat sich auf die Enkel verpflanzt: soeben geht aus dem Cotta'schen Verlage in Stuttgart ein stattliches Buch hervor: „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Mit dem Portrait J. F. Cotta's“. Dasselbe erscheint, wie das Vorwort des Herausgebers uns mittheilt, im gemeinsamen Auftrage der Familien Schiller-Gleichen-Rußwurm und Cotta, welche damit dem Freundschaftsbunde zwischen ihren Großvätern ein ehrenvolles Denkmal zu errichten beschlossen haben. In der That ein Denkmal, würdig der beiden ausgezeichneten Männer, denen es gilt, und würdig der alten Tradition, welche die Cotta'sche Buchhandlung von jenem ihrem berühmtesten Vertreter ererbt und weitergepflegt hat. Das Cotta'sche Archiv zu Stuttgart und das Gleichen'sche zu Greiffenstein ob Bonnland haben ihre Schätze hergegeben, wie in meisterhafter Bearbeitung liegen dieselben nunmehr, noch um eine große Zahl anderweitiger Briefe und Documente vermehrt, dem Publicum vor, ein Geschenk, wie es an weittragender Bedeutung und reicher Belehrung ähnlich die literarische Welt auf diesem Gebiete seit lange nicht empfangen hat.

Ein edleres Geschäftsverhältniß, als das, welches sich hier zwischen Dichter und Verleger vor den Augen des Lesers aufthut, läßt sich nicht denken. Die Charaktere der beiden Männer entsprechen keineswegs dem scharfen Gegensatze, in welchen das Leben und die Meinung der Welt die Berufe des Geschäftsmannes und des Dichters miteinander zu setzen pflegt. Denn der Geschäftsmann Cotta ist zugleich ein hochgebildeter Jurist von weitschauendem Blicke, voll Enthusiasmus für das Schöne und Edle, voll thätiger Theilnahme an den Geschicken seines kleinen und großen Vaterlandes. Dem gegenüber ist der Dichter Schiller — und so zeigt ihn dieses Buch mehr als irgend eine früher publicirte Quelle seiner Lebensgeschichte — zugleich ein firmer Geschäftsmann, der nicht nur mit rühriger Praxis seine eigenen Interessen und Obliegenheiten als Redacteur und Schriftsteller verwaltet, sondern der auch in anderen Dingen dem Buchhändler große und weitumfassende Ideen mitzutheilen und mit Sicherheit und Feinheit zu vermitteln weiß zwischen dem Verleger und dem schwierigen Freunde Goethe, sodaß Cotta, was Schiller ihm räth, stets unbedenklich und mit Glück befolgt und Goethe noch Jahre nach Schiller's Tode den Edeln vermißt, der „bei unseren Angelegenheiten ein so lieber als glücklicher Mittelsmann war“. Und dabei, auf beiden Seiten, welche Noblesse in dem heikligsten aller Punkte, dem Geldpunkte, welche Ehrenhaftigkeit gegen einander, gegen die Fachgenossen, gegen das Publicum: es ist ein überaus wohlthuendes Bild, das diese Briefe uns eröffnen, ein Bild, das wohl zu einem Augenblicke ruhiger Betrachtung einladet.

Cotta entstammte einer Familie, die bereits seit vier Generationen im Besitze der akademischen Buchhandlung in Tübingen war. Der einst nicht unbedeutende Glanz der Firma aber war im Erlöschen; Cotta's Vater lebte in Stuttgart, wo er eine Hof- und Kanzleibuchdruckerei errichtet hatte; die Tübinger Handlung ward durch Factoren verwaltet. Es verdient angemerkt zu werden, daß des alten Cotta Druckerei auch in Ludwigsburg einen Schößling getrieben hatte. In dem dortigen

Hause wohnten die Hauptleute Schiller und von Hoven mit ihren Familien zur Miethe, und deren älteste Söhne, beide Fritz genannt, spielten dem Setzer fast täglich einen neuen Streich; Schiller's Eltern waren mit dem Buchdrucker Cotta auch gesellschaftlich verbunden, wie wir denn Letzteren als Pathen bei einer früh gestorbenen Tochter des Schiller'schen Hauses verzeichnet finden.

Johann Friedrich Cotta ward 1764 in Stuttgart geboren, war also fünf Jahre jünger als Schiller. Seine Neigung trieb ihn anfangs zum Militärstande, später zur Jurisprudenz, deren Studium er in Tübingen mit Auszeichnung absolvirte. Nach einem Aufenthalte in Paris ward er 1785 in die Zahl der Hofgerichtsadvocaten zu Tübingen aufgenommen und als solcher in der Liste und dem Staatshandbuch weiter geführt bis in das Jahr 1812. Auch Schiller hat von Cotta's advocatorischer Thätigkeit Gebrauch gemacht bei der Regulirung seiner mütterlichen Erbschaft 1802. Erbschaftsregulirungen haben immer ihre geheimen und offenen Dornen; die fehlten auch hier nicht, Cotta aber wußte so tactvoll die Ehre wie die Interessen seines Clienten zu wahren, daß Schiller ihm damals voll Dank schrieb: „Ich sehe mich auch hier, wie in allen unsern Verhältnissen, Ihrer Einsicht und freundschaftlichen Sorgfalt unendlich verpflichtet. Wahrlich, ich darf mich eines Freundes rühmen, wie ihn wenige besitzen, der meine Angelegenheiten völlig zu den seinigen macht und in dessen Händen sich Alles, was er übernimmt, zu meinem Besten wendet."

Dieser mit umfassender wissenschaftlicher Bildung ausgerüstete Mann, der durch Umgang mit Tübinger Buchhändlern sich auch einige Kenntnisse dieses Geschäftszweiges angeeignet hatte, entschloß sich auf den Antrag seines Vaters in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, Buchhändler zu werden, um das verfallene Tübinger Geschäft zu übernehmen. Noch existirt der Brief, in welchem Cotta sich an eine der ersten damaligen Autoritäten dieses Faches, Ph. E. Reich, Inhaber der Weidmann'schen Officin in Leipzig, mit der Anfrage wandte, wie er den Werth der Handlung und danach den Kaufschilling bestimmen solle, und mit der Bitte, sich in schwierigen Fällen an ihn wenden zu dürfen. Am 1. December 1787 trat er in den Besitz der väterlichen Handlung, deren äußere Technik er mit unermüdlichem Eifer sich anzueignen strebte. Das Geld gesteht er „entlehnt" zu haben, und knappe Tage hat er gehabt. Aber 1789 associirte er sich mit einem andern Juristen, Dr. Zahn (der später die bekannte Volksmelodie zu Schiller's Reiterlied: „Wohlauf Cameraden" componirte), und gelangte dadurch in den Besitz der zu ausgedehnterem Betriebe nöthigen Fonds, und als 1797 sich Zahn von ihm trennte, war bereits durch die Verbindung mit Schiller der Grund zur Blüthe und Größe des Verlags gelegt.

Schiller war Professor in Jena. Um seinen durch schwere Krankheit erschütterten Körper zu stärken, um seine Eltern und sein heimathliches Schwaben wiederzusehen, an dem er stets mit großer Liebe hing, war er mit seiner Gattin im Sommer 1793 nach Heilbronn, von da nach Ludwigsburg gezogen, und im Februar 1794 nahm er noch auf wenige Monate Aufenthalt in Stuttgart. Beim Besuche eines Freundes in Tübingen wird er Cotta's persönliche Bekanntschaft gemacht haben, der gerade damals den wichtigen Schritt vorhatte, sich mit einem Pfarrerstöchterchen aus Kilchberg bei Tübingen zu verheirathen, und also um so mehr Veranlassung hatte, seiner äußeren Existenz eine solide Basis zu geben. Seinem Geschäftsgrundsatze gemäß, die besten Autoren aufzunehmen, bat er den Dichter des „Don Carlos" um ein Werk für seinen Verlag. Schiller versprach es gern und entnahm auf Conto dessen einen Vorschuß von zweihundert Reichsthalern von ihm: das war die Eröffnung des Geschäfts. Mit dem Briefe Cotta's, welcher bereitwilligst das Erbetene auf Ende April verheißt, beginnt der vorliegende Briefwechsel. Anfang Mai, wenige Tage vor Schiller's Heimkehr nach Thüringen, kam Cotta nach Stuttgart; beide Männer machten einen Ausflug nach Untertürkheim in's Neckarthal, der sie einander auch gemüthlich sehr nahe gebracht zu haben scheint. Auf der Rückkehr wird auf dem Kahlenstein (heute Rosenstein) zwischen Stuttgart und Cannstatt, einem der lieblichsten Aussichtspunkte Schwabens, eine große politische Zeitung und ein großes schönwissenschaftliches Journal verabredet; beide sollte Schiller redigiren. Aus ersterem Plane, den übrigens Schiller bald von Jena aus von sich ablehnte, entstand 1798 die „Allgemeine Zeitung", das noch heute rühmlichst bekannte Weltblatt „Die Augsburger Allgemeine", aus letzterem gingen die Schiller'schen „Horen" hervor, eine in Monatsheften erscheinende Zeitschrift, die in drei Jahrgängen (1795 bis 1797) erschien und das Band zwischen Schiller und Goethe an-, das zwischen Schiller und Cotta festerknüpfte. Es kann hier nicht meine Absicht sein, das Schicksal dieser und anderer Unternehmungen des Schiller'schen Genius und des Cotta'schen Verlags zu erzählen; ich möchte nur den Verkehr der beiden Männer in charakteristischen Zügen schildern. Wenn die zahlreichen, rein geschäftlichen Billets, welche über Papier, Druck, Vertheilung des Manuscripts auf die einzelnen Hefte, Kupfer, Buchbinderei ꝛc. zwischen Jena und Tübingen die Verhandlungen hin- und hertrugen, auch zu nichts Anderem nütz wären (sie sind es aber), so würden sie schon werthvoll sein, weil sie Schiller's klare Geschäftspraxis und Cotta's unermüdliche Bereitwilligkeit zeigen. In der That, nie sagt Cotta zu Schiller's Wünschen Nein, über seine Casse und über seinen guten Willen gebietet er unumschränkt. Auch als von Jahr zu Jahr die Abbestellungen der „Horen" sich mehren, kommt kein Laut der Klage über Cotta's Lippen; stets stellt er es in Schiller's Belieben, wie lange das Unternehmen noch soll fortgesetzt werden. Freilich, Schiller verzichtet auch ebenso edelmüthig von Jahr zu Jahr auf einen größeren Theil des Redactionsgehaltes, wie des Honorars für die gelieferten Beiträge, und er hielt Cotta schon während des allmählichen Hinschwindens der „Horen" durch die Musenalmanache schadlos, poetische Kalender, von denen der berühmteste, der „Xenienalmanach auf 1797", von September bis Januar drei Auflagen erlebte.

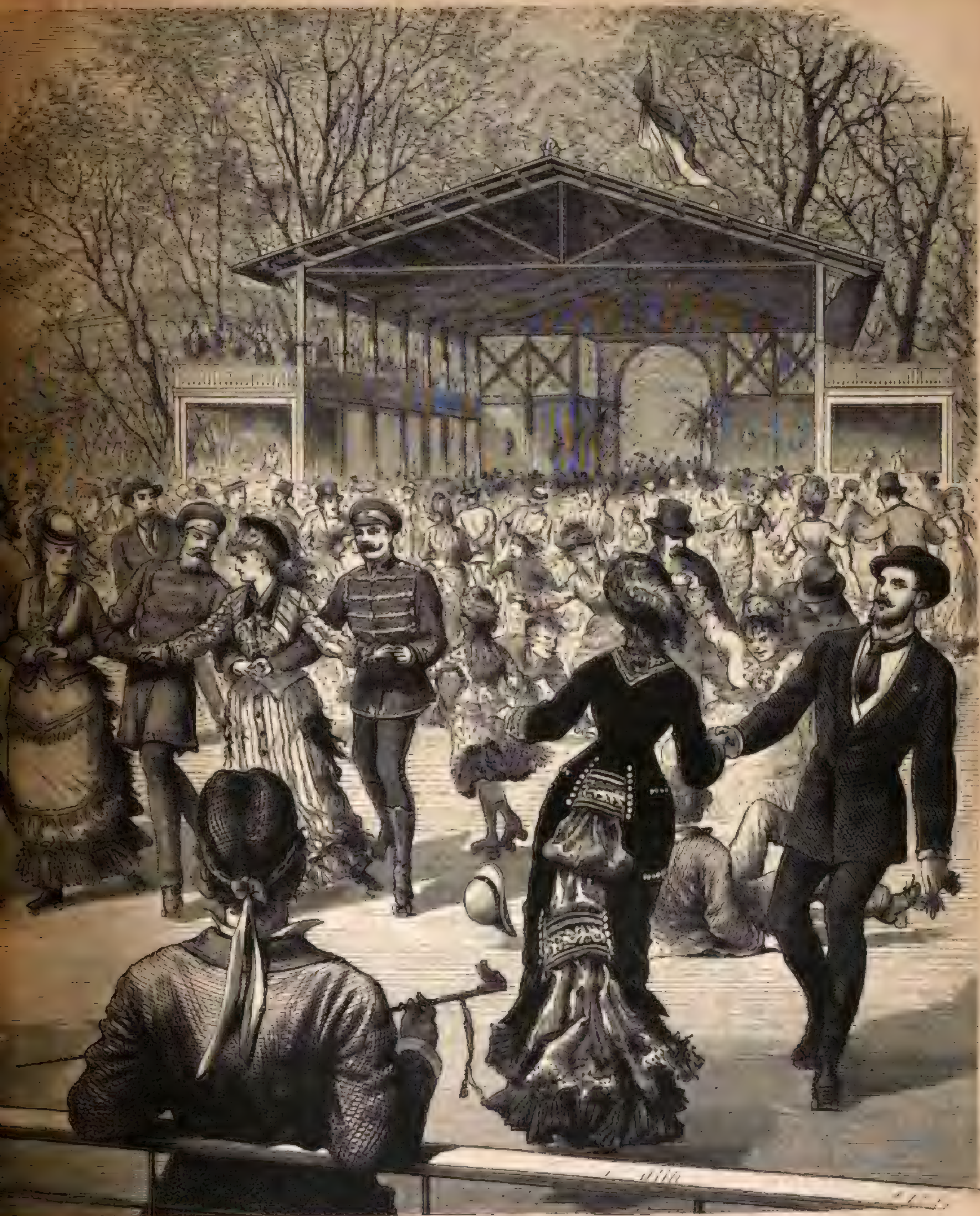
Die anfängliche Geschäftsverbindung ward zur Freundschaft und dieselbe genährt durch die jährlichen Besuche Cotta's, bald mit, bald ohne Gattin, im Schiller'schen Hause. Jahr für Jahr erschien um Himmelfahrt, „pünktlich, wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß", mit einer Geldkatze um den Leib Cotta und glich die Rechnung aus, blieb einen oder zwei Tage bei Schiller und schied nie, ohne sich für das viele Unangenehme seines Buchhändlerlebens (dahin rechnete er vor Allem die Nachdrucker und die neidischen Collegen) durch Schiller's Freundschaft voll entschädigt zu fühlen. So war er auch im Mai 1798 bei Schiller in dessen hochgelegenem Gartenhause am Leutrabache in Jena (dem Grundstück der heutigen Sternwarte) gewesen, aber ein nächtliches Gewitter nahm ihm auf seiner Heimfahrt alle Ruhe. Noch von der Station Feuchtwangen schrieb er an Schiller: „Schätzbarster Freund! Die dankbarsten Gesinnungen für die vielen Beweise der Freundschaft und Liebe, welche Sie mir während meines Aufenthaltes in Jena wieder gaben, begleiten mich auf meiner Reise, und wenn sie durch etwas unterbrochen werden konnten, so war es die sorglichste Unruhe wegen Ihrer Gartenwohnung, die das am Himmelfahrtsabend noch stattgehabte Ungewitter bei mir erzeugte — ich konnte keinen Augenblick schlafen, als ich mir Ihre isolirte und hochgelegene Wohnung und Sie und Ihre schätzbare Familie dem nächsten Blitz ausgesetzt dachte; mein erster freier Augenblick war also einem Briefe an Ihren Herrn Schwager Wolzogen gewidmet, in dem ich ihn bat, einen Blitzableiter auf Ihre Wohnung zu errichten, von dem Sie mir die Kosten zu tragen erlauben werden, da ich dieses Instrument gern als ein kleines Zeichen meiner ewigen Dankbarkeit für Ihre Sicherheit errichten möchte. Möchte ich doch einen physischen Blitz von Ihnen und den Ihrigen dadurch ableiten, da Sie so viele moralische der Unruhe und Sorge von mir ableiteten. Machen Sie doch, daß es recht bald geschieht."

Daß zu dieser Intimität des berühmten Autors mit dem Tübinger Buchhändler andere Verleger scheel sahen, namentlich die, welche ein älteres Anrecht an Schiller zu haben glaubten, konnte nicht ausbleiben; besonders war der Leipziger Buchhändler Göschen, der allerdings in bedrängten Zeiten Schiller's Verleger und Freund und oft Helfer in der Noth gewesen war, nicht Meister seiner Gefühle, und in der Jubilatemesse 1795 kam es zwischen ihm und Cotta zu heftigen Scenen.

Für die Noblesse des Verkehrs zwischen Schiller und Cotta folgendes Beispiel. Nach dem schönen Erfolge, den „Wallenstein", „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans" für Schiller's Ruhm und für Cotta's und Schiller's Casse gehabt, glaubte der Dichter den Preis für jedes folgende große Originalstück ein für alle



Aus dem Sta
Nach der Natur aufge



ng-Rink in Berlin.

mmen von Knut Ekwall.

Mal auf dreihundert Ducaten (circa tausend Thaler) festsetzen zu dürfen. „Ich begebe mich aber dadurch zugleich jedes Anspruches an einen weiteren Gewinn, der Absatz mag so groß sein, als er will, und der Auflagen so viele, als während drei Jahren davon erfolgen können; und reservire mir nichts als meine Rechte auf die künftige Sammlung meiner Theaterschriften. Ich führe Ihnen nicht an, daß andere Schriftsteller, denen ich nicht glaube, weichen zu müssen, ebenso vortheilhafte Contracte geschlossen; oder daß andere Verleger mir dergleichen Erbietungen gethan. Dies sind keine Argumente, die zwischen Ihnen und mir gelten. Auch weiß ich aus Erfahrung, wie bereitwillig Sie sind, mich an dem Gewinne bei meinen Schriften Antheil nehmen zu lassen, aber hier kommt es darauf an, daß ich mir von meinem schriftstellerischen Fleiße einen bestimmten Etat gründe, daß ich weiß, woran ich bin, und mich aller mercantilischen Rücksichten, die mir bei meinen Arbeiten störend sind, einmal für allemal entschlage."

„Mit dem größten Vergnügen," antwortete Cotta, „willige ich in Ihren Vorschlag vom 13. h., dreihundert Ducaten für jedes neue, große Original, wie ‚Maria' oder die ‚Jungfrau von Orleans' zu bezahlen, und es würde mich betrüben, wenn Sie von mir nicht überzeugt wären, daß durch den Erfolg des Absatzes ein gleiches Resultat herausgekommen wäre. — Ich schmeichle mir, Sie kennen mich so weit und die Zukunft wird für's Vergangene die Wahrheit hiervon belegen; inzwischen sehe ich wohl ein, daß eine fest ausgemachte Summe etwas Angenehmeres ist. Wir wären also ganz im Reinen; was ich noch sonst thun kann, wird dem unerachtet nach Möglichkeit geschehen. Hätten wir nur zwei Feinde vom Leibe! — die schlechten Buchhändler und die Nachdrucker." Das nächste Werk, welches dieser neuen Abmachung zu unterwerfen war, ist 1803 „Die Braut von Messina". „Ich habe mir mit diesem Werke eine verteufelte Mühe gegeben," schreibt Schiller. „Da es um einige Bogen kleiner ist, als die ‚Maria Stuart' und also um etwas wohlfeiler verkauft werden muß, so lasse ich fünfzig Ducaten von unserem neuen Contracte nach." Und Cotta: „Mit innigem Danke erkenne ich Ihre Generosität in Hinsicht des angebotenen Nachlasses von fünfzig Ducaten, allein ich würde unedel handeln, wenn ich davon Gebrauch machen wollte." Und dabei blieb es.

Die Verbindung mit Schiller hatte für den Cotta'schen Verlag noch eine andere segensreiche Folge: Schiller zog Goethe nach sich. Schon während seiner Mitarbeit an den „Horen" mußte Cotta auf Schiller's Rath Goethen, „diesen Mann, wie er in Jahrhunderten kaum einmal lebt", durch besondere Munificenz an dieses Journalunternehmen fesseln. Im Jahre 1797 logirte Goethe auf seiner Reise in die Schweiz bei Cotta und schrieb nach diesem kurzen Zusammenleben an Schiller: „Je mehr ich Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist." Unter Schiller's vermittelnder Thätigkeit kam denn auch bald ein Verlagsverhältniß zwischen Beiden zu Stande. Eine Zeitschrift, welche in populärer Weise über Kunstgegenstände handeln sollte, die „Propyläen", erschien bei Cotta, aber nicht mit Glück; kaum vierhundertfünfzig Abonnenten fanden sich, und im Juni 1799 mußte Cotta dem Freunde melden, er habe bereits zweitausendfünfhundert Gulden Schaden gemacht — „es ist mir eine äußerst unangenehme Geschichte, wegen der ich aber keinen Entschluß fassen, sondern diesen ganz Goethen überlassen will." Dabei hatte Cotta vor Goethe stets einen gewissen heiligen Respect; er fühlte, daß Goethe besonders vorsichtig und rücksichtsvoll behandelt sein wollte, und fand an Schiller einen stets bereiten Mittelsmann. Es ist interessant zu sehen, wie Schiller an Cotta, wo es ihm nöthig scheint, das Gewagte einer Speculation mit Goethe'schen Werken (so mit der Ausgabe von „Cellini", mit „Winckelmann und sein Jahrhundert" ꝛc.) unumwunden ausspricht, aber doch stets zu dem Resultate kommt, Cotta dürfe um keinen Preis den Verlag Goethe'scher Werke aus den Händen lassen, und ihn immer wieder und wieder auf ein Werk vertröstet, als auf eine Goldgrube — den „Faust", von welchem damals erst der erste Theil in fragmentarischer Gestalt veröffentlicht worden war. „Ich fürchte, Goethe läßt seinen ‚Faust', an dem schon so viel gemacht ist, ganz liegen, wenn er nicht von außen und durch anlockende Offerten veranlaßt wird, sich noch einmal an diese große Arbeit zu machen und sie zu vollenden. Der ‚Faust' wird, wie er mir sagte, wenn er vollendet ist, zwei beträchtliche Bände, über zwei Alphabete* betragen. Er rechnet freilich auf einen großen Profit, weil er weiß, daß man in Deutschland auf dieses Werk sehr gespannt ist. Sie können ihn, das bin ich überzeugt, durch glänzende Anerbietungen dahin bringen, dieses Werk in diesem Sommer auszuarbeiten. Berechnen Sie sich nun mit sich selbst, wie viel Sie glauben an so eine Unternehmung wagen zu können, und schreiben alsdann an ihn. Er fordert nicht gern und läßt sich lieber Vorschläge thun, auch accordirt er lieber in's Ganze, als bogenweis."

Cotta offerirte, wie er bald darauf Schiller mittheilte, viertausend Gulden (circa zweitausendvierhundert Thaler) als Grundhonorar, mit dem Zusatze, daß er über die Größe des Ganzen nicht urtheilen könne und daß er sich schmeichele, Goethe kenne ihn von der Seite, daß, wenn der Erfolg der Erwartung entspräche, er jene Summe blos als erstes Anerbieten ansehen und sich für verbunden halten werde, nach der günstigen Aufnahme seine weitere Schuld abzutragen.

Zum „Faust" kam es indessen damals noch nicht; erst nach Schiller's Tode erschien im achten Bande der sämmtlichen Werke, für welche Cotta 1807 zehntausend Thaler gezahlt hatte, der „Faust" in erneuter und erweiterter, wenn auch noch nicht in vollendeter Gestalt, aber der definitive Anschluß Goethe's an Cotta's Verlag war doch der Erfolg von Schiller's Bemühungen, und dieses Verhältniß ward auch durch Schiller's 1805 erfolgten Tod nicht unterbrochen, sondern dauerte bis zu Goethe's Ende. Freilich, schwer war wohl unter Umständen mit dem alten Herrn auszukommen, seit Schiller's milde Vermittelung fehlte. Aber mit Cotta's wachsender socialer und politischer Bedeutung wuchs auch sein Selbstbewußtsein selbst einem Manne wie Goethe gegenüber.

Geduld und Nachsicht bedarf der Verleger im Verkehr mit den Autoren, und nicht am wenigsten mit ihren Versprechungen. Auch gegen Schiller hatte Cotta reichlich Gelegenheit gehabt, die Nachsicht zu üben, um die Goethe ihn später einmal bat mit der Versicherung, daß die Versprechen der Autoren, sowie die Schwüre der Liebhaber von den Göttern selbst mit einiger Leichtigkeit behandelt würden. Was Cotta aber nicht vertragen konnte, war Mißtrauen, und solches zeigte ihm Goethe im Jahre 1828, als er in seinem Namen und demjenigen der Schiller'schen Familie seinen Briefwechsel mit Schiller zur Herausgabe für den Verlag Cotta's bearbeitet hatte und sich weigerte, das Manuscript auszuliefern, bevor die für ihn und die Schiller'schen Erben ausbedungenen je viertausend Thaler angewiesen wären. Da schrieb ihm Cotta in edlem Zorn: „Wenn ein solches Mißtrauen nicht einem fremden, unbekannten Verleger gezeigt wird, sondern einem Manne, der mehr als dreißig Jahre in Verbindung steht und der nie nur einen Tag seine Geld-Obliegenheiten unerfüllt ließ, wie unerwartet muß diesem ein solches Mißtrauen erscheinen! — Ob der Mann, der bei bisherigen mehr als 160,000 Fl. betragenden Zahlungen (an Goethe) nie im geringsten Rückstand blieb, der stets einen offenen Credit verfügte und erhielt, so ängstlich zu behandeln war, will ich nur berühren, weil der Mensch, wenn er sich durch ein Ereigniß tief ergriffen und unglücklich fühlt, sich an seinen inneren Richter wendet, sich fragend und prüfend: womit hast Du dies verdient?" Goethe's Antwort ist nicht erhalten, sicher aber ist, daß der fragliche Briefwechsel bei Cotta erschien und seitdem die einunddreißigste Auflage erlebt hat.

Cotta starb am 29. December 1832 als Freiherr Cotta von Cottendorf, nachdem er den alten Adel seiner Familie wieder angenommen hatte. Die vorstehende Skizze beansprucht nicht im Entferntesten, der Bedeutung des Mannes, noch dem Inhalte des vorliegenden Buches gerecht geworden zu sein. Dazu hätte eingegangen werden müssen — und zu dem allen bringt unser Buch höchst werthvolles Material — auf sein Verhältniß zu Schiller's Erben und ihren Zeitgenossen, auf seine weitverzweigten literarischen Verbindungen, auf die Tendenzen und Schicksale seiner politischen Journale, auf seine eigenen politischen Schicksale und sein thätiges Auftreten im alten Württemberg, im revolutionären Paris, auf dem Wiener Congreß, in der neuen württembergischen Kammer; wahrlich, eine Weite des Wirkungskreises, die Heine das Recht gab, auf Cotta das Wort aus dem Egmont anzuwenden: „Das war ein Mann; der hatte seine Hand über die ganze Welt."

F—tz.

* Die Bogen wurden, statt mit Zahlen, mit Buchstaben numerirt.

Der Rabbi von Sadagóra.

Von Arnold Hilberg.

Unabsehbar breitete sich die Fläche aus, die der Herbst in seine fahlgelben und braunen Farben kleidete. Das tiefste Schweigen herrschte ringsum; nur das Rascheln der Stoppeln, das ferne Rauschen des Pruth war hörbar; rückwärts floß die Stadt auf dem Berge in pittoreske weiße Linien zusammen, von Kuppeln und Thürmchen überragt, die farbenbunt und glitzernd in der Sonne schimmerten und glänzten. Hier und da erhob sich eine halb in den Boden gesunkene, schornsteinlose Hütte mit hochgiebeligem, zerzaustem Strohdache, aus der tischplatten Ebene, ein mageres Roß knusperte die Stoppeln ab; ein zerlumpter Bauer mit spitzer Lammfellmütze trieb eine Heerde Hammel vor sich her. Alles hatte ein asiatisches Gepräge. Die Steppe ist einförmig und dem Leben, welches sich auf ihr entfaltet, prägt sie die gleiche Einförmigkeit auf; wie diese Steppe bei Czernowitz, so ist jene bei Samarkand oder Taschkend. Auch dort erhebt sich da und dort eine verfallene, strohgedeckte Hütte aus dem Boden, ein mageres Roß knuspert an den dürren Stoppeln; ein zerlumpter Hirt mit spitzer Lammfellmütze treibt eine Heerde Hammel vor sich her, und fern im Hintergrunde hebt sich in weißen Linien, von farbenbunten und glitzernden Kuppeln und Spitzen überragt, die Stadt vom tiefblauen Himmel ab.

Nach einer Stunde etwa zeigten sich neue Gestalten; bärtige Männer mit Ringellocken, in langen, schwarzseidenen Kaftans, die weißbestrumpften Füße in flachen Schuhen steckend, das Haupt mit einer spitzen hohen Sammtmütze, die ein schmaler Wulst struppigen braunen Fells umbrämte, bedeckt, schritten sinnend den Feldrain entlang. Zwei Reihen Hütten, ebenso elend und verwahrlost wie jene, die vereinzelt aus der Steppe sich erhoben, traten dicht an die Straße — ich fuhr in Sadagóra ein.

Dieser überaus armselige und verwahrloste Theil des Ortes, den der aus Czernowitz Kommende zuerst betritt, ist das „Christenviertel“ von Sadagóra; es zieht sich fast eine halbe Stunde längs der Straße hin. Dann tauchen etwas stattlichere Häuschen auf; eine Gruppe netter Villen mit hohen Fenstern, durch deren Scheiben grüne Jalousien und weiße Vorhänge schimmern oder vor welche „Marquisen“ gespannt sind, ist malerisch zwischen Baumgruppen gestreut; ein castellartiger maurischer Bau, von achteckigen rothen Thürmen flankirt, erhebt sich mitten unter ihnen, und ein weiter Park dehnt sich im Hintergrunde aus. Dieser Anlage gegenüber liegt das Gewirr der Gäßchen und Gassen des „Judenviertels“ von Sadagóra. Der Wagen hielt vor der Pforte des weißen Stakelenzaunes, der die Villenanlage ihrer ganzen Ausdehnung nach umgiebt. Ich trat in den Hof der Residenz des Rabbi von Sadagóra.

In seinem weiten Raume befanden sich in diesem Augenblicke etwa zweihundert Juden, die leise sprechend auf- und abgingen, in Gruppen zusammenstanden oder auf Treppen, Prellsteinen und Bänken saßen. Keiner würdigte mich eines Blickes. Kurz entschlossen, ging ich auf die erstbeste Thür zu und ergriff die Klinke. Doch rasch trat einer von den auf den Bänken sitzenden Juden an mich heran, und leicht die Mütze lüpfend flüsterte er mir mit unterwürfig-mißtrauischer Miene in dem polnisch-jüdischen Dialekte die Frage zu: „Wus will der Herr? Ech bitt'!“

Da ich wußte, wie schwierig es sei, zum Rabbi zu gelangen, hatte ich mir vorgenommen, sein Personal einzuschüchtern und mir den Einlaß zu ertrotzen. Ich schrie also den höflichen Frager barsch an: „Zum Rabbi! Ist hier der Eingang?“

Er fuhr erschreckt zusammen, blinzelte mich argwöhnisch an und antwortete mit größter Devotion in Miene und Haltung: „Dus is nischt du; dus is dort.“ Er führte mich um die Ecke des Hauses, in das einzutreten ich versucht hatte, zu einer kleinen Hinterpforte. Ich trat in eine enge, schmutztriefende, dumpfe, von abscheulichen Gerüchen erfüllte Stube. Ein rohgezimmerter Tisch stand an dem durch Schmutzkrusten geblendeten Fenster. Ein schmutziges grobes Leinwandstück bedeckte ihn nur halb; eine halbleere Branntweinflasche und eine Schüssel mit Fleischbrocken standen darauf. Zwei Juden langten mit bloßen Fingern hastig in dieselbe hinein; sie unterbrachen ihre appetitliche Mahlzeit, als sie meiner ansichtig wurden, und traten auf mich zu. Ein Dutzend anderer war rasch durch die Thür getreten, und in compactem Klumpen gegen mich vordrängend, nöthigten sie mich, Schritt um Schritt zum Fenster zurückzuweichen. Aller Augen ruhten forschend auf mir. Endlich frug Jener, der mich in die Stube geführt, wieder: „Wus will der Herr?“

„Zum Rabbi. Ich hab's Euch ja schon gesagt.“

„Dus geiht nischt.“

„Warum geht es nicht?“

„Er schluft itzt.“

„So werde ich warten, bis er erwacht.“

„Dann bietet er.“

„Er soll später beten.“

„Dus geiht nischt.“

„Es muß gehen. Haltet mich nicht länger auf und führt mich zum Rabbi!“ schrie ich.

„Wer is der Herr?“

„Hier ist meine Karte; geben Sie sie dem Rabbi und sagen Sie ihm, daß ich ihn durchaus sehen muß!“

Drei Juden traten zum Fenster und bemühten sich, die Karte zu entziffern. Es gelang ihnen nach einigen Minuten, die ersten zwei Buchstaben zu enträthseln.

„Ihr könnt ja nicht lesen — gebt die Karte dem Rabbi!“

„Er kenn auch nischt datschisch leinen.“

„So gebt die Karte her (ich riß sie ihnen aus den Händen) und meldet mich mündlich an!“

Sie sahen einander fragend an. Ich schritt auf eine Seitenthür der Stube zu.

„Ich gehe unangemeldet hinein. Ihr seid mir viel zu langweilig.“

„Chaswe scholem (Gott behüte!)!“ rief der Chorus und drängte sich, die Arme abwehrend gegen mich vorstreckend, zwischen mich und die Thür. Ich machte Miene, mich durch den Haufen zu drängen.

„In a Schuh,“ rief mir der Vorderste beschwichtigend zu, „wird der Herr zum Rabbi hinein derfen.“

„In einer Stunde erst? Das ist mir viel zu lange. Ich will ihn sofort sprechen.“ Ich stieß die zwei mir zunächst Stehenden zurück und drängte vor.

„Ech bitt', in a halber Schuh —“

„In einer halben Stunde? Ist mir auch zu lang.“

„In zwanzig Minüten, in a Vertelschuh! Nu, ech bitt'!“

Ich sah auf die Uhr.

„Erst Viertel Vier. Um halb Vier gehe ich zum Rabbi hinein.“

Die Stube wurde leer. Nur der Eine, der mich hinein geführt, und noch Einer blieben zurück.

„Dus is a Stüb vün die Meschorßim (das ist eine Gesindestube),“ erklärte der Erstere, als er bemerkte, daß ich das Schnupftuch vor die Nase hielt, weil mir der abscheuliche Gestank, der den Raum erfüllte, unerträglich geworden war. „Will der Herr nit im Garten warten?“ setzte er dann hinzu.

Ich nahm den Vorschlag gern an. Wir traten wieder in den Hof hinaus; dieser war jetzt von einer ungeheuren Menschenmenge erfüllt. Es müssen sich damals mehr als zweitausend Juden in demselben befunden haben. Ein großer Theil derselben umdrängte mich mit jener ungestümen und doch halb scheuen Neugier, mit der die Neger eines centralafrikanischen Dorfes einem weißen Reisenden entgegenzueilen pflegen. Einer meiner beiden Begleiter stellte sich vor mich hin und rief mit Stentorstimme: „Aweg! Zürück!“ Die Menge theilte sich und ließ eine schmale Gasse frei, durch die wir dem Garten zuschritten. Ich fand einen schönen, wohlgehaltenen, geräumigen Garten, reich an schattigen Alleen, blumenreichen Rabatten, Lauben, Gartenhäuschen, Teich:n und Fontainen. Nachdem ich ihn eine Weile betrachtet, fragte mich einer meiner beiden Begleiter: „Will der Herr den Tempel sehen?“

Wir durchschritten wieder unter den gleichen Schwierigkeiten wie früher den Hof und erreichten den castellartigen maurischen Bau. Ein schön geschnitzter und zierlich beschlagener

Thürflügel drehte sich in den Angeln, und ich trat in den Betsaal des Rabbi.

Dieser Betsaal ist ein hohes, luftiges, mäßig geräumiges Gemach. In der Schulterhöhe sind die Wände mit Getäfel aus massivem Nußbaumholze umkleidet, das reich mit Kränzen, Festons, Guirlanden und Blatt-Ornamenten, die schön in halberhabener Plastik aus dem Holze herausgeschnitten sind, erfüllt ist. Die Fenster- und Thürpfosten sind aus gleichem Materiale in ähnlicher Weise gearbeitet. Die Sopraparten und Karnieße sind wohl aus demselben Holze, aber in abweichendem, gothischem Stile ausgeführt, die freigelassenen Wandflächen mit einer hübschen gepreßten Goldtapete bekleidet; von der schön ornamentirten Decke schwebt ein Krystallleuchter nieder. Den Parquetboden deckt ein schwerer persischer Teppich. Weißlackirte Fauteuils, mit reicher Blumenornamentik geziert und mit rother Sammetpolsterung versehen, ein eleganter Bronzetisch mit Marmorplatte, ein Pult aus Olivenholz, auf dem ein schön geschriebenes „Sidur" (Gebetbuch) in Einband von demselben Holze liegt, bildet das Meublement des, wie man sieht, mit aller modernen Eleganz ausgestatteten Gemaches. Der Eingangsthür gegenüber befindet sich, in die Wand gefügt, das Sanctuarium, die „Bundeslade", die in blendendem Juwelenglanze schimmert.

Der Vorhang dieser Bundeslade hat unschätzbaren materiellen Werth. Die Grundfläche ist aus rothem Sammet gebildet; auf diese sind in Goldfäden die Gesetzestafeln, über dem siebenarmigen Leuchter von zwei heraldischen Löwen gehalten und von einer Königskrone überschwebt, gestickt. Weinblattgewinde, mit vollen großen Trauben untermischt, bildet die Umrahmung, während zierliche Linien-Ornamente die Zwischenräume ausfüllen. In den Reif der Krone ist ein mehr als daumnagelgroßer Sapphir eingesetzt und ein gleich großer Stein derselben Art deckt den oberen Fugenwinkel der beiden Gesetzestafeln. Der erstere ist viereckig, der letztere oval geschnitten. Ein noch größerer traubenförmiger Smaragd deckt den unteren Fugenwinkel der beiden Tafeln. Die Contourlinien derselben, sowie die Zahlbuchstaben der zehn Gebote sind mit kleinen Brillanten besetzt, der Reif der Krone, rechts und links des großen Sapphirs, mit etwas kleineren, aber noch immer recht gewichtigen Smaragden und Rubinen in wechselnder Folge. Die Zinkenreifen der Krone setzen sich aus dichtgereihten achteckigen Rubinen und großen orientalischen Perlen zusammen, und die Zinkenschließe bildet ein großer, tropfenförmiger, etwas wolkiger Smaragd. Die Köpfe, die Mähnen, die Tatzen und Schweif-Enden der Löwen sind gleichfalls reich mit Edelsteinen besetzt, die mit vielem Geschick zur Hebung und Markirung der Zeichnung verwendet wurden. Den Mittelpunkt der Mittelornamentik, die verschwenderisch mit Rubinen und Perlen ausgestattet ist, bildet ein taubeneigroßer, tropfenförmiger Sapphir, den ein leichter Wolkenstreif trübt und dem zwei noch größere schön geformte Perlen rechts und links zur Seite gesetzt sind. Der siebenarmige Leuchter hat gar keinen Juwelenschmuck. Das Weinblattgewinde ist dicht mit kleinen Smaragden besetzt, und die Trauben, die natürliche Größe haben, sind aus Perlen gebildet, die in lückenlos aneinander gestellten, gegen die Spitzen abgestuften Größenreihen gruppirt sind. Den Vorhang krönt eine schmale Draperie, gleichfalls aus rothem Sammet. Die Mitte derselben nimmt der juwelenbesetzte österreichische Reichsadler ein, mit einem Sapphir, der an Größe vermuthlich nur dem größten, den der Graf Xaver Branicki in Paris besitzt, nachsteht, auf der Brust und einem kleineren in der Krone. Die Weinblatt- und Traubenumrahmung des Vorhanges ist auf dieser Draperie wiederholt. Der Effect dieses Vorhanges läßt sich nicht schildern; das Auge wird von dem Glanze geblendet, und man schwindelt förmlich, wenn man es versucht, sich die Ziffer zu vergegenwärtigen, welche den Werth dieser Juwelen annähernd ausdrücken könnte. Nachdem ich diesen Vorhang bewundert hatte, forderten mich meine beiden Begleiter auf, den allgemeinen Betsal zu besichtigen, der durch eine Thür mit dem des Rabbi verbunden ist. Er bietet nichts sonderlich Bemerkenswerthes; eine Reihe kleiner Fenster mit mattgeschliffenen Scheiben über der Thür, welche die beiden Säle verbindet, erleichtern dem Rabbi die Gebete hören und ihnen folgen zu können, ohne von der Gemeinde gesehen zu werden.

In den Saal des Rabbi zurückgekehrt, fand ich einen Juden meiner wartend. Er machte einen tiefen Bückling und meldete, daß der Rabbi um meine Karte ersuchen lasse.

„Er kann ja nicht lesen," bemerkte ich ihm, als ich sie ihm einhändigte.

„Ober die Kinderleben, die können's."

In wenigen Minuten erschien dieser Bote wieder mit der Meldung, daß der Rabbi „sich freuen werde, den Herrn zu sehen."

Das Gedränge im Hofe hatte mittlerweile noch zugenommen; es war ein unabsehbares Gewimmel. An Laternenpfählen, auf den Staketen, auf Prellsteinen, auf Dachrinnen hingen und standen bärtige Männer, sonst so ernstblickend, und kleine Jungen mit altklugen blassen Gesichtern; sie sahen mit fieberischer Neugier nach mir. Der Anprall der Menge nöthigte mich, mich in den Betsaal zurückzuflüchten. Der Zuruf meiner Führer blieb diesmal ohne Erfolg; die Menschenmasse schien undurchdringlich zu sein; ich sah mich in dem Tempel des Rabbi von Sadagóra von den frommen Pilgern, die zu ihm gewallfahrtet kamen, förmlich belagert. Doch es rückte bald Entsatz heran; eine Schaar „Meschorßim" (Knechte) unter Führung einiger „Gaboim" (Hausbeamte des Rabbi) brachen sich mit robusten Fäusten Bahn durch das Gedränge, nahmen mich in ihre Mitte, und kämpfend, stoßend, scheltend brachten sie mich langsam, Schritt um Schritt, durch diese Menschenfluth. An der Thür, durch die ich zuerst eintreten wollte, standen zwei Gaboim; sie rissen die Flügel auf und schlossen sie hinter mir. Ich befand mich in dem mit einfacher Eleganz möblirten Vorzimmer. Eine Minute später stand ich vor dem Rabbi von Sadagóra, dem fast abgöttisch verehrten Oberhaupte der jüdischen Chassidim-Secte, den frommer Glaube und religiöser Wahn Hunderttausender seiner Glaubensgenossen mit der Glorie überirdischer Heiligkeit und Wundermacht umgiebt, ihn zum Nachkommen David's und zum Oberhaupte der Familie macht, welcher der Messias entstammen soll — ich stand vor dem „Zadik" und „Bal-Schem", dem „Gerechten" und dem „Herrn Gottes".

Nicht fern von der Stelle, auf der ich dem gegenwärtigen Oberhaupte des „neuen Essäerthums" oder des „Chassidismus" gegenüberstand, war diese Secte entstanden. Dort, wo allmählich und langsam die Steppe dem Gebirge entgegenschwillt, wo die Romantik der Gebirgswelt mit der Melancholie der Steppe zusammenklingt, ist der Geburtsort dieser neuen Secte. Zu Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts (um 1698) ward in irgend einem der armseligen Dörfchen dieses armen Landwinkels, an den Quellen des Pruth, zwischen den beiden Nestern Kuty und Kassow ein Judenknabe geboren, den das Geschick bestimmte, auf Jahrhunderte hinaus dem Gemüthsleben, der religiösen Anschauung, den socialen Verhältnissen von Millionen seiner Stammes- und Glaubensgenossen die verderblichste Richtung und Gestaltung zu geben. Früh verwaist, ohne Erziehung und ohne jenen Unterricht genossen zu haben, der die Judenknaben in Polen schon frühzeitig mit der Kenntniß der hebräischen Sprache und des Talmud vertraut macht, auf die karge Mildherzigkeit der Nebenmenschen angewiesen, trieb er sich ziellos in den Wäldern seiner Heimath herum, da und dort bettelnd, da und dort durch kleine Handlangerdienste sich ein Stückchen Brod erwerbend. In den armseligen Hütten der Bauern war er häufig Gast. Schwärmerischen Gemüthes und voll aufgeregter Phantasie, horchte er auf die Spukgeschichten und Zaubermärchen, die in den rauchigen Stuben erzählt wurden. Bei der „Rozumna Baba", der „weisen Frau", seines Dorfes stand er in besonders großer Gunst. Er ging mit ihr in den Wald und half ihr die Kräuter suchen, mit welchen sie, unter Hersagung von Beschwörungsformeln, ihre Wundercuren an Mensch und Vieh vollzog. Von ihr lernte er jene empirische Heilkunst, die in der Steppe zahllose hochverehrte Vertreter und Vertreterinnen hat. Einer derselben, ein gewisser Potobenko, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in einem Dorfe der Ukraine „curirte", hatte eine ausgedehnte und einträgliche Praxis, wie sich ihrer nur wenige der berühmtesten Jünger Aesculaps zu erfreuen haben. Der Judenjunge Israel oder, wie man ihn hätschelnd nannte, „Isrulczie", hatte in dem Umgange mit der Rozumna Baba die heilsame Kunst bald vollkommen inne und assistirte ihr in ihrem segensreichen Wirken. Das gewährte

ihm den nothdürftigsten Lebensunterhalt, und er gewann Zeit, sich seinen schwärmerischen Neigungen hinzugeben.

Einsam durchstrich er die Wälder. Er sprach für sich allerlei tolles Zeug hin, sang Synagogenlieder, recitirte Gebete, und das Echo antwortete ihm aus Höhlen und Klüften. In seiner überreizten Phantasie glaubte er himmlische Stimmen in diesen Echorufen zu vernehmen. Er wähnte sich in unmittelbarem Verkehr mit Gott und mit den Engeln, und in gesteigerter Ekstase hatte er förmliche Visionen, führte mystische Reden und glaubte sich im Besitze der Gabe, „in die Zukunft sehen zu können". Die Ausgeburten seiner krankhaften Einbildung erfüllten seine Seele, und mit tiefster Innigkeit glaubte er an die Wahnvorstellungen, die sie ihm vorgaukelte. Er trug in sich das Bewußtsein, ein auserwählter, gottbegnadeter, seinen Mitmenschen überlegener Mensch zu sein.

Bei all' seiner verzückten Schwärmerei und bei all' seinem verworrenen Gemüthsleben war Israel doch des praktischen Lebensinstinctes seines Stammes zu voll, um an dem thatenlosen Hinträumen an den Quellen des Pruth für die Dauer Gefallen zu finden. Er ging nach Podolien und ward dort Lohnfuhrmann, später Pferdehändler und pachtete zuletzt eine Dorfschenke in Miedziboz (Podolien). In dem beschaulicheren Leben dieses stätigeren Berufes steigerte sich seine religiöse Exaltation. Als Wunderdoctor hatte er starken Zulauf und viel Glück, und einige zufällig eingetroffene Prophezeiungen verliehen ihm auch starkes Prophetenansehen. Christen so gut wie Juden, von weiter Ferne und alle Stände vertretend, wallfahrteten gläubig zu dem Wundermann in Miedziboz. Jene hatten die Jesuiten, diese die Kabbalisten für solche Gläubigkeit gehörig präparirt.

Nothwendiger Weise mußte seine Ekstase in ihm eigene religiöse Anschauungen bilden. Ohne die Gelehrsamkeit zu besitzen, welche im rabbinischen Judenthum die Grundlage und den eigentlichsten Inbegriff der Religiosität bildete, wußte er sich doch bei Gott in höherer Gnade und Gunst als die gelehrtesten Rabbiner und gelehrtesten Talmudisten. Die Folge hiervon war, daß er diese Grundlage der Religiosität negirte. Selbst derb und einfach, wenn er nicht gerade in Ekstase war, lustig und aufgeräumt, ein Freund von Späßen, konnte er in den Kasteiungen und Bußübungen, die das rabbinische Judenthum seinen Bekennern auferlegt, nicht den Weg zur göttlichen Gnade erblicken, die ja ihm, der sich nicht kasteiete, wie er überzeugt war, wie keinem Mitlebenden sonst, voll zu Theil geworden. „Man muß Gott in Fröhlichkeit dienen", sagte er, und die Gläubigen, die sich in seiner Schenke immer zahlreicher zusammenfanden, verrichteten die Andacht unter possirlichen Sprüngen, fröhlichem Singen, übermüthigem Händeklatschen und flochten nicht selten derbe Späße und plumpe Neckereien ein. Dieser Andacht maß aber Israel große Heilskraft bei. Nach seiner Meinung wohnt dem Gebet eine mystische Gewalt inne; er hatte davon eine Vorstellung wie von einer Zauberformel, wie sie in den Märchen, die er als Knabe in den Bauernhütten gehört, vorgekommen. Wie ein ordentlicher Hexenmeister oder Zauberer den Teufel durch Spruch und Bann zu seinem Dienste zwingen kann, so bildete er sich ein, durch sein Gebet Gott zur Erfüllung seiner Wünsche zwingen zu können. „Das Gebet," lehrte er, „ist eine innige, eine eheliche Verbindung des Menschen mit Gott." Der Kraft seines Gebetes traute er alles zu. Indem er jenen, die bei ihm Hülfe suchten, die Hand auflegte und eine Gebetformel hersagte, glaubte er Gott zur Leistung dieser Hülfe zwingen zu können. Von dieser seiner Wunderkraft erhielt er den Beinamen „Bal-Schem", der „Herr Gottes".



Bethaus des Groß-Rabbiners von Sadagóra.

So ungeheuerlich und gotteslästerlich dieser Wahnwitz auch war, er fand rasch zahlreiche Gläubige. Der Sabateismus hatte die polnischen Juden in religiöse Erregtheit versetzt und sie mit der Erwartung naher messianischer Erlösung erfüllt. In solcher Zeit ist das Gemüth für die verrücktesten religiösen Ideen voll gläubiger Empfänglichkeit. Als Israel von Miedziboz (1750) starb, hinterließ er bereits eine Secte von mehr als zehntausend Mitgliedern. Er starb arm; von den reichen Geschenken, die ihm gespendet wurden, hatte er nichts für sich behalten; er hatte alles an die Dürftigen vertheilt. Seine Söhne und Schwiegersöhne erbten nicht sein Ansehen; sie verschollen. Ein Mann, der den „Bal-Schem" (in der hebräischen Buchstabenkürzung dieses seines Beinamens wurde er auch „Bescht" genannt) erst kurz vor dessen Ableben kennen gelernt hatte, ward sein Nachfolger.

Dieses neue Oberhaupt der jungen Secte hieß Dob Beer

oder mit dem gebräuchlicheren Kosenamen Dob Berisch. Er war, als Israel starb, um zwei Jahre jünger als dieser, überlebte ihn aber um zweiundzwanzig Jahre. Geschickt wußte er den Ruhm seines Vorgängers, das Ansehen, welches sein Name genoß, die verworrenen Glaubenssätze, die er aufgestellt hatte, zu seinen Gunsten auszunützen. Er brachte System in den Wahnsinn und erhob den ekstatischen Wahnwitz des ungebildeten Dorfschenkers zu einem raffinirt und teuflisch klug ausgesonnenen Organismus, der allmählich die ganze Judenschaft von den Karpathen bis zum Ural umklammerte und ihm unterwarf.

Er verließ vor allem Miedziboz und die Schenke und übersiedelte nach Mizricz in Volhynien. Hier kaufte er ein Haus, in welchem er, nur dem engsten Kreis seiner Vertrauten zugänglich, lebte. Nur mit Mühe und nach mehrtägigem Warten konnten die gläubigen Wallfahrer, die nach dem neuen Mekka und zu dem neuen Propheten ebenso pilgerten, wie nach und zu dem alten, „vor sein Antlitz treten". Er trat ihnen hoheitsvoll und milde, imponirend und doch leutselig entgegen. Seine hohe Gestalt umhüllte ein weißseidener Kaftan; ein weißes Käppchen deckte seinen Scheitel; die Füße steckten in weißen Pantoffeln. Vom Scheitel bis zur Sohle durchaus in die lichte Farbe der Unschuld und Reinheit gekleidet, das dunkle Auge freundlich und doch durchdringend auf den Besucher gerichtet, nahm er von vornherein auch die skeptischeren seiner Besucher für sich ein. Er ließ sie aber nicht zu Worte kommen; halb scherzend, halb mit prophetischem Ernst sprach er von ihren Angelegenheiten. Die verborgensten Geheimnisse schienen vor ihm offen zu liegen; in die tiefsten Falten des Herzens, in das innerste Innere des Gemüthes schien sein Prophetenauge zu dringen. Und für alle die Leiden und Beschwernisse, die man ihm vorbrachte oder vorzubringen vermochte, hatte er helfenden Rath oder zum mindesten ein tröstendes und stärkendes Wort und scherzte den herbsten Kummer mit heiterer Rede weg.

Was die Beschwörung Gottes durch Handauflegen und Gebet betrifft, so übte er sie ebenso wie sein Vorgänger, aber nicht so häufig. Er erklärte diese seine Macht für einen besondern Gnadenschatz, den man nicht verschwenden dürfe. Um ihn zu bewegen, daß er durch die Kraft seines Gebetes drohende Gefahren abwende oder schwere Krankheiten heile, das heißt Gott zwinge, jene abzuwenden und diese zu heilen, mußte man ein „Pidion", das ist ein reiches Geschenk, ihm spenden. Dieses Pidion ward bald zu einem wohldurchdachten Steuersysteme ausgebildet, welches den Säckel des Propheten constant füllte. Er erhob das Spenden zu Gunsten seiner Casse zu einem Fundamentalartikel des Religionssystems, in welches er die tollen Phantasmen seines Vorgängers brachte. Der Mittelpunkt dieses Religionssystems war er selber; er nahm den Titel „Zadik", das ist der Fromme und Gerechte, an, und der Glaube an den Zadik bildete den ersten und vornehmsten Grundsatz des neuen Glaubens. Wer sich zu ihm bekannte, mußte von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß der Zadik der vollkommenste, ein sündenloser Mensch, daß er der Stellvertreter und das vollkommene Abbild Gottes auf Erden sei und daß jede seiner Handlungen, auch die geringfügigste, zugleich eine That Gottes sei. Wenn er sich den Bart kämmt, die Schuhriemen bindet, wenn er seinen Tschibuk raucht, so ist das Alles ein Ausfluß des göttlichen Wesens. Wer fromm und gottgefällig leben will, muß in Allem dem Zadik nachzuleben suchen; wer genau so die Schuhe sich schnürt, wer genau so den Tschibuk raucht wie er, ist Gott wohlgefälliger und des ewigen Heils gewisser als der gelehrteste Talmudist und der frömmste Büßer. Diese überirdische Stellung des Zadik in der irdischen Schöpfung legt den Bekennern seines Glaubens drei Pflichten auf: die Pflicht, zu ihm zu wallfahrten, ihm zu beichten und ihm Geschenke zu spenden. Wer diese drei Pflichten erfüllt, ist ein „Chassid", ein Frommer.

Indem Dob Beer so die urwüchsige Tollheit seines Vorgängers in ein raffinirtes System brachte, vervollständigte er auch den äußeren ritualen Apparat, den Jener geschaffen. Den Grundsatz, daß man Gott „in Fröhlichkeit dienen" solle, behielt er bei. Das Springen, Singen, Klatschen beim Gebete wurde immer grotesker und wilder. Scherz und Lachen bildeten regelmäßig die Introduction des Gottesdienstes, und zuweilen wurde eine solenne Prügelei in der Synagoge veranstaltet, um die ermatteten Lebensgeister zu beleben. Der Zadik empfahl auch den Genuß des Tabakrauchens vor dem Gebete — Samstag ausgenommen — als ein zur würdigen Stimmung anregendes Mittel.

Israel von Miedziboz war ein betrogener, Berisch von Mizricz war ein raffinirter Betrüger. Um seinem Prophetengeschäfte sichere Grundlagen zu verschaffen, organisirte er eine förmliche Kundschafterpolizei, die geradezu vollkommen zu nennen war. Die Gläubigen, die zu ihm kamen, wurden, wie schon oben erwähnt, erst nach Verlauf mehrerer Tage vor ihn gelassen. Diese Frist benutzten seine Vertrauten, um auf jede erdenkliche Weise, mit einem Aufgebote außerordentlicher Schlauheit und Verschlagenheit die Art ihres Anliegens, ihre Verhältnisse und Wünsche zu erkundschaften.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der neue Skating-Rink in Berlin. (Mit Abbildung Seite 452 und 453.) Seit dem ersten Mai dieses Jahres bietet die jüngste Weltstadt ein neues, interessantes Schauspiel, den sogenannten Skating-Rink im „Hofjäger", wo sich in den Nachmittagsstunden und besonders des Abends die exclusive Gesellschaft versammelt, um im Sommer — Schlittschuh zu laufen. Dieses eigenthümliche Vergnügen ist eine englische Erfindung und verdankt seine Einführung einer Gesellschaft, an deren Spitze die Herren Campbell, Gow und Compagnie stehen. Die erste Anregung zu diesem neuen Sport hat wahrscheinlich der berühmte Meyerbeer durch seinen „Propheten" gegeben, in dem bekanntlich das Ballet auf den Brettern der Bühne Schlittschuh läuft. Seitdem hat jedoch der ingeniöse Gedanke des großen Musikers oder seines Mitarbeiters Scribe wesentliche Verbesserungen erfahren. Statt der Bretter erblicken wir hier eine Bahn aus „Patent-Eis", einer Mischung von Portland-Cement, Marmorstaub und verschiedenen chemischen Substanzen, welche eine glatte, feste und zugleich elastische Fläche im Umfange von tausendfünfhundert Quadratmeter darstellt. Die zum Laufen benutzten Schlittschuhe sind nach dem System Plimpton gearbeitet und bestehen aus einundzwanzig verschiedenen Theilen. Die eigentliche Bewegung wird durch vier Räder von Buchsbaumholz und durch eine höchst sinnreich eingerichtete elastische Gummifeder bewerkstelligt, welche dem leisesten Drucke nachgiebt und jede beliebige Wendung nach vorwärts, rückwärts und zur Seite gestattet. Rings um die Bahn, welche zum Theile gedeckt und gegen den Regen geschützt ist, zieht sich eine elegante Balustrade für die zahlreichen Zuschauer. Zwei reizende Toilettenzimmer dienen zum An- und Auskleiden für die männlichen und weiblichen Besucher des Skating-Rink, und mehrere zierliche Pavillons, welche Herr Hofbaurath Klingenberg errichtet hat, enthalten eine ausgezeichnete Conditorei und das Buffet für erfrischende Getränke. Die ganze Anlage macht, besonders des Abends bei brillanter Beleuchtung und zu den Klängen der Musik, einen wirklich feenhaften Eindruck.

Wie der ehemalige Leibarzt des Prinzen Albert von England, Sir William Hull, versichert, soll es kein besseres Mittel gegen Bleichsucht, Herzklopfen und Nervenleiden aller Art geben, als die Bewegung des Skating-Rink. Aus diesem Grunde findet der neue Sport besonders zahlreiche Liebhaber und Theilnehmer unter den höheren Ständen, welche zur Förderung des Unternehmens einen eigenen Club unter dem Vorsitze des Herzogs von Ratibor gebildet haben. Der Jahresbeitrag der Mitglieder beträgt für eine Familie sechszig, für die einzelne Person dreißig Mark. Vorläufig zeigt der Skating-Rink noch einen vorwiegend aristokratischen Charakter, obgleich das bürgerliche Element keineswegs ausgeschlossen ist. Zu den eifrigsten Freunden und Gönnern desselben zählen der Herzog Wilhelm und der Erbgroßherzog von Mecklenburg, die beiden Prinzen Reuß, Prinz Hohenzollern und Hatzfeld, die Grafen von Hohenau, Maltzahn und Einsiedel, Herr von Prillwitz, Gräfin Perponcher, Frau d'Arassoj etc. Ganz besonders aber interessirt sich die diplomatische Welt für dieses Vergnügen; mit Lord Russell wetteifern der österreichische und französische Botschafter, der portugiesische, schwedische, dänische und nordamerikanische Gesandte in der edlen Kunst, auf glatter Bahn ohne Anstoß dahinzugleiten. Selbst der türkische Gesandte verschmäht es nicht, trotz seiner vielfachen Sorgen hier ein Stündchen mit seinen Collegen harmlos zu verleben und die orientalische Frage zu — verlaufen. Jedenfalls ist der Skating-Rink im Vergleiche mit anderen diplomatischen Spielen eine höchst unschuldige und angenehme Unterhaltung, wobei ein Fehltritt und selbst ein kleiner Fall weder für den Stürzenden noch für die betreffenden Regierungen schädliche Folgen nach sich zieht. Auch für junge, hoffnungsvolle Streber empfiehlt sich dieser Sport als eine Vorschule der Geschmeidigkeit und elastischer Nachgiebigkeit, weshalb auch der Skating-Rink sich eines zahlreichen Besuches von angehenden Staatsmännern erfreut. Dagegen hält sich die Börse, welche doch sonst mit der Aristokratie gern gemeinsame Sache macht, von dem harmlosen Vergnügen fern. Außer dem Herrn von Bleichröder und Karl Egells macht sich unter den Mitgliedern des Prince-Club kein Vertreter der hohen Finanz und der Industrie bemerkbar. „Wozu," sagte ein geistreicher Banquier, „braucht man einen Skating-Rink? Die Börse selbst ist eine Eisbahn, auf der man mit der größten Schnelligkeit herauf- und hinunterfallen kann."

Trotz des absprechenden Urtheils dieses vorsichtigen Herrn genießt

der Skating-Rink eines täglich sich steigernden Beifalls und wird besonders des Abends zahlreich von der besten Gesellschaft besucht. Der Anblick der belebten Bahn, für welche die puristischen Gelehrten der „Wespen“ den passenden Namen „Warm-Eisbahn“ vorschlagen, gewährt in der That ein interessantes Schauspiel. Die Mehrzahl der Skating-Läufer, unter denen man besonders auch viele Officiere und junge, reizende Damen sieht, haben sich in kurzer Zeit eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit und Fertigkeit erworben und bewegen sich mit vieler Eleganz und Sicherheit auf der glatten Fläche. Dazu kommt noch ein gewisses aristokratisches Parfüm, die Gegenwart und Theilnahme unserer Hautevolée und Diplomatie, der eigenthümliche Reiz, unter grünen Bäumen und duftenden Blumen mitten im Sommer Schlittschuh zu laufen, und die wirklich gesunde Bewegung in freier Luft, um dem neuen Sport auch bei uns Eingang zu verschaffen und den Skating-Rink zu einem Sammelplatz der guten Gesellschaft zu machen. M. R.

Aus dem Leben der Katzen. In der Umgegend von Sondershausen und insbesondere in den Wäldern, die sich am Nordabhange der Hainleite unter der noch ziemlich erhaltenen Burg Straußberg hin nach Westen erstrecken, aber auch in den Dickichten, welche südöstlich von unserer kleinen Residenz die steilen Vorberge des Kyffhäusergebirges hinaufklimmen, kommt die eigentliche Wildkatze nicht selten vor, und es vergehen wohl kaum einige Jahre, ohne daß eines dieser höchst unbändigen und dem sonstigen Wildstande sehr gefährlichen Thiere erlegt würde. Das hiesige Naturaliencabinet bewahrt einzelne Exemplare von ganz ansehnlicher Größe, die es kaum zweifelhaft lassen, daß selbst der stärkste Hund im Kampfe mit diesen Thieren hätte unterliegen müssen. Tschudi erzählt einen Fall, in dem sich eine auf dem Rücken liegende Wildkatze sogar gegen drei Hunde siegreich vertheidigte, und der jüngere Brehm einen anderen, bei dem sogar ein Waldhüter im Gothaischen Forste durch den Angriff des wüthenden Thieres getödtet wurde. In den letzten Tagen des April nun glückte es hier durch ein seltsames Ungefähr, einer lebendigen und unversehrten Wildkatze nebst mehreren Jungen habhaft zu werden. Sie hatte sich ein gewöhnlich einsam liegendes Jagdhaus ausersehn, um daselbst ihr Wochenbett abzuhalten. Jüngst nun, als das Haus einmal benutzt wurde, leitete das Miauen der jungen Thiere auf die Spur des Eindringlings. Man öffnete, nachdem man vorsichtig den einzigen Ausweg verstopft hatte, die Thür des Nebenraumes, und erblickte nun sofort das alte Thier, das wuthschnaubend und verzweifelnd in dem engen Gemache umher raste. Und doch war auch in dieser gefährlichen Lage die Liebe der Mutter noch so stark, daß sie auf einen klagenden Laut der Jungen zur Hülfe herbeieilte und wieder in den Schlupfwinkel zu ihnen kroch. Ein inzwischen schnell herbeigebrachter Sack wurde nun an die Oeffnung gehalten, und in diesem fing sich die Wildkatze, sobald der bisherige Verschluß vorsichtig entfernt wurde. Auch die unter Genist wohl versteckten Jungen wurden dann in den Sack zu der Mutter gesteckt, und so gelangte der Behälter mit seinem seltenen lebenden und wohlbehaltenen Inhalte in die Reitbahn beim Schlosse. Da die glückliche Idee auftauchte, die seltene Beute einem zoologischen Garten zu übergeben, so brachte man einen vorn mit starkem Eisendraht verwahrten Kasten herbei und schüttete dort vorsichtig den Inhalt des Sackes hinein. Aber man hatte dennoch leider die Stärke und Wildheit des alten Thieres nicht gehörig geschätzt. Einen Augenblick lang prüfte es mit funkelnden Blicken die neue Umgebung. Dann stürzte es jäh gegen das Gitter, und wenige Augenblicke genügten seiner Kraft, um das Gefängniß zu öffnen. Die Katze war frei, wenigstens in dem weiten Raume der Reitbahn und tobte nun dort herum, bis zwei Schüsse des Prinzen sie niederstreckten. — Dieser Ausgang ist um so mehr zu beklagen, als lebende Wildkatzen in zoologischen Gärten meines Wissens überhaupt selten sind, namentlich solche mit Jungen, und als das gefangene Thier, dessen Gewicht von einem Kenner auf fünfundzwanzig Pfund geschätzt wurde, überhaupt zu den sehr großen Exemplaren gehörte. Die blinden Jungen, welche dann noch an dem Körper der todten Mutter vergeblich die gewohnte Nahrung suchten, sind inzwischen, wie ich höre, gleichfalls gestorben.

Hieran reihe ich eine andere verbürgte Mittheilung aus dem Leben einer zahmen Hauskatze. Dieselbe wurde im Hause von Verwandten des Verfassers gehalten und war gewöhnlich sehr sanft und zutraulich. Da ihr aber wiederholt die Jungen genommen und ertränkt worden waren, so hielt sie bald ihre Wochenbetten nur noch an den verborgensten Orten ab und kam mit den Jungen erst dann zum Vorschein, wenn dieselben nach der mütterlichen Meinung über die Gefahr des Ertränktwerdens hinaus waren. Eines Tages aber mußte die vorsichtige Mutter wohl eine giftige Speise genossen haben, oder sie war sonst gefährlich erkrankt. Kurz, als das arme Thier den Tod herannahen fühlte, da mochte auch zugleich in ihrem Hirne dunkel die Besorgniß aufdämmern, daß die geliebten Kleinen an dem abgelegenen und versteckten Orte sicher verkommen müßten. Mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte brachte sie jetzt selbst ihre Jungen, eins nach dem andern, in die Wohnstube des Hauses herab, bettete sie dort möglichst gut und — starb kurz darauf.

Liegt darin nicht eine seltsame und rührende Hoffnung des Thieres, daß sich in diesem einen Falle wenigstens die unbarmherzigen Menschen der verlassenen und ohne die mütterliche Sorge verkommenden Kleinen mitleidig annehmen würden? Karl Chop in Sondershausen.

Kaiser Napoleon des Ersten Dejeuner in Frankfurt a. M. 1807. (Aus den nachgelassenen Aufzeichnungen eines Zeitgenossen.) Der für Deutschland und besonders für Preußen so unglückliche Friede von Tilsit am Niemen war geschlossen (9. Juli 1807), und Napoleon kehrte als Sieger nach Frankreich und Paris zurück. In Frankfurt a. M. hatten sich die Fürsten und Souveraine Deutschlands zahlreich versammelt, den Kaiser, welcher Vormittags ankommen wollte, festlich zu empfangen und im Fürstlich Thurn und Taxis'schen Palais mit einem glänzenden Dejeuner zu bewirthen. König Friedrich von Württemberg hatte die Arrangements und Honneurs bei diesem Fest, welches die sämmtlichen Mitglieder des kaum vor Jahresfrist gestifteten Rheinbundes ihrem hohen Protector geben wollten, übernommen und mit königlicher Verschwendung ausgestattet. Napoleon hielt seinen Einzug und stieg im Residenzpalast des Großherzogs Fürsten Primas Carl Dalberg ab. Die Könige von Baiern, Sachsen und Württemberg führten ihn in die prachtvoll decorirten Zimmer, und der König von Württemberg zeigte sich als geschickter Festordner. Aber Kaiser Napoleon war nie ein Freund dieses Souverains gewesen, weil ihm dessen Eigenthümlichkeiten nicht gefielen. Das große Dejeuner begann, und König Friedrich leitete die Anordnungen mit einer Umsicht und Aufmerksamkeit, welche Bewunderung erregten. Ein Heer von Kammerherren, Hofmarschällen und untergeordneten Hofdienern rannte hin und her, die Speisen und Getränke zu präsentiren.

Natürlich mußte Alles dem Kaiser, dem gefeierten hohen Gaste, zuerst offerirt werden; der König selbst näherte sich und bat um die Annahme. Aber diese wurde von dem Allgewaltigen bei jedem Gerichte geweigert. Das fiel auf und erregte allgemeine Bestürzung, um so mehr, als nun nach der Hofetiquette kein einziger der anwesenden Fürsten etwas annehmen und genießen durfte. Als endlich Alles an der großen Tafel herumgereicht, Alles vergeblich dem Kaiser präsentirt worden war, und dieser die Annahme nicht allein jeder duftenden Speise, sondern auch eines gefüllten Glases beharrlich abgelehnt hatte, wagte es die württembergische Majestät, dem Kaiser wiederholt zu nahen und zu fragen, ob und womit der kaiserlichen Majestät, die doch soeben von weiter, ermüdender Reise angelangt sei, aufzuwarten stehe? „Mit Ananas!“ erwiderte rasch und scharf Napoleon, der mit seinem Adlerblicke gleich die Tafel überschaut und gerade den Mangel dieser Frucht wahrgenommen hatte. Alsbald befahl der König der Unzahl der anwesenden Kammerherren die Herbeischaffung der befohlenen Ananas, und es begann ein unglaubliches Rennen und Jagen nach dieser Erfrischung, was dem Kaiser zum Ergötzen diente. Denn es beliebte ihm, den König Friedrich einmal in Verlegenheit zu setzen.

Es trat eine peinliche Pause ein. Die Verlegenheit steigerte sich, als die Kammerherren keuchend mit der Hiobspost zurückkehrten, es sei keine Ananasfrucht zu erlangen, und auch der Befehl des Königs, schleunigst danach in allen Gärten und Treibhäusern in Frankfurt zu forschen, ein günstigeres Ergebniß nicht lieferte. Die gedrückte Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als Napoleon, nachdem ihm das Mißgeschick gemeldet war, die Räume des Speisesaals sofort verließ und seine Reise fortsetzte, ohne das Geringste genossen zu haben.

„Ein Poet mit Griffel und mit Feder.“ So hat der alte Holtei den Künstler genannt, der uns das Leid angethan hat, die Zahl der Todten der „Gartenlaube“ wieder um einen, und zwar um einen der Aeltesten ihrer Künstlerschaar, zu vermehren. Es fällt recht schwer, daran zu glauben, daß der rüstige lebensfrohe Geselle, der noch im vorigen Jahre zu seinem Bildnisse in der „Gartenlaube“ die frischen Worte schrieb: „Die Hauptaufgabe, die ich mir gestellt, ist die, unsere Zeit in ihren frappantesten Situationen und Figuren zu schildern, eine Aufgabe, die mir wichtig genug erscheint, um die ganze Arbeitskraft, die mir noch beschieden ist, daran zu setzen“ — daß der Mann mit dieser Thatkraft todt sein soll. Ein Geist und Körper von abgehärteter Festigkeit, frei von Sorgen, froh redlich erworbenen, schönen Besitzes, ein Kämpfer mit Griffel und Feder, den nur ein Herz voll Wohlwollen für seine Mitmenschen zur ätzenden und heilenden Satire hintrieb, ein solcher Mensch von noch nicht sechsundfünfzig Jahren soll überlebt worden sein von so Vielen, deren Schritte zum Grabe er theilnehmend gezählt und deren Bergabschreiten er mit so rührendem Humor darzustellen vermochte?

Der Herbert König soll todt sein, der das Leben so gut verstanden hat? Das Schicksal hatte ihn in eine Schule genommen, aus der man entweder wohl bestanden herauskommt, oder in der man untergeht. Man hat viele Beispiele von beiden Erfolgen. In seiner Selbstbiographie schwieg er über seine Herkunft und früheste Vergangenheit; er verrieth mit keiner Silbe seinen ehemaligen Zusammenhang mit dem Thespiskarren, und doch weiß man, daß ihn noch in späteren Jahren, wo die bildende Kunst ihm schon längst Geliebte und Mutter zugleich geworden war, nicht selten ein geheimer Zug zu den Brettern hinriß, die ihm einst viel verheißen hatten. Der Dresdener Salzverwalterssohn hatte früh auf eigenen Beinen stehen lernen müssen; es war gewiß ein bereits schwer errungenes Glück, als er mit Dawison und Emil Bürde in Hamburg auf derselben Bühne auftrat, und daß er mit hervorragendem Talent zur Menschendarstellung ausgerüstet war, das bewies er später im Kreise seiner Freunde so oft, denn im humoristischen Erzählen und in improvisirter Charakterwiedergabe, besonders komischer Originale, ist er nicht oft übertroffen worden. Das Beobachtungs- und Auffassungsvermögen, das der Mime so eifrig pflegen muß, wenn die Gegenwart wenigstens ihm Kränze flechten soll, hatte offenbar in König's rührigem Geist bereits eine gute Bildergalerie angesammelt, als er endlich, den inneren Zwiespalt lösend, zu dem Entschluß kam, fortan nur einer Herrschaft zu dienen. Wie treu und wacker er aber in diesem Dienst gewesen, darüber konnte er mit vollem Recht sich selbst das Zeugniß schreiben: „Die Tausende meiner Skizzen, welche die mannigfaltigsten Seiten des Lebens berühren und in fast aller Herren Länder verstreut sind, sind mit wenigen Ausnahmen Naturstudien und das Ergebniß eines consequenten Fleißes, wie ich mit einiger Genugthuung verzeichnen darf.“

Ja, er hat sich's verdient, daß ihm wohl ward beim Herannahen des Lebensabends. Er hatte, nach einem langen und rastlosen Wanderleben, sich in der Heimath ein eigen Heim gegründet und ließ sein Gemüth fröhlich sein beim Anblick der Landschaft, in welcher er selbst früher in mancherlei Gestalt und Schicksal die Staffage hatte bilden helfen. Jetzt blickte der „gemachte Mann“ sie an und bevölkerte sie mit den Kindern

seines Humors, der ihm so lange Aug' und Herz frisch und jung erhalten hatte. Man konnte an Herbert König nicht anders, wie an einen Glücklichen denken; schäkernde Bilder drängten sich bei der Erinnerung an ihn vor unserem geistigen Auge; man wurde selbst mit froh, wenn man des Frohen im Schooße der Zufriedenheit gedachte. Er hat Recht, der Freund, der aus Berlin dem Heimgegangenen nachsagt: „In die Wehmuth, mit welcher uns die Nachricht von seinem Tode erfüllt, mischt sich unabweislich doch immer wieder das Lächeln bei der Erinnerung an die zahllosen Aeußerungen seiner außerordentlichen humoristischen Kraft, deren Wirkung wir so oft empfunden haben, und wir können seiner nicht anders gedenken, als mit ‚einem heitern, einem nassen Aug'.'" — Die Leser der „Gartenlaube" werden von derselben Wehmuth erfaßt werden, wenn sie im vorigen Jahrgang die Nr. 18 aufschlagen und neben dem geistigfreien Worte das Bildniß betrachten, das nun einen Todten vorstellt. Wir Alle haben es zu beklagen, daß wir ärmer geworden sind um einen Poeten mit Griffel und Feder. Treue Liebe seiner Erinnerung!

Ein Urtheil Rudolph Gottschall's über E. Marlitt finden wir in einem der letzten Hefte dieses Jahrgangs von „Unsere Zeit". Wir können uns nicht versagen, dasselbe hier mitzutheilen, da es, aus einer so bedeutenden Feder stammend, den zahlreichen Marlitt-Verehrern gewiß interessant sein wird.

„E. Marlitt," sagt unser Literarhistoriker daselbst in der „Literarischen Revue", „hat in letzter Zeit zwei neue Romane erscheinen lassen: ‚Das Haideprinzeßchen' (Leipzig 1874) und ‚Die zweite Frau' (Leipzig 1875). Das ‚Haideprinzeßchen' gehört in das Genre der Mignons und Fanchons; es ist wiederum ein kleines Aschenbrödel neben den Prinzessinnen und denen, die es werden wollen, und so wieder eine neue Variante auf ein von E. Marlitt oft behandeltes Thema. Bei dem Beginne des Romans scheint die Dichterin mit der Droste-Hülshoff, mit Petöfi oder auch mit E. von Dincklage wetteifern zu wollen in der poetischen Schilderung von Haidebildern, und in der That hat sie dafür auch die geeigneten Farben auf ihrer Palette. Ihr Stil ist durchaus nicht der Alltagsstil der Leihbibliothekenromane; es pulsirt in demselben eine dichterische Ader und er hat ein eigenartiges Gepräge. — —

Den Zauber, die Spannung weiß E. Marlitt wie wenige zu erregen und festzuhalten und nimmt in Bezug hierauf unter den Romanschriftstellerinnen der Gegenwart wohl den ersten Platz ein. Wenn indeß das ‚Haideprinzeßchen' etwas musivisch gearbeitet und aus einer zu bunten Mosaik glänzender Steinchen der Erfindung zusammengesetzt war, so ist ihr späterer Roman ‚Die zweite Frau' (Leipzig 1875) mehr aus Einem Gusse, von Haus aus zusammengeraffter und in Bezug auf die künstlerische Architektonik der Handlung vielleicht das beste Werk der Verfasserin. Schade, daß sie gegen den Schluß hin ein höchst überflüssiges Sensationsmotiv eingeschoben hat und die Heldin von dem sie bis zum Wahnsinne liebenden Geistlichen in den Teich stürzen läßt. Einmal bringt dies Motiv keine rechte Spannung hervor: denn daß der Roman nicht auf ein tragisches Ende angelegt ist, fühlt man ja aus der ganzen Entwickelung heraus. Dann aber hat die Handlung des Dompredigers nicht die geringsten Folgen; ein so empörender Mordversuch wird von der Criminaljustiz nicht weiter untersucht; der Geistliche verschwindet in irgend einem Kloster.

Von dieser einen gewaltsamen Wendung abgesehen, hat der Roman ein tadelloses Gefüge, eine glaubwürdige und spannende Entwickelung, und um die indische Kranke, diese im Abendlande verwelkende Lotosblume, schwebt ein echt poetischer Reiz. Die Charaktere sind scharf gezeichnet, oft bis zur Herbheit, wie der Hofmarschall, eine bis zur Widrigkeit abstoßende Figur, in der auch nicht der geringste menschlich fesselnde Zug ist; im Servilismus und in aristokratischen Schrullen verkommen, unedel in seinem ganzen Denken und Empfinden, macht er den Eindruck einer durch den Roman kriechenden Kreuzspinne, während der Schwarze als Testamentsfälscher, der außerdem auf Ehebruch und Mord ausgeht, doch etwas zu sehr in der Beleuchtung des neuen Culturkampfes steht und an das mit allen Schäden behaftete Musterbild der Thierheilkunde erinnert. Ganz vortrefflich dagegen ist der Charakter der Heldin und derjenige Mainau's gezeichnet, und wie dieser zuletzt die Frau, die er nur geheirathet hat, um sich an der Herzogin zu rächen und um für sein Haus während seiner Abwesenheit eine tüchtige Verwalterin zu haben, zu achten und zu lieben beginnt, bis er in voller Leidenschaft für sie erglüht: das ist mit feiner Psychologie, die nie um beweiskräftige Züge verlegen ist, und in lebendigen Schilderungen dargestellt. Das Schema des Aschenbrödelmärchens liegt freilich wieder zu Grunde. Diese neue Goldelse, diese rothhaarige Liane wird ja nur zu Aschenbrödeldiensten am häuslichen Herde geheirathet; wie ganz anders am strahlenden Schlusse!"

Eine interessante Erfindung auf dem Gebiete der modernen Gartenkunst wurde in letzter Zeit von Dänemark aus allen Gärtnern und Gartenfreunden mitgetheilt und mit Recht allseitig als vollkommen anerkennenswerth begrüßt. Es ist dies eine unscheinbare, aber praktische Maschine, durch welche sich jeder Pflanzenzüchter ganze Massen der nothwendigsten kleinen Blumentöpfe selbst herstellen kann. Das Material ist überall leicht zu haben und nichts Anderes als Kuhmist und eine feingesiebte leichte Erde. Diese beiden Dinge werden (ohne Zusatz von Wasser) zu einem zähen Teig geknetet, aus welchem durch einen nur einigermaßen geschickten Arbeiter täglich fünf- bis achthundert Stück kleine Töpfe vermittelst der oben erwähnten Maschine geformt werden können. Die Töpfchen werden an der Sonne oder in einem durch Feuer erwärmten Raume in kurzer Zeit getrocknet und sind nach Verlauf von vierundzwanzig bis dreißig Stunden brauchbar. Die vielen Vortheile, welche diese kleinen Töpfe jedem Gärtner und Privatliebhaber, aber am meisten den darin cultivirten Pflanzen bieten, sind leicht zu erkennen. Ersteren ersetzen sie die theueren und zerbrechlichen irdenen Töpfe vollkommen für den ersten Zeitraum der Cultur, und die Kosten der Herstellung sind fast für Nichts zu rechnen; die jungen Pflanzen aber, seien es nun die allbekannten und tausendfach verlangten sogenannten Teppichbeetpflanzen oder junge Gehölze oder Sämlinge, deren Samen man in diese Töpfchen legte, wie Gurken, Melonen, Erbsen und Bohnen und viele derartige, die das Versetzen nicht leicht ertragen, befinden sich darin ganz vortrefflich. Ist nämlich die Zeit des Auspflanzens gekommen, so setzt man einfach die Pflanzen sammt den Töpfen in den Boden. Dieser erweicht die Töpfe baldigst, und die Wurzeln können ungehindert hinaus und in das umgebende Erdreich eindringen, während sie durch die sich auflösende Topfmasse noch ernährt werden. Schreiber dieser Zeilen benutzt seit Monaten die erwähnten Töpfe zu den mannigfachsten Culturen und möchte Gärtner und Gartenfreunde zu Nachahmungen ganz besonders ermuntern, um so mehr, da ein jeder Pflanzenzüchter durch eigene Erfahrung nach und nach die verschiedenste Verwendung dieses so billigen Materials für seine Lieblinge finden wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach allgemeinem Bekanntwerden und nach Erprobung der vielen unbestreitbaren Vortheile dieser Töpfchen auch Verbesserungen und Vervollkommnungen der allerdings im Augenblicke noch nicht ganz tadellosen Maschinen bekannt werden müssen, vermöge deren man z. B. eine größere Festigkeit und schönere Form der Töpfe erzielen könnte. Bis dahin aber möchte ich jedem Freunde der schönen Gartenkunst diese Maschinen, deren man, außer in Dänemark, auch bereits bei deutschen Gärtnern und Mechanikern um einige Mark erhalten kann, zu Versuchen bestens empfehlen; denn es ist gewiß, daß seit langer Zeit auf dem Gebiete der gesammten Gartenkunst kaum etwas Praktischeres eingeführt wurde.

Colmar im Elsaß, im Juni 1876.

E. H. Wesener, Obergärtner.

Friedrichroda. Das thüringische Fürstenthum Gotha hat in dem ihm gehörigen Theile des nordwestlichen thüringer Waldes an landschaftlicher Schönheit Kleinode von wahrhaft unschätzbarem Werthe aufzuweisen. Eines derselben ist der vor dreißig Jahren kaum genannte, jetzt vielbekannte Curort Friedrichroda. Man darf ihn eine reizgeschmückte Pforte der Natur nennen, durch welche der Mensch in das Haus seiner milden leben- und gesundheitspendenden Mutter einkehrt, um sich an ihre Brust zu werfen und sich ihrer einfachen und doch so reichen Gaben zu erfreuen. Kein Wunder, daß ein solcher Ort auch in der Literatur seinen Vertreter findet. Der Volks- und Jugendschriftsteller Richard Roth hat ein Büchlein herausgegeben: „Friedrichroda und seine nächste und weitere Umgebung. Wegweiser und Gedenkbuch für Curgäste und Freunde des thüringer Waldes. Ohrdruf, bei Aug. Stadermann jun." Herr Stadermann hat keine Kosten und Mühe gescheut, dem Büchlein ein entsprechendes Gewand zu verleihen, und der Verfasser hat mit großer Wärme, man möchte fast sagen Begeisterung gearbeitet. Die Freunde Friedrichrodas werden sich an der Lectüre erquicken und die dortigen Curgäste sich seiner als eines genauen und wohlwollenden Wegweisers bedienen, mit dem sie sich gleich vertraut und heimisch fühlen werden. Roth hat seine Miniaturschöpfung der Friedrichrodaer Natur abgelauscht; sie nimmt sich aus wie eine Photographie des lieben Bergstädtchens und seiner Umgebung, und der Verleger hat eine sehr genaue und saubere Karte beigegeben, so daß Jeder, der einmal die Friedrichrodaer Bergluft genossen hat, sich mit seinen durch das Büchlein aufgefrischten Erinnerungen im Geiste wieder dorthin versetzen kann. Interessant ist noch besonders, daß der alte thüringische Dichter Ludwig Storch das Schriftchen mit einem Gedicht eingeleitet hat, das auf den Ursprung des Ortes und seines Namens ein neues — ob nur poetisches, oder auch geschichtliches, jedenfalls originelles — Licht wirft.

Ein deutsches Ehrenfest. Am 6. Juli feiert die Stadt Königsberg in Franken ein Erinnerungsfest an den seiner Zeit weltberühmten und hochverdienten Mathematiker und Astronomen Johannes Regiomontanus, der an demselben Tag vor vierhundert Jahren in Rom, wohin Papst Sixtus der Vierte ihn zur Berichtigung der Zeitrechnung und Herstellung eines neuen Kalenders berufen hatte, eines raschen Todes starb. Was der große deutsche Mann für seine Zeit geleistet und was davon noch für die Gegenwart und alle Zeiten seinen Werth behält, soll in einem mit seinem Königsberger Standbilde illustrirten Festartikel unseren Lesern vorgeführt werden. Leider ist es uns, weil die Illustration nicht rechtzeitig vollendet werden konnte, nur möglich, erst in der Woche des Festes selbst, nicht schon vorher, mit unserem Beitrag zu demselben in die Oeffentlichkeit zu treten. Desto mehr müssen wir wünschen und möchten hiermit dazu auffordern, daß man der kleinen Vaterstadt des großen Mannes die Feier nicht allein überlasse. Nicht blos die Gelehrtenschulen, die ihm, dem ersten Kenner und Vorbereiter der griechischen Sprache und Literatur, zu ewigem Danke verpflichtet sind, noch mehr die gesammte Marinewelt, die nicht vergessen darf, daß die „Ephemeriden" und nautischen Instrumente des Regiomontanus zuerst der Seefahrt den Ocean erschlossen und selbst Columbus auf seiner kühnsten Fahrt den Weg wiesen, und schließlich die gesammte Nation, welcher er den ersten deutschen Kalender in die Hand gab, — sie Alle sind verpflichtet, am 6. Juli das Andenken des Mannes zu feiern, dessen Leben und Wirken immerdar zu den großen deutschen Ehren gehören wird.

Zur Notiznahme. Von der Wittwe Fröbel's geht uns Folgendes zur Veröffentlichung zu: „Ich beabsichtige, die Correspondenz meines verstorbenen Gatten, Friedrich Fröbel, herauszugeben und bitte deshalb Diejenigen, welche sich im Besitze irgend welcher Briefe desselben befinden, mir solche freundlichst zu diesem Zwecke auf kurze Zeit zu überlassen und an meine unten angegebene Adresse senden zu wollen.

L. Fröbel,
Hamburg, Alter Jungfernstieg Nr. 18."

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 28. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Um nun aber wieder auf den Anfang unseres Gespräches zurückzukommen —“ sagte er zögernd. „Sie geben es ja selbst zu, daß mein Zögling mir völlig entwachsen ist, und es dürfte somit wohl die höchste Zeit sein, ihn auf die Universität zu senden.“

Herr Witold fuhr mit einem Rucke in die Höhe, daß der Erzieher den eben gethanen Schritt zur Annäherung schleunigst wieder zurückthat.

„Dachte ich es doch, daß wieder so etwas herauskommen würde! Seit vier Wochen höre ich nichts Anderes von Ihnen. Was soll Waldemar auf der Universität? Sich von den Professoren den Kopf noch mehr mit Gelehrsamkeit vollpfropfen lassen? Ich dächte, das hätten Sie schon hinlänglich besorgt. Was ein tüchtiger Gutsherr braucht, hat er gelernt. Er weiß auf Hof und Feldern genau so gut Bescheid, wie mein Inspector; die Leute versteht er besser in Respect zu halten als ich, und im Reiten und auf der Jagd thut es ihm Keiner zuvor. 's ist ein Prachtjunge.“

Der Erzieher schien diese enthusiastische Ansicht über seinen Zögling durchaus nicht zu theilen. Er wagte das nun freilich nicht laut werden zu lassen, aber er raffte seinen ganzen, offenbar nicht großen Vorrath von Muth zu einer schüchternen Gegenrede zusammen.

„Aber für den Erben von Wilicza dürfte doch am Ende mehr nothwendig sein, als nur die Eigenschaften eines guten Inspectors oder Administrators. Mir scheint eine höhere akademische Bildung dringend wünschenswerth.“

„Mir ganz und gar nicht,“ rief Herr Witold. „Ist es nicht genug, daß ich den Jungen, der mir an's Herz gewachsen ist, doch später von mir lassen muß, weil seine Güter gerade in dem verwünschten Polakenlande liegen? Soll ich mich jetzt schon von ihm trennen, um ihn auf die Universität zu schicken, wohin er durchaus nicht will? Daraus wird nichts — absolut nicht! Er bleibt hier, bis er nach Wilicza geht.“

Er that einige so grimmige Züge aus seiner Pfeife, daß sein Gesicht für mehrere Minuten gänzlich hinter den Tabakswolken verschwand. Der Erzieher stieß einen Seufzer aus und schwieg, aber gerade diese stille Resignation schien den tyrannischen Gutsherrn zu rühren.

„Geben Sie sich nur zufrieden, Doctor, mit der Universität!“ sagte er in ganz verändertem Tone. „Dazu bringen Sie den Waldemar doch nun und nimmermehr, und für Sie ist es auch viel besser, Sie bleiben hier in Altenhof. Hier sitzen Sie so recht mitten unter Ihren Hünengräbern und Runensteinen, und wie das Zeug alles heißt, an dem Sie den ganzen Tag herum studiren. Ich begreife freilich nicht, was Sie an dem alten Heidengerümpel Merkwürdiges finden, aber eine Freude muß der Mensch haben, und Ihnen gönne ich sie von Herzen, denn Waldemar macht Ihnen oft genug das Leben schwer — und ich dazu.“

Der Doctor machte eine verlegen abwehrende Bewegung. „O, Herr Witold!“

„Geniren Sie sich nicht!“ sagte dieser gutmüthig. „Ich weiß ja doch, daß Sie im Grunde unser Leben hier für eine ganz heillose Wirthschaft halten, und uns längst davon gelaufen wären, wie Ihre sechs Vorgänger, wenn nicht das alte Heidengerümpel wäre, an dem nun einmal Ihr ganzes Herz hängt und von dem Sie sich nicht trennen können. Nun, Sie wissen ja, ich bin nicht so schlimm, wenn ich auch hin und wieder einmal auffahre, und da Sie mit Ihren Gedanken doch fortwährend in der Heidenzeit herumstöbern, müßte Ihnen eigentlich bei uns am wohlsten sein. Wie ich mir habe sagen lassen, hatten die Leute damals gar keine Manieren; sie schlugen sich oft aus reiner Freundschaft unter einander todt.“

Dem Doctor schienen die historischen Kenntnisse, die der Gutsherr entwickelte, doch wohl etwas bedenklicher Natur; vielleicht fürchtete er auch eine praktische Anwendung derselben auf seine eigene Person, denn er retirirte unmerklich nach dem Sopha.

„Verzeihen Sie, die alten Germanen —“

„Waren nicht wie Sie, Doctor,“ rief der Gutsherr, dem das Manöver nicht entgangen war, überlaut lachend. „So viel weiß ich auch noch. Ich glaube, von uns Allen kommt Ihnen Waldemar am nächsten, also begreife ich gar nicht, was Sie eigentlich an ihm auszusetzen haben.“

„Aber, Herr Witold, im neunzehnten Jahrhundert —“ weiter kam der Doctor nicht in seiner Auseinandersetzung, denn in diesem Augenblicke krachte ein Schuß, der unmittelbar vor dem offenen Fenster abgefeuert wurde. Die Kugel pfiff durch das Zimmer, und das große Hirschgeweih, das über dem Schreibpulte hing, stürzte polternd herab.

Der Gutsherr sprang von seinem Sitze auf. „Waldemar! Was soll das heißen? Schießt uns der Junge jetzt etwa gar noch in die Stube hinein? Wart', das Handwerk werde ich Dir legen.“

Er wollte hinauseilen, wurde aber durch den Eintritt eines

jungen Mannes daran verhindert, der die Thür öffnete oder sie vielmehr aufstieß, um sie dann in der rücksichtslosesten Weise wieder in's Schloß fallen zu lassen. Er war im Jagdanzuge, hatte einen großen Jagdhund neben sich und die abgeschossene Flinte in der Hand. Ohne Gruß, ohne Entschuldigung wegen seines gewaltsamen Auftretens, ging er auf Witold zu, stellte sich dicht vor ihn hin und sagte triumphirend:

„Nun, wer hat Recht? Du oder ich?"

Der Gutsherr war wirklich zornig. „Ist das eine Art, den Leuten über die Köpfe wegzuschießen?" rief er hitzig. „Man ist ja vor Dir seines Lebens nicht mehr sicher. Willst Du den Doctor und mich durchaus aus der Welt schaffen?"

Waldemar zuckte die Achseln. „Warum nicht gar! Meine Wette wollte ich gewinnen. Du behauptetest ja gestern, ich würde von draußen den Nagel nicht treffen, an dem der Zwölfender hängt — da sitzt die Kugel."

Er wies nach der Wand hinauf. Witold folgte der Richtung.

„Wahrhaftig, da sitzt sie," sagte er voll Bewunderung und gänzlich versöhnt. „Doctor, sehen Sie nur, aber was ist Ihnen denn?"

„Herr Doctor Fabian hat wahrscheinlich wieder seine Nervenzufälle", sprach Waldemar höhnisch, indem er seine Flinte bei Seite stellte, aber keine Miene machte, seinem Lehrer beizustehen, der halbohnmächtig von dem Schreck in das Sopha zurückgesunken war und noch an Händen und Füßen zitterte. Der gutmüthige Witold richtete ihn auf und redete ihm nach Kräften zu.

„Erholen Sie sich doch! Wer wird denn gleich ohnmächtig werden, weil ein wenig Pulver verknallt ist; die Geschichte ist ja nicht der Rede werth. Es ist wahr, wir hatten gewettet, aber wie konnte ich denn wissen, daß der Junge die Sache auf so unvernünftige Weise in's Werk setzen würde. Anstatt uns hinauszurufen, damit wir in aller Ruhe zusehen können, feuert er uns ohne Weiteres in die Stube hinein. — Ist Ihnen nun besser? Gott sei Dank!"

Doctor Fabian war aufgestanden und bemühte sich, sein Zittern zu beherrschen, es wollte ihm aber noch nicht gelingen.

„Sie hätten uns erschießen können, Waldemar!" sagte er mit bleichen Lippen.

„Nein, Herr Doctor, das hätte ich nicht thun können," versetzte Waldemar in wenig ehrerbietigem Tone. „Sie standen mit dem Onkel vor dem Fenster zur Rechten, und ich schoß durch das zur Linken, mindestens fünf Schritt seitwärts. Sie wissen doch, ich fehle nie."

„Künftig aber läßt Du das bleiben," erklärte Witold, mit einem Versuche, die Autorität des Vormundes geltend zu machen. „Der Kukuk kann doch einmal mit solcher Kugel sein Spiel treiben, und dann ist das Unglück fertig. Ich verbiete Dir ein- für allemal das Schießen auf dem Hofe."

Der junge Mann schlug trotzig die Arme übereinander. „Das kannst Du, Onkel, aber gehorchen thue ich nicht. Ich schieße doch."

Er stand vor seinem Pflegevater wie das verkörperte Bild des Trotzes und der Unbändigkeit. Waldemar Nordeck zeigte in seinem Aeußeren den echt germanischen Typus, auch nicht der kleinste Zug erinnerte daran, daß die Mutter einem anderen Volke entstammte. Der hohe, fast riesige Wuchs überragte selbst die stattliche Gestalt Witold's noch um einige Zoll, aber dem Körper fehlte das Ebenmaß; jede Linie trat scharf und eckig hervor. Das blonde Haar schien in seiner überreichen Fülle eher eine Last für den Kopf zu sein, denn es fiel tief in die Stirn herab und wurde von Zeit zu Zeit mit einer ungeduldigen Bewegung zurückgeworfen. Die blauen Augen hatten einen finsteren Ausdruck, und in Momenten der Gereiztheit, wie jetzt, gewann der Blick sogar etwas Feindseliges. Das Gesicht war entschieden unschön, auch hier zeigte sich jede Linie scharf, unvermittelt — nichts mehr von den weicheren Formen des Knaben, aber auch noch nichts von den festen Zügen des Mannes, der Uebergang trat hier in fast abstoßender Gestalt auf, und die Verwilderung, die sich schon in dem Aeußern des jungen Mannes kund gab, die gänzliche Hintenansetzung aller Formen, diente nicht dazu, den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den die ganze Erscheinung machte.

Herr Witold gehörte offenbar zu jenen Menschen, deren Persönlichkeit und Auftreten eine Energie voraussetzen läßt, von der sie in Wirklichkeit auch nicht das Geringste besitzen. Anstatt dem Trotze und der Ungezogenheit seines Mündels in entschiedener Weise entgegenzutreten, fand der Herr Vormund es für gut, nachzugeben.

„Ich sagte es Ihnen ja, Doctor, der Junge parirt auch mir nicht mehr," meinte er mit einer Gemüthsruhe, die da zeigte, daß dies der gewöhnliche Ausgang solcher Differenzen war, und daß, wenn es dem jungen Herrn beliebte, einmal Ernst zu machen, der Pflegevater ebenso machtlos war, wie der Erzieher.

Waldemar kümmerte sich um Beide nicht weiter. Er warf sich der Länge nach auf das Sopha, ohne die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, daß seine vom Sumpfwasser durchnäßten Stiefeln in Berührung mit den Polstern kamen, während der große Jagdhund, der jedenfalls im Wasser gewesen war, dem Beispiele seines Herrn folgte und es sich mit der gleichen Rücksichtslosigkeit auf dem Teppiche bequem machte.

Es entstand jetzt eine etwas unbehagliche Pause. Der Gutsherr versuchte brummend seine inzwischen ausgegangene Pfeife wieder in Brand zu setzen, Doctor Fabian aber hatte sich an das Fenster geflüchtet und schickte einen Blick zum Himmel, der deutlicher als Worte aussprach, daß er das Leben hier wirklich für eine „heillose Wirthschaft" erachtete.

Der Gutsherr hatte inzwischen nach seinem Tabaksbeutel gesucht, den er denn auch richtig auf dem Schreibpulte unter den Sporen und Reitpeitschen entdeckte. Im Begriffe, ihn hervorzuziehen, fiel ihm ein noch uneröffnetes Schreiben in die Hand; er nahm es auf.

„Das hätte ich beinahe vergessen! Waldemar, da ist ein Brief an Dich."

„An mich?" fragte Waldemar gleichgültig, aber doch mit jener Verwunderung, die ein ungewöhnliches Ereigniß hervorruft.

„Jawohl. Eine Krone im Siegel und ein großes Schild mit allerhand Wappengethier. Wird wohl von der Fürstin Baratowska sein. Es ist freilich lange her, seit wir mit einem allergnädigsten Handschreiben beehrt wurden."

Der junge Nordeck erbrach den Brief und durchflog ihn. Er schien nur wenige Zeilen zu enthalten, aber trotzdem stieg auf der Stirn des Lesenden so etwas wie eine Wetterwolke auf.

„Nun, was giebt es?" fragte Witold. „Sitzt die Verschwörergesellschaft noch immer in Paris? Ich habe den Poststempel nicht angesehen."

„Die Fürstin ist mit ihrem Sohne drüben in C.," berichtete Waldemar; er schien die Bezeichnung Mutter und Bruder absichtlich zu vermeiden. „Sie wünscht mich dort zu sehen; ich werde morgen hinüberreiten."

„Das wirst Du bleiben lassen," sagte der Gutsherr. „Hat sich die hochfürstliche Verwandtschaft jahrelang nicht um Dich gekümmert, so braucht sie es auch jetzt nicht zu thun. Wir fragen wahrhaftig nichts danach — Du bleibst hier."

„Onkel, jetzt ist es genug mit dem ewigen Befehlen und Verbieten," brach Waldemar auf einmal mit solcher Wildheit los, daß Jener ihn mit offenem Munde anstarrte. „Bin ich ein Schulknabe, der bei jedem Schritte erst um Erlaubniß fragen muß? Habe ich mit einundzwanzig Jahren nicht einmal das Recht, selbst über die Zusammenkunft mit meiner Mutter zu entscheiden? Ich habe bereits darüber entschieden, und morgen früh reite ich nach C."

„Nun, nun, nur nicht gleich so bärenwüthig!" sagte Witold, mehr erstaunt als erzürnt über diesen plötzlichen Ausbruch eines Jähzorns, den er sich gar nicht erklären konnte. „Meinetwegen reite, wohin Du willst! Ich will nichts mit der Polengesellschaft zu thun haben, das sage ich Dir."

Waldemar hüllte sich in trotziges Schweigen; er nahm seine Flinte, pfiff seinem Hunde und verließ das Zimmer. Der Vormund sah ihm kopfschüttelnd nach, auf einmal aber schien ihm ein Gedanke zu kommen. Er nahm den Brief, den Waldemar achtlos auf dem Tische hatte liegen lassen, und las ihn gleichfalls durch. Jetzt war es Herr Witold, der bei der Lectüre die Stirn runzelte und bei dem schließlich ein Ungewitter losbrach.

„Dachte ich es doch!" rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Das sieht der Frau Fürstin ähnlich. In sechs Zeilen stachelt sie den Jungen zur Empörung gegen mich auf;

darum also wurde er auf einmal so aufsässig. Hören Sie nur, Doctor, die saubere Epistel:

„Mein Sohn! Es sind Jahre vergangen, ohne daß ich ein Lebenszeichen von Dir erhalten habe.' Als ob sie uns eins gegeben hätte!" schob der Lesende ein. „,Ich weiß nur durch Fremde, daß Du noch auf Altenhof bei Deinem Vormunde lebst. Ich befinde mich augenblicklich in C., und es würde mich sehr freuen, wenn ich Dich dort sehen und Dir Deinen Bruder zuführen könnte. Ich weiß nun freilich nicht' — geben Sie Acht, Doctor, jetzt kommt der Stachel! — ,ob Du die nöthige Freiheit zu diesem Besuche hast. Wie ich höre, bist Du trotz Deiner inzwischen eingetretenen Mündigkeit noch gänzlich von dem Willen Deines Vormundes abhängig.' Doctor, Sie sind Zeuge davon, wie der Junge uns Beide Tag für Tag maltraitirt. ,An Deiner Bereitwilligkeit, zu kommen, zweifle ich nicht, wohl aber an der Erlaubniß dazu von Seiten des Herrn Witold. Ich habe es dennoch vorgezogen, mich an Dich zu wenden, und ich werde ja sehen, ob Du so viel Selbstständigkeit besitzest, um diesen Wunsch Deiner Mutter, den ersten, den sie Dir ausspricht, zu erfüllen, oder ob Du ihr selbst diese Bitte nicht gewähren darfst.' Das ,darfst' ist unterstrichen. ,Im ersteren Falle erwarte ich Dich in diesen Tagen und schließe den Grüßen Deines Bruders die meinigen bei. Deine Mutter.'"

Herr Witold war so erbost, daß er den Brief auf den Fußboden schleuderte. „Und so etwas muß man nun lesen! Meisterhaft ausgedacht von der Frau Mutter. Sie weiß so gut wie ich, welch ein Eisenkopf Waldemar ist, und wenn sie ihn jahrelang studirt hätte, sie könnte ihn nicht besser an seiner schwachen Seite fassen. Der bloße Gedanke, daß ihm Zwang geschehen könnte, bringt ihn außer sich. Jetzt mag ich Himmel und Erde in Bewegung setzen, um ihn zu halten, er wird doch gehen, blos um zu zeigen, daß er seinen eigenen Willen hat. — Was sagen Sie eigentlich zu der Geschichte?"

Doctor Fabian schien in die Familienverhältnisse hinlänglich eingeweiht zu sein und die bevorstehende Zusammenkunft mit dem gleichen Schrecken zu betrachten, wenn auch freilich aus anderen Gründen.

„Um Gotteswillen!" sagte er ängstlich. „Wenn Waldemar auch in C. mit seinem gewöhnlichen unbändigen Wesen auftritt, wenn er der Frau Fürstin so vor die Augen kommt, was wird sie denken!"

„Daß er nach seinem Vater gerathen ist, und nicht nach ihr," war die nachdrückliche Antwort des Gutsherrn. „So, gerade so soll sie Waldemar sehen, dann wird es ihr wohl klar werden, daß er kein allzu gefügiges Werkzeug für ihre Intriguen abgiebt; denn daß da wieder Intriguen gesponnen werden, darauf will ich meinen Kopf verwetten. Entweder der hochfürstliche Geldbeutel ist leer — ich glaube, er ist nie allzu voll gewesen —, oder es soll wieder einmal eine kleine Staatsverschwörung in's Werk gesetzt werden, und dazu liegt Wilicza so recht bequem, dicht an der Grenze. Was sie eigentlich mit meinem Jungen vorhaben, weiß der Himmel, aber ich werde schon dahinter kommen und ihm bei Zeiten die Augen öffnen."

„Aber Herr Witold," mahnte der Doctor. „Wozu den unglücklichen Riß in der Familie noch mehr erweitern, jetzt wo die Mutter die Hand zur Versöhnung bietet! Wäre es denn nicht besser, endlich einmal Frieden zu schließen?"

„Das verstehen Sie nicht, Doctor," sagte Witold mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Bitterkeit. „Mit der Frau ist kein Friede zu schließen, wenn man sich nicht willenlos ihrer Herrschsucht unterwirft, und weil der selige Nordeck das nicht that, hatte er Tag für Tag die Hölle im Hause. Nun, ich will ihn nicht gerade herausstreichen. Er hatte seine argen Fehler und konnte einem Weibe das Leben wohl schwer machen, aber das ganze Unglück kam doch daher, daß er gerade diese Morynska zur Frau nahm. Eine andere hätte ihn vielleicht lenken, vielleicht ändern können, aber freilich, ein wenig Herz hätte dazu gehört, und von dem Artikel hat Frau Jadwiga nie etwas aufweisen können. Herzlos ist sie von jeher gewesen und hochmüthig dazu. Nun, die sogenannte ,Erniedrigung' der ersten Ehe ist ja durch die zweite wieder gut gemacht worden. Schade nur, daß die Frau Fürstin Baratowska mit Gemahl und Sohn nicht auf Wilicza residiren durfte. Das hat sie nie verwinden können, aber da hatte das Testament zum Glück einen Riegel vorgeschoben, und daß Waldemar nicht noch nachträglich eine Dummheit macht, dafür haben wir mit unserer Erziehung gesorgt."

„Wir?" rief der Doctor erschrocken. „Herr Witold, ich habe redlich meine Unterrichtsstunden gegeben, wie es mir vorgeschrieben war, auf das Wesen meines Zöglings habe ich leider nie den geringsten Einfluß üben können, sonst —" er stockte.

„Wäre er anders geworden," ergänzte Witold lachend. „Nun, machen Sie sich keine Gewissensbisse darüber! Mir ist der Junge recht, so wie er nun einmal ist, trotz all seiner Wildheit. Wenn Sie also wollen, ich habe ihn erzogen; wenn das zu den intriguanten Plänen der Baratowski's nicht stimmt, so soll es mich freuen, und wenn morgen meine Erziehung und ihre Pariser Bildung tüchtig aneinander gerathen, so soll es mich noch mehr freuen. Das ist doch wenigstens eine Revanche für die boshafte Epistel da."

Mit diesen Worten ging der Gutsherr aus dem Zimmer. Der Doctor bückte sich nach dem Briefe, der noch immer auf dem Fußboden lag, hob ihn auf, legte ihn sorgfältig zusammen und sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Und schließlich wird es doch heißen: Ein gewisser Doctor Fabian hat den jungen Erben erzogen. — O du gerechter Himmel!"

Die Herrschaft Wilicza, deren Erbe Waldemar Nordeck war, lag in einer der östlichen Provinzen des Landes und bestand aus einem sehr umfangreichen Gütercomplex, dessen Mittelpunkt das alte Schloß Wilicza mit dem Gute gleichen Namens bildete. Die Art, wie der verstorbene Nordeck in den Besitz dieser Herrschaft gelangt war, wie er schließlich die Hand einer Gräfin Morynska errungen hatte, bildete nur einen neuen Beitrag zu dem in unseren Tagen so oft wiederholten Schauspiele von dem Sinken alter, einst reicher und mächtiger Adelsfamilien und dem Emporsteigen neuer bürgerlicher Elemente, denen mit dem Reichthum auch die Macht zu Theil wurde, die jene einst als ihr ausschließliches Privilegium in Anspruch nahmen.

Graf Morynski und seine Schwester waren früh zu Waisen geworden und lebten unter der Vormundschaft ihrer Verwandten. Jadwiga wurde im Kloster erzogen, und als sie dasselbe verließ, hatte man bereits über ihre Hand verfügt. Das war durchaus nichts Ungewöhnliches in jenen Adelskreisen, und auch die junge Gräfin hätte sich unbedingt gefügt, wäre der ihr bestimmte Gemahl ihr nur ebenbürtig, wäre er nur wenigstens ein Sohn ihres Volkes gewesen. Aber gerade sie hatte man zum Werkzeug von Familienplänen ausersehen, die um jeden Preis verwirklicht werden sollten.

In der Gegend, wo die meisten Glieder der Morynski'schen Familie ansässig waren, war vor einigen Jahren ein gewisser Nordeck aufgetaucht, ein Deutscher von niedriger Herkunft, der aber zu großem Reichthume gelangt war und sich nun hier niederließ. Die Verhältnisse in der Provinz machten es damals einem fremden Elemente leicht, Boden zu gewinnen, wo man es ihm sonst bedeutend erschwert hätte. Die Nachwehen des letzten Aufstandes, der, wenn auch jenseits der Grenze ausgebrochen, doch die deutschen Landestheile in Mitleidenschaft gezogen hatte, machten sich noch überall fühlbar. Die Hälfte des Adels war flüchtig oder verarmt, in Folge der Opfer, die sie der Sache ihres Vaterlandes gebracht hatten, und so war es für Nordeck nicht schwer, die verschuldeten Güter für die Hälfte ihres Werthes an sich zu bringen und nach und nach in den Besitz einer Herrschaft zu gelangen, die ihm eine Stellung unter den ersten Grundbesitzern des Landes sicherte.

Freilich war der Eindringling von sehr geringer Bildung und abstoßender Persönlichkeit, auch ergab es sich bald, daß er ein durchaus charakter- und gesinnungsloser Mensch war, aber der riesige Besitz gab ihm nichtsdestoweniger eine Macht, die in der Umgegend nur zu bald gefühlt wurde, um so mehr, als sie sich mit entschiedener Feindseligkeit gegen alles kehrte, was Polenthum hieß, vielleicht aus Rache dafür, daß die ausschließlich aristokratische und slavische Nachbarschaft sich mit unverhehlt gegen ihn ausgesprochener Verachtung fernhielt. Mochten nun Unvorsichtigkeiten von dieser Seite vorgefallen sein, mochte der schlaue Fremde auf eigene Hand den Spion gespielt haben, genug, er erlangte Einsicht in gewisse Parteibestrebungen. Dies machte ihn zu einem höchst gefährlichen Gegner und seine Freundschaft geradezu zu einem Gebote der Nothwendigkeit.

Man mußte um jeden Preis den Mann gewinnen, der, wie man längst wußte, zu gewinnen war. Der Bestechung war der Millionär natürlich unzugänglich, so blieb nur seine Eitelkeit übrig, die ihm die Verschwägerung mit einer der polnischen Adelsfamilien als sehr wünschenswerth erscheinen ließ. Vielleicht lenkte der Umstand, daß Wilicza noch bis vor einem halben Jahrhundert im Besitze der Morynski'schen Familie gewesen war, die Wahl gerade auf die Enkelin jenes letzten Besitzers; vielleicht fand sich auch kein anderes Haus, welches seine Tochter oder Schwester zu dem Opfer hergeben wollte, das man von der armen, abhängigen Waise verlangte. Dem rohen Emporkömmling schmeichelte es, daß die Hand einer Gräfin Morynska für ihn erreichbar war; nach einer Mitgift brauchte er nicht zu fragen; er ging also mit vollem Eifer auf den Plan ein, und Jadwiga sah sich bei ihrem Eintritte in die Welt schon einer Bestimmung gegenüber, gegen die sich ihr ganzes Wesen empörte.

Ihr erster Schritt war entschiedene Weigerung, aber was vermochte das Nein eines siebenzehnjährigen Mädchens gegen einen Familienbeschluß, dessen Ausführung man als eine Nothwendigkeit ansah. Als Befehle und Drohungen nichts fruchteten, nahm man seine Zuflucht zu Vorstellungen. Man zeigte der jungen Verwandten die glänzende Rolle, welche sie als Herrin von Wilicza spielen werde, die unbedingte Herrschaft, die sie über einen Mann ausüben müsse, zu dem sie so tief herabsteige. Man sprach ihr von der Genugthuung, daß wieder eine Morynska auf den ihren Vorfahren entrissenen Gütern gebieten solle, von der Nothwendigkeit, aus dem gefürchteten Gegner ein gefügiges Werkzeug der eigenen Pläne zu machen. Man forderte von ihr, daß sie Wilicza und die riesigen Mittel, über welche sein Herr gebot, den Interessen ihrer Partei erhalte — und was dem Zwange verweigert worden war, das erreichte die Ueberredung. Die Rolle einer armen, abhängigen Verwandten war keineswegs nach dem Geschmacke der jungen Gräfin; sie war glühend ehrgeizig, Herzensneigungen und Herzensbedürfnisse kannte sie nicht, und die flüchtig auflodernde Leidenschaft, die Nordeck bei ihrem Anblicke verrieth, ließ auch sie glauben, daß ihre Herrschaft über ihn unbegrenzt sein werde. So gab sie denn endlich nach, und die Vermählung fand statt.

Aber die Pläne, die Berechnung und Eigennutz von beiden Seiten gesponnen, sollten sämmtlich scheitern. Man hatte sich getäuscht in diesem Manne, der, anstatt sich dem Willen seiner jungen Frau zu beugen, nun seinerseits den Herrn und Gebieter herauskehrte, der sich jedem Einflusse, jeder Erhebung unzugänglich zeigte und dessen flüchtige Neigung für die Gattin sich bald genug in Haß verwandelte, als er entdeckte, daß sie ihn und sein Vermögen nur den Interessen ihrer Familie dienstbar machen wollte. Die Geburt eines Sohnes änderte nichts in diesem Verhältnisse. Die Kluft zwischen den Gatten schien im Gegentheile nur noch tiefer zu werden. Nordeck's Charakter war freilich nicht danach, einer Frau Achtung einzuflößen, diese Frau aber ließ ihn ihre Verachtung in einer Weise fühlen, die jeden Mann auf's Aeußerste gebracht hätte. Es kam zu furchtbaren Scenen, und nach einer derselben verließ die junge Herrin Wilicza's das Schloß und floh in den Schutz ihres Bruders.

Der kleine Waldemar, der damals kaum das erste Lebensjahr zurückgelegt hatte, war bei dem Vater zurückgeblieben. Nordeck, wüthend über die Flucht seiner Gemahlin, forderte gebieterisch deren Rückkehr. Bronislaw that, was er konnte, die Schwester zu schützen, und es wäre zwischen ihm und seinem Schwager vielleicht zum Schlimmsten gekommen — da löste unerwartet der Tod die kurze und doch so unglückliche Ehe. Ein Sturz mit dem Pferde auf der Jagd, die er mit wildester Leidenschaft trieb, machte dem Leben Nordeck's ein Ende, aber auf seinem Sterbebette hatte er noch Kraft und Besinnung genug, ein Testament zu dictiren, das seine Gemahlin von jedem Antheil sowohl an dem Vermögen wie an der Erziehung des Kindes ausschloß. Ihre Flucht aus seinem Hause gab ihm das Recht dazu, und er gebrauchte es schonungslos. Waldemar wurde der Vormundschaft eines ehemaligen Jugendfreundes und entfernten Verwandten übergeben und dieser mit der unbeschränktesten Vollmacht ausgestattet. Die Wittwe versuchte es zwar, dagegen aufzutreten, aber der neue Vormund bethätigte seine Freundschaft für den Verstorbenen dadurch, daß er die Bestimmungen des Testamentes in rücksichtslosester Weise zur Ausführung brachte und jeden Anspruch zurückwies. Witold war schon damals Besitzer von Altenhof und dachte nicht daran, in Wilicza zu bleiben oder sein Mündel dort zu lassen; er nahm den Knaben mit sich in seine Heimath. War es doch eine der letzten Weisungen Nordeck's gewesen, seinen Sohn gänzlich dem Einfluß der Mutter und der mütterlichen Verwandten zu entziehen, und diese Weisung wurde so streng befolgt, daß der junge Erbe während der ganzen Zeit bis zu seiner Mündigkeit kaum einige Mal in Begleitung des Vormundes nach seinen Gütern kam; er verlebte seine ganze Jugend in Altenhof. Was die riesigen Einkünfte von Wilicza betraf, von denen man vorläufig noch keinen Gebrauch machen konnte, so wurden sie dem Vermögen zugeschlagen, und so sah sich denn Waldemar Nordeck beim Antritt seiner Mündigkeit im Besitz eines Reichthums, mit dem sich in der That nur Wenige messen konnten.

Die Mutter des künftigen Herrn von Wilicza lebte anfänglich im Hause ihres Bruders, der sich inzwischen auch vermählt hatte, aber sie blieb nicht lange dort. Einer der vertrautesten Freunde des Grafen, Fürst Baratowski, verliebte sich leidenschaftlich in die junge, schöne und geistreiche Frau, die ihm denn auch nach Jahresfrist die Hand reichte, und diese zweite Ehe war eine durchaus glückliche. Zwar behauptete man, der Fürst, eine ritterliche, aber nicht besonders energische Natur, beuge sich vollständig dem Scepter seiner Gemahlin, jedenfalls aber liebte er sie und den Sohn, den sie ihm schenkte, auf's Zärtlichste.

Doch das Glück dieser Verbindung sollte nicht lange ungetrübt bleiben; diesmal freilich kamen die Stürme von außen. Leo war noch ein Kind, da brach das Revolutionsjahr herein, das halb Europa in Flammen setzte. Auch in der polnischen Provinz loderte der so oft schon unterdrückte Aufstand mit neuer Gewalt empor. Morynski und Baratowski waren echte Söhne ihres Landes; sie warfen sich voll glühender Begeisterung in die Revolution, von der sie Rettung des Vaterlandes und Wiederherstellung seiner Größe hofften. Der Aufstand endigte, wie so viele früheren — er ward gewaltsam unterdrückt, und diesmal ging man mit voller Strenge gegen die polnischen Landestheile vor. Fürst Baratowski und sein Schwager flüchteten nach Frankreich, wohin ihnen ihre Frauen mit den Kindern folgten. Die Gräfin Morynska, eine zarte kränkliche Frau, ertrug nicht lange den Aufenthalt in der Fremde; sie starb schon im folgenden Jahre und Bronislaw übergab sein Kind den Händen der Schwester. Ihn selbst litt es nicht länger in Paris, wo ihn alles an den Verlust der leidenschaftlich geliebten Gattin erinnerte. Er lebte unstät bald hier bald dort, und kam nur bisweilen, um seine Tochter zu sehen. Endlich ermöglichte ihm eine Amnestie die Rückkehr in die Heimath, wo ihm inzwischen durch den Tod eines Verwandten das Gut Rakowicz zugefallen war, und er ließ sich auf dem neuen Besitzthume nieder. Anders stand die Sache mit dem Fürsten Baratowski, der von der Amnestie ausgeschlossen blieb. Er war einer der Führer des Aufstandes gewesen und hatte mit an der Spitze der Bewegung gestanden; an seine Rückkehr war nicht zu denken, und Gemahlin und Sohn theilten mit ihm die Verbannung, bis sein Tod auch ihnen die Freiheit zurückgab, ihren Aufenthaltsort zu wählen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine „Heldin der Feder“.

Zu den erfreulichsten Errungenschaften dieses Jahrhunderts der Emancipation gehört ohne Frage die freiere Stellungnahme der deutschen Frauen zur Literatur; denn trotz vielfach laut gewordener Stimmen, welche den schriftstellernden Evastöchtern den Krieg erklären, dürfte der Satz schwer zu widerlegen sein, daß es gewisse Gebiete der literarischen Production giebt, auf deren Mitbesitz die Frauen ein unbestreitbares Recht erheben dürfen. Wo immer in der Literatur es sich darum handelt, die Welt



Elisabeth Buerstenbinder.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

des Herzens und das Leben der Gesellschaft zu schildern, wo es auf seine Beobachtungsgabe, auf Tact und Anmuth der Darstellung ankommt, da ist das Weib überall an seinem Platze. Es leuchtet ein, daß somit die Novelle und ihre Nachbargebiete zu den natürlichen Tummelplätzen weiblicher Production gehören, eine Behauptung, die unsere heutige Novellistik vollauf bestätigt; denn auf keinem Gebiete des gesammten modernen Schriftthums dürften die Koryphäen der literarischen Welt so mühelos „bunte Reihe" machen können, wie gerade auf diesem, ja, die Befürchtung liegt nahe, daß bei einer Gesammt-Assemblée der novellistischen Notabilitäten von heute nicht einmal auf jede Dame ein Herr kommen würde.

Unter den Erzählern der „Gartenlaube" — denn diese liegen uns hier am nächsten — gebührt E. Werner neben der geistvollen E. Marlitt ein hervorragender Platz. Außer den weiblichen Eigenschaften einer leichtfüßigen Grazie des poetischen Styls und in einzelnen Momenten einer wahrhaft bestrickenden Anmuth in der stimmungsvollen Schilderung der Situationen steht ihrem Talente eine sittliche Energie und dramatische Kraft der Darstellung zu Gebote, welche den oft begangenen Irrthum erklärt: das Pseudonym E. Werner sei nicht der Schleier, hinter dem sich ein bei dem Gedanken an die Oeffentlichkeit erröthendes Mädchengesicht versteckt — es sei das Visir, welches die markigen Züge eines streitbaren Helden der Feder birgt.

Streitbar ist das Talent E. Werner's in der That in allen seinen Aeußerungen; müssen doch die schlagfertige Opposition und feine Ironie gegenüber den Zuständen der modernen Gesellschaft, namentlich des Pfaffenthums und der Bureaukratie, als das eigentlich Treibende und Bewegende in der Production unserer Dichterin bezeichnet werden.

Abgesehen von zwei unbedeutenderen Erzählungen, einer größeren und einer kleineren, welche in einem süddeutschen Journale unter einem anderen Pseudonym erschienen, trat E. Werner zuerst mit der Novelle „Hermann", und zwar in diesem Blatte, das sie seither zum ausschließlichen Schauplatze ihrer literarischen Thätigkeit gemacht hat, vor die Oeffentlichkeit. Diese ziemlich unscheinbaren Anfänge der literarischen Thätigkeit unserer Dichterin weisen mit keinem Zuge auf die Bedeutung ihrer spätern Leistungen hin. Aber — wie man ähnliche plötzliche Wandlungen schon oft erlebt hat — nach dem wenig verheißenden Frühling der Werner'schen Productionskraft überraschte uns ein um so üppiger sprießender Sommer mit voll ausgereiften Früchten voll Saft und Kraft: dem „Hermann" folgte „Ein Held der Feder".

Diese Erzählung zeigt uns die Verfasserin mit einem Schlage auf dem Höhepunkte ihrer dichterischen Vollkraft. Es würde uns zu weit führen, wollten wir in der gegenwärtigen Skizze, die nur ein flüchtiges Bild von der literarischen Be-

deutung Werner's entwerfen will, auf die Einzelheiten eingehen, welche den Inhalt dieser und der übrigen Prosadichtungen unserer Autorin bilden. Nur so viel sei hier gesagt: die Erzählung „Ein Held der Feder" hat, auch wenn wir absehen von dem Hineingreifen des deutsch-französischen Krieges von 1870 und 1871 in die Handlung, eine entschieden nationale Grundidee; sie ist eine Art Verherrlichung — und wenn man will: Vertheidigung — des deutschen Wesens und Charakters gegenüber anderen Nationalitäten. Man mag diese Ansicht einseitig schelten — aber man blicke genauer hin, und man wird uns beistimmen, wenn wir den ethischen Kern der Erzählung in dem Charakter des Professors Fernow und seiner Wandelung vom Träumer und Helden der Feder zum Manne der That und Helden des Schwertes finden. Dieser trefflich gezeichnete Charakter des Bonner Professors aber ist zugleich der Typus eines Deutschen, wie er leibt und lebt; er giebt der Erzählung ihr nationales Gepräge; er macht sie zu einer concret zu Wege gehenden psychologischen Studie über den deutschen Charakter überhaupt. Als eine besondere psychologische Feinheit der Erzählung aber muß die äußerst tactvolle Contrastirung des durchaus auf das Praktische gerichteten amerikanischen und des vorwiegend idealistischen deutschen Charakters — Jane Forest und Fernow — und die innerliche Wandelung bezeichnet werden, welche beide zur gegenseitigen Abklärung und Vollendung durchzumachen haben.

War die Grundidee der Novelle „Ein Held der Feder" eine national-, so ist sie in Werner's nächster Erzählung, im „Am Altar", eine social-polemische. Trat dort das oppositionelle Element dem ästhetischen gegenüber in den Hintergrund, so prasseln hier die zündenden Raketen der Polemik und die passenden Leuchtkugeln der Tendenz keck und frisch in die Luft. „Am Altar", von dem die zweite Auflage demnächst erscheinen wird, ist ein mit seltener Feinheit der Beobachtung entworfenes und mit sicherer Hand durchgeführtes Bild aus dem Leben der heutigen Gesellschaft, ein Culturgemälde im schlichten, anmuthigen Gewande der Erzählung, ein Spiegel, vorgehalten den höchsten Würdenträgern der Kirche und des feudalen Adels, ein Fehdehandschuh, ihnen hingeworfen angesichts der Sünden, die sie an Staat und Menschheit begangen. Und um diesen geistigen Mittelpunkt gruppirt sich ein buntes Durcheinander der fesselndsten Menschengebilde, eine reiche Galerie von meistens fein umrissenen Charakteren. Die technische Composition der Erzählung läßt zwar hier und da die Sicherheit einer geübten Feder vermissen, und ein in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens eingeweihter Leser wird an solchen Stellen, wenn er scharf hinblickt, nicht verkennen, daß es eine weibliche Hand ist, welche hier die Fäden gesponnen hat, allein die in mannigfachem Wechsel spannenden und anmuthigen Situationen lassen uns die kleinen Mängel der Erzählung leicht vergessen, und kein Leser wird sich dem zugleich fesselnden und erhebenden Eindrucke dieses bedeutsamen Zeitgemäldes entziehen können.

Auch in Werner's dritter größerer Erzählung „Glück auf!" bewegen wir uns auf dem socialen Gebiet. Die Verfasserin versetzt uns mitten in die Arbeiterbewegung der Gegenwart hinein und stellt uns die Contraste des modernen Lebens in typischen Vertretern einerseits der Geld- und Geburtsaristokratie, andererseits des Arbeiterstandes vor's Auge. Der Conflict ist ein großer und gewaltiger: der Kampf zwischen dem Capitale und der Arbeit — und der Ausgang ein sittlich befriedigender: der Sieg der gesunden Lebenstüchtigkeit über eine blasirte Vornehmheit und Hohlheit. Und diesen Sieg, den wir in den weiteren Kreisen der Novelle sich vollziehen sehen, wir sehen ihn auch in dem engsten Mittelpunkte derselben zum Austrage kommen, in dem mit feiner Menschenkenntniß geschilderten Eheverhältnisse der armen, aber vornehmen Eugenie von Windeg-Rabenau mit dem reichen, aber energielosen Kaufmannssohne Arthur Berkow.

Wenn die Erzählungen „Am Altar", „Ein Held der Feder" und „Glück auf!" drei frische und glänzende Lorbeerblätter im Kranze E. Werner's sind, so läßt die den Lesern der „Gartenlaube" zuletzt vorgeführte Schöpfung unserer Dichterin, „Gesprengte Fesseln", in Handlung und Charakteren die sichere Führung und den großen Zug, den wir sonst an E. Werner gewohnt sind, leider hier und da vermissen; denn trotz mancher Schönheiten im Einzelnen fehlt es in dieser Erzählung an psychologischen Unwahrscheinlichkeiten, namentlich in der Schlußwendung, leider nicht.

An das Erscheinen von E. Werner's neuester Novelle „Vineta", von welcher die „Gartenlaube" in voriger und heutiger Nummer die Anfangscapitel bringt, knüpfen wir die Hoffnung, daß sie uns die geistvolle Verfasserin wieder auf der Höhe ihres Talents zeigen und uns eine neue Seite ihres Schaffens vorführen möge. —

Soviel über das literarische Wirken unserer liebenswürdigen Dichterin. „Und diese Dichterin selbst, wer ist sie, wo stand ihre Wiege, wo lebt sie?" — immer und immer wieder hört man diese Fragen aufwerfen. Das Publicum will nicht nur an den Werken seiner Lieblingsautoren, es will auch an ihrem Leben Theil haben. So mögen denn einige kurze biographische Mittheilungen über unsere geistvolle Novellistin diese Zeilen schließen!

E. Werner — mit wahrem Namen: Elisabeth Buerstenbinder — ist eine Tochter der nüchternen, kritischen Stadt der Intelligenz, eine Tochter Berlins; sie verleugnet in der durchgehenden Klarheit und Prägnanz ihrer dichterischen Erzeugnisse diese Abkunft nirgends, aber häufige Reisen, sowie der Verkehr mit verschieden gearteten Menschen schützten sie vor Einseitigkeit, nährten das poetische Gemüth in ihr und erweiterten ihren geistigen Gesichtskreis. Beide Einflüsse, die des Daheim und die des Draußen, erzeugten in ihr jene glückliche Mischung von Nationalismus und Romantik, welche ihre Dichtungen kennzeichnet. Im Ganzen läßt sich über das Leben E. Werner's wenig Interessantes sagen; es ist eben das einförmige Dasein einer deutschen Schriftstellerin; sie hat ihre Vaterstadt niemals dauernd verlassen und, als die Tochter eines gut situirten Kaufmanns von jeher in gesicherten und äußerlich angenehmen Verhältnissen lebend, auch das gewöhnliche Schicksal einer solchen Lebensstellung getheilt, daß nämlich absolut nichts darin passirt.

„Mich haben Erziehung und Umgebung," schreibt sie an den Herausgeber dieses Blattes, „von jeher auf innere Erlebnisse angewiesen. Meine Kindheit und Jugend ist ziemlich einsam gewesen, da der Wunsch und die Neigung des Vaters mich und meine beiden Brüder fast gänzlich von der Geselligkeit fern hielten. Ich habe nie eine Freundin, kaum jemals eine Gespielin besessen, und daher mag wohl jene Verschlossenheit stammen, die mir so oft schon zum Vorwurfe gemacht worden. Erst in späterer Zeit habe ich einsehen lernen, was ich dieser Einsamkeit und Abgeschlossenheit, diesem fortwährenden ‚Auf sich selbst gestellt sein' Alles zu danken habe. Es bewahrt Charakter, Neigungen und Fähigkeiten vor jeder Zersplitterung und Zerstreuung und hält sie fest und strenge beisammen."

Wie ein freundlich lächelnder Stern schwebt über dem Leben E. Werner's, die unvermählt und in rüstiger Schaffenskraft noch heute in Berlin lebt, die treue Liebe und das innige Verständniß der Mutter. „Ich hatte," schreibt sie, „das seltene Glück, in meiner Mutter eine Freundin zu besitzen, die mir all die versagten Kinder- und Jugendfreundschaften ersetzte und bei der ich von jeher das vollste Verständniß und die vollste Hingebung für meine Interessen gefunden habe."

Und mit diesem freundlichen Klange aus dem Leben unserer Dichterin, zugleich aber auch mit dem Wunsche, das reiche Talent, das uns mit so schönen Früchten beschenkt hat, möge noch lange blühen und grünen, finde diese flüchtige Skizze ihren Abschluß!

E. Z.

Zur Säcularfeier einer Republik.

Von **Friedrich Kapp.**

(Schluß.)

Es war übrigens hohe Zeit, daß dieser unerläßliche Schritt nicht länger verzögert wurde. Der Congreß mußte befürchten, seinen Einfluß zu verlieren und von den ungestümen Elementen ganz verdrängt zu werden, wenn er jetzt nicht energisch vorging. Schon einen Tag nach seinem Beschlusse vom 10. Juni stimmten zweitausend Philadelphier Freiwillige zu Gunsten der sofortigen Unabhängigkeitserklärung ab; von dieser großen Zahl waren nur vier Officiere und fünfundzwanzig Gemeine dagegen. Jefferson begab sich unverzüglich an die Arbeit und trug seinen Collegen gegen Ende Juni seinen Entwurf vor, welcher mit nur unbedeutenden Veränderungen von ihnen angenommen wurde. Dagegen erfuhr er während einer dreitägigen Debatte im Hause so heftige und scharfe Angriffe, daß Jefferson Mühe hatte, sich zu vertheidigen und daß er schließlich nur durch Franklin's tröstenden Zuspruch aufrecht erhalten werden konnte. Der Congreß unterdrückte achtzehn Stellen, veränderte zehn und machte sechs Zusätze, welche sich übrigens als wesentliche Verbesserungen herausstellten. Es ist ein häufig vervielfältigtes Facsimile des ersten Jefferson'schen Entwurfes erhalten, so daß man überall den ursprünglichen Text mit der endgültigen Fassung vergleichen kann. Die Verhandlungen selbst dauerten vom 2. bis 4. Juli. Jefferson pflegte später scherzend zu erzählen, daß sie nur durch einen rein äußerlichen Zufall abgekürzt worden seien. Der 4. Juli war nämlich ein sehr heißer Tag und für den im engen Saale tagenden Congreß deshalb besonders unangenehm, weil von einem benachbarten Pferdestalle aus Schwärme von Fliegen durch die offenen Fenster eindrangen und die ehrenwerthen Abgeordneten durch die seidenen Strümpfe in die Beine stachen.

Die Urkunde selbst zerfällt in zwei innerlich und äußerlich von einander geschiedene Theile, in die Einleitung, welche aus einem idealen Naturrechte den Anspruch der Colonisten auf Freiheit und Unabhängigkeit herleitet, und in die Ausführung, welche aus dem Common Law heraus die eigentlichen Beschwerdepunkte gegen die englische Regierung formulirt, während die Schlußsätze die Berechtigung zur Bildung eines souveränen Staates erklären. Was dem Documente die Bewunderung namentlich seiner europäischen Zeitgenossen eingebracht hat und was noch heute die Begeisterung aller politischen Romantiker erweckt, das ist die berühmte naturrechtliche Einleitung, welche ganz im Gegensatz zu früheren und späteren amerikanischen Staatsschriften die Abstractionen der englischen und französischen Philosophie als Sätze von angeblich unumstößlicher Gültigkeit aufstellt. Es sind die bekannten Worte im Eingange, über welche hinaus die wenigsten Leser der Unabhängigkeitserklärung gedrungen sind. Sie lauten:

„Wenn es im Laufe menschlicher Ereignisse für ein Volk nöthig wird, die staatlichen Bande, wodurch es mit einem andern verbunden war, aufzulösen und unter den Mächten der Erde einen selbstständigen und ebenbürtigen Rang einzunehmen, zu welchem es durch die Gesetze der Natur berechtigt ist, so erheischt es die dem Urtheile der Welt geziemende Achtung, die Ursachen dieser Trennung öffentlich darzulegen.

Wir halten die nachfolgenden Wahrheiten für durch sich selbst erwiesen, daß alle Menschen einander gleich erschaffen, daß ihnen von ihrem Schöpfer gewisse unveräußerliche Rechte verliehen und daß unter diesen Rechten Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit die vornehmsten sind, daß zur Sicherstellung dieser Rechte unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, welche ihre rechtmäßige Gewalt von der Zustimmung der Regierten herleiten und daß, wenn je eine Regierungsform diesen Rechten verderblich zu werden anfängt, das Volk das Recht hat, sie zu ändern oder abzuschaffen und dagegen eine neue einzusetzen, deren Grundlage und Befugnisse von der Art sind, wie sie ihm zur Erlangung seiner Sicherheit und seines Glückes am zuträglichsten erscheinen. Zwar gebietet die Klugheit, schon seit langer Zeit bestehende Regierungen nicht aus geringfügigen und vorübergehenden Ursachen abzuändern. So hat es denn auch die Erfahrung bewiesen, daß die Menschen lieber die Uebel dulden, so lange sie noch erträglich sind, als daß sie durch Abschaffung der Regierungen, an die sie gewöhnt sind, sich selbst zum Rechte verhelfen. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen, welche allemal ein und dasselbe Ziel verfolgen, die Absicht verräth, das Volk einem unumschränkten Despotismus zu unterwerfen, so hat es nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, das Joch einer solchen Regierung abzuschütteln und sich nach anderen Wächtern seiner künftigen Sicherheit umzusehen. Von dieser Art ist das langmüthige Dulden dieser Pflanzungen bisher gewesen, und von dieser Art ist nunmehr die sie zwingende Nothwendigkeit, ihr ehemaliges Regierungssystem abzuändern.

Die Geschichte des dermaligen Königs von Großbritannien ist eine Geschichte wiederholter Verletzungen und Anmaßungen, die allesammt geradezu auf Gründung einer unbeschränkten Tyrannei über diese Staaten abzielen. Zum Beweise davon wollen wir der unparteiischen Welt folgende Thatsachen vorlegen." (Hier folgen nun die einzeln aufgeführten siebenundzwanzig Beschwerden gegen Georg den Dritten.)

Jefferson war ein viel zu gut geschulter Advocat, eine zu nüchtern praktische Natur, als daß er das schwere Geschütz seiner Beweisführung, Präcedenzfälle und Herkommen, wie sie auf das Verständniß jedes Engländers wirken, verschmäht hätte; allein er führte es wohlweislich erst in zweiter Linie auf, weil das positive Recht ihm selbstredend keine Rechtfertigung für den offenen Aufstand lieferte. Um die Gunst der englischen Opposition und die Sympathien des gebildeten Europas für sich zu gewinnen, mußte die Forderung der unveräußerlichen Menschenrechte in den Vordergrund treten. Wie die ganze Rousseau'sche Schule, wie bei uns Schiller und die hervorragenden Geister der Nation, so glaubten auch die gebildeteren Amerikaner im Gegensatze zu der schlechten Wirklichkeit, dem geschichtlich Gewordenen, an die Wahrheit und Berechtigung ihrer naturrechtlichen Phantasien. Nichts ist deshalb auch ungerechtfertigter, als Jefferson und Genossen der beabsichtigten Täuschung anzuklagen, als sie, wie Schlosser es z. B. thut, zu beschuldigen, daß sie ihre Unabhängigkeitserklärung nur zu dem Zwecke in dem besondern Stile und Geiste ihrer Zeit erlassen hätten, um ihre Sache in Frankreich salonfähig zu machen.

Natürlich läßt sich vom Standpunkte der absoluten Kritik aus fast jeder einzelne Satz der Einleitung bemängeln. Es ist, um hier beispielsweise bei dem zweiten Einleitungssatze stehen zu bleiben, ein Irrthum jener Zeit und keineswegs eine durch sich selbst erwiesene Wahrheit, daß alle Menschen einander gleich erschaffen seien, allein selbst wenn sie es wären, so könnten sie doch nicht gleich bleiben, und so müßten sie höchstens von dem Gesetze gleich behandelt werden. Was ist ferner Freiheit, was heißt das Streben nach Glück, wer bestimmt sein Maß, und ist es für alle Volksclassen dasselbe? Ebenso wenig stichhaltig ist die Rousseau'sche Vertragstheorie von der Entstehung des Staates. Sie wird offenbar von den Colonisten nur angerufen, weil sie nur mittels ihrer den Beweis für die Gerechtigkeit ihrer Sache führen konnten.

Allein wie dem auch sei, die eigentliche Bedeutung der Unabhängigkeitserklärung lag darin, daß sie zuerst die Stimmungen, Strömungen und Ideen der Zeit unter einem einzigen leitenden Gesichtspunkte zusammenfaßte, daß sie der unsinnigen Anschauung von einer gesetzlichen Revolution, welche seit der Thronbesteigung William's und Mary's in den englischen und amerikanischen Köpfen spukte, ein Ende machte und daß sie vor Allem eine klare, selbst dem beschränkten Urtheile verständliche Situation schuf.

Es ist bezeichnend für den Geist der ganzen amerikanischen Bewegung, daß nicht der 19. April 1775 mit seinen Gefechten bei Lexington und Concord, sondern der 4. Juli 1776 mit seiner theoretischen Rechtfertigung der Ereignisse den Geburtstag des neuen Freistaates bildet. Jetzt war allerdings erst die letzte Brücke abgebrochen; jetzt erst waren die Halben, Lauen und Verräther von den ehrlichen Freunden der Volkssache geschieden; jetzt erst war der bewußte Uebergang von colonialer Abhängigkeit

zu nationaler Selbstständigkeit geschaffen. Fortan kämpften die Vereinigten Staaten unter eigenem Banner einen Krieg auf Leben und Tod gegen England. Nicht mehr hinter ihnen lag ein unmöglich gewordenes gemüthliches Glück; nur vor ihnen zeigte sich das Heil, aber für die nächste Zukunft drohten ihnen schwere Sorgen und Niederlagen. Deshalb war die männliche Aufbietung aller Kräfte für den Sieg und die Freiheit geboten, welche nach siebenjährigem Kampfe endlich errungen wurden.

So ist denn auch der Tag der Annahme der Unabhängigkeitserklärung dem vorausgegangenen und gegenwärtigen Geschlechte der vornehmste und sichtbarste Markstein im Uebergange des Landes zu seiner Selbstständigkeit; so gilt er ihm als der Geburtstag des amerikanischen Volkes und darum feiert dieses ihn heute bei seiner hundertjährigen Wiederkehr als seinen höchsten Jubel- und Ehrentag. Es hat volle Ursache, ihn stolz zu feiern, trotz der großen Schatten, welche die heutige Festtagsstimmung nur zu sehr verdüstern.

Ich bin natürlich weit entfernt davon, diese Schäden irgendwie verschweigen oder beschönigen zu wollen. Ich habe vielmehr zu einer Zeit, wo es in den Augen des biedern gesinnungstüchtigen, namentlich deutsch-amerikanischen Bürgers als antirepublikanisch und servil galt, die unausbleiblichen und verderblichen Folgen nachgewiesen, welche aus der Corruption der herrschenden politischen Kreise und dem schnöden Aemterschacher hervorgehen mußten. Wenn ich mich gleichwohl der neumodischen sittlichen Entrüstung über den bevorstehenden Untergang des amerikanischen Volkes nicht anschließen kann, so glaube ich deshalb klarer zu sehen und billiger zu urtheilen, weil ich nicht den beschämenden Eindruck einer kurzen Spanne Zeit als maßgebend für eine hundertjährige Geschichte erachte, weil ich nicht eine einzige Seite aus dem vollen Leben des Volkes herausgreife, sondern Volk und Land im Spiegel seiner Gesammtleistung und seiner vollen geschichtlichen Entwicklung betrachte.

Es ist wahr, die in den letzten Jahren zu Tage getretene Verderbniß in den politischen Kreisen giebt zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß, immerhin aber ist sie im Verhältnisse zu dem großen Ganzen doch nur ein böser Aussatz an einem sonst kräftigen Körper, welcher bei gehöriger Pflege und besserer Behandlung leicht wieder genesen kann. In den denkenden Kreisen beginnt bereits die Einsicht zu tagen, daß es ein Verbrechen an der Nation war, die ganze Regierung und Verwaltung des Landes zu einer Maschine für die Vertheilung der Aemter zu machen und diese den Gesetzgebern als willenlose Beute zu überantworten. Hier liegt der eigentliche Sitz des Uebels. Sobald erst der gegenwärtige Unfug abgestellt, sobald also mit den inneren Ursachen der heutigen Corruption gebrochen und der normale Zustand der Verwaltung europäischer Länder, z. B. Deutschlands, in den Vereinigten Staaten eingeführt ist, werden hier die Politiker von der Bühne verschwinden und an ihre Stelle tüchtige Beamte und wieder hervorragende Staatsmänner treten. Von ihrer Gründung an bis auf Jackson, welcher bekanntlich die Beutetheorie zur Grundlage seines demagogischen Systems erhob, hatte die Union vortreffliche Beamte und Staatsmänner ersten Ranges, welche letzteren die meisten ihrer europäischen Genossen um eines Hauptes Länge überragten. Jetzt ist sie überraschend arm an beiden, weil eben die Politik in ein gemeines Geschäft ausgeartet ist, vor welchem sich fast das ganze Talent der Bürger in's Privat- und Geschäftsleben zurückgezogen hat. Hier also muß die Reform ansetzen und hier wird sie hoffentlich ansetzen, um das Land von dem auf ihm lastenden Fluche zu befreien.

Im Uebrigen steht der sittliche Werth des Volkes ebenso hoch wie derjenige der großen europäischen Nationen, in einigen Eigenschaften, z. B. männlicher Thatkraft, vielleicht sogar höher, wenn in anderen auch, z. B. moralischem Muthe, niedriger. Daß aber die Amerikaner eines der leitenden Culturvölker sind, ohne welche man sich die moderne Entwicklung gar nicht mehr denken kann, wird so leicht Niemand bestreiten. Wer innerhalb eines einzigen Jahrhunderts in ungestümem Siegeslaufe einen ganzen Continent der Cultur erobert und seine Eisenschienen und elektrischen Drähte vom atlantischen zum stillen Weltmeere legt, wer diese Großthaten nicht auf Geheiß eines fremden Willens, sondern im Geiste des rastlosesten Fortschrittes, im freien Wetteifer der in allen Volksschichten entfesselten, auch aus Europa massenhaft herbeigeeilten Arbeit vollbringt, der giebt gerade durch seinen nie ruhenden und nie befriedigten Thätigkeitstrieb die sicherste Bürgschaft dafür, daß er, wenn auch sein gewaltiger Thatendrang und sein ungebändigtes Streben wohl ausarten mag, sich am Ende doch selbst wiederfindet und selbst regulirt. Was wollen diesen bewußten und unbewußten Triumphen der menschlichen Arbeit und Thatkraft gegenüber einige Hundert schlechter Beamten, ja selbst einige Jahrzehnte städtischer und staatlicher Corruption sagen!

Im ersten Jahrhundert seines Bestehens hat das neue Reich des Friedens und der Arbeit den Boden gewonnen und nach außen hin abgesteckt, welchen es nunmehr in seinem zweiten Jahrhundert im Innern auszubauen und geistig zu erweitern hat. Hoffentlich wird es die äußere Unabhängigkeit in allmählichen, aber sicheren Uebergängen zur höhern Freiheit des Geistes, zur höchsten Gesittung und Schönheit führen. Armuth und Abhängigkeit lassen in der Gesellschaft so wenig wie im Einzelnen fröhliches Behagen des Daseins und frisches Erfassen höherer Culturzwecke aufkommen. Wirthschaftliches Gedeihen und bürgerlicher Wohlstand, die unumgänglich nothwendigen Bedingungen für jeden Fortschritt, sind darum auch die stolzeste Errungenschaft, das kostbarste Besitzthum der Vereinigten Staaten.

Was Faust, am Ende seines Ringens und Strebens angelangt, als das höchstmögliche Glück erkennt und als der Weisheit letzten Schluß preist:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß —“

das ist auf amerikanischem Boden in viel höherem Grade als anderswo zur täglichen Praxis des Volkes geworden. Um im eigenen und der ganzen Menschheit Interesse diese menschlichste Lösung der Faust-Idee immer vollständiger zu verwirklichen, müssen Pflichtgefühl und Arbeit die Genien des Gemeinwesens bleiben, muß nicht der Buchstabe, sondern der Geist des vierten Juli die Gesinnung jedes Bürgers der großen Republik durchdringen. In diesem Sinne aber sei am heutigen glorreichen Tage den Anglo- und Deutsch-Amerikanern ein herzlicher Gruß über das Meer entboten!

Ein geistiger Vorläufer des Columbus.

Cultur- und Lebensbild.

Eine Meile nordöstlich von der oberfränkischen Mainstadt Haßfurt liegt am Fuße seines Schloßberges mit der Ruine der Veste Königsberg das Städtchen gleichen Namens, und weil es noch mehrere Königsberge giebt, Städte und Dörfer, in Preußen, in der Neumark, in Oberhessen, in Böhmen, Tirol, österreichisch Schlesien und Ungarn, so heißt diese kleine sachsen-coburg-gothaische Stadt mitten im baierischen Gebiete Königsberg in Franken. In der sogenannten Schloßgasse daselbst, die zum Amthaus und zur Burgruine hinaufführt, steht rechter Hand und zwischen Gebäuden späterer Zeit ein uraltes Haus, dessen ergrautes Holzgebälk oberhalb des Einfahrtsthores mit allerlei Schnitzwerk verziert ist; auch der fromme Spruch steht daran: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß gerade dieses Haus der Zerstörung der Jahrhunderte und sogar des dreißigjährigen Krieges entgangen ist, dieses Haus, das nicht blos für die kleine Stadt, sondern für die ganze Welt eine so große Bedeutung hat. In diesem alten Hause wurde vor nun gerade vierhundertundvierzig Jahren am sechsten Juni ein Knabe geboren, aus welchem ein Mann wurde, der sich als großer Beförderer der griechischen Sprache und Literatur in Deutschland, als Beförderer der Mathematik, der Mechanik und der Astronomie einen Weltruf, insbesondere aber durch Bearbeitung und Herausgabe des ersten deutschen Kalenders und durch die Entwickelung der nautischen Astronomie

sich die größten Verdienste um die Schifffahrt auf dem hohen Meere erworben hat.

Wir legen gerade auf dieses deutsche Verdienst unseres Regiomontanus, unseres großen Todten, besonderes Gewicht, weil es Jahrhunderte lang und noch hart bis in die neueste Zeit nicht blos bei den seefahrenden Nationen, sondern in den regierenden Köpfen Deutschlands selbst zur Modeansicht geworden war, daß Deutschland vor Allem eine Landmacht sei und eigentlich auf der See gar nichts zu suchen habe. Hat doch noch im April 1861 eine der angesehensten englischen Zeitungen (die „Morning-Post“) aller Welt Folgendes kund und zu wissen gethan: „Der Wunsch nach einer deutschen Flotte ist ein nebelhaftes, weinerliches, albernes Sehnen und kann nur einem Volke, das in den Wolken lebt, in den Sinn kommen. Wenn es in Preußen einen Staatsmann gäbe, was nicht der Fall ist, wenn es im preußischen Ministerium einen einzigen guten Politiker gäbe, was auch nicht der Fall ist, so würde er diesem Unsinn von einer deutschen Flotte ein Ende machen. Die Deutschen mögen die Erde pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen, aber nie seit dem Anfang der Zeiten hatten sie den Genius, das Weltmeer zu durchfurchen oder die hohe See oder nur die schmalen Gewässer zu befahren.“

Wenn wir auch diese Auslassungen eines Einzelnen nicht seinem ganzen Volke zur Last legen wollen, so bleibt es doch eine auffallende Erscheinung, daß es trotz der untrüglichsten Anzeichen für den Seefahrts-Beruf der Deutschen so lange dauerte, bis derselbe auf den eigenen Thronen erkannt und endlich auch vom Auslande anerkannt worden ist.

Schon vor zweiundzwanzig Jahren habe ich (in Frommann's „Deutschlands Mundarten“) auf den merkwürdigen Seelenspiegel hingewiesen, den wir vom deutschen Volke in seiner Sprachkarte besitzen. Wenn wir nämlich auf der Landkarte von Mitteleuropa die Grenzen ziehen, bis zu welchen des deutschen Volkes Geist mit seiner Sprache vordrang und Herr wurde, so finden wir sofort, daß im Norden die deutsche Sprache ihre größten Triumphe feierte: dort hatte sie das halbe Norddeutschland erst für sich zu erobern, und sie machte sich zum Herrn der Ostseeküste weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinaus. Die Religion drang kämpfend vorwärts, und wohin die Schwerter der deutschen Ritter nicht reichten, dahin trugen die Schiffe der Hansa deutsche Cultur und deutsche Sprache. Und so sehen wir beide noch heute herrschen von Dünkirchen in Frankreich bis Riga in Rußland. Wie zwei sehnsüchtig und liebend nach dem Meere ausgebreitete Arme strecken sich die Sprachgebiete nach Ost und West die Küsten entlang, — ganz so sehnsüchtig und liebend, wie das gesammte deutsche Volk zum Meere blickt. Wer verlangt ein unumstößlicheres Zeugniß für den Beruf der Deutschen zur Seeherrschaft, als uns die Sprachkarte von Deutschland giebt? Ist sie nicht wirklich hier das vollkommenste Spiegelbild der Seele des deutschen Volkes?

Nicht weniger deutlich und bedeutungsvoll spricht, abgesehen von der Geschichte der Hansa und der noch älteren der Angeln und Sachsen, die Thatsache für uns, daß die Schifffahrt ihre wichtigsten Fortschritte den Arbeiten deutscher Geister zu verdanken hat. Selbst die kühnsten Seefahrer blieben mit ihren Schiffen an die Küsten gebannt, bis unser Regiomontanus durch seine astronomischen Instrumente und Berechnungen sie in den Stand setzte, ihren Weg nach den Sternen zu finden. Das erste Dampfschiff fuhr am 27. September 1707 auf der Fulda von Kassel nach Münden; sein Erfinder, Dionys Papin war zwar ein Franzose von Geburt, aber Professor der Physik an der deutschen Universität Marburg. Ebenso ist die wichtigste Verbesserung der Dampfschifffahrt durch die Schiffsschraube die That eines Deutschen, Joseph Ressel's, dessen erster Schraubendampfer im Hochsommer 1829 von der Rhede von Triest aus seine Probefahrt hielt. Ein Deutscher war endlich auch der Erfinder der unterseeischen Schifffahrt, die sicherlich ihre Auferstehung feiern wird, und hoffentlich nicht wieder unter fremder Flagge. — Diese Zeugnisse für den deutschen Seefahrtsberuf wird man wohl gelten lassen müssen; nicht unbemerkt darf bleiben, daß Keiner dieser vier Männer an der See geboren ist, drei davon gehören sogar Süddeutschland an: Franken, Deutsch-Böhmen und Schwaben.



Die Denkmal-Statue des Regiomontanus zu Königsberg in Franken.

Ein freundliches Geschick will es, daß in derselben Zeit, wo zum ersten Male nach Jahrhunderten wieder eine deutsche Kriegsflotte achtunggebietend das Meer befährt, ein Erinnerungsfest den Namen des ersten der genannten vier Männer zu feiern hat, und an dieser Feier nimmt hiermit auch die „Gartenlaube“ Theil.

Wir kehren in das Städtchen Königsberg zurück, das heute im Festschmucke prangt. Johannes Müller ist der deutsche Name des Mannes, der sich nach der Gelehrtensitte seiner Zeit den latinisirten Namen Regiomontanus, d. h. der Königsberger, gab. Fast noch im Knabenalter bezog er die damals ebenfalls noch sehr junge Universität Leipzig, fand jedoch dort außer seinen philologischen Studien nicht, was er suchte, und wandte sich drei Jahre später (1451) nach Wien, wo Georg Purbach (nach seinem Geburtsorte auch Peurbach genannt) damals der einzige Lehrer der Astronomie in Deutschland war. Die Astronomie gehörte zu den Wissenschaften, welche, im Abendlande völlig untergegangen, von den vor den hereinbrechenden Osmanen fliehenden Griechen mit den anderen Wissensschätzen des classischen Alterthums dahin zurückgebracht wurden. Der große Meister fand am jungen Schüler bald einen gereiften Mitstrebenden und Freund und arbeitete mit ihm gemeinschaftlich an der Erforschung und Ausbeutung der für ihre Zeit unschätzbaren astronomischen Reliquien des Alterthums, namentlich des „Almagest“, jenes von den Arabern so benannten „Lehrgebäudes der Astronomie“ des Ptolemäus und Hipparch, das noch bis in das vorige Jahrhundert das einzige Lehrbuch der Sternkunde war. Es ist ergreifend, zu sehen, wie beide Männer, noch befangen von der Annahme ihrer Zeit, daß die Erde feststehe, sich vergeblich abmühten, den Planetenlauf zu bestimmen. Dennoch erregten ihre Arbeiten ungemeines Aufsehen, und dies half auch ihren übrigen Bestrebungen zu manchem Erfolge. Ein Verdienst, das Jeder zu würdigen versteht, welcher begreift, wie schwer das

Rechnen mit den alten römischen Zahlen war, ist die Einführung der arabischen (eigentlich indischen) Zahlzeichen und des Decimalsystems, das wir beiden Männern verdanken. Erst von dieser Zeit an konnte das Rechnen auch in den Schulen gelehrt werden und zu seiner unermeßlichen Bedeutung in Handel und Wandel und im ganzen Volksleben gelangen.

Auf eine erfreuliche Erscheinung in jener Zeit macht uns J. H. *von Mädler* (in einer Lebensschilderung des Regiomontanus in Westermann's Jahrbuch, 1871) aufmerksam, indem er sagt: „Es darf nicht verschwiegen werden, daß von der ingrimmigen Feindschaft, mit welcher später die Mönchsorden den Naturwissenschaften entgegentraten, damals noch keine Spur zu finden war. Im Gegentheil sehen wir, daß die Wenigen, welche sich damit beschäftigten, von Seiten der Kirche alle mögliche Begünstigung und Förderung erfuhren." Kaum war daher die Kunde von den astronomischen Arbeiten der beiden Deutschen nach Rom gedrungen, so kam der berühmte griechische Gelehrte und römische Cardinal *Bessarion* selbst nach Wien, um Purbach zu sich nach Italien und seinen reichen literarischen Schätzen abzuholen. Purbach war sofort zur Reise bereit, da überraschte ihn, den erst Achtunddreißigjährigen, 1461, der Tod. An seine Stelle trat nun Regiomontanus. So jung er noch war, so groß war doch schon sein Ruhm. „Ueberall," sagt Mädler, „wo er sich auch hinbegab, in Bologna, Ferrara, Venedig, galt er für den Gelehrtesten." Der Umgang mit Männern, wie Bessarion, Bianchini und besonders mit dem berühmten Griechen Georg von Trapezunt wies ihn auf die Quellensprache der astronomischen Wissenschaft, das Griechische hin, und mit so viel Beharrlichkeit und Glück warf er sich auf dasselbe, daß er bald seinen Meister meistern und ihm Fehler in dessen Bearbeitung des „Almagest" nachweisen konnte, ein Umstand, der leider eine Entzweiung beider Gelehrten herbeiführte. Für Deutschland brachte diese italienische Zeit des Regiomontanus außerordentlichen Gewinn, denn durch ihn, der damals der größte Kenner der griechischen Sprache und Literatur unter allen Deutschen war, fand das Studium derselben auch in Deutschland Eingang.

Schon damals begeisterte die Italiener der Gedanke, einen Weg nach Indien durch eine Fahrt in den großen Ocean hinein zu suchen, der Gedanke, den später ihr Landsmann Columbus ausführte, der ja bekanntlich selbst nie erfuhr, daß er einen neuen Erdtheil entdeckt hatte, sondern die Küste des gesuchten Indien erreicht zu haben glaubte. Auch unserm Regiomontanus konnte dieser Gedanke nicht fern bleiben, und er mochte ihn schon damals bei seinen astronomischen Beobachtungen geleitet haben. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung, die „*Ephemeriden*", erschien jedoch erst 1473. Doch davon später. — Nach siebenjährigem Aufenthalte in Italien folgte er (1468) einem Rufe des ungarischen Königs Matthias Corvinus nach Ofen. Der König hatte eine ansehnliche Bibliothek (natürlich von Handschriften, denn die Buchdruckerkunst stand erst im Beginne ihrer Thätigkeit) erworben, die Regiomontanus ordnen sollte und mit seinen eigenen, in Italien gesammelten Schätzen für seine Wissenschaften zu verwerthen gedachte. Da aber unaufhörliche Kriege den König nicht zur Ruhe kommen ließen und sogar die Mittel zur Ausführung der Arbeiten des Regiomontanus fehlten, so siedelte dieser im Frühjahre 1471 nach der Stadt über, in welcher damals Wissenschaften, Künste und Gewerbe zuhöchst in Blüthe und Ehren standen, in das alte *Nürnberg*.

Hier empfing man den weltberühmten Mann mit offenen Armen. Vor Allen schloß der reiche Patricier und Rathsherr *Bernhard Walther* sich ihm an. Er ließ ihm nicht nur in der Rosengasse ganz nach dessen Plan eine *Sternwarte* bauen, die Mädler als die *erste* des neuen Europa bezeichnen zu können glaubt, ausgerüstet mit Instrumenten, wie nur der Nürnberger Kunst- und Gewerbefleiß sie herzustellen vermochte, sondern er errichtete für ihn auch eine eigene Druckerei, weil die damals dort blühende von Anton Coburger die fremden Schriftzeichen, Tabellen und mathematischen Symbole nicht besaß, welche für den Druck der mathematischen und astronomischen Schriften Purbach's, welche Regiomontanus hier veröffentlichte, und seine eigenen unentbehrlich waren. Da Regiomontanus in Nürnberg und auf der Nürnberger Universität Altorf öffentliche Vorlesungen hielt, so wurden beide Städte bald Wallfahrtsorte für alle damals in gleichem Geiste Strebenden.

Die lange Reihe von Werken, welche aus dieser Druckerei hervorgingen, und die späteren Ausgaben und Bücher von und über Purbach und Regiomontanus hier aufzuführen, entspricht weder dem Raum noch dem Zweck dieses Artikels. Um so mehr freuen wir uns, unsere Leser auf eine Schrift hinweisen zu können, die als eine Festschrift zu Ehren unseres großen Todten gelten kann; wir meinen die mit ebensoviel Wärme und Begeisterung, als Kenntniß und Fleiß ausgearbeitete Monographie *Alexander Ziegler's*: „Regiomontanus, ein geistiger Vorläufer des Columbus (Dresden, 1874)".

Das schon genannte Hauptwerk des Regiomontanus, welches Ziegler zu der weltwichtigen Ehrenbezeichnung desselben berechtigte, sind seine „*Ephemeriden*", astronomische Tafeln, in denen der Ort des Standes der Sonne und anderer Himmelskörper auf zweiunddreißig Jahre (1474 bis 1506) zum Nutzen der Seefahrer voraus berechnet war. Wir haben nur angedeutet, daß Regiomontanus auch durch Verbesserung und Erfindung nautischer Instrumente (wie des sogenannten Astrolabiums und Jakobsstabs) sich um die Schifffahrt Verdienste erworben. Hierüber sagt Ziegler: „Wenn Regiomontanus durch den von ihm erfundenen Gradstock oder Jakobsstab, der während dreier Jahrhunderte nebst dem Compaß das wichtigste Werkzeug in den Händen der Seeleute gewesen ist, der Seefahrt große Dienste erzeigt hat, so ist dies in noch größerem Grade von den *Ephemeriden des Regiomontanus* zu sagen. — Aus dem Schiffsjournal des Columbus wissen wir mit Bestimmtheit, daß der Admiral diese ‚Ephemeriden' am Bord gehabt, denn er selbst sagt, daß er vermittelst derselben die Eingeborenen auf Jamaica, um sie in Schrecken zu setzen und zur Beschaffung von Nahrungsmitteln zu zwingen, drei Tage vorher mit der Mondfinsterniß vom 29. Februar 1504 bedroht habe. Durch die Benutzung seiner astronomischen Instrumente und vornehmlich der Ephemeriden hat Regiomontanus die deutsche Astronomie mit der iberischen Nautik (wohin sein Schüler, der berühmte Nürnberger Weltreisende *Martin Behaim*, sie trug) verbunden, die Küstenschifffahrt in eine Seeschifffahrt umzuwandeln ermöglicht und jenen berühmten Seefahrern Columbus, Vespucci, Vasco de Gama, Magalhaens u. A. die Füglichkeit an die Hand gegeben, mit Sicherheit sich weiter in den Ocean hinauszuwagen und ihre weltgeschichtlichen Entdeckungen zu Stande zu bringen." Was den heutigen Seefahrern der Nautical Almanac der Engländer, das waren damals die Ephemeriden des Regiomontanus, und lange Zeit blieben sie der unschätzbare Wegweiser, ohne den sich so leicht Niemand auf die offene See wagte.

Nicht weniger Verbreitung fanden des Regiomontanus lateinische und *erste deutsche Kalender*, deren Drucke Ziegler ebenfalls gewissenhaft verzeichnet; auch über deren Werth ertheilt er eingehende Belehrung. Diese Arbeiten und das Ansehen, in welchem der deutsche Gelehrte nicht blos im Vaterlande, sondern in allen civilisirten Ländern stand, lenkten abermals die Aufmerksamkeit Roms auf ihn. Die Fehler des Julianischen Kalenders erforderten endlich dringende Abhülfe, und so setzte denn Papst Sixtus der Vierte eine Commission in Rom zusammen, zu welcher auch Regiomontanus berufen wurde; als Belohnung für seine Leistungen war ihm schon im Voraus das Bisthum Regensburg bestimmt. Gewiß nicht leicht trennte er sich im Frühjahre 1476 von Nürnberg, das ihm zur zweiten Vaterstadt geworden war; glücklich kam er in Rom an, aber schon am 6. Juli hatte die dort herrschende Pest ihn hingerafft. Die Sage beschuldigt die Söhne des Georg von Trapezunt, aus Rache dafür, daß Regiomontanus Fehler in ihres Vaters Uebersetzung des Almagest gefunden, ihn vergiftet zu haben. Beweise sind nirgends für diese schwere Beschuldigung zu finden. Der große Todte wurde mit allen Ehren im Pantheon des Marcus Agrippa beigesetzt.

Seit diesem Tag der Trauer sind nun vierhundert Jahre vergangen. Die Trauer ist verschwunden, denn was des Mannes Geist gelebt und gethan, hat seine Unsterblichkeit bewährt, — und in diesem Sinne kann der Tag seines Todes mit einem Erinnerungsfeste gefeiert werden, an dem ein gerechter Stolz auch die helleren Farben der Freude nicht zu verhüllen braucht. Tausende werden an diesem Tage sein Andenken segnen, und wenn auch der Mittelpunkt aller Feier seine kleine Vaterstadt ist, so wird doch an mehr als einem Orte gepriesen werden, was der eine Mann gewirkt, und man wird überall übereinstimmen mit unserem edlen

Mädler, der da schließt: „Das Wirken des Regiomontanus ist kein unfruchtbares gewesen. In steigendem Verhältniß haben seine Nachfolger auf dem von ihm gelegten Grunde fortgebaut und haben sich nicht beirren lassen von den Gegnern, selbst nicht von den mächtigsten und gefährlichsten, den Mönchsorden. Alle diese Kämpfe sind vorüber, und die Wahrheit hat gesiegt. Das ist es, was wir unserem Regiomontanus verdanken und was alle kommenden Geschlechter ihm verdanken werden; denn immer klarer wird es sich herausstellen, wie wohlthätig die echte Himmelsforschung wirke und wie nichtig und bedeutungslos alles Andere ist, was finstere Jahrhunderte aus ihr zu machen versuchten."

Unsere Abbildung stellt die Denkmal-Statue des Regiomontanus, ausgeführt vom Bildhauer Mayer in Haßfurt, dar, die am zwölften September 1871 enthüllt worden ist; eine Marmortafel schmückt von heute an sein Geburtshaus; ein geistiges Denkmal ist die Regiomontanus-Schule daselbst, die, eine Gründung des Bürgermeisters Franz Ronge, jetzt zu einer höheren Anstalt erweitert werden soll. Andere Denkmale des großen Meisters sind die Kolossalbüsten in der Walhalla und in der Aula des Gymnasiums zu Coburg, letztere von G. von Dornis; Nürnberg hat ihm in der Kreisgewerbeschule eine Erz-Statue von Burgschmiet errichtet. — Möge immer frisch bei den Nachkommen das Andenken an den wahrhaft großen deutschen Mann fortblühen!

Friedrich Hofmann.

Der Rabbi von Sadagóra.

Von **Arnold Hilberg.**

(Schluß.)

Der Ruf des „Weisen von Mizricz" ward rasch ein außerordentlicher. Von weit und breit strömten Personen aller Religionen, Nationalitäten und Stände zu ihm herbei, um Hülfe und Rath zu erflehen. Seine Reichthümer mehrten sich und seine Secte wuchs. Die Propaganda für diese organisirte er gleichfalls in großem Maßstabe. Wanderprediger und Glaubensboten durchzogen in seinem Auftrage die polnische Republik und die angrenzenden Gebiete und gründeten immer mehr chassidische Religionsgemeinden. Einzelne dieser Apostel gelangten selbst zu hohem Ansehen und zu dem Rufe der Heiligkeit. Der neue Glaube fand unter den polnischen Juden rasch ungeheure Verbreitung. Bei all' seiner Tollheit befriedigte er doch das Gemüth mehr, als die kalte und dürre Talmudscholastik des rabbinischen Judenthums. Dann befreite er seine Bekenner von der Pflicht langen, aufreibenden und fruchtlosen Studiums; er enthob sie der lästigen Kasteiungen und Bußübungen; er war mit einem Worte „eine fidele Religion", welche die große Masse mächtig anzog.

Dob Beer, der Gründer der Dynastie, die heute zu Sadagóra prunkreich Hof hält, der Begründer des Chassidismus, starb 1772. Sein Sohn und Nachfolger Abraham war ein unbedeutender Mensch, ebenso dessen Nachfolger Salomon. Doch der von Dob Beer geschaffene Apparat arbeitete so vortrefflich, daß die Unbedeutendheit seiner unmittelbaren Nachfolger keine Störung in dem Organismus hervorzubringen vermochte. Der Nimbus ihrer Gottähnlichkeit, der davidischen Abstammung, der messianischen Bestimmung erhob sie hoch über alle Zweifelsucht. Der dritte Zadik nach Dob Beer war Israel, in welchem das ganze Genie, die volle Energie, die ganze geistige Kraft und Ueberlegenheit seines Ahnen wieder auflebte. Er gehört bereits unserem Jahrhunderte an und ist heute noch im ganzen Osten unter seinem Kosenamen „Isrulinin" populär. Er war der erste „Rabbi von Sadagóra"; sein Sohn Abraham Jakob ist gegenwärtig das Haupt der Chassidim.

In der Nähe von Berditschew liegt ein kleines, schmutziges elendes Judennest, welches Rizin heißt. Vor einigen Jahren, als noch keine Eisenbahn Berditschew mit Kiew verband, hielt die Posttroika ein paar Stunden in diesem Neste und nöthigte die Reisenden, es näher kennen zu lernen. In solch einem elenden Steppenorte ist nicht viel zu sehen; wenn man eines dieser Nester kennen gelernt hat, kennt man sie alle. Aber Rizin hat eine besondere Sehenswürdigkeit, eine Ruine, die jeder Durchreisende in Augenschein nimmt. Es sind das ein paar Backsteinmauerfragmente, die einen Hügel krönen. Reste von Wandmalereien und Sculpturen, einige Säulentrümmer von vollendeter Stilreinheit und Schönheit geben einen Begriff von der einstigen Würde und Pracht des Gebäudes, von dem nichts als diese wenigen Spuren erhalten blieben. Das sind die Ruinen des Palastes Isrulinin's — er hatte seinen Sitz von Mizricz nach Rizin verlegt —, von dessen Pracht die wunderbarsten Schilderungen coursirten. Architekten, Bildhauer, Maler, Decorateure waren aus Paris und Italien in das entlegene volhynische Nest gekommen, um diesen Bau aufzuführen und auszuschmücken. Mit der Eleganz und der Pracht seiner Ausstattung stand der verschwenderische Aufwand kostspieligen Materials im Einklange. Die Thüren, die Thürverkleidungen und Fenstereinfassungen des großen Speisesaales waren aus Malachit, und der Estrich desselben soll nach einem vermuthlich übertreibenden Gerüchte mit blanken Silberrubeln gepflastert gewesen sein. Der Bernstein ist in Rußland sehr rar und theuer. Die Klinken aller Thüren dieses Palastes waren aus Bernstein. Der verschwenderische Reichthum in Möbeln und Geräthen soll jeder Beschreibung gespottet haben. Weitläufige Nebengebäude umgaben diesen Palast; sie enthielten die Stallungen und Remisen des Zadik. Sein Marstall genoß in der russischen Sportswelt hohen Ruf und die Pracht seiner Carossen erregte den Neid mancher Grandseigneurs. Er fuhr immer sechsspännig; wenn er durch's Land reiste, waren seine eigenen Relaispferde vorangeschickt. Eine lange Reihe zweispänniger Wagen, in welchen sich die „Gaboim" befanden, fuhr dem seinigen voran; eine andere Reihe Wagen mit der Dienerschaft, dem Schlächter, dem Küchenpersonale folgte ihm. Eine Cavalcade goldstrotzender tscherkessischer Reiter umgab seine Carosse. Nachts fuhr eine Reihe zweiräderiger Karren mit brennenden Pechtonnen voraus, um den Weg zu beleuchten. Es war ein königlicher Hofhalt, den dieser Zadik führte.

Er gründete sein Ansehen nicht mehr allein auf den Heiligennimbus, der seine Familie umgab, nicht auf die davidische Abstammung und die messianische Prädestination; er imponirte durch seinen Reichthum, den Glanz seines Hofhaltes. Er hatte richtig gerechnet. Die polnischen Juden, an kümmerliche, elende Daseinsverhältnisse gewöhnt, wurden durch die königliche Pracht, die ihren Zadik umgab, förmlich geblendet. Nicht der Wunderthäter, nicht der Balschem war es mehr, den sie verehrten, sondern der „Sohn David's", der legitime König ihre Volkes, dem sie Unterthanentreue widmeten, zu dem sie mit scheuer Ehrfurcht emporblickten, dem sie legal opferfreudig Tribut zollten.

Isrulinin war noch viel schwerer zugänglich, als seine Vorfahren. Es bedurfte reicher Geschenke, um vor ihn gelassen zu werden. Die Wenigen, die das Glück hatten, ihn einen Augenblick lang persönlich zu sprechen — ein immerhin sehr theuer erkauftes Glück — wurden selbst als geheiligte Personen verehrt und von ihren Glaubensgenossen mit Auszeichnung behandelt und mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Die wohlhabenden Chassidim boten Alles auf, um sich diese Ehre erkaufen zu können, und die immensen Reichthümer des Zadik wuchsen immer mehr. Eine Reliquienverehrung, dem monotheistischen Judenthum bisher vollständig fremd, entsproß dieser Vergötterung des schlauen Zadik. Seine Dienerschaft machte mit Gegenständen, die er berührt und dadurch geheiligt hatte, glänzende Geschäfte. Sein Kutscher gestattete, wenn der Zadik von einer Ausfahrt heimkehrte, gegen eine beträchtliche Spende einen Augenblick lang auf den Wagensitz, den er kurz vorher eingenommen, sich setzen zu dürfen; es galt bei den fanatisirten Chassidim als ein unvergleichliches Glück, sich von dem Kutscher Seiner Heiligkeit diese Erlaubniß erkaufen zu können.

Ein armer Chassid, vom Unglück schwer heimgesucht, war aus einem entlegenen Gouvernement nach Rizin gekommen, um bei dem Zadik Hülfe zu suchen. Die weite Reise hatte seine wenigen Baarmittel erschöpft; er hatte nur noch einen halben Rubel, als er in Rizin anlangte. Das war keine Summe, mit der man sich Eintritt beim Zadik verschaffen konnte. Doch der arme

Die Liebe in Rococo in zwei Bildern



Erstes Begegnen.

Teufel bestand durchaus darauf, nur ihm persönlich sein Anliegen vorzutragen, und wies die Intervention der Gaboim zurück. Man verweigerte ihm natürlich den Eintritt; er setzte sich auf die Freitreppe des Palastes nieder und wartete. Man jagte ihn fort — er kehrte wieder; zwei Tage und zwei Nächte saß er auf der Treppe. Er nahm weder Speise noch Trank zu sich und erklärte, hier den Hungertod erleiden zu wollen, wenn man ihn nicht vor den Zadik lasse. Man trug diesem die Sache endlich vor, und er befahl, ihm den Mann vorzuführen. Als dieser in das Cabinet des heiligen Mannes getreten war, warf er sich zu Boden und streckte ihm den halben Rubel entgegen.

„Rabbi! Zadik!“ rief er, „ich bin ein vom Unglück hart verfolgter, gänzlich zu Grunde gerichteter Mann. Dieser halbe Rubel ist der letzte Rest meines Vermögens. Nehmt ihn wohlgefällig an! Ich kann Euch nicht mehr geben, und verwendet Euch bei Gott, damit ich wieder Glück in meinen Geschäften habe!“

Der Zadik berührte lächelnd das Münzstück, murmelte ein Gebet und sagte dann zu dem armen Kerl:

„Behalte Deinen halben Rubel! Gott wird machen, daß er Dir Glück bringt.“

Freudig trat der so gesegnete Bittsteller aus dem Palaste heraus; draußen harrte bereits eine tausendköpfige Menge, um dem Glücklichen, dem es vergönnt gewesen den Gottesmann zu sprechen, ihre Huldigungen darzubringen. Er erzählte hastig, welchen Bescheid er bekommen. Im Nu begann man auf das zum Talisman gewordene Münzstück zu bieten; seinem Besitzer war es jedoch nicht feil. Endlich bewog ihn doch Einer, es ihm zu überlassen: er bot ihm achttausend Rubel dafür. Das Wort des Zadik hatte sich so erfüllt: der von ihm berührte Rubel hat seinem Besitzer Glück gebracht.

Der Zadik bereiste zuweilen die benachbarten Provinzen. In einem ukrainischen Städtchen besuchte er mit seinem Gefolge das Bad. Bäder und Waschungen spielen in dem Ritual der Chassidim eine große Rolle. Die Bäder in den kleinen russischen Städten sind noch jetzt so eingerichtet, wie es die „Schwitzbäder“ im Mittelalter bei uns waren. In der Stube brennt in einem



Erstes Belauschen.

großen Backofen ein mächtiges Feuer, in welchem Steine glühend gemacht werden. Mit riesigen Ofengabeln werden diese dann herausgeholt, auf den Boden gelegt und mit kaltem Wasser übergossen; so wird der Dampf in diesen primitiven Dampfbädern erzeugt. Die Badenden sitzen auf Holzbänken an den Wänden entlang. Während der Zadik mit seinem Gefolge in diesem Bade saß und draußen eine tausendköpfige Menge das Haus umdrängte, trat aus einer dunklen Ecke ein Mann vor den Zadik und richtete an ihn eine Anrede. Er wiederholte in ihr alle die Beschuldigungen und Vorwürfe, die in den gegen den Chassidismus gerichteten Schriften wider den Zadik und seine Secte erhoben wurden. Er sprach mit vielem Eifer und wurde immer heftiger und rücksichtsloser in seinen Ausfällen. Der Zadik saß anfangs sprachlos vor Erstaunen über die Kühnheit des unbekannten Eindringlings da, dann gerieth er in Zorn, und als der Sprecher immer leidenschaftlicher und heftiger wurde, sprang er auf und zornbebend herrschte er seinen Begleitern zu:

„Werft ihn in's Feuer, den Gottesleugner!"

Im Nu wurde der Aermste gepackt und in die hochaufprasselnde Gluth geschleudert; mit Ofengabeln wurde er in den Flammen festgehalten, und der Zadik blieb im Bade, bis sein Opfer gänzlich verkohlt war. Er reiste noch an demselben Tage nach Rizin zurück.

Die ruchlose That ward bald bekannt. Die Wittwe des Ermordeten rief die rächende Justiz an. Aber der metallische Klang der Imperialen und Rubel des Zadik übertönte ihren Jammer. Sie machte, als sie die Fruchtlosigkeit ihrer Schritte einsah, ihre geringe Habe zu Geld und reiste nach Petersburg. Dort erwirkte sie eine Audienz beim Zaar, und dieser entsandte eine specielle Untersuchungscommission an Ort und Stelle. Der Zadik und seine Genossen wurden verhaftet, nach den Casematten von Kiew gebracht und nach mehrmonatlicher Untersuchung unter die Anklage des Meuchelmordes gestellt. Als die Wache sich in seinen Kerker begab, um ihn zur entscheidenden Gerichtssitzung abzuholen, fand sie den Kerker leer — der Gottesmann war verschwunden.

Die Chassidim behaupteten, Engel hätten ihn befreit und entführt; die anderen Leute waren der Ansicht, diese Engel wären aus Gold und Silber und hübsch geprägt gewesen. Einerlei, er war der russischen Justiz entrückt und tauchte ein paar Monate nach seinem Verschwinden in dem Ursprungslande seiner Secte, in der Bukowina, auf. Er schlug in Sadagóra seinen Sitz auf, und die vielen tausend Pilger, die früher nach Rizin gingen, wallfahrteten jetzt nach Sadagóra. Als er 1850 starb, übernahm der älteste seiner Söhne, Abraham Jakob, das sehr heilige und höchst rentable Amt eines wundermächtigen Gottesmannes.

Ihm stand ich nun in einem kleinen, geschmackvoll ausgestatteten Empfangssalon gegenüber.

Der Rabbi saß an einem Tischchen; bei meinem Eintreten erhob er sich und ging mir einige Schritte entgegen.

Er ist ein schmächtiges Männchen. Sein etwas schmales, marmorblasses Gesicht ist edel geschnitten. Ein langer, silberheller, doppelspitzer Bart und weiße, kurze, geringelte Schläfenlocken umrahmen es. Die dunklen Augen blicken halb verschleiert und ausdruckslos kühl unter den schön gezeichneten weißen Brauen. Kein Lächeln umspielt die schmalen, blutlosen Lippen, und die hohe, von blauen Aederchen durchschimmerte Stirn ist furchenlos. Ein mattseidener Kaftan umkleidete enganliegend den Leib; das Haupt deckte eine hohe, spitze, schwarzsammtene „Jarmerke" (Hauskäppchen). Die Nettigkeit und Sauberkeit seines Aeußeren stach wohlthuend gegen den Schmutz und die unordentliche Nachlässigkeit der anderen polnischen Juden ab. Er ging mir hochaufgerichtet, in fast militärischer Haltung, festen Schrittes entgegen, reichte mir zu flüchtiger Berührung seine schmale, weiße Hand und deutete, indem er seinen Sitz wieder einnahm, auf einen Stuhl, der diesem gegenüber stand.

„Sie sind zu den Festen nach Czernowitz gekommen?" sprach er mich eintönigen, schleppenden Tones mit leiser Stimme an, in richtiger deutscher Aussprache, die nur wenig durch jüdisch-polnische Dialect- und Accentanklänge verundeutlicht wurde. „Ich habe gehört," fuhr er dann fort, „daß dort eine Universität eröffnet wird; wird auch eine Akademie für Medicin dabei sein?"

„Anfangs nicht."

„Das ist schade; unsere Leute werden daher trotz der Universität zum Professor nach Lemberg oder Wien fahren müssen, wenn sie krank sind."

Er sann eine Weile nach, dann fuhr er fort: „Ist es wahr, daß bei dieser Feier der Chor in der griechischen Kirche ganz aus Juden und Jüdinnen bestehen wird?"

„Nicht ganz, aber zu zwei Dritttheilen."

„Das sollt' nicht sein."

Er sah starr vor sich hin. Dann winkte er. Zwei Gaboim standen kerzengerade an der Thür, wohlerzogene Diener, achtsam auf die Winke ihres Herrn, aber taub und blind für Alles, was in ihrer Gegenwart vorgeht. Auf den Wink des Rabbi entfernten sie sich und erschienen bald wieder mit einer großen silbernen Platte, auf der ein Gläschen goldig funkelnden süßen Weines und ein Teller mit Schnitten stark gezuckerten flaumigen Kuchens standen. Der Rabbi lud mich mit einer verbindlichen Handbewegung ein, vom Gasttrunk zu nippen.

„Rabbi," sprach ich ihn dann an, „macht es mir klar, weshalb so viele Tausende Euch so inbrünstige Verehrung zollen!"

Er zuckte leicht die Achseln und schwieg. Ich fuhr fort:

„Die Kraft Ihres Gebetes muß eine außerordentliche sein. Man erzählt zahllose Wunder, die Sie durch dasselbe wirkten."

„Wem Gott helfen will, dem hilft er," erwiderte er lakonisch.

„Man sagt, Sie stammen von David ab und der Messias solle aus Ihrer Familie hervorgehen."

„Die Leute sagen es; ich weiß es nicht."

Ich hatte mich bemüht, ihm verfängliche Fragen zu stellen; er entschlüpfte ihnen aalglatt mit wohldurchdachten Phrasen, die ihn an der ganzen religiösen Verirrung, deren Mittelpunkt und Träger er ist, als vollkommen unschuldig darstellen sollten. Das beweist aber klar, daß er durchaus kein Fanatiker oder Schwärmer ist, der selbst an seine Heiligkeit oder Wundermacht glaubt, sondern ein vorsichtiger Betrüger, der die Dummheit und den Wahn der Menge auszubeuten weiß. Ich sann einen Augenblick nach, während ein überlegen spöttisches Lächeln den Mund des Rabbi umspielte, und entschloß mich, mit rohem Finger eine verwundbare Stelle dieses unerregbaren Gemüthes zu berühren. Ein jüngerer Bruder dieses Gottesmannes residirte gleichfalls als Zadik in Leviada in der Moldau. Irgend ein Ungefähr spielte ihm die Satiren des Dr. Isaak Erter gegen den Chassidismus in die Hände. Die Lectüre dieser Schriften machte ihm die Schmach der Rolle klar, die er spielte. Von edler Regung erfaßt, verkündete er muthvoll seinen Abfall vom Chassidismus und enthüllte in flammenden Worten die Charlatanerie, deren Opfer die Verehrer seiner Familie geworden. Wäre die Masse dieser Verehrer nicht eine stupide Horde, sein Auftreten hätte die heilsamsten Folgen haben müssen und jene abscheuliche Mißreligion, deren Begründer Dob Beer gewesen, hätte ein Jahrhundert später durch seinen Urenkel, der den gleichen Namen führte — der Rabbi von Leviada hieß auch Dob Beer — eine heilsame Reform und Reinigung erfahren. Aber sein muthiges Auftreten machte ihn blos zum Gegenstande frommer Trauer für die einen, die den Gottesmann in die Gewalt des Bösen gerathen wähnten, der erbitterten Verfolgung für die anderen, deren fanatischem Zelotismus sein Abfall in die Quere kam. Um dieser sich für ihn immer bedrohlicher gestaltenden Verfolgung zu entrinnen, faßte er den Entschluß, Christ zu werden. Die Ausführung dieses Entschlusses hätte auf das Ansehen seiner Familie die verhängnißvollste Rückwirkung ausüben müssen. Der Rabbi von Sadagóra vereitelte sie; er ließ durch seine „Meschorßim" seinen Bruder bei Nacht und Nebel entführen und in einem seiner Häuser in Sadagóra ihn in strenger Haft halten. Die Sache gelangte zur Kenntniß der Gerichte in Czernowitz. Mit bewaffneter Macht wurde der Gefangene befreit und in Czernowitz unter Polizeibewachung gestellt. Gegen seinen Bruder wurde die Untersuchung wegen „Menschenraub" eingeleitet. Sie wurde dann aus unbekannten Gründen niedergeschlagen. Dob Beer schwor seinen Abfall ab, that Buße und lebt jetzt in stiller Zurückgezogenheit in Sadagóra. Welche geheime Umtriebe und dunkle Mittel diesen kläglichen Ausgang der Affaire herbeiführten, wird wohl niemals ganz klar werden. Das Alles trug sich im Jahre 1868 zu; auf diese Vorgänge spielte ich an, indem ich an den Rabbi die Bemerkung richtete:

„Man hat mir erzählt, daß einer Ihrer Brüder sich hat taufen lassen wollen."

„Gott behüte," antwortete er mit dem bisherigen Phlegma, „die Leute erzählen so viel über uns, und so wenig ist davon wahr. Mein Bruder hat nur seinem Stande entsagt, er ist aber Jude geblieben."

Er lenkte dann das Gespräch auf den Vorhang im Betsaal und ließ ein in massives Silber gebundenes Bibelmanuscript auf Pergament, mit hübschen Miniaturen geschmückt, bringen, um es von mir bewundern zu lassen. Sein Neffe und Schwiegersohn, der Nachfolger im Rabbinat von Sadagóra, war in Begleitung von zwei Gaboim eingetreten. Er ist ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren und bereits gleichfalls ein Gegenstand frommer Verehrung. In Physiognomie, Gestalt, Haltung und Kleidung ist er dem Rabbi sehr ähnlich. Auch sein Blick ist halbverschleiert und kühl, auch seine Haut ist von durchsichtiger Weiße, nur färbt seine Wangen, die ein kleiner kastanienbrauner, spitzer Bart umrahmt, zartes, rosiges Incarnat. Man erzählt sich in Czernowitz Wunderdinge von der Pracht, mit der seine Vermählung gefeiert wurde. Von weit und breit war man nach Sadagóra geströmt, um den Hochzeitszug zu sehen; für fabelhaft hohe Preise wurden Fenster in den Gassen, die er passiren sollte, gemiethet. Die Braut fuhr in einem mit himmelblauem Atlas ausgeschlagenen reichvergoldeten Prunkwagen, der Bräutigam in einem gleichen, der mit rothem Sammet ausgeschlagen war. Den Wagen der Braut zogen vier Schimmel, den des Bräutigams vier Rappen. Fünfzig „Meschorßim" des Rabbi in goldstrotzendem Tscherkessencostüm umgaben hoch zu Roß die beiden Wagen, welchen ein langer Zug Equipagen folgte. Pferde und Wagen stammten aus dem Marstall und den Remisen des Rabbi, die fürstlich reich bestellt sein sollen.

Das Gespräch drehte sich um das Alter des Manuscriptes, welches mir gezeigt worden war. Es wurde der Hausgelehrte des Rabbi, ein Herr Leibisch, geholt, der mit einiger Mühe herausfand, daß es im Jahre 5012 „nach Erschaffung der Welt" geschrieben worden sei.

„Wir zählen jetzt," erklärte mir der Rabbi, „das Jahr 5636. Das Buch ist also sechshundertvierundzwanzig Jahre alt."

Ich verabschiedete mich vom Rabbi und folgte einer Einladung seines Schwiegersohnes, ihn in seinem Hause zu besuchen. Wir gingen wieder über den Hof. Das Gewühl war womöglich noch größer als vordem, doch wich jetzt die Menge mit ehrfurchtsvoller Scheu vor dem jungen Rabbi, der sie keines Blickes würdigte, zur Seite. Wir traten in seine Villa, durchschritten einige hübsch eingerichtete Zimmer und gelangten in das Empfangszimmer. An der Hauptwand desselben stand ein großer Glaskasten mit Silbergegenständen, meist russischer Arbeit.

„Mein Silber," bemerkte der junge Rabbi, „stelle ich zum Theil aus, weil ich wenig habe. Der Schwiegervater stellt das seine nicht aus, denn es ist viel, und es ist jetzt nicht mehr Mode, es sehen zu lassen. Beim Großvater Ißrulinin war es anders."

„Man sagt, er hätte sogar einen Tisch aus Silber besessen."

„Das ist richtig; der Tisch ist jetzt mein Eigenthum."

Er winkte. Vier Meschorßim traten ein und zogen mit vieler Anstrengung eine große eiserne Kiste, die in einer Ecke stand, hervor. Die Gaboim schlossen die zahlreichen Schlösser derselben auf; der Deckel fiel zurück und eine mächtige Silberplatte, in Hirschleder weich gebettet, blinkte hervor. Mit vereinten Kräften hoben die sechs Männer die Platte heraus und lehnten sie an die Kiste.

Es war eine viereckige Platte mit abgerundeten Ecken, etwa einen Meter lang und einen halben Meter breit. Die Dicke der durchwegs massiv anklingenden Platte mochte beiläufig acht Millimeter betragen; die in den Rand eingeschlagene russische Punze bewies, daß sie aus vierzehnlöthigem Silber bestand. In die obere Fläche war eine Landschaft gravirt: in der Mitte ein Berg mit Stufen, von einigen Palmen und anderen Bäumen umgeben, rechts ein Widder und eine Kuh.

„Was stellt das vor?" frug ich.

„Die Akeide (die Opferung Isaak's)."

„Da ist ja aber weder Abraham noch Isaak zu sehen."

„Es ist verboten," erwiderte der junge Rabbi, „einen Menschen abzubilden; darum ist hier nur die Opferstätte und der Widder zu sehen, und überdies eine Kuh, damit das Ganze nicht so leblos aussieht. Die Menschen muß man sich dazu denken."

Nachdem mir so gründlich die Principien der orthodox-jüdischen Kunst erklärt worden, wurden die übrigen Theile des Tisches aus der Kiste gehoben. Vier Füße — Rehschenkel mit reicher Blätterschmückung am Oberansatz — ein ovaler, blumenumwundener Fußkranz, auf vier Löwentatzen ruhend, mit einer von Guirlanden gehaltenen Vase in der Mitte; alles von vierzehnlöthigem Silber in getriebener Arbeit.

„Das ist ein sehr kostbares Stück," bemerkte der junge Rabbi, „aber in meinen Augen hat es nur geringen Werth. Ich kann mir so einen Tisch für Geld wieder machen lassen. Werth hat in meinen Augen nur das, was um alles in der Welt nicht wieder zu bekommen ist. Solchen Werth hat aber von allen unseren Besitzthümern nur ein Stück, und das kann ich Ihnen jetzt nicht zeigen, weil wir es am Samstag nicht berühren dürfen. Es ist ein ‚Burstin' (Bernstein), so lang (er breitete beide Arme aus); mein Schwiegervater raucht daraus."

Er holte aus einem Glaskästchen dann einen sehr schön mit hebräischen Quadratbuchstaben beschriebenen Quartband heraus; es war dies der von ihm selbst geschriebene Katalog seiner reichhaltigen, die gesammte chassidische Literatur umfassenden Bibliothek, in die er mich sodann führte.

„Giebt es außer Mendelssohn," frug er mich dort im Verlaufe eines literarischen Gespräches, „noch jüdische Schriftsteller, die deutsch schrieben?"

„Gewiß."

Einer der Gaboim trat rasch auf mich zu.

„Ech mein'," redete er mich an, „Schiller war jo auch a Jüd; tomer (vielleicht) nischt?"

Die Kuppeln und Thürme von Czernowitz leuchteten bereits im Abendroth, als ich in die Stadt wieder einfuhr. Die frommen Sadagórapilger hatten mich mit Blicken scheuer Ehrfurcht begleitet; nur wenigen von ihnen wurde das Glück zu Theil, mit dem Rabbi so cordial verkehren zu dürfen, wie ich mit ihm verkehrte. Mehrere Jahre zuvor war der damalige Statthalter von Galizien (die Bukowina war damals ein galizischer Kreis), Graf Mensdorff, nach Sadagóra gekommen. Er wollte den Rabbi sehen, wurde aber nicht vorgelassen. Als er aber auf seinem Verlangen beharrte, empfing ihn der Rabbi endlich, aber — mit einem dichten Schleier vor dem Gesichte, da „kein Ungläubiger würdig ist, den Heiligen von Angesicht zu sehen". Seitdem ist der Zadik allerdings zugänglicher geworden, denn in die Zeit zwischen damals und heute fällt eine Katastrophe, die den Stolz des Heiligen sehr beugte.

Die russische Regierung, beunruhigt durch die große Masse falscher Assignaten, die auf unbekannte Weise aus dem Auslande in das Reich strömten, sandte ein Heer Polizeiagenten aus, um den Fälschern auf die Spur zu kommen. Die gepflogenen Recherchen ergaben bald die Gewißheit, daß die Falsificate in London fabricirt werden und daß die Chassidim, die alljährlich nach Sadagóra pilgern, die Einschmuggelung derselben nach Rußland besorgen. Die Residenz des Zadik war eine förmliche Messe der Banknotenfälscher, und der Rabbi selbst nahm in mächtiger Weise an diesem Handel Theil. Das Strafgericht in Czernowitz verfügte seine Verhaftung; die Untersuchung förderte sehr gravirende Verdachtsgründe gegen ihn zu Tage. Seine Familie und sein Anhang boten Alles auf, um der Angelegenheit eine für ihn günstigere Wendung zu geben. Aber alle Versuche scheiterten an der Strenge des Untersuchungsrichters. Sie griffen zu einem letzten Mittel, welches die ganze Verschmitztheit dieser Leute beweist. Eine Deputation Bukowinaer Bürger, aus Mitgliedern aller Stände und Bekenntnisse zusammengesetzt, erschien vor dem Kaiser und trug ihm die Bitte vor, dem höchst verdienstreichen und ausgezeichneten Richter N., dessen Verdienste bisher nicht die gebührende Anerkennung gefunden zu haben scheinen, ein Zeichen kaiserlicher Gnade zu geben. Der Monarch, gerührt durch diesen Beweis loyaler Gesinnung, ertheilte dem Justizminister die erforderlichen Befehle, und dieser beförderte den verdienten Richter zum Rathe des Oberlandesgerichts in Lemberg. So ward der Rabbi seinen strengen Inquisitor los, und dessen Nachfolger gewann eine mildere Anschauung von der Sache. Nach achtmonatlicher Untersuchungshaft erhielt der Rabbi „wegen Mangels an Beweisen" seine Freiheit wieder. Die erfreuten Chassidim machten ihm ein Schloß, welches sie dem Grafen Goluchowski abkauften, zum Geschenk. Es liegt in der Nähe seiner Domäne Putek.

Anderen Tages glänzte die Hauptstadt der Bukowina im Festschmucke, um den Einzug der Musen zu feiern. Die Muse wohnt nun in Czernowitz, aber über der Steppe brütet die Nacht, und am Fuße des Cecina feiert der Aberglaube und der religiöse Wahn Triumphe. Wird es dereinst Tag in jenen Gebieten werden, aus welchen die Sonne zu uns kommt? Es wage Keiner die Frage zu entscheiden — der menschliche Geist ist unlösbarer Räthsel voll, und die Kette seiner Verirrungen scheint endlos.

O, bleib' ein Kind!

Du bist ein Kind und sollst es ewig bleiben;
Das echte Weib bleibt ewig Kind,
Ein weißes Blatt, auf das die Götter schreiben,
Wie köstlich Mild' und Einfalt sind.

Ich will Dich sanft auf weichen Händen tragen,
Wie nur getreue Liebe kann,
Und zu dem Schicksal will ich bittend sagen:
„O, rühre dieses Kind nicht an!"

Voll Andacht will ich liebend Dich behüten
Und rastlos sorgen früh und spät,
Daß nicht des Lebens Sturm von Deinen Blüthen
Der Unschuld duft'gen Staub verweht.

Und wenn im Tod einst meine Augen brechen,
Dann will ich im Gebete lind
Mit müden Lippen sterbend zu Dir sprechen:
„Gedenke mein — und bleib' ein Kind!"

Ernst Ziel.

Weltausstellungsskizzen.*

Von R. Elcho.

1. Fairmountpark.

Soll ich gestehen, welches von allen Weltausstellungsgebäuden im Fairmountpark zu Philadelphia mir das größte Interesse eingeflößt hat? — Es ist das Aschenbrödel dieser märchenhaften Welt — ein armseliges Blockhaus. Ueber seiner Thür prangt die Inschrift: „Die alten Zeiten“.

Das Haus liegt am Rande der Schlucht, welche sich vom Frauenpavillon bis hinab zu den Ufern des Schuylkill zieht. Es ist ein echtes, rechtes Blockhaus, aufgebaut von rohen Fichtenstämmen, gedeckt mit Schindeln und umkränzt von einem Gärtchen, in welchem Gemüse gepflanzt wird. Wilde Reben klimmen an den Fensterchen des Hauses empor; Bäume rauschen über seiner Dachfirst und verbreiten etwas wie Waldesdunkel um sein Gehege. Und was mir an diesem bescheidenen Bau ein so lebhaftes Interesse einflößt? Nun, ich könnte sagen, es sei das allerliebste Mädchen, das unter der von einem Vordach beschirmten Thür steht und den Eintretenden willkommen heißt, denn das zarte Geschöpf hat die prächtigsten blauen Augen, die noch je ein Dichter besang, und wenn sie etwas erklärt, so bebt ihre Stimme und sie neigt den Kopf, um ihr Erröthen zu verbergen, wie die Waldhyacinthe, wenn der Morgenwind sie küßt. Allein die rosige Miß hat am allerwenigsten mit dem undefinirbaren Zauber zu schaffen, der über der ganzen Schöpfung ausgebreitet liegt; sie ist nur der Sonnenstrahl, der auf eine vergessene Welt fällt.

In dem kühlen Zimmer, welches der Besucher betritt, erblickt man derbe Tische und Stühle, wie sie der Ansiedler des vorigen Jahrhunderts mit seiner Axt zimmerte; in der Ecke am Fenster stehen Webstuhl und Spinnrad friedlich beisammen; die Decke und der Kamin sind mit goldfarbenen Welschkornähren behängt; rostige Gewehre mit Feuerschlössern hängen an derben Zapfen, und auf dem Schüsselbrett beim Feuerheerd sind buntfarbene Delfter Geschirre aufgestellt, wie sie holländische Schmuggler den Colonien Amerikas zuführten. Jedes Stück dieser Einrichtung ist ein Kind des vorigen Jahrhunderts und — beim Himmel! — da steigt gar die Herrin des Hauses, eine ehrwürdige Matrone, in der Tracht jener Zeit die schmale Stiege herab, welche zum hochgelegenen Schlafzimmer führt.

Hier athmet alles die Luft einer längst dahingeschwundenen Zeit, und wenn das Haus statt auf dem Ausstellungsgrunde an den wildromantischen Ufern des Wissahickon läge, so könnte man sich zurückträumen in jene Tage, da der Ansiedler noch seine Pflugschar gegen Indianer und Engländer mit den Waffen in der Hand vertheidigte. In jener Zeit bildete das Eden von Amerika, der herrliche Park von Fairmount, noch eine fast ungebrochene Wildniß von der Independence Hall, woselbst der erste Congreß der Colonien tagte, bis zum Indianerfelsen, an dessen Fuß der Wigwam des Häuptlings Todyasenny stand.

Die Culturentwicklung der jungen Freistaaten Nordamerikas ging von dem einsamen Blockhaus der Ansiedler aus und nahm, dank der stählernen Energie und Arbeitskraft seiner Bewohner, einen so rüstigen Fortgang, daß heute die vierzig Millionen Amerikaner ein ebenso großes Schienennetz haben, wie die Staaten von ganz Europa, und daß sie das hundertjährige Geburtsfest der Republik durch einen internationalen Wettkampf verherrlichen können, bei welchem ihr Gewerbefleiß und ihre Erfindungsgabe einen schönen Triumph feiern.

Ehe wir uns die imposanten Schöpfungen betrachten, welche sich vom Lansdowne-Plateau erheben, wollen wir erst zu den alten Zeiten zurückkehren, da noch das Blockhaus an den obern Ufern des Schuylkill stand. Der Fairmountpark spiegelt ein gutes Stück der Geschichte Amerikas wieder, und ein kurzer Streifzug durch seine herrlichen Anlagen und Waldpartien dürfte nicht unergiebig sein.

Philadelphia liegt bekanntlich am Zusammenfluß des Delaware und Schuylkill, und an seine nordwestlichen Stadttheile schließt sich der Fairmountpark an, dessen südwestliche Partien die Ausstellungscommission für ihre Bauten in Beschlag nahm. Der berühmte Park bedeckt mit seinen Anlagen, Brücken, Rasenflächen, Waldstrecken, Seen und Cascaden einen Flächenraum von dreitausend Acker und breitet sich zu beiden Seiten des anmuthigen Schuylkill aus, so daß man einen Ostpark vom Westpark unterscheidet. Selbstverständlich gelangte die Stadt nicht mit einem Schlage in den Besitz des ungeheuren Terrains; der ursprüngliche Stadtpark wurde vielmehr durch Schenkungen und Erwerbungen seitens der Park-Commission im Laufe des letzten Jahrhunderts zu seinem jetzigen Umfang erweitert.

Besitzungen, auf welche der Eigenthümer stolz sein darf, werden von diesem in der Regel mit schweren Sorgen erkauft und erhalten; auch die Steuerzahler der Quäkerstadt mußten das erhebende Bewußtsein, den größten und prächtigsten Park der Welt zu besitzen, mit schweren Opfern erkaufen.

Die Communalverwaltung Philadelphias sah sich in den letzten Jahren durch die große Ausdehnung, welche die Stadt gewann, genöthigt, Anleihen aufzunehmen, die eine beträchtliche Höhe erreicht haben. Dieser Umstand hatte zur Folge, daß man den Beschluß faßte, von allen weiteren Erwerbungen zur Abrundung des Parkes abzustehen und die größere Hälfte desselben bis auf Weiteres ihrem Schicksale zu überlassen.

Nichts konnte dem Naturfreunde erwünschter sein, als dieser Beschluß, denn groß genug ist der Park für ihn, und nun durfte er von den Statuen, geschorenen Rasenflächen, sprühenden Cascaden und den Tummelplätzen der eleganten Welt seinen Weg zu einer Wildniß nehmen, wo er auf einsamen Spaziergängen die Natur in ihrem traulichsten Daheim fand.

Als ich vor wenigen Tagen dem Ostparke meinen ersten Besuch abstattete, stieß ich auf der kurzen Fahrt vom Herzen der Stadt bis zum Strande des Schuylkill auf ein unerwartetes Hinderniß. Es waren nämlich in der Nacht zehntausend Tempelritter in Philadelphia angekommen, welche am Morgen ihr Stiftungsfest, oder welche Feier es sonst sein mochte, durch großartige Aufzüge in den Hauptstraßen der Stadt einleiteten. Der Zug war der Art mit kriegerischem Pomp ausstaffirt, daß naive Europäer hätten glauben können, es sei eine schlagfertige Armee im Anzuge. Musikcorps in militärischen Phantasieuniformen schritten den einzelnen Abtheilungen voran, dann kamen hoch zu Roß die Ordensmeister, dann die Bannerträger und endlich die unabsehbaren Schaaren der Templer, deren jeder ein gezogenes Schwert trug. Die Brust jedes Ritters war mit Orden und Abzeichen bedeckt; schwere Ritterhandschuhe, ein weißes Bandelier, wehende Straußfedern auf einem Marschallshute vollendeten den militärischen Aufputz.

Die Pferdebahnwagen überwanden endlich auch die Festblokade und ich landete am Ausgange der Greenstreet, dort, wo jedes der rothen Ziegelhäuser von einem blühenden Garten umgeben ist. Herrliche Anlagen führen zum Flusse und den Wasserwerken hinab. An dieser Stelle hatte sich einst William Penn sein einfaches Landhaus erbaut, und er konnte sich kaum eine prächtigere Stelle am Schuylkill aussuchen.

Ein Thurm ragt von den breiten Rasenflächen zu den Felsen auf, und seine Spitze, mit den Steinmassen verbunden, bietet einen prächtigen „Luginsland“. Der Schuylkill ist an dieser Stelle der Breite nach aufgestaut, sodaß seine Wasser alle den Wasserwerken zuströmen. Die letzteren liegen am Ufer, dicht unter den Felsen, und ihre mächtigen Maschinen pumpen täglich fünfunddreißig Millionen Gallonen Wasser in die hochliegenden Reservoirs, durch welche die Brunnen und Röhrleitungen der Stadt gespeist werden.

Die Wasserwerke mit ihren Tempelbauten, mächtigen Quais, plätschernden Fontainen und bunten Landungsbrücken beim großen Damme gewähren ein reiches und belebtes Bild. Auf den hellgrünen Wassern des Flusses gleiten schnelle Dampfer und Ruder-

* Wir glauben mit unserem Herrn Specialcorrespondenten mit Recht voraussetzen zu dürfen, daß die Eröffnungsfeierlichkeiten der Weltausstellung zu Philadelphia unseren Lesern bereits aus den zahlreichen Schilderungen der Tagesblätter hinlänglich bekannt sind. Herr Elcho wird daher sofort mitten in das bewegte Leben der Ausstellung hineingreifen und die Hauptmomente desselben in einer Reihe frisch entworfener abgeschlossener Bilder an den Augen der Leser vorüberführen. D. Red.

boote hin und her, und in der Ferne erblickt man die Bauten des zoologischen Gartens am Westufer und eine Anzahl mächtiger Brücken, über welche von Zeit zu Zeit ein Eisenbahnzug hinwegbraust. Drunten im Thale tritt man in den Schatten hoher Baumkronen, sieht Equipagen und Reiter über die Kieswege jagen und findet auf breiter Rasenfläche, beschattet von Trauerweiden, die Bronzestatue des unvergeßlichen Lincoln. Das Denkmal, welches das dankbare Volk dem Andenken des hochverdienten Präsidenten weihte, liegt fast dicht am Fuße „der Hügel".

Diese Hügel haben dadurch eine historische Bedeutung erlangt, daß sie von dem Landhause des berühmten Robert Morris gekrönt wurden, der auch die herrlichen Anlagen schuf, in deren dunkeln Schattenbäumen jetzt ein ganzes Heer bunter Singvögel nistet. Robert Morris war bekanntlich jener vortreffliche und patriotische Finanzmann, welcher Washington's Unternehmungen im Freiheitskriege in so bewundernswerther Weise unterstützte. Morris sorgte für Waffen, Kleider, Lebensmittel und Geld während der langen Kriegsjahre, und als Washington endlich den letzten entscheidenden Schlag in Virginien ausführen wollte und es ihm hierzu an Mitteln gebrach, brachte Morris die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 1,400,000 Dollars auf. Diese Unterstützung genügte, um die gekräftigte Armee nach Virginien zu führen, woselbst der britische Löwe Cornwallis mit seiner Armee bei Yorktown zur Uebergabe gezwungen wurde.

In der Independence-Hall zu Philadelphia glänzt das Portrait dieses wackeren Patrioten und auch das seiner Frau. Morris war ein behäbig und jovial aussehender Herr; um seinen Mund spielt ein feinsinniges Lächeln, und seine Augen blicken klug und entschlossen in die Welt. Ganz wie Benjamin Franklin trägt er ein ärmliches Gewand, und sein weißes Haar ist einfach und schlicht nach hinten gekämmt. Frau Morris dagegen präsentirt sich als eine fashionable Dame, die einen hohen Turban mit Straußfedern auf dem Kopfe trägt.

In dem gastlichen Hause des reichen Finanzmannes verkehrten lange Jahre die Helden der Republik, dann, mit einem Schlage, brach das Glück des Robert Morris zusammen, und „die Hügel" kamen unter den Hammer.

Als der Congreß der unabhängigen Staaten nämlich sich seinen legislatorischen Aufgaben widmete, hatte Robert Morris für die Schuldhaft plaidirt und die Annahme derselben durchgesetzt. Später ließ er sich mit zwei Freunden in eine Speculation ein, die fehlschlug und in Folge der Treulosigkeit seiner Compagnons seinen Ruin herbeiführte. Morris wurde nun selber zur Schuldhaft verurtheilt, allein in Ansehung seiner hohen Verdienste um's Vaterland bot man ihm die Freiheit an. Der charaktervolle Mann wies dieses Anerbieten standhaft von sich, indem er sagte: „Ein Gesetzgeber darf kein Gesetzbrecher sein." Vier Jahre blieb Morris im Gefängnisse, dann erlöste ihn das Bankerottgesetz. Bald nach seiner Befreiung starb der amerikanische Crösus, welcher die Hügel zum Schauplatze des ganzen Parks gemacht hatte, arm und verlassen in einer der dürftigsten Wohnungen der Stadt.

Auf den Hügeln findet man jetzt eine Restauration an der Stelle, wo das Landhaus von Robert Morris stand, dann ein Observatorium, zum Ausblicke über Stadt und Land, ferner ein epheuumranktes Blockhaus, welches Grant im Kriege zum Hauptquartiere von City-Point machte, und endlich den Platz, auf welchem man Alexander von Humboldt ein Denkmal errichten will. Der Entwurf zu dieser Statue ist bereits da; es fehlen nur noch die dreizehntausend Dollars, um denselben auszuführen.

Hinter den Hügeln findet man eine der schönsten und sicher die breiteste Brücke der Welt. Dieselbe ist aus Eisen construirt, sieht ungemein leicht und gefällig aus und verbindet die schöne Girard Avenue an der Ostseite mit der Westseite des Parks. Unter der Brücke öffnet sich dem Wanderer ein Felsentunnel, der ihn zu den romantischen Schluchten und Bergen des oberen Theiles des Ostparks führt. Selten habe ich einen so raschen und ergötzlichen Wechsel der Scenerie gefunden wie hier. Bald steigt man in eine tiefe schattige Schlucht hinab, in der ein Bach in wilden Sprüngen über die Felsen wirbelt und das Moos und die Baumwurzeln an seinen Ufern mit einem silbernen Sprühregen übergießt; bald kommt man auf sonnige Höhen, wo der schlanke Robin sein bronzeartiges Gefieder in der Sonne erglänzen läßt, und der schillernde Blauvogel in allen erdenklichen Tönen sein Weibchen lockt.

Auf dem Mount Pleasant liegt im Schatten uralter Bäume ein Landhaus, das an die Sommerresidenzen unserer Duodezfürsten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erinnert. Es ist ein steinerner Rococobau mit zwei Seitenpavillons. Erbaut wurde dieses Mount-Pleasant-Landhaus von John Macpherson, dem Vater des tapferen Revolutionshelden William Macpherson, und wenn ich nicht irre, dem Urgroßvater des kühnen und ritterlichen Birdseye Macpherson, der leider während des letzten Bürgerkrieges in Tennessee sein junges Leben ließ. Die idyllische Besitzung ging später in die Hände des Verräthers Benedict Arnold über, und zuletzt residirte hier unser braver Landsmann General von Steuben, dessen Portrait neben dem des Barons de Kalb im Sitzungssaale der Independence-Hall aufgehängt ist.

Ein rosiger Blumengarten, dessen Duft uns der Wind schon von Weitem entgegenträgt, bedeckt die zunächst liegenden Erdbeerhügel. An den Berghängen im Norden ragt die Todtenstadt von Laurel-Hill aus dem tiefen Grün der Baumgruppen hervor. Hier liegen in stiller Waldeinsamkeit die Familiengräber reicher Bürger Philadelphias. Wie auf dem Père Lachaise zu Paris, so wandelt man auch hier durch lange Gassen von Marmorobelisken, Mausoleen, Statuen und stolzen Sarkophagen. Ich habe selten einen friedlicheren Kirchhof gesehen, wie den von Laurel-Hill, allein das Vergnügen, hier schlafen zu dürfen, wird mit schwerem Golde aufgewogen. Ich sah einen mäßig großen Begräbnißplatz, der Tags zuvor für die stattliche Summe von fünfzehntausend Dollars erworben wurde.

Der nordöstliche Theil des Ostparks wird vom Bache Wissahickon durchflossen, und hier nimmt die Scenerie den wildesten und romantischsten Charakter an. Vor hundert Jahren jagten hier noch die Indianer unter ihrem Häuptling Todyascuny den Hirsch, als jedoch der Krieg ausbrach, folgten sie dem sagenhaften rothen Schwan, der Tag für Tag gen Westen zieht.

In das Dunkel dieser Wälder zog auch der deutsche Schwärmer Johann Belpius gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, um die Wiederkunft Christi abzuwarten. Mit seinen vierzig Anhängern saß der Fanatiker in den Höhlen beim Wissahickon und schmachtete nach dem tausendjährigen Reiche, bis ihn im Jahre 1708 der Tod von seiner Eremitage abrief. Die Jünger begruben ihren Meister, und da sie des unfruchtbaren Harrens müde waren, schlugen sie sich seitwärts in die Büsche und fingen an zu arbeiten.

Ganz am Rande des Parkes liegt Germantown, eine der ältesten Ansiedlungen Pennsylvaniens, berühmt durch das blutige Treffen, welches hier zwischen den Engländern und Washington's Armee stattfand. Noch etwas weiter finden wir das Spring-Brook-Mansion zu Holmesburg, jenen prächtigen Landsitz des berühmten Tragöden Edwin Forrest, welchen dieser bei seinem Ableben der Schauspielergenossenschaft des Landes als Invalidenhaus vermachte. Hier können die alt gewordenen Histrionen die langentbehrten Reize des Landlebens genießen, bis sich auch über ihr Dasein jener dunkle Vorhang senkt, der die Scene für immer schließt, wenn auch die ganze Welt Bravo riefe.

Soweit der Ostpark; der Westpark ist in seinen nördlichen Partien wenig interessant; erst die Belmont-Schlucht, in welcher einst der irische Dichter Thomas Moore einen Sommer verbrachte, bietet mit ihren kühlen Quellen, bemoosten Felsen und verschlungenen Pfaden eine so reizende Wildniß, daß man aus ihrem tiefen Waldesschatten gar nicht mehr heraustreten möchte. Ersteigen wir die Höhe des einsamen Ridgelom oder die Terrasse von Belmont-Mansion, so breitet sich vor uns ein Panorama von staunenswerther Pracht aus. Der Blick schweift zu den Ufern des Schuylkill hinüber; im Südosten breitet sich Philadelphia aus, die friedliche Stadt der Bruderliebe. Aus dem Meere kleiner rother Ziegelhäuser ragen eine Anzahl stolzer Monumentalbauten auf, wie Riesen unter den Zwergen. Die hohe Kuppel da in der Ferne, welche im Sonnenlichte glänzt und flimmert, überwölbt das Schiff der Kathedrale von Sanct Peter und Paul. Der gewaltige Granitpalast mit seinen normannischen Erkern und Thürmen ist die Freimaurerhalle, und jenen weißen Marmorbau im griechischen Tempelstile, dessen

Formen sich so edel im Vordergrunde abheben, kennt man in ganz Amerika; es ist das Girard-College, in welchem alle Waisenknaben von Philadelphia die vortrefflichste Erziehung erhalten. Auf den Thüren dieses segensreichen Instituts steht laut dem Willen des Stifters Girard: „Hier findet kein Priester Einlaß."

Von Belmont-Mansion und dem danebenliegenden Observatorium übersieht man auch den dicht am Fuße des Hügels liegenden Ausstellungsplatz, der sich über das Lansdowne Plateau und die danebenliegenden Schluchten von George-Hill bis zum Sweet-Briar, einem Höhenpunkte am Schuylkill, erstreckt und von etwa hundertsiebenzig Bauten bedeckt wird.

Der von einer hohen Umfriedigung eingeschlossene Ausstellungsgrund hat beinahe die Gestalt eines Dreiecks, dessen Grundlinie von der Haupthalle und der Maschinenhalle gebildet wird. Diese beiden gewaltigen Bauten stellen eine fast ununterbrochene Front von viertausend Fuß dar. Der ganze Ausstellungsplatz umfaßt einen Flächenraum von zweihundertsechsunddreißig Acker.

Das aus Eisen und Glas gebaute Hauptgebäude gewährt einen recht imposanten Anblick. Die Farbe des Gebäudes ist die der hellen Bronze, doch sind die Kanten dunkel und bilden kräftige Linien. Ein Wald von Fahnen und Panieren flattert von den Thürmen und Dächern. Auch die Maschinenhalle ist ein ansehnlicher Bau, doch faßte die Commission hier wie beim Hauptgebäude mehr die praktischen Zwecke in's Auge als die Schönheit der Architektur. Es galt vor allem bei diesen Kolossalbauten, die inneren Räume mit Licht und Luft zu versehen; dieses Resultat ist in glücklichster Weise erreicht worden.

Die Memorial-Halle, welche hinter dem Hauptgebäude und mit diesem in einer Parallele liegt, sollte ein Monumentalbau werden, und auf diesen verwandte man die Summe von 1,500,000 Dollars und betraute mit dem Entwurfe und der Ausführung des Gebäudes den deutschen Architekten Schwarzmann. Unser genialer Landsmann hat mit diesem Werke einen glücklichen Wurf gethan. Der moderne Renaissance-Bau ist in hellem Granit ausgeführt, und seine stattliche Façade gewährt auf der hohen Terrasse einen erquicklichen Anblick. Das Centrum ist von einem hohen Dome überwölbt, welcher die Figur der Columbia trägt. Der Haupteingang im Centrum besteht aus drei mit korinthischen Säulen eingefaßten Bogenthüren, und das Centrum selbst ist mit den beiden Eckpavillons durch schöne Arcaden verbunden, welche den Blick auf kleine reizende Blumengärten gestatten. Die Ornamentation des Gebäudes ist sehr reich, aber nicht überall glücklich ausgeführt, namentlich steht die lange Columbia mit dem Kranze des Siegers so kerzengerade und steif auf der Weltkugel, wie ein Gedankenstrich auf dem Punkte. Wie ich höre, soll Schwarzmann auch die Absicht haben, Frau Columbia um ihre erhabene Stellung zu bringen und die Kuppel durch eine Gruppe zu schmücken. Um die breiten zur Terrasse führenden Treppen nicht ganz leer ausgehen zu lassen, hat man dieselben mit zwei Pegasussen geschmückt, denen die mit der Leier bewaffnete Poesie zur Seite geht. Dem Bildhauer wollte es nämlich absolut nicht gelingen, die Poesie, wie es sich gebührt, auf's hohe Pferd zu bringen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Flügel des edeln Dichterrosses der Reiterin keinen Platz für ihre Füße gewährten; so machte er aus der Noth eine Tugend und ließ die dichterische Muse neben dem Pegasus herlaufen. Die kolossalen Flügelrosse waren zuerst für das Wiener Opernhaus bestimmt, allein hier erregte es Anstoß, daß die Poesie neben dem Pegasus einherschreite, und man ließ das gewaltige Bronze-Ornament nicht auf's Dach. Jetzt soll ein Amerikaner die verwaisten Flügelpferde erworben und der Ausstellungscommission zum Geschenke gemacht haben. Einem geschenkten Gaule schaut man bekanntlich nicht in's Maul, zumal wenn derselbe ein Pegasus ist.

Das Innere der Memorial-Halle können wir uns bei gelegenerer Zeit betrachten. Nehmen wir den Weg durch eine von drei schlanken Brücken überspannte Waldschlucht, so erblicken wir auf der nächsten Höhe, umgeben von wahrhaft herrlichen Gartenanlagen, einen buntfarbenen maurischen Glaspalast, welchen gleichfalls der Architekt Schwarzmann erbaut hat. Dies ist die Horticultur-Halle, und ihre phantastische, echt orientalische Schönheit entzückt jeden Beschauer. Wie ein funkelndes Diadem krönt dieser lustige Bau die mit Rasenflächen, duftigen Blumenbeeten, blühenden Bosquets, Pavillons und Statuen bedeckte Höhe. Die herrlichen Anlagen ziehen sich von hier aus südwärts bis zu dem See vor der Maschinen-Halle, aus dessen Mitte eine mächtige Fontaine hervorschießt, und im Norden bis zu der Schlucht, welche die Horticultur-Halle von der Agricultur-Halle trennt. Die letztere gehört auch zu den großen Bauten und liegt mitten in einem Cedernwäldchen. Diese Halle besteht aus einem Mittelschiffe und drei Querschiffen, ist aus Holz und Glas im Spitzbogenstile gebaut und erinnert mit ihren gothischen Thürmen, grünen Dächern und gewaltigen Rosetten an den Eingangspforten an irgend einen mittelalterlichen Klosterbau.

Zu diesen Riesenbauten gesellt sich noch das gleichfalls sehr stattliche Ausstellungsgebäude der amerikanischen Regierung, welches in Form eines Kreuzes construirt ist, sowie der anmuthige Frauenpavillon. Damit ist jedoch die Aufzählung der schönen und interessanten Bauten noch lange nicht erschöpft. Da ist ein lustiger Sommerpalast der Japaner am Abhange einer waldigen Schlucht mit zierlichen Vorgärten zu erwähnen, dann ein schönes schwedisches Schulhaus, aus Fichtenholz gezimmert, ferner ein kleiner maurischer Palast, in welchem Kaufleute von Marokko Töpferwaaren und Teppiche ausstellen. In einer schönen Cottage zeigt die Singer'sche Firma ihre exact gearbeiteten Nähmaschinen.

An den schattigsten Plätzen erheben sich die Regierungsgebäude, unter denen das deutsche durch geschmackvolle Bauart hervorragt. Hierbei ist es nur zu bedauern, daß die deutsche Ausstellung mit dem hübschen Villenbau in gar keinem Einklang steht und sich nur durch Krupp's große Kanone unter den übrigen Nationen hervorthut. Unter den Regierungsbauten amerikanischer Staaten sind die von New-Jersey, Ohio und Colorado besonders bemerkenswerth. Für die photographischen Werke ist auch ein besonderer Pavillon erbaut, dann hat man der Presse eine geräumige Villa als Hauptquartier eingerichtet; ferner findet man einen Pavillon, in welchem Reisebillets nach allen Punkten der Welt, soweit diese durch Dampfer und Eisenbahnen erreichbar sind, verkauft werden, und endlich eine Bank, ein Postbureau und andere Einrichtungen, welche den Zwecken des Publicums dienen. In ihrer Gesammtheit bedecken die Ausstellungsbauten ein Terrain, welches um ein Drittheil größer ist, als das der Wiener Ausstellung. Da nun diese Bauten über das weite Terrain verstreut liegen, so hat man, damit sich der Besucher der Ausstellung nicht allzusehr mit Laufen plage, zwei Eisenbahnzüge mit offenen Sommerwagen eingerichtet, welche in munterem Tempo die schaulustige Menge durch die ganze Ausstellung führen. Diese Fahrt kostet nur fünf Cents, und man genießt dafür in raschem Wechsel den Anblick von Scenerien, welche in der That bewundernswerth sind. Auf dieser Fahrt bemerkt man auch das Zeltlager der Cadetten von Westpoint, welches gleichfalls einen Theil der Ausstellung ausmacht, dann ein gut eingerichtetes Feldhospital, ein Feldtelegraphen- und Signalamt, und was dergleichen Dinge mehr sind.

Ueber die Schlucht bei der Horticulturhalle fährt — nein, sagen wir lieber reitet — eine seltsam construirte Locomotive mit einem hohen Sommerwagen. Diese neuconstruirte Maschine soll einem ganz besonderen Zwecke dienen; sie soll nämlich die New-Yorker Stadteisenbahn befahren, welche auf hohen eisernen Pfählen über die Dächer und Straßen der Stadt geht. Von einer gewöhnlichen Locomotive befürchtet man doch, daß sie einmal in die leere Luft entgleisen und dann furchtbares Unheil anrichten könne. So hat man denn ein spitzwinkeliges Schienengeleise gebaut, auf welchem Locomotive und Waggons gleich einem Reiter sitzen. Der Zug ruht auf dem obersten Geleise, allein ein Kastenbau geht bis hinunter zu den breit auseinanderstehenden Schienen der Basis und klemmt sich hier mit wagerecht liegenden Rädern gegen diese Geleise fest. So wird ein Entgleisen ganz unmöglich und man fährt so gefahrlos über die tiefe Schlucht, als hingen die Schienen nicht in der Luft, sondern lägen auf der festen Erde.

Wie belehrend die Commission der Ausstellung nach jeder Richtung hin zu wirken suchte, geht am klarsten aus den Leistungen der Maschinenhalle und der Regierungsausstellung hervor. Vorläufig sei nur erwähnt, daß man die Firma Gillender und Sohn veranlaßte eine vollkommene Glasfabrik als Ausstellungsobject einzurichten, in welcher große Oefen im Betrieb

sind und die ganze technische Seite der Glasfabrikation dem Publicum gezeigt wird.

Für den Comfort der Ausstellungsbesucher ist in der aufmerksamsten Weise gesorgt worden. In allen größeren Ausstellungshallen findet man gut eingerichtete Absteigequartiere mit Waschbecken, Trinkgeschirren ꝛc.; überall sind Bänke zum Ausruhen angebracht, die keiner Steuer unterworfen sind. Im Schatten hoher Baumgruppen concertirt Tag für Tag die Gilmore'sche Capelle.

Die Centennialausstellung ist, dank dem kühnen Unternehmungsgeist und der Thatkraft der Amerikaner, eine Weltausstellung großartigen Stils geworden, und ich kann nur jedem Deutschen, der Geld und Muße hat, dringend rathen, sich dieselbe anzusehen. Die Gefahren und Beschwerden der Seereise sind im Sommer gering, zumal die deutschen Dampfer, namentlich die des Bremer Lloyd, jetzt mit der lobenswerthesten Sorgfalt vorgehen und die Verpflegung auf diesen Schiffen eine glänzende ist.

Kunst und Kunstgewerbe waren auf der Pariser und Wiener Weltausstellung besser und reicher vertreten, als dies hier der Fall ist, allein die moderne Seite der Industrie kam noch nie so vollendet zur Anschauung wie auf der Centennialausstellung.

Wird es für uns Deutsche nicht interessant sein, zu erfahren, mit welchen Hülfsmitteln sich im Laufe eines Jahrhunderts die junge Nation von der Wildniß des nordamerikanischen Continents emporarbeitete und eine wunderbare Welt in's Leben rief? Nun, Alles, was zwischen der ersten rohen Culturarbeit im Urwald und dem sinnreichsten Maschinenbetrieb in der gewaltigen Metropole, was zwischen dem Blockhaus und der Entfaltung der Kunstblüthe in der Memorialhalle liegt, das zeigt uns jene märchenhafte Welt im Schooße des Edens von Amerika.

Blätter und Blüthen.

Ein Grundbesitz der deutschen Nation in Italien. Welchem Kunstfreund oder Kunstkenner ist nicht die durch deutsche Maler weltberühmt gewordene Serpentara bekannt, jener mit einem Eichenhaine bestandene Hügel in der Nähe von Olevano im Sabinergebirge, der den Namen von dem gewundenen Pfade hat, der auf seinen Gipfel führt. Von ihm herab schweift der entzückte Blick über die classische italische Landschaft des Sabinergebirges, über die schönen Formen der Volskerberge, die sich vom Apennin zwischen den pontinischen Sümpfen und dem Flusse Sacco abzweigen und bis zu fünftausend Fuß erheben, und endlich bis zu der graublauen Linie, die das Tyrrhenische Meer mehr ahnen als erkennen läßt. Welcher Landschaftsmaler, der das Ziel und den Graal Aller — Rom erreichte, und sollte er auch nur ganz kurze Zeit dort sein, pilgerte nicht nach Olevano, einem der angenehmsten, lieblichsten „Malernester" — wir gebrauchen einen Ausdruck von Woldemar Kaden in seinem Aufsatze des zweiten Bandes von Hillebrand's „Italia". In dem erwähnten, jenes Stück Italien trefflich schildernden Aufsatze: „Die Malernester im Sabinergebirge" heißt es: „In diesen Bergen, dieser riesigen Felsenwiege erstand die neue deutsche Landschaftsmalerei. Hier, in dieser Luft, in diesem erhabenen Glanze des römischen Lichtes wuchsen ihr die Schwingen, und wie zu einer Urstätte des Schönen wallfahrten die deutschen Landschafter nach dem alten Olevano, um die Farben ihrer Palette aufzufrischen an dem belebenden Hauche dieser Landschaft." — Und so ist es in der That. Alljährlich sehen wir eine Menge deutscher Künstler dort fleißig der Natur ihre Geheimnisse ablauschen, sehen sie versuchen, je nach Vermögen die Schönheiten der Landschaft in sich aufzunehmen und wiederzugeben. — Welch' anderer Flecken schöner Erde böte aber wohl auch mehr, wirkte poetischer auf den Künstler und selbst auf den Dichter? Der die Natur ideal erfassende und stilvoll reproducirende Maler findet selten instructivere Gegenstände für seine Kunst als hier. Nirgend anderswo tritt der organische Zusammenhang verschiedener, das Schöne in der Natur bestimmender Momente so klar hervor, wie hier in und um Olevano und namentlich in der nahen Serpentara, die für den Künstler so reiche Schätze in Motiven, Terrains, Baumgruppen, Fernen und Einzelstudien birgt.

Der Entdecker dieser seit fast einem Jahrhundert fort und fort von den deutschen Malern gehobenen und selbst von deutschen Dichtern (Waiblinger, Scheffel) gepriesenen Schätze war natürlich — wen wird es noch Wunder nehmen? — ein Deutscher, Joseph Anton Koch (1768 bis 1839), der alte Koch, der mit Reinhardt der classischen Landschaft Vollendung zu geben strebte. Er lenkte mit Anderen die Landschaftsmalerei wieder in jene Bahnen ein, die ein Claude Lorrain zuerst betreten und auf denen erst das neunzehnte Jahrhundert dieses Kunstgenre nach hundertjährigem Verfalle zu so hoher Blüthe und Entfaltung führte, daß es heute ebenbürtig mit jeder Gattung der Malerei in die Schranken treten kann. Bekanntlich beginnt die malerische Darstellung der Natur erst im Mittelalter, und erst später, im siebenzehnten Jahrhundert, gewinnt die heroische Landschaft, besonders, wie erwähnt, durch Claude, Form und Gestaltung — sie wird zum besonderen Genre. Wie bei Claude läßt es sich auch bei Poussin, Salvator Rosa, Domenico Carracci und Anderen nachweisen, daß sie für ihre landschaftlichen Kunstschöpfungen die ergiebigen Fundstätten der Gegend um Rom benutzten, die ihnen die Motive für großartige Stimmungen und reiche Details gewährten.

Die Gegend von Olevano indessen ist bei keinem ihrer Bilder nachweisbar, und nur erst seit Koch ist Olevano der Wallfahrtsort der Landschaftsmaler, vorzugsweise der deutschen, deren berühmteste wir im Album der Casa Baldi, der Künstlerherberge par excellence, seit Koch eingeschrieben finden. Gar häufig auch ließen sie ihre Spuren mit dem Zeichenstifte zurück, und so finden sich dort z. B. vom jetzigen Director A. von Werner, der so rasch Namen und Bewunderung errungen, eine ganze Reihe von vorzüglichen Portraitskizzen in einem der letzteren Jahrgänge, der hochangesehene Namen der Künstlerwelt nennt, wie die Deutschen Ludwig Richter, Rottmann, Harry, Fries, Fohr, Draeger, Preller, Vater und Sohn, Willers, Dreber, Reinhold, Schirmer, Hoffmann (Wien), Hertel (Berlin). Die genannten Alle studirten dort fleißig die Natur, holten dort reiche Beute, Stoff und Nahrung für ihre Bilder, denen der Stempel Olevaneser Poesie aufgedrückt ist, denn wie die Landschaftsmalerei im siebenzehnten Jahrhundert, wo sie sich erst zum besonderen Genre gestaltete, vorwiegend den Künstlern romanischer Race angehörte, ist sie in unserem Jahrhundert, wo sie nach ihrem Verfalle im vorhergegangenen einen überraschenden Aufschwung nahm, beinahe ausschließlich die Domäne der germanischen, die unbestritten auf diesem Gebiete die meisten lorbeergekrönten Vertreter zählt.

In der stolzen und langen Reihe deutscher Landschafter ragt als einer der Gewaltigsten der noch in rüstiger Schaffenskraft lebende Fr. Preller in Weimar hervor, dessen herrliche deutsche Waldbilder, Marinen und überall gekannte Compositionen aus der Odyssee seinen Weltruhm befestigten. Auch ihn hatte es bei seinem neulichen Aufenthalte in Rom wieder nach Olevano gezogen, wo er in früheren Jahren der häufige Gast der Casa Baldi war, die seit Koch in den Händen der Familie Baldi ist. Das Gasthaus liegt oberhalb des Bergstädtchens Olevano auf einem grünen Hügel, und die Leser der „Gartenlaube" sahen beide schon in Nr. 10 des 1874er Jahrganges. Zwischen Olevano — eine halbe Stunde von diesem entfernt — und dem noch höher thronenden Felsenneste Civitella liegt nun die Serpentara, jener durch unsere großen deutschen Landschafter geweihte und immer wieder bevorzugte Eichenhain, dem auch Preller zahllose Blätter seiner classischen Baumstudien entlehnte. Der schöne kleine Eichenwald von zierlichem und markigem Wuchse ist heute, nachdem er glücklich der Gefahr entronnen, seine mehr als hundertjährigen Bäume von dem Beile gefällt zu sehen, Eigenthum unseres deutschen Kaisers. Der von den Künstlern gleichfalls geschätzte Hain im altclassischen Thale der Egeria vor dem cazenischen Thore in Rom, wo König Numa die Unterweisungen der Nymphe empfing, entging dieser Gefahr nicht. Unsere materiellen Bedürfnisse, unsere modernen Institutionen sind die Feinde der Künstler und Poeten. Ingenieure bedurften zu ihren Eisenbahnschwellen die dauerhaften Stämme der Steineiche auf der Serpentara, seit Langem das Entzücken unserer Landschafter und das immer wieder gesuchte Object für ihre Studien. Schon war der Kaufvertrag zwischen zwei Bauern von Civitella, den Eigenthümern, und den Bahnlieferanten, die das geschätzte Material in den fernen Bergen ausgewittert hatten, unterzeichnet, da ereilte die Nachricht, eine Schreckenskunde für unsere Künstler und Kunstfreunde, den Landschaftsmaler Edmund Kanoldt, einen begeisterten und tüchtigen Kunstjünger des Meister Preller, der sich damals, im Sommer 1873, in Italien aufhielt. Von einem Freunde kam ihm die Mahnung, sofort von Terracina nach Olevano aufzubrechen, wolle er seine geliebten Eichen auf der Serpentara noch einmal sehen. Auf diese Hiobspost hin schrieb Kanoldt sofort unzählige Briefe nach allen Seiten hin und suchte durch persönliches Erscheinen am Platze der Gefahr Einhalt zu thun, welche dem schönen Haine drohte. Nur um zweihundert Lire mehr, als die Holzlieferanten zahlen wollten, handelte es sich, und Kanoldt entwickelte sofort die regste Thätigkeit, seine Freunde in Rom, und zunächst die deutsche Gesandtschaft daselbst in ihrem so verdienten Vertreter Herrn von Keudell für seinen Plan zu interessiren, die Serpentara-Eichen anzukaufen. Er fand, in Rom eingetroffen, zu seiner freudigen Ueberraschung die briefliche Mittheilung, daß Kunstfreunde in Leipzig in ihrem oft bewährten nicht kargenden Sinne für die Kunst zweihundert Thaler bereits beigesteuert hatten. Auf Victor Scheffel's Betreiben hatte ein Künstler in Karlsruhe tausend Lire zugesagt. Wen sonst finden wir so opferfreudig als die Deutschen, wenn es sich um die Interessen der Kunst handelt, und welcher Nation sonst steckte die Begeisterung für das Schöne in Natur und Kunst gewissermaßen im Blute, wenn nicht der deutschen?* So sagt auch Kaden: „Es ist eine famose Mitgift unserer deutschen Nation, daß wir Alle so ein Stückchen Künstlernatur im Herzen mit herumtragen."

Nach den gleich anfangs reichlich eingegangenen Spenden galt es Kanoldt nicht nur die Bäume, sondern auch den Grund und Boden zu gewinnen, und hierzu versprach Herr von Keudell mit größter Bereitwilligkeit seine Beihülfe. In drei Monaten war Kanoldt so glücklich, die zum Ankauf nöthige Summe beisammen zu haben, nachdem er in unermüdlicher Weise überall hin correspondirt, wo er Interesse für die Sache zu erwarten hatte. Fünfhundert Lire steuerte noch ein Wiener Künstler bei, und das Uebrige floß allmählich in kleineren Posten von fünf und zehn Lire zusammen. Der Gesandtschaftsnotar in Rom schloß am 25. September 1873 den Kaufcontract mit den früheren Eigenthümern aus Civitella, so daß der Grund und Boden mit den Bäumen das un-

---

* Wir wollen hier der uneigennützigen, kostspieligen Ausgrabungen bei Olympia in Griechenland gedenken, welche die preußische Regierung vornehmen läßt.

veräußerliche Eigenthum der deutschen Künstler und Kunstfreunde wurde. Unser Gesandter, Herr von Keudell, ließ zum Schutze gegen unbefugtes Betreten von Weidevieh eine staggionata (Umzäunung) darum ziehen, die indessen in keiner Weise störend wirkt. Ein Wächter in Uniform mit dem deutschen Wappen auf der Brust schützt das Heiligthum unserer Künstler vor jeglichem Frevel. Um aber dieses kleine Eigenthum deutscher Nation in den allerbesten Händen zu wissen, baten die Erwerber unseren hochverehrten Kaiser Wilhelm, dasselbe als Schenkung anzunehmen, der denn das Ersuchen freundlich gewährte und sofort die fernere Erhaltung und Bewachung der Serpentara durch einen Wächter verfügte, denn ein solcher thut allerdings sehr noth im Lande Italien. Unsere Serpentara — so nennen wir sie gern in patriotisch gehobenem Gefühl — mißt übrigens nur achtundzwanzigtausendundvierzig Quadrat-Meter und ist mit nur etwa hundert Eichen bestanden, allein die herrlichen auf ihrem mageren Grund langsam, gedrungen und in markigster und dennoch zierlichster Form gewachsenen, nicht sehr hohen Bäume bieten dem suchenden Auge des Künstlers immerfort Neues, Ueberraschendes, Schönes; sie geben eine unerschöpfliche Fundgrube vortrefflichster Einzelstudien, und wie die Lorelei am Rhein den Schiffer, lockt die Serpentara den deutschen Künstler. Betrachten wir die so großartig zu unseren Füßen sich ausbreitende Landschaft, welche in der Form und der satten südlichen Farbe wie für den Maler geschaffen ist, betrachten wir den gewaltigen Felskamm, der sich in die Tiefe stürzt, das hoch auf dem Felsen ragende Civitella, das malerische Olevano und die anmuthigen Linien der Volskerberge, so müssen wir den scharfen Künstlerblick eines Koch bewundern, des Entdeckers dieser italischen Pracht und Herrlichkeit,* dessen Manen befriedigt auf die That Kanoldt's niederschauen, die zu künden man uns nicht tadeln wird.

Edmund Kanoldt, ein Künstler in den dreißiger Jahren, zählt zu den tüchtigsten Schülern Preller's. In seinen Bildern tritt unverkennbar jener ideale Zug hervor, den wir bei seinem Meister bewundern und welcher unerläßlich ist, um der classischen Landschaft jene Vollendung zu geben, durch welche sie sich vor dem Stimmungsbilde und der bloßen „Ansicht“ auszeichnen soll. Aus Kanoldt's Mappe, die er mit fleißigen und interessanten Studienblättern, außer in Olevano und in der Serpentara, in der römischen Campagna, dem Sabinergebirge, in den Abruzzen, in Apulien, in der Basilicata und in Calabrien bei mehrjährigem Aufenthalte in Italien füllte, werden eine große Anzahl Bilder dem Publicum in Erinnerung sein, die im Prachtwerke „Italien“ (Stuttgart 1875), in der „Leipziger illustrirten Zeitung“ und anderswo durch den Holzschnitt zur Vervielfältigung kamen. Ein großes Oelbild von Kanoldt: „Eichen im Walde“, schuf der Maler nach Motiven einer Landschaft bei Olevano; wir erwähnen desselben, weil es in der Concurrenz des deutschen Künstlervereins in Rom den Preis erhielt und für die Erxleben'sche Stiftung angekauft wurde. Ein größeres Oelbild Kanoldt's ist im Besitze der Frau Seeburg in Leipzig; ein anderes befindet sich in Moskau in Privathänden, wo der Künstler vor seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe einige Zeit lebte.

Gern erkennen wir Kanoldt's That an, durch Energie und rastlosen Eifer „des Malervolkes wahren Himmel“, die Serpentara, gerettet und hoffentlich für alle Zukunft dem deutschen Künstler erhalten zu haben.

B.

* Auch Scheffel rühmt in seinem „Abschied von Olevano“ (Gaudeamus V)

„— der Serpentara kühne, immergrüne Eichenpracht.“

Erleichterungen beim Telegraphen-Verkehr. Seitdem Post und Telegraphie im Deutschen Reiche zu einer Verwaltung verschmolzen sind, werden dem Publicum mannigfache Vortheile geboten, welche die Benutzung beider Verkehrsmittel wesentlich erleichtern. Mehr und mehr hört die räumliche Trennung der Post- und Telegraphen-Aemter auf, und man kann bereits bei vielen dieser Verkehrsanstalten sowohl Postsendungen wie auch Telegramme einliefern, was namentlich für die Bewohner großer Städte, wo die Entfernungen beträchtlich sind, eine erhebliche Ersparung an Zeit und Mühe ist. Zwei neue Einrichtungen der deutschen Verkehrsverwaltung verdienen aus denselben Gesichtspunkten hier besonders hervorgehoben zu werden, zumal sie noch wenig bekannt geworden sind.

Wer ein Telegramm empfängt, ist häufig genöthigt, sofort telegraphisch zu antworten. Wenn er nun eines eigenen Boten entbehrt, so besorgt ihm auf sein, allerdings unmittelbar nach dem Empfange der Depesche auszudrückendes Verlangen der überbringende Telegraphen-Unterbeamte die Depesche zu dem Verkehrs-Amte. Die Telegraphenboten sind verpflichtet, fünf Minuten lang auf die Ausfertigung eines Telegramms zu warten, auch über die Gebühren etc. Auskunft zu geben und sodann die Depesche zur Telegraphen-Anstalt mitzunehmen. Außer den Gebühren für das Telegramm sind für diese Dienstleistung nur zehn Pfennige an den Boten zu entrichten.

Eine andere Einrichtung verspricht besonders in der Reisezeit einen nicht zu unterschätzenden Vortheil für das mit Bahnzügen reisende Publicum. Seit Kurzem werden nämlich von den sämmtlichen Bahnposten der Reichspost — wie solche sich fast in jedem Zuge befinden — unterwegs Telegramme angenommen und an die nächsten Telegraphen-Anstalten weiter befördert. Die Bahnpost, welche durch die Aufschrift „Kaiserl. Deutsche Reichspost“ auf den Postwaggons oder durch die Bezeichnung „Post“ mit einem Briefmodell darunter in den Bahnzügen kenntlich und daher leicht aufzufinden ist, nimmt die Telegramme jedesmal nach derjenigen Station mit, von welcher die Beförderung nach dem Bestimmungsorte am schnellsten erfolgen kann. Man hat daher nur einfach eine Postkarte zu nehmen, das Telegramm darauf auszufertigen und solches der Bahnpost im Zuge zu übergeben. Die Bezahlung der Gebühren erfolgt entweder baar oder kann durch Aufkleben von Postfreimarken bewirkt werden. Selbst solche in den Briefkasten der Bahnpost gelegte Telegramme, für welche die Gebühren nicht voll bezahlt sind, befördert die Bahnpost gleichwohl unverzögert; die Nachtaxe wird vom Empfänger eingezogen.

Erwägt man, wie oft unterwegs die Nothwendigkeit sich ergiebt, in wichtigen Fällen Versäumtes durch ein Telegramm nachzuholen und wie andererseits die Telegraphen-Aemter auf den Bahnhöfen bei Zügen, die kurze Haltestellen haben, wie die Schnellzüge, nur schwer oder unter Gefahr des Zurückbleibens zu erreichen sind, so wird der große Nutzen, welcher aus dem Vorhandensein einer bequemen Annahmestelle für Telegramme bei den Bahnposten für das reisende Publicum hervorgeht, von selbst einleuchten.

Eine weitere Verkehrserleichterung ist am 1. Juni 1876 in's Leben getreten, indem es von diesem Zeitpunkte ab gestattet ist, Geldbeträge, welche telegraphisch überwiesen werden sollen, unmittelbar bei den Reichs-Telegraphen-Aemtern einzuzahlen, während dies früher nur bei den Postämtern zulässig war. Die Einrichtung ist nach dem Grundsatze: „Zeit ist Geld“ als Fortschritt anzusehen, der ebenfalls dem Publicum zu Gute kommt.

G. T.

Billiges Fleisch aus überseeischen Ländern. Die alte, durch Liebig's Fleischextract doch nur sehr unzureichend gelöste Aufgabe, die unermeßlichen Viehweiden Südamerikas und Australiens für das bedürftige Europa nutzbar zu machen, ist gegenwärtig von drei verschiedenen Richtungen her in erfolgreichen Angriff genommen. Der eine Lösungsversuch des Problems, frisches Fleisch unverdorben über den Ocean zu bringen, gründet sich auf die von der neueren Physik geschaffene Möglichkeit, ohne großen Kostenaufwand dauernde Frosttemperatur in allen mit Fleisch beladenen Räumen eines Transportschiffes erhalten zu können. Es ist hier zuvörderst zu bemerken, daß Verpackung des Fleisches in Eis den beabsichtigten Zweck nicht erfüllt; erst vor Jahr und Tag verdarb eine ganze Schiffslast in Eis verpackten australischen Fleisches, ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreichte. Es ist eben trockene und stärkere Kälte nöthig, als schmelzendes Eis gewähren kann. Der Wunsch, das während der Belagerung von Paris öfter im Ueberfluß vorhandene Pferdefleisch für längere Zeit vor dem Verderben zu bewahren, führte damals den Physiker Tellier dazu, Kältekammern einzurichten, in denen die Temperatur durch zweckmäßige Verdampfung von Methyläther beständig mehrere Grade unter Null erhalten wird. Da dieselben sich sehr gut bewährten, um Fleisch ohne irgend welche Präparation mehrere Monate frisch zu erhalten, so hat er neuerdings nach seiner Methode ein großes Dampfschiff von neunhundert Tonnen zu einem Frostmagazin (Frigorifique) umgestaltet, welches inzwischen wohl seine Probefahrt angetreten haben wird und gleichzeitig bestimmt ist, kühl zu haltende Delicatessen der alten Welt (Biere, Weine, Gemüse, Obstarten etc.) über den Aequator zu schaffen. — Aehnliche bauliche Einrichtungen würde ein Fleischerhaltungsverfahren beanspruchen, welches die Pariser Physiker Paul Bert und Alvaro Reynoso im vergangenen Jahre entdeckt und zuerst probirt haben, und welches darin besteht, das frische Fleisch unter einem sehr erhöheten Luftdrucke in gasdichte Behälter einzuschließen. Die Genannten haben nämlich gefunden, daß in verdichteten Gasen aller Art die Fäulniß vollkommen unterbleibt, und ein Rinderviertel, welches am 20. September vorigen Jahres in einen derartigen Behälter eingeschlossen worden war, wurde am 27. März dieses Jahres so wohlerhalten daraus hervorgezogen, daß es ohne Beanstandung als frisches Fleisch hätte verkauft werden können. Das Fleisch scheint in der verdichteten Luft sogar „den Weg alles Fleisches“ halb und halb zu vergessen, denn nachdem es eine Weile in dem Behälter zugebracht, widersteht es, herausgenommen, auffallend lange dem Verderben. Man sollte denken, daß es nicht schwer sein könnte, aus Metall umfangreiche luftdichte Räume für den Transport größerer Lasten herzustellen, und daß ein solches Verfahren vortheilhafter sein müßte, als beständige Abkühlung. — Am schnellsten hat sich die Praxis eines dritten Verfahrens bemächtigt, welches auf der fäulnißwidrigen Kraft der borsauren Salze beruht und erst im vorigen Jahre von dem Chemiker A. Herzen in Florenz bekannt gemacht worden ist. Derselbe fand nämlich, daß Fleischstücke, die man ohne besondere Vorsichtsmaßregeln in eine saure Boraxlösung eingelegt hatte, nachdem sie zwei tropische Seereisen mitgemacht, nach dem Abwaschen und Kochen oder Braten eine prächtige, gesunde Speise lieferten. Es hat sich sogleich eine Gesellschaft gebildet, die aus Südamerika so präparirtes Fleisch nach Frankreich und Belgien einführt und bereits einen wohlerhaltenen Transport erhalten hat. Man läßt das Fleisch der frischgeschlachteten und geviertheilten Thiere in Buenos-Ayres 24 bis 36 Stunden lang in einer Auflösung von 8 Theilen Borax, 2 Theilen Borsäure, 3 Theilen Salpeter und 1 Theile Kochsalz in 86 Theilen Wasser liegen und packt es dann in Fässer. Der Salpeter- und Salzzusatz hat sich zur Erhaltung der rothen Farbe günstig erwiesen, doch ist natürlich von keiner Pökelung die Rede. Vor der Zubereitung wird es gut gewässert, um die übrigens fast geschmacklose und unschädliche Boraxmischung zu entfernen, und im Uebrigen wie frisches Fleisch behandelt. Für beide Erdtheile dürfte damit ein bedeutsamer nationalökonomischer Fortschritt angebahnt sein, für den einen durch Verwerthung eines bisher fast werthlosen Naturproductes, für den anderen durch billige Beschaffung des werthvollsten Nahrungsmittels.

C. St.

Julius Otto-Bund. In Dresden wurde am 6. Mai zu Ehren des Componisten Julius Otto — weltbekannt ist sein Lied „Das treue deutsche Herz“ — bei Gelegenheit seines Jubiläums und Rücktrittes vom Amte durch die bedeutendsten Gesangvereine Dresdens unter Vortritt der „Liedertafel“ ein Bund gegründet, welcher den Namen „Julius Otto-Bund“ führen und die ihm beigetretenen Vereine jährlich zweimal zu gemeinsamem und Wettgesange vereinigen soll. Der gefeierte Jubilar, Sängervater Otto, war zugegen und leitete die Hauptgesänge.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 29. 1876.

Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Es war in den Vormittagsstunden; in dem Balconzimmer der Villa, welche die Baratowski'sche Familie in C. bewohnte, befand sich augenblicklich nur die Fürstin. Sie war in einen Brief vertieft, den sie vor einer Stunde empfangen hatte; er enthielt Waldemar's Anzeige, daß er heute kommen werde und seinem Boten unmittelbar auf dem Fuße folge. Die Mutter blickte so unverwandt auf das Schreiben nieder, als wolle sie aus den kurzen kalten Worten oder aus den Schriftzügen den Charakter des Sohnes herauslesen, der ihr so gänzlich fremd geworden war. Seit ihrer zweiten Vermählung hatte sie ihn nur selten und flüchtig gesehen, und seit sie in Frankreich lebte, hatte fast jeder Verkehr zwischen ihnen aufgehört. Das Bild, das sie von dem zehnjährigen Knaben noch deutlich in der Erinnerung trug, war abstoßend genug, und was sie über den Jüngling in Erfahrung gebracht, stimmte nur zu sehr damit überein. Trotzdem galt es, sich den Einfluß auf ihn um jeden Preis zu sichern, und die Fürstin war nicht die Frau, vor einer Aufgabe zurückzuschrecken, deren Schwierigkeit sie sich keineswegs verhehlte. Sie war aufgestanden und ging nachdenkend im Gemache auf und nieder, als ein rascher lauter Schritt im Vorzimmer sie innehalten ließ. Gleich darauf öffnete Pawlick die Thür und meldete „Herrn Waldemar Nordeck“. Dieser trat ein. Die Thür schloß sich wieder hinter ihm, und Mutter und Sohn standen einander gegenüber.

Waldemar that noch einige Schritte vorwärts und blieb dann plötzlich stehen. Die Fürstin war im Begriff, ihm entgegen zu gehen, aber auch sie hemmte ihren Schritt. Es war, als ob gleich im ersten Momente des Wiedersehens sich eine endlose Kluft zwischen den Beiden öffne, als ob Alles, was jemals Feindseliges und Fremdes zwischen ihnen gelegen, sich wieder aufbäume — dieses secundenlange Schweigen und Fernhalten sprach deutlicher als Worte; es zeigte, daß weder in dem Herzen der Mutter noch dem des Sohnes sich eine einzige Stimme regte. Die Fürstin überwand die Zurückhaltung zuerst. „Ich danke Dir, mein Sohn, daß Du gekommen bist,“ sagte sie, ihm die Hand entgegenstreckend.

Waldemar kam langsam näher; er berührte die dargebotene Hand nur einen Augenblick lang und ließ sie dann sofort wieder fallen. Der Versuch zu einer Umarmung wurde von keiner Seite gemacht. Die Gestalt der Fürstin war trotz der dunklen Trauerkleidung imponirend schön, als sie so, vom hellen Sonnenlichte umflossen, dastand, aber das schien nicht den geringsten Eindruck auf den jungen Mann zu machen, obgleich er sie unverwandt ansah. Auch der Blick der Mutter haftete auf seinem Gesicht, aber sie suchte vergebens nach einem einzigen Zuge, der ihr angehörte oder wenigstens an sie erinnerte. Nichts trat ihr dort entgegen, als die sprechende Aehnlichkeit mit dem Manne, den sie noch im Tode haßte — der Sohn war das Ebenbild seines Vaters, Zug für Zug.

„Ich hoffte sicher auf Dein Erscheinen,“ fuhr die Fürstin fort, indem sie sich niederließ und ihm mit einer Handbewegung den Platz an ihrer Seite anwies. Waldemar blieb trotzdem stehen.

„Willst Du Dich nicht setzen?“ Die Frage klang sehr ruhig, aber sie ließ keine Verneinung zu und erinnerte den jungen Nordeck daran, daß er füglich nicht während des ganzen Besuches stehen bleiben könne, aber die erneute Handbewegung blieb unbeachtet. Er zog einen Sessel heran und setzte sich der Mutter gegenüber. Der Platz an ihrer Seite blieb leer.

Die Demonstration war unzweideutig — einen Augenblick lang preßten sich die Lippen der Fürstin fester auf einander, aber ihr Gesicht blieb unbewegt. Waldemar saß jetzt gleichfalls im vollen Tageslichte. Er trug auch heute eine Art Jagdanzug, der freilich diesmal nicht Spuren der Jagd zeigte, aber auch keine besondere Sorgfalt verrieth und von einer eleganten Reitkleidung himmelweit verschieden war. In der Linken, die wie die Rechte ohne Handschuhe war, hielt er den runden Hut und die Reitpeitsche. Die Stiefel trugen noch den ganzen Staub eines zweistündigen Rittes; der Reiter hatte es nicht für nöthig befunden, ihn zuvor abzuschütteln, und die Art, wie er sich setzte, verrieth die völlige Unbekanntschaft mit den Gewohnheiten des Salons. Die Mutter sah das Alles mit einem einzigen Blicke, aber sie sah auch den starren Trotz, mit dem ihr Sohn sich gewaffnet hatte. Er leuchtete deutlich genug aus seinen Augen; leicht war ihre Aufgabe nicht — das fühlte sie.

„Wir sind uns fremd geworden, Waldemar,“ begann sie, „und ich kann bei diesem ersten Wiedersehen von Dir noch nicht die Umarmung des Sohnes verlangen. Ich habe Dich ja seit Deiner Kindheit fremden Händen überlassen müssen. Man hat der Mutter nie erlaubt, ihre Pflichten und ihre Rechte bei Dir auszuüben.“

„Ich habe bei meinem Onkel Witold nichts vermißt,“ entgegnete Waldemar herb. „Und jedenfalls war ich bei ihm heimischer, als ich im Hause des Fürsten Baratowski gewesen wäre.“

Er betonte den Namen mit einer Bitterkeit, die der Fürstin nicht entging.

„Fürst Baratowski ist todt," sagte sie ernst. „Du siehst seine Wittwe vor Dir."

Waldemar sah auf. Er schien erst jetzt ihre Trauerkleidung zu bemerken. „Das bedaure ich — um Deinetwillen," erwiderte er kalt.

Die Mutter machte eine abwehrende Bewegung. „Laß' das! Du hast den Fürsten nie gekannt, und ich kann von Dir keine Sympathie für den Mann erwarten, der mein Gemahl hieß. Aber ich verhehle mir nicht, daß der Verlust, der mich so schwer getroffen, eine Schranke niederreißt, die bisher trennend zwischen uns stand. Du hast stets in mir nur die Fürstin Baratowska sehen wollen. Vielleicht erinnerst Du Dich jetzt, daß sie auch Deine Mutter, die Wittwe Deines Vaters ist."

Bei den letzten Worten erhob sich Waldemar mit einer so ungestümen Bewegung, daß der Sessel zurückflog. „Ich denke, wir lassen das ruhen. Ich bin gekommen, um Dir zu zeigen, daß ich keinem Zwange gehorche, daß ich nur meinem eigenen Willen folge. Du hast mich sprechen wollen — hier bin ich. Was willst Du von mir?"

Die ganze Rücksichtslosigkeit und Rauhheit des jungen Mannes sprach aus diesen Worten. Die Hindeutung auf seinen Vater hatte ihn offenbar tief verletzt, aber auch die Fürstin hatte sich erhoben und stand ihm gegenüber.

„Was ich von Dir will? Ich will den Bannkreis durchbrechen, den ein mir feindseliger Einfluß um Dich gezogen hat. Ich will Dich daran mahnen, daß es jetzt Zeit für Dich ist, mit eigenen Augen zu sehen und Dein eigenes Urtheil sprechen zu lassen, statt blindlings fremden Anschauungen zu folgen, die man Dir aufdrängt. Man hat Dich die Mutter hassen gelehrt — ich wußte es längst. Prüfe erst, ob sie diesen Haß verdient, und dann entscheide selbst! Das will ich von Dir, mein Sohn, da Du mich denn doch zwingst, Dir auf eine solche Frage zu antworten."

Das wurde mit einer so energischen Ruhe, mit einem so unnahbaren Stolze gesprochen, daß es seinen Eindruck auf Waldemar nicht verfehlen konnte. Er fühlte, daß er die Mutter beleidigt hatte, aber er fühlte auch, daß diese Beleidigung machtlos an ihr abglitt, und der Appell an seine Selbstständigkeit verhallte keineswegs ungehört.

„Ich trage keinen Haß gegen Dich, Mutter," sagte er. Es war das erste Mal, daß er den Mutternamen überhaupt aussprach.

„Aber auch kein Vertrauen," entgegnete sie. „Und doch ist dies das Erste, was ich von Dir fordern muß. Es wird Dir nicht leicht — ich weiß es; man hat ja von frühester Kindheit an den Samen des Mißtrauens in Deine Seele gesäet. Dein Vormund hat das Möglichste gethan, Dich mir zu entfremden und Dich einzig an sich zu ketten. Ich fürchte nur, seine Erziehung war die am wenigsten geeignete für den Erben von Wilicza."

Der Blick, der dabei über den jungen Mann hinglitt, ergänzte die Worte; leider wurde er nur zu gut verstanden und reizte eben deshalb auf's Aeußerste.

„Ich dulde keinen Vorwurf gegen meinen Onkel Witold," brach Waldemar mit wildem Jähzorne los. „Er ist mir ein zweiter Vater gewesen, und wenn ich nur hierher gerufen worden bin, um Angriffe gegen ihn zu hören, so ist es besser, ich gehe gleich auf der Stelle wieder. Wir werden uns doch nie verstehen."

Die Fürstin sah, welchen Fehler sie gemacht hatte, als sie ihrer Feindseligkeit gegen den gehaßten Vormund die Zügel schießen ließ, aber es war nun einmal geschehen. Nachgeben hieß hier ihre ganze Autorität auf's Spiel setzen. Sie fühlte, daß sie das unter keiner Bedingung thun durfte, und doch hing für sie Alles an dem Bleiben Waldemar's.

Da kam ihr die Hülfe von einer Seite, von welcher sie dieselbe wohl am wenigsten erwartete. Gerade im entscheidenden Augenblicke öffnete sich eine Seitenthür, und Wanda, die soeben von einem Spaziergange mit dem Vater zurückkam und keine Ahnung von dem inzwischen eingetroffenen Besuch hatte, trat in das Zimmer.

Waldemar war wirklich im Begriffe zu gehen, aber er blieb auf einmal wie angewurzelt stehen. Es war, als ob eine Flamme in seinem Antlitze aufschlage, so jäh und heftig röthete es sich. Zorn und Trotz, die eben noch daraus hervorleuchteten, verschwanden urplötzlich, und er stand einen Moment lang ganz fassungslos da, die Augen starr auf die junge Gräfin gerichtet. Diese wollte sich zurückziehen, als sie einen Fremden bei ihrer Tante erblickte, als dieser Fremde ihr aber das Gesicht zuwendete, entfloh auch ihr ein halblauter Ausruf der Ueberraschung. Wanda ihrerseits verlor zwar die Fassung durchaus nicht und gerieth auch nicht im Mindesten in Verlegenheit, dagegen schien sie ein ganz unwiderstehlicher Lachreiz anzuwandeln, den sie nur mit Mühe unterdrückte. Zum Zurücktreten war es jetzt jedenfalls zu spät; sie schloß deshalb die Thür hinter sich und trat an die Seite ihrer Tante.

„Mein Sohn, Waldemar Nordeck — meine Nichte, Gräfin Morynska," sagte die Fürstin, indem sie mit dem Ausdrucke größter Ueberraschung erst Waldemar ansah und dann den Blick fragend zu ihrer Nichte wandte.

Diese hatte die kindische Regung schnell überwunden und erinnerte sich bereits wieder, daß sie ja eigentlich schon zu den Damen gehöre. Ihre graziöse Verneigung war so salonmäßig, daß auch die strengste Hofmeisterin nichts daran hätte tadeln können, aber es zuckte schon wieder verrätherisch um die jugendlichen Lippen, als Waldemar die Vorstellung mit einer Bewegung beantwortete, die wahrscheinlich eine Verbeugung ausdrücken sollte, sich aber allerdings etwas seltsam ausnahm. Der Blick der Mutter haftete so unverwandt auf seinem Gesichte, als wollte sie seine geheimsten Gedanken darauf lesen. „Mir scheint, Du kennst Deine Cousine bereits?" sagte sie mit eigenthümlicher Betonung. Die Hindeutung auf die verwandtschaftlichen Beziehungen schien den jungen Mann nur noch mehr zu verwirren.

„Ich weiß nicht," versetzte er mit äußerster Befangenheit. „Ich habe allerdings — vor einigen Tagen —"

„Herr Nordeck war so freundlich, meinen Führer zu machen, als ich mich im Walde verirrt hatte," fiel Wanda ein. „Es war vorgestern, auf unserer Fahrt nach dem Buchenholm."

Die Fürstin hatte damals den Spaziergang sehr eigenmächtig und unpassend gefunden. Jetzt hatte sie kein Wort des Tadels dafür; im Gegentheil, ihr Ton klang beinahe gütig, als sie erwiderte:

„In der That, ein eigenthümliches Zusammentreffen! Aber was steht Ihr Beide so fremd einander gegenüber? Unter Verwandten braucht die Etiquette nicht so streng festgehalten zu werden. Du kannst Deinem Vetter immerhin die Hand reichen, Wanda."

Wanda kam der Aufforderung nach; sie streckte unbefangen ihre Rechte aus. Vetter Leo war schon ritterlich genug, diese Hand zu küssen, wenn sie ihm nach irgend einem Streite zur Versöhnung gereicht ward, der ältere Bruder schien aber leider nichts von dieser Ritterlichkeit zu besitzen. Er faßte die zarten Finger anfangs so scheu und zögernd, als wage er überhaupt gar nicht, sie zu berühren, und dann auf einmal preßte er sie so heftig zwischen den seinigen, daß die junge Dame fast einen Schmerzensschrei ausgestoßen hätte. Sie wußte über diesen neuen Vetter im Grunde nicht mehr als Leo, eigentlich noch weniger. Mit um so größerer Neugierde hatte sie seinem angekündigten Besuche entgegengesehen, ihre Enttäuschung war nun aber auch eine grenzenlose.

Die Fürstin hatte die Beiden schweigend, aber unausgesetzt beobachtet. Sie ließ das Auge nicht von dem Gesichte Waldemar's.

„Also im Walde seid Ihr einander begegnet?" nahm sie wieder das Wort. „Wurde denn von keiner Seite ein Name genannt, der Euch aufklärte?"

„Ich habe Herrn Nordeck leider für einen Waldgeist gehalten," fuhr Wanda heraus, ohne sich um den ernst zurechtweisenden Blick der Tante zu kümmern. „Und er that das Möglichste, mich in diesem Glauben zu bestärken. Du hast keine Ahnung davon, liebe Tante, wie interessant unsere Unterhaltung war. Er ließ mich während eines halbstündigen Zusammenseins nicht darüber in's Klare kommen, ob er wirklich dem heutigen Menschengeschlechte oder der alten Sagenwelt angehöre. Du begreifst, daß unter so bewandten Umständen eine officielle Vorstellung unterblieb."

Die Worte verriethen deutlich genug den übermüthigen Spott, aber seltsam, Waldemar, der sich vorhin so reizbar gezeigt hatte, schien nicht im Geringsten dadurch verletzt zu werden. Sein Auge hing unverwandt an dem jungen Mädchen, dessen Spöttereien er kaum zu hören schien.

Die Fürstin hielt es aber jetzt doch für nöthig, dem Muthwillen Wanda's ein Ziel zu setzen. Sie wandte sich zu ihrem Sohne, mit so vollkommener Ruhe, als habe die vorhergehende Scene gar nicht stattgefunden.

„Du hast ja Deinen Bruder noch nicht gesehen, Waldemar, und Deinen Oheim gleichfalls nicht. Ich werde Dich zu ihnen führen. — Du bleibst doch den Tag über bei uns?" Die letzte Frage wurde in einem Tone hingeworfen, der das Bleiben als selbstverständlich voraussetzte.

„Wenn Du es wünschest." Das klang schwankend, ungewiß, aber es hatte nichts mehr von der trotzigen Energie der früheren Antworten. Waldemar dachte augenscheinlich nicht mehr daran, zu gehen.

„Gewiß wünsche ich es. Du wirst doch diesen ersten Besuch nicht so kurz abbrechen wollen? Komm, liebe Wanda!"

Der junge Nordeck zögerte noch eine Minute, als aber Wanda der Aufforderung nachkam, war auch sein Entschluß gefaßt. Er legte Hut und Reitpeitsche, die er bisher hartnäckig festgehalten, auf den Sessel, den er vorhin im auflodernden Zorne fortgestoßen, und folgte geduldig den voranschreitenden Damen. Ein kaum bemerkbares, aber triumphirendes Lächeln spielte um die Lippen der Fürstin. Sie war eine zu gute Beobachterin, um nicht zu wissen, daß sie das Spiel bereits in Händen hatte, freilich war ihr der Zufall dabei zu Hülfe gekommen.

In dem Wohngemache der Fürstin befanden sich Graf Morynski und Leo. Sie hatten durch Pawlick bereits Waldemar's Ankunft erfahren, aber die erste Zusammenkunft zwischen Mutter und Sohn nicht stören wollen. Der Graf sah nur etwas verwundert auf, als Wanda, die er auf ihrem Zimmer glaubte, gleichfalls mit eintrat, aber er unterdrückte die Frage, die ihm auf den Lippen schwebte; der junge Nordeck fesselte für den Augenblick sein ganzes Interesse.

Die Fürstin nahm die Hand ihres jüngeren Sohnes und führte ihn zu dem älteren. „Ihr habt Euch bisher nicht gekannt," sagte sie bedeutsam, „und erst heute ist es mir vergönnt, der langen Trennung zwischen Euch ein Ende zu machen. Leo bringt Dir die volle Geschwisterliebe entgegen, Waldemar. Laß' mich hoffen, daß er auch in Dir einen Bruder findet."

Waldemar maß mit einem raschen Blicke den vor ihm stehenden Bruder, aber der Blick hatte nichts Feindseliges mehr. Die Schönheit des jungen Fürsten nahm ihn unwillkürlich gefangen; das sah man, vielleicht war er auch weicher gestimmt durch das Vorhergegangene, und als Leo, noch halb in scheuer Zurückhaltung, ihm die Hand hinstreckte, ergriff er sie lebhaft.

Graf Morynski trat jetzt auch heran, um dem Sohne seiner Schwester einige Höflichkeiten zu sagen, die dieser ziemlich einsilbig beantwortete. Die Unterhaltung, die sich aus Rücksicht für Waldemar ausschließlich in deutscher Sprache bewegte, würde gezwungen und matt gewesen sein, hätte die Fürstin es nicht verstanden, sie mit einer wahren Meisterschaft zu leiten. Sie vermied jede naheliegende Klippe, jede verletzende Erinnerung; sie wußte den Bruder, ihre Söhne und Wanda nach einander in das Gespräch zu ziehen und für eine halbe Stunde wirklich die Illusion zu erwecken, als herrsche die vollkommenste Harmonie zwischen den Familiengliedern.

Leo stand dicht neben dem Sessel Waldemar's, und nichts war geeigneter, den Contrast zwischen den Brüdern schärfer hervor zu heben, als diese Nähe. Auch der junge Fürst hatte erst kürzlich die Knabenjahre hinter sich gelassen; auch er war noch nicht zum Manne gereift, aber wie anders zeigte sich der Uebergang hier! Waldemar hatte nie abstoßender ausgesehen als neben dieser schlanken elastischen Jünglingsgestalt mit dem vollendeten Ebenmaß in jeder Linie, mit der leichten Sicherheit in Haltung und Bewegungen und dem fast idealisch schönen Kopfe. Der junge Nordeck mit seinen scharfen, eckigen Formen, mit den unregelmäßigen Zügen und den finsteren Augen unter dem blonden Haargewirr rechtfertigte nur zu sehr die Empfindung, mit welcher der Blick der Mutter auf Beiden ruhte, auf ihrem Lieblinge, ihrem schönen lebensvollen Jüngsten, und jenem Anderen, der gleichfalls ihr Sohn hieß und mit dem sie doch nicht ein einziger Zug des Aeußeren, nicht eine einzige Regung des Herzens verband. Es war heute etwas in der Art Waldemar's, das ihn noch unvortheilhafter erscheinen ließ als gewöhnlich. Das Schroffe, Herrische, das sonst in seinem Wesen lag, so wenig anziehend es war, es paßte doch zu der ganzen Erscheinung, und gab ihr mindestens etwas Charakteristisches. Er hatte es während der ganzen Unterredung mit der Mutter bewahrt; erst seit dem Augenblicke, wo die junge Gräfin Morynska eintrat, war es verschwunden. Zum ersten Male in seinem Leben schien er sich scheu und befangen zu fühlen, zum ersten Male schien er den Einfluß einer Umgebung zu empfinden, die ihm in jeder Beziehung überlegen war, und das raubte ihm mit dem Trotze sichtlich auch die Sicherheit. Er war gekommen, um etwas Feindseligem zu begegnen, und dies gab ihm eine gewisse rauhe Ueberlegenheit — jetzt gab er den Kampf auf, aber die Ueberlegenheit mit ihm; er war unbeholfen, zerstreut, und der verwunderte Blick Morynski's schien bisweilen zu fragen, ob denn dies wirklich der Waldemar sei, über den man so viel Abschreckendes gehört. Das Zusammensein hatte etwa eine halbe Stunde gewährt, als Pawlick mit der Meldung erschien, daß der Tisch bereit sei.

„Leo, Du wirst es wohl heute Deinem Bruder überlassen müssen, Wanda zu führen," sagte die Fürstin, indem sie aufstand und den Arm ihres Bruders nahm. Sie schritt mit ihm voran nach dem Speisezimmer.

„Nun?" fragte der Graf halblaut auf polnisch. „Wie steht es? Wie endigte die Unterredung?"

Die Fürstin lächelte nur; sie warf noch einen flüchtigen Blick auf Waldemar zurück, der eben im Begriff war, sich Wanda zu nähern, dann entgegnete sie gleichfalls in polnischer Sprache:

„Sei ohne Sorge! Er wird sich fügen — ich versichere es Dir." — —

Erst gegen Abend kehrte der junge Nordeck nach Altenhof zurück, und Leo, der den Bruder bis zum Ausgange der Villa begleitet hatte, trat wieder in das Empfangszimmer. Die Fürstin und Graf Morynski waren nicht mehr dort, nur Wanda stand noch auf dem Balcon, um dem Fortreitenden nachzusehen.

„Mein Gott, welch ein Ungethüm ist dieser Waldemar!" rief die junge Gräfin ihrem Vetter entgegen. „Wie ist es Dir nur möglich gewesen, Leo, die ganze Zeit über ernst zu bleiben? Sieh her, ich habe mein Taschentuch ganz zerknittert, um das Lachen dahinter zu verstecken, aber jetzt kann ich es nicht mehr bewältigen; ich ersticke sonst," und Wanda warf sich auf einen der Balconsessel und überließ sich einem so stürmischen Ausbruch von Heiterkeit, daß man sah, welche Mühe es ihr gekostet hatte, ihn bis jetzt zurückzuhalten.

„Wir waren ja auf Waldemar's eigenthümliches Wesen vorbereitet," meinte Leo halb entschuldigend. „Nach allem, was wir über ihn in Erfahrung gebracht, habe ich ihn mir, die Wahrheit zu sagen, noch schroffer und abstoßender gedacht."

„O, Du sahst ihn heute auch nur im Salongewande," spottete Wanda. „Wer wie ich das Glück hatte, ihn in seiner ganzen Ursprünglichkeit zu bewundern, der kann sich dem überwältigenden Eindruck nicht entziehen, den die erste Erscheinung dieses Wilden macht. Ich denke noch mit Schrecken an unser Zusammentreffen im Walde."

„Ja, Du bist mir noch die Erzählung dieses Zusammentreffens schuldig," fiel Leo ein. „Es war also Waldemar, der Dich vorgestern nach dem Buchenholm führte — so viel habe ich aus Eurem Gespräche entnommen, aber ich begreife nicht, weshalb Du ein solches Geheimniß aus der Sache machtest."

„Das geschah nur, um Dich zu ärgern," versetzte die junge Dame sehr aufrichtig. „Du wurdest so gereizt, als ich von der interessanten Begegnung mit einem Fremden sprach; Du setztest natürlich voraus, daß irgend ein Cavalier mich begleitet hätte, und ich ließ Dich in dem Glauben. Jetzt, Leo," sie kämpfte wieder mit einem neuen Anfall von Heiterkeit, „jetzt siehst Du doch wohl ein, daß die Sache keine Gefahr hatte."

„Ja, das sehe ich ein," stimmte der junge Fürst lachend bei. „Aber Waldemar scheint doch eine cavaliermäßige Regung gehabt zu haben, da er sich herabließ, Deinen Führer zu machen."

„Möglich, aber ich werde mein Lebenlang an diese Führung denken. Stelle Dir vor, Leo, ich hatte auf einmal den Waldpfad verloren, den ich doch schon öfter gegangen war, und den ich ganz genau zu kennen meinte. Bei jedem Versuche, ihn wieder aufzufinden, gerieth ich nur immer tiefer in den Wald und fand mich schließlich in ganz unbekannten Umgebungen. Ich wußte nicht einmal mehr die Richtung, in welcher der Buchenholm oder die See lagen, denn es regte sich kein Windhauch, und auch nicht das leiseste Brausen der Wellen drang zu mir herüber. Ganz rathlos stand ich da und war eben im Begriff, umzukehren, als Etwas mit einem Ungestüm, als ob eine ganze Treibjagd daherbrause, durch die Gebüsche brach. Urplötzlich stand eine Gestalt vor mir, die ich wirklich für nichts anderes halten konnte, als für den Waldgeist in höchsteigener Person. Er schien direct aus dem Sumpfe zu kommen, denn er war bis über die Kniee hinauf voll Morast. Ein erschossenes Reh hatte er über die Schulter geworfen, ohne sich darum zu kümmern, daß das herabrieselnde Blut des Thieres seinen ganzen Jagdrock befleckte. Die ungeheure gelbe Löwenmähne, die er statt der Haare trägt, war von den Zweigen arg mitgenommen und fiel ihm über das Gesicht herab. So stand er da, die Flinte in der Hand, einen knurrenden, zähnefletschenden Jagdhund neben sich — ich frage Dich, ob es möglich war, dieses Waldungethüm für einen Menschen und Jäger anzusehen?"

„Du hast Dich wohl außerordentlich gefürchtet?" spottete Leo.

Wanda hob mit einer sehr entschiedenen Bewegung den Kopf. „Gefürchtet? Ich? Du solltest doch wissen, daß ich nicht furchtsam bin! Eine Andere wäre wahrscheinlich davongelaufen, ich aber hielt Stand und fragte nach dem Wege zum Buchenholm. Aber obgleich ich die Frage wiederholte, wurde mir keine Antwort; statt dessen stand das Gespenst wie an den Boden festgewachsen und starrte mich mit seinen großen wilden Augen an, ohne einen Laut von sich zu geben. Jetzt wurde mir die Sache doch etwas unheimlich, und ich wandte mich zum Gehen; da war es auf einmal mit zwei Schritten an meiner Seite, wies nach rechts hinüber und gab die unzweifelhafte Absicht kund, mich zu führen."

„Aber doch nicht blos pantomimisch?" warf Leo ein. „Waldemar wird doch mit Dir gesprochen haben."

„O ja, er sprach; das heißt: er beehrte mich im Ganzen mit sechs oder sieben Worten — mehr waren es sicher nicht. In der ersten Minute unseres Zusammenseins vernahm ich so etwas, wie: ‚Wir müssen rechts hinüber!' und in der letzten: ‚Da ist der Buchenholm.' Während der halben Stunde, die dazwischen lag, herrschte ein imponirendes Schweigen, das ich nicht zu brechen wagte. Und was war das für ein Weg, den wir einschlugen! Erst gingen wir mitten in das Dickicht hinein, mein liebenswürdiger Führer voran, wie ein Bär alles Gesträuch niedertretend und durchbrechend. Ich glaube, er hat den halben Wald ruinirt, um mir einigermaßen den Weg zu bahnen. Dann kamen wir durch eine Lichtung, darauf an einen Sumpf; ich dachte, wir würden geradeswegs hineinlaufen, aber wunderbarer Weise blieben wir am Rande. Und während der ganzen Zeit fiel auch nicht ein einziges Wort zwischen uns, aber der seltsame Begleiter wich nicht von meiner Seite, und so oft ich aufblickte, begegnete ich seinen Augen, die mir mit jeder Minute unheimlicher wurden. Ich neigte mich jetzt entschieden der Ansicht zu, er sei direct aus irgend einem Hünengrabe emporgestiegen, um sich das erste beste Menschenkind als Opfer auszusuchen und es zu einem der alten Heidenaltäre hinzuschleppen, wo es sein Leben lassen müsse. Da, gerade als ich im Begriffe war, mich auf mein nahes Ende vorzubereiten, sah ich auf einmal die blaue See durch die Bäume schimmern und erkannte die Umgebungen des Buchenholms. Mein Cavalier aus der Urzeit blieb stehen, starrte mich nochmals an, als wolle er mich gleich auf der Stelle verschlingen, und schien es kaum zu hören, daß ich ihm dankte. In der nächsten Minute war ich am Strande, wo ich bereits Dein Boot erblickte. — Denke Dir mein Erstaunen, als ich heute eintrete und meinen Waldgeist, mein Hünengespenst, das ich längst in Gott weiß welche Höhlen der Erde versunken glaubte, im Empfangszimmer der Tante erblicke, und das besagte Gespenst mir schließlich als Vetter Waldemar vorgestellt wird! Es ist wahr, er gab sich heute durchaus im Salonstyl; er führte mich sogar zu Tische, aber mein Himmel, wie stellte er sich dabei an! Ich glaube, es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einer Dame den Arm bot. Hast Du gesehen, wie er sich verbeugte, wie er sich bei Tische benahm? Nimm es mir nicht übel, Leo, aber Dein neuer Herr Bruder gehört ganz entschieden in die Wildniß, und zwar in die allerentlegenste. Da hat er doch wenigstens noch etwas Furchtbares an sich, wenn er aber unter civilisirten Menschen auftaucht, giebt er höchstens zu Lachkrämpfen Anlaß. Und das soll der künftige Herr von Wilicza sein!"

Leo theilte im Grunde ganz diese Meinung, dennoch sah er sich veranlaßt, die Partei seines Bruders zu nehmen. Er fühlte, wie unendlich er selbst diesem in Erscheinung und Haltung überlegen war, und das machte es ihm leicht, Großmuth zu üben.

„Es ist aber nicht Waldemar's Schuld, daß seine Erziehung so ganz und gar vernachlässigt ist," sagte er. „Die Mama meint, sein Vormund habe ihn systematisch verwildern lassen."

„Kurz und gut, er ist ein Ungethüm," entschied die junge Dame, „und ich erkläre hiermit feierlich, daß, wenn man mir noch einmal einen solchen Cavalier zumuthet, ich mir ein freiwilliges Fasten auferlege und nicht bei Tische erscheine."

Während des Gespräches war Wanda's Taschentuch, mit dem sie sich Kühlung zugefächelt hatte, herabgeglitten; es lag seitwärts unter den Epheuranken, die den Balcon umgaben. Leo bemerkte es und bückte sich ritterlich darnach; er mußte sich aber dabei fast auf die Kniee niederlassen. In dieser Stellung hob er das Tuch auf und überreichte es seiner Cousine, und diese brach, statt ihm zu danken, wieder in ein lautes Lachen aus.

Der junge Fürst sprang heftig auf. „Du lachst?"

„O, nicht über Dich, Leo! Ich dachte mir nur soeben, wie unendlich komisch Dein Bruder sich in einer solchen Situation ausnehmen würde."

„Waldemar? Ja freilich! Aber dieses Vergnügen wirst Du schwerlich haben. Der beugt sicher niemals das Knie vor einer Dame, am wenigsten vor Dir."

„Am wenigsten vor mir?" wiederholte Wanda beleidigt. „Ah so, Du meinst, ich bin noch ein solches Kind, daß es gar nicht der Mühe lohnt, vor mir niederzuknieen? Ich hätte große Lust, Dich vom Gegentheil zu überzeugen."

„Wodurch?" fragte Leo lachend. „Durch Waldemar's Kniefall vielleicht?"

Die junge Dame warf trotzig die Lippen auf. „Und wenn ich mir nun vornähme, ihn dahin zu bringen?"

„Nun, so versuche doch Deine Macht an meinem Bruder!" entgegnete er empfindlich. „Vielleicht lernst Du dann die Möglichkeiten richtiger schätzen."

Wanda sprang auf mit dem ganzen Eifer eines Kindes, dem ein neues Spielzeug in Aussicht gestellt wird.

„Es sei! Was gilt die Wette?"

„Aber es muß ein ernstgemeinter Fußfall sein, Wanda! Keine bloße Artigkeit, wie der meinige vorhin."

„Natürlich!" bestätigte die junge Gräfin. „Du lachst? Du hältst das wohl unter allen Umständen für unmöglich? Nun, wir werden ja sehen, wer von uns Beiden gewinnt. Du sollst Waldemar vor mir auf den Knieen sehen, ehe wir abreisen. Nur eins bitte ich mir aus: Du darfst ihm keinen Wink geben. Ich glaube, seine ganze Bärennatur käme zum Vorschein, erführe er, daß wir uns unterfingen, allerhöchstihn zum Gegenstand einer Wette zu machen."

„Ich schweige," versicherte Leo, der, von ihrem Muthwillen fortgerissen, jetzt auf den Scherz einging. „Einem Ausbruch seiner Berserkerwuth aber werden wir nicht entgehen, wenn Du ihn schließlich auslachst und ihm die Wahrheit klar wird. Oder beabsichtigst Du vielleicht ihm ein ‚Ja' zu geben?"

Die beiden Kinder — denn das waren sie ja im Grunde noch mit ihren sechszehn und siebzehn Jahren — lachten und scherzten über ihren Einfall, wie eben übermüthige Kinder zu thun pflegen. Sie waren so an gegenseitige Neckereien gewöhnt, daß es ihnen durchaus nicht darauf ankam, auch einmal einen Dritten in den Kreis dieser Neckereien zu ziehen. Sie dachten gar nicht daran, wie wenig der schroffe Charakter Waldemar's dazu geeignet war, und in welchen bitteren Ernst er das Spiel verkehren könnte, das sie sich in ihrem Muthwillen ausgesonnen.

(Fortsetzung folgt.)



Sardische Bauern auf dem Heimwege vom Markte.
Nach der Natur aufgenommen von Albert Richter.

Aus dem Lande der Sarden.

Mit Abbildung.

Baron Maltzan, der vortreffliche Archäolog und bekannte Reisende, sagt in seinem Werke über Sardinien: „Daß das Land einige landschaftliche Schönheiten besitzt, daß es eine interessante Fauna aufzuweisen hat und daß sich daselbst große, geheimnißvolle Denkmäler, die Nurhagen, befinden, das wäre so ziemlich Alles, was man in unserem Vaterlande über Sardinien wissen dürfte.“

Und doch — welche landschaftliche Schönheiten bietet es dem Reisenden in seinen riesigen immergrünen Eichenwäldern, die dem Beschauer die wunderbaren Compositionen eines Claude und Poussin in's Gedächtniß rufen! Wie großartig sind die weiten Steinflächen seiner wilden Gebirge! Da zieht der gigantische Geier noch ganz unscheu nahe beim einsamen Reisenden seine stillen Kreise. Und seine malerischen Bewohner haben sich in Tracht und Sitte noch urfrisch bewahrt. Alles dies giebt dem Griffel und dem Pinsel einen großen Stoff. Dem Eisenbahn-Touristen freilich, der an die Bequemlichkeiten des italienischen Festlandes, der Schweiz 2c. gewöhnt ist, der mit dem rothen Buche in der Hand gedankenlos von Stadt zu Stadt eilt und hier Galerie um Galerie, Kirche um Kirche, oft ohne das geringste Verständniß dafür zu besitzen, durchwandelt, ihm würden die Schönheiten des Landes, die er auch wohl in hundert Fällen gar nicht zu würdigen wüßte, die Beschwerden gar nicht aufwiegen, welche damit verbunden sind, das Innere der Insel Sardinien zu bereisen. Solche Touristen sollen aber auch gar nicht nach Sardinien kommen; sie sollen dieses schöne Land nicht verunzieren durch ihre langweiligen Gestalten.

Wie denke ich in stiller Wehmuth an dich zurück, du heiliger Wald am Monte Crecia, an der Gebirgskette des Gennargento! Wie majestätisch durchzog die Flumentosa deine heiligen Hallen im stillen Thale! Wie ernst ruhig ragtet ihr Riesenbäume in dunkler Pracht gegen das tiefblaue Firmament! Armer Wald! In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen niederschreibe, steht von dir vielleicht nichts mehr. Der Herbstwind geht über die Stätte, wo noch vor kurzer Zeit unter deinem Schutze der wilde Eber und das stolze Rothwild gewandelt. — Auch du bist der Speculation, die in die fernsten Welt-Winkel dringt, zum Opfer gefallen.

Und doch dankten wir, mein Freund F. und ich, diesem Umstande den Aufenthalt, welchen wir acht Tage in diesem herrlichen Walde nehmen konnten. Wir lernten zufällig den Eigenthümer dieses Waldes kennen, der denselben an sich gebracht hatte, um ihn fällen zu lassen und die riesigen, gesunden Stämme zu Schiffsbauzwecken zu verwenden. Aus allen anderen sollte Soda bereitet werden. Um aber den Transport der Bäume nach Arizzo herunter zu ermöglichen, von wo aus sie weiter geschafft werden können, mußte eine eigene Straße nach dem Walde gebaut werden. Und diese Straße, an der Hunderte von Arbeitern beschäftigt waren, ging eben jetzt ihrer Vollendung entgegen. Im Walde wohnten die Arbeiter in Baracken und Herr C. bot uns, nachdem er erfahren, daß wir behufs künstlerischer Studien die Wälder besuchen wollten, Wohnung in einer der Baracken an, welche nicht übel eingerichtet war.

Wenn wir dann des Abends am Kaminfeuer saßen und der riesige brennende Eichenblock darin sein Licht bis in den fernsten Winkel schickte, während draußen, dicht am Hause, die tausendjährigen Eichen ihre Häupter schüttelten, dann überkam mich oft tiefe Wehmuth — ich gedachte des Schicksals all dieser Baumriesen. Als wir endlich Abschied nahmen und ich Eichendorff's schönes Lied: „Lebe wohl, du schöner Wald!“, in deutschen Tönen sang, die vielleicht zum ersten Male hier oben erklangen, war es mir, als nähme ich Abschied von einem theuren Freunde auf immer; denn führt mich jemals mein Weg wieder dorthin, dich finde ich ja doch nicht wieder, herrlicher Wald am Monte Crecia! Die Straße braucht nur noch wenige Wochen bis zu ihrer Vollendung; dicht an deinem Rande arbeiten schon Hunderte an deiner Leichenstraße. Als wir schon weit, weit von dir entfernt waren, tönten noch ein paar dumpfe Donner uns nach. Man hatte Steinblöcke gesprengt. Ich aber nahm es als deinen Scheidegruß, du schöner Wald.

Wir hatten uns in Ajaccio eingeschifft und liefen nach einer ziemlich stürmischen siebenstündigen Fahrt in den beinahe rings ummauerten kleinen Hafen von Porto Torres, dem Turris Libyssanis der alten Römer, ein, und ich betrat nun den Boden des Landes, mit dem sich meine Phantasie schon so lange beschäftigt. Der erste Anblick war ein ziemlich trostloser. Ein paar Straßen mit kleinen Häusern, eine alte Kathedrale und ein Haufen zerlumpter Kerle, die sich bei unserer Landung wie die Geier auf unser Gepäck stürzten — das war der erste allgemeine Eindruck.

Von Porto Torres nach Sassari führt eine Eisenbahn. Wir lenkten also unsere Schritte nach dem nahen Bahnhof. Es war ein eigenes Gefühl für mich, wieder eine Eisenbahn zu sehen, denn wir hatten uns schon einige Zeit in dem ein solches Beförderungsmittel nicht besitzenden Corsica herumgetrieben. Auf dem Bahnhof wurde mir zum ersten Male Gelegenheit geboten, sardinische Landleute zu sehen. Wild und verwegen sahen dieselben zwar aus, wir überzeugten uns jedoch später, daß hier der Schein trügt, denn wir haben die verrufensten Gegenden besucht, ohne daß uns ein Haar gekrümmt worden wäre. Zur Ehre der Sarden sei es gesagt: sie sind zu stolz zum Rauben. Wohl wallt ihr hitziges Blut leicht auf, und sie sind dann auch schnell mit der Waffe zur Hand, denn Morde aus Rache gehören gerade nicht zu den Seltenheiten.

Indeß, wie oben gesagt, verwegen schauten die Kerle auf der Station doch aus. Unter der schwarzen, auf der einen Seite über das Ohr herunterhängenden, in einem langen Sack endenden Mütze wogten wilde, rabenschwarze Haare bis auf die kräftigen Schultern herab und verloren sich da in den schwarzen zottigen Haaren des aus Ziegenfellen gearbeiteten, ärmellosen Rockes, Bestipede (Fellgewand) genannt. Wild blitzten die kleinen, schwarzen, feurigen Augen aus dem mit dunkelem Barte umrahmten verwetterten braunen Antlitz. Die Weste, Corpetto geheißen, war von rother Farbe und nach der Seite zu mit eng aneinandergereihten kleinen, runden, locker hängenden Knöpfen geschlossen. In manchen Gegenden ist die Weste ebenfalls schwarz und vermehrt so das Düstere des ganzen Anzuges. Nach oben weit, meist viereckig ausgeschnitten, ließ sie das weiße Hemd sehen, welches, ebenfalls weit ausgeschnitten, an dem braunen, sehnigen Halse durch zwei in der Regel von kostbarem Metall sorgfältig gearbeitete Knöpfe zusammengehalten wird. Der Kragen des Hemdes ist breit und geht über Weste und Rock. Die bauschigen weißen Hemdärmel bilden einen angenehmen Contrast zu dem dunklen Schwarzbraun des sardischen Fellgewandes. Ueber die weiten, weißen Beinkleider von Leinen (carzones) hängen die Sarden kurze, faltenreiche Röcke (ebenfalls carzones genannt) von schwarzer Farbe, die frauenartig bis zur Hälfte des Oberbeines reichen und an den Hüften durch einen breiten Ledergurt von derselben Farbe gehalten werden. In derselben stak der lange dolchartige Säbel. Die weißen Beinkleider verloren sich in bis über die Kniee reichende schwarze Stoffgamaschen, die auf schwere, nägelbeschlagene Schuhe fielen. Einige hatten kurze, dunkle, meist schwarze, ebenfalls mit kleinen silbernen Knöpfen versehene Capuzenröcke, welche in der Regel nur umgehängt getragen werden. Denke man sich nun dazu ein meist sehr langes, oft schwarzgeschäftetes Gewehr, so hat man das Bild eines sardischen Bauern, der, nach unseren Begriffen, allerdings eher einem Räuber, als einem Landmanne gleicht. Jedoch man wird gestehen müssen, daß der Eindruck eines so Gekleideten von ungeheuer malerischer Wirkung ist.

Von Porto Torres trug uns die eherne Bahn durch eine große, zum Theil durch Olivengärten unterbrochene, höchst malerische Ebene. Wunderbar rein war die Luft, nur einige langgezogene Silberwölkchen standen tief, tief am Horizont. Das auf den Weiden zerstreute kleine sardische Rindvieh und die Ziegenherden bildeten gar schöne Unterbrechungen der Landschaft, welche hier wahrhaft wunderbare elastische Linien zeigte. Leider ist das Fieber, dieser Tyrann Sardiniens, hier zu Hause. Was klimatische Verhältnisse anbelangt, ist das ganze schöne Land fast

überall ungesund, und es ist daher für den Fremden rathsam, nur im Winter die Insel Sardinien zu besuchen.

Es war ein Sonntag bei unserer Ankunft in Sassari, dieser zweitgrößten Stadt Sardiniens. Bald nach dem vortrefflichen Dejeuner im „Hôtel Bertrand" an der Piazza Castello, wo wir uns einquartiert, machten wir uns auf, Sassari zu besichtigen. Die Bewohner der Stadt haben schon längst das Costüm ihrer Heimath mit der modernen französischen Tracht vertauscht. In der Hauptstadt des Landes, in Cagliari, fanden wir später das Gegentheil. Dort trugen sich, im Mittelstande wenigstens, noch Viele in der Tracht der Sarden.

Die Sassaresen können, wie ihre ganze Stadt, wenig Interessantes bieten. Aber heute, als an einem Sonntage, waren Landleute massenhaft in der Stadt; sie durchzogen die Straßen Sassaris theils zu Pferde, theils zu Fuße. Im Gegensatz zu den schon oben beschriebenen Costümen der Männer, die fast immer dieselben sind, fielen die Trachten der Frauen durch ihre Verschiedenheiten und zum großen Theile schreienden Farben auf. Die Kleidung der Frauen von Osilo ist mit Recht als eine der schönsten bekannt. Dieselben tragen einen rothen Unterrock, eine vorn offene rothe Jacke und ein hellblaues Mieder, das mit Silberfäden geschlossen ist; auf dem Kopfe haben sie einen hellen Schleier von Flor. Nicht minder schön kann man auch das Costüm der Frauen von Ploaghe nennen, welches höchst malerisch ist. Dieselben trugen dreifarbige Röcke und zwar unten blau, in der Mitte schwarz und oben roth. Eine rothe Jacke mit geschlitzten Aermeln, ähnlich denen der Mexicanerinnen, ließ das faltige weiße Hemd hervorquellen. Ihr Kopfputz bestand aus hellblauem Stoffe, auf welchem ein gelbes Kreuz aufgenäht war. Die Costüme der sardischen Frauen sind von unendlicher Mannigfaltigkeit; ich führte hier nur die in Sassari am meisten auffallenden an. Auf einer Tagereise kann man eine ganze Masse verschiedener Frauentrachten bewundern.

Unter all' diesen Beobachtungen war uns der Nachmittag ziemlich schnell und angenehm vergangen. Andern Tages zeigte sich Sassari jedoch bedeutend langweiliger, und es unterschied sich auf seinen Hauptverkehrsadern durch nichts von einer Stadt des italienischen Festlandes. Nur etwas war stark in die Augen fallend und originell, die unzähligen, winzigkleinen Esel, welche den Sassaresen das Wasser zutragen. Diese Thiere tragen je zwei kleine lange Fässer, welche an einen Holzpack befestigt sind, der auf dem Rücken der Langohre liegt. Den ganzen Tag gehen sie mit ihren Führern zu den zwei Brunnen Sassaris, deren einer, der größte, die „Fontana del Rosello", immer belagert ist von einer ganzen Anzahl Esel, die gar oft in edler Einigkeit ihr trauriges Schicksal in herzzerbrechenden Tönen dem Himmel klagen. Von da aus tragen sie in fleißig trippelndem Schritte das Wasser in alle Theile der Stadt. Wird ein Fäßchen heruntergenommen, so stützt der Führer unter das andere das Marterinstrument der Esel, den Stock, damit das Thierchen, dessen einer Vorderfuß bei dieser Gelegenheit in die Höhe gebunden ist, nicht das Gleichgewicht verliere und umfalle. Das übrige Leben an dieser Fontana del Rosello, Pferde, die da getränkt werden, Frauen, die ihren Bedarf an Wasser in Krügen holen, und was sonst noch Alles, machten mir diesen Platz, zunächst dem Markte, während meines Aufenthaltes in Sassari zu einem Lieblingsaufenthalte.

Regelmäßig Morgens besuchte ich den Markt in Sassari. Die Baulichkeiten bieten nichts des Interessanten. Es ist ein mittelgroßer mit Arcaden umgebener Platz, unter welchen Verkäufer von allerlei Lebensmitteln ihre Plätze haben. Mitten auf dem Platz wird das vom Lande hereingebrachte Gemüse, Früchte &c. auf der Erde feilgeboten.

Das Alles war es aber weniger, was mich anzog. Mein Lieblingsplatz war außerhalb des eigentlichen Verkaufsmarktes. Vor dem Markt, zu dem große Thore führen, waren an Schragen oder zu diesem Behufe in die Mauer eingelassenen Ringen die Pferde der Landbewohner angebunden. Wagen giebt es wenige; der größte Theil der Bauern bringt seine Erzeugnisse auf Pferden. Manch schönes Thier, dem man seine edle Abkunft ansah, befand sich unter den Pferden. Das in Sardinien sogenannte sardische Pferd ist andalusischer Abkunft, jedoch etwas kleiner und härter als seine Stammeltern. Die schöne lange Mähne, der bis zur Erde herabhängende Schweif und das leicht gebogene Nasenbein lassen seine Ahnen erkennen. Eine kleine Art von Pferden sind die Achettone, welche früher auf der Insel waren, ehe die spanische Race eingeführt wurde, so daß eigentlich diesen der Name „sardisches Pferd" gebührte, den jetzt ausschließlich die von spanischer Abkunft führen. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Sardinien noch eine Race wilder Pferde, von sehr kleiner Figur. Diese Thiere ließen sich jedoch nie zähmen.

Bunt durcheinander standen da auf dem erwähnten Platze die Pferde, und ich konnte mein Skizzenbuch reichlich füllen. Hier und da sah man auch einen Ochsen mit riesigem Sattel, da diese Thiere in Sardinien theilweise auch zum Tragen und Reiten verwendet werden.

Die mitgebrachten Vorräthe sind verkauft. Es naht die Stunde, wo das Leben auf dem Marktplatze aufhört. Einer nach dem Andern kommt, schaut nach seinem Thier, dann schwingt er sich in den Sattel, und stolz zu Pferde sitzend trabt er ab. Nie habe ich Männer gesehen, welche schöner reiten, als die Sarden. Ich kenne so ziemlich alle Reitervölker bis hinauf zum Beduinen der Wüste, aber Keiner reitet so schön, wie der Sarde. Stolz und ernst sitzt er in bewunderungswürdiger Haltung auf seinem Pferde, welches er, wenn es selbst der älteste Gaul ist, zur schönsten Gangart zwingt.

In der Nähe der oben erwähnten „Fontana del Rosello" befindet sich ein kleines Local, wo ebenfalls Pferde untergebracht werden und ein guter sardischer Wein zu haben ist. Von da aus theilen sich zwei Landstraßen nach verschiedener Richtung. Dorthin lenkte ich denn oft meine Schritte, wenn sich das Getümmel des Marktes zu lösen begann. An diesem erwähnten Local trafen die meisten der Landleute zusammen. Dann trennte sich Trupp um Trupp, und indem die Männer erst im Trabe dahinritten, bildete sich oft durch die Anregung irgend Eines, der sein Pferd zu schnellerer Gangart zwang, ein Wettreiten daraus. Wild jagten dann die Andern nach. Die Riemen sausten klatschend nieder auf die Thiere; der Sporn wurde auf das Schulterblatt gegeben, und dahin ging es, daß bald nur noch eine Staubwolke zu sehen war. Nur schwach tönten noch die Jauchzer der aufgeregten Reiter zu mir herüber, dann war Alles hinter einem Hügel verschwunden. Goldig schimmerte der Staub in der Sonne; leise, leise senkte er sich wieder auf die Straße und auf die an derselben wuchernden Aloen und Cacteen. Bald wurde er jedoch wieder emporgewirbelt von einer neuen Reiterschaar. Wenn aber die letzten der Reiter davon gesprengt waren, dann herrschte wieder die schöne, sonnige, feierliche Ruhe.

Ich aber lenkte meine Schritte zum Hotel, zum Diner, denn die Arbeit bei diesem gehörte, dank der Fürsorge des freundlichen Monsieur Bertrand, ebenfalls zu meinen Lieblingsbeschäftigungen in Sassari.

Albert Richter.

Der deutsche Béranger.

Eine Skizze nach handschriftlichen Mittheilungen.

„Wir hatten die Romantik so recht eigentlich gepachtet und sogen sie mit jedem Athemzuge ein," sagte uns vor längerer Zeit ein hochbetagter Berliner Freund, der, selbst literarisch thätig, in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Säculums jenem Dichterkreise von Spree-Athen angehört hatte, in welchem der mystisch-katholische Eichendorff, der nordisch-reckenhafte Fouqué und der kosmopolitisch-philosophische Chamisso den Ton angaben.

„Die Romantik gepachtet!" Diese humoristisch gemeinten Worte des Alten — nun schläft er längst bei den Todten des Jerusalemer Friedhofes zu Berlin — tauchten lebhaft vor unserer Erinnerung auf, als uns neulich vergilbte Papiere durch die Hand glitten, welche die Schriftzüge eines der hervorragendsten Vertreter jener Zeit der Berliner Troubadoure tragen. Es waren Erinnerungsblätter an und von Franz von Gaudy.

Briefe und Niederschriften aus dem Nachlasse dieses Sängers der leichtgeschürzten Chansons und der volltönenden Kaiserlieder, welche unter den Vertretern der Heine'schen Schule bekanntlich einen der ersten Plätze einnimmt. Mit seinem Meister hat er das flotte, burschikose Wesen und den französischen Esprit gemein, aber er ist vornehmer und cavaliermäßiger als Jener. Eine gewisse soldatische Strammheit giebt ihm etwas von militärischer Bravour, welche ihm nicht übel steht, und Rudolf Gottschall findet das bezeichnende Wort, wenn er ihn den „Heine mit dem Schnurrbarte" nennt.

Wir verdanken die erwähnten Aufzeichnungen von und über Gaudy der Güte der Frau Constanze von Kalckreuth, der in hohem Alter in Wiesbaden lebenden Schwester des gefeierten Dichters. Diese bisher noch zu keiner Veröffentlichung benutzten interessanten Documente enthalten zahlreiche neue Daten zum Leben und Schaffen Gaudy's, und dürfte der Inhalt derselben, besonders aber eine Reihe von Aufzeichnungen der eben genannten Dame, um so passender zu der nachfolgenden Skizze benutzt werden, als am 19. April des vorigen Jahres sich ein Dreivierteljahrhundert seit der Geburt unseres Poeten vollendete — Veranlassung genug, um dieses deutschen Béranger's einmal wieder zu gedenken.

„Bei meiner Geburt," erzählt Gaudy's Schwester, „soll der fünfjährige Bruder, der eher französisch als deutsch sprach, unablässig gerufen haben: ‚Moi, je veux, qu'on la nomme Constance, comme Maman — ich will, daß man sie Constanze nennt, wie Mama.' Der Wille des kleinen Haustyrannen ging durch, und mit diesem Namen wurde mir das Lebensprogramm gestellt; denn ich bin ihm in Beständigkeit eine treue Schwester gewesen; er hat mir manchen Schmerz, viele Sorgen bereitet, aber doch — welch hohes Glück verdanke ich ihm und seinen großen Gaben!"

Die schöne geniale Mutter, eine geborene Gräfin von Schmettow, erzog die Kinder nach Rousseau'schen Grundsätzen in fessselloser Freiheit, die dem Knaben oft so weit die Zügel schießen ließ, daß er in der überschäumenden Kraft seines Wesens nicht selten zur Geißel der Familie wurde. Der Vater, General von Gaudy, wurde fast ganz von seinen dienstlichen Functionen in Anspruch genommen, und jene kriegerischen Zeiten, in welche die ersten Lebensjahre unseres Dichters fallen, entfernten den viel in Anspruch Genommenen häufig weit vom Hause, sodaß er sich um die Erziehung seiner Kinder nur wenig kümmern konnte. Franz verließ schon im sechsten Lebensjahre (1806) das väterliche Haus, um in verschiedenen Pensionen seine fernere Erziehung zu empfangen, doch konnte, wie seine Schwester berichtet, Niemand den wilden Rangen recht bändigen. Da wollte das Glück, daß der General von Gaudy wegen seiner umfassenden Bildung und vollendet feinen Umgangsformen vom Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten dazu ausersehen wurde, das schwere und verantwortungsvolle Amt eines Erziehers des preußischen Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, zu übernehmen. Franz folgte seinem Vater nunmehr nach Berlin, um das dortige Collège Français zu besuchen. Er war während dieser Zeit bei dem Prediger Reclam, dem er das Leben weidlich sauer machte, in Pension. Unter anderen gefährlichen Streichen, die der von Lebenslust und Kraft überströmende Knabe damals in Scene setzte, erzählt die Schwester auch den folgenden, für die Sinnesart des nachherigen Dichters sehr charakteristischen: Als Reclam ihm eines Tages Stubenarrest gegeben hatte und nach mehreren Stunden wieder zu ihm in's Zimmer trat, um ihn aus der Gefangenschaft zu erlösen, war unser Franz verschwunden; lange suchte der würdige Mentor nach dem trotz Schloß und Riegel entflohenen Zöglinge, bis er ihn endlich zu seinem nicht geringen Schrecken an der Außenseite des Hauses, an einem Fenster des zweiten Stockes, mit den Händen um das Fensterkreuz geklammert, in einer höchst halsbrecherischen Stellung wiederfand. Nur das eindringliche Bitten und Flehen des schwer geängstigten Geistlichen vermochte den jungen Trotzkopf, gnädigst wieder mit heilen Gliedern zu dem Loche hineinzuklettern, aus dem er, die Gefahr nicht achtend und das heiße Herz voll Eigensinn und Grimm, herausspaziert war.

Durch des Vaters Stellung gewann Franz den Vorzug, Studiengenosse des Kronprinzen zu werden, und erhielt somit von Dingen und Verhältnissen Kenntniß, welche sonst nicht an einen Knaben heranzutreten pflegen. So eröffnete sich ihm schon frühe ein Blick zugleich in die idealen Güter des Geistes und in die praktischen Zustände des Lebens; schon damals war er in den Werken der classischen Schriftsteller alter und neuer Zeit ebenso bewandert, wie in den Arbeitssälen der Fabriken und Manufacturen von Berlin und der Provinz Brandenburg. Durch diese frühzeitige Wissensfülle wurde ihm schon zu jener Zeit ein reiches geistiges Material zu eigen, an dem sein inneres Leben sich kräftig und eigenartig entwickelte.

Dem General von Gaudy begegnete in der Schlacht bei Bautzen, welche er als Begleiter seines hohen Zöglings mitmachte, ein seine ganze Laufbahn änderndes Ereigniß. Sein Pferd überschlug sich, und er stürzte gefährlich. In Folge dieses Unfalls mußte er seine bisherige Stellung quittiren und wurde nunmehr mit der Würde eines Militärgouverneurs von Sachsen betraut. Dieser Wechsel im Leben des Vaters war auch für den Sohn von folgenschwerer Rückwirkung. Er mußte, da der Vater ihn in seiner Nähe zu haben wünschte, Berlin verlassen und wurde in Schulpforta zur weiteren Fortbildung inscribirt. Hier, unter der Leitung vorzüglicher Lehrer, wurde in den Knaben der erste Keim zu seiner Vorliebe für das Studium der Sprachen gelegt. „Er ist ihr," schreibt Frau von Kalckreuth, „sein Leben hindurch treu geblieben, da er bis an sein Ende Abends im Bette seinen Homer oder Horaz las. Ueberhaupt war das Talent für Sprachen sehr vorherrschend bei ihm; wie früh er französisch sprach, wurde schon gesagt. Neben den alten Sprachen trieb er in Schulpforta mit Eifer das Spanische; später sprach er das Polnische brillant und lernte in vier Wochen dänisch, als er mit Xaver Marmier nach Island reisen wollte. Als sich diese Reise zerschlug, lernte er in wenigen Monaten italienisch. Die bewunderungswürdigsten Kenntnisse aber hatte er sich im Altfranzösischen erworben. Den ‚Roman du Rou' von Robert Wace übersetzte er in 10,472 Versen in mustergültiger Weise."

Im Jahre 1818 ging Franz von Gaudy mit dem Zeugniß der Reife von Schulpforta ab. In Dresden entzückte er die Schwester, da er als altdeutscher Jüngling im schwarzen Sammetrock, mit wallenden prächtigen Locken und Kneipmütze erschien — aber das wurde ihm verhängnißvoll; denn der Vater witterte demagogische Tendenzen bei dem Herrn Sohn und dies um so mehr, als Franz mit Begeisterung von dem „Demagogen" Sand, dem nachherigen Mörder Kotzebue's, sprach, der in Schulpforta gewesen und dort für seine Weltbeglückungspläne Propaganda gemacht hatte. Franz war so elektrisirt von dem Zauber der Sand'schen Sprache, daß der Vater schleunigst befahl, der Herr Studiosus solle die Locken glatt scheeren und an Stelle der Cereviskappe einen Cylinder tragen; er gehorchte und schaute unter dem octroyirten Hute grimmig in die Welt. Aber der härtere Befehl folgte nach. Der gestrenge Papa verfügte, Franz solle nicht studiren, sondern in das erste Garde-Regiment in Potsdam eintreten. Das war ein Donnerschlag für den im Geiste schon in den Hörsälen von Göttingen sitzenden Jüngling. Aber Widerspruch war im Gaudy'schen Hause, wo das Wort des Herrn Generals Alles galt, nicht Mode. So trat der aus allen Himmeln gestürzte Jüngling denn in das Regiment ein und trug die Fesseln der Disciplin ruhig, wenn auch knirschend.

Er war nichts weniger als in seinem Elemente; sein ganzes Wesen verlangte eine freiere, weniger von den Convenienzen des Standes eingeengte Lebensweise. Er entschädigte sich denn auch für die verlorene Freiheit mit vielen thörichten Streichen, Schulden und Duellen, deren sein Bankbuch allein elf aufweist — bis er, „von der Garde zur Linie vertrieben", nach Breslau versetzt wurde. Hier lebte er auf durchaus großem Fuße, hielt eine Köchin und Bedienten und machte auf's Neue Schulden. In jener Zeit kam er oft zur Schwester; er ging, wie sie erzählt, musternd im Zimmer auf und ab, wie der Armen-Advocat Siebenkäs, und fragte: „Stanzel, was versilbern wir heute?" Und es fand sich immer etwas — das ganze Schmuckkästchen wurde geleert und die goldene Uhr einem Cerberus von Schneider als Besänftigung zugeworfen, dem Franz in seiner Heftigkeit ein Ohr mit dem Degen abgehauen hatte. Die Schwester lenkte den Zorn des Vaters gern auf sich, um den Bruder zu vertreten. Dafür liebte er sie aber auch leidenschaftlich;

er sagte oft: „Ich liebe Dich nicht, weil, sondern trotzdem Du meine Schwester bist;“ denn von verwandtschaftlicher Zärtlichkeit war keine Ader in ihm. „Wie oft,“ schreibt die Schwester, „wünschte er sich ein Hidalgo zu sein, frei von Familienbanden!“

Inzwischen hatte der Vater sich angekauft — und starb wenige Jahre darauf. Franz wollte nun aus dem Militärdienste austreten und das Gut des Vaters übernehmen, mußte aber diese Idee aufgeben, da sein Vormund — unser Dichter war noch minorenn — mit Hand und Fuß gegen dieses Project war. Dies verstimmte den hochstrebenden Jüngling, der des Soldatspielens müde war, auf's Aeußerste. Dazu kamen die kleinen Garnisonen, die ihn moralisch zu Boden drückten, da er sich durch keinen geistigen Halt, durch keinen Austausch der Ideen gehoben fühlte. Glogau, Kozmin, Krotoschin, zwei Festungen als Strafe für Duelle, Silberberg und Kosel, und endlich Posen waren die unerquickliche Reihenfolge, die ihm das Leben vielleicht unerträglich gemacht hätte, wenn nicht zum Glück die Schwester geheirathet und er eine Heimath in ihrem Hause und einen Freund in ihrem vortrefflichen Gatten gefunden hätte, der ihn aufmunterte, seine Talente auszubeuten und in der Arbeit Ersatz für manchen Verlust zu suchen.

In Schönborn, dem Gute des Schwagers, wurde jetzt jeder Urlaub verbracht; dort entstand die „Erato“, dort die Novelle „Desengaño“, und damit war der Fuß in den Steigbügel gesetzt. Gaudy's Name wurde nun auch in weiteren Kreisen bekannt. Aber noch konnte er nicht den entscheidenden Entschluß fassen, zu dem sein Herz ihn schon so lange drängte, den Entschluß, sich ganz der Dichtkunst in die Arme zu werfen und statt des Schwertes die Lyra zu ergreifen. Da brachte ein äußeres Ereigniß die Entscheidung. In Posen, wo er damals in Garnison lag, wurde er in entsetzlicher Weise von der Cholera ergriffen und glaubte dem Tode verfallen zu sein. Wie so oft im Menschenleben große physische Krisen die Ausgangspunkte werden für neue geistige Richtungen und Entwickelungen, so auch bei Gaudy. Mit dem neu gewonnenen Leben — er meldete unterm 2. August 1831 der Schwester seine Genesung — reifte in ihm der Entschluß, den Rock des Königs abzulegen und sich ganz in den Dienst der Poesie zu geben. Er quittirte den Militärdienst. Ein Interregnum in Schönborn, wohin er gegangen war, um im Kreise der Seinen sich zu erholen, ließ die „Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen“ (Glogau, zweite Auflage, 1832), „Die Korallen“ (Glogau 1834), die „Kaiserlieder“ (Leipzig, 1835) und die „Novellen“ an das Licht treten.

Durch diese Leistungen wurde Adalbert von Chamisso auf ihn aufmerksam und lud ihn nach Berlin ein, indem er ihn auf eine höchst ehrenvolle Weise aufforderte, ihn bei der Herausgabe des deutschen Musenalmanachs zu unterstützen. Gaudy leistete diesem Rufe freudig Folge, und nun endlich sah er sich in einer Lage, die ihn innerlich befriedigte und beglückte. Von Freunden, die ihm sein Talent schnell erworben hatte, umgeben, innig verehrt von Männern, wie Hitzig, Fouqué, Kugler, Neumann und Andern, und der warmen Zuneigung eines Chamisso gewiß — was blieb ihm zu wünschen übrig? Hatte er doch auch die ersten Staffeln des Ruhmes schnell erklommen. Und doch — ein Wunsch war ihm noch unerfüllt: Italien, das Land seiner Träume und Ideale, zu sehen. Auch diese Sehnsucht sollte gestillt werden: im Jahre 1835 blauete Italiens Himmel über ihm; er trank sich satt an der Schönheit römischer Kunst und führte auf den Ruinen der antiken Welt und mitten im schnell pulsirenden Leben des sinnenfrohen Südens ein Dasein, reich an den mannigfachsten Anregungen. Seine Briefe aus der damaligen Zeit athmen Frische, frohe Begeisterung für das herrliche Italien und höher gestimmte Lebensfreudigkeit. Großer Eindrücke voll, kehrte er nach Deutschland zurück. In Berlin fand er die alten Freunde wieder und lebte so recht im Vollgenusse seines Glückes. Chamisso wurde ihm immer theurer, das Verhältniß zwischen Beiden ein immer engeres. Er wurde der vertrauteste Hausfreund des edlen Sängers. Ein bisher noch nicht gedrucktes heiteres Gedicht Gaudy's, welches aus dieser Zeit stammt, möge hier einen Platz finden, da es ein treues Bild von Chamisso's Studirzimmer entwirft und zugleich charakteristisch ist für die beiden Dichter. Es lautet:

Gebt Ihr mir viel gute Worte,
Um in's Heiligthum zu späh'n,
Ei, so laß ich wohl die Pforte
Diesmal für Euch offen stehn.
Aber Freunde, schleicht auf Zehen
Hübsch manierlich, fromm und still;
Nicht ein Jeder kriegt's zu sehen,
Der es gern durchmustern will.

Schaut Euch um im schmalen Zimmer,
Das nur Dämmerlicht erhellt
Von der Lampe mattem Schimmer,
Die noch grüner Taft umstellt!
Seht, dort hängt das Kieselmesser,
Das einst an Owaihi's Strand
Ein gentiler Menschenfresser
Weiht als treues Freundschaftspfand.

Aus dem Rahmen blinzt verwogen
Dort Pomare's Conterfei,
Und ein schwarzer Ebenbogen
Hängt, von Staub ergraut, dabei.
Südlands Blumen, trock'ne Blätter,
Liegen dort in langen Reih'n;
Ihre Namen wissen Götter
Oder Chamisso allein.

Weiter links ruh'n auf dem Brette
Blüthen transcendenter Art,
Oden, Stanzen, Triolette,
Schofel und fein-fein gepaart.
Deutschlands Dichterhähne krähen
Dir entgegen aus dem Fach,
Könnt Ihr sie nicht gleich verstehen,
Kauft den Musenalmanach!

Ihr dagegen, die Ihr dreister
Jetzt in die Papiere guckt,
Sprecht: Gieb mir ein Lied vom Meister,
Aber nicht der Lai'n Product!
„Hand weg!“ ruf' ich, „also habe
Ich es nicht mit Euch gemeint.
Harret der Gesammt-Ausgabe,
Die zur Ostermess' erscheint!“

Aber in dem nächsten Zimmer
Hört Ihr einen Säugling schrei'n,
Und neugierig, wie Ihr immer,
Drängt Ihr Euch auch dort hinein.
Tretet leise, leise näher
Auf Sammtpfötchen wie die Maus!
Solchen Anblick nimmt der Späher,
Solchen selt'nen, gern nach Haus.

Seht Ihr wo 'nen Rosengarten
Frischer blühn als diesen hier?
Gärtnerin und Gärtner warten
Treulicher der holden Zier?
Wer den Blüthenkranz gesehen,
Wendet sich wohl schwerlich um
Nach Exotischem zu spähen,
Dorrend im Herbarium.

Aus Italien hatte unser Dichter, wie gesagt, eine Fülle neuer Eindrücke und Ideen mit heimgebracht. Literarische Früchte dieser Reise waren in erster Linie „Mein Römerzug“ (3 Bd., Berlin, 1836) und die humoristische Novellette „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen“ (Leipzig, 1836), wie auch die „Venetianischen Novellen“ (2 Bd., Bunzlau, 1838) ihre Entstehung den unter Italiens Himmel empfangenen Anregungen verdankten.

Kaum nach Deutschland heimgekehrt, fühlte er sich wieder nach Schönborn zu der Schwester gezogen, um in ländlichem Stillleben die Masse der italienischen Eindrücke zu ordnen und zu verarbeiten. „Er arbeitete unsäglich fleißig,“ schreibt uns die Schwester, „kaum daß er zum Essen erschien, aber die Theestunde versäumte er nie, denn er trank wie ein Chinese seine zwanzig Tassen mit Wonne. Dabei las er vor — und er las wunderbar schön — oft was er den Tag über gearbeitet hatte, wobei er jede Kritik gelten ließ, öfter noch die Werke der Koryphäen der Literatur mit scharfem Eingehen und neidloser Bewunderung. Der Liebling seiner ersten Jugend war Jean Paul, den Shakespeare später verdrängte und den er so inne hatte, daß sein mächtiges Gedächtniß für jeden Fall ein Citat aus dessen Dichtungen fand. Dieses seltene Gedächtniß kam ihm überhaupt sehr zu statten und gestaltete die Fülle seiner Kennt-

nisse fast zur Gelehrsamkeit. Talent für die Musik war in ihm wenig vorhanden. Er klimperte Guitarre, und hatte wohl nur Violine gelernt, um die Geige zu besitzen, welche seine Mutter außerordentlich gut gespielt. Aber die bildende Kunst war sein eigentliches Feld, und durch seine Werke geht der goldene Faden tiefen gewissenhaften Kunststudiums. Er selbst zeichnete sehr hübsch, besonders treue Portraits in Carricaturen, welche Gabe ihm manchen Feind erweckt hat, da er eben nicht sehr schonend mit der Menschheit umging. In einer der kleinen Garnisonen hatte er einmal die weißen Wände seines Zimmers mit sehr ergötzlichen Carricaturen in Kohle bemalt — es wurde verrathen. Und so war es für ihn ein Glück, daß ein Camerad ihm bei der Parade zuraunte: ‚Der Oberst wird Dich besuchen‘. Flugs stürzte Franz nach Haus, bürstete mit der Kleiderbürste die verrätherische Kohle ab und empfing den Vorgesetzten glühend in einer dicken Wolke von Kalkstaub, die ihn zum schleunigen Rückzuge nöthigte.“

In Berlin arbeitete Gaudy eifrig für den „Musenalmanach“, der nun, nachdem sich die süddeutschen Dichter, besonders Schwab, von ihm zurückgezogen, neben Chamisso's Namen auch den Gaudy's, als des Mitherausgebers, trug. Die letzte Arbeit, die er gemeinsam mit Chamisso unternahm, war die Uebersetzung einer Auswahl der Béranger'schen Lieder. Bald nach Beendigung derselben trat er eine zweite Reise nach Italien an, auf welcher ihn sein Freund E. Ferrand bis in die Schweiz begleitete. Wie damals diesem Freunde gegenüber, so äußerte er sich schon früher häufig gegenüber der Schwester, er möge am liebsten ganz in Italien oder doch wenigstens im Süden von Deutschland leben. Italien, sein mildes Klima und sein feuriger Wein sagten ihm besser zu als der Norden mit Nebel und Bier. Seine ganze Natur hatte etwas entschieden Südländisches. Doppelt schwer empfand er bei seiner Rückkehr nach Deutschland diesen Widerspruch seines Innern mit Land und Leuten daheim — denn eine Saite seines Lebens war inzwischen gesprungen: Chamisso war todt. Wieder suchte er Ruhe bei der Schwester in Schönborn, aber er verweilte dort nur kurze Zeit, und Todesahnung zog durch seinen Abschied von der Theuren. Eine Verherrlichung des Todes war der Vorwurf eines epischen Gedichtes, zu dem er eifrig Reime suchte — nur wenige Wochen nach seiner Rückkehr nach Berlin lag er auf dem Todtenbette. Seine Freunde legten ihn in den Sarg wie einen Sänger des Alterthums, im wallenden weißen Gewande und den Lorbeerkranz im schönen braunen Haar.

„Franzens Charakter ist selten richtig beurtheilt worden,“ schreibt uns seine Schwester, „er war brav und ehrenwerth durch und durch, unbestechlich in seinem Urtheile, wahr bis zur Schroffheit; er konnte bezaubernd liebenswürdig sein, wollte es aber nicht immer sein — trübe Erfahrungen hatten ihm Menschenverachtung gelehrt, und doch war sein Herz warm und liebebedürftig. Seinen Freunden war er ein wahrer Freund. Um es kurz zu sagen: er war ein Mann im schönsten Sinne des Wortes.“

Ernst Ziel.

Die wildeste Dampffahrt des Jahrhunderts.

Von **Theodor Kirchhoff.**

San Francisco, am 5. Juni 1876.

Am Sonntagmorgen den 4. Juni, präcise ein Viertel nach neun Uhr, verkündeten dreizehn Kanonenschüsse vom Dache des Palace Hôtels die Ankunft des ersten transcontinentalen Schnellzugs („lightning“-train) von New-York an den Gewässern der großen San Francisco-Bai, der die ungeheure Strecke von 3317 englischen Meilen ohne nennenswerthe Unterbrechung in 83 Stunden, 53 Minuten und 45 Secunden zurückgelegt hatte, eine Eisenbahnfahrt, die bis jetzt einzig in ihrer Art in der Welt dasteht. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde berichtete der Telegraph von dem Fortschritt des in rasender Eile den Continent durchfliegenden Dampfzugs; die Bevölkerung des ganzen Landes verfolgte die Einzelheiten der wilden Fahrt mit gespanntester Aufmerksamkeit. Täglich wurden die Stimmen des Zweifels an dem Gelingen des großartigen Unternehmens geringer, bis sich das zuerst für fast unmöglich Gehaltene als glänzende Thatsache herausstellte. In San Francisco mit seiner leicht erregbaren kosmopolitischen Bevölkerung war die Aufregung während der letzten Tage eine ganz gewaltige, und man hörte in der Stadt fast nur vom „Lightning“-Train reden. Selbst die Minenbörse, der drohende Türkenkrieg und die heiklige Chinesenfrage hatten hier zeitweilig alles Interesse verloren. Briefe aus New-York in weniger als vier Tagen, schriftliche Nachrichten aus Europa in zwei Wochen am Gestade des Stillen Meeres abgeliefert! — wer so etwas vor zehn Jahren prophezeit hätte, den würde sicherlich jeder Californier für toll gehalten haben.

Der in Amerika durch ihre Aufführungen des Shakespearischen Drama's „Heinrich der Fünfte“ und des Schlachtgemäldes von Agincourt berühmt gewordenen Schauspielergesellschaft der Herren Jarrett und Palmer gebührt die Anerkennung, dieses gigantische Unternehmen geplant und durchgeführt zu haben. Die genannten Directoren jener Gesellschaft mietheten den Schnellzug für die Hin- und Herreise mit einem Kostenaufwande von fünfhundert Dollars für die Person, um in San Francisco ein Gastspiel zu geben. Der New-Yorker „Herald“ bezeichnete das Unternehmen als ein „geschichtliches Ereigniß, das unter allen Umständen verdient, weit über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus mit hohem Interesse beachtet zu werden“. Allerdings ist eine Schnelligkeit von 35 bis 45 englischen Meilen per Stunde auf europäischen Eisenbahnen schon längst nichts Ungewöhnliches mehr. Aber die Entfernungen sind dort verhältnißmäßig kurze, die Schienenwege haben meistens Doppelgleise und sind auf der ganzen Fahrstrecke eingefriedigt (was in Amerika fast nirgends der Fall ist); das Dienstpersonal ist ein bei Weitem zahlreicheres als auf amerikanischen Bahnen, und die zu überwindenden Terrainschwierigkeiten halten auf den europäischen Hauptlinien mit denen hier zu Lande keinen Vergleich aus. Wer die Hindernisse, welche sich dem Gelingen eines solchen Unternehmens in Amerika entgegenstellen, zu würdigen versteht, der wird obigem Ausspruche des „Herald“ seine Zustimmung gewiß nicht versagen. Die verschiedenen Eisenbahngesellschaften des Ostens mußten mit der Union- und Centralpacific einmüthig zusammen handeln, um den Erfolg des Riesenunternehmens zu sichern. Rasende Schnelligkeit, Pünctlichkeit sämmtlicher Bahnangestellten auf der ganzen ungeheuren Wegstrecke, Benutzung der stärksten Locomotiven, des tadellosesten Fahrmaterials, der erfahrensten Ingenieure und Zugführer waren Jedes unentbehrlich, um das gigantische Project zu ermöglichen; die geringste Unachtsamkeit konnte eine furchtbare Katastrophe herbeiführen, der unbedeutendste Verzug, irgend eine Nachlässigkeit im Dienst waren genug, um den Erfolg zu vereiteln. Es waren endlose Wegstrecken zu durcheilen, Urwälder, Sümpfe und Prairien zu durchfliegen, wo Heerden von Rindern ungehindert über das eingleisige Bahnbett zu schreiten pflegen und Baumriesen oft vom Sturm auf dasselbe geschleudert werden; mächtige Flüsse mußte man passiren, hohe Gebirgszüge erklimmen, ehe das ferne Ziel am Goldenen Thore erreicht werden konnte.

Vor der Eröffnung der Pacificbahn brauchte die Pony-Expreß gegen dreißig Tage, der Tagereisende anderthalb Monate, ein Emigrantenzug mindestens ein halbes Jahr, um den Continent zu durchkreuzen. Dann verband der eiserne Weg die Meere, und in sieben Tagen und Nächten pflegten in den letzten Jahren Reisende von New-York nach San Francisco zu fahren. Und jetzt hat der „Lightning“-Zug dieselbe ungeheure Strecke in weniger als vierundachtzig Stunden durchflogen. Nach einem neuen Decennium wird man es wahrscheinlich ganz natürlich finden, innerhalb drei Tagen, vielleicht in noch kürzerer Zeit, von New-York nach San Francisco zu reisen, uns aber sei es gestattet, den Erfolg der ersten Schnellfahrt über den nordamerikanischen Continent als ein Ereigniß zu bezeichnen, das im Verkehrsleben der Menschheit wohl einen ruhmvollen Platz einzunehmen verdient und dem Unternehmungsgeiste der großen Republik des Westens, die gerade jetzt das hundertjährige Jubiläum ihres Bestehens feiert, zur Ehre gereicht.

Am 1. Juni, präcise um ein Uhr Morgens, setzte sich der Schnellzug, der aus dem Hôtelwaggon „Thomas A. Scott“, dem Schlafwaggon „Yosemite“ und einem Gepäck- und Postwagen bestand, welcher letztere für San Francisco allein 100,000 Briefe an Bord hatte, bei Jersey-City, New-York gegenüber, in Bewegung. Die Fahrbillets waren in elegant ciselirte Silberdeckel geheftet; die Briefe führten alle den Poststempel „Jarrett & Palmer's Special Fast Trans-Continental Train — New-York, June 1 — 1876 — 12. 10. A. M.“. Für die Bequemlichkeiten der Reisenden war auf das Umfassendste gesorgt worden, und die besten Speisen, die vorzüglichsten Weine und Delicatessen befanden sich in der Vorrathskammer des Hôtelwaggons. Vor der Abreise wurden in einer halben Stunde 15,000 Abzüge der Donnerstagsnummer des „New-Yorker Herald“ im Zeitungspalaste jenes Weltblattes gemacht, welche während der Fahrt nach der fernen Goldstadt unterwegs vertheilt werden sollten.

Ueber die Pennsylvania-Central-Eisenbahn brachte eine einzige Locomotive den Schnellzug, ohne nur einen Augenblick unterwegs anzuhalten, nach der Stadt Pittsburg — vierhundertvierundvierzig englische Meilen in zehn Stunden und vier Minuten. Auf allen Stationen empfingen ihn jubelnde Menschenmassen. Als die Reisenden mit einer Geschwindigkeit von zehn deutschen Meilen in der Stunde durch Pennsylvanien dahinflogen, wurde das erste Frühstück im Hôtelwaggon servirt. Während rechts und links Farmen, Wälder, Städte und Fluren wie toll kreisend vorübereilten, brachte Warren Jarrett, der Unternehmer der Expedition, ein Hoch auf die glückliche Ankunft in San Francisco aus, das bei klingenden Gläsern ein begeistertes Echo fand. Ohne Verzug raste der Dampfzug weiter durch die gesegneten Fluren von Ohio, Indiana und Illinois und fuhr um zehn Uhr fünfundzwanzig Minuten Abends (elf Minuten vor der festgesetzten Zeit) in den Bahnhof der Chicago- und Rock-Island-Eisenbahn bei Chicago ein, von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge mit wilden Hurrahs begrüßt. Die Entfernung von neunhundertdreizehn englischen Meilen zwischen New-York und Chicago war in zwanzig Stunden zurückgelegt worden.

Mit einem frischen Dampfrosse als Vorspann stürmte der Schnellzug weiter und erreichte das Ufer des Mississippi am nächsten Morgen, vier Minuten vor ein Uhr. Um neun Uhr dreißig Minuten donnerte der Zug über die mächtige Missouribrücke bei Council Bluffs, nachdem er die letzten $67\frac{1}{2}$ Meilen in sechszig Minuten durchmessen hatte. Auf ebenem Terrain war seine Durchschnittsgeschwindigkeit sechszig Meilen in der Stunde. Omaha, 1405 Meilen von New-York, wurde in zweiunddreißig Stunden erreicht; Cheyenne, am Fuße der Felsengebirge, 1932 Meilen von New-York, in vierzig Stunden. Weiter ging die wilde Fahrt. Ueber die große Laramie-Ebene, 7000 Fuß über dem Meere, raste der Dampfzug mit einem Momentum von $76\frac{1}{2}$ englischen Meilen per Stunde; über die bis zu 8242 Fuß ansteigenden Pässe der Felsengebirge stürmte er dahin wie eine wilde Jagd. Die letzten 75 Meilen auf der Union-Pacific nahmen nur neunundsiebenzig Minuten Zeit in Anspruch. Die Fahrt über die Union-Pacific zwischen Omaha und Ogden, eine Strecke von 1029 englischen Meilen, wurde in fünfundzwanzig Stunden und zwanzig Minuten zurückgelegt, die von New-York bis nach Ogden, 2435 Meilen, in fünfundfünfzig Stunden.

Aber die schwierigste Strecke, das gefährlichste Terrain war dem Schlusse der wilden transcontinentalen Dampffahrt vorbehalten, denn es mußten in demselben rasenden Tempo die bedeutenden Steigungen und die zahllosen Curven der Centralpacific überwunden werden. Der mächtigen Locomotive Nr. 149, welche sich in Ogden vor den Schnellzug spannte, sollte unter der Leitung des kühnen Ingenieurs Hank Small das für fast unmöglich Gehaltene gelingen. Der Wasserbehälter, aus welchem das 65,450 Pfund schwere Eisenroß gespeist wird, hält 3700 Gallonen Wasser. Diese gewaltige Locomotive blieb für die ganze Fahrt zwischen Ogden und San Francisco — eine Entfernung von 883 englischen Meilen, die längste Strecke, welche je von einem einzelnen Dampfroß ohne Aufenthalt zurückgelegt worden ist — in Thätigkeit. Steigungen von 45 bis 65 Fuß per englische Meile wurden mit einer Schnelligkeit von 45 Meilen in der Stunde überwunden. Mit rasender Geschwindigkeit durchmaß der Schnellzug die Salbeiwüsten von Nevada, wo der mächtig aufwirbelnde Staub demselben wie der Schweif eines Kometen nachfolgte. Von der ganzen mobilen Bevölkerung wurde der Dampfzug an allen Stationen mit Hurrahrufen und Böllerschüssen bewillkommnet. Auf der Truckee-Division legte er 80 Meilen in 81 Minuten zurück.

Während der letzten Nacht ging's über das gefährliche Gebirgsterrain der Sierra Nevada, volle 7000 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Curven giebt es auf der Centralpacific, nach Angabe des Superintendenten dieser Bahn, im Ganzen 1100, die zusammengelegt 125 Kreise bilden würden. Steigungen sind 14,800, Neigungen 10,700 im Bahnbett; die Längendifferenz zwischen den inneren und äußeren Schienen beträgt 4000 Fuß. Bei Weitem die Mehrzahl dieser Hindernisse kommt auf die Gebirgsstrecke. Wie sehr eine solche Construction, die in diesem Terrain jedoch nicht zu vermeiden war, einer Schnellfahrt hinderlich sein muß, wird jedem praktischen Eisenbahn-Angestellten einleuchtend sein. Aber ohne den geringsten Aufenthalt überschritt das mächtige Eisenroß im Geschwindschritt die Sierra Nevada. Große Feuer aus Waarenkisten und Theertonnen brannten in den an der Linie liegenden Ortschaften; Feuerwerke erhellten die Nacht, und die Bevölkerung war wie toll in ihren Ausbrüchen der Freude, als die wilde Dampfjagd brausend über das Hochgebirge dahinrollte. Unter den sich vierzig Meilen weit erstreckenden Schneedächern donnerten die Dampfwagen dahin, durch endlose Tunnels und über die riesigen Trestlebrücken, wirbelten um die Curven herum, als ob sie jeden Augenblick vom Geleise heruntergeschleudert werden müßten. Kurz vor Tagesanbruch, als der aufgehende Vollmond die Gebirgslandschaft magisch erhellte, flog der Schnellzug, mit einem Momentum von 45 Meilen per Stunde, um den gewaltigen schroffen Abhang des Cap Horn, 2500 Fuß über dem Niveau des wie ein Silberfaden in der finsteren Tiefe glitzernden Americanflusses und eilte dann thalwärts nach den grünen Fluren des schönen Californiens.

Sacramento, wo Tausende den Bahnhof die halbe Nacht hindurch in Belagerung gehalten hatten, begrüßte die kühnen Reisenden bereits um sechs Uhr Morgens. Um neun Uhr zwanzig Minuten fuhr der Schnellzug auf die zwei Meilen lange Pfeilerbrücke bei Oakland, wo derselbe von dem City-Mayor der Stadt San Francisco, den Beamten der californischen Handelsmetropole und von Tausenden von Zuschauern mit Hochrufen, Hüteschwenken und fortwährendem Blumenwerfen begeistert empfangen wurde. Nach einer beispiellosen Geschwindreise über die ganze Breite des nordamerikanischen Continents rollten die New-Yorker Gäste sieben Minuten vor zehn Uhr nach San Franciscoer Zeit in den Kutschen des Palace Hôtels unter den letzten Kanonenschüssen vom Dache des Riesengebäudes und dem Hurrah der versammelten Menge in den weiten Hofraum des größten Gasthauses der Welt. An einer mit den kostbarsten Speisen des productereichen Californiens beladenen Festtafel, in dem mit Blumen und Guirlanden feenhaft geschmückten Saale, genossen die Reisenden, worunter sich Repräsentanten der „London Illustrated News“ und vom „Journal des Débats“ befanden, in Gesellschaft der ersten Stadtbeamten, zahlreicher angesehener Bürger und der Mitglieder der hiesigen Presse ihr erstes Frühmahl in San Francisco und erzählten von den Wundern der wilden Fahrt von Meer zu Meer. Der Unterschied der Zeit zwischen New-York und San Francisco von drei Stunden dreizehn Minuten und sieben Secunden hatte die zur dreitausenddreihundertsiebenzehn Meilen langen Reise verbrachte Zeit auf etwas über achtzig Stunden abgemindert. —

Dir aber, freundlicher Leser, der Du im Geiste den über Amerika mit Windeseile dahinstürmenden Eisenrossen und den kühnen Männern gefolgt bist, die sich der gewaltigen Kraft des Dampfes, dieses mächtigen Culturdieners der Neuzeit, anvertraut hatten, um der großen Goldstadt einen Besuch abzustatten — einen deutschen Gruß aus dem sonnigen Californien! Die Erde scheint uns kleiner geworden an Umfang, die Heimath näher gerückt. Fürwahr, es ist doch schön, im neunzehnten Jahrhunderte zu leben, selbst in entlegenster Ferne täglich zu erfahren, was an frohen oder ernsten Ereignissen jenseits der Meere und Continente im Vaterlande vorfällt, und sich der Möglichkeit bewußt zu sein, auch einmal mit einer solchen Dampf-Extrapost der deutschen Erde entgegeneilen zu können.

Das Verbrecher-Album der Wiener Polizei.

Von Max Huybensz.

Ein unaufhörlicher stiller Krieg wird in den großen Bevölkerungscentren von den Sicherheitsbehörden gegen jene lichtscheuen Elemente geführt, welche Verbrechen, in erster Reihe Eigenthumsverletzungen, gewerbemäßig betreiben, welche in mehr oder minder großen, stets untereinander in Verbindung stehenden Gruppen der arbeitenden und besitzenden bürgerlichen Gesellschaft feindlich gegenüber stehen. Es ist dies der in allen europäischen Hauptstädten geführte Kampf der Polizei gegen die Verbrecherwelt. In demselben Maße wie bei der Ausführung von Verbrechen Ausdauer, Zähigkeit und schlaue Berechnung verschiedenartiger Umstände aufgewendet werden, verdoppeln sich auch die Gegenbemühungen der Sicherheitsbehörden; die Erfindungen der Neuzeit und des wissenschaftlichen Fortschrittes werden zum Schutze der bedrohten Gesellschaft dienstbar gemacht. Als eines der wichtigsten Hülfsmittel darf in dieser Beziehung die Photographie bezeichnet werden, welche nicht nur zu einer Vereinfachung der Recherchen in schweren Criminalfällen dient, sondern sich auch als höchst schätzenswerth für die stete Ueberwachung der Verbrecherwelt erweist.

Dem Beispiele der Sicherheitsbehörden von New-York und London folgend, hat die Wiener Polizei im Jahre 1869 der Verwerthung der Photographie durch Anlage eines Verbrecher-Albums Bahn gebrochen. Im großen Maßstabe angelegt und mit einem bedeutenden Kostenaufwande durchgeführt, erwies sich das Unternehmen als äußerst nutzbringend für den Sicherheitsdienst und ermuthigte zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn. Die Gründe, welche zur Anlage des Verbrecher-Albums führten, waren zwingender Natur. Die Reichshauptstadt Wien mit einer Einwohnerschaft von einer Million Seelen (die Vororte sind in den Polizeirayon hineingezogen) hat nicht nur, wie jede Großstadt, ein ansehnliches Contingent sicherheitsgefährlicher Individuen aufzuweisen, sondern dient auch Dieben, Gaunern und anderen gefährlichen Subjecten, die in den Provinzen ihr dunkles Handwerk betreiben, im Falle der Verfolgung als beliebter Zufluchtsort für kürzere oder längere Zeit. Seit der Reorganisation der Wiener Polizei durch den zu früh verstorbenen Präsidenten Ritter von Le Monnier ist diesem Zustande ein Ende gemacht worden, und zu diesem Erfolge wurde durch die Anlage des Verbrecher-Albums nicht wenig beigetragen.

Das Verbrecher-Album befindet sich bei der Abtheilung für geheime Polizei und nimmt den Raum eines ganzen nicht kleinen Zimmers ein. Rings in diesem Zimmer stehen mächtige Schränke, deren Schiebladen je mit einem der Buchstaben des Alphabetes bezeichnet sind. In der Lade A sind beispielsweise alle Photographien von Verbrechern untergebracht, deren Zuname mit diesem Buchstaben beginnt. Diese Photographien sind in zwei Hauptabtheilungen geschieden, in die der Verbrecher von Wien und in jene der Verbrecher der Provinzen. Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in Unterabtheilungen nach der Specialität der Verbrecher; die Einbrecher, Banknotenfälscher, Taschendiebe &c. werden in besonderen Fächern sortirt. Durch diese mit peinlicher Genauigkeit geführte Eintheilung ist es den amtirenden Beamten möglich, aus den angesammelten Tausenden von Photographien binnen weniger Minuten das von Fall zu Fall geforderte Bild zu liefern. Die Photographien sind sämmtlich auf Cartons im sogenannten Cabinetsformate aufgezogen; die Rückseite des Cartons trägt die Registernummer der Photographie, sowie Angaben über Vor- und Zunamen, Geburtsort und Beschäftigung des Verbrechers, endlich eine sehr wichtige Nummer, welche mit der gleichen Nummer des „schwarzen Buches“ der Polizeidirection correspondirt, in welchem höchst genaue Nachweisungen über alle Personen zu finden sind, die, wenn auch nur einmal, wegen gemeinen Verbrechens mit dem Strafgesetze in Zusammenstoß geriethen. Zwei Polizeibeamte sind ununterbrochen beschäftigt, verlangte Photographien auszufolgen, neue Bilder einzureihen und zu registriren, sowie die Correspondenz über ausstehende Photographien mit den Behörden des In- und Auslandes zu führen.

Durch den besonderen Telegraphen, den die Polizei in Wien besitzt, der mit sämmtlichen Commissariaten, den Wachfilialen, den Bahnhöfen und dem Staatstelegraphen in Verbindung steht, wird eine äußerst schnelle und meist erfolgreiche telegraphische Correspondenz geführt. Es ist zum Beispiele ein gewöhnlicher Fall, daß vom Bahnhofe in Prag an die Wiener Polizeidirection telegraphirt wird: „Taschendieb N. ist soeben mit Postzug nach Wien abgereist.“ Die Depesche liegt in weniger als einer Stunde dem amtirenden Beamten des Verbrecher-Albums vor, der die Photographie des betreffenden Gauners erhebt und dem Oberinspector des Corps der geheimen Polizei übermittelt. Wenn nun der Prager Zug in den Wiener Nordbahnhof einrollt, stehen schon längst die Polizisten, in der Hand die Photographie des reisenden Diebes, am Perron und überraschen den Ahnungslosen, ehe er noch sein beabsichtigtes Gastspiel beginnen konnte. Nicht minder bedeutsam sind die Erfolge, die sich bei localen Diebstählen mit Hülfe des Verbrecher-Albums erzielen lassen. Ein eclatanter Fall dieser Art sei hier wiedergegeben. Kurze Zeit nach der Eröffnung des neuen Opernhauses in Wien wurde einem russischen Gutsbesitzer, der über die Betrachtung des herrlichen Treppenhauses der Oper die jedem Reisenden nöthige Aufmerksamkeit vergaß, von zwei geschickten Langfingern Uhr, Börse und Opernglas entwendet. Der Bestohlene wandte sich an die Behörde und erhielt von dem liebenswürdigen Oberinspector der Geheimpolizei sofort eine Reihe von Photographien der verwegensten Taschendiebe vorgelegt. Es währte nicht lange, so wies der Russe auf eines der Bilder mit den Worten: „Dieser Herr hat vorgestern mit mir an einem Tische im Hôtel gespeist.“ Zwölf Stunden später übergab die Polizei dem Reisenden seine Uhr, die Börse und das Opernglas; die beiden Diebe saßen schon hinter Schloß und Riegel und wurden später von dem Gerichte zu zweijähriger schwerer Kerkerhaft verurtheilt.

Der Polizeipräsident von Wien, Herr Ritter Marx von Marxberg, war so gütig, dem Verfasser dieses Aufsatzes einige Photographien aus dem Verbrecher-Album zur Wiedergabe in der „Gartenlaube“ zu überlassen. Es sind dies die Bilder von Individuen, welche in dem letzten Monate mit Tod abgingen; der Abdruck von Photographien in Ueberwachung stehender Verbrecher konnte aus Dienstes-Rücksichten nicht gestattet werden. Die Zahl der dem Verbrecher-Album einverleibten Photographien beträgt gegenwärtig siebentausend bis achttausend, von welcher Zahl über die Hälfte auf Verbrecher des Auslandes und der Provinzen entfallen. Die Wiener Polizeidirection steht mit den sämmtlichen Sicherheitsbehörden der europäischen Staaten und der nordamerikanischen Union in Correspondenz; sie erhält und versendet Photographien von jener Species internationaler Gauner, die den Continent durchstreifen, als vornehme Reisende auftreten und, wo sich eine Gelegenheit bietet, Diebstähle, Betrügereien und Creditzeichenfälschungen unternehmen. Das gemeinsame Vorgehen aller Behörden gegen die internationalen Industrieritter ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, von Wichtigkeit für die großen europäischen Geldinstitute, und es ist einleuchtend, welche wesentlichen Dienste die Photographie dabei leistet.

Die sämmtlichen Photographien, welche das Verbrecher-Album bilden, zu besichtigen, würde eine Reihe von Tagen in Anspruch nehmen, aber nur einige Stunden der Besichtigung zu widmen, gewährt schon hohes Interesse. Welche Gesichter! welche Charakterköpfe! Aus dem Anblicke von Stichproben, die uns der gefällige Beamte vorlegt, empfängt man zuerst den Eindruck, wie sehr die Physiognomie über den Charakter des Menschen zu täuschen vermag. Ein Blatt zeigt den Kopf eines Greises mit wallendem Prophetenbarte und ehrwürdigen Zügen, aus welchen Ernst und Güte, der Friede einer ehrenvoll verlebten Laufbahn zu sprechen scheinen. Der Besitzer dieses schönen Greisenkopfes ist aber ein oft bestrafter Straßenräuber, der einen großen Theil seines Lebens in den Gefängnissen von Peterwardein zugebracht hat. Hier das Bild einer jungen Frauensperson von fast vollendeter Schönheit, die einem der großen Meister als Modell für einen Madonnenkopf hätte dienen können. Man sollte es nicht für möglich halten, daß



Photographien aus dem Wiener Verbrecher-Album.

1. Einbrecher, wiederholt bestraft. — 2. Gelegenheitsdiebin, zweiunddreißigmal überführt. — 3. Banknotenfälscher, mehrmals aus der Festungshaft entsprungen. — 4. Diebshehler und Gelegenheitsdieb, vierzehnmal bestraft. — 5. Taschendieb in Vergnügungslocalen, gelegentlich Falschspieler. — 6. Ladendieb, achtmal überführt. — 7. Kartenschlägerin und Taschendiebin, sechsundzwanzigmal bestraft.

dieser schöne Mund je ein gemeines Wort gesprochen, diese reine Stirn dem Verbrechen gedient, stünde nicht die Bemerkung auf dem Bilde, die bewunderte Schönheit sei eine ebenso liederliche Dirne wie gefährliche Diebin. Das sind jedoch nur Ausnahmen; die überwiegende Anzahl der Bilder bietet keinerlei ästhetischen Reiz, wohl aber häufig genug das Gegentheil. Die von dem berühmten englischen Physiologen und Irrenarzt Henry Maudsley ausgesprochene Bemerkung über den bei Kindern der Verbrecher erscheinenden Gesichtsausdruck physischer Degeneration wird hier vollkommen bestätigt. Die Abkömmlinge einzelner leider vorhandener Verbrecherfamilien tragen den Stempel der Verworfenheit an der Stirn; man kann unmöglich häßlichere und entstelltere Gesichter sehen.

In das Verbrecher-Album werden alle wegen Eigenthumsverletzungen gerichtlich bestraften Personen, ferner die in den Strafhäusern inhaftirten Individuen aufgenommen. Hat ein Verbrecher seine Haft abgebüßt und kehrt in den Wiener Polizeirayon zurück, wo er unter polizeilicher Aufsicht steht, so verbleibt sein Bild dem Album einverleibt. Für die photographischen Aufnahmen der Verbrecher ist ein besonderer beeideter Photograph angestellt, dessen Atelier sich im Centralpolizeigefangenhause befindet und der für die sichere Aufbewahrung der Platten verantwortlich ist. Die Aufgabe dieses Photographen ist, ganz abgesehen von dem Publicum, mit dem er zu verkehren hat, keine angenehme, indem die meisten Verbrecher einen heftigen Widerwillen gegen die Erzeugung ihres Lichtbildes äußern und eine gelungene Reproduction ihrer Physiognomie zu hindern versuchen. Manche dieser Individuen können nur durch Gewalt bewogen werden, gegenüber der Camera ruhig zu sitzen oder zu stehen; Andere schneiden Grimassen, verzerren das Gesicht und versuchen auf mancherlei Art eine getreue Wiedergabe ihrer Züge zu hindern. Trotz der Androhung von Strafen hat es sich häufig genug ereignet, daß einzelne Verbrecher fünf bis sechsmal aufgenommen werden mußten, ehe man eine den Sicherheitszwecken entsprechende Photographie erhalten konnte. Im Allgemeinen äußern die Frauenspersonen einen heftigeren Widerwillen gegen die photographische Aufnahme als die Männer.

In den sechs Jahren, die seit der Anlage des Verbrecher-Albums verstrichen sind, hat sich der Vortheil dieser Einrichtung vielfach erwiesen, und man darf ohne Uebertreibung hinzufügen, daß in einzelnen Criminalfällen die Photographie die wesentlichsten Dienste leistete. Es muß aber auch bemerkt werden, daß der Vortheil dieser Einrichtung illusorisch wird, wenn bei der praktischen Verwendung nicht mit großer Aufmerksamkeit und Behutsamkeit vorgegangen wird. Diese Mahnung richtet sich weniger gegen die Organe der Behörde, als gegen das Publicum, das von Fall zu Fall durch die Photographiensammlungen von Verbrechern, die gegenwärtig in fast allen Hauptstädten bestehen, der Sicherheitsbehörde wichtige Fingerzeige zu geben vermag. Ein lehrreicher Fall, wie gefährlich jede Uebereilung in dieser Beziehung ist, möge hier mitgetheilt werden.

Im Jahre 1871 wurde in einer österreichischen Provinzstadt eine französische Sprachlehrerin, die als ehrbar galt, in ihrer Wohnung ermordet aufgefunden. Die polizeiliche Thatbestandserhebung und die Section der Leiche förderten widersprechende Umstände zu Tage, so daß es unmöglich war, positiv zu bestimmen, ob hier ein Mord oder Selbstmord vorlag. Die Untersuchung erhielt erst durch die Aussagen einer in dem Hause der Sprachlehrerin wohnhaften Frau neue Anhaltspunkte, welche das genaue Signalement eines Mannes gab, den sie zur Stunde, als das Verbrechen schon verübt sein mußte, aus der Wohnung der Demoiselle treten sah. Das Signalement paßte vollkommen auf einen vor kurzer Zeit aus dem Gefängnisse entlassenen Fleischergehülfen, der seiner Zeit wegen eines im Raufhandel ertheilten Messerstichs verurtheilt und im Strafhause für das Verbrecher-Album photographirt worden war. Auf Ersuchen sendete die Wiener Polizei das Bild an die Provinzbehörde; dasselbe wurde der Frau vorgewiesen, und sie erklärte bestimmt den Mörder zu erkennen. Der Fleischergehülfe wurde in Triest ausgeforscht und verhaftet, leugnete entschieden die That, konnte jedoch leider kein vollständiges Alibi nachweisen. Durch eine unglückliche Verkettung von Umständen befand sich der Mann zur Zeit, als die That geschah, auf der Reise nach Triest, und es war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß von ihm die That verübt worden sei. Der Bedauernswerthe wurde in Haft behalten und wäre vielleicht vor das Gericht gestellt worden, hätte ihn nicht die Entdeckung des wahren Thäters befreit. Die Sicherheitsbehörde war durch fortgesetzte Nachforschungen zur Kenntniß der Thatsache gekommen, daß die ermordete Demoiselle früher im Geheimen ein ausschweifendes Leben geführt, ein Factum, welches zur Entdeckung des Verbrechers den Weg wies. Dieser, ein Geschäftsagent, konnte trotz der höchst gründlichen Untersuchung nicht des Mordes überwiesen werden; der Schleier des Geheimnisses, der über der blutigen That lag, blieb nach wie vor ungelüftet. Der Fleischergehülfe wurde nach Möglichkeit entschädigt, doch welchen Ersatz bietet eine Summe Geldes für die Qualen einer monatelangen Untersuchungshaft unter dem Verdachte des Mordes! Die Schwere der Verantwortung fiel auf jene Frau, die unbedacht und leichtsinnig den Verdacht auf den Unschuldigen gelenkt hatte. Die Lehre aus diesem Justizfalle ist für Jedermann einleuchtend: wer in die Lage kommen sollte, aus vorliegenden Photographien den Thäter eines begangenen Verbrechens der Behörde zu bezeichnen, hüte sich das entscheidende Wort zu sprechen, wenn er seiner Sache nicht ganz sicher ist!

Liebe, Haß und Eifersucht der Fische.

Wer hätte nicht schon oft die Behauptung gehört, daß die Fische keinerlei zartere Zuneigung zu einander fühlen, weder zu ihrem Laich noch zu ihren Jungen, wer nicht die stereotypen Redensarten: kalt wie ein Fisch, herz- und lieblos wie die Fische und derartige unzählige andere Meinungsäußerungen. Daß diese Anschauungen, welche leider fast überall gehegt werden, theils auf grober Unwissenheit, theils auf sinn- und gedankenlosem Nachplappern beruhen, wird sich für jeden Unbefangenen sonnenklar aus dem Folgenden ergeben.

Die zuverlässigsten Beobachtungen in dieser Angelegenheit lassen sich in einer geschlossenen Forellen-Laich-Anstalt machen, welche als ein Theil einer mittelmäßigen Brut- und Zuchtanstalt einen Wasserbehälter von etwa zehn bis fünfzehn Fuß Breite, fünfzehn bis fünfundzwanzig Fuß Länge und zwei bis drei Fuß Tiefe erfordert. Rings an den Wänden dieses mit stets fließendem Quellwasser versehenen und meist überdachten Behälters befinden sich die hölzernen, steinernen oder thönernen Laichkästen, ähnlich unsern Staarkästen in der Größe von anderthalb bis zwei Quadratfuß. Diese Laichapparate haben an der Vorderseite unten eine ovale Oeffnung und einen doppelten Boden. Der obere, aus grobem Drahtnetze bestehende befindet sich ein bis anderthalb Fuß unter Wasser, ist mit Kieselsteinen von Hasel- bis Wallnußgröße anderthalb bis zwei Zoll hoch bedeckt und zum eigentlichen Laichen sowohl, wie auch zum Durchpassiren des Laichs bestimmt. Der untere Boden, welcher aus einem feinen Drahtnetze besteht, ist bestimmt, den durch den oberen hindurchgefallenen Laich aufzunehmen, und kann mit demselben wie mittelst einer Schieblade aus dem Kasten herausgezogen werden. In einer solchen oder ähnlichen Laichanstalt kann jeder einigermaßen aufmerksame Beobachter von October bis Ende Januar zu jeder Tageszeit auf das Unzweideutigste wahrnehmen, wie gerade die Forellen mit äußerster Leidenschaftlichkeit lieben und hassen und mit welch' aufopfernder Anstrengung und Sorgfalt sie ihren Laich zu beschützen und zu verbergen verstehen.

Das Weibchen umschwimmt mit eleganten Wendungen und Schwingungen, welche man zu keiner andern, als zur Laichzeit beobachten kann, bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, oft genug sogar auf dem Rücken liegend und seine um diese Zeit ganz auffallend brillanten Farben zeigend, ein aus Hunderten erkorenes Männchen. In ganz ähnlicher Weise schießt letzteres in zierlich sich schlängelnden Linien unter und über seinem Weibchen her, indem es dasselbe auf das Behutsamste berührt

und streift. Ein solches Forellenpaar führt die wunderlichsten, interessantesten Schwimmkunststücke aus, je weiter es sich von dem Schwarme entfernt, um einen Laichplatz oder Laichkasten zu beziehen.

Dieses reizende Spiel wird jedoch oft und jedesmal dann unterbrochen, wenn ein dritter Fisch einem solchen Paare zu nahe kommt. Wie ein zuckender Blitz schießt bald das Weibchen, bald das Männchen, nachdem sie einen Moment plötzlich wie bewegungslos „standen", auf den Unberufenen los und jagt ihn mit einem heftigen Anpralle oder mit dem furchtbaren Gebisse in die Flucht. Meistens nimmt jedoch das Männchen diesen Kampf auf, während das Weibchen, auf der Stelle „stehend", ohne Bewegung zuschaut.

Ist endlich nach vorsichtiger Auswahl entweder ein leerer Laichkasten gefunden oder durch oft blutigen Kampf ein solcher erobert, so beginnt das Weibchen nach allseitiger Inspection ohne Zögern mit der Aushöhlung des Laichbettes, und zwar durch ruckweise seitwärts ausgeführte Bewegungen, welche man z. B. bei einem Schiffe „Rollen" zu nennen pflegt. Bei diesen Bewegungen wirft sich das Weibchen in schnellem Tempo von der einen auf die andere Seite, indem es mit dem Bauche die kleinen Steine so lange nach beiden Seiten hin wirft, bis die Aushöhlung etwa anderthalb bis zwei Zoll tief, zwei bis drei Zoll breit und bis zu zwölf Zoll lang ist.

Während so das Weibchen mit aller Anstrengung ein Laichbett bereitet, welches in diesem Falle immer bis auf das obere Drahtnetz reicht, dieses auf zwei bis vier Zoll hin bloßlegt und in gewissen Pausen seine Eier hineinfallen läßt, „steht" das Männchen, das ihm vorgeworfene Lieblingsfutter nie beachtend, schräg an der Innenseite der ovalen Oeffnung des Laichapparats still und fest, sodaß es mit ununterbrochener Wachsamkeit ein Auge stets auf das emsig thätige Weibchen, das andere auf Alles gerichtet hält, was außerhalb der von ihm in Anspruch genommenen Behausung vor sich geht.

Wehe dem Unbedachtsamen und Frechen, der sich von außen her zu nahe an den Eingang wagt! Mit unglaublicher Gewalt schießt ein solch wachthabendes Männchen auf den Frevler los und verfolgt ihn auf die heftigste Weise bis mitten in den Schwarm der Unparteiischen; selten endet die Verfolgung ohne eine blutige Wunde. Nicht selten wird auch die augenblickliche Abwesenheit des sein Weib, Haus und Bett vertheidigenden legitimen Männchens von einem andern schleunigst benutzt, indem es sich zu dem einsamen Weibchen in den Laichkasten schleicht und sich nunmehr gegen das zurückkehrende, mehr oder weniger ermüdete Männchen zu behaupten sucht. Jetzt verbündet sich aber das Weibchen ohne jedwedes Säumen mit dem Heimkehrenden, und beide vereint bereiten dem Eindringlinge eine solche schwere Noth, daß er, fast ohne alle Ausnahme, arg zerzaust und verwundet hinausgetrieben wird.

Solch ein erbitterter Kampf zwischen drei Forellen ist selbst für den praktischen Fischzüchter, obgleich er ihn zur Laichzeit fast jeden Tag zu beobachten Gelegenheit hat, ein aufregender Sport. Man beobachtet dabei sehr oft, daß die Forelle ihr äußerst scharfes Gebiß tief und fest (der Engländer nennt das „lock jaws") in das zarte Fleisch des Nebenbuhlers einschlägt und denselben für eine geraume Zeit unter sich festhält, genau so, wie dies kämpfende Bulldoggen, Gänse, Schwäne rc. unter einander zu thun pflegen.

Wer sich von der äußerst wilden, urwüchsigen Leidenschaftlichkeit der Forellen einen annähernd richtigen Begriff machen, Liebe, Eifersucht und Haß derselben würdigen lernen will, der besuche eine geschlossene Laichanstalt gegen das Ende der Laichzeit; selten sieht man dann Männchen unverletzt, sehr häufig findet man sogar Weibchen verwundet. Einen viertel bis einen halben Zoll lange, offene, blutig rothe Wunden am Rücken und in der Kiemengegend beweisen ohne weitere Erklärung die heiße Liebe dieses Edelfisches, für welche ich hiermit in Ehren eine Lanze gebrochen haben will.

Offen und ehrlich erkläre ich, daß ich Liebe, Haß und Eifersucht bei allen Thieren, sogar bei den höhern und höchsten Wirbelthieren, über einen Kamm scheere. Man komme mir nicht mit Unterschieden von Gefühlsäußerungen höherer Thiere mit quantitativ mehr Gehirn rc. rc.! Ich behaupte, es ist noch nicht in letzter Instanz entschieden, ob die sogenannten verschiedenen Grade von Liebe rc. bei den Thieren in der Wirklichkeit oder blos in unserer mangelhaften Erkenntniß und in unserm befangenen Urtheile existiren. Beobachten und urtheilen wir also vorsichtig und gerecht!

Jede Pause, welche nun das Weibchen im Laichen macht und in welcher es, vom Männchen zart und behutsam zur Seite gedrückt und geschoben, das Laichbett verläßt, wird von dem letzteren benutzt, um ebenfalls zu laichen, das heißt: es legt sich genau an dieselbe Stelle, die das Weibchen soeben verließ, und spritzt, während jetzt das letztere auf dieselbe Weise Posto faßt, mit zuckenden, seitlichen Vor- und Rückwärtsbewegungen, sich stets dicht am Grunde haltend und reibend, seinen Laich (Milch) über und zwischen die weiblichen Eier (Rogen).

Nach diesen ebenso aufregenden wie anstrengenden Befruchtungsacten folgt nun nicht, wie bei fast allen andern Thieren, Ruhe und Erholung, sondern jetzt fängt bei den Forellen eine alle Kraft und Energie erheischende Thätigkeit erst an, welche in dem „Decken des Laichbettes" besteht.

Mit schnellen, kraftvollen, ruckweise ausgeführten Seitwärtsbewegungen werden abwechselnd vom Weibchen oder Männchen, auch wohl von beiden zugleich, Kieselsteinchen massenweise in und auf das Laichbett geschleudert und zwar so energisch, daß dieselben oft bis zu zwei Fuß weit darüber hinfliegen; hierbei hört man die Steine dermaßen gegen die Wände des Laichkastens anprallen, als ob Einer dicht hinter uns mit den Fingern auf einem Brett trommele. Das bloße Ausfüllen und Zudecken des Laichbettes genügt aber der vorsichtigen und vorsorglichen Forelle bei Weitem nicht. Sie deckt und deckt, baut und baut, bis ein ganz ansehnlicher Hügel länglich rund ihr Laichbett überwölbt.

Manche Vogelarten rupfen sich Federn aus, Kaninchen reißen sich büschelweise Haare aus, um ihre Jungen möglichst weich und warm zu betten; wenn wir berechtigt sind hierin mehr als Instinct zu sehen und glauben müssen, daß ein gewisser Grad von Liebe und Fürsorge für ihre Jungen diese Thiere veranlaßt, sich selbst solche Qualen zu bereiten, dann sind wir gezwungen, diese edlen Züge in ebenso hohem Maße den Forellen zuzuerkennen.

Wahrhaft rührend ist es, zuzusehen, mit welch ausdauerndem Eifer diese Edelfische ihre feinen, zarten Leiber, welche doch aller deckenden und schützenden Schuppen entbehren, preisgeben, um den scharf schneidenden und grobkörnigen Sand und die diamantharten, äußerst scharfkantigen, nie ganz glatten Kiesel erstlich zu einem Laichbett zu bearbeiten und dann aus demselben ihre sammetweiche Haut fortwährend verwundenden Material einen Hügel über demselben zu wölben.

Wohl fände die Forelle in Bächen und Teichen hinreichend Schlammerde und weiche, zersetzte Vegetabilien, um jenes ihr stets unbarmherzige Qualen bereitenden Materials entbehren zu können, da sie aber genau weiß, daß nur in dem von ihr gereinigten, d. h. durcheinander geriebenen, gerüttelten und geschüttelten Sand und Kies ihre Eier wohl aufgehoben sind und ihre so tausendfach bedrohten Jungen in der ersten hülflosen Zeit nur in diesem Material den so sehr nöthigen Schutz finden, so achtet sie unter den aufopfernden Anstrengungen für das Beschaffen einer gedeihlichen Zukunft ihrer Nachkommenschaft der Wunden und Schmerzen, selbst des Hungers nicht.

Meilen und Meilen weit wandert sie, höchstens zu Zweien, ihre geschützten, bequemen Verhältnisse verlassend, unter den denkbar größten Mühseligkeiten, die noch bedeutend durch ihren Zustand (das Beschwertsein mit Laich) vermehrt werden, überspringt alle Hindernisse, wühlt sich über seichte Stellen hinweg, setzt sich den größten Gefahren, und zwar mit offenbarem Bewußtsein derselben, aus; alles nur, um ihre Nachkommenschaft unter möglichst günstige Bedingungen für ihre Fortentwickelung zu bringen.

Bei genauerer Betrachtung einer Forelle, ganz besonders eines Forellenweibchens in der Laichanstalt am Ende der Laichthätigkeit, wird wohl Niemand den edleren Eigenschaften dieses Fisches sein Mitgefühl und seine Anerkennung versagen können, denn die oben erwähnten tiefen Wunden, welche Liebe, Haß und Eifersucht schlugen, abgerechnet, sehen wir den ganzen mittleren Theil des Körpers zu beiden Seiten über und über mit Hautrissen und Einschnitten bedeckt, deren Grund und

Ursache nach Obigem sich von selbst erklärt und über alle Zweifel hinaus beweist, daß gerade diese Fische mit bewunderungswürdiger Vorsicht und aufopfernder Sorgfalt für das Gedeihen ihrer Gattung sich bemühen.

Um nun andern Fischarten kein Unrecht zuzufügen, muß erwähnt werden, daß gar viele derselben ganz ähnliche Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten haben, wie die Forellen, ja, daß sogar bei manchen die Geschlechtsliebe sowohl, wie die Liebe und Sorge für ihren Laich, besonders aber für ihre Jungen, noch viel lebhafter und unzweideutiger entwickelt ist.

Diese kurze Darstellung, welche auf langjähriger, sorgsamer Beobachtung im Umgange mit Forellen, in wildem Zustande sowohl, wie in gezähmtem, in deutschen und nordamerikanischen Forellenzüchtereien beruht, mag für den Beweis genügen, daß gerade diese Edelfische sehr viel Liebe, Eifersucht und Haß und viel mehr schützende Sorgfalt für ihre Nachkommenschaft entwickeln, als viele andere Thiere. Ich brauche hierbei nur an gewisse Schlangen, Schildkröten, den Kukuk und den Strauß etc. zu erinnern. Leider genießt dieses Gezücht bis jetzt trotz alledem eines besseren Rufes als die herrlichen Forellen. Das Factum, daß diese zuweilen, jedoch nur unter gewissen Verhältnissen, den eigenen Laich und die eigenen Jungen verzehren, ist gewiß einem Charles Darwin ebenso schwierig zu erklären, wie die Thatsache, daß Hauskatzen, Kaninchen und Schweine, sogar unsere vielgepriesenen Hunde und viele andere Thiere ebenfalls oft ihre lebendigen Jungen verzehren. Keinenfalls erlaubt diese Thatsache, daß man sie benutze, um die Lieb- und Gefühllosigkeit der Fische zu beweisen. Wer solche bis jetzt unverstandene, scheinbar grausame Vorkommnisse bei den Thieren benutzen wollte, um denselben alle besseren und milderen Charakterzüge abzusprechen, wie das thatsächlich den Fischen gegenüber geschieht, der würde ihnen sehr unrecht thun.

Hiermit will ich ebenso wenig den Naturforscher, wie den wissenschaftlich gebildeten Fischzüchter herausgefordert haben, da sie ja mit den angeführten Thatsachen bekannt sein müssen —, nur kann ich mir die Genugthuung nicht versagen, die Priorität obiger Veröffentlichungen zu beanspruchen, indem ich wiederhole, daß ich die erste Lanze für die Rechtfertigung der Fische in Betreff ihrer hier besprochenen Charakterzüge gebrochen habe.

Mögen also der kurzsichtige Dilettant in der Fischzüchterei und der pedantische Sonntagsfischer, vor allen jedoch das Heer der gedankenlosen Nachbeter in sich gehen und sich von ihrem falschen, hartherzigen Urtheile über das kalte Fischblut baldigst belehren, denn wahrlich keiner Classe von Wirbelthieren, selbst bis zur Nachkommenschaft von Adam und Eva hinauf, ist in dieser Beziehung je so viel Unrecht gethan worden, als den Forellen.

Holyoke in Massachusetts. Dr. A. von Clausen.

Blätter und Blüthen.

Der Erbe einer Spielbank. Vor dem Curhause in Baden-Baden begegnet man fast täglich einem wunderschönen kleinen Knaben, begleitet von einer englischen Gouvernante und einem betreßten Diener. Auf die neugierige Frage erfährt man: es sei der Erbprinz von Monaco. Reichen die geographischen Kenntnisse der Meisten nun auch so weit, daß sie den Namen dieses Fürstenthums im Gedächtnisse haben, so sind doch die Privatverhältnisse der regierenden Familie dem Gesichtskreise Vieler entrückt, und man fragt sich, warum der Thronerbe so fern von seiner Heimath aufwächst. Den Bewohnern Badens sind die Gründe nicht fremd. Mittheilsam erzählen sie, daß der kleine Erbprinz hier mit seiner Mutter, einer Tochter der Herzogin von Hamilton, lebe, die sich kurz nach ihrer Verheirathung von ihrem jungen Gatten getrennt, und daß die unglückliche Frau immer zittere, der Gatte werde ihr das Kind, das gesetzlich nur bis zum siebenten Jahre ihr gehört, entführen.

So klein das Fürstenthum Monaco auch ist, so ist es von feenhaftem Reize und hat ein unübertreffliches Klima. Auf der Landkarte bildet es nur einen Punkt; in der Wirklichkeit aber ist dieser Punkt so schön, daß man ihn, wenn einmal gesehen, nie aus seiner Erinnerung verliert. Jäh steigen hier die grauen Felsen über dem blauen Meere empor, überwuchert von Wäldern von Olivenbäumen und Orangen. Aber Reichthümer wird der kleine Erbprinz von Monaco freilich nicht vorfinden, wenngleich sein Großvater als kluger Haushalter bedacht gewesen ist, sein Einkommen zu vergrößern, indem er Herrn François Blanc die Erlaubniß ertheilte, dort eine Spielbank zu errichten, deren Pachtgelder die Revenüen seines Reiches übersteigen. Dieses Reich, wären die Felsen nicht, um den Gesichtskreis zu beschränken, würde man mit dem Augenglas übersehen, aber souveräner Fürst darin zu sein, hat dennoch seinen Reiz.

Die Prinzen von Monaco sind aus dem Geschlecht der Grimaldi hervorgegangen, welches in den beiden Bergfestungen Monaco und Monege seine uneinnehmbaren Stätten hatte. Nur zur See konnte man damals hierher gelangen, nur durch Ueberrumpelung oder Hunger sie einnehmen. So lange die Garnison wachsam, die Kornkammer gefüllt war, der Wasservorrath zureichte, mochten die Fürsten der ganzen Welt Trotz bieten. Es war im Mittelalter für die christlichen Galeeren ein bewundernswürdiger Hafen. Die Grimaldi, einst gefürchtete Piraten, nahmen später einen bevorzugten Rang unter den ersten Familien Frankreichs unter dem Titel der Fürsten von Monaco ein. Sie heiratheten in die fürstlichen Familien von Aquitanien, der Normandie, Arragonien, in die Häuser Orleans und Bourbon; sie waren ausgezeichnete Soldaten und Diplomaten an allen europäischen Höfen; sie gaben Frankreich vier Großadmirale, der Kirche mehrere Cardinäle, Genua elf Dogen, Florenz einen Generalcapitain.

Je nachdem es vortheilhaft für sie war, empfingen sie in ihren Mauern italienische, spanische, französische Garnisonen. Karl der Fünfte und seine Nachfolger belohnten sie für ihre über ein Jahrhundert ausdauernde Treue mit dem goldenen Vließ, machten sie zu Granden Spaniens und verliehen ihnen werthvolle Besitzungen im Mailändischen, in Neapel, in Spanien. Im Jahre 1641 verjagten die Bewohner von Monaco die spanische Besatzung. Honorio Grimaldi, Prinz von Monaco, suchte den König von Frankreich in Peronne auf und schloß mit ihm ein Bündniß. Demzufolge rückte eine französische Besatzung bei ihm ein. Ludwig der Dreizehnte erhob ihn zum Herzog von Valentinois, Marquis von Beaux verlieh ihm den St. Michaels- und den Heiligen-Geist-Orden und schenkte ihm einen großen Landbesitz in Frankreich. Das war der Höhepunkt der Macht und des Ansehens der Grimaldi. Langsam ging es von da an abwärts mit ihnen; aus unabhängigen Fürsten wurden französische Magnaten.

Die Verbesserungen in der Artillerie, im Schiffbau beeinträchtigten den Werth der kleinen Festung, die dadurch einnehmbar wurde. — Fürsten suchten kein Bündniß mehr mit dem Hause der Grimaldi; die Glieder desselben verheiratheten sich mit dem französischen Adel. Ihr Ansehen sank mit ihrer Bedeutung. Aus Italienern und Spaniern waren sie Franzosen geworden und hielten sich in Frankreich auf. Der kleine Felsen hatte wenig Reiz für die durch den Aufenthalt in Paris verwöhnten Prinzen.

Das Fürstenthum bestand zur Zeit der großen französischen Revolution aus drei Kirchspielen: Monaco, Mentone und Roccabruna mit einer Bevölkerung von 8000 Seelen. Auf einem schmalen Felsenabhange am Fuße der Seealpen streckte sich dieses kleine Reich hin, acht Meilen lang. Mühsam in Terrassen aufgebaut, mit Oliven, Feigen, Orangen, Citronen bepflanzt, bringt es nicht Wein, nicht Korn hervor, ernährt nicht Kühe, nicht Schafe, hat wenig Wasser. Die Bewohner leben von der Ausfuhr ihrer Luxusartikel, gegen die sie die Nothwendigkeiten des Lebens eintauschen, bei hohen Steuern beständig der Hungersnoth ausgesetzt.

Seine natürliche Production kann das Land nicht steigern; somit muß ihm seine Armuth und sein Elend bleiben, welche durch die Abwesenheit seiner Fürsten und die Härte der Intendanten noch gesteigert wird. Freudig hatte es sich der großen französischen Republik einverleiben lassen — es konnte ja nicht schlimmer mit ihm werden, vielleicht aber doch besser — und bedauerte, daß Ludwig der Achtzehnte nach seinem Einzuge in Paris die Grimaldi wieder als Prinzen von Monaco einsetzte.

Honorio der Vierte verließ sofort Paris, um von seinem Reiche Besitz zu nehmen. Am 1. März 1815 um Mitternacht wurde des Fürsten Wagen zwischen Antibes und Cannes von bewaffneten Leuten unter dem Befehle des Generals Cambronne angehalten. Der Prinz stieg aus und sah sich Napoleon gegenüber, der ihm genau bekannt war. Der von Elba zurückkehrende Kaiser bivouakirte die Nacht bei hellem Feuer in einem Olivenwäldchen. Nach kurzer Unterhaltung trennten sie sich unter gegenseitigen Glückwünschen, der Eine, um von Monaco Besitz zu nehmen, der Andere, um nach den Tuilerien, nach Waterloo, nach Sanct Helena zu gehen.

Und der kleine Erbe dieser Grimaldi, der jetzt vor dem Curhause in Baden-Baden den bunten Gummiball in die Luft wirft und ihn zu erhaschen sucht, bevor er die Erde erreicht, was wird ihn die Geschichte lehren? Daß die Grimaldi auch heute noch Piraten sind?!

A. B.

Für das Fröbel-Institut in Neapel gingen wieder nachfolgende Posten ein: Professor Dr. Franz von Holtzendorff anläßlich eines Vortrages, überwiesen durch den kaufmännischen Verein in München, 25 Mk.; Freiherr B. von Tauchnitz in Leipzig 100 Mk.; M. Ihering in Aurich 10 Mk.; Frau Elisabeth Seeburg in Leipzig 40 Mk.; Consul Beckmann daselbst 100 Mk.; N. N. 10 Mk.; Frau Hoerner in Offenbach 10 Mk.; Frau Steele daselbst 10 Mk.; Frau J. und S. Schmaltz 10 Mk.; Frau Wüst daselbst 10 Mk.; Frau Grunelius in Frankfurt 100 Mk.; N. N. 100 Mk. **D. Red. d. Gartl.**

Kleiner Briefkasten.

B. in W. Wir bedauern, auf Ihren Wunsch nicht sofort eingehen zu können. Illustrirte Artikel über den Krieg in der Türkei schon jetzt zu liefern, ist um so weniger möglich, als authentische Schilderungen vom Kriegsschauplatze uns noch ganz fehlen und die dortigen Volkszustände nicht geeignet sind, die Feldmaler so zahlreich wie in Frankreich anzulocken. Außerdem hat die ganze Metzelei für uns Deutsche vor der Hand nicht das geringste nationale Interesse.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen waren vergangen. Der Sommer neigte sich seinem Ende zu, und in Altenhof hatte man vollauf mit der Ernte zu thun. Der Gutsherr, der den ganzen Vormittag auf den Feldern gewesen war, um überall nachzusehen und anzuordnen, war müde und matt nach Hause gekommen und gedachte jetzt, nach dem Essen, sich der wohlverdienten Mittagsruhe hinzugeben. Während er aber die Anstalten dazu machte, blickte er mit einem Gemisch von Aerger und Verwunderung auf seinen Pflegesohn, der in seinem gewöhnlichen Reitanzuge am Fenster stand und auf das Vorführen seines Pferdes wartete.

„Also Du willst wirklich in der Mittagshitze nach C. hinüber?“ sagte Herr Witold. „Ich gratulire Dir zu dem zweistündigen schattenlosen Wege. Du wirst den Sonnenstich bekommen, aber Du scheinst gar nicht mehr leben zu können, wenn Du Deiner Frau Mutter nicht mindestens drei- oder viermal in der Woche die Aufwartung machst.“

Der junge Mann runzelte die Stirn. „Ich kann der Mutter doch nicht Nein sagen, wenn sie mich zu sehen wünscht. Jetzt, wo wir uns so nahe sind, hat sie am Ende das Recht, zu verlangen, daß ich sie öfter besuche.“

„Nun, sie macht auch einen tüchtigen Gebrauch davon,“ meinte Witold. „Wissen möchte ich aber doch, wie sie es angefangen hat, Dich zum gehorsamen Sohn zu machen. Ich habe das fast zwanzig Jahre lang umsonst versucht; sie brachte es in einem einzigen Tage fertig. Freilich, das Regieren verstand sie von jeher aus dem Grunde.“

„Du weißt doch am besten, Onkel, daß ich mich nicht regieren lasse,“ versetzte Waldemar in gereiztem Tone. „Die Mutter ist mir mit einer Versöhnlichkeit entgegengekommen, die ich nicht so schroff zurückweisen kann und will, wie Du es wolltest, so lange ich noch unter Deiner Vormundschaft stand —“

„Es wird Dir wohl recht oft da drüben gesagt, daß Du nicht mehr darunter stehst?“ unterbrach ihn der Pflegevater. „Du betonst das merkwürdig oft seit den letzten Wochen. Das ist übrigens ganz und gar unnöthig, mein Junge. Du hast aber von jeher immer nur gethan, was Du selbst gewollt hast, hast es oft genug gegen meinen Willen gethan. Deine Mündigkeitserklärung ist eine reine Form, das heißt für mich, nicht für die Baratowski. Die werden schon wissen, was sie damit angefangen haben und weshalb sie Dich fortwährend daran erinnern.“

„Wozu die ewigen Verdächtigungen!“ brauste Waldemar auf. „Soll ich auf jeden Umgang mit meinen Verwandten verzichten, einzig deshalb, weil Du ihnen feind bist?“

„Ich wollte, Du könntest die Zärtlichkeit Deiner lieben Verwandten einmal auf die Probe stellen,“ spottete Witold. „Sie kümmerten sich nicht so viel um Dich, wenn Du nicht zufälliger Weise der Herr von Wilicza wärest. — Nun, fahre mir nicht gleich wieder auf! Wir haben uns in der letzten Zeit so oft über die Geschichte gezankt, daß ich mir heute nicht wieder den Mittagsschlaf dadurch verderben will. Dieser verwünschte Badeaufenthalt wird ja wohl auch ein Ende nehmen, und dann sind wir die ganze Gesellschaft los.“

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Waldemar ging ungeduldig im Zimmer auf und nieder.

„Ich weiß nicht, was sie drüben in den Ställen machen. Ich habe Befehl gegeben, den Normann zu satteln, aber der Stallknecht scheint dabei eingeschlafen zu sein.“

„Du hast wohl wieder einmal gewaltige Eile, fortzukommen?“ fragte der Gutsherr trocken. „Ich glaube wahrhaftig, sie haben Dir in C. einen Hexentrank eingegeben, daß Du nirgends anderswo mehr Ruhe hast. Du kannst jetzt nie die Zeit erwarten, bist Du erst im Sattel sitzest.“

Waldemar gab keine Antwort; er pfiff vor sich hin und schlug mit der Reitgerte in die Luft.

„Die Fürstin geht doch hoffentlich wieder nach Paris zurück?“ fragte Witold auf einmal.

„Das weiß ich nicht. Es ist noch nicht beschlossen, wo Leo seine Studien vollenden soll. Die Mutter wird sich wahrscheinlich durch die Rücksicht auf ihn in ihrem künftigen Aufenthalt bestimmen lassen.“

„Ich wollte, er studirte in Constantinopel,“ sprach Herr Witold ärgerlich, „und seine Frau Mutter ließe sich aus Rücksicht für ihn bestimmen, auch mit in's Türkenland zu gehen, dann kämen sie wenigstens sobald nicht wieder. Dieser junge Baratowski muß ja übrigens ein wahres Ungeheuer von Gelehrsamkeit werden. Du sprichst fortwährend von ‚seinen ‚Studien‘.“

„Leo hat auch viel mehr gelernt als ich,“ sagte Waldemar grollend, „und er ist doch volle vier Jahre jünger.“

„Seine Mutter wird ihn wohl tüchtig zum Lernen angehalten haben. Der hat sicher nur einen einzigen Hofmeister gehabt, während Dir sechs davon gelaufen sind und der siebente nur mit Noth und Mühe bei Dir aushält.“

„Und warum bin ich nicht zum Lernen angehalten worden?" fragte der junge Nordeck plötzlich, indem er trotzig die Arme übereinander schlug und dicht vor seinen Pflegevater hintrat. Dieser sah ihn mit starrer Verwunderung an.

„Ich glaube, der Junge will mir Vorwürfe machen, weil ich ihm in allen Stücken den Willen gethan habe," rief er erzürnt.

„Nein," entgegnete Waldemar kurz. „Du hast es gut gemeint, Onkel, aber Du weißt nicht, wie mir zu Muthe ist, wenn ich sehe, daß Leo mir in allen Stücken voraus ist, wenn ich fortwährend von der Nothwendigkeit seiner weiteren Ausbildung höre, und dabei stehe und — aber das soll ein Ende nehmen. Ich gehe auch auf die Universität."

Herr Witold hätte vor Schreck beinahe das Sophakissen fallen lassen, das er sich eben zurecht legen wollte.

„Auf die Universität?" wiederholte er.

„Gewiß, Doctor Fabian spricht ja schon seit Monaten davon."

„Und Du hast Dich seit Monaten entschieden geweigert."

„Das war früher — jetzt denke ich anders darüber. Leo soll schon im nächsten Jahre zur Universität, und wenn er mit achtzehn Jahren reif dafür ist, so ist es für mich wahrhaftig die höchste Zeit. Ich will nicht immer und ewig hinter meinem jüngeren Bruder zurückstehen. Morgen spreche ich mit Doctor Fabian. — Und jetzt werde ich einmal selbst nach den Ställen hinübergehen und sehen, ob der Normann endlich gesattelt ist. Mir reißt die Geduld bei dem langen Warten."

Er hatte bei den letzten Worten seinen Hut vom Tische genommen und stürmte nun in voller Ungeduld hinaus. Herr Witold blieb auf dem Sopha sitzen; er hielt das Kissen noch in der Hand, aber er dachte nicht mehr daran, es sich zurecht zu legen; mit der Mittagsruhe schien es vorläufig vorbei zu sein.

„Was ist mit dem Jungen vorgegangen? — Doctor, was haben sie mit dem Jungen angefangen?" rief er zornig dem ganz harmlos eintretenden Doctor Fabian entgegen.

„Ich?" fragte dieser erschrocken. „Nichts, Herr Witold. Waldemar kam ja soeben von Ihnen."

„Ach, ich meine ja gar nicht Sie," sagte der Gutsherr ärgerlich. „Ich sprach von der Baratowski'schen Gesellschaft. Seit die den Waldemar in Händen hat, ist er gar nicht mehr zu regieren. Denken Sie nur, er will auf die Universität."

„Wirklich?" rief der Doctor erfreut.

Durch diese Antwort wurde Herr Witold nur noch mehr erbost. „Darüber freuen Sie sich wohl ganz außerordentlich?" grollte er. „Es macht Ihnen wohl sehr großes Vergnügen, daß Sie von hier wegkommen und ich dann mutterseelenallein in Altenhof sitze?"

„Sie wissen ja, daß ich den Universitätsbesuch stets befürwortet habe," vertheidigte sich der Erzieher. „Ich habe leider nie Gehör gefunden, und wenn es wirklich die Frau Fürstin ist, die Waldemar endlich dazu vermocht hat, so kann ich ihren Einfluß nur für einen segensreichen halten."

„Hol' der Kukuk den segensreichen Einfluß!" rief der Gutsherr, indem er das unglückliche Sophakissen mitten in das Zimmer schleuderte. „Wir werden schon sehen, was dahinter steckt. Irgend etwas ist mit dem Jungen passirt. Er läuft herum, als ob er am hellen lichten Tage träumte, kümmert sich um nichts mehr und giebt, wenn man ihn fragt, ganz verkehrte Antworten. Wenn er auf die Jagd geht, kommt er mit leeren Händen zurück, er, der sonst immer trifft, und jetzt hat er es auf einmal mit dem Studiren bekommen und ist nicht wieder davon abzubringen. — Ich muß heraus haben, was diese Veränderung bewirkt hat, und Sie sollen mir dabei helfen, Doctor. Sie müssen nächstens mit nach C."

„Um des Himmelswillen nicht!" protestirte Doctor Fabian. „Was soll ich dort?"

„Aufpassen!" sagte der Gutsherr wichtig. „Und mir dann Nachricht bringen. Da drüben passirt etwas, das lasse ich mir nicht nehmen. Ich selbst kann nicht hinüber, denn ich stehe mit der Fürstin so zu sagen auf dem Kriegsfuße, und wenn wir beide zusammengerathen, giebt es Lärm. Ich kann ihre Bosheiten nicht vertragen und sie nicht meine Grobheiten, aber Sie, Doctor, sind neutral in der Sache; Sie sind der rechte Mann."

Der Doctor wehrte sich mit allen Kräften gegen die ihm gestellte Zumuthung. „Aber ich verstehe mich ganz und gar nicht auf dergleichen," klagte er. „Sie kennen ja meine Aengstlichkeit, meine Zerstreutheit im Verkehr mit Fremden, und nun vollends der Frau Fürstin gegenüber. Auch wird Waldemar nie zugeben, daß ich ihn begleite —"

„Hilft Ihnen alles nichts!" unterbrach ihn Witold dictatorisch. „Sie müssen nach C. Sie sind der einzige Mensch, zu dem ich Vertrauen habe, Doctor. Sie werden mich doch nicht im Stiche lassen?" Und nun stürmte er mit einer solchen Menge von Bitten, Vorwürfen und Vorstellungen auf den armen Doctor ein, daß dieser, halb betäubt, sich endlich gefangen gab und alles versprach, was man nur von ihm verlangte.

Da ließen sich Hufschläge draußen auf dem Hofe vernehmen. Waldemar saß bereits zu Pferde; er gab dem Thiere die Zügel, und ohne auch nur einen Blick nach den Fenstern zurückzuwerfen, sprengte er davon.

„Da jagt er hin," sagte Witold, halb grollend und halb schon wieder voll Bewunderung für seinen Pflegesohn. „Sehen Sie nur, wie der Junge zu Pferde sitzt, wie aus Erz gegossen! Und es ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, den Normann zu bändigen."

„Waldemar hat eine eigene Passion, stets nur junge, wilde Pferde zu reiten," meinte der Doctor ängstlich. „Ich begreife nicht, weshalb er sich gerade den Normann zum Liebling ausersehen hat. Es ist das unbändigste und widerspänstigste Thier im ganzen Stalle."

„Eben deshalb!" lachte der Gutsherr. „Sie wissen ja, er muß etwas zu bezwingen und zu bändigen haben, sonst macht ihm die Sache keinen Spaß. Aber nun kommen Sie, Doctor! Wir wollen Ihre Mission überlegen; Sie müssen die Sache diplomatisch anfangen."

Damit ergriff er den Doctor beim Arme und zog ihn zum Sopha. Der arme Fabian folgte geduldig. Er hatte sich in alles ergeben, und sagte nur halblaut mit kläglichem Ausdrucke: „Ich ein Diplomat, Herr Witold? Daß Gott erbarm!" —

Die Baratowski'sche Familie hatte von jeher nur wenig Antheil an dem eigentlichen Badeleben von C. genommen, und seit der letzten Zeit zog sie sich noch mehr als sonst davon zurück. Waldemar fand sie bei seinen jetzt so häufigen Besuchen stets unter sich. Nur Graf Morynski war schon nach wenigen Tagen wieder abgereist; es war allerdings seine Absicht gewesen, seine Tochter sogleich mit sich zu nehmen, aber die Fürstin fand, daß ein längerer Aufenthalt an der See für Wanda's Gesundheit ganz unbedingt nothwendig sei, und wußte ihren Bruder zu bestimmen, daß er in die verlängerte Trennung willigte. Er hatte sich dem Wunsche der Schwester gefügt und war vorläufig allein nach Rakowicz zurückgekehrt, wo geschäftliche Angelegenheiten seine Gegenwart erforderten.

Der junge Nordeck hatte trotz der Mittagshitze den Ritt in stürmischer Eile zurückgelegt und trat jetzt in das Zimmer der Fürstin, die er an ihrem Schreibtische fand. Wäre Leo so glühend erhitzt bei ihr eingetreten, sie hätte sicher ein Wort der Sorge oder der Ermahnung für ihn gehabt. Waldemar's Aussehen blieb, wenn auch nicht unbemerkt, doch gänzlich unerwähnt. Es war eigenthümlich, daß auch jetzt, wo Mutter und Sohn sich doch so häufig sahen, nicht die geringste Vertraulichkeit zwischen ihnen Wurzel fassen wollte. Die Fürstin behandelte Waldemar stets mit der äußersten Rücksicht, und er bemühte sich, sein schroffes Wesen ihr gegenüber etwas zu mäßigen, aber es lag auch nicht die leiseste Spur von Herzlichkeit in diesem beiderseitigen Bemühen, ein gutes Einvernehmen aufrecht zu erhalten. Sie **konnten** nun einmal nicht über die unsichtbare Kluft hinweg, die zwischen ihnen lag, wenn eine fremde Macht sie auch für den Augenblick überbrückt hatte. Die gegenseitige Begrüßung war genau so kühl, wie beim ersten Wiedersehen, nur daß Waldemar's Augen jetzt unruhig fragend im Zimmer umherschweiften.

„Du suchst Leo und Wanda?" fragte die Fürstin. „Sie sind bereits unten am Strande und wollen Dich dort erwarten. Ihr habt ja wohl eine Segelfahrt miteinander verabredet?"

„Ja wohl! Ich werde die Anderen sogleich aufsuchen." Waldemar machte eine hastige Bewegung nach der Thür, aber die Mutter legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Zuerst möchte ich Dich für einige Minuten in Anspruch nehmen. Ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen."

„Kann das nicht später geschehen?" fragte Waldemar ungeduldig. „Ich möchte doch vorher —"

„Es liegt mir daran, Dich allein zu sprechen," unterbrach ihn die Fürstin. „Du kommst noch immer zeitig genug zu der Partie. Ihr werdet sie wohl um eine Viertelstunde verschieben können."

Der junge Nordeck sah bei dieser Zumuthung äußerst unzufrieden aus und folgte nur mit offenbarem Widerstreben der Einladung zum Niedersitzen. Von Aufmerksamkeit schien bei ihm vorläufig keine Rede zu sein, denn sein Blick schweifte fortwährend durch das Fenster, in dessen Nähe er saß und das nach dem Strande hinausging.

„Unser Aufenthalt in C. naht sich seinem Ende," begann die Fürstin. „Wir werden wohl bald an die Abreise denken müssen."

Waldemar machte eine Bewegung, die fast Schrecken verrieth. „Schon jetzt? Der September verspricht ja schön zu werden; weshalb willst Du ihn nicht hier verleben?"

„Das kann ich Wanda's wegen nicht. Ich kann meinem Bruder nicht eine noch längere Trennung von seinem Lieblinge zumuthen. Er hat schon ungern und nur auf meinen besonderen Wunsch in ihr Hierbleiben gewilligt, dafür habe ich ihm aber auch versprochen, sie selbst nach Rakowicz zu bringen."

„Rakowicz liegt ja wohl nicht weit von Wilicza?" fragte Waldemar rasch.

„Nur eine Stunde entfernt, etwa halb so weit, wie Altenhof von hier."

Der junge Mann schwieg; er sah wieder angelegentlich durch das Fenster. Der Strand schien ihn heute außerordentlich zu interessiren.

„Da wir gerade von Wilicza sprechen," warf die Fürstin leicht hin, „Du wirst doch jetzt, nach erreichter Mündigkeit, Deine Güter selbst antreten? Wann gedenkst Du dorthin zu gehen?"

„Es war anfangs für nächstes Frühjahr bestimmt," sagte Waldemar zerstreut und immer mit seinen Beobachtungen beschäftigt. „Ich wollte den Winter über noch bei dem Onkel bleiben. Das wird sich aber jetzt wohl ändern, da ich beabsichtige, auf die Universität zu gehen."

Die Mutter neigte zustimmend das Haupt. „Das ist ein Entschluß, dem ich nur meinen vollen Beifall geben kann. Ich habe Dir nie verhehlt, daß ich die vorwiegend praktische Erziehung bei Deinem Vormunde zu einseitig fand. Für eine Stellung, wie die Deinige, ist eine höhere Ausbildung unerläßlich."

„Ich möchte vorher aber Wilicza gern einmal sehen," lenkte Waldemar ein. „Ich war seit meinen Knabenjahren nicht dort, und — und Du bleibst doch jedenfalls längere Zeit in Rakowicz?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte die Fürstin. „Für den Augenblick werde ich allerdings die Zuflucht annehmen, die mein Bruder mir und meinem Sohne bietet. Es wird sich ja zeigen, ob wir seine Großmuth dauernd in Anspruch nehmen müssen."

Der junge Nordeck sah auf. „Zuflucht — Großmuth — was soll das heißen, Mutter?"

Die Lippen der Fürstin zeigten ein leises nervöses Zucken, das einzige Zeichen, wie schwer ihr der Schritt wurde, den sie zu thun im Begriffe stand, sonst schien sie völlig unbewegt, als sie antwortete:

„Ich habe der Welt bisher unsere Verhältnisse verborgen und gedenke das auch ferner zu thun. Dir kann und will ich kein Geheimniß daraus machen. Ja, ich bin gezwungen, bei meinem Bruder eine Zuflucht zu suchen. Du kennst ungefähr die äußeren Ereignisse während meiner zweiten Ehe. Ich habe an der Seite meines Gemahls gestanden, als die Stürme der Revolution ihn fortrissen; ich bin ihm in die Verbannung gefolgt und habe fast zehn Jahre lang das Exil mit ihm getheilt. Unser Vermögen ist dem allem zum Opfer gefallen; schon die letzten Jahre zeigten einen unlösbaren Widerspruch zwischen den Ansprüchen unserer Stellung und den Mitteln, die uns zu Gebote standen. Ein kurzer Ueberblick unserer Angelegenheiten nach dem Tode des Fürsten hat mir gezeigt, daß ich auch diesen Kampf aufgeben muß — wir sind zu Ende mit unseren Hülfsquellen."

Waldemar wollte sprechen; die Mutter hob abwehrend die Hand.

„Du begreifst, was es mich kostet, Dir diese Eröffnungen zu machen, und daß ich sie Dir nie gemacht hätte, wenn es sich nur um mich allein handelte, aber ich habe als Mutter meinen Sohn zu vertreten — da schwindet jede andere Rücksicht. Leo steht erst im Anfange seines Lebens und Werdens; ich fürchte nicht die Entbehrungen der Armuth für ihn, aber ich fürchte ihre Demüthigungen, denn ich weiß, daß er sie nicht erträgt. Dir hat das Geschick Reichthümer zugesprochen; Dir steht von jetzt an die unbeschränkte Verfügung darüber zu — Waldemar, ich übergebe die Zukunft Deines Bruders Deinem Edelmuth."

Es wäre für jede Andere eine furchtbare Demüthigung gewesen, den Sohn des Mannes, von dem sie sich mit Haß und Verachtung losgerissen, um Hülfe anzuflehen, aber diese Frau wußte die Demüthigung in einer Weise zu tragen, die ihr alles Erniedrigende nahm und ihrem eigenen Stolze auch nicht den geringsten Abbruch that. Die Haltung, mit der sie vor dem Sohne stand, war nicht die einer Bittenden. Sie appellirte nicht an ein Kindesgefühl, an eine Zärtlichkeit, die, wie sie wußte, nicht existirten. Die Mutter mit ihren Rechten trat für den Augenblick vollständig zurück; sie machte keins davon geltend, aber sie forderte von dem Gerechtigkeitsgefühle des älteren Bruders, daß er sich des jüngeren annehme, und es zeigte sich, daß sie Waldemar richtig beurtheilt hatte. Er fuhr lebhaft auf:

„Und das sagst Du mir erst jetzt, erst heute? Weshalb erfuhr ich nicht früher davon?"

Der Blick der Fürstin begegnete fest und ernst dem seinigen. „Was würdest Du mir wohl geantwortet haben, wenn ich Dir bei unserem ersten Wiedersehen eine solche Eröffnung gemacht hätte?"

Waldemar sah zu Boden; er erinnerte sich noch sehr gut der verletzenden Art, mit der er die Mutter damals gefragt, was sie eigentlich von ihm wolle.

„Du verkennst mich," erwiderte er hastig. „Ich hätte trotzdem nie zugegeben, daß Du mit Leo bei einem Anderen Hülfe suchst, als bei mir. Ich wäre Herr von Wilicza und sollte dulden, daß meine Mutter und mein Bruder in Abhängigkeit leben! — Du verkennst mich, Mutter, dieses Mißtrauen habe ich nicht verdient."

„Ich hegte es auch nicht gegen Dich, mein Sohn, nur gegen den Einfluß, der Dich bisher geleitet hat, und vielleicht noch leitet. Weiß ich doch nicht einmal, ob er Dir gestatten wird, uns ein Asyl zu bieten."

Das war wieder der Stachel, der seine Wirkung nie verfehlte, und den die Mutter stets im rechten Augenblicke einzusetzen verstand. Er blieb auch heute nicht ohne Einfluß auf den jungen Mann.

„Ich glaube Dir gezeigt zu haben, daß ich meine Selbstständigkeit zu wahren weiß," entgegnete er kurz. „Und nun sage mir, was ich thun soll! Ich bin zu Allem bereit."

Die Fürstin wußte, daß sie jetzt ein Wagniß unternahm, aber sie ging fest und unbeirrt auf ihr Ziel los.

„Wir können Deine Hülfe nur in einer Form annehmen, wenn sie uns nicht zur Demüthigung werden soll," sagte sie. „Du bist der Herr von Wilicza — wäre es nicht das Natürlichste, wenn Mutter und Bruder dort Deine Gäste sind?"

Waldemar stutzte. Bei dem Namen Wilicza bäumten sich der alte Argwohn und das alte Mißtrauen wieder jäh empor. All die Warnungen des Pflegevaters vor den Plänen der Mutter tauchten wieder auf; die Fürstin sah das, aber sie wußte es meisterhaft zu pariren.

„Mir wäre der Ort nur wegen der Nähe von Rakowicz erwünscht," warf sie mit gleichgültiger Miene hin. „Ich könnte dann in unbeschränktem Verkehr mit Wanda bleiben."

Die Nähe von Rakowicz! Der unbeschränkte Verkehr mit seinen Bewohnern! Das entschied alles. Die Wangen des jungen Mannes flammten, als er erwiderte:

„Bestimme Du das ganz nach eigenem Gefallen! Ich bin damit einverstanden. Ich gehe zwar noch nicht dauernd nach Wilicza, aber ich begleite Euch jedenfalls dorthin, und die Universität hat ja auch in jedem Jahre längere Ferien."

Die Fürstin reichte ihm die Hand. „Ich danke Dir, Waldemar, in meinem und Leo's Namen."

Der Dank war wohl aufrichtig gemeint, aber es lag doch keine rechte Wärme darin, und ebenso kühl klang die Erwiderung Waldemar's:

„Ich bitte Dich, Mutter — Du beschämst mich. Die Sache ist ja abgemacht — und jetzt darf ich doch wohl endlich nach dem Strande?"

Er schien um jeden Preis einer längeren Unterhaltung entfliehen zu wollen, und die Mutter hielt ihn nicht mehr zurück; sie wußte zu gut, wem sie den soeben erfochtenen Sieg verdankte. Am Fenster stehend, sah sie, wie der junge Mann in stürmischer Eile durch die Gartenanlagen nach dem Strande schritt, und kehrte dann wieder zum Schreibtische zurück, um den vorhin begonnenen Brief an ihren Bruder zu vollenden. —

Der Brief war soeben beendigt und die Fürstin stand im Begriff, ihn zu siegeln, als Leo bei ihr eintrat. Er sah fast ebenso erhitzt aus, wie vorhin sein Bruder, aber bei ihm war es augenscheinlich innere Aufregung, die ihm das Blut in die Schläfe trieb. Mit finsterer Stirn und fest zusammengepreßten Lippen näherte er sich der Mutter, die befremdet aufsah.

„Was ist Dir, Leo? Weshalb kommst Du allein? Hat Waldemar Dich und Wanda nicht gefunden?"

„O gewiß!" versetzte Leo in erregtem Tone. „Er kam schon vor einer Viertelstunde zu uns."

„Und wo ist er jetzt?"

„Er macht mit Wanda eine Fahrt in das Meer hinaus."

„Allein?"

„Jawohl. Ganz allein!"

„Du weißt doch, daß ich dergleichen nicht liebe," sagte die Fürstin unwillig. „Wenn ich Dir Wanda bei solchen Gelegenheiten anvertraue, so ist das etwas Anderes. Ihr seid wie Geschwister zusammen aufgewachsen und daher zu der Vertraulichkeit von Geschwistern berechtigt. Waldemar steht ihr in jeder Beziehung ferner, und überhaupt — ich wünsche kein so ausschließliches Zusammensein der Beiden. Die Segelfahrt war ja von Euch gemeinsam verabredet worden. Weshalb bist Du nicht bei ihnen geblieben?"

„Weil ich nicht immer die Rolle des Ueberflüssigen spielen will!" brach Leo aus. „Weil es mir kein Vergnügen macht, zuzusehen, wie Waldemar fortwährend an Wanda's Blicken hängt, wie er thut, als ob es nichts auf der Welt gäbe, als sie allein."

Die Fürstin drückte ihr Petschaft auf den Brief. „Ich habe Dir schon einmal gesagt, Leo, was ich von diesen Eifersüchteleien halte. Fängst Du schon wieder damit an?"

„Mama," der junge Fürst trat mit sprühenden Augen dicht an den Schreibtisch, „siehst Du denn nicht, oder willst Du nicht sehen, daß Waldemar Deine Nichte liebt, daß er sie anbetet?"

„Und was thust Du denn?" fragte die Mutter sich ruhig in ihren Sessel zurücklehnend. „Doch wohl genau dasselbe, wenigstens bildest Du es Dir ein. Ihr werdet doch nicht etwa verlangen, daß ich diese Knabenschwärmereien ernst nehmen soll? Du und Waldemar, Ihr seid gerade in dem Alter, wo man nothwendig ein Ideal haben muß, und Wanda ist bis jetzt das einzige junge Mädchen, dem ihr vertraulicher nahen dürft. Zum Glück ist sie noch Kind genug, das Ganze als ein Spiel anzusehen, und deshalb allein gestatte ich es. Würde sie jemals Ernst daraus machen, dann wäre ich genöthigt, einzuschreiten und Eurem Verkehr engere Grenzen zu ziehen. Das wird aber, wie ich Wanda kenne, nicht geschehen; sie spielt mit Euch beiden und lacht über Euch beide. Also schwärmt immerhin für sie! Deinem Bruder zumal kann diese Uebung in der Ritterlichkeit nicht schaden; sie fehlt ihm leider noch gar zu sehr."

Das Lächeln, das diese Worte begleitete, war nun freilich tief verletzend für eine jugendliche Leidenschaft; es wies sie vollständig in den Bereich der Kinderspiele. Leo schien nur mit Mühe an sich zu halten.

„Ich wollte, Du sprächest einmal mit Waldemar in diesem Tone von der ‚Knabenschwärmerei'," erwiderte er mit unterdrückter Heftigkeit. „Er würde das nicht so ruhig hinnehmen."

„Ich würde ihm so wenig wie Dir verhehlen, daß ich Euer Benehmen für eine Jugendthorheit halte. Wenn Du mir nach vier oder fünf Jahren von Deiner Liebe zu Wanda sprichst, oder Waldemar es thut, dann will ich Euren Empfindungen Werth beilegen: für jetzt könnt Ihr noch ohne alle Gefahr die Ritter Eurer Cousine spielen — vorausgesetzt, daß es dabei nicht zu Streitigkeiten zwischen Euch kommt."

„Dahin ist es bereits gekommen," erklärte Leo. „Ich bin vorhin mit Waldemar sehr scharf zusammengerathen und habe mich eben deshalb freiwillig von der Fahrt ausgeschlossen. Ich dulde es nicht, daß er Wanda's Gespräch und Gesellschaft so ausschließlich für sich in Anspruch nimmt; ich dulde überhaupt nicht länger seine herrische Art und Weise und werde ihm das von jetzt an bei jeder Gelegenheit zeigen."

„Das wirst Du nicht thun," fiel ihm die Mutter in's Wort. „Ich lege mehr als je Werth auf ein gutes Einvernehmen zwischen Euch, denn wir werden mit Waldemar nach Wilicza gehen."

„Nach Wilicza?" rief Leo außer sich. „Und ich soll dort sein Gast sein, soll mich ihm vielleicht unterordnen? Nun und nimmermehr thue ich das. Ich **will** Waldemar nichts verdanken. Und wenn es meine ganze Zukunft kosten sollte, von ihm will ich nichts annehmen."

Die Fürstin bewahrte ihre überlegene Ruhe, aber ihre Stirn verfinsterte sich doch, als sie antwortete:

„Wenn Du einer bloßen Laune wegen Deine ganze Zukunft auf's Spiel setzen willst, so bin ich noch da, sie zu vertreten. Uebrigens handelt es sich hier nicht um Dich und mich allein, es sind noch andere, höhere Rücksichten, die mir den Aufenthalt in Wilicza wünschenswerth machen, und ich bin nicht gesonnen, meine Pläne durch Deine kindische Eifersucht stören zu lassen. Du weißt, daß ich Dir nie etwas Erniedrigendes zumuthen werde, aber Du weißt auch, daß ich gewohnt bin, meinem Willen Geltung zu verschaffen. Ich sage Dir, wir gehen nach Wilicza, und Du wirst Deinen älteren Bruder mit der Rücksicht behandeln, die ich selbst ihm erweise. Ich fordere Gehorsam, Leo."

Der junge Fürst kannte diesen Ton hinreichend. Er wußte, daß, wenn die Mutter ihn anschlug, sie ihren Willen um jeden Preis durchsetzen wollte, aber diesmal trieb ihn ein mächtiger Sporn zum Widerstande. Wenn er auch keine Erwiderung in Worten wagte, so zeigte sein Antlitz doch, daß er sehr geneigt war, der That nach zu rebelliren, und daß er sich schwerlich zu der geforderten Rücksicht für den Bruder herbeilassen werde.

„Uebrigens werde ich dafür sorgen, daß die Veranlassung zu solchen Streitigkeiten künftig wegfällt," fuhr die Fürstin fort. „Wir reisen in acht Tagen, und wenn Wanda erst bei ihrem Vater ist, werdet Ihr sie ohnehin seltener sehen. Diese einsame Meeresfahrt mit Waldemar aber, die ich überhaupt nicht billige, soll unter allen Umständen die letzte gewesen sein."

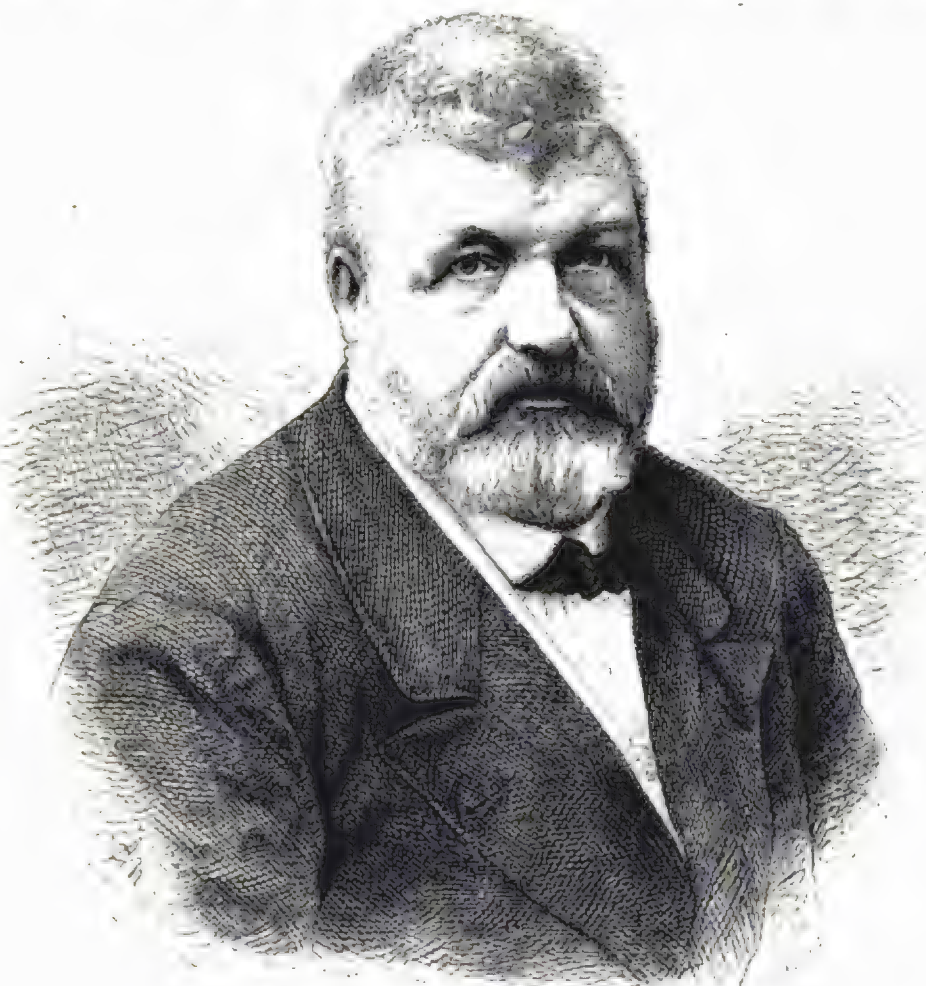
Damit klingelte sie und befahl dem eintretenden Pawlick, den Brief fortzutragen. Er brachte dem Grafen Morynski die Nachricht der baldigen Abreise und bereitete ihn zugleich darauf vor, daß die Schwester seine Gastfreundschaft nicht in Anspruch nehmen, sondern daß die ehemalige Herrin von Wilicza in Kurzem wieder dort einziehen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schöpfer der großen Presse in Oesterreich.

Vor zweiundsiebenzig Jahren that der wackere Schlözer den bemerkenswerthen Ausspruch: „Zeitungen — mit einem Gefühle von Ehrfurcht schreibe ich dieses Wort nieder — Zeitungen sind eines der großen Culturmittel, durch die wir Europäer — Europäer geworden sind, werth, daß sich noch jetzt Franzosen und Deutsche um die Ehre der Erfindung streiten. Stumpf ist der Mensch, der keine Zeitung liest." Napoleon der Erste, der Zeitgenosse des deutschen Historikers und Publicisten, nannte die

Presse „die fünfte der verbündeten Mächte“ und that lange vor der Wirksamkeit des ihm feindlichen „Rheinischen Merkur“ die Aeußerung: „Vier feindliche Zeitungen thun mehr Schaden als vierhunderttausend Mann im offenen Felde.“ Und doch was war die Presse jener Zeit im Vergleiche zu derjenigen unserer Tage! Heute ist sie die Schule der Erwachsenen, großartig in ihrer technischen Entwickelung, unberechenbar mächtig in ihrem Wirken, das stärkste Verkehrsmittel des Ideenaustausches der Völker, der Sammelplatz tüchtiger Geister und der Lehrer und Erzieher des Volkes. Einen der hervorragendsten Publicisten und Redacteure der deutschen Presse führen wir dem Leser in Bild und Schrift vor. Einen aus der großen Zahl der Streiter, einen Mann, der aus der ungezählten Menge bekannter und anonymer Journalisten hervorragt, dessen Ruf weitverbreitet ist, und dem dankbare Anerkennung für sein Wirken von der Mitwelt geschenkt wird.



Michael Etienne.

Am 2. Februar dieses Jahres feierte man in Wien zu Ehren des Herausgebers und Chef-Redacteurs der „Neuen Freien Presse“, Michael Etienne, ein glänzendes Fest, an welchem Tage Etienne, noch nicht fünfzig Jahre alt, ein Vierteljahrhundert seines unermüdlichen Schaffens als Journalist und Schriftsteller beendet hatte. Das Fest galt einem Helden der Feder, einem Manne, der fünfundzwanzig Jahre lang mit der ganzen Macht seines Geistes, mit der vollen Wärme seines Herzblutes Tag für Tag auf dem politischen Schlachtfelde für die höchsten Güter der Menschheit, für die geistigen und materiellen Interessen seiner Mitbürger gekämpft, zur Hebung der politischen Volksbildung in Oesterreich wesentlich beigetragen, unter den ungünstigsten Verhältnissen, unter dem Drucke des Absolutismus das Lehramt von der Tribüne der Zeitung geübt und sich als ein Schöpfer der großen Presse in Oesterreich ein außerordentliches Verdienst erworben hat. Zahllos waren die Beweise der Sympathie und Verehrung, welche dem Jubilar an seinem Ehrentage von seinen schriftstellerischen Collegen,* von der Stadtgemeinde, den Körperschaften, den Kunstinstituten Wiens, von Staatsmännern, Gelehrten, Dichtern und Künstlern, dem Vororte des deutschen Journalistentags, den bedeutendsten Journalen des deutschen Reiches, in Form von Adressen, literarischen Festgaben, in Versen und Prosa, und Beglückwünschungsschreiben dargebracht wurden. Wir übernehmen daher eine dankbare Aufgabe, wenn wir im Nachstehenden den Lesern der „Gartenlaube“ ein Bild von dem Leben, Wesen und Wirken des gefeierten Mannes bieten.

Michael Etienne (geboren in Wien am 21. September 1827) ist bekanntlich der Sohn Claude Etienne's und Therese Hugelmann's, eines französischen Vaters und einer deutschen Mutter. Dieser Umstand wirkte entscheidend auf seine Erziehung und Ausbildung. Frühzeitig beherrschte er beide Idiome und wählte sich, ein Jüngling noch an Jahren, den Beruf eines Vermittlers der Literaturen beider Völker. Mit sechszehn Jahren lieferte er eine treffliche Uebersetzung eines Romans der George Sand, und von 1843 bis 1850 eine ganze Reihe von Bänden deutscher Uebersetzungen der Romandichtungen von Alexander Dumas und Eugen Sue für Hartleben's „Lesecabinet“, sodaß man nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß ein großer Theil des österreichischen und deutschen Lesepublicums die sensationellen Werke der genannten Romanciers durch Etienne vermittelt erhielt. In belletristischen Zeitschriften erschien er

* Bei dieser Gelegenheit wollen wir einen unliebsamen Druckfehler berichtigen, welcher sich in unserer dem Jubelfeste vorangegangenen Notiz findet (Gartenlaube Nr. 5). Dort ist von der Ehrengabe der Redaction der „Neuen freien Presse“, einem Schreibzeuge, in Silber und Gold künstlerisch ausgeführt, im Werthe von hundert Gulden die Rede. Es soll an der betreffenden Stelle heißen: „von tausend Gulden“.
Die Redaction.

unter dem Namen „Miguel“ mit Gedichten voll warmer Empfindung und von anziehender Formenschönheit.

Der Ausspruch Jean Paul's, daß jeder Jüngling ein Dichter sei, wurde an ihm zur Wahrheit. Da brach am 13. März 1848 das Morgenroth einer schöneren Zeit an; der patriarchalische Absolutismus stürzte vor dem ersten Windhauche der Volksbewegung zusammen. An diesem Tage löste sich die Zunge des dichterischen akademischen Legionärs und am 14. März 1848 erschien ein poetisches Flugblatt: „Der Universität und den Bürgern“, aus seiner Feder, das mit Enthusiasmus die Erlösung aus dem Joche der geistigen Zwingherrschaft feierte. Etienne hatte die Weihe des Politikers empfangen, und er, der auch heute nicht mehr zu sein begehrt als ein schlichter Bürger ohne Titel und Orden, hat die Geburtsstunde seiner politischen Thätigkeit niemals verleugnet.

In einer Brochure „1) Oesterreich und Europa, 2) Von der Presse“ (erschienen am 4. April 1848) bringt er die Bewegung in Oesterreich mit den freiheitlichen Bewegungen im übrigen Europa in inneren logischen und historischen Zusammenhang und giebt dem Bedürfnisse nach dem einigen Deutschland kräftigen Ausdruck. In der zweiten Abhandlung bespricht er die Vortheile für die geistige Erhebung des Volkes durch die Freiheit der Presse. Von nun an sehen wir Etienne fortgesetzt an Journalen thätig, am „Wanderer“ und vornehmlich an der „Reform“ Sigmund Engländer's. Eine Artikelserie, welche die Maitage von 1848 behandelte, verwickelte ihn in einen Preßproceß, in welchem er ohne juristischen Beistand seine Vertheidigung in glänzender Weise führte. Er suchte den Nachweis zu führen, daß er die Bewegung geschildert, wie sie die öffentliche Stimmung, das Volksbewußtsein, auffaßte. Noch bedeutsamer ist seine Charakteristik des Parteikampfes und seine Prophezeiung, daß die Revolution wegen der Zwietracht im Lager der Fortschrittsmänner ein ruhmloses Ende finden werde. Warnend erhob er vor den Geschworenen und dem Staatsanwalte seine Stimme: man möge, wenn man auch den Vorgängen vom 15. Mai (Sturmpetition) nachtheilige Folgen zuschreibe, sich wohl hüten, die Errungenschaften vom März preiszugeben, „an die Säulen des Tempels zu greifen, den Tempel der Freiheit umzustürzen“. Die Geschworenen, Männer des bürgerlichen Gewerbes, anfänglich gegen den Angeklagten gestimmt, sprachen wohl ein Schuldig, aber nicht im klägerischen Sinne, und statt zu drei Monaten, wurde Etienne zu drei Wochen einfachen Arrestes verurtheilt, von dem Tragen der Gerichtskosten jedoch freigesprochen.

Es kamen böse Tage über Wien, Kriegsgericht und Belagerungszustand. Etienne fand kein Organ zur Bethätigung seiner Gesinnung in Oesterreich, und so flüchtete er sich in ein ausländisches Journal. Der spätere Begründer der „Gartenlaube“, Ernst Keil, öffnete ihm die Spalten seines damaligen Organs „Der Leuchtthurm“, und darin legte Etienne in Correspondenz-Artikeln die authentische Geschichte der Bewegung von 1848, der Octoberrevolution, der Einnahme Wiens und des Auftretens Windischgrätz' und der Kroaten nieder.

Die Stadtcommandantur hatte ein sorgsames Augenmerk auf Etienne gerichtet, und als auch die octroyirte Verfassung beseitigt und das Säbelregiment herrschend geworden war, konnte Etienne nicht mehr in Wien bleiben. Er wurde noch rechtzeitig gewarnt und konnte nur in aller Eile seine Flucht vorbereiten. Mit geringer Baarschaft kam er nach Floridsdorf an der Donau bei Wien, hielt sich dort „auf den Mühlen“ bei einem Schulcameraden versteckt, der auch mit den Bediensteten der Nordbahn vertraut war, und gelangte so ungefährdet über die Grenze. Auf allerlei Umwegen kam er nach Leipzig. Dort machte er, wie Etienne dem Schreiber dieser Zeilen oft mit dankbarer Erinnerung erzählte, seinen ersten und einzigen Besuch bei dem Herausgeber und Redacteur dieser Blätter, der ihn freundlich aufnahm, ihm ein kleines Guthaben seines Honorars ausbezahlte, aus Eigenem noch einen ansehnlichen Beitrag hinzufügte und für die Weiterreise des Flüchtlings besorgt war. Sein Ziel war Paris; dort verlebte er fünf Jahre, unterstützt von dem alten Freunde Sigmund Engländer, der ihn zur „Correspondance Havas“ brachte, mit den ernstesten Studien beschäftigt, dabei als Correspondent deutscher, meist rheinischer Blätter und der „Donau“ thätig, ausgezeichnet durch die Freundschaft Heinrich Heine's. Von der ersten Stunde seines Pariser Aufenthaltes an war er ein entschiedener Gegner Napoleon's und seines Systems. Begreiflicher Weise litt er fortgesetzt unter den Chicanen der Polizei, und Mr. Pietri ließ seine Mouchards ein wachsames Auge auf ihn richten. Endlich wurde er festgenommen und in Mazas in Haft gehalten, gleichzeitig mit seinem Freunde und Landsmann Moriz Hartmann. Bis 1855 war er als Journalist in Paris thätig, als die Weltausstellung dem Verbannten mit einem Male durch den Verkehr mit Deutschen und Oesterreichern das Bild der Heimath so mächtig vor die Seele zauberte, daß er dem Drange des Heimwehs nicht länger widerstehen konnte und über Mannheim und Süddeutschland nach Wien zurückkehrte, wo er anfangs als Redacteur der „Donau“ (ein Blatt, das der Arbeitsminister von 1848, Ernst von Schwarzer, herausgab) thätig war, um wenige Monate später an die Spitze der Redaction der „Presse“ zu treten. Seine wahrhaft glänzenden Leistungen verschafften diesem Blatte einen großen Aufschwung, einen ungeheuren Leserkreis und einen tiefgehenden politischen Einfluß. Er verband sich schon 1856 das Talent des Dr. Max Friedländer (gestorben am 20. April 1872), und sie Beide, brüderlich vereint, arbeiteten mit außerordentlichem Erfolge bis zum Mai 1864 an der „Presse“.

Am 1. September 1864 erschien die erste Nummer der „Neuen Freien Presse“, herausgegeben von Etienne und Friedländer — das größte Zeitungs-Unternehmen, das jemals in Oesterreich bestanden, nach seiner Einrichtung, seinem geistigen Inhalte, seinem politischen Einflusse eine der großartigsten Anlagen geistiger Production in deutscher Sprache. Glänzender konnte die Zeitungs-Literatur auf der letzten Weltausstellung nicht repräsentirt werden, als dies in dem Pavillon der „Neuen Freien Presse“ auf dem Ausstellungsplatze geschah, wo ein Abbild der derzeit vollkommensten Druck- und Falzmaschinenarbeit gegeben wurde. Die amtlichen Ausstellungsberichte aller Staaten enthalten Schilderungen dieses Pavillons und des (im Jahrgange 1873, Nr. 13 der „Gartenlaube“ eingehend besprochenen) palastähnlichen Gebäudes der „Neuen Freien Presse“ auf dem Kolowratringe. Die internationale Jury hat deshalb dieser Unternehmung auch den höchsten Preis, das „Ehrendiplom“, neben anderen Auszeichnungen zuerkannt. Was Raschheit der Berichterstattung, Lebhaftigkeit der Darstellung, Aufwand an telegraphischen Nachrichten anlangt, steht die „Neue Freie Presse“ vielleicht einzig in Deutschland da. Sie ist die Stimmführerin der österreichischen Journale, das Banner der Verfassungspartei, das hervorragendste Organ der deutsch-österreichischen Bevölkerung. Die nichtösterreichische Presse holt ihre Nachrichten fast durchweg aus diesem Journale, und dieses liefert nicht weniger als zehn Procent seiner Gesammtauflage in das Ausland. Ausgezeichnete Fachmänner der Landwirthschaft, des Handels und der Industrie, des Unterrichtswesens, der Kunst, des Kriegswesens veröffentlichen in den Fachblättern der „Neuen Freien Presse“ werthvolle Abhandlungen. Die besten Federn Deutschlands arbeiten für ihr Feuilleton.

Die amtliche Statistik bietet interessante Details über die Organisation dieses Journals, welches 600 Personen (darunter 50 interne Redactionsmitglieder, 80 bis 100 Correspondenten im Inlande, 120 Correspondenten im Auslande, 150 externe Mitarbeiter rc.) beschäftigt, an jährlichen Staatsabgaben die Summe von 252,000 Gulden und ebenso viel an Redactions-Honoraren verausgabt, dessen Jahres-Etat 1,205,000 Gulden beträgt. Dieses Journal leitet Michael Etienne (die Administration führt seit der Begründung des Blattes Herr Adolph Werthner) seit dem Tode Friedländer's allein.

Etienne ist der Chefredacteur dieses Blattes. Nicht allzu Viele wissen, was das bedeutet. Welch' eine mühevolle und verantwortliche Thätigkeit bietet die Hauptleitung eines großen, zweimal täglich erscheinenden Blattes! Inmitten eines Wustes von Zeitungen, Correspondenzen, Manuscripten, Briefen, Abzügen redigirt der Chef, conferirt er mit den Mitarbeitern, inspirirt er Artikel, revidirt er Beiträge, verhandelt er mit dem Factor und Metteur, empfängt er Besuche — und betrachtet es als eine geistige Erholung, wenn in später Abendstunde die Sammlung, „die Götterbraut, Mutter alles Großen“, wie der Dichter die traute Gefährtin des literarischen Arbeiters nennt, sich bei ihm einstellt und ihn auf die Tribüne des Leitartikels geleitet, um zu ungezählten Tausenden zu sprechen. In den

acht Jahrgängen der „Presse“, in den elf Jahrgängen der „Neuen Freien Presse“ finden wir die Abhandlungen Etienne's. Nehmen wir nun jene hundertzweiundvierzig Bände der „Neuen Freien Presse“ als die gesammelten Werke Etienne's, so wird man von dieser Productivität mit großem und aufrichtigem Respect erfüllt.

Diese Kraft der Production wäre schier unerklärlich, wenn eben nicht die Tagesschriftstellerei ihrer Natur nach eine so eigenthümliche wäre. Der Reichthum politischer Beziehungen an den Brennpunkten des staatlichen Lebens, die unmittelbare Nähe der großen Staatskörperschaften, der treibenden und spinnenden Kräfte der Staatsmaschine, die sich sofort elektrisch mittheilende Erregung der Bevölkerung, das politische Fluidum, das den Journalisten umgiebt, durch alle Unterhaltungen und Gespräche der großen Stadt zuckt und dem Tagesschriftsteller persönlich nahe tritt — all' dies setzt ihn in den Mittelpunkt der Politik, wirkt auf ihn, verarbeitet sich in ihm.

Etienne besitzt zudem ein lebhaft kräftiges Naturell, eine scharfe Urtheilskraft, die umfassendste literarische Bildung, eine Gewandtheit und Plastik des Ausdruckes, wie wenige Journalisten, eine wahrhaft classische Einfachheit der Diction.* Gar kunstgerecht sind seine Situationsartikel, in welchen er die jeweilige Weltlage exponirt, aber seine Feder wird zur schneidigsten Waffe, wenn er die Dunkelmänner angreift, die Freiheit der Presse gegen Angriffe schützt oder das gefährdete Deutschthum in Oesterreich mit seinem jugendlichen Feuer zu vertreten hat. Vielleicht kein deutscher Publicist hat so unentwegt vom Staatsstreiche bis zum Tage von Sedan Napoleon den Dritten und sein System angegriffen und diesen Feind des europäischen Friedens in seinen letzten Zielen so vollständig klar erfaßt und verurtheilt, als Michael Etienne.

* Wie frisch und elegant Etienne über rein literarische Gegenstände zu schreiben versteht, hat er erst neulich wieder in seinem prächtigen Artikel „J. Michelet“ (Nr. 4219 vom 25. Mai) bewiesen. D. Red.

Sein Haß gegen Napoleon war geradezu sprüchwörtlich geworden, aber der weltgeschichtliche Ausgang hat ihn ebenso gerechtfertigt, wie Etienne's voraussehendes Urtheil über das mexicanische Abenteuer. Ueber den nordamerikanischen Krieg und die Sclavenfrage hat er eine Reihe der trefflichsten Abhandlungen geschrieben, deren Grundton immer und immer wieder die Humanität war. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie getheilt die Stimmung in Oesterreich bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gewesen. Noch war die Wunde von 1866 nicht ganz verharscht; noch gab es staatskluge Männer genug, welche die Kaunitz'sche Politik eines Bündnisses mit Frankreich gegen Preußen Tag für Tag predigten; jede nationale Empfindung wurde verdächtigt; das „wahrhafte Oesterreicherthum“ feierte während der Hohenwart'schen Verwaltung Orgien über Orgien. Damals gab es in Menge Drohungen und Verleumdungen gegen die „Neue Freie Presse“ und ihren Leiter, aber der Letztere blieb treu seiner Gesinnung, und in seinem Blatte wurde die Sache Deutschlands wie eine eigene Sache Oesterreichs mit voller und ganzer Wärme vertreten. Das ist im deutschen Reiche nicht vergessen, und daß es dies nicht ist, davon gab der Lichtmeßtag dieses Jahres redende Beweise. Einen aus der Menge möchte ich citiren, nachdem ich so vieles aus eigener Wahrnehmung und Erfahrung gesagt; es ist Karl Gutzkow, der in einem Gedichte an den Jubilar sagt:

Michael — man denkt an's Schwert,
Etienne — an Druck und Lesen;
Denn ein Drucker, hochgelehrt,
Ist einst Stephanus gewesen.
Kommt Dir Heil'ges mehr gelegen,
Dem Du eifertest zu gleichen,
Fehlt auch nicht der Steine Regen —
Laß' den Silberkranz Dir reichen!
Ob zum Trutze, ob zur Wehre,
Deinem Namen machst Du Ehre.

R—r.

Bei der Frau Lerche.

Von F. A. Varcioceo.

Die Leute glauben, es sei das allerlustigste Leben im blanken Saatfeld und in der grünen Ackerkrume und wieder hoch oben im blauen Himmelsgezelt mit hellem Getriller und Geschmetter, daß es weit hinaus schallt, und sie glauben, es könne kein lustigeres Leben geben, als leichtconstruirter Nestbau im Frühjahr und lustige, flotte Wanderschaft im Herbste auf baldiges, lustiges Wiedersehen. Ja freilich, wenn die Leute nur eine Ahnung hätten von der Wirklichkeit der Sache! Es ist nicht Alles Mehlwurm, was glänzt, und es sind nicht lauter Freudenjodler, welche da oben über dem blanken Saatfeld hinausgejauchzt werden in die Welt. Die alte Frau Lerche hat mir das oft gesagt, und ich hab' mir ihre Worte gemerkt und habe mir gedacht, daß es seine besonderen Umstände haben müsse mit ihrem bedächtigen, nachdenklichen Wesen, wenn sie so einschichtig einherwandelt in der einsamen Ackerkrume. Der stillen, sorglichen Frau gefällt wahrscheinlich nicht immer der überlaute Gesang, den der Herr Gemahl hoch oben anstimmt, aber der Herr Gemahl erklärt, daß er es einmal nicht lassen könne, und daß es seine einzige Freud' sei auf der Welt und er seine Lust ebenso auslassen müsse wie seinen Schmerz — und so läßt sie ihn denn gewähren und sorgt sich allein und müht und plackt sich im rauhen Feld, als wenn sie zur Sclavin und Taglöhnerin geboren wäre. Ach, die Frau, die eigentlich von hochadliger Herkunft ist! Giebt es denn ein nobleres Geschlecht, ein Geschlecht, welches auf einen schöneren und älteren Stammbaum hinweisen kann, als „die von Lerche“!? Sie könnten die einfältige und gelehrte Welt hinweisen auf zahllose werthvolle literarische Documente, von der ehrwürdigen Bibel bis zum classischen Dichter und bis herab zum modernsten, leichtsinnigsten Feuilletonisten, die alle mit der gleichen Entschiedenheit bezeugen, daß gar kein nobleres Geschlecht aufzutreiben sei, wie das „derer von Lerche“. Und doch muß die arme Frau Tag aus und ein wahrhaft im Taglohn sich schinden und placken. Wir brauchen hier nicht einmal zu reden von den zahllosen Fährlichkeiten, welche sie auf der Herreise zu bestehen hat, von dem anstrengenden Flug über das viele Wasser, von den mannigfaltigen Nachstellungen, denen sie ausgesetzt ist, vom ersten Moment, da sie den „gastlichen“ Boden Europas betritt, bis zu der endlichen, häuslichen Niederlassung auf der heimischen Ackerkrume. Da reden die Leute nur immer von der singenden Lerche, aber von der sorgenden reden sie nicht. Man muß sie beobachten im stillen aufgrünenden Feld, wie sie, von der ersten Morgenröthe bis zur letzten Abendröthe bei der Arbeit, im Geschäft ist, um einen Begriff zu erhalten von ihrem mühseligen, stillbescheidenen Leben und Weben. Die Frau ist ein Muster von Arbeitsamkeit und Geduld; wahrhaftig! und sie könnte vielen Hausfrauen als Vorbild unter die leichtsinnige Nase gehalten werden.

Wenn der wankelmüthige April noch seinen feuchtkalten, graupigen Athem über die junge Saat bläst, beginnt bereits die Arbeit. Das Lerchenpaar hat sein altes Ackerstück wiedergefunden, und wenn es das alte Paar nicht ist, wenn dieses im afrikanischen Sande, oder am fernen Meeresgestade, oder, was noch viel eher möglich ist, in den zahllosen Netzen und Stricken auf den Ebenen oder im wilden Alpenstocke sein Leben eingebüßt hat, dann ist es jedenfalls sein Nachwuchs. Die Lerche kehrt zurück zur alten Scholle, wie der Staarmatz zum alten Baume oder Thurme, wie die Schwalbe zu ihrem Thorwege, wie der Buchfink zu seinem jungen Fichtenstande. Freilich ist das schwer zu beweisen. Aber die Bauern sagen und behaupten es, und das genügt mir. Der Bauer ist nämlich kein Phantast und Poet; er weiß, was er sagt. Er weiß, daß es derselbe Storch, derselbe Staar und dieselbe Schwalbe ist, die alljährlich bei ihm einkehrt, und er weiß auch, daß es dieselbe Lerchenfamilie ist. Ein alter Pächter sagte mir einmal, auf eine hübschgelegene Hufe Ackerland zwischen Hutweiden deutend: „Seit zwanzig Jahren, seit ich hier bin, hat auf dem Stücke

eine Haubenlerche gebaut; sie hat es förmlich in Pacht genommen und sollte eigentlich Zins zahlen, wenn sie sich mit solchen Kleinigkeiten abgäbe."

Es ist völlig undenkbar, daß in jedem Jahre ein anderes, fremdes Haubenlerchenpaar in das Stück einfallen sollte. Die Bekanntschaft mit dem Terrain bildet eben für den Vogel die möglichstbeste Garantie für die Sicherheit. Nach der Ankunft macht sich das Paar sofort daran, nachzuschauen, ob noch Alles beim Alten ist; ob Körner, Hafer oder Buchweizen auf dem Stücke stehen, denn den drei Sorten geben sie im Dreifeldersystem weitaus den Vorzug. Während des Hausbaues im geschützten Grunde, dort, wo die Halme am dichtesten stehen, wird alle Vorsicht angewendet, um keine Aufmerksamkeit auf die Arbeit zu lenken. Man sieht die Frau Lerche nie, gleich dem leichtsinnigen Spatzen oder dem energischen Staar, lange Streifen Material durch die Lüfte daher bringen. Sie hat es auch glücklicher Weise in den meisten Fällen nicht nöthig. Die weiche, trockene Streu kann leicht in der Nachbarschaft zusammengelesen werden, und sie trägt die süße Last, eilfertig laufend, gleich der Wachtel, durch die Halme.

Der Herr Gemahl hütet sich wohl, während der Arbeit just über der Brutstätte einen Hochgesang anzustimmen; er würde bei der Heimkehr etwas zu hören bekommen, was ihm nicht lieb wäre. Er hütet sich auch, beim Niederkommen direct in die Neststelle einzufallen; er fällt lieber in die Gegend ein, wo eine Wachtel oder eine Grasmücke baut, denn er ist ein großer Verehrer des heiligen Florian.

Was der Lerche am meisten Sorge macht, ist die Nähe des Menschen, die Nachbarschaft des schleichenden Fuchses, des aalgewandten, eierlüsternen Wiesels, des pfeilschnellen Sperbers, des grimmen Lerchentödters, des unheimlichen Uhus, der die nackte Brut aus dem Neste holt, und nicht zuletzt der feuchtnasigen Schulbuben, die schlimmer sind als alle anderen zahmen und wilden Feinde. Wenn die hinterlistigen Rangen, trotz aller angewandten Vorsicht der Alten, den Bau entdeckt haben und einige Male die Stelle betreten, um nachzusehen, wie es steht, dann verläßt das Paar unbedingt die gefährdete Stätte und das halbfertige Nest, um an einem anderen Punkte die Arbeit aufzunehmen. Es erreicht damit nicht selten, daß die Aufmerksamkeit der Sucher auf die verlassene Stelle gerichtet bleibt. Die Lerche verläßt auch, wenn sie gestört wird und wenn bereits einige Eier eingeschafft sind, sehr leicht das Nest. Sie zieht unter solchen Umständen einen schleunigen Neubau vor; niemals gewöhnt sie sich, wie mancher Vogel im Hausgarten und wie selbst das scheue Rothkehlchen im Dachgebälke, an den wiederholten Besuch und an den freundlich gefahrvollen Blick der Menschen. Sie bleibt immer eine volle Wildnatur. Vom Augenblicke an, wo die Eier vollzählig im Neste sind, beginnt die schwerste Zeit für Frau Lerche. Ein unbeholfener Bauernstiefel, der über das Feld schleppt, kann ihre ganze Herrlichkeit zertreten; ein ungerathener Hund kann über ihr Haus herfallen und es spielend zerzausen; eine falsche Hauskatze kann überquer kommen und sich auf die Lauer legen. Bei jedem ungewohnten Geräusche in den Aehren pocht ihr Herz, daß es die Eier zu zerschlagen droht. Trotz ihrer Angst aber wird die wackere Frau niemals, sie müßte denn ganz jählings, etwa durch einen Schuß, erschreckt werden, geradeauf vom Neste fliegen. Sie steigt vielmehr ab und trippelt und flattert möglichst geräuschlos von dannen. Durch diese Vorsicht und Geistesgegenwart rettet sie oft der nackten Brut das nackte Leben. Ueberfällt aber ein Feind trotz aller Vorsicht das Nest, dann erfüllt ein herzzerreißendes Geschrei das Feld und mit zitterndem Flügelschlage schwebt das verzweifelte Paar über dem Bedränger.

Was zuweilen in den Bauernschulen und Spinnstuben erzählt wird von dem blanken Sensenstreich, der einer ganzen Lerchenbrut die Köpfe weg rasirte, das ist leider nicht immer Fabel, einem zum Gruseln geneigten Bauernjungengehirn entstammt. Das Malheur trifft in der That zuweilen die Familie der Frau Lerche. Die Brut wird gewöhnlich etwa vierzehn Tage vor der Ernte flügge und verläßt das Nest. Sehr selten entschließt sich die Lerche zur Veranstaltung einer zweiten Auflage. Sie überläßt es dem Staarmatze, der Merle und dem Spatzen. Aber der Bauer kommt oft in den Fall, ein Stück Saat vor der Zeit umhauen zu müssen, und da er im dichten Halme das Nest nicht bemerkt und das Geschrei der jungen Vögel nicht beachtet, so kann es leicht vorkommen, daß er an der Brut, die bei der Annäherung der Sense die Köpfe hervorstreckt, das Scharfrichteramt verrichtet. Bei der Zerstörung eines Nestes werden die Arbeiter von dem wehklagenden Geschrei und Geflatter der Alten nicht sobald befreit. Auch den räuberischen Fuchs und die Katze verfolgt die Lerche mit ihrem Geschrei und ihren Bewegungen und zwar in so auffallender Weise, als wolle sie die Hülfe der Menschen herbeirufen. Die Periode der dringendsten Gefahren ist aber vorüber, sobald der Vater der flüggen Jugend seine Künste „im blauen Felde" zeigen kann. Und sie sind derart schwer, daß mit seinen Gratisvorstellungen viele Tage vergehen. So lange die Brut im Neste ist, denkt die Frau Lerche nicht daran, den Herrn Gemahl auf seinen Sonnenflügen zu begleiten. Das verträgt sich nicht mit der sorgenden Angst, die ihr Gemüth unablässig erfüllt. Wohl aber macht sie sich zuweilen auf, um ihn aus der stolzen Höhe zu holen, und ermahnt ihn, ihr hübsch an die Hand zu gehen und nicht immer im Wirthshause „Zur Sonne" zu singen und zu jubiliren. Dann kommt der Herr Gemahl oft ziemlich kleinmüthig hernieder zum häuslichen Herd.

Wenn endlich zum ersten Mal, an einem hübsch warmen Sommertag die junge Brut auf den Nestrand steigt und in den großen Aehrenwald hineintritt, dann geht wieder eine neue Sorge für die Frau Lerche an, glücklicher Weise die letzte für diese Saison. Es ist eine sehr poetische Vorstellung, welche die jungen Lerchen gleich vom Neste, dem väterlichen Beispiele folgend, himmelan steigen läßt, aber auch eine sehr unrichtige Vorstellung, wie das zuweilen mit poetischen Vorstellungen der Fall sein soll. In den ersten Tagen nach dem großen Auszuge trippelt die junge Brut ängstlich hinter der Frau Mutter in der Ackerfurche her, und noch scheint das Ersteigen der Jakobsleiter für sie ein unerreichbarer Traum zu sein. Die Sippe ähnelt jetzt am meisten einer Wachtelfamilie; denn sie läuft mit derselben Gewandtheit durch den Acker, und sie fliegt nur ganz kurze Strecken. Aber mit jedem Tage wird diese Strecke größer und der Aufschwung kühner. Es entwickelt sich jetzt das lustige Lerchenspiel auf den Feldern, und bald steigt der Erstgeborene, ein kühner Jüngling, im stolzen Sonnenfluge dem Vater nach. Die Alte schreit derweil besorgt: Ikare! Ikare! Man erkennt die jungen Lerchen an ihrem abgehackten Fluge und an ihrem unzusammenhängenden, aber unermüdlichen Geschrei; es ist nicht einmal ein Gezwitscher, und man fürchtet schier, daß die wilde Bande nie etwas lernen werde. Aber am Abende, wenn sie noch einmal zum Neste zurückgekehrt ist und sich mit der Mutter zusammenduckt, dann steigt der alte Herr zum letzten Mal feierlich himmelan und schickt seinen Wundersang der scheidenden Abendröthe nach, und dann lauscht die Bande unten, und die Alte flüstert ihnen zu: „Jungens, paßt auf! So müßt Ihr es auch einmal machen, wenn Ihr rechte Lerchen werden wollt."

Das ist dann die eigentliche Schule der talentvollen Musikantenfamilie.

Zugleich mit der eigenen Jugend hat die Lerche aber auch noch andere Schüler und Nachahmer; in den meisten Fällen freilich nur armselige Nachäffer, wie das ja auch nicht anders sein kann. Eine hübsche Anzahl von Vögeln versucht sich in Feld und Garten im „Lerchengelletter". Da ist vor Allem die unternehmungslustige Grasmücke, die Nachbarin des Meisters. Sie steigt am hartnäckigsten und auch am ähnlichsten empor, ihren kleinen, kurzathmigen Gesang anstimmend. Aber es ist natürlich nur Kinderspiel dem eigentlichen, echten Lerchenflug gegenüber. Noch couragirter greift in seines Lebens Blüthezeit der wackere Staarmatz die Sache an, indem er sich von der Dachkante tollkühn empor in die Lüfte zu schwingen sucht und leider auch ohne den gewünschten Erfolg. Er bringt es nicht einmal so weit wie die Grasmücke, die doch wenigstens schon mit der Buschlerche den Vergleich aushalten kann. Aber was soll man sagen, wenn man beobachten muß, daß selbst der ordinäre Spatz sich zuweilen (es müssen allerdings ganz besondere Augenblicke in seinem Leben sein) einen Lerchenaufschwung zu geben sucht; das geht denn schon über den Spaß. Es ist auch die reine Carricatur; das ist nicht zu leugnen. Doch ist

noch zu bedenken, daß bei diesem Kletterspiel auch eine arge Täuschung mit unterlaufen kann. Gar manchmal steigt die Grasmücke in die Luft, um sich nur eine Mücke herunter zu holen, und der Spatz, um einen Maikäfer zu fangen. Da ist denn gar keine Poesie mehr im Spiele. Wie gesagt, begleitet die Frau Lerche den Herrn Gemahl nicht bei seiner Himmelskletterei; sie ist viel zu züchtiger Art und zu wohl erzogen. Sie weiß, es schickt sich nicht für eine solide Frau — mit Ausnahme einer kurzen Zeit, nämlich in ihrem Honigmonat. Dann steigt auch sie und kreist mit ihm hoch oben im neckischen Spiel, und das sind dann die Lichtpunkte, die herrlichsten, glückseligsten Momente in ihrem sonst so sorgenreichen Dasein.

„Der Deutsche des Herrn Dumas".

Pariser Skizze von Ernst Eckstein.

Es war im Sommer des Jahres 1857. Auf dem Deck eines Omnibus der Linie Odéon-Clichy saß ein junger Mann von ziemlich verwahrlostem Aeußeren. Seine Kleider waren allerdings von dem Zuschnitte Derer, die in einem Polizeiberichte zu der Bemerkung Anlaß geben: „Er schien den besseren Ständen anzugehören"; aber, wie der berühmte Mantel des Kriegers, hatten sie manchen Sturm erlebt. Und die Spuren dieser rühmlichen Campagne malten sich in jeder Falte so ausdrucksvoll, daß nur die äußerste Noth des Besitzers ihre Pensionsberechtigung unbeachtet lassen konnte. Ein lebensmüder Hut, wehmuthsvoll auf das linke Ohr gesetzt, und ein phantastischer Regenschirm vollendeten das Bild eines Jünglings, der bezüglich seiner Finanzen sehr wenig Vertrauen einflößte. Nur in dem geistvollen, grauen Auge blitzte ein verheißendes Etwas, eine ungebändigte Energie, die ein Optimist zu Gunsten der Zukunft hätte ausdeuten können. „Gebt mir einen festen Punkt," so lautete die stumme Sprache dieser Augen, „und ich hebe Euch eine Welt aus den Angeln; versetzt mich in das richtige Element, und ich werde in Kürze als Triumphator auf dieses Uebergangsstadium herablächeln."

Jetzt erhob er sich, kletterte von dem Deck herab und bog in die nächste Querstraße ein. Vor einem Kaffeehause machte er Rast. Noch einmal überlegte er sich alle Eventualitäten seines Vorhabens. Beim Bezahlen der Halbtasse, die er hastig hinuntergestürzt hatte, merkte er, daß sich seine ganze Barschaft noch auf fünf Franken belief.

„Jetzt oder nie!" murmelte er vor sich hin. „Mißglückt mir dieser letzte Versuch, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Hülfe der deutschen Botschaft in Anspruch zu nehmen und auf dem kürzesten Wege nach Deutschland zurückzukehren. Der schöne Traum von der Pariser Carrière ist dann ausgeträumt."

Mit großen Schritten eilte er weiter. In der Rue d'Amsterdam erreichte er ein stattliches Haus. Herzklopfend stieg er die Treppe hinan, bis er vor einer Klingel Halt machte. Auf einem großen Messingschilde stand hier zu lesen: Alexandre Dumas. Der junge Mann zog die Schelle. Nach zwei Minuten erschien ein Diener, der die Frage: „Ist Herr Dumas zu Hause?" mit der kurzen und nicht allzu höflich betonten Rede beantwortete: „Der Herr ist auf dem Lande."

Die Thür fiel in's Schloß. Der junge Deutsche starrte einige Minuten lang wie betäubt vor sich hin. Dann schwankte er langsam die Treppe hinab. Im Thorwege übermannte ihn das Gefühl der Verzweiflung so vollständig, daß ihm die Füße den Dienst versagten. Er lehnte sich an die Wand und verharrte hier zwei, drei Minuten wie geistesabwesend. Die niederschmetternde Gewißheit, daß auch dieser letzte Versuch für ihn fehlgeschlagen, schien seine letzte Kraft von Grund aus geknickt zu haben.

Und nun leugne man, daß unser Wille in den Verkettungen von Ursache und Wirkung ein flüchtiger Hauch, ein ohnmächtiges Atom, eine klägliche Null ist! Mit aller Kraft glauben wir an unserm Schicksale zu arbeiten: da kommt ein kleiner, unscheinbarer Zufall, zerreißt uns die ganze Rechnung und schleudert unser Lebensschiff, dem Steuer zum Trotz, in eine Richtung, die wir niemals geahnt haben.

Die Verzweiflung, die den Helden unserer Geschichte in dem Thorwege jenes Hauses der Rue d'Amsterdam erfaßte und ihn lähmend gegen die Wand drückte, diese kurze Anwandlung von zwei, drei Minuten sollte über sein ganzes zukünftiges Leben entscheiden. Hätte er in stürmischem Unmuthe das Haus verlassen, wäre er in hellem Grolle mit dem Schicksale auf die Straße geeilt, er säße jetzt vielleicht . . . Doch wir wollen unserer Erzählung nicht vorgreifen.

Wie er so dasteht, ertönen Schritte. Ein vornehm gekleideter Herr kommt die Treppe herab; als er die gebrochene Gestalt des jungen Deutschen wahrnimmt, tritt er näher herzu.

„Beim Himmel! Sie sind's!" ruft er theilnehmend. „Was machen Sie hier?"

Der junge Deutsche erkennt einen Herrn, den er seit Langem fast täglich im Kaffeehause getroffen.

„Ich habe zum zwanzigsten Male versucht, Herrn Alexander Dumas zu sprechen, und man hat mich zum zwanzigsten Male abgewiesen. Der Diener behauptet, Herr Dumas sei auf dem Lande."

„Ah, so!" erwidert der Herr lachend. „Wenn's weiter Nichts ist — Herrn Dumas sollen Sie gleich sprechen. Warten Sie fünf Minuten!" Spricht's und steigt wieder die Treppe hinan. Kurze Zeit darauf kommt er zurück mit den Worten: „Herr Dumas erwartet Sie."

Der junge Mann, der auf diese fast romanhafte Weise noch in der zwölften Stunde an's Ziel gelangte, war kein Anderer als **Albert Wolff**, gegenwärtig der geistreiche Plauderer des Pariser „Figaro", der Liebling der „großen Nation", die Verkörperung des Pariser Esprits. Aus dem armen Jungen, der in stiller Wehmuth seine letzten fünf Franken musterte, ist der elegante Journalist geworden, der eine reizende Wohnung in der Rue Lafitte bewohnt, kostbare Gemälde und werthvolle Bücher aufstapelt und bei einem jährlichen Einkommen von vierzig- bis fünfzigtausend Franken auf seine Lehrjahre zurückblickt wie der sprüchwörtliche Pariser Kaufherr, der in Holzschuhen in die Hauptstadt gekommen.

Alexander Dumas empfing den jungen Deutschen im Badezimmer. Der dicke Herr saß bis an die Brust im Wasser und hielt sich mit den rundlichen Fingern rechts und links am Rande der Wanne fest. Er ließ sich durch den Eintritt Albert Wolff's durchaus nicht stören, sondern wandte nur leise den Kopf und fragte mit gutmüthiger Bosheit:

„Was wollen Sie? Haben Sie Geld nöthig?"

„Allerdings," versetzte Wolff keck, „aber ich will Nichts geschenkt haben. Ich will arbeiten."

„So! Arbeiten! Was für ein Fach haben Sie?"

„Ich komme in der Absicht, das Uebersetzungsrecht Ihrer neuen Dramen zu erwerben. Ich bin jung und vom besten Willen beseelt, habe mich schon mehrfach nicht ohne Erfolg als Journalist und Schriftsteller versucht und glaube die Aufgabe befriedigend lösen zu können. Ich verspreche Ihnen die Hälfte des Erträgnisses. Auf keinen Fall riskiren Sie etwas."

„Ah," rief Dumas, indem er sich in der Wanne aufrichtete, „Sie sind ein Deutscher. Ein philosophisches Volk, diese Teutonen! Eine großartige Literatur! . . . Drehen Sie sich um, mein Junge! Ich steige heraus. . . . Lessing, der deutsche Shakespeare. . . . Treten Sie abseits! Ich mache Sie naß. Minna von Barnhelm, ein gutes Lustspiel, etwas veraltet, aber voll brillanter Effecte. Dergleichen würde auch bei uns Etwas machen. Hätte nicht übel Lust, das Ding zu bearbeiten. Ah, und Schiller, der ist mein Liebling. So! Sie können sich umdrehen."

Albert Wolff erblickte jetzt den Verfasser der „Drei Musketiere", in ein langfasriges Laken gehüllt, wie er im Begriff stand, die Strümpfe anzuziehen, — keine leichte Aufgabe bei seiner Corpulenz Unter dem Ankleiden fuhr Dumas fort, sich in Aphorismen über das deutsche Theater zu ergehen. Er bekundete bei diesen Auslassungen eine echt französische Un-

kenntniß. Außer Lessing, Goethe und Schiller war ihm kaum ein bedeutender Name geläufig. Von neueren Autoren kannte er nur Gutzkow aus dem „Urbild des Tartuffe" und Hackländer. Von den dramaturgischen Zuständen Deutschlands und seiner ganzen geistigen Strömung überhaupt hatte er die sonderbarsten Begriffe. Wolff hielt es für zweckmäßig, die irrigen Anschauungen des berühmten Romantikers durch eingestreute Bemerkungen zu berichtigen, bis sich ein Zwiegespräch und schließlich ein Vortrag daraus entspann, in welchem der Deutsche den Franzosen nach allen Richtungen hin belehrte und aufklärte.

Dumas lauschte mit wachsender Verwunderung. Albert Wolff sprach das Französische zwar nicht ganz correct, aber doch ziemlich geläufig. Der Hauch von Fremdartigkeit, der über seiner Darlegung schwebte, mochte den literarischen Feinschmecker Dumas besonders fesseln. Wohl eine halbe Stunde lang stand er da, die Hände in den Hosentaschen, die wulstige Unterlippe im wechselnden Spiel der Empfindungen auf- und abziehend, bis er endlich in die charakteristischen Worte ausbrach: „Vous n'êtes pas bête — Sie sind kein Esel."

Albert Wolff dankte ihm für die gute Meinung und kam auf seine ursprüngliche Bitte wegen des Uebersetzungsrechtes zurück.

Dumas blickte sinnend zu Boden.

„Wissen Sie was," sagte er nach einer Weile, „Sie könnten mein Secretär werden und mir die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Literatur für meinen Privatgebrauch übersetzen. Es scheint mir fast, als würde ich da hin und wieder Etwas aufstöbern, was ich brauchen könnte. Ich offerire Ihnen dreihundert Franken monatlich, einen Platz an meinem Tisch, und wenn Sie wollen und die Sache sich macht, einen Platz in meinem Herzen."

Wer war glücklicher als unser Wolff! Mit beiden Händen zugleich griff er zu, und schon nach wenigen Wochen erfreute er sich unter der Bezeichnung „L'Allemand de Mr. Dumas — der Deutsche des Herrn Dumas" einer gewissen Geltung: die erste Sprosse auf der Leiter des Erfolges war erklommen.

Von den zahlreichen Lesern, die sich allwöchentlich zweimal an Albert Wolff's geistreichen Feuilletons erquicken, wissen wahrscheinlich nur sehr wenige, daß dieser scheinbar so durch und durch französische Autor seine ersten literarischen Erfolge in Deutschland erzielt hat. Im Jahre 1835 zu Cöln geboren, ging Albert Wolff mit achtzehn Jahren als Kaufmann nach Paris, wo er in der Glasmalerei eines Verwandten Cartons zeichnete. Wieder nach Cöln zurückgekehrt, lernte er den Verleger des „Kladderadatsch", A. Hoffmann, kennen, und machte in dessen Gesellschaft eine Rheinreise. Diese Rheinreise war die Wiege der nachmals so stark ausgebeuteten und breitgetretenen Schulze- und Müller-Literatur. Allerlei kleine Abenteuer und humoristische Erlebnisse brachten den jungen Kaufmann auf die Idee, die beiden schon damals in Flor stehenden „Kladderadatsch"-Figuren in touristische Kleider zu stecken. Er schrieb „Schulze und Müller am Rhein", ein Scherz, der neben mancher kalauernden Banalität eine Fülle wirklichen Humors enthielt.

Kalisch wurde von Hoffmann beauftragt, das Wolff'sche Manuscript zu berlinisiren; und in dieser Gestalt hat das Buch eine beträchtliche Reihe von Auflagen erlebt. Wolff zeichnete auch die Illustrationen. Wenn wir nicht irren, geht noch die neueste Auflage im Schmucke der Zeichnungen einher, die der gelesenste französische Feuilletonist entworfen hat. Der Erfolg dieser „Rheinreise" veranlaßte den Verleger Hoffmann, noch in demselben Jahre mit Kalisch nach dem Harze zu reisen, und so das Ei des Columbus zum zweiten Mal auf die Spitze zu stellen. Trotz dieses glänzenden Resultates erhoben sich zwischen Wolff und seinem Verleger allerlei Mißhelligkeiten, die damit endigten, daß Wolff der preußischen Hauptstadt den Rücken kehrte und nach Düsseldorf ging. Schon von Berlin aus hatte er für die Düsseldorfer Monatshefte gearbeitet. Jetzt trat er als Redacteur an die Spitze des Unternehmens. Die Jahrgänge aus jener Zeit enthalten eine große Anzahl von Beiträgen aus seiner gewandten Feder. Komisches veröffentlichte er unter seinem vollen Namen, Ernstes unter dem Pseudonym W. Albert. Auch für Ernst Keil's „Illustrirten Dorfbarbier" und für das von Robert Prutz redigirte „Museum" war er von Düsseldorf aus thätig. Schon hatte es den Anschein, als sollte es ihm gelingen, sich durch die chinesische Mauer der deutschen Schriftstellermisère Bahn zu brechen in das Land einer gesicherten Existenz, als ein Ereigniß eintrat, das ihn mit einem Male aus der kaum betretenen Laufbahn hinausschleuderte.

Die Firma Arnz und Comp., in deren Verlag die „Monatshefte" erschienen, machte nämlich Bankerott. Der Redacteur verlor einen Theil seines rückständigen Gehaltes, und mit einem Male war er wieder brodlos. Da griff zum ersten Male jene wunderbare Hand des Zufalls, deren Bethätigung den Philosophen beinahe zum Fatalisten machen könnte, in seine zerrüttete Existenz ein. Der Düsseldorfer Maler Larson schickte um diese Zeit ein Bild in die Pariser Gemäldeausstellung und begab sich selbst nach der französischen Hauptstadt, um dort für die Besprechung seines Kunstwerkes in der Presse zu wirken. Da er selbst des Französischen nicht mächtig war, so forderte er Wolff auf, ihn als Dolmetscher zu begleiten und in Paris die nöthigen Verbindungen mit den Journalen und insbesondere mit den großen illustrirten Zeitungen herzustellen. Wolff ging bereitwillig auf diese Idee ein. Das Leben in der französischen Hauptstadt sagte ihm jetzt ungleich besser zu, als vor so und so viel Jahren. Er faßte den Entschluß, sich hier eine Existenz zu gründen, und nach langem Hin- und Hergrübeln kam er auf die Idee, sich in der oben mitgetheilten Absicht an Dumas zu wenden. So war gewissermaßen der Bankerott der Firma Arnz die erste Ursache seiner nachmaligen Erfolge.

Bei Dumas blieb Albert Wolff mehrere Jahre lang, stets guten Muthes, stets fleißig und lernbegierig, wenn auch der große Romantiker, der bekanntlich trotz seiner ungeheueren Einnahmen ewig in Geldnoth war, die versprochenen dreihundert Franken sehr unregelmäßig auszahlte. Wolff übersetzte ihm eine beträchtliche Anzahl deutscher Dramen — unter anderen „Die Jäger", von Iffland. Dumas benutzte das Sujet zu einem Roman „Katharina Blum", der in der Zeitung „Le Mousquétaire" erschien. In ähnlicher Weise wurde das bekannte Lustspiel „Englisch" von Görner zu einer reizenden Komödie „L'honneur est satisfait" benutzt, die in jeder Beziehung weit über dem deutschen Originale steht. Auch eine große Anzahl von Novellen und Jugenderzählungen übersetzte Wolff für den unermüdlichen Autor. Dumas hat die meisten dieser Jugendschriften später unter dem Titel „Le Père Gigogne" zusammengestellt.

Während dieser Thätigkeit arbeitete Wolff noch immer als deutscher Autor. Ganz im Anfange seines Aufenthaltes hatte er Kunstbriefe für die „Augsburger Allgemeine" geschrieben. Später verfaßte er eine Reihe von Novellen, die sich zum Theil vielen Beifall und bei verschiedenen Concurrenzen den Preis erwarben. Jetzt aber begann eine neue Periode. Die Redacteure des alten „Gaulois" forderten ihn auf, gelegentlich einen Beitrag zu liefern. Er schrieb einen humoristischen Artikel, den er im Gefühle einer begreiflichen Unsicherheit Albert X. unterzeichnete. Tags darauf saß er in einem Kaffeehause, wo eine große Anzahl der bekanntesten Journalisten verkehrte, unter Anderen auch Villemessant, der Chefredacteur des „Figaro". Das Gespräch verfiel auf den geheimnißvollen Artikel des „Gaulois".

„Wenn ich diesen Albert X. kennte," rief Villemessant lebhaft, „er müßte sofort in den ‚Figaro'."

Dem jungen Deutschen stieg vor freudiger Ueberraschung das Blut in die Schläfe. Beim Aufbrechen bat er Herrn Villemessant um Gehör und entdeckte sich mit einem energischen „Ich bin's!" als den Autor.

„Das ist nicht wahr," erwiderte Villemessant brüsk.

Auch dieser Ausruf des routinirten Chefredacteurs war für den angehenden Feuilletonisten in hohem Grade schmeichelhaft.

„Gut!" sagte Villemessant endlich. „Bringen Sie mir solche Artikel für meine Zeitung! Ich zahle Ihnen jedesmal hundert Franken."

Tags darauf ereignete sich fast dieselbe Scene mit dem Chefredacteur des „Charivari". So trat denn Albert Wolff gleichzeitig als Mitarbeiter in zwei der gelesensten Blätter Frankreichs.

Später übernahm er im „Figaro" die sogenannten „Echos"

de Paris", in denen jede Zeile ein Epigramm war. Die Folgen dieser satirischen geistreichen Journalistik konnten nicht ausbleiben. Wolff erntete eine Reihe von Herausforderungen, die indeß nur theilweise zum Duell führten — ein wahrer Schmerz für Herrn Villemessant, der nichts lieber sah, als wenn seine Redacteure neben der Feder auch die Klinge handhabten. Endlich übernahm Wolff mit zwei oder drei anderen Mitarbeitern gemeinsam den Leitartikel, der im „Figaro" bekanntlich nur selten die Politik, sondern meistens Gegenstände der Wissenschaft, der Kunst, der Gesellschaft rc. behandelt. Zweimal wöchentlich bietet er hier den Parisern seine geistreiche Prosa, und noch immer hat er seine Leser zu fesseln und zu entzücken gewußt. Die Franzosen, die sich an dem echt pariserischen Parfum dieser Aufsätze laben, wissen nicht, daß es vielleicht gerade der Kern der deutschen Bildung ist, der ihnen die Wolff'schen Plaudereien so interessant macht.

Wolff besitzt einen größeren Wörterschatz als die meisten französischen Journalisten; denn mit dem Umfange der Kenntnisse wächst auch der Umfang des Lexicons. Merkwürdiger Weise hat unser Autor das Französische niemals eigentlich systematisch studirt. Seine phänomenale Beherrschung dieses fremden Idioms ist eine rein instinctive. Die Grundlagen zu dieser Beherrschung hat er schon während seines ersten Aufenthaltes in Paris gelegt; in der Glasmalerei, wo er als junger Mensch thätig war, wurde während der Arbeit fast unausgesetzt vorgelesen. Merkwürdig ist bei einem so vollendeten Erfassen des fremden Sprachgenius, daß Wolff nicht im Stande ist, einen französischen Vers zu schreiben, während er ein deutsches Gedicht mit der größten Leichtigkeit improvisirt.

Wir haben noch einige Worte hinzuzufügen über Wolff's politische Stellung. Beim Ausbruche des Krieges von 1870 und 1871 war er einer der Ersten, die Frankreich verließen. Er begab sich nach Brüssel, von wo er mit begreiflichem Schmerze dem Kampfe zwischen seinem Adoptivvaterlande und seiner Heimath zuschaute. Erst Ende October 1871 kehrte er nach Paris zurück. Villemessant empfing ihn auf's Freundlichste. Die übrigen Redacteure des „Figaro" schienen anfangs nicht übel Lust zu haben, die Cabinetsfrage zu stellen, aber Villemessant erklärte: „Wolff bleibt, und sollte ich seinetwegen mein gesammtes Personal entlassen."

Man machte dem „Prussien" nun den Vorschlag, hinter einem Pseudonym dem Grolle der Preußenfeinde auszuweichen. Wolff aber wies diese Zumuthung rundweg von der Hand. Sein erster Artikel nach der Rückkehr in der Nummer vom 27. October 1871 machte den Parisern den Standpunkt klar. Wolff versicherte, er werde, wie dies seine schwierige Stellung erheische, die Berührung politischer Fragen auf's Strengste vermeiden. Dagegen komme es ihm wie eine Feigheit vor, wenn er hier, wo er so lange zu Haus gewesen, unter einer Maske auftreten wolle. „Ich brauche," so schloß der Artikel, „vor Niemand die Augen niederzuschlagen, und so trete ich denn kühn und gelassen in's offene Tageslicht und zeichne wie früher: Albert Wolff."

Der Artikel erregte ungeheure Sensation. Einzelne Chauvinisten schimpften über den frechen Teutonen, der sich so vor ganz Paris in die Brust werfe, die Einsichtsvollen aber begriffen, daß man sich in der Lage dieses französischen Journalisten von deutscher Geburt nicht tactvoller und würdiger benehmen könne. Seitdem haben sich die Schwierigkeiten, die sich dem Wirken unseres Autors entgegenstellten, von Jahr zu Jahr erfreulich vermindert.

Neben seiner Thätigkeit als Journalist hat Wolff eine Reihe kleinerer und größerer Lustspiele, sowie verschiedene Romane und geschichtliche Studien geschrieben; sein Schwerpunkt liegt jedoch in der eigentlichen Causerie. Auf diesem Gebiete ist er vielleicht der populärste Meister des heutigen Frankreichs. Auf seinen zahlreichen Wanderungen durch Belgien, Deutschland, Oesterreich und den Orient konnte er diese Popularität auf Schritt und Tritt constatiren. Dem Plauderer des „Figaro" öffneten sich alle Pforten; selbst der Sultan, dem man sonst keine hervorragende Leidenschaft für geistige Interessen zuschreiben konnte, überhäufte ihn mit Ehrengeschenken und Auszeichnungen.

So hat sich „der Deutsche des Herrn Dumas" aus den kleinsten Anfängen zur Höhe eines der ersten Journalisten Frankreichs emporgearbeitet. Ein behagliches, kunstmäßig gestaltetes Leben, reich an geistigen Anregungen aller Art, entschädigt ihn für die mühevollen und unerquicklichen Jahre des Kampfes. Mit Frankreichs ersten Autoren, wie Dumas Fils, Victorien Sardou, Victor Hugo und Anderen verbindet ihn eine vieljährige Freundschaft. Aber auch in Deutschland, wo er alljährlich seinen Sommer verbringt, hat er eine Fülle interessanter Beziehungen. Die Entwickelung der deutschen Literatur verfolgt er mit regstem Interesse. Kurz, er ist ein zur schönsten Harmonie des Daseins entwickelter Mann aus eigener Kraft, der die schwierige Aufgabe löst, beiden Nationen anzugehören, ohne daß eine von beiden ihn zu verleugnen brauchte.

Weltausstellungsskizzen.

Von R. Elcho.

2. Die Ackerbauhalle und die Regierungsausstellung.

Im Bauernkriege wurde jener Graf Helfenstein in grausiger Weise abgeschlachtet, welcher einst in übermüthiger Laune versicherte, er wünsche, daß sich all seine Güter in Erdbeeren verwandelten, damit er sie verschmausen könne. Wie schade, daß der edle Feudalherr nicht ein Kind unserer Zeit war! Hier in Amerika hätte er sein Eldorado gefunden. Durch den Ruf „Frische Erdbeeren" wird derzeit — ich rede von den warmen Junitagen — der Bewohner Philadelphias aus dem Schlafe geschreckt, und wenn er sich Abends müde zur Ruhe legt, so summen die „frischen Erdbeeren" noch verdämmernd in seine Traumwelt hinüber.

Aber nicht nur Erdbeeren, sondern auch Bananen, Orangen, Ananas und Gemüse aller Art werden in den Straßen ausgerufen oder besser ausgesungen. Und wie billig der Preis ist! Eine fleckenlose Ananas kostet sechs Cents, ein Körbchen Erdbeeren fünf, die Banane einen Cent. Noch billiger sind die Pfirsichen, deren Güte jener unserer Aprikosen gleichkommt. Philadelphia scheint ganz von Erdbeergärten umgeben zu sein, denn es werden erstaunliche Mengen dieser duftigen Frucht eingeführt und consumirt. An Größe und Schönheit erreicht die hiesige Erdbeere unsere besten Garten-Erdbeeren, allein die aromatische Wald-Erdbeere scheint ganz zu fehlen. Vor zwei Jahrzehnten war hier großer Mangel an wahrhaft gutem Obste, aber in dem Maße, wie die Cultur des Landes eine ältere wird, gelingt es auch edlere Obstsorten zu gewinnen. Hier im Osten giebt es jetzt saftige Birnen, duftige Aepfel und süße Trauben in Hülle und Fülle, und wenn wir einen Gang durch die Ackerbauhalle machen, so überzeugt uns der Augenschein, daß auch westliche Staaten, wie Jowa und Californien, eine große Zahl edler Obstsorten haben.

Die Ackerbauhalle wird mit ihren grünen Dächern von drei Reihen mächtiger Spitzbogen getragen. Durch den weißen Anstrich jener Bogen und die helle Beleuchtung gewährt jede einzelne dieser Reihen eine schimmernde Perspective, und das Innere der Halle erinnert an einen Eispalast. Hier haben die fremden Nationen — mit geringen Ausnahmen — nur jene Handelsproducte ausgestellt, für welche sie hier zu Lande einen guten Markt zu finden hofften.

Ein junger Staat aber scheint eine ärmliche Ausstellung seiner Erzeugnisse nur zu dem Ende veranlaßt zu haben, um dem farbigen Theile der nordamerikanischen Bevölkerung eine dringende Bitte an's Herz legen zu können. Ich spreche von der Republik Liberia an der afrikanischen Westküste, die vor wenigen Jahrzehnten gegründet wurde, um den befreiten Sclaven eine Heimath zu schaffen. Trotz aller Unterstützung, welche dem kleinen Staatswesen zu Theil wurde, scheint dieses in wirthschaftlicher Beziehung auf keinen grünen Zweig zu kommen. Ueber einer bescheidenen Ausstellung von Palmölseife, Kaffee, Bast und Netzen hängen die Bilder der beiden ersten



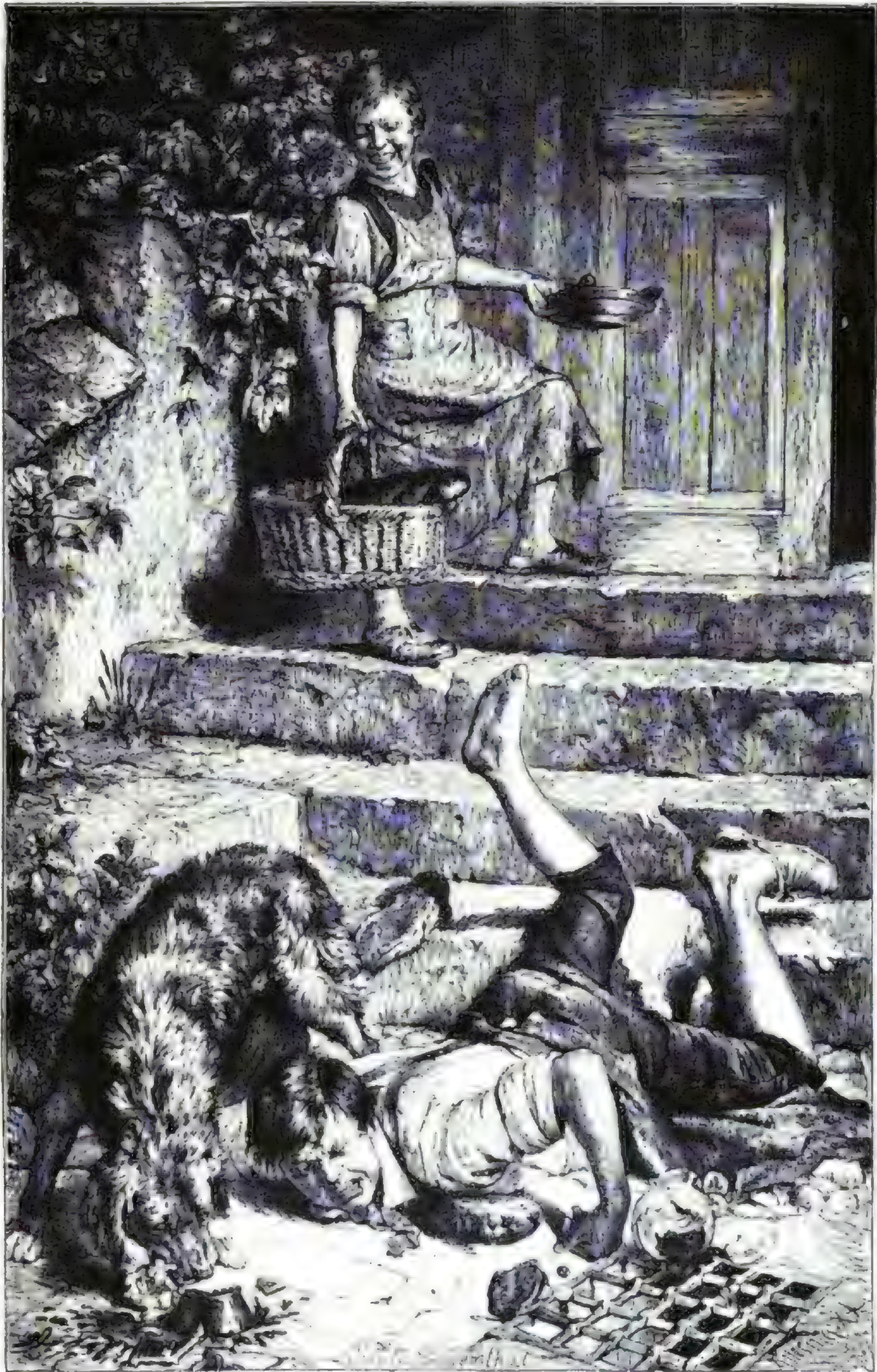
Wer zuletzt lacht —

Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von Toby E. Rosenthal.

Präsidenten der Republik nebst den Photographien junger Liberianer, welche einer Schulanstalt Pennsylvaniens ihre Erziehung danken. Auf einer grell bemalten Leinwand aber hebt ein Afrikaner die Hände gen Westen, und unter diesem Bilde steht: „Der Schrei Afrikas: Befreiter Mann Amerikas, komm' herüber und hilf uns!"

So berechtigt diese Bitte ist, so fürchte ich, sie wird wenig Wirkung haben. Dem befreiten Manne Amerikas fehlt der Enthusiasmus, um für den schwarzen Bruder im heißen Afrika sein Leben in die Schanze zu schlagen. Die ehemaligen Sclaven finden jetzt, daß Amerika ein Land ist, in dem es sich leben läßt.

Von den übrigen Nationen bietet Italien unter anderen seine Käse, seine Würste, Weine und Oele an, England seine stark gebrauten Biere, Terracotten und schön gearbeitete Ackergeräthe. Brasilien hat mit seinen feinen Wollvließen und schneeigen Baumwollflocken einen Pavillon construirt, dessen Inneres eine reiche Auswahl von Kaffee, Gummi, Cacao und Thee umschließt. Zudem hat das weite Kaiserreich Rohseide, Felle und eine stattliche Auswahl aller in seinen Wäldern vor-



— lacht am besten.

Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von Toby E. Rosenthal.

kommenden Hölzer ausgestellt. Rühmliche Anstrengungen hat auch Spanien gemacht, um die Erzeugnisse seines Landes, wie seiner Colonien auf den Weltmarkt zu bringen; die feurigen Weine des Mutterlandes, die feinen Tabake der Colonien präsentiren sich in dieser Abtheilung in verlockender Fülle. In der holländischen Abtheilung sind die Specereien der asiatischen Besitzungen und die Liqueure des Mutterlandes bemerkenswerth. Norwegen zeigt seine Fischerbarken, Netze und alle Fische seiner Küstenmeere, Flüsse und Seen. Japan hat neben seinen sorgfältig verpackten Theeblättern eine reiche Anzahl getrockneter und geräucherter Fische ausgestellt, deren Geruch ein so unausstehlicher ist, daß die Gastronomen Europas sich schwerlich entschließen werden, von diesen Leckerbissen zu kosten, und sei es auch nur um der bloßen Erkenntniß willen.

In der österreichischen Abtheilung fällt zumeist eine Collectivausstellung der berühmten Sensen und Sicheln Steiermarks auf. Frankreich hat seine Liqueure und Weine gebracht, Deutschland seine Exportbiere, Hopfen und Weine. Das deutsche Bier erfreut sich in den Vereinigten Staaten einer großen Beliebtheit, allein was die Weine betrifft, so ist denselben in den

billigen californischen Weinen eine gefährliche Concurrenz entstanden. Der californische Wein hat in den letzten Jahren viel von seiner Herbheit eingebüßt, ist sehr feurig, leidet nicht durch den Transport und ist im Vergleich mit den durch eine hohe Eingangssteuer belasteten ausländischen Weinen spottbillig. So geschmackvoll sich darum auch die Marken unserer besten deutschen Weine in einem geschnitzten Eichenrahmen mit kunstvoller Bekrönung präsentiren, so fürchte ich doch, das amerikanische Absatzgebiet wird von Jahr zu Jahr dürftiger werden, falls die Gesetzgeber in Washington das Schutzzollsystem nicht fallen lassen.

In überraschender Reichhaltigkeit entfaltet sich neben den Vereinigten Staaten die Ausstellung Canadas. Was nur immer in der Neuzeit an Maschinen zur Arbeitsersparniß herausgeklügelt und ausgeführt wurde, das führen uns canadische Fabrikanten vor's Auge — nur eine imposante Erscheinung fehlt, und das ist der Fowler'sche Dampfpflug in jener soliden und glänzenden Ausführung, wie ihn die Abtheilung der Engländer zu Wien in so vielen Exemplaren zur Schau stellte. Der gewöhnliche canadische Pflug hat erstaunlich lange Barren, ein Zeichen, daß die Pflugschar eines starken Druckes bedarf, um in den harten Boden einzudringen.

Unter den Landesproducten machen sich auch die Tauschartikel aus den Indianerterritorien bemerkbar, Büffel- und Wolfshäute, Biberfelle, Fischöl und gar einige Teppiche, welche ein geometrisches Muster und ganz hübsche Farben zeigen. Die canadische Abtheilung erhält dadurch ein charakteristisches Gepräge, daß über jeder Gruppe ausgestopfte Thiere oder wenigstens Thierköpfe angebracht sind. Es ist leicht zu ersehen, daß das rauhe Canada noch immer reiche Jagdgründe hat.

Den weitaus größten Raum in der Ackerbauhalle nimmt selbstverständlich die einheimische Ausstellung ein, und diese hat manchen originellen Zug. So finden wir im Centrum des Querschiffes eine alte Windmühle, in deren Innerem feine Mehlsorten aufgestellt sind. Eine Ausstellung von Senf veranstaltete eine amerikanische Firma gleichsam in ihrem eigenen Laden; sie hat nämlich ein Miniaturhaus erbauen lassen, das eine getreue Copie ihres Geschäftslocals ist.

Eine Zuckerbäckerei New-Yorks erbaute aus Zucker einen im Rococostil gehaltenen Ruhmestempel, in dessen Hallen und auf dessen Sockel beinahe die ganze Geschichte der Vereinigten Staaten plastisch dargestellt wird. Hier sieht der Beschauer, wie die Mitglieder des Congresses von anno 1776 in der Independence-Halle die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnen, wie Washington im Winter über den Delaware setzt, wie Ulysses Grant den Robert Lee besiegt, und was dergleichen schöne Dinge mehr sind. Ein Künstler, der statt in Marmor in Zucker arbeitet — das ist doch ganz was Neues. Es muß auch solche Käuze geben, und zuweilen darf man dem Schicksal auch für eine naive Kunstanschauung dankbar sein. Einen Beweis dafür bildet die Geschichte des Bildhauers H. in New-York. Dieser deutsche Künstler hatte im Anfang seiner amerikanischen Laufbahn so üble Erfahrungen gemacht, daß er eines Abends den Hut fest in die Stirn drückte und nach den Docks lief, um sich in's Wasser zu stürzen. Sein Project wurde von einem abgehenden Dampfer gekreuzt, der ihn auffischte und später an einem kleinen Küstenort an's Land setzte. H. verdingte sich hier bei einem Farmer als Knecht, erwies sich zwar in seinem neuen Beruf als sehr ungeschickt, allein sein Brodherr hatte Geduld mit ihm und hieß ihn während der Ernte in den Ställen und der Küche der Frau ein wenig an die Hand gehen. Eines Tages schälte H. Kartoffeln und weil die sonderbare Bildung eines der Knollengewächse seinen künstlerischen Schaffensdrang arg in die Schranken forderte, schnitzte er aus der Kartoffel die Portraitbüste seines Brodherrn und stellte diese auf den Tisch. Als die Familie vom Felde zum Essen kam, gerieth jedes Mitglied derselben beim Anblick der Kartoffelbüste in das maßloseste Erstaunen, und der gutgelaunte Farmer meinte, H. sei ein Teufelskerl, denn darin offenbare sich das Genie, daß so ein Artist auch aus der armseligen Kartoffel ein Bildniß herauszuarbeiten verstehe.

Und jenes Kartoffelschnitzwerk wurde zum Wendepunkte in H.'s Leben. Von dem Farmer unterstützt, klimmte der Bildhauer von Stufe zu Stufe aufwärts, bis er in New-York, mit günstigem Strome und Wind segelnd, zu Vermögen und Anerkennung gelangte.

Ein Aquarium mit einer stattlichen Reihe von Wasserbehältern läßt uns die Bekanntschaft amerikanischer Süßwasserfische machen. Zu diesen gesellen sich Aale von erstaunlicher Dicke und Schildkröten. Die letzteren sind besonders zahlreich vertreten, und es befinden sich einige Riesenexemplare in der Gesellschaft. Die Amerikaner schwärmen für Schildkrötensuppe, und auf großen Farmen im Süden findet man in der Regel einen Teich, der zur Schildkrötenzüchtung angelegt ist.

In einem besonderen Behälter liegt der Alleghany-Hell-Bender (Menopoma Alleghaniensis), eines der scheußlichsten Thiere, das die Erde geboren. Es hat die Form eines winzigen Alligators, allein der ganze Leib sieht aus wie ein in Fäulniß gerathener Schlauch, an dem weder Augen, noch ein Maul zu entdecken sind, nur zwei Füße lassen errathen, daß etwas Leben in dem vom Wasser bewegten Körper wohnt. Das Thier lag gerade, als ich seiner ansichtig wurde, mit der Hälfte des Körpers auf einem schwimmenden Brette und hatte augenscheinlich das Bestreben, in's Wasser zurückzukehren, allein es dauerte etwa eine halbe Stunde, ehe es in seinen Bemühungen erfolgreich war, so wenig Kraft wohnt in jener Masse, die aus Schlamm zu bestehen scheint.

In der Nähe des Aquariums haben die Fischhändler von Massachusetts ein Bassin angelegt, auf dessen Wasserfläche eine ganze Flotille kleiner Fischerboote mit aufgehißten Segeln schwimmt. Diese scheint eben vor Anker gegangen zu sein, und durch plastische Darstellungen wird dem Beschauer klar gemacht, wie die Fische am Strande getrocknet, gesalzen, in Fässer verpackt und nach dem Lagerhause geschafft werden.

Californien hat eine Colonie kleiner Thiere mit Dampf über die Ebene rollen lassen, denen man sonst nur sehr kleine Reisen zumuthet; es sind das californische Seidenwürmer, welche wohlbehalten hier anlangten und sich jetzt der nutzenbringenden Beschäftigung des Seidenspinnens mit Eifer hingeben.

Bewundernswerth sind in dieser Gruppe einige Cacteen in der Form unserer Bienenkörbe, aber doppelt so groß, und ferner die Photographien der berühmten californischen Waldriesen. Da ist der Grizzlybaum abgebildet, dessen Stamm einen Durchmesser von dreiunddreißig Fuß hat, dann der californische Lorbeer mit einer luftigen Kuppel, die jener unserer Buchen gleicht, und endlich die Lebenseiche, welche ihr Laubdach von der Erde an zu einem grünen Dome wölbt und ein gewaltigés Terrain in undurchdringlichen Schatten hüllt. Californische Weine sind in großer Menge ausgestellt, und ich will nur gleich bemerken, daß der Anbau der Rebe über ganz Amerika hin rasche Fortschritte macht.

Ein Fülle von Obst, Gemüse, Welschkorn und anderem Getreide zeigen uns in den verschiedenen Gruppen, wie reich der Boden dieses jungfräulichen Landes ist. In der Abtheilung für landwirthschaftliche Maschinen jedoch bemerken wir eine Anzahl von Apparaten, welche auf außergewöhnliche Feinde der Bodencultur schließen lassen; so sind mehrere Patentmaschinen ausgestellt zur Zerstörung des Coloradokäfers, welcher bekanntlich die Kartoffelpflanzungen so arg verwüstete.

Was die Erfindung von Arbeitsersparnißmaschinen betrifft, so ist Amerika auf diesem Gebiete fast allen Völkern voraus, allein ich finde in der ganzen Abtheilung praktischer Maschinen zum Säen, Mähen, Dreschen, Pflügen, Buttern 2c. kaum etwas, das heute nicht schon in Deutschland bekannt wäre. Durch den Mangel an Arbeitskräften angespornt, gehen unsere Großgrundbesitzer jetzt mit aller Energie daran, das zu erwerben, was Nutzenbringendes im In- und Auslande auf diesem Gebiete geschaffen wird.

Ein amerikanischer Fabrikant hatte den guten Gedanken, einige Ackergeräthe aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts auszustellen. Lassen wir nun von dem ärmlichen Holzpfluge, dessen Pflugschar nur mit einem Stück Eisen beschlagen ist, unsere Blicke zu dem stolzen Dampfpfluge unserer Zeit hinübergleiten und zu den genial erfundenen Mähe- und Säemaschinen, so dürfen wir mit Recht fragen: was wird nach weiteren hundert Jahren kommen?

Das Sonst und Jetzt der Vereinigten Staaten veranschaulicht uns keine Ausstellung in so klarer Weise wie die der nord-

amerikanischen Regierung. Bei dieser in einem umfangreichen, kreuzförmigen Pavillon veranstalteten Ausstellung gingen die Departements der Bundesregierung von der Absicht aus, dem Besucher ein Bild von den Hülfsquellen des Landes und den administrativen Fähigkeiten der Regierung zu geben; man wollte zeigen, welcher Art ihre Institutionen seien und welche Verbesserungen man im Interesse des Volkes vornehme.

Von dem eigentlichen Bodenreichthume der Union wie von seiner Jagd und Fischerei erhalten wir daher durch die vom Ackerbauministerium aufgebrachte Sammlung ein viel vollständigeres Bild, als uns dies die Ackerbauhalle zu geben vermag. Hier sehen wir eine vollständige Sammlung der in den verschiedenen Staaten erzeugten Getreidearten, Knollengewächse, Hanf, Baumwolle, Wolle- und Bastsorten, ferner Cocons, Rohseide, Obst, Gemüse, Mineralien, die verschiedensten Holzarten, ausgestopfte Vögel, in Spiritus gesetzte Fische und andere Süßwasserbewohner, dann die Fische und Säugethiere des Meeres, unter denen sich riesige Seelöwen und Robben hervorthun, endlich die vierfüßigen Bewohner der unermeßlichen Wälder, unter denen der stolze Elch Amerikas wie ein Riese unter Zwergen hervorragt.

Dieser umfangreichen Abtheilung hat der Ausstellungs-Commissär und Statistiker Dodge eine Reihe von Karten und Tabellen beigegeben, welche die schätzenswerthesten Aufschlüsse über die in den zweitausendzweihundert Grafschaften Amerikas herrschenden Agrarverhältnisse ertheilen. Der Werth der Ländereien ist für den Ansiedler am höchsten in New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, einem Theile von Michigan und Californien, im Süden, namentlich aber in den Territorien des Westens, dagegen am billigsten.

Ebenso hat der verdienstvolle Dodge in einem besondern Rahmen Abbildungen von den Ackerbauschulen der Vereinigten Staaten ausgestellt, deren gegenwärtig nicht weniger als neununddreißig in den verschiedenen Staaten eröffnet wurden. Einige davon sind selbstständig; andere schließen sich an größere Universitäten oder Gewerbe-Akademien an. Besucht sind diese Anstalten von 3703 Studenten mit 463 Lehrern. Der Congreß hat diesen Schulen 9,510,000 Acker Land geschenkt, von denen bereits 7,996,329 Acker verkauft sind.

Es ist erstaunlich, welche Masse von Alterthümern wir auf der Centennial-Ausstellung aufgehäuft finden. Fast hätte man glauben sollen, die Amerikaner, als das modernste Volk der Erde, fragten gar nichts nach der Hinterlassenschaft jener theils untergegangenen, theils in die Wildniß gescheuchten Stämme, allein das stricte Gegentheil ist der Fall. In der Abtheilung für Mineralien haben wohl mehr als zwanzig amerikanische Farmer oder Bürger kleiner Städte ganz stattliche Sammlungen von indianischen Steinäxten, Pfeilspitzen und Messern aus Feuersteinen, irdenen Geschirren, Schmucksachen, metallenem Zierrath, kupfernen Pfeifen, Schädeln und Götzenbildern zur Schau gestellt. Noch glänzender ist die Gruppe von Indianerarbeiten, welche das Ministerium des Innern theils durch die Einsendungen der geographischen und geologischen Expeditionen, theils durch die Beiträge der christlichen Missionen und vieler Alterthumsforscher zusammenbrachte.

Hier ist die Zahl der roh geschnitzten oder aus Thon geformten Götzenbilder Legion. An vielen irdenen Trinkgefäßen machen sich gleichfalls die ersten stammelnden Versuche zur bildlichen Darstellung geltend. Manche dieser Geschirre haben eine gefällige Form und sind mit geometrischen Figuren geschmückt. Die Henkel laufen in Schlangen oder Adlerköpfe aus. Auch auf die Herstellung der Schilde und Tomahawks ist augenscheinlich großer Fleiß verwendet. Die kreisrunden Lederschilde sind bunt bemalt und im Centrum mit Federn geschmückt; am Tomahawk sind Beil und Pfeife mit farbigen Schnüren und Leder umwickelt. Ganz befremdlich sind die Waffen und Rüstungen, welche man bei den Indianerstämmen Alaskas fand. Da ist beispielsweise ein starker eiserner Brustharnisch; ferner giebt es da eine Anzahl eisenbeschlagener Holzhelme, deren Spitze in einen Schwanen- oder Adlerkopf ausläuft und an deren Rückseite sich eine Art von Helmbusch befindet, dann mehrere gutbemalte hölzerne Tänzermasken und viele andere Dinge, welche eher von den Normannen des achten Jahrhunderts als noch lebenden Indianerstämmen herzustammen scheinen.

Hochinteressant sind ferner die photographischen und plastischen Nachbildungen der Klippen- und Wallbauten, wie sie „die geologische Vermessungs-Expedition der Territorien" in Colorado und Arizona fand. Wie der Adler seinen Horst in die unnahbarsten Felsenrisse hineinbaut, so suchten sich auch die Klippen- und Wallbauer des alten Tuscahan ihre Zufluchtsstätten in den majestätischen Felsmassen des Colorado-Cañon. Hier gruben sie sich mitten in die Felswand hinein, höhlten die Steinwand in der Mitte aus und führten eine Reihe von Steinbauten auf, welche nach oben hin offen waren, da die überragende Felswand Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen gewährte. Von außen gleichen diese Bauten ganz unseren mittelalterlichen Ritterburgen, denn wie jene, haben auch sie starke Mauern und viereckige Thürme. Erreicht wurden diese Felsenburgen theils durch Leitern, theils durch sehr schmale Felspfade. Zum Theil sind solche Klippenbauten auch in große Felshöhlen hineingeflickt, und zwar scheinen dann die Felsblöcke roh und ohne Mörtel aufeinander geschichtet zu sein. Auch von den kasernenartigen Bauten, welche aus getrockneten Lehmziegeln aufgeführt wurden, sehen wir gute Abbildungen; so scheint die Straße von Wolpi aus solchen halbverfallenen Kasernen mit engen Zellen zu bestehen. Auch an Indianer-Denkmälern fehlt es nicht; so präsentiren sich in Aquarellbildern eine Anzahl riesiger Sandsteinmonumente, die in der Form von Kegeln emporstreben und oben an der Spitze in die Gestalt eines Pilzes auslaufen, der mit grellen und rothen Farben bemalt ist.

In den Burgen der Klippen- und Wallbauer nisten heute die Moki-Indianer, ausgemergelte Gestalten mit schlaffen und indolenten Gesichtszügen. Die Erbauer dieser Felsennester selber aber verkrochen sich doch nur in die öden Klippen und Höhlen, weil sie wußten, daß ihnen in der Ebene irgend ein Bruderstamm auflauere, um ihnen die Kehlen abzuschneiden oder die Kopfhaut zu scalpiren. Und sonderbar, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sah Jean Jacques Rousseau, und mit ihm fast die Hälfte der gebildeten Welt, in dem Leben der Wilden das Ideal einer menschenwürdigen Existenz.

In dem Regierungsgebäude hat George Fairman, der Postmeister von Philadelphia, ein Postbureau errichtet, welches eine ganz respectable Thätigkeit entwickelt. Vor demselben fertigt eine Automatenmaschine Postcouverts an. Dieser Maschine braucht man nichts zuzuführen, als die Streifen Papier, und sie giebt uns die fertigen Couverts dafür zurück. Das Schatzamtsdepartement hat die Cassenscheine und Münzsorten verschiedener Prägung ausgestellt.

Im südlichen Theile des Gebäudes stehen Marine und Landarmee einander gegenüber. Beide zeigen die Entwickelung, welche sie im Laufe des Jahrhunderts genommen haben.

Beide Gruppen sind hochinteressant. Das Kriegsministerium hat die Geschütze ausgestellt, welche der General Lafayette den amerikanischen Freistaaten als Geschenk von Frankreich mitbrachte; dann sind die Waffen aller Jahrgänge aufgestellt bis auf den heutigen Tag, und um dem Publicum zu zeigen, wie man diese Waffen und Patronen anfertigt, ist durch die Gewehrfabrik zu Springfield, Massach., eine Werkstatt etablirt worden, in welcher vermittelst rasch arbeitender Maschinen Gewehrläufe gebohrt, Schafte abgedreht und Patronen angefertigt werden.

Weit verdienstvoller als diese Arbeiten sind die des Signal-Corps, welches dem Kriegs-Departement unterstellt ist. Dasselbe empfängt täglich das Resultat der Wetterbeobachtung von mehr als achtzig Beobachtungsstationen, welche über die ganze Union und Canada hin ausgebreitet liegen, und giebt dann sofort einen Wetterbericht aus, in welchem die Wahrscheinlichkeit der Wetterveränderung für den kommenden Tag mitgetheilt wird. Es sind dann auch die Apparate aufgestellt, deren sich die Signalstationen bedienen, um die Stärke des Windes und die ungefähre Masse des fallenden Wassers zu messen. Im schwedischen Schulhause wird jedoch ein Instrument gezeigt, das alle bisher dagewesenen Meteorographen noch an Vollkommenheit übertrifft; es ist dies Theorell's druckender Meteorograph, der schon seit einigen Jahren auf der Sternwarte zu Wien mit Erfolg angewendet wird. Mit Hülfe einer elektrischen Strömung verzeichnet derselbe ohne jedes menschliche Zuthun die Zeit der Beobachtung, die Geschwindigkeit und Stärke des Windes, den Feuchtigkeitsgrad und die Schwere der Luft.

Die Marine giebt dem Beschauer ein Bild der verschiedenartigen Schiffsausrüstungen in den verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung. Das größte Interesse erwecken hier die Revolverkanonen und Torpedos verschiedenster Construction. Unter den Letzteren dürfte der Lay'sche als der gefährlichste bezeichnet werden; derselbe hat die Gestalt eines Fisches, ist von bedeutender Größe und bewegt sich, vom Strande aus mit Dampf versorgt, vermittelst einer Schiffsschraube fort, bleibt jedoch mit einer elektrischen Batterie in Verbindung, welche ihn im geeigneten Moment explodiren macht.

Von der Piazza vor dem Regierungsgebäude blickt drohend der Thurm eines Monitors herab, der mit zwei gewaltigen Geschützen armirt ist. Möge die hundertjährige Republik, welche ihr rasches Emporblühen allein der friedlichen Arbeit dankt, ihre Monitors, Torpedos und Revolverkanonen nie zu anderen Zwecken verwenden, als um den Frieden und die Freiheit ihrer Staaten zu beschützen!

Blätter und Blüthen.

Ein deutscher Sonntag im brasilianischen Urwald. Auf einer längeren beschwerlichen Expedition im Innern der Provinz Matto-Grosso hörte ich von einigen uns begegnenden Eingeborenen, daß wir uns einer kleinen deutschen Colonie näherten, was mir um so angenehmer war, als ich schon seit Monden die süßen Klänge der heimathlichen Sprache entbehrt hatte. Wir beschleunigten nun unsern Marsch so sehr, wie es eben die schlechten Wege durch die Wälder erlaubten, und langten endlich am dritten Tage (einem Sonntage) am ersehnten Ziele an. Zu unsern Füßen dehnte sich ein schönes fruchtbares, in voller Blüthe stehendes Thal aus, in dessen Mitte ungefähr sechs bis zehn nach den hiesigen Verhältnissen erbaute Häuschen standen, die von kleinen Gärtchen und Feldern umgeben waren. Ein klarer Bach, der das Thal durchrieselte, gab dem Ganzen einen noch anmuthigeren Anblick. Papageien und andere Vögel der Tropen schaukelten sich auf den leise im Winde wehenden Palmen oder flogen schreiend dem Walde zu. Sonst war Alles still, und tiefer Friede schien über diesem schönen Stückchen Erde zu herrschen.

Ich zügelte mein treues Thier und hielt einige Augenblicke, in den freundlichen Anblick versunken, still. Da trat ein anderes Thal, weit, weit über dem Meere, ein anderes Dörfchen in den Bergen des lieben Schlesierlandes vor mein inneres Auge. Jetzt eben mochten die Glocken des Gotteshauses zur Andacht rufen, die Bewohner dem Kirchlein zuströmen. Ich wurde aus meinen Gedanken aufgeschreckt. Plötzlich schallten aus dem Thale, zuerst leise, dann immer voller und voller anschwellend, wie von unsichtbaren Stimmen gesungen, die Töne des schönen Gerhardt'schen Chorals „Befiehl Du Deine Wege“ zu uns herauf. Welchen Eindruck dieser einfache deutsche Gesang hier mitten im Urwalde, viele hundert Meilen von der Heimath, auf mich machte, kann ich nicht beschreiben.

Lange hätte ich gelauscht, wäre nicht mein Thier ungeduldig geworden. Ich zerdrückte eine verstohlene Thräne und gab Befehl, den Ansiedelungen zuzureiten. Bald hatten wir dieselben erreicht, doch gewahrten wir immer noch keinen Menschen. Da der Gesang von jenseits der Häuser zu kommen schien, stieg ich vom Pferde, hieß meine Begleiter warten und schritt, durch die Sträucher der Gärten gedeckt, der anderen Seite zu. Doch wie wurde ich da überrascht! Im Schatten einer dichten Gruppe Bäume saßen und standen ungefähr dreißig bis vierzig Männer und Frauen, während eine Anzahl Kinder fröhlich im Sande mit bunten Blumen und Steinen spielte. — Der Choral war nun beendet, und Alles lauschte dem Vortrage eines freundlichen alten Mannes, der auf etwas erhöhtem Standpunkte in einer Laube saß. Ich wurde von den milden, erbaulichen Worten des Alten über den Vers David's „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal“ tief ergriffen. Nachdem er das Amen gesprochen, las er noch einige vor ihm liegende Blätter vor (wie ich später erfuhr, waren es die Uhlich'schen Sonntagsblätter), worauf wiederum ein Choral folgte. Bis jetzt war ich noch unbemerkt geblieben, da verrieth mich aber das Klirren der Sporen, und Alles eilte nun auf mich zu, mich zu bewillkommnen. Die Freude wurde noch größer, als ich meine Heimath nannte, und wie im Triumph ward ich in das Haus des Alten geführt, während meine Begleiter anderweitig untergebracht wurden. Das Stübchen, in welchem ich mich nun befand, war so traulich und mit so vielen Erinnerungen aus Deutschland geschmückt, daß ich mich wirklich in die Heimath versetzt glaubte. Mein Gastgeber erzählte mir unter Andern auch seine Lebensgeschichte. Als ehemaliger Rector in einer Stadt Thüringens war er wegen seiner freisinnigen Ansichten öfters bekämpft worden und später hatte er sogar aus ähnlichem Grunde seinen Abschied erhalten. Zufälliger Weise erbte er in jener Zeit etwas Vermögen und beschloß, mit seiner zahlreichen Familie und einigen Verwandten und Bekannten nach Brasilien auszuwandern. Das Glück war ihm günstig gewesen. Hier, fern von der Welt, in einer schönen Gegend, in der Mitte seiner Lieben, konnte er frei und nach seiner Weise seinen Schöpfer bekennen und predigen. Sein einziger Sohn war in Deutschland zurückgeblieben und versorgte ihn mit Nachrichten aus der Heimath; ebenso sandte er die Uhlich'schen Sonntagsblätter, die stets mit großer Freude begrüßt wurden.

Es war ein ordentlicher Festtag für die kleine Colonie. Ich blieb noch bis zum Morgen des andern Tages bei den lieben Leuten und schied dann in der Hoffnung auf Wiedersehn in Villabella. H. Robert.

Fritz Reuter's Charakterbild. Fritz Reuter hatte bekanntlich seine Erfolge nicht der Kritik und nicht der Mithülfe einer befreundeten Presse zu danken. Er war ein einsam stehender Mann, als er von obscurer Kleinstadt aus seine ersten Bücher in die Welt sandte, die schon von einem überaus zahlreichen Publicum mit Jubel begrüßt und mit bewunderungsvollem Entzücken gelesen wurden, ehe noch die Kritik sich um sie gekümmert hatte.

Nach langer Zeit hatten dichterische Schöpfungen einmal wieder einen durchgreifenden Sieg allein durch die Macht ihres eigenen Zaubers errungen, und es mußte wohl nun in Unzähligen der lebhafte Drang erwachen, Näheres über die Persönlichkeit des unbekannten Zeitgenossen zu erfahren, von dem ein solches Wunder bewirkt worden. Diesem Verlangen des Publicums ist damals Otto Glagau mit einem Lebens- und Charakterbilde Reuter's entgegengekommen, das einer sehr dankbaren Aufnahme sich erfreute und jedenfalls auch zu besserem Verständnisse, zu rechter Würdigung und weiterer Verbreitung des Dichters unter den Hochdeutschen beigetragen hat. Seitdem aber hatte Reuter noch neun Jahre gelebt; es hat gerade in diesem Zeitraume seine große Bedeutung im allgemeinen Urtheile zweifellos sich festgestellt, es konnten inzwischen auch über seine Vergangenheit, seine Person und sein Schaffen neue Aufschlüsse gewonnen werden. Außerdem waren durch seinen Tod Rücksichten geschwunden, die früher Manches nicht zu sagen erlaubten, und es trat nach seinem Ableben auch die Pflicht und der Wunsch hinzu, dem Verklärten ein seinen Verdiensten entsprechendes literarisches Denkmal zu errichten. Nach allen diesen Seiten hin hat daher Glagau seine frühere Darstellung einer vollständigen Umarbeitung unterworfen, die bereits im Laufe des verflossenen Jahres unter dem Titel „Fritz Reuter und seine Dichtungen“ (Berlin, bei Grote) in eleganter, mit hübschen Illustrationen versehener Ausstattung erschienen ist.

Ohne Bedenken zählen wir dieses neue Buch zu den besten Dichter-Biographien, welche unserem Volke bisher geboten wurden. Die Schilderung ist gehaltreich und voll warmen Lebens, die Gestaltung ungekünstelt und lichtvoll, das Urtheil ein sicheres, der Styl fesselnd durch die Schlichtheit seines frischen und kernhaften Glanzes. Um sich Aufklärungen zu verschaffen, hat der Biograph Correspondenzen geführt und Reisen unternommen, sodaß er durch die eingezogenen persönlichen Erkundigungen sein Material mit interessanten Zügen und bisher noch ungedruckten werthvollen Mittheilungen bereichern konnte. Ob er recht gethan, die vielbesprochenen Schwächen im Privatleben seines Helden mit so viel Schärfe und Eifer zu betonen, und ob er mit den in dieser Hinsicht von ihm erzählten Thatsachen wirklich überzeugend die zartere und pietätsvollere, auf ärztlichen Aussprüchen beruhende Deutung Wilbrandt's widerlegt hat, daß jene periodisch wiederkehrende Unmäßigkeit auf eine unter den Gefängnißleiden Reuter's entstandene Krankheit der Magennerven zurückzuführen sei, das lassen wir hier dahingestellt, weil diese Frage einer weitläufigen Erörterung bedarf. Mit Ausnahme dieses einen Punktes aber ist uns in dem schönen Ganzen des Glagau'schen Buches, in dem biographischen wie in dem gleichfalls neu bearbeiteten kritischen Theile desselben, ein Anlaß zum Widerspruche nirgends aufgestoßen. Indem es uns die liebenswerthe Gestalt und die denkwürdigen Schicksale eines großen und allseitig verehrten Todten lebendig vor die Seele stellt, bietet es zugleich ein vielseitig bewegendes und ergreifendes Zeitgemälde, ist es durch Inhalt, Sprache und Ton ein vortreffliches und eindrucksreiches Volksbuch im edlen Sinne des Wortes. Möchte es namentlich in den Familien des deutschen Volkes eine recht weite Verbreitung finden!

A. Fr.

Berichtigungen. In dem Artikel „Der Verleger der deutschen Classiker“ hat sich in eine der Druckformen auf S. 454, zweite Spalte, am Schlusse des vorletzten Absatzes die irrige Angabe „die einunddreißigste“ statt „die dritte Auflage“ eingeschlichen, was wir die betreffenden Leser zu entschuldigen bitten. — Die auf S. 468 genannte baierische Stadt Haßfurt ist als ober- anstatt als unterfränkisch bezeichnet, was ebenfalls für eine Anzahl Abdrücke eine zu späte Correctur fand.

☛ Zur Beachtung! ☚

Um die Nummernbezeichnung unserer Zeitschrift, deren Nr. 1 bereits Ende December vergangenen Jahres ausgegeben worden ist, wieder in genauen Einklang mit der Wochenzahl des laufenden Jahres zu bringen, sind wir genöthigt, das Erscheinen der Gartenlaube in der nächsten Woche ausfallen zu lassen. Nr. 31 wird am 4. August hier expedirt werden.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

N° 31. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Das Boot, in welchem sich Waldemar und die junge Gräfin Morynska befanden, flog mit vollem Segel dahin. Die See war heute ziemlich bewegt; die Wellen, die das Schiffchen durchfurchte, brachen sich schäumend am Kiele und spritzten auch wohl über Bord, was die beiden Insassen aber wenig kümmerte. Waldemar saß am Steuer, mit einer Ruhe, die bewies, daß er der Führung unter allen Umständen Herr war, und Wanda, die ihm gegenüber im Schatten des Segels Platz genommen hatte, schien an der schwebend schnellen Fahrt große Freude zu haben.

„Leo wird uns bei der Tante verklagen," sagte sie, nach dem Lande zurückblickend, von dem sie schon eine Strecke entfernt waren. „Er ging in vollem Zorne fort. Sie waren aber auch sehr unfreundlich gegen ihn, Waldemar."

„Ich liebe nicht, daß ein Anderer das Steuer in Händen hat, wenn ich im Boote bin," antwortete er kurz und herrisch.

„Und wenn ich es nun haben wollte?" fragte Wanda neckend.

Er gab keine Antwort, aber er stand sofort auf und bot ihr schweigend das Steuer. Die junge Gräfin lachte.

„O, nicht doch. Es war nur eine Frage. Ich habe kein Vergnügen an der Fahrt, wenn ich fortwährend auf das Lenken achten muß."

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Waldemar das Steuer wieder zur Hand, das allerdings den ersten Anlaß zum Streite zwischen ihm und Leo gegeben hatte, wenn der eigentliche Grund auch anderswo lag.

„Wohin segeln wir denn eigentlich?" nahm Wanda nach einem kurzen Schweigen wieder das Wort.

„Ich denke, nach dem Buchenholm. Es war ja verabredet."

„Wird das für heute nicht zu weit sein?" fragte die junge Dame ein wenig bedenklich.

„Bei dem günstigen Winde sind wir in einer halben Stunde dort," sagte Waldemar, „und wenn ich später die Ruder tüchtig einlege, brauchen wir kaum mehr Zeit zur Rückkehr. Sie wollten ja den Sonnenuntergang einmal vom Buchenholm aus sehen."

Wanda widersprach nicht länger, obgleich sie ein unbestimmtes Gefühl von Bangigkeit überkam. Sonst war Leo der stete Begleiter der Beiden auf allen Spaziergängen und Ausflügen; zum ersten Mal befanden sie sich heute allein mit einander. So jung Wanda auch noch war, sie hätte keine Frau sein müssen, um nicht schon bei dem zweiten Besuche Waldemar's zu entdecken, was ihr bei dem ersten so seltsam schien und verlegen gemacht hatte. Er war nicht fähig, sich zu verstellen, und seine Augen redeten eine nur allzu deutliche Sprache, obgleich er sich noch mit keinem Worte verrathen hatte. Er war gegen Wanda noch einsilbiger und zurückhaltender als gegen Andere, aber trotzdem kannte sie ihre Macht über ihn hinreichend und wußte sie zu brauchen, mißbrauchte sie wohl auch gelegentlich einmal, denn ihr war die ganze Sache in der That nur ein Spiel, nichts weiter. Es machte ihr Vergnügen, daß sie diese starre, unbändige Natur mit einem Worte, ja mit einem einzigen Blicke lenken konnte; es schmeichelte ihr, Gegenstand einer zwar meist stummen und seltsamen, aber doch leidenschaftlichen Huldigung zu sein, und vor allem machte es ihr Spaß, daß sich Leo so sehr darüber ärgerte. Seinem älteren Bruder den Vorzug zu geben, fiel ihr in Wirklichkeit gar nicht ein, denn Waldemar's ganzes Wesen war ihr im höchsten Grade antipathisch. Sie fand sein Aeußeres abstoßend, seine Formlosigkeit entsetzlich und seine Unterhaltung langweilig. Auch hatte die Liebe den jungen Nordeck nicht liebenswürdiger gemacht. Er zeigte nie jene ritterliche Artigkeit, in der Leo, trotz seiner Jugend, schon Meister war; er schien sich im Gegentheil nur widerwillig dem Zauber zu beugen, dem er doch nicht mehr entfliehen konnte, und gleichwohl gab sein ganzes Wesen Zeugniß davon, mit welcher unwiderstehlichen Gewalt ihn die erste Leidenschaft gefangen genommen hatte.

Der Buchenholm mochte früher wirklich eine kleine Insel gewesen sein; der Name deutete noch darauf hin, jetzt war er nur noch eine dichtbewaldete Anhöhe, die durch einen schmalen Landstreifen, eine Art Dünenzug, mit dem Ufer zusammenhing, von wo aus man ihn zu Fuß erreichen konnte. Der Ort wurde trotz seiner Schönheit nur wenig besucht; er war zu einsam und abgelegen für die glänzende und zerstreuungssüchtige Badegesellschaft von C., die ihre Ausflüge meist nach den benachbarten Stranddörfern richtete. Auch heute befand sich Niemand auf dem Holm, als das Boot landete. Waldemar stieg aus, während seine junge Begleiterin, ohne seine Hülfe abzuwarten, leichtfüßig auf den weißen Sand des Ufers sprang und dann die Anhöhe hinaufeilte.

Der Buchenholm führte seinen Namen mit Recht. Der ganze Wald, der sich fast eine Meile lang am Strande hinzog, zeigte nicht so viele und so prachtvolle Bäume dieser Art, wie sie hier auf diesem Fleckchen Erde vereint standen. Es waren mächtige,

uralte Buchen, die ihre riesigen Aeste weithin über den grünen Rasen ausbreiteten und über die grauen verwitterten Steintrümmer, die hier und da zerstreut lagen — der Sage nach die Ueberreste einer alten heidnischen Opferstätte. An der Landungsstelle traten die Bäume zu beiden Seiten zurück, und wie in einem Rahmen lag das weite Meer da. Tiefblau dehnte sich die unabsehbare Fläche aus; kein Ufer, keine Insel begrenzte den Blick; kein Segel tauchte am Horizonte auf, nichts als das Meer in seiner ganzen Schönheit, und der Buchenholm lag so einsam und weltverloren da, als sei er wirklich ein kleines Eiland mitten im Ocean.

Wanda hatte ihren Strohhut abgenommen, um den sich nur ein einfaches schwarzes Band schlang, und ließ sich jetzt auf einem der moosbewachsenen Steine nieder. Sie trug noch theilweise die Trauer um den verstorbenen Fürsten Baratowski; das weiße Kleid zeigte als einzigen Schmuck einige schwarze Schleifen, und die schweren Enden der gleichfalls schwarzen Schärpe fielen an der Seite nieder. Diese Todtenfarbe auf dem weißen Gewande gab der Erscheinung des jungen Mädchens etwas Ernstes, Schwermüthiges, das ihr sonst gar nicht eigen war; sie sah unendlich reizend aus, als sie so, mit leicht verschlungenen Händen, dasaß und nachdenkend auf das Meer hinausblickte.

Waldemar, der an ihrer Seite auf den riesigen Wurzeln einer Buche Platz genommen hatte, schien das auch zu finden, denn er unterhielt sich ausschließlich damit, sie anzusehen. Die ganze übrige Umgebung existirte für ihn nicht, und er schreckte wie aus einem Traume empor, als Wanda auf ihren Steinsitz deutete und dabei scherzend fragte:

„Ist das vielleicht einer von Ihren alten Runensteinen?"

Waldemar zuckte die Achseln. „Da müssen Sie meinen Lehrer, den Doctor Fabian, fragen," entgegnete er. „Der ist in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung besser zu Hause als in dem jetzigen. Er würde Ihnen einen sehr gelehrten und ausführlichen Vortrag über Runensteine, Hünengräber und dergleichen halten; es wäre sein höchster Genuß, das zu thun."

„Um Gotteswillen nicht!" lachte Wanda. „Aber wenn Doctor Fabian solche Begeisterung für die Vorzeit hegt, dann wundert es mich, daß er nicht auch Ihnen den Geschmack daran beigebracht hat. Mir scheint, Sie sind sehr gleichgültig dagegen."

Der junge Mann machte eine verächtliche Miene. „Was kümmern mich diese Alterthumsgeschichten! Mich interessiren Wald und Felder nur wegen der Jagd, die sie mir bieten."

„Wie prosaisch!" rief Wanda entrüstet. „Also nur Ihre Jagdgeschichten haben Sie im Kopfe? Und hier auf dem Buchenholm denken Sie wohl auch nur an die Rehe und Hasen, die er möglicher Weise bergen könnte?"

„Nein," sagte Waldemar langsam, „hier nicht."

„Es wäre auch unverzeihlich in dieser Umgebung. Sehen Sie nur diese Abendbeleuchtung! Dort drüben scheint die Fluth förmlich zu strahlen."

Waldemar folgte gleichgültig der Richtung ihrer Hand. „Ja wohl — dort soll ja auch Vineta versunken sein."

„Was ist dort versunken?" fragte die junge Dame, sich lebhaft umwendend.

„Haben Sie noch nicht davon gehört? Es ist eine unserer Meeressagen; ich glaubte, Sie kennten sie bereits."

„Nein. Erzählen Sie!"

„Ich bin ein schlechter Märchenerzähler," sagte Waldemar abwehrend. „Fragen Sie unser Strandvolk danach! Jeder alte Schiffer weiß Ihnen das besser und ausführlicher zu berichten als ich."

„Ich will es aber aus Ihrem Munde hören," beharrte Wanda. „Also erzählen Sie!"

Auf der Stirn Waldemar's zeigte sich eine Falte — der Befehl klang auch gar zu gebieterisch.

„Sie wollen?" wiederholte er mit einiger Schärfe.

Wanda sah recht gut, daß er verletzt war, aber sie pochte auf eine Macht, die sie während der letzten Wochen oft genug erprobt hatte. „Ja wohl, ich will," erklärte sie mit der gleichen Bestimmtheit wie vorher.

Die Falte auf der Stirn des jungen Mannes vertiefte sich. Es war wieder einer jener Momente, wo er sich trotzig gegen den Zauber aufbäumte, der ihn in Fesseln gelegt hatte, aber jetzt begegnete er den dunkeln Augen, die den Befehl in eine Bitte umzuwandeln schienen, und vorbei war es mit Trotz und Widerstand — seine Stirn glättete sich; er lächelte.

„Nun denn also, wie ich es geben kann, kurz und — prosaisch," sagte er, das letzte Wort betonend. „Vineta soll, der Sage nach, eine alte Meeresfeste gewesen sein, die Hauptstadt der damaligen Bevölkerung, die das Meer und die Küsten ringsum beherrschte und an Glanz und Pracht ihres Gleichen suchte, während ihr aus allen Ländern unermeßliche Schätze zuströmten. Aber Hochmuth und Sünden ihrer Bewohner rissen das Strafgericht des Himmels auf sie herab, und sie ward von den Fluthen verschlungen. Unsere Schiffer schwören noch heute darauf, daß dort drüben, wo das Ufer so weit zurücktritt, die Feste Vineta unversehrt auf dem Meeresgrunde ruht. Sie wollen unter dem Wasser oft die Thürme und Kuppeln erblicken, die Glocken läuten hören, und bisweilen, in gewissen Zauberstunden, soll die ganze Wunderstadt wieder heraufsteigen aus der Tiefe und sich den besonders Begnadeten zeigen — es giebt ja Luftspiegelungen genug auf dem Meere, und wir haben hier im Norden auch eine Art von Fata Morgana, wenn auch freilich äußerst selten —"

„So erlassen Sie mir doch die nüchterne Erklärung!" unterbrach ihn Wanda ungeduldig. „Wer fragt darnach, wenn die Sage nur schön ist, und wunderschön ist sie. Finden Sie das nicht auch?"

„Ich weiß nicht," versetzte Waldemar in einiger Verlegenheit. „Ich habe eigentlich noch nie darüber nachgedacht."

„Aber haben Sie denn ganz und gar keine Empfindung für Poesie?" rief die junge Gräfin verzweiflungsvoll. „Das ist ja entsetzlich."

Er schaute sie betreten an. „Finden Sie das wirklich so entsetzlich?"

„Gewiß!"

„Mich hat aber nie Jemand gelehrt, die Poesie zu verstehen," sagte der junge Mann, wie im Tone der Entschuldigung. „Im Hause meines Onkels weiß man nichts davon, und meine Lehrer haben mir nur immer trockene Unterrichtsstunden gegeben — ich fange erst jetzt an zu begreifen, daß es überhaupt eine Poesie giebt."

Die letzten Worte hatten einen beinahe träumerischen Ausdruck, den Waldemar sonst niemals zeigte. Er warf das Haar zurück, das ihm wie gewöhnlich tief in die Stirn herabfiel, und lehnte den Kopf an den Stamm der Buche. Wanda machte zum ersten Mal die Entdeckung, daß es eine merkwürdig hohe und schön gewölbte Stirn war, die sich da unter dem blonden Haargewirr barg. Jetzt, wo sie sich frei und unbedeckt zeigte, schien sie das unschöne und unregelmäßige Gesicht förmlich zu adeln. An den linken Schläfen lief eine eigenthümlich gezeichnete blaue Ader hin, die selbst im Moment der Ruhe scharf und deutlich hervortrat; die junge Gräfin hatte sie noch niemals bemerkt unter der „ungeheuren gelben Löwenmähne", die ihr stets ein Gegenstand des Spottes war.

„Wissen Sie, Waldemar, daß ich soeben etwas entdeckt habe?" fragte sie neckend.

„Nun?" fragte er zurück, ohne seine Stellung zu verändern.

„Die seltsame blaue Ader da an Ihrer Stirn — die Tante trägt sie gleichfalls an den Schläfen, genau an derselben Stelle und genau ebenso gezeichnet, nur schwächer."

„Wirklich? Nun, das ist auch wohl das Einzige, was ich von meiner Mutter habe."

„Ja, es ist wahr, Sie ähneln ihr nicht im Mindesten," meinte Wanda unbefangen. „Und Leo gleicht ihr doch zum Sprechen."

„Leo!" wiederholte Waldemar mit eigenthümlicher Betonung. „Ja freilich, Leo! Das ist auch etwas Anderes."

Wanda lachte. „Weshalb? Soll der jüngere Bruder darin etwas vor dem älteren voraus haben?"

„Warum nicht? Hat er doch die Liebe der Mutter vor ihm voraus — ich dächte, das wäre genug."

„Aber Waldemar!" warf die junge Gräfin ein.

„Ist Ihnen das neu?" fragte er mit einem finsteren Aufblick. „Ich dächte, es könnte für keinen Dritten ein Geheimniß mehr sein, wie ich mit meiner Mutter stehe. Sie zwingt sich,

freundlich gegen mich zu sein, o ja! und das mag ihr oft Mühe genug kosten, aber sie kann die innere Abneigung nun einmal nicht überwinden, und ich kann's auch nicht — also haben wir uns Beide nichts vorzuwerfen."

Wanda schwieg betreten. Die Wendung, die das Gespräch nahm, befremdete sie im höchsten Grade. Waldemar schien das nicht zu bemerken; er fuhr in herbem Tone fort:

„Die Fürstin Baratowska ist und bleibt mir fremd. Ich gehöre nicht zu ihr und ihrem Sohne — das fühle ich bei jeder neuen Begegnung. Sie ahnen nicht, Wanda, was es mich kostet, immer wieder diese Schwelle zu betreten, immer wieder dieses Zusammensein zu ertragen. Es ist eine wahre Tortur, die ich mir auferlege, und ich habe nie geglaubt, daß ich sie so geduldig aushalten würde."

„Aber weshalb thun Sie es denn?" rief Wanda unvorsichtig. „Es zwingt Sie ja Niemand dazu."

Er sah sie an. Die Antwort lag in seinen Augen, lag so deutlich darin, daß das junge Mädchen bis an die Stirn erröthete. Der heiße, vorwurfsvolle Blick sprach auch gar zu deutlich.

„Sie thun der Tante Unrecht," versetzte sie rasch, wie um ihre Verwirrung zu verbergen. „Sie muß und wird doch ihren eigenen Sohn lieben."

„O gewiß!" Die Bitterkeit Waldemar's ließ sich jetzt nicht länger bewältigen. „Ich bin überzeugt, daß sie Leo sehr liebt, trotz ihrer Strenge gegen ihn, aber weshalb sollte sie mich lieben, oder ich sie? Ich hatte kaum die ersten Lebensjahre hinter mir, da verlor ich Vater und Mutter zugleich. Da wurde ich fortgerissen aus der Heimath, um im fremden Hause aufzuwachsen. Als ich später denken und fragen lernte, da vernahm ich, daß die Ehe meiner Eltern ein Unglück gewesen war, ein Unglück für Beide, daß sie sich im bittersten Haß von einander losgerissen hatten, und ich habe es erfahren, wie dieser Haß über Tod und Grab hinaus noch in mein Leben eingriff. Man sagte mir, die Mutter sei an allem schuld gewesen, und doch hörte ich so manche Aeußerung, so manche Andeutung über den Vater, die mich auch an ihm irre machte. Wo andere Kinder lieben und verehren dürfen, da wurden mir Argwohn und Mißtrauen eingeflößt — ich kann sie jetzt nicht wieder los werden. Der Onkel ist gut gegen mich gewesen; er hat mich auch lieb in seiner Weise, aber er konnte mir doch auch nichts anderes bieten, als das Leben, das er selbst führt. Sie werden es ja wohl zur Genüge kennen; ich glaube, man ist bei meiner Mutter sehr genau darüber unterrichtet — und da verlangen Sie von mir, Wanda, ich soll die Poesie kennen?"

Die letzten Worte klangen wie ein grollender Vorwurf, und doch barg sich tief dahinter etwas wie eine dumpfe Klage. Wanda blickte mit großen erstaunten Augen auf ihren Begleiter, den sie heute gar nicht wieder erkannte. Es war freilich das erste Mal, daß sie in ein ernstes Gespräch mit ihm gerieth, daß er seine einsilbige Zurückhaltung ihr gegenüber aufgab. Auch ihr war das eigenthümlich kalte Verhältniß zwischen Mutter und Sohn nicht entgangen, aber sie hatte nicht geglaubt, daß dieser überhaupt eine Empfindung dafür habe; hatte er doch bisher mit keiner Silbe darauf hingedeutet, und nun auf einmal verrieth er eine fast leidenschaftliche Kränkung darüber. Dem jungen Mädchen kam erst in dieser Stunde eine Ahnung davon, wie einsam, wie grenzenlos leer und öde die Jugend Waldemar's gewesen sein mußte, und wie verlassen und freundlos der junge Erbe, dessen Reichthum sie so oft hatte preisen hören.

„Sie wollten ja den Sonnenuntergang sehen," sagte Waldemar, plötzlich abbrechend, in ganz verändertem Tone, indem er sich erhob und an ihre Seite trat. „Ich glaube, wir haben ihn heute in seltener Pracht."

Das Gewölk, das den Horizont umsäumte, war in der That schon von rother Gluth umflossen, und die Sonne selbst sank in voller Klarheit dem Meere zu, das seltsam aufleuchtete, als es den Abschiedsgruß des scheidenden Gestirns empfing. Eine Fluth von Glanz und Licht schien darüber hinzuströmen und sich weithin zu verbreiten. Dort drüben aber, wo Vineta auf dem Meeresgrunde ruhte, brannten die Wellen in dunklem Purpurscheine; in ihren Furchen glänzte es wie flüssiges Gold und tausende von strahlenden Funken tanzten darüber hin. Es liegt doch etwas in den alten Sagen, was sie weit hinaushebt über den Aberglauben, und man kann ein Kind der neuen Zeit sein, und doch voll und ganz die Märchenstunde erleben, in der das alles wieder lebendig wird. Es waren ja Menschen, welche die Sagen schufen, und ihre ewigen Räthsel, wie ihre ewigen Wahrheiten ruhen noch heute tief in der Menschenbrust. Freilich nicht Jedem öffnet sich das jetzt so streng verschlossene Märchenreich, aber die Beiden auf dem Buchenholme mußten wohl zu den besonders Begünstigten gehören, denn sie fühlten deutlich den Zauber, der sie leise, aber unwiderstehlich in seine Kreise zog, und keines hatte den Muth oder den Willen, sich ihm zu entreißen.

Ueber ihren Häuptern rauschten die Buchenwipfel im Winde, und noch lauter rauschte das Meer zu ihren Füßen. Woge auf Woge kam an das Ufer gerollt; die weißen Schaumkronen auf den Häuptern, bäumten sie sich einen Moment lang empor, um dann zischend am Strande zu zerschellen. Es war die alte mächtige Melodie des Meeres, jene aus Windesrauschen und Wellenbrausen zusammengesetzte Melodie, die mit ihrer urewigen Frische jedes Herz gefangen nimmt. Sie singt von träumender sonnenbeglänzter Meeresstille, von Sturmestoben mit all seinem Schrecken und Verderben, von rastlosem, endlosem Wogen und Leben, und jede Welle bringt einen Ton davon an's Ufer, und jeder Windhauch bringt den Accord dazu.

Waldemar und seine jugendliche Gefährtin mußten diese Sprache wohl verstehen, denn sie lauschten ihr in athemlosem Schweigen, und für sie klang auch noch etwas Anderes mit hindurch. Aus der Tiefe der Fluth schwebten die Glockenklänge zu ihnen empor, und es legte sich ihnen um das Herz, wie Schmerz und Sehnsucht, und doch wieder wie die Ahnung eines unendlichen Glückes. Den purpurnen Wellen aber entstieg ein schimmerndes Luftgebild. Es schwebte auf dem Meere; es zerfloß im Sonnengolde und stand doch klar und leuchtend da, eine ganze Welt voll unermessener, nie gekannter Schätze, von ihrem Zauberglanze umwoben, die alte Wunderstadt — Vineta.

Der glühende Sonnenball schien jetzt mit seinem strahlenden Rande die Fluth zu berühren; tief und tiefer sinkend, entschwand er langsam den Blicken; noch einmal flammte es am Horizonte auf, wie mit feuriger Lohe — dann war das Licht verschwunden, und auch das dunkle Roth, das noch auf dem Wasser lagerte, begann allmählich zu verblassen.

Wanda athmete tief auf und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Die Sonne ist nieder," sagte sie leise, „wir werden an die Rückkehr denken müssen."

„An die Rückkehr!" wiederholte Waldemar wie im Traume. „Schon jetzt?"

Das junge Mädchen erhob sich rasch, als gelte es irgend einer beängstigenden Empfindung zu entfliehen. „Das Tageslicht bleibt nicht mehr allzulange, und wir müssen jedenfalls bei anbrechender Dämmerung in C. sein, sonst verzeiht uns die Tante nie diese eigenmächtige Fahrt."

„Das werde ich bei meiner Mutter vertreten," sagte Waldemar, auch er schien sich zu den gleichgültigen Worten förmlich zwingen zu müssen, „wenn Sie aber die Rückkehr wünschen —"

„Ich bitte darum."

Der junge Mann machte eine Wendung nach dem Boote hin, auf einmal aber hielt er inne.

„Sie wollen ja wohl fort, Wanda? Schon in wenigen Tagen? Nicht wahr?"

Die Frage klang seltsam erregt, und auch in der Stimme der jungen Gräfin lag nicht die gewöhnliche Unbefangenheit, als sie antwortete:

„Ich muß zu meinem Vater; er entbehrt mich schon so lange."

„Meine Mutter und Leo gehen nach Wilicza —" Waldemar stockte bei den Worten, als ob ihm irgend etwas den Athem benehme. „Es ist die Rede davon, daß ich sie begleite — darf ich das?"

„Weshalb fragen Sie mich danach?" fragte Wanda mit einer ihr sonst ganz fremden Befangenheit. „Es hängt doch einzig von Ihnen ab, ob Sie Ihre Güter besuchen wollen."

Der junge Mann beachtete den Einwurf nicht; er beugte sich zu ihr nieder; seine Stimme bebte, wie in leidenschaftlicher Unruhe.

„Ich frage aber Sie, Wanda, Sie allein — darf ich nach Wilicza kommen?“

„Ja!“ fiel es wie unwillkürlich von Wanda's Lippen, aber in demselben Augenblick erschrak sie auch darüber, denn Waldemar hatte mit einer stürmischen Bewegung ihre Hand ergriffen und hielt sie so fest, als sei es für die Ewigkeit. Die junge Gräfin fühlte, was er in dieses „Ja“ hinein legte, und das machte sie bestürzt. Es überkam sie auf einmal wie eine heiße Angst. Waldemar bemerkte ihr Zurückweichen.

„Bin ich Ihnen wieder zu ungestüm?“ fragte er leise. „Sie dürfen mir darüber nicht böse sein, Wanda, heute nicht. Ich konnte nur den Gedanken an Ihre Entfernung nicht ertragen. Jetzt weiß ich's ja, daß ich Sie wiedersehen darf — jetzt will ich geduldig warten, bis wir in Wilicza sind.“

Sie gab keine Antwort. Schweigend gingen beide nach dem Boote hinunter. Waldemar richtete die Segel und legte die Ruder ein, und einige mächtige Stöße trieben das kleine Fahrzeug weit hinaus in die See. Noch lag ein leichter Rosenschimmer auf den Wellen, als das Boot darüber hinglitt. Niemand sprach auf der Fahrt, nur das Meer rauschte eintönig, während das letzte flüchtige Roth am Himmel verblaßte und die ersten Schatten der Dämmerung sich über den Buchenholm legten, der weit und weiter zurückwich. Der Traum beim Sonnenuntergang war zu Ende, aber die alte Sage, die ihn gesponnen, erzählt auch, daß, wer einmal das versunkene Vineta geschaut, einmal seinen Glockenklängen gelauscht habe, den lasse die Sehnsucht danach nicht ruhen sein Lebelang, bis die alte Wunderstadt wieder zu ihm emporsteigt — oder bis sie ihn hinabzieht in die Tiefe.

Die diplomatische Mission, zu der Herr Witold den Doctor Fabian auserlesen hatte, schien dem Ersteren in ihrer Ausführung nicht halb so schwierig, wie in ihrer Einleitung. Um genauen Bericht darüber zu erstatten, „was eigentlich da drüben in C. passirte“, mußte der Doctor natürlich Zutritt bei der Fürstin Baratowska haben, und das konnte nur durch Waldemar geschehen. Witold zerbrach sich den Kopf darüber, wie er seinem starrsinnigen Pflegesohne die Sache beibringen könne, ohne gleich von vorn herein auf ein entschiedenes Nein zu stoßen. Da kam ihm unerwartet der Zufall zu Hülfe. Die Fürstin hatte bei dem letzten Zusammensein den Wunsch ausgedrückt, den Lehrer ihres Sohnes persönlich kennen zu lernen. Waldemar sprach davon nach seiner Rückkehr und der Gutsherr ergriff mit beiden Händen die willkommene Gelegenheit. Er war zum ersten Male in seinem Leben in der Lage, einen Wunsch der Fürstin Jadwiga vernünftig zu finden; er hielt den Doctor unerbittlich beim Worte, und dieser, der noch immer gehofft hatte, die Sache werde an dem Eigensinne seines Zöglings scheitern, mußte schon am zweiten Tage mit Waldemar zu der gewünschten Vorstellung nach C.

Waldemar war auch heute zu Pferde. Er war ein leidenschaftlicher Reiter und verabscheute das Fahren auf den sandigen oder steinigen Landwegen, über die er im Galopp hinsprengte. Es fiel ihm nicht ein, Rücksicht auf seinen Lehrer zu nehmen und sich zu ihm in den Wagen zu setzen. Doctor Fabian war an dergleichen Rücksichtslosigkeiten gewöhnt, und von Natur schüchtern und nachgiebig, hatte er nicht den Muth, sich dagegen zu erheben oder deswegen seine Stellung zu opfern. Er besaß kein Vermögen; eine Stellung war überhaupt für ihn eine Lebensfrage. Das Leben in Altenhof sagte ihm wenig zu, aber er nahm im Ganzen ja auch nur wenig Theil daran. Er erschien nur bei Tische und hin und wieder Abends auf eine Stunde, um dem Gutsherrn Gesellschaft zu leisten; sein Zögling nahm ihn wenig genug in Anspruch. Waldemar war stets froh, wenn er die Unterrichtsstunden hinter sich hatte, und sein Lehrer war es noch mehr. Die ganze übrige Zeit stand diesem zur freien Verfügung; er konnte sich ungestört seinem Steckenpferde, den germanischen Studien, hingeben. Diesen geliebten Studien verdankte Herr Witold es allein, daß der jetzige Erzieher seines Pflegesohnes nicht dem Beispiele der sechs Vorgänger folgte und gleichfalls davonlief, denn er sagte sich ganz richtig, daß in einer anderen Stellung, wo eine stete Beaufsichtigung der Zöglinge verlangt werde, es mit dem Studiren vorbei sei. Freilich gehörte ein so geduldiger Charakter, wie der des Doctors dazu, unter solchen Verhältnissen auszuhalten; er ertrug es auch heute schweigend, daß Waldemar wirklich voraustritt und ihn erst am Eingange von C. erwartete, wo sie gegen Mittag anlangten.

Sie fanden bei ihrer Ankunft nur Gräfin Wanda im Salon, und Doctor Fabian machte die erste Vorstellung zwar in großer Befangenheit, aber doch in leidlicher Haltung durch. Leider reizte seine sichtbare und ein wenig komische Aengstlichkeit die junge Gräfin sogleich, ihren Muthwillen an ihm zu üben.

„Also Sie, Herr Doctor, sind der Erzieher meines Vetters Waldemar,“ begann sie. „Ich spreche Ihnen mein aufrichtiges Beileid aus und beklage Sie von ganzem Herzen.“

Fabian sah erschrocken in die Höhe und dann nicht minder erschrocken auf seinen Zögling, aber dieser schien die Aeußerung gar nicht gehört zu haben, denn seine Miene verieth nicht die geringste Entrüstung.

„Wie meinen Sie, gnädige Gräfin?“ stammelte der Doctor.

„Nun, ich meine, daß es ein sehr schwieriges Amt ist, Herrn Waldemar Nordeck zu erziehen,“ fuhr Wanda unbekümmert fort und ergötzte sich unendlich an der grenzenlosen Verlegenheit, die ihre Worte hervorriefen.

Doctor Fabian blickte in einer wahren Todesangst zu Waldemar hinüber; er wußte, wie empfindlich dieser war, auch gegen bloße Neckereien. Oft genug hatten weit harmlosere Aeußerungen des Herrn Witold einen wahren Sturm hervorgerufen, aber merkwürdiger Weise zeigte sich heute nicht das kleinste Anzeichen davon. Der junge Mann stützte sich ruhig auf den Sessel der Gräfin Morynska, ja, es schwebte sogar ein Lächeln um seine Lippen, als er, zu ihr herabgebeugt, fragte:

„Glauben Sie, daß ich so schlimm bin?“

„Jawohl, das glaube ich,“ erklärte Wanda. „Hatte ich doch erst vorgestern bei dem Streite um das Steuer das Vergnügen, Sie in vollem Zorne zu sehen.“

„Aber doch nicht gegen Sie,“ sagte Waldemar vorwurfsvoll.

Der Doctor ließ den Hut sinken, den er bisher mit beiden Händen festgehalten hatte. Was war das für ein Ton, der so weich und mild von den Lippen seines wilden Zöglings kam, und was sollte der Blick bedeuten, der ihn begleitete? Das Gespräch ging in dieser Art weiter. Wanda neckte den jungen Mann mit ihrem gewöhnlichen Uebermuthe, und Waldemar ließ sich das Spiel mit einer unendlichen Geduld gefallen. Hier schien ihn nichts reizen, nichts verletzen zu können; für Alles hatte er nur ein Lächeln; er war überhaupt wie ausgetauscht, seit er sich in der Nähe der jungen Gräfin befand.

„Herr Doctor Fabian hört uns ganz andächtig zu,“ spottete diese. „Sie freuen sich wohl über unsere muntere Laune?“

(Fortsetzung folgt.)

Hirschjagden im Hochgebirge.

Die Mühseligkeiten und Gefahren, mit denen der passionirte Gemsenjäger unter Umständen zu kämpfen hat, umgeben diesen Zweig der waidmännischen Beschäftigung mit einem Nimbus der Romantik und des Heldenthums, der zwar in manchen Fällen seine Berechtigung hat, aber im Allgemeinen fast zu viel Aufmerksamkeit für sich beansprucht und dadurch verschiedenen anderen Vorgängen auf dem Gebiete der Bergjagd, die äußerst interessant sind, den Platz in der Chronik des alpinen Lebens verkümmert, den sie verdienen.

In den Bergen des baierischen Hochlandes nimmt neben der Gemse ein anderes edles Thier, der Hirsch, eine hervorragende Stelle ein, und das Herz des Jägers fühlt sich zur Jagd auf diesen königlichen Recken vielleicht mehr angezogen, als zum Pürschgang auf die Gemse.



Aufbringung eines Berghirsches aus der „Zwing“.
Originalzeichnung von Gustav Sundblad.

Soweit die Tanne reicht, also bis zu sehr ansehnlicher Höhe, dehnt der Berghirsch seine Wanderungen aus und kommt eben so selten in die Niederung, wie die scheue Gemse. Die dominirende Gewalt der alpinen Natur, welche allen lebenden Wesen in ihrem Bereiche das Merkmal ihrer Eigenheit verleiht, hat auch den Berghirsch mit einer Fülle von Eigenschaften ausgestattet, die ihn weit über seines Gleichen in der Ebene erheben. Hervorragend an Größe, zeichnet er sich durch besondere Kraft und Behendigkeit aus und mancher sonst erfahrene Jäger hat zugestanden, daß ihn beim erstmaligen Anblicke eines solchen herrlichen Thieres eine Aufregung befallen habe, die ihn zum Werke völlig unfähig machte.

Wenn der Berghirsch durch das Dickicht bricht, aufgescheucht von menschlichen Wesen oder im Zornesmuthe der beleidigten Hoheit, dann schallt es und kracht es im Walde, als ob der Sturm durch die Büsche zöge, und prasselnd zersplittern die Zweige am Gehörne des ungestümen Flüchtlings. Wenn im Herbste die Natur seine Triebe mächtig erregt, dann durchtönt ein gewaltiges Brüllen die Schluchten der Berge, und gar oft hört man das Getöse des wilden Kampfes zweier Nebenbuhler bis weit in's Thal herab. Mit welcher Erbitterung derartige Angelegenheiten ausgefochten werden, ist zur Genüge bekannt; ist es doch schon mehrere Male vorgekommen, daß zwei kämpfende Hirsche sich mit den Geweihen so in einander verstrickten, daß sie unmöglich mehr aus einander konnten und dadurch ihr beiderseitiger Untergang herbeigeführt wurde.

In den Bergen des Algäu kommt diese Gattung Hirsche noch sehr häufig vor, in einzelnen Revieren sogar in solcher Zahl, daß in einer Saison oft Hunderte abgeschossen werden müssen, um den empfindlichen Wildschaden etwas herabzumindern. Die außergewöhnliche Kraft und Abhärtung macht dem Berghirsche das Ueberwintern leichter; denn er ist nicht allein zu größeren Wanderungen befähigt, sondern vermag auch eher zu einer Nahrung zu gelangen, die für das übrige Rothwild unerreichbar ist; besonders wählerisch ist allerdings der Edle nicht. Es kam z. B. im vergangenen Winter in der Hindelanger Gegend vor, daß Hirsche den gewaltigen Düngerhaufen eines ziemlich hochgelegenen Gehöftes bis auf das letzte Atom vollständig aufgefressen haben. Der jüngeren Generation muß bei sehr strengen Wintern durch Füttern etwas nachgeholfen werden; an solchen Stellen versammeln sich dann ganze Rudel „Wildpret", wie man diese Familie schlechtweg dort zu Lande bezeichnet, und harren stundenlang geduldig, bis die Barmherzigkeit des Jägers etwas Heu zur Stelle schafft; in gewöhnlichen Zeiten begnügt sich letzterer, ein paar Rothtannen fällen zu lassen, die mit Rinde, Sprossen und Nadeln für viele Tage Nahrung geben. Geht endlich der Schnee fort, dann sehen freilich die Thiere sehr herabgekommen aus, allein in einigen Wochen haben sie sich wieder erholt und durchstreifen, von Kraft und Uebermuth strotzend, auf's Neue die Wälder.

Die Herbsttreibjagden sind für den Hirsch am gefährlichsten; fast jeder Tag bringt ein paar der gewaltigen erlegten Burschen in die Thalstätten herab, wo sie vom Wildhändler erwartet werden. Mit einer gewöhnlichen Holzsäge wird dann das Geweih sammt einem handbreiten Stück der Hirnschale vom Kopfe abgetrennt, und das Stück selbst wandert entweder ganz oder zerwirkt nach seinem Bestimmungsorte, zumeist in die größeren Bäder der Schweiz, um den Gaumen der wildpretlüsternen Touristen zu laben. Der Wildexport nach der Schweiz ist ein außerordentlicher, und von dem Städtchen Immenstadt gehen hunderte von Centnern über den Bodensee, um die Schweizerküche mit landesüblichen Producten zu versehen.

Die Einzeljagd auf den Hirsch hat so wenig Gefahren im Gefolge wie die Gemsjagd, wenn der Jäger nicht selbst in seinem Eifer durch Nichtbeachtung des Terrains eine bedenkliche Situation herbeiführt. Am schwierigsten ist es in solchen Fällen meistens, das geschossene Stück zu holen, da das waidwunde Thier, von Kraft und Instinct verlassen, gewöhnlich ohne Wahl geraden Weges sich zur Flucht wendet und daher leicht in Schluchten und Abgründe stürzt, die schwer zugänglich sind.

Ein höchst interessanter derartiger Fall hat sich im letzten Winter in der Oberstdorfer Gegend, hart an der Vorarlberg'schen Grenze, zugetragen. Ein Oberstdorfer Jäger war so glücklich, einen prächtigen Hirsch aufzuspüren, der hart an der Grenze wechselte und dem deshalb mit um so größerem Eifer nachgestellt wurde. Das Terrain ist dort jedoch so eigenartig, daß es einer vorhergehenden Beschreibung desselben bedarf, um dem Nachfolgenden den Charakter des Außerordentlichen zu sichern. Unmittelbar vor dem Eingang in das kleine Walserthal liegt eine der wildesten Schluchten, die im deutschen Hochlande existiren. Jahrtausende hindurch mögen die von den umliegenden bedeutenden Höhen sich sammelnden Wassermassen mit der ganzen Wucht ihrer elementaren Kraft gekämpft haben, bis es ihnen möglich geworden ist, die ungeheuren Felswände zu durchbrechen, zwischen denen sich jetzt in schwindelnder Tiefe ein Gebirgsstrom brüllend und schäumend durchzwängt, und dieses gewaltige Bild der vorweltlichen Revolutionen hat der Gebirgsbewohner nicht mit Unrecht „die Zwing" benannt. Ein kleiner, schmaler Steg führt über die schaurige Schlucht, und wenn man von dort weg in die grausige Tiefe blickt, drängt sich uns das Blut zum Gehirn und eine unnennbare Macht zwingt uns, vom Geländer der kleinen Brücke weit zurückzurücken, da der Anblick des Abgrundes zu überwältigend ist, als daß Jemand, der an denselben nicht gewöhnt ist, mit Kaltblütigkeit in die Kluft hinabzusehen vermöchte. Die Felswände fallen in eine Tiefe von weit über siebzig Meter thatsächlich senkrecht bis zum schäumenden Wasserspiegel ab, und kein Strauch, kaum ein Moosfleckchen, giebt dem irrenden Auge einen Halt, wenn es über die feuchten grauen Steinwände hinabgleitet in ein gespenstiges Dunkel, aus dem nur der helle Gischt des wüthenden Stromes heraufleuchtet, wie der zornige Blick eines in dämonischer Umgarnung sich windenden Riesen. Die beiden Felswände liegen in einer Entfernung von höchstens einigen Metern von einander da, und es trägt diese Enge der Schlucht ungemein viel dazu bei, den schaurigen Eindruck zu erhöhen. Wirft man einen Stein oder ein Stück Holz in die Tiefe, so hört man in immer weiterer Entfernung das Anschlagen des Körpers an die Felsen, und nach erheblicher Pause folgt endlich das prasselnde Zerstieben auf dem Gestein oder der dumpfe Fall in den Strom. Oft schleudert das Hochwasser große Tannen in die Zwing; nach wenigen Minuten sind sie aller Aeste und Wurzeln beraubt, und der fußdicke Stamm erscheint, von oben gesehen, wie ein erbärmlicher Prügel von einigen Centimeter Dicke. Was Wunder, wenn die Volkssage hier böse Dämonen hausen läßt, ja die Zwing bis zu einem gewissen Grade sogar mit der Unterwelt identificirt, indem sie einen reichen, aber gewissenlosen Walser Käsehändler, auf einer Käsekiste sitzend, in der Tiefe geistern und jammernd auf Erlösung harren läßt.

Im Winter sieht es hier womöglich noch fürchterlicher aus; die ungeheuren Felswände sind mit einer dicken, grünlich schimmernden Eisdecke überzogen, und an den hervorragenderen Stellen bilden sich ungeheure Eiszapfen, die wie Krystallsäulen zur Tiefe streben, während ein nebelgleicher Dunst bei strenger Kälte das Gewässer verbirgt und den Abschluß des eigenartigen Gemäldes noch geheimnißvoller gestaltet. Auf der rechten Seite dieser Schlucht, die überall von Tannenwald umgeben ist, erhebt sich eine gleichfalls senkrechte Felswand ungefähr vierzig bis fünfzig Meter hoch, und auf der Höhe dieses Aufbaues, der mit Nadelholz reichlich bewachsen ist, kam der obenerwähnte Jäger zum Schusse auf den lange verfolgten Hirsch.

Auf einem anderen Platze wäre das Wild eine sichere Beute des Jägers gewesen, denn in Folge der empfangenen Wunde mußte der Hirsch nothwendiger Weise nach kurzer Flucht verenden. Der Hirsch brach auf den Schuß hin zusammen, raffte sich jedoch gleich wieder auf, schlug eine andere Richtung ein, machte ein paar gewaltige Sätze — dann war Alles todtenstill — der Hirsch blieb verschwunden. Da es bereits dunkelte, war es zu gewagt auf diesem Punkte der Fährte des Flüchtlings zu folgen, und am nächsten Tage war dieselbe von fußhohem, neu gefallenem Schnee gänzlich verdeckt. Man suchte alles ab, fand nirgends eine Spur, und nun konnte so ziemlich sicher angenommen werden, daß der Hirsch in die „Zwing" gefallen sei.

Das Ereigniß war in der Umgegend schnell bekannt; Jagd- und Abenteuerlust, sowie Freude an halsbrecherischen Unternehmungen sind bei den Bergbewohnern durchaus nicht in Abnahme gerathen, und so ist es leicht erklärlich, daß man die Möglichkeit, den Hirsch zu finden und etwa gar zu holen, bald in den Wirthsstuben besprach. Ein junger Oberförster war der Erste, welcher sich daran machte, in Begleitung von einigen

Freunden das Wild zu suchen. Er ließ sich an verschiedenen Plätzen an einem Seile fast bis zum Wasserspiegel hinab und durchforschte die ganze Zwing, bis er endlich fast am Ausgange derselben den Hirsch auf einer theilweise noch vom Wasser bespülten Felsplatte auf der linken Seite der Schlucht liegen sah. Leider war gerade diese Seite die am schwersten zugängliche, und der Gedanke, das verendete Thier heraufbringen zu können, wurde sogar von den erfahrensten Bergsteigern als unausführbar verworfen. Gerade diese angenommene Unmöglichkeit scheint aber einen so mächtigen Reiz auf den Unternehmungsgeist der Kühnsten unter den Bergmenschen ausgeübt zu haben, daß die Sache nicht aufgegeben wurde, sondern die Zutageförderung des Hirsches nunmehr als ein Ziel des höchsten Ehrgeizes erschien.

Nach ein paar Tagen meldete sich bei dem königlichen Förster ein Ortsbewohner des nahe liegenden Dorfes Tiefenbach, welcher sich erbot gegen eine Entschädigung von fünfundzwanzig Gulden den Hirsch aus der Zwing zu holen. Diese Bedingung wurde angenommen, und der Unternehmer Namens Seraphim Schoell, ein Mann nahe den Fünfzigern, machte sich daran, die Expedition auszurüsten.

Schoell selbst ist eine Erscheinung, wie man sie sogar in diesem Theile des Gebirges nur noch in einzelnen Exemplaren findet. Ein ungeheures Knochengerüst, überzogen mit Sehnen und Muskeln wie von Stahl und bedeckt mit einer fast „lohgaren" Haut ohne eine Spur von Fett und Fleisch, läßt zwar auf Kraft und Ausdauer, aber nicht auf den hohen Grad von Gewandtheit und Sicherheit schließen, den der kühne Bergsteiger besitzt. Wenn man aber in das Gesicht desselben blickt und die scharfgebogene Nase sowie die tiefliegenden blitzenden Augen betrachtet, dann begegnet man einem so ausgeprägten Kennzeichen der Energie, daß man an der Ausführung keines Vorsatzes dieses Mannes mehr zweifelt.

Derselbe wählte zu seinem Unternehmen noch neun Männer aus, von denen einer, Namens Speiser, ihn in die Tiefe begleiten sollte, die anderen aber zum Halten der Ablaßseile bestimmt waren. Die zu solchen Zwecken verwendeten Seile sind zwar nicht dick, aber sehr sorgfältig und von bestem Materiale gearbeitet, sodaß ein Zerreißen derselben ohne mechanische äußere Einwirkung nicht leicht vorkommt; man nennt diese Art Seile gemeinhin „Krieg-Seile" (von dem Zeitwort „kriegen" abgeleitet).

Zwei Tage vor Weihnachten begab sich die Zwing-Expedition an Ort und Stelle. Der einzige zum Werke passende Platz war aber so beschaffen, daß gewiß jedem Techniker die Lust vergangen wäre, nach den Regeln der Kunst und Wissenschaft die nöthigen Dispositionen zu treffen. Ein paar dicht über dem Rande des Abgrundes ineinander gewachsene Föhren bildeten den Hauptanhaltspunkt für die beabsichtigte Operation. Das Terrain, auf welchem die Hülfstruppen vertheilt werden mußten, war höchstens anderthalb Meter breit und dazu sehr abschüssig; da wurden nun die acht Nothhelfer nebeneinander aufgestellt, um die beiden Männer auf- und abzuziehen. Jeder unter ihnen mußte nun vor allen Dingen darauf bedacht sein, sich auf dem schneebedeckten, hartgefrorenen Boden einen möglichst sichern Standpunkt zu suchen, da das unbedeutendste Ausgleiten, einige Fuß von der Schlucht entfernt, für Alle verderbenbringend werden konnte; jede Bewegung mußte berechnet und mit Sicherheit ausgeführt werden.

Zuerst bereitete sich der Adjutant Schoell's, der erwähnte Speiser, zur frostigen Höllenfahrt vor. An das Ende des Seils wurde ein breiter Lederriemen, dem Zuggeschirre eines Pferdes entnommen, derart befestigt, daß er eine Schlinge bildete, in welche sich der Mann hineinsetzte; um die Oberschenkel und den Leib liefen Stricke, mit denen er an das Seil befestigt wurde, denn da das Seil beim Hinablassen sich beständig dreht, so liegt die Möglichkeit sehr nahe, daß den Betreffenden ein kaum zu vermeidender Schwindel in einen Zustand der Passivität versetzt, der ohne die äußersten Vorsichtsmaßregeln unbedingt verderbenbringend wäre.

Speiser war festgemacht; nochmals wurden alle Knoten untersucht; die Männer am Rande der Schlucht zogen das Seil straff an, und Speiser rutschte langsam dem gähnenden Schlunde zu. Jetzt löste sich ein Theil der Schneefläche los und fiel zerstäubend in die Tiefe, und nun hing der Kühne zwischen Himmel und Erde. Langsam ging's abwärts; oftmals legte sich der Führer der Expedition oben dicht am äußersten Rande der Zwing auf den Bauch, um den Niedergang des immer kleiner werdenden Körpers zu beobachten. Kein Wort wurde gesprochen; die am Seile Beschäftigten blickten nur auf die Hand ihres Führers, um das Zeichen zum Stillhalten oder langsam Ablassen abzunehmen. Nach einer langen Zeit — das Ablassen hatte mit den nöthigen Pausen beinahe eine halbe Stunde in Anspruch genommen — erscholl aus der Tiefe ein schwacher Laut. Das Seil lockerte sich, und die oben Stehenden hatten die Gewißheit, daß der Reisende glücklich angelangt sei. Man ließ nun ein zweites Seil hinab, um den Hirsch daran heraufziehen zu können, und harrte ruhig der Entwickelung der Dinge.

Der Mann in der Unterwelt hatte aber keine leichte Arbeit. Wohl lag dicht vor ihm der getödtete Hirsch, welcher auf der einen Seite schon mit einer mehrere Zoll dicken Eisdecke überzogen war, allein zwischen ihm und dem Gegenstande seiner Thätigkeit brauste der Wildstrom; nirgends hatte er den geringsten Halt an den eisbedeckten Wänden, und von oben her drohte eine furchtbare Gefahr, die man vorher wohl nicht in Erwägung gezogen hatte. Von den Wänden herab hingen nämlich in der sonderbarsten Aufeinanderthürmung riesenhafte Eiszapfen, die sich jeden Augenblick loslösen konnten und mit ihrer Wucht den unten Stehenden dann in Atome zerschmettern mußten; an ein Ausweichen in diesem Falle war natürlich nicht zu denken. Eine ebenso unerwartete Schwierigkeit mußten diese Eisgebilde beim Hinaufziehen des Hirsches bereiten. Nach ungeheuerer Anstrengung und stundenlangen Versuchen gelang es dem unermüdlichen Manne endlich, die Hinterläufe des Hirsches zu erreichen und durch die Hacksen ein Seil zu ziehen, so daß sein Zweck als erreicht angesehen werden konnte. Er gab das Zeichen zum Aufziehen und verließ den Platz, nachdem er zwei und eine halbe Stunde unten in der Zwing, theilweise im Wasser stehend, verbracht hatte. Langsam ging es aufwärts, und mit der größten Vorsicht mußte er laviren, um den drohenden Eisklippen zu entgehen; endlich kam er halberfroren bei seinen Gefährten an und erstattete Bericht, nachdem der landesübliche Enzianer die eingeschlafenen Lebensgeister wieder aufgeweckt hatte. Nun galt es, den Hirsch heraufzubringen, aber das war nicht möglich, ohne daß Jemand die Leitung der Last von unten übernahm, was eine ungleich schwierigere Sache war.

Nun machte sich Schoell selbst an's Werk und trat die Fahrt in die Schlucht an. Er verfehlte jedoch nicht, beim Abwärtsgleiten mit den Füßen so viele Eiszapfen wie möglich wegzustoßen, und war deshalb in beständig schaukelnder Bewegung; daß dieses Manöver die Bedenklichkeit seiner Lage wesentlich erhöhte, bedarf keiner Auseinandersetzung; im Hinblick darauf war es nöthig, die Vorsichtsmaßregeln oben zu erhöhen. Endlich war alles in Ordnung, und nun mußte man mit dem Aufziehen der doppelten, ja man darf sagen der vierfachen Last — denn der Hirsch wog ehrliche drei Centner — beginnen. Anfangs ging es leidlich; Schoell wußte durch alle möglichen Wendungen die so schwer erkaufte Beute über bedeutende Hindernisse, als da waren Felsvorsprünge, Eiszapfen und Eisspalten, wegzubugsiren; allein, schon beinahe am Ende des Weges angelangt, verhängte sich der Hirsch derart, daß es unmöglich war, denselben weiter zu bringen. Alle Anstrengungen der oben Ziehenden und alle Bemühungen Schoell's waren fruchtlos. Zudem durfte Schoell nicht wagen, seine riesige Kraft voll in Anwendung zu bringen, da die ungeheuere Spannung wahrscheinlich ein Zerreißen der zur Befestigung verwendeten Seile zur Folge gehabt hätte. Nur eine Gewichtsverringerung konnte die Calamität heben. Schoell besaß Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit genug, einen Ausweg zu finden. Durch Zeichen nach oben sich verständlich machend, dirigirte er seine Fahrt so, daß er ganz nahe zum Körper des Hirsches kam; hier zog er sein Messer und fing in dieser Situation an, den Hirsch aufzubrechen und kunstgerecht auszuweiden.

Das war wahrlich ein Stück Arbeit, um das ihn sicherlich kein Jäger beneidet hätte, und schwerlich dürfte der Fall je einmal sich ereignet haben, daß diese wichtige waidmännische Handlung an solchem Orte und unter solchen Umständen vorgenommen worden ist. Wer zu ermessen vermag, welcher Kraftaufwand und welche Geschicklichkeit dazu gehören, ein Thier von

der Größe eines Rindes dazu halb gefroren, frei in der Luft hängend zu öffnen und auszunehmen, mag dabei nur noch beherzigen, daß das Aufgehen eines einzigen Knotens für den daran Hängenden ein unabwendbares Todesurtheil bedeutet hätte, und er wird zugeben, daß der Fall einzig in seiner Art und werth ist, der alpinen Jagdchronik einverleibt zu werden.

Nachdem der Ausbruch entfernt war, gelang es dem Manne, den Hirsch über das Hinderniß wegzubringen, und langsam kamen Hirsch und Wagehals an die Oberfläche. Nun war die kühne That vollbracht; die Felswände hallten von dem Jauchzen der fröhlichen Männer wieder, und langsam löste sich eine große Eismasse vom oberen Theile der Schlucht und fiel krachend in die Tiefe. Zwar war es kein leichtes Stück Arbeit, das gewaltige Thier über den schmalen Felsvorsprung weg noch ungefähr eine Viertelstunde weit auf einem Wege zu schleifen, den nicht jeder Bergbesteiger begehen möchte, doch das war nach solchen Vorgängen eine Sache von untergeordneter Bedeutung. Bald kam man an eine gefahrlose Stelle; dort wurde der so mühsam zu Tage geförderte Hirsch auf einen Ziehschlitten, einen sogenannten Horner, gelegt und mit Tannenreis geschmückt. Nun ging's im Triumphe nach Oberstdorf hinunter. Die Kunde vom Gelingen des Unternehmens ging wie ein Lauffeuer durch die Ortschaft; haufenweise eilte man den verwegenen Zwing-Erforschern entgegen, und Schoell mit seiner Schaar war unbestritten der Held des Tages.

Man wird nun noch billiger Weise fragen: Wie mag wohl der Hirsch ausgesehen haben nach einem so unerhörten Sturze? Das ist das Wunderbarste an der Sache: der Hirsch war fast gar nicht verletzt, die Decke kaum ein wenig geschunden, und vom Geweihe war lediglich die rechte Augenzinke abgebrochen; das Fleisch war frisch, ausgenommen an den Stellen des Anschusses, und die Zwinghelden verzehrten am Weihnachtsvorabende hochvergnügt einen sogenannten „Sarazener", bereitet aus der Leber des Hirsches.

V. Rauchenegger.

Ein Besuch bei George Sand.

Von Gottlieb Ritter.

„George Sand ist todt." Wie ein Lauffeuer ging diese traurige Botschaft am 8. Juni durch das große Paris. Ich sehe und höre es noch, wie die melancholischen vier Worte in den volksbelebten Straßen und überall, wo die Menschen zusammen kommen, von Mund zu Mund liefen und manches Auge trübten und manches Lächeln verscheuchten. Es ist ein eigenes, ganz einziges Weh, das man bei einem solchen Verluste empfindet; es giebt lebhaftere Schmerzen, die dem Herzen näher gehen, aber keine tieferen. Man fühlt mit einem Male eine Kälte und Verfinsterung, wie wenn ein Licht da oben verlöschte; es ist die Schwermuth und das Unbehagen eines Tages der Sonnenfinsterniß.

Um wie viel größer und stärker ist unser Leid, wenn wir die Todte gesehen, gekannt, geliebt haben! George Sand — auch die Fernerstehenden kennen sie, denn ihre Werke, ihr eigenstes Ich, sind ihnen erschlossen; sie haben die Genugthuung, zu wissen, daß sie zur nämlichen Zeit gelebt hat; man kennt ihren Ideenkreis, ihr Gemüth, ihr Herz aus ihren Werken, und so kommt es, daß sie jenen, die sie kennen, ohne sie gesehen zu haben, oft vertrauter ist, als eine nächste Verwandte. Daher diese allgemeine herzliche Trauer um George Sand.

Ich habe sie gekannt. Wenige Tage, bevor der Tod sie auf das Sterbelager streckte, führte mich mein Weg zu ihr; ich bin vielleicht der letzte Gast im Schlosse zu Nohant, dessen Eingang die geniale Castellanin gesegnet hat, und den sie mit rührender Ahnungslosigkeit einlud, sie recht bald wieder zu besuchen. Kaum kann ich es glauben, daß sie schon jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilt, daß ihre großen Augen, die wie glühende Kohlen aussahen, gebrochen und erloschen sind. Aber Petrarca hat Recht, wenn er selbst die lebensprühendsten Augen sterbliche Sterne nennt. George Sand ist wirklich todt. Mein mir unvergeßlicher Besuch bei ihr wurde mir dadurch eine um so theuerere Erinnerung, weil es die einzige und die letzte an die große Todte ist. Ich will versuchen, das Bild zu fixiren, bevor die Zeit darüber hinweggeht und die Farben erblassen macht, die ich von jenen schönen Stunden zu Nohant im Herzen trage.

Als ich zum Besuche der berühmten Frau von Paris nach La Châtre fuhr, der Eisenbahnstation des unfernen Nohant, da schuf ich mir im Geiste das Conterfei der Dichterin, wie es sich etwa aus dem Mosaik ihrer Werke und Thaten zusammensetzen ließ, und nahm mir vor, alsdann dieses Ideal mit der Wirklichkeit zu vergleichen, die mir ja bald gegenübertreten sollte. Man kennt George Sand's Marotte, im Buche wie im Leben als Mann gelten zu wollen. Im Beginne ihrer literarischen Laufbahn ging sie am liebsten in Männerkleidung und Stiefeln spazieren, und bis zu ihrem Tode rauchte sie mit Leidenschaft — allerdings sehr unschuldige — Cigarretten. Selbst in ihren zahlreichen Liebesverhältnissen, wie in ihrer naturgemäß unglücklichen Ehe, war sie immer bestrebt, ein souveränes Uebergewicht beizubehalten. Sie war nach einander Emancipirte, Socialist und Republikaner; sie warf mit einem männlichen Muthe erst der Gesellschaft, dann der Tyrannei den Handschuh hin; sie fraternisirte mit Barrikadenhelden, war Journalist und Zeitungsredacteur und schrieb glühende Pamphlete und Manifeste für die Provisorische Regierung und die „Commune de Paris". Etwas Vulcanisches, Revolutionäres steckte in ihr, die zuerst die Marseillaise des Weibes anstimmte und der gute Camerad der Demokraten war. Was Wunder, daß diese außerordentliche Frau oft an ihrem eigenen Geschlechte irre wurde und ihren Stolz darein setzte, als Mann zu gelten. Aber schaut man etwas näher zu, so verwandelt sich dieser halbe Mann in ein ganzes Weib, dem alle Vorzüge und viele Schwächen des Geschlechts anhaften und dessen Größe nicht zum geringsten Theile gerade in der Gebundenheit dieses Geschlechts liegt. Ihr Wesen äußert sich immer in echt weiblicher Subjectivität; Alles löst sich ihr in Stimmung auf. Sie denkt mit dem Herzen, und all ihr Philosophiren, oder wie man es sonst nennen will, entströmt ihrem überaus zart besaiteten Gemüthe, das specifisch weiblich ist. In dieser Weiblichkeit fußt ferner jenes charakteristische sich Hingeben und Anlehnen an fremde, das heißt männliche Individualitäten, mögen ihr diese noch so unterlegen sein. Mit ihren Geliebten und Cameraden änderte sie ihre religiösen und philosophischen Meinungen. Freie Liebe predigte sie in den Armen von Jules Sandeau und Alfred de Musset, und christliche Ergebung mit Lamennais, jenem glühenden Priester, der sich bei seiner Kurzsichtigkeit einmal irrte und statt des rothen Cardinalshutes die rothe Jacobinermütze auf die Tonsur setzte.

Dann wieder erging sie sich an der Seite von Pierre Leroux im blauen Dunst der Mystik, folgte Michel de Bourges bis in die extremsten Theorien des Socialismus und schrieb für Ledru-Rollin revolutionäre Manifeste im Lager der radicalen Citoyens. Nur einem Einzigen ist sie ihr Lebenlang treu geblieben: Rousseau und seiner Weltanschauung. Hier bestätigt sich wieder so recht die tiefe Wahrheit, die dem berühmten Worte Goethe's zu Grunde liegt: daß Niemand wähnen möge, seine Jugendeindrücke verwinden zu können. Der Genfer Philosoph war der Evangelist ihres elterlichen Hauses; ihre Großmutter wußte den „Emile" und die „Neue Heloise" fast auswendig; Rousseau's Schriften bildeten die erste Lectüre des heranwachsenden Mädchens und blieben die steten Begleiter der Frau, der Greisin. Ihr ganzes Denken, Fühlen und Schaffen wurde schon von Grund aus so sehr durch Rousseau bestimmt, daß sich dessen Ideenkreis mit dem ihrigen identificirte und ihrem Gemüthe ein unauslöschliches Gepräge gab. Bis auf die Form erstreckte sich diese durchaus weibliche Anlehnung an Jean Jacques, der ja von jeher einen weit größeren Einfluß auf das schöne, als auf das starke Geschlecht ausgeübt hat, und wenn sie später versuchte, ihren Styl zu wechseln, um dem Vorwurfe der Nachäfferei zu entgehen, so gelang ihr dieses Experiment nur sehr mangelhaft.

Wirkliche Männer vermochte George Sand niemals zu

zeichnen; alle ihre Romanhelden sind weich, verschwommen, weibisch, mehr Nerv als Muskel. Auch dies ist in der Natur ihres Geschlechtes ebenso tief begründet, wie in ihrer Begeisterung für den Autor des „Emile". Sondert man ihre Helden genauer, so findet man in ihnen nichts weiter, als dichterische Reproductionen ihres einzigen Ideals: sie alle sind verkappte Rousseau's, ebenso blasirt, weich und sentimental, wie schwach und feig, wo es gilt, mit der Convenienz zu brechen. Und dann ihre ebenfalls Rousseau'sche Naturschwärmerei und Gefühlsschwelgerei, worin sie sich, als echtes Weib, namentlich nach der melancholischen Seite hin, viel mehr vertiefte, als ihr Vorbild! War es eine plötzliche Erkenntniß ihres gewaltsam verleugneten inneren Wesens, daß sie nach der Juni-Revolution ernüchtert mit einem Male ihre social-politische Periode beschloß und jene berühmten Dorfnovellen schrieb, welche in ihrer rein künstlerischen Conception die geniale Frau, aber doch die Frau verriethen und ihren Namen verewigen werden, wenn längst alle jene weltstürmenden Werke, womit George Sand das meiste Aufsehen erregte, vergessen sein dürften?

Ich erwartete ein Weib, eine Hausfrau und Mutter zu sehen. Zweiundsiebenzig Jahre zählte sie; ich mußte also eine Greisin finden, aber eine von jenen, die eine unverwüstliche Jugend im Herzen tragen und die nimmer rastende Feder mit der alten Energie zu führen verstehen. Für letzteres hatte ich zwei Zeugen: den Einladungsbrief, der ihre deutliche entschiedene Handschrift zeigte, und die im vergangenen Januar von ihr veröffentlichte reizende Novelle: „La Tour de Percemont".

Ich täuschte mich nicht.

Im Aeußern der George Sand verrieth nichts die Emancipirte von einst, die Heldin der Feder, kurz den Blaustrumpf. Im Gegentheil nahm ich an ihr das ausgesprochene Bestreben wahr, so schlicht und — ich möchte fast sagen — so unbedeutend wie möglich zu scheinen. Nichts Einfacheres, Unmittelbareres und Natürlicheres. Das überraschte mich um so mehr, als ich wohl weiß, daß selbst der Schlichteste, wenn er vor seinem Biographen steht, sich unwillkürlich mehr oder weniger drapirt, aufputzt, den innern und äußern Menschen im Feiertagskittel zeigt. Von alledem fand sich bei der berühmten Schriftstellerin nicht die Spur. In einfachem dunklem Hauskleide kam sie mir nicht als Schriftstellerin, sondern wie das Ideal einer Familienmutter vor. Gemessen, doch voller Grazie in ihren Bewegungen, ein freundliches Lächeln um den Mund, streckte sie mir ohne Umstände die Hand entgegen und lud mich zum Sitzen ein.

Es war um die Frühstücksstunde, ungefähr elf Uhr Vormittags. Um den Tisch saß die ganze Familie: ihr Sohn Maurice, der den Namen Sand angenommen hat, den seine Mutter berühmt gemacht, und seine Schwester Solange Clesinger, Beide mit ihren Ehehälften und Kindern. Auch einige Gäste saßen da, von denen ich nur den alten Hausfreund und Hausarzt Dr. Favre nennen will, der mir schon von Paris her wohl bekannt war. Er ist zugleich der Intimus von Alexander Dumas Vater, der durch ihn in das Gebiet der Physiologie eingeführt und zum Danke dafür in Dumas' neuestem Stück „L'Etrangère" als geistvoller Doctor Remonin auf die Bühne gebracht wurde.

Das Dejeuner war bereits vorüber, ohne daß Madame Sand, die kurz vorher aus ihrem Studirzimmer getreten, daran Theil genommen hätte. Ihr Couvert lag noch unbenützt am bestimmten Platze. Da sie bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten pflegte, so stand sie gewöhnlich des Morgens ziemlich spät auf und traf erst gegen das Ende des Frühstücks im Speisesaal ein.

„Guten Tag, meine Kinder!" sagte sie, nachdem sie mich willkommen geheißen. Dann reichte sie Allen die Hand und ließ sich von ihren Enkelinnen umarmen, indem sie für jedes ein herzliches Wort hatte. Während dieser Familienscene stand ich abseits und hatte reichliche Gelegenheit, die Erscheinung der berühmten Frau zu betrachten. Man sieht einen Menschen dann am besten, wenn er uns nicht sieht.

George Sand war von untersetzter Statur und vom Alter in ihren natürlichen Formen etwas beeinträchtigt, doch merkte man ihrer Haltung nicht die geringste Erschlaffung an. Man hat die wenig gewählte Bemerkung des unverbesserlichen Spötters Heine, der zeitweilig dieser Frau ziemlich nahe gestanden und eine aufrichtige Bewunderung für sie hegte, vor Jahren in Paris sehr übel aufgenommen, wonach George Sand's Kopf einige Aehnlichkeit mit dem — Haupte eines Hammels haben sollte. So geschmacklos oder doch respectwidrig dieser echt Heine'sche Vergleich auch ist, eine gewisse Wahrheit kann ihm nicht abgesprochen werden. Daran ist vor Allem die Haarfrisur der Dichterin schuld, die ihrem Kopfe, von vorn gesehen, etwas Dreieckiges giebt. Sie trug ihr reiches Haar ein wenig nach griechischer Art: zwei leicht gewellte Strähne umrahmten die niedrige Stirn fast bis zu den Enden der Augenbrauen und verdeckten unter einem hohen, staffelförmigen Wulst die Ohren beinahe ganz. Allgemein nahm man an, daß die Dichterin, seitdem sie vom Typhus befallen war, der Natur mit falschen Haaren zur Hülfe kam. Erst der Tod bestätigte die Unrichtigkeit dieser Meinung: bei der letzten Toilette fand man den wundervollsten, mit wenigen Silberfäden gemischten natürlichen Haarschmuck und konnte nicht begreifen, welch eigenthümlicher Coquetterie halber die geniale Greisin ihn mit so vieler Sorgfalt verheimlichte. Wahrscheinlich trug auch die kräftige Nase und die unendliche Oberlippe das Ihrige zu der von Heine verkündeten Aehnlichkeit bei. Was mir am meisten in diesem Antlitz imponirte, das war die schwungvolle Zeichnung der Linien des Gesichts. Die Züge waren groß, beinahe zu männlich. Und dann diese Augen! Von der nämlichen Schwärze wie ihr Haar, hatten sie noch viel von dem inneren Feuer beibehalten, doch erschien dies in der Ruhe unendlich gemildert und verlieh dem ganzen Antlitz etwas Sinnendes, Melancholisches. Man könnte sich in ihren großen unergründlichen Augen baden, meinte einmal Théophile Gautier. Mund und Kinn waren schon vom Alter entstellt; letzteres schien klein und energielos, und der Mund mit den unfeinen Lippen mag niemals schön gewesen sein. Auf ihrem einst weißen Teint lag es jetzt wie die helle Bitumenkruste gewisser vlämischer Portraits, womit der weiße Hals und die aristokratischen Hände gewaltig im Widerspruch standen. Das Ganze athmete Ruhe, Wohlwollen, Geist.

Ich wußte von gemeinschaftlichen Freunden, daß George Sand gegen Fremde bei einer ersten Begegnung viel Schüchternheit, ja oft gänzliche Unbeholfenheit zeigte, überhaupt zu keinen Zeiten in ihrer Unterhaltung durch Witz und Geist glänzte. Bestätigt doch selbst Musset, der ihr wahrlich kein Fremder war, daß ihr Geist langsam arbeite und daß sie träge im Sprechen sei. Ich erinnerte mich jener Unterhaltung, die vor vierunddreißig Jahren Karl Gutzkow mit ihr führen wollte und in der sie ihm mehr zu errathen, als zu hören gab. Freilich war sie damals in der harten Schule des Lebens, in einer verbissenen, mißtrauischen Stimmung, während jetzt jene bewegten Stürme längst über sie hinweg gegangen und ein stiller, friedlicher Lebensabend der vielgeprüften Frau zu Theil geworden war. Gleichwohl bedauerte ich einen Augenblick beinahe, nicht dem Beispiele des vortrefflichen Beaumarchais-Biographen de Loménie gefolgt zu sein, der auf den originellen Einfall kam, sich als Schornsteinfeger bei der schüchternen Frau einzuführen, um sie weniger genirt und weniger genirend studiren zu können.

Ein alter Diener brachte auf einem Teller mehrere soeben angekommene Briefe und Zeitungen. Ein Jedes nahm seinen Theil, und das Eßzimmer wurde zum Lesecabinet. Man las und plauderte, schritt auf und ab, bildete Gruppen oder ging in den Garten.

„Entschuldigen Sie!" sagte die Dichterin zu mir, „erst lese ich meinen Courier, sonst lege ich die Briefe beiseite und vergesse sie ganz. Ich lese alle Briefe, die mir zukommen, es sei denn, daß sie unleserlich geschrieben sind. Freunden antworte ich umgehend und Unbekannten je nach Stimmung."

Ihr Organ klang sehr angenehm, obgleich ein wenig verschleiert. Nun sah ich, wie die weißen, fleischigen Händchen in nervöser Hast die Briefumschläge aufrissen und die träumerischen Blicke sich belebten. Sie überflog den Inhalt; ihre Art, dies zu thun, zeigte nichts von der sonst dem Alter oft eigenen Pedanterie. Bald erhob sie sich von ihrem Sitze. Wir machten plaudernd einen Gang durch den Garten und das angrenzende Dorf.

„Sie ist eine feine Horcherin," hat Heine einmal von ihr gesagt. Mit Recht. Während unseres Spaziergangs, wobei sie mir die Herrlichkeiten ihres Daheims zeigte, sprach sie sehr wenig, war aber ganz Ohr und beobachtete mich heimlich auf's Schärfste. Oft sah ich, wie ihre Augen forschend minutenlang auf mir ruhten und sich selbst das gleichgültigste Wort nicht entgehen ließen; trafen sich dann zufällig unsere Blicke, so schlug

sie eingeschüchtert die Augen nieder, und das Alles mit einem mädchenhaften Ausdruck, der die ehrwürdige Greisin ungemein reizvoll kleidete. Wir führten unsere Unterhaltung theils französisch, theils italienisch. Fehlte mir dann, wie es oft sogar in der eigenen Muttersprache zu gehen pflegt, ein Wort, ein Ausdruck, so kam sie mir sogleich zu Hülfe, was mir ein Beweis schien, wie aufmerksam sie meinem Geplauder zuhörte. Bei dieser Aushülfe zeigte sie eine seltene Schlagfertigkeit; man erkannte leicht, daß sie in der schweren Kunst, sich in die Denk- und Sprechweise Anderer hineinzuversetzen, eine große Virtuosität erlangt hatte. Um so angenehmer war es, ihr sein Herz zu öffnen, weil man sich eben verstanden wußte.

Wir suchten die schönsten Punkte des Gartens auf, der das Schloß, in dem die Dichterin geboren wurde und zwei Drittheile ihres Daseins verlebte, auf allen Seiten umgiebt und an die Dorfkirche von Nohant mit ihrem großen Schindeldach und kleinen viereckigen Thurm stößt. Tannen, Pappeln und Fruchtbäume beschatten den Park und verstecken fast ganz das herrschaftliche Haus, dessen hohes Dach und olivengrüne Fensterläden ihm ein patriarchalisches Aussehen geben. Ein anderes Gebäude, das den Namen Le Pavillon führt und ein thurmähnlicher, epheuumrankter Luginsland ist, gewährt einen reizenden Ausblick auf das umliegende „Schwarzthal", wo ein großer Theil von George Sand's Romanen spielt, ein Stück vom wald- und weidereichen, ebenen Berry.

„Im Winter ist es hier kalt und unfreundlich," sagte die Dichterin, „und da können wir uns weniger mit der eingeschlafenen Natur, sondern müssen uns mehr mit uns selbst beschäftigen. Dann ist ein reges Leben in unserem Hause. Wir haben viele Gäste, Eingeladene und Ungebetene. Da sollten Sie sehen, wie Diejenige, welche von der Welt für das Urbild der düstern Frau in Musset's ‚Octobernacht' gehalten wird, mit einem Male lustig sein und ihre Gäste fröhlich machen kann! Ganz hinten im Garten ist unser kleines Privattheater, das siebenzig numerirte Plätze, eine ziemlich große Bühne und Decorations- und Costümir-Räumlichkeiten enthält.

Dieses Haus war vor Jahren, als George Sand noch für das Theater schrieb, die Experimentalbühne der Dichterin, wo sie oft eben vollendete Scenen und Acte aufführen ließ, um die Wirkung zu prüfen. Nur hier sind jene Fragmente und Dramolets zur Aufführung gekommen, die später unter dem Titel „Théâtre de Nohant" gesammelt erschienen sind und unter denen sich auch die Dramatisirung einer Novelle unseres Callot-Hoffmann befindet, den George Sand so sehr bewunderte. Jetzt wurden hier blos noch Stegreifkomödien oder Marionettenstücke aufgeführt.

(Schluß folgt.)

Astronomie mit bloßem Auge.

Von zehntausend Menschen kommt durchschnittlich wohl höchstens Einer dazu, gelegentlich durch das Fernrohr einen Blick auf den Sternenhimmel zu werfen, und weil man nun meint, ohne Fernrohr sei an demselben nicht viel Besonderes zu schauen, so wird er selbst in den meisten Schulen mit einer nicht entschuldbaren Gleichgültigkeit behandelt. Wie groß dieser Irrthum ist, mag aus der Bemerkung erhellen, daß die Fixsterne, sofern sie nicht zu den Doppelsternen gehören, dem bewaffneten Auge selbst durch die stärksten Werkzeuge keineswegs größer erscheinen, als dem bloßen Auge, sondern eher kleiner. Im Gegentheile kann man viele der merkwürdigsten Erscheinungen des Sternenhimmels, z. B. die verschiedene Farbe und den regelmäßigen Lichtwechsel einzelner Sterne, das Thierkreislicht, Nebelflecke etc. recht wohl mit bloßem Auge, oder wenn dasselbe schwach ist, mit einem kleinen Opernglase, wie es ja fast Jedem zugänglich ist, erkennen, und ich glaube Manchem einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihn auf einige dieser den meisten Menschen ihr Lebelang verborgenen Sehenswürdigkeiten am Sternenhimmel aufmerksam mache.

Zunächst sollen diese Zeilen nur anregend wirken, und ich werde mich deshalb auf den Standpunkt jener ältesten Väter der Astronomie stellen, denen der nächtliche Himmel ein großes Märchenbuch mit schönen Bildern war, in deren Symbolik sich das geistige Auge gern vertiefte. Wenn wir eine der gewöhnlichen Sternkarten, wie sie unsern Schul-Atlanten vorgeheftet zu sein pflegen, zur Hand nehmen, so sehen wir darauf den Niederschlag jener uralten mythischen Betrachtungsweise des Weltalls, ein wundersames Gewimmel von Götter- und Menschenkindern, Thieren und Fabelwesen, die sich bunt, wie auf einem Maskenballe, durch einander tummeln. Auch in unsere Kalender sind jene märchenhaften Bezeichnungen der Sterngruppen, zum wenigsten die Namen und Bilder der sogenannten Thierkreiszeichen übergegangen, und wir finden dort jedem Monat sein besonderes Thierkreiszeichen: Widder, Stier, Zwillinge etc., wie sein Wappen zuertheilt. Es sind dies bekanntlich diejenigen zwölf Sternbilder, welche, den Leidensstationen der Calvarienberge katholischer Länder vergleichbar, längs des stark geneigten Himmelspfades liegen, den die Sonne im Laufe des Jahres scheinbar zurücklegt, sofern sie jeden folgenden Monat bei der nächsten Station auftaucht.

Jene Bezeichnungen der Thierkreissternbilder, wie das Gerippe unseres ganzen Kalenders und unserer Zeiteintheilung verdanken wir einem uralten Culturvolke, welches viele Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung Babylon colonisirt hatte, den sogenannten Akkadiern, von deren culturhistorischer Bedeutung die Alterthumsforschung erst seit wenigen Jahren die sicheren Spuren aufgefunden hat. In einer aus Ziegelsteinen bestehenden Bibliothek des wieder aufgegrabenen königlichen Palastes von Ninive hat man unter den vor zweitausendfünfhundert Jahren copirten Keilschrifttafeln bruchstückweise auch den viel älteren poetischen Commentar zu jenen zwölf Bildern gefunden, welche die erste Textseite unserer Kalender zu zieren pflegen. Es ergab sich daraus, daß jenes älteste Culturvolk die Sonne als einen abenteuernden Ritter verherrlichte, der alljährlich seine Rundreise durch die Himmelsstaaten machte und dabei an jeder der zwölf Monatsstationen eine Heldenthat verrichtete, z. B. wilde Widder und Stiere besiegte, oder sonst Abenteuer erlebte, an welche jene Thierkreisbilder zu erinnern bestimmt waren. So bezog sich z. B. das Sternbild des Wassermanns (auf unseren Himmelskarten als ein Mann dargestellt, der aus einer Urne einen ungeheuren Strom über den Himmel ergießt) auf den babylonischen Regengott, der die sogenannte Sündfluth auf Befehl eines höheren Gottes vollzogen haben sollte, und die Bibel hat, wie wir seit wenigen Jahren wissen, die Beschreibung derselben Zug für Zug dem chaldäischen Dichter entlehnt. Auch die sogenannten zwölf Thaten des Hercules sind nichts als ein entstellter Nachklang jenes altehrwürdigen Sonnen-Epos, welches die Namen der jetzt freilich (durch das Vorrücken der Nachtgleichen) weit von ihrem ursprünglichen Platze entfernten Monatszeichen in Form eines Märchens erläuterte.

Aber nicht allein sie, sondern auch alle übrigen Sternbilder verdanken ihre Namen der mehr oder minder poetisch angehauchten Volks- oder Gelehrtenphantasie. Wie sehr sinnig und volksthümlich solche astronomische Märchen oftmals sein können, möge uns das Sternbild lehren, mit welchem für die Kinder der nördlichen Halbkugel stets die Sternkunde beginnt, nämlich der große Wagen, oder wie ich ihn mit einem bekannteren, aber bloßen Mißverständnissen entsprungenen Namen nennen muß, der große Bär. Jedes Kind kennt diese uns nie entschwindende herrliche Zierde unseres nordischen Himmels, aber nur höchst wenige unter ihnen werden wissen, daß sie darin die Illustration, ja wahrscheinlich den Ursprung eines ihnen Allen bekannten Volksmärchens zu erblicken haben, des Märchens vom kleinen Däumling. Ich selbst habe erst von einem mit unserer Volksliteratur ausnehmend vertrauten Franzosen, Herrn Gaston Paris in Paris erfahren, daß dieses Sternbild, über dessen Mythologie derselbe im vorigen Jahre ein kleines lesenswerthes Buch* herausgegeben, in der Volkssprache der alten Deutschen und Slaven von Belgien bis Rußland, von Schweden bis nach Süddeutschland, seit Jahrhunderten allgemein der Däumlingswagen genannt worden ist; gerade wie vor mehr als zweihundert Jahren der hessische Schriftsteller Prätorius das Stern-

* „Le petit poucet et la grande ourse". Paris 1875.

bild als den „Fuhrmann Hans Dümeke“ bezeichnete, so hört man in Holstein noch heute die Benennung „Hans Dümken sitt opn Wagen“, und die Wallonen in Belgien geben ihm den Namen „Char-poucot“, das heißt Däumlingswagen.

Wir bitten die Väter, welche ihren Kindern das Märchen am Himmel zeigen wollen, die nähere Erklärung hinzuzufügen, welche schon die alten Griechen den Römern überlieferten, daß nämlich die vier Sterne, welche zusammen ein Viereck bilden, als die vier Räder eines Wagens anzusehen sind, während die drei in gebogener Linie daran stoßenden Sterne drei Zugthiere (Rinder oder Pferde) vorstellen, die, wie es in vielen Ländern z. B. jenseits des Rheins, allgemein Sitte ist, nicht nebeneinander, sondern hintereinander angespannt sind. Genau betrachtend bemerken wir, daß der Wagen rückwärts geht, als wenn er umwenden wollte, und so erklärt sich nun leicht die schiefe Stellung der Deichsel und der drei Zugthiere an derselben. „Wo aber steckt der Fuhrmann, der den Wagen rückwärts lenkt?“ wird wohl bei dieser Erklärung jeder Zuhörer fragen. Wenn wir den mittelsten der drei als Zugthiere gedeuteten Sterne genau betrachten, so werden wir bei leidlich guten Augen sogleich, ganz klar aber mit einem Opernglase dicht über demselben einen zweiten, ganz winzigen Stern erblicken, der also, wie es Fuhrleute thun, auf dem einen Ochsen oder Pferde seines Gespanns gleichsam reitet: das ist das Reiterchen der Araber, der Postillon der Franzosen, der Fuhrmann Hans Dümchen oder Däumling der Deutschen. Sein Auftauchen über dem größeren Sterne beim genauern Hinschauen bietet uns für das bloße Auge fast dasselbe Schauspiel, wie die Zerlegung eines sogenannten Doppelsternes durch das Fernrohr. Wie jene in unendlicher Ferne umeinander kreisenden Sonnen des Weltalls dem bloßen Auge stets als einfache Sterne erscheinen und sich erst durch stärkere Fernröhre in zwei, meist complementär (das heißt grün und roth oder orange und blau) gefärbte Sterne trennen lassen, so erscheint dem ersten Blick auf unser Sternbild Zugthier und Reiterchen stets verschmolzen, und die Araber betrachten es als einen Prüfstein guter Augen, beide von einander getrennt zu erblicken. Bei Anwendung eines gewöhnlichen Opernglases stehen sie bereits fingerbreit voneinander entfernt. Während sich diese beiden Sterne für den Ausblick in das All nur zufällig beinahe decken, weil sie im Raume mit unserer Sonne fast eine gerade Linie bilden, entpuppt sich der Träger des Reiterchens in stärkeren Ferngläsern als ein wirklicher aus zwei umeinander kreisenden Sonnen bestehender Doppelstern, sodaß die Absonderung des Reiterchens nur das Vorspiel einer wirklichen Entzweiung oder Zweitheilung ist.

Aus dieser eigenthümlichen Erscheinung des nur bei völlig dünstefreiem Himmel dem bloßen Auge erkennbaren Reiterchens scheint nun der Volkswitz der Germanen und Slaven jenes reizende Märchen von dem kleinen, schlauen Däumling „geschnitzt“ zu haben, der seinem Vater auf dem Felde vorschlug, ihn in das Ohr des einen Wagenpferdes zu setzen, um von dort unsichtbar das ganze Gespann mit jüh und joh! mit hott und har! zu lenken, wie es in dem Grimm'schen Märchenbuche heißt. Unser Sternbild stellt, wie gesagt, den Augenblick dar, in welchem der unsichtbare Fuhrmann seinen Wagen durch energisches Ziehen und Zupfen mit der Leine rückwärts umlenkt, worin sich ja die Kunst des Fuhrmanns vorzugsweise bewährt, und deshalb heißt der kleine Wagenlenker in Westphalen Zupdümken, und es wird hinzugesetzt, daß er stets um Mitternacht seinen Wagen „torügge zupt“, damit er andern Tages wieder auf seinem richtigen Platze stehe.

Auch noch andere Züge unseres Märchens stehen offenbar mit dem häufigen Verschwinden und Unsichtbarwerden des Reiterchens in Verbindung, so wenn er von seinem Ochsen „aus Versehen“ verschluckt wird, aber immer wieder zum Vorschein kommt und seine Geschicklichkeit sich zu ducken und durch die engsten Spalten zu schlüpfen zu einer Reihe von Diebeskünsten benutzt. Schenkl hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Däumlings-Streiche von den arkadischen Schäfern dem Hermes in die Schuhe geschoben wurden, der bekanntlich als ganz kleiner Knirps Rinder stahl, sie scheinbar rückwärts gehen ließ, damit die Spuren irre führen sollten, sich durch Schlüssellöcher drückte und endlich, was besonders kennzeichnend ist, der Gefangenschaft durch denselben Originalkniff entwischte, wie Daumesdick bei den Gebrüdern Grimm. Wir haben also hier offenbar ein indogermanisches Sternmärchen vor uns, und die griechische Lesart von den sieben Rindern, die das Hermeskind scheinbar rückwärts davon trieb, malt sich noch in der Deutung der Römer, die das Sternbild auch als sieben auf der Tenne des Himmels im Kreise umgehende und dreschende Rinder (Septem triones) bezeichneten und nach ihnen den ganzen Nordhimmel und die Weltgegend Siebenrind (Septemtrio) tauften.

Unser Däumlings-Gestirn dient auch insofern als Ausgangspunkt für alle ersten Ausflüge in die Sternregionen, als man in der Verlängerung der Verbindungslinie seiner beiden Hinterräder am leichtesten den Polarstern findet, um welchen alle übrigen Gestirne kreisen. Er, der einem ganz ähnlichen Sternbilde wie unser Däumling, dem kleinen Bären oder Wagen als Schwanz- oder Deichselspitze angehört, war natürlich bei Naturvölkern wegen seiner allein festen Stellung in dem scheinbar allgemeinen Wirbeltanz der Sterne ebenfalls der Gegenstand sinnvoller Dichtungen und Mythen. Die alten Indier verehrten in ihm geradezu den Gott Indra, der die Welt erschaffen, und hielten die sechs oder sieben zunächst um ihn kreisenden Sterne für sieben fromme, in seine unmittelbare Betrachtung immerdar versenkte Büßer. Die Chinesen hielten, wie die Griechen, den Polarstern für den Palast ihres höchsten Gottes, für den unbeweglichen Sitz, von dem er das Weltall regiert; die Finnen wollten wenigstens in ihm das Thor erblicken, aus welchem alles Leben in die Welt getreten sei.

Die Abiponen, ein südamerikanisches Volk, haben diesen Wohnplatz und Regierungssitz ihres höchsten Gottes, den sie zugleich als ihren „Großvater“ verehren, nach Dobritzhoffer in das Siebengestirn verlegt, und sie fürchten, wenn dieser Sternhaufen im Winter von dem südlichen Himmel verschwindet, um an dem unsrigen aufzugehen, daß der Großvater krank geworden sei, und wünschen ihm bei der Rückkehr von seiner Erholungsreise im Frühling Glück zu seiner Genesung. Sie würden eine auffallende Bestätigung ihrer Ueberzeugung, daß dort die Gottheit residire, in den Ansichten der neueren Astronomie finden, die, entgegen dem scheinbaren Mittelpunkte des Polarsternes, in dieser gedrängten Gruppe kleiner Gestirne den wirklichen Mittelpunkt unseres von der Milchstraße umgürteten Sternensystemes sucht. Im Uebrigen spielt auch in dieser Gruppe der eine Stern „Versteckens“ mit dem menschlichen Auge und hat daher, wie der Däumling, entsprechende Märchen hervorgerufen. Einem schwachen Auge erscheint das Siebengestirn wie ein Nebelfleck; ein etwas schärferes erkennt deutlich nur den einen Stern, die Alcyone, inmitten eines Gewimmels kleinerer (woher der Name der „Gluckhenne mit ihren Küchlein“); ein normales Auge unterscheidet sechs, aber nur ein ganz vorzügliches sieben Sterne, weshalb die Griechen das Märchen von den sieben Töchtern (Plejaden) der Pleione erfanden, unter denen sich eine in einen Sterblichen verliebt hätte und deshalb aus Scham vor den Blicken der anderen Menschen gewöhnlich einen Schleier über's Gesicht ziehe, sodaß nur die übrigen Plejaden sichtbar sind. Durch ein Opernglas betrachtet, vermehrt sich die Zahl dieser kleinen Sterne bereits zu einem ganzen Haufen, der sich, durch ein Fernrohr gesehen, noch beträchtlich an Kopfzahl erweitert.

Aber auch einen wirklichen Nebelfleck vermögen wir in mondlosen Nächten von October bis April mit unbewaffneten Augen am nördlichen Sternenhimmel zu erkennen. Wenn wir die Linie, die uns vom großen Wagen zum Polarstern führte, über denselben hinaus verlängern, so treffen wir diesseits und jenseits der Milchstraße auf eine Anzahl von Sternbildern, die allesammt dem babylonisch-griechischen Märchen von Perseus und Andromeda angehören. Zuerst begegnen wir den königlichen Eltern der Andromeda, Cepheus und Cassiopeja, dann der Königstochter selbst; tiefer am Horizonte steht der Walfisch, das Ungeheuer, welches sie verschlingen wollte, auf der einen Seite Perseus mit dem Medusenhaupte, auf der andern der durch vier ein großes Quadrat bildende Sterne bezeichnete Pegasus, welcher den befreienden Helden herbeigetragen.

Indessen wir wollen in diesem alten Märchenbuche nicht weiter blättern, sondern unsere Aufmerksamkeit vielmehr auf den mit Hülfe einer Sternkarte leicht auffindbaren Nebelfleck am Gürtel der Andromeda richten. Er ist von den Tausenden der später mit Fernrohren gefundenen Nebelflecke des nördlichen

Sternenhimmels der Ersttentdeckte, denn er wurde bereits 1612 von dem ehemaligen Musicus Mayer aus Gunzenhausen, nachmaligem Hofmathematicus des Markgrafen von Kulmbach, beobachtet. Er zeigt die besonders im Opernglase hervortretende weberschiffchenförmige Gestalt der meisten Nebelflecke, und sein Licht erscheint, wie Mayer ganz trefflich sich ausdrückte, wie der verwaschene Schimmer des Lichtes in einer Hornlaterne, oder wie eine fadenscheinige Stelle der dunklen Wölbung, durch welche der außen befindliche glanzvolle „Himmel der Seligen" (nach Derham's Ausdruck) hindurchschimmert. Uebrigens gehört dieser dem bloßen Auge allein deutlich sichtbare Nebelfleck zur Gruppe der auflösbaren Nebel, und der amerikanische Astronom Bond, dem im Jahre 1845 zuerst die theilweise Auflösung mittelst eines Riesenteleskopes glückte, zählte in diesem Lichtwölkchen fünfzehnhundert dicht aneinander gedrängte Sterne. Wir erblicken also dort wie durch ein Fenster unseres Sterngebäudes schon mit bloßem Auge eine äußere Fixsternwelt von ähnlicher linsenförmiger Gestalt wie diejenige, welche die Milchstraße umgürtet, und ihre Betrachtung muß daher für jeden Menschen ein interessantes Schauspiel darbieten.

Nicht sehr fern von diesem Nebel der Andromeda in dem Medusenhaupte des Perseus funkelt uns der leicht auffindbare Stern Algol entgegen, der in der Regel einen so lebhaften Glanz hat, daß man ihn den Sternen zweiter Größe beizählt. Aber jedesmal, nachdem er zweiundsechszig Stunden in diesem Glanze gestrahlt hat, nimmt seine Helligkeit so plötzlich ab, daß er nach viertehalb Stunden als Stern vierter Größe unserem Auge fast zu verschwinden droht, worauf er nach einer Viertelstunde größter Lichtschwäche neu erstarkt und nach weiteren viertehalb Stunden wieder in voriger Herrlichkeit strahlt. Da diese Stunde der Schwäche im Laufe des Jahres oftmals in die Nachtzeit fällt, so müssen wir uns eigentlich wundern, daß die Alten nicht auch davon ein schönes Märchen zu erzählen wußten. Man vermuthet mit guten Gründen, daß diese schnell vorübergehende theilweise Verdunkelung durch einen um den Algol kreisenden dunklen Begleiter von kleinerem Umfange hervorgebracht werde, sodaß es sich bei diesem Schauspiele um eine ringförmige Sonnenfinsterniß am Nachthimmel handeln würde. Einen noch auffallenderen Lichtwechsel, der deshalb auch zuerst (1596 von Fabricius) am nördlichen Sternenhimmel wahrgenommen wurde, bietet ein Stern am Halse des Ungeheuers (Walfisch), das die Andromeda zu verschlingen drohte, denn seine Helligkeit sinkt im Laufe von elf Monaten von derjenigen eines Sternes zweiter Größe bisweilen herab bis zu einer völligen Unsichtbarkeit selbst für starke Fernröhre. Dieser daher der Wunderbare (Mira) genannte Stern ist aber nur im Herbste zu sehen und daher viel seltener zu finden als Algol, den man den größten Theil des Jahres am Nachthimmel erblickt.

Auch die verschiedene Farbe der Gestirne gehört zu den Gegenständen der Astronomie mit bloßem Auge. Von den jedem Betrachter auffallenden Sternen erster Größe sind Wega, Deneb, Regulus und Spica weiß, der Polarstern, Procyon, Atair (und besonders das eine Hinterrad im großen Wagen) gelblich, Arktur, Aldebaran, Pollux und Beteigeuze deutlich röthlich. Man nimmt an, daß die röthlichen Sterne weniger heiß seien, als die gelblichen, zu denen unsere Sonne gehört, und diese wiederum weniger heiß, als die weißglühenden. Mit dem Fernrohre entdeckt man freilich, namentlich unter den Doppelsternen, lebhaftere Färbungen, purpurrothe, grasgrüne, blaue Sterne, sodaß manche Gegenden des Himmels mit schimmernden Edelsteinen aller Farben besäet erscheinen. Aber von diesen Märchengebilden darf ich heute nichts erzählen. **Carus Sterne.**

Die Züricher Breifahrt.

Von einem Elsässer.

Am 20. Juni 1876 hätte Straßburg den dreihundertjährigen Gedächtnißtag einer der lieblichsten Episoden aus den Zeiten der Bürgerfreiheit und der Bürgerlust gefeiert. Es schien am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, als wollte Deutschland sich zum voraus schadlos halten für alle die namenlosen Drangsale und Gräuelthaten des dreißigjährigen Krieges. Damals glühte und blühte deutsche Lust und Kraft in üppiger Fülle, doch trugen die Volksfeste das Gepräge der Biederkeit und Treuherzigkeit, ja nicht selten eines ritterlichen Geistes und einer fürstlichen Gastfreundschaft.

Durch Gewerbe und Handel die Schatzkammer des Reiches, durch weises Regiment die Wiege der Freiheit, durch Aufklärung und Toleranz die Herberge der Gerechtigkeit, blühte Straßburg im Kranze der deutschen Reichsstädte. „Hier," schreibt Erasmus, „sieht man eine Aristokratie ohne Parteien, eine Demokratie ohne Tumult. Zu Massilia im Alterthume und zu Straßburg in neueren Zeiten hätte Plato das Ideal seiner Republik verwirklicht gefunden." Seit mehreren Jahrhunderten bestand zwischen Straßburg und Zürich ein freundschaftliches Verhältniß, das durch gegenseitige Hülfsleistungen immer fester und fester geknüpft wurde. Gemeinschaftlich hielten sie Wacht, bald an der Donau, im Jahre 1276, um ihren ehemaligen Stadthauptmann, Kaiser Rudolf von Habsburg, in den östlichen Marken des Reiches zu schützen, bald am Rhein in den Jahren 1376 und 1476, um ihre wälschen Dränger, die Armagnaken und Burgunder, abzuwehren. In friedlicheren Zeiten übte man sich „in G'schütz und Witz" und förderte die Bollwerke der Freiheit, die edle Buchdruckerkunst und die Reformation. Nach gethaner Arbeit schmauste und zechte man mit einander, wetteiferte

mit allerhand erfund'ner Freud'
zu bezeugen seine Gutwilligkeit,

und kehrte mit Sang und Klang, von tausend Segenswünschen begleitet, fröhlichen Muthes heim.

So viele Bande vereinten die treuen Eidgenossen, als am 18. Hornung 1576 der Rath der allezeit freien Reichsstadt Straßburg die Züricher in einem patriotischen Ausschreiben zu einem großen Freischießen einlud. Der Züricher Geschichtsschreiber, Hans Rudolf Maurer, erzählt, mit welcher Begeisterung Magistrat und Volk die freundliche Botschaft aufnahmen. Es erwachte das Andenken an die Tage der Vorzeit; man sprach in den Zunftstuben von Granson und Murten; man erwähnte der alten Bünde und des neuen mit Straßburg geschlossenen Burgrechtes, auch des in theuerer Zeit von den Elsässern gespendeten Getreides. Sechszig Züricher Schützen eilten mit ihrem Bürgermeister Hans Bräm nach Straßburg und schilderten, wetteifernd in ihren Briefen, den herzlichen Empfang und des Festes Herrlichkeit. Doch fanden sie auch Sonderbündler, welche meinten, die Eidgenossen seien zu weit entfernt, um Straßburg im Nothfalle helfen zu können. Das waren die Sturmvögel des dreißigjährigen Krieges, die ultralutherischen und die ultramontanen Theologen, denen das frische und freie Wesen der Schweizer ein Gräuel war. Da faßten die edlen Züricher den Entschluß, ihren liebwerthen Freunden und Bundesgenossen zu zeigen, wie die Schweizer noch immer Leute von Entschlossenheit und Ausdauer seien, um den Straßburgern im Falle der Noth schnelle Hülfe zu leisten. Hans im Weerd, genannt der Ziegler, schlug seinen Mitbürgern vor, einen warmen Hirsebrei in einem Tage von Zürich nach Straßburg zu bringen, zum Zeichen, die Züricher könnten in Kriegsnöthen den Straßburger Freunden zu Hülfe kommen, bevor ein Hirsebrei kalt werde. Man erinnerte an ein ähnliches Unternehmen, das im Jahre 1456 glücklich vollbracht worden war. Man wiederholte das alte Losungswort:

Sind wir doch Nachbarn nach (nah);
Wir schöpfen Wasser aus einem Bach.

Da machten sich vierundfünfzig Männer in der Blüthe oder Vollkraft der Jahre, mit dem Bannerherrn Kaspar Thomann und dem Chronikschreiber Georg Keller an der Spitze, auf den Weg nach Straßburg. Drei Trompeter, zwei Trommelschläger und ein Querpfeifer bildeten das Musikcorps des ritterlichen Zuges.

Am Mittwoch, den 20. Juni 1576, am hundertsten Jahrestage der Schlacht von Murten, schifften sich die kühnen Argonauten auf der Limmat ein. Ein eherner, dreibeiniger hundertvierundzwanzig



Ankunft des Breitopfes von Zürich in Straßburg am 20. Juni 1576.
Originalzeichnung von Arthur Langhammer.

Pfund schwerer, mit glühendheißem Hirsebrei gefüllter Topf wurde als Ehrengeschenk für die Straßburger Freunde in eine sandumgossene Tonne gestellt. Die ehrsamen Hausfrauen brachten dreihundert Semmelringe herbei, den Kindern Straßburgs zur willkommenen Gabe. Mit dem Glockenschlage Eins, bei funkelndem Sternenhimmel, setzte sich das Schiff in Bewegung, und von der Brücke flossen Grüße und Segenswünsche wie Thautropfen herab.

Ein Straßburger Augenzeuge, Fischart, hat die romantische Fahrt unter folgendem Titel beschrieben: „Das Glückhafft Schiff vonn Zürich, Ein Lobspruch, vonn der Glücklichen und Wolfertigen Schiffart einer Burgerlichen Geselschafft auß Zürich auff das außgeschriben Schiessen gehn Straßburg den 20. Junij des 76 jahrs, nicht vil erhörter weiß vollbracht, darzu eines Neidigen Verunglimpfers schantlicher Schmachspruch von gedachtem Glückschiff, durch Vlrich Mannsehr von Treübach.“ In diesem schleppenden Tone beginnt das Heldengedicht. Sobald aber das Schifflein vom Lande stößt, erhebt sich Fischart's Geist von der Erde. Der Strom der Rede fließt in geregelten Wellen dahin, wie in dem Verse:

„Die Ruder giengen auff und ab.“

Alles athmet Lust und Leben; die Berge winken; die Sonne lächelt freundlich den Schiffern entgegen, und mit vollen Weinkrügen eilen die Anwohner des Rheins herbei:

„— die zu beschauen,
Die große Flüsse zu zwingen trauen.“

Freundlich erwidert Fischart die Grüße der Stammesgenossen. Mit kecker Laune und aristophanischen Wortschöpfungen verwandelt er Rhätien in Rheinzierland, Breisgau in Preisgau, Mühlhausen in Mildhausen, Straßburg in Treuesburg, Trier in Treuehr. Er leitet die Namen Helveter von Heldväter, Elsassen von Heldsassen ab und wird nicht müde, den politisch getrennten Bruderstämmen zuzurufen: „Ihr seid ein Volk und einig sollt ihr handeln.“

Als die Sonne die Thurmspitze des Straßburger Münsters vergoldete, da schwebte langsamer das Schiff dahin und die erprobten Helden rüsteten sich zum Empfange der Siegeskränze. Mit fröhlicher Hast warfen sie die schwarzen Mäntel um, ordneten die wallenden Federbüsche und fuhren mit kriegerischer Musik und wehendem blauweißem Fähnlein den jubelnden Straßburgern entgegen. Gegen sieben Uhr Abends fuhren sie aus dem Rhein in die Ill und sprangen bei der Kaufhausbrücke an's Land, wo die Straßburger Rathsherren mit Trommlern und Pfeifern und einer unabsehbaren Menge Volkes zum Empfange bereit standen. Hier ergriff der Sprecher Kaspar Thoman das Wort:

„Ihr lieben Eidgenossen, heut' zeigten wir Euch gern,
Daß Euch in Noth und Fährde die Zürcher nie zu fern.
Wenn Ihr — was Gott verhüte! — je Feindesobmacht fühlt,
So kommen wir gefahren, eh' sich ein Brei verkühlt.“

Und nun begann der Triumphzug der Glücklichen. Ringsum pries man die wackeren Züricherknaben, die mit starkem Ruderschlage aus vier Tagereisen eine gemacht. Voran die Musik beider Städte, trug man durch gedrängte Volksreihen die bedeutungsvolle Tonne in feierlichem Zuge auf die Zunftstube der Maurer, wo den Ankömmlingen eine reichbesetzte Tafel entgegendampfte. Als Vorgericht stellte man auf jeden Tisch eine Platte voll Hirsebrei,

„Dessen sich Mancher g'wundert hat,
Wenn er ịn an Mund prennen that.“

Man erquickte sich am fröhlichen Gastmahle, das der Straßburger Dichter Adolf Stöber mit folgenden Worten beschreibt:

„Elsässerweine fließen; hell klingt es hier und dort,
Man wechselt traute Rede, manch freies deutsches Wort.
Man spricht von alten Tagen, wie beider Städte Bund
Schon zu der Väter Zeiten so kräftiglich bestund.“

Die Stunden kamen und flohen, und mit lieblichen Sprüchen, die uns Fischart aufgezeichnet hat, wurde der Schlaftrunk gewürzt:

„Das sei der Freuntschaft eigenschaft:
Zur fröud hertzhaft, zur not standhaft.“

Um Mitternacht geleitete man die Eidgenossen mit Fackelschein in die Herberge „zum güldenen Hirtzen“. Tag für Tag bemühten sich die Rathsherren, ihren Gästen alle mögliche Ehre und Freundschaft zu erweisen. Am 21. Juni führte man sie auf den Schützenrain und in das Zeughaus, das die Trophäen der gemeinschaftlich errungenen Siege enthielt. Am 22. bewirthete man sie auf der Plattform des Münsters und schenkte ihnen aus den wohlgefüllten Magazinen der Stadt hundertsiebenunddreißigjährigen Weizen, hundertsiebenundneunzigjähriges Salz und hundertvierjährigen Wein. Die Stunde des Abschieds kam, und man trennte sich mit dem Versprechen: „Unsere Freundschaft soll dauern, so lange unsere Ströme zusammenfließen. Wenn die Treue aus der Art schlagen würde, so wollen wir uns nicht mehr Deutsche nennen.“

Auf des Ammeisters Bitte überließen die Eidgenossen ihren Breitopf sammt dem Schiffe ihren Straßburger Freunden „den Kindern und Kindeskindern zur Gedechtnuß“. Als Gegengeschenk und zur Urkunde des bestandenen Abenteuers erhielten sie vierundfünfzig Fähnlein und ebenso viele Denkmünzen in damastenen Beuteln. Sorgfältig hatte der Magistrat sechs Rollwagen mit dreißig Pferden ausrüsten lassen und einigen Rathsherren den Auftrag ertheilt, die fröhliche Gesellschaft das Elsaß hinauf zu geleiten. Zwei Söldner wurden aus dem Stadtsäckel mit Geldmitteln ausgestattet, um alle Kosten der Rückreise bis Zürich zu bestreiten. Die Heimkehr glich einem Triumphzuge. Zu Benfeld, Schlettstadt, Ensisheim und Mühlhausen wetteiferten die Bürger, den Dank des Elsasses abzutragen, und bewillkommneten die gefeierten Gäste mit Böllerschüssen und Ehrenwein.

„Man wird nicht Rühmens müde; man wünscht einander Glück.
Die Zürchersahrt däucht Allen der Freundschaft Meisterstück.“

Am Donnerstag, den 28. Juni, langten die Eidgenossen, die Straßburger Ehrenherolde an der Spitze; nach einer achttägigen Abwesenheit in ihrer Vaterstadt wieder an. Der Widerglanz der schönen Festtage verbreitete sich noch lange über die hereinbrechende düstere Zeit. Noch trägt ein Haus auf dem alten Weinmarkte zu Straßburg neben der Inschrift BAINS DE SPIRE den altdeutschen Denkspruch:

In der Zit war es volent,
Da die Schwitzer von Zirch gerennt.

Umsonst versuchte ein Römling, den Lobliedern und Erinnerungstafeln gegenüber die republikanischen „Kuhmäuler“ und ihren „Milchprei“ lächerlich zu machen. Mit flammenden Worten widerlegte Fischart in seinem geharnischten Gedichte „Kehrab“ den „neidigen Schwätzer und Ehrverletzer“. Wohl wußte Fischart, daß der oberdeutsche Bund nicht ohne das Reich und das Reich nicht ohne Einigkeit bestehen konnte. Darum erzählte er den Deutschen, was Straßburg und Zürich gethan, „ob's ihnen möchte zur Witzung werden.“

„Nun, libs Wagschifflin, schiff hinein
In d'Welt; laß dir befohlen seyn
Das gantz Teutschland.“

Diese Warnung verhallte ungehört. Noch im Jahre 1676 kämpften Elsässer und Lothringer, unterstützt von ihren Züricher Bundesgenossen, an den Ufern des Rheins und der Saar gegen die französischen Eroberer. Die eilende oder elende Reichshülfe blieb aus; ein Machtspruch Ludwig's des Vierzehnten entfernte von Straßburg die kleine schweizerische Besatzung, und nun blieb der Meise, unserer berühmtesten Kanone, ihr republikanisches Trutzliedlein im Halse stecken. Aber hundert Jahre später erneuerten Pfeffel und Lavater den oberdeutschen Bund. Ein günstiges Gestirn hatte damals mehrere der tüchtigsten deutschen, schweizerischen und elsässischen Jünglinge zu Straßburg versammelt. Im Jahre 1776 ließen sie als ein noch immer fortdauerndes Denkmal ihres poetischen Zusammenlebens ihre Namen im Innern der Münsterpyramide in den Stein hauen. Ein anderes Denkmal ihres Wirkens war die „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache“, welcher wir Elsässer es zum Theil verdanken, daß die politische Abtrennung nicht in nationale Entfremdung ausarten durfte. Mit sorgsamer Hand hielt die Dichterfamilie Stöber das unter der Asche glimmende Feuer wach und verherrlichte in poetischen und prosaischen Erzählungen die Züricher Breifahrt. Oft hörte der Verfasser in seiner Knabenzeit die Straßburger sagen: „Das Rheinthal von Zürich bis zur Pfalz, mit Straßburg als Hauptstadt in der Mitte, das wäre ein Paradies auf Erden.“

Damals lebte zweierlei Volk in den Mauern der alten Reichsstadt. Die Einen — ihr Häuflein schmolz mit jedem Jahre zusammen — hielten treu an vaterländischer Sprache und Sitte; die Anderen lockte der fremde Zauber gewaltsam über die Berge. Selbst der wackere Meistersänger Daniel Hirtz begrüßte mit dem vaterländischen Titel „Die glückhaften Schiffe" die beiden Boote, welche im Juni 1836 die erste Reise von Straßburg nach Paris vollbrachten. Seit dem Staatsstreiche und namentlich kurz vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges wurden die freundlichen Verhältnisse der elsässischen Protestanten mit Deutschland und den benachbarten Schweizerstädten in gehässigen Flug- und Fluchschriften denuncirt. Beim Ausbruche des Kampfes wurden die Delegirten der schweizerischen Hülfsvereine theils verdächtigt, theils mit Gefängniß bedroht. Auch das Palladium des oberdeutschen Bundes, der Züricher Breitopf, wurde in der sogenannten Bartholomäusnacht des Jahres 1870 zertrümmert.

Es sollte neues Leben aus den Ruinen erblühen. Plötzlich erschienen die Abgeordneten der Städte Zürich, Bern und Basel in den Mauern der hart geängstigten Stadt und theilten der staunenden Volksmenge den Entschluß der Schweizer mit, allen elsässischen Flüchtlingen, und sollten sie nach Zehntausenden zählen, eine freundliche Herberge zu gewähren. Auf allen Schlachtfeldern Elsaß-Lothringens, in allen durch Kriegsnoth heimgesuchten Städten erschienen die treuen Eidgenossen als Helfer in der Noth mit tröstendem Wort und reichlicher Spende. In dankbarer Erinnerung widmete der elsässische Geschichtschreiber Rathgeber seine „Geschichte der Stadt Straßburg" den deutschen Schweizerstädten. Unter dem Titel „Gute Nachbarschaft" wird die Züricher Breifahrt in den Lesebüchern der elsaß-lothringischen Volksschulen erzählt. Seit 1871 erinnert der Name einer Gasse Straßburgs (die Zürcherstraße) an Alles, was die Züricher in Freud und Leid an ihren Bundes- und Stammesgenossen gethan. „Denkt an den 20. Juni 1576! Denkt an den 11. September 1870!" hieß es in Straßburg, als man eine Collecte für die Ueberschwemmten im oberen Rhonethal eröffnete.

„Die Schweizertreue sei gepriesen,
So felsenfest wie Alpenhöh'n,
So tief wie eure blauen Seen!"

klingt es in den Liedern, die uns zur dritten Säcularfeier der Züricher Breifahrt mitgetheilt wurden. Der Vorschlag eines ultramontanen Deputirten, für die in den Jahren 1376 und 1476 im Kampfe gegen die Engländer (Armagnaken) und Burgunder gefallenen Bürger einen Todtendienst zu halten, fand wenig Anklang bei den Straßburgern. Uns treibt das Herz, am 20. Juni 1876 den treuen Eidgenossen die Bruderhand zu reichen und mit ihnen den Rütlischwur zu wiederholen:

„Ob uns der Strom, ob uns die Berge scheiden
Und jedes Volk sich für sich selbst regieret,
So sind wir eines Stammes doch und Bluts."

Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten.

9. Der Genossenschafts-Revolver.

Zu der Menge von originellen Typen, die das heitere, leichtlebige Künstlervölkchen aufzuweisen hat und welche an dieser Stelle bereits Beachtung und Besprechung gefunden, gesellt sich in letzterer Zeit eine neue, noch gar nicht genugsam gewürdigte Gattung von Originalen, deren Anzahl indessen schon eine bedeutende ist und unter denen sich ebenso interessante wie merkwürdige Exemplare befinden.

Die „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger", dieses segensreiche, nicht hoch genug zu schätzende Institut ist es, der diese sonderbare Species von „homo theatralis" ihre Entstehung verdankt. Jedem meiner Collegen und Colleginnen ist sie genugsam bekannt, das Publicum indessen hat noch wenig oder gar keine Gelegenheit gehabt, einen Blick in die stille Wirksamkeit dieser interessanten Käuze zu thun, die es werth sind, daß man sie ihrer Verborgenheit entreißt, ihr Thun und Treiben, ihre hohen Verdienste zur Kenntniß weiterer Kreise bringt. Ich spreche von dem sogenannten „Genossenschafts-Revolver".

Die Gelder, die der Pensionscasse der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger" durch die obligatorischen monatlichen Einzahlungen der Mitglieder zuströmen, werden um ein Beträchtliches vermehrt durch freiwillige Beiträge der Bühnenkünstler. Tausende von Thalern fließen auf diese Weise jährlich der Generalcasse zu. Diese freiwilligen Beiträge mit allen Mitteln von seinen Collegen einzutreiben, ist Ziel und Lebensaufgabe des Genossenschafts-Revolvers, und er weiß sich dieser selbstübernommenen heiligen Verpflichtung mit einer Consequenz, Ausdauer und Unermüdlichkeit, mit einem Aufwande von Erfindungsgabe ohne Wahl der Mittel, nach wirklich jesuitischen Grundsätzen zu entledigen.

Der Genossenschafts-Revolver gehört gewöhnlich der jüngern Generation darstellender Künstler an, spielt Liebhaber, Komiker oder Bonvivants, ist ein gefälliger, angenehmer College, ein beliebter Gesellschafter, immer liebenswürdig und bei Humor, kurz der Urtypus eines sorglosen, heitern, gutmüthigen Komödianten, bis auf die eine schon erwähnte Leidenschaft, in welcher er weder Mitleid noch Erbarmen kennt. An Zähigkeit und Geschicklichkeit in Schröpfung der Geldbeutel seiner Collegen kann er sich mit dem gewiegtesten Collectenbruder messen, den er an Gefährlichkeit noch bei Weitem übertrifft. Alle seine Fähigkeiten concentriren sich in diesem einen Brennpunkte. Der ihn beseelende, nie rastende Feuereifer findet seine Erklärung allein in dem Umstande, daß der Genossenschafts-Revolver für die Unsterblichkeit arbeitet. Sein einziger Lohn ist nämlich der, seinen Namen allwöchentlich in den Spalten des officiellen Organs der Genossenschaft unter der Rubrik für kleine Beiträge zu lesen.

Da steht denn: „Durch Herrn N. N. gesammelt." Mit freudestrahlenden Augen liest der Genossenschafts-Revolver diese Notizen, streicht die Stelle mit einem Rothstifte sorgfältig an und legt die Zeitung zu den vielen übrigen, in denen bereits sein Name prangt, um sie am Jahresschlusse einbinden zu lassen. Auf einen solchen Band blickt er dann mit größerer Liebe, als irgend ein Autor auf seine Geisteswerke. Der Anblick ermuthigt und stärkt ihn zu neuen Thaten, er spornt ihn an, setzt ihn über alle Hänseleien und Grobheiten von Seiten seiner Collegen, seiner Opfer, hinweg und ist für ihn die unerschöpfliche Quelle reiner Freude und stolzer Genugthuung.

Ich will mich bemühen, die Wirksamkeit des Genossenschafts-Revolvers in den folgenden Zeilen in einigen Zügen zu schildern.

Die Mitglieder eines Provinzial-Stadttheaters sitzen gemüthlich des Abends beim Glase Bier zusammen, nichts Uebles ahnend. Plötzlich tritt der gefürchtete Genossenschafts-Revolver ein. Jeder greift ängstlich nach dem Portemonnaie und gelobt sich im Stillen, diesmal durch keinerlei „bübische Kniffe" sich nur einen Pfennig ablocken zu lassen.

Der Genossenschafts-Revolver weiß das — er befindet sich stets auf dem Kriegspfade, und die Gesinnung seiner Gegner ist ihm kein Geheimniß. Ein humoristisches Lächeln gleitet über seine Züge; siegesgewiß nimmt er in der Mitte seiner Collegen Platz. Er kennt seine Pappenheimer; einige fallen doch herein und er hat sich schon vorbereitet.

Das Gespräch dreht sich eine Weile um allerlei Theater-Historien und Scandälchen, um die Auffassung dieser oder jener Rolle &c.; der Genossenschaft wird nicht erwähnt — Alles athmet auf. Plötzlich zieht der Genossenschafts-Revolver eine große in Bast gehüllte Cigarre aus der Tasche und legt sie auf den Tisch.

„Meine Herren," beginnt er, „diese vorzügliche Cigarre erhielt ich heute vom Baron X. Er bot sie mir eigenhändig an. Sie ist mir zu schwer; ich will sie daher zu Gunsten der Genossenschaft versteigern — wer bietet?"

Starrer Schrecken! Endlich faßt sich ein muthiger Jüngling ein Herz — die Cigarre scheint ja eines Gebotes werth zu sein.

„Zehn Pfennige gebe ich," sagt er entschlossen, um der Sache ein Ende zu machen.

„Fünfzehn Pfennige!" ruft ein Zweiter.

„Es ist eine echte Havanna,“ sagt der Genossenschafts-Revolver, „dreißig Pfennige gebe ich selbst dafür. Wer bietet mehr?“

„Zwanzig Pfennige will ich geben,“ sagt der Heldenvater, der ein starker Raucher ist, „aber mehr nicht.“

„Schön, lieber Freund! Geben Sie zwanzig Pfennige!“

Der Käufer zahlt. Der Genossenschafts-Revolver zieht mit verbindlichem Lächeln die zwanzig Pfennige ein und sagt: „Im Namen der Genossenschaft besten Dank!“ Die Cigarre ist fünf Pfennige werth und von ihm eigenhändig präparirt.

Man schlägt ein Spielchen vor. Der Genossenschafts-Revolver ruht und rastet nicht, bis Alle versprechen, zehn Procent des Gewinnes für die Genossenschaft zu geben. Er zieht Karten hervor, die er stets bei sich trägt.

„Hier sind Karten, meine Herrschaften. Das Kartengeld ist an mich zu entrichten, nicht an den Wirth, es ist zum Besten der Pensionscasse.“ — Ehrenhalber müssen die Collegen auf die Offerte eingehen, da der Wirth sich damit einverstanden erklärt, und ein dreimal höheres Kartengeld zahlen, als gewöhnlich.

Zum Schluß, wenn das Spiel vorüber, macht der Genossenschafts-Revolver Kartenkunststücke, natürlich nur gegen ein entsprechendes Entgelt für die Pensionscasse. Läßt einer der Anwesenden aus Neugier sich verleiten, einige Pfennige zu zahlen, so schämen sich die Uebrigen zurückzustehen, und es fließt wieder ein Sümmchen zusammen. Dann erzählt er die neuesten pikanten Anekdoten aus der Stadt, die er, wer weiß wo, aufgefangen hat, selbstverständlich nicht umsonst, und hält beim schönen Geschlecht eine reiche Ernte. Er ist unwiderstehlich, keine Abweisung schreckt ihn. Er verschluckt glühende Kohlen und Spazierstöcke, sticht sich Nadeln durch die Backe, trinkt Bier mit Petroleum ohne eine Miene zu verziehen — Alles zu Gunsten der Genossenschaft. Er besitzt den Stoicismus des Spartaners und die Opferfreudigkeit eines Märtyrers.

In der That benutzt er jede freie Stunde zu Haus, um sich Taschenspielerkunststücke einzuüben, sowie neue Kniffe zu ersinnen, die den Dickfelligsten mürbe machen.

Macht einer der Collegen einen Kalauer, der die entsetzten „Ach“ und „Au“ der Beschädigten zur Folge hat, so ist er es, der energisch eine Geldstrafe beantragt, wobei ihn die Uebrigen gewöhnlich unterstützen, da ihre Geldbeutel ja diesmal verschont bleiben.

Genug — an Gemeingefährlichkeit kann sich keine noch so gefürchtete Species von Collegen mit ihm messen. Dies sind indessen noch die liebenswürdigeren Seiten des Genossenschafts-Revolvers, aber er hat auch unangenehme.

Einer Collegin, die von einem säumigen Schauspieler das geliehene Geld nicht zurückerhalten kann, bietet er sich als Commissionär unter der Bedingung an, die Hälfte der Summe an die Pensionscasse abführen zu dürfen. Die Gläubigerin, die schon längst auf ihr Geld verzichtet hat, geht den Handel ein, und richtig — sie erhält die Hälfte ihres Eigenthums zurück. Der eingefleischteste Schuldenmacher, der dem blutgierigsten Wucherer lachend ein Schnippchen schlägt, ist unfähig, dem Genossenschafts-Revolver zu widerstehen.

Geht es gar nicht anders, so macht der für seine Mission Begeisterte auch wohl selbst unter allerlei rührenden Vorwänden bei seinen Collegen Schulden, denkt aber nie an's Bezahlen. Die energischsten Forderungen um Rückgabe des Geliehenen werden mit einem Lächeln, einem Achselzucken und der stereotypen Redensart: „Im Namen der Genossenschaft besten Dank!“ abgewiesen. Vorzüglich die Kunstnovizen beiderlei Geschlechts, die Anfänger, die man in der Theatersprache als „junge Vergnüglinge“ bezeichnet, fallen dieser Manipulation zum Opfer.

Auf diese und ähnliche Weise wirkt der Genossenschafts-Revolver zum Besten der Pensionscasse, der, wie gesagt, dadurch jährlich Tausende zufließen. Sind auch die Mittel, die er anwendet, nicht immer die besten und nobelsten, der Zweck ist gut. Der gutherzige Künstler sieht in dem Genossenschafts-Revolver ein nützliches Glied des großen Bühnenstaates. Wenn der unverdrossene Zahlungseintreiber ihm auch manchmal lästig wird, er zahlt ihm schließlich doch und murmelt: „Es muß auch solche Käuze geben!“

Friedrich Zimmermann.

Blätter und Blüthen.

Thymol. Auf den Thymian bringt mich eine Entdeckung der neueren Chemie. Ich möchte nur wissen, wie unsere Ur-Hausmütter herausgebracht haben, daß dieses würzige Pflänzchen ihnen so kräftig beistehen könnte, schädliche Gerüche zu vertreiben und alles, was man zu des Lebens Nothdurft und Nahrung gebraucht, vor schnellem Verderben zu schützen. Die Wissenschaft unserer Zeit hat den Scharfblick jener alten Hausmütter, die den Thymian zuerst in ihren Hausgarten aufnahmen und als vorzüglichstes Wurst- und Speisegewürz gepflegt haben, glänzend gerechtfertigt. Unsere Chemiker und Physiologen sind seit Jahren emsig bemüht, Stoffe auszumitteln, welche, wie Plutarch sich einmal ausdrückt, gleichsam die davongegangene Seele der organischen Körper ersetzen und sie, obgleich leblos, vor Verwesung schützen können. Wir wissen, daß diese Schutzstoffe, das „göttliche“ Salz Homer's allzeit voran, vielmehr den Zweck haben, jenen mikroskopischen Thier- und Pflanzenwesen, welche Gährung und Fäulniß im todten und Krankheiten im lebenden Körper erregen, das Dasein zu verleiden, ja diese geschäftigen Diener des Zerstörer Schiwa geradezu zu vergiften. Die starken Mineralgifte sind nicht zu verwenden, wo es sich um Erhaltung von Nahrungsmitteln handelt; man würde mit ihnen wie jener Wächter der Fabel fahren, der die Fliege auf der Stirn des Schlafenden mit einem großen Steinschlage tödtete, und man hat deshalb vorzüglich nach weniger scharfen organischen Giften gesucht, die den kleinen Wesen, aber nicht dem Menschen tödtlich sind. Nachdem die Carbolsäure unsere Kriegslazarethe vor dem gefürchteten Hospitalbrande bewahrt und in der Wundenheilung wie für die Desinfection der Aborte ihre hohe Wirksamkeit bewiesen, erntete die Entdeckung des Professor Kolbe in Leipzig, daß die aus der Carbolsäure leicht darstellbare Salicylsäure dieselben guten Eigenschaften äußere, ohne so übelriechend und scharfgiftig zu sein, wie erstere, einen wohlverdienten Beifall. Nach neueren Untersuchungen, die L. Lewin im vergangenen Jahre angestellt und in Virchow's „Archiv für pathologische Anatomie“ veröffentlicht hat, ist aber ein im Arom des Thymians enthaltener Stoff, das Thymol oder der Thymian-Kampher noch viel wirksamer als die genannten, sofern ein Theil Thymol eine größere gährungshemmende Wirkung ausübte, als vier Theile Carbol- oder Salicylsäure. Diese gährungs- und fäulnißwidrige Kraft des Thymols ist bereits im Jahre 1868 von dem Chemiker Paquet bemerkt worden, ohne daß vergleichende Untersuchungen damals angestellt wurden. Das Thymol hat den Vorzug, wohlriechend zu sein, während die Salicylsäure geruchlos, die Carbolsäure übelriechend ist. Allerdings scheint sie etwas stärker auf den Organismus einzuwirken, als die zweitgenannte, denn man kann durch starke Gaben auch größere Thiere tödten und bemerkt dann, wie der amerikanische Naturforscher Valverde zuerst beobachtete, daß ihre Cadaver selbst in der Tropensonne nur sehr langsam verwesen, aber in kleinen Mengen ist das Thymol vollkommen unschädlich. Sein gewürzhafter Geschmack wird es vorzugsweise zur Erhaltung der Fleischwaaren empfehlen, während die geschmacklose Salicylsäure für die Haltbarmachung der Getränke und des Eingemachten eine bedeutende Wichtigkeit erlangen dürfte. Die Heilmittellehre knüpft außerdem an beide vielfache, zum Theil bereits völlig bewährte Hoffnungen.

C. St.

Magyarische Willkür. Das Briefgeheimniß ist von den civilisirten Völkern der Erde von jeher als eine geheiligte Institution betrachtet worden, und so lange Menschen über Menschen richten, galt Derjenige für frivol und verfehmt, der dieses Geheimniß verletzte. Zufolge einer Mittheilung des kaiserlichen Postamts Leipzig sind von hier expedirte Briefe in Ungarn mit Beschlag belegt und von dortigen Postofficianten eröffnet worden, und zwar lediglich auf den Verdacht hin, dieselben könnten Exemplare unserer im Lande der Magyaren bekanntlich verbotenen Zeitschrift enthalten. Die eröffneten Briefe sind weder den Adressaten zugestellt, noch den Absendern zurückgesandt worden, sondern einfach den Weg alles Papiers gegangen. Wir stehen nicht an, ein solches Verfahren, abgesehen von der kleinlichen Art der Kriegführung, die es documentirt, als eine höchst unwürdige und gröbliche Verletzung des Briefgeheimnisses zu bezeichnen. Was den Absendern jener Briefe gestern passirt ist, das kann heute und morgen jedem Anderen in Ungarn begegnen; ist es doch nunmehr der Privat-Willkür jedes der dortigen Herren Postbeamten anheimgegeben, diese und jene Briefschaften unter dem sehr wohlfeilen Vorwande: „Ich bin auf Gartenlauben-Suche“ zu eröffnen. Die ungarische Post — und noch mehr vielleicht die Behörde, welche sie dazu veranlaßt — hat sich durch diese Maßnahmen in der öffentlichen Meinung des In- und Auslandes arg discreditirt. Wir haben diese Mittheilung nicht unterdrücken wollen, um die correspondirende Welt vor ähnlichen Gefahren im Königreiche Ungarn zu warnen.

Kleiner Briefkasten.

A. M. in R. Dank für die Sendung! Gegen Ihre Bezeichnung der Richard Wagner'schen Musikaufführungen in Bayreuth als eines „nationalen Unternehmens“ müssen wir indessen entschieden Verwahrung einlegen. Wenn auch Sie und Andere der Welt weiß machen möchten, daß ein solches Prädicat hier an seinem Platze sei, so wird doch jeder unbefangen Urtheilende sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß bei allem künstlerischen Werthe, den man der Wagner'schen Musik beimessen mag, die „Nation“ den Bayreuther Aufführungen absolut fern steht, und daß es nur das in Deutschland noch immer florirende Coterie- und Reclamewesen ist, welches dem Wagner-Feste einen Nimbus leihen möchte, den es in Wirklichkeit nicht hat noch haben kann.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Der arme Doctor! Er dachte nicht daran, sich zu freuen. Mit ihm ging Alles im Kreise herum. So wenig Erfahrung er auch in Liebesangelegenheiten hatte, hier dämmerte die Wahrheit ihm doch allmählich auf; er fing jetzt an zu merken, was hier eigentlich „passirte". Also darum hatte Waldemar so schnell in die Aussöhnung gewilligt; darum ritt er unverdrossen in Sturm und Sonnenschein nach C.; daher stammte die Veränderung in seinem ganzen Wesen. Herrn Witold traf sicherlich der Schlag, wenn er die Geschichte erfuhr, er, der einen so tief eingewurzelten Haß gegen die ganze „Polengesellschaft" hegte. Die diplomatische Mission war nun freilich gleich in der ersten halben Stunde geglückt, aber ihr Resultat jagte dem Abgesandten ein solches Entsetzen ein, daß er die ihm anbefohlene Diplomatie vollständig vergaß und wahrscheinlich seinen Schrecken verrathen hätte, wenn nicht soeben die Fürstin Baratowska eingetreten wäre.

Die Dame hatte mehr als einen Grund zu dem Wunsche, den Erzieher ihres Sohnes, der diesen auch auf die Universität begleiten sollte, persönlich kennen zu lernen. Jetzt, wo die Aussöhnung erfolgt und eine dauernde Verbindung angeknüpft war, konnte ihr die nächste Umgebung Waldemar's nicht gleichgültig sein. Sie überzeugte sich nun freilich schon in den ersten zehn Minuten, daß von dem harmlosen Fabian nichts Feindseliges zu besorgen sei, daß er sich im Gegentheile gebrauchen lassen werde, wenn auch ohne sein Wissen. Von dem steten Begleiter konnte man in Zukunft Manches erfahren, was von dem unzugänglichen Waldemar selbst nicht zu erfahren war, und das blieb unter allen Umständen von Wichtigkeit. Die Fürstin erwies dem Doctor die Ehre, ihn für ein geeignetes Werkzeug anzusehen; sie war in Folge dessen voll herablassender Freundlichkeit gegen ihn, und die Demuth, mit der er diese Herablassung aufnahm, gewann ihm ihre volle Zufriedenheit. Sie verzieh seine Schüchternheit und Unbeholfenheit, oder vielmehr, sie fand beides in ihrer Gegenwart sehr natürlich und geruhte, ihn in ein längeres Gespräch zu verflechten.

Waldemar schien mit dem Eintritte der Mutter seine ganze sonstige Einsilbigkeit wieder aufgenommen zu haben. Er betheiligte sich wenig an der Unterhaltung und sagte der Fürstin endlich einige leise Worte. Sie erhob sich sofort und trat mit ihm auf den Balcon hinaus.

„Du wünschest mich allein zu sprechen?" fragte sie.

„Nur auf eine Minute," entgegnete Waldemar. „Ich wollte Dir nur sagen, daß es mir unmöglich ist, Dich und Leo nach Wilicza zu begleiten, wie wir verabredet hatten."

Ein leichtes Erschrecken zeigte sich in den Zügen der Mutter. „Weshalb? Legt man Deiner Abreise vielleicht Schwierigkeiten in den Weg?"

„Ja wohl," sagte der junge Mann unmuthig. „Es sind, wie sich jetzt herausstellt, nach meiner Mündigkeitserklärung einige Förmlichkeiten zu erfüllen, bei denen ich durchaus persönlich zugegen sein muß. Das Testament des Vaters weist in dieser Hinsicht verschiedene Bestimmungen auf; weder Onkel Witold noch ich haben daran gedacht, und gerade jetzt, wo ich fort will, kommt die Aufforderung. Ich werde für's Erste noch hier bleiben müssen."

„Nun, dann werden wir unsere Abreise gleichfalls verschieben," meinte die Fürstin, „und ich muß Wanda allein nach Rakowicz senden."

„Auf keinen Fall!" fiel Waldemar mit der größten Bestimmtheit ein. „Ich habe bereits nach Wilicza geschrieben, daß Du in den nächsten Tagen dort eintreffen wirst und daß man die nöthigen Vorbereitungen im Schlosse treffen soll."

„Und Du?"

„Ich komme nach, sobald ich hier frei bin. Jedenfalls bringe ich einige Wochen bei Euch zu, ehe ich zur Universität gehe."

„Noch eine Frage, Waldemar," sagte die Fürstin ernst. „Weiß Dein ehemaliger Vormund bereits von dieser Bestimmung?"

„Nein. Ich habe bisher nur von meinem Besuche in Wilicza gesprochen."

„Dann wirst Du unseren Aufenthalt dort also vor ihm vertreten müssen."

„Ich werde," entgegnete Waldemar kurz. „Im Uebrigen habe ich den Administrator angewiesen, sich zu Deiner Verfügung zu stellen, bis ich selbst eintreffe. Du hast nur Deine Befehle zu geben; es ist dafür gesorgt, daß sie respectirt werden."

Die Fürstin wollte ihren Dank aussprechen, aber er kam nicht über ihre Lippen; sie wußte ja, daß diese Großmuth nicht ihr galt, und die eigenthümlich kalte Art, in der sie ihr geboten wurde, ließ ihr nur die Möglichkeit, sie ebenso kalt hinzunehmen, wollte sie sich nicht demüthigen.

„Wir dürfen Dich also bestimmt erwarten?" fragte sie. „Was Leo betrifft —"

„Leo schmollt noch mit mir wegen unseres vorgestrigen Streites," unterbrach sie Waldemar. „Er ging bei meiner Ankunft sehr demonstrativ nach dem Strande hinunter, ohne mich sehen zu wollen."

Die Fürstin runzelte die Stirn. Leo hatte gemessenen Befehl erhalten, dem Bruder freundlich zu begegnen, und dennoch zeigte er diesen Trotz, welcher der Mutter gerade jetzt äußerst ungelegen kam.

„Leo ist oft heftig und unbedacht," entgegnete sie. „Ich werde dafür sorgen, daß er Dir zuerst die Hand zur Versöhnung bietet."

„Nicht doch," lehnte Waldemar kühl ab. „Wir machen das besser unter uns allein aus. Sei unbesorgt!"

Sie traten wieder in den Salon, wo Wanda sich inzwischen damit unterhalten hatte, den Doctor Fabian von einer Verlegenheit in die andere zu treiben. Die Fürstin erlöste ihn jetzt davon; sie wünschte den Studienplan ihres Sohnes eingehend mit ihm zu besprechen, und er mußte sie auf ihre Aufforderung in ihr eigenes Zimmer begleiten.

„Der arme Doctor!" sagte Wanda, ihm nachblickend. „Mir scheint, Waldemar, Sie haben das Verhältniß geradezu umgekehrt. Sie hegen nicht den mindesten Respect vor Ihrem Lehrer, aber er hat eine grenzenlose Furcht vor Ihnen."

Waldemar widersprach nicht dieser nur allzu richtigen Bemerkung; er erwiderte nur: „Finden Sie, daß Doctor Fabian eine Persönlichkeit ist, die Respect einflößt?"

„Das nicht, aber er scheint sehr gutmüthig und geduldig zu sein."

Der junge Mann nahm eine verächtliche Miene an. „Mag sein! Aber das sind Eigenschaften, die gerade ich am wenigsten zu schätzen verstehe."

„Man muß Sie wohl tyrannisiren, wenn man Ihnen Respect einflößen will?" fragte Wanda mit einem schelmischen Aufblicke.

Waldemar zog einen Sessel heran und nahm an ihrer Seite Platz. „Es kommt darauf an, von wem die Tyrannei ausgeht. In Altenhof möchte ich sie Keinem rathen, auch meinem Onkel Witold nicht, und hier dulde ich sie auch nur von einer Seite."

„Wer weiß!" warf Wanda leicht hin. „Ich möchte es nicht versuchen, Sie ernstlich zu reizen."

Er gab keine Antwort; er war augenscheinlich nur halb bei dem Gespräche und schien einen ganz anderen Gedankengang zu verfolgen.

„Fanden Sie es vorgestern nicht wunderschön auf dem Buchenholm?" fragte er plötzlich, ohne jeden Uebergang.

Eine leichte Röthe stieg in dem Antlitze der jungen Gräfin auf, aber sie erwiderte in dem vorigen übermüthigen Tone: „Ich finde, daß der Ort etwas Unheimliches hat, trotz all seiner Schönheit, und was nun vollends Ihre Meeressagen betrifft — ich lasse sie mir sicher nicht zum zweiten Male bei Sonnenuntergang erzählen. Man kommt schließlich dahin, an die alten Märchen zu glauben."

„Jawohl, man kommt dahin," sagte Waldemar leise. „Sie warfen es mir ja vor, daß ich die Poesie in der Sage nicht begreifen konnte — jetzt habe ich sie auch verstehen gelernt."

Wanda schwieg. Sie kämpfte wieder mit jener Befangenheit, die sie erst seit vorgestern kannte. Schon vorhin, beim Eintritte des jungen Nordeck hatte sich dieses Gefühl ihrer bemächtigt; sie hatte versucht, es wegzulachen und wegzuspotten, und das war auch gelungen in Gegenwart der Anderen, aber sobald sie sich Beide allein befanden, kam es mit neuer Macht zurück; sie konnte den unbefangenen Ton von früher nicht wiederfinden. Dieser seltsame Abend auf dem Buchenholm! Er hatte einen eigenthümlichen Ernst in die Sache gebracht, die ja doch nur ein Scherz sein und bleiben sollte und nichts weiter.

Waldemar harrte vergebens auf eine Antwort; es schien ihn fast zu kränken, daß sie ausblieb. „Ich habe vorhin der Mutter mitgetheilt, daß ich nicht sogleich mit nach Wilicza kann," nahm er von Neuem das Wort. „Ich werde erst in drei oder vier Wochen nachkommen."

„Nun, das ist ja nur eine kurze Zeit," meinte Wanda.

„Nur eine kurze Zeit?" rief der junge Mann heftig. „Eine Ewigkeit ist es. Sie haben wohl gar keine Ahnung davon, was es mich kostet, hier zurückzubleiben und Sie allein reisen zu lassen?"

„Waldemar, ich bitte Sie," fiel Wanda mit sichtbarer Beklommenheit ein, aber er hörte nicht darauf; er fuhr mit der gleichen Heftigkeit fort:

„Ich habe Ihnen versprochen, zu warten, bis wir in Wilicza sind, aber damals hoffte ich noch, Sie zu begleiten. Jetzt liegt vielleicht ein Monat zwischen unserem Wiedersehen, und so lange kann ich nicht schweigen, so lange kann ich Sie nicht fortwährend in Leo's Nähe wissen, ohne die Ueberzeugung, daß Sie mir gehören, mir allein."

Das Geständniß kam so plötzlich, so stürmisch, daß die junge Gräfin gar keine Zeit hatte, es abzuwehren, und es wäre dieser ausbrechenden Leidenschaft gegenüber auch umsonst gewesen. Er hatte wieder ihre Hand ergriffen und hielt sie so fest wie damals auf dem Buchenholm.

„Weichen Sie nicht so vor mir zurück, Wanda! Sie müssen es ja längst wissen, was mich allein hier festhielt; ich konnte es ja nie verbergen, und Sie haben es geduldet, haben mich nicht zurückgewiesen, da darf ich endlich doch einmal das Schweigen brechen. Ich weiß, daß ich nicht bin wie die Anderen, daß mir viel, vielleicht Alles fehlt, um Ihnen zu gefallen, aber ich kann und will es lernen. Es ist ja einzig und allein um Ihretwillen, daß ich mir diese Universitätsjahre auferlege. Was frage ich nach dem Studium, was nach dem Leben da draußen? Mich kümmert das Alles nichts, aber ich habe es gesehen, daß Sie oft vor mir zurückschrecken, daß Sie bisweilen über mich spotten, und — das sollen Sie nicht mehr. Nur die Gewißheit, daß Sie mein sind, daß ich Sie wiederfinde! Wanda, ich bin allein gewesen seit meiner Kindheit, oft recht allein. Wenn ich Ihnen roh und wild erschienen bin — Sie wissen es ja, mir hat die Mutter, mir hat die Liebe gefehlt. Ich konnte nicht so werden wie Leo, dem das Alles zu Theil ward, aber lieben kann ich, vielleicht heißer und besser als er; Sie sind das einzige Wesen, das ich je geliebt habe, und ein einziges Wort von Ihnen wiegt die ganze Vergangenheit auf. — Sage mir dieses Wort, Wanda, gieb mir wenigstens die Hoffnung, daß ich es einst von Dir hören werde, aber sage nur nicht Nein, denn das ertrage ich nicht!"

Er lag wirklich auf den Knieen vor ihr, aber die junge Gräfin dachte jetzt nicht mehr daran, sich des Triumphes zu freuen, den sie einst im kindischen Uebermuthe herbeigewünscht. Es war ihr wohl hin und wieder eine dunkle Ahnung gekommen, daß das Spiel ernsthafter werden könne, als sie gedacht, daß es sich nicht mit einem bloßen Scherze werde beendigen lassen, aber mit dem ganzen Leichtsinne ihrer sechszehn Jahre hatte sie den Gedanken von sich gewiesen. Jetzt war die Entscheidung da; sie mußte ihr Stand halten, mußte einer offenen leidenschaftlichen Werbung Stand halten, die unerbittlich ein Ja oder Nein verlangte. Freilich, bestrickend war diese Werbung nicht; sie hatte nichts Zärtliches, Schwärmerisches, wie es die Empfindungsweise eines jungen Mädchens verlangte, selbst durch das Geständniß seiner Liebe wehte etwas von jenem herben Zuge, der von dem Wesen Waldemar's nun einmal nicht zu trennen war, aber aus jedem Worte sprach ein stürmisches, lang zurückgehaltenes Gefühl, sprach die volle Gluth der Leidenschaft; zum ersten Male sah Wanda klar, wie ernst er es mit seiner Liebe meinte, und wie mit brennendem Vorwurfe überkam sie der Gedanke: Was hast du gethan!

„Stehen Sie auf, Waldemar!" — in ihrer Stimme bebte die verhaltene Angst. „Ich bitte Sie darum."

„Wenn ich ein Ja von Deinen Lippen höre — sonst nicht!"

„Ich kann nicht — jetzt nicht — stehen Sie doch auf!"

Er gehorchte nicht; er lag noch auf den Knieen, als die Thür, welche in das Vorzimmer führte, unvermuthet geöffnet wurde und Leo eintrat. Einen Moment lang stand er wie angewurzelt, dann aber entfuhr ein Ausruf der Entrüstung seinen Lippen. „Also doch!"

Waldemar war aufgesprungen; seine Augen sprühten im wildesten Zorne. „Was willst Du hier?" herrschte er den Bruder an.

Leo war blaß vor innerer Aufregung, aber der Ton der Frage jagte ihm das Blut in's Gesicht. Mit einigen raschen Schritten stand er vor Waldemar.

„Du scheinst meine Gegenwart hier überflüssig zu finden,“ sagte er mit blitzenden Augen. „Und doch könnte gerade ich Dir die beste Erklärung zu der eben stattgefundenen Scene geben.“

„Leo, Du schweigst!“ rief Wanda halb bittend, halb befehlend, aber die Eifersucht ließ den jungen Fürsten jede Rücksicht und jede Schonung vergessen.

„Ich schweige nicht,“ entgegnete er in vollster Erbitterung. „Mein Wort galt nur bis zur Entscheidung der Wette, und ich habe es ja jetzt mit eigenen Augen gesehen, wie sie entschieden ist. Wie oft habe ich Dich gebeten, das Spiel zu endigen! Du wußtest, daß es mich kränkte, daß es mich zur Verzweiflung brachte. Du triebst es dennoch bis zum Aeußersten. Soll ich jetzt vielleicht dulden, daß Waldemar im Gefühle seines vermeintlichen Triumphes mir als einem Ueberlästigen die Thür weist, mir, der Zeuge davon gewesen ist, wie Du Dich vermaßest, ihn unter allen Umständen bis zum Kniefall zu bringen? Freilich, Du hast es ja erreicht, aber er soll wenigstens die Wahrheit erfahren.“

Waldemar war schon bei dem Worte „Wette“ zusammengezuckt; jetzt stand er regungslos da. Seine Rechte faßte krampfhaft die Lehne des Sessels, während die Augen sich mit einem seltsamen Ausdrucke auf die junge Gräfin richteten.

„Was — was soll das heißen?“ fragte er mit völlig erloschener Stimme.

Wanda senkte schuldbewußt das Haupt. In ihrem Inneren kämpfte der Zorn gegen Leo mit der eigenen Beschämung, und über das Alles hinweg fluthete eine heiße Angst; sie wußte ja jetzt, daß der Schlag tödtlich traf. Auch Leo antwortete nicht; die plötzliche Veränderung in den Zügen des Bruders ließ ihn inne halten. Er begann überdies jetzt zu fühlen, in welcher unverantwortlichen Weise er Wanda preisgab und daß er keinen Schritt weiter gehen durfte.

„Was soll das heißen?“ wiederholte Waldemar, aus seiner Erstarrung auffahrend, indem er dicht vor das junge Mädchen hintrat. „Leo spricht von einer Wette, von einem Spiel, dessen Gegenstand ich gewesen bin. Antworten Sie mir, Wanda! Ich glaube Ihnen, nur Ihnen allein — sagen Sie mir, daß es eine Lüge ist —“

„Also bin ich ein Lügner in Deinen Augen,“ brauste Leo auf, aber der Bruder hörte nicht auf ihn; das Verstummen der jungen Gräfin sagte ihm genug — er bedurfte keiner Bestätigung mehr. Doch mit der Entdeckung der Wahrheit flammte auch die ganze Wildheit seiner Natur wieder auf und riß ihn jetzt, wo der Zauber gebrochen war, dem er sich so lange gebeugt, hinweg über alle Schranken.

„Ich will Antwort haben,“ brach er in gereizter Wuth aus. „Bin ich Euch wirklich nur ein Spielball gewesen, ein Zeitvertreib für Eure Launen? Habt Ihr über mich gelacht und gespottet, während ich — Sie werden mir antworten, Wanda, auf der Stelle antworten, oder —“

Er vollendete nicht, aber Blick und Ton waren so furchtbar drohend, daß Leo schützend vor Wanda trat, doch sie richtete sich jetzt auch empor. Dieser maßlose Jähzorn gab ihr die Haltung zurück.

„Ich lasse mich nicht so zur Rede stellen,“ erklärte sie und war im Begriff, sich mit ihrem ganzen Trotze zu erheben — da begegnete ihr Auge dem Waldemar's, und sie hielt inne. Wenn in seinem Antlitz auch nur Zorn und Wuth stritten, der Blick verrieth doch die grenzenlose innere Qual des Mannes, der seine Liebe verhöhnt und verrathen sah, dem in diesem Augenblick das angebetete Ideal rettungslos vernichtet wurde. Aber die Stimme schien ihn doch zur Besinnung gebracht zu haben. Seine geballten Hände lösten sich, während die Lippen sich so fest aufeinander preßten, als müßten sie jedes Wort verschließen. Die Brust hob und senkte sich gewaltsam unter der furchtbaren Anstrengung, mit der er den Jähzorn niederzwang; er schwankte und stützte sich auf den Sessel.

„Was hast Du, Waldemar?“ fragte Leo betroffen und mit aufquellender Reue, indem er versuchte, ihm näher zu treten. „Hätte ich gewußt, daß Du die Sache so ernst nimmst, ich hätte geschwiegen.“

Waldemar richtete sich empor. Er machte nur eine stumme abwehrende Bewegung gegen den Bruder hin, dann wandte er sich ohne einen Laut weiter zum Gehen, aber jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz gewichen.

Doch jetzt erschien die Fürstin, von Doctor Fabian begleitet. Die immer lauter werdenden Stimmen, die bis in ihr Zimmer drangen, hatten ihr verrathen, daß etwas Ungewöhnliches im Salon vorgehe. Sie trat rasch ein, ohne im Augenblick bemerkt zu werden. Wanda stand noch da, zwischen Trotz und Angst schwankend, aber jetzt gewann letztere die Oberhand, und im Tone eines Abbitte thuenden Kindes, das ein begangenes Unrecht einsieht, rief sie den sich Entfernenden zurück:

„Waldemar!“

Er hemmte seine Schritte. „Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Gräfin Morynska?“

Die junge Gräfin zuckte zusammen; es war das erste Mal, daß dieser Ton eiskalter, schneidender Verachtung ihr Ohr berührte, und die brennende Röthe, welche urplötzlich ihr Antlitz übergoß, zeigte, wie tief sie ihn empfand. Jetzt aber vertrat die Fürstin ihrem Sohne den Weg.

„Was ist geschehen? Wohin willst Du, Waldemar?“

„Fort!“ entgegnete er dumpf, ohne aufzublicken.

„Aber so erkläre mir doch —“

„Ich kann nicht. Laß mich — ich kann nicht bleiben,“ und die Mutter zurückdrängend stürmte er hinaus.

„Nun, so werde ich Euch wohl um die Erklärung dieses seltsamen Auftrittes bitten müssen,“ wandte sich die Fürstin jetzt zu den beiden Andern. „Bleiben Sie, Herr Doctor!“ fuhr sie fort, als Doctor Fabian, der bisher ängstlich an der Thür gestanden hatte, Miene machte, seinem Zöglinge zu folgen. „Jedenfalls waltet hier ein Mißverständniß, und ich werde Sie wohl ersuchen müssen, die Aufklärung bei meinem Sohne zu übernehmen. Er macht es mir durch sein Fortstürmen ja unmöglich, dies selbst zu thun. — Was ist vorgegangen? Ich will es wissen.“

Wanda kam der Aufforderung nicht nach; sie warf sich statt dessen in das Sopha und brach in ein leidenschaftliches Weinen aus, Leo aber trat auf den Wink der Mutter mit ihr an das Fenster und theilte ihr dort leise das Vorgefallene mit. Die Miene der Fürstin ward finsterer bei jedem seiner Worte, und es kostete ihr offenbar Mühe, die ruhige Haltung zu behaupten, als sie sich endlich zu dem Doctor wandte und scheinbar gelassen sagte:

„Wie ich voraussetzte, ein Mißverständniß, nichts weiter! Eine Neckerei zwischen meiner Nichte und meinem jüngsten Sohne hat Waldemar Anlaß gegeben, sich beleidigt zu fühlen. Ich bitte Sie, ihm zu sagen, daß ich das aufrichtig bedauere, aber auch von ihm erwarte, er werde der Thorheit der beiden übermüthigen Kinder,“ sie betonte die Worte scharf, „nicht mehr Wichtigkeit beilegen, als sie verdient.“

„Es wäre wohl das Beste, wenn ich jetzt meinen Zögling aufsuchte,“ wagte Fabian zu bemerken.

„Gewiß — thun Sie das!“ stimmte die Dame bei, der sehr daran lag, den ebenso unschuldigen wie unwillkommenen Zeugen der Familienscene zu entfernen. „Auf Wiedersehen, Herr Doctor! Ich rechne bestimmt auf Ihre baldige Rückkehr in Begleitung Waldemar's.“

Sie sprach die letzten Worte sehr gnädig und nahm die Abschiedsverbeugung des Erziehers mit einem Lächeln entgegen, als sich aber die Thür hinter ihm geschlossen hatte, trat die Fürstin mit einer heftigen Bewegung zwischen Wanda und Leo, und ihr Antlitz verkündete einen Sturm, wie er nur selten bei der gestrengen Mutter und Tante heraufzog. —

Doctor Fabian hatte inzwischen von Pawlick erfahren, daß der junge Herr Nordeck sich auf sein Pferd geworfen habe und fortgeritten sei. Es blieb dem Doctor nichts übrig, als gleichfalls nach Altenhof zu fahren, was er auch schleunigst that, aber bei seiner Ankunft dort erfuhr er, daß Waldemar noch nicht eingetroffen sei. Der Erzieher konnte nicht umhin, sich über dieses Ausbleiben zu beunruhigen, das ihm unter anderen Umständen gar nicht aufgefallen wäre. Der Schluß der erregten Scene, die er mit angesehen, ließ ihn in seinen Vermuthungen der Wahrheit einigermaßen nahe kommen. Die Fürstin hatte freilich nur von einem Mißverständnisse gesprochen, von einer Neckerei, die ihr Sohn übel genommen habe, aber das wilde Fortstürmen desselben, seine schneidende Antwort auf den bittenden Ruf der jungen Gräfin — und vor allem der Ausdruck seines Gesichtes zeigte, daß es sich hier um ganz Anderes handelte. Es mußte etwas Ernstes vorgefallen sein, daß Waldemar, der

en noch geduldig, mit Verleugnung seines ganzen Charakters, ch jeder Laune Wanda's beugte, ihr und den Ihrigen in so rchtbarer Erregung den Rücken kehrte, daß er das Haus der lutter in einer Weise verließ, die auf Nimmerwiederkehr eutete. Aber auch hier in Altenhof verfloß der ganze Nachittag, ohne daß Waldemar sich zeigte. Doctor Fabian harrte ergebens; er war froh, daß Herr Witold die Abwesenheit iner beiden Hausgenossen benutzt hatte, um nach der naheelegenen Stadt zu fahren, von wo er erst gegen Abend zurückwartet wurde — so entging man wenigstens für's Erste seinen nvermeidlichen Fragen.

Stunde an Stunde verging; der Abend brach herein, aber eder der Inspector, der in der Försterei gewesen war, noch ie Leute, die vom Felde heimkamen, hatten den jungen Herrn esehen. Jetzt trieb die Angst den Doctor zum Hause hinaus; ging eine Strecke den Fahrweg hinauf, der nach dem Gute ihrte und den jeder Ankommende passiren mußte. In einiger ntfernung zog sich ein sehr breiter und tiefer Graben hin, der eistens voll Wasser stand, aber die Hitze dieses Sommers atte ihn völlig ausgetrocknet, und die mächtigen Feldsteine, mit enen der Grund förmlich gepflastert war, lagen offen da. Von er Brücke, die hinüber führte, hatte man einen weiten Umblick uf die Felder ringsum. Noch war es völlig hell im Freien, ur der Wald fing schon an, sich in Dämmerung zu hüllen. athlos stand Doctor Fabian auf der Brücke und überlegte en, ob er weitergehen oder umkehren solle — da endlich erschien der Ferne die Gestalt eines Reiters, der im Galopp näher m. Der Doctor athmete auf; er wußte selbst nicht recht, was eigentlich gefürchtet hatte, aber die Befürchtung war ja grundos gewesen, und voll Freude darüber eilte er am Graben ntlang dem Ankommenden entgegen.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Waldemar!“ rief er. „Ich abe mich so sehr Ihretwegen geängstigt.“

Waldemar parirte sein Pferd beim Anblick seines Lehrers. Weshalb?“ fragte er kalt. „Bin ich ein Kind, das man nicht us den Augen lassen darf?“

Es war trotz der erzwungenen Ruhe ein fremder Klang in iner Stimme, der die kaum beschwichtigten Besorgnisse des octors wieder aufwachen ließ. Er sah erst jetzt, daß das Roß bis zum Tode erschöpft schien; es war über und über mit Schweiß bedeckt; aus seinen Nüstern floß der Schaum nieder, und die Brust hob sich keuchend. Das Thier war augenscheinlich ruhelos umhergejagt worden, nur der Reiter zeigte keine Spur von Ermüdung; er saß fest im Sattel, hatte mit eisernem Griff die Zügel gefaßt und machte jetzt, statt seitwärts nach der Brücke zu lenken, Miene, über den Graben zu setzen.

„Um Gotteswillen!“ wehrte Fabian ab. „Sie werden doch nicht eine solche Tollkühnheit begehen — Sie wissen ja, Normann nimmt den Graben nie“.

„So nimmt er ihn heute,“ erklärte Waldemar, seinem Roß die Sporen in die Seite setzend; es stieg hoch empor, aber es scheute zurück vor dem Hinderniß und mochte auch wohl fühlen, daß die erschöpften Kräfte ihm den Dienst versagen würden.

„Aber so hören Sie doch!“ flehte der Doctor, indem er trotz seiner Furcht vor dem bäumenden, schlagenden Thiere nahe herantrat. „Sie verlangen Unmögliches; der Sprung mißlingt, und Sie zerschmettern sich im Sturze den Kopf an den Steinen da unten.“

Statt aller Antwort trieb Waldemar seinen Normann von Neuem an. „Gehen Sie mir aus dem Wege!“ stieß er hervor. „Ich will nun einmal hinüber — aus dem Wege, sage ich.“

Der wilde, qualvoll gepreßte Ton zeigte dem Doctor, wie es in diesem Augenblick um seinen Zögling stand und daß er nicht viel darnach fragte, ob er sich wirklich da unten auf den Steinen zerschmetterte. In seiner Todesangst vor dem Unglück, das er unvermeidlich herankommen sah, wagte es der sonst so furchtsame Mann, in die Zügel zu greifen und wollte seine Vorstellungen fortsetzen. In demselben Moment aber sauste ein furchtbarer Hieb der Reitpeitsche auf das widerspänstige Roß nieder; es bäumte sich in die Höhe und schlug wild mit den Vorderfüßen in die Luft, aber es versagte den Sprung. Zugleich schlug ein schwacher Schrei an das Ohr des Reiters; er stutzte, hielt inne und riß dann blitzschnell das Thier zurück — es war zu spät. Doctor Fabian lag bereits am Boden, und als Waldemar in der nächsten Secunde vom Pferde sprang, sah er seinen Lehrer blutend, ohne Lebenszeichen vor sich liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Classiker der Gegenwart.

Auf den deutschen Bühnen haben sich seit dreißig Jahren enige Dramen so eingebürgert wie „Zopf und Schwert“, „Das rbild des Tartüffe“, „Uriel Acosta“ und „Der Königsieutenant“; auch „Werner oder Herz und Welt“ und „Ein eißes Blatt“ üben fort und fort eine seltene Anziehungskraft. er Dichter, der es so meisterhaft verstanden, die Sympathie nseres Volkes dauernd zu gewinnen, ist zwar den Lesern der Gartenlaube“ im Jahre 1854 schon einmal vorgeführt worden. ndeß hat sich seitdem der Kreis der Leser dieses Blattes so ehr erweitert, daß eine abermalige Vorstellung dieses Helden der lten Garde, dieses „Ritters vom Geiste“, der vom Zahn der Zeit zwar berührt, aber in seinem Wesen nicht verändert worden st, berechtigt und willkommen erscheinen muß.

Die Bedeutung Gutzkow's in der deutschen Literatur und ür das deutsche Volk ist durch den politischen Aufschwung unserer ation nur gestiegen. In seinen zahlreichen Schriften hat er ine Vielseitigkeit des Wissens in der schönsten und anregendsten Form niedergelegt, wie kaum ein anderer unserer neueren Schriftsteller. Ueber Natur und Geschichte, Wissenschaft und Kunst, Volksleben und Politik, Philosophie und Religion, die kirchlichen nd politischen Parteifragen, die Entwickelung der einheimischen nd ausländischen Literatur, die hervorragenden Persönlichkeiten nd die maßgebenden Einflüsse, kurz, über Alles, was unser öheres Leben in der Gegenwart bedingt und hebt, findet sich ei Gutzkow die reichste Fülle von Aufschlüssen. Er ist einer er vorzüglichsten Rathgeber für Alle, die den Pulsschlag unserer Zeit zu vernehmen wünschen und für einen gesunden Blutumlauf m Organismus unseres Volkes zu sorgen bemüht sind.*

Gutzkow hat sich vorzüglich an den Altmeister Goethe angeschlossen. Er suchte für unsere Zeit das zu werden, was

* Ihrem Inhalte nach lassen sich Gutzkow's Schriften in folgende lassen eintheilen:

1) Autobiographisches: „Aus der Knabenzeit“, „Die schöneren Stunden“, „Lebensbilder“, „Rückblicke auf mein Leben“.

2) Zeitgeschichtliches: „Oeffentliche Charaktere“, „Säcularbilder“, „Zur Geschichte unserer Zeit“ 2c.

3) Literaturgeschichtliches: „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“, „Börne's Leben“, eine große Anzahl maßgebender Kritiken, „Vermischte Schriften“, „Die kleine Narrenwelt“.

4) Satirisches zur Geißelung geistiger Verirrungen und pathologischer Zustände unserer Zeit: „Maha Guru“, „Blasedow und seine Söhne“, „Die literarischen Elfen“ 2c.

5) Novellistisches: „Das Johannisfeuer“, „Der Wärwolf“, „Eine Phantasieliebe“, „Seraphine“, „Die Wellenbraut“, „Die Selbsttaufe“ und Alles, was im zweiten, dritten und vierten Bande der neuen Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ steht.

6) Reiseeindrücke: „Paris und Frankreich in den Jahren 1834 bis 1874“, „Aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien 1832 bis 1873“.

7) Größere Romane: „Die Ritter vom Geiste“, „Der Zauberer von Rom“, „Die Söhne Pestalozzi's“, „Hohenschwangau“, „Fritz Ellrodt.“

8) Zwanzig Dramen, darunter sieben Tragödien: „Uriel Acosta“, „Patkul“, „Philipp und Perez“, „Pugatschew“, „Richard Savage“, „Wullenweber“, „Lisli“; sieben Lustspiele: „Das Urbild des Tartüffe“, „Zopf und Schwert“, „Der Königslieutenant“, „Fremdes Glück“, „Lenz und Söhne“, „Die Schule der Reichen“, „Lorbeer und Myrthe“; fünf Schauspiele: „Ella Rose“, „Ein weißes Blatt“, „Werner oder Herz und Welt“, „Ottfried“, „Der dreizehnte November“; ein tragikomisches Schauspiel: „Nero“.

9) Dramaturgisches: „Ueber Theaterschulen“, und eine reiche Anzahl gelegentlicher Erörterungen über die Bühne.

10) Philosophisches: „Philosophie der That und des Ereignisses“, „Denksprüche vom Baume der Erkenntniß“.

11) Lyrisches, meist Ergüsse augenblicklicher Stimmungen.

12) Epigrammatisches, noch bis in die neueste Zeit fortgehend in der „Deutschen Dichterhalle“.



Karl Gutzkow.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Goethe für die seinige war. Wie dieser hat er es verschmäht, Modethorheiten und Manierirtheiten zu huldigen, um desto klarer in dem Gange der Zeitereignisse die Offenbarung eines höheren Gesetzes nachzuweisen. Die Wirklichkeit der Dinge und des Lebens hat er stets mit scharf prüfendem Blicke erforscht, aber darin Ideen aufzudecken gewußt, die dem Denkenden eine Welt voll geistiger Genüsse aufschließen. Der Materie gesteht er ihre volle Berechtigung zu, nur nicht die Herrschaft über den Geist. Den Kampf der Gegensätze, welcher unser wissenschaftliches, religiöses und politisches Leben durchzieht, in einer aufrichtigen Verständigung zu lösen und die sittliche Thatkraft durch Klärung des Bewußtseins zu heben, ist eine Haupttendenz, die ihn zu einem würdigen Nachfolger Goethe's erhebt. Er suchte Lebensadern, Culturzwecke.

Gutzkow ist ein Meister des Stiles. Leichtigkeit, Verständlichkeit und edle Gewandung weiß er mit einem Gedankenreichthume zu verbinden, der die Lectüre seiner Schriften ebenso anziehend wie bildend macht. Vorzüglich zeichnen sich seine Dramen durch classische Form der Darstellung aus. Da, wo es ihm galt, nicht blos für ein lesendes, sondern auch für ein hörendes Publicum zu schreiben, hat er einen Rhythmus, einen Wohlklang, eine Geschmeidigkeit in der Sprache entwickelt, daß das Ohr nicht geringeren Genuß davon hat, als der Geist und das Gemüth. Daher eignen sich Gutzkow's Dramen ganz vorzüglich zum Vorlesen im Kreise der Familie.

Was aber Gutzkow noch mehr als seine Vielseitigkeit, seine Geistesrichtung und sein Stil zu einem deutschen Classiker der Gegenwart erhebt, ist sein sittlicher Charakter; denn erst durch diesen erhalten jene Vorzüge ihren vollen Werth.

Gutzkow hat ein an bitteren Erfahrungen sehr reiches Leben hinter sich. Er gehört zu den geprüftesten, aber auch bewährtesten Schriftstellern unserer Zeit. Wer es nicht glaubt, daß auch unsere Civilisation ihre besten Kinder kreuzige, der vergegenwärtige sich Gutzkow's Lebensgang! Er selbst hat uns die anziehendsten und lehrreichsten Mittheilungen gemacht, sowohl über die Bildung seines Talents, die ihm im elterlichen Hause und den Schulen Berlins zu Theil wurde, wie über die ununterbrochene Reihe von Kämpfen, Fatalitäten und Sorgen, welche ihm seine schriftstellerische Laufbahn bereitete. Der Theil des Weltstromes, der ihn auf seinem Rücken getragen, war voller Felsblöcke und Katarakten, sodaß er bald unsanft niedergeworfen, bald bis zum Ertrinken untergetaucht wurde.

Unter seinen Zeitgenossen hat ihm geistig keiner näher gestanden als Ludwig Börne. Persönlich hat er ihn nicht gekannt, aber seine Sympathie für ihn war so innig, daß er, als Heine sich erlaubt hatte, diesen edlen Charakter, den er gar nicht zu würdigen verstand, in den Staub zu treten, zu seiner Rettung mit einer Biographie auf den Kampfplatz trat, in welcher er zugleich den Unmuth seines eigenen Herzens über die Mißgunst, mit der jeder selbstständige Charakter zu kämpfen habe, ausschüttete.

Unsere Civilisation hat die menschlichen Verhältnisse so nivellirt, daß es für die Meisten weder besonderer Begabung noch größerer Kraftanstrengung bedarf, um zu Würden und Ehren zu gelangen und, wie man sagt, sein Glück zu machen. Gutzkow und Börne haben die Behaglichkeit, mit der die meisten Glückskinder auf ihren Lebenslauf zurückblicken, öfters in das grelle Licht ihrer geistvollen Ironie gestellt. „Nichts leichter," sagt der Erstere, „als von achtbaren Eltern geboren werden, einen guten Schulunterricht genießen, mit guten Zeugnissen die Hochschule beziehen, mit Anmaßung sie verlassen, im schwarzen Frack die Runde bei den Staatsmännern machen, die ein Amt zu vergeben haben, es glücklich erhalten, den Eid der Treue schwören, wirklich treu sein, treu dem Fürsten, treu den Grundsätzen unserer Vorgesetzten, treu dem Geiste, in welchem der Gehalt vierteljährlich aus der Staatscasse ausgezahlt wird, fünfzig Jahre in diesem Geiste verharren, steigen bis zum wirklichen Geheimen Rath und mit Orden bedeckt, von Kindern und Enkeln umringt, ein ehrlich erworbenes kleines Vermögen hinterlassend, endlich das Zeitliche segnen. Daß unsere Civilisation die große Masse unserer Zeitgenossen dahin gebracht hat, einen solchen Lebenslauf für den weisesten und glücklichsten zu halten, sollte doch die Denkenden zu der Einsicht bringen, daß in ihr nicht alles Bildung ist, was sich so nennt.

Wenn kein Genius unter uns mehr aufkommen könnte, der, auf den behaglichen Genuß der conventionellen Würden und Ehren verzichtend, seinen eigenen Weg geht, der es wagt, die Kehrseite dieser Zustände aufzudecken und die Geister zur Selbstbesinnung aufzurütteln, was könnte dann anders eintreten, als eine Stagnation, die die Lebenswurzeln in Fäulniß versetzt! Wahrhaft menschlich leben heißt noch mehr als guter Vater, glücklicher Gatte, treuer Staatsdiener sein. Menschlich leben heißt ein Engel sein, der vom Himmel kommt, sich in die Welt verfliegt, irrend, nicht wissend, wo er ein Thor findet, um in seine Heimath zurückzukehren. Es heißt vor allem unglücklich sein, verkannt werden, in seinem heiligsten Glauben mißverstanden, in seinen Hoffnungen von einer schadenfrohen Wirklichkeit verspottet werden, geäfft vom Echo unserer Ohnmacht, wenn wir stolze und erhabene Wünsche mit donnernder Stimme in die Welt hinausgerufen haben, betrogen vom Nächsten und Entferntesten, verfolgt vom Feinde, und noch mehr, sogar belächelt und bemitleidet vom Freunde, der uns nicht versteht."

Das ist der Charakter von Gutzkow's Lebenslauf. Er hat sich nicht mit zusammengedrückten Schultern, gebogenem Rücken, gesenktem Kopfe durch alles hindurch gezwängt, was das Leben an guter Ordnung, friedlicher Sicherheit und Netto-Ertrag darbietet, sondern er hat gerade die Widersprüche unseres Daseins aufgesucht, um sie zu versöhnen, und ist dadurch oft zwischen die Räder einer Bewegung gekommen, die er zum Wohle des Ganzen hemmen wollte.

Die große, edle, preiswürdige Aufgabe, welche sich Gutzkow gestellt und mit charaktervollster Ausdauer durch seine Dichtungen, Kritiken, historischen Schriften und seine gesammte Wirksamkeit zu verwirklichen gestrebt hat, ist die Verbreitung wahrer Bildung, wahrer Humanität. Seinen Beruf zur Lösung dieser ebenso schwierigen wie großen Aufgabe erkennen wir aus dem Begriffe, mit dem er das Wesen der Bildung beschreibt. Sie ist ihm weder ein Wissen noch ein Können, sondern der Glanz einer höheren Weihe, die den ganzen Menschen umgiebt. „Bildung heißt, sich zu jedem Menschen so stellen, daß das Aneinanderklingen seines und unseres Wesens Wohllaut giebt." Bildung ist nicht möglich ohne Sinn für Poesie. Ein Volk, das seine Dichter nicht mehr achtet, weil es sie und das Wesen der Dichtkunst nicht mehr versteht, hört nothwendig auf, ein gebildetes zu sein. Seine Civilisation ist ein eitler Schein. Denn die Poesie ist es, welche die Harmonie in's Leben bringt, welche die Gegensätze versöhnt und die Materie den Wirkungen des Geistes zugänglich macht.

Es geschieht daher weniger um Gutzkow's, als um unsertwillen, wenn wir den Werth dieses Mannes schildern.

„Es soll der Dichter mit dem Könige gehen, denn Beide wohnen auf der Menschheit Höhen." An Gutzkow wird sich der erste Theil dieses Spruches nicht wie an Schiller und Goethe erfüllen, denn er hat nie die Gunst der Mächtigen gesucht und hat zu einem Hofmanne keine Anlage. Aber ein treuer Freund seines Vaterlandes, ein weiser Berather seines Volkes, ein tiefer Kenner der deutschen Geschichte, ein geniales Werkzeug des deutschen Geistes, ein ausgezeichneter Bildner deutscher Gesinnung ist er von Anfang an gewesen und wird es bis an sein Ende bleiben. Die landläufige Phrase, daß die Geistlichkeit die sicherste Stütze der Throne sei, hat sich gerade in den letzten Jahren wieder so sehr in ihrer Hohlheit gezeigt, daß der abermals bemerklich werdende Zug dieser schwarzen Vögel nach weltlicher Macht und staatlichem Einfluß die Staatslenker zur größten Wachsamkeit ermahnt. Fest stehen die Throne nur, wenn das Vertrauen und die Liebe der Völker sie trägt. Vertrauen und Liebe lassen sich aber nicht erzwingen durch kirchliche Disciplin, sondern nur erwecken durch den Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Fürsten und Völker durchdringt. Wer aber bringt diese in die Staaten? Es sind die Dichter, die, im Volke stehend, des Volkes heiligste Sehnsucht zu deuten und dem Volke ein lebendiges Bewußtsein von sich selbst zu geben wissen. Je größer der Einfluß der nationalen Dichtkunst auf des Volkes Bildung und geistiges Leben ist, desto fester stehen auch seine gesetzlichen Ordnungen; je unabhängiger von den wechselnden Strömungen der Dienst der Musen geübt wird, desto sicherer bewahrt der gemeinsame Lebensstrom sein ihm angewiesenes Bett. Nichts schützt den Geist des Volkes mehr vor den Ausschreitungen der Parteileidenschaft, als die Liebe zur Poesie, und lieben läßt sich nur die Poesie, die aus der Freiheit geboren ist und weder um die Gunst der Fürsten noch der Massen buhlt. Eine solche ist zugleich in ihrem innersten Wesen immer religiös, selbst wenn sie von kirchlichen Formen noch so wenig an sich trägt, und darum der Friedensengel, der Staat, Kirche und Gesellschaft in lebensfroher Harmonie erhält.

In seinen Dramen und Romanen hat uns Gutzkow solche Poesie in reicher, schöner Fülle gegeben.

Der edelste Patriotismus redet in Gutzkow's Werken, ein Patriotismus, der nur das Gesammtwohl des Vaterlandes im Auge hat und keinerlei Partei-Egoismus huldigt. Auch seine prosaischen Schriften wirken in diesem Geiste, vor Allem sein großer classischer Roman „Die Ritter vom Geiste". Patriotischer

kann diese so beliebte Dichtungsform nicht verwendet werden, als es hier geschehen, um dem durch die Mißerfolge von 1848 und 1849 so tief gesunkenen Selbstvertrauen des deutschen Volkes neuen Aufschwung zu geben. Gutzkow rollt in dem „Nebeneinander" dieses Romans ein Bild vor dem deutschen Volke auf, welches, wo es mit Ernst betrachtet wird, in dem stillen Kreise der Familien die Hoffnung auf endliches Gelingen der nationalen Wünsche und Bestrebungen nicht untergehen lassen kann.

Daß zur dauernden Herstellung der Freiheit, wie sie unser deutsches Volk zur Erfüllung seiner politischen und culturgeschichtlichen Mission bedarf, auch die Befreiung seines religiösen Denkens und Lebens von aller Menschenknechtschaft, einheimischer wie ausländischer, unentbehrlich ist, ist eine Grundüberzeugung, die seit Lessing kein deutscher Dichter gewaltiger und eindringlicher verkündigt hat als Gutzkow. Obschon er dem amtlichen Kirchendienste entsagen mußte, weil es ihm unmöglich war, das Licht seines Genius unter den Scheffel kirchlicher Satzungen zu stellen, ist ihm doch die religiöse Bildung des deutschen Volkes nie gleichgültig gewesen. Er hat unablässig mit gekämpft, aber auch mit geduldet, um den deutschen Geist von einer Bevormundung zu befreien, die ihm schon so viel Verderben gebracht hat. Die Vielseitigkeit seiner Bildung, die reiche Lebenserfahrung, die tiefe Menschenkenntniß und die mannigfachen Drangsalirungen, mit welchen ihn die orthodox-pietistische Reactionspartei bedacht hat, haben dichterische Schöpfungen in ihm zur Reife gebracht, welche in unserer Literatur einzig dastehen.

In den „Denksprüchen vom Baum der Erkenntniß" hat Gutzkow seinen religiösen Standpunkt klargelegt. Es ist in Betreff des Streites zwischen Wissenschaft und Glauben der Standpunkt aufrichtigster Versöhnung. Zwischen wahrem Glauben und wahrer Wissenschaft kennt Gutzkow keinen principiellen Widerspruch. Die Naturwissenschaft kann die Religion nicht zerstören, da die Natur selbst göttlich ist. Es bedarf nur des Eindringens in ihr Heiligthum. Die Ursache des Kampfes zwischen Wissenschaft und Glauben liegt vorzüglich in dem Hochmuth der „Gläubigen". Deshalb giebt Gutzkow die goldene Regel: „Suche dich auszuzeichnen und hervorzutreten mit allen Regungen und Schwingungen deiner Seele, nicht nur mit denen, die dich gen Himmel tragen sollen!"

Es giebt in der gesammten Literatur kein Drama, welches so geistvoll, so erheiternd und zugleich mit solcher durchschlagenden Schärfe dem Publicum die sittliche Verwerflichkeit und politische Gefährlichkeit des politisirenden Pietismus vor die Augen stellte, wie das im Sommer 1844 geschriebene Lustspiel: „Das Urbild des Tartüffe". Die Zustände, welche damals in Deutschland und Oesterreich sich unter dem Einfluß des Pietismus und Jesuitismus zur Reife entwickelten, der Druck, den sie auf Wissenschaft, Kunst und das gesammte Volksleben übten, riefen den Dichter auf den Kampfplatz, und obschon mannigfach chicanirt, hat er doch gewaltige Triumphe damit errungen. Wem sollten auch nicht die Augen aufgehen über den unsittlichen Charakter einer auf Schleichwegen die Herrschaft in Staat und Kirche suchenden Frömmigkeit, wenn er den Präsidenten La Roquette, die so meisterhaft durchgeführte Titelrolle, seinen solchen Einflüssen so leicht zugänglichen König Ludwig den Vierzehnten von allen Seiten bearbeiten sieht, bis er hoffen kann, die Freiheit der Dichtkunst vernichten zu dürfen? Am Schluß des Stückes sagt König Ludwig der Vierzehnte: „La Roquette, das also sind die Frommen, die Frankreich und mich beherrschen wollten? Sie, das Urbild des Tartüffe, suchen Sie nie wieder die Nähe eines Fürsten auf, der für immer vom Ruder des Staates den Heuchler verbannt", und wenn der Vorhang fällt, ruft der entlarvte, gestürzte, aber nicht gebesserte Heuchler aus: „Verjagen kann man uns wie die Wölfe, aber wie die Füchse kommen wir wieder.... Ich trete in den Orden der Jesuiten." Welcher Deutsche sollte sich angesichts solchen Intriguenspiels des Pietismus nicht zu dem Entschlusse erheben, demselben mit allen gesetzlichen und moralischen Mitteln entgegenzuwirken?

Zwei Jahre später folgte das Trauerspiel „Uriel Acosta". Es wurde 1846 bei einem Frühlingsaufenthalte in Paris gedichtet. An einem Beispiele aus der Synagoge zeigt es den christlichen Völkern, daß nur unter dem Sonnenscheine der freien Wissenschaft und am frischen Quell persönlicher Ueberzeugung wahre Sittlichkeit und echte Menschenbildung gedeihe, während jedes hierarchische System sowohl das Glück der Einzelnen wie der Familien und Gemeinden zerstöre. Das Stück wurde schnell verbreitet und bald in die meisten Sprachen Europas übersetzt. Es erwies sich als ein Witterungsbarometer für die öffentlichen Zustände. Nahm die kirchliche Reaction zu, so mußten die Bühnen ihm verschlossen werden; trat ein Systemwechsel ein, so durfte man „Uriel Acosta" wieder aufführen. Das österreichische Concordat hatte ihm lange das Wiener Burgtheater verschlossen, während die Theater in den Provinzen sich es nicht nehmen ließen. Es ist ein Zugstück von der ergreifendsten Wirkung. Es hat Scenen, die kein Herz ungerührt oder unerschüttert lassen. Wenn man auch dem Helden des Stückes einen andern Ausgang wünschen möchte als den durch Selbstmord, so ist doch der Eindruck, welchen diese Darstellung orthodoxer Gewissenstyrannei hinterläßt, so überwältigend, daß es wohl begreiflich ist, warum christliche Hierarchen das Stück für gefährlich erklären.

Aber Gutzkow hat es bei solchen Gemüthserschütterungen, wie sie die Bühne hervorzubringen vermag, nicht bewenden lassen, um dem Geiste der Wahrheit und der Freiheit Bahn zu brechen. Durch die detaillirten Lebensschilderungen, welche er in seinen größeren Romanen mit ebenso großer Treue wie Kunst dem deutschen Publicum zu stillerer Betrachtung vorlegte, suchte er zu einem immer ernsteren Nachdenken nicht blos über die politischen und socialen, sondern auch über die religiösen Aufgaben unseres Volkes anzuregen, und nicht blos negativ und oppositionell gegen das kirchlich-politische Reactionssystem zu wirken, sondern vielmehr zu einer positiven Erneuerung des religiösen und kirchlichen Lebens aufzurufen. Wenn auch Romane nie ausreichen werden, diese große Aufgabe zu lösen, so kann es doch keine preiswürdigere Verwendung dieser so viel nur zum werthlosesten Zeitvertreibe mißbrauchten Dichtungsform geben, als wenn solche ideale Zwecke mit ihr verbunden werden. Der Kunst wird überhaupt kein Eintrag gethan, wenn sie idealen Zwecken dient; die Dichtkunst aber sinkt ohne sie zur Unnatur herab.

Schon in den „Rittern vom Geist" hat Gutzkow auf die Nothwendigkeit der Vereinfachung und Verinnerlichung der Religion hingewiesen. Noch ausführlicher und eindringlicher hat er dieses gethan in dem „Zauberer von Rom", der im Jahre 1858 jenem mit außerordentlichem Beifalle aufgenommenen Romane nachfolgte. Sicher würde der uns nun seit einigen Jahren in fortwährender Aufregung erhaltende sogenannte Culturkampf zum Siege der wahren Cultur ausschlagen, wenn die große Idee von einer brüderlichen Vereinigung der Protestanten und Katholiken innerhalb des deutschen Reiches in den Gemüthern Raum gewänne und wenn die christlichen Priester zu der Einsicht kämen, daß ohne innere Religiosität und aufrichtige Ueberzeugung von der christlichen Wahrheit eine segensreiche Wirksamkeit für die Kirche unmöglich ist.

Auch die andern Romane, der Erziehungsroman „Die Söhne Pestalozzi's" und die culturgeschichtlichen Romane „Hohenschwangau" und „Fritz Ellrodt" haben durch die historische Grundlage, auf der sie ruhen, einen reichen Bildungsstoff für den Geist.

Durch die „Schiller-Stiftung", welche vorzüglich Gutzkow in's Leben gerufen, hat er sich ein bleibendes Verdienst um alle deutschen Schriftsteller erworben, die würdig sind, in ihren alten Tagen in ein nationales Prytaneum aufgenommen zu werden. Auch Gutzkow zählt zu ihren Pensionären. Die mäßige Unterstützung, welche diese Stiftung darreicht, würde ihn jedoch den drückenden Sorgen nicht überheben, wenn nicht das literarische Eigenthumsgesetz des Reichstages und die hochherzige rückwirkende Deutung, die demselben einige Bühnenvorstände gegeben haben, mitwirkten, daß seine verdienstvollen Arbeiten ihm auch fort und fort ihre Früchte tragen.

„Dem Verdienste seine Kronen!" Möge dieser Wunsch Schiller's auch an dem Schöpfer der Schiller-Stiftung in vollem Maße in Erfüllung gehen!

Ein Besuch bei George Sand.

Von Gottlieb Ritter.

(Schluß.)

„Mit den dramatischen Charaden begannen wir unsere langen Winterabende zu tödten," fuhr George Sand in ihrer Erzählung fort. „Dann kamen die Pantomimen, die Chopin bei uns einführte. Er improvisirte am Piano, während unsere jungen Leute auf der Bühne seine Inspirationen in Mimik umsetzten und komische Ballete dazu tanzten. Jetzt agiren unsere Marionetten, die mein Sohn zeichnet, malt und spielen läßt, während ich und meine Tochter für die Costüms sorgen."

Maurice Sand ist ein talentvoller Maler, der sich auch als Schriftsteller einen guten Namen gemacht hat. Er schrieb mehrere Romane, einige naturwissenschaftliche Werke und ein sehr dankenswerthes Buch über die Commedia dell' arte, das er selbst reizend illustrirte. Sein Atelier befindet sich im Schlosse neben demjenigen seines Schwagers Clesinger, der ein geschätzter Bildhauer ist.

„Mein Maurice," sagte mir George Sand, „gleicht ganz seiner Mutter. Er hat ein heftiges und empfindliches Herz, das immer in Flammen stehen muß, wenn es nicht zu Grunde gehen soll. Er theilt auch meine Theaterliebhaberei. In Paris besaß ich noch vor Kurzem ein Absteigequartier, wo ich oft wochenlang blieb. Jeden Abend besuchten wir irgend eine Schaustellung, doch zog ich immer die naivsten Stücke, die Pantomimen, die Feerien dem gediegensten Drama vor. Nicht selten besuchte ich die Folies-Bergère."

Ich machte ein erstauntes Gesicht bei Nennung dieser zweideutigen Singspielhalle; sie bemerkte es, aber fuhr unbekümmert fort:

„In einer Loge wohl versteckt und hinter einem Vorhange, der mich den Blicken der Zuschauer ganz entzog, unterhielt ich mich köstlich an jenen Tänzen und Spielen, wo volksthümliche Komik herrscht und Maulschellen und Fußtritte für den Knalleffect sorgen. Gott hat mir eben die Wohlthat kindlicher Freude gelassen: ich bewundere, lache, wundere mich und lebe das Leben Anderer mit, wie die Kinder es zu thun pflegen. Das Wort Langeweile existirt nicht für mich."

Uebrigens mangelte der berühmten Frau, trotz dieser ausgesprochenen Vorliebe, jedes intensivere Talent für das Theater, obschon sie eine große Anzahl von Stücken geschrieben und mit zwei oder drei davon nachhaltige Erfolge errungen hat. Ihr Talent war für die Novelle so viel, für das Drama so wenig wie möglich geeignet. Getreu ihrem Vorbilde Rousseau, diesem Apostel des Gefühls, glänzte sie durch ihr beschreibendes Kunstvermögen, aber das Theater verlangt Handlung und Charakter und weiß mit der bloßen Inscenesetzung von Gefühlen blutwenig auszurichten. Dazu kommt noch, daß die Mehrzahl ihrer Schauspiele dramatisirte oder besser gesagt: dialogisirte Romane oder Novellen sind und ihren Ursprung nur zu sehr verrathen.

„Weil ich mein Lebtag herzlich wenig von der Dramenmache begriffen habe," gestand sie mir, „so verband ich mich bei der Theatralisirung meiner Schriften nicht ungern mit einem Mitarbeiter. Paul Maurice z. B. hat einige Stücke mit mir unterzeichnet. Weniger bekannt dürfte sein, daß Alexander Dumas Fils mir bei meinem erfolgreichsten Stück, dem ‚Marquis de Villemar', geholfen hat. Ohne seine Mitarbeiterschaft wäre mir der Wurf wohl schwerlich gelungen. Energie im Führen der Handlung und Schlagfertigkeit im Dialog, die sich in diesem Stücke finden, sind nicht meine Tugenden."

Welche übergewaltige Anziehungskraft muß das Theater auf den modernen Schriftsteller ausüben, wenn sogar ein solches Talent, das sich über seine Grenzen keiner Täuschung hingiebt und auf anderem Gebiete die größten literarischen Erfolge der Neuzeit errungen hat, sich doch immer und immer wieder der verlockenden Bretterwelt zuwendet! George Sand machte mir das Geständniß, daß sie zur Zeit außer an angefangenen Romanen an zwei großen Dramen arbeite. Dies Alles ist unvollendet geblieben, weil ihr der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Als wir unter solchen Gesprächen durch den Park gingen und den Küchengarten streiften, zeigte sie mir einen kleinen mit Tannen bewachsenen Hügel, deren Aeste bis über die Gartenmauer hinausreichen und ein Familiengrab beschatten. Es ist der Gemeindekirchhof, und die Eltern und zwei Enkelinnen der Dichterin ruhen dort.

„Dort drüben werde auch ich einmal schlafen," sagte sie mir. „Vielleicht bald; vielleicht läßt mich der Himmel noch ein wenig den Meinigen, denen ich nützlich sein kann. Auch möchte ich vorher noch so Vieles vollenden. Nicht daß ich so thöricht wäre, mich vor dem Tode zu fürchten, aber ich bin trotz meines hohen Alters frisch und rüstig genug, um noch ein Weilchen bei meiner Familie, meinen Dorfgenossen, meinen Blumen und meinen Vögeln zu bleiben."

Arme George Sand!

Ja, die arbeitsame Frau, die erst im Tode ausruhen sollte, und doch Zeit und Stimmung fand, mit Blumen und Vögeln wie ein Kind zu spielen, schied ungern von dieser Welt, wo sie so viel Liebes zurückließ. Schon die Vögel! Durch ihre Mutter Enkelin eines Vogelhändlers, bestand ein geheimer Zauber zwischen ihr und der gefiederten Welt. Wie Goethe's Lili oder die Heldin in ihrem „Teverino", besaß sie die magische Kraft, die kleinen Sänger anzulocken und zu sich zu rufen; dann kamen sie von allen Seiten herbei und setzten sich vertraulich auf ihren Kopf, ihre Schultern oder ihre ausgestreckte Hand. Sie selbst hat es in der „Geschichte meines Lebens" erzählt; man lese dort nur über Jonquille und Agathe, ihre angebeteten Hänflinge! —

Der Abend vereinigte die bleibenden und vorübergehenden Bewohner des Schlosses von Nohant, wie gewöhnlich, beim Diner. Eine Viertelstunde genügte der Poetin zur Toilette, welche einfach und dunkel, aber immer sorgfältig war. Dann begab sich die Gesellschaft in den Salon, der so echt bürgerlich aussieht. Einige Portraits großer Zeitgenossen zieren die Wände. Stühle, Tischchen und Fauteuils überall; ein Flügel und ein Pianino, worüber eine Pendüle aus der Rococo-Zeit; gegenüber das Kamin mit riesenhaftem Schirm davor und Lampen und Vasen auf dem Bord. Das sah Alles so gemüthlich, so heimlich aus. Nun gruppirte sich die Gesellschaft um den großen Tisch; George Sand und ihre Tochter und Schwiegertochter strickten, stickten und nähten, und während die Unterhaltung sich bald mit größerer, bald mit geringerer Lebhaftigkeit über alle möglichen Gegenstände verbreitete, nahmen die Damen des Hauses lebhaften Antheil an dem Salongeplauder. Sogar George Sand ergriff mehrmals das Wort, obwohl sie mehr zum Sprechen aufmunterte, als selber sprach. Ihre Einwürfe waren meist kurz, fast epigrammatisch klar und scharf und trafen immer den Kern der Sache; oft schlug sie auch eine helle Lache auf, wenn die Herren zu eifrig, zu heftig wurden. Ja, als — natürlich wegen der leidigen Politik — ihr Sohn und ein junger Pariser Journalist in Hitze geriethen und die Stimmen in aufregender Weise erhoben, da setzte sie sich unvermerkt an das Clavier und brachte mit dem kräftig angeschlagenen Tannhäuser-Marsch die streitenden Parteien zum Schweigen. O, süßer Zauber der Musik!

Wer die Stellen über die Tonkunst in der unter Chopin's Einfluß geschriebenen „Consuelo" kennt, weiß wohl, welch' tiefes Verständniß George Sand in musikalischen Dingen besaß. So wenig Sympathie sie als echte Französin in ihren letzten sechs Lebensjahren für Deutschland und alles Deutsche empfand — wie sie denn auch in ihrem hyperpatriotischen Tagebuch aus der Kriegszeit von 1870/71 das Ihrige zur Verbreitung der Pendulenfabel beigetragen hat — so war sie doch immer so geschmackvoll, das neutrale Gebiet der Kunst von nationalen Voreingenommenheiten rein zu halten. Neben Chopin, mit dem sie einst innige Herzensbande verknüpft, waren es namentlich die Meister der deutschen Musik, für welche sie leidenschaftlich schwärmte. Am liebsten phantasirte sie über Mozart, Beethoven, Schumann, Mendelssohn, gönnte aber auch den Zukunftsmusikern das Wort.

„Ich liebe die unmittelbare Musik," sagt sie, „jene, die plötzlich wie ein uferloser Strom mit unbezwinglicher Naturgewalt aus der Seele quillt, die ganz Gefühl, Phantasie, Conception ist, die wilde Musik, wenn ich sie so nennen darf, weil sie keine Convention kennt und doch Harmonie und Wohl-

laut ist. Während der Ausstellung von 1867 brachte ich fast alle Abende in einer kleinen Bierwirthschaft zu, wo sich eine Bande ungarischer Zigeuner producirte. Ach, der Csardas! Ja, jene Zigeuner, die wie die Vögel einer harmonischen Caprice folgen, spielten ganz nach meinem Sinn. Jene Tonfluthen, die jetzt in wildem Ungestüm aufjauchzen und dann wieder in seliger Wehmuth und Andacht hinschmelzen und hinsterben, schienen mir irdisches und himmlisches Glück und Leiden, alle Geheimnisse der zerstörenden und aufbauenden Naturgewalten zu offenbaren. Alles das und unendlich viel mehr hört man aus dieser Zigeunermusik. Ich bedaure, daß Liszt so gelehrt geworden ist."

Sie sagte dies mit so viel innerer Erregung, daß die Schleier, welche ihre spröde Stimme gewöhnlich umhüllen, wie zerrissen schienen und die Worte voll, warm und klar hervordrangen, während ihre Hände mechanisch über die Tasten glitten und ein ungarisches Adagio von Miska Hauser vernehmen ließen. Dann erhob sie sich mit leise gerötheten Wangen und setzte sich still und fast verschämt wieder an den Tisch; nach einer Weile ergriff sie eine Cigarrette und zündete sie an.

Sie rauchte — das war das Einzige, das im Wesen der außerordentlichen Frau, die mit dem Alter ruhiger wurde, aber jung blieb bis zum letzten Augenblicke, von der Sturm- und Drangperiode übrig geblieben. Es war weniger ein Rauchen, als ein Spielen mit dem Feuer. Bald warf sie auch die erst zur Hälfte heruntergebrannte Cigarrette weg und ergriff, wieder ganz ein Weib, Stricknadel und Arbeitskörbchen; nun ergaben sich die drei Damen ihren Handarbeiten, ohne jedoch auf die Theilnahme an der lebhaften Conversation zu verzichten. Sie schneiderten Kleider und verfertigten Strümpfe und Schuhe für die bedürftigen Kranken und Champis (Findlinge) des Berry, denn alle Armen und Elenden des Departements pilgerten hülfesuchend nach dem Schlosse zu Nohant, wurden dort freundlich aufgenommen, beherbergt, gekleidet und verpflegt und mit Geld, Arbeit und Empfehlungen reichlich versehen. Sogar eine Apotheke befindet sich im Hause, und der Dorfarzt mußte auf Kosten der Schloßfrau die kranken Landarmen unentgeltlich behandeln. Bei einer solchen Gastlichkeit und Freude am Wohlthun ist es nicht zu verwundern, daß die vierzigtausend Franken jährlicher Rente, die das ständige Einkommen George Sand's bildeten, nicht ausreichen konnten und daß die greise Dichterin genöthigt war, mit der „Revue des deux Mondes" einen Vertrag zu schließen, demzufolge sie gegen eine jährliche Rente zwei bis drei Novellen zu liefern hatte. Das kam ihr aber nicht schwer an — im Gegentheil! Die Arbeit war ihr von jeher eine Erholung gewesen, um so mehr, als sie sich bewußt war, für ihre Familie und für die Armuth zu arbeiten. Ich war Zeuge einer unendlich rührenden Scene, wo einige Dorfarme von der Poetin beschenkt wurden. Die armen Teufel hatten Thränen in den Augen und konnten vor Freude kein Wort über die Lippen bringen. Und George Sand? Ihr ging es nicht anders. Sie stand verlegen und mit nassen Augen da, denn nichts schüchterte sie mehr ein, als Danksagungen, sie, die sonst die Gewohnheit haben dürfte, solche zu empfangen. Man nannte sie nicht vergeblich zehn Meilen in der Runde: „La chère dame — die liebe Dame".

Der echt weibliche Trieb der Wohlthätigkeit war die hervorragendste, stärkste Eigenschaft ihres Charakters; den Egoismus des Herzens, wie er sich unbewußt in der Liebe kundgiebt, kannte sie nicht. Sie war die fleischgewordene Selbstlosigkeit sogar in ihren zahlreichen Liebesverhältnissen. Diese Frau, welche die Geschichte ihres Lebens mit den Worten schließen durfte: „Ich prüfe mein Herz und finde es voll Unschuld und Barmherzigkeit, wie in den ersten Tagen meiner Kindheit," sie besaß nach ihrem eigenen Geständniß nicht jene verzehrende Sinnlichkeit, die man ihr so oft andichten wollte. Sie war doctrinär selbst in der Leidenschaft und stand immer über derselben, wie die Mehrzahl ihrer Romanheldinnen; wenigstens von ihrer persönlichen Seite lag all ihren Verhältnissen ein nichts weniger als selbstsüchtiger, sondern ein geradezu idealer Zweck zu Grunde. Immer war es dieser Wohlthätigkeitssinn, der sie jene Liebesbande schließen ließ, die ihr den Ruf der Immoralität, der Unbeständigkeit eintrugen. Nüchtern und kühl, nach reiflicher Ueberlegung, im Bewußtsein einer „Pflicht, die sie kalt erfüllte", aber mit einem Herzen voll Mitleid, fast mütterlichen Gefühlen und ohne eigentliche Liebe, lebte sie in inniger Gemeinschaft mit Alfred de Musset und später mit Chopin. Sie bezeugt es selbst, und wir müssen es ihr glauben, daß sie den Ersten durch ihre Hingabe vor Selbstmord und gänzlichem Verkommen erretten wollte, und daß sie zu dem genialen Polen blos der Wunsch hintrieb, die Krankenpflegerin des unrettbar dem Tode verfallenen, weltverlassenen Schwindsüchtigen zu sein. Wenn diese platonischen Neigungen in der Folge naturgemäß ihre Unhaltbarkeit erwiesen, so ändert dies nichts an der Reinheit und Selbstlosigkeit ihrer Motive und steigert nur noch die Größe des Opfers, das man von ihrer Barmherzigkeit forderte.

Dieses Mitleid, dieses Gefühl rein menschlicher Liebe und samaritischen Wohlthuns liegt auch ihrer Parteinahme für die Emancipation des Weibes und des vierten Standes zu Grunde und findet ergiebigen Ausdruck in allen ihren Romanen, selbst in den Werken ihrer Jugend, wo die Moral oft schief und falsch, aber niemals niedrig ist. Die Sphäre von Einfachheit und Güte, worin sie lebte, war ihr Bedürfniß, und gern theilte sie mit Anderen. Sie verstand es, echteste Cameradschaftlichkeit zu üben. Wie nachsichtig und aufmunternd war sie gegen Anfänger! Sie besaß weniger Feinheit des Urtheils — daher die moralischen und socialistischen Irrthümer ihres Lebens — als ein Uebermaß von Wohlwollen.

Es erschien in Frankreich nicht leicht das Werk eines Anfängers, ohne daß man sie um ihr Urtheil gebeten hätte. Ein solches Buch zeigte sie mir an jenem Abende, bevor sie sich in ihr Studirzimmer zurückzog, wo sie allnächtlich einige Stunden zu arbeiten pflegte.

„Das ist ein energisches, wahrheitsliebendes Buch. Es hat mir den Wunsch eingeflößt, besser zu werden und freigebiger gegen die Niedriggeborenen und Enterbten. Nachdem ich es gelesen, blieb ich zwei Tage ohne arbeiten zu können."

Die edle Greisin wünschte also besser und barmherziger zu werden, noch mehr Gutes zu verrichten als sie gethan hat. Ist das nicht rührend?

Noch sehe ich die „liebe Dame", wie sie sich um Mitternacht von der Gesellschaft verabschiedete und, ein Lämpchen in der Hand, in's Nebengemach ging, wo ihr unsterblicher „Marquis de Villemar" geschaffen wurde. Ein kleines Bett aus Mahagoni mit großen Vorhängen und Medaillons, worauf die Geschichte des Telemach dargestellt ist, ein hölzernes Pult mit bequemem Lehnstuhle und an den Wänden die Portraits ihres Großvaters, des Marschalls Moritz von Sachsen, ihres Vaters, des Obersten Dupin, Adjutanten Murat's, ihrer Mutter, ihres Sohnes und ihrer Enkelinnen — das ist ihr Studir- und Schlafzimmer.

In diesem Gemache und in jenem Lehnstuhle ist sie auch weniger als vierzehn Tage nach meinem Besuche gestorben und hat ihre Familie und Frankreich in Trauer und Bestürzung zurückgelassen. Ihr Leibarzt sagte mir, sie habe schon Monate vor ihrem Tode unsäglich gelitten, ohne es ihrer Umgebung durch die leiseste Klage zu verrathen. Vielleicht verbarg das freundliche Lächeln, mit dem sie mich empfing und verabschiedete, den mit frischem Muthe bekämpften Ausdruck physischen Leidens. In ihrer achttägigen letzten Krankheit pflegte sie bei den heftigsten Qualen lautlos ihr Gesicht zu bedecken, wie die alten Römer es thaten, wenn sie ihr Ende nahe fühlten. Ohne Phrasen, wie sie gelebt, starb auch diese große Frau.

Eine Eintrittspforte zum Thüringer Walde.

Groß und in beständiger Mehrung ist die Zahl der Waller, die alljährlich nach dem Rüstgange des Winters heilsuchend für die Gebrechen des Leibes und der Seele oder auch aus frischer Wanderlust hineindringen in das lauschige Waldgeheimniß der Thüringer Berge. Vor Zeiten kamen die Thüringer Sommergäste tief aus dem Süden. Es waren seltsame, schier unheimliche Gäste, fremd im Gebahren, fremd in der Tracht. Prüfend und forschend durchzogen sie das vielfach noch uner-

schlossene Land, stiegen in Flüsse und Weiher und wuschen den blinkenden Kiesel rein von Schlamm und Schlacke oder gruben tiefe Gänge in das krystallene Gestein. Im Herbst zogen sie reich beladen von dannen. Das Volk nannte sie Krystallgänger, Wahlen (Wälsche), Venetianer. Die modernen Thüringer Sommergäste stammen dagegen zumeist aus den Flachländern des deutschen Ostens und Nordens, und der Thüringer sieht sie weit lieber als jene, denn sie bringen ihm an gemünztem Golde wieder, was jene an ungemünztem davon getragen.

Daher liegen auch die Eingangsthore zu der Thüringer Bergfeste vornehmlich auf der Nord- und Ostseite, und eine der gesuchtesten Eingangspforten ist neben Eisenach die Stadt Arnstadt. Sage und Geschichte haben sie mit einem reichen Kranze ihrer Blüthen geschmückt; ihr äußeres Erscheinen hat sich vielfach noch seine Eigenart bewahrt. Ihre anmuthige Lage, ihre waldigfrische und doch wieder sonnig gemilderte Luft, ihre heilkräftigen Bäder laden den Fremden zur dauernden Fesselung, und neuerdings hat der Weltruf einer ihr zu eigen gehörenden gefeierten Dichterin, deren Schöpfungen mit ihrem Boden vielfach innig verwachsen sind, sie mit sonnigem Glanze bestrahlt. So erhebt sie sich aus dem Kreise des Gewöhnlichen.

In der That hat die Stadt zwei Gesichter. Mit dem einen schaut sie hinaus in die wellige Ebene, die sich von Thüringen bis zum Harze breitet, das andere aber blickt noch tief hinein in die Gründe des Thüringer Waldes, der seine äußersten Vorposten bis zu ihren Füßen sendet. Die rasch dahinrauschende Gera ist ein echtes Kind der Berge. Ihre hellgrüne Welle bringt den Gruß von den Geländen des Schneekopfs, dessen Höhenzug den Hintergrund des Plaueschen Thales in wechsel- und effectvoller Beleuchtung malerisch abschließt. Dieser Plauesche Grund, wie ihn uns der Stift des Zeichners vergegenwärtigt, vereinigt in sich bereits die ganze eigenthümliche Scenerie des Thüringer Waldes. Da fehlen nicht die hohen sonndurchglitzerten Kirchenhallen des Buchenwaldes im Contraste zu den düstern Säulengängen der Fichten- und Kiefernwaldung, noch der grüne, saftige Wiesengrund, noch die lauschigen Seitenthäler, noch die Burgruine, um deren Trümmer sich der immer grünende Epheu der Sage schlingt. Das Städtchen Plaue, das ihm seinen Namen gegeben, trägt schon in dem dort vorzugsweise gepflegten Gewerbszweige, der Porcellanfabrikation, die Signatur des Thüringer Waldes. Das Thal hat früh schon seinen Sänger gefunden in dem Arzte W. Neubert, einem Sohne Arnstadts, der seine „arkadischen Hirtengefilde“ in schwellenden Alexandrinern feiert. Im Westen der Stadt, im Hintergrunde des großen Mittelbildes des unserem heutigen Artikel beigegebenen Tableaus, stehen die drei Burgwächter Thüringens, die drei Gleichen: vornan die Wachsenburg, die im modernisirten Gewande jetzt gastliche Herberge bietet; dann links die Mühlberger Gleiche, malerisch gelegen, aber am tiefsten verfallen, da aus dem Chaos der Trümmer fast nur noch der runde zinnengeschmückte Bergfried als letzter Zeuge fehdelustiger Tage hervorragt, und rechts im Hintergrund die Wandersleber Gleiche, die eigentliche Stammburg der Grafen von Gleichen, in deren Bogengängen und Verließen die blaue Blume der Romantik in reicher Fülle blüht.

Arnstadts Vergangenheit geht weit in unserer Geschichte zurück; bezeugt doch eine pergamentene Verbriefung von Walpurgis 704, daß schon zu dieser frühen Zeit der Ort existirte. In den Decembertagen des Jahres 954 wurde hier der Act der Aussöhnung zwischen dem großen Kaiser Otto dem Ersten und seinem aufständischen Sohne, sowie die Wahl des kaiserlichen Bruders Wilhelm zum Erzbischof von Mainz und zum Statthalter von Thüringen gefeiert. Arnstadt stand seitdem unter der Botmäßigkeit der dem Mainzer Bisthume zugehörigen Abtei Hersfeld, die auf der Wachsenburg eine Art Zwinguri errichtet hatte. Im Jahre 1197 geschah hier die Vorwahl Philipp's von Schwaben zum deutschen Kaiser und nach dessen Tode die Anerkennung des seitherigen Gegenkönigs, des Welfen Otto von Braunschweig, durch die sächsisch-thüringischen Fürsten.

Seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts finden wir die Hoheit über Arnstadt zwiefach getheilt. Ueber die eine Hälfte gebot noch die Abtei Hersfeld, über die andere die Grafen von Kefernburg. So trug die Stadt halb ein geistliches, halb ein weltliches Gewand. Die Burg der Grafen von Kefernburg lag nur eine halbe Stunde von der Stadt. Die Kefernburger waren ein altes mächtiges und wohlbegütertes Geschlecht, das seine Ahnherren unter den Heerführern Attila's suchte, aber schon 1385 ausstarb.

Seitdem blieb ihr altes Stammschloß verödet. Regen und Sturmwind schlossen gemeinsam den Bund zu seiner Zerstörung, und zuletzt trug die nüchterne Zeit auch noch den letzten Stein von dem freiliegenden Hügel.

Noch vor dem Aussterben der Kefernburger Grafen war Arnstadt durch Kauf an die Grafen von Schwarzburg gekommen. Auch der Abt von Hersfeld gab seine Hälfte an sie dahin, und die Stadt verblieb seitdem beim Hause Schwarzburg und zwar zuletzt bei der Sondershäuser Linie. Unter diesen in Arnstadt residirenden Schwarzburger Grafen tritt uns vor Allem die leuchtende, ritterliche Gestalt Günther's des Einundzwanzigsten entgegen, der eine kurze Zeit die Krone Deutschlands trug.

Im Jahre 1560 hielt Günther der Streitbare mit Katharina von Nassau, einer Schwester Wilhelm's von Oranien, in dem von ihm erbauten Schlosse zu Arnstadt ein hochzeitliches Beilager ab, das die immensen Ziffern des dabei Genossenen zu einem chronicalischen Curiosum gemacht haben. Noch ruht der Segen vieler städtischen Stiftungen auf dem Andenken des fürstlichen Ehepaares.

Mit dem Aussterben eigener Fürsten kam auch das Arnstädter Schloß, das schon unter den Kefernburgern als Schloß Neideck bestand, in Verfall und wurde allmählich zu jener malerischen Ruine, die unser heutiges Bild zeigt. Nur der seltsam geformte hohe Thurm mit seinem Freigeländer blieb noch unversehrt. Der Schloßgarten war sonst ein „Klein-Trianon“. Namentlich fehlten darin nicht die wälschen Wasserkünste mit ihren neckischen Ueberraschungen. Da gab es Grotten, welche den ahnungslos Eintretenden mit einem Bade überschütteten, einladende Rasenbänke, die den sorglos Niedersitzenden unversehens unter Wasser setzten. Eine Stelle im Parke hieß das Maienfest. Dort pflanzte nach einem alten Brauche jeder fürstliche Thronerbe im achten Jahre eine Linde. (Siehe das erste Capitel der Marlitt'schen Erzählung „Die zweite Frau“.) Das Alles haben nur die alten prachtvollen Linden überdauert.

In gleicher Verödung, aber nicht den Schlaf des Todes, sondern nur den Erstarrungsschlaf Dornröschens schlafend, harrend und gewärtig seiner Wiedererlösung, liegt auch das edelste Kleinod der Stadt, das stolze Denkmal mittelalterlicher Bauherrlichkeit, die Liebfrauenkirche, nicht hoch und dominirend, wie die meisten Heiligthümer der Hierarchen-Herrschaft, sondern tief versteckt in einer Senkung des Terrains, da „wo die letzten Gäßchen steil den Berg hinan klettern.“ Die Liebfrauenkirche wurde zum befruchtenden Keime für die schlummernde Gestaltungskraft einer Marlitt, zur scenischen Basis ihrer reizenden zuerst veröffentlichten Erzählung „Die zwölf Apostel“.

Der zierliche Dom hat verschiedene bauliche Metamorphosen durchlebt, die ihn zum würdigen Gegenstande einer Baukunststudie machen. Anfangs wohl nur eine schlichte Capelle im prunklosen Stile der ersten christlichen Kirchen, wie das ein paar Fenster im Mittelschiffe zu bezeugen scheinen, gegründet, wie es heißt, zu Ehren der Bischofswahl Wilhelm's von Mainz, erweiterte sie sich später zur romanischen Basilika, die noch jetzt die Grundform bildet, bis eine noch spätere Zeit einen Hauptchor im rein gothischen Spitzbogenstile hinzufügte und auch sonst noch die Gothik ihre Zierrathen von halb neckischer, halb geheimnißvoller Symbolik überall anbrachte, wie überhaupt an Fenster und Portal sich Rund- und Spitzbogen vielfach den Rang streitig machen. Von den zierlichen Thürmen ist gleichfalls der westliche älter als der östliche. Der letztere ist eine wahrhafte in Stein ausgeführte Filigranarbeit. Die Sage, welche in der mannigfachsten Gestalt das alte Bauwerk durchschwirrt, sich an Knauf und Simse hängt und im Dämmerlichte der Seitencapellen kauert, nennt den zierlichern der beiden Thürme das Werk eines Gesellen, den der über den künstlerischen Obsieg seines Gehülfen erzürnte und beschämte Meister, der Erbauer des weniger zart ausgeführten andern Thurmes, mit hinterlistiger Rede hinauf auf den Thurm gelockt und beim Hinausblicke aus dem Fenster in die Tiefe gestürzt haben soll. Sein Hündlein, treuer als der treulose Meister, ist dem Stürzenden nachgesprungen. Das Wahrzeichen dieser sündigen Blutthat hat der arge Meister dann hoch am Thurmfenster selbst im Steine versinnlicht.

Die Sage erzählt uns auch, daß die Kirche das Werk einer frommen gräflichen Frau gewesen sei. Zaghaft habe sie gefürchtet, daß ihr Reichthum nicht langen werde den Bau zu vollenden, aber mit dem letzten Heller sei auch der letzte Stein darein gefügt gewesen. Sie läßt noch jetzt „in der Nacht, da der Heiland geboren ward", die erloschenen Kerzen am Hochaltare und die ewige Lampe im Seitenschiffe sich wieder entzünden, die verschwundene Orgel von Neuem erklingen, die Nonnen in langem Zuge durch den verödeten Gang vom Kloster herüber auf die Empore schreiten, die zinnernen Särge sich öffnen und die darin schlummernden Leiber der alten Grafen von Schwarzburg, der Herren von Witzleben und Anderer aus den dunkeln unterirdischen Grabgewölben heraufsteigen und eine geisterhafte Menge sich versammeln, der mitternächtigen Mette zu lauschen, bis die erste Morgenstunde den frommen Spuk wieder in die Gräber bannt. Sie erzählt auch von jenen zwölf silbernen Aposteln, die einst den Hauptaltar schmückten und die eine angstvolle Priesterhand in Kriegsnöthen an eine Stelle vergrub, die noch immer ihres glücklichen Entdeckers harrt. Zwar soll der sandsteinerne Katzenkopf im südlichen Seitenschiffe nach der Stelle blicken, wo sie verborgen liegen, aber Katzenaugen sind falsch und trügerisch. Dann soll es wieder ein Stein mit einem Maltheserkreuz sein, darunter sie liegen, aber noch hat ihn Keiner gefunden.

Eine noch spätere Zeit hat auf das Mitteldach der Kirche einen plumpen vierschrötigen Thurm mit mächtiger Helmhaube gesetzt, um die Glocken hinein zu hängen, welche die zierlichen Vorderthürme durch ihre Schwere gefährdeten. Da sitzt er nun auf dem Dachsimse groß und patzig wie eine dralle Viehmagd zwei schlanken und zierlichen Damen des Salons gegenüber. Noch gar manches Kleinod birgt das Innere der Kirche. So vor Allem einen köstlichen Altarschrein, der in seinen äußern Decken Scenen aus der Passionsgeschichte wiedergiebt, drinnen aber in reicher Vergoldung ein Schnitzwerk, die Krönung der Himmelskönigin darstellend, mit entsprechenden der biblischen und Heiligengeschichte entnommenen Bildern enthält. In dem nördlichen Seitenchore begegnen wir einem mächtigen steinernen Sarkophage, der obenauf die Figuren eines Grafen „Günther und seiner Frauen Elisabeth" trägt. Zu den Füßen der Frau liegt ein Hund, das Sinnbild der Treue, zu denen des Mannes ein Löwe, das Sinnbild des Muthes, unten am Sockel aber steht als Sargwächter die thüringische Sagenfigur des treuen Eckardt. In der Sacristei stoßen wir auf ein buntes Durcheinander dahin geretteter Kirchenstücke; wir finden dort Gefäße, Schreine, Reliquienkästen, Klingelbeutel, Christuskreuze, theilweis mit Vorrichtungen zu künstlicher Blutung versehen, allerhand geschnitzte und gemalte Figuren, Heilige, Apostel, Grafen von Schwarzburg, Gustav Adolf, Doctor Luther, Alles im friedlichen Beisammensein.

Die sich gegenüber stehenden Giebel der beiden charakteristischen Häuser, welche die südöstliche Ecke des Marktplatzes bilden, haben unsern Künstler zur Zeichnung des hübschen Seitenbildes veranlaßt. Die Häuser haben aber auch ihre innere Bedeutung. Die beiden ersten Fenster des über einer Säulengalerie hervorspringenden Hauses — die Galerie zieht sich an der ganzen Breitseite des Marktes hin und dient namentlich an regnerischen Markttagen zur Verkaufshalle — erhellen das Zimmer, in welchem E. Marlitt das Licht der Welt erblickte. In diesem säulengetragenen Hause verlebte sie eine fröhliche, heitere Jugend, denn sie hatte nichts von dem träumerischen, kopfhängerischen Wesen, wie es ihr wohl die Legende andichtet, welche ungestillte Neugier bereits phantastisch um ihr Leben gewoben hat. Ein lustiges, neckisches unbefangenes Kind, hat sie aus dem herben Ernste eines wechselvollen Lebens von dieser Eigenart ihres Wesens Vieles noch hinübergerettet in ein späteres Alter, und diese sonnige Heiterkeit senkt auch noch ihre frischen Lichter in die Einsamkeit, zu welcher körperliche Leiden und eine gewisse keusche Scheu vor öffentlicher Schaustellung sie verurtheilen. In dem andern Eckhause mit seinen weit hervorspringenden Ecken, den erzenen Drachenköpfen hoch oben an dem langaufstrebenden Dache, die das Regenwasser hinunter auf die Pflastersteine speien, erkennt der Leser des „Geheimnisses der alten Mamsell" bald die Staffage des Hellwig'schen Hauses. Es war eine Reminiscenz aus der fröhlichen Jugendzeit, welche sich in der Dichterin wieder belebte, als sie den Schauplatz ihres Romans an diese Stätte verlegte. Sie hat dieses Haus, das Gasthaus „Zum Schwarzburger Hofe", zu einer Merkwürdigkeit umgeschaffen, welche kein Fremder mehr ungesehen läßt. Dieser ganze obere Stadttheil mit seiner Barfüßerkirche — in welcher die bigotte Frau Hellwig ihre Andachten verrichtete — und dem ganzen Complexe alter Kloster- und Stiftsgebäude ist in seiner Verkehrsstille ein wahrer Heimgarten der Poesie. Da ist weiter hinauf auch das „alte häßliche Stadtthor mit dem noch häßlicheren Thurme" — auch das Häßliche hat ja seine Aesthetik —, der, wie es in jenem Romane heißt, „auf seinem Rücken dräuet", da „schlingen sich, wenn man durch die grünschimmernde Wölbung tritt, prächtige wohlgepflegte Lindenalleen in wunderlichem Contraste um alte geschwärzte Stadtmauern, wie ein frischer Myrthenkranz um einen ergrauten Scheitel".

Bei dem Austritte aus dieser Lindenallee begrüßt uns das neue freundliche Heim der Dichterin, ihre in Bild und Wort schon oft geschilderte Villa. Auf freier Höhe, die im Hintergrunde noch hoch emporsteigt bis zur „Alten Burg", liegt die Stadt gerade in ihrem am schönsten entwickelten Theile. Mit eigenthümlichem Zauber wirkt das Bild, wenn der Abend hereinbricht, die Contouren der Häuser sich im Dunkel verwischen und nur die Gasflammen als Hunderte von schwimmenden Lichtpunkten aus der dunkeln Fluth hervortauchen. Beim Ausblicke vom Balcon aber schweift das Auge hinüber nach dem Krater der Kefernburg, nach Oberndorf mit seiner uralten freiragenden Kirche und nach dem grünenden Haine dahinter.

Ganz im Gegensatze dazu liegt das einstige Heim eines andern Dichters tief drunten in der Niederung des Thales. **Wilibald Alexis**, der glückliche Nachahmer Walter Scott's, baute sich sein Abbotsford, in dem er seinen von qualvollen Leiden getrübten Lebensabend verbrachte, dicht an die lauschigen Ufer der Gera unter die Schatten hochragender Kastanienbäume. Droben im Walde in noch tieferer Stille trägt ein einsames Plätzchen den Namen Alexis-Ruhe. Der Dichter aber hat schon längst das stillste und engste aller Häuser bezogen draußen an der Mauer des Friedhofs; die treue Pflegerin seiner Leiden, zuletzt selbst einem hülflosen Siechthume verfallen, ist ihm vor Kurzem dahin gefolgt und ruht unter einem Kreuze an seiner Seite.

Nur zwei Schritte weiter befindet sich ein anderes Grab mit einem liegenden Kreuze, neben welchem noch ein Platz frei gelassen ist, wo die eine treue Tochter neben dem heimgegangenen heiß verehrten Vater einst ruhen will. Sie weiß, daß sie zum Theile diesem Vater als Erbtheil das eigene hohe künstlerische Empfinden verdankt und daß es nur das stillbescheidene Wesen des Verstorbenen gewesen ist, das ihm eine Anerkennung seines durch verschiedene nachgelassene malerische Kunstwerke zweifellos verbrieften Talents für eine größere Oeffentlichkeit versagt hat. Das liegende Kreuz trägt den Namen „Ernst John".

Nur kurz wollen wir noch berühren, daß auch der Dichter **Novalis**, der Hauptvertreter der romantischen Schule, in Arnstadt einige Zeit sich aufhielt, um sich zum praktischen Juristen auszubilden, und daß dieser Aufenthalt für ihn dadurch zur hohen Bedeutung wurde, daß er unter den Damen des Hofstaates der verwittweten Gräfin Auguste Dorothea, welche aus den Trümmern der Kefernburg sich ein Lustschloß, die Augustenburg, gebaut hatte, in welcher es ebenso fromm wie lustig herging, seine erste Liebe nur fand, um sie bald wieder dem Tode abzutreten. Dieser Verlust drückte auf Novalis' Stirn für immer die Weihe dichterischer Verklärung, grub in seine Seele den tiefen Sehnsuchtsdrang nach dem Jenseits, der durch seine Schriften geht und dem er selbst in früher Jugend erlag.

Wohl könnten wir noch manches Andere von unserer Stadt erzählen, von merkwürdigen Ereignissen und noch bemerkenswerthen Stätten, so von jenen seltsamen Bildnereien, welche die Fronten vieler Häuser zieren, von dem großen kinderfreundlichen Christoph bis zum schuppigen Karpfen, könnten erzählen von dem Wohlstande, dem Fleiße, dem biedern und stark ausgeprägten Familiensinne der Einwohner, aber die Raumbeschränkung, welche sich für jeden solchen Artikel, wie der unsere, vorschreibt, gebietet uns, Maß zu halten.

Nur auf die Bedeutung Arnstadts als Bad und Sommerfrische wollen wir noch hindeuten. Wir möchten auch hier der Dichterin des „Geheimnisses der alten Mamsell" das Wort lassen. „Innerhalb der letztverflossenen Jahre," heißt es dort einmal, „hatte ein Ingenieur seine Wünschelruthe ziemlich nahe dem Weichbilde der Stadt spielen lassen. Der moderne



Villa Marlitt'sheim



Liebfrauen Kirche



E. Marlitt's Geburtshaus. Schwarzburgerstraße



AR



Plau

Arnstadt und seine Umgebung



Villa Willibald Alexis



…TADT



Schlossruine Keldeck.



…r Grund.



Hopfenbrunnen u. Neue Kirche. …

…ach der Natur aufgenommen von H. Heubner.

Mosisstab hatte dem Boden einen bittern Quell entlockt, der an der Luft, wenn auch nicht zu Gold und Silber, so doch zu sehr schätzenswerthen Salzkrystallen erhärtete. Das war ein Fingerzeig für die Bewohner. Sie etablirten ein Soolbad, das im Vereine mit dem ausgezeichneten Renommée der Thüringer Luft sehr bald Hülfesuchende aus aller Herren Ländern heranzog." In der That ist die sonst so stille Physiognomie des Orts im Sommer eine sehr belebte. Badegäste, Sommerfrischler und Touristen ziehen ein und aus. Gar Manche von ihnen hat Arnstadt so sehr gefesselt, daß sie nicht wieder davon kamen und hier seßhaft wurden. Moderne Villen in den wunderlichsten Stilformen wachsen in stetig sich mehrender Anzahl und ziehen sich schon weit hinein in den Plaueschen Grund.

Die alte Thüringer Art will sich zwar noch nicht recht zu dem neuen Elemente finden, aber dem nivellirenden Drange der Zeit wird sie doch noch gehorchen müssen. **Fr. Helbig.**

Weltausstellungsskizzen.

Von R. Elcho.

3. Die Maschinenhalle.

Wer am 16. Juni eine der Hauptstraßen der Stadt passiren wollte, hatte Mühe an den Telegraphen-Bureaux vorüber zu kommen; dieselben waren nämlich von einer drängenden Menschenmasse umstanden, welche mit emporgereckten Hälsen die ausgegebenen Bulletins über das Ballotement der republikanischen Convention zu Cincinnati las. Wer wird nominirt werden? fragte man sich allerorts, Blaine, Morton oder Hayes? Die Unruhe steigerte sich von Stunde zu Stunde, bis man die unerwartete Neuigkeit las: Hayes ist ernannt. Wer ist Hayes? fragte einer den andern und die lakonische Antwort lautete: Der Gouverneur von Ohio. Wenige nur wußten es, daß dieser Gouverneur im letzten Bürgerkriege sich mit großer Bravour, namentlich bei Winchester, geschlagen und den Rang eines Generalmajors erworben hatte.

Der Bewohner einer Republik nimmt an den öffentlichen Angelegenheiten stets mehr Antheil, als der eines monarchischen Staatswesens, denn hier herrschen nur die Gesetze, welche durch das Votum aller Bürger zu Stande kommen, und der Mann, welcher in ein Amt eingeführt wird, ist nur der Bevollmächtigte seiner Wähler. So ist es leicht begreiflich, daß die Zeit bis zur Präsidentenwahl für die Bürger dieses Landes eine Aufregung über die andere bringt. Als ich daher an der Independence-Halle vorüber ging und eine dichte Menschenmenge um jenes erhabene Marmordenkmal Washington's versammelt sah, welches die Schulkinder Philadelphias dem Vater der Republik setzen ließen, mußte Jedermann glauben, es sei wieder eine politische Nachricht eingetroffen. Jene Voraussetzung war falsch. Die Neugierigen umdrängten eine neue Glocke von stattlicher Form und Größe. Ein ungenannter Bürger Philadelphias hatte diese Glocke seiner Vaterstadt zum Geschenke gemacht, damit dieselbe am 4. Juli an Stelle der zersprungenen Unabhängigkeitsglocke das Hundertjahresfest der Republik einläute.

Die alte zersprungene Unabhängigkeitsglocke ist eine der ehrwürdigsten Reliquien der Nordamerikanischen Republik; sie wurde im Jahre 1752 auf Bestellung der Provinzialversammlung von Pennsylvanien in England gegossen und erhielt auf Anordnung dieser Versammlung die nachstehende prophetische Inschrift: „Verkünde Freiheit durch alle Lande und allen Denen, die darinnen wohnen!"

Diesem Befehle kam die Glocke gewissenhaft nach, denn als am 4. Juli 1776 vom Congreß in Philadelphia die Unabhängigkeitserklärung angenommen war, wurde sofort die im Thurme der Halle befindliche Freiheitsverkündigerin geläutet, und Jedermann erfuhr durch ihre eherne Zunge, daß die Stunde der Unabhängigkeit und Freiheit geschlagen. Als diese alte Glocke einen gewaltigen Riß erhielt, gönnte man ihr später einen Ehrenplatz unter den Reliquien aus der Zeit der Freiheitskriege. Ihre Nachfolgerin im Thurme der Independence-Halle trägt auch die Umschrift: „Verkünde Freiheit durch alle Lande . . ."

Von den Thürmen der Maschinenhalle tönt allabendlich das „Heimath, süße Heimath" über den Fairmount-Park hin. Ein amerikanischer Glockengießer hat nämlich da droben ein Glockenspiel aufgehängt, das mehrere volksthümliche Melodien zu spielen vermag. So silberhell und weich die Töne immer klingen, so hören wir doch auf den ersten Blick, daß der ferne Orient uns auch in der Glockengießerei noch immer überlegen ist. Wollen unsere Glockengießer bei dem Guß mehrerer Glocken hellere oder dunklere Klangfarben hervorbringen, so müssen sie den Glocken verschiedene Größen geben. Anders der Japaner! Dieses Volk besitzt im Tempelhain zu Niko ein Glockenspiel, dessen Glocken alle von gleicher Form und Größe, dagegen von verschiedener Tonstimmung sind.

Die Maschinenhalle der Centennial-Ausstellung ist nicht nur räumlich die großartigste, welche je eine Weltausstellung aufgewiesen hat, sondern auch dem Inhalte nach. In diesen Räumen beobachtet der Besucher eine überraschende Erscheinung. Es ist bekannt, daß bei allen früheren Weltausstellungen das Hauptinteresse der Besucher sich der bildenden Kunst und dem Kunstgewerbe zuwandte. Das Schöne eroberte sich den Beifall der Menge und überließ dem Nützlichen die Anerkennung der Sachverständigen. Hier in Amerika finde ich zum ersten Male die Räume der Maschinenhalle überfüllt, und zwar besteht die größere Hälfte der schaulustigen Menge aus Frauen.

Worin haben wir den Grund für diese gesteigerte Interessenahme des Publicums für das Maschinenwesen zu suchen? Nun, eine Maschine, und wenn sich ihre eisernen Arme auch noch so gewaltig emporrecken, ist in den Augen des Laien ein häßliches Ding und eine vollkommene Sphinx, sobald sie nicht ihren Zweck erfüllt und arbeitet. Haucht der Mensch aber durch die Kraft des Dampfes diesem räthselhaften Geschöpf Odem und Leben ein, so nimmt seine Geschäftigkeit unwillkürlich unser Interesse gefangen; bringt es aber gar noch Leistungen hervor, welche so sehr überraschen, daß wir ein wahres Taschenspielerkunststück vor uns zu haben vermeinen, so regt sich in uns die Bewunderung und wir empfinden die herzlichste Freude an der Macht menschlicher Erfindungsgabe, durch welche das ganze Menschengeschlecht von so manchen drückenden Arbeiten entlastet wird. Gerade auf dem Felde der modernen Industrie leisten die Amerikaner Staunenswerthes, und sie können von Glück sagen, daß die Ausstellungs-Commission es verstanden hat, die Halle so einzurichten, daß sich auch der Laie über die Tragweite der modernen Industrie zu unterrichten vermochte. Die Halle macht den Eindruck einer Riesenwerkstätte; wohin wir blicken, sprudelndes Leben, eine Fülle der Bewegung. Alles hastet und stöhnt in fieberhafter Bewegung.

Und doch fällt unser Blick beim Eintritt durch das Hauptportal auf eine majestätische Erscheinung, welche von hohem Sockel herab mit herrischer Miene Ruhe zu gebieten scheint. Der Beschauer hat die berühmte Krupp'sche Kanone vor sich, den Glanzpunkt der deutschen Abtheilung. Es hat keine geringe Mühe gekostet, das braune Ungethüm über die weite See zu schaffen, denn beim Ein- und Ausladen mußten ganz besondere Krahnen oder andere Aufzugapparate geschafft werden, denen man die schweren Stücke, ohne ein Zusammenbrechen befürchten zu müssen, anvertrauen konnte. Das Gewicht des Rohres beträgt nämlich 58,580 Kilo, das von Lafette und Wagen zusammen noch mehr. Bei diesem Geschütz ist es hauptsächlich die Länge des Rohres, welche Bewunderung verdient, denn die Bohrung oder Seele desselben hat nur einen Durchmesser von 35½ Centimeter. Das Geschoß wiegt 540 Kilo. Das Geschütz sollte eine bedeutende Tragweite entwickeln, und die Absicht ist erreicht worden, denn bei einer Entfernung von zwei englischen Meilen schlägt das Geschoß eine Panzerplatte von vierundzwanzig Zoll Dicke durch, und in einer Entfernung von zwei deutschen Meilen hat das geschleuderte Geschoß noch die Kraft eine sechszöllige Panzerplatte zu durchbohren.

Krupp hat ferner einige kleine Berggeschütze, selbstverständlich auch Hinterlader, ausgestellt, wie sie in einfacherer Construction Garibaldi beim Feldzug in Sicilien anwandte. Drei Pferde

machen uns die Art des Transportes klar. Das Rohr des Geschützes wird auf den Packsattel des ersten Pferdes geladen, die Lafette auf den des zweiten, die Räder und Munitionskasten auf den des dritten. In der russischen Abtheilung hat Krupp einen Rivalen, allein die hellen Bronzegeschütze der russischen Fabrik halten mit den Gußstahlkanonen aus Essen in Bezug auf Güte des Materials und exacte Arbeit kaum einen Vergleich aus. Die russischen Berggeschütze bedürfen zu ihrem Transport vier Pferde. Das Krupp'sche Etablissement hat außer seinen weltberühmten Geschützen auch Dinge von friedlicherem Ansehen ausgestellt, wie reiche Erzstufen, gewaltige Gußstahlachsen, Walzmaschinen und Kuppelstangen.

Neben Krupp trat die Collectivausstellung des Siegerlandes besonders hervor, das aus seinem manganreichen Spiegeleisen einen schillernden Obelisken gebaut hatte. Dieses Erz wird von der ganzen Welt begehrt, um den Bessemerstahl daraus zu fabriciren. Unter den im Betrieb befindlichen Maschinen der deutschen Abtheilung erregten die Deutzer Gasmotoren, welche bei einer Leistung von drei Pferdekräften die Dampfmaschinen an Billigkeit übertreffen, und die Berliner Maschinen zur Cement- und Ziegelfabrikation von Schlickeisen besondere Aufmerksamkeit.

Ehe wir in der Betrachtung einzelner Gruppen fortfahren, wollen wir erst erörtern, was den vielen Hunderten von Maschinen, welche zu beiden Seiten der Promenaden eine so große Geschäftigkeit entwickeln, Leben und Bewegung verleiht. Es ist das die Corliß'sche Doppelmaschine im Mittelpunkt der Halle, welche, einer Kraftentwickelung von vierzehnhundert Pferdekräften fähig, Triebwellen in Bewegung setzt von einer englischen Meile Länge. Nicht weniger als zwanzig Kessel speisen diese Riesenmaschine und führen außerdem jedem Aussteller so viel Dampf zu, wie dieser zu seinen Experimenten bedarf. Die Kosten des Dampfverbrauchs trägt die Ausstellungs-Commission. Die Kessel der Maschine sind unsichtbar, und diese ruht scheinbar auf einer erhöhten braunen Kreisfläche, wie auf einem Tische. Das Schwungrad hat einunddreißig Fuß Durchmesser und ein Gewicht von fünfundfünfzig Tonnen. Dieses colossale Rad läuft in einer braunen Holzumkleidung, und zwar so leicht, daß man kaum eine zitternde Bewegung verspürt. Die Maschinenfabrik von Corliß in Providence (Rhode Island) wurde schon auf der Wiener Weltausstellung für ihre Leistungen durch eine Medaille ausgezeichnet; die Centennialausstellung begründet für immer ihren Weltruf. Neben jenem riesigen Dampfmotor, der an Schönheit der Construction seines Gleichen sucht, hat Corliß nämlich eine andere Maschine aufgestellt, welche eines der schwierigsten Probleme der Gegenwart löst; es ist das eine Maschine zum Ausschneiden von Zahnrädern mit kegelförmigem Radkranz. Lange Zeit hatte man in der Technik trotz ausgeschriebener Preise die Lösung dieser Aufgabe vergeblich gesucht; vor einem Jahre trat Corliß mit seiner Erfindung hervor, und heute sehen wir die neue Maschine in Betrieb, welche, von einem einzigen Arbeiter beaufsichtigt, die Zahnconstruction vollkommen correct ausarbeitet.

Welch ein großartiger Umschwung der Industrie im Laufe des letzten Jahrhunderts! In früheren Zeiten experimentirte man so zu sagen in's Blaue hinein. Heute ergeben sich auf dem Felde der Industrie die Aufgaben von selber; sie wachsen aus dem Bedürfniß heraus, und der Industrielle sagt zu dem erfinderischen Kopf: ich brauche eine Maschine, die das oder jenes leistet — mach' dich an die Arbeit!

So bedurften die Besitzer amerikanischer Kohlengruben, die stets wegen Arbeitskräften in Verlegenheit sind, einer Kohlenschneidemaschine, und heute sehen wir schon eine solche, die durch comprimirte Luft bewegt wird, im Betriebe. Das Ding bohrt sich wie ein breites Messer in die Kohlenschicht ein und schneidet Flötze von beliebiger Länge und Breite heraus. Nur ein Aber scheint mir dabei zu sein — die Maschine wird sich nur bei breitgelagerten Kohlenflötzen anwenden lassen, wie sie sich beispielsweise im Saarbecken finden, denn sie darf nicht auf hartes Gestein treffen. Dafür sind die vielen Bohrer da, welche den härtesten Fels knirschend bearbeiten. Von der Dampfkraft bewegt, schneiden Diamantbohrer in den Granit ein.

Da, wo die Corliß'sche Riesenmaschine sich aus der freien Rotunde erhebt, ist ein Annex an die Halle gebaut, welcher vorzugsweise die Bestimmung hat, hydraulische Maschinen aufzunehmen. Hydraulische Maschinen können bekanntlich ohne Wasser nicht gut in Bewegung gesetzt werden — es geht gegen ihre heiligsten Principien. Um ihnen daher die zu ihrer Bewegung unerläßlichen Quantitäten Wasser zuzuführen, hat man einen Teich in ihrer Mitte angelegt, welcher hundertsechszig Fuß lang, sechszig Fuß breit und zehn Fuß tief ist. Die ansehnliche Wasserfläche ist mit einem Geländer und einer Promenade umgeben, die in heißen Tagen sehr gern besucht wird. In das Bassin ergießt sich nämlich ein Wasserfall von vierzig Fuß Breite und fünfunddreißig Fuß Höhe. Die niederströmenden Wasser fallen in so großen Massen in das Bassin, daß hier die Wellen aufschäumen und die ganze Fläche in Bewegung geräth. Dabei fliegen die von den Dampfspritzen geschleuderten Wasserstrahlen hoch durch die Luft und senken sich dann wie wehende Silberschleier auf das Bassin nieder. Mit dem Rauschen der in den Teich stürzenden Wassermassen harmonirt vortrefflich das Brausen der mächtigen Gebläse, welche theils zum Hochofenbetrieb, theils zur Ventilation von Kohlenschachten dienen. Die Luft wird mit solcher Gewalt aus diesen Maschinen herausgetrieben, daß man das Brausen eines wirklichen Sturmes zu hören vermeint.

Am Ende der Gruppe hydraulischer Maschinen sind jene Elevatoren aufgestellt, welche sich auch jetzt bei uns in Deutschland Eingang verschafft haben. Bei der Schwere, die diese Aufzüge hatten, konnte man bisher befürchten, daß dieselben einmal durch das Reißen eines Seiles oder irgend eine Unvorsichtigkeit plötzlich niederstürzen könnten. Man hat nun vier über's Kreuz laufende Klammern erfunden, welche sich sofort an die den Kasten umgebenden vier Balken anhängen, sobald der Aufzug nach unten sinkt. Der Fall wird somit durch die eigene Schwere des Aufzuges verhindert, denn diese drückt die Klammern an die Balken fest.

Fast nach demselben Princip wurde eine Maschine zum Einspannen großer Holzstücke, wie Thüren, Fenster und Bohlen, construirt. Man legt den Gegenstand, der gehobelt oder ausgeschnitten werden soll, auf einen Rahmen, drückt mit dem Fuße auf einen Hebel, und vier Eisenklammern umspannen gleichzeitig die Ecken des Holzes und halten sie fest. Derselbe Fabrikant, welcher diesen Rahmen erfunden hat, läßt auch eine Maschine arbeiten, welche mit der Kreissäge viereckige Löcher in der Weise in's Holz schneidet, daß vier Sägen an den vier Seiten zu gleicher Zeit arbeiten. Dieselbe Maschine schneidet und stampft auch schwalbenschwanzförmige Einlässe aus.

Die Vervollkommnung derartiger Arbeitsmaschinen wird darum in Amerika rascher herausgefordert als bei uns, weil hier eine Massenfabrikation von Thüren und Fenstern stattfindet. In den Vereinigten Staaten denkt man in allen Dingen mehr an die Gegenwart als an die Zukunft; so baut man sich vorerst ein Haus, das billig ist, wobei man den Hintergedanken hat: Zu einem dauerhaften Gebäude wirst Du es später auch noch bringen. Der Baulustige wendet sich nun betreffs seines Unternehmens nicht, wie das bei uns geschieht, an den Architekten, sondern an den Zimmermann, und dieser baut das Häuschen im Handumdrehen. Die Thüren und Fenster findet man bei einem Fabrikanten vorräthig, welcher sie nach Angabe der Größenverhältnisse, mit beliebiger Farbe bestrichen, einsendet.

Auch die Anfertigung von Kleidungsstücken geschieht hier selten auf besondere Bestellung. Hat man einen Anzug nöthig, so findet man in den großen Kleidermagazinen so ziemlich alles, was man wünschen mag. Es sind daher auch hier wieder die großen Fabriken, welche den Bedarf der Großstädter in Massenlieferungen decken. Selbstverständlich fordert eine Massenproduction die Anwendung vollkommener Arbeitsmaschinen, und man war auf die Erfindung einer Maschine zum Zuschneiden und Falten des Tuches bedacht. Diese Aufgabe hat ein Deutscher, Namens Albin Warth, den die Stürme des Jahres 1848 zwangen, das Brod der Verbannung zu essen, in überraschend vollkommener Weise gelöst. Er wendet nicht die Kreisscheibe zum Schneiden an, welche nur geradlinige Schnitte auszurichten vermag, sondern faßt die Tuche von oben und unten, legt sie wie mit einem Pfluge auseinander, sodaß nichts daran beschädigt werden kann, und schneidet jeden beliebigen Winkel mit seiner Maschine aus. Damit aber auch beim Zuschneiden der Strich des Tuches an die rechte Seite komme, hebt die Maschine die Tuchlagen um und legt sie, wie es sich gehört, auseinander. Die Zuschneidemaschine Warth's ist in den Militärschneiderwerkstätten

der Unionsregierung sowie in mehr als hundert Privatwerkstätten eingeführt.

Derselbe erfindungsreiche Kopf hat eine Maschine zum Drechseln der Stahlfederhalter patentiren lassen, die sich in der ganzen Union und in vielen Staaten Europas Eingang verschafft hat; er fertigte ferner für die Faber'schen Bleistiftfabriken ein Maschinchen zum Spitzen und Abschneiden der Bleistifte an. Albin Warth, dessen Maschinen zum Theil auf verschiedenen Ausstellungen prämiirt wurden, hat in Washington nicht weniger als siebenzig Erfindungen patentiren lassen, ein Erfolg, der selbst dem erfindungsreichsten Yankee imponiren muß.

Eine der bedeutendsten Gruppen bilden in der Maschinenhalle die Näh- und Stickmaschinen, obgleich die berühmte New-Yorker Firma Singer gar nicht hier ausstellte, sondern für ihre Producte einen eigenen Pavillon baute. Die Gruppe bietet ein äußerst anziehendes Bild, denn fast jeder Fabrikant war bestrebt, seiner Ausstellung einen möglichst eleganten Rahmen zu verleihen. Man glaubt da eher in eine Reihe glänzend ausgestatteter Salons als in eine Abtheilung der Maschinenhalle zu treten. Der Raum ist mit kostbaren Teppichen belegt; weiche Fauteuils laden zum Sitzen ein. Unter Glas und Rahmen sehen wir allerliebste Puppengesichter, welche die mit den Maschinen angefertigten Prachtstoffe zur Schau tragen. Während die Nähmaschinen surren, singt ein Kanarienvogel im goldenen Bauer sein Lied, und plötzlich hören wir sogar die rauschenden Accorde einer Beethoven'schen Sonate zu uns herübertönen. Die Firma Steinway in New-York hat nämlich einer Ausstellung ihrer Clavier-Rahmen und Clavier-Theile einen ihrer prächtigen Flügel beigesellt, auf welchem jeden Mittag concertirt wird.

Man hat in dieser Gruppe Gelegenheit mehrere Nähmaschinen zu sehen, welche durch elektrische Batterien getrieben werden, und damit wäre scheinbar ein wichtiges Problem gelöst, denn bekanntlich untergraben durch das Treten der Maschine hunderte von Frauen ihre Gesundheit. Leider ist mit der elektrischen Batterie als Motor nichts gewonnen, denn der Verbrauch an Zink und Schwefelsäure für die Batterie kommt dem Werthe nach gerade dem Lohne der Arbeiterin gleich.

Eine der sinnreichsten Erfindungen der Neuzeit ist die Strickmaschine, welche Strümpfe in wenigen Minuten fix und fertig strickt, sodaß der Nadel nichts zu thun übrig bleibt, als mit netto sechs Stichen vorn die Spitze an der großen Zehe einzunähen. Welch ein Jubel wird da unter den kleinen Schulmädchen ausbrechen, wenn sie erfahren, daß ihnen als künftigen Müttern und Hausfrauen die Last des Strumpfstrickens erspart bleibt! Aber da ist immer noch das Stopfen der zerrissenen Strümpfe übrig, und wie lästig ist gerade diese Arbeit! Auch dafür ist bereits Abhülfe geschafft. Für zehn Thaler erwirbt jede Hausfrau sich jetzt eine Stopfmaschine, welche an „Fixigkeit“ die Hand um das Zehnfache übertrifft. Diesen Maschinen reiht sich auch eine Novität an, welche dem Manne seine Hosenträger, der Frau ihre Strumpfbänder liefert.

Von dieser Gruppe weiterschreitend, begegnen wir einer ganzen Reihe von Automatenmaschinen, deren Leistungen in Wahrheit überraschend sind. Da steht beispielsweise ein Maschinchen, dem von Zeit zu Zeit ein Kind eine Schippe voll Stecknadeln in den Schlund wirft, und das fleißige Maschinchen verschlingt diese Masse Stecknadeln, ordnet sie und steckt sie mit wunderbarer Genauigkeit auf eine Rolle Papier auf und giebt diese besteckten Papierstreifen, zu einem Knäuel aufgerollt, wieder von sich. Weiterhin ist eine Maschine da, welche Papierkragen ausschneidet, faltet und mit Knopflöchern versieht. Eine der schönsten Automatenmaschinen ist aber die, welche Broschüren faltet, sie mit einem Umschlage versieht und vollkommen gut gebunden zu einem Paquet von fünfundzwanzig Stück ordnet. Dieser Maschine führt ein Mädchen den Druckbogen, ein anderes den Umschlag zu, und so rasch die Beiden das Papier nur immer auflegen können, ist die gebundene und aufgeschnittene Broschüre fertig.

Beinahe wären wir an den Spulmaschinen vorübergegangen, und da stehen doch jene Maschinen zum Aufwickeln des Nähgarns, welche mit solch fabelhafter Geschwindigkeit die Spule rollen lassen, daß die meilenlangen Fäden sich so rasch aufrollen, wie nur die Arbeiterin zwei Fäden anlegen und abschneiden kann. Die Rotation der Spule ist eine so ungeheure, daß für unser Auge dieselbe vollkommen still zu stehen scheint. Und weiterhin reiht sich Maschinenwebstuhl an Maschinenwebstuhl, und wir sehen, wie aus dem Gewirre verschlungener Fäden ein Seidenband und der prächtigste Brocatstoff hervorgeht. Die Weltham-fabrik für Taschenuhren zeigt uns, wie die Uhrtheile von der Maschine angefertigt und von der Menschenhand zusammengesetzt werden, Tapetenfabriken, wie sie ihre Papiere bedrucken, Ziegelfabriken, wie sie die Erde zerstampfen, mischen und zu Steinen auspressen, Glasfabriken, wie sie ihre Gläser anfertigen, und so geht es fort durch alle erdenklichen Fabrikationszweige.

Und nicht wenige Fabrikationszweige giebt es in Amerika, die wir Deutsche nur dem Namen nach kennen. So betreibt der Amerikaner die Eisindustrie in großartigem Maßstabe. Dutzende von Eisbereitungsmaschinen geben uns dafür Zeugniß, und weiterhin hat die Knickerbocker'sche Eiscompagnie eine Reihe von Eispflügen und Eisschlitten ausgestellt, um im Winter das Eis von den gewaltigen Strömen und Seen des Nordens mit Leichtigkeit ablösen zu können. Solch ein Eispflug hat zwölf hintereinander stehende sehr schmale Pflugscharen, greift tief ein und wird von einem Pferde gezogen. Die Knickerbocker'sche Eiscompagnie hat auch verticale Eisbohrer im Betriebe, welche kreisförmige Blöcke ausbohren, und eine Flotille von Eisschiffen, um die kühle Waare nach den Südstaaten zu verschiffen.

Damit der Leser diese Eisschiffe, welche nur Transportschiffe sind, nicht mit einem wirklichen Eisschiffe verwechsele, das vom Wind getrieben pfeilschnell auf der Eisdecke zugefrorener Gewässer dahinfliegt, will ich erwähnen, daß sich unter den schlankgebauten Ruderbooten und Seglern auch eine Eis-Yacht befindet, welche der Hudson-Eissegler-Club ausgestellt hat. Das Fahrzeug ist nach Art einer Schaluppe gebaut, soweit das Takelwerk in Betracht kommt, statt des Schiffsrumpfes aber hat es zwei Schlittenläufe, die weit von einander abstehen. Den Cours regulirt ein Eisruder, das sich nach Art eines scharfen Schlittschuhs in das Eis eingräbt. Ist die Eisfläche glatt und der Wind legt sich scharf in die Segel, so kann die geflügelte Eis-Yacht die englische Meile in einer Minute zurücklegen, eine Leistung, welche der unserer besten Courierzüge gleichkommt.

Eine sehr schätzenswerthe Erfindung ist jetzt seit zwei Tagen ausgestellt; es ist das ein Selbstkoppler. Ein halbrundes Oehr dringt beim Zusammenfahren der Wagen in eine Oeffnung, deren Mittelpunkt zwei aufeinanderstehende Zapfen bilden. Das Oehr stößt den untern Zapfen, der dem obern nur als Stütze diente, weg und der obere muß nun unfehlbar in das Oehr fallen und so die bewegliche Koppelung herstellen. Die Pennsylvania-Eisenbahn hat diesen Selbstkoppler bereits eingeführt, und wenn recht viele Bahngesellschaften dem guten Beispiele folgen, so wird mancher arme Eisenbahnbeamte vor dem Zerquetschtwerden behütet bleiben.

Vor der Maschinenhalle breitet sich ein blumenumkränzter See aus, und darüber hin tönt ein Schall, der die Luft zerreißt. Es ist ein helltönendes Nebelhorn, das die Leistungen der auf der Weltausstellung in Wien gehörten Nebelsignale tief in Schatten stellt. Der Erfinder des neuen Nebelhorns hat nämlich die vibrirende Zunge, welche der Dampf bewegte, leider aber auch bei zu starker Pression an die Seite legte, verworfen und eine rotirende Scheibe dafür eingeführt, welche den Dampf zerreißt. Der Ton des neuen Nebelhorns ist viel schriller und weittragender, und ein Witzbold meinte: „Diese Nebelsirene singt mit vierzigtausend Kuhkräften.“

Alles in Allem genommen, gewährt die Maschinenhalle ein interessantes Bild unserer modernen Industrie, und wir lernen erkennen, in welch hohem Maße Wissen und Erfindungsgabe die Menschenhand von den beschwerlichsten Arbeiten zu entlasten und gleichwohl die Productionsfähigkeit zu steigern vermögen. In dieser geistigen Strömung hat die Union allen anderen Culturvölkern einen Vorsprung abgewonnen.

Am 16. Juni hielt Professor Reuleaux, der General-Commissär der deutschen Ausstellung, im deutschen Regierungsgebäude eine kurze Ansprache an die Mitglieder aller Commissionen und erklärte, daß ihm der Kronprinz des deutschen Reiches aufgetragen habe, dem amerikanischen Volke seine Grüße zu überbringen und demselben zu sagen, daß er eine hohe Achtung habe vor der Industrie der Vereinigten Staaten und daß er hoffe und glaube, es würden fortan die Schlachten der Völker nur auf dem industriellen Gebiete geschlagen.

Laßt uns dazu von ganzem Herzen Amen sagen!

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 33. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner von Altenhof hatten eine Woche voll Angst und Sorge durchlebt. Als Herr Witold an jenem Abend zurückkam, fand er das ganze Haus in Aufruhr. Doctor Fabian lag blutend und noch immer bewußtlos in seinem Zimmer, während Waldemar, mit einem Gesichte, das den Pflegevater fast noch mehr erschreckte, als das Aussehen des Verwundeten, sich bemühte, das Blut zu stillen. Von ihm war nichts weiter herauszubringen, als daß er die Schuld an dem Unglück trage, und so blieb der Gutsherr größtentheils auf den Bericht der Dienstleute angewiesen. Von ihnen erfuhr er, daß der junge Herr mit einbrechender Dämmerung angelangt war, den Verletzten, den er die ganze Strecke getragen haben mußte, in den Armen, und sofort Boten nach dem zunächst wohnenden Arzte gejagt hatte. Eine Viertelstunde später war auch das Pferd eingetroffen, erschöpft und mit allen Spuren eines heftigen Rittes. Das Thier hatte den wohlbekannten Weg nach Hause zurückgelegt, als es sich von seinem Herrn verlassen sah; weiter wußten die Leute nichts. Der bald darauf eintreffende Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht bei der Untersuchung. Die Kopfwunde, die offenbar von einem Hufschlag herrührte, schien bedenklicher Art zu sein, und der starke Blutverlust und die schwächliche Constitution des Verwundeten ließen eine Zeit lang das Schlimmste befürchten. Herr Witold, der bei seiner eigenen und Waldemar's kerngesunden Natur bisher nie gewußt hatte, was Krankheit und Sorge eigentlich sei, schwor oft genug, daß er für alle Schätze der Welt diese Tage nicht noch einmal durchleben möchte. Heute zum ersten Male zeigte das Gesicht des Gutsherrn wieder seinen gewöhnlichen derb gutmüthigen und unbekümmerten Ausdruck, als er in dem Zimmer des Kranken an dessen Bette saß.

„Also das Schlimmste hätten wir glücklich überstanden,“ sagte er. „Und nun, Doctor, thun Sie mir den Gefallen und setzen Sie dem Waldemar den Kopf zurecht!“ Er zeigte auf seinen Pflegesohn, der am Fenster stand und, die Stirn gegen die Scheiben gedrückt, auf den Hof hinausblickte. „Ich richte nichts mit ihm aus, aber Sie können ja jetzt Alles bei ihm durchsetzen; also bringen Sie ihn zur Vernunft! Der Junge geht mir sonst noch zu Grunde an der unglückseligen Geschichte.“

Doctor Fabian, der eine breite weiße Binde um die Stirn trug, sah noch sehr angegriffen aus, aber er saß doch schon wieder aufrecht, in die Kissen gelehnt, und seine Stimme klang, wenn auch noch etwas matt, doch vollkommen klar, als er fragte: „Was soll denn Waldemar?“

„Vernünftig sein!“ erklärte Witold mit Nachdruck. „Und Gott danken, daß die Geschichte noch so abgelaufen ist; statt dessen thut er sich damit herum, als hätte er wirklich einen Mord auf dem Gewissen. Ich habe wahrhaftig auch Angst genug ausgestanden während der ersten Tage, wo Ihr Leben an einem Haare hing, aber jetzt, wo der Arzt Sie für außer Gefahr erklärt hat, kann man doch wieder aufathmen. Was zu viel ist, ist zu viel, und ich halte es nicht aus, wenn mir der Junge noch länger mit solchem Gesicht herumgeht und stundenlang kein Wort spricht.“

„Aber ich habe es Waldemar ja schon so oft versichert, daß ich allein die Schuld an dem Unfalle trage,“ sagte der Doctor. „Er war ja in vollem Kampfe mit dem Pferde begriffen und konnte es nicht sehen, daß ich so nahe stand. Ich war so unvorsichtig, dem Thiere in die Zügel zu greifen, und da riß es mich nieder.“

„Sie sind dem ‚Normann‘ in die Zügel gefallen?“ rief der Gutsherr, starr vor Staunen. „Sie, der Sie jedem Pferde zehn Schritte aus dem Wege gehen und der wilden Bestie vollends niemals zu nahen wagten? Wie kamen Sie denn dazu?“

Fabian sah zu seinem Zögling hinüber. „Ich hatte Furcht vor einem Unglücke,“ entgegnete er sanft.

„Das auch ohne Frage erfolgt wäre,“ ergänzte Witold. „Waldemar muß an dem Abende seine fünf Sinne nicht recht beisammen gehabt haben. An der Stelle über den Graben setzen zu wollen, noch dazu mit einem halbtodt gejagten Pferde und bei einbrechender Dämmerung! Ich habe es ihm immer gesagt, er würde noch einmal ein Unglück anrichten mit seiner Wildheit; nun hat er eine Lehre bekommen — freilich, er nimmt sie sich doch etwas gar zu sehr zu Herzen. Also, Doctor, lesen Sie ihm ordentlich den Text — das Sprechen ist Ihnen ja jetzt wieder erlaubt —, und dann reden Sie ihm zu, vernünftig zu sein! Ihnen folgt er jetzt auf's Wort, das weiß ich.“

Damit stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer.

Die beiden Zurückgebliebenen schwiegen eine Weile; endlich begann der Doctor: „Haben Sie gehört, Waldemar, was mir aufgetragen wurde?“

Der junge Mann, der bisher schweigend und theilnahmlos am Fenster gestanden hatte, als berühre ihn das Gespräch gar nicht, wendete sich sofort um und trat an das Bett. Auf den ersten Blick schien die Besorgniß Witold's übertrieben; eine Natur wie die Waldemar's unterlag nicht so leicht seelischen

Einflüssen. Er war nur etwas bleicher als sonst; wer ihn aber genauer ansah, der bemerkte doch die Veränderung. Es stand ein fremder Zug in seinem Gesichte, der etwas geradezu Beängstigendes hatte; eine eigenthümliche Starrheit lag darin, in der jede andere Regung erstorben zu sein schien. Vielleicht war es auch nur der Panzer, mit dem eine furchtbar aufgereizte Empfindung sich gegen die Außenwelt abschloß, aber auch die Stimme hatte nicht mehr den vollen kräftigen Klang; sie war matt und tonlos, als er erwiderte:

„Hören Sie doch nicht auf den Onkel! Mir ist ja nichts."

Doctor Fabian ergriff mit beiden Händen die Rechte seines Zöglings, was dieser widerstandslos geschehen ließ.

„Herr Witold meint, Sie machten sich immer noch Vorwürfe wegen des Unfalls, der mich betroffen. Das können Sie aber doch jetzt nicht mehr, wo jede Gefahr beseitigt ist und die Schmerzen nur noch äußerst gering sind. — Ich fürchte, es handelt sich um etwas ganz Anderes."

Die Hand des jungen Mannes zuckte in der seines Lehrers. Er wendete das Gesicht ab.

„Ich habe den Punkt noch nicht zu berühren gewagt," fuhr Fabian zaghaft fort. „Ich sehe, daß es Ihnen auch jetzt noch Pein verursacht. Soll ich schweigen?"

Ein tiefer Athemzug rang sich aus Waldemar's Brust empor.

„Nein! Ich muß Ihnen ohnedies noch dafür danken, daß Sie dem Onkel die Wahrheit verschwiegen. Er hätte mich zu Tode gemartert mit seinen Fragen, und ihm hätte ich doch nicht Rede gestanden. Ihnen hat meine Stimmung an jenem Abende beinahe das Leben gekostet; Ihnen kann und will ich nicht ableugnen, was Sie ja doch schon wissen."

„Ich weiß nichts," versetzte der Doctor mit bekümmerter Miene. „Ich hege nur Vermuthungen nach der Scene, die ich mit ansah. Waldemar, um Gotteswillen, was ist damals vorgefallen?"

„Eine Kinderei," sagte Waldemar bitter. „Eine bloße Thorheit, die es gar nicht verdient, daß man sie ernst nimmt — so schrieb mir meine Mutter wenigstens vorgestern. Ich habe es aber nun einmal ernst genommen, so furchtbar ernst, daß es mir ein Stück von meinem Leben gekostet hat, das beste vielleicht."

„Sie lieben die Gräfin Morynska?" fragte der Doctor leise.

„Ich habe sie geliebt. Das ist vorbei. Ich weiß jetzt, daß sie nur ein erbärmliches Spiel mit mir getrieben hat — jetzt bin ich fertig mit ihr und mit meiner Liebe."

Fabian schüttelte den Kopf, während sein Blick mit tiefer Besorgniß auf den Zügen des jungen Mannes haftete. „Fertig? Sie sind es noch lange nicht. Ich sehe es nur zu gut, wie schwer Sie noch in diesem Augenblicke unter Ihrer Liebe leiden."

Waldemar fuhr mit der Hand über die Stirn. „Das wird vorübergehen. Habe ich es ertragen, so werde ich es auch überwinden, und überwinden will ich's um jeden Preis. Nur noch eine Bitte: schweigen Sie auch ferner gegen den Onkel und — gegen mich. Ich werde die Schwäche niederkämpfen, das weiß ich, aber sprechen kann ich nicht darüber, auch mit Ihnen nicht. Lassen Sie mich das mit mir allein ausmachen — um so eher ist es begraben."

Seine zuckenden Lippen verriethen, welche Qual ihm jede Berührung der Wunde schuf; der Doctor sah, daß er davon abstehen mußte.

„Ich schweige, wie Sie es wünschen," versicherte er. „Sie sollen auch in Zukunft nie wieder ein Wort darüber hören."

„In Zukunft?" wiederholte Waldemar. „Wollen Sie denn überhaupt noch bei mir bleiben? Ich habe angenommen, Sie würden uns gleich nach Ihrer Genesung verlassen. Ich kann Ihnen doch nicht zumuthen, bei einem Zöglinge auszuhalten, der Ihre Angst und Sorge um ihn damit vergalt, daß er Sie niederritt."

Der Doctor faßte wieder beschwichtigend die Hände des jungen Mannes. „Als ob ich nicht wüßte, daß Sie an meinem Krankenbette weit mehr ausgestanden haben, als ich selber! Ein Gutes hat die Krankheit doch gehabt: sie hat mir eine Ueberzeugung gegeben, die ich — verzeihen Sie! — bisher nicht hegte. Ich weiß jetzt, daß Sie ein Herz haben."

Waldemar schien die letzten Worte kaum zu hören; er blickte finster vor sich hin. „In Einem hat der Onkel Recht," sagte er plötzlich. „Wie kamen Sie dazu, dem Normann in die Zügel zu fallen, gerade Sie?"

Fabian lächelte. „Sie meinen, weil meine Furchtsamkeit allbekannt ist? Die Angst um Sie war es, die mich auch einmal muthig sein ließ. Ich hatte Sie freilich schon öfter ähnliche Tollkühnheiten ausführen sehen und es doch nie gewagt, einzugreifen, aber ich wußte dann stets, daß Sie der Gefahr gewachsen waren, die Sie bezwingen wollten. An jenem Abende galt es nicht der Gefahr — Sie wollten den Sturz erzwingen, Waldemar. Ich sah, daß Sie ihn herbeiwünschten, sah, daß er Ihnen den Tod bringen würde, wenn ich Sie nicht mit Gewalt zurückhielt — und da vergaß ich selbst meine Furcht und griff in die Zügel."

Waldemar richtete das Auge groß und erstaunt auf den Sprechenden. „Es war also nicht bloße Unvorsichtigkeit, nicht ein unglücklicher Zufall, daß Sie niedergerissen wurden? Sie kannten die Gefahr, der Sie sich aussetzten? Liegt Ihnen denn überhaupt etwas an meinem Leben? Ich glaubte, es fragte Niemand danach."

„Niemand! Und Ihr Pflegevater?"

„Onkel Witold — ja, der vielleicht! Er ist aber auch der Einzige."

„Ich meine Ihnen doch bewiesen zu haben, daß er nicht der Einzige ist," sagte der Doctor mit leisem Vorwurfe.

Der junge Mann beugte sich über ihn. „Und ich habe es doch gerade um Sie am wenigsten verdient. Aber glauben Sie mir, Herr Doctor, ich habe eine harte Lehre erhalten, so hart, daß ich sie mein Leben lang nicht wieder vergessen werde. Seit der Stunde, in der ich Sie blutend nach Hause trug, seit den beiden ersten Tagen, in welchen der Arzt Sie verloren gab, weiß ich, wie einem Mörder zu Muthe ist. Wenn Sie wirklich bei mir bleiben wollen, jetzt können Sie es wagen. An Ihrem Schmerzenslager habe ich den wilden Jähzorn abgeschworen, der mich blind macht gegen Alles, was mir in den Weg tritt. Sie sollen nicht mehr über mich klagen."

Die Worte hatten wohl wieder etwas von der alten Energie, aber Doctor Fabian schaute doch sorgenvoll in das Antlitz seines Zöglings, das sich über ihn neigte. „Ich wollte, Sie sagten mir das mit einem andern Gesichte," erwiderte er. „Es ist ja keine Frage, daß ich bei Ihnen bleibe, aber ich ertrüge viel lieber Ihr früheres ungestümes Wesen, als diese dumpfe unheimliche Ruhe. Ihr Auge gefällt mir gar nicht."

Mit einer raschen Bewegung richtete sich Waldemar empor und entzog sich so der Beobachtung. „Wir wollen nicht immer und ewig nur von mir sprechen. Der Arzt hat Ihnen ja die frische Luft wieder erlaubt — soll ich das Fenster öffnen?"

Der Doctor seufzte; er sah, daß hier nichts auszurichten war; überdies wurde das Gespräch jetzt durch Herrn Witold unterbrochen.

„Da bin ich schon wieder," sagte er eintretend. „Waldemar, Du wirst wohl herunterkommen müssen; der junge Fürst Baratowski ist da."

„Leo?" fragte Waldemar in sichtlicher Ueberraschung.

„Jawohl, er verlangt Dich zu sprechen, und dabei werde ich wohl überflüssig sein. Geh nur! Ich leiste inzwischen unserem Doctor Gesellschaft."

Der junge Mann verließ das Zimmer, während Witold seinen früheren Platz am Bette wieder einnahm.

„Die Baratowski haben gewaltige Eile, ihn wieder zu bekommen," sprach er mit Bezug auf seinen Pflegesohn. „Schon vor drei Tagen kam ein Brief der gnädigen Frau Mama an — Waldemar hat ihn meines Wissens nicht beantwortet; er war ja überhaupt nicht von Ihrem Krankenbette wegzubringen — und jetzt erscheint der Herr Bruder in eigener Person. Diese junge Polenpflanze ist übrigens ein ganz nettes Gewächs. Ein bildhübscher Junge! Nur leider seiner Mutter wie aus den Augen geschnitten, und das setzt ihn bei mir von vornherein in Mißcredit. Dabei fällt mir ein, ich habe Sie noch gar nicht einmal gefragt, wie es eigentlich mit Ihren Entdeckungen in C. steht. In der Angst um Sie hatte ich die Sache ganz und gar vergessen."

Doctor Fabian sah vor sich nieder und zupfte verlegen an der Decke. „Ich kann Ihnen darüber leider gar nichts berichten, Herr Witold," erwiderte er. „Mein Aufenthalt in C. war doch zu

kurz und flüchtig, und ich sagte es Ihnen ja vorher, daß ich" — er lächelte wehmüthig — „weder Geschick noch Glück zum Diplomaten habe."

„Sie meinen das Loch in Ihrem Kopfe?" fragte der Gutsherr. „Nun, das hing doch eigentlich mit der Geschichte gar nicht zusammen, aber ich will Sie künftig doch nicht mehr mit solchen Aufträgen plagen. Also Sie haben nichts herausbekommen, schade! Und wie steht es mit Waldemar? Haben Sie ihm einen tüchtigen Sermon gehalten?"

„Er hat mir versprochen, sich das Geschehene aus dem Sinne zu schlagen."

„Gott sei Dank! Ich sage es ja, Sie können jetzt Alles mit ihm ausrichten. Uebrigens, Doctor, haben wir dem Jungen Beide Unrecht gethan, wenn wir meinten, er hätte überhaupt kein Gefühl. Ich dachte nie, daß ihm die Geschichte so zu Herzen gehen würde."

„Ich auch nicht," sagte der Doctor mit einem Seufzer und mit einer Beziehung, die Herrn Witold natürlich ganz entging. —

Waldemar fand beim Eintritte in das Eckzimmer den Bruder seiner harrend. Der junge Fürst, dem schon bei seiner Ankunft das alterthümliche, etwas niedrige Wohnhaus und die entsprechenden Hofgebäude aufgefallen waren, musterte jetzt mit äußerstem Befremden die einfache Einrichtung des Gemaches, in das man ihn gewiesen. Er war seit frühester Jugend an vornehme und elegante Umgebungen gewöhnt und begriff nicht, wie sein Bruder, dessen Reichthum er ja kannte, hier überhaupt ausdauern konnte. Der Salon der Miethwohnung in C., der ihm und der Fürstin erbärmlich schien, war ja prachtvoll zu nennen gegen dieses Empfangszimmer von Altenhof.

Doch all diese Erwägungen verschwanden beim Erscheinen Waldemar's. Leo ging ihm entgegen und sagte hastig, als wolle er sich so rasch wie möglich einer unangenehmen Nothwendigkeit entledigen: „Mein Kommen befremdet Dich? Du hast aber seit acht Tagen unser Haus nicht betreten und nicht einmal den Brief der Mama beantwortet; da blieb mir wohl nichts Anderes übrig, als Dich aufzusuchen."

Es war nicht schwer, zu sehen, daß der junge Mann bei diesem Besuche nicht aus eigenem Antriebe handelte; sein Gruß und seine Haltung hatten etwas entschieden Gezwungenes; er schien dem Bruder die Hand reichen zu wollen, aber so weit konnte er sich offenbar nicht überwinden; es blieb bei dem bloßen Versuche dazu.

Waldemar bemerkte das nicht oder wollte es nicht bemerken. „Du kommst auf Befehl der Mutter?" fragte er.

Leo erröthete. Er wußte am besten, welchen Kampf es der Fürstin gekostet hatte, ehe sie diesen Besuch erzwang, für den sie schließlich ihre ganze Autorität einsetzen mußte.

„Ja," entgegnete er endlich.

„Es thut mir leid, Leo, daß Du zu etwas veranlaßt worden bist, was Du nothwendig als eine Demüthigung empfinden mußt. Ich hätte es Dir unbedingt erspart, wenn ich davon gewußt hätte."

Leo blickte überrascht auf; der Ton war ihm so neu wie die Rücksichtnahme auf seine Empfindungen von dieser Seite.

„Die Mama behauptet, Du seist in unserm Hause beleidigt worden," nahm er wieder das Wort. „Durch mich beleidigt, und deshalb müßte ich den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Ich habe eingesehen, daß sie Recht hat. Du glaubst mir doch, Waldemar" — seine Stimme nahm einen erregten Ton an — „daß ich ohne diese Ueberzeugung den Schritt nie gethan hätte, niemals?"

„Ich glaube Dir," war die kurze, aber bestimmte Antwort.

„Nun, so mache mir die Abbitte auch nicht so schwer!" rief Leo, indem er jetzt wirklich die Hand ausstreckte, doch der Bruder wies sie zurück.

„Ich kann Deine Abbitte nicht annehmen. Weder die Mutter noch Du bist schuld an der Beleidigung, die mir in Eurem Hause widerfuhr. Sie ist übrigens bereits vergessen worden. Sprechen wir nicht mehr davon!"

Leo's Erstaunen wuchs mit jeder Minute; er konnte sich in diese kühle Ruhe nicht finden, die er so gar nicht erwartet hatte. War er doch selbst Zeuge der furchtbaren Aufregung Waldemar's gewesen, und jetzt lagen kaum acht Tage dazwischen.

„Ich glaubte nicht, daß Du so schnell vergessen könntest," erwiderte er mit unverstellter Betroffenheit.

„Wo ich verachten muß — allerdings!"

„Waldemar, das ist zu hart," fuhr Leo auf. „Du thust Wanda Unrecht; sie hat mir eigens aufgetragen, Dir —"

„Willst Du es mir nicht lieber ersparen, die Botschaft der Gräfin Morynska zu hören?" schnitt ihm der Bruder das Wort ab. „Es handelt sich hier doch wohl um meine Auffassung der Sache, und die weicht durchaus von der Eurigen ab. Doch lassen wir das! — Die Mutter erwartet wohl nicht, daß ich ihr persönlich Lebewohl sage. Sie wird es begreifen, daß ich für jetzt noch ihr Haus meide und auch in diesem Herbste nicht nach Wilicza komme, wie wir ausgemacht hatten. Vielleicht im nächsten Jahre."

Der junge Fürst trat mit finsterer Miene einen Schritt zurück. „Du wirst doch nicht etwa meinen, daß wir nach diesem Zerwürfnisse, nach dieser eiskalten Abweisung, die ich von Dir erfahren muß, noch Deine Gäste sein können?" fragte er gereizt.

Waldemar kreuzte die Arme und lehnte sich an das Schreibpult. „Du irrst; von einem Zerwürfnisse zwischen uns ist keine Rede. Die Mutter hat jenen Vorfall in ihrem Briefe an mich auf das Entschiedenste mißbilligt. Du hast es durch Dein Einschreiten noch mehr gethan, und wenn mir noch eine formelle Genugthuung fehlte, so giebst Du sie mir jetzt durch Dein Kommen. Was hat denn überhaupt die ganze Sache mit Eurem Aufenthalt auf meinen Gütern zu thun? Du hast freilich dem Plane von jeher widerstrebt — ich weiß es. Weshalb?"

„Weil er mich demüthigt. Und was mir früher peinlich war, ist mir jetzt vollends unmöglich geworden. Mag die Mama beschließen, was sie für gut findet, ich setze keinen Fuß —"

Waldemar legte begütigend die Hand auf seinen Arm. „Sprich das nicht aus, Leo! Das übereilte Wort könnte Dir später einen Zwang auferlegen. Um Dich handelt es sich hier ganz und gar nicht. Ich habe meiner Mutter den Wohnsitz in Wilicza angeboten, und sie hat ihn angenommen. Es war das, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, einfach meine Pflicht; ich kann und darf ihren dauernden Aufenthalt bei Fremden nicht zugeben, ohne mich selbst zu beschämen; es bleibt also bei dem Plane. Du gehst ja übrigens zur Universität und kommst höchstens in den Ferien nach Wilicza, um die Mutter zu sehen, und was sie mit ihrem Stolze vereinbar findet, wirst Du wohl auch ertragen können."

„Aber ich weiß, daß es sich dabei um unsere ganze Existenz handelt," brach Leo aus. „Ich habe Dich beleidigt; ich sehe es jetzt ein, und da kannst Du doch nicht verlangen, daß ich alles aus Deiner Hand nehmen soll."

„Du hast mich nicht beleidigt," sagte Waldemar ernst. „Im Gegentheil, Du allein bist wahr gegen mich gewesen, und wenn mich das im Augenblicke auch kränkte, jetzt danke ich es Dir. Du hättest nur früher sprechen sollen, aber freilich, ich konnte von Dir nicht fordern, den Denuncianten zu machen, und begreife, daß nur die Leidenschaft des Augenblicks Dich zu der Eröffnung fortreißen konnte. Dein Dazwischentreten hat ein Netz zerrissen, in welchem ich gefangen lag, und Du glaubst doch nicht, daß ich Schwächling genug bin, das zu beklagen? — Zwischen uns Beiden hat alle Feindschaft ein Ende."

Leo kämpfte zwischen Trotz und Beschämung. Er wußte recht gut, daß nur seine eigene Eifersucht ihn angetrieben hatte, und fühlte seine Mitschuld um so tiefer, je mehr man ihn davon entlasten wollte. Er hatte sich auf eine heftige Scene mit dem Bruder gefaßt gemacht, dessen Ungestüm er hinlänglich kannte; jetzt stand er ihm völlig fassungslos gegenüber. Der junge Fürst war noch zu wenig Menschenkenner, um zu sehen oder auch nur zu ahnen, was sich hinter dieser unbegreiflichen Ruhe Waldemar's barg und was sie diesem kostete; er nahm sie für Wahrheit. Was er aber klar empfand, war das Bemühen des Bruders, ihn und die Fürstin das Vorgefallene nicht büßen zu lassen, ihnen trotz alledem den Aufenthalt auf seinen Gütern zu ermöglichen. Leo wäre unter ähnlichen Umständen einer gleichen Großmuth vielleicht nicht fähig gewesen, aber eben deshalb fühlte er sie in ihrem ganzen Umfange.

„Waldemar, es thut mir leid, was geschehen ist," sagte er, ihm freimüthig die Hand hinstreckend, und diesmal hatte die Bewegung nichts Gezwungenes mehr; sie kam aus vollem Herzen — diesmal ergriff der Bruder aber auch die dargebotene Rechte.

„Versprich mir, die Mutter nach Wilicza zu begleiten! Ich bitte Dich darum," fuhr er ernster fort, als Leo widersprechen wollte, „und wenn Du wirklich glaubst, mich beleidigt zu haben, so fordere ich von Dir diesen Dienst als Preis der Versöhnung."

Leo senkte das Haupt; er gab den Widerstand auf. „Du willst also der Mutter nicht selbst Lebewohl sagen?" fragte er nach einer Pause. „Das wird sie schmerzen."

Ein unendlich bitteres Lächeln schwebte um Waldemar's Mund, als er erwiderte: „Sie wird es zu ertragen wissen. Leb' wohl, Leo! Es freut mich, daß ich wenigstens Dich noch einmal gesehen habe."

Der junge Fürst blickte eine Secunde lang in das Gesicht seines Bruders, dann legte er wie in plötzlicher Aufwallung die Arme um seinen Hals. Waldemar duldete die Umarmung schweigend, aber er erwiderte sie nicht, und doch war es die erste zwischen ihnen.

„Lebe wohl!" sagte Leo erkältet, indem er die Arme wieder sinken ließ.

Einige Minuten später rollte der Wagen, der den jungen Baratowski gebracht hatte, wieder aus dem Hofe, und Waldemar kehrte in das Zimmer zurück. Wer ihn jetzt sah, mit diesen zuckenden Lippen, mit den qualvoll gespannten Zügen und dem starren, düstern Blicke, der wußte, welche Bewandtniß es mit der Ruhe und Kälte hatte, die er während der ganzen Unterredung gezeigt. Sein tödtlich verwundeter Stolz hatte sich aufgerafft; Leo durfte nicht sehen, daß er litt, durfte am allerwenigsten das in C. berichten, jetzt aber bedurfte es der Selbstbeherrschung nicht mehr; jetzt blutete die Wunde wieder. Stürmisch und gewaltsam, wie der ganze Charakter Waldemar's, war auch seine Liebe gewesen, das erste Gefühl, das sich in dem vereinsamten, verwilderten Jünglinge regte. Er hatte Wanda mit der vollen Gluth der Leidenschaft geliebt, aber auch mit der ganzen Anbetung der ersten reinsten Neigung, und wenn er auch nicht zu Grunde ging an dem Bewußtsein, sich verhöhnt zu wissen, die Stunde, in der sein Jugendideal ihm zertrümmert wurde, kostete ihn doch manches Andere — die Jugend selbst und das Vertrauen zu den Menschen.

Schloß Wilicza, das der ganzen zu ihm gehörigen Herrschaft seinen Namen lieh, bildete, wie schon erwähnt, den Mittelpunkt eines großen Gütercomplexes, der nicht weit von der Grenze des Landes lag. Wohl selten mochte sich ein so ausgedehntes Besitzthum in den Händen eines Einzelnen befinden, und noch seltener mochte es vorkommen, daß der Besitzer sich so wenig darum kümmerte, wie es hier der Fall war. Wilicza hatte von jeher der einheitlichen und einsichtsvollen Leitung entbehrt; der verstorbene Nordeck war eben nur Speculant und hatte als solcher sein Vermögen erworben. Den Großgrundbesitzer zu spielen verstand er weder in gesellschaftlicher noch in praktischer Hinsicht; er war fast gänzlich von seinen Beamten abhängig. Der Sorge für die einzelnen Güter und Vorwerke wußte er sich durch Verpachtung derselben zu entledigen; sie befanden sich noch jetzt in den Händen verschiedener Pächter, nur Wilicza selbst, sein eigener Wohnsitz, wurde davon ausgenommen und der Verwaltung eines Administrators übergeben. Der Hauptreichthum der Güter aber bestand in den ausgedehnten Forsten, die fast zwei Drittel der ganzen Herrschaft einnahmen und ein ganzes Heer von Forstleuten zur Aufsicht nöthig hatten. Sie bildeten einen eigenen Verwaltungszweig für sich, und aus ihnen hauptsächlich stammten die riesigen Einnahmen, die dem Besitzer zuflossen.

Der Vormund des minderjährigen Erben, der nach dem Tode Nordeck's an dessen Stelle trat, hatte die sämmtlichen früheren Einrichtungen bestehen lassen, theils aus Pietät für den Verstorbenen, theils weil er sie für durchaus zweckmäßig hielt. Herr Witold war ein ganz vortrefflicher Landwirth für das nicht sehr bedeutende Altenhof, das er selbst bewirthschaftete und wo alle Details durch seine Hände gingen; den großartigen Verhältnissen Wiliczas zeigte er sich in keiner Weise gewachsen; ihm fehlte jeder Ueberblick, jeder Maßstab dafür. Er glaubte seiner Pflicht in vollstem Maße nachzukommen, wenn er die vorgelegten Rechnungen und Belege, die er natürlich auf Treue und Glauben hinnehmen mußte, möglichst sorgfältig prüfte, die eingehenden Summen gewissenhaft im Interesse seines Mündels anlegte und im Uebrigen die Beamten schalten und walten ließ, wie es ihnen beliebte. Einen andern Besitzer hätte diese Art der Bewirthschaftung vielleicht ruinirt, dem Nordeck'schen Vermögen konnte sie keinen allzu großen Schaden zufügen, denn wenn dabei auch Tausende zu Grunde gingen, so blieben immer noch Hunderttausende übrig, und die großen Einkünfte der Herrschaft, von denen der junge Erbe nur zum kleinsten Theile Gebrauch machen konnte, deckten nicht allein jeden etwaigen Ausfall, sondern ließen auch das Vermögen selbst immer mehr anschwellen. Daß die Güter unter solchen Verhältnissen nicht das werden konnten, was sie in tüchtigen Händen geworden wären, stand fest, aber danach fragte der Vormund wenig und der junge Nordeck that es noch weniger. Er war sogleich nach seiner Mündigkeitserklärung auf die Universität und später auf Reisen gegangen und hatte Wilicza, das er überhaupt nicht zu lieben schien, seit Jahren nicht betreten.

Das Schloß selbst stand im schönsten Gegensatz zu den meisten Edelsitzen der Nachbarschaft, die mit wenigen Ausnahmen kaum den Namen von Schlössern verdienten, und wo oft genug ein gewisser äußerer Glanz, den man um jeden Preis festhalten wollte, den Verfall und die Verkommenheit nicht zu decken vermochte. Wilicza verleugnete auch in seiner äußeren Erscheinung nicht den alten Fürsten- und Grafensitz, der fast zwei Jahrhunderte überdauert hatte. Es stammte noch aus der Glanzepoche des Landes, wo die Allmacht des Adels mit seinem Reichthum Hand in Hand ging und seine Wohnsitze die Schauplätze einer Pracht und Ueppigkeit waren, wie sie unsere Zeit kaum mehr kennt. Das Schloß konnte nicht eigentlich für schön gelten und hätte vor einem künstlerischen Auge schwerlich Gnade gefunden. Der Geschmack, der es schuf, war unleugbar ein roher gewesen, aber es imponirte doch durch die Massigkeit seiner Formen und die Großartigkeit der ganzen Anlage. Trotz all' der Veränderungen, die es im Laufe der Jahre erfahren hatte, war ihm doch sein ursprünglicher Charakter erhalten geblieben, und der mächtige Bau mit seinen langen Fensterreihen, mit dem weiten rasenbedeckten Vorplatz und dem großen waldartigen Parke hob sich, etwas düster zwar, aber doch imposant aus dem Kranze der prachtvollen Wälder, die ihn umgaben.

Nach dem Tode des früheren Besitzers hatte das Schloß lange Jahre hindurch einsam und verödet gestanden. Der junge Erbe kam nur äußerst selten in Begleitung seines Vormundes dorthin und blieb stets nur wenige Wochen da. Die Einsamkeit nahm erst ein Ende, als die ehemalige Herrin von Wilicza, die jetzige verwittwete Fürstin Baratowska, wieder dort einzog. Jetzt endlich wurden die so lange verschlossenen Räume wieder geöffnet, und die äußerst kostbare Einrichtung, mit welcher Nordeck bei seiner Vermählung Zimmer und Säle ausgestattet hatte, wurde erneuert und in ihrem ganzen früheren Glanze wieder hergestellt. Der jetzige Besitzer hatte seiner Mutter die sämmtlichen Einkünfte des Schloßgutes zugewiesen, für ihn ein nur unbedeutender Theil seines Einkommens und doch hinreichend, der Fürstin und ihrem jüngsten Sohne eine standesgemäße Existenz zu sichern, so weit sie auch den Begriff „standesgemäß" auffassen mochte. Sie machte denn auch vollständigen Gebrauch von den Summen, die zu ihrer Verfügung standen, und ihre Umgebung und Lebensweise wurde auf einen ähnlichen Fuß eingerichtet, wie zu jener Zeit, wo die junge Gräfin Morynska als Gebieterin in Wilicza einzog und ihr Gemahl es noch liebte, vor ihr und ihren Verwandten seinen Reichthum zur Schau zu tragen.

Es war im Anfang des October; der Herbstwind strich schon rauh über die Wälder hin, deren Laub sich allmählich zu färben begann, und die Sonne kämpfte sich oft mühsam durch die dichten Nebel, welche die Landschaft einhüllten. Auch heute war es erst gegen Mittag klar geworden, und jetzt schien die Sonne hell in den Salon, der unmittelbar an das Arbeitscabinet der Fürstin stieß und den sie gewöhnlich bewohnte. Es war ein großes Gemach, hoch und etwas düster, wie die sämmtlichen Räume des Schlosses, mit tiefen Fensternischen und einem mächtigen Kamin, in dem bei der herbstlichen Kühle schon ein



„Ja, Bauer, das ist ganz 'was andres."
Originalzeichnung von C. Beckmann in München.

Feuer loderte. Die schweren dunkelgrünen Vorhänge waren weit zurückgeschlagen, und das voll hereindringende Tageslicht zeigte die gediegene Pracht der Einrichtung, in der gleichfalls das dunkle Grün vorherrschte. Augenblicklich befanden sich nur die Fürstin und Graf Morynski dort. Der Graf kam mit seiner Tochter sehr oft von Rakowicz herüber, um dann auf Tage und Wochen Gast der Schwester zu sein, auch heute war er zu einem längeren Besuche eingetroffen. Man sah es ihm doch an, daß er um mehrere Jahre älter geworden war; das Haar zeigte sich stärker ergraut, und in die Stirn gruben sich noch einige Linien mehr, sonst hatte das ernste charakteristische Gesicht seinen früheren Ausdruck behalten. An der Fürstin dagegen war kaum eine

Veränderung zu bemerken; die Züge der noch immer schönen Frau waren genau so kalt und stolz, die Haltung ebenso unnahbar wie früher. Obgleich sie schon nach Jahresfrist die tiefe Trauer um den verstorbenen Gemahl abgelegt hatte, trug sie doch stets noch schwarze Kleidung, und der dunkle, aber äußerst reiche Anzug kleidete die hohe Gestalt sehr vortheilhaft. Sie war in lebhaftem Gespräche mit ihrem Bruder begriffen.

„Ich begreife nicht, wie Dich diese Nachricht so überraschen kann,“ sagte sie. „Wir mußten längst darauf gefaßt sein. Mich wenigstens hat es stets befremdet, daß Waldemar seinen Gütern so lange und so consequent fern blieb.“

„Eben deshalb!“ fiel der Graf ein. „Er hat Wilicza bisher in beinahe auffallender Weise vermieden; weshalb kommt er jetzt auf einmal so plötzlich, ohne jede vorherige Andeutung? Was kann er hier wollen?“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Indianerkämpfe.

I. Das Blutbad am Kleinen „Big-Horn“-Flusse.

Seit den wildromantischen Kämpfen gegen die Modocs in ihrer unzugänglichen Felsenburg inmitten der Bergwildnisse Oregons, die mit der völligen Vernichtung des Stammes und der Gefangennehmung ihres Häuptlings, Capitain Jack, endeten, schien sich die Lust zu größeren, organisirten Aufständen gegen die Regierung der Republik bei den Rothhäuten einigermaßen gelegt zu haben. Wenngleich einige Male ein Indianerkrieg drohte, so genügte doch die Entfaltung einer mäßigen Militärmacht, jedesmal das Feuer zu ersticken, ehe es weiter um sich greifen konnte; es blieb bei den alten Ruhestörungen, bei Ueberfällen einsamer Grenzbewohner, Ermordung schwacher Reisegesellschaften und gelegentlichen Scharmützeln mit kleinen Truppendetachements, alles Vorfälle, die, obwohl entsetzlich genug für die Betreffenden, dennoch zu alltägliche Ereignisse waren, als daß sie die Sympathie des großen Publicums tiefgehend zu erregen vermocht hätten. Erst im Laufe dieses Jahres zeigten sich, in Folge des Blackhill-Goldfiebers, schwerere Kriegswolken am westlichen Himmel, so daß im Frühjahr ein Feldzug gegen die Siouxstämme von Montana und Dakota vorbereitet und vor etwa einem Monate begonnen wurde. Das Alles absorbirende Interesse indessen, welches der Osten mit seiner Weltausstellung forderte, ließ es die Meisten fast vergessen, daß in den Wildnissen des fernen Westens eine brave, todesmuthige Schaar im grausamsten aller Kriege ihr Leben für die Civilisation und für den Frieden ihrer Mitbürger in die Schanze schlagen mußte, und als am vergangenen hundertjährigen Geburtstage der Republik froher Jubel das ganze Land erfüllte, da ahnte es wohl Niemand, daß unmittelbar nach dem Nationalfesttage die Kunde von einer Bluthat das Land erschüttern würde, welche in der langen Geschichte der Indianerkämpfe ihres Gleichen nicht gehabt hatte. Am 6. Juli blitzte der Telegraph die grause Nachricht nach allen Theilen der Republik, daß General Custer mit seinem ganzen Commando, über dreihundert Mann stark, in einem blutigen Treffen von den Sioux niedergemetzelt sei. Nicht ein Mann war entronnen, um die Nachricht von dieser Schreckensthat zu überbringen; erst die nachrückenden Truppen fanden die Leichen der Gemordeten, beraubt, scalpirt und scheußlich verstümmelt; nur aus der Beschaffenheit des Schlachtfeldes, der Gruppirung der Todten und aus ergänzenden Muthmaßungen vermochten sie die Geschichte der grausigen Tragödie zusammenzustellen, deren genauere Details kein Lebendiger jemals verrathen wird. Ein düsterer, häßlicher Schlagschatten auf den hellen Jubel des 4. Juli!

Es wird den Lesern der „Gartenlaube“ nicht entgangen sein, daß, seit im vorigen Jahre die Expedition der Regierung nach den Black Hills das Vorhandensein edler Metalle in jenen Bergen bestätigte, ein neues, unsinniges Goldfieber ausbrach, welches Tausende nach dieser von Indianern sehr unsicher gemachten Gegend trieb. Die „Schwarzen Berge“ waren uraltes Eigenthum der Rothhäute, der heilig gehaltene Begräbnißplatz mächtiger Stämme seit unvordenklichen Zeiten. Man erwartete folglich blutigen Widerstand gegen die Eindringlinge in ein Gebiet, das bis dahin noch nie von eines Weißen Fuß betreten worden war. Die Regierung beabsichtigte auch die Wilden in ihren Rechten zu schützen und verbot die Einwanderung von Goldgräbern, aber das Verbot wurde wenig beachtet. Die Folge waren blutige Schlächtereien, ein Guerillakrieg, in welchem die Weißen natürlich den Kürzeren zogen. Dies bewog die Regierung, Unterhandlungen mit den Häuptlingen der umwohnenden Stämme anzuknüpfen, indem die wachsende Aufregung derselben ernstere Conflicte befürchten ließ. Ein Vertrag mit „Sitting Bull“, dem großen Häuptling der mächtigen Siouxstämme, kam zu Stande, kraft dessen er sich verpflichtete, mit seinen Leuten nach der ihnen am oberen Missouri angewiesenen Reservation auszuwandern. Dies sollte bis spätestens Ende Januar dieses Jahres geschehen sein. Es geschah indeß nicht; im Gegentheil verband sich Sitting Bull mit mehreren Siouxstämmen, zog andere Indianer aus Wyoming und Colorado mit in das Bündniß und sammelte ein Heer wohlbewaffneter und gutberittener Krieger, dessen Stärke von Wohlunterrichteten auf mindestens viertausend Mann geschätzt wurde.

Zunächst um diesen Häuptling wegen Verletzung seines Vertrages zu züchtigen, wurde die Expedition dieses Frühjahr ausgerüstet. Sie war in drei Divisionen getheilt, deren eine von General Terry und unter ihm von den Generalen Custer und Gibbons befehligt wurde. Terry's Operationsplan war in kurzem folgender: Das Lager der Indianer befand sich Ende Juni im südlichen Montana zwischen dem Big-Horn- und Rosebud-Flusse, die sich beide parallellaufend von Süden her in den Yellow-Stone-Fluß ergießen. Dieses sollte umzingelt und dann womöglich vernichtet werden. Gibbons' Abtheilung, bei welcher Terry selbst sich befand, sollte an der Mündung des Big-Horn landen, dem Laufe desselben folgen und sich dann ostwärts gegen die Indianer wenden; Custer hatte Ordre, von der Mündung des Rosebud stromaufwärts zu marschiren, dann sich ostwärts gegen die Indianer zu wenden und nach seiner Vereinigung mit Gibbons, die am 27. Juni erfolgen sollte, das Lager mit der ganzen ungefähr tausend Mann starken Truppenmacht anzugreifen. Der Plan war derart, daß man diesmal mit Recht hoffen durfte, den Rothhäuten einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Die Soldaten und ihre Führer ließen nichts zu wünschen übrig. In jahrelangem Grenzdienste hatten sie die Ränke und Schliche der Wilden gründlich kennen gelernt, und niemals marschirten bravere Männer gegen einen grausameren und heimtückischeren Feind.

In besonderem Maße galt dies von dem erst siebenunddreißig Jahre alten General Custer. Er hatte die Kriegsschule in Westpoint kaum absolvirt, als die Rebellion ausbrach, welche er von Anfang bis zum Ende durchmachte. In nicht weniger als sechszig Schlachten und Gefechten kämpfte er für die Union, stieg vom Range eines Secondelieutenants bis zu dem eines Generalmajors und war, als der Friede geschlossen wurde, einer der gefeiertsten Reiterführer der Armee, von seinen Soldaten vergöttert und wegen seiner todesverachtenden Kühnheit im ganzen Lande gefeiert.

Wie mit dem Schwerte, so war Custer auch mit der Feder ausgezeichnet. Seine Schilderungen des Kriegslebens auf den westlichen Prairien, das er im Grenzdienste gründlich kennen lernte, wurden stets mit Vergnügen von den Lesern der Magazine gelesen, deren Mitarbeiter er jahrelang war.

Am 22. Juni zu Mittag brach Custer mit seinem ganzen Regimente, aus zwölf erlesenen Veteranencompagnien bestehend, von der Mündung des Rosebud-Flusses auf, begleitet von einer Abtheilung indianischer Kundschafter. Er marschirte etwa zwanzig Meilen stromaufwärts, das heißt südlich, bis er auf einen stark betretenen Indianerpfad traf, der genauer Recognoscirung zufolge westwärts nach dem Kleinen Big-Horn-Flusse führte, einem Nebenflüßchen des Big-Horn, der, von Südosten kommend, sich westwärts in denselben ergießt. Er schlug den Pfad ein und stieß nach einiger Zeit auf ein Indianerdorf oder Lager von ganz ungewöhnlicher Größe, das sich in einer Ausdehnung von drei Meilen am linken oder südlichen Ufer des Kleinen Big-Horn hinzog. Trotz der Größe des Lagers und der wahrscheinlichen bedeutenden Ueber-

macht des Feindes beschloß der überkühne General den Angriff. Es war am Morgen des 25. Juni, also zwei Tage vor der verabredeten Vereinigung mit Terry und Gibbons. Custer selbst wollte mit fünf Compagnien drei Meilen stromabwärts am Ende des Dorfes dasselbe in der rechten Flanke fassen, während Major Reno mit drei Compagnien den Fluß überschreiten und auf dem linken Ufer den Feind angreifen sollte. Die übrigen vier Compagnien hatten sich letzterem bei ihrer Ankunft anzuschließen. Reno setzte durch das seichte Wasser und begann mit seinen tapfern Reitern den blutigen Gang. Im Galopp sprengten die Reiter in's Lager hinein, und bald hatten sie, was sie suchten.

Wie Ameisen aus ihrem aufgewühlten Baue hervorstürzen, so wimmelte es im Nu von wilden rothen Gestalten, meist zu Pferd und gut bewaffnet, um das dem Verderben geweihte Häuflein. Löwenmuthig fechtend, häuften die Tapferen Leichen und Verwundete um sich her, aber auch die Kugeln der Wilden trafen nur zu gut. Es war nutzlose Arbeit. Einer nach dem andern sank todt oder verwundet nieder; die Zahl der Angreifer wuchs von Minute zu Minute; in kurzer Zeit mußten sie von der Uebermacht erdrückt werden. Da befahl Reno den Rückzug. Fechtend wurde das Buschwerk am Ufer des Flusses erreicht und der Uebergang begonnen. In diesem Momente trafen die drei Reservecompagnien auf dem Kampfplatze ein, und wohl sehend, daß jede Erneuerung des Angriffes Wahnsinn sein würde, schlossen sie sich Reno an und deckten seinen Rückzug. Am rechten Ufer, welches, hoch und steil abfallend, das linke weit überragt, wieder angelangt, befahl Reno Halt zu machen und ließ die Truppen absitzen, um in aller Eile eine nothdürftige Verschanzung auf einer der höchsten Stellen aufzuwerfen. Hier stieß die letzte noch zurückgebliebene Compagnie mit der Bagage zu ihm. Diese sieben schon arg decimirten Compagnien waren bald von einer zwischen ein- bis zweitausend Krieger zählenden Feindesschaar umgeben, die mehrere Punkte besetzt hatten, welche die von den Weißen eingenommene Stellung völlig beherrschten. Vor halb zwei Uhr Nachmittags des 25. bis zum Abend des 26. wurde der ungleiche Kampf fortgesetzt, der mit der totalen Vernichtung der Truppen geendet haben würde, wenn nicht noch rechtzeitige Hülfe eingetroffen wäre, durch welche die Indianer zum Abzuge bewogen wurden.

Wo war unterdeß Custer geblieben? Reno wußte nichts von ihm, die Entsatztruppen ebenso wenig. — Ehe sein Schicksal berichtet wird, mögen die Leser einige Tage zurückgehen, um den Bewegungen der Generale Terry und Gibbons zu folgen. — Am Abend des 24. Juni befand sich Gibbons' Commando, aus fünf Compagnien Infanterie, vier Compagnien Cavallerie und drei Geschützen bestehend, auf der Südseite des Yellow-Stone-Flusses, nicht weit von der Mündung des Big-Horn in denselben. Terry, der dieses Commando selbst begleitete, befahl sofort den Marsch, der, bis die Nacht anbrach, fortgesetzt wurde. Am 25. marschirte die Colonne fünfundzwanzig Meilen den Big-Horn aufwärts über ein überaus schwieriges, ermüdendes Terrain, sodaß sie am Abend völlig erschöpft ein Lager bezog. Obwohl erst der 27. als Angriffstag bestimmt war, ließ es Terry keine Ruhe im Lager; er stellte sich selbst an die Spitze der Cavallerie und Artillerie und ritt noch in der Nacht mit seinen Getreuen dreizehn Meilen weiter bis an die Mündung des Kleinen Big-Horn, in dessen Nähe man die Indianer vermuthete. Hier wurde um Mitternacht Halt gemacht. Bei Tagesgrauen brachten die Kundschafter drei Indianer in's Lager, die sich indessen als freundlich gesinnte Crows erwiesen; durch diese erhielt Terry die erste Nachricht von der unglücklichen Schlacht, ohne ihr jedoch rechten Glauben zu schenken; man konnte und wollte das Entsetzliche nicht glauben. Sobald die Infanterie, welche sehr früh aufbrach, eingetroffen war, setzte sich die ganze Colonne wieder in Bewegung, indem sie am linken oder südlichen Ufer des Kleinen Big-Horn hinaufmarschirte. Ohne Rast zogen die Soldaten den ganzen Tag durch das zerrissene, unwegsame Terrain; die Sorge um ihre Cameraden ließ ihnen keine Ruhe und machte sie die eigene Erschöpfung vergessen. Am südöstlichen Horizonte lag eine Rauchwolke; jedes Auge war unverwandt auf dieselbe gerichtet; man hoffte, sie sei ein Zeichen, daß Custer doch noch erfolgreich gewesen sei und das Dorf in Brand gesteckt habe. Kundschafter wurden vorausgeschickt, um sich mit Custer in Verbindung zu setzen, aber Indianerhaufen, die sich in immer größerer Anzahl vor der Front der anrückenden Colonne herumtrieben, zwangen sie zur Umkehr.

Von Custer und seinen Leuten zeigte sich keine Spur; die Unruhe Terry's und der Seinen stieg von Stunde zu Stunde. Und abermals senkte die Nacht sich auf die todmüden Truppen herab, und nochmals mußten sie sich nach einem Tagesmarsche von dreißig Meilen durch die pfadlose Wildniß mit den Waffen in der Hand zu kurzer Rast niederlegen. Das Tageslicht mußte erwartet werden; wußte man doch nicht, wie nahe und in welcher Anzahl der tückische Feind sie bedrohte. Als am frühen Morgen des 27. der Marsch wieder aufgenommen wurde, begannen die Zeichen des stattgefundenen Kampfes sich zu zeigen und bei jedem Schritte sich zu mehren. Man erreichte eine Ebene, die sich etwa eine halbe Meile breit am linken Ufer des Kleinen Big-Horn hinzog. Hier hatte ein ungeheures Indianerdorf gestanden, mindestens drei Meilen lang; jetzt war es völlig verlassen. Mehrere Begräbnißplätze zeigten noch die Spuren der Ceremonie. Geschlachtete Pferde lagen um dieselben; in einer Loge wurden die Leichen von neun Häuptlingen gefunden. Der Boden war allenthalben mit Pferdecadavern, Monturstücken, Büffelhäuten und Provisionen, mit Waffen und Lagergeräthschaften aller Art bedeckt. Hier hatte der wilde Kampf getobt; man begann an die Nachrichten des vorigen Tages zu glauben. Bald stieß man auf mehrere Leichen, die trotz ihrer Verstümmelungen sofort als die von Officieren des Custer'schen Regiments erkannt wurden. Da sprengten Kundschafter auf schaumbedeckten Pferden mit der Meldung heran, daß Major Reno mit dem Reste des siebenten Cavallerie-Regimentes auf einer Höhe des rechten Ufers verschanzt sei und nach sechsunddreißigstündigem blutigem Kampfe auf Entsatz sehnlichst warte. Im Schnellschritte ging es vorwärts; bald war man der Stelle gegenüber, wo die kleine Heldenschaar erschöpft und blutend lag. Von Indianern war nichts mehr zu sehen; sie hatten sich schon am Abend des 26., wahrscheinlich durch Terry's Anrücken erschreckt, mit Allem, was sie mitschleppen konnten, aus dem Staube gemacht. Terry sprengte sogleich mit einigen Officieren in den Fluß, und bald begrüßten sich Retter und Gerettete unter dem stürmischen Jubelgeschrei der Truppen. Vom Flusse bis zur Verschanzung waren alle Abhänge mit Menschenleichen und todten Pferden besäet; mitten unter ihnen fand man Reno mit zwölf Officieren und dem Reste von sieben Compagnien. Einige fünfzig Schwerverwundete hatte man in einer Vertiefung in der Mitte der Schanze, so gut es eben ging, gegen die Kugeln der Wilden und gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen gesucht.

Aber wo war Custer? Reno wußte nichts, und auch Terry und Gibbons hatten keine Spur außer einigen Leichen von seinen Cameraden gefunden. Man machte sich auf, ihn und seine Leute zu suchen. Sein Plan war gewesen, drei Meilen am nördlichen Ufer stromabwärts zu reiten, dann überzusetzen und das Dorf am westlichen Ende anzugreifen. Man zog also flußabwärts, und bald bot sich ein Anblick dar, der das Blut der an Gräuelscenen aller Art gewöhnten harten Grenzer fast gerinnen machte. Custer hatte offenbar versucht, den Uebergang über den Fluß zu erzwingen, war aber dabei von einer überwältigenden Macht angegriffen und auf die steilen Höhen des rechten Ufers zurückgedrängt worden. Zugleich mußte ihm der Rückzug und die Verbindung mit Reno abgeschnitten worden sein, sodaß den Umzingelten nichts übrig blieb, als ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen, denn von einer Uebergabe im Sinne civilisirter Kriegsführung war hier selbstverständlich keine Rede. Die hart an's Ufer herantretenden Höhen sind von tiefen Schluchten und Rissen durchfurcht, und hier lagen die Erschlagenen in Reih und Glied, wie sie gestanden und gefochten hatten, jede günstige Stelle zur Vertheidigung benutzend, bis kein Mann mehr übrig geblieben war, um Büchse und Säbel zu führen. In den engen Schluchten lagen Menschen und Pferde aufeinander geschichtet, die Ersteren meist scalpirt und sonst gräßlich verstümmelt. Eine Compagnie nach der andern hatte sich vor den anstürmenden Feind geworfen und war bis auf den letzten Mann vernichtet worden. So hatte sich der Kampf immer höher hinaufgezogen, bis auf den höchsten Punkt des Ufers. Dort lag Custer selbst, umgeben von seinen zwei Brüdern, einem Neffen, den Obersten Yates und Cooke und Capitain Smith, Alle nur wenige Schritte voneinander, ihre todten Pferde an ihrer Seite.

Hier, hinter der letzten gefallenen Compagnie des Obersten Yates, hatte der brave General mit den letzten übrig gebliebenen Officieren seines Regiments noch einmal Stand gemacht, bis einer nach dem andern unter den Händen der wüthenden Wilden verblutet war.

Nicht eine Seele war entronnen, um die Geschichte dieser Blutthat zu erzählen, aber deutlicher und glühender, als es mit Menschenhand beschrieben werden kann, stand es auf den kahlen, felsigen Uferhöhen zu lesen, welch neues Opfer die nimmersatte Mordgier der rothen Teufel gefordert hatte, und beredter, als Menschenworte es aussprechen können, schrie das Blut der Gemordeten, das den Boden röthete, nach Rache. Zweihunderteinundsechszig Leichen wurden gefunden und am blutgetränkten Ufer des Kleinen Big-Horn begraben; die einundfünfzig Schwerverwundeten von Reno's Commando schaffte man auf Tragbahren bis zur Mündung des Flusses, wo sie von einem zur Expedition gehörenden Dampfer aufgenommen und nach Fort Lincoln geschafft wurden.

Obwohl die Hauptmasse der Indianer, welche nach der Schätzung der Officiere sich auf drei- bis viertausend belaufen hatte, südwestlich nach den Big-Horn-Bergen gezogen war, schwärmte doch die ganze Gegend von Banden, welche die Bewegungen der Truppen beobachteten, um bei der geringsten Nachlässigkeit derselben den Angriff zu erneuern. Gibbons' Cavallerie folgte den Wilden eine Strecke von zehn Meilen, bis sie sich von ihrem einstweiligen Abzuge überzeugt hatte. Die Zahl der todten Rothhäute war schwer zu ermitteln, da sie, wenn irgend möglich, ihre Gefallenen stets mitschleppen; doch dürfte ihr Verlust kaum geringer als derjenige der Truppen gewesen sein. Nur wenige Todte wurden in den Schluchten versteckt gefunden, unter diesen mehrere Arapahoes und Cheyennes, ein Beweis, daß auch weiter südlich wohnende Stämme sich Sitting Bull und seinen Sioux angeschlossen hatten.

Was die eigentliche Ursache dieser grauenvollen Katastrophe war, wird wahrscheinlich nie völlig aufgeklärt werden. Daß der Angriff Custer's mit seinen fünf- bis sechshundert Mann gegen einen sechsfach überlegenen Feind verfrüht war, steht fest, denn die Ordre Terry's lautete, bis zur Vereinigung mit Gibbons, die frühestens am 27. erfolgen konnte, zu warten. Vielleicht fürchtete Custer, die Indianer würden ihm entschlüpfen, wenn er wartete, vielleicht waren Umstände vorhanden, die ihm einen Angriff nothwendig erscheinen ließen. Seine bekannte Kühnheit ließ ihn dabei wohl die Kriegstüchtigkeit der Sioux unterschätzen, und gewiß war die Hoffnung, durch einen entscheidenden glorreichen Sieg dem wilden Kriege ein schnelles Ende zu machen, für einen Mann, dem kriegerischer Ruhm und Ehre das Höchste war, eine starke Versuchung. Sei dem wie ihm wolle: sein Mund ist stumm wie der seiner tapferen Genossen. Hat er einen Fehler begangen, so hat er ihn schwer gebüßt und mit seinem Herzblute gesühnt; das Volk der Republik, dem er so treu gedient, wird seiner nur gedenken als des braven Soldaten und Patrioten; ihm so wie seinen gefallenen Kampfgenossen wird willig und dankbar ein Platz unter den Helden der Republik eingeräumt werden.

In Washington verursachte die Kunde eine große Sensation. Eine Conferenz des Präsidenten mit dem Kriegsminister und dem General der Armee Sherman wurde augenblicklich berufen, da ein allgemeiner Indianerkrieg fast unausbleiblich scheint. Zu gleicher Zeit wurde eine Bill im Senat eingebracht, welche den Präsidenten autorisirt, fünf Regimenter Freiwillige aus den Grenzern der westlichen Staaten und Territorien auszuheben, um die regulären Truppen zu verstärken. Einstweilen wird General Terry's Truppenmacht durch verschiedene Detachements auf zweitausend Mann gebracht werden, mit welchen er für's Erste im Stande sein dürfte den Feind zu verfolgen oder wenigstens im Schach zu halten. Die Aufregung und Erbitterung namentlich im Westen ist selbstverständlich groß, und das Verlangen allgemein und dringend, daß die Regierung doch endlich einmal ihre gefährliche, verderbenbringende Indianerpolitik aufgeben und diejenigen Stämme wenigstens, welche sich der Cultur und den Gesetzen durchaus nicht beugen wollen, der Controlle des unseligen Indianerbureaus entziehen und dem Kriegsdepartement zur Züchtigung übergeben möge. Dies Letztere dürfte gleichbedeutend mit Ausrottung sein; die Truppen werden wenig Umstände mit den Mördern ihrer Cameraden machen, wenn ihnen nur freie Hand gelassen wird. Und wehe den Rothhäuten, die in die Hände der ergrimmten Grenzregimenter fallen! Es wird dann heißen: Auge um Auge und Zahn um Zahn; die Abrechnung wird eine blutige werden.

Welche Hindernisse der Armee bisher von der Regierung selbst in den Weg gelegt worden sind, zeigte eine Aeußerung General Sherman's, welche er bei Gelegenheit dieser letzten Metzelei machte: „Ich habe," sagte er, „jeden Mann, den ich entbehren konnte, nach Montana geschickt; die Regierung aber beurtheilt die Verhältnisse in jenen Gegenden nach ihrer eigenen Weisheit. Sie befiehlt eine Expedition, und wir thun das Aeußerste mit dem Material, das sie uns giebt. Wir sind nicht in der Lage, mit demselben das auszuführen, was von uns gefordert wird." Hätte General Sherman statt des „Hofkriegsraths" in Washington unumschränkte Vollmacht, Freiwillige auszuheben und auszurüsten, dann würde mit Sitting Bull und seinen Banden ein schnelles Ende gemacht werden. Und mit ihm würde die Gefahr eines allgemeinen Indianerkriegs beseitigt sein, denn wie er seit Jahren die Seele und der Mittelpunkt aller Indianerunruhen und -Aufstände gewesen ist, so ist er auch jetzt der Leiter der weitverzweigten Verschwörung gegen den Frieden der westlichen Territorien. Sein Tod oder seine Gefangennehmung würde der ganzen Bewegung die Einheit und den Zusammenhalt nehmen und eine schleunige Unterwerfung der einzelnen Stämme wahrscheinlich zur Folge haben.

Das erste Jahrhundert der Republik hat mit einer Katastrophe geschlossen, wie sie die Jahrbücher dieser blutigen Kämpfe bisher nicht aufzuweisen gehabt haben. Möchte es doch eine der ersten Arbeiten der Republik im zweiten Jahrhundert ihrer Existenz sein, das Land von der Indianerpest zu reinigen, die schon so viele Millionen verschlungen und so viele Tausende kostbarer Menschenleben zum Opfer gefordert hat! Denn erst wenn dies geschehen, wird es dem Pionier des Westens möglich sein, in Ruhe und Sicherheit unter dem Schutze der Gesetze der Republik zu leben.

Kaisertage der Mainau.

Von Georg Horn.

„Die Welt ist vollkommen überall, wohin der Engländer und Amerikaner nicht kommt mit seiner Qual," rief ich parodirend aus, als ich mich nach einer kurzen Tour in der Schweiz wieder auf deutschem Boden fühlte. Die Angehörigen der zwei genannten Nationen hatten mich aus dem Paradiese vertrieben. Ich athmete wieder auf, als die langen Füße der Engländerinnen, die schlechten kleineren der Amerikaner mein ästhetisches Gefühl nicht mehr beleidigten, das „O yes — very nice!" mich nicht mehr in convulsivische Aufregung versetzte. Ich suchte im „Hecht" in Constanz ein Plätzchen zum Ausruhen, mit vieler Mühe. Die Reise-Saison war im Schwunge — das alte wohlbekannte Gasthaus gefüllt. Man hörte kein Englisch, aber dafür desto mehr Französisch, und an der Table d'hôte sowohl wie vor dem Hause sah man Gestalten, wie man sie sonst nur auf den Boulevards in Paris zu sehen gewohnt ist, Herren mit dem üblichen Napoleonischen Schnurr- und Knebelbarte, mit dem rothen Bouton der Ehrenlegion im Rocke von Gayteuil oder Dusautry — das Fremdenbuch war mit Namen von französischen Vicomtes, Barons und Generalen gefüllt.

„Wie kommt es, daß so viele Franzosen hier sind?" fragte ich den Wirth.

„Die Kaiserin Eugenie ist in Arenenberg," wurde mir zur Antwort. „Die Herren sind Bonapartisten, die hierher kommen, um ihr die Huldigungen ihrer Treue und Ergebenheit darzubringen. Die Herren kommen jedes Jahr um diese Zeit."

So gingen die Anhänger der Stuarts von England einst

nach Saint Germain zu ihrem vertriebenen Könige Jakob dem Zweiten; so wandern die Legitimisten heutigen Tages nach Frohsdorf zu Henri dem Fünften; so ist das Ziel der Bonapartisten Arenenberg, wo Eugenie, wie einst ihre Schwiegermutter, die Königin Hortense, spätere Herzogin von Saint Leu, ihrer frühern Herrlichkeit nachweint. Ich ließ mich durch die Bonapartisten in meiner Constanzer Ruhe nicht stören. Ich sah mir das alte Kaufhaus an, in dessen Saale das Kostnitzer Concil war abgehalten worden, die Fresken, die dasselbe darstellen. Auf einer derselben, die den Einzug des Papstes in Constanz versinnbildlicht, geht Friedrich von Hohenzollern neben dem Pferde des Papstes her und führt dasselbe am Zügel. Als Kaiser Wilhelm vor mehreren Jahren den Saal besuchte, soll er, wie die Fama berichtet, mit Hinweis auf seinen Vorfahren bemerkt haben: „Heutzutage thät' er es nicht mehr." Nicht weit entfernt von dem Kaufhause ist die Stelle, von wo aus der große Weg des Hauses Hohenzollern in die Weltgeschichte beginnt. Doch da die Gartenlaube schon mehrmals und erst noch jüngst über den Act der Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark und Kur Brandenburg, ebenso über das Concil und die Kerker- und Todesleiden des Huß genügend berichtet hat, so dürfen wir an diesen Geschichtsdenkwürdigkeiten der Stadt und auch an des edlen, ebenfalls schon gefeierten Wessenberg Amtswohn- und Sterbehaus jetzt vorübergehen, um uns ganz der Gegenwart hinzugeben.

Wie können hier, im Angesichte der wunderbarsten Natur — ruft man unwillkürlich aus — wie können andere Gedanken als die des Friedens, der Milde, der Liebe und Erhebung die Menschenseele erfüllen, beherrschen und leiten? Dieser See, hingestreckt in das fruchtbarste, üppigste Land — auf der einen Seite die ewige Alpenwelt, auf der anderen lachende Ufer — Gelände voll Obst und Wein, reiche Dörfer und Städte, alte Burgen, prächtige Landsitze! Wer kann es den Herren von der Clerisei verdenken, daß sie sich zur Betrachtung der himmlischen Dinge auf Erden die wonnigsten Plätzchen aussuchten, wer den Fürsten der Gegenwart, daß sie die alten Klosterpaläste und Capitelshäuser in ihre Residenzen umwandeln?

Die Insel Mainau ist ein solcher Fürstensitz geworden.

Bis zur Aufhebung aller geistlichen Ritterorden war sie eine Commende des deutschen Ordens, der hier „im festen Haus" einen Comthur sitzen hatte; dann befand sie sich einige Zeit im Privatbesitze, bis sie im Jahre 1853 in die Hände des damaligen Regenten, des Prinzen Friedrich, jetzigen Großherzogs von Baden, überging. Ueber dem Thorwege, der zum inneren Schloßhofe führt, hat er sein Wappen in die Mauer einfügen lassen, nicht das seiner fürstlichen Gewalt, sondern das eines einfachen Ritters, der hier entfernt von Geräusch und Prunk der Welt im Anschauen und Genuß der Natur, sich Herz und Geist erfrischen, als ein Bürger unter den Bürgern seines Landes wohnen will.

„Im Juli kommt der Großherzog mit der Großherzogin und den Kindern, dann werden die Zimmer im zweiten Stocke neben dem großen Saale hergerichtet, und die Großherzogin rückt wohl selbst die Stühle und gießt die Tinte in das große Schreibzeug auf dem geschnitzten eichenen Schreibtische, und dann fährt sie mit ihrem Manne nach Constanz und holt den Herrn Vater vom Bahnhofe ab und dann — nachher sind sie eben sehr gut und gemüthlich beisammen auf der Mainau. Ja, Herr, unser Schwiegervater ist der deutsche Kaiser."



Die Riesentropfsteinsäule in Letmathe bei Iserlohn.

So erzählte mir ein Bürger aus Constanz, mit dem ich den Weg nach der Mainau ging. Wir wanderten durch einen prächtigen Wald, der Stäck genannt, der die Grenzscheide zwischen dem Unter- und dem Ueberlingersee bildet, der sich auch der Bodmansee nennt. Beim Heraustreten aus dem Forste hat man die Insel von der Südseite vor sich. Doch kann man nicht sagen, daß sie hier ihr schönstes Bild bietet; sie flacht sich nach der westlichen Seite ab; man sieht Gärten und Weinberge, auch einzelne Wirthschaftsgebäude aus den Baumwipfeln aufsteigen, rechts und links den blauen See, der hier vor uns die Insel durch einen schmalen Seearm vom Lande abtrennt. Ehe wir jedoch die stattliche Brücke betreten, die nach der Insel hinüberführt und in deren Mitte ein metallenes Kreuz mit den beiden Schächern — eine Arbeit des sechszehnten Jahrhunderts — sich erhebt, ist es vielleicht am Ort, daran zu erinnern, daß wir hier an dem Seeufer uns auf der äußersten Grenze des deutschen Reiches nach Süden zu befinden. Denn vor den Thoren von Constanz ist die Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland.

Die ganze Insel Mainau hat nach der sorgfältigen Monographie des Dr. Meners in Constanz einen Flächeninhalt von hundertzehn badischen Morgen; der Umfang mag eine halbe Stunde betragen. Man kann nach diesen Zahlen also nicht wohl behaupten, daß der Großherzog damals einen schlechten Kauf gemacht habe. Wenn man im Vorübergehen auch nur einen flüchtigen Blick auf die Cultur des Bodens wirft, muß man die Ueberzeugung gewinnen, daß der jetzige Eigenthümer sich auf die rationelle Bewirthschaftung desselben sehr wohl versteht. Der Großherzog scheint den größeren Theil der Mainau zu einem landwirthschaftlichen Versuchsfelde im Kleinen bestimmt zu haben. Dadurch wird man, ich muß es gestehen, beim Betreten der Insel etwas enttäuscht; man hat von hohen landschaftlichen Reizen gehört; mein Begleiter hatte noch dazu meine Illusionen durch seine Schilderungen verstärkt, und nun sieht man rechts

und links und vor sich auf dem sanft ansteigenden Wege Stücke von Feldern und Wiesen, von Gärten und Weinbergen, was allerdings für einen Oekonomen recht hübsch und lohnend ist, wenn man eben nicht mit der Prätension käme, einen schönen fürstlichen Landsitz zu sehen, einen großartigen Ueberblick über den See zu haben.

Allerdings sollte ich beschämt werden.

Durch einen gewölbten Thorweg trat ich im Verfolgen meines Weges auf ein weites Plateau, das von drei Seiten von prachtvollen Gartenanlagen umgeben ist; nach Osten hin schließt es ein imposanter Schloßbau ab, der aus einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln besteht; daneben ist die Kirche gelegen. Die Gebäude sind von röthlichem Sandstein in jenem Magnificenzstyle ausgeführt, den die Jahreszahl 1746 andeutet. Ueber dem Erdgeschosse bauen sich zwei Etagen auf; im zweiten Stocke befindet sich ein Balcon, und oberhalb desselben begrüßen wir die Wappen der Bauherren, des Hochmeisters des deutschen Ordens, des Herzogs Clemens August von Bayern, Kurfürsten von Köln, des Landcomthurs Grafen von Froberg und des Comthurs in der Mainau, des Freiherrn von Baden; das ist die nach dem Schloßhofe gehende Seite. Man ist mit dem Schlosse indeß bald fertig; der Blick geht auf die entzückenden Blumenbosquets zurück, die sich um das Schloß gruppiren. Das Grün und die Blumen erscheinen hier in erhöhter Farbenpracht; vielleicht ist es die Seeluft — die Luftwelle rings ist Duft und Aroma. Als ich mit meinem Begleiter den Schloßhof betrat, war im Schlosse eine gewisse Bewegung; die Lakaien rannten von einem Schloßflügel zum andern. Vor dem Eingange des Südflügels war ein Teppich die Stufen hinab bis auf den Boden gelegt, und ab und zu erschien ein Bediensteter des Hofes, den Blick forschend nach dem Thorwege richtend. Ein Herr von kräftiger Statur, wenn auch nicht sehr groß, mit blondem Vollbart, in schwarzem Frack und hellen Beinkleidern, erschien in der Thür und sprach mit einem ältern Herrn von hagerer Gestalt, der eine Brille trug.

„Der mit dem Vollbart ist unser Großherzog," flüsterte mir mein Begleiter, der mich auf kurze Zeit verlassen hatte, zu, „und der andere, das ist der Gemmingen, der Hofmarschall. Ich hab' mich bei einem Lakaien erkundigt. Wissen Sie, was los ist? Die französische Kaiserin, die Eugenie, kommt von Arenenberg, drüben vom thurgauischen Ufer, zum Besuch."

„Ah, das ist ja sehr interessant."

„Sehen Sie, und die Dame, die jetzt zu unserem Großherzog tritt, das ist unsere Großherzogin."

Er fragte mich, ob das nicht noch „ä schee Frauche" wäre?

Ich kannte die hohe, edle Gestalt der Großherzogin mit dem milden anmuthigen Gesichte von Berlin her. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid, das mit gelblichen Spitzen garnirt war. In demselben Augenblicke rollte eine Equipage durch den Thorweg auf den Schloßhof, auf den Eingang zum Schlosse zu. Der Hofmarschall trat auf die unterste Stufe; das großherzogliche Paar stand vor dem Eingange, die beiden Kinder, Prinzessin Victoria und Prinz Victor, zur Seite. Im Vestibule sah man Herren und Damen des Hofes. Die Equipage war dunkelgrau; Kutscher und Diener auf dem Bocke waren ganz in Schwarz gekleidet. Aus dem Wagen stieg eine Dame, von Kopf bis zu Fuß in schwarze Wolle und schwarzen Krepp gehüllt. Der Großherzog und die Großherzogin gingen ihr entgegen und begrüßten sie. Es war die Wittwe Napoleon's des Dritten; sie trug um den Gatten noch die tiefe Trauer, ebenso wie ihre Begleitung, eine Hofdame und jener bekannte Corsicaner Pietri, erst Cabinetschef, dann Polizeipräfect unter dem Kaiserreiche und nun dienstthuender Kämmerer der Wittwe seines früheren Herrn. Ich hatte vorher die Kaiserin nie gesehen; ich hatte mir in ihr eine imposante Erscheinung vorgestellt und sah nun vor mir eine kleine Frau, aber sie war von einer unendlichen Grazie in den Bewegungen. Ich hatte so sehr gewünscht, ihr Gesicht zu sehen, aber leider schlug sie den Schleier nicht zurück.

Der Zug setzte sich die Treppe hinauf, in die Gemächer des großherzoglichen Paares in Bewegung. Das Treppenhaus, die Corridore sind mit alten Gobelins aus dem neuen Schlosse von Meersburg, mit alten Schränken, Truhen, Gefäßen, Bildern in der reizvollsten Weise decorirt. Die Kaiserin, in der Mitte des großherzoglichen Paares gehend, warf ab und zu einen Blick auf dieselben und machte anerkennende Bemerkungen in Französisch, das sie mit sehr hoher Stimme sprach. Dann schlossen sich hinter den drei hohen Persönlichkeiten die Thüren der Privatwohnung des großherzoglichen Paares. Nach etwa einer halben Stunde kamen die Herrschaften wieder zum Vorschein — die Kaiserin immer verschleiert —, um sich in den eine Treppe höher gelegenen Ordenssaal zu begeben. Dort, wo sie von ihrer Begleitung erwartet wurden, war ein Imbiß aus Wein, Früchten, Eis und Kuchen servirt. Die Kaiserin nahm davon Einiges, trat auf den Balcon, der einen Blick auf den See gewährt, bewunderte die Aussicht, den Saal, der eben restaurirt wär, ließ sich mehrere Persönlichkeiten des badischen Hofes, die sie noch nicht kannte, vorstellen und gab sich unbefangen und lebhaft. Von dem tragischen Schicksale, das hinter ihr lag, sprachen nur die schwarzen Gewänder und die wenn auch nur leisen Furchen ihres Gesichts.

Sie hatte hier im Saale den Schleier auf kurze Zeit zurückgeschlagen. Endlich! Das Gesicht hatte seine schönen Linien noch nicht verloren. Wenn mich im ersten Augenblicke etwas störte, so war es das in die Stirn hängende, abgeschnittene Haar, wie es unsere jungen Damen tragen. Aber diese haben es, wie mir später erklärt wurde, der Kaiserin nachgeahmt, diese trug es zuerst als Trauer, als Wittwentracht, unsere weibliche Jugend hat eine Coquetterie daraus gemacht. Nach eingenommenem Imbiß machten die Herrschaften mit ihrer Begleitung noch einen Spaziergang durch die Gärten am Schlosse, dann fuhr der Wagen wieder vor. Der Großherzog überreichte seinem Besuche ein Bouquet von Rosen, die Kaiserin umarmte die beiden Kinder des fürstlichen Paares, verneigte sich gegen den ganzen Hof mit einer Grazie, die nur einer Spanierin eigen ist, und nun rollte der Wagen wieder davon, dem Schweizerufer zu. Es war Napoleon's Campagnewagen von Sedan.

Die Ostseite des Schlosses macht den Reiz dieses Patmos des Bodensees aus. Die Hauptfronte des Schlosses geht nach dem See hinaus; über dem hohen Balcon sieht man noch das schwarze weißgeränderte Kreuz der Deutschordensherren, dasselbe Kreuz, welches in den Jahren 1813 und 1870 in dem eisernen Kreuze wieder erstanden ist. Unmittelbar vor dem Schlosse fällt die Insel in einem schroffen, jähen Abhang in den See hinab. Auf wohlgepflegten Wegen, durch lauschige Gänge von Laubholz und Tannen steigt man bis hinab an den Rand der Insel, bis an den Hafen, in dem einst die Parade-Gondel des Comthurs mit dem schwarz-weißen Baldachine lag. Welch buntes Farbenspiel mag das einst gewesen sein, wenn die Pavillons und Baldachine aller der kleinen Seesouveräne auf Spazierfahrten sich begegneten! Es waren nicht wenige und meistens geistliche Fürsten, die wohl zu schätzen wußten, wo gut Wein und Korn wächst. An schönen, linden Sommerabenden, wenn die blaue Welle des Sees sich im leichten Spiele kräuselt und schmeichelnd an den Nachen sich drängt, fährt von hier nicht selten ebenfalls eine stattliche Barke hinaus in den See; die Wimpel flattern im Winde, die gelbrothen des Zähringer Stammes und von Baden, und über diesen, stolz in den Lüften sich blähend und bauschend, die deutsche Kaiserflagge. Das Schifflein, das auf ruhiger Bahn dahingleitet, trägt den Kaiser, und mit größerem Rechte als jener stolze Römer kann dieser sagen: du trägst den Cäsar und sein Glück. Denn das Glück, das hier auf dem engsten Raume, im trautesten Familienzusammensein sich vereint findet, hat jener Cäsar, von dem das Wort stammt, nicht gekannt. Wenn man eine Insel still verborgenen Glückes schildern, schaffen wollte, man müßte das Abbild von dieser nehmen. Welche wunderbaren, stillen, heimischen, von Laub umhegten, überwölbten, von Moos und Epheu überwucherten Plätzchen! Ueberall Feld, Wald, Wasser. Der äußerste Rand der Insel bildet einen Weg um dieselbe — der entzückendste Spaziergang, grünes Laubdunkel, die Welle, die den Fuß des Gehenden fast bespült, dann plötzlich ein Glitzern von Silberstreifen durch das grüne Gehege, eine Oeffnung, ein Bild auf Dörfer, Städte, Schlösser und Berge! Steigt man höher, wieder zum Schlosse zurück, dringt Einem der üppigste Blumenduft entgegen; die Terrassen um das Schloß sind in Blumenparterres, in Blüthengehege verwandelt, aus denen weiße Marmorstatuen und Vasen sich erheben; man glaubt sich nach Ischia, nach Isola Bella versetzt, und diese kennen zudem den deutschen Wald nicht — die Mainau ist weit schöner als diese. Nicht weit vom

Schlosse ist ein rings wie in ein Geheimniß eingeschlossenes Plätzchen, still, wie eine befriedigte Seele, und poetisch, als wäre es aus einem tiefen Frauengemüth entstanden: eine Ruhebank von Stein und Moos und zur Seite auf einer Marmorsäule die Erzbüste desjenigen, dem die Schloßherrin das Plätzchen geweiht hat. Die Büste stellt den Kaiser Wilhelm dar, den Vater der Großherzogin.

Von der einstigen prächtigen inneren Einrichtung des Schlosses ist nicht viel mehr übrig. Nach dem Tode des letzten Comthurs (1819) hatte sich Alles zerstreut. Man weiß in solchen Fällen nie recht, wie das geschieht; man sieht nur endlich, daß nichts mehr da ist. Die ganze Einrichtung des Schlosses ist neu. Es befinden sich, namentlich auf den weiten Corridoren des ersten und zweiten Stockwerkes, recht viele alterthümliche Gegenstände, alte Wandteppiche aus dem neuen Schlosse von Meersburg, Bilder, Uhren, Schränke, Waffen, Geschirr in jeder Form und aus jedem Stoffe, aber das war Alles erst, wie man mir sagte, durch die Großherzogin zusammengebracht worden. Derartige Sachen sind ihre Passion, und sie ist unablässig bemüht, diese Sammlung zu vervollständigen und ihr Inselschloß damit zu schmücken. Der Räume, welche das großherzogliche Paar bewohnt, sind sehr wenige, etwa vier oder fünf, darunter zwei größere Salons, welche der Großherzog mit der Großherzogin theilt; die Schreib- und Arbeitstische des fürstlichen Paares befinden sich in einem derselben hart nebeneinander. Man sieht daraus, daß dasselbe in wahrhaft bürgerlicher Weise zusammenwohnt. Dem entspricht auch die Einrichtung; sie ist bequem, elegant, aber ohne jeden Luxus; man sieht viele Bücher und Zeitungen. Für Verhandlungen in Landessachen und für Geschäftsvorträge hat der Großherzog einen abgesonderten Raum, der an diese Zimmer stößt. Für gesellige Vereinigung dient des Abend die in englischem Geschmacke eingerichtete Halle; diese nimmt einen Theil des Erdgeschosses des Mittelgebäudes ein; aus ihr tritt man unmittelbar hinaus in das Freie.

In den letzten Jahren sind für Frühstück und Thee einige Zimmer im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts restaurirt und eingerichtet worden; die Wände sind in weißem Lack mit Arabesken und Füllungen von stumpfen, gebrochenen Farben gehalten, Vorhänge und Möbel von elsässischem Kattun; an den Wänden sieht man Figurengruppen von altem Porcellan. Zur fürstlichen Repräsentation ist der hohe, weite Ordenssaal gemacht, in welchem einst der Ordenscomthur den Hochmeister oder seine Gäste empfing und in welchem die Wittwe Napoleon's des Dritten die Erfrischungen einnahm. Der Saal ist ebenfalls vor einigen Jahren im Geschmacke der Zeit seiner Erbauung wieder hergestellt worden. Die Wände sind weiß, die Verzierungen in Gold; mitten in dieser Einfachheit sind die leuchtenden Farben der Möbel und zweier lichtblauen Blumentruhen von englischem Porcellan von brillantem Effecte. Dieser Raum dient als Speisesaal. An ihn reihen sich die Zimmer für die fürstlichen Gäste an; rechts davon liegen die Gemächer, die der Kaiser alljährlich zu bewohnen pflegt, über denen der Großherzogin. Der Kaiser pflegt zwischen der vollendeten Cur in Ems und der beginnenden von Gastein hier in der Mitte der Seinigen einen Ruhepunkt zu machen. Er kommt nur mit kleiner Umgebung; einige Flügeladjutanten, der Geheime Cabinetsrath, der Arzt und die Leibbedienung machen das ganze Gefolge aus. Frau Etiquette wird nicht mit nach der Insel genommen. Des Kaisers Schreibtisch steht am Fenster, und wenn er das Schreibzeug in der Stellung, wenn er das Papier, alle Utensilien in der Ordnung vorfindet, wie er das gewöhnt ist, dann weiß er schon, welche Hand hier sorgend, liebend gewaltet hat.

Wenn der Kaiser, vom Arbeiten vielleicht ermüdet, den Blick hinaus wendet, dann gleitet derselbe über die weite, von Schiffen und Fahrzeugen belebte, blaue Fläche des Sees hinweg. Links legt sich behaglich wie eine alte Reichsstadt die Stadt Ueberlingen aus. Dort am Ende des Ueberlingersees lag die königliche Pfalz Bodman; weiter steigen die Mauern von Montfort aus dem Wasser; dahinter kommen die altersgrauen Ueberreste der alten Königsresidenz der Meersburg zum Vorschein — überall bieten sich dem Blicke Städte, Dörfer, Wald und Flur zum köstlichsten Bilde, und im Hintergrunde steigt die Alpenwelt in ihrer ganzen wunderbaren Kette schnee- und eisbeglänzt in den Himmel empor. Wo kann es ein herrlicheres Plätzchen deutscher Erde geben, als hier an des deutschen Reiches Grenze? Keine andere Empfindung kann ein Herrscher über dasselbe in dessen Anschauen und Fühlen haben, als sie an einer Stelle im Parke durch den Spruch ausgedrückt ist:

Deutsches Haus, deutsches Land
Schirme Gott mit starker Hand!

Die Mainau hat, als geweihte Heimstätte fürstlicher Familienliebe, in jüngster Zeit ein Fest erlebt, das eine schmückende Erinnerung der Insel bleiben wird und über das deshalb dem vorstehenden Artikel eine Kunde angefügt werden muß.

Auch in diesem Jahre flog das Schifflein von Mainau über den See, um den Enkeln ihren Großvater herüberzutragen. Während Kaiser Wilhelm die schönen Tage seines stillen Glücks genoß, war es eine eifrige Sorge der Officiere der in Constanz garnisonirenden Bataillone, ihren Kriegsherrn mit einer militärischen Huldigung zu überraschen. Da es dem Kaiser galt, so waltete auch über ihrem Wunsche — das „Kaiserglück". Zwei Dichter am Bodensee, Scheffel und Gustav von Meyern-Hohenberg, jener in Radolfzell, dieser in Constanz, entwarfen den Plan zu einer dramatischen Scene, welche der Letztere (jahrelang Intendant des Hoftheaters von Coburg-Gotha und selbst trefflicher Dramendichter, dessen geschichtliche Schauspiele „Heinrich von Schwerin", Das Haus der Posa" und „Die Malteser" gerechte Anerkennung theils gefunden haben, theils verdienen) poetisch und praktisch aus- und durchführte. Wir erzählen nun, was am Spätabende des 14. Juli dieses Jahres auf der Mainau sich ereignete, ohne vorher den üblichen Inhalt eines Theaterzettels zu verrathen.

Es wollte eben Nacht werden, als dem Großherzog von seinem Adjutanten gemeldet wurde: die Dienerschaft sei beunruhigt durch geisterhafte Erscheinungen, man wolle gesehen haben, daß die alten todten Ordensritter an ihrer ehemaligen Lieblingsstätte in dem Dunkel der Bäume umgingen. Der Großherzog benachrichtigte seinen kaiserlichen Gast von dieser seltsamen Meldung, und beide hohen Herren beschlossen, zur Beruhigung der Leute der Sache auf den Grund zu gehen. Wirklich gewahrten sie unter der großen Linde unweit des Schlosses Gestalten in weißen Mänteln um eine Tafel sitzen, die plötzlich in heller Beleuchtung vor ihnen stand. Die Fürsten und ihr Gefolge erkannten, bei ihrer Kenntniß der Geschichte der Insel, auf den ersten Blick an dem schwarzen Kreuz auf den Mänteln, daß sie eine Versammlung der Ordens-Comthure und zwar vom ersten bis zum letzten (1272 bis 1805) vor sich sahen. Bald sollte dies zur Gewißheit werden. Hatten bis jetzt alle Ritter um die schwarzbehangene und mit Crucifixen geschmückte Tafel und auf schwarzen Bänken mit gesenkten und gestützten Häuptern wie schlafend gesessen, so erhob sich nun der älteste der Comthure, Arnold von Langenstein, und wendete sein Wort in tiefem, vollem, geisterhaftem Tone an die Genossen. Er stellte ihnen vor die Seele, wie Großes der Orden „seit dem ruhmvoll bösen Tag von Akkon" geleistet, aber auch wie schwer er gesündigt habe und daß sie darum von der göttlichen Gerechtigkeit alljährlich zu einem Bußconvent verdammt seien, bis ein neuer höherer deutscher Orden sie erlöse. „Diese Erlösung," verkündete er ihnen, „ist vollbracht."

„Ja, hört und staunt! Die Welt ist anders worden,
Der Arbeit Segen hat mit Gold gewuchert.
Der freie Geist trug Riesenfrucht; er trug sie,
Seit weise Schulung ihm die Kraft gestählt
Und feste Zucht an's Vaterland ihn bannte — —
Ein Vaterland, das war's was Euch gefehlt — — —
— Ein Vaterland! Als dieser Ruf erscholl,
Da strömte neues Blut in's Herz des Reiches,
Da sah die Welt, wie nie zuvor ein Gleiches,
Sah ‚deutsche Ritter', wie sie nie gezogen,
Sah deutschen Adler, wie er nie geflogen,
Einköpfig wieder, wie er weiland war,
Doch mächt'ger noch, als einst der Staufenaar."

Und wie nun Alle beglückt die Hände erhoben und Einer fragte, wie der neue Orden sich nenne, rief Langenstein begeistert aus:

„Er heißt: ein Volk in Waffen!
Ein Volk, das tüchtig, weil es Tücht'ges lernte,
Erstarkt in Kriegerzucht, regiert vom Geist,
Das ganze Volk ein einz'ger großer Orden,
Sein Ordens-Kreuz ein schwarz-weiß-eisernes —:
So flog's von Sieg zu Sieg, so trug's den Namen
‚Deutschland' zu ew'gem Ruhm — ein Volk des Friedens,
Und doch ein Heldenbund, denn wißt, des Bundes
Hochmeister ist sein Kaiser."

„Wie? Sein Kaiser?“ fragten nun Alle — aber schon leuchteten bengalische Flammen über der Scene, kriegerische Musik erscholl und heran marschirte „ein Fähnlein der neuen Ritter“; unter dem Klange der „Wacht am Rhein“ rückten die bis dahin verdeckt gestandenen Bataillone von Constanz vor; auf des Commandirenden Hochruf erbrauste ein dreimaliges Hurrah der Truppen für den Kaiser — und nachdem Langenstein feierlich gesprochen:

„Heil Ihm! Wir sind erlöst durch Ihn —
Und ewig schlafen mag der alte Orden!“

sank ein schwarzer Vorhang über die Gruppe; die Musik spielte „Heil Dir im Siegerkranz“ und die Truppen schwenkten so, daß sie zwischen den Kaiser und die Comthure zu stehen kamen. Letztere warfen eiligst Rüstung und Mäntel ab und standen plötzlich als Officiercorps neben der Musik, während hinter ihnen Tafel und Bänke verschwanden. Und als nun unter bengalischer Beleuchtung der Insel und des Gestades, nach feierlicher Serenade die Truppen mit großem Zapfenstreich abzogen, erschien es wohl, als sei der ganze Geisterspuk in den Boden versunken. — In allen Herzen aber blieb ein schönes Bild zurück.

Das war das Kaiserfestspiel auf der Mainau. —

M-pungu.*

Von Dr. Falkenstein.

Wer hätte in den letzten Jahren nicht vielfach über Menschenaffen reden hören? Wer hätte nicht selbst vielfach darüber mitgesprochen? Wen hätte nicht die Nachricht, daß der König der Anthropoiden endlich lebenskräftig Europa erreicht, im höchsten Grade interessirt? Wem wäre nicht die Gewißheit erwünscht, daß bezüglich der Untersuchung der Natur dieses Affen der Boden der unbegrenzten Phantasie nunmehr verlassen und das Reich der exacten Beobachtung betreten werden muß?

Allen, auch Denjenigen, welche naturwissenschaftlichen Fragen sonst ferner stehen, dürfte es angemessen erscheinen, über Natur und Vergangenheit des zu uns übergesiedelten Fremdlings nunmehr nähere Aufschlüsse zu erhalten.

Im ehemaligen Königreiche Loango geboren, verlebte M-pungu sein erstes Lebensjahr unter mütterlicher Obhut. Sorglos durfte er sich in den wilden Schluchten seiner bergigen Heimath unter fruchtbeladenen Riesen tummeln und die starren Ranken der Mansombe (einer wuchernden Blattpflanze) zum duftigen Lager zusammentragen, oder in erwachender Kraft spielend zerstören. Sorglos durfte er den Pfaden des Flußpferdes folgen und die Spur seiner Kinderhand neben die des fast vorweltlichen Unthiers dem lehmigen Grund des immer feuchten Urwaldes eindrücken. Ahnungslos beugte er sich nieder zu den trüben Wassern des schwellenden Bergbaches, um nach erhitzenden Spielen Erfrischung zu suchen, als das primitive Geschoß des geräuschlos schleichenden Negers die Mutter neben ihm traf und ihn so hülflos den Händen der Civilisation überlieferte. Nach Ponte Negra verkauft, empfand er hier bei unzureichender, ungewohnter Nahrung die ersten Leiden seiner bis dahin freudereichen Jugend. An die Brückenwage eines Magazins gefesselt, stellte er Vergleiche mit der schmerzlich verlorenen Freiheit an und schwand sichtlich dahin. —

Von einer erinnerungs- und erfolgreichen Reise in das Kuilu-Gebiet mit dem Herrn Dr. Pechuel-Loesche heimkehrend, fand ich M-pungu hier am 2. October 1875, von welchem Tage ab uns seine weitere Lebensgeschichte klar vorliegt, da sein damaliger Besitzer, der Portugiese Laurentino Antonio dos Santos, mit der allen Romanen angeborenen Liebenswürdigkeit ihn mir zum Geschenk bot.

M-pungu mochte damals ein und ein Viertel Jahr alt sein. In stummer Resignation den Kopf gegen mich hebend, machte er einen bedauernswerthen Eindruck. Aufleuchtend schien das kluge dunkle Auge sich bitter über die unwürdige Situation zu beklagen, dann glitt es matt und interesselos zu den umherliegenden Waldfrüchten. Mechanisch langten die kurzen schwarzen Finger danach, um sich, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, wieder zurückzuziehen; müde legte er sich auf den harten Boden nieder, mit der linken Hand den Kopf stützend, während die rechte auf dem Herzen ruhte, und kraftlos fielen die Augen zu, doch ließen ihn sichtlich bange Träume nicht die Erholung finden, deren er so sehr bedurfte. Damals, wenige Tage nach seiner Ankunft in Chinchoxo, schrieb ich in einem kurzen Bericht, daß er theilnahmlos, faul und unliebenswürdig genannt werden müsse, daß seine Hauptbeschäftigung ein ruhiger ungestörter Schlaf sei, daß weder Musik ihn zu fesseln, noch sein Spiegelbild ihn aus dem träumerischen Zustande zu wecken vermöge, ebenso eine zur Gespielin beigegebene Meerkatze ihn mehr incommodire als erfreue.

Wer möchte in dem geistig so regen, ausgelassen tollen Burschen, der jetzt täglich immer übermüthigere Capriolen macht, den brütenden Hypochonder von damals wieder erkennen? Wer könnte glauben, daß im Februar dieses Jahres eine fünfwöchentliche schwere Krankheit uns jede Hoffnung an seinem Aufkommen nahm und uns in die tiefste Niedergeschlagenheit versetzte? Sorgenvoll umstanden wir damals sein Schmerzenslager. Wir pflegten ihn, wuschen ihn, rieben ihn mit Medicamenten ein und gaben innerlich die bei gleichen Symptomen bewährtesten Kindermittel. Ja, als er in der Nacht, die ich für seine letzte hielt, in zum Herzen sprechenden Jammertönen seinen Leiden Ausdruck gab, nahm ich ihn zu mir, um ihm wenigstens in diesen Stunden Ruhe vor den Mosquitos zu gewähren. Die unmittelbare menschliche Nähe wirkte Wunder. Als ob er mit den kühnsten Träumern der Vergangenheit und Gegenwart an eine mittheilbare magnetische Kraft glaubte, umklammerte er meinen Arm und erwachte bei dem geringsten Versuch meinerseits, eine bequemere Lage einzunehmen. Doch der anfangs leise Schlummer wurde tiefer, stärkender. Von Tag zu Tage fast konnte man den Einfluß des erquickenden Schlafes spüren. Wie groß war der Jubel, als er zum ersten Mal wieder nach Nahrung verlangte, zum ersten Mal nach Wochen banger Erwartung sichtbare Beweise einer regelrechten Verdauung gab! So rein war die innige Freude, daß selbst die bis zu uns dringenden Wolken des in Dresden aufgewirbelten Staubes sie nicht zu trüben vermochten. Schwarz und Weiß, Alt und Jung auf der Station und in entfernten Factoreien bewies lebhafte Theilnahme, als das liebenswürdige „Kind von Chinchoxo“ wieder gedieh und bei immer steigendem Appetite die geschwundenen Fettpolster unter dem faltigen Fell wieder ausfüllte.

Bald klatschte M-pungu wieder in fast menschlicher Empfindung wohligen Vergnügens in die Hände, nahm auch wohl, um dem Uebermaß Ausdruck zu geben, die Füße zur Hülfe, überkugelte sich, drehte sich um seine Längsachse, trommelte mit den Fäusten auf die Brust oder mit den flachen Händen gegen irgend welche tönende Gegenstände, spielte im Sande, baute mit drolligem Ernste und Eifer Nester von Gras, Stricken, Papier &c. um sich, haschte im Galopp nach Negerkindern, kurz, benahm sich in einer Weise, daß er manchmal in den Verdacht der Trunkenheit kam.

Er fand wieder Gefallen am Bade und suchte sich eventuell selbst zu helfen, wenn ich mit Schwamm und Seife nicht rechtzeitig zur Stelle war. Daß sich das Badewasser in wenigen Augenblicken außerhalb des Beckens befand, störte ihn nicht in seinem Eifer. Er patschte dann mit allen Vieren in der Nässe umher, wie unsere Negerjungen draußen während eines Tropengewitters. War der Kobold endlich rein und sauber abgetrocknet, so hielt er es für an der Zeit, seinem alten Gespielen, Mohr (Cercocebus fuliginosus), der leider hinter Lagos über Bord ging, nachdem ein Unbefugter seinen Käfig geöffnet, dem langschwänzigen schwarzen Gesellen, die erste Visite zu machen, wobei es allerdings wenig förmlich zuging und seine drollige Unbehülflichkeit der

* Nach einer Mittheilung des Verfassers dieses Artikels, des als Mitglied der afrikanischen Expedition wie als Eigenthümer und Pfleger des Gorilla bekannten Dr. Falkenstein, bedeutet M-pungu in der Sprache der Eingeborenen soviel wie Teufel. D. Red.



Der Gorilla des Berliner Aquariums.
Nach der Natur skizzirt von H. Leutemann.

Behendigkeit jenes gegenüber ihn stets zu dem Geständniß zwang: „bald lag er oben, bald lag ich unten.“

Hatte er sich hier sattsam getummelt, so suchte er rückwärts zu entkommen, doch gelang dies selten ohne mannigfache Niederlagen, da Mohr die Absicht schon im Entstehen bemerkte. Nun machte er meinem Nachbar Pechuel-Loesche seine Aufwartung, erholte sich ein Weilchen auf einem Stuhle, sich der Länge lang unaufgefordert ausstreckend, und begann dann immer von Neuem den Inhalt der Blechkästen, die er zu öffnen verstand, zu durchmustern. Er ruhte nicht eher, bis der Boden erreicht war, und thürmte alles rund um sich auf, die Haltbarkeit der einzelnen Gegenstände mit den Zähnen prüfend. Endlich bewies mir ein durch die Loango-Wand* zu mir dringendes kräftiges Wörtlein, daß die kindlichen Spiele entdeckt seien, und M-pungu's Eile, in den Garten zu kommen, zeigte seinerseits das Bewußtsein, Strafe verdient zu haben. Er glaubte sich auch nicht eher in Sicherheit, bis er das schützende Dickicht der zwölf und mehr Fuß hohen Negerhirse und des Maises erreicht hatte. Zufrieden, auf kurze Zeit der Aufsicht enthoben zu sein, ließen wir ihn in den Plantagen, wenn auch das Rauschen und Brechen und die sich zur Erde biegenden Halme keinen segensreichen Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen bekundeten. Hatte er dann Blätter und Blumen durchsucht, hier und da ein wenig genascht und namentlich die eben hervorsprossenden Bananenblätter gepflückt, so fiel ihm plötzlich ein, daß im Eßzimmer sich wohl Niemand befinden werde und es sich daher lohnen dürfe, nach dem Zucker- und Fruchtschrank zu sehen. Sich vor allem über unseren und unserer kleinen schwarzen Dienerschaft Aufenthalt orientirend, vorsichtig auslugend, um die Ecken der Hütten schauend, steuerte er endlich direct auf sein Ziel los und entfloh, wenn auf der That ertappt, zwar bittende Töne ausstoßend, aber gewiß nie, ohne mit sicherem Griffe die Beute in beiden Händen mit fort zu führen.

Ein durchtriebener Schalk, überlistete er jeden Versuch, ihn in besonnene Bahnen zu lenken oder ihm Begriffe des Unerlaubten beizubringen. Einschmeichelnd, um etwas zu erlangen, schmollend, wenn ihm etwas versagt wurde, aufmerksam beobachtend, was er nie gesehen, neugierig untersuchend, was ihm unverständlich, tapfer angreifend, wo keine Gefahr, behutsam retirirend, wenn Vorsicht rathsam, war er ein Unterhalter und Genosse, wie man keinen besseren wünschen konnte. Wie ein übermüthiges Kind trieb er sich frei auf dem Gehöft umher, immer bedacht, seinen Pflegern nahe zu bleiben, und wenn er sie aus den Augen verlor oder nicht am gewohnten Platze arbeitend fand, so suchte er, erst ängstlich bittend, dann in lautes Kreischen ausbrechend, eifrig an allen Orten und umklammerte den Gefundenen so fest am Bein, als wolle er ihn nimmer wieder loslassen, oder langte bittend mit den Armen empor, um geliebkost zu werden.

Bei gesunder Bewegung und völlig menschlicher Kost nahm er an Stärke, Gewicht und Lebendigkeit dauernd so zu, daß wir bei unserer Einschiffung am 5. Mai dem Capitain des Dampfers „Loanda“, Mr. Clancy, zuversichtlich vorhersagen konnten, der M-pungu würde gesund und kräftig Europa erreichen, wenn er ihm seine Nachsicht und Fürsorge angedeihen lassen würde. M-pungu hat Europa erreicht mit einer Lebenskraft und Fülle, welche die kühnsten Hoffnungen bei Weitem übertrafen. Aber in wie freundlicher Weise hat nicht Capitain Clancy seine Aufgabe erfüllt, wie selbstlos hat er sich und sein Quarterdeck geopfert! Er ließ M-pungu zum ersten Cajüten-Passagier avanciren, lauschte auf alle seine Wünsche, ganz gleich, ob sie sich auf ein starkes Tau zu Turnübungen oder auf ein Flaggentuch zum Schutz gegen eine Nordbriese richteten. Irgend bewegliche schwere Gegenstände, die durch Fall Gefahr drohten, ließ er fest binden oder schrauben; Quarter-Masters, Stewards und Küchenjungen mußten in gleicher Weise des Winkes M-pungu's gewärtig sein. Zum Diner durfte er im Salon erscheinen, und als ob er sich des höchsten Schutzes bewußt wäre, trieb er seine Possen um so toller, je größere Freiheit ihm gestattet wurde. Aber Niemand war ihm gram deswegen; Jedermann verzog und liebkoste ihn, ja, ein kleines englisches Kind trieb seine Zärtlichkeit so weit, ihn, mit den Händen nach ihm langend, Papa zu tituliren. Die ganze Reise glich einem Triumphzuge; an allen Küstenplätzen strömten die Neger in Canoes herzu, um ihren Bruder, wie er scherzweise genannt wurde, in Augenschein zu nehmen. Die Rückkehrenden brachten die Nachricht von dem Gesehenen an's Land, und immer neue Canoes sah man abstoßen, das Wunder zu schauen. M-pungu nahm die Huldigungen als selbstverständlich hin. Weit entfernt, sich genirt zu fühlen, gab er unaufgefordert die besten Vorstellungen, wenn die meisten Gäste versammelt waren.

Wie wohl thaten uns die Ausrufe ungeheuchelten Erstaunens, wie angenehm berührte uns das mit der nahenden Heimath wachsende Interesse des Publicums! Aber je näher wir England kamen, um so ängstlicher hüteten wir auch den Schatz in unseren Händen; er gehörte eigentlich schon längst nicht mehr uns, sondern wir gehörten ihm. — Endlich am 29. Juni wurde Liverpool und damit der Glanzpunkt in M-pungu's bisherigem Leben erreicht. Die ganze ungeheure Stadt war in Aufregung. Unter den Fenstern unseres Hôtels wogten schwarze Massen auf und ab, während die besser Situirten, darunter die Spitzen der Stadt und die ersten Gelehrten, uns persönlich ihre Aufwartung machten und der greise Darwin brieflich seinen Glückwunsch übermittelte.

Auf die Bitte des Curators des Museums, Mr. Moore, stellten wir M-pungu einem seiner Vorfahren, einem alten ausgestopften Gorilla, vor, da möglicher Weise eine höchst interessante Erkennungsscene erwartet werden konnte. Er ließ aber uns und den Alten in komischer Enttäuschung stehen, mit dem Zeigefinger Ohren und Nase eines jungen Chimpanse befühlend, als wollte er sagen: „Wie kann man mich mit dir verwechseln!“

Etwas ermüdet, aber stolz auf unsern Schatz, verließen wir die Stadt und vertrauten M-pungu wenige Tage später den wohlbewährten Händen des Dr. Hermes an. Möge es ihm gelingen, M-pungu so lange am Leben zu erhalten, bis die Behauptung der Neger geprüft werden kann, welche erzählen, daß alte Gorillas ganz weiß behaart seien.*

* Loango-Gras, Cyperus papyrus.

* Eine am 13. December 1875 vorgenommene Messung ergab: Ganze Länge 56 Centimeter; Gewicht 15 Pfund; Respiration 40 bis 46 in der Minute; Puls 116; Temperatur 38,6 Grad C. Am 28. Juni 1876 dagegen: Ganze Länge 69 Centimeter; Rumpflänge 47 Centimeter; Gewicht 31 Pfund; Respiration 24 bis 32 in der Minute; Puls 108; Temperatur 37,7 Grad C.

„Der Kaiser und der Abt“.

Zur Geschichte der Bürger'schen Ballade.

Schon ehe Herder mit seinen „Stimmen der Völker“ dem deutschen Publicum die Quellen nationaler Volkspoesie vermittelte, hatte G. A. Bürger mehrere der in Percy's „Reliques of ancient English Poetry“ enthaltenen Schätze altenglischer und schottischer Balladen künstlerisch zu verwerthen gewußt. Die schottische Ballade von „Sweet William's Ghost“, welche ihm die Anregung zu seiner „Lenore“ gab, ist seit Herder's Uebersetzung ziemlich bekannt geworden, und die Kenntniß dieser dürftigen Quelle muß unsere Bewunderung für die schöpferische Kraft des deutschen Dichters noch steigern. Auch für andere Bürger'sche Dichtungen, wie „Frau Schnips“ und „Die Entführung“, haben wir die Quellen in jener englischen Balladensammlung zu suchen, und in diesen ist er seinen Vorbildern mehr gefolgt, als in seiner „Lenore“. Die auffallendste Treue aber in der Nachbildung des gegebenen Stoffes zeigt uns dasjenige von Bürger's Gedichten, welches wohl nächst „Lenore“ als das populärste bezeichnet werden kann, nämlich seine schnurrige Geschichte vom Kaiser und Abt. Sie stimmt mit der englischen Ballade „König Johann und der Abt von Canterbury“ nicht nur im Inhalte Zug für Zug, sondern selbst in der metrischen Form überein. Der Anfang des englischen Originals lautet in möglichst treuer Uebersetzung:

Ein altes Märchen jetzt künd' ich euch an:
War ein stattlicher Fürst, genannt König Johann;
Er herrschte in England allmächtig und schlecht,
That Unrecht gar viel und versäumte manch' Recht.

Und ich will euch erzählen ein Märchen, so lustig, rc. rc.

Hier, im Anfang der zweiten Strophe, ist Bürger, der jedoch

bekanntlich seine Dichtung damit beginnt, mit dem Original im Wortlaut übereinstimmend —

And I'll tell you a story, a story so merry etc.

Eine genaue Uebersetzung dieses ganzen Verspaares, in welchem für merry das Wort Canterbury das Reimwort bildet, ist nicht gut zu geben. Auch wollen wir darauf verzichten, die Vergleichung der Bürger'schen Ballade mit dem Original Zug für Zug fortzusetzen. Es möge hier genügen, da das englische Gedicht überdies durch Percy's Sammlung bekannt ist, auf den Kernpunkt des Ganzen einzugehen: auf die drei Fragen. Auch diese Fragen lauten im Englischen übereinstimmend. „Erstens: wenn ich in meinem Staate, die goldene Krone auf dem Haupt, unter meinen Vasallen stehe, so sage mir, wie viel ich bis auf den Penny werth bin? Zum Zweiten sage mir, mit zweifelloser Genauigkeit, wie bald ich rund um die Welt reiten möge? Und drittens sage mir wahrhaft, was ich denke." Nur für die dritte dieser Fragen hat der deutsche Dichter den sinnreichen Zusatz gemacht, daß dieser Gedanke zugleich ein falscher sein solle.

Auch im Englischen wird dem bedrängten Abte die Rettung durch seinen Schäfer zu Theil, und die Antworten auf die drei Fragen lauten ebenso wie in unserm deutschen Gedichte. Bürger's Verdienst ist dabei, daß er für den fremden Stoff einen echt deutschen und nur ihm zu Gebote stehenden wahrhaft volksthümlichen Ton fand; daß er auch sonst der Form der Erzählung noch mancherlei Ausschmückung gab, kann man schon daraus entnehmen, daß das Bürger'sche Gedicht zwölf Strophen mehr enthält, als das Original.

Es ist nicht der Zweck dieser Mittheilung, auf diese eigentliche Quelle der Bürger'schen Ballade hinzuweisen, da dieselbe, wie gesagt, längst bekannt ist. Weniger bekannt ist es aber, daß auch der englische Balladendichter seinen Stoff nicht erfunden hat, sondern daß er die Idee des Gedichts der italienischen Novellen-Literatur des vierzehnten Jahrhunderts entlehnte. Der italienische Novellist Franco Sacchetti berichtet seine Geschichte aus Mailand, dessen Herr, Messer Bernabo, einen reichen Abt wegen einer Vernachlässigung zu einer hohen Geldbuße verurtheilt hatte. Da der Abt um Gnade bat, versprach der Herzog, ihm die Buße zu erlassen, wenn er ihm vier Fragen beantworten würde. Von den drei Fragen der englischen und der Bürger'schen Ballade ist in der alten italienischen Erzählung nur eine enthalten, während die anderen drei unbenutzt geblieben und durch zwei andere ersetzt worden sind. Die vier Fragen des italienischen Erzählers lauten nämlich:

Wie weit ist es von hier bis zum Himmel? Wie viel Wasser ist im Meere? Was geschieht in der Hölle? Und wie viel ist meine (des Herzogs) Person werth?

Auch schon beim Italiener übernimmt der pfiffige Müller die Lösung der Fragen, indem er sich als Abt verkleidet.

Die Beantwortung der vier Fragen geben wir hier im Wortlaute nach der italienischen Quelle wieder:

„Ihr fragt mich, Herr, wie weit es von hier bis zum Himmel ist? Nachdem ich nun Alles wohl ermessen, so ist es von hier bis da oben sechsunddreißig Millionen achthundertvierundfünfzigtausendzweiundsiebenzig und eine halbe Meile und zweiundzwanzig Schritte."

Der Herr sprach: „Du hast es sehr genau angesehen. Aber wie beweisest Du das?"

„Laßt es ausmessen," antwortete er; „und wenn dem nicht so ist, so hängt mich an den Galgen! Zum Andern fragt Ihr mich, wie viel Wasser das Meer enthält? Dies ist mir sehr sauer geworden, herauszubringen, denn es steht nicht fest und es kommt immer neues hinzu. Aber ich habe doch ermittelt, daß im Meere fünfundzwanzigtausendneunhundertzweiundachtzig Millionen Fuder, sieben Eimer, zwölf Imi, zwei Maß sind."

Da sprach der Herr: „Wie beweisest Du das?"

Er antwortete: „Ich habe es nach bestem Vermögen untersucht. Wenn Ihr es nicht glaubt, so laßt Eimer holen und es nachmessen! Befindet Ihr es anders, so laßt mich viertheilen! Drittens fragtet Ihr mich, was sie in der Hölle machen? In der Hölle köpfen, viertheilen, zwicken und hängen sie nicht mehr und nicht minder, als Ihr hier auf der Erde thut."

„Welchen Beweis hast Du dafür?"

Er antwortete: „Ich habe einmal Einen gesprochen, der dagewesen war, und von dem hatte der Florentiner Dante, was er über die Dinge in der Hölle geschrieben. Aber jetzt ist er todt. Wenn Ihr es also nicht glauben wollt, so schickt hin und laßt nachsehen. Viertens endlich fragtet Ihr mich, wieviel Ihr werth seid? Und ich sage: neunundzwanzig Silberlinge."

Als Messer Bernabo dies hörte, wandte er sich voll Wuth zu ihm und sagte:

„Daß Dich der Donner und das Wetter! Bin ich nicht mehr werth, als ein Topf?"

Der Müller gab nicht ohne große Furcht zur Antwort:

„Gnädiger Herr, vernehmet den Grund! Ihr wißt, daß unser Herr Jesus Christus um dreißig Silberlinge verkauft wurde; ich rechne, daß Ihr einen Silberling weniger werth seid, als er."

So weit die italienische Geschichte, insofern sie die vier Fragen und ihre Beantwortung betrifft. Man wird zugestehen müssen, daß dieser Kernpunkt des Ganzen durch den englischen Balladendichter eine Verbesserung erfahren hat. Denn wenn auch bei dem Italiener die Antworten auf die drei ersten Fragen ganz spaßhaft sind, so kommt es doch bei allen auf dieselbe Pointe hinaus: daß nämlich etwas behauptet wird, wofür ein Gegenbeweis nicht aufzubringen ist. Im Uebrigen ist, trotz der Variationen, welche die Geschichte im Laufe der Zeit erfahren hat, doch über vier Jahrhunderte hindurch die eigentliche Tendenz des Ganzen unverändert geblieben: daß der weltliche Herr einmal an dem Pfaffen sein Müthchen kühlt. Auffallend muß dabei der in allen drei Berichten ebenfalls unverändert gebliebene Umstand sein, daß die so sprüchwörtlich gewordene pfäffische Schlauheit hier gänzlich mangelt, und daß der Schäfer der Klügere ist. Daß der englische Balladendichter an Stelle des mailändischen Herzogs den König Johann gesetzt hat, ist hinreichend begründet. Bürger gab es in seiner Darstellung ganz auf, in dem weltlichen Herrscher eine bestimmte Persönlichkeit zu bezeichnen, und er begnügte sich, dem genußsüchtigen und unwissenden Abte ganz im Allgemeinen die Person eines kriegsgeübten und mannhaften Kaisers entgegenzustellen, und auch dies spricht wieder für Bürger's so starkes Gefühl für das wahrhaft Volksthümliche.

Nach dieser Behandlung des Stoffes durch unsern deutschen Dichter dürfte die Geschichte wohl kaum eine weitere Umgestaltung oder Erneuerung der Form zu erwarten haben. Könnte dies aber dennoch der Fall sein, so müßten heute die drei Fragen ganz anders lauten, etwa so:

„Wie weit ist es nach Canossa?" — „Was ist die Infallibilität werth?" Und drittens: „Wer, denkst Du, wird der nächste Papst sein?"

Aber auf Vexirantworten würde es hierbei nicht abgesehen sein, und also auch der „Spaß" dabei aufhören.

Rudolph Genée.

Blätter und Blüthen.

Das Testament eines Millionärs. In Paris starb vor wenigen Jahren Herr Dupont, ein liebenswürdiger alter Herr, dessen Baarvermögen auf mindestens zwei Millionen Franken geschätzt wurde, und welchem außerdem eine elegante Villa in Passy gehörte, die auf's Reizendste mit Kunstgegenständen aller Art ausgestattet war. Da Herr Dupont seine Gattin schon vor langer Zeit verloren hatte und weder Kinder noch nahe Verwandte besaß, so waren seine zahlreichen Freunde auf den Inhalt seines Testaments sehr gespannt. Diese Spannung war noch dadurch erhöht worden, daß Herr Dupont in den letzten Monaten vor seinem Tode zu lieben Freunden, sowie zu entfernten Verwandten die Aeußerung gemacht hatte: sie würden dereinst erkennen, wie ängstlich er danach gestrebt habe, sich für eine ihm bewiesene wahre Zuneigung dankbar zu beweisen.

Herr Dupont war stets gastfrei gewesen und hatte für seine Freunde und Verwandten — in Fällen wirklicher, unverschuldeter Bedrängniß — jeder Zeit bereitwillig und auf's Großmüthigste gesorgt. —

Vierzig Personen, Damen und Herren verschiedenen Alters, erhielten bald nach dem Heimgange des Herrn Dupont von dem Notar L., dessen vieljährigem Rechtsbeistande, die Einladung, sich zu ihm zu begeben, um, dem Wunsche des Testators gemäß, den Inhalt seines letzten Willens zu vernehmen. Nach dem letzteren waren die Armen der Stadt Paris Universalerbe geworden, und sie hatten, nach den in dem Testamente enthaltenen Bestimmungen, mehr als eine Million baar und den Erlös aus den zu verkaufenden Mobilien, so weit nicht darüber von dem Testator durch Errichtung von Legaten verfügt worden, zu erwarten.

Sämmtliche vierzig Personen nun, mit welchen Herr Dupont in freundschaftlicher Verbindung gestanden, waren von ihm durch Legate reich bedacht worden, und der alte Herr hatte bei der Wahl seiner Gaben die Neigungen, den Geschmack und die Bedürfnisse seiner Freunde sorgsam in Betracht gezogen.

Einer Dame, welche oftmals Herrn Dupont's Sammlung geschnittener Steine bewundert hatte, waren mehrere prächtige Cameen nebst einer entsprechenden Summe, um dieselben zu reichen Schmuckgegenständen verarbeiten zu lassen, vermacht worden. Ein junger Maler empfing sechstausend Franken zu einer Reise nach Italien, ein Kunstliebhaber ein Gemälde und herrliche venetianische Glasgefäße, ein entfernter Verwandter von Herrn Dupont, welcher ein kleines Gut besaß, Wagen und Pferde des Verstorbenen; die Wittwe eines Obristen — ebenfalls eine Seitenverwandte des alten Herrn und in bescheidenen Verhältnissen lebend — erhielt das Mobiliar zu drei Zimmern und deren siebenzehnjährige Tochter Madeleine sechstausend Franken, um sich zur Musiklehrerin ausbilden zu können.

Alle Legatare waren, in Bezug auf den Werth der erhaltenen Geschenke, beinahe gleichgestellt worden, und die vierzig Spenden repräsentirten einen Werth von 240,000 Franken.

In dem Testamente hatte Herr Dupont seinen Freunden und Verwandten noch voll Herzlichkeit für die liebevollen Gesinnungen gedankt, welche sie oft gegen ihn ausgesprochen, und die Bitte hinzugefügt, sie möchten ihm ein freundliches Andenken bewahren. Daß für die Dienerschaft ansehnliche Pensionen ausgeworfen worden waren, durfte bei den stets bewiesenen humanen Gesinnungen des alten Herrn nicht Wunder nehmen. — Nachdem das Verzeichniß der Legate verlesen war, erfuhren die Anwesenden aus einem neuen Paragraphen des Testaments, daß Herr Dupont auch noch bei der Bank von Frankreich ein Kästchen niedergelegt habe, welches eine Million Franken enthielte, und sämmtliche Legatare wurden aufgefordert, sich nach Jahresfrist — am 10. December — wiederum bei dem Notar einzufinden. Derselbe werde alsdann das Kästchen öffnen und sie erfahren, wem von ihnen der reiche Inhalt zugedacht worden sei.

Betroffen schauten die Legatare einander an. Wer unter ihnen mochte wohl der Glückliche sein? Aus dem Wortlaute des Testamentes war auch nicht die geringste Andeutung hierfür zu entnehmen, und mit verschiedenen Empfindungen verließen sie das Zimmer des Notars. Einige unter den reich Bedachten waren Herrn Dupont aufrichtig dankbar für diesen neuen Beweis seiner liebevollen Gesinnung. Andere vermeinten ein Anrecht auf viel beträchtlichere Gaben zu besitzen und verfügten sich grollend nach Hause. Wie sonderbar fanden diese das Verlangen des Testators, nochmals bei dem Notar erscheinen zu sollen, um vielleicht auf's Neue einen Aerger hinnehmen zu müssen, falls ein Anderer ihnen vorgezogen wäre! Wenn aber eine noch unbekannte Klausel des Testaments auf dieses pünktliche Erscheinen besonderen Werth legte? Man würde dennoch — wohl oder übel — sich fügen müssen, um nicht einen möglichen großen Gewinn auf's Spiel zu setzen.

Am beglücktesten fühlte sich Madeleine, das junge Mädchen, welcher sechstausend Franken zugefallen waren, um sich zur Musiklehrerin ausbilden zu können. Ihre Mutter hatte stets mit Sorgen kämpfen müssen, um mit der geringen Pension, welche sie erhielt, den einfachen Haushalt in anständiger Weise zu führen, und obwohl sie mit Herrn Dupont entfernt verwandt war, hatte Zartgefühl sie stets zurückgehalten, den reichen Mann um eine Unterstützung anzugehen. Beträchtliche Geschenke zum neuen Jahre waren das Einzige gewesen, was sie von ihm erhalten hatte. Das junge Mädchen, welches eine schöne biegsame Stimme besaß, hatte einmal, nachdem sie Herrn Dupont ein Lied vorgesungen, flüchtig geäußert, wie glücklich sie sein würde, wenn es ihr möglich werden sollte, ihre musikalischen Anlagen auszubilden und sich eine selbstständige Existenz zu gründen. Das war dem menschenfreundlichen Herrn im Gedächtnisse geblieben, und Madeleine dankte es ihm mit warmem Herzen, nicht nur in dem Augenblicke, in dem sie von dem Legate erfuhr, sondern an jedem Tage, wo sie freudig ihr Wissen vermehren, dem erstrebten Ziele sich nähern konnte.

Es war nur ein natürlicher Act der Pietät, daß sie an dem ersten heitern Sonntagmorgen, einen schönen Strauß in der Hand, auf den Kirchhof eilte, um das Grab ihres Wohlthäters damit zu schmücken. Wie erstaunte das Mädchen, als sie das Grab des reichen Mannes in einem Zustande fand, der deutlich zeigte, daß seit dem Tage der Beerdigung auch nicht die mindeste Sorgfalt darauf verwendet worden.

Sie fragte den Kirchhofsdiener, welcher mit der Beaufsichtigung der Gräber betraut war, ob Niemand sich um die Erhaltung der letzten Ruhestätte des Entschlafenen kümmere? Er vermochte nichts darüber zu sagen; ihm selbst war keinerlei Auftrag dazu geworden.

Madeleine ging zu dem Notar, der ihr das Legat ausgezahlt hatte, und machte ihm Mittheilung von der traurigen Verfassung des Grabhügels. Der Herr erwiderte achselzuckend und mit einer Miene des Bedauerns, daß Herr Dupont in seinem Testamente jede künftige Ausgabe auf das Sorgsamste vorgesehen und die nöthigen Summen dafür bestimmt habe. Für die Pflege seines Grabes sei nichts ausgeworfen, auch keinerlei Fond dazu vorhanden.

Die Augen des jungen Mädchens füllten sich mit Thränen. „Nein, so soll der Mann nicht ruhen, welcher so Vielen Freude bereitet, so vieles Elend gelindert hat; mein Amt wird es bleiben, seinen Grabhügel zu schmücken und zu pflegen.“

Das liebe Mädchen hielt Wort. Ein einfaches Kreuz mit dem Namen des Dahingeschiedenen zierte bald den Hügel, und Veilchen, Immergrün und Rosen sproßten weiterhin daraus hervor. Madeleine und ihre Mutter gingen oftmals zu der ihnen liebgewordenen Stätte und säuberten und schmückten das einsame Grab.

Nach Jahresfrist wurde das bei der Bank deponirte Kästchen, enthaltend eine Million Franken, in Gegenwart aller Legatare geöffnet und man fand darin auch eine schriftliche Anordnung von Herrn Dupont's eigener Hand; sie lautete:

„Wohl zehnmal habe ich mein Testament geändert und mir niemals dabei Genüge gethan. Wem ein großes Vermögen anvertraut worden ist, der hat auch moralische Verpflichtungen schwerwiegender Art. Ich hielt es für geboten, einen bedeutenden Theil meines Besitzes edeln Händen anzuvertrauen und nach Kräften dafür zu sorgen, daß auch ferner segensreich damit gewaltet werde. So mancher freundliche Mund hat Worte innigster Zuneigung für mich ausgesprochen und die menschenfreundlichsten Gesinnungen zu erkennen gegeben. Aber Gott nur siehet das Herz, und ich fühlte mich von Zweifeln hin- und hergeworfen. Von allen Tugenden schien mir stets die Dankbarkeit eine der reinsten und seltensten zu sein; möge man daher nicht lächeln, wenn ich nur einem dankbaren Herzen den Theil meines Vermögens hinterlassen will, welchen ich persönlich, durch redlichen Fleiß und von Gottes Gnade beschirmt, erworben habe. Alle, welche mir nahe standen, habe ich zu erfreuen gestrebt; ich durfte daher die Hoffnung hegen, daß in Denjenigen, welche oft zu mir kamen und stets liebevoll empfangen wurden, auch einmal der Wunsch sich regen würde, den Grabhügel zu besuchen, der einen treuen Freund in sich schließt.

Nach der getroffenen Anordnung wird mein Grab ungepflegt bleiben und einem baldigen Verfall entgegengehen, wenn Niemand aus freiem Antriebe sich desselben annimmt. Den Freunden nun, welche mein Andenken dadurch ehren möchten, daß sie der einsamen Ruhestätte Pflege angedeihen ließen, ihnen gedachte ich einen besonderen Beweis meines Vertrauens und meiner Dankbarkeit zu geben. Ich bestimme daher, daß, wenn mehrere unter ihnen sich vereint haben, mein Grab unter ihre Obhut zu nehmen, die noch vorhandene Million Franken zu gleichen Theilen ihnen zufallen, und wenn nur ein Einziger in dieser Weise meiner gedacht, dieser allein die ganze Summe erhalten solle. Würde aber Niemand unter den Legataren zu einem solchen Liebesdienst — binnen Jahresfrist nach meinem Tode — sich angeschickt haben, so soll auch diese Million meinen Erben, den Armen der Stadt Paris, zufallen.“

Die arme, brave Madeleine hatte zu ihrem Erstaunen das nicht zu bestreitende alleinige Anrecht auf die Million Franken erlangt. Und sie zeigte sich würdig, die Erbin eines so großmüthigen, gewissenhaften Mannes geworden zu sein. Das Gold in ihrer Hand blieb kein todtes Metall, sondern spendete Segen nach allen Seiten hin. E. Rudorff.

Die Riesentropfsteinsäule. (Mit Abbildung Seite 553.) Zu den schönsten Naturseltenheiten gehört unstreitig die jetzt bekannt gewordene Riesentropfsteinsäule. Dieselbe wurde im Jahre 1875, Ende August, in dem Kalksteinbruche des Herrn D. Bohe in Letmathe bei Iserlohn entdeckt. Sie stand in einer geräumigen Höhle, mit der Spitze an den Boden derselben stoßend. Nachdem die Säule am Sockel durchsägt und von etwa zwanzig Arbeitern niedergelegt, mußte sie durch einen engen Eingang, kaum breit genug, um einen Mann durchkriechen zu lassen, sechszig Fuß weit geschleift und so an's Tageslicht befördert worden; von da ab wurde sie einen steilen Abhang von zwanzig Fuß hinuntergeschafft, was unter den größten Schwierigkeiten bewerkstelligt wurde. Die in einer gelblichweißen Farbe brillant schimmernde Säule hat einen Umfang von zwei Fuß; sie läuft von der Mitte ab kegelförmig zu bis zur Spitze, hat eine Höhe von zehn und einem halben Fuße, wiegt circa tausendvierhundert Pfund und läßt beim Anschlagen mit dem Finger einen hellen Ton vernehmen. Sie steht in dem Hause des Herrn Schuchard in Letmathe, fünfzehn Schritte vom Bahnhofe entfernt, zur Ansicht (ohne Eintrittsgeld) und wird vielfach von Reisenden besucht.

Berichtigung. In dem Artikel „Die wildeste Dampffahrt des Jahrhunderts“ (in unserer Nr. 29) hat sich leider ein Irrthum eingeschlichen, indem die Schnelligkeit der „Stages“ und „Pony-Expreß“ früherer Jahre, wie sich nachträglich herausstellt, nicht ganz correct angegeben wurde. Der Autor des Artikels, Theodor Kirchhoff in San Francisco, läßt uns daher folgende Berichtigung zugehen:

„Emigranten gebrauchten in früheren Jahren vier bis acht Monate, die Ueberland-Postkutschen zwei Wochen (oft jedoch die doppelte Zeit und mehr), um die Reise vom Missouri nach San Francisco zurückzulegen. Wurden einzelne Schnellfahrten von Stages in kürzerer Zeit gemacht, wie z. B. von dem bekannten Ben Holladay, der in zwölf Tagen und zwei Stunden von Atchison am Missouri nach San Francisco fuhr — eine Strecke von circa zweitausend englischen Meilen —, so waren das seltene Ausnahmen. Die Pony-Expreß, eine reitende Schnellpost, welche jedoch nur Briefe beförderte, ging Tag und Nacht, immer im Galopp, und pflegte dieselbe Entfernung in neunmal vierundzwanzig Stunden, zuletzt in acht Tagen und Nächten, zurückzulegen, womit die äußerste Grenze der Schnelligkeit der Fortbewegung mit Pferden erreicht schien. Dann wurde die Pacificbahn vollendet, und Reisende pflegten in den letzten Jahren in sieben Tagen und Nächten von New-York nach San Francisco zu fahren — jetzt in achtzig Stunden, wie neulich geschildert.“

Kleiner Briefkasten.

Fr. S. in A. und J. D. in O. Die Adresse des Herrn Medicinalrath Dr. Schwabe, des Verfassers der mit so vielem Beifall aufgenommenen Artikel „Nervöse Leiden“ in Nr. 25 und 26 unseres Blattes, lautet: Villa Emilia bei Blankenburg in Thüringen. Dies zugleich als Erwiderung auf die vielfachen anderen Anfragen gleichen Inhaltes.

O. in D. Für bemittelte „Dichter“, die ihren Namen und ihre poetischen Erzeugnisse gern gedruckt sehen möchten, empfiehlt sich das in Wien erscheinende „Poetische Dilettanten-Album“. Dasselbe druckt eingesandte Verse gegen Erlegung von Aufnahmegebühren bereitwilligst ab und verschafft auf diese Weise heimathlosen Dichtungen das gewünschte Unterkommen — ein gedruckter „Ruhm“, der freilich viel Geld kostet.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 34. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig — In Heften à 50 Pfennig

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Was sollte er hier anders wollen, als jagen?“ fuhr die Fürstin fort, „Du weißt, die Jagdleidenschaft hat er von seinem Vater geerbt. Ich bin überzeugt, er wählte nur deshalb die Universität von J., weil der Ort in waldiger Umgebung liegt, und ist, anstatt die Vorlesungen zu besuchen, den ganzen Tag lang mit Flinte und Jagdtasche umhergestreift. Auf seinen Reisen wird es wohl ähnlich gegangen sein. Er kennt und liebt ja nun einmal nichts Anderes, als die Jagd.“

„Er konnte aber zu keiner schlimmeren Zeit kommen,“ rief Morynski. „Gerade jetzt hängt alles davon ab, daß Du unumschränkte Herrin hier bleibst. Rakowicz liegt zu weit von der Grenze; wir sind dort überall beobachtet, überall von Rücksichten eingeengt. Wir müssen die Disposition über Wilicza behalten.“

„Das weiß ich,“ erklärte die Fürstin, „und ich werde dafür sorgen, daß sie uns bleibt. Du hast Recht, der Besuch kommt äußerst ungelegen, aber ich kann es meinem Sohne doch nicht verwehren, seine eigenen Güter zu betreten, wenn es ihm beliebt. Wir müssen eben größere Vorsicht beobachten.“

Der Graf machte eine Bewegung der Ungeduld. „Mit der Vorsicht allein ist es nicht gethan. Es handelt sich einfach darum, Alles aufzugeben, so lange Waldemar im Schlosse ist, und das können wir nicht.“

„Es ist auch nicht nöthig, denn er wird wenig genug im Schlosse sein, oder ich müßte den Reiz nicht kennen, den unsere Wälder auf solch eine Nimrodsnatur ausüben. Bei Nordeck wurde diese Jagdpassion schließlich zur Manie, die ihn unempfänglich für alles Andere machte, und sein Sohn gleicht ihm auch darin vollkommen. Wir werden ihn nur äußerst selten zu Gesichte bekommen; er steckt den ganzen Tag im Walde und hat sicher nicht die mindeste Aufmerksamkeit für das, was in Wilicza vorgeht. Das Einzige, was ihn hier möglicherweise interessirt, ist die große Gewehrsammlung seines Vaters, und die wollen wir ihm gern überlassen.“

Es lag eine Art von mitleidigem Spott in diesen Worten, die Stimme des Grafen dagegen verrieth einiges Bedenken, als er erwiderte: „Es sind vier Jahre her, daß Du Waldemar nicht gesehen hast. Freilich, Du wußtest ihn schon damals ganz nach Deinem Willen zu leiten, woran ich zuerst entschieden zweifelte. Hoffentlich gelingt Dir das auch jetzt.“

„Ich denke,“ versetzte die Fürstin mit ruhiger Zuversicht. „Uebrigens ist er durchaus nicht so schwer zu leiten, wie Du glaubst. Gerade sein störriger Eigenwille bildet die beste Handhabe dazu. Man muß seinem rohen Ungestüm für den Augenblick nur unbedingt nachgeben und ihn in dem Glauben erhalten, daß sein Wille unter allen Umständen respectirt wird, dann hat man ihn vollständig in der Hand. Wenn wir ihm täglich sagen, daß er unumschränkter Herr von Wilicza ist, so wird es ihm gar nicht einfallen, das auch sein zu wollen. Ich traue ihm überhaupt nicht so viel Intelligenz zu, sich um die Verhältnisse auf seinen Gütern eingehend zu kümmern. Wir können unbesorgt sein.“

„Ich muß mich darin ganz auf Dein Urtheil verlassen,“ sagte Morynski. „Ich selbst sah ihn ja nur zwei Mal – wann hast Du den Brief erhalten?“

„Heute Morgen, eine Stunde vor Deiner Ankunft. Danach können wir Waldemar jeden Tag erwarten; er war bereits auf der Reise hierher. Im Uebrigen schreibt er mit seiner gewöhnlichen lakonischen Kürze, ohne alle Details. Du weißt, unsere Correspondenz zeichnete sich nie durch Ausführlichkeit aus; wir haben uns stets nur das Nothwendige mitgetheilt.“

Der Graf sah nachdenkend vor sich nieder. „Kommt er allein?“

„Mit seinem ehemaligen Erzieher, der sein steter Begleiter ist. Ich glaubte anfangs, der Mann werde sich benutzen lassen, um uns Näheres über Waldemar's Thun und Treiben auf der Universität erfahren zu lassen, täuschte mich aber darin. Ich mußte natürlich die Studien meines Sohnes zum Vorwand der Erkundigungen nehmen und erhielt nun nichts als gelehrte Abhandlungen über diese Studien selbst, nicht ein Wort von dem, was ich zu wissen wünschte; meine Fragen in dieser Hinsicht schienen gar nicht verstanden zu werden, so daß ich schließlich den unfruchtbaren Briefwechsel abbrach. Sonst ist dieser Doctor Fabian einer der harmlosesten Menschen, die existiren. Von seiner Gegenwart ist gar nichts zu besorgen und von seinem Einfluß auch nichts, denn er besitzt keinen.“

„Es handelt sich für uns auch hauptsächlich um Waldemar,“ erklärte der Graf. „Wenn Du also meinst, daß von seiner Seite keine störende Beobachtung zu fürchten ist —“

„Jedenfalls keine schärfere, als wir sie nun schon seit Monaten Tag für Tag erdulden,“ unterbrach ihn die Schwester. „Ich dächte, der Administrator hätte uns Vorsicht gelehrt.“

„Jawohl, dieser Frank und sein ganzes Haus legen sich förmlich auf's Spioniren,“ rief Morynski heftig. „Ich begreife nicht, Jadwiga, daß es Dir immer noch nicht möglich ist, uns von dieser unbequemen Persönlichkeit zu befreien.“

Die Fürstin lächelte mit vollster Ueberlegenheit. „Beruhige Dich, Bronislaw! Der Administrator nimmt bereits in diesen Tagen seine Entlassung. Ich konnte nicht eher gegen ihn vorgehen; er ist seit zwanzig Jahren auf seinem Posten und hat ihn stets tadellos verwaltet; mir fehlte jeder Grund, die Entlassung zu erzwingen. Ich zog es vor, ihn dahin zu bringen, daß er selbst seinen Abschied nahm, und das hat er gestern gethan, vorläufig nur mündlich, mir gegenüber, aber die formelle Kündigung wird nicht auf sich warten lassen. Ich lege Werth darauf, daß sie von seiner Seite erfolgt, zumal jetzt, wo Waldemar's Ankunft bevorsteht."

Die Züge des Grafen, die während der ganzen Unterredung unverkennbare Besorgniß ausgedrückt hatten, glätteten sich allmählich wieder. „Es war auch die höchste Zeit," sagte er mit sichtlicher Befriedigung. „Dieser Frank fing bereits an, eine Gefahr für uns zu werden; leider müssen wir ihn noch eine Weile dulden. Sein Contract lautet ja wohl auf mehrmonatliche Kündigung?"

„Allerdings, aber die Frist wird nicht eingehalten werden. Der Administrator ist längst nicht mehr von seiner Stellung abhängig; es heißt ja, er beabsichtige, sich selbst anzukaufen; außerdem besitzt er ein starkes Unabhängigkeitsgefühl. Man ruft irgend eine Scene hervor, die seinen Stolz verletzt, und er geht sofort — dafür bürge ich. Das ist nicht schwer zu erreichen, nachdem er sich überhaupt zum Gehen entschlossen hat. — Wie, Leo, schon zurück von dem Spaziergange?"

Die letzten Worte waren an den jungen Fürsten gerichtet, der soeben eintrat und sich den Beiden näherte.

„Wanda wollte nicht länger im Parke bleiben," entgegnete er. „Ich kam — aber ich störe wohl eine Berathung?"

Graf Morynski erhob sich. „Wir sind zu Ende. Ich erfuhr soeben die bevorstehende Ankunft Deines Bruders, und wir erörterten die unvermeidlichen Folgen. Eine derselben wird es auch sein, daß wir den diesmaligen Besuch abkürzen; wir bleiben noch morgen zu der beabsichtigten Festlichkeit, kehren aber schon am nächsten Tage nach Rakowicz zurück, ehe Waldemar eintrifft. Er kann uns doch nicht gleich als Gäste seines Hauses finden?!"

„Weshalb nicht?" fragte die Fürstin ruhig. „Etwa wegen der Kinderei von damals? Wer denkt noch daran! Wanda gewiß nicht, und Waldemar — er wird doch wohl in den vier Jahren Zeit gehabt haben, die vermeintliche Beleidigung zu verschmerzen! Daß sein Herz sehr wenig betheiligt war, wissen wir ja durch Leo, dem er bereits acht Tage darauf mit der vollkommensten Ruhe erklärte, er habe die ganze Geschichte bereits vergessen, und unser Aufenthalt in Wilicza beweist am besten, daß er ihr gar keine Wichtigkeit mehr beilegt. Ich halte es für das Tactvollste und Zweckmäßigste, die Sache vollständig zu ignoriren. Wenn Wanda ihm unbefangen als seine Cousine entgegentritt, wird er sich kaum noch erinnern, daß er einst eine Knabenschwärmerei für sie hegte."

„Vielleicht wäre es das Beste," meinte der Graf, indem er sich zum Gehen wandte. „Jedenfalls werde ich mit Wanda darüber sprechen."

Leo hatte sich, ganz gegen seine Gewohnheit, mit keinem Worte an dem Gespräche betheiligt, und als jetzt sein Oheim das Zimmer verließ, nahm er schweigend dessen Platz ein. Er sah schon beim Eintritte äußerst erregt aus, und auch jetzt noch lag in seinen Zügen ein Ausdruck von Verstimmung, den er sich vergebens zu verbergen bemühte, die Mutter wenigstens bemerkte ihn sofort.

„Eure beabsichtigte Promenade wurde ja sehr schnell abgebrochen," warf sie hin. „Wo ist denn Wanda?"

„Auf ihrem Zimmer — so vermuthe ich wenigstens."

„Vermuthest Du nur? Es hat wohl wieder einmal eine Scene zwischen Euch gegeben? Versuche doch nicht, mir das abzuleugnen, Leo! Dein Gesicht spricht deutlich genug davon, und außerdem weiß ich, daß Du sicher nicht von Wanda's Seite gehst, wenn sie Dich nicht selbst vertreibt."

„Ja wohl, sie findet oft ein eigenes Vergnügen darin, mich zu vertreiben," sagte Leo mit unverstellter Bitterkeit.

„Du quälst sie aber auch oft genug mit Deiner ganz unbegründeten Eifersucht auf Jeden, der in ihre Nähe kommt. Ich bin überzeugt, das hat auch heute wieder den Anlaß zu Eurem Streite gegeben."

Der junge Fürst schwieg und bestätigte dadurch die Voraussetzung seiner Mutter, die jetzt mit leisem Spott fortfuhr: „Es ist doch eine alte Erfahrung: wenn eine Liebe keine Leiden hat, so schafft sie sich solche. Ihr seid in dem seltenen glücklichen Falle, ohne jedes Hinderniß, mit vollster Billigung der Eltern dem Zuge Eurer Herzen folgen zu dürfen, und nun macht Ihr Euch auf diese Weise das Leben schwer. Ich will Wanda keineswegs von der Mitschuld daran freisprechen. Ich bin nicht blind gegen ihre Vorzüge, die sich immer glänzender entwickeln, seit sie das Kind mit seinen Thorheiten abgelegt hat, aber was ich vom ersten Tage an, wo ich sie ihrem Vater zurückgab, fürchtete, ist leider eingetroffen. Er hat mit seiner grenzenlosen Zärtlichkeit und der Vergötterung seiner Tochter Dir und mir einen schweren Stand bereitet. Wanda kennt keinen Willen als den ihrigen; sie ist gewohnt, ihn überall durchzusetzen, und Du lehrst sie leider auch keinen anderen kennen."

„Ich versichere Dir, Mama, daß ich heute nicht sehr nachgiebig gegen Wanda war," versetzte Leo in einem Tone, dem man noch die Gereiztheit anhörte.

Die Fürstin zuckte die Achseln. „Heute vielleicht! Und morgen liegst Du doch wieder vor ihr auf den Knieen und bittest sie um Verzeihung. Sie hat Dich bisher noch jedesmal dazu gebracht. Wie oft soll ich Dir noch klar machen, daß das nicht der Weg ist, einem so stolzen und eigenwilligen Mädchen die Achtung einzuflößen, die der künftige Gemahl unter allen Umständen beanspruchen muß."

„Ich bin aber solcher kühlen Berechnungen nicht fähig," rief Leo leidenschaftlich. „Wo ich liebe, wo ich anbete mit aller Gluth meiner Seele, da kann ich nicht immer und ewig bedenken, ob mein Benehmen auch ja dem künftigen Gemahl nichts vergiebt."

„So beklage Dich auch nicht, wenn Deine Leidenschaft nicht in dem Maße erwidert wird, wie Du es forderst!" sagte die Fürstin kalt. „Wie ich Wanda kenne, wird sie nie den Mann lieben, der sich unbedingt ihrer Herrschaft beugt, weit eher den, der ihr Widerstand entgegen setzt. Eine Natur, wie die ihrige, will zur Liebe gezwungen sein, und das hast Du bisher noch nicht verstanden."

Er wendete sich in grollendem Unmuthe ab. „Ich habe ja überhaupt noch gar kein Recht auf Wanda's Liebe. Es wird mir ja immer noch versagt, sie öffentlich meine Braut nennen zu dürfen; die Zeit unserer Verbindung wird in endlose Ferne hinausgeschoben —"

„Weil jetzt nicht Zeit ist an Verlobung und Hochzeit zu denken," unterbrach ihn die Mutter mit vollster Entschiedenheit. „Weil Du jetzt andere, ernstere Aufgaben hast als die, eine junge Gemahlin anzubeten, die bei Dir alles Andere in den Hintergrund drängen würde. Endlose Ferne! Wo es sich um einen Aufschub von höchstens einem Jahre handelt! Verdiene Dir die Braut — die Gelegenheit dazu wird nicht ausbleiben, und Wanda selbst würde sich nie entschließen, Dir eher ihre Hand zu reichen. Aber da kommen wir auf einen andern Punkt, den ich Dir nicht ersparen kann. — Leo, Dein Oheim ist nicht zufrieden mit Dir."

„Hat er mich bei Dir verklagt?" fragte der junge Mann mit einem finsteren Aufblicke.

„Er mußte es leider. Soll ich Dich erst daran erinnern, daß Du dem älteren Verwandten, dem Führer, unter allen Umständen Gehorsam schuldig bist? Statt dessen bereitest Du ihm unnöthige Schwierigkeiten, trittst an der Spitze von mehreren Deiner Altersgenossen in offene Opposition gegen ihn — was soll das heißen?"

Auf dem Gesichte Leo's lag ein Ausdruck von starrem Trotze, als er antwortete: „Wir sind keine Kinder mehr, die sich willenlos leiten lassen. Wenn wir auch die Jüngeren sind, das Recht einer eigenen Meinung wird uns doch wohl zugestanden werden, und wir ertragen nun einmal nicht dieses ewige Zögern und Bedenken, mit dem man uns zurückhält."

„Denkst Du, mein Bruder werde sich von Euch jugendlichen Heißspornen auf Bahnen fortreißen lassen, die er für verderblich erkennt?" fragte die Fürstin mit vollster Schärfe. „Da irrt Ihr sehr. Es wird ihm schon schwer genug, all die widerstreitenden Elemente im Zügel zu halten, und nun muß er es erleben, daß sein eigener Neffe das Beispiel des Ungehorsams giebt."

„Ich habe nur widersprochen, nichts weiter," vertheidigte

sich der junge Fürst. „Ich ehre und liebe Morynski gewiß als Deinen Bruder und mehr noch als den Vater Wanda's, aber es kränkt mich, daß er mir so gar keine Selbstständigkeit zugestehen will. Du selbst wiederholst mir oft genug, daß mein Name, meine Abkunft mich zu der ersten Stelle berechtigen, und der Onkel verlangt von mir, mich mit einer untergeordneten zu begnügen."

„Weil er es noch nicht wagen darf, einem einundzwanzigjährigen Feuerkopfe Entscheidendes anzuvertrauen. Du verkennst Deinen Oheim vollständig. Ihm ist der eigene Erbe versagt geblieben, und wie sehr auch Wanda sein Abgott sein mag, die Hoffnungen, die ihm nur ein Sohn verwirklichen kann, sie ruhen doch einzig in Dir, der ja auch seinem Blute entstammt und in Kurzem sein Sohn heißen wird. Wenn er es für den Augenblick noch für nothwendig hält, Dich zu zügeln, für die Zukunft rechnet er doch ganz auf Deine junge, frische Kraft, wo die seinige schon zu ermatten beginnt. Ich habe sein Wort, daß, wenn es zur Entscheidung kommt, Fürst Leo Baratowski die ihm gebührende Stellung einnehmen wird — wir hoffen Beide, Du werdest Dich dessen würdig zeigen."

„Zweifelt Ihr daran?" rief Leo aufspringend mit flammenden Augen.

Die Mutter legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm. „An Deinem Muthe gewiß nicht. Was Dir fehlt, ist die Besonnenheit, und ich fürchte, Du wirst sie nie lernen, denn Du hast das Temperament Deines Vaters. Auch Baratowski flammte stets so leidenschaftlich auf, ohne nach Schranken und Möglichkeiten zu fragen, und das brachte ihm und mir oft genug Unheil. Aber Du bist doch auch *mein* Sohn, Leo, und ich denke, etwas wirst Du doch auch von Deiner Mutter geerbt haben. Ich habe mich bei meinem Bruder dafür verbürgt — an Dir ist es, die Bürgschaft einzulösen."

Es lag in den Worten, trotz ihres tiefen Ernstes, ein solcher Mutterstolz, daß Leo in aufwallender Empfindung sich an ihre Brust warf. Die Fürstin lächelte; sie war nur selten weichen Regungen zugänglich, in diesem Augenblicke aber sprach doch die ganze Zärtlichkeit der Mutter aus ihrem Blicke und ihrem Tone, als sie, die Umarmung des Sohnes erwidernd, sagte: „Was *ich* für Hoffnungen auf Deine Zukunft setze, mein Leo, das brauche ich Dir nicht erst zu wiederholen. Du hast es oft von mir gehört, bist Du doch von jeher mein Einziger, mein Alles gewesen."

„Dein Einziger?" mahnte der junge Fürst mit leisem Vorwurfe. „Und mein Bruder?"

„Waldemar!" Die Fürstin richtete sich empor; bei dem Namen schwand auf einmal alle Weichheit aus ihren Zügen, alle Zärtlichkeit aus ihrer Stimme. Ihr Antlitz wurde wieder streng und ernst wie vorhin, und ihr Ton klang eisig kalt, als sie fortfuhr: „Ja freilich, ihn hatte ich vergessen. Das Schicksal hat ihn nun einmal zum Herrn von Wilicza gemacht — wir werden ihn ertragen müssen."

In nicht allzu weiter Entfernung vom Schlosse lag die Wohnung des Administrator Frank. Schloß und Gutswirthschaft waren in Wilicza von jeher getrennt gewesen. Das erstere, mochte es nun bewohnt sein oder nicht, lag stets in vornehmer Abgeschlossenheit da, und die letztere befand sich ausschließlich in den Händen eines Beamten. Das stattliche Wohnhaus desselben, die umliegenden, fast durchweg neuen Wirthschaftsgebäude und die Ordnung, welche auf dem Hofe herrschte, wichen bedeutend von dem ab, was man auf den Gütern der Nachbarschaft zu sehen gewohnt war, und galten auch wirklich in der ganzen Umgegend für ein überall angestauntes, aber niemals nachgeahmtes Muster. Die Stellung des Administrators von Wilicza war allerdings eine solche, daß ihn mancher Gutsherr darum beneiden konnte, sowohl was das Einkommen wie was die Art zu leben betraf.

Der Abend dämmerte bereits. Drüben im Schlosse begann sich die ganze Fensterreihe des ersten Stockwerkes zu erleuchten; bei der Fürstin fand eine größere Festlichkeit statt. In dem Wohnzimmer des Administrators war noch kein Licht angezündet worden, und die beiden Herren, welche sich dort befanden, schienen so sehr in die Unterhaltung vertieft zu sein, daß sie die zunehmende Dunkelheit gar nicht bemerkten.

Der ältere der Beiden war eine stattliche Erscheinung im kräftigsten Mannesalter, mit offenen, von der Sonne stark gebräunten Zügen, der jüngere dagegen verrieth in seinem ganzen Aeußeren, daß er nicht auf dem Lande heimisch sei. Er konnte trotz seiner ziemlich kleinen Figur für einen recht hübschen Mann gelten; das sorgfältig gekräuselte Haar und der äußerst moderne Anzug gaben ihm etwas Stutzerhaftes, doch lag nichts eigentlich Geziertes in seinem Wesen. Sprache und Haltung zeigten im Gegentheil ein Uebermaß von Würde und Wichtigkeit, das mit seiner kleinen Gestalt bisweilen in etwas komischen Gegensatz gerieth.

„Es bleibt dabei — ich gehe," sagte der Aeltere. „Ich habe es vorgestern der Fürstin erklärt, daß ich ihr den Gefallen thun werde, Wilicza den Rücken zu kehren, da ihre Manöver seit Jahr und Tag ja darauf hinzielten. Weiter kam ich aber nicht mit meinen Eröffnungen, denn sie fiel mir mit ihrer vollen Majestät in die Rede. ‚Mein lieber Frank, ich bedauere aufrichtig, daß Sie uns verlassen wollen, kann Ihrem Wunsche aber kein Hinderniß in den Weg legen; seien Sie überzeugt, mein Sohn und ich werden Ihre langjährige Thätigkeit in Wilicza nicht vergessen!' — Das sagt sie mir, mir, den sie systematisch vertrieben hat. Glauben Sie denn, daß ich gegen diesen Blick und Ton aufkommen konnte? Ich hatte mir vorgenommen, endlich einmal meinem Herzen Luft zu machen und ihr zum Abschiede gründlich die Wahrheit zu sagen, und jetzt — machte ich eine Verbeugung und ging."

Der jüngere Herr schüttelte den Kopf. „Eine merkwürdige Frau, aber auch eine höchst gefährliche Frau! Wir von der Regierung haben Proben davon. Ich sage Ihnen, Herr Frank, diese Fürstin Baratowska ist eine Gefahr für die ganze Provinz."

„Warum nicht gar!" rief der Administrator ärgerlich. „Aber eine Gefahr für Wilicza ist sie. Sie hat es nun richtig durchgesetzt, die ganze Herrschaft unter ihr Scepter zu bringen; ich war der letzte Stein des Anstoßes, und den räumt sie nun auch aus dem Wege. Glauben Sie mir, Herr Assessor, ich habe ausgehalten, so lange es nur irgend ging, nicht meiner Stellung wegen — ich bin Gott sei Dank so weit, daß ich jeden Tag auf eigenen Füßen stehen kann, aber es thut mir weh, daß Alles, was ich in zwanzig Jahren gearbeitet und geschaffen habe, nun zu Grunde gehen soll, wenn die alte polnische Wirthschaft wieder anfängt. Als ich hierher kam, war Herr Nordeck seit ein paar Jahren todt, sein Sohn bei dem Vormunde in Altenhof, und Pächter, Förster und Administratoren wirthschafteten lustig darauf los. Hier in Wilicza ging es am ärgsten zu; mein Vorgänger hatte so offen und unverschämt gestohlen, daß es sogar Herrn Witold zu viel wurde und er ihn Knall und Fall entließ. Das Schloß, von dessen Prachteinrichtung man weit und breit fabelte, stand leer und verschlossen, wie es aber im Dorfe und nun vollends auf dem Gutshofe aussah, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Elende Holz- und Lehmschuppen, die Einem über dem Kopfe zusammenfielen, Schmutz und Unordnung, wohin man sich wandte. Das Dienstvolk kriechend, falsch und voll von echt nationalem Hasse gegen den ‚Deutschen', die Felder in einem Zustande, daß sich einem Landmanne das Herz im Leibe umkehrte. Es that wahrhaftig Noth, daß ein paar märkische Fäuste da zugriffen, und es dauerte ein halbes Jahr, ehe ich Frau und Kinder nachkommen lassen konnte, weil eine nach unseren Begriffen menschliche Wohnung außerhalb des Schlosses nicht aufzutreiben war. Wie hätte es denn auch anders sein sollen! Der verstorbene Nordeck hatte nichts weiter gethan als jagen und sich mit seiner Frau Gemahlin zanken, und Herr Witold that überhaupt gar nichts. Es setzte zwar regelmäßig einige Donnerwetter, wenn er herkam, aber im Uebrigen ließ er sich an der Nase herumführen, und das wußte man auf der ganzen Herrschaft nur zu gut. Wenn die Rechnung nur schwarz und weiß auf dem Papiere stand und die Zahlen stimmten, dann war die Sache in Ordnung, ob die Ausgaben auch wirklich gemacht waren, danach fragte er nicht. Was habe ich im Anfange für Summen fordern müssen, um nur einigermaßen Ordnung zu schaffen! Sie wurden mir anstandslos bewilligt; daß ich sie nun auch wirklich auf das Gut wandte, anstatt sie, wie meine Herren Collegen, in die eigene Tasche zu stecken, das war ein Ausnahmefall. Uebrigens hatte der alte Herr doch eine Ahnung davon, daß ich der einzig Ehrliche unter der

anzen Gesellschaft war, denn er erhöhte mir schon nach den ısten Jahren Gehalt und Tantième in einer Weise, daß ich mit er Ehrlichkeit gerade so gut fuhr, wie die Anderen mit ihren Dieberreien, und wäre er am Leben geblieben, so hätte ich Wilicza icht verlassen, trotz aller Chicanen der Fürstin. Sie wagte sich uch wohlweislich nicht an mich; sie wußte, daß, wenn ich ein: tal nach Altenhof schrieb und Herrn Witold reinen Wein ein: henkte, es eine Explosion geben würde. So viel Einfluß besaß r denn doch noch auf seinen Pflegesohn, mir hier freie Bahn u schaffen. Bei seinen Lebzeiten hatte ich Ruhe, aber als er arb, war es aus damit. Was hilft es, daß mein Contract iir die Selbstständigkeit meiner Stellung garantirt? Wenn die ortwährenden Eingriffe vom Schlosse aus geschehen und es die Mutter meines Gutsherrn ist, die sie anbefiehlt, dann heißt es ntweder ertragen oder gehen, und ich habe lange genug er: ragen — ich gehe jetzt."

„Aber das ist ein Unglück für Wilicza," fiel der Assessor in. „Sie waren noch der Einzige, der es wagte, der Fürstin inigermaßen die Spitze zu bieten, vor dessen scharfen Augen man ine heilsame Furcht hatte. Wenn Sie gehen, sind den geheimen lmtrieben hier Thür und Thor geöffnet. Wir von der Regierung" — er legte jedesmal einen Nachdruck auf das Wort — wissen am besten, was es heißen will, wenn die Nordeck'schen Güter mit ihrer riesigen Ausdehnung und ihrer verwünschten age so dicht an der Grenze unter dem Regimente einer Baratowska stehen."

„Ja, sie hat es in den vier Jahren ziemlich weit gebracht," agte der Administrator bitter. „Das ging vom ersten Tage an orwärts, langsam, Schritt für Schritt, aber unverrückt auf das Ziel los, mit einer Energie, die man trotz alledem bewundern nuß. Als vor Jahr und Tag die Pachtcontracte abliefen, da nußte sie es durchzusetzen, daß die Pachtgüter sämmtlich in die Hände ihrer Landsleute geriethen; sie bewarben sich darum und e bekamen sie. Herr Nordeck erfuhr wahrscheinlich gar nicht, aß überhaupt noch andere Bewerber da waren. Aus der Forst: erwaltung ist nach und nach jedes deutsche Element verdrängt worden; das ganze Personal besteht nur noch aus gehorsamen Dienern der Fürstin, und wie oft habe ich alle Energie aufbieten nüssen, um meine deutschen Inspectoren und Aufseher in ihren Stellungen zu schützen. Aber es half zuletzt auch nichts mehr. Sie gingen freiwillig, weil sie die Widerspänstigkeit der Leute nicht nehr ertragen konnten. Wir wissen recht gut, von welcher Seite as Dienstvolk unaufhörlich aufgehetzt und gestachelt wird. — Meinen Nachfolger im Amte glaube ich auch schon zu kennen; r ist ein Trunkenbold, der so gut wie nichts von der Land: virthschaft versteht und Wilicza zu Grunde richten wird, wie die Pächter und Förster eben daran sind, es mit den anderen Gütern nd den Waldungen zu thun, aber er ist ein Nationaler vom einsten Wasser, und das entscheidet bei der Fürstin — der Posten ist ihm gewiß."

„Wenn Herr Nordeck sich nur einmal entschließen wollte, hierher zu kommen," meinte der Assessor. „Er hat sicher keine Ahnung davon, wie es auf seinen Gütern zugeht."

„Frank zuckte die Achseln. „Unser junger Herr? Als ob er sich jemals um sein Wilicza gekümmert hätte! Seit zehn Jahren hat er es mit keinem Fuße betreten; er treibt sich lieber draußen in der Welt herum. Ich hoffte, er würde nach erlangter Mündigkeit endlich einmal auf längere Zeit kommen, und es hieß ja anfangs auch so, aber er blieb fort und schickte uns seine Frau Mutter her, die denn auch nicht säumte, das Regiment an sich zu reißen. Keiner von den Beamten verkehrt ja direct mit ihm — wir sind mit unseren Rechnungsklagen, Einzahlungen, An: forderungen ausschließlich an den Justizrath in L. gewiesen. Uebrigens habe ich, ehe ich mich zum Gehen entschloß, noch das letzte Mittel versucht und an Herrn Nordeck selbst geschrieben. Ich wußte bereits, daß meine Stellung unhaltbar war, und da hielt ich es nach zwanzigjährigen Diensten denn doch für Pflicht, ihm die Wirthschaft hier auf seinen Gütern aufzudecken und ihm gerade heraus zu sagen, daß, wenn das so weiter ginge, auch sein Vermögen nicht mehr Stand halten würde. Vor vier Wochen sandte ich den Brief ab — glauben Sie, daß ich auch nur eine Antwort darauf erhalten habe? Nein, von der Seite ist nichts zu hoffen. — Aber über dem Aerger vergesse ich ganz, daß wir jetzt vollständig im Finstern sitzen. Ich begreife nicht, weshalb Gretchen nicht wie sonst die Lampe hereinbringt. Sie weiß wahrscheinlich nicht, daß Sie hier sind."

„O doch!" sagte der Assessor etwas pikirt. „Fräulein Margaretha stand im Hausflur, als ich auf den Hof fuhr, aber sie ließ mir nicht einmal Zeit zu grüßen, sondern lief in größter Eile die Treppe hinauf bis zur Bodenkammer."

In Frank's Gesicht zeigte sich eine leichte Verlegenheit. „Nicht doch, Sie täuschten sich wohl."

„Die ganze Treppe hinauf bis zur Bodenkammer!" wieder: holte der kleine Herr mit Nachdruck, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog und den Administrator ansah, als verlange er, dieser solle in seine Entrüstung einstimmen, aber Frank lachte nur.

„Das thut mir leid, aber da kann ich Ihnen beim besten Willen nicht helfen."

„Sie können mir sehr viel helfen," rief der Assessor lebhaft. „Die Autorität des Vaters ist eine unbeschränkte, wenn Sie Ihrer Tochter sagen, daß es Ihr Wunsch und Wille ist —"

„Das thue ich unter keiner Bedingung," unterbrach ihn Frank mit ruhiger Bestimmtheit. „Sie wissen, ich lege Ihrer Bewerbung nichts in den Weg, denn ich glaube, daß Sie mein Kind aufrichtig lieben, und habe gegen Ihre Persönlichkeit und Verhältnisse nichts einzuwenden; sich das Jawort des Mädchens zu holen ist aber Ihre Sache, darein mische ich mich nicht. Sagt sie aus freien Stücken Ja, so sind Sie mir als Schwieger: sohn willkommen, mir scheint freilich, Sie haben wenig Aussicht dazu."

„Da täuschen Sie sich, Herr Frank," sagte der Assessor zuversichtlich, „da täuschen Sie sich ganz entschieden. Es ist wahr, Fräulein Margarethe behandelt mich bisweilen ganz eigen: thümlich, sozusagen rücksichtslos, aber das ist nur die gewöhnliche Sprödigkeit junger Mädchen. Sie wollen gesucht, umworben sein, wollen durch ihre Zurückhaltung den Preis begehrenswerther machen. O, ich verstehe mich ganz ausgezeichnet auf dergleichen. Seien Sie unbesorgt — ich erreiche sicher mein Ziel."

„Soll mich freuen," erwiderte der Administrator kurz ab: brechend, da der Gegenstand des Gespräches mit der Lampe in der Hand soeben eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ahasver der Kunst.

Das Jahr weiß ich nicht mehr anzugeben, aber an einem Wintervormittage in der ersten Hälfte der vierziger Jahre war s, als zu früher Stunde ein Fremder in meine noch halb: tudentische Berliner Garçonwohnung trat, nachdem er vorher ebhaft und unter freundlichem Zunicken seinen Kopf durch die von ihm geöffnete Thür gesteckt und mir zugerufen hatte, daß r der Franz Wallner sei. Schon am Tage vorher hatte ich en Namen auf dem Zettel des Königstädtischen Theaters, den Gast selber aber früher mehrfach mit ganz besonderem Ergötzen uf den Brettern dieser Bühne gesehen. Im Uebrigen wußte ch, daß wir hier und dort gemeinsame Freunde hatten, von denen er mir denn auch mündliche und schriftliche Grüße brachte.

Wallner stand damals in der Mitte der Dreißiger und war um ein Beträchtliches älter als der jugendliche Schriftsteller, den er durch seinen Besuch erfreut hatte. Schon sein Aeußeres mußte für ihn einnehmen. Er war von hohem Wuchse, und mit der bequem und doch elegant gekleideten, breitschultrig-stattlichen und doch geschmeidigen und schlanken Gestalt vereinigten sich die regelmäßigen Formen und feingeschwungenen Züge des etwas breiten und bleichfarbigen, von kurzgeschnittenem dunkelglänzendem Haar beschatteten Gesichts zu einem Ganzen von interessanter und anziehender Wirkung, besonders wenn der zuweilen etwas strenge und finstere Blick des beweglichen Auges unter den Ein: drücken der Unterhaltung einem freundlichen Aufleuchten zu weichen begann. Wie die Außenseite, so zeigten auch Haltung und Benehmen, bei aller treuherzigen Ungezwungenheit, den

Menschen von sorgfältiger Erziehung und weltmännischer Bildung, die unverkennbaren Gewohnheiten der guten Gesellschaft. Niemals auch hat die schalkhafte und harmlose Naivetät dieses Schauspielers selbst in frivol gearteten Kreisen zu einem respectlosen Verhalten gegen seine Person geführt, weil man sehr bald herausfühlte, daß jene Eigenschaft bei ihm keine affectirte und erkünstelte war, daß dahinter ein solider Grund tüchtiger und ehrenhafter Gesinnung, viel kluge Lebenskenntniß und gesunder Verstand, vor Allem aber eine echte Wärme des Herzens lag, die in dem Charakter Wallner's durch den Reiz der Liebenswürdigkeit ersetzte, was ihm an geistiger Bedeutung und Tiefe vielleicht gemangelt hat.



Franz Wallner.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Im Laufe der Unterhaltung ließ er gar herzige Späße und charakteristische Anekdoten durch seine meistens pikanten Urtheile und scharfen Bemerkungen über Literatur und Kunst, über Personen und Zustände aller möglichen Orte und Gegenden blitzen, und dies Alles in dem urwüchsig behäbigen wienerischen Dialect, der in jener Zeit der unausgerührten politischen Differenzen einen noch viel bestrickenderen Zauber für das norddeutsche Ohr hatte, als jetzt.

Diese Sprechweise seiner Heimath gehörte zu den unverwüstlichen Merkmalen Wallner's, ungerecht aber wäre es, seine einstmaligen Bühnenerfolge etwa allein auf Rechnung des Dialects zu setzen. In der ganzen Erscheinung der von ihm geschaffenen und künstlerisch durchgearbeiteten Gestalten hatte sich vielmehr die gemüthvolle Komik, der poesiereiche Humor des vormärzlichen Wien zu drastischem Leben verkörpert. Das war es, womit er die Herzen ergriff, wodurch er die Zuschauer bald in stille Rührung versetzte, bald zu stürmisch ausbrechendem Gelächter fortriß, sodaß bei seinem Auftreten die Häuser immer von Neuem bis auf den letzten Platz sich füllten. Wer Wallner einmal auf der Bühne gesehen und z. B nur seinen meisterhaften Vortrag der Lieder aus den Wiener Volksstücken gehört, namentlich das bekannte „Hobellied“ Valentin's im „Verschwender“, der wird ihn sicher lieb gewonnen und nicht wieder vergessen haben. Wie ein alter Bekannter war er zu mir eingetreten; wie längst vertraute Freunde schieden wir von einander, als er mich nach einer Stunde wieder verließ, um seine Besuchswanderungen in der weitläufigen Hauptstadt nach der Angabe einer großen Liste fortzusetzen, auf die er hin und wieder einen Blick geworfen hatte.

Ueber seine Vergangenheit, obwohl er derselben sich nicht zu schämen brauchte, hat er nur den Vertrautesten einen kargen Aufschluß gegeben. Auch für ihn waren die ersten Schritte auf der künstlerischen Laufbahn keine rosigen gewesen. Wider den Willen seiner kaufmännischen Familie war er im zwanzigsten Lebensjahre seiner unbezwinglichen Leidenschaft für das Theater gefolgt, und einige Jahre hindurch hatte nun der in häuslichem Behagen erzogene großstädtische Jüngling bei verschiedenen in Oesterreich umherziehenden kleinen Reisetruppen mit der Romantik eines solchen Wanderlebens auch alles Elend und

alle schroffen Glückswechsel desselben durchkosten müssen. Er bestand diese Prüfungen mit dem herrlichen Muthe der ersten Jugendfrische, brachte aber natürlich weder Geld noch Ruhm heim, als er endlich von dem abenteuernden Umherschweifen wieder in die Vaterstadt Wien zurückgeworfen wurde. Beides jedoch sollte ihm hier bald reichlich zu Theil werden.

Es war im Jahre 1836, und die Wiener sahen sich in die schmerzlichste Trauer versetzt durch den plötzlich unter so tragischen Umständen erfolgten Tod ihres geliebten dramatischen Dichters und Darstellers Raimund. Wie sehr mußten sie daher überrascht und ergriffen sein, als ihnen unerwartet auf den Brettern der Geist des unvergeßlichen Todten in der anmuthigen Gestalt eines unbekannten jungen Schauspielers erschien, der sofort in der ganzen Art seiner Rollendurchführung bekundete, daß er keineswegs ein blos mechanischer Nachäffer des Meisters sei, nicht etwa blos ein paar äußerliche Handgriffe ihm abgelauscht, sondern verständnißvoll die Poesie seiner Schöpfungen in sich aufgenommen und mit selbstständiger Kraft aus sich wiedergeboren hatte. In den kleinen Städten und Marktflecken, die bisher seine künstlerischen Thaten gesehen, hatte Wallner, jedenfalls komisch genug, noch als Held und Liebhaber sich aufgespielt. Erst nach der Rückkehr auf heimischen Boden, unter den lebendig sich aufdrängenden Erinnerungen an begeisternde Jugendeindrücke war seine wahre Begabung zum Durchbruch gekommen; der naturwahre Humorist, der volksthümliche, empfindungs- und stimmungsvolle Komiker erwachte in ihm und fand seinen Weg in die Herzen des Publicums, zu dessen gefeiertem Liebling er binnen wenigen Monaten sich aufschwang.

Es erging ihm gut in Wien, aber es war das nicht die Lage, welche ihn zufrieden stimmte. Er fühlte sich gedrückt und beengt, als er in Wien schnell zu Ansehen, Ehre und guten Einnahmen gelangt war. Dieses undramatische Einerlei der Annehmlichkeiten trieb ihn als rechten theatralischen Zugvogel der nun entschwundenen Art von dannen, und Deutschland, namentlich das seiner ruhigen Verständigkeit zusagende nördliche Deutschland wurde und blieb nun der weite Tummelplatz seiner bewegungslustigen Persönlichkeit.

Durch alle Nationen Europas ging in jenen ersten vierziger Jahren eine vielfach noch ganz dunkle, aber schwungvolle Ahnung von dem allmählichen Emporsteigen des gedrückten und niedergetretenen Volkes auf die weltgeschichtliche Bühne. Neben anderen Erscheinungen der Literatur und Dichtung war auch das Wiener Volksstück durch dramatische Vergegenwärtigung der sogenannten niederen Volksclassen und ihrer Freuden und Leiden ein unbewußter Ausdruck der in den Gemüthern gährenden Ahnung, und Wallner ist auf den norddeutschen Bühnen ein edel gearteter und wahrhaft sympathisch begrüßter Repräsentant dieser volksthümlichen Richtung dramatischer Kunst gewesen. Dabei verkehrte er, namentlich auch in Berlin, wo er mit besonderer Vorliebe weilte, vorzugsweise mit den bewegten Kreisen der jungaufstrebenden Literatur. Zu diesen fühlte er sich hingezogen, weil in ihm selber von Jugend an ein starker literarischer Zug lebte. Schon in jenen Tagen war er ein gewandter schriftstellerischer Plauderer, und manche seiner interessanten, mit Eleganz und Empfindung geschriebenen Erinnerungen und Stimmungsbilder aus dem Theaterleben waren in Journalen mit Vergnügen gelesen worden. Schriftsteller und Dichter betrachteten ihn als einen Collegen und sahen ihn gern.

Nur Wenige leben noch von der großen Reihe älterer und jüngerer Berufsgenossen, die allabendlich damals in der „Goldenen Kugel“, einer Weinstube der Berliner Poststraße, noch in später Stunde sich zusammenfanden. In dieser geistig sehr erregten Gesellschaft, wo lebhaft debattirt wurde, hatte auch Wallner bei seinen Anwesenheiten in Berlin das volle Gastrecht, und dort sprach er sogar vor, wenn er auf der Durchreise nur ein paar Stunden in der Hauptstadt war. Ich erinnere mich, daß wir gern halbe Nächte hindurch den originellen Mittheilungen und mit Schwänken gemischten Erzählungen des rastlosen Touristen lauschten. Wo man ihm auch begegnen mochte, immer wehte aus seiner Erscheinung und seinen Mittheilungen der frische Duft des Reiselebens und der Landstraße, der anregende Hauch aus dem wechselreichen Verkehr mit interessanten, literarisch oder künstlerisch hervorragenden Persönlichkeiten der verschiedensten Länder, die er erst vorgestern oder in der vergangenen Woche oder vor einigen Monaten gesehen und gesprochen hatte. Und wie mit den Menschen, so blieb er auch mit den Erzeugnissen der auf das Belletristische gerichteten Literatur in einem lebendigen Zusammenhange. Bis zu seinem Ende las er gewohnheitsmäßig mit einer wahren Leidenschaft, und die Leihbibliotheken und Buchhändler zahlreicher Städte haben wohl selten einen so guten Kunden gehabt wie ihn.

Einmal hatte ich ihn wohl anderthalb Jahre nicht gesehen und auch nichts von ihm gehört. Da fand ich ihn eines Abends auf meinem Nachhauseweg gegen Mitternacht auf dem Alexanderplatze vor dem Königstädtischen Theater. Dort stand er und sah sich das Haus an, hatte mich aber von fern schon erkannt und wartete, bis ich näher gekommen war. Dann stieß er mich mit jener eigenthümlichen lebhaften Ellenbogenbewegung in die Seite, welche bei ihm stets die Ankündigung einer besonders zutraulichen oder wichtigen Eröffnung war, und sagte gleichzeitig: „Schaut mir dös Haus, Ihr Leut'! a Sünd' un a Schand' is es, daß da drinnen kei rechter Kerl regiert un aus dem Haus macht, was es sein könnt'. Schofft mir dös Haus! Ihr hebbt den gepfefferten Witz; i gieß Euch wianerisch G'müth un G'spaß hinein, un es wird a Tränkl geb'n, daß ganz Berlin vor lauter Plaisir sich auf den Kopf stelle soll.“ Erst gegen Abend war er in Berlin angekommen, und erzählte mir nun im Weitergehen, daß er sich nächstens verheirathen werde. Die schöne Agnes Kretschmar, eine Pflegetochter Robert Blum's, von diesem für die Kunst erzogen und damals schon eine namhafte Bühnenkünstlerin, war die verlobte Braut Wallner's geworden. Es war rührend, mit welcher schwärmerischen Innigkeit der immerhin nicht mehr jugendliche Mann von dem Glücke seiner Liebe und von den liebenswürdigen Eigenschaften des hochbegabten jungen Weibes sprach, das er auf seinem unstäten Lebensgange sich erobert hatte.

Unstät war allerdings dieses Leben bisher in ausreichendem Maße gewesen, aber aus jenem nächtlichen Herzenserguß auf dem Alexanderplatze in Berlin sprach doch schon ein Gefühl des Ueberdrusses an der ruhelosen Beweglichkeit, die Sehnsucht nach einer consolidirten Existenz. Wallner trug sich bereits mit Wünschen und Plänen zur Gründung oder Leitung eines eigenen Theaters. Zwar ging er mit der jungen Gattin noch in ein Engagement nach Petersburg, aber schon nach einigen Jahren hörte man, daß er auf eigene Hand eine Wirksamkeit als Theaterdirector in kleineren Städten Süddeutschlands eröffnet habe und von dort sodann für dieselbe Stellung nach Posen berufen worden sei. Es gestalteten sich diese Anfänge mitunter ganz erträglich, aber zu einer Blüthe sind jene stets mit künstlerischer Sorgfalt und geschäftlicher Solidität geleiteten Unternehmungen niemals gediehen. Er selber erzählte mir später, daß nach pünktlicher Auszahlung der Gagen und nach Bestreitung der Kosten für glänzende Vorstellungen er oft genug mit den Seinigen sich habe einschränken müssen und eine sorgenreiche finanzielle Bedrängniß seinem Hause nicht fremd geblieben sei. Aber der nun einmal über der Bahn dieses leichtlebig-frischen und frohmuthigen Menschen einherziehende Glücksstern brach immer wieder aus zeitweiliger Verdunkelung hervor und winkte plötzlich aus Berlin, wenn auch mit einem sehr zweifelhaften Glanze. Wallner jedoch verstand den Wink und folgte ihm; ein seit lange gehegter Wunsch sollte ihm ja unerwartet in Erfüllung gehen.

Das altberühmte Königstädtische Theater war zwar von den Reactionsstürmen nach 1848 für immer hinweggeweht, die Concession aber war erblich in der Familie Cerf und auf geheimnißvollem Wege in den Besitz eines ungebildeten, unangenehmen und übel beleumundeten Sprossen dieser Familie gekommen. Dieser Mensch hatte das vielbeneidete und damals kaum zu erlangende Recht, in Berlin ein Theater zu errichten, aber es fehlten ihm dazu alle Geldmittel, und er machte nun den Berlinern in einer eben von Kunstreitern verlassenen Circusbude die lächerlichsten Bühnenexperimente vor, bis er einen mitleidigen Baumeister fand, der ihm in einem bedenklichen Winkel der abgelegenen und damals noch sehr uneleganten Blumenstraße, mitten im sogenannten „Gärtner- und Weberviertel“ ein Theaterchen herstellte, das durch seine schmucklose und zwerghafte Niedlichkeit umstreitig zu den wunderlichsten Theaterbauten gehörte, die es jemals gegeben hat. Auf diesen Brettern spielte nun ein aus dem Abhub der kleinen märkischen Reisetruppen zusammengeraffte Personal so erbärmlich, daß selbst die Schusterjungen der Umgebung ihre Sonntagsgroschen nicht dafür ausgeben wollten. Die Sache ging nicht; Cerf gerieth in so schwere Verlegenheiten,

daß er sich genöthigt sah, das Nipptischtheater zur Verpachtung auszubieten.

Nur Wenige hätten wohl den außerordentlichen Muth gehabt, in einer derartigen Stadtgegend, auf einem so ungemein beschränkten Raume die Erbschaft eines so verrufenen Instituts anzutreten, dem die Feuilletonisten der Hauptstadt bereits von einem dicht nebenanliegenden Vergnügungslocale sehr ungezwungener Art den Spottnamen „Die grüne Neune" gegeben hatten. Wallner besaß diesen Muth, weil in ihm ein energischer Thätigkeitsdrang und ein begründetes Selbstvertrauen lebte. Im Uebrigen brachte er aus Posen einen schon geschulten Stamm tüchtiger Schauspieler mit, unter denen sich als eine zugkräftige Künstlerin ersten Ranges auch seine Gattin befand, Frau Agnes Wallner. Er selber spielte nur noch äußerst selten, seitdem er Director geworden, sondern widmete sich mit hingebendem Eifer der Leitung des Ganzen. Man spricht jetzt viel von dem Erfordernisse eines guten Ensemble und rühmt das treffliche Zusammenspiel der Meininger. Mit einem fein und künstlerisch durchgeführten, von anmuthigem Leben durchhauchten Ensemble hatte aber Wallner schon vor fünfundzwanzig Jahren durchschlagende Wirkungen erzielt, und es war das eine Frucht seines ausdauernden Mühens, seiner umsichtigen Fachkenntniß und guten Geschmacksbildung. So zeigten sich seine Leute nun auch in Berlin, aber vor äußerst dünn und von einem untergeordneten Zufallspublicum besetzten Bänken. Seit einer Reihe von Jahren war er in der jetzt politisch erregten Hauptstadt verschollen; seine alten journalistischen Freunde waren entweder gestorben oder durch das Revolutionsjahr in alle Winde zerstreut — er stand ganz allein, ohne jede kräftige Förderung in einem obscuren oder als unfashionable verpönten Winkel der Hauptstadt. Es waren das schwere und schmerzliche, oft bis zur Trostlosigkeit bange Wochen und Monate. Aber mit der Zeit kam doch hier und da ein müßiger Durchwanderer der Vorstädte herein, oder es folgte ein alter Bekannter den wiederholten Einladungen, sodaß endlich in den Gesellschaften und in der Presse Bemerkungen laut wurden, es habe in der That da draußen ein neues Kunstwunder von überraschendem Eindrucke sich aufgethan. Zuerst kam nun die spott- und zweifelsüchtige Neugier, aber sie kam doch und schied mit Gefühlen des Respects; das Haus füllte sich mehr und mehr, und binnen Kurzem sah allabendlich die öde Blumenstraße ein bisher niemals von ihr erlebtes Schauspiel in den wimmelnden Schaaren, den zahlreich daherbrausenden Equipagen und Droschken, deren Ziel das winzige Theater neben der „Grünen Neune" war. Durch Beharrlichkeit war der Sieg über alle Widerwärtigkeit mißlicher Verhältnisse mit einem Male errungen. Es ging bergauf mit täglich sich steigerndem Erfolge, der zu einem in der Theatergeschichte wohl beispiellos dastehenden Glanze, einer wahrhaften Elektrisirung der gesammten Bevölkerung sich gestaltete, als der anregende Schöpfer des jungen Instituts für die jahrelang in ihm lebende Idee einer echten Berliner Volksposse in David Kalisch den rechten Dichter, in seinen berühmt gewordenen Komikern Helmerding, Neusche und Anna Schramm Darsteller von durchschlagendster Wirkung gefunden hatte. Nur ungern verließ er die bescheidene Stätte seines Glückes. Aber die Verhältnisse drängten ihn bald schon hinweg und zwangen ihn zur Erbauung des großartigen Wallner-Theaters, das sich noch heute im Besitze seiner Familie befindet und nach welchem die Straße, in welcher es steht, den Namen Wallner-Theater-Straße führt.

In verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit war also der fahrende Wiener Komiker von ehemals ein seßhaft-behäbiger Bürger der norddeutschen Hauptstadt und ein sehr reicher Mann geworden; er erhielt den Titel eines königlichen Commissionsrathes, und es trieb nun die Sorglosigkeit seiner Lage auch manche unschädliche kleine Schwäche in ihm hervor, wie es z. B. die harmlose Freude an einem auszeichnenden Schmuck seiner Knopflöcher war. Im Ganzen aber blieb er unverändert der alte bescheidene, gut- und warmherzige Gesell, Freund eines geschmackvollen Comfort und eines gastlichen und heiteren Lebensgenusses, aber abhold aller unhäuslichen Wüstheit, nüchtern und mäßig, wie er es immer gewesen war. Seine Neigungen waren edleren Gebieten zugewendet und durchaus origineller Art. Noch immer lag er in seinen Mußestunden einer bunten, nicht immer sorgfältig gewählten Lectüre, sowie einer fleißigen schriftstellerischen Thätigkeit ob, die er mit bewunderungswürdig schnellfertiger Leichtigkeit übte. Der „Gartenlaube" war er gerade in diesen Jahren ein besonders geschätzter Mitarbeiter, der durch seine frischen, immer unterhaltenden und aus dem Leben gegriffenen Artikel sehr viele Freunde im Publicum erwarb. Seine Aufsätze gab er mitunter gesammelt in Buchform heraus, und bezeichnend auch war es für ihn, daß ihm die einlaufenden Journalhonorare eine wahrhaft kindliche Freude, und zwar eine viel größere bereiteten, als die reichen Einnahmen seines Theaters. Er verwendete dieses Geld häufig zur Unterstützung Hülfsbedürftiger, vielfach aber auch zum Ankauf neuer Romanliteratur, von der sich große Massen in seinem Nachlaß gefunden haben müssen.

An Kampf, Sorge und Verdruß hatte es natürlich, trotz Allem, seiner Directionsführung nicht gefehlt. Schon wenige Jahre nach der Erbauung des neuen Theaters ergriff ein starkes Gefühl des Ermattens den strebsamen Mann. „Wie der Schauspieler," sagte er, „so hat auch der Director genau darauf zu achten, daß er im rechten Augenblicke aufzuhören sucht. Ehe es ein Anderer merkt, muß er selber wissen, daß er die Zeit nicht mehr versteht und nahe daran ist, aus der Mode zu kommen." Im Jahre 1868 entsagte also Wallner plötzlich der Führung seines glänzend situirten Theaters und verpachtete dasselbe an den verdienten Schauspieler und Theaterdirector Lebrun. Nun war für den Reichgesegneten die Zeit gekommen, wo er hätte ausruhen, wo er seines Glückes in ungetrübtestem Behagen sich hätte freuen können. Für solch' ein Dasein aber war seine Natur nicht geschaffen. In demselben Augenblicke, wo er sich geschäftslos und nicht mehr durch Pflichten an den Ort gebunden sah, erwachte auch mit voller Gewalt der unruhige Trieb seiner Jugend in ihm; es brannte ihm der Boden unter den Füßen, und der unbezwingliche Durst nach dem Wechsel neuer Eindrücke ließ ihn nicht mehr Rast finden bei dem traulichen Leuchten des heimischen Herdes. Dazu kam, daß auch ein ernsthaft sich meldendes Krankheitsleiden den Aufenthalt in südlichen Klimaten räthlich erscheinen ließ. Franz Wallner wurde in vorgerücktem Lebensalter wiederum der alte Tourist, nur daß der Tummelplatz seiner Reiseleidenschaft nicht mehr durch den Umkreis der deutschen Bühne begrenzt war.

Beinahe acht Jahre hindurch hat er einsam, ohne jede Begleitung, dem Zauber dieser Ungebundenheit sich hingegeben; die Welt war seine Heimath, das Hôtel seine Wohnung geworden. Nur im Sommer, wenn er alljährlich die Cur in Karlsbad gebraucht hatte, kehrte er auf eine Reihe von Wochen bei den Seinigen ein, an denen er mit aller Liebe eines zärtlichen Gatten und Vaters hing. Mit dem Herbste aber zog er wieder hinaus, und um sich einen Begriff von der Buntheit seiner Fahrten und von den großen Entfernungen zu machen, die der kränkelnde und oft unterwegs schwer erkrankende Mann durchmessen hat, braucht man nur ein paar Jahrgänge seiner immer anmuthigen Briefe, und nur einen Theil der zahlreichen Reiseschilderungen zu überblicken, die er in dieser Zeit für die „Gartenlaube" und die verschiedensten Journale geschrieben hat. Bald sind sie aus Paris oder aus Rom, aus Neapel und von den Höhen des Vesuvs, bald von den Ufern des Nils oder aus der Sahara, bald aus dem südlichen Frankreich oder aus Nizza, aus Spanien oder aus den scandinavischen Ländern 2c. datirt. In allen diesen Gegenden oder Städten hat er sich meist lange und wiederholt aufgehalten und überall zeigt er, wenn auch nicht von gelehrter Bildung unterstützt, eine angestrengte Wißbegierde, einen offenen Blick für Land und Leute und für alles Merkwürdige der Natur wie der Cultur und Geschichte.

Auf seinen Aus- und Rückfahrten sprach er auch alljährlich ein paar Mal bei uns in Leipzig vor. Wir fanden ihn alsdann zwar gealtert und leidend in seinem Aussehen, in seinem Wesen und Bewegen aber immer frisch, ungebrochen und aufrecht. So hatte er sich auch im Herbste 1875 wieder auf die Tour begeben, aber um Weihnachten schrieb er aus Nizza, es habe ihn ein namenloses Heimweh so gewaltig ergriffen, daß er zurückkehren werde. Aus solcher Anwandlung konnte bei ihm nur das Gefühl tiefster Erschöpfung sprechen; der unerschrockene Wanderer konnte sich nicht mehr verhehlen, daß er müde geworden, und es wurde ihm bange in seiner freiwilligen Vereinsamung. Leider war die Sehnsucht zu spät erwacht. Schon nach wenigen Tagen warf ihn in Nizza ein schwerer Krankheitsanfall nieder und nach einigen Wochen schmerzenreichen Leidens ist er auf fremdem Boden, etwa fünfundsechzig Jahre alt,

in den Armen des herbeigeeilten Sohnes verschieden. Weithin, in zahlreichen Kreisen Deutschlands und Oesterreichs erregte die schnell herüberdringende Trauerkunde eine aufrichtige Theilnahme. Durch Wallner's Hinscheiden ist eine empfindliche Lücke an allen den Stellen gerissen worden, wo er gestanden und sich bewegt hat.

In der Geschichte des deutschen Theaters wird seine der künstlerisch schönen und effectreichen Herausgestaltung des modernen, volksthümlichen Genres zugewendete Bühnenwirksamkeit einen ehrenvollen Platz behaupten. So lange aber noch alte Freunde und Bekannte Franz Wallner's leben — und er hat deren aller Orten sehr viele gehabt — werden sie ihn schmerzlich vermissen und stets mit Wehmuth dieses begabten Künstlers und Kunstleiters gedenken, dieser eigenartig ausgeprägten und immer anregenden Persönlichkeit, dieses liebenswürdigen Cameraden und wirklich guten Menschen, der gar Manchen in der Welt sich zu herzlichem Danke verpflichtet hat. Auf dem Georgenkirchhofe in Berlin ist er von seinen trauernden Lieben gebettet worden, und bei der feierlichen Bestattung haben zahlreiche Freunde erschüttert an seinem Grabe gestanden. Seine zu seltenem Glück und Glanz aufsteigende Laufbahn ist reich gewesen auch an Kampf und Wehe, an inneren und äußeren Stürmen, aber sanft ist sie verklungen, wie jener letzte Vers in Valentin's wehmüthig-heiterem „Hobellied“, mit dem er früher so unzählige Male ein ergriffenes Publicum zu enthusiastischem Beifalle hingerissen hat:

„Da leg' ich meinen Hobel hin
Und sag' der Welt Ade!“

A. Fr.

Bayreuther Festtagebuch.

Nr. 1. Vom 10.–13. August.

Bayreuth, 10. August.

Nach einer durchrüttelnden Eisenbahnnachtfahrt und einem zweistündigen Aufenthalte auf der Station Neumarkt, wo der Kellner chronisch finstere Gesichter schneidet, weil er schon um sechs Uhr Morgens seine reisenden Mitmenschen bedienen muß, langte ich in Bayreuth, der vielgenannten Stadt, an, vielgenannt im vorigen Jahrhunderte wegen ihrer glanzvollen markgräflichen Miniaturtyrannen, vielgenannt heute als Sitz des Kunstreformtyrannen Richard Wagner, als Schauplatz von dessen in's Leben tretendem Traum eines Theaters der Zukunft. Wahrheit oder Irrthum — wenn nach einem dreißigjährigen Kriege mit dem Leben, mit der Welt und ihren Urtheilen und Vorurtheilen ein Ideal erreicht worden ist, so muß ihm eine culturgeschichtliche Bedeutung zugesprochen werden.

Der blaue Himmel lachte über der mit Festflaggen und Guirlanden geschmückten Stadt, welche zum 12. August den deutschen Kaiser erwartete, der ja auch zugleich „Patronatsherr“ des Wagner-Theaters ist, wie hier mit Wohlbehagen betont wird, und welcher wenigstens den ersten Festabend, die Aufführung des „Rheingold“, mit seiner Anwesenheit beehren wird. Der Hauptprotector des Unternehmens, König Ludwig von Baiern, war am 8. August schon wieder abgereist, nachdem er mit unsichtbarer Theilnahme einer Generalprobe beigewohnt und den „Meister“ als Zeichen der Anerkennung umarmt hatte, wie erzählt wird. Eine Galerie von Kaisern und Fürsten steht zum 13. August bevor, denn auch der Kaiser von Brasilien wird erwartet. Ja, lebte Abdul-Azis noch (ebenfalls Patronatsherr), ließe es die Lage der orientalischen Frage zu, wir würden auch einen türkischen Sultan und einen Khedive von Aegypten (denn auch Letzterer ist Patronatsherr) in Bayreuth sehen. Aber Weimar, Coburg, Meiningen &c. &c. werden dynastisch vertreten sein, wie sie und die ganze Welt artistisch vertreten sind.

Die Scene, welche sich in Bayreuth abspielt, ist wirklich eine Scene aus dem großen Schauspiele des Daseins aller Dinge, welches Culturgeschichte heißt. Wenn die Gemüther sich erst wieder gesammelt haben, wird vielleicht Mancher über die eigene Rolle lächeln, die er in diesem lebenden Stimmungsbilde gespielt hat. Keiner aber möchte die so völlig exceptionellen Eindrücke, die er hier empfangen, nicht erlebt haben. Und so bin ich denn auf den Gedanken gekommen, für diese Mittheilungen aus der Wagnerstadt die Form des Tagebuches zu wählen, weil sie mir im Hinblicke auf das durch die große Auflage der „Gartenlaube“ unvermeidliche späte Erscheinen meiner Berichte als die zwangloseste und anspruchloseste erscheint, um den Lesern ein anschauliches Bild über das Ereigniß zu geben, das hier in's Leben trat.

Nachdem diese meine Wenigkeit, welche „Ich“ heißt, also den Waggon verlassen hatte, trat ich mit der vollen Zuversicht eines routinirten Touristen mein erstes allerwichtigstes Amt, das des Selbstquartiermachens, an, obschon meine Nachbarn im Coupé, darunter der Referent der „Vossischen Zeitung“, Professor Engel, mir große Schwierigkeiten prophezeiten, ein Quartier zu finden, welches rationellen Ansprüchen genügen würde. Die Jägerstraße entlang schlendernd, dann die Maximilianstraße bis zum Markte verfolgend, klopfte ich unterwegs wohl an ein halbes Dutzend Thüren, und überall waren noch Zimmer frei. Die Bayreuther hatten auf eine kleine Völkerwanderung gerechnet und vergessen, daß ein ganzer Patronatsherr dreihundert Thaler wiegt, ein Drittel desselben hundert Thaler, und daß fünfundzwanzig Thaler dazu gehören, um nur einen Abend im Theater zubringen zu können. Im „Bayreuther Tageblatt“ las ich wenigstens ein Dutzend Offerten von Eintrittskarten zur ersten Vorstellung, die wahrscheinlich von speculativen Billetverkäufern angekauft waren. Allerdings waren die Miethforderungen im Anfange meiner Wanderung etwas naiv geschraubt, allein die Statistik der vacanten Quartiere, die ich den Herren Quartiergebern darlegen konnte, stimmte ihre Forderungen herab, und für einen Thaler pro Tag ward ein allerliebstes Parterre-Zimmer in der Nähe des Marktes mein, und zwar inclusive Frühstück und Bedienung. Ich hatte also das Glück, schon am ersten Tage von meinen Bekannten beneidet zu sein, die sich durch Zeitungsreclamen zu Gunsten der Hauswirthe hatten einschüchtern lassen und doppelte und dreifache Preise zahlen mußten.

Weniger gut ging's mit dem Essen. Die Küche in Bayreuth ist herzlich billig und herzlich schlecht. Weshalb sollte es auch anders sein? Die Bayreuther hatten die Illusion einer Völkerwanderung gehegt, keine Umstände gemacht für Leute, die ja unter allen Bedingungen kommen mußten, und vergessen, daß das Hauptcontingent aus Künstler- und Schriftstellerkreisen, oder den Gesellschaftssphären, welche diesen nahe stehen, sich bildete. Und in Wahrheit, es klimperte; es fiedelte; es trompetete aus unzähligen offen stehenden Fenstern. Mir gegenüber wohnt gottlob keine Posaune, sondern eine Harfe, und ich kam davon mit den Sätzen dieses Instruments bei „Brunhildens Erwachen“ im „Siegfried“, welche der Künstler gar eifrig repetirte. Es waren ja Erholungstage, die Generalproben vorüber. Aber noch vor acht Tagen soll die Stadt ein wahres Mosaikbild von Tönen des Gesanges und der Instrumente abgegeben haben. Jetzt schonen Sänger und Musiker ihre Kräfte für die vier großen Schlachttage vom 13. bis 16., denen man allseitig mit einer Spannung entgegensieht, die auch auf den Phlegmatischen ansteckend wirken muß, die aber auch die großen Wagner-Enthusiasten aus dem Zustand der Ueberschwänglichkeit herausgebracht hat. Ich habe mich gewundert, mit welcher Ruhe über die Sache discutirt wird, mit welcher Herzlichkeit hier Bekanntschaften geschlossen werden, wo ich sicher glaubte, daß man einander gegenseitig erst scharf auf den Zahn fühlen würde, ob der Glaube an Richard Wagner auch jeder Feuer- und Wasserprobe gewachsen wäre, ehe man mit einem neuen Bekannten eine Wein- und Bierprobe riskirte.

Meine armen Collegen von den großen Zeitungen, namentlich die Engländer und Amerikaner, haben es herzlich sauer, denn sie telegraphiren oft stündlich den Inhalt des Bayreuther Tageblättchens, so weit derselbe nur entfernt mit dem Wagner-Theater in Beziehung steht.

Der „Meister“ — diesen Titel führt Wagner hier jetzt officiell, officiös und im gewöhnlichen Leben — ist für die profane Welt unsichtbar, denn er hat alle Hände voll zu thun, und die Arbeitskraft des dreiundsechszigjährigen Mannes ist wahrhaft staunenerregend. Auch soll er einige nicht allzu angenehme Er-

fahrungen mit Personen gemacht haben, die zu der zahlreichen und widerwärtigen Classe der Zudringlichen gehören und die für berühmte Leute eine wahre Plage sind. Die nachstehende kleine Anekdote gehört zu dem Culturbilde der Festtage in Bayreuth. Ein Herr So und So, Banquier seines Glaubens und ostensibler Kunstmäcen, hatte sich dermaßen an- und aufgedrängt, daß er Zutritt in die „Villa Wahnfried" (Wagner's bekanntes Haus) erhielt. Gleich am ersten Empfangsabende glaubte er mit dem Meister musikalische Conversation pflegen zu müssen und — sprach über Meyerbeer. Meister Richard quälte sich, den essigsauren Ausdruck seines Gesichtes zu verbergen. Der „Mäcen" aber ließ nicht nach und schloß mit den „Donnerworten" für Wagner:

„Gott! wenn Meyerbeer noch lebte und Sie, Meister Wagner, hätten mit ihm zusammen gearbeitet, was hätten Sie Beide mit vereinten Kräften Großes leisten können!!"

Seit jener Zeit ist man in Villa Wahnfried menschenscheuer geworden und fürchtet vielleicht gar den Vorschlag einer Compagnieschaft mit Jakob Offenbach.

Jeder Eisenbahnzug bringt neue „Völker", um Theil zu nehmen an dem „großen Ereignisse" und ein herrliches Künstlerleben in dem freundlichen Städtchen zu führen. Das ist ein zwangloses Begrüßen und Händeschütteln, frei von jedem Ceremoniell, wie es sonst wohl auf Sänger- und Schützenfesten herrscht. Wirklich, außer im unvergeßlichen Italien, habe ich unter Künstlern und Schriftstellern nie einen so frohen, humanen Ton gefunden, wie hier in Bayreuth.

Eine „unvermeidliche" Kneipe, eine Art Kunstbörse für Alle, bildete sich auch hier. Angermann's Bierlocal ist etwas besser als eine Anzahl Spelunken, aber nicht viel. In zerstreut liegenden niedrigen Zimmern, auf primitiven Stühlen und bei wunderbar saumseliger Bedienung herrscht ein fröhlicher Meinungsaustausch, und das summt durcheinander wie in einem Bienenkorbe. Damen und Herren, nirgends ein individuelles Hervordrängen, Touristentoiletten und — sehr viel Tabaksrauch, vor dem die Sänger und Sängerinnen natürlich sich scheuen müssen, ebenso die „Mannen" und „Manninnen". (Meinen verehrten Leserinnen klingen diese Ausdrücke etwas fremd. Aber sie gehören zur Sprachtechnik der Tage, und der Humor acceptirt sie. „Mannen" heißen nämlich die Inhaber der männlichen Nebenrollen, „Manninnen" die der weiblichen, und ich rede ein paar talentirte junge Sängerinnen, Töchter eines alten Freundes in Hamburg Namens Kalmann, nie anders an als: Mannin „Ida" und Mannin „Meta".) Für die Musiker sind die Tage bis zum 13. wirkliche Erholungstage, und sie haben Recht, Theil zu nehmen an der glücklich situirten Majorität der Fremden, denn es stehen ihnen saure Tage bevor.

11. August.

Ein artistischer Calvarienberg! Ich konnte mit dem besten Willen diesen Ausruf nicht unterdrücken, als ich heute bei zweiundzwanzig Grad Réaumur schon um zehn Uhr Morgens nach einer Fußtour von einer halben Stunde die Anhöhe erreicht, auf welcher das Wagner-Theater erbaut ist.

Ich kann mir nicht helfen und muß es, so sehr ich mit Wagner sympathisire, aussprechen: die Wahl der Stelle des Theaters ist ein Fehlgriff. Die Aussicht von dem Hügelplateau ist reizend. Das Plateau selbst ist kahl und schattenlos wie die Felsen von Brunhilde. Droschken giebt es in Bayreuth etwa vierzig, und die Herren Kutscher verweisen den Tarif in die Zeit der Götterdämmerung. Diesen Spaziergang muß Jeder in voller Sonnengluth machen, denn die Vorstellungen beginnen um fünf Uhr Nachmittags, und in Schweiß gebadet erreicht er die Anhöhe. — Aber man denke sich jetzt einen soleunen Platzregen oder einen soliden Landregen! Durchnäßt bis auf die Haut — das ist alsdann die Kehrseite der Medaille. Das thut nichts. O nein, gewiß nicht, aber ich möchte doch behaupten, es übt einen sehr bedenklichen Einfluß auf die Stimmung der Zuschauer aus. Zwei große schöne Restaurationslocale sind vorhanden, aber es sitzt der Mensch bei schönem Wetter doch gern im Freien, zumal die Zwischenpausen über eine Stunde dauern sollen, und es ist nicht angenehm, mit nassen Kleidern in der Restauration oder im Theater zu sitzen. Die Idee, das Theater contemplativ und fern vom Geräusche der Straße zu bauen, ist wohl schön, aber ohne Rücksicht auf den Stand des Barometers ausgeführt. Es stempelt das Theater selber zu einem Privilegium für Equipagenbesitzer. So wird man also gezwungen sein, auf dem „Kunstcalvarienberge" gleichsam zu bivouakiren, um von den Extremen der Witterung nicht niedergedrückt zu werden.

Der bekannte Bau ist einfach, aber stylvoll gehalten. Die Einrichtungen des Zuschauerraumes sind eine Beschämung für den Bau unserer modernen Theater, und würden in den amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen einige Ecksitze wegfallen, von denen aus man nur die Hälfte der Bühne sieht, so wäre ein vollendetes Meisterstück des Praktischen und Bequemen geschaffen. An jeder Seite führen von dem weiten Foyer sehr bequeme Eingänge zu den Prosceniumssitzen. In zehn Minuten kann der ganze Zuschauerraum sich leeren, und die Bauart ist ganz geeignet, uns einen Ruf der Bewunderung zu entlocken. Kein Kronleuchter! Kein störendes Licht sticht unsere Augen; keine Seitenlogen lenken unsere Blicke ab. Die „Fürstengallerie" befindet sich ganz oben nach hinten. — Ueber die Bühne und das unsichtbare Orchester kann ich erst ein Urtheil abgeben, nachdem ich einer Vorstellung beigewohnt habe. Das Wenige, was ich in den Verwandlungsnummern gesehen, welche auf der Bühne probirt wurden, geschah ohne Beleuchtung und hatte mehr technische Uebungen zum Zweck.

Zurück zur Stadt bei noch zwei Grad mehr Wärme! Nachmittags nahm ich eine Einladung zu einer Fahrt nach Schloß „Fantaisie" an und erfrischte meine Nerven an dem wundervollen landschaftlichen Stimmungsbild des herrlichen Waldparkes. Die Copien antiker Bildwerke übten auf mich keinen Reiz aus, desto mehr die trauliche Landschaft und der Rückweg im Waldthale, den wir zu Fuß machten.

Der Tag schloß mit einer freudigen Ueberraschung. Kaum betraten wir die Angermann'sche Unvermeidlichkeit, als ich von allen Seiten meinen Namen rufen hörte. Meine Speciallandsleute, Künstler und Collegen und einige mir befreundete Kaufleute, waren angelangt. In den andern Zimmern ging's nicht minder laut her. Die Abendzüge hatten Neuangekommene aus allen Theilen Deutschlands herbeigeführt, aber auch aus England, der Schweiz, Italien und selbst Frankreich, und die Sprachen und Dialekte wirbelten durcheinander, wie ein conversationelles Charivari.

Der morgende Tag wird uns zwei Kaiser bringen, Deutschlands und Brasiliens Herrscher.

12. August.

„Dieser Tag gehört dem Kaiser" — das war die Parole, und selbst die „Beckmesser" — verbalinjuriöse Schmeichelei, welche die Wagnerianer der äußersten Linken den Gegnern von der äußersten Rechten machen — also selbst die „Beckmesser" machten ein Sonntagsgesicht und bildeten — aus „Patriotismus" — Spalier, als Seine Majestät um fünf Uhr seinen Einzug in die Stadt hielt, die „vor Flaggen und Kränzen kaum zu sehen war", wie ein patriotischer Berliner in einer Stimmung von + 30 Grad Réaumur sich ausdrückte.

Das übliche und längst sprüchwörtlich gewordene „Kaiserwetter" that auch heute seine Schuldigkeit. Der Himmel lächelte große Gala, und die Menschen drängten sich auf den Straßen wie bei den respectiven Siegeseinzügen von 1871, als die Kanonen donnerten, welche die Ankunft des Zuges verkündeten, der den Kaiser brachte. Mit dem Kaiser trafen auch die „Civilisten" ein, das heißt derjenige Theil des Publicums, welcher weder zu den Künstler- noch Schriftstellerkreisen gehört, und — — die Herren Taschendiebe. Einer Dame, welche leichtlebiger Weise ihre Baarschaft in einer sogenannten „Gretchentasche" trug, wurde dieses allzu sichtbare Portemonnaie abgeschnitten, und neunhundert Mark empfahlen sich auf Nimmerwiedersehen. Dem Sänger Dr. Gunz aus Hannover wurde eine kostbare goldene Uhr nebst Kette unsichtbar. Dem Dichter Mosenthal gönnten die Pickpockets weder die Tantièmen, noch seine Patronatskarte. Diese und fünfhundert Mark trennten sich von ihrem Besitzer. Das geschah Alles auf dem Perron des Bahnhofes oder auf dem Wege zur Stadt.

Eine Stunde vor dem Kaiser war der Großherzog von Weimar eingetroffen. Diesem wurden die artistischen Empfangshonneurs durch Franz Liszt gemacht, der den großherzoglichen Zug in die Stadt, allein in seiner Equipage, wie ein Kunstfürst beschloß, nach rechts und links mit freundlicher Würde den Acclamationen des Publicums dankend. Der Kaiser wurde von

den Spitzen der Behörden und vom Imperator Richard Wagner empfangen, und dann zog die lange Wagenreihe durch die Stadt nach dem Schlosse Eremitage hinaus, woselbst Abends noch ein Fackelzug stattfand. Der Kaiser war in Civil. Sein Aussehen erregte geradezu Staunen. In der That und ohne jegliche höfische Schmeichelei: wenn von dem Verjünger des deutschen Reiches behauptet würde, er besäße das Lebenselixir des Grafen Saint Germain, man könnte es glauben. Das offene frische Gesicht, noch mehr aber die männlichste und doch leichte Haltung des alten Herrn spotteten seiner Jahre, denen Kriegsstrapazen, Klima und Wetter nichts anhaben konnten. Jeder stimmte in den Jubel ein; es war ja nicht nur ein Held und Kaiser, es war ein rechtschaffener deutscher Mann, wie es deren wenige gegeben hat auf den Thronen und wie sie auch im Alltagsleben nicht gerade allzu dick gesäet sind, dem ein brausendes „Willkommen!" entgegenschallte.

Die Stimmung erwärmte sich heute Abend mächtig. Es war wie ein Rausch. Das Künstlervolk, die Bürger von Bayreuth, Alles fraternisirte, und im Carneval von Venedig geht es nicht lustiger zu, als am Abend dieses Tages auf den Straßen. Wenn ich für jeden Menschen und für jede Berühmtheit, deren Bekanntschaft ich heute in den hochgehenden Wogen des Enthusiasmus machte, einen Thaler zahlen sollte — ich wäre ruinirt. Die Menschen waren wie die Kinder geworden. Neid und Mißgunst verstummten. Schade, daß so Etwas selten von langer Dauer ist! — —

13. August.

Heute war denn also der „erste Schlachttag". Eine Gluthhitze wie bei Waterloo und Sedan, und die Gastwirthe erhöhten zur Feier des Tages ihre Preise um fünfundzwanzig bis dreißig Procent. In dichten Schaaren strömte die Bevölkerung der Umgegend in die Stadt. Es gab ja so Viel zu sehen. Der deutsche Kaiser war gestern angekommen, und der Kaiser von Brasilien kam heute um fünf Uhr Nachmittags an. Mit Rücksicht auf diesen überseeischen Cäsar wurde der Anfang der Vorstellung im Wagnertheater von fünf Uhr Nachmittags, wie es anfangs bestimmt war, auf sieben Uhr Abends hinausgeschoben, und diese Anordnung durch Plakate bekannt gemacht. Schon um vier Uhr Nachmittags aber traten wir die Wallfahrt nach dem „artistischen Calvarienberg" an, wo das Theater aus der Mitte einer hocheleganten Volksversammlung hervorragte. Die „schwarzen Fracks", welche man als obligatorisch in der Presse angekündigt hatte, waren freilich, und gottlob, ein Märchen. Aber daß die Toiletten elegant waren, versteht sich von selbst; daß sie zwanglos und bequem waren und ungespreizt, gebot schon die Hitze. Das Plateau, auf welchem das Theater gebaut ist, bot einen hochinteressanten Anblick dar. Zu Tausenden waren die Leute dort versammelt, und bis in die Stadt hinein war der Weg mit Wagen und Fußgängern bedeckt. Die „Auffahrt" geschah sehr langsam. Der letzte, aber der pünktlichste Ankömmling war der deutsche Kaiser, denn mit dem Glockenschlage Sieben trat er in die „Fürstengallerie" ein, empfangen vom Jubel des Publicums.

Da saß nun Alles auf seinem Platze. Der amphitheatralische Zuschauerraum von beiden Seiten aus wohlthuend mild beleuchtet. Vor uns die Bühne ohne Souffleurkasten, dann das unterirdische und unsichtbare Orchester. Zwischen diesem und dem Publicum der „mystische Abgrund". — Eine Fanfare, die aus der Erde zu kommen schien, gebot Sammlung. Eine zweite signalisirte den Beginn der Aufführung; eine Stille, in welcher man das Athemholen hören konnte, trat ein.

Man brauchte kein Enthusiast zu sein und mußte doch die Wirkung jenes unterirdischen Orchesters mächtig ergreifend finden, als da der langgehaltene Ton auf Es das Vorspiel einleitete. Es waren nicht instrumentale Individualitäten, wie wir sie in unseren Theatern gewohnt sind, es war wie eine einheitliche Interpretation und Begleitung, in deren Ganzem die einzelnen Instrumente aufgingen und wo der Totaleindruck der Wirkung einer Orgel noch am nächsten kam. Absolut kein instrumentaler Lärm und Spectakel. Kein Moment im Verlaufe des ganzen Abends, wo die Stimmen und die Sprache der Darsteller nicht zur vollsten Geltung kamen. In dieser Hinsicht, glaube ich, hat Wagner etwas noch nicht Dagewesenes hergestellt und Recht behalten, als er auf den Vorwurf des „Zu viel Blech" antwortete, die Schuld läge an der Anlage der Orchester in unserm modernen Theater. Ein unbefangener, parteiloser Zuhörer konnte sich dem überwältigenden Eindrucke, den die die Handlung begleitende Instrumentation machte, gar nicht entziehen. Und als der Vorhang auseinander ging (denn die Gardine theilt sich im Wagner-Theater) und die Rheintöchter (die Damen Lilli und Marie Lehmann und Minna Lammert) das so ominös gewordene „Wogela-Weia!" anstimmten, ging ein Hauch des Staunens durch das ganze Haus ob der wirklich wunderbaren und zugleich melodiösen und charakteristischen Musik und des herrlich ausgeführten Gesanges der Nixen. Franz Liszt hat diese Stelle für den Glanzpunkt gesanglicher Leistung erklärt und behauptet, daß gerade diese vielbespöttelten Wortbildungen einen so mächtigen Eindruck hervorbrächten.

Ich will über die Wahl des Sujets, den Bankerott der alten Götter und seine starken Freiheiten in der Handlung nicht reden. Die Ansichten hierüber gehen auseinander und werden stets auseinander gehen, wo die Menschen auf der Bühne sich mythologische Liturgie herausnehmen, wie es z. B. in der „Walküre" geschieht. In dieser Beziehung darf und muß ich auf den Text der Dichtung selbst verweisen. Aber ich darf sagen, daß schon in „Rheingold" eine gesangliche und dramatische Vollendung bei den Darstellern in die Erscheinung trat, wie ich sie nie zuvor gesehen und gehört habe. Was ein Gura (Donner), Betz (Wotan), Vogel (Loge), Hill (Alberich), Schlosser (Mime), Eilers und Reichenberg (Fasolt und Fafner) leisteten, zeigt, daß hier nicht blos zahllose Proben, sondern auch Vertiefungen in den Stoff, Discussionen und Vorträge stattgefunden haben, in Folge welcher die Darsteller sich in ihre Charaktere hineingelebt haben. Und so war es auch. Die Assembleen bei Wagner glichen solchen belehrenden Conversationsabenden, und der Enthusiasmus in diesen Kreisen wurde so groß, daß sich die Herrschaften unter einander bei ihren Bühnennamen anredeten.

Nicht wahr, Richard Wagner wird glücklich gewesen sein ob seines Erfolges? —

Nein. Und zwar leider nicht mit Unrecht, denn wenn ich weit entfernt davon bin, an dieser Stelle eine Parteimeinung über die Richtung Wagner's zu äußern, so darf ich doch nicht verschweigen, daß die decorative Inscenesetzung, auf welche der Meister einen so starken Accent legt („höchste Täuschung durch Kunst"), manches, ja — Vieles zu wünschen übrig läßt. Mögen die Aufgaben, die er sich in den Verwandlungen gestellt hat, zu groß sein, — die Maschinerie des Ganzen ging matt und zerstückelt von Statten, und geradezu störend wirkten einzelne Dinge, wie das Erscheinen der Schlange, in die sich Alberich verwandelt, die einen komischen Eindruck machte, und ebenso der seltsam placirte und recht häßliche Farbentöne zeigende Regenbogen, auf welchem die „Götter" am Schlusse nach Walhall wandeln. Mit einem Worte, es „haperte" oft sehr bedenklich im decorativen Theil der Inscenirung, und der grandiose äußere Erfolg ist der Musik, der Instrumentation und den Darstellern zu verdanken.

Die Stimmung in den artistischen Kreisen war denn auch nach der Vorstellung sehr wenig exclusiv mehr. Wir sprachen auch von anderen Dingen, als von den Nibelungen. Es war ein gedrücktes Gefühl, und mehr als einmal gab man sich den Alltagstrost: „Niemand kann für Malheur," wo Alles oft von der Nachlässigkeit oder von einem Fehlgriff eines Theaterarbeiters abhängig ist.

Als man Wagner am Schlusse herausrief, erschien er nicht. Der Hervorruf wuchs orkanartig an; er dauerte mehr als zehn Minuten — zwei Kaiser und diverse andere Monarchen und Notabilitäten warteten in der „Fürstengallerie" auf das Erscheinen des Meisters. Aber Richard Wagner kam nicht. War es, weil er es als gegen die Etiquette in seinem Theater erachtete? Dann hätte man auf das Unzulässige der Demonstrationen aufmerksam machen müssen. Ich glaube, es war Mißmuth über die Nachlässigkeit, welche die decorativen Momente zeigten.

Fasse ich die Eindrücke dieses Abends zusammen, so mache ich aus meiner Bewunderung des Musikdramas kein Hehl, aber die erwähnten Schnitzer der Inscenirung machten uns Alle gedrückter Stimmung, denn sie beeinträchtigten sogar die Kraft des Urtheils, und ich kann mich lebhaft in die Stimmung eines

so heißblütigen Mannes, wie Wagner, hineindenken, der als musikalischer und dichterischer Triumphator eine so starke Verlustliste bei der decorativen Waffengattung zu registriren hat.

Ganz Bayreuth war bis Mitternacht glänzend und geschmackvoll illuminirt. Ein funkelnder Sternenbaldachin wölbte sich über die Landschaft. Raketen stiegen zur Feier des Tages in die Höhe, und vom Himmel wurde das Feuerwerk mit zahlreichen fallenden „Sternschnuppen" beantwortet. Die Blumen dufteten aus den Gärten lieblich. Es war eine „Götternacht", und „Wotan" konnte sich freuen. Wotan Wagner aber, der dreißig Jahre seines Lebens an das Werden dieser Götternacht gesetzt hatte, konnte wohl mürrisch und verstimmt sein, wo die alten nordischen Götter von — Theaterarbeitern um ihre Illusionskraft gebracht werden können.

Wilhelm Marr.

Am Nilmesser und im Harem.

Kein Land verdient wohl mehr den Namen eines Wunderlandes als Aegypten; kein Fluß eignet sich mehr dazu, der Abgott eines Volkes zu werden, als der Nil. Wer dem wundersamen Spiel seines Steigens und seiner Ueberfluthung zugesehen, kann nicht umhin, dieses maßvolle, regelmäßige, innerhalb der gezogenen Schranken sich emsig fortbewegende Walten, mit einem Worte: die allmächtige Kraft der Natur zu bestaunen.

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her.
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und webe der Gottheit lebendiges Kleid."

Haben wohl von den zwanzig Millionen, die diesen Donnerspruch des Erdgeistes in „Faust" gelesen, zwanzig Erdensöhne den Sinn desselben gefaßt? Wenn diese scheinbar so compacte Erde am Ende nichts Anderes als ein Luftbild, die Natur mit ihrer tausendfachen Erzeugung und Zerstörung blos der Wiederschein unserer inneren Kraft, die Phantasie unserer Träume oder das lebende, sichtbare Gewand Gottes wäre, wie es Goethe's Erdgeist nennt!

Ich stand auf der Brücke von Ghesireh, als diese Gedanken in meinem Gehirn kreuzten — unter mir rollten die gelben Fluthen des Nils langsam dem Meere entgegen. Wahrlich, es waren seltsame Gedanken für ein atheistisches Kind dieser jetzt so atheistischen Welt. Indeß ist das Wunder der jährlichen Ueberfluthung des Nils so groß, es entfaltet sich so still, so majestätisch, so ohne alle menschliche Hülfe, daß der Mensch vor dieser unsichtbaren allmächtigen Triebfeder fast die Kniee beugen möchte und sich einer gewissen Scham über sein eigenes so winziges Schaffen nicht erwehren kann. Davon überzeuge sich der Leser durch Nachstehendes selbst!

Nicht die labyrinthischen Mumienkatakomben, wo ganze Geschlechter in ewigem Schlafe ruhen, nicht die großartigen Tempel, nicht die im Schutte noch majestätischen Paläste der Pharaonen, die Pyramiden im Todtenfelde von Memphis bilden das größte Wunder dieses Wunderlandes. Diese Ruinen sind sämmtlich von einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, der zwar auf jedes poetische Gemüth einen großen Zauber ausüben muß, aber dennoch dem weit nachsteht, den der alte heilige Nil, der Schöpfer, Erhalter und Ernährer Aegyptens besitzt, ja Schöpfer, denn das Nildelta wurde einzig und allein durch die allbefruchtenden Anschwemmungen des Nil gebildet, der die einstige weite Bucht zwischen den Hügelzügen der Libyschen und den Bergen der arabischen Wüste mit culturfähigem Schlamm ausfüllte, diese Ausfüllung noch fortwährend vergrößert und gegen das Mittelmeer hin ausdehnt. Die jährlichen im Hochlande Abyssiniens, sowie in den Tropengegenden des inneren Afrika niedergehenden periodischen Regen bedingen ein Steigen des Stromes in seinem ganzen Laufe bis zum Meere. In Kairo wird das erste Steigen des Nil erst zu Anfang Juli bemerkbar. Von dieser Zeit an beschäftigt sich das ganze Land mit dem Flusse, denn durch ihn und mit ihm lebt Aegypten; er ist die Lebensader des Landes, deren Pulsschläge nur ein klein wenig zu stark oder zu schwach zu sein brauchen, um eine ganze Bevölkerung in Noth und Elend zu versetzen.

Bei so bewandten Umständen kann es uns nicht wundern, daß die alten Aegypter dem Flusse die höchste Vergötterung zollten, daß sie alljährlich den ihnen als Vorbote der Ueberschwemmung geltenden Stern Sirius mit großer Bangigkeit beobachteten, daß sie die zu Ehren der Flußgottheit abgehaltenen religiösen Feste mit zaghafter Genauigkeit innehielten, im Glauben, die geringste Vergessenheit könnte den Gott erzürnen und ein Ausbleiben des Steigens der Gewässer mit sich führen. Was Wunder, wenn die Aegypter in der Verehrung des heiligen Flusses so weit gingen, daß sie ihm das kostbarste der Opfer, ein Menschenleben, weihten und alljährlich eine mit Geschmeide und werthvollen Gewändern geschmückte Jungfrau in seinen Wellen begruben.

Das in alten Zeiten mit so vieler Feierlichkeit begangene Fest des Nilsteigens ist zwar im Laufe der Zeit sehr heruntergekommen, aber es ist noch immer das größte nationale Fest Aegyptens, welches sich von den übrigen arabischen Volksfesten darin unterscheidet, daß es von der ganzen Bevölkerung, ohne Religionsunterschied, von Mohamedanern, Kopten und Juden mit gleich großer Freude gefeiert wird.

Das erste Fest fällt auf den 17. Juni. Es ist wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß das Steigen des Nils trotz aller Regelmäßigkeit nicht jedes Jahr am nämlichen Tage, zur nämlichen Stunde bemerkbar ist; doch die Araber glauben, daß der Fluß mittelst eines vom Himmel fallenden wunderthätigen Tropfens Wasser alljährlich in der Nacht des 17. Juni zu steigen beginne. Die Einwohner Kairos und die der benachbarten Ortschaften pflegen diese Nacht am Ufer des Nils, entweder in den längs dem Flusse stehenden Häusern, oder unter Gottes freiem Himmel zu verbringen, und zwar unter Spielen, Kaffeetrinken und Geschichten-Erzählen. Der mohamedanische Theil der Einwohnerschaft macht gewöhnlich in dieser Nacht einen Abstecher nach dem Bulak gegenüberliegenden Dorfe Imbabi, wo einer der heiligsten Heiligen Kairos, nach welchem der Ort genannt ist, nämlich Ismail Imbabi, begraben liegt, an dessen Todestag, der mit der Lelet-en-Noctu (Nacht des Tropfens) zusammentrifft, Koranlesungen und religiöse Gebete und Tänze abgehalten werden.

In dieser Nacht pflegen die Aegypter, namentlich die Aegypterinnen, ein Stück Teig in eine Schüssel voll Wasser zu legen und diese außerhalb des Fensters zu stellen. Hat der Teig am nächsten Morgen Sprünge, so prophezeit man ein günstiges Steigen des Nils, hat er aber keine, so wird das Entgegengesetzte angenommen.

Von Anfang Juli an wird die Höhe des Nil täglich in allen Zeitungen veröffentlicht; alle Ministerien und Gouvernementsbureaus werden jeden Morgen von dem Wasserstand in Kenntniß gesetzt. Privatleuten wird die Nilhöhe durch eigens dazu angestellte Ausrufer verkündet, welche jeden Morgen auf den Gassen und in den Höfen der Vornehmeren den Stand des Wassers proclamiren. Diese Ausrufer werden Muneddi-en-Nil genannt. Der Muneddi, der alle Morgen in meinen Hof zu kommen pflegte, war ein stattlicher Aegypter, schön gebaut, mit edlen Gesichtszügen, in die schöne ägyptische Tracht gekleidet. Weil er blind war, stützte er sich auf die Schulter des ihn begleitenden Knaben. Es machte mir stets Freude, ihn in seiner königlichen stolzen Haltung durch den Thorweg schreiten zu sehen und seinen gewohnten monotonen und dennoch nicht reizlosen Singsang zu hören. Jeder Muneddi hat einen kleinen Knaben bei sich, der mit ihm den üblichen eigenthümlichen Zwiegesang absingt.

Die Verkündigungen der Muneddi dauern gegen fünf Wochen. Wenn der Nilmesser sechszehn Pikken zeigt, so zieht der Muneddi mit einer Anzahl kleiner Knaben in seinem Viertel herum. Sie tragen farbige Fähnchen in den Händen und verkünden singend die Wifa-en-Nil (die Vollendung des Nil), das heißt: daß der Nil die Höhe erreicht hat, bei welcher die Regierung den

Canal des Kalg durchstechen läßt, um das Nilwasser durch die Stadt zu leiten.

Die Mumeddis erfahren den Wasserstand vom Scheikh des Nilometers, zu dem sie sich jeden Morgen begeben, bevor sie ihre Wanderungen durch die Stadt beginnen. Selbstverständlich erhalten sie für ihre Mittheilung ein kleines Trinkgeld; doch von den mittleren und niedrigen Classen bekommen sie meistens nur ein Stück Brod.

Der Nilmesser, auf arabisch Mikjas, der schon auf hieroglyphischen Denkmälern häufig in den Händen der Gottheiten als Symbol naturgemäßer Eintheilung und Abstufung erscheint, ist für Aegypten das wichtigste Maß, weil derselbe die fetten und mageren Jahre verkündet. Er steht auf Rodha, jener Insel des Nil, die gleich nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber die Aufmerksamkeit der Statthalter der Khalifen durch den Reiz ihrer Fruchtbarkeit und schönen Lage auf sich zog. Schon im vierundfünfzigsten Jahre der Hedschra ward hier ein Arsenal für Schiffe gebaut, das älteste aller Arsenale, die von demselben ihren Namen empfangen haben. Hier erbauten die Khalifen Paläste für ihre Lieblingsweiber; hier legten sie die herrlichsten Gärten an, deren Ruhm nicht nur in Aegypten, sondern bis Irak erscholl. Berühmter als durch Paläste, Moscheen und Gärten ward Rodha durch die von Melek Saleh, dem siebenten und vorletzten Fürsten des Hauses Ejub, hier angelegte Festung, deren Bewachung seinen Mameluken anvertraut wurde. — Von diesen Merkwürdigkeiten ist heute keine Spur mehr vorhanden, aber noch besteht aus der Mitte des neunten Jahrhunderts die Säule, welche den Nil mißt, von Sultan Selim dem Ersten neu überwölbt. Wenn der Nilmesser unter Vierzehn zeigt, das ist wenn die Fluth nicht vierzehn Ellen hoch steigt, so plagt Hunger das Land; fünfzehn Ellen und zehn Zoll sind das Maß, bei dessen Erreichung die Eröffnung des Canals des Nil, welcher Kairo durchschneidet, als ein öffentliches Dankfest mit Jubel gefeiert wird; gewöhnlich erreicht der Nil die Höhe von sechszehn Ellen; die größte Höhe, deren die Geschichte erwähnt, war achtzehn Ellen und zehn Zoll, die kleinste zwölf Ellen und neun Zoll, jene das Jahr des größten Ueberflusses, diese der schrecklichsten Hungersnoth Aegyptens.

Gegenwärtig gehört der den Nilmesser umgebende Grund Hassan Pascha, dessen Palast an der äußersten Spitze der Insel steht. Touristen bleibt der Eingang in diesen reizenden Erdenfleck nicht verschlossen. Ich bin oft auf Rodha gewesen, wo man die schönste Aussicht der Welt genießt. Indeß war ich noch nie im Sommer, das heißt bei hohem Wasserstande dort gewesen, und da ich auch diesen sehen wollte, begab ich mich am Tage vor der Fülle des Nil nach Alt-Kairo, mit der Absicht, dem Nilometer einen Besuch abzustatten.

Es wird heute just ein Jahr, als mich ein schöner arabischer Knabe in seinem alterthümlichen Boote übersetzte. Ich traf auf der Insel mehrere mir bekannte Damen. Vereint schritten wir nach dem Palaste. Als wir vor demselben standen, sprangen zwei schreckliche Eunuchen hervor, wie aus dem Erdboden kommend und gleich Besessenen schreiend: „Fih Harem guwa (es ist ein Harem drinnen).“ Dabei bedeuteten sie uns, daß ich, der einzige Mann unter den Damen, nicht eintreten dürfe.

„Herr der Schöpfung!“ spottete eine meiner Begleiterinnen. „Diesmal gilt es zu gehorchen; diesmal sind die Götter dem armen maltraitirten schwachen Geschlechte günstig. Auf Wiedersehen!“

Damit wollte sie fortgehen.

„Mit nichten!“ rief ich. „Ich lasse Sie nur mit der Bedingung durch, daß Sie mir morgen genauen Bericht über das Geschehene erstatten. Fügen Sie sich der Bedingung, sonst sage ich dem Eunuchen, daß Sie ein verkleideter Herr sind.“

„Ich füge mich; ich füge mich,“ rief mir die Dame zu und verschwand dann mit ihren Gefährtinnen hinter dem festen Haremsthore. Wäre ich kein so gewissenhafter Berichterstatter, ich thäte, was schon so viele Correspondenten gethan, die ihre Unwissenheit orientalischer Verhältnisse durch die Behauptung documentiren, daß man ganz leicht in die Harems kommen könne, und ich erzählte ein pikantes Haremsabenteuer, doch ich bin gewissenhaft und bleibe daher bei der Wahrheit.

Es ist fürwahr ein Glück für solche Correspondenten, daß ihre Leser all die von Eunuchen und Dienern bewachten Vorhöfe, Vortreppen und Vorsäle nicht sehen können, durch welche man dringen müßte, um zu den Haremsschönen zu kommen; sie würden sonst jedes Haremsabenteuer bezweifeln.

Am folgenden Tage erhielt ich von meiner Freundin einen Brief, den ich hier in seiner ganzen Damenhaftigkeit wiedergebe.

„Mein lieber Freund!

Obgleich ein unter der Spitze eines Messers gegebenes Versprechen — war die Drohung, mich vor den Eunuchen für einen verkleideten Herrn auszugeben, nicht schlimmer als tausend Messerspitzen? — obwohl ein solches Versprechen gar keinen Werth hat, will ich mich dennoch um das Himmelreich verdient machen und Ihnen erzählen, was uns gestern hinter jenem Thore passirte, auf das Sie so sehnsüchtige Blicke fallen ließen. Dieses Thor führt in den Garten des Palastes. Wir hatten noch keine zwei Schritte gethan, als uns eine Schaar hellgekleideter Frauen entgegensprang; hinter ihnen trabte ein kolossaler, häßlicher Eunuche her.

Ich erfuhr heute, daß besagte Damen dem Harem der Prinzen angehören. Die uns entgegenkommenden Frauen waren sämmtlich in Kattun gekleidet; nirgends eine Spur von Geschmeide, und bei mancher steckten die nackten kleinen Füße in rothen Pantoffeln. ‚Sclavinnen der abwesenden Herrin,‘ flüsterten wir einander zu, und gingen leicht grüßend an ihnen vorüber. Ich drückte den Wunsch aus, den Nilmesser zu sehen.

Die Damen lachten laut auf, wahrscheinlich ob meines unarabischen Accents, und stoben auseinander wie verscheuchte Vögel. Wir schritten durch jenen Laubgang, der zu dem Mikjas führt. Apropos, was wollten Sie denn dem Nilometer absehen? Der Nilometer ist noch immer ein achteckiger Pfeiler und steht noch immer inmitten des unter der Erdfläche ausgegrabenen Raumes, und das Wasser erreicht jetzt fast den auf dem Pfeiler ruhenden Querbalken; die kufische Schrift rings herum ist noch immer kufisch. Waren Sie vielleicht darüber im Zweifel?

Wir wurden nun von der Kalfa, das heißt der Gouvernante des Harems, eingeholt. Sie trug rothe Pantoffel, weite, sehr weite Beinkleider, die sie im Gehen zu hemmen schienen, darüber ein faltenreiches Kleid aus blauem Kattun. Sie war ziemlich hübsch, hatte aber einen lässigen Zug um den Mund, als wäre sie über all dem Wachehalten versauert; ihren Kopf bedeckte ein schneeweißer Turban.

Sie ließ uns das Pförtchen öffnen, das die zu dem Nilmesser hinunterführende Treppe verschließt, und führte uns hernach in dem Garten herum. Dabei fragte sie uns recht gehörig über unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus. Sie kennen den Balcon, der um das Erdgeschoß des Palais herumläuft. Die Aussicht, die man von hier genießt, ist immer schön, doch gegenwärtig ist sie es über alle Maßen.

Die Wassermasse ist jetzt fürwahr imposant. Der Nil, von der Insel in zwei Arme getheilt, trennt sich hier zu Füßen des Palastes; er fluthet so mächtig gegen Norden, als wolle er die Insel mit fortschwemmen, und dennoch brechen sich seine Fluthen schäumend und gurgelnd an dem massiven Gesteine des Gebäudes. Links ragen die Pyramiden von Gizeh, Sakkarah und Abusir über den reizendsten Palmenhain empor, und rechts glüht der rothe Mokattam im Scheine der sinkenden Sonne, welche die nadelfeinen Minarets der Citadelle und auch die Segel eines einsamen auf der Fläche des Wassers hingleitenden Schiffleins goldig färbt.

‚Es ist sehr schön, nicht wahr?‘ fragte plötzlich eine Frauenstimme auf arabisch.

Die Sprechende war eine der Damen. Sie hatten sich Alle unbemerkt herangeschlichen, während wir im Anblicke der sinkenden Sonne versunken waren. Wahrlich, eine herrliche Erscheinung, dieses Mädchen aus dem Harem! Sie trug ein schneeweißes Gewand; ihr wunderschönes schwarzes Haar fiel in zwei langen Flechten vom stolz gebogenen Nacken herab und war vorn durch ein goldgelbes Atlasband nach hinten gebunden. Hände und Füße waren winzig, und das Gesicht war so schön und fein, daß ich in meinem Innern die Harems segnete, die diese orientalischen Schönen verhüllen, denn wenn solche Schönheit in Eure Mitte träte, Ihr Männer, so müßten wir gar bald abdanken und den Orientalinnen das Scepter überlassen.

Die übrigen Damen waren ziemlich alt, einige Backfischchen ausgenommen, die reizende Mädchen zu werden versprachen. Alle standen um uns herum und beschauten unsere Toiletten mit



Sommerlust und Mutterlust.

Nach seinem Oelbilde auf Holz gezeichnet von Pr. Benczur in München.

jener allen türkischen und arabischen Frauen eigenen Neugierde. Ich lobte die Aussicht, und somit war das Eis gebrochen. Sie stürmten an uns heran und überhäuften uns mit Fragen. Die Eine wollte wissen, ob meine fliegenden Aermel neumodisch seien, die Andere, zu was mein Lorgnon gehöre, eine Dritte, ob ich in Paris gewesen, und die erwähnte Schöne bedauerte mich, weil mich mein Gatte so unverschleiert ausgehen lasse. Als ich fragte, was daran zu bedauern wäre, erklärte sie mir, daß dies ein Beweis seiner Gleichgültigkeit sei, und sie setzte hinzu, sie müßte sterben, wenn ihr Pascha sie nicht einschlösse, wenn er sie unverschleiert ausgehen ließe, da sie daraus ersehen würde, daß ihm nicht viel an ihr gelegen sei.

Eine harte Arbeit war es, den neugierigen Damen auseinanderzusetzen, was für Dienste ein Lorgnon leistet. Ich meinte es recht hübsch erklärt zu haben, da brachen sie aber Alle in Beileidsbezeigungen aus, die meiner vermeinten Blindheit galten. Ich erklärte ihnen den Zweck des Lorgnons von Neuem, worauf sie recht kluge Gesichter machten, die mich erkennen ließen, daß sie meine Kurzsichtigkeit für Affectation hielten.

Sie reichten uns die Blumen, die sie in Haar und Gürtel trugen; die Backfische verfertigten einige „Fullchs" für uns. Es sind dies Jasminblüthen, die in gewissen Mustern auf Strohhalmen angefädelt werden. Zuletzt wurde uns der beste Mokka in reizenden, mit Diamanten bespickten goldenen Schalen gereicht, und dann nahmen wir Abschied von diesen liebenswürdigen Damen, nachdem wir das Versprechen hatten abgeben müssen, recht bald wiederzukommen.

Wer weiß, ob ich Ihnen nicht auch über den zweiten Besuch Bericht erstatte! Wir werden ja sehen.

Die Ihrige
Ch. v. M."

Unterdessen hatte der Nil die Höhe erreicht, die den Durchstich des Canals in Altkairo erfordert, um zu verhindern, daß der Fluß den an der Mündung des Canals errichteten Damm, der um die Zeit des Nilsteigens aufgeworfen wird, nicht von selbst durchbreche und Verheerungen aller Art anrichte.

Die Vorbereitungen für das Fest waren schon getroffen. Auf der rechten Seite des Canals, etwa zwölf Meter oberhalb des Dammes, standen die Zelte der Regierung, und links, also diesen gegenüber, waren all die Feuerwerke aufgestellt, mit denen man dieses ägyptische Nationalfest zu feiern pflegt.

Gegen neun Uhr wurde die erste Rakete losgelassen.

In den Zelten der Regierung, die mit wahrer orientalischer Pracht ausgestattet waren, befand sich eine zahlreiche Versammlung eleganter Damen und uniformirter Herren. Zuweilen flammte plötzlich ein bengalisches Feuer auf, das mehr als ein schönes syrianisches Antlitz, mehr als ein classisches griechisches Profil hell erleuchtete, um gleich wieder Alles in geheimnißvollem Halbdunkel erscheinen zu lassen.

Schön war es, wenn dieses rothe Feuer auf die auf dem gegenüberliegenden Plane stehende Menschenmenge fiel, auf die zahllosen herrlichen dunklen Gesichter, auf die farbenreichen malerischen Trachten dieses so schönen Volkes.

Unter uns lag der Damm des Canals. Nach der Seite hin, wo der Nil sich gegen denselben bricht, waren hohe Palmenwedel aufgestellt; auf dem Damme selbst befand sich eine fröhliche Schaar Aegypter und Araber, die sich in der ihnen angeborenen harmlosen Weise unterhielten. Einer ging im Kreise herum und schenkte den Umherliegenden Kaffee aus, während eine Art Gaukler ihnen jenen Tanz vortanzte, der hier zu Lande so viel Gefallen findet. Der Tänzer hält ein langes Rohr über das Haupt und dann über die rechte oder linke Schulter, hebt ein Bein in die Höhe und schaut mit so viel Wohlgefallen um sich her, als habe er ein äußerst schweres Kunststück vollbracht. Dabei nicken die Zuschauer einander zu, und Jeder ist fest überzeugt, daß nur ein Diener Allahs so Etwas zu Stande bringen kann. Auf der andern Seite des Dammes standen in einer langen Reihe Arbeiter, die mit der Hacke unermüdlich die Erde des Dammes weglösten, während eine große Anzahl kleiner Knaben diese Erde in Körben wegschaffte.

Bei dieser Gelegenheit hat es sich wieder einmal erwiesen, wie muthig Fatalisten sind.

Man weiß, daß Mohamed seinen Gläubigen die Lehre der Vorherbestimmung einprägte. Der Mohamedaner verweilt mit der größten Gleichgültigkeit in Städten, wo eine Epidemie wüthet; er geht ohne Sorge und Befürchtungen ruhig wie immer seinen Geschäften nach und läßt sich nicht durch die Zukunft beunruhigen, da doch schon Alles vorausbestimmt ist. So schritten auch neulich die Araber unbekümmert an den Feuerrädern vorüber und wichen dem glühenden Sprühregen mit bewunderungswerther Ruhe aus. Selbst die Kinder, welche die Erde des Dammes fortschafften, von denen keines mehr als acht Jahre alt war, ließen sich durch einen auf sie herabfallenden Regen glühender Funken in ihrer Arbeit nicht stören.

Auf dem Flusse glitten zahllose kleinere und größere Boote hin, sämmtlich ausgeschmückt mit farbigen Fahnen und Lämpchen und besetzt von heiteren Menschen, die singend und spielend sich ihres Lebens freuten.

Dem Canal gegenüber ankerte ein großes, mit grellen Farben bemaltes und mit bunten Fähnchen und Laternen verziertes Schiff, auf dessen Verdeck ein viereckiges, mit rothen und gelben Draperien verhängtes Häuschen stand, um das ein kleiner Balcon lief. Es wird dieses Schiff vom Volke Aarus-en-Nil, das ist: die Braut des Nil, genannt, und es soll einstens, als Aegypten noch nicht den Arabern gehörte, zur Beförderung der dem Flußgotte zum Opfer gebrachten Jungfrau gedient haben.

Amr-Ibn-el-Asi, der Eroberer Aegyptens, schaffte diesen barbarischen Brauch als eine dem Gotte des Islam widrige Handlung ab, und seitdem begnügte sich der Aegypter mit dem bloßen Symbol der Braut des Nil, nämlich mit dem Schiffe.

Die Araber erzählen, daß der Nil in dem Jahre der Abschaffung des Menschenopfers zu steigen sich weigerte. Drei Monate waren schon seit der Nacht des Tropfens vergangen, und der Fluß hatte noch immer dieselbe Höhe, worüber das Volk außerordentlich bestürzt war, weil es meinte, es würde von der Hungersnoth heimgesucht werden. Da meldete Amr-Ibn-el-Asi dem Chalifen Omar in Medina, daß er das jährliche Menschenopfer abgeschafft und daß nun das Land vom größten Elende bedroht sei.

Der Fürst der Gläubigen lobte seinen Feldherrn für diese That und sandte ihm ein Schreiben mit der Weisung, dasselbe in den Nil zu werfen. Dieser Brief enthielt folgende Worte: „Von Abd-Allah-Omar, Fürst der Gläubigen, an den Nil von Aegypten! Fließest du aus eigenem Willen, dann fließe nicht; ist es aber Gott der Einzige, der Allmächtige, der dich fließen heißt, so bitten wir Gott, den Einzigen, Allmächtigen, er möge dich fließen lassen."

Amr-Ibn-el-Asi leistete dem Befehl seines Fürsten Folge, und darauf hin soll der Nil in einer Nacht seine höchste Höhe erreicht haben.

Interessanter und schöner als die Feier des Vorabends ist das Fest der Eröffnung des Canals, vielleicht weil bei diesem die Sonne mit ihrer magischen Beleuchtung mitspielt. Es flatterten die bunten Fahnen so lustig; das Grün der Bäume auf Rodha leuchtete wie lauter Smaragden; die Menschen, die das Ufer des Canals bedeckten, prangten in einer so farbenreichen Tracht, daß jede auch noch so gut geschriebene Schilderung des Festes nur ein schwaches farbloses Schattenbild wäre.

Unter wiederholten Salven wurden die den Damm zierenden Palmenwedel in den Nil geworfen; gurgelnd leckte der verrätherische Fluß an dem nur noch einen Fuß breiten Damm, als habe er nicht übel Lust, denselben von selbst zu durchbrechen. Hierauf traten etwa zwanzig Arbeiter an den engen Erdstreifen hin, um denselben einzuhauen, die eine Hälfte im Trocknen, die andere im Wasser stehend. Von dem abfälligen Ufer des Canals stürzte sich ein Araber nach dem anderen in das Wasser, manche angekleidet, die meisten baar jeder Kleidung, schwimmenden Meerungeheuern gleich, die brüllend und keuchend ihr Opfer zu verlangen schienen. Furchtbar war das Getöse, als das gelbe, chocoladenartige Nilwasser die letzten Ueberreste des Dammes durchbrach und von dem Canale Besitz nahm.

Die Meeresungeheuer traten jetzt an's Land und führten vor dem Zelte des Sultans von Zanzibar einen so tollen Tanz auf, daß man sie fürwahr für die wildesten Wilden halten konnte. Dies geschah nämlich, um dem Sultan die Goldstücke zu entlocken, welche die Vicekönige ihnen früher in den Canal hinabwarfen und die sie durch Tauchen erhaschten. Es war aber schon vor dem Beginn der Ceremonie eine beträchtliche Summe unter

das Volk vertheilt worden, denn man wirft das dem Volke gebührende Trinkgeld seit zwei Jahren nicht mehr in die Fluth, weil dies jedes Jahr mehrere Menschenleben zu kosten pflegte.

Somit war die Feier zu Ende. Der Sultan von Zanzibar, sowie die Behörde kehrte nach der Stadt zurück, die Araber blieben aber noch lange am Fleck. Keiner von ihnen geht an diesem Tage davon, ohne sich in dem Canal gebadet oder zum Mindesten gewaschen und einen Trunk aus dem wunderthätigen Flusse gethan zu haben. Viele füllen das Wasser, welches an diesem Tage Glück bringen soll, in Gefäße und tragen es mit nach Hause. Ich sah auch, daß sie die Palmenwedel, welche den Damm schmückten, wie Reliquien fortschleppten.

Herzlich lachen mußte ich, als ich im Nachhausefahren einem pudelnassen sogenannten orientalischen Heiligen begegnete, der mit zerzausten Haaren, triefenden Gewändern und verzückten Mienen baarhäuptig durch die Straßen wandelte, hinter ihm eine Art Meßner, der einen hellgrünen Sonnenschirm über ihn hielt.

Der Nil steigt zur Stunde fortwährend, bis er seine höchste Höhe erreicht, was zwischen dem 20. und 30. September eintritt. Auf seinem höchsten Stande verweilt er etwa vierzehn Tage, wonach das Sinken beginnt, sodaß er Mitte November wieder auf die halbe Höhe seines Steigens gesunken ist und zwar auf die Höhe, die er jetzt hat.

Die dem Nil am nächsten liegenden Felder sind bereits überschwemmt, was dem Flusse eine wahrhaft imposante Breite verleiht. Bald werden auch die entfernteren Gründe mittels der Canäle von dem befruchtenden Wasser bedeckt sein. Das ganze Land wird aber nicht ein See sein; selbst wenn der Nil den höchsten Punkt seines Steigens erreicht hat, steht nicht, wie eine häufig gebrauchte Redensart lautet, ganz Aegypten unter Wasser; denn obgleich einzelne Landstriche ganz davon bedeckt sind, so sind doch die Fluthen überall durch Dämme eingeengt und zertheilt, sodaß selbst der Verkehr zwischen den Dörfern selten ganz gehemmt ist. Dies ist nur der Fall, wenn die segensreiche Ueberfluthung zur verheerenden Ueberschwemmung wird — was Gott verhüten möge!

Blätter und Blüthen.

Für Mütter. Mit welchem Unverstand die jugendlichen Mütter der Neuzeit vielfach das Leben ihres Kindes auf's Spiel setzen, zeigt folgender Fall. Ich wurde zur Besichtigung eines dreivierteljährigen Kindes gerufen, welches innerhalb weniger Stunden dem Brechdurchfall zum Opfer gefallen war. Trotz des eingehendsten Examens ließ sich anfangs keine Ursache finden, welche dieses plötzliche Ende herbeigeführt haben konnte, bis endlich nach langem Zögern die achtzehnjährige Mutter gestand, sie habe einige Zeit zuvor dem Kinde etwas Wurst und Bier verabreicht. Schon der gesunde Menschenverstand lehrt, welche Folgen jeder Diätfehler bei einem Kinde nach sich zieht, und wenigstens zwei Drittel aller Brechdurchfälle, die im Sommer und Herbst die Kindersterblichkeit in einem so schrecklichen Grade vermehren, sind einzig und allein auf diese Ursache zurückzuführen; Zahnung und Erkältung bilden erst die zweitwichtigsten Momente. Jeder Erwachsene kennt die Grundregel für eine gute Verdauung, den Bissen so klein wie möglich zerkaut in den Magen hinunterzuschlucken, damit der Magensaft sofort von allen Seiten denselben durchdringen kann, die wenigsten Mütter aber überlegen, daß ihrem Kinde in dem ersten Jahre die Backzähne gänzlich fehlen, und selbst bei dem Vorhandensein derselben die Kleinen anfänglich die sorgfältige Nutzanwendung davon unterlassen. Die unmittelbare Folge ist, daß, wenn jede in Form von festeren Stückchen dem Kinde gereichte Nahrung nicht vollständig zerkleinert in den Magen gelangt, solche hier erst längere Zeit liegen bleiben muß, bis nach und nach die Säfte die Auflösung ermöglicht haben.

Diese längere Dauer der Verdauung bringt aber einestheils eine größere Reizung der Magendarmwände hervor, andererseits begünstigt sie die Zersetzungsvorgänge, besonders im Sommer, wo die Darmmuskulatur erschlafft und das hierdurch langsamer in den Därmen circulirende Blut die Verdauungssäfte an und für sich in geringerer Menge ausscheidet. Diese Vorgänge werden selbstverständlich noch mehr gesteigert, wenn das Kind sehr schwer oder nicht zu verdauende Stoffe, wie Kartoffeln, Obst, frische Schoten, zugeführt erhält. Eine in den Früchten vorzugsweise befindliche Substanz kann von dem Kindermagen absolut nicht verdaut werden; sie dient also nur dazu, den langen Darmweg, welcher durchschnittlich fünf Mal so lang ist wie das betreffende Kind, in einen entzündlichen Zustand zu versetzen. Der gereizte Verdauungscanal sucht sich so schnell wie möglich der aufgedrungenen Speisen zu entledigen; die regelmäßigen Darmbewegungen geschehen schneller; die verdaulichen Bestandtheile werden hierdurch nicht genügend verdaut; der wässerige Inhalt wird nicht aufgesogen, vielmehr später sogar Flüssigkeit aus dem Blute in den Darm ausgeschieden; es entsteht Diarrhöe, an welche sich bei stärkerer Erkrankung Magenkatarrh und Brechen anschließt. Kein Krankheitsproceß aber entkräftet den kindlichen Körper schneller als der Brechdurchfall. Die Haut verliert durch den starken Flüssigkeitsverlust ihre feste, straffe Spannung, wird welk; die Augen sinken mehr und mehr zurück; das Blut rinnt spärlicher in den Adern, bis endlich das Herz die vermehrte Arbeit nicht ferner zu leisten vermag und der Tod erfolgt. —

Wie aber soll die Mutter diesen ärgsten Kinderfeind bekämpfen? Die erste Pflicht ist die sorgfältige Verhütung jedes Diätfehlers in der Zeit des Sommers und des Herbstesanfanges. Man verbleibe bei der gewohnten Milchnahrung oder dem eingeführten Surrogat; höchstens kann etwas eingeweichter Zwieback unbedenklich verabreicht werden. Jede andere Substanz dagegen betrachte man für das Kind als nicht vorhanden. Auf die gleiche Weise müssen Erkältungsursachen vermieden werden, und sind besonders die Kindermädchen streng darauf anzuweisen, das Wechseln der Windeln nur an zugfreien Stellen sowohl zu Hause wie im Freien vorzunehmen. Beginnt aber das Kind dann auszuleeren, so ist sofort energisch einzuschreiten; man begünstige nicht die beliebte Ammenmarotte, welche die Diarrhöe als ein erfreuliches Zeichen des Zahndurchbruches betrachtet! Um die in Gährung übergegangenen Massen aus den Verdauungsorganen des Kindes herauszubefördern, dient am besten im Anfange ein gewöhnliches lauwarmes Wasserklystir, an welches sich später einige laue Klystire von gekochter Stärke anschließen. Falls das Kind nicht gestillt wird, verdünne man die Milch zur Hälfte mit Hafergrützschleim! Bei Fortdauer der Diarrhöe muß die Milchnahrung dem Kinde gänzlich entzogen werden. An Stelle derselben trete dünner Hafergrützschleim oder dünne Kalbsbrühe mit Gries und mehrmals täglich ein Theelöffel Rothwein! Diese einfachen Regeln genügen fast ausnahmslos, um eine gewöhnliche Diarrhöe zum Stillstande zu bringen. Tritt aber eine stärkere Magenbetheiligung hinzu, so ist baldige ärztliche Hülfe erforderlich. Das Kind bleibt bis dahin am besten ohne jede Nahrung, erhält nur zweistündlich einen Löffel Rothwein, an die Füße eine Wärmflasche und jede Stunde ein in kaltes Wasser getauchtes, dann ausgerungenes Handtuch, welches man mit einem wollenen Tuche dicht bedeckt, rings um den Leib gelegt. Später beginnt man wieder dem kleinen Patienten nach und nach dünne Hafergrütze oder Griessuppe von Kalbsbrühe einzuflößen. Dringend aber rathen wir jeder jungen Mutter die Rathschläge guter Nachbarinnen auf das Sorgfältigste zu prüfen. Mit der größten Rücksichtslosigkeit pflegen derartige Sibyllen, auf angebliche Erfahrung pochend, ihren Rath aufzudringen, um durch verschiedene Theesorten und warme Umschläge nur eine größere Reizung des Magens hervorzurufen. Sie selbst haben allerdings nichts zu verlieren, aber mögen wohl überlegen, was für die Mütter auf dem Spiele steht — das Leben ihres Kindes!

Dr. — a —

Photographirte Musik. Daß man die Menschen im Laufschritte, den Vogel im Fluge, die schaumbedeckten Meereswellen im Sturme photographisch festhalten kann, davon können wir uns in jeder Kunsthandlung durch die sogenannten Augenblicksbilder überzeugen. Wir sehen die dahineilenden Time-is-money-Bekenner, die jagenden Fuhrwerke der Straßen und Plätze Londons, Mensch und Thier mit aufgehobenen Beinen, hutabziehend, schimpfend, drohend, feilschend, als hätte ein Medusenhaupt das ganze Gewimmel plötzlich versteinert. Aber auch um die Bewegung selbst zu fixiren, hat man die große Erfindung Daguerre's benutzt; der Arzt läßt sich von ihr die Bewegung des Pulses, der Meteorologe die Schwankungen von Barometer, Thermometer, ja die Veränderungen aller seiner Instrumente, auf einem fortlaufenden Papierstreifen aufzeichnen. Warum sollte man nicht ebenso diejenigen Wellen der Luft photographiren können, die unser Ohr bald angenehm als classische Musik, bald Unwohlsein erregend als sogenannte Zukunftsmusik umspülen?

Als die sogenannten Klangfiguren entdeckt wurden, schlug man ihre eleganten Formen, als sinnreiche Muster und Hieroglyphen für die Verzierung der Kleidersäume berühmter Virtuosen vor, allein diese „gefrorne Musik“ war doch eine allzu frostige Idee, um die Herzen zu erwärmen. So brodlos sie sein mag und so wenig „schöne“ Resultate sie verspricht, die Kunst, Klänge und Musik zu photographiren, bietet doch, schon der bloßen Idee nach, einen eigenthümlichen Reiz, und daß sie gar keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen würde, hat kürzlich Professor H. Vogel in Berlin, die erste photographische Autorität Deutschlands, in seinem Fachjournale dargelegt. Wie man einerseits singende Gasflammen hat und Concerte mit solchen singenden Flammen veranstalten kann, — auf der Wiener Weltausstellung befand sich ein Clavier mit singenden Flammen, statt der Saiten — so werden die Gasflammen durch verschiedene Töne verschieden, unter Umständen bis zum augenblicklichen Erlöschen, beeinflußt, und man darf nur die eigenthümliche Form einer für Musik entbrannten Flamme photographiren, um in ihrer besonderen Bewegung und Zuspitzung den Ton selbst, wie durch eine Note zu fixiren.

Der Physiker Dr. König in Paris hat vor einigen Jahren gezeigt, daß man die Gasflamme am gefühlvollsten machen kann, wenn man eine offene Stelle des Gasleitungsrohres mit einem zarten Membran überspannt und, letzteres als Trommelfell benützend, der Flamme gleichsam die Töne in's Ohr haucht. Die von diesem Rohre gespeiste Flamme tanzt nun sozusagen nach der mitgetheilten Musik, und ihre einzelnen Pas lassen sich am besten sondern, wenn man sie in einem gegenüberstehenden, schnell um seine Achse gedrehten Spiegel betrachtet, wobei zuweilen ein angenehmer Rhythmus hervortritt. Wenn man nun eine Flamme anwenden würde, die sehr reich ist an sogenannten chemischen Strahlen, z. B. die Flamme des Cyangases, so würde es keine besonderen

Schwierigkeiten haben, die ganze rhythmische Folge einer gegen ihr Kunstohr gerichteten Musik auf einem durch ein Uhrwerk bewegten Papierstreifen zu photographiren und so dieselbe in einer für ein geübtes Auge wohl entzifferbaren Notenschrift unmittelbar festzubannen. Wir brauchen nicht zu wiederholen, daß die photographirte Musik in der Theorie schöner ausfällt, als sie sich in der Praxis darbieten würde. C. St.

Fortschritt in der Blumentopffabrikation. Im Anschluß an meine in Nr. 27 d. J. der „Gartenlaube“ gemachte kurze Mittheilung über die kleine dänische Maschine zur Herstellung von Blumentöpfchen, beeile ich mich den verehrten Lesern und Leserinnen der „Gartenlaube“ heute die Nachricht zu überbringen, daß die neuentstandene Kunst, kleine Blumentöpfe herzustellen, durch eine nicht unbedeutende Erfindung bereits einen großen Fortschritt gemacht hat. Ich sagte schon damals, daß der von Dänemark aus bei uns eingeführte kleine Apparat nicht ganz tadellos sei, und es war anzunehmen, daß die Leistungsfähigkeit desselben, sowie das Fabrikat für größere Handelsgärtnereien, Hofgärten rc., wo der Bedarf der sogenannten Stecklingstöpfe, besonders im Frühjahre, nach vielen Tausenden zählt, nicht genügende Resultate liefern werde. Angesichts der schon damals mitgetheilten unverkennbaren Vortheile, welche uns indeß die Einführung der so billigen und zweckmäßigen Töpfchen klar vor Augen stellt, und durch umfassende Versuche von deren praktischem Werthe hinreichend überzeugt, hat nun der Besitzer des unter meiner Leitung stehenden gärtnerischen Etablissements, Herr Charles König hierselbst, in Verbindung mit einem bewährten Mechaniker weder Mühe noch Kosten gescheut, dahin zu gelangen, einen Apparat herzustellen, welcher, das Princip der kleinen dänischen Maschine festhaltend, ein Fabrikat von exacter Form, Festigkeit und Dauerhaftigkeit liefert, wie es besser nicht gewünscht werden kann.

Allen Denen aus dem weiten Leserkreise unserer geschätzten „Gartenlaube“, welche sich in Folge jener ersten Mittheilung aus Nah und Fern an mich wandten und bereits einen dänischen, das heißt hier nach dänischem Muster verfertigten Topfapparat erhielten, habe ich zugleich mit diesem einige Probetöpfchen (der kleinsten Sorte) der neuen Maschine, welche wir kurzweg Topfpresse nennen werden, beigelegt und wird der wesentliche Unterschied der beiden Fabrikate leicht erkannt worden sein.

Die neue, ganz aus Eisen construirte Topfpresse liefert in zehn Arbeitsstunden 1000—1200 Stück durchaus gleicher, fester und widerstandsfähiger Töpfe, welche, an der Sonne getrocknet, schon nach zwölf Stunden zu verwenden sind. Durch einfache Veränderung lassen sich die Töpfe in verschiedener Größe herstellen. Die vortreffliche Eigenschaft, sich im Boden wieder aufzulösen, behalten sie bei, sind aber auf der andern Seite auch fähig, eine junge Pflanze wochenlang außer dem Boden zu beherbergen, und besonders zur Versendung derselben zu empfehlen, da sie, wenn einmal vom Wasser durchzogen, sehr schwer austrocknen und nicht bei einem ungefähren Stoß oder Fall auf der Bahn gleich in Trümmer zergehn.

Die Herstellung respective Zusammensetzung der Masse ist beliebiger Veränderung zugänglich. Je nach dem Bedürfniß der zu cultivirenden Pflanzen, kann man sowohl die Erdart, also etwa: Gartenerde, Lehm-, Haide- und Moorerde, wie auch die Zusätze von Kuhmist, Guano, Knochenmehl, Hornspähne, kurzum beliebige künstliche und natürliche Düngstoffe wählen. Eine Zugabe von Kuhmist wird immer rathsam sein, da dieser dem Ganzen eine gewisse Zähigkeit verleiht. In vorstehender Beziehung wird also unser Topf, falls er mit der Pflanze in den Boden kommt, nicht allein jede schwächende Störung der Wurzeln verhindern, sondern auch, während die Feuchtigkeit ihn langsam zergehen macht, einen großen Theil zur freudigen Entwickelung und Kräftigung der Pflanze beitragen.

Colmar im Elsaß, im August 1876.

C. H. Wesener, Obergärtner.

Noch einmal die Farbenblindheit. Der Mangel an Farbensinn kann im praktischen Leben sehr schlimme Folgen haben; es ist daher Pflicht, diesen Krankheitszustand nach allen Seiten hin zu beleuchten. Vielleicht dürfte es der guten Sache von Vortheil sein, wenn ein Farbenblinder selbst einmal sich über das Thema ausspricht. Diese Erwägung veranlaßt mich zu folgenden Zeilen.

Mein Vater war farbenblind, ebenso einer meiner Brüder; meine übrigen Geschwister wie auch alle meine Kinder erkennen die Farben. Was durch seinen Lichtreflex auf die Augen meiner Mitmenschen Eindruck macht, das ist auch für mich da. (Nur einmal war dies nicht der Fall. Ein Chemiker wollte mir die Lichterscheinung eines mit rother Farbe verbrennenden Gegenstandes im Spectrum zeigen. Er sah sie, gab mir auch den Ort an, wo er sie sah, ich aber konnte bei aller Anstrengung nichts wahrnehmen.) Dennoch sehe ich nicht wie andere Leute. Ueber das, was vollkommen weiß oder vollkommen schwarz ist, bin ich mit Jedermann einig, auch helles Gelb verwechsele ich nicht mit anderen Farben. Sonst aber giebt es für mich nur zweierlei Farben: auf der einen Seite steht das, was man feuerroth, grün und braun nennt, auf der andern Seite himmelblau, rosenroth, violett, lila.

Ich sehe z. B. den Lack meines Stubenbodens an und will mir über die Farbe klar werden. Nun, er sieht ja aus wie leicht gebrannter Kaffee, ist also braun. Freilich kommt er mir auch vor wie das Gras der Wiesen, dann wäre er grün. Wenn jedoch die Locke eines Rothkopfes darauf läge, würde ich auch keinen Farbenunterschied finden, also kann der Lack roth sein. Summa: ich weiß es nicht.

Oder man macht mich aufmerksam auf einen schönen Kleiderstoff. Ich finde ihn auch schön, spreche aber nicht von seiner Farbe, denke nur: er sieht ja gerade aus wie der wolkenlose Himmel, ist demnach himmelblau, muß aber bald hören, daß er rosa ist. Man hätte mir auch sagen können, er sei lila oder violett, und ich wäre damit einverstanden gewesen.

Schon als Kind merkte ich diese Unfähigkeit, die Farben zu unterscheiden. Wenn ich Umrisse von Figuren ausgemalt hatte, so erregte die Wahl der Farben regelmäßig die Lachmuskeln der Beurtheiler. Und andere Kinder fanden viel leichter und mehr Erdbeeren als ich, der ich sie nur durch ihre Form von ihren dunkeln Blättern zu unterscheiden vermochte. Alle Anstrengungen, den Fehler zu verbessern, waren vergeblich — ich blieb ein Pythagoräer. Zum Mann herangewachsen, konnte ich dem Tuchhändler nicht sagen, von welcher Farbe der Rock sei, den ich schon ein Jahr getragen hatte und der bei mir immer nur „der neue“ hieß. Wenn man mir in einer fremden Stadt sagt, ich solle „in das Haus mit den rothen Läden“ gehen, so weiß ich eben nicht mehr, als vorher. Zum Glück brauchte ich nie einen Fahneneid zu schwören; zum Bahn- oder Weichenwärter wäre ich ganz gewiß total untauglich.

Einen Nutzen habe ich übrigens aus diesem Mangel doch gezogen. Ich bin dadurch tolerant geworden. Tolerant gegen die Ungläubigen: sie haben eben nicht die Fähigkeit, das, was überliefert ist, schon deshalb als Wahrheit in sich aufzunehmen; tolerant auch den Gläubigen gegenüber: es ist ihnen nicht gegeben, einen Unterschied zwischen selbsterkannter und überkommener Wahrheit zu machen. Jeder sieht die Welt nur mit seinen Augen an, und der Mann, der das alte Kirchenlied: „Mitten wir im Leben sind“ gedichtet hat, zeigt in den ziemlich egoistischen Schlußversen: „ich werde ihn mit meinen Augen sehen und kein Fremder“, daß er — nicht meine Augen hatte.

W. P.

„Die gefiederte Welt“. Eine gute Bezeichnung, die uns sofort sagt, womit wir's zu thun haben. Nur daß dies der Titel einer Zeit- und zwar einer Wochenschrift ist, welche allen Vogelliebhabern deutscher Zunge — und das ist eine große, um die ganze Erde verbreitete Gemeinde — mit allseitiger Belehrung über Wesen und Wartung, Zucht und Abrichtung der Vögel an die Hand geht, und daß der Herausgeber derselben Karl Ruß ist, der erfahrungsreiche und rastlose Forscher und Lehrer auf diesem dankbaren Gebiete, das mag wohl noch nicht allen unseren Lesern bekannt sein. Um so mehr freuen wir uns, sie auf diese treffliche Zeitschrift, welche Gediegenheit mit Billigkeit verbindet, aufmerksam machen zu können. Sie verfolgt seit fünf Jahren ernst und sachgemäß ihr Ziel, über den Vogelschutz, die Vogelzüchtung und Vogelpflege nach allen Seiten hin zu belehren, und schließt auch die Geflügelzucht in ihren Kreis ein. Illustrationen giebt sie nur, wo das Verständniß sie erfordert oder wo sie ein besonderes Wort zum Gemüth zu unterstützen haben. Da das Blatt bereits so enge Beziehungen zu seinen Lesern gewonnen hat, daß viele derselben ihre Beobachtungen ihm mittheilen, da ferner die Berichte zahlreicher Vereine ihm zugehen und eine besondere Rubrik „Anfragen und Auskunft“ dem Bedürfniß eines Jeden gerecht zu werden sucht, so kann jedem Freund und Pfleger der „gefiederten Welt“ diese Zeitschrift als eine ebenso nutzreiche wie erquickliche geistige Hausmannskost auf's Beste empfohlen werden.

Handschriftlich dargestellte Originalbeiträge berühmter Autoren der Gegenwart giebt Karl Böttcher unter dem Titel „Deutsche Dichterhelden“ (Leipzig, Röhl) heraus. Wenn auch der Satz, daß die Handschrift ein wichtiges Moment zur Beurtheilung menschlicher Charaktereigenschaften sei, wohl mit Recht vielfach angezweifelt worden ist, so muß doch die Idee, eine Sammlung von facsimilirten Niederschriften unserer namhaften Autoren in Versen und Prosa zusammenzustellen, als eine glückliche, wenn auch nicht gerade neue bezeichnet werden; ist es doch von allgemeinem Interesse, unseren literarischen Lieblingen, einem Geibel, einem Freiligrath, einem Gutzkow und Laube, einmal im handschriftlichen Gewande zu begegnen. Mögen wir dabei nur in der Einbildung oder thatsächlich psychologischen Studien nachgehen, immerhin ist es fesselnd, die Schriftzüge bedeutender Autoren vor sich zu haben. Wir heißen daher die Böttcher'sche Sammlung freudig willkommen, wenngleich wir gewünscht hätten, daß einige Handschriften von allzu obscuren Schriftstellern aus einer Anthologie ausgeschlossen geblieben wären, die sich selbst „Deutsche Dichterhelden“ nennt.

Berichtigung. In dem Artikel „Der Deutsche des Herrn Dumas“ von Ernst Eckstein in unserer Nr. 30 ist in Folge eines Irrthums der Redaction Alexander Dumas mehrmals als „Romantiker“ bezeichnet worden. Da man nun mit diesem Worte in Beziehung auf die neufranzösische Literatur einen sehr bestimmten Begriff verbindet, könnte diese Bezeichnung leicht mißverstanden werden. Man wolle daher an den betreffenden Stellen statt Romantiker lesen „Romancier“.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 35. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Gretchen Frank mochte ungefähr zwanzig Jahre alt sein; sie war durchaus keine zarte, ideale Erscheinung, aber dafür ein wahres Bild von Jugend und Gesundheit. Es lag in ihrem ganzen Wesen etwas von der stattlichen, kräftigen Art des Vaters, und das frische, rosige Gesicht mit den klaren blauen Augen und den blonden Flechten über der Stirn sah jetzt, von dem hellen Scheine der Lampe angestrahlt, so reizend aus, daß man es begriff, daß der Assessor die schnöde Flucht „bis zur Bodenkammer“ vollständig vergaß und eiligst aufsprang, um seine Auserkorene zu begrüßen.

„Guten Abend, Herr Assessor!“ sagte das junge Mädchen, die Begrüßung etwas kühl erwidernd. „Also Sie waren es, der vorhin in den Hof fuhr? Ich setzte das gar nicht voraus, da Sie erst am Sonntage hier waren.“

Der Assessor fand für gut, die letzten Worte zu überhören. „Mich führen diesmal Amtsgeschäfte her,“ entgegnete er, „ein Auftrag von großer Wichtigkeit, den man mir anvertraut hat und der mich einige Tage hier in der Gegend festhält. Ich habe mir erlaubt, die Gastfreundschaft Ihres Herrn Vaters in Anspruch zu nehmen. Wir von der Regierung haben jetzt schlimme Zeit; Fräulein Margarethe. Ueberall dumpfe Gährung, geheime Umtriebe, revolutionäre Bestrebungen — die ganze Provinz ist eine einzige große Verschwörung.“

„Das brauchen Sie uns nicht erst zu sagen,“ meinte der Administrator trocken. „Ich dächte, das hätten wir hier in Wilicza aus erster Hand.“

„Ja wohl, dieses Wilicza ist der eigentliche Herd der Verschwörungen,“ rief der Assessor im Eifer. „In Rakowicz wagen sie das Spiel nicht so offen zu treiben; es liegt dicht bei L. und ist rechts und links von deutschen Colonien eingeschlossen — das genirt den Herrn Grafen Morynski doch einigermaßen, hier dagegen hat er freie Hand.“

„Und das günstigste Terrain,“ setzte Frank hinzu. „Bis zur Grenze Nordeck'sches Gebiet, nichts als Wald und die Förster und Forstaufseher darin zu den Befehlen der Fürstin. Man sollte meinen, die Grenze wäre so scharf bewacht, daß auch nicht eine Katze durch könnte, und doch geht es allnächtlich hinüber und herüber, und wer von drüben kommt, findet offene Thüren in Wilicza, wenn es auch vorläufig nur die Hinterpforten sind.“

„Wir wissen das Alles, Herr Frank,“ versicherte der Assessor mit einer Miene, die zum Mindesten Allwissenheit verkündete. „Alles, sage ich Ihnen. Aber wir konnen nichts thun, denn uns fehlt jeder Beweis. Es ist absolut nichts zu entdecken. Sobald sich Jemand von unserer Seite naht, ist das ganze Treiben wie in die Erde versunken. Auch meine Mission hängt damit zusammen, und da Sie die Polizeiverwaltung hier haben, so bin ich zum Theil auf Ihren Beistand angewiesen.“

„Wenn es sein muß! Sie wissen, ich gebe mich nur sehr ungern zu solchen Diensten her, obgleich man im Schlosse darauf besteht, mich für einen Spion und Häscher zu halten, weil ich meine Augen nicht absichtlich verschließe und der Widersetzlichkeit meiner Leute mit voller Strenge entgegentrete.“

„Es muß sein. Es handelt sich um zwei sehr gefährliche Subjecte, die sich hier in der Gegend unter allerlei Vorwänden herumtreiben und womöglich dingfest zu machen sind. Ich bin ihnen übrigens bereits auf der Spur. Bei meiner Herfahrt traf ich mit zwei äußerst verdächtigen Individuen zusammen. Sie gingen zu Fuße.“

Gretchen lachte laut auf. „Ist das ein Verdachtsgrund? Sie hatten vermuthlich kein Geld, die Post zu bezahlen.“

„Bitte sehr um Entschuldigung, mein Fräulein — sie hatten sogar Geld genug für die Extrapost, denn sie fuhren in einer solchen an mir vorüber. Auf der letzten Station aber haben sie den Wagen verlassen und sich in auffälliger Weise nach allen möglichen Einzelheiten über Wilicza erkundigt. Die angebotene Führung dorthin lehnten sie ab und gingen zu Fuße weiter, aber mit Vermeidung der Landstraße, quer durch die Felder. Dem Postmeister wollten sie auf keine seiner Fragen Rede stehen. Ich traf leider erst auf der Station ein, als sie bereits fort waren, und die einbrechende Dämmerung machte für heute den weiteren Nachforschungen ein Ende, morgen aber werde ich sie mit allem Eifer wieder aufnehmen. Die Beiden sind jedenfalls noch in der Nähe.“

„Vielleicht sogar dort drüben,“ sagte Gretchen, in jene Richtung hinauszeigend, wo die erleuchtete Fensterreihe des Schlosses durch das Dunkel herüberschimmerte. „Es ist ja heute großer Verschwörungsabend bei der Fürstin.“

Der Assessor fuhr in die Höhe. „Verschwörungsabend? Wie? Was? Wissen Sie das genau? Ich werde sie überraschen; ich werde —“

Der Administrator zog ihn lachend wieder auf seinen Sitz nieder. „Lassen Sie sich doch nichts weiß machen! Es ist eine übermüthige Idee von dem Mädchen da, weiter nichts.“

„Aber Papa, Du meintest doch selbst neulich, daß es ganz besondere Gründe hätte, wenn im Schlosse jetzt Fest auf Fest folgte,“ warf Gretchen ein.

„Das meine ich allerdings. Die Fürstin mag Glanz und Pracht lieben, daß sie aber in einer Zeit wie die jetzige nur Sinn für Festlichkeiten haben sollte, traue ich ihr entschieden nicht zu. Diese großen Jagden und Bälle sind der einfachste und bequemste Vorwand, alle möglichen Persönlichkeiten in Wilicza zu vereinigen, ohne daß es besonders auffällt. Jetzt tanzen und diniren sie allerdings — man muß ja den Schein wahren — aber der größte Theil der Gäste bleibt über Nacht im Schlosse, und was geschieht, wenn die Kronleuchter ausgelöscht, möchte nicht ganz so harmlos sein."

Der Assessor hörte mit gespannter Aufmerksamkeit diesen für ihn so interessanten Erörterungen zu; leider wurden sie unterbrochen, denn man rief den Administrator ab. Ein Krankheitsfall, der sein eigenes, sehr schönes Reitpferd betroffen, drohte eine ernste Wendung zu nehmen. Frank ging selbst, um nach dem Thiere zu sehen, und ließ die beiden jungen Leute allein.

Fräulein Margarethe wurde durch dieses unerwartete Alleinsein mit dem Assessor sichtlich unangenehm berührt; desto angenehmer war es offenbar dem Letzteren. Er drehte wohlgefällig sein Schnurrbärtchen, fuhr sich mit der weißen Hand durch die gekräuselten Haare und beschloß, die günstige Gelegenheit nach Kräften auszunutzen.

„Herr Frank hat mir vorhin mitgetheilt, daß er seine Stellung aufzugeben beabsichtigt," begann er. „Der Gedanke, ihn und die Seinigen nicht mehr in Wilicza zu wissen, würde mich unter anderen Umständen schwer getroffen haben, sozusagen wie ein Donnerschlag, aber da ich selbst nicht mehr allzu lange in L. bleiben werde —"

„Wollen Sie denn fort?" fragte das junge Mädchen verwundert.

Der Assessor lächelte selbstbewußt. „Sie wissen ja, Fräulein Margarethe, daß bei uns Beamten mit der Beförderung meist eine Versetzung verbunden ist, und ich hoffe, nun baldigst Carrière zu machen."

„Wirklich?"

„Ganz unzweifelhaft! Ich bin bereits Regierungsassessor, und das will in einem Staate wie der unserige Alles sagen. Es ist gewissermaßen die erste Stufe der großen Beamtenleiter, die direct zum Ministersessel empor führt."

„Nun, bis dahin haben Sie doch noch ein wenig weit," meinte Gretchen in ziemlich mißtrauischem Tone.

Der kleine Herr lehnte sich mit einer Würde zurück, als sei der einfache Rohrstuhl, auf dem er Platz genommen hatte, schon der erwähnte Ministersessel.

„In Jahr und Tag läßt sich dergleichen allerdings nicht erreichen, aber für die Zukunft — man muß stets das Große im Auge haben, mein Fräulein; man muß sich immer nur die höchsten Ziele stecken; der Ehrgeiz ist der edelste Sporn des Beamten. Was mich speciell betrifft, so warte ich täglich auf den Regierungsrath."

„Darauf warten Sie aber schon sehr lange," warf das junge Mädchen ein.

„Weil mir überall Neid und Mißgunst im Wege stehen," rief der Assessor mit aufwallender Empfindlichkeit. „Wir jüngeren Beamten werden ja von den Herren Vorgesetzten niedergehalten, so lange es nur irgend geht. Mir fehlte bisher die Gelegenheit, mich auszuzeichnen, jetzt endlich hat man die Nothwendigkeit eingesehen, eine Mission von Wichtigkeit in meine Hände zu legen. Seine Excellenz der Herr Präsident hat mir selbst die nöthigen Instructionen ertheilt und mich beauftragt, ihm persönlich Vortrag über das Ergebniß meiner Recherchen zu halten. Wenn es günstig ausfällt, so ist mir der Regierungsrath gewiß."

Er blickte bei den letzten Worten so vielsagend zu der jungen Dame hinüber, daß sie unmöglich im Zweifel sein konnte, wer zur künftigen Regierungsräthin auserkoren sei, dennoch beobachtete sie ein hartnäckiges Schweigen.

„Dann würde wohl auch meine Versetzung erfolgen," fuhr der Assessor fort. „Wahrscheinlich sogar nach der Hauptstadt; ich habe einflußreiche Verwandte dort. Sie kennen die Hauptstadt noch nicht, mein Fräulein," und nun begann er das Residenzleben zu schildern, die dortigen Vergnügungen, die einflußreichen Verwandten und wußte das Alles äußerst geschickt um seine Person zu gruppiren. Gretchen hörte mit einem Gemisch von Neugier und Bedenklichkeit zu. Die glänzenden Bilder, die da vor ihr aufgerollt wurden, hatten doch viel Verlockendes für ein junges, in der Einsamkeit des Landlebens erzogenes Mädchen; sie stützte den blonden Kopf in die Hand und sah nachdenklich auf die Tischdecke. Das Bedenkliche der Sache lag für sie augenscheinlich nur in der unvermeidlichen Zugabe des jetzigen Assessors und künftigen Ministers. Dieser jedoch bemerkte seinen Vortheil recht gut und säumte nicht, ihn zu verfolgen; er rüstete sich zu einer Hauptattaque.

„Aber ich werde mich trotzdem einsam und verlassen fühlen," sagte er mit Pathos, „denn mein Herz bleibt doch hier zurück, Fräulein Margaretha —"

Gretchen erschrak; sie sah, daß der Assessor, der nach ihrem Namen eine große Kunstpause gemacht, jetzt aufstand, in der ganz unzweifelhaften Absicht, sich vor ihr auf die Kniee niederzulassen, aber die Feierlichkeit und Umständlichkeit, womit er diese Präliminarien der Liebeserklärung in Scene setzte, sollten verhängnißvoll für ihn werden — sie ließen dem jungen Mädchen Zeit, zur Besinnung zu kommen; sie sprang gleichfalls auf.

„Entschuldigen Sie, Herr Assessor — ich glaube — ich glaube, die Hausthür ist soeben in's Schloß gefallen. Papa kann nicht herein, wenn er zurückkommt. Ich werde ihm öffnen —" damit flog sie aus dem Zimmer.

Der Assessor stand mit seiner Kunstpause und den halb eingebogenen Knieen da und sah äußerst betroffen aus. Es war heute das zweite Mal, daß seine Auserwählte vor ihm die Flucht nahm, und diese Sprödigkeit fing nachgerade an, ihm unbequem zu werden. Es fiel ihm freilich nicht ein, an einen ernstlichen Widerstand zu denken; es war Eigensinn, Coquetterie, vielleicht sogar — der Bewerber lächelte — Furcht vor seiner Unwiderstehlichkeit. Man wagte augenscheinlich nicht, ihm das Ja zu verweigern, und floh nun in reizender Schüchternheit die Entscheidung. Dieser Gedanke hatte etwas außerordentlich Tröstendes für den Herrn Assessor, und wenn er auch bedauerte, wieder einmal nicht zum Ziele gekommen zu sein, so zweifelte er doch durchaus nicht an seinem endlichen Siege; er verstand sich ja so ausgezeichnet darauf.

Der Vorwand, den das junge Mädchen gebraucht hatte, war nicht ganz aus der Luft gegriffen. Die große Eingangsthür war wirklich, von einer unkundigen Hand geworfen, mit großem Geräusch in's Schloß gefallen. Der Administrator brauchte nun freilich bei seiner Rückkehr nur vom Hofe aus die Magd zu rufen und sich öffnen zu lassen, aber daran schien seine Tochter gar nicht zu denken, denn sie flog wie der Sturmwind durch das Nebenzimmer in den Hausflur.

Ein Schmerzens- und ein Schreckensruf ertönten zu gleicher Zeit. Gretchen hatte die Thür, welche in den Flur führte, mit voller Gewalt aufgestoßen, gerade in dem Augenblicke, als von draußen Jemand die Hand auf die Klinke legte; der Fremde taumelte, von dem Anprall des Thürflügels getroffen, einige Schritte zurück und wäre wahrscheinlich hingestürzt, wenn sein Gefährte ihn nicht rasch umfaßt und gehalten hätte.

„Mein Gott, was ist denn geschehen?" rief das junge Mädchen erschrocken.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung!" sagte eine schüchterne Stimme, im Tone außerordentlicher Höflichkeit.

Gretchen blickte verwundert auf den Mann, der sich so höflich entschuldigte, weil man ihn gestoßen, und der sich jetzt eiligst wieder emporrichtete, ehe sie aber noch Zeit zur Antwort fand, trat der zweite Fremde näher und wendete sich direct an sie.

„Wir wünschen Herrn Administrator Frank zu sprechen; man sagte uns, er sei zu Hause."

„Papa ist augenblicklich nicht hier, wird aber sogleich kommen," versicherte Gretchen, der dieser späte und unerwartete Besuch eine große Erleichterung gewährte, denn er zeigte ihr einen Ausweg zwischen der Unhöflichkeit, den Assessor bis zur Rückkehr des Vaters allein zu lassen, und der Nothwendigkeit, ihm Gesellschaft zu leisten; sie führte die Fremden deshalb auch nicht in die Arbeitsstube Frank's, wie es sonst gewöhnlich geschah, sondern dirigirte sie ohne Weiteres in das Wohnzimmer.

„Zwei Herren, die den Papa zu sprechen wünschen," sagte sie erklärend zu dem verwundert aufschauenden Assessor; dieser erhob sich; die Fremden traten grüßend näher, während das junge

Mädchen sich freundlich erbot, den Vater benachrichtigen zu lassen, und zu diesem Zwecke nochmals hinausging.

Sie hatte soeben eine der beiden Mägde fortgesandt und war im Begriff, in das Zimmer zurückzukehren, als zu ihrer größten Verwunderung der Assessor in dem matt erleuchteten Hausflur erschien und sich eilfertig erkundigte, ob bereits nach dem Herrn Administrator geschickt sei. Gretchen bejahte.

Der Assessor trat dicht an sie heran und sagte im Flüsterton: „Fräulein Margaretha — das sind sie."

„Wer?" fragte sie überrascht.

„Die beiden Verdächtigen. Ich habe sie. Sie sind in der Falle."

„Aber Herr Assessor, das sind doch nun und nimmermehr Polen," warf das junge Mädchen ein.

„Es sind die beiden Individuen, die vorhin in der Extrapost an mir vorüberfuhren," versetzte er hartnäckig. „Dieselben, die sich später in so verdachterregender Weise benommen haben. Jedenfalls werde ich meine Maßregeln treffen; ich werde inquiriren, nöthigenfalls verhaften."

„Aber muß denn das gerade in unserem Hause sein?" fragte das junge Mädchen in sehr ungnädigem Tone.

„Die Pflicht meines Amtes!" sagte der Assessor mit Würde. „Vor allen Dingen gilt es, den Eingang zu sichern und etwaige Fluchtversuche zu hindern. Ich werde die Hausthür abschließen." Er drehte wirklich den Schlüssel um und zog ihn ab.

„Aber was fällt Ihnen denn ein?" protestirte Gretchen. „Papa kann ja nicht in's Haus, wenn er zurückkommt."

„Wir stellen die Magd an die Thür und geben ihr den Schlüssel," flüsterte der kleine Herr, der in einen fieberhaften Amtseifer gerathen war. „Sie öffnet, sobald Herr Frank kommt, und ruft dann gleich die Knechte herbei, um die Thür zu besetzen. Wer weiß, ob die Delinquenten sich gutwillig fügen!"

Gretchen war und blieb mißtrauisch. „Aber woher wissen Sie denn, daß es überhaupt Delinquenten sind? Wenn Sie sich nun irren?"

„Fräulein Margaretha, Sie haben keinen Polizeiblick," erklärte der Assessor mit Ueberlegenheit. „Ich verstehe mich auf Gesichter, und ich sage Ihnen, es sind die echtesten, ausgeprägtesten Verschwörerphysiognomien, die mir je vorgekommen sind. Mich täuscht man nicht, und wenn man auch ein noch so reines Deutsch spricht. Ich werde vorläufig nur inquiriren, bis Herr Frank erscheint. Es ist freilich gefährlich, solche Menschen ahnen zu lassen, daß sie entdeckt sind, zumal wenn man allein mit ihnen ist, sehr gefährlich, aber die Pflicht gebietet es."

„Ich gehe mit Ihnen," versicherte Gretchen beherzt.

„Ich danke Ihnen," sagte der Assessor in einem so feierlichen Tone, als habe sich das junge Mädchen mindestens entschlossen, mit ihm zum Schaffot zu gehen, „und nun lassen Sie uns handeln!"

Er rief die Magd herbei, gab ihr die betreffenden Weisungen und kehrte dann in das Zimmer zurück. Gretchen folgte ihm; sie war von Natur ziemlich tapfer und sah daher der Entwickelung der Sache mit ebenso viel Neugier wie Besorgniß entgegen. Die beiden Fremden hatten offenbar keine Ahnung von dem drohenden Ungewitter, das sich über ihren Häuptern zusammenzog, schienen sich vielmehr in vollkommener Sicherheit zu wähnen. Der Jüngere, eine auffallend hohe Gestalt, der seinen Gefährten fast um Kopfeslänge überragte, ging mit verschränkten Armen auf und nieder, während der Aeltere, eine schmächtige Figur mit blassen, aber angenehmen Zügen, den angebotenen Platz eingenommen hatte und ganz harmlos im Lehnstuhle saß.

Der Assessor warf sich in die Brust. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Momentes und das Bewußtsein, vor den Augen seiner zukünftigen Braut zu operiren, hatten etwas Erhebendes für ihn. Er sah aus wie das personificirte Weltgericht, als er vor die beiden „Individuen" hintrat.

„Ich habe mich den Herren noch nicht vorgestellt," begann er, vorläufig noch den Ton der Höflichkeit festhaltend. „Regierungsassessor Hubert aus L."

Die Beiden waren jedenfalls keine Neulinge mehr in der Verschwörung, denn sie erbleichten nicht einmal bei Nennung dieser amtlichen Eigenschaft. Der ältere Herr erhob sich, machte eine stumme, aber sehr artige Verbeugung und nahm dann wieder seinen Platz ein. Der jüngere dagegen neigte nur leicht das Haupt und sagte nachlässig: „Sehr angenehm."

„Dürfte ich nun auch meinerseits um die Namen der Herren bitten?" fuhr Hubert fort.

„Wozu das?" fragte der junge Fremde gleichgültig.

„Ich wünsche sie zu kennen."

„Ich bedaure — wir wünschen nicht, sie zu nennen."

Der Assessor nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Das habe ich mir gedacht. „Ich bin bei dem Polizeidepartement in L. angestellt," betonte er.

„Eine sehr schätzenswerthe Stellung," meinte der Fremde, dabei glitt aber sein Blick mit beleidigender Gleichgültigkeit über den Beamten hin und blieb auf dem jungen Mädchen haften, das sich in die Nähe des Fensters zurückgezogen hatte.

Hubert war einen Moment lang verblüfft. Das mußten hartgesottene Verschwörer sein, auch die Erwähnung des Polizeidepartements vermochte es nicht, ihnen ein Zeichen des Schreckens zu entlocken, und doch mußte sie ihnen nothwendig eine Ahnung ihres Schicksals geben. Aber man hatte Mittel, diese Verstocktheit zu brechen; das Verhör wurde fortgesetzt.

„Sie fuhren vor etwa zwei Stunden in einer Extra-Postchaise an mir vorüber?"

Diesmal antwortete der jüngere Fremde gar nicht; die Sache schien ihn zu langweilen, der ältere aber erwiderte höflich: „Gewiß, wir haben Sie gleichfalls in Ihrem Wagen bemerkt."

„Sie verließen aber die Chaise auf der letzten Station und gingen zu Fuße weiter. Sie wollten ausgesprochenermaßen nach Wilicza —; Sie vermieden die Landstraße und schlugen einen Seitenweg quer über die Felder ein." Der Assessor war wieder ganz Weltgericht, als er diese Anklagen, eine nach der anderen, in wahrhaft vernichtender Weise herausschleuderte, und sie blieben diesmal nicht ganz wirkungslos. Der ältere der Verschwörer begann unruhig zu werden, der jüngere dagegen, den der „Polizeiblick" des Beamten sofort als den Gefährlichsten herausgefunden hatte, trat rasch an den Stuhl seines Begleiters und legte den Arm wie schützend auf die Lehne.

„Wir haben überdies noch unsere Paletots angezogen, als es anfing kühl zu werden, und im Posthause ein Paar Handschuhe vergessen," entgegnete er mit unverhehlter Ironie. „Wollen Sie nicht diese beiden Thatsachen Ihren interessanten Notizen über unser Thun und Treiben hinzufügen?"

„Mein Herr, man spricht nicht in solchem Tone mit einem Vertreter der Regierung," rief Hubert gereizt.

Der Fremde zuckte statt aller Antwort die Achseln und wandte sich nach dem Fenster.

„Mein Fräulein, Sie ziehen sich so vollständig zurück. Wollen Sie uns nicht durch Ihre Gegenwart von der unerquidlichen Unterhaltung dieses Herrn befreien?"

Der Assessor ergrimmte in gerechtem Zorne; diese Keckheit ging ihm denn doch zu weit, und da der Administrator jeden Augenblick eintreten mußte, so ließ er die bisherige Vorsicht fahren und versetzte in hohem Tone:

„Ich fürchte, es steht Ihnen noch manches Unerquickliche bevor. Zuvörderst werden Sie mir Ihre Namen nennen, Ihre Papiere ausliefern — ich fordere das; ich bestehe darauf. Mit einem Worte: Sie sind verdächtig."

Das schlug endlich ein. Der blasse Herr fuhr mit allen Zeichen des Schreckens empor. „Um Gotteswillen!"

„Aha, regt sich das Schuldbewußtsein endlich?" triumphirte Hubert. „Sie haben gleichfalls gezuckt," wandte er sich an den Anderen, gebieterisch an ihm in die Höhe blickend. „Leugnen Sie nicht! Ich habe ein Zucken in Ihrem Antlitze gesehen."

Es war allerdings ein ganz eigenthümliches Zucken gewesen, das bei dem Worte „verdächtig" um den Mund des jungen Mannes flog, und es wiederholte sich jetzt in noch stärkerer Weise, als er sich zu seinem Begleiter herabbeugte.

„Aber weshalb machen Sie der Sache nicht ein Ende?" fragte dieser leise und bittend.

„Weil sie mir Spaß macht," war die ebenso leise Antwort.

„Hier wird nicht geflüstert!" fuhr der Assessor dazwischen. „Keine neue Verschwörung in meiner Gegenwart, das bitte ich mir aus. Noch einmal: die Namen — wird man mir nun antworten?"

„Ja so!" sagte der junge Fremde, sich wieder emporrichtend. „Wir sind also in Ihren Augen Verschwörer?"

„Und Hochverräther," ergänzte Hubert mit Nachdruck.

„Und Hochverräther! Natürlich, das pflegt sich meistentheils zu ergänzen."

Der Assessor stand völlig starr ob dieser Verwegenheit. „Ich fordere Sie zum letzten Male auf, mir Ihre Namen zu nennen und Ihre Papiere zu zeigen," rief er. „Sie verweigern mir Beides?"

Der Fremde setzte sich in sehr ungenirter Weise auf die Seitenlehne des Armstuhls und kreuzte die Arme.

„Ganz recht! Das ist ja eben die Verschwörung."

„Herr, ich glaube, Sie wollen Ihren Spott mit mir treiben," schrie der Assessor, kirschroth vor Zorn. „Wissen Sie, daß das Ihren Fall ganz außerordentlich erschwert? Das Polizeidepartement in L. —"

„Muß sich in einer sehr traurigen Verfassung befinden, da es Sie zum Vertreter hat," vollendete der junge Mann mit unerschütterlicher Gemüthsruhe.

Das war zu viel; der Beleidigte fuhr wie besessen in die Höhe.

„Unerhört! Also so weit ist es schon gekommen, daß man es wagt, den Behörden offen Hohn zu sprechen, aber das soll Ihnen theuer zu stehen kommen. Sie haben die Regierung in meiner Person beleidigt und angegriffen. Ich verhafte Sie; ich lasse Sie geschlossen nach L. transportiren."

Er schoß wie ein Kampfhahn auf seinen Gegner los, der ihn ruhig herankommen ließ und ihn dann ohne Weiteres zurückschob. Es war nur eine einzige Bewegung des kraftvollen Armes, aber der Herr Assessor flog wie ein Ball auf das nahestehende Sopha, das ihn zum Glück auffing.

„Gewalt!" rief er außer sich. „Ein Attentat auf meine Person! Fräulein Margarethe, holen Sie Ihren Vater —"

„Mein Fräulein, holen Sie lieber ein Glas Wasser und gießen Sie es diesem Herrn über den Kopf!" sagte der Fremde. „Er hat es nöthig."

Das junge Mädchen fand keine Zeit, den beiden so verschiedenartigen Aufforderungen nachzukommen, denn man vernahm eilige Schritte im Nebenzimmer, und der Administrator, der schon mit äußerstem Befremden die an der Hausthür getroffenen Vorsichtsmaßregeln gesehen und die lauten Stimmen gehört hatte, trat rasch ein.

Der Assessor lag noch im Sopha und zappelte mit Händen und Füßen, um wieder auf die Beine zu kommen, was ihm bei der Kürze derselben und der Höhe des Sophas nicht sogleich gelingen wollte.

„Herr Frank," rief er, „wahren Sie den Eingang! Rufen Sie die Knechte herbei! Sie haben die Polizeiverwaltung von Wilicza. Sie müssen mir beistehen. Ich verhafte diese beiden Subjecte im Namen —" hier schlug ihm die Stimme über; er focht verzweiflungsvoll mit den Händen in der Luft herum, kam aber nun vermittelst eines gewaltigen Ruckes zum Sitzen.

Der junge Fremde hatte sich erhoben und ging auf den Administrator zu. „Herr Frank, Sie führen in meinem Namen die Polizeiverwaltung von Wilicza, und da werden Sie sich hoffentlich bedenken, Ihren eigenen Gutsherrn auszuliefern."

„Wen?" rief der Administrator zurückprallend.

Der Fremde zog ein Papier aus der Brusttasche und reichte es ihm. „Ich komme ganz unerwartet, und Sie werden mich nach zehn Jahren kaum wiedererkennen. So mag mir denn dieser Brief zur Legitimation dienen; Sie richteten ihn vor einigen Wochen an mich."

Frank warf einen raschen Blick auf das Blatt, dann einen zweiten auf die Züge des vor ihm Stehenden. „Herr Nordeck?"

„Waldemar Nordeck!" bestätigte dieser. „Der gleich in der ersten Stunde, wo er seine Güter betritt, als ‚Subject' verhaftet werden sollte. In der That ein angenehmes Willkommen!"

Er blickte nach dem Sopha hinüber; dort saß der Assessor starr und steif wie eine Bildsäule. Der Mund stand ihm weit offen, seine Arme waren schlaff am Körper niedergesunken, und er starrte den jungen Gutsherrn wie geistesabwesend an.

„Welch ein peinliches Mißverständniß!" sagte der Administrator in äußerster Verlegenheit. „Es thut mir sehr leid, Herr Nordeck, daß es gerade in meinem Hause vorfallen mußte. Der Herr Assessor wird unendlich bedauern —"

Der arme Assessor! Er war so vernichtet, daß er nicht einmal mehr die Kraft hatte, sich zu entschuldigen. Der Herr und Gebieter von Wilicza, der mehrfache Millionär, der Mann, von dem der Präsident noch neulich gesagt hatte, daß man ihn im Falle eines Besuchs in Wilicza mit besonderer Rücksicht behandeln müsse — und den hatte der Untergebene geschlossen nach L. transportiren wollen! Zum Glück nahm Waldemar keine Notiz weiter von diesem letzteren; er stellte seinen Begleiter dem Administrator und dessen Tochter vor.

„Herr Doctor Fabian, mein Freund und Lehrer. — Wir sahen das Schloß erleuchtet und hörten, daß eine größere Festlichkeit dort stattfindet. Ich bin den Gästen meiner Mutter vollständig fremd, und da meine plötzliche Ankunft begreiflicher Weise eine Störung veranlassen würde, so zogen wir es vor, einstweilen hier einzusprechen, wenigstens bis zur Abfahrt der Gäste. Ich habe überdies noch mit Ihnen zu reden, Herr Frank, hinsichtlich Ihres Briefes, den ich erst vor einigen Tagen erhielt. Ich war auf Reisen, und da ist er mir von Ort zu Ort nachgeschickt worden. Können wir eine halbe Stunde lang ungestört sein?"

Frank öffnete die Thür zu seinem Arbeitszimmer. „Darf ich bitten, hier einzutreten?"

Waldemar, im Begriff zu gehen, wandte sich noch einmal um. „Bitte, erwarten Sie mich hier, Herr Doctor! Hoffentlich gerathen Sie jetzt nicht mehr in Gefahr, als Verschwörer und Hochverräther behandelt zu werden. Ich komme bald zurück." Er verneigte sich leicht gegen das junge Mädchen und verließ dann, von dem Administrator begleitet, das Zimmer. Der Assessor schien für ihn nicht mehr zu existiren.

„Herr Assessor," sagte Gretchen halblaut, indem sie sich dem unglücklichen Vertreter des Polizeidepartements in L. näherte. „Ich gratulire zum Regierungsrath!"

„Mein Fräulein!" stöhnte der Assessor.

„Sie halten ja wohl Seiner Excellenz dem Herrn Präsidenten persönlich Vortrag über das Ergebniß Ihrer Recherchen?"

„Fräulein Margaretha!"

„Ja, ich habe nun einmal keinen Polizeiblick," fuhr das junge Mädchen unbarmherzig fort. „Wer konnte auch denken, daß unser junger Herr eine so echte und ausgeprägte Verschwörerphysiognomie haben würde!"

Der Assessor hatte bisher mühsam Stand gehalten; den Spott von diesen Lippen ertrug er nicht. Er erhob sich, stammelte, da die Hauptperson nicht mehr zugegen war, eine Entschuldigung gegen den Doctor und schützte dann Uebelbefinden vor, um sich so schnell wie möglich zurückzuziehen.

„Mein Fräulein," sagte Doctor Fabian in seiner schüchternen Weise, aber in mitleidigem Tone, „dieser Herr scheint etwas excentrischer Natur zu sein. Ist er vielleicht — —?" — er griff mit bezeichnender Geberde an die Stirn.

Gretchen lachte. „Nein, Herr Doctor! Er will nur Carrière machen, aber dazu braucht er seiner Meinung nach ein paar Verschwörer, und die glaubte er in Ihnen und Herrn Nordeck gefunden zu haben."

Der Doctor schüttelte bedenklich den Kopf. „Der arme Mann! Es liegt doch etwas Krankhaftes in seinem Wesen. Ich glaube nicht, daß er Carrière machen wird."

„Ich auch nicht," sagte Gretchen mit aller Entschiedenheit. „Dazu ist unser Staat denn doch zu vernünftig."

(Fortsetzung folgt.)

Album der Poesien.

Die Fischer auf Capri.

Hast Du Capri geseh'n und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad als Pilger besucht, dann weißt Du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu späh'n ist:
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfah'n, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß.
Wo kein Ufer Du siehst, als das, auf welchem Du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden; es liegen



Fischer von Capri.
Originalzeichnung von Louis Schulz.

Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung;
Auf dem erhöhteren Fels erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehn; sei's, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tödtete, seit er
An's treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst Du herab in den sandigen Kies, so gewahrst Du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer; es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Blos durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dies arme Geschlecht; nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht; nie schlummert es unter dem Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrthe noch blüht und der wuchernde Cactus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einziehn, wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' Euch Segen verleihen ein Gott, sammt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls:
Möge, da größeren Wunsch Euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, Euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sclaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschen,
Zwischen dem schroffen Gellüst und des Meeres anschwellender Salzfluth.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dies Eiland einst vom Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter August's hier süße Verbrechen beweinte.

August von Platen.

Christliche Liebe der römischen Clerisei.

Da sich unser hochwürdiger Clerus so gern als den Geschäftsträger der Religion der Liebe und Bevollmächtigten des milden Erlösers aufspielt, auch sehr namhafte Verdienste um die Erziehung und Bildung der christlichen Nationen zu haben behauptet — welche sich freilich in der geringen Erleuchtung der italienischen, spanischen, französischen, tirolischen, ober- und niederbaierischen, westphälischen, brasilianischen, mexicanischen, überhaupt sämmtlicher katholischer Volksmassen nicht recht klar herausstellen — so möchte es vielleicht als heilsames Correctiv seiner Einbildung dienen, wenn hin und wieder einzelne Acte seiner Liebe, seiner Erziehungs- und Bildungskunst aus dem localen Dunkel, in welches sie sich gern hüllen, zu allgemeiner Betrachtung hervorgezogen werden.

So fand vor wenigen Wochen zu Schruns im Montavon ein eigenthümliches Begräbniß statt. Das Montavon ist ein interessantes Thal, das im Süden des Landes Vorarlberg liegt, von der Ill durchströmt und durch eine hohe Gebirgskette von dem bündnerischen Prätigau getrennt wird. Der vordere Theil der Landschaft, wo die Dörfer Schruns und Tschaguns zu finden, ist warm und fruchtbar; die inneren Thäler sind kühler und weniger ergiebig, aber mit schönen Almen gesegnet. Die Montavoner wandern vielfach in die Fremde und kommen namentlich als Krautschneider bis an den Niederrhein hinunter. Zu Hause sind sie fleißig, betriebsam, mitunter etwas tiefsinnig und grüblerisch. Es sollen sich unter diesen Bauern verhältnißmäßig mehr Leute finden, welche Bücher lesen, als in manchen Städten. Gegen die Fremden erweisen sie sich sehr zuvorkommend und höflich. Auch ist das Talent, eine Wirthschaft einzurichten und gut zu führen, hier oft zu treffen. Die Gasthöfe zu Schruns haben zwar den ländlichen Typus, der allen unverdorbenen Menschen so sehr behagt, noch weislich beibehalten, sind aber innerhalb dieser Schranke — ohne Unter- und Oberkellner, ohne „Bougies“ und „Service“ — vortrefflich zu nennen. Der Ruf von den seltenen Reizen dieses Thales und von der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner scheint in jüngster Zeit bis in die Mark gedrungen zu sein, denn unter den heurigen Fremden stellte sich plötzlich auch für längeren Aufenthalt der preußische Culturkampfsminister ein, welcher zu seiner mehr und mehr hervortretenden Beliebtheit gleich anfangs einen guten Grund legte, indem er Allen, die ihn mit „Excellenz“ ansprachen, sofort bedeutete, er habe seine sämmtlichen Titel in Berlin gelassen und sei lediglich als Dr. Falk in's Montavon gekommen.

In dem wohlgebauten und wohlhabenden Schruns lebte nun unter ärmlichem Dache ein wackerer Schmiedegeselle, der sich Johann Josef Zudrell nannte, im Dorfe aber allgemein „das Schmidli“ hieß. Er war im Jahre 1814 geboren und heirathete mit dreiundzwanzig Jahren eine einundzwanzigjährige Montavonerin, der er mit inniger Liebe ergeben blieb, bis sie eine Woche vor ihm starb. Ursprünglich war er Schmiedemeister gewesen, aber da er als solcher unter seinen mächtigen Genossen ohne Capital nicht gedeihen konnte, so verkaufte er seine Werkstätte und ging bei seinem Vetter als Geselle in die Arbeit. Er hatte sich namentlich mit der Verfertigung von Hobeleisen für jene Krautschneider zu beschäftigen, welche, wie wir oben erzählt, in die fernsten Länder gehen. Damit verdiente er täglich einen Gulden; ein kleiner Grundbesitz, den er sehr gut zu behandeln wußte, gewährte einigen Zuschuß, und seine Frau, die eine geschickte Blumenzüchterin war, brachte auch etliches Geld in's Haus. So lebte das Schmidli arm, aber ehrlich dahin. Seine Dürftigkeit hielt es nicht ab, zu seinem eigenen Sohne noch den einer verstorbenen Schwester in Pflege zu nehmen, ihn studiren zu lassen und mitunter auch neue Bücher zu kaufen. In seinem Innern gährte es nämlich ohne Unterlaß; er meditirte immerdar über Staat und Kirche und konnte vor lauter Nachdenken manche Nacht nicht einschlafen. Um nun zu erfahren, was andere Denker über dieselben Dinge herausgebracht, verwandte er seine Mußestunden am liebsten auf die neue deutsche Literatur, namentlich auf Journale und populär philosophische Werke. Er wollte aber über seine geistigen Errungenschaften auch mit anderen Leuten reden, ja trotz seiner Bescheidenheit sogar mit ihnen disputiren.

Zu diesem Ideenaustausch wählte er immerhin lieber die Studirten als die Ungeschulten, und wie früher mit dem verstorbenen Dr. Vonbun, dem Sammler der evangelischen Sagen, so pflog er später seine wöchentlichen Colloquien auch mit dessen Nachfolger, dem vielbelesenen Dr. Huber zu Schruns, ja es war ihm keine kleine Freude, wenn er sich zuweilen auch mit gebildeten Touristen auseinandersetzen, sie widerlegen oder von ihnen lernen konnte. In den letzten Sommern mehrten sich diese Gelegenheiten, denn sein leiblicher Sohn hatte sich als Fremdenführer aufgethan. Die Alpenfahrer, die ihn suchten, und unter ihnen oft sehr bekannte Namen, kamen seitdem gern in das unansehnliche Häuschen, durchstöberten die Büchersammlung und plauderten lange mit dem Alten, dessen Wissen sie Alle überraschte.

Auch in religiösen Dingen pflegte das Schmidli selbst zu denken und sich eine gewisse Freiheit der Forschung einzuräumen, was ihn den geistlichen Herren, die ja weder denken noch forschen dürfen, sehr verdächtig machte. Das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit wollte ihm so wenig einleuchten, wie dem weisen Hefele, dem großen Ketteler und den anderen deutschen Bischöfen, nur daß der Montavoner Schmiedgeselle weniger Schmiegsamkeit bewies — er hatte keine Pfründe zu verlieren. Da er seine Meinung über jene katholische Errungenschaft offen aussprach, so entstand ein Anstoß mit der Priesterschaft und deshalb ging Zudrell heuer nicht mehr zur österlichen Beichte. Er war aber in allen Stücken ein gerader, wahrheitsliebender Mann, der für seine Ueberzeugung überall offen eintrat, obgleich er nur vom Taglohn lebte. Drum wurde er auch von allen Schrunsern geachtet, von seinen engeren Freunden hochgeschätzt. In seiner Art war er der einzige im Lande Vorarlberg.*

* Doch nicht! Wir erinnern nur an den Bregenzer Volksdichter Michael Felder. (S. Gartenlaube 1867, Nr. 15.) Die Red.

Aber auch er kam zu sterben, und man meldete dem Herrn Pfarrer den Todesfall. Dieser faßte Bedenken und meinte, das Schmidli sei, wenn nicht ein Heide, doch ein arger Ketzer und „Verfassungsfreund" gewesen; sei neulich hinter die österliche Beichte gegangen, habe lasterhafte Bücher gelesen und auch manche neuere Glaubenswahrheiten nicht sehr fest geglaubt. Er müsse nach Brixen telegraphiren; von dort gehe alle Weisheit aus. Aber die Brixener fordern das Jahrhundert gern in die Schranken. Es erging daher der Bescheid, dem todten Schmidli, wenn er zu Grabe getragen würde, die clericale Begleitung gänzlich zu versagen.

Der selige Zudrell hatte aber zwei Söhne hinterlassen, einen leiblichen, welcher, wie schon gemeldet, Fremdenführer, dazu Holzschnitzler, aber leider auch ein Bücherleser, und den Pflegling, Namens Tschugmel, welcher Lehrer an der Lehrerbildungsanstalt zu Innsbruck geworden ist. Beide nahmen das Brixener Orakel mit Ruhe entgegen, schrieben aber sofort mit eigener Hand drei sogenannte Partezettel, hefteten sie an drei Schrunser Häuser an und luden „nur auf diesem Wege" zum Leichenbegängniß ihres Vaters ein, das am Freitag den 28. Juli, Nachmittags halb zwei Uhr, stattfinden sollte.

Indessen lief die Kunde von diesen Vorgängen bald nach Bludenz und nach Feldkirch, den beiden gebildeten und freisinnigen Städten des Walgaues. Die Freunde des Verstorbenen und der Verfassung waren rasch entschlossen, sich zusammen zu thun, dem theuern Landsmanne die letzte Ehre zu erweisen und, so weit es blinden Laien möglich, dem Begräbnisse Anstand und Würde zu verleihen. Drum zeigte sich auch am besagten Freitag auf dem einzigen Sträßchen, das in's Thal führt, ein ungewöhnliches Leben. Viele Landleute, Männer und Weiber in feiertäglicher Tracht, sowie eine große Anzahl von Gefährten, waren in Bewegung und strebten gegen Schruns in seinem grünen Winkel.

Zur angesagten Stunde versammelten sich die Leidgäste vor des Schmidli anspruchsloser Behausung. Es mochten ihrer hundert erschienen sein, was für Manche, namentlich jene aus dem Dorfe, immerhin ein Wagniß, denn die Vergeltung wird nicht auf sich warten lassen. Die Bürgermusik von Bludenz, in gleich schmucker Tracht, eröffnete den Zug und stimmte, statt des versagten Glockengeläutes, Beethoven's Trauermarsch an. Ihr folgte der Sarg, den sechs ehrenfeste Bürger von Schruns auf die Schultern genommen hatten; nach diesem gingen der Kreuzträger mit dem umflorten Kreuze, der Sohn und Pflegesohn und die Leidtragenden aus Nah und Fern, darunter der Reichstagsabgeordnete Rudolf Ganahl, der Bezirkshauptmann Neuner von Feldkirch und andere angesehene Herren und Frauen.

Als sie im warmen Sonnenscheine auf dem Friedhofe angekommen waren, trat Herr Dr. Huber aus Schruns vor das offene Grab, erhob seine Stimme und dankte allen, die durch ihr Hiersein zeigten, daß sie den von der römischen Kirche Verstoßenen nicht als Verstoßenen aus der Christenheit betrachteten, allen, die dem für das Recht der freien Ueberzeugung mit der Fahne in der Hand gefallenen Kämpfer das letzte Geleit gegeben. Er schloß mit der Aufforderung, für den Dahingeschiedenen das Vaterunser, „das gemeinsame Gebet der Christen", zu beten, worauf alle Anwesenden mit lauter Stimme seinem Ansinnen entsprachen. Hierauf legte Herr Rudolf Ganahl, „als Führer und Vertreter der liberalen Partei im Lande", einen von den Bludenzer Verfassungsfreunden gespendeten Kranz auf das Grab „des wackern, unerschrockenen Streiters für Freiheit, Wahrheit und Recht". (Einen zweiten Kranz hatte eine geistreiche Dame gespendet, die Wittwe des überall geliebten und verehrten, edlen J. Sh. Douglaß, der vor zwei Jahren am Spullers-See durch einen Sturz vom Felsen verunglückte.) Als dritter Grabredner trat Herr Kaufmann, ein junger Ingenieur von Bludenz, auf. Man möge, sprach er, kühn und offen mitkämpfen den Kampf gegen die clericale Vergewaltigung; dann werde das Andenken an den heimgegangenen Zudrell niemals der Vergessenheit anheimfallen.

Nach diesem setzte Herr Heim, der Redacteur der Feldkircher Zeitung, das umflorte Kreuz in die Erde, „das Zeichen der Liebe und der Versöhnung", worauf Christian Zudrell, der Sohn, der Fremdenführer und Holzschnitzler, mit bewegter Stimme allen Anwesenden für ihre ehrenvolle Theilnahme dankte. So endete ein Leichenbegängniß, dem zwar der Pfarrer und das Glockengeläute, nicht aber Andacht, Ernst und würdige Feierlichkeit fehlten. Ersterer war an diesem Tage in die Berge gegangen, um nicht zuschauen zu müssen, wie sein Verstoßener geehrt wurde.

Uebrigens lag es sehr nahe, bei dieser Gelegenheit an eine Geschichte zu denken, die sich vor zwei Jahren zu Hillisau im Bregenzer Wald ereignet hat. Dort lebten damals zwei Lehrer, welche bei allen Processionen am lautesten vorbeteten und in den ultramontanen Casinos die glühendsten Reden gegen die „Freimaurer" abließen. Nun traf es sich aber, daß mehr als ein Dutzend Schulmädchen ihren Eltern offenbarten, die frommen Herren Lehrer hätten sich verbrecherischer Angriffe gegen sie schuldig gemacht. Der eine derselben ging nun sofort in den Wald und erhängte sich, war aber kaum abgeschnitten, als der ehrwürdige Clerus von Hillisau den Selbstmörder auch schon mit außergewöhnlicher Feierlichkeit bestattete. Es liegt allerdings im Interesse der Brixner Geistlichkeit, die Angriffe auf Feiertagsschülerinnen und schöne Knaben unter der gewöhnlichen Taxe zu halten, dagegen aber den Zweifel an die Unfehlbarkeit des Papstes als die schwärzeste Verworfenheit zu brandmarken, obgleich der Glaube daran auch den deutschen Bischöfen nur par ordre du Mousti eingetrieben worden ist.

Damals betrat der Beneficiat von Wilburger zu Hillisau die Kanzel, bejammerte das unverdiente Schicksal seiner „edlen" Freunde und verwünschte jene Eltern, welche die fluchwürdige Anzeige bei Gericht gemacht. Nur ihre teuflische Bosheit habe das entsetzliche Unglück herbeigeführt!! Das ländliche Publicum ist durch die dermalige clericale Erziehung und Bildung schon dermaßen corrumpirt, daß es nach der Predigt die armen Eltern schadenfroh verhöhnte: „Heute hat er's ihnen hineingesagt."

Der andere Lehrer wurde übrigens damals eingefangen und bald darauf zu Feldkirch zu acht Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Er hatte sich mit ekelhafter Scheinheiligkeit zu vertheidigen und alle seine Schandthaten abzuleugnen versucht. Auch der Herr Beneficiat erhielt für seine schönen moralischen Sprüche wegen Aufwiegelung eine Gefängnißstrafe von acht Tagen.

Bei diesem Leichenzuge zu Schruns kam uns aber noch ein anderer in Erinnerung, der vor fünf Jahren in einer Stadt am Eisack die Gemüther beträchtlich erregte. Am 21. Juni 1871 verschied nämlich im „Elephanten" zu Brixen ein junger Ingenieur protestantischer Confession, Herr Leopold von Razynski aus Altona, der in Meran keine Genesung gefunden und sich daher wieder nach der Heimath gesehnt hatte.

Mutter und Schwester, die bei ihm waren, gedachten nun, an den protestantischen Pastor in Meran zu telegraphiren und ihn zum Begräbniß zu laden, allein der hochwürdige Stadtpfarrer war auch schon da und erklärte, daß nach einem Beschlusse des noch hochwürdigeren Ordinariates ein protestantischer Geistlicher in Brixen überhaupt keine kirchliche Function vollziehen dürfe. Seine passive Assistenz sagte der Herr Stadtpfarrer allerdings zu, was die erwähnten Damen in Ermangelung eines Besseren annahmen — aber Seine Hochwürden zogen später dennoch vor, durch ihre Abwesenheit zu glänzen. In der Stadt des heiligen Cassian kennt man die Liebe, wenigstens die christliche, nicht. Eigentlich wollte man die Ketzerleiche auch in der christkatholischen Todtencapelle nicht zulassen; da jedoch der Elephantengasthof überfüllt war, so mußte es gleichwohl geschehen, wobei sich denn etliche schon weidlich gehetzte Brixner gar christlich darüber aufhielten, daß man „den crepirten Lutheraner" in ihr Heiligthum einlasse. Endlich kam es zum Leichenzuge, welcher sich still und feierlich zur „Grabstätte der Akatholiken" begab. Diese ist ein kleiner Pferch, der an den katholischen Friedhof angeleimt ist, mit einem ärmlichen Mäuerlein umgeben, mit einem ärmlichen Gatter und einem ärmlichen Schilde, auf welchem jene Aufschrift steht. Der „Elephant" hatte die Leuchter geborgt, das Crucifix und andere Nothwendigkeiten aber waren im Laden gekauft worden, weil weder das Spital noch die Pfarrkirche die geweihten Gegenstände zu solchem Gebrauche herleihen wollte. Zufällig war nun damals der Feldmarschalllieutenant Graf von Castiglione auf der Durchreise in Brixen, bekanntlich ein edler, geistreicher Mann. Dieser stellte sich, indignirt über solches Treiben, in voller Uniform an die Spitze des Zuges und warf auch die erste Schaufel Erde auf den Sarg. Darauf trat die Gemahlin des Bezirkshauptmanns von Chizzali muthig hervor und betete mit lauter Stimme ein Vaterunser am Grabe, und alle Anwesenden stimmten gehobenen Herzens ein. Und wie die leicht bewegliche Menge ist

— als sie gewahrt hatte, daß sich solche Leute an der Trauerfeier betheiligt, und daß die Frau Bezirkshauptmännin vorgebetet, brach neuerdings ein Murren aus. „Die katholischen Pfaffen hätten der Leiche doch etwas mehr Ehre erweisen können, denn ein Protestant ist doch auch ein Christ, so zu sagen."

Das marmorne Grabmal, das bald nachher aufgerichtet wurde, ist übrigens seitdem von fanatischen Händen schon öfter beschädigt worden. Dazu finden sich in diesen Kreisen immer Kräfte.

Solche seltsame Geschichten sind im Bisthum nicht selten zu erleben.

Der jetzige Fürstbischof von Brixen, H. Vincenz von Gasser, ist ein geistreicher Mann, der in aller Wissenschaft auf der Höhe des Jahrhunderts steht. Er lebt in seiner Burg fast ohne Fehl und Sünde, pflegt in seinem Haushalte ascetische Einfachheit und verwendet alle Einkünfte, die ihm nach seinem geringen Bedarfe übrig bleiben, auf Zwecke, die er für heilsam hält. Im Umgang beobachtet er eine Feinheit, welche seine Landsleute nur selten erreichen. Er hat selbst unter den Männern keinen persönlichen Gegner, und die Weiber bitten alle knieend um seinen Segen, wenn er würdevoll durch Brixens stille Gassen wandelt. Es geschieht zwar selten. Immer ist es schade, wenn ein solcher Mann jetzt Bischof wird. Je mehr Verstand er besitzt, desto mehr muß er ja opfern.

Wie schön ist der Vorsatz, einem blinden, verwahrlosten Volke die Augen zu öffnen, seine Erziehung und Aufklärung zu übernehmen, eine unwissende träge Clerisei für Wissenschaft und geistige Thätigkeit zu erwärmen, die gebildeten Männer und Frauen, die „den Pfaffen" ausweichen, wieder mit ihnen zu versöhnen, alle für die Gemeinsamkeit des christlichen Zieles, die Veredelung der Menschheit, zu begeistern, auf diese Art den ganzen Sprengel umzuformen und ihn voll neuen erfreulichen Lebens dem Nachfolger zu hinterlassen; allein die Parabel von dem vergrabenen Pfunde scheint im Katholicismus gleichwohl den geistigen Fortschritt nicht zu verbieten. Oder soll die Kanzel immer nur zu politischen Hetzereien, nicht auch zu vernünftigen Zwecken verwendet werden? Wäre es nicht des Versuches werth, nach unzähligen Milliarden abgeleierter Vaterunser einmal auch eine neue Idee in diese verödeten Geister zu leiten? Der gestirnte Himmel, der Bau der Welt und der Erde, der Thiere, der Pflanzen, sie sind ja auch lauter Wunder, die von der Weisheit Gottes zeugen und das menschliche Herz nicht minder erheben, als die Wunden der Jungfer Lateau und andere Jesuitenschwänke; durch solche Bestrebungen würde der Stand der Priester allen Menschenfreunden theuer werden; er würde wieder wie vor Zeiten nicht nur der erste, sondern auch der geachtetste im Lande sein.

Zur Zeit wird freilich jeder neue Bischof, der aus dem stillen Bücherleben in die geistliche Praxis tritt, schon in den Flitterwochen wahrnehmen, daß das Christenthum in seinem Sprengel noch gar nicht angebrochen ist. Gottvater lebt bekanntlich „im Austrag"; der heilige Geist hat seine Functionen eingestellt (daß er beim Vaticanum mitgewirkt, wird ja allgemein als Fabel anerkannt); von dem Herrn Jesu Christ geht noch mitunter die Rede, aber er hat, gleichsam sich auch in's Privatleben zurückzuziehen, in dem Herzen der Mamsell Alacoque eine Commandite auf Erden gegründet, deren Actionäre mehr himmlische Vortheile ziehen sollen, als er selbst zu gewähren im Stande wäre. Die Weltregierung hat die Mutter Gottes übernommen; wo ihre Fürsicht nicht ausreicht, treten die lieben Heiligen ein, welche durch Gelübde, Geschenke, Processionen und Wallfahrten bestochen werden müssen. Eine Andacht, eine Feierlichkeit folgt der andern; die beste Arbeitszeit geht in der Kirche auf, und das Volk wird trotz seiner Heiligkeit täglich ärmer und bedauernswerther.

„O du grundgütiger Himmel!" sagt der neue Bischof nach solchen Betrachtungen seufzend zu sich selber. „Abgesehen von einigen Handgriffen, welche unsere Priester für specifisch christlich ausgeben, leben wir doch Alle noch mitten in der blödesten Vielgötterei, im blindesten Heidenthume. Aber es soll Licht werden. Herr Generalvicar, lassen Sie sofort einen aufgeweckten Hirtenbrief hinausgehen, sagen Sie, daß der bischöfliche Stuhl auf die bisherige Naivetät seiner Diöcesanen verzichte! Sie sollen lernen, aufgeklärt, gebildet werden. Nicht die Freimaurer sind das größte Uebel, sondern die Dummheit ist es. Fort mit dem heidnischen Trödel! Laßt uns endlich Christen werden!"

Aber der Generalvicar reist zuerst über die Berge nach Rom, wo der heilige Vater vor dem Bambino kniet, während der Vatican sein Medusenhaupt schüttelt und dann spricht: „Lassen wir's lieber beim Alten! Jetzt pickt noch Alles zusammen, aber wenn wir z. B. nur das Märlein von Adam und Eva wegblasen, so rumpelt das ganze künstliche Gerüst über einander. Wenn wir die Bauern so klug machen wollten, müßten wir zuerst selbst etwas lernen. Wir haben uns bisher mit Messelesen und Sündenvergeben kunstlos, aber anständig durchgeschlagen. Sollen wir nun selbst den Ast absägen, auf dem wir sitzen? Fort, ja fort, aber nicht mit dem süßen Heidenthume, das uns nie geschadet, sondern, wie die Honoratioren des Ober-Innthales schon längst begehrt, fort mit der infernalischen Intelligenz, die uns jenes nie ersetzen kann!"

So mag es seiner Zeit Herrn Vincenz Gasser ergangen sein. Auch er gedachte vielleicht, den schlummernden Geist seiner Herren und Ritter, seiner Bürger und Bauern zu wecken und im Brixener Bisthume ein geläutertes Christenthum einzuführen, aber auch er wurde von der römisch-heidnischen Strömung fortgerissen. Um volles Vertrauen zu gewinnen, schritt er aber im heidnischen Geiste bald ebenso energisch einher, wie er's ursprünglich im christlichen gewollt. Am vollständigen Opfer seines Intellects sollte Niemand zweifeln.

So ließ er denn seine Bischofsjahre in lauter unnützen Bestrebungen verlaufen. Hauptsächlich lag ihm der Widerstand gegen jede Verbesserung im Schulwesen und die Glaubenseinheit am Herzen. So verlor er seine Zeit mit Hetzereien, welche bei den Denkenden nur Mitleid erregt hätten, wenn sie nicht dem Lande so schädlich geworden wären. Wie seine bairischen Kampfgenossen hat aber auch er nur eine Niederlage nach der andern zu verzeichnen. Auf seiner Seite ist seit zwanzig Jahren nicht der mindeste Fortschritt zu bemerken; Alles, was etwa bessere Zeiten verspricht, geht von den Liberalen aus. Von Allem, was er angestrebt, hat er nichts erreicht. „Qui nihil fecit!" werden eines Tages selbst seine Verehrer von ihm sagen.

Bayreuther Festtagebuch.

Nr. 2. Vom 14.—17. August.

14. August.

Die Bezeichnung „Sommerfrische" klingt wie ein Spott, wenn man sie auf unsere Bayreuther Festtage anwenden will. Wenn der Regen in Strömen vom Himmel fiele, so könnte man nicht mehr aufgespannte Schirme erblicken, als sie auf den Straßen gegen die liebe Sonne gebraucht werden. Mein schmerzhaftes Bonmot vom „artistischen Calvarienberg" macht also mit Glück die Runde, und da ich zu den bestaccreditirten Verehrern des Meisters zähle, auch als solcher bekannt bin, so dürfen mich die Torquemadas und Peter Arbues der „Zukunftsmusik" nicht einmal deshalb verbrennen. Es wäre auch zu heiß, um noch Scheiterhaufen anzuzünden. Ist aber ein „schlechter Witz" einmal in die Welt gesetzt, so ist er fruchtbar und mehrt sich, und ein grimmiger Gegner Wagner's will meinen „Calvarienberg" bereits mit Erbsen pflastern und uns auf den Knieen zum Theater hinaufrutschen lassen. Der Vorschlag war eines Hanslick oder Vernuth oder Gumprecht würdig, aber von diesen Dreien hat ihn keiner gemacht, denn es wäre gefährlich ihn zu machen. In solchen Situationen darf es nur die Selbstironie wagen, die Wahrheit zu sagen, und mein Humor schützt mich vor allem Fanatismus der orthodoxen Wagner-Verehrer.

Das materielle Leben in Bayreuth wird mit jedem Tage schlechter. So weit ich gereist bin, nie habe ich miserabler gegessen und getrunken. Der Mensch, auch der enthusiastischste, lebt nicht allein von „Motiven" aus Wagner's Musikdramen. In der Theaterrestauration auf dem „Calvarienberg" ist es besser. Sie können für fünf Mark eine leidlich civilisirte Table d'hôte finden, aber mit Hindernissen, bei welchen, meines Erachtens, die Qualität

der Getränke vor Trunksucht schützt. Man wird in Bayreuth also mit Geschick immer mehr entmaterialisirt, und so fuhr ich heute per Droschke zur Table d'hôte auf den Calvarienberg, um wenigstens nicht total kampfunfähig zu sein, wenn die Vorstellung um vier Uhr beginnen würde.

Glauben Sie mir, es erquickt Leib und Seele, wenn nach den materiellen Misèren des Tages das Reich Wagner's beginnt und nach den Heuschrecken- und Wildhoniggenüssen der Quell dieser seltenen Kunstoriginalität sprudelt. Was poesievoll ist, versteht Freund Wagner auch im Aeußerlichen einzurichten. Kurz vor Beginn jedes Dramas wird das Publicum durch eine Fanfare zum Eintritt in das Theater aufgefordert, und höchst sinnig wird jedesmal ein „Motiv" aus dem darzustellenden Stück geblasen. So im Rheingold das „Rheingoldmotiv", in der Walküre das „Schwertmotiv", im Siegfried das „Siegfriedmotiv", in der Götterdämmerung das „Walhallamotiv". Es setzen uns diese Signale unwillkürlich in eine andere Stimmung. In zehn Minuten ist, dank der vortrefflichen praktischen Einrichtungen, das Haus gefüllt. Zu spät darf Keiner kommen, um die Anwesenden nicht zu stören, und ohne Gedränge füllt und leert sich das Haus.

Die „Walküre". — Die Fanfare wiederholt sich. Der deutsche Kaiser tritt ein. Ein begeistertes Hoch empfängt den greisen Imperator; er grüßt freundlich zurück; die Lampen verdunkeln sich und das unsichtbare Orchester fällt ein.

Wie ein Orgelton.

Es ist eigenthümlich, wie tolerant ich hier gegen die Gegner Wagner's werde. Nicht, daß ich muß; die Menschen sind verschiedenartig organisirt und verschieden empfänglich. Das ist es nicht allein. Nein, ich begreife jetzt vollkommen, daß selbst poesievolle und phantasiebegabte Naturen sich ablehnend der Wagner'schen Musik gegenüber verhalten können, denn das ganze Wesen dieser Musik — ist nicht für das moderne Theater gemacht. In diesem ist eine andere Akustik als hier in Bayreuth. Die Blasinstrumente erdrücken den Gesang; es kommen immer neue Einzelheiten zur Geltung, und ich verstehe es vollständig, daß auf der einen Seite die Gegnerschaft eine aufrichtige, auf der andern Seite der Enthusiasmus zum großen Theile ein affectirter sein konnte.

Man sehe und höre die Walküre im Wagner-Theater, und man wird die „unendliche Melodie" nicht mehr für eine Phrase halten. Man sehe und höre sie in unseren modernen Theatern, und die Gegnerschaft wird vielleicht berechtigter sein als der Enthusiasmus. Eine mächtig anziehende Poesie athmet durch den ganzen ersten Act. In der stark-mythologischen Liebesscene zwischen Bruder und Schwester (Siegmund und Sieglinde) erreichen das Melodiöse und die orchestrale Interpretation ihren Höhepunkt. Wir fühlen uns mitten in die Göttersagen hineinversetzt und rechten nicht mehr mit dem Texte. Der dämonische Gesang der Walküren auf dem Walkürenfelsen im zweiten Acte regt, verbunden mit der Scenerie und dem wildbewegten Leben auf der Bühne, dem Jagen der Wolken, dem Zucken der Blitze, unsere Phantasie so gewaltig auf, daß wir ganz vergessen würden, im Theater zu sein, wenn nicht — in der Scene des bezeichneten Walkürenrittes ganz miserable Pappfiguren als wildes Heer in der „Wolfsschlucht" vorüberzögen, eine Scene, die in München durch als Walküren verkleidete Reiter zehnmal besser dargestellt wurde. Ueberhaupt hat der Maschinist Brand die vorausgegangenen Reclamen nicht gerechtfertigt. Horizont und Himmel, Gewitter und Sturm sind vorzüglich. Der Maschinismus im Uebrigen läßt viel zu wünschen übrig, und die Scene, wo Hunding den Siegmund tödtet, indem das Schwert des Letzteren an Wotan's Speer zerspringt, ging durch schlechtes Manöver der Wolken total in die Brüche. Ebenso war der „Feuerzauber" am Schlusse ziemlich bescheiden. Alles Andere, Musik und Gesang, war großartig schön in *diesem* Theater.

Nach jedem Acte eine Stunde Pause. In abgekühlter freier Luft promenirt man draußen, stärkt sich durch einen Imbiß, plaudert, und der ganze Platz bietet den Anblick einer hocheleganten Soirée à la stella dar.

Die Vorstellung war vorüber. Erschöpft gingen wir zur Stadt zurück. Ich fastete ein Cotelette zum Souper, das ich nicht mehr bekommen konnte, begnügte mich mit Brod und Käse und legte mich zur Ruhe.

15. August.

„Siegfried". Heute Morgen reiste der Kaiser ab, aber das „Kaiserwetter" blieb. Der alte Herr hat ohne jegliche Ostentation alle Herzen gewonnen. Eine Französin von Distinction, welche sonst nicht gerade für uns Deutsche schwärmt, sagte mir doch ganz plötzlich, als sie den Kaiser sah:

„Je comprends, c'est un homme qu'il faut estimer!"

Und ich war so malitiös galant, zu bedauern, daß Seine Majestät dieses „Hochachtungszeugniß" aus so schönem Munde nicht persönlich habe entgegennehmen können.

Flüchtig sah und sprach ich gestern Abend Liszt im Theater. Es ist erstaunlich, wie dieser grand seigneur der Kunst, je älter er wird — schöner wird. So wenig die Profile einander ähneln, macht die ganze Erscheinung doch einen Eindruck, der an Dante erinnert, als er noch in Florenz weilte und die Düsterkeit des Exils noch keine Wolken auf seine Stirn gelagert hatte. Franz Liszt ist ja so recht eigentlich der Lord-Protector der „Zukunftsmusik" gewesen, wie Hans von Bülow, der leider nicht hier ist, ihr geistig bedeutendster Kämpfer war.

Daß mit Liszt zugleich Schaaren von Clavierjünglingen und -Jungfrauen nach Bayreuth geströmt sind, versteht sich von selbst. Liszt braucht ja nur zu einem musikalischen Nebenmenschen „Guten Tag" zu sagen, und der „Schüler" oder die „Schülerin Liszt's" ist fertig. Die „Männchen" sind kenntlich an den langen Haaren à la Liszt, und die „Weibchen" zeichnen sich durch einen keck-schief aufgesetzten Hut à la Tirolienne aus. Aber auch sonst blitzt manche originelle Erscheinung aus dem Menschengewühl auf. So ein Russe, dessen „Nam' und Ort" Niemand kennt, und der — eine Art von Damenfederhut auf dem Kopfe trägt. Ein anderer Quidam, ein Yankee, höchst modern gekleidet, trägt — Sandalen. Was solche exceptionell sein wollende Existenzen eigentlich bezwecken, mögen die Götter wissen.

Zwischen zwölf und ein Uhr annectirten mich zwei Hamburger Kaufleute, ein Paar alte Freunde von mir. Ohne Widerstand zu leisten, ließ ich mich in ihren Wagen setzen und wir dinirten leidlich auf dem Calvarienberge, als uns der Champagner verdorben wurde durch das Gerücht, die Vorstellung werde heute nicht stattfinden, indem der Sänger Betz heiser geworden sei. Anfangs sträubte sich Jeder, an die Nachricht zu glauben. Der Castellan des Theaters, bei dem wir anfragen ließen, wußte von Nichts. Da kam ein Bekannter aus der Stadt und bestätigte die Nachricht. Er hatte die Absageplakate selbst gelesen.

„Und Wagner hat bei einer so wichtigen Sache nicht für eventuellen Ersatz gesorgt?!"

Das war die Frage, die ringsum laut wurde.

Ich schließe meine heutige Aufzeichnung mit dem ersten Worte, mit welchem sie begann: Was wir heute *nicht* zu sehen und zu hören bekamen, war —

„Siegfried."

16. August.

Zur gewohnten Zeit, gegen zwei Uhr, fuhr ich wieder den Calvarienberg hinauf, der auch heute ein Blumenbeet von Namen war und wo sogar — die orientalische Frage vertreten war. Die Vertretung hatte eine Dame von junonischer Schönheit am Arme und hieß — Graf Andrassy. Sie sehen also, der Friede ist vorläufig als gesichert zu betrachten. So lange Andrassy in Bayreuth weilt, gehen die Uchatiuskanonen nicht los. Ich habe den Grafen einst auch persönlich gekannt. Das war in jenen Tagen, wo der Strick und die Kugel sich den Patrioten als Verlobte empfahlen, in jenen Tagen schöner, aber gefährlicher Jugend-Illusionen. — Der Graf hat sich wunderbar conservirt. Wenn sein glänzend schwarzes Haar Original und kein Nachdruck ist, so beneide ich ihn darum. Er ist ein vollendeter Elegant, ohne geckenhaft zu sein, und bewegt sich auf dem Boden der Bayreuther Kunstrepublik so sicher, als sei er mit anderen Noten ebenso vertraut, wie mit den diplomatischen. Die Egalité herrscht übrigens vollständig. Man spricht Jeden an und wird von Jedem angesprochen. Die Großherzöge von Mecklenburg und Weimar, die Herzöge von Anhalt und Meiningen promeniren und plaudern unter der Menge und mit ihr. Die schönen Frauen schimmern wie Blumen, obgleich man nicht leugnen kann, es sind eine Menge welker Lilien mit künstlichen Rosen gefärbt darunter. —

„Fragen Sie doch nicht, wer hier ist, fragen Sie: wer ist

nicht hier?" rief ein exaltirter Wiener recht bezeichnend aus.* Bodenstedt, Hans Richter, Wilhelmj, Liszt, Makart, Hellmesberger — ich greife auf's Gerathewohl in's volle Leben hinein und an allen Fingern sitzen die Namen — Rothschild (der Chef der Wiener Firma).

Apropos, dem Letztgenannten soll bei der Aufführung der „Walküre" ein Malheur passirt sein. Er kam zu spät und mußte den ganzen ersten Act draußen bleiben, denn sowie die zweite Fanfare geblasen ist, werden die Eingangsthüren geschlossen, damit die Zuschauer durch Nichts mehr in ihrer Illusion gestört werden, damit ihnen kein Ton, kein Wort verloren gehe. Die Freiheit hört auf; die Gleichheit beginnt. Uebrigens ist dies eine neue nachahmungswerthe Strenge.

Mit dem Drama „Siegfried" — — — (ich muß hier eine Parenthese machen und bemerken, wenn ich es nicht bereits gethan habe, daß das Wort „Oper" für die Werke Wagner's gar nicht in Anspruch genommen wird, weshalb denn auch billiger Weise manches müßige Parteigezänk ohne Gegenstand wird) — also mit dem Drama „Siegfried" verschwindet immer mehr Alles, was an den Charakter des Liedes nur noch erinnern könnte, des Liedes oder der selbstständigen „Melodie". Die Sänger müssen streng als Schauspieler auftreten; der Gesang wird zur gesungenen Rede, welche wie die Sprache den Tanzrhythmus der Melodie nicht mehr gestattet. Der Gesang bedeutet das Pathos der Rede. Faßt man diese Werke von diesem Gesichtspunkte auf, so haben wir eine große culturgeschichtliche Erscheinung vor uns: die Umgestaltung des Drama. Es wird uns dann leichter, die Harmonie schön zu finden, als wenn wir den Begriff der Oper nicht fahren lassen. Leider wird es nur den Parteien auch in der Kunst leichter zu streiten, als sich ruhig zu verständigen.

Die musikdramatischen Effecte im „Siegfried" sind großartig, aber sie strengen die Nerven des Zuschauers auf's Höchste an. Man braucht nur die Herren unseres Berufs der Feder hier anzusehen. Das Schreiben wird ihnen meistens schwer, denn die Hand zittert vor Ueberspannung der Nerven. Der Styl, den die „Paulusse" des Meisters in ihren Episteln schreiben, gestaltet sich schwülstig; was die „Saulusse" in die Welt schicken, ist eckig und holperig, und ich behaupte dreist, erst nach Monden wird es möglich sein, beiderseitig eine wirkliche Stellung zu der Erscheinung von Bayreuth zu nehmen.

Denken Sie sich z. B. den „Gesang des Waldvögleins" im „Siegfried", den der Held in Folge eines eingenommenen Tropfens Drachenblut versteht. Ein gesungenes Zwitschern mit einer orchestralen Begleitung, das Sie förmlich träumerisch macht. Vorher aber haben Sie die Ausgeburt einer hitzköpfigen decorativen Phantasie gesehen. Einen Kampf mit einem Drachen! Das Vieh kommt wirklich auf die Bühne, und die mächtige Stimme des Herrn von Reichenberg, der durch ein Sprachrohr die Worte, welche der Drache zu sagen hat, singt, dröhnt durch das Haus und macht uns, was der biedere Pappdrache nicht im Stande wäre, „gruselig". Dann die Geistererscheinung der Wala, die dem Wotan den Untergang der Götter verkündigt. Am Schlusse wieder die Feuerlohe aus der „Walküre". Siegfried dringt durch die Gluthen, erblickt die schlafende Brunhilde und — „lernt das Fürchten". Die Schönheit des Weibes macht den Helden zaghaft. Die Fülle von Motiven und Reminiscenzen, welche jetzt aus dem unterirdischen Orchester zum Ausbruch kommen, wie aus einem Vulcane, der klingende Blumen auswirft, ist unbeschreiblich großartig, aber sie ist ein Phänomen, eine Elementarerscheinung, über welche nur die Eitelkeit ein absolutes Urtheil zu fällen sich vermessen kann.

17. August.

Wie es scheint, geht es bei Richard Wagner nicht ohne eine Schlußdissonanz ab.

Nachdem das letzte Drama des Cyclus, „Götterdämmerung", mit einem Beifalle aufgenommen war, wie es bei einem so unerhört auserlesenen Publicum noch nie dagewesen ist, sprang am Schlusse der Aufführung ein Enthusiast auf seinen Sitz und forderte die Versammlung auf, dem Meister ein „dreifach donnerndes Hoch" zu bringen. Was thun? Obgleich Wagner sehr tactvoll erklärt hatte, es würden keine persönlichen Auszeichnungen gewünscht, damit der Rahmen der Kunst völlig sachlich bleibe, „donnerten" wir drei Mal los, und dieser moralische Zwang, den ich durchaus mißbillige, und mit mir wohl die meisten der Anwesenden, brachte den Meister zum Erscheinen — im Paletot, ganz einfach. Er dankte für die Theilnahme, aber es entschlüpften ihm zum Schlusse die Worte: „Was wir können, haben Sie gesehen. Es liegt in Zukunft an Ihnen, ob Sie eine Kunst haben wollen."

Das war stark! So generell zu sprechen, als ob bisher der Begriff Kunst nur eine Fabel gewesen wäre! Das Auditorium war geradezu verblüfft, als der Meister wieder abtrat. Zum Glück befanden sich im Hause eine Anzahl Jünglinge, die glaubten, sie brauchten sich für ihr Geld Nichts entgehen zu lassen. Die Bahn des Hervorrufens schien gebrochen und die Nimmersatten machten jetzt einen recht niedlichen Lärm, daß man sich in die italienische Oper versetzt glaubte. „Alle!" „Capellmeister Hans Richter!" jodelte es durch den Saal. Aber es kam keiner der Gerufenen, und nachdem der See zehn Minuten „gerast" hatte, ohne sein „Opfer" zu finden, floß er in's Freie.

Meine Mißstimmung ist heute zu groß, als daß ich wieder die Nacht durch schreiben könnte. Der decorative Theil des Drama, auf den Wagner ein so großes Gewicht legt, daß er böse wird, wenn wir ihn für nicht ebenso wesentlich halten, wie seine Dichtung und Musik und wie den Gesang — dieser decorative und maschinistische Theil hatte heute Momente, die erbarmungswürdig waren und auf keiner Bühne vorkommen dürften.

Lassen Sie mich also ein wenig „Mosaik" plaudern!

Ich habe heute auf dem Corso des artistischen Calvarienberges recht herzlich lachen müssen. Denn das Bayreuther Bühnenfestspiel wird ein Resultat haben, das sich in die Worte zusammenfassen läßt: „Keine Heiserkeit mehr!" Wer ist jener hochgewachsene elegante blonde Herr? Sänger und Sängerinnen umgeben ihn. Er ist ein Chemiker aus Hamburg und hat — „Bronchial-Pastillen", glaube ich, heißen die Dinger — erfunden. „Also auch hier ist man nicht sicher vor Johannes Hoff!" rief ich aus. Da kam ich aber schön an. Niemann, Betz, Siehr, Nachbaur, Franz Abt, Clara Ziegler und unzählige andere Celebritäten schwören „den heiligen Schwur der Rache", daß die Dinger probat sind, und — gebrauchen sie. Nun, meinetwegen! Der Chemiker ist ein Gentleman; er ist gern gesehen in allen Kreisen unserer Gesellschaft. Franz Liszt soll sich anschicken, der Erfindung seinen Segen zu geben; der Meister soll sie als neues Moment für das Gedeihen der Zukunftsmusik prüfen wollen. Unser Zukunftsdrama-Hofchemiker regalirt die Sänger und Sängerinnen gratis, und mein unverbesserlicher Unglaube, die Erkenntniß, daß ich es nie dahin bringen werde, weder das hohe noch das tiefe C singen zu müssen, treibt mich nun zu der Erklärung: Schön schmecken die Pastillen gerade nicht. —

Da ich heute erfuhr, daß mein Bonmot vom „artistischen Calvarienberge" in Aller Munde ist, so gebietet es mir das Gerechtigkeitsgefühl, diesem Witze die Spitze abzubrechen. Wagner konnte sein Theater an keinen andern Ort bauen. Der Schloßgarten war ihm zur Verfügung gestellt, allein er brauchte fünfundvierzig Fuß Tiefe zu dem Raume unter der Bühne und man stößt hier bei fünfundzwanzig Fuß auf Wasser. Sogar auf dem „Calvarienberge" mußten Bergmannsarbeiten vorgenommen werden, um das Grundwasser abzuleiten. Dies zur Steuer der Wahrheit. — Aber noch ein anderes Malheur ist dem Meister hier passirt, ein Malheur, das einen reizenden Stoff zu einer Causerie auf der Bühne geben würde, wenn die Bühne nur nicht stets ein theoretisches Heirathsbüreau wäre. Ich kaufte mir heute die Namensliste der mitwirkenden Kräfte und fand auf der Hausflur einen Briefkasten mit der lateinischen Inschrift „Richard Wagner". Nun war dieser „Richard Wagner" der Inhaber einer alten Kaufmannsfirma, und die Briefe der Kunst — da der Meister alle Titulaturen abwirft — gingen mit postalischer Gewissenhaftigkeit bis vor Kurzem in heilloser Confusion an die Adresse des Kaufmanns.

Aber die Uhr zeigt schon wieder Mitternacht. Es ist Zeit, daß ich soupire. Also morgen mehr über die „Götterdämmerung"!

Wilhelm Marr.

* Eine treffende Antwort auf diese Frage findet der Wiener unseres Herrn Referenten in dem geistvollen Artikel von Karl Frenzel in Nr. 380 der „National-Zeitung".

D. Red.

Nürnbergs Volksbelustigungen im 16. und 17. Jahrhundert.

Ein Culturbild nach authentischen Quellen von Karl Ueberhorst.

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts galt Nürnberg, und zwar mit Recht, für eine der ersten Städte deutscher Nation. Alle Schriftsteller damaliger Zeit einigen sich in dem Lobe dieser Perle Deutschlands, und nicht allein Hans Sachs ist es, welcher uns in einer poetischen Beschreibung Nürnbergs deutlichen Einblick in die Größe und Bedeutung der Stadt, in ihre musterhafte Verwaltung, in das behäbige, fast prunkvolle Leben seiner Bürger gewährt.

Es ist selbstverständlich, daß durch den Reichthum der Patricier und großen Kaufherren, durch die alle Bürgerkreise durchdringende Wohlhabenheit auch das Verlangen nach Lustbarkeiten und Vergnügungen, und zwar in hohem Maße, hervorgerufen wurde. In der That hat es denn auch an dergleichen Belustigungen nicht gefehlt, und wie um diese Zeit Nürnberg fast in allen Dingen für das übrige Deutschland tonangebend war, so auch in seinen Volksfesten. Gar viele der hier eingebürgerten Belustigungen haben sich von Nürnberg aus über ganz Deutschland verbreitet, und wenn die Städtechroniken von Augsburg, Frankfurt am Main, Köln, Lübeck ꝛc. fast zu derselben Zeit von ähnlichen Volksbelustigungen zu erzählen wissen, so sind wir doch im Stande, den Ursprung fast aller dieser Feste auf Nürnberg zurückzuführen. Will uns der Leser auf dieses Gebiet folgen, so wird er neben vielem Bekannten auch manches Neue und Interessante finden, vorausgesetzt, daß eine aus zuverlässigen Quellen gezogene Beschreibung jenes fröhlichen Treibens unseres Volkes, seiner ungebundenen Sitten und Gebräuche ihn überhaupt interessirt.

I. Waffenspiele und Fechterinnungen.

Marxbrüder und Federfechter.

Ein Grundzug des deutschen Volkes war von den ältesten Zeiten her die Lust am Waffenspiel. Daß in den emporblühenden Städten der waffentüchtige Bürger eine Hauptbedingung für die Existenz dieser Gemeinwesen war, ist selbstverständlich, und so sehen wir denn auch schon in der allerfrühesten Zeit zu Nürnberg Vornehm und Gering, theils auf dem Marktplatze der Stadt, theils auf dem grünen Anger vor den Thoren sich an allerhand Waffenspielen ergötzen. Während die Patricier ihre Gesellenstechen halten, ahmt die weitberühmte Gilde der Plattner oder Harnischmacher dieses ritterliche Vergnügen insofern nach, als sie, geharnischt auf hohen mit Rädern versehenen Stühlen sitzend, von ihren Lehrjungen geschoben, mit Stangen gegen einander rennen und sich so gegenseitig „abzuräumen", das heißt in den Sand zu strecken suchen. Die Messerer und die Klingenschmiede, eine ebenfalls hoch angesehene Zunft des alten Nürnberg, ehren durch zierlich verschlungene Tänze, wobei Messer und Klingen die Stelle der Guirlanden vertreten, ihr Handwerk. Armbrustschießen, die Vorläufer unserer Schützenfeste, gehörten bekanntlich zu den Hauptbelustigungen des deutschen Volkes; in Nürnberg gelangten dieselben zu solcher Ausdehnung, daß der Rath es für nöthig erachtete, ein besonderes Schießhaus für diese Uebungen zu erbauen, wo denn in späterer Zeit die Kugelbüchse den zierlichen Schnepper sowohl, wie die massive Eyben (Armbrüste verschiedener Art) bald verdrängen sollte. Trotzdem aber hat der Nürberger eine besondere Vorliebe für die mittelalterliche Armbrust sich erhalten; noch im 17. Jahrhundert finden vielfach Vogelschießen mit Schnepper und Eyben statt, und noch heutigen Tages kann der Fremde auf seinem Rundgange durch die interessante Stadt im sogenannten „Schnepperergraben" am Thiergärtnerthor fröhliche Männer unter blühenden Bäumen erblicken, welche mit dem Schnepper die Schießkunst ihrer Aeltervväter durch fortwährende Uebung in Ehren halten.

Eine merkwürdige Art bürgerlicher Waffenübung bilden die um die Mitte des 16. Jahrhunderts auftretenden Fechterspiele. Ob die Fechter im Allgemeinen (wir finden deren schon in den ältesten Handschriften erwähnt) Nachfolger der römischen Gladiatoren gewesen, lassen wir dahingestellt; Fechter, welche für Geld ihre Künste zeigten, gehörten ursprünglich zu den fahrenden Leuten und konnten schon deshalb keine Gemeinschaft mit den Fechterinnungen haben, welche sich lediglich aus Handwerkern, und zwar aller Zünfte, bildeten. Gegen 1600 nahmen die städtischen Fechtschulen Eintrittsgeld, in dessen Ertrag sich dann die siegende Partei theilte. Vor dieser Zeit galt bei den Nürnberger Fechtschulen das Ehrenkränzlein als höchster und ritterlicher Preis.

Die ersten regelrechten deutschen Fechtschulen sind zweifelsohne in Nürnberg gehalten worden. Während vor 1500 keine Stadt ähnlicher Schulen urkundlich erwähnt, beweisen schon Nürnberger Rathserlasse von 1477 bis 1492, daß hier, und zwar von Handwerkern, Fechtschulen gehalten worden sind. Sie standen in solchem Ansehen, daß Friedrich der Dritte den „deutschen Meistern des Schwertes zu Nürnberg" einen Privilegiumsbrief ausstellte. Derselbe datirt vom 10. August 1487 und sichert den Nürnberger Meistern zu, „daß nun hinfür allenthalben in dem heiligen reiche sich niemand ein meister des schwerts nennen, schul halten, noch um geld lernen soll, er sei denn zuvor von den meistern des schwerts in seiner kunst probirt und zugelassen."*

Von Nürnberg aus verbreiteten sich Meister des langen Schwerts über ganz Deutschland. Wie bei den Zünften, so geschah auch hier die Aufnahme in die Innung unter allerhand Ceremonien. Es bildete sich eine Bruderschaft, welche um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ihren Sitz in Frankfurt am Main hatte und sich nach dem Evangelisten St. Marcus die Marxbrüder nannte. Zur Zeit der Herbstmesse schlug der Hauptmann der Marxbrüder hier den Schüler nach abgelegtem Probestück zum Meister des langen Schwertes, und erhielt dieser hierdurch das Recht, überall im deutschen Reiche Fechtschulen zu halten, das heißt öffentlich fechten zu dürfen.

Die Marxbrüder sollten bald in den Federfechtern ebenbürtige Gegner erhalten. Dieselben erwählten den Prager Heiligen St. Veit zu ihrem Schutzpatrone und nannten sich Sancti-Viti-Fechter, woraus Viterfechter (Federfechter) entstanden sein mag. Da sich ihre Fechtwaffen von denen der Marxbrüder in nichts unterschieden, so ist die vielfach verbreitete Annahme, als ob das Wort Feder eine nur bei ihnen gebräuchliche Waffe bedeute, vollständig aus der Luft gegriffen. Kaiser Rudolf gab ihnen zu Prag 1607 Privilegium und Wappen, welch letzteres zur näheren Bezeichnung eine Schreibfeder im Schilde führte.

Die Hauptwaffe beider Bruderschaften war das lange, zweihändige Schwert, wie es sich noch in vielen städtischen Rüstkammern vorfindet. Bei ihren öffentlichen Aufzügen wurde dasselbe, gewöhnlich mit Kränzen behangen, vorausgetragen und hieß deshalb das Prunkschwert. Es ist dieselbe zweihändige Waffe, welche das erste Glied des Landsknechthaufens beim Angriffe führte und in dessen Handhabung Georg von Frundsberg, der vielgenannte Vater der Landsknechte, ein hochgepriesener Meister war. Die zweite, vielgebräuchliche Hiebwaffe war der Dussak oder Tessak, ein kurzer, plumper Säbel mit höchst primitivem Griffe. Als unter Karl dem Fünften die spanische Mode in Deutschland einriß, kam auch der leichtere Korbdegen — in den Fechtbüchern schon damals Rappier genannt — in Aufnahme, konnte aber das lange deutsche Schwert und den Dussak nicht verdrängen.

Mit der Handhabung des Rappiers war vielfach die des Messers oder Dolches insofern verbunden, als der Fechter mit der rechten Hand das Rappier, mit der linken aber den Dolch und zwar wohl hauptsächlich zum Pariren der Hiebe führte. Ebenso finden wir Abbildungen, wo der kurze spanische Mantel, über den linken Arm geworfen, zur Abwehr der Streiche gebraucht wird. Das Gefecht mit Dolchen allein, welche, um nicht tödtliche Wunden herbeizuführen, an der Spitze mit einem runden Knopf versehen waren, scheint mehr ein Ringkampf gewesen zu sein, wie denn schon Lekküchner's alte Handschrift über das Messerfechten dabei des Ringens, namentlich aber eines Handgriffs erwähnt, vermittelst dessen man den Gegner wehrlos zu machen und in den bereit gehaltenen Sack zu stecken vermag. „Will er nicht darein kriechen (in den Sack), so greif mit deiner rechten Hand auswendig in seyn rechte kniepug und wirf ihn in gottes namen darein!" So lautet der wohlgemeinte Rath des

* Wir geben die Urkundenauszüge zur Bequemlichkeit des Lesers in einer verständlicheren Rechtschreibung.

alten Fechtmeisters; ob es ihm selbst jemals gelungen, seinen Gegner auf solche Art in den Sack zu bringen, verschweigt er bescheiden.

Eine weitere Fechterwaffe war die Stange und Hellebarde. Erstere diente lediglich zum Stoß und zu kunstvoller Parade, war also unschädlicher, als die wuchtige Hellebarde, welche zwar gleich der Stange geführt wurde, durch ihre Eisenbarde aber gefährliche Wunder verursachen konnte und auch wohl verursacht haben mag. Mit dem Haken, welcher sich auf der entgegengesetzten Seite der Barde befand, den Gegner beim Fuß zu ergreifen und niederzureißen, war eines der Hauptstücke bei dieser Fechtweise.

Gefochten wurde stets barhäuptig, sehr oft mit abgelegten Oberkleidern; die einzige Schutzwehr war die Waffe selbst, und unzählige Kniffe und Pfiffe finden wir in den alten Fechtbüchern zum Angriff, zur Auslage und Abwehr angegeben. „Alber,“ „Ochs“, „Tag“ und „Pflug“ heißen seltsamer Weise die verschiedenen Auslagen (Leger). Von Hieben nennen wir den Ober- und Unter-, den Mittel- und Flügelhau. Für besonders subtil galten der Zorn- und Krummhau, sowie der Zwerg- und Scheitelhau. Eine Hauptparade beim langen Schwert, der imposanten Stellung halber vielfach als Titelvignette abgebildet, war die sogenannte „Krone“. Sie diente zum Pariren des Scheitelhiebes und entstand, indem der Fechter das Schwert bei Klinge und Griff wagerecht über den Scheitel erhob und so den gefährlichen Hieb auffing.

Die Nürnberger Fechtschulen wurden unter freiem Himmel in einem von hölzernen Galerien umzogenen Hofe abgehalten. Der „Heilsbronner Hof“, auf dessen Stelle die königliche Bank hingebaut wurde, sowie das Gasthaus zum „güldenen Stern“, dicht am neuen Thore gelegen, dienten bis 1628 zu diesen Spielen. Da sich aber das Bedürfniß nach einem besonderen Fechthause, welches zugleich Bären- und Ochsenhetzen, sowie die Aufführung von allerhand Komödien zuließ, geltend machte, so ließ der Nürnberger Rath um das Jahr 1628 auf der Insel Schütt ein besonderes Fechthaus errichten, welches denn auch so lange zu Fechtschulen, Bärenhatzen rc. benutzt wurde, bis ein verfeinerter Geschmack die Darstellungen guter Schauspielertruppen, beispielsweise der berühmten Veltheimischen, diesen blutigen Actionen vorzog und letztere so allmählich in Vergessenheit brachte.

Es erübrigt uns noch, das Abhalten einer Nürnberger Fechtschule nach vor uns liegenden Quellen zu beschreiben, und wenn auf der einen Seite heutigen Tages auch nur der Rohe und Ungebildete an den blutigen Kraftstücken der wackeren Handwerksgesellen Gefallen finden dürfte, so wird andererseits doch auch der feiner Geartete sich höchlichst ergötzen können an der ungeschminkten, derben Lust des Volkes, vor allem aber an dem bunten Bilde, welches die stolze Reichsstadt in ihrer pittoresken Bauart sowohl, wie in dem farbigen Gepränge der Aufzüge und dem bunten Wechsel der Trachten geboten haben mag.

Es ist Sonntag. Der Fechtmeister (Schulhalter) hat vom Rathe die Erlaubniß zur Abhaltung einer Fechtschule erhalten und schon einige Tage vorher durch Anschlagzettel Ort und Zeit der Schule verkünden lassen. Zugleich ladet er durch den Zettel alle guten Gesellen, wie ehrliebenden Meister des langen Schwertes ein, mit ihm einen Gang zu thun, „truck oder naß“ (blutig), dabei des Schwertes nit zu schonen, sondern ihn zu treffen zu suchen „zwischen den Ohren, wo das Haar am dicksten steht“.

Vom großen Marktplatze aus, wo sich die Gegner — Marxbrüder und Federfechter — einträchtiglich versammelt haben, geht, unter Vorantragung des großen Prunkschwertes, an dem die den Siegern bestimmten Kränze hängen, der Zug zum Hofe des „güldenen Sterns“ hinauf. Ein freundlicher Junitag lacht auf die bunte Menge in den Straßen, auf die blonden Mädchenköpfe herab, welche neugierig und kichernd aus den Erkern der Häuser (in Nürnberg „Chörlein“ genannt) in das lustige Getümmel hinabschauen. Unter Trommel- und Pfeifenschall ziehen die Fechter in den mit Sand bestreuten Hof des „güldenen Sterns“ ein und theilen sich alsbald nach ihren Bruderschaften in zwei Parteien. Die Galerien ringsum sind dicht mit Schaulustigen aller Stände besetzt und auf besonderen Plätzen sehen wir Abgeordnete des Rathes, welche über strenge Handhabung der Fechtordnung zu wachen haben.

An beiden Enden des Platzes liegen Langschwerter und Dussaken, Rappiere, Stangen und Hellebarden in buntem Haufen durcheinander. Sie sind Eigenthum der einzelnen Bruderschaften, und jeder Fechter greift, sobald er den angebotenen Gang annimmt, seine Waffe heraus.

Abermaliger Trommel- und Pfeifenklang verkündet den Beginn des Spiels, und mit mächtigem Sprunge erscheint der Fechtmeister alsbald auf dem Plane. Er weiß, was er seinem Amte, seiner Würde schuldig ist. Mit gespreizten Beinen, das Haupt anmuthig hin- und herwiegend, umschreitet er den Fechtplatz und kehrt dann mit hohen „Fechtersprüngen“ auf den ersten Standort zurück. Allerlei artige Männchen, als Wiegen in den Hüften, Armschwingen, tänzelnder Schritt rc., begleiten diese Evolutionen, und auch der eitelste Tambourmajor der alten Kaisergarde hätte beim Anblick dieser unzähligen Stellungen,



Fechten mit dem Langschwert.
Aus Joachim Meyer's Fechtbuch von 1570 facsimile nachgebildet.

Sprünge und Verrenkungen gestehen müssen, daß seine Grazie und Gewandtheit nur Stümperei sei gegen die zünftigen Fechtersprünge.

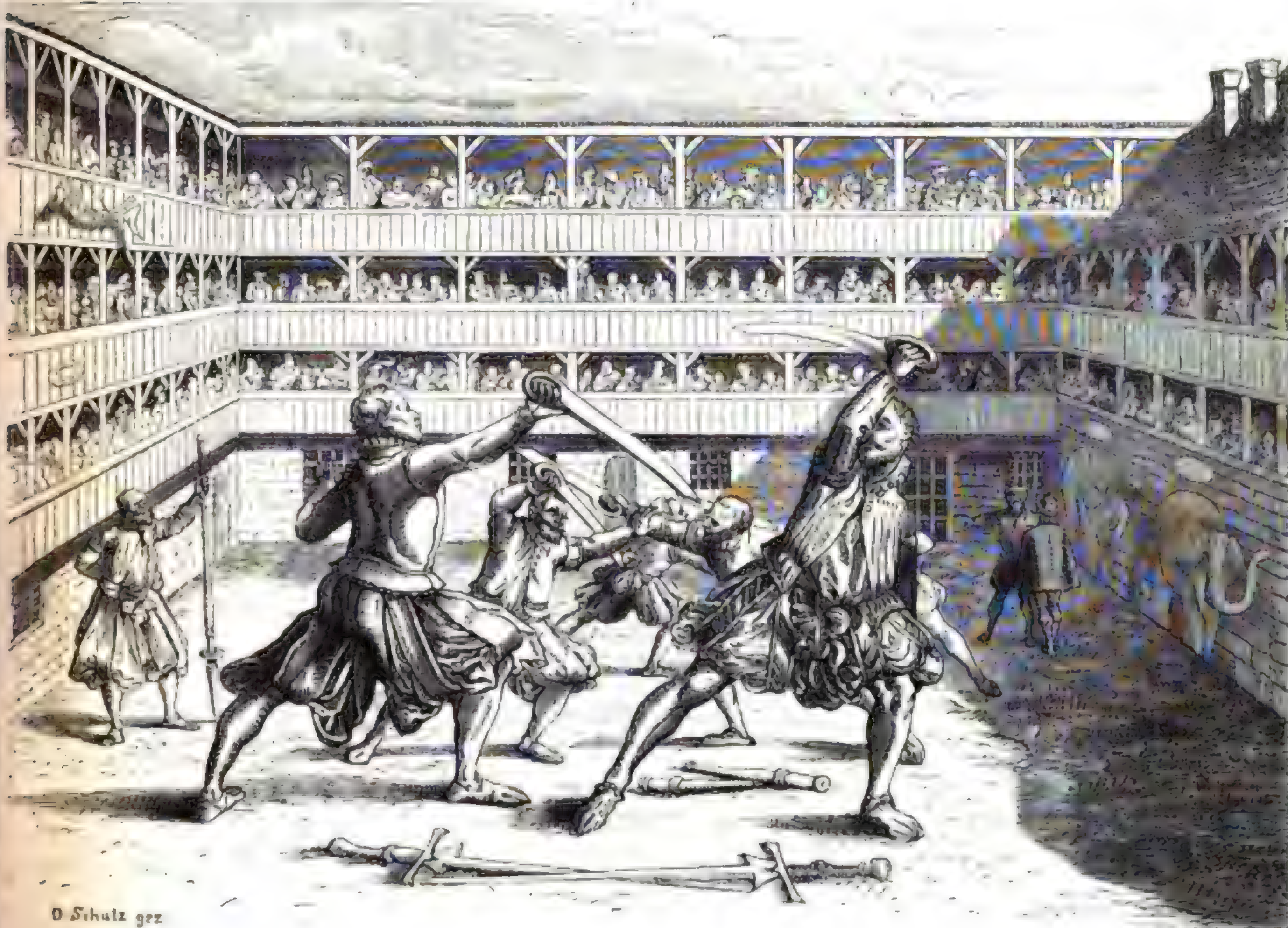
Nach dieser fast burlesken Einleitung ertönt seine Aufforderung, mit dem Fechten zu beginnen. „Jedoch," so warnt er nach Fechterordnung, „sollten etliche Gesellen vorhanden sein, welche Haß, Feindschaft oder Neid auf einander haben aus alter Zeit, so sollen sie selbigen hier abthun, auch nicht aus Neid oder Mißgunst auf einander schlagen, sondern aus ritterlicher Kunst fechten, ohne Gift und Groll, wie es der Brauch, und somit:

Heb' auf, geh' nit lang umleiern,
Rüst Dich und laß die Wehr nit feiern!
Wohl her, wohl her, frisch, frei zu mir
Und zwägst Du mir, so schir ich Dir!
(Und wäschst Du mich, so scheer' ich Dich!)"

Den Messerer (Messerschmied) aber, welcher jetzt hervortritt und mit kräftigem Arme das emporgeraffte Schwert durch die Luft schwingt, scheint der ernste Spruch nicht zu kümmern. Er ist Federfechter und ruft den Marxbrüdern zu:

Ich bin ein Kaufmann; klein ist mein Gewinn;
Schläg und Stöß, die geb ich hin.
Streich und Püff nehm ich davon;
Mit eisernem Flederwisch kehr' ich den Staub davon.
Schwing Dich, Feder, sieh, wie man thut,
Schreib gern mit Dinten, die sieht wie Blut!

Der ihm mit dem Langschwert entgegenspringende Marxbruder, ein Kürschnergesell, ist galanter Natur, und zweifelsohne hat der Trutzreim, den er dem Gegner zuruft, seine gute Bedeutung:



Fechten mit dem Dussak.

Aus Joachim Meyer's Fechtbuch von 1570 facsimile nachgebildet.

Mit diesem poetischen Spruche aber ist Apollo bei den Fechtern noch nicht abgethan. Jeder hervorspringende Geselle, Marxbruder sowohl wie Federfechter, wirft seinem Gegner einen Trutzreim entgegen, und daß derselbe oft derbster, nicht immer wiederzugebender Art ist, liegt im Geschmacke jener Zeit.

Es scheint heute eine „große, das heißt heiße Schul" werden zu sollen. Trotz der Aufforderung, jeden Privatstreit hier zu vergessen, gährt es arg zwischen den zwei Bruderschaften. Drohende Blicke fliegen hin und her; Trutzreime erschallen schon jetzt über den Platz, und die beiden Rathsherren, einen stürmischen Ausgang voraussehend, winken schon jetzt den Platzwärteln, die ledernen Dussake zum Auseinandertreiben des Volkes bereit zu halten. Dem Fechtmeister aber dünkt eine nochmalige und zwar ernste Ansprache nothwendig. Warnend ruft er den aufgeregten Parteien zu:

Der Tod ist gewiß, ungewiß der Tag,
Die Stund auch niemand wissen mag.
Drum fürcht Gott und denk darbei,
Daß jede Stund die letzte sei!

Ein schönes Maidlein hab ich gefunden;
Die hat mir meinen Kranz gebunden
Und dermalen mich fleißig gebeten,
Ich sollt ihn keinem Federfechter geben.
Mit ihm zu streiten bin ich bereit —!
Frisch her und dran, denn es ist Zeit.

Während Kürschner und Messerer in gewaltigen Hieben und kunstvollen Paraden ihre Kräfte messen, und zwar:

Daß es zusammen ging kling kling,
Ein zwitzert (klirrend, schmetternd) Schwert an's andre ging,
Knopf an Knopf zu beiderseits,
Faust gegen Faust, Kreutz gegen Kreutz,

springen vom entgegengesetzten Ende des Platzes zwei andere Kämpen gegeneinander. Der eine, Schuhknecht und Federfechter, nimmt das Maul gar voll:

Frisch her, Ihr Marxbrüd', zu mir g'schwind,
So viel als Eurer zu Nürnberg sind!
Mit Euch zu fechten steht mein Begier;
Drum hebt auf und fecht' tapfer mit mir!

So woll'n wir einand' ausklopfen das Leder.
Dieweil Ihr stets naget an der Feder
Und wollt die gar zureißen,
So muß man Euch auf die großen mäuler schmeißen,
Daß darüber läuft das Blut.
Solche Kappen sind Euch Marxbrüder gut.

Ihm antwortet sogleich ein Altreiß (Altflicker) und Marxbruder:

Die Marxbrüder mit ihrer Kunst
Haben bei Fürsten und Herren Gunst.
Drum frisch her, Ihr Federfechter, ohn' allen Scherz!
Und wer dann hat ein Mannesherz,
Der komm herauf auf diesen Plan!
So wöll'n wir sehn, wer's am besten kann,
Und einand' um den Kopf gehn, wie d'Büttner um's Faß.
Wer's nit wohl kann, der lerne es baß!

Bald kracht und klingt es an allen Ecken und Enden. Feuerfunken sprühen auf aus den stählernen Waffen, wohin man blickt. Immer verbissener werden die Kämpfer, und der Bader hat nicht genug Hände, die blutigen Köpfe zu verbinden, denn

Die zuvor gute Gesellen gewesen seindt,
Ist jetzt keiner des andern Freund;
Zusammenstoßen Kopf an Kopf,
Und Stirn an Stirn zusammenknallt,
Bis einer gar zu Boden fallt.

Das zuschauende Volk drängt aus der Straße immer weiter in den Hof. Der von den überfüllten Galerien bei jedem guten Hiebe herabtönende Zuruf erhitzt die Fechter immer mehr. Staub und Gedränge, wohin man blickt, dazu das Klirren und Schmettern der Waffen, der wilde Kampfruf der Fechtenden — wahrlich ein Bild, den römischen Fechterspielen an Wildheit wenig nachstehend.

Jetzt scheint der Zeitpunkt gekommen, wo den Rathsboten das Einschreiten der „Platzwärtel" nöthig erscheint. Auf ihren Wink springen letztere mit dem ledernen Dussak in das dichteste Gedränge, und so wild der Kampf bis jetzt gewesen, so humoristisch, ganz im Sinne des derartige Späße liebenden Volkes, ist der Ausgang desselben. Links und rechts fliegen die Hiebe des ledernen Prügels; Geschrei, Gelächter überall, wo dieselben Platz fassen, denn Niemand wird geschont, der im Wege steht; selbst der Fechtmeister bekommt seinen gehörigen Theil ab. Der Platzwärtel

Schmieret zu ohn' alls Gefehr
Und kommt gleich hinter ihm auch her.
Trifft ihn so weidlich über'n Rücken,
Daß er sich mußte darnach bücken;
Er schmirzte ihn in seinem g'wiss'n,
Mußt's han, als hätt' ihn ein Hund g'biss'n.

In kürzester Zeit ist Ruh und Ordnung hergestellt, denn der noch Widerstrebende wird in's Loch (Gefängniß unter dem Rathhause) gesteckt. Diesmal sind die Federfechter Sieger geblieben. Sie tragen vier Kränze davon, während die Marxbrüder nur einen gewinnen. Nach und nach leert sich der weite Hof, und das lebhaft über den Kampf debattirende Volk verliert sich in den Straßen. Der wilde Grimm der Fechter aber scheint verdampft, denn die sich noch eben so blutig bekämpft, ziehen jetzt, vorausgesetzt, daß die erhaltenen Schrammen es erlauben, einträchtig ihren Herbergen und Trinkstuben zu.

Wir wissen nicht, was bei diesen blutigen Spielen mehr anzustaunen, die Körperkraft der Fechter oder die Dicke ihrer Schädel. Wahrscheinlich fielen die meisten Schwerthiebe flach, und nur unter dieser Voraussetzung können wir uns die verhältnißmäßig geringe Anzahl tödtlicher Verwundungen erklären, obgleich einzelne Glieder, wie Nasen, Augen, Arme ꝛc., der Kampfeswuth genügend zum Opfer gefallen sind. Abraham a Sancta Clara schreibt hierüber sehr bezeichnend: „Gleichwohl geschieht es gar oft, daß aus dem Marksbruder ein Merksbruder wird, so er etwann ein Aug' verliert, aus dem Federfechter ein Lederfechter, wann er mit zerrissener Haut ein Kehraus tanzet."

Mit dem verfeinerten Geschmacke bürgerten sich allmählich andere und edlere Belustigungen in Nürnberg ein, obschon derartige Fechterspiele bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts abgehalten worden sind und auch da noch eifrige Verehrer gefunden haben. Die letzte Nürnberger Fechtschule fand am 21. November 1698 statt; auf wiederholte Vorstellungen der Geistlichkeit sollen derartige Schauspiele von da an gänzlich abgestellt worden sein.

Wie ich das Unions-Jubiläum feierte.

Von Theodor Kirchhoff.

Paris in Texas, am 6. Juli 1876.

Der Morgen des 4. Juli, an welchem Tage die große Republik des Westens bekanntlich ihren hundertjährigen Geburtstag feierte, fand mich, auf der Missouri-, Kansas- und Texas-Eisenbahn im Territorium der indianischen Nationen lustig gen Süden kutschirend, in der frohen Hoffnung, noch am Nachmittage desselben Tages die Stadt Denison, das neue Emporium des nördlichen Texas, zu erreichen. Ich hoffte wenigstens noch die letzten Pelotonfeuer vom Geknatter der fire-crackers, Schrotflinten, Pistolen, chinesischen Bomben, Amboßsalven ꝛc. und all den obligaten Skandal und Festlärm, womit Amerika seinem übersprudelnden Patriotismus Ausdruck zu geben liebt und der an diesem Tage hundertfach verstärkt sein sollte, miterleben zu können. Aber meine christliche Geduld und meine Anhänglichkeit an mein Adoptivvaterland sollten an diesem Tage seiner Säcularfeier auf eine harte Probe gestellt werden.

Es hatte während der letzten Woche geregnet. Was das im Süden heißen will, weiß Jeder, der in diesen Gegenden einem solchen Naturereignisse beigewohnt hat. Der Regen fällt nicht etwa tropfenweise, sondern in völligen Wasserschichten vom Himmel herab; fortwährendes Blitzen flammt dabei durch die Wolken, und der Sturmwind heult wie rasend dazwischen: ein Aufruhr der Elemente, der sich vom Fenster eines trockenen Hauses pompös ausnimmt, der aber unter freiem Himmel nichts weniger als gemüthlich ist. Die Fahrstraßen und Schienenwege, und namentlich die Brücken haben bei einem solchen Sündfluthregen erklärlicher Weise viel zu leiden, und der Verkehr auf den Eisenbahnen wird oft auf längere Zeit ganz unterbrochen.

Auf unserem Zuge ging das Gerücht, daß der Regensturm die Brücken über den Arkansas- und den Canadianfluß und namentlich die über den wilden Red River etwas beschädigt hätte; Genaueres war vorläufig über den Umfang der „Beschädigungen" nicht zu erfahren. Wir Reisenden ließen uns also deshalb just keine „grauen Haare wachsen" und genossen mit voller Lust das herrliche Wetter und den warmen Sonnenschein, den tiefblauen Himmel und das saftige Grün der Prairien und Urwälder, durch welche unser Dampfzug im Gebiete der halbcivilisirten indianischen Nationen — der Cherokees, Creeks und Choctaws — dahineilte.

Der hoch angeschwollene Arkansasfluß lag glücklich hinter uns. Unser Dampfzug erreichte das Ufer des South-Canadian, dessen finstere Fluth von einer langen Eisenbahnbrücke überspannt wurde, die jedoch von dem Hochwasser etwas aus den Fugen gerathen war. Langsam fuhr unser Zug, nachdem die Locomotive allein den Bau erst geprüft, über die Brücke. Daß die Mehrzahl der Passagiere es vorzog, zu Fuß hinüber zu marschiren, wird uns der Leser hoffentlich nicht als ein Zeichen von Hasenfurcht auslegen, denn der wild brausende Fluß, auf dessen schlammigen Wogen eine Menge von entwurzelten Baumstämmen trieb, die öfters mit Gewalt an den Brückenpfeiler stießen, ließ uns die Passage zu Fuß etwas sicherer erscheinen, als im Waggon eingepferchť hinüber expedirt zu werden.

Einige hundert Choctaw-Indianer, welche am Ufer des Canadian zur Feier des Tages ein „Barbecue", eine Art Piknik, wobei am Spieß gebratene unzerlegte Ochsen als Festmahl die Hauptanziehungskraft bilden, arrangirt hatten und die sich gerade mit Ballspiel belustigten, brachten Leben in das malerische Bild unseres Flußüberganges. Ein solches indianisches Ballspiel ist ein Unicum im Vergnügen des Ballwerfens. Die Bälle dürfen dabei nicht mit der Hand berührt, sondern müssen mit Korbgeflechten, die in Form einer Kelle am Ende eines Stabes befestigt sind, von denen jeder Ballspieler zwei in Händen hat,

gepackt und fortgeschleudert werden. Eine allein stehende hohe Stange ist das Ziel, welches die siegende Partei mit dem Balle treffen muß. Die Streitenden sind bis auf einen Lendengürtel Alle in Adam's Costüm. Dem oft erstaunlich weit durch die Luft fliegenden Balle stürzen sich beide Parteien schnell wie Windhunde nach. Wenn sich dann über dem Ball die schlanken braunen Gestalten, monoton gurgelnde Kehllaute von sich gebend, balgen und stoßen, sich durcheinander schieben und drängen, bis ein Glücklicher denselben mit seiner doppelten Korbschleuder erwischt hat und weithin fliegen macht, so ist das ein ganz außerordentlich erregendes, wildes Schauspiel.

Unser Dampfzug war glücklich wieder auf festem Grund und Boden; hinter uns erscholl der Lärm des Ballspiels, und weiter eilten wir dahin durch die grünen Wälder und Prairien, zwischen denen die Farmen der wohlhabenderen Choctaws anmuthig zerstreut dalagen. Nach einer Fahrt von etwa dreihundert englischen Meilen hatten wir gegen Abend das Indianergebiet durchkreuzt und hielten am Ufer des Red River, der hier die nördliche Grenze des Staates Texas bildet.

Welch ein Anblick bot sich unseren erschreckten Blicken! — Die prächtige Eisenbahnbrücke über den Red River, sowie eine in Sicht liegende starke Wagenbrücke waren von der Hochfluth gänzlich in Trümmer gerissen worden; zwischen uns und dem texanischen Ufer brausten die rothbraunen Wogen des über fünfhundert Ellen breiten Stromes, der in achtundvierzig Stunden zwanzig Fuß gestiegen war; seine Fluth war erfüllt von mächtigen losgerissenen Baumstämmen und großen Feldern von dickem, schmutzig weißem Schaum, die schnell darauf vorüberglitten.

Bald befand sich die ganze etwa fünfhundert Köpfe starke Reisegesellschaft — Männer, Frauen und Kinder — am hohen Flußufer, und man debattirte lebhaft über die Möglichkeit, noch heute über den Strom zu gelangen und die nur sechs englische Meilen entfernte Stadt Denison in Texas zu erreichen, wo das „Centennial"-Fest, wie uns die Zeitungen berichtet hatten, gerade jetzt mit allem Glanze texanischer Festglorie gefeiert wurde. Die Eisenbahnconducteure schüttelten bedenklich den Kopf und schlugen ein Bivouak im Urwald für die Männer und ein Unterkommen in den Waggons für die Frauen und Kinder vor: ein lächerlicher Vorschlag, der allerseits sofort mit Entrüstung abgelehnt wurde. Wir mußten über den Fluß, heute noch, um in Denison das „Centennial" mitzufeiern — das war die Parole. Der Vollmond erhob sich soeben über den finsteren Wäldern jenseits des Red River und würde uns Licht genug zur Ueberfahrt geben, wenn der Tag geschieden. Also frisch an's Werk! — In einer halben Stunde waren drei Nachen gefunden, in denen wir den Flußübergang wagen wollten.

Eine Schaar der waghalsigsten Texaner bewerkstelligte zuerst den Uebergang. Wohlbehalten gelangten sie über den Strom, und starke Arme brachten die Kähne glücklich zurück an's diesseitige Ufer. Jetzt wurde der Uebergang systematisch in's Werk gesetzt. „Zuerst die Frauen und Kinder," hieß es. Die Kleinen, denen die in Aussicht gestellte Bootfahrt Spaß machte, wurden von Hand zu Hand das abschüssige Felsufer hinunter in die Kähne expedirt, acht in jeden Kahn. Die Mütter mußten vorläufig zurückbleiben, um durch ihre Aengstlichkeit nicht ein Umwerfen der Böte hervorzurufen. „Drei leichte Männer, einer in jeden Kahn," lautete nun das Commando, „um die Kleinen unterwegs in Obhut zu nehmen!" Mancher Junggeselle schüttelte bedenklich den Kopf und dankte für die Ehre. Der Conducteur unseres Zuges wählte jedoch ohne weitere Umstände drei Passagiere als besonders „leichte Waare", worunter auch mich, zu Bootführern aus, welchem Befehle wir uns selbstverständlich ohne Murren unterwarfen. Meine Bemerkung, ich sei ein vorzüglicher Schwimmer und könnte nöthigenfalls mit einem halben Dutzend Kindern in den Armen zur Feier des „Centennial" über den Red River schwimmen, wurde von den Texanern mit lautem Beifall entgegengenommen.

Im Zwielichte kletterte ich den Felsabhang hinab in's Boot und hieß unseren Charon abstoßen, einen herculischen Neger, der sich im Sonntagsputze mit hellblau carrirter Hose, scharlach- und weißgestreiftem Rocke, langer zeisiggrüner Weste mit großen Metallknöpfen daran, halbfußlangen eckigen Vatermördern, rothem Halstuche, dicker plattirter Uhrkette und einer riesigen, mit falschen Steinen besetzten Brustnadel famos ausnahm. Meine acht Schutzbefohlenen im Alter von etwa vier bis sieben Jahren, worunter zwei niedliche flachshaarige deutsche Mädchen, sahen in ihren hellen Sonntagskleidern und den mit rosa Bändern geschmückten Strohhüten allerliebst aus. Sie verhielten sich während der Ueberfahrt ganz ruhig und guckten, da ich ihnen befohlen, auf den Boden des Kahns sich hinzusetzen, nur eben mit ihren Köpfen über den Bootrand hervor, ein Bild, das sich, als wir langsam die schäumenden blutrothen Fluthen durchkreuzten, vom steilen Ufergelände aus ganz eigenthümlich ausnehmen mußte und Stoff zu einem ansprechenden Gemälde gegeben hätte. Mit welchen Gefühlen die Mütter der Kleinen unserer gefährlichen Bootfahrt vom Ufer aus nachschauten, läßt sich denken. Als wir fast die Mitte des Stromes erreicht hatten, erhob sich ein warnendes Geschrei vom Ufer; ein riesiger Baumstamm kam die tobenden Fluthen, gegen unser Boot zu, herabgeschwommen, den mein Neger jedoch bei Zeiten erspähte; er steuerte den Kahn durch eine geschickte Wendung kaum zehn Schritte von dem drohenden Koloß vorbei. Ohne Unfall erreichten wir das jenseitige Ufer, und es fiel mir eine schwere Last vom Herzen, als ich die Kleinen sämmtlich wieder auf sicherem Boden sah.

Während voller vier Stunden setzten auf oben beschriebene Weise alle Passagiere glücklich über den wilden Red River, während der Vollmond sein bleiches Licht malerisch auf die seltsame Scene herabgoß. Dann waren wir gezwungen, zwei Meilen weit auf dem von den Fluthen vielfach arg beschädigten Bahndamme zu Fuß durch die Urwälder zu marschiren, ehe wir den Eisenbahnzug, der uns weiter bringen sollte, erreichen konnten. Stellenweise mußten die Kinder über lange wackelige Baumstämme getragen werden, welche uns als Fußpfad über zerrissene Brücken dienten, wo ein Fehltritt die Betreffenden einige zwanzig Fuß tief in den Sumpf hätte hinabstürzen lassen. Im finstern Walde ertönten zu beiden Seiten das Geschwirre, Zirpen, Pfeifen und Schnarren von Kätydids (Art Grashüpfer), Spottdrosseln und anderen Insecten und Nachtvögeln; Eulen schrieen dazwischen, und Schaaren von Fröschen quakten im Sumpflande — ein Gemisch thierischer Töne, eine seltsame „Centennial"-Musik zu unserm gefährlichen Nachtmarsche. Etwas vor Mitternacht erreichten wir Alle wohlbehalten das ersehnte mit Flaggen geschmückte Denison, sahen noch die letzten Festraketen in den nächtlichen Himmel sausen und ergötzten uns am Knattern der letzten fire-crackers und chinesischen Bomben, womit die Bevölkerung den Tag über ihrem übersprudelnden Patriotismus Ausdruck gegeben hatte.

Das war meine „Centennial"-Feier des vergangenen 4. Juli. Die Erinnerung daran möchte ich nicht mit der von Hunderttausenden in den Großstädten der Union vertauschen! Die brausenden rothen Fluthen des seine Fesseln zersprengenden wilden Stromes, die Nachtmusik der Urwälder waren gewiß imposanter als die laut tönenden Musikchöre und der Gesang in den Festhallen und Kirchen des weiten Landes. Die über den finsteren Wäldern schwebende silberne Scheibe des Vollmondes gab wohl eine prächtigere Beleuchtung, als die Illumination von Straßen, die Gluth von Fackeln und von funkensprühenden Feuerwerken, und das Gefühl, eine große Gefahr mit kaltem Blute glücklich bemeistert zu haben, war ein schönerer Lohn als der Stolz von Festmarschällen, die auf ihren schnaubenden Rossen an den mit Bannern geschmückten Processionen als Helden des Tages auf- und abgesprengt waren, als das Selbstgefühl amerikanischer Festredner, die den Vogel der Freiheit mit den Wolken als Turban auf dem Haupte von Meer zu Meer hatten flattern lassen.

Blätter und Blüthen.

Eine Kritik über Wagner's Musik. Da unser Bayreuther Referent ausdrücklich auf eine Beurtheilung der musikalischen Seite der Wagner'schen Festspiele verzichtet, so glauben wir der Vollständigkeit unserer Mittheilungen halber nach dieser Richtung hin eine andere Feder citiren zu sollen. Es dürfte Keiner berufener und befähigter sein, in dieser Angelegenheit ein vollgültiges Urtheil abzugeben als der anerkannt erste deutsche Musikkritiker unserer Tage, der bekannte E. Hanslick in Wien. In Nr. 4305 der „Neuen Freien Presse“ spricht er sich über die Bayreuther Aufführungen unter Anderem folgendermaßen aus:

Bayreuth, 18. August.

Gestern hatten wir die „Götterdämmerung“ als Schluß des ganzen Cyclus. Mit der nunmehr vollständigen Ausführung des Bayreuther Programms ist die Musik der Zukunft eine Macht der Gegenwart geworden. Aeußerlich wenigstens und für den Augenblick. Auf kunstgeschichtliche Weissagungen läßt der Kritiker sich ebenso ungern ein, als ernsthafte Astronomen auf das Wetterprophezeien; so viel jedoch hat uns jetzt die größte Wahrscheinlichkeit: daß der Stil von Wagner's „Nibelungen“ nicht die Musik der Zukunft sein wird, sondern höchstens eine von vielen. Vielleicht auch nur ein Gährungsferment für neue, zum Alten wieder rückgreifende Entwickelungen. Denn Wagner's jüngste Reform besteht nicht in einer Bereicherung, Erweiterung, Erneuerung innerhalb der Musik, in dem Sinne, wie es die Kunst von Mozart, Beethoven, Weber, Schumann gewesen; sie ist im Gegentheil ein Umdrehen, Umzwängen der musikalischen Urgesetze, ein Stil gegen die Natur des menschlichen Hörens und Empfindens. Man könnte von dieser Tondichtung sagen: Sie hat Musik, aber sie ist keine. Um gleich Eines zur vorläufigen Orientirung des Lesers hervorzuheben: Wir hören durch vier Abende auf der Bühne singen, ohne selbstständige, ausgeprägte Melodie, ohne ein einziges Duett, Terzett, Ensemble, ohne Chöre und Finales. Dies allein beweist schon, daß hier das Messer nicht an überlebte Formen, sondern an die lebendige Wurzel der dramatischen Musik gelegt ist. Opernfreunde, welche „Tristan“ und den „Nibelungenring“ nicht kennen, geben sich meistens dem Argwohne hin, die Gegner dieser Spätgeburten Wagner's seien Gegner Wagner's überhaupt. Sie denken dabei immer nur an den „Holländer“ oder „Tannhäuser“, welche doch von Wagner's neuester Musik so fundamental verschieden sind, als zwei Dinge innerhalb derselben Kunst nur sein können. Man kann den „Tannhäuser“ für eine der schönsten Opern und trotzdem die „Nibelungen“ für das gerade Gegentheil halten, ja eigentlich muß man es dann. Denn was das Glück von Wagner's früheren Opern machte und zu machen noch fortfährt, ist die stete Verbindung des schildernden, specifisch dramatischen Elements mit dem Reiz der faßlichen Melodie, die Abwechselung des Dialogs mit musikalisch gedachten und geformten Ensembles, Chören, Finalen. Alles, was an diese Vorzüge mahnt, hat Wagner „in den „Nibelungen“ bis auf die Spur getilgt. Selbst die „Meistersinger“, in welchen die abgeschlossene Gesangsmelodie seltener, aber dafür in einigen Prachtexemplaren auftritt (Preislied, Quartett, Chöre im letzten Act), erscheinen daneben als ein musikalisch reizvolles und gemeinfaßliches Werk.

Wagner's „Nibelungenring“ ist in der That etwas völlig Neues, von allem Früheren Grundverschiedenes, ein für sich allein dastehendes Unicum. Als ein solches, als ein geistreiches, für den Musiker unerschöpflich lehrreiches Experiment wird das Werk seine bleibende Bedeutung haben. Daß es jemals in's Volk dringen werde, wie die Opern Mozart's oder Weber's, scheint mir aus der Natur desselben ganz unwahrscheinlich. Drei Hauptpunkte sind es, welche diese Musik von allen bisherigen Opern, auch von Wagner'schen, principiell unterscheiden. Erstens: das Fehlen der selbstständigen, abgeschlossenen Gesangsmelodien, an deren Stelle eine Art erhöhter Recitation tritt, mit der „unendlichen Melodie“ im Orchester als Basis. Zweitens: die Auflösung jeglicher Form, nicht blos der herkömmlichen Formen (Arie, Duett ꝛc.), sondern der Symmetrie, der nach Gesetzen sich entwickelnden musikalischen Logik überhaupt. Endlich drittens: die Ausschließung der mehrstimmigen Gesangsstücke, der Duette, Terzette, Chöre, Finales, bis auf einige verschwindend kleine Ansätze.

Hören wir des Meisters eigene Worte über seine neue musikalische Methode in den „Nibelungen“. „Er habe,“ sagt Wagner (IX. Bd., S. 366), „den dramatischen Dialog selbst zum Hauptstoff auch der musikalischen Ausführung erhoben, während in der eigentlichen ‚Oper‘ die der Handlung um dieses Zweckes willen eingefügten Momente lyrischen Verweilens zu der bisher einzig für möglich erachteten musikalischen Ausführung tauglich gehalten wurden. Die Musik ist es, was uns, indem sie unabhängig die Motive der Handlung in ihrem verzweigtesten Zusammenhange uns zur Mitempfindung bringt, zugleich ermächtigt, eben diese Handlung in drastischer Bestimmtheit vorzuführen; da die Handelnden über ihre Beweggründe im Sinne des reflectirenden Bewußtseins sich uns nicht auszusprechen haben, gewinnt hier der Dialog jene naive Präcision, welche das Leben des Dramas ausmacht.“ Das liest sich sehr schön, aber in der Ausführung ist Wagner's Absicht keineswegs erreicht und die totale Verschmelzung von Oper und Drama nach wie vor ein Wahn. Wagner unterbindet durch diese angebliche Gleichberechtigung von Wort und Ton gleichmäßig die Wirkung des einen wie des andern. Der Ton will sich ausbreiten, das Wort weiterdrängen, darum gehört naturgemäß der fortlaufende Dialog dem Drama, die singende Melodie der Oper. Diese Scheidung ist nicht das Widernatürliche, im Gegentheile ist Wagner's Methode, beide Kunstgattungen in Eine aufzuheben, widernatürlich. Das unnatürliche Singsprechen oder Sprechsingen der Wagner'schen „Nibelungen“ ersetzt uns weder das gesprochene Wort des Dramas, noch das gesungene der Oper. Ersteres schon darum nicht, weil man bei den meisten Sängern den Text gar nicht versteht, und selbst bei den besten nur stellenweise. Da aber der scenischen Wirkung wegen der Zuschauerraum des „Festspielhauses“ gänzlich verfinstert wird, so entfällt jede Möglichkeit, im Textbuche während der Vorstellung nachzusehen. Wir sitzen daher rathlos und gelangweilt diesen unendlich langen Dialogen der Sänger gegenüber, gleichzeitig dürstend nach der deutlichen Rede, wie nach der allzeit verständlichen Melodie. Und was für ein Dialog! Niemals haben Menschen so mit einander gesprochen (wahrscheinlich auch Götter nicht). Hin- und herspringend in entlegenen Intervallen, immer langsam, pathetisch, übertrieben, und im Grunde Einer genau wie der Andere. — — — — — —

Unsere (vorwagnerischen) Meister gaben uns in der „Oper“ Musik, die durch die Einheit verständlich, durch ihre Schönheit erfreuend und dabei durch ihre innigste Uebereinstimmung mit der Handlung dramatisch war. Sie haben hundertfach gezeigt, daß die von Wagner verpönte „absolute Melodie“ zugleich eminent dramatisch sein und in mehrstimmigen Sätzen, namentlich in den Finales, die fortschreitende Handlung energisch zusammenfassen und abschließen kann. Den mehrstimmigen Gesang, Duette, Terzette, Chöre, als angeblich „undramatisch“ aus der Oper entfernen, heißt die werthvollste Errungenschaft der Tonkunst ignoriren und um zwei Jahrhunderte zurück wieder in die Kinderschuhe treten. Es ist der schönste Besitz, der eigenthümlichste Zauber der Musik, ihr größter Vortheil vor dem Drama, daß sie zwei und mehrere Personen, ganze Volksmengen kann zugleich sich aussprechen lassen. Diesen Schatz, um den der Dichter den Musiker beneiden muß, wie dies Schiller bei der Dichtung seiner „Braut von Messina“ so tief empfand, hat Wagner als überflüssig zum Fenster hinausgeworfen. Es mögen im „Nibelungenring“ zwei, drei oder sechs Personen auf der Bühne nebeneinander stehen, niemals singen (von verschwindend kleinen Ausnahmen abgesehen) zwei zugleich; immer nur, wie bei einer Gerichtsverhandlung, Einer nach dem Andern. Welche Qual es ist, diesen gesungenen Gänsemarsch den ganzen Abend zu verfolgen, weiß nur, wer es selber erlebt hat. Indem aber Wagner durch vier Abende hintereinander die Tyrannei dieses monodischen Stils fortsetzt, zwingt er uns mit fast selbstmörderischer Deutlichkeit, den Widersinn seiner Methode zu begreifen und nach der vielgeschmähten alten „Oper“ uns zurückzusehnen. Dazu kommt noch der Uebelstand der unerhört langen Ausdehnung der einzelnen Scenen und Gespräche.

Wir verkennen nicht den neuen Zug von Größe und Erhabenheit, den Wagner seinem Werke dadurch verleiht, daß jeder Act nur zwei bis drei Scenen enthält, die sich in ruhigster Breite entfalten, ja häufig als plastische Bilder still zu stehen scheinen. Von dem unruhigen Scenenwechsel und der Ueberfülle an Handlung in unserer „großen Oper“ unterscheidet sich der „Nibelungenring“ am vortheilhaftesten gerade durch diese Einfachheit. Allein eine geradezu epische Breite darf das Drama nicht dergestalt auseinanderzerren. Es ist schwer, zu begreifen, wie ein so theaterkundiger, dramatischer Componist plötzlich allen Sinn für Maßverhältnisse verlieren kann und nicht empfindet, daß Gespräche, wie die des „Wotan“ mit „Fricke“, mit „Brunhilde“, mit „Mime“ ꝛc., die Geduld des Hörers auf's Aeußerste foltern, ihn durch ihre unersättliche Redseligkeit nachgerade gänzlich abstumpfen müssen. Für die unerhörte Länge der Walhalla-Scenen im „Rheingold“, aller Gespräche im zweiten Acte der „Walküre“, der „sechs Fragen“ im „Siegfried“ ꝛc. sucht man vergebens nach einem dramatischen oder musikalischen Grunde. — — — — —

Beim Anhören des „Nibelungenring“ gewannen wir die Ueberzeugung, daß jede Scene die ausgiebigsten Striche ohne den mindesten Nachtheil vertrüge, daß sie jedoch andererseits in diesem Stile auch noch beliebig länger ausgesponnen werden könnte. Die neue Methode des „dialogischen Musikdramas“ weist nämlich jedes musikalische Maß von sich; sie ist das formlos Unendliche. Wagner protestirt freilich dagegen, daß man seine „Bühnenspiele“ vom Standpunkte der Musik beurtheile. Aber warum macht er dann Musik, und sehr viel Musik, ganze vier Abende lang Musik? An vielen Stellen tauchen allerdings musikalische Schönheiten von hinreißender Wirkung auf, Starkes wie Zartes — es ist, als ob sich da der neue Wagner an den alten erinnerte. Wir werden die glänzendsten dieser Einzelnheiten noch aufzuzählen Gelegenheit haben und erinnern vorläufig nur an die Rheintöchter im ersten und vierten, an das Lenzlied Siegmund's und den Feuerzauber im zweiten, an das Waldweben und den Anfang des Liebesduetts im dritten Stück. In der Bayreuther Vorstellung konnte man beobachten, wie jede solche Knospe einer aufblühenden Melodie von den Zuschauern mit sichtlichem Entzücken wahrgenommen und förmlich an's Herz gedrückt wird. Erscheint gar nach zweistündiger monodischer Steppe ein Stückchen mehrstimmigen Gesangs — die Schlußaccorde der drei Rheintöchter, das Zusammensingen der Walküren, die paar Terzen am Schlusse des Liebesduetts im „Siegfried“ —, da geht es wie ein freudiger Erlösungsschauer nach langer Gefangenschaft über die Mienen der Hörer. Das sind sehr beachtenswerthe Symptome. Sie geben lautes Zeugniß, daß die musikalische Natur im Menschen sich auf die Länge nicht verleugnen, nicht knebeln läßt, daß die neue Methode Wagner's nicht eine Reform überlebter Traditionen, sondern ein Angriff auf die uns eingeborene und durch jahrhundertelange Erziehung ausgebildete musikalische Empfindung ist. Und mag dieser Angriff auch mit den glänzendsten Waffen des Geistes unternommen sein — die Natur widersteht ihm und wirft den Belagerer gelegentlich mit einigen Rosen und Veilchen zurück.

Kleiner Briefkasten.

Berlin. Chloralhydrat. Sie werden binnen Kurzem Ihr Nervensystem gänzlich zerrütten. Vermindern Sie täglich die Dosis des Medicamentes! Zur Stärkung der Nerven diene Morgens eine kalte Abreibung, Abends ein ableitendes Sitzbad! Viel Bewegung in frischer Luft!

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 36. 1876.

Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Es war in den Vormittagsstunden des nächsten Tages. Die Gäste des Schlosses, die zum größten Theil dort übernachtet hatten, waren bereits in aller Frühe wieder abgefahren, nur Graf Morynski und seine Tochter befanden sich noch in Wilicza. Da die Ankunft des jungen Gutsherrn sie nun doch überrascht hatte, so erforderte es die Artigkeit, ihn vor der Abreise wenigstens noch flüchtig zu begrüßen, der Graf hielt es aber bei der vollständigen Fremdheit, mit der er seinem Neffen gegenüberstand, für angemessen, diesen in den ersten Stunden des Wiedersehens ausschließlich der Mutter zu überlassen, und Wanda ihrerseits hatte noch weit weniger Eile, das Recht der Verwandtschaft geltend zu machen.

Die Fürstin war allein mit ihren beiden Söhnen; sie saß auf ihrem gewöhnlichen Platze im grünen Salon, Waldemar ihr gegenüber, während Leo neben dem Sessel des Bruders stand — dem äußeren Anscheine nach eine ganz friedliche und trauliche Familiengruppe.

„Nein, Waldemar, das kann ich Dir wirklich nicht verzeihen," sagte die Fürstin in vorwurfsvollem Tone. „Beim Administrator abzusteigen! Als ob Dein Schloß Dir nicht jede Minute zu Gebote stände, als ob es mir nicht eine Freude gewesen wäre, Dich meinen Gästen vorzustellen! Ich wäre beinahe versucht, das, was Du eine Rücksicht für mich nennst, als das Gegentheil aufzufassen. Den Vorwand der Störung lasse ich unter keinen Umständen gelten."

„Nun, so laß' wenigstens meine Abneigung gelten, so unmittelbar nach der Ankunft in einen mir völlig fremden Kreis zu treten," erwiderte Waldemar. „Ich war wirklich nicht in der Stimmung dazu."

„Hegst Du noch immer die alte Antipathie gegen Alles, was Gesellschaft heißt? Da werden wir den Verkehr in Wilicza allerdings einschränken müssen."

„Doch nicht etwa meinetwegen? Ich bitte Dich, in diesem Punkte auf mich gar keine Rücksicht zu nehmen. Nur wirst Du es entschuldigen müssen, wenn ich nicht allzu oft in Deinen Salons erscheine. Ich habe zwar gelernt, mich den gesellschaftlichen Nothwendigkeiten zu fügen, wenn es unbedingt sein muß, aber unbequem bleibt es mir immer."

Die Fürstin lächelte; diese Neigung, die sie ja längst kannte, stimmte vollständig mit ihren Wünschen überein. Ueberhaupt zeigte ihr gleich die erste Zusammenkunft, daß ihr Urtheil über Waldemar ein richtiges gewesen und seine Natur in den Grundzügen die gleiche geblieben war; selbst sein Aeußeres hatte sich nicht allzu sehr verändert. Seine hohe Gestalt kam freilich jetzt mehr zur Geltung, weil die Haltung eine bessere war, überragte er doch sogar den schlanken, hochgewachsenen Bruder; auch das Unreife, Unfertige des Jünglings hatte der vollen Männlichkeit der Erscheinung Platz gemacht, freilich ohne daß die letztere darum sympathischer geworden wäre. Diese unschönen und unregelmäßigen Züge konnten nun einmal nicht anziehend sein, wenn auch das frühere Ungestüm, das sie so oft entstellte, jetzt einem kalten Ernst gewichen war. Nur eins gereichte Waldemar's Antlitz entschieden zum Vortheil: das blonde Haar, „die ungeheuere gelbe Löwenmähne", wie Wanda es spottweise nannte, war in seiner gar zu üppigen Fülle und Verwilderung beschränkt worden; es bedeckte noch immer dicht und voll das Haupt, ließ aber, zurückgestrichen, Stirn und Schläfe frei, und es war unleugbar eine schöne und mächtige Stirn, die sich da über den finsteren Augen wölbte — der einzige Vorzug, den die Natur dem jungen Manne geliehen. Auch die rücksichtslose Schroffheit seiner Haltung zeigte sich einigermaßen gemildert; man sah, daß er sich jetzt wenigstens ohne Zwang in den gesellschaftlichen Formen bewegte und ihnen Rechnung zu tragen wußte, damit schienen aber auch die Errungenschaften der Reise- und Universitätsjahre zu Ende zu sein. Eine Erscheinung für den Salon war Waldemar Nordeck trotz alledem nicht; seine Haltung hatte etwas so Abweisendes, so wenig Verbindliches, seinem ganzen Wesen war der Stempel finsterer Verschlossenheit so deutlich aufgeprägt, daß wohl Niemand leicht in die Lage kam, sich zu ihm hingezogen zu fühlen.

Der Gegensatz zwischen ihm und seinem Bruder trat jetzt noch schärfer hervor als ehemals. Auch Leo war nicht mehr der knabenhafte Jüngling von siebenzehn Jahren, aber wenn er schon damals dem alten Witold das Bekenntniß entriß, der Sohn seiner Gegnerin sei doch „ein bildhübscher Junge", so zeigte er jetzt die ganze Schönheit seines Volkes, die, wo sie überhaupt vorhanden ist, auch meist in seltener Vollendung aufzutreten pflegt. Etwas kleiner als Waldemar, aber weit schlanker als dieser, besaß er im vollsten Maße all die Vorzüge, die dem älteren Bruder fehlten, den Adel der Züge, die mehr als je die sprechende Aehnlichkeit mit der Mutter verriethen, die prachtvollen dunklen Augen, in denen es heiß aufflammte bei jeder Erregung, das schwarze, leicht gelockte Haar, das sich weich und glänzend um die Stirn

legte. Dabei ging durch das ganze Wesen des jungen Fürsten ein Zug von Romantik, der sich sehr glücklich mit der Eleganz und Vornehmheit des Cavaliers vereinigte, — Leo Baratowski war ein wahres Ideal von Schönheit und Ritterlichkeit.

„Also Du hast wirklich Deinen ehemaligen Hauslehrer mitgebracht," sagte er heiter. „Da bewundere ich Deinen Geschmack, Waldemar. Ich war froh, als mir mein Herr Präceptor nichts mehr zu sagen hatte, und hätte ihn auf keinen Fall mit auf die Universität oder gar auf Reisen genommen."

Die Kälte, die stets in dem Wesen des jungen Nordeck lag, wenn er ausschließlich mit seiner Mutter sprach, verschwand zum größten Theile, als er sich jetzt an den Bruder wandte.

„Als einen bloßen Hauslehrer darfst Du den Doctor Fabian wirklich nicht ansehen, Leo. Er hat das Erziehungsfach längst aufgegeben und sich ausschließlich seinen historischen Studien zugewendet; es war ja überhaupt nur seine Mittellosigkeit, die ihn das erstere ergreifen ließ. Er ist von jeher mit Leib und Seele Gelehrter gewesen, wußte seine Kenntnisse aber nie praktisch zu verwerthen, und da blieb ihm denn freilich nichts übrig, als ‚Präceptor' zu werden."

„Das merkte man," fiel die Fürstin ein. „Er hatte von jeher die ganze Trockenheit und Pedanterie des Gelehrten."

„Warst Du mit seinen Berichten nicht zufrieden?" fragte Waldemar ruhig.

„Mit welchen Berichten?"

„Die der Doctor Dir im Anfange meiner Universitätszeit regelmäßig sandte. Er war im Zweifel darüber, was Du eigentlich zu wissen wünschtest, und da gab ich ihm den Rath, sich möglichst eingehend an meine Studien zu halten. Ich denke, er ist ausführlich genug gewesen."

Die Fürstin stutzte. „Du scheinst diese Correspondenz bis in alle Details hinein zu kennen und sie sogar theilweise — dirigirt zu haben."

„Doctor Fabian hat keine Geheimnisse vor mir, und ich meinerseits fand es natürlich, daß Du Dich für meine Studien interessirtest," versetzte Waldemar in so gleichgültigem Tone, daß der Argwohn der Mutter, er könne ihren damaligen Plan durchschaut haben, sofort wieder verschwand. Die ersten Bemerkungen hatten ihr entschieden wie Ironie geklungen, aber ein Blick auf das unbewegliche Antlitz des Sohnes beruhigte sie. Unmöglich! Weder er noch sein ehemaliger Lehrer besaßen die Fähigkeit, so tief zu schauen.

„Leo freut sich sehr darauf, bei den Jagdstreifereien in und um Wilicza Deinen Führer zu machen," sagte sie abbrechend. „Ich werde wohl darauf gefaßt sein müssen, Euch in den nächsten Wochen sehr wenig im Schlosse zu haben."

Waldemar blickte zu dem Bruder auf, der noch an seinem Sessel lehnte.

„Ich fürchte nur, Leo, wir treiben die Passion Beide auf sehr verschiedene Weise. Du bleibst auch als Jäger immer der elegante Cavalier, der nöthigenfalls vom Walde gleich in den Salon treten kann, mit mir dagegen mußt Du mitten durch das Dickicht und oft genug auch durch Sumpf und Moor dem Wilde nach. Wer weiß, ob Dir das zusagt!"

Der junge Fürst lachte. „Nun, ich glaube denn doch, daß es in unseren polnischen Wäldern ernsthafter zugeht als in den friedlichen Jagdgründen von Altenhof. Du wirst ja bald selbst urtheilen können, ob man bei einem gelegentlichen Rencontre mit den Wölfen immer in so salonfähigem Zustande davonkommt. Ich habe oft genug verwegene Streifereien ausgeführt, und da auch Wanda eine leidenschaftliche Jägerin ist — Du weißt doch, daß sie in Wilicza ist?"

Die Frage kam ganz plötzlich und unerwartet; sie verrieth eine lebhafte Spannung. Desto ruhiger war der Ton Waldemar's, als er erwiderte:

„Gräfin Morynska? Ja wohl, ich habe es gehört."

„Gräfin Morynska!" wiederholte die Fürstin vorwurfsvoll. „Es ist Deine Cousine, die Dir in Kurzem noch näher stehen wird. — Leo, Deinem Bruder wirst Du doch wohl nicht verschweigen wollen, was für Fremde allerdings noch ein Geheimniß ist."

„Gewiß nicht!" fiel der junge Fürst rasch ein. „Du erfährst es natürlich, Waldemar, daß — Wanda meine Braut ist."

Seine Augen hefteten sich bei diesen Worten mit leidenschaftlichem Forschen auf das Gesicht des Bruders, auch die Fürstin fixirte es einige Secunden lang scharf, aber dort war nicht die geringste Erregung zu entdecken, Waldemar's Züge blieben unbeweglich; nichts regte sich darin; er änderte nicht einmal seine bequeme, halb nachlässige Stellung.

„Deine Braut? Wirklich?"

„Das scheint Dich gar nicht zu überraschen?" sagte Leo, etwas betroffen von dieser Gleichgültigkeit.

„Nein," versetzte Waldemar kalt. „Ich weiß ja, daß Du von jeher eine Neigung für Deine Cousine hegtest, und kann mir denken, daß weder die Mutter noch Graf Morynski Dir Hindernisse in den Weg gelegt haben. Ich wünsche Dir Glück, Leo."

Dieser ergriff mit wirklicher Herzlichkeit die dargebotene Hand. Es war ihm doch etwas peinlich gewesen, diesen Punkt zur Sprache zu bringen; er fühlte sich im Unrechte gegen den Bruder, mit dessen Neigung er und Wanda ein so übermüthiges Spiel getrieben hatten, und die Ruhe, mit welcher Waldemar die Neuigkeit aufnahm, gewährte ihm eine große Erleichterung. Die Fürstin dagegen, die der Sache grundsätzlich keine Wichtigkeit mehr beilegte, aber doch einsah, daß man dieses Thema nicht mit zu großer Ausführlichkeit behandeln dürfe, beeilte sich, auf ein anderes überzugehen.

„Du wirst Wanda und ihren Vater ja heute noch sehen," sagte sie leichthin. „Wir haben natürlich viel Verkehr mit Rakowicz, das Du jedenfalls kennen lernen mußt. Doch vor allen Dingen — wie gefällt Dir Dein Wilicza? Du hast uns nicht Wort gehalten. Damals in C. versprachst Du Deinen Besuch schon zum nächsten Frühjahre, und volle vier Jahre sind vergangen, ehe Du Dich wirklich entschlossest, zu kommen."

„Ich hatte immer die Absicht und kam nie dazu, sie auszuführen." Er erhob sich und trat an das große Mittelfenster. „Aber Du hast Recht, Wilicza ist mir beinahe fremd geworden. Ich werde in den nächsten Tagen einmal wieder das ganze Gebiet durchstreifen müssen, um nur einigermaßen heimisch zu werden."

Die Fürstin wurde aufmerksam. „Das ganze Gebiet? Ich glaube kaum, daß es Dir viel Interessantes bietet, die Wälder ausgenommen, die für Dich als Jäger einen besonderen Reiz haben. Ueber Wilicza selbst wird Dir der Administrator Bericht erstatten — er hat Dir wohl schon gesagt, daß er seine Stellung zu verlassen beabsichtigt?" Die Frage wurde ganz beiläufig hingeworfen; nichts verrieth die Spannung, mit der die Antwort erwartet wurde.

„Ja wohl," sagte Waldemar, zerstreut durch das Fenster blickend. „Er geht zum Frühjahre."

„Das thut mir um Deinetwillen leid, um so mehr, als ich wohl die indirecte Ursache bin, daß Du einen jedenfalls tüchtigen Beamten verlierst. Frank wird in mancher Hinsicht schwer zu ersetzen sein. Seine Verwaltung zum Beispiel wird allgemein als mustergültig angesehen. Leider setzt seine Thätigkeit die stete Abwesenheit des Gutsherrn voraus, denn er duldet keine andere Autorität neben sich; seine Leute klagen oft bitter über seine Rücksichtslosigkeit, und auch ich habe Proben davon erhalten. Ich habe ihn bisweilen ernstlich daran erinnern müssen, daß das Schloß und die Fürstin Baratowska denn doch nicht unter seiner Botmäßigkeit stehen, und eine dieser Scenen veranlaßte sein Abschiedsgesuch. Es kommt nun freilich darauf an, auf wessen Seite Du Dich stellst, Waldemar. Ich glaube, der Administrator wäre nicht abgeneigt, zu bleiben, wenn Du ihm gestattetest, nach wie vor den unumschränkten Gebieter zu spielen. Ich füge mich natürlich Deiner Entscheidung."

Der junge Nordeck machte eine ablehnende Bewegung. „Ich bin ja erst seit gestern Abend hier und kann mich unmöglich so schnell in die Verhältnisse finden. Wenn Frank übrigens gehen will, so werde ich ihn nicht halten, und wenn wirklich Differenzen mit dem Schlosse die Veranlassung dazu sind, so traust Du es mir doch hoffentlich nicht zu, daß ich dem Administrator gegenüber meine Mutter dementiren werde."

Die Fürstin athmete auf. Sie hatte doch einige Besorgniß hinsichtlich Frank's gehegt. Ihr Sohn sollte erst mit ihm in Verkehr treten, wenn er mit ihren Augen sehen gelernt hatte und gründlich gegen seinen Beamten eingenommen war; bei dem rücksichtslosen Freimuthe desselben und dem ungestümen Charakter des jungen Gutsherrn, der nicht den geringsten Widerspruch

ertrug, mußte es dann nothwendig zu einem Zusammenstoße kommen — da störte der unerwartete und unpassende Besuch im Gutshofe den ganzen Plan. Indessen Waldemar's Haltung bewies, daß es in der kurzen Zeit, die er drüben verweilte, zu keinen Erörterungen gekommen war; er legte augenscheinlich gar keinen Werth auf das Gehen oder Bleiben des Administrators und besaß Schicklichkeitsgefühl genug, sich von vorn herein und ohne jede Prüfung auf die Seite seiner Mutter zu stellen.

„Ich wußte, daß ich auf Dich rechnen konnte," erklärte sie, sehr befriedigt von dieser ersten Zusammenkunft. Es fügte sich ja Alles und Jedes nach ihren Wünschen. „Aber da gerathen wir gleich in den ersten Stunden auf dieses unerquickliche Beamtenthema, als ob uns nichts Besseres zu Gebote stände. Ich wollte — ah, da bist Du ja, Bronislaw!" wandte sie sich an ihren Bruder, der mit seiner Tochter am Arme eintrat.

Waldemar hatte sich bei den letzten Worten gleichfalls umgewendet. Einen Moment schien er doch betroffen, so fremd war ihm die Erscheinung, die so hoch und stolz ihm gegenüberstand. Er hatte nur das sechszehnjährige Mädchen mit seinem frischen Jugendreize gekannt; diese Gestalt mochte ihm doch neu sein. „Sie verspricht dereinst schön zu werden," hatte die Fürstin Baratowska von ihrer Nichte gesagt. Wie sehr dieser Ausspruch sich bewähren würde, hatte sie wohl selbst nicht vorausgesehen. Freilich lag die Schönheit hier nicht in dem Begriffe der Regelmäßigkeit, denn dem entsprachen Wanda's Züge durchaus nicht. Der slavische Charakter trat zu deutlich darin hervor, und sie entfernten sich ziemlich weit von dem griechischen oder römischen Ideale, aber trotzdem war dieses immer noch etwas bleiche Antlitz von einem hinreißenden Zauber, dem sich Niemand verschließen konnte. Das tiefschwarze Haar, im Widerspruche mit der herrschenden Mode ganz einfach geordnet, zeigte sich eben dadurch in seiner ganzen prächtigen Fülle; was aber der jungen Gräfin den mächtigsten Reiz lieh, das waren ihre dunklen feuchten Augen, die sich so groß und voll unter den langen Wimpern aufschlugen. Jetzt freilich stand etwas Anderes darin, als Kindesübermuth und Kinderscherze. Mochten diese dunklen, tiefen Augen sich nun in träumerischer Ruhe verschleiern oder in leidenschaftlicher Gluth aufstrahlen, räthselhaft und gefährlich blieben sie immer. Man fühlte bei ihrem Anblicke, daß sie rettungslos bestricken, unwiderstehlich festhalten konnten, und Gräfin Morynska hatte diese Macht zu oft erprobt, um sich ihrer nicht im vollsten Maße bewußt zu sein.

„Sie haben ganz Wilicza mit Ihrer Ankunft überrascht, Waldemar," sagte der Graf, „und finden nun gleich Gäste in Ihrem Hause. Wir wollten eigentlich schon heute früh abreisen, auf die Nachricht von Ihrem Eintreffen hin aber mußten wir uns doch noch Zeit zur Begrüßung nehmen."

„Gewiß, Cousin Waldemar!" bestätigte Wanda, indem sie ihm mit einem reizenden Lächeln und der graciösesten Unbefangenheit die Hand entgegenstreckte.

Nordeck verneigte sich sehr förmlich und abgemessen vor seiner schönen Cousine. Er schien die dargebotene Hand nicht zu sehen und die liebenswürdig vertrauliche Anrede nicht gehört zu haben, denn ohne auch nur eine Silbe darauf zu erwidern, wandte er sich zu Morynski.

„Ich will doch nicht hoffen, daß ich Sie vertreibe, Herr Graf? Da ich vorläufig ja auch nur der Gast meiner Mutter bin, so sind wir im gleichen Falle."

Der Graf schien angenehm berührt von dieser Artigkeit, die er seinem Neffen gar nicht zugetraut hatte; er antwortete verbindlich, Wanda dagegen stand stumm mit fest zusammengepreßten Lippen da. Sie hatte für gut befunden, dem jungen Verwandten mit der ganzen Unbefangenheit der Weltdame entgegenzutreten, ihm großmüthig eine peinliche Erinnerung zu ersparen, indem sie dieselbe vollständig ignorirte, und nun mußte sie es erleben, daß die Unbefangenheit gar nicht angenommen, die Großmuth zurückgewiesen wurde. Der Blick, der mit so eisiger Gleichgültigkeit über sie hinglitt, zeigte ihr, daß Waldemar die einstige Neigung allerdings vergessen, die einstige Beleidigung aber nicht verziehen hatte und sich jetzt dafür rächte.

Das Gespräch wurde bald allgemein, da auch die Fürstin und Leo sich daran betheiligten. An Stoff fehlte es nicht. Man sprach von Waldemar's Reisen, von seiner unvermutheten Ankunft, von Wilicza und der Umgegend, aber so belebt die Unterhaltung auch war, es blieb doch jede Vertraulichkeit ausgeschlossen; man sprach zu einem Fremden, mit dem man zufällig in verwandtschaftlichen Verhältnissen stand. Dieser Nordeck'sche Sprößling gehörte nun einmal nicht zu dem Kreise der Baratowski und Morynski — das wurde von beiden Seiten gefühlt und unwillkürlich regelte sich der Ton danach. Der Graf konnte es auch jetzt nicht über sich gewinnen, den ältesten Sohn seiner Schwester mit dem Du anzureden, das er dem jüngsten als selbstverständlich gab, und Waldemar hielt consequent das „Herr Graf" gegen seinen Oheim fest. Er zeigte sich in der Unterhaltung nicht viel anders als sonst, schweigsam und zurückhaltend, aber nicht mehr unbeholfen.

Da es um die Herbstzeit war, so kam das Gespräch natürlich bald auf die Jagd, die überhaupt das bevorzugteste Vergnügen auf den Gütern der Umgegend bildete, und der auch die Damen nicht fremd waren; sie betheiligten sich lebhaft an den Erörterungen. Leo erwähnte schließlich der großen Nordeck'schen Waffensammlung und rühmte einige dort befindliche Büchsen ganz besonders. Graf Morynski widersprach und wollte die betreffenden, allerdings sehr kostbaren Stücke nur als Merkwürdigkeiten gelten lassen, während Waldemar sich entschieden auf die Seite seines Bruders schlug. Die Herren geriethen in's Feuer und beschlossen, den Streit durch einen Gang nach dem Waffensaale und eine vorläufige Probe zu entscheiden, sie brachen auch ungesäumt dahin auf.

„Noch ganz der alte Waldemar!" sagte die Fürstin, ihnen nachblickend. „Nur wenn es sich um Jagdgeschichten handelt, fängt er Feuer. Alles Uebrige ist ihm gleichgültig. Findest Du ihn verändert, Wanda?"

„Ja," entgegnete die junge Gräfin einsilbig. „Er ist eigenthümlich ruhig geworden."

„Ja, Gott sei Dank! Einigermaßen scheint er die Schroffheit und Formlosigkeit abgelegt zu haben, wenigstens so lange er sich im Salon befindet. Man kann ihn jetzt präsentiren, ohne sich lächerlich zu machen und braucht nicht gleich bei der harmlosesten Unterhaltung einen Eclat zu fürchten. Seine nähere Umgebung freilich wird wohl nach wie vor zu leiden haben; bei dem ersten Versehen, das der Reitknecht bei den Pferden oder Hunden sich zu Schulden kommen läßt, ist der alte Berserker mit seinem ganzen Ungestüm wieder da."

Wanda erwiderte nichts auf diese Bemerkung. Sie hatte sich in einen Sessel geworfen und spielte mit den Seidenquasten desselben.

„Gleich seine Ankunft war ein echt Nordeck'scher Streich," fuhr die Fürstin unwillig fort. „Es war schon arg, daß er die Extrapost auf der letzten Station fortschickte und zu Fuße ankam, wie der erste beste Abenteurer, aber daran hatte Waldemar natürlich noch nicht genug. Als er das Schloß erleuchtet sieht und von einer Festlichkeit hört, kehrt er schleunigst beim Administrator ein, aus bloßer Angst, man könne ihn zwingen, sogleich in die Gesellschaft zu treten. Spät Abends erst kommt er mit dem Doctor in's Schloß, giebt sich Pawlick zu erkennen und läßt sich nach seinen Zimmern führen, verbietet aber auf das Bestimmteste, mich noch zu stören. Ich erfuhr natürlich seine Ankunft fünf Minuten darauf. Meine Dienerschaft ist doch besser geschult, als er voraussetzt, da er aber in dieser Hinsicht einen so entschiedenen Befehl gegeben hatte, so blieb mir nichts übrig, als sein Hiersein zu ignoriren und mich erst heute Morgen überraschen zu lassen."

„Eine Ueberraschung, die auch uns zum Bleiben nöthigte," fiel Wanda ungeduldig ein. „Ich hoffe, Papa kommt bald zurück, damit wir endlich abreisen können."

„Doch nicht sogleich? Ihr werdet doch wenigstens noch zu Tische hier bleiben?"

„Nein, liebe Tante, ich werde den Papa bitten, sofort anspannen zu lassen. Denkst Du, daß es mir Vergnügen macht, mich von Herrn Waldemar Nordeck fortgesetzt so ignoriren zu lassen, wie er es während dieser halben Stunde that? Er vermied es mit bewundernswürdiger Consequenz, mir zu antworten oder nur ein einziges Mal das Wort an mich zu richten."

Die Fürstin lächelte. „Nun, diese kleine Rache kannst Du ihm bei der ersten Zusammenkunft immerhin gestatten. Du hast ihm ziemlich schonungslos mitgespielt und kannst Dich wirklich nicht wundern, wenn der Groll darüber sich noch hin und wieder

in ihm regt. Doch das giebt sich bei dem öfteren Zusammensein. Wie findest Du sein Aeußeres? Mich dünkt, ein wenig hat er sich doch zu seinem Vortheil verändert."

„Ich finde ihn noch gerade so abstoßend wie früher," erklärte die junge Gräfin. „Ja, mehr noch, denn damals war der Eindruck seiner Persönlichkeit ein unbewußter, und jetzt habe ich ihn beinahe in Verdacht, daß er abstoßen *will*. Aber trotzdem — ich weiß nicht, worin es liegt; vielleicht darin, daß er die Stirn jetzt so frei und offen trägt — aber er verliert nicht mehr gegen Leo."

Die Fürstin schwieg betroffen. Die gleiche Bemerkung hatte sich ihr vorhin aufgedrängt, als die beiden Brüder neben einander standen. So unbestritten die Schönheit des jüngeren war und so wenig der ältere auch nur den geringsten Anspruch darauf machen konnte, er gerieth dennoch nicht in Gefahr, in den Hintergrund gedrängt zu werden. Mochte man, wie Gräfin Morynska, seine Erscheinung immerhin unsympathisch und abstoßend finden, es lag etwas darin, das trotz alledem seinen Platz behauptete, und auch die Mutter sah sich genöthigt, das zuzugeben.

„Solche Hünengestalten haben immer einen großen Vortheil voraus," meinte sie, „sie imponiren beim ersten Anblick, aber das ist auch Alles. Geist und Charakter darf man niemals dahinter suchen."

„Niemals?" fragte Wanda mit eigenthümlicher Betonung. „Bist Du dessen so ganz sicher?"

Die Fürstin schien diese Frage sehr seltsam und überflüssig zu finden, denn sie blickte ihre Nichte erstaunt an.

„Wir wissen Beide, welchen Zwecken Wilicza noch dienen soll," fuhr diese mit unterdrückter Heftigkeit fort, „und da wirst Du mir zugeben, liebe Tante, daß es sehr unbequem und gefährlich wäre, wenn es Deinem Sohne urplötzlich einfiele, ‚Geist' zeigen zu wollen. Sei vorsichtig! Mir will diese Ruhe und vor allen Dingen diese Stirn nicht gefallen."

„Mein Kind," sagte die ältere Dame mit ruhiger Ueberlegenheit, „willst Du es nicht mir überlassen, für den Charakter meines Sohnes einzustehen, oder traust Du Dir mit Deinen zwanzig Jahren eine größere Urtheilsfähigkeit zu, als ich sie besitze? Waldemar ist ein Nordeck — und damit ist Alles gesagt."

„Und damit hast Du Dein Urtheil über ihn von jeher abgeschlossen. Er mag das Ebenbild seines Vaters sein in jedem Zuge, die Stirn aber mit der scharfgezeichneten blauen Ader an den Schläfen hat er von *Dir* — hältst Du es denn gar nicht für möglich, daß er sich auch einmal als Sohn seiner Mutter zeigt?"

„Nein!" erklärte die Fürstin in einem so herben Tone, als beleidige sie diese Idee förmlich. „Was ich von meiner Natur vererben konnte, das besitzt Leo allein. Sei nicht thöricht, Wanda! Du bist gereizt durch das Benehmen Waldemar's gegen Dich, und ich gebe zu, daß es nicht sehr zuvorkommend war, aber Du mußt darin wirklich seiner Empfindlichkeit Rechnung tragen. Wie Du jedoch dazu kommst, aus seinem zähen Festhalten an dem alten Grolle auf einen wirklichen Charakter zu schließen, das begreife ich nicht; mir beweist es das Gegentheil. Jeder Andere wäre Dir dankbar dafür gewesen, daß Du ihm über eine halbvergessene peinliche Erinnerung hinweghelfen wolltest, und hätte mit der gleichen Unbefangenheit der Braut seines Bruders —"

„Weiß Waldemar bereits — —?" unterbrach sie die junge Gräfin.

„Gewiß, Leo selbst theilte es ihm mit."

„Und wie nahm er die Nachricht auf?"

„Mit der grenzenlosesten Gleichgültigkeit, obgleich ich ihm in meinen Briefen niemals eine Andeutung davon gemacht habe. Das ist's ja eben. Mit seiner einstigen Schwärmerei für Dich ist er sehr schnell fertig geworden — davon haben wir Proben, an die vermeinte Beleidigung aber klammert er sich noch mit dem ganzen Eigensinn des ehemaligen Knaben. Willst Du vielleicht, daß ich eine solche Natur als ‚Charakter' gelten lasse?"

Wanda erhob sich mit unverkennbarer Gereiztheit. „Durchaus nicht, aber ich fühle keine Neigung, mich diesem Eigensinn noch länger auszusetzen, und deshalb wirst Du es entschuldigen, liebe Tante, wenn wir Wilicza verlassen. Ich wenigstens bleibe auf keinen Fall hier — und Papa läßt mich schwerlich allein abreisen; wir fahren noch in dieser Stunde."

Die Fürstin protestirte vergebens; sie mußte wieder einmal die Erfahrung machen, daß ihre Nichte es ebenso gut wie sie selbst verstand, ihren Willen durchzusetzen, und daß Graf Morynski den Wünschen seiner Tochter gegenüber „grenzenlos schwach" war. Trotz des wiederholten Wunsches der Schwester und der sichtbaren Verstimmung Leo's blieb es bei der Anordnung, die Wanda getroffen hatte, und eine halbe Stunde später fuhr der Wagen vor, der sie und ihren Vater nach Rakowicz zurückbrachte.

Einige Wochen waren vergangen, ohne daß die Ankunft des jungen Gutsherrn irgend etwas Nennenswerthes in Wilicza geändert hätte. Man merkte seine Anwesenheit kaum, denn er war, wie die Fürstin richtig vorausgesehen, nur selten im Schlosse zu finden und streifte statt dessen tagelang in den Wäldern und überhaupt in der Umgegend umher. Die alte Jagdleidenschaft schien ihn mit voller Macht wieder ergriffen zu haben und alles Andere in den Hintergrund zu drängen. Nicht einmal bei Tische erschien er regelmäßig. Seine Streifereien führten ihn gewöhnlich so weit, daß er genöthigt war, auf irgend einer Försterei oder einem Pachthofe einzusprechen, und dies geschah in der That sehr häufig; kam er dann spät und ermüdet nach Hause, so brachte er die Abende meist auf seinen Zimmern mit dem Doctor Fabian zu und erschien nur, wenn er mußte, in den Salons seiner Mutter.

Leo hatte es schon nach den ersten Tagen aufgegeben, den Bruder zu begleiten, denn es ergab sich in der That, daß sie beide die Jagd auf sehr verschiedene Weise trieben. Der junge Fürst zeigte sich auch hier, wie in allen anderen Dingen, feurig, verwegen, aber keineswegs ausdauernd; er schoß, was ihm gerade vor den Lauf kam, scheute im Nachsetzen kein Hinderniß und fand ein entschiedenes Vergnügen daran, wenn die Jagd eine gefährliche Wendung nahm; Waldemar dagegen ging mit zäher, unermüdlicher Ausdauer dem Wilde tagelang nach, das er sich gerade ausersehen hatte, ohne sich um Essens- oder Schlafenszeit zu kümmern, und legte sich dabei Strapatzen auf, denen eben nur sein eiserner Körper gewachsen war. Leo fing bald an, das ermüdend, langweilig und im höchsten Grade unbequem zu finden, und als er vollends die Entdeckung machte, daß sein Bruder das Alleinsein unbedingt vorzog, überließ er ihn mit Vergnügen sich selber.

Auf diese Art konnte von einem eigentlichen Zusammenleben mit der Mutter und dem Bruder gar keine Rede sein, obgleich man sich täglich sah und sprach. Die starre Unzugänglichkeit Waldemar's war dieselbe geblieben, und seine Verschlossenheit im engeren Verkehr hatte eher zu- als abgenommen. Weder die Fürstin noch Leo waren ihm nach wochenlangem Zusammensein auch nur einen Schritt näher gekommen als am Tage seiner Ankunft, doch dessen bedurfte es auch nicht. Man war zufrieden, daß der junge Gutsherr so vollständig den gehegten Voraussetzungen entsprach und in gesellschaftlicher Hinsicht sogar eine Fügsamkeit bewies, die man gar nicht erwartete. So hatte er sich zum Beispiel durchaus nicht geweigert, den Gegenbesuch in Rakowicz zu machen, und der Verkehr zwischen den beiden Schlössern war lebhafter als je; Graf Morynski kam mit seiner Tochter sehr oft nach Wilicza, wenn sie den Herrn desselben auch meistentheils nicht antrafen. Das Einzige, was der Fürstin bisweilen Aerger verursachte, war das Verhältniß zwischen ihrem ältesten Sohne und Wanda, das sich durchaus nicht ändern wollte; es blieb kalt, gezwungen, sogar feindselig. Die Mutter hatte es einige Male versucht, vermittelnd einzutreten, aber ohne jeden Erfolg; sie gab es schließlich auf, die beiden „Trotzköpfe" von ihrem Eigensinn abzubringen. Die ganze Sache war ja überhaupt nur insofern von Wichtigkeit, als sie nicht etwa den Anlaß zu einem Bruche geben durfte, und das geschah durchaus nicht. Waldemar zeigte dem Grafen gegenüber so viel Verbindlichkeit, wie sein unverbindliches Wesen nur irgend zuließ, und that im Uebrigen seinen sämmtlichen Verwandten den Gefallen, sich ihnen so viel wie möglich zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 41. Die Ausgrabung eines Dachses.

Des leichtlebigen, ebenso selbstsüchtigen wie gewissenlosen Buschfreiherrn Reinecke von Malepartus mürrischer, aber höchst ehrenwerther Vetter Grebing ist jenem gegenüber, der ihn betrügt und schädigt, wann und wie er nur kann, stetem Nachtheile ausgesetzt. So ärgert der hochgeborene Standartenjunker Rothpelz seinen behäbigen, Ruhe und Ordnung über Alles liebenden Onkel oftmals recht empfindlich damit, daß er ihm seine Felsenburg, den tadellos reingehaltenen Bau, in hämischer Tücke und [illegible]iger Gemeinheit so rücksichtslos verunsaubert, daß der alte Herr das sonst unbezwingliche Ahnenschloß lieber für immer aufgiebt, als durch dessen übel duftende Gänge noch ferner Aus- und Einfahrt halten zu müssen, zumal wenn in diesen Vorräumen der aufdringliche Anstifter auch gleich noch festes Quartier genommen, um von hier aus gelassen darauf zu lauern, bis der tiefgekränkte Grimmbart sein Asyl gänzlich räumt und für immer verläßt. Dann macht sich Vetter Biederschurke aber schleunigst breit darin, und nimmt „up ewig ungedeelt“ von der durch feigen Schwindel und frechste Niedertracht errungenen Freistätte vollen Besitz. Ich aber behaupte, der schuftige Annectirer, der überhaupt nur darum nicht auch Lügner, Verleumder und Ehrabschneider ist, weil ihm die Sprache hierzu mangelt, würde gewiß — könnte er eben nur reden — seine schändliche That auch noch zu beschönigen und zu beweisen suchen, daß ihn der verwichene eigensinnige Starrkopf, dem er ja durchaus kein Leid zugefügt — nicht mit einem Zahne berührt habe —, geradezu gezwungen, dessen schnöde verlassene Besitzung in Verwaltung zu nehmen. — Ja, Schlauheit geht nicht nur blos vor Schönheit, sondern auch über Ehrbarkeit und stille Tugend.



Der Dachs vor seiner Höhle.
Originalzeichnung von Guido Hammer.

Der arme Verfehmte aber trobbelt nun obdachlos und darum recht kummervoll in Gottes freier Natur umher, bis er wenigstens für den Augenblick einen nothdürftigen Unterschlupf, etwa eine alte Waldschleuße oder ein wurzelgedecktes Erdloch gefunden, von wo aus er dann bedachtsam zu einem neuen Bau Voruntersuchungen anstellen kann. Um mit einem solchen aber möglichst schnell zu Stande zu kommen, wählt der aus Felsenklüften Gebürtige diesmal nur leichten Sandboden hierzu, welches Material freilich seine alte Steinklause nicht im Geringsten zu ersetzen vermag. Verräth sich doch schon der Fremdling durch solch frisch aufgeführte Einsiedelei sehr bald seinem schlimmsten Feinde, dem Jäger, der dann mit wahrem Vergnügen weiter beobachtet, ob Dachsmann auch hübsch stetig dabei Umgang hält und sich wirklich darin häuslich und bleibend einrichtet. Wie freut sich dabei der Auslugende der Bestätigung dessen, da dieser darauf hin den willkommenen Einwanderer, welchem er in seiner frühern granitfesten Residenz niemals Abbruch zu thun vermochte, nun schon fast als sein eigen betrachtet und ihn im kommenden Herbste sicher zu holen gedenkt. Bis dahin aber läßt der kluge Waidmann den stillen Waldgänger gänzlich unbelästigt, ja, er vermeidet sogar höchst behutsam Alles, was den Mißtrauischen auch nur ahnen lassen könnte, daß er bereits entdeckt und scharf in's Auge gefaßt worden sei.

Inzwischen aber geht der borsthaarige Schwartenträger still seinen täglichen, oder vielmehr nächtlichen Nahrungsgeschäften nach, wobei er, je nach der Jahreszeit, mit Wurzeln, Gewürm, Larven, Käfern, Schnecken und Mäusen vorlieb nimmt, oder an Beeren, Obst und Feldfrüchten, auch an Bucheckern und Eicheln sich mästet, hierbei natürlich nicht minder gern ein ihm etwa aufstoßendes ergreifbares junges Feder- oder Haarwild als gesunde Zwischenkost verspeist. Daß der schwerfällige Patron aber speciell nach letzterer leckeren Jagdbeute ausginge, das fällt ihm sicher nicht ein; dazu ist er eben viel zu wenig Jäger.

In eigentlich also recht harmloser Weise „kraucht“ unser ungeselliger Nachtwächter „im Busche herum“, während er noch unschuldigerer Weise den lieben langen Tag, im Winter auch noch die Nächte hinzugenommen, einsam verschläft, nur in der kurzen Paarungszeit lebt der Griesgram mit seiner sonst ebenso abgeschlossen sich haltenden Fähe zusammen. Infolge dieses seines also nur nächtlichen Umgehens wird der trübsinnige Verließbewohner auch verhältnißmäßig sehr selten durch die Feuerwaffe erlegt, da dies höchstens bei recht hellem Mondschein auf dem Anstand möglich ist. Hierzu aber gehört unendlich viel Geduld und Vorsicht, denn der dabei erwartete Nachtwandler bewerkstelligt seinen Austritt so bedachtsam und ist dermaßen schreckhaft dabei, daß, wie man ihm nachsagt, er sich vor seinem eigenen Schatten scheut, und deshalb mit schärfsten Sinnen auf das auch nur irgendwie Verdächtige Acht hat. Erfolgreicher hingegen sucht man ihn bei Nacht — ob bei heller oder dunkler, ist gleich — in Wald und Flur mit dazu passenden Hunden auf, die ihn hier leicht stellen, packen und so lange festhalten, bis „der Herr der Schöpfung“ hinzugeeilt ist und den Ueberrumpelten todtgeschlagen hat. Wenn im Herbst der träge Klausner sich ein Wänstlein angemästet und also reich an Fett und gut von Schwarte ist, weiß Herr Immergrün auch noch allerhand weitere Mittel, den drallen Schmeerbauch in seine Gewalt zu bekommen. So belagert er ihn nicht nur in seiner Dassenburg mit Tellereisen, Schwanenhälsen, Schlagbäumen, Dachshauben und auch Selbstschüssen, welche Mordwerkzeuge alle man ihm in und um die Hauptröhren seines ausgedehnten Festungswerkes legt, sondern am liebsten holt sich der rüstige Waidmann, und zwar unter Beihülfe seiner kleinen krummbeinigen Jagdgenossen, der wackern Däckel, den menschenscheuen Mineur aus seinem erdverschanzten Lager durch Ausgrabung hervor. Und eine rechte, echte Jägerfreude bietet letztere Jagdart, wird sie nur nicht zu grausam gehandhabt, in der That; denke ich doch selber nie ohne ganz besondere Lust an so manchen dabei gehabten Naturgenuß. Am lebhaftesten steht mir aber immer der eine Fall vor der Seele, wobei ich in etwas illegitimer Weise die Reize des Dachsgrabens genossen.

Ein mir befreundeter jovialer Forstmann nämlich — Gott hab' ihn selig, denn er ist nun auch schon vor Langem in die himmlischen Jagdgefilde einberufen worden — hatte erfahren, daß der Gehülfe vom Nachbarrevier, ein höchst eitler, prahlerischer und dabei sich ganz unfehlbar dünkender junger Mann, beschlossen, an einem bestimmten Tage auf seinem ihm unterstehenden Forstgebiet einen recht alten Dachs, der in einer ausgedehnten, etwa fünfzehnjährigen Kiefernschonung, der Cultur einer ehemaligen Brandfläche, seinen Bau hatte, zu graben.

Zu diesem Zwecke nun war von ihm auch bereits an eine ganze Sippe Sonntagsjäger, die er dafür natürlich wacker honoriren mußte, Einladung ergangen, also alles hübsch an die große Glocke gehangen worden. Um diesen Nimrodsplan aber nicht nur zu kreuzen, sondern daraufhin auch noch ein recht tolles Jägerstücklein auszuführen, ließ mich mein Freund Grünrock wissen, daß er selber in der Nacht vor dem seitens seines Collegen bestimmten Tage der Dachsausgrabung den fetten Braten zu holen gedenke, damit, wenn dann zur festgesetzten Stunde der einberufene Jägertroß zur Stelle käme, dieser das Nest bereits ausgenommen fände. Hierzu brauche er jedoch nothwendig Hülfe, und zwar nur ganz vertraute, diese aber könne nur ich ihm sicher gewähren. Gern ging ich hierauf ein und sagte ihm lustig zu, dabei sein Kumpan zu werden. In Folge dessen fiel mir denn am entscheidenden Abend zunächst die Rolle zu, schon eine Stunde vor Sonnenuntergang den beabsichtigten nächtlichen Ausflug zu eröffnen, um noch bei Tageshelle an Ort und Stelle einzutreffen. Meine Aufgabe war, hier zu beobachten, ob der betreffende Gehülfe den Bau erst noch einmal untersuchen werde. Auch sollte ich bei einbrechender Dunkelheit, wo dann dessen Kommen nicht mehr zu befürchten stand, gleich bei der Hand sein, um schnell sämmtliche Röhren versetzen zu können, damit Meister Schmalzsack, wenn er doch vielleicht einmal ausnahmsweise einen etwas vorzeitigen Ausgang zu halten gedächte, auf diese Weise dingfest gemacht würde. Mein Anstifter, der, um möglichst unverdächtig zu bleiben, erst mit Mondaufgang bei mir mit Grabwerkzeug und Hunden eintreffen wollte, durfte doch nicht bis zum Gutenachtsagen hinauskommen.

So saß ich denn lange einsam, still und wohl verborgen, nicht allzu weit von der stark befahrenen Hauptröhre entfernt, in einem tiefen Kiefernkuschel und lauschte auf jeden Laut. Aber nichts irgendwie Verdächtiges stieß mir bei meinem stundenlangen Harren auf, und nachdem ich nach dieser Frist schnell alle Eingänge des umfangreichen Baues verrammelt, war es für mich eine wahre Herzenswonne, den wunderbar herrlichen, wenn auch schon recht frischen Octoberabend in so heimlicher Waldeinsamkeit genießen zu können. Golden schimmerte da der Sonne Nachglanz am Himmel durch die dichten grünen Wipfel des jungen Holzes, während nach entgegengesetzter Seite der Mond über den weiten, weiten nebelduftigen Wald emporstieg und ihn bald mit magischem Schimmer übergoß, im nahen Waldteich aber, den ich durch ein paar lichte Stellen in der Schonung gerade erblicken konnte, mit glitzerndem Prunken sich wiederspiegelte. Dazu schnipsten und flatterten noch immer Wandervögel durch die Dickung, und vom Geröhricht des stillen Gewässers her flüsterte und klang es sirenenhaft, untermischt von tausend schwirrenden Stimmen dort eingefallener Staare, während Wildenten mit pfeifendem Flügelschlag die Luft durcheilten und dann, beim Einfallen, von weit her auch ihre Laute mit denen von anderem Wassergeflügel vereinten. Aber auch das Abendglöcklein aus dem nächsten Dorfe schallte hell und melodisch zu mir herüber und — gestehe ich es nur offen ein! — gerade dieser feierliche Schall machte mir, wie ein ernstes Mahnen, das Herz pochen vor Gewissensbissen über mein Wandeln auf immerhin unrechten Pfade — lief es dabei auch nur auf einen Waidmanns-Schabernack hinaus.

Doch als vom Rande der Dickung her das verabredete Signal meines Genossen ertönte, da war die empfindsame Stimmung auf einmal verflogen, und mit kurzem Pfiff erwiderte ich das gegebene Zeichen und bekundete damit, daß Alles sicher sei. Darauf hin raschelte es denn auch bald auf ausgetretenem Wildsteig daher und vorsichtig näherte sich, mit Spaten, Schaufeln, Hacke und Gabel auf der Schulter, mein Verführer, gefolgt von dem bewährten Däckelpärchen, Bergmann und Waldine.

Ungesäumt ward nun zur That geschritten, und ließen wir deshalb vor allen Dingen die Däckel, Bergmann, den Erfahrenen, voran, in die geöffnete Hauptröhre einkriechen. Kaum war dies geschehen, so gellten auch schon die scharfen Stimmen unserer grätigen Hülfstruppen daraus hervor, bis sie, dumpf verhallend,

noch dem fest an die Erde gedrückten Ohr vernehmbar n, denn nur noch aus unterster Tiefe des Baues drang das zu Standlaut gewordene Bellen der kleinen Angreifer herauf; hatten also den Belagerten im Kessel festgemacht. Nach dieser ißheit ward nun sofort „eingeschlagen" und mit energisch rter Arbeit dem Ziele zugestrebt, wozu uns die fest vorbaden Hunde nicht wenig anfeuerten. Aber immer tiefer en wir schaffen, so daß wir zuletzt nur noch abwechselnd en konnten, da in dem für die Tiefe von vornherein weit genug gehaltenen Einschlag zu Zweien zu graben möglich war. Trotz solcher Schwierigkeit ward mit ässiger Hast rüstig vorwärts gedrungen, schon um der e willen, die zwar vor dem sich scharf wehrenden Dachs Stand hielten, aber baldiger Hülfe von außen sicher ben; denn schon war Waldine, wie dies bei solchen Fällen Art war, einige Male herauf aus dem Bau zu ihrem Herrn mmen, gleichsam um Beschleunigung mahnend, dann aber ich wieder zum Beistand ihres Gemahls zum Kampfplatz Aber obgleich wir schon über Mannestiefe hinab waren, wir damit doch noch immer nicht das Ziel erreicht, das weiter zu verfolgen nun bald gefährlich ward, indem das Erdreich der ziemlich steil gehaltenen, ja stellenweise unteren Grubenwände leicht einbrechen und den darin Arbeitenden hütten konnte. Und dabei durften wir, dem Laute der Hunde noch immer nicht auf ein sehr baldiges Erschließen der rdischen Arena hoffen, da wir, um dieses zu erreichen, nothig erst noch das ganze bereits gegrabene Loch einigermaßen tern mußten, damit wir darin wenigstens noch nothdürftig Schaufel führen konnten. Unter solchen Umständen war s Stunde auf Stunde vergangen, wobei das böse Gewissen, gstens bei mir, auch noch das Seinige that, die Arbeit peinlich en zu lassen, denn wie oft horchte ich bei derselben hoch auf, sich irgend etwas, etwa von einem flüchtig werdenden Stück oder ziehenden Vogel herrührend, vernehmen ließ, gleich an einen Ueberfall von verletzter Seite her denkend. Aber ließen deshalb doch nicht ab von unserem ruchlosen Werke, welch' eine Freude, als endlich der Lärm unter der Erde so h wurde, daß wir jeden Augenblick auf die Kämpfenden konnten!

Vorsichtig, um im hitzigen Eifer nicht etwa die braven durch einen scharfen Spatenstich zu verletzen, gruben wir ehr nur noch mit den Händen weiter, und auch dies nur chselnd, indem der Andere mit der dazu angezündeten e leuchten mußte. Plötzlich wurde Luft im Keller, und genau an der Stelle, wo der dicht vor dem Dachs liegende mann Stand hielt, sodaß dieser von seinem Herrn sofort oben werden konnte, um ihn mir, der ich oben die niederende Laterne hielt, herauf zu reichen. Schnell ward auch achfahrende Waldine erfaßt und desselben Weges befördert. war dies aber geschehen, so brachten auch einige schnell, gerade rücksichtsvoll geführte Spatenstiche das Vordertheil kühnen Burgherrn in Sicht. Rasch reichte ich darauf die hinab, und im nächsten Augenblicke schon war der wüthende ngene damit im Genick zu Boden gedrückt. Ohne Besinnen auch ich nun hinunter in die enge Grube, um helfend mit chreiten, und faßte zu diesem Zwecke den Gefangenen an seiner Vorderbranten fest, um ihn wenigstens nicht zurückn zu lassen, da er sich dann leicht noch hätte verklüften können. hätte uns noch eine Höllenarbeit bereitet. So hatten wir n grabähnlichen, unheimlichen Loche, ich in gebückter Stellung die Laterne am Bügel im Munde, das Thier wohl fest, auch keinen Finger mehr frei, ihm den Garaus zu machen, es stemmte sich ja mit der Kraft wenigstens eines Doppels so gewaltig gegen uns, daß ich es an der fettigen Patsche noch festzuhalten vermochte, zumal auch schon die Gabel eichen begann. Dazu bröckelte es fortwährend so stark von Wandung unseres Schachtes hernieder, daß man jeden Augengewärtig sein konnte, der leichte Boden werde völlig zuenbrechen, besonders da die Dächsel oben am Rande herabingen strebten und nur das Machtwort ihres Herrn sie davon hielt.

In solch mißlicher Lage — denn zum Ueberfluß brach nun wirklich noch die frisch geschnittene hainbuchene Gabel in ihren Schenkeln — blieb nichts weiter übrig, als den wüthend sich sträubenden Burschen in zwar wenig waidmännischer, aber hier einzig gebotener Art wenigstens vorerst zu betäuben. Dies bewerkstelligte denn endlich mein Nimrod mit recht gutem Erfolg durch seinen gewuchtigen, eisenbeschlagenen Stiefelabsatz. Dadurch ward aber nicht nur den Leiden des armen Thieres vorläufig ein Ziel gesetzt, sondern auch uns eine Erlösung von heftigster Anstrengung zu Theil. Behend zogen wir nun noch den für den Moment regungslos Gewordenen aus seiner Bresche hervor und tödteten ihn vollends durch ein paar sichere Schläge über die Nase.

Nun erst verschnauften wir wirklich ganz Erschöpften ein wenig, dann aber schleiften wir unsere Beute mit der Fangleine an und kletterten, sie nachziehend, aus der fatalen Grube heraus. Da standen wir denn endlich wieder auf festem, sicherem Grund und Boden und hatten nun nur noch die Arbeit vor uns, unsere Stiefelfährten, an denen man die Thäter hätte erkennen können, sorgfältig zu vertilgen, was wir auch bald und gründlich mittelst eines recht borstigen Kiefernwipfels ausgeführt hatten.

Hierauf aber wurden dem gewichtigen Todten die Läufte zusammengebunden und eine haltbare Kiefernstange hindurchgeschoben. Diese nahmen wir auf die Schultern, das Werkzeug in Arm und Hand — und fort ging's. Die Hunde folgten uns nach. Die an und für sich nahe gelegene Reviergrenze nahmen wir absichtlich auf Umwegen, um auch hierbei etwaige Verfolger zu täuschen. Zu diesem Zwecke zogen wir uns sogar erst einem nahen Waldbache zu, in dessen Bette wir, gut bestiefelt, in entgegengesetzter Richtung von unserem eigentlichen Ziele hinschritten und nach längerem darin Fortwaten mit größter Vorsicht Ausstieg hielten. Aber auch noch von hier aus beschritten wir, uns dabei wieder rückwärts wendend, noch immer nur dergleichen Terrain, auf welchem ein Nachspüren mit Erfolg kaum denkbar erschien. Unter solcher nicht unangebrachter Achtsamkeit erreichten wir denn ungefährdet das heimische Revier, und endlich, als schon bleicher Dämmerschein den Osten zu lichten begann, auch die einsam gelegene Junggesellenwohnung des kecken Dachsräubers.

Daß der darauffolgende reifkalte, sonnenklar prächtige Morgen, ein Morgen, wie er zum Dachsgraben nicht schöner gedacht werden konnte, im feindlichen Lager nur Bestürzung und gerechten Unwillen fand, wird Jeder selbst ermessen können. In meines nächtlichen Spießgesellen Herzen hingegen war eitel Lust und Freude über seinen gelungenen Streich, welche ich, wenn auch nicht so ganz ohne jede vorwurfsbittere Regung, um so aufrichtiger mit ihm theilte, als ich wußte, wie der um sein allerdings gutes Recht geprellte Forstgehülfe nur allzu gern in großthuerischer Jägerrohheit sich hervorthat und sein auserſehenes Opfer sicherlich nach althergebrachter, leider auch heutigen Tages noch oft angewandter empörender Art behandelt hätte, von der schon der unvergeßliche kernfeste, biedere Altmeister Wildungen vor nun bereits achtzig Jahren ebenso trefflich als edelentrüstet spricht:

„Denn empörend ist's wahrlich, wie unbarmherzig manche von Euch Waidmännern den unschuldigen Dachs zu mißhandeln gewohnt sind, wenn er das Unglück hat, ihren Tigerklauen zur Beute zu werden. Krätzen, zu diesem schrecklichen Endzwecke ausschließlich ersonnen, werden ihm tief in den Leib geschraubt, um ihn seiner bestürmten Wohnung damit zu entreißen, und in einem Sacke wird er dann oft stundenweit zum Kampfplatze geschleppt, wo ein wüthendes Heer von Hunden aller Gattungen mit mörderischem Zahne ihn zerfleischen muß. Dem Tode schon nahe, wird er von seinen Henkern ihm wieder entrissen, durch eine Wasserfluth der kleine Rest seines Lebens zu neuen Qualen angefrischt und die kannibalische Hatze so lange wieder erneuert, bis endlich sein wirklicher Tod dieses scheußlichste aller Schauspiele beschließt. Fluch und Schande dem Barbaren, den solche Jagdgräuel noch ergötzen können!"

Und, füge ich hinzu, noch giebt es deren.

Ein Unicum in Deutschland.

Bei deutschen Genossenschaftspionieren.

Wenn man auf der Berlin-Görlitzer Eisenbahn die langweiligen Sandebenen glücklich hinter sich hat und sich nach Durchfahrung des engen Einschnitts bei Ludwigsdorf durch den malerischen Anblick der Stadt Görlitz mit ihren mannigfaltigen Thürmen und dem gebirgigen Hintergrunde für die Entbehrungen der Fahrt entschädigt sieht, so wird das Auge hart vor der Einfahrt in den Bahnhof, falls man es nicht vorzieht, einen Blick nach rechts auf den schönbewaldeten berggekrönten Kegel der Landskrone zu werfen, durch einen in Ziegelrohbau aufgeführten mit Ladungsperron und Dampfesse versehenen umfangreichen Bau festgehalten, der sich auf einem dicht an die Bahn grenzenden Grundstücke erhebt.

Noch vor wenigen Jahren lag an dieser Stelle ein niedriger Hügel, der dem Auge die Aussicht auf die Stadt verwehrte. Der bergeversetzenden Thätigkeit der Eisenbahnbaumeister hat auch er weichen müssen, um mit seinen Erdmassen ein benachbartes Thal ausfüllen zu helfen, und nur an der entgegengesetzten Grenze des Grundstücks ist noch zu erkennen, daß hier erhebliche Abschachtungen stattgefunden haben. An seiner Stelle ist eine ebene Fläche entstanden, auf der sich jener große zweistöckige Ziegelrohbau erhebt — das neue Geschäftshaus des Waareneinkaufsvereins zu Görlitz.

Die Geschichte dieses Vereins, der unter den deutschen Consumvereinen seit einigen Jahren eine hervorragende Stellung einnimmt und mit der Errichtung dieses Gebäudes einen großen Schritt weiter in dieser Entwickelung gethan hat, zeigt einige Aehnlichkeit mit der der ehrlichen Pioniere von Rochdale, jener englischen Arbeitergenossenschaft, deren großartige Erfolge nicht wenig dazu beigetragen haben, die Einführung der Consumvereine in Deutschland zu ermöglichen.

Ein Vortrag über die Pioniere von Rochdale veranlaßte elf Görlitzer Arbeiter am 6. April 1861 zusammenzutreten, um nach dem Vorbilde ihrer englischen Standesgenossen durch wöchentliche Einlagen von einem Silbergroschen die Mittel zu gemeinsamem Ankauf von Waaren zu beschaffen, welche beim Einzelkauf erheblich theurer waren.

Eine Zehntel-Kiste Cigarren, zum Verbrauch auf den Sonntagsspaziergängen bestimmt, war der erste Ankauf, und da die Mitglieder bei Entnahme der Cigarren den in den Kaufmannsläden üblichen Detailpreis zahlten, so ergab sich ein hübscher Verdienst aus diesem „Engrosgeschäfte". Dies ermunterte die Genossenschaft, den Ankauf noch weiter auszudehnen und neben den Luxusartikeln, Cigarren und Zucker, auch noch Brod, Seife und Streichhölzchen unter die regelmäßig geführten Waaren aufzunehmen.

Das Capital mehrte sich durch die Wocheneinlagen, sowie durch den Erlös aus dem Detailpreis der Waaren zu höheren Preisen, und der in dem kleinen Vereine erfahrungsmäßig geführte Nachweis, daß sich die Einrichtungen der ehrlichen Pioniere von Rochdale auch auf Deutschland übertragen ließen, wo die Consumvereine zuerst keinen Boden fassen zu können schienen, führte der Genossenschaft aus dem Arbeiterstande bald neue Mitglieder zu.

Schon im Laufe des ersten Jahres war der Verein so gewachsen, daß die Errichtung eines Betriebslagers als Nothwendigkeit erschien. Da jedoch die knappen Mittel die größte Sparsamkeit zur Pflicht machten, so begnügte man sich zunächst damit, in einem der alten Häuser der Rosenstraße, einer kleinen Nebenstraße der Altstadt, ein kleines dunkles Gewölbe zu miethen, in dem ein Mitglied täglich an einigen Stunden die Waaren vertrieb und das verkaufte Quantum in die Bücher der einzelnen Mitglieder eintrug, um die Vertheilung der Dividende nach Maßgabe der entnommenen Waaren zu ermöglichen. Da der Verein seine Waaren in kleinen Quantitäten bei den einheimischen Kaufleuten entnahm, so konnten die finanziellen Ergebnisse der solidesten Verwaltung auf wohlhabendere Personen einen Reiz nicht ausüben, um so weniger, da bei den hohen Preisen der Görlitzer Colonial- und Materialwaarengeschäfte Viele ohnehin ihre Waaren von auswärts billiger zu beziehen sich gewöhnt hatten. Die Entwickelung des Vereins konnte unter diesen Verhältnissen nur eine sehr langsame sein; ein Theil der Mitglieder trat wieder aus, da der Zusammenbruch eines anderen schlecht geleiteten Consumvereins sie ängstlich machte, und nur hundertundzehn hielten treulich aus.

Bis zum Herbst 1865 hatte der Verein ausschließlich aus **Arbeitern** bestanden, und ein Theil der Mitglieder war sogar der Ansicht, daß die Consumvereine ausschließlich für den Arbeiterstand bestimmt seien. Auf Rath des Dr. Bernhard Rickert, des leider zu früh verstorbenen begeisterten und thätigen Apostels des Genossenschaftswesens, schlossen sich die Freunde der Consumvereinsbestrebungen an den bestehenden Verein an, der dadurch einen erheblichen Zuwachs aus den wohlhabenden und gebildeten Kreisen erhielt. Die Neueingetretenen, die ihr Capital, ihre Intelligenz, ihre Thatkraft der Genossenschaft zur Verfügung stellten, begegneten bei Einigen dieser Exclusiven deutlich erkennbarem Mißtrauen, und als durchgreifende Reformen der schwerfälligen Einrichtungen vorgenommen wurden, schied der bisherige Leiter mit einer Anzahl seiner Getreuesten aus, um wieder einen **reinen Arbeiterverein** zu bilden, der indeß nach kurzer Zeit eingegangen ist, weil die Meisten es vorzogen, in den alten Verein zurückzukehren.

Innerhalb des Vereins entspann sich nun ein reger Wetteifer in Förderung der Vereinszwecke. Allen voran leuchtete Dr. Rickert, der unermüdlich thätig seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete des Consumvereinswesens dem Waareneinkaufsvereine zu Gute kommen ließ und mit seiner Begeisterung auch Andere erfüllte, namentlich einen jungen Görlitzer, Otto Bertram, der auf seiner Wanderschaft mit ihm zusammengetroffen war und jetzt von ihm dem aufblühenden Vereine als Geschäftsführer zugeführt wurde und bis heute die Seele des Vereins ist. Aber auch andere der Neueingetretenen suchten dem Vereine durch Auffinden von Bezugsquellen, durch Werbung neuer Mitglieder, durch Verbreitung richtiger Ansichten über das Wesen der Consumvereine Nutzen zu schaffen.

Einen durchgreifenden Erfolg dieser gemeinsamen Bemühungen nahm man indeß erst dann wahr, als im letzten Quartale 1866 unter Aufgabe des bis dahin innegehaltenen englischen Princips der Beschluß gefaßt wurde, bei strengster Festhaltung der Baarzahlung bei Entnahme der Waare — einer für den Verein, wie für die Mitglieder gleichwichtigen Norm, deren Einführung in den allgemeinen Geschäftsverkehr ein mächtiger Hebel unserer Industrie sein würde — den Verkaufspreis so festzusetzen, daß der Zuschlag nur reichlich die Verwaltungskosten deckte. Der Verein hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß das Bestreben, hohe Dividenden zu vertheilen, dazu führen mußte, nahezu dieselben Preise zu halten, wie andere Verkäufer, und daß die Gutschrift der meist nicht bedeutenden Dividende, über die ohnehin den Mitgliedern nicht die freie Verfügung zustand, nur geringen Anreiz zur Entnahme von Waaren aus den Vereinsläden bildete. Man glaubte auf diese Weise einmal dem Vereine zu nützen, indem man ihn in den Stand setzte, in größeren Posten einzukaufen, worin die Hauptbedeutung des Waarengeschäfts liegt, und zugleich die Vortheile dieses neuen Princips noch dem übrigen Publicum zuzuwenden, indem man die Kaufleute nöthigte, nun auch ihrerseits mit den Preisen herunterzugehen.

Bei der Annahme des neuen Princips wurde es nun nothwendig, für die Vertheilung des Gewinns eine neue Norm festzustellen, da eine Controle über das Quantum der entnommenen Waaren aufhörte. Man wählte die Vertheilung nach der Kopfzahl, um nicht die Mitglieder mit höheren Einlagen zu sehr zu bevorzugen, und erhöhte, um die darin liegende Unbilligkeit einigermaßen zu mildern, den Zinsfuß für die Einlagen der Mitglieder auf $6\frac{2}{3}$ %, wodurch man einen neuen Anreiz zum Sparen geben wollte. Jedes Mitglied, das ein volles Jahr hindurch seinen Beitrag von 10 Pfennigen pro Woche, also von 5,20 Mark für das Jahr gezahlt, oder einen Mitgliederantheil von 75 Mark vollgezahlt hat, ist dividendenberechtigt.

Die bisherigen Erfolge des Vereins haben den Vertheidigern des neuen Princips Recht gegeben.

Ende 1865 betrug die Zahl der Mitglieder 197, am Schlusse des Geschäftsjahres 1875/76 2496; das Mitgliederguthaben ist

in derselben Zeit von 2733 Mark auf 322,620 Mark gestiegen, der Geschäftsumsatz von 11,511 Mark auf 1,391,242 Mark, der Reservefonds von 312 Mark auf 39,374 Mark, und während 1865 die Gesammtdividende 480 Mark nach Zuschreibung von 66 Mark Zinsen betrug, hat der Verein diesmal über einen Reingewinn von 46,228 Mark zu verfügen, nachdem $6^2/_3$% auf das Mitgliederguthaben an Zinsen gezahlt oder gutgeschrieben sind.

Für die Steigerung des Umsatzes wie für den Umfang des Geschäfts in einzelnen Waaren geben folgende Zahlen einigen Anhalt, welche den Absatz 1865 und 1875 bezeichnen. Der Verkauf des Salzes stieg von 27,50 Centner auf 5773 Centner, des Zuckers von 14 auf 5348 Centner, der Soda von 7 auf 1470 Centner, der Waschseife von $^1/_2$ auf 1101 Centner, des Reises von 2,35 auf 2168 Centner, des Kaffee von 8,30 auf 1810 Centner, der trockenen Gemüse (Bohnen, Erbsen, Hirse, Linsen, Graupen, Gries) von 16,48 auf 2618 Centner. Von den erst 1866 eingeführten Waaren ist der Verbrauch des Petroleums von 45,45 auf 6250 Centner, der Heringe von 4 auf 411 Tonnen, der Rosinen und Korinthen von 16,60 auf 587 Centner gestiegen, während der erst 1867 eingeführte Weinverkauf seitdem von 385 Flaschen auf rund 100,000 Flaschen angewachsen ist.

Mit der Vergrößerung des Umsatzes und der Steigerung der Zahl der Mitglieder stand selbstverständlich eine Erweiterung und Vermehrung der Geschäftslocale in Zusammenhang.

Das dunkle und enge Local in der Rosenstraße hatte der Verein schon im Frühjahre 1865 aufgegeben und war nach der gleichfalls in der Altstadt gelegenen Nicolaistraße übergesiedelt, wo der Verkaufsraum ein freundlicheres Ansehen hatte, während als Comptoir, Conferenzzimmer und Niederlage ein nur sechs Fuß hoher Raum diente, zu dem man auf einer leiterartigen Holztreppe emporkletterte. Bald wurde die Errichtung eines zweiten Lagers nöthig, 1867 die eines dritten, und dann erfolgte in den Jahren bis 1870, in kurzen Zwischenräumen, nacheinander die Eröffnung von noch sechs anderen Verkaufsstellen. Der Vertrieb in diesen Läden, die ohne jeden Luxus eingerichtet, aber zur Bequemlichkeit der Mitglieder in den verschiedensten Stadttheilen errichtet waren, wurde meist früheren Arbeitern übergeben, die auf Wochenlohn und Tantième gestellt wurden. Da der Einkauf sie Nichts anging, ein großer Theil der Waaren ihnen auch bereits verpackt und abgewogen übergeben wurde, so war Ehrlichkeit, Sicherheit im Rechnen, Schnelligkeit in der Expedirung und Aufmerksamkeit genügend, sie für den Posten zu qualificiren, und eine genaue Controle mußte das Uebrige thun. In weitaus den meisten Fällen hat der Verein mit der Auswahl dieser Detaillisten ohne kaufmännische Vorbildung Glück gehabt, und Verluste durch Schuld derselben sind nicht zu verzeichnen gewesen.

Der Einkauf der Waaren, also die eigentlich kaufmännische Thätigkeit, fiel dem Geschäftsführer zu, der dabei einen jungen Kaufmann und einige Comptoiristen zur Unterstützung erhielt, unter Mitwirkung des Vorstandes bei allen größeren Einkäufen. Das Ziel, den Verein von den einheimischen Kaufleuten zu emancipiren, war schon sehr bald erreicht, und bald zwang das Auftreten der Material- und Colonialwaarenhändler den Verein, für Colonialwaaren auch von den inländischen Grossisten sich großentheils abzuwenden und an den Seeplätzen seine Einkäufe zu machen.

So lange der Bedarf des Vereins bei den größeren Görlitzern Häusern gedeckt wurde und der Verkauf zu Tagespreisen stattfand, hatten ihn die Geschäftsleute unbehelligt gelassen, ja mit einem gewissen vornehmen Wohlwollen diese Bestrebungen zur Hebung des Arbeiterstandes besprochen. Das änderte sich aber mit einem Schlage, als der Verein Miene machte, für das gesammte Publicum die Preise zu reguliren. Von diesem Momente an begann der theils offen, theils geheim geführte Kampf gegen den „Verein“, wie er seit seiner großen Ausbreitung in der Bürgerschaft schlechtweg hieß und noch heißt. Abschneidung der Bezugsquellen und Auferlegung der Gewerbesteuer waren die Hauptwaffen, mit denen die Kaufmannschaft dem Verein zu Leibe ging, aber all diese feindlichen Maßnahmen trugen nur zur Hebung des Unternehmens bei.

Wie das immer zu geschehen pflegt, hatten sich auch diesmal die Genossenschafter, redlich bemüht, ihre Organisation zu verbessern und ihr Geschäft zu consolidiren, in der Zeit des Kampfes nur noch enger aneinander geschlossen. Man fühlte das Bedürfniß, auch außerhalb der Generalversammlungen Vereinsangelegenheiten zu besprechen und gesellig zu verkehren. So entstand das Lesezimmer, in dem für die Mitglieder unentgeltlich eine große Anzahl von Zeitungen und Journalen ausliegt, neben dem Versammlungssaale, in dem während des Winters fast jeden Sonnabend ein populärer Vortrag für die Mitglieder gehalten wird, beide für jetzt noch in gemietheten Räumen eines ehemaligen Privattheaters, da für diese Zwecke das Vereinshaus nicht ausreichte.

Ein Vereinshaus hatte nämlich bereits im Jahre 1867 die Genossenschaft erworben, ein stattliches altes Patricierhaus in der Petersstraße, unmittelbar neben dem ersten Verkaufslager des Vereins in der Rosenstraße. Die Geldmittel zum Ankaufe des für den Verein sehr werthvollen Grundstücks wurden in kürzester Zeit gegen Ausgabe von Schuldscheinen von den Mitgliedern beschafft, und nun ward allmählich an den Ausbau des Hauses gegangen, in dem die Weinniederlagen, das Magazin, das Comptoir, das Cassenlocal, die Zuckerschneideanstalt sowie das erste Vertriebslager untergebracht wurden.

So sehr man aber auch die für Vereinszwecke benutzten Räume vermehrte, so wuchsen sie doch nicht in dem Verhältnisse, wie der Umfang des Geschäfts, und da überdies die Versendung der Waaren nach außerhalb, namentlich auch an die befreundeten Vereine, zunahm, welche den Vortheil des gemeinsamen Einkaufs mit dem Waareneinkaufsverein einsahen, da die Weinkeller nicht mehr ausreichten, für das Petroleum auswärts besondere Räume gemiethet werden mußten, überdies für das umfangreiche Kohlengeschäft der Erwerb eines Lagerplatzes an der Bahn nöthig wurde und eine baldige Verlegung der vom Vereine in gemietheten Räumen errichteten Bäckerei in Aussicht stand, auch die Anlegung eines Holzgeschäftes maschinelle Einrichtungen neben einem großen Lagerplatze verlangte, so wurde, sobald die Herstellung einer Schienenverbindung mit der Berlin-Görlitzer Bahn gesichert war, der Ankauf eines etwa zehn Morgen großen, später noch vergrößerten Grundstücks an der Rauschewalder Chaussee und der Bahn beschlossen und dort die Einrichtung des neuen Geschäftshauses des Vereins bewilligt. Die Abschachtung der überflüssigen Erdmassen und die Anschachtung der für die Kellereien bestimmten Räume übernahm die Berlin-Görlitzer Eisenbahngesellschaft.

Dieses Geschäftshaus des Vereins ist es, das sich dem Blicke des in den Görlitzer Bahnhof von Berlin her einfahrenden Reisenden darbietet. Einfach und schmucklos im Aeußern, ohne architektonische Zier, ist es doch wegen der außergewöhnlichen Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung und der Solidität seiner Ausführung eine Sehenswürdigkeit von Görlitz und, wenigstens vorläufig, ein Unicum in Deutschland, da kein Consumverein und kein Kaufmannshaus Aehnliches aufzuweisen hat.

Man gelangt auf das Grundstück auf einer breiten Straße von der Chaussee her. Erst wenn man bis an den geräumigen gepflasterten Hof vorgeschritten ist, in dessen Mitte in stattlicher Reihe die Brod-, Kohlen-, Roll- und Flaschenwagen aufgefahren sind, bekommt man einen Begriff von der Ausdehnung des Gebäudecomplexes, der aus einem Stall- und Wirthschaftsgebäude als linkem Flügel, dem Mittelhause mit der Böttcherei und dem Magazingebäude mit anstoßendem Comptoirgebäude auf dem rechten Flügel besteht.

Der weiter nach hinten liegende Petroleumspeicher mit geräumigem Bassin zur Aufnahme des Petroleums bei etwaiger Feuersgefahr verräth, daß die den Hof einschließenden Gebäude nicht die einzigen sind, und geht man einige Schritte weit bis hinter das Comptoirgebäude, so erblickt man eine Anzahl kleiner Bauten, die sich an den Hauptbau anschließen, ein sehr zweckmäßig eingerichtetes Badehaus zu Dampf- und Wannenbädern für Beamte und Arbeiter, die Holzspalterei, in welcher mit einer Wiener Holzspaltmaschine dreizehn Klaftern Holz täglich gespalten werden, und neben dem Dampfschornsteine ein Maschinenhaus mit angrenzender Kaffeebrennerei, in der gleichzeitig drei Kaffeetrommeln mit je fünfundzwanzig Pfund Inhalt durch Dampfkraft bewegt werden.

Daneben liegen der Holzplatz und der Kohlenplatz, welche ebenso wie der Ladeperronschuppen an der hintern Seite des Magazingebäudes den Schienenstrang berühren, auf dem die Eisenbahnwaggons unmittelbar zum Entladen herangefahren werden.

Und nun zurück zu den Hauptgebäuden, die alle massiv aus Ziegeln erbaut und mit Häusler'schen Cementdachern gedeckt sind. In dem nahezu einundfünfzig Meter langen Stall- und Wirthschaftsgebäude befindet sich neben den Remisen der helle Pferdestall mit acht getrennten verschließbaren Ständen, aus denen in der Freizeit die Pferde des Vereins, meist Percherons, neugierig ihre Köpfe strecken, wenn ein fremdes eintritt, und neben diesem der Spirituslagerraum mit den Entfuselungsapparaten, während Heu- und Haferboden und vier Arbeiterwohnungen im ersten Stockwerk angebracht sind. Andere Wohnungen enthält der erste Stock des ungefähr siebenundvierzig Meter langen Mittelgebäudes, dessen links gelegene Räume die Essigfabrik und Böttcherei beherbergen und dessen übriges Parterre zum Bereich des Kellermeisters gehört.

Fast die ganze Länge des siebenunddreißig Meter langen Magazingebäudes hat an der Hoffront einen breiten Lagerperron, der durch zwei große Schiebethore mit dem Speicher in Verbindung steht. Von diesem Perron aus erfolgt die Verladung der den Betriebslägern und dem Engroslager in der Stadt zuzuführenden Waaren, welche aus den mächtigen dreifach über einander liegenden Speicherräumen hierher geschafft werden. Zwei Fahrstühle, mit Dampfkraft getrieben, vermitteln den Verkehr zwischen den über einander liegenden Räumen, deren imponirende Balken und Träger das Gefühl der größten Sicherheit gewähren. Die Mitte des untern Raums nimmt ein nach allen Seiten mit Glasfenstern versehener Comptoirraum für den Magazinverwalter ein.

Mit den Speicherräumen stehen die an der Hinterfront gelegenen Nebenräume in Verbindung: die Zuckerschneideanstalt, in der auf zwei Maschinen die Zuckerhüte in Würfel geschnitten werden und wo der gesammte für den Detailverkauf bestimmte Zucker abgewogen und in verklebte Papierbeutel verpackt wird, die Kaffeebrennerei und der Füllraum, in welchem nach den praktischsten Methoden Flüssigkeiten, als Mostrich, Speiseöl, Syrup &c., in Gläser und Büchsen gefüllt werden. Am oberen Ende stößt der untere Speicher an den Laderaum am Lagerperron, von dem aus auch eine Oeffnung nach den Kellereien führt; am unteren steht er durch eine Glasthür mit dem Comptoir in Verbindung, aus dem man in das Zimmer des Geschäftsführers und das Sitzungszimmer der Verwaltungscommission und des Aufsichtsraths gelangt. Eine besondere Telegraphenleitung setzt diese Räume mit dem kaiserlichen Telegraphenamte in Verbindung und ermöglicht es, Anordnungen nach der inneren Stadt in wenigen Minuten zu ertheilen.

Das sind die oberirdischen Geschäftsräume des neuen Vereinshauses.

Aber auch unter der Erde lagern Schätze und herrscht ein reges Leben. „Vergiß das Beste nicht!" ruft dem Besucher die Geisterstimme eines Gnomen von unten zu, und wahrlich, wer Sinn für einen trefflichen Weinkeller und eine Zunge zum Kosten hat, würde Mangel an Instinct zeigen, wenn er es versäumte, die Erlaubniß zum Besuche der Kellereien nachzusuchen, die sich in der vollen Länge des Mittelgebäudes, des Magazingebäudes und des Comptoirgebäudes, in den beiden letzteren sogar doppelt, hinziehen.

Man gelangt in dieses unterirdische Reich durch das Mittelgebäude, in dem Expeditionsraum, Gährstube, Kellermeisterstube, Waschküche und Flaschenlagerraum das Parterre einnehmen, auf breiten massiven Treppen zunächst zu dem Flaschenkeller, wo auf hölzernen Regalen hundertsechsunddreißigtausend Flaschen der verschiedenen Weine lagern, Weine aus Ungarn, Sicilien, Spanien, Frankreich und Deutschland, vom leichten Landweine bis zum feinen Cabinetsweine. Aber das ist nur ein Vorspiel. Von dem Vorraume aus führen zwei Thüren in die Lagerkeller. Dreischiffig mit hohen Bogen der eine, zweischiffig gewölbt der andere, liegen sie in scheinbar unergründlicher Tiefe da, und erst wenn man einen Begleiter mit dem Lichte bis an das andere Ende des großen Raumes geschickt hat, oder die Nummern der nebeneinander liegenden stattlichen Fässer zählt, bekommt man von der Größe der Keller und den in ihnen lagernden Quantitäten eine annähernde Vorstellung. Zweimal im Jahre sollen die Räume den Mitgliedern bei voller Beleuchtung geöffnet werden; zum ersten Male geschah das bei der Anwesenheit des Anwalts der deutschen Genossenschaften, Dr. Schulze-Delitzsch, im Mai, wo die Keller mit ungefähr sechshundert Lichtern beleuchtet waren. Der Eindruck, den diese Beleuchtung machte, war großartig; namentlich imponirten die in dem großen Keller liegenden Faßriesen von mehr als siebentausend Liter Inhalt.

Von diesen Kellern aus, deren Inhalt die verschiedenen Weinländer Europas, vorzugsweise aber Frankreich, Ungarn und Deutschland liefern, gehen schon jetzt Sendungen nach allen Gegenden Deutschlands und über dessen Grenzen hinaus. Besonders starken Absatz finden außer den kleinen Würzweinen der Mosel, der Pfalz und der ungarischen Weingegenden, der Medoc und ungarischen Rothweine zu billigen Preisen die süßen ungarischen Ausbrüche, als Tokayer, Ruster, Menescher, die in halben Literflaschen zu ein Mark zwanzig Pfennig bis ein Mark fünfzig Pfennig verkauft werden, und die gezehrten Ober-Ungarweine im Preise von fünfundsiebenzig Pfennig bis ein Mark. Der Umstand, daß der Verein von den Producenten kauft und mit geringem Aufschlage verkauft, erklärt diese Preise. Uebrigens hat der Verein in seinen Kellereien Weine, die er einzig führt, darunter einen Tokayer-Riesling, der mit dem Charakter des Tokayerweins die Blume des Riesling verbindet. Wenn die aufrichtigen und begeisterten Wünsche, welche bei diesen Weinen auf das Gedeihen des Vereins ausgebracht sind, in Erfüllung gehen, dann ist die Zukunft desselben für alle Zeiten gesichert.

F. B.

Zwei Tage in Lourdes.*

Ein heller Frühlingsmorgen lag über den reizenden Thälern und in blendendem Lichte schimmerten die schneeigen Gipfel der Berge in's Land hinein, als ich mich in Ausführung eines lange gehegten Planes dem freundlichen Lourdes näherte, diesem durch die vielbesprochenen Wallfahrten in jüngster Zeit so bekannt gewordenen Städtchen in den französischen Oberpyrenäen. Freundlich umsonnt, hoch über der malerischen Felsgrotte, begrüßte uns die schmucke gothische Kirche bereits einige Minuten, bevor der Dampfwagen den Bahnhof erreichte. Die bedeutenden Neubauten, hervorgerufen durch den massenhaften Pilgerzudrang, contrastiren auffallend mit dem an sich unscheinbaren Städtchen, dessen anmuthige Lage aber auf den Reisenden sofort den wohlthuendsten Eindruck ausübt. Eine kleine Festung, im Mittelalter als uneinnehmbar berühmt, beherrscht die geweihten Stätten. Die Gruppirung der ringsum sich erhebenden Hügel, die Romantik der kühn emporstrebenden Felskuppen, die klaren Wellen der das Thalgelände durchströmenden Gave, die so stolz zum Himmel emporragenden „montagnes" — ein Fleckchen Erde breitet sich vor unseren Augen aus, wie es entschieden die heilige Jungfrau nicht

* Der Heilungsschwindel in Lourdes dauert lustig fort, und nach wie vor wirft die Pariser Presse Nachrichten in die Massen, welche geeignet sind, dem Wallfahrten-Unwesen immer mehr Vorschub zu leisten. Nur ein Beispiel statt vieler! „Der Pariser ‚Univers' erhält aus Lourdes vom 20. Aug. folgende zwei Depeschen: ‚Am Samstage kamen die Pilger der Notre-Dame de Salut glücklich in Lourdes an, wo sie viele Freunde fanden. Die 100 Kranken ertrugen die Reise sehr gut. Des Morgens fand die wunderbare Heilung der Marie Jaspierre aus Rheims statt, die mit unendlicher Mühe nach Lourdes gebracht worden war und welche ihr chronisches Leiden plötzlich verlor und ihre volle Gesundheit wiedergewann. Viele Zeugen für ihr langes Leiden befinden sich in Lourdes. Um 3 Uhr fand die Heilung Goudeman's aus Lavallois statt, der von mehreren schweren Krankheiten befallen war, die von den Nonnen, welche seine Krankenwärterinnen gewesen, festgestellt waren. Er erhielt zu gleicher Zeit seine Gesundheit und seine Kräfte zurück.' Die zweite Depesche lautet: ‚Heute, Sonntag, celebrirte Msgre. Evington die Messe. Des Morgens plötzliche Heilung der Victorine Fournier aus Lille. Es ist die dritte Heilung. Eine Menge Kranker verspürt einen Beginn der Heilung.'" Angesichts dieses noch immer blühenden Humbugs dürfte der obige sehr ruhig gehaltene Artikel, welcher aus der Feder eines seit längeren Jahren in Frankreich heimischen Deutschen stammt und authentische Schilderungen über Lourdes und seine kirchlichen Possen bringt, ganz zeitgemäß kommen. Wie wir hören, hat übrigens auch das französische Ministerium die Frage in Erwägung gezogen, wie dem Treiben in Lourdes ein Ziel zu setzen sei. D. Red.

paradiesischer hätte wählen können, um einer empfänglichen Einbildungskraft in Verklärung zu erscheinen.

Bei unserer Ankunft wimmelten die engen Straßen und Plätze des Städtchens bereits von glaubenseifrigen Pilgern, die in kleinern Gruppen, meist unter Anführung eines Geistlichen, herumbummelten, überall heiterste Feststimmung in den Mienen; Extrazüge in langer Reihenfolge brachten stets neue Colonnen. Wir hatten Mühe, durch die Schaaren bis zum breit und bequem angelegten Wege vorzudringen, der den Wallfahrtsort mit der Grotte verbindet. Hier empfing uns das profane Gewühl und Getriebe des Jahrmarkts; eine Viertelstunde lang reiht sich ununterbrochen Bude an Bude, wo der prosaische Speculationsgeist sich vom frommen Wahne auf's Reichlichste nähren läßt. Rosenkränze in allen möglichen Spielfarben, Gebetbücher, Bilder, Photographien, Scapuliere, Pilgerflaschen, Stöcke, Nippsachen, Brochen und Medaillons mit der Abbildung der Grotte, Alles in buntester Auswahl, um als theure Angedenken oder ersehnte Geschenke für die Angehörigen vom Pilger heimgebracht zu werden. Zwei in griechischem Costüme phantastisch aufgeputzte Händler boten in reicher Auswahl ihre Waaren edlerer Qualität feil, wie Jerichorosen und Gegenstände, fabricirt aus „Erde des heiligen Landes“, natürlich durch ostensibel vorliegende Urkunden und Siegel als echt bestätigt. In kleinen, auf einer Tafel vereinigten Steinen konnte ein frommes Herz den ersehnten Schauplatz des Neuen Testamentes sich vor Augen führen. Durch diesen Vorhof des Tempels von Jerusalem erreichten wir das Allerheiligste. Ein Eisengitter trennt die Grotte von dem weiten, bis zum Damme des Flusses mit Platten belegten Vorplatze. Die üppig am Felsen emporwuchernden Epheuranken rings um die Höhlung gewähren einen anmuthigen Anblick; aus dem freundlichen Grün lächelt, wie sich die Phantasie der jungen Seherin das Bild der heiligen Jungfrau ausgeschmückt, die Marienstatue von der hohen Nische herab dem Besucher entgegen.

„Je suis l'immaculée conception“ („ich bin die unbefleckte Empfängniß“), diese gleich einem Strahlenkranze im Halbkreise über ihrem Haupte schwebenden Worte in Goldbuchstaben weisen auf die der Verherrlichung des ersten der beiden großen modernen Dogmen geweihte Stätte hin. Zu den Füßen der Madonna aber dampfte der Opferrauch von unzähligen Kerzen empor. Jeder der Neuangekommenen reichte seine Gaben, die in allen möglichen Größen sich vorfanden, dem sammelnden Kirchendiener durch das Gitter hinein. Der Arme hatte sich viel zu bücken, denn aus der vor der Grotte knieenden Menge flogen in fast unaufhörlichem Regen Kupfer- und Silberstücke in diesen weiten Eingang zum bekannten Magen der Mutter Kirche. Sollten diese Spenden dem Bittgebete des Pilgrims mehr Nachdruck verleihen, so zierten die Wände der Höhlung in Masse die gewöhnlichen, so einfach und beredt sprechenden plastischen Gebilde, von welchen der Dichter singt:

„Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund'.
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.“

Ein Wachsherz von Kevelaer suchte ich indessen vergebens. Es war schwer, durch die vor dem Muttergottesbilde in betende Andacht versunkene Menge sich den Weg zur wunderwirkenden Quelle selbst zu bahnen. Aus einer großen Anzahl von Röhren ergießt sich das heilende Wasser in ein langes, schmales Bassin. Glücklich wer sich dem Quell so nahe brachte, um ungehindert trinken und sich waschen zu können; die Frömmsten zogen gar ihre Schuhe aus, um die Füße im Bassin zu baden. Und wer für sich selbst gesorgt hatte, füllte in heiligem Eifer die Flasche mit diesem frischen, ganz angenehm zu trinkenden Wasser, das die Kraft des Glaubens zum Universalmittel macht — ein ganz einträglicher Handelsartikel, wie die Masse der in einem Nebengebäude aufgespeicherten Flaschen beweist, die gesiegelt zum Verkauf ausgeboten werden und die Runde durch den ganzen katholischen Erdkreis machen. Unvergeßlich wird mir das Bild einer Mutter bleiben, die mit rührender Sorgfalt ihr kränkliches Kind mit dem heilbringenden Wasser wusch, der himmlischen Fürbitterin ihr Liebstes anvertrauend.

Unterdessen hatte der letzte Extrazug die Schaaren der in Lourdes anwesenden Pilger auf die enorme Zahl von ungefähr siebentausend Menschen gebracht, die sich vor der Stadt zum geschlossenen Zuge ordneten, welcher bald in unabsehbaren Reihen an uns vorüber der Grotte zumarschirte. Die Colonnen hatten sich streng nach den Departements, Arrondissements und Ortschaften aufgestellt; jeder Abtheilung voran wehete die Heiligenfahne. Ganz als militärischer Führer, die Ordnung überwachend, schritt der Curé an der Spitze seiner Gemeinde einher; ihm folgten die Spitzen der weltlichen Macht. In langsamem Processionsschritt bewegte sich die gläubige Heerde vorwärts, zum weitaus größten Theile Landleute aus den Pyrenäen, mit den kurzen Blousen, auf dem Kopfe die baskische Mütze, das dunkelblaue Béret, wie wir dasselbe in den Abbildungen aus dem Karlistenkriege zu sehen gewohnt sind, in der Hand oder umgebunden einen Quersack mit Lebensmitteln. Von Andacht oder Begeisterung vermochte ich keine Spur zu bemerken. Die Gesichtszüge verriethen kalte Gleichgültigkeit und gewöhnliche Neugierde, während die Lippen den Rosenkranz abmurmelten, dem vorsingenden Priester im Chore Antwort schrieen oder die zum Theil recht melodisch klingenden Pilgerweisen ertönen ließen. (Die Zahl der durch die Wallfahrten hervorgerufenen Marienlieder ist eine unendliche.) Nur eine größere Gemeinde hatte eine Musikbande mitgebracht, deren lebhafte, höchst unheilige Märsche gar seltsam mit dem Litaneiengeschwirre contrastirten. Sämmtliche Wallfahrer trugen als Brustdecoration ein kleines rothes Kreuz — traurige Epigonen der Eroberer des heiligen Landes! Den Rosenkranz, diese harmlose Waffe unserer Kreuzfahrer, hatten sich viele in riesigen Exemplaren um den Leib geschlungen, sogar Soldaten in voller Uniform, die mitmarschirten, trugen dieses Feldzeichen der heiligen Jungfrau über dem Waffenrock. Den Schluß bildete die Elite der Streiter der Kirche, die Seminaristen, wohl an zweihundert, und die höhere Geistlichkeit in vollem Ornat. Die junge Garde schritt fidel einher, wenn möglich noch andachtsloser als die Heerde, und es wollte mich bedünken, die Augen der angehenden Helden des Cölibats folgten mehr der Anziehungskraft einiger in schmucker Toilette Parade stehender Engländerinnen als der Madonna in der Felsgrotte. Nach einem allgemeinen Gebete zerstreute sich die Menge, um auszuruhen und den Bedürfnissen des Magens Genüge zu leisten. Soweit Platz vorhanden, nahm ein Theil unter einem einfachen für diesen Zweck hergestellten Strohdach an rohen Tischen Platz; andere füllten die unteren Räume der Kirche, vielen aber blieb nur der freie Himmel, unter dem sie denn auch während der Nacht campirten; der geringste Theil konnte in Lourdes selbst Quartier finden.

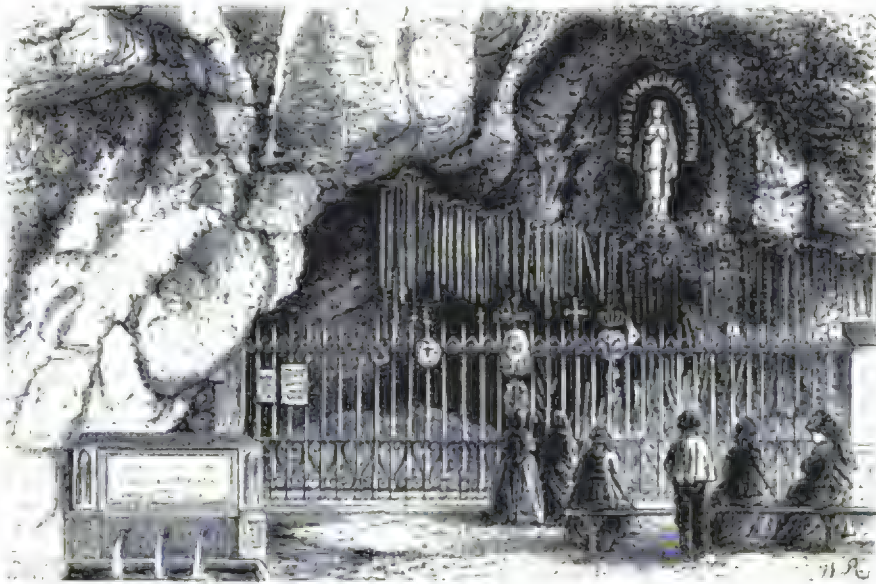
An interessanten Gruppirungen fehlte es nicht. Sehr gemüthlich berührte das patriarchalische Bild einer im Grase sich lagernden kleineren Pilgerschaar, in deren Mitte der alte geistliche Herr mit seinen Getreuen das frugale Mahl theilte, ein wohlthuender Gegensatz zu den im Sonnenscheine aristokratischer Familiengunst wiederstrahlenden Vollmondsgesichtern unter dem Dreispitz, die im Fremdenhôtel salbungsvoll neben der Frau Mama und den hübschen Beichtkindern an der Table d'hôte saßen und für dieselben das Tischgebet sprachen.

In der geräumigen Kirche waren die Beichtstühle massenhaft umlagert, wie auch an den Wallfahrtsorten Tausende von Hostien bei der Communion gereicht werden; die an so geheiligter Stätte empfangenen Sacramente sind von besonders nachhaltiger Kraft. Das Innere des im gothischen Stile erbauten Gotteshauses ist prächtig geschmückt; die zahlreichen Nischen mit ihren Seitenaltären strotzen von den einem Gelübde zufolge gewidmeten Kostbarkeiten, Täfelchen rc. Die nicht selten hervorschimmernden goldenen Epauletten und Ordenssterne der Ehrenlegion sprechen beredt eine traurige Sprache auf den Fremdling hinab. Ueber unseren Häuptern aber schweben in unendlicher Anzahl reich gestickte, zum Theil prachtvolle Fahnen als Andenken der großen Wallfahrten. Ihre Wappen und Namen weisen auf alle Gegenden Frankreichs und anderer katholischen Länder hin; nicht ohne Ueberraschung begrüßte ich die Farben der Vereinigten Staaten von Nordamerika, recht ostensibel wie ein Triumphzeichen neben der Kanzel aufgepflanzt — das stolze Sternenbanner, die Fahne der Freiheit im Staube zu Füßen des römischen Dogmas! Die zahlreichen Opferstöcke sind für den Pilger ein lebhaftes Memento, daß das Reich Gottes trotz den Worten des Stifters sehr von dieser Welt sei, und wie weit dieses fromme Erpressungssystem für den Peterspfennig, den Unterhalt der Kirche rc. geht, beweist der angeschlagene bischöfliche Erlaß, daß für die bescheidene

Summe von fünfhundert Franken (vierhundert Mark) ein Jeder sich den Titel einer „Gründers der Kirche“ (Fondateur, Stifter) erwerben könne, für welche auserwählte Genossenschaft speciell wöchentlich eine Messe gelesen wird. Leider fehlt mir das Material zu einer Statistik dieses „Gründerthums“.

Unterdessen war der Abend hereingebrochen, der uns eine ungewöhnliche Demonstration religiöser Begeisterung vor Augen führen sollte. Die Massen sammelten sich wieder bei der Kirche in bewunderungswürdiger Ordnung, Mann für Mann mit einer Wallfahrtskerze bewaffnet. Langsam und feierlich bewegte sich dieser eigenthümliche Fackelzug zurück durch die Gassen des Städtchens. Verworren ertönte das Absingen der Lieder mit dem Murmeln der Gebete unter dem Klange der Glocken; wie eine unendliche Reihe von Irrlichtern blitzten die brennenden Kerzen in die Ferne durch das Dunkel der Nacht, in majestätischer Ruhe aber glänzten die Sterne herab und lächelten dem Treiben der Pilgerheerde zu, die glaubte, ein wohlgefälliges Opfer darzubringen ihrer milden, jungfräulichen Beschützerin, die weit über den Gestirnen throne als freundliche Fürbitterin beim Allmächtigen.

Eine kurze und harte Ruhe umfing die ermüdeten Wallfahrer meist unter freiem Himmel, in den Straßen oder auf den Bänken und Steintreppen der Kirche. Vor Sonnenaufgang schon schallten die Glöcklein der Messen in ununterbrochener Reihenfolge; die Altäre waren dicht gedrängt von den Frommen umlagert, welche die Communion empfingen; Schaar um Schaar zog in Procession vor die Grotte, „wo man angesichts der weißen lächelnden Madonna das Kreuz immer wieder besser zu schlagen, die Hände zu falten, die Augen zum Himmel zu erheben, die Perlen des Rosenkranzes unermüdlich durch die Finger gleiten zu lassen, wo man die göttliche Kunst des Betens lernt.“ —



Die Grotte von Lourdes.
Nach einer Photographie auf Holz übertragen.

Nahe der Kirche führt ein bequemer Weg bis zur Höhe des kleinen „Calvarienberges“, auf welchem während der größeren Pilgerfahrten, wo die vier Wände natürlich keinen Raum mehr bieten, der allgemeine Gottesdienst gehalten wird. Unter dem mächtigen Kreuze erhob sich der Hochaltar, festlich geziert, unweit davon die Kanzel. Gegen neun Uhr Morgens begann die Ceremonie. Bis in die letzte der weiten, weiten Reihen drang die Stentorstimme des Karmeliters, der mit hyacinthischer Beredsamkeit die Bedrängnisse der Kirche schilderte und die Getreuen zu Beharrlichkeit und Ausdauer anfeuerte, welcher unter dem Beistande der heiligen Jungfrau der endliche Sieg nicht fehlen werde. Die Morgensonne strahlte in ihrem hellsten Glanze auf die Tausende herab. Belebend zog der frische Luftstrom über die Häupter hin. Zu den Füßen öffnete sich das ganze Panorama der reizenden Thallandschaft, und in schweigender Majestät beherrschten die Pyrenäengipfel die feierliche Scenerie — selbst die kalte Neugierde des Unberufenen mußte weichen und machte einer unwillkürlich bewegten Stimmung Platz. Ist doch die Natur der erste und schönste Tempel, in welchem das religiöse Gefühl angesichts des blauen und unbegrenzten Himmels sich so gern und so frei entfaltet.

Und diese in ruhiger Andacht knieenden Pilger, theilten sie diese Empfindung? Gewiß, doch bewußt war sie ihnen nicht; das Göttliche, wenn es auf sie wirken soll, muß ihnen in Formen erscheinen, die dem Gefühle leicht faßbar sind; die Ideale der Vollkommenheit müssen sie in deren körperlichen Trägern anschauen. Darum fühlt sich ihr Herz durch das Bild der Muttergottes, der tröstenden Fürbitterin, so gewaltig angezogen. Jahrhunderte hindurch hat der katholische Cultus dafür gesorgt, daß der hohe Gedanke der leeren Form zum Opfer falle; kein Gott ohne Altar, Weihrauch und Messe. Beim dreimaligen Schalle des Glöckleins pochten mechanisch tausend Hände auf die Brust — es wäre eine Sünde, es nicht zu thun. Hat unser Jahrhundert keine Rettung aus diesen Geistesirrungen? — Von der anderen Seite des Hügels klomm eine muntere junge Schaar heran. Die gallische Lebhaftigkeit und Lebenslust blitzte aus den Augen dieser fröhlichen Zöglinge der Erziehungsanstalt, die zahlreich, alle in schmucker Uniform, sich der Frühlingsferiensonne freuten, welche sie aus den dumpfen Pensionatsräumen hervorgerufen. Düster aber schritten neben ihnen die strengen Mentore. Was unter dem schwarzen Dreispitze hervorblickte, war ein Hohn auf die edle, hohe Aufgabe des Lehrerberufes, war Loyola's Geist. Ein Blick hieß auf der Anhöhe die Fröhlichkeit verstummen; einige Rippenstöße brachten die wildesten der Jungen in Reih und Glied, und mit dem getheilten Gefühle von Scheu und Andacht im Ausdrucke der frischen Gesichter nahte sich die Generation der Zukunft Frankreichs der Stätte des Gottesdienstes. Daß das großartige Schauspiel seinen Eindruck auf die empfänglichen Gemüther nicht verfehlen konnte, ist sehr begreiflich, denn die jugendliche Phantasie, die hier so reiche Nahrung fand, konnte nicht dem Gedanken Raum geben, daß, was jetzt im Herzen des Knaben als fromme Begeisterung glühte, einst im Manne die Quelle einer verknöcherten Bigotterie und finsteren Ignoranz werden müsse.

Während der Nachmittagsstunden kehrten die Pilgercolonnen wieder zurück an den heimischen Herd, in die Stille und Einsamkeit ihrer Bergdörfer, begleitet von den Erinnerungen an die Wallfahrt, die in den Herzen hafteten wie die Einzelnheiten der ersten Reise im Gemüthe des Knaben. Der Clerus weiß den Festbummeltrieb sehr geschickt für seine Zwecke auszubeuten: der schlichte Bauersmann, der sonst das ganze Jahr kaum von seiner Scholle wegkommt, sieht die Wallfahrt, an der Theil zu nehmen ihm die bedeutend ermäßigte Fahrtaxe sehr erleichtert, gewiß nicht nur von ihrer religiösen Seite an, schreibt aber den wohlthätigen Einfluß, den das Reisen in seiner Stimmung hervorruft, nur einer übernatürlichen Inspiration zu. Der Katechismus hat ihn gewöhnt, für alles, was sein Gefühlsleben bewegt, überirdische Quellen zu suchen.

Der Anblick der vielen Kranken am geweihten Wasser führt uns auf die sehr materielle Seite dieser Gnadenorte; daß die Heilkraft nicht im Glauben und inbrünstigen Gebete, sondern im rein Aeußerlichen, dem unschuldigen Wasser gesucht wird, beweist der Umstand, daß fromme Leidende, die z. B. in Paray-le-Monial nicht erhört werden, zur concurrirenden Madonna in Lourdes pilgern, wie Patienten, die nach Bedürfniß ihre Curorte wechseln. —

Das Quellwasser muß gegen alle Gebrechen, die des Körpers wie die der Seele, seine Dienste leisten. Die Herzensgeheimnisse heirathsfähiger Mädchen sind nicht zum geringen Theile die Grundlage der Bitten, mit denen die heilige Jungfrau bestürmt wird. Die Resultate aber, die vielgepriesenen Wunder in ihrem Nichts bloß zu legen und mit den Waffen unumstößlicher Wahrheit dem frommen Betruge auf den Leib zu rücken, wäre eine



Ansicht von Lourdes.
Nach einer Photographie auf Holz übertragen.

äußerst verdienstvolle Aufgabe; wenn der heutige Culturkampf von einem wirklichen Erfolge gekrönt werden soll, so müssen Bildung und Wissenschaft sich in's Vordertreffen stellen.

Unterdessen dauern die Wallfahrten in zunehmender Stärke fort; kaum vergeht ein Tag, ohne daß größere oder kleinere Processionen am Wunderorte im Triumphzuge der unseligsten Priesterherrschaft ihre Huldigungen darbringen. Unaufhörlich brennen die geweihten Kerzen vor dem Bilde der Madonna, der „unbefleckten Empfängniß". Im schönen Frankreich wuchert von Tag zu Tag üppiger die verderbliche Saat des Pfaffenthums; der stark und wohlgerüstete Clerus führt mit bestem Erfolge seine bewährten Waffen in's Feld. Im spöttelnden Indifferentismus der andern Seite findet er keine Gegner; die gegenwärtigen Staatszustände arbeiten seinem Bestreben wirksam in die Hände, und wo allein die Rettung gefunden werden könnte, in einer kräftigen, allseitigen Hebung der Schule, da herrschen fort und fort die alten, verrotteten, faulen Zustände — wozu auch Aufklärung für diese „crétins"? Armes Volk!

Br.

Weltausstellungsskizzen.

Von R. Elcho.

4. Ein Gang durch's Hauptgebäude bis zum Orient.

In einer Sonntagsschule wurde an die amerikanische Jugend die Frage gerichtet: „Wer war der erste Mann der Welt?"

Sofort meldet sich ein intelligenter Yankeeknabe zum Wort und antwortete kurz und bestimmt: „George Washington."

Da sich die Schule gerade beim Bibelunterricht befand und George Washington ein Kind der Aufklärungsperiode war, so erklärte der Lehrer die Antwort für Unsinn und gab Adam die Ehre, welche die Bibel seit Jahrtausenden für ihn in Anspruch nimmt.

Etwas verstimmt setzte sich der Kleine und murmelte: „Freilich, wenn Sie von Ausländern reden —"

Wer nun durch die reichen Gruppen der Luxusindustrie wandelt, der muß sehr bald den Glauben des kleinen Yankeeknaben theilen, daß George Washington der erste, das heißt der größte Mann der Welt sei, denn in den Abtheilungen fast aller Völker finden wir sein Bild. Eine Washingtonbüste thront über der Bronzeausstellung der Franzosen, eine andere über den Fayencen von Limoges. Die Spitzenfabrikanten Belgiens brachten das Bild des großen Mannes in ihre Muster; die Engländer modellirten seine Büste in Biscuitmasse und Terracotta; die Italiener schnitzten Washingtonköpfe aus Holz, brachten sie auf Gemmen und Mosaikbildern an; kurz bei den Kunsthandwerkern fast aller Nationen scheint der Gedanke zum Durchbruch gekommen zu sein, daß sich in der Person Washington's die Summe aller republikanischen Tugenden verkörpere, daß er der würdigste Repräsentant der hundertjährigen Republik sei. Dem Amerikaner thun diese Sympathien unendlich wohl; sie stimmen ihn zu einer Bescheidenheit, welche man sonst nicht an ihm gewohnt ist. Bei solchen internationalen Unternehmungen erwecken anscheinend geringfügige Dinge Freundschaft.

Von allen Nationen, welche die Producte ihrer Industrie in der Haupthalle untergebracht haben, nimmt die amerikanische den bedeutendsten Raum ein. Die amerikanische Abtheilung beansprucht etwa drei Viertel von der östlichen Hälfte des riesenhaften Gebäudes. Amerika am nächsten kommt England mit seinen staunenswerthen Reichthümern, zu denen alle überseeischen Colonien beitragen. Frankreich steht diesen beiden Nationen qualitativ vollkommen ebenbürtig zur Seite, wenn es auch der Masse nach imposanter hätte auftreten können. Deutschland und Oesterreich begnügten sich mit einem allzu bescheidenen Platz in der internationalen Gesellschaft, die scandinavischen Königreiche dagegen machten die tapfersten Anstrengungen, um ihre heimische Industrie auf amerikanischem Boden würdig zu repräsentiren, ebenso Italien und Spanien. Was die letztere Nation betrifft, so muß es geradezu Wunder nehmen, daß diese trotz all' der blutigen Parteikämpfe, welche das Staatsgebäude zu zerrütten drohen und den Wohlstand längst untergraben haben, doch noch die Kraft fand, so wacker gerüstet in den internationalen Wettkampf einzutreten. Die reichhaltige spanische Abtheilung ist von einem prächtigen Holzbau umschlossen, dessen Façade an einen rothen Porphyrpalast aus der Renaissanceperiode erinnert. Auf den Wandflächen der Vorderseite prangen auf lichtem Goldgrund die Portraits von Columbus und seiner Gönnerin Isabella, und an der inneren Seite die von Cortes und Ponce de Leon, wobei die Thatsache mit goldenen Lettern verzeichnet steht, daß Christoval Colon am Tage des 8. October 1492 die neue Welt entdeckt habe. Hoch über dem breiten Thorweg prangt ein allegorisches Gemälde: Spanien zieht den Schleier von Amerika und enthüllt dies so den Blicken der alten Welt. — Stolz lieb' ich den Spanier. — Ob der Stolz noch heute seine Berechtigung hat, wollen wir hier unerörtert lassen; die majestätische Palastfaçade hält wenigstens, was sie verspricht, eine relativ reiche und jedenfalls interessante Ausstellung. Auch das Kaiserreich Brasilien hat die Erzeugnisse seiner jungen Industrie in glänzender Weise durch eine buntfarbene maurische Säulenhalle umrahmt, und das unglückliche Mexico, bei dem der Wille gut, aber die Kraft schwach war, schloß seine kleine Ausstellung durch einen weißen Holzrahmen ein.

Die Vereinigten Staaten zeigen in ihrer Ausstellung, welche hohe Bedeutung sie dem Unterrichtswesen beilegen. Die breite Galerie, welche in einer Höhe von etwa fünfzig Fuß an der ganzen Innenseite der Halle herumläuft, ist von den einzelnen Staaten als Ausstellungsplatz für Erziehungswesen mit Beschlag belegt. Nur der Staat Pennsylvanien hat zu diesem Zwecke einen besonderen Pavillon errichtet. Unter allen diesen Schulausstellungen erweist sich die des Erziehungs-Departements vom Staate Massachusetts als die glänzendste. Durch eine Masse ausgelegter Schularbeiten wird es dem Beschauer klar, wie segensreich hier die öffentlichen Unterrichtsanstalten wirken. Mehrere Räume nehmen die Leistungen der technologischen und landwirthschaftlichen Institute ein, welche auch jedem Schüler unentgeltlichen Unterricht ertheilen. Es drängt sich hier dem Besucher der stillen Räume eine solche Fülle von Maschinenconstructionen, Muster- und Kreidezeichnungen, physikalischen Apparaten, Abhandlungen über naturwissenschaftliche Themata und anderen Arbeiten der Zöglinge jener Anstalten entgegen (welche so gewissenhaft wie irgend möglich ausgeführt sind), daß man an der Leistungsfähigkeit jener Institute kaum zweifeln kann. Von den übrigen Staaten hat Schweden eine Lehrmittelausstellung in einem eigens dazu erbauten Schulhause veranstaltet, welches mit seinem säulengetragenen Vorbau, den schlanken Galerien und dem Schindeldache als ein Muster geschmackvoller Holz-Architektur gelten kann. Das Classenzimmer liegt zu ebener Erde und ist ungemein hell und luftig; Tische und Bänke sind zweckmäßig eingerichtet, und was die Lehrmittel betrifft, so giebt es da eine Fülle naturgeschichtlicher Abbildungen, geographischer Karten und Lehrbücher und schön gearbeiteter physikalischer Instrumente. In Schweden wie in Amerika sind in den Volksschulen militärische Exercitien eingeführt, um dem Körper des Schülers nach dem langen Stillsitzen auf den Schulbänken die so nothwendige Bewegung zu verschaffen; es sind zu dem Ende auch kleine Gewehre für die Schüler vorhanden. Noch einen verwandten Zug haben die amerikanische und schwedische Volksschule, daß nämlich beide reichhaltige Volksbibliotheken (auch für Erwachsene) besitzen, welche der Lehrer verwaltet. Belgien hat in seiner Abtheilung gleichfalls eine Volksschule eingerichtet, mit Vorzimmer, Schulstube und Lehrmittelausstellung, in welcher wir das amerikanische System weiter entwickelt finden. Das Classenzimmer ist luftig; die Bänke und Tische sind möglichst bequem eingerichtet, und für den Anschauungsunterricht ist das denkbar Mögliche gethan. Die Lesefibeln enthalten Abbildungen. Naturkörper sind in reicher Menge vorhanden, und besonderer Werth wird auf die Kenntniß der heimischen Industrie gelegt. So sind in der Schule Pappschachteln vorhanden, von denen jede irgend ein Rohproduct des Ackerbaues oder Bergbaues enthält, und zu diesem gesellen sich dann eine Reihe von Proben jener Fabrikate, die aus dem Rohproducte gewonnen werden. So enthält — um ein Beispiel anzuführen — eine Schachtel ein Stückchen Eisenerz; daneben findet der Schüler

nun Proben der aus diesem Mineral gewonnenen Fabrikate, als da sind: Gußeisen, Stahl, Schmiedeeisen, Stahlfedern, Kettenglieder &c. So vortrefflich dieses System ist, so zweifelhaft erscheint bei näherer Betrachtung des Stundenplans das Resultat, denn der Religion, die bekanntlich mit dem Wissen nichts gemein hat, ist so viel Zeit gewidmet, daß unter der gütigen Fürsorge der Schulpatres und Schulschwestern die Naturgeschichte den lieben Kleinen aus Flandern und Brabant wenig Kopfzerbrechens machen wird.

Die Niederlande haben eine Ausstellung von Lehrmitteln und Schülerarbeiten ihrer Kunstschule zu Rotterdam veranlaßt, welche 1869 gegründet wurde, um Knaben im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren unentgeltlichen Unterricht in der Technologie und den bildenden Künsten zu gewähren. Mehrere Cantone der Schweiz haben gleichfalls eine Lehrmittelausstellung ihrer Volks- und Gewerbeschulen veranlaßt, ebenso England und Canada. Das letztere hat das Mutterland bezüglich des Erziehungswesens fast in Schatten gestellt, und was in dieser canadischen Ausstellung besonderes Interesse erweckt, das sind die Lehrmittel für Blinden- und Taubstummenanstalten, welche allesammt Zeugniß geben von dem Geiste der Menschenliebe, welcher die Lehrer solcher Anstalten beseelen muß. Die amerikanischen Staaten haben zum Theile ebensolche Ausstellungen ihrer Blinden- und Taubstummen-Institute veranstaltet, und selbst das halbbanquerotte Mexico hat die Arbeiten seiner Wohlthätigkeitsanstalten zur Schau gestellt.

Eine hochinteressante Lehrmittelausstellung, namentlich in ethnographischer Beziehung, ist die des pädagogischen Museums zu Moskau, als deren eigentlichen Veranstalter sich der russische Kriegsminister nennt; es hat demnach den Anschein, als wäre die wahrhaft großartige Sammlung vorzugsweise den Militärschulen zur Benutzung angewiesen. Auch einer norwegischen Schulstube muß ich schließlich noch Erwähnung thun, in welcher Schülerarbeiten, sehr hübsche Karten zur Kenntniß der heimischen Thier- und Pflanzenwelt, der Verkehrswege und der fremden Ländergebiete, ausgelegt sind; außer einem Globus finden wir dann noch Abbildungen der heimischen Volkstrachten und einen Touristenanzug. In Norwegen und Schweden macht man die Heimathskunde zum Ausgangspunkte für Geographie und Geschichte; so sehr man dies immer loben muß, so begreift man doch nicht recht, wie die Touristenausrüstung in die heiligen Hallen einer Schulstube kommt, selbst wenn man annehmen wollte, daß norwegische Schulmeister mit ihren Zöglingen in den Ferien praktische Heimathskunde trieben.

Deutschland und Oesterreich, welche in Bezug auf Schuleinrichtungen, Lehrmittel und Leistungen der Volks- und Mittelschulen den Besuchern der Weltausstellung zu Wien so vieles zu zeigen hatten, ließen diesmal das Erziehungswesen ganz außer Acht.

Zum Glück für Deutschland trat der Buchhandel recht kräftig ein, und so fanden die Fremden in der wahrhaft geschmackvoll eingerichteten Gruppe deutscher Verlagswerke einen ziemlich reichen Vorrath an guten pädagogischen Schriften und vorzüglichen Kartenwerken. Gewiß darf man annehmen, daß sich das Wesen eines Volkes in seiner literarischen Production wiederspiegelt, und wenn wir dem deutschen Buchhandel in der Centennial-Ausstellung eine eingehendere Beachtung schenken, so müssen wir gestehen, daß keine andere Nation in diesem Spiegel eine so große Vielseitigkeit und gleich gesunde geistige Richtung offenbart. Aus der Masse von Jugendschriften und Familienjournalen, deren wir uns erfreuen, geht ferner hervor, daß unser deutsches Familienleben in allen Schichten der Gesellschaft ein inniges ist. Wir haben auch Freude am Schönen; das beweisen die guten Illustrationen der Unterhaltungsblätter und Dichterwerke, die musikalischen Werke unserer Componisten, die große Menge der Farbendruckbilder, welche das Heim der weniger Bemittelten schmücken sollen.

Die Ausstellung französischer Verlagsbuchhändler ist nur insofern glänzender als die deutsche, als es einigen Pariser Firmen, in deren Händen sich beinahe der ganze französische Buchhandel concentrirt, leicht wurde, die besten Werke aus jedem Zweige der literarischen Production zusammenzustellen und dann Prachtwerke in die vorderste Linie zu stellen, wie Doré's „Dante" oder jene berühmten Evangelien, an denen drei der besten französischen Maler arbeiteten und deren Herstellung der Firma Hachette 1,200,000 Franken gekostet haben soll.

Die amerikanische Buchhändlerausstellung ist die charakteristischste von allen, denn in dem schönen zweistöckigen Pavillon, den dieselbe einnimmt, gehört der untere Stock zum großen Theil den Bibelgesellschaften, welche das Buch aller Bücher in zweihundert Sprachen ausstellten, dann den Methodistengemeinden mit ihren Erbauungsschriften und den Mäßigkeitsvereinen und ihren Warnungsschriften und Belehrungstractätchen. Neben diesen Gesellschaften fand man übrigens eine Ausstellung der Association für sociale Wissenschaften, deren Wirksamkeit eine überaus lobwürdige ist, denn dieselbe strebt mit großer Energie den socialen Fortschritt an. Fast der ganze obere Stock ist den pädagogischen Schriften eingeräumt, und vom Kindergarten bis zur Universität finden wir alles vertreten, was die Union an guten Lehrmitteln aufzuweisen hat. Von den großen Verlagsbuchhandlungen haben nur wenige ausgestellt, und unter diesen wenigen hat die Firma Lippincott und Comp. in Philadelphia einen besonderen Pavillon gebaut. Erwähnung verdient die überraschende Thatsache, daß man in der Ausstellung der Amerikaner die geschmackvollsten und solidesten Buchbinderarbeiten fand.

Eine Ausstellung, welche dem Erziehungswesen eigentlich sehr nahe steht, hatte Mr. Bergh, der Präsident des New-Yorker Vereins zur Verhütung von Thierquälerei, veranstaltet. Dies war die originellste und seltenste Erscheinung, welche man je auf einer Ausstellung sah, denn sie bestand in blutbesudelten Kampfhähnen, halbzerrissenen Bulldoggen, zerschossenen Tauben, den Photographien von geschundenen und abgetriebenen Pferden, Marterinstrumenten, mit denen brutale Kerle das arme Vieh gepeinigt hatten, und was dergleichen Dinge mehr sind, welche gegen jene Ungerechten zeugen, die sich nicht ihrer Thiere erbarmten. Bergh, der unerschrockene Vertheidiger mißhandelter Geschöpfe, ging bei dieser Ausstellung, die vielleicht nicht ganz in den Rahmen eines Industriepalastes paßt, von einem sehr richtigen Grundgedanken aus; er wollte nämlich den Thierquälern, so weit sie, bestraft oder unbestraft, in der Welt herumlaufen, zeigen, daß die geringe Buße, welche der Polizeirichter dem einen oder anderen unter ihnen auferlege, das begangene Unrecht allein nicht sühne, sondern daß es eine noch empfindlichere Strafe gebe, die Verachtung aller guten Menschen, darum bezeichnete er jedes gemarterte Thier und jeden Prügel mit dem Namen und der Strafe dessen, welcher der Thierquälerei als schuldig befunden wurde. Wie schonungslos Mr. Bergh in diesem Punkte vorging, beweist der Umstand, daß er auch die Patent-Office zu Washington mit an den Pranger stellt. Diese hatte nämlich ein Maschinchen zur Anfertigung sogenannter Stachelleder patentirt, welche thierquälerische Kutscher derart am Gebiß der Pferde anbrachten, daß sich bei jedem Ruck die Stacheln in das weiche Maul der Thiere eingruben. Bergh stellte nun das Thierquälermaschinchen so aus, daß dem Beschauer sofort das Patentzeichen in die Augen fiel.

Was das eigentliche Kunstgewerbe betrifft, so nimmt fast bei allen modernen Völkern die Kunsttöpferei den breitesten Raum ein. Im Grunde sollte man das auch natürlich finden, denn die Cultur eines Volkes beginnt beim Kochgeschirr. Seltsamer Weise hat das modernste aller Culturvölker, das amerikanische, in diesem Punkte so gut wie nichts geleistet. Seine Porcellane und glasirten Waaren sind geschmacklos in der Form wie in der Bemalung; nirgends verräth sich ein schöpferischer Zug, und auch seine Terracotten sind in jeder Beziehung unbedeutend. Die Amerikaner haben auf diesem Felde von den Franzosen, Engländern und Deutschen noch unendlich viel zu lernen. Was die vornehmste Seite der Kunsttöpferei betrifft, ich meine die Porcellanmanufactur, so war die Schöpfung Böttcher's, das alte Meißen, gar nicht vertreten, Berlin hatte dagegen seine stolzen Vasen, die von bedeutenden künstlerischen Kräften bemalt sind, in der Rotunde aufgepflanzt und erntete damit viel Bewunderung. Es sind meist Nachbildungen berühmter Meisterwerke und zwar Compositionen erhabenen Stils, welche man als Decoration dieser Porcellanvasen verwandte, und das ist im Grunde falsch, denn großartige Schöpfungen gewinnen nicht durch die Verkleinerung. Gelungen in der Form waren fast alle diese Prachtstücke. An schönen Gebrauchswaaren hatte die königlich preußische Porcellanmanufactur einen gefährlichen Rivalen an der französischen Staatsmanufactur zu Sevres, die zwar nicht selbst ausgestellt hatte, aber doch durch einige vorzüg

liche Producte vertreten war. Die französischen Teller und Tassen zeichnen sich alle durch eine besondere Leichtigkeit und Feinheit in der Form aus, Vorzüge, welche nur im Materiale, jener berühmten Kaolinerde, und nicht in einer verfeinerten Technik ihren Ursprung haben. Die meiste Bewunderung unter allen Porcellanausstellern fand der Engländer Daniell mit einigen Pâte sur pâte-Vasen. Es sind das Stücke mit schwarzer, rother oder grüner Grundfarbe, auf deren glänzender Fläche weiße Figuren sich nach Art der Cameen abheben. Die weiße Porcellanschicht des Ornaments ist so dünn, daß der farbige Untergrund leicht durchschimmert. So erscheinen die Frauen mit den classischen Formen und der flatternden Gewandung, die reizenden Bübchen und Engelsköpfe, welche als Ornament der Vase dienen, wie von zartem Farbenglanze durchleuchtet. Diese Arbeiten sind unstreitig das Schönste, das bisjetzt auf dem Gebiete der Kunsttöpferei geleistet wurde. Die Franzosen dürfen sich rühmen, auch diese Technik in's Leben gerufen zu haben.

Die Fayence, welche künstlerischem Schaffen weniger Schwierigkeiten bereitet, als das Porcellan, hat sich ein weites Gebiet erobert, und wir sehen bei den Franzosen und Engländern Vasen von großer Schönheit in diesem schlechteren Material ausgeführt. Die Franzosen mit ihrem glücklichen Farbensinn leisten in der harmonischen Zusammenstellung der Farben wahrhaft Ueberraschendes, und einige Vasen der Fabrik zu Limoges sind von berauschender Farbenpracht, auch unter den Palissywaaren finden sich reizende Stücke. Die Italiener fertigen noch immer Majolikas nach alten Vorbildern an; so dürftig hier die Bemalung in der Nähe erscheint, so vortrefflich wirken Farbe und Zeichnung aus einiger Ferne. Schweden hat schöne Statuetten und Vasen in Biscuitmasse und Fayence ausgestellt, und in dieser Gruppe sehen wir auch farbige Kachelöfen, welche der Nachahmung würdig erscheinen. Dänemark, die Heimath des idealen Thorwaldsen, hat Urnen und Vasen aus Terracotta mit antiken Formen und Zeichnungen in großer Menge über's Meer geführt, an denen Reinheit der Linien und eine vortreffliche Farbenzusammenstellung zu rühmen sind. Aus dem Kannebäckerländchen bei Coblenz und einer Fabrik in Znaim sind schöne Steingutwaaren, mittelalterliche Krüge und Humpen eingesandt worden, und ein Schotte hat eine hübsche braune Gebrauchswaare zur Schau gestellt, welche an die Bunzlauer Geschirre erinnert, von denen leider jede Probe auf der Ausstellung fehlte.

Die Engländer, deren schöne Doultonwaaren hier wie in Wien großes Gefallen erregten, zeigten, welcher praktischen Verwerthung die Terracotta fähig sei. Zuerst hatten sie aus diesem Materiale eine gothische Kanzel von großer Schönheit ausgestellt und dann die Umrahmung eines großen Kamins, welcher in decorativer Beziehung zu den prächtigsten Arbeiten der Haupthalle gehört. Eine sehr gefällige Wirkung bringen ferner die Terracotten eines englischen Fabrikanten hervor, welcher an Statuetten verschiedene Farbennuancen durch die Anwendung verschiedener Thonarten erzielt. So erscheint beispielsweise das Gesicht und der Körper eines Knaben hellgelb, fast weiß und seine Gewandung dunkelroth.

Unter allen Glasausstellungen haben sich die der böhmischen Fabrikanten den ersten Platz erobert, und man sieht vorzugsweise bei Lobmeyer in Wien Tafelgeschirre von bewunderuswerther Schönheit. Die Erben Phöniciens, die Venetianer, thun sich durch ihre farbigen Glasperlen, Glasmosaikarbeiten und jene kleinen Toilettenspiegel hervor, die von Spitzen und Blumen umrahmt zu sein scheinen und vorzugsweise aus Salviati's Werkstätten in vollendeter Form hervorgehen.

In Bezug auf reiche Zimmerausstattung bleibt die Centennialausstellung weit hinter Wien zurück, denn die großen Pariser und Londoner Decorateure waren nicht auf der Ausstellung erschienen und eine englische Firma hatte außer einem üppigen Schlafzimmer von gutem Farbenarrangement wenig Beachtenswerthes aufzuweisen. Man mußte also die einzelnen Theile der Einrichtung, wie Möbel, Teppiche, Tapeten, Kamine &c., besonders in Betracht ziehen.

In Bezug auf Kunsttischlerei haben die Amerikaner so gewaltige Anstrengungen gemacht, daß sie alle anderen Nationen vollkommen erdrückten, selbst die Italiener, welche Imitationen von Florentiner Prachtmöbeln aus dem fünfzehnten Jahrhundert ausstellten, an denen die Holzschnitzerei von außerordentlicher Feinheit und Schönheit ist. Die New-Yorker Möbelfabrikanten aber wiesen Prachtstücke auf, bei denen Aufbau und Ornamentation in gleicher Weise vollendet erschienen. Auch an geschmackvollen und soliden Arbeiten für die Mittelclassen hatten die amerikanischen Möbelfabrikanten den größten Reichthum. Die praktische Erfindungsgabe des Amerikaners verleugnet sich auch bei diesem Industriezweige nicht. So sehen wir ein ganzes Cabinet mit Bett, Schrank und Toilette, das sich im Umfange eines mäßig breiten Schrankes zusammenschieben läßt, sodaß von dem ganzen Schlafzimmer nichts mehr übrig ist als ein Decorationsstück, das die Wand bedeckt. Die Engländer glänzen im wahren Sinne des Wortes durch ihre schönen Messingbettstellen und Wiegen, die Oesterreicher durch ihre gebogenen Möbel mit den naturgemäßen schwungvollen Formen, die Franzosen durch eine Reihe zierlicher Ebenholzmöbel, denen schönbemalte Fayenceplatten als Ornament dienen.

In der Kunst, prächtige Marmorkamine aufzubauen, haben die Amerikaner die Franzosen und Belgier erreicht, auch imitiren dieselben Marmorkamine mit Mosaikeinlage durch bemalte Schieferplatten in überaus täuschender Weise. Im Aufbauen stolzer Holzkamine mit Fayenceeinlagen sind die Engländer Meister.

Was die Teppichwirkerei angeht, so haben sie, da sie seit Jahrzehnten die besten Arbeiten Indiens, Persiens und der Türkei nachahmten, jetzt eine Sammlung von solchen Teppichen zusammengebracht, die zum Theil in Durham, theils in Indien selbst gearbeitet sind, deren Farbenpracht unser Auge füllt, wie rauschende Accorde unser Ohr. Es ist wunderbar, wie diese stilisirten Blumen, Sterne, Ranken und Vögel zu einem einzigen farbensatten Bilde zusammenschmelzen, das die gewaltige Fläche füllt, ohne sie zu zerstören. Die holländischen Fabriken zu Delft und Deventer imitiren auch orientalische Muster, allein noch fehlt diesen Arbeiten der zarte Farbenschmelz. Die Amerikaner fangen jetzt erst an, die aufquellenden grellfarbenen Blumensträuße in der Musterung aufzugeben und sich die stilvollen Arbeiten des Orients zum Vorbilde zu nehmen.

Wenden wir uns zu der Weberei, so haben wir vor Allem der niederländischen und französischen Gobelins zu gedenken. In diesem Zweige der Kunstindustrie wird heute so Großartiges geleistet, daß die Malerei kaum noch ein Werk besitzt, das die Gobelinweber nicht nachzuahmen vermöchten. Einige Arbeiten der französischen Staatsgobelinmanufactur sind von so hoher künstlerischer Vollendung, daß die Ausstellungscommission sie in die Kunstgalerie verwies. Spanien hat aus seinen königlichen Palästen Gobelins ausgestellt, die jedoch in Bezug auf Colorit wie scharfe Contourirung weit hinter den Arbeiten der Neuzeit zurückbleiben. Am besten lassen sich Gobelinbilder im Watteau'schen Stile verwenden, und die weitaus größte Zahl der ausgestellten Arbeiten besteht aus Nachahmungen jener anmuthigen Gemälde aus der liederlichen Zeit der französischen Regentschaft.

Das ganze Gebiet der Textil-Industrie ist sehr reich vertreten. Frankreich steht allen anderen Völkern in der Anfertigung herrlicher Seiden- und Sammtstoffe sowie köstlicher Brokate voran. Deutschland hat auf diesem Gebiete auch sehr schöne Waaren aufzuweisen; namentlich sind Elberfelder und Crefelder Seidenstoffe und sehr hübsch gefärbte Baumwollsammte einer Fabrik zu Linden (Hannover) bemerkenswerth. An reichen Spitzendessins ist so große Auswahl vorhanden, daß die Jury ihre liebe Noth haben wird, zu entscheiden, wem der große Preis gebührt, den Brüsseler, den sächsischen oder den Wiener Fabrikanten. England bildete aus seinen vortrefflichen Tuchen, feinen Leinenwaaren, reichen Tisch- und Bettdecken mit farbiger Bordure und Reisedecken eine so reiche Gruppe, daß es dem Beschauer sauer wird, sich durchzufinden. Die englischen Fabrikanten haben jetzt als Reisedecken eine seidenartige Pelzimitation eingeführt. Die Spanier zeichnen sich durch farbenprächtige Wollportieren und geschmackvoll gemusterte farbige Hemden aus. Californien gebührt der Ruhm, die weichsten Wolldecken und Flanellstoffe zu besitzen.

Ein weiteres Gebiet des Kunstgewerbes beherrschen die Franzosen fast unumschränkt, das der Bronzetechnik, und obgleich die hervorragendsten Pariser Firmen in dieser Gruppe fehlen, sieht man doch einen wahren Wald von Lampenträgern, Statuetten, Gruppen und Lüstren, bei welchen man die geniale Zeichnung und den Reiz der Farbe in gleichem Maße bewundern

muß. Die Franzosen haben nämlich die Kunst, durch Bronzemischungen verschiedene Farben herauszubringen, so gründlich studirt, daß sie an einer Figur die verschiedensten Abstufungen für den Körper, die Gewandung und das Geräth anbringen. Die geschmackvollsten und reichsten Bronzekronleuchter hatten New-Yorker Firmen ausgestellt.

Auf keinem Gebiete der Kunstindustrie herrscht vielleicht ein so reger Wetteifer, wie auf dem der Gold- und Silberarbeiten. Die amerikanischen Juweliere sowie Elkington aus London haben sich vollkommene luxuriös ausgestattete Läden eingerichtet. Und in diesen glänzenden Räumen findet man Tafelaufsätze aus getriebenem Silber, deren Werth auf fünfundzwanzig- und dreißigtausend Dollars veranschlagt ist, und Prachtgeräthe, in denen die Kunst des Orients wieder auflebt. Da fallen persische Silbergeschirre in's Auge, die sich aus lauter glitzernden Streublumen aufzubauen scheinen, farbige Nielloplatten, indische Kühlgefäße aus Silber mit reicher Vergoldung, Silberschilde im Benvenutostile, Diamanthalsbänder im Werthe von hundertzwanzigtausend Dollars, und was dergleichen strahlende Dinge mehr sind.

In England und Amerika förderten die Clubs die Silberindustrie, die Prachtliebe der Frauen aber die Goldschmiedekunst mächtig. Unsere deutschen Bijouteriefabriken zu Hanau, Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd haben auch in einer reichen Collectivausstellung sehr geschmackvolle Arbeiten aufzuweisen; in der englischen Abtheilung sind Dubliner und Edinburger Juweliere mit Schmucksachen aufgetreten, welche einen nationalen Charakter an sich tragen, und in der italienischen haben Castellani, Bellezza und Andere die altrömischen Formen, wie man sie zu Pompeji und Herculanum, wie bei den Bauern des heutigen Italiens fand, wiederbelebt. In Bezug auf Silberfiligranarbeiten treten mit den Italienern die Silberschmiede von Christiania in eine siegreiche Concurrenz. Die österreichischen Granatschmucksachen sind ebenso sehenswerth, wie die allerliebsten Werke der Kleinplastik, wie sie die Wiener Galanteriewaarenhändler ausgestellt haben, reizende Dinge in Bronze und Email. Dazu darf man auch die Arbeiten in Meerschaum und Bernstein rechnen, worin Wiener Fabrikanten geradezu Bewunderungswürdiges leisten. Die Ausstellung französischer Emailarbeiten ist eine glänzende; sie beweist uns, daß wir auf diesem Gebiete die Kunstfertigkeit vergangener Jahrhunderte wieder erreicht haben.

Es wäre noch Manches zu erzählen von den tauschirten Arbeiten des Spaniers Zuloaga, in denen die fast untergegangene Kunst maurischer Waffenschmiede wieder auflebt, von den Leistungen moderner Waffenfabriken, von den handlichen Arbeitswerkzeugen der Amerikaner, ihren gefälligen Buggies, dem enormen Reichthume an ausgestellten Chemikalien und anderen Dingen, die sehenswerth sind, allein der Raum dieser Besprechung ist bereits weit überschritten. Vielleicht läßt sich bei meiner Betrachtung der Ausstellungen der Orientalen und der Völker Ostasiens Manches nachholen.

Blätter und Blüthen.

Theatererinnerung eines alten Schauspielers. Im August des Jahres 1845 war ich auf dem Callenberge, dem reizenden Lustschlosse des Herzogs von Coburg, und hatte mich kaum in der dortigen Restauration an den Tisch gesetzt, um eine Tasse Kaffee zu trinken, als sich ein Herr zu mir gesellte und sich mir als den Schauspieler Hübsch vorstellte. Er war als Director des Königsberger Theaters thätig gewesen und sah sich nun, wie er mir erzählte, directionsmüde nach einem dauernden Engagement um. In Coburg habe er Gönner gefunden, die ihn dem Baron von Gruben (damaligem Intendanten des Hoftheaters) empfohlen hätten; von diesem sei ihm ein Gastspiel zugesagt und zugleich die Aussicht auf die Regie eröffnet worden. Er würde nun in den ersten Tagen des Septembers in „Don Carlos“ als Philipp auftreten und also, wie er sich ausdrückte, das Vergnügen haben, mit mir, der ich im Besitze der Rolle des Don Carlos war, zusammen zu wirken.

Nachdem wir unsern Kaffee getrunken hatten, traten wir, weiter plaudernd, unseren Rückweg nach der Stadt an, wo wir uns trennten, um uns erst nach einigen Wochen auf der ersten Theaterprobe des „Don Carlos“ wieder zu sprechen, obschon ich ihn einige Male auf der Straße bemerkt hatte, auf der seine außerordentlich vortheilhafte Persönlichkeit Aufmerksamkeit zu erregen begann.

Die erste Theaterprobe überzeugte uns leider, daß Hübsch, obgleich er mehr als genügende Zeit zur Vorbereitung gehabt hatte, kaum einiger Worte seiner Rolle mächtig, ja nicht einmal im Stande war, den allzulauten Einflüsterungen des Souffleurs nachzusprechen; die Probe wurde also unterbrochen, und wir mußten — da Hübsch nach Hause geeilt war, um seine vergessene Rolle zu holen, deren Vermissen er als Grund seiner sogenannten Zerstreuung angab — geduldig auf seine Wiederkunft warten. Sei es nun, daß er mittlerweile die verlorene Fassung wieder erlangt, sei es, daß das Bewußtsein, seine Rolle bei sich zu wissen, ihm das Gedächtniß gestärkt hatte, es ging nach seiner Rückkehr etwas besser und die Probe wurde wenigstens ohne weitere Störung zu Ende geführt. Am folgenden Tage, dem Tage der Aufführung, war auch die Generalprobe in Gegenwart des Intendanten. Obschon mir nun Hübsch versicherte, die ganze vergangene Nacht dem Studium gewidmet zu haben, wurden seine Gedächtnißlücken doch bald dergestalt merkbar, daß der Regisseur ihn ermahnen mußte, sich im Laufe des Nachmittags noch fleißig mit der Rolle zu beschäftigen.

Endlich kam der verhängnißvolle Abend. Ich, der ich als Don Carlos das Stück zu beginnen hatte, war bereits mit meiner Costümirung soweit fertig, daß ich mir nur noch den Hermelinmantel mit der Mantelschnur befestigen zu lassen brauchte, als endlich — es mochte wohl schon halb sieben Uhr sein — Hübsch fast athemlos in die Garderobe kam, um sich anzukleiden. Da ihm sein Platz neben meinem angewiesen war, hatte ich Gelegenheit ihm zu bemerken, daß er keine Zeit mehr zu versäumen hätte. Hierauf erwiderte er mir, während er sich ankleidete, daß er auf dem Wege in's Theater an einem Silberladen vorübergegangen und durch flüchtiges Betrachten des Schaufensters plötzlich auf den Gedanken gekommen wäre, seiner Frau, deren Namenstag in kurzer Zeit sei, eine Freude zu machen. Wie sehr er sich nun aber auch mit der Bestellung eines Dutzend silberner Bestecks beeilt hätte, dürfte er sich doch wohl etwas zu lange dabei aufgehalten haben, er werde aber sicher noch rechtzeitig mit seiner Costümirung fertig werden.

Und er hatte die Wahrheit gesprochen. Mit fabelhafter Geschwindigkeit hatte er sich während der Unterredung die einzelnen Costümstücke anzulegen gewußt und war nach einer Viertelstunde bereits geschminkt; er hatte nur noch sein Haar zu ordnen, um ganz fertig zu sein, als ihn mein Blick zufällig streifte und ich erstaunt bemerkte, daß er sich eine blonde Lockenperrücke aufstülpen lassen wollte.

„Aber, Herr Hübsch,“ rief ich aus, „Sie werden doch nicht als Philipp diese blonde Lockenperrücke aufsetzen wollen?“

„Allerdings werde ich das thun,“ gab er mir zur Antwort, „und denke es auch vertreten zu können, da es das Resultat reiflichster Ueberlegung ist.“

Jetzt schlug es sieben Uhr. Das Musikzeichen wurde gegeben; ich mußte auf die Bühne und durfte, um mich nur mit meiner Rolle zu beschäftigen, mich durch Nichts mehr abziehen lassen, war aber dennoch auf's Aeußerste gespannt auf Philipp's Auftritt. Nachdem ich die fünfte Scene beendet hatte und als die Königin sich nach dem Hintergrunde zurückziehen wollte, trat unser Philipp ihr entgegen, blickte mit Befremdung umher, und nachdem er eine augenblickliche Pause hatte vorangehen lassen, begann er mit „So allein, Madame?“ Wenn auch kein Philipp, war er trotz seiner blonden Lockenperrücke, die er sich nicht hatte abstreiten lassen, eine so imposante Erscheinung, daß er von vornherein den vortheilhaftesten Eindruck machte, und man hörte auch während der kurzen vorhergehenden Pause ein Beifallsgemurmel im Publicum. Freilich hielt diese ihm günstige Stimmung nicht lange an, denn man wußte das Unbestimmte seiner Charakterzeichnung nicht zu deuten, auch bemerkte man wohl, daß er die Hülfe des Souffleurs über die Gebühr in Anspruch nahm. Dennoch gelang es ihm, diese verhältnißmäßig kurze Scene ohne allzu lange Kunstpausen zu Ende zu führen und sich glücklich „durchzulügen“, wie man in der Coulissensprache zu sagen pflegt. Nun aber begann der zweite Act. Der Auftritt zwischen Philipp, Alba und Carlos geht zu Ende. Alba tritt ab. Carlos befindet sich mit Philipp allein auf der Bühne, und die schöne Scene zwischen Vater und Sohn nimmt ihren Anfang; ich gelange auch glücklich bis zu der Rede:

„Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele! Schon der Name
Des königlichen Sohnes, der voraus
Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
Wo Herzog Alba's Henker nur verheeren.
Auf meinen Knieen bitt' ich dr'um. Es ist
Die erste Bitte meines Lebens — Vater,
Vertrauen Sie mir Flandern“ —

Hierauf hat Philipp zu erwidern:

„Und zugleich
Mein bestes Kriegsheer Deiner Herrschbegierde?
Das Messer meinem Mörder?“ —

Aber Hübsch schweigt, stiert in den Souffleurkasten, blickt mich wie hülfeflehend an, wendet sich wieder nach dem Souffleurkasten und kommt endlich auf mich zu. Er legt mir die Hand auf's Haupt und sagt mit wimmernder Stimme: „Weiche Seele!“ Ich blicke auf, sehe ihm in's Auge und — gerechter Gott! Wie ein Blitz durchzuckt mich der Gedanke: Der Mann ist wahnsinnig. Der Schreck lähmt mir die Kraft zur Ueberlegung, und dennoch fühle ich unwillkürlich, daß die Scene auf's Schnellste zu Ende gebracht werden müsse; ich gebe dem sich vergebens anstrengenden Souffleur unmerklich einen Wink, entwinde mich der unmittelbaren Nähe des sich an mich anklammernden Hübsch, überspringe alle Zwischenreden und finde glücklich mit der folgenden Rede eine Anknüpfung:

„Ich wage meines Königs Zorn und bitte
Zum letzten Mal: Vertrauen Sie mir Flandern!

Ich soll und muß aus Spanien. Mein Hiersein
Ist Athemhalen unter Henkershand —
Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewußtsein eines Mords. Nur schnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn Sie mich retten wollen — schicken Sie
Mich ungesäumt nach Flandern!"

Nach einer hier durchaus nöthigen kurzen Pause, die Hübsch nicht durch Worte, sondern durch einige unarticulirte Töne auszufüllen sich abmühte, fahre ich rasch fort:

„O jetzt umringt mich, gute Geister! Vater
Unwiderruflich bleibt's bei der Entscheidung?"

Dann verbeuge ich mich, schließe mit den Worten: „Mein Geschäft ist aus" die Scene und stürze ab. Der rauschende Applaus, der meinen Abgang begleitete, ließ mich vermuthen, daß das Publicum noch keine Ahnung von der Tragödie in der Tragödie hatte, und eiligst verfügte ich mich nach der Coulissenseite, auf der ich den Regisseur zu finden hoffte, um ihm die schreckliche Wahrnehmung mitzutheilen; als ich jedoch, ihn suchend, einen Blick auf die Bühne werfe, sehe ich das Unglaubliche. Hübsch starrt das Publicum an, öffnet den Mund, schließt ihn wieder, wirft dann einen stieren Blick in den Souffleurkasten, dann wieder einen in das Publicum, das nun unruhig zu werden anfängt, weil die Pause bereits zwei peinlich lange Minuten gewährt hat, dann aber, als endlich sich der Vorhang langsam senkt, scheint er aus seiner Betäubung zu erwachen; er läßt den Vorhang nicht ganz zur Erde fallen, sondern hält ihn mit der einen Hand, um sich mit folgenden Worten an das Publicum zu wenden:

„Gnädigster Herzog, verehrungswürdiges Publicum! Der Pfarrer auf der Kanzel kann sich versprechen; darum haben Sie auch Nachsicht mit einem armen Schauspieler!"

Jetzt aber wurde er beim Arme ergriffen und zurückgezogen, damit der Vorhang sich ganz senken konnte; der Intendant, Baron von Grube, der inzwischen aus der Intendanzloge des ersten Ranges auf die Bühne geeilt war, herrschte ihm nun entgegen: „Herr! Sie schänden unser Hoftheater. Sie werden nicht weiter spielen! Entkleiden Sie sich!"

Hübsch, der kein Wort der Erwiderung fand, maß ihn zwar von oben bis unten, ging aber dann ruhig, der Weisung folgend, nach der Garderobe, wo er von drei Schneidern im Empfang genommen und rasch entkleidet wurde, damit der Regisseur Kawaczynski, der, da er die Rolle früher gespielt, schon am Morgen den Wink erhalten hatte, für alle Fälle bereit zu sein, sich der Garderobestücke sofort bedienen konnte. Die Vorstellung nahm nunmehr, nachdem dem Publicum angezeigt war, daß wegen plötzlich eingetretenen Unwohlseins des Herrn Hübsch Herr Kawaczynski die Rolle des Philipp übernommen hätte, ihren ungestörten Fortgang. Der zu Rath gezogene Theaterarzt erkannte diese so plötzlich ausgebrochene Krankheit sogleich als eine sehr gefährliche, ließ einen Wagen kommen, den Patienten nach Hause fahren und ihn während der Nacht bewachen. Am folgenden Morgen schon wurde die irrige Meinung des Publicums, Herr Hübsch hätte sich erfrecht, im Rausche die Bühne zu betreten, durch die Trauerkunde berichtigt, daß der Unglückliche in Tobsucht verfallen und gebunden nach Erlangen in's Irrenhaus gefahren worden wäre. Seine herbeigeeilte Familie fand ihn nicht mehr am Leben. Er wurde in Erlangen begraben und ist vergessen worden, ich aber werde des Blicks, mit dem er die Worte: „weiche Seele" an mich richtete, stets eingedenk bleiben.

Die Reblaus als Ursache einer wichtigen Entdeckung. Unter den von Sachverständigen zur Vertilgung der Rebläuse in Vorschlag gebrachten Stoffen wurde auch eine Substanz empfohlen, die Schwefelkohlenstoff in Verbindung enthält und diesen bei der Berührung mit feuchter Erde wieder frei giebt. In Folge dessen konnte es nicht ausbleiben, daß die Fachmänner sich mit den Wirkungen dieser Substanz längere Zeit beschäftigten. Bei dieser Gelegenheit machte Herr Professor Zöller in Wien in jüngster Zeit eine eigenthümliche und interessante Entdeckung; er beobachtete nämlich, wenn er feuchte Erde mit geringen Mengen dieses Stoffes zusammenbrachte, den man wissenschaftlich mit dem nicht sehr mundgerechten Namen „xanthogensaures Kalium" bezeichnet, daß selbst bei einer schwachen Entwickelung von Schwefelkohlenstoff in den Versuchsgefäßen niemals eine Pilzbildung zu entdecken war. Fehlte jedoch die Substanz, so trat unter sonst völlig gleichen Verhältnissen immer eine Pilzbildung auf.

Diese Beobachtung gab nun die Veranlassung zu einer weiteren Prüfung, die darin bestand, den Schwefelkohlenstoff auf seine desinficirenden und conservirenden Eigenschaften zu untersuchen. Bei diesen Versuchen wurden die verschiedenartigsten Gegenstände, die unter Zutritt der Luft früher oder später dem Verderben unterworfen sind, durch geeignete Vorrichtungen in eine feuchte, etwas Schwefelkohlenstoffdampf enthaltende Atmosphäre gebracht.

Auf die angegebene Weise konnte man Ochsen- und Kalbfleisch zweiunddreißig Tage hindurch bei einer Temperatur von fünfzehn bis vierundzwanzig Grad Celsius vor Fäulniß schützen, und zeigten die angeführten Fleischsorten weiter keine Veränderung als ein Blaßwerden an der Oberfläche; im Innern blieb das frische Ansehen vollkommen erhalten. Geschlachtete und ausgeweidete Hühner wurden in gerupftem und ungerupftem Zustande zu einem zweiten Versuche verwandt, auch diese hielten sich bei der nämlichen Temperatur zweiunddreißig Tage, ohne Fäulniß zu zeigen. Heißes Roggen- und Weizenbrod, das sofort nach der Herausnahme aus dem Backofen in die schwefelkohlenstoffhaltige, feuchte Luft gebracht war, ließ nach vierzehn Tagen noch keine Spur von Schimmelbildung erkennen. Auch überreife Zwetschen hielten sich bei einer Zimmertemperatur, die nicht unter zwölf Grad Celsius sank, im Beisein von etwas Schwefelkohlenstoffdampf, einhundertzweiundneunzig Tage, ohne zu verderben, obgleich während der Dauer des Versuches das die Zwetschen enthaltende Gefäß acht bis zehn Mal geöffnet wurde.

Die weiteren Resultate, die Herr Professor Zöller erhalten, übergehe ich hier; sie beweisen ebenfalls die bedeutende Wirksamkeit des Schwefelkohlenstoffs als Conservirungs- und Desinfectionsmittel.

Aus Interesse für den im Vorstehenden besprochenen Gegenstand stellte ich einige Conservirungsversuche an, und zwar mit rohem Rindfleische. Ich erhielt, wie zu erwarten, dieselben Resultate wie der genannte Forscher und beobachtete dabei, daß in einer stark schwefelkohlenstoffhaltigen Luft etwa fingerdicke Fleischstücke durch die ganze Masse blaßgrünlich gefärbt wurden. Es ist also ein unnöthiger Ueberschuß dieses Conservirungsmittels zu vermeiden.

Es ist denkbar, daß die praktische Verwerthung dieser Conservirungsmethode für den Transport von Lebensmitteln, wie Fleisch etc. nach solchen Orten, wo Mangel in dieser Hinsicht vorhanden ist, auch eine volkswirthschaftliche Bedeutung gewinnen wird. Dr. Julius Erdmann.

Sommer-Eisbahnen auf wirklichem Eis. Zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten der auf die Spitze getriebenen sogenannten Civilisation hat es jederzeit gehört, die Natur auf den Kopf zu stellen und in einem Leben wider die Natur die höchsten Genüsse zu suchen. Man denke an die alten Römer in den Kaiserzeiten, an die Franzosen unter Ludwig dem Vierzehnten — oder besser, man fange bei sich selbst an! Die höchste Unnatur im Kopfputz und in der Kleidung ist „Mode", ein Kleiderzuschnitt, als ob die Hottentotten Venus unser Ideal wäre; ohne falsche Haare geht es nicht mehr, und sollten die Todten darum geplündert werden. Die Bäume im Garten werden zurechtgestutzt, die Pferde grausam verstümmelt, die Hunde als Löwen geschoren. Die schöne Landschaft kommt nur noch auf Gemälden zur Geltung und der Sonnenaufgang im Theater. Im Ballete erfreuen wir uns an dem künstlichen Sonnenschein, der durch Leinwandwolken herabglitzert, ja die Schlittschuhläufer in Meyerbeer's „Propheten", die uns durch ihre drolligen Künste amüsiren, sind von den Brettern, welche die Welt bedeuten, heruntergestiegen, und Tausende, welche nie ein gefrorenes Wasser betreten haben, finden ein Vergnügen daran, im Sommer Schlittschuh zu laufen.

Aber was für Stümper bleiben wir Deutschen in Sport-Angelegenheiten doch stets gegen die Engländer! Wir begnügen uns mit Cement und fahren auf häßlich schnarrendem Räder-Cothurne, während man dort, auch im Juli und August, für wirkliche Eisflächen zu sorgen weiß, über die man mit echten Stahlschlittschuhen dahingleiten kann. So eine echte Sommer-Eisbahn, wie sie unter Anderem in Chelsea besteht, kostet freilich mehr Geld zu unterhalten, als eine Cementbahn, aber dann hat man doch wenigstens einmal gründlich der Natur eine Nase gedreht, während man sich auf der letzteren nur selbst betrügt. Der Fußboden in den diesem neuesten Raffinement gewidmeten Räumen ist dicht mit einem Schlängelwerk dünner Metallröhren bedeckt, in denen beständig Salzwasser circulirt, welches ungefähr bis auf sieben Grad unter dem Gefrierpunkte abgekühlt ist. Die intensiv kalte, nicht selbst gefrierbare Flüssigkeit dieses Röhrensystems bringt die darübergegossene dünne Wasserschicht sehr schnell zum Gefrieren und bewahrt das Eis bei der größten Sommerhitze vor dem Abschmelzen, während der bedeckte und angemessen decorirte Raum angenehm abgekühlt wird. Dem Salzwasser entzieht man, beiläufig bemerkt, seine über —7 Grad weit hinausgehende Sommerwärme durch die rapide Verdunstung flüssiger schwefliger Säure, einer Flüssigkeit, die man durch Zusammenpressen des bekannten stechenden Dampfes von brennendem Schwefel gewinnt. Die Arbeit des „gestrengen Herrn Winters", den einst Moritz Schwind so schön gezeichnet, „wie er mit emsigem Fleiße die Eisdecke über den Fluß spannt und glättet", besorgt in letzter Instanz eine Dampfmaschine, welche auf der einen Seite die schleunige Verdampfung der das Salzwasser kühlenden schwefligen Säure, auf der andern die Wiederverdichtung des dabei durch gewöhnliches Brunnenwasser gekühlten Dampfes bewirkt. Man hat nämlich in neuester Zeit diese Flüssigkeit als das beste und billigste Medium erkannt, Kälte fabrikmäßig zu erzeugen. Was würde wohl der alte weise Seneca, der schon darüber eiferte, daß die römischen Schwelger ihren Wein mit weit hergeholtem Gebirgsschnee kühlten, zu unseren mit Dampfmaschinen betriebenen Sommer-Eisbahnen sagen? C. St.

Zur Benachrichtigung. In Folge eines plötzlich eingetretenen Unwohlseins unseres Bayreuther Specialreferenten, Herrn Wilhelm Marr, kann der Schluß der Plaudereien aus den Wagner-Festtagen leider erst in der nächsten Nummer unseres Blattes erscheinen.

Kleiner Briefkasten.

W. H. in Glarus. Wir können Sie und die übrigen dortigen deutschen Arbeiter nicht dringend genug bitten und ermahnen, derlei Auswanderungs-Agenten jederzeit die Thür zu weisen. Wenn Sie erst herausgekundschaftet hätten, wie viel solche Herren für jeden abgelieferten Centner Menschenfleisch als Gratification empfangen, so würden Sie untäuschbar erkennen, wie viel das Geschäft werth ist. Ueberall, wo Geschäftsstockung und schlechter Verdienst freie und willige Hände versprechen, sind die Lockvögel nach Australien und Brasilien da und werfen die Angeln ihrer Versprechungen aus, und Noth oder Wanderlust treiben oder locken die unglücklichen Opfer in's Garn. Es ist Pflicht der Behörden, diesen modernen Werbern streng auf die Finger zu sehen, da die Unwissenheit, auf welche sie speculiren, noch immer so groß ist.

A. W. in Fürth. Ueber die Salicylsäure und deren Anwendung finden Sie in der bei Barth in Leipzig erschienenen Broschüre: „Die Salicylsäure von Fr. von Heyden" die gewünschte ausführliche Auskunft.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Es fand wieder eine jener großen Jagdfestlichkeiten statt, welche gewöhnlich die ganze Umgegend in Wilicza zu versammeln pflegte; auch diesmal waren die ergangenen Einladungen sämmtlich angenommen worden und die Gesellschaft, die ausschließlich aus dem polnischen Adel der Nachbarschaft bestand, zahlreicher als je. Der Fürstin war es sehr lieb, daß die Rücksicht auf ihren Sohn darin keine Aenderung verlangte. Sie hätte ihm natürlich das Opfer gebracht, die Einladungen nach seinen Wünschen zu regeln, aber davon war gar nicht die Rede. Waldemar schien es durchaus selbstverständlich zu finden, daß der Umgangskreis seiner Mutter auch der seinige sei, und bei dem äußerst geringen Antheile, den er überhaupt an den geselligen Beziehungen nahm, konnte ihm das auch ziemlich gleichgültig sein. Er selbst verkehrte bis jetzt noch mit Niemand in der Umgegend und vermied auch die Bekanntschaften, welche die Fürstin einigermaßen fürchtete, die höheren Beamten aus L. und die Officiere der dortigen Garnison, obwohl er die meisten von ihnen bereits am dritten Orte kennen gelernt hatte. Man hatte sich in diesen Kreisen denn auch darein gefunden, den jungen Nordeck als gänzlich zu den Baratowski gehörig zu betrachten, und nahm an, daß er vollständig in der Gewalt der Mutter sei, die ihm kein fremdes Element auch nur nahe kommen lasse.

Der Aufbruch der Jagdgesellschaft erfolgte diesmal ungewöhnlich spät. Ein dichter Nebel, der wie festgemauert stand und kaum einige Schritte weit zu sehen gestattete, hatte am Morgen gedroht, die ganze Jagd in Frage zu stellen. Erst in den Vormittagsstunden lichtete es sich soweit, daß das Programm des Tages zur Ausführung gebracht werden konnte, mit der alleinigen Abänderung, daß das Frühstück im Schlosse statt im Walde eingenommen wurde.

Ein Theil der Gäste war schon im Aufbruche begriffen. Die Herren und die jüngeren Damen, welche an der Jagd Theil nahmen, verabschiedeten sich von der Fürstin, die mit Leo in der Mitte des großen Saales stand. Wer die Verhältnisse nicht kannte, mußte unbedingt den jungen Fürsten für den eigentlichen Gebieter von Wilicza halten, denn er und seine Mutter bildeten den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, nahmen alle Artigkeiten, alles Interesse derselben in Anspruch und machten die Honneurs in einer Weise, die an Vornehmheit und Eleganz nichts zu wünschen übrig ließ, während Waldemar einsam und fast übersehen am Fenster stand, im Gespräche mit dem Doctor Fabian, der natürlich im Schlosse zurückblieb und nur an dem Frühstücke Theil genommen hatte.

Die Haltung des jungen Schloßherrn fiel Keinem auf, da er stets freiwillig diese untergeordnete Rolle wählte. Er schien sich consequent als Gast seiner Mutter zu betrachten, der mit der Repräsentation des Hauses gar nichts zu thun habe, und wies Alles, was damit zusammenhing, als lästig und unbequem von sich. Man hatte sich daher allmählich gewöhnt, dem, der so gar keine besonderen Rücksichten beanspruchte, auch keine zu gewähren. Man grüßte ihn stets sehr verbindlich beim Kommen und Gehen, hörte aufmerksam zu, wenn er sich einmal herbeiließ, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, und bequemte sich sogar zu dem Opfer, in seiner Gegenwart deutsch zu sprechen, trotz der allgemeinen Abneigung gegen diese Sprache — er war und blieb doch nun einmal dem Namen nach der Herr dieser Güter, und man wußte, was seine Passivität als solche werth war. Die vergebliche Mühe, die eigensinnige Zurückhaltung zu durchbrechen, in der er sich gefiel, gab sich schon lange Niemand mehr, und im Großen und Ganzen nahm die Gesellschaft nicht mehr Notiz von ihm, als er von ihr.

„Nur nicht wieder so wild reiten, Leo!“ ermahnte die Fürstin, während sie mit einer Umarmung von ihrem jüngsten Sohne Abschied nahm. „Du und Wanda, Ihr wetteifert dabei immer in allen nur möglichen Wagnissen. Ich bitte diesmal ernstlich um Vorsicht.“ Sie wandte sich zu ihrem Aeltesten, der jetzt auch herantrat, und reichte ihm mit kühler Freundlichkeit die Hand. „Leb' wohl, Waldemar! Du bist ja wohl heute recht eigentlich in Deinem Elemente?“

„Durchaus nicht!“ war die ziemlich unmuthige Antwort. „Solche große Staats- und Convenienzjagden, wo der ganze Wald voll von Treibern und Jägern ist und das Wild zum mühelosen Schusse vor den Lauf getrieben wird, sind durchaus nicht nach meinem Geschmacke.“

„Waldemar ist nur froh, wenn er mit seiner geliebten Büchse allein ist,“ sagte Leo lachend. „Ich habe Dich entschieden in Verdacht, daß Du mich geflissentlich durch das ärgste Gestrüpp und den tiefsten Moor geschleppt und mich dem Hunger und Durst preisgegeben hast, nur um mich möglichst bald los zu werden. Ich bin doch auch gerade kein Weichling in solchen Dingen, aber ich hatte schon nach den ersten drei Tagen genug von den Strapazen, die Du ‚Vergnügen‘ nennst.“

„Ich sagte es Dir ja vorher, daß unsere Neigungen darin auseinander gehen,“ meinte Waldemar gleichgültig, während sie gemeinschaftlich den Saal verließen und die Treppe hinabstiegen.

Ein Theil der Gesellschaft war bereits unten auf dem

großen Rasenplatze vor dem Schlosse versammelt, auch Graf Morynski mit seiner Tochter befand sich dort. Die Herren bewunderten einstimmig das schöne Reitpferd Nordeck's, das dieser erst kürzlich hatte nachkommen lassen und das vorgestern eingetroffen war; sie gestanden es dem jungen Gutsherrn zu, daß er in dieser Beziehung wenigstens sehr viel Geschmack zeige.

„Ein herrliches Thier!“ sagte der Graf, indem er den schlanken Hals des Rappen klopfte, der sich die Liebkosung geduldig gefallen ließ. „Waldemar, ist dies wirklich der wilde Normann, den Sie in C. ritten? Pawlick stand jedesmal Todesangst aus, wenn er den Zügel halten mußte, denn das Thier war eine Gefahr für Jeden, der in seine Nähe kam — es ist ganz eigenthümlich sanft geworden.“

Waldemar, der mit seinem Bruder soeben aus dem Portal getreten war, näherte sich der Gruppe.

„Normann war damals noch sehr jung,“ erwiderte er. „Es war das erste Jahr, wo er überhaupt den Sattel trug. Seitdem hat er sich an Ruhe gewöhnen müssen, wie ich selbst mir das wilde Reiten abgewöhnt habe. Was übrigens die Sanftmuth des Thieres betrifft, so fragen Sie Leo danach! Er hat sie gestern kennen gelernt, als er den Versuch machte, das Pferd zu besteigen.“

„Ein Satan von einem Pferde!“ rief Leo ärgerlich. „Ich glaube, Du hast es eigens darauf abgerichtet, sich wie unsinnig zu geberden, wenn ein Anderer als Du den Fuß in den Bügel setzt. Aber ich zwinge es doch noch.“

„Laß das lieber bleiben! Normann gehorcht nur mir und keinem Andern. Du bändigst ihn nicht — ich dächte, das hättest Du doch gestern gesehen.“

Eine dunkle Gluth schoß in das Antlitz des jungen Fürsten; er hatte einen Blick Wanda's aufgefangen, der gebieterisch von ihm forderte, er solle der Behauptung widersprechen, daß er das Pferd seines Bruders nicht habe bändigen können. Das geschah nun zwar nicht, aber der Blick stachelte doch und verschuldete jedenfalls die Heftigkeit Leo's, in welcher er antwortete:

„Wenn es Dir Vergnügen macht, Deine Pferde so zu dressiren, daß sie einen anderen Reiter überhaupt gar nicht in den Sattel gelangen lassen, so ist das Deine Sache. Solche Kunststücke habe ich meinen Vaillant allerdings nicht gelehrt,“ er wies nach dem schönen Goldfuchs hinüber, den sein Reitknecht am Zügel hielt. „Im Uebrigen aber würdest Du mit ihm so wenig fertig werden, wie ich mit Deinem Normann. Du hast freilich bisher noch nie die Probe machen wollen. Willst Du es heute versuchen?“

„Nein,“ versetzte Waldemar gelassen. „Dein Pferd ist bisweilen sehr ungehorsam. Du gestattest ihm allerlei Unarten und einen Eigenwillen, den ich nicht dulden würde. Ich käme in die Nothwendigkeit, es mißhandeln zu müssen, und das möchte ich Deinem Lieblinge denn doch nicht anthun. Ich weiß, wie sehr er Dir an's Herz gewachsen ist.“

„Nun, das käme doch auf einen Versuch an, Herr Nordeck,“ mischte sich Wanda ein; sie hatte gleich nach der ersten Begegnung das vertrauliche „Cousin Waldemar“ ein für alle Mal fallen lassen. „Ich glaube zwar, Sie reiten beinahe so gut wie Leo.“

Waldemar verzog keine Miene bei dem Angriff. Er blieb vollkommen ruhig.

„Sie sind sehr gütig, Gräfin Morynska, mir doch wenigstens einige Fertigkeit im Reiten zuzugestehen,“ erwiderte er.

„O, das sollte keine Beleidigung für Sie sein,“ erklärte Wanda in einem Tone, der noch verletzender war, als vorhin ihr „beinahe“. „Ich bin überzeugt, daß die Deutschen ganz gute Reiter sind, aber mit unseren Herren können sie es darin doch nicht aufnehmen.“

Nordeck wandte sich, ohne irgend etwas darauf zu erwidern, an seinen Bruder. „Willst Du mir Deinen Vaillant für heute überlassen, Leo? Auf jede Gefahr hin?“

„Auf jede!“ rief Leo mit blitzenden Augen.

„Gehen Sie nicht darauf ein, Waldemar!“ fiel Graf Morynski ein, dem die Sache unangenehm zu sein schien. „Sie haben ganz recht gesehen — das Pferd ist ungehorsam und ganz unberechenbar in seinen Launen; überdies hat Leo es an allerlei Tollkühnheiten und Wagestücke gewöhnt, denen ein fremder Reiter, und wäre es der beste, nicht gewachsen ist. Sie setzen sich fraglos dem Abwerfen aus.“

„Nun, probiren könnte es Herr Nordeck doch wenigstens,“ warf Wanda hin, „vorausgesetzt, daß er sich in die Gefahr begeben will.“

„Seien Sie ohne Sorge!“ sagte Waldemar zu dem Grafen, der seiner Tochter einen unwilligen Blick zusandte. „Ich werde das Pferd reiten, Sie sehen ja, wie dringend Gräfin Morynska wünscht, mich — abgeworfen zu sehen. Komm', Leo!“

„Wanda, ich bitte Dich,“ flüsterte Morynski seiner Tochter zu. „Das wird ja jetzt eine förmliche Feindschaft zwischen Dir und Waldemar. Du reizest ihn aber auch bei jeder Gelegenheit.“

Die junge Gräfin schlug heftig mit der Reitgerte gegen die Falten ihres Sammetkleides. „Da irrst Du, Papa. Reizen! Dieser Nordeck läßt sich überhaupt nicht reizen, am wenigsten durch mich.“

„Nun, weshalb versuchst Du es denn immer wieder von Neuem?“

Wanda blieb die Antwort schuldig, aber der Vater hatte Recht — sie konnte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den zu reizen, der einst bei jedem unbesonnenen Worte in leidenschaftlicher Empfindlichkeit aufloderte und der ihr jetzt mit dieser unverwüstlichen Gelassenheit gegenüberstand.

Die übrigen Herren waren inzwischen auch aufmerksam geworden. Sie kannten Nordeck bereits als tüchtigen, wenn auch besonnenen Reiter, aber es galt ihnen als ausgemacht, daß er es darin mit dem Fürsten Baratowski nicht aufnehmen könne, und weniger rücksichtsvoll als Graf Morynski gönnten sie dem „Fremden“ die voraussichtliche Niederlage von Herzen. Die beiden Brüder standen bereits bei dem Goldfuchs. Das schlanke, feurige Thier schlug ungeduldig mit seinen Hufen die Erde und machte mit seiner Unruhe dem Reitknechte viel zu schaffen. Leo nahm dem letzteren die Zügel aus der Hand und hielt das Pferd selbst, während sein Bruder aufstieg; die tiefste innerste Genugthuung leuchtete dabei aus seinen Augen; er kannte seinen Vaillant. Jetzt ließ er ihn los und trat zurück.

Der Goldfuchs spürte in der That kaum die fremde Hand am Zügel, als er seinen ganzen Eigensinn zu zeigen begann. Er bäumte, schlug und machte die heftigsten Versuche, den Reiter abzuschütteln, aber dieser saß wie festgewachsen und setzte dem leidenschaftlichen Ungestüm des Pferdes einen ruhigen, aber so energischen Widerstand entgegen, daß es sich endlich in sein Schicksal ergab und ihn duldete.

Damit war aber auch die Fügsamkeit zu Ende, denn als Waldemar das Thier jetzt antreiben wollte, weigerte es sich entschieden zu gehorchen und war nicht vom Flecke zu bringen. Es erschöpfte sich in allerlei Tücken und Launen. Alle Geschicklichkeit, alle Energie brachte es auch nicht einen Schritt vorwärts. Dabei gerieth es aber in eine immer größere Aufregung und nahm zuletzt eine entschieden drohende Haltung an. Bisher war Waldemar noch ziemlich ruhig geblieben, jetzt aber begann sich seine Stirn dunkel zu röthen; seine Geduld war zu Ende. Er hob die Reitpeitsche, und ein schonungslos geführter Hieb sauste auf das widerspänstige Roß nieder.

Doch diese ungewohnte Strenge brachte das eigenwillige und verwöhnte Thier zum Aeußersten. Es machte einen Satz, daß die umstehenden Herren rechts und links auseinanderstoben, und schoß dann wie ein Pfeil über den Rasenplatz hin, in die große Allee hinein, die nach dem Schlosse führte. Dort artete der Ritt in einen wilden Kampf zwischen Roß und Reiter aus; das erstere geberdete sich wie unsinnig. Es tobte förmlich und setzte augenscheinlich Alles daran, den Reiter aus dem Sattel zu schleudern. Wenn Waldemar trotzdem seinen Platz behauptete, so konnte es nur mit äußerster Lebensgefahr geschehen.

„Leo, mache der Sache ein Ende!“ sagte Morynski unruhig zu seinem Neffen. „Vaillant wird sich beruhigen, wenn Du dazwischen trittst. Bestimme Deinen Bruder, abzusteigen, oder wir haben ein Unglück.“

Leo stand mit übereinandergeschlagenen Armen da und sah dem Kampfe zu, machte aber keine Miene einzuschreiten. „Ich habe Waldemar die Gefahr nicht verhehlt, die das Pferd einem Fremden bringt,“ erwiderte er kalt. „Wenn er es absichtlich wüthend macht, so mag er auch die Folgen tragen! Er weiß es ja, daß Vaillant keine Strenge verträgt.“

In diesem Augenblicke kam Waldemar zurück; er war des Zügels Herr geblieben und zwang das Pferd sogar eine bestimmte Richtung einzuhalten, denn er jagte in einem weiten

Bogen um den Rasenplatz, von einer Fügsamkeit war aber noch lange nicht die Rede. Der Goldfuchs sträubte sich immer wieder von Neuem gegen die Hand, die ihn mit so eisernem Griffe regierte, und suchte mit seinen blitzschnellen, unberechenbaren Bewegungen den Reiter zum Sturze zu bringen, doch Nordeck's Aussehen zeigte, daß das alte Ungestüm wieder in ihm wach geworden war. Flammendroth im ganzen Gesichte, mit sprühenden Augen und fest zusammengebissenen Zähnen gebrauchte er Peitsche und Sporn in einer so erbarmungslosen Weise, daß Leo außer sich gerieth. Der Gefahr seines Bruders hatte er ruhig zugesehen, diese Mißhandlung seines Lieblings ertrug er nicht.

„Waldemar, hör' auf!" rief er zornig hinüber. „Du ruinirst mir ja das Pferd. Wir haben es jetzt Alle gesehen, daß Vaillant Dich trägt. Laß' ihn endlich in Ruhe!"

„Erst werde ich ihm Gehorsam beibringen." In Waldemar's Stimme klang die wildeste Gereiztheit; er kannte jetzt keine Rücksicht mehr, und Leo's Einspruch hatte keine andere Wirkung, als daß das Pferd bei der zweiten Tour um den Rasenplatz noch schonungsloser behandelt wurde, als vorhin. Als es zum dritten Mal mit seinem Reiter die Runde machte, hatte es sich ihm endlich gefügt. Es widerstrebte nicht mehr, hielt die vorgeschriebene Gangart inne und stand auf einen einzigen Druck des Zügels am Schlosse still, freilich in einem Zustande, als müsse es jeden Augenblick zusammenbrechen.

Nordeck stieg ab. Die Herren umringten ihn, und es fehlte nicht an Complimenten für seine Reitkunst, wenn auch unleugbar eine Verstimmung auf der ganzen Gesellschaft lag. Leo allein sprach kein Wort; er streichelte stumm das zitternde schweißtriefende Roß, an dessen glänzend braunem Fell sich Blutspuren zeigten. So furchtbar hatten ihm die Sporen Waldemar's zugesetzt.

„Das war ja eine Kraftprobe ohne Gleichen," sagte Graf Morynski; man hörte den Worten das Gezwungene an. „Vaillant wird den Ritt sobald nicht wieder vergessen."

Waldemar war seiner Erregung bereits wieder Herr geworden, nur die Röthe auf seiner Stirn und die hochangeschwollene blaue Ader an den Schläfen gaben noch Zeugniß von seiner inneren Erhitzung, als er erwiderte:

„Ich mußte das Lob der Gräfin Morynska, daß ich beinahe so gut reite als mein Bruder, doch einigermaßen zu verdienen suchen."

Wanda stand neben Leo mit einem Ausdruck, als habe sie selbst eine Niederlage erlitten, die sie nun auf Tod und Leben rächen müsse; so drohend flammte es aus ihren dunklen Augen.

„Ich bedauere, daß mein unvorsichtiges Wort dem armen Vaillant diese Mißhandlungen zugezogen hat," entgegnete sie mit fliegendem Athem. „An eine solche Behandlung ist das edle Thier allerdings nicht gewöhnt."

„Und ich nicht an einen solchen Widerstand," versetzte Waldemar scharf. „Es ist nicht meine Schuld, daß Vaillant sich nur den Sporen und der Peitsche fügen wollte — fügen mußte er sich nun einmal."

Leo machte dem Gespräch ein Ende, indem er sehr laut und demonstrativ seinem Reitknecht befahl, den Goldfuchs, der „dem Zusammenbrechen nahe sei", in den Stall zu führen und alle mögliche Sorgfalt für ihn zu tragen, dann aber rasch ein anderes Pferd zu satteln und zur Stelle zu bringen. Graf Morynski, der einen Ausbruch fürchtete, trat zu seinem Neffen und zog ihn bei Seite.

„Beherrsche Dich, Leo!" sagte er leise und eindringlich. „Zeige den Gästen nicht diese finstere Stirn! Willst Du etwa Streit mit Deinem Bruder suchen?"

„Und wenn ich es thäte!" stieß der junge Fürst halblaut hervor. „Hat er mich nicht vor der ganzen Jagdgesellschaft preisgegeben mit seiner tactlosen Erzählung von dem Normann? Hat er mir meinen Vaillant nicht fast zu Tode geritten? Und das Alles um einer elenden Prahlerei willen!"

„Prahlerei? Besinne Dich! Du warst es, der ihm die Probe antrug. Er weigerte sich ja anfangs, darauf einzugehen."

„Er hat mir und uns Allen zeigen wollen, daß er Meister ist, wo es sich um die bloße rohe Kraftäußerung handelt. Als ob ihm Jemand das schon bestritten hätte! Das ist ja überhaupt das Einzige, was er kann. Aber ich sage es Dir, Onkel, wenn er mich noch einmal in dieser Weise herausfordert, so ist es zu Ende mit meiner Geduld, und wäre er zehnmal der Herr von Wilicza."

„Keine Unvorsichtigkeit!" warnte der Graf. „Du und Wanda, Ihr seid es leider gewohnt, Eurem persönlichen Empfinden alles Andere unterzuordnen. Ich kann von ihr nie die mindeste Rücksicht erlangen, sobald es sich um diesen Waldemar handelt."

„Wanda darf doch wenigstens ihre Abneigung offen zeigen," grollte Leo. „Ich dagegen — da steht er bei seinem Normann, als wären sie beide die Ruhe und Gelassenheit selber, aber man soll es nur einmal versuchen, ihnen nahe zu kommen!"

Das verlangte Pferd wurde jetzt gebracht, und in dem nun erfolgenden allgemeinen Aufbruch verlor sich der Mißton einigermaßen. Es war aber doch ein Glück, daß der heutige Jagdtag die Brüder von einander fern hielt und ihnen jedes längere Beisammensein unmöglich machte, sonst wäre es bei der fortdauernden Gereiztheit Leo's doch wohl noch zu einem Ausbruch gekommen. Als man erst einmal das Jagdrevier erreicht hatte, trat, für einige Stunden wenigstens, alles Andere vor der Lust des Jagens in den Hintergrund.

Waldemar hatte Unrecht, wenn er die „großen Staats- und Convenienzjagden" so entschieden verabscheute; sie boten doch immerhin ein prächtiges, glänzendes Bild, zumal hier in Wilicza, wo man dergleichen sehr großartig und echt fürstlich in Scene zu setzen verstand. Die sämmtlichen Förstereien waren aufgeboten, um mit ihrem Personal in vollster Gala Staat zu machen. Die ganzen Waldungen waren lebendig geworden; es schwärmte förmlich darin von Forstleuten und Treibern, das Imposanteste aber war unstreitig der heransprengende Jagdzug selbst. Die Herren, meist prachtvolle Gestalten im eleganten Jagdcostüm, auf ihren schlanken feurigen Pferden, die Damen in Amazonentracht an der Seite ihrer Cavaliere, die Dienerschaft hinter ihnen, und dazu das Schmettern der Hörner, das Gekläff der Hunde — es war eine Scene voll Feuer und Leben, und bald verkündeten auch das vorüberfliehende Wild und die Schüsse, die ringsum das Echo des Waldes weckten, daß die Jagd ihren Anfang genommen habe.

Das Wetter ließ jetzt, wo der Nebel gefallen war, nichts mehr zu wünschen übrig; es war ein kühler, etwas verschleierter, aber im Ganzen doch schöner Novembertag. Der Wildstand des Forstreviers von Wilicza galt für unvergleichlich; die Anordnungen waren vorzüglich getroffen, die Jagdbeute äußerst ergiebig. Da verstand es sich wohl von selbst, daß man sich bemühte, die unfreiwillige Verspätung von heute Morgen wieder einzubringen. Der kurze Nachmittag des Spätherbstes neigte sich schon seinem Ende zu, aber man dachte nicht daran, die Jagd vor der beginnenden Dämmerung abzubrechen.

Einige tausend Schritte von der Försterei entfernt, die für heute als Rendez-vous diente, lag eine Waldwiese, einsam und wie verloren mitten im Dickicht. Das dichte Unterholz und die mächtigen Bäume machten den Platz unsichtbar für Jeden, der ihn nicht bereits kannte oder ihn durch Zufall entdeckte; jetzt freilich, wo die Umgebung sich schon herbstlich zu lichten begann, konnte man den Zugang eher finden. Inmitten des Wiesengrundes ruhte eines jener stillen, kleinen Gewässer, wie sie der Wald oft in seinem Schooße birgt, ein See oder Teich. Im Sommer mochte er mit seinem wehenden Schilfgrase, seinen träumerischen Wasserlilien dem Orte wohl einen eigenen poetischen Reiz leihen, jetzt aber lag er dunkel und schmucklos da, bedeckt von welken Blättern und umgeben von braunem Rasen, herbstlich öde, wie die ganze Umgebung ringsum.

Unter einem der Bäume, die ihre Aeste weithin über die Wiese streckten, stand Gräfin Morynska, ganz allein und ohne jede Begleitung. Ihre Zurückgezogenheit mußte wohl eine freiwillige sein. Verloren konnte sie die Jagd nicht haben, denn man hörte den Lärm derselben, wenn auch in einiger Entfernung, doch deutlich genug, auch lag ja die Försterei nahe, wo die junge Dame jedenfalls ihr Pferd zurückgelassen hatte, denn sie war zu Fuß. Sie schien absichtlich die Einsamkeit gesucht zu haben und auch festhalten zu wollen; an den Stamm des Baumes gelehnt, blickte sie unverwandt in das Gewässer und sah doch offenbar nichts von ihm oder von der Umgebung. Ihre Gedanken waren ganz wo anders. Die schönen Augen Wanda's konnten sehr finster blicken — das sah man jetzt, wo sie augenscheinlich mit irgend

einer grollendem Empfindung kämpfte, aber die tiefe Falte auf der weißen Stirn, die trotzig aufgeworfenen Lippen zeigten, daß diese Empfindung sich nicht so leicht niederkämpfen ließ, sondern ihren Platz behauptete. Die Jagd mit ihrem Lärme entfernte sich mehr und mehr. Sie schien sich nach der Richtung des Flusses hinzuziehen und diesen Theil des Reviers völlig frei zu lassen, all' die wirren Töne verklangen in immer weiterer Ferne, nur die Schüsse hallten noch dumpf herüber; jetzt trat auch darin eine Pause ein, und es wurde still, todtenstill im Walde.

Eine ganze Weile mochte Wanda so regungslos gestanden haben, als ein Schritt und ein Rauschen in ihrer unmittelbaren Nähe sie aufschreckte. Unwillig richtete sie sich empor und wollte eben der Störung weiter nachforschen, als die Gebüsche sich theilten und Waldemar Nordeck daraus hervortrat.

Auch er stutzte bei dem Anblicke der Gräfin — die unerwartete Begegnung schien ihm ebenso unangenehm zu sein wie ihr, aber ein Zurücktreten war nicht mehr möglich; dazu standen sie sich zu nahe gegenüber. Waldemar grüßte leicht und sagte:

„Ich wußte nicht, daß Sie die Jagd bereits verlassen hatten. Gräfin Morynska ist doch sonst als unermüdliche Jägerin bekannt — und sie fehlt bei dem Schlusse des heutigen Tages?"

„Die Frage möchte ich Ihnen zurückgeben," versetzte Wanda. „Sie, gerade Sie fehlen bei dem letzten Treiben?"

Er zuckte die Achseln. „Ich habe vollständig genug daran. Mir stört der Lärm und das Durcheinander eines solchen Tages die ganze rechte Jagdlust. Mir fehlt die Mühe, die Aufregung der Jagd und vor Allem die Waldesstille und Waldeseinsamkeit."

Das war es nun gerade, was Wanda vorhin vermißt, was sie hier gesucht hatte, sie wollte das aber natürlich um keinen Preis zugeben, sondern fragte nur:

„Sie kommen von der Försterei?"

„Nein! Ich habe nur meinen Normann dorthin vorausgesendet. Die Jagd geht nach dem Flusse zu, sie muß aber bald zu Ende sein und kommt jedenfalls auf dem Rückwege hier vorüber. Das Rendez-vous ist ja in unmittelbarer Nähe."

„Und was thun wir inzwischen?" fragte Wanda ungeduldig.

„Wir warten," entgegnete Waldemar lakonisch, indem er seine Flinte abnahm und den Hahn in Ruhe setzte.

Die Falte auf der Stirn der jungen Gräfin vertiefte sich. „Wir warten." Das klang so selbstverständlich, als setze er auch ihr Bleiben voraus. Sie hatte große Lust, sofort nach der Försterei zurückzukehren, aber nein! Es war seine Sache, den Platz zu räumen, auf dem er sie so ohne Weiteres in ihrer Einsamkeit gestört hatte. Sie beschloß zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, ein längeres Zusammensein mit diesem Nordeck aushalten zu müssen.

Er machte indessen gar keine Anstalten zum Gehen; er hatte seine Flinte an einen Baum gelehnt und stand nun mit verschränkten Armen, die Umgebung betrachtend. Die Sonne hatte es heute nicht ein einziges Mal vermocht, den Wolkenschleier zu durchdringen, nur jetzt im Niedergehen färbte sie ihn mit hellerem Lichte. Am westlichen Horizont flammte ein gelber Schein, der fahl und ungewiß durch die Bäume schimmerte, und auf der Wiese begannen die Nebel aufzusteigen, die ersten Vorboten des herannahenden Abends. Der Wald sah schon recht herbstlich aus mit seinen halbentlaubten Bäumen und den dürren Blättern, die den Boden bedeckten. Da war auch nicht ein Hauch mehr von jenem frischen Lebensodem, der ihn im Frühling und Sommer durchweht, von jener mächtigen Lebenskraft, die dann in allen Adern und Pulsen der Natur zu pochen scheint — überall nur schwindendes Dasein, langsames, aber unaufhaltsames Vergehen.

Die Augen der jungen Gräfin hafteten wie in düsterem Nachsinnen auf dem Gesicht ihres Gefährten, als wolle und müsse sie dort irgend etwas enträthseln. Er schien die Beobachtung zu spüren, obgleich er abgewandt stand, denn er wendete sich plötzlich nach ihr um und sagte gleichgültig, wie man eine allgemeine Bemerkung hinwirft:

„Es ist doch etwas Trostloses um solch eine abendliche Herbstlandschaft."

„Und doch hat sie ihre eigene schwermüthige Poesie," meinte Wanda. „Finden Sie das nicht auch?"

„Ich?" fragte er herb. „Ich habe mit der Poesie von jeher wenig zu thun gehabt — das wissen Sie ja, Gräfin Morynska."

„Ja, das weiß ich," versetzte sie in dem gleichen Tone. „Aber es giebt doch Augenblicke, wo sie sich unwillkürlich Jedem aufdrängt."

„Romantischen Naturen vielleicht. Unsereiner muß schon zusehen, wie er ohne diese Romantik und Poesie mit dem Leben fertig wird. Ausgehalten muß es ja doch einmal werden, so oder so."

„Wie gelassen Sie das sagen! Das blos geduldige Aushalten war doch sonst gerade Ihre Sache am wenigsten. Ich finde, Sie haben sich in diesem Punkte merkwürdig verändert."

„Nun, man bleibt doch nicht sein Lebenlang ein leidenschaftlicher ungestümer Knabe. Oder trauen Sie es mir nicht zu, daß ich über Knabenthorheiten hinauskommen kann?"

Wanda biß sich auf die Lippen; er hatte es ihr gezeigt, daß er darüber hinauskommen konnte.

„Ich zweifle nicht daran," erwiderte sie kalt. „Ich traue Ihnen sogar noch manches Andere zu, was Sie freilich nicht zu zeigen für gut finden."

Waldemar wurde aufmerksam. Sein Blick streifte einen Moment lang scharf und prüfend die junge Dame, dann aber entgegnete er ruhig:

„Dann setzen Sie sich in Widerspruch mit ganz Wilicza. Man ist hier wohl so ziemlich einig darüber, daß ich eine gänzlich ungefährliche Persönlichkeit bin."

„Weil Sie durchaus dafür gelten wollen. Ich glaube nicht daran."

„Sie sind sehr gütig, mir ganz unverdientermaßen eine Bedeutung beizulegen," sagte Waldemar mit unverhehlter Ironie. „Aber es ist doch grausam von Ihnen, mir das einzige Verdienst nehmen zu wollen, das ich in den Augen meiner Mutter und meines Bruders überhaupt besitze — harmlos und unbedeutend zu sein."

„Wenn meine Tante den Ton hören könnte, mit welchem Sie das sagen, so würde sie ihre Ansicht wohl ändern," erklärte Wanda, gereizt durch seinen Spott. „Für jetzt stehe ich mit der meinigen allerdings noch allein."

„Und so wird es auch bleiben," ergänzte Nordeck. „Man läßt in mir den unermüdlichen Jäger, nach der heutigen Probe vielleicht auch den geschickten Reiter gelten, weiter nichts."

„Jagen Sie denn wirklich, Herr Nordeck, wenn Sie so den ganzen Tag lang mit Flinte und Jagdtasche umherstreifen?" fragte die junge Gräfin, ihn scharf fixirend.

„Und was sollte ich Ihrer Meinung nach denn sonst thun?"

„Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe, daß Sie Ihr Wilicza inspiciren, sehr gründlich inspiciren. Es giebt nun wohl keine Försterei, kein Dorf, keinen noch so abgelegenen Hof in Ihrem Gebiete, wo Sie nicht bereits gewesen sind. Sogar den Pachtgütern haben Sie Besuche abgestattet, und Sie werden sich wohl überall dort ebenso schnell orientiren, wie in den Salons Ihrer Mutter, wo Sie auch nur sehr selten erscheinen und eine sehr gleichgültige Rolle spielen. Aber es entgeht Ihnen kein Wort, kein Blick, überhaupt Nichts, was geschieht. Sie scheinen unserer Gesellschaft gar keine Beachtung zu schenken, und doch giebt es nicht einen Einzigen darunter, der nicht bereits vor Ihnen die Musterung hätte passiren müssen und Ihrer Beurtheilung anheimgefallen wäre."

Sie hatte ihm das Alles Schlag auf Schlag mit einer Sicherheit und Bestimmtheit entgegengeworfen, die darauf berechnet war, ihn in Verwirrung zu bringen, und für den Augenblick fehlte ihm auch wirklich jede Antwort. Er stand mit tiefverfinstertem Gesicht, mit fest zusammengepreßten Lippen da und rang augenscheinlich mit seinem Aerger. Aber so leicht war diesem Nordeck nicht beizukommen. Als er wieder aufsah, stand die Wolke zwar noch drohend auf seiner Stirn, aber aus seiner Stimme klang nur der schärfste Sarkasmus.

„Sie beschämen mich wirklich, gnädige Gräfin! Sie zeigen mir soeben, daß ich vom ersten Tage meines Hierseins an der Gegenstand Ihrer eingehendsten und ausschließlichsten Beobachtung gewesen bin — das ist in der That mehr, als ich verdiene."

Wanda fuhr auf. Ein Blick sprühenden Zornes traf den Verwegenen, der es wagte, den Pfeil mit solcher Sicherheit auf sie zurückzuschleudern.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Muster-Bonvivant.



Karl Mittell als „Veilchenfresser".

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Man kann von gastirenden Sängern und Schauspielern oft genug die Klage hören, daß das Theaterpublicum der Stadt Leipzig ein übermäßig sprödes und zurückhaltendes sei, daß es sich selbst angesichts der trefflichsten Leistungen nur langsam erwärme und daß es zur kühl beobachtenden und nüchtern abwägenden Kritik in einer Weise hinneige, die zuletzt auf den Künstler selbst und seine Darstellung einen lähmenden Einfluß ausüben müsse. Wie gesagt, die Klage ist nicht neu, aber sie bringt den Leipziger Theaterbesucher nicht aus der Fassung. Denn, sagt er sich, keine Seele auf Gottes weiter Erde ist schwerer zu befriedigen, als eben die idealgeschwellte, ehrgeizerfüllte unserer heutigen Bühnenkünstler; von Jenen, welche

ihren Wirkungskreis auf die die Welt bedeutenden Bretter verlegen zu müssen glaubten, tragen zuletzt doch nicht Alle das Gottesgnadenthum auch wirklich auf der Stirn, und gar Manchem von jenem seltsamen Völklein scheinen in Haltung und Geberde auf der Lippe beständig die triumphirenden Worte zu schweben: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her," der es durchaus nicht nöthig hätte.

Und auf der anderen Seite wieder nimmt — jener oft gehörten Klage lorbeergieriger Sänger zum Trotz — kaum in einer zweiten deutschen Stadt das Theater und Alles, was damit zusammenhängt, so sehr das allgemeine Interesse gefangen, wie eben in Leipzig, und nirgendwo hält man dieses Thema zu jeder Tag- und Nachtzeit, an jedem Orte, in jeder Gesellschaft für so discutirbar, wie eben dort. Mit peinlichster Sorgfalt beobachtet man alle Vorgänge, die sich auf das Theater beziehen, controlirt, recensirt, corrigirt, und fast jeder Director, der seinen Sitz zu Leipzig am Schwanenteiche aufgeschlagen hat und der dem vielköpfigen, vieläugigen und — gestehen wir es offen — ebenso mundfertigen Publicum gegenüber durchaus nicht immer auf Rosen gebettet ist, weiß davon zu erzählen.

Kurz, die viel gescholtene Kühle des Leipziger Theaterpublicums oder, da an der Pleiße Jedermann Theaterpublicum ist, kürzer gesagt: des Leipzigers ist nur eine scheinbare — er erhitzt sich im Gegentheil oft sehr leicht und rasch bis zur äußersten Leidenschaftlichkeit, und dann gnade Gott dem Director oder dem Künstler, der nicht mit einem reinlichen Gewissen vor ihm steht! Der Begriff eines solchen ist natürlich dehnbar.

Die Theatergeschichte der letzten Jahre erscheint für Leipzig um so reicher an Aufregungen, je mehr man in Betracht zieht, wie still und gelassen — wenigstens nach außen — das Bühnenleben anderswo seinen Verlauf nimmt. Die letzte „Affaire" wickelte sich unter der allgemeinsten Theilnahme von Groß und Klein, Alt und Jung ab, als jüngst der alle sechs Jahre vorgeschriebene Wechsel in der Theaterdirection vor sich ging und damit zugleich die Thätigkeit mehrerer der beliebtesten und tüchtigsten Kräfte an der Leipziger Bühne ihren Abschluß fand. Den scheidenden Künstlern wurden die letzten acht Tage lang unter donnernden Beifallsrufen solche Massen von Kränzen und Bouquets geworfen, daß zuletzt in keiner Gärtnerei der kleinste Lorbeerzweig mehr aufzutreiben war und die Fluren Leipzigs auf Stunden im Umkreise fast geplündert schienen.

Die „Gartenlaube" hat von jenen trefflichen Künstlern, welche nun nicht mehr dem Leipziger Verbande angehören, in früherer Zeit Frau Peschka-Leutner, die unübertroffene Coloratursängerin, und Eugen Gura, den meisterhaften Wagnersänger, ihren Lesern in Bild und Wort bereits geschildert. Heute reiht sie ihnen als Dritten den ausgezeichneten Bonvivantdarsteller Karl Mittell an, der nach neunjähriger Thätigkeit an der Leipziger Bühne dieser nun gleichfalls Lebewohl gesagt hat und dem diese Zeilen als freundliche Begleiter bei seinem ferneren künstlerischen Wirken dienen mögen. Auch er hat in zahllosen Kränzen, Sträußen und Hervorrufen reich erfahren dürfen, einer wie warmen Beliebtheit er sich in Leipzig erfreute, und als ein echter Künstler mit vollströmender Empfindung wird er sich gewiß nie anders als mit aufrichtiger Dankbarkeit seines blumen- und ehrenreichen Abschiedes von Leipzig erinnern.

Denn nicht allein den eleganten Bonvivantdarsteller, der sich mit feiner, sicherer, weltmännischer Tournüre auf dem Parquet zu bewegen und seine Gestalten mit aristokratischer Vornehmheit zu beleben und zu durchgeistigen weiß, schätzte man an ihm, sondern man ergötzte sich ebenso sehr an dem frischen, kecken Humor, der ihm eigen ist und der, aus warmem, vollem Gemüthe kommend, um so unwiderstehlicher hinreißt, je trockener und zufälliger er sich giebt. Es ist nicht Jedermann vergönnt zu erheitern und zu rühren zu gleicher Zeit. Nur der echte Humorist versteht unter Thränen lächeln zu machen, weil er nicht allein mit dem Verstande, sondern eben so sehr mit dem Herzen schafft, und gerade diese Gabe ist es, die den Leistungen Mittell's einen so eigenthümlichen Reiz verleiht und sie des Erfolges immer sicher sein läßt.

So erinnere ich mich noch lebhaft jenes ausgezeichneten Gastspieles, das Mittell vor etwa zehn Jahren zum ersten Male nach München führte, wo er am damaligen Actien-Volkstheater, dem jetzigen königlichen Theater am Gärtnerplatz, in seinen ersten Rollen vor ausverkauftem Hause Tag für Tag rauschende Triumphe feierte, die er meistens mit Frau Agnes Wallner theilte, einer Salondame, wie sich Mittell freilich keine bessere wünschen konnte und mit welcher er dieses Gastspiel gemeinsam unternommen hatte. Das Auftreten dieses ausgezeichneten Künstlerpaares dürfte für das damalige Volkstheater wohl den Höhepunkt seiner Blüthe und seines Glanzes bedeutet haben.

Was Herman Schmid neulich von dem Münchner Charakterdarsteller Ernst Possart schrieb: daß, was ein Haken werden will, sich schon bei Zeiten krümme, gilt auch von Karl Mittell. Als der Sohn des gleichnamigen, erst vor einem Jahre verstorbenen Hofburgschauspielers zu Wien am 26. October 1828 geboren, wurde er allerdings erst, nachdem er bereits das Seminar der heiligen Piaristen mit dem fünfzehnten Jahre absolvirt hatte, von seinem Vater definitiv für die Bühnenlaufbahn bestimmt, aber schon als Knabe vom siebenten bis zehnten Jahre spielte er im Hofburgtheater die sogenannten Kinderrollen in „Tell", „Medea", „Nibelungenhort" &c. Mittell's Vater fühlte, daß die Jugendeindrücke für ein ganzes Leben entscheidend werden können, und hielt deshalb seinen Sohn an, täglich das Hofburgtheater zu besuchen, welches damals im Zenith seines Ruhmes stand, da die großen Namen, welche heute noch im Publicum leben, damals fast noch in der Blüthe ihres künstlerischen Wirkens waren, wie z. B. Sophie Schröder, Caroline Müller, Louise Neumann, Frau Haizinger, Frau Rettich und andererseits Korn, Anschütz, Löwe, Lucas, Fichtner, La Roche, heute der einzige noch aus jener großen Zeit.

In diese Periode fiel auch sein Unterricht für die Bühne, welcher theils durch seinen Vater selbst, theils durch den auch als Declamationsmeister bekannten Dichter Dr. Vogl geleitet wurde. Schon jetzt zeigte sich der günstige Einfluß, den sein Vater durch den täglichen Besuch des Burgtheaters hatte erzielen wollen; es sprach sich Mittell's unverkennbares Talent für die naivjugendlichen Rollen aus, für Partien, deren Grundcharakter in einem reichen Fond von Gemüth und drolligem Humor lag und die man kurz als Fichtner'sche Rollen bezeichnen könnte. Diese Richtung, die auch heute noch vorzugsweise Mittell charakterisirt, wurde noch gehoben und geläutert, als Fichtner selbst mit ihm zur Zeit seines ersten Engagements am Theater an der Wien, unter Director Carl, die bereits gelernten großen Rollen durchnahm und studirte, wie z. B. Ferdinand („Cabale"), Mortimer, Don Carlos, Max Piccolomini, Ferdinand („Er muß auf's Land"), Bolz („Journalisten") &c. Viele von diesen zeigen sich heute noch als wahre Perlen in Mittell's Repertoire.

Eine Empfehlung des Regisseur Kürdler brachte ihn an das Königstädter Theater zu Berlin, wo sich namentlich die Künstler Moritz Rott und Dessoir, angezogen durch sein Talent, des jungen Eleven freundlich annahmen und seine ausschließliche Beschäftigung in ernsten, sogenannten tragischen Rollen veranlaßten. Dies blieb auch so, als Mittell nach mehrjähriger Abwesenheit wieder nach Wien zurückkehrte und dort nach Aufhebung der Censur den Schiller in den ersten „Karlsschülern", den Joseph in Mosenthal's „Deborah" &c. spielte. Von unleugbarem Einfluß auf die günstige Weiterentwickelung seines Talentes war dabei die bekannte tragische Schauspielerin Amalie Weißbach, mit der sich Mittell in erster Ehe verheirathete und die ihm später auch in sein neues Engagement zu Riga folgte.

Und doch sollte es erst das Wallnertheater in Berlin sein, welches ihn endlich, hauptsächlich im Verein mit der schon genannten ausgezeichneten Repräsentantin französischer Salondamen, der Frau Agnes Wallner, zur Entwickelung seiner eigentlichsten Begabung und zum wahren Gebiet seines großen Talentes, zum sogenannten Bonvivant- und Conversationsliebhaberfach, führte. Es kamen in rascher Folge: „Cameliendame", „Schuld einer Frau", „Feenhände", „Moderner Barbar", „Attaché" — lauter Rollen, in denen Mittell noch heute mit Meisterschaft das Feld behauptet. In diese Zeit fallen auch seine ersten Gastspiele, die ihn theils im Verein mit Frau Wallner, theils allein an die bedeutendsten Bühnen Deutschlands führten und stets von glänzendsten Erfolgen begleitet waren.

Dem nun folgenden Engagement am Dresdner Hoftheater entsagte er nur, weil ihn ein brillanter Antrag Witte's an das neue Stadttheater in Leipzig rief. Auch hier gewann er durch Talent und Liebenswürdigkeit von Tag zu Tag mehr die Gunst des Publicums, das er zuletzt als „Veilchenfresser" in Moser's

gleichnamigem Lustspiel entzückte, in welcher Rolle ihn unser heutiges Bild darstellt.

Manchen Leser mag es interessiren zu hören, daß die Uniform, in welcher hier Mittell als blumenspendender Officier wiedergegeben ist, echt ist, ein Geschenk von militärischen Freunden, die dem Künstler damit ihre Anerkennung für die chevalereske Darstellung des Husarenlieutenants zu erkennen gaben. Auch Mittell mag daran seine Freude haben. Erfreulicher aber ist uns jedenfalls die Echtheit seines Talentes, und diese wird ihm auch für die Zukunft ruhm- und ehrenreiche Tage verbürgen. **M. S.**

Unter den Montenegrinern und Muselmännern.

Es war an einem schwülen Abende während der letzten Tage des Monats Mai im heurigen blutigen Jahre. Ich saß in Gesellschaft meines Freundes, Dr. K., in dem Jägerwirthshause eines kleinen steierischen Marktfleckens, und wir kannegießerten natürlich über die Eventualitäten, die aus dem drohenden türkisch-serbisch-montenegrinischen Kriege erwachsen dürften. Die gegenüberliegende Post öffnete ihre Thür zum letzten Male, eine nur den Eingeweihten verständliche Andeutung, daß jetzt die Neuigkeiten abzuholen seien, die der Abendzug gebracht, und bald war ich im Besitze eines Briefes, den ich mit steigender Verwunderung las, um schließlich über die sonderlichen Sprünge des Zufalls in ein helles Gelächter auszubrechen.

Ein renommirtes Bankhaus in T. richtete an mich die Anfrage, ob ich gesonnen sei, eine Besichtigung der Wälder Montenegros vorzunehmen und die Ausbringungsverhältnisse an Ort und Stelle zu studiren. War der Antrag mir als Forstmann schon interessant und willkommen, so war er es doppelt bei der jetzigen Zeit und den dortigen wildkriegerischen Zuständen. Ohne mir die Schwierigkeiten und etwaigen Gefahren einer solchen Reise zu verhehlen, namentlich bei meinem schon vorgerückten Alter, acceptirte ich postwendend, packte meine Kleidungsstücke in einen neuen, recht fest construirten Koffer, nahm für alle Fälle einen Paß, und der 4. Juni, ein glühender Pfingstsonntag, fand mich schon auf der Reise nach Triest.

Meine Erlebnisse in Triest sowie meine Weiterreise über Pola, Zara und Ragusa nach Cattaro gedenke ich vielleicht später einmal zu erzählen.

Den nächsten Tag nach meiner Ankunft in Cattaro hatte ein Herr, dem ich durch einen Brief empfohlen worden war, die Freundlichkeit, meine Weiterreise nach Montenegro zu vermitteln. Der slavischen Sprache völlig unkundig, nur mittelmäßig im Italienischen bewandert, waren mir solche Hülfen unentbehrlich. Herr J. engagirte für mich einen Führer sammt Pferd, sowie eine Montenegrinerin, die meinen achtundzwanzig Kilo schweren Koffer bis Cettinje tragen sollte.

Die Zeit der Abreise war auf drei Uhr Morgens festgesetzt, damit wir vor Ausbruch der großen Sonnenhitze den Hauptaufstieg hinter uns hätten, aber pünktlich erschien nur die Montenegrinerin. Diese hob den Koffer, fand ihn wohl etwas schwer, befestigte ihn aber mit Traggurten auf ihrem Rücken und verlangte als Trägerlohn für den schrecklichen Weg nach Cettinje, den ich bald beschreiben werde und zu dessen Zurücklegung ich sieben und eine halbe Stunde brauchte, nur — einen Gulden. Die Trägerin ging einstweilen voraus, und um halb fünf Uhr erschien auch der Führer, der glücklicher Weise italienisch sprach.

An der Riva stieg ich zu Pferd, und nach einem kurzen Trabe am Meeresufer ging es steil bergan. In Zeitschriften und Feuilletons war oft die Rede von einer Fahrstraße, die zwischen Cattaro und Cettinje gebaut werden solle und schon im Bau begriffen sei, ich aber glaube, daß diese schwerlich in's Leben treten wird. Auf österreichischer Seite hat man bis zur Grenze der Czernagora einen Reitesteg angelegt, welcher, kaum so breit, daß zwei beladene Packpferde aneinander vorbeikommen, in kurzen Zickzackserpentinen derart steil in die Höhe führt, daß man innerhalb drei Stunden über tausendsechshundert Meter hinaufklettert. Dieser Steg führt an so schwindelerregenden Abhängen vorbei, daß bei mir wenigstens das großartige Panorama über die ganze Bocca und das offene Meer nicht recht zum Genusse kam. Welches Interesse hätte Oesterreich, diesen Reitweg mit enormen Kosten in einen Fahrweg umzuwandeln? Auf montenegrinischer Seite hat man allerdings mit der Anlage einer Fahrstraße begonnen, aber nur dort, wo das Terrain hierzu am günstigsten, das heißt am wenigsten schwierig erschien, z. B. auf dem Plateau oberhalb Njegusch, im Bergthale von Njegusch selbst und in der Kesselebene von Cettinje. Es wird ungefähr ein Sechstel des ganzen Weges fertig sein und dies, wie gesagt, an den leichtesten Punkten. Seit der Insurrection der Herzegowina ist jede Wegearbeit eingestellt.

Das Pferd, welches ich ritt, gehörte zwar zu den stärkeren des dortigen Gebirgsschlages, war aber leider etwas zu alt. Dieser Uebelstand machte sich unter einem Reiter, der, wie ich, über hundert Kilo wiegt, bald bemerkbar. Bis zur halben Höhe ging es gut, dann suchte aber der Gaul, wenn ich ihn nicht fest im Zügel hielt, die lästige Bürde dadurch abzustreifen, daß er meine Beine so nahe wie möglich an die in den Weg vorspringenden Felsen anzudrücken sich bestrebte, und als diese Versuche mißlangen, blieb er zuweilen ganz stehen, und konnte nur durch feste Hiebe wieder in Gang gebracht werden.

Dieses fortwährenden Streites müde, zumal bei so schmalem Wege, zog ich es vor, abzusteigen und etwa eine Stunde lang zu Fuß bergan zu klimmen, während welcher Zeit sich das Pferd wirklich so erholte, daß ich ohne fernere Anstände nach Njegusch hineinreiten konnte, welches wir um halb neun Uhr erreichten und wo Rast gemacht wurde.

Noch ehe man das Plateau vor Njegusch erreicht, hört das österreichische Gebiet auf. Die Grenze ist durch keinerlei Zeichen markirt, macht sich aber dadurch bemerkbar, daß der Reitweg plötzlich abbricht und man durch die zerklüfteten Felsen einen Ziegenpfad so lange hinaufreitet, bis man die Hochfläche und auf dieser die Anfänge der montenegrinischen Straße erreicht. Das ziemlich große Dorf Njegusch liegt in einem Gebirgskessel. Hier sah ich zum ersten Male einige bebaute Felder; bis dahin war mir noch kein einziges Stückchen Ackerland vorgekommen. Wir ritten zum Wirthshause, banden das Pferd an einen Baum, wo ihm etwas Heu vorgeworfen wurde, und ließen uns nieder, nicht in einem Wirthshauszimmer — bewahre! ein solches existirt nicht — sondern unter einem vor dem Hause angebrachten Vordache. Die Wirthin brachte Wein, Schafkäse, Brod, und von ihrem eigenen Bette ein ziemlich schmutziges Kopfpolster, das sie für mich auf die noch schmutzigere Holzbank legte.

Es herrschte reges buntes Leben in Njegusch. Tags vorher war eine Partie Flüchtlinge aus der Herzegowina dort angekommen, Männer, Weiber und Kinder, deren Elend, Trübsal und Entbehrung aus den abgehärmten Gesichtern und den malerischen Lumpen heraussah. Ein Wojwode (Rangstufe, die unserem Titel: General entsprechen soll), der in Begleitung von einem Serdar (Oberst) von Cettinje gekommen, schien beschäftigt, die Flüchtlinge unterzubringen, und überhaupt eine Art Controlversammlung in der dortigen Gegend abzuhalten. Es kamen und gingen Montenegriner ab und zu. Die Ankommenden küßten den Rockärmel des Wojwoden; er verzeichnete etwas auf einem Bogen Papier, hielt eine kurze Ansprache, und die Leute entfernten sich, wie sie gekommen, um anderen Platz zu machen. Mit einigen dem Anscheine nach einflußreicheren Kriegern zog er sich zuweilen in einen dunklen Raum des Wirthshauses zurück — ich weiß nicht, war es eine Tenne oder ein Kuhstall? — und schien dort geheime Instructionen zu ertheilen.

Ueber die malerische Tracht, die Bewaffnung und Gestalt der Montenegriner ist sattsam geschrieben worden. Wohl sah ich Viele, die sechs Fuß und darüber maßen, aber auch Viele nicht größer als fünf und ein halb Fuß. Aber Alle waren schlank mit breiten Schultern, hatten eine stolze, selbstbewußte, würdevolle Haltung, und aus jeder Bewegung sprach eine Elasticität und concentrirte Kraft, die nur Staunen erregen konnte. Man muß, wie ich später Gelegenheit hatte, diese an den Füßen mit Opanken bekleideten Gestalten über Felsen und Klippen mit der Genauigkeit

einer Gemse und der Geschmeidigkeit eines Tigers hinwegsetzen gesehen haben, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß unsere besten Bergsteiger in Steiermark und Tirol dagegen nur Bleisoldaten sind. Die Anwesenheit eines Fremden schien die Neugierde oder das Mißtrauen der Männer nicht im Geringsten zu erregen; Niemand fragte nach der Richtung und dem Zweck der Reise. Mit einem Gruße war ich gekommen; mit einem Gruße ritt ich nach einstündiger Rast unbelästigt weiter.

Gleich hinter Njegusch hat die gute Straße schon wieder ein Ende, und abermals ging der Ritt bergaufwärts durch wildes Karstgebirge von grauschwarzem Kalksteine, nur dürftig bewachsen mit verkrüppeltem niedrigem Laubholze, das, stets von den zahlreichen Ziegenheerden verbissen, nie einen Höhewuchs gewinnen kann. Ein Weg war eigentlich nicht vorhanden. Vielleicht hatte man einst die größten Felsblöcke weggewälzt, um einen bequemeren Uebergang zu gewinnen, kleinere waren aber noch viel zu viel übrig geblieben. Nur die Glätte der Felsen, welche durch den Hufbeschlag der Pferde und Maulthiere während Jahrhunderten abgeschliffen waren, ließ erkennen, daß hier ein Handelsweg factisch existirte, auf welchem häufig die größten Lasten expedirt werden, wenn auch nicht die vielen bepackten Saumthiere, die uns begegneten, dasselbe bewiesen hätten. In ganz Montenegro hat bis jetzt noch nicht das Rad eines einzigen Wagens geknarrt.

Nach ungefähr anderthalb Stunden hatten wir endlich den Gebirgsrücken erreicht, dann ging es jäh abwärts zur Thalebene von Cettinje. Selbstverständlich konnte von einem Sitzenbleiben auf dem Pferde hierbei nicht die Rede sein, sondern man mußte mühsam hinabsteigen über treppenförmige Klippen und Felsstücke, bis nach halbstündigem erschöpfendem Marsche in der Mittagssonne die Ebene von Cettinje und mit ihr ein neues Stück Fahrstraße erreicht war.

Der Hufbeschlag der Pferde ist für diese Gebirgstouren äußerst praktisch. Er besteht aus einer dem Hufe angepaßten ovalen Scheibe von drei Millimeter Dicke, welche in der Mitte ein ovales Loch hat und mit einem Eisenrand zum Schutze des Hufs versehen ist.

Der Gebirgskessel, in welchem Cettinje liegt, ist ungefähr zwei Kilometer lang und fünfhundert Meter breit. Das Städtchen liegt aber nicht in der Mitte, sondern ziemlich am nordöstlichen Ende desselben und besteht aus einigen fünfzig einstöckigen ziegelgedeckten Steinhäusern mit vier bis sechs Fenstern, nebst vier größeren Gebäuden. Letztere sind: das Schloß des Fürsten, einem größeren behäbigen Landwohnsitze ähnlich, mit Garten und umschließender Gartenmauer, das Spital, der Gasthof und das Mädchenpensionat, wo die Töchter der Helden aus den schwarzen Bergen unter einer russischen Vorsteherin in diversen Sprachen und Wissenschaften unterrichtet werden, von denen ihre Väter keine Ahnung haben.

Es war an einem Sonntag, als ich gegen halb ein Uhr das Städtchen erreichte und schon von ferne eine große Masse Männer auf dem Wiesenplan versammelt sah, theils stehend, theils sitzend und liegend hinter den in Pyramiden zusammengestellten Gewehren. Es mochten etwa drei- bis vierhundert Montenegriner sein, alle in stattlicher beliebiger Sonntagstracht, denn von einer gleichmäßigen Uniformirung ist natürlich keine Rede. Sie hatten eben eine Waffenübung beendet behufs Einübung mit den jüngst vertheilten Hinterladern. Cettinje hat nur zwei Straßen. Die eine läuft gerade aus und schließt mit dem gegenüberliegenden Gasthofe ab; die andere, kürzere führt von dieser in rechtem Winkel zum Schlosse des Fürsten. Die Straßen sind breit, reinlich und mit Laternen versehen. Ich ritt zum Gasthofe, begehrte ein Zimmer und war überrascht, ein solches zu bekommen, ausgestattet mit allem Comfort großer Städte. Mittlerweile hatte auch meine Montenegrinerin, die wir unterwegs eingeholt und die dann immer wacker mit uns Schritt gehalten, den schweren Koffer in die Stube gebracht und verließ mich dankerfüllt, da ich ihr außer dem vereinbarten Gulden Trägerlohn noch einen zweiten gegeben. Da mich der Kellner benachrichtigt, daß gleich table d'hôte gespeist werden solle, machte ich rasch Toilette und ging in's Speisezimmer hinunter. Es saßen dort eine Menge Herren um einen enormen Speisetisch, der mit Couverts überladen war, unter anderen ein Minister des Fürsten, in allen Sprachen sehr unterrichtet, aber Nicht-Montenegriner, ein Herzog von Genua, dessen Aufenthaltsmotiv mir unbekannt blieb, ein französischer Capitän, der die Artillerie Montenegros organisiren sollte und irgendwo in einem Hafen angekaufte Kanonen versteckt hielt, russische Agenten, Aerzte und Pharmaceuten, Zeitungsreporter und Andere mehr. Das Gespräch wurde meistens in serbischer und französischer Sprache geführt. Nach Tisch schickte ich ein Telegramm in die Heimath, für welches ich nur einen Gulden bezahlte, gab dann meine Empfehlungsbriefe ab, jedoch ohne die Herren zu Hause zu treffen, und ging in das dem Speisezimmer gegenüber befindliche Café des Gasthofes. Dort war Alles so besetzt, daß ich nur hinter dem Schenktisch ein Plätzchen erobern konnte, von wo aus ich bei einer Flasche Grazer Bier im anständigen Preise von fünfzig Kreuzern meine Umgebung musterte. Da trat ein reichgekleideter Montenegriner an mich heran und fragte auf französisch, ob ich nicht der Herr C. sei. Als ich dies bejahte, stellte er sich als M., Adjutant des Fürsten, vor, für den ich einen Empfehlungsbrief abgegeben.

Nachdem wir über meine forstliche Mission, über Krieg und andere Dinge der Tagesordnung geplaudert, lud er mich zu einem Spaziergange durch Cettinje ein, wie ich denke, hauptsächlich in der Absicht, um meine fremde Erscheinung den zahlreich in den Straßen versammelten Montenegrinern als persona grata darzustellen. Unterwegs begegneten wir einem anderen vornehm aussehenden jungen Manne, einem Vetter des Fürsten aus dem Heldengeschlecht der Njegusch-Petrovic, der ebenfalls französisch sprach und uns einlud, die Zelte zu besuchen, in welchen die in der Herzegowina verwundeten Söhne der schwarzen Berge unter dem russischen rothen Kreuze geheilt wurden.

Ich sah in zwei Feldlazarethen und schließlich im großen Spital selbst ungefähr vierzig mehr oder minder schwer verwundete Männer unter der sorgfältigsten Pflege. Aerzte, Apotheker und Wärterinnen, Alle sind Russen, und mit russischem Gelde wird der ganze Apparat unterhalten. Unter den Verwundeten befand sich auch ein junger Bursche von höchstens fünfzehn Jahren.

„Der ist doch noch zu jung für das rauhe Kriegshandwerk," meinte ich.

„Lassen Sie das gut sein!" entgegnete mein Begleiter, „der hat schon drei Türkenköpfe abgeschnitten."

Wir standen am Fußende des Bettes, und der Bursche mochte ahnen, da er sicher kein Französisch verstand, daß von seinen Heldenthaten die Rede war, denn sein Mund verzog sich zu einem breiten Lachen, wodurch zwei Reihen scharfer weißer Zähne sichtbar wurden, und seine Augen leuchteten grünlich wie die eines Wolfes.

Nachdem ich mich von meinen Begleitern verabschiedet, ging ich in's Café zurück, wo ich die Bekanntschaft des deutschredenden Musikdirectors der Czernagora, eines Böhmen, machte. Drei Jahre hindurch hat dieser Herr halbwüchsige Hirtenbuben, wie er sie aus den Bergen eingefangen, zu Musikanten herangebildet, so daß außer den Nationalmelodien auch größere Stücke aus italienischen Opern ausgeführt werden konnten; da erklärten die jungen Leute ihre Lernzeit für beendet und forderten für ihre ferneren Leistungen Bezahlung. Sintemal aber die Landescasse, bei einer jährlichen Einnahme von etwa 45,000 Gulden, Alles in Allem, nicht in der Lage war, diese außerordentliche Ausgabe zu bestreiten, mußte man leider auf diesen Luxus verzichten. Das Musikcorps wurde bis auf bessere Zeiten aufgelöst und tritt nur bei außergewöhnlichen Fällen in Thätigkeit.

Durch Mittheilung des Musikdirectors erfuhr ich denn auch, daß ich mich inmitten der Gesellschaft der berühmtesten Helden Montenegros befand, deren Namen er auch nannte, — ich habe sie vergessen. Diese Herren spielten meisterhaft Billard, auch Schach und Karten, oder saßen ernsthaft, ihre lange türkische Pfeife rauchend, beim schäumenden Bier. Handschar und Pistolen legten aber auch die Billardspieler nicht ab, obwohl sie dadurch beim Stoßen oft genirt wurden.

Als größten Helden zeigte man mir den Wojwoden Marko M., einen schon grauhaarigen, nicht gar so gefährlich aussehenden Mann, der bereits sechszig Türkenköpfe abgeschnitten hat. Wahrscheinlich ist jetzt das Hundert voll, da er, wie ich aus den Zeitungen ersah, eine siegreiche Abtheilung im Süden Montenegros commandirt. Seitdem diese Herren russisches Geld

in den Taschen haben, wird das Café nicht leer. Dieses, sowie das ganze Hôtel besteht erst seit einigen Monaten in seiner jetzigen vollkommeneren Einrichtung, nämlich seitdem so viele Russen und sonstige Fremde in Cettinje verkehren; früher soll Alles äußerst primitiv gewesen sein. Auch ein türkischer Oberstlieutenant in voller Uniform befand sich unter den Gästen. Derselbe war einer Commission zugetheilt worden, um Pferde zu kaufen, wußte aber seine Collegen zu täuschen und desertirte mit dem Betrage von hundertfünfzig Napoleonsd'or. So hat der Schuft selbst erzählt.

Am andern Tage suchte und fand ich durch freundliche Vermittelung einen Führer, der etwas italienisch sprach, und brach nach Rjeka auf, um von dort aus in die Waldungen der Czernagora weiter einzudringen. Der Weg nach Rjeka ist womöglich noch schlechter als der von Njegusch nach Cettinje. Die ersten drei Viertel Stunden geht es auf rauhem Felspfade steil aufwärts, um dann in weiteren drei Stunden gegen dreizehnhundert Meter hinunterzusteigen. Da mein Pferd auch wieder zu schwach war für den schweren Reiter, so mußte ich bei brennender Sonnenhitze, welche mit wolkenbruchartigem Gewitterregen abwechselte, den ganzen Abstieg zu Fuß machen.

Schon ehe man Rjeka erreicht, ändert sich der Charakter der Landschaft. Anfangs nur sterile Felspartien, dann hier und da urbares Land mit Mais und Kartoffeln bebaut, noch tiefer Weinberge, und nahe der Thalsohle, an sanfteren Hängen, in Mulden und kleinen Thälern, allüberall wo sich nur Humus bilden konnte, eine reiche Vegetation von Weinreben, Maulbeerbäumen, Feigenbäumen mit reifen bräunlichen Früchten, zahme Kastanien, Oelbäume, üppig wachsende Tabakfelder, Alles durchleuchtet von den rothen Blüthen der Granatbäume. In Rjeka begann das Reise-Elend, was Kost und Nachtquartiere betraf; in Cettinje hatte ich das letzte Bett gesehen. Und von dort hatte ich noch drei Tagereisen zu machen bis zum Quellengebiete der Muraca, durchschnittlich täglich zehn Stunden, dabei nur zwei kleinere Ortschaften berührend, nämlich Danilograd und Rovce. Ich übergehe die Nächte auf dieser Reise mit ihren Plagegeistern jeder Art, die aber der todmüde Körper kaum verspürte; ich mag nicht erzählen von der schlechten Kost, aus Ziegenfleisch, Ziegenkäse und frischgebackenem kleberigem Maisbrode bestehend, bei deren Erinnerung ich noch heute einen Brechreiz empfinde, noch von dem stets warmen, aber zum Glück kräftigen Rothweine, den wir in einem Ziegenschlauche, dessen Haare nach innen gekehrt waren, am Sattel mit uns führten; auch mag ich nicht den Leser ermüden mit stets wiederholten Klagen über die halsbrecherischen Wege.

Die Berge der Czernagora, die ich bisher gesehen, waren alle kahl und nur mit kurzem Gestrüpp bedeckt, im Nordosten des Landes aber, von der Muraca und ihren Seitenflüssen durchsetzt und zerklüftet, zieht sich ein gewaltiger Gebirgsstock hin, das Rovcigebirge mit dem zweitausend Meter hohen Dormitor als größte Erhebung. Diese wilden Alpenzüge, gleichfalls aus dunkelgrauem Kalkfelsen gebildet, tragen auf einer Fläche von circa neunzigtausend Hectares, dem fünften Theile des Fürstenthums, einen eigentlichen wahren Urwald von Fichten und Edeltannen, im Gemisch aller Altersclassen, aber durchschnittlich zweihundert Jahre alt. Bis jetzt ihres entlegenen Standortes wegen von der Axt verschont, sollten in nächster Zukunft diese Riesenstämme von fünfzig bis siebenzig Meter Höhe und fünfzig bis hundertfünfzig Centimeter Stammdurchmesser der Speculation zum Opfer fallen. Aber dem conservativen Forstmanne zur Beruhigung sei's gesagt, ihre Stunde hat noch nicht geschlagen. Die mühseligen Transportverhältnisse verursachen einen Kostenaufwand, der mit den jetzigen Holzpreisen nicht im Verhältnisse steht.

In Rjeka, wohin ich nach wöchentlicher Abwesenheit zurückkehrte, hatte ich meinen Koffer gelassen, weil ich von dort, der Wasserstraße folgend, die das Holz im Falle einer Schlägerung zu nehmen hätte, über Albanien das adriatische Meer gewinnen wollte. Diese Wasserstraße genau kennen zu lernen, war für das projectirte Geschäft von großer Wichtigkeit. Die Stimmung in Montenegro war indessen immer kriegerischer geworden; allenthalben sind Hinterlader nebst Munition ausgetheilt, und allgemein wird der 27. Juni als Tag des Losschlagens bezeichnet. Dieser Zustände wegen konnte ich nur mit Mühe ein Boot mit der Besatzung von fünf Montenegrinern auftreiben, die mich für den hohen Preis von vierzig Gulden nach Scutari bringen sollten.

Ehe ich von der Czernagora auf Nimmerwiedersehen Abschied nehme, will ich noch einige Worte über Charakter und Sitten dieses halbcivilisirten Bergvolkes hinzufügen. Die Montenegriner sind ein „Volk in Waffen" in der strengsten Bedeutung des Wortes. Vom Knaben an, sobald er mannbar geworden, bis zum Greise ist die rothe Schärpe, die den Leib umgürtet, mit Pistolen und Handschar geziert, die oft das werthvollste, häufig das einzige Vermögen ihres Besitzers repräsentiren. Die Pistolen, meistens mit eingelegter Arbeit versehen, haben durchweg Steinschlösser und sehr großes Kaliber. Ich halte sie mehr für Paradestücke, auch sind sie in neuerer Zeit häufig durch die praktischeren Revolver verdrängt worden. Der Handschar, durch Generationen vererbt, ist das Heiligthum des Besitzers. Dieser weiß genau aufzuzählen, wie viel Türkenköpfe seine Ahnen und er damit abgeschnitten. Sein Haß gegen diesen fünfhundertjährigen Erbfeind ist grenzenlos.

Das Benehmen und die Sprachweise des Montenegriners sind ernst und würdevoll; sein Ehrgefühl ist in so hohem Grade ausgebildet, daß ein Stockschlag auf der Stelle mit dem Tode gerächt wird, ohne daß das Gesetz den Mörder bestraft. Gemeiner Diebstahl wird gesetzlich mit Verbannung aus dem Lande oder nach Amnestie des Verbrechers im Wiederholungsfalle mit dem Tode gebüßt. Bei Ehebruch steht dem beleidigten Gatten das Recht zu, beide Theile zu tödten. Jedes intimere Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern muß mit der Ehe abschließen; tritt der Mann zurück, so wird er von den Verwandten des Mädchens rettungslos getödtet; ein Zurücktritt des Mädchens ist nicht denkbar.

Der Montenegriner ist zu stolz zur gewöhnlichen Arbeit; alle Arbeiten im Hause, sowie auf dem Felde werden durch die Frauen verrichtet; selbst die Professionisten im Lande sind meistens Dalmatiner. Der Mann stählt seine Körperkraft durch förmlich homerische Spiele und übt sich in den Waffen. Sein ganzes Sinnen und Trachten geht dahin, ein Held zu werden, um in den Volksliedern fortzuleben. Lesen und Schreiben hält er zu diesem Berufe nicht für unumgänglich nothwendig, obgleich jetzt in den meisten Dörfern Schulen errichtet sind. Handel mit Ziegen und Schafen, mit Wein, Tabak, Oel und Gerber-Sumach sind die Haupterwerbsquellen. Die Frauen sind von mittlerer Größe, kräftig, aber nicht besonders schön, doch alle haben einen freundlichen angenehmen Gesichtsausdruck und prachtvolle Zähne. Die gewöhnliche Kleidung derselben ist: dunkles Kopftuch nach italienischer Manier getragen; weißwollenes, schwarz eingefaßtes und verziertes Ueberkleid ohne Aermel, vorne offenstehend; schneeweißes langes Hemd, hoch am Halse zugezogen und die Arme bedeckend; von der Taille abwärts schwarzwollene lange Schürze. Die Füße stecken entweder in Opanken oder in ausgeschnittenen schwarzen Schuhen mit weißen Strümpfen. Die ganze Tracht in ihrer Einfachheit ohne schreiende Farben macht einen keuschen und gewinnenden Eindruck. (Schluß folgt.)

Bayreuther Festtagebuch.

Nr. 3. Vom 18.—23. August.

18. August.

Ich hole heute das Versäumte nach und bringe Etwas über die vierte Vorstellung — „Götterdämmerung" zu Papier. Ich sage „Etwas", denn ich besitze nicht das „Mordgenie" so vieler meiner Herren Collegen, von heute auf morgen fix und fertig mit meiner Weisheit vor das Publicum treten zu können. Da wir nun bekanntlich an dieser Stelle nicht polemisiren, so muß ich — auf dem Bayreuther Standpunkte — erklären, daß die Steigerung der dramatischen Wirkung in der „Götterdämmerung" ihren höchsten Gipfel erreichte und dabei doch, dank den vielfachen Reminiscenzen der musikalischen Motive, dem Publicum und mir selber leichter verständlich wurde, als wir Alle glaubten.

Ich habe das Textbuch vor mir liegen und begreife, daß Wagner zu diesem Texte nicht anders componiren konnte, und ohne im Stande zu sein, aus dem Gedichte auch nur drei Tacte nachzusummen, klingt mir doch der furchtbar düstere Nornengesang aus den gedruckten Worten heraus. Ebenso die Scene zwischen Alberich und Hagen, die nichts geringeres darstellt, als den Traum während eines sogenannten Alpdrückens. Werden unsere Nerven solchergestalt gefesselt, so leistet der Tonmaler in dem Rheintöchtergesang zu Anfang des dritten Actes so anmuthig Liebliches, daß man plätschernde Wellen in Musik und Gesang verwandelt glaubt, und wenn Männer von Autorität, wie Professor Schelle aus Wien und eine Menge Andere, die mit Wagner artistisch nicht auf Du und Du stehen, in der letzten Rede der Brunhilde am Schlusse des Dramas mit das Größte erblicken, „was im musikalisch-dramatischen Aufbau je geleistet ist“, so darf ich armer Feuilletonist, wenn auch fast invalide geworden durch die Anstrengung des Hörens und Sehens, ebenfalls sagen: Ja, es war großartig in seiner Art. Es war eine Erscheinung in der Kunstgeschichte. Ich thue dies um so lieber, als man auf die „Gartenlaube“ in Bayreuth sehr böse zu sprechen war, in Folge ich weiß nicht welcher Notiz dieses Blattes.* Die Parteien verlangen ja, daß man blind in ihr Horn stößt.

Item, mit der „Götterdämmerung“ hat Wagner bei den Fachmusikern gewaltige Steine in's Brett gewonnen, und die Broschüren werden schon gewetzt, die dafür geschwungen werden sollen, wie „Nothung das neidliche Schwert“. Was mich betrifft, so habe ich mich von aller propagandistischen Beeinflussung fern gehalten und denjenigen meiner Freunde, welche, wie ein Spottvogel bemerkte, am Schlusse des Bühnenfestspiels von Wagner heilig gesprochen werden sollen, rundweg erklärt, die „Gartenlaube“ sei keine Arena und ich kein Gladiator. Ich habe hier nur harmlose Fest-Plaudereien bringen wollen und sie daher auf andere Kampfsplätze vertröstet. Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Bayreuther Tage wird ja nicht mehr bestritten.

Es war mir heute vergönnt, einen Blick in das vertiefte Orchester zu thun, das sich zum Theil bis unter das Podium der Bühne erstreckt. Da stand Capellmeister Richter und dirigirte in bloßen Hemdsärmeln; der berühmte Violinist Wilhelmj ebenso, und alle Orchestermitglieder hatten es sich in gleicher Weise möglichst bequem gemacht. Ein drolliger Anblick, die Künstler so arbeiten zu sehen! Vom Erhabenen zum Komischen nur ein Schritt. Aber was thut es? Man seufzt und stöhnt über die Strapazen und hält aus.

19. August.

Heute erwachte ich etwas — übernächtig.

Er hat sich ganz gut aus der Klemme gezogen, in welche ihn seine geflügelten Worte bei Gelegenheit des Hervorrufes am Schlusse der „Götterdämmerung“ gebracht hatten.

Ich rede hier von dem Festbankette, das zu Ehren des Meisters in den Räumen der großen Restauration auf dem Theaterplatze gehalten wurde und wo das Essen wieder so mittelmäßig war, wie man es für fünf Mark das Couvert ohne Wein verlangen kann.

Wohl an tausend Theilnehmer hatten sich eingefunden und das Arrangement war insofern vorzüglich, als Wagner mitten unter der Gesellschaft Platz genommen hatte und mit seinem Sitze keinerlei Ostentation getrieben wurde. Der Meister war in der heitersten Stimmung, und die Frau Meisterin (Frau Cosima) hatte ihre Sonntagsliebenswürdigkeit für Alle. Es dauerte denn auch nicht lange, so ergriff Wagner das Wort, um seine vorgestrigen Worte zu schützen, von „Journalisten und Recensenten“ mißverstanden zu werden, indem er erklärte, er habe eine neue Kunst gemeint, die sich von fremden Einflüssen emancipirt hätte und specifisch deutsch bleibe. Damit löste sich die Dissonanz denn wieder in ein harmonisches Wohlgefallen auf, denn die anfängliche Stimmung bei dem Festbankette war eine ziemlich verlegene. Als später Wagner nochmals das Wort ergriff und ein Hoch auf Franz Liszt ausbrachte, dem er, wie er mit gerührter Stimme betonte, Alles verdanke, brauste der Jubel rückhaltslos. Es redeten auch Duncker aus Berlin, dieser mit Vorbehalt, da die Zukunft erst entscheiden müsse, und nach ihm Graf Appony in magyarisch schwungvoller Begeisterung. Auch Liszt sprach einige wenige Worte, die mit einer Umarmung Wagner's endeten.

Jetzt entsteht eine allgemeine Bewegung in den Sälen. Ein silberner Lorbeerkranz ist von Frau Lucca aus Italien angekommen. Die Baronin von Schleinitz setzt ihn dem Meister auf's Haupt und führt diesen durch den Saal. Hier zeigte Wagner, wie liebenswürdig er sein kann, wenn er will. Er scherzte über die ihm widerfahrene Ehre und setzte den Kranz zeitweilig seiner Begleiterin auf's Haupt, welche bekanntlich in der Wagner-Partei das ist, was Jeanne d'Arc zu Karl's des Siebenten Zeit war: die Bannerträgerin des Zukunftsdramas.

Mein Tischnachbar war ein von seinen Landsleuten im Gedränge getrennter französischer Journalist, M. Jules de Brayer. Die Höflichkeit gebot mir Reserve gegen den Franzosen, aber dieser legitimirte sich als ein warmer Verehrer Wagner's und sprach unverhohlen seine Freude darüber aus, daß die Kunst auf deutschem Boden auch das Feindschaftsgewächs von 1870 entwurzeln werde. Es war das erste und letzte Mal, daß ich in Bayreuth von Politik sprach. Die alte Wahrheit! Auf neutralem Gebiete (hier auf dem der Kunst) verständigen sich die Menschen immer sehr leicht.

20. August.

„Erholungstage“ heißt hier der Zeitraum, der zwischen jedem Cyclus der Vorstellungen liegt. Ich kann diese Bezeichnung nicht zutreffend finden, denn die Gespräche über das Gesehene und Gehörte gestalten sich in den Erholungstagen noch animirter. Aber es tritt ein Decorationswechsel in der Gesellschaft ein. Die Kaiser und Könige sind abgereist. Mit ihnen, ausgenommen die allerdings noch sehr zahlreichen Patronatsherrschaften, auch eine Menge Namen von Berühmtheit. Die zweite Serie brachte neue Menschen, neue Namen. Wir älteren Bewohner Bayreuths finden Muße, auch hier und da einen Blick nebenher und nebenhin zu werfen, wozu uns die Sturm- und Drangperiode des ersten Cyclus keine Zeit ließ.

Täuscht mich mein Ohr nicht? Die Kinder auf den Straßen pfeifen und singen Motive aus dem „Ring der Nibelungen“. Wahrscheinlich haben sie dieselben von der artistischen Einquartierung aufgeschnappt. Am Ende zwitschern die Sperlinge auf den Dächern noch das Waldvöglein-Motiv aus „Siegfried“. Ist es ja doch, als ob eine artistische Epidemie in der Stadt herrschte. Ein ehrsamer Schullehrer hatte im „Siegfried“ die stumme Rolle des Bären übernommen und mimte, in ein Bärenfell gesteckt, auf allen Vieren ganz vorzüglich. Die Turner arbeiten im „Rheingold“ als Nibelungen mit, und zwar brillant. Eine Schaar kleiner Kinder von vier bis sechs Jahren wirkt mit in „Götterdämmerung“ im Hochzeitszuge des Siegfried. Es ist dies ein von Fricke aus Dessau wunderbar poesievoll arrangirtes Bild. Die tänzelnde Kinderschaar säuselt ganz flüchtig, wie Blumen vom Winde getrieben, nur einmal über die Scene, aber der Eindruck ist berauschend schön. Ueberhaupt ist das schauspielerische und Regiewesen in den Vorstellungen das Höchste, was je geleistet worden ist. Eine Scene, wie die zwischen Alberich und Hagen (Hill aus Schwerin und Siehr aus Wiesbaden) kann man geradezu als akademisch-dramatisch bezeichnen. Niemann's Siegmund in der „Walküre“ ist von imponirender Wirkung. Und die Chöre sind im Arrangement nie, auch nicht annähernd so großartig in Scene gesetzt worden, wie es hier der Fall war in „Götterdämmerung“.

Ich benutzte heute den Erholungstag, um Siehr, den eben genannten Bassisten, zu besuchen. Er wohnt in einem — Irrenhause, uns gegenüber ist das Zuchthaus, in welchem eine Anzahl Orchestermitglieder residiren — mit Kullmann unter einem Dache. Eine köstliche Ironie des Zufalls! Aber es wohnt sich in beiden Gebäuden bequem und kühl; die Verwaltung derselben vermiethete Zimmer an Jedermann in Bayreuth. Auch Niemann hat Chambregarnie im Irrenhause genommen, und so kann ich denn die Thatsache nicht leugnen, daß mich mein Aufenthalt in Bayreuth ebenfalls, wenn auch nur auf ein paar Stunden, in's Tollhaus geführt habe. —

22. August.

Doch der Mensch soll nicht renommiren. Ich befand mich heute so abgespannt, daß ich das Theater versäumen mußte und beinahe in der Stimmung bin, einen Leitartikel zu schreiben. Auch wird es in unseren Kreisen öder. Die meisten Berichterstatter

* Diese Notiz (in Nr. 31) bestritt die nationale Bedeutung des Bayreuther Unternehmens, ein Protest, den wir auch heute noch aufrecht erhalten müssen. D. Red.

der Zeitungen sind nach dem ersten Cyklus wieder abgereist. Der schöne Champagnerschaum der Spannung, der uns Alle umsprudelte, ist gefallen. Unsere Kehlen sind heiser; so oft und so viel haben wir uns ausgesprochen. Die Empfangsabende beim „Meister" in der Gluthhitze gestalten sich auch nur zu einem Ein- und Ausgehen und geben nur Anlaß, die Riesennatur Richard Wagner's zu bewundern, der ein neues Werk, „Parcival", vollendet hat und in seiner Sphäre so munter und lebendig bleibt wie der Fisch im Wasser. Oft glaube ich, die Nervenstränge dieses Mannes bestehen aus Baßgeigensaiten, seine Adern aus metallenen Posaunenröhren und seine Herzkammern aus zwei Pauken. Und dabei äußerlich keine Spur von Ermüdung. Stets activ, ohne Ruhe und Rast. — Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was man mir von seinen Proben erzählt hat, wie er die Sänger, Musiker, Arbeiter geschult und gedrillt hat, so könnte er den seligen Herrn Sisyphus ablösen; er brächte den Stein gewiß über den Berg.

23. August.

Es ist vollbracht. Mit dem heutigen Abende ging der zweite Cyklus zu Ende. Die Aufführung der „Götterdämmerung" war eine vollendete. Uns Allen kam diese seltsame Tonschöpfung heute merkwürdig verständlich vor. „Das Wort „populär" wage ich nicht zu gebrauchen, obschon es die Exaltados im Munde führen, allein, einmal entschlossen, keinen Vergleich mit der Oper anzustellen, sondern das Werk schauspielerisch-musikalisch aufzufassen, möchte ich beinahe die Behauptung aussprechen, „Götterdämmerung" sei das am leichtesten zu fassende der vier Musikdramen.

Am Schlusse der Vorstellung brach ein Jubel aus, der — nach der Uhr gesehen — über zehn Minuten dauerte. Man wollte den Meister sehen, trotz seines Decrets, daß im Interesse der künstlerischen Einheit keine Demonstrationen stattfinden sollten. Also einfach eine Enthusiasmusrebellion, und die Damen waren die ärgsten Rebellen. Die Rebellion besaß zwar Tact genug, keinen Namen zu rufen, aber das Bravo und die Hochs wollten kein Ende nehmen.

Endlich öffnete sich die Gardine, und Richard Wagner erschien.

Athemlose Stille.

Der Meister bleibt in der Oeffnung der Gardine stehen, blickt nach rechts und links, macht ein Gesicht, das ganz deutlich zu sagen scheint: „Ich habe Euch ja erklärt, daß ich solche Demonstrationen verboten habe," und tritt mit einer stummen Verbeugung ab.

Es möge mir jetzt gestattet sein, aus dem Rahmen des „Tagebuches" herauszutreten, um diesen Rahmen von Aufzeichnungen, Eindrücken und Arabesken durch ein übersichtlicheres Bild auszufüllen.

Den Mittelpunkt desselben bildet natürlich Richard Wagner selbst, obgleich er, verhindert, durch seine artistische Thätigkeit, welche ihn fast unausgesetzt in Anspruch nimmt, nicht so individuell scharf hervortritt, wie man wohl zu glauben versucht ist. Sein Aeußeres hat sich — man darf es sagen — zu seinem Vortheile verändert. Der verbissene, zusammengekniffene Mund ist weicher geworden; die stechenden Augen schillern mehr in Bonhomie hinein; der ganze, früher so scharfkantige habitus zeigt mehr Glätte als sonst, als hätte „Wahnfried", wenn auch den „Frieden" selbst noch nicht, so doch den Weg zum Frieden gefunden. Eines ist unbedingt an dem merkwürdigen Manne anzuerkennen, daß er nicht „Pose" lebt, wozu die Huldigungen von Kaisern und Königen, Fürsten und künstlerischen Celebritäten doch so leicht verführen. Er hat sich im Umgange und in der Conversation die ungenirteste Natürlichkeit bewahrt, und diese ist durchaus nicht eine gesuchte.

Das Amt des „Repräsentirens" hat Frau Cosima, die Tochter Liszt's, übernommen. Diese Dame ist für den Meister eine wahre Perle; sie ist eine Arbeitskraft; sie erfüllt in der Gesellschaft für ihn alle Formen, zu deren Erfüllung ihr Mann nicht immer Zeit und Lust hat. Sie hat ein merkwürdiges Talent, ein echt französisches Talent, Jedermann irgend ein paar Worte zu sagen, über die man sich freut, und ein Dutzend Gespräche auf einmal zu leiten. Aber man sieht es ihr an, daß sie ihr eigentliches Element in den Kreisen der haute volée lieber erblickt, als in den Künstlerkreisen, und daß sie des Weihrauchs nicht entbehren kann. Man ist nicht ungalant, wenn man behauptet, sie sei auf ihren Mann noch mehr eitel als stolz. Es ist dies Frauenart. Die Damen lieben es, die Situation zu beherrschen, und wenn sie es können, ohne sich Blößen zu geben, so ist es verzeihlich.

Franz Liszt, untrennbar von den beiden Genannten, bildet gleichwohl einen Contrast zu seiner Tochter Frau Cosima. Auch ihm ist der „Hofsonnenschein" Bedürfniß. Er ist ein musikalischer Tasso, der ohne platonische Leonoren nicht existiren kann. Aber Liszt hat sich in dieser Atmosphäre der Verwöhnung einen bezaubernd liebenswürdigen Charakter bewahrt, dessen Liebenswürdigkeit nie eine gesellschaftlich gezwungene ist. Sein ganzes Wesen ist in der That das eines Grandseigneur der Kunst.

Dies ist das Dreigestirn, welches man den Mittelpunkt der Gesellschaft zu Bayreuth nennen könnte, wenn nicht das ganze Leben und Treiben eine solche kunstrepublikanische Zwanglosigkeit zeigte, daß von einem directen Einfluß der drei Hauptpersonen im Kaleidoskop der Bayreuther Gesellschaft keine Rede sein konnte.

In „Villa Wahnfried" findet allwöchentlich ein Empfangsabend statt, der selbstverständlich in der Bühnenfestspielzeit mehr von den Mäcenen als von den ausübenden Künstlern besucht wird. Frau Cosima vereinigte hier ihren weiblichen Generalstab, an der Spitze die Baronin von Schleinitz und die Verehrerin Liszt's erster Classe, Baronin von Meyendorf aus Weimar. Um diese gruppiren sich dann Damen, wie die Comtesse Usedom, die Gemahlin des italienischen Ministers Minghetti, eine neapolitanische Schönheit, die französische Schriftstellerin Madame Catulle Mendès, eine Tochter Theophile Gautier's 2c. Eine gewisse exclusive Färbung läßt sich hier allerdings nicht wegleugnen.

Desto „aufgeknöpfter" erscheint das Herrenpublicum. Die ungarischen Grafen Festetics und Appony, die Maler Meyerheim und Makart (dieser hat Wagner sein Gemälde „Das ägyptische Mädchen" zum Geschenk gemacht, ein königliches Geschenk, denn für das Bild ist die Kleinigkeit von dreißigtausend Gulden geboten und ausgeschlagen worden), die Musikschriftsteller Richard Pohl, Schuré, der Leibarzt des Khedive von Aegypten, ein Dr. Sachs, der seinem Namen ein „Bey" angehängt hat, der berühmte Chirurg und Anatom Esmarch, der bekannte Banquier Plato aus Berlin 2c. bilden ein stehendes Corps an den Empfangsabenden.

Aber dennoch verschwindet deren sociale Bedeutung, weil der Hauptmagnet das Theater ist und bleibt. Doch darf eine Persönlichkeit aus dem Generalstab des Meisters nicht unerwähnt bleiben. Es ist dies der Rentier Feustel aus Bayreuth selbst, die administrative Seele des ganzen Unternehmens. Ein stattlicher, ernsthafter Herr und durchaus frei von den Eigenthümlichkeiten sogenannter Theaterenthusiasten, wie denn Wagner wirklich das seltene Glück gehabt hat, daß sich fast durchweg Ausnahme-Naturen von Anfang an für sein Unternehmen erwärmten. Aber, wie gesagt, ein compacter gesellschaftlicher, tonangebender Mittelpunkt konnte sich in der artistischen Republik, die in der Festspielzeit von selbst entstand, nicht bilden, und es ist nicht ohne Interesse, zu constatiren, daß die meisten Stammgäste von „Villa Wahnfried" von diesem Sammelplatz aus das Angermann'sche Bierlocal aufsuchten und sich sehr gemüthlich demokratisirten. War „Villa Wahnfried" das „Capitolium" des Senats, so blieb die Angermann'sche „Kneipe", das „Forum", wo die „Senatoren" am häufigsten anzutreffen waren.

Auffallend schwach war in der Gesellschaft die hohe Finanzwelt vertreten, obgleich sie sich an der Zeichnung von Patronatsscheinen betheiligt hatte. Vermuthlich ruhte sie in den Bädern von den Börsenstrapazen aus und hatte über ihre Karten zu Gunsten Anderer verfügt. In Summa könnte man, um das gesellschaftliche Bild zu kennzeichnen, dasselbe ganz passend eine „Molecularbewegung" nennen. Menschen mit bekannten Köpfen tauchten auf und verschwanden, um wieder aufzutauchen. Die mangelhaften Localitäten verboten sogar, daß sich bestimmte Personen bei Tische regelmäßig zusammenfanden, wie es in Badeorten zu geschehen pflegt. Die Bayreuther Gesellschaft war das Bild der ewigen Unruhe: sie fieberte, wie die Klänge der „Zukunftsmusik" selber.

Damit gelangen wir denn zu einem Schlußblicke auf das Kunstwerk.

Wenn ich wiederholt bekenne, daß ich an die Einbürgerung dieses Kunstwerks auf unseren Bühnen nicht glaube, oder, falls

sie doch zeitweilig versucht werden sollte, nur eine vorübergehende Modesache darin erblicken würde, so wird man mich nicht zu den Fanatikern zählen, die in Bayreuth bereits das Bethlehem der neuen Kunstreligion bejubeln. Das Werk imponirt und muß imponiren. Aber vom „Hosiannah!“ bis zum „Kreuzige!“ ist nur ein Schritt. Wie es in der Dichtung einen Sprung in die uralten Göttersagen zurück macht, so eilt es in seinen Anforderungen an die Darstellung in solche Zukunftsfernen, daß die alte culturgeschichtliche Erscheinung sich auch hier bewahrheiten wird — daß wie in der Politik, so auch in der Kunst die Revolutionen ihre Ideale nie verwirklichen. Es ergreift uns das unsichtbare vertiefte Orchester gewaltig, aber welcher Zeit bedarf es, die Sänger auf der Bühne mit dieser orchestralen Begleitung in den richtigen Rapport zu setzen! Der Sänger declamirt singend. Das Orchester geht seinen Weg nebenher, schließt sich dem Gesange zwar an, bleibt aber in einer größern Selbstständigkeit, als die Gewohnheit des Publicums es zuläßt. Man brauchte auf dem Festplatze nur die abgehärtetsten Wagner-Enthusiasten in der Erholungsstunde anzusehen, um zu begreifen, daß der Kampf des gesungenen Drama mit dem recitirenden noch weit, weit davon entfernt ist, ein „nationaler“ zu sein. Das Wagner'sche Kunstwerk ist eine großartige Erscheinung, welche aus der Nation hervorgegangen ist wie ein Meteor. Ob sie aber in die Nation, diese national durchdringend, getragen wird, muß ich bezweifeln. Der Enthusiast sagt guten Glaubens: Ja. Der Culturhistoriker und — der Physiologe werden Nein sagen.

Ich persönlich und die meisten Wagnerianer können zwar die Behauptung nicht unterschreiben, daß Wagner „den Schwerpunkt in's Orchester verlegt“. Aber wer mit der Theorie nicht vollständig vertraut ist, wird allerdings ein Recht zu dieser Behauptung haben, und in der That, die Instrumentation wird selbst von den Anhängern Wagner's in ihren Schriften und Reden unwillkürlich am meisten betont. Von einzelnen kleinen Phantasiescherzen, wie der singende Drache, schweigt man lieber, oder sagt ganz ehrlich und gerade hinaus: Solche Kurz- und Spielwaaren-Buhmänner sind dem modernen Schönheitsgefühl nicht sympathisch. Wir „graueln“ uns bei ihrem Anblicke doch nicht, die wir uns kaum bei Delmonico's fünf lebendigen Löwen im Circus „graueln“, und wir müssen in der That verstummen, wenn uns die Antiwagnerianer fragen: „Warum singen die Bäume, die Stühle und die Tischfüße nicht auch?“

Habe ich mich in meinen Tagebuchaufzeichnungen dem Zauber und den Eindrücken des Augenblicks willig überlassen, so darf ich in diesen Schlußworten dem deutschen Volke nicht die Zumuthung stellen, dieser großartigen Erscheinung bereits die nationale Bürgerkrone zu geben, denn wir stehen bis jetzt noch sehr vereinzelt da, und die Geschichte macht keine Riesensprünge. Es wird diese Erscheinung in Bayreuth ihr Gutes und Segensreiches in der Praxis haben. Sie wird dazu beitragen, die Trivialität aus der Oper immer mehr zu verbannen, ob sie aber Aussicht hat, das recitirende Drama zu verdrängen, das muß — ganz bescheiden ausgedrückt — abgewartet werden.

Und nun — Hand auf's Herz! — hatten wir Alle in Bayreuth die nothwendige Sammlung, Muße und Stimmung, um wirklich zu prüfen? — Nein. Die ganze Erscheinung war eine zu exotische dazu. Wie sie mich und tausend Andere berauschte, machte sie Manche verbissen, und ich komme immer wieder darauf zurück: vor der Hand haben wir es mit einer kunstgeschichtlichen Erscheinung zu thun.

Eine solche sind auch die berühmten, alle zehn Jahre sich wiederholenden Oberammergauer Passionsspiele. In ähnlichem Sinne kann auch der „Ring der Nibelungen“ sich einbürgern und wird es, wenn ihm das nöthige Mäcenatenthum und die opferfreudigen mitwirkenden Kräfte, welche in Bayreuth sich eingefunden hatten, nicht fehlen.

In den Annalen der Kunstgeschichte werden die Tage von Bayreuth einen hervorragenden Platz finden. Der reale Erfolg für die Zukunft wird abzuwarten sein.

W. Marr.

Den Alamannen und Schwaben.

Abschied vom Bodensee.

Mit deinen dunkelgrünen Tannen an deiner stolzen Berge Fuß,
Du schönes Land der Alamannen: nimm meinen Dank und Scheidegruß!

Seit hier, in vorzeitgrauen Tagen, besiegt, der Römeradler sank,
Der Kaiserwall, vom Beil zerschlagen, der Schlacht-Cohorten Herzblut trank,

Seitdem, bald in der Speere Toben, bald in der Kunst, des Wissens Glanz,
Welch' reiche Blüthen habt gewoben ihr Schwaben in den deutschen Kranz! —

Von hier aus stieg den Staufen-Kaisern ihr Stern bis nach Jerusalem,
Die dicht bekränzt mit Lorbeerreisern sich Harfe, Schwert und Diadem.

Von hier schritt Er, dem sich im Sange Ein Ebenbürt'ger nur gesellt,
Mit des Kothurnschritts Siegesgange von hier schritt Schiller durch die Welt.

Der Schwaben Geist mit muth'gem Segel, er sucht der Forschung letzten Rand:
Viel kühne Weisheit trugen Hegel und Schelling durch das deutsche Land.

Und sieh', aus diesen Rebgeländen, so friedlich hold, entstammte sie,
Die standhaft starb, das Schwert in Händen, die Heldenschaar vor Champigny.

Gedeihe fort, du Land der Schwaben, mit Wald und Seefluth, Korn und Wein,
Mit deinen trotzgemuthen Knaben und blondgezöpften Mägdelein!

Und droht auf's Neu' der Feind dem Reiche, dann schlägt, im Vorstreit ruhmbewährt,
Dann schlägt die alten Schwabenstreiche — werth Meister Uhland's — euer Schwert!

Friedrichshafen, 22. August 1876.

Felix Dahn.

Die steinerne Chronik an der Saale.

Kaum dürfte es eine zweite Stadt in Thüringen geben, die sich neben der Anmuth ihrer Lage in höherem Grade einer historischen Vergangenheit zu rühmen hätte, als die alte Kreis-, Münz- und Bergstadt Saalfeld im Herzogthume Sachsen-Meiningen. Umweht es uns doch inmitten ihrer Mauern wie beim Durchblättern eines alten Stammbuches, wenn verblaßte Schriftzüge die Erinnerung an längst heimgegangene Gestalten wecken, denn überall auf Straßen und Plätzen begegnen wir Zeugen vergangener Zeiten und Geschlechter, die eine gar seltsam ergreifende Sprache in das alltägliche Treiben der Gegenwart hinein reden.

Nicht immer trug Saalfeld den bescheidenen Charakter von heute; zu verschiedenen Malen hat es vielmehr Anlauf zur dauernden Kaiser- und Königsstadt, zur Pfalzgrafen- und Herzogsresidenz, zum Universitätssitz, selbst zu einer Bischofsmetropole genommen, aber zufolge unzureichender Bedingungen ist es stets wieder zu dem zurückgesunken, als was es heute erscheint: Saalfeld ist eine industrielle Provinzialstadt inmitten einer malerischen Umgebung.

Doch jene Zeiten, wo kaiserliche Hofhaltungen hier ihre strahlende Pracht entfalteten und die Stadt zur Metropole für Kunst und Wissenschaft machten, wo in Klöstern, Stiften und Abteien das Mönchthum blühte, oder wilder Kriegslärm in und vor den Mauern tobte, sie alle sind nicht vorübergegangen, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen, und wenn dereinst Dr. Luther beim Anblick der rings von Grün umgebenen Stadt mit ihren rothen Ziegeldächern in den bekannten, ebenso heitern wie treffenden Vergleich ausbrach: „da liegt Saalfeld wie ein gesottener Krebs in Petersilienbrühe,“ so können wir dagegen das Saalfeld von heute mit Fug und Recht einer lebenden Chronik vergleichen, in welcher die Weltgeschichte ihre Spuren mit manchen lesbaren Lettern verzeichnet hat.











Saalfeld und Umgebung.
Originalaufnahme von A. Schröder.

Da mahnen uns die bis auf den heutigen Tag als „Pfahlhäuser" bezeichneten Häuschen Alt-Saalfelds an jene alten Germanischen Volksstämme, denen Saalfeld seine Begründung verdankt und die, von dem damaligen Nahrungsreichthum der Gegend angezogen, sich ursprünglich hier, am rechten Saalufer angebaut hatten, bis öftere Ueberschwemmungen zur Uebersiedelung nach dem jenseitigen hochgelegenen Ufer nöthigten. Auch an die Ausübung des alten heidnischen Cultus werden wir erinnert, denn die blutigen Thier- und Menschenopfer wurden im Schatten eines Eichenhaines den Göttern dargebracht, bis der englische Missionär Lullus, ein Nachfolger des Bonifacius auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, jene heiligen Bäume fällen ließ und den gesäuberten Platz „grüner (das ist: entsündigter) Hain" nannte, welchen Namen — dem größten Theil der jetzigen Einwohnerschaft Saalfelds wohl kaum mehr verständlich — die am Fuße des Peterbergs so romantisch gelegenen Fischerhäuschen heute noch führen. Der Peterberg selbst aber gewährt einen der prächtigsten Aussichtspunkte der Stadt im Vereinsgarten, in welchem alljährlich während der guten Jahreszeit Tausende froher Menschen geselligen Vergnügens pflegen; wie wenige derselben mögen aber eine Ahnung davon haben, daß dies zugleich der Boden ist, von dem aus die ersten Strahlen des Christenthums die Glaubensnacht der heidnischen Saalthalbewohner erhellten, indem vormals hier eine Missionsanstalt stand, deren glaubensmuthige, opferfreudige Missionäre nicht ohne Mühsal und Gefahr das Kreuz Christi an der Stelle heiliger Eichen aufrichteten. Bald entstanden hier zahlreiche Klöster, Abteien und Stifte, und das Ordenswesen feierte eine ansehnliche Blüthezeit, bis der kühne Wittenberger Mönch ihr ein Ende bereitete.

Eine Sehenswürdigkeit Saalfelds ist auch seine Stadt- und Pfarrkirche — die alte Sanct Johanniskirche, der schönste rein gothische Bau des ganzen Landes. Der Fuß des großen Reformators hat sie im Jahre 1530 für alle Zeiten geweiht. Nicht minder beredte Zeugen von dem Siege des Lichts über die Finsterniß sind die theils zu Staats- und Privatzwecken umgewandelten, theils nur noch in Ueberresten vorhandenen Klöster und Capellen. Auch das freundliche Residenzschloß, in welchem der regierende Herzog des Landes bisweilen einen kurzen Sommeraufenthalt zu nehmen pflegt, ist auf dem Fundamente einer ehemals gefürsteten, dann aber im Bauernkriege zerstörten Benedictiner-Abtei erbaut, und einige im Schloßgarten aufgestellte alte Grabsteine der Aebte des Klosters erinnern heute noch an die vormalige Heiligkeit des Terrains. Jenen gefürchteten Bauern des Thüringerwaldes sammt ihren fanatischen Anführern fiel auch die als Wallfahrtsort einst hochberühmte Sanct Gehülfencapelle zum Opfer, deren dachlose, aber sonst wohlerhaltene Vorderwand mit einem Sanct Salvator-Kreuzigungsrelief heute noch auf der schönen steinernen Saalbrücke steht.

Als im Bauernkriege die klösterstürmenden Horden auch hier wütheten, verschonten sie ein am oberen Ende der Brüdergasse gelegenes Franziskaner- oder Barfüßerkloster, welches seit Aufhebung des Ordens Schulzwecken dient. In ihren Hallen fand 1578 die neue ernestinische Universität, welche in Jena der Pest gewichen war, eine Stätte. Da aber die damals nur zweihundert Studenten sich mit den achthundert Bergleuten Saalfelds nicht vertragen konnten, so kehrte die ganze Anstalt schon im folgenden Jahre nach Jena zurück. Die zum Kloster gehörige, sagenumsponnene Kirche, mit ihren achtzig Fuß hohen Mauern und spitzem Giebeldache alle übrigen Gebäude der Stadt stolz überragend, hat äußerlich ihre Würde zu wahren gewußt, im Innern jedoch zeigt sie sich dergestalt profanirt, daß selbst ein guter Protestant sich eines mitleidigen Bedauerns nicht zu erwehren vermag. Zwar ist der Lärm verstummt, der sonst in den zum Betriebe einer Münze eingerichteten Kreuzgängen und Seitencapellen zu herrschen pflegte, dafür aber müssen heutzutage die am Plafond der Decke schwebenden Engelsgestalten geduldig zusehen, wie in den geweihten Räumen anstatt der allerseligsten Jungfrau und ihren Heiligen dem Cultus des Gambrinus gehuldigt wird, indem handfeste Mälzer und Brauknechte die goldenen Gerstenkörner zum Gebräu jenes edeln Trankes zurichten, in dessen Genusse der Saalfelder schwelgt wie der Rheinländer im Safte seiner Reben. Doch die alten Mönche rächen die Schmach ihres Klosters, denn ihre abgeschiedenen Geister hüten mit Argusaugen die massiv silberne Orgel, welche die fliehenden Klosterbrüder in den Tiefen der Kirche so sicher vergruben, daß sie bis heute noch nicht wieder gefunden worden ist.

Aber nicht allein satanisirte Bauern waren es, die Saalfeld mit Feuer und Schwert überzogen, die alten Mauern und Thorthürme, mit denen Heinrich der Finkler schützend die Stadt umgab, wüßten, könnten sie reden, haarsträubende Dinge von jener furchtbaren Ländergeißel, den wilden Hunnen, zu erzählen, und über acht und ein halbes Jahrhundert später von jener unglücklichen Schlacht am 10. October 1806, in welcher der tapfere Preußenprinz Louis Ferdinand den Heldentod erlitt; so hat Saalfeld auch in der Kriegsgeschichte sein Blatt erhalten.

In tiefem Frieden ruht heute die oft und schwer heimgesuchte Stadt. Handel und Gewerbe blühen, und statt der verstummten Klosterglocken, die sonst zu jeder Tageszeit ihre Stimme erschallen ließen, vernehmen wir die schrillenden Arbeitersignale der zahlreichen Fabriken, die einem großen Theil der Bevölkerung Arbeit und Brod geben.

Zwischen diesen modernen langgestreckten Gebäuden mit ihren hohen rothen Dampfschlöten heben sich im Süden der Stadt die vom Alter schwarzbraun gefärbten Ruinen der Sorbenburg doppelt interessant ab, gleich einer verwitterten ehrwürdigen Greisengestalt inmitten einer jugendlichen Generation. Die Zeit ihrer Erbauung wie der Name ihres Gründers hüllen sich in undurchdringliches Dunkel; dagegen berichtet die Sage, slavische Priester hätten eine mit einer Klingel versehene Taube ausgesandt, um durch ihre Niederlassung den Platz zur Erbauung einer Burg zu bezeichnen. Ein Eichbaum war es, den sie sich zur Rast ersah, und als man diesen fällte, flog aus dem hohlen Stamme ein Bienenschwarm, welcher der Burg ihren Namen „Hoher Schwarm" verliehen haben soll.

Zum Range eines Reichspalatiums erhoben, war die Sorbenburg mit ihren nahen wildreichen Wäldern einst der Lieblingsaufenthalt Heinrich's des Finklers, sowie auch Otto der Große und nach ihm Otto der Zweite und der Dritte mit Vorliebe hier residirten. Eigentliche geschichtliche Bedeutung aber erhielt sie erst durch die nach dem Tode Ludwig's des Deutschen von dessen Söhnen hier vollzogene Theilung des deutschen Reiches. Ausgebrannt und im Laufe der Zeit zu einem Aufenthalte für Wegelagerer herabgesunken, ist die Burg nebst vielen anderen Thüringer Raubnestern auf Befehl Rudolph's von Habsburg im Jahre 1290 zerstört worden. Wenn auch vielleicht wieder aufgebaut, war doch die Glanzzeit der Burg vorbei. Nirgends ist heute eine Spur von der einst hier herrschenden Kaiserpracht zu erkennen. Moosbedeckte Trümmerhaufen liegen auf den grausigen Verließen, in denen einst der gefangene Feind schmachtete und die Todesseufzer jener Unglücklichen ungehört verhallten, deren eingemauerte Skelete man aufgefunden hat. Verschüttet sind auch die von der Burg auslaufenden unterirdischen Gänge und vermauert die großen Kellergewölbe sammt alle dem, was sie an Interessantem und Grauenvollem bargen.

Bei Weitem besser erhalten sind zwei andere, allerdings auch jüngere Bauten: der Kitzerstein und das Rathhaus am Hauptmarkte. Der Kitzerstein ist eine kleine mittelalterliche Burg, die sich mit ihrem seltsamen Giebelschmucke in den dicht vorüberziehenden Fluthen der Saale spiegelt. Wohl hat auch sie den Wechsel der Zeit und der Geschicke erfahren, denn ursprünglich zur Beherbergung vornehmer Gäste erbaut, für welche die Sorbenburg bei Gelegenheit reichsherrlicher Hoflager nicht Raum genug bot, diente sie später als Nonnenkloster, bis sie nach mancherlei Schicksalswechseln zuletzt in bürgerlichen Privatbesitz überging. Blicken wir von hier aus auf die Stadt mit ihren grauen Thürmen, von deren nördlichem Endpunkte das hochgelegene, mit gerechtem Stolze seiner Begründung durch Karl den Großen sich rühmende Stift Graba zu uns herüber schaut, so sehen wir zugleich das lieblichste in weitem Bogen von Thüringens Waldbergen umrahmte Landschaftsgemälde. Und die ganze blühende Flur, wie ist sie so still und feierlich, und doch so erinnerungsbelebt, daß man wähnt, die hünenhaften Gestalten jener alten Völkerschaften daherschreiten zu sehen, die dort, dem Dorfe Köditz gegenüber an Ruinen und unter Feldsteinen schon länger als ein Jahrtausend den ewigen Schlummer schlafen.

Zum frischen Leben der Gegenwart kehren wir in die Stadt zurück und erfreuen uns am spätgothischen Baudenkmale des Rathhauses. Es wurde im Jahre 1537 vollendet und

gewährt äußerlich mit seinen Erkern, Giebeln, Thürmchen und dem stattlichen Treppenthurm ein ebenso freundliches Bild, wie seine inneren Räume von der großartigen Anlage und Festigkeit der damaligen Baukunst Zeugniß ablegen. — Wollen wir schließlich das Saalfeld der Zukunft vorahnend im Geiste sehen, so gehen wir über die alte Saalbrücke zum neuen Bahnhof hinaus. Hier pulsiren die Adern des modernen Lebens. Schon münden hier zwei Eisenbahnen, die Saalfeld durch das Saalthal und über Gera mit dem großen Weltverkehr verbinden, und nur kurze Zeit wird vergehen, so dehnen diese Eisenstränge sich nach Hof und Coburg im Süden, nach Arnstadt und Erfurt im Norden aus. Schon jetzt, und später erst recht, werden unsere Leser uns verzeihen, daß wir sie mit Bild und Wort schon wieder hinein nach Thüringen geführt haben.

C. Greiner.

Erinnerungen aus dem akademischen Leben.

Nr. 1. Im Frack.

In der alten Musenstadt Tübingen, an dem freundlichen Neckarstrome, war in den zwanziger Jahren, in Folge der bekannten Karlsbader Beschlüsse, die frühere akademische Freiheit aufgehoben worden und an deren Stelle ein strenges Polizeiregiment getreten. Die oberste Gewalt lag in den Händen eines Mannes, der die Oberaufsicht über die ganze Universität mit einer pedantischen Strenge handhabte, die wohl weit über die Absichten der Regierung hinausging. Nicht nur die Studirenden, sondern auch die Lehrer selber ertrugen diesen brutalen Gewaltherrscher nur mit Widerwillen.

Insbesondere wandte sich die väterliche Fürsorge des Schreckensregimentes der Hebung des sehr mangelhaften Collegienbesuches zu und fand die Ursache hiervon in jener schon von den Vätern ererbten Sitte des „Frühmesselns“. Es wurde daher streng verboten, Vormittags eine Kneipe zu besuchen. Das war eine wohlgemeinte Maßregel, aber zugleich ein empfindlicher Schlag für die jugendlichen Gemüther, und gar manchem „alten Hause“, das mit Ehren beim Frühschoppen bemoost und grau geworden war, fiel es sehr schwer, die Frühmesse einzustecken.

So sehen wir denn den Rechtscandidaten Kohlmops in einer kleinen, tief im Herzen der „Gogerei“ versteckten Weinkneipe, hinter einem Schoppen Heurigen und in intimster Beschäftigung mit einem Schweineknöchle begriffen, schon um die zehnte Vormittagsstunde. In der Gogerei aber, dem von Weingärtnern und anderen Handwerksphilistern bewohnten Stadttheile Tübingens, behauptete die Wirthschaft des Metzgers Spath einen gewissen Rang durch die Feinheit oder wenigstens Reinheit des Tranks, sowie durch die urwüchsige Grobheit und den derben Humor des Schweine metzelnden Gastwirths. Zu ihm, dem riesigen Spender des angenehm säuerlichen Frühtrunks und des Schweinernen, welchen beiden Elementen in ihrer Verbindung unfehlbare mageneinrichtende Wirkungen zugeschrieben wurden, hatte sich Kohlmops in ziemlich düsterer, steifbroschirter Stimmung begeben, um den unangenehmen Folgen des gestrigen Trinkgelages mit Energie zu begegnen.

Schon war die anfänglich trübe Weltanschauung desselben durch das Zusammenwirken magenstützenden Vespers und Heiterkeit weckenden Frühtrunks lichter und freundlicher geworden. Bereits brach sich durch die Nebel, die das Hirn anfänglich noch belasteten, ein siegreicher Humor Bahn, der sich nicht ohne Glück an der herculischen Gestalt des weinschenkenden Schweinemetzgers versuchte. Da — im besten Zuge beginnender Heiterkeit — glitt ein Schatten schnell an dem Fenster der ebenerdig gelegenen Trinkstube vorüber: es war ein sogenannter „Hatschier“, mit langem Wurfstocke bewaffnet. Ein scharfer Blick musterte die leere Weinstube und blieb endlich schadenfroh aufleuchtend an der untersetzten Gestalt des ahnungslosen Candidaten hängen.

Der Schatten war vorüber. Kohlmops saß bereits am zweiten Schoppen. Da trat der Hatschier, der inzwischen seine Entdeckung auf dem Polizeiamte gemeldet hatte, unvermuthet zur Thür herein und überreichte unter hämischem Lachen eine Vorladung zu augenblicklichem Erscheinen vor dem königlichen Commissär. Wehmüthig trennte sich Kohlmops von seinem Schoppen. Langsam stieg er die Treppe zum Amtszimmer herauf. Endlich steht er vor dem Gestrengen; sein Herz schlägt lebhaft unter dem Sammetrocke, und ist er auch sonst beherzt und ein heiterer Bursche, so steht ihm doch sein Schicksal in reizloser, beunruhigender Gestalt vor der Seele.

„Herr Studiosus Kohlmops,“ beginnt die pathetische Stimme des Commissärs hinter einem Amtspulte hervor, „Sie sind angezeigt, das Verbot, betreffend den vormittäglichen Besuch von Schenk- und Gastlocalen, übertreten zu haben. Ist dem so?“

„Ja, Euer Gestrengen,“ erwiderte der Student.

„Treten Sie näher! So, nun gut! Aber was seh' ich? Sie wagen es, in diesem mir so verhaßten Studentencostüme vor meine Augen zu treten, in diesem Sammetrocke, der ein Zeichen demagogischer Gesinnungen ist, hinter welchem eine leichtfertige Jugend Thron und Altar umstürzende Tendenzen birgt und nährt? Wissen Sie nicht, daß man vor mir nur im Fracke zu erscheinen hat?“

Schüchtern wagte Kohlmops die auf Wahrheit beruhende Einwendung, daß er derzeit noch keinen Frack im Vermögen habe. Aufbrausend über den auch in bescheidenen Tone vorgebrachten Einwand donnerte der Polizeigewaltige: „Nehmen Sie einen Frack, woher Sie wollen! Gehen Sie jetzt auf der Stelle und binnen einer halben Stunde haben Sie sich wieder vor mir einzufinden, aber, wohlverstanden! im Fracke, bei Carcer- und Hungerarrest. Wo Sie einen herbekommen, ist mir gleichgültig.“

Ein sehr ungnädiger Wink verabschiedete den verblüfften Musensohn. Niedergeschlagen verließ er die Kanzlei, da er sich sagen mußte: nun hab' ich auch noch den Zorn des Tyrannen herausgefordert.

Aber nicht lange vermochte diese traurige Vorstellung seinen gesunden, heiteren Sinn zu beherrschen. Schon überlegte er in Gedanken, welcher von den Tanzkränzchen besuchenden Patentfüchsen ihm wohl mit dem ihm unnütz dünkenden Möbel eines Frackes, dieses urwelschen Bekleidungsstückes, aushelfen könne. Da kam ihm eine andere Idee. Ein schelmisches Lächeln zuckte um seinen Mund; sein bemoostes Haupt hob sich und mit elastischem Schritt eilte er dahin. Aber was ist das? „Der geht auf bösen Wegen,“ denkt mancher Vorübergehende, denn Kohlmops strebt unverkennbar auf die vor Kurzem unter so trüben Aussichten verlassene Weinkneipe zu. Hier angekommen, ergreift er mit beiden Händen den Meister Spath an der breiten Brust, und indem er an der Stelle, wo er das Herz des biederen Schweineschlächters vermuthet, einige Male ganz vernehmlich anpocht, ruft er: „Stephan, Du mußt mir helfen. Der Herr Polizeicommissarius können mich nur im Frack brauchen, und ich habe keinen. Fühle doch ein christliches Mitleid mit mir, der ich so manches Knöchle und so manches ‚Tröpfle‘ in Deiner muffigen Gogenwirthschaft zu mir genommen und — unglaublich, aber wahr! — stets baar bezahlt habe. Alte treue Seele, sei mein Freund und leih mir nur auf eine halbe Stunde — Deinen Hochzeitsfrack.“

Sinnend und bedächtig das monumentale Haupt mit dem brutalen und doch eigentlich heimlicherweise gutmüthigen Gesichtsausdruck wiegend, verglich Spath die kurze gedrungene Gestalt des vor ihm stehenden Studiosen mit seiner eigenen respectabeln Körperlänge; er wollte nicht recht daran, so sehr er sonst einen Spaß liebte. Aber ein Scherz mit der hohen Obrigkeit, das ging ihm doch etwas gegen den Mann, wie er sagte. Endlich aber ließ er sich doch erbitten, holte den Hochzeitsfrack aus der Kammer hervor und legte ihn dem Studenten an, dessen untersetzte Figur in dem vorweltlichen Frackungethüm nahezu verschwand. Er war nicht mehr modern nach Schnitt und Façon: denn schon des Schweinemetzgers Vater hatte ihn an seinem Ehrentag getragen. Es war noch eine ehrwürdige Reliquie aus der „guten“ alten Zeit, wo der Zunftzwang und die herrschende Kleiderordnung der guten Stadt Tübingen ihren ehrsamen Metzgermeistern als Fest- und Hochzeitskleid einen Frack

von rothem, sage rothem Tuche vorschrieben. Und so war denn auch Meister Spath's Ehrengewand, in welchem er einst seine längst entschlafene „Theres“ geehlicht hatte und in welchem jetzt Kohlmops höchst befriedigt sich umschaute, ein Frack von der schönsten blutrothen Farbe.

Bald stand der Student mit festem Tritt und zuversichtlicher Haltung auf der Schwelle des Amtslocals vor den erstaunten Augen des Commissarius, den solche Frechheit fast mit Entsetzen erfüllte. War es denn möglich, ihm, dem mit den stärksten Vollmachten ausgerüsteten Vertreter einer königlichen Regierung, eine solche Unverschämtheit zu bieten? Mit einem Ruck, der das ganze Polizeistrafgesetz mit allen seinen Schrecken enthielt, stürzte er sich in wilder Wuth auf den Unglücklichen und rief ihm mit geiferndem Munde entgegen:

„Sie nichtswürdiges Subject unterstehen sich, in diesem Harlequins-Aufzug vor mir zu erscheinen und mich mit Ihrer Mummerei zu foppen? Wahrlich, das sollen Sie mir büßen! Amtsknecht vor!“

Aber lächelnd, mit dem Bewußtsein der Unschuld auf seinem freundlichen Angesichte, beginnt Kohlmops:

„Halten zu Gnaden, wenn ich Dero Intention nicht ganz getroffen habe! Sie haben mir befohlen, im Frack zu erscheinen, gleichviel, woher er stamme. Dies hier ist der Hochzeitsfrack des Metzgers Spath in der Gogerei, der mir die Freundschaft erwiesen hat, mir denselben zum würdigen Erscheinen vor dem gestrengen Herrn Commissarius zu leihen. Ich habe nun Ihren Befehl wörtlich befolgt; deßwegen bitte ich, mich nicht unschuldig einer unverdienten Behandlung auszusetzen.“

Jetzt sah sich der Gewaltige in dem Netze seiner eigenen Worte gefangen, und sich selbst beherrschend, um sich keine weitere Blöße zu geben, fuhr er bedeutend sanftmüthiger fort: „Aber was fällt Ihnen ein, sich in einem rothen Frack zu präsentiren? Das ist ja schauerlich despectirlich.“

„Bitte sehr um Entschuldigung! Die Frage in Betreff der Farbe des Fracks, in welchem ich erscheinen sollte, ließen Sie bei unserer erstmaligen Unterredung ganz bei Seite. Es stand mir also frei, mich auch der rothen Farbe zu bedienen, und überdies —“

Doch hier unterbrach der sonst so gewaltthätige Beamte den beginnenden Redefluß des Studiosen mit der kurzen Bemerkung: „Die Formfrage wäre hiermit erledigt, aber ich warne Sie vor ähnlichen Streichen. Da Sie Ihre Gesetzesübertretung, betreffend den Besuch einer Weinwirthschaft vor zwölf Uhr, zugegeben haben, so haben Sie hierfür sofort zwei Thaler Strafe zu erlegen.“

Da kratzte sich Kohlmops verlegen hinter den Ohren und sprach: „Meine Börse steckt leider in meinem Sammetrocke; ich habe vergessen, dieselbe in diesen Frack zu schieben; hätten Sie mich in meinem eigenen Gewande annehmen wollen, so müßte ich jetzt nicht zum dritten Male den Herrn Polizeicommissarius belästigen, indem ich mich schleunigst heimbegeben und mich mit Geld versehen will.“

Schon hatte er die Thür geschlossen, als er sie schnell noch einmal öffnete und hereinrief: „Muß ich nun wieder in dem rothen Fracke erscheinen, oder darf ich im Sammetrocke kommen?“

Das war dem Manne denn doch zu viel. „Scheeren Sie sich in des Henkers Namen fort! Ich will Sie nimmer sehen, weder im Fracke noch im Sammetrocke, Sie —“

Doch Kohlmops zog im Triumphe der verlassenen Kneipe zu. Es war die Mittagsstunde gekommen, wo Schulen und Hörsäle sich leeren. Da war's denn ein Gaudium, die abenteuerliche Gestalt des Studenten in dem ungeheuren rothen Fracke zu sehen. Unter Hurrah und Jubelruf nahmen seine Freunde ihn in die Mitte, und eine Schaar fröhlicher Jungen, denen er mit fliegenden Worten seine Schicksale mitgetheilt hatte, wälzte sich durch die engen Gassen der Gogerei auf das Haus Spath's zu, der heute zu Ehren des Abenteuers und seines Hochzeitfrackes noch ein Fäßlein Remsthaler anstach und lustig seine Gäste bediente. Manches Pereat ward der verhaßten Polizeiwirthschaft gebracht, manches kräftige Lied in tyrannos intonirt; manche kräftige Lache erschütterte die niedrigen Räume der Weinstube. Aber auch mancher Schoppen ward geleert, und Scherz und Fröhlichkeit herrschten den ganzen Abend, bis endlich mitten unter den singenden, lärmenden Cameraden Einer sein schweres Haupt auf die Tischplatte sinken ließ, der zuvor der lauteste Sänger und der animirteste Trinker im Kreise gewesen war: es war Kohlmops — im rothen Fracke.

H. K.

Blätter und Blüthen.

Eine Heiligen-Erscheinung zur ebenen Erde. An die Erscheinungen der Madonna auf Obstbäumen, wie sie bekanntlich während der letzten Jahre im neuen Reichslande häufig vorgekommen sein sollen, erinnert mich, wahrscheinlich sehr sündhafter Weise, eine „Erscheinung“, die ich selbst ganz vor Kurzem im botanischen Garten von Schöneberg bei Berlin gehabt habe. Während ich im hellen Nachmittagssonnenschein zwischen zwei und drei Uhr an dem großen Rasenplatze vor dem Palmenhause vorüberwandele, sehe ich plötzlich meinen unwürdigen Schatten mit einem so wundervollen Heiligenscheine um den Kopf, daß ihn die Schwärzesten unter den Schwarzen darum hätten beneiden können. Und zwar spazierte Seine Heiligkeit, mein Schatten, auf einer Baumkrone ebenso gut, wie die elsässer und lothringer Madonnen umher, und sowie ich ihn nöthigte, von derselben herunter zu kommen, verschwand auch der Nimbus völlig. „Die Nachmittagssonne, welche den Schatten eines Menschen vom ebenen Gartenwege auf eine Baumkrone zaubert, möchte ich kennen lernen,“ sagt Sanct Thomas, der Unverbesserliche, aber ich kann ihm versichern, daß ich selber meinen Augen nicht traute. „Theils dieserhalb, theils außerdem,“ wie Wilhelm Busch so schön sagt. Schon die Baumkrone selber, auf welcher die Erscheinung zu sehen war, ist ein wahres Wunder; sie gehört nämlich dem niedergestreckten Wachholder (Juniperus prostrata) an und liegt wie ein silbern durchstickter, zwei bis drei Quadratmeter großer, hellgrüner Plüschteppich flach im Rasen, wobei die feinen Nadeln des ausgebreiteten Astwerks die starken, platt an dem Boden anliegenden Hauptäste vollkommen mit ihrem Pelzwerke verhüllen.

Ich habe den Lesern der „Gartenlaube“ früher einmal erzählt (Jahrgang 1873), daß dergleichen Erscheinungen auf thaubedecktem Rasen bei Morgen- oder Abendsonnenschein, wenn die Schatten riesenlang dahin schießen, wahrgenommen werden, aber hier waren die kleinen Nadeln völlig trocken, die Sonne hoch am Himmel, und der lichtumflossene Schatten lag dicht vor mir. Da die merkwürdige Erscheinung meines Wissens noch niemals unter diesen abweichenden Umständen beobachtet, respective beschrieben worden ist, so bin ich, gerade wie die guten Leute von Marpingen, im Juli mehrere Male mit naturkundigen Freunden nach dem Wunderbaume im Schönberger botanischen Garten hinausgewallfahrtet und sehr erbaut von der jedesmal wiedergekehrten Erscheinung zurückgekehrt. Die schimmernden Nadeln dieses rasenbildenden Wachholders wirken also ganz ähnlich wie die Thautröpfchen, indem sie die im Umfange des Kopfes darauf fallenden Strahlen am vollkommensten in das Auge des Beobachters zurückwerfen. Weder Lebensbäume noch andere Wachholderarten, die ich darauf ansah, boten einen ähnlichen Effect. Besonders auffallend wurde, wegen der Kürze des Schattens, die leicht erklärliche Eigenthümlichkeit, daß von mehreren Personen Jeder nur um seines eigenen theuren Hauptes Schatten den Silberglanz wahrnimmt, während die Schatten der Begleiter scheinlos umherspazieren müssen, eine Beobachtung, die wohl schon manchen Heiligen, wie ich früher von Benvenuto Cellini erzählt habe, zu dem Glauben verführt haben mag, er allein gehöre zu den Auserwählten, aus deren Schatten sogar Licht hervorsprüht.

C. St.

„Ein riesiger Wohlthäter“ ist in Nr. 5 der „Gartenlaube“ der blaue Gummibaum genannt worden, und es sind ihm außerdem wegen seiner Größe und anderer schätzenswerthen Eigenschaften Ehrenbezeichnungen, wie „lebendige Pestscheuche“, „Desinfection in Person“, „Vertreiber aller schlechten Dünste“ ꝛc. zu Theil geworden. Leider reicht sein Gedeihen nicht weiter, als bis an die Nordküsten des mittelländischen Meeres. Italien könnte seine sumpfigen und ungesunden Lagunengegenden noch damit verbessern. In unserem Klima kann er die Winterkälte im Freien nicht überdauern. Da er aber an einem frostfreien Ort — im Gewächshaus, Zimmer oder Keller — leicht überwintert und für die guten Jahreszeiten eine Zierde jedes Gartens werden kann, so hat der Kunstgärtner Karl Gustav Deegen in dem durch seine großartige Blumenzucht berühmten Köstritz die Anzucht dieses Eucalyptus im Großen übernommen. Bei seinen Culturversuchen hat er die Erfahrung gemacht, daß dieser Gummibaum im Sommer im freien Lande sich sehr gut entwickelt und im Herbst ohne Schaden zum Ueberwintern in ein Gefäß — Topf, Kübel oder Korb — gebracht werden kann.

Da sehr viele Pflanzenliebhaber und Gärtnereien dieses umständlichere Verfahren bei andern weniger interessanten Pflanzen einschlagen müssen, so dürfte es gewiß auch kein Hinderniß sein, den hochinteressanten, nützlichen Eucalyptus, der überdies hübsch aussieht und einen angenehmen Geruch verbreitet, in unsere Gärten einzuführen. Es ist natürlich, daß er unser solchen Culturverhältnissen langsamer wächst und nicht zu großen Dimensionen annimmt, und vortheilhaft ist es der Ueberwinterungsräume und des Transportes wegen, daß der Baum im Schnitt gehalten werden kann.

Kleiner Briefkasten.

Ch. D. in L. Soweit die Kürze der Zeit es zuläßt, werden wir Ihren Wunsch erfüllen und den monumentalen Schmuck des Augustusplatzes beim Kaiserempfang in unserer nächsten Nummer zur Darstellung bringen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

(Fortsetzung.)

Von E. Werner.

„Ich leugne diese Beobachtung keineswegs,“ entgegnete Wanda stolz, „aber Sie werden sich wohl selbst sagen, Herr Nordeck, daß jedes persönliche Interesse dabei von vornherein ausgeschlossen blieb.“

Er lächelte mit unverstellter Bitterkeit. „Sie haben vollkommen Recht. Bei Ihnen setze ich kein Interesse für meine Person voraus. Vor dem Verdachte sind Sie von meiner Seite sicher.“

Wanda wollte die Hindeutung nicht verstehen, aber sie vermied es doch, seinem Blick zu begegnen. „Sie werden mir wenigstens das Zeugniß geben, daß ich offen gewesen bin,“ fuhr sie fort. „An Ihnen ist es jetzt, mir meine Beobachtungen zuzugeben oder abzuleugnen.“

„Und wenn ich Ihnen nun nicht Rede stehen will?“

„So habe ich eben recht gesehen, und werde es ernstlich versuchen, meine Tante zu überzeugen, daß ihr Sohn nicht so ungefährlich ist, wie sie denkt.“

Der sarkastische Ausdruck von vorhin spielte wieder um Waldemar's Lippen, als er antwortete: „Ihr Urtheil mag sehr hoch stehen, Gräfin Morynska, eine Diplomatin aber sind Sie nicht, sonst würden Sie Ihre Ausdrücke vorsichtiger wählen. Ungefährlich! Das Wort giebt zu denken.“

Die junge Dame schrak unwillkürlich zusammen. „Ich wiederholte nur Ihren eigenen Ausdruck von vorhin,“ sagte sie, sich rasch fassend.

„Ah so, das ist etwas Anderes. Ich glaubte schon, es ginge irgend etwas in Wilicza vor, bei dem meine Anwesenheit als eine Gefahr betrachtet wird.“

Wanda gab keine Antwort, sie sah jetzt erst ein, wie grenzenlos unvorsichtig es gewesen war, den Kampf gerade auf dieses Gebiet hinüberzuspielen, wo der Gegner sich ihr so vollständig gewachsen zeigte. Er parirte jeden Streich, gab jeden Schlag zurück und verstrickte sie zuletzt rettungslos in ihre eigenen Worte, und dabei hatte er den Vortheil der Kälte und Besonnenheit für sich, während sie nahe daran war, ihre ganze Fassung einzubüßen. Auf diesem Wege ging es nicht weiter, das sah sie, und so faßte sie denn einen raschen Entschluß und zerriß energisch das Netz, das ihre eigene Unvorsichtigkeit ihr um das Haupt gewoben hatte.

„Lassen Sie doch den Hohn!“ sagte sie, ihr großes Auge finster und voll auf ihn richtend. „Ich weiß ja, daß er nicht der erwähnten Sache, sondern einzig und allein mir gilt. Sie zwingen mich endlich doch, einen Punkt zu berühren, den ich sicher nie der Vergessenheit entrissen hätte, wenn Sie mich nicht immer wieder darauf zurückführten. Ob ein solches Benehmen ritterlich ist, will ich dahingestellt sein lassen, aber Sie fühlen wohl so gut wie ich, daß es uns in eine Stellung gebracht hat, die anfängt unerträglich zu werden. Ich habe Sie einst beleidigt, und Sie haben mir das bis auf den heutigen Tag noch nicht verziehen. Nun denn —“ sie hielt einen Moment lang inne und athmete tief auf — „ich war damals im Unrecht gegen Sie; ich gestehe es ein. Ist Ihnen das genug?“

Es war eine eigenthümliche Abbitte und noch eigenthümlicher die Art, in welcher sie ausgesprochen wurde. Es lag darin der ganze Stolz einer Frau, die recht gut fühlt, daß es für *sie* keine Demüthigung ist, wenn sie sich herabläßt, einen Mann dafür um Verzeihung zu bitten, daß sie ihn zum Spielball ihrer Laune gemacht hat. Gräfin Morynska besaß offenbar das volle Bewußtsein davon, sonst hätte sie sich auch schwerlich zu diesen Worten verstanden, aber die Wirkung derselben war eine ganz andere, als sie erwartete.

Waldemar war einen Schritt zurückgetreten, und sein Auge richtete sich mit einem durchbohrenden Ausdruck auf ihr Antlitz. „Wirklich?“ sagte er langsam und jedes Wort schwer betonend. „Ich wußte nicht, daß Wilicza Ihrer Partei *so* viel werth sei.“

„Sie glauben —?“ rief Wanda heftig.

„Ich glaube, daß ich es schon einmal theuer habe bezahlen müssen, Herr dieser Güter zu sein,“ unterbrach er sie, und man hörte, daß es jetzt auch mit seiner Ruhe zu Ende ging; es lag in seinen Worten etwas wie wühlende Gereiztheit. „Damals galt es Wilicza meiner Mutter und ihren Interessen zu öffnen; jetzt soll es diesen Interessen erhalten werden, um jeden Preis, aber man vergißt, daß ich nicht der unerfahrene Knabe mehr bin. Sie haben mir selbst die Augen geöffnet, Gräfin, und jetzt werde ich sie offen halten, auf die Gefahr hin, von Ihnen der ‚Unritterlichkeit‘ geziehen zu werden.“

Wanda war todtenbleich geworden. Ihre herabhängende Rechte ballte sich krampfhaft in den Sammetfalten des Kleides.

„Genug!“ sagte sie, sich gewaltsam beherrschend. „Ich sehe, Sie wollen keine Versöhnung und nehmen Ihre Zuflucht zur Beleidigung, um jede Verständigung unmöglich zu machen. Nun gut, ich nehme die gebotene Feindschaft an.“

„Sie irren,“ versetzte Waldemar ruhiger. „Ich biete Ihnen keine Feindschaft; das wäre in der That eine Unritterlichkeit gegen —“

„Gegen wen?“ rief die junge Gräfin mit flammenden Augen, als er inne hielt.

„Gegen die Braut meines Bruders.“

Wanda zuckte zusammen — seltsam, das Wort traf sie wie ein jäher schmerzlicher Stich; ihr Blick heftete sich unwillkürlich auf den Boden.

„Ich habe es bisher versäumt, Ihnen meinen Glückwunsch abzustatten,“ fuhr Waldemar fort. „Wollen Sie ihn heute annehmen?“

Sie neigte mit stummem Danke das Haupt; sie wußte selbst nicht, was ihr die Lippen schloß, aber es war ihr unmöglich, in diesem Augenblicke irgend eine Antwort zu geben. Es war das erste Mal, daß dieser Gegenstand zwischen ihnen berührt wurde, und mit der bloßen Erwähnung schien es auch schon genug zu sein, denn auch Waldemar fügte seinem Glückwunsche nicht eine einzige Silbe hinzu.

Der gelbe Schein am Himmel war längst verblaßt, und ein ödes trübes Grau an seine Stelle getreten; der Abendwind strich durch die halbentlaubten Gebüsche und rauschte in den Kronen der Bäume, die zum Theil noch den bunten Blätterschmuck trugen, aber er hing welk und matt an den Zweigen, und jetzt sank Blatt an Blatt hernieder und deckte den Rasen und die stille, dunkle Fläche des kleinen Sees. Es rauschte und flüsterte in dem dürren Laube wie eine leise Herbstesklage um all das Leben, das gegrünt und geblüht hatte im Sonnenglanze und nun zu Grabe ging. Düster stand der Wald mit seinen unheimlich dämmernden Schatten, hier auf der nebelathmenden Wiese aber wallten die feuchten Schleier immer dichter empor, schwebten hierhin und dorthin und ballten sich über dem Gewässer zusammen. Dort stand es jetzt wie ein weißes gespenstiges Luftgebilde, unruhig wogend und wallend, und griff mit seinen feuchten Nebelarmen nach den Beiden am Rande des Sees, als wollte es sie zu sich hinüberziehen, und zeigte ihnen tausend Bilder und Gestalten, eins das andere verdrängend, eins in das andere fließend, in endlosem Wechsel.

Man hörte nichts als das einförmige Rauschen des Windes, das leise fallende Laub, und doch klang es daraus hervor wie fernes, fernes Meeresbrausen, und aus dem wogenden Nebel tauchte es empor wie eine Fata Morgana, die grünen Zweige uralter mächtiger Buchen, umleuchtet von dem letzten Abendgolde, die blaue wogende See in ihrer unermeßlichen Weite. Langsam sank der glühende Sonnenball in's Meer, und aus der Lichtfluth, die sich über die Wellen ausgoß, stieg sie wieder auf, die alte Wunderstadt der Sage, umwoben von Märchenduft und Zauberglanz; das Wunderreich that sich wieder auf mit seinen unermeßlichen Schätzen, und aus der Tiefe klangen die Glocken Vineta's, immer voller, immer mächtiger, wie sie geklungen hatten in jener Stunde auf dem Buchenholm.

Sie hatte nicht Wort gehalten, die Märchenstunde, wenigstens den Beiden nicht, die sie damals mit einander erlebten. Fremd und feindselig hatten sie sich getrennt; fremd und feindselig waren sie wieder einander begegnet, und so standen sie sich noch gegenüber. Der Jüngling war zum Manne geworden, der kalt und einsam durch das Leben ging; das Kind war zu einem Weibe voll Schönheit und Glück herangereift, aber was jene Stunde ihnen gegeben, das hatten sie Beide doch nie wieder empfunden; erst an diesem düstern Herbstabende wurde es wieder lebendig. Und als die Erinnerung jetzt zu ihnen herüberwehte, da versanken die Jahre, die dazwischen lagen, versanken Haß, Streit und Erbitterung, und nichts blieb zurück als das tiefe unaussprechliche Sehnen nach einem ungekannten Glück, das zum ersten Male aufgewacht war unter den Geisterklängen Vineta's — nichts als der Traum beim Sonnenuntergange.

Waldemar war der Erste, der sich daraus emporriß; er fuhr heftig mit der Hand über die Stirn, als müsse er sich gewaltsam losreißen von all den Bildern und Gedanken.

„Wir thun wohl besser, nach der Försterei zurückzukehren und die Jagd dort zu erwarten,“ sagte er hastig. „Es fängt an zu dämmern und — man kann ja nicht athmen in diesem Nebelmeere.“

Wanda stimmte ihm sofort bei; auch sie wollte nicht länger sehen, was dieses Nebelmeer ihr zeigte, wollte diesem Zusammensein ein Ende machen um jeden Preis. Sie nahm die Schleppe ihres Reitkleides auf und machte sich zum Gehen bereit. Waldemar warf die Flinte über die Schulter, plötzlich aber hielt er inne.

„Ich habe Sie vorhin beleidigt mit meinem Verdachte; vielleicht war ich ungerecht. Aber — seien Sie aufrichtig gegen mich! — galt die halbe Abbitte, zu der Sie sich herabließen, wirklich Waldemar Nordeck? Oder galt sie nicht vielmehr dem Herrn von Wilicza, mit dem man eine Versöhnung sucht, damit er zuläßt oder doch wenigstens übersieht, was auf seinen Gütern geschieht?“

„Sie wissen also — —?“ fiel Wanda betreten ein.

„Genug, um Ihnen jede Besorgniß darüber zu nehmen, daß Sie vorhin unvorsichtig gewesen sind. Hat man mich wirklich für so beschränkt gehalten, daß ich allein nicht sehen sollte, was man sich sogar schon in L. erzählt, daß Wilicza der Sitz eines Parteigetriebes ist, dessen Seele und Mittelpunkt meine Mutter bildet? Sie dürfen mir ohne jede Gefahr zugeben, was bereits die ganze Umgegend weiß — ich wußte es, ehe ich hierher kam.“

Wanda schwieg; sie versuchte in seinen Zügen zu lesen, wie viel er bereits wisse, aber in Waldemar's Gesicht ließ sich nun einmal nicht lesen. Er war und blieb verschlossen.

„Doch davon ist ja jetzt nicht die Rede,“ hob er wieder an. „Ich bat um Antwort auf meine Frage. War der Act der Selbstüberwindung vorhin ein freiwilliger oder wurde nur ein — Auftrag vollzogen? O, fahren Sie doch nicht so entrüstet auf! Ich frage ja nur, und Sie müssen es mir schon verzeihen, Wanda, wenn ich mißtrauisch bin gegen eine Freundlichkeit von Ihrer Seite.“

Die junge Gräfin hätte diese Worte wahrscheinlich als eine erneute Beleidigung angesehen und demgemäß geantwortet, hätte nicht etwas darin gelegen, das sie wider ihren Willen entwaffnete. Waldemar's Haltung war eine andere geworden, seit er in den Nebel dort geblickt hatte; es fehlte das Schroffe, Feindselige darin, auch seine Stimme klang anders als vorhin, weicher, halb verschleiert, und Wanda bebte leise zusammen, als er zum ersten Mal wieder nach Jahren ihren Namen aussprach.

„Wenn meine Tante mich einst unbewußt zum Werkzeuge ihrer Pläne benutzte, so rechten Sie mit ihr darüber und nicht mit mir!“ entgegnete sie leise, und es war, als habe eine unsichtbare Macht den Stachel aus ihren Worten genommen. „Ich ahnte nichts davon; ich war ein Kind, das nur den Eingebungen seiner Laune folgte. Jetzt aber —“ sie hob mit ihrem ganzen Stolze das Haupt — „jetzt stehe ich selber ein für mein Thun und Lassen, und was ich vorhin that, geschah auf meine alleinige Verantwortung. Sie haben Recht, es galt nicht Waldemar Nordeck; er hat mir seit unserem Wiedersehen keine Veranlassung gegeben, eine Versöhnung mit ihm zu suchen oder auch nur zu wünschen; ich wollte den Herrn von Wilicza zwingen, endlich einmal das geschlossene Visir zu öffnen. Es bedarf dessen nicht mehr. Seit der heutigen Unterredung weiß ich, was ich bisher nur ahnte, daß wir in Ihnen einen erbitterten, erbarmungslosen Gegner haben, der seine Macht im entscheidenden Augenblick brauchen wird, und müßte er auch die Bande der Familie und der Natur mit Füßen treten.“

„Und an wen sollen mich denn diese Bande ketten?“ fragte Waldemar finster. „An meine Mutter vielleicht? Wir wissen es beide, wie wir mit einander stehen, und sie vergiebt es mir jetzt weniger als je, daß ich der Erbe des Nordeck'schen Besitzthums geworden bin und nicht ihr Jüngstgeborener. An Leo? Es ist möglich, daß so etwas wie Bruderliebe zwischen uns existirt, aber ich glaube nicht, daß sie Stand halten wird, wenn unsere Wege sich kreuzen, wenigstens von seiner Seite nicht.“

„Leo wäre Ihnen gern als Bruder entgegen gekommen, wenn Sie es ihm nicht unmöglich gemacht hätten,“ fiel Wanda ein. „Unzugänglich waren Sie immer, auch für ihn, aber es gab doch früher Momente, wo er Ihnen näher treten konnte, wo man eine Ahnung davon erhielt, daß Sie Brüder seien; jetzt dagegen hieße es seinem Stolze zu viel zumuthen, wenn er noch länger versuchen wollte, die eisige Abwehr zu durchbrechen, mit welcher Sie ihm und Allem gegenüberstehen, was Sie hier umgiebt. Es wäre ganz vergebens, wenn Mutter und Bruder Ihnen Liebe entgegentragen wollten; sie würde zerschellen an einer Härte, die nichts nach ihnen und nichts nach irgend Jemand in der Welt fragt.“

Sie hielt inne, denn Waldemar stand dicht neben ihr und sein Auge traf unmittelbar das ihrige.

„Sie urtheilen sehr richtig und sehr schonungslos," sagte er langsam. „Haben Sie sich denn schon einmal gefragt, was mich hart gemacht hat? Es gab doch eine Zeit, wo ich es nicht gewesen bin, wenigstens gegen Sie nicht, wo ein Wort, ein Blick mich lenken konnte, wo ich mich geduldig selbst jeder Laune beugte. Sie hätten damals viel aus mir machen können, Wanda, vielleicht Alles. Daß Sie es nicht wollten, daß mein schöner ritterlicher Bruder schon damals bei Ihnen den Preis davontrug, war am Ende nur natürlich, was hätten Sie denn auch mit mir anfangen sollen! Aber Sie begreifen doch wohl, daß das ein Wendepunkt in meinem Leben gewesen ist, und wer da kein Talent hat zum Unglücklichsein, wie ich zum Beispiel, der wird hart und argwöhnisch. Jetzt freilich halte ich es für ein Glück, daß die Jugendschwärmerei so jäh zerrissen wurde, meine Mutter wäre sonst sicher auf den Gedanken gekommen, uns das Drama wiederholen zu lassen, das vor einigen zwanzig Jahren hier spielte, als ein Nordeck eine Morynska heimführte. Sie hätten sich als sechszehnjähriges Mädchen vielleicht auch dem Familienwillen unterworfen und ich — das Schicksal meines Vaters getheilt. Davor sind wir Beide bewahrt geblieben, und jetzt ist das ja alles längst versunken und vergessen. Ich wollte Sie nur daran erinnern, daß Sie kein Recht haben, mir Härte vorzuwerfen oder mich anzuklagen, wenn diese Härte sich gegen Sie und die Ihrigen wendet. — Darf ich Sie jetzt nach der Försterei begleiten?"

Wanda fügte sich schweigend seiner Aufforderung; so gereizt und kampfbereit sie ihm auch im Anfange gegenüberstand, die Wendung, die das Gespräch schließlich nahm, hatte ihr die Waffen aus der Hand gewunden. Sie schieden auch heute als Feinde, aber sie fühlten Beide, daß der Kampf zwischen ihnen von dieser Stunde an ein anderer geworden war — vielleicht war er darum nicht leichter geworden.

Nebel athmend wie vorhin lag die Wiese, dichter und dichter umsponnen von den trüben Schatten der Dämmerung. Ueber dem See schwebte noch die weiße Wolke, aber jetzt war sie nur noch ein formlos zerfließender Nebel; das Traumbild, das ihr entstieg, war wieder versunken, ob auch vergessen — das konnten nur die Beiden wissen, die jetzt so wortlos neben einander hinschritten. Hier in den herbstlich öden Wäldern, in der unheimlichen Dämmerstunde hatte sie der Hauch der alten Meeressage aus dem fernen Norden umweht und ihnen wieder ihre Prophezeiung zugeflüstert. „Wer Vineta nur einmal geschaut hat, den läßt die Sehnsucht danach nicht wieder ruhen sein Lebenlang, und müßte sie ihn auch hinabziehen in die Tiefe."

Die beiden Zimmer, welche Doctor Fabian im Schlosse bewohnte, lagen nach dem Parke hinaus, etwas abgeschlossen von den übrigen, und es hatte damit seine eigene Bewandtniß. Als die Fürstin die bisher unbewohnten Zimmer ihres ersten Gemahls für dessen Sohn in Bereitschaft setzen ließ, war natürlich auch Rücksicht auf den ehemaligen Erzieher genommen, der ihn begleitete, und ein anstoßendes Gemach für diesen reservirt worden. Es war freilich etwas klein und sehr unruhig, da es unmittelbar neben der großen Haupttreppe lag, aber nach Ansicht der Dame vollkommen geeignet für den Doctor, von dem sie ja wußte, daß in Altenhof nicht viel Umstände mit ihm gemacht wurden, am wenigsten von Seiten seines früheren Zöglings. Das mußte sich aber wohl bedeutend geändert haben, denn Waldemar hatte sofort nach seiner Ankunft jenes Gemach als völlig unzureichend verworfen, sich die auf der anderen Seite gelegenen Fremdenzimmer aufschließen lassen und ohne Weiteres zwei derselben für seinen Lehrer mit Beschlag belegt. Nun war aber gerade diese Wohnung eigens für den Grafen Morynski und seine Tochter eingerichtet worden, die oft Tage und Wochen in Wilicza verweilten, was der junge Gutsherr freilich nicht wissen konnte. Als jedoch Pawlick, der jetzt die Rolle eines Haushofmeisters im Schlosse spielte, den Mund zu einer Erwiderung öffnete, trat Waldemar ihm mit der kurzen Frage entgegen, ob die betreffenden Zimmer etwa zu den Wohnräumen der Fürstin oder des Fürsten Leo gehörten, und erklärte auf die verneinende Antwort sehr bestimmt: „Dann wird Herr Doctor Fabian sie von heute an bewohnen." Noch an demselben Tage war der in unmittelbarer Nähe befindliche Corridor, den die Dienerschaft häufig zu passiren pflegte, abgeschlossen und der Befehl ertheilt worden, künftig den Umweg über die Treppe zu nehmen, damit das fortwährende Hin- und Herlaufen den Doctor nicht störe, und dabei war es geblieben.

Die Fürstin sagte kein Wort, als man ihr diese Vorgänge meldete; sie hatte es sich nun einmal zum Gesetz gemacht, ihrem Sohne in Kleinigkeiten niemals zu widersprechen. Sie ließ sofort andere Zimmer für ihren Bruder und ihre Nichte in Bereitschaft setzen, so unangenehm ihr der „Mißgriff" Waldemar's auch sein mochte, aber es war am Ende natürlich, daß sie die unschuldige Ursache desselben, den armen Fabian, nicht gerade mit freundlichen Augen ansah. Freilich zeigte sie ihm das nicht, denn sie und das ganze Schloß machten bald genug die Erfahrung, daß Waldemar in Bezug auf seinen Lehrer jetzt äußerst empfindlich war und, so wenig Rücksicht er auch für sich selbst beanspruchte, jeden Mangel derselben dem Doctor gegenüber auf das Schärfste rügte. Es war dies fast die einzige Gelegenheit, wo er sein Gebieterrecht geltend machte. Hier geschah es aber auch mit einem solchen Nachdruck, daß Alles, von der Fürstin an bis herab zu der Dienerschaft, Doctor Fabian mit der größten Aufmerksamkeit behandelte.

Das war nun freilich keine schwere Aufgabe dem stillen, immer bescheidenen und höflichen Manne gegenüber, der Niemandem im Wege stand, fast gar keine Bedienung beanspruchte und sich für jede kleine Aufmerksamkeit dankbar bezeigte. Man sah ihn nicht viel; denn er erschien nur bei Tische, brachte den ganzen Tag bei den Büchern zu und war Abends meist bei seinem ehemaligen Zöglinge, mit dem er sehr vertraut zu sein schien. „Es ist der einzige Mensch, auf den Waldemar überhaupt Rücksicht nimmt," sagte die Fürstin zu ihrem Bruder, als sie ihn von dem Umtausch der Zimmer benachrichtigte. „Wir werden diese Laune wohl respectiren müssen, wenn ich auch nicht begreife, was er an diesem langweiligen Erzieher hat, den er früher so vollständig bei Seite setzte und den er jetzt förmlich auf Händen trägt."

Wie dem nun auch sein mochte, die vollständige Aenderung des früheren Verhältnisses hatte einen unverkennbaren Einfluß auf Doctor Fabian ausgeübt. Seine Schüchternheit und Bescheidenheit waren ihm zwar geblieben; sie lagen zu tief in seiner Natur begründet, aber das Gedrückte, Aengstliche, das ihm sonst anhaftete, hatte sich zugleich mit der gedrückten Stellung verloren. Sein Aussehen war um Vieles kräftiger und frischer als ehemals; der mehrjährige Aufenthalt in der Universitätsstadt, die Reisen mochten das Ihrige dazu beigetragen haben, aus dem kränklichen, scheuen und zurückgesetzten Hauslehrer einen Mann zu machen, der mit seinem immer noch blassen, aber angenehmen Angesichte, seiner leisen, aber wohllautenden Stimme einen durchaus günstigen Eindruck machte und dessen eigene Schuld es war, wenn seine Schüchternheit ihm nicht erlaubte, sich irgendwie zur Geltung zu bringen.

Der Doctor hatte Besuch, ein bei ihm seltenes Ereigniß. Neben ihm auf dem Sopha saß Niemand anderes als der Herr Regierungsassessor Hubert aus L., diesmal aber augenscheinlich in der friedfertigsten Absicht und ohne jede Verhaftungsideen. Jener fatale Irrthum war es ja gerade, der die Bekanntschaft einleitete. Doctor Fabian hatte sich als einziger Freund und Tröster gezeigt in dem Mißgeschick, das über den Assessor hereinbrach, als die Sache bekannt wurde, und das geschah nur zu bald. Gretchen war „herzlos genug gewesen", wie Hubert sich ausdrückte, sie mit allen Details ihren Bekannten in L. preiszugeben. Die Geschichte von der projectirten Verhaftung des jungen Gutsherrn von Wilicza machte die Runde durch die ganze Stadt, und wenn dem Herrn Präsidenten auch nicht amtlich darüber Vortrag gehalten wurde, so erfuhren Seine Excellenz sie doch, und der allzu eifrige Beamte mußte eine scharfe Mahnung hinnehmen, künftig vorsichtiger zu sein und, wenn er wieder verdächtige polnische Emissäre suche, nicht an die deutschen Großgrundbesitzer der Provinz zu gerathen, deren Haltung gerade jetzt von entscheidender Wichtigkeit sei. Auch in Wilicza war die Sache bekannt geworden. Waldemar selbst hatte sie der Fürstin erzählt; die ganze Umgegend wußte davon, und wo sich der arme Assessor nur blicken ließ, mußte er versteckte Anspielungen oder offenen Spott hinnehmen.

Er hatte gleich am nächsten Tage Herrn Nordeck einen Ent-

schuldigungsbesuch machen wollen, ihn aber nicht angetroffen, und da war es denn der Doctor gewesen, der, obwohl der Mitbeleidigte, sich doch großmüthig zeigte. Er empfing den ganz zerknirschten Hubert, tröstete ihn nach Kräften und übernahm es, die Entschuldigung zu vermitteln. Nun war aber die Zerknirschung des Assessors weder von allzu großer Tiefe noch von allzu langer Dauer; er besaß eine viel zu große Dosis Selbstbewußtsein, um zur Selbsterkenntniß zu gelangen, und schnellte wie eine Stahlfeder, die man gebogen, sofort wieder in seine frühere Haltung zurück, wenn der Druck nachließ. Der allgemeine Spott ärgerte und kränkte ihn, aber sein Vertrauen zu sich selber war nicht im Mindesten erschüttert. Jeder Andere hätte sich nach einem solchen Vorfalle möglichst ruhig verhalten, um die Sache erst in Vergessenheit zu bringen, und sich vorläufig nicht zu ähnlichen Aufträgen gedrängt, aber gerade das that Hubert mit einem wahrhaft fieberhaften Eifer. Es hatte sich bei ihm die fixe Idee festgesetzt, er müsse das Fiasco um jeden Preis wieder gut machen und den Collegen, dem Präsidenten und ganz L. zeigen, daß seine Intelligenz trotzalledem über jeden Zweifel erhaben sei. Jetzt mußte er nothgedrungen ein paar Verschwörer aufgreifen oder eine Verschwörung entdecken, gleichviel wo oder wie — das wurde zu einer Art Lebensfrage für ihn, und er war fortwährend auf der Jagd nach diesen beiden Objecten.

Wilicza blieb dabei nach wie vor sein Hauptaugenmerk, dieses Wilicza, dessen Gefährlichkeit man in L. sehr gut kannte und dem man doch niemals beikommen konnte, jetzt weniger als je, seit es sich zeigte, daß man so gar keine Hoffnungen auf die Anwesenheit des jungen Gutsherrn setzen durfte. Er war, obwohl ein Deutscher, doch gänzlich in den Händen seiner polnischen Verwandten und entweder mit ihrem Thun und Treiben einverstanden oder er kümmerte sich nicht darum, wie er sich denn überhaupt um nichts kümmerte, was auf seinen Gütern geschah. Dieses Benehmen, das in L. sehr hart beurtheilt wurde, fand gerade an dem Assessor seinen strengsten Richter. Hubert hätte in einer solchen Stellung natürlich weit energischer gehandelt und all die geheimen Umtriebe sofort niedergeschlagen und vernichtet; er wäre der ganzen Provinz ein leuchtendes Beispiel von Loyalität gewesen, hätte sich den Staat zum Danke verpflichtet und überhaupt alle Welt in Erstaunen gesetzt. Da er aber leider nicht Herr von Wilicza, ja nicht einmal Regierungsrath war, so blieb ihm nichts übrig, als die zweifellos existirende Verschwörung vorläufig erst zu entdecken, und darauf richtete sich denn auch sein ganzes Sinnen und Trachten.

Von all diesen Dingen war freilich nicht die Rede in dem Gespräche der beiden Herren. Man durfte es dem gutmüthigen Doctor Fabian doch nicht merken lassen, daß der Besuch bei ihm eigentlich nur dem brennenden Wunsche entsprang, endlich einmal Eingang in das Schloß zu finden, und so mußte denn ein Vorwand herhalten, der allerdings für den Assessor von Interesse war, den er aber füglich bei dem Administrator hätte zur Sprache bringen können, wo er und Fabian bisweilen zusammentrafen.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Doctor," begann er nach den ersten Einleitungs- und Begrüßungsreden, „einen kleinen Anspruch an Ihre Gefälligkeit. Es handelt sich dabei allerdings nicht um mich, sondern um die Frank'sche Familie, deren Haus Sie ja öfter besuchen. Sie sind als ehemaliger Lehrer des Herrn Nordeck jedenfalls des Französischen mächtig?"

„Ich spreche es allerdings," antwortete der Doctor, „bin aber in den letzten Jahren etwas aus der Uebung gekommen. Herr Nordeck liebt die Sprache nicht, und hier in Wilicza erweist man ihm und mir die Rücksicht, ausschließlich Deutsch mit uns zu reden."

„Ja, ja, die Uebung!" fiel der Assessor ein, „die ist es eben, die dem Fräulein Margaretha fehlt. Sie sprach ganz allerliebst Französisch, als sie vor einigen Jahren aus der Pension zurückkam, aber hier auf dem Lande mangelt ihr jede Gelegenheit dazu. Da wollte ich Sie denn ersuchen, bisweilen mit der jungen Dame französisch zu lesen oder zu sprechen; es fehlt Ihnen ja nicht an Zeit, und mich würden Sie dadurch ganz außerordentlich verbinden."

„Sie, Herr Assessor?" fragte Fabian betreten. „Ich muß gestehen, es befremdet mich einigermaßen, daß ein solcher Vorschlag von Ihnen ausgeht, und nicht von Herrn Frank oder dem Fräulein selbst."

„Das hat seine Gründe," sagte Hubert in würdevollem Tone. „Sie werden vielleicht schon bemerkt haben — und ich mache ja auch durchaus kein Geheimniß daraus — daß ich gewisse Wünsche und Absichten hege, die sich in nicht allzuferner Zeit verwirklichen dürften. Mit einem Worte — ich betrachte das Fräulein als meine künftige Braut."

Der Doctor bückte sich schnell nieder, um ein Blatt Papier aufzuheben, das am Boden lag, und das er angelegentlich betrachtete, obwohl es unbeschrieben war. „Ich gratulire Ihnen," entgegnete er einsilbig.

„O, das muß ich vorläufig noch ablehnen," lächelte der Assessor mit unbeschreiblicher Selbstzufriedenheit. „Wir haben uns gegenseitig noch nicht ausgesprochen, wenn ich auch sicher auf ein Ja rechnen darf. Offen gestanden, ich möchte erst als Regierungsrath, der ich baldigst zu werden hoffe, mit meiner Werbung hervortreten; eine solche Stellung macht doch immer größeren Effect, und Sie müssen wissen, Fräulein Frank ist eine sehr gute Partie."

„Wirklich?"

„Eine ausgezeichnete Partie! Der Administrator ist ohne Zweifel ein reicher Mann. Was hat er in den zwanzig Jahren hier allein an Gehalt und Tantièmen bezogen! Es ist ja auch ausgemacht, daß er seine Stellung nur verläßt, um selbst Gutsherr zu werden, und ich weiß, daß er zu diesem Zwecke ganz bedeutende Capitalien flüssig macht. Fräulein Margarethe und ihr Bruder, der gegenwärtig auf der landwirthschaftlichen Akademie studirt, sind die einzigen Kinder; ich kann auf eine hübsche Mitgift und dereinst auf ein gar nicht unbedeutendes Erbtheil rechnen. Nebenbei ist die junge Dame ja auch ein reizendes liebenswürdiges Mädchen, das ich anbete."

„Nebenbei!" sagte der Doctor ganz leise, aber mit einer bei ihm ungewöhnlichen Bitterkeit. Dem Assessor entging der leise Ausruf; er fuhr mit großer Wichtigkeit fort:

„Frank hat bei der Erziehung seiner Kinder nichts gespart; seine Tochter ist lange Zeit in einem der ersten Institute P.'s gewesen und hat dort alles Mögliche gelernt, zu meiner großen Befriedigung, denn Sie werden wohl begreifen, Herr Doctor, daß mir in meiner künftigen Stellung die höhere Bildung meiner Frau unerläßlich ist. Man muß doch nothgedrungen repräsentiren, und da halte ich mich verpflichtet, schon jetzt dafür zu sorgen, daß die gesellschaftlichen Erfordernisse, wie Clavierspiel und Französisch, nicht in Vergessenheit gerathen. Wenn Sie also in Bezug auf das letztere die Güte haben wollten —"

„Mit Vergnügen, wenn Herr Frank und seine Tochter es wünschen," sagte Fabian in gepreßtem Tone.

„Gewiß wünschen sie es, aber eigentlich war ich es, der darin auf Ihre Gefälligkeit rechnete," erklärte Hubert, der offenbar sehr stolz auf seine kluge Idee war. „Als Fräulein Margarethe neulich klagte, daß sie nahe daran sei, ihr Französisch ganz zu verlernen, gerieth der Administrator auf den Gedanken, ihr bisweilen den Sprachlehrer aus der Stadt kommen zu lassen. Ich bitte Sie! einen jungen Franzosen, der gleich in der ersten Lehrstunde seiner Schülerin die Cour machen würde. Frank hat immer nur seine Landwirthschaft im Kopfe und kümmert sich nicht um dergleichen, aber ich war vorsichtiger. Ich wollte um keinen Preis den galanten Franzosen so oft bei dem jungen Mädchen wissen, ein älterer Herr wie Sie dagegen —"

„Ich bin siebenunddreißig Jahre alt," unterbrach ihn der Doctor.

„O bitte, das hat gar nichts zu sagen," lächelte Hubert, „bei Ihnen hege ich durchaus keine Besorgnisse, aber ich hätte Sie wirklich für älter gehalten. Ja, das kommt von der Stubenluft und den Büchern. Sagen Sie, Herr Doctor, woza haben Sie denn eigentlich diese Menge von Büchern mitgebracht, die hier überall herumstehen, und was studiren Sie denn? Pädagogik vermuthlich, darf man einmal zusehen?"

Er stand auf und wollte sich dem Schreibtisch nähern, aber Doctor Fabian war schneller als er. Mit einer beinahe angstvollen Bewegung warf er ein Zeitungsblatt über einige broschirte Bände, die auf dem Tische lagen, und stellte sich davor.

„Es ist nur Liebhaberei," versicherte er, während ihm eine helle Röthe in das Gesicht stieg, „historische Studien."

(Fortsetzung folgt.)

Bürgermeister und Bürgersleute.

Nr. 4. Karl Wilhelm Otto Koch, Bürgermeister von Leipzig.

Jedes Volk erlebt einmal mindestens eine Zeit, wo das ganze Geschick desselben in der Hand eines Volkshelden zu ruhen scheint. Oftmals stirbt die Blüthe des Volkslebens für immer dahin mit diesem Helden; oftmals auch vererbt sich dieses Einen hervor im Meere der Zeit aus dem ungeheuren Gewoge der Mittelmäßigkeit. Aber bei uns, namentlich in Deutschland, wo so viel langsamer und historischer gelebt wird, stellt uns die große Epoche jeder unserer alten Städte auch scharf und klar



Dr. Karl Wilhelm Otto Koch.
Originalzeichnung von Adolf Neumann.

Geist und Charakter dem ganzen Volke in einer langen Reihe tüchtiger Geschlechter.

Auch in jedes Menschen Leben tritt mindestens einmal bahnbrechend und leitend der Einfluß eines einzigen hervorragenden Menschen zu Tage: zum Guten, zum Bösen. Dieser leitende Geist ist vielleicht unser Vater, unsere Mutter, vielleicht ein Lehrer, ein Buch, ein Vorgesetzter, ein Freund. In irgend einer Gestalt kommt er Jedem einmal im Leben.

So hat auch — wenigstens im alten Europa — jede nennenswerthe Stadt Tage gesehen, deren Glanz und Ruhm den Stempel eines einzigen bedeutenden Bürgers trug. Jenseit des Oceans mag das anders sein. Da muß es die Masse bringen. Von Massen werden Städte dort gegründet; Massen erheben sie zu Großstädten, der Einwohnerzahl nach; selten ragen Einzelne das Bild eines Mannes vor Augen, dem diese einzige oder dauernde Blüthe zu danken war. Was wäre Berlin ohne Schinkel und Rauch, München ohne König Ludwig den Ersten, Dresden ohne die polnischen Auguste, Weimar ohne Karl August und Goethe, Straßburg ohne Erwin von Steinbach und die Humanisten, Colberg ohne Nettelbeck — und was wäre das moderne Leipzig ohne seinen heimgegangenen Bürgermeister Dr. Koch?

Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Freund von Autoritäten. Er ist überzeugt, daß der gesunde Bürgersinn der Stadt Leipzig unter allen Umständen Tüchtiges schaffen, die Wohlfahrt, die Größe, den deutschen Ruf dieser Stadt stets fördern wird, gleichviel, wer immer an der Spitze der städtischen Verwaltung stünde. Dazu kommt, daß sicherlich ein ganz erheblicher Beitrag

zu der im letzten Jahrzehnte fast in amerikanischen Proportionen gewachsenen Bevölkerung der Stadt jenem gewaltigen Umschwunge der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland zu danken ist, welche zum ersten Male den hohen Gedanken eines deutschen Reichsbürgerrechts, eines Heimathsrechts, allgemeiner Zug-, Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit durch ganz Deutschland zur vollen Wahrheit werden ließen. Und es darf nicht Wunder nehmen, daß eine Stadt von der Lage, der Handelsblüthe und der Creditstrenge Leipzigs von diesem segensreichen Umschwunge den größten Nutzen für sein eigenes Wachsthum gezogen hat.

Aber all das kann und soll keineswegs die Verdienste des Mannes verkleinern, der Leipzig seit siebenundzwanzig Jahren als Bürgermeister durch alle Stürme und Wandlungen der Zeiten geführt hat. Vielmehr dienen diese Erwägungen nur zu einer gerechteren Würdigung seiner Absichten und seines Wirkens. Am reinsten zeigt sich die unvergängliche Bedeutung, die Bürgermeister Koch für seine Vaterstadt und für sein gesammtes sächsisches und deutsches Vaterland sich errungen, wenn man die Tage seiner Jugend, seines ersten öffentlichen Wirkens im Dienste seiner Stadt, seines Volkes vergleicht mit dem, was er am Ende seiner Tage erreicht und erfüllt sah.

Als Karl Wilhelm Otto Koch am 3. Mai 1810 im Hause des Rathsoberförsters Koch zu Grasdorf bei Leipzig das Licht der Welt erblickte, lastete auf Deutschland noch der ganze Jammer der Napoleonischen Fremdherrschaft. Auch auf dem Königreich Sachsen. Denn wenn auch der von Napoleon zum König beförderte Kurfürst von Sachsen als allertreuester Rheinbundfürst dem Frankenkaiser zur Seite stand, so war doch nicht vergessen, daß Sachsen vor vier Jahren erst noch an der Seite Preußens den unseligen Tag von Jena durchkämpft hatte. Furchtbar war dann der Entscheidungskampf, den das arme mißhandelte, entehrte, niedergetretene deutsche Volk mit der nie besiegten Uebermacht des Eroberers wagte; furchtbar vor Allem jene dreitägige Schlacht in der weiten Ebene Leipzigs, die wohl die früheste Erinnerung Koch's ausmachte.

Aber der Siegespreis war die furchtbaren Opfer nicht werth. Für einen Welttheil hatte Deutschland geblutet, aber die Früchte seiner Opfer pflückten Andere. Ohnmächtiger und zerrissener als je trat das deutsche Land in die Tage des Friedens nach dem größten und herrlichsten seiner Kriege.

Am trübsten sah es wohl in Sachsen aus. Durch die unselige Theilung, welche das beim Wiener Congreß nach und nach von allen Verbündeten verlassene und verrathene Preußen, statt der beabsichtigten Annexion von ganz Sachsen, an dem Königreiche vollziehen mußte, war die Stimmung des Hofes, der Beamten, des Heeres, der ganzen sächsischen Bevölkerung auf's Tiefste gegen Preußen erbittert. Die kleinliche Politik des Hofes und der väterliche Freund aller preußenfeindlichen Dynasten, Fürst Metternich, sorgten auf's Kräftigste für Erhaltung dieser zwieträchtigen Gesinnung. Bis in die Mitte der Zwanziger Jahre ist die Haltung der sächsischen Regierung gegen die Zollvereinsbestrebungen Preußens die denkbar feindseligste. Erst im Jahre 1833 ist das Königreich, unter dem erleuchteten Lindenau, dem Zollvereine beigetreten.

Ich weiß, alles das ist den Lesern der „Gartenlaube“ aus hundert Schilderungen längst bekannt. Aber immer wieder muß daran erinnert werden, wenn wir einen Mann zu beurtheilen haben, der in diesem tiefsten Jammer deutscher Kleinstaaterei und vergeudeter Nationalkraft seine Jugend verlebte, seine Mannesjahre kommen sah. Wer in diesen Tagen nicht verkümmerte und verbitterte, sondern fähig war, den Glauben und die Thatkraft für eine herrlichere Zukunft der deutschen Nation zu bewahren und zu bethätigen, wahrlich, den müssen wir schon von Haus aus mit viel größerem Maße messen, als die Patrioten, denen heutzutage die Liebe zum deutschen Vaterlande so außerordentlich bequem gemacht wird.

Und Karl Wilhelm Otto Koch gehörte zu diesen edelsten deutschen Männern, deren unbeugsamen Mannesmuth und unausrottbaren Idealismus die zwei lange Jahrzehnte auf Deutschland lastende Reactionsnacht nicht zu verkümmern vermochte. Den Grund zu dieser herrlichen Weltanschauung und Charakteranlage legte außer dem trefflichen Vater die Nicolaischule (Gymnasium) Leipzigs und der Umgang mit einer Anzahl gleichstrebender Schüler dieser Anstalt. Koch ward das seltene Glück zu Theil, schon auf der Schule vielversprechende Freunde zu gewinnen, die, zu gleichem Streben mit ihm verbunden, ihm für das Leben treu zugethan blieben. Wir nennen als solche Jugendfreunde drei große Todte: Karl Bock, Weinlig (später die Seele der volkswirthschaftlichen Abtheilung des sächsischen Ministeriums des Innern) und den später weitberühmten Arzt Francke. Auf der Universität hielt sich Koch vom Verbindungsleben — das damals gerade auf den gefährlichen Bahnen geheimer Verschwörungen oder „gutgesinnter“ rein materieller Genußsucht wandelte — zwar fern, aber dafür schloß er auch hier die werthvollsten Verbindungen für's ganze Leben. An seinem elterlichen Herde, der damals und bis zum Tode seines Vaters in dem zinnengekrönten Rathsforsthause zum Kuhthurme bei Leipzig sich befand, und in den herrlichen Anlagen, die daran grenzen, sammelte sich häufig eine gleichgesinnte Schaar jugendfroher bedeutender Menschen um Koch. Da sah man außer den bereits genannten Freunden vom Gymnasium her die Studenten der Rechte von Zahn, Stelzner, Craushaar, die heute als Geheime Räthe die höchste Staffel juristischer Carrière erklommen haben, dann als Werber um die Hand einer Schwester Koch's Krug, der als Geheimer Rath und weithin gefeierter Jurist gestorben ist, endlich Karl Biedermann, der sich mit dem hohen Vorsatze trug, der deutschen Culturgeschichte einen Lehrstuhl an den deutschen Hochschulen zu bahnen. Biedermann gehörte bald, und namentlich nach Zurücklegung der beiderseitigen akademischen Studien, als das „Philisterium“ die Juristen unter den akademischen Freunden in alle Winde zerstreut hatte, zu Koch's allerintimsten Freunden — ein Freundschaftsband, das später durch die Vermählung des jungen Docenten der Literatur und Culturgeschichte mit Koch's vorjüngster Schwester noch inniger sich gestaltete.

Alle Genossen dieser frohen natürlichen Jugendtage Koch's erinnern sich noch heute mit Behagen, wie er schon damals als leitender und ordnender Geist unter ihnen wirkte. Sein merkwürdiges Talent zum Anstellen, Anregen und Organisiren zeigte sich Allen im hellsten Lichte, als er mit den Freunden, Schwestern und deren Freundinnen im Elternhause und im Hause seines Schwagers Neubert ein kleines Liebhabertheater organisirte, dessen Seele er war. Auch einem anderen hatte er schon als junger Student als Hauptregisseur und -Faiseur gedient; er hatte hier sogar die öffentliche Aufführung der „Emilia Galotti“ ermöglicht und dabei auch Mitglieder des Stadttheaters zur Mitwirkung gewonnen, die sich seiner Regie zu fügen hatten. Kein Wunder, daß der spätere Bürgermeister dann und wann einmal sich auch dem städtischen Theater gegenüber als Oberregisseur fühlte und zur Geltung brachte. Und auch eine andere Eigenschaft seines Wesens trat schon damals hervor, die jedem mächtig wirkender Charakter angeboren, vor Allem aber jenem Holze eigenthümlich ist, aus dem historische Bürgermeister geschnitten werden — denn jeder echte Bürgermeister muß etwas vom Tyrannen von Mettenburg an sich haben — jene starke, unbeugsame Willenskraft, die im Interesse der von ihm richtig erkannten und praktisch durchgeführten Sache das Widerstreben von Personen durch einen eisernen Machtspruch und einen in der Form manchmal rauhen, harten und unangenehmen Anstrich seines Wesens unbedingt und nachhaltig zu brechen wußte.

Aber wie weich und herzlich war er allen Denen, denen er wohl einmal im Interesse der von ihm vertretenen oder beabsichtigten höheren Zwecke wehe thun mußte, oder auch nur einmal wehe gethan zu haben glaubte! Ein Mann, der Jahrzehnte lang später an seiner Seite geschritten ist in der Verwaltung der Stadt Leipzig, ruft in einem Briefe dem theuren heimgegangenen Chef und Collegen noch im Grabe nach: „Sein Herz treu, offen und bieder, erfüllt von edler Bonhomie — ich finde nicht gleich den rechten deutschen Ausdruck — war er ein Vater seiner Beamten, oft rasch und aufbrausend, aber nie nachtragend und mit rührender Offenheit und Treue dann selbst die Hand zuerst bietend und bittend, wenn er in seinem Eifer einmal etwas zu weit gegangen war oder nur gegangen zu sein glaubte.“

Doch greifen wir nicht vor! Koch hatte bei Beendigung seiner akademischen Studien die Absicht, die höhere Steuercarrière zu durchlaufen. Er begann sie als Actuar beim königlichen Steueramt zu Leipzig. Für ihn und für die ganze Stadt ward diese seine Stellung hochbedeutsam. Denn hier, im steten Verkehr

mit den namhaftesten Großhändlern der alten Meß- und Handelsstadt, in dem liebenswürdigen, bald von der ganzen Handelswelt Leipzigs dankbar erkannten Streben des jungen Beamten, die Plackereien und Schwierigkeiten der Verzollung und Versteuerung im Interesse des freien Handels- und Meßverkehrs möglichst zu erleichtern, reifte in Koch der Gedanke zu einem der segensreichsten und fruchtbarsten Pläne seines Lebens, zur Einrichtung von Lagerhäusern in Leipzig, in denen die zum bloßen Durchgangsverkehr bestimmten Güter unter Zollverschluß friedlich lagern konnten, ohne den zeitraubenden und kostspieligen Verzollungsformalitäten beim Ein- und Ausgang aus dem Zollvereinsgebiet ein- bis zweimal unterworfen zu werden. Auch dankt speciell die Stadt Leipzig, ja Sachsen und ganz Deutschland den Erfahrungen, welche der junge Steuerbeamte in den ersten Jahren seines praktischen Wirkens sammelte, das tiefe Verständniß und das hohe Interesse, welches der spätere Bürgermeister und Abgeordnete der Ersten sächsischen Kammer, Dr. Koch, in allen wichtigen Handels- und Zollfragen zum Segen unserer ganzen Wirthschaft bekundete und, unbekümmert um den Zorn des allmächtigen Beust, vor dem ganzen Lande oder an Allerhöchster Stelle freimüthig zur Geltung brachte. Die großen Freihandelserrungenschaften, die unter dem Schutze Preußens sich zu Anfang der sechsziger Jahre vom Westen Europas her auch im deutschen Zollverein Bahn brachen, haben an Koch stets ihren beredtesten und unerschrockensten Anwalt gefunden.

Vermuthlich um die volle Unabhängigkeit zu gewinnen, welche die Beamtencarrière dem selbstständigen Feuerkopf auf ihren unteren Staffeln nie gewähren kann, verließ Koch zu Anfang der vierziger Jahre den Staatsdienst und wurde Advocat in Leipzig. Er hatte zuvor mit den Spitzen des Leipziger, ja deutschen und ausländischen Handelsstandes werthvolle Verbindungen angeknüpft. Sein wunderbar praktisches Geschick, seine rasch entschlossene sichere Behandlung und Ausführung schwierigster Fälle und die selbstverständlich über jeden Zweifel erhabene Solidität und Ehrenhaftigkeit seiner Person und Handlungsweise machten ihn rasch zu einem der geachtetsten und beschäftigtsten Sachwalter seiner Vaterstadt, mit einer ebenso einträglichen wie auch sachlich interessanten und bedeutenden Praxis. Bis nach Krakau, Kopenhagen ꝛc. führte ihn die Vertretung seiner Clienten.

Damit war die Basis geschaffen für eine freundliche deutsche Häuslichkeit, nach der sein Herz sich sehnte. Im Jahre 1842, wenige Wochen nach seinem Schwager Biedermann, führte auch er die Braut zum Altar, die zweite Tochter des berühmten Theologen und Superintendenten Tzschirner, Bertha, ein durch Geist, Gemüth und Erziehung gleich ausgezeichnetes Mädchen, die ihm in seinem vielbewegten Leben, in guten wie bösen Tagen, die würdigste, treueste Gattin gewesen ist und mit ihm leider auch den tiefsten Schmerz des Elternherzens, hoffnungsvolle Kinder durch den Tod zu verlieren, wiederholt durchleben mußte. Mit seinem reichbegabten Sohne Ernst trug ich einst dasselbe Burschenband der „Wartburg“. Wir mußten den treuen Gesellen schon 1861 wegen vorgeschrittener Symptome von Tuberkulose nach dem milden Meran ziehen lassen. Als wir ihm das große Geleite zum Bahnhofe gaben, meinte er selbst, es sei wohl der letzte Abschied. Er kehrte nach langer Zeit zurück, scheinbar geheilt, doch rasch erneuerte das rauhe Klima der Vaterstadt das alte tückische Leiden, und an seinem einundzwanzigsten Geburtstage, 1864, entschlief er. Eine blühende Tochter Koch's wurde in noch kindlichem Alter, während des Aufenthaltes der Familie in Meran, plötzlich von einer Adergeschwulst am Halse befallen, an der sie starb. Auch die jüngste Tochter kränkelte lange und schwer. Wer Koch in solchen Tagen schweren häuslichen Kummers sein tiefstes Herz in den weichsten und wahrsten Tönen menschlichen Leides ausklagen hörte, der konnte wohl an dem reichen Gemüthsleben dieser nach außen mit so tapferer Herzenshärtigkeit gekehrten Natur nicht zweifeln. Er mußte aber auch um so höher schätzen die rücksichtslose Selbstüberwindung, die trotz dieser häuslichen Sorgen nimmer erlahmte im Dienste öffentlicher Pflicht.

Zum ersten Male im politischen Leben hervorgetreten ist Koch im Jahre 1840, wo er sich durch seinen Schulfreund Raymund Härtel (den bekannten „Stadtältesten“ Leipzigs) zum Protocollführer des Comités gewinnen ließ, welches das große Buchdruckerjubiläum vorbereitete. Auch seine Häuslichkeit ward bald ein Brennpunkt für geistreiche und politische Strebungen. Hier verkehrten Härtel, Georg Wigand, Gustav Mayer und jüngere Männer, die der Schwager Biedermann als Docent dem Hause Koch's zuführte: Cichorius (gestorben als Vicebürgermeister Leipzigs), Klemm (jetzt sächsischer Oberappellationsgerichts-Rath), beide Wenck's (der Geschichtsprofessor und der Vicepräsident des Leipziger Appellationsgerichts), Stephani, Berthold Auerbach, Gustav Kühne, der Maler und Schriftsteller Pecht. Dieser weitere Bund hieß die „Maikäfergesellschaft“ und flog, seinem Namen getreu, im Wonnemond der Jugend und des Frohsinns hinaus in Garten, Flur und Wald, oder schwärmte bis tief in die Nacht, wie Maikäfer nur schwärmen können, aber — wie Schartenmeier singt — „sich des höhern Zwecks bewußt.“ Ein engerer Bund aber, der sich hiervon abzweigte, hieß das „Landtagskränzchen“ und verfolgte rein politische Zwecke. Hier berieth Koch mit Biedermann, Cichorius, Stephani, G. Wigand, Klemm, Stadtrichter Steche, Dufour, dem alten wackern Pohlenz, vorübergehend auch mit — von der Pfordten (!), die Aufgaben und die Thätigkeit des sächsischen Landtages vor und nach der Session — eine vortreffliche und nachahmungswerthe Vorschule für parlamentarisches Wirken, die plötzlich für fast alle Theilnehmer die besten Früchte tragen sollte.

Denn mit dem Jahre 1845, der deutschkatholischen Bewegung, die unter Ronge und Robert Blum in das Land drang, und mit der tiefen Bewegung, welche sich in Folge der unglückseligen Leipziger Augustereignisse in der Leipziger Bürgerschaft festsetzte, brach plötzlich eine neue Aera in der städtischen Verwaltung Leipzigs herein. Die bis dahin kleine Zahl der Liberalen im Stadtverordneten-Collegium — zu welcher Koch schon gehörte — ward wesentlich verstärkt durch neugewählte Männer (wie Hirzel, Reimer, G. Mayer, Biedermann, beide Wigands und eine noch weiter links gehende Gruppe (Robert Blum, Bertling, Rüder, Löwe ꝛc.) und zwar so, daß das alte conservative Element in der Minorität blieb und durch die Wahlen des Jahres 1847 noch mehr in die Minorität gerieth. Bedeutsam für die neue Signatur dieses Collegs erscheint der Antrag Koch's auf einen Protest des Collegs gegen die von einem Theile der orthodoxen Geistlichkeit versuchte Wiederherstellung des Athanasischen Glaubensbekenntnisses bei der Taufe. Als Mitglied und Vorsitzender des „Verfassungsausschusses“ der Stadtverordneten suchte Koch sein organisatorisches Talent vornehmlich zum Zwecke der Ausarbeitung eines Localstatuts für Leipzig (1846 bis 1847), welches aber vorerst noch an den zopfigen Vorstellungen scheiterte, die damals auf dem Leipziger Rathhause herrschten, zur Geltung zu bringen.

In fruchtbarster Weise war so der Boden vorbereitet, in welchen das Jahr 1848 Sturm säete. Schon seit den Februartagen gewann das Leipziger Stadtverordneten-Collegium beinahe die Bedeutung eines Landtages für Sachsen. Es nahm schon Anfang März eine Adresse an den König an — bei deren Abfassung und Zustandekommen Koch den wesentlichsten Antheil hatte — auf Gewährung von Preßfreiheit und Berufung eines deutschen Parlaments. Unverrichteter Sache kehrte die Deputation von Dresden zurück. Da gährte es in den Massen. Ohnmächtig und lendenlahm standen die überalten Menschen auf dem Rathhause dem Drange des großen „Völkerfrühlings“ gegenüber. „Nieder mit den Ministern!“ donnerte Robert Blum vom Balcon des Rathhauses. „Nieder mit dem System!“ rief zornig das Stadtverordnetencolleg, als es Koch mit der zweiten drängenderen und drohenderen Deputation nach Dresden an den König sandte. Und das „System“ brach elend zusammen. Zusammen brachen die alten Rathsherren zu Leipzig. Bürgermeister Groß, Vicebürgermeister Otto und der alte Stadtrath Demuth legten ihr Amt nieder, da es Männer forderte. Es war Platz vorhanden für Männer. Am 19. April 1848 wurde Koch mit zweiundvierzig von dreiundfünfzig Stimmen zum Vicebürgermeister gewählt, am 13. Mai erfolgte seine Einweisung in das Rathscolleg. Er entsagte einer finanziell weit glänzenderen Stellung als Anwalt, um jene Pflichten gegen seine Stadt zu üben, die nur Leipzigs beste Söhne vollbringen konnten. Von Anfang an drängte er den mit ihm gewählten neuen Bürgermeister Dr. Klinger bedeutend in den Hintergrund. Vorläufig aber war der Schauplatz seines Wirkens derjenige der Versammlung der Nation.

Die Ereignisse nahmen unaufhaltsam ihren Fortgang. Was Anfang März mit non possumus von den Höfen beantwortet wurde, gehörte wenige Wochen später bereits zu den „Märzerrungenschaften“, so unter anderen Kleinigkeiten auch ein deutsches Parlament. Koch wurde als Abgeordneter für Borna in die Nationalversammlung nach Frankfurt am Main entsandt. Er nahm bereits Mitte Mai seinen Sitz daselbst und gehörte zu den Schweigern. Er hat nur ein einziges Mal über eine volkswirthschaftliche Tagesfrage gesprochen. Desto eifriger und wirkungsvoller war seine Thätigkeit im „Club“ — wir würden heute sagen: in der Fraction — zuerst des „Württemberger“, dann des „Augsburger Hofes“, immer mit Biedermann zusammen. Das große Bild der Erbkaiserpartei aus jenen Tagen zeigt auch seinen scharfen klaren Kopf. Oftmals riefen ihn die dringendsten Sorgen der städtischen Geschäfte, welche die wohlmeinende Nonchalance Klinger's verwickelt hatte, nach Leipzig. Gleichwohl nahm er den ihm von der Stadt regelmäßig gezahlten Gehalt nicht an. Er wurde angesammelt und bildete später nach Koch's eigener Anordnung den Grundstock zu den so segensreichen „Privatfonds“ des Rathes, einer Trosthülfe für manche still und verborgen geweinte Thräne, einer Quelle zur Linderung mancher drängenden, aus öffentlichen Mitteln nicht zu beseitigenden Noth.

So wirkt noch heute der Segen seiner Anordnung aus jenen Tagen, da er den Interessen der ganzen Nation diente, fort nach seinem Heimgange, wie die Strahlen der Sonne noch lange wärmend nachwirken, auch wenn das Gestirn unseren Blicken entschwunden.

Nach der verunglückten Kaiserwahl im Frühjahre 1849 kehrte er dauernd nach Leipzig zurück. Die Stadt hatte ihn wahrlich nöthiger als je. In Dresden war der Maiaufstand ausgebrochen. Ungestüm forderten, unter Arnold Ruge's Führung, die republikanischen Vereine Leipzigs und der Umgegend, daß der Rath die provisorische Regierung ausrufe, Waffen an das „Volk“ vertheile und zum „Zuzug“ nach Dresden einlade. Klinger war bereit, nachzugeben; hin und her schwankte der Rath. Aber Koch widerstand. Er setzte durch, daß Waffen und Zuzug verweigert, die in Leipzig errichteten Barricaden gestürmt wurden und daß die Stadt, bei dem Interregnum in Sachsen, wo es thatsächlich nirgendwo eine findbare Regierung gab, unter den Schutz der provisorischen Centralgewalt in Frankfurt sich stellte. Später wollte man ihm wegen dieses klugen Schrittes einen kleinen Hochverrathsproceß machen und zog ihn wenigstens zu strenger Verantwortung, da der Hochverrath nicht auf einen grünen Zweig zu bringen war. Beust war erfinderisch.

An allen letzten Anstrengungen, die Errungenschaften des großen Jahres zu retten, nahm Koch lebhaftesten Antheil, obwohl ihn die Gemeindevertretung Leipzigs am 13. Juni 1849 mit einundfünfzig von vierundfünfzig Stimmen zum Bürgermeister gewählt und er am 30. Juni dieses Amt angetreten hatte. Er nahm im Juli 1849 an der Versammlung der alten Frankfurter Genossen in Gotha Theil. Er ließ sich von Leipzig auf den Landtag von 1849 bis 1850 wählen, dem immer unverhüllter die deutschfeindliche Reaction unter Beust entgegentrat. Er gehörte hier mit Schwarze, Raschig, Ziesler, Braun, Biedermann dem „deutschen Ausschuß“ an. Er sprach in der deutschen Frage vor der Kammer. Er weigerte sich mannhaft, in die erste Kammer der durch den Beust'schen Staatsstreich „reactivirten“ Stände einzutreten. Unbeschreiblich sind die Anfeindungen einer feilen Presse und Meute, die Maßregelungen einer übermüthigen Reactionsregierung gewesen, die ihm aus diesem Anlaß bereitet wurden. Mit faunischem Behagen drohte ihm Beust mit Disciplinaruntersuchung, Amtsentsetzung. Die eigene Zukunft, die ihm dann beschieden war, stand sicher und sorgenlos vor seinem Blicke. Aber was sollte aus der geliebten Stadt werden, die ihm ihr Bestes anvertraut hatte, wenn ein reactionärer Bürgermeister an seine Stelle trat? Was aus der freien Blüthe der städtischen Schulen, der Selbstregierung der Stadt bis auf die Polizei, was aus der Fülle herrlicher Pläne für die Zukunft der Stadt, die er für eine friedliche, ruhige Zeit zurückgelegt hatte? Und wer in aller Welt begriff und dankte das Opfer seiner Entsetzung, wenn er es brachte? Von der grenzenlosen Gleichgültigkeit, die in jenen Tagen Alle, auch die besten, eifrigsten Patrioten, ergriffen hatte, haben nur diejenigen eine Ahnung, welche quellenmäßig in jenen Zeiten lesen — welche Seiten voll der niederbeugendsten Thatsachen! Man kann nicht lange, nicht ohne tiefste Zornesröthe dabei verweilen.

Auf's Heftigste in seinem Innersten erregt durch diesen großen Seelenkampf, ist Koch in eine schwere Nervenkrankheit gefallen, von der er nie wieder völlig geheilt wurde. Seine körperliche Schwäche und Gemüthskrankheit benützten wohlmeinende Freunde, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bereden im Interesse der guten Stadt. Er folgte ihrem Rath und nahm seinen Sitz ein in der Kammer, die er für verfassungswidrig hielt. Ein Volk von Catonen könnte ihm den Schritt nicht verzeihen, wie er selbst nie es that. Aber dieses Volk war nicht da. Er hat dem Gemeinwesen ein höheres Opfer gebracht, indem er gegen seine persönliche Ueberzeugung handelte, als wenn er Recht behalten hätte. Er hat auch Sachsen und Deutschland mehr genützt auf diese Weise.

Er ist fortan in der Kammer des nach Alleinherrschaft in der Regierung strebenden sächsischen Adels jahrzehntelang fast der einzige Mann gewesen, der stolz und unerschütterlich die Rechtsgleichheit der Staatsbürger, die hohen Rechte des gesammten deutschen Volkes auf eine gemeinsame kräftige Staatsverfassung vertrat. Er verdient unsern Dank dafür auch heute noch, wo wir lange erreicht, was er gewollt, was ihm so oft von den erlauchten Collegen höhnend bestritten wurde. Wer gedächte nicht jener nur unter der Aegide eines Präsidenten von Friesen möglichen Scene, wo der berufene Kammerherr von Zehmen im Jahre 186[illegible] Koch mit den Worten Cicero's anredete: „Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra (Wie lange noch willst Du, Catilina, unsere Geduld mißbrauchen)?“ und Koch durch seine mannhafte Erwiderung zahllose Glückwunschadressen aus dem mächtig erregten Bürgerthume erhielt?

Und in derselben langen Periode, da Deutschland im Todesschlummer unter der Reaction seufzte und der kluge zweite Brühl in Dresden durch Entfesselung und Hebung aller materiellen Strebungen und Güter die Geister mit seinem Rechtsbruche und seiner undeutschen Politik zu versöhnen suchte, in dieser Zeit vollzieht Koch den gewaltigen Aufschwung Leipzigs. Das Ideal seines ersten praktischen Wirkens, die Lagerhäuser werden gebaut. Die Georgenhalle, das Museum, das neue Theater folgen, zuletzt der riesige Prachtbau des neuen Krankenhauses. Schulen schießen wie Pilze aus der Erde. Die alten hölzernen Mauern werden beseitigt, der alte ungesunde Stadtgraben ausgefüllt und in breitem Gürtel um die innere Stadt in den Stolz Leipzigs, die neuen Promenaden umgewandelt. Vor Allem aber faßt und verwirklicht er den Gedanken, der Stadt von weit her gutes Trinkwasser zuzuführen. In riesigen Verhältnissen wachsen die Aufgaben und Ausgaben, aber auch die Seelenzahl und die Mittel des reichen Gemeinwesens.

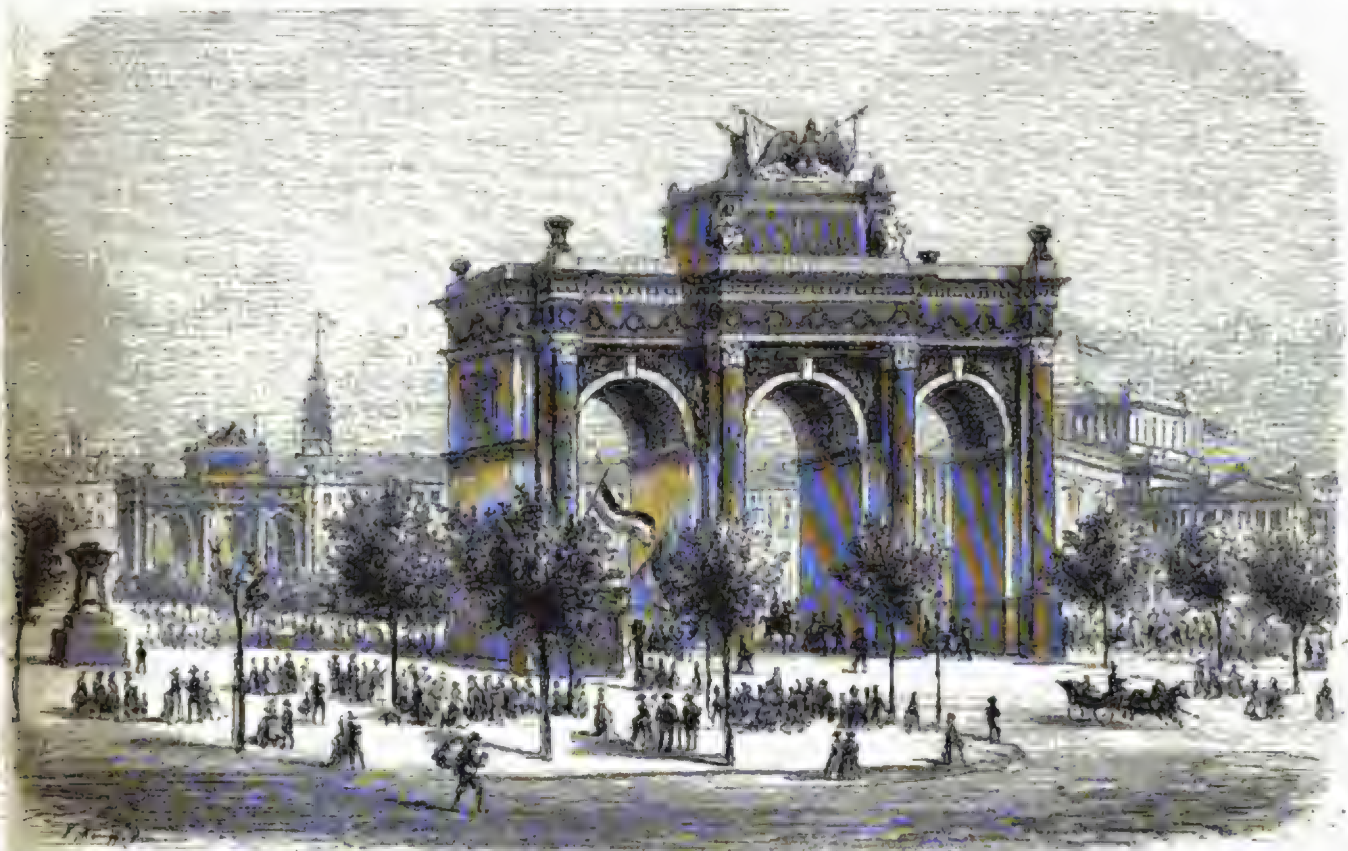
Und dann, als endlich wieder ein neues nationales Leben in Deutschland pulsirte und Leipzig so oft der Mittelpunkt deutscher Feste, deutscher Wanderversammlungen war — wer hätte Koch's markige, von tiefstem nationalem Geiste getragene Empfangsreden vergessen? Auch Fürsten und Königen hat er oft echt deutsche Begrüßungsworte gesprochen. Seine letzte Sorge war, daß der deutsche Kaiser in Koch's geliebtem Leipzig würdig empfangen wurde. Die Hoffnung, diese Tage selbst zu erleben, sollte ihm nicht in Erfüllung gehen — es sollte sich nicht erfüllen jener tausendstimmige Segenswunsch, den Leipzig am fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum seinem Bürgermeister dar brachte. Am 14. August 1876 Abends hat sich dieses klare Auge für immer geschlossen.

Mit tiefer Rührung gedenke ich jener Stunde, da Bürgermeister Koch am Beginne dieses Jahres uns zum letzten Male im Colleg der Stadtverordneten die vollendete Arbeit des vergangenen Jahres vorführte. Um ein Menschenalter streifte sein Blick rückwärts, in eine Zeit, an deren Anfang auch der Anfang seines städtischen Wirkens lag. Und wie herrlich, wie völlig frei von jedem Eigenlobe war das Bild urkräftiger, ureigenster Entwickelung, welches die Stadt, der er sein Leben bis zum letzten Augenblicke gewidmet, in diesen dreißig Jahren bot! Nun, da Er von uns genommen ist, klingt der bescheidene Rückblick wie die rühmlichste Grabrede, die ein großer Mensch sich wünschen kann.

Hans Blum.

Ein Tag auf Sanct Helena.

Mitten im südatlantischen Ocean, zwischen den Küsten zweier Continente, liegt einsam und allein die Felseninsel St. Helena. Hunderte von Meilen trennen sie von der Schwesterinsel Ascension. Von der gewaltigen Kraft des unterirdischen Feuers aus den Tiefen emporgehoben, scheint sie wie eine „ungeheure düstere Arche“ auf dem Meere zu schwimmen. Vergebens schweift das Auge über die starren Felswände, die zerrissenen, zerspaltenen Klippen; vergebens durchforscht es die dunklen Schluchten. Den felsigen Abhang verschönt weder Gras noch Moos mit grünender Decke; im öden Gestein haftet weder Baum noch Strauch. Nackt, hart und trostlos wie das Schicksal, das den Verbannten gleich Prometheus an das öde Eiland schmiedete, steigen die massigen Basaltmauern aus der brausenden See.



Die beiden Triumphbögen auf dem Augustusplatz in Leipzig.
Nach der Natur aufgenommen von H. Heubner.

Wie unser Schiff hart an der eisernen Küste hinglitt, sahen wir deutlich, wie hier die Elemente miteinander gerungen. Wo sich die Brandung schäumend an der steilen Felswand bricht, scheint es dem Auge, als wären Galerien aus dem Steine herausgesprengt, als wären Tunnel von Menschenhand gebohrt, als hätte man Brücken von Klippe zu Klippe geworfen. Der harte Basalt hat dem steten unermüdlichen Angriffe des Wassers widerstanden, aber der weichere Tuffstein ist herausgewaschen, und so bietet der Küstensaum ein abenteuerliches Bild grotesker Architektur. Es ist, als ob das Gerippe geblieben, während die zarteren Theile verzehrt sind.

Zwischen den Trümmern treiben die Wellen ihr wunderbares Spiel. Langsam rollt die See zurück mit gurgelndem Tone, in die Trichter und Höhlen verschwindend, welche sie selbst gegraben, um im nächsten Augenblicke mit donnerähnlichem Tosen die Fluth gewaltigen Fontainen gleich durch die engen Spalten in die Höhe zu schleudern. Wem ruft dieser Anblick nicht Schiller's „Taucher“ in's Gedächtniß!

Die unwirthsame Küste scheint jeden Versuch zu landen drohend abzuweisen. Vergebens suchen wir nach einer Oeffnung in diesen Felsenmauern, bis endlich in engem Thale, von steilen Felswänden eingezwängt, Jamestown, der einzige Ort der Insel, vor uns liegt. Auf der offenen Rhede ist ein ziemlich reges Leben. Hier ein großer Postdampfer, soeben vom Cap gekommen und schon wieder zur Weiterfahrt nach Southampton rüstend; dort ein paar Walfischfänger, mit ihrer schmutzigen Arbeit beschäftigt; in der Ferne weiße Segel, dunkle Rauchwolken. Schiffe kommen und gehen hier täglich. Die Insel ist reich an Frucht und Gemüse und hat vorzügliches Wasser. Wir lassen unsern Anker dicht neben einem großen Schiffe fallen. Eine ganze Flotille von Booten segelt und rudert um die Schiffe her. Obst, Elfenbein, Vögel, Korallen, Ketten und Täschchen von Samenkernen, Alles, was das Eiland hervorbringt und den Käufer anlocken kann, wird von der munteren schwarzen Schaar feilgeboten. Wir nehmen uns ein Boot, und glücklich den höchst desperaten Attaken verschiedener Händler und Händlerinnen entgehend, landen wir unter einigen Schwierigkeiten auf dem Grunde, der aus dem sicheren Felsen gehauen dem Wellenschlage mehr als angenehm ausgesetzt ist.

Jamestown liegt in einer engen Schlucht, die nur wenige hundert Schritte breit ist; ein Bach stürzt sich mit reißender Schnelle durch die kleine Stadt dem Meere zu. Die Gebäude sind wenig ansprechend. Wie die Bevölkerung sich in Europäer und Afrikaner theilt, so scheidet sich auch die Stadt in zwei Theile, der eine von Schwarzen, der andere von Weißen bewohnt. Die Insel verdankt ihre Ansiedelung der Ostindischen Gesellschaft. Portugiesen und Holländer hatten sie nach einander in Besitz genommen, aber wieder aufgegeben. Ihren Namen verdankt sie dem Umstande, daß sie am Jahrestage der Mutter Constantin's des Großen von dem Portugiesen Juan Nova de Castella entdeckt wurde. Lange Zeit war sie eine Station für die nach Ostindien segelnden Schiffe. Noch wichtiger aber wurde sie, als England dem Sclavenhandel den Krieg erklärte. Von hier aus bewachten britische Schiffe die afrikanische Küste und brachten manch gute Prise in den Hafen von St. Helena. In dem kleinen öffentlichen Garten sind auf

weißer Marmorsäule die Namen derer verzeichnet, die in diesem Dienste ihr Leben verloren. Es ist eine lange, lange Liste.

Mir that es wohl, auch hier einen Deutschen zu finden, der sich im fremden Lande eine ehrenvolle Stellung erobert hatte. Herr Janisch, der jetzige Gouverneur der Insel, ist der Nachfolger des bekannten Sir Hudson Lowe und ein geborner Hamburger. Es war interessant zu hören, wie der Sohn des Mannes, der den Onkel in strengster Haft gehalten, unserem freudig überraschten Landsmann die Kunde von dem Falle des Neffen und der Einigung Deutschlands gebracht hatte. Während man auf dem einsamen Felsen im Meer Europa im tiefsten Frieden glaubte, war ein Kaiserthron gestürzt, ein anderer neu aufgebaut worden. Das Geklirr der Waffen war bis in diesen stillen Winkel der Erde nicht gedrungen.

Wie öde und unfruchtbar nun auch beim ersten Anblick St. Helena erscheint, so grün und lieblich sind Thäler und Matten auf der Höhe. Seewinde führen Frische und Feuchtigkeit zu, und während glühende Hitze den Aufenthalt drunten in der Stadt unerträglich macht, erquickt auf dem hochgelegenen Plateau die ozonreiche Luft Menschen und Thiere. Von Jamestown führt in steiler Linie eine in den Felsen gehauene Treppe von mehr als siebenhundert Stufen zur Citadelle, die von dem über tausend Fuß hohen Felsen Stadt und Rhede beherrscht. Wer aber der Anstrengung, sie zu besteigen, sich nicht gewachsen fühlt, der mag bequemer auf dem in Schlangenwindungen am steilen Bergabhange aufsteigenden Fahrwege zur Höhe gelangen. Oben angekommen, sehen wir uns durch einen herrlichen Blick auf den Ocean belohnt. Die Oberfläche der Insel bildet hier eine wellenförmige Ebene, die wir, sobald wir der See den Rücken wenden, mit dichtem Baum- und Graswuchs bedeckt finden. Reichliche Regengüsse und treibender Sonnenschein hatten ringsum Höhen und Tiefen mit duftigem Grün bedeckt. Strauch und Baum prangten im schönsten Blätterschmuck.

Wie ich dahinritt unter der schattigen Eichenallee, die zum Sitze des Gouverneurs führt, schien mir ein Aufenthalt auf dieser Insel recht erträglich. Durch grüne Wiesen, an sprudelnden Quellen vorbei, hart am Rande des Abgrundes, in den sich schäumend der Felsbach stürzt — wie ein Silberband auf grünem Teppiche hängt er an der Bergesseite — über zerbröckelnde Lavatrümmer, durch die Schatten blühender Bäume geht es, bis durch's Laub der blaue Meeresspiegel blinkt. Wir sind nach kurzem Ritte auf der anderen Seite der Insel angelangt. St. Helena ist nur etwa zwei Meilen lang und ein und eine viertel Meile breit. Zu Füßen liegt der kaum noch erkennbare Krater des längst verloschenen Vulcans, aus welchem ehedem die Feuersäule über das noch unerforschte Meer leuchtete. Aus den Ruinen einer schreckenvollen Vergangenheit ist die liebliche Gegenwart entsprossen. Friedlich weideten auf dem verschütteten Schlote buntgefleckte Rinder und weißwollige Schafe; schimmernde Villen lugten aus fruchtbeladenen Bäumen zu uns herauf. Wir blicken hinunter auf das herrliche Panorama zu unseren Füßen. Hinter uns die grünen Halden, zur Rechten der alte Krater, links, tief unten, der schmale Streifen von Häusern, den sie die Stadt nennen, und vor uns, auf kahler Fläche, das Ziel unserer Reise — Longwood, das Haus, in dem der erste Napoleon gelebt und in dem er gestorben. Ein Gürtel von Föhren grenzt den schönen fruchtbaren Theil des Eilandes von der felsigen Fläche ab, welche die Vorsicht des argwöhnischen Lowe als sichersten Wohnsitz für den gefährlichen Gefangenen erwählte. Wie der Sturm über diese nackte Ebene dahinbraust, kann man an den Bäumen wahrnehmen, deren Zweige von den gebeugten Stämmen sich sämmtlich landeinwärts neigen.

Longwood wurde erst an zweiter Stelle zum Wohnsitz Napoleon's bestimmt. Man quartierte ihn zuerst in einem reizend gelegenen Landhause, dicht bei dem schäumenden Wasserfalle ein, bis das alte Haus auf der Höhe zu seiner Aufnahme hergestellt worden war. Es ist ein niedriges, unscheinbares Gebäude. Wie das Aeußere wenig Anziehendes hat, so ist auch das Innere gemein und kleinlich. Die leeren Zimmer sind mit vielen Kosten genau ebenso gemalt und tapeziert worden, wie sie es zur Zeit waren, wo sie den Gefangenen einschlossen. Nach alten, fast verwitterten Fetzen, wie sie vernachlässigt an den Wänden hingen, wurden die Tapeten in den Fabriken des kaiserlichen Neffen hergestellt. Karten mit französischen und englischen Aufschriften geben die Zwecke an, zu denen die Räume dienten. Aber alles erscheint ärmlich und unwürdig. Im früheren Empfangssalon steht auf schwarzem Sockel eine wohlgelungene Büste des Kaisers von einem eisernen Gitter eingeschlossen. Nicht weit von dem alten Hause erhebt sich Neu-Longwood, gebaut, um den Klagen des Verbannten zu begegnen, doch nie von ihm bewohnt. Eine weit bessere Structur und, seit Longwood von England an Frankreich abgetreten, die Residenz eines französischen Genieofficiers, als Conservators der Reliquien. Ehe diese Besitzergreifung seitens Frankreichs vor sich ging, war das Haus, in dem der Kaiser gelebt und gestorben, von einem englischen Pächter bewohnt, der die „Profanation" so weit trieb, die geheiligten Räume zum Theil in Ställe für sein Vieh zu verwandeln. Trotzdem aber erhob er einen kleinen Zoll von den schaulustigen Reisenden, die den historisch so berühmten Platz zu besichtigen kamen. Wie ich durch die verlassenen Zimmer hinauswandle in's Freie und auf die ferne See hinausschaue, male ich mir das Bild des Franzosenkaisers, wie er wohl hier oft stand und

> **Arm über Arm gebogen,**
> **Blickt' in den Kampf der Wetter und der Wogen,**
> **Die Gitter seines Kerkers.**

Napoleon entfernte sich nie weit von Longwood. Die lästige, verletzende Ueberwachung nahm ihm jede Lust dazu. Er hat die kleine Insel nie kennen gelernt. Am liebsten besuchte er die Familie des General Bertrand, der unfern in einem anspruchslosen Häuschen wohnte und wohl sein treuester Freund in der Verbannung war. In den ersten Wochen nach seiner Ankunft scheint er noch die Elasticität des Geistes besessen zu haben, die ihn später verließ. Damals wohnte er in der Villa am Wasserfall. Mrs. Abell, die Tochter des Besitzers, damals ein frisches lebenslustiges Mädchen von vierzehn Sommern, erzählt uns in ihren Memoiren manchen interessanten Zug aus dem Leben ihres hohen Gastes. Wie sie seine Finger mit geschmolzenem Siegellack verbrannt, wie sie den Kammerherrn Las Cases, einen alten ceremoniösen Herrn, den Berg hinuntergestoßen, dem aufsteigenden Kaiser entgegen, sodaß eine heftige Collision die Folge war, wie sich Napoleon rächte, indem er ihr erstes neues Ballkleid gerade am Balltage versteckte, wird uns in naiver Frische geschildert. Einmal wurden Napoleon und seine jugendlichen Begleiter von einer etwas zu übermüthigen Kuh bedroht, und General Gourgaud fügte zu den übrigen Heldenthaten, deren er sich gern rühmte, auch die hinzu, mit gezogenem Schwerte die kleine Gesellschaft zu schützen.

Wie die Jahre der Gefangenschaft über Napoleon hinzogen, versank er mehr und mehr in düsteres Grübeln, wenn er sich nicht in leidenschaftlicher Weise in Declamationen erging über die Fehler seiner Marschälle, den Verrath falscher Freunde, die unwürdige Behandlung seitens seiner Kerkermeister. Vornehmlich verwundete es ihn tief, daß man ihm den Kaisertitel verweigerte. „Ich bin der Kaiser Napoleon," sagte er zu dem Gouverneur Hudson Lowe, „und wenn England und Europa nicht mehr sind, wenn Lord Bathurst's Name längst vergessen ist, werde ich noch immer Kaiser heißen." Stundenlang dictirte er oft an seinen Memoiren. Wie unwürdig falsch die in ihnen enthaltenen Angaben sind, wie lahm die Vertheidigung seiner schmählichsten Rechtsverletzungen, ist denen bekannt, welche diese Actenstücke gelesen. Eines seiner schwärzesten Verbrechen, den Mord des Herzogs von Enghien, suchte er wiederholt zu vertheidigen oder die Schuld auf Andere zu schieben. Es gelang ihm der Versuch selbst nicht den wenigen treuen Anhängern gegenüber, die das Brod der Verbannung mit ihm aßen. Die letzten Jahre seines Lebens geben uns ein häßliches, verzerrtes Bild des einst so großen Mannes. Die Sonne Napoleon's war untergegangen, in Wolken untergegangen. Sein Leben zeigt hinfort nur Schatten; alle die Schwächen seines Charakters kamen zur unerfreulichen Geltung. Auf St. Helena war der große Mann „ein Gebinde Kleinigkeiten nur". In fortwährenden unerquicklichen Zänkereien mit seinen Wächtern, selbst gegen seine treuesten Diener oft herb und verletzend, im Umgang launisch und schroff, verbrachte er das Ende seines Lebens. Oft saß er stundenlang auf dem kahlen Berggipfel, die Augen auf den weiten Ocean geheftet; noch öfters weilte er unten im Thale bei der sprudelnden Quelle, an der man später sein Grab grub. Das war sein Lieblingsplatz.

Seine Gedanken weilten in der Vergangenheit. Für ihn gab es keine Zukunft. Der bittere Gram, der wie ein Geier an seinem Herzen nagte, machte seinem Leben ein Ende. Der Geist, der leicht die gewaltigsten Lasten getragen, brach zusammen, von täglichen kleinen Aergernissen untergraben.

In seinem Testamente bestimmte er ausdrücklich den Platz neben der geliebten Quelle zu seiner letzten Ruhestätte.

Wir steigen hinab in das kleine Thal, wo von Cypressen umgeben, von Trauerweiden überschattet, das nun leere Grab des Kaisers liegt. Noch immer sprudelt unter Farnen und rothblühendem Geranium die Quelle, bei der er so gern weilte. Die Weiden, vom Alter gebeugt und morsch, werden kaum noch von eisernen Bändern gehalten. Auch sie werden bald fallen. Auf einer Kupferplatte, angeheftet an den größten Stamm, lesen wir die Worte:

Expédition de Chine 1860—62
La Frégate — La Forte
A la mémoire du premier empereur
Aout 30
1862.

Auf der Rückfahrt von China hatten die Mannschaften das Grab ihres einstigen Kaisers besucht. Die Stätte zeigt die Wittwe eines Unterofficiers der alten Kaisergarde unentgeltlich, aber sie entschädigt sich für ihre Mühe durch den Verkauf von Photographien. Früher trieb man auch einen lucrativen Handel mit allerlei Napoleonischen Reliquien. Das hat nun aufgehört. Nachdem man Dutzende von Handschuhen, Stiefeln und Hüten von dem bekannten Schnitte verkauft hatte und Haare genug vom Haupte des großen Todten, um eine Kindermatratze zu stopfen, verbot die hohe Obrigkeit den Schwindel. Unsere Führerin beklagte sich bitterlich über diese „Albernheit" der englischen Behörden. Sie war Kammerjungfer gewesen und viel gereist. Sie hatte vom veritablen Kreuze genug gesehen, um eine Hütte davon zu erbauen, und mehr heilige verrostete Nägel, als der Eisenhändler unten in der Stadt in einer Woche verkauft.

St. Helena wird den Kaiser nie vergessen. Mit Napoleon's Tode versiechte der goldene Strom, der, aus Englands Koffern fließend, die Insel befruchtet und verschönert hatte. Mit der Erinnerung an Napoleon's Aufenthalt verknüpfen sich die Reminiscenzen an den Wohlstand der Bewohner; sein Tod bezeichnet den Anfang des Verfalles und der Verarmung. — Der Rückweg führte uns über die steilen Felsabhänge, die das kleine Thal einschließen, in dem die Stadt gebaut ist. Zwischen den losen Felsblöcken wachsen wilde Geranien, kriecht das fleischige Mesembryanthemum mit seinen rothen und gelben Blumen. Hier und da klammert sich ein Strauch an den harten Fels. Drunten liegen, fast senkrecht unter uns, grüne Gärten, aus denen über frisches Laub die dunkelgrünen Kuppeln der Dattelpalmen, Bananen und Cocosnußbäume ragen. Wie wir den Berg hinuntersteigen und durch die Stadt reiten, an dem Schwanze eines jeden Pferdes ein Paar schwarzer Burschen, eine ganze Schaar schwatzend, lachend, gesticulirend neben und hinter uns trabend, bilden wir gewiß eine recht eigene Procession. Vom Schiffe hatte man uns gesehen, und das Boot stieß eben ab. Inzwischen hatten wir Gelegenheit, die Schwimmfertigkeit unserer jugendlichen Begleiter zu bewundern. Im Nu ist der leichte Anzug abgestreift, und wie ein Pack gut dressirter Wasserhunde umsteht uns die schwarze kleine Schaar, bereit, sich in die Tiefe zu stürzen, sobald das Geldstück, das wir in die See werfen, unsere Hand verlassen. Oft giebt's unten im Wasser einen kurzen, recht lebhaften Kampf um die kleine Münze. Doch unser Boot ist da; bald ist das gute Schiff erreicht. Eine kurze Zeit noch, und die grünen Felder, die gewaltigen Steinmassen schwinden vor unseren Blicken, bis das Eiland in der Abendsonne wie ein Wölkchen am Horizonte erscheint.

E. J.

Unter den Montenegrinern und Muselmännern.

(Schluß.)

Es war ein thaufrischer herrlicher Morgen. Die Nachtigallen sangen von den Granatbäumen der Berge, als ich, ohne jedoch wie Romeo eine glückliche Nacht durchlebt zu haben, in Rjeka mit meinen fünf Bootsleuten die Barke bestieg, die mich nach Scutari bringen sollte. Kaum eine Viertelstunde unterhalb dieses Orts verliert der Fluß gleichen Namens seinen Charakter als Fluß und wird bei seitwärts weit zurücktretenden Ufern ein stehendes Wasser, dicht bewachsen mit weißen und gelben Wasserrosen, durch welche ein offener Wasserstreifen führt. Zahlreiche Möven, sowie kleine weiße und graue Reiher durchkreuzen die Luft, und schwarze Wasserhühner tummeln sich auf den lederartigen Blättern der Nymphäen; bei unserem Näherkommen tauchen sie plötzlich unter.

So ging es zwei Stunden, bis wir zum Scutarisee kamen. Gleichzeitig mit der Rjeka ergießt sich die von Nordosten kommende Muraca, ebenfalls als stagnirendes Wasser, in den See. Wir sind bereits in der Türkei. Auf einer Felseninsel, gleich am nördlichen Theile des Sees, wo dieser noch ziemlich schmal ist, liegt ein türkisches Fort; es könnte mit seinen Kanonen leichthin die Passage von jeglichem Schiffe auf beiden Seiten verhindern. Als wir in die Nähe desselben gekommen, luden meine Montenegriner die mitgenommenen Hinterlader und stellten sie mit den Mündungen herausfordernd an den Rand des Bootes, der den Türken zugekehrt war. Die Besatzung des Forts erschien zwar auf den Wällen, aber da der Krieg factisch noch nicht erklärt war, kam es zu keinen Feindseligkeiten. Ich glaube gar nicht, daß das Fort Kanonen besaß, denn die hierzu bestimmten Schießscharten erschienen leer. Immer weiter schwamm die Barke, von kräftigen Fäusten getrieben, auf dem schönen klaren See; immer heißer brannte die Sonne und zeigte die kahlen steilen Berge, die im Norden und Westen den See einrahmen, in ihren feinsten Contouren. Kein Schiff, kein Nachen begegnete uns. Höchst selten zeigte sich ein armes Fischerdörfchen am Ufer, nur zahlreiche weiße Reiher flogen an uns vorüber, und einzelne scheue Pelikane schwammen auf der ebenen Fluth, gleich kleinen Schiffen ohne Mast, doch mit weit vorragendem Bugspriet. Ganz fern im Norden Montenegros zog ein Gewitter zusammen. Es war elf Uhr Morgens, als meine Begleiter nach sechsstündiger Fahrt erklärten (einer derselben sprach etwas italienisch), wir hätten den halben Weg zurückgelegt und sie wollten jetzt rasten und essen. Zu dem Zweck wurde auf eine Felsenklippe zugerudert, die ziemlich weit in den See vorragte und an deren Hang zwei Bäume ihren Schatten warfen, die einzigen in der ganzen Gegend. Ich hatte ein halbes Lamm braten lassen und mitgenommen, sowie für Wein gesorgt.

Nach halbstündiger Rast ging es abermals vorwärts, gegen Scutari zu. Das Gewitter folgte uns langsam nach, begleitet von der eigenthümlichen stechenden Sonnenhitze. Um drei Uhr war die Sonne so brennend heiß, daß meine Leute stets trinken und Kopf und Hände mit dem kühlen Seewasser benetzen mußten. Ich hatte unvorsichtiger Weise den Rock ausgezogen und saß in weißen Hemdärmeln, den Kopf und einen Theil der Schultern wohl durch einen breitrandigen Panamahut geschützt, aber meine beiden Arme derart dem Sonnenstich ausgesetzt, daß sie bei meiner Ankunft in Scutari roth angeschwollen waren und heftig schmerzten. Je mehr wir uns Scutari näherten, desto häufiger wurden die Dörfer am Seeufer und die Nachen, welche, von der Stadt kommend, uns begegneten.

An den Nachen der Türken fuhren wir mit gegenseitigem grimmigem Anstieren vorüber, waren aber die Boote mit christlichen Albanesen besetzt, welche sich durch die Tracht von den Mohamedanern unterscheiden, so entstand ein lebhafter eiliger Austausch von Fragen und Antworten. Zahlreiche Schüsse krachten aus den verschiedenen Barken, denn in Scutari hatte man auch unter die mohamedanischen Albanesen Hinterlader vertheilt; auf Reiher und Pelikane wurde bei den unglaublichsten Distanzen geschossen. Ich erwartete jeden Augenblick eine Kugel in unser Boot fliegen zu sehen, und die Montenegriner schienen diese Besorgniß zu theilen. Sie erklärten mir, daß sie sich, laut eingezogener Erkundigung, nicht mehr in den Hafen von Scutari hineinwagen



Die Decorationen des südlichen Augu…
Nach der Natur aufge…



in Leipzig während der Kaisertage.
rthur Langhammer.

dürften und mich deshalb in einem christlichen Dörfchen an's Land setzen würden, wo sie auch zu übernachten gedächten. So geschah es auch, trotz meines Protestirens. Nach Allem, was ich später selbst erfahren, kann ich den Leuten heute nicht Unrecht geben.

Zum Glücke war im Oertchen bald ein kleiner Kahn gefunden, und zwei kräftige Albanesen ruderten mich und mein Gepäck in einer halben Stunde bis zum türkischen Mauthamte, woselbst ich nach zwölfstündiger Fahrt an's Land stieg. Der Seeanblick von Scutari war wunderschön.

Die Sonne stand schon tief im Westen und warf ihre schrägen, glühend rothen Strahlen auf den Wasserspiegel. Dieser, von einem leichten Gewitterwind erregt, blitzte und leuchtete aus tausend gekräuselten Wellen. Im Norden standen schwarze Gewitterwolken, zeitweilig durchzuckt von fernen Blitzen. Der Donner rollte dumpf in den Gebirgen. Das weit ausgedehnte Scutari, sanft vom Ufer ausstrebend, mit seinen schlanken Minarets und den vielen dichtbelaubten Bäumen in den Gärten und Friedhöfen der Stadt, stand in vollster Abendbeleuchtung, und ein Hügel am Ufer des Sees war mit weißschimmernden Soldatenzelten übersäet, beherrscht von einem größeren Zelte, ganz aus grünem Zeuge. Eine Schaar neugieriger Mauthbeamten umringte mich sofort. Ein alter Türke mit fliegendem schneeweißem Schnurr- und Knebelbarte, den Yatagan und zwei Pistolen im Gürtel, bedeutete mich, den Koffer zu öffnen. Da ich kein Wort der vielen an mich gerichteten Fragen verstand, so nahm ich all mein Türkisch zusammen und sprach: „Dragoman." Das half. Es wurde ein junger Mann herbeigerufen, der geläufig französisch sprach. Mit dessen Vermittelung ging denn auch die Visitation glücklich zu Ende, zumal ich, um keine Plackereien zu haben, niemals zollpflichtige Sachen ankaufe. Ferner hatte dieser Herr die Gefälligkeit, einen Gepäckträger für mich anzuwerben und mir das Gasthaus des Anastasio Papanico zu empfehlen, als das einzige einigermaßen anständige in Scutari, für mich besonders geeignet, da der Sohn des Hauses französisch spreche. Von der Mauth bis zum Gasthause mußte ich wohl eine halbe Stunde marschiren, von allen Begegnenden mit meist finsteren, mißtrauischen Mienen angegafft. Der bevorstehende Krieg mochte wohl schuld hieran sein; außerdem sind abendländische Fremde selten in Scutari. Das Gasthaus verfügte nur über zwei bessere Fremdenzimmer, und diese waren von einem türkischen Divisionsarzte, Obersten (Bey) Dr. Matkovic, einem so enragirten Türken, wie es nur ein Renegat sein kann, und einem Feldtelegraphendirector besetzt. Ich, an montenegrinische Quartiere gewöhnt, war auch mit einer schlechteren Kammer zufrieden und fand über meine Erwartung sogar ein leidliches Bett. Kaum hatte ich Wäsche gewechselt und meinen ersten schrecklichen Durst gestillt, als auch schon ein Polizeicommissär mit seinen ganz roth gekleideten Häschern erschien, um das Woher, Wohin und Warum des Fremdlings zu erkunden, der direct aus dem Lande des türkischen Erbfeindes dahergeschwommen. Ich schrieb ausführlich mein ganzes Nationale nebst Zweck der Reise französisch nieder, und der Sohn des Wirthes übersetzte dies in's Türkische. Scheinbar befriedigt, entfernte sich der Commissär mit seinen Trabanten, wahren Galgengesichtern, aus denen man das Mißbehagen ablas, mich nicht mitschleppen zu können.

Seit Cettinje fand ich zum ersten Male ein ordentliches Nachtmahl, welches ich gemeinschaftlich mit dem Divisionsarzte und Telegraphendirector in der zum Speisesaale umgewandelten Stube des Hausknechts verzehrte. Beide Herren sprachen französisch, und Beide hielten mich, wie ich aus ihren Fragen und Reden entnahm, für einen Agitator oder gar für einen Spion.

Am folgenden Morgen durchlief ich mit dem Sohne des Wirthes die Stadt, besah den mehrere Straßen einnehmenden Bazar mit den offenen Verkaufslocalen, Garküchen und Werkstätten und ließ mich schließlich in ein Geschäftslocal führen, wo ich eine Barke miethen wollte, um den Wasserlauf und die Tiefe des Flusses Bojanna zu untersuchen, der, den Scutarisee berührend, diesen mit dem adriatischen Meere in Verbindung setzt.

Die beiden Repräsentanten der Firma hatten vielleicht ein Commissions- und Speditionsgeschäft, jedenfalls großen Zuspruch von Clienten und Geschäftsfreunden. Würdevoll mit gekreuzten Beinen auf den Teppichen einer Art Tribüne sitzend, zu welcher drei Stufen hinaufführten, empfingen sie die einzelnen Parteien mit dem orientalischen Gruße, die Hand auf Stirn und Herz legend, und diese setzten sich, die Pantoffeln auf den Stufen lassend, gleichfalls auf die Tribüne, um mit kurzen Worten das Geschäft abzuschließen. Sofort, wenn ein Gast die Pantoffeln ausgezogen, eilt ein Diener herbei und dreht dieselben in die umgekehrte Richtung, damit der Besucher beim Fortgehen wieder bequem hineinschlüpfen kann. Jedenfalls eine große Aufmerksamkeit. Außerdem waren zwei junge Leute beständig beschäftigt, Kaffee zu serviren und glühende Kohlen für die Cigarretten und Tschibuks darzureichen.

Scutari ist eine Stadt von 32,000 Einwohnern mit durchaus asiatischem Charakter. Die meist von Gärten umgebenen Wohnhäuser mit den eng vergitterten Fenstern der Frauengemächer, die fünf Moscheen, von ebenso vielen großen baumreichen Friedhöfen umschlossen, die dicht verschleierten und verhüllten Türkinnen, die christlichen Albanesinnen, unverschleiert, mit seidenen Hosen und rothen goldgestickten Mänteln, die zahlreichen Packpferde und Esel, zuweilen ein von Ochsen gezogener Karren, ganz von Holz ohne den geringsten Eisenbestandtheil, versehen mit zwei enormen Rädern von sechs Fuß Durchmesser, das rege Leben der hier concentrirten türkischen Truppen in ihren verschiedenen Uniformen, dazwischen von den Minarets das singende Rufen der Muezzins zum Gebet, dazu die erschlaffende Hitze — dies Alles versetzte mich in eine eigenthümliche träumerische Stimmung.

Kaum auf mein Zimmer zurückgekehrt, sah ich den Gouverneur von Albanien vorbeifahren, um dem österreichischen Consul einen Besuch abzustatten: zwei Vorreiter, den gespannten Carabiner aufrecht auf die Lende gestützt, dann der Wagen mit dem Pascha, dahinter zwei Ordonnanzofficiere und schließlich wieder zwei Reiter mit schußfertigem Carabiner. Ich ahnte nicht, daß dieser Besuch durch meine Person veranlaßt worden sei.

Kaum hatte ich zu Mittag gespeist, wobei ich mich nach acht Tagen zum ersten Male an Rindfleisch delectirte, so erschien ein Haiduck des österreichischen Consuls und ersuchte mich, ihn zu seinem Herrn zu begleiten. Ich folgte in's Consulat und wurde von einem sehr artigen Herrn empfangen, der mir mittheilte, daß der Pascha gegen meine Person großes Mißtrauen hege und daß es in meinem eigenen Interesse liege, mich möglichst gründlich zu legitimiren. Ich gab dem Consul meinen Paß, sowie das Schreiben, in dem ich zur Besichtigung der Wälder in Montenegro aufgefordert worden war. Aus diesen Papieren machte er sich Notizen und versprach, den Pascha jetzt derart beruhigen zu wollen, daß mich die Polizei nicht weiter belästigen würde. Nach Einnahme der obligaten Tasse Kaffee, bereits der sechsten an diesem Tage, empfahl ich mich. Am nächsten Morgen fuhr ich mit vier albanesischen christlichen Bootsleuten die Bojanna hinab, untersuchte hier und da die Tiefe des Wassers und drang so weit vor, wie es der Gegenfluß des Meeres der Ruderkraft gestattete. Die Gegend in der Richtung zum Meere ist flach und fleißiger angebaut, als ich dies bisher gesehen, obgleich die Cultur auch hier noch viel zu wünschen übrig läßt.

Bei den zahlreichen Niederschlägen und der großen Wärme ist die Vegetation üppig und reich. Ein herrliches Stimmungsbild bot am Ufer die Ruine einer christlichen Kirche, halb versteckt unter dem Schatten riesiger Maulbeer- und Wallnußbäume, von blühenden Schlingpflanzen überwuchert, dabei belebt von vielen hundert Dohlen, die, durch das Boot aufgeschreckt, schreiend umherflogen.

Da die Bojanna bei ihrem Austritt in's Meer keinen Hafen hat, so ankern die Handelsschiffe, die mit Scutari verkehren, zwei Stunden von dieser Stadt entfernt, beim Dörfchen Abot. Näher können sie nicht herankommen, weil die Bojanna bei Scutari zu seicht wird. Gegen Abend war ich zurück in Scutari, aber auch der Polizeicommissär erschien bald darauf, wenn auch dieses Mal ohne Begleitung seiner spitzbübisch aussehenden Trabanten. Er erkundigte sich im Auftrage des Gouverneurs, was ich auf der Bojanna zu thun gehabt hätte, und meine vielleicht nicht gut übersetzte Erklärung schien ihn so wenig zu befriedigen, daß schließlich der Consul wieder beruhigend für mich eintreten mußte. Aber noch an demselben Abend schickte dieser Herr seinen Secretär mit der Mittheilung zu mir, der Statthalter habe erklärt, da ich jetzt Alles gesehen hätte, was mich interessire, so wäre es ihm höchst angenehm, wenn ich die Stadt verließe.

Gegen diese halbe Ausweisungsordre ließ sich nicht opponiren; ich gab die Versicherung, daß ich am andern Morgen nach Antivari abreisen würde.

Durch Vermittelung des jungen Papanico war ausgemacht worden, daß der kaiserliche Postillon, der die Post zwischen Scutari und Antivari reitet, mir ein gutes Pferd besorgen und mich mitnehmen solle. Pünktlich um fünf Uhr früh war der junge, wirklich schöne Mann vor meiner Thür. Auf der einen Seite seines kräftigen Packpferdes hingen die Poststücke; auf der anderen befestigte er meinen Koffer, dann schwang er sich selbst hinauf. Ich bestieg einen schönen breitbrustigen Schimmel mit bequemem türkischem Sattel und verließ Scutari, froh der summarischen Paschajustiz entgehen zu können. Von Scutari nach Antivari bestand früher einmal ein gepflasterter Reitweg. Um denselben in irgend einem Kriege unwegsam zu machen, hat man das Pflaster in Unterbrechungen von etwa je einer Büchsenschußweite aufgerissen. Da die ersten vier Wegestunden meistens in der Ebene fortlaufen, und zwar über Moorboden, der durch die häufigen Gewitterregen tief aufgeweicht war, so hatten sich in den pflasterlosen Stellen wirkliche Sümpfe gebildet, deren festere Durchgänge man genau kennen mußte, um nicht mit dem Gaul stecken zu bleiben. Ich ritt deshalb dicht hinter dem Postillon und folgte dessen Fährte auf das Genaueste. Wie anstrengend aber ein Ritt von vier Stunden ist, auf dem man seine Aufmerksamkeit nie vom Pferde und vom Wege abwenden darf, weiß nur der, welcher schon einmal solche Höllenwege gemacht hat. Endlich bekamen wir festes Land unter die Hufe, und dann ging es aufwärts über den Gebirgsrücken, der sich zwischen Scutari und Antivari bis an's Meer hinzieht. Das waren wieder montenegrinische Reminiscenzen, aber es war immerhin besser als der scheußliche Sumpfritt. Um elf Uhr machten wir Mittag bei einem einzelnen Hause hoch oben im Gebirge, wo sich gutes Wasser vorfand. In meinen Satteltaschen war Wein und Fleisch aus der Küche Papanico's genug vorhanden, aber mein Postillon, mit dem ich übrigens kein Wort reden konnte, aß rasch und trank wenig. Als ich eben, lang hingestreckt, eine Cigarre rauchen wollte, führte er schon wieder die knappgefütterten Pferde vor. Da half keine Widerrede in Zeichen und Geberden; er zog die Uhr heraus und schüttelte ernst den Kopf. Also vorwärts!

Ich glaube nicht, daß ich während meiner Touren durch die Czernagora und Türkei irgendwo einer persönlichen Gefahr durch Menschen ausgesetzt gewesen, wäre es auch wohl ohne Reisebegleitung nicht, dort aber, scheint mir, ziemlich oben auf dem Gebirgskamme Albaniens, hätte sich doch der Fall ereignen können.

Der Postillon war ungefähr hundert Schritte voraus, als er auf einmal sein Pferd anhielt. Als ich mich ihm näherte, sah ich acht oder neun wild aussehende Burschen in zerfetzter Landestracht, alle mit langen türkischen Flinten, Pistolen und Messern bewaffnet, auf dem Boden lagern und uns, leise sprechend, aufmerksam betrachten. Nachdem ich beim Postillon angelangt, der mich ruhig erwartete, ritt dieser ohne irgend ein Wort oder Zeichen im Schritt weiter, und ich folgte ihm, an der Gruppe vorbei, die uns lautlos anstarrte. Er würdigte sie keines Grußes und keines Blickes. Endlich ging es bergunter, und das ewige Meer blitzte mir grüßend entgegen. Mir war zu Muthe, als wäre ich einem Gefängniß entflohen. Vor mir breitete sich wieder das Leben aus mit den Freuden und Genüssen der Civilisation.

Da der Abstieg steil und schwierig, so waren wir abgestiegen und folgten den Pferden, die mühsam und vorsichtig zwischen den Felsen hinunter kletterten. Nie hat mir bei dieser heißen Arbeit ein Wasser so gut geschmeckt, wie der kalte Quell aus dem schönen gewölbten Laufbrunnen auf der Hälfte des Weges. Der Cultus des Wassers ist das Schönste, was ich in der Türkei entdeckt; auch Scutari besitzt vorzügliches Trinkwasser.

Am Fuße des Berges angekommen, stiegen wir in den Sattel und ritten meistens in kurzem Trab durch die etwa stundenweite Ebene, die Antivari vom Meere trennt. Die Stadt und Festung liegt auf einem niedrigen Vorberge der gewaltigen Gebirgskette. Sie blieb uns zur rechten Hand, denn wir eilten direct auf die Riva zu. Ein eigentlicher Weg war es nicht, dem wir folgten. Wir ritten zwischen Hecken, auf Fußpfaden, über Oedland, über kleinere Bäche, stets durch eine blühende Wildniß von Tamarisken, Granatbäumen, Berberitzen, Waldreben, Bryonien und verstrickenden Brombeerstauden, bis wir gegen vier Uhr Nachmittags, also nach elfstündigem Ritt, an dem Hafen Antivaris ankamen. Vier Häuser sind an dem Strande gebaut: das Zollhaus, ein Wirthshaus, ein Gebäude mit der Agentur des österreichischen Lloyd und ein Contumazgebäude.

Mein Postillon brachte mich nach abermaliger Koffervisitation in's Wirthshaus. Ich verlangte ein Zimmer, das mir auch bereitwilligst zugesagt wurde, ließ meine Effecten hineintragen und folgte, um mich umzukleiden, da ich vor Hitze keinen trockenen Faden am Leibe hatte. Der erste Stock hatte geräumige Zimmer, stand aber ganz leer; im zweiten wurde mein Zimmer aufgeschlossen, dessen ganzes Meublement in einer Strohmatte am Boden mit darübergelegter zerrissener Matratze und einem hölzernen Stuhl bestand. Ich war zwar nicht verwöhnt, verlangte aber wenigstens einen Tisch, und vor Allem Waschwasser. Ersterer hatte nur drei Beine, wurde aber so fest an die Wand gestellt, daß das vierte entbehrlich erschien; letzteres befand sich in einer Zinnschüssel, in welcher mir an demselben Abend auch der Salat servirt wurde. Von einem Fenster, mit der Aussicht auf das Meer, fehlte ein ganzer Flügel, dafür war aber der innere Fensterladen zugemacht und, damit ihn der Wind nicht aufreißen könne, mit einem schweren Steine zugedrückt worden. Der Wirth, ein Italiener, erzählte, daß dies ein dem Staate zugehöriges Haus sei, für das er jährlich fünfhundert Gulden Miethe bezahlen und dabei noch die Unkosten der Einrichtung (!!) tragen müsse.

Ich hatte mir das Abendessen, das der Wirth selbst gekocht und das aus gedünstetem Lammfleisch mit hinein geschnittenen und gekochten Gurken bestand, auf's Zimmer bringen lassen. Ich erinnere mich nur dunkel, daß mir dieses fremdartige Gericht ziemlich gut schmeckte, dann breitete ich meine Reisedecke über die zerrissene Matratze, entkleidete mich nur nothdürftig und war bei offenem Fenster und dem Brausen der Wellen bald so fest eingeschlafen, wie es die Anstrengung eines elfstündigen Rittes zur nothwendigen Folge hatte. Mir war es wohl einmal, als wenn sich mehrere Mäuse oder Ratten um die Ueberbleibsel meines Mahles zankten und als wenn das hüpfende und schleichende Ungeziefer meinen Körper sehr martere, aber die Ermüdung behielt die Oberhand, und ich kam nicht zum vollen Bewußtsein.

Am andern Morgen ankerte ein türkisches Dampfschiff im Hafen. Es hatte ein Bataillon Soldaten an Bord, die nach der Festung Antivari bestimmt waren.

Der Hafen von Antivari ist ein Naturhafen, aber so seicht, daß tiefer gehende Schiffe in der Mitte desselben ankern und ihre Ladung mittelst flach gehender kleiner Boote an's Ufer bringen müssen. So ging es auch mit den Soldaten. Mehr als acht bis zehn Mann faßten die Boote nicht, und man kann sich denken, wie viel Zeit die Ausschiffung von achthundert bis tausend Mann nebst Train in Anspruch nahm. Von meinem Fenster aus konnte ich das ganze kriegerische Schauspiel leicht und bequem übersehen.

Der Wirth selbst hatte mich gebeten, oben zu bleiben, da ich als Fremder bei den fanatisirten Truppen leicht Unannehmlichkeiten haben könne, außerdem ein Polizeibeamter unten sei, der telegraphisch von Scutari die Weisung erhalten habe, mich zwar nicht zu belästigen, aber sofort zu telegraphiren, ob ich mit dem nächsten Lloyddampfer abgereist sei oder nicht. Dieser Lloyddampfer sollte erst am folgenden Morgen kommen.

Gegen ein Uhr Mittags war die Ausschiffung beendet. Ueberall am Ufer wimmelte es von türkischen Truppen. Untersetzte Gestalten mit dunkelbraunen Gesichtern, gut gekleidet, mit Hinterladern bewaffnet und erträglich einexercirt. Die Einen wuschen ihre Leibwäsche in einem Bache, der hier in's Meer fällt. Die Anderen aßen mit untergelegten Beinen oder weichten ihren steinharten Schiffszwieback in demselben Wasser auf; wieder Andere schliefen langausgestreckt im Schatten der wenigen dort befindlichen Maulbeerbäume. Ganze Gruppen waren rauchend um einen Erzähler gelagert; die Officiere hatten ein Zelt aufschlagen lassen, unter welchem sie sich erfrischten — allüberall an der Riva herrschte ein farbenreiches, kriegerisches Leben. Gegen drei Uhr ertönten die barbarischen, mir fremdartigen Klänge einer türkischen Musik, und von Antivari her kam ein Theil der Besatzung, um die Cameraden zu begrüßen und abzuholen. Der Abmarsch erfolgte endlich um vier Uhr, aber noch lange bemühte sich die frische Seeluft vergebens, den Geruch von Knoblauch und Zwiebeln zu verscheuchen, der Wirthshaus und Meeresufer verpestete.

Noch eine schreckliche Nacht in stetem Kampfe mit den bösen Geistern der Finsterniß, und glänzend ging die Erlösungssonne auf. Das schon um acht Uhr Morgens erwartete Dampfschiff kam endlich um zehn Uhr an. Da sich, wie schon erwähnt, das Ufer sehr verflacht, so hat man aus roh gezimmerten Balken und Bohlen eine Art Tribüne erbaut, von welcher man mittelst einer Leiter in das Boot steigt. Beim Betreten dieser elenden Brücke mußte ich einem türkischen Beamten für meine Person zwei Piaster und für jedes Gepäckstück einen Piaster bezahlen, wobei mein Sonnenschirm auch als Gepäckstück gerechnet wurde.

Endlich betrat mein Fuß wieder das Verdeck eines österreichischen Schiffes: hinter mir lag die Barbarei des Ostens; vor mir lockten in doppelt glänzendem Lichte die geordneten Zustände des Abendlandes. Leider war der bestiegene Dampfer ein Waarenschiff und hatte keine Passagiercabinen, weßhalb ich in Ragusa wieder an's Land ging und dort das Personenschiff „Mercur“ erwartete. Mit diesem dauerte die Fahrt nach Triest drei Tage und war gesellig ganz angenehm. Das Meer war bewegter als bei meiner Hinreise, und an einem Tage erhob sich gerade während der Mittagsmahlzeit ein so frischer Wind, daß das Schiff, gleich einem Betrunkenen, nach allen Seiten hin- und herschwankte und wohl alle Passagiere, meine Person ausgenommen, den Meergöttern reichliche Opfer darbrachten.

Jetzt ist der Krieg ausgebrochen in jenen Landstrichen, die ich bereist. Die Türken konnten sich meine Sympathie nicht erwerben, den tapferen Söhnen der Czernagora aber wünsche ich den glücklichsten Erfolg.

v. C.

Blätter und Blüthen.

Leipzigs Kaiserfestschmuck. (Mit Abbildungen auf Seite 635, 638 und 639.) Als die Nachricht, daß der deutsche Kaiser die Parade und das Manöver des sächsischen Armeecorps in der Nähe von Leipzig abhalten und bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal als des Königs Gast die Stadt besuchen werde, sich bestätigte, beschlossen Rath und Stadtverordnete, dieselbe zu einem Empfange zuzurüsten, wie er der gefeierten Gäste und der Stadt Leipzig würdig sei.

Zu diesem Behufe wurde der Leipziger Architektenverein beauftragt, eine Decoration zu schaffen, die ihren Anfang auf dem Königsplatz nehmen, das Rathhaus bedenken, auf dem Augustusplatz ihre höchste Steigerung erfahren und in der Nähe des königlichen Palais an der Goethestraße ihren Abschluß finden solle. Das Comité, welches zur Prüfung der in Folge einer Concurrenzaufforderung des Architektenvereins eingelaufenen Pläne niedergesetzt war, entschied für den Plan des Bauraths Lipsius, des Erbauers unseres großartigen „Neuen Johannisstifts“ und vieler anderer der neuesten Prachtbauten in und um Leipzig.

Lipsius' Plan zeichnet sich vor den üblichen Festdecorationen ganz besonders durch seine künstlerische Einheit und Mannigfaltigkeit aus, die dadurch so trefflich gewahrt und gewährt wurde, daß die Decorationsbauten sich möglichst frei von demjenigen Schmucke hielten, welcher die Straßen auszeichnen mußte: wie an den Siegestagen unseres großen Krieges freiwillig sich jedes Haus mit Fahnen schmückte, oft vom Erdgeschoß bis zum Dach, so sollten der Kaiser und seine Feldherren und Mitkämpfer die Straßen wieder sehen; dagegen wurden Kränze und Gewinde das Gemeinsame von Straßen und Decorationsbauten; die Hauptauszeichnung der letzteren war aber das Wort: die Inschriften. Sie mußten Das aussprechen, was dem Tag seine Bedeutung, dem Feste die sittliche Weihe gab. Mit dieser Grundidee im Kopfe durchwandle man in der Erinnerung noch einmal den ganzen Triumphweg, und man wird finden, wie glücklich dieselbe verwirklicht war.

Diesem Plane entsprechend war eine hohe, stattliche Triumphhalle vor dem Petersthor errichtet, aber, wie auch das Rathhaus, frei von allem kleinlichen, verhüllenden Schmucke gehalten. Des letztern altersgraue Mauern waren ein geschichtlicher Redner, und was die Gegenwart hinzuzufügen hat, war in der Inschrift über dem Portale ausgesprochen. Der Hauptschmuck des Rathhauses bestand, außer der Draperie des Altans, zu beiden Seiten desselben in zwei mächtigen Standarten, an welchen, in riesigen Frauengestalten dargestellt, Freiheit und Gesetz ihren Standpunkt hatten.

In den Decorationen des Augustusplatzes kam der der ganzen Festfeier zu Grunde liegende Gedanke am klarsten zum Ausdruck. Allerdings ist dieser Platz wie zu einem offenen Festsaale geschaffen und konnte derartig ausgeschmückt werden, daß sein Gesammtbild wohl das Imponirendste und Großartigste war, was je zu vorübergehenden Zwecken für den Kaiser geschaffen worden ist. Begrenzt im Norden in seiner ganzen Breite vom neuen Stadttheater, im Süden vom städtischen Museum, im Osten vom kaiserlichen Reichs-Oberpostamts- und im Westen vom Universitätsgebäude, bot dieser Platz den Raum, auf welchem Kaiser und König und deren Gäste auf dem Theaterbalcon dem „Zapfenstreich“ beiwohnten; daher mußte die Decoration des Augustusplatzes für den Anblick von diesem Balcon aus und zugleich für die beste Illuminationswirkung berechnet werden. Das Museum füllte seine Seite des Platzes nicht genügend aus, und so war es daher höchst geschickt, die stattliche Freitreppe desselben als Ausgangspunkt eines römischen Forums zu benutzen. Rechts und links lehnten sich an die Treppenwangen zwei Pavillons, von denen aus in weiten Bogen nach beiden Seiten Hallen von je dreizehn Säulenpaaren ausliefen und abermals in Pavillons endeten. Das untere Drittel der Säulen war in pompejanischem Roth gehalten, während die ganze übrige Decoration sich der Färbung der nächsten Monumentalbauten, namentlich des Museums, anschloß; und da auf den Ecken der Pavillons dieselben mächtigen Vasen mit großen Blattpflanzen wie auf den stärkeren Pfeilern der Attica des Museums prangten, so bewirkte dies, außer der angenehmen Harmonie dieses Grüns mit dem Gelb und Roth der Säulengänge, auch den beabsichtigten Schein der Zusammengehörigkeit derselben mit dem Museum. Letzterem gereichte zum besondern Schmuck Clasen's großes Bild der „Germania, die Hände der Borussia und der Saxonia in einander legend“, welches auf dem Altan, zwischen hohen Fahnenlanzen von grünem Laubwerk umrahmt und von einer goldstrahlenden Kaiserkrone überragt, würdig prangte. Auf der Brüstung der Freitreppe hatte man die Kolossalbüsten des Kaisers und des Königs, des Kronprinzen und des Prinzen Georg von Sachsen aufgestellt. Außerdem trug das Museum nur noch die sinnige Zierde bunter Schilder, auf welchen in Gold die höchsten Tugenden gepriesen wurden. In ähnlicher Weise war das Universitätsgebäude mit Inschriften, Namen-Schildern und einer Fahnendraperie geschmückt.

Der Schwerpunkt der gesammten Augustusplatz-Decoration lag in den beiden Triumphsäulen, die auf dem weiten Raume zwischen den Pavillons der Rotunde sich sechszig Ellen hoch erhoben. An ihnen sah man zusammengefaßt, was man vor dem Kaiser am höchsten feiern wollte: den Sieg und den Frieden. Die Widmungsworte an den Postamenten, die am blauen Säulenschafte sich golden emporwindenden Inschriften, sowie die Embleme der beide krönenden kolossalen Victorien. Alles kennzeichnete die eine als die Siegessäule, die andere als die Friedenssäule. Die Fundamente, an den Ecken mit schwarzen Adlern besetzt, erhoben sich über mehreren Stufen und nahmen einen bedeutenden der Höhe der Säulen entsprechenden Raum ein; von den vergoldeten Kolossal-Victorien wog jede acht Centner.

Zwei große Triumphbogen schlossen den Augustusplatz gegen die Grimmaische Straße und den Grimmaischen Steinweg ab. Beide höchst stattliche dreithorige Bauten glichen dem am Petersthore; die inneren Felder derselben waren blau, mit goldenen Lorbeerzweigen verziert, die Säulen weißgeadertem, rothem Marmor nachgebildet und von reichen korinthischen Capitälen gekrönt; über dem Mittelthore zeichnete sie noch ein Aufsatz aus, der an den vier Ecken von sitzenden Victorien flankirt war, deren jede einen goldenen Lorbeerkranz hielt. Den Abschluß nach oben bildete ein von Fahnen umgebener Adler. — Der Ehrenbogen am Ende der Grimmaischen Straße begrüßte den Kaiser mit der schönsten von allen Inschriften: „Wo der Ruhm des Helden mit dem Edelsinne des Herzens sich vereint, da baut das Volk mit Freuden Ehrenpforten.“

Gleich daneben, von Felsche's Kaffeehaus, winkte dem alten Kaiser beim Einzuge seine Lieblingsblume, die blaue Kornblume, in einem großen Kranze. Der Balcon des Theaters war von einer mächtigen Krone mit Baldachindraperie überragt, mit köstlichen Teppichen geziert und in eine Blumenhalle verwandelt. Hier begrüßte den gefeiertsten Mann der Zeit der Jubel der Tausende im Riesenfestsaale zu seinen Füßen, als nach der Festaufführung im Theater der erste rauschende Gruß der sechshundert Musiker und Trommler des sächsischen Armeecorps den Beginn des großen Zapfenstreichs ankündigte und den obersten Kriegsherrn auf seinen Posten rief.

Einen bezaubernden Anblick genoß der kaiserliche Herr auf seinem Standpunkte. Die langen Fronten der Monumentalbauten wie alle anderen Gebäude des Platzes und die besonders dazu bestimmten Decorationsbauten strahlten in ruhigster Flammenpracht, von Zeit zu Zeit noch überstrahlt von bengalischen Feuern und kostbaren Raketenbouquets, die in Hunderten von Schlangenlinien emporstiegen und in reichfarbigem Lichte ihren Sternenregen ausstreuten. Nicht weniger bezaubernd und ergreifend wirkte die Musik, die in der That den Riesenfestsaal vollkommen ausfüllte, und als nach der harmonischen Retraite der Cavallerie und der Infanterie das „Gebet“ die Feier schloß, verließ gewiß Jeder den Platz mit dem Hochgefühle, etwas Großes, Seltenes, Ueberwältigendes erlebt zu haben.

Berichtigung. In wenigen Tausenden der vorigen Nummer, Seite 618, zweite Spalte, Zeile 19 v. u. fehlt die Bezeichnung: Tausend. Man lese: 45,000.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 39. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Ah, historische Studien!“ wiederholte der Assessor. „Da möchte ich Sie doch fragen, ob Sie nicht die große Autorität auf diesem Gebiete, den Professor Schwarz, kennen — er ist mein Onkel. Doch Sie kennen ihn jedenfalls; er ist ja an der Universität zu J. thätig, wo Herr Nordeck studirt hat.“

„Ich habe das Vergnügen,“ sagte Fabian kleinlaut, mit einem scheuen Blick auf das Zeitungsblatt.

„Wie sollten Sie auch nicht!“ rief der Assessor. „Mein Onkel ist ja eine Berühmtheit, eine Capacität allerersten Ranges; wir haben allen Grund stolz zu sein auf die Verwandtschaft, wenn auch unsere Familie sonst manchen Namen von gutem Klange aufweist. Nun, ich denke ihr auch keine Schande zu machen.“

Der Doctor stand noch immer ängstlich behütend vor seinem Schreibtische, als müsse er ihn gegen ein Attentat von Seiten des Assessors sichern, doch dieser hatte sich viel zu sehr vertieft in die Bedeutung seiner Familie im Allgemeinen und die seines berühmten Onkels im Besonderen, um den Schreibereien eines simplen Hauslehrers jetzt noch Beachtung zu schenken; gleichwohl fühlte er sich veranlaßt, diesem eine Artigkeit zu sagen.

„Es ist aber doch sehr anerkennenswerth, wenn auch Laien sich für solche Studien interessiren,“ meinte er herablassend. „Ich fürchte nur, Sie haben hier nicht die nöthige Muße dazu. Es ist wohl sehr unruhig im Schlosse? Ein fortwährendes Kommen und Gehen von den verschiedensten Persönlichkeiten, nicht wahr?“

„Das mag wohl sein,“ versetzte Fabian arglos und ohne jede Ahnung des Manövers, das sein Besuch sich erlaubte, „aber ich merke nichts davon. Waldemar hat die Güte gehabt, die einsamsten und ruhigsten Zimmer für mich auszusuchen, weil er meine Neigung kennt.“

„Natürlich, natürlich!“ Hubert stand jetzt am Fenster und versuchte von hier aus einen Ueberblick zu gewinnen. „Aber ich sollte doch meinen, solch ein jahrhundertealtes Gebäude wie dieses Wilicza mit seinen historischen Erinnerungen müßte auch für Sie von Interesse sein. All diese Säle, Treppen und Gänge! Und was für mächtige Kellergewölbe muß das Schloß haben! Waren Sie schon in den Kellern?“

„In den Kellern?“ fragte der Doctor auf's Aeußerste betroffen. „Nein, Herr Assessor, was sollte ich denn dort thun?“

„Ich würde hineingehen,“ sagte der Assessor. „Ich habe eine Vorliebe für solche alte Gewölbe, wie überhaupt für alle Merkwürdigkeiten. — Dabei fällt mir ein, ist denn die große Waffensammlung des seligen Herrn Nordeck noch vollständig? Er soll eine höchst kostspielige Liebhaberei in dieser Hinsicht besessen und Hunderte der schönsten Büchsen und Gewehre aufgehäuft haben; ob sie wohl noch vorhanden sind?“

„Danach müssen Sie seinen Sohn fragen!“ Doctor Fabian zuckte die Achseln. „Ich gestehe, daß ich noch nicht im Waffensaale gewesen bin.“

„Er wird auf der andern Seite liegen,“ meinte Hubert, sich mit seinem berühmten Polizeiblicke orientirend. „Nach der Beschreibung Frank's ist es ein düsteres, unheimliches Ding wie überhaupt das ganze Wilicza. — Haben Sie denn noch nicht davon gehört, daß es hier umgehen soll? Haben Sie auch des Nachts nie etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches bemerkt?“

„Des Nachts schlafe ich,“ erklärte der Doctor ruhig, aber mit leisem Lächeln über den Gespensterglauben seines Besuches.

Der Assessor sandte einen anklagenden Blick zum Himmel. Dieser Mensch, den ein Zufall mitten in das Schloß hineingesetzt hatte, sah und hörte nicht, was um ihn her vorging. Er kannte die Keller nicht; er war noch nicht einmal im Waffensaale gewesen, und des Nachts schlief er sogar. Aus diesem harmlosen Bücherwurme war nichts herauszubringen — das sah Hubert ein, und so verabschiedete er sich denn nach einigen Höflichkeiten und verließ das Gemach.

Langsam schritt er den Corridor entlang; bei der Ankunft hatte ihn ein Diener in Empfang genommen und nach dem Zimmer des Doctors geführt; jetzt auf dem Rückwege war er allein, allein in dem „Verschwörungsneste“, das freilich am hellen Vormittage mit seinen teppichbelegten Gängen und Treppen so ruhig, so vornehm und ungefährlich aussah, wie das loyalste Schloß des loyalsten Gutsherrn. Aber der Assessor ließ sich durch diesen Anschein nicht täuschen; er witterte rechts und links die Verschwörung, die er leider nicht greifen konnte, und streckte die Nase hoch in die Luft. Da war eine Thür — sie kam ihm verdächtig vor. Sie lag im Schatten eines mächtigen Pfeilers und war auffallend tief und fest in die Mauer gefügt. Die kleine Pforte führte jedenfalls zu einer Seitentreppe, vielleicht in geheime Gänge, möglicher Weise sogar in die Keller hinab, welche die Phantasie Hubert's sofort mit verborgenen Waffenlagern und ganzen Schaaren von Hochverräthern bevölkerte. Ob man es versuchte, wenigstens auf die Klinke zu drücken? Im schlimmsten Falle konnte man sich mit einem Irrthume, mit

einem Verirren in den Gängen des Schlosses entschuldigen; vielleicht lag hier der Schlüssel zu all seinen Geheimnissen. Da öffnete sich urplötzlich die Thür und — Waldemar Nordeck trat heraus. Der Assessor prallte zurück. Gerechter Gott! beinahe wäre er zum zweiten Male an den Herrn von Wilicza gerathen. Ein einziger Blick durch die offene Spalte zeigte ihm, daß es dessen Schlafzimmer war, das er für so gefährlich gehalten. Waldemar ging mit sehr kühlem Gruße an ihm vorüber nach den Zimmern des Doctor Fabian. Hubert sah, daß ihm trotz seiner Entschuldigung das „verdächtige Subject" noch nicht vergeben war. Dieses Bewußtsein und die unerwartete Begegnung nahmen ihm für jetzt die Lust zu ferneren Entdeckungen, und als vollends ein Diener auf der Treppe erschien, blieb ihm nichts weiter übrig, als den Rückweg anzutreten.

Waldemar war inzwischen bei seinem Lehrer eingetreten, den er am Schreibtische fand, beschäftigt, die Bücher und Zeitungen, welche er vorhin vor den neugierigen Augen des Assessors in Sicherheit gebracht, wieder zu ordnen; der junge Gutsherr näherte sich gleichfalls dem Tische.

„Nun, was giebt es für Nachrichten?" fragte er. „Sie haben Briefe und Zeitungen aus J. erhalten. Ich sah es, als ich Ihnen vorhin das Briefpaket herübersandte."

Der Doctor blickte auf. „Ach, Waldemar," sagte er in beinahe schmerzlichem Tone, „warum haben Sie mich fast gezwungen, mit meinen stillen Studien und Arbeiten vor die Oeffentlichkeit zu treten! Ich sträubte mich von Anfang an dagegen, aber Sie ließen nicht nach mit Treiben und Drängen, bis ich das Buch erscheinen ließ."

„Natürlich! Was nützt es Ihnen und der Welt, wenn es in Ihrem Schreibtische verschlossen bleibt? Aber was ist denn geschehen? Ihre ‚Geschichte des Germanenthums' wurde ja über alles Erwarten günstig in den betreffenden Kreisen aufgenommen. Gerade aus J. kam die erste Anerkennung vom Professor Weber, und ich dächte, dessen Name und Urtheil wäre doch von entscheidendem Gewichte."

„Das glaubte ich auch," entgegnete Fabian niedergeschlagen. „Ich war so glücklich und stolz auf das Lob aus einem solchen Munde, aber gerade dies hat dem Professor Schwarz — Sie kennen ihn ja — Anlaß gegeben, in einer ganz unerhörten Weise über mich und mein Buch herzufallen. Lesen Sie nur!"

Er reichte ihm das Zeitungsblatt hin. Nordeck nahm es und las es ruhig durch. „Das sind ja allerliebste Bosheiten; besonders der Schluß läßt darin nichts zu wünschen übrig: ‚Wie wir hören, war diese von Herrn Professor Weber ganz neu entdeckte Berühmtheit längere Zeit Hauslehrer bei dem Sohne eines der ersten Grundbesitzer unseres Landes, mit dessen Erziehung sie aber durchaus kein glänzendes Resultat erzielte. Trotzdem mag der Einfluß dieses vornehmen Zöglings das Seinige gethan haben zu der maßlosen Ueberschätzung eines Werkes, mit dem ein ehrgeiziger Dilettant es versucht, sich in die Reihe von Männern der Wissenschaft zu drängen.'"

Waldemar warf das Blatt auf den Tisch. „Armer Doctor, wie oft werden Sie wohl noch büßen müssen, mich Ungethüm erzogen zu haben! Freilich ist Ihre Erziehung so unschuldig an meiner Unliebenswürdigkeit wie mein Einfluß an der Weber'schen Kritik Ihres Buches, aber den Hauslehrer vergiebt man Ihnen nun einmal nicht in jenen exclusiven Kreisen, und sollten Sie auch später selbst den Professorenstuhl besteigen."

„Mein Gott, wer denkt daran!" rief der Doctor, förmlich erschreckt von dieser Idee. „Ich doch gewiß nicht, und eben deshalb kränkt es mich so tief, daß mir Ehrgeiz und unberechtigtes Eindrängen vorgeworfen wird, weil ich ein einfaches wissenschaftliches Werk geschrieben habe, das sich streng an die Sache hält, Niemand beleidigt, Niemandem zu nahe tritt —"

„Und nebenbei ausgezeichnet ist," fiel Waldemar ein. „Ich dächte, das müßten Sie endlich glauben, nachdem Weber so entschieden Partei dafür ergriffen hat. Sie wissen, er läßt sich nicht beeinflussen, und er war Ihnen doch sonst eine unbestrittene Autorität, zu der Sie bewundernd emporblickten."

„Professor Schwarz ist auch eine Autorität."

„Ja, aber eine schwarzgallige, die keine Bedeutung außer der eigenen gelten läßt. Mein Gott, warum mußten Sie auch gerade mit dem Germanismus hervortreten! Das ist *sein* Fach, darüber hat *er* geschrieben, und wehe dem, der sich noch sonst darin zu regen wagt — sein Urtheil ist von vorn herein gesprochen. Sehen Sie doch nicht so muthlos aus! Das schickt sich nicht für die entdeckte Berühmtheit. Was würde Onkel Witold mit seiner souveränen Verachtung des ‚alten Heidengerümpels' wohl zu dieser Entdeckung gesagt haben! Ich glaube, Sie wären daraufhin in Altenhof etwas respectvoller behandelt worden, als es leider der Fall war. Es war ein Opfer von Ihnen, bei mir auszuhalten."

„Sprechen Sie doch nicht so, Waldemar!" sagte der Doctor mit einem Anfluge von Unwillen, „ich weiß doch am besten, auf wessen Seite jetzt das Opfer ist. Wer bestand denn hartnäckig darauf, mich bei sich zu behalten, obgleich ich ihm gar nichts mehr nützen konnte, und weigerte sich doch stets, die kleinste Rücksicht anzunehmen, die mich von meinen Büchern entfernte? Wer gab mir die Mittel, mich jahrelang einzig dem Studium hinzugeben und mein zerstreutes Wissen zu sammeln und zu ordnen? Wer zwang mich fast, ihn auf der Reise zu begleiten, weil das angestrengte Arbeiten meine Gesundheit erschüttert hatte? Mir ist jene Stunde, in der Ihr Normann mich verwundete, zu großem Segen geworden; sie hat mir Alles gegeben, was ich vom Leben hoffte und wünschte."

„Da wünschen Sie wahrhaftig sehr wenig," unterbrach ihn Waldemar ungeduldig — er war offenbar bemüht, das Gespräch von diesem Punkte abzulenken. „Aber noch eins: ich begegnete ja vorhin im Schlosse dem genialen Vertreter des Polizeidepartements von L. Er kam von Ihnen, und auch drüben auf dem Gutshofe sehe ich ihn jede Minute auftauchen. Uns können doch seine Besuche nicht mehr gelten, seitdem wir uns als unverdächtige ‚Subjecte' ausgewiesen haben. Was macht er denn noch fortwährend in Wilicza?"

Fabian sah mit großer Befangenheit zu Boden. „Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe, daß seine häufige Anwesenheit in der Familie des Administrators einen durchaus persönlichen Grund hat. Mir machte er vorhin einen Besuch."

„Und Sie empfangen ihn auch ganz freundschaftlich? Herr Doctor, Sie sind ein Mann nach der Lehre des Christenthums. Wenn man Ihnen die rechte Wange schlägt, reichen Sie geduldig die linke hin. Ich glaube, Sie würden sich nicht einen Augenblick bedenken, dem Professor Schwarz den größten Freundschaftsdienst zu erweisen. Aber nehmen Sie sich in Acht vor diesem verhaftungswüthigen Assessor! Er ist sicher wieder auf der Jagd nach Verschwörern, und so beschränkt er auch ist, der Zufall könnte ihm doch einmal die rechten in die Hände spielen — hier in Wilicza ist das nicht schwer."

Die letzten Worte wurden in so grollendem Tone gesprochen, daß der Doctor den ersten Band seiner „Geschichte des Germanenthums", den er in der Hand hielt, schnell niederlegte.

„Sie haben unangenehme Entdeckungen gemacht?" fragte er. „Schlimmere noch, als Sie erwarteten? Ich dachte es mir, wenn Sie mir auch bisher wenig genug darüber sagten."

Waldemar hatte sich niedergesetzt und stützte den Kopf in die Hand. „Sie wissen ja, ich spreche nicht gern von Widerwärtigkeiten, deren ich noch nicht Herr geworden bin, und überdies brauchte ich Zeit, um mich zu orientiren. Wer stand mir denn dafür, daß der Administrator nicht auch ein Interesse hatte, die Sache so darzustellen, wie er es that, daß er nicht wenigstens übertrieb und entstellte? In solchen Dingen darf man nur dem eigenen Urtheile vertrauen, und ich habe das meinige in diesen letzten Wochen gebraucht. Leider bestätigt sich jedes Wort, das Frank mir geschrieben hat; so weit seine Machtvollkommenheit reicht, herrscht Ordnung, und es mag ihm schwer genug geworden sein, sie zu halten und zu vertheidigen, auf den anderen Gütern aber, auf den Pachthöfen und vollends in den Forsten — ich war auf Schlimmes gefaßt, aber solch ein Chaos hätte ich denn doch nicht erwartet."

Fabian schob seine Bücher und Zeitungen jetzt gänzlich bei Seite und folgte der Schilderung Waldemar's mit ängstlicher Theilnahme. Die düstere Miene seines ehemaligen Zöglings schien ihn zu beunruhigen.

„Onkel Witold hat immer gemeint, meine polnische Herrschaft ließe sich aus der Ferne regieren und verwalten," fuhr Nordeck fort, „und er hatte leider auch mich in diesem Glauben erzogen. Ich liebte Wilicza nicht. Für mich wurzelten hier nur bittere Erinnerungen an das unheilbare Zerwürfniß meiner

Eltern, an meine ersten freudlosen Kinderjahre; ich war gewohnt, Altenhof als meine Heimath anzusehen, und später, als ich hätte hierherkommen sollen, herkommen müssen, da — war es etwas Anderes, was mich zurückhielt. Das rächt sich jetzt. Die zwanzigjährige Beamtenwirthschaft, die mein Vormund duldete, hat schon Unheil genug gestiftet, aber das Aergste haben die letzten vier Jahre unter dem Baratowski'schen Regimente gethan. Freilich, es ist meine Schuld allein. Warum habe ich mich nie um mein Eigenthum gekümmert, warum machte ich die leidige Gewohnheit des Onkels, jedem Berichte zu glauben, der auf dem Papiere stand, zu der meinigen! Jetzt stehe ich wie verrathen und verkauft auf meinem eigenen Grund und Boden."

„Sie waren ja noch so jung damals, als Sie mündig gesprochen wurden," begütigte der Doctor. „Die drei Jahre auf der Universität waren wirklich dringend nothwendig für Ihre Ausbildung, und als wir dann noch ein Jahr auf Reisen waren, ahnte ja Niemand, wie die Dinge hier standen. Wir sind sofort umgekehrt, als Sie den Brief des Administrators erhielten, und Sie mit Ihrer Energie sind doch sicher auch den schlimmsten Verhältnissen gewachsen."

„Wer weiß!" sagte Waldemar finster. „Die Fürstin ist meine Mutter, und sie und Leo sind gänzlich von meiner Großmuth abhängig — das ist es, was mir die Hände bindet. Wenn ich es zu einem ernstlichen Zerwürfnisse kommen lasse, so müssen sie Wilicza verlassen. Rakowicz ist dann ihre einzige Zuflucht, und einer solchen Demüthigung will ich wenigstens meinen Bruder nicht aussetzen. Und doch muß ein Ende gemacht werden, besonders mit dem, was hier im Schlosse geschieht. Sie ahnen noch nichts davon? Ich glaube es, aber ich weiß desto mehr. Ich wollte nur erst klar in der Sache sehen — und nun werde ich mit meiner Mutter reden."

Es trat eine längere Pause ein. Fabian wagte keine Erwiderung; er wußte, daß wenn das Gesicht des jungen Schloßherrn so aussah wie jetzt, es sich nicht um Kleinigkeiten handelte, endlich aber trat er doch auf ihn zu und legte die Hand auf seine Schulter mit der leisen Frage:

„Waldemar, was ist denn gestern auf der Jagd vorgefallen?"

Waldemar blickte auf. „Auf der Jagd? Nichts! Wie kommen Sie darauf?"

„Weil Sie so grenzenlos verstimmt zurückkamen. Ich hörte freilich bei Tische einige Andeutungen über einen Streit zwischen Ihnen und dem Fürsten Baratowski —"

„Nicht doch!" sagte Nordeck gleichgültig. „Leo war allerdings empfindlich, weil ich sein Lieblingspferd beim Reiten etwas unsanft behandelte, die Sache ist aber von gar keiner Bedeutung und bereits ausgeglichen."

„Dann war es also etwas Anderes."

„Ja — etwas Anderes."

Es folgte ein erneutes secundenlanges Schweigen, dann begann der Doctor wieder:

„Waldemar, die Fürstin nannte mich neulich Ihren einzigen Vertrauten; ich hätte ihr entgegnen können, daß Sie überhaupt keinen Vertrauten haben. Etwas stehe ich Ihnen vielleicht näher als alle Anderen, aber Ihr Inneres schließen Sie auch mir niemals auf. Müssen Sie denn durchaus Alles allein tragen und durchkämpfen?"

Waldemar lächelte, aber es war ein kaltes, freudloses Lächeln. „Sie müssen mich schon nehmen, wie ich nun einmal bin. Aber wozu denn die Besorgniß? Ich habe doch wohl bei all den Sorgen und Widerwärtigkeiten, die hier auf mich einstürmen, Grund genug, verstimmt zu sein"

Der Doctor schüttelte den Kopf. „Das ist es nicht. Dergleichen reizt und erbittert Sie höchstens, aber die Stimmung, die Sie jetzt beherrscht, ist eine andere. So habe ich Sie nur einmal gesehen, Waldemar, damals in Altenhof, als —"

„Herr Doctor, ich bitte, verschonen Sie mich mit diesen Erinnerungen!" unterbrach ihn Waldemar so rauh und ungestüm, daß Fabian zurückwich, aber er besann sich sofort wieder. „Es thut mir leid, daß auch Sie unter dem Aerger leiden müssen, den dieses Wilicza mir verursacht," fuhr er mit bedeutend gemilderter Stimme fort. „Es war überhaupt egoistisch von mir, daß ich Sie mit hierher nahm. Sie hätten nach J. zurückkehren sollen, wenigstens so lange, bis ich hier Ordnung geschafft habe und Ihnen ein ruhiges Asyl bieten kann."

„Ich hätte Sie unter keiner Bedingung allein gelassen," erklärte Fabian mit seiner sanften Stimme, die aber diesmal etwas ungewöhnlich Bestimmtes hatte.

Waldemar reichte ihm wie zur Abbitte die Hand. „Das weiß ich ja, aber nun quälen Sie sich auch nicht länger mit meinen Sorgen, oder ich bereue es wirklich, offen gegen Sie gewesen zu sein. Sie haben genug mit Ihren eigenen Angelegenheiten zu thun. Wenn Sie nach J. schreiben, so sagen Sie dem Professor Weber einen Gruß von mir, und ich wäre eben dabei, Ihr Werk in's Praktische zu übersetzen und meinen urslavischen Gütern etwas von der ‚Geschichte des Germanenthums' aufzuprägen; es thäte Noth hier in Wilicza. — Leben Sie wohl!"

Er ging. Doctor Fabian blickte ihm nach und seufzte. „Undurchdringlich und starr wie ein Fels, sobald man es versucht, diesem einen Punkte nahe zu kommen, und ich weiß doch, daß er bis auf den heutigen Tag noch nicht damit fertig geworden ist und es niemals werden wird. Ich fürchte, der unglückselige Einfluß, um dessen willen wir Wilicza so lange mieden, fängt wieder an, seine Kreise zu ziehen. Mag Waldemar es leugnen, wie er will, als er gestern von der Jagd zurückkam, habe ich es gesehen — er ist wieder in dem alten Bann."

Es war am Abend desselben Tages. In Wilicza herrschte die vollste Ruhe und Stille im Gegensatz zu gestern, wo alles von Gästen schwärmte. Nach der Rückkehr von der Jagd hatte noch ein großes Souper stattgefunden, das sich bis in die Nacht hinein ausdehnte, und die meisten der Eingeladenen hatten erst am heutigen Morgen das Schloß verlassen. Auch Graf Morynski und Leo waren zum Besuch eines der Gutsnachbarn abgereist; sie beabsichtigten erst in einigen Tagen heimzukehren. Wanda war zur Gesellschaft ihrer Tante zurückgeblieben.

Die beiden Damen befanden sich also heute Abend allein im Salon; er war bereits erleuchtet, und die Vorhänge waren überall herabgelassen; man merkte hier drinnen nichts von dem rauhen Novembersturm, der draußen tobte. Die Fürstin saß auf dem Sopha, während die junge Gräfin von ihrem Sitze aufgestanden war; sie hatte den Sessel wie im Unmuth zurückgestoßen und ging unruhig im Zimmer auf und nieder.

„Ich bitte Dich, Wanda, verschone mich mit diesen Kassandrawarnungen!" sagte die ältere Dame. „Ich wiederhole Dir, daß Dein Urtheil vollständig von Deiner Antipathie gegen Waldemar beeinflußt wird. Muß er denn nothgedrungen unser Aller Feind sein, weil Du fortwährend mit ihm auf dem Kriegsfuße stehst?"

Wanda hemmte ihren Schritt, und ein finsterer Blick flog zu der Sprechenden hinüber. „Vielleicht bereuest Du es noch einmal, Tante, daß Du nur Spott für meine Warnungen hast," erwiderte sie. „Ich bleibe dabei, Du täuschest Dich in Deinem Sohne. Er ist weder so blind noch so gleichgültig, wie Du und Ihr Alle glaubt."

„Willst Du mir statt all dieser dunklen Prophezeiungen nicht lieber klar und deutlich sagen, was Du eigentlich fürchtest?" fragte die Fürstin. „Du weißt, ich gebe in solchen Dingen nichts auf Meinungen und Ansichten — ich verlange Beweise. Woher kommt Dir der Verdacht, an dem Du so hartnäckig festhältst? Was hat Dir Waldemar eigentlich gesagt, als Du gestern mit ihm auf der Försterei zusammentrafest?"

Wanda schwieg. Dieses Zusammentreffen am Waldsee — nicht auf der Försterei, wie sie für gut gefunden hatte, ihrer Tante zu sagen — bewies doch im Grunde nichts für ihre Behauptungen, denn Waldemar hatte ihr gegenüber nicht das Geringste zugegeben, und sie hätte um keinen Preis der Welt die Einzelheiten ihres Gespräches mit ihm hier wiederholt. Sie konnte nichts anführen, als jenen seltsamen Instinct, welcher sie von Anfang an geleitet hatte bei der Beurtheilung eines Charakters, der sich sogar dem Scharfblick der Fürstin verhüllte, aber sie wußte sehr gut, daß sie Ahnungen und Instincte nicht geltend machen durfte, ohne ein Spottlächeln auf die Lippen ihrer Tante zu rufen.

„Wir sprachen nur wenig miteinander," entgegnete sie endlich, „aber es war genug, um mich zu überzeugen, daß er bereits mehr weiß, als er wissen sollte."

„Das ist möglich," versetzte die Fürstin mit vollkommener Ruhe, „und darauf mußten wir früher oder später gefaßt sein. Ich zweifle zwar, daß Waldemar selbst Beobachtungen angestellt

hat, aber man wird ihm das Nöthige wohl drüben auf dem Gutshofe eingeflüstert haben, wo er mehr verkehrt, als mir lieb ist. Er weiß eben, was der Administrator weiß und was auch in L. kein Geheimniß mehr ist, daß wir zu den Unseren halten. Ein tieferer Einblick ist ihm so wenig möglich wie den Andern; danach haben wir unsere Maßregeln genommen. Uebrigens beweist seine ganze bisherige Haltung, daß ihm die Sache vollkommen gleichgültig ist, und sie kann es ihm auch sein, da sie ihn persönlich nicht im Mindesten berührt, in jedem Falle aber besitzt er Anstandsgefühl genug, seine nächsten Blutsverwandten nicht zu compromittiren. Ich habe das erprobt, als es sich um die Entlassung Frank's handelte; sie war ihm unangenehm — das weiß ich, und doch zögerte er nicht, sich auf meine Seite zu stellen, weil ich bereits zu weit gegangen war, als daß er noch hätte widerrufen können, ohne mich preiszugeben. Ich werde sorgen, daß ihm auch in ernsteren Fällen keine Wahl bleibt, wenn er wirklich einmal Lust zeigen sollte, den Schloßherrn oder den Deutschen herauszukehren."

„Du willst nicht hören," sagte Wanda resignirt. „So mag denn die Zukunft entscheiden, wer von uns Beiden Recht hat. — Jetzt noch eine Bitte, liebe Tante! Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich morgen früh nach Hause zurückkehre?"

„So bald schon? Es war ja ausgemacht, daß Dein Vater Dich hier abholen sollte."

„Ich bin einzig hier geblieben, um eine ungestörte Unterredung mit Dir über diesen Punkt zu haben; sonst hätte mich nichts in Wilicza zurückgehalten. Es war umsonst, wie ich sehe, — also laß mich fort!"

Die Fürstin zuckte die Achseln. „Du weißt, mein Kind, wie gern ich Dich um mich sehe, aber ich gestehe Dir offen, nach dem heutigen Zusammensein bei Tische habe ich nichts gegen Deine beschleunigte Abreise einzuwenden. Du und Waldemar, Ihr wechseltet ja auch nicht eine Silbe miteinander; ich mußte fortwährend den Doctor Fabian in's Gespräch ziehen, um nur einigermaßen die Pein dieser Stunde zu überwinden; wenn Du Dich bei den doch nun einmal unvermeidlichen Begegnungen nicht mehr beherrschen kannst, so ist es wirklich besser, Du gehst."

Trotz des sehr ungnädigen Tones, in welchem die Erlaubniß ertheilt wurde, athmete die junge Gräfin doch auf, als sei damit eine Last von ihr genommen.

„So werde ich den Papa benachrichtigen, daß er mich bereits in Rakowicz findet und nicht erst den Umweg über Wilicza zu nehmen braucht," sagte sie rasch. „Du erlaubst mir wohl auf einige Minuten Deinen Schreibtisch?"

Die Fürstin machte eine zustimmende Bewegung; diesmal hatte sie in der That nichts gegen die Abreise ihrer Nichte einzuwenden, denn sie war es müde, fortwährend zwischen ihr und Waldemar stehen zu müssen, um eine Scene oder gar einen vollständigen Bruch zu verhüten, mit dem Eigensinn der Beiden ließ sich nun einmal nichts anfangen. Wanda ging in das anstoßende Arbeitscabinet ihrer Tante, das nur eine halbgeöffnete Portière von dem Salon trennte, und setzte sich an den Schreibtisch. Sie hatte jedoch kaum die ersten Worte geschrieben, als ein rasches Oeffnen der Salonthür und ein fester, sicherer Schritt, der sogar auf dem weichen Teppich hörbar wurde, sie innehalten ließ. Gleich darauf ertönte Waldemar's Stimme nebenan. Langsam legte die Gräfin die Feder nieder; man konnte sie hier im Cabinet unmöglich bemerken, und sie fühlte keine Veranlassung, ihre Gegenwart kund zu thun, sondern verharrte unbeweglich, den Kopf auf den Arm gestützt; es entging ihr kein Wort von dem, was im Salon gesprochen wurde.

Auch die Fürstin sah beim Eintritt ihres Sohnes überrascht auf. Er pflegte sie um diese Zeit niemals aufzusuchen. Waldemar brachte die Abende stets auf seinen eigenen Zimmern zu, in der ausschließlichen Gesellschaft des Doctor Fabian. Heute aber schien ein Ausnahmefall stattzufinden, denn er nahm nach kurzer Begrüßung an der Seite seiner Mutter Platz und begann von der gestrigen Jagd zu sprechen.

Einige Minuten lang drehte sich die Unterhaltung um gleichgültige Dinge. Waldemar hatte ein auf dem Tische liegendes Album mit Aquarellzeichnungen ergriffen und blätterte darin, während die Fürstin sich in die Sophakissen zurücklehnte.

„Hast Du schon gehört, daß Dein Administrator beabsichtigt, selbst Gutsherr zu werden?" warf sie im Laufe des Gespräches hin. „Er geht ernstlich damit um, sich in der Nachbarschaft anzukaufen. Die Stellung in Wilicza muß doch sehr einträglich gewesen sein, denn so viel ich weiß, besaß Frank kein Vermögen, als er hierher kam."

„Er hat aber zwanzig Jahre lang ein sehr bedeutendes Einkommen gehabt," meinte Waldemar, ohne von den Blättern aufzusehen. „Nach der Art, wie sein Haushalt eingerichtet ist, kann er kaum die Hälfte davon verbraucht haben."

„Und nebenbei wird er auch wohl seinen Vortheil wahrgenommen haben, wo und wie es nur anging. Doch das bei Seite — ich wollte Dich fragen, ob Du schon an einen Ersatz für ihn gedacht hast?"

„Nein."

„So möchte ich Dir einen Vorschlag machen. Der Pächter von Janowo vermag das Gut nicht mehr zu halten; er ist durch unverschuldete Unglücksfälle zurückgekommen und genöthigt, sich wieder in Abhängigkeit zu begeben. Ich glaube, daß er sich für die Stellung in Wilicza ganz außerordentlich eignen würde."

„Ich glaube es nicht," sagte Waldemar sehr ruhig. „Der Mann ist den ganzen Tag betrunken und hat seine Pachtung durch eigene Schuld und in der unverantwortlichsten Weise zu Grunde gerichtet."

Die Fürstin biß sich auf die Lippen. „Wer hat Dir das gesagt? Der Administrator jedenfalls."

Der junge Gutsherr schwieg, während seine Mutter in etwas gereiztem Tone fortfuhr:

„Ich denke begreiflicher Weise nicht daran, Dich in der Wahl Deiner Beamten zu beeinflussen, aber in Deinem eigenen Interesse möchte ich Dich doch warnen, den Verleumdungen Frank's so unbedingten Glauben zu schenken. Der Pächter ist ihm als Nachfolger unbequem und deshalb intriguirt er gegen ihn."

„Schwerlich," versetzte Waldemar mit derselben Gelassenheit wie vorhin, „denn er weiß bereits, daß ich ihm keinen Nachfolger zu geben gedenke. Für die Details der Wirthschaft genügen die beiden deutschen Inspectoren vollkommen, und was die Oberleitung betrifft, so werde ich sie selbst in die Hand nehmen."

Die Fürstin stutzte. Es war, als ob ihr etwas plötzlich den Athem raube. „Du selbst?" wiederholte sie. „Das ist mir neu."

„Das sollte es doch nicht sein. Es ist ja stets die Rede davon gewesen, daß ich meine Güter einmal selbst übernehmen würde. Der Universitätsbesuch und die Reisen haben das wohl verzögert, aber doch nicht aufgehoben. Die Land- und Forstwirthschaft kenne ich genügend; dafür hat mein Vormund als mein Erzieher gesorgt. Ich werde allerdings einige Mühe haben, mich in die hiesigen Verhältnisse hineinzufinden, aber bis zum Frühjahre bleibt mir ja noch Frank zur Seite."

Er warf das Alles mit einer Gleichgültigkeit hin, als sage er ganz selbstverständliche Dinge, und schien dabei so vollständig in die Betrachtung einer Aquarellzeichnung vertieft zu sein, daß er die Bestürzung seiner Mutter gar nicht gewahrte. Diese hatte sich aus ihrer nachlässigen Stellung aufgerichtet und sah ihn forschend und unverwandt an, aber sie machte dieselbe Erfahrung wie gestern ihre Nichte — aus diesem Antlitze ließ sich nichts herauslesen.

„Es ist doch seltsam, daß Du nie ein Wort über diesen Entschluß hast fallen lassen," bemerkte sie. „Du ließest uns Alle nur an einen kurzen Besuch glauben."

„Er war auch anfangs beabsichtigt, aber ich sehe, daß den Gütern die Hand des Herrn fehlt. Uebrigens," fuhr er nach einer Pause fort, „habe ich mit Dir zu reden, Mutter."

Er schloß das Buch und warf es auf den Tisch. Jetzt zum ersten Male kam der Fürstin der Gedanke, der „Instinct" Wanda's könne doch richtiger gesehen haben als ihr eigener sonst so untrüglicher Blick; sie sah den Sturm kommen, aber sie war auch sofort bereit, ihm zu begegnen, und der Ausdruck von Entschlossenheit in ihrem Gesichte ließ keinen Zweifel darüber, daß es ein schwerer Kampf sein werde, den der Sohn mit ihr zu bestehen hatte.

„So sprich!" sagte sie kalt. „Ich höre Dir zu."

(Fortsetzung folgt.)

Vor dreiundsechzig Jahren.

Nicht die geringste unter den Annehmlichkeiten der schönen Hauptstadt Sachsens ist es, daß ihre Bewohner in kürzester Zeit die rußige Stadtluft mit dem würzigen Odem der Berge vertauschen können. Zu den am schnellsten zu erreichenden Thalgründen in Dresdens Nähe gehört der Seidewitzgrund. Es giebt nicht leicht etwas Reizvolleres, als dieses liebliche, abwechselungsvolle stille Thal mit einem birkendurchwirkten frischen Tannengewande und dem murmelnden Forellenwasser der Seidewitz, welches noch von Pirol- und Finkengesang übertönt wird. Kaum einem Menschen begegnet man im stillen Grunde, der, sich langsam verengend, in fortwährenden Windungen sich hinzieht; wir gehen an einer fleißigen Schneidemühle vorüber und erblicken nach bald zweistündigem Marsche auf dem Saume der linken Thalwand ein romantisches thurmgeschmücktes Schlößchen. Es ist Kukukstein. Fast in demselben Momente sind wir, links einbiegend, im alten Städtchen Liebstadt, welches sich in den engen Thalkessel einschmiegt, über sich das Schloß und gegenüber auf niedriger Anhöhe seine schmucke Kirche. Die ganze Zusammenwirkung von Städtchen, Schloß und Kirche erinnert an die gemüthvollen Zeichnungen unseres Ludwig Richter, und ich müßte mich sehr irren, wenn der Meister nicht den dicken Schloßthurm mit seinen vier kecken Eckthürmchen sollte verewigt haben, etwa auf dem Blatte, wo die Kinder nach dem bekannten Goethe'schen Spruche von der alten Obstfrau viele Aepfel für wenig Geld kaufen wollen.



Schloß Kukukstein.
Nach der Natur aufgenommen von M. Steche.

Außer seiner anmuthigen Lage bietet das Städtchen nur ein geringes Interesse; seine Geschichte, seine Leiden und Freuden hat es mit anderen Orten gemeinsam; öftere Verheerungen durch Feuersbrünste, vernichtende Krankheiten, kriegerische Gräuelthaten der Schwedenzeit bieten wenig Sympathisches für uns. Erwähnenswerth bleibt aber die Cultur der Strohflechterei, welche in dem kaum tausend Einwohner zählenden Städtchen in Blüthe steht. Das Weizenstroh der umliegenden Felder eignet sich vorzüglich zum Flechtwerk; wenn der Weizen sorgfältig eingeerntet, trennt man die Aehren ab und zerschneidet die Halme so, daß die Knoten herausfallen; nun wird das Stroh geschwefelt und gewässert und, hierdurch mürbe gemacht, in schmale Streifen gespalten, um dann von Jung und Alt zu dem verschiedenartigsten Flechtwerke verarbeitet zu werden; gerade die geschmeidigen Fingerchen der Kleinen spielen bei der mühsamen Arbeit eine nicht unbedeutende Rolle. Gegen zwanzigtausend Menschen der Gegend von Altenberg bis hinab nach Dohna und in das Gottleubathal erwerben durch diese Strohflechtereien ihren Unterhalt.

Die stattliche massive Kirche erinnert durch schöne Grabmäler an die früheren Besitzer von Stadt und Schloß, an die von Bünau, ein im Mittelalter mächtiges sächsisches Adelsgeschlecht, dessen Kunstsinn sich in ihrer edel ausgeführten Begräbnißstätte zu Lauenstein ein herrliches Denkmal gesetzt hat.

Auch ein gutes Gemälde von einem Schüler Cranach's schmückt die Kirche.

Das Thal der Seidewitz bildete oft den Schauplatz kriegerischer Scenen; es ist eine der drei Hauptstraßen über den Kamm des Erzgebirges in die fruchtbare Ebene Böhmens. Vom dreißigjährigen Kriege an bis zu den Kriegen des ersten Napoleon wurde das sonst so ruhige Thal viel zu Durchmärschen benutzt, zuletzt von der französischen Armee, im Jahre 1813. Nach zweitägigem hartem Kampfe hatte Napoleon die blutige Schlacht bei Dresden gewonnen. Noch einmal hatte ihm sein Glücksstern gestrahlt, um bei Leipzig wenige Wochen darauf zu verlöschen. Der Todfeind Napoleon's, Moreau, war geblieben. „Er ist geblieben," sagte Napoleon, als man ihm die Nachricht brachte, „als ein Opfer seiner Verrätherei am Vaterlande. Das ist der Lohn, wenn man vergißt, was man seiner Ehre und seinem Vaterlande schuldig ist." Das große verbündete Heer der Preußen, Oesterreicher und Russen war im vollen Rückzuge nach Böhmen. General Wittgenstein war zurückgedrängt. Napoleon's Truppen folgten dem Heere der Alliirten auf dem Fuße. Die Corps von Victor, von Lobau und von Marschall Saint Cyr rückten gegen Altenau, Berggießhübel und Breitenau.

Am 9. September Nachmittags fünf Uhr kam der gefürchtete Kaiser selbst in Begleitung von Murat und einem Heere von 40,000 Mann nach unserem Liebstadt. Napoleon nahm sein Hauptquartier im Schlößchen Kukukstein, und durch diesen seinen Aufenthalt hat dasselbe ein gewisses historisches Interesse erhalten, so wenig auch die Geschichte des Schlosses bekannt ist; einige Worte darüber werden sich wohl deshalb rechtfertigen.

Erbaut im frühen Mittelalter, bildete Schloß Kukukstein ein Lehen der böhmischen Krone, sein Aeußeres wie Inneres unterlag aber so vielen Aenderungen, daß von dem „edlen Rost" des Alters und der Geschichte nicht mehr viel erhalten ist. Im Jahre 1573 erwarb die Familie von Bünau die Besitzung, und aus dieser Zeit stammt wohl in der Hauptsache die jetzige Anlage des Schlosses mit seinem starken viereckigen Thurme. Im Jahre 1775 kam es an die Familie von Carlowitz, in welcher es bis jetzt verblieben ist. Abgesehen von einigen guten und interessanten Glasgemälden des sechszehnten Jahrhunderts, erinnern nur noch die Bezeichnungen „Mönchsgang" und „Capellstube" an die mittelalterlichen Zeiten. Die Räume sind alle modernisirt worden, und auch diejenigen, welche die reichhaltige Bibliothek bergen, machen einen nüchternen Eindruck; es sind weite, große Zimmer, welche Napoleon bewohnte, doch scheint der liebliche Blick, den sie in das drunten liegende Thal bieten, ihn nicht lange gefesselt zu haben. Kaum hatte er von der Bibliothek des Schlosses gehört, so ließ er sich in dieselbe führen. Wenige Stufen führen in die zwei Bibliothekräume, und der erste Gegenstand, welcher sich dem Blicke bietet, ist ein colorirter Kupferstich im einfachen Rahmen mit dem Portrait — Moreau's. Er ist in jüngeren Jahren dargestellt als General der französischen Republik, mit der dreifarbigen Cocarde seines Vaterlandes am Dreimaster. Mit Ungestüm — so erzählt die Ueberlieferung — ging der leidenschaftliche Corse auf das Bild los, riß es von dem Bücherrepositorium, dessen Seitenfläche es schmückt, riß es aus dem Rahmen, schnitt die Cocarde aus dem Hute Moreau's und schrieb in großen, von Erregung zeugenden Schriftzügen unter das verstümmelte Portrait: „Le traître en était indigne." („Der Verräther war ihrer unwürdig.")

Am andern Morgen verließ Napoleon Schloß Kukukstein; das durch ihn zur historischen Reliquie gestempelte Bildniß Moreau's aber hängt heute noch an derselben Stelle, trotz der hohen Summen, welche so oft schon begehrende Fremde geboten haben. Nach Napoleon machte sein Marschall Saint Cyr im letzten Drittel desselben Monats September das Schloß zu seinem Hauptquartier, bewohnte aber mit seinen Officieren nicht die große Suite der von seinem Herrn inne gehabten Zimmer, sondern kleinere Räume, aber auch diese stillen Gemächer bieten uns noch jetzt Erinnerungen an die französische Occupation. Mehrere von den Officieren Saint Cyr's haben mit den Diamanten ihrer Ringe in die Fensterscheiben ihre Namen geritzt; wir lesen da die Namen: „Louis de St. Belin Capitaine aide-de-camp du Mal. Gouvion St. Cyr", ferner „de Gogendorp chef d'Escadron aide-de-camp de M. le Maréchal Gouvion St. Cyr". Wie sehr sich die Herren trotz ihrer eben frisch erworbenen Lorbeeren auf dem Schlößchen gelangweilt und nach ihrem schönen Vaterland und dem üppigen Paris gesehnt, zeigen die gleichfalls in eine Fensterscheibe gegrabenen Verse, in welchen wir Deutschen höhnisch abgefunden werden:

Amateurs du veau,
ne quittez pas la Germanie!
Admirateurs du beau,
fixez-vous en Italie!
Mais pour trouver les plaisirs et le ris,
ne sortons jamais de Paris!

Zu deutsch also: Ihr Liebhaber von Kalbfleisch, verlaßt Deutschland nicht! Ihr Bewunderer des Schönen, setzt Euch fest in Italien, aber um Vergnügen und Scherz zu finden, laßt uns nie Paris verlassen!

Sympathischer aber als die eben aufgeführten französischen Verse berühren wohl jeden Leser die „Méyne" unterschriebenen Worte „ah, que je sens d'impatience, mon cher pays, de te revoir!" (Ach, wie ungeduldig ich bin, dich, mein geliebtes Vaterland, wiederzusehen!)

„Ob dem Schreiber wohl dieser Wunsch erfüllt wurde?" fragen wir uns ernst gestimmt beim Verlassen des Schlosses, „oder blieben seine Gebeine im Lande der Kalbfleisch essenden Barbaren?"

M. Steche.

Die Sprachmengerei der Gerichtskanzleien.

Motto: Ist denn kein Stephan da?

Seitdem wir uns den hemmenden Einflüssen ausländischer Politik glücklich entzogen haben und endlich ein Volk geworden sind, macht sich ein lobenswerther Eifer bemerkbar, auch die Sprache, soweit sie sich von obenher beeinflussen läßt, von fremdartigen und sonst überflüssigen Bestandtheilen zu reinigen. Die kaiserlich deutsche Reichspost ist rüstig vorangefahren und hat den fremden Flitterkram dem neuen Reiche entschlossen zum Opfer gebracht. In dem Generalstabswerke über den letzten Krieg finden wir manches Fremdwort, das sich ohne Gefahr für die Deutlichkeit beseitigen ließ, stillschweigend durch ein kerndeutsches Wort ersetzt. Selbst die Hochschule, welche verhältnißmäßig wohl das meiste Recht hat, an dem alten verschossenen lateinischen Doctorgewande festzuhalten, mit dem manches weniger Tüchtige und — Neue sich prächtig umhüllen ließ, gleichwie viele Sünden mit dem bekannten Mantel der christlichen Liebe zugedeckt werden, selbst die Hochschule gestattet seit einiger Zeit, daß Nichtphilologen deutsch mit ihr sprechen. Ein Häuflein von Sprachforschern, vom Reichskanzleramt berufen und auserwählt, erklärt zwei Dehnungszeichen, die sich bisher des unbescholtensten Rufes erfreut hatten und selbst Kundigen heute noch lieb und werth sind, unbarmherzig in die Reichsacht, und wenn man nun alle diese wirklich vaterländischen Bestrebungen in ihrer Gesammtheit betrachtet, so hat man das Gefühl, als sähe man einen Gärtner sorgfältig und peinlich jedes Gräschen aus den sauber gehaltenen Wegen entfernen, während er auf den Beeten das üppigste Unkraut ruhig weiterwuchern läßt. Ohne Bild gesagt: ich finde, daß ein Stück treuer deutscher Arbeit und guten Willens an die Beseitigung ziemlich unschuldiger Dinge verschwendet wird, während auf dem Gebiete oder den Gebieten der deutschen Rechtspflege nicht etwa blos zur peinlichsten Unbequemlichkeit, nein sogar, wie ich mir nachzuweisen getraue, zur wirklichen Benachtheiligung des Volkes eine Unzahl fremdländischer Sprachblüthen ungestört weiter treiben dürfen.

Die Klage über die Sprachmengerei der Kanzleien ist keineswegs neu. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wo das Unwesen am größten war, wo die deutsche Sprache Gefahr lief, unter dem Wust fremder Bestandtheile zu ersticken,

thaten sich die Juristen noch immer vor allen Anderen durch ganz außerordentliche Sprachmengerei hervor. Der Grammatiker Moscherosch sieht sogar die Kanzleien als die Hauptquelle der Fremdwörtersluth an. Und dabei ist der gute alte Philander von Sittewald durchaus kein Eiferer, und höchst unparteiisch geht er mit der „Latein- und Griechischfresserei der neusüchtigen Deutschlinge" in's Gericht. Er darf also wohl als Gewährsmann gelten und hat sicher das Richtige getroffen.

Man müßte nun freilich blind sein, wenn man nicht sehen wollte, daß seit der Zeit, wo Philander von Zesen die ganze deutsche Sprache in der festen Zuversicht durch die „hochdeutsche heliconische Hechel" zog, daß alle Fremdworte darin hängen bleiben sollten, Vieles auch auf dem Gebiete der Rechtssprache besser geworden ist. Allein wir werden auch sehen, daß uns noch recht, recht viel zu thun erübrigt. Wir möchten daher unseren Gesetzgebern und Landesvertretern, welche sich in der Kürze mit einer Umgestaltung unseres Rechtswesens zu beschäftigen haben, die Berücksichtigung der Kanzleisprache nach der angedeuteten Richtung hin auf das Angelegentlichste empfehlen.

Sehen wir uns die Ausdrucksweise der namentlich im Verkehre mit dem Publicum gebräuchlichen Formulare über „Mandats-, Bagatell-, Civil-, Injurien-, Exmissions- oder andere Klagen" einmal etwas genauer an. Verklagter erhält in der Vorladung zu einem Termine die Weisung: „entweder in Person, oder durch einen gehörig legitimirten zur Proceßpraxis bei dem unterzeichneten Gerichte berechtigten Bevollmächtigten zu erscheinen." Ist er nun in Person, oder „durch einen Andern erschienen", so soll er unter Anderem „die etwa erforderlichen ‚Editions- oder Adcitationsgesuche' anbringen", widrigenfalls mit dem „Contumacialverfahren" gedroht wird. Dennoch stellt sich der Vorgeladene zuweilen nicht, ja selbst der „Comparent" ist schon zuweilen nicht erschienen, wie es im Protocoll stets zu heißen pflegt, und was so viel bedeutet, als „der Erscheinende erscheint nicht".

Ein Kläger muß beweisen, daß das „Forum" für die Klage begründet, der Sitz der Obligation in seinem Departement anzunehmen ist; seine Klage muß substantiirt, sein Legitimationspunkt erwiesen sein. Er muß sich entscheiden, ob er dem Verklagten den Eid deferiren will; er kann argwöhnen, daß Jener den Diffessionseid oder den verschmitzten Eid de ignorantia leistet, wenn er ihn überhaupt acceptirt und nicht refüsirt oder referirt. Ist nun in der Klage eine Cumulation der Art vorhanden, daß die Ansprüche des Klägers auf Geld oder fungible Sachen mit Ansprüchen anderer Art verbunden sind, so wird es die höchste Zeit, sich nach einem Assistenten oder Mandatarius umzusehen, dem noch (falls er durch ein lohnenderes Geschäft abgehalten sein sollte) die Substitutionsbefugniß ertheilt wird. Hat dieser im Audienztermine, vor commissarischer Verhandlung ꝛc. seine Vollmacht producirt und sich zur Proceßpraxis legitimirt, so ist er befugt, für seinen Clienten Restitutionen zu ertheilen, angebotene Interventionsprocesse einzugehen, Gelder aus Depositorien zu nehmen, Arreste zu extrahiren, des Mandanten Vermögen für alle aus Nichtjustification entstehen könnende Schäden als Caution zu bestellen, in allen Instanzen auf Execution, Subhastation, Sequestration, auf Concurs-, Liquidations- und Prioritätsverfahren anzutragen, und endlich — wie der Fuchs mit dem Schwanze die Spur verwischt —, die Manualacten zu cassiren. In dem Letzteren hätten wir zugleich eine nette kleine Probe von dem redlichen Bemühen der Herren Justitiarien, den Laien das Verständniß des gerichtlichen Verfahrens zu vermitteln.

Um zu verstehen, was ideeller Antheil, was materielle Verfügung, liquider oder illiquider Klageanspruch, Executionsanträge ohne executorische Titel, eine Verweisung ad separatum, periculum in mora, Agnitions-Resolut und hundert andere Formeln bedeuten, die in der mündlichen und schriftlichen Gerichtspraxis gang und gäbe sind, muß man schon einige philologische oder juristische Bildung besitzen. Was denkt sich wohl ein Bauer oder Tagelöhner, ein Handwerksmann oder gar eine alleinstehende „Unverehelichte", wenn ihnen notificirt wird, daß in ihrem sistirten Processe unter Vorbehalt der Reassumtion auf Reposition der Acten angetragen werden kann? Was verstehen diese Leute wohl unter inexigiblen Forderungen, unter Insinuations-Documenten und Instrumenten, unter einem concludenten Petitum, Diffamations-, Possessorien-, Spolien-Sachen, Conventions- und Regreßklage, Purifications-Resolutionen, ꝛc. ꝛc.? Ein gerichtliches Schriftstück kann ein Mandat, ein Decret, ein Protokoll, ein Manifest, ein Document, Instrument, Recurs, Regreß, oder das Duplicat von dem Allen und der Himmel weiß was sonst noch sein.

Was kann erst aus dem Menschen durch seine Berührung mit dem Gerichte nicht Alles werden! Bald ist er Mandant, Implorant, Implorat, bald Impetrant, Recurrent, Provocant, Provocat, Petent, Legator, Assignat, bald gar Succumbent oder Inculpat, oft nur Expertent, Intervenient, Intervent oder Cointervent.

Ich habe im Vorstehenden nur ein ganz geringes Pröbchen von der Sprachmengerei der gerichtlichen Geschäftssprache zu geben versucht. Die mitgetheilten Beispiele ließen sich ohne große Mühe verzehnfachen, und wem nach mehr gelüstet, dem empfehle ich die etwa tausend Arten Justizformulare, welche in einem preußischen Appellbezirke gebraucht werden, als lohnende Fundgrube.

Was hilft solchen Dunkelheiten gegenüber, wie wir sie oben probeweise mitgetheilt haben, selbst dem Gebildeten sein Wissen? Er muß so gut zum Rechtsanwalte seine Zuflucht nehmen, wie der gemeine Mann, wenn er sicher gehen will. Oder er denkt: „Die Gebühren kannst du sparen" und schlägt eins jener nützlichen Bücher auf, welche das allgemein gefühlte Bedürfniß nach Aufklärung in Gerichtssachen in's Leben gerufen hat, etwa den „Rechtsbeistand für den X'schen Staatsbürger". Schön! Da findet er eine reichliche Auswahl Muster und Beispiele von allerlei Klagen des Kaufmanns Nimmersatt, des Cigarrenhändlers Rauchstengel, des Branntweinbrenners Fusel, der Gastwirthe Kellermann, Kleinglas und Bratwurst und vieler Anderer contra Schuster Crispin Knieriem, Anton Pech und August Pfriem, contra Schneider Bock, Fingerhut und Nähseide, wider den Maler Pinsel, den Färber Sudelmann, den Major Haudegen ꝛc., er erfährt, wie er in dem Concurse des Kaufmanns Hiob Garaus seine Ansprüche vorschriftsmäßig geltend machen muß, und hat er einen Injurienproceß, so kann ihm das Beispiel der Klage des Bengel contra Lümmel zum Vorbilde dienen.

Aber auch diese Bücher können bei aller Ausführlichkeit nur annähernd allen vorkommenden Fällen genügen, und da sie nach amtlichen Vorlagen gearbeitet sind und sein müssen, so können sie nie ganz volksthümlich oder auch nur einigermaßen gemeinverständlich sein. Für Gebildete mag also diese Literatur ganz nützlich sein, doch auch diesen geben sie wenig mehr, als das Muster zu einem Klageantrag.

Nun stelle man sich vor, daß Leute, wie die bei Fritz Reuter mit wunderbarer Naturtreue geschilderten Tagelöhner Krischan Däsel und Johann Päsel, oder selbst wie der Bauer Schwart und der Küster Sur eine solche mit Fremdwörtern gespickte Vorladung, wie wir sie vorhin erwähnt haben, zugesandt bekommen. Ist wohl anzunehmen, daß Verklagte aus den bezeichneten Bevölkerungsschichten, mit denen doch die „Abtheilung für Bagatellsachen" vorzugsweise zu arbeiten hat, wirklich eine genügend klare Vorstellung von dem bekommen, was alles in der Zuschrift verlangt wird? Wer diese Frage bejaht, giebt sich das unwiderlegliche Zeugniß, daß er die niederen Volksschichten nur von Hörensagen kennt. Sollten nicht viele meiner Leser schon recht oft von Ungebildeten um Aufklärung und Lösung derartiger Räthsel angegangen worden sein? Setzen wir nun einmal den Fall, der Empfänger eines gerichtlichen Schriftstückes wohnt auf einem abgelegenen Dörfchen. Der Schullehrer ist vielleicht der einzige Schriftgelehrte im Ort, und man wird zugeben, daß auch dieser, daß selbst ein Geistlicher oder Gutsherr nicht immer die gewünschte Auskunft zu geben im Stande ist oder Lust dazu hat. Und ferner: ist es im besten Falle für einen ohnehin schon bedrängten Verklagten wohl angenehm, einem Fremden einen Einblick in seine Verhältnisse gestatten zu müssen? Viele sonst hochgebildete Nichtjuristen würden wohl nicht im Stande sein, genügende Auskunft darüber zu geben, was Editions- und Adcitationsgesuche sind, von denen doch in einer ganz einfachen Vorladung zu einem Termin gesprochen wird. Sollte daher die Dunkelheit und Unverständlichkeit der Gerichtssprache nicht recht häufig zum mindesten etliche unnöthige Wege, z. B. in die meilenweit entfernte Stadt, in der das Gericht seinen Sitz hat, auch hin und wieder eine falsche Maßnahme, eine Versäumung nothwendiger Schritte und die sich daraus ergebenden Nachtheile zur Folge haben?

Die Heimlichthuerei, die zopfig-verschnörkelte, unfaßbare Sprache der Gerichte ist aber nicht blos eine peinliche Unbequemlichkeit, führt nicht blos oftmals zu Benachtheiligungen der Betheiligten, sondern sie hat auch noch tiefer liegende sittliche Bedenken. Niemals wird sich bei der gegenwärtigen Geschäftsordnung ein rechtes Vertrauen zu Gesetz und Recht bei dem gemeinen Manne einbürgern. In den sprachlichen Wendungen „einen Proceß gewinnen, einen Proceß verlieren", oder wie es in der Volkssprache heißt „verspielen", findet sich deutlich genug ausgeprägt, daß das sprachbildende Volk eine Proceßsache mehr oder weniger als ein Glücksspiel aufzufassen gewohnt war, während doch eine einfache Klage ein rein geschäftlicher Vorgang ist.

Wie viele Rechtsstreitigkeiten um nichtige Dinge würden ferner vermieden werden, wie viel aussichtslose Appellationen an eine höhere Instanz würden unterbleiben, wenn der Geschäftsgang der Gerichte klarer, ich möchte sagen: durchsichtiger wäre! Nur die eitle Hoffnung, daß er das Glück haben könne, das Gewinnloos zu ziehen, treibt oft den Menschen an, eine Klage, eine Appellation zu unternehmen, selbst wenn ihm sein gesunder Menschenverstand sagt, daß das Unrecht auf seiner Seite ist.

Man sollte überhaupt meinen, daß die streitenden Parteien berechtigt wären, für ihr Geld eine volksthümliche Behandlung ihrer Sache zu verlangen, ja daß es im Interesse der Gerichte selbst liege, auf ihrem Gebiete das Volk zur Selbstthätigkeit anzuleiten. Statt dessen zwingt die Dunkelheit der gerichtlichen Geschäftssprache dasselbe, bei der geringfügigsten Sache seine Zuflucht zu einem Rechtsanwalt zu nehmen. Das ist eine neue, nicht zu rechtfertigende Besteuerung der ohnehin schon meist genug bedrängten Parteien.

Und doch sind die noch am besten daran, welche in ihrer Bedrängniß gleich an die rechte Schmiede, das heißt zu einem Rechtsanwalt gehen. Schlimmer ergeht es meist denen, welche ihre Unberathenheit einem Winkeladvocaten in die Krallen treibt. Das Geschäft dieser dunklen Ehrenmänner ist meist doppelter Art. Die unschuldigere derselben ist die Anfertigung von Klagebeantwortungen und ähnlichen Schriftstücken, sowie die Ertheilung von Rathschlägen. Sie pflegen dabei wie medicinalpfuschende Barbiere und sonstige Wunderdoctoren ihre Unwissenheit mit Erfolg hinter einigen Dutzend richtig oder falsch gebrauchten zunftmäßigen Kunstausdrücken, wie wir sie oben aufgeführt haben, zu verstecken. Die Vergütigung, welche sie dafür beanspruchen, wird meist nicht hoch sein, sich aber nicht nach einer bestimmten Taxe, sondern nach der größeren oder geringereren Unerfahrenheit des Kunden richten. Das Schlimmste, was diesem bei solcher Handhabung des Geschäfts begegnen kann, ist, daß er einen falschen Rath bekommt, oder daß seine Eingabe, wie durch neuerliche Verfügungen des preußischen Justizministeriums bestimmt wird, ganz unberücksichtigt bleibt.

Die Herren „Commissionäre" oder „Volksanwälte" haben aber zuweilen noch daneben eine andere Art, ihr Gewerbe zu handhaben. Ihre Beschäftigung giebt ihnen Gelegenheit, den Kunden gehörig auszufragen und sich genaue Kenntniß von seinen Vermögensverhältnissen, von seiner augenblicklichen Lage und ähnlichen Dingen zu verschaffen, welche Gelegenheit zur Einmischung in gewinnsüchtiger Absicht bieten. Ist trotz der augenblicklichen Verlegenheit des Betreffenden noch etwas bei ihm zu holen, so wird er beispielsweise durch wucherische Darlehne, durch Verlockung zu leichtsinnigen Verkäufen, die dann zuweilen gegen Reugeld rückgängig gemacht werden und durch hundert andere abgefeimte Schliche gehörig hineingeritten. Entspinnt sich daraus, wie es nicht selten der Fall ist, ein Proceß zwischen dem Winkeladvocaten und dem Winkelclienten — also Habicht contra Gimpel, wie es in dem oben citirten Rechtsbeistand heißen würde, — so gewinnt gewöhnlich, vermöge seiner überlegenen Geschäftsgewandtheit, der in alle Kniffe der Rechtsverdrehung eingeweihte Ehrenmann, und der arme Gimpel wird unter dem Scheine des Rechts, ja unter dem Schutze des Gesetzes, ganz gehörig gerupft. Wer die Handlungsweise dieser Menschen, die in jedem kleinen Neste zu finden sind, erschöpfend schildern wollte, müßte ein Buch schreiben, und das Material dazu wäre nicht schwer aufzutreiben. Ein solches Buch würde ein Stück wahrer Leidensgeschichte des armen Volkes enthalten.

Es kann mir nicht einfallen, den Gebrauch von Fremdwörtern allein für dieses Unwesen verantwortlich machen zu wollen; man wird mir aber zugeben müssen, daß der Mangel an Gemeinverständlichkeit, an dem das ganze Gerichts-Verfahren noch immer krankt, ein recht treuer Bundesgenosse der unsauberen Zunft ist. Und kann es wohl einem gewissenhaften Richter gleichgültig sein, wenn er zu Ungunsten eines auf oben beschriebene Weise Hineingefallenen und zu Gunsten eines Betrügers entscheiden muß, der sich durch den Buchstaben des Gesetzes gedeckt hat?

Man darf sich nun freilich keineswegs verhehlen, daß die hier empfohlene Vereinfachung der Kanzleisprache ihre großen Schwierigkeiten haben wird. Nicht für jedes Fremdwort dürfte sich ein gleich kurzer, gleich schlagender, völlig gleichbedeutender deutscher Ausdruck finden lassen. Man wird also etwa nach der von Daniel Sanders vorgeschlagenen Regel verfahren können, wonach völlig eingebürgerte, d. h. auch dem gemeinen Manne verständliche Fremdwörter, für welche sich nicht gut ein passender deutscher Ausdruck darbietet, immerhin beibehalten werden mögen. Aber selbst dieses zugestanden, werden sich noch hunderte von gerichtlichen Kunstausdrücken oben erwähnter Art finden, welche ohne Bedenken ausgemerzt und durch gut deutsche Wörter ersetzt werden können, wenn man nur mit dem nöthigen guten Willen und mit rechtem Ernst an die Sache herantreten will.

Man wird bei etwaigen Besserungsversuchen am natürlichsten von einer reinigenden Durchsicht der sämmtlichen für den Verkehr der Behörden mit dem Volk bestimmten Formulare ausgehen. Der einzelne Beamte kann eigenmächtig gar nichts oder so gut wie gar nichts zur Steuerung des Unwesens thun. Die Sprachreinigung, die ich hier empfehlen möchte, muß unbedingt von oben herab bewerkstelligt werden, und zwar mit einem Schlage, wie bei der Post, deren geschicktes Verfahren bei Erledigung derselben Sache den mit der Aufgabe zu Betrauenden zum Vorbilde dienen könnte. Verfügungen und Erlasse der Ministerien, welche den Gerichtsbeamten anempfehlen und einschärfen, daß sie sich einer möglichst verständlichen Sprache bedienen sollen, würden wenig nützen, so lange das Unkraut noch in den Formularen wuchert. Gott bessere es!

Dr. Gustav Dannehl.

Eine Nacht im Harem des Paschas von Belgrad.

Es ist vielfach darüber gestritten worden, welche Religion wohl am schnellsten und eindringlichsten bei plötzlich hereinbrechenden unabänderlichen Schicksalsschlägen Tröstung und Beruhigung bringt, und da ist wohl nicht ganz mit Unrecht der Islam mit seiner Lehre von der Vorherbestimmung als diejenige Glaubensgrundlage bezeichnet worden, die namentlich bei morgenländischer Welt- und Lebensanschauung diese heilbringende Aufgabe am vollkommensten löst.

Erlauben Sie, daß ich den Lesern Ihres Blattes ein Erlebniß erzähle, das sie hiervon überzeugen dürfte.

Vor ungefähr dreißig Jahren hatte mich mein jugendlicher Wandertrieb an die östliche Grenze unseres Vaterlandes geführt, und besondere Zufälle hielten mich längere Zeit in Semlin fest, wo ich nach einigen glücklichen Curen bald ein gesuchter Arzt wurde. Semlin ist eine öde kleine Grenzstadt Oesterreichs an den Ufern der Save, die sich dort, majestätisch herangewachsen, mit der Donau vermählt. Gegenüber, jenseits der blauen Wogen, stolz und malerisch emporsteigend, liegt Belgrad, die Hauptstadt Serbiens, damals noch ein türkisches Fort, der Sitz des Paschas. — Tags über war lebhafter Verkehr auf und ab, herüber und hinüber auf dem breiten Wellenrücken des Flusses. Man sah Dampfer, Fischerkähne, Fahrzeuge aller Arten und Formen bis herab zu den mit Seilen gezogenen primitiven Fähren oder Flößen, welche die Verbindung der beiden Nachbarstädte vermittelten. Die abenteuerliche Bemannung, die seltsamen Ladungen, das Sprachengewirre, das ganze Treiben bot ein Bild bunten und reichen Lebens, bis die alte Uhr auf dem Festungsthurme mit heiserem Tone den Tagesschluß (zehn Uhr) verkündete. Da war

wie durch einen Zauberschlag Alles verändert. Ein Kanonenschuß donnerte von den Basteien; die Zugbrücken wurden aufgezogen, die Thore gesperrt, die Communication aufgehoben — dem Geräusche des Tages folgte lautlose Stille.

Ich wohnte am Stromufer. In einer klaren, poetisch schönen Frühlingsnacht saß ich am offenen Fenster. Die Brust athmete mit innigem Wohlgefühle die erfrischende Wasserluft, und entzückt weidete sich mein Auge an den orientalisch weichen Linien der Türkenstadt, die mondverklärt wie ein Gemälde Canaletto's vor mir lag, gekrönt von dem weißschimmernden Castell des Paschas, der, die Hoheitsrechte wahrend, das Ansehen, die Macht und Pracht eines Sultans besaß. Doch meine Gedanken wandten sich in den Momenten süßen Nichtsthuns, wachen Träumens weit ab von Politik. Der tändelnden Phantasie gefiel es, die unübersteiglichen Bastionen zu überfliegen, die klafterdicken Mauern zu durchdringen, mich unmittelbar in das innerste Hauswesen des Paschas, in den Harem, zu versetzen. Alle Märchen aus „Tausend und einer Nacht" mußten herhalten, die üppigen Bilder meiner Einbildungskraft auszustatten. Ich sah den Pascha, umgeben von allen Wundern der Pracht und Ueppigkeit des Morgenlandes; Odalisken sah ich, schön wie die Houris des Paradieses, dem Herrn schmeichelnd zu Füßen, zu ihm wie zu einem Gotte aufblickend, alle Künste anwendend, allen Liebreiz aufbietend, um einen Gnadenblick, ein Liebeswort zu erhaschen. Ich sah blühende Bajaderen mit berauschenden Tänzen ihn umgeben, hörte Musik und holden Gesang erklingen. Schaaren von Sclaven harrten nur des befehlenden Winkes, den Gaumen mit den erlesensten Genüssen zu reizen und zu sättigen. Welches Meer von Wonne im Vergleiche zu meinem hartgeplagten Dasein, der armseligen Erwerbsquelle eines jungen europäischen Arztes, der erst Carrière machen will! Ein Gefühl neidischer Bitterkeit, gepaart mit unbestimmter Sehnsucht, bemächtigte sich meiner. Ein tiefer Seufzer entrang sich unwillkürlich der freudelechzenden Brust: wer doch — nur eine Nacht — mit dem Glücklichen tauschen könnte!

Ein Kanonenschuß, der von der Bastion abgefeuert wurde, brachte mich zur Besinnung. Das Thor der Festung öffnete sich. Einige Reiter erschienen gespenstisch im Halbdunkel der Nacht und sprengten gegen das Save-Ufer. Zwei tief in ihre Mäntel gehüllte Männer stiegen von den Pferden und weckten den Fährmann, der auf seinem Floße zusammengekauert schlief; er fuhr erschreckt auf. Die Beiden stiegen ein; die Stricke wurden gelöst, und die Fähre setzte sich gegen Semlin in Bewegung. Angekommen, bedeuteten sie durch eine Handbewegung den Schiffer zu warten und wandten sich gegen die Stadt. Wenige Minuten darauf wurde an meine Hausthür gepocht; fremde Stimmen begehrten Einlaß. Mein Name wurde fragend genannt, und ich trat hinaus. Im Flur stand, ein trübe flackerndes Talglicht in der Hand, mein Hausgeist in Nachtmütze und Pantoffeln, vor ihm die zwei Männer, die ich von Belgrad kommen gesehen. Beim Knarren meiner Thür wandte er sich um und zeigte mit zornigem Knurren ob der gestörten Nachtruhe auf mich. Erstaunt erkannte ich in dem einen der fremden Männer einen alten Bekannten, Baron Velden, vormaligen österreichischen Officier, dann politischen Flüchtling, jetzt Dolmetsch des Paschas. Er schien sehr eilig, ja bestürzt, grüßte flüchtig und stellte seinen Begleiter vor, den Secretär und Günstling Achmed Paschas. Sie kamen im Auftrage ihres Gebieters, mich sogleich zu einem Schwerkranken in dessen Harem abzuholen.

War es einer jener lichtdurchwobenen Augenblicke gewesen, in denen der Seele innerstes Sehnen vor dem Weltenlenker Erhörung findet, als vorhin der abenteuerliche Wunsch in mir aufdämmerte? Welche cirkassische Venus war der ärztlichen, war meiner Hülfe bedürftig? Wie kam ich dazu, in jene allen männlichen Geschöpfen, den Ungläubigen noch besonders unzugänglichen, geheiligten Räume des Harems meinen profanen Fuß setzen zu dürfen? Hatte ich unbekannte Freunde, Gönnerinnen in jenen geheimnißvollen Regionen?

Brennende Neugierde ließ mich eine bezügliche Frage thun. Die Herren schienen aber nicht Lust zu weiteren Erklärungen zu haben. Sie antworteten ausweichend und drängten zum Gehen. Dürfen sie nicht mehr sagen? Sind sie nur Boten und wissen nicht mehr? Pah! dem Arzte muß es gleich sein, wer seiner Hülfe bedarf. Damit warf ich meinen Rock um, drückte den Hut in die Stirn und folgte meinen Führern, die stumm und rasch zur Fähre schritten. Am jenseitigen Ufer angekommen, rief ein schriller Pfiff des Türken die Pferde herbei, auch mir wurde eins geboten. Wir ritten zur Festung, wo auf ein Zeichen das Thor geöffnet wurde; die Parole wurde gewechselt, und in wenigen Minuten waren wir am Ziele. Der Baron empfahl sich und verschwand im Dunkel der Nacht, während mein anderer Begleiter mich in den Palast des Würdenträgers führte. In einem Vorsaale, nur matt beleuchtet, winkte er mir zu warten und entfernte sich durch eine Seitenthür. Nach geraumer Zeit erschien er wieder und ersuchte mich in gebrochenem Französisch, ihm zum Pascha zu folgen. Mein Herz klopfte hörbar. Nachdem wir noch einige schmale, halbdunkle Räume durchschritten, gelangten wir in ein größeres, hellerleuchtetes Zimmer. Rings um die Wand lief ein breiter niedriger Divan. Darauf saß, der Thür gegenüber, mit untergeschlagenen Beinen, seine Wasserpfeife rauchend, regungslos wie ein Steinbild, ein noch junger Mann mit großen dunklen Flammenaugen, die mir fast unheimlich entgegenstarrten. Ein dunkler Bart wallte ihm fast bis zum Gürtel herab; ein grüner Turban bedeckte sein Haupt. „Ein Mekka-Pilger, ein Ulema" war das Resultat meiner kurzen Beobachtung. Die lichten Dampfwolken des Nargileh umgaben ihn mit einer Art mystischen Heiligenschein — so mußte Mohamed ausgesehen haben.

Wir machten die üblichen Verbeugungen. Während mich der Pascha mit stummem Neigen des Hauptes begrüßte und durch eine Handbewegung zum Sitzen einlud, entfernte sich der Secretär. Erwartungsvoll sah ich den Hausherrn an. Wird er mir endlich das Räthsel meines Hierseins lösen? Vorläufig hatte er nicht Lust dazu; er klatschte in die Hände. Diener mit goldblinkenden Kaffeegeräthschaften erschienen und setzten dieselben auf Tabourets, die im Orient als Tische dienen, vor uns nieder. Wir tranken Kaffee und rauchten. Lautlose Pause. Endlich begann der Türke in französischer Sprache:

„Allah segne Deinen Eingang, Doctor! Erkenne, wie viel ich von Dir erwarte, daß ich Deinetwillen die geheiligten Gesetze des Herkommens breche und Dich, den Ungläubigen, in das Innerste meines Hauses, in die Frauengemächer, führen will! Ermesse daran, welches Vertrauen ich in Deine Kunst, Dein Wissen setze!"

„Ich werde Eure gute Meinung, hoher Herr, nach Möglichkeit zu rechtfertigen suchen," antwortete ich, mich verbeugend. „Wollt Ihr mir sagen, wer meiner Hülfe bedarf?"

„Freund! Ich bin in großer Bekümmerniß," erwiderte er kaum vernehmbar mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes in den edlen Zügen. „Das Wesen, das meinem Herzen am theuersten ist, ich kann wohl sagen, das Einzige, das mir nahe steht — mein Sohn ist krank, sehr krank. Das Vorurtheil unseres Volkes gegen europäische Aerzte, die schlimme Sitte, unsere Frauen und Kinder durch alte Weiber behandeln zu lassen, hat schon manches blühende Leben in unseren Harems geknickt. Ich war immer gegen diese unvernünftige Quacksalberei, aber erst jetzt erkenne ich das Unheil ganz, seit mein Kind, mein einziges geliebtes Kind das Opfer wurde. Er ist an den Rand des Grabes gebracht — o rette ihn, Effendi! Rette ihn! Du sollst königlich belohnt werden, wenn Du den Krallen des Todes die edle Beute entreißt." Ein tiefer Seufzer schloß die Worte; sein Haupt sank auf die Brust. Regungslos wie ein Automat saß er wieder da.

„Führt mich zu dem Kranken, Herr!" wagte ich nach einigen Minuten die Stille zu unterbrechen. Der Pascha fuhr zusammen, wie aus einem Traume erwachend, klatschte in die Hände und befahl dem darauf eintretenden Diener, uns im Harem zu melden.

„Bevor Du dahin geführt wirst, muß ich Dir die Gedanken mittheilen, die mich vorhin gefangen hielten. Du wirst daraus ersehen, Doctor, wie entsetzlich, wie unersetzlich mir der Verlust meines Kindes wäre." In dem Augenblicke erschien der Diener wieder und meldete mit gekreuzten Armen: man sei bereit, den fremden Doctor zu empfangen. Achmed Pascha erhob sich und winkte mir, zu folgen. Wir durchschritten mehrere Corridore und gelangten endlich in einen hohen, düstern Saal. Ein dicker Teppich machte unsere Tritte unhörbar; eine Anzahl Wachslichter auf blinkenden Girandolen verbreiteten ein angenehmes mattes Licht; breite Polstersitze liefen rings um die

Wände, und in der Mitte des weiten Gemaches stand ein seltsames mit Decken behangenes Gerüste, fast wie ein bunter Katafalk anzusehen. Röchelnde Athemzüge drangen von dort an mein Ohr. Achmed trat auf den Zehenspitzen näher — es war das Krankenbett.

Ich blieb in einiger Entfernung stehen und blickte forschend umher. Der Saal schien menschenleer zu sein, und doch hörte ich ein seltsames Rauschen und Zischeln. Da bemerkte ich, daß die Wände mit braunem Holzgitterwerk bekleidet waren, wie ich es in jüdischen Synagogen an den Frauenabtheilungen schon gesehen hatte. Was oder wer verbarg sich dahinter? Meine Entdeckungsreise in das Innere unterbrach ein Aechzen des Kranken. Er war erwacht, und ein Wink des Paschas rief mich zu ihm. Ich ergriff eine brennende Kerze und ließ das volle Licht auf den Patienten fallen. Welcher Anblick bot sich mir dar! Auf dem reichen Bette lag ein unförmlicher thranduftender Klumpen, aus dessen Kopfende ein schönes, aber wachsbleiches, abgemagertes Menschenantlitz mit großen dunklen Augen hervorstarrte. Ich stand, schreckerstarrt, einige Minuten stumm beobachtend da. Welche Qualen mußte das arme Kind in dieser entsetzlichen Einpackung ausstehen!

„Doctor! Warum schweigst Du? Wie findest Du seinen Zustand?" fragte mich der arme Vater mit angstbebender Stimme.

„Ich sehe ihn wegen der Umhüllungen nicht recht," antwortete ich ihm ausweichend, denn der erste Blick verrieth mir den trostlosen Zustand höchstgradiger Abzehrung. „Die Wärterinnen mögen ihn entkleiden. Dann wollen wir das Weitere sehen."

Er rief halblaut einige Worte. Auf mehreren Seiten zugleich öffneten sich Thüren im Gitter, und verschleierte Frauen traten heraus. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war also ein Mittelraum, ähnlich dem Atrium der Griechen, in den die übrigen Zellen des Harems mündeten.

Ich ersuchte die Frauen, den armen Jungen vollständig zu entkleiden. Ein Murren des Widerspruchs wurde laut; ein strenger Blick des Gebieters — es verstummte und Alles geschah nach meinen Anordnungen. Zehn und mehr in Schlangenfett getauchte Tücher und Decken, die mit ranzigem Geruche die Luft arg verpesteten, wurden allmählich abgenommen. Aus dem ungestalten Klumpen entpuppte sich der zum Gerippe abgemagerte Körper eines schöngebauten zwölf- bis dreizehnjährigen Knaben. Ein Becken warmes Wasser wurde auf meinen Wunsch gebracht; ich goß eine stärkende Essenz hinein, ließ dem vernachlässigten, gemarterten Körper die langentbehrte Labung des Waschens angedeihen, die übelduftenden Bandagen hinausbringen, reines Linnen anlegen. Die Procedur that dem Kranken, der schon von Agonie befallen war, sichtlich wohl; er athmete geräuschloser und tiefer.

„Ist noch Rettung möglich? O, sage: ja! Ich sehe, Deine Nähe wirkt wohlthätig auf ihn," flüsterte der Vater, den Kranken, der ihn nicht mehr erkannte, mit unendlicher Liebe anblickend.

„Wir müssen abwarten, welche Folgen die Waschung nach einigen Stunden der Ruhe, des Schlafes hat," antwortete ich, ihn zu beruhigen; ich wußte nur zu gut, daß die Sanduhr des jungen Lebens im Ablaufen war; ich verordnete noch einen kühlenden Trunk, wenn die trockenen, fieberverbrannten Lippen darnach begehren sollten, dann wollte ich mich empfehlen und versprach den nächsten Tag wiederzukommen.

„Du darfst uns jetzt nicht verlassen, Doctor," rief der Pascha mit glühenden Blicken, als wir das Krankenzimmer hinter uns hatten. „Dein Aussehen weissagt Böses, und ich habe Niemanden, keine Menschenseele, der ich vertrauen, auf die ich mich verlassen kann. Bleib' hier, bis es sich zur Besserung wendet oder — wie es Allah in seiner Weisheit sonst bestimmt."

„Ich habe alles Nöthige angeordnet, und Eure Frauen, gnädigster Herr, werden das Kind gewiß vortrefflich pflegen, bis ich wiederkomme," war meine Erwiderung.

„Ich habe keine Frauen. Mein Weib ist lange todt," seufzte der Pascha; „die Du sahst, Fremdling, sind blos Dienerinnen, in deren Händen mein Kind in diesen Zustand gerieth. Du siehst, Du mußt bleiben."

Wir waren in seinem Gemache angekommen. Wieder brachten Diener Kaffee und Tschibuks; wir saßen eine Weile stumm rauchend. Die blauen Rauchwolken ringelten sich empor. Achmed Pascha verfolgte die phantastischen Ringe eine Weile mit träumerischer Melancholie, dann wandte er sich zu mir und sagte mit weicher Stimme:

„Der Diener unterbrach mich vorhin, als ich Dir eine Episode meines Lebens, die Bezug auf mein krankes Kind hat, erzählen wollte; höre sie jetzt!

Mein Vater war Gelehrter und seine Freunde bildeten einen Kreis weiser Männer, in deren Gesellschaft sich die Liebe zur Wissenschaft bald mächtig in meiner Kindesseele regte. So brachte ich auch meine Jugend, statt mit sinnlosen Vergnügungen, die meinen Alters- und Standesgenossen geläufig waren, mit ernsten Studien zu. Mein Lehrer und zugleich wärmster Freund war Butu, ein Ulema von ungewöhnlichen Geistesgaben, der, meinen Wissensdurst erkennend, mich ungehindert am Zauberborne der Erkenntniß trinken ließ. Bald genügten mir die Studien nicht mehr, wie sie an unseren Medressen geboten wurden. Ich begann christliche Bücher und Sitten zu studiren; nicht lange konnte ich meinen Neigungen leben; nach den Jahren der Vorbereitungen mußte ich, um den Willen meines Vaters nachzukommen, in den Staatsdienst treten und sollte mir ein eigenes Hauswesen gründen. Unsere Religion überläßt weisermaßen die Zahl der Ehefrauen ganz den Neigungen des Betreffenden. Meine Vorliebe für die Gebräuche und Sitten des Abendlandes hatte Widerwillen gegen die Vielweiberei in mir erweckt. Ich liebte eine schöne, junge Armenierin; sie trat meinetwillen zum Islam über und wurde meine Gattin, meine einzige, angebetete Gattin. An der Seite dieses Weibes fand ich Alles, was die Erde zum Paradiese macht; meine Dienste für den Staat wurden auch im vollsten Maße anerkannt, glänzend belohnt; der Weg zu den höchsten Ehrenstellen war mir geebnet. Ich wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, unserer Liebe ein sichtbares Zeichen, ein Kind, einen Sohn, zu gewähren.

Endlich, nach vielen Jahren, als wir die Erfüllung unseres Lieblingswunsches fast nicht mehr hofften, gefiel es dem Propheten, mein Weib zu segnen.

In der Freude meines Herzens wallfahrtete ich kurz vor der Geburt des Sehnlicherwarteten zu dem heiligen Grabe nach Mekka, Allah für die große Gnade zu danken, seinen Schutz und Beistand zu erflehen und auch meinen alten Freund und Lehrer Butu, der mittlerweile dort Imam geworden, wiederzusehen. Am Grabe des Propheten war, wie er sich ausdrückte, der Geist der Weissagung über ihn gekommen. Schaaren wallten aus allen Theilen des Reiches zu ihm, sich das Räthsel der Zukunft von ihm lösen zu lassen; sein Ruhm war in Aller Mund.

Unser Wiedersehen war ein herzliches und freudiges; ich erzählte ihm den Grund meiner Pilgerreise und bat ihn, kraft seiner Sehergabe mir das Leben und Schicksal des noch Ungeborenen vorherzusagen.

Es war ein seltsamer Orakelspruch, den er nach langen inbrünstigen Gebeten, nach der Stellung der weißen Stäbe und anderen geheimnißvollen Vorbereitungen verkündete: ‚Du wirst einen Sohn bekommen,' lautete der Spruch, ‚der frei von jeder Sünde bleiben wird.' Mein Dankgefühl war grenzenlos — ein Sohn, und dieser Sohn makellos, und ich war das Gefäß der Gnade, auserwählt, der Erzeuger dieses vollkommenen, dieses reinen Menschen zu werden. Wozu hatte ihn das Schicksal schon vor seiner Geburt bestimmt? Sollte er der Wohlthäter seines Volkes, der Segen seines Jahrhunderts, die Leuchte seines Vaterlandes werden?

Erfüllt von der frohen Botschaft, reiste ich fröhlichen Sinnes nach Hause. Die Nacht vor meiner Heimkunft war mein Weib niedergekommen. Der Neugeborene war ein schöner, kräftiger Knabe; der erste Theil der Verkündigung war erfüllt."

Der Pascha schwieg und seufzte tief. Als er wieder aufblickte, waren seine Augen feucht. „Ich sah einen heißen Wunsch erfüllt; ich hatte einen Sohn," flüsterte er, „aber Allah! um welchen Preis! Fatime, mein Weib, war gestorben. Ich habe kein Weib mehr genommen. Jussuf ist mein einziges Kind geblieben. Armer Jussuf! armer Jussuf! Viel ist in den dreizehn Jahren über mich hingegangen, ich hatte lange Zeit weder an den alten Imam noch an seine Prophezeiung gedacht. Als Jussuf immer tiefer in sein Leiden versank, sehnte ich mich

nach der Nähe des alten Freundes und sandte einen sichern Boten mit einem Schreiben, das die Bitte um seinen Rath und sein Gebet für meinen armen Sohn enthielt. Gestern konnte mein Sendbote zurückgekehrt sein; ich erwartete ihn vergebens und gab endlich dem Drängen meines Secretärs nach, Dich holen zu dürfen, aber als ich vorhin an dem Krankenbette mit Dir stand und Dein unseliges Schweigen mir meines Kindes Todesurtheil verkündete, da gedachte ich plötzlich der alten Weissagung und verstand den dunklen Sinn. Flüchtig, grell und entsetzlich wie Wetterleuchten flammte die Erkenntniß auf, mein ganzes Leben zu verwüsten, zu vernichten."

Der Türke hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt und ächzte. Ich hatte den Sinn seiner Worte nicht gefaßt und sah ihn forschend an, doch ehe ich eine Frage stellen konnte, erschien ein Diener und meldete dem Fürsten einige Worte in arabischer Sprache. Achmed Pascha erhob sich und winkte mir, ihm zu folgen — wir gingen nach dem Krankensaal. Einige Frauen, jetzt in ihrer Verzweiflung unverschleiert, hockten um den Sterbenden und versuchten mit dem Hauche ihres Mundes die erkaltenden Hände und Füße des Kindes zu erwärmen. Beim Nahen des Vaters erhoben sie sich laut heulend. Er gebot ihnen Ruhe. Ich ergriff die herabhängende Hand; kein Pulsschlag verrieth mehr inneres Leben — die Brust hob sich kaum merklich. Bei mehr Lebenskraft hätte die vernünftigere Behandlung das Leben des Kranken verlängert, vielleicht sogar gerettet; in dem Zustande der Erschöpfung, in welchem ich ihn fand, hatte die Veränderung des Gewohnten sein Ende beschleunigt. Noch ein tiefer, röchelnder Athemzug, ein leises Zucken — er war todt. Ein mildes Lächeln verklärte die erstarrten Züge. Wie ein flügelloser Seraph lag der schöne Knabe da.

Laut weinend stürzte sich der Vater auf den geliebten Leichnam. Der Saal füllte sich mit Menschen, die ein gräßliches Klagegeheul anstimmten. Plötzlich wurde das Weinen gedämpft. Rechts und links wichen die Leute zurück; der Secretär des Paschas führte einen Greis herein. Der Fremde näherte sich Achmed, legte die Hand auf seine Schulter und flüsterte ihm einige Worte zu.

Kaum hatte der unglückliche Vater den Alten erblickt, so erhob er sich von den Knieen und umarmte denselben mit wildem Aufschrei. Der Ankömmling sprach ihm Trost zu und führte ihn aus dem Sterbegemache.

In demselben Augenblicke näherte sich mir der junge Mann, der mich hierhergebracht. „Herr Doctor," sagte er französisch, „wollen Sie gefälligst dem Diener folgen. Sie dürfen nicht länger im Frauengemache bleiben."

„Wer ist der Fremde, der solchen Einfluß auf den Pascha hat?" frug ich neugierig.

„Sein alter Lehrer, ein großer Prophet und weiser Mann. Leider kam er zu spät," antwortete der Secretär und entfernte sich.

Ich folgte dem Diener wieder durch mehrere Corridore, die seine Fackel gespenstisch erleuchtete; endlich führte er mich in ein Cabinet, zündete einige Kerzen an, verbeugte sich und verließ stumm das Zimmer, die Thür geräuschvoll schließend. Ich war hungrig, müde, allein — was sollte ich hier? Die Nacht wich schon dem Morgengrauen, dessen bleicher Schein unangenehm mit dem gelben flackernden Kerzenlichte kämpfte. Die Thore mußten bald geöffnet werden; ich wäre gerne nach Hause zurückgekehrt — „aber ohne Abschiedsgruß?" sagte eine innere Stimme dagegen; „Warten wir noch eine Weile!" war das Resultat meines Selbstgespräches. Auf dem Divan lag der Koran; es unterhielt mich eine Weile darin zu blättern, die seltsamen Schriftschnörkel zu entziffern, den Inhalt halb zu übersetzen, halb zu errathen.

Nach einer Weile begann die Ungeduld wieder gegen die Höflichkeit zu protestiren. Ich zog die Uhr; sie zeigte sieben. Meine Anwesenheit hier war so überflüssig. Die Stunde meiner Morgenbesuche nahte; meine armen Kranken harrten meiner sicher mit Sehnsucht. Der Pascha hatte in dem Schmerze um sein geliebtes Kind meine Wenigkeit vergessen — das war so natürlich. Ich nahm meinen Hut und drückte auf die Thürklinke; sie gab nicht nach. Nochmals versuchte ich meine ganze Kraft, sie zu öffnen — vergeblich; kein Zweifel, der Diener hatte mich eingeschlossen, wahrscheinlich auf hohen Befehl; ein kalter Schauer überlief mich. Säcke mit menschlicher Inlage, nächtlicher Weile in den Bosporus gesenkt; Mörser, die Hochverräther zu Brei zermalmten, und ähnliche gräßliche Bilder tauchten schwindelerregend vor meinem bestürzten Geiste auf.

Haftet der Arzt nach türkischen Begriffen mit seinem Kopfe für den Ausgang der Krankheit, das Leben des Patienten? Hat die asiatische wilde Art der Rechtshandhabung ihre Ableger auch an die blaue Donau, die zahme Save versetzt?

Mitten in meinen abenteuerlich düsteren Phantasien hörte ich den Riegel an der Thür zurückschieben; sie wurde geöffnet — der Pascha trat ein. In seinem Gesichte war die wilde Verzweiflung dem Ausdrucke heiliger Ergebung gewichen. Er reichte mir die Hand, ließ sich auf dem Divan nieder und bedeutete mir, ein Gleiches zu thun. Diener erschienen und stellten auf goldenen Platten ein delicates Frühstück vor mich hin, dem ich auf die Einladung des hohen Hausherrn tapfer zusprach.

„Vergieb, Doctor, daß ich Dich so lange vergessen konnte!" sprach er weiter mit weicher, tiefer Stimme, in der die Aufregung der Nacht noch leise nachzitterte. „Auch der Prophet möge mir vergeben, daß ich mich gegen den erhabenen Rathschluß des Schicksals mit knabenhaftem Trotze und Ungestüm auflehnte. O, jetzt erkenne ich es klar: es war eben so vergeblich wie thöricht und vermessen, auf menschliche Hülfe zu hoffen und gegen das Verhängniß ankämpfen zu wollen. Mein frommer und gelehrter Freund, der heute Nacht statt durch schriftliche Botschaft in eigener Person mich zu trösten kam, hat das vorhergesehen und mir durch ein Wort die Ruhe der Ergebung verliehen, einem großen und gerechten Schmerze den quälendsten Stachel genommen, den Stachel der Selbstqual, des Vorwurfs, daß bei größerer Fürsorge die Rettung meines todten Lieblings doch möglich gewesen wäre. Der Gedanke war eine arge Versündigung gegen Gott, der in seiner Allmacht nur zuläßt, was sein soll. Siehst Du, Fremdling!" fuhr er mit gesteigerter Aufregung fort; „die Weissagung lautete: ‚Du wirst einen Sohn bekommen, der frei von jeder Sünde bleiben wird.' Des dunklen Satzes düstere Lösung ist — der **Tod**. Ja, mein Sohn mußte heute Nacht, an der Schwelle seines dreizehnten Geburtstages, sterben; denn erst mit dreizehn Jahren wird nach den Satzungen unseres Glaubens der Mensch für seine Handlungen im Himmel verantwortlich gemacht. Bis dahin ist er ohne Sünde, ohne Erkenntniß und ohne Schuld. Das Loos jedes Menschen ist nach unerforschlichen Gründen von Anbeginn bestimmt. Gelobt sei Allah, der es in seiner Weisheit so gefügt! Nimm meinen Dank für Deine Mühe und kehre glücklich heim!"

Damit erhob sich der Pascha und verließ das Zimmer; gleich darauf erschien der Secretair, übergab mir im Namen seines Gebieters eine Rolle Ducaten und geleitete mich zur Fähre hinab. Wie im Traume fuhr ich über den wohlbekannten Strom. War das wirklich Uros, der alte Fährmann? Noch ganz unter dem Eindrucke des Erlebten, glaubte ich aus einem Fabellande zu kommen; so seltsam hatte die Zaubermacht des Fatalismus meine skeptische Seele berührt. O ihr gesammten Philosophen der Erde, habt ihr einen wissenschaftlichen Satz gefunden, der eine Menschenseele so zu trösten, zu versöhnen vermag, wie der blinde Glaube, die Lehre der Vorherbestimmung? „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, ich möchte Diogenes sein."

A. F—m.

Das deutsche Geschwader im Orient.

Das von der deutschen Reichsregierung anläßlich der Ermordung des deutschen und französischen Consuls in Salonichi dorthin entsandte Flottengeschwader hat, nachdem der deutschen Ehre und Flagge die denkbar vollste Genugthuung Seitens der türkischen Regierung zu Theil geworden, die dortige Station jüngst wieder verlassen und befindet sich nun theils auf dem Heimwege, theils unterwegs nach anderen entfernten Stationen, wo die Entfaltung der deutschen Reichsflagge zur Wahrung der deutschen Interessen und zu Schutz und Schirm für unsere Landsleute in der Ferne dienlich und nothwendig erscheint.



„Deutschland", Panzerfregatte. „Pommerania", Aviso. „Kaiser", Panzerfreg

Das deutsche Geschwader im Orient.



„Friedrich Karl", Panzerfregatte. „Kronprinz", Panzerfregatte. „Nautilus", Kanonenboot. „Meteor", Kanonenboot. „Medusa", Corvette. „Comet", Kanonenboot.

tur aufgenommen von Hermann Penner.

Es möchte deshalb an der Zeit sein, unsern Lesern ein Bild jenes vor Salonichi vereinigt gewesenen Geschwaders, wie es für die „Gartenlaube" von einem der tüchtigsten Marinemaler nach der Natur aufgenommen worden, hier vor Augen zu führen.

Ist es auch nur ein Theil, und zwar der kleinere Theil, der deutschen Schlachtenflotte, aus dem jenes Geschwader formirt worden, so gewährt dasselbe gleichwohl in seiner von unserem Maler naturgetreu wiedergegebenen Aufstellung einen recht imposanten Anblick, und der müßte kein Deutscher sein, der davon nicht von Freude erfüllt würde. Leider läßt sich hier im Bilde nur das Aeußere wiedergeben, während es doch hauptsächlich die vortreffliche Ausrüstung und Armirung der Fahrzeuge und deren Führung durch die tüchtigsten Officiere, sowie die exacte Ausbildung der ebenso gut geschulten wie disciplinirten Mannschaften ist, durch welche unsere doch immerhin noch junge Seemacht selbst ihren schlimmsten Neidern im Auslande Achtung eingeflößt und offene Anerkennung abgenöthigt hat.

Und mit welchem Jubel wird erst das Erscheinen der deutschen Kriegsflagge von unseren deutschen Landsleuten in fernen, fremden Landen begrüßt, wie wird von ihnen jede Ankunft eines deutschen Kriegsfahrzeuges als ein schon monatelang vorher ersehntes und erwartetes Ereigniß hochgefeiert! Haben sie doch auch alle Ursache zu solchem Jubel und solcher Freude. Ist der deutsche Aar doch schon überall und soweit der Kiel eines Schiffes bis in die fernsten Meere nur zu dringen vermag, eine feste Burg geworden für die Deutschen und das deutsche Recht, und nicht mehr, wie sonst, sind unsere Handelsschiffe der Raublust barbarischer Piraten und Strandräuber, die in fernen Zonen ansässigen Landsleute nicht mehr der Willkür fremder Machthaber schutz- und hülflos preisgegeben, wie das noch vor zwei Decennien, ja in uns noch näher liegenden Zeiten der Fall war.

Doch wenden wir uns nun zur Betrachtung unseres Bildes. Das vor uns sich ausbreitende Geschwader besteht aus neun Kriegsfahrzeugen, nämlich vier Panzer-Fregatten „Kaiser", „Deutschland", „Friedrich Karl" und „Kronprinz"; einer Glattdecks-Corvette „Medusa"; einem Kanonenboot der Albatroß-Classe „Nautilus"; zwei Kanonenböten erster Classe „Komet" und „Meteor" und endlich einem Dampf-Aviso „Pommerania", der zugleich dem Geschwader als Tender dient. Dieses letztere Fahrzeug ist ein Raddampfer, alle vorher genannten Schlachtschiffe sind Schraubendampfer.

Der Commandant des Geschwaders befindet sich an Bord des „Kaiser". Dies sagt uns nämlich die viereckige Flagge, ein schwarzes Kreuz im weißen Felde zeigend, welche am hinteren, dem Kreuzmaste, dieser Panzerfregatte aufgehißt ist und zugleich bekundet, daß ein Contre-Admiral (bekanntlich der Contre-Admiral Batsch) das vor uns liegende Geschwader befehligt.

Zur Orientirung für unsere mit den Gebräuchen und der Rangordnung in der Marine nicht bekannten Leser wollen wir hier einschalten, daß Rang und Flagge der höheren Seeofficiere folgende ist:

1) Der Admiral (im Range eines commandirenden Generals der Landarmee) führt die Flagge (viereckig mit schwarzem Kreuz im weißen Felde) am mittleren, dem Großmast, seines Schiffes;

2) der Vice-Admiral (im Range eines Generallieutenants) führt dieselbe Flagge, aber am vordersten, dem Fockmast, seines Fahrzeuges;

3) der Contre-Admiral (der den Rang eines Generalmajors der Landarmee einnimmt) läßt die gleiche Flagge, wie schon oben erwähnt, am hinteren, dem Kreuzmaste, seines Schiffes wehen;

4) ein Capitain zur See (Commodore, im Range eines Obersten der Landarmee) führt den Commodore-Stander, das ist eine ausgezackte, weiße Flagge mit schwarzem Kreuze am mittleren, also dem Großmaste.

Diese vier Officiere heißen deshalb Flaggofficiere, weil sie zum Zeichen ihres Ranges eine Flagge führen, während allen übrigen Schiffsbefehlshabern nur gestattet ist, einen ganz langen und schmalen, vorn ausgezackten Wimpel zu führen.

Was das soeben am Großmaste des Flaggschiffs „Kaiser" gehißte Signal bedeutet, ist uns einstweilen noch unbekannt, da uns das zur Erklärung nöthige Signalbuch nicht zur Hand ist, doch können wir es leicht errathen, wenn wir ein wenig aufmerken, und da haben wir's wohl auch schon; es heißt vermuthlich: „Bramsegel festmachen!"

Für unsere seebrauchsunkundigen Leser sei hier noch bemerkt, daß außer dem internationalen Flaggensystem, vermittelst dessen sich die Schiffe aller Nationen mit einander verständigen können,* jedes Land für seine Kriegsmarine auch noch ein eigenes Signalsystem hat, das streng geheimgehalten wird und werden muß und bei einer befürchteten Entdeckung sofort sich ändern läßt. Viele dieser mit Recht streng verborgenen Signalbücher sind in Blei gebunden, um sogleich über Bord geworfen und in's Meer versenkt werden zu können, falls ein Schiff vom Feinde genommen wird.

Wer noch niemals ein Seeschiff, zumal ein größeres Kriegsfahrzeug, gesehen hat, der wird sich schwerlich einen auch nur annähernd richtigen Begriff von der Größe und Ausrüstung, vor Allem aber der regelrechten Leitung eines solchen See-Ungethüms machen können. Raum und Zeit sind uns aber heute so knapp zugemessen, daß wir unseren Lesern leider eine näher eingehende instructive Beschreibung der einzelnen uns bildlich vor Augen geführten Schlachtschiffe, so interessant dieselbe auch für sie sein möchte, hier nicht mehr zu geben vermögen. Wir müssen uns das für eine spätere gelegentliche Spazierfahrt nach den deutschen Kriegshäfen noch vorbehalten und uns für diesmal darauf beschränken, Alter, Stärke und Kampffähigkeit unserer Geschwader-Fahrzeuge, soweit es möglich ist, hier noch anschaulich zu machen.

1) Das Flaggschiff „Kaiser", mit dem Geschwader-Chef, Contre-Admiral Batsch, an Bord, commandirt vom Capitain zur See Freiherr von der Goltz, ist am 19. März 1874 vom Stapel gelassen. Es hat $4586^{10}/_{94}$ Tonnen Gehalt und eine Maschine von 8000 nominellen Pferdekräften. Seine etatsmäßige Besatzung besteht aus sechshundert Mann. Es führt acht lange Sechsundzwanzig-Centimeter-Kanonen in Rahmenlaffeten und eine lange Einundzwanzig-Centimeter-Ringkanone in Kajütslaffete. Außerdem hat es noch vier schwere Acht-Centimeter-Stahlkanonen auf zweiräderigen Laffeten als Landungsgeschütze an Bord.

2) Die Panzerfregatte „Deutschland", zur Linken des „Kaiser", hat die gleiche Größe, Armirung und Bemannung, wie dieser. Sie machte ihren Stapellauf am 12. September 1874. Commandant ist der Capitain zur See Mac-Lean.

3) Der Aviso „Pommerania", der zwischen beiden genannten Schiffen sichtbare, unserem Geschwader als Tender beigegebene Raddampfer, hat 400 Tonnen Gehalt und eine Maschine von 700 nominellen Pferdekräften. Er ist im Jahre 1870 von der Marineverwaltung angekauft, hat eine etatsmäßige Besatzung von vierundvierzig Mann und wird zur Zeit vom Capitain-Lieutenant Georgi befehligt.

4) „Friedrich Karl", dem „Kaiser" zunächst, ist gleich diesem Panzerfregatte und am 16. Januar 1867 vom Stapel gegangen. Sein Tonnengehalt ist 4003; seine Maschine hat 3500 nominelle Pferdekräfte. Er führt fünfzehn kurze Einundzwanzig-Centimeter-Ringkanonen und eine lange Einundzwanzig-Centimeter-Ringkanone in Rahmenlaffeten. Außer diesen hat er vier schwere Acht-Centimeter-Stahlkanonen auf zweiräderigen Laffeten (Landungsgeschütze) an Bord. Seine etatsmäßige Besatzungsstärke ist fünfhundert Mann. Commandant ist Capitain zur See Przewinsky.

5) „Kronprinz", eine am 6. Mai 1867 vom Stapel gelaufene Panzerfregatte, hat 3404 Tonnen Gehalt und seine Maschine 4800 nominelle Pferdekräfte. Etatsmäßige Armirung und Besatzungsstärke ist die gleiche wie beim „Friedrich Karl". Commandant ist Capitain zur See Livonius.

6) „Nautilus", dem vorhin genannten Panzer zunächst liegend, ist ein Kanonenboot der Albatroß-Classe, von $601^{25}/_{94}$ Tonnengehalt mit einer Maschine von 600 nominellen Pferdekräften. Er ist am 31. August 1871 vom Stapel gelassen. An Geschützen führt er zwei kurze Fünfzehn-Centimeter-Ringkanonen in Rahmenlaffeten und zwei Zwölf-Centimeter-Ringkanonen in Brookwelllaffeten. Er hat eine etatsmäßige Besatzungsstärke von fünfundneunzig Mann. Commandant ist Corvetten-Capitain von Valois.

* Signalflaggen unterscheiden sich durch Form, Farbe und Farbenzusammenstellung von einander, und zwar kommen „Flaggen", dreieckige „Stander" und lange „Wimpel" dabei zur Anwendung.

7) „Meteor“, ein Kanonenboot erster Classe, ist erheblich kleiner, als der „Nautilus“. Er hat seinen Stapellauf bereits am 17. Mai 1865 gemacht, hält 304 Tonnen und hat eine Maschine von 320 nominellen Pferdekräften. Von Geschützen führt er zwei Zwölf-Centimeter-Ringkanonen in Mittelpivotlaffeten und eine kurze Fünfzehn-Centimeter-Ringkanone in Rahmenlaffeten. Seine Besatzungsstärke beträgt vierundsechszig Mann. Commandant ist Capitain-Lieutenant Freiherr von Rössing.

8) „Medusa“, das nächstliegende Schiff, ist eine am 20. October 1864 vom Stapel gelaufene Glattdecks-Corvette. Ihr Tonnengehalt ist 970; ihre Maschine hat 800 nominelle Pferdekräfte. Sie führt neun Zwölf-Centimeter-Ringkanonen in Brookwelllaffeten und eine Acht-Centimeter-Bootskanone in Boots- und Landungslaffete. Die etatsmäßige Besatzungsstärke besteht in hundertneunzig Mann. Commandant ist Corvetten-Capitain Zirzow.

9) „Comet“, das ganz rechts auf unserem Bilde gleich dem „Meteor“ nur eben sichtbare kleine Schiff, ist ein Kanonenboot erster Classe von der Größe des „Meteor“ und mit einer Maschine von 250 nominellen Pferdekräften; es ist am 4. August 1860 vom Stapel gelaufen. Armirung und Bemannung ist genau dieselbe wie beim „Meteor“. Commandant ist Capitain-Lieutenant Pawelz.

Fassen wir nun die vorstehenden Zahlenangaben zusammen, so ergiebt sich daraus, daß die acht Schlachtschiffe des Geschwaders mit zusammen neunundsechszig Schiffsgeschützen, meist schwersten Calibers, armirt sind und außerdem noch siebenzehn Landungsgeschütze an Bord haben, während die etatsmäßige Besatzungsstärke aller vorher genannten Fahrzeuge zweitausendsechshundertsiebenundfünfzig Mann beträgt.

Hinsichtlich der Ausrüstung der größeren, namentlich der Panzerfahrzeuge, bedarf es hier noch der Erwähnung, daß jedes derselben neben den sonstigen auf jedem größeren Schiffe untergebrachten Booten eine Dampfbarkasse — das ist ein mit einer Dampfmaschine ausgerüstetes großes Boot — mit sich führt.

Wir hoffen uns den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir ihnen zum Schlusse an nur einem Beispiele zeigen, in welche Bestandtheile die Besatzungsstärke eines größeren Panzerschiffes zu zerlegen ist.

Die Besatzungsstärke der Panzerfregatte „Friedrich Karl“, die wir für unser Beispiel wählen wollen, beträgt, wie vorher schon angegeben, 500 Mann. Diese 500 Mann aber vertheilen sich wie folgt: 1 Capitain zur See; 1 Corvetten-Capitain, 2 Capitain-Lieutenants, 4 Lieutenants zur See, 7 Unter-Lieutenants, 1 Premier-Lieutenant vom Seebataillon, 1 Stabsarzt, 2 Assistenzärzte, 1 Maschinen-Ingenieur, 1 Zahlmeister, 7 Decksofficiere 1. Classe und 4 Decksofficiere 2. Classe (Feldwebel), 12 See-Cadetten, 11 Obermaate (Sergeanten), 27 Maate (Unterofficiere), 59 Obermatrosen (Gefreite), 173 Matrosen, 2 Obermeisters-Maate, 2 Meisters-Maate, 1 Oberhandwerker, 11 Handwerker, 4 Obermaschinisten-Maate, 9 Maschinisten-Maate, 2 Oberfeuermeister, 5 Feuermeister, 14 Oberheizer, 42 Heizer, 1 Ober-Lazarethgehülfe, 1 Unter-Lazarethgehülfe; vom Seebataillon: 1 Stabs-Wachtmeister, 2 Stabs-Sergeanten, 3 Stabs-Unterofficiere resp. -Gefreite, 1 Sergeant, 5 Unterofficiere, 72 Gemeine und Spielleute; für die verschiedenen Messen (Messe heißt auf den Kriegsschiffen soviel wie Tischgenossenschaft): 4 Köche und 4 Kellner. Dies sind die obigen 500 Mann, die den Besatzungs-Etat nur eines deutschen Kriegsfahrzeuges ausmachen.

Es ist das ein recht großer Apparat für die Abwickelung des Dienstes auf einem Schiffe, und ein Unkundiger könnte zweifeln, ob es bei solcher Complicirtheit möglich, daß stets Alles richtig ineinander greife. Wer aber einmal Gelegenheit gehabt hat, eines dieser Seeungeheuer in allen seinen Einrichtungen genauer kennen zu lernen und zu sehen, mit welcher echt deutschen Pünktlichkeit sich da jeder Dienst abwickelt, wie exact jedes Manöver unter dem Commando der erfahrenen Officiere von den braven Mannschaften selbst unter den schwierigsten Verhältnissen ausgeführt wird, dem werden ähnliche Zweifel nicht mehr aufkommen können und der wird mit uns das vollste Vertrauen gewinnen müssen zur Tüchtigkeit und Kampffähigkeit unserer Marine.

Wenn irgendwo die deutsche Einheit schon zur vollen Wahrheit geworden ist, so ist sie es in unserer Kriegs-Marine, zu der alle, alle Gaue unseres lieben, großen deutschen Vaterlandes ihre braven Söhne als Contingent gestellt haben. „Gleiche Arbeit, gleiche Treue“ verbindet zu einem innigeren Vereine die Söhne des deutschen Südens mit denen des Nordens auch auf den schwimmenden deutschen Vesten der Meere.

C. B.

Blätter und Blüthen.

Anastasius Grün. Wieder widmet die deutsche Literatur zugleich bei Auserwählten ihre Kränze, einen Jubellorbeer dem Einen, einen Todtenkranz dem Andern — während man in Wien Vorbereitungen trifft, um den siebenzigsten Geburtstag Heinrich Laube's zu feiern, sind auf Anastasius Grün's Sarge die Blumen kaum verwelkt.

In dem gesinnungstapferen Wiener „Spaziergänger“ hat die österreichische Poesie ihren Ehren-Veteran verloren. Seine Dichtung ist eng verknüpft mit den politischen Kämpfen Oesterreichs; Grün war ein lyrischer Volkstribun, der die freien Forderungen der reformatorischen Ideen der Zeit in geharnischten Liedern zur Geltung brachte. Die Nachwelt wird an ihm rühmen, was die Mitwelt längst anerkannt hat, daß er zu einer Zeit schwerster nationaler Heimsuchungen seinem Volke einen Spiegel vorgehalten, in dem er ihm sein politisches und nationales Elend mannhaft und unerschrocken zeigte, daß er ihm aber zugleich als ein thatkräftiger Führer der Opposition den Weg wies, welcher es zu einem aus „Schutt“ erblühenden Frühling führte. Anastasius Grün's unvergängliche Dichtungen, tief und bedeutsam ihrem geistigen Inhalte nach, edelschön und abgeklärt in der Form, sind ebenso viele Denkmale des politischen und freiheitlichen Ringens des österreichischen Volkes, aber nicht nur das leiht ihnen ihren Werth — sie weisen eine reiche Fülle rein menschlicher Schönheiten und Wahrheiten auf, welche sie weit hinausträgt über die Grenzen Oesterreichs. Das gesammte Deutschland, ja die ganze gebildete Welt betrauert das Hinscheiden dieses standhaften Verfechters von Freiheit und Menschenrecht.

Die Photographie der Töne noch einmal. Folgende Ergänzung des kürzlich von uns veröffentlichten kleinen Artikels geht uns zur Mittheilung zu: „In Nr. 34 der ‚Gartenlaube‘ findet sich eine Notiz ‚Photographirte Musik‘, in welcher eine ‚Idee‘ des Professor Vogel zu Berlin mitgetheilt wird, mittelst Cyangasflämmchen musikalische Töne zu photographiren. Der betreffende Herr Berichterstatter bemerkt, daß derartige photographirte Musik in der Theorie schöner ausfällt, als sie sich in der Praxis darbieten würde. Nichtsdestoweniger ist das Problem, Töne und Accorde photographisch darzustellen, glänzend gelöst, jedoch nicht auf jene complicirte Methode, sondern höchst einfach, indem sehr dünne geschwärzte Glimmerblättchen an die schwingenden Saiten befestigt werden. Die Glimmerblättchen sind mit einer feinen punktförmigen Oeffnung versehen, durch welche mittelst Spiegelung je ein greller Sonnenstrahl geleitet ist. Wenn nun die Saite angeschlagen wird und in ihrem eigenthümlichen Tone vibrirt, macht das Glimmerblättchen und dessen grell beleuchteter Mittelpunkt die Tonschwingungen der Saite in gleicher Zeiteinheit mit. Wird ferner ein photographischer Apparat mit beweglicher Platte auf die Glimmerblättchen der tönenden Saiten gerichtet, so bilden sich alle Tonschwingungen in Curvenform auf der lichtempfindlichen Schicht des Apparates ab, die sich dann je nach der Dauer der Accorde und bei genügender Länge der Platte als zusammenhängende Toncurvenbilder aneinanderreihen. Die Photographie der Töne wurde im Herbste 1875 von dem Mitarbeiter der ‚Gartenlaube‘, Dr. S. Th. Stein zu Frankfurt a. M., erfunden und ist in dessen größerem Werke ‚Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschung‘, sowie in den bekannten ‚Poggendorff'schen Annalen für Physik und Chemie‘ (Septemberheft 1876) ausführlich beschrieben und durch viele Abbildungen erläutert worden. Th.“

Untersuchungsbüreau. Von Hamburger Agenten wird ein Mittel gegen Warzen und Hühneraugen vertrieben, das wahrscheinlich englischen Ursprungs ist. Wir übergaben es dem „Untersuchungsbüreau des Pharmaceutischen Kreisvereins zu Leipzig“ und erhielten darüber folgende Auskunft:

„Die Flüssigkeit in dem übersandten Glasröhrchen ist weiter nichts als ganz gewöhnliche rauchende Salzsäure, wie sie z. B. der Klempner zum Löthen braucht und wie sie zuweilen zu technischen Zwecken verwandt wird. Der Werth derselben ist gleich Null, das heißt: das ganze Pfund davon kostet etwa zehn Pfennige.“

Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf das genannte Untersuchungsbüreau in weiteren Kreisen aufmerksam zu machen. In Folge der immer mehr überhand nehmenden Verfälschung vieler Nahrungsmittel, welche nicht nur den Geldbeutel, sondern auch das Wohlbefinden und selbst die Gesundheit der Menschen beeinträchtigt, hat bereits im vorigen Jahre der Verein der Apotheker des Regierungsbezirks Leipzig ein Büreau für Untersuchung von Nahrungsmitteln sowie für gewisse hygieinische Zwecke, welche das öffentliche Wohl betreffen, errichtet. Dieses Büreau hat, wie aus einem im „Leipziger Tageblatte“ enthaltenen Berichte hervorgeht, seit etwa fünf Vierteljahren bereits eine bedeutende Anzahl von Untersuchungen ausgeführt und zwar hauptsächlich in Bezug auf Bier, Wein,

Brunnenwasser, Essig, Milch, Butter, Brod und andere Gebäcke, Mehl, Gewürze, Fleischwaaren und dergleichen, auch sind daselbst vielfach Tapeten, Kleiderstoffe, Papiere ꝛc. auf Arsenik und andere giftige Farben untersucht worden. Es würde uns zu weit führen, über die verschiedenen Fälle zu berichten, in denen mehr oder minder gefährliche Verfälschungen nachgewiesen wurden. Wir geben diese kurze Notiz nur für Diejenigen, welche nicht wissen, an wen sie sich vorkommenden Falles wenden sollen, um Verfälschungen ermitteln zu lassen. Es genügt, das Untersuchungsobject an irgend einen Apotheker des Regierungsbezirks Leipzig einzusenden; wem keine Adresse zu Gebote steht, der wende sich an den dermaligen Vorstand des Büreaus, Apotheker Kohlmann in Leipzig (Reudnitz).

Ein biographisches Denkmal Ferdinand Freiligrath's hat Schmidt-Weißenfels zugleich mit der Feder des warm empfindenden Freundes und des ruhig urtheilenden Kritikers entworfen. Das bei Wilhelm Müller in Stuttgart erschienene kleine Buch entrollt uns ein anschauliches Bild von dem schicksal- und kämpfereichen Leben des begeisterten Sängers der Freiheit und der Liebe; das treue, tiefe Gemüth Freiligrath's, sein männlich edler Charakter und das dabei doch so naiv kindliche Wesen dieses echt deutschen Mannes und Dichters werden uns hier durch Mittheilung von meistens noch unbekannt gebliebenen Zügen und Ereignissen aus dem Leben des Dahingegangenen in neuem Lichte vorgeführt. Es ist eine feinsinnige Art der psychologischen Betrachtung, in der Schmidt-Weißenfels es verstanden hat, der inneren Entwickelung des ihm eng verbundenen Kämpfers und Dulders in dieser Schrift nachzugehen und die einzelnen bedeutsamen Stufen und Stationen des Werdens und Wachsens des Poeten durch Citate aus dessen Gedichten eindrucksvoll zu kennzeichnen. Wir heißen das kleine Werk, welches durch das Portrait des Dichters und seine facsimilirte Namensunterschrift geschmückt wird, als eine gewiß allgemein freudig begrüßte Vervollständigung des geistigen Bildes Freiligrath's warm willkommen.

Aus dem Leben der Insecten. Die Meinung, daß der Mensch allein die Befähigung besitze, zu denken, die Thiere aber in Allem, was sie vornehmen, blos von dem ihnen angeborenen Instinct oder Naturtrieb sich leiten lassen, ist hinsichtlich der höher organisirten Säugethiere und der Vögel längst widerlegt; daß aber auch die Insecten bei außergewöhnlichen Vorkommnissen mit Berechnung und Ueberlegung handeln, geht aus folgendem vom Beobachter in allen Einzelheiten verbürgten Vorfall klar hervor: Ein Freund der Natur und insbesondere der Thierwelt betrachtete einst an einem heißen Sommertage das emsige Treiben von Ameisen, welche eben beschäftigt waren, die vorhandenen Puppen — irrthümlich Eier genannt — aus dem Innern des aufgeworfenen Erdhaufens hervorzuholen und den Sonnenstrahlen auszusetzen, und erblickte während seiner Beobachtungen seitwärts eine Ameise, welche derart in einen Wassertropfen gerathen war, daß sie sich trotz aller Anstrengungen nicht herausarbeiten konnte. Nach kaum zwei Minuten wollte eine andere Ameise an jener Stelle in einer Entfernung von etwa vier Zoll vorübereilen, blieb aber nun, wie auf Commando oder Hülferuf, plötzlich stehen und lief dann sogleich zu der bedrängten Cameradin hin, um diese aus ihrer schlimmen Lage zu befreien. Um jedoch nicht selbst allen Halt zu verlieren, blieb das kleine Thier mit den beiden Hinterfüßen auf dem festen Boden stehen und streckte dann den linken Vorderfuß so weit wie möglich aus. Die andere Ameise aber, welche die Absicht der Retterin jedenfalls gleich erkannte, reichte ihr den rechten Vorderfuß entgegen, klammerte sich an die Helferin an und wurde nun von dieser, welche sofort rückwärts ging, schnell auf den trockenen Boden gezogen, worauf beide Ameisen nach verschiedenen Richtungen weiter liefen.

Dieser ungewöhnliche Fall liefert doch gewiß den Beweis, daß auch die Insecten denken; denn die rettende Ameise erkannte nicht nur die Gefahr der anderen, sowie die Nothwendigkeit der Hülfeleistung, sondern sie fühlte sich wohl auch verpflichtet, deren Rettung selbst zu versuchen, sie verfuhr aber hierbei mit solcher Klugheit, daß sie nicht anders hätte handeln können, wenn sie menschliche Vernunft besessen hätte.

Ein erfreuliches Zeichen von dem wachsenden Verständniß für die deutsche Poesie in England ist das Erscheinen einer Sammlung von Gedichten, welche C. A. Buchheim unter dem Titel „Deutsche Lyrik“ (London, Macmillen u. Comp.) für das englische Publicum herausgiebt. Ausgestattet mit einer literarischen Einleitung und zahlreichen Anmerkungen, beides in englischer Sprache, gewährt diese Anthologie, welche sich aus den hervorragendsten poetischen Erzeugnissen unserer Literatur von Luther's Zeiten an bis in die Gegenwart im deutschen Originaltext zusammensetzt, ein interessantes Bild von der Entwickelung der Poesie im Lande der „Denker und Träumer“ und ist vor anderen derartigen Sammelwerken geeignet, ausländische Leser mit unserer lyrischen Dichtung bekannt zu machen. Unter vorwiegender Berücksichtigung des sangbaren Liedes bietet uns der Herausgeber in verständnißvoller Auswahl und lichtvoller Gruppirung dreihundertundvierzehn Gedichte und stellt so ein poetisches Ganzes zusammen, welches im Hinblick auf seine vermittelnde Stellung zwischen den Literaturen Englands und Deutschlands gewiß jenseits und diesseits des Canals gleich freudig begrüßt werden wird.

Berichtigung. In unserem Artikel: „Die steinerne Chronik an der Saale“ (Nr. 37) ist Seite 624 in der ersten Spalte, Zeile 16 und 17 von oben, statt: Peterberg zu lesen: **Paterberg**. Ebenso in der zweiten Spalte, Zeile 5 von unten, nicht: Ruinen, sondern: **Rainen**.

Kleiner Briefkasten.

Ab. in Posen. Oeffentliche Alters-Asyle sind uns außer den in Nr. 49 des Jahrgangs von 1875 der „Gartenlaube“ bereits genannten nicht bekannt geworden. Das Anerbieten aber, Privatunternehmungen dieser Art nachzuweisen, müssen wir, da wir die Mißlichkeit der Ausführung erkannt, zurücknehmen. Wir können ebenso wenig alle diese Unternehmungen prüfen, wie es gewissenhaft finden, sie ohne Prüfung nur auf das eigene Lob der Besitzer hin, zu empfehlen. Die Förderung „Allgemeiner Alters-Asyle“ werden wir indessen nicht aus dem Auge verlieren.

Zozia in Gnesen. Die Novelle „Das Kind Gabrielens“ ist für die „Gartenlaube“ nicht geeignet; wir bitten darüber zu verfügen.

Die Achtzehnjährige in Mainz. Wer behauptet, daß es keine Frauenfreundschaft gebe und Freundschaft nur unter Männern bestehen könne, der beschimpft seine eigene Mutter. Da die höchste, die rein geistige Freundschaft (bei der Liebe sprechen neben Gemüth und Geist immer die Sinne ein Wort mit) auf der Uebereinstimmung zweier Menschen im Denken, Fühlen oder Wollen beruht, so müßte man der Jungfrau, der Frau, der Mutter geradezu die Fähigkeit zum Denken, Fühlen und Wollen absprechen, indem man sie von der Würdigkeit zum Glück der Freundschaft ausschließt. Daß Sie in Geschichtsbüchern häufiger die Beispiele von Männerfreundschaft gepriesen finden, erklärt sich daraus, daß die Männer es sind, welche die Geschichte machen (wenigstens zu machen glauben) und ihre Freundschaften auf dem Markte zeigen, während das Frauenleben sich im Hause abspinnt. Dennoch steht auch Ihnen ein Beispiel von höchstem Werthe zu Gebote, das Sie in keinem geringeren Buche als der Bibel finden: die Freundschaft der Maria und Elisabeth, der Mütter des Jesus und Johannes. Sie haben die Wette gewonnen.

W. N. in Sch. „Schamlose Schmarotzerei“ ist in der That das rechte Wort für das Verfahren der uns von Ihnen namhaft gemachten Blätter. Dieselben standen übrigens schon auf unserem Brette; nennen wir uns unter ihnen nur das „Tägliche Cincinnati Volksblatt“, welches, wie Sie richtig annahmen, ohne unsere Ermächtigung Werner's „Vineta“ nachdruckt, hierin an Frechheit jenen Theaterbearbeitungen nicht nachstehend, welche ein Berliner Vorstadttheater trotz der erst halb fertigen Novelle schon jetzt seinen Besuchern vorführt. — Was Ihre Vermuthungen in Betreff der Uebersetzungen von „Vineta“ betrifft, so haben Sie übrigens recht argumentirt; denn schon jetzt sind englische und russische Federn eifrig mit der Uebersetzung der Erzählung beschäftigt. Da Sie sich indessen so lebhaft für E. Werner interessiren, wird es Sie gewiß auch nicht gleichgültig lassen, daß von „**Glück auf**“ eine mit der gewohnten britischen Solidität und Pracht ausgestattete englische Uebersetzung von **Christina Tyrrell** unter dem Titel: „Success and how he won it“ (London, Bentley & Son) erschienen ist.

H. P. Ihre Arbeit ist nicht zu verwenden. Disponiren Sie gefälligst über das Manuscript!

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Außer der Fortsetzung der im dritten Quartal begonnenen und mit so vielem Beifall aufgenommenen Erzählung

„Vineta“ von **E. Werner**,

liegt für das vierte Quartal noch eine tief ergreifende Novelle:

„Er hat kein Herz“

vor, auf die wir im Voraus aufmerksam machen möchten.

Außerdem eine Reihe interessanter, belehrender und unterhaltender Artikel, deren Titelanzeige wir heute unterlassen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig anstatt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig

Beim Rheinwein.

Vom Flaschenhaupt den Pfropfen fort
Und vom Humor den Zügel!
Frau Musika, sie geb' dem Wort
Die leichten, flinken Flügel,
Und auf des Liedes Schwingen steig'
Das Herz zu dieser Stunde
Hoch in der Freude Sonnenreich
In lust'ger Becherrunde.

Und haben wir kein Flügelpaar,
Das trägt bis zu den Sternen —
Vom Schmetterling, nicht nur vom Aar,
Läßt fliegen auch sich lernen.
Der Falter soll uns Lehrer sein,
Der Sorgen gift'ge Nattern,
Des Lebens Staub und Dorn und Stein
Beim Wein zu überflattern. —

Jung Röslein frisch, jung Röslein roth,
Du schönster Maigedanke,
Du bietest uns das Himmelsbrod
Zum duft'gen Himmelstranke.
Du holdes Kind der Frühlingsflur,
Laß scherzen uns und kosen!
Es brechen nicht, es küssen nur
Die Falter sacht die Rosen.

Vom Thaukelch trinkt der Schmetterling;
Die Römer uns gebühren —
Schon ziert des Bechers blanken Ring
Ein Kranz von Perlenschnüren.
Wir schlürfen sie, und jeder Druck
Fällt von der Brust uns leise;
Es zieht der Geist in solchem Schmuck
In sel'ge Götterkreise.

Die Götter trinken Brüderschaft
Mit uns, den Erdensöhnen,
Und hellen Klangs, mit voller Kraft
Soll unser Sang ertönen:
Im gold'nen Wein ist Sonnenschein —
Da ist das rechte Leben;
Gesegnet sei der Vater Rhein,
Gesegnet seine Reben!

Emil Rittershaus.

Kein Herz.

1.

Orte haben, gleich den Menschen, ihre Geschicke. Mitunter zieht sich das Leben vor ihnen zurück, dann überschüttet es sie wieder mit unerwarteten Gaben, zuströmendem Neuen. Sie können sogar sterben. Meist ist es aber nur ein Scheintod, und aus Grabesruhe und Verlassenheit quillt urplötzlich frisches, volleres Dasein hervor. Man könnte ihre Biographie schreiben. Das geschieht auch mitunter, wenn sie der gewaltige Gang der Weltgeschichte im Vorüberstreifen berührt, oder gar einen Augenblick in ihrem Umkreise gerastet hat, aber nur selten finden sie ihren Chronisten. Und doch bergen diese „Stillen im Lande“ mehr eigenthümliches Leben, als manche Orte, deren Namen die Fama mit schallender Trompete in die Welt hinausposaunt.

Eine solche durch Natur und Geschick begrenzte Stätte ist der Schauplatz unserer Erzählung. Inmitten eines der schönsten bairischen Seen liegt eine Insel von so mäßigem Flächenraum, daß sich ihr ganzer Bering im Laufe einer halben Stunde umschreiten läßt. Seit dort vor grauen Zeiten ein Nonnenkloster erbaut worden, dessen erste Aebtissin eine Königstochter war, hat die Fraueninsel manche Wandlung erfahren: Jahrhunderte lang war sie der Mittelpunkt geistlichen Besitzthums, das sich unter der Herrschaft kluger Frauen vielfach mehrte, bis die Ungunst der Zeiten das Erworbene wieder losriß, um endlich im Beginn unseres Säculums die Pforten strenger Clausur völlig zu sprengen — dann, unter raschem Zudringen des Weltlichen, fiel die Insel der fröhlichen Zunft der Maler anheim, der sie als Künstlerherberge ungestört verblieb, bis das kleine Eiland mit dem Anlanden des ersten Dampfschiffes in seine letzte Phase trat: ein Ziel für Touristen zu werden.

Seit jenem Tage wird unter den künstlerischen Stammältesten, welche als erste Pioniere moderner Cultur auf Frauenwörth gewirkt, mancher Stoßseufzer vernehmbar. Noch bewahrt der Ort seine reizvolle Eigenart, aber der köstliche Alleinbesitz hat seine Endschaft erreicht, und manches deutliche Zeichen verräth den stillen Protest der Malerzunft. Kein lustiger Mummenschanz, keine funkelnden Tollheiten mehr, wie dereinst, als man „unter sich“ gewesen. Während der erste Band der originellen, von den Stiftern gegründeten Chronik in Lied, Bild und Humor der Ausdruck echten Kunstsinnes ist, füllt sich manches Blatt des zweiten mit höchst fragwürdigem Inhalt, und die Wehklage der Gründer ist dazwischen zu lesen. Allerlei fahrendes Volk landet, streift umher und läßt sich sogar mitunter häuslich dort nieder. — So ist der Lauf der Welt.

Es war an einem Septembermorgen des Jahres 1866, in den ersten Tagen des Monats und zu ziemlich früher Stunde, als eine Dame auf den Balcon hinaustrat, welcher die Fronte des neben dem alten Wirthschaftsgebäude stehenden Gasthauses schmückt. Ein junges, schlicht gekleidetes Mädchen folgte ihr eilig mit Sessel und Fußbänkchen und kehrte dann in das Zimmer zurück, zu dem sie auf einen Wink der Dame die Flügelthür geöffnet ließ. Die schlanke Gestalt, welche sich, ohne den Sitz zu benutzen, über die Brüstung des Balcons lehnte, war nicht mehr in der ersten Jugend, doch entschädigte Grazie der Erscheinung für die mangelnde Frische. In der Weise, wie sie

sich bewegte, den Kopf wandte und die feinen Hände ruhen ließ, lag große Anmuth. Die sinnenden, etwas müden Augen verweilten einen Moment auf der sonnbeglänzten Wasserfläche, und senkten sich dann zu der Lindengruppe, welche den Platz nächst dem Hause beschattete. Leiser Lufthauch bewegte die Zweige und ließ die Blätterschatten auf dem hellen Boden tanzen.

Die Einsame wandte sich mit schwachem Seufzer von der Landschaft ab, ließ sich im Sessel nieder und blickte in das Zimmer, wo das junge Mädchen aufräumte und das Bett ordnete — eine voll erblühte, stattliche Gestalt mit lebensfrischen Zügen, herrlichem Blondhaar und lachenden Augen. Ihrer Geschäftigkeit zuzuschauen, war ein Vergnügen; jede Bewegung gelang der flinken Sicherheit, welche vollkommene Gesundheit des Körpers und Geistes zu begleiten pflegt

„Monika!"

„Gnädiges Fräulein?"

„Reichen Sie mir den Arbeitskorb heraus — danke! Sagen Sie doch, könnte man nachher ein Schiffchen bekommen, um nach Gstad hinüberzurudern? Der Tag ist so schön!"

„Wenn es dem Fräulein gefällig ist, selbst zu rudern, dann schon. So viel ich weiß, ist das Wirthshausschiff nicht bestellt."

Sie schüttelte den Kopf. „Heute nicht. Papa wird mitfahren."

„Ei, dann könnte ja der Herr Wilhelm rudern."

Das Fräulein lachte. „Nicht sein Fall, Monika. Der ist wohl auf dem festen Lande überall zu Hause, auf das Wasser versteht er sich aber schlecht. Wir müssen uns schon nach einem richtigen Schiffer umsehen."

„Das wird schwer halten," sagte das junge Mädchen kopfschüttelnd. „Es ist Markttag in Prien; da haben die Leute drüben zu thun. Wenn das Fräulein Geduld haben mögen, bis ich mit den Zimmern fertig bin, könnte ich nachher laufen und den Vater fragen, ob er Zeit hat, glaub' es aber schwerlich. Vielleicht kann der Bub' fahren."

„Sind Sie von hier zu Hause?" fragte das Fräulein überrascht.

„Freilich," entgegnete Monika, indem sie, das Staubtuch in der Hand, mit ihrer Beschäftigung fortfuhr; „mein Vater ist ja der Wendelfischer, bei dem der Herr Wilhelm immer das Geräucherte für den Herrn General holt. Dort unten steht unser Haus."

Des Fräuleins Auge kehrte von der malerischen Häusergruppe des Strandes zur Sprecherin zurück. „Aber Sie waren nicht immer auf der Insel? oder doch? Ich meine, Ihre Sprache klingt anders, als die der hiesigen Leute."

Monika lachte. „Ja, wissen Sie, Fräulein, das hat seine Ursachen. Als ich zwölf Jahre alt war und meine heilige Communion und die Firmung empfangen hatte, kam ich natürlich aus der Schule und sollte etwas verdienen helfen, denn wir sind eher arm als reich. Da hat es meine Mutter, die damals noch lebte, fertig gebracht, daß ich als Spülmädel im Kloster angenommen worden bin, für das Institut, wissen Sie, denn in das eigentliche Kloster darf keine Seele hinein, und kommt auch Niemand heraus, außer den Nonnen, die im Institute Stunden geben. Die haben auf mich Acht gehabt und mich gefragt, ob ich etwas Ordentliches lernen wollte, und weil mir das recht war und auch meinen Leuten, nahmen sie mich alle Nachmittage in die Classe. Sie haben es gar gut mit mir vorgehabt und gemeint, ich könnte selbst eine Klosterfrau und eine Lehrerin werden, wenn ich groß würde. Das gefiel mir prächtig."

„Es ist aber Nichts daraus geworden?" sagte das Fräulein lächelnd.

„Nein!" entgegnete Monika mit offenem Aufblicke, während ihre herrlichen Zähne zwischen den getrennten Lippen blitzten. „Es ist ja keine Sünde, wenn ich es sage — wissen Sie, Fräulein, ich taugte nicht recht dazu, nicht zum Lernen und auch nicht zur Klosterfrau. Wie ich größer wurde, schauerte mich's bei dem Gedanken, lebenslang immer in dem alten grauen Gemäuer bleiben zu müssen und nie, aber auch gar nie heraus zu dürfen, und dann hab' ich für die Bücher und die Schreiberei auch kein rechtes Sitzfleisch gehabt. Wenn ich mich nicht rühren darf und springen und singen, dann plustere ich mich auf wie ein Spatz bei Regenwetter. Trotzdem bin ich aber froh, daß ich dort in die Classen gekommen bin; im Winter, wenn wir hier zwischen Schnee und Eis sitzen, freut's mich und meine Leute, daß ich ihnen Sonntags schöne Geschichten vorlesen und auch daraus mancherlei expliciren kann, so von fremden Ländern und allerlei Sachen, die man nicht weiß, wenn man sie nicht gelernt hat."

„Und jetzt sind Sie also Zimmermädchen in der Gastwirthschaft?"

„Nicht für gewöhnlich, Fräulein. Nur zur Aushülfe, weil die Gustel, die sonst da ist, zu ihrer kranken Mutter fortgemußt hat. Sie war noch nicht lange fort, als Sie mit dem Herrn General herkamen, und bleibt länger aus, als der Wirthin lieb ist. Kommt so etwas vor, dann helfe ich immer aus, und die Wirthin säh' es gern, wenn ich ganz da bliebe. Mein Vater will aber nicht, und es ginge auch schwer, denn seit vor zwei Jahren die Mutter gestorben ist, giebt es daheim vollauf für mich zu thun."

„Nun, wenn Sie heirathen, Monika — und das bleibt wohl nicht lange aus? — dann muß der Vater doch auch zusehen, wie er fertig wird."

„Heirathen!" Sie lachte. „Das hat gute Wege. Wer nimmt ein armes Mädchen? Ich kriege nichts mit, als Leinwand und ein bissel Hausrath. Das langt nicht. Jetzt sind ja von den ledigen Burschen ein ganz Theil im Kriege todtgeschossen worden. Und dann mag ich auch nicht Jeden, der allenfalls anfragt."

„Angefragt wurde also doch?"

Die blauen Augen drückten sich halb zu. „Kein noch so geringes Häfele, es findet doch sein Deckele," sagte das Mädchen schelmisch, während sie bereits die Thürklinke erfaßte; „paßt aber der Deckel nicht, dann giebt es Scherben. — Haben das gnädige Fräulein noch etwas zu befehlen?"

Noch vor der Antwort erklang draußen behutsames Klopfen, und auf das Zeichen zum Einlasse schritt ein stattlicher Mann durch die Thür, der, als er sich unerwartet Auge in Auge mit Monika sah, welche an ihm vorüber hinausschlüpfte, vor ihr zurückprallte, während über sein gebräuntes Gesicht jähe Röthe fuhr. Er drückte die Thür hinter sich zu, ohne sich weiter nach dem Mädchen umzusehen, und blieb in strammer, beinahe steifer Haltung im Zimmer stehen. Es bedurfte nicht der Uniformsbeinkleider, die er zu einem schlichten grauen Rocke trug, um ihn als Militär zu kennzeichnen; die Art, wie er den Kopf hielt, seine muskelkräftigen Hände und Arme unbeweglich an die Seiten lehnte und den dichten Schnurrbart trug, war militärisch durch und durch. Gut geschnittene, aber gewöhnliche Züge, deren bestimmtester Ausdruck Kraft war, ließen nicht erkennen, ob diese Kraft mehr sei, als das Bewußtsein körperlicher Stärke. Er richtete seine ruhigen grauen Augen auf das Fräulein und sagte mit langsamer, sehr deutlicher Betonung: „Der Herr General lassen anfragen, ob Fräulein Valentine einverstanden ist, den Kaffee im Freien zu trinken?"

„Gern," antwortete Valentine und erhob sich, indem sie einen Blick auf den Platz hinab warf. „Lassen Sie uns an dem Tische serviren, wo wir zu Mittag speisen! Im Schatten möchte es für Papa zu kühl sein. Ich komme gleich."

Sie trat in das Zimmer, ihre Schreib-Schatulle zu schließen und eine leichte Hülle über die Schultern zu werfen; dann ging sie hinab. Da noch etwas Zeit vergehen mußte, bis ihr Vater erschien, schritt sie dem Dampfschiffstege zu, um den erweiterten Ausblick auf die Berge zu genießen. Als sie die schmale Brücke betrat, so leichten Fußes, daß ein scharfes Ohr dazu gehörte, ihren Schritt zu vernehmen, wandte ein hochgewachsener Mann, der am äußersten Ende des Stegeländers lehnte, den Kopf, und kam ihr entgegen.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein!" sagte er, und lüftete den breitkrämpigen Filz. „Sie kommen zur rechten Zeit, um zu schauen, was unsere jungen Leute ‚Stimmung' nennen."

Sie legte ihre Hand in die breite, schöngeformte Rechte, welche sich mit leichtem Drucke um ihre Finger schloß, und sah zu dem Manne auf. Er war alt; das weiße Haar, die Linien, welche das Leben in manche Gesichter so scharf einzeichnet, daß man sich auf den ersten Blick versucht fühlt, dem Räthsel ihres Entstehens nachzusinnen, wurden zum Zeugniß seiner Jahre. In dem feingeschnittenen Profil, dem feurigen Auge, den beredt geschwungenen Lippen des Mannes lag aber so viel Leben, daß es Keinem zum Bewußtsein kam, einem Sechsziger gegenüber zu stehen.

Mit leiser Bewegung der starken, noch dunklen Brauen lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Gefährtin auf das Gebirge. Die mächtigen Bergriesen, über welchen die Sonne stand, ruhten in voller Klarheit; nur gleichsam zu ihrem Schmuck hingen ze-

flatternde Wölkchen an ihren Kanten; ein schwerer Nebelstreif lagerte zu ihren Füßen auf dem See. Nach Westen zu war aber die Gebirgskette noch von breiten Dunstmassen umwogt; nur hier und dort hob sich eine leuchtende Kuppe befreit empor.

„Wie lockt doch alles Geheimnißvolle!" sagte Valentine. „So oft ich den Morgennebel schaue und auf das Hervortreten der Berge warte, überkommt mich dieselbe Empfindung, wie als Kind, wo man hinter verschlossener Thür auf den Christbaum harrte. Und so steht man immer im Leben vor irgend einer niedergelassenen Gardine, wartet auf irgend eine Erfüllung."

„Ja, es gleicht dem Leben," stimmte er zu. „Hier ein wenig Glanz, dort ein wenig Glanz, zuweilen alle Höhen verhüllt, dann wieder ein glorreicher Augenblick. Sinken die Nebel— gut. Steigen sie, dann verschwinden Himmel und Höhen ein für allemal."

„Das Himmelreich aber bleibt, und die Erde," sagte Valentine ruhig. „Wer dürfte auf ewigen Sonnenschein rechnen? Auch an sonnenlosen Tagen und Orten blüht und reift, was gepflegt wird. Als Kind verlangt man Weihnachtskerzen, und sammelt Muscheln und Blümchen; später verlangt man gar die Sterne vom Himmel und sammelt Schmerzen — zuletzt hält man gelassen Umschau, und sammelt Menschen."

„Dazu gehört eine Toleranz der Stimmung, wofür Sie beinahe zu jung sind, Fräulein."

„Zu jung? Ich? Uebrigens ist das, was Sie Toleranz nennen, wohl mehr eine Frucht der Erfahrung, und mit solcher haben die Jahre nichts zu schaffen. Man kann früh wie spät an eine Grenze gelangen, wo sich von selbst ein Halt gebietet, und ich glaube, Jeder, der dem Leben einmal fest in die Augen geschaut hat, wird Anderen Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Und Sie sprechen aus Erfahrung?"

„Ja." Ein leiser Zug von Strenge legte sich um ihre feinen Lippen, dann sah sie mit sympathischem Blicke zu ihm auf. „Sie sind Künstler," sagte sie herzlich, „Ihr Theil ist ewige Jugend. Die Welt gehört Ihnen anders, besser als uns Uebrigen. Ich darf nicht sagen, daß ich Sie darum beneide, denn nichts in mir ist großartig genug, um auch nur in Gedanken solche Höhen zu erstreben, aber ich kann Ihre Schöpfungen nachfühlen, und danke Ihnen, daß Sie mir den Blick in eine weite, nie der Klarheit entbehrende Welt aufgethan."

Er richtete sein tiefes Auge mit eigenthümlichem Ausdrucke auf sie. „Sie gaben mir weit mehr durch Ihr Verständniß, Fräulein Valentine. Kein Mensch hat je Ursache, einen anderen zu beneiden, am wenigsten, wenn dieser Andere ein Künstler ist. Die eigene Kraft zu fühlen, und dabei in der eigenen Schwäche erlahmen, immer nach einem Spiegelbilde der Schönheit ringen, das dem Erfassen entflieht — ist ein Geschick, das vom gegenwärtigen Augenblicke jeden Genuß wegzehrt."

„Und das dennoch keiner der Begnadigten freiwillig mit einem anderen vertauschen würde," entgegnete Valentine, indem sie dem Ufer zuschritt.

„Sie gehen schon hinein?"

„Papa erwartet mich zum Kaffee."

„Noch nicht gefrühstückt? Und doch sah ich Sie schon vor einer Stunde auf dem Balcon!"

„Papa nimmt seine Mahlzeiten ungern allein. Wollen Sie mich zu ihm begleiten, dann wird er doppelt zufrieden sein."

Als Beide die Terrasse betraten, erschien der General eben, auf seines Dieners Arm gestützt, an der Ecke des Hauses. Er ging mühsam; eine in der ersten Schlacht des diesjährigen Krieges erhaltene Fußwunde war nun zwar geheilt, hatte aber bedeutende Schwäche zurückgelassen, und es ward ihm schwer, ohne Beistand auch nur wenige Schritte zu machen. Sein Führer stützte die gedrungene, schwerfällige Gestalt mit großer Sorgfalt, und Vater und Tochter langten zu gleicher Zeit an dem unmittelbar vor der Hauswand stehenden, vor Wind geschützten Tische an, auf welchem bereits das Kaffeegeschirr stand.

„Gut geschlafen?" fragte Valentine freundlich und bot ihrem Vater die Hand.

Der eigensinnige Zug, welcher um die schmalen Lippen des Generals lagerte, verschärfte sich, während er gereizt entgegnete: „Ich schlafe nie gut — das könntest Du wissen. Guten Tag, Herr Bernardin! Sie kommen, wie mir scheint, schon von einer Promenade durch Thau und Nebel zurück — nicht wahr? Was doch manche Leute Alles vertragen! Wird auch nicht ewig dauern."

Sein mürrischer Blick maß die kraftvolle Gestalt des Künstlers mit einem Ausdruck von Neid, während er sich ächzend niederließ. „Wenn man sich freilich eines so guten Appetites zu erfreuen hat, wie Sie —"

„Nun, Papa," sagte Valentine mit heiterem Auge, während sie ihm einschenkte; „was diesen Punkt betrifft, hast Du doch auch nicht zu klagen."

„Meinst Du? Ich lebe freilich nicht blos von Vergißmeinnichtsalat, wie Du, aber seit ich herumkriechen muß, wie eine Schnecke, kann ich mir nichts Ordentliches mehr zumuthen — ein miserables Leben, das!"

„Auch dies, Herr General, wird nicht ewig dauern," tröstete Bernardin lächelnd, während er am Tische Platz nahm und sich eine Cigarre ansteckte. „Ich finde Sie seit Ihrem Hiersein bedeutend gekräftigt; das Bad, die Landluft haben offenbar ihre Schuldigkeit gethan — noch kurze Geduld, und Sie sind wieder fest im Sattel."

„Haben gut reden," sagte der alte Herr ärgerlich. „Mein Lebtag komme ich nicht mehr auf Sattel und Gaul — das weiß ich besser. Ein armseliger Invalide, zu nichts gut, als herumzuhumpeln und dem Herrgott seinen Tag abzustehlen. Sind Morgens meine Stiefeln angezogen, dann bin ich fertig mit allen Geschäften. Da wäre ein ehrlicher Soldatentod tausendmal besser gewesen —"

„Papa!" unterbrach ihn Valentine sanft.

„Nun ja — Du hättest dabei auch weiter nichts eingebüßt; jetzt wär's verwunden. Nützen können wir einander doch nicht viel."

Ihre Lippen zuckten; sie schwieg aber.

Bernardin's Auge streifte einen Moment über ihr Gesicht hin; es war schon wieder ruhig, doch zitterte ein Tropfen in den gesenkten Wimpern.

Auf der Terrasse wurde es lebendiger. Hier und dort besetzte sich einer der Tische mit frühstückenden Langschläfern; frischgewaschene, glänzende Kindergesichter kamen zum Vorschein und eilten der unter den Bäumen hängenden Schaukel zu. Mit all ihrem Handwerkszeug ausgerüstet, strebten bärtige und unbärtige Künstler ihren auserwählten Standpunkten entgegen. Der Eine trug seine Staffelei auf dem Rücken, wie die Schnecke ihr Haus; der Nächste erschien, zur Kahnfahrt nach der jenseitigen Waldspitze ausgerüstet, Ränzel und Malerstock auf den Schultern, gleich einem fahrenden Schüler. Drunten am Strande tauchte hier und dort zwischen Büschen und Bäumen ein ausgespannter Sonnenschirm auf, wie ein gelber Riesenpilz, unter welchem ein Erdmännlein hockt. Es war ein Morgen, geschaffen für Kinder, für Künstler, für das Genießen. Die Sonne tagte immer flammender. Himmel und See blickten einander mit klarblauen Augen an. Hoch mit dem letzten Heu beladen, schiffte der morsche Einbaum schwerfällig dem Lande zu. Ein Segelschiffchen flog gleich einer Schwalbe über das schimmernde Wasser, vom Ostwinde getrieben. Zwei junge Mädchen in sommerlichen Gewändern huschten aus dem Hause, und streiften dicht am Frühstückstische des Generals Wittstein vorüber. Während sie sich verbeugten, grüßte die Schönste, Lachendste der Beiden Bernardin mit den Wimpern und wandte im Vorübergehen das feine Hälschen nach ihm zurück, indem sie aus dem kleinen Armkorbe eine angebrochene Semmel nahm und zeigte. Er schüttelte lächelnd den Kopf und klopfte mit dem Finger auf das Skizzenbuch, welches aus der Tasche seiner Joppe hervorragte.

„Haben Sie wirklich den Muth, nicht zu folgen, wenn die schöne Resi lockt?" scherzte Valentine.

„Wenn die schöne Resi auf dem Wege ist, die Klosterenten zu füttern, sehnt sie sich weniger nach meiner Begleitung, als nach dem Rest meiner Frühstückssemmel," entgegnete Bernardin, indem er aufstand, sich zu verabschieden. „Heute habe ich weder Brod noch Zeit auszustreuen; ich will an die Arbeit. — Werden Sie den günstigen Tag zu einem Ausfluge benützen?"

„Papa äußerte gestern Lust, nach dem rothen Kreuze hinüber zu fahren," sagte Valentine mit halb fragendem Blick auf ihren Vater. „Bleibt es dabei?"

„Hast Du für einen Fährmann gesorgt?" fragte der General zurück. „Sonst danke ich. Es bringt mich um den Athem, wenn ich zuschauen muß, wie Du Dich selbst mit dem Rudern abquälst."

„Ich erwarte Bescheid. Da kommt meine Sendbotin eben

vom Fischerhause, und wir werden gleich erfahren, ob wir Aussichten haben."

Im Begriff, nach dem Wirthshause einzubiegen, hörte Monika den Ruf des Fräuleins und eilte flink herbei. Ihre prächtige Gestalt erschien stets am vortheilhaftesten in der Bewegung; der elastische Schritt, die freie Haltung des Kopfes hoben noch ihre Stattlichkeit. Das reiche Blondhaar schimmerte in der Sonne.

„Der Vater muß nach Prien, Fräulein, und der Bube ist schon mit dem kleinen Boote voraus," sagte sie eilig; „aber ich habe zuvor schon mit der Wirthin geredet. Wenn die Herrschaften bis Mittag zurück sein wollen, darf ich Sie fahren."

Der General blickte wohlgefällig auf die blühende Erscheinung. „Ganz schön, Monika," sagte er zustimmend; „wird die Ladung aber nicht zu schwer für zwei Arme? Sie bekommen dreifache Fracht; wenn wir drüben bis zum rothen Kreuze wollen, brauche ich den Wilhelm."

„Hat keine Gefahr, gnädiger Herr," sagte sie munter. „Drei machen mir nicht bange, und wenn der Herr Wilhelm mitfährt, lege ich doppelte Ruder in's Schiff, oder er soll steuern. Was man nicht kann, lernt man. Um welche Zeit soll ich unten sein?"

Herr von Wittstein sah nach der Uhr. „Wenn es angeht, so fahren wir gleich. Und hören Sie, Monika, da Sie jetzt hineingehen, können Sie dem Wilhelm sagen, was wir ausgemacht haben — vergessen Sie aber nicht, ihm auch zu vermelden, wer die Schifferin ist! Wir kommen bald nach."

Er lachte. Der mürrische Zug verschwand für einen Moment aus dem bärtigen Gesichte, und aus dessen hundert Falten lachte eine Jovialität, die man vor wenig Augenblicken nicht in ihrem Versteck errathen haben würde. Der Anflug gemüthlicher Heiterkeit warf gleichsam einen Reflex. Valentinens Auge hing freudig und zärtlich an den belebten Zügen des Vaters. So blickt man in eine traulich bekannte, von Nebeln verhüllte Landschaft, wenn ein vorübergehender Sonnenstrahl sie beleuchtet.

Monika begab sich inzwischen nach der Gaststube, wo die Wirthin saß und ihrer Gäste „Beichte hörte", das heißt mit Jedem, der da kam, reihum die Rechnung des vorigen Tages richtig machte. Dort fand sich sogleich Gelegenheit, ihre Botschaft an den Diener des Generals auszurichten, welcher sich eben im Interesse seiner Herrschaft nach dem heutigen Küchenzettel erkundigte. Nach geschehener Meldung an die Wirthin nahm das Mädchen den Bootschlüssel vom Haken, belud sich mit ein paar Rudern und eilte hinter dem Hause hügelabwärts nach der kleinen Bucht, in welcher die Badehütten standen und an deren Eingange die beiden dem Wirthshause zugehörenden Boote angekettet lagen. Sie war noch geschäftig, das kleinere derselben sorgsam auszuschöpfen, als der Bediente, mit Plaids und Fußkissen beladen, gleichfalls hinabkam, ihr, ohne ein Wort zu sprechen, mit freundlichem Gesicht die Schöpfkelle aus der Hand nahm und das Geschäft gewandt vollendete.

„Wie Ihnen das von der Hand geht, Herr Wilhelm!" sagte Monika neckend. „Ist's denn wahr, daß Sie nicht rudern können? Ich glaube, Sie stellen sich nur so, um auf dem Wasser Feiertag zu haben."

„Bin wirklich so ungeschickt, hab's wenigstens noch nicht probirt," erwiderte der junge Mann treuherzig. „Das kommt eben, weil ich nie am Wasser gehaust hab'. Zur Noth, daß ich ein wenig schwimmen kann, und auch das hab' ich erst als Soldat gelernt, und es geht damit nur so, so."

„Wie lange sind Sie denn schon beim Militär?" fragte Monika, während sie den Schiffsboden vollends trocken rieb.

„Just zwei Jahre. In ein paar Wochen ist meine Zeit um, und ich darf wieder heim."

„Da sind Sie gewiß froh. Nun gar nach der gräulichen Kriegszeit!"

„Na, davon bin ich gerade nicht viel gewahr worden. Der Herr General hat ja den Schuß gleich zu Anfang abbekommen, und weil ich dazumal schon lange als Bursche bei ihm war, bin ich commandirt worden, mit ihm in's Feldlazareth und dann in sein Haus zu gehen. Dort ist mir's gut genug ergangen, besser, als ich's daheim haben kann. Man ist aber doch lieber sein eigener Herr. Ich hab' zwar kein Vater und Mutter mehr, aber doch ein Häuserl und ein bissel Feld, was mein ist; drum freu' ich mich heim, wo man doch wieder ordentlich die Arme rühren kann."

„Wo sind Sie denn zu Haus, Herr Wilhelm? Sie sagen, daß da kein Wasser wäre — das kann ich mir schon gar nicht vorstellen, wie die Welt ohne Wasser ausschauen mag. So schön wie bei uns kann's da gewiß nicht sein."

Sie ließ ihr Auge über den See hinschweifen, und der durch täglichen Ausdruck fremder Bewunderung genährte Heimathstolz leuchtete darin auf. Mit ihr zugleich sah Wilhelm auf das Wasser, und Beide machten, ehe er noch ihre Frage beantwortet, eine Bewegung des Erschreckens. Mitten im See schwamm ein mit Heu beladenes Boot, welches von einem etwa vierzehnjährigen Mädchen regiert wurde. Auf dem Heuhaufen saßen ein paar Kinder, im Alter von ungefähr vier bis sechs Jahren, die sich balgten. Das kleinste Mädchen kam in diesem Moment aus dem Gleichgewichte und kugelte kopfüber hinab in das Wasser. Bei diesem Anblicke verlor die Schifferin offenbar den Kopf; das Ruder glitt ihr aus der Hand; hülfloses Geschrei der Kinder schallte kläglich über den See hin.

Monika machte mit rascher Geistesgegenwart ihren noch festgeschlossenen Kahn von der Kette los, ehe sie aber damit zu Stande war, hatte Wilhelm bereits den Rock abgestreift, schritt in dem seichten Wasser auf dem Kiesgrunde weit aus und schwamm, sobald er die nöthige Tiefe erreicht, rüstig in der Richtung des Unfalls vorwärts. Das durch den Ostwind nach dem jenseitigen Ufer zugetriebene Heuschiffchen entfernte sich immer weiter von dem Kinde, welches bis jetzt durch seine Röcke auf der Oberfläche erhalten ward. Trotz Monika's Anstrengung, die mit eifrigem Ruderschlage vorwärts strebte, machte ihr der ungünstige Wind viel zu schaffen, und sie kam ihrem Ziele nur langsam näher. Schon war es aber dem jungen Manne geglückt, das Kind zu fassen und über Wasser zu halten. Nun aber schienen seine Bewegungen unsicher zu werden. Monika besann sich, daß er sich erst vor wenig Minuten als ungeübter Schwimmer bekannt hatte und ward von Angst erfaßt. Das Kind im Arme, in unbekanntem Gewässer, das gerade an jener Stelle nicht nur besonders tief, sondern auch von Strömungen durchkreuzt wurde — wie leicht konnte der brave Mensch seinen guten Willen mit dem Leben bezahlen!

Sie rief ihm ermuthigende Worte zu und setzte all ihre junge Kraft ein. Mit äußerster Anstrengung strebte sie ihm entgegen. Jetzt glückte es. Sie gelangte in seine Nähe, konnte ihm das Kind aus den Armen nehmen, ihm in ihr Schiff helfen. Als sie Beide geborgen sah, strömten ihr die Augen über. Das kleine Mädchen lebte und bewies dies durch mächtiges Schreien, nachdem Monika es mit einem der warmen Plaids umwickelt hatte, die auf der Schiffsbank lagen. Als sie Wilhelm den zweiten hinreichte, schüttelte er den Kopf und erfaßte statt dessen ihre Hand mit starkem Drucke.

„Ein Glück, daß Sie besser rudern, als ich schwimme," sagte er mit tiefem Athemzug.

„Mehr Glück noch für das böse Mädel da, daß Sie sich darauf erst jetzt besinnen," rief Monika lebhaft. „Bis ich mit dem Schiffe hingekommen wär', hätte sie drunten bei den Fischen gelegen. Und jetzt hör' auf zu heulen, Mädi, und ein andermal sitz' still, wenn Du auf dem See bist! Sobald wir am Lande sind, Herr Wilhelm, muß ich den Nichtsnutz heim tragen; es ist ein Nachbarskind, und seine Mutter wird einen schönen Schrecken haben. Geschieht ihr aber schon recht; warum giebt sie die wilden Dinger mit, wenn die Zenz Heu fahren soll; die ist ja selber noch nicht lang gefirmelt. Und Sie, Herr Wilhelm, müssen halt geschwind in's Haus und sich aus dem nassen Zeuge schälen — sagen Sie nur den Herrschaften, ich wär' gleich wieder da."

Das Boot landete.

„Der Herr General wird schön wettern, daß ich nicht am Platze bin," sagte Wilhelm. „Könnte er allein fortkommen, dann wär' er längst unten. Grüß Gott, bis nachher, und — vergelt's Gott!" Noch einmal umschloß er fest des Mädchens Hand und sah sie an. Beide wurden in demselben Moment dunkelroth bis unter die Haare.

Monika antwortete nichts auf sein Dankeswort. Sie nickte nur flüchtig mit dem Kopfe und eilte, das Kind im Arme, aufwärts. Ohne an seinen triefenden Zustand zu denken, sah ihr der junge Mann nach, so lange eine Spur von ihr zu unterscheiden war, dann athmete er tief auf. Ueber seine einfachen Züge ging ein Glanz. (Fortsetzung folgt.)

Ein Auserwählter der Kunst.



Friedrich Haase als König Philipp der Zweite.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Emil Devrient und Bogumil Dawison sind nicht mehr. Dessoir ist ihnen nachgefolgt. Die glänzenden Berühmtheiten, welche Eduard Devrient als Träger des Virtuosenthums bezeichnet, sind ausgestorben.

Doch nein, noch lebt ja Friedrich Haase, und was auch seine Gegner sagen mögen, die Lorbeern, die er diesseits und jenseits des Oceans geerntet, der große Ruf, den er sich erworben hat, stellen ihn in eine Linie mit seinen gefeiertsten Vorgängern.

„Er ist ein Virtuos!" so tönt es aus jenen Kreisen, in denen die Echos der Devrient'schen Schrift sich fortpflanzen.

Gewiß ist er das, und jeder echte Künstler soll es sein; das heißt, er soll die Technik seines Handwerks mit unerschütterlicher Sicherheit bis in ihre kleinsten und feinsten Züge hinein beherrschen. „Doch er soll sich nicht vordrängen im Ensemble; das Ensemble ist die Hauptsache", so rufen die Anhänger des ehrwürdigen und hochverdienten Dramaturgen in Karlsruhe. Ein Ensemble vorzüglicher Künstler und Meister ist jedenfalls das Ideal der Kunst, aber wie soll es ein hervorragender Künstler machen, wenn er in das noch so gut geschulte Ensemble mittelmäßiger Kräfte eingereiht wird? Soll er zur Mittelmäßigkeit herabsinken, um sich nicht vorzudrängen? In der Armee giebt es höchstens Flügelmänner, in der Kunst aber giebt es Genies, Talente des verschiedensten Grades; jeder mag an seinem Posten stehen und ihn pflichtgemäß ausfüllen. Bis jetzt ist aber noch kein Mittel dagegen gefunden worden, daß das größere Talent sich vor dem geringeren auszeichnet und daß das Genie ganz besondere Lichtblitze von Offenbarung hat, während die Durchschnittsmenge der Darsteller für ihre Blitze nur das übliche Theaterkolophonium verwendet. Ein größeres Talent wird stets ein mittelmäßiges Ensemble durchbrechen. So wenig Goethe und Schiller mit lyrischen Albumblüthlern in Reih und Glied gestellt werden können, ohne sie zu überragen, wie die olympischen Götter die Pygmäen: so wenig können wahrhaft bedeutende Darsteller mit redlich strebenden Mittelmäßigkeiten in Reih und Glied stehen, ohne einen unharmonischen und unproportionirten Eindruck zu machen.

„Doch das beständige Gastiren," sagen die Gegner, „daran erkennt man eben die Virtuosen."

Gewiß, das Gastspielwesen in seiner Uebertreibung ist bedenklich für das Gedeihen des Theaters. Die Repertoires werden gestört und unterbrochen, und die gastirenden Künstler selbst kommen nicht zu der Ruhe, neue Schöpfungen zu gestalten, aber man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Ein bedeutender Darsteller gehört der Nation an; jeder Einzelne hat den Wunsch und das Recht, ihn kennen zu lernen. Gastreisen, wie sie jetzt durch die neuen Verkehrseinrichtungen so wesentlich erleichtert werden, dienen dazu, die Bekanntschaft der Einzelnen mit den hervorragenden Künstlern in den verschiedensten Städten zu vermitteln. Dichter und Componisten sind in der glücklichen Lage, ihre Werke an allen Bühnen zur Aufführung zu bringen, dem ganzen deutschen Publicum bekannt zu werden, ohne auch nur einen Augenblick ihren Wohnort zu verlassen. Der Schauspieler wirkt nur durch sein persönliches Auftreten; es ist dies eine Schranke seiner Kunst. Tritt er nur in einer Stadt auf, so kennt ihn auch nur das Publicum dieser Stadt. Große Künstler haben daher zu allen Zeiten „gastirt"; es liegt dies in der Natur der Sache. Nur zogen sie in früherer Zeit mit den ganzen Gesellschaften zugleich herum, während sie jetzt einzeln von Stadt zu Stadt wandern. Gastspielreisen sind daher wohl gerechtfertigt, wenn sie nicht ausarten und ausschließlich ein ganzes Künstlerleben ausfüllen.

„Doch Friedrich Haase," sagen die Gegner weiter, „ist vielleicht in seinem Genre groß, aber sein Genre ist klein."

Wir meinen, Jeder ist bedeutend, der in seinem Genre groß ist, und dann reicht das Talent Haase's weit hinaus über dasjenige, was man gewöhnlich als sein Genre bezeichnet.

So verläuft in der Regel die Debatte über Friedrich Haase zwischen Freund und Feind, unter den Kritikern von Beruf und Neigung; das große Publicum hat nie eine derartige Kritik geübt; es hat sich an den geistreichen Leistungen des Künstlers erfreut und, wenn er auftrat, stets die Häuser gefüllt. Der Name Friedrich Haase's ist einer der größten Cassenmagnete, von denen die deutsche Theatergeschichte zu erzählen weiß.

Der Künstler ist im Jahre 1824 in Berlin geboren, wo sein Vater Kammerdiener des späteren Königs Friedrich Wilhelm des Vierten war; er ist also aus denselben Kreisen des subalternen preußischen Hofdienstes hervorgegangen, aus denen auch Karl Gutzkow stammt. Der Dichter des „Königslieutenant" und der erfolgreiche Darsteller des Thorane sind an den Ufern der Spree geboren, und zwar, wie es in den englischen Lustspielen heißt, below stairs, unter den Treppen, die zu den Hofsalons führen. Früh zeigte der Knabe schon Neigung für das Theater, und eine dramaturgische Autorität wie Ludwig Tieck wurde sein Lehrmeister. Tieck war vielfach bestimmend für die Entwickelung des talentvollen Schülers. Der Romantiker war ein fein ironischer Kopf, und auch sein Jünger sollte später ein Meister seiner Ironie werden. Tieck war für Shakespeare begeistert. Er lebte und webte in ihm; er sah das Leben, die Welt, die Kunst mit Shakespeare's Augen; er war jeder Zoll ein Epigone des großen Briten. Diese Begeisterung für Shakespeare vererbte er auf seinen jungen Schüler. Sowohl als Darsteller wie als Schauspieldirector hat Haase den Shakespeare-Cultus mit Enthusiasmus, ja selbst mit pecuniären Opfern gepflegt.

Außer von Tieck, der ihn in die ästhetischen Feinheiten einführte, und zwar auf Befehl des Kronprinzen, der sein Pathe war, wurde Haase auch von mehreren anderen Lehrern in der Schauspielkunst und ihren Vorwissenschaften unterrichtet und betrat dann zuerst in Weimar die Bühne. Sein erstes Gastspiel in Berlin hatte Erfolg; man machte ihm einen Engagementsantrag, doch er lehnte ihn ab, weil er befürchtete, neben Döring und Dessoir eine zu untergeordnete Rolle zu spielen. An dem Theater zu Prag, wo er 1850—1852 engagirt war, hatte er zuerst durchgreifende Erfolge. Ein Geheimniß seines später so glänzenden Bühnenglücks beruht auf Haase's genauer Selbstkenntniß, auf dem richtigen Instinct für dasjenige, was seiner Persönlichkeit, seinen Mitteln zusagt. Es gab und giebt bedeutende Künstler, denen dieser Instinct fehlt, die wie der Weber Zettel im „Sommernachtstraume" Pyramus, Thisbe und den Löwen zugleich spielen wollen. Erzählt man doch von dem Altmeister deutscher Schauspielkunst, Conrad Ekhof, daß er noch in hohen Jahren jugendliche Liebhaber spielte. Haase wußte sich von Hause aus zu beschränken, und in dieser Beschränkung kündigte sich der Meister an. Er gehört nicht zu den himmelstürmenden Genies, für welche die größten Aufgaben nicht groß genug sind; er weiß, daß seine Stärke nicht im hinreißenden Schwung der Begeisterung liege, der bei der Darstellung nur allzu oft die Coulissen mit fortnimmt, sondern in der feinen Charaktermalerei. Er ist kein dramatischer Frescomaler, sondern ein Aquarell- und Pastellmaler, aber gerade auf diesem mit künstlerischer Einsicht beschränkten Gebiet strebt er nach der Meisterschaft. Freilich wünschte er bei seinen Engagements auch Berücksichtigung seiner Eigenart; wo diese ausblieb oder ihm auszubleiben schien, wie in München, da duldete es ihn nicht lange, und der inneren Nöthigung seines Talentes folgend, zögerte er nicht, auch contractliche Schranken zu durchbrechen, was ihm längere Zeit hindurch aber jedes künstlerische Wirken erschwerte. Seinem Engagement in Frankfurt, das unter der Intendanz von Roderich Benedix (1855—1858) stattfand, folgte ein längeres Engagement in Petersburg, während dessen sein Name durch zahlreiche Gastspielreisen in Deutschland in der Urlaubszeit immer bekannter und gefeierter wurde. Hier in Petersburg verheirathete er sich mit der anmuthigen und begabten Schauspielerin Lina Schönhoff, nachdem seine Ehe mit der Sängerin Anschütz-Kapitain nach einjährigem Bestehen wieder gelöst worden war.

Von dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha zum Director der Hofbühne berufen, widmete er sich dieser ihm neuen Stellung mit Eifer und machte hier die Vorstudien für seine spätere Bühnenleitung in Leipzig. Nachdem er dieses Verhältniß gelöst hatte, folgte er wieder seinem freien künstlerischen Wandertriebe und zwar bis über den Ocean. Seine Gastspiele in Nordamerika im Jahre 1869 gehörten zu den erfolgreichsten, deren deutsche Schauspieler in der transatlantischen Welt sich rühmen dürfen. Von dort zurückgekehrt, gehörte er dem Berliner Hoftheater einen Winter hindurch an; er war der entschiedene Liebling des Berliner Publicums, und die Abende, an denen er auftrat, waren keine verlorenen für die Casse des Hoftheaters. Nach Laube's Fortgang von Leipzig meldete sich Haase neben zahlreichen anderen Bewerbern zur Uebernahme der Direction in der Pleißestadt. Der Rath entschied sich für ihn, und seine sechsjährige Directionsführung bewahrte dem Leipziger Stadttheater seine hervorragende Stellung unter den deutschen Bühnen. Durch mancherlei Klippen hindurch leitete er das Leipziger Theaterschiff, nicht immer mit gleich günstigem Fahrwind, doch mit unerschrockenem Muthe und mit sicherer Hand, sodaß im letzten Jahre seiner Directionsführung Oper und Schauspiel ein vortreffliches Ensemble aufwiesen, und als er von der Leitung zurücktrat, das Publicum die wärmsten, ja wahrhaft enthusiastische Beweise seiner Theilnahme dem scheidenden Director und seinem von ihm unzertrennlichen Collegen, Herrn von Strantz, gab.

Zunächst wird Haase jetzt wieder für einige Wintermonate der Berliner Hofbühne, an der seine Gattin fest engagirt ist, seine künstlerische Thätigkeit zuwenden.

Wenn es ein berechtigter Ausspruch ist, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht, ein Ausspruch, der zugleich die oft fieberhafte Hast erklären mag, mit welcher die Schauspieler die Kränze der Mitwelt auf ihr Haupt zu häufen suchen, so ist es um so mehr Pflicht der zeitgenössischen Kritik, mit größter Unbefangenheit und Unparteilichkeit und so anschaulich wie möglich ein Bild der Künstler hinzustellen, da das Urtheil der Zukunft ausschließlich durch das Urtheil der Gegenwart bestimmt wird und sich keine anderen Zeugnisse eines schauspielerischen Wirkens auf spätergeborene Geschlechter forterben. Lebendig und mit frischem Dufte gelangen die Blüthen des dichterischen Talentes auf die Nachwelt, diejenigen des schauspielerischen nur im Herbarium der Presse; mit desto größerer Sorgfalt müssen sie in dasselbe eingelegt werden, damit nicht zerdrückte Blätter und Blumen nur ein unklares Bild geben von ihrer einst lebensfrischen Gestaltung.

Friedrich Haase ist kein Künstler, dessen gelungenste Schöpfungen auf Improvisation beruhen. Er gönnt den Eingebungen des Augenblicks keine Macht über sein darstellendes Talent; er baut seine Gestalten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit auf, freilich nicht in einer lockern haltlosen Zusammenreihung, sondern stets als ein mit künstlerischem Tiefblicke erfaßtes Ganze. Die Kunst der Menschendarstellung soll uns den ganzen Menschen geben; dazu gehört vor Allem, daß die äußere Erscheinung mit dem inneren Wesen sich in vollem Einklange befindet. Die Masken Haase's sind Meisterstücke jener Portraitmalerei, welche ihr Atelier in den Garderobezimmern hat. Sein Cromwell und Alba, sein Shylock, Marinelli und Narciß, sein Thorane und Rocheferrier sind Charakterköpfe, die einem genialen Portraitmaler alle Ehre machen würden. Namentlich die historische Treue ist an diesen Haase'schen Masken bewunderungswürdig. Sein Philipp der Zweite, in welcher Rolle unser heutiges Bild den Künstler darstellt, ist ein redendes Beispiel für diese historische Treue der Haase'schen Portraitmalerei. Und mit der Maske steht bei Haase stets die ganze Haltung und körperliche Erscheinung in Harmonie. Er hat die „Symbolik der Gestalt" studirt; seine Darstellung verleugnet nie die tieferen Beziehungen zwischen dem Seelischen und Körperlichen, auch weiß er verwandte Gestalten scharf zu sondern; welch ein Unterschied ist zwischen seinem Alba, dem Fanatiker des Despotismus, und seinem Cromwell, dem Fanatiker der biblischen Demokratie! Wer aber die Vielseitigkeit seiner Leistungen würdigen will, der vergleiche diese wie aus Erz gegossenen Gestalten mit seinen quecksilbernen Marquis und Lebemännern.

Haase ist ein moderner Darsteller. Alles Romantische liegt ihm fern; sein Talent geht auf das fein Charakteristische; lyrische Ergüsse, eine machtvolle und pomphafte Rhetorik sind ihm unbequem, auch reichen seine Mittel dazu nicht aus, so vortrefflich er auch sein Organ geschult hat, so sehr er auch mit demselben die düstere Energie eines Alba und Cromwell, und auch den leidenschaftlich aufflackernden Groll eines Shylock zur Geltung zu bringen vermag. Wenn wir durch die Portraitgalerie seiner künstlerischen Schöpfungen wandern, so verweilen wir zunächst bei den mehr genrehaften Cabinetsstücken, die mit bewundernswerther Sauberkeit und künstlerischer Vollendung ausgeführt sind. Die Aristokraten aus der Rococozeit, mit dem Parfum leichtblütiger Frivolität, gelingen ihm am besten. Sein alter „Klingsberg" ist eine köstliche Gestalt; der Kotzebue'sche Wüstling läßt sich nicht lebenswahrer verkörpern. Ein anerkanntes Cabinetsstück, durch welches er ein kaum lebensfähiges Product, wie „Eine Partie Piquet", zu einem auf allen Bühnen eingebürgerten Repertoirestücke gemacht hat, ist sein Marquis Rocheferrier; dieser eigensinnige hüstelnde „alte Herr" mit dem eingeborenen Dünkel ist eine wahrhaft genial gedachte und ausgeführte Gestalt. Sein Marquis in Sandeau's „Fräulein von Seiglière" unterscheidet sich von dieser aristokratischen Mumie durch jugendliche Frische und einen echt chevaleresken Zug; er ist eine der liebenswürdigsten Gestalten aus dem Album Haase'scher Charaktere und wird vielleicht von dem Darsteller selbst nicht ganz nach Verdienst geschätzt.

Mit einer eigenthümlichen Nüance tritt Gutzkow's „Königslieutenant" in diese Gruppe; dieser schwärmerische, melancholische und doch dabei tapfere und ritterliche Thorane Friedrich Haase's trifft den Grund- und Leitton des Charakters ausnehmend glücklich. Für alle diese und ähnliche Aufgaben kam die feine und elegante Persönlichkeit dem Künstler besonders zu Statten.

Eine andere Gruppe Haase'scher Charaktere ist diejenige, die sich durch geistige Ueberlegenheit und glänzende Ironie auszeichnet. Der Hauptvertreter dieser Gruppe ist Bolingbroke in Scribe's „Glas Wasser", eine Rolle, die zu den besten des Künstlers gehört, wenn sie auch von ihm nicht häufig genug dem Publicum vorgeführt wird.

Auch die feinere Seelenmalerei gehört zu Friedrich Haase's künstlerischen Vorzügen. Ein Meisterstück hierin ist sein Harleigh in „Sie ist wahnsinnig", auch sein Arthur von Marsan, in welcher Rolle er die Klippe verliebter Schwärmerei möglichst glücklich umschifft, gehört hierher, ebenso „Narciß", dessen innere Gebrochenheit und Blasirtheit er trefflich zur Geltung bringt, wenn ihm auch für die Ausbrüche der Verzweiflung am Schlusse Dawison's niederschmetternde Gewalt fehlt.

Unter den eigentlichen Intriguanten, die auf Haase's Repertoire stehen, nimmt sein Marinelli wohl den ersten Rang ein. Es ist eine durchaus originelle Schöpfung; nicht die Glätte des Hofmanns, nicht das Lakaienhafte, obschon es durchaus nicht fehlt, tritt in den Vordergrund, sondern das Affenartige und Hämische des Charakters.

Von den historischen Charakterköpfen Haase's erwähnten wir bereits Cromwell, Alba und Philipp den Zweiten; namentlich ist sein Cromwell eine meisterhaft ausgeführte Gestalt.

Wir sprachen oben schon von der Bewunderung, welche Friedrich Haase für die Dramen des großen britischen Dichters hegt. Nach dem Vorgang der neuen englischen Bühnendirectoren gab Haase den Kaufmann von Venedig und Richard den Dritten mit einer glänzenden theatralischen Ausstattung. Es war das offenbar ein Act der Pietät, aber unser Künstler wurde von Anhängern der keuschen Shakespeare-Observanz dafür zur Ordnung gerufen, als ob er die Muse des großen Poeten dadurch entweiht hätte. Gewiß mit Unrecht! Sobald derartige Ausstattungen den Eindruck der Stimmung erhöhen, welche das ganze dichterische Bild beherrschen soll, sind sie vollkommen berechtigt, und das war bei den meisten Decorationen und Gruppenbildern in beiden Dramen der Fall. Das lustige Maskentreiben von Venedig, die Pracht in den Sälen der reichen Erbin Portia: das alles tritt lebendig vor uns hin. In Richard dem Dritten werden die großen Haupt- und Staatsactionen und die Schlachtscenen mit entsprechendem Pomp inscenirt. Da wir nicht mehr in den Zeiten der Shakespearebühne leben, welche der Phantasie der Zuschauer alles überlassen konnte, sondern in der Zeit der Bayreuther Festvorstellungen, bei denen die Scenerie der offenen Bühne eine ebenso große Rolle spielt, wie die Musik des verdeckten Orchesters, so müssen die scenischen Andeutungen Shakespeare's, entsprechend den Anforderungen der Gegenwart, an den großen Bühnen illustrirt werden, wenn nicht das Schauspiel, besonders das historische, zum Stiefkind unseres Theaters werden soll. Ein etwas zu prunkhafter Krönungsmantel, der als Bühnenrequisite zu sehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist ein verschwindender Fehler gegenüber den dürftigen Ausstattungen, welche große Ensemblescenen des Geschichtsdramas in eine Bettlerkomödie verwandeln, oder der klaffenden Leere, welche uns auf manchen großen Bühnen bei Massentableaus entgegengähnt.

Haase hat sich um den Shakespeare-Cultus durch diese großartigen Ausstattungen der Shakespeare'schen Dramen ohne Frage verdient gemacht; wir können nicht in den Chorus der Tadler einstimmen. Freilich mußten, um das Gleichgewicht herzustellen, auch die Träger der dramatischen Handlung bedeutsam hervortreten. Haase's „Shylock" ist eine markige Leistung voll kräftiger Züge, nirgends in Uebertreibung verfallend; sein Richard der Dritte hat in der Scene mit Anna einen dämonisch berauschenden Zauber.

Möge ein so selten begabter Künstler sein Repertoire noch mit manchen Gestalten der neuen und der classischen Production, ob sie nun der ernsten oder heiteren Gattung angehören, bereichern! Nur aus der schönen Wechselwirkung dichtender und darstellender Kraft geht die Blüthe dramatischer Kunst hervor.

Rudolf Gottschall.

Im Winter an der Ostsee.

Will der Bewohner großer Städte ohne künstlich fabricirtes Ozon frei aufathmen und alle Schlacken, welche ihm innen und außen durch den langen Aufenthalt im Häusermeere anhaften mögen, von sich abfallen sehen, so ahme er mein Beispiel nach und werde, wenn auch nur auf kurze Zeit, am Strande der ewig beweglichen Thalatta, hier Ostsee genannt, ein neuer gesünderer Adam!

Schreiber dieses verlebte den Sommer 1875, der sich ja durch schönes Wetter besonders auszeichnete, ländlich, schändlich, aber harmlos und gesund in einer reinlichen Fischerhütte, hart am Wogenpralle gelegen, auf der romantisch schönen und sagenhaften Insel Rügen. Ein Kind, unser einziges, vergaß hier sehr bald die Nachwehen einer aufreibenden Krankheit, lernte seine Füße gebrauchen und blühte neu auf wie eine Rosenknospe. Diese wunderbare Wirkung der Luftveränderung auf den Körper des muntern Kleinen wollte ich nur ungern unterbrechen; die Abreise nach der großen Hauptstadt wurde immer weiter hinausgeschoben; der Herbst mit seinen Sommerfäden, seiner Durchsichtigkeit und wechselnden Farbenpracht im welkenden gelb und roth schimmernden Blätterschmucke der hohen Eichen und Buchen schlug tief seine Fesseln in unser empfängliches Gemüth, und als Boreas die ersten Eisnadeln und Schneeflocken uns in das Gesicht jagte, lachten wir ihn aus: „Du wirst uns nicht los“ Wir winterten ein. —

Der Großstädter ist gewöhnlich der Ansicht, daß ein gebildeter und in seinen eigenen Schuhen stehender Mann ohne die Freuden und das Treiben der Stadt einen langen Winter hindurch auf dem Lande nicht leben könne, ohne zu verkommen und zu verbauern; das ist aber, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann und in nachfolgenden Skizzen beweisen möchte, keineswegs der Fall, man muß nur körperlich und geistig gesund sein und die Lust haben, etwas Neues und Lehrreiches, was im abgelegensten Erdenwinkel möglich ist, aufzufassen und kennen zu lernen, dann wird man nicht seine Zeit verloren haben.

Nun aber will ich, um endlich zur Sache zu kommen, ohne das Stillleben des Winters bei hellbrennender Lampe und wohlgeheiztem Ofen zu berühren, mit einem raschen Sprunge mitten hinein in den Fischfang der Küstenbewohner den Leser fallen lassen, ohne daß sich derselbe den Fuß naß zu machen brauchte.

Wenn der Winter mit alleinherrschender Schroffheit und unwiderstehlich in seine eisigen Rechte tritt, so geschieht solches häufig nach vorhergegangenen heftigen, tagelang andauernden Nordweststürmen, wenn der trotzdem auf der Insel lagernde dichte Nebel, hier „Dack“ genannt, sich nicht heben will, ganz plötzlich und unerwartet. Der Wind springt nach Südost um. Es wird „hohe Luft“, und in gewaltig langen, wallenden Riesenschleiern sehen wir die trägen Dunstmassen nach Norden abziehen. Nun lagert sich mit heiterer Ruhe und siegesgewiß der Eisgott breit und schwer auf Land und Wasser. Der noch eben vom Nebel halbbetäubte Strandmensch wacht ebenso schnell auf, wie die Veränderung des Wetters eintrat; die kleinen Boote werden eilig auf das Trockene gebracht und hier umgekehrt, während die größeren Küstenfahrzeuge, Schooner, Galeassen und Jachten, schleunigst einen sichern Hafen aufsuchen, um dort, abgetakelt, den langen Winter faullenzend hinzuträumen. Erfahrungsmäßig ist der Eintritt großer Kälte stets mit stiller Luft verknüpft, sodaß in wenigen Tagen, soweit das Auge reicht, der starre Frost einen Eispanzer um das bewegte Element gelegt hat, der so glatt und fest auf dem ruhelosen Wasser liegt, daß der Mensch im Stande ist, auf bequemere Weise und gefahrloser seinem Erwerbe nachzugehen als bei offener See.

Allerdings ist seine Arbeit, zumal bei großer Kälte, nicht mühelos und erfordert Kraft und Geschicklichkeit. Die langen Flügelnetze, welche oft gegen neunhundert Reichsmark kosten, werden von den in den Stranddörfern gebildeten „Communen“, wie sie sich undeutsch nennen, hervorgezogen und auf die Peekschlitten gelegt. Ein Peekschlitten ist bekanntlich ein solcher, welcher mittelst eines langen mit einem Haken versehenen Stabes (Peekstange oder Pike genannt) durch fortwährendes gleichmäßiges Stoßen des darauf Stehenden auf dem Eise fortbewegt wird. Wenn es noch ganz finster ist, treten die Mitglieder einer solchen Gemeinschaft am Strande an, und lustig gleitet die ganze, aus zwanzig bis dreißig Mann bestehende Schaar sausend und klirrend über die glatte Fläche dahin, um mit Tagesanbruch an der Fangstelle zu sein. In einer stillen, tief in das Land hineingehenden Bucht wird Halt gemacht, weil sich dorthin, in das seichte Wasser, gern der Plötz — denn ihm gilt heute die Jagd — begiebt, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, um sich leichter in großer Menge vom Fischer fangen zu lassen. Eine andere Ursache hat mir wenigstens keiner dieser blonden ungehobelten Enakssöhne von dieser Massenversammlung der Familie „Plötz“, die sonst nur einzeln herumwimmelt, angeben können, also dürfen wir nichts Besseres thun, als glauben und — zusehn: fleißig sind alle Hände in Bewegung. Mit kräftigen Schlägen dringt die Axt in den Eispanzer; wie nach der Schnur werden, vierzig bis fünfzig Fuß von einander entfernt, in gerader Linie Löcher eingehauen, so daß in kurzer Zeit ein Rechteck oder Quadrat durch dieselben, je nach der Enge oder Weite der Bucht, entsteht, damit man regelrecht unter dem Eise fischen kann. Nach dieser rasch vollzogenen Arbeit beginnt in höchst drolliger Weise die Eröffnung dieses uns fremdartigen Schauspiels. Wie auf Commando fallen nämlich alle noch eben so fleißig arbeitenden Männer in den dunkelblauen Friesjacken, Südwester oder Pudelmütze auf dem harten Schädel, jeder vor seinem Loche platt auf den Bauch.

Die blutrothe Sonne taucht eben groß und majestätisch aus dem kalten Seebade auf; sie muß vor Allem ihr freundliches und mächtiges Licht scheinen lassen, damit das Wasser unter dem Eise klar und durchsichtig werde wie Krystall und damit das Auge des beutelustigen Raubthiers Mensch aus der Anzahl der an den Löchern vorüberhuschenden und blitzenden Fischlein den Schluß ziehen könne, ob es gerathen sei, die schwere Arbeit des Netzlegens vorzunehmen oder nicht. Ist ersteres der Fall, dann geht es mit großer Geschäftigkeit an's Werk. Die Leinen, welche sich an den Enden der umfangreichen Garne befinden, werden mit kunstgerechtem Knoten an den langen Stangen, welche von einem Eisloche bis zum andern reichen, angeknüpft, und auf diese Art wird, von der Mitte anfangend nach rechts und links und zu gleicher Zeit, das ganze Netzsystem leise in's Wasser getaucht, mittels der Stangen von einer Oeffnung zur anderen weitergeführt, bis die linke und rechte Flügelstange sich an einer bestimmten Oeffnung treffen, aus welcher der Aufzug geschieht.

So nur ist es möglich, unter dem Eise mit Netzen zu fischen und, wie es hier der Fall war, in einem Zuge mehr als dreißig Centner Plötzen aus dem Wasser zu holen. An diesem denkwürdigen Tage werden in drei Zügen gegen hundert Balgen à fünfzig Kilo geerntet, und wurde nach alter deutscher Sitte in der nächsten Strandkneipe nicht nur die Waare so rasch wie möglich für den Marktpreis, der zwischen neun und fünfzehn Reichsmark pro fünfzig Kilo schwankt, verhandelt, sondern noch schneller in flüssiges Feuer, Grog oder Schwedenpunsch, verwandelt. Jedes Communemitglied hatte an genanntem Tage einen Verdienst von sechszig Reichsmark und die gegründete Hoffnung auf mehr. In dem sonst so stillen Häuschen ging es lustig zu. Es duftete nicht nach Patschouli und Rosenpommade, aber nach Thran und Fusel. Die Gesänge, welche den rauhen Kehlen entströmten, waren mehr Schelmen- als Minnelieder; die Geschichten, welche erzählt wurden, gehörten auch nicht alle in den „Kinderfreund“ hinein, und trotz alledem war es doch interessant, diesem Treiben beizuwohnen und sich eine kurze Zeit mit diesem nordischen Gebrüll und Gebahren zu identificiren, dessen schließlich auftretende Bestialität, wenn der Brummschädel mit Gasen erfüllt und die Beine das Bestreben zeigen, stets um die Ecke gehen zu wollen, dem Nüchternen immer lästig fällt. Darum hieß es auch bei mir sehr bald: „genug des grausamen Spiels“, denn ich hatte mäßig mitgehalten, mich erwärmt und konnte mich nach Hause drücken.

Eine zweite Art, dem stummen und wohlschmeckenden Wasserbewohner unter dem Eise zu Leibe zu gehen, besteht in dem erbarmungslosen Stechen des Aals. Um solches zu ermöglichen, wird an dem fünfundzwanzig bis dreißig Fuß langen Schafte von Kiefernholz das aus vier bis sechs sehr scharf angefeilten und

mit Widerhaken versehenen Spitzen bestehende Stecheisen befestigt und der Eisschlitten, welcher wie ein Schlittschuh mit zollhohen dünnen und scharfen Schienen besohlt ist, bestiegen. Auf der äußersten hinteren Kante desselben stehend, fährt der kräftige und gewandte Aalpeeker, wie aus der Pistole geschossen, mit wahrhaft rasender Geschwindigkeit, auf der glatten Eisfläche dahin. Mit beiden Armen, unablässig und schnell auf- und niederfahrend, stößt er die bewegende Kraft und das Steuer seines Schlittens, die scharf eingreifende Pike, zwischen seinen Beinen nach hinten und nach der Seite und kann dadurch eine kaum glaubliche Geschwindigkeit erzielen, da er drei- bis viertausend Schritt in acht bis zehn Minuten zu durchmessen im Stande ist.

Unser Aalstecher ist nun in seinem sausenden Tempo auf der Wahlstatt angelangt; die Axt hat ein Loch in das Eis gehauen, und vorsichtig ohne vieles Geräusch wird der Speer in die Tiefe hinabgelassen. Hier, auf dem körnigen Sande, auf der grünen Decke von Seetang und zwischen den Steinen des Bodens liegen die glatten Aale oft in großer Anzahl dicht beisammen „so wohlig auf dem Grund" und sind „keines Ueberfalls gewärtig"; da fährt einem die scharfe Spitze in den Leib und er wird emporgehoben, trotz aller schlangenartig sich windenden, heftig schnellenden Bewegungen seines muskulösen Körpers. Ja oftmals winden und wickeln sich zwei und mehr Leidensgenossen um Eisen und Stange des räuberischen Erdensohnes, wenn sie allzudicht bei einander gelegen. Dieses Aufpeeken ist aber nicht immer so leicht und erfolgreich, wie man vielleicht glaubt, da der Aal, obgleich in lethargischem Zustande, doch bei der leisesten Berührung erwacht und mit instinctiver Beweglichkeit, den Feind ahnend, sich seitwärts fortschnellt. Zu meinem Leidwesen habe ich oft, ehe ich Uebung und Kenntnisse hatte, meinen Speer, den ich erfolgreich, wie ich glaubte, in den glatten Körper gestoßen, leer herauf gezogen. Hat man dagegen erst einige Geschicklichkeit erlangt und besitzt man eine gewisse Spürkraft, so fühlt man, wenn die Spitzen den Boden berühren, sofort das weiche Fleisch und stößt dann nicht mehr so leicht in den Sand. Ein fleißiger und geschickter Mann ist im Stande zehn und zwanzig Pfund Aale an einem Tage aufzuheben, wofür er vier bis acht Reichsmark an Ort und Stelle erhält.

Die dritte und Haupterwerbsquelle des nordischen Fischers ist aber unstreitig der Fang des Härings, da dieser dem Menschen fast unentbehrlich gewordene Magentrost stets in größeren Massen auftritt und also auch im Großen gefangen werden kann. Die Frage, ob der Schöpfer das Salz für den Häring oder den Letzteren für Ersteres geschaffen, ist schon oft von naiven Kindsköpfen aufgestellt worden, und neulich hat sogar ein Binnenländer und Beamter in einer kleinen Stadt mich allen Ernstes gefragt, woher es doch komme, daß gerade der Häring schon fertig gesalzen aus dem Meere gezogen würde, während die anderen Seebewohner noch, um genießbar zu werden, einen Zusatz der unentbehrlichen Beize bedürften. Da dem guten Manne so geringe Gaben attischen Salzes in Hirn und Blut übergegangen und ich seinen blöden, bureaukratischen Augen den Ernst und Kinderglauben ansah, so erklärte ich ihm in mildester Form seinen Irrthum und freute mich über sein ungekünsteltes Erstaunen. Der Mann hatte übrigens studirt und Examina gemacht, darf also getrost seine Unkenntniß der Naturgeschichte den krumm- und geradenasigen sogenannten großen Römern und Griechen und deren Interpreten in's Conto zur Belastung schreiben.

Um aber wieder auf besagten Salzfisch zurückzukommen, den man füglich im Vereine mit der Kartoffel in der Schale den Trost der Armuth, zugleich aber auch den Wiederhersteller des Gleichgewichts nennen muß, das dem Magen des Schlemmers verloren gegangen, so werden wir wieder, wie immer, bekennen müssen, welche große Weisheit und Voraussicht die Schöpfung bei der Massenproduction des Härings entwickelt hat, und wollen wir darum den Wanderburschen vom hohen Norden, der in silberglänzendem mit grünem Rücken versehenem Gewande zu uns herniedersteigt, etwas näher betrachten.



Ausfahrt der Prinzessinnen von Jagdschloß Glienicke (vergl. Seite 669).
Originalzeichnung von Hermann Lüders.

An den norwegischen Küsten wie an denen Großbritanniens, Hollands und Deutschlands erscheint er beinahe zu derselben Zeit in langen Zügen, nimmt jedoch in der Ostsee an Gewicht und innerem Werthe wesentlich ab, sodaß man mit Recht glauben darf, der höhere Salzgehalt und die nährende Kraft des Nordseewassers sage demselben mehr zu, als die geringeren Eigenschaften des von Ebbe und Fluth nicht berührten Wassers des baltischen Beckens.

Bei den Lofoden und in den Meeren des Nordlands wird er von seinen riesigen Treibern und zweifelhaften Schutzmännern, den Walen, in die Buchten gedrängt und festgehalten, während hier in der Ostsee der Seehund die Rolle des Zujägers übernommen. Mit dem eben Gesagten soll aber nicht ausgesprochen werden, daß der Mensch den obengenannten Seethieren die Möglichkeit des Fanges verdanke, denn jedenfalls treibt ein Naturbedürfniß, das mit dem Ablegen des Rogens verknüpft ist, fast alle Fische zu den weitesten Excursionen. Wir wollen dabei an den Salm, Stör und Wels erinnern, die sogar ihr Salzwasser verlassen, um in den Binnengewässern zu laichen. Schon im Monat März, wenn die Strahlen der Sonne die Eisdecke mürbe gemacht, liegt der Häring an unseren Küsten, aber noch weit ab vom Lande; sind aber die Eisgürtel geborsten und mit günstigem Winde abgetrieben, dann beginnt die Zeit des Frühjahrsfanges, der zuerst mit den sogenannten „großen Garnen" und später mit den „Reusen" ausgeführt wird. In den ersten Wochen hat ein „Wall" (vierundachtzig Stück Häringe) noch einen recht ansehnlichen Werth, der sich auf circa drei Mark beziffert; dann geht der „grüne Häring" auf den schnellen Verkehrsstraßen in die Hände der Kaufleute direct über und paradirt auf den Märkten großer, weit ab vom Wasser gelegener Städte als „Strömling". Später sinkt der Werth für vierundachtzig Stück oft auf wenige Pfennige herab.

Ist der Tagesbogen, welchen die Sonne beschreibt, höher und länger geworden, dann sieht man den nie ruhenden Erwerbstrieb des Menschen in voller Arbeit. Nach einem von Alters her gebräuchlichen und durch örtliche Verhältnisse bedingten Verfahren werden in bestimmten, ziemlich nahen Entfernungen von einander viele Hunderte von Stangen in den Meeresboden getrieben, die eben erwähnten „Reusen" (sackförmig zugespitzte Netze) an denselben befestigt, sodaß für den arglosen Schwimmer ein mehrere hundert Fuß breites Hinderniß entsteht, das täglich viele Tausende in sich aufnehmen kann, bis ihm der Mensch seine Last wieder abnimmt. Solch einen Reusenfang sich anzusehen, sollte der Binnenbewohner, wenn er an die Küste gelangt, niemals unterlassen. Hat er Trieb zur Belehrung, so wird er das travestirte Sprüchwort: „Morgenstunde hat Schlaf im Munde" einmal wenigstens zu überwinden suchen, denn er muß sehr früh aufstehen und sich warm kleiden, wenn er an einem klaren und kalten Morgen seine Kenntnisse bereichern will, um später in der Großstadtkneipe sich damit groß zu thun, daß er oft beim Häringsfange zugegen gewesen, er muß aber auch, nach dem jedenfalls mangelhaften Genusse des Frühtrunks, seetüchtig genug sein, um eine frische Landbrise mit erregtem Wasser aushalten zu können. Hast du, mein Freund, dies überwunden und gelangst du im trefflich geführten Kutter in die Nähe der Reusen, welche schon weithin erkennbar sind, so wird dir zuerst auffallen, daß innerhalb der Pfähle, windabwärts, das Wasser nur eine Kräuselung zeigt, während leichte schaumgekrönte Wellen dein Boot umgeben. Beim Anblicke deiner Begleiter und ihrer Freudenrufe wirst du dann sofort erkennen, daß dieses „krause Wasser" ein Zeichen von der reichlichen Füllung der Reusen ist.

Alle Hände sind aber auch sofort in voller Thätigkeit, um den von der eben aufgehenden Morgensonne goldig angehauchten Silberschatz zu heben. Von allen Seiten eilen die großen und kleinen Fahrzeuge der Interessenten und Händler herbei, und während die nur wenig zappelnden Häringe, an die Luft gebracht, sofort bewegungslos werden und sterben und sich wie Bäche flüssigen Metalls aus den langen Reusen in den Raum des größeren Transportbootes ergießen, wird von den Menschen gesichtet, gezählt, gejubelt und vor Allem dem „Gotteswort vom Lande", dem „reinen Korn", wie hier der vierunddreißig Procent haltende Kartoffelfusel genannt wird, sehr energisch zugesprochen, da ein tüchtiger Fischer nie allein von außen naß werden muß, sondern von Rechtswegen so lange trinken soll, bis er auch von innen nasse Füße bekommt.

Vom Klügsten in der Commune wird endlich der Abschluß mit den Händlern gemacht oder die Bestimmung getroffen, auf welchen Markt des Festlandes dieselben gebracht werden sollen, um einen höheren als den gebotenen Preis zu erzielen. Unser Nordlandsfischer ist gewöhnlich ein guter Rechner; er traut den Händler niemals und sagt es diesem mit naivster Offenheit in's Gesicht. So vergeht eine Stunde nach der anderen. Der Wind springt zu einer frischen Brise um, und schneller, als man gedacht, erreicht man wieder den Strand.

Nun wäre auch ich mit der Darlegung meiner Beobachtungen zu Ende und könnte doch noch so viel von der weiteren Behandlung und Verwerthung des Härings berichten; wenn ich aber das eben Niedergeschriebene übersehe, so bin ich aufgebracht darüber, daß meine Worte so wenig im Stande sein werden dem Leser die Gefühle zu schildern und den Genuß, der mich immer beseligte, wenn ich am schönen, frischen Morgen mit Peter, Matte, Magnus oder Michel hinaus in die See spritzen konnte; darum möchte ich dir, mein geduldiger Leser, nur zum Schlusse zurufen: Richte mich und dich nicht nach meinen Worten, sondern in diesem besonderen Falle nach meinen Werken, oder, da ich einmal als Bibelhusar herumreite: „Gehe hin und thue desgleichen!"

H. R.

Bilder und Skizzen aus Potsdam.

Von **Fedor von Köppen.**

Mit Originalzeichnungen von Hermann Lüders.

Nie erschöpf' ich diese Wege;
Nie ergründ' ich dieses Thal,
Und die altbetretnen Stege
Rühren neu mich jedes Mal;
Oefters, wenn ich selbst mir sage,
Wie der Pfad doch einsam sei,
Streifen hier am lichten Tage
Theure Schatten mir vorbei.

Uhland.

1.

Von jeher ist Potsdam die Lieblingsstadt der preußischen Könige und der hohenzollernschen Prinzen gewesen. Der Vorzug, zugleich die zweite Residenzstadt und der Lieblingssitz eines deutschen Kaisers zu sein, ist ihr indessen erst in unserer Zeit geworden, und mit erhöhtem Interesse wenden wir uns jetzt der Stadt und dem freundlichen Sommerschlosse in ihrer Nähe, dem Babelsberge, zu, in welchem der greise Kaiser Wilhelm nach den Anstrengungen seines hohen Berufes Erholung und Ruhe findet.

Aehnlich wie das königliche Stadtschloß zu Potsdam uns die Zeit Friedrich Wilhelm's des Ersten und seiner Wachparade in's Gedächtniß ruft, Sanssouci durch die Erinnerung an den königlichen Philosophen und seine Tafelrunde verklärt wird, übt in unserer Zeit Schloß Babelsberg als Lieblingsaufenthalt Kaiser Wilhelm's auf uns seine Anziehungskraft. Schon aus der Ferne winkt über den blauen Wasserspiegel der Havel das im Styl einer normannischen Burg erbaute Schloß mit seinen Erkern, Thürmchen und Zinnen, über denen bei Anwesenheit des Kaisers die Standarte des königlichen Hauses rauscht; weithin sichtbar ist die aus frischem Waldesgrün emporsteigende Warte des „Flatower Thurmes", der castellartig mitten im künstlichen See gelegen ist, und von nahe und fern strömen die Besucher an den Ruhesitz des deutschen Kaisers. Kein Wachtposten schildert vor dem Eingange; kein Schutzmann wehrt uns die Wanderung und Umschau in den schattigen Gängen des anmuthigen Parkes, welchen der geniale Fürst Pückler-Muskau und der königliche Gartendirector Lenné nach den eigenen An-

gaben des jetzigen Kaisers (seit 1835) hier auf den sandigen Höhen am linken Ufer der Havel entstehen ließen.

Das ganze Babelsberg, Schloß und Park, zeugt von dem einfachen, edlen Geschmacke, den schlichten Neigungen des kaiserlichen Besitzers. Abgesehen von dem Standbilde des Erzengels Michael mit dem Drachen (nach Kiß von Fischer) und der in neuerer Zeit im Parke aufgestellten Siegessäule mit der Victoria (von Rauch), welche das Antlitz der königlichen Hof- und Garnisonkirche zuwendet, als wollte sie den Lorbeerkranz in der erhobenen Rechten auf dem Sarge Friedrich's des Großen niederlegen, finden wir keine prachtvollen Monumente, keine kunstvollen Grotten und Bassins, wohl aber manchen Gegenstand von historischem Interesse.

Dahin gehört jener merkwürdige, viereckige Bau aus rothen Backsteinen und Klinkern, in welchem acht Strebepfeiler und eine Mittelsäule das vierfache Kreuzgewölbe der Decke tragen und welchen die Berliner mit Verwunderung als ihre alte Gerichtslaube wiedererkennen, die seit sechs Jahrhunderten unverrückt auf demselben Platze in der Königsstadt gestanden und so manches Capitel aus den Berliner Stadtgeschichten zu erzählen weiß. Bei dem Baue des neuen Rathhauses in Berlin sollte das mittelalterliche Bauwerk den Anforderungen des gesteigerten Verkehrs zum Opfer fallen; da nahm Kaiser Wilhelm die alte städtische Reliquie in seinen Schutz und gab ihr diesen Platz auf der sogenannten Lenné-Höhe in seinem eigenen Schloßparke, indem er sie ganz in der alten Weise und zum Theile aus dem alten Baumateriale hier wieder aufrichten ließ. Nun ist sie das Ziel von vielen Fremden, namentlich von Berlinern, die sich von der Plattform aus der lieblichen Aussicht über die Stadt und den blauen Havelstrom freuen.

Ein anderes, kleineres Denkmal im Parke, das sogenannte „Bildstöckl" — das ist eine kleine, steinerne Säule, oben mit einem Schreine zur Aufbewahrung eines Heiligenbildes, welche dicht am Ufer der Havel zwischen zwei Ruhebänken steht — erinnert an eine Episode aus dem Leben des jetzigen Kaisers, die im Jahre 1849 spielte. Damals stand dieses Bildstöckl als eine Markscheide zwischen den Dörfern Bischweier und Muggensturm im Großherzogthum Baden, und ganz in seiner Nähe hielt der Prinz von Preußen, Oberbefehlshaber der preußischen Truppen in Baden, mit dem Grafen Pückler, Oberstlieutenant im vierundzwanzigsten Landwehrregimente und Hofmarschall des Prinzen, während um die Dörfer ein hitziges Gefecht zwischen den preußischen Truppen und den badischen Insurgenten entbrannte. Obgleich die Kugeln ganz in der Nähe des Prinzen einschlugen, betrachtete dieser ruhig und aufmerksam die kleine Säule und äußerte dabei zu seinem Begleiter, dem Grafen Pückler: „Ein ähnliches Bildwerk wollte ich am Havelufer meines Parks zu Babelsberg aufstellen; dieses hat ungefähr die Form, welche ich mir dafür dachte." Die vorübermarschirenden Truppen wunderten sich über die Kaltblütigkeit, mit welcher der Prinz mitten im feindlichen Feuer vor dem unbedeutenden Gegenstande verweilte. Später kam der Vorgang zu Ohren des damaligen Großherzogs von Baden. Dieser aber ließ die Säule mit einer Platte versehen, auf welcher das eiserne Kreuz und das Datum „29. Juni 1849" eingegraben waren, und übersandte sie als Erinnerungszeichen dem Prinzen nach Babelsberg. An ihre ursprüngliche Stelle ward ein ähnlicher Markstein gesetzt.

Auch die vier kleinen Kanonen auf blauen Laffeten, welche von einem Rasenplatze auf die Havel herabschauen und wohl nur zu Freudenschüssen abgefeuert werden, gehören zu den charakteristischen Zierden des Parks.

Wenn der Kaiser nicht selbst im Schlosse anwesend, ist der Besuch der inneren Räume für Jedermann erlaubt; ja, es ist gestattet, dieselben Zimmer in Augenschein zu nehmen, die er soeben erst verlassen, und wir können wohl die Feder noch naß finden, mit der er gearbeitet hat. Das Leben des Kaisers liegt hier vor uns, wie ein aufgeschlagenes Buch. Dieselbe Einfachheit, welche uns im Parke anheimelte, herrscht auch hier. Es sind weniger Gegenstände von Kunstwerth, als solche von militärischem Interesse oder liebe Andenken, die den Schmuck der bewohnten Zimmer bilden. Hier sehen wir die Marmorbüsten der Eltern des Kaisers, König Friedrich Wilhelm's des Dritten und der Königin Louise von Rauch, dort ein Sophakissen von der Königin Louise eigenhändig gestickt, und auf dem Kamin eine von der Frau Kronprinzessin modellirte Büste der Kaiserin Augusta. Jenes weiße gehäkelte Deckchen auf dem Sopha ist die erste Handarbeit der Frau Großherzogin **Louise** von Baden, Tochter des Kaisers, und dieser kunstvoll gedrechselte Gartenstuhl das Meisterstück des Kronprinzen — denn bekanntlich müssen die königlichen Prinzen in der Jugend auch ein Handwerk lernen. Deutet so Alles in diesen Zimmern auf Arbeit und auf die gesegneten Früchte der Thätigkeit hin, so haben edler Frauen Hände durch anmuthige Stickereien dafür Sorge getragen, daß in dem Kranze der goldenen Aehren das holde Blau der Cyanen nicht fehlt, auf dem der Kaiser die angestrengten Augen gern ruhen läßt. Die kleine Bibliothek auf dem Arbeitstische enthält größtentheils Werke militärischen Inhalts, Karten und Manöverpläne.

Von besonderer Einfachheit ist auch hier das Lager des Kaisers, mehr einem Feldbett, als einem Ruhelager ähnlich, — eine Matratze, ein Kopfkissen, mit Leder überzogen, und eine Friesdecke. Wenn der Kaiser zur Ruhe geht, fällt sein Blick auf ein am Fußende des Bettes angebrachtes Kreuz mit dem Heilande, das sich in einem geschnitzten Holzgehäuse befindet; am Kopfende sehen wir ein sinniges Aquarellbild von der Hand der Kaiserin Augusta, die Lebensreise darstellend, mit dem Genius am Steuerruder, ein Geschenk, mit welchem die damalige Prinzessin von Preußen ihren Gemahl bei der silbernen Hochzeitsfeier erfreute (11. Juni 1854).

Nur wenige Stunden überläßt der Kaiser sich der Ruhe. So wie man in Berlin oft noch spät in der Nacht durch das erleuchtete Fenster des Eckzimmers im kaiserlichen Palais seine hohe Gestalt am Arbeitstische erblickt, so sieht man auch hier vom Parke aus noch lange das Licht in seinem Arbeitszimmer. Und schon früh am Morgen beginnen wieder die Vorträge, deren Reihe an bestimmten Tagen der Geheime Hofrath **Schneider** durch Mittheilungen aus den Zeitungen und der Tagesliteratur eröffnet. Das Hausreglement wird stets mit der größten Pünktlichkeit gehandhabt; die Zeiten der Ausfahrten werden, wenn keine besondere Verhinderung eintritt, auf das Genaueste innegehalten, und es dürfte wohl schwerlich der Fall vorgekommen sein, daß der Kaiser zu einer Parade oder Truppenbesichtigung nur eine Minute nach der angesetzten Zeit auf dem Platze erschienen wäre.

Trotz der militärischen Strenge in der Hausordnung sieht man in der Umgebung des Schlosses überall nur freundliche Gesichter. Es ist, als ob man Jedem — von dem Gärtner, der den Rasen pflegt, bis zu dem Küchenjungen, der sein Eselsgespann durch die Seitenwege des Parkes zur königlichen Küche leitet — im Gesichte läse, wie gern und freudig er seinen Dienst thut, und es fiel uns nicht auf, als wir beim Spaziergange durch den Park aus einem Oekonomiegebäude neben dem Cavalierhause den harmlos frohen Chorgesang der Mägde weithin durch den Garten schallen hörten, obgleich der Kaiser im nahen Schlosse anwesend war. Ich glaube, sie sangen: „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr rc."

Auch Babelsberg hat den Wandel der Zeiten erlebt. Im Jahre 1848 hatte das Schloß soeben einige bauliche Erweiterungen und Verschönerungen erfahren, als die Ereignisse eintraten, welche den Besitzer mehrere Monate hindurch von seinem Lieblingssitze fern hielten. Wie dem Prinzen von Preußen zu Muthe war, als er in jener Zeit der Noth, fern von seinem Vaterlande, die Gastfreundschaft eines fremden Hofes genoß, darauf können wir aus einer kurzen Notiz von seiner Hand in dem Gesangbuche schließen, welches einer der Besuchenden in Babelsberg auf seinem Arbeitstische aufschlug. Es fand sich darin bei dem Liede Nr. 399 (des Hannoverschen Gesangbuches) der dritte Vers angestrichen und von der Hand des Prinzen daneben geschrieben: „Bei meinem ersten Besuche des Gottesdienstes in der Savoykirche zu London am 2. April 1848 gesungen."

Der bezeichnete Vers lautet:

„Da siehst Du, Gottes Herz,
Das kann Dir nichts versagen;
Sein Mund, sein theures Wort
Vertreibt ja alles Zagen.
Was Dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von Dir
Schon vieles Leid gewandt."

Gegen Ende des Mai verließ der Prinz auf den Ruf des Königs London, um in die Heimath zurückzukehren, und am 7. Juni, dem Todestage Friedrich Wilhelm's des Dritten, traf



„Gott erhalte Eure Majestät!"

Kaiser [illegible]



Die Jagdmeute in Glienicke.



Herbstjagd in



im Park zu Babelsberg.



Prinz Karl im Park zu Glienicke.



r [illegible]ter Forsten.



„Der Wachtmeister von Seiner Majestät Garde du Corps wird wohl nicht zum Publicum gerechnet werden."

er auf der Wildparkstation bei Potsdam ein, von dem Könige und der Königin Elisabeth auf dem Bahnhofe empfangen. Sein erster Weg war — mit diesen gemeinsam — in das Mausoleum zu Charlottenburg, um der Gedächtnißfeier für seinen königlichen Vater beizuwohnen.

Das seit den Märztagen völlig veränderte Aussehen der Hauptstadt, die kühle Aufnahme, welche ihm in der Nationalversammlung zu Theil wurde, in die er von dem Kreise Wirsitz im Großherzogthum Posen als Abgeordneter gewählt worden war, mögen unerfreuliche Eindrücke bei dem Prinzen hervorgerufen haben. Um so herzlicher war der Empfang, den ihm die zweite Residenzstadt Potsdam bereitete. Die Illumination der Stadt wurde wegen des Todestages Friedrich Wilhelm's des Dritten auf den folgenden Abend festgesetzt; nur das Dorf Nowawes, als Nachbarin des Schlosses Babelsberg, wollte seine Freude über die Rückkehr des Prinzen nicht vertagen, und noch an demselben Abend leuchteten alle Fenster der kleinen Webercolonie.

Am Abend des 10. Juni brachten die Officiercorps der Potsdamer Garnison dem Prinzen in Babelsberg eine Huldigung dar. Ueber hundert mit Blumen, Laubgewinden und Flaggen geschmückte offene Gondeln schwammen von Potsdam auf der schönen, breiten Havel heran; zahllose Fackeln und bunte Laternen warfen ihren Schein in den am Fuße des Babelsberges sich ausbreitenden Wasserspiegel, und die Klänge von fünf Musikcorps zogen in der lauen Sommernacht über die Wasserfläche zum Schlosse empor. In den nächsten Tagen empfing der Prinz in Babelsberg Adressen und Deputationen aus den Provinzen. In Berlin aber fing man an zu fürchten, daß die kleine Burg an der Havel ein Herd der Reaction werden könne, und es wurde von den aufgeregten Volkshaufen allen Ernstes ein Ueberfall des ganz unbewachten Schlosses beabsichtigt, so daß der Commandant jetzt eine Bewachung der sämmtlichen Zugänge anordnete. Der Prinz beachtete übrigens die drohenden Gerüchte nicht im Geringsten, sondern ging stets allein im Park und in der Umgegend spazieren.

Auch in den folgenden Jahrzehnten hat er in Babelsberg als Prinzregent, als König und als Kaiser den Wechsel des Schicksals erfahren, was aber unverändert geblieben, das ist seine eigene, tiefinnerste Natur. —

Kurz vor seiner Confirmation durch den königlichen Hofprediger Ehrenberg (8. Juni 1815) hatte der damals achtzehnjährige Prinz Wilhelm sein Glaubensbekenntniß aufgesetzt und demselben eine Reihe von Lebensgrundsätzen beigefügt. Wir finden in dieser Schrift die schönen Sätze:

„Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann."

„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das Beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht."

„Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — in mir erhalten und beleben."

„Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen Niemand überheben, Niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von Anderen etwas fordern muß, mich dabei herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, soviel ich kann, zu erleichtern suchen."

Das ganze Leben des Kaisers, wie es klar und offen vor uns liegt, scheint nur die Erfüllung der Vorsätze zu sein, die er damals, vor nun einundsechszig Jahren, als Jüngling sich gelobt.

Es mögen Empfindungen eigener Art sein, die jetzt die Brust des Kaisers durchziehen, wenn er mit den Erinnerungen an die durchlebte Vergangenheit allein die Gänge seines Parkes zu Babelsberg durchschreitet, jetzt, wo die Liebe und Treue seines Volkes ihn auf allen Wegen und Tritten begleitet, wo er sein Werk im Herzen des Volkes fest begründet sieht und wo er seine Blicke mit freudigem Stolze auf der Schaar seiner Kinder und Enkelkinder ruhen lassen kann, die berufen sind, dieses Werk zu behüten und daran fortzubauen.

Für die Bevölkerung Potsdams hat der nähere Verkehr mit dem Kaiser und dem Hofe noch eine besondere Bedeutung. Unter ihr ist die Erinnerung an die früheren Könige durch die Tradition noch lebendiger geblieben, als irgendwo; sie nimmt gewissermaßen persönlichen Antheil an allen Ereignissen innerhalb der königlichen Familie. Für Jeden knüpfen sich hier besondere Erinnerungen an die Erscheinung des königlichen Herrn. Hier ist noch einer seiner alten Kriegsgefährten aus der eisernen Zeit von 1813 bis 1815, gebeugt am Stabe, „mit weißem Haar und dem verblich'nen Band", dort Einer, dem er das Düppeler Sturmkreuz auf die Brust geheftet hat, und dort ein Anderer, der auf den Longchamps vor den Thoren von Paris unter den Augen des Kaisers die Revue passirt ist.

Man spricht in Potsdam wenig vom „Könige" und noch weniger vom „Kaiser", um so öfter aber von „unserm Herrn" oder von „dem lieben Herrn auf Babelsberg". Kein stürmischer Zuruf schallt dem Kaiser entgegen, wenn er sich in den Straßen von Potsdam blicken läßt, aber auch der einfache, ehrerbietige Gruß, das Abziehen der Kopfbedeckung, genügt den Getreuen in Potsdam nicht immer. So sahen wir es an einem Sonntage nach dem Gottesdienste in der Garnisonkirche. Mehrere ältere, würdige Herren bildeten Spalier vor dem Ausgange der Kirche; sie entblößten ehrerbietig die Häupter, als der Kaiser heraustrat, und während er dankend an ihnen vorüberschritt, ging fast feierlich von Mund zu Munde der leise Gruß: „Gott erhalte Eure Majestät!"

2.

König Friedrich Wilhelm der Vierte trug sich bekanntlich mit dem Plane, die ganze von den Wasserarmen und Seen der Havel umschlossene Insel, auf der Potsdam liegt, in einen großen landschaftlichen Garten zu verwandeln. Und in der That, wer heutzutage aus der Luftballon-Perspective auf die Umgebung von Potsdam herabschaute, der würde zugestehen müssen, daß an der Verwirklichung des königlichen Gedankens nicht viel fehlt. Von allen Seiten lehnen sich bereits die Parks und Gärten der königlichen Schlösser an die Stadt, und überall reicht der Anhang des Hofes noch in die Vorstädte von Potsdam hinein. Im Westen treten wir bei dem Obelisk aus der Stadt unmittelbar in den Garten von „Sanssouci". Im Norden erstreckt sich der „Neue Garten" am Ufer des Heiligen Sees, in dessen klaren Fluthen sich der üppige „Marmorpalast" König Friedrich Wilhelm's des Zweiten spiegelt. An dem linken Ufer der Havel entlang ziehen sich gegen Nordosten und Osten die königlichen Parks von Babelsberg und Glienicke, zwischen denen das bescheidene Dörfchen Klein-Glienicke schamhaft hervorschaut, wie eine schüchterne Maid im diamantenen Gürtel.

Schattige, breite Alleen, in denen die königlichen Equipagen aneinander vorüberrollen und gewandte Cavaliere ihre Rosse courbettiren lassen, führen von einem Parke zum andern, und indem wir ihnen folgen, empfangen wir bei dem Rauschen der Fontainen, den reizenden Durchblicken, die zwischen den Waldpartien hin und wieder auf die blaue Wasserfläche und die Lustschlösser an ihrem Ufer sich öffnen, den Eindruck, als wanderten wir fortwährend in einem heitern Garten.

Beim Verlassen des Dorfes Klein-Glienicke erblicken wir, von Babelsberg kommend, zu unserer Linken das neuerbaute Palais und den Park des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Das „Jagdschloß Glienicke" ist zugleich der Lieblingsaufenthalt der jugendlichen Töchter des Prinzen, deren Neigungen die ländliche Stille und Zurückgezogenheit hier mehr zusagt, als das Leben in der geräuschvollen Hauptstadt und in der hochgelegenen Wohnung des königlichen Schlosses daselbst, von der aus man keinen grünen Zweig erblickt, keine fröhliche Vogelstimme vernimmt — weder im Januar, noch im Mai. Hier strömt die schöne Luft ungehindert durch Fenster und Thüren in die Zimmer; hier fahren die drei Prinzessinnen oder zwei von ihnen (gewöhnlich die beiden jüngeren, Prinzessin Elisabeth und Louise Margarethe) fast täglich in dem einfachen zweispännigen Wagen allein spazieren, wobei die Prinzessinnen selbst abwechselnd die Zügel führen, während der fahrgewandte Groom hinten aufsitzt. Auch Reiten gehört zu den beliebten, wenn auch selteneren Vergnügungen der beiden jüngeren Prinzessinnen, und noch bei einer der letzten Paraden bei Berlin erschien die Prinzessin Elisabeth an der Seite der Frau Kronprinzessin zu Pferde. Alle drei Prinzessinnen sind in Potsdam geboren; sie haben hier ihre glückliche Kindheit verlebt und hängen mit ganzem Herzen an der märkischen Heimath. Weder die Großartigkeit der bairischen

Alpen, noch die Orangen- und Myrthenwälder Italiens, die sie durch ihren vorübergehenden Aufenthalt daselbst kennen lernten, konnten das liebe Bild der Heimath mit ihren Kiefernwäldern und blauen Seen in ihren Vorstellungen verdunkeln.

Daß die Töcher des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl in ihren frühesten Kinderspielen eine gewisse Vorliebe für „des Königs Rock" zeigten, ist natürlich. Bereits in ihrem vierten Jahre hatte die Prinzessin Elisabeth keinen lebhafteren Wunsch zu Weihnachten, als — eine Uniform. Die Königin Elisabeth erfüllte denselben, und nun war es ihre größte Freude, wenn sie an besonderen Tagen zu Hause dieses Kleidchen tragen durfte. Später schmückte sie sich gerne mit der Mütze der Zieten'schen Husaren, deren Uniform der Prinz, ihr Vater, gern anlegt, und verstand dieselbe mit großem Geschick, etwas seitwärts, die Cocarde genau in der Mitte, aufzusetzen. So erschien die kleine Prinzessin auch einmal in ihrem sechsten Jahre — es war am Doppelgeburtstage ihrer Frau Mutter und ihrer älteren Schwester (14. September) — im Wagen zur Königsparade des brandenburgischen Armeecorps bei Lebus, den muntern Kopf mit der Zieten-Husarenmütze bedeckt, unter welcher die langen, dunkelblonden Locken hervorquollen. Seitdem dem Prinzen Friedrich Karl auch ein Sohn, Prinz Friedrich Leopold, geboren worden (14. November 1865), sind die militärischen Ehren allmählich auf diesen übergegangen, aber das Interesse ist bei den Schwestern deshalb nicht geringer geworden.

Ein überaus zartes Verhältniß besteht zwischen den Prinzessinnen und diesem jüngern Bruder. Seitdem der Letztere eins der Schweizerhäuschen bewohnt, die der Prinz Karl an Stelle der angekauften Dorfhäuser von Glienicke hat erbauen lassen, und seine Zeit hier mit regelmäßen Stunden besetzt ist, beschränkt sich das Zusammensein der Geschwister indessen hauptsächlich auf die gemeinschaftlichen Spaziergänge, an denen auch der Pudel des Prinzen, auf den er große Stücke hält, Theil nimmt.

Auch die Zeit der Prinzessinnen ist sehr regelmäßig eingetheilt und ausgefüllt. Außer den Unterrichtsstunden, welche nicht allein die jüngste Prinzessin Louise Margarethe, sondern auch die beiden älteren Prinzessinnen Marie und Elisabeth noch nehmen, bilden Musik und Zeichnen die Hauptbeschäftigung derselben. Das Talent der Frau Prinzessin Friedrich Karl ist auch auf ihre Töchter übergegangen, und hin und wieder wird den Schulkindern von Glienicke die Auszeichnung zu Theil, die Modelle zu den Zeichnungen der Prinzessinnen liefern zu dürfen, an sich allerdings keine sehr geistanregende Unterhaltung, dennoch den Dorfkindern stets hocherwünscht, zumal sich damit die Aussicht auf ein vortreffliches Frühstück verbindet.

Die einfache Stille in Glienicke wird nur etwa ein bis zwei Mal durch ein ländliches Sommerfest unterbrochen, welches auf der Pfaueninsel oder im Jagdschlosse Stern stattfindet. Hier werden Spiele vorgenommen und zum Schlusse wohl auch auf dem Rasen oder im kleinen Saale des Jagdschlosses getanzt.

Einige hundert Schritte vom Jagdschloß Glienicke, ihm gegenüber, liegt auf der nördlichen Seite der Berliner Chaussee, die Besitzung des Prinzen Karl, früher Eigenthum des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg. Zwei wasserspeiende, vergoldete Löwen behüten den Eingang zu dem Vorhofe des Schlosses und dem verschwiegenen Parke, der sich bis zur Bucht Moorlake, Sacrow gegenüber, ausdehnt. Alles in diesem Parke deutet auf den Kunstsinn und die sorgsame Pflege des fürstlichen Besitzers; denn der Prinz Karl ist nicht allein Gartenfreund, sondern auch selbst Gärtner und pflegt selbst, zuweilen auch zu Pferde, die Gartenscheere in der Hand, die Anlagen seines Parkes.

An das stille Ufer der Havel hat sich der Prinz noch ein besonderes Schlößchen gebaut und mit dem ihm eigenen Geschmack wahrhaft künstlerisch ausgestattet. Eine reiche Sammlung antiker Sculpturen, Gemmen, Büsten und Vasen, welche der Prinz von seinen verschiedenen Reisen mitgebracht hat, bildet den Schmuck der Gemächer, und kein Gegenstand der inneren Einrichtung entbehrt der künstlerischen Zierde. Die sämmtlichen Fußböden sind mit Marmor getäfelt, der zum Theil aus den Ruinen eines venetianischen Palastes der Catterina Cornaro stammt.

Dieses sogenannte „Casino" bildet den Vereinigungspunkt für die Familie des Prinzen Karl, des ältesten Bruders unseres Kaisers, und wer an einem lauen Sommerabend auf der Havel am Parkufer vorüberfährt, der sieht wohl hier beim Lampenschimmer auf der Veranda des Schlößchens um das Elternpaar auch die Familie des Prinzen Friedrich Karl mit den drei Enkelinnen versammelt, deren Anmuth und Munterkeit den Reiz solcher Familienabende noch erhöht.

Wie oben angedeutet, wird die Erlaubniß zur Besichtigung der reizenden Parkanlagen von Glienicke nur mit Beschränkung ertheilt — gewiß mit gutem Grunde. Nicht die Einheimischen sind es, welche diese Beschränkung nothwendig machen, aber es giebt in der Nähe von Potsdam Leute, welche die Gastlichkeit, die ihnen die königlichen Schlösser und Gärten öffnet, wenig zu schätzen wissen und in den Privatgärten der Prinzen sich dieselben Freiheiten nehmen, wie an öffentlichen Vergnügungsorten. Man pflegt in Berlin etwas souverän auf die Bevölkerung der benachbarten zweiten Residenzstadt herabzublicken und den Namen „Potsdamer" nicht ohne eine ironische Beimischung auszusprechen. Das müssen sich die Potsdamer gefallen lassen, aber sie rächen sich, indem sie in den Begriff „Publicum" — das ist die große Zahl der Fremden, die Potsdam an Sonn- und Feiertagen überschwemmen — eine nicht schmeichelhafte Nebenbedeutung legen. Man möge daher jenem Wachtmeister vom Regiment Garde du Corps die sittliche Entrüstung nicht verdenken, mit welcher er, aufmerksam gemacht auf die Inschrift einer Tafel über dem Eingange eines der königlichen Gärten: „Der Eintritt ist für das Publicum nicht gestattet", voll Selbstgefühles an der Seite seiner Ehehälfte mit den stolzen Worten vorüberschritt: „Der Wachtmeister von Seiner Majestät Garde du Corps wird doch wohl nicht zum Publicum gerechnet werden."

Es ist nicht allein Glienicke mit seinem schönen Schloß und Park, was dem Prinzen Karl den Aufenthalt in Potsdam angenehm macht. Auch seine Neigung zum edlen Waidwerk und seine Eigenschaft als Chef der königlichen Hofjagden führen ihn öfters und um so lieber hierher, da die Jagd in den wildreichen Potsdamer Forsten weniger dem Andrange neugieriger Zuschauer ausgesetzt ist, als die Jagd im Grunewald, welche von den Berlinern zugleich als Volksfest mitgefeiert wird.

Ein frischer, klarer Herbstmorgen liegt über den Potsdamer Forsten. Schon beginnt das Laub an den Bäumen sich röthlich zu färben; nur die Kiefern und Tannen tragen noch ihr altes dunkelgrünes Nadelkleid. Zwischen den Lichtungen hindurch sieht man blaue Seeflächen schimmern, über denen in lichten Wölkchen der Morgennebel dahinzieht. Hier und da schaut der Giebel eines Försterhauses zwischen düsteren Föhren hervor. In dem Winkel zwischen den beiden von Berlin herkommenden Schienenwegen liegt das geschichtlich berühmte Kohlhaasenbrück still im Walde, nicht weit davon an dem Vereinigungspunkte der beiden Bahnen das freundliche Stationshäuschen von Neu-Babelsberg. Von hier führt der Weg durch den Wald an Stein-Stücken vorüber nach dem königlichen Jagdschloß Stern, dem Rendezvous der Parforcereiter, dessen Einrichtung noch von König Friedrich Wilhelm dem Ersten herstammt.

Die Theilnehmer an der Parforcejagd versammeln sich, sämmtlich in rothen Fracks, enganliegenden weißen Beinkleidern, hohen Stiefeln und mit schwarzem Cylinderhut. Auch die Schaar der Piqueurs, das ist: der Läufer und Treiber, erscheint in rothen Röcken. Der königliche Ober-Piqueur führt, zu Pferde sitzend, die jagdlechzende Meute — nahe an hundert schön gefleckte Schweißhunde — herbei. Unter Hörnerklang erfolgt der Aufbruch nach dem Saugehege. Hier ordnet sich der Zug in Linie und erwartet den Ausbruch des Keilers.

Ein Vorsprung von einigen Minuten wird dem Thiere gelassen; vielleicht gelingt es ihm, damit noch eine Lebensfrist von einigen Stunden zu gewinnen, wenn es sich durch geschickte Flucht im Dickicht den Verfolgern zu entziehen weiß. Nun wird die Meute losgelassen und auf die Fährte des Keilers geführt. Der fürstliche Jagdgeber setzt sein edles Roß in „gemäßigten Galopp", die übrigen Reiter thun das Gleiche, die Richtung der klaffenden Hunde verfolgend. Ein Theil der Reiter, welche dem mittelalterlichen Waidwerksvergnügen keinen Geschmack abgewinnen kann und nur ehrenhalber der Einladung folgte, zerstreut sich flanirend durch den Forst. Die Uebrigen setzen die Verfolgung mit um so größerer Hast fort, je näher sie sich dem Ziele glauben. Für sie liegt doch ein wundervoller Reiz, eine unsagbare Lust in diesem Rennen und Jagen, dem Wetten und Wagen; Hindernisse, vor denen der gewandteste Reiter beim Spazierritte stutzen würde, haben hier ihre Bedeutung vollständig verloren.

und wollte man ihnen auch ausweichen — es geht nicht; denn die allgemeine Aufregung hat sich auch der Rosse bemächtigt. So geht es dahin im wilden Laufe über Stock und Stein, über Wurzeln und Gräben, hier einen abschüssigen Hang hinab, dort wieder hinauf. Hussa und Hörnerklang hallt durch den weiten Wald. Durch das Gezweige leuchten überall, gleich fliegenden rothen Streifen, die bunten Jagdkleider.

Nun haben die Hunde den Keiler aufgespürt und erreicht; einige hängen sich an seine Ohren, um seine Flucht zu hemmen. Vergeblich sucht das gehetzte Thier die Meute von sich zu schütteln; — schon sind auch die Reiter auf seinen Fersen. Lautes Hallali wiederhallt im Forste und verkündigt das Ereigniß der Jagdgesellschaft. Während diese sich alsdann rings um den Prinzen versammelt, wird der todte Eber auf den Wagen gehoben und mit Laub und Tannenzweigen bedeckt. Jeder der Jagdgenossen, welcher dem Hallali beiwohnt, empfängt aus den Händen des Prinzen einen grünen Zweig. So geschmückt, treten die Reiter, dem Wagen folgend, unter fröhlichem Hönerklang den Zug nach dem Jagdschlosse an, wo ein einfaches waidmännisches Mahl eingenommen wird.

(Nr. 3 ꝛc. folgt.)

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Waldemar hatte sich erhoben und das Auge finster auf sie gerichtet. „Als ich Dir vor vier Jahren Wilicza zum Wohnsitze anbot, fühlte ich mich verpflichtet, die Stellung meiner Mutter in einer Weise zu regeln, daß sie hier als Schloßherrin auftreten konnte — die Güter selbst blieben ja wohl mein Eigenthum?“

„Hat Dir das schon Jemand bestritten?“ fragte die Fürstin in dem gleichen Tone. „Ich dächte, Dein Recht auf Deine Güter wäre noch von keiner Seite angezweifelt worden.“

„Nein, aber ich sehe jetzt, was es heißt, sie jahrelang in den Händen der Baratowski und Morynski zu lassen.“

Die Fürstin erhob sich jetzt gleichfalls. Mit ihrem ganzen Stolze stand sie dem Sohne gegenüber.

„Was soll das heißen? Willst Du etwa mich dafür verantwortlich machen, wenn die Verwaltung nicht nach Deinen Wünschen ist? Klage Deinen Vormund an, der hier ein halbes Menschenalter hindurch eine ganz unerhörte Beamtenwirthschaft duldete! Mir ist das nicht verborgen geblieben, aber das hast Du mit Deinen Untergebenen auszumachen, mein Sohn, und nicht mit mir.“

„Mit meinen Beamten?“ rief Waldemar bitter. „Ich glaube, Frank ist der Einzige, der mich noch als Herrn anerkennt; die übrigen stehen sämmtlich in Deinen Diensten, und wenn sie es auch wohl nicht wagen werden, mir offen den Gehorsam zu verweigern, so weiß ich doch, daß jeder meiner Befehle ein Heer von Ausflüchten, Intriguen und Verneinungen hervorruft, sobald Du es für gut hältst, Dein ‚Nein‘ dagegen zu setzen.“

„Du träumst, Waldemar,“ sagte die Fürstin mit spottender Ueberlegenheit. „Ich habe nicht geglaubt, daß Du so vollständig unter dem Einflusse des Administrators stehst, ich bitte Dich aber ernstlich diesem Einflusse Schranken zu setzen, sobald es sich um Deine Mutter handelt.“

„Und ich bitte Dich, gieb die alten Versuche auf, mich zu stacheln!“ unterbrach sie der junge Gutsherr. „Einst vermochtest Du es freilich, mich mit der Furcht vor einem fremden Einflusse, der sich meiner bemächtigen könnte, geradesweges in den Deinigen hineinzutreiben; erst seit ich einen eigenen Willen habe, ist es mir gleichgültig, ob ich den Schein davon bewahre oder nicht. Ich habe wochenlang geschwiegen, eben weil ich den Berichten des Administrators nicht traute; ich wollte mit eigenen Augen sehen, jetzt aber frage ich Dich: Wer hat die Pachtgüter, die vor vier Jahren noch sämmtlich in deutschen Händen waren, an Deine Landsleute ausgeliefert, zu ganz unglaublichen Bedingungen, ohne jede Garantie, ohne jede Sicherstellung gegen den Ruin, dem sie die Pachtungen entgegenführten? Wer hat in die Forstverwaltung ein Personal gebracht, das Euren nationalen Interessen allerdings vorzüglich dienen mag, den Ertrag meiner Waldungen aber um die Hälfte verringert? Wer hat endlich dem Administrator seine Stellung so unerträglich gemacht, daß ihm nichts übrig blieb, als zu gehen? Er besaß zum Glück Energie genug, mich zu Hülfe zu rufen, sonst wäre ich wahrscheinlich noch länger fortgeblieben, und es war die höchste Zeit, daß ich kam. Du hast rücksichtslos Alles den Traditionen Deiner Familie geopfert, meine Beamten, mein Vermögen, meine Stellung sogar, denn man glaubt natürlich, es sei mit meiner Bewilligung geschehen. Die Güter sind zu Zeiten meines Vormundes schlecht verwaltet worden, aber es konnte ihnen nicht viel schaden, denn sie tragen unerschöpfliche Hülfsquellen in sich, erst die letzten vier Jahre unter Deiner Hand haben sie an den Rand des Verderbens gebracht. Dir konnte das nicht verborgen bleiben. Du hast Scharfblick genug, zu sehen, wohin das schließlich führen mußte, und Energie genug, dem Verderben zu steuern, sobald Du nur wolltest, aber freilich, solche Rücksichten konnten und durften nicht gelten. — Du hattest Wilicza ja einzig für die Revolution vorzubereiten.“

Die Fürstin hatte schweigend zugehört, mit einer Art von starrem Erstaunen, das sich mit jeder Minute steigerte und mehr der Haltung als den Worten ihres Sohnes galt. Es war ja nicht das erste Mal, daß in diesen Räumen solche Worte fielen: der verstorbene Nordeck hatte seiner Gemahlin oft genug vorgeworfen, daß sie „rücksichtslos Alles den Traditionen ihrer Familie opfere“, nur daß er im Entstehen zu verhindern wußte, was jetzt nahezu ausgeführt war, aber nie hatte eine solche Scene stattgefunden, ohne daß sich die Natur des Gutsherrn in ihrer ganzen Rohheit zeigte. Mit maßlosem Wüthen und Toben, mit einem Strom von wilden Schmähungen und Drohungen versuchte er sein Gebieterrecht geltend zu machen, ohne daß er der stolzen furchtlosen Frau jemals etwas Anderes entrissen hätte, als ein Lächeln der Verachtung. Sie wußte ja, daß der Emporkömmling weder Meinung noch Charakter besaß, daß sein Haß wie seine Parteinahme nur den niedrigsten Beweggründen entstammten, und wenn irgend etwas ihrer Verachtung gleichkam, so war es die Empörung darüber, daß man ihr einen solchen Mann als Gatten aufgezwungen. Hätte ihr Waldemar eine ähnliche Scene gemacht, es würde sie nicht im Mindesten überrascht haben; daß er es nicht that, das eben machte sie so bestürzt. Er stand ihr in vollkommen ruhiger Haltung gegenüber und warf ihr kalt, aber mit vernichtender Schärfe Wort um Wort, Beweis auf Beweis entgegen. Sie sah trotzdem, wie es in ihm kochte. Die Ader an seinen Schläfen schwoll drohend auf und seine Hand vergrub sich krampfhaft in die Polster des Sessels, an dem er stand, aber das waren auch die einzigen Zeichen der inneren Gereiztheit. Blick und Stimme verriethen nichts davon; er beherrschte sie vollständig.

Es vergingen einige Secunden, ehe die Fürstin antwortete. Ein Ableugnen oder Verbergen ließ ihr Stolz nicht zu — es wäre auch nutzlos gewesen. Waldemar wußte offenbar zu viel; auf seine Blindheit konnte sie nicht ferner rechnen; es galt also, eine ganz neue Stellung einzunehmen.

„Du übertreibst,“ entgegnete sie endlich. „Bist Du so furchtsam, Dein ganzes Wilicza bereits in Revolution zu sehen, weil ich bisweilen meinen Einfluß zu Gunsten meiner Schützlinge verwandt habe? Es thut mir leid, wenn einige derselben mein Vertrauen täuschten und Dir Schaden zufügten, wo sie ihre Pflicht hätten thun sollen, aber das kommt überall vor; es steht Dir ja frei, sie zu entlassen. Was ist es denn eigentlich, was Du mir zum Vorwurf machst? Die Güter waren so gut wie herrenlos, als ich hierher kam. Du kümmertest Dich nicht darum, fragtest niemals darnach; da glaubte ich mich als Mutter berechtigt, die Zügel, die Deiner Hand so vollständig entglitten, in die meinige zu nehmen, wo sie wohl immer noch besser aufgehoben waren, als bei Deinen Untergebenen. Ich habe sie allerdings in meiner Weise geführt, aber Du wußtest ja, daß ich von jeher auf Seiten meiner Familie und meines Volkes gestanden habe — ich machte Dir niemals ein Geheimniß daraus; mein ganzes Leben zeugt davon, und Dir gegenüber bedarf das

doch hoffentlich keiner Rechtfertigung. Du bist mein Sohn, so gut wie Du der Deines Vaters bist, und das Blut der Morynski fließt auch in Deinen Adern."

Waldemar fuhr auf, als wolle er mit vollster Heftigkeit gegen diese Behauptung protestiren, aber noch siegte in ihm die Selbstbeherrschung.

„Es ist wohl das erste Mal in Deinem Leben, daß Du mir überhaupt einen Antheil an diesem Blute zugestehst," antwortete er schneidend. „Bisher hast Du in mir immer nur den Nordeck gesehen und — verachtet. In Worten freilich zeigtest Du mir das nie, aber denkst Du, ich verstehe es nicht, Blicke zu deuten? Ich habe oft genug gesehen, mit welchem Ausdruck die Deinigen sich von Leo oder Deinem Bruder auf mich wandten. Du hast die Erinnerung an Deine erste Ehe wie an eine Schmach und Erniedrigung von Dir geworfen, hast an der Seite des Fürsten Baratowski, in der Liebe Deines Jüngstgeborenen nicht nach mir gefragt, und als die Verhältnisse Dich zwangen, Dich mir wieder zu nähern, da war ich wohl das Letzte, was Du suchtest. Ich mache Dir keinen Vorwurf daraus, mein Vater mag ja Vieles an Dir gesündigt haben, so viel, daß Du seinen Sohn unmöglich lieben konntest, aber eben deshalb wollen wir uns auch nicht auf Gefühle und Beziehungen berufen, die zwischen uns nun einmal nicht existiren. Ich werde Dir in der nächsten Zeit wohl beweisen müssen, daß ich auch nicht einen Tropfen von dem Blute der Morynski in mir habe. Auf Deinen Leo magst Du es vererbt haben — ich bin aus anderem Stoffe gemacht."

„Ich sehe es," sagte die Fürstin tonlos, „aus anderem, als ich dachte. Ich habe Dich nie gekannt."

Er schien den Einwurf nicht zu beachten. „Du begreifst es also wohl, daß ich die Verwaltung der Güter jetzt in meine eigene Hand nehme," begann er wieder. „Und nun noch eine Frage — was waren das für Conferenzen, die gestern nach dem Souper bei Dir stattfanden und sich bis in den Morgen hinein ausdehnten?"

„Waldemar, das geht mich allein an," erklärte die Mutter mit eisiger Abwehr. „In meinen Zimmern werde ich doch wenigstens noch Herrin sein."

„Unbedingt, sobald es sich um Deine Angelegenheiten handelt; für Parteizwecke gebe ich Wilicza nicht länger her. Ihr haltet hier Eure Zusammenkünfte — von hier aus gehen die Befehle über die Grenze und kommen die Botschaften von dort; die Keller des Schlosses liegen voll Waffen. Ihr habt ein ganzes Arsenal da unten zusammengehäuft."

Die Fürstin war bei den letzten Worten todtenbleich geworden, aber sie hielt auch diesem Schlage Stand. Nicht eine Muskel ihres Gesichtes zuckte, als sie erwiderte: „Und weshalb sagst Du mir das Alles? Weshalb gehst Du nicht nach L., wo man Deine Entdeckungen sehr bereitwillig aufnehmen wird? Du hast ja ein so ausgezeichnetes Talent zum Spion bewiesen, daß es Dir nicht viel Ueberwindung kosten kann, nun auch noch zum Denuncianten zu werden."

„Mutter!" Es war ein Aufschrei der leidenschaftlichsten Wuth, der von den Lippen des jungen Mannes fuhr, und seine geballte Hand fiel mit zerschmetterndem Schlage auf die Lehne des Sessels nieder. Die alte Wildheit brach wieder hervor und drohte all die mühsam errungene Selbstbeherrschung der letzten Jahre mit sich fortzureißen. Er bebte am ganzen Körper, und sein Aussehen war derart, daß die Mutter unwillkürlich die Hand an die Klingel legte, als wollte sie Hülfe herbeirufen, aber gerade diese Bewegung brachte Waldemar wieder zu sich. Er wendete sich stürmisch ab und trat an das Fenster.

Es vergingen einige stumme peinliche Minuten. Die Fürstin empfand bereits, daß sie sich zu weit hatte fortreißen lassen, sie, die Kalte, Besonnene, ihrem Sohne gegenüber. Sie sah, wie furchtbar er mit seinem Jähzorne rang und was dieses Ringen ihm kostete, aber sie sah auch, daß der Mann, der mit so eiserner Energie eine unglückliche Naturanlage, das verhängnißvolle Erbtheil seines Vaters, niederzuzwingen wußte, ein ebenbürtiger Gegner war.

Als Waldemar zu ihr zurückkehrte, war der Anfall vorüber. Er hatte die Arme übereinandergeschlagen, als müsse er sich gewaltsam zur Ruhe zwingen; seine Lippen zuckten noch, aber seine Stimme klang schon wieder beherrscht.

„Als Du damals in C. die Zukunft meines Bruders meiner ‚Großmuth' übergabst, da dachte ich nicht, daß sie mir das eintragen würde. Spion! Weil ich mich unterfing, die Decke von den Geheimnissen meines Schlosses zu heben! Ich könnte Dir ein anderes Wort entgegensetzen, das noch schlimmer klingt. Wer genießt das Gastrecht in Wilicza, Du oder ich, und wer hat es gebrochen?"

Die Fürstin sah finster vor sich nieder. „Wir wollen nicht darüber streiten. Ich habe gethan, was mir Recht und Pflicht hieß, aber es wäre nutzlos, Dich davon überzeugen zu wollen. Was gedenkst Du zu thun?"

Waldemar schwieg einen Moment lang, dann sagte er mit gesenkter Stimme, aber jedes einzelne Wort betonend: „Ich reise morgen ab. Ich gehe in Geschäften nach P. und kehre erst in acht Tagen zurück. Bis dahin wird Wilicza frei sein von Allem, was es jetzt Ungesetzliches birgt; bis dahin werden all die Verbindungen abgebrochen sein, soweit sie das Schloß berühren. Verlege sie nach Rakowicz oder wohin Du willst, aber mein Gebiet bleibt frei davon. Unmittelbar nach meiner Rückkehr findet hier eine zweite größere Jagd statt, der auch der Präsident und die Officiere der Garnison von L. beiwohnen werden. Du hast wohl die Güte, als Repräsentantin des Hauses Deinen Namen mit unter die Einladungen zu setzen?"

„Nein!" erklärte die Fürstin energisch.

„So unterzeichne ich die Briefe allein. Geladen werden die Gäste jedenfalls; es ist nothwendig, daß ich endlich einmal Stellung nehme in der Frage, die jetzt die ganze Provinz beschäftigt. Man muß in L. wissen, auf welcher Seite man mich zu suchen hat. Es steht Dir allerdings frei, an dem betreffenden Tage krank zu sein oder zu Deinem Bruder zu fahren, ich gebe Dir aber zu bedenken, ob es gut ist, wenn das Zerwürfniß zwischen uns öffentlich und damit unwiderruflich wird. Noch bleibt uns Beiden die Möglichkeit, diese Stunde und dieses Gespräch zu vergessen. Ich werde Dich nicht wieder daran erinnern, sobald ich mich überzeuge, daß meine Forderungen erfüllt sind; es steht also bei Dir, was Du thun willst. Ich habe Leo's Entfernung abgewartet, weil sein heißes Temperament eine solche Scene nicht ertragen hätte, und weil ich ihm und dem Grafen Morynski die Demüthigung ersparen wollte, das, was doch nun einmal durchaus gesagt werden muß, aus meinem Munde zu vernehmen; von Dir werden sie es eher hören können. Ich bin es nicht, der den Bruch will."

„Und wenn ich nun den Befehlen, die Du mir so tyrannisch zuschleuderst, nicht nachkäme?" fragte die Fürstin langsam. „Wenn ich Deinem anerkannten Erbrechte das meinige entgegensetzte, ich, die Wittwe Deines Vaters, die nur ein ungerechtes, unerhörtes Testament von dem Orte vertrieb, der von Rechtswegen ihr Wittwensitz hätte sein sollen? Vor den Gesetzen werde ich allerdings nichts damit ausrichten, aber mir giebt es die Ueberzeugung, daß ich Dir auf diesem Boden nicht zu weichen habe, und ich weiche Dir nicht. Die Fürstin Baratowska müßte nach dem, was Du ihr soeben anzuhören gegeben hast, mit ihrem Sohne gehen, um nicht zurückzukehren — die einstige Herrin von Wilicza behauptet ihr Recht. Sei auf Deiner Hut, Waldemar! Ich könnte Dich eines Tages vor die Nothwendigkeit stellen, entweder Dein Herrscherwort von vorhin zu widerrufen oder Deine Mutter und Deinen Bruder dem Schlimmsten preiszugeben."

„Versuche es," sagte Waldemar kalt, „aber mache mich nicht verantwortlich für das, was dann geschieht!"

Sie standen einander gegenüber, Auge in Auge, und es war seltsam, daß gerade jetzt eine Aehnlichkeit zwischen Beiden hervortrat, die bisher noch Allen entgangen war, eine Einzige ausgenommen. „Die Stirn mit der seltsam gezeichneten blauen Ader hat er von Dir," hatte Wanda einst zu ihrer Tante gesagt, und in der That, es war dieselbe hohe machtvolle Wölbung, derselbe eigenthümliche Zug an den Schläfen. Auch bei der Fürstin prägte sich jetzt in der äußersten Erregung die blaue Ader deutlich aus, während sie bei Waldemar so gefahrdrohend anschwoll, als wolle das emporstürmende Blut sich dort einen Ausweg suchen. Und auf Beider Antlitz stand der gleiche Ausdruck, eine unbeugsame Entschlossenheit, ein eiserner Wille, der bereit ist, Alles an seine Ausführung zu setzen. Jetzt, wo sie einander den Kampf auf Leben und Tod ankündigten, zeigte es sich zum ersten Male, daß sie wirklich Mutter und Sohn waren; vielleicht fühlten sie es auch zum ersten Male.

Waldemar trat unmittelbar neben die Fürstin, und seine Hand legte sich schwer auf ihren Arm.

„Meiner Mutter habe ich den Rückzug offen gelassen,“ sagte er bedeutsam. „Der Fürstin Baratowska verbiete ich die Parteiumtriebe auf meinen Gütern. Geschieht es dennoch, treibt Ihr mich zum Aeußersten, nun denn, so schreite ich auch dazu und müßte ich Euch Alle —“

Er hielt plötzlich inne. Die Mutter fühlte, wie er zusammenzuckte, wie seine Hand, die mit so eisernem Drucke die ihrige festhielt, sich auf einmal löste und machtlos niedersank; mit äußerster Befremdung folgte sie der Richtung seines Blickes, der wie gebannt an der Thür des Arbeitscabinetes hing — dort auf der Schwelle stand Wanda. Sie war, unfähig sich länger zurückzuhalten, hervorgetreten, und die heftige Bewegung, mit der dies geschah, hatte ihre Gegenwart verrathen.

Ein Blitz des Triumphes schoß aus den Augen der Fürstin. Endlich war die verwundbare Stelle im Herzen ihres Sohnes gefunden. Wenn er sich auch im nächsten Momente wieder zusammenraffte und starr und unzugänglich dastand wie vorhin, es war zu spät — der eine unbewachte Augenblick hatte ihn verrathen.

„Nun, Waldemar?“ fragte sie, und es vibrirte wie leiser Hohn in ihrer Stimme. „Es verletzt Dich doch nicht, daß Wanda Zeuge unseres Gespräches geworden ist? Es galt ja zum großen Theile auch ihr. Jedenfalls bist Du ihr und mir noch die Fortsetzung schuldig. Du wolltest uns Alle —?“

Waldemar war einen Schritt zurückgetreten. Er stand jetzt im Schatten, sodaß sein Gesicht sich jeder Beobachtung entzog.

„Da Gräfin Morynska Zeuge des Gesprächs war, bedarf es keiner Erklärung; ich habe nichts hinzuzufügen.“ Er wandte sich zu seiner Mutter. „Ich reise morgen in aller Frühe. Du hast acht Tage Zeit, Dich zu entscheiden. Es bleibt dabei.“ Damit verneigte er sich abgemessen wie gewöhnlich vor der jungen Gräfin und ging.

Wanda hatte während der ganzen Zeit auf der Schwelle gestanden, ohne den Salon zu betreten; erst jetzt trat sie vollends ein, und sich ihrer Tante nähernd, fragte sie leise, aber mit eigenthümlich bebendem Tone:

„Glaubst Du mir nun?“

Die Fürstin war in das Sopha zurückgesunken. Ihr Auge haftete noch an der Thür, durch die ihr Sohn sich entfernt hatte, als wolle und könne sie das eben Geschehene nicht fassen.“

„Ich habe ihn immer nur nach seinem Vater beurtheilt,“ sagte sie, wie mit sich selber sprechend, „der Irrthum rächt sich schwer an uns Allen. Er hat mir gezeigt, daß er — nicht wie sein Vater ist.“

„Er hat Dir wohl noch mehr gezeigt. Du warst stets so stolz darauf, Tante, daß Leo Deine Züge trägt; von Deinem Charakter hat er wenig geerbt — den mußt Du bei seinem Bruder suchen. Das war Deine Energie, die Dir vorhin so drohend gegenüberstand, Dein unbeugsamer Wille; das war sogar Dein Blick und Ton — Waldemar ist Dir ähnlicher, als es Leo je gewesen.“

Es lag etwas in der Stimme der jungen Gräfin, das die Fürstin aufmerksam machte. „Und wer lehrte denn gerade Dich diesen Charakter mit solcher Sicherheit enträthseln?“ fragte sie scharf. „War es Deine Feindseligkeit gegen ihn, die Dich so tief schauen ließ, wo wir Alle getäuscht wurden?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Wanda, den Blick senkend, „es war wohl mehr Ahnung als Beobachtung, die mich leitete, aber ich wußte es vom ersten Tage an, daß wir in ihm einen Feind hatten.“

„Gleichviel!“ erklärte die Fürstin mit Entschiedenheit. „Er ist und bleibt mein Sohn. Du hast Recht, er hat mir heute zum ersten Male gezeigt, daß er es wirklich ist, aber eben darum wird seine Mutter ihm wohl gewachsen sein.“

„Was willst Du thun?“ fiel Wanda ein.

„Den Kampf aufnehmen, den er mir bietet. Denkst Du, ich werde seinen Drohungen weichen? Wir wollen doch abwarten, ob er wirklich zum Aeußersten schreitet.“

„Er schreitet dazu — verlaß Dich darauf! Rechne nicht auf irgend eine Weichheit oder Nachgiebigkeit bei diesem Manne! Er opfert Dich, Leo, uns Alle schonungslos dem, was ihm Recht heißt.“

Die Fürstin streifte mit einem langen forschenden Blicke das erregte Antlitz ihrer Nichte. „Mich und Leo vielleicht,“ entgegnete sie, „ich kenne aber jetzt die Stelle, wo seine Kraft erlahmt; ich weiß, was er nicht opfert, und es soll meine Sorge sein, ihm das im entscheidenden Augenblicke entgegenzustellen.“

Wanda sah ihre Tante an, ohne sie zu verstehen. Sie hatte nichts weiter bemerkt als Waldemar's plötzliches Verstummen, das sich natürlich durch ihr unerwartetes Erscheinen genug erklärte, und dann wieder seine starre, abweisende Haltung ihr und der Mutter gegenüber; sie konnte also nicht errathen, wohin diese Worte zielten, und die Fürstin ließ ihr auch keine Zeit, darüber nachzudenken.

„Wir müssen einen Entschluß fassen,“ fuhr sie fort. „Vor allen Dingen muß mein Bruder benachrichtigt werden. Da Waldemar morgen früh abreist, fällt der Grund zu Deiner beschleunigten Rückkehr fort. Du bleibst also und rufst Deinen Vater und Leo unverzüglich nach Wilicza zurück. Was sie auch vorhaben mögen, es handelt sich hier um das Wichtigste. Ich lasse Deinen Brief noch heute durch einen Eilboten abgehen, und morgen Abend können sie hier sein.“

Die junge Gräfin gehorchte. Sie kehrte in das Arbeitscabinet zurück und setzte sich wieder an den Schreibtisch, vorläufig noch ohne Ahnung, welche Rolle sie auf einmal in den Plänen ihrer Tante spielte. Die längst abgethane und vergessene „Kinderei“ gewann eine ganz andere Bedeutung, seit man wußte, daß sie eben nicht abgethan und vergessen war. hatte sie doch schon einmal geholfen, die Herrschaft über Wilicza zu erobern. Die Fürstin konnte es ihrem Sohne nicht vergessen, daß er sich so entschieden und beleidigend weigerte, das Blut der Morynski in seinen Adern anzuerkennen. Nun denn, so sollte er dafür an einer Morynska scheitern — wenn es auch nicht seine Mutter war.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

„Das dankbare Vaterland“. Eine Erscheinung, welche ehedem nach großen Kriegen Landstraßen und Marktplätze und die Ecken der Kreuzwege wie eine berechtigte Eigenthümlichkeit besetzt und belagert hielt, die der Kriegs-Krüppel und Invaliden mit der Drehorgel, ist unserem großen „letzten Krieg um den Rhein“ nicht nachgefolgt. Man muß anerkennen, daß im Vergleich mit früheren Zeiten sich auch bei uns in dieser Hinsicht Vieles gebessert hat. Die Mittel dazu waren allerdings vorhanden; der besiegte Gegner hat sie selbst beschaffen müssen, und zwar in noch nie dagewesener Ausgiebigkeit.

Wenn wir den der Zeit nach so kurzen, aber den Kämpfen, Anstrengungen, Opfern an Gesundheit und Leben und weltwichtigen Erfolgen nach so ungeheuren Krieg bedenken, so muß uns der Gedanke wohlthun, daß den unerhörten Leistungen des „Volkes in Waffen“ nun auch die Mittel entsprechen, um den Einzelnen, die Brod oder Gesundheit, und den Familien, die den Ernährer verloren haben, den für das Vaterland erlittenen Verlust nicht zu dauerndem Nachtheil oder gar zum Unglück werden zu lassen.

Im großen Ganzen ist dies gewiß nach Menschenmöglichkeit geschehen. Wenn dennoch Ausnahmen an den Tag treten, deren Klagen bis an die Presse herandringen, so darf man ja wohl wünschen, daß, dem Rechtsgefühle des Volkes zu Liebe, deren Erhörung und Beachtung an rechter Stelle stattfinden möge. Von den der Redaction der „Gartenlaube“ in den letzten Jahren zugegangenen Hülferufen von Kriegs-Invaliden mögen nur die folgenden drei als Beispiele für alle übrigen Fälle hier dargelegt werden. Namen nennen wir öffentlich nicht, aber befugter Nachfrage stehen sie jeden Augenblick zu Gebote.

Ein Westpreuße war, als Dreijährig-Freiwilliger, 1864 in sein Regiment eingetreten, hatte 1866 als Unterofficier den Feldzug gegen Oesterreich mitgemacht und bei Trautenau, Königsgrätz und Tobitschau mitgekämpft. Er gehörte zu der Schaar, welche bei Trautenau noch am späten Abend, allein den Rückzug des ersten Armeecorps deckend, die wüthenden Bajonnettangriffe der siebenbürgischen Jäger auf die Capellenhöhe zurückschlug, sodaß die tapferen Siebenbürger nicht zu folgen wagten, als der kleine Haufen endlich, die zerschossene Fahne hoch und stolz in der Mitte, langsam den Rückzug über die Aupa antrat. — Unverwundet, nur an Uniform und Ausrüstung die deutlichsten Spuren der feindlichen Geschosse zeigend, war er aus all diesen Kämpfen hervorgegangen, aber im Bivouak vor Olmütz warfen Cholera und später Typhus ihn aufs Krankenlager, von dem er erst nach Monaten wieder dienstfähig erstand.

Derselbe Mann focht auch 1870 mit, erwarb sich am 14. August vor

Metz das Eiserne Kreuz, avancirte in der Schlacht von Noisseville (31. August und 1. September) zum Feldwebel seiner Compagnie und wohnte noch einigen Ausfallsgefechten während der Cernirung von Metz bei. — In den Bivouaken vor Metz zog er sich einen Rheumatismus zu, der ihn in's Lazareth gezwungen hätte, wenn er nicht der Compagnie zu Liebe, die nur noch einen einzigen Officier und eine unzureichende Anzahl von Unterofficieren hatte, alle Schmerzen überbissen hätte. Dies setzte er auch nach der Heim- und Rückkehr in die Garnison fort, bis er endlich, nach mehrwöchentlicher Behandlung im Lazareth und nach achtjähriger Dienstzeit ohne Invaliden-Beneficien entlassen wurde. Diese Anerkennung als Invalide und die damit verbundene Anstellungsberechtigung für den Subalterndienst hat er auch, trotz aller Schritte und Bitten durch alle Instanzen, bis jetzt noch nicht zu erlangen vermocht. Die jeden Augenblick kündbare und nicht pensionsberechtigte Stellung als Diätarius bei einer städtischen Polizeiverwaltung mit zweieinhalb Mark Tageseinnahme ist Alles, was bis jetzt ein Mann zu erlangen vermochte, der zwei Feldzüge mitgemacht und sich das Eiserne Kreuz, die Stellung als Feldwebel und ehrende Zeugnisse erworben hat. Vielleicht findet unter den Lesern dieses Blattes sich Jemand, der dem um das Vaterland verdienten Manne eine bessere und sichere Stellung verschaffen oder an maßgebender Stelle ein gutes, wirksames Wort für ihn einlegen kann.

Noch trauriger ist das Loos eines pommerschen Lehrers. Er hat, nach dem Zeugnisse seines Garde-Regiments-Commandeurs, den ganzen französischen Krieg und in diesem die Schlachten von St. Privat, Beaumont und Sedan und während der Cernirung von Paris die beiden blutigen Gefechte von Le Bourget und die Vorpostengefechte von Pierrefitte und Stains und bei Dugny mitgemacht. Nachdem er mit seinem Regimente dem Siegereinzug in Berlin beigewohnt, wurden die Reservisten, zu denen auch er gehörte, entlassen, vorher aber gefragt, ob sie gesund seien. Diejenigen, welche dies bejahten, mußten eine schriftliche Erklärung darüber ausstellen. Unser Mann brachte aus dem Feldzuge den Keim zu einem Brustleiden mit heim, den er wohl fühlte, aber eines Theils für ein vorübergehendes Uebel hielt, das der Ruhe des Friedens bald weichen werde, theils seiner Berufszukunft wegen glaubte verschweigen zu müssen. Nach den allgemeinen Bestimmungen vom 15. October 1842 muß nämlich jeder Lehramts-Examinand einen Nachweis über seinen körperlichen Gesundheitszustand führen; einen Lungenkranken würde jede Schulbehörde zurückgewiesen haben. Er hatte aber schon vor seiner Einberufung als Lehrer gewirkt und trat auch sofort, einstweilen als Adjunct, wieder in Thätigkeit. Die Anstrengungen in der Schule förderten aber die rasche Ausbildung des Leidens, und das Uebel wurde endlich so arg, daß er im September 1874 sein Amt aufgeben mußte. Verwandte nahmen ihn anderthalb Jahre in Pflege, allein ohne Erfolg — und so kam er denn endlich, im December 1875, um die Gewährung der Invalidenwohlthaten ein. Da er nun aber auch noch die für solche Meldungen gestellte letzte Frist — den 20. Mai 1875 — nicht gekannt und versäumt hatte, so sind alle seine Schritte um diese Wohlthat vergeblich gewesen. Er wurde erst nicht erklärter Invalid, um Lehrer bleiben zu können, und nun ist er weder Lehrer noch Invalid, sondern ein armer unglücklicher Mann, ein Opfer des „dankbaren Vaterlandes“. Wer hilft ihm?

Das dritte Beispiel führt uns den möglichen Ausfall der Invaliden-Wohlthaten vor. Ein Reservist aus der Frankfurter Maingegend wurde am 14. August bei Metz durch die linke Kniekehle geschossen. Von der schweren Verwundung in der Heimath geheilt, kehrte er zu seiner Truppe zurück, kam zwar nicht wieder in's Gefecht, mußte aber, da durch das Exerciren seine Wunde wieder aufbrach, auf sein Gesuch und ärztliche Untersuchung zum Invaliden erklärt werden und wurde endlich, 1873, als Ganzinvalide mit monatlich fünf Thaler Pension und dem Civilversorgungsschein aus der Armee entlassen. — Auf Grund dieses Scheines reichte der nunmehrige Ganzinvalide mehrere Anstellungsgesuche ein, erhielt aber entweder den Bescheid, daß man ihn eben als Ganzinvaliden nicht brauchen könne, oder im günstigsten Falle den: man habe ihn als Anwärter notirt, aber allerdings hinter einer großen Anzahl Anderer; bis diese angestellt seien, müsse er warten. Warten! Mit fünf Thaler! Darin liegt eine beachtenswerthe Härte. Schwere Arbeiten kann der Invalide wegen seiner Verwundung nicht verrichten; von den fünf Thalern kann er nicht leben — was bleibt ihm übrig, als schließlich doch noch der Leierkasten?

„Die Sieger aus den Schlachtentagen,
Die soll das Vaterland zum Dank
Zeitlebens auf den Händen tragen“ —

hieß es in der Begeisterung von 1870. Und jetzt? Mit fünf Thaler warten, — und warten ohne Garantie dafür, daß die anstellenden Behörden vor allen Bewerbern den Militär-Anwärter aus der Kriegszeit gebührend zu bevorzugen haben. So lange nicht diese ehemalige Geltung der Civilversorgungsscheine wieder eingeführt ist, so lange wird das traurige Loos der Invaliden kein besseres, so lange wird aber auch die Armee an erprobten Unterofficieren steigenden Mangel leiden, weil für die Zukunft des Invalidgewordenen nicht genug gesorgt ist. Die Militär-Vacanzen-Listen entsprechen ihrem Zwecke nicht, weil sie in der Regel zu spät in die Hände der Stellensuchenden gelangen. Außerdem kostet das Stellensuchen meistens mehr Geld und Zeit, als die armen Halb- und Ganzinvaliden aufzuwenden haben.

Sollte die Beschränkung der ehemaligen Vorzüge der Civilversorgungsscheine im Interesse des Civildienstes geschehen sein, dann hätte jedenfalls der Staat die Pflicht, für die Zukunft von Männern, die im Dienste für das Vaterland die volle Arbeitsfähigkeit verloren haben, in anderer, aber genügender Weise zu sorgen. Das sind Klagen und Wünsche nicht weniger Invaliden aus dem großen Kriege, die doch endlich einmal ausgesprochen werden müssen. Vielleicht findet sich ein Anwalt für sie am rechten Orte. — Wer aber diesem dritten Manne, einem jungen, kräftig und schön gebauten Invaliden, eine Stelle verschaffen will, die ihm nicht starkes Laufen zumuthet, erfährt von uns das Weitere.

Wahrlich nicht, um unser Vaterland gegen das Ausland herabzusetzen, sondern einfach des belehrenden Vergleichs wegen, stellen wir neben unsere drei deutschen ein paar amerikanische Beispiele von der Behandlung der Wittwen und Waisen des dortigen Bürgerkriegs. Es betraf zwei Deutsch-Amerikaner. Eine Frau S. L. verlor ihren Gatten, der unter dem General B. J. Sweet gefochten, im Jahre 1861. Die gesetzliche Pension für sie und ihre zwei Kinder und die Zinsen eines kleinen Capitals mußten ihr genügen, in Zurückgezogenheit und auf bescheidenstem Fuße der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Aber schon nach einem Jahre war es dem General gelungen, die Tüchtigkeit und Verdienste, welche er dem gefallenen Manne nachzurühmen hatte, an der Frau und den Kindern zu belohnen. Die schlichte, aber gebildete deutsche Frau wurde vom „Post Office Department“ in Washington zum Postmeister einer kleinen, aber frisch aufblühenden Ortschaft ernannt, dadurch in behagliche Verhältnisse und die Möglichkeit versetzt, die Waisen eines tapfern Kriegers seiner würdig zu erziehen.

Daß auch in Amerika in dieser Unterstützungsverwaltung nicht Alles so glatt abgeht, sondern daß die Wohlthat des Gesetzes vom 25. Juli 1866, welches allen Wittwen und Waisen der gefallenen Helden wenigstens den nothwendigsten Lebensunterhalt (der Wittwe jährlich sechsundneunzig Dollars, für jedes Kind bis zu dessen siebzehntem Jahre vierundzwanzig Dollars) zusichert, bisweilen mit aller Energie erst erkämpft werden muß, dafür zeugt ein anderes Beispiel. Im Jahre 1865 fiel ein deutsch-amerikanischer Soldat, welcher eine Wittwe mit vier Kindern hinterließ. Die Pensionsertheilung war jedoch vom Nachweis des Todestags des Gefallenen abhängig, und diesen vermochte die Wittwe nicht zu liefern. Sie kehrte mit den Kindern in die deutsche Heimath (Rheinpfalz) zurück und hatte wohl die Hoffnung auf die amerikanische Hülfe schon aufgegeben, als sie, als Gruß zur Weihnacht des vorigen Jahres, vom General-Consul A. Schücking in New-York die Freudenbotschaft erhielt, daß es ihm nach achtjähriger Bemühung gelungen sei, ein Pensionsdecret für sie und ihre Kinder zu erlangen. Da als Todestag des Mannes der 8. März 1865 angenommen worden war, so betrug die rückständige Pension nahe an zweitausend Dollars, die der Familie ausgezahlt wurden, und die Frau genießt ihre Pension in ihrer Heimath, so lange sie lebt.

Wir wiederholen, daß dieser Vergleich nicht mit der Absicht gezogen wurde, das Fremde über das Heimische zu erheben. Wenn derselbe aber dazu beitragen sollte, daß das Loos unserer Invaliden und der Hinterbliebenen unserer gefallenen Helden wieder mit wärmerer Theilnahme betrachtet und künftig kein Sedanfest gefeiert werde, ohne vor Allem ihnen zu Gute zu kommen, so wollen wir dafür die Anzweifelung unseres Patriotismus uns gern gefallen lassen.

Wie Einer dem „Reichscanarienvogel“ nachflog. Bei einer zufälligen Durchsicht des Jahrgangs 1862 der „Gartenlaube“ stieß ich auf die Beschreibung der Flucht des „Reichscanarienvogels“ (Rösler aus Oels) aus der württembergischen Festung Hohenasperg im Jahre 1850. Diese Schilderung erinnert mich an die etwas später aus derselben Festung erfolgte Flucht des Apothekers Frech aus Ingelfingen, deren Einzelheiten damals nicht mitgetheilt werden konnten, weil die Theilnehmer ihrer eigenen Sicherheit wegen schweigen mußten. Als Hauptperson war bei derselben der Redacteur Heerbrandt aus Reutlingen, jetzt längst in Amerika, betheiligt. Derselbe befand sich wegen verschiedener politischer Anklagen in Untersuchungshaft, war nebenbei aber auch wegen Beleidigung des Gemeinderathes in Reutlingen zu drei Monaten Festungsarrest verurtheilt.

Nach seiner Verhaftung, welche einen Aufstand in Reutlingen zur Folge hatte, dämmerte in ihm die Idee auf, daß er, nachdem seine Untersuchungshaft beendet, noch seine Strafhaft abzusitzen habe, und dem wollte er vorbeugen. Er meldete sich deshalb sofort beim Untersuchungsrichter als Strafarrestant, worüber dieser lachte, da Heerbrandt ja ohnehin Arrestant sei, allein unser Freund bestand darauf, daß die Sache dem betreffenden Gericht vorzulegen sei, und der Gerichtshof entschied gegen ihn. Nun wurde an das Obertribunal appellirt, und dieses fällte ein Urtheil zu Gunsten Heerbrandt's. So hatte er das doppelte Vergnügen, Straf- und Untersuchungsgefangener zu sein.

Nach etwa zehn Wochen wurde er gegen Caution aus der Untersuchungshaft entlassen und in das Local der Strafgefangenen versetzt, um seine Strafe vollends abzubüßen, wodurch er die Erlaubniß erhielt, sich den ganzen Tag auf der Festung herumzutreiben.

Ueber seinem Zimmer war Frech mit zwei Anderen einlogirt. Eines schönen Tages hob derselbe ein kurzes Brett aus dem Fußboden und bohrte mit einem Messer einen Spalt in die Decke von Heerbrandt's Zimmer, um durch ihn seine Correspondenz befördern zu lassen. Einige Tage später kam er auf die Idee, den Spalt in ein großes Loch zu verwandeln und durch dasselbe zu entfliehen. Heerbrandt erklärte sich auf eine desfallsige Anfrage zu jeder Hülfeleistung bei der Flucht bereit. Der Spalt wurde vorsichtig so erweitert, daß man Stricke für eine Leiter durch denselben schieben konnte, zu welchem Zwecke sieben nagelneue Stricke hinaufwanderten, ebenso ein Festungsplan und eine Auseinandersetzung über die weiteren Verhaltungsmaßregeln, welche durch Heerbrandt ausgezeichnet vorbereitet und ebenso ausgeführt wurden.

Die südliche Seite der Festung war die längste und bildete beinahe eine gerade Linie. An beiden Enden des Walls, welcher selbstverständlich um die ganze Festung herumführte und mit Ausnahme desjenigen Theiles, welcher zum Spaziergang für die Untersuchungsgefangenen bestimmt war, den Strafgefangenen zur Erholungsstätte in frischer Luft diente, stand eine Schildwache, welche den ganzen Weg leicht übersehen, jedoch in die beiden trockenen Wallgräben von ihrem Standpunkte aus nicht gut hinunter blicken konnte.

In der Mitte dieses Weges führte eine steinerne Treppe in den Festungshof hinab, in welchen der Ausgang von Heerbrandt's Local mündete. Frech's Flucht mußte quer über den Hof zu der Treppe, diese hinauf, sodann gerade aus über den Wall und von da hinunter in den ersten ziemlich tiefen Graben bewerkstelligt werden. Zu diesem Zwecke waren zwei Mann erforderlich, welche ihn an der Strickleiter hinunterlassen mußten; von da aus konnte er mit dieser leicht in den zweiten Wallgraben und aus demselben am linken Ende über eine etwa zehn Fuß hohe Mauer in den Weg, der zum Festungsthore hinausführte, gelangen. Heerbrandt sicherte sich die Hülfe von vier Soldaten. Leider mußten diese aber bereits um acht Uhr in der Kaserne sein. Da nun in Folge dessen bei Tage eine Flucht unmöglich war, so konnte natürlich nur die Zeit der Dämmerung, zwischen ein halb acht und acht Uhr, zur Ausführung des Plans gewählt werden. Tag und Stunde waren festgesetzt; alles war vorbereitet. Frech zeigte um ein halb acht Uhr durch einen Pfiff an, daß er auf dem Wege zur Treppe sei. Hier empfingen ihn die zwei Soldaten, welche ihn an der Strickleiter in den Graben hinabließen; zu gleicher Zeit machten die zwei Anderen die beiden Schildwachen auf der dem Schauplatze entgegengesetzten Seite auf ein Feuer im Thale aufmerksam, das natürlich gar nicht existirte und in demselben Momente von den Soldaten als erloschen erklärt wurde, als ein zweites Signal ihnen anzeigte, daß der Vogel glücklich befördert sei. Heerbrandt, der um acht Uhr ebenfalls zu Hause sein mußte, saß seit sieben Uhr in der Barth'schen Wirthschaft und erheiterte durch seine humoristische Unterhaltungsgabe die anwesenden Gäste, sodaß keiner derselben auch nur die leiseste Idee von dem Streiche hatte, den er eben jetzt ausführte. Kurz nach ein halb acht Uhr kam einer der Soldaten herein, verlangte ein Glas Bier und gab unserm Freund ein Zeichen, daß die Flucht geglückt sei. Wenige Minuten vor acht Uhr verfügte sich Heerbrandt in das Zimmer neben dem seinigen, welches zwei seiner Collegen beherbergte, die von der ganzen Sache jedoch keine Ahnung hatten.

Um acht Uhr kam regelmäßig der Aufseher mit einer Laterne, um sich von der Anwesenheit seiner Gäste zu überzeugen, und mit ihm ging Heerbrandt in sein Zimmer zurück. Beim Oeffnen desselben fiel der Lichtschein auf einen Haufen Schutt mitten im Zimmer und auf ein mächtiges Loch in der Decke. Heerbrandt prallte scheinbar erschrocken zurück, der Aufseher aber hatte sofort erkannt, um was es sich handelte, und machte Lärm. Beim Oeffnen von Frech's Zimmer fand man seine beiden Zimmergenossen angeblich betrunken und deshalb gänzlich unfähig ein Wort der Auskunft von sich zu geben. Die ganze Oeffnung wurde durchsucht, ja nach zwölf Uhr kamen sogar einige Officiere in das Zimmer Heerbrandt's und leuchteten unter dessen Bett, um zu erforschen, ob Frech nicht unter demselben versteckt sei. Endlich sandte man Patrouillen nach außerhalb, und da fand man an der Mauer einen in den Weg herabhängenden Strick. An dieses corpus delicti wurde sofort eine Schildwache gestellt, welche am andern Mittag noch dastand. Die Untersuchung ist damals scharf geführt worden, hat aber kein Resultat geliefert. Der ganze Vorfall dürfte übrigens in obigen Zeilen zum ersten Mal öffentlich geschildert werden.

Frech entkam glücklich nach Frankreich, hat jedoch seinem Retter nie eine Zeile des Dankes zukommen lassen. Schneller und leichter wurde wohl Keiner aus einer Festung hinausbefördert.

Die Laube-Feier in Wien hat sich zu einem erhebenden Feste gestaltet, welches dem siebenzigjährigen Jubilar ein Freuden- und Ehrentag zugleich geworden ist.

Nachdem schon am 17. September das Wiener Stadttheater durch eine glanzvolle Aufführung von Laube's „Monaldeschi“ eine würdige Vorfeier in Scene gesetzt, hieß am folgenden Tage die Parole für jedes Wiener Kind einzig: Heinrich Laube! Die ganze Kaiserstadt an der Donau feierte den Mann voll Muth und Freiheitssinn, wie Michael Etienne ihn mit Recht nannte, den Mann, der aus dem Burgtheater ein Theater für Bürger gemacht, der niemals nach Titeln geizte und den Lohn seiner Tugenden nicht im Knopfloch zu tragen strebte. Der Morgen des Festtages gehörte den Deputationen, und das von zarten Frauenhänden in einen prächtigen Blumengarten verwandelte Haus Laube's glich dem Ehrensitze eines Triumphators, dem Jung und Alt seine Huldigungen darbringt. Den Reigen der officiellen Gratulanten eröffneten die Abgesandten der akademischen Lesehalle und des Lesevereins der akademischen Studenten; dann folgten unter Anderen die Repräsentanten der Literaturfreunde und der Schillerstiftung, die letzteren geführt von dem Dichter Joseph Weilen, sodann der Directionsrath des Wiener Stadttheaters, die Vertreter des Schriftstellervereins „Concordia“ mit ihrem Präsidenten Johannes Nordmann an der Spitze, ferner die Mitglieder des Wiener Stadttheaters, ein großes Damencomité, welches eine mit zehntausend Namen bedeckte Adresse überreichte, und die Deputation der Stadt Wien unter Führung des Bürgermeisters Dr. Felder, der den Jubilar mit dem Ehrenbürgerbrief der Stadt Wien beschenkte — zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Theaters, ja des Theaters überhaupt, geschah es, daß eine große Stadtgemeinde einem Theaterdirector die Bürgerkrone reichte. Für jeden der Glückwünschenden hatte der trotz seiner hohen Jahre noch immer bewegliche Laube ein biederes und herzliches, ein witziges oder launiges Wort, und daß er gelegentlich der Antwort auf Nordmann's Ansprache des frischen Grabes seines soeben heimgegangenen Sangesgenossen Anastasius Grün gedachte, ist ein Zug des Gemüths, der Beide, den Todten wie den Lebenden, ehrt.

In den Abendstunden des Festtages sahen die Räume des glänzend geschmückten Wiener Cursalons eine zahlreiche Festversammlung beim Banket beisammen. Es sei uns erspart, auf die vielen geist- und humorvollen Toaste und Trinksprüche, welche bei Tafel zu Laube's Ehren ausgebracht wurden, hier noch einmal zurückzukommen, nachdem die Tageblätter sie in stenographischer und freier Wiedergabe zahlreich reproducirt haben. Nur Eines dürfen wir hier nicht verschweigen: unsere Freude über die Rede, welche der Gefeierte, angesichts der ihm bereiteten Ehren ganz des Dankes und der Rührung voll, an die versammelten Festgenossen richtete. Es waren Worte aus echtem Mannes- und Dichterherzen. Bescheiden wollte er die „übergroßen Ehren“ des Tages aus der Freundlichkeit und dem Wohlwollen der Festgeber verdanken und die glänzenden Ovationen nicht sowohl aus der Bedeutsamkeit, wie aus der Breite seines Wirkens und der dreifachen Bahn erklären, in der er sich bewege: der politischen, der schriftstellerischen und der dramaturgischen — dieser letzteren besonders schrieb er die Auszeichnung zu, welche ihm seine Wiener zu Theil werden ließen.

Die Wiener — ja sie haben uns durch diese Laube-Feier gezeigt, daß sie deutsch empfinden — süddeutsch; denn in Mittel- und Norddeutschland — es ist ein Wort der Klage — läßt die oft allzu nüchterne Welt- und Lebensanschauung, die reservirte nordische Natur solche Begeisterungsstürme für die Vertreter der schönen Künste kaum zu Wort kommen. Um so mehr fühlen wir uns gedrungen, uns hier als eine Stimme aus Mitteldeutschland dem Wunsche fröhlich anzuschließen: Lange lebe Heinrich Laube!

Amerikanische Bankberaubung. Im sonntagsheiligen Amerika hat Edmund Burke's Ausspruch: „Kein Eigenthum ist sicher genug, wenn es groß genug ist, um die Begierde der geldbedürftigen Macht auf sich zu ziehen“ — öffentliche Geltung erlangt. Im Februar 1865 wurde eine Sparbank für freigewordene Neger gegründet und vom Präsidenten Abraham Lincoln die betreffende „Charter“ bestätigt. Fünfzig der angesehensten Bürger New-Yorks traten als Corporation zusammen, beschlossen allfällige Depositen von ehemaligen Sclaven und deren Nachkommen entgegenzunehmen und in Stocks, Bonds, Schatzamts-Noten und anderen sicheren Papieren der vereinigten Staaten anzulegen; die farbige Bevölkerung wurde hierauf durch verlockende Circulare und Pamphlete aufgefordert, ihre Ersparnisse dieser Bank anzuvertrauen, und dies geschah mit solchem Vertrauenseifer, daß in kurzer Zeit eine Summe von sechsundfünfzig Millionen Dollars, meistens von Soldaten, Wittwen und dergleichen, in der „Freedmen's-Bank“, wie sie amerikanisch-englisch heißt, sich angesammelt hatte. Jetzt trat Burke's geflügeltes Wort in Wirksamkeit.

Es bildete sich eine andere Gesellschaft, genannt „Real-Estate-Ring“, deren Mitglieder mit dem Finanz-Comité der Neger-Sparbank eine Abmachung zur Beraubung der armen allzu vertrauensvollen Spargenossen eingingen. Das Geld wurde gegen ungenügende oder gar keine Sicherheit ausgegeben, und um die bereits begangene Gesetzwidrigkeit, die Vereinigten-Staatenbonds, aus denen allein die Depositen der Bank bestehen sollten, gegen andere Werthpapiere umzutauschen, unschädlich zu machen, wußte der geheime Gaunerverein vom Congreß ein Amendement zum „Bank-Charter“ zu erwirken, welches jene Bestimmung aufhob, und nun erst konnte das Betrugsgeschäft ungescheut im größten Style weiter geführt werden. Umsonst bemühte sich der Bank-Inspector Sherm., der den Unfug durchschaute, eine Congreß-Untersuchung zu veranlassen. Erst als die Casse nahezu leer war, setzte man eine Untersuchungs-Commission ein, deren Thätigkeitserfolg kein anderer war, als daß sie anderthalb hunderttausend Dollars Kosten verursachte. Die Millionen der Ersparnisse der armen farbigen Soldaten, Wittwen und Waisen sind dahin, und die Verbrecher laufen noch ungestraft herum. Wo so viel in der Woche gesündigt wird, da soll's nun der Sonntag durch Ueberfrömmigkeit wieder gut machen. Man sieht jedoch an den Folgen, wie wenig das Mittel hilft.

Erklärung. Wenn es in dem „Bayreuther Festtagebuch“ (Nr. 37 unseres Blattes, S. 620) heißt, die Verwaltungen des Irren- und des Zuchthauses daselbst haben während der Festspiele Zimmer an Jedermann „vermiethet“, so ist dies dahin zu berichtigen, daß es lediglich eine Privatfreundlichkeit eines höheren Beamten der Zuchthausverwaltung war, einige Mitglieder des Wagner-Orchesters in die von ihm bewohnten Räume auf drei Monate aufzunehmen, und zwar unentgeltlich. Ebensowenig hat die Irrenhausverwaltung Zimmer vermiethet.

Berichtigung. Von gut unterrichteter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß der in dem Artikel über Bürgermeister Koch (in Nr. 38) erwähnte Stadtrath Demuth nicht im Jahre 1848, sondern erst im August 1849, und zwar im einundsiebenzigsten Lebensjahre auf sein ausdrückliches Verlangen aus dem Rathe der Stadt Leipzig ausgeschieden ist.

Hans Blum.

Kleiner Briefkasten.

A. M. in Sch. Auf Ihre Anfrage die Mittheilung, daß die Lindau'schen „Nüchternen Briefe aus Bayreuth“ bereits in vierter Auflage erschienen sind und daß wir in unserer nächsten Nummer eine Ergänzung derselben in Form eines Briefes post festum aus derselben Feder bringen werden.

Zur Nachricht!

Den neu hinzugetretenen Abonnenten werden die Nummern 27 bis 39, welche den Anfang der Novelle „Vineta“ von E. Werner enthalten, gegen Nachzahlung von 1 Mark 60 Pfennig von jeder Buchhandlung oder Postanstalt nachgeliefert.

Die Verlagshandlung der Gartenlaube.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig

Kein Herz.

(Fortsetzung.)

Ein Regentag, nun gar ein Regensonntag auf dem Lande, hat eine ganz andere Physiognomie, als ein gleicher in der Stadt. Schon Morgens, beim Oeffnen der Läden, erscheinen im Rahmen der Fenster Portraits, die sich von den bei Sonnenschein zu erschauenden bedeutend unterscheiden. Mißfälligen Blickes wird das Grau in Grau schattirte Landschaftsbild gemustert. Alle Sonntagspläne sind umgestoßen; keine Programmänderung ist erreichbar. Ergebung in das Unabänderliche wird zum Begriffe höchster Tugend. Jede Spur der Berge ist verschwunden, als wären sie aus der Welt fortescamotirt; der aschfarbige Himmel hat sich mit dem bleifarbigen See in nasse Verbindung gesetzt — nirgend ein noch so kleines Fleckchen, dessen hellere Färbung hoffnungsvolle Gemüther nahendes Himmelblau wittern lassen könnte. Wäre es noch ein interessantes schlechtes Wetter mit Gewittersturm und brandender Welle, wo jagende, farbenwechselnde Wolken Wald und Gebirge an den Horizont malen, dann fänden wenigstens Künstler und Poeten ihre Rechnung. Aber nein! mit nie endendem Geplätscher zieht sich der Regen in dicken, schrägen Strichen nieder, wie auf einer Illustration; im Rinngusse brodelt, auf den Dächern rasselt es ohne Aufhören.

Das Geläute der Glocken hallt melancholisch vom grauen Thurme; unter aufgespannten Regenschirmen ziehen ländliche und städtische Gestalten in die alte Kirche; die Frommen, um zu beten, die Unfrommen, um dem süßen Gesange der Klosterfrauen zu lauschen, welcher vom hohen Chore niedertönt, hold und unsichtbar, als fängen die leibhaftigen lieben Engelein. Nach dieser Stunde begiebt sich nichts mehr. Am Sonntage hat der Landpostbote Feiertag: weder Brief noch Zeitung ist zu erhoffen. Zwar erscheint das Dampfschiff pünktlich zu den gewöhnlichen Stunden, aber Niemand schaut nach ihm aus, weder Wirthin noch Gäste. Man weiß, es bringt nichts, trotz seines schrill locomotivenhaften Pfeifens. Es zeigt eine unheimliche Verwandtschaft mit dem fliegenden Holländer: Niemand ist darauf zu schauen, als Capitain und Steuermann.

Die Gäste bleiben in ihren Zimmern. Briefe von sehr altem Datum, welche mit frischen Vorsätzen zur That aus der Stadt mitgenommen worden und langen Frieden genossen haben, werden beantwortet. Die vereinzelten glücklichen Besitzer irgend eines Buches fallen darüber her und lesen das bereits früher Genossene so scharf durch, als sei es ihnen eben vom Himmel gefallen. Von Zeit zu Zeit tritt ein arbeitslustiger Claude Lorrain aus dem Hause auf die Terrasse, späht in das Aschgrau und kehrt achselzuckend in seine Klause zurück. Die Mittagsstunde ist gekommen, zu Lob und Preis. Heute giebt es Gebratenes und Gebackenes, nicht blos weil Sonntag ist, sondern auch weil Enten und Hühner, theilweise auf Dampfschiffgäste berechnet, nun den Einheimischen zu Gute kommen. Nach Tische geht Jedermann zur Siesta; den Kindern wird eingeschärft, sie müßten heute einen Nachmittagsschlaf von dreistündiger Dauer leisten, und die Gäste thun desgleichen. Hiermit ist der Regentag besiegt, denn mit Herannahen des Abends heben sich die Lebensgeister. Sobald die Lampen des Eßzimmers entzündet werden weiß Jeder, was er soll und was er muß. Der ländlich ausgestattete Raum füllt sich nicht nur früher, sondern auch mehr als gewöhnlich. Obgleich es noch immer niederrieselt, finden sich, mit Schirmen und Laternen bewaffnet, sämmtliche Insassen der Privatwohnungen ein, um nach dem langweiligen Tage auch ihr Theil abendlicher Geselligkeit zu genießen. Lust und Leben schäumen auf wie Perlen in lange verkorktem Wein. Während die „Herrischen“ im Speisezimmer lachen und plaudern, sitzen Ackerbürger und Handwerker im Gange bei ihrem Maße Bier, und zwischen ihnen concertirt das aus Violine, Cither und Guitarre bestehende Orchester der Tafel.

Die Gesellschaftsspiele der Jugend waren bei diesen verlockenden Tönen heute in ein Tänzchen übergegangen, und die nun einmal in Zug gerathenen jungen Künstler und Professoren gaben diese Lust keineswegs auf, nachdem sich ihre Damen zur Ruhe zurückgezogen hatten, sondern wählten sich neue Partnerinnen, unter welchen Monika offenbar die Gesuchteste war. Ohne Zweifel mußte es ein Vergnügen sein, mit ihr zu tanzen; sie nur tanzen zu sehen, war eine Augenweide. Das mochte wohl auch „Herr Wilhelm“ finden, denn obgleich sein Gesicht den gleichgültigsten Ausdruck zeigte, folgten seine Augen doch beständig dem gleichen Ziele, während er in kerzengerader Haltung unter der Zimmerthür stand.

Monika kam mit ihrem Tänzer neben ihm zu stehen; trotz des unermüdlichen Walzens war sie nicht athemlos; die Bewegung schien ihr so natürlich, wie dem Vogel der Flug. Sie schien ihren Nachbar nicht bemerkt zu haben; plötzlich drehte sie den Kopf nach ihm und sagte in ihrer frischen Weise:

„Warum tanzen Sie denn gar nicht, Herr Wilhelm?“

Er machte eine etwas linkische Bewegung. „Ich kann nicht tanzen, Fräulein Monika.“

„Hier bei uns giebt es keine Fräuleins,“ lachte das Mädchen. „Ich bin Monika ohne Zubehör — das müssen Sie

sich einmal merken. Sie können nicht tanzen? Schöne Ausrede! Jeder kann tanzen, der gesunde Füße hat und Lust und Musik dazu. Wollen wir nachher einmal?"

„Wahrhaftig, ich kann nicht," betheuerte er, „ich würde Ihnen nur auf die Füße treten, und dann werden Sie böse. Wenn Sie aber statt dessen —"

Er stockte.

„Wenn ich aber —?"

Er richtete die ehrlichen Augen klar auf ihr Gesicht. „Wenn Sie mir, statt dem Tanzen, die Ehre anthun und zu einem Schoppen mit mir niedersitzen mögen, dann würde ich Ihnen das viel höher anrechnen, Monika," sagte er treuherzig. „Ich weiß freilich nicht, ob Sie dazu Lust haben. Bei mir daheim ist so der Brauch; meinen Sie vielleicht, daß es hierorts auffällig wäre, dann will ich nichts gesagt haben — Sie thäten mir aber einen großen Gefallen."

„Alles, was mit Ehren geschieht, ist überall der Brauch," sagte das Mädchen freundlich; „ich tanze nur gerade noch einmal herum, dann komme ich hinein und bringe Ihnen selbst den Schoppen, Herr Wilhelm."

Sie saßen einander gegenüber, des Tisches Breite zwischen sich. Nur wenige vereinzelte Gäste waren im Zimmer zurückgeblieben. Die Wirthin schlief auf einem Stuhle und nickte wie im Tact mit dem Kopfe. Ohne die vom Gange hereintönende Musik wäre es drinnen ganz stille gewesen. Auch das junge Paar verhielt sich schweigsam.

Monika hatte, nachdem sie das Bier herbeigebracht und sich niedergesetzt, eine muntere Rede begonnen, war aber mitten im Satze stecken geblieben, als sie dem stillen Blick begegnete, womit ihr Gegenüber sie ansah. Ihr wurde plötzlich zu Muthe, als striche eine weiche Hand über ihr Haar. Sie mußte an ihre todte Mutter denken, und doch war ihr so vogelleicht um das Herz, als könnte sie geradezu in den Himmel fliegen. Sie verstummte und sah vor sich hin. Zum ersten Mal in ihrem Leben wagte sie es nicht, ihr offenes Auge zu dem eines Anderen zu erheben.

„Monika!"

„Herr Wilhelm?"

„Haben Sie gehört, daß wir übermorgen oder spätestens am Mittwoch abreisen?"

Sie machte eine rasche Bewegung und schlug plötzlich die Augen zu ihm auf. Der lachende Schelm, welcher meist darin blitzte, war weit entwichen; ein dringender, feuriger Blick schien ihre Antwort auf seine Frage zu sein. Sie schüttelte den Kopf, ohne ein Wort zu erwidern.

„Der Herr General will nach Hause, und früher hatte ich mich auf die Zeit gefreut, weil ich dann loskomme. Jetzt freue ich mich aber nicht. Wissen Sie, warum?"

„Wie könnte ich das wissen, Herr Wilhelm?" antwortete sie zögernd, während ihr ein verrätherisches Feuer heiß auf den Wangen brannte.

„Ich glaube doch, Sie wissen es, Monika," sagte er beherzter und beugte sich über den Tisch hinweg ihr näher zu. „Monika, ich habe Sie gern. Eigentlich wollte ich fort und nichts sagen, denn was kann ein armer Schlucker meiner Art Ihnen anbieten? Aber, Gott weiß, wie es zugeht — Sie haben es mir angethan; es muß heraus. Mit einem Wort, Monika, mein Hab' und Gut ist nur gering, aber mir gehören wenigstens ein paar gesunde Arme und eigenes Dach und Fach, und möchten Sie mit dem einfachen Haus und dem einfachen Mann vorlieb nehmen — dann, Monika, wär' ich glücklicher als alle Kaiser und Könige auf der ganzen Welt."

Er streckte ihr seine Hand entgegen. Sie saß einige Augenblicke wie verzaubert, ohne sich zu rühren, und schien immer noch zuzuhorchen, als er schon eine ganze Weile aufgehört hatte zu sprechen. Als er mit einem schweren Seufzer seine Hand zurückziehen wollte, kam aber Leben in des Mädchens Gestalt. Sie schlug mit ihrer Rechten ein, und legte, wie zur Bekräftigung, noch ihre Linke auf die festverschlungenen Hände.

„Du willst —" rief er mit gedämpftem Freudenlaut, dessen warmer Klang Monika bis in das Herz traf.

Ein sonniges Lächeln ging in ihrem jungen Gesicht auf; ihre Augen blitzten durch große Thränen, und die sonst so muthwilligen, heute so stummen Lippen öffneten sich endlich zu einem Worte: „Wilhelm — Wilhelm, ich hab' Dich lebensgern."

Da schlug es an der großen Wanduhr Elf. Wie mit einem Ruck wachte die Wirthin auf, rieb sich die Augen, zählte die Schläge und erhob ihre füllreiche Gestalt. Mit kräftiger, wenn auch durch das Schlummerstündchen etwas belegter Stimme rief sie zur Thür hinaus: „Basta! Trollt Euch Alle heim — es ist Schlafenszeit."

Dem regnerischen Sonntage folgte ein klarer Morgen. Es wurde um die Mittagszeit sehr heiß. Monika war beschäftigt, mit Lisi die Eßtische im Freien zu decken; letztere drehte alle Augenblicke den Kopf nach ihr um; sie kannte doch die Monika, seit Beide mit einander in die Schule gelaufen waren, so wie heute hatte sie aber das Mädel nie gesehen. Sie sprang wie ein Reh zwischen Haus und Terrasse hin und wieder und war dabei wunderlich ungeschickt; erst ließ sie die Bestecke aus den Händen fallen, dann gar einen Teller, was ihr noch nie passirt war. Wundern konnte man sich darüber freilich nicht, denn statt vor sich hinzuschauen, wandte sie die Augen immerfort nach links, dem Wege in's Dorf zu.

„Was ist denn heut' mit Dir?" sagte Lisi neugierig, als Beide im Wirthszimmer neuen Vorrath von Geschirr holten und Monika wie ein steinernes Bild am Schenktische stehen blieb und zum Fenster hinausspähte. „Du bist ja wie verhext."

Monika fuhr herum und lachte. Auf einmal stellte sie ihren Stoß von Tellern nieder, fiel ihrer Camerädin um den Hals und fing an zu schluchzen.

„Um Gotteswillen, was ist denn?"

„Lisi, es drückt mir das Herz ab, wenn ich es nicht sagen darf. Ich und der Wilhelm, der Herr Wilhelm, wir sind seit gestern Abend ein Paar."

„Was?!" rief Lisi verblüfft. „Das ist doch nur Spaß, Mädel. Den steifen Ladstecken hast Du Dir ausgesucht, nachdem Dir allfort Keiner recht war? Geh weg — das kann nicht sein. Wie? Ist's am Ende doch wahr? Jetzt sag' ich aber nichts mehr — da hätt' ich doch eher gemeint, der Himmel fällt ein. Was Dir an Dem gefallen kann, das find' ich nicht aus."

„Er hat so gute Augen," sagte Monika und lächelte in sich hinein: „ich hab' ihn gern."

„Sieh nur zu, daß er Dich auch gern hat," meinte Lisi. „Gute Augen? Na, dann hat er Dich besonders angeschaut. Ich weiß freilich nichts davon, denn wenn er nicht seinen Herrgott, den General anguckt — und auch das thut er, als wär' er dazu commandirt — dann weiß man nie recht, wo er hinschaut. Er macht ja immerfort dasselbige Gesicht, als wär' ihm Alles einerlei, und will man ein Bischen Spaß mit ihm machen, dann steht er da, wie eine geschnitzte Figur. Den möcht' ich nicht geschenkt."

„Er Dich auch nicht," sagte Monika, roth vor Verdruß; „und jetzt sei still! Ich hab' ihn einmal gern, und er wird mein Mann, ob es Dir recht ist oder nicht."

„Aergere Dich nicht, Monika!" sagte Lisi gutmüthig; „es ist ja nicht bös gemeint, ich wundere mich nur. Aber jetzt sag, hat er denn etwas, worauf Ihr heirathen könnt?"

„Freilich; er hat ein Häusle und ein Stückel Feld, ganz schuldenfrei, d'rin im Oberland. Jetzt weißt Du's und jetzt laß mich in Ruh, und halt' vorläufig reinen Mund, denn ich hab' noch nicht einmal mit meinen Leuten davon geredet. Der Wilhelm ist gerad' jetzt bei meinem Vater und setzt dem die Sach' auseinander. Nachmittag, wenn Zeit ist, geh' ich selbst hinunter. Bis dahin darf Keiner was erfahren —" sie brach ab und trat hastig vom Fenster zurück. Draußen war hinter den Scheiben Wilhelm Huber's stattliche Figur sichtbar geworden. Er nickte herein; im nächsten Augenblicke war Monika aus dem Zimmer verschwunden. Lisi sah die Beiden eifrig mit einander reden. „Curios!" sagte sie vor sich hin und schüttelte den Kopf.

Sobald abgegessen war, lief Monika zu ihrem Vater. Des Wendelfischers Haus stand hart am Strande; es war niedrig, seiner Tiefe nach aber ziemlich geräumig. Das graue Schindeldach war mit großen Steinen beschwert; neben der Hausthür lehnte ein in Ruhestand versetzter Heiliger von Stein, dem die Nase abhanden gekommen war und der es sich gefallen lassen mußte, daß sein segnend ausgestreckter Arm jetzt als Träger von

körben diente, während ein feuchtes Netz über seine kolossale Figur niederhing. Das junge Mädchen schlüpfte behende durch die Thür, doch wurde ihr Schritt langsamer, als sie die Stube betrat und dort den Vater sitzen sah. Der Wendelfischer, ein sehniger, schmal gebauter Mann mit scharfem Vogelgesichte, sah ihr mit so eigenthümlichem Ausdrucke entgegen, daß sie verwirrt an der Schwelle stehen blieb, ohne ein Wort herauszubringen.

„Das sind mir Sachen!“ sagte der Vater, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm. „Ist das neumodisch, daß man von so was daheim kein Schnauferle thut und schickt ohne Weiteres den Hochzeiter in's Haus? Ist's wirklich Dein Ernst, Monika?“

„Freilich, Vater! Und was war da im Voraus zu reden? Ich hab's selber erst gestern erfahren, daß mich der Wilhelm gern hat.“

„Wenn doch einmal geheirathet sein muß, warum nimmst Du nicht lieber den Hafner in Chieming? Der hat ein gutes Geschäft, das brav Geld einträgt. Dem Huber sein Anwesen ist gering und Du mußt Dein Lebtag auf dem Dorfe hocken bleiben.“

„Das ist meine Sache,“ antwortete das Mädchen. „Wenn Ihr nichts weiter einzuwenden habt, dann ist's abgemacht.“

„Einzuwenden hätt' ich gerade nichts. Der Huber hat mir seine Militärpapiere gezeigt, und ich war vorhin droben und hab' mit dem General geredet; der ist ein verläßiger Mann und hat dem Wilhelm zu Gunsten gesprochen. Daß Du nicht ewig daheim bleibst, weiß ich auch. Wie Ihr Zwei miteinander auskommen werdet, geht Euch selber an. Soll mich wundern! Du hast immer den Schnabel in Bewegung, und der Huber redet so sparsam, als kostete jedes Wort einen Batzen. Du geräthst so leicht in Brand wie ein Pulverfaß, und Der sieht so einerlei aus, als könnt' die Welt in Stücke gehen, ohne daß er nur den Kopf herumdreht. Wie Ihr nur aufeinander verfallen seid? — Basta! Wann soll denn Hochzeit sein? Habt Ihr das auch schon ausgemacht?“

„Soll auf der Stelle ausgemacht werden,“ rief eine kräftige Stimme, und als Monika erschrocken herumfuhr, stand Wilhelm auf der Schwelle der Zimmerthür. Er mußte sich bücken, um eintreten zu können; zwei Schritte, und er stand neben Monika und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

Im nächsten Momente ließ er sie los. Stramm aufgerichtet stand er vor dem Wendelfischer und sagte in seiner knappen Weise: „Mit Verlaub könnte ich in ein paar Wochen wieder herkommen und die Monika holen, wenn es Ihnen recht ist. Meine Dienstzeit ist am ersten October um, der Herr General entläßt mich aber gleich, wenn er wieder daheim ist — das hat er mir versprochen. Ich komme also nächste Woche schon in meinen Ort und kann nach dem Rechten sehen. Hauseinrichtung ist da, so viel wir vorerst nöthig haben. Wir brauchen also nicht zu warten. Blos ein Umstand ist's, der mir Gedanken macht. Kann aber nicht geändert werden.“

„Was denn?“ sagte das junge Mädchen heiteren Auges.

„Du hältst so viel vom Wasser, Monika,“ sagte er bedenklich. „Daheim bei mir giebt's keins, als im Brunnen.“

„Schadet nichts,“ rief Monika mit frischem Lächeln; „dafür giebt's sonst Allerlei. Ich hab' mir lange gewünscht, einmal was Anderes zu sehen und zu hören, als unsere Insel, die ich auswendig weiß. Jetzt setz' Dich aber! Ich koch' uns einen Kaffee.“

„Kann nicht sein; ich muß gleich wieder hinauf. Der Herr General will im Rollstuhle fahren. Ich hab' mich nur gerade fortgemacht, während er seine Mittagsruhe hält. Das dauert aber nie lange.“

„Laß ihn halt ein Bissel warten!“ schmeichelte Monika. „Heut' wird er's schon nicht so genau nehmen. Lange darf ich ja auch nicht dableiben. Bis die Herrschaften ihren Kaffee verlangen, muß ich wieder droben sein. Das halbe Stündchen dürfen wir uns doch gönnen?“

Er schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Monika; meine Schuldigkeit muß gethan werden. Heut' Abend, wenn der Herr im Bett ist, können wir beisammen bleiben; jetzt muß ich fort.“

Sie schmollte. „Morgen gehst Du fort und willst mir heute nicht den kleinen Gefallen thun? Giebt's auch ein Bissel Verdruß, den Kopf wird's nicht kosten. Na, sieh nicht gar so ernsthaft drein, Wilhelm! Ich bin schon still — geh nur! Ich red' mit der Wirthin, daß sie mich heut' Abend frühzeitig fort läßt, dann kommen wir alle Zwei herunter — gelt? Nun sag aber einmal — Du hast vom General geredet — weiß denn das Fräulein auch schon, wie es mit uns steht? Nicht? O, dann sag ich's ihr selber, und gleich. Grüß Gott!“

Auf dem sonnigen Gesichte lag noch ein wenig von dem Schatten, der eben darauf gefallen, während sie an Wilhelm vorbei aus dem Zimmer und Hause schlüpfte und eilig hügelaufwärts sprang, als wollte sie sich nicht einholen lassen. Als sie die Höhe erreicht hatte, wo uralte Linden einen kreisförmigen Grasplatz umgeben und inmitten des rührigen Lebens ringsum eine Stätte grüner, wunderbarer Einsamkeit schaffen, stand sie vor einem der mächtigen Stämme still. Dort war ein Madonnenbild in die Rinde eingelassen, dessen Angesicht auf die Häuser am Strande niederlächelte, welche im Sonnenglanze ruhten. Monika faltete die Hände. Der zwischen Empfindlichkeit und Schelmerei gemischte Ausdruck ihrer Züge wandelte sich in Ernst. Ihre Gedanken bekamen Flügel; sie murmelte leise Worte, ohne selbst recht zu wissen, was sie sprach. Sie gab ihr neues Glück der Muttergottes zum Aufheben.

Als ihre Augen sich senkten, sah sie zu Füßen der schattenreichsten Linde Valentine Wittstein im Grase ruhen; den Kopf leicht an den Stamm gelehnt, war dieselbe in ein Buch vertieft. Im nächsten Augenblicke stand Monika vor ihr. „Fräulein — Fräulein! Ich muß Ihnen etwas sagen. Fräulein, denken Sie doch — ich heirathe den Wilhelm.“

Der Vollmond war in seiner ganzen Pracht aufgetaucht und hob sich langsam über den See. Valentine saß auf ihrem Lieblingsplatze, den breiten Stufen, welche den Endpunkt des Dampfschiffsteges erhöhten, und genoß das Schweigen. Der leise Ruf der Unken vom Ufersaum störte nicht, sondern erhöhte noch den Eindruck der Stille. Das Mondlicht lag wie eine Brücke von Silber und Perlen über dem ruhigen Wasser, und die Wasserfäden, welche ihre feinen Ranken hinab in die Tiefe spannen, schienen es durstig einzutrinken. Schilf und Binsen schillerten bläulich; an den Aesten der Uferbäume blinkte silbernes Licht. Das geistliche Haus drüben im Klosterbering, das seine freie Ostseite dem See zuwendet, war gleichsam gebadet in weißem Schimmer; jedes einzelne Blatt des Obstspaliers, das es bis unter den Dachgiebel umflicht, ließ sich zählen. Jenseits hielten die Berge geisterhafte Wacht, umwogt von Nebeldünsten, die sich auf und nieder bewegten wie riesige Phantome. Einzelne Gipfel hoben sich in voller Klarheit gegen den Sternenhimmel ab, bis ihnen die aufsteigenden Nebelschemen den Schleier über das Haupt warfen und sie vergingen. Der wallende Brodem verhüllte, was er umfing, und erschien doch schimmernd und durchsichtig, wie ein silbergewirktes Gewebe.

Valentinens Auge war von dem glänzenden Wasser abgewandt, es hing an den dunstigen Höhen. Sie war so tief in Gedanken, daß sie das Nahen eines Schrittes überhörte und zusammenfuhr, als Bernardin sie begrüßte.

„Störe ich Sie, Fräulein Valentine? Dann gehe ich wieder.“

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, ohne die Thränen zu entfernen, welche schwer in den Wimpern hingen. „Sie stören mich nie, lieber Freund,“ sagte sie ruhig. „Im Gegentheil bin ich dem Zufall oder dem freundlichen Willen, der Sie hergeführt, recht dankbar, denn ich befinde mich heute nicht in zuträglicher Gesellschaft, wenn ich allein bleibe.“

„Ich sah Ihnen den ganzen Tag über an, daß Sie in irgend einer Weise leiden, deshalb kam ich Ihnen nach,“ entgegnete er einfach. „Ich weiß, daß Sie offen sein würden, wenn Sie lieber allein bleiben möchten. In bedrückter Stimmung ist das aber nur ein süßes Gift, und es freut mich, daß Sie sich dies selbst zugeben. Es ist sonst nicht der Frauen Art, noch weniger die der Jugend. Erst wenn man viel Leben hinter sich hat, fürchtet man die Schmerzen und weicht ihnen aus.“

„Hätten Sie eine Vorstellung, wie alt ich mich fühle, Bernardin, dann wüßten Sie auch, daß ich mit der Art der Jugend überhaupt nichts mehr gemein habe. Weit weniger als Sie — glauben Sie mir das?“

Er lächelte. „Nein, Fräulein, ich glaube das nicht. Sehen

Sie, ich besaß mit vierzig Jahren noch dieselbe körperliche und geistige Frische wie mit zwanzig, doch sagte ich mir: Jetzt ist es Zeit, allem Aeußerlichen den Rücken zu wenden, um nur dem Ernste zu leben, und that so. In dem, was den inneren Menschen jung erhält, fühlen und sehen wir Beide gleich: es gilt da nur Kraft zum Erfassen des Guten und Schönen. Das ist die Poesie, also Jugend."

Sie blickte warm zu ihm auf.

„Sie, lieber Freund, haben mich erst ein Wort begreifen gelehrt, das ich vor Zeiten irgendwo las: daß die Größe jedes Künstlers von der Größe seines Herzens abhängt. Ihr Schaffen ist Eins mit Ihrem Empfinden. Ihnen begegnet zu sein, erschien mir von Anfang an als eine große Gabe des Lebens, und ich frage mich nur immer wieder, wie es zugeht, daß Sie einem engbegrenzten Wesen gleich mir so viel Antheil zugewendet, daß Sie sich für mich irgendwie interessiren konnten."

„Seltsam, wie wenig sich die Menschen selbst kennen!" sagte Bernardin. „Frauen sind im Allgemeinen schon interessanter als wir Männer, weil sie meist auch alles Geistige aus dem Gemüthe schöpfen, und deshalb im Verkehr, namentlich im täglichen und häuslichen, immer neu bleiben. Dem geistvollsten, kenntnißreichsten Manne gebe ich allenfalls etliche Jahre, in welchen er Anderen Neues zu bieten vermag Dann wird er sich wiederholen, wie jeder Mittelmäßige auch. Wie aber das Meer in seinen Farben und Lichtern beständig wechselt, und man nicht müde wird, es in dem steten Wandel zu beobachten, so ist es mit dem Herzensleben der Frau und dessen Aeußerungen. Heute kann der Barometer heiteres Wetter zeigen, und die Beleuchtung ist so — morgen zeigt er dasselbe an, und doch ist die Beleuchtung eine ganz neue, weil sich vielleicht der Wind kaum merklich gewendet hat. Wollen Sie aber wissen, weshalb Sie mich von der ersten Stunde an besonders interessirt haben, Valentine, so kann ich Ihnen darauf antworten. Sie sind einfach, und Sie schätzen die Wahrheit."

„Das Erste ist kein Verdienst — das Andere natürlich."

„Einfachheit ist bei jedem Menschen ein Verdienst, bei Frauen mehr als das — eine Eigenschaft. Stets ergreift mich Bedauern, wenn ich eine Frau über Politik, Philosophie und abstracte Dinge reden höre. Die Geistvollste wird über solche Themata stundenlang sprechen ohne mir etwas zu sagen, das ich nicht bereits gehört oder gelesen hätte. Und die Wahrheit zu schätzen, halten Sie für etwas Natürliches? O, liebe Freundin! Diese Göttin sitzt nackt in einer reinen Quelle. Wird sie von dem Einen oder Anderen hinausgeführt in die Welt, dann sieht er ein, daß er sie doch nicht so in ihrer heiligen Blöße präsentiren darf, und hängt ihr etwas um — der Eine nur einen Flor, der Andere einen dichten Mantel. Dann ist sie recht anständig, aber es ist nicht mehr die freie Wahrheit, wie Gott sie erschaffen, wie der Mensch ihrer bedarf, soll er an ihrer Hand bis in den Himmel gehen. Und nur an dieser Hand läßt sich das Höchste erreichen, im Leben wie in der Kunst. Nichts Anderes aber muß man wollen und bedürfen, als das Höchste. Wenn sich auch unser Dasein verzehrt, ohne das Ziel zu erreichen — nur nicht vorlieb nehmen, nicht von Almosen leben, die man von Andern nimmt, oder sich selber giebt!"

Valentine hatte sich während seiner Worte erhoben und stand nun neben ihm, den Blick auf sein wie von verborgenem Feuer durchglühtes Gesicht geheftet. „Ich danke Ihnen," sagte sie tief ernst, indem sie ihre Hand leicht auf die seinige legte. „Ihr Wort giebt mir die Kraft zurück, welche mir in einer schwachen Stunde abhanden zu kommen drohte. Sie wissen nicht, welche Saiten es berührt hat — ich glaubte sie gerissen, und fand heute mit Schrecken, daß sie noch tönen, in Dissonanzen tönen, denn junges Glück hat mich, statt mir das Herz zu erquicken, in egoistische Schmerzen zurückgestürzt."

„Sie haben Schweres erlebt?" sagte Bernardin und heftete sein schwermüthiges Auge voll Innigkeit auf ihre bewegten Züge.

„Meine Geschichte ist nur alltäglich," entgegnete Valentine. „Sie hat sich ganz im Stillen abgespielt; es giebt Wenige, die sie kennen. Erzählt habe ich sie noch Keinem."

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie ruhiger: „Begleiten Sie mich auf die Terrasse! Wir wollen dort auf- und abgehen, und Sie sollen erfahren, was hinter mir liegt."

Er bot ihr schweigend seinen Arm. Ohne ein Wort zu tauschen, überschritten Beide den Steg und gingen dem Kloster entlang den Linden zu. Wie ein grauer Schwan sich zu glänzendem Weiß entwickelt, so schimmerte heute das graue Gemäuer silberhell im vollen Licht des Mondes, der Thurm ragte so licht empor, als sei er aus Marmor gemeißelt. Auf der Terrasse war es still und leer.

„Vor einigen Jahren," sagte Valentine, „verlobte ich mich mit einem Manne, von dessen Charakter ich die höchste Meinung hatte. Ich lernte ihn im Hause meiner Freundin kennen und sah ihn längere Zeit nur dort, da er die Kreise der großen Welt mied. Sein Name hatte Klang in den ernsten Wissenschaften, welche er als Universitätslehrer vertrat; ich lernte ihn zuerst von einer anderen Seite kennen, denn ehe ich mit ihm selbst zusammentraf, war mir ein Band seiner früher veröffentlichten Gedichte zur Hand gekommen und hatte mich für ihn interessirt. Wir liebten uns — so schien es wenigstens — und er warb um meine Hand. Damals war der Gesundheitszustand meiner lieben Mutter schon so erschüttert, daß sie nicht ohne sorgliche Umgebung und Pflege bleiben durfte; deshalb sollte unsere Hochzeit bis zum künftigen Jahre verschoben bleiben, wo meine jüngere Schwester aus dem Pensionate heimkehrte und meine Stelle vertreten konnte. Es war mein eigener Wunsch, unsere Verlobung vorerst noch nicht zu veröffentlichen. Wir lebten in Kreisen, die meinem Bräutigam äußerst unsympathisch waren und denen ich mich, der Kränklichkeit meiner Mutter wegen, bei der Stellung des Vaters um so weniger ganz entziehen durfte, als dieser auf Repräsentation seines Hauses stets Werth legte. Mein Verlobter dankte mir die äußere Freiheit, welche ihm auf diese Weise bewahrt blieb, und wir konnten uns im Stillen daheim, wie bei meiner Freundin, oft und ungehindert sehen. Meine Mutter hatte ihn lieb; dem Vater war er weniger angenehm.

Einst, als er mich bei seinen Gedichten traf, fragte ich ihn nach der Bedeutung eines Abschnittes derselben, der mir schon viel zu denken gegeben. Er bekannte freimüthig, daß diese Lieder einer Periode seines Lebens angehörten, die ihn außer sich selbst geführt. Es waren glühende Strophen; sie feierten eine Frau, und ich erfuhr nun, daß ich dieselbe kannte. Es war eine Dame aus der vornehmen Gesellschaft; während ihres Aufenthaltes in unserem Wohnorte war viel von ihr gesprochen worden; seit ein paar Jahren lebte sie, wie es hieß, in Italien. Mein Verlobter gestand, daß sie einen verhängnißvollen Einfluß auf ihn geübt, ihm sehr nahe gestanden und ihn während dieser Zeit häufiger gequält als beglückt habe.

Nach einer jener stürmischen Scenen riß er sich endlich los und fühlte sich, wie er lebhaft versicherte, durch die wiedergewonnene Freiheit wie begnadigt. Während er mir dies Alles berichtete, schwur er, erst jetzt erfahren zu haben, was echte Liebe sei. Trotzdem hatte ich damals innerlich viel zu überwinden. Ich glaube nicht, daß ein Mann nachfühlen kann, was Eifersucht auf die Vergangenheit für eine Frau bedeutet. Doch verbarg ich ihm ängstlich die egoistischen, überflüssigen Schmerzen."

(Fortsetzung folgt.)

Landschafter, Bildhauer und Zoologe zugleich.

Wenn man die bescheidene Stadt Wolfenbüttel besucht, wird einem unter den bekanntesten Sehenswürdigkeiten derselben eine naturwissenschaftlich-künstlerische Sammlung genannt, welche wohl in ihrer Art als ein Unicum bezeichnet werden muß. Dieselbe hat ihren Sitz in dem mittleren Stocke eines geräumigen, aber keineswegs modernen Hauses. Mächtige Glaskasten, selbst kleinen Gemächern an Umfang ähnelnd, schließen Thiergruppen allerlei Art ein, natürlich ausgestopfte, aber in allen möglichen Stellungen, nicht etwa in lebloser Ruhe, sondern voll des bezeichnendsten Lebens, in jeder Art von Bewegung, die ihrer Species eigen-



Der Harzer Wildkater.
Aus der Sammlung des Rath Scholz in Wolfenbüttel.

thümlich. Der Verfertiger dieser Gruppen, Rath Scholz, ist Landschafter, Thiermaler, Bildhauer und Zoologe zugleich, der den Thieren des Waldes, den vierfüßigen Bewohnern des Feldes, den Seglern der Lüfte das Geheimniß ihrer Eigenart abgelauscht hat. Die Art ihres Beisammenseins, ihrer Bewegungen und Affecte, die Weise, wie sie ihrer Nahrung nachgehen, ihr Leben und Weben in Busch und Schilf stellt er lebenswahr dar und weiß damit Naturbilder zu schaffen, die als Kunstwerke einzig in ihrer Art dastehen. Als Virtuos in einer Kunst, für welche keine Ateliers und Akademien zur Heranbildung existiren, hat Scholz sich selbst, seinem eigenen Nachdenken, seiner unerschöpflichen Geduld im Beobachten und Nachbilden und einem allerdings außerordentlichen Talente, das die Natur ihm gespendet, es zu danken, daß er es zu dieser künstlerischen Vollendung, die unsere Bewunderung erregen muß, gebracht hat.

Schon bei dem Knaben war der Trieb zur Beschäftigung mit der Thierwelt ein sehr lebhafter, und da das väterliche Haus und die liebevolle Nachsicht der Eltern ihm darin viel Vorschub und Spielraum gewährten, so konnte es nicht fehlen, daß die Neigung dazu immer mehr in ihm wuchs. So entwickelte sich in ihm später in den Universitätszeiten zugleich die Lust, das Andenken der erbeuteten zoologischen Schätze länger, als die blos culinarische Verwendung dies gestattete, aufzubewahren. Zu diesem Zwecke begann der inzwischen in die Rechtslaufbahn eingetretene junge Mann die erlegten Thiere, besonders das Wildgeflügel, abzuhäuten und die Bälge auszustopfen.

Auf diese Weise entstand bald eine ganz hübsche Sammlung von Raub- und Wassergeflügel. Da nun Scholz eifrig bemüht war, nicht allein die Bälge gut zu präpariren, sondern auch die Körperformen so zu studiren und nachzuahmen, daß der todten Hülle Leben innezuwohnen schien, so hatte er es bald zu solcher Vollkommenheit im Ausstopfen und in der Darstellung gebracht, daß seine Arbeiten sich vortheilhaft vor vielen anderen auszeichneten und ihm selbst Anerbietungen von Conservatorstellen an naturhistorischen Cabineten gemacht wurden, die er allerdings, da er inzwischen längst in ein juristisches Amt eingerückt war, abzulehnen für gut fand.

Nun kam der harte Kampf mit dem Leben; vermehrte Amtsgeschäfte und Familiensorgen unterbrachen eine lange Reihe von Jahren die eingehendere Beschäftigung unseres Scholz mit der früheren Liebhaberei, obwohl sein Augenmerk stets mit Interesse darauf gerichtet blieb, und erst die Ruhe der reifern Mannesjahre ließ den alten Trieb recht lebendig wieder erwachen. Jetzt aber prägte sich seiner neubegonnenen Thätigkeit der Stempel des Strebens nach wissenschaftlicher und künstlerischer Vollendung auf. Das reife Sinnen des Mannes entwickelte eine bewunderungswürdige Klarheit im Durchschauen des Thierlebens. Dem Studium kam eine fast an's Unglaubliche grenzende Geduld im Beobachten und Ausarbeiten zu Hülfe. Da der Plan einmal gefaßt war, die Thiere gleichsam lebend, im Verfolgen ihrer Gewohnheiten, in der Geselligkeit und beim Raube, im Schlafe und auf der Lauer, im Schnee des Winters, im reifen Aehrenfelde, im Edelweiß der unzugänglichen Berghalde, im frischen Laube des Eichengestrüpps oder im Röhricht des Sumpfes darzustellen, so mag man ermessen, wie weit die Forschung gehen mußte, um solche Darstellungen zu ermöglichen, solche Naturbilder zu schaffen. Nicht allein mußte das Thier in seiner natürlichen Haltung, im vollen Muskelspiele, ob schreitend, ob springend, ob lauschend, ob ruhend, dargestellt, es mußte ihm, wenn der Eindruck ein vollständiger sein sollte, gleichsam das Bewußtsein der Situation eingehaucht werden, in die Physiognomie das Wilde, Raubgierige oder Spielende, Aengstliche, Unbefangene, das Hungrige beim Raube, das Gesättigte in der Ruhe hineingezaubert werden; der Künstler mußte all dies in der Thierseele durchleben, um es zum Ausdruck zu bringen. Wir begegnen hier in Scholz dem wirklichen Künstler, gewiß einzig in seiner Art; denn er versteht es, dem naturgetreuen Abbilde, der Copie der Natur, die Seele zu verleihen, die, wie der Geist das Menschenantlitz, so das Thier durchleuchtet. Bis zur Entwickelung dieses Bestrebens konnten wir Scholz einen äußerst tüchtigen Techniker nennen; seitdem nennen wir ihn einen Künstler, und zwar einen bedeutenden. Indeß, was hätte es geholfen, wenn er das Thierportrait auch noch so getreu vollendet! Mit dem geistig unvollkommenen Thiere ist es anders als mit dem Menschenantlitz. Bei jenem bedarf es der Naturstaffage, um ein gefälliges und deutliches Bild von seinem Leben und seinem Treiben zu geben; während das Menschenantlitz an und für sich künstlerischer Vorwurf ist, muß die Umgebung dem Thiere zu Hülfe kommen, um den Kunstzweck zu erfüllen. Hier hatte der Künstler eine wahrhafte Herculesarbeit, nicht an Kraft, aber an Geduld und Ausdauer zu leisten. Wie er dieser Herr geworden, mag unser Bild verdeutlichen.

Der mächtige Wildkater (in den Harzbergen erlegt) kommt aus düsterm Tannendickicht hervor; den Boden bedeckt Moos und abgestorbenes oder absterbendes Gras, trockenes Laub, Disteln; er macht sich zum Sprunge bereit; das gierige Auge schießt Blitze auf den sicheren Raub, auf eine Waldschnepfe, die mit ängstlichem Blicke in das Mooslager gebannt scheint, entlaubte Sträucher verschiedener Arten vor und über sich. Ein grauer Spätherbsthimmel hängt über dem Ganzen. Wie war es dem Photographen, der unserer heutigen Abbildung die Unterlage geschaffen hat, möglich, diesen Vorwurf zu einem so vollendeten naturwahren Bilde umzuschaffen? Das Blatt, der Grashalm, die Tannennadel ist nicht, wie man glauben sollte, der Natur selbst entnommen; all diese Naturproducte würden bald dem Zahne der Zeit verfallen. Sie müssen aus haltbarem Stoffe nachgebildet werden, damit Form und Farbe nicht wechsle. So hat der Künstler sich denn eine förmliche Naturwerkstatt eingerichtet. Wie er den Thieren des Waldes und Feldes ihr eigenstes, innerliches Leben abgelauscht, wie er, um der Körperform das naturgleiche Ansehen zu geben, Muskel und Knochen, kurz den Gliederbau, durch selbstbearbeitete Holzstücke nachahmte, da es nimmermehr gelungen sein würde, solche durch das weiche Stopfmaterial herzustellen, so hat er die Formen der Vegetation studirt und nach dem natürlichen Modelle aus Papier, allerhand Woll- und Baumwollstoffen, aus Seide sich Blätter, Blumen, Gras &c. geschaffen. Man kann sich eine Vorstellung von der Mühseligkeit solcher Arbeit machen, wenn man an die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur denkt. Die äußerste Gewissenhaftigkeit hat bei dieser Detailarbeit den Vorsitz geführt, denn auch in der Staffage wollte der Künstler sich nicht die geringste Abweichung vom Naturwahren gestatten. Der Zoologe und der Botaniker sollten beim Anschauen seiner Naturbilder gleiche Befriedigung empfinden. So stimmt die Vegetation des Sommers, des Herbstes, des Winters zu dem Pelze, dem Gefieder der Thiere, jede Pflanze zu dem Himmelsstriche, in dem dasselbe gewohnheitsmäßig lebt. Und wie täuschend ist neben der Form die Farbe getroffen! Nicht genug aber, daß hier die äußerste Naturtreue walten mußte; es kam ferner darauf an, den Thieren und Thiergruppen in der Enge des Raumes eine Perspective zu schaffen, die das Ganze erst zu einem künstlerisch vollendeten Bilde machen konnte.

Der helle Vordergrund tont sich harmonisch vom Mittel- und dunkleren Hintergrunde ab; das kann wiederum nur durch die harmonische Anordnung der Farben erreicht werden, da ja hier das Licht der freien Himmelsluft fehlt. — Und dieses Alles mußte in eines Mannes Kopfe ausgedacht und durch seine eigene Hand gestaltet werden. Scholz hat, mit Ausnahme geringer mechanischer Hülfe, Alles selbst geschaffen. Bis auf die aus weiter Ferne gekommenen häutete er die Thiere alle selbst ab; es sind ihm sogar einige mächtige Luchse aus den tiefen Wäldern Livlands mit Fleisch und Bein zur Bearbeitung zugesandt worden; er schnitzte das Holzgerüst für den Körper; er malte meist die krystallenen Augen selbst, um auch hier die minutiöseste Naturwahrheit herzustellen. Zunge, Zähne, Gaumen wurden aus Leder, Elfenbein &c. gefertigt und täuschend gemalt; in Metall wurden die Formen zu den Blättern gegossen, Eichen-, Buchen-, Ahornblätter, wie die Natur die Darstellung nöthig machte; mit feinfühlendem Pinsel wurde der belebende Hauch des Frühlings und die Dürre des Winters der Vegetation aufgeprägt.

Gehen wir in den Räumen, die dieser künstlerischen Naturwerkstatt dienen, umher, so sehen wir reizende Gruppen von Land- und Wassergeflügel, Trappen im reifen Aehrenfelde, das unter der Gluth des Sommers zu schmachten scheint, prachtvolle Wildenten im üppigen Grün des Uferschilfes am blendenden Wasserspiegel, eine Kette Rebhühner, im Schneewetter unter dem Schutze des Waldrandes sich duckend, Biber und Ottern inmitten

der saftigen Vegetation des Flußufers, Wildkatzen und Füchse, sichernd auf der Waldblöße oder auf Beute stoßend im tiefen Tannendickicht.

Ein begüterter Mäcen und großer Jagdliebhaber, dem Scholz' Kunst seit vielen Jahren bekannt ist, hat durch den hoch angesehenen Zoologen und Reisenden Professor G. Radde in Tiflis die Bälge der Jagdthiere des Kaukasus Scholz übermachen lassen, um sie nach dessen unübertroffener Art wieder zum Leben zu erwecken. Da sehen wir auf unzugänglicher Felsenspitze den gewaltigen Steinbock mit seinem Weibe, den riesigen Lämmergeier, das wilde Schaf des Kaukasus. Doch wir fänden kein Ende, wollten wir die immer neu hervortretenden Kunstwerke beschreiben. Wir wünschten nur, daß sie alle durch die Photographie dem großen Publicum zugänglicher würden, da die Originale sich begreiflicher Weise nur in den Händen einzelner reicher Jagd- und Naturfreunde befinden. Es würden dadurch Naturbilder geschaffen, die alles bis dahin Gesehene an Treue der Darstellung überträfen. Aus den wenigen, etwa zwanzig, die davon existiren, kann man abnehmen, ein wie großer Fortschritt in der Darstellung für die Naturgeschichte davon zu erwarten sein würde, zumal wenn man selbst die besten Kupferwerke sich so weit von der Natur entfernen sieht, daß sie neben Scholz' Naturbildern nur als schwache Plagiate erscheinen.

Leider ist unsere Zeit, die rasch lebende und ungeduldig strebende, nicht dazu angethan, diesem Meister Nachfolger erstehen zu lassen, wie er denn auch keinen Schüler gefunden hat, er, der zwar noch rüstig und gesund ist, doch längst auf der absteigenden Linie des Lebens steht. Mit Wehmuth erfüllt es uns, den Künstler einsam in seinem Atelier in einer Kunst wirken zu sehen, die neben dem Schönen fast mehr, als irgend eine andere, das Nützliche zum Endziel hat. Möge wenigstens ihm es noch lange vergönnt sein, ein Feld zu bearbeiten, das unter seiner Pflege so vorzügliche Früchte getragen!

Götter, Helden und Wagner.

Ein Brief post festum.

> Ihr redet, wie Leute einer andern Welt,
> eine Sprache, deren Worte ich vernehme,
> deren Sinn ich nicht fasse. . .
> So genieße Deines Ruhms unter den
> Deinigen und laß uns in Ruh'!
>
> Aus „Götter, Helden und Wieland" von Goethe.

Verehrtester Freund!

Von Bayreuth aus während der Festtage selbst war die Aufgabe der Berichterstattung nicht anders zu lösen als in „Tagebuchblättern", welche den frisch empfangenen Eindruck in der durch die Verhältnisse bedingten Hast wiedergaben — wie dies Wilhelm Marr in diesem Blatte gethan hat. Von ein Uhr Nachmittags gehörte man nicht mehr sich selbst, sondern nur dem Wagner-Feste. Vor Mitternacht kam man selten vom Schauspielhause nach Bayreuth zurück, wo sich dann die aufgeregte Gesellschaft in und vor der Schenke von Angermann zusammenfand, bei dem immer schlechter werdenden Biere bis tief in die Nacht hinein, oft bis zum Morgengrauen sich ereiferte und begeisterte, wo die Geister — und bisweilen auch ganz andere Dinge — aufeinanderplatzten.

Es war ein munteres, lustiges Treiben, wie es in unserm vom Klima nicht gerade bevorzugten Vaterlande selten gesehen worden ist. Wenn man die mitten in der Nacht, bei spärlicher Beleuchtung, im Freien lagernden Massen erblickte, so gehörte nicht viel Phantasie dazu, um sich ein Stück süd-italienischen Straßenlebens vorzuspiegeln. Kam man aber näher und gewahrte man, wie Damen in eleganter Toilette in Ermangelung von Stühlen auf umgestürzten Fässern Platz genommen hatten, wie der in zweifelhaftem Wasser abgespülte Steinkrug voll braunen Bieres ohne Zimperlichkeit von einem Munde zum andern wanderte, so konnte man nicht daran zweifeln, daß es genügsame Deutsche waren, die sich hier vergnügten.

So blieben inmitten dieser zeitraubenden Anstrengungen dem Zeitungsschreiber, der sich zur Berichterstattung verpflichtet hatte, nur die wenigen Morgenstunden übrig, um in aller Eile über das, was er gesehen, gehört und empfunden hatte, Buch zu führen.

Auch heute, da seit den Bayreuther Festspielen ein voller Monat über's Land gegangen ist, kann von einem abschließenden Urtheile nicht die Rede sein. Werden doch für einen competenten Richter über das Wagner'sche Kunstwerk eine Anzahl von Eigenschaften verlangt, die nicht zu besitzen ich ehrlich zugeben muß. Der befugte Kritiker ad hoc muß, wie man allgemein versichert, ein vollkommener Musiker, ein perfecter Schriftsteller, etwas Maler und Archäologe, nebenbei Regisseur, Architekt, Maschinist, Beleuchtungskünstler und noch manches Andere sein. Aber selbst wenn er diese Vorbedingungen erfüllt, muß er das Werk noch unbedingt loben; sonst wird jener Musterkritiker noch immer dem Vorwurfe nicht entgehen, von den Vorurtheilen unserer kleinlichen Zeit bestrickt zu sein. Es ist also außerdem noch nöthig, daß der Wagner's würdige Kritiker erst in einigen Decennien geboren werde. Sintemalen ich diesen Anforderungen zu entsprechen mich außer Stande fühle, begnüge ich mich jetzt, da sich das Chaos der Bayreuther Eindrücke allmählich gelichtet hat und da ich meinen Empfindungen objectiver gegenüberstehe, mit der weit bescheideneren Aufgabe, die Bilanz der Festabende, wie sich dieselbe meiner individuellen Auffassung darstellt, zu ziehen, — mit Freimuth, aber ohne alle Voreingenommenheit, ohne blinde Liebedienerei, aber mit der bewußtvollen Bewunderung der ganz ungewöhnlichen Thatkraft und des erstaunlichen künstlerischen Wollens und Vermögens, die in dem merkwürdigen Manne vereinigt sind.

In Richard Wagner steckt eine Summe von Künstlern, von denen jeder einzelne ein eingehendes Studium erfordert. Sie werden es ganz begreiflich finden, daß ich den Musiker am flüchtigsten und discretesten behandle, mich dagegen mit den anderen Factoren dieser Künstlersumme etwas eingehender beschäftige.

Daß Bayreuth dem musikalischen Drama, das da bestimmt sein soll, unsere gute, alte, biedere Oper abzulösen, schon einen definitiven Sieg verschafft habe, werden wohl selbst die entschiedensten Anhänger Richard Wagner's nicht behaupten wollen. Von einem Siege hätte ja überhaupt nur die Rede sein können, wenn der Gegner zur Stelle gewesen wäre und gegenüber gestanden hätte. In Bayreuth aber hielt das musikalische Drama einen ungewöhnlich langen Monolog und behielt sich selbst gegenüber natürlich Recht. Man wird sich doch nicht etwa auf den Beifall berufen wollen, der nach dem jedesmaligen Schließen des Vorhangs erscholl? Der Beifall bewies gar nichts, da das weitaus stärkste Contingent des Publicums aus Leuten bestand, die mit der ausgesprochenen Absicht nach Bayreuth gekommen waren, Beifall zu klatschen. Denn man darf nicht vergessen, daß das Bayreuther Bühnenfestspielhaus durch die Bemühungen der Freunde der Richard Wagner'schen Kunst errichtet worden ist, daß diese Freunde für die Summe, die sie gezahlt, Billets erhalten haben und nun diese Billets benutzten. Man war also eigentlich ganz unter sich. Dieser compacten Majorität von entschiedenen Freunden gegenüber bildeten die Unbefangenen, die gar nichts dagegen einzuwenden hatten, auch schließlich zu den Freunden zu gehören, sich jedoch das Recht vorbehielten, eventuell auf diese Intimität zu verzichten, schon eine sehr bescheidene Minderheit. Der Natur der Sache nach mußten die principiellen Gegner in der Masse nun gar verschwinden; denn erstens wußten sie, daß sie sich in dieser Umgebung nicht sehr wohl fühlen würden, und zweitens pflegt man auch für das Vergnügen, etwas Unangenehmes zu hören, nicht bedeutende Opfer an Geld und Zeit zu bringen. Es ist daher ebenso wenig zu verwundern, daß nach jedem Acte, ich möchte beinahe sagen, pflichtschuldig, geklatscht wurde, wie es erstaunlich ist, wenn nach der feurigen Rede eines entschiedenen Socialdemokraten in einer von Socialdemokraten berufenen Versammlung der unausbleibliche Jubel ausbricht.

Gleichwohl konnte man, selbst ohne ein besonders fein organisirtes Ohr zu besitzen, in den verschiedenen Beifallssalven verschiedene Stärkegrade deutlich wahrnehmen. Der Beifall war bald laut, bald lauter, bald am lautesten. Der einfach laute Beifall rührte wahrscheinlich von den Wagnerianern allein her; an den stärkeren Beifall betheiligte sich auch ein Theil der Unbefangenen, und an dem stärksten betheiligten sich Alle. Es läßt sich daher selbst in Bayreuth die Verschiedenartigkeit der Aufnahme von Einzelheiten feststellen und, wenn man den bedingungslosen Beifall der Vollblut-Wagnerianer von vorn herein abzieht, so kann man sogar von Ablehnung, von mittlerem Erfolge und von durchschlagendem Erfolge sprechen.

Die Wirkung des musikalischen Theils läßt sich, wie ich glaube, so resumiren: Alles, was sich der bisherigen Oper mehr oder minder genähert, was ungefähr den Bau einer Arie, etwas Melodienähnliches, den Zuschnitt eines Duetts oder den Charakter des vielstimmigen Gesanges hatte, — alles das hat unmittelbar und allgemein gezündet. Der melodienlose, gesanglich-dramatische Vortrag mit seiner wichtigen, stimmunggebenden orchestralen Begleitung aber hat mit seinen unendlichen Längen nur die Wagner'schen Parteigänger zu entzücken vermocht, die andern dagegen abgespannt, gepeinigt, ja — ich bedauere den Ausdruck gebrauchen zu müssen — gründlich gelangweilt. Man kann also sagen: Wagner hat mit seiner musikalischen Schöpfung bei seinen Freunden einen vollständigen internen Erfolg errungen, der jedesmal, wenn der Componist aus seinem System herausgetreten ist und dem Alten sich zugewandt, zu einem allgemeinen Erfolge sich erweitert hat.

Mit dem Musiker Wagner unlösbar verbunden ist der **Dichter**. Die dichterische Begabung wird ihm zwar von seinen Gegnern, unter denen sich einige unsrer bedeutendsten Schriftsteller befinden, abgesprochen, aber sehr mit Unrecht, wie ich meine. In der Composition: in der Vorbereitung der Handlung, in der Steigerung derselben und in deren Abschluß zeigt sich Wagner als ein Dramatiker von ganz hervorragendem Geschicke, in der Ausführung aber läßt er allerdings die den Dramatiker bezeichnende Concentration und Knappheit gänzlich vermissen. Es kommt noch dazu, daß die Ausführung durch Eigensinn, Extravaganzen und Unklarheiten im Einzelnen oft ganz bedenklich gefährdet wird. Die Weitschweifigkeit in den Zwiegesprächen, die beständigen Wiederholungen des schon Bekannten, die ermattende Schwatzhaftigkeit aller seiner Geschöpfe lassen sich aus nichts Anderem erklären, als aus dem Eigensinn des Dichters.

Auf denselben Ursprung mögen vielleicht auch die Extravaganzen und Unklarheiten in den Textstellen zurückzuführen sein. Es werden uns in dieser Dichtung Dinge zugemuthet, für die uns bis jetzt noch das Verständniß völlig abgeht.

Wir sind noch nicht entwickelt genug, um Siegfried's läppische Frage an Mime: „Du machtest wohl gar ohne Mutter mich?" als kindliche Naivetät aufzufassen, nicht entwickelt genug, um in Alberich's Widerwärtigkeiten:

„Die schlanken Arme
schlinge um mich,
daß ich den Nacken
dir neckend betaste,
mit schmeichelnder Brunst
an die schwellende Brust mich dir schmiege"

lediglich den angenehmen Ausdruck einer fröhlichen Sinnlichkeit zu erblicken. Wir haben keinen rechten Sinn für die anmuthigen Scherze Siegfried's, wenn er z. B. zu Mime sagt: „Deinen Sudel sauf' allein!", oder wenn er den Lindwurm ankost:

„Eine zierliche Fresse
zeigst Du mir da,
lachende Zähne
im Leckermaul."

Die Hehrheit der unglaublich simpeln Antithesen, welche Wotan, als er Brünnhild zur Rechenschaft zieht, mit einer erstaunlichen Beharrlichkeit anwendet, macht auf uns gar keinen feierlichen Eindruck:

„Wunsch-Maid warst du mir,
gegen mich doch hast du gewünscht;
Loos-Kieserin warst du mir,
gegen mich doch kiesetest du Loose;
Helden-Reizerin warst du mir,
gegen mich doch reiztest du Helden."

Wir sind nicht entwickelt genug, um die holde Einfachheit in Siegfried's Ausdruck zu verstehen, wenn dieser den König Gunther herbeiruft, der die in Ohnmacht fallende Brünnhild in seinen Armen auffangen soll: „Gunther, deinem Weib ist übel." Alle diese Dinge erscheinen uns einfach als wüste Geschmacklosigkeiten.

Vor vielen Einzelheiten stehen wir wie vor ungelösten Räthseln. Was ist ein „freisliches" Weib, ein „freislicher" Streit, ein „freislicher" Schlund? Was ist der „Huie"? Was heißt das: „Glühender Glanz entgleißt weihlich im Wag"? Was bedeutet es, wenn uns Brünnhild bezeichnet wird als „Wotan's Willens blind wählende Kür"? Und wie verhält es sich mit dem einen Auge, das Wotan nicht besitzt? Im „Siegfried" macht der alte Herr, der uns genug gelangweilt hat, um sich auch einmal einen Scherz erlauben zu dürfen, folgendes Späßchen; er sagt zu Siegfried:

„Mit dem Auge,
das als andres mir fehlt,
erblickst du selber das eine,
das mir zum Sehen verblieb."

Ein ganz verzwickter Scherz!

Was heißt es, wenn Brünnhild gar behauptet: „Göttliche Ruhe rast mir in Wogen"? Ich glaubte, daß, wenn die Ruhe einmal anfängt zu rasen, sie nothwendigerweise aufhören müsse, Ruhe zu sein, und daß „ruhen" und „rasen" sich gegenseitig ausschließen. Aber der Stabreim ist untadelhaft, und darin finden wir vielleicht auch eine Erklärung für manche Unklarheit.

Diesem unglücklichen Stabreime haben wir es gewiß zuzuschreiben, wenn wir so oft durch barocke, ungewöhnliche, unverständliche Wendungen befremdet und abgestoßen werden. Wäre der Stabreim nicht, hätte Wagner schwerlich Wendungen wie die folgenden gewählt:

„Knechte erknete ich mir."
„Flickst du mit Flausen den festen Stahl?"
„Der That enttagte des Helden Ruhm."
„Der Erde holdeste Frauen friedeten längst ihn schon."
„Schweigt Eures Jammers jauchzenden Schwall."
„Mit Bappe back' ich kein Schwert."

Mit „Bappe"? Ei Herrchejes, Herr Wagner, sein Sie nicht aus Leipzig?

Neben diesen Absonderlichkeiten, die uns als Unarten erscheinen, finden sich, gerade wie in Wagner's Musik, lichte, einfache Schönheiten von rührender Frische und mächtiger Gewalt. Siegmund's Liebeslied ist von bezaubernder Innigkeit und Siegfried's Träumerei im Walde, während er seiner Mutter gedenkt, so wahr, so tief empfunden und dabei von einer so ungekünstelten Einfachheit, daß es der anspruchsloseste Dichter nicht schöner hätte dichten können. Und wie herrlich ist der Ausdruck der innigen Liebe Brünnhild's für Siegfried und ihrer Verzweiflung zugleich beim Anblicke der Leiche!

Wagner sollte kein Dichter sein? Er, der Charaktere hinzustellen weiß, gewaltig und wahr, wie diese Brünnhild, wie dieser Siegfried, sollte kein Dichter sein? Aber es ist richtig: neben den mächtigen, ergreifenden Charakteren besitzt Wagner auch eine Specialität für Jämmerlichkeiten wie kein anderer Dichter. Ein langweiligerer Gott als dieser Wotan ist nie zur Erde herabgestiegen, und niemals hat ein traurigerer König gethront, als dieser Jammerknabe Gunther in der „Götterdämmerung", der würdige Bruder und Vetter Seiner Majestät Marke in „Tristan und Isolde".

Ein Dichter ist Wagner, aber man kann ihm nicht gerade nachrühmen, daß er mit einfachen Mitteln arbeitet. Alle Anforderungen, welche die gesammten Dramatiker aller Zeiten in Betreff außergewöhnlicher Leistungen an die Bühne gestellt haben, zusammen genommen sind geringer, als die, welche Wagner zur Aufführung des einen Gesammtwerkes „Der Ring der Nibelungen" stellt.

An außergewöhnlichen Wesen braucht er folgendes Personal: Zwei Riesen, zwei Zwerge, vier Götter, drei Göttinnen, drei schwimmende Mädchen, drei Nornen, acht Walküren. Außerdem einen Marstall von neun Pferden: Grane für Brünnhild und acht Pferde für die Walküren. Ferner einen ziemlich completen zoologischen Garten, nämlich: eine Riesenschlange, eine Kröte, zwei Widder, einen Lindwurm, der singt, einen Waldvogel, der spricht, zwei Raben und einen Bären.

Dieser Bär wurde von einem Schullehrer Namens Meyer dargestellt, jedenfalls um den Wortwitz „Meyerbeer" zu ermöglichen.

An ungewöhnlichen Bühneneffecten verlangt Wagner Folgendes: Seine Götter, die sich in Folge des Genusses von „jüngendem Obste" in einer respectabeln Verfassung erhalten — es scheinen also Vegetarianer zu sein — müssen, sobald ihnen diese Kost abgeschnitten wird, vor den Augen des Publicums sichtbar altern. Der Tarnhelm wird zu allerhand Bosco-Kunststückchen verwerthet. Alberich, der mit dem Besitze desselben renommirt, zaubert seinem Bruder Mime und dann den Göttern etwas vor; vor dem Ersteren vernebelt er sich und prügelt als Nebel den sichtbaren Mime, der sich unter den Schlägen, die man natürlich nicht fallen sieht, winden und krümmen muß. Vor den Göttern verwandelt er sich in eine Schlange und dann in die Kröte. Später bedient sich Siegfried des Tarnhelms, um vor den Augen des Publicums als Gunther zu erscheinen; er muß „seine Stimme verstellen", damit Brünnhild und mit ihr das Publicum auch glaube, daß er wirklich Gunther sei. Wir sehen ferner im „Rheingold", wie die alt gewordenen Götter sich sichtbar wieder verjüngen; wir wohnen der Fabrikation eines Gewitters bei, sehen, wie sich die Nebel zu einer dichten Wolke zusammenballen, und wie bei dem Hammerschlage des Gottes Donar der Blitz niederzuckt. Wir sehen endlich eine Regenbogenbrücke und wohnen der Luftdurchschreitung der Götter nach der Wolkenburg bei.

In der „Walküre" soll Brünnhild „jauchzend von Fels zu Fels springen" — man denke sich das auf der Bühne! Brünnhild soll auch „schweben"; sie soll Sieglinde auf ihr Roß heben und mit ihr durch die Luft davonsausen; wir sehen ferner eine ganze Schaar von Walküren zu Roß durch die Luft reiten; „über jedem Sattel hängt ein erschlagener Krieger".

Im „Siegfried" wälzt sich der Lindwurm hervor und gähnt — man kann sich vorstellen, wie das klingt — er droht mit dem Schweife, sprüht mit den Nüstern, klappt mit den Augen; Siegfried springt über ihn; der Wurm brüllt. Mime's Leichnam wird an den Haaren über die Bühne gezerrt und in die Höhle geworfen — es ist natürlich eine Puppe — dann wird die Leiche des Wurmes von Siegfried vor die Höhle gewälzt.

In der „Götterdämmerung" muß das Publicum die unmittelbare Wirkung des Vergessenstrankes sehen, und Siegfried hat die allerdings nicht leicht zu erfüllende Aufgabe, durch eine „schweigende Geberde" auszudrücken, daß er Brünnhild, die er eben noch genannt hat, sofort vergessen. Ferner jagt Waltraute auf einem Luftrosse durch die Wolken zu dem Felsen der Brünnhild und braust zu Roß durch die Wolken wieder davon. Auf demselben Felsen sehen wir die Bändigung der Brünnhild durch Siegfried: ehrliches Raufen zwischen einem erwachsenen Manne und einer höchst entwickelten Jungfrau, kein Kinderspiel! Brünnhild windet sich los; Siegfried springt ihr nach, packt sie und wirft sie zu Boden. Wir erblicken ferner die Rheinmädchen, die wir im „Rheingold" in der Tiefe des Stromes haben herumplätschern sehen, jetzt auf der Wasserfläche schwimmend; wir sehen endlich, wie Siegfried's Leiche auf den Scheiterhaufen geworfen wird, wie Brünnhild diesen Scheiterhaufen ansteckt und die Leiche verbrennt — beruhigen Sie sich: es ist wieder eine Puppe. Dann soll zuguterletzt Brünnhild sich auf das Roß schwingen und mit einem Satze in den brennenden Haufen sprengen. Sie that es aber nicht; sie führte das Roß gemüthlich in die Coulisse und wird wohl auch da geblieben sein; man konnte nicht mehr viel sehen, da die rothen Dämpfe Alles verhüllten.

Die rothen Dämpfe! Sie bilden ein wesentliches Moment der Wagner'schen Bühnenwirkung. Kein Dichter vor ihm hat so viel Wolken, Nebel und Dämpfe gebraucht, wie er.

Gleich in der ersten Scene des „Rheingold" verlangt Wagner, daß sich die Fluthen nach der Tiefe zu in einen „immer feineren Nebel" auflösen; auf Seite 19 des Textbuches verliert sich die Finsterniß in einen „feinen Nebel"; auf S. 37 ist wieder „fahler Nebel" erforderlich; auf S. 39 verbreitet sich „Schwefeldampf" über die Bühne; S. 41 verdüstert er sich zu „ganz schwarzem Gewölk"; S. 42 wird Alberich selbst eine „Nebelsäule"; S. 54 wird die freie Gegend in „fahlen Nebelschleier" verhüllt; S. 62 ziehen sich die „Nebel" zurück.

In der „Walküre" senken sich S. 54 „schwere Gewitterwolken" herab. „Wettergewölk" ruht auf dem Joch; S. 57 theilt sich das „Gewölk" in der Mitte; „Wolkenzüge" jagen am Felsensaume vorbei; S. 66 bricht wieder „ein furchtbares Gewitter" los; S. 69 sehen wir denn auch die „schwarzen Gewitterwolken" im furchtbaren Sturme; S. 74 verziehen sich die „Wolken"; S. 84 sehen wir die „wabernde Lohe", welche die ganze Bühne einnehmen soll und die ebenfalls durch roth beleuchtete Dämpfe dargestellt wird.

Nicht minder wichtig ist der Wechsel in der Beleuchtung, die Wagner ganz genau vorschreibt. So sehen wir im „Rheingold" die „grünliche Dämmerung nach oben zu lichter" werden, S. 1. Auf S. 14 wird sie „immer lichter"; „ein zauberisch goldenes Licht" bricht durch das Wasser. S. 18 ist „Nacht", „dichteste Finsterniß", die sich auf S. 19 allmählich aufklärt und sich wie in feinen Nebel verliert. Der „hervorbrechende Tag" beleuchtet mit „wachsendem Glanze" den Berg; S. 40 dämmert „dunkelrother Schein" auf. S. 62 wird der Vordergrund erhellt — hinten bleibt es grau. S. 67 dringt aus der Felsenkluft „bläulicher Schein", der S. 68 wieder „dunkelt". S. 72 sehen wir das „blendende Leuchten des Regenbogens".

Die „Walküre" beginnt bei „völliger Nacht". Die Hütte Hunding's wird nur durch das Herdfeuer beleuchtet (S. 15). S. 16 beleuchtet das Feuer nur den Schwertgriff in der Esche und verglimmt, sodaß S. 17 wieder „volle Nacht" herrscht. Draußen aber ist herrliche Frühlingsnacht und als S. 20 die Thür aufspringt, „leuchtet der Vollmond herein" und bescheint das Paar. S. 54 „verfinstert" sich die Bühne allmählich. S. 55 zucken „starke Blitze"; S. 56 erhellt ein Blitz das Joch; der „helle Schein" blendet die Kämpfer; in dem „lichten Glanze" erscheint Brünnhild, von links ein „glühend röthlicher Schein", der bald wieder verschwindet, um der dichten Finsterniß Raum zu machen. S. 69 wird der Tannenwald wieder durch einen „feurigen Schein" erhellt. S. 74 ist „Abenddämmerung" und dann „Nacht". S. 85 sehen wir den „Feuerstrahl" und das „Feuermeer".

Im „Siegfried" erblicken wir S. 28 den „sonnig beleuchteten" Wald, S. 43 „finstere Nacht", S. 49 „Morgendämmerung", S. 69 „Mittag", S. 73 „Nacht" mit Blitzen. Auf derselben Seite „erdämmert" die Höhlengruft; wir sehen einen „bläulichen Lichtschein" und „glitzernden Schimmer", S. 78 „Finsterniß", „Monddämmerung", S. 84 „wachsende Helle".

Die „Götterdämmerung" beginnt wiederum bei „völliger Nacht", S. 10 bricht der Tag, der „hervorgedämmert", hell an. S. 34 ist „Abend", aus der Tiefe „Feuerschein". S. 35 schlagen die „Feuerflammen" auf und weichen zurück. S. 38 wirft der Mond ein „grelles Licht". S. 41 „dämmert" der Tag vom Rheine her; die Sonne geht auf und spiegelt sich in der Fluth. S. 76 herrscht „Dämmerung", und S. 77 bricht der Mond durch die Wolken.

Es wäre eine ganz interessante arithmetische Aufgabe, einmal genau zu zählen, wie oft es in dem „Ring der Nibelungen" tagt, dämmert und nachtet. Außerdem wäre es lehrreich, festzustellen, von wieviel Sonnen die Erde, auf der die Wagner'sche Dichtung spielt, beleuchtet wird. Man sieht bald Sonnen mit rothem, bald mit blauem, bald mit gelbem Lichte. Einige der handelnden Personen, z. B. Wotan und Erda, haben sogar ihre Specialsonne. Sie umflimmert die allwissende Frau beständig mit bläulichem Schein, den einäugigen Gott aber ganz dunkelroth, wohin er auch seine Schritte lenkt.

Sie sehen, Wagner bedarf eines etwas complicirten Materials an lebenden Wesen, leblosen Dingen und Erscheinungen, um sein Werk zur Aufführung zu bringen. Ein gewöhnliches Theater scheint ja auch nach seinen eigenen Auffassungen gar nicht befähigt zu sein, den Anforderungen, die er stellt, zu genügen, und das Bayreuther Festspielhaus hat uns so eine Art von Vorgeschmack des Zukunftstheaters geben sollen. Daß Manches nicht geglückt, daß sogar widerwärtige Störungen vorgekommen sind, daß das scenische Arrangement oft hinter den bescheidensten Anforderungen zurückgeblieben ist, — das Alles wissen Sie längst. Freund und Feind sind darüber längst einig, daß in dieser Beziehung die Aufführung eine kaum mittelmäßige gewesen ist.

Unbillig aber erscheint es mir, jetzt die Schuld auf die ausführenden Organe, namentlich auf den verdienstlichen Brandt in Darmstadt zu wälzen. Der Tadel ist, wie ich meine, lediglich

an die Adresse desjenigen zu richten, der den Mitlebenden die unlösbaren Aufgaben gestellt, der, unbekümmert um die Leistungsfähigkeit unserer modernen Bühne und im steten Hinblicke auf die vor keiner Schwierigkeit zurückbebende Vollkommenheit einer Bühne, die da kommen soll, den capriciösen Ausschreitungen seiner despotischen Phantasie willig nachgegeben hat — an die Adresse des Urhebers Richard Wagner.

Und da ich hier von einer zukünftigen Musterbühne spreche, wie sie Wagner für die Aufführung seiner Werke erheischt, fällt mir ein Ausspruch ein, den Wolfgang Goethe gethan hat — ein Schriftsteller, auf den ich mich immer gern berufe. Als diesem von einem jungen genialen Dichter, von Kleist, das Drama „Penthesilea" zugeschickt wurde, von dem der Verfasser sagte, die Bühne seiner Zeit sei für dasselbe noch nicht reif, aber vielleicht werde eine Zeit kommen, in welcher dieses seltsame Stück doch noch zur vollen Geltung kommen werde — auch dieser Wechsel auf die Zukunft ist bis jetzt noch nicht eingelöst —, da antwortete ihm Goethe am 1. Februar 1808:

„ . . . Erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig seyn sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Leute von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der auf's neue Jerusalem und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Bretergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkte getraue ich mir, auf Bolen über Fässer geschichtet, mit Calderon's Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu, es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen."*

Mit diesen Worten lassen Sie mich schließen!

Ihr treu ergebener

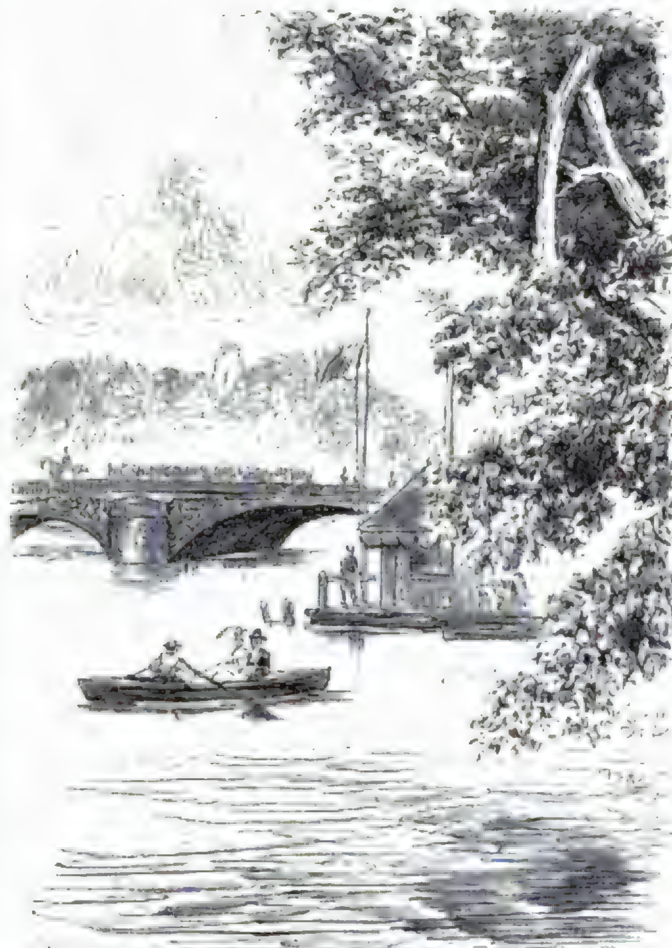
Paul Lindau.

* Aus von Mausebach's Sammlung, mitgetheilt in Hoffmann's von Fallersleben „Findlingen", S. 180.

Bilder und Skizzen aus Potsdam.

Von Fedor von Köppen.

Mit Originalzeichnungen von Hermann Lüders.



Die Havelbrücke.

3.

Aus Spandau ließen wir unsere accordirten Pferde nach Potsdam abgehen, drei Meilen von Spandau. Selbiges ist wegen des Thiergartens berühmt, welcher sich auf etliche Meilen erstreckt und in dem sich eine große Anzahl Hirsche, Rehe und anderes Wild befindet, wegen des königlichen Schlosses und Gartens, als auch wegen der herrlichen Gegend und sonderlichen Fruchtbarkeit und Wein. Die Gegend um Potsdam ist ungemein angenehm und lustig, weswegen auch der alte Kurfürst Friedrich Wilhelm sich meistentheils allda aufgehalten. Durch Potsdam fließet auch die Havel und worin die Krebse daselbst hinter den Leuten ihren Wohnungen in großer Abundance gefunden werden."

So lautet ein Auszug aus dem Reiseberichte eines Bremer Patriziers, der als Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Raths- und Handelsherrn im Frühjahre 1706 Potsdam besuchte. Anders sind die Eindrücke, welche der Besuchende heutzutage — einhundertundsiebenzig Jahre später — von Potsdam empfängt. Paläste und Casernen, Forste und Lustparks, Hügel und Seen — dies Alles vereinigt sich hier zu einem Gesammtbilde eigener Art. Man vergleicht Potsdam mit einer „großen Caserne", mit einer „Stadt, aus der die Bewohner vor dem Feinde geflohen und nur die Garnison zurückgeblieben, um sie zu vertheidigen"; man nennt es eine „steinerne Cabinetsordre", aber auch eine „Oase in der Wüste", ein „liebliches Idyll im brandenburgischen Sande". Auch der Vergleich Potsdams mit Versailles liegt nahe, wenngleich in mancher Beziehung die schöne Schöpfung der Hohenzollern wieder durchaus gar keine Parallele mit den übermüthigen Prachtbauten des vierzehnten Ludwig bietet. Was der Stadt Potsdam ihren besondern Reiz verleiht, das ist ihre historische Entwickelung, welche mit derjenigen des preußischen Königthums und der preußischen Monarchie gleichen Schritt gehalten hat. Alle Könige von Preußen haben mit Vorliebe an Potsdam gebaut, und die Spuren ihres Wirkens sind in der Physiognomie der Stadt noch so deutlich zu erkennen, daß nur wenig Phantasie dazu gehört, um sich nach ihnen die verschiedenen Epochen in dem Werden und Wachsen des preußischen Staates lebhaft vor die Seele zu rufen.

Man betrachte nur die langen, gleichmäßigen Straßenfronten gewisser Stadtviertel, in denen alle Häuser gleich hoch, gleich gerichtet dastehen, mit zwei Stockwerken und einem spitzen Giebel nach der Straßenseite, der mit seinem vorspringenden Gesims der preußischen Grenadiermütze ähnlich sieht, und man wird unwillkürlich an die Wachparade König Friedrich Wilhelm's des Ersten erinnert. Wir glauben sie im Geiste noch zu erblicken dort auf dem länglichen, ungepflasterten Platze zwischen dem königlichen Residenzschlosse und der Havel, der durch eine Colonnadenreihe von der Straße getrennt ist. Dort steht sie aufgepflanzt in Reih' und Glied — wie ein zu Fleisch und Blut gewordener kategorischer Imperativ —, jene berühmte Riesenschaar, breitbeinig, kerzengerade, in knappen blauen Uniformen, hellen Westen, engen Kniehosen und Gamaschen. Unter der blanken, spitzen Grenadiermütze hervor schauen an den Schläfen die beiden weißen Puderlöckchen; über den breiten Rücken herab hängt in gemessener Länge der kunstvoll gedrehte Zopf. Keine Miene wird verzogen, keine Wimper zuckt, obschon

kein Vorgesetzter das Auge auf sie zu richten scheint; denn der Befehlshaber steht mit ausgestrecktem Esponton vor der Front, das Antlitz dem Schlosse zugewandt. Dort oben aber an einem Fenster des ersten Stockwerkes lüpft sich leise eine Gardine, und ein strenger, prüfender Königsblick gleitet über die Schaar. Einige Minuten später erscheint der König in der etwas abgetragenen Uniform seiner Potsdamer Garde in Begleitung seiner Officiere unten auf dem Paradeplatze und schreitet unter dem Rasseln der Trommeln, die von schwarzen Händen gerührt werden,* musternd die Glieder entlang.

Das ist die Potsdamer Wachparade; das sind die reckenhaften Vorfahren des heutigen ersten Garde-Regiments zu Fuß,** welches seit seiner Stiftung den Hauptbestandtheil der Potsdamer Garnison bildet, und wer heutzutage einem Parademarsche dieses Regiments auf demselben Platze zuschaut, der wird an der stattlichen, sichern Haltung, der geraden Richtung, dem gleichen Schritt und Tritt der Grenadiere noch überlieferte Züge jener Ur-Wachparade erkennen, an deren eigenthümliche Kopftracht auch die bei großen Paraden anstatt der Helme getragene Grenadiermütze erinnert.

Wenn in der Bauart mancher Quartiere sich die seltsame Laune des „Soldatenkönigs" spiegelt, so sind es zwei große Gebäude in Potsdam, die von seinem frommen Sinne und seiner landesväterlichen Fürsorge zeugen, die Garnisonkirche und das große Militär-Waisenhaus. In dem stattlichen Thurme der Garnisonkirche hängt das berühmte Glockenspiel, welches alle Stunden mit dem Choral (die halben und Viertelstunden mit Präludien und Anklängen) einleitet:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab ꝛc."

Den Fremden, der aus einer geräuschvollen Großstadt in die fast dörfliche Stille von Potsdam eintritt, werden diese immer wiederkehrenden ernstfeierlichen Klänge vielleicht zur Schwermuth stimmen; der Einheimische möchte sie gewiß ungern missen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie für Denjenigen, der sie von Kindheit auf vernommen, eine tiefe Bedeutung für das Leben gewinnen, ist es doch, als ob der Erbauer der Kirche mit jenen Glockenstimmen auch den nachfolgenden Geschlechtern das altpreußische Gefühl für Pflicht und Schuldigkeit in die Seele rufen wollte, das er seinen Unterthanen einzuprägen verstand. —

Während die Bauwerke Friedrich Wilhelm's des Ersten das Gepräge seines hausväterlichen, auf das Praktische gerichteten Sinnes tragen, erscheinen uns die Schöpfungen seines großen Sohnes noch von dem Glorienscheine seines Genius umgeben. Er war es, der auch hier das Werk seines Vaters fortsetzte und zur Vollendung führte.

Als Friedrich der Zweite zur Regierung kam, schien er unentschieden, wo er seinen Sommersitz wählen solle. Rheinsberg, Neu-Ruppin und Charlottenburg erhoben Ansprüche darauf, die sich gegenseitig die Wage hielten. In der Zeit zwischen dem ersten und zweiten schlesischen Kriege besuchte der König wiederholentlich Potsdam. Die anmuthige Lage des Bornstädter Weinbergs im Westen der Stadt, nahe dem königlichen Küchengarten von Marly, gab endlich den Ausschlag für die Wahl. Mitten im Kriegsgetümmel studirte der König die Baupläne seines Architekten von Knobelsdorff, und von seinem Feldlager in Schlesien aus erließ er die auf den Bau bezüglichen Cabinetsordres und wies die nöthigen Zahlungen an. Am 2. Mai 1747 wurde das neue Sommerpalais eingeweiht und bald darauf bezogen.

Das war die Freistätte des Genius, das „Sanssouci" des königlichen Weltweisen. Hier suchte König Friedrich im Umgange mit freisinnigen und geistvollen Männern sich über die Wirren und Kämpfe der Zeit, über den Druck der Regierungssorgen hinaus zu der heiteren Geistesfreiheit des Philosophen, Künstlers und Dichters zu erheben; hier veranstaltete er jene Concerte, bei denen er sich selbst als Meister auf der Flöte hören ließ, und hier schrieb er endlich in stiller Zurückgezogenheit die Memoiren zur Geschichte seiner Zeit.

Aber die heiteren Räume veränderten mit der Zeit ihr Aussehen. Das Freundschaftsverhältniß mit Voltaire löste sich frühzeitig; unter den anderen Gefährten der Tafelrunde Friedrich's räumte der Tod auf. Auch die Flöte lag in seinen letzten Lebensjahren unberührt auf dem Notenpulte, da der Mangel an Zähnen ihm diese Lieblingsbeschäftigung nicht mehr gestattete. Von Schmerzen gequält, ließ der König sich in seinem Sessel hinaustragen auf die obere Terrasse von Sanssouci, sah hinweg über die sprühenden Wasser, die dunkeln Baumgruppen seines Parkes und sandte der untergehenden Sonne seinen Gruß: „Bald werde ich dir näher sein." —

Mit ehrfurchtsvoller Scheu betreten wir das Zimmer, in welchem der große König in der Nacht vom 16. zum 17. August 1786 seinen Geist aufgab. Noch ist die Einrichtung fast unverändert erhalten; noch stehen die Zeiger der großen, mit Schildpatt ausgelegten Wanduhr auf demselben Punkte, wo sie im Augenblicke seines Todes (?) stehen blieben (20 Minuten nach 2 Uhr), und es däucht uns selber, als wäre die Sterbestunde soeben erst verronnen und als spürten wir noch das Wehen des Geistes, der ihm bei den Schlußworten seines Testaments die Feder führte:

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O, möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Welt fortdauern!" —

Beinahe ein Jahrhundert nach der Erbauung des königlichen Lustschlosses Sanssouci schienen die glänzenden Tage seiner ersten Zeit wiederkehren zu wollen. König Friedrich Wilhelm der Vierte, der schon als Kronprinz eine besondere Vorliebe für Sanssouci hatte, beabsichtigte, nach Plänen, die er mit Schinkel, Persius, Hesse und Lenné besprach, hier ein neues Palais im antiken Stil zu erbauen, das durch Großartigkeit und architektonischen Schmuck sich den ersten Bauwerken der Zeit gleichstellen sollte. Er berief Gelehrte und Dichter an seinen Hof, ja, er kaufte ein Haus an dem Ausgange des Parkes nahe dem Obelisken an, um dasselbe zu einem eigenen Dichterpalais einzurichten, in welchem Alexander von Humboldt, Ludwig Tieck, Friedrich Rückert einen heiteren Lebensabend genießen sollten — gleichsam zur Bewahrheitung des classischen Spruches:

„Es soll der Sänger mit dem König gehen;
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen."

Aber die großartigen Baupläne blieben größtentheils unausgeführt in der Mappe des Baumeisters; die idealen Bestrebungen des Königs scheiterten auch hier an dem Widerstande der wirklichen Verhältnisse, und in dem Dichterhause genoß allein Tieck während des letzten Jahrzehnts seines Lebens die Gastfreundschaft seines königlichen Gönners.

In Sanssouci, wo er die ersten sonnenhellen Tage seiner Regierungszeit zugebracht, verlebte Friedrich Wilhelm in freudloser Einsamkeit auch die letzten trüben Jahre seines Lebens. Im Herbste 1857 äußerte er bei einem Besuche des Hofpredigers Strauß, dessen Mutter kurz vorher gestorben war: „Ihr Mütterchen ist hinübergegangen — ach, ich sehne mich auch recht nach der Ruhe." Wenige Tage darauf ward er von jenem Schlaganfalle getroffen, von dem er sich nicht mehr erholte. Der Widerspruch zwischen der wirklichen Welt und der Welt, wie sie in seinen Ideen sich spiegelte, machte ihm das Leben zu einem unentwirrbaren Räthsel. In traumähnliches Hinbrüten versenkt, sah er die Tage dahinschwinden, während rings im Lande ein neues, frisches Leben sich regte, dem sein Geist bereits abgestorben war.

Am 2. Januar 1861 hauchte König Friedrich Wilhelm der Vierte im Schlosse zu Sanssouci seinen Geist aus. Im Schlaf- und Sterbezimmer Friedrich's des Großen ward seine Leiche ausgestellt, und der lebhafte Andrang des Volkes zu seinem Sarkophage zeugte von der unveränderten Theilnahme, die es dem Könige bis zuletzt bewahrt hatte.

---

* Die Feldmusik des Leibregiments bestand aus Mohren.

** Allerdings nicht direct; denn das Königsregiment wurde bei der Thronbesteigung Friedrich's des Zweiten aufgelöst und aus dem bisherigen Regimente „Kronprinz" eine neue Garde gebildet. Auch diese erfuhr unter den nachfolgenden Königen noch manche Umbildungen. Nach dem unglücklichen Kriege von 1806 und 1807 wurde aus den Resten der früheren Garden ein „Regiment Garde zu Fuß" (das jetzige „Erste Garde-Regiment zu Fuß") errichtet.



Dampfschiff auf der Havel.



In Nowaw



Die Potsdamer Wachparade 1876.



adt von Potsdam.

Am Sterbestuhle Friedrich's des Großen in Sanssouci.



mernachmittag in Neu-Babelsberg.



Knabe aus dem Militär-Waisenhause.

4.

Einer der freundlichsten Sommerausflüge von Potsdam, obgleich von Fremden nur selten unternommen, ist derjenige nach der **Pfaueninsel**. An der Langen Brücke besteigen wir in der Morgenfrühe den Nachen. Zu unserer Linken — das ist am rechten Ufer der Havel — gleiten die Häuserreihen der Stadt mit ihren Kehrseiten in mannigfachen Bildern an uns vorüber: hier eine Waschbank, auf der lachende Mägde das Leinenzeug für den Hausbedarf ausspülen, dort ein in den Fluß vorspringender Pavillon, in dem die Familie des Hauseigenthümers ihren Morgenkaffee einnimmt.

Oberhalb Potsdams gelangen wir in die erste, seenartige Erweiterung der Havel. Zur Rechten schaut aus saftigem Waldesgrün, gleich einer Normannenfeste, die Burg Babelsberg hervor; jenseits der Glienicker Brücke begleitet der kunstsinnig gepflegte Park des Prinzen Karl das linke Ufer, während nach Norden hin, in der Richtung auf Spandau, die weite Aussicht über den Jungfernsee sich öffnet.

Auf einer Halbinsel zwischen dem Jungfernsee und der Havel liegt das stille Dörfchen Sacrow mit der säulenumgebenen Basilica am Flußufer, gegenüber die träumerische Bucht Moorlake, von dunkeln Fichten umrahmt, und vor uns taucht inmitten der stillen, weiten Wasserfläche, gleich einem schwimmenden Garten, die Pfaueninsel auf.

Es ist ein überaus lieblicher Aufenthalt, die Insel mit ihren frischen, blumengeschmückten Rasenplätzen, ihren alten, prächtigen Eichen und Buchen. Nichts stört den Frieden in dieser Weltabgeschiedenheit. Nur die Glocke der drüben aus dunkelm Fichtengebüsche hervorschauenden Petri- und Paulskirche in Nikolskoe erinnert uns daran, daß wir uns in der Nähe anderer menschlicher Wohnstätten befinden. Alles athmet eine heitere Ruhe und Sicherheit, die sich unwillkürlich auch dem Gemüthe mittheilt.

Das kleine Schloß auf der Insel ist im Stile eines verfallenen römischen Landhauses erbaut mit zwei ruinenartig abgebrochenen Thürmen, die durch eine freischwebende Brücke verbunden sind. Die innere Einrichtung mit den traulichen Gemächern, deren Fensternischen liebliche Aussichten auf Busch, Hügel und Wasser gewähren, bezeichnet seine Bestimmung für ein stilles, behagliches Familienleben.

Hier war es, auf diesem friedlichen grünen Eilande, wo **König Friedrich Wilhelm der Dritte** an der Seite seiner unvergeßlichen Gemahlin, der Königin **Louise**, das höchste Glück des Lebens genoß. Ein unaussprechlicher, poetischer Zauber ruht über der Landschaft, den breiten, duftigen Rasenflächen, den schattigen Ruheplätzen an den Buchten, gleichsam der Nachglanz jenes sonnigen Liebesglückes. Auch durch die großentheils unverändert gebliebene Einrichtung des Schlosses werden wir in Gedanken in jene Zeit zurückversetzt, in welcher die Königin Louise hier verweilte.

Als der Castellan unser lebhaftes Interesse für die zur Erinnerung an ihr Walten hier noch aufbewahrten Gegenstände bemerkte, schloß er in dem ehemaligen Schreibtische der Königin ein Schubfach auf und zeigte uns ein Blatt Papier mit ihrer Handschrift, welches vielleicht nur wenige Fremde gesehen haben. Es enthält nur zwei Worte, aber köstliche, inhaltsreiche Worte, welche einen Blick in das edle Herz der Königin gestatten. Dreimal ist die Feder angesetzt mit den Anfangsbuchstaben des Wortes „Vergessen", gleichsam als prüfte die Hand, ob sie in Wahrheit niederschreiben dürfe, was das Herz ihr dictirte. Daneben steht mit deutlicher klarer Schrift:

„Vergessen und vergeben"

und das Datum: „Den 15. Juni 1804."

Die Worte sprechen für sich selbst und bedürfen keiner Erklärung. —

Gern betrachten wir auch ein anderes hier aufbewahrtes Document aus viel späterer Zeit, als König Friedrich Wilhelm der Dritte bereits auf ein Leben, reich an Prüfungen und Kämpfen, auf eine „Zeit mit Unruhe" zurückblickte. Von dem letzten Geburtstage, den er hier auf der Pfaueninsel verlebte, stammt ein kleines Glückwunschschreiben, dessen Verfasser kein Anderer ist, als der gegenwärtige **Kronprinz** des deutschen Reiches und von Preußen, **Friedrich Wilhelm**. Der Inhalt lautet:

„Je vous félicite, mon cher Grand-Papa, pour votre Fête et je souhaite de tout mon coeur que vous vous portiez toujours très-bien.

le 3. août 1838.

Fr tz."

Daß die Pfaueninsel auch jetzt noch bei der königlichen Familie beliebt ist, dafür spricht das wohlunterhaltene prächtige Palmenhaus (in Bau genommen 1829), welches Humboldt ein „Denkmal von dem einfachen Naturgefühle des edlen Fürsten" nennt, sowie der seit wenigen Jahren unter Pflege des königlichen Gartendirectors Jühlke neu aufblühende Rosengarten, auch die Rutschbahn und die Spielplätze, welche öfters von den kronprinzlichen Kindern besucht werden.

An einem so idyllischen Orte überrascht die auf einem Rasenplatze vor dem Schlosse aufgestellte Marmorbüste der Schauspielerin **Rachel Felix**. Die berühmte Tragödin, welche im Sommer 1854 in Berlin gastirte, sah in der königlichen Einladung, hier in der freien Natur anstatt in dem geweihten Musentempel vor dem Hofe aufzutreten, anfänglich eine Kränkung ihres künstlerischen Stolzes, und der Geheime Hofrath **Ludwig Schneid r** erhielt die schwierige, aber mit Erfolg gekrönte diplomatische Mission, den Widerstand der spröden Künstlerin zu überwinden. Zur Erinnerung an diese Vorstellung wurde die Marmorbüste errichtet.

Um die Mittagszeit fuhren wir nach Sacrow zurück, wo unter den hölzernen Arcaden beim „Doctor Faust" ein ländliches Mittagsmahl unser wartete. Die landschaftliche Scenerie hatte sich seit den Vormittagsstunden bedeutend verändert. Der Fluß war jetzt von zahlreichen Fahrzeugen belebt, deren Insassen unter Gesang und Zuruf aneinander vorüberzogen. Bald näherte sich von Potsdam her das stark besetzte, mit Laub und Fahnen geschmückte Dampfboot unter Musik dem Ufer und lud eine große Schaar vergnügungslustiger Berliner in Sacrow aus, die nach allen Richtungen die Halbinsel durchstreiften. Wir aber flüchteten in unseren Nachen und traten die Rückfahrt an.

Je mehr wir uns Potsdam näherten, desto stiller ward es. Weiße Schwäne tauchten ihre Flügel in die vom Abendrothe sanft gefärbten Wellen, und über die leisbewegte Wasserfläche hin hallten die feierlichen Klänge des Glockenspiels.

(Schluß folgt.)

Vineta.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Im Wohnzimmer des Administrators saßen Herr Doctor Fabian und Fräulein Margaretha Frank vor einem aufgeschlagenen Buche. Die französischen Lesestunden hatten nun wirklich ihren Anfang genommen, aber so ernst und gewissenhaft der Lehrer die Sache nahm, so unzuverlässig zeigte sich die Schülerin. Schon in der ersten Stunde, die vor einigen Tagen stattgefunden, hatte sie sich damit amüsirt, den Doctor über alles Mögliche auszufragen, über seine Vergangenheit, seine ehemalige Hauslehrerstellung bei Herrn Nordeck, über das Leben in Altenhof und dergleichen mehr; heute nun wollte sie durchaus wissen, was er eigentlich studire, und trieb den armen Gelehrten, der um keinen Preis seine „Geschichte des Germanenthums" verrathen wollte, mit ihren Fragen immer mehr in die Enge.

„Aber wollen wir denn nicht endlich die Uebung beginnen, mein Fräulein?" sagte er bittend. „Auf diese Weise kommen wir auch heute nicht dazu. Sie sprechen fortwährend deutsch."

„Ach, wer kann jetzt an das Französische denken!" rief Gretchen, ungeduldig eine Seite des Buches nach der anderen umschlagend. „Ich habe ganz andere Dinge im Kopfe; das Leben in Wilicza ist so aufregend."

„Ich dächte doch nicht," meinte der Doctor, indem er geduldig wieder zurückblätterte, um die Stelle zu suchen, bei welcher sie stehen geblieben waren.

Die junge Dame maß ihn mit einem wahren Inquisitorenblick. „Nicht, Herr Doctor? Nun, Sie müßten doch aus erster Hand wissen, was es eigentlich im Schlosse gegeben hat. Sie, der Freund und Vertraute des Herrn Nordeck! Gegeben hat es etwas — das steht fest, denn das geht ja jetzt wie im Wirbelsturm, seit der junge Herr fort ist. Die Boten fliegen nur so zwischen Wilicza und Rakowicz. Bald ist Graf Morynski hier, bald Fürst Baratowski drüben; wenn man unsere gestrenge Frau Fürstin einmal zu Gesichte bekommt, so zeigt sie eine Miene, als stände der Weltuntergang allernächstens bevor, und was sind denn das für Dinge, die seit zwei oder drei Abenden im Parke vorgehen, und von denen mir der Inspector erzählt hat? Man holt etwas, oder bringt etwas. Sie müssen das doch nothgedrungen bemerkt haben. Ihre Fenster liegen ja gerade nach der Seite hinaus."

Sie sprach consequent deutsch, und Fabian ließ sich immer wieder verleiten, ihr in dieser Sprache zu antworten. Er rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her.

„Ich weiß nichts, durchaus nichts davon," versicherte er.

„Das sagt Papa auch immer, wenn ich ihn frage," schmollte Gretchen. „Ich begreife ihn überhaupt diesmal ganz und gar nicht; er hat den Inspector angefahren, als dieser mit seiner Nachricht kam, und ihm streng befohlen, sich nicht weiter um den Park zu kümmern, Herr Nordeck wolle es nicht. Papa kann doch unmöglich auch mit im Complot stecken, und doch sieht es beinahe so aus. Meinen Sie nicht?"

„Aber mein Fräulein," bat der Doctor. „Der Zweck meines Kommens wird wirklich nicht erreicht, wenn Sie sich fortwährend mit solchen Dingen beschäftigen. Seit einer halben Stunde bin ich hier, und wir haben noch nicht eine einzige Seite gelesen — bitte!"

Er schob ihr wohl zum sechsten Male das Buch hin. Sie nahm es endlich mit resignirter Miene.

„Meinetwegen! Ich sehe, man will mich nicht in das Geheimniß einweihen, aber ich werde schon allein dahinter kommen, und dann wird man bereuen, mir so wenig getraut zu haben. Ich kann auch schweigen — unbedingt kann ich das." Damit begann sie ein französisches Gedicht zu lesen, aber mit sehr gereiztem Ausdrucke und einer absichtlich falschen Betonung, die ihren Lehrer fast zur Verzweiflung brachte.

Sie las eben erst die zweite Strophe, als ein Wagen in den Hof fuhr. Es befand sich augenblicklich Niemand darin, aber der Kutscher schien hier schon bekannt zu sein, denn er machte sich sofort daran, auszuspannen. Gleich darauf trat eins der Dienstmädchen mit der Meldung ein, Herr Assessor Hubert werde sich die Ehre geben, auf dem Gutshofe vorzusprechen, er sei nur auf einen Augenblick im Dorfe abgestiegen, wo er bei dem Schulzen zu thun habe, und schicke einstweilen seinen Wagen voraus mit der Anfrage, ob er auch diesmal auf die Gastfreundschaft des Herrn Administrators rechnen könne.

Dabei war nun weiter nichts Auffallendes; bei der freundschaftlichen Stellung, die er zu der Frank'schen Familie einnahm, pflegte der Assessor stets in ihrem Hause zu übernachten, wenn seine Amtsgeschäfte ihn in die Nähe von Wilicza führten, und er sorgte schon dafür, daß dies sehr häufig geschah. Der Administrator war zwar über Land gefahren, wurde aber noch heute Abend zurückerwartet; seine Tochter gab also die Weisung, für Fuhrwerk und Kutscher Sorge zu tragen und nachzusehen, ob im Gastzimmer Alles in Ordnung sei.

„Wenn der Assessor kommt, ist es mit unserer Lesestunde zu Ende," sagte sie etwas ärgerlich zum Doctor, „aber er soll uns nicht lange stören. Ich lasse gleich in den ersten fünf Minuten etwas von den Heimlichkeiten im Parke fallen, dann läuft er schleunigst hinüber, um sich hinter irgend einem Baume auf die Lauer zu stellen, und wir sind ihn los."

„Um Gotteswillen nicht!" rief Fabian im Tone des größten Schreckens, „schicken Sie ihn nicht dorthin! Im Gegentheil, halten Sie ihn um jeden Preis davon zurück!"

Gretchen stutzte. „So, Herr Doctor? Ich denke, Sie wissen nichts, durchaus nichts — weshalb gerathen Sie denn auf einmal so in Angst?"

Der Doctor saß mit gesenktem Blicke wie ein ertappter Verbrecher da und suchte vergebens nach einer Ausflucht; das Lügen wollte ihm durchaus nicht gelingen. Endlich schlug er die Augen auf und sah das junge Mädchen treuherzig an.

„Ich bin ein friedlicher Mann, mein Fräulein," sagte er, „und dränge mich nie in fremde Geheimnisse. Ich weiß wirklich nicht, was im Schlosse vorgeht, daß aber etwas vorgeht, habe ich freilich auch in den letzten Tagen bemerken müssen. Herr Nordeck hat mir nur Andeutungen darüber gegeben, aber es ist doch wohl kein Zweifel, daß Gefahr bei der Sache ist."

„Nun, für uns doch nicht," meinte Gretchen mit großer Seelenruhe. „Was thut es denn, wenn der Assessor wirklich die ganze Gesellschaft da drüben auseinandersprengt? Herr Nordeck ist fort — den kann er also nicht greifen, und er wird sich auch hüten nach jener ersten Verhaftungsgeschichte. Sie stehen außerhalb jedes Verdachtes, und was die Fürstin und Fürst Leo betrifft —"

„So sind sie Waldemar's Mutter und sein Bruder," fiel Doctor Fabian in tiefer Bewegung ein. „Begreifen Sie denn nicht, daß jeder Schlag, der gegen sie geführt wird, auch ihn treffen muß? Er ist der Herr des Schlosses; man macht ihn verantwortlich für Alles, was dort geschieht."

„Und das mit vollem Rechte!" rief Gretchen hitzig werdend. „Warum reist er fort und läßt den Umtrieben Thür und Thor offen? Warum ist er mit seinen Verwandten einverstanden?"

„Er ist es nicht," betheuerte Fabian, „im Gegentheil, er setzt sich mit aller Entschiedenheit dagegen; seine Reise hat ja nur den Zweck — mein Gott, zwingen Sie mich doch nicht, von Dingen zu reden, von denen ich gar nicht weiß, ob ich sie Ihnen verrathen darf! Aber das weiß ich, daß Waldemar Alles daran liegt, Mutter und Bruder zu schonen. Er hat mir bei der Abreise das Versprechen abgenommen, ich solle nichts hören und sehen wollen von dem, was im Schlosse vorgeht, und Ihrem Vater hat er ähnliche Weisungen gegeben. Ich hörte es, wie er zu ihm sagte: ‚Ich mache Sie verantwortlich dafür, daß die Fürstin inzwischen unbehelligt bleibt; ich nehme Alles auf mich.' Aber jetzt ist er fort; Herr Frank ist fort, und nun führt ein unglücklicher Zufall gerade jetzt diesen Assessor Hubert her, der um jeden Preis etwas entdecken will und auch entdecken wird, wenn man ihm freie Hand läßt. Ich bin ganz rathlos."

„Das kommt davon, wenn man mir etwas verschweigt," sagte Gretchen strafend. „Hätte man mich in's Vertrauen gezogen, so hätte ich mich rechtzeitig mit dem Assessor gezankt, und dann wäre er für's Erste nicht hierhergekommen. Jetzt soll ich Rath schaffen."

„Ach ja, thun Sie das!" bat der Doctor. „Sie vermögen ja Alles über den Assessor. Halten Sie ihn zurück! Er darf heute durchaus nicht in den Umkreis des Schlosses kommen."

Fräulein Margarethe schüttelte bedenklich den Kopf. „Da kennen Sie Hubert nicht; den hält kein Mensch zurück, wenn er erst einmal eine Spur gefunden hat, und finden wird er sie, wenn er überhaupt in Wilicza bleibt, denn er fragt regelmäßig den Inspector aus; also darf er gar nicht hier bleiben. — Ich weiß ein Mittel. Ich lasse mir von ihm eine Erklärung machen — er setzt jedesmal dazu an; ich lasse ihn nur nie so weit kommen — und dann gebe ich ihm einen Korb. Darüber wird er so wüthend werden, daß er Hals über Kopf nach L. zurückfährt."

„Das gebe ich unter keiner Bedingung zu," protestirte der Doctor. „Was auch kommen mag, Ihr Lebensglück darf nicht das Opfer werden."

„Glauben Sie etwa, daß mein Lebensglück von Herrn Assessor Hubert abhängt?" fragte Gretchen mit verächtlich aufgeworfenen Lippen.

Fabian glaubte das allerdings. Er wußte ja aus Hubert's eigenem Munde, daß dieser „sicher auf ein Ja rechnen durfte", aber eine sehr begreifliche Scheu hielt ihn zurück, diesen zarten Punkt näher zu berühren.

„Mit solchen Dingen darf man niemals Scherz treiben," sagte er vorwurfsvoll. „Der Assessor würde früher oder später die Wahrheit erfahren, und das würde ihn tief verletzen, ihn vielleicht auf ewig von Ihnen entfernen — niemals!"

Gretchen sah etwas betroffen aus; sie begriff zwar durchaus nicht, wie man einen Korb so ernst nehmen könne, und machte sich herzlich wenig aus der ewigen Entfernung des Assessors, aber der Vorwurf traf doch ihr Gewissen.

„Dann bleibt nichts Anderes übrig, als ihn von der richtigen Fährte weg und auf eine falsche zu bringen," erklärte sie nach kurzem Besinnen. „Aber Herr Doctor, damit nehmen wir doch eigentlich eine schwere Verantwortung auf uns. Es verschwört sich zwar Alles hier in Wilicza, so daß ich nicht einsehe, weshalb wir Beide es nicht auch einmal thun sollen, aber wir machen, streng genommen, doch ein Complot gegen unsere eigene Regierung, wenn wir ihren Vertreter abhalten, seine Pflicht zu thun."

„Der Assessor hat keinen Auftrag," rief der Doctor, der auf einmal ganz heldenmäßig geworden war, „er folgt nur seinen eigenen ehrgeizigen Ideen, wenn er hier herumspürt. Mein Fräulein, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, die geheimen Umtriebe haben die längste Zeit gewährt. Es wird ihnen ein für alle Mal ein Ende gemacht — ich weiß es aus Waldemar's eigenem Munde, und er ist der Mann danach, sein Wort zu halten. Wir verschulden nichts gegen unsere Landsleute, wenn wir ein ganz nutzloses Unglück verhüten, das der übertriebene Eifer eines Beamten heraufbeschwört, den man in L. vielleicht gar nicht einmal gern sieht."

„Gut, also machen wir ein Complot!" sagte Gretchen entschlossen. „Der Assessor muß fort, und zwar noch in der ersten Viertelstunde, sonst geht er gleich wieder auf die Verschwörungsjagd. Da kommt er schon über den Hof. Ueberlassen Sie mir Alles, stimmen Sie nur zu — und jetzt wollen wir das Buch wieder vornehmen."

Als Assessor Hubert einige Minuten später eintrat, hörte er in der That die dritte Strophe des französischen Gedichtes und war sehr erfreut, daß Doctor Fabian Wort gehalten hatte und daß die künftige Frau Regierungsräthin sich so eifrig in der höheren Bildung übte, die für ihre dereinstige Stellung unerläßlich war. Er begrüßte Beide, erkundigte sich nach dem Herrn Administrator und nahm dann den angebotenen Platz ein, um die jüngsten Neuigkeiten aus L. zu erzählen.

„Ihr ehemaliger Zögling hat uns eine große Ueberraschung bereitet," sagte er verbindlich zu Fabian. „Wissen Sie denn davon, daß Herr Nordeck, als er auf seiner Reise unsere Stadt passirte, bei dem Herrn Präsidenten vorgefahren ist und ihm einen anscheinend ganz officiellen Besuch gemacht hat?"

„Ja wohl, es war die Rede davon," erwiderte der Doctor.

„Seine Excellenz waren sehr angenehm dadurch berührt," fuhr Hubert fort. „Offen gestanden, man hatte bereits die Hoffnung auf eine Annäherung von dieser Seite aufgegeben. Herr Nordeck soll äußerst liebenswürdig gewesen sein; er erbat sich sogar die Zusage des Herrn Präsidenten, der nächsten Jagd in Wilicza beizuwohnen, und ließ etwas von anderen Einladungen fallen, die nicht minder überraschen werden."

„Hat denn der Präsident angenommen?" fragte Gretchen.

„Gewiß! Seine Excellenz meinen, die Sache sähe fast aus wie eine Demonstration des jungen Gutsherrn, und fühlten sich verpflichtet, ihn darin zu unterstützen. Wirklich, Herr Doctor, Sie würden uns sehr verbinden, wenn Sie uns irgend einen Aufschluß über die eigentliche Stellung des Herrn Nordeck —"

„Von Doctor Fabian erfahren Sie gar nichts; er ist noch verschlossener als der junge Herr selbst," fiel Gretchen ein, die sich veranlaßt fühlte, ihrem Mitverschworenen zu Hülfe zu kommen, denn sie sah bereits, daß er sich durchaus nicht in seine Rolle finden konnte. Er wurde fast erdrückt von seinem Schuldbewußtsein, und die beste Absicht half ihm nicht über den Gedanken hinweg, daß der Assessor betrogen werden sollte und daß er dabei mithalf. Fräulein Margarethe dagegen nahm die Sache weit leichter; sie ging geradewegs auf das Ziel los.

„Werden wir Sie denn heute zum Abendessen haben, Herr Assessor?" warf sie hin. „Sie haben doch jedenfalls drüben in Janowo zu thun?"

„Daß ich nicht wüßte!" erwiderte Hubert. „Weshalb gerade dort?"

„Nun, ich meinte nur — man hört so Manches von drüben — besonders seit den letzten Tagen. Ich dachte, Sie hätten Auftrag, dort zu recherchiren."

Der Assessor wurde aufmerksam. „Was hört man? Bitte, mein Fräulein, verbergen Sie mir nichts! Janowo ist auch einer von den Orten, auf die man jetzt fortwährend ein Auge haben muß. Was wissen Sie davon?"

Der Doctor schob unmerklich seinen Stuhl etwas weiter zurück; er kam sich vor wie der schwärzeste aller Verräther, Gretchen dagegen bewies ein wahrhaft erschreckendes Talent für die Intrigue. Sie erzählte nichts, aber sie ließ sich ausfragen und brachte so nach und nach und mit der unschuldigsten Miene von der Welt all die Beobachtungen zum Vorschein, die sie in den letzten Tagen hier gemacht hatte, nur mit dem Unterschiede, daß sie den Schauplatz nach Janowo verlegte, dem großen Nachbargute, das unmittelbar an Wilicza grenzte, und ihr Plan gelang über Erwarten. Der Assessor biß auf den Köder an mit einem Eifer, der nichts zu wünschen übrig ließ. Er las die Worte förmlich von den Lippen des jungen Mädchens ab; er gerieth in fieberhafte Aufregung und sprang endlich auf.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Margarethe, wenn ich die Ankunft des Herrn Frank jetzt nicht abwarte! Ich muß unverzüglich nach E. zurück —"

„Aber doch nicht zu Fuß? Es ist eine halbe Stunde Weges dorthin."

„Nur kein Aufsehen!" flüsterte Hubert geheimnißvoll. „Mein Wagen bleibt jedenfalls hier; es ist besser, man glaubt mich noch bei Ihnen. Ich bitte, beim Abendessen nicht auf mich zu rechnen; leben Sie wohl, mein Fräulein!" und mit kurzem, hastigem Gruße eilte er davon und schritt gleich darauf über den Hof.

„Jetzt geht er nach E.," sagte Gretchen triumphirend zu dem Doctor, „um sich die beiden dort stationirten Gensd'armen zu holen, und läuft mit ihnen geradewegs nach Janowo — und da werden sie wohl alle Drei herumlaufen bis in die Nacht hinein. Wilicza ist sicher vor ihnen."

Sie hatte sich in ihren Voraussetzungen nicht getäuscht. Erst spät in der Nacht kehrte der Assessor von seinem Streifzuge zurück, den er richtig mit den beiden Gensd'armen aus E. unternommen hatte, natürlich ohne jedes Resultat. Er war sehr verstimmt, sehr niedergeschlagen und vollständig erkältet. In der ungewohnten Nachtluft hatte er sich einen furchtbaren Schnupfen zugezogen und befand sich am nächsten Tage so unwohl, daß sogar Gretchen ein menschliches Rühren empfand. In reuevoller Aufwallung kochte sie ihm Thee und pflegte ihn den ganzen Tag hindurch mit einer Sorgfalt, die Hubert alles ausgestandene Ungemach vergessen ließ. Leider setzte sich dadurch aber bei ihm die nunmehr unumstößliche Ueberzeugung fest, daß er über alle Maßen geliebt werde. Auch Doctor Fabian kam im Laufe des Tages herüber, um nach dem Patienten zu sehen, und zeigte eine so ängstliche Theilnahme, ein so tiefes Bedauern über die Erkältung, daß der Assessor sehr gerührt und vollständig getröstet war. Er wußte ja nicht, daß er all diese Aufmerksamkeit nur den Gewissensbissen der beiden gegen ihn Verschworenen zu danken hatte, und fuhr schließlich noch mit dem Schnupfen, aber in sehr gehobener Stimmung, nach L. zurück. — —

Im Schlosse hatte man natürlich keine Ahnung davon, wem eigentlich der Dank dafür gebührte, daß Schloß, Park und Umgebung auch an diesem Abende unbehelligt blieben. Ungefähr zu derselben Zeit, als Doctor Fabian und Fräulein Margarethe ihr Complot anstifteten, fand in den Zimmern der Fürstin Baratowski eine Familienzusammenkunft statt, die ein sehr ernstes Aussehen hatte. Graf Morynski und Leo waren in voller Reisekleidung; ihre Mäntel lagen draußen im Vorzimmer, und der Wagen, der vor einer halben Stunde den Grafen und seine Tochter herübergebracht hatte, stand noch angespannt im Hofe. Leo und Wanda hatten sich in die tiefe Nische des Mittelfensters zurückgezogen und redeten leise und angelegentlich mit einander, während die Fürstin mit ihrem Bruder ein gleichfalls halblautes Gespräch führte.

„Wie die Sache einmal liegt, halte ich es für ein Glück, daß die Verhältnisse Eure schleunige Abreise verlangen," sagte sie, „schon um Leo's willen, der den Aufenthalt in Wilicza nicht mehr ertragen würde, wenn Waldemar den Herrn herauskehrt. Er vermag sich nun einmal nicht zu beherrschen; die Art, wie er meine Eröffnungen aufnahm, zeigte mir, daß es geradezu ein Unglück provociren hieße, wollte ich ihn jetzt zu einem längeren Zusammensein mit seinem Bruder zwingen. Auf diese Weise begegnen sie sich vorläufig gar nicht, und das ist das Beste."

„Und Du selbst willst wirklich hier aushalten, Jadwiga?" fragte der Graf.

„Ich muß,“ entgegnete sie. „Es ist das Einzige, was ich jetzt noch für Euch thun kann. Ich bin Deinen Gründen gewichen, die mir den offenen Kampf mit Waldemar als nutzlos und gefährlich zeigten. Wir haben Wilicza als Mittelpunkt unserer Pläne aufgegeben, wenigstens vor der Hand, aber für Dich und Leo bleibt es immer der Ort, wohin Ihr Eure Botschaften sendet und von wo Euch Nachrichten zugehen; die Freiheit wenigstens werde ich zu behaupten wissen. Im schlimmsten Falle bleibt das Schloß Eure Zuflucht, wenn Ihr genöthigt sein solltet, Euch wieder über die Grenze zu werfen; auf diesseitigem Gebiete wird die Ruhe für diesmal ja nicht gestört. Wann gedenkt Ihr die Grenze zu passiren?“

„Wahrscheinlich diese Nacht noch. Wir werden auf der letzten Försterei abwarten, wann und wie es möglich ist; dorthin folgt uns heute Abend auch der letzte Waffentransport, um vorläufig in der Obhut des Försters zu bleiben. Ich hielt die Vorsicht doch für geboten. Wer weiß, ob Dein Sohn sich nicht einfallen läßt, übermorgen bei seiner Rückkehr das ganze Schloß zu durchsuchen.“

„Er wird es rein finden, wie —“ die Hand der Fürstin ballte sich in verhaltenem Ingrimme und ihre Lippen zuckten, „wie er es befohlen, aber ich schwöre es Dir, Bronislaw, er soll diesen Befehl und seine Tyrannei gegen uns büßen. Ich habe die Vergeltung in Händen und auch den Zügel, wenn er etwa versuchen sollte, noch weiter zu gehen.“

„Du machtest mir schon einmal eine solche Andeutung,“ sagte der Graf, „aber ich begreife wirklich nicht, womit Du eine solche Natur noch zähmen willst. Nach der Art, wie Wanda mir die Scene zwischen Dir und Waldemar geschildert hat, glaube ich nicht mehr, daß er noch irgend einem Zügel gehorcht.“

Die Fürstin schwieg. Sie schien nicht antworten zu wollen und wurde dessen auch überhoben, denn in diesem Augenblick trat das junge Paar aus der Fensternische zu ihnen.

„Es ist unmöglich, Mama, Wanda umzustimmen,“ sagte Leo zu seiner Mutter. „Sie weigert sich entschieden, nach Wilicza zu kommen, und will Rakowicz nicht verlassen.“

Die Fürstin wandte sich mit strengem Ausdrucke zu ihrer Nichte.

„Das ist eine Thorheit, Wanda. Es ist seit Monaten bestimmt, daß Du zu mir kommst, wenn diese längst vorhergesehene Abwesenheit Deines Vaters eintritt. Du kannst und sollst nicht allein in Rakowicz bleiben. Ich bin Dein natürlicher Schutz, und Du wirst ihn aufsuchen.“

„Verzeihung, liebe Tante, aber das werde ich nicht,“ erwiderte die junge Gräfin. „Ich will nicht Gast eines Hauses sein, dessen Herr uns in solcher Weise gegenübersteht. Ich ertrage das so wenig, wie Leo.“

„Glaubst Du, daß es Deiner Tante leicht wird, hier Stand zu halten?“ fragte der Graf vorwurfsvoll. „Sie bringt uns das Opfer, weil sie uns Wilicza für den äußersten Fall sichern will, weil es überhaupt nicht aufgegeben werden darf, wenigstens für die Dauer nicht, und mit ihrem Fortgehen ist es uns verloren. Ich kann von Dir wohl die gleiche Selbstüberwindung fordern.“

„Aber weshalb ist denn gerade meine Gegenwart so unumgänglich nothwendig?“ rief Wanda mit kaum unterdrückter Heftigkeit. „Die Rücksichten, denen sich die Tante beugt, existiren doch für mich nicht — laß mich zu Hause, Papa!“

„Gieb nach, Wanda,“ bat Leo, „bleibe bei meiner Mutter! Wilicza liegt der Grenze um so vieles näher, ist um so vieles leichter zu erreichen; wir können besser in Verbindung mit einander bleiben. Vielleicht mache ich es möglich, Dich einmal zu sehen. Ich hasse Waldemar gewiß nicht weniger als Du, seit er sich offen als unser Feind erklärt hat, aber um meinetwillen bezwinge Dich und ertrage seine Nähe!“

Er hatte ihre Hand ergriffen. Wanda entzog sie ihm mit einer beinahe stürmischen Bewegung. „Laß mich, Leo! Wenn Du wüßtest, **warum** mich Deine Mutter durchaus in ihrer Nähe haben will, Du wärest der Erste, der sich dagegen setzte.“

Die Fürstin runzelte die Stirn, und ihrer Nichte rasch das Wort abschneidend, wandte sie sich zu dem Grafen:

„So zeige endlich einmal die väterliche Autorität, Bronislaw, und befiehl ihr zu bleiben! Sie **muß** in Wilicza bleiben.“

Die junge Gräfin fuhr auf bei diesen mit voller Härte ausgesprochenen Worten, die sie augenscheinlich auf's Aeußerste brachten.

„Nun denn, wenn Du mich dazu zwingen willst, so mögen mein Vater und Leo auch den Grund erfahren. Ich habe Deine dunkeln Worte neulich nicht begriffen — jetzt verstehe ich sie. Ich soll der Schild sein, mit dem Du Dich Deinem Sohne gegenüber deckst. Du glaubst, daß ich die Einzige bin, die Waldemar nicht opfert, die Einzige, die ihn zurückhalten kann. Ich glaube das nicht, denn ich kenne ihn besser als Du, aber gleichviel, wer von uns Recht hat — ich will die Probe nicht machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Photographie des Blutes im Dienste der Criminaljustiz.

Von Dr. S. Th. Stein.

Unsere schöpferische, überall auf Neugestaltung hinwirkende Zeit hat die drei mächtigen Erscheinungen der Natur, den Dampf, die Elektricität und das Licht, auf fast allen Gebieten des Wissens und Schaffens zu verwerthen verstanden. Während Elektricität und Galvanismus für den gegenseitigen geistigen Verkehr der Völker dienstbar gemacht wurden, während man den Dampf zur raschen Fortbewegung und zur Förderung der Industrie benutzte, während die Lehre vom Schall in der Musik ihre praktische Verwerthung fand, waren es die Gesetze des Lichtes und die Bewegungen der Lichtwellen, welche neben den Leistungen, die sie dem bürgerlichen Leben durch die Lichtbildkunst, die Photographie, erwiesen haben, fast ausschließlich der wissenschaftlichen Forschung in praktischer und theoretischer Hinsicht zu Gute kamen.

Die angewandten Lehren vom Lichte treten besonders zu Gunsten der Fächer ein, welche die Entwickelung der Naturwissenschaften zu fördern bestimmt sind, eröffnen aber auch anderen exacten Wissenszweigen ein reiches Feld der Thätigkeit und der Vervollkommnung. Daß optische Apparate für die Resultate der Astronomie von unschätzbarem Werthe geworden sind und die Errungenschaften anatomischer und physiologischer Studien durch die mikroskopische Forschung befestigt haben, daß sie in rastloser Thätigkeit verschiedenen Zweigen der Kunst und Industrie, insbesondere der Portrait- und Landschafts-Photographie ihre bilderzeugende Kraft zur Verfügung gestellt, sind allgemein bekannte Thatsachen. Man schreitet alltäglich in der Ausbildung der genannten Fächer weiter fort.

Auch in der Criminalgerichtspflege hat man in den jüngsten Jahren versucht, die Anwendung des Lichtes durch die Photographie einzubürgern, und dies ist in den betheiligten Kreisen wohlbekannt. Daß steckbriefliche Verfolgungen von Verbrechern durch die Versendung von Photographien zu schleuniger Erledigung geführt wurden, ist den Lesern der „Gartenlaube“ vor Kurzem in einem besonderen Artikel (Nr. 29) dargelegt worden; auch die directe Anwendung der Photographie zur Darstellung von Oertlichkeiten, die irgend einen Thatbestand beweisen sollen, hat sich von bedeutendem Werthe für die Untersuchung erwiesen. Allein eine weit förderlichere Benutzung steht der Photographie in Verbindung mit dem Mikroskope noch bevor.

Sehr häufig wird dem Gerichtsarzte und dem Gerichtschemiker die Frage vorgelegt, ob dieser oder jener Flecken an der Wäsche eines Angeschuldigten von Blut herrühre, ob einzelne Härchen, welche an den Kleidungsstücken eines verdächtigen Individuums gefunden wurden, Menschen- oder Thierhaare seien, ob Flecken auf Werkzeugen, Möbeln, Thüren, Wänden und Geschirren, die augenscheinlich eine Aehnlichkeit mit Blutflecken haben, wirklich von Blut herrühren oder nicht. Der Angeschuldigte leugnet entweder Alles, oder er räumt ein, daß die Flecken an seinen Kleidern wohl Blutflecken sein könnten, behauptet aber, daß sie von Thierblut herstammen. Es ist auf

mikroskopischem Wege möglich, eingetrocknetes Menschenblut von Thierblut selbst nach langer Zeit zu unterscheiden. Der berühmte Gerichtsarzt Casper erzählt in seinem Werke über die gerichtlich-medicinische Leichendiagnostik einige merkwürdige hierher gehörige Fälle.

Ein Mann war aus seiner Wohnung zwangsweise exmittirt und dabei mißhandelt worden. Er gab an, in Folge dessen erkrankt zu sein; es entstand der Verdacht, daß das in der Krankheit ihm angeblich abgegangene Blut nicht Menschen-, sondern absichtlich verschlucktes unverdautes Taubenblut gewesen sei. Zwei Aerzte hatten dies bescheinigt. Auch in weiterer Instanz hatten zwei Aerzte erklärt, daß das zwischen dem 30. Januar und 3. Februar des betreffenden Jahres abgegangene Blut sich bei einer nach fast sechs Monaten von ihnen ausgeführten mikroskopischen Untersuchung als Vogelblut ergeben habe. Das requirirte k. Medicinal-Collegium hatte darüber wegen Unkenntlichkeit der fraglichen Substanz eine bestimmte Ansicht nicht mehr aussprechen können. Mitte Februar des darauffolgenden Jahres, also mehr als ein Jahr nach seinem Abgange im frischen Zustande, wurde das Blut nochmals von Sachverständigen untersucht und folgendes Gutachten erstattet: „Zur Erledigung unseres Auftrages wurde die übersandte Blutsubstanz (ganz trockenes, pulveriges Blut in einer Schachtel) unter dem Mikroskope verglichen: 1) mit frischem und mit getrocknetem Blute aus einer menschlichen Leiche; 2) mit frischem und mit getrocknetem Blute einer Taube. Die Blutkörperchen des fraglichen Blutes lassen sich, wenn hinreichend kleine Fragmente desselben mit einer Kochsalzlösung oder mit Zucker angesetzt unter das Mikroskop gebracht werden, deutlich erkennen. Sie sind nicht elliptisch und haben die Form, welche den Blutkörperchen des Menschen und der Säugethiere eigen und gemeinsam sind. Von der Größe der menschlichen abweichende Blutkörperchen haben sich darin durchaus nicht erkennen lassen. Von der runden Form einigermaßen verschiedene Blutkörperchen sind darin nur wenige enthalten und nicht mehr und nicht minder, als man dergleichen geringe Abweichungen im Blute des Menschen und mancher Säugethiere wahrnimmt.“

Aus der Differenz der betreffenden Untersuchungen folgt, wie leicht der Sachverständige subjectiven Täuschungen unterworfen ist, indem die vorgelegte Blutsubstanz nicht Taubenblut und überhaupt kein Vogelblut war, vielmehr nur Menschen- oder Säugethierblut sein konnte.

Ein weiterer interessanter Fall ist folgender:

Am 14. Januar 1857 waren zu N. im Wirthshause unter mehreren gemeinschaftlich Trinkenden der Bauer S. und der Knecht W. anwesend. Letzterer sah, daß S. einen Geldbeutel mit fünfundzwanzig Thalern bei sich trug, fragte denselben, welchen Weg er nach Hause nehmen werde, und entfernte sich. Als S. in der Nacht nach Hause zurückkehrte, erhielt er plötzlich einen Schlag in's Gesicht, der ihn besinnungslos zu Boden streckte. Als er wieder zu sich kam, fand er sich seines Geldbeutels beraubt. Der Raubes dringend verdächtig, wurde der Knecht W. eingezogen. Seine Stiefel paßten genau in die Fußspuren im Schnee. Er war schon früher wegen Diebstahls bestraft worden und trieb ungewöhnlichen Aufwand. Besonders verdächtig war ein fast handtellergroßer Blutfleck in seinem drillenen Rocke. Er erklärte, daß derselbe davon herrühre, daß er zu Weihnachten des vorangegangenen Jahres beim Schlachten einer Kuh behülflich gewesen, und diese Angabe hat sich bestätigt. Das dortige Kreisgericht fand sich bei dieser Sachlage veranlaßt, den genannten Rock an einen Sachverständigen einzusenden, welcher durch mikroskopische Untersuchung feststellen sollte, ob der Blutfleck von menschlichem oder von Thierblut herrühre. Frisches Menschen- und frisches Ochsenblut wurden vergleichsweise bei einer einhundertundachtzigmaligen Vergrößerung unter das Mikroskop gebracht und ein Unterschied auf das Entschiedenste wahrgenommen. Auch beim Mischen beider Blutarten konnte man auf's Deutlichste die kleineren Rind- und die größeren Menschenblutkörperchen sofort von einander unterscheiden. Für den fraglichen Criminalfall jedoch wurde wegen möglicher subjectiver Täuschungen ein Urtheil nicht abgegeben.

Einen dritten Fall erzählte kürzlich Dr. Malinin in Tiflis. Gegen zwei Edelleute, Brüder aus Sura im Kaukasus, lag Verdacht einer Mordthat vor. Unter Anderem hatte man bei denselben im Stalle eine mit Blut befleckte Tafel gefunden. Die Beschuldigten betheuerten, daß es Ziegenblut und Hammelblut sei. Bei der Untersuchung dieser Flecken zeigte das Mikroskop wirklich, daß der eine Flecken aus Ziegenblut, der andere aus Hammelblut bestand — die beiden Edelleute waren gerettet.

Bringt man bei solchen Untersuchungen eine kleine Quantität von menschlichem Blute, etwa ein Tröpfchen von der Größe eines i-Punktes zwischen zwei Glasplättchen unter das Mikroskop, so löst sich diese kleine Masse bei einer etwa 250-fachen Vergrößerung für das beschauende Auge in hunderte kleiner röthlicher, an den Kanten abgerundeter, in der Mitte dellenartig eingedrückter Scheibchen von ungefähr anderthalb Millimeter scheinbarer Größe auf; diese Körperchen schwimmen in einer klaren Flüssigkeit, welche „Serum“ genannt wird; sie machen mehr als die Hälfte der ganzen Blutmasse aus und sind bei verschiedenen Thierclassen sehr verschieden, sodaß sie, je nach ihrer Form und Größe, einen Schluß auf das Thier gestatten, von welchem das untersuchte Blut herrührte. Das Blut der Säugethiere nämlich, mit Ausnahme des Kameels und des Lamas, zeigt runde, das Blut der Vögel, Reptilien und Fische ovale Blutkörperchen. Die einzelnen Gattungen genannter Thierclassen lassen sich aus der verschiedenen Größe der Blutkörperchen erkennen, und bei einer von uns und anderen Sachverständigen angestellten vergleichenden Berechnung ergaben sich merkwürdige Verschiedenheiten, nicht nur in Bezug auf die Form, sondern auch in Betreff der Größe der einzelnen Blutbestandtheile.

Der Laie verbindet mit dem Begriffe „Blut“ nur den Eindruck einer gleichmäßigen, dunkel- oder hellrothen Flüssigkeit von klebriger Consistenz. Den Wenigsten ist es indessen bekannt, daß die eigentlichen Träger des Lebens nicht in der Blutflüssigkeit, sondern in den dieselbe zu Milliarden durchschwärmenden beweglich-zusammenziehbaren Körperchen zu suchen sind.

In einem Cubikmillimeter Blut eines kräftigen Mannes finden sich ungefähr fünf Millionen rothe Blutkörperchen, in einem Cubikcentimeter 5000 Millionen und in der gesammten, ungefähr 4400 Cubikcentimeter betragenden Blutmasse eines gesunden erwachsenen Mannes ungefähr zweiundzwanzig Billionen Blutkörperchen. Die Masse eines solchen Körperchens beträgt nur 0,000000072 Cubikmillimeter. Die in einem Cubikmillimeter enthaltenen Blutkörperchen (fünf Millionen) besitzen eine Oberfläche von 640 Quadratmillimeter und die Zellen des Gesammtblutes (4400 Cubikcentimeter) eine Oberfläche von 2816 Quadratmetern. Bei Frauen finden sich ein Zehntel weniger derartige Gebilde im Blute vor, und bei erschöpfenden Krankheiten, bei der Bleichsucht, bei anhaltendem Hungern, nimmt die Zahl dieser mikroskopischen Träger des Lebens noch weit mehr ab.

Es ist nicht zu leugnen, daß bei den Untersuchungen selbst der exactesten Gelehrten die Gesichtsempfindungen, auf welchen ja einzig und allein die directe Beobachtung beruht, Täuschungen unterworfen sind. Es ist durch genaue Untersuchungen dargethan, daß auf physiologischen Anomalien (Regelwidrigkeiten) des betrachtenden Auges beruhende Fehler durchaus nicht immer dieselben sind, selbst nicht während einer einzigen Reihe von Beobachtungen. Wenn nun der menschliche Empfindungsmechanismus derartige Unvollkommenheiten zeigt, welche nicht nur mit dem Lebensalter, sondern sogar von einem Augenblicke zum andern sich ändern, von vorübergehender Störung der Verdauung, der Blutcirculation oder von nervöser Erregung abhängen, so wird besonders bei Beantwortung wissenschaftlicher Fragen, von welchen das Leben eines Menschen abhängt, die Anwendung des Lichtes und der Photographie als ein unschätzbares Förderungsmittel in der Wissenschaft betrachtet werden müssen. Ich habe in meinem größeren Werke „Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschung“ durch eine große Anzahl erläuternder Abbildungen und eine populär allgemein verständliche Sprache gerade in dieser Richtung sowohl die Fachgelehrten, wie auch die Gebildeten im Volke auf die Wichtigkeit obiger Momente hinzuweisen versucht.

Um nun den mitgetheilten, besonders für die Gerichtspflege so sehr wichtigen Thatsachen einen reellen Boden zu verleihen, ist es wichtig, dem Richter und den Geschworenen neben der gutachtlichen Schilderung das objective Bild der Untersuchung des Blutes vorzulegen. Nach der Natur durch den Einblick in

das Mikroskop gezeichneten Bilder können hier durchaus nicht maßgebend sein. Selbst der trefflichste Zeichner wird subjective Anschauungen in die Objectivität des zu schaffenden Bildes hineintragen; die Darstellung einer angeblich absolut richtigen Erkenntniß von den Gegenständen, welche die reale Beobachtung der Natur ihm vorführt, kann angezweifelt werden.

Als Ersatz der Zeichenkunst bietet die Photographie insbesondere dem Forscher auf dem Gebiete der Mikroskopie ein großes Feld der Thätigkeit, indem die empfindliche Platte nicht nur die Einzelheiten der durch den Tubus des Mikroskopes betrachteten Bilder in bedeutender Vergrößerung wiedergiebt, sondern sogar empfindlicher als unser Auge ist, die kleinsten Formverschiedenheiten auf einmal in sich aufnimmt, welche wir mit den besten Instrumenten bei directer Beobachtung nicht in gleicher Zeit zu erkennen vermögen. Besonders zur Beseitigung falscher Auffassungen in Betreff gewonnener Bilder bietet die Photographie dem Forscher eine sichere Handhabe, und gerade in dieser Hinsicht stand der Arzt, wenn er selbst des Stiftes nicht mächtig war, stets in Abhängigkeit von einer helfenden Hand, so daß zwei Anschauungen sich geltend machen konnten, die rein mechanisch schaffende des Zeichners und die denkend erklärende des Forschers. Von dem mikroskopischen Nachweis, ob ein Blutfleck von Menschen- oder Thierblut herrühre, kann einerseits die Klarlegung der Nichtschuld, andererseits die Enthüllung des Verbrechens einzig und allein abhängen. Die gerichtliche Praxis hat wegen der möglichen subjectiven Täuschungen bis jetzt die Hülfe des Mikroskopes bei Criminalfällen nicht positiv anerkannt. Was man aber mit dem Mikroskop sehen kann, das ist auch, direct nach der Natur vergrößert, photographisch darzustellen. Man hat zu diesem Zwecke nur nöthig, an Stelle des besichtigenden Auges, welches eine natürliche Camera obscura ist, eine photographische Miniaturcamera zu setzen. Die Netzhaut des Auges wird alsdann durch die chemisch präparirte lichtempfindliche Platte, welche das vergrößerte Bild festhält, ersetzt. Die durch Lichteindrücke gewonnenen Untersuchungsresultate können nunmehr festgehalten und die erhaltenen Bilder zur differentiellen Beurtheilung verschiedenartigen Blutes dauernd bewahrt werden. Derartige Mikrophotographien kann man auf eine höchst einfache Methode mit jedem Mikroskope darstellen.

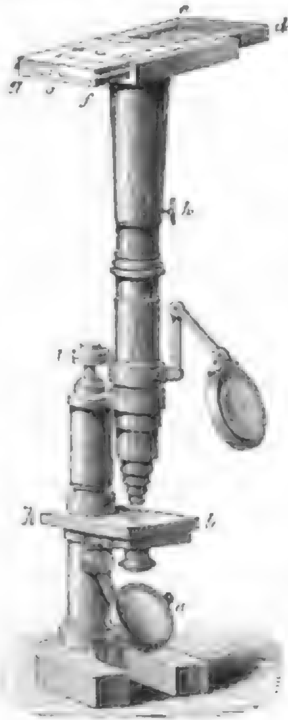


Fig. 1. **Das photographische Mikroskop.**

In Fig. 1 haben wir ein derartiges mikrophotographisches Instrument abgebildet. **a b k l** ist das Mikroskop, **h** die demselben aufgesetzte **Camera obscura** und **g f d e** die Vorrichtung zum Photographiren. Legen wir nun auf den Tisch **k b** des Mikroskops ein flaches Gläschen, auf welchem sich eine Spur Blut befindet, und lassen wir durch Vermittelung des leicht beweglichen Spiegels **a** einen Sonnenstrahl von unten her auf dieses Gläschen fallen; so wird das Blut genügend beleuchtet sein, um ein vergrößertes Bild seiner Bestandtheile durch die dreihundertfünfzigmal vergrößernde optische Vorrichtung auf einer mattgeschliffenen Glasscheibe erkennen zu lassen, mit welcher man das kugelförmige Rohr h abschließt. Nun wird an der feinen Schraube, der sogenannten Mikrometerschraube l hin und her gedreht, bis das Bild der mikroskopischen Blutbestandtheile recht scharf begrenzt und markirt auf der in dem Rahmen e d befindlichen Scheibe erscheint. Die Schraube ist so eingerichtet, daß sie das Rohr des Mikroskops um ein Minimum nach Bedarf hebt oder senkt. Nachdem nun das Bild der Blutelemente genau eingestellt ist, verschiebt man die mattgeschliffene Scheibe und ersetzt dieselbe durch eine in einem mit ihr verbundenen flachen Kästchen, der sogenannten Cassette g f, ruhenden, chemisch präparirten, lichtempfindlichen Glasplatte.

Die photographische Aufnahme geschieht, indem man den Schieber j, welcher das photographische Kästchen nach unten verschließt, aufzieht und die Lichtwirkung beginnen läßt. Nach einigen Secunden schon ist ein vergrößertes Bild in den feinsten Einzelheiten entstanden, welches nun nach den gewöhnlichen Regeln der Photographie vollendet wird. Kein Zeichner ist im Stande, in so exacter Naturtreue vergrößerte Bilder mikroskopischer Objecte darzustellen, wie wir solche, als zu unserem Thema gehörig, in Fig. 2 und 3 nach mikrophotographischen Copien wiedergegeben haben. Fig. 2 zeigt die Bestandtheile des menschlichen Blutes bei dreihundertfünfzigfacher linearer Vergrößerung, Fig. 3 die Blutkörperchen einer Taube, mit derselben Linse photographisch aufgenommen und durch den Holzschnitt wiedergegeben.

Wird man nun in einer zweifelhaften Criminalsache, bei welcher durch abweichende Anschauung zweier Sachverständigen die Frage „ob Thier- oder Menschenblut" unerledigt bliebe, zwei derartige Naturbilder des Blutes dem Richter zur Vergleichung

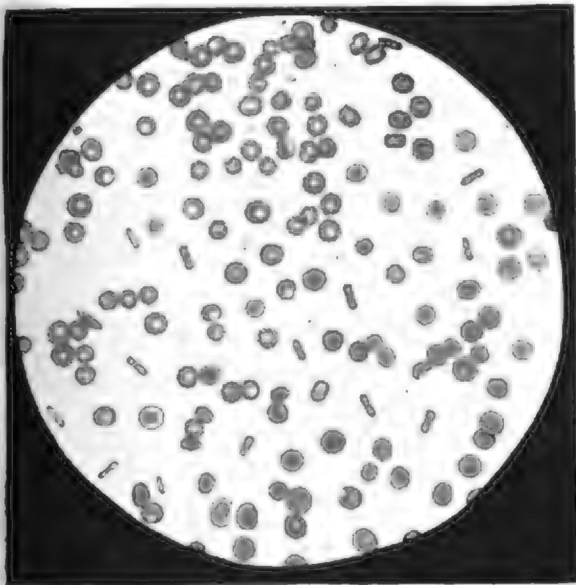


Fig. 2. **Menschenblut.** 350 Mal vergrößert. Nach einer Mikrophotographie.
Die runden Körperchen sind auf der Fläche, die länglichen Körperchen auf der Seite liegende Blutscheiben.

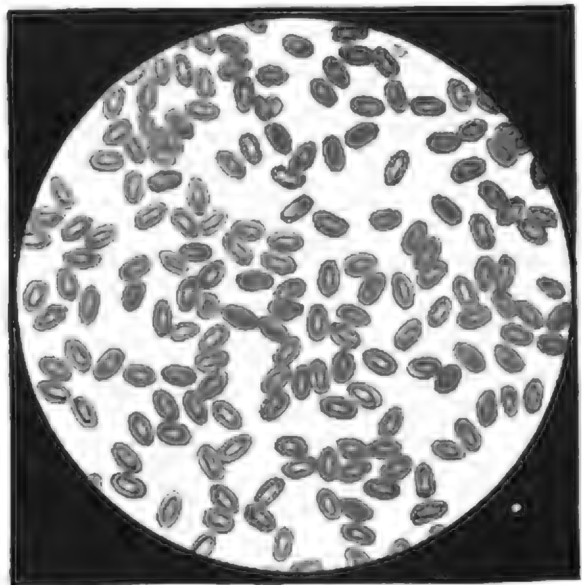


Fig. 3. **Taubenblut.**
350 Mal vergrößert.
Nach einer Mikrophotographie.

vorlegen können, so wird dadurch den Verhandlungen sicher eine sehr feste Grundlage geboten. Nimmt man nun noch die chemischen Blutproben hinzu, so kann man eine bisher nicht vorhanden gewesene Sicherheit für die bezüglichen Urtheile erwarten. Der Unschuldige wird eher entlastet, der Mörder um so sicherer überführt und mit Hülfe der raschen Wirkungen des Lichtstrahls eine unantastbare Klarheit und Erkenntniß in die Nacht des Verbrechens entsendet werden können.

Blätter und Blüthen.

Ein rechnender und Whist spielender Automat. Der Kempelen'sche Schachspieler, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ganz Europa in Erstaunen setzte und eine förmliche Literatur, sogar ein Drama hervorgerufen hat, scheint einen nicht unwürdigen Nachfolger in einem Automaten erhalten zu haben, den die amerikanischen Ingenieure Clarke und Maskeline verfertigt und bereits in den Hauptstädten Amerikas und Englands vorgeführt haben. Da Herr von Kempelen seiner Zeit zugab, daß bei seinem die meisten Partien gewinnenden hölzernen Türken von einer schachkundigen Person ein äußerer Einfluß auf das innere Getriebe geübt werde, so hat man angenommen, daß er damit nur den gegründeteren Verdacht ablenken wollte, nach welchem ein kleiner Gehülfe in der Maschine verborgen gewesen wäre, sodaß die Hauptkunst darin bestanden hätte, daß dieser kleine Kerl, während die Thüren und Schübe nacheinander geöffnet wurden, lautlos aus dem einen in das andere Fach zu schlüpfen wußte. Ein ähnlicher grober Betrug ist bei der neuen, „der Denker (Psycho)“ genannten Maschine nicht annehmbar, denn der rechnende und Whist spielende Türke sitzt mit übergeschlagenen Beinen auf einem nur kleinen, wie er selbst mit Räderwerk erfüllten würfelförmigen Kasten und hat nicht, wie der Schachspieler, eine geräumige Kommode, sondern nur ein unverdecktes Tischchen neben sich, auf dessen Platte vor seiner rechten Hand die dreizehn Whistkarten in einem Viertelskreise aufgesteckt werden, während sich im Bereiche der linken ein Zahlenkasten befindet. Der Türke ergreift die auszuspielende Karte zwischen den Fingern, hält sie den Mitspielern hin, worauf sie ihm aus der Hand genommen wird, und zeigt in ähnlicher Weise auf die auf Täfelchen gravirten Ziffern, welche die Auflösungen der ihm aufgegebenen Multiplications- und Divisionsexempel bilden. Man hat bekanntlich Rechenmaschinen verfertigt, die noch ganz andere Aufgaben lösen, als diese, die aber trotzalledem nicht im Stande sind, wie dieser Türke mündlich gestellte Aufgaben zu lösen. Ebenso wenig kann selbstverständlich einer Maschine die Ueberlegung beigebracht werden, die beim Whistspiele erforderlich ist.

Offenbar handelt es sich also auch hierbei um eine äußere Direction des Getriebes, wahrscheinlich ähnlich derjenigen der gelehrten, rechnenden, buchstabirenden und Karten spielenden Hunde. Wie letztere, wenn sie langsam mit der Schnauze über die Ziffern, Buchstaben oder Karten hinstreichen, von ihrem Director bei der zu wählenden ein Zeichen zum Anhalten empfangen, so auch die Maschine bei der regelmäßigen zur rechten Zeit ausgelösten Bewegung der Hände über die Karten und Zahlzeichen. Auf welchen Schleichwegen dieser nun das Zeichen mitgetheilt wird, das ist eben das Geheimniß der Erfinder, und sie haben die Spuren so schlau verborgen, daß sie in alten Zeiten unfehlbar als Zauberer verbrannt worden wären. Denn erstens stellen sie die Maschine in jedes beliebige Zimmer auf einen Teppich, und der Kasten, auf dem die Figur sitzt, wird zweitens noch auf einen durchsichtigen Glasuntersatz gestellt, um zu zeigen, daß keinerlei mechanische Einwirkung vom Fußboden her stattfinden kann. Herr von Kempelen suchte den Glauben zu erwecken, daß er durch starke Magnete von außen auf das Getriebe seiner Maschine einwirke, und dies wäre am Ende nicht unausführbar, wenn sich der Director stets in der Nähe der Figur aufhalten könnte. Allein seine Nachfolger scheinen der Maschine mehr freie Hand zu lassen und nähern sich ihr absichtlich nur selten. Professor Heeren in Hannover hat daran erinnert, daß wir darum immer noch nicht an eine Denkmaschine oder an Zauberei zu glauben brauchen und daß man beispielsweise trotz des gläsernen Untersatzes recht wohl elektrische Ströme in den Apparat senden könnte, wenn dieser Untersatz etwa zwei Canäle mit wasserklarer und darum unsichtbarer, Electricität leitender Flüssigkeit verberge. Und dann wäre weiter nichts mehr erforderlich, als daß auch der Teppich zwei eingewirkte Metallschnüre enthalte, deren Enden beiderseits nahe beieinander hervortreten, so daß die Leitung einerseits durch die beiden Canäle des Glasuntersatzes und andererseits durch eine metallbedeckte Stiefelsohle bewirkt werden könnte. Eine unmerkliche Bewegung des Fußes seitens des aus der Ferne das Spiel überschauenden Directors würde genügen, den elektrischen Strom auf kürzere oder längere Zeit zu schließen und dadurch den Automaten jede beliebige Karte ausspielen und jede Zahl bezeichnen zu lassen. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß dies durchaus der Schlüssel zu dem Geheimnisse sein müsse, sondern nur angedeutet werden, welche Mittel den Professoren der sogenannten höheren Physik durch deren Fortschritte zur Verfügung stehen.

Vier in einer Woche! Der Tod feiert ein Erntejahr unter den Veteranen der Ritter des deutschen Geistes; jetzt hat er uns vier der Besten der Nation im Verlaufe einer Woche entführt: drei Siebenziger und einen Sechsundsechsziger. Der Aelteste ist Ernst von Bandel. Wir haben ihn an seinem höchsten Ehrentage, einem Siegesfeste siebenunddreißigjährigen Kampfes gegen die Hemmnisse seiner Arbeit, den Glücklichsten der Alten preisen können, aber das Leben in diesem Glücke hat er kaum über ein Jahr ertragen. Mit dem sechszehnten August 1875 war seine Sendung erfüllt; er brauchte nicht, wie Anastasius Grün, im Hinblick auf ein unvollendetes Werk seinen Tod zu beklagen; er konnte noch im Sterben glücklich sein.

Neben dem Sechsundsiebenzigjährigen liegt ein Dreiundsiebenzigjähriger auf der Bahre der Todeswoche: Franz Ziegler, der Streitgenosse eines Waldeck, Taddel, Twesten und Hoverbeck, der unerschütterliche „Demokrat aus Patriotismus“, ein Mann von unantastbarer Reinheit als Bürger, Beamter, Politiker und Dichter. „In Franz Ziegler“ — so ruft F. Mehring in der „Magdeburger Zeitung“ ihm nach, „ist der letzte Repräsentant jener altpreußischen Demokratie dahingegangen, welche ihre Traditionen nicht aus den Ideen von 1789, sondern aus dem Allgemeinen Landrechte, aus der Stein'schen Gesetzgebung schöpfte, welche unfähig war, einen Gedanken zu denken, der nicht organisch aus der historischen Entwickelung des Preußischen Staats emporwuchs. Ein abstractes Freiheitsideal fand in der Brust dieser Männer kein Echo; ihre Liebe zur Freiheit war die schöne Blüthe patriotischer Einsicht. Nur weil ihr Staat, so wie er nun einmal war, einzig durch freie Entfesselung aller Volkskräfte gedeihen und wachsen konnte, verlangten sie diese freie Entfesselung, nur um Patrioten zu bleiben, wurden sie Demokraten.“ — Als Volksbote in Frankfurt und Berlin hat Ziegler drei Worte gesprochen, die in der Geschichte bleiben. Mitten in das Toben der Paulskirche gegen stehende Heere fiel seine Mahnung: „Die Disciplin ist die Mutter des Siegs.“ — Als Leichte 1866 in Parteihader schwankten, rief er dem preußischen Volke zu: „Das Vaterland ist in Gefahr; das Herz der Demokratie ist stets da, wo die Fahnen des Landes wehen.“ Und als noch Alles denselben Gedanken nur flüsterte, sprach er ihn laut im Abgeordnetenhause aus: „Der Minister von Mühler muß fort von seinem Platze.“ Das sind drei Thaten zu ihrer Zeit gewesen. Die „Gartenlaube“ verdankt ihm die tiefergreifende Erzählung „Der Bettler vom Capitol“ im Jahrg. 1864.

Der jüngste der heimgegangenen drei Siebziger ist Adolf Stahr. Hat er dem Tageskampfleben nicht unmittelbar so nahe gestanden, wie Ziegler, war von Haus aus die Studirstube sein liebster Aufenthalt und geschichtliches Forschen und kritisches Prüfen seine liebste Beschäftigung, so trat er doch später durch seine Reiseschilderungen und dadurch, daß er in anmuthigen Darstellungen den Einblick in das Leben und Treiben geschichtlicher und literarischer Größen erschloß, dem Volke näher und ist auf diesen Wegen ihm oft ein freundlicher Führer gewesen.

Als der jüngste der vier todten Veteranen sank ein Held von der Pritsche in's Grab: Adolf Glaßbrenner, das echte Berliner Kind, dessen Witz mächtig genug war, alle Menschen zum Lachen und die Polizei zur Verzweiflung zu bringen. Durch ihn zuerst wurden in Berlin aus Humor und Satire wieder eine Macht im öffentlichen Leben. Was zur Censurzeit Niemand im Ernst zu sagen wagte, das fand in der Form des Scherzes den Weg in's Volk. Die kleinen Hefte „Berlin wie es ist und — trinkt“ gingen von Hand zu Hand durch alle Schichten des Volkes und säeten Gedanken aus, die später aufgingen und Früchte trugen. Er hatte bereits auf diese Weise politisch Außerordentliches geleistet, als das Jahr 1848 ihn, wie Tausende, verführte, das so lange Gelehrte nun praktisch auszuführen. Als der Sturm vorüber war, kehrte er, der die Fahne seines Witzes gen Mecklenburg getragen hatte, nach Berlin zurück und lebte und wirkte dort als einer der beliebtesten Menschen und Schriftsteller, bis endlich dem Tod auch nach diesem frohen Gesellen gelüstete. So stand in dem sechsundsechszigjährigen Körper das gute lustige Herz still. Die Tausende, die er erfreut, werden lange um ihn trauern.

Ein Schauspieler-Asyl. Der berühmte und reiche amerikanische Tragöde Edwin Forrest hat eine Heimath für alte und hülflose Schauspieler gegründet. Das fragliche Gebäude ist höchst malerisch auf dem Rücken eines schönbewaldeten Hügels, etwa eine halbe englische Meile von dem Landstädtchen Holmesburg (neun und eine halbe Meile von Philadelphia) im Staate Pennsylvanien belegen. Das zwar etwas altmodisch aussehende, drei Stockwerk haltende Gebäude gewährt von seinen breiten Säulenportiken eine Aussicht von überraschendster Schönheit. Das Innere dieser Schauspielerheimath gewährt gleichermaßen Ueberraschendes. Der breite Hallenweg, welcher den ersten Stock theilt, ist in eine vollkommene Kunstgalerie umgeschaffen, die werthvolle Gemälde, Statuen, Portraits ausgezeichneter Männer, Schauspieler etc. enthält. Auch in den Sprechzimmern und der Bibliothek zieren kostbare Kunstwerke die Wände. Die Bibliothek enthält gegen achttausend Bände, auf's Sorgfältigste in zierlichen Büchergestellen arrangirt. Die Schlafzimmer sind bequem und einladend, obgleich sie mit seltsam aussehenden alterthümlichen Betten, Bureaus und Toilettentischen möblirt sind, von denen manches Stück bereits das ehrwürdige Alter von hundert Jahren erreicht hat. Ueberhaupt ist die ganze wohlthätige Anstalt auf's Beste und Trefflichste eingerichtet. Sie muß als ein originelles Institut der Menschenliebe bezeichnet werden.

T.

Theodor Kirchhoff, unser verehrter Mitarbeiter in San Francisco, hat soeben den zweiten Band seiner „Reisebilder und Skizzen aus Amerika“ erscheinen lassen. Was bereits dem ersten Bande nachgerühmt wurde: die feine Beobachtung, die äußerst glückliche Gabe der Schilderung, eine überaus gefällige und geistreiche Schreibweise, vor Allem aber die wahrhaft deutsche Gesinnung, die alle einzelnen Schilderungen durchzieht, dieselben Vorzüge zeichnen auch den zweiten Band aus, der nach allen Seiten hin wieder Belehrung und Unterhaltung bietet. Das Culturleben Amerikas hat in Kirchhoff einen Schilderer gefunden, wie wir augenblicklich keinen zweiten kennen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber **Ernst Keil.**

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Kein Herz.

(Fortsetzung.)

„Im Sommer begleitete ich meine Mutter, wie alljährlich, nach Wiesbaden,“ fuhr Valentine in ihrer Erzählung fort, „dessen monatelanger Curgebrauch ihr den folgenden Winter zu überstehen helfen sollte. Mit Beginn der Ferien folgte uns mein Verlobter dorthin. Es waren selige Tage; jede Stunde war mit Glück erfüllt, dessen Bestätigung für alle Zukunft schon so nahe. Da erschien dort jene schöne Frau. Was soll ich Ihnen sagen? Sie lockte; er widerstand zu Anfang und war seiner selbst so sicher, daß seine Zuversicht auch mir die Gelassenheit erhielt oder vielmehr sie mir gab. Später kam es anders. Ich sah seine schöne Ruhe scheitern; ich sah, wie sie ihn Zug um Zug von Neuem an sich riß. Meine Mutter drang in mich, wir sollten abreisen, in der Ueberzeugung, daß ihn dies zur Besinnung bringen, daß er uns folgen würde. Ich widerstand. Ihre Cur plötzlich zu unterbrechen, war bedenklich; ein Erfolg solchen Schrittes erschien höchst zweifelhaft. Auch wollte ich mein Schicksal kennen. Es endete damit, daß ich ihn frei gab.“

„Vielleicht handelten Sie zu rasch,“ sagte Bernardin. „Ueber uns Männer geht zuweilen Unwiderstehliches hinweg, wie eine hohe Woge, aber jede Brandung sinkt, und hält uns eine liebe Hand in Treuen fest, so finden wir uns zum rettenden Ufer zurück.“

„Wäre ich schon sein Weib gewesen, dann hätten Sie Recht, tausendmal Recht. Aber eine Hand festhalten, die in der unserigen zuckt und sie als Fessel empfindet, erscheint mir unmöglich, wo Freiheit noch in Frage stehen kann. Ich fühle noch heute, daß ich gehandelt, wie ich mußte.“

„Und er?“ fragte Bernardin nach kurzer Pause.

„Er verließ Wiesbaden noch vor uns; ich hörte nichts mehr von ihm und über ihn. Meines Vaters Versetzung nach München traf mit unserer Heimkehr zusammen. Noch im Laufe desselben Jahres verlor ich meine Mutter. Es ist gut so, wie es ist. Meine Schwester hat sich sehr jung verheirathet; ich bin dem Vater nothwendig, wenn er es auch nicht Wort haben will. Mein Leben verzehrt sich nicht ohne Nutzen und Inhalt; mehr hat der Mensch nicht zu fordern.“

„Sie hätten also mit jedem eigenen Anspruch an das Geschick abgeschlossen, Valentine?“ fragte Bernardin. „Ohne Zweifel täuschen Sie sich. Man denkt zuweilen mit Allem fertig zu sein und hat doch erst ein farbensattes, aber nicht unverlöschliches Vorspiel seines wirklichen Schicksals erfahren. Sie nennen sich alt, weil Sie müde sind. Ich sehe Sie noch jung, voll Fähigkeit glücklich zu machen, und das heißt nichts Anderes, als das Anrecht, glücklich zu sein.“

„Ich habe sagen hören, man könnte mehr als einmal lieben,“ entgegnete Valentine nachdenklich. „Es muß wohl wahr sein, denn ich habe das auch öfters mit angesehen. Was mich selbst betrifft, so könnte ich es nicht. Jeder folgt seinem Wesen. Mir ist es innerstes Bedürfniß, wenigstens mir selbst treu zu bleiben, da ich mir keine Treue gewinnen konnte.“

Bernardin ergriff schweigend ihre Hand und behielt sie einen Augenblick in der seinen.

„Gute Nacht, mein Freund!“ sagte Valentine, als sich Beide im Vorwärtsschreiten wieder den Häusern genähert hatten. „Was ich Ihnen erzählt habe, sei vergessen! Und — halten Sie mich nicht für unglücklich, denn ich bin es nicht.“

„Das glaube ich in der That, Valentine. Schwache Charaktere überwinden schwer und vergessen leicht. Kraftvolle Naturen vergessen Nichts, aber sie überwinden. Ich sehe Sie morgen noch vor Ihrer Abfahrt. Lassen Sie mich Ihnen aber jetzt Lebewohl sagen! Gott sei mit Ihnen! Vergessen Sie nicht die Stunden, welche wir gemeinschaftlich verlebt haben!“

„Sie gehören nicht zu denen, die man vergißt. Auf Wiedersehen! Nicht nur morgen — hoffentlich auch an gleicher Stelle über's Jahr!“

2.

Vier Jahre sind vergangen. Um den Menschen wieder zu begegnen, welche wir auf der kleinen Insel des „baierischen Meeres“ verließen, müssen wir stille Thäler aufsuchen, die zur Zeit des Beginns unserer Erzählung weit einsamer und unbekannter waren, als jenes Eiland. Doch hatte die oft geschmähte Verderberin landschaftlicher Reize, die öfter noch gepriesene Schöpferin öffentlichen Verkehrs: die Locomotive, jener Thalstrecke während dieser letzten Jahre lebendige Spuren aufgedrückt. Seit eine noch kaum beendete, dem Betriebe erst theilweise übergebene Bahnlinie dieselbe fast ihrer ganzen Längenausdehnung nach durchzog, machte sich der namentlich für Dörfer und Marktflecken auch durch gleichzeitigen Bau neuer Poststraßen erschlossene Zusammenhang mit der Außenwelt durch vermehrten Wohlstand bemerklich.

Es war zu Anfang Juli 1870. Heiße Sonnengluth lag über dem Thale. Obgleich der Abend schon hereinbrach, brachte er doch keine Kühlung; man empfand, daß die Sonne ihre glühende Herrschaft seit manchem Tage ununterbrochen geübt und jeden frischeren Athemzug in sich gesogen hatte. Dennoch prangte die anmuthigste Landschaft im üppigsten Grün; der

lebendige Bergstrom, welcher sie durchschneidet, schien der ganzen Umgebung seine eigene Frische mitzutheilen. An beiden Ufern desselben dehnte sich, durch eine steinerne Brücke verbunden, eine freundliche Ortschaft in der Thalerweiterung hin. Es begann schon zu dunkeln, als eine junge Frau, den gefüllten Henkelkorb am Arme, flinken Fußes die Brücke überschritt und sich der am rechten Ufer gelegenen Häuserreihe zuwandte, welche der Bahnlinie entgegenführte. Als sie eben im Begriffe war, an der letzten, einzeln gelegenen und dürftigen Behausung vorbeizuschreiten, rief ihr von drinnen eine Stimme durch das Fenster zu: „Huberin! Warte Sie nur einen Augenblick, Huberin!“

Der angstvolle Ton, womit Monika gerufen wurde, hemmte ihren eiligen Schritt. Sie wandte den Kopf verwundert nach dem Hause zurück, unter dessen schiefer Thür ein ärmlich gekleidetes Weib erschien, das hagere Gesicht in Thränen gebadet, die Hände winkend und bittend erhoben. „Um Jesu willen, komm' Sie herein! Ich muß mit Ihr reden — jetzt gleich, noch heut' muß es sein. Die heilige Muttergottes selbst schickt Sie des Weges, daß ich mit Ihr allein reden kann. Sie muß uns helfen in unserem Elende.“

„Was ist denn passirt?“ fragte die junge Frau gutherzig, indem sie das niedrige, von einem dunstigen Oellämpchen schwach erhellte Zimmer betrat, wohin sie die Andere an den Rockfalten zog. Auch dort angelangt, hielt die Andere sie noch fest, als besorgte sie ihr Entrinnen. „Ist eines von den Kindern krank? Oder hat's sonst ein Unglück gegeben?“

„O Du mein blutiger Heiland! Freilich hat es ein Unglück gegeben. Hat Ihr denn Ihr Mann nicht gesagt, was mein alter Tolpatsch wieder angestellt hat?“

„Nichts weiß ich, gar nichts,“ sagte Monika. „Ich habe meinen Mann seit Mittag nur eine Minute gesehen; er war draußen bis zur Ablösung, und als er heimkam, hab' ich nur gefragt, ob er jetzt zu Haus bei dem Kinde bleiben könnte, weil ich nothwendig in den Ort mußte, um einzukaufen, und hab' mich dann getummelt, fortzukommen. Uebrigens redet mein Mann überhaupt nicht viel, von Dienstsachen schon gar nicht. Was giebt es denn eigentlich?“

„Mein Alter wird fortgejagt, und dann können wir Alle am Hungertuche nagen,“ jammerte das Weib. „Wenn der Bahnwärter auch nicht viel redet, so wird Sie doch schon von ihm erfahren haben, daß der Bahnmeister Meinem nicht grün ist und daß es schon mehr als einmal Verdruß gesetzt hat. Freilich war immer Ursach'! Mein Alter ist der Bravste und Fleißigste, den es giebt, hat er aber einen Tropfen über den Durst getrunken, dann macht er Dummheiten. Seit ihm so scharf auf den Dienst gepaßt wird, ist er ganz ordentlich gewesen, nun denke Sie aber, was heut' passiren muß! In der Früh' ist der Wochenlohn ausgezahlt worden — da geht er hin und versäuft ein paar Batzen. Und Nachmittags läßt er im Dusel sein Geräth am Geleise liegen, und wie ihn der Bahnwärter deswegen hernimmt, wird er grob. Dafür soll er aus der Rotte fort, und geschieht das, dann sind wir geschlagene Leute. Wovon sollen wir leben mit den fünf Würmern, wenn der Müller die Arbeit auf der Bahn einbüßt? Erbarmt Sie sich nicht, Huberin, dann geh' ich in's Wasser, wo es am tiefsten ist.“

„Ja, was kann ich da helfen?“ sagte Monika mitleidig. „Sie dauert mich bis in die Seele hinein, aber ich seh' nicht, was da zu machen wär'.“

„Fürbitten kann Sie. Ein gutes Wort kann Sie für uns einlegen, daß der Bahnwärter meinen Alten nicht anzeigt. Meiner hat sich hoch und theuer verschworen, daß kein unrechter Tropfen mehr in seine Kehle soll. Laßt uns nicht im Stiche, Frau! Die Mutter Gottes wird's vergelten.“

Monika schüttelte betrübt den Kopf. „Das kann nichts nützen, Müllerin; mein Mann ist gut, in solchen Sachen nimmt er aber keine Einreden an.“

„Müssen wir elend umkommen, weil mein Alter eine Unglücksstunde gehabt hat? Frau, Frau, denke Sie an Ihren kleinen Buben und erbarme sich meiner armen Würmer! Sie hat ja allzeit ein gutes Herz für uns gehabt, ist mir noch neulich in dem harten Kindbette beigesprungen. Auf Sie hab' ich meine letzte Hoffnung gesetzt, nächst den lieben Heiligen.“ Sie fiel schluchzend auf die Kniee und drückte ihr Gesicht in Monika's Gewand.

„Um Gotteswillen, seid still!“ sagte die junge Frau, tief athmend; „ich will's probiren; vielleicht glückt es doch. Steh' Sie nur vom Boden auf! Ich versprech', daß ich meinem Manne aus allen Kräften zureden will. Und jetzt laßt mich heim! Es wird finstere Nacht. Morgen früh geh' ich in die Kirche, dann sag' ich Ihr, was ich ausgerichtet hab'.“

„Gott vergelt's!“ sagte das Weib getröstet, und ihr kummervolles Auge hing fest an der Gestalt der jungen Frau, während sie ihr hinausleuchtete. Als sich Monika unter der Thür mit einem letzten Nicken zurückwandte, fiel der Lampenschein hell auf ihr Gesicht; es war länglicher geworden, seit uns die glückliche Braut aus den Augen verschwand; dem Ausdrucke der Züge hatte sich eine Veränderung aufgeprägt, die übrigens schwer zu bezeichnen wäre, denn heute wie damals blühte die schönste Jugendlichkeit daraus hervor. Vielleicht war es nur ihre Mütterlichkeit, welche den schalkhaften Blick zum sinnenden verwandelt hatte.

Sie eilte raschen Schrittes den Weg entlang, der Bahnlinie entgegen, deren im Abenddunkel verschwindende Spur durch das in einiger Entfernung von der Ortschaft gelegene Wohnhaus des Bahnwärters um so deutlicher bezeichnet wurde, als dasselbe von innen hell beleuchtet war.

Schon im Begriffe, die eben erreichte Hausthür aufzuklinken, wandte sich Monika mit rascher Biegung seitwärts nach dem erhellten Fenster zur Linken des Eingangs und drückte ihr Gesicht gegen die Scheiben. Wer zugleich mit ihr hineingeschaut hätte, würde es begreiflich gefunden haben, daß sie den Platz minutenlang nicht verließ; das Innere des kleinen Wohngemaches, welches sie überschaute, bot das freundlichste Bild.

Die schlichten Möbel, welche den hellgetünchten Wänden entlang standen, das auf ein paar Regalen geordnete Hausgeräth blitzten vor Sauberkeit. Neben dem weißgescheuerten Tische, der die Lampe trug, saß der Hausvater, welcher ein etwa dreijähriges Kind auf seinen Knieen reiten ließ. Wilhelm Huber's Gesicht war ebenso lachend wie das des kleinen Buben, der in hellem Jauchzen bald die beiden Aermchen in die Luft warf, bald die kleinen Hände in den dichten Vollbart des Vaters wühlte. Während Wilhelm's Knie auf und nieder segelte, pfiff er die Melodie eines Marsches; sein linker Arm hielt das rundliche Kind umfaßt, dessen Seidenhärchen den stets in Bewegung erhaltenen Kopf umflatterten. Beide waren so erfüllt von ihrem Spiele, daß sie kein Auge voneinander wandten, bis der Finger der Lauscherin lebhaft gegen die Scheiben trommelte. Das Blondköpfchen fuhr herum wie ein Blitz, und die strahlenden Augen trafen ihr eigenes Spiegelbild.

„Mutterle! Mutterle!“ Der Jubellaut war noch kaum verklungen, als der lebhafte Kleine schon vom Schooße des Vaters niedergeklettert war, um dem Fenster und von dort der Thür zuzulaufen, auf deren Schwelle die junge Frau im nächsten Augenblicke kauerte und dem Lieblinge beide Arme entgegenstreckte. Das Kind war der Mutter wie aus den Augen geschnitten. Sie fing es auf, hob es in die Höhe, tänzelte mit ihm durch das Zimmer, Wange an Wange geschmiegt, und ließ es dann wieder auf den Boden gleiten, um zu ihrem Armkorbe zu laufen und sich dem zappelnden, jauchzenden Buben leuchtenden Auges zuzuwenden, in der einen Hand einen Johannisbeerzweig voll rother Früchte und grüner Blätter, in der andern ein mürbes Brödchen, zwischen den Lippen ein schrillendes Pfeifchen — ganz und gar bis in jedes Haar ihrer Augenwimpern die alte Monika! Der Kleine reckte beide Arme nach den mitgebrachten Schätzen, begegnete aber nur lachendem Kopfschütteln. „Erst aufsagen! Kannst Du's noch, Fritzel?“

Ein verdutzter Ausdruck huschte über das glückselige Kindergesicht; die dunkeln Wimpern flatterten einen Moment auf und nieder, dann theilte sich das kirschrothe Mündchen so weit, daß der ganze Vorrath kleiner Milchzähne zum Vorscheine kam. Fritzel ballte seine dicken Fäustchen, stellte sich stramm auf die Beine und ließ sich vernehmen:

„I bin a kleiner Pumpernickel;
I bin a kleiner Bär,
Und wie mi Gott erschaffen hat,
So trampl' i halt daher.“

„Er kann's wirklich noch. O Du Herzensschatz! Jetzt kriegst Du auch Alles, was ich Dir mitgebracht hab'.“ Sie hob das

Kind auf ihren Schooß, während sie sich Wilhelm gegenübersetzte, dessen heiteres Auge die Beiden keinen Augenblick verließ, obgleich er sich schweigend verhielt. „War er brav?"

„Ganz brav, Mutter! Deswegen hab' ich ihn auch noch aufbleiben lassen, trotz Deinem strengen Geheiß, daß er um sieben Uhr in's Nest müßte. Er hat gemeint, ich könnte ihn nicht so schön niederlegen, wie sein Mutterl, und wie mir's vorkommt, bist Du gerade nicht bös darüber, daß er noch munter ist."

„Ja so!" sagte die junge Frau. „Ich habe gar nicht mehr an die Zeit gedacht. Jetzt ist's aber auch aus, Fritzel; geschwind iß Dein Brödchen auf und marschir' in Dein Bett! Tausend noch einmal, wenn die kleinen Buben so lange wach bleiben, kommt zuletzt der Sandmann und streut ihnen so viel goldigen Staub in die Augen, daß sie in der Frühe gar nicht mehr aufhören können zu schlafen."

Während des Plauderns entkleidete sie das Kind und hielt es dann dem Vater zum Gutenachtkuß entgegen. Der entzückte Mutterblick, womit dies geschah, war berechtigt; das aus den leichten Hüllen geschälte glänzende Kind, von dessen Schultern das blühweiße Hemd niederglitt, das frische, lächelnde Gesicht glich einem freudigen Engelsbilde.

Sobald der Kleine unter die Decke geschlüpft war, glitt Monika neben seinem Bettchen nieder und faltete die Hände, was Fritzel sofort nachahmte. Nichts Holderes auf Erden, als ein kleines Kind, das auf seinem Lager kniet und seinen Abendsegen spricht! Voll Vertrauen nimmt es den Gott, von dem es noch nichts begreift, von der Mutter hin und schlägt die klaren Augen so gläubig zur Höhe, als könnte es damit bis in den Himmel dringen.

Fritzel's frommer Spruch war derselbe, den auch Monika als Kind im Fischerhäuschen am See aufgesagt hatte; einer jener Reime, die in ihrer warmen Einfachheit nur von einer Mutter erdacht werden konnten, und sich, gleich dem echten Volksliede, von Mund zu Mund, von Haus zu Haus spinnen, bis Keiner mehr nach ihrem Ursprung fragt, weil sie Tausenden zu eigen geworden sind, wie ein Naturlaut:

„Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe meine Augen zu.
Lieber Gott, die Augen Dein
Laß auf meinem Bettchen sein!

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in Deiner Hand!
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen Dir befohlen sein!

Hab' ich Unrecht heut' gethan —"

„Fritzel! Fritzel!" unterbrach Monika hier die langsam und ernsthaft betonten Worte; „Du denkst wieder nicht an das, was Du betest. Du weißt doch, daß man den letzten Reim nur sagt, wenn man nicht brav war. Heut' brauchst Du den lieben Gott nicht um Verzeihung zu bitten. Du hast schön gefolgt, und der Vater hat ja auch gesagt, Du wärest brav gewesen."

Fritzel wurde dunkelroth. „Ich muß doch so beten wegen dem Esel."

„Wegen was für einem Esel?"

Das rothe Mündchen verzog sich wie zum Weinen. „Ja, wie Du fort warst, Mutterl, da hab' ich mir aus der Schachtel das Dorf aufgebaut auf dem Boden, und da ist der Vater durch's Zimmer 'gangen, und der hat mit seinem Fuß an die Häuser gestoßen, daß sie alle umgefallen sind, und da hab' ich ganz leis gesagt: Du Esel."

Um Monika's Augen und Lippen zuckte verhaltenes Lachen, doch sagte sie ernsthaft: „Dann müssen wir freilich weiter beten."

„Hab' ich Unrecht heut' gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an!
Nimmer will ich's wieder thun —
Laß in Deiner Huld mich ruhn!"

Dicke Thränen rollten dem reuigen kleinen Sünder über die Bäckchen, während er den Reim stockend aufsagte. Als er aber die Lippen der Mutter auf seinen Augen fühlte und sie seinen Kopf in die Kissen drückte und ihn liebkosend in das Deckchen hüllte, wie gewohnt, ward er wieder getrost und schloß die Augen.

Monika betrachtete ihn noch einen Moment bei der schwachen Helle, die vom Wohnzimmer aus in die Kammer fiel, und kehrte dann, die Thür leise anlehnend, zu ihrem Manne zurück. Ihr ganzes Gesicht strahlte. „Hast Du zugehört?" sagte sie halblaut.

„Freilich!" lachte Wilhelm. „Der schöne Ehrentitel, den ich mir heute bei meinem eigenen Fleisch und Blut verdient habe, ist mir deutlich zu Ohren gekommen. Ein Wetterjunge!"

„Wie gescheit er ist!" sagte Monika stolz; „wie schön er auswendig lernt und Alles im Kopf behält und ist doch erst drei Jahre alt."

„Ja, aus dem wird einmal ein ganzer Kerl," nickte Wilhelm, „hoffentlich mehr, als bis heut' aus seinem Vater geworden ist."

Die junge Frau, welche, ab- und zugehend, ihren Marktkorb entleerte und Zurüstungen zum Abendbrod traf, wandte bei dieser Aeußerung plötzlich den Kopf und blickte nach ihrem Manne um, der mit aufgestütztem Arm am Tische sitzen geblieben war und ernsthaft dreinschaute. Sie nahm ein Deckelglas vom Regal und stellte es nebst dem mitgebrachten Bierkruge vor ihn hin. „Wozu machst Du Dir wieder Gedanken, Wilhelm?! Es ist ja nicht Deine Schuld, daß Du für den Augenblick diesen geringen Posten hast annehmen müssen; wird schon wieder bessere Zeit kommen."

Der Ton, in welchem sie sprach, klang weniger frisch, als die Worte. Ein halber Seufzer war hindurch zu vernehmen.

Er antwortete nicht.

„Freilich wären wir besser daran, wenn Du auf mich hättest hören mögen," fuhr Monika zaudernd fort. „Noch heut' bin ich der Meinung, daß Dir der Herr General einen Vorschuß nicht abgeschlagen hätte, wenn Du ihn darum angegangen wärest, nachdem uns Haus und Scheuer niedergebrannt sind. Der Herr war Dir allezeit so gewogen; das Fräulein hätte mir zu Liebe auch ihr Fürwort eingelegt, und wir könnten wieder im Eigenen sitzen."

„Und wenn mir dann etwas Menschliches zustieße, wer sollte wohl die Schuld heimzahlen?" sagte Wilhelm lebhafter, als sonst seine Art war. „Daß Du das nie begreifen wolltest!"

„Wer wird gleich an's Sterben denken, wenn man jung ist und gesund wie Du! Und käme wirklich einmal das Schlimmste zum Schlimmen — was würde es den reichen Leuten schaden, ein paar hundert Thaler einzubüßen? Frau und Kind sind Dir näher."

„Ist mir leid, Monika, daß wir da nicht gleicher Meinung sind. Freilich ist's hart, wenn man in seinem Hausstande herunter kommt, statt vorwärts, und es wurmt mich genug, daß ich unsere Sach' nicht in die Assecuranz habe einschreiben lassen, womit uns geholfen wäre. Aber was nützt alles Lamentiren, jetzt, wo nichts mehr zu ändern ist! Meinst Du, es wäre mir einerlei? Das heißt, mir selber läge im Grunde nicht so viel daran, aber Du dauerst mich. Wenn ich bedenke, wie vergnügt Du auf unserm kleinen Anwesen herumgewirthschaftet hast, und wie Du Dich jetzt behelfen mußt — es ist nun einmal so! Borgen und Betteln geht mir wider die Natur. Der Mann muß auf eigenen Füßen stehen — das ist seine Pflicht und Schuldigkeit. Ich habe keinen Anstand genommen, den Herrn General darum anzugehen, daß er mir zu irgend einem Posten verhilft. So was bricht sich aber nicht über's Knie, wenn's etwas für die Dauer sein soll, und in der Zwischenzeit dürfen wir froh sein, daß sich hier Dach und Fach und ehrlich verdientes Brod gefunden hat. Für ein erstes Unterkommen reicht das aus, und ewig wird es nicht dauern. Einstweilen muß man sich zufrieden geben."

Monika bedurfte nicht erst des Blickes auf seine gefurchte Stirn; sie wußte längst, daß ihr Mann nicht in guter Stimmung war, wenn er sich auf Auseinandersetzungen einließ. „Sei nicht bös!" sagte sie, indem sie die dampfende Schüssel auftrug, „ich gebe mich ja zufrieden. Es thut mir nur alle Tage leid, daß Du, der etwas Besseres vermag, auf dem geringen Posten aushalten mußt, wo es noch dazu alle Augenblicke Verdruß giebt und Du ohne Dein Verschulden in Ungelegenheiten kommen kannst."

„Was meinst Du?"

„Nun, die Müllerin hat mir vorhin erzählt, was heute mit ihrem Manne vorgekommen ist. Hättest Du übersehen, daß Der sein Arbeitsgeräth auf dem Geleis hat liegen lassen, so wärst Du doch gewiß in große Ungelegenheiten gekommen?"

„Warum nicht gar!" sagte Wilhelm.

„Nun, um so besser, wenn es nicht so arg war! Weißt

Du, Wilhelm, ich habe der armen Seele versprochen, daß ich bei Dir ein gutes Wort einlegen will. Sie war ganz auseinander, weil sie meint, Du würdest ihren Mann anzeigen. Du weißt ja selber, was für ein kümmerliches Ding sie ist, ewig krank — das Haus voll Kinder. Was sollte aus den Leuten werden, wenn sie vom Brode kommen! Nicht wahr, Du bist still? Er wird sich in Zukunft gewiß und wahrhaftig zusammennehmen."

„Nein," sagte Wilhelm nachdrücklich, „davon kann keine Rede sein. Es ist nun schon das dritte Mal, daß sich der Müller grobe Fahrlässigkeit zu Schulden kommen läßt. Hier auf der Bahn handelt es sich nicht um einen Pappenstiel; wird etwas versehen, so kann es heilloses Unglück geben. Der Mann muß fort. Es thut mir leid um die Frau, läßt sich aber nicht ändern. Wäre der Bahnmeister nicht gerade außerhalb gewesen, dann hätte ich es gleich gesagt; der Kerl war noch dazu ganz unverschämt."

„Wilhelm," bat die junge Frau im schmeichelndsten Tone, „sei nicht so hart! Schau, die Müllerin hat mir gesagt, ich soll an unser Büble denken und deswegen für ihre Kinder bitten — das Nämliche sag' ich Dir jetzt. Gieb nach, thue es mir zu lieb! Das arme Weib ist auf den Knieen vor mir herumgerutscht — ich hab's gar nicht mit ansehen können vor Herzweh. Fort können die Leute nicht; das baufällige Häusle ist ihr Ein' und Alles, und am Orte bekommt der Mann keine Arbeit."

„Weil er ein Grobian und ein Säufer ist. Eine Zeitlang hatte er sich ordentlich angelassen; jetzt treibt er es wie zuvor, und das thut kein gut. Basta! Plage mich nicht — so etwas hingehen zu lassen, wäre gegen meine Pflicht und Schuldigkeit."

„Das Wort ist Dein Morgen- und Abendsegen," rief Monika mit flammendem Gesicht. „So oft mir etwas recht am Herzen liegt, redest Du mir von Deiner Schuldigkeit. Daß Du brav sein mußt, versteht sich von selbst, aber Du übertreibst die Sachen. Man kann die Bravheit selber sein und deswegen doch ein gutes Herz haben."

Wilhelm sah ernsthaft zu seiner Frau hinüber. „Meinst Du, ich hätte keins?"

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Was redest Du da!" sagte sie in weniger lebhaftem Tone. „Du bist gut — das weiß ich. Aber siehst Du, manchmal möcht' es mir das Herz abdrücken, daß ich so gar nichts über Dich vermag und daß Du bei Allem und Jedem immer nur an Deine Schuldigkeit denkst, wie Du sie meinst. Gott soll mich behüten, daß ich, für mein Theil, jemals etwas Unrechtes thun oder verlangen möchte — aber mein Mann und mein Bube kommen für mich zuerst, und dann kommt erst alles Uebrige, was es sonst in der Welt giebt. Und so bist Du nicht."

„Wie ich bin, kann ich Dir nicht sagen, wenn Du es nicht selber weißt," entgegnete Wilhelm nach einer kleinen Weile. „Gott ist mein Zeuge, daß ich Frau und Kind lieb habe, wie Einer."

Monika sah mit flüchtigem Blicke zu ihm hinüber; dann erhob sie sich in ihrer raschen Weise und gab ihm einen Kuß. Die Freudigkeit, welche dem Kinde gegenüber ihr Gesicht durchleuchtet hatte, kehrte aber im Verlaufe des Abends nicht wieder bei ihr ein. Jetzt hätte, wer sie einst gekannt, die Veränderung, welche in ihren Zügen fühlbar wurde, bestimmter bezeichnen können — jene Art von Lachen, welche das junge Mädchen im Grunde ihrer Augen getragen, war aus dem Blicke der jungen Frau verschwunden.

Ein heller Morgen tagte. Die Glocken der Ortschaft läuteten zur Frühkirche; der Klang zitterte weithin durch die weiche, schon jetzt heiße Luft. Monika stand im dunkeln Kleide, das kleine Gebetbuch in der Hand, zum Ausgehen gerüstet, zögerte aber noch auf der Schwelle.

„Du nimmst Fritzel also gern mit?" sagte sie zu ihrem Manne, der, obgleich gestiefelt und mit bedecktem Kopfe, noch im Zimmer verweilte. „Er könnte wohl mit mir gehen; nur langweilt sich das Kind in der Kirche, auch ist es schon ein bischen spät; ich muß rasch vorwärts, denn heut', am Sterbetage meiner seligen Mutter, möcht' ich die heilige Messe nicht versäumen; ich hab' noch alle Jahr für die liebe Seele gebetet. Gelt, Du giebst gut auf ihn Acht?"

„Ohne Sorge!" sagte Wilhelm. „So lang' ich auf dem Posten sein muß, bleibt er in der Bude. Die übrige Zeit kann er in der Kiesgrube mit Steinchen spielen — das ist sein Hauptvergnügen. Er war ja schon oft mit."

„Bring' Dir auch Steinchen heim! Ein'n ganzen Sack voll schön blaue Steinchen, Mutterl!" nickte der Kleine und klatschte fröhlich in die Hände.

Monika lief noch einmal zurück, das Kind zu herzen, gab ihrem Manne einen Kuß und eilte dann raschen Schrittes querfeldein, der Ortschaft entgegen. Wenige Augenblicke nachher verließen auch Vater und Kind das Haus. Während Beide der Schienenweg entlang gingen, beugte sich Wilhelm's stattliche Gestalt alle Augenblicke zu dem plaudernden Söhnchen nieder und ließ ihn nicht von der Hand, obgleich Fritzel, dessen lebhafter Blick jedes Blümchen am nahen Rain erfaßte, oft genug loszustreben versuchte. Das unbewußte Behagen, welches uns Alle, am vollsten aber das Kind, an einem schönen Tage im Freien überkommt, sprach sich in jeder Bewegung des Kleinen aus, dem überhaupt jene besondere Süßigkeit des Lächelns, jenes reizende Geberdenspiel eigen war, das man Engelsmanieren nennen dürfte.

Noch war die neu erbaute Bahn dem Verkehre erst theilweise übergeben, und die linienhafte Regelmäßigkeit, welche fertig gestellten Bahnen eigen ist, erfuhr vorerst manche Beeinträchtigung. So befand sich hier in nächster Nähe der kleinen, zur Aufnahme der gebräuchlichen Werkzeuge und zum Unterkommen des Wärters errichteten Bude jenes tiefer liegende Kiesfeld, auf dessen Steinchen Fritzel sich schon zu Hause gefreut hatte; ein kurzes Geleisstück verband diese Grube mit den Bahnschienen, um sie während der Zwischenzeit, die keinen fahrplanmäßigen Zug brachte, den Arbeitszügen zugänglich zu machen. Zu diesem Behufe war neben der Wärterbude, hier in das durchgehende Geleise, provisorisch eine Weiche eingelegt, deren Bedienung Wilhelm Huber oblag. Er hatte dieselbe bereits für den zunächst zu erwartenden Personenzug richtig gestellt, ehe er die freie Zwischenzeit nach Eintreffen des letzten Arbeitszuges benutzt hatte, Fritzel daheim abzuholen. Nun war sein erster Gang, sich zu überzeugen, ob sich dort noch Alles in Ordnung befand; dann gab er dem Bitten und Schmeicheln des Kindes nach, sogleich mit ihm hinab in die Kiesgrube zu gehen, welche von Menschen und Wagen leer war, und gönnte es sich, dem fröhlichen Spiel Fritzels zuzuschauen, der mit Wonne im sonnendurchglühten Sande herumwühlte, sich aus Steinen und Holzspähnchen Häuser baute und aus seiner freudigen Kinderphantasie eine Welt erschuf.

Der in der Richtung thalaufwärts erwartete Zug wurde signalisirt.

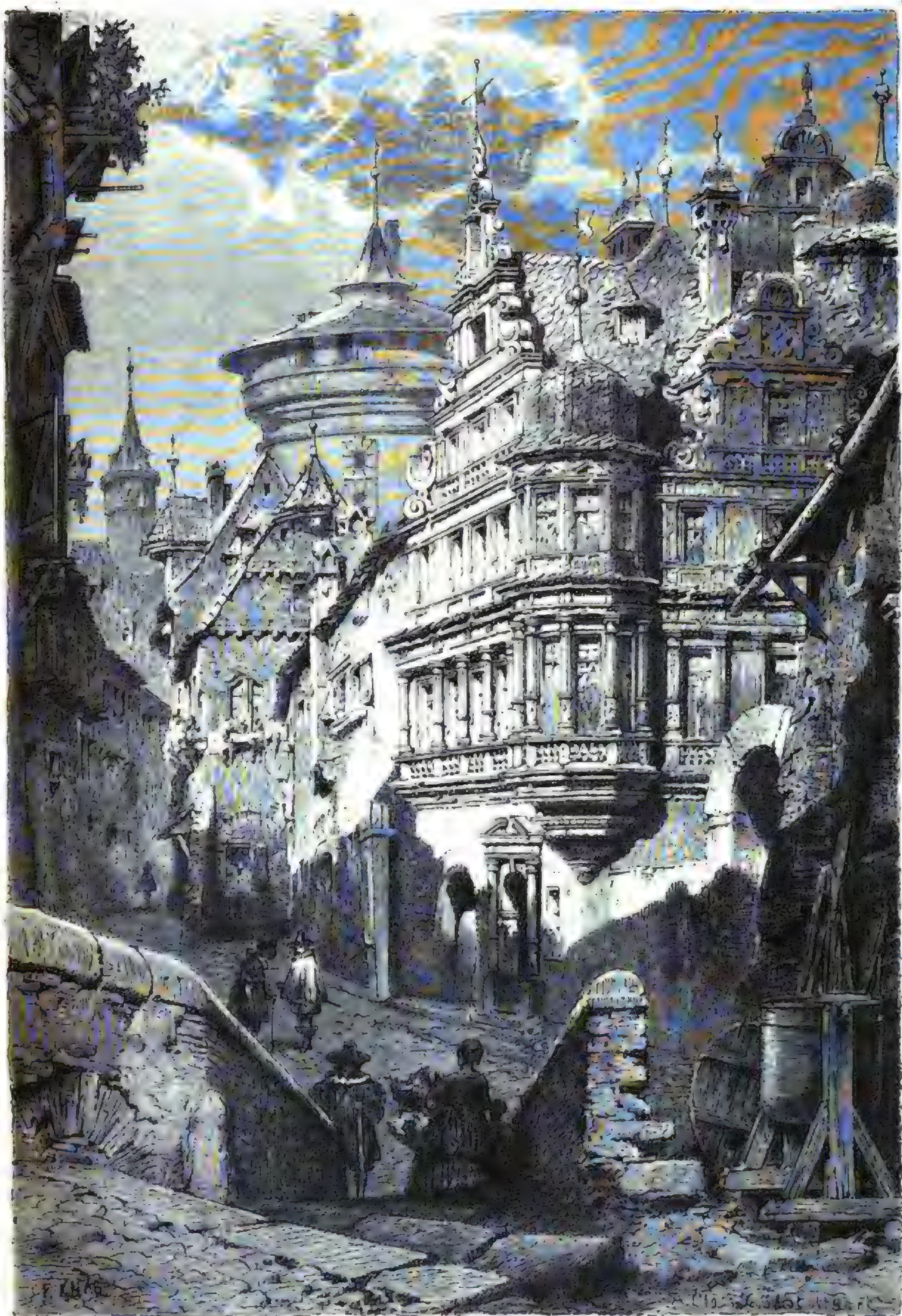
„Komm, Fritzel!" sagte der Vater; „ich muß jetzt hinauf. Du gehst mit und guckst zum Fenster hinaus."

„Laß mich doch da, Vaterle!" schmeichelte Fritzel und schlug die strahlenden Blauaugen bittend auf, ohne sein Spiel zu verlassen. „Das Gepfiff ist so arg, und die Wagen fahren so geschwind; ich bleib' lieber da, als daß ich zum Fenster hinausgucke. Gelt, Vaterl, Du läßt mich?"

Wilhelm warf einen raschen Blick um sich. Das Kiesfeld war um diese Zeit verlassen, der Spielplatz für das Kind so sicher, als wäre er im Gärtchen des eigenen Hauses gewesen. Von seinem Posten aus konnte der Vater den Kleinen sehen, ihm zurufen. Er nickte freundlich Gewährung, strich mit der Hand liebkosend über die blonden Löckchen und begab sich auf seinen Posten.

Noch war der nahende Zug von der unterhalb gelegenen Haltestelle aus nicht signalisirt, als ein von der entgegengesetzten Seite des Schienenweges vernehmbares Rollen den Wärter sich herumfahren ließ. Bei dem ersten Blicke dorthin wurde Wilhelm weiß, wie ein Todtengesicht. In der Richtung von der thalaufwärts in ziemlicher Entfernung befindlichen Station sauste ein einzelner, schwerbeladener Arbeitswagen auf dem Geleise bergab. In vollem Schusse begriffen, mußte er unaufhaltsam die kurze, nahe Station durchjagen und jenseits derselben mit dem unterwegs befindlichen Zuge zusammenprallen.

Eine Secunde lang ging es über Wilhelm's Augen hin, wie eine Wolke. Er sah nichts mehr, weder das heranrollende Verhängniß, noch sein spielendes Kind. In der nächsten Secunde zuckte es durch sein Gehirn, scharf und jäh. Ohne Besinnen



Nürnberger Patrizierhaus aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Originalzeichnung von F. Knab aus dem Prachtwerk „Germania", von Johannes Scherr.

legte er den Wechsel um. Der belastete Wagen schoß aus dem Hauptgeleise in das Nebengeleise und niederwärts in das Kiesfeld. Wilhelm sank schlotternd in die Kniee und stellte mit eiskalten Händen die Weiche wieder richtig. Kaum hatte er dies zu Stande gebracht, als der Zug von drunten signalisirt wurde und die Station passirte, ohne dort anzuhalten. Brausend fuhr die Wagenreihe an dem wie ein Bild von Stein auf seinem Posten Ausharrenden vorüber. Dann stürmte Wilhelm hinab in die Grube.

Da lag sein Glück, sein Stolz, sein einziges Kind. Die Brust war zerschmettert, die weichen Glieder zermalmt, das süße Gesichtchen aber unverletzt. Noch zögerte darauf ein lächelnder Ausdruck; die göttliche Zuversicht der Kinderseele war von Gefahr und Angst unberührt geblieben. Wilhelm streckte beide Arme aus, als wollte er an sich raffen, was er nicht hatte behüten können, doch erstarrten ihm die Glieder in der Bewegung; ein rauher, gebrochener Ton rang sich aus seiner Kehle, dann stürzte der starke Mann neben dem Kinde nieder. Die Sinne vergingen ihm.

So fand man die Beiden, als Arbeiter aus der Nähe hinzuliefen. Doch währte die Bewußtlosigkeit des Unglücklichen nicht lange. Starr und eisig, als gehörte er nicht mehr den Lebenden an, gab er auf Aeußerung der Theilnahme und der Bewunderung seiner Pflichttreue weder Wort noch Zeichen. Der einzige Laut, der über seine Lippen kam, war die Forderung eines Tuches. Dahinein hüllte er, was ihm übrig geblieben, und trug sein entseeltes Kind auf seinen Armen nach Hause. Er bettete es dort auf dem Kissen, das, bei der Eile, womit heute die Hausfrau ihre Morgengeschäfte beschickt hatte, noch den Eindruck des Köpfchens trug, welches so lebensfrisch erwacht war. Er umhüllte die zerschmetterten Glieder sorgfältig mit den Decken, und saß dann neben dem kleinen Bette. Er wartete auf die Heimkunft seiner Frau. —

Monika hatte ihre Andacht vollendet, war auf dem Rückwege bei den Müller's eingetreten und verließ die Hütte, worin sie ungetröstheter Jammer empfangen hatte, mit unbehaglichem Gefühl, dem sich eine leise persönliche Bitterkeit beimischte. So in Gedanken ging sie vor sich hin, ohne nach rechts oder links zu schauen. Bei einem flüchtigen Blick auf ein paar Leute der Ortschaft, die ihr, vom Felde kommend, begegneten, fiel ihr aber die sonderbare Art auf, womit sie angeschaut und begrüßt wurde. Während sie mit der ihr angeborenen Freundlichkeit ihr heimathliches: „Grüß Gott!“ sprach, unterschied ihr Ohr im Vorübergehen ein Gemurmel, das ihr befremdend vorkam. Wie es mitunter geschieht, daß man, von eigenen Gedanken zerstreut, ein Wort auffängt, welches im ersten Moment nicht viel anders hingenommen wird, als ein Schall, und sich erst nachher auf dessen Inhalt besinnt, war sie schon einige Schritte vorwärts gelangt, bis ihr deutlich zum Bewußtsein kam, daß gesagt worden: „Sie weiß noch nichts.“ Plötzlich wandte sie sich um und sah die Leute auf demselben Flecke, wo sie ihnen begegnet war, stille stehen und ihr in einer Weise nachstarren, die ihr das Blut in den Adern stocken machte. Mit einem Sprunge stand sie dicht vor ihnen und athmete hastig: „Was weiß ich nicht — was ist passirt?!“

Die ihr kaum bekannte Bauernfrau, deren Arm sie bei dieser Frage erfaßt hatte, wandte sich ab und fing an zu schluchzen. Der Mann schüttelte ernsthaft den Kopf und sagte, indem er nach der Bahn zu deutete: „Geht heim, Huberin! Ihr werdet's zeitig genug erfahren. Es hat ein Unglück gegeben — nehmt's christlich und tröstet Euch damit, daß Ihr einen Mann habt, der braver ist, als irgend Wer auf der Welt!“

Monika that keine Frage mehr. Ihre Augen spannten sich und wurden weit. Sie stand einen Augenblick wie eine Säule. Dann flog sie wie ein gehetztes Wild den Weg entlang, ihrem Hause zu. Als sie die Thür aufklinkte und das sonndurchhellte Wohngemach in gewohnter Ordnung und leer sah, fuhr ihr helles Roth wie ein Schimmer über das Gesicht. Im nächsten Augenblick sah sie durch die offen stehende Thür Wilhelm neben Fritzl's Bette sitzen. Zugleich sah sie das weiße, stille Gesichtchen.

Mit einem Schrei, als wollte sich die eigene Seele gewaltsam dem Körper entreißen, war die Mutter neben ihrem Kinde. Sie tastete die weiche, kalte Wange an, schlug dann die Decke mit jäher Bewegung zurück und hatte mit einem einzigen Blicke Alles begriffen. Dann wandte sie den Kopf und sah ihren Mann an — nur eine Secunde lang, aber ihr Auge drang erstarrend in sein Herz. Ohne ein Wort zu sprechen, stand er auf und trat zurück, als wollte er der Mutter Raum geben. Sein heißes, trockenes Auge, das zuvor unverwandt auf dem Kinde geruhet hatte, hing jetzt gleich unabläßig an Monika. Mit einer halb mechanischen Bewegung streckte er den Arm aus, aber es schien nicht mit der Absicht zu geschehen, seine Frau an sich zu ziehen, sondern mit der, sie zu stützen, wenn es nöthig sei. — Es war nicht nöthig. Monika brach nicht zusammen angesichts des namenlosen Schicksals, das sie betroffen; das Bewußtsein verließ sie nicht einen Augenblick. Sie hing über dem Bettchen, streichelte an ihrem todten Lieblinge herum und murmelte unverständliche Worte.

Wilhelm trug es nicht mehr. Die glühenden Thränen, welche sich ihm bis zu diesem Augenblicke versagt, stürzten ihm aus der Seele in die Augen; er breitete seine beiden Arme aus und rief mit einem Tone, wie ein Ertrinkender um Hülfe ruft: „Monika!“

Sie richtete sich auf und wandte den Kopf nach ihm. Als seine Arme sie berührten, fuhr sie zurück: „Rühr' mich nicht an!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Seebacher Bauern.

Von Max Wirth.

Der Besuch des Kaisers Wilhelm in der Landgemeinde Ober-Seebach im Unter-Elsaß und der sympathische Empfang, welcher ihm da bereitet wurde, hat eine gewisse historische Bedeutung, weil dies die erste elsässische Gemeinde ist, welche auch mit ihrer Gesinnung zu Kaiser und Reich zurückkehrt. Dieser Umstand mag es rechtfertigen, wenn ich eines persönlichen Zusammentreffens mit Seebacher Bauern bei Gelegenheit eines Volksfestes im Jahre 1848 gedenke, welches gewissermaßen wie ein Juwel in meiner Erinnerung aufbewahrt war und namentlich seit der Wiedergewinnung der Reichslande nicht selten darin auftauchte. Die Scene spielte in Weißenburg, und um sogleich zu erklären, welches Band mich nach dieser Stadt zog, will ich bemerken, daß ich drei meiner lateinischen Schuljahre dort zugebracht, und zwar zufällig in einer Classe mit dem Dichter Oskar Redwitz, dessen Vater als Zolldirector an der benachbarten bairischen Grenze wohnte. Während nämlich damals mein Vater seine Bestrebungen für die politische Nationalreform Deutschlands, welche jetzt zum glorreichen Ende geführt ist, mit vierjähriger Gefängnißhaft, worunter zwei Jahre mit Sträflingsarbeit, büßen mußte, sah sich meine Mutter auf seinen Wunsch veranlaßt, sich mit mir und meinen beiden Geschwistern einer zeitweisen freiwilligen Verbannung zu unterziehen, weil meinem Vater die vertrauliche Mittheilung geworden war, daß meine Mutter verhaftet und nebst ihren Kindern in einer Stadt Altbaierns polizeilich internirt werden würde, wie sie denn auch richtig unter den Proscribirten des schwarzen Buches der Mainzer Bundestags-Commission aufgeführt ist. Der eigenthümliche Zusammenhang, welcher zwischen den Vorfällen jener Zeit und den gegenwärtigen Errungenschaften und Bestrebungen besteht, mag es rechtfertigen, wenn ich die Ursache dieser ungewöhnlichen Verfolgung erwähne.

Mein Vater war nach dem Hambacher Fest verhaftet worden und hatte im Gefängniß zu Zweibrücken eine Denkschrift verfaßt, in der er seine bis dahin nur zerstreut und abgerissen in der „Deutschen Tribüne“ erschienenen Gedanken über die politische und sociale Reform Deutschlands im Zusammenhang darstellte und in der Forderung gipfelte, daß Kaiser und Reich auf der Basis verfassungsmäßiger Zustände wieder aufgerichtet werden müssen. Mir wurde damals (1833) als zehnjährigem Knaben die Ehre zu Theil, das Manuscript auf meinem Leibe aus dem Gefängniß zu schmuggeln und zum Druck zu befördern, in dem es unter dem Titel „Die politische Reform Deutschlands“ erschien und dann mit als Hauptanklagepunkt gegen meinen Vater vor den Assisen zu Landau diente. Meine Mutter hatte eigenhändig die Versendung dieser Druckschrift besorgt, wobei sie gegenüber einer polizeilichen Haussuchung den Rest des Vorrathes mit großer Geistesgegenwart durch Zudecken mit einem Haufen kleingespaltenen Holzes rettete, an welcher Arbeit wir Kinder einen eifrigen Antheil nahmen. Wegen Verbreitung dieser Schrift, welche nichts verlangte, als

was heute zu Recht besteht, sollte die Frau ebenfalls in Untersuchungshaft genommen werden, der sie sich, wie gesagt, durch die von meinem Vater angeordnete Flucht entzog, nachdem dieser von den Landauer Assisen zwar freigesprochen, aber wegen anderer geringerer Anklagen doch nachträglich zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden war.

Jenes Schwurgericht aber verdient von dem künftigen Geschichtsschreiber weit aufmerksamer beachtet zu werden, als es bisher geschehen ist.

Wie vom Frühling, dieser bevorzugten Zeit der Dichter, ist nicht selten auch vom Völkerleben behauptet worden, daß die ersten Blüthen, welche der Volksgeist treibe, weit beglückender seien als die noch so reichen Früchte, welche das Volk in reifen staatlichen Zuständen einheimse. Wenn in dieser Hinsicht die Bewegung des Jahres 1848 in dem größeren Theil von Europa als ein solcher Völkerfrühling bezeichnet worden ist, weil dieses denkwürdige Jahr in der That weniger Früchte als Blüthen — zuweilen darunter auch taube — gebracht hat, so ist doch für einen beschränkteren Kreis noch viel mehr die Bewegung der dreißiger Jahre als ein solcher Vorfrühling zu betrachten, in welchem die Jugend der Völker sich dem ganzen Fluge ihrer Phantasie hingab und mitten in der finsteren Nacht des Despotismus sich die Zukunft wie ein goldenes Eden dachte. Vor vier Jahren ist das vierzigjährige Jubiläum des am 27. Mai 1832 abgehaltenen Hambacher Festes gefeiert worden, und es mag als ein Zeichen des allgemeinen Umschwungs der Dinge betrachtet werden, daß das Jubiläum jener von dreißigtausend Menschen besuchten ersten deutschen Volksversammlung, welches damals als der Gipfelpunkt der revolutionären Bewegungen angesehen wurde, mit der Genehmigung des Enkels jenes oft als deutscher Patriot gefeierten Königs abgehalten wurde, auf dessen Befehl einst die Führer jener Kundgebung in den Kerker geworfen wurden. Das Hambacher Fest hatte auch seine Geschichtsschreiber gefunden. Das Gleiche läßt sich aber nicht von den Landauer Assisen sagen, auf welchen die Führer der Bewegung gerichtet und freigesprochen wurden.

Außer einem durch die Censur verstümmelten stenographischen Bericht der Verhandlungen dieses Schwurgerichts und dem in mehr als sieben Auflagen erschienenen Abdruck der Vertheidigungsrede des Hauptangeklagten Dr. J. G. August Wirth ist meines Wissens bis jetzt nirgends eine eingehende Schilderung jener denkwürdigen Tage erschienen. Und doch waren sie für die politische Entwickelung des deutschen Volkes weit bedeutungsvoller als das Hambacher Fest, weil durch volle drei Wochen hindurch vor Gericht Zeugniß für die Berechtigung der Forderungen des Volkes abgelegt und das Zukunftsprogramm der nationalen Freiheitspartei niedergelegt wurde. Deshalb ist dieses Schwurgericht häufig in seiner Bedeutung mit dem Reichstage zu Worms verglichen worden. Es war im Juli 1833. Das übrige Deutschland war still wie das Grab, aber dort am äußersten südwestlichsten Winkel war eine Rednerbühne errichtet, von der drei Wochen lang die Flammen der Begeisterung unter das Volk geschleudert wurden.

Jene denkwürdigen Gerichtstage haben nur deswegen nicht die Berühmtheit erlangt, wie die Unabhängigkeitserklärung in den Vereinigten Staaten und die Erklärung der Menschenrechte in Paris, weil sie zufälliger Weise auf einen kleineren Kreis sich beschränkten, und wegen der damals herrschenden Censur die Berichte nur verstümmelt zur öffentlichen Kunde kamen. Der Eindruck beschränkte sich daher auf die achthundert Zuhörer, welche der in einem Gasthofe neu hergerichtete Saal faßte, denn der eigentliche Sitz des Schwurgerichts war Zweibrücken, und es war nur ausnahmsweise für diesen Fall aus Furcht vor einem Volksaufstande in die Festung Landau verlegt worden. Alle jene Zuhörer aber haben einen bleibenden Eindruck mit davon getragen und ihr Leben lang der Volkssache als Apostel gedient. Wie vor einem feierlichen Volks-Thing wurden damals die Schicksalsbücher der deutschen Nation aufgerollt und ihr wahres historisches Recht in feierlicher Erklärung gewahrt. Namentlich wurde nachgewiesen, daß der Untergang des deutschen Reiches und der deutschen Volksfreiheit nur durch innere und äußere Gewalt und nicht durch einen staatsrechtlichen vollgültigen Nationalact vollzogen worden sei, daß die aus dem Landesverrathe der Rheinbundfürsten und der Gewalt des fremden Eroberers hervorgegangenen Zustände keine innere Berechtigung haben. Es wurde hervorgehoben, wie übel die Opfer, welche das deutsche Volk zur Abschüttelung der napoleonischen Herrschaft brachte, belohnt, wie wenig die in der Proclamation von Kalisch gegebenen Versprechungen gehalten wurden und wie das deutsche Volk das volle Recht besitze, zu seiner vollen Freiheit und zu seiner Reichseinheit zurückzugreifen. Gleichzeitig wurde dabei der Bedingungen der inneren volkswirthschaftlichen Entwickelung in einer Weise gedacht und ein sociales Fortschrittsprogramm aufgestellt, welches auch noch künftigen Geschlechtern als Leuchte dienen kann.

Das Elsaß war um die Mitte der 1830er Jahre noch lange nicht so französisirt wie gegenwärtig. Namentlich das protestantische Unter-Elsaß hatte sich, wenigstens in sprachlicher Beziehung, als gänzlich halsstarrig erwiesen. Die Umgangssprache war im Unter-Elsaß durchweg deutsch, und nur die Gebildeten fingen an, ein Französisch mit sehr schlechtem Accent zu sprechen, welches sie unter sich dann in ganz eigenthümlicher Weise mit dem Deutschen vermengten, nicht so, daß sie einzelne Ausdrücke aus dieser oder jener Sprache entlehnten, sondern die eine Hälfte des Satzes deutsch, die andere Hälfte französisch sprachen und, wenn sie den einen Satz französisch angefangen und deutsch geendigt, den nächsten deutsch anfingen und französisch endigten. Der eigentliche Bürgerstand, die Bauern und die Kinder auf der Straße blieben im Unter-Elsaß aber hartnäckig bei ihrem Deutsch. Im Gymnasium (collége) war es zwar verboten, dem Lehrer in deutscher Sprache zu antworten, in der Regel geschah es aber doch, trotz der jedesmaligen vorschriftsmäßigen Mahnung des Professors.

Einen Hauptstützpunkt fand das deutsche Element auch in der protestantischen Geistlichkeit, welche nothwendiger Weise deutsch predigen mußte und in der theologischen Facultät und dem damit verknüpften philologischen Seminar zu Straßburg ihren geistigen Brennpunkt und ihre Nahrung fand. Während nämlich die Straßburger Akademie, das heißt Universität, ganz nach französischem Muster eingerichtet war und nur französische Vorlesungen zuließ, hatten die oben genannten mit einander verknüpften Anstalten, kraft ihres Stiftungsvermögens, eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren gewußt und in der Hauptsache ihre deutsche Methode beibehalten; sowie auch viele Collegien, namentlich in der philologischen Abtheilung, noch in deutscher Sprache vorgetragen wurden. Ich genoß den Vortheil, dieselben ein Jahr lang (1839) zu besuchen, und erinnere mich heute noch mit Vergnügen der geistreichen und zugleich gediegenen deutschen Art, mit welcher ein Lachmayer und ein Hasselmann uns die griechischen und lateinischen Classiker vortrugen und erklärten. Einer der internen Seminaristen war damals auch Neffzer, der spätere Gründer des Pariser „Temps“, der schon damals als ein junger Mann von hervorragendem Geist betrachtet wurde und dessen zu frühzeitigen Tod wir heute beklagen. Aus Neugierde ging man dann auch zuweilen in eine Vorlesung der Akademie (das heißt der eigentlichen Universität), namentlich um die glänzende Rhetorik der französischen Professoren kennen zu lernen, und bei einer solchen Gelegenheit war es, daß ich gerade der Disputation um den Doctorhut von Edgar Quinet beiwohnen konnte, welcher erst nach seiner Rückkehr aus dem Orient, ein hoher Dreißiger, promovirte.

In den Ferien wurden dann zuweilen den Freunden, welche meistens Söhne von Pfarrern waren, an ihrem heimischen Herde Besuche abgestattet, und ich muß sagen, daß das unterelsässische Pfarrhaus noch nichts von der Traulichkeit eingebüßt hatte, durch welche es unter dem Meistergriffel Goethe's eine solche Berühmtheit erlangt hat. Das patriarchalisch ehrbare und doch gemüthvolle Leben dieser meist zahlreichen Familien ist mir noch heute, nach über dreißig Jahren, in frischer und angenehmer Erinnerung. Einmal saßen wir an einer langen Tafelrunde zu Tisch. Mein Freund, der älteste Sohn des Hauses, hatte eben sein theologisches Examen mit Glanz bestanden, und es war ihm von seinen Eltern die Ueberraschung bereitet worden, daß der Gegenstand seiner Sehnsucht an seinem Geburtstage erschien. Als der ehrwürdige Pfarrherr nach dem Braten das Glas erhob, um die künftige Tochter willkommen zu heißen, da durfte mein erglühender Freund ihr über den Tisch hinüber den Brautkuß ertheilen. Wer Ramberg's reizendes Bild kennt, welches einen jungen Mann in der Lieblingstracht der Sturm- und Drangperiode, dem Wertherfracke und den Stulpstiefeln, darstellt, wie er

einem jungen Mädchen am Rande eines Wassers im Parke vorliest, der hat fast die Portraits der beiden Liebenden gesehen.

Doch nun zur Sache! Ich war zehn Jahre später der Einladung eines Freundes gefolgt, um der Weißenburger Feier des großen Nationalfestes beizuwohnen, welches im Mai 1848 in ganz Frankreich zur Verherrlichung der Errungenschaften der Februarrevolution begangen wurde. Die Feierlichkeit war ganz im französischen Stil organisirt, das heißt nach Art jener großen Volksfeste, wie sie während der ersten Revolution zu Paris veranstaltet worden sind. Es fand ein feierlicher Umzug statt, an dem Alle Theil nahmen, welche das Recht hatten Uniform zu tragen, Militär, Polizei, Gensd'armerie, bis zu den Schülern der lateinischen Schule herab, welche in Frankreich Uniformen wie unsere Cadetten trugen. Musik ging dem ungeheuren Zuge voraus, der von Zeit zu Zeit an öffentlichen Gebäuden oder auf freien Plätzen, wo mit frischen Zweigen und Fahnen bekränzte Tribünen und zuletzt sogar ein Altar errichtet war, Halt machen mußte, um die officiellen Begrüßungen, die begeisterten Freiheitsreden und die Segenssprüche der Geistlichkeit der beiden Confessionen entgegen zu nehmen.

Trotz des großen Pompes, der schmetternden Klänge der Musik und der frohen Stimmung, welche damals vor der Junischlacht in Paris jene glänzenden Hoffnungen auf die anbrechende Herrschaft einer glorreichen Aera der Freiheit, des Wohlstandes, der Bildung und der Nationalwürde der Völker Europas noch nicht hatte knicken sehen — wollte der Jubel des Volkes doch nicht recht aus dem Grunde des Herzens kommen. Man sah daher reichlich mit Wein nachhelfen und bald mehr Betrunkene, als ich in Paris oder in Deutschland bei ähnlichen Gelegenheiten bemerkt. Die Ursache war sehr einfach. Das Volk verstand die Redner nicht, weil sie sämmtlich französisch sprachen und den Gebrauch der französischen Sprache von damals an als einen Act des Patriotismus anzusehen begannen.

Bei Gelegenheit einer jener Stauungen, wo gerade ein Geistlicher eine Fahne gesegnet hatte, gewahrte ich abseits stehend eine Gruppe von hochragenden kräftigen Bauernburschen in ihrer Tracht unter der Führung eines älteren Mannes, die gekommen waren, um das Fest anzusehen, und unter sich ihre Glossen darüber machten. Ich muß vorausschicken, daß damals die Elsässer im Allgemeinen bereits nicht wenig stolz waren auf ihre politische Zugehörigkeit zu Frankreich und gern eine gewisse Verachtung gegen deutsche Zustände und gegen Deutsche zur Schau trugen, welche sie durch die Bank „Schwaben“ nannten, obgleich dies mit weit mehr Recht ihr eigener Erbtitel ist, als derjenige der meisten Deutschen, auf welche sie ihn anwendeten. Persönlich und social aber herrschte eine noch viel größere Abneigung gegen die eigentlichen Franzosen, mit welchen die Elsässer in Gesellschaft zusammentrafen, und umgekehrt. Franzosen, die in's Elsaß kamen und denen sogleich die von ihnen ganz verschiedene Art auffiel, welche in Sprache, Sitten, Gebräuchen, in der häuslichen Einrichtung und der Kost sich zeigte, wußten sich namentlich, wenn sie den weniger gebildeten Ständen angehörten, nicht zu mäßigen in ihren Ausdrücken der Verachtung über „cette maudite Allemagne — ces têtes-carrées d'Allemands.“ (Dieses verfluchte Deutschland — diese deutschen Querköpfe!) Die Elsässer gaben es ihnen zurück, indem sie unter sich die Nationalfranzosen oder sogenannten Stockfranzosen nie anders als die „wälschen Kaibe“* nannten.

Aehnliche Redensarten hörte ich natürlich auch in der Gruppe der Bauern fallen, von denen der kleinste sechs Schuh hoch in seinen Schuhen stand. Die Hünengestalten, welche sich seit der germanischen Occupation unvermischt fortgepflanzt zu haben schienen, sowie die trotzigen Redensarten über die „wälschen Kaibe“, veranlaßten mich, ihren Wortführer nach ihrer Herkunft zu fragen und mich mit denselben in ein Gespräch einzulassen. Ich hörte, daß sie aus Seebach und hergekommen seien, um das Fest mitzumachen, dem sie aber keinen großen Geschmack abgewinnen könnten, weil sie nichts von dem „Gewälsch“ verstünden und die Stadtleute überhaupt immer mehr „verwälschten“. In der That erfuhr ich aus dem weitern Gespräche, daß sie von den Zwecken und Zielen sowohl der Februarrevolution wie des Festes vor ihren Augen nur eine sehr unklare Vorstellung hatten, obgleich jene aus ihren Reden ein überaus klarer, unabhängiger gesunder Menschenverstand hervorleuchtete. Ich suchte ihnen nun die Ursachen und Ziele der damaligen Bewegung in schlichten Worten zu erklären und wies besonders darauf hin, daß die Revolution in Paris den Anstoß zu einer Reformbewegung in ganz Europa gegeben habe und daß namentlich in einem großen Theile der Deutschland, zu dem man damals noch Oesterreich rechnete, der Bauernstand erst die Freiheit erringen müsse, welche der elsässische Bauer schon von der Zeit der ersten Revolution genieße. Als ich nun weiter erzählte, daß man in Deutschland jetzt auch mit der politischen Reform Ernst mache und einen ebenso mächtigen Staat herstellen werde, wie Frankreich ist, da sagte der ältere der Seebacher in seinem treuherzigen Dialekte, den ich nicht wiedergeben kann:

„Ja, wenn wir nur zu Euch gehörten, dann würden wir doch wieder verstehen, was man mit uns vorhat. Die wälschen Kaibe verstehen wir nicht.“

Ich war Gast auf gastlicher Erde, und obwohl ich von Jugend auf den Verlust des Elsasses von meinem Vater hatte beklagen hören, so glaubte ich mich doch nicht zur Rolle eines politischen Emissärs berufen, ganz abgesehen davon, daß eine solche Idee in der damaligen Zeit an Tollheit gegrenzt hätte.

Ich fühlte mich daher verpflichtet auf diesen Gedanken des alten Seebachers nicht einzugehen, sondern ihm und seinen Begleitern, die allmählich einen dichten Kreis um mich gebildet hatten, so deutlich wie möglich zu erklären, „daß in Folge der Eisenbahnen und des innigen geistigen und geschäftlichen Verkehrs der Völker unter einander dieselben nach Vermehrung des Wohlstandes und der Bildung einmüthig zu streben hätten, daß man ferner dieselben Interessen und Ziele habe, daß man sich bemühen müsse, den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten und die Nachbarvölker auf freundschaftlichen Fuß mit einander zu bringen. Bis dahin sei der Fehler in Frankreich gewesen, daß die politischen Bewegungen von Paris ausgegangen seien; darum habe man sich um das Landvolk wenig bekümmert; in Zukunft würde dies besser werden und auch der Bauer sich mehr an den öffentlichen Angelegenheiten betheiligen können, wie es ja überhaupt in freieren Ländern auf die Sprache weniger ankomme, so daß z. B. in der Schweiz Deutsche mit Franzosen, in Amerika Deutsche neben Engländern ein einträchtiges und glückliches Leben führen, wie überhaupt die internationale Eintracht und das kosmopolitische Zusammenwirken der Völker für die Erringung der höchsten Güter das Ziel der Menschheit sei.“ Diese Worte, wie ich sie hier gebe, sind natürlich zu abstract für ein Bauernohr. In welche Form ich meine Gedanken und Empfindungen kleidete, ich kann mich nicht mehr darauf besinnen. Ich weiß nur, daß ich den richtigen Ton gefunden haben mußte, um verstanden zu werden, denn obgleich ich kein begabter Redner bin, schienen meine Worte doch so zu Kopf und Herzen der Hörer zu gehen, daß die Augen der schlichten Landleute anfingen aufzuleuchten, feucht zu werden und daß mir der alte Landmann zuletzt die Hände zerdrückte und mich mit Thränen in den Augen umarmte.

„Ja, wenn man so zu uns spräche, ja, wenn man in unserer Sprache zu uns redete, dann wollten wir's loben.“

Diese Worte waren alles, was sie zuerst unter ihren handgreiflichen Freundschaftsbezeigungen hervorbrachten. Die hünischen Bauern luden mich zu Gast und wollten mich gleich mitnehmen, und ich konnte mich nur mit Mühe losreißen und von ihnen Abschied nehmen unter dem Versprechen, sie eines Tages zu Seebach zu besuchen. Ich habe mein Versprechen nicht gehalten, obwohl ich es oft gewünscht. Das großstädtische Leben und die Alpen sind eben noch stärkere Anziehungspunkte. Seitdem sind alle diese Jünglinge reife Männer geworden. Ihr Führer ist wohl schon in's Grab gesunken. Ob sich wohl Einer von ihnen noch, wie ich es that, jener Scene vor einem Menschenalter erinnert haben wird, als er dem deutschen Kaiser seinen Jubelruf zujauchzte?

* Kaibe, allemannisches Synonym von Aas oder Luder.

Zur Geschichte der geheimen Gesellschaften.

I. Der Ducatenorden.

Der Hang des Menschen zum Geheimnißvollen, zum Räthselhaften und Unerklärlichen ist so alt wie die Welt, liegt er doch tief in unserer Natur begründet. In den Cultusformen aller Völker und aller Zeiten sehen wir darum auch dem Mystischen eine Hauptrolle zugewiesen, ja die Macht der meisten Religionen beruht wesentlich auf dem Mystischen, mit dem man die Geschichte ihres Ursprungs und ihre Lehren und Gebräuche zu umhüllen pflegt. Merkwürdiger Weise aber ist diese uns angeborene Neigung zum Geheimnißvollen und Uebernatürlichen kaum jemals stärker hervorgetreten, als in einer Periode, deren specifisches Gepräge der große Kampf des Fortschrittes wider träges oder selbstsüchtiges Beharren, das Ringen nach Aufklärung, nach der Erlösung aus den Banden geistiger Unfreiheit, aus Aber- und Wahnglauben bildet, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Neben dem Hoch und Niedrig erfüllenden Drange, überall Licht zu schaffen, wo bisher Dunkel und Finsterniß waren, ging als Charakterzug durch die damalige Welt die jener lichtfreundlichen diametral entgegengesetzte Tendenz nach Geheimbünden und mystisch ausgeschmückten Ordensgesellschaften, nach eidlich gebundenen Verbrüderungen mit seltsam verschnörkelten Gelöbnissen und Feierlichkeiten. Diese Tendenz aber entsprang theils aus der noch immer nicht überwundenen alchymistisch-theosophischen Richtung, theils stand sie im engsten Zusammenhange mit der die Zeit beherrschenden Gefühls- und Rührseligkeit, die selbst auf die klarsten Köpfe nicht ohne Einfluß blieb. Und dazu kam als vielleicht wichtigster Factor noch ein Drittes: es war die Epoche jener aufgeklärten Despoten, an deren Spitze wir Friedrich den Großen erblicken, jener von der Strömung der Zeit ergriffenen Monarchen, die wohl viel für, nichts aber durch das Volk in's Werk zu richten geneigt waren. So ist das Spiel mit Geheimbünden und Ordensförmlichkeiten das gemeinsame Product ganz widerstrebender Tendenzen, ein Kind der aufklärenden Forschung und der mystischen Schwärmerei, der Humanität und des Absolutismus, alle diese verschiedenartigen Richtungen aber mischen und durchdringen sich in den geheimen Gesellschaften dergestalt, daß man in der Regel nicht zu entscheiden vermag, welche derselben die eigentlich kennzeichnende und maßgebende ist.

Die Anzahl der im achtzehnten Jahrhunderte bestehenden geheimen Gesellschaften ist zweifelsohne eine sehr beträchtliche, läßt sich jedoch schwerlich genau feststellen, da manche dem größeren Publicum nur ganz oberflächlich, mehrere wohl gar nicht bekannt geworden sind und somit ihren Namen bis zur heutigen Stunde mit vollem Rechte führen. Viele dieser Orden waren nichts als leere Modetändelei, willkommene Abwechselung bringende Zerstreuung für eine müßige und blasirte Welt; anderen lagen in der That bestimmte Absichten und Ziele zu Grunde, religiöser oder humanitärer, politischer oder socialer Natur; noch andere waren ein reiner Humbug, der die Zeitströmung, die Neugier und Leichtgläubigkeit der Menschen zum Vortheile einzelner Persönlichkeiten auszubeuten suchte, ohne irgend sonst welchen erlaubten oder unerlaubten Zwecken zu dienen. Die kurze Schilderung eines der allerwundersamsten Orden der letzterwähnten Kategorie, von dem der größere Theil unserer Leser wohl noch niemals vernommen, möge einen kleinen Cyclus von Aufsätzen einleiten, in denen nach und nach von einer Reihe der eigenthümlichsten geheimen Gesellschaften nicht blos des letzten Jahrhunderts, sondern auch früherer Zeiten berichtet werden soll.

Einem von Friedrich's des Großen Obersten, der ein zu Wesel stehendes Infanterieregiment befehligte, einem erlauchten Herrn, dem Reichsgrafen Franz Karl Ludwig von Wied-Neuwied, mochte es zu Herzen gehen, daß er bisher nichts für die Unsterblichkeit gethan hatte; denn von seinen kriegerischen Lorbeeren meldet die Geschichte nichts, und so verfiel er auf den in jenen Tagen höchst zeitgemäßen und Erfolg verheißenden Gedanken, die Welt mit einem neuen geheimen Orden zu beglücken. Solches geschah im Octobermonat des Jahres 1746, noch mitten in den Stürmen des österreichischen Erbfolgekrieges, in welchem der junge preußische Aar das alte politische System Europas über den Haufen zu werfen begann.

Der Plan des neuen Ordens war der einfachste, der sich nur ersinnen läßt; bestand er doch in nichts Anderem, als in dem Bestreben, die größtmögliche Menge von Ducaten zusammenzubringen, weshalb die Vereinigung, der ihr Stifter den harmlosen Titel der „Löblichen 1746er Societät“ beigelegt, auch kurzweg die Ducatensocietät oder der Ducatenorden geheißen wurde. Als letzterer ist ihr Andenken auf die Nachwelt gekommen. Daß kein Schwindel und Unsinn in der Welt zu toll und zu plump ist, um Gläubige und Anhänger zu finden, sehen wir aus den Erfolgen, deren sich die abgeschmacktesten der sogenannten Wunder- und Geheimmittel noch fort und fort zu erfreuen haben, Unsinnigeres ist aber wohl kaum jemals auf das Tapet gebracht worden, als des hochmögenden Herrn von Wied-Neuwied Ducatensocietät. Sie bezeichnet unstreitig den Gipfelpunkt der zur Zeitkrankheit gewordenen Ordensbündelei und Geheimnißkrämerei. Fanden sich doch binnen Kurzem Hunderte sonst keineswegs unzurechnungsfähiger Menschen, die darauf „hineinfielen“, allmonatlich ihren Ducaten einzuschicken und ihrerseits neue Ducatenspender anzuwerben; denn, wie gesagt, das war der ganze Witz der Sache, und der Stifter des sonderbaren Bundes sprach dies auch, im directen Gegensatze zu anderen Gründern von dergleichen geheimen Gesellschaften, mit einer wahrhaft naiven Offenherzigkeit aus. Trotzdem aber nahm die Sucht, seine Ducaten los zu werden, bald dermaßen überhand, daß landesherrliche Erlasse dagegen einschreiten und der frechen Gaunerei — das war ja des Pudels Kern — ein Ziel stecken mußten.

Ueber sein Wesen, seine Organisation und seine Absichten hat der Orden selbst für seine Mitglieder eine eigene Schrift veröffentlicht, die uns ein Zufall in die Hände gespielt hat. Nach diesem jetzt äußerst selten gewordenen Documente, dessen vollständiger Titel lautet: „Kurtze und zuverläßige Nachrichten von dem Ursprung, itzigen Beschaffenheit und Endzweck der in Anno 1746 errichteten Societät. Herausgegeben durch G. Matth. von Gudenus, Hochgräfl. Wied-Runkelischen Hofrath, der Löbl. Societät Senior und Correspondenten. Neuwied, gedr. bei Joh. Balth. Haupt, Hochgräfl. Wiedischen Hof- wie auch der Löbl. Societät Buchdrucker. 1747,“ haben wir uns Gestalt und Wirksamkeit der reichsgräflichen „1746er Societät“ folgendermaßen zu denken.

Kaum hatte der vornehme Stifter seine sinnreiche Idee ausgebrütet, so gewann er auch schon Jünger derselben. Die ersten Mitglieder, Edelleute, höhere Officiere und Staatsdiener, empfing die Gesellschaft schon im Monate ihres Entstehens. Jedem der Neuaufgenommenen wurde eine in schwülstigem und mystischem Kauderwelsch abgefaßte Bescheinigung ertheilt: „daß sein Name in den Societäts-Gegenbüchern richtig eingetragen worden sei und daß er fortan der Societätsprivilegien zu genießen habe.“ Wogegen er eine schriftliche Erklärung abgeben mußte, nach welcher er sich zur Zahlung eines Ducatens pro Monat verpflichtete, auch anheischig machte, die Ducaten der von ihm für die Gesellschaft gewonnenen Personen beizutreiben und dem Cassirer des Vereins allmonatlich einzuhändigen. Das Ordenszeichen war ein in Silber gefaßter Kremnitzer Ducaten, den die „simplen“ Mitglieder an einem himmelblauen Bande im Knopfloche, die „Officiere“ der Societät am Halse, die „unbekannten Oberen“ in Gestalt eines von Strahlen umgebenen Sternes auf der linken Brustseite zu tragen hatten, wenn sie in den von Zeit zu Zeit auszuschreibenden Versammlungen der Gesellschaft erschienen.

Allerdings bemüht sich das Actenstück oder vielmehr der Stifter des „Hochlöblichen“ Ordens, dem Kinde ein anständiges Mäntelchen umzuhängen, das heißt in pomphaften Worten die Motive anzuführen, die männiglich, Vornehm und Gering, zum Eintritte in eine so ersprießliche Gesellschaft bestimmen müssen. Zunächst werden die allgemeinen Beweggründe gar weit herbeigeholt. „Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren,“ so lautet der sicher nicht anzufechtende Ausspruch des ersten Paragraphen des Statuts. „In Folge dieses seines Berufes“ — fährt Paragraph 2 fort — „heißt das erste und Grundgesetz des Naturrechts: ‚Socialiter vive!‘“ (Lebe gesellig!), ein Satz, der nun höchst umständlich durch eine Menge von Beispielen aus der Urgeschichte der Menschheit bis auf die jüngsten Zeiten herab zu beweisen

versucht wird. „Die ersten Bewohner des Erdballs bereits und zwar die bösen sowohl wie die guten“ — lesen wir in Paragraph 5 — „fanden es besser, sich in zahlreiche Gesellschaften zusammenzuthun, als einzeln zu leben, und die Nachkömmlinge sind dem Exempel ihrer Vorfahren gefolgt.“ Um aber das Verdienstvolle und Würdige des neuen Ordens, seine erhabenen und lauteren Tendenzen gehörig an's Licht zu stellen, wirft sich Paragraph 8 zum strengen Sittenrichter und Tugendhelden auf, indem er über den „Mißbrauch“ klagt, „so in den jetzigen Zeiten eingerissen sei, durch ein läppisches Spielwerk, durch nichtswürdige Gaukelpossen und ein ausdecorirtes Nichts neugierige und leichtgläubige Gemüther unter der Larve eines Ordens zu betrügen,“ während der menschenfreundliche Urheber der Ducatensocietät, wie Paragraph 16 besagt, „eine Stiftung ausgedacht habe, die nicht allein dem gemeinen Wesen überhaupt, sondern auch gewissen einzelnen Personen zu wesentlichem Nutzen gereichen könnte.“

Diese philosophischen Betrachtungen hätten indeß begreiflicher Weise nicht den Speck geliefert, dessen man zu dem reichlichen Mäusefange bedurfte, den man erstrebte. Da mußten noch andere näherliegende und praktischere Motive zu Hülfe genommen werden, um den verlockenden Köder in ausgiebigem Umfange auswerfen zu können, und schlau genug wußte der erlauchte Graf des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und königlich preußischer Oberst dasjenige auszuwählen, welches in alten und neuen Tagen unter den packendsten und bestimmendsten obenan gestanden hat und bis in die fernste Zukunft wahrscheinlich auch stehen wird — er speculirte auf die menschliche Habgier. „Da derjenige allmonatlich gern einen Ducaten zur Societätscasse zahlen wird, der billig hoffen kann, nicht nur dieser Zahlung bald entledigt zu werden, sondern im Gegentheile monatlich viele Ducaten ohne jedwede persönliche Obliegenheit zu empfangen: so wird er selbst für den Ersten, so er für die Societät engagirt hat, von der Zahlung befreit,“ heißt es in der gedachten Urkunde weiter. „Der Zweite, den er engagirt, zahlet gleichfalls zur Societätscasse, für den Dritten aber empfängt er monatlich einen Ducaten für sich; der Vierte zahlet ebenmäßig zur Casse, hingegen empfängt er wiederum für den Fünften einen Ducaten monatlich für sich. Dergleichen auch für den Siebenten, Neunten, Elften, Dreizehnten und sofort für jede ungerade Zahl monatlich seinen Ducaten. Wer also die Gelegenheit hat, ein halb Hundert Mitglieder zu dieser Societät zu engagiren, der macht sich monatlich eine Revenüe von vierundzwanzig Ducaten.“

Vortrefflich auscalculirt, und wie billig verfährt der Orden bei solcher Theilung! Selbstverständlich behält er freilich immer den ersten Theil für sich und streicht seine Ducaten ein, auch wenn es seinen Mitgliedern mit dem Apostelthum für die Societät nicht in's Größere glücken will und manches derselben wohl nicht eine schöne Seele findet, welcher der Ueberfluß an Ducaten Kopfschmerzen verursacht. Die Ducatenspedition war mithin die Hauptsache des Bundes. Wer keine Lust verspürte, mehr als einen von seinen Ducaten zu opfern, der brauchte ja nur einen seiner Freunde für die Gesellschaft zu gewinnen, was jedenfalls keine absonderliche Mühe kostete, und dieser setzte dann das vorzügliche Goldwanderungsgeschäftchen fort, und so mit Grazie in infinitum. Zu welchem Zwecke diese ganze Ducatenjagd im Grunde in Scene gesetzt worden war, davon mögen nur Wenige sich Rechenschaft gegeben haben. Sah man sich doch als Mitglied eines geheimen Ordens am Ziele vielleicht lange sehnsüchtigst genährter Wünsche; denn „geheim“ war die Gesellschaft, mußte doch Jeder geloben, nur denen die Statuten derselben zu offenbaren, die bereits versichert hatten, dem Orden beitreten zu wollen. Auch drohte dem Verräther „schauerliche“ Strafe, eine geheime Vehme mit allen möglichen grausigen Schrecken und Bußen, Haft in finsteren Verließen und nervenerschütternde Ceremonien. Gerade dieser — auf dem Papiere stehende — Schauerapparat, die erregte Neugier und das so angenehme Gruseln thaten, wie bei anderen ähnlichen Vereinen auch, das Ihrige, zur Mitgliedschaft des Bundes anzureizen.

„Kaum“ — so steht ferner in der Ordensschrift zu lesen, der wir in unserer Darstellung folgen — „kaum hatten die Ordensstatuten (die in drei Sprachen, der deutschen, der französischen und der holländischen, gedruckt sind) durch die Mitglieder eine gewisse Verbreitung zu finden begonnen, als sich gleich Viele meldeten, so Lust bezeigten, in die Löbliche Societät zu treten; welches um so mehr zu bewundern ist, je weniger anfänglich weder von dem Aufenthalte noch auch von den Stiftern und der eigentlichen Beschaffenheit dieser neuen Societät icht was zu erfahren war, inmassen man der Neugierigkeit des Publici keinenfalls mit Fleiß nicht ehender ein Genügen leisten wollen.“ Dieser „Bewunderung“ des Wied-Runkelischen Hofrathes und Ordensseniors möchten wir unsererseits uns indessen nicht anschließen; wir sind vielmehr davon überzeugt, daß der größte Reiz, den der Orden auf die Gemüther der Menschen ausübte, im Gegentheile darin bestand, daß man so wenig oder nichts von der Beschaffenheit und den Zwecken der Gesellschaft wußte; die Lockung des Geheimnißvollen ist ja schier unwiderstehlich. Das hatte der erlauchte Stifter gar wohl bedacht. Ein anderer seiner Kunstgriffe war der, daß die Aufnahme-Certificate durch die Unterschrift eines hochgräflichen Buchhalters ein besonderes Relief erhielten, das von der Societät selbst eine hohe Meinung einflößte. Ein Orden, hinter dem man Personen sehr vornehmen Standes vermuthete, durfte von vornherein darauf zählen, daß sich das Publicum nach dem Glücke drängte, in seine Reihen aufgenommen zu werden, selbst dann noch, wenn der Bund schon als der abgeschmackteste Humbug enthüllt war. Der Ducatenorden unterschied sich von der Mehrzahl der geheimen Gesellschaften, die sich entweder blos aus männlichen oder nur aus weiblichen Mitgliedern zusammensetzten, dadurch, daß er beide Geschlechter aufnahm. Auch die religiösen Anschauungen des Vereins ruhten auf breitesten Grundlagen, wie das die Eingangs der Schrift ausgesprochene Naturrechtsphilosophie nicht anders erwarten läßt. „Religionsvorurtheile können unmöglich bei einer Einrichtung einen verhaßten Einfluß haben, welche sich auf die richtigen Sätze der Tugend und Geselligkeit gründet und die wahre Menschenliebe zu ihrem Wegweiser hat,“ heißt es sehr schön und hochsinnig auf Seite 21 unserer merkwürdigen Urkunde. Und schon das erste Mitgliederverzeichniß hat einen Israeliten aufzuführen, der bereits sechs Wochen nach der Stiftung der Societät um Aufnahme in einen Bund ersuchte, dessen Name einen so verführerischen Klang hatte.

Ehe noch das Jahr 1746 abgelaufen, besaß der Orden schon neunundvierzig Ritter und Ritterinnen, zu Ende Juli 1747 aber bezifferten sich seine Mitglieder auf die erkleckliche Menge von vierhundertundsechszehn. Der Orden war nun vollkommen constituirt. Er hatte seinen jetzt öffentlich bekannten Stifter und Director, einen Protector (den regierenden Monarchen von Neuwied), sieben Senioren, einen Schatzmeister, einen Secretär und einen Archivar. Die ersten Mitglieder waren, wie erwähnt, in Wesel stationirte Officiere und Beamte, auch mehrere Bewohner von Neuwied, unter ihnen das gesammte hochgräfliche Haus. Auch Damen traten schon in den ersten Monaten der Gesellschaft bei, und bald kommen Gräfinnen und Edelfräulein, Pastorinnen und Bürgerfrauen, sich ihrer Ducaten zu entledigen. Selbst kleine Handwerker konnten die Lust nicht bezähmen, einem so vornehmen Orden anzugehören. Ueber Deutschland hinaus scheint sich die löbliche Societät jedoch nicht verbreitet zu haben, trotz ihrer dreisprachigen Statuten, innerhalb Deutschlands aber sind fast alle größeren Städte unter der Mitgliederzahl vertreten, vorzugsweise Dresden und Berlin. Von geschichtlichen Namen finden wir darunter nur den Gleim's, der, nachdem er seine Stelle als Secretär des alten Dessauers niedergelegt, damals in der preußischen Hauptstadt privatisirte.

Die erste Versammlung des Ordens, oder doch seiner ältesten Mitglieder, ward im April 1747 zu Wesel abgehalten. Es hatte sich nämlich inzwischen die Kritik geregt und den Vorstand der Gesellschaft mit allerhand naseweisen Anfragen belästigt; sind ja die vortrefflichsten und weisesten Einrichtungen nicht vor dergleichen Vorwitz geschützt. Da galt es denn zu beruhigen und noch unliebsameren Forschungen vorzubauen, die am Ende das ganze hochpreisliche Institut in Frage stellten. Zugleich waren mancherlei andere Bedenken zu erledigen, um für kommende Eventualitäten Vorsehung zu treffen. Herr von Gudenus berichtet über die Versammlung und alle diese Punkte und Anliegen. Um der Menschheit aber gewissermaßen plastisch und handgreiflich vor Augen zu führen, welches Glück es sei, sich Ritter vom Ducatenorden nennen zu dürfen, fügt der Verfasser seiner Schrift eine bildliche Darstellung bei, die uns zeigt, „welchen

schönen Anblick es gewährt", Vater von drei, Großvater von neun und Aeltervater von siebenundzwanzig „Societätsrekruten" zu sein.

Dennoch — traurig, aber wahr! — gab es mehr als ein Mitglied der Gesellschaft, das „gar keinen Rekruten zu seiner eigenen Befreiung anzuwerben im Stande war", und es erhob sich die andere Anfrage, ob sothanes von Mißgeschick verfolgtes Mitglied verbunden sei, bis an das Ende aller Dinge, das heißt Zeit seines Lebens, allmonatlich seinen Ducaten beizusteuern? Der hohe Orden fühlte ein menschliches Rühren; er entschied: „wer ein ganzes Jahr sich vergeblich bemühet, einen Rekruten auf seinen Namen zu engagiren, der soll nach Erlegung des zwölften und letzten Ducatens von allen Abgaben frei sein und nichtsdestoweniger aller Ehren und Vortheile der löblichen Societät genießen."

Noch waren aber mancherlei fernere Bedenken zu entkräften. So wollte ein vorlautes Mitglied aus Frankfurt, vielleicht jener obengedachte Jude, ohne Umstände erfahren: Wie denn die einlaufenden Gelder zum Nutzen der Mitglieder eigentlich verwandt werden sollten? Allein auch zur Begegnung so frecher Neugier waren die hohen Oberen gerüstet. Sie hatten ein ganzes Register schöner und fördersamer Dinge und Unternehmungen in Bereitschaft, mit denen der Orden nicht säumen werde, die Welt zu segnen. So sollte eine große Lotterie in's Leben gerufen werden mit höchst „considerablen" Gewinnsten, doch wollte man die Capitalsumme selbst nicht den Gewinnern auszahlen, sondern nur zeitlebens pro Jahr mit fünf Procent verzinsen. Außerdem wurde „Unterstützung mit convenabler Tafel, Kleidung und Wohnung für solche Ordensmitglieder" beabsichtigt, „welche in fatale Umstände verfallen sind, wofern die Noth dieses erfordert, als worüber der Aelteste der Societät (der erlauchte Reichsgraf von Wied-Neuwied) zu erkennen hat." Endlich trug man sich mit dem verdienstlichen Plane, „wohleingerichtete Freischulen zum Besten der Jugend beiderlei Geschlechtes und aller Religionen zu gründen."

Was konnte man von dem Orden mehr noch verlangen? Schade nur, daß diesem zur Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Projecte keine Zeit vergönnt war. Bereits gingen seine Tage zur Neige. Das Ducatensammeln und Ducatenverschicken war mittlerweile zu einer derartigen Ausdehnung gediehen, daß es den Staatsregierungen nicht verborgen bleiben konnte, die diese Steuer „zum Besten der hohen Oberen" nicht länger gestatten wollten. Und so mußte die so sinnreich erdachte und wohlthätige Ducatengenossenschaft des Reichsgrafen Franz Karl Ludwig von Wied-Neuwied schon Anfangs des Jahres 1748 ihr junges Leben beschließen. Unter Anderem hatte das königlich preußische Hof- und Kammergericht zu Berlin am 8. December 1747 das nachstehende Rescript gegen die Gesellschaft erlassen:

„Nachdem Seine königliche Majestät in Preußen &c. &c. durch eine allergnädigste Cabinetsordre vom Ersten des Monats geordnet: daß die im Reiche entstandene sogenannte Ducatensocietät, durch welche und deren Einrichtung das Publicum unter dem Scheine eines zu hoffenden considerablen Profites sehr dupirt und hinter das Licht geführt worden, in deren Landen nachdrücklichst verboten werden solle, damit Niemand bei solcher sich einlassen, oder einigen Theil daran nehmen möge: Als wird hierdurch nicht nur das Publicum in Seiner Majestät Landen vor dieser gefährlichen Societät gewarnt, sondern auch männiglichen bei namhafter und arbitrairer Geldstrafe untersaget, an mehrerwähnter Societät den geringsten Theil, er sei direct oder indirect, zu nehmen, bei solcher etwas einzusetzen, oder selbige auf einige Weise zu favorisiren; allermaßen auch dem Officio Fisci aufgegeben worden, darauf genau zu vigiliren und bei vorkommenden Contraventionsfällen sein Amt zu beobachten."

Daß einer seiner eigenen Officiere der geniale Erfinder des tollen Schwindels gewesen, hat Friedrich der Große offenbar nicht gewußt, sonst würde das Kammergericht schwerlich behaupten, daß die in der gutpreußischen Stadt und Festung Wesel geborne Gaunerei „im Reiche" aufgekommen sei. Auch finden wir keine Spur davon, daß die Urheberschaft seiner Löblichen Ducatensocietät dem Grafen in seiner militärischen Laufbahn geschadet habe. Derselbe starb 1765 als königlich preußischer Generallieutenant, jedenfalls im unbehelligten Genusse der goldenen Früchte einer Speculation, die in der Gründer-Aera unserer Tage Figur gemacht haben würde.

H. S.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Und ich würde das auch nun und nimmermehr dulden," brauste Leo auf. „Wenn das der Grund war, so bleibt Wanda in Rakowicz und setzt keinen Fuß nach Wilicza. Ich habe geglaubt, Waldemar's einstige Neigung sei längst begraben und vergessen; ist sie es nicht — und sie kann es nicht sein, sonst wäre der Plan nicht gefaßt worden — so lasse ich Dich auch nicht einen Tag in seiner Nähe."

„Sei ruhig!" sagte Wanda, aber ihre eigene Stimme klang nichts weniger als ruhig. „Ich lasse mich nicht wieder als bloßes Werkzeug gebrauchen, wie damals in C. Einmal habe ich mit diesem Manne und seiner Liebe gespielt; zum zweiten Male thue ich es nicht. Er hat mich seine Verachtung fühlen lassen — ich weiß wie das lastet, und doch handelte es sich damals nur um die Laune eines unbesonnenen Kindes. Wenn er jetzt einen Plan, eine Berechnung entdeckte und ich müßte das eines Tages in seinen Augen lesen — eher sterben als das ertragen!"

Sie hatte sich von ihrer Heftigkeit so weit fortreißen lassen, daß sie ihre ganze Umgebung darüber vergaß. Hochaufgerichtet, mit glühenden Wangen und flammenden Augen schleuderte sie den Protest so leidenschaftlich heraus, daß der Graf sie befremdet und die Fürstin bestürzt anblickte. Leo dagegen, der dicht an ihrer Seite stand, wich zurück; er war bleich geworden, und in seinen Augen, die starr und fragend auf ihrem Antlitz hafteten, stand mehr als bloße Befremdung oder Bestürzung.

„Eher sterben!" wiederholte er. „Liegt Dir so viel an Waldemar's Achtung? Verstehst Du es so gut, in seinen Augen zu lesen? Das ist doch seltsam."

Eine heiße Röthe ergoß sich urplötzlich über Wanda's Gesicht, sie mochte es wohl selbst nicht wissen, denn sie warf dem jungen Fürsten einen Blick ungekünstelter Entrüstung zu und wollte ihm antworten, als ihr Vater dazwischen trat.

„Nur jetzt keine von Deinen Eifersuchtsscenen, Leo!" sagte er ernst. „Willst Du uns den Abschied stören und Wanda noch in der letzten Minute beleidigen? Da Du jetzt auch darauf bestehst, so mag sie in Rakowicz bleiben; meine Schwester wird Euch in diesem Punkte nachgeben, aber nun kränke Wanda nicht länger mit einem solchen Verdachte! Die Zeit drängt — wir müssen Lebewohl sagen."

Er zog die Tochter an sich, und jetzt im Augenblicke der Trennung brach wieder die ganze Zärtlichkeit des so ernsten, düsteren Mannes für sein einziges Kind hervor, das er mit tiefer schmerzlicher Bewegung in die Arme schloß. Die Fürstin dagegen wartete umsonst auf die Annäherung ihres Sohnes; er stand noch immer mit tiefverfinstertem Gesichte da, das Auge am Boden, und biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten.

„Nun, Leo," mahnte die Mutter endlich, „willst Du mir nicht Lebewohl sagen?"

Er schreckte aus seinem Brüten empor. „Noch nicht, Mama! Ich folge dem Onkel erst später; er braucht mich für's Erste nicht. Ich will noch einige Tage hier bleiben."

„Leo!" rief der Graf zürnend, während Wanda sich mit dem gleichen Ausdrucke aus seinen Armen emporrichtete, aber das schien den jungen Fürsten in seinem Trotze nur noch zu bestärken.

„Ich bleibe," beharrte er, „auf zwei oder drei Tage kann es unmöglich ankommen. Erst will ich Wanda selbst nach Rakowicz zurückgeleiten und die Gewißheit haben, daß sie dort bleibt, vor allen Dingen aber will ich Waldemar's Ankunft abwarten und mir auf dem kürzesten Wege Klarheit verschaffen. Ich werde ihn

über seine Gefühle für meine Braut zur Rede stellen; ich werde —"

„Fürst Leo Baratowski wird thun, was seine Pflicht ihm befiehlt, und nichts Anderes," unterbrach ihn die Fürstin. Ihre kalte, klare Stimme stand im schärfsten Gegensatze zu dem wild erregten Tone des Sohnes. „Er wird seinem Oheim folgen, wie es bestimmt ist, und nicht eine Minute von seiner Seite weichen."

„Ich kann nicht," rief Leo ungestüm. „Ich kann nicht fort mit diesem Argwohne im Herzen. Ihr habt mir Wanda's Hand zugesagt, und doch durfte ich nie ein Recht auf sie geltend machen; sie selbst hat darin immer kalt und unerbittlich auf Eurer Seite gestanden; sie wollte immer nur der Preis des Kampfes sein, in den wir gehen. Jetzt aber fordere ich, daß sie vorher öffentlich und feierlich sich zu meiner Braut erklärt, hier, in Waldemar's Gegenwart, vor seinen Augen. Dann will ich gehen, aber eher weiche ich nicht aus dem Schlosse. Waldemar hat sich ja in einer so überraschenden Weise zum Herrn und Gebieter proclamirt, was ihm Niemand zutraute; er könnte sich einmal eben so plötzlich in einen glühenden Anbeter verwandeln."

„Nein, Leo," sagte Wanda mit zorniger Verachtung, „aber Dein Bruder würde sich beim Beginne eines Kampfes sicher nicht weigern, seiner Pflicht zu folgen, und sollte es ihm auch Glück und Liebe kosten."

Das war das Schlimmste, was sie überhaupt hätte aussprechen können, denn das raubte dem jungen Fürsten vollends die Fassung; er lachte bitter auf.

„O, ihm nicht! Aber mir könnte es leicht Beides kosten, wenn ich jetzt ginge und Dich Deiner schrankenlosen Bewunderung für ihn und sein Pflichtgefühl überließe. — Onkel, ich verlange Aufschub für meine Abreise, nur um drei Tage, und wenn Du mir das versagst, so nehme ich ihn mir. Ich weiß, daß in der ersten Zeit noch nichts Entscheidendes geschieht, und zu den Vorbereitungen komme ich noch immer früh genug."

Die Fürstin wollte einschreiten, aber der Graf hielt sie zurück. Mit seiner vollen Autorität trat er vor den Neffen hin.

„Darüber habe ich zu entscheiden und nicht Du. Ich habe unsere Abreise für heute festgesetzt; ich halte sie für nothwendig, und dabei bleibt es. Wenn ich jeden meiner Befehle erst Deiner Prüfung unterbreiten oder ihn von Deinen Eifersuchtslaunen abhängig machen soll, so ist es besser, Du gehst überhaupt nicht mit mir. Ich fordere jetzt den Gehorsam, den Du Deinem Führer zugesagt hast. Entweder Du folgst mir noch in dieser Stunde, oder — mein Wort darauf! — ich schließe Dich von Allem aus, worüber ich zu gebieten habe — Du hast die Wahl."

„Er wird folgen, Bronislaw," sagte die Fürstin mit finsterem Ernste, „oder er wäre mein Sohn nicht mehr. Entscheide, Leo! Dein Oheim hält Wort."

Leo stand im heftigsten Kampfe da. Die Worte des Oheims, der gebietende Blick der Mutter wären vielleicht machtlos geblieben gegen seine furchtbar aufgereizte Eifersucht, aber er sah, daß auch Wanda sich von ihm abwendete — er wußte, daß sein Bleiben ihm ihre Verachtung eintragen würde, und das entschied. Er stürzte zu ihr und faßte wieder ihre Hand.

„Ich — gehe," stieß er hervor, „aber Du giebst mir das Versprechen, während meiner Abwesenheit Wilicza zu meiden und meine Mutter nur in Rakowicz zu sehen, vor allem aber Waldemar fern zu bleiben."

„Das wäre ohnedies geschehen," entgegnete Wanda in milderem Tone. „Du vergißt, daß nur meine Weigerung, in Wilicza zu bleiben, Deine ganze grundlose Eifersucht verschuldet hat."

Leo athmete bei dieser Erinnerung auf. Ja freilich, sie hatte sich mit vollster Heftigkeit geweigert, die Nähe seines Bruders zu ertragen.

„Du hättest mich besser überzeugen sollen," versetzte er ruhiger. „Vielleicht bitte ich Dir einst die Kränkung ab, jetzt kann ich's noch nicht, Wanda." Er preßte ihre Hand krampfhaft in der seinigen. „Ich glaube es ja nicht, daß Du jemals den Verrath an Dir und an uns begehen könntest, diesen Waldemar zu lieben, unseren Feind, unseren Unterdrücker. Aber Du sollst auch keine Regung der Achtung, der Bewunderung für ihn haben; es ist schon schlimm genug, daß er Dich liebt, und daß ich Dich in seiner Nähe wissen muß."

„Du wirst Deine Noth haben mit diesem Feuerkopf," sagte die Fürstin halblaut zu ihrem Bruder. „Er kann nun einmal das Wort ‚Disciplin' nicht begreifen."

„Er wird es lernen," erwiderte der Graf mit ruhiger Festigkeit. „Und nun leb' wohl, Jadwiga! Wir müssen fort."

Der Abschied war kurz und weniger herzlich, als er sonst wohl unter diesen Verhältnissen gewesen wäre.

Der tiefe Mißklang, den die vorangehende Scene wach gerufen, ging selbst durch den Trennungsaugenblick. Wanda duldete es schweigend, daß Leo sie in die Arme schloß, aber sie erwiderte die Umarmung nicht, während sie sich doch gleich darauf mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit nochmals an die Brust ihres Vaters warf. Auch in den Abschied zwischen Mutter und Sohn drängte sich jener Mißklang. Es war eine Ermahnung, eine Warnung, welche die Fürstin Leo zuflüsterte, und sie klang so ernst, daß er sich rascher als sonst aus ihren Armen wand. Dann reichte der Graf seiner Schwester noch einmal die Hand und ging in Begleitung seines Neffen; sie nahmen draußen im Vorzimmer die Mäntel um und stiegen in den harrenden Wagen. Noch ein Gruß zu den Fenstern hinauf und von dort hernieder, dann zogen die Pferde an, und bald verklang das Rollen der Räder in der Ferne.

Die beiden Frauen waren allein. Wanda hatte sich in das Sopha geworfen und das Gesicht in die Kissen vergraben; die Fürstin stand noch am Fenster und sah lange dem Wagen nach, der ihren Liebling davontrug, dem Kampfe, der Gefahr entgegen; als sie endlich in das Zimmer zurücktrat, sah man es doch, was der Abschied ihr gekostet hatte — sie behauptete nur mit Mühe die gewohnte äußere Ruhe.

„Es war unverzeihlich von Dir, Wanda, gerade in einer solchen Stunde an Leo's Eifersucht zu appelliren, um mit seiner Hülfe Deinen Willen durchzusetzen," sagte sie mit bitterm Vorwurfe. „Du kennst ihn doch hinlänglich in diesem Punkte."

Die junge Gräfin hob den Kopf. Ihre Wangen zeigten noch die Spuren der eben vergossenen Thränen.

„Du selbst zwangst mich dazu, Tante. Mir blieb kein anderes Mittel, und überdies konnte ich nicht ahnen, daß Leo's Eifersucht auch mir gelten, daß er auch mich mit einem solchen Verdachte beleidigen würde."

Die Fürstin stand vor ihr und sah sie durchbohrend an. „Beleidigte er Dich wirklich damit? Nun, ich will es hören."

„Was meinst Du damit?" rief Wanda emporschreckend.

„Mein Kind," entgegnete die Fürstin in eisigem Tone, „Du weißt, ich habe niemals Leo's Partei genommen, wenn er Dich mit seiner Eifersucht quälte — heute nehme ich sie, wenn ich es ihm gegenüber auch nicht zugab, um ihn nicht noch mehr zu reizen. Der Ton, mit dem Du dieses ‚Eher sterben!' herausschleudertest, brachte auch mein Blut in Wallung, und Deine Furcht vor Waldemar's Verachtung war sehr verfänglich, so verfänglich, daß ich jetzt freiwillig auf Deine Anwesenheit in Wilicza Verzicht leiste. Als ich den Plan entwarf, glaubte ich Deiner unbedingt sicher zu sein; jetzt könnte ich ihn wirklich nicht mehr vor Leo verantworten und stimme Dir vollkommen bei, wenn Du — die Probe nicht wagen willst."

Wanda hatte sich erhoben. Todtenbleich, keines Wortes fähig, starrte sie die Sprechende an; sie hatte das Gefühl, als öffne sich auf einmal ein Abgrund vor ihren Füßen, und wie vom Schwindel ergriffen lehnte sie sich an das Sopha.

„Du täuschest Dich," brachte sie endlich mühsam heraus, „oder Du willst mich täuschen. Das habe ich nicht verdient."

Die Fürstin ließ das Auge nicht von dem Gesichte ihrer Nichte. „Ich weiß, daß Du noch keine Ahnung davon hast, und eben deshalb gebe ich sie Dir. Nachtwandler muß man wecken, ehe sie die gefahrdrohende Höhe erreichen. Wenn das Erwachen plötzlich kommt, ist der Sturz unausbleiblich. Dir ist von jeher die Energie, die eiserne Willenskraft am Manne das Höchste gewesen; das allein zwingt Dich zur Bewunderung. Ich weiß leider, daß Leo dieses Eine trotz all seiner glänzenden Eigenschaften nicht besitzt, und ich leugne auch nicht mehr, daß Waldemar es hat; also nimm Dich in Acht mit Deinem — Haß gegen ihn! Er könnte sich Dir eines Tages als etwas Anderes enthüllen. Ich öffne Dir jetzt die Augen, wo es noch Zeit ist, und ich denke, Du wirst mir dankbar dafür sein."

„Ja," entgegnete Wanda mit fast erloschener Stimme. „Ich danke Dir."



„Es ist nicht gut, allein zu sein."
Nach seinem Oelgemälde auf Holz übertragen von Prof. Thierich in München.

„So wollen wir die Sache ruhen lassen; noch hat sie hoffentlich keine Gefahr, und morgen bringe ich Dich selbst nach Rakowicz zurück. — Jetzt aber muß ich dafür sorgen, daß auch heute Abend hier die nöthige Vorsicht beobachtet wird, damit uns nicht noch am letzten Tage irgend ein Unheil trifft. Ich werde Pawlik meine Befehle geben und das Ganze persönlich überwachen."

Damit verließ die Fürstin das Zimmer, fest überzeugt, daß sie nur ihre Pflicht gethan und einem künftigen Unheil vorgebeugt habe, indem sie energisch und schonungslos wie immer den Schleier zerriß, welcher der jungen Gräfin noch das eigene Herz verhüllte. Hätte sie gesehen, wie Wanda nach ihrer Entfernung wie vernichtet zusammensank, es wäre ihr doch vielleicht klar geworden, daß hier die gefahrdrohende Höhe bereits erreicht war, wo der Anruf tödtlich werden konnte. Er vermochte nicht mehr zu warnen oder zu retten. Das Erwachen kam zu spät.

Der Winter war mit seiner vollen Strenge hereingebrochen. Die dichte Schneehülle deckte Wald und Feld; eine schwere Eisdecke hemmte den Lauf des Flusses, und über die erstarrte Erde brausten die Winterstürme mit eisigem Hauch.

Sie hatten diesmal noch einen anderen Sturm wachgerufen, der schlimmer tobte, als die Elemente. Jenseits der Grenze war der lang gefürchtete Aufstand endlich losgebrochen. Das ganze Nachbarland loderte in voller Empörung, und jeder Tag brachte neue Schreckensnachrichten von drüben her. Auf diesseitigem Gebiete war noch alles ruhig, und es hatte auch den Anschein, als ob diese Ruhe aufrecht erhalten bleiben sollte, aber friedlich war die Stimmung in den Grenzdistricten dennoch keineswegs, wo tausend Beziehungen und Verbindungen hinüber und herüber gingen, wo kaum eine polnische Familie lebte, die nicht wenigstens einen Angehörigen drüben in den Reihen der Kämpfenden hatte.

Am schwersten hatte Wilicza unter dieser Stimmung zu leiden; schon seine Lage machte es zu einem der wichtigsten, aber auch gefährlichsten Vorposten der ganzen Provinz. Es spielte nicht umsonst eine so wichtige Rolle in den Plänen der Morynski und Baratowski. Die Nordeck'schen Güter bildeten die bequemste Verbindung mit dem Aufstande und den sichersten Rückhalt für etwaige Kämpfe dicht an der Grenze; die tiefen Waldungen machten es trotz Posten und Patrouillen unmöglich, die angeordnete strenge Bewachung in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten. Es hatte sich freilich vieles geändert, seit der junge Gutsherr sich damals, kurz vor der Abreise Morynski's und Leo's, so entschieden auf die Seite seiner Landsleute gestellt hatte, aber mit jener Stunde begann auch der stumme erbitterte Kampf zwischen ihm und seiner Mutter, der noch heute nicht zu Ende war. Die Fürstin hielt Wort. Sie wich ihm nicht auf dem Boden, auf den sie gleichfalls ein Recht zu haben glaubte, und Waldemar sah jetzt erst wirklich ein, was es hieß, seine Güter jahrelang in ihren Händen gelassen zu haben. Wenn seine einstige Vernachlässigung und Gleichgültigkeit dagegen gebüßt werden sollten, so büßte er sie jetzt.

Er hatte es erzwungen, daß sein Schloß nicht länger der Sitz von Parteibestrebungen war; für sein Gebiet konnte er das Gleiche nicht erzwingen, denn das war ihm systematisch entfremdet worden. Die unumschränkte Herrschaft, welche die Fürstin so lange ausgeübt, die vollständige Verdrängung des deutschen Elementes aus der Verwaltung, die Besetzung jedes nur irgendwie bedeutsamen Beamtenpostens mit polnischen Vertretern — das Alles trug nun seine Früchte. Nordeck stand in der That wie verrathen und verkauft auf seinem eigenen Grund und Boden. Ihm gab man den Namen des Herrn, und seine Mutter sah man als die eigentliche Herrin an. Wenn sie sich auch hütete, offen als solche aufzutreten, ihre Befehle gelangten doch in die Hände der Untergebenen und wurden unverzüglich befolgt, gegen die Waldemar's aber stand ganz Wilicza in geheimer, aber fest geschlossener Opposition. Was nur möglich war an Intriguen und Ausflüchten, das wurde gegen ihn in's Werk gesetzt; was nur geschehen konnte, um seine Befehle zu durchkreuzen, seine Maßnahmen zu verwirren, das geschah, aber stets in einer Weise, welche die Verantwortung wie die Strafe ausschloß. Niemand verweigerte ihm direct den Gehorsam, und doch wußte er, daß Kampf und Ungehorsam die Parole war, die täglich gegen ihn ausgegeben wurde. Wo er sich an der einen Stelle Unterwerfung erzwang, da hob die Widersetzlichkeit an zehn anderen ihr Haupt empor, und wenn er heute seinem Willen Geltung verschaffte, so trat ihm morgen schon ein neues Hinderniß entgegen. Mit Entlassungen konnte er nicht vorgehen — sie hätten dem ganzen Beamtenpersonale gelten müssen, und theils banden ihn ihre Contracte in dieser Hinsicht; theils fehlte ihm jeder Ersatz. In einer solchen Zeit konnte überhaupt jeder Gewaltact verhängnißvoll werden.

So wurde der junge Gutsherr in eine Stellung gedrängt, die für eine Natur wie die seinige die schwerste war, weil sie der Thatkraft keinen Raum gönnte, weil sie nur ruhiges besonnenes Ausharren erforderte, und gerade darauf hatte die Fürstin ihren Plan gebaut. Waldemar sollte allmählich in dem Kampfe ermatten, den er ihr angeboten; er sollte erkennen lernen, daß er schließlich doch nichts in einer Sache vermochte, in der ganz Wilicza zu ihr und gegen ihn stand; er sollte in seinem Unmuthe darüber die Zügel wieder fahren lassen, die er ihr so gewaltsam aus der Hand genommen. Geduld war ja niemals seine Sache gewesen. Aber sie täuschte sich auch diesmal in ihrem Sohne, wie sie sich von jeher in ihm getäuscht hatte — er zeigte ihr jetzt die zähe Energie, den unbeugsamen Willen, den sie gewohnt war als ihre ausschließliche Charaktereigenschaft in Anspruch zu nehmen. Nicht einen Schritt wich er all den Hindernissen und Widerwärtigkeiten, die sich vor ihm aufthürmten; eine nach der anderen warf er sie zu Boden. Sein Auge und seine Hand waren überall, und wo man es wirklich einmal wagte, ihm den Gehorsam zu versagen, da ließ er den Gebieter in einer Weise fühlen, daß die ersten Versuche auch die letzten blieben. Das trug ihm freilich die Zuneigung seiner Untergebenen nicht ein; wenn man früher nur den Deutschen in ihm gehaßt hatte, so haßte man jetzt Waldemar Nordeck persönlich, aber man war bereits dahin gelangt, ihn zu fürchten, und bequemte sich auch allmählich, ihm zu gehorchen; unter diesen Umständen war die Furcht das Einzige, was noch den Gehorsam erzwang.

Das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn wurde auf diese Weise immer unhaltbarer, wenn es sich auch äußerlich noch auf dem Fuße höflicher Kälte behauptete. Jene erste Erklärung zwischen ihnen war auch die einzige geblieben. Sie waren Beide keine Freunde von unnützen Worten und fühlten, daß von keiner Versöhnung und Verständigung die Rede sein konnte, wo sich die Charaktere und Principien so schroff gegenüber standen wie hier. Waldemar versuchte es nie, die Fürstin zur Rede zu stellen; er wußte, daß sie ihm auch nicht das Geringste von dem zugeben würde, was doch unleugbar von ihr ausging, und sie ihrerseits that nie eine Frage in dieser Hinsicht. So blieb das Zusammenleben wenigstens möglich und nach außen hin leidlich; was es für Stacheln in sich barg, das freilich wußten nur die Beiden allein. Waldemar zog sich in eine noch größere Abgeschlossenheit zurück als früher. Er sah die Mutter höchstens bei Tische, oft auch das nicht einmal, die Fürstin dagegen war sehr oft in Rakowicz bei ihrer Nichte und blieb meist längere Zeit dort. Wanda hatte Wort gehalten und Wilicza nicht wieder betreten, während Waldemar auf seinen Ausflügen sogar das Gebiet von Rakowicz vermied.

Mehr als drei Monate waren seit der Abreise des Grafen Morynski und seines Neffen vergangen. Man wußte allgemein, daß sie sich inmitten des Aufstandes befanden, bei welchem der Graf eine bedeutende Rolle spielte, während der junge Fürst Baratowski unter dem Oberbefehl seines Oheims ein Commando führte. Trotz der Entfernung und der Hindernisse standen Beide in ununterbrochenem Verkehr mit den Ihrigen. Die Fürstin sowohl wie Wanda hatten stets genaue und ausführliche Nachrichten von Allem, was drüben geschah, und sandten ebenso häufig ihre Botschaften hinüber. Die Bereitwilligkeit, mit der sich in den Grenzdistricten Jedermann zu Botendiensten hergab, spottete aller Schwierigkeiten.

Es war um die Mittagsstunde eines ziemlich kalten Tages, als Assessor Hubert und Doctor Fabian vom Dorfe herkamen, wo sie einander begegnet waren. Der Herr Assessor steckte in dreifacher Umhüllung; er wußte noch von Janowo her, was eine Erkältung bedeutete. Auch der Doctor hatte den Mantelkragen schützend in die Höhe geschlagen. Das strenge Klima schien ihm nicht zuzusagen; er sah bleicher als sonst und angegriffen aus. Hubert dagegen schaute äußerst wohlgemuth drein. Die augenblicklichen Verhältnisse an der Grenze führten ihn jetzt oft nach Wilicza oder in dessen Umgegend, auch jetzt hatte er wieder eine Untersuchung zu führen, die ihn einige Tage in der Nähe festhielt. Er hatte sich wie gewöhnlich im Hause des Administrators einquartiert, und sein vergnügtes Aussehen zeigte, daß er sich sehr wohl dabei befand.

„Es ist großartig," sagte er in seinem feierlichen Amtston. „Unbedingt großartig ist es, wie Herr Nordeck sich jetzt benimmt. Wir von der Regierung wissen das am besten zu schätzen. Der Präsident meint, dieses verwünschte Wilicza hätte auch hier bei uns schon längst das Beispiel zur Revolte gegeben, wenn sich sein Herr nicht wie ein Wall und eine Mauer dagegen stemmte. Man bewundert ihn in ganz L., und dies um so mehr, als man nie ahnte, daß er sich jemals von dieser Seite zeigen werde."

Doctor Fabian seufzte. „Ich wollte, er verdiente diese Bewunderung weniger. Gerade seine Energie zieht ihm hier täglich einen größeren Haß zu. Ich zittere jedesmal, wenn Waldemar

allein ausreitet, und er ist nie zu bewegen, auch nur die geringste Vorsichtsmaßregel zu beobachten."

„Ja freilich," meinte der Assessor bedenklich. „Dem Volk in Wilicza ist Alles zuzutrauen, sogar ein Schuß aus dem Hinterhalt. Ich glaube, das Einzige, was Herrn Nordeck bisher noch geschützt hat, ist der Umstand, daß er trotzalledem der Sohn der Fürstin Baratowska ist, aber wer weiß, wie lange der nationale Fanatismus das noch respectirt. Was muß das jetzt überhaupt für ein Leben bei Ihnen im Schlosse sein! Niemand begreift es, daß die Fürstin noch bleibt — man weiß es ja, daß sie mit Leib und Seele Polin ist. Es hat wohl schon furchtbare Scenen zwischen ihr und dem Sohne gegeben — nicht wahr?"

„Bitte, Herr Assessor — das sind Familienangelegenheiten," lehnte Fabian ab.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Für Mütter. Auf dem kürzlich in Dresden von Leitern der Blindenanstalten abgehaltenen zweiten Congreß ergab sich bei Besprechung der Augenentzündung der Neugeborenen das traurige Resultat, daß nach Erfahrungen der letzten zehn Jahre von je hundert den Anstalten Deutschlands und Oesterreichs zugeführten Kranken dreißig bis dreiunddreißig durch diese Entzündung ihr Augenlicht verloren hatten. Ein um so bedauernswertheres Ergebniß, als gerade bei dieser Erkrankung der Wissenschaft sichere Mittel zur Heilung und Milderung des sonst beinahe immer ungünstigen Verlaufes zu Gebote stehen, sobald zeitig genug der verderbliche Feind bekämpft wird. Solches kann auf die leichteste Art geschehen, denn der ganze Entzündungsvorgang spielt sich so unbemittelbar vor den Augen der Eltern ab, daß ihnen schon in den ersten Tagen der veränderte Zustand ihres Neugeborenen auffallen muß. Besteht die Entstehungsursache wie gewöhnlich in dem Eindringen von eitrigen Stoffen in das Auge während der Geburt, so kommt die Entzündung am dritten bis siebenten Tage zum Ausbruch; doch können noch in den nächsten drei Wochen, weil gerade in dieser Zeit das Auge durch seine sich vollendende Ausbildung einen großen Blutgehalt besitzt, mannigfache andere Reize, vor Allem nicht gehörige Sauberkeit von Seiten der Mutter die Gefahr heraufbeschwören. Der erste Beginn entgeht in der Mehrzahl der Fälle leider der Beachtung. Das Kind wird lichtscheuer als in den ersten Tagen. Es öffnet nur ungern die Augen, schließt dieselben sofort wieder, blinzelt rascher als vorher. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, daß die Augenlider, vorzüglich des rechten Auges, gerötheter sind und sich an dem oberen Lide bereits eine geringe Anschwellung bemerkbar macht; fast immer tritt jetzt eine vermehrte Thränenabsonderung hinzu. Die Structur des äußeren Auges ist wohl keinem unserer Leser unbekannt. Der schwarze Kreis im Inneren ist die Pupille, durch welche die Lichtstrahlen auf die dahinter liegende Linse fallen; um die Pupille zieht sich die bei den verschiedenen Menschen auf das Mannigfachste gefärbte Regenbogenhaut. Hierauf folgt unmittelbar der bläulich-weiße Augapfel. Die Regenbogenhaut und Pupille werden wie von einer Glasglocke durch die glashelle Hornhaut überwölbt. Ueber die Hornhaut, den sichtbaren Theil des Augapfels und die innere Fläche der Augenlider zieht sich ein dünnes, durchsichtiges Häutchen, die Bindehaut, in welcher hauptsächlich unsere Entzündung zu Tage tritt. Zieht man die Augenlider auseinander und das untere Lid z. B. so weit nach unten, daß die innere Schleimhaut und das Weiße des Auges zum Vorschein kommt, so ist anfänglich nur die intensivere Röthung und geringe Schwellung auffallend; höchstens verlaufen sich einige ausgedehnte Blutgefäße als rothe Streifen über den weißen Augapfel nach der Hornhaut. Diese geringen Anzeichen sollten im Anschluß an die schon genannten Symptome keiner Wärterin und Hebamme entgehen, denn schnell folgt die Weiterentwickelung des Processes.

An die vermehrte Thränenabsonderung schließt sich nunmehr eine gesteigerte Schleimausscheidung an; nicht nur zwischen den Augenlidern, sondern auch auf der Hornhaut sammeln sich überall schleimige Flocken und verleihen dem Auge ein verschleiertes, fast gebrochenes Ansehen. Die sonst so dünne Bindehaut über dem Augapfel beginnt immer mehr zu schwellen; erst umgiebt sie als gerötheter Wall die Regenbogen- und Hornhaut; zuletzt kann sie sogar als rother Wulst aus der Lidspalte hervorragen. Parallel mit dieser Anschwellung geht eine überaus reichliche eitrige oder eitrig blutige Absonderung, so daß fast fortdauernd röthliche oder gelbweiße Flüssigkeit dem armen Kleinen über die Backen herabrinnt. Jetzt erst beginnt durch Betheiligung der glashellen Hornhaut die Gefahr für später. Die Hornhaut trübt sich; neugebildete kleinste Blutgefäße tauchen in ihr auf, die ganzen Zellen werden durchfeuchtet und lösen sich sogar lamellenweise ab. Es entstehen so entweder Geschwüre, welche zuletzt zur Durchlöcherung des Häutchens führen und die dahinterliegenden Gebilde durchtreten lassen, oder die Hornhaut bleibt erhalten, verliert aber nach Ablauf der Entzündung ihre Durchsichtigkeit; eine weiße glänzende Narbe kommt zum Vorschein, durch welche kein Licht hindurchzudringen vermag. Aber auch auf das Allgemeinbefinden muß dieser Zustand bald schädlich einwirken. Die starke eiterige Absonderung, der Schmerz etc. rufen Fieber, allgemeine Unruhe, Appetitlosigkeit hervor, so daß gerade in den Tagen, in welchen der wachsende Körper der Nahrungszufuhr mit am meisten bedarf, er dieselbe nicht nur in ungenügender Menge erhält, sondern sogar noch durch das Fieber und die Entzündung zu einem erhöhten Stoffumsatz veranlaßt wird — Folgeerscheinungen, welche auf die spätere Entwickelung sicherlich ihren nachtheiligen Einfluß ausüben müssen. Glücklicherweise ist es in die Hand der Eltern gelegt, diesen traurigen Ausgang zu vermeiden, wenn sie selbst energisch eingreifen und zeitig genug ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen. Die Verhütung der ganzen Entzündung ist Grundbedingung.

Sobald der kleine Weltbürger genügend zur Besinnung gekommen ist, betrachte man mit Aufmerksamkeit seine Augen, reinige dieselben erst geschlossen und streiche darauf über die Lidränder weg. Dieses geschehe nie, auch später nicht, durch das gewöhnliche Badewasser, sondern man benutze stets ein weißes leinenes Läppchen, eingetaucht in reines abgesondertes laues Wasser. Der Kopf des Kindes blicke im Bettchen nicht gegen das Fenster; den Korb überspanne man in dem oberen Drittel durch ein auf Reifen oder Rohr gelegtes Stück dunkles Zeug. Dabei herrsche die gewissenhafteste Reinlichkeit, und ohne Nachtheil kann das Zimmer, wenn kein Gegenzug vorhanden, täglich gelüftet werden. Auf das Genaueste aber beachte man in den ersten drei Wochen die Augen, um sofort, wenn außergewöhnliche Symptome sich zeigen, einzugreifen. Gegen den Anfang der Entzündung, welcher, wie schon gesagt, in Lichtscheu, vermehrter Thränenabsonderung, stärkerer Röthung und geringer Schwellung der Augenlider besteht, kann nur ein Mittel mit Erfolg angewendet werden, die Kälte. Man lege Leinwandstückchen mehrfach zusammen, sodaß sie ungefähr vier Centimeter im Quadrat bilden, kühle sie durch und durch auf Eis und bedecke damit die erkrankten Augen! Andere Läppchen schiebe man unterdessen zwischen die Eisstückchen, denn schon nach einigen Minuten muß der Wechsel vorgenommen werden, da ein längeres Liegenlassen die Zeugstückchen erwärmt und die Wärme hier das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorbringt. Ein warmer Umschlag befördert die Eiterung und wirkt daher als Gift bei dieser Entzündung. Es ist auch besser, von Zeit zu Zeit zu pausiren, um dann desto energischer die Eisumschläge zu erneuern.

Die Augen wasche man fleißig nach der obigen Methode aus und entferne den Schleim durch Auspinseln mittelst eines feinen in laues Wasser getauchten neuen Haarpinsels. Diese Schleim- und später Eiterabsonderung vermag eben äußerst leicht die Entzündung weiter zu übertragen, entweder, wenn nur ein Auge anfänglich erkrankt, auf das zweite, oder sogar auf andere unvorsichtig mit dem kleinen Patienten in Berührung kommende Kinder. Man verbanne daher Letztere gänzlich aus dem Krankenzimmer und reinige fortdauernd genau die zum Auswaschen gebrauchten Utensilien. Die im Anschluß an die Krankheit oft eintretende Verstopfung beseitige man durch Seifenzäpfchen oder Lauwasserklystiere. Kommt die Entzündung hierdurch nicht zum Stillstande, so ist sofortige ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, bis dahin aber befolge man das beschriebene Verfahren! Die im Eingange citirte ungünstige Statistik macht es aber vor Allem mehr als wünschenswerth, daß die Hebammen, welche sich in ihrem Selbstbewußtsein nie dazu entschließen können, einen Arzt rechtzeitig herbeizurufen, obwohl sie sofort von der Größe der Gefahr unterrichtet sind, gesetzlich zur Anzeige verpflichtet werden, wie es bei vielen ihrer Verrichtungen der Fall ist. Die segensreiche Wirkung dieser Verordnung würde binnen Kurzem zu Tage treten, und mancher Unglückliche, welcher sonst erblindet sein freudenloses Dasein dahinschleppt, könnte der menschlichen Gesellschaft als thätiges Mitglied erhalten bleiben.

Dr. —a—

Neue Beleuchtungsvorrichtungen für Straßen, Plätze, Schiffsräume, Fabriksäle, Theater und Zimmer. Der Ersatz des Gaslichtes durch elektrisches Licht überall da, wo man weitere Räume zu erleuchten hat, erscheint nur noch als eine Frage der Zeit. Bisher war das elektrische Licht mit seinem blendenden Glanze doch immer noch zu kostspielig, um es anders als für besonders festliche Gelegenheiten, bei Illuminationen, im Theater oder auf Leuchtthürmen anzuwenden. Seitdem aber der Pariser Ingenieur Gramme und der Berliner Physiker von Hefner-Alteneck elektromagnetische Maschinen erbaut haben, durch deren Betrieb eine beliebige mechanische Kraft in elektrisches Licht verwandelt wird, kann seine Anwendung zur Beleuchtung unter Umständen geradezu ökonomisch werden, billiger als Gas oder Petroleum. Derartige Apparate sind neuerdings auf Hafenplätzen verwendet worden, um das Ausladen und Befrachten der Schiffe Tag und Nacht fortsetzen zu können, und mehrere russische Schiffe (die kaiserliche Yacht „Livadia" und das Panzerboot „Peter der Große") benutzen dasselbe zur tageshellen Beleuchtung des ganzen Verdeckes. Eine Reihe von Fabriken haben dasselbe eingeführt, um ihre Arbeitssäle zu erleuchten. In der Fabrik von Heilmann, Ducommun und Steinlehre in Mühlhausen im Elsaß sind bereits über Jahr und Tag vier Gramme'sche Maschinen in Thätigkeit, um vier elektrische Lampen zu speisen, die einen sechszig Meter langen und dreißig Meter breiten Arbeitssaal erleuchten. Jede dieser Maschinen kostet freilich 1500 Franken, dafür liefert die von ihr versorgte Lampe aber auch eine Helligkeit, die derjenigen von 100 Carcellbrennern gleichkommt, wobei die Betriebskosten für jede Lampe nur einen Franken in der Stunde betragen.

Indessen ist dieses Licht so grell, daß es, unverhüllt gelassen, Augenkrankheiten erzeugen würde, und daher hat man in einer mechanischen Weberei zu l'Ile Dieu, die dem ehemaligen französischen Finanzminister Pouyer-Quertier gehört, die sinnreiche Einrichtung getroffen, welche Richard Wagner seinem Orchester gegeben; man sieht nämlich die dort angewendeten acht elektrischen Lampen überhaupt nicht, sondern läßt ihr sonnenartiges Licht gegen die weiße Decke des Fabriksaales strömen, von wo es gemildert, wie Himmelslicht, herabkommt und die hundertvierzig in diesem Raume aufgestellten Webstühle tageshell beleuchtet. Hier, wo

bei Ueberschuß von Wasserkraft die Betriebskosten der elektrischen Maschinen nicht in Betracht kommen, betragen die gesammten laufenden Kosten für diese brillante und außerdem jede Feuersgefahr ausschließende Beleuchtung weniger als zehn Pfennige in der Stunde. Letztere Kosten werden lediglich durch die Abnützung der Kohlenstiftchen hervorgerufen, deren durch den elektrischen Strom verursachtes Glühen eben das elektrische Licht darstellt. Diese letztere Abnützung will übrigens ein französischer Physiker Ladiguine in der Folge gänzlich vermeiden, indem er den ununterbrochenen, glühenden Kohlenstift in einem sauerstofffreien Glasbehälter luftdicht eingeschlossen hält, sodaß man künftig bei disponibler Wasserkraft die herrlichste Beleuchtung umsonst haben kann.

Auch im Gasbeleuchtungswesen begegnet man wundersamen Wandlungen. So hat das vor nicht langer Zeit eröffnete neue Pariser Opernhaus eine Rampe erhalten, deren einhundertundzwanzig Gasflammen nicht wie andere rechtschaffene Flammen nach oben brennen, sondern wie diejenigen der verkehrten Welt abwärts züngeln. Sie sind nämlich allesammt in luftdichte Glascylinder eingeschlossen, in denen ein, wie das Gas selber, von oben eintretender scharfer Luftstrom die Flamme mit sich nach unten reißt. Da hierbei die Flammen vollkommen nach außen abgesperrt sind, so entweicht nicht nur kein Dunst und keine Hitze in den Saal, sondern die Tänzerinnen und Sängerinnen dürfen sich auch ohne Gefahr für ihre Kleider und ihr Leben der Rampe nähern, besonders da zugleich die Einrichtung getroffen worden ist, daß jeder springende Cylinder in demselben Augenblicke das Gas selbst absperrt. Diese unterwärts brennende Flammenlinie hat außerdem die Einrichtung, nach oben über die Bühne steigen zu können und dann ihre Vorzüge noch mehr geltend zu machen, da sie nach unten fast keinen Schatten wirft. Aber auch die Zimmerbeleuchtung ist von den modernen Erfindern nicht vernachlässigt worden. Auf der Philadelphia-Industrie-Ausstellung erwirbt sich Verford's Gas-Sonnenlicht-Apparat, das „beste Licht von der Welt“, viele Bewunderer. Es ist eine sehr einfache Idee, die ihm zu Grunde liegt; man könnte sie als die „Schusterkugel im Salon“ bezeichnen. Aber es ist vielmehr nur eine Halbkugel, eine oben offene halbkugelige Glasschale, die, mit Wasser gefüllt, unmittelbar unter dem wagerecht brennenden Schwalbenschwanzbrenner angebracht wird. Dadurch wird nicht nur, ohne dem Zimmer die Beleuchtung zu entziehen, der Hauptlichtstrom auf den darunter befindlichen Arbeitstisch (für Künstler, Graveure, Juweliere, Uhrmacher, Lithographen, für Lesen und Schreiben) verdichtet, sondern den Lichtstrahlen auch der gelbröthliche Antheil und die Hitze, welche das Wasser verschluckt, genommen, sodaß ein kühles, angenehmes und doch kräftiges Licht auf die Handarbeit fällt. Will man das Licht (z. B. für Krankenzimmer) dämpfen, so braucht man nur gefärbtes Wasser anzuwenden. Den gleichen Zweck der Absperrung der Wärmestrahlen erreicht man, nebenbei bemerkt, nach Landsberg's älterem Vorschlage durch Glimmerplatten. C. St.

„Zweitausend Jahre deutschen Lebens.“ So lautet die culturgeschichtliche Aufgabe, welche unser Johannes Scherr sich für ein nationales Prachtwerk „Germania“ gestellt hat. Wie haben unsere Altvordern gelebt, daheim und draußen, in Haus und Familie, in Werkstatt und Feld, in Frieden und Krieg? Wie stand es um Kleidung und Nahrung, um Nothdurft und Luxus, um Vergnügen und Leidwesen vom ersten urkundlichen Deutschen bis zur Gegenwart? Welcher Wandel auf Herd und Tisch, auf Straße und Strom, auf Markt und Meer war nöthig — welche Reihe von Erfindungen vom ersten Glase, vom ersten Messer, vom ersten Hemde, um die Menschen bis zu den Verkehrs- und Verheerswundern unserer Tage vorwärts zu bringen? Die Beantwortung dieser und vieler anderer Fragen soll in Wort und Bild belehrend und schmückend zugleich geschehen, und zwar so, daß die politische Geschichte Deutschlands und der deutschen Länder mit ihren Haupt- und Staatsactionen, Soldaten- und Diplomatenverrichtungen stets nur den Hintergrund zu den Bildern liefert, welche den gleichzeitigen Culturstandpunkt im Leben des Einzelnen, durch alle Stände von der Bauernhütte bis in das Kaiserschloß und von den Alpen bis zu den nordischen Meeren hinauf darzustellen haben. Der Schwerpunkt des Ganzen soll in der Schilderung des häuslichen Lebens beruhen, das zu allen Zeiten der beste Spiegel der Bildung eines Volkes war. — Daß Johannes Scherr vor dieser Aufgabe steht, sichert dem Werke seinen Werth. Wir freuen uns, aus den ersten uns vorliegenden Druckbogen zu erkennen, daß der alte Kämpfer in seiner Darstellung ungewöhnliche Ruhe mit Wärme und Klarheit vereint und so auch innerlich die Würde eines „nationalen Prachtwerkes“ wahrt. Was die Illustration desselben verspricht, dafür lassen wir die Abbildung zeugen, welche auf Seite 703 uns vor ein Patrizierhaus des 16. Jahrh. führt. Die Verlagshandlung (W. Spemann in Stuttgart) scheut sichtlich keine Opfer, um diese „Germania“ zu einem ebenso reichen, wie stattlichen Schatze der Belehrung über den interessantesten Theil unserer Vergangenheit zu machen. —

Zum Kleist-Jubiläum (10. October) sind zwei neue Ausgaben von Bühnendichtungen dieses bedeutendsten unter den Vertretern der romantischen Schule erschienen, welche wir als einen Beweis für das ungeschwächt fortlebende Interesse an dem genialen Dichter freudig begrüßen — Hermann Riotte's Bearbeitung der „Penthesilea“ und Karl Siegen's Ausgabe des „Zerbrochenen Krugs“.

Unter den Repräsentanten jener bedeutsamen Periode unserer Literatur, welche den Uebergang des Schiller-Goethe'schen Classicismus zur Romantik bezeichnet und deren leuchtendster Stern unser Heinrich von Kleist ist, hat wohl Keiner in weitesten Kreisen eine so tiefgehende Sympathie gefunden wie gerade er. Nicht sowohl seine hervorragenden dichterischen Thaten, als vielmehr die wahrhaft erschütternden Schicksale seines persönlichen Lebens, welche gewissermaßen den unheimlich düsteren Hintergrund bilden, von dem sein poetisches Schaffen sich um so wirkungsvoller abhebt, haben sein melancholisches Haupt mit dem Glorienschein umgeben. Heinrich von Kleist, der Dichter sowohl wie der Mensch, ist im Bewußtsein seiner Nation längst zu einer romantischen Gestalt geworden, romantisch, wie seine Dichtungen selbst. Aber über den Schöpfer hat man die Geschöpfe vergessen. Abgesehen vom „Käthchen von Heilbronn“ und allenfalls vom „Prinzen von Homburg“, sind Heinrich von Kleist's Dramen nur einem kleinen Theile der Nation bekannt geworden. Wer kennt heutzutage „Die Familie Schroffenstein“, wer die „Hermann-Schlacht“ und die anderen dramatischen Schöpfungen unseres Dichters? Nur eine kleine Gemeinde. Um so verdienstvoller ist das Erscheinen der beiden oben genannten fleißigen und einsichtsvollen Bearbeitungen Kleist'scher Dichtungen. Sie kamen zur Jubiläumsfeier unseres Romantikers gerade rechtzeitig, um die deutsche Literatur- und Bühnenwelt auf den großen Namen eines Dichters auf's Neue hinzuweisen, der gleich ausgezeichnet ist durch die Kraft und Kühnheit seiner dramatischen Gestaltungsgabe, wie durch die Größe und Eigenart seines excentrischen Naturells, der zugleich über echte Weihe des Gedankens und hinreißende Leidenschaft des Gefühls verfügt und, was die realistische Kraft seines dramatischen Schaffens und Bildens betrifft, den Ehrentitel eines deutschen Shakespeare nicht unwürdig trägt.

Es ist nicht gut, allein zu sein.

(Mit Abbildung Seite 711.)

Es ist nicht gut, allein zu sein.
Auf welchen Pfaden man auch wand're,
Der Augenblick stellt doch sich ein,
Wo eine Hand wohl braucht die and're.
Ob Lebenspfad' ob Wandelgänge,
Ob hoch im Fels, ob tief im Hain,
Es thut nicht gut so auf die Länge,
Es ist nicht gut, allein zu sein.

Auf eb'nem Weg mit jungem Muth
Ist's leicht: „Selbst ist das Weib!“ zu sagen.
Doch gilt's, durch Berg- und Schicksalsfluth
Den Sprung von Fels zu Fels zu wagen,
Willkommen ist in Scherz und Harme
Die treue, starke Stütze dann.
Die liebe Anmuth fest im Arme
Frohlockt sein Herz: „Selbst ist der Mann!“

Es giebt gar manchen Uebergang,
Der ist nicht lächelnd zu beschreiten.
Oft wär' dem Einen angst und bang,
Hielt' Hand und Herz nicht fest am Zweiten.
Und ist das Schwere überstanden,
Wie stimmen da so froh mit ein
Die Zwei, die sich zusammen fanden:
Es ist nicht gut, allein zu sein.

Fr. Hofmann.

Kleiner Briefkasten.

E. W. in N. Bitte, „belästigen“ Sie nur ferner so fort! Ihre Sendungen sind stets willkommen.

M. in G. Wenn der Herr Dr. med. in K. den Unsinn, von dem Sie berichten, wirklich vom Stapel gelassen hat, stecken Sie ihn sofort in ein Irrenhaus!

Dr E. W. Nicht geeignet! Wohin haben wir das Manuscript zu dirigiren?

Zur Nachricht, daß der Schluß des Artikels: „Bilder und Skizzen aus Potsdam“ in nächster Nummer erscheint.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. – In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Ich begreife die Discretion,“ sagte Hubert, der vor Begierde brannte, irgend etwas zu erfahren, was er bei seiner Rückkehr in L. erzählen konnte, wo man sich jetzt mehr als je mit dem jungen Gutsherrn von Wilicza und seiner Mutter beschäftigte. „Aber Sie wissen gar nicht, was für schreckliche Geschichten man sich in der Stadt darüber erzählt. Herr Nordeck soll damals, als er sich so entschieden für uns erklärte, eine ganze Verschwörung auseinandergesprengt haben, die in den Kellergewölben seines Schlosses zusammenkam und bei der Graf Morynski und Fürst Baratowski den Vorsitz führten. Als die Fürstin sich dazwischen werfen wollte, soll ihr der Sohn die Pistole auf die Brust gesetzt und sie ihm ihren Fluch entgegen geschleudert haben, und dann sind sie Beide – –“

„Wie kann man in L. solche alberne Märchen glauben!“ rief der Doctor unwillig. „Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß auch nicht eine einzige dieser extravaganten Scenen zwischen Waldemar und seiner Mutter stattgefunden hat. Sie sind Beide nicht danach geartet; im Gegentheil, sie stehen sehr — höflich miteinander.“

„Wirklich?“ fragte der Assessor mißtrauisch. Er ließ die Geschichte von der Pistole und dem Fluche augenscheinlich nur sehr ungern fahren — sie sagte ihm weit mehr zu, als diese nüchterne Erklärung. „Aber die Verschwörung hat doch bestanden,“ setzte er hinzu. „Und Herr Nordeck hat sie auseinandergesprengt; er allein gegen zweihundert Hochverräther. Ach, daß ich damals nicht hier gewesen bin! Ich war drüben in Janowo, wo ich leider gar nichts entdeckte. Fräulein Margarethe ist doch sonst so klug. Ich begreife nicht, wie sie sich damals so vollständig täuschen lassen konnte. Jetzt freilich wissen wir, daß das ganze geheime Waffenlager hier in Wilicza versteckt war, wenn Herr Nordeck das auch nun und nimmermehr zugeben will.“

Der Doctor schwieg und sah sehr verlegen aus. Die Erwähnung Janowos brachte ihn noch immer aus der Fassung. Zum Glück waren sie gerade jetzt an die Stelle gelangt, wo der Weg nach dem Schlosse abbog. Fabian verabschiedete sich von seinem Gefährten, und dieser ging allein nach dem Gutshofe.

Hier fand inzwischen eine Unterredung zwischen dem Administrator und seiner Tochter statt, die eine erregte Wendung zu nehmen drohte. Gretchen wenigstens hatte eine ganz kriegerische Stellung eingenommen. Sie stand vor ihrem Vater, die Arme trotzig übereinandergeschlagen, den Kopf mit den blonden Flechten zurückgeworfen, und stampfte sogar mit ihrem Füßchen auf den Boden, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben.

„Ich sage Dir, Papa, ich mag den Assessor nicht. Und wenn er noch ein halbes Jahr lang um mich herumseufzt und Du ihm noch so sehr das Wort redest, ich lasse mir kein Ja abzwingen!“

„Aber Kind, es ist ja nicht die Rede davon, Dich zu zwingen,“ beruhigte der Vater. „Du weißt ja, daß Du ganz Deinen freien Willen hast, aber die Sache muß doch endlich einmal zur Sprache kommen. Wenn Du bei Deinem Nein beharrst, darfst Du Hubert wirklich nicht länger Hoffnung machen.“

„Ich mache ihm keine Hoffnung,“ rief Gretchen, fast weinend vor Aerger. „Im Gegentheil, ich behandle ihn ganz abscheulich, aber das hilft nichts. Seit der unglücklichen Schnupfenpflege bildet er sich steif und fest ein, ich erwidere seine Gefühle. Wenn ich ihm heute einen Korb gäbe, so würde er lächelnd antworten: ‚Sie irren sich, mein Fräulein; Sie lieben mich doch‘ – und morgen wäre er wieder da.“

Frank nahm die Hand seiner Tochter und zog sie näher zu sich heran. „Gretchen, sei einmal vernünftig und sage mir, was Du eigentlich gegen den Assessor einzuwenden hast. Er ist jung, leidlich hübsch, nicht unvermögend und kann Dir eine höchst angenehme gesellschaftliche Stellung bieten. Ich gebe zu, daß er manche Lächerlichkeiten an sich hat, aber eine vernünftige Frau wird schon etwas aus ihm machen. Die Hauptsache aber ist, daß er Dich bis zur Narrheit liebt, und Du sahst ihn ja anfangs gar nicht mit so ungünstigen Augen an. Was hat Dich denn gerade in der letzten Zeit so gegen ihn eingenommen?“

Gretchen blieb die Antwort auf diese Frage schuldig, die sie etwas in Verlegenheit zu setzen schien, aber sie faßte sich bald wieder.

„Ich liebe ihn nicht,“ erklärte sie mit der größten Bestimmtheit. „Und ich will ihn nicht, und ich nehme ihn nicht.“

Dieser kategorischen Erklärung gegenüber blieb dem Vater nun freilich nichts weiter übrig, als die Achseln zu zucken, was er denn auch that.

„Nun, meinetwegen!“ sagte er unmuthig. „Dann werde ich dem Assessor aber klaren Wein einschenken, ehe er uns diesmal verläßt. Bis zu seiner Abreise will ich damit warten; vielleicht besinnst Du Dich noch bis dahin.“

Die junge Dame machte eine sehr geringschätzige Miene darüber, daß der Vater ihr eine solche Inconsequenz zutraute. Es schien ihre Seelenruhe nicht im Mindesten zu stören, daß sie soeben den Stab über das Lebensglück des armen Assessors

gebrochen hatte, denn sie setzte sich gleichmüthig an ihren Nähtisch, nahm ein dort liegendes Buch und begann zu lesen.

Der Administrator ging, noch immer ein wenig ärgerlich, im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor seiner Tochter stehen.

„Was ist denn das für ein dicker Band, den ich jetzt fortwährend in Deinen Händen sehe? Eine Grammatik vermuthlich. Studirst Du so eifrig Französisch?"

„Nein, Papa," sagte Gretchen. „Die Grammatik ist viel zu langweilig, als daß ich sie so oft in die Hand nehmen sollte. Ich" — sie legte feierlich die Hand auf das Buch — „ich studire gegenwärtig die Geschichte des Germanenthums."

„Was studirst Du?" fragte der Administrator, der seinen Ohren nicht traute.

„Die Geschichte des Germanenthums!" wiederholte seine Tochter mit unglaublichem Selbstgefühl. „Ein ausgezeichnetes Werk, ein Werk voll der allertiefsten Gelehrsamkeit! Willst Du es auch einmal lesen? Hier ist der erste Band."

„Laß mich in Ruhe mit Deinem Germanenthum!" rief Frank. „Ich habe genug mit dem Slaventhum zu thun. Aber wie kommst Du denn zu diesem gelehrten Zeuge? Ganz sicher durch den Doctor Fabian, aber das ist gegen die Abrede. Er hat versprochen, Dich im Französischen zu üben, und statt dessen bringt er Dir alte Scharteken aus seiner Bibliothek, von denen Du kein Wort verstehst."

„Ich verstehe Alles," rief das junge Mädchen beleidigt. „Und es ist auch keine alte Scharteke; es ist ein ganz neues Werk, das Doctor Fabian selbst geschrieben hat. Es macht ungeheueres Aufsehen in der Gelehrtenwelt, und zwei unserer ersten wissenschaftlichen Berühmtheiten, Professor Weber und Professor Schwarz, liegen sich bereits in den Haaren darüber und über die angehende dritte, den Doctor nämlich. Aber Du sollst sehen, Papa, er wird noch einmal größer, als beide zusammengenommen."

„Schwarz?" sagte der Administrator nachsinnend. „Das ist ja der berühmte Onkel unseres Assessors an der Universität zu J. Nun, da kann Doctor Fabian von Glück sagen, wenn eine solche Autorität sich überhaupt mit seinen Werken befaßt."

„Professor Schwarz versteht gar nichts," erklärte Gretchen zum Entsetzen ihres Vaters und mit der Unfehlbarkeit eines akademischen Richters. „Er wird sich mit seiner Kritik des Fabian'schen Buches ebenso blamiren, wie der Assessor mit der Verhaftung des Herrn Nordeck. Natürlich, es sind ja Onkel und Neffe — das liegt so in der Familie."

Jetzt schien die Sache dem Administrator doch etwas bedenklich zu werden; er sah seine Tochter forschend an. „Du bist in diesen Universitätsgeschichten ja so bewandert wie ein Student. Du scheinst das unumschränkte Vertrauen des Doctor Fabian zu genießen."

„Das genieße ich auch," bestätigte Gretchen. „Aber es hat sehr viel Mühe gekostet, ihn dahin zu bringen. Er ist so schüchtern, so zurückhaltend, obwohl er doch ein so bedeutender Mensch ist. Ich habe ihm das Alles erst im Laufe der Zeit und Wort für Wort abfragen müssen. Sein Buch wollte er mir anfangs gar nicht geben, aber da wurde ich böse, und ich möchte wohl sehen, was er mir verweigert, wenn ich ihm ein Gesicht mache."

„Höre, Kind, ich glaube, der Assessor hat einen sehr dummen Streich gemacht, als er Deine französischen Uebungen veranlaßte," brach Frank jetzt los. „Dieser stille, blasse Doctor mit seiner sanften Stimme und seinem schüchternen Wesen hat es Dir wahrhaftig angethan und ist allein schuld an der schlimmen Behandlung, die Du dem armen Hubert zu Theil werden läßt. Du wirst doch keine Thorheiten machen? Der Doctor ist nichts weiter als ein ehemaliger Hauslehrer, der bei seinem früheren Zöglinge lebt und eine Pension von ihm bezieht. Wenn er dabei gelehrte Werke schreibt, so mag das ein Vergnügen für ihn sein, aber Geld bringt dergleichen nicht ein und am allerwenigsten ein gesichertes Einkommen. Zum Glück ist er zu schüchtern und auch wohl zu vernünftig, um auf Deine Vorliebe für ihn irgend eine Hoffnung zu bauen, aber ich halte es doch für besser, wenn die französischen Stunden jetzt ein Ende nehmen, und werde das auf schickliche Weise einzuleiten suchen. Wenn Du, die kaum die Geduld hat, einen Roman zu Ende zu lesen, jetzt die Geschichte des Germanenthums studirst und Dich dafür begeisterst, blos weil Doctor Fabian sie geschrieben hat, so ist mir das doch bedenklich."

Die Tochter sah bei dieser väterlichen Ermahnung sehr unzufrieden aus und bereitete sich zu einem nachdrücklichen Protest, als der Inspector mit einer Meldung eintrat. Gleich darauf verließ Frank mit ihm das Zimmer, und Fräulein Margarethe blieb in einer höchst ärgerlichen Stimmung zurück. Assessor Huber hätte gar nichts Schlimmeres thun können, als in einer solchen Stunde zu erscheinen, aber sein gewöhnlicher Unstern führte ihn natürlich gerade jetzt herein. Er war, wie immer, die Aufmerksamkeit und Artigkeit selbst, der Gegenstand seiner Wünsche aber zeigte eine so ungnädige Laune, daß er eine Bemerkung darüber nicht unterdrücken konnte.

„Sie scheinen verstimmt, Fräulein Margarethe," begann er nach mehreren vergeblichen Versuchen, ein Gespräch anzuknüpfen. „Darf man den Grund wissen?"

„Ich ärgere mich, daß gewöhnlich gerade die bedeutendsten Menschen so sehr viel Schüchternheit und so gar kein Selbstvertrauen haben," fuhr Gretchen heraus, die mit ihren Gedanken ganz wo anders war.

Das Antlitz des Assessors verklärte sich förmlich bei diesen Worten. Bedeutende Menschen — Schüchternheit — kein Selbstvertrauen — ja freilich, er war damals mitten im Anlauf stecken geblieben und noch heute nicht bis zu einer Erklärung gekommen. Die junge Dame trug allerdings selbst die Schuld daran, aber es verletzte sie doch, daß er so wenig Selbstvertrauen zeigte. Das mußte unverzüglich wieder gut gemacht werden. Der Wink konnte ja gar nicht deutlicher gegeben werden.

Gretchen sah schon in der nächsten Minute ein, was sie mit ihren unvorsichtigen Worten, die Hubert natürlich auf seine eigene Person bezog, angerichtet hatte. Sie brachte schleunigst ihre Geschichte des Germanenthums vor ihm in Sicherheit, denn der Doctor hatte ihr das Versprechen abgenommen, dem Neffen seines literarischen Gegners nichts davon zu verrathen, und beschloß, ihre Uebereilung durch möglichste Ungezogenheit wieder gut zu machen.

„Sie brauchen nicht mit einem solchen Polizeiblick um mich herum zu gehen, Herr Assessor," sagte sie. „Ich bin keine Verschwörung, und das ist ja doch das Einzige auf der Welt, was Sie interessirt."

„Mein Fräulein," versetzte der Assessor würdevoll, aber doch etwas verletzt, denn er war sich bewußt, schmachtend und durchaus nicht polizeimäßig geblickt zu haben. „Sie werfen mir meinen Amts- und Pflichteifer vor, und doch glaube ich mir gerade daraus ein Verdienst machen zu können. Auf uns Beamten lastet die ganze Sorge für die Ordnung und Sicherheit des Staates; uns danken es Tausende, daß sie Abends ihr Haupt ruhig niederlegen können; ohne uns —"

„Nun, wenn Sie allein für unsere Sicherheit sorgten, dann wären wir hier in Wilicza längst todtgeschlagen worden," unterbrach ihn das junge Mädchen. „Es ist nur ein Glück, daß wir Herrn Nordeck haben; der schafft uns nachdrücklicher Ruhe als das ganze Polizeidepartement von L."

„Herr Nordeck scheint jetzt überall einer außerordentlichen Bewunderung zu genießen," bemerkte Hubert empfindlich. „Auch bei Ihnen."

„Ja, auch bei mir," bestätigte Gretchen. „Ich bedaure es aufrichtig, aber meine Bewunderung gilt nun einmal Herrn Nordeck und keinem Andern."

Sie warf einen sehr anzüglichen Blick auf den Assessor, aber dieser lächelte nur.

„Ah, dieser Andere würde auch niemals das kalte, fremde Gefühl der Bewunderung beanspruchen," versicherte er. „Er hofft auf ganz andere Regungen in einer verwandten Seele."

Gretchen sah, daß die Ungezogenheit ihr gar nichts half. Hubert steuerte unverwandt und unbeirrt auf die Erklärung los. Das junge Mädchen hatte aber gar keine Lust, ihn anzuhören; es war ihr unangenehm, ihm ein Nein geben zu müssen, und sie fand es weit bequemer, das durch ihren Vater abmachen zu lassen. Deshalb fuhr sie mit der ersten besten Frage dazwischen, die ihr gerade in den Sinn kam.

„Sie haben mir ja so lange nichts von Ihrem berühmten Onkel in J. erzählt. Was macht er denn jetzt?"

Der Assessor, der in dieser Frage nur ihre Theilnahme an seinen Familienangelegenheiten erblickte, ging bereitwillig darauf ein.

„Mein armer Onkel hat in der letzten Zeit sehr viel Aerger und Verdruß gehabt," berichtete er. „Es existirt an der Universität eine Gegenpartei — welches wahrhaft Große hätte nicht seine Neider und Feinde!? — an deren Spitze Professor Weber steht. Dieser Herr hascht förmlich nach Popularität; die Studenten hängen mit blinder Vorliebe an ihm; alle Welt spricht von seiner Liebenswürdigkeit, und mein Onkel, welcher dergleichen Kunstgriffe verschmäht und sich überhaupt nie um die öffentliche Meinung kümmert, wird von allen Seiten angefeindet. Jetzt hat die Gegenpartei, einzig ihm zum Aerger, einen ganz obscuren Menschen auf den Schild gehoben und unterfängt sich, dessen Erstlingswerk neben die Schwarz'schen Schriften über den Germanismus zu setzen."

„Es ist wohl nicht möglich," meinte Gretchen.

„Neben die Schriften meines Onkels," wiederholte der Assessor mit großartiger Entrüstung. „Ich kenne weder den Namen, noch die näheren Umstände. Mein Onkel liebt es nicht, sich in seinen Briefen über Einzelheiten auszusprechen, aber die Sache hat ihn dermaßen geärgert, und sein Conflict mit dem Professor Weber ist zu einer solchen Höhe gediehen, daß er daran gedacht hat, seine Entlassung zu nehmen. Es ist natürlich nur eine Drohung; man läßt ihn in keinem Falle fort. Die Universität erlitte ja durch sein Ausscheiden eine bedenkliche Schädigung, aber er hielt es doch für nothwendig, einen Druck auf die betreffenden Persönlichkeiten zu üben."

„Ich wollte, das wirkte," sagte Gretchen mit einem solchen Ausdruck des Ingrimms, daß Hubert betroffen einen Schritt zurücktrat, aber gleich darauf trat er zwei näher.

„Es beglückt mich sehr, daß Sie ein solches Interesse an dem Ergehen meines Onkels nehmen. Auch er interessirt sich bereits für Sie. Ich habe ihm oft von dem Hause und der Familie geschrieben, wo ich eine so liebenswürdige Aufnahme gefunden habe, und er würde mit Freuden hören, daß ich dieser Familie —"

Da war er schon wieder so weit. Das junge Mädchen sprang in voller Verzweiflung auf, lief an das gerade offen stehende Clavier und begann zu spielen. Aber sie unterschätzte die Beharrlichkeit des Bewerbers, denn schon in der nächsten Minute stand er neben ihr und hörte zu.

„Ah, der Sehnsuchtswalzer! Mein Lieblingsstück! Freilich, die Musik vermag es am besten, die Gefühle des Herzens auszudrücken — nicht wahr, Fräulein Margarethe?"

Fräulein Margarethe fand, daß sich heute Alles gegen sie verschworen habe. Es war zufällig das einzige Stück, das sie auswendig wußte, und sie wagte nicht aufzustehen und Noten zu holen, denn die Miene des Assessors verrieth, daß er nur auf eine Pause im Spiel wartete, um den Gefühlen seines Herzens Worte zu geben. So ließ sie denn den Sehnsuchtswalzer mit vollster Kraft und im Tempo eines Sturmmarsches über die Tasten hinrasen. Es klang fürchterlich, und es sprang eine Saite dabei, aber der Lärm wurde glücklich so arg, daß er jede etwaige Liebeserklärung übertönen mußte.

„Sollte das Fortissimo wohl hier am Platze sein?" wagte Hubert zu bemerken. „Ich meinte immer, das Stück müsse im schmelzenden Piano gespielt werden."

„Ich spiele es im Fortissimo," erklärte Gretchen und schlug auf die Tasten, daß die zweite Saite sprang.

Der Assessor war etwas nervös; er fuhr zusammen. „Sie werden das schöne Instrument verderben," sagte er, sich mit Mühe verständlich machend.

„Wozu giebt es Clavierstimmer in der Welt?" rief Gretchen. Als sie merkte, daß der musikalische Lärm dem Assessor unangenehm wurde, steigerte sie ihn zu einer ganz unglaublichen Höhe und opferte kaltblütig die dritte Saite. Das half endlich. Hubert sah ein, daß man ihn heute nicht zu Worte kommen lassen wollte, und trat den Rückzug an, ärgerlich, aber mit unerschüttertem Vertrauen. Die junge Dame hatte ihn ja damals beim Schnupfenfieber mit so rührender Aufmerksamkeit gepflegt, und heute hatte sie ihn einen bedeutenden Menschen genannt und ihm Mangel an Selbstvertrauen vorgeworfen. Freilich, ihr Eigensinn blieb unberechenbar, aber sie liebte ihn dennoch.

Als er fort war, stand Gretchen auf und schloß das Clavier. „Drei Saiten sind gesprungen," sagte sie wehmüthig und doch mit einer gewissen Befriedigung. „Aber ich habe ihn richtig wieder nicht zur Erklärung kommen lassen. Und das Uebrige kann Papa besorgen." Damit setzte sie sich wieder an den Nähtisch, holte das Buch hervor und vertiefte sich auf's Neue in die Geschichte des Germanenthums. —

Es war einige Stunden später, als Waldemar Nordeck von L. zurückkehrte, wohin er heute Morgen geritten war. Er kam jetzt öfter dorthin; der Verkehr zwischen dem Schlosse und der Stadt war überhaupt lebhafter geworden. Der Umstand, daß Wilicza gerade die Grenzwaldungen einschloß und daß man der dortigen Bevölkerung am wenigsten traute, machte manche Besprechungen und Verständigungen hinsichtlich der zu nehmenden Maßregeln nothwendig, und der Präsident wußte zu gut, welche feste energische Stütze er in dem jungen Gutsherrn hatte, um ihn nicht stets mit der größten Zuvorkommenheit aufzunehmen. Auch heute war Waldemar bei ihm gewesen und dort mit einigen der höheren Beamten und Officiere aus L. zusammengetroffen, und die sämmtlichen Herren fanden auf's Neue ihre schon früher gehegte Meinung bestätigt, daß der junge Nordeck im Grunde doch eine durchaus kalte unempfindliche Natur sei. Jeden Anderen würde das gezwungen feindselige Verhältniß der eigenen Mutter und dem eigenen Bruder gegenüber doch wenigstens gedrückt und gequält haben, ihn schien es gar nicht zu berühren. Er war wie immer ernst zurückhaltend, aber entschlossen und bereit, die einmal gewählte Stellung bis auf's Aeußerste zu behaupten.

Waldemar hatte freilich allen Grund, den Fremden diese ruhige Stirn zu zeigen; er wußte, daß sein Verhältniß zu seiner Mutter das Tagesgespräch in L. bildete und daß die abenteuerlichsten Gerüchte darüber die Runde machten — da galt es ihnen wenigstens nicht neue Nahrung zu geben. Jetzt, wo er sich allein und unbeachtet wußte, stand ein Zug verbissenen Schmerzes in seinem Gesichte, der nicht weichen wollte, und die Stirn war so finster umwölkt, wie sie vorhin klar gewesen. Er ritt im Schritte vorwärts, ohne auf die Umgebung zu achten, und hielt bei einer Kreuzung des Weges fast mechanisch sein Pferd an, um einen Schlitten vorbei zu lassen, der in vollem Galopp herankam und dicht an ihm vorüberfuhr.

Normann bäumte sich plötzlich in die Höhe. Der Reiter hatte den Zügel mit so wilder Heftigkeit an sich gerissen, daß das Thier erschrak und einen jähen Sprung seitwärts machte. Dabei gerieth es aber mit den Hinterfüßen in einen nur lose vom Schnee verdeckten Graben, der längs der Fahrweges hinlief; es strauchelte und wäre fast mit seinem Herrn zu Fall gekommen.

Waldemar brachte es schnell genug wieder aus dem Graben und auf die Höhe des Weges, aber der leichte Unfall schien ihn, den kühnen unerschrockenen Reiter, gänzlich aus der Fassung gebracht zu haben. Sie fehlte ihm noch vollständig, als er sich dem Schlitten näherte, welcher auf einen Zuruf der Dame still gehalten hatte.

„Verzeihen Sie, Gräfin Morynska, wenn ich Sie erschreckt habe! Mein Pferd scheute vor der plötzlichen Begegnung mit den Ihrigen."

Wanda war sonst schreckhaften Regungen nicht leicht zugänglich; vielleicht trug weniger der Schrecken als das unerwartete Zusammentreffen — das erste seit drei Monaten — die Schuld an der tiefen Blässe, die noch auf ihrem Antlitze lag, als sie erwiderte:

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?"

„Ich wohl nicht, aber mein Normann —"

Er vollendete nicht, sondern sprang rasch aus dem Sattel. Das Pferd hatte offenbar eine Verletzung an einem seiner Hinterfüße erlitten. Es hielt ihn, wie im Schmerz, emporgezogen und verweigerte das Auftreten damit. Waldemar untersuchte flüchtig den Schaden und wandte sich dann wieder zu der jungen Gräfin.

„Es ist nicht von Bedeutung," sagte er in demselben kalten gezwungenen Tone wie vorhin. „Ich bitte Sie, Ihre Fahrt deswegen nicht zu unterbrechen." Er grüßte und trat zur Seite, um den Schlitten vorüber zu lassen.

„Wollen Sie denn nicht wieder aufsteigen?" fragte Wanda, als sie sah, daß er die Zügel um seinen Arm schlang.

„Nein! Normann hat sich am Fuße beschädigt und hinkt bedeutend. Es ist ihm schon schmerzhaft genug, nur aufzutreten. Er kann unmöglich noch einen Reiter tragen."

„Es sind aber noch zwei Stunden Wegs nach Wilicza," bemerkte Wanda. „Die können Sie doch nicht zu Fuß und im langsamen Schritte zurücklegen."

„Es wird mir doch nichts Anderes übrig bleiben," versetzte Nordeck ruhig. „Mindestens muß ich mein Pferd bis zum nächsten Dorfe führen, wo ich es abholen lassen kann."

„Aber dann wird es dunkel, ehe Sie das Schloß erreichen."

„Das thut nichts; ich kenne den Weg."

Die junge Gräfin warf einen Blick auf den Weg nach Wilicza, der sich schon nach einer kurzen Strecke im Walde verlor; sie wußte, daß diese Waldumgebung ihm blieb bis in die unmittelbare Nähe des Schlosses.

„Wäre es nicht besser, Sie bedienten sich meines Schlittens?" sagte sie leise, ohne aufzublicken. „Mein Kutscher kann Ihr Pferd ja inzwischen nach dem Dorfe bringen."

Waldemar sah sie betroffen an; das Anerbieten schien ihn auf's Höchste zu überraschen.

„Ich danke. Sie fahren doch jedenfalls nach Rakowicz?"

„Der Umweg über Rakowicz ist nicht groß," fiel Wanda hastig ein, „und von dort aus können Sie das Gefährt allein benutzen." Die Worte klangen seltsam gepreßt, beinahe angstvoll. Waldemar ließ langsam den Zügel niedergleiten. Es vergingen einige Secunden, ehe er antwortete:

„Ich thue doch wohl besser, direct nach Wilicza zu gehen."

„Ich bitte Sie aber, das nicht zu thun, sondern mit mir zu fahren."

Diesmal sprach die Angst so unverkennbar aus Wanda's Stimme, daß die Weigerung nicht erneuert wurde. Nordeck übergab dem Kutscher, der auf den Wink seiner Herrin abgestiegen war, das Pferd mit der Weisung, es möglichst schonend nach dem bezeichneten Dorfe zu führen, wo es abgeholt werden würde. Er selbst bestieg den Schlitten, aber er schwang sich auf den hinten befindlichen Kutschersitz und ergriff die Zügel. Der Platz neben der jungen Gräfin blieb leer.

Die Fahrt ging in tiefem Schweigen vor sich. Das Anerbieten war so einfach und selbstverständlich; die entschiedene Ablehnung wäre seltsam, ja beleidigend gewesen zwischen zwei so nahen Verwandten, aber die Unbefangenheit hatten die Beiden längst verlernt, und dies unerwartete Wiedersehen raubte ihnen den letzten Rest davon. Waldemar wendete seine Aufmerksamkeit ausschließlich den Zügeln zu, und Wanda hüllte sich fester in ihren Pelz, ohne auch nur einmal den Kopf umzuwenden.

Man stand bereits im Anfange des März, aber der Winter schien diesmal gar nicht weichen zu wollen. Kurz vor dem Scheiden ließ er noch einmal all seine Schrecken los über die arme Erde, die schon dem ersten Frühlingshauche entgegen harrte. Ein tagelang andauerndes Schneegestöber hüllte sie auf's Neue in das weiße Leichengewand, das sie mühsam abgestreift hatte. Wieder starrte die Landschaft in Schnee und Eis, und Sturm und Kälte stritten miteinander um die Oberhand.

Der Sturm und das Schneetreiben hatten sich zwar seit heute Morgen gelegt, aber trotzdem war es ein so trüber kalter Winternachmittag, als stehe man noch im December. Die Pferde griffen kräftig aus, und der Schlitten schien auf der glatten Bahn zu fliegen, aber der eisige Hauch dieses winterlichen Märztages lag auch auf den beiden Insassen, die in ihrem Schweigen beharrten. Sie waren seit jener Stunde am Waldsee zum ersten Male wieder allein, und so düster und melancholisch jener Herbstabend auch gewesen war, mit seinem fallenden Laube und seinen wogenden Nebelgestalten, damals regte sich doch wenigstens noch das Leben der Natur, wenn auch nur im Sterben, jetzt war auch das zu Ende. Es lag eine Todtenstille auf den weiten Feldern, die sich so weiß und endlos ausdehnten. Nichts als Schnee ringsum, so weit das Auge reichte! Die Ferne verhüllte sich in trüben Nebel, und den Himmel deckte finsteres Schneegewölk, das schwer und träge dahinzog; sonst war Alles starr und todt in dieser winterlichen Oede und Einsamkeit.

Der Weg verließ jetzt das freie Feld und bog in die Waldung ein, die bisher seitwärts geblieben war. Auf dem tieferen windgeschützten Waldwege lag der Schnee so hoch, daß die Pferde nur im Schritte zu gehen vermochten. Der Führer ließ die Zügel sinken, die er bisher straff gehalten hatte, und aus der schwindelnd schnellen Fahrt wurde ein leises Dahingleiten. Die dunklen Tannen zu beiden Seiten beugten sich schwer unter der Schneelast, die sie trugen. Einer der tief herniederhängenden Zweige streifte Waldemar's Haupt, und eine ganze Wolke von weißen Flocken ergoß sich über ihn und seine Begleiterin. Diese wendete sich jetzt zum ersten Male halb nach ihm um und sagte, auf die Bäume deutend:

„Durch solchen dichten Forst führt der Weg nach Wilicza ununterbrochen."

Waldemar lächelte flüchtig. „Das ist mir nicht neu. Ich mache den Weg ja oft genug."

„Aber nicht zu Fuße und bei einbrechender Dämmerung! Wissen Sie es nicht oder wollen Sie es nicht wissen, daß das eine Gefahr für Sie ist?"

Das Lächeln verschwand aus Nordeck's Zügen und machte dem gewohnten Ernste Platz. „Wenn ich noch daran zweifelte, so würde die Kugel mich belehrt haben, die neulich, als ich von der Grenzförsterei zurück kam, an meinem Kopfe so dicht vorüberflog, daß sie mir fast das Haar streifte. Der Schütze ließ sich nicht blicken; er schämte sich vermuthlich seiner — Ungeschicklichkeit."

„Nun, wenn Sie bereits die Erfahrung gemacht haben, so ist Ihr stetes Alleinreiten geradezu eine Herausforderung," rief Wanda, die es nicht vermochte, ihren Schrecken bei dem Berichte vollständig zu verbergen.

„Ich reite niemals unbewaffnet," versetzte Waldemar gelassen, „und gegen einen Schuß aus dem Hinterhalte schützt mich keine Begleitung. Den augenblicklichen Verhältnissen in Wilicza gegenüber ist die Macht der Persönlichkeit überhaupt das Einzige, was noch wirkt. Wenn ich Furcht zeige und mich mit Vorsichtsmaßregeln umgebe, ist es zu Ende mit meiner Autorität. Wenn ich fortfahre, den Angriffen allein die Spitze zu bieten, wird man davon ablassen."

„Und wenn jene Kugel nun getroffen hätte?" fragte Wanda mit leise bebender Stimme. „Sie sehen doch, wie nahe Ihnen die Gefahr war."

Der junge Mann beugte sich halb über ihren Sitz.

„Wollten Sie mich einer ähnlichen Gefahr entziehen, als Sie vorhin auf meine Begleitung bestanden?"

„Ja," war die kaum hörbare Antwort.

Er schien eine Erwiderung auf den Lippen zu haben, aber wie von einer Erinnerung durchzuckt, richtete er sich plötzlich wieder auf und griff fester in die Zügel, während er mit aufquellender Bitterkeit sagte:

„Das werden Sie schwerlich vor Ihrer Partei verantworten können, Gräfin Morynska."

Sie wandte sich jetzt vollständig nach ihm um, und ihr Auge begegnete dem seinigen.

„Nein, denn Sie haben ihr offene Feindschaft angesagt. Es lag in Ihrer Hand, uns den Frieden zu bieten. Sie erklärten uns den Krieg."

„Ich that, was ich mußte. Sie vergessen, daß mein Vater ein Deutscher war."

„Und Ihre Mutter ist eine Polin."

„Sie brauchen mich nicht mit diesem Tone des Vorwurfs daran zu erinnern," sagte Waldemar. „Der unselige Zwiespalt hat mir allzu viel gekostet, als daß ich ihn auch nur auf eine Minute vergessen könnte. Er verschuldete schon die Trennung zwischen meinen Eltern; mir hat er die Kindheit vergiftet, die Jugend verbittert und die Mutter geraubt. Sie hätte mich vielleicht geliebt wie ihren Leo, wenn ich ein Baratowski gewesen wäre wie er. Daß ich der Sohn meines Vaters war, habe ich bei ihr am schwersten büßen müssen. Wenn wir uns jetzt auch politisch gegenüberstehen, so ist das nur die Consequenz der Vergangenheit."

„Die Sie mit eiserner Stirn durchführen," rief Wanda auflodernd. „Jeder Andere würde eine Aussöhnung, einen Ausgleich gesucht haben; der würde zwischen Mutter und Sohn ja doch möglich gewesen sein."

„Zwischen Mutter und Sohn vielleicht, aber nicht zwischen der Fürstin Baratowska und mir. Sie stellte mich vor die Wahl, entweder Wilicza und mich selber willenlos ihren Interessen dienstbar zu machen, oder ihr den Krieg zu erklären. Ich habe das Letztere vorgezogen, und sie sorgt dafür, daß auch nicht einen Tag Waffenstillstand ist. Wenn es nicht noch immer den Streit

um die Herrschaft gälte, so hätte sie mich längst schon verlassen; mir galt ihr Bleiben gewiß nicht."

Wanda gab keine Antwort. Sie wußte, daß er Recht hatte, aber es drängte sich ihr unwillkürlich die Gewißheit auf, daß gerade dieser Mann, der allgemein für so kalt und unempfindlich galt, das Verhältniß zu seiner Mutter mit einer grenzenlos tiefen und schmerzlichen Bitterkeit empfand. In den seltenen Momenten, wo er überhaupt sein Inneres aufschloß, kam er immer wieder darauf zurück. Die Gleichgültigkeit der Mutter gegen ihn und ihre unbegrenzte Liebe zu dem jüngeren Sohne war der Stachel gewesen, der sich schon in die Seele des Knaben gesenkt hatte — der Mann konnte das noch heute nicht verwinden.

Die kurze Waldstrecke lag bereits hinter ihnen, und jezt, wo die Pferde ihre Schnelligkeit zurückgewannen, tauchte auch bald Rakowicz auf. Waldemar wollte in den Hauptweg einlenken, der dorthin führt, aber Wanda wies nach einer anderen Richtung.

„Ich bitte Sie, mich am Eingange des Dorfes aussteigen zu lassen. Ich gehe die kurze Strecke gern zu Fuß, und Sie bleiben auf dem Wege nach Wilicza."

Nordeck sah sie einen Moment schweigend an. „Das heißt, Sie wagen es nicht, in meiner Begleitung in Rakowicz zu erscheinen. Freilich, ich vergaß, daß man Ihnen das nie verzeihen würde. Wir sind ja Feinde."

„Wir sind es durch Ihre Schuld allein," erklärte Wanda. „Es zwang Sie Niemand, uns den Gegner zu zeigen. Unser Kampf gilt nicht Ihrem Vaterlande; er wird drüben auf fremdem Boden gekämpft."

„Und wenn die Ihrigen siegen auf diesem Boden?" fragte Waldemar langsam und scharf. „Wer kommt dann zunächst an die Reihe?"

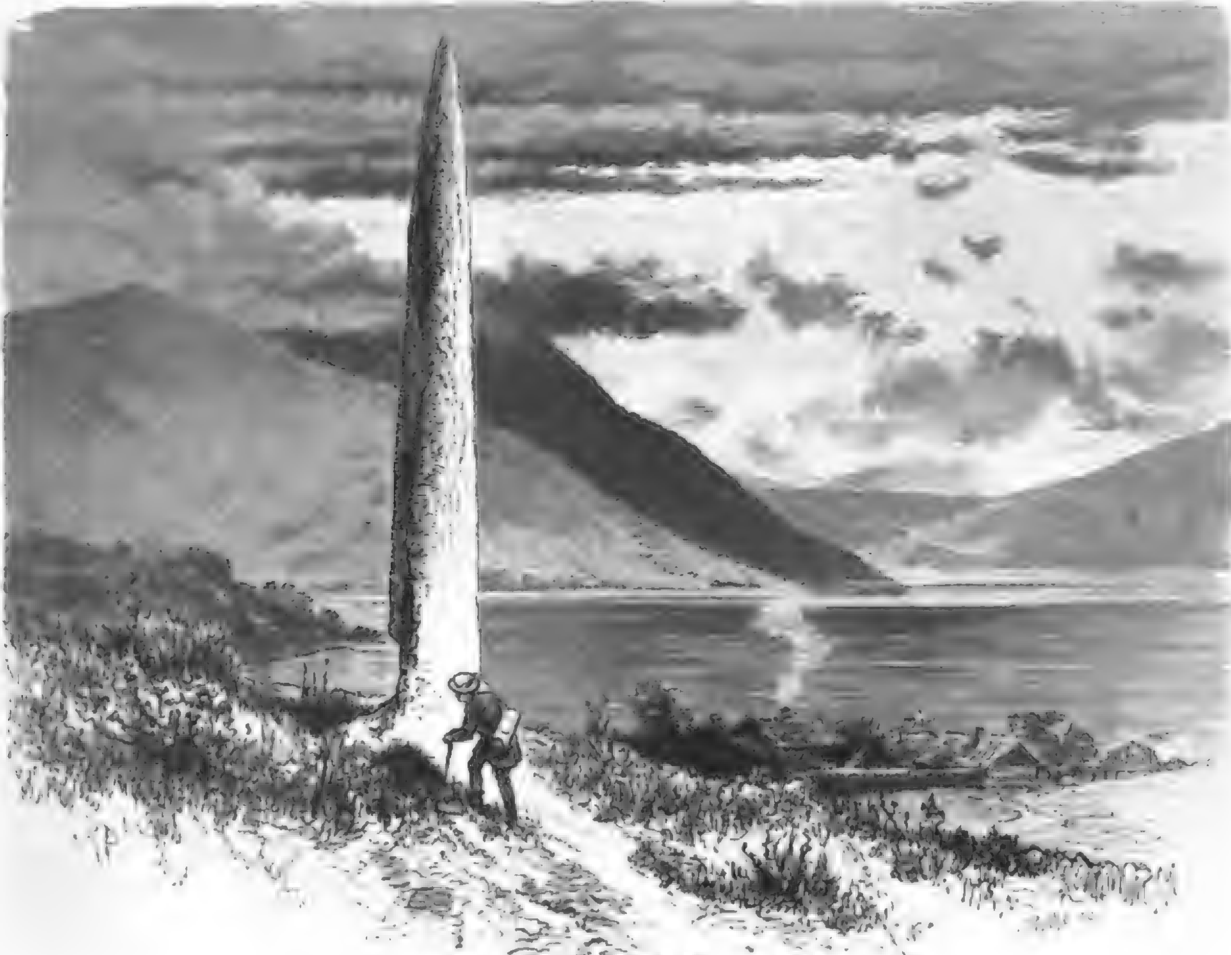
Die junge Gräfin schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

An den Stätten der Frithjofsage.

Norwegische Landschaftsskizze.

Was bei einem Besuche Norwegens in der Regel unsere Bewunderung zuerst wach ruft, das sind seine ungeheueren Raumverhältnisse. Der Westsaum der schroff in's Meer abfallenden Gebirgsmasse Skandinaviens ist hundert Meilen länger als der äußere Bogen des mitteleuropäischen Alpenlandes von der Riviera di Ponente am Mittelmeere bis hinüber zur Donauniederung bei Wien. Thäler und Höhen, der tief in's Land eindringende Fjord (Meerbusen), Seen und Flüsse verbreiten sich über Räume, die an Längenausdehnung die im mittleren und südlichen Theile unseres Continentes herrschenden Maße oft weit überbieten. Die Vorstellung hiervon ist bei uns zu Lande noch lange nicht allgemein geläufig. Norwegische Binnenseen, welche dem Genfer oder Bodensee an Ausdehnung gleichkommen oder sie übertreffen, sind bei uns Vielen kaum dem Namen nach bekannt.



Der „Balderstein" im Sognefjord.
Nach einer Skizze auf Holz übertragen von R. Püttner.

Ueber dreißig Meilen, also in einem Umfange wie etwa von München bis Heidelberg oder von Berlin bis an Rügens Nordküste, schneidet der Sognefjord in die hochaufgerichteten Felsmassen des westlichen Norwegens ein. Das Gulbrandsthal, von Anfang bis zu Ende ein reines Gebirgsthal, erstreckt sich über drei und einen halben Breitengrad in seiner Hauptrichtung von Nordwest nach Südost. Man vergleiche einmal damit das Inn- oder Rhonethal, soweit sie dem Alpenbereiche angehören! Das Bergrevier, welches auf der Süd- und Nordseite dem Sognefjord zugekehrt ist und mit seinen steilen Thalschluchten in

die große Wasserstraße einmündet, heißt Sogn. Ein Flächenraum von etwa hundert geographischen Quadratmeilen, auf welchem noch nicht vierzigtausend Menschen leben. Es ist das eine eigene Welt für sich, deren Pulsader der mit steigender Pracht seiner Felsufer bis an die Schwelle des norwegischen „Riesengebirges“, der Jotuefjelde, eindringende Fjord bildet. Nach Nord und Süd greifen seine Seitenarme in's anlagernde Hochland. Das sind die schönsten Partien im Sogn, ein wundersamer Wechsel mannigfacher Stimmungsbilder, die bald bis zum Schreckhaften wild und gewaltig, bald mit überraschender Fruchtbarkeit und lieblicher Scenerie alle Vorurtheile von der Eintönigkeit der skandinavischen Bergwelt zu heben vermögen.

In der dreifachen Länge des Genfer Sees trägt der Sognefjord Leben und Verkehr in's Herz der unwegsamsten Regionen Norwegens. Das ist die hohe Bedeutung der eigenartigen Verschlingung von Land und Meer an der skandinavischen Westküste. Die landschaftlichen Reize allein sind es nicht, die uns die norwegischen Fjorde interessant machen. Als wichtigste Verbindungswege sind sie von unschätzbarem Nutzen für das angrenzende Land. Ohne das belebende Eingreifen dieser Wasseradern in die Gebirgsmasse wäre Norwegen ein plumper, ungegliederter Felskoloß, ähnlich dem wüsten, flacheren Labrador jenseits des Oceans.

Der Fjord ist die große Hauptstraße für alle angrenzenden Thäler, und mehr als die unwegsamen Hochebenen der Halbinsel und die sie durchschneidenden Thäler des Binnenlandes sind die Küsten, Buchten und Vorgebirge der Fjorde und die Schären an ihren Eingängen der Schauplatz der großen Ereignisse, namentlich in der älteren Geschichte Norwegens. Die geschützteren Lagen im Innern dieser Meeresarme mußten frühzeitig zu fester Besiedelung anlocken. Aus ihnen gingen aber auch die Wikingerzüge der Vorzeit hervor; von dort kamen die Raubschiffe der gefürchteten Normannen nach Friesland und England, Irland und Schottland, nach den Küsten Frankreichs, Spaniens und Italiens. An den gesichertsten Stellen der Fjorde tagten auch in alter Zeit jene gemeinsamen Obergerichte, die „Thinge“ der norwegischen Fylke, welche letzteren unseren altgermanischen Gaugenossenschaften entsprechen. So besuchten die acht Fylke der Thrönder alljährlich das Thing zwei Meilen nördlich von Drontheim, welches auf einer tief in die Seebucht einspringenden Landzunge, Frosto, gehalten ward. Der gelehrte Erforscher der skandinavischen Alterthümer, Gerhard Schöning (gestorben 1780 zu Kopenhagen), fand dort noch sechsunddreißig große Steine im Viereck gereiht, mit zwei größeren in der Mitte.

Im Vergleiche mit den anderen größeren Fjorden Norwegens, dem Stavanger- und Hardanger-Fjord mit ihren eigenthümlich umgebogenen Querarmen, oder dem Molde- und Drontheim-Fjord, die polypenartig, wie ungeheuere Krabben, in's Land eingreifen, hat der Sogne-Fjord eine einfachere und regelmäßigere Zeichnung. Die Länge seines Hauptarmes aber übertrifft die aller anderen. Der von Bergen abgehende Dampfer braucht vom Eingange in den eigentlichen Fjord, von Sognefest im Westen bis nach Laerdalsören im Osten, dreiunddreißig Stunden und ist dabei nicht in alle großen Nebenarme eingelaufen. Würde man in alle größeren und kleineren Seitenfjorde hinein und wieder zurück fahren, so wäre dies von Sognefest bis Skjolden im innersten Winkel des Lysterfjord eine Fahrt von mehr als sechszig norwegischen oder nahezu hundert geographischen Meilen. Die ganze Länge des Bodensees von Bregenz bis Constanz legt man mit dem Dampfer bekanntlich in drei und einer halben, die ganze Thalfahrt von Mainz bis Köln in beiläufig sieben Stunden zurück. Wo in der Mitte des Sognefjords der große Seitenarm des Fjärlandsfjord nordwärts biegt, am Balestrand, ist der angebliche Schauplatz der Frithjofssage. Dort, glaubt man, war das kleine Reich des Königs Bele gelegen. Auf dem steilen Felsvorsprung, der noch den Namen der Baldershöhe trägt, stand der Sage nach der Tempel, welchen Frithjof in Asche legte. Gegenüber aber lag Framnäs, die Wohnung Frithjofs. Unweit davon ist auch die historische Stätte jener denkwürdigen Seeschlacht zwischen den beiden jugendlichen Kämpfern um die norwegische Königskrone, des Magnus Erlingsson und Sverrir's, jenes Heldenkampfes in der magischen Helle einer nordischen Juninacht (1184), der mit der Niederlage des ersteren endigte. Zwei Tage nach der blutigen Schlacht zog man die Leiche Königs Magnus aus der Wassertiefe.

Jetzt zeigt die Landschaft das Bild einer großartigen Ruhe. Es ist einer der gesegnetsten Striche des Sogn; Gehöft an Gehöft, Fruchtgarten an Fruchtgarten reiht sich auf meerumrauschten Hügeln, über welchen hochgebirgige Massen aufsteigen. Und zwischen den Wohnstätten der Gegenwart ragen am Seegestade noch jene Bautasteine empor, die kunstlosen Obelisken der nordischen Vorzeit, von welchen unsere Abbildung einen der größeren, den sogenannten „Baldersten“, zeigt.

Die landschaftliche Scenerie des Sognefjord, namentlich in den inneren Verzweigungen desselben, steht an wilder Großartigkeit auch hinter den berühmtesten Partien eines Vierwaldstätter Sees nicht zurück. Ich habe diese Felsenscenerien bei strahlender Tagesbeleuchtung und in später Nachtstunde, im Sonnenroth erglühend, gesehen. Mir schien, als stiegen die Bergkolosse des Sogn in viel wuchtigeren Gebilden aus den Wassertiefen auf als jene der Alpen. Und wo sie zurückweichend dem Meeresgewässer neue Eingänge eröffnen, weit hinein in den Schooß des Gebirges, da tritt uns mitten im wilden Felsbereich oftmals eine unerwartete Anmuth und Fülle der Vegetation entgegen.

Einige Striche des Sogn sind in Norwegen als das eigentliche Revier berühmter Bäume bekannt. Ein ganzer Kirschwald breitet seinen Schatten über den grasigen Abhang bei Urnes, am Fuße der gewaltigen Felsreihen des Lysterfjord. In den Obstgärten des schönen Sognedalsfjord, einer anderen nördlichen Verzweigung des großen Sognefjords, werden unter dem 61. Grade nördlicher Breite nicht nur mancherlei Sorten von Aepfeln und Birnen, sondern auch edlere Obstarten gezogen, die auf den Markt nach Bergen wandern; in günstigen Sommern reift dort sogar die Traube am Spalier. Und doch ist man nur wenige Stunden von dem Bereiche des ewigen Schnees und der Gletscher entfernt, von der kolossalsten Firnenmasse des europäischen Festlandes, des Jostedalsbrae. Seine Eisströme reichen weit hinab, bis auf einige hundert Meter an das obere Ende der Seitenfjorde des Sogn.

Einst war auch das ganze Bett des jetzigen Sognefjords mit Gletschermassen angefüllt. Die Spuren des sogenannten „Schliff“ folgen von der Höhe des Gebirges herab den zum Hauptfjord sich hinabziehenden Thälern und den Ufern des Fjords selbst; draußen an den Suleninseln, am Eingange in denselben, sind sie heute noch erkennbar. Da und dort ziehen auf dem Grunde des Meeresarmes mächtige Barren von Ufer zu Ufer, vielleicht die Endmoränen einstiger Gletscher.

So hat denn auch diese Felsen- und Wasserwelt in ihrer erhabenen Schönheit schon die Forschung auf jenem Gebiete der naturwissenschaftlichen Erkenntniß wach gerufen, welches uns in die ungemessenen Zeiträume der Erdgeschichte hinaufführt. **M. A.**

Ein neues Reichsinstitut.

Wer eine einigermaßen bedeutende Zeitung zur Hand nimmt, erblickt darin seit Beginn dieses Jahres in jeder Nummer an bestimmter Stelle die Publication eines Instituts, das, erst seit kurzer Zeit vollständig organisirt, schon zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Es ist, wenn auch nur mittelbar, eine jener Errungenschaften, welche wir dem Jahre 1870 verdanken. Denn nur ein geeinigtes deutsches Reich, im Besitz von überall gleich organisirten Verkehrsanstalten, war befähigt ein Institut in's Leben zu rufen, das in Folge seines umfassend nationalen, ja theilweise sogar internationalen Charakters mehr als manche andere Reichsanstalt eine Concentrirung aller Kräfte, ein ungestörtes Ineinandergreifen aller Organe zur Lebensbedingung hat.

Wenn man in Hamburg auf der sogenannten Elbhöhe steht und von da aus die ungemein anziehende Aussicht auf die hier schon recht breite Elbe mit ihren Häfen, Quais, Werften und dem hohen stolzen Mastenwald von Hunderten vor Anker liegender Schiffe genießt, erblickt man zur Rechten, jenseits des jetzt in schöne Gartenanlagen verwandelten ehemaligen Stadtgrabens eine

stattlichen Ziegelsteinbau in Eckhausform, in dessen Mitte ein kurzer Thurm mit hoher Fahnenstange und Windfahne sich erhebt. Dieses von prangendem Grün umgebene Gebäude ist das sogenannte „Seemannshaus", in welchem beschäftigungslose Seeleute ein gutes und billiges Unterkommen, erkrankte die nöthige Pflege finden und das gleichzeitig alten in Sturm und Wetter ergrauten „Theerjacken" für die letzten Lebenstage ein ruhiges, stilles Asyl gewährt. In diesem Gebäude befindet sich nun auch gleichzeitig das neue Reichsinstitut, die deutsche Seewarte.

Schon im Jahre 1865 ergingen von verschiedenen Seiten, besonders von Frankfurt am Main, in Folge des damals zuerst auftretenden Projects einer deutschen Nordpolexpedition auch Anregungen zur Gründung eines Instituts, welches nach Art der in England und Nordamerika schon länger bestehenden ähnlichen Anstalten, durch Bearbeitung der von deutschen Capitainen zur See geführten meteorologischen Journale zur Sicherung und Abkürzung der Seereisen beitragen sollte. In Folge der damaligen politischen Verhältnisse konnte erst im Jahre 1868 die Hamburger Handelskammer mit der Errichtung einer „Norddeutschen Seewarte" vorgehen, wobei sie von den Bremer und vielen anderen bedeutenden deutschen Rhedern unterstützt wurde. Der private Charakter der Anstalt aber und die geringen Mittel, über welche sie verfügte, gefährdeten ihre Existenz und ihr Ansehen im In- und Ausland, obgleich das inzwischen neu erstandene Reich eine Subvention bewilligt hatte und 1872 in Folge dessen der Name des Instituts in „Deutsche Seewarte" umgeändert wurde. Namentlich fehlte jede größere Ausdehnung des Sturmwarnungswesens und der Wettertelegraphie. Die Reichsregierung beschloß daher die Uebernahme des Instituts in das Reichsbudget. Der dahin gehende Gesetzentwurf wurde vom Reichstag am 14. December 1874 unverändert angenommen, obwohl sich Stimmen gegen den Sitz der Anstalt in Hamburg erhoben und dieselbe vielmehr als eine deutsche Centralanstalt für die Physik der Erde nach Berlin verlegt wissen wollten.

Für die Neuorganisation wurden als einmaliger Aufwand 65,000 Mark und für den Betriebsfond als jährliche Unterstützung 74,800 Mark bewilligt, wovon 50,000 Mark auf Besoldung und Remunerationen und 24,800 Mark auf sächliche Ausgaben kommen. An Stelle des bisherigen Leiters des Instituts, Wilhelm von Freeden, trat der wirkliche Admiralitätsrath Professor Neumayer, dessen Streben schon von Jugend an auf das Inslebentreten eines solchen Instituts in Deutschland gerichtet gewesen war und der, wenn auch oft fern vom Vaterlande, stetig dafür gewirkt hatte. Durch seine weiten Seereisen in das Südpolarmeer, ferner als langjähriger Leiter des Observatoriums zu Melbourne in Südaustralien und später als Hydrograph der kaiserlich-deutschen Marine war er wohl mit am befähigtsten, die schwierige Stelle eines Vorstehers der neu zu organisirenden Anstalt zu übernehmen.

Die Hamburger Centralstelle der Seewarte zerfällt in vier Abtheilungen mit je einem Vorstand, welcher direct unter dem Leiter derselben steht. Es sind dies die Herren Wagner, Koldewey, Köppen und Rümker. Letzterer ist zugleich Director der Hamburger Sternwarte. Außer sechs Hülfsarbeitern und mehreren Bureau- und Unterbeamten sind noch neunzehn Nebenstellen vorhanden, nämlich Agenturen ersten und zweiten Ranges und Vorstände der Normalbeobachtungsstationen. Das ganze Institut ist dem Chef der kaiserlichen Admiralität unterstellt.

Die erste Abtheilung ist für maritime Meteorologie bestimmt, und werden an derselben nur mit dem Seewesen ganz Vertraute, ehemalige Capitaine ɩc., angestellt, während an den anderen Abtheilungen auch durch Universitätsstudien hinreichend Vorgebildete, die mit dem Seewesen nicht bekannt zu sein brauchen, Anstellung finden. Alles, was sich auf die physikalischen Verhältnisse des Meeres und auf die meteorologischen Erscheinungen, soweit deren Kenntniß der Schifffahrt von Nutzen ist, bezieht, wird von dieser Abtheilung gesammelt und bearbeitet. Zu dem Zwecke wurden im Laufe dieses Geschäftsjahres an über zweihundert Schiffe meteorologische Beobachtungsjournale von dieser Section abgegeben, von denen innerhalb desselben Zeitraums fast hundertfünfzig, mit Beobachtungen gefüllt, wieder zurückgeliefert wurden. Da man aber beabsichtigt, in nächster Zeit den Grundsatz in aller Strenge durchzuführen, nur solche Journale anzunehmen, deren Beobachtungen mit Instrumenten der Seewarte selbst gewonnen worden sind, so wird sich wohl nach den Erfahrungen, die das meteorologische Büreau in London hierbei gemacht hat, die Zahl derselben vermindern. Dafür wird man aber die Sicherheit haben, daß nur genaue Beobachtungsreihen in Rechnung gezogen werden. Eine specielle Aufgabe dieser Abtheilung ist ferner die Bearbeitung aller nautisch wichtigen Beobachtungen, die sich auf den atlantischen Ocean zwischen zwanzig und fünfzig Grad nördlicher Breite beziehen. Auf Grund derselben wird auch beabsichtigt, ein Segelhandbuch für dieses Meer herauszugeben. Außerdem wurden auch besondere schriftliche Segelanweisungen für bestimmte Routen an fünfzig Capitaine auf deren Verlangen abgegeben; in Zukunft beabsichtigt man gedruckte Segelanweisungen zu publiciren. Die Arbeit, welche dieser Abtheilung durch die Verwaltung und Controle der zahlreichen Agenturen der Seewarte in verschiedenen Hafenstädten der Nord- und Ostseeküste erwächst, ist eine nicht unbedeutende. Der Abtheilungsvorstand hat auch den Verkehr mit dem nautischen Publicum zu besorgen, namentlich durch Erklärung der Segelanweisungen und Besprechung der zu wählenden Seewege das Verständniß der Capitaine für die Ziele und Absichten der Seewarte zu heben und so indirect auch auf die Rheder einzuwirken.

Die zweite Abtheilung befaßt sich mit der Prüfung von Instrumenten und hat die literarischen Publicationen des Instituts zu besorgen; auch ist derselben die Bibliothek der Seewarte untergeordnet. Letztere ist, wenn auch natürlich noch nicht umfangreich, so doch schon recht werthvoll. Sie besteht hauptsächlich aus dem elfhundert Bände ausmachenden Theile der Bibliothek des berühmten Meteorologen, Professor Dove, welchen die Anstalt zu einem mäßigen Preise erworben hat. Außerdem enthält sie noch zahlreiche Land- und Seekarten.

Der wiederholt bei Gelegenheit von Unglücksfällen zu Tage tretende bedauerliche Umstand, daß von mechanischen Werkstätten zuweilen ganz unbrauchbare, fehlerhafte Instrumente an Schiffsführer verkauft werden, welche letztere meist nicht im Stande sind, dieselben auf ihre Güte hin genau zu prüfen und sich vor Schaden zu bewahren, hatte schon längst die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf sich gezogen, und es erschien sehr wünschenswerth, diesen großen Uebelständen abzuhelfen. Es übernahm deshalb diese Abtheilung die Prüfung der von den Capitainen eingelieferten Barometer und Thermometer, Sextanten und Compasse, von welchen Instrumenten besonders die beiden letzteren Gattungen eingehende Beachtung finden. Es hat sich diese Einrichtung als eine sehr nützliche erwiesen. Die Mechaniker verwenden seitdem mehr Sorgfalt auf die Anfertigung ihrer Apparate, lassen dieselben sogar schon theilweise selbst durch die Seewarte prüfen, was ihnen dann durch besondere Certificate bescheinigt wird. Dadurch ist es den Capitainen ermöglicht, wirklich brauchbare und zuverlässige Instrumente zu erlangen. Es wurden im ersten Jahre sechshundert derartige Apparate geprüft, und ist diese Einrichtung ein nicht zu unterschätzender Nutzen der Seewarte.

Die Magnetnadel ist bekanntlich für den Seemann eines der unentbehrlichsten Instrumente, die ihn mitten durch die großen Wasserwüsten der Oceane den sicheren Weg finden lehrt. Nun erleidet dieselbe jedoch durch die Nähe von Eisenmassen bedeutende Störungen und Ablenkungen (Deviationen). Mit der wachsenden Zahl eiserner Schiffe, die durch das Nieten und Hämmern bei ihrem Baue stets magnetisch werden, wächst mehr und mehr die aus diesen Störungen und Ablenkungen entstehende Gefahr. Die Nichtbeachtung derselben zählt jedenfalls mit zu den Ursachen der Katastrophen, die neuerdings verschiedene große Eisendampfer betroffen haben.

Eine genaue Untersuchung des Verhaltens der Compasse an Bord eiserner Schiffe war daher eine Hauptaufgabe dieser Section. Eine angemessene Zahl solcher Fahrzeuge wurde bisher schon darauf hin untersucht, was durch gleichzeitige sich gegenseitig controlirende Beobachtungen am Lande und an Bord bei Richtung der Schiffslängsaxe nach den zweiunddreißig Compaßstrichen geschieht; ferner wurde Schiffsbaumeistern in Bezug auf die beste Construction der Compaßaufstellung Rath ertheilt, wie auch für eine Zahl älterer eiserner Segelschiffe und Dampfer Deviationstabellen berechnet wurden. Ein kleines Modell, das in einem Zimmer der Seewarte aufgestellt ist, veranschaulicht deutlich die Ablenkungsfehler, welche durch die eisernen Deckbalken, Maste ɩc. bei einer Cursänderung des Schiffes entstehen. Dieser Abtheilung

lag es in dem vergangenen Winter ferner ob, an die kaiserliche Admiralität Berichte über Untersuchungen und Verbesserungsvorschläge in Betreff des einer Reorganisation so sehr bedürfenden Nebel- und Nachtsignalwesens der Schiffe abzugeben.

Die angestrengteste Thätigkeit, deren Resultate dem Publicum wohl auch am meisten vor Augen kommen, liegt der dritten Abtheilung ob, die sich mit Küstenmeteorologie und Sturmwarnungswesen beschäftigt. Ihr war bei der Errichtung der Seewarte die sehr schwierige Aufgabe gestellt, eine vollständig neue Organisation der Beobachtungsweisen und der Stationen, gemäß den Beschlüssen des ersten Meteorologencongresses zu Wien, in's Leben zu rufen. Dies ist ihr vollständig gelungen. Ein geordnetes meteorologisches Beobachtungssystem ist nun schon fünfzehn Monate in voller Thätigkeit, und seit dem 15. Februar werden täglich Witterungsberichte und Karten herausgegeben, die Großbritannien, Scandinavien, fast das ganze europäische Rußland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich und Deutschland umfassen. Diese sogenannten synoptischen Karten, auf denen die zu gleicher Ortszeit an den verschiedenen Stationen angestellten Beobachtungen eingetragen sind, lassen den Witterungszustand dieser Länder sofort erkennen. Die auf Null Grad und auf das Meeresniveau reducirten Barometerstände sind neben den Stationen in Millimetern eingetragen. Nach diesen Zahlen werden Linien gezogen, die durch alle die Orte gehen, welche gleiche Barometerhöhen haben; um die Karten nicht unübersichtlich zu machen, geschieht dies jedoch nur für je fünf Millimeter Differenz. Diese Linien, die Isobaren heißen, geben die beste Uebersicht über die Vertheilung des Luftdruckes. Die Windrichtung wird durch mit der Luftströmung fliegende Pfeile angegeben; die Windstärke läßt sich an der Zahl der Federn an der Fahne der Pfeile erkennen, und zwar steigt dieselbe mit der Stärke des Windes von eins bis sechs; es bedeutet mithin ein Pfeil mit sechs Federn einen heftigen Orkan mit einer Geschwindigkeit von über dreißig Meter die Secunde, oder circa hundertzwanzig Kilometer die Stunde, was einem Luftdruck von über fünfundneunzig Kilogramm auf den Quadratmeter gleichkommt. Ein Pfeil mit einer Feder dagegen bedeutet ganz schwachen Wind von ein bis vier Meter Geschwindigkeit die Secunde, oder vier bis vierzehn Kilometer die Stunde, mithin nur einen Druck von circa 1,5 Kilogramm auf dieselbe Fläche.

Die Art der Bewölkung erkennt man an dem Aussehen der kleinen Kreise, welche die Stationen darstellen. Wenn das Innere derselben leer ist, so ist der Himmel an den betreffenden Orten ganz heiter; ist das obere rechte Viertel der Kreise schwarz ausgefüllt, so ist der Himmel leicht bewölkt; halb bedeckt ist er dagegen, wenn die rechte Hälfte schwarz ist; fast bedeckt, wenn nur noch das obere linke Viertel weiß gelassen ist; ein ganz schwarzer Kreis bedeutet endlich ganz überzogenen Himmel. Eine zweite derartige synoptische Witterungskarte stellt ferner die Temperaturverhältnisse, den Niederschlag (Regen wird durch einen schwarzen Punkt in der Station, Schnee durch einen Stern, Hagel durch ein schwarzes Dreieck, Gewitter durch eine Zickzacklinie bezeichnet) und den Seegang an den Küstenstationen dar.

Das zur Construction dieser Karten nöthige meteorologische Material wird der Seewarte außer von den sieben von dem Institute unmittelbar abhängigen Normalbeobachtungsstationen (Memel, Neufahrwasser, Swinemünde, Keitum, Borkum 2c.) noch von sämmtlichen deutschen Stationen, unter denen wir nur Crefeld, Münster, Karlsruhe, Bamberg, Trier, Leipzig, Kassel, Berlin, Breslau und Thorn nennen wollen, täglich ein- oder von manchen sogar zweimal telegraphisch eingesandt und ist diesen Depeschen vor allen anderen Privattelegrammen der Vorrang eingeräumt. Hierzu kommen noch die täglichen telegraphischen Witterungsberichte von sechsundvierzig Stationen des Auslandes, deren Zahl man bald auf sechszig zu bringen hofft, wenn England, das bis jetzt nur von Valentia an der Westküste von Irland, Thurso an der Nordspitze Schottlands und Yarmouth Berichte einsendet, ferner Schweden und Italien mit ihren sämmtlichen Stationen diesem telegraphischen Wechselverkehre beigetreten sein werden. Es hat eine unendliche Arbeit und Geduld erfordert, bis dieser ausgedehnte Depeschenaustausch in's Leben getreten ist, dessen Zustandekommen ein nicht geringes Verdienst des bewährten Leiters des Instituts ist.

Da die Seewarte seit Kurzem mit allen Stationen in directer telegraphischer Verbindung steht, so ist das sehr beschwerliche Abholen der Depeschen von dem fast eine halbe Stunde entfernten Telegraphenamte Hamburg weggefallen. Gegen halb zehn Uhr Morgens kommen die ersten Depeschen an, denen dann rasch die übrigen folgen, sodaß um zehn Uhr sämmtliche Berichte des Inlands zur Hand sind. Eine Auswahl derselben wird sofort auf telegraphischem Wege an ausländische Institute, so z. B. nach London, Paris, Brüssel, Stockholm, Petersburg, Wien 2c. und außerdem noch an einige größere deutsche Zeitungen, die Abendnummern herausgeben, gesandt. Kaum ist dies geschehen, so laufen schon die Berichte obiger ausländischer Institute ein, und nun wird sofort mit der Bearbeitung des gewonnenen Materials begonnen. Die inländischen Telegramme werden mit Berechnung der Aenderungen geordnet und mit autographischer Tinte auf besonderes Papier geschrieben. Behufs Versendung dieser Berichte an alle größeren Zeitungen mit den Nachmittagsschnellzügen muß diese Arbeit um zwölf Uhr beendet sein, worauf sogleich die Absendung in die Druckerei und von da zur Post erfolgt.

Nun wird sofort zur Zeichnung der Wetterkarten mit bereits fertigem Netz und Länderumrissen geschritten, die nach Vollendung auf autographischem Wege vervielfältigt werden. Bis um vier Uhr sind dieselben soweit fertig, daß die erste Pause eintreten kann, die bis etwas nach fünf Uhr dauert, wo dann die Nachmittagsberichte einlaufen, deren Bearbeitung theilweise in der Druckerei selbst erfolgen muß, damit dieselben noch in die soweit zum Drucke fertigen Karten eingetragen werden können; außerdem kommt noch eine kurze Uebersicht über die Aenderungen seit den Morgenbeobachtungen hinzu. Um acht Uhr sind diese Karten fertig und werden durch die Nachtschnellzüge an den Ort ihrer Bestimmung gebracht. Der jedenfalls sehr billige Preis (inclusive täglicher portofreier Zusendung) von fünfzehn Mark vierteljährlich ermöglicht es Manchem, der Interesse für Meteorologie hat, diese höchst belehrenden und sauber ausgeführten Karten durch das nächste Postamt zu beziehen. Die allgemeine Verbreitung derselben würde für das Publicum wegen der daraus zu ziehenden Wetterprognosen von großem Nutzen sein. Könnten nicht auch die Besitzer großer Restaurants, die jährlich für Zeitungen so viel Geld verausgaben, auf diese Karten abonniren? Sie würden dadurch gewiß manchem ihrer Gäste einen erwünschten Dienst erweisen. Doch davon später!

Die dritte Abtheilung besorgt außerdem noch die Sturmwarnungen. Zu diesem Zwecke soll schon in diesem Herbste ein hoher Signalapparat vor dem weithin sichtbaren Seemannshause aufgestellt werden, an dem durch verschiedenartige Stellungen von Flaggen und aus Weidengeflecht hergestellten großen Kugeln und kegelförmigen Körpern der Seemann erkennen kann, ob Gefahr im Anzug ist. Ein solcher Apparat soll später in allen größeren Häfen aufgestellt werden, und es steht dann zu hoffen, daß durch ihn gar mancher Unglücksfall vermieden werden wird. Waren doch in England im Jahre 1872 auf hundert Sturmwarnungen einundsechszig wirkliche Stürme und zwanzig starke Winde gefolgt. — Die vierte Abtheilung beschäftigt sich ausschließlich mit der Prüfung von Chronometern, die dem Seemanne zu genauen Ortsbestimmungen so unentbehrlich sind. Es ist zu hoffen, daß durch diese Einrichtung die deutsche Chronometerfabrikation, die der von England bislang noch etwas nachstand, dieser bald ebenbürtig werden wird.

So hat die deutsche Seewarte in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon bedeutende Beweise ihrer Leistungsfähigkeit gegeben. Aber nicht allein dem Handel und Seeverkehr ist Gelegenheit geboten, bedeutende Vortheile aus der Anstalt zu ziehen, sondern auch im Binnenlande giebt es einen Erwerbszweig, dem die Segnungen des Instituts in reichem Maße zugewandt werden könnten, wenn wir Deutsche nur sozusagen hinreichend meteorologisch erzogen wären. Nicht genug, daß mancher Rheder, durch Assecuranz seiner Schiffe gesichert, geradezu ein Feind solcher Institute, wie die Seewarte, ist, weil die Warnungen derselben seine Capitaine bestimmen könnten, nicht zu der festgesetzten Zeit in See zu gehen, oder daß viele Seeleute und Fischer aus Trägheit sich nicht einmal die Mühe nehmen, die Warnungssignale verstehen zu lernen, nein, auch unsere gesammte politische Presse, deren Endzweck doch schließlich Belehrung des Publicums über alle wichtigen Erscheinungen und Neuerungen in der menschlichen Gesellschaft sein soll, hat in Betreff der Meteorologie ihre Pflicht noch

durchaus nicht erfüllt. Was helfen die spaltenlangen Zahlenreihen und trockenen Berichte, die man in den größeren Zeitungen Deutschlands findet? Es werden sich wohl nur Wenige die Mühe nehmen, diese Zahlen mit Aufmerksamkeit zu vergleichen.

Es klingt bitter und doch muß es offen eingestanden werden, daß uns in diesen Beziehungen die Franzosen, die Engländer und besonders die Nordamerikaner bei Weitem überlegen sind. Dort hat ein großer Theil der bedeutenderen Zeitungen die ihnen hierin obliegende Aufgabe erkannt: hinzuweisen und hinzuarbeiten auf eine weite Verbreitung meteorologischer Kenntnisse. Das konnte aber einzig und allein geschehen durch Veröffentlichungen von täglichen synoptischen Witterungskarten, welche die gleichzeitige atmosphärische Situation mehrerer Nachbarländer schnell überblicken lassen, oder von Zeichnungen, welche die wichtigsten meteorologischen Elemente bestimmter Orte, als da sind: Temperatur der Luft, Druck und Bewegungsgeschwindigkeit derselben, Größe des Niederschlags 2c., graphisch darstellen. Nur dadurch ist es möglich, die Aufmerksamkeit des Publicums wachzurufen und zu erhalten. Das hat der praktische Sinn der Amerikaner vor allen und zuerst erkannt. Die täglich dreimal erfolgenden Publicationen des unter dem Kriegsminister stehenden meteorologischen Instituts zu Washington, die zu Hunderttausenden von den Zeitungen reproducirt und außerdem noch an den Straßenecken der Städte angeschlagen werden, sind das staunenswerthe Resultat eines über das ganze ungeheure Land verzweigten Beobachtungssystems, und ist die jährlich für diesen Zweck aufgewandte Summe von zweihundertfünfzigtausend Dollars in Anbetracht des namentlich für die Landwirthschaft dadurch geschaffenen Nutzens gewiß keine zu hohe. England hat nach Vorgang der „Times“, die jährlich zehntausend Mark meteorologischen Zwecken opfert, noch folgende Zeitungen aufzuweisen, die in mehr oder minder großem Maßstabe tägliche Witterungskarten veröffentlichen: Das „Journal Graphic“, die Zeitschrift des Lloyd, und den „Observer“. In Frankreich veröffentlicht seit Kurzem das wöchentlich erscheinende Journal „Les Mondes“ meteorologische Curven. Am hervorragendsten von allen aber sind die Leistungen des Pariser Journals „L'Opinion“. Mit einem rastlosen Eifer und dankenswerthem Fleiß hat es diese Zeitung dahin gebracht, daß ihre Karten wohl als die besten und am reichlichsten ausgeführten von allen derartigen Zeitungspublicationen dastehen. Bei dem Streben nach Genauigkeit und Vollkommenheit der Karten und der aus ihnen zu ziehenden Wetterprognosen ist es der Redaction gelungen, selbst noch die Beobachtungen darin aufzunehmen, welche im letzten Augenblick vor der Drucklegung, um sechs Uhr Abends, angestellt werden.

Man wende uns nicht ein, daß für Deutschland die Herstellungskosten dieser graphischen Darstellungen zu hoch seien. Die hierzu nöthigen Clichés werden von der Anstalt für chemische Gravirung der Herren Yves und Barret in Paris, welche sich um die Publicationen der praktischen Meteorologie große Verdienste erworben haben, zu dem gewiß mäßigen Preise von fünfhundertundzwölf Mark jährlich geliefert; das macht täglich Unkosten von ein Mark vierzig Pfennig. Ein in der Druckerei der betreffenden Zeitung anwesender Graveur kann mit Hülfe eines Grabstichels nach der ihm vom Beobachter übergebenen Zeichnung der Curven diese selbst in wenigen Minuten in eines dieser bereits vorbereiteten Clichés eingraviren, und damit ist die Arbeit für die Zeitung gethan.

Weder Preßgesetze noch geringe Abonnentenzahl, wohl aber Bequemlichkeit und Mangel an jenem Unternehmungsgeist, der die Resultate der Wissenschaft praktisch zu verwerthen und für das Gemeinwohl nützlich zu machen strebt, sind die Gründe für das auffällige Fehlen eines solchen Unternehmens bei uns. Sollte es wohl im ganzen Reiche nicht eine einzige Zeitung geben, die Willens wäre, den Wettstreit mit unseren westlichen Nachbarn in der Popularisirung der Meteorologie aufzunehmen, um in dieser Beziehung die Achtung vor Deutschland und seiner Presse zu wahren?

v. D.

Merkwürdige Krankheitsfälle.

1. Der schlafende Ulan.

Seit anderthalb Jahren bringen die Berliner Zeitungen ziemlich regelmäßig in bestimmten Zwischenraumen Nachrichten über das Befinden eines kranken Soldaten im Potsdamer Militärlazarethe, eines Schlesiers Namens Gurs, und zwar ausführliche „Bulletins“, wie wir sie sonst nur gewöhnt sind über das Befinden eines kranken Fürsten, oder eines vieltheuren Hauptes der Kunst oder Wissenschaft zu erhalten. Es war, wie leicht erkennbar, in diesem Falle nicht der Kranke, sondern seine Krankheit, welche ein weitergehendes Interesse wachrief: der Mann wurde nämlich von einem Nervenübel heimgesucht, dem man in früheren Zeiten häufig einen übernatürlichen Ursprung zugeschrieben hat, von der mit einer tiefen Schlafsucht (Lethargie) verbundenen Starrsucht (Katalepsie).

Die Krankheit des dem dritten Garde-Ulanen-Regimente angehörenden Soldaten hatte sich bereits im Herbste 1874 durch heftige Kopf- und Rückenschmerzen angekündigt, und letztere hatten schließlich so zugenommen, daß der Kranke gegen Ende Mai 1875 von Nauen nach dem Garnisonlazarethe in Potsdam gebracht werden mußte. Hier nun trat nach kurzer Zeit jene Wendung der Krankheit ein, welche den Patienten zum Gegenstande einer weit über die Mauern des Krankenhauses hinausreichenden Aufmerksamkeit machte. Er war in einen Starrkrampf verfallen, während dessen er nicht nur wochenlang völlig regungslos in der angenommenen langausgestreckten Lage verharrte, sondern auch die Gliedmaßen eines Leichnams darbot. Längere Zeit hindurch war man genöthigt, ihm den Mund mit Gewalt zu öffnen und einen Knebel zwischen die Zähne zu stecken, um ihm die Nahrung, die in der ersten Zeit nur aus Fleischbrühe bestand, mit Gewalt einzuflößen. Sobald man die gewaltsame Ernährung bewirkt und den Keil entfernt hatte, fielen die Zähne mit einem lauten Schlage zusammen.

Daß hier nicht eine der in Militärlazarethen nicht eben selten vorkommenden Krankheitsheucheleien vorlag, ergab außer den übrigen Symptomen die bei solchen Kranken gewöhnliche Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte äußere Eingriffe, z. B. gegen den elektrischen Strom eines sogenannten Inductionsapparates. Bei der Anwendung dieses Probirsteins hält die Verstellungskunst selten Stich, sodaß er häufig dienen muß, die Aufrichtigkeit einer Krankheit zu erproben, wobei er vor den Foltermaschinen der alten Zeiten den Vorzug voraus hat, keinen Schaden an der Gesundheit anzurichten. Bei dem „schlafenden Ulanen“ konnte ein Mißtrauen, wenn überhaupt, doch nur sehr vorübergehend auftauchen, denn die genauere Beobachtung ergab alsbald, daß man es hier mit einem schwer Kranken zu thun habe.

Da der Vater desselben angab, daß auch er in seiner Jugend einen ähnlichen Anfall gehabt und damals durch das Ansetzen eines Blutegels hinter'm Ohr geheilt worden sei, so versuchte man das einfache Mittel auch hier, aber ohne den früheren Erfolg. Der Zustand der völligen Gliederstarre und Geistesabwesenheit dauerte nicht ganz so lange, wie derjenige der berühmten Siebenschläfer, aber er währte doch länger als einen Monat, und bis zu dem völligen Erwachen aus der Geistesnacht sollte mehr als ein ganzes Jahr hingehen.

Man darf aber nicht aus dem ihm gegebenen Beiworte schließen, daß der Kranke diese ganze Zeit hindurch im eigentlichen Sinne des Wortes geschlafen habe, denn oftmals sah man ihn auch mit geöffnetem, starr gegen die Zimmerdecke gerichtetem Auge daliegen, und dann zuckten die Wimpern, wenn man den Auge mit einem Schlage drohte. Allein offenbar befanden sich seine Geistesorgane auch während dieses scheinbaren Wachens und lange nachdem der Starrkrampf der Glieder nachgelassen hatte, in einem schlafähnlichen Zustande: Schmerzenslaute, wenn man die steifgewordenen Glieder zu biegen versuchte, und einzelne unverständliche polnische Worte waren nach Monaten die ersten Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseins. Indessen öffnete sich nun auch der Mund, sodaß man nur nöthig hatte, die Nahrung hineinzubringen und Mund und Nasenlöcher zusammen zu drücken, um den Kranken zum Hinunterschlucken zu nöthigen. Auch das war zuletzt nicht mehr erforderlich.

Im Laufe des letzten Sommers, das heißt also Jahr und Tag nach dem Beginne der Krankheit, waren die geistigen Thätigkeiten noch immer so herabgedrückt, daß der Kranke erst auf mehrmaliges lautes Anrufen eine meist verwirrte Antwort gab, wie wenn Jemand aus einem tiefen Schlafe plötzlich erweckt wird. Er befindet sich nunmehr auf dem Wege der Wiederherstellung, die bei ihm recht langsam fortschreitet. Nicht allein, daß er das Gehen verlernt hat, was ja eine gewöhnliche Erscheinung nach langwierigen Krankheiten ist, er muß auch wie ein kleines Kind wieder sprechen und schreiben lernen, als hätte sich der Geist um zwanzig Jahre verjüngt. Leider soll auch das Gehör ein wenig gelitten haben.

Das Interesse, welches sich an diesen Krankheitsfall knüpft, ist ein vielfaches. Sonst war die Starrsucht am häufigsten bei religiösen Schwärmern und sogenannten Somnambulen beobachtet worden, die während ihrer Verzückungen sich fast freiwillig in diesen Zustand versetzen zu können scheinen und dann sowohl ungewöhnliche Stellungen lange beizubehalten, wie empfindliche Schmerzen ohne Zucken auszuhalten pflegen. Sie erzählen in der Regel von inzwischen gehabten Visionen und wollen den Zuschauer glauben machen, daß die Seele während des Anfalls den wie ein Leichnam daliegenden Körper verlassen habe, um inzwischen in allen Welten, in Himmel und Hölle frei umherzuwandeln und nachher in den Körper zurückzukehren. Schon im Alterthum gingen derartige Geschichten um. Plato, Cicero und Plutarch erzählen uns die Berichte wiederaufgelebter „Todten" über den Zustand der andern Welt, und Lucian hat uns das traurige Ende eines Philosophen überliefert, dessen Seele öfters spazieren ging, aber eines schönen Tages bei ihrer Zurückkunft den Körper nicht wie sonst auf dem Lager antraf, sondern leider erfahren mußte, daß die boshaften Gegner seiner Lehren ihn schleunigst dem Scheiterhaufen überliefert hatten. Die Volkssage erzählt, daß bei solchen Personen die Seele in Gestalt einer Maus, eines Schmetterlings oder einer Schlange aus dem offenen Munde davoneile, und warnt, ja nicht inzwischen die Lage des Körpers zu verändern, weil sonst die Seele den Rückweg nicht mehr finden könne.

Die Beobachtung einer solchen Krankheit ergiebt leicht, wie in den Köpfen ungebildeter Beobachter derartige Meinungen entstehen können, und auf die naheliegende Frage der Angehörigen an den nach Tagen oder Wochen aus seinem Starrkrampf Erwachten, was er inzwischen getrieben und gesehen, wo er gewesen sei &c., sind, wie man sieht, oftmals sehr erwünschte und befriedigende Antworten ertheilt worden. Unser Ulan, obwohl seine Seele über Jahr und Tag auf Urlaub gewesen, wußte keine solche interessanten Auskünfte über das unbekannte Land zu geben; seine Krankheit besaß keinen mystischen Schimmer, und daß sie uns vor der Hand unverständlich ist, theilt sie mit den meisten anderen Krankheiten.

Uebrigens genügte die oberflächlichste Beobachtung, um noch einige andere Vorurtheile zurückzuweisen, die sich im Volke vielfach an diese Nervenzufälle knüpfen. So wurde oftmals von derartigen mystischen Kranken, bei denen die Starrsucht fast immer einen Act der Schaustellung ausmacht, behauptet, daß sie ohne jede Nahrung in diesem Zustande bleiben könnten. Ein oberflächlicher Beurtheiler könnte in der That vermeinen, so ein starr und ohne Bewegung in todtenähnlichem Schlafe liegender Körper verbrauche keine Nahrung. Allein so lange das Leben dauert, kann auch der Stoffwechsel niemals ganz ruhen, und in dieser Hinsicht zeigte der „schlafende Ulan" das bemerkenswerthe Verhalten, daß er trotz der ruhigen Lage und trotz der kräftigsten Nahrungsmittel nach einer kurzen Zunahme beträchtlich an Körpergewicht verlor.

Eine andere Wahrnehmung, die man an dem Kranken machen konnte, betrifft ein auch den Gebildeten geläufiges Vorurtheil. Wer erinnert sich nicht mit einem unangenehmen Frösteln der überall umlaufenden Geschichten von den im Starrkrampfe unter das Secirmesser gerathenen oder lebendig begrabenen Scheintodten. Nichts scheint näher zu liegen, als die Verwechselung eines tagelang in regungslosem Krampfe befindlichen Kranken mit einem Gestorbenen. Da läßt sich nun zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther sagen, daß schwerlich jemals ein verständiger Arzt einen im Starrkrampf Liegenden für einen Todten halten kann, denn an dem starren Körper bleibt der Puls fühlbar; die Herz- und Athemgeräusche sind mehr oder wenig deutlich, und die Körperwärme wird durch geeignete Prüfung sogleich erkannt. Und sollte jemals ein Arzt — denn nur von ihm kann ein Urtheil gegeben werden — in Zweifel gerathen, so besitzt er nach den neueren Untersuchungen von Professor Rosenthal in Wien ein ganz sicheres Mittel, den wirklich erfolgten Tod vom Scheintode zu unterscheiden, in dem schon oben erwähnten Inductions-Apparate, den man deshalb auch Lebenserwecker genannt hat. Die Empfindlichkeit von Muskel und Nerv nimmt nämlich nach dem wirklich erfolgten Tode sehr schnell ab, sodaß nach höchstens drei Stunden jede Spur derselben geschwunden ist. Wenn also in einem zweifelhaften Falle der elektrische Strom nach dieser Zeit noch Zuckungen hervorzurufen vermag, so wird er die Vermuthung nahe legen, daß noch eine Spur Leben in dem Körper vorhanden sei.

Sehr lehrreich in dieser Beziehung war auch eine Kranke Namens Marie Lecomte, die im vorigen und laufenden Jahre im Pariser Hospital Cochin behandelt worden ist. Dieses vierundzwanzigjährige Mädchen fiel nach mancherlei hysterischen Zufällen am 5. April 1875 in einen todtenähnlichen Schlaf, der so tief alle Organe umschlossen hielt, daß weder schmerzhafte Eingriffe ein Erwachen herbeiführten, noch selbst die unwillkürlichen Bewegungen eintraten, wenn man die Nasenlöcher mit einer Federfahne berührte oder den Finger bis zur Stimmritze führte. Am Tage darauf trat, wie bei dem „schlafenden Ulan", eine vollkommene Gliederstarre ein; der Körper lag mit an den Rumpf herangezogenen Armen unbeweglich wie eine ägyptische Mumie auf seinem Lager ausgestreckt. Aber bei dieser vollkommenen Leichenähnlichkeit, die sechs Tage und Nächte ohne Unterbrechung anhielt und während welcher der behandelnde Arzt, Dr. Desprès, nicht einmal Nahrung einzuflößen wagte, behielt der Puls deutlich siebenzig Schläge in der Minute, und das Thermometer stieg in den Achselhöhlen bis auf 38 Grad.

Bei dieser Kranken wurde eine andere viel umfabelte Eigenheit ihrer Krankheit in ausgezeichneter Ausbildung beobachtet. Wenn man Gewalt anwendete, ließen sich die Glieder derselben nämlich in jede beliebige Lage bringen und verharrten in den gezwungensten Stellungen, wie sie ein gesunder kräftiger Mensch höchstens eine Viertelstunde festzuhalten vermag, stundenlang; schließlich kehrten sie ruckweise in eine den Gesetzen der Schwere mehr entsprechende Lage zurück. Dieses Verharrungsvermögen der Muskeln ging so weit, daß Fingereindrücke auf muskulöse Theile minutenlang sichtbar blieben. Es ergiebt sich aus diesen Beobachtungen auch für den Laien völlig klar, daß in solchen Fällen nicht von einem Erschlaffen der Muskeln und Nerven die Rede sein kann, sondern vielmehr umgekehrt von einer gesteigerten Thätigkeit und beständigen Anspannung derselben, von einem wirklichen Krampfe. Wir können einen ähnlichen Zustand bei einem Jeden hervorrufen, wenn wir die Kolben eines kräftig wirkenden Inductions-Apparates in seine Hände legen. So sehr er wünschen wird, die seine Arme in Krampfzustände versetzenden Kolben wegzulegen, so wenig wird er doch bei aller Willenskraft im Stande sein, die Finger zu öffnen und diese Folterwerkzeuge fallen zu lassen. Man kann sich eine ähnliche bewußte Ohnmacht bei einem im Starrkrampfe Daliegenden wohl denken, und wenn man den Romanschreibern glauben wollte, käme sie häufig vor, vertrauenswürdige Berichte der Art scheinen aber desto seltener zu sein, und wenn bei solchen Zuständen überhaupt ein Bewußtsein vorhanden ist, pflegt es ein traumhaftes zu sein. Man will ähnliche Zustände künstlich durch Genuß des indischen Hanfharzes (Haschisch), dessen sich Asiaten und Afrikaner als Berauschungsmittel an Stelle des Opiums bedienen, herbeigeführt haben, doch sind diese Angaben, ebenso wie das ganze Wesen dieser Krankheit, noch ziemlich dunkel.

Nach dem Gesagten ergiebt sich von selbst, daß die Todtenstarre eine ganz andere Erscheinung sein muß, als der Starrkrampf. Die Erstere tritt bekanntlich erst eine oder mehrere Stunden später als der Tod ein; das Sterben löst vielmehr die Glieder und Muskeln — krampfhafte Verzerrungen der Glieder und der Schmerzensausdruck im Antlitz eines unter schweren Leiden Dahingeschiedenen verschwinden, indem die Muskeln in die natürliche Lage des Schlafes zurücksinken, und wenn dann die Todtenstarre eintritt, so fixirt sie ein für die Angehörigen überaus tröstliches Bild der Ruhe und des Friedens. Sie wird durch

einen physiologischen Proceß, durch das allmähliche Gerinnen einer in den Muskeln enthaltenen Eiweißverbindung hervorgerufen und schwindet daher wieder, wenn bei der beginnenden Verwesung diese Eiweißkörper wieder aufgelöst werden.

Dagegen tritt unter noch nicht völlig klargestellten Umständen, wenn gesunde Menschen plötzlich, zum Beispiel durch einen sofort tödtenden Schuß hingestreckt werden, die Starre, und zwar dann doch wohl durch eine Art Krampf so plötzlich ein, daß die schmerzverzerrten Züge und die augenblickliche Stellung von Hand und Fuß festgehalten werden und die Bezeichnung des Todes als des „gliederlösenden" und „langhinstreckenden" nicht Stich hält. Auf den Schlachtfeldern der Krim, Italiens und Frankreichs haben verschiedene Aerzte augenblicklich getödtete Soldaten mit dem Gesichtsausdruck und in der Stellung angetroffen, in welcher sie das tödtliche Geschoß überraschte. So fand Dr. Roßbach auf dem Schlachtfelde von Sedan eine Gruppe von sechs Franzosen, die ein einziger Granatschuß in dem Augenblicke getödtet hatte, als sie in einer Erdvertiefung beisammensaßen, um ihr Frühstück zu genießen. Da sie eng aneinandergesessen, so stützten sich die Leichen gegenseitig; der eine Soldat, dem der Splitter nichts vom Kopfe gelassen als den Unterkiefer auf dem Rumpfe, hielt in der erhobenen Hand, zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger, die zinnerne Tasse, deren Rand noch die Lippe berührte. Seinem Nachbar war der Hinterkopf weggerissen worden, während er wahrscheinlich über eine lustige Bemerkung seiner Cameraden lachte, und dieses Lachen hatte der Tod festgehalten. Ein durch die Brust geschossener Deutscher wurde gefunden, wie er auf seinem Tornister halb auf der Seite lag, und in der längst erstarrten Hand die Photographie seiner Frau oder Geliebten vor die gebrochenen Augen hielt. Derselbe Beobachter hat noch mancherlei ähnliche Fälle in Virchow's Archiv beschrieben, wir müssen aber nach dieser Abschweifung zu der letzterwähnten Kranken zurückkehren.

Marie Lecomte erschien noch deshalb studirenswerth, weil ihre Krankheit, obwohl in Entstehung und Verlauf lebhaft an diejenige religiöser Schwärmerinnen erinnernd, doch ebenso wie der schlafende Ulan gänzlich jedes mystischen und religiösen Hintergrundes entbehrend, rein als das erschien, was sie war, als schweres Nervenleiden. Bei der Lecomte wurden nämlich die starrsuchtartigen Zustände, nachdem sie am siebenten Tage aus denselben erwacht war und zu trinken verlangt hatte, und nachdem neue Anfälle von abnehmender Dauer (vierzig Stunden, sechszehn Stunden, acht Stunden) in kurzen Pausen gefolgt waren, gerade wie bei der Maria von Mörl, Louise Lateau &c. von Traumphantasien abgelöst, in denen sie beständig sprach, nur daß ihre Aeußerungen durchaus keinen religiösen oder theatralischen Charakter hatten. Unter Anderem behauptete sie zwei Tage lang völlig blind zu sein und rieb sich beständig die Augen. Görres würde diese Abart der „heiligen Krankheit" jedenfalls zu der „teuflischen" Sorte gerechnet haben. Sie war vier Wochen nach ihrem ersten Anfalle völlig hergestellt, hat aber im Beginne dieses Jahres einen neuen kürzeren Anfall zu bestehen gehabt. Der Arzt bedarf des Studiums solcher Krankheitsfälle nicht, um sich in der Ansicht zu stärken, die schon Altmeister Hippokrates von den sogenannten „heiligen" oder „dämonischen" Krankheiten äußerte, aber ihr Auftreten wird, so lange der Schleier, der die ihnen zu Grunde liegenden körperlichen Vorgänge verhüllt, nicht völlig gelüftet ist, immer das höchste Interesse erregen, besonders wenn sie einen so ungemischten Charakter darbieten, wie in den hier erwähnten beiden Fällen. C. St.

Bilder und Skizzen aus Potsdam.

Von Fedor von Köppen.

Mit Originalzeichnungen von Hermann Lüders.

(Schluß.)

5.

Im Jahre 1831 beherrschte die Cholerafurcht die Gemüther so entsetzlich und so drückend, daß kaum noch Jemand sein Haus zu verlassen sich getraute. Die Maßregeln, durch welche man das damals noch unbekannte asiatische Gespenst fern zu halten suchte, thaten mehr dazu, diese Furcht zu steigern, als sie zu beschwichtigen. Damals zog der königliche Hof nach Charlottenburg, dessen Schloß vollständig abgesperrt wurde. Die in Sanssouci zurückbleibenden Prinzen und Prinzessinnen mit ihren Hofstaaten mußten hier eine Art von Belagerungszustand über sich ergehen lassen. Sämmtliche Zugänge zu den königlichen Schlössern und Gärten wurden militärisch besetzt, Briefe und Lebensmittel nur vermittelst Glasstäben in Empfang genommen und desinficirt. Jedermann, der in Sanssouci einpassiren wollte, mußte sich durch eine Bescheinigung des Polizeidirectors von Potsdam als unverdächtig legitimiren und dann noch einem Räucherungsproceß unterziehen, welcher darin bestand, daß unter einem Stuhle, auf welchem er sich niederzulassen veranlaßt wurde, Chlorkalk- und Essigdämpfe entwickelt wurden.

Um diese Zeit, als die Cholerafurcht ihren Gipfel erreicht hatte, trug sich hier ein für die Geschichte des königlichen Hauses von Preußen hochbedeutsames Ereigniß zu. Den rechten Flügel des Neuen Palais im Sanssoucigarten bewohnte damals Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Wilhelm von Preußen, jetzt Kaiserin und Königin Augusta, welche zum ersten Male ihrer Niederkunft entgegensah. Am 18. October, jenem großen Gedenktage in der deutschen Geschichte, Morgens um zehn Uhr, erklärten die Aerzte, daß die Entbindung unmittelbar bevorstehe, und der damalige Adjutant des Kronprinzen, Hauptmann von Willissen, legte mit dieser Nachricht den Weg vom Neuen Palais nach dem Sanssoucischlosse in so schnellem Laufe zurück, daß er nur acht Minuten Zeit dazu gebrauchte. Gleich darauf erschien der Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm der Vierte, auf einem Schimmel reitend und vom Gefolge umgeben, in der Hauptallee des Parkes, um sich im Galopp nach dem Neuen Palais zu begeben. Ihm folgte der vierspännige Wagen mit der Frau Kronprinzessin auf demselben Wege. Gegen einhalbelf Uhr öffnete sich eine der Thüren des Flügels, und es erscholl der laute Ruf: „Ein Prinz!" worauf sogleich zwei Adjutanten, der eine nach Charlottenburg, der andere nach der Stadt sprengten, um dem Könige, sowie der großherzoglichen Familie in Weimar die frohe Nachricht zu überbringen. Die Feuerzeichen, welche an demselben Abende auf den Höhen um Potsdam zum Gedächtnisse der großen Völkerschlacht bei Leipzig aufloderten, konnten somit auch als ein Ausdruck der Freude des Volkes über die Geburt eines königlichen Prinzen angesehen werden. Dieser Prinz aber war kein Anderer, als der Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen, Friedrich Wilhelm, der gegenwärtige Bewohner des Neuen Palais.

Das Neue Palais war bekanntlich von Friedrich dem Großen in den Jahren nach dem siebenjährigen Kriege in dem westlichen Theile des Parkes von Sanssouci erbaut und in seinem Innern mit außerordentlicher Pracht ausgestattet worden. Wie man sagte, wollte König Friedrich mit diesem Baue, der einen Kostenaufwand von etwa drei Millionen Thaler erforderte, der Welt beweisen, daß es ihm noch lange nicht an Mitteln zur Fortsetzung des Krieges gefehlt haben würde, und im Volksmunde geht jetzt noch die Sage, daß die drei Genien auf der Kuppel des Schlosses, welche die Königskrone tragen, Niemanden anders vorstellen sollten, als seine drei Gegnerinnen, die Kaiserinnen Maria Theresia, Elisabeth von Rußland und die Marquise von Pompadour.

Die Nachfolger des Königs richteten ihr Augenmerk theils auf neue Bauten, theils auf die Erweiterung und Verschönerung der alten Anlagen von Sanssouci. Da sollte — einhundert Jahre nach seiner Gründung — auch für diesen letzten Prachtbau Friedrich's des Großen eine neue Aera beginnen, als Prinz Friedrich Wilhelm nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Victoria von Großbritannien hier für die Dauer seinen Sommeraufenthalt einrichtete und die hohe Frau die nächsten Umgebungen der Geburtsstätte ihres Gemahls mit feinem Kunstverständnisse und Geschmacke in einen Garten verwandelte, der schon jetzt an Schönheit nicht mehr weit hinter dem weltberühmten Parke von Sanssouci zurücksteht.

Die breite Hauptallee des Gartens von Sanssouci führt in westlicher Richtung gerade auf die Mitte der imposanten Hauptfront des Neuen Palais, während der Fahrweg von Schloß Lindstädt nach

der Wildparkstein von Norden nach Süden in senkrechter Richtung an jener über den zum Theil mit Klinkern gepflasterten, zum Theil mit Rasenbeeten bedeckten Hof, die sogenannte „Mopke“, zwischen der Rückseite des Neuen Palais und den Communs, hinwegführt. Die letzteren sind zwei durch eine korinthische Säulenhalle verbundene Schlösser, welche früher die Wohnungen der Hofcavaliere und Hofdamen enthielten, jetzt als Caserne des Lehrbataillons benutzt werden. Die Anlagen hinter den Communs (das ist westlich des genannten Fahrwegs) sind die eigentlichen Vorrathskammern für die Schmuckanlagen vor dem Palais und nach den speciellen Anordnungen der Kronprinzessin von dem königlichen Hofgärtner Sello (seit 1864) eingerichtet worden. Hier finden sich in dem einen Quartier die zartesten Blumenarten — englische Veilchen, Reseden, Primeln, Rosen ꝛc. — beetweise mit einander abwechselnd; in dem anderen eine Baumschule für die schönsten Waldbäume, in welcher die jungen Stämmchen ebenfalls gruppenweise geordnet und theils von der Frau Kronprinzessin selbst gezogen, theils unter ihrer Leitung von den jungen Prinzen gesetzt wurden.

Durch diese Anlagen hinter den Communs hat der Kronprinz eine vierfache Lindenallee führen lassen, welche bei dem Römischen Triumphbogen in der Colonnade zwischen den beiden Communsschlössern beginnt und gewissermaßen die Fortsetzung der Hauptallee von Sanssouci hinter dem Neuen Palais bildet.

Unmittelbar vor der Hauptfront des Neuen Palais liegt ein halbkreisförmiges Rasenparterre, welches von hohen Orangebäumen umgeben und durch die Hauptallee von Sanssouci in zwei Viertelkreise getheilt wird. Auch dieses Parterre ist nach den eigenen Zeichnungen der Frau Kronprinzessin von dem Hofgärtner Sello mit zierlichen Blumenrabatten geschmückt worden. Um das halbkreisförmige Parterre legen sich die von hohen, geschorenen Buchshecken eingerahmten verschiedenen Reviere des Gartens. Die Quartiere südlich des Hauptweges sind als Obstgärten nach englischem Muster eingerichtet worden. Hier werden die edelsten Obstsorten gepflegt und geerntet. Der größte Theil der Bäume ist von den kronprinzlichen Herrschaften selber gepflanzt.

Die nördlichen Quartiere, vor dem von den kronprinzlichen Herrschaften bewohnten Nordflügel des Palais, sind die eigentlichen Schmuckgärten. Hier sind die durch hohe Laubwände von den großen Parkwegen abgeschlossenen, stillen Gärtchen mit duftigen Bosquets und glatten Rasenteppichen, mit zierlichen Vasen und kleinen Springbrunnen, mit Rosenlauben und Nischen, wo die hohe Frau sich ganz dem Glücke des Familienlebens widmet. Ihre Lieblingsplätze sind so gewählt, daß sie zugleich die Gärten und Spielplätze der Kinder vor Augen hat. Neben dem Theehäuschen mit dem eigentlichen Heimgarten der Kronprinzessin ist der Obstgarten für die Kinder eingerichtet mit reichtragenden Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern, Himbeeren, Erdbeeren und Obstbäumen. Aber wer genießen will, muß auch pflanzen: selbst müssen die Kinder unter der mütterlichen Leitung für die Unterhaltung ihrer kleinen Lustgärten Sorge tragen.

Ueberall ist mit dem Angenehmen das Nützliche verbunden. Zwischen den Blumengärten liegt ein Apotheken- und Kräutergarten, welcher eine Sammlung der heilsamen und schädlichen Kräuter — Fenchel, Anis, Kümmel, Thymian, Salbei, Wermuth, Hollunder ꝛc. — in verschiedenen Abtheilungen zur Unterweisung der Kinder enthält, die eigene Schöpfung der sorglichen Hausfrau.

Ein freier, weiter Rasenplatz, von alten Eichen und dunklen Blutbuchen begrenzt, von hohen Linden beschattet, ist der Spiel- und Tummelplatz der kronprinzlichen Kinder. Zwei junge Eichen in der Nähe, welche, wie die daran hangenden Täfelchen besagen, vom Kronprinzen und der Kronprinzessin am 18. October 1873 gepflanzt sind, haben vielleicht die Bestimmung, noch späten Nachkommen Schatten zu geben. In einer Ecke sind Turngerüste, Barren, Reck und Schaukel aufgestellt; daneben ist im düsteren Grün der Tannen der Schießstand für Bolzenbüchsen mit Schießhütte und Graben angelegt. In einem anderen Theile des Platzes erhebt sich eine nach allen Regeln der Befestigungskunst erbaute kleine Schanze mit Graben und Pallisaden, davor Laufgräben im Zickzack vorschreitend, Schanzkörbe und Faschinen. Hier lernen die jungen Prinzen unter der Leitung erfahrener Militärs spielend die Künste des Krieges, den Bau der Schanzen, die Belagerung und Vertheidigung der Festungen, und das Auge des Vaters folgt mit Wohlgefallen ihrem emsigen Treiben. Auch für sie könnte ja die Zeit kommen, da die Spiele der Jugend einen ernsten Nachhall im Leben finden und die jungen Hohenzollernaare den alten Wahlspruch „Nec soli cedit“ („Auch der Sonne weicht er nicht“) zu bewähren haben.



Kinderfest im Garten des Neuen Palais.

Auch die Flotte ist vertreten. Nur wenige Schritte von jenem dem Mars geweihten Platze steht ein vollständig aufgetakelter Mastbaum mit Raaen und Stangen. Er ist dem kleinen Maste der „Hela“ genau nachgebildet. Matrosen der kaiserlichen Marine ertheilen hier den jungen Prinzen praktischen Unterricht, und oft sieht man den Prinzen Heinrich sich auf den Raaen schaukeln oder an den schwanken Strickleitern bis zur höchsten Spitze des Mastes emporklimmen.

Für die jungen Prinzessinnen und ihre Gesellschafterinnen ist eine Rasenfläche nördlich des Schlosses zum Criquetspiele eingerichtet.

Aber nicht allein für die kronprinzlichen Kinder sind die

Freuden dieser Spielplätze. Alljährlich findet hier — gewöhnlich am Geburtstage der Prinzessin Charlotte (geb. 24. Juli 1860) — ein fröhliches Kinderfest statt, welches das kronprinzliche Ehepaar als Gutsherrschaft des benachbarten Bornstedt der Schuljugend dieses Dorfes giebt.

Zur bestimmten Stunde erscheinen die Kinder auf dem grünen Vorplatze des Neuen Palais, sämmtlich in ihren Sonntagskleidern, und werden von den jungen kronprinzlichen Herrschaften willkommen geheißen. Auf dem grünen Rasen sind Bänke und Tische aufgeschlagen, die letzteren mit mächtigen Kaffeekannen und hochragenden Kuchenbergen besetzt. Nachdem auch der Kronprinz und seine Gemahlin erschienen sind, werden die Plätze eingenommen. Ein Hofceremoniell findet nicht statt, ist auch nicht nöthig, da den Kindern schon zu Hause von ihren Eltern die Verhaltungsmaßregeln eingeschärft worden sind, und das gehobene Gefühl, Gäste „bei Kronprinzens" zu sein, sich schon in ihrem artigen Wesen und ihren anständigen Manieren ausspricht. Diejenigen, welche noch nicht „bei Hofe" waren, suchen es darin den älteren, welchen dieser Vorzug schon zu Theil ward, nachzuthun.

Die Prinzessinnen Charlotte und Victoria machen die Wirthinnen und werden von ihren Brüdern bestens unterstützt. Letztere heben wohl selbst die Kleinsten in die Höhe, damit auch ihre Aermchen die lockenden Kuchenschüsseln zu erreichen vermögen. Die Kronprinzessin übersieht mit Hausfrauenblick die ganze lange Tafel, ermuntert zum Zulangen und legt den Bescheidenen auch selbst den Kuchen vor oder den Zucker in die Kaffeetasse.

Nach dieser Erquickung beginnen die Spiele der Knaben mit Stangenklettern, Springen, Wettlaufen vor- und rückwärts, Sacklaufen &c., wobei die jungen Prinzen Heinrich und Waldemar immer unter den ersten sind und der Kronprinz die allgemeine Lust durch heitere Scherze und durch die von ihm ausgesetzten Glückspreise noch steigert. Immer fröhlicher geht es her. Hier fällt ein kleiner Ungeschickt auf die Nase und überkugelt sich im Grase; dort tappt ein Anderer beim Rückwärtslaufen unter dem allgemeinen Gelächter in ganz falscher Richtung an dem Ziele weit vorbei. Alles bewundert und prüft die in diesen olympischen Wettkämpfen errungenen Preise, — Hüte, Tücher, Trommeln und Pfeifen, auch schön bemalte Drachen, die im Herbste hoch in die Bornstedter Lüfte aufsteigen sollen. Ueberall vernimmt man den Ausdruck harmloser, frischer Jugendlust. Köstlich mundet das Obst aus den kronprinzlichen Gärten, und die liebenswürdigen jungen Prinzessinnen reichen wohl selbst manchem artigen Kinde eine süße Frucht, damit dieses sie der Mutter mitbringen könne.

Von den frohen Tummelplätzen der Jugend wenden wir uns zu einer ernsten Stätte in der Nähe. Seitwärts von den am meisten betretenen Wegen des Parkes liegt, unter hohen, schattenden Bäumen verborgen, ein kleiner Tempel. Es ist das Mausoleum mit dem Marmorbilde der Königin Louise, von gleicher Kunstschönheit, von gleich edlen Formen, wie dasjenige in Charlottenburg. Mit diesem Kunstwerke hat es bekanntlich folgende Bewandtniß.

Als das Marmorbild der Königin Louise von Rauch im Mausoleum zu Charlottenburg aufgestellt war, erregte dasselbe die allgemeine Bewunderung. Nur der Meister selbst war nicht zufrieden und begann in der Stille die Modellirung eines neuen Bildwerkes. Niemand ahnte etwas davon, selbst nicht seine eigenen Schüler, bis er nach zwölfjähriger Arbeit sein Modell vollendet hatte und dem Könige davon Anzeige machte, wohl in der Hoffnung, daß er den Auftrag erhalten würde, dasselbe in Marmor auszuführen, und daß das neue Bildwerk an Stelle des ersten in das Mausoleum zu Charlottenburg aufgenommen werden möchte. Aber dazu kam es nicht. Dem Könige war unterdessen das Marmorbild der Dahingeschiedenen in Charlottenburg lieb und gewohnt geworden; er wollte von einer Veränderung nichts hören. Rauch erhielt zwar den Auftrag zur Ausführung des Marmorbildes; zu seiner Aufstellung wählte jedoch der König den früheren Antiken-Tempel beim Neuen Palais, welcher nun in ein Mausoleum umgewandelt und an seinen Wänden mit demselben Zeuge und in demselben Faltenwurf bekleidet wurde, wie das Schlafgemach der Königin Louise im Potsdamer Stadtschloß.

Die Verschiedenheit zwischen diesem und dem ältern Werke ist für den Laien kaum wahrnehmbar und zeigt sich diesem zunächst nur in der Wahl des Maßstabes — hier Lebensgröße, dort sechs Zoll über Lebensgröße. Bei näherer Betrachtung erkennt man jedoch die veränderte Auffassung des Künstlers, durch welche dieses Kunstwerk noch eine höhere ästhetische Bedeutung erhält, als jenes andere in Charlottenburg.

Der Anblick des Marmorbildes an dieser Stätte ist von ergreifender Wirkung, ist es doch, als ob der Geist der Verklärten noch jetzt hier waltete und als ob der Segen ihres Familienlebens auch auf das hohe Paar übergegangen wäre, welches die Räume dieses Schlosses bewohnt.



Der Gutsherr von Bornstedt und Paretz mit Familie.

Zu den königlichen Schatullengütern, deren Besitz der Kronprinz angetreten hat, gehört auch Paretz, zwei Meilen von Potsdam, jenes „Schlößlein Still im Lande", welches die glücklichsten Tage der Königin Louise gesehen hat. Lange ist es her, seit die hohe Frau hier verweilte und an der Seite ihres Gemahls auf die blühende Kinderschaar um sie herabschaute, aber mit ihr selbst ist auch Paretz dem Volke unvergeßlich geblieben, unvergeßlich insbesondere dem königlichen Hause.

König Friedrich Wilhelm der Vierte, der hier an seinem elften Geburtstage unter den mahnenden Worten der hochherzigen königlichen Mutter den Degen empfangen hatte, feierte voll Pietät für das Andenken seiner Eltern in Paretz bis in seine letzte Krankheit seinen Geburtstag.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's des Vierten fiel Paretz dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm als Erbe zu. Da gab es Freude unter den Bewohnern des Dorfes, als die Nachricht sich verbreitete, daß der Kronprinz am 18. October 1866 mit Gemahlin und Kindern eintreffen werde, um hier gleichfalls seinen Geburtstag — den ersten Geburtstag nach dem Kriege und nach dem Entscheidungstage von Königgrätz — in ländlicher Stille zu verleben. Kränze und Festgewinde schmückten die Häuser; alle Landbewohner hatten ihre Festkleider angelegt, und die Jugend des Dorfes prangte in den neuen Uniformen, welche ihr, einem alten Brauche gemäß, von dem Gutsherrn verliehen waren.

Der Kronprinz ging, seine Kinder an der Hand, unter dem Geleite der neuuniformirten Jugend durch das Dorf und besuchte auch das Pfarrhaus. Hier bemerkte er den kleinen Stahlstich: „Luther und seine Familie am Weihnachtsabend" nach Mertensteig, und nachdem er der Familie des Pfarrers gegenüber sein Interesse für dieses Bild ausgesprochen, fragte er seinen Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm: „Weißt Du auch, wer das ist?"

Kopfschüttelnd verneinte der Knabe.

„Du weißt es wohl," sagte der Kronprinz und dann zur Familie des Pfarrers gewandt: „Er ist befangen, aber er weiß es bestimmt; ich selbst habe erst kürzlich die Geschichte der Reformation mit ihm durchgenommen und über Luther in Wort und Bild ihn belehrt; denn am Tage des Einzuges der Truppen, als wir ‚Eine feste Burg ist unser Gott' sangen, konnte mein Sohn nicht mit einstimmen; als ich hörte, daß er das Lied noch nicht gelernt hatte, mußte er es sogleich lernen und anknüpfend daran Luther's Leben und die Reformation durchnehmen."

Also an jenem Tage des Siegeseinzuges seiner Armee in die festlich geschmückte Hauptstadt, als alle Herzen noch voll Dankes schlugen für Gottes Beistand in dem ruhmvoll beendigten Kriege, voll Dankes auch für den Kronprinzen und seine rechtzeitige Hülfe bei Königgrätz, bemerkt dieser, daß der kleine Prinz, sein Erstgeborener, das Sturm-, Dank- und Triumphlied der Reformation nicht kennt, und noch unter dem frischen Eindrucke des Triumphes lernt der junge Prinz von seinem Vater die Reformation und den Eckstein derselben, Martin Luther, kennen.

Ein Jahrzehnt, reich an Erfahrungen und Thaten, ist seit jener Geburtstagsfeier in Paretz vorübergegangen, und wieder ist mit dem Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig der Geburtstag des Deutschen Kronprinzen herangekommen. Mit freudiger Theilnahme, hoffend und vertrauend sieht das Volk zu ihm auf, dem ruhmgekrönten Feldherrn und siegreichen Führer, aber im Stillen gedenken wir auch solcher kleinen herzerwärmenden Züge. Auch sie haben ihre Bedeutung in der Weltgeschichte.

Kein Herz.

(Fortsetzung.)

Als Fritzel zu Grabe getragen wurde, gab nicht nur die ganze Ortschaft, sondern auch das ganze Bahnpersonal dem Kinde das Geleite.

Die verhängnißschwere Folge der Unvorsichtigkeit einiger Arbeiter, wodurch jener mit Schienen beladene Wagen am nördlichen Bahnhof in das Rollen gebracht worden, als sie im Begriff standen, ihn abzuladen — die äußerste Gefahr, welche hierdurch einem starkbesetzten Personenzug gedroht — die heroische Geistesgegenwart des Wärters — all dies hatte weittragendes Aufsehen erregt.

Der kleine Sarg wurde auf leichter Bahre von Knaben aus dem Dorfe getragen und blieb vom Elternhause bis zur Kirche unverschlossen. Einen Kranz von Vergißmeinnicht im blonden Haar, lächelte das Köpfchen inmitten der Fülle farbiger Blumen, worauf es gebettet war, so freundlich, als schlummerte es nur. Die Schulkinder sangen auf dem Friedhofe an der geöffneten Gruft, dann sprach der alte Pfarrer kurze Worte, so warme, herzliche Worte, daß von allen Augen, die sich auf das dunkle, letzte Bettchen hefteten, keine trocken blieben, als die der Mutter des armen Kindes. Monika war an der Seite ihres Mannes hinter dem Sarge hergeschritten, ohne zu schwanken; auch jetzt stand sie aufrecht und machte nur dann eine hastige Bewegung, als der Pfarrer, nachdem er die erste Schaufel Erde in das Grab geworfen, dem Vater das Geräth reichen wollte. Sie hielt seinen Arm auf und nahm ihm die Schaufel selbst aus der Hand; als der Klang der Erdschollen, die sie niedergleiten ließ, ihr Ohr traf, schauderte sie zusammen, und ihre Lippen wurden so weiß, wie ihre Wangen. Sie ließ die Schaufel fallen und trat zurück, ohne den Kreis zu verlassen, der das Grab umstand. Ihr Auge bohrte sich in den Boden, während Wilhelm und die Andern die letzte Pflicht erfüllten, und sie blickte auch nicht auf, noch sprach sie eine Silbe, als der Pfarrer und einige der Frauen sie anredeten, nachdem Alles vorüber war; sie nickte nur wie mechanisch mit dem Kopfe und ging dabei vorwärts, dem Wege nach daheim zu.

Ein Geflüster entstand hinter ihr her; die Veränderung, welche mit der von Leben sprühenden Frau vorgegangen, erschien trotz des Erlebten allzu auffallend, fast unheimlich. Auch daß Wilhelm Huber seiner Frau zwar folgte, ihr aber nicht zur Seite ging, kam Vielen sonderbar vor. Der Ortsgeistliche beschleunigte seinen Schritt, nachdem er den Ornat abgestreift, und holte den Bahnwärter ein. „Der Herrgott hat Sie schwer geprüft, Huber," sagte er, „und wenn es auch immer der höchste Trost bleibt seine Schuldigkeit bis zum Aeußersten gethan zu haben, kann ich begreifen, daß in Ihrem Falle Ergebung schwerer fällt, als sonst. Lassen Sie jetzt aber das arme Kind bei Gott, wo ihm wohl ist, und haben Sie zunächst ein Auge auf Ihre Frau! Ihr Aussehen gefällt mir nicht. Sie müssen Alles aufwenden, sie zu beruhigen."

„Ich?" sagte Huber in schmerzlicher Bitterkeit. „Sie — seit dem Unglück hat sie keine Silbe mit mir geredet, und sprech ich sie an, dann geht sie aus der Stube oder gar aus dem Haus. Sie kann es mir nicht verzeihen."

Der Pfarrer drückte ihm die Hand. „Heute habe ich Amtspflichten; morgen früh komme ich aber zu Euch hinüber und will versuchen, was Gottes Wort vermag."

Wilhelm seufzte schwer auf. „Hochwürden, wenn Sie das arme Weib auch nur dazu bringen könnten, daß sie weint und schreit, wie eine Andere thäte, dann wär's schon gut. Sie ist wie von Stein. Ich weiß mir keinen Rath mehr."

Als er zu Hause anlangte, fand er dort die Frau des Bahnmeisters, welche Monika in deren Wohnung erwartet hatte und dringend zu ihr sprach. „Helfen Sie mir doch zureden, Huber!" sagte die schon ältliche, gutherzig blickende Frau, „daß ich dableiben darf. Sie haben gewiß heute noch allerlei zu besorgen; jedenfalls ist's gut, wenn Sie jetzt einen Augenblick nach der Station gehen; der Vorsteher möchte wegen der Dauer Ihrer Beurlaubung selbst mit Ihnen reden. So lange wollte ich der armen Seele Gesellschaft leisten, Ihre Frau mag mich aber nicht hier haben."

„Thu' es mir zu lieb, Monika!" sagte Wilhelm in gepreßtem Tone. „Ich habe wirklich einen Gang zu machen, und wenn ich Dich in dem leeren Hause ganz allein lassen müßte, hielt' ich's nicht aus."

Die junge Frau zuckte mit den Wimpern. „Du hältst es schon aus," sagte sie trocken. Dann wandte sie sich zur Bahnmeisterin und legte beide Hände auf deren Arm; etwas von der alten Raschheit lag in ihrem Tone: „Ich habe es Ihnen ja vorhin schon gesagt, daß ich mich hinlegen und schlafen will. Ich habe seit vorgestern kein Auge zugethan; jetzt bin ich müde und muß Ruhe haben. Wenn ich weiß, daß Sie hierinnen sitzen,

läßt's mich aber nicht ruhen. Ich bin froh, wenn sich nichts, gar nichts Lebendiges mehr im Hause regt, dann schlafe ich augenblicklich ein — das weiß ich."

„Zwingen kann ich Sie nicht, Huberin," entgegnete die gute Frau sorgenvoll. „Vielleicht ist's wirklich am besten, wenn Sie sich zur Ruhe begeben. Gott behüt' Euch Alle miteinander!"

Sie hatte kaum das Haus verlassen, als Monika in die Kammer ging und ihr Kleid losmachte. Wilhelm folgte ihr auf dem Fuße. „Frau!" rief er mit gebrochener Stimme, „soll das so fortgehen? Willst Du nie mehr mit mir reden? Denkst Du denn gar nicht an mich und wie mir zu Muth ist?"

„Dir? Du hast Deine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Dann ist Dir allzeit recht zu Muth; das hast Du oft genug gesagt, daß ich's wissen kann."

Wilhelm erblaßte und preßte seine Lippen fest aufeinander, als wollte er ein Wort ersticken, das sich herauszudrängen versuchte. Stumm wandte er sich und verließ Zimmer und Haus. Schweren, trägen Schrittes, wie ein Mensch, der allzuweite Wege gewandert ist und doch noch vorwärts muß, schritt er der Station zu. Es war ihm recht, daß man ihn dort verlangte, denn zu Hause hätte er um keinen Preis bleiben mögen. Auch nahm er sich vor, sich für den nächsten Tag freiwillig wieder zum Dienst zu melden. Man hatte ihn in jener Unglücksstunde sofort abgelöst und ihm einen Mann aus der Arbeitsrotte zum Stellvertreter gegeben, was sollte er aber jetzt weiter mit der müßigen Zeit? Der Stationsvorsteher kam auf ihn zu, sobald er ihn sah, schüttelte ihm die Hand und sprach von geschehener Meldung höheren Orts, von Belobigung und Anerkennung. Wilhelm entgegnete kein Wort, meldete sich nur zum Dienst bereit und ging dann nach der Wärterbude, um seine Jacke zu holen, die an dem Unglückstage dort zurückgeblieben war. Müde saß er in dem engen Geviert auf dem hölzernen Schemel nieder, und sah, die Hände ineinander gefaltet, vor sich hin. Ein zufälliges Geräusch von draußen ließ ihn aufschauen; sein Blick irrte nach dem Fenster, durch welches ihm die Kiesgrube in die Augen fiel. Ein Stöhnen rang sich aus der Brust, die sich ein paar Augenblicke arbeitend hob und senkte, bis die lang auf Foltern gespannte Manneskraft endlich in unaufhaltsamem Schluchzen brach. Hier stehen! Von Neuem auf diesem Platze Posten stehen! Tag für Tag die Stätte schauen, wo ihn die lächelnden Augen zuletzt angeblickt, das helle Stimmchen ihm zuletzt erklungen war! Tag für Tag den folternden Moment neu erleben, ewig diese Signale hören, das schrille Pfeifen durch die Seele schneiden lassen — nein, das hatte er nicht bedacht, das war nicht möglich, nicht menschlich. Das mußte anders werden, wenn er seinen Verstand behalten sollte. Noch eben war ihm von Belobigung und Anerkennung höheren Orts gesprochen worden, und es hatte ihm dabei innerlich geschaudert, wie vor dem Schlimmsten, was ihm angethan werden könnte, aber Eins mußte man ihm gewähren — augenblickliche Versetzung. Die wollte er fordern, und auch das nur für den Moment. Sobald sich irgendwo in der Welt ein Stück Brod für ihn fand, und die ärmlichste Hütte zu Dach und Fach, dann fort, weit fort, irgendwo hin, wo es keine Bahnen gab und keine sausenden Locomotiven. Auch Monika würde so denken und lieber darben, als in dem öden Hause weiter leben. Monika? Wer weiß, ob er Die nicht gerade so gut für ewig eingebüßt hatte, wie seinen Fritzel. Weit fort von seinem Herzen war sie heut — weit fort er von dem ihrigen; das Kind viel näher; obwohl es im dunklen Grabe lag, durch ihn selbst darinnen lag, fühlte er sich nicht von ihm geschieden, wie von dessen Mutter, seit sie ihm die letzten, bösen Worte gesagt. Er schüttelte den Kopf, wie Einer, dem der Sinn für ein Dunkles, das ihm zu rathen aufgegeben, nicht aufgehen will, und trat hinaus in's Freie.

Als er eine Stunde später seiner Wohnung zuwanderte, geschah dies mit dem festen Schritte, der straffen Haltung, die ihm eigen waren. Auf seinen männlichen Zügen lag tiefe Trauer, aber die Ruhe der in sich gesammelten Kraft. Er beschleunigte seine Schritte, indem er dem Hause näher kam, und betrat das Zimmer mit einem Blick im Auge, der aussah wie ein gutes Wort auf den Lippen. Innerhalb der Schwelle blieb er betroffen stehen. Das Zimmer war sorgfältig aufgeräumt. Monika saß, ihr Umschlagetuch auf dem Schooße, neben dem kleinen, alten Lederkoffer, welchen sie aus ihrer Heimath mitgebracht hatte; derselbe war vollgepackt und fest zugeschnallt.

„Was soll der Koffer, Frau?" sagte Wilhelm mit bewegtem Tone. „Willst Du fort? Was soll das heißen?"

„Ich gehe heim," entgegnete Monika, ohne ihn anzusehen; „ich habe auf Dich gewartet, um es Dir zu sagen. Von hier aus will ich nicht weg; ich gehe jetzt zu Fuß bis zur nächsten Station und fahre dann mit dem Nachtzuge. Den Koffer kannst Du mir nach Frauenwörth schicken. Was ich für die ersten Tage nöthig hab', trag' ich auf dem Leibe und im Armkorbe. Was das Fahrgeld angeht, so hab' ich mir aus dem Kasten fünfzehn Gulden genommen; das langt. Du weißt wohl noch, daß Du mir aus dem Erlöse von dem, was nach dem Brande übrig geblieben, wieder hast anschaffen wollen, was ich an gutem Zeuge mitgebracht hatte. Wir brauchten das hier nicht, und das war gut, denn jetzt hab' ich das Geld nöthiger, als ein paar Röcke."

Sie hatte ganz still und langsam vor sich hingeredet, als gäbe sie Acht darauf, von allerlei gleichgültigen Sachen, die zu berichten wären, nichts zu vergessen. Wilhelm hörte sie an, als traute er seinen Sinnen nicht.

„Du willst heim," sagte er endlich in kummervollem Tone, „und sagst mir das so, im letzten Augenblicke, mit dem Fuße fast schon aus dem Hause, ohne darüber mit mir geredet zu haben, ohne nur zu fragen, ob es mir recht ist? Monika, das hätt' ich Dir nicht zugetraut. Ein gutes Wort, und ich wär' mit Allem zufrieden, was Dich trösten kann — gewiß hätt' ich Dir keine Einreden gemacht." Er ging, die Hände auf dem Rücken, mit starken Schritten in der Stube auf und nieder. „Ich will Dir auch jetzt nicht zuwider sein," sagte er plötzlich und blieb vor ihr stehen, „nur bleib wenigstens noch heut' Nacht im Hause! Was werden Deine Leute sagen, wenn Du so Hals über Kopf heimkommst? Schreib' wenigstens zuvor! Und wie lange soll es dauern, bis Du wieder zu Deinem Manne zurück willst?"

Er war ihr ganz nahe getreten und blickte ihr fest in das Gesicht. Dunkle Röthe glomm in ihren aschfarbigen Wangen auf; ihre Augen hoben sich mit einem Male und begegneten den seinigen mit heißem, glühendem Blicke.

„Nie wieder will ich zurück zu Dir," rief sie mit einem Feuer, das nach der todtenhaften Starrheit der letzten Tage emporloderte wie Flammen aus dem Schutte.

„Monika!" Sein mildes Auge wurde finster. Ein strenger Zug, der selten des Mannes gelassenen Ausdruck verschärfte, trat in sein Gesicht. „Du sprichst, was Du nicht verantworten kannst. Ich weiß, wie Dir jetzt zu Muthe ist, aber Alles muß seine Grenzen haben. Hättest Du Deinen Mann auch nur ein Bischen gern, dann müßtest Du mich jetzt trösten in meiner Noth, die größer ist, als die Deinige. Was geschehen ist, hat sein müssen. Durften hundert Menschen und mehr elend zu Grunde gehen? Und weil ich auf meinem Posten ausgehalten hab' bis zum Letzten, willst Du mich jetzt allein lassen und hast doch heilig versprochen, in Noth und Tod mir treu zu sein?"

„Das hab' ich versprochen, und das hätt' ich gehalten," rief die junge Frau in leidenschaftlichem Schmerze, „wärst Du ein Mensch wie ein Anderer, mit dem man trägt, was unser Herrgott schickt. Aber Du — Dein eigenes Kind war Dir nicht so lieb wie Dein Posten. Wo gäb's noch einen Vater, der sich da nur besinnt, was er darf und was er soll! Du hast's gekonnt, weil — weil —" Der Ton erstickte ihr in der Kehle; sie rang die Hände, dann brach es heraus wie ein Schrei: „Du hast kein Herz." Sie schlug die flatternden Hände vor die Augen. Es ward still um die Beiden, wie im Grabe. Wilhelm regte sich nicht, bis Monika in fieberischer Erregung in die Höhe sprang. „Ich geh'," sagte sie hastig und raffte ihr Tuch an sich. „Ich kann nicht mehr bei Dir sein. Kein zweites Kind sollst Du haben, um es hinzumorden, wie meinen Fritzel."

„Geh denn!" sagte Wilhelm, und die Worte kamen mühsam aus seiner Kehle. „Ich halte Dich nicht. Gott verzeih' Dir, was Du mir thust!"

Sie hörte die Worte, wendete aber den Kopf nicht mehr nach ihm, sondern ging unaufhaltsam vorwärts, ohne einen Blick auf die Räume zu werfen, die sie durchschritt, zum Hause hinaus, querfeldein durch die bereits von Dämmerung umschatteten Wiesen, immer rascher, immer weiter, bis ihre Gestalt aus dem Bereiche der bisherigen Heimath entschwunden war.

Niemand blickte ihr nach.

3.

Wenn die Waffen klirren und das Vaterland um seine Ehre, sein Dasein kämpft, bleibt Denen, welche außerhalb der That stehen, nur zweierlei, um sich mit dem Weltgedanken in Harmonie zu erhalten: Studium oder Andacht. Nur hierin ist persönliche Vertiefung noch möglich, während fiebernder Pulsschlag durch eine ganze Nation geht. So wurde denn auch auf Frauenwörth Studium und Andacht gepflegt, wie gewohnt, während in den ersten blutigen Schlachten des deutsch-französischen Krieges Tausende den Tod fanden. Im Kloster schallten die Gesänge, wurden Lehre und Arbeit geübt, wie zur Zeit tiefsten Friedens, und zwischen den alten Uferweiden lauschten die Künstler auf die Offenbarungen der Natur, welche nach jedem Orkane immer wieder lächelt und harmonisch ruht.

Blieben auch in diesem Sommer die Touristen aus, wenigstens seit den letzten Wochen, so fehlte von den Stammgästen der Insel kaum einer. Unter ihnen erkennen wir Bernardin, der aber in dem Augenblicke, wo wir ihn treffen, nicht mit Pinsel und Palette beschäftigt ist, sondern auf der Bank unter dem Kirschbaume sitzt, welcher für den Dampfschiffsteg gleichsam den Wartesalon darstellt.

Es war um Mittagszeit; die Mehrzahl der Wirthshausgäste weilte noch an dem im Freien gedeckten Tische. Das Dampfschiff mußte im nächsten Augenblicke kommen. Als sein schrilles Pfeifen sich vernehmen ließ, stand Bernardin rasch auf und trat auf den Steg; er spähte mit scharfem Blicke in den See hinaus, und ein heller Zug von Befriedigung ging über sein Gesicht, sobald er im Stande war, die Gestalten auf dem Verdecke des nahenden Dampfers zu unterscheiden. Auch er war von dort aus schon gesehen worden; ein flatterndes Tuch wehte einen Augenblick auf. Er lüftete den Hut und trat bis an die Stufen vor.

„Also wirklich!“ sagte er in warmem Tone, indem er Valentine Wittstein die Hand zum Aussteigen entgegen bot. „Doppelt willkommen! Denn Sie hatten geringe Hoffnung für Ihre Wiederkehr gegeben, und ich wünschte diesen Entschluß sehr, namentlich um Ihretwillen. Was hat ihn so glücklich bestimmt?“

„Die Umstände,“ sagte Valentine, und schritt an seiner Seite dem Wirthshause entgegen. „Meine Schwester, bei der ich zu bleiben dachte, erhielt von ihren Schwiegereltern dringende Aufforderung, zu ihnen zu ziehen, so lange mein Schwager im Felde bleibt; es wäre lieblos gewesen, den alten Leuten diesen Trost zu versagen, und die Aufgabe, sich ihnen zu widmen, ist für Minna eine günstige Zerstreuung. Sie luden auch mich ein, aber das war wohl mehr freundliche Form; der Raum würde sich dort sehr beengt haben, und so zog ich vor, wenigstens vorerst dies liebe Asyl aufzusuchen, wo ich Freunde und mehr Ruhe treffe, als in München. Dort ist jetzt alle Welt gleichsam im Fieber.“

„Hatten Sie neuerdings Nachricht vom Herrn General?“

„Ja, und gute! Papa ist wie neugeboren, seit er wieder in Action gelangte. Aus seinen Briefen, die freilich immer sehr aphoristisch sind, spricht eine Frische des Geistes und der Stimmung, welche für alle Sorgen um ihn einigen Ausgleich bietet. Er rühmt seine Gesundheit; im Uebrigen ist er mit Leib und Seele Soldat. — Wie steht es hier?“

„Sie finden uns so ziemlich, wie Sie uns verlassen haben. Aschens sind zufällig heute nach Seeon; sie werden überrascht sein, da sie für den Fall Ihrer Ankunft noch Mittheilung erwarteten.“

„Wozu schreiben? An Unterkommen wird es ja gegenwärtig nicht fehlen.“

„Ihr Balconzimmer ist frei geblieben. Mein Gott — wie kurz die Zeit, seit Sie uns so plötzlich verließen, und wie inhaltsschwer!“

Valentine neigte gedankenvoll den Kopf. „Wohl hätte man sich dies Alles nicht träumen lassen, als Papa seine Inspicirungsreise antrat, und ich mit Aschens hierher ging. Die Ereignisse haben sich überstürzt. Noch schwebt mir die Woche der Kriegserklärung vor den Augen, wie Gegenwart. Meine Abreise von hier, das Zusammentreffen mit dem Vater, der Ausmarsch meines Schwagers, Alles das folgte sich unaufhaltsam; es kam wie eine hohe Woge, von der man vorwärts geworfen wird, fast ohne die Möglichkeit persönlichen Wollens und Könnens. Und — glauben Sie mir! — so gern ich hierher zurückkehrte, es geschieht doch in einer Art von Beschämung. Wo so Viele thätig sind, sei es selbst nur durch Leiden, da erscheint Genuß der Ruhe fast wie ein Unrecht.“

„Was könnten Sie leisten?“

„Allerdings nirgends etwas Anderes, als was ich hier thun kann: die Hände mit Verbandzeug beschäftigen, dessen man ja schon jetzt so viel, so viel bedarf.“

Die Terrasse war erreicht. Valentine wurde umringt und mit sichtlicher Freude begrüßt. Wittsteins gehörten nun schon seit mehreren Jahren zu den Stammgästen, und „das Fräulein“, wie Valentine einfach bezeichnet wurde, war ein allgemeiner Liebling, obgleich nur Wenige ihr persönlich näher standen. Jedermann sprach gut von ihr. Die vielbeschäftigte Wirthin hatte für sie besondere, zarte Aufmerksamkeiten; gewisse Gerichte, welche sie gelegentlich gerühmt, kamen zur Zeit ihrer Anwesenheit häufiger auf die Tafel; das erste Obst, welches reifte, wurde dem Fräulein gebracht; selbst der bekannte Humor der allbeliebten Herbergsmutter gewann liebreiche Wendung, sobald sie ihr Wort an Valentine richtete. Alt und Jung fühlte sich von dieser angezogen; wer mit ihr gesprochen hatte, verließ sie in Zufriedenheit mit sich selbst und mit ihr. Es lag in Valentinens Wesen etwas vom Mondlichte, das alle Linien sänftigt, auf die es fällt.

So wohlthuend der herzliche Empfang sie berührte, sehnte sie sich doch nach der Einsamkeit ihres Zimmers und suchte es auf, sobald sie etwas genossen. Die ersten, noch in München verlebten Morgenstunden hatten manches Bewegende mit sich gebracht. Der Abschied von der Schwester war ihr schwer geworden; selbst der Contrast, welcher ihr aus der Weltverlorenheit dieser kleinen Insel und dem brausenden Vorwärtsrollen der Weltgeschichte vor Augen trat, übte einen Rückschlag auf ihre Stimmung. Sie ordnete ihr Gepäck und trat dann hinaus auf den Balcon, auf dem sie nun schon seit Jahren so manche einsame Stunde zugebracht hatte.

Es war Mitte August. Die Linden standen in voller Blüthe; der feine, starke Duft drang zu ihr auf. Sie ruhte und sann. Während ihr Blick über die um diese Stunde immer menschenleere Terrasse schweifte, blieb er unwillkürlich an einer Gestalt hängen, die von der Ortschaft her der Hecke entlang kam und etwas Bekanntes für sie hatte, obwohl sie sich nicht sogleich auf diese Frau oder dieses Mädchen besann. Nun schritt Letztere langsam näher, quer über den Platz, den Linden zu, durch welche der Weg nach der Kirche führt. Valentine beugte sich über die Brüstung, um genauer zu sehen; fast unwillkürlich entschlüpfte ihr der Ruf: „Monika!“

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Richard Schmidt-Cabanis, der Verfasser der „Allerlei Humore“, hat einen neuen Blüthenstrauß humoristischer Novelletten und Skizzen gewunden und ihn der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts überreicht. Unter dem verlockenden Titel: „Wenn Frauen lächeln“ und durch zierliche Holzschnitte illustrirt, sind sie in Denicke's Verlag in Berlin erschienen. Unter den fünf Novelletten der ersten beiden Abschnitte des Buches, in denen erst „unter Thränen gelächelt“, dann aber „aus vollem Herzen gelacht“ wird, werden einige in ihrer Frische und Sinnigkeit den Leser auf das Liebenswürdigste anmuthen, am meisten das tragikomische Lebensbild: „Zwischen Leben und Tod“. Hier weht Jean Paul'scher Humor: man wird gleichzeitig gerührt und erheitert durch den armen kleinen Burschen, der von dem frischen Grabe seiner Mutter hinauswandert in die Welt, begleitet von seinem einzigen Besitzthum, einer Eule, die er mühselig im schweren Käfig mit sich schleppt und mit der er den letzten Bissen theilt. Fast bedauert man, den guten Jungen gar so schnell einen Wohlthäter finden zu sehen, mit dessen Erscheinen die Geschichte zu Ende ist. Ihr zunächst an Frische des Humors steht die fidele Liebesgeschichte: „Lieschens Aussteuer“ mit der prächtigen Figur des „Onkel Krischoff auf Bagselde bei Rostock in Mecklenburg“ und die windige Historie: „Von Brighton nach Wien“, in der man erfahrt, warum der Wind so beständig auf dem Stephansplatze weht. Der dritte Abschnitt, „Allerlei lustig Gekicher“, humoristische Plaudereien über die verschiedensten Motive, zeigt von Neuem Schmidt-Cabanis' satirische Schärfe, seine Formgewandtheit und seine Schlagfertigkeit im Wortwitz.

Kleiner Briefkasten.

A. G. Der Gegenstand ist für unser Blatt nicht geeignet, und bitten wir über das Manuscript Verfügung zu treffen.

Pr. W. in Bl. Ist der Artikel jetzt — nach drei Jahren — nicht veraltet, und genügt Ihnen die dazu vorliegende Illustration wirklich?

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 44. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig — In Heften à 50 Pfennig

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Wir wollen das lieber nicht erörtern," sagte Nordeck resignirt. „Es mag ja eine innere, eine Naturnothwendigkeit sein, die Ihren Vater und Leo in den Streit getrieben hat, aber die gleiche Nothwendigkeit treibt mich zum Widerstande. Mein Bruder hat es freilich leichter als ich. Ihm haben Geburt und Familientradition von jeher nur einen Weg gezeigt, und er ist ihn gegangen, ohne Wahl, ohne Zwiespalt — mir ist beides nicht erspart geblieben. Ich vermag es nun einmal nicht, zwischen zwei feindlichen Parteien hin und her zu schwanken und beiden oder keiner anzugehören; ich muß einer Sache Freund oder Feind sein. Was mich die Wahl gekostet hat, danach fragt Niemand. Gleichviel, ich habe gewählt, und wo ich einmal stehe, da bleibe ich stehen. Leo wirft sich mit glühender Begeisterung in den Kampf für seine höchsten Ideale, getragen von der Liebe und Bewunderung der Seinigen; er weiß, daß sie täglich für sein Leben zittern, und für ihn ist die Gefahr nur ein Reiz mehr bei dem Kampfe — ich stehe allein auf meinem Posten, der mir vielleicht den Tod durch Meuchelmord und sicher den Haß einträgt, den Haß von ganz Wilicza, von Mutter und Bruder und auch von Ihnen, Wanda. Die Rollen sind doch wohl ungleich vertheilt zwischen uns Brüdern. Aber ich bin ja nie durch Liebe und Zuneigung verwöhnt worden. Ich werde das auch jetzt ertragen. Also hassen Sie mich immerhin, Wanda! Vielleicht ist es das Beste für uns Beide."

Er hatte inzwischen die bezeichnete Richtung eingeschlagen und hielt jetzt kurz vor dem Eingange des Dorfes, das wie ausgestorben dalag. Sich von seinem Sitze schwingend, wollte er der jungen Gräfin die Hand zum Aussteigen bieten, aber sie lehnte schweigend ab und verließ allein den Schlitten. Ueber ihre festgeschlossenen Lippen kam auch nicht ein einziges Wort des Abschiedes. Sie neigte nur stumm das Haupt zum Gruße.

Waldemar war zurückgetreten. In seinem Antlitze erschien wieder der Zug finsteren Schmerzes, und seine Hand, welche die Zügel hielt, ballte sich krampfhaft — die Abweisung verletzte ihn augenscheinlich auf das Tiefste.

„Ich werde das Gefährt morgen zurücksenden," sagte er kalt und fremd, „mit meinem Danke — wenn Sie ihn nicht etwa auch ablehnen, wie eben diesen leichten Dienst."

Wanda schien mit sich zu kämpfen; sie hob bereits den Fuß zum Gehen, zögerte aber noch einen Augenblick.

„Herr Nordeck."

„Sie befehlen, Gräfin Morynska?"

„Ich — Sie müssen mir versprechen, die Gefahr nicht wieder so herauszufordern, wie Sie es heute thun wollten. Sie haben Recht — der Haß von ganz Wilicza gilt jetzt Ihnen; machen Sie es ihm nicht so leicht, Sie zu treffen — ich bitte Sie darum."

Eine flammende Röthe schlug in dem Gesichte Waldemar's bei diesen Worten auf. Er warf einen Blick auf das ihrige, nur einen einzigen, aber alle Bitterkeit schwand davor.

„Ich werde vorsichtiger sein," entgegnete er leise.

„So leben Sie wohl!"

Sie wandte sich um und schlug den Weg nach dem Dorfe ein. Nordeck blickte ihr nach, bis sie hinter einem der nächsten Gehöfte verschwand, dann schwang er sich wieder in den Schlitten und jagte in der Richtung nach Wilicza hin, die ihn bald wieder in den Wald führte. Er hatte die Waffe aus der Brusttasche genommen und neben sich gelegt, und während er mit gewohnter Sicherheit die Zügel führte, spähte sein Auge scharf zwischen den Bäumen umher. Der trotzige unbeugsame Mann, der keine Furcht kannte, war auf einmal so besonnen und vorsichtig geworden — er hatte es ja versprochen, und er wußte, daß es ein Wesen gab, das jetzt auch für sein Leben zitterte.

Rakowicz, der Wohnsitz des Grafen Morynski, konnte sich in keiner Weise mit Wilicza messen. Ganz abgesehen davon, daß die Herrschaft fast um das Zehnfache größer war und allein drei oder vier Pachtgüter von dem Umfange der Morynski'schen Besitzung einschloß, fehlten dieser letzteren auch die Waldungen und das prachtvolle Schloß mit seiner Parkumgebung. Rakowicz lag nur eine Stunde von L. entfernt in offener Gegend und unterschied sich wenig oder gar nicht von den übrigen kleineren Edelsitzen der Provinz.

Seit der Abreise ihres Vaters lebte Gräfin Wanda allein auf dem Gute. So selbstverständlich unter anderen Umständen ihre Uebersiedelung nach Wilicza gewesen wäre, so natürlich erschien es jetzt, daß die Tochter des Grafen Morynski das Schloß mied, dessen Herr eine solche Stellung zu den Ihrigen einnahm, wie Nordeck es that. Schon das Bleiben der Fürstin gab Anlaß genug zur Verwunderung. Diese kam, wie schon erwähnt, sehr oft nach Rakowicz, um ihre Nichte zu sehen, und war auch jetzt auf einige Tage Gast derselben. Das Zusammentreffen Wanda's mit Waldemar blieb ihr vorläufig noch verschwiegen, da sie erst am Abende nach der Rückkehr von jener Fahrt angekommen war.

Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft, in den Vormittagsstunden, saßen die beiden Damen in dem Zimmer der jungen Gräfin. Sie hatten soeben Nachrichten von den Ihrigen empfangen und hielten die Briefe geöffnet in der Hand, aber diese schienen wenig Erfreuliches zu bringen, denn Wanda sah sehr ernst aus, und die Miene der Fürstin war finster und sorgenvoll, als sie endlich die Zuschriften ihres Bruders und Leo's aus der Hand legte.

„Wieder zurückgeworfen!" sagte sie mit unterdrückter Bewegung. „Sie waren schon bis an das Herz des Landes vorgedrungen, und nun stehen sie wieder an der Grenze. Noch immer keine Entscheidung, kein nennenswerther Erfolg! Man möchte verzweifeln."

Wanda ließ gleichfalls das Blatt sinken, das sie in der Hand hielt. „Der Vater schreibt in sehr düsterem Tone," entgegnete sie. „Er reibt sich fast auf in dem ewigen Kampfe mit all den widerstreitenden Elementen, die er vergebens zusammenzuhalten sucht. Alles will befehlen, Niemand gehorchen; die Uneinigkeit wächst unter den Führern — was soll noch daraus werden!"

„Dein Vater läßt sich allzu sehr von dem düsteren Zuge beherrschen, der nun einmal in seinem Charakter liegt," beruhigte die Fürstin. „Es ist doch am Ende natürlich, daß ein Heer von Freiwilligen, das auf den ersten Ruf zu den Waffen eilt, nicht die Ordnung und Disciplin einer wohlgeschulten Armee haben kann. Das will gelernt und geübt sein."

Wanda schüttelte trübe das Haupt. „Der Kampf währt nun schon drei Monate und auf jedes glückliche Gefecht haben wir drei Niederlagen zu verzeichnen. Jetzt verstehe ich erst die schmerzliche Bewegung des Vaters beim Abschiede; sie galt nicht der Trennung allein. Er ging schon damals ohne die rechte Hoffnung des Sieges."

„Bronislaw hat von jeher Alles im Leben zu schwer genommen," beharrte die Fürstin. „Ich hoffte mehr von Leo's steter Gegenwart und seinem Einfluß auf den Oheim. Er hat noch die volle Spannkraft und Begeisterung der Jugend; ihm heißt jeder Zweifel an dem Siege unserer Sache Verrath. Ich wollte, er könnte seine unerschütterliche Siegeszuversicht auch den Anderen mittheilen — es thut ihnen Noth."

Sie zog den Brief ihres Sohnes wieder hervor und sah nochmals hinein. „Leo wird trotz alledem glücklich sein," fuhr sie fort. „Mein Bruder hat endlich seinen Bitten nachgegeben und ihm ein selbstständiges Commando anvertraut. Er steht mit seiner Schaar nur zwei Stunden von der Grenze entfernt — und die Mutter und die Braut dürfen ihn nicht auf eine einzige Minute sehen."

„Um Gotteswillen, bringe Leo nicht auf solche Gedanken!" fiel Wanda ein. „Er wäre im Stande, das Unsinnigste, Tollkühnste zu begehen, um ein Wiedersehen möglich zu machen."

„Das wird er nicht," versetzte die Fürstin ernst. „Er hat strengen Befehl, nicht von seinem Posten zu weichen, und also bleibt er. Aber was schreibt er Dir denn eigentlich? Der Brief an mich ist sehr kurz und flüchtig; der Deinige scheint desto mehr zu enthalten."

„Er enthält sehr wenig," erklärte die junge Gräfin mit sichtbarem Unmuthe. „Kaum das Nothwendigste von dem, was uns, die wir unthätig auf die Entscheidung harren müssen, das Wichtigste ist. Leo zieht es vor, mir seitenlang über seine Liebe zu schreiben, und findet mitten im Toben des Krieges noch Zeit genug, sich und mich mit seiner Eifersucht zu quälen."

„Ein seltsamer Vorwurf in dem Munde einer Braut!" bemerkte die Fürstin mit leisem Spotte. „Eine Andere würde stolz und glücklich sein, wenn sie selbst in solchen Zeiten noch alle Gedanken ihres Verlobten beherrscht."

„Es handelt sich um einen Kampf auf Leben und Tod, und da verlange ich Thaten vom Manne — nicht Liebesschwüre," sagte Wanda energisch.

Die Stirn der Fürstin runzelte sich. „Er wird es an Thaten nicht fehlen lassen jetzt, wo ihm endlich die Gelegenheit dazu geboten wird — oder meinst Du, daß dazu nothwendig die Kälte und Schweigsamkeit gehört?"

Wanda erhob sich und trat an das Fenster; sie wußte, wohin die Worte zielten, aber sie konnte und wollte nicht fortwährend jenen durchdringenden Augen Rede stehen, die stets mit so unerbittlichem Forschen auf ihrem Antlitze ruhten, als wollten sie die geheimsten Regungen des Inneren an das Licht ziehen. Die Fürstin hielt auch ihrer Nichte gegenüber an dem Grundsatz fest, den sie bei Waldemar beobachtete. Sie hatte sich einmal ausgesprochen, und damit ließ sie es genug sein. Wiederholungen waren in ihren Augen ebenso nutzlos wie gefährlich. Seit jenem Abende, wo sie es für nothwendig hielt, der jungen Gräfin „die Augen zu öffnen", war kein Wort zwischen ihnen über den Gegenstand gefallen, aber Wanda wußte nur zu gut, daß sie seitdem eine unermüdliche Beobachterin hatte, daß jedes ihrer Worte, ja jeder ihrer Blicke vor Gericht gestellt wurde, und das raubte ihr oft genug alle Sicherheit im Verkehre mit der Tante.

Diese hatte inzwischen die Briefe ihres Bruders und Sohnes zusammengefaltet. „Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir in den nächsten Tagen Gefechte unmittelbar an der Grenze zu erwarten," begann sie wieder. „Was könnte uns dabei Wilicza sein, und was ist es uns jetzt!"

Die junge Gräfin wandte sich wieder um und richtete die dunklen Augen auf die Sprechende. „Wilicza?" wiederholte sie. „Tante, ich begreife ja die Nothwendigkeit, die Dich dort hält, aber ich wäre der Aufgabe nicht gewachsen. Ich kann jedes Opfer bringen, nur das eine nicht, Tag für Tag einem Menschen so gegenüber zu stehen, wie Du jetzt Deinem Sohne."

„Das hält auch so leicht kein Anderer aus, als wir Beide," sagte die Fürstin mit bitterer Ironie. „Ich gebe Dir das Zeugniß, Wanda, daß Du Recht hattest mit Deinem Urtheil über Waldemar. Ich habe mir den Kampf mit ihm leichter gedacht. Anstatt ihn zu ermatten, bin ich jetzt nahe daran, zu weichen. Er ist mir mehr als gewachsen."

„Er ist Dein Sohn," warf Wanda ein. „Das vergißt Du immer wieder."

Die Fürstin stützte finster den Kopf in die Hand. „Er sorgt schon dafür, daß ich es nicht vergesse, zeigt er mir doch täglich, was diese vier Jahre aus ihm gemacht haben. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß er sich mit einer so unglaublichen Kraft aus der Rohheit und Verwilderung seiner Jugend emporarbeiten würde. Er hat sich selbst bezwingen gelernt; darum zwingt er auch alles Andere, trotz Haß und Widerstand. Wird es mir doch schon schwer, meinen Befehlen die Geltung zu verschaffen, sobald sein Wille sich dagegen setzt, und doch sind die Leute mir unwandelbar ergeben. Aber sie haben ihn fürchten gelernt; er imponirt ihnen mit seiner unbeugsamen Energie, mit seinem Gebietertone. Sie scheuen sein Auge mehr, als sie je das meinige gefürchtet haben. — Ich wollte, man hätte mir den Knaben gelassen — ich hätte ihn für uns erzogen, und er wäre uns vielleicht mehr geworden, als nur der Herr von Wilicza. Jetzt gehört er einzig dem Volke an, dem sein Vater entstammte, und er wird nicht weichen aus jenen Reihen — darauf kenne ich ihn — zeigte man ihm auch das Höchste auf unserer Seite. Es war ein Unglück, daß ich ihm nie habe Mutter sein können. Das rächt sich jetzt an uns Beiden."

Es lag etwas von einer Selbstanklage in diesen Worten; sie hatten einen beinahe schmerzlichen Klang. Der Ton war ganz neu in dem Munde der Fürstin, wenn sie von ihrem ältesten Sohne sprach. All die weicheren Regungen, die bei ihr so selten die Oberhand gewannen, galten sonst ausschließlich ihrem Jüngsten. Auch jetzt schien sie diese Regungen gewaltsam von sich zu stoßen, denn sie erhob sich plötzlich und sagte abbrechend mit herbem Ausdrucke:

„Gleichviel, wir sind nun einmal Feinde und werden es bleiben. Das muß ertragen werden, wie so vieles Andere."

Sie wurden unterbrochen; ein Diener trat ein mit der Meldung, der Haushofmeister von Wilicza sei soeben angekommen und begehre dringend seine Herrin zu sprechen. Die Fürstin sah auf.

„Pawlick? Dann ist etwas vorgefallen. Er soll eintreten, sogleich."

Schon in der nächsten Minute trat Pawlick ein, der Diener des verstorbenen Fürsten Baratowski, der die fürstliche Familie in die Verbannung begleitet hatte, und jetzt den Posten eines Haushofmeisters in Wilicza versah. Der alte Mann schien erregt und eilig zu sein; dennoch versäumte er keine der gewöhnlichen Ehrfurchtsbezeigungen, als er sich seiner Gebieterin näherte.

„Laß nur, laß!" wehrte diese ungeduldig ab. „Was bringst Du? Was ist vorgefallen in Wilicza?"

„In Wilicza selbst nichts," berichtete Pawlick. „Aber auf der Grenzförsterei —"

„Nun?"

„Es hat dort wieder Plänkeleien mit dem Militär gegeben, wie schon öfter in der letzten Zeit. Der Förster und seine Leute haben den Patrouillen alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, sie schließlich insultirt — es wäre beinahe zum offenen Kampfe gekommen."

Ein Ausruf des heftigsten Unwillens entfuhr den Lippen der Fürstin. „Daß der Unverstand dieser Untergebenen doch immer und ewig unsere Pläne durchkreuzen muß! Gerade jetzt, wo Alles daran liegt, die Aufmerksamkeit von der Försterei abzuwenden, fordern sie die Beobachtung förmlich heraus. Habe ich Osiecki nicht befohlen, sich ruhig zu verhalten und auch seine Leute im Zaume zu halten? Es soll sofort ein Bote hinüber und ihm den Befehl nochmals mit aller Strenge einschärfen."

Wanda war gleichfalls näher getreten. Die Grenzförsterei, die allgemein so genannt wurde, weil sie die letzte auf den Nordeck'schen Gütern war und kaum eine halbe Stunde von der Grenze entfernt lag, schien auch sie lebhaft zu interessiren.

„Herr Nordeck ist uns leider schon zuvorgekommen," fuhr Pawlick zögernd fort. „Er hat den Förster schon zweimal warnen und ihm Strafe androhen lassen; auf diesen neuen Vorfall hin schickte er ihm die Weisung, mit seinem ganzen Personale das Forsthaus zu räumen und nach dem von Wilicza überzusiedeln. Vorläufig soll einer der deutschen Inspectoren des Administrators an die Grenze, bis erst Ersatz geschafft ist —"

„Und was that Osiecki?" unterbrach ihn die Fürstin hastig.

„Er weigerte sich geradezu zu gehorchen und ließ dem Herrn sagen, er sei auf der Grenzförsterei angestellt, und da werde er bleiben — wer ihn daraus vertreiben wolle, der möge es versuchen."

Die Tragweite des eben berichteten Vorfalls mußte wohl größer sein, als es den Anschein hatte. Das verrieth das Gesicht der Fürstin, in dem sich ein unverkennbarer Schrecken ausprägte. Es vergingen einige Secunden, bevor sie antwortete.

„Und was hat mein Sohn beschlossen?"

„Herr Nordeck erklärte, er werde heute Nachmittag selbst hinüberreiten."

„Allein?" fiel Wanda ein.

Pawlick zuckte die Achseln. „Der Herr reitet ja stets allein."

Die Fürstin schien die letzten Worte kaum zu hören — sie fuhr aus ihrem Nachsinnen empor.

„Sorge dafür, Pawlick, daß man sofort anspannt! Du begleitest mich nach Wilicza zurück. Ich muß zur Stelle sein, wenn sich da irgend etwas vorbereitet. Geh!"

Pawlick gehorchte. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als auch schon Gräfin Morynska an der Seite ihrer Tante stand.

„Hast Du es gehört, Tante? Er will nach der Grenzförsterei."

„Nun ja," erwiderte die Fürstin kalt. „Was weiter?"

„Was weiter? Meinst Du, daß Osiecki sich fügen wird?"

„Nein! Er darf es auch unter keiner Bedingung. Seine Försterei ist augenblicklich das Wichtigste für uns, doppelt wichtig für das, was in den nächsten Tagen bevorsteht. Wir müssen dort zuverlässige Leute haben. Die Unsinnigen, uns gerade jetzt diesen Posten zu gefährden!"

„Sie haben ihn uns verloren!" rief Wanda hastig. „Waldemar wird sich den Gehorsam erzwingen."

„Das wird er in diesem einen Falle wohl nicht thun," versetzte die Fürstin. „Er vermeidet jeden Gewaltact. Ich weiß, daß der Präsident ihn eigens darum gebeten und daß er sein Versprechen gegeben hat. Man fürchtet in L. nichts so sehr als eine Revolte auf diesseitigem Gebiet. Osiecki aber wird und darf nur der Gewalt weichen, und dazu schreitet Waldemar nicht. Du hörst es ja, er will allein hinüber."

„Was Du doch nicht zugeben wirst?" fiel die junge Gräfin ein. „Du willst doch nach Wilicza, um ihn zu warnen, ihn zurückzuhalten?"

Die Fürstin sah ihre Nichte groß an. „Was fällt Dir ein? Eine Warnung aus meinem Munde würde Waldemar ja Alles verrathen und ihm sofort die Ueberzeugung geben, daß man auf der Försterei mir gehorcht und nicht ihm. Er würde dann unerbittlich auf der Entfernung Osiecki's bestehen, die jetzt vielleicht noch zu verhindern ist und die überhaupt verhindert werden muß, koste es was es wolle."

„Und Du glaubst, Dein Sohn werde es dulden, daß man ihm offen den Gehorsam verweigert? Es ist das erste Mal, daß dergleichen in Wilicza geschieht. Tante, Du weißt es, dieser wilde Mensch, dieser Osiecki ist zu Allem fähig, und seine Leute sind nicht besser als er."

„Auch Waldemar weiß das," versetzte die Fürstin mit vollkommener Ruhe, „und deshalb wird er sich hüten, sie zu reizen. Er hat die Besonnenheit ja jetzt so trefflich gelernt; er läßt sich nie mehr fortreißen, wo er sich wirklich beherrschen will, und seinen Untergebenen gegenüber will er das immer."

„Sie hassen ihn," sagte Wanda mit bebenden Lippen. „Auf dem Wege nach der Grenzförsterei hat ihn schon einmal eine Kugel gefehlt. Die zweite könnte besser treffen."

Die Fürstin stutzte. „Woher weißt Du das?"

„Einer von unseren Leuten brachte es von Wilicza mit herüber," entgegnete Wanda schnell gefaßt.

„Ein Märchen!" meinte die Fürstin verächtlich. „Wahrscheinlich von dem ängstlichen Doctor Fabian erfunden. Er wird einen harmlosen Schuß im Walde, der irgend einem Wilde galt, für einen Mordanfall auf seinen geliebten Zögling gehalten haben. Er zittert ja fortwährend für ihn. Waldemar ist mein Sohn, und das schützt ihn vor jedem Angriff."

„Wenn die Leidenschaften erst einmal gereizt sind, schützt es ihn nicht mehr," rief Wanda, die sich wieder unvorsichtig genug fortreißen ließ. „Du hattest dem Förster auch befohlen, sich ruhig zu verhalten. Du siehst, wie das respectirt wird."

Die Fürstin richtete das Auge drohend auf ihre Nichte.

„Wäre es nicht besser, Du spartest diese übertriebene Sorge für die Unsrigen auf? Ich dächte, da wäre sie eher am Platze. Du scheinst ganz zu vergessen, daß Leo sich täglich solchen Gefahren aussetzt."

„Und wenn wir das wüßten, und es läge in unserer Macht, ihn zu retten, wir würden nicht einen Augenblick zögern, an seine Seite zu eilen," brach die junge Gräfin leidenschaftlich aus. „Und Leo ist, wo er auch sein mag, immer an der Spitze der Seinigen. Waldemar steht allein gegen jene wilde zügellose Bande, die Du selbst zum Haß gegen ihn gereizt hast und die sich nicht bedenken wird, die Waffen gegen ihren eigenen Herrn zu kehren, wenn er sie herausfordert."

„Ganz recht, wenn er sie herausfordert. Er wird aber vernünftig genug sein, das nicht zu thun, denn er kennt die Gefahr; und in Zeiten wie die jetzigen spielt man nicht damit. Thut er es dennoch, wagt er trotz alledem einen Gewaltstreich, nun gut — auf sein Haupt die Folgen!"

Wanda bebte leise zusammen vor dem Blicke, der diese Worte begleitete. „Das sagt eine Mutter?"

„Das sagt eine tiefbeleidigte Mutter, die der Sohn auf's Aeußerste getrieben hat. Zwischen Waldemar und mir giebt es nun einmal keinen Frieden, so lange wir beide auf dem gleichen Boden stehen. Wo ich nur den Fuß hinsetze, da finde ich ihn auf meinem Wege; wo ich einzugreifen versuche, da steht er und wehrt mir. Welche Pläne hat er uns schon durchkreuzt! Was haben wir schon opfern und aufgeben müssen um seinetwillen! Er hat es dahin gebracht, daß wir uns gegenüber stehen wie zwei Todfeinde, er allein — so mag er allein tragen, was diese Feindschaft auf ihn herabzieht."

Ihre Stimme hatte einen eisigen Klang. Es war auch nicht ein Hauch mehr von Muttergefühl darin, von jener Weichheit, die sich vorhin einen Moment lang geregt hatte. Jetzt sprach nur die Fürstin Baratowska, die nie eine Beleidigung verzieh oder vergaß und die man nicht tödtlicher beleidigen konnte, als wenn man ihr die Herrschaft aus den Händen wand. Waldemar hatte sich dessen schuldig gemacht, und ihm vergab das die Mutter am wenigsten.

Sie war im Begriffe zu gehen, um sich für die Abreise fertig zu machen, als ihr Blick auf Wanda fiel. Diese hatte keine einzige Silbe geantwortet. Sie stand regungslos da, aber ihr Auge begegnete mit so düsterer Entschlossenheit dem der Fürstin, daß die letztere inne hielt.

„Eins möchte ich Dir doch noch in's Gedächtniß rufen, ehe ich gehe," sagte sie, und ihre Hand legte sich schwer auf den Arm ihrer Nichte. „Wenn ich Waldemar nicht warne, so darf es

überhaupt Niemand thun — es wäre Verrath an unserer Sache. Was schrickst Du so zusammen vor dem Worte? Wie würdest Du es denn nennen, wenn dem Herrn von Wilicza schriftlich oder mündlich, durch die dritte oder vierte Hand, eine Nachricht zukäme, die ihm unsere Geheimnisse preisgiebt? Er würde vielleicht mit Bedeckung gehen, gehen aber würde er jedenfalls, um vor allen Dingen zu untersuchen, was die Warnung sagen will, sein eigenes Forsthaus nicht zu betreten, mit seinem Förster nicht zu sprechen, den er jetzt wegen eines Conflictes mit den Patrouillen zur Rede stellen will. Das würde uns die Grenzförsterei kosten. Wanda, die Morynski haben es bisher noch nie zu bereuen gehabt, wenn sie die Frauen ihres Hauses zu Vertrauten ihrer Pläne machten. Noch hat sich keine Verrätherin unter diesen gefunden."

„Tante!" rief Wanda mit einem solchen Tone des Entsetzens, daß die Fürstin langsam ihre Hand von ihrem Arme zurückzog.

„Ich wollte Dir nur klar machen, was hier auf dem Spiele steht," fuhr sie fort. „Ich denke, Du wirst doch Deinem Vater in's Auge sehen wollen, wenn er zurückkehrt. Wie Du Leo's Blick Stand halten willst mit dieser Todesangst, die Dich jetzt verzehrt, und die Du vergebens zu verbergen suchst, das mußt Du mit ihm selber abmachen. Aber," hier brach die furchtbare innere Bewegung der stolzen Frau durch die erzwungene Kälte, „aber hätte ich je geahnt, daß meinem Sohne dieser Schlag droht, daß er ihm von Waldemar droht, ich hätte Leo's unselige Liebe zu Dir aus allen Kräften bekämpft, statt sie zu begünstigen. Jetzt ist es zu spät für ihn — und auch für Dich; das hat mir diese Stunde gezeigt." —

Die Antwort blieb der jungen Gräfin erspart, denn jetzt kam Pawlick mit der Nachricht zurück, daß angespannt sei. Die Fürstin bedurfte nicht viel Zeit zu den Vorbereitungen. In zehn Minuten war sie reisefertig und bestieg den harrenden Schlitten. Der Abschied von ihrer Nichte war kurz und flüchtig; er fand in Gegenwart der Diener statt, und das vorhergehende Gespräch wurde nicht wieder berührt, aber Wanda verstand den Abschiedsblick, der dem ihrigen begegnete. Sie legte schweigend ihre feuchte, eiskalte Hand in die ihrer Tante, und die Fürstin schien zufrieden mit dem wortlosen Versprechen.

Gräfin Morynska war in das Zimmer zurückgekehrt. Sie hatte sich eingeschlossen, um einmal wieder frei aufzuathmen, aber es athmete sich nicht leicht mit dieser Bergeslast auf der Brust. Sie war endlich allein mit sich selber, aber auch mit ihrer Angst, die ihr ahnungsvoll die Gefahr zeigte, an welche die Mutter nicht glauben wollte. Freilich, der Instinct der Liebe gehörte dazu, und den hatte die Fürstin für ihren ältesten Sohn nie gehabt; der regte sich nur, wenn es sich um Leo handelte. Und hätte sie gewußt, daß jener Gang Waldemar's Leben bedrohte, sie hätte ihn auch nicht mit einem Worte davon zurückgehalten, denn dieses Wort konnte ja ihre Parteiinteressen gefährden.

Wanda stand am Schreibtische, auf dem noch die Briefe ihres Vaters und Leo's lagen. Eine kurze Warnung, nur ein paar Zeilen, auf das Papier geworfen und nach Wilicza gesendet, konnten Alles abwenden. Waldemar würde der Warnung folgen. Gleichviel, ob er es errieth oder nicht, von wem sie kam, er hatte ja versprochen, vorsichtiger zu sein, und kannte hinreichend die Stimmung auf seinen Gütern. Wenn er überhaupt noch ging, nahm er wenigstens hinreichende Begleitung mit sich, und dann wagte man sich nicht an ihn. Es konnte ihm ja nicht schwer werden, den Gehorsam zu erzwingen, sobald er sich nur entschloß, die Gewalt zu Hülfe zu rufen. Was da auf dem Gebiete der Grenzförsterei vorgegangen war, das streifte nahe an Rebellion. Es kostete dem Gutsherrn nur ein Wort, den Förster verhaften und das Forsthaus militärisch besetzen zu lassen, dann hatte er Ruhe.

„Und dann —?" Die Fürstin hatte es klar genug überschaut und ausgesprochen, was hierauf folgte. Sie hatte dafür gesorgt, daß ihre Nichte über dieses „Und dann" nicht hinauskam. Wanda war hinlänglich in die Pläne der Ihrigen eingeweiht, um zu wissen, daß die Grenzförsterei jetzt die Rolle spielte, die man früher dem Schlosse zugedacht. Alles, was Waldemar hier so streng verbannt hatte, geschah jetzt dort drüben, nur mit größerer Vorsicht und in größerer Heimlichkeit. Dort lagerte noch ein Theil des Waffenvorrathes; dort war die Verbindung, der Mittelpunkt für alle Nachrichten und Botschaften, und eben deshalb lag so viel an dem Bleiben des dortigen Försters, auf dessen Treue und Verschwiegenheit man unbedingt rechnen konnte. Seine Entfernung war gleichbedeutend mit dem Verluste des ganzen Postens. Das wußte er so gut wie seine Herrin, und deshalb waren sie entschlossen, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen.

Nordeck selbst kam nur selten nach dem einsam gelegenen Forsthause. Er hatte zu viel mit Wilicza zu thun, um jenem eine besondere Aufmerksamkeit widmen zu können. Jetzt wollte er offenbar nur hinüber, um durch sein persönliches Erscheinen einen Widerstand zu brechen, wie er ihm öfter entgegentrat, und dem er keine besondere Wichtigkeit beilegte. Entdeckte er aber, daß man auf der Försterei seinen Befehlen offen Hohn sprach, daß hier systematisch der Widerstand gegen ihn [illegible] wurde, so ging er schonungslos vor und entriß seiner [illegible] auch diesen letzten Posten, wo sie Fuß gefaßt hatte, und die Entdeckung konnte nicht ausbleiben, sobald man ihm verrieth, daß ihm von dorther eine Gefahr drohe.

Das alles stand mit unerbittlicher Klarheit vor der Seele Wanda's, aber eben so klar stand dort auch die Gefahr Waldemar's. Sie hatte die unumstößliche Ueberzeugung, daß jene Kugel, die ihn kürzlich bedrohte, aus der Büchse des Försters gekommen war, daß der Mann, dessen fanatischer Haß sich bis zum Meuchelmorde verstieg, sich auch nicht bedenken werde, seinen Herrn niederzuschlagen, wenn dieser allein vor ihm stand, und sie mußte den Bedrohten gehen lassen, ungewarnt, vielleicht in den Tod gehen lassen. Verrath! Vor diesem furchtbaren Worte sank all ihre Willenskraft machtlos zusammen. Sie war von jeher die Vertraute ihres Vaters gewesen; er baute unbedingt auf seine Tochter und hätte mit Entrüstung den Gedanken von sich gewiesen, daß sie auch nur ein Wort von seinen Geheimnissen preisgeben könne, preisgeben, um einen Feind zu retten. Sie selbst hatte Leo mit ihrer Verachtung gedroht, als er in einer Aufwallung der Eifersucht zögerte, seiner Pflicht zu folgen; jetzt befahl ihr diese Pflicht, die ihn nur von der Seite der Geliebten in den Kampf riß, das Schwerste: schweigend und unthätig zuzusehen, wie die Gefahr heranrückte, die sie mit einem Federzuge abwenden konnte, und diesen Federzug nicht zu thun.

All' diese Gedanken stürmten in wildem Wechsel auf die junge Gräfin ein, die ihnen fast zu erliegen drohte. Sie suchte vergebens nach einem Auswege, einer Rettung. Immer wieder stand dieses furchtbare „Entweder — oder" vor ihr. Wenn sie wirklich noch nicht gewußt hätte, wie es in ihrem Innern aussah, diese Stunde würde es ihr enthüllt haben. Seit Monaten wußte sie Leo in der Gefahr und hatte um ihn gebangt, wie um einen theuren Verwandten, wohl mit Angst, aber doch mit der gleichen Fassung und dem gleichen Heldenmuthe, wie die Mutter, jetzt aber galt es Waldemar, und jetzt war es vorbei mit der Fassung und dem Heldenmuthe — sie flohen vor der Todesangst, die Wanda bei dem Gedanken an seine Gefahr durchschauerte.

Aber es giebt einen Punkt, wo auch das wildeste, qualvollste Leiden der Betäubung weicht, auf Augenblicke wenigstens, wo die Kraft zum Leiden völlig erschöpft ist. Mehr als eine Stunde war vergangen, seit Wanda sich eingeschlossen hatte, und ihr Antlitz gab Zeugniß davon, was sie in dieser Stunde durchlitten hatte. Jetzt trat auch für sie einer jener Momente ein, wo wir nicht mehr kämpfen und verzweifeln, wo sie nicht einmal mehr denken konnte. Wie todesmatt warf sie sich in einen Sessel, lehnte das Haupt zurück und schloß die Augen.

Da tauchte leise wieder das alte Traumbild auf, das sich einst aus Sonnenglanz und Meeresrauschen gewoben und mit seinem Zauber die beiden jugendlichen Herzen umsponnen hatte, die damals noch nicht ahnten, was es ihnen bedeutete. Seit jenem Herbstabende am Waldsee war es so oft wieder emporgestiegen und wollte sich mit aller Willenskraft nicht bannen und nicht verscheuchen lassen. War es doch auch vorgestern mit den Beiden gewesen auf der einsamen Fahrt durch die winterliche Landschaft. Es flog mit ihnen über das weite Schneegefilde; es dämmerte aus dem Nebel der Ferne und schwebte in dem düsteren Wolkenzuge, der sich so tief herabsenkte — keine Oede, kein Eisbann hinderte sein Erscheinen. Auch jetzt stand es urplötzlich wieder



Der Raibler See mit den Dolomiten in Kärnthen.

Nach dem Oelbilde von Professor Karl Hummel in Weimar, auf Holz übertragen von Richard Püttner.

da, wie von Geisterhand hervorgerufen, mit seinem goldig verklärenden Scheine. Und doch hatte Wanda mit der ganzen Leidenschaft und Energie ihres Charakters dagegen gekämpft. Sie hatte Trennung und Entfernung zwischen sich und den Mann gestellt, den sie hassen wollte, weil er nicht der Freund ihres Volkes war, hatte in dem jetzt wieder so wild auflammenden Streite der beiden feindlichen Nationen ihre Rettung gesucht — was nützte all' das verzweiflungsvolle Kämpfen, der Sieg war ja doch nicht errungen worden. Jetzt galt es keinen Traum und keine Selbsttäuschung mehr. Sie wußte jetzt, welch ein Zauber es gewesen war, der sie damals auf dem Buchenholm umfangen, dessen halb zerrissene Fäden jene Stunde am Waldsee auf's Neue und diesmal unzerreißbar geknüpft hatte — sie kannte endlich die Schätze, welche ihr die alte Wunderstadt gezeigt, nur auf flüchtige Minuten, um sie dann wieder mit sich hinabzunehmen in die Tiefe. Nur in Einem hatte die Sage wahr gesprochen: die Erinnerung wollte nicht verlöschen, das Sehnen nicht schweigen, und mitten hinein in Haß und Streit, in Kampf und Widerstand klang es süß und geheimnißvoll wie der Glockenklang Vinetas aus dem Meeresgrunde. — — —

Wanda erhob sich langsam. Der furchtbare Widerstreit in ihrem Innern, der Kampf zwischen Pflicht und Liebe war zu Ende. Die letzten Minuten hatten ihn entschieden. Sie eilte nicht zum Schreibtische, und die Feder blieb unberührt. Es galt keine Nachricht und keine Warnung mehr, sie schob nur den Riegel von der Thür zurück, und in der nächsten Minute rief der helle, scharfe Laut der Klingel den Diener herbei. Gräfin Morwicka stützte sich auf den Tisch, an dem sie stand — ihre Hand zitterte, aber ihr Antlitz trug die Ruhe eines unabänderlichen Entschlusses.

„Und wenn es wirklich zum Aeußersten kommt, so werfe ich mich dazwischen,“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Seine Mutter läßt ihn kalt und gleichgültig der Gefahr entgegengehen — ich werde ihn retten.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe der Gartenlaube.

Nr. 10. Ausflug zu den Dolomiten.

Mit Abbildung.

Im Atelier des großen Landschaftsmalers Hummel zu Weimar stand ich in Betrachtung eines prachtvollen Alpensees, den sein Pinsel auf die Leinwand gezaubert hatte. Das glänzende Grün der stillen Wasserfläche und ringsum die seltsam geformten, wunderbar zerrissenen kahlen Gebirge über der üppigen, frischen Vegetation der See-Ufer erschienen so eigenartig, so fremd und doch wieder so treu und wahr, daß ich, von dem Anblicke gefesselt, mich schwer wieder losreißen konnte. Es war, wie der Meister mir verrieth, der Raibler See und seine Dolomiten in Kärnthen, und mit diesem einen Worte war es entschieden, daß der lang geplante Ausflug nach dem schönen Oesterreich, zur Donau, nach Pest, Wien, Steiermark und Kärnthen nunmehr zur Ausführung gebracht wurde. Der gute Meister Hummel selbst gab uns die nützlichsten Reisewinke auf den Weg, und wer anders könnte über die malerisch-schönsten Punkte, über die heimlich-stillen Plätzchen, über Land und Leute und die erquicklichsten Quellen des edeln Rebensaftes so sichere Auskunft und Reisewinke geben, wie ein Landschaftsmaler?

Alles traf später ein und wurde mit vollen Zügen von uns genossen.

Wie in Pest und Ofen hatten wir in Wien und Umgegend uns sowohl der Natur und Kunst wie auch des frischen, frohen Volkslebens erfreut. Mit besonderem Behagen hatten wir in Graz und dessen romantischer Umgebung verweilt. Jetzt aber zog es uns, auf raschem Dampfroß an steilen Alpenabhängen hin, an Schlössern, Klosterruinen und Capellen vorüber durch das schöne Drauthal und Miesthal nach den Dolomit-Gebirgen zu eilen. Bald winkten uns von fern jene bekannten himmelanstrebenden, grauweißen, kahlen und schroffen Gebirgsmassen mit den zerrissenen Zinnen, Zacken und Spitzen. Ihren magnesiahaltigen Kalkstein hatte einst, in den Jahren 1789 und 1790, der berühmte Geolog und Mineralog, dessen Namen sie tragen, der Malteser Dolomieu, auf seinen Fußwanderungen durch Italien, Tirol und Graubünden, den Hammer in der Hand, den Sack auf dem Rücken, durchforscht und untersucht. In Villach endlich standen wir ihnen gegenüber. Es war die Gebirgskette, welche das Drauthal vom Thale der Gail scheidet. Als wir von dem alten Ritterhause aus, welches jetzt das Gasthaus zur Post bildet, durch die hübsche, reinliche Bergstadt, die am Fuße des Dobracz sich ausbreitet, an der Statue vorbei, welche dem talentvollen Bildhauer Gasser gesetzt worden, hinauf nach St. Martin gewandert, waren wir von dem mächtigen Alpenpanorama, das sich dort den Blicken bietet, wahrhaft überwältigt. Ringsum diese Gebirgskolosse, zum Theil in den frappantesten, phantastischen, grotesken Gestalten, und der Beschauer wie im Mittelpunkte einer Riesenburg.

Von Villach führt die durch kühn überwundene technische Schwierigkeiten äußerst interessante Villach-Laibacher Bahn an dem höchst malerisch gelegenen Arnoldstein mit seinem ehemaligen Benedictinerkloster vorüber; jetzt erschallt der grelle Pfiff der Locomotive; wir halten hoch und frei im Gebirge vor dem Bahnhofe von Tarvis. Wir steigen in den Ort hinunter und wandern hinein in das schöne Thal nach Raibl zu. Wie lustig rauscht der Gebirgsfluß uns zur Seite, wie köstlich duften die rothen Alpenveilchen im dunkeln Grün am Wege, wie frisch weht uns die reine Alpenluft an! Rasch ist ein duftiger Veilchenstrauß den Damen gepflückt, und scherzend und singend ziehen wir weiter.

Mit jedem Schritte wird das Thal romantischer und schöner. Der Fluß bricht sich durch Steinblöcke, welche sein Bett versperren, wildbrausend und schäumend Bahn. Weidende Kühe mit ihrem harmonischen Geläute beleben die Gegend, und kühn empor, in mächtigen Formen, ragen die Alpen. Plötzlich bietet sich dem Auge der gewaltigste Anblick dar: der schroffe, riesige Mangart (über achttausend Fuß hoch), mit seinen fünf zerrissenen Spitzen, zu seinen Füßen das Oertchen Raibl. Nach kurzer Rast wandern wir zum See und stehen nach kaum einer halben Stunde an seinem Ufer. Der kleine Raiblersee kann sich zwar nicht mit seinen größeren und berühmten schweizerischen und italienischen Brüdern messen, auch nicht mit dem Königsee, der Perle aller deutschen Seen. Es ist nur ein kleines, schmales Wasserbecken, hoch in den Alpen gelegen, aber über diesem kleinen See und seiner Umgebung ruht ein poetischer Hauch, wie ich ihn bei fast keinem andern See, auch nicht am Königsee, nicht einmal am wonnigen Comersee gleich schön und ansprechend gefunden habe. Aehnlich nur dem reizenden Gosausee im Salzkammergute, liegt, von saftigem Grün umrahmt, der Raiblersee hellgrün und still in der kolossalen Umgebung der Alpen. Wie beim Gosausee die Eis- und Schneefelder des Dachsteins und die zahlreichen hohen Zacken der Donnerkogeln, so bildet hier die riesige schroffe Wand des Mangart mit dem vielgespaltenen Gipfel den großartigen Hintergrund, und darüber ruht ein Friede, eine heimliche Stille, als ob die Natur schlafe. Wer jemals dieses Bild gesehen, es wird ihm nie wieder aus seinem Gedächtnisse schwinden können, wird ihm immer eine wohlthuende, beglückende Erinnerung bleiben. Der Meister Hummel hat der schönen Natur hier die schönsten Züge abgelauscht, um sie in seinem großen Landschaftsbilde in meisterhafter Gruppirung und Durchführung wiederzugeben. Als Gruß und Dank sandten wir ihm vom Raiblersee ein Sträußchen Edelweiß. Aber hatte er in seinen Reisewinken nicht auch von einem Ruhetage im reizenden Lienz, hatte er nicht auch von der Großartigkeit des Ampezzothales gesprochen und das Wörtchen „großartig“ in den gesandten Notizen sogar doppelt unterstrichen? Zurück denn nach Villach, auf nach Lienz, auf nach Ampezzo!

Nicht mehr der langsame, ermüdende Post- oder Stellwagen, sondern ein rasch dahinfliegender Zug der neuen Alpenbahn führt uns von Villach durch das obere Drauthal nach Tirols östlicher Grenzstadt Lienz. Die Dolomitgebirge, welche sich bis sechstausend, ja über achttausend Fuß hoch, über die freundliche Stadt majestätisch erheben, vor allem der Spitzkofl

und der Rauhkofl mit ihren wild und phantastisch zerrissenen Zacken, ihren scharfen Kanten und dem aus ihren Rissen und Schluchten noch im Hochsommer blitzenden Schnee, machen die Lage der Stadt zu einer überaus reizenden; doppelt schön wird sie durch das am Einflusse der Isl in die Drau sich romantisch erhebende Schloß Bruck. Und über all den landschaftlichen Reizen lachte der reinste, tiefblaue Himmel. Schuß auf Schuß erkrachte und hallte von den Bergwänden in vielfachem Echo wieder. Ueber die Brücke zog aus der Kirche, den Geistlichen an der Spitze, ein Zug von Jung und Alt. Ein Maidli in Tiroler Tracht, mit spitzem Hute, ähnlich den Zillerthalern, gab uns die Auskunft, daß es „Kaisers Geburtstag“ war. Interessanter aber als die hübsche Pfarrkirche, war uns eine andere, dem Mittelalter entstammende Kirche, die mit ihren uralten Grabsteinen und anderen Denkmalen an den Wänden selbst einem historischen Denkmale der Stadt Lienz gleicht. Die Männer und Frauen, welche hier ruhen, und deren Namen uns die steinernen Grabmale melden, sie waren es wohl, welche einst, in längstvergangenen Tagen, die Hallen des Schlosses Bruck belebten.

Damals, im dreizehnten Jahrhunderte, der kampf-, minne- und trinklustigen Ritterzeit des Mittelalters, wohnten dort die Grafen Görz; später wurde aus dem Grafenschloß ein Damenstift; jetzt ist es — eine Brauerei. Aber Eines ist durch all die Jahrhunderte sich gleich geblieben: die prächtige Aussicht in das romantische Thal. Mag man oben im Saale an eines der Fenster treten oder unten im Schloßgärtchen sich niederlassen — immer hat man das ganze liebliche Thal vor sich, links drüben am Berge ein schönes Kirchlein und einen silbern blitzenden, herabrauschenden Waldbach, rechts die riesigen schroffen Dolomiten mit ihren phantastischen Formen, und dazwischen im Thalgrunde die freundliche Grenzstadt Tirols.

Von Lienz wendet man sich in das Pusterthal, das sofort mit seinem rauschenden Flusse, seinen grotesken Felsenpartien, seinen malerisch gelegenen Capellen eine Fülle landschaftlicher Reize bietet. Von jeher war dieses Thal die Hauptstraße von Kärnthen nach Tirol, und von ihm aus führte südlich durch das Ampezzothal die Straße nach Venedig. Nachdem die Brennerbahn im August 1867 eröffnet worden, ist die Communication und der Handel Tirols mit Italien natürlich ihren Geleisen gefolgt. Aber hat sich auch somit im Ampezzothale der rege Handelsverkehr, der lebhafte Gütertransport gemindert, so führt andererseits die neue von Villach nach Franzensfeste am Brenner sich erstreckende Alpenbahn dem Ampezzothale von Tag zu Tag mehr Freunde großartiger Alpennatur zu.

Wir genießen einen prächtigen Rückblick auf die Lienzer Dolomiten, indem wir an schönen Ruinen und Capellen, an schroffen zum Theile schneebedeckten Alpen durch das Pusterthal dahin fliegen, und halten nach kaum zwei Stunden, in einer Höhe von dreitausendsechshundert Fuß, vor dem Bahnhofe Toblach. Hier ist die Wasserscheide im Pusterthale; das hohe Kreuz an der Straße bezeichnet sie; nach Osten fließt die Drau der Donau und dem schwarzen Meere, nach Westen die Rienz dem Eisack und dem adriatischen Meere zu. Hier auf dem Toblacher Felde grüßt uns schon der Eingang des Ampezzothales, welches hier von Süden her in das Pusterthal mündet, wie ein gewaltiges Riesenthor. Wir verlassen die Bahn. Welch Getümmel von Fremden in und vor dem Bahnhofe! Kutscher auf Kutscher bieten ihre Dienste an; ein buntbebänderter Italiener fordert für seinen Wagen nach Cortina aufdringlich fünfundzwanzig Gulden, um sofort auf fünfzehn zu fallen &c., doch wir ziehen es vor, uns dem biedern Posthalter anzuvertrauen, und in wenigen Minuten ladet ein schmucker deutscher „Bua“ zum Einsteigen ein.

Schon der erste Eindruck des Ampezzo-Thales ist in der That ein großartiger. Die Straße tritt in das sogenannte Höhlensteiner oder Höllensteiner Thal, eine romantische Schlucht, welche die Rienz durchströmt, und führt an einem kleinen finstern See, dem Toblacher See, vorüber. Mit jedem Schritte vorwärts verengt sich das Thal, düster und schaurig; Straße und Bach nehmen die ganze Thalsohle ein und finden kaum neben einander Platz. Die Felsen und Gebirgsmassen werden immer mächtiger, wilder und höher, und hoch über sie hinweg ragen in schroffen, grotesken Formen die drei Zinken (Zinnen) in das Blau des Himmels. Kaum haben wir das Post- und Gasthaus Landro oder Höhlenstein passirt, als schon ein neues gewaltiges Bild Auge und Sinn fesselt. Während nämlich die Rienz hier ihren Lauf wohl eine halbe Stunde unterirdisch fortsetzt und sich den Blicken entzieht, zeigt sich im Thale der kleine hellgrüne Dürrensee (der gewöhnlich im Herbst eintrocknet und erst im Frühling sich wieder füllt), rings um ihn her dichte, dunkle Tannenwaldung und darüber als kolossaler Hintergrund der riesige, über zehntausend Fuß sich erhebende Monte Cristallo mit weiten blitzenden Schneefeldern und Eismassen.

Hier, am Eingange des Val Popena, nimmt uns das romantisch schön gelegene und behaglich eingerichtete Gasthaus Schluderbach („Monte Cristallo“) mit freundlicher Bewirthung auf. Mit herzlicher Biederkeit empfangen uns Herr Ploner, der alte Jäger, welcher das Gasthaus gebaut und neuerdings erweitert hat, und seine wackere Ehehälfte, und bald liefert, bei frischem, goldhellem Grazer Naß, die treffliche Küche den schlagenden Beweis, daß der weitverbreitete, auch von Bädeker willig anerkannte Ruhm von der ausgezeichneten Kochkunst unserer freundlichen Wirthin ein vollkommen begründeter ist. Diese musterhafte Verpflegung im Verein mit der frischen, reinen Alpenluft, der unvergleichlich schönen Lage des Hauses und der Mannigfaltigkeit der schönsten Ausflüge ist es, was das gemüthliche Gasthaus zum Standquartier zahlreicher Touristen gemacht hat. Laut der schätzenswerthen Mittheilungen von Kurtz (Führer durch die Dolomit-Gruppen, ein empfehlenswerthes Buch aus dem Verlag des alten Alpen-Amthor in Gera) liegt Schluderbach auf einer Höhe von gegen fünfthalbtausend Fuß über dem Meere, also über tausend Fuß höher als der Brocken und nur etwa vierhundert Fuß niedriger als die Schneekoppe des Riesengebirgs; selbst in den Hundstagen steigt hier die Mittagshitze im Schatten sehr selten über achtzehn Grad. Der Monte Cristallo, der vielzackige Cristallino, die hohe trotzige Porphyrmasse der Croda Rossa und der Monte Piano bilden die Umgebung, und wohin man den Schritt wendet, überall bietet sich ein Reichthum der mannigfaltigsten und schönsten Gebirgspartien, wie man sie anderwärts äußerst selten findet — überall volle, echte, großartige Alpennatur, und immer ist der bergkundige und viel erfahrene Ploner mit Rath und That zur Hand. Dabei die reine, erquickende Gebirgsluft, dabei endlich die reiche Alpenflora; an einzelnen Stellen bedarf es kaum eines halbstündigen Steigens, um den Standort vom Edelweiß zu erreichen. O welch' ein Jubel, als das Töchterlein den ersten silberweiß-wolligen Stern von Edelweiß selbst fand und pflückte und im Triumph den Hut des Bruders schmückte!

Schluderbach ist zugleich die Sprachgrenze. Südlich von ihm herrscht italiener Leben und italiener Sprache. Zwischen Felsen und Bergwänden und mit dem Blick auf noch höhere, herüberragende Dolomitberge steigt allmählich die Straße. Bald haben wir Ospetale — einst Herberge für arme Pilger, jetzt Gasthaus — erreicht, bald auch den schauerlichen Paß, in welchem ehemals die Feste Peutelstein (Castello di Pottestagno), ursprünglich von den Venetianern erbaut, später das Thal und seinen Verkehr gegen Venedig schützte. Im Kriege vom Jahre 1859 ist sie in einen Steinhaufen verwandelt worden.

Wir sind auf der Höhe angelangt, und abwärts geht es nun, an Abgründen hin, in das liebliche eigentlich sogenannte Ampezzanerthal, welches die jugendlich muntere Alpentochter, die Boita, durchrauscht. Da tritt rechts der kolossale Dolomit Monte Tofana, dessen drei Gipfel, mit Schnee bedeckt, über zehntausend Fuß in das Blau des Himmels hinaufragen, vor uns der fast gleich hohe Pelmo und der Mezzodi, westlich der gewaltige Antelao (von dessen Gipfel aus bei heiterem Himmel Venedig sichtbar sein soll) und die Soraviß, die höchste Spitze der Croda Malcora, hervor. Im Zickzack geht es schnell, aber sicher den Berg hinunter; wir sind in Cortina d'Ampezzo, das von 770—1576 zur Republik Venedig gehörte, später an Oesterreich abgetreten wurde und jetzt die letzte Station in Tirol bildet.

Im Hôtel „Aquila Nera“ nehmen wir trotz der hier hausenden englischen Colonie Quartier und geben in behaglichem Schlendern durch die Straßen und die Umgebung uns den Eindrücken hin, welche Cortina, seine Bewohner und seine Gebirgslage auf uns machen. Hier war es, wo eine uralte, sittenstrenge Gemeindeverfassung jeder Braut gebot, nur in Begleitung einer alten Frau (genannt brontola, das ist: Brummbärin) auszugehen, und jeden

einem Mädchen geraubten Kuß mit zehn Gulden bestrafte. Die Stattlichkeit der schmucken Häuser, das behäbige Aussehen der Bewohner, die trefflichen gemeinnützigen Einrichtungen (Elementarschulen, Zeichen-, Musik- und Industrieschule) bekunden sofort, daß wir uns im Hauptorte des Thales, in dem wohlhabenden Mittelpunkte lebhaften Handels befinden — soll doch diese Gemeinde die reichste in ganz Tirol sein — aber eben jene Häuser mit ihrer südlichen Bauart, der freistehende, dem Thurme von Sanct Marco in Venedig nachgebildete Glockenthurm, die Gestalt, die Gesichtszüge, die Tracht und die italienische Sprache der Einwohner erinnern zugleich daran, daß wir in der südlichen Grenzstadt Tirols weilen und schon unweit des nahen Dorfes Acquabuona die italienische Grenze sich hinzieht. Um Rundschau zu halten, wandeln wir nach dem prächtigen Aussichtspunkte Monte Crepa, dem „Ampezzaner Belvedere“, und steigen, zurückgekehrt, in dem Glockenthurme die zweihundertfünfunddreißig Stufen hinauf. Wir stehen dort wie hier von dem aller Beschreibung spottenden, zauberhaften Anblick gefesselt: vor uns das saubere, wohlhäbige Cortina mit seinen südlichflachen Dachungen, seinen Holzgalerien der Häuser, seinem regen Straßenleben, in saftiggrünem Thalgrunde, an der rauschenden, blinkenden Boita, ringsum im Kreise aber in harmonischer Gruppirung die Gebirgsriesen, die weißen Wände, die scharfkantigen, in den wunderlichsten Formen himmelanstarrenden Dolomiten, und sie alle aufgethürmt wie ein kolossaler Wall! Tausende auf Tausende von Jahren sind darüber hingezogen, und der gigantische Wall steht noch immer fest und unerschüttert. Zwar hat auch er der allmächtigen Zeit seinen Tribut zu zollen: der magnesiahaltige Kalkstein, aus welchem diese Dolomiten bestehen, unterliegt unter dem Einflusse von Luft und Wasser, von Regen und Frost der allmählichen Verwitterung und Zerbröckelung. Abgelöste Gebirgsmassen sind von jenen Felsenriesen, insbesondere dem Monte Antelao, in die Tiefe gestürzt und haben schon ganze Dörfer begraben, ja selbst Cortina bedroht. Aber was sind dergleichen einzelne Ablösungen gegen die Gesammtheit dieser Kolosse! Tausende von Jahren werden die Wände der Riesenburg um Cortina noch in derselben hehren Majestät sehen, wie wir sie sahen von der Galerie des Campanile aus.

An einem schönen, frischen Morgen fuhren wir nach Toblach zurück. Als wir langsam die Paßhöhe Peutelstein zu gewinnen suchten, kam auch für unsern Rosselenker endlich die ersehnte Gelegenheit, eine wißbegierige Frage an uns zu thun. Er wollte gern Gewißheit darüber haben, ob wir Protestanten denn auch getauft seien — hatten ihn doch die Pfaffen gelehrt, daß die Ketzer, den Heiden gleich, ohne Taufe aufwüchsen, und uns, die wir sein Wohlgefallen erregt hatten, mochte er doch dergleichen nicht zutrauen. Wie freute sich der Gute, als er von uns Ketzern erfuhr, daß seine Pfaffen ihn falsch berichtet hatten!

In Schluderbach, dem gemüthlichen Gasthause, wurde noch einmal eingesprochen. Mit wahrer Herzlichkeit schüttelte uns der biedere alte Ploner die Hand und schenkte uns zum Abschiede seltene Alpenblumen. Möge ihm, der ein warmer Freund der „Gartenlaube“, dieses Blatt unsern Erinnerungsgruß bringen!

Durch das prächtige Pusterthal flogen wir auf Flügeln des Dampfes über Franzensfeste nach Bozen. Schon am Abende des nächsten Tages standen wir dort auf der Brücke und begrüßten von Neuem eine alte Freundin, die den östlichen Hintergrund des reizenden Thales bildende lange Gebirgskette, und sie verstand unsere Verehrung und erwiderte unsern Gruß — in prachtvollstem Purpurroth erglühten die hochaufragenden Dolomiten.

Robert Keil.

Der nordfränkische Zschokke.

Ein Dichterlebensbild von **Friedrich Hofmann.**

Wer ist der kühne Reiter? Sprengt die Wiese am Waldrande daher ein etwa zehnjähriger Dorfjunge auf einer Kuh! Dieser Ritt scheint, wenigstens für die Kuh, kein Vergnügen zu sein, denn sie gebraucht plötzlich eine Kriegslist, um ihre Last los zu werden: sie trabt so hart an den Baumstämmen hin, daß der Junge, um sein bedrohtes Bein zu retten, es hinaufziehen muß, und so verliert er den Halt und wird vom Kuhrücken gleichsam heruntergeschält.

In der That ist der Ritt eine Strafe für die Kuh gewesen. Der junge Hirt, des Schulmeisters Heinrich, hatte die Gewohnheit, aus dem bescheidenen Vorrathe des Vaters immer einige Bücher im Brodsack mit auf die Weide zu nehmen, um seine Lern- und Lesebegier zu stillen. Sobald aber die Kuh den Heinrich in seine Bücher vertieft sah, schlich sie sich von dannen, um auf eigene Faust im Walde spazieren zu gehen. Weil die Uebelthäterin den Strafritt vereitelte, band Heinrich sie fortan an einem langen Strick sich am Beine fest, und wenn nun der Knabe in seinen Büchern oder auf den Flügeln seiner Phantasie so selig schwärmte, daß ihm die Augen leuchteten, stand die böse Kuh daneben und machte ihr verdrießlichstes Gesicht dazu.

Das ist ein Bildchen aus dem Lebensaufgang eines Dichters, der innerhalb der kurzen Spanne eines sogenannten Menschenalters in der Erforschung und Darstellung des Völkchens, dem er angehörte, von der Pike auf gedient und durch fünf Werke sich einen Platz in der Reihe der besten Volksschriftsteller errungen hat. Leider dürfen wir ihn ganz laut loben, denn er ist todt und der Alpenschnee fällt zum dritten Male auf seinen Grabhügel. Dieser Schriftsteller ist Heinrich Schaumberger, und die fünf Werke heißen: „Vater und Sohn“, „Im Hirtenhaus“, „Fritz Reinhardt, Erlebnisse und Erfahrungen eines Schullehrers“, „Zu spät“ und „Bergheimer Musikantengeschichten“.

Ein besonderer Werth dieser Dichtungen, zu welchen aus dem Nachlaß des so jung Heimgegangenen noch eine Anzahl Volkssittenschilderungen, Erzählungen, kleinerer Aufsätze und Poesien gekommen ist*, gründet sich auf die meisterhafte Charakteristik seiner Heimath-Landbevölkerung, die, den Herzogthümern Coburg und Meiningen angehörig, durch ihre fränkisch-thüringische Mischung eine mit hervorstechenden Eigenthümlichkeiten in Leben, Sitten, Gewohnheiten und Sprache ausgestattete Uebergangsgruppe am Südabhang des Thüringer- und Frankenwaldes bildet. Eine solche Volksthümlichkeit kann nicht studirt, sondern muß eingelebt werden, und daß Heinrich Schaumberger darin aufwuchs, mit dem Herzen immer darin blieb, aber mit dem Kopfe darüber emporragte und dieselbe durch seinen Beruf verstehen, schätzen, für die Darstellung endlich beherrschen lernte und sein ungewöhnliches Erzählertalent ihr ganz widmete, das hat ihn zu dem Dichter erhoben, als welchen wir ihn lieben und ehren.

Schaumberger's Geburtsort ist das Städtchen Neustadt, zwischen Coburg und Sonneberg, jetzt an der beide Städte verbindenden Eisenbahn liegend. Dasselbe treibt die Hauptbeschäftigung beider Nachbarn, die Spielwaarenfabrikation Sonnebergs und die Bierbrauerei Coburgs in einem Maße, daß es zu beiden eine Stellung wie etwa Fürth zu Nürnberg einnimmt. Spielwaaren und Bier lassen auf ein rühriges und heiteres Völkchen schließen, und so ist das Neustädter in der That, Heinrich Schaumberger aber war das richtige Kind dieser Stadt. Eines seiner nachgelassenen Werke aus früherer Zeit, die „Bergheimer Musikantengeschichten“ liefert wahre Cabinetsstücke des gesundesten Humors, der ihm selbst dann nicht ganz ungetreu wurde, als das Schicksal dafür sorgte, den Ernst in ihm zur Vorherrschaft zu bringen.

Die ersten Schatten fielen im Elternhause auf sein Leben. Seine Mutter, an der er, wie es ja so deutsche Dichterweise ist, mit zärtlichster Liebe hing, war immer krank. Als der Knabe sechs Jahre alt war (er ist am 15. December 1843 geboren), wurde sein Vater als Lehrer in das schöne, große Pfarrdorf Weißenbrunn vor dem Walde versetzt, wo die Eltern seiner Mutter wohnten. — Großeltern! — Welchem Kinde lacht nicht das Herz schon bei dem Worte? Aber schon nach vier Jahren verlor er hier seine Mutter; sie erlag dem Lungen- und Kehlkopfsleiden, von dem sie den Keim als schreckliche Erbschaft ihrem armen Sohne hinterließ. Heinrich's Vater war ein offenbar durch die Lasten und Sorgen seines Berufes verstimmter Mann; er hatte

* Sämmtliches erscheint soeben in 2. Auflage als „Gesammelte Werke von Heinrich Schaumberger“ bei J. Zwißler in Wolfenbüttel in Heftlieferungen.

den Sohn wohl lieb, aber das Mahnwort: „Geh' fleißig um mit Deinem Kinde!" war ihm fremd. Er ließ ihn mit den anderen Bauernkindern in der Schule sitzen, außerdem aber frei aufwachsen. Im Herbste hatte er des Vaters und der Großeltern Kühe auf die Weide zu treiben. Dort sind wir ihm bei seinem Kuhritt zuerst begegnet.

Für eine Dichtererziehung muß diese Kindheit eine glückliche genannt werden, und Schaumberger hat sie mit frischen, offenen Dichteraugen durchlebt. Das beweisen die Kinderscenen in allen seinen Dichtungen. Namentlich das „Hirtenhaus" giebt von Leid und Lust des Kindesherzens ergreifende Bilder; sie schmücken goldene Seiten dieses Prachtbuchs. Er selbst hat später oft erzählt, daß er viele schöne Stunden besonders in seinem freien Hirtenleben genossen und in der wundervollen Natur auch Manches für den Geist gewonnen habe. Seine farbenreichen Naturschilderungen sind offenbar eine Frucht dieser Zeit. Im Selbststudium war er unermüdlich. Selbst Clavier- und Orgelspielen lernte er für sich, bei nur sehr geringer väterlicher Unterweisung. Diesem Allen drohte mit Heinrich's Confirmation und dem Ende der Schulzeit ebenfalls ein Ende. Ohne jede Vorsorge für die Weiterbildung des begabten Knaben ließ sein Vater ihn von da an gewöhnliche Knechtsdienste leisten; er mußte jeden Morgen um zwei Uhr an die Arbeit, im Sommer Gras mähen, im Winter dreschen u. dgl. Für Lesen, Schreiben und Musik blieben ihm nur gestohlene Minuten, und doch fallen in diese harte Zeit seine ersten poetischen Versuche in Liedern und Erzählungen. So hatte er das siebenzehnte Jahr erreicht, als man endlich seinem flehenden Drängen nachgab, ihn das Schullehrer-Seminar in Coburg besuchen zu lassen. Er kam dahin mit keinen anderen Kenntnissen und Fertigkeiten, als die er sich selbst heimlich erworben; er konnte nicht einmal orthographisch schreiben. Da galt's arbeiten. Seine Mitschüler von damals bewundern noch heute seinen Fleiß; seine Staatsprüfung fiel glänzend aus. Jetzt erfüllte ihn die Sehnsucht: wenigstens ein Jahr noch in Jena philosophischen Studien obliegen zu dürfen. Sein heller Geist hatte schon damals den wahren Werth „der unseligen Lehrer-Seminare" erkannt, „dieser Amphibien unter den Lehranstalten", wie er sie in seinem „Fritz Reinhardt" nennt. Er hatte, in der Hoffnung auf die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, schon mit einigen seiner Seminargenossen Wohnung in Jena bestellt. Aber vergeblich — all' sein Bitten half nichts: er sollte und mußte fortan selbst sein Brod verdienen, und er that es.

Diesem Dichter durfte aber auch von den Lebensprüfungen keine erspart bleiben. Ostern 1864 erhielt er eine untere Lehrerstelle in Einberg, einem großen Dorfe, das an einem Hügel liegt, welcher das schöne Thal der berühmten „Rosenau" begrenzt: ein rechter Poetenwinkel. Dennoch war er damals noch mit Leib und Seele nur Lehrer, und das Steckenpferd, das jeder begabte Mensch haben muß, war für ihn die Geographie; er suchte nach einer möglichst nützlichen Unterrichtsweise derselben und wurde dabei sogar ein geschickter Kartenzeichner. Mitten in diese Studien trat ein bildschönes Mädchen, die Tochter eines Lehrers von einem Nachbardorfe. Da kam die Liebe über ihn und machte ihn zum Helden eines kurzen, wonne- und thränenreichen Romans.

Im Juli 1866 sicherte sich Heinrich den Besitz seiner Clara durch die Verlobung. Beide Brautleute waren noch blutjung; sie wollten mit der Hochzeit warten, bis eine bessere Stelle ihnen die Gründung eines Haushalts erleichterte. Es war rührend: so viel kalte Vernunft bei so heißer Liebe! Bald aber kam der Mißwille dazwischen; Clara sollte sich nach einer reichen Partie umsehen und den armen Lehrer laufen lassen. Aber die erst siebenzehnjährige Braut hielt Lieb' und Treue heilig, ja sie wollte sogar, um den Quälereien der Ihrigen zu entgehen und ihr Treuwort zu retten, einen Dienst auswärts suchen. Das griff dem jungen Bräutigam an's Herz. Trotz der zweihundertfünfzig Gulden Besoldung mußte es gewagt werden: noch im September desselben Jahres feierte das Paar seine Hochzeit. Sie hielten Flitterwochen der Armuth und waren doch so glücklich. Sie mußten sehr sparsam leben, aber sie waren zufrieden. Schon im folgenden Jahre erhielt Schaumberger eine bessere Lehrerstelle, und im Februar 1868 schenkte Clara ihm ein Söhnchen. Hiermit schloß das Glück. Elf Tage später stand der weinende junge Vater zwischen dem Sarge der Gattin und der Wiege des Kindes.

In hartem Arbeiten und Kämpfen, in Entbehrung und Sorge verging ihm ein Jahr; da starb Ostern 1869 sein Vater, und diesmal führte das Schicksal ihn durch die Trauer zu neuem und zu seinem letzten und schönsten kurzen Glücke. Er ward der Nachfolger seines Vaters in der Schule zu Weißenbrunn, wo sein uraltes Großmütterchen noch lebte und sich noch des Urenkels freuen konnte; als sein Pfarrherr aber begrüßte ihn ein Mann, der den geistigen Werth seines Schullehrers ebenso rasch und klar erkannte, als dieser in seinem Pfarrer den edlen, freisinnigen und humanen Geistlichen, Denker und Dichter verehren lernte. Welche Bedeutung dies für ihn hatte, kann nur ermessen, wer da weiß, daß Schaumberger früher gegen orthodoxe Eingriffe in seine Schulführung schwer zu kämpfen und den Stoff zu seinem „Fritz Reinhardt" zum Theil selbst erlebt hatte.

Der Pfarrer **Oskar Bagge** hatte als „Josias Nordheim" die Volkskreise bereits mit einer Reihe kerngesunder Erzählungen erfreut. Da lag es nahe, daß der jüngere dem ältern Freund auch Proben seiner früheren poetischen Versuche mittheilte und daß er von diesem die herzlichste Aufmunterung zum Weiterschaffen erhielt. So entstanden zuerst die „Bergheimer Musikantengeschichten", die für uns auch dadurch von besonderem Werthe sind, daß Heinrich Schaumberger mit ihnen zugleich dasjenige Gebiet fand, in dessen Darstellung er eine geradezu classische Größe erreichte. Den vollen Beweis dafür lieferte gleich seine erste ernste Erzählung „Vater und Sohn". Am Schluß derselben legt er den Grundgedanken, der ihn fortan bei seinem dichterischen Schaffen leitete, der erquickendsten seiner Gestalten in den Mund, die in allen seinen Werken wieder erscheint: dem „Schulbauer", in welchem er einen Lehrer, der durch eine glückliche Heirath Landgutsbesitzer geworden ist und, gleich ihm, „mit dem Herzen im Volk und mit dem Kopf darüber" steht, als ein Mannes-Ideal hinstellt. Dieser sagt am versöhnenden Schluß jenes erhebenden Lebensbildes: „Ja, solche Thaten müssen geschehen, **damit die Welt erfährt, was es auch im Bauernstand für tüchtige Menschen giebt**, und — das ist am Ende die Hauptsache." —

Noch in dem für ihn so hoffnungsgrünen Jahre 1869, als die rauheren Winde des Spätherbstes von den Thüringer Bergen herabwehten, regte sich der mütterliche Todeskeim in der Brust des armen Sohnes. Der Zwang, daß Schaumberger in so jungen Jahren die anstrengende Lehrerthätigkeit beginnen mußte, anstatt erst in Jena Leib und Seele zu kräftigen, die furchtbaren Aufregungen jeder Art und all die allzu frühzeitigen Erfahrungen, die ihn so bald geistig zum gereiften Manne machten, trugen nun ihre Früchte. Das erste Bluthusten stellte sich ein. Er hat es wohl verschwiegen, denn er setzte seine Thätigkeit in der Schule noch ein ganzes Jahr lang fort. Das rächte sich schwer. Als der Winter von 1870 hereinbrach, warfen drei Lungenblutungen ihn auf's Krankenlager; er mußte einen Vicar für seine Schule halten. Die dadurch gewonnene Ruhe that ihm wohl; er überwand den harten Anfall; desto fleißiger saß er am Schreibtisch, und das Labsal des poetischen Schaffens weckte mit dem nahenden Frühling neue Lebenshoffnung in ihm auf, während im Pfarrhause ihm leise und immer beseligender der Himmel der Liebe aufging. Er beschloß, gründliche Heilung in Davos zu suchen; vor der Abreise feierte er die Verlobung mit seines Pfarrers und Freundes Tochter Magdalene. — Wer kennt nicht den schönsten Segen protestantischer Pfarrhäuser! Wenn der rechte, vom reinen Hauch der Wissenschaft und Bildung veredelte Luthergeist in ihnen waltete, waren sie stets auch die Schulen der besten Hausfrauen, und Magdalenens Elternhaus „war als eine Stätte nie getrübter Familieneintracht mit tausend Freuden geschmückt".

Die herrliche Luft von Davos that Wunder. Schaumberger verlebte einen guten Sommer, Herbst und Winter dort, und als der Frühling, besonders nach seiner Heimkehr, wieder neue Leiden brachte, beschloß er die vollständige Uebersiedelung nach Davos. Nachdem er im Mai 1872 Hochzeit gehalten und dann den Umzug vorbereitet hatte, vollbrachte er ihn im August desselben Jahres. Aber die Luft von Davos that nun keine Wunder mehr. — Nur noch ein Jahr und sieben Monate widerstand die Jugendkraft den immer heftigeren und qualvolleren Angriffen der Lungen- und Halskrankheit, die später noch mit Rippenfellentzündungen abwechselten; in dieser ganzen Zeit konnte der Arme kein lautes Wort mehr sprechen und zu-

letzt nur noch flüstern und lispeln. Und dennoch brachte er jede schmerzlosere Minute am Arbeitstische zu, denn die Noth pochte an's Fenster und preßte ihn auf's Herz. Hatte doch ihn und die Seinen noch das Schwerste getroffen: sein Schwiegervater war am letzten März 1873 plötzlich gestorben. So war auch die letzte Stütze seiner Lieben gebrochen, und er mußte allein für ihre Zukunft sorgen. Heldenmüthiger, als er, hat noch Niemand sein letztes und größtes Werk geschaffen: seinen „Fritz Reinhardt“, das große Epos des deutschen Lehrerlebens.

Auf dem Schmerzenslager, noch unter den Nachwehen eines furchtbaren Krankheitsanfalles leidend, schrieb er mir am 16. December 1873 mit Bleistift eine Schilderung dieses seines letzten Heldenkampfes, die es werth ist, so laut und weit wie möglich verbreitet und dem deutschen Volke an's Herz gelegt zu werden. Möge Niemand, der durch die Schicksale des Mannes nun zur Theilnahme für ihn erwärmt ist, diesen im letzten Band seiner gesammelten Werke abgedruckten Brief ungelesen lassen. — Als endlich seine Arbeitskraft der Krankheit und der Anstrengung völlig erlag, war es die in unserem Volke, und namentlich in den vermögenden Kreisen viel zu wenig gewürdigte und unterstützte Schillerstiftung, welche Noth und Sorge von seinem Sterbebette zu bannen und ihn selbst für die Zukunft der Seinen zu beruhigen suchte. Auch die Besprechung seiner Schriften in der „Gartenlaube“ gehörte zu seinen letzten Freuden; die Erinnerung daran verwebte sich noch mit seinem letzten Traum. Als er am 16. März 1874 früh erwachte, sagte er zu seiner Gattin: „Heute oder morgen werde ich sterben — ich weiß es ganz gewiß: ich habe heute im Traume meine Todesanzeige in der ‚Gartenlaube‘ gelesen.“ Wenige Stunden darauf war er entschlafen. Der Friedhof zu Davos birgt das einsame Grab des Dichters; möge wohlverdiente Liebe und Verehrung es bewahren, pflegen und schmücken! — Heinrich Schaumberger's Wittwe lebt mit dem Söhnchen Karl in Coburg.

Wenn die Werke dieses Dichters noch nicht die Verbreitung gefunden haben, die ihnen gebührt, so trägt nicht die Kritik die Schuld. Die Presse hat mit einer Einstimmigkeit, wie sie nur den bevorzugtesten Schöpfungen zu Theil wird, sich über den hohen Werth von Schaumberger's Dichtungen ausgesprochen. Organe wie die „Neue Freie Presse“, die „Blätter für literarische Unterhaltung“, der „Bildungsverein“ (Centralblatt für das freie Fortbildungswesen in Deutschland) und viele andere Zeitschriften haben ihn mit unseren besten Volksschriftstellern, mit Heinrich Zschokke, Franz Ziegler, Berthold Auerbach, Fritz Reuter und Jeremias Gotthelf verglichen und neben ihnen nicht zu leicht befunden. „Neben Heinrich Zschokke,“ sagt die „Neue Freie Presse“, „ihm, dem mit Unrecht zurückgesetzten, unerreichten Meister der novellistischen Composition, besitzt unsere Literatur kaum einen zweiten Erzähler, der wie Heinrich Schaumberger so durch und durch gesund, so erfrischend, so herzaufregend, so lebenskundig, so gemüthsvoll und so versöhnend gedichtet hat.“ Und die „Blätter für literarische Unterhaltung“ stellen Schaumberger's „Charaktertypen“ hinsichtlich der „plastischen Kraft der Lebenswahrheit“ noch über die so berühmt gewordenen Figuren der Auerbach'schen Dorfgeschichten.

Auffallender Weise hat man gerade einen Dichter von der nächsten geistigen Verwandtschaft mit Schaumberger unerwähnt gelassen: Otto Ludwig von (dem nur wenige Stunden von Schaumberger's Heimathsdorfe Weißenbrunn, dem „Bergheim“ seiner Erzählungen, entfernten) Eisfeld. Wem die Gestalten in der „Heiterethei“, „Zwischen Himmel und Erde“ und im „Erbförster“ vor Augen treten, der wird sofort erkennen, daß beide Dichter auf einem Heimathboden stehen und daß es Volksgenossen sind, die beide in ihrer Urwüchsigkeit vor uns hinstellen, beide mit der strengen und unerbittlichen Consequenz der Ursachen und Folgen und beide in der richtigen, echten, poesievollen und bilderreichen Volkssprache. Nur Eines scheidet sie. Während Ludwig's Dichtungen (namentlich die dramatischen) zum Theil einen unversöhnenden, ja oft fast unerquicklichen Eindruck hinterlassen, legen wir jedes Buch Schaumberger's mit dem wohlthuenden Gefühle sittlich erhebender Herzensbefriedigung aus der Hand.

Bei den „Bergheimer Musikantengeschichten“, deren köstlicher Humor an die lieblichsten Volksidyllen Jean Paul's (ohne dessen Gelehrsamkeitsballast) erinnert, versteht sich der versöhnende Schluß von selbst. — Großartig wirkt er in „Vater und Sohn“, der Darstellung eines Ehenunfriedens, der durch die unerschütterliche Bravheit des „Sohnes“ nach furchtbaren Stürmen besiegt wird. — Weit schwerer hatte sich selbst den versöhnenden Schluß der Dichter in der Erzählung „Zu spät“ gemacht, in welcher er den Uebermuth eines reichen Bauernsohnes gegen ein von ihm wahrhaft geliebtes, armes, aber charaktervolles Mädchen bis zur Vereinsamung seines ganzen Lebens büßen läßt. In dieser Erzählung geht er aus dem Rahmen der Heimath heraus und führt uns mit demselben Gestaltungsgeschick auch nach Amerika. — Seine umfangreichste Arbeit, der dreibändige Roman „Fritz Reinhardt“, verließ ebenfalls diesen Rahmen, insofern er das Leben der „Hauptstadt“ (Coburg) mit in seine Kreise zieht. Ludwig Würkert, der vielerfahrene Kämpfer auf dem Gebiete der Kirche und Schule, nennt denselben „eine seltene Perle“, ein „Bild der Wahrheit voll Reichthum und Tiefe“, ein Muth- und Trostbuch, das er jedem deutschen Lehrer an's Herz legt, und wie alle Beurtheiler beklagte auch dieser Gönner das allzu frühe Ende eines solchen hoffnungsreichen Lebens. — Als die herrlichste, poesievollste von allen Schöpfungen Schaumberger's gilt uns seine Erzählung „Im Hirtenhaus“, die den Sieg einer sittlich reinen Familie im tiefsten menschlichen Elend schildert und als illustrirtes Volksbuch, wie Marlitt's „Goldelse“ und Auerbach's „Barfüßele“, in Aller Hände kommen sollte. Es genüge hier der Hinweis auf das Urtheil in Rudolf Gottschall's „Blättern für literarische Unterhaltung“, welches lautet: „Schaumberger's ‚Im Hirtenhaus‘ ist eine Volkserzählung ersten Ranges, welche die höchste Beachtung des Publicums aller Bildungsstufen als eine seltene Gabe verdient.“

Wir dürfen nun wohl hier wiederholen: Wenn die Werke eines solchen Dichters noch nicht die Verbreitung gefunden haben, die ihnen gebührt, so trägt nicht die Kritik, nicht die Presse die Schuld, sondern das Publicum. Wir klagen die Leihbibliotheks-Wirthschaft an, die dem Reichsten gestattet, für Groschen zu genießen, was seinen Bücherschrank schmücken sollte; wir klagen die Roman-Colportage-Wirthschaft an, die dem Volke entsittlichenden Schund für Summen aufhängt, für deren Hälfte es das Edelste erwerben könnte. Und wenn der blasirten Vornehmheit so reine und gesunde Kost, wie Heinrich Schaumberger's Schriften sie darbieten, zu gewöhnlich ist, so mögen die Volksbibliotheken an ihre Pflicht gemahnt sein, dem Verherrlicher des Volkslebens eine warme Stätte in dem Herzen des Volkes zu sichern: das würde sein schönstes Denkmal sein.

Aus der Geschichte des Traurings.

Von **Moritz Busch.**

Warum begleitet unsere kirchlichen Trauungen ein Ringwechsel des sich verehelichenden Paares? Und warum sollen die Ringe nach altem Herkommen (nicht blos im größten Theile Deutschlands, sondern auch anderwärts, z. B. in England) an den vierten Finger der linken Hand gesteckt werden, die doch sonst nicht als die vornehmere angesehen wird?

Die zweite Frage wurde früher mit der Meinung beantwortet, daß von jenem Finger eine Blutader bis zum Herzen reiche, verständiger aber erklärt sich die Sitte daraus, daß mit der linken Hand und deren letzten Fingern weniger als mit den übrigen Greifwerkzeugen des Menschen gearbeitet und so der Ring weniger der Gefahr ausgesetzt wird, beschädigt zu werden. Die erste Frage wird mit der Erklärung, der Ring bedeute, da er kein Ende habe, die Ewigkeit, der Wechsel die Austauschung von Liebe und Gegenliebe, nicht vollständig erledigt. Diese Erklärung ist sinnreich, erbaulich und der christlichen Auffassung der Ehe sehr angemessen, aber geschichtlich nicht zu begründen. Der Trauring oder vielmehr der Verlobungsring — denn mit der

Verlobung wurde im Alterthume und noch zu Luther's Zeit die Ehe geschlossen — ist älter als das Christenthum. Nach Kalidasa's „Sakuntala" war er schon den alten Indern bekannt. Der Ring, den man austauschte oder den nur der Bräutigam der Braut gab, scheint in heidnischer Zeit ein Amulet gegen bösen Zauber gewesen zu sein. Andere wollen wissen, daß er ein Unterthanenverhältniß bedeutet habe, sodaß der Bräutigam (nur dieser gab ursprünglich einen Ring) seiner Braut damit bemerklich gemacht hätte, sie stehe fortan unter ihm, habe ihm zu gehorchen und zu dienen. Wieder Andere sagen, er sei das Zeichen des Abschlusses eines Vertrags gewesen und habe den dauernden Charakter desselben symbolisch dargestellt.

Sicher ist von alledem nichts. Doch spricht für die zuletzt erwähnte Ansicht die Sitte der Römer, Verträge durch Uebergabe eines Ringes für bindend zu erklären und sich bei Verlobungen einen gewöhnlich eisernen Ring, „Pronubum" genannt, zu überreichen. Später war derselbe, nach dem Zeugnisse Tertullian's, von Gold, und bisweilen hatte er eine Inschrift, z. B.: „Mögest Du lange leben", oder: „Ich bringe Dir Glück". Bisweilen war ein Stein eingelassen, auf dem eine Hand an einem Ohrläppchen zupfte. Darüber standen die Worte: „Gedenke mein!". Nicht unwahrscheinlich ist, daß gewisse antike Ringe von Erz, die einen kleinen Schlüssel an sich haben, Eheringe sind. Mit dem Eheringe übergab der Mann der Frau die Schlüssel des Hauses, und bei Photius sagt Theosebius zu seiner jungen Gattin: „Früher gab ich Dir den Ring der Verbindung; jetzt gebe ich Dir den der Wachsamkeit, damit er Dir bei geziemender Bewahrung des Hauses helfe" — eine Rede, die wieder an ein Zaubermittel anklingt.

Unter den alten Skandinaviern bildete der Ringwechsel nach den uns überlieferten Sagen und Gesetzen weder in der heidnischen noch in der christlichen Zeit ein wesentliches Zubehör zu den Verlobungs- oder Hochzeitsfeierlichkeiten. Zwar ist bisweilen von einem solchen Austausche die Rede, der Ring hat dann aber gewöhnlich keine höhere Bedeutung als die eines Andenkens. In der Hervarar-Saga allein knüpft sich mehr daran; denn hier sagt die Fürstin Ingborg, die Verlobte Hialmar's, zu diesem, als er in die Schlacht geht: „Ich schwöre bei Varra" — damit überreicht sie ihm einen Ring —, „daß, wem auch Uller den Sieg verleihen mag, ich nur eines Mannes Braut sein will." In Island wurden alle Abkommen und Verpflichtungen mit Hülfe eines großen Ringes ratificirt, der bald von Knochen, bald von Stein, bisweilen auch von Silber oder Gold war. Mitunter war er so groß, daß man die ganze Hand hindurchstecken konnte. Beim Abschlusse einer Verlobung fuhr der Bräutigam mit vier Fingern und dem Handteller durch den Ring und empfing auf diese Weise die Hand seiner Braut. Manchmal wurden diese Geräthe zur Bestätigung gegenseitiger Verträge auch auf den Altar gelegt und dort gebraucht. Vielleicht läßt sich auf diese Gewohnheit die einstige Form der Trauung auf den Orkneys zurückführen, wo die Brautleute sich durch ein rundes Loch oder einen Ring an einem Steinpfeiler die Hände gaben.

Bei den Angelsachsen wurde die Verlobung dadurch vollzogen, daß man sich die Hände reichte, worauf Braut und Bräutigam einander beschenkten. Unter den Gaben des Letzteren befand sich ein Ring, welcher, nachdem ihn der Priester gesegnet, der Braut an einen Finger der rechten Hand gesteckt wurde, wo er bis zur Heirath verbleiben mußte. Bei dieser zog ihn der Bräutigam ab, ließ ihn noch einmal vom Priester segnen und steckte ihn darauf der Braut an den Zeigefinger der linken Hand. Vor Einführung des „Commonprayerbooks", welches einfach bestimmt, daß der Trauring an den vierten Finger der linken Hand der Braut gehört, steckte der Bräutigam ihn derselben zunächst mit den Worten: „Im Namen des Vaters" auf die Spitze des Daumens, dann, indem er „und des Sohnes" fortfuhr, an den Zeigefinger, darauf weitersprechend „und des heiligen Geistes" auf den Mittelfinger, endlich mit dem Schlußworte „Amen" auf den vierten, wo er verblieb.

Nach dem Ritual der morgenländischen orthodoxen Kirche hat der Trauring seinen Platz an der rechten Hand. Die Ringe werden hier dreimal gewechselt. Der Bräutigam steckt der Braut zuerst ihren Ring an, dann versetzt der Priester den des Bräutigams an die Hand der Braut; zuletzt bringen Priester und Bräutigam gemeinschaftlich den Ring an die Stelle, wo er bleiben soll. Möglich ist, daß damit ebenfalls an die Dreieinigkeit erinnert werden soll. Vielleicht ist das aber nur eine Umdeutung der Eigenthümlichkeit aller russischen Sagen und Mythen, daß in ihnen die Dreizahl fast allenthalben eine Rolle spielt. Die Väter haben hier nie mehr und nie weniger als drei Söhne. Die Helden reiten auf ihren Fahrten durch dreimal neun Länder, und die Tapfersten unter ihnen sind dreiunddreißig Jahre alt. Sie erreichen endlich ihren Zweck gewöhnlich erst beim dritten Versuche.

Bei den Neugriechen werden bei der Verlobung zwei Ringe, einer von Gold und einer von Silber, ausgetauscht, und die Ceremonie wird auf folgende Weise vollzogen. Der Pope, der sich im Allerheiligsten hinter der mit Heiligenbildern geschmückten Wand befindet, welche jenes vom Schiff der Kirche scheidet, übergiebt den zu Verlobenden angezündete Kerzen und kehrt dann zu ihnen in das Schiff zurück. Hier bringt man ihm die Ringe, die inzwischen auf dem Altar geweiht und gesegnet worden sind, und nachdem er noch ein Gebet über ihnen gesprochen, überreicht er dem Manne den goldenen und der Frau den silbernen, und wiederholt dreimal die Formel: „Der Knecht Gottes N N heirathet die Magd Gottes X im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes für jetzt und fernerhin und alle Zeiten. Amen."

Bei den Armeniern werden sehr häufig Kinder von drei Jahren, ja noch jüngere, mit einander verlobt. Wenn zwei Mütter übereingekommen sind, daß ihre Kinder sich heirathen sollen, so theilen sie die Sache ihren Männern mit, welche die Wahl ihrer Frauen stets gutheißen. Die Mutter des Knaben geht dann mit zwei alten Weibern und einem Priester zu den Eltern des Mädchens und schenkt dem Kinde einen Ring im Namen seines zukünftigen Gatten. Dann wird der Knabe hereingebracht, und der Priester liest eine Stelle aus der Bibel vor und segnet die Verlobten, von denen der kleine Bräutigam der kleinen Braut hierauf bis zu ihrer Verheirathung jedes Jahr ein neues Kleid zu übersenden hat.

Im Abendlande kam früher Aehnliches vor, besonders unter fürstlichen Personen. Vielleicht der kleinste aller Ringe war derjenige, welcher bei den „fiançailles" der Prinzeß Mary, der Tochter Heinrich's des Achten, mit dem Dauphin von Frankreich, dem Sohne König Franz' des Ersten, eine Rolle spielte. Der Bräutigam wurde dabei von dem Admiral Bonnivet, dem französischen Gesandten in London, vertreten. Die Ceremonie fand mit großem Pomp in Greenwich statt, und zwar am 5. October 1518, wo der Dauphin etwa acht Monate und die kleine Prinzeß zwei Jahre alt war. Der König stand vor seinem Throne; neben ihm hatten auf der einen Seite seine Gemahlin und Marie von Frankreich und vor jener die in Goldbrocat gekleidete und von Juwelen strahlende Braut Platz genommen. Auf der andern Seite befanden sich die beiden Legaten des Papstes, Wolsey und Campeggio. Nach einer Rede des Bischofs Tunstal wurde die Prinzeß auf den Arm genommen und die Einwilligung von König und Königin erbeten, worauf Wolsey sich mit einem für die junge Dame passenden winzigen Ringe näherte, in dem sich ein werthvoller Diamant befand. Bonnivet als Vertreter des Prinzen steckte ihr denselben an, worauf sie den Segen empfing und Wolsey im Beisein des Königs und des gesammten Hofes die Messe celebrirte.

Allenthalben knüpfen sich an Trauringe abergläubische Meinungen und Gebräuche, die zum Theil über ganz Europa verbreitet sind. Nicht blos im deutschen Liede heißt es: „Sie hat die Treue gebrochen; das Ringlein sprang entzwei." Auch in einer russischen Ballade sagt die Braut: „Wenn ich je an eine andere Liebe denke, so soll sich das Goldringlein von einander thun, und solltest du einem andern Mädchen folgen, so wird der Diamant aus dem Ringe fallen." Nicht blos in Tirol und in Hessen glaubt man, daß beim Zerbrechen eines Trauringes bald eins von den betreffenden Eheleuten stirbt, und ebenso ist die Ansicht, daß es eine unglückliche Ehe giebt, wenn der Braut bei der Trauung ihr Ring herabfällt, viel weiter als blos in Norddeutschland verbreitet. Das Zerbrechen eines Eheringes wird von den Frauen in gewissen Gegenden Englands noch jetzt als sicheres Zeichen betrachtet, daß die Gattin in Kurzem eine Wittwe sein werde. In Essex wurde vor einigen Jahren ein Mann ermordet, und seine Wittwe sagte: „Ich dachte mir's

doch, daß ich ihn bald verlieren würde; denn neulich zerbrach mir mein Trauring, und meine Schwester kam um ihren Mann, als es ihr ebenso gegangen war. Es ist ein untrügliches Anzeichen."

In Rußland treffen wir den Gebrauch, daß man den während eines Gewitters fallenden Regen in einem Becken auffängt, auf dessen Boden man einen Trauring gelegt hat. Im Gouvernement Rjäsan glaubt man, daß Wasser, durch einen solchen Ring gegossen, gewisse medicinische Kräfte habe, und nach einer kleinrussischen Sitte muß die Braut dem Bräutigam aus einem Becher Wein zu trinken geben, in den sie ihren Ring gelegt hat. Ein großrussisches Lied, welches offenbar aus mythischen Zeiten stammt und auf den vielleicht durch die Waräger in das Land gekommenen halbgöttlichen Kunstschmied Wieland anzuspielen scheint, lautet: „Da kommt ein Schmied von der Schmiede. Der Schmied, der trägt drei Hämmer. Schmied, Schmied, schmiede mir eine Krone, schmiede mir eine Krone von Gold und neu! Schmiede mir von dem, was übrig bleibt, einen goldenen Ring, und von dem Abfall eine goldene Nadel! Mit jener Krone will ich mich trauen lassen. Mit jenem Ringe will ich mich vermählen. Mit jener Nadel will ich meinen Hochzeitsmantel zustecken."

In gewissen Gegenden Deutschlands und ebenso in England und Frankreich gilt es für das beste Mittel zur Vertreibung eines Gerstenkornes am Auge, wenn man dasselbe mit einem goldenen Trauringe reibt, doch muß dies in Deutschland drei Mal, in England neun Mal, und zwar schweigend geschehen. Wenn in Deutschland Leute zu arm sind, um sich Trauringe von Gold zu kaufen, so thun es silberne auch, ja zur Noth können ein paar gewechselte Geldstücke die Ringe vertreten. Dagegen herrscht unter den irischen Bauern vielfach der Glaube, eine Trauung, bei der kein Goldring gebraucht worden, habe keine Gültigkeit. Es giebt daher Leute, welche ihnen solche Ringe gegen eine kleine Erkenntlichkeit leihen, und an manchen Orten hat die Gemeinde einen Trauring angeschafft, der bei jeder Trauungsceremonie verwendet, vom Priester verwahrt und jedes Mal, wo man seiner bedarf, mitgebracht wird.

In ganz England nicht blos, sondern auch in Amerika spielt der Hochzeitskuchen bei Verheirathungen eine wichtige Rolle, und hier wie dort knüpfen sich an ihn, in Verbindung mit dem Trauringe, allerlei abergläubische Gewohnheiten. Im Norden Englands wie in gewissen Landstrichen am Mississippi und Ohio herrscht die Sitte, jenen Kuchen zu einem Orakel zu verwenden. Man schneidet ihn in schmale Stücke, zieht diese neun Mal durch den Trauring hindurch und giebt sie den unverheiratheten Hochzeitsgästen, die sie sich dann des Nachts unter ihr Kopfkissen legen, da sie auf diese Weise von ihrem Liebhaber oder ihrem zukünftigen Manne zu träumen hoffen.

Ferner wird am 6. October, dem Tage der heiligen Fides, in den nördlichen Grafschaften Englands vielfach noch folgender Zauber getrieben. Drei Mädchen thun sich zusammen, um einen Kuchen von Mehl, Quellwasser, Zucker und Salz zu bereiten. Derselbe wird dann in einem Ofen gebacken, wobei die Drei strenges Stillschweigen zu bewahren haben und den Kuchen dreimal umwenden müssen. Ist er gehörig durchgebacken, so zerschneidet man ihn in drei gleich große Theile, und jedes Mädchen muß ihr Stück wieder in neun Streifen zerschneiden und jeden derselben durch einen Trauring schieben, welchen sie sich von einer sieben Jahre verheiratheten Frau geborgt hat. Dann hat sie ihre Kuchenschnitte, während sie sich auskleidet, zu essen und dazu einen Spruch herzusagen, der in deutscher Uebersetzung lautet: „O gute Sanct Fides, sei freundlich heut' Abend und bring' mir meinen Herzensschatz her! Laß mich meinen zukünftigen Mann sehen und meine Traumbilder keusch und rein sein!" Alle Drei müssen sich dann in ein und dasselbe Bett legen, nachdem sie den Ring darüber aufgehangen haben. Sie sehen dann ganz sicher ihren Zukünftigen. Selbst der Finger, an dem man einen Trauring getragen hat oder einmal tragen kann, besitzt, nach der Meinung des Landvolks in Somersetshire, heilende Kraft. Während eine Berührung von Wunden mit den anderen Fingern dieselben „vergiften" würde, werden sie, mit diesem bestrichen, in kurzer Zeit sich schließen und vernarben.

Alte Legenden behaupten, daß der heilige Joseph und die Jungfrau Maria bei ihrer Eheschließung sich eines Ringes von Onyx oder Amethyst bedient hätten. Diese Entdeckung wird in das Jahr 996 n. Chr. verlegt, wo ein Juwelier aus Jerusalem einen solchen einem Edelsteinhändler zu Clusium überbracht und letzterer seinen Ursprung herausgefunden haben soll. Bald wurde man, wie die Sage weiter berichtet, auch gewahr, daß der Ring wunderthätige Eigenschaften besaß, und man brachte ihn in eine Kirche, wo er allerhand erstaunliche Heilungen bewirkte, die jedoch immerhin noch nicht so erstaunlich waren, wie die seltene Gabe des Ringes, sich zu vervielfältigen. Nicht lange dauerte es, so hatten ein halbes Hundert Kirchen ähnliche Ringe; alle waren echt, und allen erwies man dieselbe fromme Verehrung — eine Thatsache, die indeß nicht zu sehr angestaunt werden darf, da der echten Stücke vom Kreuze Christi wenigstens noch [illegible]mal mehr waren und noch sind, sodaß man von ihnen „ein Linienschiff bauen" könnte. Einer von jenen Trauringen Mariä oder des Pflegevaters Jesu wird im Dome von Perugia verwahrt, aber jedes Jahr nur einmal, nämlich am Tage Sanct Joseph's, gezeigt. Er ist ein einfacher Goldreif, aber sechsmal so dick, wie ein gewöhnlicher Trauring, sodaß Joseph ein sehr großer Herr gewesen sein muß.

Die Juden bedienten sich im sechszehnten Jahrhundert (vielleicht auch schon früher) und noch später bei ihren Trauungen ungemein großer und reichverzierter Ringe, von denen uns eine Anzahl in Abbildungen vorliegen. Dieselben haben die Gestalt von Trommeln ohne Fell, zeigen auf der einen Seite eine erhaben gearbeitete, über anderthalb Zoll hohe Darstellung eines Hauses, dessen Dach bei einigen wie bei einem Zelte bis auf den Boden reicht, oder eines Kuppeltempels mit Seitenthürmen, und enthalten gewöhnlich eine hebräische Inschrift, die mit „Viel Glück wünsche ich" zu übersetzen ist. Das Haus oder der Tempel hat Thürchen, die sich in kleinen Angeln drehen, und enthielt aller Wahrscheinlichkeit nach ein Amulet. Diese Ringe wurden selbstverständlich nicht im gewöhnlichen Leben, ja überhaupt wohl nur während der Trauungsceremonie getragen und nach derselben durch einfachere ersetzt. Gegenwärtig sind dergleichen unbehülflichen Kleinode nicht mehr in Gebrauch, wenigstens nicht in Deutschland.

Wir schließen mit einigen kleinen Fabeln und Geschichten, die sich an Trauringe knüpfen.

Im Jahre 1058 hatte sich ein junger Mann von vornehmer Geburt zu Rom verheirathet, und während die Hochzeitsfestlichkeit mit ihrem Schmause noch fortdauerte, ging er mit seinen Freunden in den Garten des Hauses, um Ball zu spielen. Um dabei nicht behindert zu sein, steckte er seinen Trauring einer Statue der Venus, die sich dort befand, an den Finger. Nachdem er das Spiel beendigt hatte, ging er, um sich den Ring wiederzuholen. Aber wie erstaunt war er, als er fand, daß der Finger, an den er ihn gesteckt, sich krumm gebogen und sich in die innere Handfläche der Statue gelegt hatte. Umsonst versuchte er ihn los zu machen oder zu zerbrechen. Er verbarg die Sache seinen Gefährten und kehrte in der Nacht mit einem Diener zurück, aber siehe da, der Finger war jetzt wieder ausgestreckt und der Ring verschwunden. Er ließ sich von dem Verluste nichts merken und kehrte zu seiner Frau zurück. Aber jedesmal, wo er sie umarmen wollte, fand er sich durch ein dunkles und greifbares Etwas daran verhindert, welches dazwischen trat, und er hörte, wie eine Stimme sagte: „Umarme mich; denn ich bin Venus, der Du Dich heute vermählt hast, und ich werde Dir Deinen Ring nicht wiedergeben." Da diese Worte ihm fortwährend wiederholt wurden, besprach er sich endlich mit seinen Verwandten, und diese nahmen ihre Zuflucht zu dem in allerlei Zauberkünsten erfahrenen Priester Palumbus. Dieser gebot dem jungen Manne, zu einer gewissen Stunde an eine Stelle zwischen den Trümmerstätten des alten Rom zu gehen, wo vier Straßen sich kreuzten, und hier schweigend zu warten, bis ein Zug vorbeikomme. An dessen Ende werde ein majestätisches Wesen in einem Wagen daher fahren, dem solle er einen Brief überreichen, welchen er, der Zauberer, ihm jetzt mitgab. Der junge Mann that, wie ihm geheißen, und sah eine große Schaar Menschen von allen Altern, Geschlechtern und Ständen, einige zu Fuß, einige zu Roß, andere zu Wagen an sich vorbeiziehen. Manche waren lustig, manche traurig. Unter ihnen befand sich ein frech blickendes Weibsbild, das auf einem Maulthiere ritt. Bei ihrer durchsichtigen Kleidung sah sie wie nackt aus. Ihr langes Haar, das ihr über Schultern und Rücken herabwallte,



Die drei letzten Hausgenossen.

Originalzeichnung von Walther Shirlaw.

wurde von einer goldenen Spange zusammengehalten, und mit einer goldenen Gerte trieb sie ihr Reitthier an. Zuletzt erschien eine hohe majestätische Gestalt in einem mit Smaragden und Perlen geschmückten Triumphwagen, welche den jungen Mann zornig fragte, was er hier zu suchen habe. Schweigend überreichte ihm dieser seinen Brief, welchen der Dämon nicht zurückzuweisen wagte. Sobald er ihn gelesen, hob er seine Hände gen Himmel und rief aus: „Allmächtiger Gott, wie lange willst Du die Ruchlosigkeit des Zauberers Palumbus noch dulden?“ Darauf schickte er sofort zwei seiner Begleiter ab, welche dem Frauen

zimmer mit den langen Haaren den Ring des jungen Mannes mit Gewalt abnahmen und ihn seinem Eigenthümer überbrachten, dessen Verbindung mit der höllischen Welt auf diese Weise gelöst wurde.

Häufig geschah es im Mittelalter, daß man „unserer lieben Frau" einen Ring verehrte. Monstrelet erzählt, daß Ludwig von Luxemburg bei seiner Hinrichtung unter Ludwig dem Elften von seinem Finger einen mit Diamanten besetzten Ring nahm und ihn seinem Beichtvater mit dem Begehren übergab, er wolle ihn dem Gnadenbilde der Jungfrau Maria an den Finger stecken, was jener zusagte.

Cäsarius von Heisterbach berichtet eine Geschichte ähnlichen Charakters wie die römische Venussage. Ein gewisser Priester, Philipp mit Namen, war ein arger Zauberer. Eines Tages nahm er mehrere schwäbische und baierische Jünglinge mit sich nach einem einsamen Orte auf dem Felde draußen, wo er auf ihr Verlangen sich dazu verstand, durch Beschwörungen Geister zu citiren. Zunächst zog er den Degen und machte damit einen Kreis um sie, wobei er ihnen streng verbot, aus demselben hinaus zu treten. Dann ging er ein wenig abseits von ihnen und begann seine Beschwörungsformeln herzusagen. Darauf erschienen plötzlich vor dem Kreise, in welchem die Jünglinge standen, zahlreiche wild aussehende Männer, welche Waffen schwangen und sie zum Kampfe herausforderten. Als es den bösen Geistern nicht gelang, sie auf diese Weise aus ihrem Zauberkreise heraus zu locken, verschwanden sie, um einer Schaar schöner Mädchen Platz zu machen, welche den Ring des Zauberers umtanzten und durch ihre Stellungen und Geberden die Jünglinge an sich zu ziehen bemüht waren. Eine von ihnen namentlich, die alle anderen an Schönheit und anmuthiger Geberde übertraf, hatte es auf einen bestimmten jungen Mann abgesehen, den sie dadurch an sich zu locken suchte, daß sie auf ihn zutanzte und ihm einen goldenen Ring hinhielt, ihm schmachtende Blicke zuwarf und auf jede Weise seine Leidenschaft zu entzünden strebte. Endlich streckte der junge Mann, nicht mehr im Stande zu widerstehen, seinen Finger über den Zauberkreis hinaus, um den Ring in Empfang zu nehmen, und augenblicklich ergriff ihn das Gespenst, riß ihn an sich und verschwand mit ihm.

Fritz Reuter an de Himmelsdöhr.

Zum 7. November.*

Wat ick vertell'n will, is keen Bild van ünnen,
Keen Bild, wie et up Eerden wol ward sehn:
En Bild van baben is et, jensiets der Sünnen —
En Droombild, wie et süht nicht Jedereen.

An sienen Dodesdage wöör't; de Nacht sünk all heraf;
Fritz Reuter's Liew der Eerd wöör öwergewen ·
Da, Afscheed nehmend van dat dustre Graw,
Steeg siene helle Seele up tum Hewen.[1])
De Reis duur ook nich lang — et stiggt geswinder
So'n Dichterseel as ann'rer Minschenkinder
Tum Himmel up, — den Weg kennt se all lang.
All often tröög se upwarts ehr Gesang.

As Fritz nu ankummt an de Himmelsdöhr,
He wundert sick, — steiht Petrus nich davör;
En junger Engel is't, so'n recht Gröönsnabel,
De kuum noch drägen kunn Petrus sien Sabel.
Doch patzig keek he — he wöör keen Gemeen,
Nä, as Eenjährger af sien Jahr he deen',
Denn't Himmels-Miletär — wat sick erklärt —
Ward ook ganz Preußisch exerceert.

Petrus to sien Spazeergang weg wöör gahn,
Un diß Jungkeerl müß vör em Posten stahn.
„Gu'n Abend!" — spricht Reuter — „na, wo is de Ohl?"
Un dabi wies't he fragend up den Stohl,
Den grooten Lehnstohl an'r Döhr, wovan he weet,
Dat Petrus drup gewönnlick seet.
„Wat hult em af? — Geiht he villicht spazeern?
Dann stuut Du up! Ick laat mi nich upholen geern,
Ook mutt ick stracks tum Herrn der Welt;
Per Telegramm vun güstern bün ick herbestellt."

Alleen, de Schildwach-Engel starrt em an un swiggt;
Sien Lewdag harr he hört so'n Spraak noch nicht.
Wat schull he dohn? — He winkt Een' her van sien Collegen,
Bedütt em gau tum Herrgott hintoflegen,
To melden, dat vör'n Himmelsdohr Een stünn,
Deß Spraak Keen van jüm all verstahen künn. —
De leewe Gott, de Allens weet, däh längst et weten,
Fritz Reuter wöör et, de sien letzte Reis' antreden.
„Nich Een, de Plattdütsch kann von all mien Engels?!"
Spricht Gott — „Herrje! Wat sünd dat doch vör dumme Bengels!
Da leernt se Fransch und Spanisch un annern sollen Snack,
Un nicks verstaht se von de schönste Spraak,
De mien troohartig noorddütsch Volk dar spricht,
Wat globensvull noch up tum Himmel blickt."

Gott süht sick üm, dann winkt he in de Feern;
En Engel flüggt[1]) heran — et wöör en junge Deern
Mit blaue Oogen, geel kruus Lockenhaar,
En Mecklenbörgisch Kind — dat seeg man apenbar.
Bi'n leewen Gott is't nu nich Mohd, veel Wöörd to maken;
He süht; he winkt, un so vollendet sick de Saken.
Gott winkt ehr denn, dat's flegen schull stracks foort —
En Landsmann luur'[2]) dar an'r Himmelspoort.
Hin flöög de Engelsdeern — kuum däh se sehn,
Wer dorten stünn — mit Jubelschreen
Rööp[3]) se: „Leew Vader, büst Du et? — Kumm mit, geswind!" —

Wer wöör et, de so rööp? — Fritz Reuter's Geisteskind,
Lütt Pudel[4]) wöör't, dem ewig Lewen
Fritz Reuter sien Gedicht hett gewen.

Ick bün to End' — un fragt Ji, wat de Lehr
Van disset Droombild uut'n Jensiets wöör?
De Lehr is, dat et, siet Fritz Reuter schriwwt,
In'n Himmel ook plattdütsche Engels giwwt.

[1]) Himmel.

* Der 7. November ist Fritz Reuter's Geburtstag.

[1]) fliegt. [2]) warte. [3]) rief. [4]) Die Hauptfigur in „Hanne Nüte".

Willem Schröder van Hannover.

Kein Herz.

(Fortsetzung.)

Die junge Frau drunten fuhr zusammen, blieb stehen und hob den Kopf. Aber konnte dies wirklich Monika sein? Dieses blasse, fast weiße Gesicht, das jede Fülle verloren hatte, diese träge Bewegung stimmte so gar nicht zu dem Bilde, das in Valentinens Gedächtniß lebte. Und doch, sie hatte sich nicht getäuscht. Nachdem die junge Frau zu ihr aufgeschaut, ging mit einem Mal ein Erkennen in diesem Gesichte auf, das ihm etwas von seinem natürlichen Ausdrucke zurückgab. Der stets bereite Gedanke an den Krieg und seine Opfer durchblitzte Valentinens Kopf. Weshalb war Monika hier? Sollte sie Wittwe geworden sein? In diese verstörten Züge war ein frischer, noch in voller Herbe wühlender Kummer allzu leserlich eingeschrieben. Mit jenem unwiderstehlichen Tone, der inniger Gemüthern zu Gebote steht, rief sie ihr zu: „Kommen Sie doch herauf, bitte! Erst seit einer Stunde bin ich hier —"

Monika zögerte einen Augenblick, dann wandte sie sich um und ging dem Hauseingange zu. Valentine empfing sie mit herzlichem Worte:

„Welche Ueberraschung, Sie hier zu treffen, Frau Huber! Sind Sie zu Besuch beim Vater? Vielleicht in Folge des Brandes, der Ihnen die eigene Heimath zerstört hat? Ihr Mann, Ihr Kind sind gesund?"

Die junge Frau, welche stumm vor ihr stand und sie mit

den größer gewordenen, tief umschatteten Augen nur immer ansah, zuckte bei dieser Frage zusammen.

Valentine ergriff ihre beiden Hände und zog sie neben sich auf einen Sitz. „Was ist Ihnen widerfahren, mein Kind?“ fragte sie leise.

Monika sah die unverfälschte Theilnahme, die sich in jedem Zuge des Gesichtes aussprach, welches sich ihr entgegenbeugte; ihre Seele zerschmolz vor diesen milden Augen. Sie warf sich mit ungestümer Bewegung auf die Kniee und drückte ihren Kopf in des Fräuleins Schooß.

„Mein Fritzel ist todt, Fräulein. Ueberfahren ist er worden, auf der Bahn. Sein eigener Vater — sein Vater legte selbst den Wechsel um, der den Zug vor Schaden bewahrte, und das Kind —“

„Das seid Ihr gewesen?“ rief Valentine erbebend; „mein Gott, das habe ich mir nicht träumen lassen. Wir hörten vor einigen Wochen davon erzählen; die heroische That des Bahnwärters ging ja wohl durch alle Zeitungen. Als ich davon erfuhr, wurde kein Name bezeichnet, und ich selbst nehme selten eine Zeitung in die Hand. Arme, ärmste Monika! Und unser braver Huber — kaum faß' ich noch so Schreckliches! Wo blieb Ihr Mann? Er ist wohl schon zum Felddienst eingezogen?“

Monika sah auf. „Mein Mann — ja, der ist eingezogen, der ist im Kriege. Ich hab's gestern erfahren. Der Bahnmeister hat mir das Geld für unsern Hausrath geschickt, den sie dort verkauft haben. Dabei schreibt er, daß der Huber zu seinem Regimente ist.“

„Sie waren also schon zuvor hier?“ fragte Valentine mit leisem Befremden. „Freilich kann ich mir denken, daß es Ihnen schwer fiel, dort auszuhalten. Huber sah es wohl selbst gern, daß Sie für eine Weile nach Hause gingen — wer konnte voraus wissen, was geschehen würde! Wie hart nun aber für Sie! All den Jammer allein tragen, auch noch Angst um den Mann auf der Seele, ihn selbst so trostlos in der Fremde zu wissen — arme, gute Monika, wie fühle ich all Ihr Leid mit! Nicht einmal Abschied durften Sie nehmen vor solcher Trennung auf Leben und Tod.“

Monika stand auf. „Wir haben schon von einander Abschied genommen, Fräulein,“ sagte sie in verändertem Tone und strich sich das wirre Haar von der Stirn zurück. „Ich bin von ihm fortgegangen, und wäre weggeblieben auch ohne den Krieg.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie verstehen das nicht? Fräulein, wenn Ihr Liebstes auf der Welt todt und kalt vor Ihnen läge, elend verstümmelt — und Sie wüßten Einen, der schuld daran ist, könnten Sie mit Dem zusammen bleiben, oder gar ihn noch — noch — gern haben?“

„Monika, welche Gedanken!“ rief Valentine erschrocken. „Ist es möglich, daß Sie Ihrem braven Mann sein grenzenloses Unglück zum Vorwurf machen! Jeder, der von seiner That hörte, hat seine Opferwilligkeit, seine großartige Geistesgegenwart bewundert —“

„Das ist's,“ sagte die junge Frau herbe. „In dem Augenblick hätte ihm die Geistesgegenwart ausbleiben müssen, da hätte ihm höchstens der Gedanke kommen dürfen: Gottlob, daß mein Kind in Sicherheit ist. So wär' einem Vater zu Muthe gewesen, der ein Herz im Leibe hat. Er hat sich aber besonnen und hat seine Wahl getroffen, und mit Geistesgegenwart, wie Sie eben sagten, hat er an die Fremden gedacht, und nicht an uns.“

„An seine **Pflicht** hat er gedacht,“ sagte Valentine ernst und legte beide Hände auf Monika's Schultern, indem sie ihr eindringlich in die Augen sah. „Tief in uns giebt es doppelten Willen, den eigenen und den Gottes — diesen nennen wir Pflicht. Wem sie einmal innerliche Richtschnur geworden, der besinnt sich nicht erst, der schaut ihr nicht erst prüfend in's Gesicht; er hört den deutlichen Ruf und gehorcht.“

Monika schüttelte finster den Kopf. „Sie haben kein Kind, Fräulein. Sie wissen nicht, was das heißt.“

Valentinens Augen standen voll Thränen. „Ich weiß wenigstens, daß Sie unglücklich sind, und daß mein Herz von Antheil für Sie voll ist bis zum Rande. Und noch Eins weiß ich, Monika — und weiß es gut — daß Bitterkeit gegen Einen, den man sonst lieber gehabt, als die ganze Welt, weher thut, als jedes Unglück. Denken Sie an die Tage, als wir uns zuletzt sahen, wo Ihr Wilhelm Eins und Alles für Sie war, und denken Sie, daß er jetzt jede Minute von Ihnen genommen werden kann — nicht nach Ihrem Willen, der Sie von ihm fortgehen ließ, der sich dann aber nimmer wenden könnte, um zu ihm heimzukehren.“

Die junge Frau zuckte heftig zusammen. „Ich kann an nichts Anderes denken, als an meinen Fritzel,“ sagte sie in beinahe scheuem Tone. „Ich sehe ihn, immer — immer. Aber Sie sind gut zu mir, Fräulein, gut wie ein Engel — vergelt's Ihnen Gott! Es ist mir eine Wohlthat gewesen, Ihr Gesicht wieder zu sehen und mit Ihnen zu reden. Bis heute hab' ich mit keinem Menschen davon reden können, auch nicht mit meinem Vater. Ehe ich hergekommen bin, hab' ich meinen Leuten sagen lassen, was passirt ist und daß ich heim wollte; daß ich im Unfrieden vom Wilhelm fort bin, weiß aber Keiner. Wissen Sie, Fräulein, ich hab' gedacht, ich wollt' in's Kloster — da hab' ich ja schon als Kind hinkommen sollen. Jetzt wird's mir dort nicht mehr zu still sein; ich bin froh, wenn ich von der ganzen Welt nichts sehen und hören muß. Dann ist mir aber eingefallen, daß ich dazu dem Wilhelm seine Erlaubniß nöthig hab', und schreiben hab' ich nicht mögen, und jetzt ist er ja im Kriege. Da muß ich noch warten und weiß nicht, wie ich die Zeit herumbringen soll. Mein Bruder hat inzwischen geheirathet, da giebt's daheim für mich wenig Arbeit, und wenn ich hinsitze und nähe, mein' ich, der Kopf zerspringt mir vor Angst.“

„Kommen Sie alle Tage ein paar Stunden zu mir, Monika! Ich bleibe wahrscheinlich lange hier, und wir wollen dann zusammen arbeiten für die armen Verwundeten, für die sich jetzt alle Hände rühren müssen, denn es fehlt aller Orten an Verbandzeug. Wollen Sie?“

Ein milderer Ausdruck löste die Spannung, welche alle Züge der jungen Frau gleichsam in Gefangenschaft hielt. Sie beugte sich und küßte Valentinens Hand. „Sie sind gut,“ wiederholte sie.

Schon begannen sich die Bäume herbstlich zu färben. In diesem Jahre lichtete sich das Laub ungewöhnlich früh, denn anhaltende Regenzeit war dem heißen Hochsommer gefolgt. Auch die Zahl der Gäste auf Frauenwörth hatte sich wesentlich gelichtet; nur Wenige hielten trotz der Ungunst des Wetters bis Ende September dort aus.

Heute war einer jener sonnigen, seltenen Tage, die zuweilen den grauen Regenschleier plötzlich von sich werfen, wie eine lächelnde Schönheit dunkle Maskenhüllen. Die Luft war von magischer Durchsichtigkeit; jede fernste Linie erschimmerte. Noch war das Vergehen der Natur so voll Anmuth, daß es den Genuß des Augenblickes steigerte. Obgleich Valentine, welche in ziemlich früher Morgenstunde durch den Klosterhof in den „Frauengang“ gewandert, tief in Gedanken schien, wurde sie doch gerade dort von dem lieblichen Lebewohl zwischen Herbst und Erde eigenthümlich berührt. Zwischen der alten Klostermauer, welche sich der einen Seite des Pfades entlang zieht, und den seltsam gestalteten Uferweiden, durch deren Lücken das bläuliche Schilf hereinnickte, war es wundersam still. Der dichte Rasen war noch immer maiengrün; an der grauen Steinwand kletterte Epheu empor; aus jeder Ritze drängten sich Mauerblümchen, und aus dem verborgenen Klostergarten drang der strenge Duft der reifenden Quitten. Kein Bienchen summte; keine Grille zirpte, und doch war in all der Stille nichts von Trauer, denn durch jede Lichtung lachte der sonnbeglänzte See herein.

In einer dieser kleinen Buchten, ganz in der Nähe einer schmalen Bank, welche dicht am Uferrande unter tiefhängenden Zweigen eines uralten Stammes halb verschwand, saß Bernardin im Grase bei der Arbeit. Doch war er nicht so vertieft, um den bekannten Schritt zu überhören, so leise auch Valentinens Fuß auf dem Rasen klang; er hob den Kopf und nickte der Freundin zu, ohne sich stören zu lassen.

„Pünktlich beim Rendez-vous!“ sagte sie lächelnd; „wir haben aber Zeit.“

Sie blieb hinter ihm stehen und folgte mit dem Blicke seiner Hand. Das Wunder künstlerischen Schaffens übte unbeschreiblichen Reiz auf sie; dennoch gestattete sie sich höchst selten eine

Freiheit, welche ihr zugestanden war, durch deren Gebrauch sie aber stets fürchtete, den Genius zu verscheuchen. Vielleicht war es diese an ihr gewohnte Zurückhaltung, welche den Künstler nach einiger Zeit zu ihr umschauen ließ, obgleich sie ihn nicht durch die leiseste Bewegung an sich erinnerte.

„Ich störe Sie — Vergebung!“ sagte Valentine, und zog sich, trotz seines ermuthigenden Kopfschüttelns, zurück nach der nahen Bank. Obgleich sie dort eine leichte Näherei zur Hand nahm, wanderte doch ihr Auge oft von der Arbeit fort und hing an Himmel und See. Die Abtei der Herreninsel stand in vollem Sonnenglanze. Harmonische Ruhe erfüllte das einfache und doch so großartige Bild, welches sich hier von dem stillsten aller Plätzchen aus darbot. Sie mochte zuletzt über dem Sinnen und Schauen Zeit und Ort ganz vergessen haben, denn die Arbeit ruhte müßig in ihrem Schoße, und sie schrak leicht zusammen, als nach geraumer Pause Bernardin's Stimme sich dicht an ihrem Ohr vernehmen ließ: „Fertig! — Ich hatte Sie kaum so früh erwartet.“

Das Fräulein rückte auf der Bank ein wenig weiter, um dem Freunde neben sich Platz zu machen: „Und nun, was haben Sie mir zu berichten? Wissen Sie wohl, daß es Ihnen geglückt ist, mich neugierig zu machen? Gestern Abend bleiben Sie nach Ihrer Ankunft stundenlang in meiner Gesellschaft, erzählen, wie es einem Reisenden geziemt, von Allem, was sich binnen einer Woche unserer ereignißvollen Zeit erleben läßt, und sagen mir dann an der Hausthür mit stillem Theaterflüstern, daß Sie mich heute zu sprechen wünschen — das hat Großes zu bedeuten.“

Bernardin erwiderte ihr Lächeln, ohne doch auf ihr Scherzwort einzugehen. „Ich habe Ihnen in der That etwas zu sagen, Valentine.“ Sein tiefes Auge verweilte einen Moment mit eigenthümlichem Ausdruck auf ihrem Gesicht, dann lehnte er sich gegen den Weidenstamm zurück, verschränkte die Arme und fuhr fort, ohne sie anzusehen: „Gleich am ersten Tage, als ich nach München kam, hatte ich Veranlassung, Herrn von Rother zu besuchen. Man forderte mich auf, den Abend über zu bleiben, und es fanden sich noch einige Personen ein, darunter ein mir Unbekannter, welcher mir als kürzlich berufener Professor der Münchner Universität bezeichnet wurde. Dieser noch junge Mann interessirte mich sogleich durch seine bedeutende Persönlichkeit, und wir unterhielten uns viel mit einander. Im Verlaufe des Abends fragte mich Frau von Rother über den Tisch hinweg nach Ihrem Ergehen. Völlig unbefangen, wie ich war, konnte ich trotzdem nicht übersehen, daß Professor Hartung, mit dem ich eben sprach, als diese Frage an mich gerichtet wurde, jäh die Farbe wechselte. Ja, Valentine — Dieser ist es, über welchen ich mit Ihnen zu sprechen habe,“ sagte er mit festem Blick in seiner Gefährtin ernstes Gesicht. „Erlauben Sie mir, fortzufahren?“

Valentine nickte nur.

„Ich weiß kaum, wie es zuging,“ fuhr Bernardin fort, „aber in demselben Moment schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich hier den Mann vor mir sähe, von dem Sie mir einst gesprochen, ohne ihn mir zu nennen. Während ich die Frage der Dame eingehender beantwortete, als es sonst wohl geschehen wäre, beobachtete ich meinen Nachbar. Da der kleine Kreis meist aus Ihren Bekannten bestand, bewegte sich das Gespräch eine Zeit lang um Sie und Ihren Vater; der Professor verhielt sich dabei wie ein Fremder und blieb auch von diesem Augenblicke an einsilbig, als man aber auseinander ging, fragte er bei mir an, ob er mich im Atelier aufsuchen dürfe. Schon am folgenden Morgen fand er sich dort ein, und ich leugne nicht, daß seine Persönlichkeit großen Reiz auf mich übte, trotz des Vorurtheils, welches meine Vermuthung mich gegen ihn hatte fassen lassen. Wir sahen uns während der Woche meines Dortseins täglich, bald Abends am dritten Orte, bald im Hôtel bei Tische, woran sich meist ein gemeinsamer Spaziergang schloß. Er suchte unverkennbar meine Gesellschaft, und ich ließ mich finden. Gestern nun kam er des Morgens zu mir in das Atelier; er wußte, daß ich Nachmittags hierher zurückkehren würde, und begrüßte mich sogleich mit dem Worte, daß er sich nicht nur verabschieden, sondern mich um eine Gefälligkeit ersuchen wollte. Ganz gelassen sagte er mir dann, daß er in früherer Zeit die Ehre genossen, Ihrem Hause näher zu stehen, daß ein Zerwürfniß, dessen Schuld einzig auf seiner Seite gelegen, ihn dieses Vorzugs beraubt habe und daß ihm nun der Gedanke peinlich sei, Ihnen, vielleicht wider Ihren Wunsch, zu begegnen, nachdem er ohne sein Zuthun die gleiche Stadt mit Ihnen bewohnen und sich in gleichen Kreisen bewegen würde. Er habe sich deshalb erlaubt, einige Zeilen an Sie zu richten, wodurch er sich, wenn nicht Ihre Vergebung, doch eine Richtschnur für sein Verhalten erbitten wolle, und wünschte dieselben durch eine Ihnen befreundete Hand an Sie zu übergeben, da er befürchten müßte, einen Brief durch die Post uneröffnet zurück zu erhalten.“

„Was antworteten Sie?“ fragte Valentine nach einer Pause, kaum hörbar.

„Natürlich konnte es mir nicht in den Sinn kommen, ein Vertrauen, welches Sie mir einst gönnten, auch nur durch eine Andeutung zu berühren; um so weniger, als meine Vermuthung zwar bestärkt, aber doch nicht unbedingt bestätigt worden war. Wie Sie gegenwärtig denken, Valentine, weiß ich nicht. Nach Ihrem Wunsch ist jenes Thema nicht wieder zwischen uns berührt worden. Ein im Grunde einfaches Ersuchen, das mir in ruhiger, würdiger Form ausgesprochen war, zurückzuweisen, hatte ich weder Ursache noch Recht; ich stimmte also zu ohne jede Bemerkung über die erhaltene Mittheilung, und hier übergebe ich Ihnen, was mir anvertraut worden.“ Er nahm einen versiegelten Brief aus seiner Brusttasche und legte ihn auf das Tischbrettchen vor Valentine nieder.

Sie blickte wortlos auf die festen, charakteristischen Schriftzüge der Adresse, ohne den Brief zu berühren. Feines Roth stieg ihr langsam bis zu den Haarwurzeln; in ihrem Auge ging ein wunderbares Glänzen auf. Bernardin warf einen schnellen Blick auf sie und machte dann eine Bewegung, um aufzustehen und sie allein zu lassen, doch hielt sie ihn durch leise Berührung seines Armes neben sich zurück:

„Bleiben Sie noch, lieber Freund! Ich möchte Ihnen Manches sagen. Dies kam überraschend — was ich Ihnen aussprechen möchte, ist aber allmählich gekommen. Es bedarf dazu nicht erst einsamen Besinnens. So wissen Sie denn vor Allem: Sie haben mir tiefe Freude, Sie haben mir eine Wohlthat gebracht.“

Bernardin blickte überrascht in ihr belebtes Gesicht.

„Was dieser Brief auch enthalten mag, jedenfalls bringt er mir das, was ich als einzige persönliche Gabe in jüngster Zeit oft vom Schicksale erfleht hatte, ohne doch auf Gewährung hoffen zu können: jedenfalls ist er die Brücke zur innern Harmonie, die mir abhanden gekommen war. Oft schon war ich in Versuchung, mit Ihnen hierüber zu sprechen, und doch wollte es so schwer über die Lippen — manches, was man tief empfindet, wird so anders, wenn es sich in Worte übersetzen soll.“ Sie hielt inne und schlug dann das seelenvolle Auge frei zum Freunde auf. „Es ist Ihnen doch wohl befremdlich erschienen, daß Hartung voraussetzte, ein Brief an mich könne uneröffnet an ihn zurückgehen? Nach so langer Zeit! Dies beruht auf einem Vorfall, worüber ich gegen Sie schwieg. Vor einigen Jahren, kurz nachdem ich Ihnen von Hartung gesprochen, führte uns ein Zufall auf der Reise mit ihm in das gleiche Hôtel. Ich wußte davon nichts, er hatte uns aber anfahren sehen und sandte mir seine Karte mit der Anfrage, ob ihm ein Besuch gestattet sei. Ich ließ einfach zurücksagen, wir seien im Begriff weiter zu reisen. Er verstand, und blieb unsichtbar. Ich glaubte damals recht zu handeln. Ich wollte, konnte ihm nicht wieder begegnen. Was sollte uns ein Wiedersehen frommen! Dennoch hatte die Erinnerung seitdem einen Stachel mehr. Ungesprochene Worte lasten schwerer auf der Seele, als Alles, was gesagt werden kann. Stets hielt ich aber die Ueberzeugung aufrecht, daß ich es meiner Frauenwürde, meiner Ruhe schuldig gewesen, sie nicht auf das gewagte Spiel einer Stunde zu setzen, die mit Schwäche und Niederlage enden konnte. Ich bin keine Heldin, Bernardin, und weiß das gut. So vergingen wieder Jahre —“

„Und nun?“

„Nun!“ sagte Valentine lebhafter, „nun ist mir in diesen letzten Wochen gleichsam das Herz im Leibe gewendet worden, und regt sich und ruft und sehnt sich Tag und Nacht nur nach dem einen, letzten Lebensziele, einem Worte der Versöhnung. — Wie sage ich Ihnen das nur? Sie wissen ja von Monika Huber, von der armen, mir so lieben Frau, und daß ich es mir zur Aufgabe gemacht, sie aus ihrer Herzensbitterniß zur rechten Anschauung zu leiten. Ich habe auch Hoffnung des Gelingens

Wenn es sehr dunkel um uns ist, tasten wir ja aus unaussprechlicher Bangigkeit umher nach irgend einem Halt in all der Noth und Wirrniß. So hat sich das arme Weib an mich geklammert, denn selbst ihr Kinderglaube an einen Gott des Erbarmens ist erschüttert. Gerade ihr wahrhaftiges, feuriges Naturell, das die unmittelbarsten Begriffe stark erfaßt, ist für ein complicirtes Geschick nicht erschaffen, nur mühsam ringt sie sich zu einem weiteren Blicke, zum Erkennen durch — doch jetzt schon fühle ich, es wird nicht ausbleiben. Indem es aber mein tägliches Sinnen geworden, ihr den scharfen Stachel aus dem Herzen zu ziehen, das zarte Pflänzchen Liebe in ihr zu pflegen, dessen Blüthe jetzt zertreten, dessen Wurzel aber hoffentlich unbeschädigt ist — da, Freund, kam das Erkennen über mich selbst. Da kam das Vergleichen, was sie nach ihrem Bewußtsein zu vergeben hätte, was ich? Mutterliebe dort, Selbstliebe hier — oder wie nenne ich es sonst, das mich hieß die Hand, welche sich nach mir ausstreckte, nicht zu berühren? ‚Unrecht hast Du gethan, an ihm, an Dir,‘ so ruft es in mir laut und lauter — mit heißen Thränen sehnte ich tausendmal die versöhnende Stunde zurück, wo die einzige Dissonanz meines Lebens sich in Harmonie hätte lösen können, wenn ich nicht feige, wenn ich nicht selbstisch gewesen wäre. Jetzt sie herbeizwingen, wäre in der That mit weiblichem Zartgefühl kaum vereinbar gewesen; so empfand ich sie denn als unwiederbringlich verloren. — Nun wissen Sie, was dieser Brief mir giebt. Ruhe, Friede mit mir selbst für alle Zeit, denn, was er auch bringen mag, es gilt Versöhnung.“

„Es gilt wohl mehr, Valentine,“ sagte Bernardin ernst. „Die alte Schuld ist verbüßt; Sie Beide sind frei, und — ich glaube, dieser Mann ist Ihrer werth. Seit Jahren erwartete ich solchen Ausgang. Nun ist er gekommen.“ Er faßte ihre Hand mit starkem Drucke, ließ sie sogleich wieder los und erhob sich. „Auf Wiedersehen!“ sagte er mit der tiefen, ruhigen Stimme, die ihm eigen war. Während er sich von ihr entfernte, ging er langsamer und stand, ehe er den Pfad zum Kirchhofe hinauf einschlug, einen Moment am Strande, das schwermüthige Auge den Bergen zugewendet. Kein Mensch wird so alt, daß er nicht noch durch das Herz leiden könnte.

Valentine war allein. Alle ihre Pulse fieberten. Noch hielt sie den Brief unerbrochen in der Hand. Ihr Blick wurzelte auf der Adresse. Wie viel Tage und Jahre waren vergangen, seit sie diese Schriftzüge zuletzt erblickt! Nachdem der Bruch ihrer Verlobung vollzogen war, hatten sie Beide einander alle Briefe zurückgegeben, die sie in glücklicheren Tagen getauscht. Von allzu heißem Weh getrieben, übergab Valentine damals den Flammen jedes Blättchen, jedes welke Reis, das ihr aus der geliebten Hand gekommen. Da fand sie einst, als sie gelegentlich eigene Aufzeichnungen durchblätterte, zwischen den Heften ein Gedicht, welches Hartung für sie aufgeschrieben. Es war nicht von ihm selbst. Er brachte es ihr nur, weil es ihm sehr gefiel. Jetzt, in *diesem* Augenblicke, wo Valentinens ganze Seele zagend und sehnsüchtig durch die Hülle drang, welche sie noch von Wohl oder Wehe schied, stand seltsamer Weise jedes Wort jener kurzen Strophen plötzlich vor ihrem Geiste, ihren Augen:

„Im Traume hab' ich oft geschaut
Dein Bild im himmlischen Gewand.
Jetzt, da ich Dich auf Erden fand,
Bist Du mir innig schon vertraut.
Verschwunden ist mir alle Zeit —
Ich habe Dich von Anbeginn
Und weiß, daß ich Dein eigen bin
In alle künft'ge Ewigkeit.“

„In alle künft'ge Ewigkeit!“ Valentinens Gesicht wurde rosig wie eine Abendwolke. Sie löste das Siegel. Das Blatt, welches in ihrer Hand bebte, enthielt nur wenige Zeilen:

„Tiefste Ueberzeugung sagt mir, daß Sie nicht vergessen haben, Valentine. Ob Sie vergeben können, ob ich Sie wiedersehen darf, weiß ich nicht. Mag Ihr Wille mich nun auch künftig von Ihnen fern halten, oder nicht, Eines muß ich Ihnen sagen, ehe wir uns wieder begegnen: Jene Tage, die uns verbanden, sind und bleiben der Inhalt meines Lebens.

Georg Hartung.“

Valentine senkte ihre Stirn auf das Blatt nieder. Sie weinte, wie es dem Menschen selten beschieden ist zu weinen. Sie weinte aus Glück.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Exkriegssecretär General Belknap vor dem Gerichtshof zu Washington. Der Zweck dieser Zeilen ist nicht, auf den Inhalt der Anklage Belknap's nochmals einzugehen. Die Natur des Verbrechens des Kriegsministers ist den Lesern aus dem in Nr. 21 und 23 erschienenen Artikel über das amerikanische Beamtenthum hinlänglich bekannt. Es ist vielmehr nur der Ausgang des Processes, die Freisprechung des der gemeinsten Bestechlichkeit vollständig überwiesenen Exministers durch seine Parteigenossen, wofür wir diesmal einen kleinen Raum in der „Gartenlaube“ beanspruchen möchten.

Bei einer Anklage, in welcher Beamte der Republik vor den Schranken des Senates, des höchsten Gerichtshofes, als Beschuldigte erscheinen, übernimmt das Repräsentantenhaus die Rolle des öffentlichen Anklägers. Nachdem dasselbe die gegen einen Beamten erhobenen Beschuldigungen geprüft und hinreichend erwiesen befunden hat, ernennt es ein Comité, welches als Ankläger vor dem Senate erscheint und denselben auffordert, den Verklagten vor seine Schranken zu fordern. Dieser erste Schritt war in dem vorliegenden Falle gethan worden; der Senat hatte die Anklage zugelassen. Jetzt erhoben die Vertheidiger Belknap's zunächst Einwand gegen die Competenz des Senates, den Exminister zu richten, weil das Gesetz eine Anklage nur in dem Falle gestatte, wenn der Angeklagte ein Beamter der Republik sei, Belknap habe aber sein Amt niedergelegt und seine Abdankung sei vom Präsidenten angenommen worden, ehe er eines Verbrechens angeklagt wurde; folglich sei er kein Beamter mehr, könne also nicht vor den Senat, sondern nur vor die gewöhnlichen Gerichte gefordert werden. Dieses von seinem Hauptvertheidiger, Exsenator Carpenter, auf's Geschickteste ausgebeutete Beweismittel fand indeß eine gründliche Widerlegung durch die ausgezeichneten Rechtsgelehrten des Senats, welche nachwiesen, daß ein Beamter auch nach seiner Abdankung für alle während seiner Amtszeit begangenen Verbrechen vor die Schranken des Senats gebracht und gerichtet werden könne. Der Senat entschied denn auch die Competenzfrage mit einer bedeutenden Majorität zu Gunsten der Anklage und forderte den Exminister auf, vor seinen Schranken zu erscheinen.

Die Zeugenvernehmung begann. Dem Hauptzeugen Marsh war Straflosigkeit zugesichert worden, wenn er aus Canada zurückkehren und sich dem Gerichte zur Verfügung stellen würde. Er kam und legte den Sachverhalt auf's Umfassendste dar, wie ihn die Leser aus jenem früheren Artikel schon kennen. Durch sämmtliche Zeugenverhöre wurde eigentlich gar Nichts zu Tage gefördert, was das Publicum nicht schon vor Beginn des Processes, theils durch die Selbstbekenntnisse Belknap's, gewußt hätte. Die Vertheidigung hatte auch nie die geringste Hoffnung oder Absicht gehabt, ihren Clienten durch Widerlegung oder Beschönigung seiner Verbrechen zu retten; sie wußte wohl, daß dies verlorene Arbeit sein würde. Sie suchte ihr einziges Heil in dem Versuche, durch alle möglichen Winkelzüge in Bezug auf Formfragen und durch eine freche Sophistik den Parteigenossen wenigstens vom Zuchthause zu retten.

Nachdem der Versuch, den Proceß durch die Competenzfrage zu erdrücken, mißlungen war, deutete Carpenter in seinen Reden den Weg an, der jetzt eingeschlagen werden müsse, indem er den Satz aufstellte: kein Senator, der gegen die Competenz des Senates gestimmt habe, könne für die Verurtheilung Belknap's stimmen, weil ihm die Berechtigung dazu nach seiner eigenen Ansicht fehle. Da nun mehr als ein Drittel aller Senatoren gegen die Competenz gestimmt hatten, zu einer Verurtheilung aber zwei Drittel aller Stimmen erforderlich sind, so ergab dies, wenn seine Sophistik durchschlug, für den Senat die Unmöglichkeit, den Angeklagten zu verurtheilen; er mußte dann freigesprochen werden.

Der schlaue Vertheidiger hatte zwei Punkte, die seine ganze Beweisführung über den Haufen warfen, geschickt genug zu verdecken gesucht. Erstens: Die Competenzfrage war durch den Senat, der dabei in seiner Eigenschaft als Richter gehandelt hatte, schon endgültig entschieden; die Minorität hatte sich diesem Entscheide gefügt und durch ihre Theilnahme an den nun folgenden Proceßverhandlungen es deutlich und klar ausgesprochen, daß sie sich als Mitglieder des Gerichtshofes ansähen und als solche das durch die Majorität festgestellte Recht, den Angeklagten zu richten, beanspruchten. Seit dem Beginn der Zeugenvernehmung saß der Senat in seiner zweiten Eigenschaft zu Gericht, hatte mit der von ihm als Richter entschiedenen Competenzfrage gar nichts mehr zu thun, sondern einzig und allein die Thatsachen des Falles zu beurtheilen und seinen Wahrspruch in Bezug auf diese Thatsachen abzugeben. Zweitens schienen Carpenter und die Belknap günstigen Senatoren den Umstand ganz vergessen zu haben, daß, wenn die Herren den Senat nicht für competent hielten, als Gerichtshof zu fungiren, und eben deshalb glaubten, unter keinen Umständen ein „Schuldig“ aussprechen zu dürfen, sie sich doch ebenso wenig für berechtigt halten konnten, einen Wahrspruch auf „Nichtschuldig“ zu geben. Das Eine fiel mit dem Andern, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich der Abstimmung gänzlich zu enthalten. Die Sophistik Carpenter's war so kläglich grob, daß Jedermann sie leicht genug durchschauen konnte; im Allgemeinen zweifelte man darum auch daran, daß die Freunde des Exministers sich eine solche Blöße geben würden, an den ihnen vom Vertheidiger hingehaltenen plumpen Köder anzubeißen.

Der Tag der Abstimmung kam heran. Die Bestrafung eines der

ehrlosesten Verbrecher, der einen der höchsten Ehrenposten der Republik bekleidet hatte und dessen Schuld durch Zeugen und Selbstbekenntnisse in allen Details so klar bewiesen worden war, daß auch die geschickteste Vertheidigung nichts davon hatte wegdisputiren oder auch nur mildern können, war in die Hände der Senatoren eines großen Volkes gelegt worden, das so oft schon den stolzen Vergleich zwischen diesem seinem Senate und dem des alten weltbeherrschenden Roms gezogen hatte. Die Augen des ganzen Volkes waren auf die feierliche Scene im Capitol zu Washington gerichtet; es hoffte, wenn auch zweifelnd, auf einen gerechten Spruch zu Warnung Aller, denen ein Amt anvertraut und die, durch das böse Beispiel ihrer Vorgesetzten verleitet, oft nur zu geneigt waren, ihre amtliche Stellung zu mißbrauchen. Zweiundsechszig Senatoren waren anwesend, folglich zweiundvierzig zur Verurtheilung erforderlich. Von diesen Zweiundsechszig erhoben sich fünfundzwanzig, sämmtlich der republikanischen Partei angehörig, und erklärten den Exminister für „Nicht schuldig“, wobei die Meisten zu ihrer Rechtfertigung die Bemerkung hinzufügten, sie gäben diesen Wahrspruch nicht weil sie den Angeklagten für unschuldig hielten — sie seien im Gegentheil von seiner Schuld in ihrem ganzen Umfange überzeugt —, sondern nur weil sie sich überhaupt nicht für competent hielten, ihn zu richten. Carpenter's Sophistik hatte willige Ohren gefunden. Wie hätten es diese Männer auch wagen dürfen, einen so hochgestellten Parteigenossen dem Zuchthause zu überantworten! So etwas durfte um der Partei willen nimmermehr zugelassen werden. Ob dabei der Gerechtigkeit Gewalt angethan wurde, was kümmerte es die Menschen, in denen die niedrigste Selbstsucht und die ungezügelte Gier nach Parteiherrschaft längst jedes Rechtsgefühl und jeden Funken von wahrem Patriotismus erstickt hatte!

So endete diese zweimonatliche Farce mit der völligen Freisprechung Belknap's, dessen Vorladung vor ein anderes Gericht zu erwarten steht. Die fünfundzwanzig Senatoren, welche sich angesichts des ganzen Volks nicht entblödeten, der hier zu Lande so vielfach verhöhnten Gerechtigkeit einen so frechen Faustschlag in's Gesicht zu versetzen, stehen zwar vor dem ehrenhafteren Theile des Volkes gebrandmarkt da, wie viele aber der Tonangebenden und Einflußreichen, namentlich in der politischen Gesellschaft, gehören zu denen, die der Wahrheit durch Wort und That die Ehre geben! So wird auch Belknap's Schuld bald verblassen, und der überführte, aber dennoch freigesprochene Verbrecher, der wenigstens für immer aus der Oeffentlichkeit verschwinden sollte, wird seiner Zeit wieder in den Kreisen glänzen können, in denen er Anstands halber für den Augenblick vielleicht noch nicht zu erscheinen wagt. Heißt es doch, daß er schon begonnen hat, sich an dem gegenwärtigen Präsidentschaftswahlkampfe durch politische Reden zu Gunsten des republikanischen Candidaten Hayes zu betheiligen, aus Dankbarkeit natürlich gegen die Freunde, die ihn vom Zuchthause gerettet. Einer dieser Freunde aber, einer der fünfundzwanzig Senatoren, die Belknap freigesprochen, erklärte kürzlich in einer politischen Versammlung, welcher der Schreiber dieses beiwohnte, daß die Republik seit ihrem Bestehen keine so ehrliche, fleckenlose und glorreiche Regierung gehabt habe, wie die der letzten acht Jahre unter der Präsidentschaft Grant's und der absoluten Herrschaft der republikanischen Partei. Solche Thatsachen sind charakteristisch für die Zustände, in denen wir leben und unter denen wir leiden. Wo solche Worte gesprochen und von einer großen, intelligenten Versammlung mit donnerndem Beifall aufgenommen werden können, da scheinen Reformen noch in weite Ferne gerückt und wenig Hoffnung auf Besserung vorhanden zu sein. Wer kann es da dem unparteiischen Bürger, dem das Wohl des Landes am Herzen liegt, verdenken, wenn ihm bange um die Zukunft wird?

Noch einmal die Farbenblindheit. Unsere Leser werden sich des Artikels: „Die Farbenblindheit, eine Gefahr für das öffentliche Leben“ in Nr. 4 dieses Jahrgangs, S. 65, erinnern. In Folge desselben sind von verschiedenen Eisenbahndirectionen Untersuchungen über diesen Gegenstand veranlaßt worden und uns mannigfache Berichte über deren Resultate zugegangen. Als eine besonders interessante Illustration zu diesem Thema lassen wir heute nachstehende Mittheilung aus Upsala hier folgen.

Bereits vor einigen Wochen hat Professor Fr. Holmgren im hiesigen physiologischen Laboratorium eine Reihe von Versuchen mit farbenblinden Personen angestellt, die in keiner Beziehung zum Eisenbahndienste standen und deshalb keinerlei Interesse hatten, ihr Gebrechen zu verheimlichen, sondern sich nur aus Eifer für die Sache zur Disposition Holmgren's stellten. Diese Untersuchungen, deren Resultate den mit normalem Farbensinn Begabten mit Erstaunen erfüllen, wurden in Gegenwart eines höheren Bahnbeamten angestellt, und bei denjenigen am 13. October war unter Anderen auch der Generaldirector Troilius anwesend.

Eine der interessantesten Wahrnehmungen war die, wie es roth- und grünblinde Personen verstehen, die rothe und grüne Farbe auf Eisenbahnflaggen zu unterscheiden. Zuerst wurde z. B. eine grüne Flagge gezeigt. Der zu Untersuchende, um die Farbe derselben gefragt, antwortete wahrheitsgemäß, daß er dieselbe nicht kenne; er rieth z. B. auf „roth“, bei einer vorgezeigten rothen dagegen auf „grün“. Beide Flaggen wurden nun gleichzeitig vorgezeigt und der Name der verschiedenen Farben genannt. So lange das Gedächtniß ihn nicht im Stiche ließ und Gelegenheit zur Vergleichung vorhanden war, konnte der Farbenblinde diese unterscheiden: er hatte sich nämlich gemerkt, daß die „dunkle“ Flagge die grüne, die „helle“ aber die rothe ist. Nach einem auf solche Weise glücklich ausgefallenen Examen würde der Farbenblinde leicht eine Anstellung als Locomotivführer, Conducteur oder Stationsdiener erhalten, aber künftighin soll dies nicht so bleiben. Der Versuch wird wiederholt, nun aber mit einer ausgebleichten grünen und mit einer schmutzigen rothen Flagge; die Unterscheidung von „dunkel“ und „hell“ hilft nichts mehr; der Befund ist der entgegengesetzte: dem Auge des Farbenblinden ist die grüne Flagge jetzt die helle, die rothe die dunkle. Gleiches wurde bei grünen und rothen Lichtsignalen festgestellt; dunkel (bei dieser Probe gleich roth) und hell (gleich grün) kann der Farbenblinde für eine Weile sehr wohl unterscheiden, aber sobald eine Vergleichung beider gegen einander nicht mehr möglich ist, ist er völlig außer Stande zu unterscheiden, ob ihm im Bahndienste „vorsichtig fahren“ oder „stillgehalten“ signalisirt wird. Genau dasselbe Resultat ergiebt sich hierbei wie bei der Flaggenprobe: eine Laterne mit etwas dünnerem rothem Glase giebt ihm einen „helleren“, eine solche mit dickerem, schmutzigerem grünem einen „dunkleren“ Schein, und ihnen gegenüber steht er rathlos, weil ihm der Anhaltspunkt zur Beurtheilung der Farben fehlt.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß von zwei Farbenblinden, welche nur auf Grund der Lichtstärke einer Laterne oder einer Flagge die verschiedenen Farben von einander zu trennen vermögen, der eine „hell“ nennt, was dem andern „dunkel“ erscheint, und umgekehrt.

Auf dem Tische, auf dem viele verschiedenfarbige Wollepartien liegen, begegnen dem Farbenblinden die schwersten und ergötzlichsten Irrthümer. Komisch ist anzusehen, wie der Grünblinde lacht über die Anordnung der Wolleproben seitens der Rothblinden, und wie der Rothblinde in Verwunderung geräth über die Täuschungen des Grünblinden. Aber am interessantesten ist es doch zu sehen, wie auch der hartgesottenste Zweifler an der Existenz der Farbenblindheit zu Kreuze kriecht, wenn er die Ergebnisse dieser Untersuchungen gesehen hat. —

Bei Professor Holmgren's Untersuchung des Farbensinnes beim Dienstpersonale der Upsala-Gefle-Eisenbahn hat sich ergeben, daß unter zweihundertsechsundsechszig Untersuchten, dem ganzen Betriebspersonale genannter Bahn, nicht weniger als zwölf oder 4,5 Procent in geringerem oder stärkerem Maße farbenblind waren, und zwar: ein Stationsinspector, ein Locomotivführer, zwei Conducteure, ein Bahnmeister, ein Extrabahnmeister, ein Stationsdienervormann, ein Stationsdiener, zwei Bahnwärter, ein Bote und ein Maschinenarbeiter.

Man darf wohl annehmen, daß nach solchen Ergebnissen die Bahnverwaltungen auf das Schleunigste Untersuchungen bezüglich des Farbensinnes ihres Personals anstellen lassen werden; die Fahrgäste haben zu ihrer Sicherstellung das Recht, dies zu fordern.

Bei der Eisenbahn Fröri-Ludvika wurde neulich vom Betriebschef Taube eine Untersuchung über Farbenblindheit mit dem Dienstpersonale angestellt, welche das überraschende Resultat ergab, daß zehn Procent desselben — sage: jeder zehnte Mann — des normalen Farbensinnes in so hohem Grade ermangelten, daß sie roth, grün und weiß von einander zu unterscheiden außer Stande waren. Sämmtliche haben im Dienste Farbensignalen zu gehorchen.

Als die Farbenblinden behufs nochmaliger Untersuchung dem Arzte überwiesen wurden, wurde das Resultat in allen Fällen bestätigt.

Die Probe wurde auf folgende einfache Weise ausgeführt: zwölf Nachtsignale, abwechselnd roth, grün und weiß, wurden in einer Reihe im Abstande von zweihundert Fuß vom Personale angeordnet; Mann für Mann wurde aufgefordert, die Farben in der Reihenfolge von links nach rechts und umgekehrt zu nennen.

Außer den ganz Farbenblinden fand sich auch ein Theil solcher, welche, obwohl in gewissem Sinne ebenfalls farbenblind, doch die Signalfarben der Bahn zu unterscheiden vermochten.

Die „Eisenbahnzeitung“ theilt weiter mit: „Die Direction der Staatsbahnen hat die Intendanten aufgefordert, die Aufmerksamkeit der Bahnärzte darauf zu richten, daß das Unvermögen, die verschiedenen Grundfarben zu unterscheiden, ein Hinderniß für die Annahme zum Eisenbahndienst abgiebt und daß deshalb bei der Untersuchung von Anstellung Suchenden geprüft werden muß, ob und in wie weit der Suchende an einer solchen Beschränkung des Sehvermögens leidet.“

Franz Ziegler, einer der „Vier in einer Woche“, deren Todtenkreuze wir in Nr. 41 zusammengestellt haben, wird in der „Wage“, dem bekannten „Wochenblatt für Politik und Literatur“ von Guido Weiß, in einem kleinen, aber treffenden Bilde von geschickter Hand nach dem Leben skizzirt. Wir erfahren daraus, daß das von uns angeführte Wort: „Die Disciplin ist die Mutter des Siegs“, das er nicht in der Paulskirche, sondern im Berliner Abgeordnetenhause gesprochen, damals von Waldeck hart angefochten worden sei. Beide Männer erkannten sich jedoch bald ihrem wahren Werthe nach und blieben Freunde bis zum Tode. Ziegler's zweites Wort: „Das Herz der Demokratie ist da, wo die preußischen Fahnen wehn“, hat der „altpreußische Demokrat“ in hinreißender Rede 1866 zu Breslau ausgerufen. Seine Rede gegen Mühler gehört dem Jahre 1869 an. Die Lebensskizze in der „Wage“ ist durch die Besprechung von Franz Ziegler's „Gesammelten Novellen und Briefen aus Italien“ veranlaßt worden, von welchen Fr. Duncker eine neue Auflage in drei Bänden vorbereitet.

Die drei letzten Hausgenossen. (Mit Abbildung S. 743.) Ihr guten Alten, da sitzt Ihr nun in der Einsamkeit des leeren Nestes, in welchem es in den Jahren Eurer Jugend und Kraft so fröhlich wimmelte, bis das junge Volk zu groß und das Nest zu klein wurde und Eines um das Andere, mit Euren Sorgen, Mühen und Opfern flügge geworden, ausflog, um sich selber anzubauen. Wie viel Tausende solcher betagter Elternpaare sitzen einsam, wie Ihr, vor der Thür des einst so lebensvollen Hauses und blicken wehmüthig in die Vergangenheit, aus der ihnen nichts treu geblieben ist, als ein paar Hausthiere, welche einst die Spielgenossen ihrer Kinder waren und nun die der Alten sind. Unser Bild von Walther Shirlaw erfreut ganz besonders durch den wohlthuenden Zug, mit welchem es die stille Zufriedenheit der beiden Alten verräth: wer noch spielt und lächelt, dem ist wohl.

Kleiner Briefkasten.

N. P. in Wz. Allerdings zahlen anständige Uebersetzer ein Honorar für die der „Gartenlaube“ entnommenen Artikel. Sie nicht?

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Die Grenzförsterei lag, wie schon erwähnt, nur eine halbe Stunde von der Grenze entfernt, mitten in den dichtesten Waldungen Wiliczas. Das ziemlich große und stattliche Forsthaus war von dem verstorbenen Nordeck erbaut worden, der es mit nicht unbedeutenden Kosten hatte aufführen lassen; trotzdem sah es wüst und verfallen aus, denn seit zwanzig Jahren war nicht das Geringste zu seiner Erhaltung geschehen, weder von Seiten der Herrschaft, noch von Seiten der Bewohner. Der jetzige Förster verdankte seine Stellung ausschließlich dem Einflusse der Fürstin Baratowska, die den Tod seines Vorgängers benutzt hatte, um einen ihrer Günstlinge in den Posten einzuschieben. Osiecki hatte ihn schon seit drei Jahren inne, und seine nur allzu häufigen Uebergriffe, wie seine ziemlich nachlässige Verwaltung der ihm anvertrauten Stellung, wurden von der Gebieterin vollständig übersehen, weil diese wußte, daß der Förster ihr persönlich mit Leib und Seele ergeben war und daß sie unter allen Umständen auf ihn rechnen konnte. Im Anfange war Osiecki mit seinem Herrn wenig in Berührung gekommen und hatte sich im Ganzen dessen Anordnungen gefügt. Waldemar selbst kam nur äußerst selten nach der einsamen und abgelegenen Grenzförsterei; erst seit den letzten Wochen hatten die wiederholten Conflicte zwischen den Forstleuten und dem an der Grenze stationirten Militär sein Einschreiten veranlaßt.

Man befand sich noch immer wie mitten im Winter. Der Wald und das Forsthaus lagen tief verschneit im trüben Lichte eines grauen verschleierten Himmels. In dem großen Zimmer des Erdgeschosses befand sich der Förster mit all seinen Leuten, drei oder vier Forstgehülfen und einigen Knechten. Sie hatten sämmtlich die Flinten über die Schulter geworfen und warteten augenscheinlich auf das Erscheinen ihres Gutsherrn, aber nach Gehorsam und einem friedlichen Verlassen der Försterei, wie Waldemar es anbefohlen, sah die Sache nicht aus. Die finsteren trotzigen Gesichter der Leute verhießen nichts Gutes, und das Aussehen des Försters rechtfertigte vollends die Voraussetzung, daß er „zu Allem fähig sei“. Diese Menschen, die tagaus tagein in der Einsamkeit ihrer Wälder lebten, nahmen es schwerlich genau mit dem, was Gesetz und Ordnung von ihnen verlangten, und Osiecki zumal war dafür bekannt, daß er seiner Willkür einen nur allzu weiten Spielraum ließ.

Trotzdem war die Haltung Aller für den Augenblick eine ehrerbietige, denn vor ihnen stand die junge Gräfin Morynska. Sie hatte den Mantel zurückgeworfen, das schöne blasse Antlitz verrieth nichts mehr von den Kämpfen und Qualen, die es noch vor wenig Stunden durchwühlt hatten, nur ein strenger, kalter Ernst lag jetzt darauf.

„Ihr habt uns in eine schlimme Lage gebracht, Osiecki,“ sagte sie. „Ihr solltet dafür sorgen, daß die Försterei möglichst unverdächtig und unbeachtet bliebe. Statt dessen sucht Ihr Streit mit den Patrouillen und gefährdet uns Alle durch Eure Unbesonnenheit. Die Fürstin ist sehr unzufrieden mit Euch; ich komme in ihrem Namen, um Euch nochmals und mit vollstem Nachdruck jeden Gewaltschritt zu verbieten, sei es gegen wen es sei. Für den Augenblick habt Ihr Euch zu fügen. Euer eigenmächtiges Vorgehen hat schon Unheil genug angerichtet.“

Der Vorwurf machte offenbar Eindruck auf den Förster. Er sah zu Boden, und in seiner Stimme klang etwas wie Entschuldigung, als er mit einem Gemisch von Trotz und Reue antwortete:

„Es ist nun einmal geschehen. Ich habe meine Leute diesmal nicht halten können und mich selber auch nicht. Die Frau Fürstin und die gnädige Gräfin sollten nur wissen, wie es thut, hier Tag für Tag an der Grenze still zu liegen, während drüben gekämpft wird, die Soldatenwirthschaft mit anzusehen und sich nicht rühren zu dürfen, obgleich man die geladene Büchse in der Hand hat. Da reißt schließlich Jedem die Geduld, und uns ist sie vorgestern gerissen. Wüßte ich nicht, daß wir hier nothwendig sind, wir wären allesammt längst drüben bei den Unserigen. Fürst Baratowski steht nur zwei Stunden von der Grenze; der Weg zu ihm ist nicht schwer zu finden.“

„Ihr bleibt!“ entgegnete Wanda mit Entschiedenheit. „Ihr kennt den Befehl meines Vaters. Er will die Försterei unter allen Umständen behauptet wissen, und dazu seid Ihr uns nothwendiger hier, als drüben im Kampfe. Fürst Baratowski hat Leute genug zu seiner Verfügung. Aber jetzt zu der Hauptsache — Herr Nordeck kommt noch heute.“

„Jawohl!“ sagte der Förster höhnisch. „Er will sich selbst Gehorsam schaffen, hat er gesagt. Wir sollen ja nach Wilicza hinüber, wo er uns fortwährend unter Augen hat, wo wir uns nicht rühren können, ohne daß er hinter uns steht und uns auf die Finger sieht — ja, befehlen kann der Nordeck viel, es ist nur die Frage, ob sich in jetziger Zeit noch Einer findet, der ihm gehorcht. Er soll nur gleich ein ganzes Regiment Soldaten mitbringen, wenn er uns aus der Försterei treiben will, sonst möchte die Sache schlimm genug ablaufen.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte die junge Gräfin langsam. „Vergeßt Ihr, daß Waldemar Nordeck der Sohn Eurer Herrin ist?“

„Fürst Baratowski ist ihr Sohn und unser Herr," brach der Förster los. „Und eine Schande ist's, daß sie und wir Alle diesem Deutschen gehorchen müssen, weil sein Vater sich vor zwanzig Jahren hier eingedrängt hat und mit den Morynskischen Gütern auch gleich eine Gräfin Morynska an sich riß. Es war schon Elend genug, daß sie jahrelang mit diesem Nordeck aushalten mußte, und der Sohn giebt ihr jetzt noch Schlimmeres zu kosten, wir wissen's ja hinreichend, wie sie mit ihm steht. Wenn sie den auch noch verlöre, sie würde sich wahrhaftig nicht mehr um ihn grämen, als um seinen Vater, und das wäre überhaupt das Beste für die ganze Herrschaft. Dann brauchten die Befehle vom Schloß nicht mehr heimlich zu kommen, dann regierte die Fürstin und unser junger Fürst wäre der Erbe und Herr von Wilicza, wie es sich von Rechtswegen gehört."

Wanda erbleichte; also so weit hatte es das unglückselige Verhältniß zwischen Mutter und Sohn schon gebracht, daß die Untergebenen kaltblütig erwogen, welche Vortheile der Tod Waldemar's seinen nächsten Anverwandten bringen würde, daß sie für den äußersten Fall auf die Verzeihung der Fürstin rechneten. Hier galt es mehr zu verhindern, als nur einen Ausbruch augenblicklicher Wuth und Gereiztheit. Wanda sah ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt, aber sie wußte, daß kein Wort, keine Miene ihre innere Angst verrathen durfte. Man respectirte sie hier nur als die Tochter des Grafen Morynski, als die Nichte der Fürstin und glaubte unbedingt, daß sie im Namen der letzteren spreche; errieth man, was sie hierher geführt, so war es zu Ende mit ihrer Autorität und der Möglichkeit, Waldemar zu schützen.

„Wagt es nicht, Euren Herrn anzugreifen!" sagte sie gebietend, aber so ruhig, als vollziehe sie wirklich nur einen ihr gewordenen Auftrag. „Was auch geschehen mag, die Fürstin will ihren Sohn geschont und gesichert wissen um jeden Preis. Wehe Dem, der sich an ihm vergreift! Er hat das Schlimmste zu gewärtigen. Ihr werdet gehorchen, Osiecki, unbedingt gehorchen; die Herrin erwartet es von Euch. Ihr habt sie schon einmal erzürnt mit Eurem Ungehorsam — versucht es nicht zum zweiten Male!"

Der Förster stieß widerwillig sein Gewehr auf den Boden, und unter den Uebrigen, die bisher schweigend der Unterredung zugehört hatten, gab sich eine unruhige Bewegung kund. Dennoch wagte Keiner zu widersprechen oder auch nur zu murren, es galt ja dem Befehle der Fürstin, die man hier als alleinige Autorität anerkannte, und Wanda hätte jedenfalls ihren Zweck erreicht, wäre es ihr nur vergönnt gewesen, länger auf die Leute einzuwirken. Aber in welcher Eile sie auch gekommen war, sie hatte nur einen Vorsprung von Minuten vor Waldemar gehabt. Soeben fuhr sein Schlitten draußen vor. Aller Blicke richteten sich nach dem Fenster — die junge Gräfin schreckte auf:

„Schon jetzt? Oeffnet mir schnell die Seitenthür, Osiecki! Ihr verrathet mit keiner Silbe meine Anwesenheit! Ich gehe, sobald Herr Nordeck sich entfernt hat."

Der Förster gehorchte in möglichster Eile. Er wußte, daß die Gräfin Morynska auf keinen Fall hier von dem Gutsherrn gesehen werden durfte, sollte nicht Alles verrathen werden. Wanda trat rasch in einen kleinen halbdunkeln Nebenraum, und unmittelbar hinter ihr schloß sich die Thür wieder.

Es war die höchste Zeit gewesen — zwei Minuten später erschien Waldemar im Zimmer. Er blieb auf der Schwelle stehen und überflog mit einem langen, festen Blicke den Kreis der Forstleute, die sich um ihren Förster geschaart und die Büchsen in die Hand genommen hatten. Der Anblick war nicht sehr ermuthigend für den jungen Gutsherrn, der allein kam, ohne jede Begleitung, um seine widerspenstigen Untergebenen zum Gehorsam zu bringen, aber seine Miene blieb völlig unbewegt, und genau ebenso klang seine Stimme, als er sich an den Förster wandte:

„Ich habe Euch meine Ankunft nicht ansagen lassen, Osiecki. Ihr scheint trotzdem darauf vorbereitet zu sein."

„Jawohl, Herr Nordeck," lautete die lakonische Antwort. „Wir warteten auf Sie."

„Bewaffnet? Und in dieser Haltung? Was sollen die Büchsen in Euren Händen? Setzt sie nieder!"

Die Mahnung der Gräfin Morynska mußte doch wohl gefruchtet haben, denn man gehorchte. Der Förster war der Erste, der seine Büchse bei Seite stellte, allerdings nicht weiter, als daß er sie mit der Hand erreichen konnte, und die Uebrigen folgten seinem Beispiele. Waldemar trat jetzt in die Mitte des Zimmers.

„Ich komme, Osiecki, um von Euch Aufschluß über einen Irrthum zu verlangen, der gestern vorgefallen ist," begann er wieder. „Mein Befehl konnte nicht mißverstanden werden. Ich sandte ihn Euch schriftlich, der Bote dagegen muß Eure Antwort nicht verstanden haben. Was habt Ihr ihm eigentlich aufgetragen, mir zu melden?"

Das hieß nun freilich gerade auf das Ziel losgehen. Die kurze bestimmte Frage ließ kein Ausweichen zu; sie forderte eine ebenso bestimmte Antwort. Dennoch zögerte der Förster damit — er hatte doch wohl nicht den Muth, das, was er gestern dem Boten aufgetragen, seinem Herrn in's Antlitz zu wiederholen.

„Ich bin der Grenzförster," sagte er endlich, „und meine, daß ich das bleiben werde, so lange ich überhaupt in Ihren Diensten bin, Herr Nordeck. Ich habe einzustehen für meine Försterei, und also muß ich auch allein das Regiment hier führen und kein Anderer."

„Ihr habt aber gezeigt, daß Ihr nicht mehr fähig seid, das Regiment zu führen," entgegnete Waldemar ernst. „Entweder Ihr könnt oder Ihr wollt Eure Leute nicht im Zaume halten. Ich habe Euch wiederholt gewarnt, als die beiden ersten Excesse vorfielen; der vorgestrige war der dritte, und es wird auch der letzte sein."

„Ich kann meine Leute nicht halten, wenn sie in einer Zeit wie die jetzige mit den Patrouillen zusammen gerathen," erklärte der Förster mit aufflammendem Trotze. „Ich habe da auch keine Autorität mehr."

„Eben deshalb sollt Ihr nach Wilicza — da werde ich die nöthige Autorität herleihen, wenn sie etwa fehlen sollte."

„Und meine Försterei?"

„Bleibt vorläufig unter der Aufsicht des Inspectors Fellner, bis der neue Förster eintrifft, der ursprünglich für Wilicza bestimmt war. Er wird es sich gefallen lassen müssen, für's Erste Euren Posten hier einzunehmen. Ihr selbst bleibt in der Schloßförsterei, bis drüben im Lande wieder Ruhe ist."

Osiecki lachte höhnisch auf. „Das kann lange dauern."

„Vielleicht nicht so lange, wie Ihr glaubt. In jedem Falle habt Ihr die Försterei morgen zu räumen."

Unter den Forstleuten zeigte sich eine einigermaßen bedenkliche Bewegung bei diesem mit voller Entschiedenheit wiederholten Befehle, und der Förster fuhr zornig auf: „Herr Nordeck."

„Nun?"

„Ich habe schon gestern erklärt —"

„Ich hoffe, Ihr werdet Euch inzwischen besonnen haben," unterbrach ihn Waldemar, „und mir heute erklären, daß der Bote Euch nicht verstanden hat, als er mir eine ganz unmögliche Antwort zurückbrachte. Nehmt Euch in Acht, Osiecki! Ich dächte, Ihr kenntet mich doch jetzt hinreichend."

„Ja wahrhaftig!" stieß der Förster zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Sie haben dafür gesorgt, daß man Sie kennt in ganz Wilicza."

„Dann wißt Ihr also, daß ich mir den Gehorsam nicht verweigern lasse und daß ich einen einmal gegebenen Befehl nicht zurücknehme. Das Forsthaus von Wilicza ist augenblicklich leer — entweder Ihr seid morgen Mittag mit Eurem ganzen Personale dort, oder Ihr seid entlassen."

Jetzt wurde ein drohendes Murren laut. Die Leute drängten sich dichter zusammen; ihre Mienen und ihre Haltung verriethen, daß sie nur noch mit Mühe an sich hielten. Osiecki trat dicht vor seinen Gutsherrn hin.

„Oho, das geht nicht so ohne Weiteres," rief er. „Ich bin kein Lohnarbeiter, den man heute annimmt und morgen entläßt. Sie können mir meine Stellung kündigen, wenn es Ihnen beliebt, bis zum Herbste aber habe ich das Recht, hier zu bleiben, und meine Leute, die ich in Dienst genommen habe, gleichfalls. Mein Revier ist die Grenzförsterei — ein anderes will ich nicht, und ein anderes nehme ich nicht, und wer mich daraus vertreiben will, dem wird es übel bekommen."

„Ihr irrt," versetzte Waldemar. „Die Försterei ist mein Eigenthum, und der Förster hat sich meinen Anordnungen zu fügen. Pocht nicht auf ein Recht, dessen Ihr Euch selbst verlustig gemacht habt! Was Eure Leute da vorgestern unter Eurer Anführung anstifteten, verdient von Rechtswegen eine

strengere Ahndung, als die bloße Versetzung. Ihr habt die Patrouillen insultirt und zuletzt angegriffen — es ist sogar zu Schüssen gekommen. Wenn man Euch nicht sofort verhaftete, so dankt Ihr das nur meiner Geltung in L. Man weiß dort, daß ich den Willen und nöthigenfalls auch die Macht habe, mir hier auf meinen Gütern selbst Ruhe zu schaffen, daß ich nicht gern Fremde zwischen mich und meine Untergebenen treten lasse, man erwartet nun aber auch ein ernstliches Einschreiten von mir, und dieser Erwartung werde ich unverzüglich nachkommen. Ihr fügt Euch sofort dem, was ich beschlossen habe, oder ich biete noch heute dem Commandanten der Truppen die Försterei als Beobachtungsposten für die Grenze an, und morgen hat das Haus Besatzung."

Osiecki machte eine heftige Bewegung nach seiner Büchse hin, besann sich aber.

„Das werden Sie nicht thun, Herr Nordeck," sagte er dumpf.

„Das werde ich thun, sobald noch einmal von Ungehorsam oder Widerstand die Rede ist. Entscheidet Euch, Ihr habt die Wahl! Werdet Ihr morgen in Wilicza sein oder nicht?"

„Nein und zehnmal Nein!" schrie Osiecki in furchtbarster Gereiztheit. „Ich habe Befehl nicht von der Försterei zu weichen, — also weiche ich nur der Gewalt."

Waldemar stutzte. „Befehl? Von wem?"

Der Förster biß sich auf die Lippen, aber das unbedachte Wort war einmal heraus; er konnte es nicht zurücknehmen.

„Von wem erhieltet Ihr den Befehl, der dem meinigen so direct entgegensteht?" wiederholte der junge Gutsherr. „Von der Fürstin Baratowska vielleicht?"

„Nun, und wenn das wäre?" fragte Osiecki trotzig. „Die Frau Fürstin hat Jahre lang uns Allen befohlen, warum soll sie es denn jetzt auf einmal nicht thun?"

„Weil der Herr jetzt selbst zur Stelle ist, und es nicht taugt, wenn Zwei zugleich das Regiment führen," sagte Waldemar kalt. „Meine Mutter lebt als Gast in meinem Schlosse, über die Angelegenheiten von Wilicza aber entscheide ich allein. — Also Ihr habt Befehl, die Försterei um jeden Preis zu behaupten und nur der Gewalt zu weichen? Dann scheint es sich doch um mehr zu handeln, als nur um einen Exceß Eurer Leute."

Der Förster verharrte in finsterm Schweigen. Seine eigene Unbesonnenheit hatte jetzt verschuldet, was die Fürstin ihrer Nichte gegenüber so drohend „Verrath" genannt, was Wanda verhindern wollte, als sie selbst hierher eilte. Das eine übereilte Wort verrieth dem Gutsherrn, daß der Widerstand, dem er bisher gar keine besondere Wichtigkeit beigemessen, ein planmäßiger und befohlener war, und er kannte seine Mutter zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn sie Befehl gegeben hatte, die Försterei auf alle Gefahr hin zu halten und es sogar auf die Gewalt ankommen zu lassen, dort all' die Fäden zusammenliefen, die sie nach wie vor in der Hand hielt.

„Gleichviel!" nahm er wieder das Wort. „Ueber das Vergangene wollen wir nicht rechten, und von morgen an steht die Grenzförsterei unter anderer Aufsicht. Was wir sonst noch miteinander abzumachen haben, kann in Wilicza geschehen. Auf morgen also!"

Er machte eine Bewegung, als wollte er gehen, aber Osiecki vertrat ihm den Weg. Er hatte sich mit einem raschen Griffe wieder seiner Büchse bemächtigt, die er jetzt anscheinend nachlässig, und doch bedeutungsvoll genug, in der Hand hielt.

„Ich denke, wir machen das lieber sogleich ab, Herr Nordeck! Ein- für allemal: ich gehe nicht von meiner Försterei, weder nach Wilicza noch sonst wohin, aber Sie gehen auch nicht von hier, bis Sie die Versetzung widerrufen haben, nicht einen Schritt."

Er wollte seinen Leuten einen Wink geben, aber es bedurfte dessen nicht mehr. Wie auf Commando hatte ein Jeder seine Büchse wieder ergriffen, und in einer Minute war der Gutsherr umringt. Es waren lauter finstere, drohende Gesichter, die ihn anstarrten, Gesichter, denen man es ansah, daß diese Menschen nicht vor dem Aeußersten zurückschreckten, und das ganze Manöver wurde so rasch, so planmäßig ausgeführt, daß es nothgedrungen vorbereitet sein mußte. Vielleicht bereute es Waldemar in diesem Augenblicke doch, allein gekommen zu sein, aber er bewahrte seine volle Kaltblütigkeit.

„Was soll das heißen?" fragte er. „Soll ich das etwa für eine Drohung nehmen?"

„Nehmen Sie es, wofür Sie wollen!" rief der Förster wild, „aber Sie kommen nicht von der Stelle ohne den Widerruf. Jetzt sagen wir ‚Entweder — oder'. Hüten Sie sich! Sie sind auch nicht kugelfest."

„Habt Ihr das vielleicht schon zu erproben versucht?" der Blick des jungen Gutsherrn richtete sich durchbohrend auf den Sprechenden. „Aus wessen Büchse kam die Kugel, die mir nachgesandt wurde, als ich das letzte Mal von hier nach Hause ritt?"

Ein Blitz tödtlichen Hasses, der aus dem Auge Osiecki's sprühte, war die ganze Antwort.

„Ich habe noch eine Kugel hier im Laufe und jeder meiner Leute hat eine —" er faßte die Waffe fester. „Wenn Sie es probiren wollen — uns ist's recht. Also kurz und gut, Sie geben uns Ihr Wort darauf, daß wir allesammt unbehelligt auf der Försterei bleiben und kein Soldat den Fuß hierher setzt — Ihr Ehrenwort, das pflegt bei Ihresgleichen besser zu halten als alles Schriftliche, oder —"

„Oder?"

„Sie kommen nicht lebendig vom Platze," schloß der Förster, bebend vor Wuth und Aufregung.

Die Drohung fand laute, fast tumultuarische Zustimmung bei den Uebrigen. Sie drängten näher heran; sechs Flintenläufe, die sich bedeutungsvoll emporhoben, unterstützten die Worte Osiecki's, aber umsonst. In dem Gesichte Waldemar's zuckte keine Muskel, während er sich langsam im Kreise umsah. Er stand so gelassen in der Mitte seiner rebellischen Untergebenen, als führe er die friedfertigste Unterhaltung mit ihnen, nur seine Stirn zog sich finster zusammen, während er doch in unerschütterlicher und überlegener Ruhe die Arme kreuzte.

„Ihr seid Thoren," entgegnete er in halb verächtlichem Tone, „und vergeßt vollständig, welche Folgen das auf Euch selbst herabziehen würde. Ihr seid verloren, wenn Ihr mich anrührt. Die Entdeckung kann nicht ausbleiben."

„Wenn wir's abwarten," höhnte der Förster. „Wofür ist die Grenze denn so nahe? In einer halben Stunde sind wir drüben — da ist jetzt Krieg, und da fragt Niemand danach, was unsere Kugeln hier angerichtet haben. Wir haben es ohnedies satt, hier ewig still zu liegen und niemals dreinschlagen zu dürfen. Also zum letzten Male — wollen Sie uns Ihr Ehrenwort geben?"

„Nein!" sagte der junge Gutsherr, ohne sich zu rühren oder das Auge von dem Sprechenden abzuwenden.

„Besinnen Sie sich, Herr Nordeck!" — der Grimm erstickte fast die Stimme Osiecki's — „besinnen Sie sich schnell, ehe es zu spät ist!"

Mit einigen raschen Schritten trat Waldemar zurück an die Wand, wo er wenigstens im Rücken gedeckt war.

„Nein, sage ich. Und da wir denn doch einmal so weit sind" — er riß einen Revolver aus der Brusttasche und hielt ihn seinen Angreifern entgegen — „besinnt Ihr Euch, ehe Ihr mir den Kampf bietet. Ein paar von Euch mindestens bezahlen den Mordanfall mit dem Leben. Ich treffe so gut wie Ihr."

Das entfesselte nun freilich den so lang zurückgehaltenen Sturm. Es erhob sich ein wilder Tumult — zornige Ausrufe, Flüche und Drohungen wurden laut; mehr als Einer legte die Hand an den Drücker, und Osiecki wollte soeben das Signal zum allgemeinen Angriff geben, als die Seitenthür hastig aufgestoßen wurde — in der nächsten Secunde stand Wanda neben dem Bedrohten.

Ihr Erscheinen verhütete nun freilich das Schlimmste, wenigstens für den Augenblick. Die Leute hielten doch inne, als sie die Gräfin Morynska an der Seite ihres Gutsherrn sahen, so nahe, daß ein Angriff, der ihm galt, sie mittreffen mußte. Waldemar dagegen stand einen Moment lang völlig verständnißlos da; er vermochte sich dieses plötzliche Erscheinen nicht zu erklären, auf einmal aber blitzte die Wahrheit in ihm auf. Wanda's Todtenblässe, der Ausdruck verzweiflungsvoller Energie, mit dem sie sich an seine Seite stellte, sagten ihm, daß sie um seine Gefahr gewußt hatte, daß sie um seinetwillen hier war.

Die Lage war zu bedrohlich, als daß sie den Beiden Zeit gelassen hätte, eine Erklärung oder auch nur ein Wort miteinander auszutauschen. Wanda hatte sich sofort zu den Angreifern gewandt und sprach zu ihnen, leidenschaftlich und gebieterisch. Waldemar, der des Polnischen nicht mächtig war und erst in der letzten Zeit angefangen hatte, sich einigermaßen damit vertraut zu machen, verstand nur so viel, daß es Befehle und Drohungen waren, die

sie seinen Gegnern zuschleuderte, aber ohne Erfolg — sie stand hier an der Grenze ihrer Macht. Die Antworten klangen wild und drohend zurück, und der Förster stampfte mit dem Fuße auf den Boden; er verweigerte augenscheinlich den Gehorsam. Die kurze und hastig geführte Unterredung dauerte kaum einige Minuten, aber Niemand wich einen Schritt zurück, Niemand senkte die Waffe. Die auf's Aeußerste gereizte Wuth der Leute erkannte keine Autorität und keine Rücksicht mehr an.

„Zurück, Wanda!“ sagte Waldemar leise, indem er sie seitwärts zu drängen versuchte. „Es kommt zum Kampfe. Sie können ihn nicht mehr verhindern. Geben Sie mir Raum zur Vertheidigung!“

Wanda gehorchte der Mahnung nicht, im Gegentheil, sie behauptete nur fester ihren Platz. Sie wußte, daß er der Uebermacht erliegen mußte, daß die einzige Rettung für ihn in ihrer unmittelbaren Nähe lag. Noch scheute man sich, sie zu berühren, noch wagte es Keiner, sie von seiner Seite wegzureißen, aber der Moment nahte, wo auch diese letzte Schonung ein Ende nahm.

„Gehen Sie zur Seite, Gräfin Morynska!“ tönte die Stimme des Försters rauh und unheilverkündend mitten durch den Tumult. „Zur Seite — oder ich treffe Sie mit!“

Er hob die Büchse. Wanda sah, wie er den Finger an den Drücker legte; sie sah das von Wuth und Haß entstellte Antlitz des Mannes, und bei diesem Anblick schwanden ihr Besinnung und Ueberlegung. Vor ihrer Seele stand nur noch ein einziger klarer Gedanke, die Todesgefahr Woldemar's, und zum letzten Mittel greifend warf sie sich an seine Brust und deckte ihn mit ihrem eigenen Körper.

Es war zu spät — der Schuß krachte, und schon in der nächsten Secunde antwortete die Waffe Nordeck's. Mit einem dumpfen Schrei stürzte der Förster zusammen und blieb regungslos auf dem Boden liegen. Die Kugel Waldemar's hatte mit furchtbarer Sicherheit ihr Ziel getroffen, er selbst aber stand aufrecht und Wanda mit ihm. Die Bewegung, mit der sie ihn zu schützen versuchte, hatte ihn aus der Bahn des tödtlichen Geschosses gezogen, und ihn und sie gerettet.

Das alles geschah so blitzschnell, daß Keiner von den Uebrigen Zeit hatte, sich an dem Kampfe zu betheiligen. In ein und derselben Minute sahen sie die Gräfin Morynska sich dazwischen werfen, den Förster am Boden liegen und den Gutsherrn mit hochgehobener Waffe sich gegenüberstehen, zum zweiten Schusse bereit. Es folgte eine secundenlange todtenstille Pause — Niemand regte sich.

Waldemar hatte unmittelbar nach dem Schusse Wanda in seine eigene einigermaßen gedeckte Stellung gedrängt und sich vor sie gestellt. Mit einem einzigen Blicke überschaute er die ganze Situation. Er war umringt, der Ausgang ihm verwehrt; sechs geladene Büchsen standen gegen seine einzige Waffe. Wenn es überhaupt zum Kampfe kam, so war er auch verloren und Wanda mit ihm, sobald sie es versuchte, ihn noch einmal zu schützen. An eine wirksame Vertheidigung war nicht zu denken. Hier konnte nur die Kühnheit retten, die Tollkühnheit vielleicht, aber gleichviel, sie mußte versucht werden.

Er richtete sich zu seiner vollen Höhe empor, warf mit einer energischen Bewegung das Haar zurück, das ihm über die Stirn gefallen war, und die nächsten beiden Flintenläufe mit der Hand zur Seite schlagend, trat er mitten unter die Angreifer. Seine riesige Gestalt überragte sie allesammt, und sein Blick flammte nieder auf die rebellischen Untergebenen, als könne er mit diesem Auge allein sie vernichten.

„Die Waffen nieder!“ donnerte er mit der ganzen Kraft seiner mächtigen Stimme. „Ich dulde keine Rebellion auf meinem Gebiete. Da liegt der Erste, der es versucht hat. Wer es ihm nachthut, theilt sein Schicksal. Nieder die Büchsen, sage ich.“

Die Leute standen wie gelähmt vor Ueberraschung und starrten sprachlos ihren Herrn an. Sie haßten ihn; sie waren im vollen Aufstande gegen ihn begriffen, und er hatte ihnen soeben den Führer erschossen; das Nächste und Natürlichste wäre nur gewesen, daß sie Rache dafür übten, hier, wo die Rache in ihre Hand gelegt war. Sie hatten auch zweifellos die Absicht, sich auf Waldemar zu stürzen, aber als er nun mitten unter sie trat und ihre Waffen mit der bloßen Hand zur Seite schlug, als sei er wirklich gefeit gegen die Kugeln, als er Unterwerfung forderte mit der Miene und dem Tone des unumschränkten Gebieters: da regte sich die alte Gewohnheit des blinden Gehorsams, der, ohne nach dem Warum zu fragen, sich dem beugt, der überhaupt befiehlt, da siegte die instinctmäßige Fügsamkeit untergeordneter Naturen gegen eine überlegene Kraft. Sie bebten scheu zurück vor diesen flammenden Augen, die sie längst fürchten gelernt hatten, vor dieser drohenden Stirn mit der hochaufgeschwollenen blauen Ader. Und Waldemar stand ihnen unversehrt gegenüber. Die nie fehlende Kugel Osiecki's war machtlos an ihm abgeglitten, aber der Förster lag todt am Boden, mitten in's Herz getroffen — es lag etwas von abergläubischem Grauen in der Bewegung, mit der die Nächststehenden zurückwichen. Langsam senkten sich die drohenden Läufe. Der Kreis um den Gutsherrn wurde weiter und weiter; das Wagniß, mit dem er, der Einzelne, einer sechsfachen Uebermacht die Spitze bot, war geglückt.

Waldemar wandte sich um, und den Arm Wanda's ergreifend, zog er sie an sich. „Und nun gebt den Weg frei!“ befahl er in dem gleichen gebieterischen Tone, „schafft Raum!“

Einige der Leute rührten sich nicht von der Stelle, die beiden Vordersten aber wichen zögernd zurück und gaben dadurch in der That die Thür frei. Keiner von den Uebrigen widersetzte sich. Kein Wort des Widerspruches wurde laut; schweigend ließen sie ihren Herrn und die Gräfin Morynska durch. Waldemar beschleunigte seinen Schritt nicht im Mindesten. Er wußte, daß er die Gefahr nur für den Augenblick bewältigt hatte, daß sie verdoppelt zurückkehrte, sobald die Leute zur Besinnung kamen und sich ihrer Ueberlegenheit bewußt wurden, aber er fühlte auch, daß das geringste Zeichen von Furcht verhängnißvoll werden mußte. Noch beherrschte die Macht seines Auges und seiner Stimme die ganze sonst so zügellose Bande — es galt, sie hinter sich zu lassen, noch ehe der Bann gebrochen war, und das konnte schon in der nächsten Minute geschehen.

Er trat mit Wanda in's Freie. Draußen harrte der Schlitten, und der Kutscher mit schreckensbleichem Gesichte eilte ihnen entgegen. Die Schüsse hatten ihn an das Fenster gelockt; er mußte den Vorgang theilweise mit angesehen haben. Waldemar hob rasch seine Begleiterin in den Schlitten und stieg selbst nach.

„Fort!“ sagte er kurz und hastig. „Bis zu den Bäumen dort im Schritt, dann aber gieb den Pferden die Zügel, und so schnell als möglich in den Wald hinein!“

Der Kutscher gehorchte. Er mochte wohl um sein eigenes Leben besorgt sein. In wenigen Minuten hatten sie die schützenden Bäume erreicht, und nun ging es in rasender Eile vorwärts. Waldemar hielt noch immer die Waffe mit dem gespannten Hahn in der Rechten, seine Linke aber umschloß die Hand Wanda's so fest, als wolle er sie nicht wieder loslassen. Erst als eine ganze Strecke zwischen ihnen und der Försterei lag und jede Furcht vor nachgesandten Kugeln beseitigt war, gab er seine Vertheidigungsstellung auf und wandte sich zu seiner Begleiterin. Er sah es erst jetzt, daß die Hand, welche er in der seinigen hielt, mit Blut bedeckt war — es rieselte noch in einzelnen schweren Tropfen unter dem Aermel des Kleides hervor, und der Mann, der eben noch mit so eiserner Ruhe der Gefahr die Stirn geboten hatte, wurde bleich bis an die Lippen.

„Es ist nichts,“ sagte Wanda, hastig seiner Frage zuvorkommend. „Die Kugel Osiecki's muß mich gestreift haben. Ich fühle die Wunde erst in diesem Augenblick.“

Waldemar riß sein Taschentuch hervor und war ihr behülflich, es um den verwundeten Arm zu legen. Er wollte reden — da hob die junge Gräfin das todtenblasse Antlitz empor. Sie bat nicht, verbat nicht, aber es stand ein Ausdruck so angstvollen Flehens darin, daß Nordeck verstummte; er begriff, daß er sie für den Moment wenigstens schonen mußte. Nur ihren Namen sprach er aus, aber es lag mehr in dem einen Worte, als eine ganze stürmische Erklärung faßte: „Wanda!“

Sein Blick suchte den ihrigen, aber umsonst — sie hob das Auge nicht wieder empor, und ihre Hand lag schwer und kalt in der seinigen.

„Hoffen Sie Nichts!“ sagte sie tonlos und so leise, daß es nur wie ein ersterbender Hauch sein Ohr berührte. „Sie sind der Feind meines Volkes — und ich bin die Braut Leo Baratowski's.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Charakterkopf.



Ferdinand Freiligrath.

Nach einer Photographie von Buchner auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Die Gesichtszüge bedeutender Persönlichkeiten erscheinen oft als wunderlich eigensinnige Räthsel, die dem Scharfsinne oder der Spitzfindigkeit des aus dem äußeren Menschen den inneren ergrübelnden Physiognomen zu rathen aufgeben. Selten jedenfalls ist der Ausdruck genialer Begabung am Menschenantlitze zugleich ein sympathischer, der die Herzen anmuthet und gewinnt.

Wie anders Ferdinand Freiligrath's aus Bild und Leben volksthümlich bekannter Charakterkopf!

Man brauchte nicht erst in der Schule der Physiognomen lesen gelernt zu haben, um aus dem Gesichte Freiligrath's den Poeten und den Menschen heraus zu lesen und zwar — den Poeten und den Menschen. Nichts an diesem Kopfe erinnert an die Schablone, nach welcher die Natur Menschengesichter, so zu sagen, en gros zu formen pflegt, nur in kleinen Zügen und Nuancen das persönliche Einzelwesen, das Individuum andeutend oder markend.

Freiligrath hatte nicht blos im Sinne der sprüchwörtlichen Redensart „seinen eigenen Kopf". Das Düsseldorfer Zuchtpolizeigericht, das im Jahre 1851 unseren Dichter „wegen Theilnahme an einem Complote zum Umsturze der Regierung" steckbrieflich verfolgte, hätte sich das ganze übliche Signalement ersparen können. „Besondere Kennzeichen: Freiligrath-Kopf" und Punctum. Kein Gensd'arm, kein Polizist und wer und was sonst noch auf politische Verbrecher vigilirte und fahndete, „von Memel bis Saarlouis", wie man damals statt des spätern „vom Fels zum Meere" schrieb, hätte mehr zu wissen gebraucht, um den verfehmten Poeten, wo er nur immer auftauchte, sofort „dienstergebenst" beim weltbekannten Kopfe zu nehmen. Schade nur, daß die weit reichenden Arme des vaterländischen Steckbriefes doch zu kurz waren, um den Dichter drüben im freien Albion, wo er für sich und Weib und Kind ein gastlich sicheres Asyl gefunden hatte, abzufassen.

Aber auch der mit dem Crayon bewaffnete Künstlerhumor hat auf den Poeten mit dem Freiligrath-Kopfe gefahndet, wie ja nur das eigenartig Charakteristische und Bedeutende die Parodie herausfordert. Der Künstler hatte mehr Glück als der Polizist. Er hat den Dichter richtig getroffen.

In dem Album der Gesellschaft „Bergwerk" zu Stuttgart, die, nach dem Muster der ehemals viel genannten Wiener „Ludlamshöhle", jetzt „die grüne Insel", Dichter, Gelehrte, bildende Künstler, Schauspieler, Musiker und was sonst noch solcher Sphäre ausübend oder dilettirend angehört, an bestimmten Abenden zu heiterer Geselligkeit, dem horazischen „desipere in loco", vereint, findet sich eine von dem verstorbenen Photographen Kaiser herrührende humoristische Illustration zu Freiligrath's Gedichte „Der Löwenritt". Der geniale, ebenfalls bereits und leider in der Maienblüthe seines künstlerischen Schaffens verstorbene Silhouettenzeichner Paul Konewka, der Shakespeare's „Sommernachtstraum" mit lustig durch die Dichtung huschenden Schattenbildern so anmuthig und übermüthig illustrirt hat, hat an der Ausführung sein Schelmenantheil gehabt. Das Blatt stellt den „Wüstenkönig" in dem Momente dar, wie er eben aus seinem Verstecke im Schilfe der Lagune der nichts Böses ahnenden armen Giraffe auf den Nacken gesprungen ist:

„In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne."

Ein einziger flüchtiger Blick auf die Zeichnung läßt uns sofort in dem Kopfe des grimmen Giraffenreiters den portraitähnlichen, mähnenumwallten Kopf Ferdinand Freiligrath's erkennen. Statt auf beflügeltem Hippogryphen, himmlisch verklärten Antlitzes, die goldbesaitete Lyra in den Armen, olympwärts sich aufschwingend, wie kunstbräuchlich der Poet dargestellt zu werden gewohnt ist, sehen wir hier den vor unseren leibhaftigen Augen in einen Löwen sich metamorphosirenden Dichter, fest eingekrallt in den Rücken einer Giraffe, durch den glühenden Wüstensand dahin galoppiren, im wilden Ritte sein Riesenpferd mit blutgierigem Behagen verspeisend.

Freiligrath hatte seine hell auflachende Freude an dem jovialen Blatte, das in photographischer Nachbildung seinem Photographiealbum einverleibt ist. Auch ich bin im Besitze einer solchen, die er mir für mein Album geschenkt hat. Der tolle Einfall paßte ihm zu der heiteren Selbstkritik, mit welcher er im Gespräche mit Freunden seinen „Löwenritt" später in aller Unbefangenheit zu glossiren pflegte. — Bekannt sind die Verse, in denen er jene, seiner ersten jugendlichen Dichterperiode entstammten heißzonigen Phantasiemalereien für einen „überwundenen Standpunkt" erklärt hat, um mich eines jener Zeit viel gebrauchten junghegelschen Ausdrucks zu bedienen:

„Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!
Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein!
Er rauscht mir um die Stirne
Mit Wein- und Eichenlaub;
Er wäscht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüstenstaub" —

singt er in seinem Gedichte an Karl Simrock „Auch eine Rheinsage". Es hat ihm aber nichts geholfen. „Trotz alledem und alledem" werden jene originellen Dichtungen als hochgeachtete Cabinetsstücke dem Literaturschatze des deutschen Volkes verbleiben. Die deutsche Jugend vor Allem hat nicht aufgehört für sie zu schwärmen und gerade den „Löwenritt" mit Vorliebe zu declamiren.

Mit Freiligrath's Löwenkopf hat es indessen seine volle Richtigkeit; der kecke Stift des Zeichners hat ihm denselben nicht anphantasirt. Auch wer unsern Dichter niemals im Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen, wird bei einem Blicke auf das hier von der „Gartenlaube" im Holzschnitte gegebene Bildniß Freiligrath's nach der von dem Photographen Buchner in Stuttgart 1873 aufgenommenen Photographie — meines Bedünkens unter den unzähligen Bildnissen, die von Freiligrath existiren, das charakteristischste, lebenvollste, von wahrhaft künstlerischer Wirkung — unwillkürlich an ein Löwenhaupt denken. Diese mächtige, trutzigliche Stirn, welcher die majestätisch grollenden Flammendichtungen aus des deutschen Volkes politischer Sturm- und Drangperiode von 1848 entsprungen sind, die in wilder Ueppigkeit das Haupt mähnenartig umwallende Haarfülle, die zorndrohenden Brauen — das Alles machte in der That am Freiligrath-Kopfe den Eindruck des löwengewaltigen Ingrimmes, erinnerte an das „In tyrannos!" unter dem springenden Löwen auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe von Schiller's „Räuber".

Und doch wiederum, wie viel versöhnliche Milde lag auf diesem Antlitze! Wie wohlwollend leuchteten unter den buschig grimmen Brauen die hellen, treuen Augen! Wie warm und beredt sprach aus jedem Zuge dieses Gesichtes jene an die ganze Menschheit hingegebene Liebe, von der unserem Dichter Herz und Lied überquollen! Liebe durch die ganze Scala tiefmenschlichen Empfindens, jene, man könnte fast sagen „evangelische Liebe", wie sie in den feierlichen Choralstrophen seines Liedes austönt: „O lieb', so lang du lieben kannst ꝛc." — in der That hat es Aufnahme in kirchliche Gesangbücher gefunden und oft den Text zu weihevollen pastoralen Trau- und Grabreden geliefert — Liebe in dem Weherufe der „Todten an die Lebenden", den unser Dichter schmerzbewegt und zornflammend — an des „Sängers Fluch" in Uhland's bekannter Ballade gemahnend — gegen die „stolzen Hallen" eines Königsschlosses geschleudert hat, über Leichen,

„Die Kugeln mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten." —

Die Prädestination seines Dichtergenius war in bedeutenden „Motiven", wie der Bildhauer sagt, dem originellen Charakterkopfe Ferdinand Freiligrath's aufgeprägt; man konnte in dem offenen Gesichte des Dichters lesen, wie in dem aufgeschlagenen Buche seiner Dichtungen, den Poeten und den von diesem unzertrennlichen Menschen.

Auch die erregte Stimmung der flüchtigen, fröhlichen Stunde malte sich in ausdrucksvollen Reflexen auf diesem Löwenkopfe. Wie heiteres Wetterleuchten zuckte es von den Mundwinkeln über die gewaltige Stirne, blitzte die neckische Laune aus den sinnig tiefen Augen, wenn unser Dichter, der Arbeit los und ledig, der innern wie der äußern, geschäftlichen, in munterer Unterhaltung sich seines harmonisch gestalteten Familienlebens am häuslichen Herde erfreuen oder unter gemüthlich einverstandenen „trinkbaren Männern" seinem Humor in freien Sprüngen die Zügel schießen lassen konnte. Er selbst allerdings war kein „trinkbarer Mann" in der verwegenen Bedeutung des von Victor Scheffel in die Welt gesetzten Wortes. Aber er war nicht dazu angethan, sich durch „trübe Gedanken tief in die Melancholei" scheuchen zu lassen, wie Klopstock in seiner Ode „An Ebert" leichenbitterlich trübselig singt; davor behütete ihn sein fröhliches, dichterisches Verständniß für einen guten süffigen Tropfen. Der alte deutsche Rhein, wie er gesungen, rauschte „mit Wein- und Eichenlaub" ihm um die Stirn und durch die Seele. Nicht zu vergessen des in grünen Römern blinkenden Rheingoldes vom Johannisberge, von Rüdesheim, Geisenheim, Aßmannshausen, Marcobrunn und dem ganzen weiten „U. s. w.", das die Weinkarte vom rebenglühenden Rheingau vor dem entzückten Blicke „froher, kluger

„Zecher" entfaltet. Doch auch die draußen im Reiche als particularistische Säuerlinge schnöde verschrieenen Weine von den Geländen des Neckars und der Tauber, an denen so viele schwäbische Heroen der deutschen Literaturgeschichte sich groß und unsterblich gesogen, hat er in sangesfröhlicher Dankbarkeit zu würdigen gewußt. Ganz besonders wohlig aber konnte sich Freiligrath angemuthet fühlen von der heimgebrauten („hom-brewd", wie die Engländer viel zu schön vom prosaisch dickblütigen Biere sagen), nach Frühling, Waldmeister und dem wunderholden Moselblümchen duftenden Maibowle, vorausgesetzt, daß er mittheilsam aus solcher mit seinem Herzen nahen Menschen „die Neige der köstlichen Zeit" schlürfen konnte. Dieser seiner poetischen Vorliebe für den Maitrank, die sich von den, seiner heimwehen Erinnerung unvergeßlichen, am Rhein gelebten Tagen datirte, hat ihn sein letzter ständiger Aufenthalt im Schwabenlande nicht zu entfremden vermocht. Die Schwaben „hassen dies Gebild aus Menschenhand". Sie sind abgesagte Feinde aller Mischgetränke. Ich habe ihm noch während seiner Krankheit, im engsten Kreise seiner Angehörigen, manche Maibowle leeren helfen, die Frau Ida unter seiner sorgfältigen Anleitung gebraut hatte. Dieser flotte, fröhliche Zug seines Naturells ist nicht bedeutungslos für eine literaturgeschichtliche Charakteristik des Dichters.

Bei allem empfindungstiefen Ernste, in welchem der Grundton seines dichterischen Genies ausklingt, war Freiligrath reich mit jener „Frohnatur" gesegnet, die Goethe vom „Mütterchen" geerbt zu haben sich rühmt und die, wie mich dünkt, keinem Poeten von echtem Schrot und Korn fehlen soll. — Aus dem warm leuchtenden Goldgrunde einer dem fröhlichen, sonnigen Lichte offenen Poetenseele treten die ernsten Gebilde der schöpferischen Phantasie nur um so plastischer in greiflicher Wahrheit hervor. Mit dem Grubenlichte des Humors ausgerüstet, kann sich der Poet in dunkle Gedankentiefen wagen, in die ihm der Philosoph nicht zu folgen vermag. — Unsere Literaturgeschichte hat Goethe noch nicht als einen ihrer größten Humoristen gewürdigt. Ohne die ihm angeborene „Frohnatur" würde Goethe nimmer seinen „Faust", die gewaltigste seiner Schöpfungen, „fabulirt" haben.

In den sechs Bänden von „Ferdinand Freiligrath's gesammelten Dichtungen" neuester Ausgabe findet sich nur eine einzige, die dem Humore unseres Dichters ein, nicht blos wie der Jurist das Wort versteht, „classisches Zeugniß" ausstellt, sein im Exile, 1855, gedichtetes überaus ergötzliches Poem: „Auff Herrn Heinrich Köster's und Jungfrau Käthen Bloem's ihre Hochzeit. London. In Verlegung des Authoris." — Der zur Zeit unter den sorgsamen Händen der Gattin Freiligrath's und seiner dichterisch hochbegabten Tochter Käthe Kroeker in London zu einem Supplementbande vorbereitete literarische Nachlaß unseres Dichters wird, unter vielem bisher Ungedrucktem oder als Manuscript Gedrucktem, eine Fülle von Humor sprudelnden, an seine Freunde, wie z. B. an denselben Herrn Heinrich Köster in Düsseldorf, Emil Rittershaus in Barmen, Richard Wehn in Melle und an viele Andere noch gerichteten poetischen Episteln enthalten, die den Namen Freiligrath's auch unter den gefeierten Humoristen der Neuzeit zu verewigen genügen. — Was er in lachenden Wettgesängen mit Victor Scheffel gedichtet für die Festgelage bei ihrem gemeinsamen und überhaupt aller Poeten, Afrika- und Nordpolreisenden und sonstiger Unsterblichen Gastfreunde, dem originellen, um die Veredelung des schwäbischen Weinbaues hoch- und tiefverdienten Oberamtsrichter Ganzhorn von Neckarsulm, wird dem kritischen Schiedsrichter die Entscheidung nicht leicht machen, welchem von beiden Poeten die Palme zuzuerkennen sei.

Selbst als seine fortschreitende Krankheit bereits die Schatten schauernder Todesahnungen in seine Stimmung geworfen hatte — ach, er lebte gern und hatte allen Grund dazu! — konnte er in freundlich geselliger Unterhaltung, angeregt und anregend, körperliches Leid und trübselige Anwandlungen sich von Leib und Seele wegplaudern und weglachen.

Die rührend humoristische Dichtung, mit welcher er Scheffel zu dessen fünfzigjährigem Geburtsfeste am 16. Februar 1876 beglückwünschte, hat Freiligrath, einen Monat vor seinem Tode, auf seinem Krankenbette geschrieben, wenn ich den Lehnsessel so nennen darf, den er während der ganzen Dauer seiner Krankheit nur für die Nacht mit dem Bette vertauschte und in welchem er auch gestorben ist, ein früher gegen seine Gattin ausgesprochenes prophetisches Wort erfüllend, er werde, wie Goethe, einmal im Sessel sterben

„Gern wär' ich heut' selbst Deines Reigens
Ein Zeuge flott und frank.
Doch meine Reime zeigen's:
Der sie schickt, ist leider krank.

Hab' Nachsicht d'rum mit dem Zitt'rer!
Sein Glas tönt voll und rein,
Ist auch sein Wein ein bitt'rer,
Ist's auch nur Chinawein!"

schließt das Poem, sein letztes!

Ich weise bei dieser Gelegenheit auf einen bisher unbeachtet gebliebenen merkwürdigen, fast wunderbaren Zufall hin. Mit „Moosthee" hat Freiligrath seine Laufbahn als deutscher Dichter eröffnet, mit „Chinawein", dem letzten Worte seiner Dichtung, hat er sie geschlossen. Es waren die Stichworte für sein Auftreten auf die literargeschichtliche Bühne, auf welcher er eine so glorreiche Rolle zu spielen berufen gewesen, und für sein Abtreten von derselben — „the entrance and the exit", wie es im „Shakespeare" heißt. —

Zwischen „Moosthee" und „Chinawein" liegt indeß, zum Glück für die vaterländische Literaturgeschichte, der Zeitraum eines vollen halben Jahrhunderts, von 1826 bis 1876. — „Der Trank vom Hekla und vom Geiser" hat an dem sechszehnjährigen Jüngling die wunderbare Heilkraft bewährt, die der Chinawein dem an einem unheilbaren Herzleiden erkrankten greisen Dichter leider versagte. — Der sterbende Poet, der mit wehmüthig heiteren Versen den gefeierten Collegen vom deutschen Parnaß zum fünfzigsten Geburtsfeste glückwünschend grüßte, war selbst ein Jubilar in weit eminenterer Bedeutung. Sein Todesjahr war das Ehren-Jubeljahr des Dichters: das fünfzigste, seitdem er mit jenem „Moosthee"-Gedichte vor seine Nation getreten! —

„Sechszehn Jahr — und wie ein greiser
Alter sitz' ich matt und krank;
Sieh', da sandten mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank."

Aber der Jubelgreis ist nicht „wie" — oder jetzt richtiger — als ein „greiser Alter" gestorben, „matt und krank". Der hellenische Ausspruch, daß die Götter den Menschen, den sie lieben, zu sich rufen, bevor er seine goldene Jugend ausgelebt, hat sich an Freiligrath glücklich erfüllt. Sein Genius hat sich die goldene Jugendfrische gewahrt; sein Herz war nur pathologisch erkrankt. Es hat bis zum letzten Schlage voll und warm geschlagen für alles Schöne, Gute, Hohe, für seine Ideale und seine Menschen. Und wie alle seine menschlich guten Eigenschaften ist ihm sein liebenswürdiger Humor treu geblieben bis zum letzten Athemzuge. Sein letztes Wort war ein an die geliebte Gattin gerichtetes scherzendes Wortspiel, ein Genre, in welchem unser Dichter in geselliger Unterhaltung sich immer schlagfertig erwiesen hat. Er hätte es darin mit dem seiner Zeit viel citirten Meister des witzigen Wortspieles, mit M. G. Saphir, dreist aufnehmen können. Ich werde an anderer Stelle auf diese, nur seinen näheren Freunden bekannte Eigenschaft unseres verewigten Dichters zurückkommen.

Mit seinem guten, mächtigen Löwenkopfe haben sie ihn in den Sarg gelegt und auf dem idyllischen Uff-Friedhofe zu Cannstatt in sein kühles Grab gebettet unter schwarz-roth-golden bebänderten Lorbeerkränzen und einem ganzen duftigen Blumenfrühling, von der trauernden Verehrung und Liebe aus Nähe und Ferne gespendet. — Der Tod hat dem Charakterkopfe Ferdinand Freiligrath's den Stempel der Wahrheit aufgedrückt. Die Signatur, die sein Dichtergenius und sein innerer Mensch auf dieses Angesicht geschrieben, war unlöschlich. — In unvergeßlicher Erinnerung schwebt mir das Bild unseres Dichters vor, wie ich ihn kurz nach seinem Tode in dem Lehnsessel sitzend gefunden, in welchem er mit dem bedeutungsvollen ersten Frühroth des 18. März seine Augen für immer geschlossen hatte. Die Leser der „Gartenlaube" kennen aus Nr. 16, Jahrg. 1876 das nach einer photographischen Aufnahme in Holz geschnittene Todtenbildniß des Dichters und den sinnigen, herzergreifenden Text dazu, aus der Feder Richard Wehn's.

Nicht eine Spur in seinem Antlitze wies auf jenen schweren,

unheimlichen Kampf hin, in welchem die Gewohnheit des Daseins mit dem unerbittlichen Mahner Tod um die letzte ärmliche Minute ringt. Er war gestorben, wie Dichter sterben sollen. Der Todesgenius schien mit leisem Kusse ihm den letzten Hauch von den Lippen geküßt zu haben; das Leben ihm wie in einem schönen Dichtertraume verklungen zu sein. Das auf dem Pfühl wie schlummernd ruhende Haupt war noch der alte, mähnenumwogte Löwenkopf, mit der trutziglichen Stirn. Nur daß neben den gewaltigen plastischen Zügen — man könnte fast von granitnen Formationen dieses Kopfes sprechen — die langen Leiden seiner letzten Krankheit, vor Allem aber die, in einem ergreifend schönen Gedichte geklagte, Trauer um das junge Leben seines 1873 in hoffnungsvoll jugendlicher Lebensfrische durch ein tückisches Nervenfieber dahin gerafften Sohnes Otto, wie mit leisen Meißelschlägen ihre Spuren gekennzeichnet haben. Das treffliche Buchner'sche Photographie-Bildniß unseres Dichters, das diesen in seiner vollen dichterischen, wie eine Welt herausfordernden Energie darstellt, ist wenige Wochen vor dem Tode seines geliebten Otto aufgenommen. Der elegisch trauernde Zug auf dem Antlitze des verblichenen Dichters erinnerte mich unwillkürlich an Thorwaldsen's sterbenden Löwen von Luzern!

Ich meine, daß selten wohl das Bildniß eines Dichters zugleich als Illustration zum Verständniß seiner Dichtungen und seines Lebens so habe gelten können, wie der Charakterkopf Ferdinand Freiligrath's! —

Ludwig Walesrode.

Die deutsche Communisten-Colonie der „Wahren Inspirations-Gemeinde“ in Jowa.

Von Wilhelm Müller

Mitten in den Prairien Jowas, etwa zweiundsiebenzig englische Meilen von Davenport, liegt eine blühende Niederlassung, welche den hochklingenden Namen Amana führt und aus mehreren Dörfern besteht. Wird ein deutscher Reisender zufällig in eines derselben verschlagen, betritt er dann des Abends die Schenke und sieht den sandbestreuten Fußboden, die langen gescheuerten Tische, die plumpen Bänke ohne Lehnen an den Wänden des niedrigen, durch eine Oellampe spärlich erhellten Raumes, so ist er geneigt, seinen Augen zu mißtrauen oder eine allzu lebhafte Thätigkeit seiner Phantasie anzunehmen. Tritt jedoch der wohlbeleibte Wirth im kurzen Wammse, die Zipfelmütze auf dem Kopfe und eine Pfeife im Munde, näher und erkundigt sich im oberländischen oder elsässischen Dialekte nach den Wünschen des Gastes, so wird diesem ganz auerbachisch zu Muthe, und er fragt sich: „Befinde ich mich denn in dem Westen der Vereinigten Staaten auf den Prairien Jowas, oder in einer Schwarzwälder Dorfkneipe?“ Bleibt der Reisende in dem Wirthshause über Nacht, so wird die Illusion durch die Einrichtung des Schlafzimmers, durch den kahlen Boden und das mächtige Federbett in der Ecke verstärkt und schwindet erst, wenn er am nächsten Morgen einen Spaziergang durch das Dorf macht. Die einfache Bauart der Häuser, die Anlage der Gärten und vor Allem die Tracht der Bewohner tragen zwar dazu bei, den gestern empfangenen Eindruck wieder aufzufrischen; allein die hölzernen Seitenwege der Straße, die flachen Schindeldächer der Gebäude und der regelmäßige Plan wie die Neuheit des Dorfes sind specifische Eigenschaften eines amerikanischen Landstädtchens und erinnern ihn daran, daß er sich nicht in der alten Heimath, sondern an den Ufern des Jowa-Flusses in einer von deutschen Pietisten gegründeten Colonie befindet.

Im Jahre 1816, so erzählen die Jahrbücher der „Wahren Inspirations-Gemeinde“, wurde Michael Krausert, ein Straßburger Schneider, durch die Gnade des Herrn zu einem „Werkzeuge“ erwählt und begann unter Mitwirkung eines Schweizers, Namens Christian Metz, in der Umgegend von Constanz und Schaffhausen durch kräftige Ermahnungen die Herzen frommer Landleute und Handwerker zu rühren und dieselben zu einem gottseligen Leben zu erwecken. Barbara Heynemann, „eine arme und ganz ungelehrte Dienstmagd aus dem Elsaß“, war auserlesen, die einfachen Lehren dieser Männer durch Offenbarungen, welche sie von dem heiligen Geiste empfing, zu bestätigen. Allein verblendet vom bösen Feinde, richtete sie ihr Auge mit Wohlgefallen auf einen jungen hübschen Bauernburschen, Georg Landmann, und heirathete selben trotz ernstlicher Ermahnung der Aeltesten. Da ging sie ihres heiligen Amtes auf längere Zeit verlustig, und Christian Metz wurde vom Geiste zum „Werkzeuge“ berufen. Unter seiner Leitung sammelte sich während der dreißiger Jahre eine größere Anzahl von Gläubigen in Armenburg, wo sie den Offenbarungen des Herrn aus dem Munde seiner Heiligen lauschten und zu einigem Wohlstande gelangten, aber von „Babylon“ verfolgt wurden, da sich die Mitglieder weigerten, den Unterthaneneid zu leisten und ihre Kinder in die Pfarrschulen zu schicken.

Im Jahre 1842 wurde dem Christian Metz durch eine besondere Eingebung vom Geiste befohlen, die verschiedenen Gemeinden zusammen zu berufen und mit ihnen nach Amerika auszuwandern, wo sie nach den Lehren des Herrn und den Forderungen ihres Gewissens ihr Leben einrichten könnten.

Im September desselben Jahres segelte Metz mit vier Begleitern nach den Vereinigten Staaten und kaufte in der Nähe von Buffalo von der Regierung fünftausend Acker Landes, die von den nachkommenden Brüdern besiedelt wurden. Bei dem Baue der Blockhütten und der Urbarmachung der Felder hatten die Ansiedler Vieles unter den Feindseligkeiten der Indianer zu leiden. Durch die Freundlichkeit ihres Benehmens und die Ehrlichkeit im Tauschhandel mit den Rothhäuten wußten sie den Haß derselben zu entwaffnen, während es ihnen durch ausdauernde Thätigkeit, kluge Sparsamkeit und geschickt geleitete Geschäftsunternehmungen gelang, ihre Schulden zu bezahlen, neue Ländereien zu erwerben und die Colonie in hohe Blüthe zu bringen.

Die Gründung der Gemeinde auf einer communistischen Grundlage war ursprünglich von den Auswanderern nicht geplant. Sie hatten sich im fernen Westen eine Freistätte erworben, in der sie, unbehelligt durch Regierungserlasse und ungestört durch die Agitation orthodoxer Priester, ihr Leben gänzlich dem Herrn weihen und zur Vorbereitung auf die bessere Welt benutzen wollten. Sollten nun Alle der Segnungen dieses Asyls und der reinen Lehre aus dem Munde der Heiligen theilhaftig werden, so mußten sie nothwendiger Weise in Gemeinschaft mit einander leben. Leider waren jedoch die Aermeren gezwungen, hart zu arbeiten und konnten sich nicht, wie die Wohlhabenderen, während der Woche geistlichen Uebungen widmen; auch hatte man nicht Arbeit genug für die Handwerker, und diese mußten sich ihren Lebensunterhalt in den umliegenden Dörfern zu verdienen suchen. Unter diesen kritischen Verhältnissen hatte Metz, der die fünf Bücher Mosis genau studirt und die Taktik des alttestamentarischen Gesetzgebers vollkommen begriffen zu haben scheint, eine Offenbarung, in Folge deren er Gemeinschaft der Güter proclamirte, und „von dieser Stund' an“, erzählt die Chronik, „goß des Herrn Segen Fülle und Wohlstand über die Seinen“.

Um diese Zeit scheint Barbara Heynemann aus Deutschland angekommen und bald nach ihrer Niederlassung unter den Gläubigen ihren früheren Einfluß wieder erlangt zu haben. Sie wahrte von da an, in Gemeinschaft mit Metz, die geistlichen Interessen der Brüder und ist seit dem Tode des Propheten, im Jahre 1867, alleiniges Werkzeug und höchste geistliche Autorität der „Wahren Inspirations-Gemeinden“.

Einige Jahre früher hatte die Commune fünfundzwanzig tausend Acker Land in Jowa erworben, und sobald sich günstige Gelegenheit zum Verkaufe ihres Eigenthums bot, verließen die respectiven Familien die alte Colonie „Eben-Ezer“ und siedelten sich auf dem neuen Besitzthume „Amana“ an.

Die religiöse Anschauung der Amaniten gipfelt in dem Glauben an die Nothwendigkeit eines streng geistlichen Lebens auf dieser Erde zur Vorbereitung für das Jenseits und zeigt die entschiedenste Abneigung gegen die Anwendung von Ceremonien beim Gottesdienste, sowie alle Formen im gewöhnlichen Leben. Sie glauben an die Dreieinigkeit, an die Auferstehung der Todten, an ein letztes, allgemeines Gericht, jedoch nicht an die Ewigkeit

der Höllenstrafe. „Die Bibel ist das Wort Gottes und enthält die einzig wahre Lehre; sie ist ein in allen Theilen und Einzelnheiten von Gott inspirirtes Buch. Aber derselbe Geist, der über die Propheten und Apostel kam und ihre Herzen mit himmlischer Weisheit erfüllte, lebt noch und verkündet den Auserwählten den Willen des Herrn durch unmittelbare Offenbarungen. Im siebenzehnten Jahrhundert begann der Geist das Werk der Inspiration in England (bei den Quäkern), im achtzehnten in Frankreich und Deutschland, erweckte die Gemüther vieler Frommen und führte sie durch die vortrefflichen Ermahnungen der Heiligen wieder zur reinen Lehre zurück. Doch der Versuchungen sind viele, und deshalb ist es räthlich, in gänzlicher Absonderung von der Welt durch Werke der Liebe, durch unausgesetzte geistliche Uebungen der Gnade des Herrn würdig zu werden."

Die Taufe wird nicht ertheilt, dagegen wird das Abendmahl in ähnlicher Weise wie bei den ersten Christen gefeiert. Es wird jedoch nicht an bestimmten Tagen, sondern nur dann gereicht, wenn der Geist einen speciellen Erlaß an ein „Werkzeug" ergehen läßt, was manchmal während mehrerer Jahre nicht geschieht. Die Gemeinde bereitet sich durch lange und inbrünstige Gebete, durch Belehrungen der Aeltesten, in welchen sich diese nicht nur allgemein über die Bedeutung des Festes und über die Pflichten der Gläubigen verbreiten, sondern einzelne Mitglieder je nach den Eingebungen des Geistes ermuthigen und loben, oder ermahnen und tadeln, auf das gnadenreiche Ereigniß vor. An dem feierlichen Tage versammeln sich die Frommen „zerknirschten Herzens" im Bethause und bringen mehrere Stunden mit Singen und Beten und dem Anhören erbaulicher Reden zu. Dann waschen die Aeltesten die Füße gewisser durch Frömmigkeit ausgezeichneter Männer und Frauen. Nach diesem Acte findet die Segnung der Brode und des Weines durch das Werkzeug und die Austheilung derselben durch die Aeltesten statt. Darauf lassen sich die Gemeindemitglieder zu einem Liebesmahle, bestehend aus Kuchen, Chocolade und Kaffee, an den langen Tafeln nieder, stärken sich nach Beendigung desselben durch einen geistlichen Gesang und bringen den Rest des Tages in erbaulichem Nachdenken und stillem Gebete in ihren Häusern zu.

Die Amaniten haben dreimal die Woche, des Mittwochs, Samstags und Sonntags, Morgengottesdienst und täglich um sieben Uhr Abendandachten. Die Gemeinde ist, je nach der Heiligkeit der Mitglieder, in drei Grade oder Classen eingetheilt, welche sich gewöhnlich in besonderen Localen, am Samstag jedoch gemeinsam in der thurmlosen Kirche zusammenfinden. Am oberen Ende des geräumigen, niedrigen Betsaales befinden sich ein Tisch und mehrere Stühle, zu beiden Seiten des mittleren Ganges lange Bänke ohne Lehnen, auf denen die Gläubigen, rechts die Männer, links die Frauen, Platz nehmen. Die plumpen Möbel, die ungetünchten Wände und die Abwesenheit allen Schmuckes in dem Raume machen auf den Beschauer einen ungemein traurigen Eindruck, überhaupt sind die Amaniten fanatische Anhänger der Utilitätstheorie und haben der Schönheit und der Kunst in jeder Form den Krieg erklärt. Die Andachten werden gewöhnlich durch Absingen eines geistlichen Liedes eröffnet und beschlossen. Diese Gesänge — geschmacklose und holperige Versificationen der Psalmen mit hinzugefügten Nutzanwendungen und Lebensregeln — haben gewöhnlich zwölf bis vierundzwanzig Strophen, die wohl ein vom Geiste erfüllter Heiliger im Vorgeschmack himmlischen Entzückens zu dichten, jedoch selbst ein Amanite mit seiner unerschöpflichen Geduld nicht alle zu singen vermag. So werden gewöhnlich vier Strophen gesungen und der Rest derselben von den Aeltesten gelesen. Nach dem Gesange verharrt die Gemeinde einige Minuten in feierlichem Schweigen, um dann andächtigen Gemüthes einem kurzen Gebete des Aeltesten, gewöhnlich in Versen, zu lauschen. Darauf sagen alle männlichen Mitglieder, einzeln und in einer gewissen Reihenfolge, in singendem halblautem Tone ein kürzeres oder längeres Gebet her. Ein Aeltester improvisirt nun ein Gebet und liest einige Capitel aus den aufgezeichneten Verkündigungen der Werkzeuge, in den Morgenandachten dagegen hält er gewöhnlich eine erbauliche Ansprache, die sich durch die einfachste Diction und vollständige Planlosigkeit auszeichnet. Manchmal jedoch, wenn der Geist über das Werkzeug kommt, verfällt dasselbe in einen religiösen Paroxysmus; es windet sich in krampfartigen Zuckungen und stößt erhabene Prophezeiungen aus, welche an glühender Bilderpracht und absoluter Unverständlichkeit manchen Stellen in der Offenbarung Johannis gleichkommen. Der Gottesdienst wird durch Absingen eines geistlichen Liedes beschlossen. In den einzelnen Gebeten wechseln die Frauen und Männer miteinander ab. E. L. Gruber hat einundzwanzig „Regeln für ein gottgefälliges Leben" geschrieben. Dieselben bilden das Moralgesetz der Amaniten und gebieten Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit von müßigen Gedanken, Worten, Werken und allen weltlichen Lustbarkeiten, Schweigsamkeit und Arbeitsamkeit, Vermeidung des Umgangs mit Andersdenkenden und Personen des anderen Geschlechtes, Geringschätzung irdischer Güter, Heiligung aller Handlungen durch Gebet, Gehorsam gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit und Demuth und Selbsterniedrigung vor den Aeltesten.

Aus den vorstehenden Bemerkungen ergiebt sich, daß die Bewohner der Colonie harmlose religiöse Schwärmer sind. Sie gehören meistens den unteren Schichten der Gesellschaft an. Merkwürdig ist jedoch die Thatsache, daß sie neben ihrem religiösen Eifer einen bedeutenden Grad gesunden Menschenverstandes und klugen Geschäftstactes besitzen. Hierdurch wurden sie befähigt, die erkauften Ländereien bald in fruchtbare Felder, blühende Gärten und üppige Wiesen zu verwandeln und mit großem Erfolge Fabriken zu errichten und Gewerbe zu betreiben.

Die Niederlassung Amana — der Name ist dem Hohen Liede entnommen — besteht jetzt aus sieben Dörfchen: Amana, Homestead, Ost-, West-, Süd- und Mittel-Amana und Amana am Hügel. Die Commune besitzt zwei Wollspinnereien, eine Brauerei, zwei Getreide- und drei Sägemühlen, eine Gerberei und eine Druckerei, welche in den verschiedenen Dörfern liegen und für ihre Producte bei den benachbarten Farmen, sowie in den nächsten Städten Absatz finden. In jedem Dorfe findet man Werkstätten für die Handwerker, eine Schenke, einen Laden, mehrere Bethäuser und in entsprechenden Entfernungen Speisehäuser, worin etwa vierzig Personen gemeinsam ihre Mahlzeiten einnehmen. Die Speisen werden von einer gewissen Anzahl hierzu bestimmter Frauen und Mädchen zubereitet, welche die nothwendigen Lebensmittel, im Verhältniß der Besuchenden, aus dem Laden beziehen. Das Essen ist einfach, aber kräftig — Brod, Butter und Käse sind ausgezeichnet. Kranken Mitgliedern werden die Speisen in ihre Wohnungen gebracht. Die Amaniten haben die Gewohnheit des zweiten Frühstückes und des Vesperbrodes beibehalten. Bei den Mahlzeiten sitzen die Geschlechter gesondert in demselben Saale; die Kinder essen in einem besonderen Hause, unter der Aufsicht von Wärterinnen. Die Bewohner der Colonie sind weniger ascetisch als die Shakers und Rappisten. Sie haben weder Bacchus noch Gambrinus abgeschworen, bauen einen erträglichen Landwein und brauen ein leichtes, wohlschmeckendes Bier. Beide Getränke werden sowohl bei den Mahlzeiten, wie zu jeder anderen Zeit genossen, und die meisten Männer wissen den Genuß einer Nachmittags- oder Abendpfeife wohl zu würdigen. Die Dörfer bestehen aus einer langen Straße; auf beiden Seiten derselben liegen die aus Holz oder Backstein erbauten Häuser, von einem großen Garten umgeben. Die äußerst geräumigen Scheunen und Ställe, die Mühlen und Fabriken, sowie die Häuser der Tagelöhner, deren die Commune etwa zweihundertfünfzig beschäftigt, befinden sich außerhalb des Dorfes.

Die Familien bewohnen besondere Häuser, deren Einrichtung einen gänzlichen Mangel an ästhetischem Sinne, ja selbst an Bequemlichkeitsliebe offenbart. Die Wände sind ungetüncht; die Möbel bestehen aus rohen Brettern. Alle Gefäße sind ungewöhnlich plump, dagegen läßt sich überall eine wahrhaft holländische Reinlichkeit bemerken. Nach dem Frühstücke und dem Mittagsmahle gehen die Erwachsenen, unter der Leitung eines Vormannes, ihrer Arbeit nach; die Kinder versammeln sich in der Schule, wo sie von einem Lehrer in der Religion, in der deutschen und englischen Sprache, sowie in den Elementarfächern unterrichtet werden. Mädchen und Knaben werden zum Stricken von Strümpfen, Handschuhen und Halstüchern angehalten, und die verfertigten Kleidungsstücke genügen nicht nur dem Bedürfnisse der Commune, sondern bilden einen gewinnbringenden Export-Artikel. Der Schwerpunkt des Unterrichts liegt in dem Memoriren des Katechismus und in religiösen Uebungen. „Wir brauchen keine Advocaten und Prediger — wozu sollten unsere Knaben studiren? Gottes Gebote aus der Bibel zu lernen und

darnach zu leben, in Gehorsam gegen ihn und Liebe gegen ihre Nächsten, das ist alles, was ihnen Noth thut —" so sagte der Lehrer zu einem Fremden.

Die Kleidung der Amaniten ist einfach, aus selbstgewobenem, dunkelfarbigem Zeuge gemacht und ähnelt der Tracht der Bauern im badischen Oberlande.

Die Leitung der municipalen und geschäftlichen Angelegenheiten liegt in den Händen von dreizehn Vertrauensmännern, welche jährlich von allen männlichen Mitgliedern der Commune gewählt werden. Dieselben wohnen in den verschiedenen Dörfern und haben nur als Körperschaft Autorität. Jedes Dorf hat seine eigenen Bücher und regelt selbstständig seine Geschäfte. Am Ende des Jahres werden die Bücher nach Mittel-Amana gebracht und durch die Vertrauensmänner geprüft; in dieser Weise wird der Gewinn oder Verlust der einzelnen Gemeinden festgestellt. Die Aeltesten sind Männer, ausgezeichnet durch Einsicht und makellosen Lebenswandel; sie werden nicht gewählt, sondern nach der Eingebung des Geistes von dem „Werkzeug" ernannt. Sie berathen sich allabendlich mit den Vormännern über die Anordnung der Arbeit für den folgenden Tag, wie über die zweckmäßigste Verwendung der Arbeitskräfte.

Das schöne Geschlecht erfreut sich bei den Amaniten keiner besonderen Achtung und wird im Allgemeinen als ein zur Fortpflanzung der Gattung zwar nothwendiges, jedoch den Seelenfrieden störendes und der Erreichung höherer geistlicher Vollkommenheit hinderliches Element betrachtet. Gruber warnt die Männer vor der Gesellschaft der Frauen als „einem gefährlichen Magneten und magischen Feuer". Die Ehe ist erlaubt, wird jedoch den jungen Leuten auf alle mögliche Weise erschwert. Der Hochzeitsfeier selbst gehen so viele innere Erweckungen, kräftige Ermahnungen und endlose Andachtsübungen voraus, daß ein liebendes Paar des Heldenmuthes und der Lammesgeduld eines Amaniten bedarf, um durch die Fegefeuerqualen der Vorbereitung begehrend nach den Freuden des Ehehimmels zu schauen. Die echten Frommen schließen nur dann Heirathen, wenn der Geist durch den Mund eines Werkzeuges ein solches Opfer von ihnen heischt; denn das Cölibat ist nach den Worten des großen Apostels Paulus heiliger und dem Herrn wohlgefälliger als das Leben in der Ehe und ermöglicht die Erreichung höchster geistlicher Vollkommenheit. War ein Mann vor seiner Vermählung in der ersten Classe der Gläubigen, so degradirt er sich durch diesen Act zu einem Mitgliede des dritten Grades. Diese Geringschätzung der Frauen leitet zu deren gänzlicher Ausschließung von allen weltlichen und geistlichen Aemtern und zur vollkommenen Absonderung der Geschlechter bei allen Zusammenkünften; selbst den Knaben und Mädchen ist es verboten, mit einander zu sprechen und zu spielen. Aber die Rechte der Natur sind stärker, als die Gebote des Glaubens, als die Macht der öffentlichen Meinung und tiefgewurzelter Gewohnheit; der junge Amanite hat Augenblicke, wo sein Herz für die Reize einer Schwester besonders empfänglich ist und deren Besitz ihm süßer erscheint, als ein Anrecht auf die Himmelsfreuden eines Gläubigen ersten Grades, und so führt er sich oft trotz des heiligen Paulus ein Weibchen heim.

Die Kleidungsstücke werden nach einem eben so einfachen wie zweckmäßigen Plane vertheilt. Jedem Mitgliede wird eine Summe bestimmt, deren Werth es in Anzügen, Stoffen, Uhren und ähnlichen Artikeln in den entsprechenden Läden erhält. Dieses Maß wird nie überschritten; im Gegentheil ergiebt sich oft für die Sparsamen am Ende des Jahres ein Guthaben, das ihnen für das nächste Jahr angerechnet wird. Auf diese Weise vermochte die Commune während des letzten Krieges zwanzigtausend Dollars zu verschiedenen wohlthätigen Unternehmungen beizusteuern, ohne das Budget der Gemeinde mit einem Cent zu belasten.

Die jungen unverheiratheten Amaniten beiderlei Geschlechts werden von den Aeltesten unter die Familien vertheilt. Die Bibliothek enthält nur die Bibel, die Jahresbücher der Gemeinde, sowie verschiedene Gesang- und Erbauungsbücher. Zeitungen sieht man nur selten in Amana, dessen Bewohner nur ihren eigenen Interessen leben und um so zufriedener und glücklicher sind, je weniger sich die Welt um sie kümmert. Die Gemeinde erhält ihren Zuwachs durch deutsche Einwanderer, denen sie erst die Reise aus dem alten Vaterlande durch Vorstreckung der nothwendigen Mittel möglich macht. Diese neuen Ankömmlinge werden gewöhnlich nach zweijähriger Prüfungszeit, manchmal jedoch auf eine Offenbarung hin sogleich nach ihrer Ankunft, unter die Gläubigen aufgenommen.

Unter Nachbarn und bei Geschäftsfreunden genießen die Amaniten die höchste Achtung. Sie gelten allgemein als tüchtige Farmer, erfolgreiche Viehzüchter und äußerst redliche Geschäftsleute, als etwas sonderbare, aber friedliche und nützliche Bürger. Ihre Felder und Gärten sind im besten Stande; sie haben die schönsten Schafe und das kräftigste und wohlgenährteste Rindvieh weit und breit; die Erzeugnisse ihrer Fabriken werden ihrer Güte und Dauerhaftigkeit halber allenthalben gern gekauft und mit dem besten Preise bezahlt. Die meisten Bewohner Amanas erfreuen sich ausgezeichneter Gesundheit und erreichen ein hohes Alter. Die Männer wie die Frauen sind kräftige Gestalten, etwas langsam und abgemessen in allen Bewegungen. Auf den Gesichtern der Amaniten drücken sich heitere Sorglosigkeit, ungetrübter Gleichmuth und ein Hang zur Selbstbeschaulichkeit, daneben aber auch Gleichgültigkeit gegen ihre Umgebung und Stumpfheit des Gefühls- und Gedankenlebens aus. Die Streitigkeiten der Mitglieder untereinander werden durch die Aeltesten geschlichtet. Der Friede der Colonie wurde noch niemals gestört. Sie bedarf weder der Polizei zum Schutze der Person und des Eigenthums, noch eines Gefängnisses zur Bestrafung der Verbrecher, und ihre Bewohner führen zweifelsohne einen tadellosen Lebenswandel.

In der raschen Entwickelung und der bewunderswerthen Blüthe Amanas und anderer Communisten-Colonien in Amerika liegt die praktische Lösung eines socialen Problems. Die Etablirung eines Gemeinwesens auf communistischer Grundlage erweist sich nur da als möglich, wo eine kleinere Anzahl von Menschen mit geringen Bedürfnissen und beschränkten Anschauungen, derselben Gesellschaftsclasse angehörend und auf ähnlicher Bildungsstufe stehend, ihre Energie auf die Erreichung nahe gelegener und bestimmter Ziele richtet und dabei unter dem Einflusse einer mächtigen religiösen Stimmung die Autorität eines überlegenen Führers anerkennt. Der französische Socialist Cabet und der schottische Menschenfreund Owen suchten ihre philanthropischen Ideen zu verkörpern, indem sie Niederlassungen gründeten, in welchen das Zusammenleben der Mitglieder auf der Grundlage brüderlicher Gleichheit und Freiheit durch Vernunftgesetze geregelt, durch Bildung und Duldsamkeit veredelt und durch Kunst, Wissenschaft und schöne Geselligkeit verklärt werden sollte. Diese Experimente endeten mit dem gänzlichen Ruine der Unternehmer und der Demoralisation der Commune. Nur der geistig träge und religiös beschränkte oder der an seinem Glücke verzweifelnde Mensch vermag seine Freiheit und Selbstständigkeit als Preis für ein friedliches Dasein ohne Sorge, aber auch ohne Streben einzusetzen; das denkende Individuum wird durch das Bedürfniß der Entwickelung seiner Eigenthümlichkeiten und den Trieb, den Fortschritt der Gattung zu fördern, auf weitere und freiere Bahnen hingewiesen.

Land und Leute.

Nr. 38. Das Marollenviertel in Brüssel. (Mit Abbildung.)

Zur Zeit, als Leopold der Zweite Thronerbe war und den Titel Herzog von Brabant führte, brachte er hier und da einen Abend im Cercle artistique et littéraire zu. Geschah es, so verfehlte er selten, Victor Capellmans, damals Mitarbeiter der „Independance belge", zu bitten, eine populäre Volksscene im Marollendialekt zum Besten zu geben. Der Fürst amüsirte sich dann wie ein Kind. Er lachte und kicherte nach Herzenslust, ein Genuß, der nachgerade den Fürsten seltener als gewöhnlichen Menschenkindern zu Theil wird. Heute noch, obgleich mehr als ein Jahrzehnt seitdem vergangen ist, gedenkt der König gern jener

Stunden, und führt ihn der Zufall mit einem Mitgliede des Cercle artistique zusammen, so spricht er wohl davon und hat ein Wort des Bedauerns für das tragische Ende Capellmans', der als Chefredacteur des „Journal de St. Petersbourg" eine glänzende Carrière gemacht hatte, dann aber plötzlich von jenem unheilvollen Gebreste erfaßt ward, vor welchem der französische Publicist de Sarcey bereits unter dem zweiten Kaiserreiche Künstler und Schriftsteller in einem erschreckend wahren Artikel gewarnt hatte, der den bezeichnenden Titel führte: „Gare nos moëlles!" („Laßt uns für unser Rückenmark sorgen!") Der humoristische belgisch-russische Publicist starb in der Zwangsjacke eines Lütticher Krankenhauses.

Nichts in seinem Wesen hätte eine solche Katastrophe voraussetzen lassen, da bei ihm, wie bereits bemerkt, der Ernst mit einem trockenen überraschenden Humor gepaart war. Namentlich besaß er eine wahre Meisterschaft in der Handhabung des Marollendialekts. Hier fragt wohl neugierig mancher Philolog: Was ist denn das eigentlich für ein Dialekt? Er wird ihn allerdings vergeblich in den Dialektensammlungen suchen. Er ist den gelehrten Sammlern entgangen, ganz wie das Marollenviertel den Reisehandbuchliteraten der Herren Bädeker und Comp. Und doch bietet gerade dieser Stadttheil und sein Dialekt ein wirklich ethnographisches und philologisches Interesse.

In diesem Viertel, dessen Entstehen uns bis zu 1660 zurückführt, und das seinen Namen von einer frommen Stiftung erhielt, deren nur weibliche Mitglieder sich „Apostolines" oder „Marolles" nannten und, ohne das Klostergelübbe abgelegt zu haben, sich der Erziehung junger Mädchen widmeten, in diesem Viertel flossen Wallonen und Vlamen zusammen und aus der Verschmelzung jener zwei sonst entgegenstrebenden Elemente entstand der Marollendialekt, ein prickelnder pikanter Mischmasch von Französisch und Vlämisch. Das wallonische Element ist indeß vorwiegend, sowohl in der Sprache, wie in der physischen Erscheinung der Bewohner, die größtentheils kleiner Statur sind und eine lebhaftere Beweglichkeit zeigen, als die gewöhnlichen Vlamen. Das Marollenviertel hat sogar seine eigene Literatur, die aber jetzt wohl, wie der enge, dumpfe Schauplatz, dem sie entsproßte, mit den letzten Ueberbleibseln Alt-Brüssels verschwinden wird.

Gewöhnlich erstreckt sich hier zu Lande die Pietät für das Alte so weit, daß man dort, wo man dem modernen Leben und seinen Anforderungen einen größeren Spielraum zu eröffnen bedacht war und Licht, Luft und Sonne in die engen dicht auf einander gebauten Straßen und Stadttheile brachte, vorsorglich vorher durch photographische Aufnahmen und künstlerische Reproductionen der Nachwelt, wenigstens im Bilde, den Charakter der früheren Stadt übermachte.

Als vor fünf Jahren die großartigen Bauten in Angriff genommen wurden, welche jetzt den Südbahnhof mit dem Nordbahnhofe verbinden und durch Ueberwölbung des Senneflusses, der früher die untere Stadt durchfloß, den neuen Centralboulevard schuf — ein kostbares, reiches, steinernes Album moderner Architectur — beauftragte die brüsseler Baubehörde einen der hervorragendsten belgischen Architecturmaler, Herrn van Moer, die interessantesten und originellsten Ansichten an zu zerstörenden Straßen, die viel mit den holländischen Städten gemein hatten, in einer Reihe von größeren Gemälden, die jetzt das Rathhaus zieren, der Vergessenheit zu entreißen. Mancher alte brüsseler Bürger findet heute ein wehmüthiges Vergnügen daran, stundenlang vor diesen Gemälden zu verweilen und, die Gegenwart vergessend, der Zeit zu gedenken, wo er als Knabe und als Jüngling sich in den engen Winkelgäßchen herumtummelte oder, über das Geländer einer der zahlreichen Brücken gebeugt, die Fenster musterte, wo, nach der Senne hinaus, häufig ein reizender Blumenflor von Topfpflanzen sich entfaltete und zwischen Gelbveigelein und Rosmarin hier und da eine schnippische Stulpnase und neckisch tolle Augen hervorlugten. Kein Haus, kein Stein mahnt an Ort und Stelle mehr an das Vergangene; das beste topographische Gedächtniß wird irre, will es im Geiste das alte Brüssel reconstruiren. Es mangelt eben an einem Anhaltspunkte.

Kein Photograph und kein Künstler wird es sich indeß beikommen lassen, irgend eine Studie im Marollenviertel zu machen, ehe dasselbe spurlos verschwindet. Dort hausen eben nur Arme, und die Armuth trägt überall die gleichförmige graue Livrée des Elends und der Noth. Jahre lang war sogar die Gegend so übel beleumundet, daß Niemand sich hineinwagte. Verirrte sich durch Zufall ein mit Cylinderhut und Ueberrock bekleideter Mensch dorthin, so war das eine so ungewohnte Erscheinung, daß Klein und Groß ihn als eine Art Meerwunder beschauten und lose Zungen, namentlich weibliche, ihn in ihrer derben Art bekrittelten und durchhechelten. Das Marollenviertel erstreckt sich im südlichen Theil der Stadt, zwischen der Hochstraße und Gerberstraße, zwei bedeutenden Verkehrslinien, in der Weise, daß die genannten Straßen gleichsam die beiden Stämme einer Leiter darstellen und eine Unzahl von Sträßchen, Sackgäßchen und Winkeln der Marolle die Sprossen. Auf engem Raum zusammengepfercht, in Gäßchen, wo zumeist keine zwei Personen neben einander gehen können, wo man in die Höhe schauen muß, um einen Streifen des Himmels zu entdecken und wo ein Sonnenstrahl als ein verwegener Eindringling betrachtet wird, lebt, webt, arbeitet, darbt und stirbt eine zahlreiche Bevölkerung, die unter allen Kümmernissen und Entbehrungen ihren guten Humor behauptet, ihre Sitten und Gebräuche hat, welche häufig an jene des Mittelalters erinnern, und sogar ihre Feste und Volksspiele feiert.

Um dies zu ermöglichen, sparen sich die Leute das Erforderlichste am Allernothwendigsten ab. Ihr Verdienst ist heute geringer als je: die Männer betreiben das höchst unergiebige Handwerk der gemeinen Pappendeckelarbeiten; die Frauen das Spitzenklöppeln, das noch weniger Gewinnst abwirft. Die gewandteste Spitzenarbeiterin, selbst wenn sie von Morgens bis Abends unausgesetzt arbeitet, vermag kaum und nur dürftig ihren Lebensunterhalt zu fristen. Das öffentliche Wohlthätigkeitsbureau zählt denn auch die meisten Bewohner unter ihren Pensionären, was aber kaum zureichen würde, die Noth zu lindern, wenn die armen Leute unter einander nicht gleichsam eine große Familie bildeten und sich gegenseitig, oft mit überraschender Zartheit und Herzensgüte, zu Hülfe kämen. Man ahnt dies allerdings nicht, wenn man das Viertel hastigen Schrittes durchschreitet: halbnackte Kinder jedes Alters wälzen sich dort im Schmutz; vor den Hausthüren sitzen alte Mütterchen, den Parzen gleich, und ihre knorrigen, schmutzigen, welken Finger schaffen emsig und geschickt jene zarten Blumen- und Arabeskengewebe, die im Auslande ein so gesuchter und hochgeschätzter Schmuck sind. Auch junge Mädchen arbeiten um die Wette, und die Unterhaltungen sind selten erbaulicher Art.

Am ersten Mai ist die Marolle in festlicher Bewegung; an diesem Tage zieht Jung und Alt aus, um, einer alten Gerechtsame zufolge, in einem Walde der Löwener Commune eine junge Maie zu holen, die dann in festlichem Aufzuge, mit Musik und berittenen, als Ritter verkleideten Leuten, nach Brüssel geführt und in der „Rue du Marais" aufgepflanzt wird. Einige Monate später begiebt sich ein noch abenteuerlicherer Aufzug nach dem in der Nachbarschaft gelegenen Städtchen Hal, einem berühmten Wallfahrtsorte, wo die „schwarze Jungfrau" für den, der sich ihr gläubig nähert, Wunder thun soll. In der dortigen altgothischen, höchst bemerkenswerthen Kirche liegen, gleich am Eingange, die bei einer Beschießung der Stadt von der „Jungfrau" mit der Hand aufgegriffenen Bomben. Aber man wird vergebens suchen, sie zu zählen, sagen die Halenser, welche sich vom Aberglauben Anderer mästen, ohne selbst orthodox zu sein; jedes Mal, wenn man glaubt recht gezählt zu haben, wird man irre und muß wieder von Neuem anfangen, ohne zum Ziele zu gelangen.

Die Bewohner der Marolle ziehen übrigens weder wegen des „schwarzen Marienbildes", noch um die Granatenkugeln zu zählen, nach Hal. Sie haben, kraft eines alten verbrieften Rechts, Anspruch, an einem bestimmten Tage, von der dortigen Kirchenfabrik, mit Wein und Kuchen bewirthet zu werden, und welche Geldanerbietungen man ihnen auch gemacht, sie wollen bis jetzt nicht davon abstehen.

Am tollsten aber geht es in dem Marollenviertel zu, wenn dasselbe seine eigene Kirmeß feiert. Von einem Hause zum anderen werden dann farbige chinesische Laternen mit Tannengezweig vermischt angebracht und die originellsten unglaublichsten Wettspiele mit obligaten Preisen finden dann unter dem Vorsitz der ältesten Einwohner statt, wobei die Weiber, welche durch ergötzliche Grimassen und Späße excelliren, die Hauptrolle spielen. Der

Wettkampf, der hier im Bilde mitgetheilt ist, hat vor allen anderen die Eigenschaft, die Lachmuskeln der Zuschauer in steter Bewegung zu erhalten, ohne irgendwie die Sittlichkeit zu verletzen.

Der Preiskampf findet vor dem offenen Fenster einer Schenke statt; hier sitzen die Kampfesrichter. Auf der Straße stehen oder sitzen die beiden Bewerberinnen, den linken Arm an irgend einem Pfosten oder Stuhle befestigt, mit verbundenen Augen, einen ungeheuren Topf mit dicker Reismilch vor sich und einen großen Kochlöffel in der Rechten, den sie gefüllt in den Mund ihrer Rivalin zu bringen trachten.

Der Leser kann sich die Scene vorstellen und in welcher Weise diese Damen der Marolle zum großen Gaudium der Zuschauer sich gegenseitig tättowiren.

Man darf nicht allzu streng mit der Rohheit jener Spiele in's Gericht gehen. Es ist noch gar nicht so lange her, da wurden sie von oben herab begünstigt, ja der hohe Adel scheute sich nicht, bei derartigen Spielen seiner Hörigen den Vorsitz zu führen. Heute erscheinen diese gar zu derben Späße aber doch sehr wenig zeitgemäß. Man hat das Lachen oben und unten verlernt. Die Zeiten sind ernst. Sonderbar genug, daß das letzte Echo jener populären Lustigkeit der Vorzeit uns aus demjenigen Viertel Brüssels entgegenschallt, in welchem man eigentlich am wenigsten die Fröhlichkeit suchen sollte. Und doch herrscht sie zumeist in jenen Kreisen, die sorglos in den Tag hineinleben und den Augenblick in ihrer Weise genießen. Es ist das Gesetz der natürlichen Ausgleichung.

Max Sulzberger.

Kein Herz.

(Schluß.)

Freude und Leid der Einzelnen behält auch dann sein Recht, wenn Weltgeschicke über die Erde rollen; doch blüht und schmerzt sich's in solcher Zeit gern in der Stille aus, fast schamhaft, denn wie gering zählt das einzelne menschliche Dasein, wo Tausende hingeben müssen, was durch lange Jahre mit Sorgfalt und Hoffnung gepflegt worden, wo sich jeder Tag mit ehernen Zügen in das Buch der Geschichte gräbt! Dies empfand Valentine lebhaft, als sie von der stillen Insel in die Hauptstadt zurückkehrte, und es war ihr wohlthuend, daß sich die Wendung ihrer Stimmung, vielleicht ihres Geschickes, vorerst nur innerlich ausklingen durfte. Ein Wiedersehen Hartung's stand nicht unmittelbar bevor; noch war er in Norddeutschland gebunden und konnte dem ehrenvollen Rufe in die Heimath erst im Frühjahre entsprechen. Alles war gut, so wie es war.

Den wenigen, aber guten Worten, mit denen Valentine seine Zeilen beantwortet, war eine Correspondenz gefolgt, die, von beiden Seiten mit leiser Zurückhaltung begonnen, im Laufe der Wochen und Monate so rege ward, daß an jedem Briefe für den Empfänger ein glücklicher Tag hing. Noch ward mit keinem Laut einer gemeinschaftlichen Zukunft gedacht. Beide empfanden aber klar, daß ein Wiedersehen zugleich ein Wiedererfassen sein müßte. Bot Valentinens Erscheinung in dieser Zeit auch äußerlich die gewohnte, schöne Reife, so war doch ihr ganzes Wesen von neuer Anmuth erfüllt, wie die Rose vom Dufte, und die unablässige Thätigkeit, womit sie von früh bis spät wirkte, verrieth gleichfalls den frischen Lebensquell, der in ihr strömte.

Von General Wittstein, dessen Brigade im Südosten Frankreichs stand, liefen stets gute Nachrichten ein. Das Jahr ging zu Ende. Schon war die Zahl der Verwundeten, welche die Armee als Zeugen ihrer Thaten in die Heimath sandte, so bedeutend geworden, daß alle Transportfähigen von Etappe zu Etappe weiter geschafft werden mußten. Auch das dem Kriegsschauplatze so ferne München erhielt eine namhafte Anzahl von Pfleglingen, die in Lazarethen und Privatwohnungen Aufnahme fanden. Jeder Stadt, jeder kleinsten Ortschaft war es Ehrensache, an so heiliger Pflicht Antheil zu gewinnen, Ehrensache jedem Einzelnen, nach Kräften und Vermögen hülfreich zu sein. Valentinens reiche Mittel flossen in mannigfaltiger Form den Wittwen und Waisen, den Verwundeten, den Leinwandkammern der Spitäler zu; sie gab und half unaufhörlich, und ihre fleißigen Hände, ihr opferbereites Herz regten sich zwiefach, denn gleich ihrem Schatten begleitete sie Monika, welche ihr von Frauenwörth nach München gefolgt war. Valentinens Vorschlag hierzu hatte nicht nur willige, sondern auch lebhafte Zustimmung gefunden. Auch den Angehörigen der jungen Frau war es erwünscht, daß Monika bei dem Fräulein blieb, so lange Huber im Felde war: dort wußte man sie wohl versorgt, und zu Hause gab es, nun gar im Winter, nichts für sie zu thun.

Wenn der Gedanke, Monika mit sich zu nehmen, auch nur aus Valentinens gutem Herzen und ihrem Interesse für die junge Frau entstanden war, ergab es sich bald, daß deren Anwesenheit eine große Erleichterung für sie selbst bot. Valentinens Schwester verweilte noch immer mit ihrem Kinde in Passau bei den Schwiegereltern; mit der Dienerschaft allein in der großen Wohnung auszuhalten, welche Wittstein's in München inne hatten, würde für die Herrin des Hauses um so ungemüthlicher gewesen sein, als in jenen Tagen Jeder von seinen eigenen Interessen zu sehr in Anspruch genommen, zu vielfach beschäftigt war, um mit Andern viel zu verkehren.

So einfach und ungelehrt Monika auch war, hatte sie durch ihre Eigenart von jeher Valentine interessirt und angezogen. Da sie eine verheirathete Frau war und als Gast mit ihr kam, ließ sich von vornherein leicht eine Stellung für sie im Hause schaffen, die von der Dienerschaft respectirt wurde. Trotz ihres anspruchslosen Standes und Wesens hatte es nichts Auffallendes, daß die junge Frau in solcher Zeit immer um die Herrin des Hauses war und ihr in allen Geschäften beistand. Monika's Geschick, ihr heller Verstand machten sie zu jeder Leistung brauchbar; an der stets unmittelbarem Zweck dienenden Thätigkeit richtete sich ihr Gemüth auf, und der erschütterte Körper begann sich wieder zu der alten, schönen Gesundheit zu erheben.

Valentine verlor die Aufgabe, welche sie sich der jungen Frau gegenüber gestellt hatte, niemals aus dem Sinne und beobachtete diese leise, aber fortwährend. Monika sprach nie von ihrem Manne, doch konnte der Herrin kein Zweifel bleiben, daß sie viel an ihn dachte. Die Art, wie sie auf jede Nachricht von der Armee horchte, welche in ihrer Gegenwart zur Sprache kam, ihre unverkennbare Erschütterung, so oft sie mit einem der Verwundeten in Berührung gerieth, trug tiefe Spur persönlichen Interesses; Valentine sah mit geheimer Befriedigung, daß in dem Herzen des Weibes die Sorge um den Mann erwacht war. Sie hütete sich wohl, mit dem leisesten Worte an den sprossenden Keim zu rühren, doch jetzt ließ sich hoffen, alles Beste hoffen. Auf ihre Anfrage bei dem General hatte sie erfahren, daß Huber in der That bei seinem alten Regimente stand und bis jetzt un verwundet sei; in persönliche Berührung mit dem Chef der Brigade kam jener natürlich nicht. In der steten Sorge, durch irgend ein Eingreifen gerade das zu stören, was sie zu entwickeln wünschte, hatte Valentine um so weniger Monika's brieflich gegen ihren Vater Erwähnung gethan, als der General sich nie für etwas interessirte, was ihn nicht persönlich anging. Wie spann sich aber des Fräuleins inniges Gemüth die Zukunft aus! Glück und Vereinigung sollte am Ende all des Kriegsgrauens, all der schweren Menschengeschicke die Lösung sein. Wie oft, wenn sie Monika heimlich die Liste der Verwundeten und Todten bei Seite legen sah, um sie in Verborgenheit zu durchforschen, wie oft wäre sie da der lieben jungen Frau gern um den Hals gefallen und hätte gerufen: „Sei nur ruhig! Habe ihn nur lieb! Es wird Alles gut; wir werden Beide glücklich sein."

Es war kurz nach Neujahr. Valentine hatte soeben einen Brief von Hartung empfangen, der sie bis in den Nerv des Herzens traf. Welche Fülle in so leichtwiegendem Blatte! Das Sandkörnchen selbst, das am Worte hängen bleibt, hat Reiz: es macht den Brief so frisch, all die Meilen, welche er durchlaufen hat, verschwinden davor.

Sie las von Neuem und lächelte. Wo war ihr Alleinsein geblieben? Unwillkürlich dachte sie an Bernardin und schickte dem Freunde, welcher seit October in Florenz verweilte, einen Gruß



Der Breikampf im Marollen-Viertel in Brüssel.
Nach der Natur aufgenommen von L. von Elliot.

Ja, ja, wer glaubt den Propheten? Und doch behalten sie zuweilen Recht. Daß der Geliebte dem Freunde, welchen sie unter allen am höchsten schätzte, sympathisch gewesen, that ihr auch so wohl. Sie griff zur Feder, um gleich aus dieser Stimmung einmal wieder an Bernardin zu schreiben — da öffnete sich die Thür und Monika kam herein, strauchelnd, todtenblaß. Sie öffnete die Lippen, um etwas zu sagen; das Wort erstickte ihr in der Kehle — mit verzweifelten Augen warf sie sich neben Valentinens Sessel nieder und hielt ihr einen zerknitterten Druckbogen entgegen. Des Fräuleins Blick irrte erschrocken von ihr auf das Blatt und wieder zu ihr zurück Monika erfaßte krampfhaft ihren Arm und deutete mit der Rechten auf eine Linie des Bogens.

Dies war die Todtenliste. Unter den bei Villersexel Gefallenen stand: „Wilhelm Huber, Gefreiter. Todt."

Valentine umschlang mit überströmenden Augen die arme junge Frau, welche halb entseelt in ihren Armen hing. Nach einigen Augenblicken wand diese sich los und sah mit geisterhaftem Blicke in das Leere.

„Jetzt kann ich nimmer heim zu ihm nach meinem Willen, wie ich fort bin nach meinem Willen — so haben Sie gesagt, Fräulein, gleich das erste Mal. Damals hab' ich's nicht hören mögen und hab' doch immer an das Wort denken müssen, von der Stund' an. Jetzt kann ich nimmer heim, und er hat mir nicht zuvor verziehen, was ich ihm angethan hab'. Daß Gott mir's verzeihen soll — war sein letztes Wort für mich."

Ihr Kopf neigte sich immer tiefer. Ohne Bewußtsein sank sie vor Valentine nieder.

Die Todeskunde bestätigte sich. Valentine, die noch auf die Möglichkeit eines Irrthums gehofft und sofort an den General geschrieben hatte, erfuhr durch diesen den Hergang. Während jener Tage, in denen das vierzehnte Armeecorps dem mit überlegenen Kräften vorrückenden Feinde gegenüber wiederholt den Standort wechselte und ihm, um die Belagerung Belforts zu decken, bei Villersexel in die Flanke fiel, war der Gefreite Huber als Führer einer Patrouille ausgesandt worden und so weit vorgegangen, daß der kleine Trupp plötzlich von feindlichen Kugeln beschossen wurde. Die Mannschaft sah den Gefreiten fallen; Einer von ihnen eilte herzu, fand Huber mit einem Schusse am Kopfe todt hingestreckt und rettete sich mit den Cameraden nach seinem Corps zurück.

Wenige Wochen später wurde Monika von Seiten der Ortsgemeinde, welcher Huber angehörte, der nach ihrer Heimath gesandte Todtenschein ihres Mannes zugestellt. Sie trug das schwarze Ehrenkleid, das Tausende von Müttern, Wittwen und Waisen gleich ihr trugen.

Der Schmerz hat, gleich der Liebe, viele Gestalten. Pocht auch in aller Menschen Brust dasselbe Herz, jedes hat seine eigene Liebe, seine eigenen Schmerzen. Das eine will sich ausklagen; fühlt es auch dunkel, daß die wenigsten der Zuhörenden dabei an sein Leid denken, sondern nur an das, was sie selbst ähnlich betroffen hat oder betreffen könnte, so ist ihm dennoch schon die eigene Klage Erleichterung. Das andere hüllt seine Todespein in Schweigen. Grausam ist ihm ein Trostwort; die Wunde zuckt bei der zartesten Berührung; sie will und kann nur nach innen bluten. Das gotterfüllte Herz fühlt sich dem Himmel zwiefach verbunden; das zweifelnde klagt den Himmel an, allen aber reift die gleiche Erfahrung: von Menschen kann Trost nicht kommen, auch von den theuersten nicht, und selbst Gott hat ihn nur der Zeit aufgetragen. Das verzweifeltste Weh verliert seinen Stachel, wenn das Bewußtsein erwacht, daß man wohl das Wesen verlieren kann, woran das Herz hängt, nicht aber die Liebe. Einen Schmerz aber giebt es, über den selbst die Zeit nichts vermag: den Verlust, dem sich der Vorwurf gesellt. Ist ja doch das menschliche Herz so geschaffen, daß wir uns weit mehr davor fürchten, die Todten zu betrüben, die allem Leide entrückt sind, als die Lebenden. Fordert es unsere Meinung, dann halten wir uns entschuldigt, ja berechtigt, unseren Nächsten und Liebsten wehe zu thun, aber dem letzten Wünschen oder Wollen eines Todten zuwider zu handeln, tragen wir tiefste Scheu, selbst dann, wo unsere Ansicht, wo alle Umstände widersprechen. Die Todten sind fern und wehrlos, aber sie üben höchste Gewalt. Ihre letzten Worte klingen in alle Ewigkeit nach. Und war dieses letzte Wort, das wir von ihnen gehört, eine Anklage — was auf Erden und im Himmel gäbe es wohl, um sie je wieder schweigen zu machen!

Nach jenem Ausbruch der ersten Stunde hielt Monika Alles, was in ihr vorging, tief in sich verschlossen. Nachdem sie von einer Krankheit, die ihrer Ohnmacht gefolgt, aber nur von tagelanger Dauer gewesen, wieder aufgestanden war, ging sie im Hause umher und beschäftigte sich wie gewohnt. Nur sprach sie nie, außer wenn sie um etwas befragt wurde. In ihrem Wesen war nichts von der unheimlichen Starrheit, welche nach dem Tode ihres Kindes sie versteinert hatte und trotz Valentinens liebreicher Pflege erst nach langen Wochen gewichen war. Dennoch machte sie ihr jetzt weit größere Sorge als damals. Monika erschien gleich einem Instrument, dessen Hauptsaite gerissen ist; die übrigen tönen noch, aber kein Vollklang ist möglich. Die junge Frau regte unermüdlich ihre Hände; sie weinte nicht — oft, wenn Valentine sie liebevoll anblickte, lächelte sie sogar, wenn sie aber des Morgens eintrat, zeugten ihre tiefeingesunkenen Augen, deren altes Lächeln für immer dahin zu sein schien, von trostlosen Nächten.

Tag reihte sich an Tag. Die Ereignisse waren inzwischen ihren gewaltigen Weg vorwärts gegangen. Der Ausgang Januar geschlossene Waffenstillstand war bereits bis Ende Februar verlängert worden. Um diese Zeit schrieb der General an Valentine und forderte sie zu einem Rendez-vous in Straßburg auf, da er sich für einige Tage frei machen konnte. Der Vorschlag erfüllte sie mit großer Freude; trotz all seiner selbstsüchtigen Eigenheiten hing sie mit tiefer Innigkeit an ihrem Vater, und die Sorgen um ihn hatten ihr in jüngster Zeit ihre Anhänglichkeit noch lebhafter zum Bewußtsein kommen lassen. Ihn wohlbehalten wiedersehen zu dürfen, so unverhofft, war ihr hoch willkommen, um so mehr, als man wohl den Frieden heiß ersehnte, seiner wirklichen Nähe aber noch keineswegs sicher sein konnte. Ueberdies war es Valentine höchst erwünscht, ihren Vater persönlich zu sprechen, ehe sie Hartung wiedersah. Noch hatte sie sich nicht entschließen mögen, sich über die wieder angeknüpfte Beziehung brieflich zu äußern; das Thema war so zart, die Zukunft noch so im Schleier, und vor Allem ihre Ueberzeugung, hiermit dem Vater Unwillkommenes mitzutheilen, so begründet. Daß es Kampf kosten würde, die schon früher nicht besonders gern gewährte Zustimmung zu diesem Bündniß zu gewinnen, wußte sie. Doch bangte ihr darum nicht. Hatte die Zeit eine Entscheidung nur erst gereift, so wußte sie gleichfalls, daß ihr Recht auch Billigung erringen würde. Gut aber war es, hierauf leise vorbereiten zu können.

Der nächste Gedanke des Fräuleins war Monika. Sie rief sie zu sich, sagte ihr von der nächster Tage beabsichtigten Reise und fragte, ob Monika sie begleiten wolle.

Die junge Frau sah sie dankbar an: „Fräulein, ich sehe schon, Sie möchten mich durch die Reise zerstreuen. Aber ich bitt' schön, nehmen Sie die Anna mit, die sich ja auch besser auf alles Nöthige versteht! Mich lassen Sie lieber da!"

„Nicht gern," entgegnete Valentine und strich ihr leise über die Stirn.

„Machen Sie sich doch keine Sorge um mich!" sagte Monika flüchtig erblassend. „Ich habe ja zu thun."

„Freilich hat es auch sein Gutes, wenn Sie zu Hause bleiben. Im Verein, im Lazareth können Sie mich vertreten, und Alles bleibt im Gang."

„Wenn ich die Sachen auch nicht so gut einzurichten weiß wie Sie, Fräulein, will ich doch gewiß meine Schuldigkeit thun." Sie schrak unwillkürlich zusammen. „Ach, Fräulein, wie oft hab' ich mich sonst über das Wort geärgert — jetzt hab' ich's endlich selber begriffen, was das heißt, seine Pflicht und Schuldigkeit thun. Jetzt wüßt' ich mir nicht mehr ein und aus auf der Welt, gäb's nicht das Wort; das ist wie Speis' und Trank; man lebt davon, und hätte man's nicht, dann wär's mit Einem aus und vorbei."

Valentine drückte ihr warm die Hand. Gottlob! Endlich ein freiwilliges Wort und das beste!

Am zweitfolgenden Morgen begleitete Monika ihr Fräulein nach der Bahn. Obgleich es noch im Februar war, herrschte doch heute jene milde Temperatur, welche sich mitunter in das als rauh berüchtigte Klima der Hauptstadt einschleicht, wie ein Vorfrühling. Die Sonne vergoldete Alles und spielte auch über Valentinens zartes, etwas geröthetes Gesicht hin. Im Begriff,

das Wartezimmer zu verlassen, reichte sie der jungen Frau noch einmal die Hand.

„Gott behüt' Sie, Fräulein!“ sagte Monika und sah sie mit voller Liebe an. „Grüßen Sie den Herrn General und kommen Sie gesund wieder! Eh' Sie aber fortgehen, lassen Sie sich noch Eins sagen — das ist mein Morgen- und Abendgebet: Vergelt's Gott, Alles!“

Der Conducteur schloß die Thür. Monika blieb dahinter stehen und blickte durch die Scheiben, bis der Zug von dannen war. Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust. Sie kam sich recht verlassen vor.

Als sie den bedeckten Gang des Perrons entlang ging, sah sie eine ihr bekannte Frau in einen der Wartesäle dritter Classe treten. Es war die Wittwe eines Unterofficiers, welche zu den Schützlingen Fräulein von Wittstein's gehörte. Die Frau war mit Gepäck beladen, und Monika ging ihr nach, um zu erfahren, ob sie fortreiste und wohin; auf ihre Frage erfuhr sie, daß dieselbe zu Verwandten in's Oberland wollte.

„Ich bin zu früh hier; der Schalter ist noch zu,“ sagte die Frau. „Wüßt' ich, daß meine Sachen hier sicher lägen, so könnte ich gut noch einen nöthigen Gang in's Karlsthor machen. Ich glaubte, es wär' dafür schon zu spät.“

„Dann gehen Sie nur, Frau Kern!“ sagte Monika, „ich bleibe so lange da und hab' Acht auf Ihr Gepäck; ich hab' im Augenblick nichts zu versäumen.“

Das Anerbieten wurde dankbar angenommen, und Monika setzte sich ruhig in dem leeren Wartezimmer nieder und dachte an ihre Reisende. Der Kopf that ihr weh; es war ihr eine Wohlthat, vor dem grellen Sonnenschein draußen geschützt zu sein und in dem Winkel des kühlen, etwas düsteren Wartezimmers zu sitzen. Sie hatte all das Gepäck vor sich auf den Tisch gelegt, stützte ihre schmerzende Stirn dagegen und schaute auch nicht auf, als nach ein paar Minuten Jemand eintrat.

Als sie sich nach einer Weile aufrichtete, sah sie an einem der Tische des übrigens leeren Zimmers einen Mann sitzen, der einen Soldatenmantel und auf dem verbundenen Kopfe eine Militärmütze trug. Er saß mit dem Rücken gegen sie, hatte aber schon für ihren ersten, zerstreuten Blick etwas so Bekanntes. Sie sah schärfer hin — ein Stich ging ihr durch das Herz; der Soldat dort hatte gerade solch eine Figur, wie ihr Wilhelm. So pflegte er hinzusitzen, wenn er unbeschäftigt war. Das Herz schlug ihr so heftig, daß ihr fast der Athem verging — sie wußte nicht warum. Aber dem Manne, der ihrem Wilhelm so ähnlich schien, mußte sie in das Gesicht sehen — es war ein Verwundeter; sie konnte ihm vielleicht in etwas helfen. Sie stand auf und machte ein paar hastige Schritte gegen ihn hin. Der Soldat wandte bei dem Geräusch mechanisch den Kopf.

Heiliger Gott, es — war Wilhelm!

Sie stürzte auf ihn zu; sie umklammerte ihn mit beiden Armen, um ihn eben so plötzlich wieder los zu lassen und an seinem Gesicht, an seinen Händen herumzutasten, wie ein Blinder, der wissen will, ob er sich im Erkennen nicht irrt.

„Du bist am Leben?! Wilhelm, Wilhelm, Du bist wieder da?!“

Er faßte sie in seine starken Arme und hielt sie fest und dicht an seine Brust geschlossen. Große Tropfen rollten über sein männliches Gesicht. Dann saßen die Beiden zusammen nieder, sein Arm um ihren Leib, Wange an Wange, und schwiegen in den nächsten Augenblicken ganz still. Sie streichelte ihm nur die Hände. Endlich sagte er mit tiefem Athemzuge: „Jetzt ist Alles gut.“

Monika besann sich. „Ist es wirklich gut?“ sagte sie mit ängstlichem Blicke auf den Verband, welchen er am Kopfe trug. „Du bist verwundet — ist das schlimm? Wilhelm, wo kommst Du her? Bist Du von den Todten auferstanden? Sieh mein Kleid an! Ich trag' seit vier Wochen Trauer um Dich.“

Er sah sie liebreich an und strich mit leiser Hand über ihr Gewand hin. „Das hab' ich wohl gewußt,“ sagte er, „aber nicht, wie Dir dabei im Herzen zu Muthe war. Oft dacht' ich daran und hätt' ein Glied vom Leibe drum gegeben, das zu wissen. — Alles ist ganz natürlich zugegangen, Monika. Ich war für todt liegen geblieben, wie die Franzosen aber auf den Platz kamen, sahen sie wohl, daß ich mich noch regte, und nahmen mich mit. Da hab' ich im feindlichen Lazareth gelegen, und zweimal sind Gefangene ausgewechselt worden, ohne daß ich nur davon was erfahren hätte, denn ich wußte nicht viel von mir selber, so lang ich so im Fieber dalag. Wie es besser ging — es hat gar keine Gefahr mehr, Monika — wie es also besser ging, bin ich mit noch Einigen zum Austausch an mein Regiment escortirt worden, und weil ich noch keinen Dienst thun kann, haben sie mir Urlaub gegeben, damit ich mich daheim auscurire. Bei der Gelegenheit hab' ich auch den Herrn General gesprochen und von dem erfahren, daß Du bei dem Fräulein bist. Er hat eigens meine Reisekarte über München ausstellen lassen.“

„Und doch hast Du — weiter gewollt?“

„Wie hätt' ich vor Dich hintreten können, Monika, nach Dem, was Du mir zuletzt gesagt hast? Ich meinte, wenn Du erführest, daß ich noch da bin, und denkst jetzt anders, dann müßtest Du mir selbst ein gutes Wort zukommen lassen. Wissen konnt' ich ja nichts. Deßwegen hab' ich nicht einmal in meinen Heimathsort schreiben mögen, als sie mir bei'm Regiment sagten, ich wär' dorthin für todt gemeldet. Daß Du es jetzt bald erfahren würdest, wußt' ich. Der Herr General hatte seinen Spaß daran, daß er mit der Nachricht das Fräulein überraschen wollte. Der Herr war gut zu mir, hat mich beschenkt und mir auch einen sicheren Civilposten in Aussicht gestellt, aber so lang er mit mir redete, war mir traurig genug zu Muth. Er wußte ja nichts, wie es mit uns Zwei stand, und machte seine Späße.“

Monika schwieg und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. „Hast Du mir denn verziehen, daß ich fort 'gangen bin?“ fragte sie endlich scheu.

„Ich hab's begriffen; drum hab' ich's auch verzeihen müssen,“ sagte er in tief treuherzigem Tone. „Ich hab' Dich viel zu lieb, als daß ich Dir lang hätte bös sein können. Und unser liebes Kind hat auch immer Deinen Namen gerufen, so oft es mir in den Sinn kam.“

Die junge Frau umschlang ihren Mann mit überströmenden Augen. „Und von Dir, Wilhelm, hab' ich gemeint, Du hättest kein Herz! Verzeih', o verzeih' mir und vergiß für alle Zeit, daß — ich kein's hatte, als ich Dich allein gelassen hab'! Jetzt bleiben wir beisammen in Ewigkeit.“

A. Godin.

Blätter und Blüthen.

Immergrüne Weihnachtsbäume. Während ich vor Kurzem mit dem Pflanzen junger Fichten beschäftigt war, erhielt ich den Besuch eines Pfarrers aus der Umgegend, der meine Gartenanlagen anzusehen wünschte. Da in denselben die Nadelhölzer eine ziemlich reiche Verwendung gefunden haben, theils freistehend, theils in Gruppen oder Hecken, so hatte ich wohl schon Gelegenheit, zu bemerken, welches Interesse, ja welche Bewunderung dieselben jederzeit bei den Besuchern erregten, und zwar namentlich deshalb, weil die Verpflanzung derselben im Allgemeinen vom Laien für eine sehr schwierige gehalten wird und etwaige Versuche damit ihm auch in der Regel mißlingen. Fast schwärmend äußerte sich aber der erwähnte geistliche Herr, und das frische Aussehen meiner Fichtenanpflanzungen veranlaßte ihn zu der halb vorwurfsvollen, halb ermunternden Frage, warum ich nicht auch Fichten und Tannen in Kübel einsetze, um so dieselben auch im Zimmer, und zwar insbesondere in Krankenzimmern, halten zu können. Suche man der Trockenheit der Zimmerluft durch Zimmer-Springbrunnen abzuhelfen, warum nicht diese Luft durch die würzigen Ausathmungen der immergrünen Nadelhölzer noch verbessern? In jedem Hause, vor Allem in Spitälern, Speisesälen, Corridors sollten Tannen und Fichten in Kübeln stehen! Die schönste Verwendung würden sie aber als Weihnachtsbäume finden. Seit Jahren habe er, wenn das liebliche Weihnachtsfest herannahe, mit Trauer daran gedacht, daß nun so viele Tannen- und Fichtenbäumchen gefällt, oder Spitzen hoher Tannen abgebrochen würden. Wie viele Nadelbäume könnten vor frühzeitigem Untergang bewahrt werden, denn jedes eingesetzte und gedeihende Bäumchen würde jedes Jahr einem Bruder im Walde das Leben retten. Seit etwa zehn Jahren habe er den Weihnachtsbaum in der eigenen Familie angezündet; hätte er gleich im ersten Jahre wenn auch nur einen kleinen lebenden Baum gehabt, so wären neun von dessen Brüdern mit ihm am Leben geblieben. Und erst welche Freude würde es den Kindern gewähren, wenn ihr Liebling nicht mehr entfernt zu werden brauchte, sondern den ganzen Winter hindurch, sei es auch ohne Schmuck, im Zimmer bliebe, und mit welcher Freude werden die Kinder den lieben Winterfreund auch im Sommer im Garten pflegen! Wird der Baum zu groß für das Zimmer, nun, so setze man

ihn in den Hof! Dort möge er hoch und mächtig werden, und vielleicht dem Greise, dem er in seiner Kindheit die erste himmlische Freude bereitet, nun auch die Bretter zur letzten Ruhestätte geben!

Es gereichte mir zum besondern Vergnügen, dem begeisterten Fichtenfreunde seine Eingangs aufgeworfene Frage in befriedigendster Weise mit dem Hinweise auf zwei in Kübeln vor meinem Hause stehende Fichten beantworten zu können, sowie seiner Idee über deren schönste Verwendung die Thatsache an die Seite zu stellen, daß die fraglichen Bäume zu den erwähnten Zwecken bestimmt wären und bereits auch bei mir selbst als Weihnachtsbäume gedient hätten. Ebenso leicht war es mir, seinem Wissensdrange nach Behandlung der Nadelhölzer behufs ihrer erfolgreichen Verpflanzung Genüge zu leisten, denn die Behandlung derselben ist im Wesentlichen keine andere als die allen Baumarten zu Theil werdende. Beim Versetzen junger Pflanzen, zwei- bis dreijähriger, muß die Pfahlwurzel, die namentlich bei den Tannen außergewöhnlich lang ist, bis auf acht bis zehn Centimeter eingekürzt werden, bei größeren Bäumen, vier- bis achtjährigen, sind auch die Seitenwurzeln, welche nur wenige Centimeter tief unter der Erde fortlaufen, bis auf zehn bis zwanzig Centimeter abzuschneiden; auch ist es rathsam, solche ältere Bäume, wenn sie nicht bereits in den früheren Jahren in der angegebenen Weise einmal versetzt worden waren, mit dem Erdballen zu verpflanzen und eventuell einzuschlemmen. Will man noch größere Bäume zu Anpflanzungen oder zum Einsetzen in Kübel verwenden, so muß auch durch mehrmaliges Versetzen und Verschneiden der Wurzeln in der Baumschule für die Bildung einer der Größe des Baumes entsprechenden Wurzelkrone gesorgt worden sein, ganz wie bei allen anderen Bäumen auch. Die Zeit zur Verpflanzung der Nadelhölzer ist beliebig, nur dürfen sie nicht im Triebe stehen, was während der Monate Mai, Juni und Juli und je nach Gegend und Klima auch wohl im August der Fall ist. Ich habe als beste Zeit im Frühjahre die des Safteintrittes und im Herbste den October erprobt.

Sehr erfreut, daß der Durchführbarkeit der Idee keine praktischen Schwierigkeiten entgegenstehen, wie er immer gefürchtet, drang nun mein freundlicher Besuch in mich, das große Publicum mit der Sache bekannt zu machen und zu diesem Zwecke dieselbe in der „Gartenlaube“ zu besprechen, und da die Redaction sich in liebenswürdigster Weise zur Aufnahme einer diesbezüglichen Notiz bereit erklärte, glaubte der Unterzeichnete die oben geschilderte Begegnung als am geeignetsten hierzu dem freundlichen Leser bieten zu sollen. Mögen sich recht Viele an der Verbreitung und Durchführung der Idee betheiligen und sich so, nach dem Ausspruche meines geistlichen Besuchers, den herzlichsten Dank aller frohen Kinder und aller Tannen-Elfen verdienen!

Kronstadt in Siebenbürgen, im October 1876. O. Luckhardt.

Novellisirtes Lustspiel. Einen neuen Beitrag zum Capitel der literarischen Freibeuterei liefert uns ein Brief aus Königsberg von unserem geschätzten Mitarbeiter Ernst Wichert. Wir beeilen uns, denselben zur Warnung vor ähnlichen Vorkommnissen hier mitzutheilen.

„Geehrte Redaction!

Sollte man es für möglich halten, daß es einem Menschen in den Sinn kommen kann, ein Lustspiel, das fast ein halbes Hundert Aufführungen im königlichen Schauspielhause zu Berlin erlebt hat, Repertoirestück des Wiener Hofburgtheaters und auf allen größten und kleinsten deutschen Bühnen heimisch geworden ist, das überdies in Reclam's Universal-Bibliothek für zwanzig Pfennige erworben werden kann, in eine ‚humoristische Original-Novelle‘ umzuschreiben? Dieses Ungeheuerliche leistet ein Herr Hermann Görwitz in einem in Zittau erscheinenden Blatte ‚Deutscher Kriegerbund‘ — officielles Organ diverser deutscher, mecklenburgischer, kur- und neumärkischer ꝛc. Kriegerbünde, Wochenschrift für alle Vereine ehemaliger Militärs in Deutschland — und das Opfer ist mein Lustspiel ‚Ein Schritt vom Wege‘. Freilich nennt Görwitz die Quelle nicht, denn er schreibt ja eine humoristische ‚Original‘-Novelle, auch mißfällt ihm der Titel, und er macht daraus: ‚Des Premier-Lieutenants Flitterwochen im Bade‘, wie er denn auch sämmtlichen mithandelnden Personen andere Namen beilegt, aber damit hat seine Originalität auch ihr Genüge. Im Uebrigen hat er ganz harmlos Scene nach Scene in eine entsprechende Anzahl Original-Capitel umgewandelt und selbst große Theile des Dialogs wörtlich hinübergenommen. Daß Herr Görwitz mit dem Vermerke ‚Nachdruck verboten‘ am Kopfe seiner Novelle den Schutz des Gesetzes gegen literarische Freibeuterei in Anspruch nimmt, wird man nur vorsichtig nennen können; er scheint aus eigener Erfahrung zu wissen, wie gefährlich es ist, einen guten Einfall zu publiciren. Vielleicht passirt ihm noch die Unannehmlichkeit, daß Jemand seine ‚Original-Novelle‘ in ein deutsches ‚Original-Lustspiel‘ umschreibt und damit Geschäfte macht. Er würde es sicher sehr übel vermerken, wenn dann nicht wenigstens auf dem Theaterzettel zu lesen wäre: ‚Nach einer Original-Novelle von Hermann Görwitz.‘

Die Ungenirtheit, mit der hier fremdes Eigenthum benutzt wird, verdient Bewunderung. Aber so gern ich auch den deutschen Kriegern eine humoristische Unterhaltung gönne, zu der ich die Kosten trage, scheint es mir doch Pflicht, die Redactionen, denen etwa diese ‚Original‘-Novelle zum Nachdrucke angeboten werden möchte, öffentlich darauf aufmerksam zu machen, daß der muntere Vogel sich mit fremden Federn schmückt.

Die Klagen mehren sich, daß neu erscheinende Novellen und Romane von allgemeinem Interesse sofort in der schamlosesten Weise von Schauspielfabrikanten für ihre Zwecke ausgebeutet werden, aber in den meisten dieser Fälle wird doch wenigstens nicht versäumt, auf die Quelle hinzuweisen. Bleibt die umgekehrte Freibeuterei, bei der sogar geflissentlich durch Aenderung des Titels und der Namen der Ursprung verhüllt wird, ungerügt, so möchte bald Niemand mehr seines Gutes sicher sein.

Aus diesem für den ganzen Schriftstellerstand bedeutsamen Grunde halte ich die Sache für wichtig genug, um Sie ersuchen zu dürfen, in Ihrem weitest verbreiteten Blatte durch Veröffentlichung dieser Zuschrift davon Notiz zu nehmen.

Mit größter Hochachtung Ihr

ergebenster

Ernst Wichert.“

Ein neuer amerikanischer Industriezweig. In Amerika haben sowohl die täglichen wie die wöchentlichen amerikanischen Zeitungen sehr große Auflagen, und man verlangt daselbst, daß broschirte Zeitschriften aufgeschnitten seien, ebenso die Bücher nur gebunden (oder wenigstens steif broschirt) und aufgeschnitten auf den Markt kommen. Nun haben die erfinderischen Amerikaner, um Zeit und Arbeitskosten zu sparen, längst daran gedacht, selbstarbeitende Falzmaschinen, verbunden mit Zurichte-Apparaten herzustellen. Unter allen denen aber, welche dieses Ziel verfolgten, haben die Herren Chambers Brothers u. Comp. zu Philadelphia, freilich nach einer mühevollen und große Kosten erfordernden Arbeit von fünfundzwanzig Jahren, den besten Erfolg errungen.

Sie haben Zeitungsfalzmaschinen erfunden, welche entweder an der Presse befestigt sind und dann mit derselben arbeiten oder gesondert ohne dieselbe. Auch können die feinsten Bücher auf diese Weise accurater, schneller und billiger gefalzt werden, als es mit der Hand geschehen kann. Andere solche Maschinen falzen und kleistern zugleich; wieder andere falzen, kleistern und broschiren ꝛc.

Dies hat nun auf den Gedanken gebracht, ein eigenes Geschäft, eine „Versendungsanstalt“ zu begründen, dessen Aufgabe ist, Zeitungen, periodische Zeitschriften und dergleichen zu falzen, zu beschneiden, einzupacken und adressirt zur Post zu schaffen, ohne daß sich der Herausgeber darum im mindesten noch zu kümmern braucht. Viele Blätter haben diese Gelegenheit schon benützt, und es ist in der That eine große Verbesserung in der Expedition besonders von umfangreichen Wochenblättern, wenn man nun dieselben beschnitten und gekleistert oder geheftet, wie z. B. das „New-Yorker Belletristische Journal“, welches acht Blätter enthält, wie ein Buch zur Hand nehmen kann. Und diese Zurichtung geschieht so schnell, daß, wie Herr Lexow, der Herausgeber des erwähnten Blattes, seinen Lesern versichert, das Blatt in derselben Zeit, wie früher, expedirt wird.

Ich glaube, diese Erfindung wird auch nicht ohne Einfluß auf das Zeitungswesen in Deutschland bleiben, und es wäre ein wirklicher, vom Publicum gewiß gewürdigter Fortschritt, wenn die Verleger ihre periodischen Zeitschriften, Broschüren und sogar Bücher aufgeschnitten, wie in Amerika, zum Verkaufe bringen würden.* T.

* Ob sich diese Erfindung auch bei gut illustrirten Zeitschriften wird anwenden lassen, ist freilich noch die Frage. D. Red.

Ein Leipziger Historiker als Humorist. In unseren Tagen, wo große und ernste Culturaufgaben zu lösen sind, wo über Arbeit und Mühen der naive Sinn und die echte Herzensfrische mehr und mehr verschwinden, ist der Humor, der Alles verjüngt und erquickt, eine köstliche Gottesgabe — und nun gar ein ganzes Heft voll heiterer Laune! Ein solches liegt uns in dem soeben erschienenen Werkchen „Lose Blätter und leichte Waare“ von dem Leipziger Geschichtsprofessor Woldemar Wenck (Leipzig, Bernhard Schlicke) vor. Es ist ein wahrer Jungbrunnen frohströmender Gemüthsfröhlichkeit, der in diesen „Gedichten für Stunden heiterer Einsamkeit“ seine Wasser rauschen und rieseln läßt und sie nicht selten zu prächtigen Cascaden launigen Uebermuths keck und frisch emporschnellt. Wer auf ein Stündlein hineinsteigt in das lustige Wellenbad, das sich hier aus den vollen Schläuchen Wenck'scher Witzeslust ergießt, der wird in den Strudeln und Sprudeln des Jocus alle Sorgen und Grillen hinwegspülen und sich gesund baden für so lange, wie diese leichtblütigen Verse in ihm nachklingen, und nachklingen werden sie bei den meisten Lesern recht lange; denn das ist eben eine bezeichnende Eigenschaft dieser „Losen Blätter“ wie aller echten Poesie, daß sie eben so schnell und unmittelbar wie eindrucksvoll und nachhaltig wirken. Er hat einen kräftigen Zug und Flug, dieser Wenck'sche Humor, und doch ist er zart und decent genug, um selbst prüdesten Ansprüchen gerecht zu werden; er scheint leicht dahinzuflattern, und doch spricht aus ihm oft ein ernster Geist, stets ein feiner Sinn.

Unser Poet ist, soviel wir wissen, bisher nur in Albums und Sammelwerken mit seinen humoristischen Liederblüthen an die Oeffentlichkeit getreten, und dann auch wohl stets unter dem bescheidenen Mantel der Anonymität. Wir wissen es ihm Dank, daß er, die Aufgabe der heiteren Muse richtig schätzend, gerade heute die fröhliche Schaar seiner sonst zerstreuten Geisteskinder in lachender Gemeinschaft mit Pritsche und Schellenkappe in die Welt hinaus sendet. Die Mission der humoristischen Dichtung, zu erfreuen und zu erheitern, ist, wie oft es auch anders scheinen mag, zu keiner Zeit gering zu schätzen, am höchsten aber steigt ihr Werth, wie schon angedeutet, in Zeiten rüstigen Bauens und Schaffens an großen Aufgaben, in Zeiten, wo wir uns in den kurzbemessenen Arbeitspausen, müde des Wirkens, nach einem heiteren, gutgelaunten Freunde umschauen, der dem Gemüthe Speise und Labung und so dem Geiste neue Kraft und frischen Muth bringe — in Zeiten, wie heute. Darum ein „Willkommen“ dieser „leichten Waare“!

Ein Mitarbeiter der „Gartenlaube“, früherer Staatsbeamter, Dr. phil. und anerkannter populärwissenschaftlicher Schriftsteller, sucht eine seinen Kenntnissen und Leistungen entsprechende Stellung. Die Redaction dieses Blattes kann ihn bestens empfehlen und nimmt für ihn Anträge gesicherter literarischer Beschäftigung mit Angabe der Bedingungen gern entgegen. Der Betreffende würde sich namentlich zur Verwaltung wissenschaftlicher Sammlungen, Archive, Bibliotheken ꝛc., sowie zu jeder Redactionsstellung gut eignen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Das Ereigniß auf der Grenzförsterei, das nicht verschwiegen bleiben konnte, da es mit dem Tode des Försters einen so ernsten Ausgang genommen hatte, rief begreiflicher Weise eine große Aufregung in Wilicza hervor. Der Fürstin konnte nichts unerwünschter sein, als dieser offene und blutige Conflict. Doctor Fabian und der Administrator geriethen in Bestürzung, und die Untergebenen, je nachdem sie nun zu dem Gutsherrn oder der Fürstin hielten, theilten sich in zwei Lager, die leidenschaftlich für oder gegen die Sache Partei nahmen. Nur einen einzigen Menschen gab es, den sie trotz ihres tragischen Ausganges glücklich machte — den Assessor Hubert. Er befand sich, wie schon erwähnt, gerade im Hause des Administrators; jener Vorfall hob ihn sofort auf die Höhe der Situation, führte ihn in amtlicher Eigenschaft nach dem Schlosse, zwang Herrn Nordeck, in unmittelbaren Verkehr mit ihm zu treten — alles Dinge, die Hubert längst ersehnt hatte, ohne sie bisher erreichen zu können.

Waldemar hatte ihm in aller Kürze angezeigt, daß er, zur äußersten Nothwehr gedrängt, den Förster Osiecki erschossen habe, nachdem dieser einen Mordversuch auf ihn gemacht. Er hatte gleichzeitig den Beamten ersucht, die nöthigen Schritte zur Klarstellung der Sache in L. zu veranlassen, und sich zu jeder Vernehmung bereit erklärt, und der Vertreter des Polizeidepartements von L. war groß gewesen in der Entfaltung seiner Thätigkeit. Er stürzte sich mit wüthendem Eifer auf die Untersuchung, die ihm anheim fiel, und machte die unglaublichsten Vorbereitungen dazu, aber leider vergebens. Er wollte natürlich vor allen anderen Dingen das Personal der Försterei als Zeugen des Vorfalls vernehmen, aber man fand das Forsthaus am nächsten Tage leer und verlassen. Die Leute hatten es vorgezogen, sich allen gerichtlichen Weitläufigkeiten zu entziehen, indem sie einen längst geplanten Entschluß ausführten und während der Nacht über die Grenze gingen. Ihre genaue Bekanntschaft mit der Gegend machte ihnen das leicht, trotz der scharfen Bewachung von beiden Seiten. Sie waren unzweifelhaft drüben zu den Insurgenten gestoßen, deren Stellungen sie genau kannten, und unerreichbar für den Arm der Gerechtigkeit, der sich vermittelst des Assessors so verlangend nach ihnen ausstreckte. Hubert war untröstlich.

„Sie sind fort,“ sagte er niedergeschlagen zu dem Administrator. „Sie sind sämmtlich auf und davon. Auch nicht ein Einziger ist zurückgeblieben —“

„Das hätte ich Ihnen vorher sagen können,“ meinte Frank. „Es war unter diesen Umständen das Klügste, was die Leute thun konnten. Drüben sind sie sicher vor einer Untersuchung, die sie wahrscheinlich als Mitschuldige entlarvt hätte.“

„Aber ich wollte sie vernehmen,“ rief der Assessor empört. „Ich wollte sie sämmtlich verhaften lassen.“

„Eben deshalb zogen sie es vor, sich unsichtbar zu machen, und offen gestanden, ich bin froh, daß es so gekommen ist. Die wilde Gesellschaft da hinten auf der Grenzförsterei war stets eine Gefahr für uns; jetzt sind wir sie los, ohne weiteren Lärm; wiederkommen wird sie schwerlich — also lassen wir sie laufen! Herr Nordeck will nicht, daß viel Aufhebens davon gemacht wird.“

„Herr Nordeck hat in diesem Falle gar nichts zu wollen,“ erklärte Hubert in seinem feierlichsten Amtstone. „Er hat sich der Majestät des Gesetzes zu beugen, das die strengste, rücksichtsloseste Untersuchung fordert. Zwar so weit die Sache ihn betrifft, ist sie zweifellos. Er hat nur sein Leben vertheidigt und erst abgedrückt, nachdem der Förster auf ihn geschossen. Sein Wort in dieser Hinsicht wird durch das Zeugniß des Kutschers, durch das Entweichen des Forstpersonals, überhaupt durch die ganze Sachlage bestätigt. Ihn wird man höchstens mit einigen Vernehmungen behelligen und dann unbedingt freisprechen. Es handelt sich aber hier noch um ganz andere Dinge; wir haben es mit einem Aufruhr, mit einer zweifellosen Verschwörung —“

Der Administrator sprang auf: „Um Gotteswillen! Fangen Sie schon wieder damit an?“

„Mit einer Verschwörung zu thun,“ vollendete Hubert, ohne sich stören zu lassen. „Ja, Herr Frank, es war eine solche — alle Thatsachen sprechen dafür.“

„Unsinn!“ sagte der Administrator derb. „Es war eine Revolte gegen den Gutsherrn persönlich und nichts weiter. Bei Osiecki und seinen Leuten waren die Gewaltthätigkeiten an der Tagesordnung, und die Fürstin ließ ihnen Alles hingehen, weil sie und ihre Befehle unbedingt respectirt wurden. Gehorsam gegen einen Anderen kannte die wilde Bande nicht, und als sie der Herr das lehren und ihr den Gebieter zeigen wollte, griff sie zur Büchse. Ein Anderer an seiner Stelle wäre verloren gewesen, ihn aber hat seine Energie und Kaltblütigkeit gerettet. Er schoß den Mordbuben, den Osiecki, ohne Weiteres nieder, und das imponirte den Anderen dermaßen, daß sich Keiner mehr zu rühren wagte. Die Sache ist so klar und einfach wie nur möglich, und ich begreife nicht, wie Sie darin schon wieder eine Verschwörung finden wollen.“

„Und wie erklären Sie denn die Anwesenheit der Gräfin

Morynska?" fiel der Assessor mit einem solchen Triumphe ein, als habe er soeben einen Angeklagten des in Rede stehenden Verbrechens überführt. „Was hatte die Gräfin auf der Försterei zu thun, die zwei Stunden von Rakowicz entfernt liegt und zu Wilicza gehört? Man kennt ja die Rolle, welche sie und die Fürstin bei der ganzen Bewegung spielen. Die Frauen sind bei diesem Volke die Allergefährlichsten. Alles wissen sie, Alles leiten sie; das ganze politische Intriguennetz liegt in ihren Händen, und Gräfin Morynska ist die echte Tochter ihres Vaters, die gelehrige Schülerin ihrer Tante. Ihre Anwesenheit auf der Försterei beweist sonnenklar die Verschwörung. Sie haßt ihren Vetter mit dem ganzen Fanatismus ihres Volkes — sie allein hat den meuchlerischen Ueberfall geplant. Darum stand sie auf einmal, wie aus der Erde gewachsen, mitten in dem Tumulte; darum versuchte sie Herrn Nordeck die Waffe zu entreißen, als er auf Osiecki anlegte, und hetzte diesen und seine Leute bis zum Mordversuche gegen ihren Herrn. Aber dieser Waldemar ist doch großartig. Nicht allein, daß er den ganzen Aufruhr niederzwang, er versicherte sich auch der Anstifterin und brachte sie mit Gewalt nach Wilicza. Trotz all' ihres Sträubens hat er seine verrätherische Cousine aus der Mitte ihrer Anhänger gerissen, sie in den Schlitten gehoben und ist mit ihr davongejagt, als gelte es Tod und Leben. Denken Sie, er hat sie während der ganzen Fahrt keines Wortes gewürdigt, nicht eine Silbe sprachen sie miteinander, aber ihre Hand hat er nicht einen einzigen Augenblick losgelassen, um jeden Fluchtversuch zu hindern. Ich weiß das Alles genau — ich habe den Kutscher darüber sehr ausführlich vernommen —"

„Jawohl, Sie haben ihn drei Stunden lang hintereinander vernommen," unterbrach ihn der Administrator ärgerlich, „bis der arme Mensch ganz wirr im Kopfe war und zu Allem Ja sagte. Er hat von seinem Standpunkte draußen am Fenster gar keine Einzelheiten unterscheiden können und nichts gesehen als einen wilden Tumult, in dessen Mitte sich der Herr und die junge Gräfin befanden. Gleich darauf fielen die beiden Schüsse, und da ist der Kutscher eingestandenermaßen in aller Angst zu seinen Pferden zurückgelaufen — alles Uebrige haben Sie ihm in den Mund gelegt. Nur die Aussage des Herrn Nordeck ist von Gewicht."

Der Assessor sah sehr beleidigt aus und hatte nicht übel Lust, das Polizeidepartement von L. herauszukehren, dessen Verfahren in dem seinigen so unerhört mißachtet und kritisirt wurde, aber er besann sich noch zu rechter Zeit, daß es ja der künftige Schwiegervater sei, der sich diese Zurechtweisung erlaubte, und dem mußte man dergleichen schon hingehen lassen, wenn es auch beklagenswerth blieb, daß er nicht mehr Respect vor der amtlichen Unfehlbarkeit seines künftigen Schwiegersohnes hegte. Dieser verschluckte also seinen Aerger und entgegnete in gereiztem Tone:

„Herr Nordeck benimmt sich, wie gewöhnlich, sehr souverain. Er machte mir die Anzeige so lakonisch wie möglich, ohne alle Einzelheiten, und verweigerte mir ohne Weiteres das Zeugniß der Gräfin Morynska, die ich gleichfalls zu vernehmen wünschte, unter dem Vorwande, daß seine Cousine sich unwohl befinde. Dabei giebt er Befehle, trifft Anordnungen, als ob ich gar nicht da wäre, und thut überhaupt, als habe kein Mensch außer ihm ein Wort in der Sache zu reden, die er am liebsten ganz und gar der Oeffentlichkeit entziehen möchte. — ‚Herr Nordeck,' sagte ich zu ihm, ‚Sie täuschen sich vollständig, wenn Sie jenen Vorfall nur für den Ausbruch eines Privathasses ansehen: die Sache liegt weit tiefer, und ich durchschaue sie. Es war ein planmäßig vorbereiteter Aufruhr, eine zu früh ausgebrochene Verschwörung, die sich allerdings in erster Linie gegen Sie richtete, aber jedenfalls weitere Zwecke hatte. Sie galt der Ordnung, dem Gesetz, der Regierung. Wir müssen untersuchen, müssen unsere Maßregeln nehmen.' — Wissen Sie, was er mir zur Antwort gab? — ‚Herr Assessor, Sie täuschen sich vollständig, wenn Sie die Gewaltthat eines rohen Menschen gegen mich zu einer Haupt- und Staatsverschwörung stempeln. Jedenfalls ist Ihre Untersuchung durch das Entweichen des Forstpersonals gegenstandslos geworden, und Sie wären bei dem gänzlichen Mangel an Verschwörern und Hochverräthern am Ende genöthigt, wieder auf mich und Doctor Fabian zurückzugreifen, wie dies schon einmal geschah. Es ist also nur in Ihrem eigenen Interesse, wenn ich Sie bitte, Ihren Amtseifer zu mäßigen. Ich habe Ihnen das nöthige Material zu Ihren Berichten in L. gegeben, und wegen der Gefahr für Ordnung und Gesetz hier in Wilicza brauchen Sie nicht zu sorgen. Ich denke ihr noch allein gewachsen zu sein.' Damit machte er mir eine kalte, vornehme und unglaublich hochmüthige Verbeugung und — ließ mich stehen."

Der Administrator lachte. „Das hat er von seiner Mutter. Ich kenne diese Manier noch von der Fürstin Baratowska her; sie hat mich oft genug zur Verzweiflung gebracht. Dagegen hilft kein Aerger und kein Bewußtsein des guten Rechtes. Es ist eine eigene Art von Ueberlegenheit, die trotz alledem imponirt, und die zum Beispiel Fürst Leo gar nicht besitzt. Der läßt sich bei jeder Gelegenheit zur Heftigkeit fortreißen, nur der ältere Sohn hat diesen Zug geerbt — es ist in solchen Momenten, als ob man die Mutter selbst sähe und hörte, so wenig er ihr auch sonst gleicht. In einem aber hat Herr Nordeck Recht: mäßigen Sie Ihren Amtseifer! Er brachte Sie schon einmal in Unannehmlichkeiten."

„Das ist mein Schicksal," sagte der Assessor resignirt. „Mit den edelsten Zwecken, mit allgemeiner Hingebung und meinem glühenden Eifer für das Wohl des Staates ernte ich doch nur Undank, Verkennung, Zurücksetzung. Ich bleibe dabei, es war eine Verschwörung, endlich hatte ich eine, und nun gleitet sie mir wieder aus den Händen. Osiecki ist todt; seine Leute sind auf und davon; von der Gräfin Morynska werden keine Geständnisse zu erlangen sein — ich kann nur einen einfachen Bericht machen, nichts weiter. Wäre ich wenigstens gestern mit auf der Försterei gewesen! Heute Morgen war sie leer. Es ist mein Geschick, überall zu spät zu kommen."

Der Administrator räusperte sich sehr vernehmlich. Er gedachte die ohnehin elegische Stimmung Hubert's zu benutzen, um das Gespräch auf dessen Bewerbung zu bringen, und ihm rund heraus zu erklären, daß er sich keine Hoffnungen auf die Hand seiner Tochter machen dürfe. Gretchen hatte sich in der That nicht besonnen, sondern war bei ihrem Nein geblieben und ihr Vater stand eben im Begriff, dem Freier diese betrübende Eröffnung zu machen, als der Kutscher Waldemar's, der diesen und die Gräfin Morynska gestern gefahren hatte und seitdem Gegenstand der unausgesetzten Vernehmungen des Assessors gewesen war, mit einem Auftrage seines Herrn erschien.

Jetzt war es vorbei mit der Resignation Hubert's, aber auch mit seiner Aufmerksamkeit für andere Dinge. Er vergaß Verkennung und Zurücksetzung, besann sich auf der Stelle, daß er noch einige sehr wichtige Fragen an den Kutscher zu thun habe und nahm ihn, trotz aller Proteste Frank's, mit sich auf sein Zimmer, um dort die Vernehmung mit frischen Kräften fortzusetzen.

Der Administrator schüttelte den Kopf. Er begann sich jetzt auch der Ansicht zuzuneigen, daß etwas Krankhaftes in dem Eifer des Assessors liege, und fing an zu begreifen, daß seine Tochter nicht so Unrecht hatte, wenn sie einen solchen Bewerber ausschlug, dessen wüthender Amtseifer so wenig zu mäßigen war, wie man ihn von seiner fixen Idee hinsichtlich der überall bestehenden Verschwörungen abbringen konnte.

In diesem Augenblicke jedoch folgte Gretchen nur dem Beispiele des Assessors; sie inquirirte gleichfalls sehr scharf und eingehend, und zwar war es Doctor Fabian, der drüben im Wohnzimmer vor ihr saß und in aller Form vernommen wurde. Er hatte ausführlich berichten müssen, was er selber über den gestrigen Vorgang von Herrn Nordeck erfahren; das war aber leider nicht mehr, als man bereits im Hause des Administrators wußte. Waldemar hatte dem Doctor, wie allen Uebrigen, auch nur die Thatsachen mitgetheilt und über Manches, so zum Beispiel über die Betheiligung der Gräfin Morynska daran, ein vollständiges Schweigen beobachtet. Das war nun aber gerade der Punkt, über welchen Gretchen Frank in's Klare zu kommen wünschte. Die Behauptung des Assessors, daß die junge Gräfin ihren Vetter so glühend hasse, daß sie sogar den Ueberfall auf der Försterei geplant, wollte ihr nicht recht einleuchten; sie ahnte mit echt weiblichem Instinct eine ganz andere geheime Beziehung zwischen den Beiden und wurde sehr ungehalten, als sie so gar nichts Näheres darüber erfahren konnte.

„Sie verstehen Ihren Einfluß gar nicht zu benutzen, Herr Doctor," sagte sie vorwurfsvoll. „Wenn ich der Freund und Vertraute des Herrn Nordeck wäre, ich wüßte besser in seinen Angelegenheiten Bescheid. Jede Kleinigkeit müßte er mir beichten; ich hätte ihn gleich von Anfang an daran gewöhnt."

Der Doctor lächelte ein wenig. „Das würden Sie schwerlich zu Stande gebracht haben. Eine Natur wie die Waldemar's läßt sich überhaupt nicht gewöhnen, am wenigsten zur Mittheilung. Er kennt gar nicht das Bedürfniß, sich auszusprechen oder sein Inneres Jemandem aufzuschließen. Was auch in ihm vorgehen mag, er macht es mit sich allein aus; seine Umgebung erfährt nie etwas davon, und man muß ihn so lange und so genau kennen wie ich, um zu wissen, daß er überhaupt empfindet."

„Natürlich — er hat kein Herz," sagte Gretchen, die mit ihrem Urtheil immer sehr schnell fertig war. „Das sieht man ja auf den ersten Blick. Es weht einen förmlich kalt an, sobald er in's Zimmer tritt, und mich fröstelt jedesmal, wenn er mit mir spricht. Fürchten hat ihn jetzt ganz Wilicza gelernt, lieben auch nicht ein Einziger, und selbst meinem Vater steht er, trotz aller seiner Freundlichkeit und Rücksicht gegen uns, noch gerade so fremd gegenüber, wie am Tage seiner Ankunft. Ich bin überzeugt, er hat noch nie ein menschliches Wesen geliebt, am wenigsten eine Frau — er ist vollständig herzlos."

„Bitte, mein Fräulein —" Fabian gerieth förmlich in Hitze bei der Antwort. „Da thun Sie ihm großes Unrecht. Er hat Herz, mehr als Sie glauben, mehr vielleicht als der feurige, leidenschaftliche Fürst Baratowski. Waldemar versteht nur nicht das seinige zu zeigen, oder vielmehr er will es nicht. Schon bei dem Knaben habe ich diesen Zug starrer Zurückhaltung und Verschlossenheit beobachtet und jahrelang umsonst dagegen angekämpft, bis ein zufälliges Ereigniß, eine Gefahr, die mich bedrohte, das Eis brach. Erst seit jener Stunde kenne ich Waldemar, wie er wirklich ist."

„Nun, liebenswürdig ist er nicht, das bleibt ausgemacht," entschied Gretchen, „und ich begreife nicht, wie Sie mit einer solchen Zärtlichkeit an ihm hängen können. Sie waren ja gestern ganz außer sich wegen der überstandenen Gefahr, die er seinerseits sehr leicht nahm, und heute ist sicher wieder irgend etwas im Schlosse vorgegangen, denn Sie sind im höchsten Grade aufgeregt und verstimmt. Gestehen Sie es mir nur ein! Ich sah es schon, als Sie eintraten. Bedroht Herrn Nordeck denn noch irgend etwas?"

„Nein, nein," sagte der Doctor hastig. „Es handelt sich gar nicht um Waldemar; die Sache geht mich allein an. Sie hat mich allerdings sehr aufgeregt, aber verstimmt — nein, mein Fräulein, durchaus nicht. Ich habe heute Morgen Nachrichten aus J. erhalten."

„Hat dieses wissenschaftliche und historische Ungethüm, dieser Professor Schwarz, Ihnen schon wieder Verdruß bereitet?" fragte die junge Dame mit so kampfeslustiger Miene, als sei sie auf der Stelle bereit, sich in eine erbitterte Fehde mit der genannten Autorität einzulassen.

Fabian schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, daß ich es diesmal bin, der ihm den ärgsten Verdruß bereitet, wenn auch wahrhaftig gegen meinen Willen. Sie wissen ja, daß es meine ‚Geschichte des Germanenthums' war, die den ersten Anlaß zu dem unglücklichen Streite zwischen ihm und dem Professor Weber gab, einem Streite, der immer größere Dimensionen annahm und zuletzt auf die Spitze getrieben wurde. Schwarz, heftig wie er von Natur ist, überdies gereizt und erbittert durch die Wichtigkeit, die man meinem Buche beilegte, ließ sich zu Persönlichkeiten, zu einem fast unverantwortlichen Benehmen gegen seinen Collegen hinreißen und drohte, als die ganze Universität auf dessen Seite trat, seine Entlassung zu nehmen. Es war wohl nur ein Versuch, seine Unentbehrlichkeit in das rechte Licht zu stellen — er hat nie ernstlich daran gedacht, J. zu verlassen, aber sein schroffes Wesen hat ihm auch unter den maßgebenden Persönlichkeiten viel Feinde geschaffen, genug, man machte keinen Versuch, ihn zu halten und nahm als Thatsache, was nur eine Drohung sein sollte. Da blieb ihm freilich nichts übrig, als auf dem schon öffentlich kund gegebenen Entschlusse zu beharren. Es ist jetzt entschieden, daß er die Universität verläßt."

„Das ist ein Glück für die Universität," bemerkte Gretchen trocken. „Aber ich glaube wahrhaftig, Sie sind im Stande, sich Gewissensbisse darüber zu machen. Das sieht Ihnen ähnlich."

„Es ist nicht das allein," sagte Fabian leise und mit stockender Stimme. „Es ist ja die Rede davon, daß — daß ich seine Stelle einnehmen soll. Professor Weber schreibt mir, man beabsichtige den auf diese Weise erledigten Lehrstuhl mir anzubieten — mir, dem einfachen Privatgelehrten, der noch gar keine akademische Thätigkeit aufzuweisen hat, dessen einziges Verdienst in seinem Buche besteht, dem ersten, das er veröffentlicht — es ist etwas so Ungewöhnliches, Unerhörtes, daß ich mich anfangs vor Ueberraschung und Bestürzung gar nicht zu fassen wußte."

Gretchen sah weder überrascht noch bestürzt aus, sie schien die Sache vielmehr ganz in der Ordnung zu finden. „Da handelt man sehr vernünftig," meinte sie. „Sie sind viel bedeutender als Professor Schwarz. Ihr Werk steht hoch über seinen Schriften, und wenn Sie erst auf seinem Lehrstuhle sitzen, werden Sie seine ganze Berühmtheit verdunkeln."

„Aber, mein Fräulein, Sie kennen ja weder den Professor noch seine Schriften," warf der Doctor schüchtern ein.

„Das ist gleichgültig — ich kenne Sie," erklärte das junge Mädchen mit einer Ueberlegenheit, gegen die sich schlechterdings nichts einwenden ließ. „Sie werden doch selbstverständlich die Berufung annehmen?"

Fabian sah vor sich nieder. Es vergingen einige Secunden, bevor er antwortete.

„Ich glaube kaum. So ehrenvoll die Auszeichnung auch ist, ich wage nicht, sie anzunehmen, denn ich fürchte, einer so bedeutenden und hervorragenden Stellung gar nicht gewachsen zu sein. Die jahrelange Zurückgezogenheit, das einsame Leben bei meinen Büchern haben mich für die Oeffentlichkeit fast untauglich gemacht und ganz unfähig, all den äußeren Anforderungen zu genügen, die sich an eine solche Stellung knüpfen. Endlich der Hauptgrund — ich kann Waldemar nicht verlassen, zumal jetzt nicht, wo so Manches auf ihn einstürmt. Ich bin der Einzige, der ihm nahe steht, dessen Umgang er vermissen würde; es wäre der Gipfel aller Undankbarkeit, wollte ich jetzt um äußerer Vortheile willen —"

„Und es wäre der Gipfel alles Egoismus, wenn Herr Nordeck dieses Opfer annehmen wollte," fiel Gretchen ein. „Zum Glück wird er das nicht thun und nie zugeben, daß Sie um seinetwillen eine Zukunft zurückweisen, die für Sie das ganze Lebensglück einschließt."

„Für mich?" wiederholte der Doctor in gedrücktem Tone; „da irren Sie doch. Ich habe von jeher meine ganze Befriedigung in dem Studium gesucht und gefunden und es schon als eine besondere Gunst des Schicksals angesehen, als mir in dem Zöglinge, der mir einst so vollständig fern stand, ein Freund erwuchs. Was man so Lebensglück nennt, eine Heimath, eine Familie, das habe ich nie gekannt und werde es wohl schwerlich kennen lernen. Jetzt, wo mir ein so ungeahnter Erfolg zu Theil geworden ist, wäre es vollends Vermessenheit, auch das noch zu begehren; ich bescheide mich gern mit dem, was mir geworden ist."

Die Worte klangen trotz aller Resignation doch recht schmerzlich, aber die junge Zuhörerin schien gar kein Mitleid dabei zu empfinden. Sie warf verächtlich die Lippen auf.

„Sie sind eine eigene Natur, Herr Doctor. Ich würde bei einer so entsagungsvollen Lebensansicht verzweifeln."

Der Doctor lächelte wehmüthig. „Bei Ihnen ist das auch etwas ganz Anderes. Wer wie Sie jung, anmuthig, in freien glücklichen Verhältnissen aufgewachsen ist, der hat das Recht, Glück vom Leben zu erwarten und zu verlangen. Möge es Ihnen im reichsten Maße zu Theil werden — das ist mein innigster Wunsch. Aber gewiß, Assessor Hubert liebt Sie und —"

„Was hat denn Assessor Hubert schon wieder mit meinem Glücke zu thun?!" fuhr Gretchen auf. „Sie machten schon einmal eine solche Andeutung. Was meinen Sie nur damit?"

Fabian gerieth in die äußerste Verlegenheit. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich indiscret war," stotterte er. „Es fuhr mir nur so heraus — ich weiß ja, daß das Verhältniß noch kein öffentlich erklärtes ist, aber meine innige Theilnahme mag es entschuldigen, wenn ich —"

„Wenn Sie was —?" rief das junge Mädchen mit vollster Heftigkeit. „Ich glaube, Sie halten mich im vollen Ernste für die Braut dieses albernen langweiligen Hubert, der mir den ganzen Tag lang von nichts weiter erzählt, als von Verschwörungen und von seinem künftigen Regierungsrathstitel."

„Aber mein Fräulein," sagte Fabian auf's Höchste betroffen, „der Assessor selbst theilte mir bereits im Herbste mit, daß er bestimmte Hoffnungen habe und mit vollster Sicherheit auf Ihr Jawort rechnen dürfe."

Gretchen sprang auf, so daß der Stuhl zurückflog. „Da haben wir es! Aber daran sind Sie schuld, Herr Doctor Fabian, Sie allein. Sehen Sie mich nicht so erstaunt und erschrocken an! Sie haben mich damals verleitet, den Assessor nach Janowo zu schicken, wo er sich den Schnupfen holte. Aus Furcht, er könne ernstlich krank werden, nahm ich den Patienten in Pflege. Seitdem ist es bei ihm zur fixen Idee geworden, ich liebe ihn, und von seinen fixen Ideen ist er nicht abzubringen — das sehen wir an den ewigen Verschwörungsgeschichten.“

Sie weinte fast vor Aerger, das Gesicht des Doctors aber verklärte sich förmlich bei dieser ungeheuchelten Entrüstung.

„Sie lieben den Assessor nicht?“ fragte er mit fliegendem Athem. „Sie beabsichtigen nicht, ihm Ihre Hand zu geben?“

„Einen Korb werde ich ihm geben, wie er noch nicht dagewesen ist,“ versetzte die junge Dame energisch, und war im Begriff, noch einige Injurien gegen den armen Hubert hinzuzufügen, als sie dem Blick des Doctors begegnete. Sie wurde auf einmal dunkelroth und verstummte völlig.

Die nun entstehende Pause dauerte ein wenig lange. Fabian rang offenbar mit einem Entschlusse, der ihm bei seiner Schüchternheit sehr schwer fiel; er setzte mehrere Male vergebens zum Sprechen an; vorläufig sprachen nur seine Augen, aber so deutlich, daß Gretchen nicht gut im Zweifel bleiben konnte über das, was ihr bevorstand. Diesmal jedoch fiel es ihr nicht ein, davonzulaufen oder ein paar Saiten auf dem Clavier entzweizuschlagen, wie sie es mit Vorliebe that, wenn die Gefühle des Assessors zum Ausbruch zu kommen drohten; sie hatte sich wieder hingesetzt und wartete der kommenden Dinge.

Nach einer Weile näherte sich denn auch der Doctor, freilich sehr scheu und ängstlich.

„Mein Fräulein,“ begann er. „Ich glaubte in der That — das heißt: ich setzte voraus — die innige Neigung des Assessors für Sie —“

Er hielt inne und besann sich, daß es doch sehr unpraktisch sei, von der innigen Neigung des Assessors zu reden, wo er von der seinigen sprechen wollte. Gretchen sah, daß er im Begriff stand, sich rettungslos zu verwickeln, und daß sie ihm zu Hülfe kommen müsse, was denn auch geschah. Es war freilich nur ein Blick, den sie ihrem zaghaften Freier zuwarf, aber er sprach ebenso deutlich, wie vorhin der seinige. Der Doctor faßte auf einmal Muth und ging mit unerhörter Kühnheit vorwärts.

„Der Irrthum hat mich sehr unglücklich gemacht,“ sagte er. „Noch gestern hätte ich nicht gewagt, Ihnen das zu gestehen, obgleich es mir fast das Herz abdrückte. Wie konnte ich, dessen ganze Existenz von der Großmuth Waldemar's abhängig war, Ihnen mit Wünschen nahen! Der heutige Morgen hat das Alles geändert. Die Zukunft, die man mir bietet, läßt es wenigstens nicht mehr als eine Vermessenheit erscheinen, wenn ich meinen Gefühlen Worte gebe. Fräulein Margarethe, Sie haben mir vorhin meine entsagungsvolle Natur zum Vorwurf gemacht; wenn Sie wüßten, wie sehr ich von jeher auf die Entsagung angewiesen war, Sie würden den Vorwurf zurücknehmen. Ich bin stets einsam und unbeachtet durch das Leben gegangen, mit einer trüben und freudenlosen Jugend, mit den härtesten Entbehrungen habe ich mir das Studium erkaufen müssen, und doch nichts damit gewonnen, als eine Abhängigkeit von fremden Launen oder fremder Güte. Glauben Sie mir, es ist schwer, mit einem ernsten hohen Streben, mit der glühenden Begeisterung für die Wissenschaft im Herzen, Tag für Tag zu der Fassungskraft von Knaben herabzusteigen, die man in den Anfangsgründen des Lernens unterrichten muß, und ich habe das lange thun müssen, sehr lange, bis Waldemar mir die Möglichkeit gab, meinen Studien zu leben, und mir die Laufbahn öffnete, die sich jetzt vor mir aufthut. Es ist wahr, ich wollte sie ihm opfern, wollte ihm die ganze Berufung verschweigen, aber damals hielt ich Sie noch für die Braut eines Anderen, jetzt dagegen —“ er hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen; fort waren Scheu und Verlegenheit; jetzt, wo er einmal in Fluß gekommen war, stürzten ihm die Worte nur so von den Lippen — „jene Zukunft verheißt mir so Vieles; ob sie mir auch Glück verheißen soll, das liegt einzig in Ihren Händen. Entscheiden Sie, ob ich sie annehmen oder zurückweisen soll, Margarethe —!“

Er war jetzt genau so weit gekommen, wie damals der Assessor, als er die große Kunstpause machte, die seinem beabsichtigten Kniefall voranging, und mit beiden stecken blieb, weil seine Angebetete gerade im entscheidenden Augenblicke davonlief. Der Doctor versuchte nun zwar keinen Kniefall, dafür vermied er aber auch glücklich die verhängnißvolle Pause; er sprach ohne Stocken und Zögern weiter, während Gretchen mit niedergeschlagenen Augen vor ihm saß und mit unendlicher Befriedigung zuhörte, und Liebeserklärung, Jawort und sogar die schließliche Umarmung gingen prompt und ohne Störung von Statten.

Herr Assessor Hubert kam die Treppe herunter; er hatte den Kutscher wieder einmal vernommen, und zwar so lange und so ausführlich, bis sie Beide müde und matt waren, und gedachte nun, sich von den anstrengenden Pflichten seines Amtes zu erholen, indem er den Gefühlen seines Herzens freien Lauf ließ. Der arme Hubert! Er hatte ja selbst gesagt, daß es sein Schicksal sei, überall zu spät zu kommen; wie sehr dies aber gerade heute der Fall war, ahnte er noch gar nicht. Seine Abreise war auf den Nachmittag festgesetzt, aber vorher wollte und mußte er noch mit seiner Bewerbung in's Klare kommen. Er war fest entschlossen, diesmal nicht ohne Jawort abzureisen, und in dem Eifer dieses Entschlusses öffnete er die Thür des Vorzimmers so energisch und geräuschvoll, daß das neue Brautpaar im anstoßenden Gemache Zeit hatte, eine ganz unverfängliche Haltung anzunehmen. Gretchen saß am Fenster und der Doctor stand bei ihr, dicht neben dem Clavier, das zur großen Erleichterung des eintretenden Assessors diesmal geschlossen war.

Hubert grüßte herablassend. Es lag stets etwas Gönnerhaftes in seinem Wesen, wenn er mit dem Doctor verkehrte, der in seinen Augen nichts weiter war, als ein pensionirter Hauslehrer, dessen ganze Wichtigkeit in seinen Beziehungen zu dem Herrn von Wiliczа bestand. Heute nun, bei der beabsichtigten Erklärung war ihm Fabian geradezu im Wege, und er gab sich durchaus keine Mühe, das zu verbergen.

„Ich bedaure zu stören. Sie halten wohl gerade französische Uebung mit dem Fräulein?“

Der Ton war so nachlässig, so ganz in der Art wie man zu einem bezahlten Lehrer spricht, daß selbst die Gutmüthigkeit des Doctors nicht davor Stand hielt. Er hatte es bisher noch nie über sich gewonnen, dieses Benehmen zu rügen, das sich Hubert oft genug gegen ihn erlaubte, heute aber verletzte es seine neue Bräutigamswürde doch gar zu empfindlich; er richtete sich empor und sagte mit einer Haltung, die Gretchens höchste Befriedigung erregte:

„Sie irren — wir übten uns in einer ganz anderen Wissenschaft.“

Der Assessor merkte durchaus nichts; er war ganz mit den Gedanken beschäftigt, wie er diesen unbequemen Menschen möglichst schnell beseitigen könne.

„In der historischen vielleicht?“ fragte er malitiös. „Das ist ja wohl Ihr Steckenpferd? Leider ist es wenig geeignet für junge Damen. Sie werden das Fräulein damit langweilen, Herr Doctor Fabian.“

Dieser wollte antworten, aber Gretchen kam ihm zuvor; sie fand, daß es jetzt die höchste Zeit war, dem Herrn Assessor einen Dämpfer aufzusetzen, und unterzog sich dieser Mühe mit außerordentlichem Wohlgefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Rostocker Pfingstmarkt.

„Nu kiek eus den spaßigen Kierl mit de rohre Apenjack', mit Goldsnur beset't, wo de sick upspält — as en kalkut'schen Hahn!“

Damit zog ider alte Herr in langem, blankbeknopftem Gehrock und Wasserstiefeln den Kopf aus der Lücke im Leinwandgezelt. Ich hatte seine der Straße zugekehrte nördliche Körperhälfte ob ihrer kolossalen Dimensionen soeben mit stillem Staunen betrachtet; nun blickte ich in das frischrothe, immer heitere Gesicht



Hinter dem Circus.

Originalzeichnung von Franz Quaglio.

Johann Christoph P...'s, Gutsbesitzers auf Boxfelde bei der altehrwürdigen Universitäts- und Handelsstadt Rostock im Mecklenburg-Schwerinschen Lande, oder richtiger: in die fidele Physiognomie „Onkel Krischoff's“, denn der Zuname des alten Herrn war ihm im Lauf der Jahre vollständig abhanden gekommen, und Alt und Jung belegte ihn nur mit jenem verwandtschaftlichen Titel. Es gab freilich auch Leute, die ihn mit „Herr Amtsrath“ anredeten, die aber hielt sich Onkel Krischoff mit außerordentlicher Consequenz nachdrücklichst vom Leibe, denn es bestanden, wie der alte Schlaufuchs behauptete, „düsse schmeichelbaren Kre'turen“ zu neun Zehntheilen aus „Paradiesiten, die sich mit ihre Pumpventile an meinen Geldbüdel festsetten wollen.“

„Also auch zum Pfingstmarkt herüber gekommen, Onkel Krischoff?“ fragte ich den jovialen, lebenslustigen Herrn, was eigentlich eine durchaus überflüssige und thörichte Frage war. Denn wie wäre der Rostocker Pfingstmarkt, dieses heitere, buntbewegte Volksfest, denkbar gewesen ohne den Onkel Krischoff, den hier jedes Kind kannte, weil er jedem Kinde die Patschen voll Zuckernüsse und Honigkuchen stopfte, und nicht minder jeder Erwachsene, weil eben jeder Erwachsene einmal Kind gewesen und der Onkel Krischoff schon seit einer recht geraumen Reihe von Jahren das Geschäft als Naschkätzchen-Fütterer betrieb.

Es war „Am Strande“ — bei der Einmündung der Grubenstraße oder doch ganz in der Nähe — wo ich den lustigen Kauz traf. Hinter dem „Großen Olimbyschen Cirgus“, in welchem heute Abend die Vorstellungen beginnen sollten, hatte er eine defecte Stelle in der Leinwand-Umzäunung ausgewittert, und durch diese — wie Pyramus „durch's Loch von solcher garst'gen Wand“ — seine Visage geschoben, um doch auch einmal „hinter die Coulissen“ einer Reiterbude einen Blick zu werfen. Vor diesen „Coulissen“ fehlte Onkel Krischoff natürlich nie, so lange der rothe Wimpel auf der Zeltspitze flatterte und — nota bene — so oft Frau Kaatschen, die Wirthschafterin, dem alten Herrn Urlaub ertheilte. Der Gutsherr von Boxfelde hat nämlich einen bedeutenden „Pferde-Verstand“, und es kann auf Gottes weiter Welt keinen Menschen geben, der über die Späße der Clowns „lundhals'ger“ zu lachen vermag, als Onkel Krischoff.

„Nu seh'n Sie blos diesen spaßigen Kerl mit die Apen — mit die Affenjacke!“ wiederholte der alte Herr, und zwar diesmal in einem wunderschönen selbstgemachten Hochdeutsch. Onkel Krischoff hielt nämlich, gleich Fritz Reuter's unsterblichem „Entspector Bräsig“, sehr auf Sprachreinlichkeit, wenn er sich „ün der guten Gesellschaft“ befand, und nur unter zwei Augen, „mang die Tüstenbuddlers to Huus“ oder wenn er „bi Mau oder Theophil Zorawsky“ dem Rothspohn zu stark gehuldigt, zog er die Schleuße für's Platt, das ihm übrigens bei weitem kleidsamer zu Munde stand als das elegante „Messingsch“.

Onkel Krischoff brauchte mir seinen Lugaus gar nicht einzuräumen, wie er es in einem Anfall von Galanterie eben zu thun im Begriffe stand; ich fand unschwer dicht daneben noch einen zweiten Durchbruch in dem Umfriedigungs-Gespinnst, und nun guckten wir Beide um die Wette recht seelenvergnügt in diese lustige kleine Vagabondenwelt hinein. ...

Ich habe von meiner frühesten Jugend an eine unwiderstehliche Neigung für jegliche Gattung Kunst-Zigeuner gehabt, ob sie sich nun Akrobaten, Seiltänzer, „wilde Männer“, Feuerfresser, Affentheaterdirectoren, Herculesse, Somnambulen, Thierbändiger, Puppenspieler oder Riesendamen betiteln. Und mein Interesse war keineswegs immer nur ein passives; ich entsinne mich aus meiner frühesten Kindheit noch genau genug eines directen Eingreifens meines Persönchens in die scenischen Vorgänge einer affentheatralischen Tragödie. Man gab die Erstürmung von Kakomirum, und während im Hintergrunde die auf einem uneinnehmbar scheinenden Pappkegel belegene Veste in die Pfoten der tapfer anstürmenden Hunde-Armee fiel, wurde vorn, dicht an der Rampe, gegen einen schönen weißen Pudel — vermuthlich wegen irgend eines unbedeutenden Insubordinationsfehlers — kriegsgerichtlich verfahren und der Inculpat frischweg zu Pulver und Blei verurtheilt. Indessen man hatte sich Seitens des äffisch-pudelnärrischen Militär-Commandos die Execution leichter vorgestellt, als sie in der That werden sollte. Kaum hatte sich der arme Sünder mit verbundener Schnauze (die Augenbinde pflegt bei vierfüßigen Verurtheilten sehr bald durch Abrutschungen ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen zu werden) resignirt auf die Hinterfüße gesetzt, die tödliche Kugel erwartend, kaum legte ein etwas krummbeiniger Pavian, ergriffen von männlicher Rührung um den Verlust eines so braven Officiers, die Feuerwaffe an, als vom Auditorium her eine kräftige, wenn auch ziemlich hoch veranlagte Knabenstimme mit höchster Energie Einspruch gegen die Vollstreckung des Blutbefehls erhob, und diese Stimme war die meinige. Vergebens suchten mich meine Angehörigen durch Wort und That zu beruhigen; vergebens wurde mir von verschiedenen Seiten die Gefahrlosigkeit besagter Execution auseinandergesetzt; ich blieb bei meinem Protest, und als dessen ungeachtet der kleine zitternde Henker losdrückte und der Delinquent hintenüber direct in einen schwarzen zweirädrigen Todtenkarren hineinpurzelte, nahm dieser Protest, namentlich durch die Einstreuung unzweifelhaftester Verbal-Injurien, so bedeutende Dimensionen an, daß man mich im Interesse der allgemeinen Ordnung und Sicherheit auf den Flur beförderte, von wo aus meine helllauten Expectorationen für Abschaffung der Todesstrafe noch lange die Trommel- und Zwerchfelle der übrigen Zuschauerschaft nachvibriren ließen.

Lange, lange Jahre sind seitdem vergangen, und noch immer ist jene stolze Felsenburg das Ziel stürmender Pudel-Heere, noch immer muthen hartherzige Regiments-Commandeure aus dem Geschlecht Canis zartbesaiteten Mandrill-Gemüthern zu, auf das Herz eines Kriegscameraden zu zielen — nichts Wesentliches hat sich in dem Repertoire der Affenkomödie geändert in dieser weiten Spanne Zeit, in der doch auf anderen Gebieten so gar unendlich viel Neues und Erstaunliches zu Tage gefördert worden zum Wohle der leidenden Menschheit: der Hinterlader, das Rieselfeld, die Unfehlbarkeit, das Cri-Cri, das vertiefte Nibelungen-Orchester und das Königreich Serbien.

Und ein gleicher Conservatismus herrscht auch im Programm aller jener anderen Kunstwanderer und wird herrschen, meine ich, so lange die Welt steht, was allerdings — den Prophezeiungen des hochwürdigen und hochweisen Herrn von Charbonnal zufolge - keine allzu bedeutende Frist mehr bedeuten dürfte.

Freilich, die Großmächte unter diesen Kunst-Nomadenstämmen, die Circusse (oder auch Circen) von Renz, Ciniselli, Salamonsky und andere, haben ja einzelnen Zweigen ihrer equestrisch-akrobatischen Schaustellungen Blüthen von niegeahntem Dufte und blendender Farbenpracht abgewonnen; sie haben die Pferde-Pantomime erfunden und seit Kurzem sogar eine vierfüßige Feerie.

Aber die drei Hauptstützen ihrer lustigen und lustigen Kunsttempel sind doch immer noch dieselben wie zu Noah's Zeiten — bekanntlich der erste reisende Menageriebesitzer — sind noch immer: die kühne Reifenspringerin Signora Camilla Nudelmeierini; der arabische Schimmelhengst Al Mansor, welcher „die Schule des Directors“ genossen und demzufolge das feinste Battisttaschentuch einer Dame der ersten Rangloge mühelos apportirt und das kleinste Silberstück aus dem großen Haufen ... Erde in seinen Besitz zu bringen weiß; endlich — das Beste zuletzt! — der „Komiker“, der sich auch unter der glänzenden „Clown“-Hülle und trotz des klangvoll modernen „August“-Titels seinen alten biedern Hanswurstcharakter rein und fleckenlos bewahrte.

„Süh so, süh so! Das ist ja die vorjährige Miß Eveline von das Swungseil, die Kleine, Nette, wo sich da mit den brünetten Menschenbruder um die Ecke aus Muffrika so üntim macht. Das ist ein staatsches Frugenzimmer — eine dralle Dame, wollte üch sagen, un dabei qualmt sie wü ein Schornstein Cügaretten — üch glaube, dü wird das arme Negerwurm den Kopp von inwendig noch mit eine vül swärzere Calür anräuchern, als wü er ihr schon von die äußere Natürlichkeit besitzt.“ — Onkel Krischoff zwinkerte dabei seelenvergnügt mit den grellen gräuen Aeuglein und bohrte mit seinem linken Ellenbogen unwiderstehlich auf meine rechte Seite los.

Trotz der frühen Tagesstunde ging's schon äußerst lebhaft zu „hinter den Coulissen“; Außerordentliches — und Circus-Vorstellungen sind gewöhnlich „außerordentlich“ — verlangt auch eine außerordentliche Folie: die dem Unternehmen neugewonnenen Kräfte sollten während des Vormittags noch eine Probe im Costüm haben. Aus dem kräftigen Schalle der equestrischen Regieklingel, der Peitsche, nahmen wir ab, daß die Exercitien in der großen Leinwandrotunde bereits begonnen hatten; nur eine säumige Sylphide beendete noch im Freien ihre Toilette unter Mithülfe

des Garderobeschneiders, der zugleich Billeteur, Lampenanzünder und Zettelträger war und in seinen wenigen Mußestunden Pferde in die Schwemme ritt. Sättel und Zaumzeug, beflitterte Decken, Tambourins, bunte Reifen und tausenderlei Gegenstände, für deren Bezeichnung dem Laien der technische Ausdruck entschieden mangelte, lagen im friedlichen Chaos durcheinander. Ein paar vierfüßige Eleven empfingen von einem etwa achtjährigen weiblichen Lehrmeister den ersten Unterricht in der Kunst des Marschirens auf den Hinterbeinen; Caro „machte sich“ bereits, wohingegen Bello den rechten Ernst für die Sache nicht mitgebracht zu haben schien und sich mehrfachen Verbal- und Real-Ermahnungen aussetzte. Lieber Gott! er ist noch jung, der Bello; er hat noch so wenig vom Hundeleben genossen, und außerdem, wie ich erst nachträglich bemerkte, erlaubt sich ein etwas lebhafter Mandrill heimlich die unziemlichsten Allotria mit seinem, des Bello, Wedel; wer soll unter solchen Umständen Sinn für die Wissenschaft haben?!

„Ist das nicht,“ fragte ich, zu dem alten Oekonomen gewendet, welcher die an Pflöcken angebundenen Rosse mit Kennermiene gemustert und von einzelnen „echt englischen Vollbluthengsten“ den mecklenburgischen Geburtsort mit apodiktischer Sicherheit angegeben hatte, „ist das nicht unser alter Freund Maulesel, der Weise, der im vorigen Pfingstmarkt sich den ungetheilten Beifall der Menge, aber die Todfeindschaft der dicken Köchin aus der ‚Sonne‘ zuzog, weil er ihr Alter (das der Köchin, nicht der ‚Sonne‘) mittelst seiner untrüglichen Hufscharr-Rechenmaschine öffentlich auf Neununddreißig angab, während ‚Ricke‘ — als er nach der Ziffer Achtzehn vor dem Weiterzählen eine kleine Pause machte — bereits, verschämt erröthend, genickt und ‚Dat is richtig‘ gesagt hatte?!“

„Weiß ich nicht,“ sagte Onkel Krischoff, „aber düses daneben, der Kleinere, das ist der verdammtige Karnucken, wo mich meinen ‚Jehann‘, meinen Großknecht, in den Dreck smeten — üch wollte sagen, in dem Schmutze geworfen hat — bei das allgemeune Prämienreiten for ungesattelte Esel, mit den Fufzig-Thalerpreis, un wo mür nachher halb Rostock in alle Kneipen gefragt hat, ob mein Jehann seine öquolübrüstüschen Studüen unter meine perschönliche Leitung gemacht hätte? — So'n Vieh! — und jetzt sieht sü so unschüllig ut, die Berstje!“

Inzwischen schien es auch in der Räder-Villa des Directors vollends Tag geworden zu sein; Madame Aurora Schnuderich, geborne Piefke, der Morgenstern der Gesellschaft, war — gleichzeitig mit der Thür zu dem Boudoir — „aufgegangen“ und hatte sich, einen Bunzlauer Moccatopf von durchaus zweitrinkigen Dimensionen in der Rechten, einen geschmierten Schiffszwieback in der Linken, auf der obersten Treppenstufe ihres fahrenden Grundeigenthums niedergelassen; ihr nach drängte sich ein stämmiger Junge von etwa fünf Jahren, pumphosig und pausbackig, der Stammhalter der Direction; er hatte, wahrscheinlich in Folge mit ihm angestellter und seinem Naturell entschieden unsympathischer Reinigungs-Versuche, unbändig gegreint, und die tropfbaren Producte seines Schmerzes überströmten ihm in glimmerndem Gemische gleithaft-gleißend die „glibbrigen“ Wangen.

„Madame“ ist eine noch ziemlich jugendfrische Erscheinung und natürlicher Weise die zweite Frau des Maestro; die ersten Gattinnen reisender Kunstreiterdirectoren gehören überhaupt zu den größten Seltenheiten unseres Planeten; ich habe eine solche nur ein einziges Mal ganz flüchtig in der Gesellschaft eines Dragonerofficiers auf dem Nordbahnhofe in Wien gesehen. „Madame“ trägt einen scharlachrothen Friesrock und eine mit blindgewordenen Goldlitzen besetzte Sammtjacke von schwarzer Farbe; sie ist eine resolute Frau, die ihrem ziemlich hartnäckigen Gespons bereits während der ersten sechs Monate ihrer Ehe seine etwas stark ausgebildete Vorliebe für geistige Getränke abgewöhnt hat, für die unverheiratheten Damen der Truppe kocht, ihren Sprößling durch Liebe und Prügel zu einem nützlichen kopfstehenden und purzelbaumschießenden Mitgliede ihrer und der menschlichen Gesellschaft heranzuziehen sucht und des Abends hin und wieder, wenn unvorhergesehener Hindernisse halber eine andere Pièce ausfallen mußte, Schule reitet oder mit Centnergewichten Fangeball spielt.

„Madame“ scheint ganz besonders guter Laune zu sein; sie winkt dem Clown Señor Juan Pampas, alias Hans Pampel, dem „Kierl in de Apenjack'“, welcher sich eben im Sattel zurechtrückt, um als lebendes Aushängeschild und berittene Anschlagsäule die Straßen der Stadt zu durchtraben und einem hohen Adel und verehrten Publico (— Kinder und Militärs die Hälfte! —) Nachricht von dem großen Ereignisse der Circus-Eröffnung, dem Beginne der „Olimbischen Schpüle“, zu geben.

„Storch!“ (Señor Pampas hat diesen von der ganzen Collegenschaft allgemein acceptirten Beinamen seinen unverhältnißmäßig langen und während eines nicht unbedeutenden Theils seiner Lebenszeit permanent in hochrothen Tricots steckenden Beinen zu verdanken) — „Storch, nimm den Jungen mit! Hier ist den Teixel nichts damit anzufangen. Keine Haltung bei's Balanciren, kein Avec auf die Stuhlpyramide; der muß bei Zeiten auf's Pferd, sonst kann er sein Lebtag Hüte drehn oder auf's Sprungbrett arbeiten. Also paschollѕ, auf dem Gaulez!“

„Si Señora!“ trompetet Storch in einem zwischen Alt-Castilisch und Anhalt-Dessauisch etwa die Mitte haltenden Jargon. „Willst Du mit, Knirps?“

Und „Knirps“ hält noch einen Augenblick schmollend den Ueberlegungsfinger im Munde, nickt dann sein Ja und sitzt kaum zehn Minuten später in einem wahrhaft blendenden Flittercostüme vor Juan Pampas auf dem Hochtraber, den Neid der gesammten Rostocker Jugend männlicher Linie erregend.

„Sützt as angeleimt, der Racker!“ platzt Onkel Krischoff heraus und reibt die Hände vor Vergnügen; „hält sich nich 'mal an die Mähne un läßt sich den Hanswurscht gar nicht ankommen! Is 'n prächt'ger Bengel; der reit't die ganze Marnöhsche hier noch 'mal in Grund und Bodden.“

Und wahrhaftig, das Kerlchen hielt sich so stramm und stolz da oben auf den Talmi-Andalusier, daß es eine Freude war, und ebenso wahrhaftig tönte da vom Marienthurme her — oder war's vom stolzen Petrithurme? — die neunte Stunde, die mich hinter andere „Coulissen“ rief und zu einer anderen Probe, bei der ich nicht als Zuschauer, sondern als Mitspieler zu wirken hatte; denn ich war derzeit selbst so ein Stück Kunstvagabonde und spielte Komödie in dem Musentempel zu Rostock am Warnowstrand.

„Gehen Sie mit, Onkel Krischoff?“

Ja, wer den alten Herrn von seinem Lugaus weggebracht hätte, jetzt gerade, „wo's am pläsirlichsten wurde“, denn „die Kre'tur von Maulesel“ sollte eben auf „neue Mucken eininstruwirt“ werden.

Wir schüttelten uns die Hände, und ich ging. Guter, biederer Onkel Krischoff, wärst Du doch mitgegangen, aber das war Dir zu despectirlich: Du mußtest reiten — wider Willen freilich und zwar reiten auf demselben „Racker“, der Deinen armen „Jehann“ beim verflossenen Pfingstmarkte so rücksichtslos abgeworfen.

'S muß ein Anblick zum Thränenlachen gewesen sein, wie er da, krampfhaft angeklammert, auf dem Grauthiere saß, mit seinem Embonpoint, den blauen Regenschirm unter den Arm geklemmt und auf die „Carnalje“, die ihn so heimtückisch entführt, einen Strom von Injurien ergießend. Sonntag, ein prächtiges Wetter, halb Rostock und Umgegend auf den Beinen; plötzlich Geschrei, Gelächter, Gejohle!

„Unkel Krischoff rid't sin'n Jehann dat Langohr tau.“ „Unkel Krischoff, worüm so fix? Sei kamen jo noch tau recht.“ „Unkel Krischoff is stolz worr'n; hei dankt nich 'mal, wenn man em grüßt.“ So ging's bunt durcheinander, und eine tobende, jauchzende Menschenwoge wälzte sich der heiteren Cavalcade nach — die Strand- und dann die Große Mönchenstraße entlang.

Wie Onkel Krischoff auf das Grauthier hinaufgekommen? Lieber Gott, sehr einfach! Er glaubte, nachdem er dem Maulthier bändigenden Clown noch ein Weilchen zugeschaut, des Kunstgriffes, sich auf dem störrigen Esel zu erhalten, sicher zu sein, wie des Amen in der Kirche. Eine Wette war bald gemacht; Onkel Krischoff blieb leider wirklich sitzen — nur zu fest, denn als das „Teufelsviech“ mit ihm durchging, konnte er nicht wieder herunter.

Der Clown hatte seine Wette verloren — und der Circus war an jenem und manchem folgenden Abende gefüllt „bet to de bäbelste Spitz' baben rup“.

Ob Onkel Krischoff der Eröffnungsvorstellung beigewohnt, weiß ich nicht mehr; kaum acht Tage später aber traf ich ihn kreuzfidel in „dü verdammtige Reiterbude“ wieder. Seinen „Jehann“ hatte er bei sich, um ihm — von Weitem natürlich nur — „an das Object vorzudemonschtriren“, wie man's anzufangen habe, um „auf so 'ne Carnalje festtausitten“.

Richard Schmidt-Cabanis.

Ohne Inschrift.

Eine Skizze aus dem podolischen Ghetto.

Von Karl Emil Franzos.*

Es war ein schöner, stiller Herbsttag, da ich zuletzt hinaus ging. Der Weg läuft eigensinnig genug über Gärten und Felder, und mit mir war Niemand, als der Sonnenschein und ein leises Wehen im welkenden Gesträuche, aber ich brauchte auch Niemand zu fragen. Ich kenne den Weg. Ich gehe ihn jedesmal, so oft ich die Heimath grüße, und von Jahr zu Jahr gehe ich ihn lieber. Denn die Zahl der Bekannten, zu denen er mich führt, wächst von Jahr zu Jahr, und es kommt wohl der Tag, da ich schließlich nichts mehr zu suchen habe drinnen im Städtchen.

Der „gute Ort“ war es, wohin ich ging. Und da dies das einzige Plätzchen ist, wohin weder die Peitsche des Polen reicht, noch die gierige Hand des Wunderrabbi, so mag der Name immerhin gelten. Hier ist die arme Seele erlöst von dem doppelten Banne, der sie drückt und — wer zählt die Opfer? — erstickt, von der äußeren Schmach und der inneren Nacht. Diese armen Menschen werden eigentlich erst glücklich, wenn sie gestorben sind. Dann wissen sie leider freilich nichts mehr davon, aber sie ahnen es doch schon im Leben. Darum haben sie ihren Friedhöfen den schönen Namen gegeben, und sie schmücken dieselben, so gut sie können. Es fällt sonst den Juden des Ostens niemals ein, einen Baum zu pflanzen oder eine Blume zu säen, nur zwischen den Grabsteinen keimt frisches Grün, nur über die Todten weht Blumenduft. Ach! ist es doch auch der einzige Grundbesitz, den ihr diesen Leuten bis vor sechszehn Jahren gegönnt habt.

Auch der „gute Ort“ zu Barnow ist eine freundliche liebe Stätte. Und wie es da im Frühlinge aussieht, habe ich schon einmal erzählt: Hollunderblüthen allüberall, dicht an des Wandelnden Fuß und ihm hoch zu Häupten, roth und blau — und in den Lüften ein Duft, daß er schier die Brust beengt. Das ist im Herbste freilich verweht und verwelkt, aber andere stillere Schönheit schmückt den Raum. Der September bringt der sonst so armen Landschaft unsägliche Klarheit des Lichtes und der Lüfte; still, voll und unendlich ergießt sich über Himmel und Haide der goldene Strom, ein gütiger Königssohn, der sich liebend einer Hirtin neigt und ihr den Purpurmantel um den braunen Leib legt. Sie jubelt nicht auf; demüthig, tief erglühend beugt sie sich dem erdrückend großen Glück. Die Haide ist niemals heiter, und sehr ernst ist sie im Herbste, aber es ist ein lichter Ernst. Tiefroth und prächtig schimmert das Haidekraut und mitten darin in milderen Tinten das sterbende Laub der Linden. Dazwischen glänzt hier und da ein Weiher, wie ein stilles, sinnendes Auge. Wer so allmählich zum Friedhofe emporsteigt und um sich blickt, muß, glaub' ich, empfinden, daß auch hier herzbewegende Schönheit ist. Uebrigens, ich weiß nicht — vielleicht muß man im Haidelande geboren sein.

Der „gute Ort“ liegt auf einem Hügel, und man kann da weite Umschau halten. Wohl an die zehn Weiher glänzen dem Blicke entgegen, einige Dorfschaften, welche mit ihren braunen Strohdächern dem Auge wie ein wirrer Haufe von Bienenkörben erscheinen, endlich zu Füßen die Stadt, die hier grau, stattlich und ehrwürdig scheint und in Wahrheit ein so erbärmlich schmutziges Nest ist. Es ist herzbefreiend, wenn man den Blick so frei spielen lassen kann — weit, weit, bis er in den blauen Wellen der Luft ertrinkt. Denn gegen Ost, Nord und Süd ist keine andere Grenze, als die Glocke des Himmels. An minder hellen Tagen auch gegen West. Aber wenn die Luft durchsichtig klar ist, sieht man dort eine graublaue, seltsam geformte Wolkenbank. Wer sie zum ersten Male sieht, kann glauben, daß sich dort ein Wetter balle und sachte aufziehe. Aber die Wolke wächst nicht und zerrinnt nicht; wohl zittern leise ihre Umrisse, aber sie steht ewig fest; es sind die Karpathen.

Doch auch in der Nähe ist es schön. Wohl starren die sonderbaren, knorrigen Arme des Hollunders ohne Blatt und Blüthe, aber nackt sind sie nicht. Tausend und aber tausend Fäden hat der Herbst daran gewoben, und die zittern und glänzen verklärend um das graue Geäst. Auf den Gräbern liegt das tiefrothe Laub, dazwischen blühen die Astern. Die Gräber sind wohlgepflegt; es ist in diesem Volke eine unendliche Ehrfurcht vor der Majestät des Todes.

Ein überaus gewaltiger, überaus strenger Herrscher, der es aber doch im Grunde gut mit den armen Menschen meint und sich erbarmend zu ihnen neigt — das ist den Juden der Tod. Auch sie sterben nicht gern, aber sie sterben leichter, getrösteter; nirgendwo wurzelt der Glaube an das Jenseits so tief und ehern. Nicht blos aus Eigenliebe, sondern auch aus Liebe gegen Gott. Denn er ist ja ein Allgerechter, und wo wäre seine Gerechtigkeit, wollte er ihnen nicht im Jenseits vergelten, was das Erdenleben auf ihr armes Haupt häufte?! Und dennoch hängen sie sehr an der Erde, und alle Seligkeit des Himmels ist nur ein Uebergang, eine Zwischenstation zur vollen Seligkeit auf Erden, nachdem einmal der Messias gekommen. Darum ist es Gottesdienst, die Todten zu begraben. Darum ist es Gottesdienst, die Gräber zu pflegen. Selbst der verwitterte Grabstein wird gestützt und erhalten, vielleicht vom Urenkel, vielleicht von Leuten, die nichts von dem Schläfer wissen oder doch nur so viel, daß er eben ein Mensch gewesen, dem gleiche Freuden und Schmerzen durch die Seele gegangen, wie ihnen. Er war ein Jude; er soll seine Stätte in Ordnung finden, wenn die Posaune klingt. Dieser felsenfeste Glaube mag vielleicht komisch sein, aber es ist mir nie gelungen, ihn so zu finden.

Es geht einem Mancherlei durch Herz und Hirn, wenn man so die Höhe emporwandelt, die Gräberreihen entlang. Ich meine da nicht jene ewigen Fragen, welche ein Geschlecht dem anderen als qualvolles Erbe vermacht und auf die nur Narren eine Antwort erwarten. Freilich erwarten wir sie Alle, denn wir sind eben Alle Narren, arme Narren, die ewige Binde um die Augen, das ewige Dürsten im Gemüth. Aber wozu nutzlos an das Tiefste rühren?! Ich meine andere Fragen. Wer also zum Beispiel den Friedhof da durchschreitet, wo sich der Hügel sacht zu Thale senkt, dem Flusse zu, der muß darüber nachgrübeln, welche Folgen es oft hat, wenn zwei polnische Große zu gleicher Zeit human sein wollen. Auf vierhundert Grabsteinen steht dasselbe Todesjahr eingemeißelt, dasselbe Jahr, derselbe Tag, dieselbe Stunde — es ist eine unsägliche Geschichte benetzt, nein! überströmt von Blut und Thränen. Und doch Alles nur wegen gleichzeitiger Humanität! So lange nämlich die polnische Königsmacht aufrecht stand, da schützte der Jagellone den Juden und erhielt den Tribut dafür. Aber als diese Macht dahinsiechte und zum armseligen Gespenst ward, das nicht leben noch sterben konnte, da rissen die Wojewoden und auf dem flachen Lande die Starosten den Judenschutz an sich, denn es war eine große Menschenliebe in diesen Leuten. Und in Barnow lebte eine große, reiche Gemeinde, also war das ein großes Verdienst vor Gott, so viele zahlungsfähige Menschen zu beschützen. Darum zogen zwei Starosten zugleich vor die Stadt, der von Tluste und der von Alt-Barnow, und Beide ließen gleichzeitig dem Haupte der Judenschaft sagen: „Entweder beschütze ich Euch oder ich schlage Euch todt.“ Die armen Juden waren in einer Lage, welche kein langes Nachdenken ermöglicht: sie griffen rasch sehr tief in den Sack und sicherten sich Beider Schutz. Aber just dies war ihnen zum Verderben, denn die beiden Starosten waren in der That Menschenfreunde; jeder nahm es ernst mit der übernommenen Pflicht, aber keiner traute es dem Anderen zu, und jeder wollte den Anderen auf die Probe stellen. Darum begann der von Alt-Barnow an dem einen Ende der Stadt zu morden und zu plündern und wartete ab, ob sein Rival seine Pflicht thun und die Juden schützen werde. Aber leider machte dieser am anderen Ende just dieselbe Probe, und durch dieses bedauerliche Zusammentreffen der Umstände ward Beiden ihr Zweck vereitelt. Gute Menschen erreichen selten, was sie wollen. Und drei Tage und drei Nächte dauerten die furchtbaren Gräuel.

* Der Verfasser des trefflichen Buches „Halb-Asien“ wird in einigen Monaten in Stuttgart ein neues Buch „Die Juden von Barnow“ erscheinen lassen. Es ist uns eine große Freude, aus dem Manuscripte des talentvollen Schilderers die obige stimmungsvolle Skizze jetzt schon veröffentlichen zu können.

Die Redaction.

Auch über diese dicht gereihten Gräber glänzt die milde Herbstsonne; auch hier blühen die Astern, hier voller und reicher, weil der Boden besser gedüngt ist; die Grillen zirpen friedlich im Moose, und die Herbstfäden schiffen langsam durch die leise bewegte Luft. Auch hier ist Frieden und Stille, friedlichste Stille. Und dennoch war es mir, als müßte plötzlich ein Schrei wach werden, ein greller, furchtbarer Schrei und diese Stille zerreißen und diese mildlächelnde Himmelsglocke. Ein Schrei nicht der Klage, sondern der Anklage, und nicht blos gegen den von Tluste und den von Alt-Barnow.

Auch sonst finden sich viele Gräber, welche das gleiche Todesjahr tragen. So aus jenen Tagen, da ein Potocki Juden jagte, weil für anderes Wild Schonzeit war. Oder aus diesem Jahrhundert: aus jenen drei gräßlichen Sommern, da der Zorn Gottes, die Cholera, in der großen Ebene wüthete. Das Gras setzt der Sense mehr Widerstand entgegen, als damals diese Menschen in ihren engen verpesteten Städten der grauenvollen Seuche. Die Gräber sind zahllos, und es ist ein überaus großes Leichenfeld, obwohl die Gemeinde just nicht übergroß ist. Aber wer hier Schlafstätte und Grabstein erhält, der behält auch beide — sogar der Aermste — für immer, wie gesagt, bis die Posaune klingt.

Und Jeder hat den gleichen Grabstein, mindestens was die Form betrifft. Nirgendwo ein eigen geformtes Denkmal, nirgendwo ein kunstvolles Gebild — das verbietet der Glaube. Nur daß der Stein des Armen klein ist, der des Reichen groß, daß der Arme der Inschrift zufolge ein braver Mann war, der Reiche der edelste Mensch, der je gelebt. Das ist aber auch Alles. Denn selbst die Anordnung der Inschrift ist streng durch das Gesetz der Talmudim geregelt: Zu oberst das Merkzeichen des Stammes, dann der Name des Todten und seiner Eltern und darauf der Stand. Manchmal fehlt auch der letztere, denn „Wucherer“ oder „Bestechungsagent“ würde nicht gut klingen, von Schlimmerem zu schweigen. In solchen Fällen heißt es blos: „Er forschte in der Lehre und liebte seine Kinder.“ Und Beides ist auch in der Regel wahr.

Wer diese Inschriften liest, wird nicht länger nach der Tafel der Seligen suchen und nach dem Eden, wo Engel in Menschengestalt wandeln, das heißt, wenn er den Inschriften glaubt. Der semitische Stamm geht in der Pietät gegen die Todten weiter, als jeder andere. Der Römer begnügte sich mit dem „De mortuis nil nisi bene.“ Er verlangte, daß man von dem Todten nur gut, nur würdig rede, wie dies eben der Majestät des Todes und der Hülflosigkeit des Todten gebührt. Der Semite geht weiter: man soll von dem Todten nur das Gute reden. Und wer ein solcher Sünder war, daß an ihm nichts Gutes zu entdecken, von dem schweigt man.

Man schweigt von ihm. Die finsterste Verwünschung dieses Volkes lautet: „Sein Name soll nicht gedacht werden.“ Darum setzt man seinen Namen auch nicht auf den Grabstein. Es steht mancher blanke, unbeschriebene Stein auf den Friedhöfen Podoliens, zur Strafe, zur Vergeltung, und doch wieder aus Barmherzigkeit. Denn am Tage, da das Reich Gottes beginnt, wird nicht allein die Posaune die Schläfer wecken, sondern auch der Engel des ewigen Lebens. Er wird von Stein zu Stein gehen und den Namen rufen, der darauf geschrieben steht, die Gerechten zu unsäglicher Belohnung, die Sünder zu unsäglicher Strafe. Und wenn er keinen Namen findet, so wird er vielleicht vorübergehen und den Schläfer nicht aufstören. Vielleicht! — man wagt es nur eben aus Barmherzigkeit zu hoffen.

Auch am „guten Orte“ zu Barnow steht mancher Stein ohne Inschrift, und in manchen Fällen mag die Strafe eine wohlverdiente sein. Nicht selten ist es die härteste, welche den Verbrecher getroffen. Die dunkle That ward begangen; das Dunkel des Ghetto schützte sie. Diesen Leuten bangt vor der Welt, und in der k. k. Amtsstube sitzt ja ein Christ. Darum liefern sie selbst den sündigen Bruder nicht gerne aus. Sie strafen ihn, so gut sie können: er muß Geld zu frommen Zwecken opfern oder als Pilger nach Jerusalem wandern oder Jahre lang jeden zweiten Tag fasten. Dann bleibt er sein Leben lang unbehelligt, und erst nach dem Tode erweist es sich, was er gegolten.

Aber auch sonderbarliche Verbrechen sind auf gleiche Weise bestraft worden. Und wer daran denkt, wird sich gleichfalls kaum einer bitteren Frage erwehren können, einer uralten herben Frage, die gleichfalls nie ersterben wird, so lange Menschen auf Erden wandeln.

Da war zum Beispiel einst ein alter Bettler in der Gemeinde, ein verabschiedeter Soldat, der hülflos und verkrüppelt heimgekommen. Niemand nahm sich seiner an; die Christen nicht, weil er ein Jude war, und die Juden nicht, weil er so lange christliche Kost gegessen und weil er sehr lästerlich fluchte. Es war vielleicht Beides nicht seine Schuld, denn es giebt nun einmal, seit die Makkabäer schlafen gegangen, keine Armee der Welt, in der die Commißknödel unter Aufsicht eines Rabbi bereitet werden, und was das Fluchen betrifft, so mag es an einem alten Soldaten just so natürlich sein, wie an einem Eichbaum die Eichel. Aber sie nahmen ihm doch Beides sehr übel, und er bekam täglich nur ein Stück schimmeligen Brodes und jeden Freitag Nachmittag sieben Kreuzer. Davon kam selbst ein alter Bettler in Barnow nicht standesgemäß leben; der zitterige Greis hungerte sehr viel. Und als wieder einmal der Versöhnungstag kam, der strengste Bußtag des Jahres, da hatte das Fasten keinen Reiz für ihn, nicht einmal den des Außergewöhnlichen. An diesem Tage ertappten sie den Alten hinter einem Brückenpfeiler, ein Stücklein Wurst in der Hand. Sie mißhandelten ihn nicht, auch seine Benefizien erlitten keine Einschränkung. Und doch! wäre das Schicksal gütig gewesen, es hätte ihn zur selben Stunde sterben lassen. Denn wollte ich berichten, was dann über den Greis gekommen, ich glaube, dem Härtesten würde sich das Auge feuchten. Aber das Schicksal ist selten gütig — er hat noch lange Jahre gelebt. Nachdem er gestorben, setzten ihm reiche Verwandte den Stein, aber ohne Inschrift. Ich vermuthe, ich vermuthe sehr, daß dies den Todten lange nicht so schmerzt, als Manches, was sie dem Lebenden angethan.

Hart neben dem alten Soldaten schläft ein Mensch, den gleiches Geschick getroffen. Ein sehr seltsamer Mensch, Chaim Lippiner mit Namen, seines Zeichens ein Schuster. Die Leute dieses Handwerks haben einen starken Hang zur Philosophie, der sitzenden Lebensweise wegen. Auch unser Chaim war ein Philosoph, aber von eigenartigem Zuschnitt. Ueber den Untergrund alles Forschens, den Zweifel, kam er eigentlich nicht hinaus, und sein Lieblingswort war: „Wer weiß die Wahrheit?“ Das blasse Männchen vermochte der Frage nicht auf dem Wege der Speculation beizukommen und versuchte es darum auf dem der Erfahrung. Er ging von einer Secte zur anderen über, von den „Chassidim“, den Schwärmern, zu den „Misnagdim“, den Bibelgläubigen, ward wieder Chassid, setzte sich hierauf mit den Karaiten in Verbindung, flüchtete dann zur Fahne des Wunderrabbi von Sadagora, hielt es ein Jahr lang mit den „Aschkenasim“, den Freunden deutscher Bildung, und ward endlich Kabalist. Das blieb er lange, und da seine Stiefel trotzdem vernünftig und dauerhaft waren, so kümmerten sich die Leute nicht viel um seine einsamen nächtlichen Studien und seine tiefsinnigen mystischen Reden. Da traf es sich einmal, in einer kalten, weißen, mondklaren Nacht, daß einige verspätete Zecher vor dem großen Christusbilde, welches sich an der Klostermauer der Dominicaner erhebt, einen Mann fanden, der regungslos im Schnee kniete und die Arme sehnsüchtig ausgebreitet hielt, als wollte er den Gekreuzigten umarmen. Erstaunt blieben sie stehen, aber ihr Staunen ward zum Entsetzen, als sie in dem einsamen Beter den frommen Chaim erkannten. Endlich schlichen sie näher, aber er hörte sie nicht in seiner Versunkenheit, und plötzlich begann er zu sprechen und rief mit schluchzender zitternder Stimme ein Gebet in der heiligen Sprache, den Segensspruch, welcher dem Wandersmann vorgeschrieben ist, wenn er auf seinem Wege die Sonne aufgehen sieht. Da übermannte die Lauschenden der fromme Zorn; sie warfen sich über das Männchen, prügelten es ganz fürchterlich durch und pufften es heim.

Am nächsten Morgen war eine ungeheure Aufregung in der Gasse, selbst die Lässigsten fanden sich zum Gebete in der Schul' ein, halb aus Frömmigkeit, weil es galt, Gott mit vereinten Kräften anzuflehen, den Frevel des Einzelnen nicht an der Gesammtheit zu rächen, halb aus Neugier, weil Jeder erfahren wollte, welche Buße der Rabbi und sein Rath dem Sünder auferlegen werde. Nach Schluß des Gebets blieb die Gemeinde versammelt, und das Gericht begann. Aber der Sünder fehlte;

die Aufregung und die Prügel hatten das schwache Männchen niedergeworfen. Doch mußte er dabei sein, und so wurden einige Knechte entsendet, welche ihn in seinen Kissen herbeitrugen. Es erhob sich großer Lärm, als er durch die Reihen geschleppt ward, und wer nahe genug stand, erleichterte sich das Herz und spie ihn an. Dann gebot der Rabbi Ruhe und hielt eine lange Rede, in welcher jener kalte, ewig dunkle Raum, der nach der Vorstellung dieses Volkes die abgeschiedenen Sünder beherbergt, keine geringe Rolle spielte. Darauf fragte er den Angeklagten, wie er sich verantworten könne. Aber sei es, daß der kranke Mann nicht reden konnte oder nichts zu reden hatte — er blieb stumm und schüttelte nur leise das Haupt. Das steigerte nur die Entrüstung. Der Rabbi drängte, und die Anderen spieen. Da richtete sich der kleine Mann endlich aus seinen Kissen auf, blickte die Eifernden mit einem stillen ruhigen Blicke an und sprach eine sehr kurze Rede, nichts als sein kurzes Wort: „Wer weiß die Wahrheit?" Man kann denken, was darauf folgte; die Besonnenen mußten ihn mit ihrem eigenen Leibe schützen, sonst wäre kein weiteres Gericht nöthig gewesen. Aber sie bewahrten den Kranken vor dem Aeußersten, und so kam der Rabbi endlich dazu, das Urtheil zu fällen. Welche Buße an Geld und Gut ihm auferlegt wurde, ist mir nicht mehr genau erinnerlich, nur so viel weiß ich: Chaim Lippiner sollte Weib und Kind lassen und nach Jerusalem pilgern und nie wiederkehren. In jeder Gemeinde am Wege sollte er seinen Frevel erzählen und die Leute bitten, ihn mit Füßen zu treten und anzuspeien.

Aber das angenehme Reiseproject ist nicht mehr zur Ausführung gekommen. Das arme Männchen siechte und schwand seit jenem Tage dahin, wie vor der Sonne der Schnee. In seinen letzten Monaten betete er wieder fleißig, und die Leute waren der Ueberzeugung, daß er sich bekehrt. Ich bin wohl der einzige Mensch, der das besser weiß, und da es meinem Schuster nun nicht mehr schaden kann, so darf ich wohl auch dies erzählen. Als ich im Juli zu den Ferien heimkam, suchte mich sein Weib auf und bat, ich möchte zu ihm kommen, aber des Abends, damit es Niemand merke. Ich that's. Der Kranke war schon sehr schwach, hielt aber gleichwohl noch einen ungeheuren Folianten auf den Knieen, in dem er eifrig las. „Er bitte um eine Auskunft," sagte er endlich nach langer, wirrer Entschuldigung, „ob es nämlich wahr sei, daß auch die Christen eine heilige Schrift hätten?" Und als ich dies bejaht — „ob ich ihm das Buch nicht schaffen könne?" Das berührte mich eigenthümlich, fast peinlich, aber ich versprach's doch; es war eben der Wunsch eines Sterbenden, und — „wer weiß die Wahrheit?" Aber es hatte seine Schwierigkeit, denn der Mann las nur hebräisch, und ich mußte mich erst nach Wien wenden, um eine Uebersetzung, wie sie die Engländer zu Missionszwecken für Palästina haben anfertigen lassen, zu erlangen. Das Buch ließ zwei Wochen auf sich warten, und als es endlich kam, da konnte ich es dem Manne nicht mehr einhändigen. Es war auch überflüssig, denn damals wußte er wahrscheinlich schon mehr, als er aus diesem Buche und aus allen Büchern der Welt hätte erfahren können.

Ach ja! sonderbarliche, sehr sonderbarliche Verbrechen! Und wie ich an jenem Herbsttage vor den beiden Gräbern stand, da war es mir, als müßte ich mich hinabbeugen zu den Todten und ihnen zurufen: Verzeihet Euren armen Brüdern, zürnet ihnen nicht, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Ach, wie eigen ist es den Juden ergangen! Ihr frommer, felsenfester Glaube ist ihnen einst der Schutzhut gewesen, der ihr armes Haupt vor den Keulenschlägen und Beilhieben des Feindes geschützt. Es wäre zerschellt ohne diesen Schutz, denn es waren furchtbare Schläge, furchtbare Hiebe. Aber eben dadurch ward ihnen auch jener Schutzhut immer tiefer in's Gesicht hineingetrieben und schließlich über die Augen hinab, daß sie nichts mehr sahen. Das war einst nicht so sehr zu beklagen, denn es herrschte ja Nacht rings umher und nichts, gar nichts war zu sehen, auch ohne Hut vor den Augen. Aber nun ist es im Westen Tag geworden, und im Osten tagt es, und dennoch rücken sie sich den Hut nicht höher. Es wäre nicht nöthig, daß sie ihn lüften, und vollends verderblich wäre es, wollten sie ihn ganz fortwerfen, aber ebenso verderblich ist es, wenn er ihnen die Augen deckt. Er muß höher gerückt werden, und diese unglücklichen Menschen müssen sich daran gewöhnen, dem jungen Tage in's schöne, morgenrothe Antlitz zu sehen.

Es muß geschehen. Und darum wird es geschehen. Die Nothwendigkeit ist die einzige Gottheit, an die man glauben darf, ohne je zweifeln oder verzweifeln zu dürfen.

Es wird geschehen. Aber Niemand kann wissen, wie lange noch die Nacht währen wird, und Niemand kann die Opfer zählen, welche sie kostet.

Es ist immer ein Zufall, wenn man von ihnen erfährt. Die Lebenden schweigen, und die Steine sind stumm. Besonders jene, wo eine Inschrift steht. Auf den unbeschriebenen steht doch mindestens ein Fragezeichen, und es kann gelingen, es zu erforschen. So ist es mir mit dem jüngsten solcher Steine ergangen, welchen sie am „guten Orte" zu Barnow gesetzt. Ich fand ihn erst bei meinem letzten Besuche, eben an jenem goldklaren Septembertage.

Es war ein einsames Grab, ganz einsam. In der Niederung lag es, hart am Flusse, nahe der schadhaften Hecke. Schon dies war auffallend; sonst werden hier die Todten in jener Reihenfolge gebettet, in welcher sie anlangen. Nur zuweilen sichert sich eine Familie einen eigenen Raum. Aber es geschieht nicht allzu oft; hier sind alle Schläfer eine einzige große Familie.

Mit diesem Grabe war eine Ausnahme gemacht worden. Weit und breit war kein anderer Stein zu sehen. Nur ganz nahe, rechts und links, zwei andere Gräber, kleine dürftige Gräber ohne Stein. Man konnte sie nur in nächster Nähe gewahren, so dicht wuchs darüber der Wachholder und die wilde rothe Haideblume. Es war leicht zu errathen, wer da schlief: Knäblein, die vor dem achten Tage dahingestorben, ehe man ihnen einen Namen gegeben. Und die in der Mitte ruhte, war wohl ihre Mutter, denn es war der Grabstein einer Frau; man konnte es an der Form sehen.

Sonst setzt man nur Männern Steine ohne Inschriften, weil nur sie Verbrechen begehen, wirkliche oder sonderbarliche. Das jüdische Weib ist gut und fromm. Es war der erste solche Frauenstein, den ich sah.

Was hatte diese Mutter verbrochen?

Ich grübelte lange darüber in der tiefen, sonnigen Stille jenes Herbsttages. Ich erfand mir eine Geschichte nach der anderen, eine sonderbarer als die andere. Aber auch hier sollte es sich wieder einmal bewähren, daß das Schicksal erfinderischer ist, als der Mensch.

Wie ich also sinnend dasaß und auf das einsame Grab schaute und darüber empor in die hellen, hellen Lüfte, durch welche unzählige Mücklein dahinflogen, daß sie im Sonnenlichte mit ihren zarten glänzenden Flügeln oft wie ein feiner Goldregen anzusehen waren — wie ich also saß und sann, klang mir plötzlich ein einförmiges, langsames Getön dumpfer Stimmen in's Ohr, und als ich aufblickte, sah ich zwei Greise langsam die Hecke entlang schreiten und auf mich zu.

(Schluß folgt.)

Die große Sprengung in „Hellgate" bei New-York.

Von Georg Asmus.

Die Leser dieses Blattes werden es mir verzeihen, wenn ich mich mit einem Knalleffect bei ihnen einführe. Gestern sind in dem felsigen Fahrwasser zwischen New-York und Long-Island fünfzigtausend Pfund Nitroglycerin und Dynamit abgebrannt worden — die größte Sprengung, welche wohl je vorgenommen worden ist, und darum glaube ich, daß die Sache genügendes Interesse bietet, um ihre Schilderung lesenswerth zu machen.

Der herrliche Hafen von New-York hat, wie jede Karte zeigt, zwei Zugänge vom atlantischen Ocean. Einer, der gewöhnlich benutzte, führt an den sandigen Untiefen New-Jerseys

vorüber und ist bei Ebbe und schlechtem Wetter nur mit Gefahr zu passiren. Die vor dem Hafen liegenden Sandbänke wechseln sehr in ihrer Form und Höhe, und tiefgehende Schiffe bedürfen der größten Aufmerksamkeit der Lootsen. Die Einfahrt durch den anderen Zugang ist möglich durch Eintritt der Schiffe an dem nordöstlichen Ende von Long-Island, wo sie dann durch den zwischen dem Festlande und jener Insel liegenden Sund New-York erreichen können.

So fahrbar nun auch der langgestreckte Sund selbst für die tiefstgehenden Schiffe sein mag, so bietet diese Passage doch dicht vor New-York bedeutende Schwierigkeiten. Eine Anzahl größerer und kleinerer Inseln verengen dort die Straße, und neben sichtbaren Gneisriffen drohen verborgene Felsenuntiefen Gefahr. In wildem Wechsel ebben und fluthen die Wasser durch die Enge zwischen Ward's-Island und Long-Island, und selbst Dampfer haben dort oft ihre Noth. Viele, viele Schiffe sind da schon gescheitert: der Ort ist verrufen und heißt nicht umsonst „Hellgate" — das ist: „Höllenthor". Als eines der allerfatalsten Riffe war Hallett's-Reef bekannt, ein Felsenkopf, der sich gerade am diesseitigen Ende des Hellgate von dem Long-Island-Ufer in den engen Fahrcanal hinein erstreckte. Dieses Riff war auch zur Ebbezeit mit Wasser bedeckt; es hatte eine Ausdehnung von siebenhundert Fuß, dem Ufer entlang, und von dreihundert Fuß nach Norden, unter dem Wasser hin.

Hatte man nun auch im Laufe des letzten Jahrzehnts schon eine Anzahl der umliegenden Riffe durch Sprengungen von außen her auf passabele Tiefe gebracht, so konnten doch an dieser gewaltigen Felsmasse solche Mittel nicht verfangen. Beseitigt aber mußte sie werden, denn sie war nicht nur ein direct gefahrdrohendes Hinderniß, sondern sie gab auch den nach dem Sunde ebbenden Wassern eine gefährliche Richtung nach Ward's-Island hin.

Eine vollständige Beseitigung jenes Riffes wurde beschlossen und mit den Arbeiten im Juli 1869, unter Leitung des General Newton, begonnen. Es handelte sich darum, der Felsenmasse von innen beizukommen, und die Verfahrungsweise war folgende: Zunächst wurde in dem Theile des Felsens, der über der Wasserhöhe an das Land stößt, eingebrochen und da bis auf die gewünschte Tiefe von dreiunddreißig Fuß unter der Ebbemarke in möglichster Breite niedergegangen. Nach der Wasserseite nahm man so viel, wie man bekommen konnte, und so entstand eine schluchtartige Vertiefung von hundertfünfundvierzig Fuß Breite und neunzig Fuß Entfernung vom Lande zum Wasser. Hier wurde die Grenze durch einen halbringförmigen Kofferdamm gegen besonders hohe Fluthen geschützt. In diesen Raum blickte man dann wie in einen tiefen Hof hinunter. In die anstehende Felsenwand wurden nun hallenartige Stollen getrieben, welche, fächerförmig auseinanderstehend, so weit geführt wurden, wie die Nähe des außenstehenden Wassers es erlaubte, und so hoch, wie das Dach es erforderte, welches zum Schutze stehen bleiben mußte.

Durch tausende vorher vorgenommener sorgfältiger Lothungen hatte man sich einen genauen Plan der äußeren Gestalt des Felsens verschafft und sorgte dafür, sechs bis zehn Fuß von seiner Begrenzung fern zu bleiben. Solcher Stollen mündeten zehn in den Hof; sie waren etwa zwanzig Fuß hoch, bei einer Breite von zehn Fuß. Die zwischen ihnen gelassenen Pfeiler waren vier bis fünf Fuß stark, das am Rande sichtbare Dach acht bis zehn Fuß.

Da es sich darum handelte, so viel Gestein wie nur immer möglich zu entfernen, wurden nun diese natürlichen Pfeiler wieder allenthalben durchbrochen, und zwar in Bogenlinien, welche mit der äußeren Begrenzung der Felsmasse parallel liefen und so dicht beisammen lagen, daß die Pfeiler als unregelmäßige Säulen von etwa vier Fuß im Quadrat stehen blieben und so das Dach trugen. Solcher Säulen blieben hundertzweiundsiebzig stehen. Auf diese Weise hat man den ganzen Felsen ausgehöhlt und in eine Art von luftigen Keller verwandelt, über dessen Gewölbe die strudelnden Wasser des Meeres in Ebbe und Fluth hin- und herfuhren.

Freilich traf man häufig genug auf Klüfte und undichte Stellen, aber es ist immer gelungen, sie zu verkeilen, und in der That war am Schlusse der Arbeiten die durchsickernde Wassermenge so gering, daß eine kleine Dampfpumpe genügte, die Grube trocken zu halten.

Gewiß hat gutes Glück hier mitgespielt; eine einzige große Kluft im Dache hätte noch in den letzten Tagen der Sprengarbeit in wenig Stunden den kostbaren Bau füllen können, und die ganze Mühe wäre vergebens gewesen.

Die große Sprengung von Hellgate war den New-Yorkern längst zu einer Art Fabel geworden. Seit ein paar Jahren war das Wort nur immer kurz vor dem vierten Juli genannt worden, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, wo ganz Amerika mit Feuer spielt, Jung und Alt. Man erwartete, daß diese Hellgatebombe an diesem Tage platzen müsse. Doch die Arbeiten waren mehrfach liegen geblieben, weil der Congreß mit dem Gelde geknickert hatte und stets nur zögernd die zum Fertigbau nöthigen Summen bewilligte.

Da endlich kam vor etlichen Wochen die Kunde: Hellgate ist fertig; das Sprengmaterial ist zur Hand, und bald wird mit dem Laden begonnen werden. Die große Grube wurde jetzt ein vielbesuchter Ort, und da konnte man denn sehen, wie jeder Pfeiler, und ebenso die Decke, vielfach angebohrt war mit Sprenglöchern, welche die Patronen aufzunehmen hatten, die Alles zerreißen sollten. Und nun begann eine Pilgerfahrt von neugierigen New-Yorkern nach dem Hellgate — respective Astoria, einem neuangelegten Städtchen auf dem Landvorsprunge, dessen äußerstes Ende Hallett's-Reef bildet.

Da konnten wir denn sehen, was im Laufe der Jahre für eine Million Dollars geschehen war, und die beiliegende Skizze giebt vollkommen treu das wieder, was der Besucher von der Landseite aus sah: die niedergesprengte Schlucht mit einigen der unter das Wasser hingehenden Stollen.

Wer immer das Innere des Felsenkellers betreten wollte, konnte es thun. Gegen die Erlegung eines Viertel-Dollars wurde ihm von dem alten Custos der Sprengstätte ein Regenschirm und die an einem Stecken schwingende Oellampe überreicht. Auf einem ziemlich bequemen Treppchen stieg er hinunter in den Hof und durfte dann in die Gallerien treten.

Hier fand es jeder Sachverständige wunderbar trocken; wohl rieselte und träufte Wasser aus tausend Klüften, aber man begriff alsbald, daß die Hauptwassermassen klüglich abgefangen waren und daß kundige Leute da gewirthschaftet hatten. Nach Norden, der Wasserseite zu, neigte sich der schlüpfrige Weg und führte schließlich nach sackartigen Kammern, von denen man annahm, daß sie gründliche Ladungen aufzunehmen bestimmt waren. Jeder Pfeiler war von drei zu vier Fuß mit einem halben Dutzend Bohrlöcher versehen, und in jedem dieser steckte ein Brettchen mit einer Nummer darauf. Nach jedem Brettchen lief eine Schnur: diese Schnüre waren die Ariadnefäden, nach welchen sich die Leute zu richten hatten, welche in wenigen Tagen anfangen sollten, die Patronen einzuführen und diese dann mit der galvanischen Leitung in Verbindung zu setzen.

Es waren im Ganzen 3680 Bohrlöcher, welche, in Gruppen zu je zwanzig getheilt, ihre Verbindungsdrähte nach oben senden sollten. Bald wurde ein Befehl des leitenden Herrn, des General Newton, angeschlagen, bedeutend, daß fernerer Besuch untersagt sei; die Füllung der Sprenglöcher begann.

Mit größter Vorsicht wurden die Dynamitpatronen in den Schacht oder Hof geschafft und dann an Ort und Stelle getragen. Ihre Größe wechselt, denn man richtet sich da nach Härte des Gesteins, Masse, Klüftigkeit u. dgl. Die größten Patronen sind vierundzwanzig Zoll lang und haben drei Zoll im Durchmesser. Die Patronenhülsen bestehen aus wasserdichtem, starkem Papier, und jede hat am vorderen Ende einen Kupferdrahtring, welcher vier Stachelenden herausstreckt. Beim Einführen in's Bohrloch sperren sich diese am Gestein und halten so die Hülse in Position. Auf die Patrone kommt schließlich die Zündkapsel zu sitzen; sie ist einem großen Zündhütchen gleich, aus Kupfer und zunächst mit Knallquecksilber, dann mit Dynamit gefüllt. Aus jeder stehen zwei Drahtenden hervor, die bestimmt sind, mit den Leitungsdrähten der Batterien verbunden zu werden.

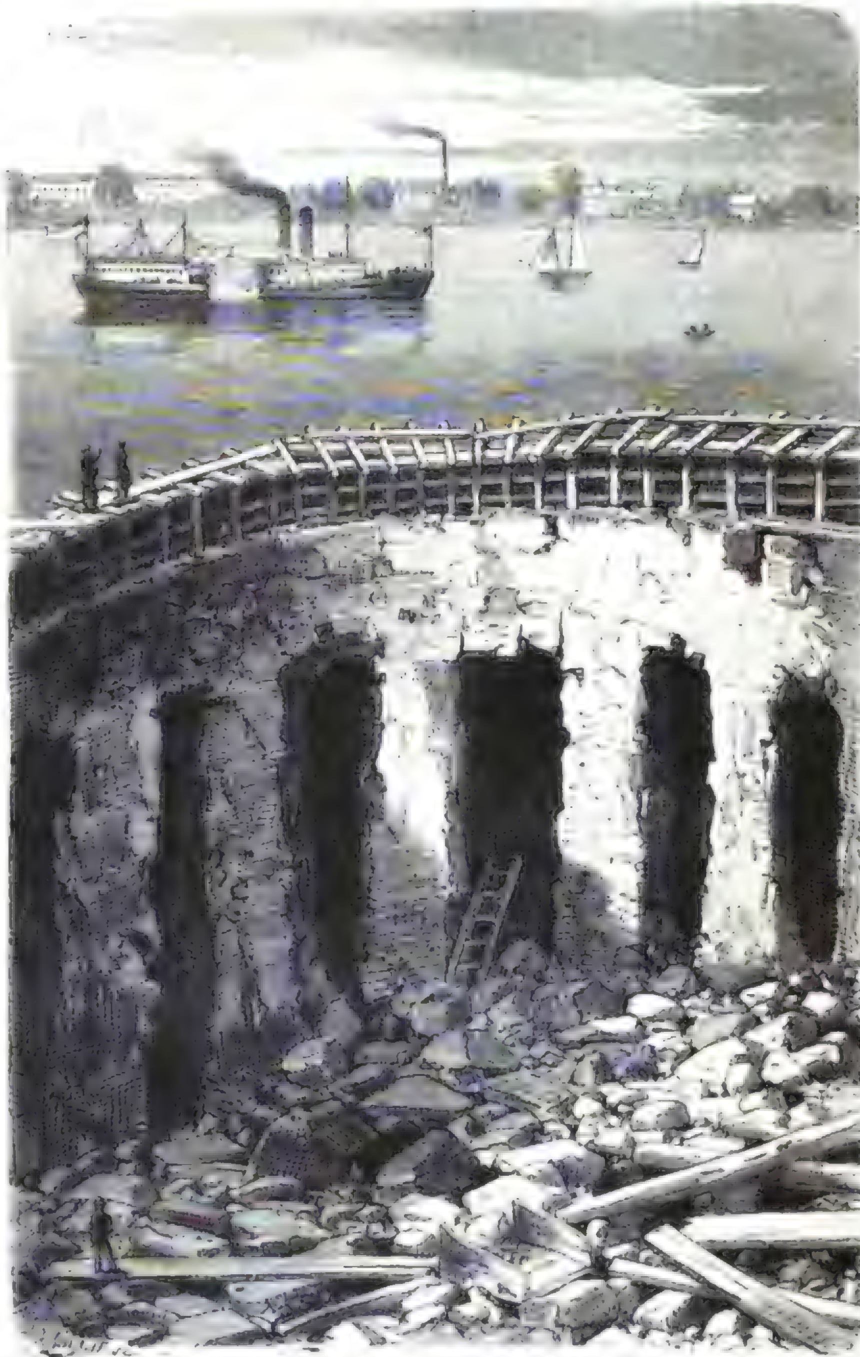
Es ist sehr begreiflich, daß ein Hauptaugenmerk darauf zu richten war, alle Sprenglöcher mit einem Schlage loszulassen, denn eine theilweise einseitige Explosion hätte leicht die Drähte zerreißen und so das ganze Werk ohne Rettung verderben können.

Ein zweites Mal war diesem Felsen vom Lande aus nicht beizukommen.

Die Arbeit schritt munter vorwärts — da explodirte auf dem Flusse ein kleines Boot mit Dynamit. Niemand weiß wie — und drei Arbeiter wurden nach allen Winden geblasen.

Jetzt erst fingen die Leute, respective die Zeitungen, an aufmerksam zu werden auf den Umstand, daß ungeheuere Mengen von bedenklichem Material so nahe der Stadt und noch näher den Ortschaften bei Hallett's-Reef aufgespeichert seien. Doch fort und fort wurden die Bohrlöcher geladen und schließlich vom General Newton die Kunde erlassen, daß die Sprengung am 24. September, Sonntag Nachmittag um 1 Uhr 50 Minuten vor sich gehen würde. Wie in ein Pulverfaß schlug die Nachricht in das Lager der Sensationspresse sowohl, wie in das mancher frommen Leute. „Fünfzigtausend Pfund Nitroglycerin losschießen — kaum dreitausend Fuß von New-York entfernt — dicht bei Astoria — das ist ein furchtbares Wagniß," so riefen die Einen, und — „am Sonntag solche Dinge vornehmen, ist ein Verbrechen," die Andern. Direct und indirect hatten die leitenden Ingenieure ihre Meinung verbreiten lassen: daß die Sache absolut ungefährlich sei für die Umgegend, daß die ganze Grube vor der Explosion mit Wasser gefüllt würde, daß man jeder Patrone hinlänglich Arbeit zugetheilt habe, um sicher sein zu können, daß das Ganze harmlos verlaufen müsse, und dergleichen. Von Häuptern des Muckerthums wurde der General durch Briefe wegen des Sonntags gelangweilt, denen er ziemlich grob antwortete. Er hatte den Sonntag gewählt, weil ihm der gerade in den Weg fiel, denn vor Samstag Abend konnten die Arbeiten nicht beendet sein, und dann war der Sonntag doppelt bequem, weil da weniger Fahrzeuge unterwegs sind. Die Aengstlichen schrieben sich die Finger lahm und prophezeiten den Untergang von halb New-York. Diesen antwortete der General mit einer beruhigenden Notiz und empfahl den dicht bei Hallett's-Reef Wohnenden, Fenster und Thüren offen zu halten und während der Explosion mit den Ihrigen in's Freie zu gehen. Dieses wurde natürlich als eine ernsthafte Befürchtung des Generals aufgefaßt, und die Aufregung stieg von Minute zu Minute.

Endlich wurde es gestern, das heißt Sonntag, den 24. September. Ein widriger Nordost hatte schon am Tage vorher Regen gebracht, und er zerriß Tausende von freundschaftlichen Verabredungen für den andern Tag. Herbstlich dünn und unverdrossen tröpfelte es vom Himmel, und wer die Abneigung der New-Yorker gegen Regen kennt, wird die Bedeutung der Thatsache begreifen, daß trotzdem alle nordwärts führenden Straßen mit beschirmten Fußgängern bedeckt waren. Ihr Referent befand sich auf der New-Yorker Seite. Unter uns war der Fluß oder Meeresarm, gegenüber im Grau des Regentages Astoria und die Landzunge von Hallett's-Reef. Der directe Abstand mochte fünf- bis sechstausend Fuß sein. Hunderttausend Regenschirme allumher auf den leeren Baugründen und Gneisfelsen. Es regnete etwa so, wie ein langweiliger Schwätzer das thut. Dienstthuende Dampfer fuhren hin und wieder und wiesen freche Segelboote zurecht.



Blick in den Schacht oder Hof von Hallett's-Reef.
Für die „Gartenlaube" aufgenommen von Georg Asmus in New-York.

Zwei Uhr war vorüber und sichtlicher Ernst kam in den unübersehbaren Congreß von Regenschirmen. Alle kecken Segler und Ruderer waren beseitigt worden und trübselig hingen die nassen Flaggen von den Masten der Dienstschiffe, die jeden weiteren Zugang versperrten.

Die verschiedenen kleinen Felseninseln, welche in der kaum dreitausend Fuß breiten Fahrstraße liegen, ragten düster aus dem Grau des Wassers in das Grau der Luft, und drüben lag still und schlafend Hallett's-Point, als ob es mit der ganzen Affaire nichts zu thun hätte. Doch in wenigen Minuten wird der zarte Finger eines Kindes, geleitet von dem tapfern General, den bedeutungsvollen Contact herstellen — in demselben Augenblicke werden 3680 Platindrähtchen glühend, und fünfzigtausend Pfund des furchtbarsten Sprengmittels werden mit einem Schlage explodiren. Was wird die Folge sein? Werden die Häuser schwanken und den Leuten auf die Köpfe fallen? Wird eine wüthende Luftwelle entstehen, die Dächer fortfegt und Regenschirme raubt? Wer kann's wissen! So etwas ist noch nie probirt worden, und die Folgen sind unberechenbar, selbst für einen amerikanischen General und seine trefflichen technischen Adjutanten, die zufällig noch sogar Deutsche sind.

Jetzt fällt ein Signalschuß — noch fünfzehn Minuten! Ein zweiter — noch fünf Minuten — und dann ein dritter. Kaum ist sein Donner verhallt, da steigt drüben eine weiße Wand aus dem Wasser empor. Sie ist wirklich so lang, wie wir wissen, daß das unterminirte Riff es ist, und sie erhebt sich etwa fünfzig Fuß. Ehe wir des Eindrucks recht gewahr werden, steigt über



Felsensturz im Haslithal an der Grimselstraße.

Nach dem Oelgemälde von A. Calame. Aus dem Prachtbilderwerke „Die Schweiz von Gsell-Fels“.

den Wall ein brauner Kamm voll dunkler Flecke und Striche. Im nächsten Augenblicke bricht das sonderbare Bild in sich zusammen und ein weiter, weißer Strich bezeichnet die Stelle, wo Hallett's Reef gesprengt worden ist. Tiefgrollender Donner trifft unser Ohr; die Erde hat kaum gezittert, und nur ein von dem Orte der Katastrophe weit abstrebender lichter Schaumring zeigt noch, daß dort etwas die Wasser bewegt hat. Der Ring geht weiter und weiter, säumt die Felseninseln mit schimmerndem Weiß und verläuft harmlos am Strande. Doch wo ist die gefürchtete Luftwelle? Träge und schlaff hängen die Flaggen an den nahen Masten — der Stoß ist nach oben gegangen; er hat auch nicht einen Regenschirm umgestülpt.

Wenn die Amerikaner überhaupt Anlage hätten, Schafsgesichter zu machen, so hätten sie das bei dieser Gelegenheit sicherlich zur Geltung gebracht. Weit davon war's bei den Meisten nicht. Dafür also waren sie herausgestrampelt — die Straßenbahnwagen waren ja alle überladen gewesen — durch Regen und Schmutz; darum hatten sie sich aufregen lassen seit Tagen — und kein Unheil war geschehen. Nur den kleinen weißen Putsch hatten sie in der Ferne gesehen.

Und jetzt wimmelte es auf der vorher so öden Wasserfläche von Fahrzeugen aller Art. Segel-, Ruder- und Dampfboote fuhren durcheinander, alle die Flaggen hoch, und die Pfeifen und Böller der letzteren machten einen Lärm, gegen den derjenige der Explosion Kinderspiel gewesen war.

Mir und manchem Anderen aber lachte das Herz. Die Sache war geglückt in zwiefacher Beziehung. Die Länge der aufgestiegenen Cascade hatte bewiesen, daß die Explosion in der vollen Ausdehnung vor sich gegangen war, und die Abwesenheit jedes überflüssigen Spectakels, daß die Ingenieure richtig gerechnet hatten. Jede Patrone hatte ihr passendes Maß von Arbeit zugetheilt bekommen, und für übermüthiges Spiel schien nur so viel Ueberschuß gegeben worden zu sein, daß den guten Neugierigen wenigstens ein kleines Schauspiel nicht entging.

So ist das gefährliche Riff in Trümmer gelegt, und in nicht langer Zeit wird man die noch etwa störenden Felsstücke heraufgeholt und in's Meer versenkt haben, wo es tief genug ist.

Ueber die Tragweite des also gelungenen Unternehmens gehen die Ansichten weit auseinander. Jedenfalls ist für die Schiffe, welche unsere Nordostküste befahren, ein außerordentlicher Vortheil errungen worden; das so gefürchtete Hellgate ist von seiner größten Gefahr befreit. Ob aber die Ansicht Mancher, daß auch die Europafahrer und besonders die Dampfer die Sundstraße der altgewohnten jetzt vorziehen werden, richtig ist, steht doch wohl sehr zu bezweifeln. Zwar ist der Sundweg der kürzere, und ein Schiff hat die eigentliche Seereise überstanden, sobald es sich hinter der schützenden langen Insel befindet, aber in Hellgate wird noch manche große Sprengung vorgenommen werden müssen, ehe sich die Kolosse durch jenes enge Pförtchen in unseren Hafen zwängen.

Alexander Dumas bei Frau Rattazzi.

Eine Erinnerung aus der Florentiner Gesellschaft.

Jüngst meldeten die Zeitungen, daß Frau Rattazzi, die Tochter der Lätitia Bonaparte und des ehemaligen englischen Gesandten in Athen, Herrn Wyse, die Wittwe des verstorbenen italienischen Ministers Rattazzi, wieder ein neues Buch unter der Presse hat. Da es nicht ihr erstes Opus ist, so interessirt es vielleicht in weiteren Kreisen, einen Blick in die Werkstätte dieser Freundin Victor Hugo's, A. Dumas' und anderer berühmter französischer Schriftsteller zu werfen, einer Frau, die sowohl durch ihre unverwüstliche Schönheit wie die Excentricität ihres Geistes nicht blos zeitweise das Herz von Königen bestrickt, sondern auch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. War sie doch bis zu dem erst vor wenigen Jahren erfolgten Tode ihres zweiten Gemahls nur durch den strengen Befehl der Aerzte von der Leiche zu trennen, deren Section sie beiwohnen wollte, um den Becher des Schmerzes bis zur Neige zu leeren. Jetzt soll sie zum dritten Male, und zwar einen Spanier geheirathet haben.

Frau Maria Rattazzi saß im Frühjahre 1867 an ihrem eleganten Schreibtische und bekritzelte, den Kopf tief auf's Papier gebeugt, einen mit der kaiserlichen Krone versehenen Bogen, der, in einen Umschlag gesteckt und mit der Fünfcentimesmarke versehen (mit welcher Frau Maria schon vor zehn Jahren die Weltpostaxe ahnte, wenngleich ihre Freunde das seltene Ahnungsvermögen durch beständiges Draufzahlen büßen mußten), für einen Brief gelten sollte. Sie schrieb an ihren Freund Dumas (Dumas Vater natürlich) folgende Worte:

„Beschleunigen Sie Ihren Frühjahrsbesuch! Bis es zum Einkaufe der heurigen ‚Etrennes‘ (Neujahrgeschenke) Zeit ist, muß ein Buch von mir auf dem Markte sein, und Sie wissen, meine Bücher kann ich nicht ohne — den Rath meiner Freunde schreiben. Außerdem sehne ich mich wieder einmal nach einem guten Mittagessen. Kommen Sie!“

Ohne zu warten bis die Tinte getrocknet, ohne zu bedenken, ob die ohnehin schon hieroglyphischen Zeichen noch lesbar sein werden, wenn der Brief an seine Adresse gelangt, hat ihn Frau Maria seinem Schicksale in Gestalt eines Dieners übergeben.

Wenige Tage darauf wird den Florentiner Freunden der Frau Rattazzi mitgetheilt, Alexander Dumas sei im Anzuge — er komme, seine alte Freundin zu besuchen und das Haus in Piazza Santo Spirito von seinem herzlichen, naiven Kindergelächter erschallen zu lassen. Am bestimmten Abende versammelt sich die Schaar der Freunde; sie ist nicht zahlreich und auch mehr dem Gehalte als der Form nach gewählt — Parteigenossen des berühmten Staatsmannes — sie zählt wenige Damen auf, doch unter diesen eine Seltenheit im Hause der Frau Maria, ein Mädchen, einen scheuen, unverfälschten Backfisch, dem heute die doppelte Ehre zu Theil wird, zum ersten Male ein langes Kleid zu tragen und Dumas vorgestellt zu werden, Dumas, von dessen Werken das Kind auch noch nicht ein Titelblatt gelesen hat, der aber deshalb nur um so phantastischer im Gretchen-Kopfe spukt. Dumas hat sie kaum gesehen und schon ausgerufen: „Eine kleine Deutsche!“ Man hatte ihm den Vater als einen Italiener vorgestellt; von der Mutter wußte er nichts. Als er hörte, er habe vollkommen Recht, denn der italienische Papa sei nur ein Stiefvater, ist er stolz auf seinen scharfen Blick und legt den Arm der Kleinen auf das titanische Stück Muskel und Fett, das er seinen Arm nennt, um mit der übrigen Gesellschaft Bekanntschaft zu machen. Er hat sie Alle schon mehr als einmal gesehen, aber er erneuert die alten Beziehungen und erzählt mit heiterm Humor, wie er seinen Tag zugebracht. Am frühen Morgen ist er mit seinem Diener und einer Anzahl Körbe auf den Markt gefahren und hat dort, jedoch ohne zu feilschen, ganz wie eine gute Hausmutter, seine Einkäufe gemacht: Fisch, Fleisch, Geflügel, Gemüse; sogar das Grüne zur Suppe hat er nicht vergessen. Nachdem er seine Anordnungen für die vorbereitenden Arbeiten in Küche und Speisesaal getroffen, hat er sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen und ein Capitel für Frau Maria's Buch geschrieben. Erst Nachmittags erscheint er in einem Aufzuge, für dessen Originalität Frau Maria ihm die Hand küßt. Er ist der appetitlichste weißgekleidete Koch, den man sehen kann, nur daß man sechs Köche für gewöhnliche Anforderungen aus ihm schnitzen könnte. Jetzt tritt er das Regiment in der Küche an, und bald duftet es nach den seltensten Mischungen, die nur ein französisches Genie zusammenbrauen kann. Schweißtropfen stehen auf der Stirn, hinter welcher die Geburtsstätte einer Welt voll lebender Gestalten ist, aber er schabt und rührt und klopft und mischt und versucht und commandirt weiter, bis er selbst erklären kann: „Das Diner ist zum Serviren bereit, Madame.“

Das Essen ist vorzüglich und, kleine Zwischenfälle abgerechnet, wie die gänzliche Abwesenheit des Brodes und das mit staunenswerther Präcision ausgeführte Erlöschen sämmtlicher Lampen, verläuft Alles auf's Beste.

Dumas hat beim Aufstehen von der Tafel noch immer jenes Backfischchen an der Seite, denn die Etiquette macht ihm wenig Sorgen, ist bei einem Schöngeiste, wie Frau Maria, auch gar nicht nothwendig. Die Kleine schlägt schüchtern eine Promenade

durch die hellerleuchteten Gemächer der schönen Wirthin vor. Dumas willfahrt ihr gern. Sie bleiben vor hundert Kleinigkeiten stehen. Der Dichter hat überall etwas zu sagen, aber merkwürdiger Weise ist er heute nicht so geistreich wie sonst, obgleich sich jedes seiner Worte tief in des Kindes Seele senkt. Plötzlich bleibt er vor ihr stehen, macht seinen Arm los und nachdem er sie kurz angesehen, fragt er:

„Habe ich nicht Ihre Erwartungen von mir getäuscht? Sie sagten, daß Sie sich sehr gefreut auf diesen Abend. Der Abend hat sein Versprechen nicht gehalten, nicht wahr, mein Kind?"

Er fürchtete wohl, daß das Mädchen trotz seiner Jugend mit einer ihm angelernten Phrase antworten würde — aber das Kind war aufrichtig und sagte:

„Ich dachte mir Dumas witziger und nicht so liebenswürdig — nicht so gut."

Er faßte ihre beiden Hände so fest, daß sie beinahe vor Schmerz aufgeschrieen hätte:

„Ich bin liebenswürdig und gut, gut! Hundertmal wollte ich witzig sein, aber Ihre blauen Augen brachen dem Witz die Spitze ab. Ich weiß jetzt, warum gute Leute gewöhnlich so langweilig sind."

Der Backfisch war heute in einer neuen Welt; er wunderte sich über nichts, nahm Alles wie es kam, freute sich an Allem, während die unschuldige Seele sich, dem Mädchen unbewußt, vorbehielt, ob nach reiflicher Ueberlegung Alles zu vergessen, oder als Richtschnur für's künftige Leben anzunehmen sei.

Die Beiden standen vor dem Schreibtische der Frau Maria, diesem reizenden Durcheinander, das nicht das Bild der Ordnung gab, sondern eine launenhafte Anhäufung hübscher Geschenke war. Er war das Ideal eines Dichterherdes und hatte nur einen Fehler — er war den Besuchern seiner Besitzerin ebenso leicht zugänglich wie deren Salon, Speisezimmer, Schlafgemach &c. Ueber dem Schreibtische hing Frau Maria's lebensgroßes Oelbild, auf dem sie als Bacchantin dargestellt ist. Sie hat sich von derselben Künstlerin, die dieses Bild verfertigt, als Waldnymphe malen lassen und das pikante Gemälde einem Anbeter als Geschenk übersandt. Dumas hat sonst an dem Bilde viel Vergnügen gefunden — heute wendet er sich davon ab und zieht seine Gefährtin hastig fort.

„Es muß herrlich sein, den Namen Dichterin zu verdienen," sagt mit einem schwärmerischen Seufzer die Kleine.

„Werden Sie immerhin eine Dichterin — aber werden Sie keine Maria!" flüsterte ihr Dumas zu. Er führte sie in den Salon zurück, wo der italienische Staatsmann mit seinem feinen, genialen Gesichtsausdrucke, dem seit einiger Zeit etwas vom Märtyrer beigemischt war, unter der Thür stand und sie freundlich begrüßte. Er spricht französisch, was dem Piemontesen trotz seines Patriotismus leichter von der Zunge fließt, als italienisch.

„Nun, Dumas, ich gratulire Ihnen zur Dame, die Sie sich erwählt. Ich möchte Zeuge Eurer Unterhaltung gewesen sein. Ich wußte nicht, daß Sie auch harmlos plaudern können."

„Mademoiselle hat mir selbst das beste Zeugniß ausgestellt. Ich bin heute Abend weniger witzig, als liebenswürdig." Rattazzi lacht vor sich hin und läßt die Beiden vorübergehen. Dumas kann sich der Schicklichkeit nicht fügen — er bannt die Kleine an seine Seite — er verlangt, sie solle ihre beiden Hände in die seine legen, da er die eine kaum fühlt in seiner alles menschliche Maß überschreitenden, großen, breiten, ehrlichen Hand. Nachdem er sie ausgefragt und das einfache, kein Geheimniß bergende, freudenvolle, stille Leben des Mädchens wie ein versteckter Gebirgssee, zu dem nicht Wind noch Wetter gelangt, spiegelglatt vor ihm liegt, erzählt er ihr vom Theuersten, was er besitzt, von seiner einzigen Tochter, der genialen Malerin, die am besten Zeugniß giebt, daß sie Dumas unbeeinflußt aufwachsen ließ, indem ihre Frömmigkeit beinahe in Schwärmerei ausartet. Sie schien das Ideal im Herzen Dumas' zu vertreten, denn das ewig heitere, braune Riesenantlitz wird ernst, und die Augen ruhen nicht mehr auf dem Mädchen an seiner Seite; sie scheinen die Ferne zu suchen, und in der Ferne die einzige Tochter, die zugleich für sich und den Vater tugendhaft ist.

Jetzt tritt eine Frauengestalt an das eigenthümliche Paar heran, die erwähnte Malerin, die zugleich dichtet, singt, spielt, meißelt und nebenbei ein Geschäft betreibt, das sonst ein weibliches Wesen allein in Anspruch zu nehmen pflegt: —, sie hofft noch immer auf einen Mann. In ihrer Toilette liegt etwas, das diesen Wunsch verräth; wir möchten bei ihrem Anblicke an Angelika Kaufmann erinnert werden, was jedoch nur insofern gelingt, als es zu einem für das Fräulein — ach, noch immer Fräulein, und schon längst alt genug, um Frau zu sein! — sehr ungünstig ausfallenden Vergleiche führt. Stammelnd, erröthend bringt sie ihr Anliegen an den „großen Dumas" vor, die Bitte, er möge ihr auf einen augenscheinlich zu diesem Zwecke neu angekauften Fächer — er riecht noch nach den Ledergegenständen, die neben ihm im Schaufenster lagen — er möge ihr auf diesen Fächer „etwas" schreiben, „irgend etwas, was es auch sei."

Dumas läßt sich ziemlich lange bitten; er vergleicht offenbar seine Nachbarin mit dieser verblühten Angelika Kaufmann und hört kaum auf ihre wiederholte Bitte. Endlich läßt er sich herab, ein Tintenfaß zu verlangen. Angelika fliegt fort, daß die classischen weißen Gewänder flattern. Frau Maria hat ihr zum Tintenfaß noch eine Kielfeder gegeben. Dumas legt den Fächer auf einem Tische zurecht und fängt an, mit gemächlichen Zügen auf dem Holze herumzumalen. Angelika's Wangen färben sich. Sie schaut triumphirend im Zimmer umher und wirft kaum einen flüchtigen Blick auf die Hand Dumas', sie will sich die Ueberraschung nicht verderben; endlich darf sie den Fächer in die Hand nehmen. Auf dem weißen Holze prangen des Fräuleins Initialen, L. G., in zierlich ausgeführter mittelalterlicher Mönchsschrift, die Dumas wahrscheinlich auf den Bibelillustrationen seiner Tochter zu studiren Gelegenheit gehabt. Die arme Angelika hat einen harten Stand, nicht in Thränen auszubrechen, nicht zu rufen: „Das hat ja keinen Werth." Niemand wird ihr glauben, Dumas sei der Schöpfer dieser barocken Schnörkel, und wenn auch, so ist das keine Huldigung — sie hatte ein Sonnett auf die neue Angelika Kaufmann erwartet.

Als man Dumas später an demselben Abend auf der Künstlerin enttäuschtes Gesicht aufmerksam machte, brach er in helles Lachen aus, das bei ihm die Erinnerung an einen ähnlichen Fall erweckte, den er auch mit Laune erzählte. Eine Madame Bonbelles, die Frau eines französischen Gesandten, hatte vergessen, ihn zu einem von ihr veranstalteten Diner einzuladen, und sich den Tag darauf nicht entblödet, ihm ein Album zu bringen, in das er auch „etwas, was es sei!" schreiben sollte. Dumas überraschte sie mit folgenden Zeilen:

„Dites pourquoi ces gens s'appellent-ils Bonbelles?
Le mari n'est pas bon; la femme n'est pas belle."

(„Sagt, warum heißen die Leutchen Gutschön?
Der Mann ist nicht gut, und die Frau ist nicht schön.")

Die gute Laune blieb Dumas bis an's Grab getreu, denn klingt es nicht wie Galgenhumor, daß der geniale Schriftsteller, eine der ersten Größen Frankreichs, der Millionen vergeudete, welche doch ehrlich erworbene Arbeitsfrucht waren, daß er die letzten Jahre seines Lebens als Saucenfabrikant verbrachte? Welch' volles Leben liegt zwischen dem Jahre 1803, wo er als Copist in der Schreibstube des Herzogs von Orleans saß, den Kopf voll Zukunftsplänen, die Brust von Ehrgeiz und Drang nach Großem geschwellt, und 1870, wo er in einem kleinen Dorfe seines Vaterlandes den letzten Athem aushauchte, während deutsche Kugeln die Häuser seines geliebten Paris durchdrangen! Eine Ueberfülle an Genuß lag hinter ihm, aber auch so viel Arbeit, wie sie kein gewöhnlicher Sterblicher zu vollbringen weiß. Das Geheimniß der dreihundert Bände freilich liegt nicht blos in einer das Wunderbare erreichenden Arbeitskraft, sondern auch in der fleißigen Mithülfe, die er sich zu verschaffen gewußt. So schrieb ein Neapolitaner, Namens Fiorentino, über zehn von Dumas' Romanen. Dumas half sich, als man ihm diese Mitwirkung als eine Art von Betrug vorwarf, mit dem Beispiel Raphael's, der ja auch der Schüler in Menge gehabt hat, und nur die letzte Hand an manches Werk legte, das jetzt als echter Raphael bewundert und bezahlt wird.

Dumas hat auch umgekehrt gehandelt, denn wie Vieles seinen Namen trägt, an dem seine Feder unschuldig ist, so hat er an Frau Rattazzi's Werken Manches gearbeitet, das dieser den Ruf einer genialen Frau verschaffte. So erschien bald nach seinem Aufenthalt im Hause der Ministerin ein Buch von dieser, das

allgemeines Aufsehen erregte. Rattazzi war damals Ministerpräsident und wurde ohne sein Vorwissen eines Morgens mit einem Bande überrascht, auf dem sein Name stand und den elf Herausforderungen zum Duell begleiteten. Seinem Vaterlande mit Leib und Leben gehörig, darf ein Rath des Königs keine solche Herausforderung annehmen, und so mußten sich die Beleidigten auf den Zeitpunkt vertrösten, wann Rattazzi, seines Portefeuilles verlustig, wieder Privatangelegenheiten obliegen durfte. Es waren elf Ehemänner, die sämmtlich die Ehre ihrer Frauen zu rächen kamen, da sie Frau Maria in ihrem Buche mit so unverkennbaren Worten angegriffen hatte, wie dies nur immer möglich war. Sie läßt in ihrem Buche vor einem unverdorbenen jungen Mädchen die ganze Stadt (Bicheville nennt sie dieselbe) Revue passiren, und was sie unter dem Staub der Zeit an unangenehmen Familienverhältnissen hervorstöbern konnte, fand einen Platz in diesem Buche. In zwei Tagen war die Auflage vergriffen, und als eine zweite, mit den rechten Namen der angeführten Damen als Randglossen, erschien, mußte der Verkauf verboten werden, denn der Thränen flossen so viele von schönen Frauenaugen, als habe ein Krieg den armen Herzen die tiefsten Wunden geschlagen. Daß Frau Rattazzi sich auf diese Weise bei den italienischen Frauen nicht populär machte, läßt sich denken. Sie glaubte durch ihr Werk zu imponiren, sich für die kalte Aufnahme, welche sie als Gattin Rattazzi's nicht erwartet hatte, zu rächen und für die Zukunft gefürchtet zu machen. Aber sie hatte ihren letzten Trumpf ausgespielt — Bicheville hatte kein Geheimniß mehr, das die „Dichterin“ verwerthen konnte, und die Antipathie, die man sie hatte fühlen lassen, schlug in Verachtung um. Wieder wird ein Buch aus ihrer Feder gemeldet — Frau Rattazzi schreibt nur, wenn sie dabei einen bestimmten Zweck im Auge hat; es ist selten ein rein literarischer. Die Frage ist: „Was führt sie dieses Mal im Schilde?“

W.

Blätter und Blüthen.

Ein künstliches Auge. Bekanntlich ist das menschliche Auge zunächst nur ein physikalischer Apparat, und zwar ein Apparat von großer Vollkommenheit, wenn auch nicht so durchaus allen Anforderungen entsprechend, wie man ihn, mit Helmholtz zu reden, von einem geschickten Optiker verlangen würde. Die Camera obscura, das dunkle Kästchen, in welchem der Photograph seine Bilder erzeugt, ist ein vergrößertes Abbild des Auges, und das Bild der Außendinge, welches sich durch die chemische Wirkung des Lichtes auf der in diese Kammer eingeschobenen Platte fixirt, ist ein vollkommenes Gegenstück zu dem ebenfalls verkehrten Bilde, welches sich auf dem Hintergrunde unseres Auges abmalt. Damit sind aber die Aehnlichkeiten mit dem physikalischen Apparate zu Ende, denn in und hinter der Netzhaut, die den als Bildplatte dienenden Augenhintergrund bedeckt, beginnt erst das eigentliche Sehen, das heißt die Empfindung und Deutung des in dem physikalischen Apparate erzeugten Bildes der Außendinge. Ein in London lebender deutscher Physiker, Herr C. William Siemens, hat indessen kürzlich gezeigt, daß man die Analogie noch weiter treiben kann, und ein künstliches Auge mit empfindlicher Netzhaut hergestellt, welches nicht nur Licht und Dunkelheit, sondern auch die einzelnen Farben unterscheidet, ja wie ein lebendes Auge bei längerem Betrachten einer Farbe ermüdet und, von plötzlicher Helligkeit geblendet, die Wimpern schließt. Die empfindliche Netzhaut desselben ist aus einer dünnen Schicht von Selen, einem dem Schwefel und Phosphor ähnlichen Elementarstoffe, gebildet, wobei an Stelle der Nerven, die sich in der Netzhaut verzweigen, zwei galvanische Leitungsdrähte spiralig oder im Zickzack parallel neben einander in derselben verlaufen, sodaß überall Selenmasse zwischen ihnen liegt. Das Selen zeigt nämlich nach den in den letzten Jahren angestellten Beobachtungen mehrerer englischer Ingenieure und Physiker, wenn es bis zu einem gewissen Punkte erhitzt und dann erkaltet ist, bleibend die höchst merkwürdige Eigenschaft, vom Lichte derartig beeinflußt zu werden, daß es den galvanischen Strom um so besser leitet, je seltener es beleuchtet wird. Dr. Werner Siemens, der Chef der weltberühmten Telegraphen-Bauanstalt in Berlin, hat diese Eigenschaft des Selens am genauesten studirt und einen sinnreichen Apparat darauf begründet, um die Stärke irgend einer auf die Selenplatte fallenden Lichtquelle direct nach dem Widerstande zu messen, den ein galvanischer Strom in der beleuchteten Selenschicht findet. Der Apparat seines Bruders, das künstliche Auge, beansprucht nicht die Wichtigkeit, welche dieser Lichtmesser als wissenschaftliches Instrument möglicher Weise gewinnen kann: er ist dafür um so lehrreicher. Das gläserne Auge wird von zwei Wimpern beschattet, die nach ihrer Oeffnung das durch eine Glaslinse gebrochene Licht auf die künstliche Netzhaut werfen. Die in derselben, ohne sich zu berühren, Parallellinien beschreibenden Drähte gehen von einem galvanischen Elemente aus und umkreisen, ehe sie in die Netzhaut eintreten, der eine einen Elektromagneten, der andere eine Magnetnadel, die hier den Beweis liefern soll, daß wirklich, wie Thales lehrte, in ihr eine empfindende Seele wohnt. Wird nun vor das künstliche Auge eine weiße Tafel gebracht, die man vermittelst eines schwarzen Tuches bald in Dunkelheit hüllen, bald mit dem farbigen Schimmer des durch bunte Gläser gegangenen elektrischen oder des Sonnenlichtes betrachten kann, so gewahrt man mehr oder minder starke Ablenkungen der Nadel aus ihrer sonst mehr oder weniger bestimmten Richtung auf den Nordpol.

Die kleinste Ablenkung erzeugt das blaue Licht, welches auch dem Menschen als das mildeste und ruhigste erscheint. Eine lebhaftere Bewegung der Nadel bewirkt das grüne, eine noch stärkere das gelbe und die stärkste das rothe Licht, welches ja auch auf Thiere — man denke nur an die durch rothe Tücher gereizten Truthähne und Stiere! — die stärkste Wirkung ausübt. Läßt man dieses rothe oder andersfarbige Licht alsdann anhaltend wirken, so ermüdet die künstliche Netzhaut ebenso wie die natürliche und der anfangs stärkere Ausschlag der Nadel nimmt allmählich ab. Sie bedarf der Erholung im Dunklen, des Schlafes. Man sieht, es entspricht hier die Magnetnadel dem Gehirne, in welchem die Eindrücke zur Wirkung kommen, und die Leitungsdrähte den Empfindungsnerven, mit denen sie so oft verglichen worden sind. Ja, es lassen sich mit diesem Apparate sogar die Reflexbewegungen des Auges darstellen, das heißt das unwillkürliche Schließen der Wimpern, wenn das Auge durch ein ungewohntes Licht geblendet wird. Es ist zu diesem Zwecke nur erforderlich, daß ein Elektromagnet, der durch Anziehung eines Ankers die Schließung der Wimpern in Folge des bei intensivem Lichte stärkeren Stromes hervorbringt, in die Leitung eingeschaltet werde. So roh eine solche Nachahmung sein mag, und so wenig sie geeignet ist, unserer wohlbegründeten Bewunderung des Baues der thierischen Sinneswerkzeuge Abbruch zu thun, sicher wird dieses künstliche Auge zu den sinnreichsten Lehrapparaten gerechnet werden müssen, die es giebt.

C. St.

Die Schweiz — „in Bildern“ (s. Abbildung S. 777) ist nichts Neues; das republikanische Alpenland ist, selbst Palästina nicht ausgenommen, das illustrirteste Fleckchen der Erde. Es sind Tausende von schweizerischen Alpenbildern, aus dem Leben der Natur und des Volkes über alle Erdtheile zerstreut und vervielfältigt, und auch an Sammlungen derselben besteht keine geringe Anzahl. In künstlerischer und typographischer Beziehung ist jedoch wohl noch keine solche Sammlung mit mehr Aufwand und Geschmack hergestellt, als „Die Schweiz von (dem bekannten Reiseschriftsteller) Gsell-Fels“, welche soeben in Friedr. Bruckmann's Verlag (München und Berlin) erscheint. Von den Künstlern, welche dazu Neues geliefert, oder aus deren bereits berühmten Werken das Beste dazu ausgewählt worden ist, brauchen wir nur Namen wie A. Anker, A. Bachelin, F. Balmer, A. Calame, G. Closs, E. Rittmeyer, B. Vautier, J. Zimmermann zu nennen, um auf den wahren Werth des Werkes hinzuweisen, der namentlich auch in der außerordentlichen Treue und Wahrheit der bildlichen Darstellungen zu suchen ist. Von den Illustrationen theilen wir in unserer heutigen Nummer ein erst in einem der nächsten Hefte des Werkes an die Oeffentlichkeit kommendes Bild mit, von welchem wir gestehen, daß ein gelungenerer Holzschnitt uns kaum jemals zu Gesicht gekommen; die Feinheit der technischen Behandlung grenzt an die Leistungen des Stahlstiches, und die Kraft des Farbentons in der Darstellung dieses Augenblicks der Ruhe nach einem furchtbaren Natursturm ist von einer Wirkung, die der des Originals nahe kommt. Letzteres bildet neben noch drei gleichgroßen Gemälden Calame's den Hauptschmuck im großen Saale des städtischen Museums in Leipzig. Es führt uns in eine wilde Partie des Haslithals in den Berner Oberalpen. Das Oberhaslithal besteht bekanntlich aus mehreren Schluchten, deren jede zu einem weiten ebenen Becken führt; diese Becken sind einst kleine Seen gewesen, bis die Aar sich ihre Wege von See zu See immer tiefer aushöhlte und bis der Boden erreicht und der Abfluß bis auf den Grund möglich war. In der Nähe von Handeck ist der Ort unseres Bildes zu suchen.

Zu dem Artikel „Merkwürdige Krankheitsfälle. 1. Der schlafende Ulan“ haben wir ergänzend nachzutragen, daß laut neuesten Nachrichten der räthselhafte Kranke nunmehr aus dem Potsdamer Garnisonlazareth als geheilt in seine Heimath entlassen worden. Wie verlautet, beabsichtigt man höheren Orts ihn nach seiner völligen Kräftigung nicht wieder in den Militärdienst zurückkehren zu lassen, sondern ihm eine andere Lebensbahn zu eröffnen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber **Ernst Keil.**

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Sie werden dem Herrn Doctor wohl bald einen anderen Titel geben müssen,“ sagte sie nachdrücklichst. „Er steht im Begriffe, eine Professur in J. anzunehmen, die man ihm wegen seiner außerordentlichen wissenschaftlichen und literarischen Verdienste angeboten hat.“

„Wa – was?“ rief der Assessor zurückprallend, aber noch mit dem Ausdrucke des vollsten Unglaubens. Er konnte sich in diese plötzliche Verwandlung des stets übersehenen Fabian in einen Universitätsprofessor unmöglich so schnell finden.

Bei dem Letzteren hatte die Gutmüthigkeit schon wieder die Oberhand gewonnen, und der Gedanke an die doppelte Kränkung, die er dem Neffen seines Gegners und dem unglücklichen Bewerber seiner Braut nothgedrungen zufügen mußte, regte seine ganze Gewissenhaftigkeit auf.

„Herr Assessor,“ begann er, in der Voraussetzung, Hubert sei bereits von den letzten Vorgängen auf der Universität unterrichtet, was aber noch keineswegs der Fall war, „es ist mir sehr peinlich, von Ihrem Herrn Onkel so verkannt zu werden, wie es leider den Anschein hat. Niemand kann aufrichtiger als ich seine großen Verdienste schätzen und anerkennen. Seien Sie überzeugt, daß ich nicht den mindesten Antheil an dem Streite habe, den meine ‚Geschichte des Germanenthums‘ hervorrief. Professor Schwarz scheint zu glauben, daß ich aus eigensüchtigen Motiven jenen Streit geschürt und auf die Spitze getrieben hätte.“

Jetzt begann dem Assessor ein Licht aufzugehen, aber ein schreckliches. Er kannte nicht den Namen jenes „obscuren Menschen“, den die Gegenpartei auf den Schild gehoben hatte, indem sie sich unterfing, sein Werk neben, ja über die Schwarz'schen Schriften zu stellen, aber er wußte, daß es sich dabei um eine ‚Geschichte des Germanenthums‘ handelte, und die Worte Fabian's ließen ihm keinen Zweifel mehr, daß der Verfasser dieses Buches, dieser Intriguant, dieser Attentäter auf die Familienberühmtheit, leibhaftig vor ihm stehe. Er wollte seinem Erstaunen, seiner Entrüstung Worte leihen, als Gretchen, die sich schon berufen fühlte, die künftige Frau Professorin zu vertreten, von Neuem dazwischen fuhr.

„Jawohl, Professor Schwarz könnte das glauben,“ wiederholte sie, „und dies um so mehr, da Doctor Fabian ausdrücklich berufen ist, ihn zu ersetzen und seinen Lehrstuhl in J. einzunehmen. Sie wissen doch bereits, daß Ihr Onkel seine Entlassung genommen hat?“

Der Assessor rang in einer so beängstigenden Weise nach Athem, daß Fabian einen bittenden Blick zu seiner Braut hinübersandte, aber diese blieb mitleidlos. Sie konnte es nicht vergessen, daß Hubert schon vor Monaten sich ihres Jawortes gerühmt hatte, und wollte ihm eine Lehre dafür geben; deshalb spielte sie ihren letzten Trumpf aus und ergriff sehr förmlich die Hand des Doctors.

„Und gleichzeitig, Herr Assessor, habe ich das Vergnügen Ihnen in dem künftigen Professor Fabian, dem Nachfolger Ihres berühmten Onkels, meinen Bräutigam vorzustellen.“

„Ich glaube, der Assessor ist übergeschnappt,“ sagte Frank, der draußen auf dem Hofe stand, mit besorgter Miene zu seinem Inspector. „Er kommt wie ein Tollhäusler aus dem Hause gestürzt, rennt mich fast über den Haufen, ohne zu grüßen, ohne mir Rede zu stehen, und schreit nach seinem Wagen. Er war schon den ganzen Morgen so exaltirt. Wenn ihm nur die Verschwörungsgeschichten nicht zu Kopfe gestiegen sind! Gehen Sie ihm doch einmal nach und sehen Sie, was er macht und ob er nicht etwa ein Unglück anrichtet!“

Der Inspector zuckte die Achseln und deutete auf den Wagen, der soeben in vollem Trabe abfuhr. „Es ist zu spät, Herr Administrator — da fährt er eben hin.“

Frank schüttelte sehr bedenklich den Kopf und trat in das Haus, wo ihm nun allerdings die Erklärung für den Sturmlauf des Assessors zu Theil wurde und seine ernstlichen Zweifel an dessen Verstand beseitigte. Der Kutscher vom Schlosse aber, der gleichfalls auf dem Hofe stand, faltete die Hände und sagte aufathmend:

„Er ist fort. Gott sei Dank — nun kann er mich nicht mehr vernehmen.“

In Wilicza selbst herrschte inzwischen eine dumpfe gewitterschwüle Atmosphäre, die sogar von der Dienerschaft empfunden wurde. Seit Herr Nordeck gestern Abend in Begleitung der Gräfin Morynska von der Grenzförsterei zurückgekehrt war, herrschte Sturm in den oberen Regionen des Schlosses — die Anzeichen verriethen es nur zu deutlich. Die junge Gräfin hatte noch an demselben Abende eine Unterredung mit ihrer Tante gehabt, seitdem aber ihr Zimmer noch nicht wieder verlassen. Auch die Fürstin wurde wenig sichtbar, und wenn es geschah, so war ihr Aussehen der Art, daß die Dienerschaft es für gut hielt, so wenig wie möglich in ihre Nähe zu kommen; sie kannte die gerunzelte Stirn und diese fest zusammengepreßten

Lir;en bei der Gebieterin und wußte, daß sie nichts Gutes verkündeten. Selbst Waldemar zeigte nicht die gewohnte kalte Ruhe, die er gerade dann nach außen hin zu bewahren wußte, wenn es in seinem Innern am heftigsten stürmte. Es lag heute etwas Finsteres, Gereiztes in seinem Wesen. Vielleicht trug die zweimalige Abweisung die Schuld daran, welche er im Laufe des Tages von Wanda hatte erfahren müssen. Es war ihm nicht gelungen, sie wieder zu sehen seit der Minute, wo er sie, erschöpft von der Aufregung und dem Blutverlust, halb ohnmächtig in die Arme seiner Mutter gelegt. Sie weigerte sich, ihn zu sehen, und doch wußte er, daß sie nicht ernstlich krank war. Der Arzt hatte ihm wiederholt versichert, die Wunde der Gräfin sei in der That gefahrlos und werde ihr morgen schon gestatten, nach Rakowicz zurückzukehren, wenn er sich ihrem Verlangen, dies auf der Stelle zu thun, auch habe widersetzen müssen.

Es blieb dem jungen Gutsherrn freilich nicht viel Zeit, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen, denn von außen her stürmte alles Mögliche auf ihn ein. Die Leiche des Försters wurde nach Wilicza gebracht, bei welcher Gelegenheit man erst das Entweichen des gesammten Forstpersonals entdeckte. Die Försterei mußte unter andere Aufsicht gestellt und die nöthigen Maßregeln zur Sicherheit und zum Schutze des einstweilen dorthin gesendeten Inspectors Fellner getroffen werden. Alles hatte Waldemar selbst zu leiten und anzuordnen. Schließlich kam noch Assessor Hubert und quälte ihn mit Vernehmungen, Protocollen und Rathschlägen so lange, bis er die Geduld verlor und zu dem bewährten Mittel seiner Mutter griff, um sich den unbequemen Beamten abzuschütteln, aber kaum war er den Assessor und seine Verschwörungsgeschichten los, so kamen andere Anforderungen. Man hatte jetzt auch in L. erfahren, wie es drüben bei den Insurgenten stand und daß die nächsten Tage aller Wahrscheinlichkeit nach Kämpfe in unmittelbarer Nähe der Grenze bringen würden. In Folge dessen war der Befehl ergangen, die Grenzbesatzung bedeutend zu verstärken, um auf alle Fälle das diesseitige Gebiet zu schützen und vor Verletzungen zu bewahren.

Eine starke Militärabtheilung zog durch Wilicza, und während die Mannschaften auf einige Stunden im Dorfe Halt machten, sprachen die Officiere, die den Gutsherrn persönlich kannten, im Schlosse ein. Die Fürstin blieb natürlich unsichtbar, wie sie es stets den Gästen ihres Sohnes gegenüber war, seit dieser sich offen gegen sie und die Ihrigen erklärt hatte, und so mußte Waldemar denn allein die Ankömmlinge empfangen; ob er in der Stimmung dazu war, danach fragte Niemand. Es galt, den Fremden eine ruhige, unbewegte Stirn zu zeigen, damit sie nicht noch mehr von der Familientragödie erfuhren, als sie ohnedies schon wußten. Sie kannten ja die Rolle, welche der Bruder und der Oheim des Schloßherrn in dem Aufstande spielten, die Stellung des Sohnes der Mutter gegenüber; das Alles war ja Tagesgespräch in L., und Waldemar empfand schwer genug die Rücksicht, mit der man sich bemühte, in seiner Gegenwart jede Hindeutung darauf zu vermeiden und den ganzen Aufstand nur in so fern zu berühren, als man eben nur die neuesten militärischen Maßregeln auf deutscher Seite besprach, die dadurch hervorgerufen wurden. Endlich, spät am Nachmittage zog das Detachement ab, um noch vor Einbruch der Dunkelheit die angewiesenen Posten an der Grenze zu erreichen. Und nun kam zuletzt noch Doctor Fabian, der nunmehrige Bräutigam und künftige Professor, mit seiner doppelten Neuigkeit, für die er doch auch bei seinem ehemaligen Zöglinge Theilnahme und Interesse beanspruchte, und zwang diesen, sich um fremdes Glück zu kümmern, wo er das seinige rettungslos in Trümmer gehen sah — es gehörte in der That eine so stählerne Natur wie die Nordeck's dazu, um dem Allen mit dem Anscheine äußerer Ruhe Stand zu halten.

Es war am zweiten Tage nach jenem Ereignisse auf der Försterei, zu noch sehr früher Stunde. Die Fürstin war allein in ihrem Salon; man sah es ihrem Gesichte an, daß von einer Nachtruhe bei ihr nicht viel die Rede gewesen war. Der graue Nebelmorgen draußen vermochte es nicht, das hohe düstere Gemach vollständig zu erhellen; der größte Theil desselben blieb in Schatten gehüllt, nur das Kaminfeuer warf seinen unruhig flackernden Schein auf den Teppich und auf die Gestalt der Fürstin, die in unmittelbarer Nähe saß.

In finsteres Nachsinnen verloren, stützte sie den Kopf in die Hand. Was sie von gestern Abend erfahren hatte, das wühlte und arbeitete immer noch in ihrem Innern; die Frau, die es sonst so ausgezeichnet verstand, sich auf den Boden der Thatsachen zu stellen und mit denselben zu rechnen, konnte diesmal nicht damit fertig werden. Also war es umsonst gewesen. Die Schonungslosigkeit, mit der sie ihrer Nichte damals das eigene Innere enthüllte, um ihr eine Waffe gegen die entstehende Leidenschaft in die Hand zu geben, die monatelang so streng und unverbrüchlich festgehaltene Trennung, die letzte Unterredung in Rakowicz — Alles umsonst! Vor einem einzigen Momente, vor einer Gefahr, die Waldemar bedrohte, sank das Alles zusammen. Wanda hatte ihrer Tante noch an demselben Abende das Geschehene mitgetheilt. Die junge Gräfin war viel zu stolz, viel zu sehr in ihren nationalen Vorurtheilen befangen, um sich nicht mit aller Energie von dem Verdachte zu reinigen, sie habe wirklich das gethan, was die Fürstin „Verrath" nannte. Sie erklärte der Tante, daß sie keine Warnung gesandt, keinen Argwohn erweckt habe, daß sie erst im letzten Augenblicke, als es hinsichtlich der Försterei nichts mehr zu verbergen und zu retten gab, dazwischen getreten sei. Wie das geschehen war, und was sie gethan hatte, um Waldemar zu retten, konnte sie freilich auch nicht verbergen — die Wunde an ihrem Arme sprach deutlich genug.

Der Eintritt ihres Sohnes weckte die Fürstin aus den quälenden Gedanken, die in ihrem Innern auf- und niederwogten. Sie wußte es, woher es kam. Pawlick hatte ihr gemeldet, Herr Nordeck habe es heute Morgen zum dritten Male versucht, Einlaß bei der Gräfin Morynska zu erlangen, und diesmal auch wirklich seinen Willen durchgesetzt. Er kam langsam näher und blieb seiner Mutter gegenüber stehen.

„Du kommst von Wanda?" fragte sie.

„Ja."

Die Fürstin sah in sein Gesicht, das in diesem Momente von dem aufflackernden Feuer hell beleuchtet wurde. Es stand ein Zug herben, aber verbissenen Schmerzes darin.

„Also hast Du es wirklich erzwungen, trotz ihrer wiederholten Weigerung. Freilich, was erzwängst Du nicht! Wenigstens wird die Unterredung Dich überzeugt haben, daß es nicht mein Verbot war, das Dir Wanda's Thür verschloß, wie Du mit solcher Bestimmtheit annahmst. Es war ihr eigener Wille, Dich nicht zu sehen; Du hast ihn wenig genug geachtet."

„Ich werde nach dem, was Wanda gestern um meinetwillen gewagt hat, doch wenigstens das Recht haben, sie zu sehen und zu sprechen; sprechen mußte ich sie. O, sei ganz ruhig!" fuhr er mit ausbrechender Bitterkeit fort, als die Fürstin etwas erwidern wollte. „Deine Nichte hat vollständig Deinen Erwartungen entsprochen und das Möglichste gethan, mir jede Hoffnung zu rauben. Sie glaubt allerdings, nur ihrem eigenen Willen zu folgen, wo sie sich blindlings dem Deinigen unterwirft. Es waren Deine Worte, Deine Anschauungen, die ich aus ihrem Munde hören mußte. Ich allein hätte es vielleicht von ihr erreicht, erzwungen, wie ich diese Unterredung erzwang, aber ich vergaß, daß sie seit vorgestern Abend unausgesetzt Deinem Einflusse preisgegeben war. Du hast ihr das Wort, das sie noch als ein halbes Kind, von Euch überredet und gedrängt, meinem Bruder gab, als ein unwiderrufliches Gelübde hingestellt, das zu brechen Todsünde wäre, hast sie so in Eure nationalen Vorurtheile hineingehetzt —"

„Waldemar!" unterbrach ihn die Mutter drohend.

„In das Vorurtheil," wiederholte er mit Nachdruck, „daß es ein Verrath an ihrer Familie und ihrem Volke wäre, wenn sie einwilligte, mir anzugehören, weil ich zufällig ein Deutscher bin und die Verhältnisse mich zwangen, feindselig gegen Euch aufzutreten. Nun, Du hast es erreicht; sie würde jetzt eher sterben, als auch nur die Hand zu ihrer Befreiung rühren, oder mir Erlaubniß geben, das zu thun, und das danke ich Dir allein."

„Ich habe Wanda allerdings an ihre Pflicht erinnert," entgegnete die Fürstin kalt. „Es bedurfte dessen kaum mehr; sie war schon allein zur Besinnung gekommen, und ich hoffe, das ist jetzt auch bei Dir der Fall. Daß Deine einstige Knabenneigung nicht erloschen, daß sie im Gegentheil zur Leidenschaft herangewachsen war, wußte ich seit dem Tage, wo Du Dich hier mir gegenüber als Feind erklärtest. In welchem Maße diese

Leidenschaft erwidert wird, weiß ich erst seit vorgestern. Es wäre nutzlos, Euch Vorwürfe über das Geschehene zu machen — es wird dadurch nicht ungeschehen gemacht, aber Ihr fühlt wohl selbst, was Ihr jetzt Euch und Leo schuldig seid — die unbedingteste Trennung! Wanda hat das bereits eingesehen, und auch Du mußt Dich dem fügen."

„Muß ich?" fragte Waldemar. „Du weißt, Mutter, Fügsamkeit ist meine Tugend nicht, und am wenigsten da, wo mein ganzes Lebensglück auf dem Spiele steht."

Die Fürstin sah mit dem Ausdrucke schreckensvoller Ueberraschung empor. „Was heißt das? Willst Du etwa versuchen, Deinem Bruder die Braut zu rauben, nachdem Du ihm bereits ihre Liebe geraubt hast?"

„Die hat Leo nie besessen. Wanda kannte sich und ihr Herz noch nicht, als sie seiner Neigung, als sie Deinen und ihres Vaters Wünschen und den Familienplänen nachgab. Ihre Liebe besitze ich, und nun ich diese Gewißheit habe, werde ich auch zu behaupten wissen, was mein ist."

„Nicht so unbeugsam, Waldemar!" sagte die Fürstin fast mit Hohn. „Hast Du schon bedacht, was Dein Bruder Dir auf eine solche Zumuthung antworten wird?"

„Ich würde meine Braut freigeben, wenn sie mir erklärte, daß ihre Liebe einem Andern gehöre," erwiderte der junge Mann fest. „Unbedingt und entschieden freigeben, gleichviel, was ich dabei empfände. Leo wird das nun allerdings nicht thun, wie ich ihn kenne. Er wird außer sich gerathen, Wanda bis zur Verzweiflung quälen und sich und uns eine Reihe der furchtbarsten Scenen bereiten."

„Willst Du ihm Vorschriften für seine Mäßigung machen, Du, der Du ihn bis auf den Tod beleidigst?" fiel die Mutter ein. „Freilich, Leo ist ja fern; er steht im Kampfe für die heiligsten Güter seines Volkes, und während er stündlich das Leben dafür einsetzt, ahnt er nicht, daß sein Bruder zu Hause, hinter seinem Rücken —"

Sie hielt inne, denn Waldemar's Hand legte sich schwer auf die ihrige. „Mutter," sagte er mit einer Stimme, welche die Fürstin warnte, denn dieser dumpfe gepreßte Ton ging bei ihm stets einem Ausbruche voraus. „Laß' die Beschuldigungen, an die Du selbst nicht glaubst! Du weißt besser als jeder Andere, wie Wanda und ich gegen diese Leidenschaft gekämpft haben, weißt, welcher Moment es war, der uns endlich das Siegel von den Lippen nahm. Hinter Leo's Rücken! Auf meinem Zimmer liegt der Brief, den ich an ihn schrieb, ehe ich zu Wanda ging; meine Unterredung mit ihr ändert darin nichts. Wissen muß er es, daß das Wort ‚Liebe' zwischen uns gefallen ist; wir würden es Beide nicht ertragen, ihm das zu verhehlen. Ich wollte den Brief Dir übergeben. Du allein weißt mit Sicherheit, wo Leo jetzt zu finden ist, und kannst das Schreiben in seine Hände gelangen lassen."

„Um keinen Preis!" rief die Fürstin heftig. „Ich kenne zu gut das heiße Blut meines Sohnes, um ihm eine solche Folter aufzuerlegen. Fern zu bleiben, vielleicht noch Monate lang, während seine ganze Eifersucht entfesselt ist und er sich hier in seinem Theuersten bedroht weiß — das geht über seine Kräfte. Und doch muß er ausharren, doch darf er seinen Posten nicht verlassen, ehe nicht Alles dort entschieden ist. Nein, nein, davon kann keine Rede sein. Ich habe Wanda bereits das Wort abgenommen, zu schweigen, und auch Du wirst mir das versprechen. Sie kehrt heute noch nach Rakowicz zurück und geht, sobald sie völlig hergestellt ist, zu unseren Verwandten nach M., um dort so lange zu bleiben, bis Leo zurückgekehrt ist und seine Rechte persönlich wahren kann."

„Ich weiß es," entgegnete Waldemar finster. „Sie selbst hat es mir gesagt. Sie kann ja jetzt nicht Meilen genug zwischen uns legen. Was die Liebe, was die Verzweiflung nur eingeben kann, das habe ich bei ihr versucht — es war vergebens; sie setzt mir immer wieder dieses unwiderrufliche Nein entgegen. — Sei's denn, bis zu Leo's Rückkehr! Vielleicht hast Du Recht — es ist besser, wir machen das Auge in Auge ab, und mir ist die Art jedenfalls die liebste. Ich bin jeden Augenblick bereit, ihm Rede zu stehen. Was dann zwischen uns geschieht, ist freilich eine andere Frage."

Die Fürstin erhob sich und trat zu ihrem Sohne. „Waldemar, gieb diese unsinnige Hoffnung auf! Ich sage Dir, Wanda würde nie die Deine, auch wenn sie frei wäre. Es steht zu Vieles, zu Unübersteigliches zwischen Euch. Du täuschest Dich, wenn Du auf eine Sinnesänderung bei ihr rechnest. Was Du nationale Vorurtheile nennst, das ist für sie das Lebensblut, mit dem sie genährt ist seit ihrer frühesten Jugend, das sie nicht lassen kann, ohne das Leben selbst zu lassen. Mag sie Dich lieben, die Tochter der Morynski, die Braut des Fürsten Baratowski weiß, was Pflicht und Ehre von ihr fordern, und wüßte sie es nicht, so sind wir da, sie daran zu erinnern, ich, ihr Vater, vor allen Dingen Leo selber."

Ein beinahe verächtliches Lächeln spielte um die Lippen des jungen Mannes, als er erwiderte: „Und glaubst Du denn wirklich, daß einer von Euch mich hindern würde, wenn ich Wanda's Ja hätte? Daß sie sich mir versagt, daß sie mir verbietet, für sie und um sie zu kämpfen, das ist's, was mir vorhin bei ihr die Fassung raubte. Aber gleich viel! Wer wie ich nie im Leben Liebe erfahren hat und wem sie sich dann plötzlich so ganz, so beglückend aufthut, wie mir in jener Stunde, der verzichtet und entsagt nicht so leicht. Der Preis ist mir denn doch zu hoch, als daß ich den Kampf nicht versuchen sollte. Wo ich Alles zu gewinnen habe, da setze ich auch Alles ein, und wenn sich noch zehnfach größere Hindernisse zwischen uns aufthürmten — Wanda wird mein."

Es lag eine unbeugsame Energie in diesen Worten. Der rothe Feuerschein vom Kamine her beleuchtete Waldemar's Züge, die in diesem Augenblicke wie aus Erz gegossen erschienen. Die Fürstin mußte es wieder einmal anerkennen, daß es ihr Sohn war, der da vor ihr stand mit der verhängnißvollen blauen Linie an der Stirn, mit jenem Blicke und jener Haltung, „als sähe man die Mutter selbst." Sie hatte sich bisher vergebens gemüht, das Unerhörte, Unmögliche zu begreifen, daß Waldemar, der kalte, finstere, abstoßende Waldemar ihrem Leo vorgezogen wurde, daß er Sieger blieb gegen den schönen ritterlichen Bruder, wo es sich um die Liebe eines Weibes handelte — in diesem Augenblicke begriff sie es.

„Hast Du vergessen, wer Dein Gegner ist?" fragte sie mit ernstem Nachdruck. „Bruder gegen Bruder! Soll ich die feindselige, vielleicht blutige Begegnung zwischen meinen Söhnen mit ansehen? Denkt Ihr gar nicht an die Angst der Mutter?"

„Deine Söhne!" wiederholte Waldemar. „Wo es sich um die Angst und die Zärtlichkeit der Mutter handelt, ist doch wohl nur von einem Sohne die Rede. Du vergiebst es mir nicht, daß ich mich in das Glück Deines Lieblings eingedrängt habe, und ich kenne eine Lösung, die Dir wenig Thränen kosten würde. Aber sei ruhig! Was ich thun kann, einen schlimmen Ausgang zu hindern, das geschieht; sorge nur, daß Leo mir die Möglichkeit läßt, in ihm den Bruder zu sehen! Du hast eine unumschränkte Gewalt über ihn; auf Dich wird er hören. Du weißt, ich habe es gelernt, meiner Natur Zügel anzulegen, aber meine Selbstbeherrschung geht nur bis zu einer gewissen Grenze; reißt Leo mich darüber hinaus, so stehe ich für nichts mehr ein. Er versteht es wenig, fremde Ehre zu schonen, wo er sich beleidigt glaubt."

Sie wurden unterbrochen. Man meldete dem Schloßherrn, draußen stehe ein Unterofficier des Detachements, das gestern durch Wilicza gezogen war, und verlange ihn dringend und sofort zu sprechen. Waldemar ging hinaus. Er war es seit den letzten Tagen gewohnt, daß diese äußeren Störungen sich gerade dann eindrängten, wenn man am wenigsten in der Stimmung war, ihnen Rechnung zu tragen.

Im Vorzimmer stand der Gemeldete. Er brachte einen Gruß des commandirenden Officiers und eine Bitte desselben. Das Detachement stand, gleich nachdem es seinen neuen Posten bezogen, der Nothwendigkeit gegenüber, einzuschreiten. Während der Nacht hatte drüben ein heftiger Kampf stattgefunden, der mit einer Niederlage der Insurgenten endigte; sie flohen in größter Unordnung, hitzig verfolgt von den Siegern. Ein Theil der Flüchtlinge hatte sich durch den Uebertritt auf das diesseitige Gebiet gerettet. Sie waren von einer Patrouille angehalten und entwaffnet worden und sollten nach L. gebracht werden. Es befanden sich aber einige schwer Verwundete darunter, von denen man fürchtete, daß sie den Transport nicht aushalten würden; der Officier bat um vorläufige Aufnahme derselben in dem nahen Wilicza. Der Wagen mit den Kranken befand sich bereits unten im Dorfe. Waldemar war augenblicklich bereit, der Auf-

forderung nachzukommen, und ließ drüben auf dem Gutshofe die nöthigen Anstalten zur Unterkunft der Verwundeten treffen. Er ging selbst in Begleitung des Unterofficiers hinüber.

Die Fürstin war inzwischen allein zurückgeblieben. Sie hatte die Nachricht nicht gehört und von der Meldung, die ihren Sohn abrief, keine Notiz genommen — es waren ganz andere Gedanken, die sie beschäftigten.

Was nun? Diese Frage erhob sich immer wieder wie ein drohendes Gespenst, das sich nicht bannen läßt; hinausgeschoben konnte die Entscheidung wohl werden, aber damit wurde sie nicht aufgehoben. Die Fürstin kannte ihre Söhne hinreichend, um zu wissen, was zu erwarten stand, wenn sie sich als Feinde begegneten, und Todfeinde mußten sie von dem Augenblicke an werden, wo Leo die Wahrheit entdeckte. Er, dessen Eifersucht schon bei einem ersten unbestimmten Verdachte aufflammte, daß sie ihn fast seiner Pflicht abwendig machte, wenn er jetzt erfuhr, daß der Bruder ihm in der That die Liebe seiner Braut geraubt hatte, wenn Waldemar's nur äußerlich gebändigte Wildheit bei dem Streite mit ihrer alten Macht hervorbrach — die Mutter bebte zurück vor dem Abgrunde, der sich mit diesem Gedanken vor ihr aufthat. Sie wußte, daß sie dann machtlos sein würde, auch ihrem Jüngstgeborenen gegenüber, daß in diesem Punkte ihre Gewalt über ihn zu Ende war. Waldemar wie Leo hatten das Blut ihrer Väter in den Adern, und welche Contraste Nordeck und Fürst Baratowski auch sonst gewesen sein mochten, in einem waren sie gleich, in der Unmöglichkeit, die einmal aufgereizten Leidenschaften zu zügeln.

Die Thür des Nebengemaches wurde geöffnet. Vielleicht kehrte Waldemar zurück; er war ja mitten aus der Unterredung abgerufen worden, aber der Schritt war schneller, unruhiger als der seinige. Jetzt rauschten die Falten der Portière, die von dem Eintretenden hastig bei Seite geschoben wurden, und mit einem Schrei des Schreckens und der Freude fuhr die Fürstin von ihrem Sitze empor.

„Leo! Du hier!“

Fürst Baratowski lag in den Armen seiner Mutter. Er erwiderte die Umarmung wohl, aber er hatte kein Wort des Grußes. Schweigend und heftig preßte er sie an sich; die Bewegung verrieth nichts von der Freude des Wiedersehens.

„Woher kommst Du?“ fragte die Fürstin, bei der schon im nächsten Augenblicke die Besinnung und damit auch die Besorgniß die Oberhand gewann. „So plötzlich, so unerwartet! Und wie kannst Du so unvorsichtig sein, bei hellem Tage in das Schloß zu kommen? Du weißt ja, daß Dir hier überall die Verhaftung droht. Die Patrouillen streifen durch unser ganzes Gebiet. Warum wartest Du nicht bis zum Eintritte der Dunkelheit?“

Leo richtete sich aus ihren Armen empor. „Ich habe lange genug gewartet. Seit gestern Abend bin ich fort — die ganze Nacht habe ich wie auf der Folter gelegen; es war unmöglich, die Grenze zu passiren — ich mußte mich verborgen halten. Endlich beim Tagesgrauen gelang es mir hinüber zu kommen und die Wälder von Wilicza zu erreichen — und dann kostete es neue Anstrengung, bis ich das Schloß gewann.“

Er stieß das alles aufgeregt und abgebrochen hervor. Die Mutter sah erst jetzt, wie bleich und verstört er aussah. Sie zog ihn fast gewaltsam auf einen Sessel nieder.

„Erhole Dich! Du bist zu Tode erschöpft von dem Wagniß. Welche Tollkühnheit, Leben und Freiheit auf's Spiel zu setzen um eines kurzen Wiedersehens willen! Du mußtest Dir doch sagen, daß bei uns die Angst um Dich jede Freude überwiegt. Ich begreife überhaupt nicht, wie Bronislaw Dich fortlassen konnte. Ihr seid ja mitten im Kampfe.“

„Nein, nein,“ fiel Leo ein. „In den nächsten vierundzwanzig Stunden geschieht nichts. Wir sind genau unterrichtet über die Stellungen des Feindes. Uebermorgen, morgen vielleicht kommt es zur Entscheidung; bis dahin ist Ruhe. Wenn ein Kampf bevorstände, würde ich nicht hier sein, so aber mußte ich nach Wilicza, und hätte es mir auch Leben und Freiheit gekostet.“

Die Fürstin sah ihn unruhig an. „Leo, Du hast doch Urlaub von Deinem Oheim?“ fragte sie plötzlich, wie von einem unbestimmten Verdacht ergriffen.

„Ja — ja!“ stieß der junge Fürst heraus, aber er vermied es, die Mutter dabei anzusehen. „Ich sage Dir ja, daß alles gesichert, alles vorhergesehen ist. Ich stehe mit meinem Commando in den Waldungen von A. in völlig gedeckter Stellung. Mein Adjutant hat einstweilen den Oberbefehl, bis ich zurückkomme.“

„Und Bronislaw?“

„Der Onkel hat die Hauptmacht bei W. zusammengezogen, ganz dicht an der Grenze. Ich decke ihm mit den Meinigen den Rücken. Aber nun laß mich, Mutter, frage nicht weiter! — Wo ist Waldemar?“

„Dein Bruder?“ fragte die Fürstin, befremdet und erschreckt zugleich, denn sie begann den Zusammenhang zu ahnen. „Kommst Du etwa seinetwegen?“

„Waldemar suche ich,“ brach jetzt Leo mit furchtbarem Ungestüm aus. „Ihn allein und sonst Keinen! Er ist nicht im Schlosse, sagt Pawlick, aber Wanda ist hier. Also hat er sie wirklich nach Wilicza gebracht, wie eine eroberte Beute, wie sein Eigenthum, und sie hat das geschehen lassen? Aber ich werde ihm zeigen, wem Wanda gehört, ihm — und ihr.“

„Um Gotteswillen, Du weißt —?“

„Was auf der Grenzförsterei geschehen ist, ja, das weiß ich. Osiecki's Leute stießen gestern zu mir; sie brachten mir Bericht über das, was sie mit angesehen. Begreifst Du nun, daß ich um jeden Preis nach Wilicza mußte?“

„Das habe ich gefürchtet,“ sagte die Fürstin leise.

Leo war aufgesprungen und stand nun mit flammenden Augen vor ihr. „Und Du hast das geduldet, Mutter, hast es mit angesehen, wie meine Liebe, meine Rechte mit Füßen getreten wurden, Du, die sonst Jeden beherrscht und zum Gehorsam bringt!? Zwingt denn dieser Waldemar Alles nieder? Giebt es Niemand mehr, der es wagt, sich ihm in den Weg zu stellen? Ich Thor, der ich mich damals beim Abschiede zurückhalten ließ, ihn zur Rede zu stellen und Wanda aus seiner Nähe fortzureißen, daß eine fernere Begegnung zwischen ihnen unmöglich war! Aber —“ hier ging seine Stimme in den bittersten Ton über — „mein Verdacht beleidigte sie ja, und Du und der Onkel rechnetet mir meine ‚blinde Eifersucht‘ als ein Verbrechen an. Seht Ihr es nun mit eigenen Augen? Während ich auf Leben und Tod für die Freiheit und Rettung des Vaterlandes kämpfe, da setzt meine Braut ihr Leben ein für Den, der sich offen zu unseren Unterdrückern bekennt, der uns hier in Wilicza den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, wie es nur je die Tyrannen da drüben gethan haben, da verräth sie mich, vergißt sie Vaterland, Volk, Familie, Alles, um ihn vor der Gefahr zu schützen, die ihn bedroht. Vielleicht versucht sie das auch mir gegenüber, aber sie mag sich wahren! Ich frage jetzt nichts mehr danach, wer von uns zu Grunde geht, er oder ich, oder sie mit uns Beiden.“

Die Fürstin faßte wie beschwörend seine Hände. „Ruhig, Leo! Ich bitte Dich, ich fordere es von Dir. Stürme Deinem Bruder nicht mit diesem wilden Hasse entgegen; höre mich erst an!“

Leo riß sich los. „Ich habe schon zu viel gehört, genug, um mich zur Raserei zu bringen. Wanda hat sich in seine Arme geworfen, als ihn Osiecki's Kugel suchte, sie hat ihn mit ihrem eigenen Körper gedeckt, ihre Brust zu seinem Schilde gemacht, und ich soll noch zweifeln an dem Verrathe! Wo ist Waldemar? Er wird doch endlich zu finden sein?“

Die Mutter versuchte vergebens ihn zu beruhigen — er hörte nicht auf sie, und während sie noch überlegte, auf welche Weise es möglich sei, die verhängnißvolle Begegnung zu verhindern, geschah das Aergste, was überhaupt geschehen konnte: Waldemar kam zurück.

Er trat rasch ein und war im Begriffe, auf die Fürstin zuzugehen, als er Leo erblickte. Es war mehr als Ueberraschung, es war ein tödtlicher Schreck, der sich bei diesem Anblicke in den Zügen des älteren Bruders malte. Erbleichend maß er den Jüngeren vom Kopfe bis zu den Füßen, dann flammte es in seinem Auge auf wie Zorn und Verachtung, und langsam sagte er:

„Also hier bist Du zu finden?“

Leo's Gesicht verrieth eine Art wilder Genugthuung, als er endlich den Gegenstand seines Hasses vor sich sah.

„Du hast mich wohl nicht erwartet?“ fragte er.

(Fortsetzung folgt.)

Album der Poesien.

Kürassierlied.



„Wir sind von Byern Kürassier'."
Originalzeichnung von Otto Fikentscher.

„Wir sind von Byern Kürassier';
Die Patrioten schlugen wir
Bei Kaiserslautern.
Und wie wir wieder uns gestellt,
Sechshundert Pferde wohlgezählt,
Auf grüner Haide,

Da kam Prinz Louis an im Trab,
Und grüßend nahm er's Hütchen ab
Auf grüner Haide,
Und rief: ‚Von Byern Kürassier',
Die besten Reiter, das seid ihr,
Auf grüner Haide.'

Und nahm den Hut noch einmal ab
Und ritt davon in vollem Trab,
Auf grüner Haide.
Die besten Reiter für und für
Seynd d'rum von Byern Kürassier',
Auf grüner Haide.

Das hat Prinz Louis selbst gesagt
Am Tage nach der großen Schlacht
Bei Kaiserslautern.
Wir haben d'rauf das Lied gemacht,
Drei Kürassier' auf der Feldwacht
Und ein Trompeter."

George Hesekiel.

Ohne Inschrift.

Eine Skizze aus dem podolischen Ghetto.

Von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Die zwei Greise waren eben in Uebung eines frommen Brauches begriffen, den ich so lange schon nicht mehr gesehen, daß er mir jetzt auf den ersten Blick wie ein Fremdes erschien. Es trug nämlich jeder der beiden Männer ein gelbes hölzernes Stöckchen in der Rechten, und auf den beiden Stöckchen war ein Faden dicht und dick aufgewickelt, derselbe Faden, hier das eine, dort das andere Ende, sodaß er die Stöckchen mit einander verband. Standen die Männer zusammen, so lehnten sie die Stöckchen aneinander und sangen dumpf und eintönig ihr sonderbares Duett. Dann aber verstummte der Eine, hielt sein Stöckchen senkrecht und stand wie eingewurzelt, während sich der Andere in Bewegung setzte und langsam und gravitätisch die Haide entlang schritt, indem er in hohen Tönen durch die Nase dazu sang und von seinem Stöckchen so viel des Fadens abhaspelte, wie eben der Weg betrug, sodaß der Faden immer straff gespannt blieb. Nach etwa dreißig Schritten blieb er stehen und verstummte, der Andere aber setzte sich näselnd in Bewegung und haspelte den Faden auf, sodaß der Wulst auf dem einen Stöckchen immer dicker, auf dem anderen immer dünner ward. Dann abermals ein Duett und wieder die sonderbaren Soli.

Man nennt diesen Brauch das „Feldmessen", und wenn er auch nur in einigen Gegenden Podoliens in der beschriebenen Art vollzogen wird, so übt man ihn doch in anderen Formen allüberall, wo Juden wohnen. Am Sterbetage theurer Todten läßt man den Umfang des Friedhofes, wo sie ruhen, mit einem Faden abmessen und gebraucht denselben zu irgend einem frommen Zwecke: als Docht für Opferkerzen oder zum Nähen eines Betmantels. Es ist dies der Ausfluß einer trüben, schweren Symbolik, und es würde hier zu weit führen, sie zu deuten.

Ich schaute den Männern eine Weile zu, dann trat ich an sie heran und fragte, wer in jenem Grabe ruhe.

Die Männer blickten mich scheu an.

„Warum fragt Ihr?" sagte der Eine endlich zögernd.

„Weil ich es wissen will."

„Und warum wollt Ihr es wissen?"

Darauf wäre die directe Antwort zu lang gewesen, und ich wählte daher eine kürzere, indirecte.

Der eine der beiden ehrwürdigen, aber überaus schmutzigen Greise — es war ein Wunder, daß sie nicht zusammenklebten, wenn sie so dicht beisammen standen — trug in seinem Antlitze eine überaus rothe Nase. Das deutet immer auf Durst und ein heiteres Gemüth. Und wer durstig und heiter ist, mit dem kann man sich leicht verstehen.

Ich blickte also den Mann innig an wie einen alten Freund und griff dabei in die Tasche. „Nun — wer?"

Er folgte dieser Bewegung mit sichtlichem Interesse, aber ergab sich noch nicht. „Steht es auf dem Steine geschrieben?" fragte er.

„Dann würde ich Euch nicht fragen. Aber warum steht es nicht dort geschrieben?"

Meine Hand kam wieder zum Vorscheine, aber der ehrwürdige Greis ergab sich noch immer nicht.

„Warum?" wiederholte er. „Weil es eine Sünde wäre, des Namens zu gedenken. Also warum soll ich sündigen und den Namen sagen? Warum sollt Ihr sündigen, indem Ihr ihn anhört? Warum soll Reb Nathan hier sündigen, indem er uns Beiden zuhört?"

„Ein Opfer für die Armen tilgt die Sünde," beruhigte ich und drückte dem Manne warm die Hand.

Aber dem ehrwürdigen Greise lag offenbar sehr viel an seinem Seelenheile, und er zählte darum halblaut nach, ob es genügend gesichert sei. Dann war zwar er getröstet, aber Reb Nathan wurde unruhig. Nun hätte er sich freilich der Sünde des Zuhörens leicht entziehen können, denn wir waren im Raume gerade nicht beschränkt. Aber er zog ein anderes Mittel vor, obwohl er keine rothe Nase hatte.

Und erst nachdem das geschehen, sagte der Eine: „Wer dort liegt?" und der Andere: „Lea Rendar's liegt dort."

Das heißt zu deutsch: „Lea, die Tochter des Schenkwirths." Aber ich mußte dennoch fragend blicken.

„Wer hat die nicht gekannt?" meinten die Männer erstaunt. „Lea aus der gelben Karczma (Wirthshaus)! Die Frau des langen Ruben, des Ruben neben dem Rathhause! Lea mit den langen Haaren!"

Nun wußte ich freilich, wen sie meinten. Und was bisher doch wohl nur Neugierde gewesen, ward nun innigste, seelische Theilnahme. „Und die war eine Sünderin?" rief ich erstaunt.

„Ob sie eine Sünderin war?" entgegnete Reb Abraham, der Rothnasige. „Hat es je eine größere gegeben? Es hat nie eine größere gegeben. Was Gesetz ist, hat sie mit Füßen getreten. Und wer wird dafür verdammt sein? Sie und ihr Mann — Ruben der Rathhauser. Denn wenn er es ihr gewehrt hätte, der Frevel wäre nie geschehen."

„Und noch Einer wird verdammt sein um ihrer Sünde willen," rief Reb Nathan. „Gabriel Rendar, ihr Vater. Denn wenn er sie anders erzogen hätte, der Frevel wäre ihr nie in den Sinn gekommen."

„Richtig, der auch!" bekräftigte Abraham. Aber dann erfaßte ihn doch leises Mitleid mit dem Manne, in dessen Hause seine Nase den schönen Glanz bekommen, und er fügte milder hinzu: „Dem wird der Allmächtige vielleicht vergeben. Hat er denn so Furchtbares ahnen können? Aber Ruben — das ist etwas Anderes, der ist gewiß verdammt."

„War es wirklich so furchtbar?"

„Furchtbar? Das Gräßlichste! Habt Ihr wirklich noch nicht davon gehört? Eine unerhörte Geschichte! Eine merkwürdige Geschichte!"

Und sie erzählten mir die merkwürdige, unerhörte Geschichte. Denn dies ist sie wirklich, freilich wohl in anderem Sinne, als die beiden Ehrwürdigen ahnten.

Es wird mir eigen zu Muthe, nun ich sie wieder erzählen soll. Vor Allem: sie klingt so unglaublich. Und nur wenigen Menschen des Westens ist eine Brücke des Verständnisses geschlagen in diese fremde düstere Welt. Die Anderen alle werden den Kopf schütteln. Ich aber kann nur sagen: es ist wahr, es ist nicht erfunden, es hat sich wirklich so begeben. — Und dann: die Geschichte ist so traurig. Mir thut das Herz weh, da sie sich mir noch einmal vor die Augen stellt.

Die Lea war ein sehr schönes Mädchen. Ererbt war das nicht, denn die Mutter war ein kleines, dickes puterrothes Weib und „Gabriel Rendar", der Wirth in der großen gelben Schenke am Wege gegen Alt-Barnow, ein ungeschlachter Riese mit einem mißfarbigen, von Pockennarben zerrissenen Gesichte. Auch die beiden Söhne, die im Hause umherlümmelten, repräsentirten sich just nicht als Zierden der Menschheit. Es war eine finstere, verdrossene gewaltthätige Familie, die da im unheimlichen Hause hantirte, ewig damit beschäftigt, den Durstigen Fusel einzuschenken und die Allzubetrunkenen hinauszuwerfen. Und in diesem Hause erwuchs das heiterste, lieblichste Kind, in dieser Familie erblühte die schönste, holdseligste Jungfrau, die vielleicht je meine Augen schauen gedurft. Die Lea Bergheimer war wie ein Sonnenstrahl.

Und eine Fülle goldigen Lichts trug sie ja auch um das stolze Haupt — so reiches, so leuchtendes Goldhaar hab' ich alle meine Tage nicht wieder gesehen. Eine Jüdin ist selten blond, und vollends findet man keine blonden Schönheiten unter den Frauen dieses Volkes. Die jüdischen Schönheiten sind braun oder schwarz. Aber die Lea war eine Ausnahme, wie sie denn überhaupt wenig vom jüdischen Typus hatte, sofern man nicht ihren herrlichen, schlanken und doch üppigen Wuchs als solchen gelten lassen will.

Ihr Antlitz war ganz germanisch: feine rosige Züge und tiefe, blaue Augen. Der Ausdruck dieser Züge freilich war nicht gretchenhaft, sondern fröhlich und glühend. Im Wiener Belvedere hängt in einem Nebensaale ein Bild aus dem siebenzehnten Jahrhundert, ein Wiener Bürgermädchen darstellend, von einem Spanier gemalt. Das Original war ein deutsches Mädchen,

aber der Südländer hat viel von seinem heißen Wesen hineingemalt. Dieses Bild könnte für ein Portrait der Lea gelten; es ist eine merkwürdige Aehnlichkeit.

Wo ein Sonnenstrahl hinfällt, da wird selbst das Düster verklärt. Die schöne Lea brachte Licht und Freude in die wüste Schenke. Es ist kaum zu sagen, wie Eltern und Geschwister an ihr hingen, mit welcher zitterigen Liebe sie das Mädchen umfaßten, mit welchem thörichten, unbeholfenen Stolze sie es feierten, mit welcher rührenden Hingebung sie sein Leben schmückten und bewachten. Der alte Gavriel war ein wohlhabender Mann, denn die Schenke lag auf gutem Posten, und den Schnaps zu wässern oder das Geborgte mit doppelter Kreide anzuschreiben, verstand kein Wirth in Podolien besser. Aber es ist doch eigentlich ein Wunder, daß er zu einigem Besitzthum kam — so ungemein viel Geld wandte er auf die Lea. Freilich in seiner Weise; das Kind lernte nichts, als nothdürftig die Gebete lesen, aber dafür behing er den schönen Leib mit den schwersten Stoffen und Ketten, und sie ging an Wochentagen einher, wie nicht einmal des reichsten Mannes Tochter am Neujahrstage.

Schon die Familie hätte also genügt, das Mädchen eitel zu machen, wohl auch hoffärtig. Aber ebenso sorgten die anderen Leute redlich dafür: die Frauen durch ihren Neid, die Männer durch ihre Bewunderung. Die Lea weckte in den jungen Juden von Barnow Empfindungen, wie sie sonst selten in solchen Busen zu keimen pflegen. Denn gewöhnlich denkt so ein langlockiger Jüngling an kein Mädchen der Welt, bis ihm endlich sein Vater eines Tages sagt, er sei verlobt. Bei der Verlobung, oft genug auch erst bei der Hochzeit, sieht er sich dann seine Braut an, und ob sie ihm nun gefällt oder nicht, er beschließt, sich an sie zu gewöhnen, was ihm denn auch in den meisten Fällen gelingt. Aber an die Lea dachten Viele, und wenn sie über die Straße ging, so ereignete sich oft sogar das Unerhörte, und es blickte ihr Einer nach. Ja sogar in der „Klaus", wo die stillen, frommen, sehr träumerischen und sehr wasserscheuen Talmudisten über den großen Folianten nickten, ward zuweilen ihr Name genannt und mancher tiefe Seufzer hörbar, der nur ihr galt.

Das erfuhr die schöne Lea freilich nicht. Aber andere Leute sorgten dafür, daß sie nicht darüber in Zweifel bleibe, ob sie gefalle oder nicht. Da waren die kühnen Gymnasiasten von Barnow, die sich immer in den Ferien sterblich in sie verliebten, in sie und in die „Esterka Regina", ein anderes schönes Judenmädchen, das gleichfalls ein trauriges Ende genommen. Da waren die noch kühneren Edelleute, die oft vor der Schenke hielten, auf ein Gläschen Schnaps und auf ein kleines Gespräch. Da waren die allerkühnsten Husaren-Officiere, die in dem fuselgeschwängerten Raume ihre Zeit vergeudeten, welche übrigens auch sonst schwerlich nützlich angewandt worden wäre.

Hier freilich geschah es ohne jeglichen Nutzen. Denn eitel war die Lea, aber auch brav, gut und rein. Ihr Herz war so weich und mitleidig, wie man es selbst unter den grundgütigen Frauen dieses Volkes selten findet, und jeder Arme nannte ihren Namen mit inbrünstiger Verehrung. Nur war sie eben verliebt in die eigene Schönheit und besonders in ihr Haar, das ja auch von seltener Herrlichkeit war. Wenn sie die schweren kunstvollen Flechten löste, dann fluthete es herab wie eine mächtige Goldwelle und schmiegte sich bis an die Kniee um den Leib, ein leuchtender seidener Mantel, wie ihn keine Königin je schöner getragen. Von diesem ihrem Schmucke hatte sie auch ihren Spitznamen „Lea mit den langen Haaren".

Die Juden von Barnow waren der festen Ueberzeugung, daß die Lea nie heirathen würde; die Frauen hofften, die Männer fürchteten es. Denn sie reifte heran, ward siebenzehn-, ward neunzehnjährig und hatte noch immer keinen Freier für werth erachtet, sie zu besitzen. Das war unerhört unter den Leuten dieser Landschaft, welche sonst schon halb entwickelte Kinder miteinander verheirathen. Aber hier ging es auch anders zu, als sonst: Der alte Gavriel fragte seine Tochter um ihren Willen. Und Lea sagte regelmäßig kurz und entschieden: „Nein!" Die Bewerber wagten sich schließlich gar nicht mehr heran, nachdem sogar Jossef Purzelbaum einen Korb bekommen, der Sohn des reichsten Mannes im Kreise, und der kleine Chaim Machmirdas, der im dritten Gliede mit dem Rabbi von Sadagóra verschwägert war. Daß man einen Menschen aus so heiliger Familie verschmähen könnte, war unfaßbar und kam einer persönlichen Beleidigung Gottes fast gleich. Aber die Lea wagte diesen Frevel und fuhr fort, die Heirathsvermittler zur Verzweiflung zu treiben. Schließlich wagten es diese Leute kaum mehr die Schenke zu betreten, obwohl es im Allgemeinen Menschen giebt, welche scheuer, schamhafter und rücksichtsvoller sind als jüdische Heirathsvermittler in Podolien. Und einer von ihnen, Herr Itzig Türkischgelb, pflegte zu sagen: „Ich bin ein alter Mann, aber ich hoffe doch noch die Verheirathung der Lea und die Ankunft des Messias zu erleben. Das letztere freilich eher als das erstere." Denn Itzig Türkischgelb war ein recht munterer Herr.

Da sollte dennoch das Entgegengesetzte wahr werden. Und als der Name des Glücklichen bekannt ward, da war das Staunen darüber noch größer, als über die Thatsache selbst. Denn Ruben Rosenmann oder Ruben der Rathhauser, wie er wegen der Lage seines Kramladens im Städtchen genannt wurde, war weder reich noch aus frommer Familie und obendrein Wittwer. Aber er war ein schöner Mensch, hoch und stattlich, dabei ernst und still. Er hielt etwas auf sein Aeußeres und trug den Kaftan um eine Spanne kürzer, als die Anderen. War er doch auch zwei Jahre in einer größeren Stadt gewesen, in Brody, und las, sprach und schrieb das Hochdeutsche. Wahrscheinlich darum stand er im Rufe eines Freigeistes, den er sonst durchaus nicht verdiente; er befolgte sclavisch alle Gebote, nicht blos des Glaubens, sondern auch sogar des Aberglaubens.

Warum die Lea just ihn gewählt, darüber gab sie Jedem, der es hören wollte, Aufschluß: „Weil er mir gefallen hat." Das war freilich ein Grund, der bei einem podolischen Judenmädchen unerhört war. Darum forschte man bei den Heirathsvermittlern, ohne jedoch auch hier mehr erfahren zu können. Selbst Herr Türkischgelb mußte zugestehen, daß diese Verlobung nicht seinem Talente zuzuschreiben. Wohl hatte ihn Ruben ausgesendet, aber Lea hatte erklärt: „Er selbst soll kommen, wenn er mir etwas zu sagen hat."

Ruben war gekommen; die jungen Leute hatten eine lange Unterredung, wohl an die zwei Stunden. Was sie da verhandelt, wußte Niemand, erfuhr Niemand, nicht einmal die Eltern des Mädchens. Nur der alte Gavriel erlauschte, wie Ruben einmal laut und bewegt, fast feierlich sagte: „Willst Du es denn unumstößlich — gut, ich wehre Dir nicht. Vor Gott ist es wohl keine Sünde, aber vor diesen Menschen. Darum hüte Dein Geheimniß! Sie würden Dich und mich vernichten, wenn sie es erführen." Aber der Alte drang vergeblich in die Tochter, auch ihm das Geheimniß zu offenbaren.

Bald darauf war die Hochzeit. Die Lea war unter dem Trauhimmel schöner anzuschauen, denn je. Und doch fehlte ihr nun ihr schönster Schmuck: das Goldhaar. Keine verheirathete Frau darf ihr eigenes Haar tragen; es wird vor der Trauung kurz abgeschnitten, hier und da auch der Kopf rasirt. Die Blöße bedeckt man mit einem hohen wollenen oder seidenen Aufsatze, dem „Scheitel". So will es der alte, starre Glaube, und so wird es gehalten. Sein eigen Haar zu tragen, würde nicht blos als Zeichen der Schamlosigkeit gelten, sondern eine ungeheuere Versündigung gegen Gott bedeuten. Aber die Lea duldete es wenigstens nicht, daß sich Fremde an ihr vergriffen; mit eigener Hand schnitt sie sich in verschlossener Kammer das Haar vom Haupte.

Es ward eine sehr glückliche Ehe. Und es begab sich noch ein Weiteres, das größte Wunder: die Lea ward demüthig und gehorchte ihrem Gatten. Selbst der Neid mußte eingestehen, daß der lange Ruben ein treffliches Weib habe. Das fühlte er auch, und als ihm bald darauf eine süße Hoffnung winkte, kannte sein Glück keine Grenzen. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht; das Kind kam vorzeitig und todt zur Welt. Der Arzt schob dies auf eine Erkältung der Mutter. Aber der Rabbi von Barnow war anderer Ansicht. Er ließ Lea holen und fragte sie, ob sie sich nicht etwa dadurch diese Strafe Gottes zugezogen, weil sie heimlich eines seiner Gebote übertreten. Lea wurde todtenbleich, aber sie sagte fest: „Nein, Rabbi!"

Das war im Frühling gewesen. Im zweitnächsten Herbste

gebar die Lea einen Knaben, aber er starb nach sechs Tagen. Der Arzt meinte, an einem Gehirnschlag, wie er bei Neugeborenen so oft eintritt. Lea zerfloß in Thränen, aber als der Rabbi nun selber kam und seine einstige Frage wiederholte, sagte sie auch diesmal kurz und fest: „Nein, Rabbi!"

Im nächsten Sommer fühlte sich Lea zum dritten Male Mutter. Die Erinnerung an ihre beiden schmerzlichen Verluste durchzitterte sie unablässig und ward ihr zur bangen Ahnung. Aengstlich wachte sie über sich und Ruben wich kaum mehr von ihrer Seite. Aber als der Versöhnungstag herankam, da ließ sie sich's trotz seiner Abmahnung und trotz des ärztlichen Verbots nicht nehmen, den ganzen Tag fastend in der alten Betschule zuzubringen.

Das sollte ihr zum Verderben werden. Es herrscht an diesem Tage in der alten Betschule, in welcher auch sonst die Luft just nicht mit Arabiens Wohlgerüchen geschwängert ist, eine fürchterliche, verpestete Schwüle, erzeugt durch die unzähligen Wachskerzen und die Ausdünstung so vieler Menschen, welche da so lange Stunden beten, weinen und leider auch schwitzen. Es war also eine Atmosphäre, in der auch der gesündeste Mensch hätte ohnmächtig werden können, um so mehr ein zartes Weib in solchem Zustande, wie damals Lea. Die Sinne vergingen ihr — mit einem leisen Angstschrei sank sie vom Betschemel.

Die Weiber drängten herbei und mühten sich um sie. Sie lösten ihr die Kleider und brachten der Ohnmächtigen zwanzig Riechfläschchen zugleich an die Nase.

Aber plötzlich stoben sie blitzschnell auseinander — ein hundertstimmiger, gellender Schrei — und dann wieder Stille, die Stille tiefsten Entsetzens.

Der „Scheitel" der Lea hatte sich verschoben und darunter quoll das zusammengedrückte Goldhaar unwiderstehlich hervor und legte sich wie eine lichte Wolke um das todtenblasse, schöne Antlitz.

Das war das Geheimniß der Lea gewesen.

Was nun folgte, läßt sich nicht beschreiben, kaum andeuten. Die Stille wich wildem Zetern, Fluchen und Toben. Blitzschnell durchflog die Kunde auch jenen Raum, wo die Männer beteten, und übte hier gleiche Wirkung. Zuerst standen Alle wie gelähmt über den ungeheueren Frevel. Und dann brach die Wuth ungemessen los, und unter wilden Verwünschungen drängten die Rasenden in die Weiberschul'. Hätte die Lea soeben gestanden, daß sie ihre Kinder selbst getödtet — und Kindesmord gilt unter den Juden als gräßlichstes Verbrechen, ärger als Vatermord — die Wuth hätte kaum größer sein können. Aber in den Augen der Verblendeten hatte ja das Haar der Lea in der That dieses stumme, furchtbare Geständniß abgelegt.

Es war am heiligsten Tage des Jahres, und Jene, gegen welche die Wuth sich richtete, war ein schwaches Weib in einem Zustande, der den Rohesten zu zügeln vermag. Gleichwohl läßt sich nicht übersehen, wozu damals der fromme Wahn die Verblendeten hätte führen können. Aber da drängte Ruben wild durch die Reihen. Schmerz und Zorn verzehnfachten seine Kraft; er hob die Ohnmächtige auf den linken Arm wie ein Kind — mit dem rechten bahnte er sich einen Weg durch die Menge, daß Alles, was ihm entgegenstand, nach rechts und links auseinanderflog. So stürmte er die Treppe hinab und durch die Gassen heim, von Flüchen und Verwünschungen verfolgt; das Haar des Weibes umpeitschte im Octoberwinde sein furchtbar blasses Gesicht, aus dem die Augen glühend, wie im Wahnsinn starrten.

Es gelang bald, die Ohnmächtige zu erwecken, aber als sie um sich schaute und ihr gelöstes Haar erblickte, schrie sie gellend auf und verfiel in heftige Krämpfe. Der Arzt eilte herbei, aber er vermochte nur das Leben der Mutter zu wahren, nicht das junge Leben, das in ihr keimte. Und am nächsten Morgen konnten die Juden von Barnow einander erzählen, daß sich das Gericht Gottes zum dritten Male an der Sünderin erfüllt.

Ruben war wie versteint im Schmerz. Und als er an demselben Morgen vor des Rabbi Gericht entboten ward, da ging er so unbewegt dahin, als ginge ihn die Sache eigentlich nichts an. Auch auf die Verwünschungen, mit denen man ihn empfing, hatte er keine Antwort und gab im Verhör kurzen und unerhört verwegenen Bescheid. Er ward gefragt, ob er um den Frevel seines Weibes gewußt? Er habe darum gewußt. Warum er die Sünde geduldet? Weil es in seinen Augen keine Sünde sei. Ob er nun Gottes Strafgericht erkenne? Nein, denn er glaube an einen allweisen, allgütigen Gott. Ob er nun wenigstens seinem Weibe den sündigen Schmuck vom Haupte schneiden wollte? Nein, weil das gegen sein Versprechen als Bräutigam wäre. Ob er die Strafe kenne, der er entgegengehe? Er kenne sie und werde sie abzuwehren wissen.

Diese Strafe ist der „große Cherem", der strenge Bann, die herbste Strafe, welche die Gemeinde über eines ihrer Glieder verhängen kann. Wen man in den „Cherem" gethan, der ist vogelfrei; es ist keine Sünde, sondern ein Verdienst, ihn an Gut und Leben zu schädigen. Nur in feindlichster Absicht darf man seinen Leib oder eine Sache, die ihm gehört, berühren; nur wer ihn verderben will, darf dieselbe Luft athmen, wie der Verdammte. Der „Cherem" löst die heiligsten Bande, und was sonst schlimme Versündigung, wird hier zum frommen Gebot: die Gattin darf den Gatten verlassen, der Sohn die Hand gegen den Vater erheben. Es ist ein Krieg Aller gegen Einen, ein erbarmungslos geführter Krieg, in welchem alle Mittel gelten. Keine Liebe, keine Freundschaft kann es wagen, den Ring furchtbarster Vereinsamung, Verachtung und Gemiedenheit zu durchbrechen, welcher um den Gebannten gezogen ist. Es ist ein unerträgliches Schicksal, welches den starrsten Willen zu brechen vermag. Wer im „Cherem" ist, beeilt sich gewöhnlich, schnellstens seinen Frieden mit dem Rabbi zu machen — um jeden Preis, selbst um den der Selbstachtung.

Dem Ruben erschien dieser Preis zu hoch. Wohl ward er durch die Strafe doppelt hart getroffen, denn sie legte auch die Axt an seinen Erwerb: der Kramladen stand verödet. Aber er beugte sich nicht und suchte da Schutz, wo man ihm solchen zu gewähren verpflichtet war, beim k. k. Bezirksgerichte. Der „Cherem" ist als Erpressungsmittel strafbar, und im besten Falle, wenn er aus guten Gründen verhängt wird, bleibt er ein frecher Eingriff in das Justizrecht des Staates. Der Bezirksrichter von Barnow, Herr Julko von Negruß, hatte in der Sache auch sicherlich den besten Willen und that, was er konnte. Aber er konnte naturgemäß nicht viel thun. Er leitete die Untersuchung gegen den Rabbi ein und strafte jede Beschimpfung oder Schädigung, welche Ruben von einem nachweisbaren Urheber angethan wurde. Aber in den meisten Fällen barg sich die Tücke im Dunkel der Nacht, und die strafgerichtliche Verfolgung des Rabbi mehrte noch die fromme Wuth. Und was vollends den Kramladen betrifft, so konnte auch der Bezirksrichter Niemand dazu anhalten, seinen Zucker und Kaffee beim Rathsherrn zu holen.

Der Krieg dauerte den Winter über und in den Frühling hinein. Im April war der Rabbi auf sechs Wochen eingesperrt worden. Als er frei wurde, feierte die Gemeinde das festliche Ereigniß durch eine Beleuchtung und indem sie dem Ruben die Fenster einwarf. Sonst änderte sich nichts; der Mann beugte sich nicht. Er verarmte sichtlich; sein Schwiegervater ließ nicht ab zu flehen und zu beschwören, aber Ruben beugte sich nicht. Ja, noch mehr, die Lea, welche sich in jenem schrecklichen Winter um alle Schönheit und Frische gegrämt, fühlte sich im Frühling wieder Mutter und flehte den Gatten nun selbst an, den verhängnißvollen Schmuck ablegen zu dürfen. Vielleicht, meinte das arme Weib, könne das wirklich dem jungen Leben schaden. Aber Ruben schüttelte finster das Haupt: „Es bleibt dabei. Du behältst Dein Haar. Und wenn es einen Gott giebt, so wird er uns nicht verlassen und ich werde siegen."

Es ist in den meisten Fällen für den lieben Gott recht gefährlich, wenn man in solcher Weise die Frage nach seiner Existenz stellt. So auch hier. Ruben ist unterlegen. Und was nun folgt, davon habe ich die Empfindung, als ob ich es nur sehr kurz erzählen müßte.

Im November gebar die Lea wieder einen Knaben. Das Kind war frisch und gesund, auch die Mutter befand sich leidlich wohl. Sechs Tage waren verstrichen. Da versammelte der Rabbi seine Getreuesten. „Der Vater ist ein Cherem: die Mutter trägt ihr eigen Haar. Aber das Kind ist schuldlos. Sehen wir wieder thatlos zu, so muß das Kind sterben, wie sein Brüderchen starb, weil die Sünde der Mutter fortwährt."

So sprach der Rabbi. Das heißt: es steht zu vermuthen, daß er es war, der so sprach. Der Urheber der grauenvollen

That ist nie entdeckt worden. Thatsache ist nur, daß der Frevel verübt ward.

Um die Mitternacht des sechsten Tages brachen Vermummte in das Haus des Ruben, überwältigten ihn und die Ehefrau, rissen die Wöchnerin aus dem Bette und schnitten ihr das Haar vom Haupte.

Zwei Tage darauf war die Lea todt. Die Folgen des Schrecks hatten sie getödtet. Das Kind, welches seit der Frevelthat in Krämpfen gelegen, war ihr um einige Stunden vorausgegangen.

Ruben blieb im Städtchen, bis die Untersuchung beendet war. Sie mußte eingestellt werden. Wenn diese Menschen schweigen wollen, so bringt sie keine Macht zum Reden.

Dann zog Ruben fort. Es ist manches Jahr seitdem verflossen. Auch er hat wohl schon Ruhe gefunden und schläft in einem anderen Winkel der Erde die dunklen Schmerzen seines Lebens aus.

Des Grabes der Lea habe ich bereits gedacht; es bleibt nichts mehr zu berichten übrig. Nur ein Wort noch will ich hinzufügen, welches mir aus tiefstem Herzem aufquillt: Verzeihet ihnen, zürnet ihnen nicht, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Aus den Erinnerungen eines russischen Publicisten.

Von Friedrich Meyer von Waldeck.

Die folgenden Schilderungen einzelner Momente aus einem geistig vielbewegten Leben in fremdem Lande sind zu eng mit der Persönlichkeit des Erzählers verwachsen, als daß er es umgehen könnte, sich in wenigen Worten dem freundlichen Leser vorzustellen. Er verzichtet zu dem Zwecke von vornherein auf die objective dritte Person und beginnt sofort mit dem „Setzen" des subjectiven Fichte'schen „Ich".

Neunundzwanzig Jahre, in ununterbrochener Fortdauer, habe ich in Russland gelebt; zweiundzwanzig Jahre war ich Chef-Redacteur eines der größeren politischen Blätter St. Petersburgs und einundzwanzig Jahre Lehrer an der dortigen Universität. Dieser Zeitraum umfaßt die interessanteste Entwickelungsperiode Russlands seit Peter dem Großen und Katharina der Zweiten. Er beginnt mit dem Höhepunkte der Macht und des Einflusses, die unter Kaiser Nikolai dem Ersten seinem Reiche oder, was dasselbe sagen will, seiner Person zugesprochen wurden; er enthält den Krimkrieg, den jähen Sturz von eingebildeter Höhe, die Periode der Niederlagen und Enttäuschungen, den unerwarteten Tod des stolzen Selbstherrschers und die Thronbesteigung Alexander's des Zweiten, den sein Volk den Befreier nennt. Er begreift in sich die großen Umwälzungen, welche dieser Reformator auf dem Throne durch die consequente und stetige Ausstrahlung der Lichtquelle seines liberalen Geistes in der Organisation des Landes hervorgerufen, die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft, die Neuschaffung der Gerichte auf der Basis der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und der Geschworenen, die Schöpfung der Landesinstitutionen, die Entfesselung der Presse &c. Er umschließt den polnischen Aufstand mit seinen heilsamen Folgen für Polen und seiner schädlichen Einwirkung auf Russland selbst, die Geburt und Entwickelung der sogenannten nationalen Partei mit ihrem unheilvollen Einflusse nach innen und außen, die Kriege von 1866, 1870 und 1871, die Geschichte Russlands bis auf den heutigen Tag.

Die beiden Wirkungskreise, welche mir während dieses bedeutsamen Zeitraumes in der ersten Hauptstadt des Reiches angewiesen waren, stellten mich so recht unmittelbar in den Mittelpunkt der geistigen und politischen Entwickelung, und nicht selten wurde aus der Rolle des Beobachters und Berichterstatters die Position des Betheiligten, des Rathgebenden, des Kämpfers.

Wenn ich dem Leser „Erinnerungen" aus meinem Leben und Wirken in Russland mittheile, müssen sie vor dem Meisten, was ihm über jenes Land geboten wird, unstreitig den Vorzug haben, daß der Autor Land, Leute und Sprache Jahrzehnte hindurch in eigener Anschauung erforschte, daß er erlebte, was er erzählt, daß er nirgends aus fremden Quellen zu schöpfen genöthigt ist. Nach ehrlichen deutschen Begriffen nimmt er keinerlei Stellung zu den Parteien ein. Hat er auch zur Zeit den Kampf für diese und jene gerechte Sache gegenüber Mißwollen und Unverstand nicht von sich abweisen dürfen, gaben ihm auch seine Mitkämpfer und Streitgenossen unter Russen und Deutschen das Zeugniß, daß er willig kein Haar breit des guten Rechtes preisgegeben hat, so liegen diese Zeiten doch bereits, von ruhigem Urtheil geklärt, weit hinter ihm, und er verfolgt mit der Veröffentlichung dieser anspruchslosen Blätter keinen anderen Zweck, als der Wahrheit zu dienen und zu einer richtigen Auffassung geschichtlicher Momente beizutragen.

Vor allen Dingen aber bitte ich dringend, die Erwartung abzuweisen, als wolle ich in Folgendem etwa die Geschichte Russlands in den letzten Decennien schreiben, große Staatsactionen kritisch beleuchten oder bedeutsame historische Phasen in neuem Lichte darstellen. Von solchen Ansprüchen, wenn er sie hegte, müßte sich der freundliche Leser gar bedeutend herabstimmen. In ihren großen unwandelbaren Umrissen gehören die politischen Ereignisse, die neueste innere Reform Russlands und seine Stellung zum westlichen Europa bereits der Geschichte an, und es ist nicht meine Aufgabe, Bekanntes zu wiederholen oder in besonderer Art zusammenzufassen. Aber nicht nur die großen Contouren bieten dem Beobachter und Forscher unzweifelhaftes Interesse, auch die kleinen und zarten Details wollen geschildert sein und bilden die nothwendige Ergänzung und Vervollständigung des Bildes wichtiger Ereignisse und Umwälzungen. Dergleichen kleine Detailschilderungen, wie sie sich aus den selbsteigensten Erlebnissen des Verfassers herausgestalten, beabsichtigt derselbe in den folgenden Blättern niederzulegen. „Erinnerungen" hat er die aphoristischen Skizzen genannt und jeder derselben eine besondere Ueberschrift gegeben, damit sie nicht für etwas Anderes genommen werden, als sie vorstellen sollen, zusammenhangslose, abgerissene Darstellungen, wie sie, vom Zufall hervorgelockt, im Gedächtniß des Verfassers auftauchten.

Der Tod des Kaisers Nikolai des Ersten.

Der 17. Februar 1855 war ein schöner, klarer nordischer Wintertag. Es war entsetzlich kalt. Die Sonne, welche sich um diese Zeit nur wenige Stunden über den Horizont erhebt und kaum zu wärmen scheint, deren matte Strahlen aber von einer blendend weißen Schneedecke in fast unerträglicher Weise zurückgeworfen werden, war schon längst im Südwesten unter der Eisfläche des finnischen Meerbusens verschwunden. Pfeilschnell jagten auf den dämmerigen Straßen und der weiten hellen Fläche der Newa die kleinen, einspännigen nordischen Schlitten mit ihren flinken unermüdlichen Steppenpferden, unter deren Hufen der hartgefrorene Schnee pfiff und knisterte. Das Sternbild des großen Bären funkelte bereits in seiner ganzen Pracht am tiefdunkeln Himmel, und doch war es noch in den frühen Nachmittagsstunden. In meinem Cabinet hatten sich mehrere Freunde getroffen; man saß um den dampfenden Mokka, dessen belebender Duft sich mit den feinen aromatischen Rauchwölkchen des türkischen Tabaks der Papyros angenehm mischte.

Die Unterhaltung beschäftigte sich zunächst mit dem anscheinend sehr unbedeutenden Unwohlsein des Kaisers. Er hatte die Grippe und war, wie das bei jener ungefährlichen und langweiligen Krankheit gewöhnlich ist, von einem heftigen Husten gequält. Vor wenigen Tagen hatte der Zar noch einer Parade beigewohnt, obwohl ihn freilich einer seiner Leibärzte, wenn ich nicht irre Dr. Karell, auf seinen leidenden Zustand aufmerksam gemacht und geäußert haben sollte: „Unter solchen Verhältnissen, Majestät, würde ich einem gemeinen Soldaten nicht gestatten, Dienst zu thun," worauf Kaiser Nikolai erwiderte: „Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan; ich kenne die meinige."

Im Laufe des Gesprächs wurde natürlich nicht unbeachtet gelassen, daß die verhängnißvollen Ereignisse des Krimkriegs von tiefer und nachhaltiger Wirkung auch auf die Riesenconstitution des Kaisers sein müßten, um so mehr, da er äußerlich die gewohnte majestätische Ruhe und Kälte unabänderlich bewahrte. Zu irgend welchen Besorgnissen schien der Gesundheitszustand des Monarchen keinerlei Anlaß zu bieten. So wendete sich denn die

Unterhaltung bald zu den neuesten Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze und namentlich zu der heldenmüthigen Vertheidigung von Ssewastopol.

Mit lebhaftem Interesse wurde einer Prophezeiung gedacht, die einer der Anwesenden, ein bekannter Irrenarzt, beim Beginne des Krieges ausgesprochen hatte. Obgleich für gewöhnlich auf die Beobachtung von Geisteskranken angewiesen, war er doch auch für gesunde, normal functionirende, Capacitäten ein scharfer Kritiker. Wir saßen damals, wie heute, traulich beisammen und hatten von dem bevorstehenden Kriege und seinen möglichen Wechselfällen gesprochen.

„Was auch kommen möge," sagte damals unser Doctor, „ich habe einen Freund und Landsmann, einen Ingenieur-Capitain, dessen großartige Begabung und enormes Wissen ihn im bevorstehenden Kampfe zu einer der ersten militärischen Größen Russlands machen werden."

Er hatte damals den Namen eines Mannes genannt, der nur wenigen von uns, und diesen nur dadurch bekannt war, daß der reiche baronisirte darmstädtische Consul in St. Petersburg dem mittellosen Capitain wegen seiner unbedeutenden Stellung und Herkunft anfänglich die Hand seiner Tochter verweigert hatte, bis die Liebe den Widerstand des harten Vaters überwand.

Jetzt, wo im Verlaufe weniger Monate der damalige schlichte Ingenieurhauptmann sich in den weltberühmten General Todtleben, den genialen und heldenmüthigen Leiter der Vertheidigung von Ssewastopol, die Seele jenes denkwürdigen Festungskrieges, verwandelt hatte, jetzt gedachten wir der Prophezeiung des Freundes, und sein heller Blick in die Zukunft, sein klares Urtheil über die Begabung seines Landsmannes fanden die wärmste Anerkennung.

Es klingelte draußen. Man achtete nicht darauf. Der Diener trat ein, überreichte mir ein versiegeltes Couvert nebst einem Buche und sagte mit gewissem Nachdruck:

„Ein Kammerlakai des kaiserlichen Hofes hat dieses Schreiben gebracht und bittet den Empfang zu bescheinigen."

Mechanisch griff ich zur Feder und quittirte in dem vorgehaltenen Buche; mechanisch brach ich das Siegel und nahm das Papier aus seiner Hülle. Die Freunde ließen sich in ihrem Gespräche nicht stören; Schreiben von dieser oder jener Staatsbehörde sind in dem Cabinet eines Chefredacteurs etwas Alltägliches.

Ich sah in das Schreiben, und es überlief mich kalt. Es war ein officieller Bericht über die Krankheit des Herrschers; er lautete wie folgt:

„Seine Majestät der Kaiser, an der Grippe erkrankt, hat seit dem zehnten Februar Fieberanfälle gehabt, wobei eine gichtische Affection bemerkbar war. Gestern war das Fieber heftig unter Mitleidenschaft des unteren rechten Lungenflügels, die heutige Nacht schlaflos. Am Morgen erscheint das Fieber etwas gemäßigt; der Auswurf ist unbehindert.

Den 17. Februar 1855.

M. Mandt. Enochin. Dr. Karell."

Eine Weile hatte ich schweigend dagestanden. Mein Aussehen mußte etwas Besonderes verkündigen; die Freunde sahen mich stumm und erwartungsvoll an.

„Kaiser Nikolai ist ein todter Mann," sagte ich und ließ das Bulletin im Kreise herumgehen. Der Inhalt des Berichtes schien das Aeußerste, das ich voraussah, nicht zu rechtfertigen. Man glaubte in den Ausdrücken der Aerzte die Besorgniß irgend einer Gefahr für das Leben des Monarchen nicht wahrnehmen zu können.

„Kaiser Nikolai ist ein todter Mann," wiederholte ich. „Er hat niemals gestattet, daß bei Krankheiten der kaiserlichen Familie Bulletins veröffentlicht wurden. Wenn also über seinen eigenen Gesundheitszustand ein amtlicher Bericht für die Oeffentlichkeit ausgegeben wird, so beweist das auf das Deutlichste, daß er selbst nicht mehr disponirt und sein Zustand ein durchaus hoffnungsloser ist."

Es hatte Niemand gegen mein Raisonnement etwas einzuwenden. Einer nach dem Anderen entfernte sich geräuschlos, und ich sah mich bald mit meinen sorgenschweren Gedanken allein.

Vor Mitternacht erhielt ich das zweite Bulletin. Das Fieber hatte gegen Abend zugenommen, der Auswurf aus dem unteren Theile des angegriffenen rechten Lungenflügels war erschwert.

Der Morgen des 18. Februar, für Russland ein schicksalsschwerer Tag, brach an. Die helle Februarsonne umkleidete die Blumen der gefrorenen Fensterscheiben mit den Farben des Regenbogens; die nordische Residenz war angethan mit der ganzen blendenden Schönheit ihres Wintergewandes. Die große Masse ging sorglos den gewohnten Geschäften nach. Tauben und Sperlinge in zahllosen Schaaren suchten ihre spärliche Nahrung auf den bevölkerten Straßen; es war, als ob Natur und Menschen über die Geschlechter der Gewaltigen auf Erden ausrufen wollten:

„. . . sie kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen."

Es erschien ein drittes Bulletin, welches um vier Uhr Morgens abgefaßt war, in welchem die erlöschende Thätigkeit der Lunge des hohen Kranken angedeutet und der Zustand des Kaisers bereits offen als sehr gefährlich bezeichnet wurde. Der vierte und letzte Krankenbericht war um neun Uhr Morgens unterzeichnet; er lautete: „Heute Morgen um drei ein halb Uhr haben Seine Majestät der Kaiser gebeichtet und das heilige Abendmahl genommen, bei voller Klarheit des Geistes. Der drohende Lähmungszustand in den Lungen dauert noch fort und damit die Gefahr, in welcher sich Seine Majestät befindet."

Die Bulletins wurden als Extrablätter gedruckt. Stündlich erwartete die Presse, erwartete die Bevölkerung Petersburgs neue Nachrichten. Wer zum Hofe in näherer Beziehung stand, wenn er auch selbst nicht mehr wußte, als jeder Andere, zuckte mit geheimnißvollem Schweigen bedeutsam die Achseln. Stunde um Stunde verrann — kein neuer Krankenbericht, nicht die kleinste Botschaft vom Hofe, und doch wußte alle Welt, daß es schlimm, sehr schlimm stand.

Die Sonne stand im Mittag, da verbreitete sich erst leise und vorsichtig auftretend, dann immer sicherer und offener die verhängnißvolle Kunde, die zuletzt der Nachbar dem Nachbar zuraunte: „Kaiser Nikolai ist todt."

Es war Hochnachmittag. Die Sonne neigte sich stark zum Untergang; an der Wahrheit der historischen Thatsache konnte nicht mehr gezweifelt werden, und doch erschien kein Bulletin, keine Nachricht, nicht ein einziges officielles Wort über das große Ereigniß des Tages. Es war offenbar — der Schlag war unvorbereitet gekommen; man hatte bei Hofe den Kopf verloren und vergaß das Einfachste und Nothwendigste: die Stadt und das Reich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Es wurde Abend — es wurde Nacht; ich befand mich, wie alle meine Collegen, in der größten Verlegenheit. Der Kaiser war todt. Am anderen Tage eine Zeitung ohne das Gewand der Trauer, den bekannten schwarzen Rand, erscheinen zu lassen, wäre ein grober Verstoß gegen Herkommen und Sitte gewesen. Aber wie konnte man das Blatt mit dem üblichen Trauerrand erscheinen lassen, ohne daß es eine Silbe über das Ereigniß enthielt, welches zu diesem Zeichen der Trauer Veranlassung gegeben? Und doch fesselte uns das strengste Gebot, nicht die geringste Mittheilung über die Personen des erlauchten Kaiserhauses zu veröffentlichen, wenn dieselbe uns nicht officiell vom Minister des Hofes approbirt oder zugegangen war. Im gegenwärtigen Augenblick und bei dem Mangel an Fassung, welcher offenbar im Winterpalais waltete, den Minister des Hauses Seiner Majestät, Grafen Adlerberg, um die Druckerlaubniß für eine selbstverfaßte Todesnachricht zu ersuchen, wäre ein höchst lächerliches Unterfangen gewesen. Ich begab mich zu dem mir zunächst wohnenden und am nächsten stehenden Collegen, dem Chefredacteur der russischen „St. Petersburger Zeitung", Staatsrath Otschkin. Wir berathschlagten über unsere Lage. Bald wurde von der einen, bald von der anderen Seite ein Ausweg vorgeschlagen, um immer wieder als unzureichend oder unausführbar verworfen zu werden. Endlich sah mein College Lüde und rief mir, fast möchte ich sagen, freudig bewegt sein „Heureka!" entgegen.

„Heute Nacht muß in der Druckerei des Senats das Thronbesteigungsmanifest des Kaisers Alexander des Zweiten gedruckt werden. Wir schicken einen Boten dorthin mit dem Auftrage, zehn Rubel für den ersten Abzug dieses Documents zu bieten und zu zahlen. Bis er zurückkehrt, lassen wir den Druck unserer Zeitungen anstehen und den Trauerrand vorbereiten. Bekommen wir das Manifest, so haben wir die officiellste Nachricht über den Tod des Kaisers Nikolai in unseren

Händen, können dieselbe veröffentlichen und unsere Blätter auf anständige Weise in schwarzer Umrahmung erscheinen lassen."

So lautete der Plan des erfahrenen und gewiegten Amtsbruders. Ich mußte ihm den aufrichtigsten Beifall zollen, und wir trafen sofort alle Anordnungen zu seiner Ausführung.

Unsere Zeitungen wurden in derselben Officin gedruckt. Sie waren bis auf einen kleinen Raum der ersten Spalte fertig gestellt; die Setzer standen erwartungsvoll am Winkelhaken, die Drucker an der Maschine. Wir gingen, jeder in seinem Bureau, mit unruhigen Schritten auf und ab, und Alles wartete der Dinge, die da kommen sollten. Mitternacht war vorüber; die Zahl der genossenen Gläser Thee und der gerauchten Cigarren war gar nicht mehr zu berechnen. Bei dem kleinsten Geräusch auf dem Treppenflur zuckte ich auf und erwartete den Ton der Glocke zu hören. Sie erklang nicht; kein Mensch ließ sich sehen; die unerbittliche Zeit schritt unaufhaltsam weiter, und fast schien es nicht mehr möglich, die Zeitung für die Stunde der Ausgabe am anderen Morgen herzustellen.

Da endlich! — es ging schon stark auf drei Uhr — die Glocke klang. Ich öffnete selbst, und mit triumphirendem Lächeln hielt mir unser alter ausgedienter Soldat, der als Redactionsbote fungirte, das Thronbesteigungsmanifest entgegen. Sofort wurde mein erster Gehülfe geweckt; gemeinschaftlich unternahmen wir die schwierige und verantwortungsreiche Arbeit der Uebersetzung in's Deutsche, und um vier Uhr war das Manuscript vollendet, gesetzt, corrigirt, und die Zeitung ging in die Presse.

Am anderen Morgen erschienen die russische und die deutsche St. Petersburger Zeitung mit dem Thronbesteigungsmanifest Alexander's des Zweiten und schwarzem Rande; einige andere Blätter hatten den Trauerrand, enthielten aber nicht die geringste Mittheilung über das Hinscheiden der verstorbenen Majestät; der ganze Rest der übrigen trat ungenirt vor das Publicum ohne Nachricht und ohne Trauerrand.

Ueber das Ende des Kaisers Nikolai durchliefen in den nächsten Tagen verschiedenartige Gerüchte die erschrockene Residenz. Es hieß, der mächtige Selbstherrscher, gebrochen durch die furchtbare Erschütterung der sich rasch folgenden Niederlagen auf dem Schlachtfelde, habe die militärische Ehre Russlands nicht überleben wollen und sein erster Leibarzt, Geheimerath von Mandt, habe der Forderung des Monarchen nachgegeben und ihm Gift gereicht. Andere Versionen besagten, der Kaiser habe sich selbst vergiftet, nachdem Doctor Mandt die tödtliche Substanz in seine Hände gegeben. Alle diese Gerüchte wurden begierig vom Volke aufgegriffen, erregten die unzurechnungsfähige Menge in bedenklichem Grade und waren die Veranlassung, daß Doctor Mandt, dessen Leben sogar gefährdet erschien, bald nach dem Hinscheiden Nikolai des Ersten die Hauptstadt und Russland verlassen mußte.

Mandt, der eine Art neuen homöopathischen Systems aufgestellt hatte, war viele Jahre hindurch so zu sagen der medicinische Dictator St. Petersburgs gewesen. Er erfreute sich der ausgesprochenen Vorliebe und des unbedingtesten Vertrauens seines kaiserlichen Herrn, der sich bei ihm, wie man sich zuraunte, nicht nur auf ärztlichem Gebiete Raths erholte. Fest steht, daß Dr. Mandt unter Kaiser Nikolai dem Ersten eine mächtige, gefürchtete und unantastbare Persönlichkeit war, die ihren Einfluß nach verschiedenen Richtungen hin geltend machen durfte.

Daß in allen den von Mund zu Mund gehenden düsteren Gerüchten auch nicht ein Körnchen Wahrheit ruhte, brauche ich nicht erst zu bekräftigen. Möglich ist es, daß der stolze Zar, im unerträglichen Schmerz über die erlittene Schmach, absichtlich der Krankheit Trotz geboten und der Thätigkeit der Aerzte weniger Vorschub geleistet, als diese wünschenswerth erachteten. Ich wiederhole, es ist möglich — nicht einmal wahrscheinlich. Ohne leichtfertig zu sein, kann man von dem Todten nur mit dem schwedischen Hauptmann im „Wallenstein" berichten: „Man sagt, er wollte sterben."

Mehrere Tage waren vergangen. Die sterblichen Reste der erblichenen Majestät waren in der Peter-Paulskathedrale der Petersburger Festung in einem einfachen Sarge aufgebahrt, wie ihn sich der Kaiser einige Jahre früher selbst gewünscht hatte.

Ich kehrte Nachts von einem Besuche in entfernter Gegend der Stadt mit dem Gefährten heim. Fröstelnd hüllten wir uns in die schweren Pelze; das Gespräch stockte, und jeder hing den eigenen Gedanken nach. Von lebhaftem Zuruf und dem drohenden Schwingen der Knute angefeuert, flog das kleine Kosakenpferd über den knisternden Schnee, der im Glanze der ewigen Sterne funkelte.

Plötzlich hielt unser Iswoschtschik den Schlitten an, bekreuzigte sich furchtsam und zeigte über die Isaaksbrücke hinweg nach der Festungskirche, unter deren dunkelem Dache die sterblichen Reste des irdischen Gottes ruhten.

Rings um die Kathedrale flammte das elektrische Feuer eines ungeheuren Nordlichts. Lange rothe und weiße Strahlen schossen hinter der Kirche auf, bis an den Zenith, und umgaben das Gotteshaus mit gigantischem Heiligenschein.

„Aurora borealis!" sagte mein Gefährte und deutete nach dem glänzenden Meteor.

„Aurora borealis!" wiederholte ich — „das Morgenroth einer neuen Zeit für das große nordische Reich."

Der kurhessische Drohbrief-Proceß.*

Das erste Regierungsjahr des Kurfürsten Wilhelm's des Zweiten von Hessen war noch nicht ganz beendet, als eine Vergiftungsgeschichte zu den bedenklichsten Conjecturen Veranlassung gab. Ueber den Hergang berichtet die „Kassel'sche allgemeine Zeitung" vom 7. Februar 1822 folgendermaßen: „Ein schauderhafter Vorfall beschäftigt seit einigen Tagen die Aufmerksamkeit sowohl der Behörden als der Einwohner hiesiger Stadt. Donnerstag den 31. vorigen Monats auf dem Maskenballe im Stadtbausaale wandelte einen Hoflakaien Seiner Hoheit des Kurprinzen eine plötzliche Unpäßlichkeit an, so daß er nach Hause gebracht werden mußte. Hier stellten sich bald die heftigsten Zufälle ein, unter welchen der Unglückliche am 1. Februar Morgens verschied, nachdem er wiederholt versichert hatte, daß ihm eine maskirte Person ein Glas Grog angeboten habe, nach dessen Genuß ihm sogleich unwohl geworden sei. Die Leicheneröffnung vermehrte noch unter diesen Umständen den Verdacht der Vergiftung, und die Behörden sind seitdem mit unausgesetzter Thätigkeit bemüht, sowohl die Anzeichen über den Thatbestand zu sammeln, als den Spuren des Urhebers des vermutheten Verbrechens nachzuforschen." Die Kassel'sche Zeitung war nicht gewohnt, über irgend eine den Hof berührende Sache ohne höhere Autorisation das Geringste zu berichten. Wozu nun diese erst so spät gebrachte Nachricht von einem Vorfalle, nachdem er schon seit acht Tagen die Stadt in Aufregung gebracht hatte? Es sollte offenbar damit der allgemeinen Annahme begegnet werden, daß es mit der Vergiftung auf den Kurprinzen abgesehen gewesen wäre. Derselbe war nämlich im Geheimen ebenfalls auf der Redoute gewesen. Gegen Mitternacht hatte er seinen Domino gegen den des ihn begleitenden Lakaien Bechstädt gewechselt und diesem war bald darauf von einer dem Kurprinzen bisher stets auf dem Fuße folgenden Maske die vergiftete Erfrischung kredenzt worden. So lautete die Erzählung, wie sie in's Publicum gekommen war, welches durchaus die Ueberzeugung von einem verfehlten Attentat auf das Leben des Kurprinzen gewann. Wem aber konnte derselbe im Wege stehen? war nun die Frage, und um diese zu beantworten, blieben die von Mißtrauen geleiteten Blicke auf einer in nächster

* Die obige Mittheilung läßt über eine Episode kurhessischer Hof- und Staatsgeschichte, welche in den Zeiten vor der Julirevolution viel unheimliches Grausen erregte, neue Streiflichter fallen. Wir entnehmen dieselbe den Aushängebogen eines nächstens erscheinenden Werkes: „Kassel seit siebzig Jahren, Fragmente aus den Erzählungen eines noch Lebenden," (Verlag von Dietrich und Müller in Kassel). Der Verfasser beginnt seine Aufzeichnungen mit dem Ende von 1805; er führt uns demnach noch bis auf zwei Jahre vor der „Westphälischen Zeit" zurück, schildert uns diese mit lebendigen Zügen, ausgeschmückt mit manchem charakteristischen Geschichtchen der Geschichte, und läßt uns dann die Zopfseligkeit des alten heimgekehrten Kurfürsten wie die neue Doppelehe seines Sohnes miterleben, mit dessen „Drohbrief-Proceß" die uns vorliegenden Bogen schließen. Unsere Leser werden aus obiger Schilderung ersehen, welche höchst interessante Mittheilungen das Buch verspricht. D. Red.

Nähe des Kurfürsten stehenden Persönlichkeit haften. Ein officieller Artikel der Kassel'schen Zeitung suchte nach einiger Zeit darzulegen, daß aus der Untersuchung kein anderes Resultat als die wohlbegründete Annahme hervorgegangen, Bechstädt habe sich selbst aus Lebensüberdruß vergiftet und nur deshalb den Verdacht nach einer anderen Seite gelenkt, damit der Kurprinz sich seiner hinterlassenen Familie um so nachhaltiger annehme. Das Publicum schüttelte aber ungläubig den Kopf — ein Beweis dafür, wie tief schon ein gewisses Mißtrauen Wurzel gefaßt hatte.

Der äußerliche Glanz des kurfürstlichen Hofes und sein opulentes Leben führte zwar dem Geschäftsverkehre in Kassel bedeutende Summen zu und belebte denselben bis zu einem gewissen Grade. Das gefiel dem Theile der Residenzstädter, welcher für den Handel arbeitete und lieferte. Ein anderer Theil, und zwar der größere, glaubte aber mehr Ursache zum Klagen als zum Loben zu haben. Der frühere Fremdenverkehr (während der sehr theuren westphälischen Königthumsspielerei) hatte merklich abgenommen, und viele reiche Familien hatten wegen Mißverhältnissen zum Hofe die Stadt verlassen, wodurch das Gleichgewicht zwischen Production und Consumtion alterirt worden, unter gleichzeitigem vermehrtem Drucke von Abgaben. In den übrigen Städten des Landes war völliger Stillstand in allen Geschäften und auf dem platten Lande sogar ein wirklicher Nothstand eingetreten. Für den überreichen Erntesegen von drei Jahren gab es keinen Absatz. Zwar waren alle Lebensmittel beispiellos wohlfeil, aber das baare Geld so rar, daß doch die ärmeren Classen keinen Vortheil davon hatten, während mit der Steuereintreibung rücksichtslos vorgeschritten wurde. Auch über willkürliche und chicanöse Verwaltungsmaßregeln war allgemeine Klage. Ein sich für aufgeklärt haltender Bureaukratismus wollte überall bevormunden.

Immer bestimmter trat das Verlangen nach einer Berufung der Landstände hervor, um welche die Ritterschaft schon öfters vergebens gebeten. Sie hatte sich sogar dieserhalb an die Bundesversammlung gewandt, bei der aber die Petition auf eine bisher unerklärliche Weise unterschlagen worden war. Bei Hofe schien der Verdacht rege geworden zu sein, daß dieser Agitation der dem Kurprinzen nahestehende militärische Kreis nicht fremd geblieben. Sein Adjutant von Verschuer wurde als solcher entlassen, Major von Eschwege, Hauptmann von Radowitz und noch andere Officiere in entfernteren Garnisonen confinirt; dem Kurprinzen selbst wurde Marburg zum Aufenthaltsorte angewiesen. Man glaubte der Bildung einer kurprinzlichen Partei auf der Spur zu sein. Bald nach Ausführung der gegen dieselbe ergriffenen Maßregeln begab sich der Kurfürst in Begleitung der Gräfin Reichenbach nach dem Bade Nenndorf. Einige Minister, der französische und der preußische Gesandte begaben sich auch dorthin; der Ober-Polizeidirector von Manger fehlte ebenfalls nicht. Es war das erste Mal, daß Wilhelm der Zweite die Grafschaft Schaumburg besuchte. Er durchreiste dieselbe in jeder Richtung und überall wurde ihm ein enthusiastischer Empfang zu Theil, was ihn oftmals bis zu Thränen gerührt haben soll. Der Rückkehr des Kurfürsten sah man für den 28. Juli, den Tag seines Geburtsfestes, zu dessen solenner Begehung schon bedeutende Zurüstungen in Kassel getroffen wurden, entgegen. Aber am Tage vor dem Eintritte des Festes gerieth die ganze Stadt in eine unbeschreibliche Aufregung durch folgendes Manifest des Gesammt-Staatsministeriums:

„Wenn die erwünschte und höchsterfreuliche Rückkehr Seiner Königlichen Hoheit des Kurfürsten, unseres allergnädigsten Herrn, in allerhöchstdero Residenz für die Bewohner derselben ein sehr glückliches Ereigniß ist, so ist es für uns ein um so traurigeres Geschäft, zur öffentlichen Kunde zu bringen, daß ein oder mehrere Bösewichter sich erfrecht haben, unter der Larve der Anonymität mit einem Mordanschlage auf das theure Leben unseres geliebtesten Landesherrn und eines Theils Höchstdessen Umgebung von hier aus zu drohen, wodurch außergewöhnliche Sicherheitsmaßregeln nothwendig geworden sind.

Je weniger diese gegen das strafbare Vorhaben eines im Verborgenen schleichenden Verbrechens außer Acht bleiben dürfen, um so mehr überlassen wir uns auf der anderen Seite der gerechten und zuversichtlichen Hoffnung, daß jeder treue Unterthan Seiner Königlichen Hoheit des Kurfürsten, erfüllt von Abscheu über eine solche Unthat, sich auf das Aeußerste es werde angelegen sein lassen, jeden, auch den entferntesten Verdacht, welchen er in obiger Beziehung bereits haben oder noch schöpfen könnte, der Kurfürstlichen Ober-Polizeidirection, welche auf gehöriges Anmelden das Nähere eröffnen wird, mitzutheilen und so durch die That die in der Brust eines jeden braven Hessen tief eingegrabene Anhänglichkeit an die geheiligte Person des Landesherrn zu bewähren; daher es der Zusicherung nicht bedürfen wird, welche wir gleichwohl hierdurch zu ertheilen ermächtigt sind, daß demjenigen, welcher sichere, zum Beweise führende Anzeigen zu machen im Stande ist, eine Belohnung von zehntausend Thalern, oder, im Falle er nicht einer der Urheber, sondern blos ein Mitwisser wäre, die Straflosigkeit zu Theil werden wird."

Eine Bedrohung des Lebens des Landesherrn, und noch dazu von seiner Residenzstadt aus, wie sieben ernste Männer, die das Gesammtministerium bildeten — Schmerfeld, Witzleben, Schminke, Meyer, Starckloff, Kraft und Rieß — verkündigten, das mußte jedes Kasseler Herz mehr als peinlich berühren. Nachdem man sich von der ersten Ueberraschung erholt, erfaßte man die Gelegenheit des kurfürstlichen Geburtsfestes, um den Gefühlen loyalster Anhänglichkeit erneuten Ausdruck zu geben; in allen Kreisen wurde sich gewissermaßen darin überboten; überall fanden Festessen, entsprechende Reden, Feuerwerk rc. statt. Die Kurfürstin hielt große Hoftafel und brachte die Gesundheit ihres Gemahls aus. Zur Festvorstellung im Theater erschien, wer nur ein Billet bekommen konnte, und auch hier ertönten rauschende Lebehochs. Am andern Tage, wo der Kurfürst wieder eintreffen sollte, wogte es zum Leipziger Thore hinaus, um ihm bis Sandershausen entgegen zu gehen; an der Grenze der städtischen Gemarkung stellte sich der Stadtmagistrat auf. Hier kam der Kurfürst zur Mittagsstunde an, und der Oberbürgermeister Schomburg redete ihn im Namen der Bürgerschaft an und drückte in wenigen Worten die innigsten Gefühle und Gesinnungen aus, welche die Bürgerschaft seiner Hauptstadt stets beseelten. Der Kurfürst antwortete mit sichtbarer Rührung. Das Officiercorps hatte sich zu seinem Empfange vor dem Palais aufgestellt; die Civilbehörden erwarteten ihn zu Wilhelmshöhe, wohin er sich alsbald begab. Gegen Abend kam er wieder zur Stadt und fuhr nach dem Kasernenplatze, wo er die einzelnen Corps der Garnison anredete und sein Vertrauen zu ihrer Treue aussprach; mit kräftigem Hurrah! und Lebehoch! wurde ihm geantwortet. Es kamen auch die Kurfürstin, der Kurprinz und die Prinzessinnen zu Wagen und wurden ebenfalls mit freudigem Zurufe begrüßt. Nachdem sich die allerhöchsten Herrschaften entfernt, hielt das Militär eine Nachfeier des kurfürstlichen Geburtstags mit Musik und Tanz auf dem festlich geschmückten Exercirplatze ab; zugleich feierte die Stadt die glückliche Wiederkehr des Landesherrn mit einer großartigen Illumination, deren Glanzpunkt die Beleuchtung der großen Martinskirche bildete. Der Kurfürst durchfuhr einige Straßen unter Begleitung einer ihm zujubelnden Menge.

In den nun folgenden Tagen traten aber Maßregeln ein, die zu den mit so sichtbarer Genugthuung entgegengenommenen Beweisen treuer Anhänglichkeit wenig paßten. Der Kurfürst zeigte sich öffentlich nicht anders mehr als umgeben von Mannschaften einer zu seiner persönlichen Sicherheit schnell errichteten Gensd'armeriegarde. Seine Loge im Theater wurde mit Eisenblech gegen Gewaltthat von außen gesichert; alle Nebeneingänge des Wilhelmshöher Schlosses wurden fest gesperrt, die Durchgangsbögen der nach den Seitenflügeln führenden Galerien vergittert und sogar die Schornsteine auf dem Dache gegen ein Einsteigen von oben verwahrt. Wen sein Dienst oder persönliche Angelegenheit in das Schloß berief, der mußte mit einer vom Hofmarschallamte ausgestellten Karte versehen sein. Die für den Tag gültige hatte eine andere Farbe als die für die Nacht; Muster davon waren in den Schilderhäusern vor den Eingängen angeheftet, damit die Schildwachen sich danach richten konnten; sie durften selbst Officiere ohne eine solche Karte nicht einlassen. Ueberdies war ein Kreis bestimmt, über den hinaus keine Annäherung zum Schlosse erlaubt war. Wer einer Zurückweisung nicht augenblicklich Folge leistete, wurde verhaftet und in Untersuchung genommen. Eine vollständige Postenkette umgab in einiger Entfernung das Schloß; in den Gebüschen standen Piquets mit geladenen Gewehren; Patrouillen und Ronden



Sardinische Feuerreiter.

Nach der Natur aufgenommen von Albert Richter in Hating.

waren stets auf den Beinen; sie sollten auf Jeden schießen, der auf ihren Anruf nicht stehen blieb; eine Section von zehn Gensd'armen stationirte auf Wilhelmshöhe, auch ein Polizeicommissar mit Sergeanten. Ganz Wilhelmshöhe wurde wie im Belagerungszustande behandelt.

Eine oberpolizeiliche Bekanntmachung führte den Fremden zu Gemüthe, daß, wenn sie diesen Park besuchen und daselbst spazieren gehen wollten, sie sich mit einer polizeilichen Legitimation versehen müßten, damit sie auf Befragen sich gehörig ausweisen könnten. Wer solches versäumte, setzte sich der Gefahr aus, verhaftet und vor die Polizei gestellt zu werden. Unter solchen lästigen Bedingungen verzichteten die Fremden gern auf eine Betrachtung der Wilhelmshöher Natur- und Kunstschönheiten, und selbst die Kasselaner entwöhnten sich des häufigen Ausflugs dahin. Auch für das Residenzschloß in Kassel wurden ähnliche Sicherheitsmaßregeln getroffen. Schildwachen reihten sich an Schildwachen, die, sobald es dunkel wurde, Jeden, der etwa vorübergehen wollte, schon von weitem anriefen. So weit das Palais reichte, durfte diese Seite der Königsstraße auch nicht einmal am Tage begangen werden. —

Und trotz dieses gewaltigen Absperrungsapparates wurden neue Drohbriefe in unmittelbarer Nähe des Kurfürsten selbst gefunden.

Zur Ermittelung des Verfassers des ersten Drohbriefs und der Mitglieder der darin gedachten geheimen Verbindung war eine Commission von drei Mitgliedern bestellt worden, der noch bei der Urtheilssprechung, insofern sie eine Militärperson betreffen würde, zwei Officiere und bei einer Civilperson zwei Obergerichtsmitglieder beigeordnet werden sollten, vorbehaltlich einer Berufung an das Oberappellationsgericht. Es mochte wohl dabei das Bild der Mainzer Centralcommission zur Verfolgung der demagogischen Umtriebe vorgeschwebt haben, was aber keineswegs die bedenkliche Umgehung der ordentlichen Gerichte rechtfertigte. Besonders charakterfeste Juristen waren denn auch der Meinung, daß der Generalauditeur Bode und der Oberappellationsgerichtsrath Schwenke ein solches Commissorium nicht hätten annehmen sollen. Ich nenne diese Namen, weil sie unter einer öffentlichen Bekanntmachung der „Kurfürstlichen zur Untersuchung der gegen Se. kurfürstliche Hoheit ausgestoßenen Drohungen verordneten Commission" sich befanden. Welcher Art diese Drohungen gewesen, darüber stand keine Gewißheit zu erlangen, da eine Veröffentlichung des ersten und eigentlich allein in's Gewicht fallenden Drohbriefs ängstlich vermieden wurde; man erfuhr nur im Allgemeinen, daß darin gefordert worden, dem Volke eine Verfassung zu geben, den Einfluß der Gräfin Reichenbach auf die Regierungsgeschäfte zu hemmen und die Züchtigung der Untergebenen mit eigener Hand zu unterlassen, widrigenfalls der Kurfürst und die Gräfin ein Opfer von hundert verschworenen Jünglingen, deren Dolche schon geschliffen, werden würden.

Zunächst wurde versucht, den Verdacht auf Radowitz zu lenken, weil dieser trotz seiner Confinirung in Ziegenhain an dem Tage in Kassel gewesen sein sollte, wo der erste Drohbrief hier auf die Post gegeben worden, und weil er dann, ohne erst die Bewilligung des geforderten Abschieds abzuwarten, nach Berlin zum Eintritt in preußische Dienste abgereist sei. Da nun aber bei Radowitz selbst keine Nachforschung mehr möglich, so sollte sie bei Verschuer, Eschwege und noch anderen diesem Kreise angehörenden Personen angestellt werden, was aber von dem damit beauftragten Oberpolizei-Director v. Manger unterlassen wurde, da er die völlige Resultatlosigkeit voraussah. Hieraus wurde ihm später ein Verbrechen deducirt. Im Uebrigen hatte Manger es keineswegs an Eifer fehlen lassen, vielmehr sein geheimes Polizeinetz über das ganze Land und sogar weit über dessen Grenzen hinaus gesponnen. Er war es, welcher der Commission ein kaum zu bewältigendes Material lieferte, denn die ausgesetzte hohe Belohnung reizte zu den leichtfertigsten und böswilligsten Denunciationen.

Durch den zweiten Drohbrief, welcher im Schlosse zu Wilhelmshöhe gefunden und an die Gräfin Reichenbach gerichtet war, wurde die Sache noch verwickelter. Sein Inhalt ist durch die gedruckte Vertheidigung eines darüber Angeklagten bekannt geworden und lautet: „Frau Gräfin! Der Verfasser des bewußten Briefes wird nicht entdeckt werden. Sagen Sie dem Kurfürsten, daß er fortfährt, rechtlich, menschlich und fürstlich zu handeln, so wird er nichts zu befürchten haben. Durch die Gensd'armerie macht er sich lächerlich; diese können ihn gegen eine Windbüchse nicht schützen. — Rathen Sie ihm, daß er auf eine schonende Art drei wichtige Personen versetzt, und zwar den Ober-Polizei-Director v. Manger, den Finanzrath Deines und den Castellan Hahn. Dieser letztere ist insofern wichtig, indem seine nächsten Verwandten bei Sr. Königlichen Hoheit dem Kurprinzen angestellt sind. Das Nähere hierüber sollen Sie später erfahren. Rathen Sie auch dem Kurfürsten, daß er seiner Livréedienerschaft streng verbietet, daß sie nichts wieder reden, was bei der Abendtafel gesprochen wird."

Wenn es wahr ist, daß der erste Drohbrief ein wohlstilisirter und gute Bildung verrathender gewesen, wie immer behauptet worden, so hätte bei diesem zweiten gerade das Gegentheil davon auffallen müssen, und daß die Satzbildung nicht einmal dem specifisch Kasseler Jargon entsprach. Es ist daher unbegreiflich, daß man nicht sofort auf die richtige Spur gekommen und statt dessen den Cabinetssecretär des Kurfürsten mit neunmonatlicher Untersuchungshaft gequält hat. Die Anwendung der französischen Untersuchungsmaxime, zunächst nach einer etwaigen weiblichen Betheiligung zu forschen, wäre hier am Platze gewesen. Der in diesem Briefe genannte und später eine Subalternstelle im Staatsdienste bekleidende Castellan hatte nach vielen Jahren die Absicht, Aufklärungen darüber zu veröffentlichen; sein Manuscript ist ihm aber gegen hohes Douceur abgenommen worden.

Ein dritter Drohbrief kam aus Sarnen in der Schweiz; damit wäre es leicht dem Postmeister Thielepape in Wabern schlecht gegangen. Der Brief trug die Adresse des Kurfürsten und war unter einem an Thielepape gerichteten Couvert in Wabern angelangt. Dieser, eine wichtige Staatssache dahinter vermuthend, eilte sofort nach Kassel und ließ den Brief dem Kurfürsten in seinem Cabinet zustellen. Der Kurfürst trat bald darauf in den Audienzsaal, wo außer dem Postmeister noch andere Staatsbedienstete warteten, und theilte in großer Aufregung die abermalige Bedrohung mit. Thielepape erhielt als Botenlohn eine Vorladung Seitens der Untersuchungscommission, um sich wegen etwaiger Mitwissenschaft vernehmen zu lassen. Es war ihm leicht, diesen Verdacht zu beseitigen, — aber den Schrecken hatte er weg.

Als sich die bisherigen vielen Vernehmungen und Verhaftungen zur Erlangung einer sichern Spur als vergeblich erwiesen hatten, sicherte die Commission mit allerhöchster Ermächtigung selbst den Mitwissern, denen als Belohnung ihrer Anzeige durch die Ministerialverkündigung nur Straflosigkeit zugesagt war, jetzt sogar ebenfalls die Belohnung von fünftausend Thalern zu — und auch dieses Mittel wollte nicht verfangen. Endlich wandte sich der Verdacht nach einer ganz andern Seite — nach der Polizei selbst. Der Oberpolizeirath Wende bekam Hausarrest; der Oberpolizeicommissar Windemuth, sowie der Polizeiregistrator Urban wurden in's Castell gebracht, und da ihre Aussagen weniger compromittirend für sie selbst als für ihren Chef, den Oberpolizeidirector, waren, so wurde auch gegen diesen vorgeschritten. Um aber weniger Aufsehen zu erregen, wurde ihm aus dem kurfürstlichen Cabinet zu wissen gethan, der Kurfürst habe beschlossen, daß er unverzüglich eine Untersuchung in Fulda anstellen und dahin reisen solle. Was ihm bevorstand, davon hatte er keine Ahnung. In der „Kasselschen Zeitung" wurde seine Abreise nach Melsungen angezeigt. Aber hier angekommen, nahmen ihn Gensd'armen in Empfang und geleiteten ihn nach Fulda, wo er einstweilen in dem Hause des dortigen Polizeidirectors bewacht wurde. Einige Tage später fand sein Transport nach der Bergfeste Spangenberg statt, wo ihn die Untersuchungscommission schon erwartete. Warum der große Umweg gewählt worden, ist nicht einzusehen

Der plötzliche Sturz des zu sehr hoher Gunst bei dem Kurfürsten gelangten Oberpolizeidirectors machte gewaltiges Aufsehen. Bedauert wurde er von Niemand. Ueber seine Behandlung im Gefängnisse erfuhr man Einiges durch die „Dorfzeitung". Darnach war sie so streng, wie sie nur bei höchst gefährlichen Staatsverbrechern in Anwendung zu kommen pflegt. Ein Gensd'arm, der sich aber auf keine Unterhaltung einlassen durfte, war in seinem Zimmer bei Tag und bei Nacht anwesend. Der Gebrauch des Messers war ihm beim Essen nicht gestattet. Für die Unterhaltungskosten des an ein sybaritisches Leben gewöhnten Mannes waren, inclusive Aufwartung, Wäsche, Licht 2c., täglich nur anderthalb Thaler ausgeworfen. Erst nach dreijähriger

Untersuchung wurde das Urtheil über Manger von der Commission gefällt, mit der Publicirung aber noch weitere zwei Jahre gewartet. Es lautete auf Entsetzung von Aemtern und Würden und eine fünfjährige Festungsstrafe. Bei Verkündung der Strafsentenz hatte der dazu beauftragte Richter dem Verurtheilten zugleich einen Cabinetsbefehl zu eröffnen, welcher ihn zu lebenslänglicher Haft verdammte.

Die Commission hatte ihn verurtheilt 1) wegen ihm zur Last gelegter nachgefolgter Theilnahme an den in dem Drohbriefe liegenden Verbrechen der beleidigten Majestät, weil er Agentenberichte unehrerbietigen und dem Drohbriefe ähnlichen Inhalts vorgelegt, 2) wegen Fälschung und Täuschung, weil er ein schmutziges Pasquill nicht alsbald vorgelegt, die Auslöschung eines schmutzigen Reims an einem Gartenhäuschen ohne vorher genommene Abschrift befohlen, auch unrichtige Anzeigen in Beziehung auf die Untersuchung und seine Geschäftsthätigkeit gemacht, 3) wegen versuchter Nöthigung, weil er hierdurch die Handlungsweise Seiner königlichen Hoheit zu leiten versucht, 4) wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, weil er einen Beschuldigten ohne genügende Anzeichen polizeilich hatte verhaften lassen. Schon der einfache Laienverstand mußte dieses Urtheil für wenig stichhaltig ansehen. Die Vorlage der „Agentenberichte“ war, wie man wußte, auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten geschehen. Worin die „Fälschung und Täuschung“ bestanden, ist nicht weiter bekannt geworden. Das „schmutzige Pasquill“ und der „schmutzige Reim“ hatten den Kurfürsten gar nicht betroffen. Der Reim hatte sich an der Außenseite des Aborts — euphemistisch „Gartenhäuschen“ genannt — in dem Garten einer mit der Gräfin Reichenbach befreundeten Bürgerfamilie gefunden. Die Gräfin hatte Abends vorher einer von dieser Familie ihr zu Ehren veranstalteten Gartensoirée beigewohnt, worauf in derselben Nacht die schönen Anlagen des Gartens von Frevelhänden völlig verwüstet worden. — Die versuchte Nöthigung, die Handlungsweise des Kurfürsten zu leiten, ist wohl darauf zurückzuführen, daß Manger denselben zu bestimmen gesucht, seine Residenz nach Hanau zu verlegen, unter der Vorspiegelung, daß er nur dadurch einer ihm in Kassel unaufhörlich drohenden Lebensgefahr entgehen werde. Was endlich die Verhaftung eines Beschuldigten ohne genügende Anzeichen betrifft, worauf der Mißbrauch von Amtsgewalt beruhen soll, so fragte sich Jedermann, ob denn die vielen anderen durch Manger ebenfalls bewirkten Verhaftungen auch wirklich auf genügenden Anzeichen beruht haben. Oder waren diese nur der unverantwortlichen Commission zuzuschreiben?

Wie viel Böses auch dem früheren Polizeibeherrscher gegönnt wurde, so wollte sich doch Niemand mit der an ihm geübten Cabinetsjustiz befreunden; man erblickte darin eine Gefährdung der allgemeinen Rechtssicherheit. Bei einer Revision des Urtheils hat denn auch das Oberappellationsgericht dasselbe in den Hauptpunkten cassirt, die Entlassung aus der schon beinahe fünf Jahre gedauerten Haft und die Nachzahlung des so lange eingezogenen Gehaltes ausgesprochen. Einige untergeordnete Dienstvergehen wurden als durch die Länge der Untersuchungshaft hinreichend verbüßt erachtet. Daß Manger der böse Dämon in dem monströsen Verfahren und der hauptsächlichste Anstifter der vielen Verdächtigungen und Einkerkerungen gewesen, darf man wohl daraus schließen, daß nach der Einstellung seiner Thätigkeit auch keine weitere Heranziehung von Personen zur Untersuchung und Haft vorgekommen sein möchte.

Wenden wir jetzt noch einen Blick auf Diejenigen, die aus Anlaß der Forschung nach den Betheiligten an den Drohbriefen die Bekanntschaft mit den Annehmlichkeiten des Castells in Kassel haben machen müssen, so begegnen wir zunächst einem Manne, der nicht allein wegen seines bedeutenden Vermögens, sondern auch als anerkannter Publicist großes Ansehen genoß, dem Hofrath Dr. Friedrich Murhard. Obgleich in Kassel angesessen, hielt er sich meistens in Frankfurt auf. Von da hatte ihn ein ihm befreundeter hessischer Polizeibeamter zu einer Spazierfahrt nach Hanau verlockt und unterwegs seine Verhaftung bewirkt. Sein Umgang mit einem früheren im Rufe der Demagogie stehenden hessischen Officier, der sich aber später als ein geheimer Agent der Kasseler Polizei entpuppte, sollte ihn verdächtig gemacht haben. Vergebens bot Murhard eine Caution von vielen Tausenden; er mußte in's Gefängniß wandern, aus dem er erst nach sieben Monaten wieder entlassen wurde. Der Cabinetssecretär Müller blieb neun Monate lang verhaftet, weil in ihm der Verfasser des im Wilhelmshöher Schlosse aufgefundenen Drohbriefes vermuthet wurde. Obwohl er als völlig unschuldig erkannt wurde, ist er doch nicht wieder in Dienst und Gehalt gesetzt, vielmehr noch überdies aus Kassel entfernt worden. Das gleiche Schicksal traf noch eine Reihe anderer ebenso Unschuldiger, und wer vermag die Zahl aller Derjenigen anzugeben, die durch polizeiliche Ueberwachung, Haussuchung und gerichtliche Verwahrung gequält worden sind? Es muß auch noch angeführt werden, daß die doch nur für die Drohbriefe bestellte Commission gewissermaßen en passant auch drei junge Männer aus Fulda in den Bereich ihrer Untersuchungen gezogen und über sie Festungsstrafe erkannte, weil sie vor sechs Jahren in Jena zum „Bunde der Jungen“ gehört hatten.

Und was ist nun am Ende bei der ganzen Drohbriefgeschichte, die für das Hessenland so viele Trübsal im Gefolge gehabt, herausgekommen? Dem Gerichte gegenüber ist sie im Sande verlaufen, für die Erkenntniß der Zustände unter der Regierung Wilhelm's des Zweiten wird sie aber auch heute noch ein wichtiges Moment abgeben. Obgleich der über ihr lagernde Schleier bis jetzt als nur zu einem kleinen Theil gehoben erscheint, dürfte doch so viel feststehen, daß ihr hauptsächlich die Bemühungen zweier rivalisirender Parteien zu Grunde gelegen, die den Kurfürsten durch Schreckbilder zu mystificiren gedachten. Die eine wollte ihn zu einem freiwilligen Rücktritte veranlassen, während die andere auf das Ziel hinsteuerte, ihn noch mehr zu isoliren und dadurch einen nicht mehr zu durchbrechenden Einfluß auf ihn zu gewinnen. Die Letztere hatte sich leider am wenigsten verrechnet, wie sich von Tag zu Tag immer mehr herausstellte.

Blätter und Blüthen.

Sardinische Feuerreiter. (Mit Abbildung S. 793.) „Wir hatten,“ schreibt uns Albert Richter, der Maler unseres heutigen Bildes, „schon Tage lang die herrliche Insel an der Westseite Italiens durchstreift, welche man mit Recht einen Garten im Meer genannt hat, und befanden uns nun, nachdem wir die malerischen Küstenlandschaften derselben gründlich genossen, im Herzen Sardiniens, in der Provinz Sassari. Den Horizont goldig röthend, war die Sonne zur Ruhe gegangen, und nicht lange nachher leuchtete uns das stille, milde Licht des Mondes. Wir näherten uns unserem Ziele Fonni. Eine unheimliche Röthe lag über einem Theile des Ortes gebreitet. Dicker, schwerer Rauch zog über denselben dahin. Wir glaubten, daß dort ein gewaltiges Schadenfeuer zum Ausbruche gekommen sei, wurden jedoch von unserem Führer eines Besseren belehrt, indem er uns erzählte, daß man den Vorabend des heiligen Antonius, des Schutzpatrons der Sarden, feiere. Wir waren nicht wenig erfreut, daß uns hier Gelegenheit geboten werden sollte, ein Stück Volksleben im tiefen Innern Sardiniens kennen zu lernen. Unseren müden Thieren noch einmal die Sporen gebend, sprengten wir, vorüber an der immer von Frauen belagerten unvermeidlichen Fontana, die am Ein- und Ausgange jedes Ortes in Sardinien liegt, hinein in die Straßen von Fonni. Um eine Ecke biegend, erblickten wir ein herrliches Bild.

Auf einem Platze inmitten der Häuser war ein mächtiges Feuer angebrannt, welches fort und fort mit großen Stücken Holz genährt wurde. Blutroth beschien es die malerischen Gestalten, welche um dasselbe ihre Pferde tummelten. Wie es in vielen Gegenden des deutschen Vaterlandes Sitte ist, zu gewissen Zeiten über lodernde Feuer zu springen und je nach dem glücklichen oder unglücklichen Sprunge prophetische Schlüsse zu ziehen, so zeigte sich das Bild in seinem Aeußeren auch hier, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Ueberspringen der Feuer zu Pferde geschah.

Wild lodert die Flamme auf, wenn neue Nahrung in die prasselnde Gluth geschleudert wird; knisternd springen ganze Feuergarben in die Höhe, deren Funken auf dem schwarzen Grunde des dicken Rauches wie feurige Augen umherzucken. Da — donnernde Hufschläge! Die eisernen Sporen fest an die Flanken des Pferdes gepreßt, saust ein Reiter heran. Die Nüstern aus Entsetzen vor dem feindlichen Elemente weit aufgerissen, mit funkelndem Auge, mit den Zähnen auf dem scharfen eisernen Gebisse knirschend, jagt das Thier daher, indem es mit dem Bauche fast den Boden berührt. Ein Riß am Zügel; die scharfen Sporen graben sich fester ein, und in gewaltigem Bogen übersetzt das Roß die Flammen, die nach ihm emporzüngeln. Fast bricht es zusammen, als es auf dem Boden ankommt, so gewaltig war der Sprung. Schon folgt ein zweiter Reiter, dem ein dritter und vierter nachstürmt. Manches der Pferde, entsetzt vor der Gluth, wendet sich rückwärts, aber mit Riesenkraft reißt es sein Bändiger herum und zwingt es zum Sprunge. Zu all' dem [das] Beifallsgeschrei der Menge, die Rufe der Reiter, die ihre Thiere zu immer wiederholtem Sprunge antreiben, das Donnern der Hufe der fast bis zur Tollheit erregten

Rosse — es war ein Bild von unübertrefflicher Wirkung und Lebendigkeit. Mit Mühe nur konnte ich mich beherrschen, nicht auch mein erschöpftes Pferd durch die Flammen zu treiben — so hatte das Schauspiel mich erregt.

Das Feuer brannte niedriger. Die wilden Reiter sprengten, einer nach dem andern, davon, und auch wir lenkten nun unsere Thiere weiter durch Fonni dem Gensd'armeriecommando zu. Der Ort hat ein höchst ärmliches Aussehen. Mit Ausnahme einiger baufälliger größerer Häuser aus früherer Zeit besteht er fast nur aus rohen, meist nur ebenerdigen Häusern, die oft nicht einmal diesen Namen verdienen und viel eher auf die Bezeichnung ‚Ställe‘ Anspruch machen könnten. Uns aber wird sein Name im Gedächtniß bleiben, denn an ihn knüpft sich eine unserer interessantesten Reiseerinnerungen von der Insel Sardinien — die Erinnerung an die merkwürdige Erscheinung der Feuerreiter.“

Eines Königs Liebe und Entsagung. Die Gräfin von Voß hebt in ihrem Buche „Neunundsechszig Jahre am Preußischen Hofe“, als sie von ihrer „Engelskönigin“ spricht, hervor, daß der Charakter der Königin Louise erst durch das Leben mit ihrem Gemahl zu wahrer Reife gelangt sei und daß des Königs Festhalten an dem für recht Erkannten, seine Beständigkeit in dem, was er für seine Pflicht hielt, sowie sein nicht zu beirrendes sittliches Gefühl die Königin in allen Lebenslagen gestützt und erhoben habe.

Einen eclatanten Beweis von der Strenge des Königs gegen sich selbst, von dem Unterordnen seiner persönlichen Entwürfe unter die Rücksichten, die er seinem hohen Berufe oder seinem Volke zu schulden meinte, finden wir in den nachgelassenen und jetzt veröffentlichten Papieren des Ministers Theodor von Schön.

Friedrich Wilhelm der Dritte hatte 1815 in Paris die Bekanntschaft einer jungen Dame von Stande, der Tochter eines Grafen gemacht, und sich wunderbar von ihr angezogen gefühlt. Er war in einen Briefwechsel mit ihr getreten, und die dabei von der jungen Dame gezeigte Liebenswürdigkeit, die Ehrfurcht — verbunden mit zarter Neigung — welche sie ihm entgegenbrachte, hatte sein Herz ihr zugewendet und den Entschluß in dem Könige geweckt, sich für das Leben mit ihr zu verbinden. Allein er wollte nicht früher einen solchen Schritt thun, als bis er überzeugt sein konnte, daß eine solche Ehe in seinem Volke keine Mißstimmung hervorrufen, kein Nachtheil für das Land daraus entstehen würde. Schön erzählt nun darüber:

„Während meiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1817 forderte mich nach einer Staatsrathssitzung der Statthalter von Posen, Fürst Radziwill, auf, Nachmittags zu einer bestimmten Stunde zu seiner Gemahlin, Prinzessin Louise*, zu kommen. Als ich mich zur festgesetzten Zeit einstellte, wurde ich in ein entlegenes Zimmer des Palais geführt, wo die Prinzessin bald darauf eintrat. Sie sagte mir, sie habe einen Auftrag vom Könige für mich. Nach einer so glücklichen Ehe, wie Er mit der Königin geführt habe, wäre Ihm Sein einzelnes Leben zur Last. Um Seiner Ruhe willen, habe Er die Absicht, sich wieder zu verheirathen, aber das Bild der verstorbenen Königin auf dem Throne solle dadurch ungeschwächt bleiben. Er wolle eine Ehe zur linken Hand mit der Tochter eines französischen Grafen, der den Bourbons immer treu geblieben sei und jetzt französischer Gesandter wäre, eingehen. Sie würde abgesondert von der königlichen Familie allein für den König leben. Sie sei zwar katholisch, aber ihre Confession würde keinen Einfluß auf den König haben. Der König habe zwei Männer ausgesucht, deren Meinung Er darüber hören wolle, ob Er die Ehe, ohne daß nur entfernt ein Nachtheil für das Land daraus erfolgen würde, eingehen könne. Diese Männer wären Gneisenau in Bezug auf die bewaffnete Macht und ich in Beziehung auf das Volk.

Die Prinzessin schilderte die Gräfin als sehr gebildet, schön und liebenswürdig im höchsten Grade. Sie hatte sie vor wenigen Tagen in Potsdam, wohin deren Vater mit ihr aus Dresden gekommen war, gesehen. Alles, was die Prinzessin aus den Briefen der Gräfin mittheilte, zeigte einen edeln Charakter, feine Bildung und hohe Liebenswürdigkeit, und daß von beiden Seiten die reinste Neigung hier vorwalte.

Die Prinzessin sagte mir, ich möge die Sache und mich prüfen und ihr für den König eine schriftliche Antwort schicken. Ich erlaubte mir nur die Frage, weshalb der König nicht den Staatskanzler, als seinen nächsten Rathgeber, zu Rathe ziehe, und die Prinzessin antwortete mir: eben diese Frage habe auch sie an den König gerichtet und darauf die Antwort erhalten: Der Staatskanzler würde Ihm gleich beistimmen; der König wolle, abgesehen von seinem Glücke, die Folgen für das Land von Männern, denen Er hierin vertraue, erwogen haben.“

Schön und Gneisenau trafen bald zusammen, aber sie kamen überein, ihre beiderseitigen Meinungen erst zu vergleichen, wenn sie bereits in den Händen des Königs wären.

„Die Sache,“ berichtet Schön weiter, „machte mir einen innern Kampf. Auf der einen Seite stand mir das Glück meines Königs, dem ich das höchste glückliche Verhältniß aus vollem Herzen wünschte, auf der andern Seite die gewaltige Aufregung des Volkes gegen Alles, was Franzose war. Die Gährung im Volke, welche durch Handlungen, nicht durch Worte veranlaßt war, die Besorgniß, welche im alten Lande nothwendig daraus entstehen mußte, daß eine Katholikin die Frau unseres Königs wäre — Alles dies kreuzte sich in meinem Kopfe und meinem Herzen: ich konnte nur von dieser Ehe abrathen. Meine erste Erklärung, meinte die Prinzessin, würde der König nicht bestimmt genug finden; ich möchte daher mit meiner ganzen Ueberzeugung und meinem ganzen Charakter vortreten. Das that ich, und als unsere beiderseitigen Erklärungen in den Händen des Königs waren, verglichen wir sie miteinander, und Gneisenau hatte die seinige gleich der meinigen abgegeben, nur daß er, da ihm der Charakter des Volkes in Beziehung auf Treue nicht so bekannt sein mochte, überzeugt war, die unglücklichste Folge für den König würde sofort eintreten, statt daß sie, meiner Ueberzeugung nach, nur als Folge des Schrittes nach und nach sich zeigen müßte.

Die Prinzessin theilte uns nach wenigen Tagen mit, den König hätten unsere übereinstimmenden Erklärungen tief erschüttert; er habe uns als Ehrenmänner und treue Unterthanen anerkannt, aber sein Schicksal wäre grausam. Er habe nun den Entschluß gefaßt, doch noch, insofern nach unseren Erklärungen der beabsichtigte Schritt sein und seines Hauses Unglück herbeiführen würde, als Freund und nächsten Verwandten den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, den Bruder der verstorbenen Königin, zu befragen.

Der Großherzog stimmte uns bei, wie von diesem treuen Freunde des Königs und von diesem braven Manne nicht anders zu erwarten war.

Hiermit faßte der König den Entschluß, die Heirath aufzugeben, aber noch nach einem Jahre schrieb mir die Prinzessin, daß Ruhe deshalb noch nicht bei ihm eingekehrt sei.

Seit dieser Zeit war das Benehmen des Königs gegen mich, obgleich ich hatte Werkzeug zu seinem tiefen Schmerze sein müssen, mehr annähernd als früher.“

* Prinzessin Louise war eine Cousine von König Friedrich Wilhelm dem Dritten und eine Schwester des Prinzen Louis Ferdinand.

Die Salamander-Sage in der Praxis. Den Salamandern dichtet die Volkssage bekanntlich die Fähigkeit an, vermittelst einer wässerigen Ausscheidung der Haut den Flammen widerstehen, ja sie auslöschen zu können. Diese vermeintliche Salamandertugend hat der schwedische Ingenieur F. W. Oestberg in Stockholm den Menschen durch einen beständig Feuchtigkeit aussondernden Anzug erworben, den er wegen seiner Aehnlichkeit mit den bekannten Taucher-Anzügen und weil man damit gleichsam in den Flammen untertauchen kann, als Feuertaucher-Anzug bezeichnet hat. Er ist für die Rettungsmannschaften bestimmt, um sie zu befähigen, mitten in den heftigsten Bränden auszuharren und daselbst der Leitung des Lösch- und Rettungswesens obzuliegen. Wie derjenige des die kühlen Meerestiefen besuchenden Tauchers, besteht dieser Gummianzug aus einem obern und einem untern Theile, die den ganzen Körper kürassartig umhüllen und den Kopf mit einem Helm bedecken. Aber der Feuertaucher-Anzug besteht ferner aus zwei Hüllen, einer inneren aus Gummistoff und einer äußeren aus englischem Leder, und zu dem Luftschlauche, der den Tauchern ihren Athembedarf zuführt, kommt hier ein denselben umschließender Wasserschlauch, der den Zwischenraum beider Hüllen mit beständig sich erneuerndem kühlem Wasser füllt, welches an vielen Stellen des Anzugs durch kleine Poren hervortritt und ihn außen überall berieselt. Ein am Rücken sich davon abzweigendes Rohr giebt dem Feuermanne zugleich einen Spritzenschlauch in die Hand. Die Luft tritt ebenfalls unter Druck in das innerste Costüm ein, bläht dasselbe noch mehr auf und entweicht mit der ausgeathmeten Luft aus den Augenlöchern des Helmes, von denen es Rauch und Flammen verscheucht.

Vor einigen Monaten legte der Marine-Capitain Ahlström in dem Oestberg'schen Anzuge eine mehr als überzeugende Feuerprobe vor dem deutschen Kaiser, der Kaiserin, dem Kronprinzen und zahlreichen damals am Berliner Hofe weilenden Fürstlichkeiten ab. Man hatte zu diesem Behufe vier große Holzhaufen aufgeschichtet, mit einem Centner Petroleum begossen und in Brand gesteckt. Als die vier Feuersäulen hoch aufloderten und eine Gluth verbreiteten, daß man derselben kaum auf vierzig Schritte Stand halten konnte, erschien der am ganzen Körper wassersprudelnde Capitain und verschwand nach einer in seinem Anzuge ungemein komischen Verbeugung in den Flammen, um dort eine Viertelstunde lang gemüthlich umherzuspazieren, sich niederzusetzen, an die Blöcke anzulehnen etc. Gewiß hinderte ihn nur der Respect, wie die drei Männer im feurigen Ofen ein heiteres Lied anzustimmen, denn während die draußen befindlichen Zuschauer ihn halb gebraten wähnten, fand er es so gemüthlich zwischen den Flammen, daß er sich nicht abhalten ließ, noch eine zweite Feuertaufe auszuhalten, und schließlich war er so wenig erhitzt, daß er sich im Freien demaskiren konnte, ohne in seiner leichten Unterkleidung eine Erkältung zu befürchten.

Diese unzweifelhaft wichtige Erfindung wird in den Fällen, wo es sich um das Betreten von mit Rauch und Dampf erfüllten Räumen handelt, durch einen Respirator ersetzt, der den Qualm und die giftigen Feuergase zurückhält und an dessen Vervollkommnung der englische Physiker Tyndall, Director Löb in Berlin u. A. gearbeitet haben. Es ist dies ein in verschiedenen Abtheilungen mit Holzkohlen und Kalk in gröblichen Stücken, sowie mit Schwamm, der in Glycerin getaucht ist, gefüllter Filter, in dem sich die Luft vor dem Einathmen von den brenzlichen Gasen, der Kohlensäure etc. völlig reinigt, sodaß man in den qualmerfüllten Räumen athmen kann, so lange eben noch athembare Luft vorhanden ist. Mit einer solchen nach seinen Angaben gefertigten Rauchhaube, die auch Augen und Nase schützt, hat Director C. Löb zwanzig Minuten lang in einem geschlossenen Zimmer auszuharren vermocht, in welchem Petroleum, Pech, Sägespähne nebst anderen qualmerzeugenden Stoffen brannten und außerdem eine sogenannte Feuerlöschdose ihren flammenerstickenden Rauch verbreitet hatte. Wohl und munter, wenn auch völlig eingeräuchert, trat der Erfinder aus dem mit dicken Rußzotten an Wänden und Decke behangenen Zimmer. Eine kleine neben dem Munde angebrachte Signalpfeife vermittelt den Verkehr mit den übrigen Rettungsmannschaften.

C. St.

Kleiner Briefkasten.

C. H. L. in R. Die Novelle „Künstler und Fürstenkind“ finden Sie im Jahrgang 1873, Nr. 36 ff.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 48. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Waldemar erwiderte nichts. Ihm, dem Besonneneren, stieg sofort der Gedanke an die Gefahr auf, der sich Leo hier aussetzte; er wendete sich um, schloß die Thür des Nebenzimmers ab und kehrte dann wieder zurück.

„Nein,“ entgegnete er, die Frage erst jetzt beantwortend, „und auch die Mutter hat Dich schwerlich erwartet.“

„Ich wollte Dir Glück wünschen zu Deiner Heldenthat auf der Grenzförsterei, denn so wirst Du Deine Handlungsweise ja wohl nennen,“ fuhr der junge Fürst mit unverstelltem Hohne fort. „Du hast den Förster niedergeschossen und den Uebrigen allesammt die Spitze geboten. Die Feiglinge wagten es nicht, Dich anzurühren.“

„Sie gingen noch in derselben Nacht über die Grenze,“ sagte Waldemar. „Sind sie etwa zu Dir gestoßen?“

„Ja.“

„Das dachte ich mir. — Seit wann bist Du fort von Deinem Commando?“

„Willst Du etwa ein Verhör mit mir anstellen?“ fuhr Leo auf. „Ich bin gekommen, Dich zur Rechenschaft zu ziehen. Komm! Wir haben allein miteinander zu reden.“

„Ihr bleibt!“ gebot die Fürstin. „Ich lasse Euch nicht allein bei dieser Begegnung. Wenn sie denn doch einmal stattfinden muß, so sei es in meiner Gegenwart! Vielleicht vergeßt Ihr es dann nicht so ganz, daß Ihr Brüder seid.“

„Bruder oder nicht!“ rief Leo außer sich. „An mir hat er den schmählichsten Verrath geübt. Er wußte, daß Wanda meine Braut war, und er hat sich nicht gescheut, sie und ihre Liebe an sich zu reißen. So handelt nur ein Verräther, ein Ehr —“

Die Mutter wollte ihm wehren, aber umsonst — das Wort „Ehrloser“ fiel von seinen Lippen, und Waldemar zuckte zusammen, als habe ihn eine Kugel getroffen. Die Fürstin erbleichte. Es war nicht die bis zur Raserei gesteigerte Leidenschaft ihres jüngsten Sohnes, die sie so erschreckte, sondern der Ausdruck in dem Gesichte des ältesten, als dieser sich jetzt emporrichtete. Ihn riß sie zurück; ihn fürchtete sie, obgleich er waffenlos war, während Leo den Degen an der Seite trug, und mit der vollen Autorität der Mutter zwischen beide tretend, rief sie gebietend: „Waldemar — Leo — Mäßigung! Ich befehle es Euch.“

Wenn die Fürstin Baratowska befahl, mit diesem Tone und dieser Haltung befahl, so hatte sie sich noch immer Gehör erzwungen. Auch ihre Söhne gehorchten unwillkürlich. Leo ließ die Hand sinken, die er schon am Degengriffe hatte, und Waldemar hielt inne. Er rang wieder sichtbar mit jenem Ungestüme, aber die Worte der Mutter hatten ihn zur Besinnung gebracht, und mehr bedurfte es jetzt nicht, um ihn sich selber zurückzugeben.

„Leo, jetzt ist es genug mit den Beleidigungen,“ sagte er rauh. „Noch ein Wort, ein einziges, und es bleibt uns wirklich keine andere Entscheidung, als die Waffe übrig. Wenn Du gestern noch das Recht hattest, mich anzuklagen, heute ist es verwirkt. Ich liebe Wanda mehr, als Du ahnst, denn Du hast nicht, wie ich, jahrelang im Kampfe mit dieser Leidenschaft gelegen, Dich nicht durch Haß und Trennung und Todesgefahr hindurchgerungen zum Bewußtsein, daß sie stärker ist als Du. Aber selbst um Wanda's willen hätte ich nicht Pflicht und Ehre hingegeben. Ich wäre nicht von dem Posten gewichen, der mir übergeben ist, hätte nicht heimlich die mir anvertraute Schaar verlassen und den Eid gebrochen, mit dem ich meinem Führer Gehorsam zugeschworen. Das Alles hast Du gethan — die Mutter mag es entscheiden, wer von uns das schmachvolle Wort verdient, das Du mir zuschleuderst.“

„Was ist das, Leo?“ rief die Fürstin empor schreckend. „Du bist doch hier mit Wissen und Willen Deines Oheims? Du hattest doch ausdrückliche Erlaubniß von ihm, nach Wilicza zu gehen? Antworte!“

In dem bisher so bleichen Gesichte des jungen Fürsten schlug es jetzt wie eine Flamme auf; er wagte es nicht, dem Auge der Mutter zu begegnen, und wandte sich statt dessen mit jäh aufloderndem Trotze zu seinem Bruder.

„Was weißt Du von meinen Pflichten, was kümmern sie Dich? Du hältst es ja mit unseren Feinden. Ich habe meinen Platz im Kampfe so lange behauptet und werde zur Stelle sein, sobald es Noth thut. Aber eben deshalb eilt die Sache zwischen uns. Ich habe nicht viel Zeit, mit Dir abzurechnen; ich muß zurück zu den Meinigen, noch heute, schon in den nächsten Stunden.“

„Du kommst zu spät,“ sagte Waldemar kalt. „Du findest sie nicht mehr.“

Leo faßte augenscheinlich den Sinn dieser Worte nicht. Er sah den Bruder an, als rede dieser zu ihm in einer fremden Sprache.

„Seit wann hast Du Dein Commando verlassen?“ fragte Waldemar noch einmal, aber diesmal mit so furchtbarem Ernste, daß der Bruder ihm halb unwillkürlich Antwort gab.

„Seit — gestern Abend."

„Und in der Nacht hat der Ueberfall stattgefunden. Deine Schaar ist aufgelöst, vernichtet."

Ein Aufschrei brach von den Lippen des jungen Fürsten. Er stürzte auf den Sprechenden zu. „Das ist nicht möglich; das kann nicht sein. Du lügst; Du willst mich nur schrecken mit der Nachricht, willst mich damit zur Entfernung zwingen."

„Nein, es kann nicht sein," fiel jetzt auch die Fürstin mit bebenden Lippen ein. „Du kannst noch keine Nachrichten haben, Waldemar, von dem, was sich drüben während der Nacht ereignete; ich hätte sie früher als Du haben müssen. Du täuschest uns — greife nicht zu solchen Mitteln."

Waldemar sah einige Secunden lang schweigend die Mutter an, die ihn eher der Lüge beschuldigte, ehe sie an ein Vergehen seines Bruders glaubte; vielleicht war es dies, was seine Stimme so eisig und mitleidslos machte, als er jetzt sagte:

„Dem Fürsten Baratowski war ein wichtiger Posten übergeben worden, mit dem strengsten Befehle, nicht davon zu weichen. Er deckte mit seiner Schaar seinem Oheim den Rücken. Fürst Baratowski fehlte auf diesem Posten, als der nächtliche Angriff erfolgte; der Führer fehlte, und die Uebrigen zeigten sich dem Ueberfalle nicht gewachsen. Sie setzten sich völlig planlos zur Wehre — es gab ein Blutbad. Einige zwanzig Mann retteten sich durch den Uebertritt auf unser Gebiet und fielen unsern Patrouillen in die Hände; drei der Flüchtlinge liegen schwer verwundet drüben im Gutshofe. Aus ihrem Munde erfuhr ich das Geschehene — der Rest ist zersprengt oder vernichtet."

„Und mein Bruder?" fragte die Fürstin anscheinend ruhig, aber es lag etwas Schreckliches in dieser Ruhe. „Und das Morynski'sche Corps? Was ist aus ihnen geworden?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Waldemar. „Es heißt, die Sieger hätten die Richtung nach W. genommen. Was dort geschehen ist, darüber fehlen noch die Nachrichten."

Er schwieg. Es folgte eine Pause furchtbarer Stille. Leo hatte das Gesicht in beide Hände verborgen; aus seiner Brust drang ein dumpfes Stöhnen hervor. Die Fürstin stand aufrecht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet — sie rang nach Athem.

„Laß uns allein, Waldemar!" sagte sie endlich tonlos, aber mit der alten Festigkeit.

Er zögerte. Die Mutter war ihm stets kalt und oft genug feindselig erschienen. Hier, an dieser Stelle, hatte sie ihm als erbitterte Gegnerin gegenüber gestanden, als der Streit um die Herrschaft in Wilicza endlich zum Ausbruche kam, aber so hatte er sie doch noch nie gesehen wie in diesem Augenblicke, und ihn, den harten rücksichtslosen Nordeck, ergriff es wie Angst und Mitleid, als er das Urtheil seines Bruders in jenen Zügen las.

„Mutter!" sagte er leise.

„Geh'!" wiederholte sie. „Ich habe mit dem Fürsten Baratowski zu reden. Da taugt kein Dritter zwischen uns. Laß uns allein!"

Waldemar gehorchte und verließ das Zimmer, aber es bäumte sich wieder heiß und schmerzlich in ihm auf, als er ging. Er wurde verbannt, wo die Mutter mit ihrem Sohne zu reden hatte. Wenn sie diesen auch jetzt ihren Zorn fühlen ließ, wie sie ihm so oft ihre Zärtlichkeit hatte zu erkennen gegeben, der Aeltere war und blieb ein Fremder dabei; ihn hieß man gehen — er „taugte" nicht zwischen Mutter und Bruder, mochten sie sich nun in Liebe oder Haß begegnen. Ein tiefe Bitterkeit regte sich in Nordeck, und doch fühlte er, daß diese Stunde ihn an der Mutter gerächt hatte für die versagte Zärtlichkeit, daß sie jetzt in ihrem Lieblingssohne, in ihrem Abgotte auf's Schwerste gestraft war.

Waldemar schloß die Portière hinter sich. Er blieb im Nebenzimmer, um auf alle Fälle den Eingang zu hüten, denn er kannte die Gefahr, der sich Leo aussetzte. Fürst Baratowski hatte zu offen und entscheidend an dem Aufstande Theil genommen, um nicht auch hier geächtet zu sein; auch hier drohte ihm Verurtheilung und Verhaftung. Er war, unvorsichtig genug, am hellen Morgen in das Schloß gekommen; noch befand sich die Escorte, welche die Verwundeten gebracht, im Dorfe, und jeden Augenblick konnten die Bedeckungsmannschaften mit den übrigen Flüchtlingen Wilicza passiren — es galt Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Waldemar stand am Fenster, so weit als möglich von der Thür entfernt. Er wollte nichts hören von der Unterredung, von der man ihn ausgeschlossen, und es war auch nicht möglich — die dicken Sammetfalten der Portière fingen jeden Laut auf. Aber die Zeit drängte. Mehr als eine halbe Stunde war verstrichen und die Unterredung da drinnen währte noch immer fort. Weder die Fürstin noch Leo schienen daran zu denken, daß mit jeder Minute die Gefahr des Letzteren wuchs. Waldemar entschloß sich endlich, sie zu unterbrechen. Er trat wieder in den Salon, blieb aber befremdet stehen, denn statt der erwarteten erregten Scene fand er das tiefste Schweigen.

Die Fürstin war verschwunden und die vorhin offen stehende Thür zu ihrem Arbeitscabinet fest geschlossen. Leo befand sich allein im Zimmer. Er lag in einem Sessel, den Kopf tief eingewühlt in die Kissen, ohne sich zu regen, ohne den Eintretenden zu bemerken, wie gebrochen und vernichtet. Waldemar trat zu ihm und nannte seinen Namen.

„Ermanne Dich!" mahnte er leise und eindringlich. „Sorge für Deine Sicherheit! Wir haben jetzt hundertfache Beziehungen zu L.; ich kann das Schloß nicht vor Besuchen schützen, die Dir gefährlich sind. Ziehe Dich für's Erste in Deine eigenen Zimmer zurück! Sie können ja nach wie vor als verschlossen gelten, und Pawlick ist zuverlässig. Komm!"

Langsam hob Leo das Gesicht empor; es war erdfahl — jeden Blutstropfen schien daraus gewichen zu sein. Er blickte den Bruder groß und starr an, ohne ihn zu verstehen. Sein Ohr fing nur mechanisch das letzte Wort auf.

„Wohin?" fragte er.

„Vor allen Dingen nur fort aus diesen Hauptgemächern, die so Vielen zugänglich sind! Komm — ich bitte Dich."

Leo erhob sich ebenso mechanisch, wie er vorhin zugehört. Er sah sich im Zimmer um, so fremd, als kenne er nicht die vertrauten Räume und müsse sich erst besinnen, wo er sei, und als sein Auge auf die geschlossene Thür zum Gemach seiner Mutter fiel, zuckte er zusammen.

„Wo ist Wanda?" fragte er endlich.

„In ihrem Zimmer. Willst Du sie sehen?"

Der junge Fürst machte eine abwehrende Bewegung: „Nein! Sie würde mich auch mit Abscheu, mit Verachtung zurückstoßen — ich habe genug an dem einen Male."

Er stützte sich schwer auf den Sessel; die sonst so helle jugendfrische Stimme klang matt und gebrochen. Man sah es, die Scene mit der Mutter war ihm an's Leben gegangen.

„Leo," sagte Waldemar ernst, „hättest Du mich nicht so furchtbar gereizt, ich hätte Dir die Nachricht nicht so schonungslos mitgetheilt. Aber Du brachtest mich auf's Aeußerste mit jenem verhängnißvollen Worte."

„Sei ruhig! Die Mutter hat es mir zurückgegeben. Ich bin ihr jetzt der Verräther, der Ehrlose. Ich habe das anhören müssen und — schweigen."

Es lag etwas Unheimliches in dieser starren, dumpfen Ruhe des sonst so leidenschaftlich aufbrausenden Jünglings; die eine halbe Stunde schien seine ganze Natur verändert zu haben.

„Folge mir!" drängte Waldemar. „Du mußt doch für's Erste noch im Schlosse bleiben."

„Nein, ich will nach W. hinüber, sofort. Ich muß wissen, was aus meinem Oheim und den Seinigen geworden ist."

„Um Gotteswillen!" rief der Bruder entsetzt. „Du willst doch nicht den Wahnsinn begehen, jetzt am hellen Tage die Grenze zu passiren? Das wäre ja offenbarer Selbstmord."

„Ich muß," beharrte Leo. „Ich kenne den Ort, wo der Uebergang noch möglich ist. Habe ich heute Morgen den Weg gefunden, so werde ich ihn auch zum zweiten Male finden."

„Und ich sage Dir: Du kommst jetzt nicht hinüber. Seit heute Morgen ist die Bewachung verstärkt auch auf unserer Seite und drüben steht eine dreifache Postenkette. Sie haben Befehl, Jeden niederzuschießen, der die Losung nicht kennt. Und Du kommst in jedem Falle zu spät. In W. ist die Entscheidung längst gefallen."

„Gleichviel!" brach Leo aus, plötzlich aus seiner Erstarrung in die wildeste Verzweiflung übergehend. „Irgend einen Kampf wird es da drüben doch noch geben, nur einen einzigen, und mehr brauche ich nicht. Wenn Du wüßtest, was die Mutter mir angethan hat mit ihren furchtbaren Worten! Sie weiß es ja, daß, wenn ich den Untergang der Meinigen verschuldete, ich

auch den ganzen Fluch, die ganze Hölle dieses Bewußtseins tragen muß; sie hätte barmherzig sein müssen, und sie hat mich — — O mein Gott, es ist doch meine Mutter, und ich bin so lange ihr Alles gewesen."

Waldemar stand erschüttert da vor diesem Ausbruche des Schmerzes. „Ich will Wanda rufen," sagte er endlich. „Sie wird —"

„Sie wird das Gleiche thun. Du kennst nicht die Frauen unseres Volkes. Aber eben deshalb" — es brach mitten durch die Verzweiflung des jungen Fürsten etwas wie ein düsterer Triumph —, „eben deshalb hoffe Du nichts von ihnen! Wanda wird Dir nie angehören, niemals, auch über meine Leiche hinweg nicht. Und wenn sie Dich liebt, und wenn sie stirbt an dieser Liebe — Du bist der Feind ihres Volkes; Du hilfst mit an seiner Unterdrückung; das spricht Dir bei ihr das Urtheil. Eine Polin wird nicht Dein Weib. Und es ist gut, daß es so ist," fuhr er, tief aufathmend, fort. „Ich hätte nicht ruhig sterben können, mit dem Gedanken, sie in Deinen Armen zu wissen; jetzt kann ich's — sie ist Dir verloren wie mir."

Er wollte forteilen, blieb aber plötzlich wie gebannt stehen. Einige Secunden lang schien er zu schwanken, dann ging er langsam, zögernd zu der Thür, die in das Arbeitscabinet der Fürstin führte.

„Mutter!"

Drinnen blieb Alles still — nichts regte sich.

„Ich wollte Dir Lebewohl sagen."

Keine Antwort.

„Mutter!" die Stimme des jungen Fürsten bebte in angstvollem, herzzerreißendem Flehen. „Laß mich nicht so von Dir gehen! Wenn ich Dich nicht sehen soll, so sage mir wenigstens ein Wort des Abschiedes, nur ein einziges! Es ist ja das letzte. Mutter, hörst Du mich nicht?"

Er lag auf den Knieen vor der verriegelten Thür und preßte die Stirn dagegen, als müsse sie sich ihm aufthun. Es war vergebens — die Thür blieb geschlossen, und von drinnen kam kein Laut. Die Mutter hatte kein Abschiedswort für ihren Sohn, wie die Fürstin Baratowska keine Verzeihung für sein Vergehen hatte.

Leo erhob sich von den Knieen. Sein Antlitz war wieder starr wie vorhin, nur um die Lippen zuckte ein Ausdruck von so wildem bitterem Weh, wie er es wohl noch niemals in seinem Leben empfunden. Er sprach kein Wort; er nahm schweigend den Mantel auf, den er vorhin abgeworfen, legte ihn um die Schultern und ging dann der Thür zu. Der Bruder versuchte vergebens ihn zurückzuhalten. Leo drängte ihn bei Seite.

„Laß mich! Sage Wanda — nein, sage ihr nichts! Sie liebt mich ja nicht; sie hat mich ja aufgegeben um Deinetwillen. Leb wohl!"

Er stürmte fort. Waldemar stand einige Minuten lang völlig rathlos. Endlich schien er einen Entschluß zu fassen und schritt rasch durch das Nebengemach bis in das Vorzimmer der Fürstin. Dort stand der Haushofmeister Pawlick mit verstörter Miene. Er war sogleich, als er von der Ankunft seiner verwundeten Landsleute hörte, zu ihnen geeilt und hatte noch vor dem Schloßherrn die Schreckensnachricht erfahren. Als er damit in das Schloß zurückkehrte, noch ungewiß, wie er sie seiner Gebieterin mittheilen solle, stand auf einmal am Eingange Fürst Baratowski selbst vor ihm. Aber er ließ dem erschrockenen alten Manne keine Zeit zu irgend einer Erklärung; er warf ihm nur im Vorbeieilen die hastige Frage nach seinem Bruder, nach der Gräfin Morynska zu und verschwand dann in den Gemächern seiner Mutter. Noch wußte Pawlick nicht, ob sein junger Gebieter bereits von dem Geschehenen unterrichtet sei, oder nicht; erst die Art, wie Leo jetzt bei der Rückkehr an ihm vorbeistürmte, zeigte ihm, daß er Alles wußte.

„Pawlick," sagte Waldemar herantretend. „Sie müssen dem Fürsten Baratowski folgen, auf der Stelle. Er steht im Begriff, eine Tollkühnheit zu begehen, die ihm das Leben kosten wird, wenn er sie ausführt. Er will jetzt, bei Tage, über die Grenze."

„Gott im Himmel!" rief der Haushofmeister entsetzt.

„Ich kann ihn nicht zurückhalten," fuhr Nordeck fort, „und ich darf mich nicht offen an seiner Seite zeigen; das würde ihn noch mehr gefährden, und doch muß er in seiner jetzigen Stimmung irgend Jemand zur Seite haben. Ich weiß, Sie reiten noch gut, trotz Ihrer Jahre, nehmen Sie ein Pferd! Der Fürst ist zu Fuß. Sie müssen ihn noch auf diesseitigem Gebiet erreichen, denn Sie kennen jedenfalls die Richtung, die er einschlägt, die Stelle, wo die geheime Verbindung mit den Insurgenten drüben noch besteht. Ich fürchte, sie ist in der Nähe der Grenzförsterei."

Pawlick blieb die Antwort schuldig; er durfte nicht bejahen, aber es fehlte ihm in diesem Augenblick der Muth, die Wahrheit abzuleugnen. Waldemar verstand sein Schweigen.

„Und gerade dort ist die Bewachung jetzt am schärfsten," rief er heftig. „Ich erfuhr es durch unsere Officiere. Wie mein Bruder es heute Morgen möglich gemacht hat, hindurch zu kommen, weiß ich nicht; zum zweiten Mal gelingt es ihm nicht. Eilen Sie ihm nach, Pawlick! Er soll den Uebergang nicht dort versuchen, an jeder anderen Stelle, nur dort nicht. Er soll warten, sich verbergen bis zur Dunkelheit, wenn es nicht anders geht, in der Försterei selbst. Inspector Fellner ist jetzt dort; er hält zu mir, aber er verräth Leo auf keinen Fall. Eilen Sie!"

Er hatte nicht nöthig, anzutreiben. Die Todesangst um seinen jungen Gebieter stand deutlich genug auf dem Gesichte des alten Mannes.

„In zehn Minuten bin ich fertig," sagte er. „Ich reite, als gälte es mein eigenes Leben."

Er hielt Wort. Kaum zehn Minuten später ritt er aus dem Schloßhofe. Waldemar, der oben am Fenster stand, athmete auf.

„Das war das Einzige, was noch übrig blieb. Vielleicht erreicht er ihn noch, und dann ist wenigstens das Schlimmste abgewendet." —

Vier, fünf Stunden waren vergangen und noch immer keine Nachricht eingetroffen. Sonst, wenn irgend etwas an der Grenze geschah, drängten sich die Botschaften. Alles, was von dort nach L. wollte, mußte Wilicza passiren und machte mit seiner Neuigkeit wenigstens auf einige Minuten unten im Dorfe Halt — heute war die Verbindung wie abgeschnitten. Unruhig ging Waldemar in seinem Zimmer auf und nieder; er bemühte sich, Pawlick's Fernbleiben für ein gutes Zeichen zu nehmen. Jedenfalls hatte Dieser Leo erreicht und blieb nun an seiner Seite, so lange sich der junge Fürst noch auf diesseitigem Gebiete befand; vielleicht waren sie Beide in der Försterei geborgen. Da endlich — es war schon spät am Nachmittage — erschien der Administrator; er trat eilig, ohne jede vorherige Anmeldung, bei dem jungen Gutsherrn ein.

„Herr Nordeck, ich möchte Sie bitten, nach dem Gutshofe hinüber zu kommen," sagte er. „Ihre Anwesenheit dort ist dringend nothwendig."

Waldemar sah auf. „Was giebt es? Ist irgend etwas mit den Verwundeten vorgefallen?"

„Das nicht!" versetzte Frank ausweichend. „Aber ich möchte Sie doch ersuchen, selbst zu kommen. Wir haben Nachrichten von der Grenze erhalten. Drüben bei W. soll es nun wirklich zur Entscheidung gekommen sein; es ist heute Morgen dort eine förmliche Schlacht geliefert worden — gegen das Morynski'sche Corps."

„Nun, und der Ausgang?" fragte Nordeck in äußerster Spannung.

„Die Insurgenten haben eine furchtbare Niederlage erlitten. Es heißt, es sei dabei Verrath oder Ueberfall im Spiele gewesen. Sie haben sich gewehrt wie Verzweifelte, mußten aber doch schließlich der Uebermacht erliegen. Was von ihnen noch lebt, das ist zersprengt und nach allen Himmelsrichtungen geflohen."

„Und der Führer? Graf Morynski?"

Der Administrator sah schweigend zu Boden.

„Ist er todt?"

„Nein, aber schwer verwundet in den Händen des Feindes."

„Auch das noch!" murmelte Waldemar. Er selbst hatte dem Oheim stets fern gestanden, aber Wanda! Er wußte, mit welcher glühenden, leidenschaftlichen Zärtlichkeit sie an dem Vater hing. Wäre dieser im Kampfe gefallen, sie hätte es leichter ertragen, als ihn einem solchen Loose preisgegeben zu sehen und durch wen preisgegeben! Wer hatte die Niederlage jenes Corps verschuldet, das ungewarnt, ohne jede Deckung, einem Angriffe

ausgesetzt war, gegen den es sich durch die Vorhut des Fürsten Baratowski gesichert glaubte?

Waldemar raffte seine ganze Fassung zusammen. „Woher haben Sie die Nachrichten? Sind sie zuverlässig, nicht blos Gerüchte?“

„Der Haushofmeister Pawlick brachte sie mir,“ erklärte der Administrator. „Er ist drüben —“

„Bei Ihnen? Und Ihnen bringt er die Nachrichten, während er weiß, daß ich hier seit Stunden auf seine Rückkehr harre? Weshalb kommt er nicht in's Schloß?“

Frank's Auge suchte wieder den Boden. „Er wagte es nicht — die Frau Fürstin, die junge Gräfin hätten am Fenster sein können; sie müssen doch erst vorbereitet werden — Pawlick ist nicht allein, Herr Nordeck.“

„Was ist geschehen?“ brach Waldemar ahnend aus. „Mein Bruder —“

„Fürst Baratowski ist gefallen,“ sagte der Administrator leise. „Pawlick bringt die Leiche.“ —

Waldemar schwieg. Er legte nur einige Secunden lang die Hand über die Augen, dann raffte er sich gewaltsam auf und eilte hinüber nach dem Gutshofe, Frank ihm nach. Drüben im Hause des Letzteren trat ihnen Pawlick entgegen. Er blickte scheu zu seinem Herrn auf, den er, der treu ergebene Diener der Fürstin, als Feind zu betrachten gewohnt war, aber der Ausdruck Nordeck's zeigte ihm, was ihm schon der heutige Morgen gezeigt hatte, daß es nur noch der Bruder seines jungen Gebieters sei, der jetzt vor ihm stand, und da brach die Fassung des alten Mannes zusammen.

„Unsere Fürstin!“ jammerte er, „sie wird es nicht überleben und Gräfin Wanda auch nicht.“

„Sie haben den Fürsten also nicht mehr erreicht?“ fragte Waldemar.

„Doch,“ berichtete Pawlick mit halb gebrochener Stimme. „Ich holte ihn noch rechtzeitig ein und überbrachte ihm die Warnung. Er wollte nicht darauf hören, wollte trotzalledem den Uebergang versuchen; er meinte, das Waldesdickicht werde ihn schützen. Ich bat; ich lag auf den Knieen vor ihm und fragte ihn, ob er sich denn von den Grenzposten niederschießen lassen wolle, wie ein gehetztes Wild. Das half endlich. Er willigte ein, zu warten bis zum Abende. Wir überlegten eben, ob wir die Einkehr in die Försterei wagen dürften, da begegnete uns —“

„Wer? Eine Patrouille?“

„Nein, der Pächter von Janowo. Von dem war kein Verrath zu besorgen; er hat von jeher zu uns gehalten. Er hatte Vorspanndienste bei den Truppen leisten müssen und kam nun zurück von der Grenze. Bei der Gelegenheit hatte er gehört, was man sich dort erzählte, drüben bei W. sei es heute zum Kampfe gekommen, und der sei noch jetzt nicht entschieden, das Morynski'sche Corps wehre sich verzweifelt gegen einen Ueberfall. Da war es aus mit der Vernunft und Besinnung unseres jungen Fürsten; er hatte nur den einen Gedanken noch, nach W. hinüber zu kommen und sich mit in den Kampf zu werfen. Wir konnten ihn nicht halten — er hörte auf Keinen mehr. Eine halbe Stunde war er fort, da hörten wir Schüsse fallen, erst zwei rasch hinter einander, dann ein halbes Dutzend auf einmal, und dann —“ der alte Mann konnte nicht weiter reden; die Stimme versagte ihm, und ein heißer Thränenstrom stürzte aus seinen Augen.

„Ich habe die Leiche mitgebracht,“ sagte er nach einer Pause. „Der Herr Rittmeister, der gestern hier im Schlosse war, hat es mir ausgewirkt von denen da drüben. Mit dem Todten konnten sie ja doch nichts mehr anfangen. Aber ich wagte nicht, sogleich mit ihm in's Schloß zu kommen. Wir haben ihn einstweilen dort niedergelegt.“

Er wies nach dem gegenüberliegenden Zimmer. Waldemar gab ihm und dem Administrator einen Wink zurückzubleiben und trat allein in das bezeichnete Gemach. Grau und trübe fiel das schon im Schwinden begriffene Tageslicht herein und auf die leblos hingestreckte Gestalt des jungen Fürsten. Schweigend stand der Bruder an der Leiche. Das schöne Antlitz, das er so strahlend von Leben und Glück gesehen hatte, war jetzt starr und kalt; die flammenden dunklen Augen waren geschlossen, und die Brust, die so hoch aufschwoll von Freiheits- und Zukunftsträumen, trug jetzt die Todeswunde. Was das heiße, wilde Blut des Jünglings verbrochen, das hatte auch das Blut gesühnt, das aus der zerschossenen Brust quoll; es röthete in unheimlich dunklen Flecken die Kleidung. Noch vor wenig Stunden stürmten in dieser nun entseelten Hülle alle Leidenschaften der Jugend, Haß und Liebe, Eifersucht und Rachegedanken, Verzweiflung über die eigene nicht gewollte That mit ihren entsetzlichen Folgen — jetzt war das Alles vorbei, erstarrt in der eisigen Ruhe des Todes. Nur Eines stand noch auf dem stillen bleichen Antlitz, stand so fest darin ausgeprägt, als sei es eingegraben für ewig, jener Zug bitteren Schmerzes, der um die Lippen des Sohnes zuckte, als seine Mutter ihm das letzte Lebewohl verweigerte, als sie ihn ohne ein Wort der Verzeihung, des Abschiedes von ihrer verschlossenen Thür gehen ließ. Alles Andere sank mit dem Leben zusammen. Dieses Weh hatte der Fürst Baratowski mit hinübergenommen in den Todeskampf, in den letzten Schimmer des Bewußtseins — selbst der Schleier des Grabes vermochte es nicht zu decken.

Waldemar verließ das Gemach, stumm und düster, wie er es betreten hatte, aber als er den draußen Harrenden entgegentrat, sahen sie es doch, daß er den Bruder geliebt hatte.

„Bringt die Leiche hinüber in's Schloß!“ befahl er. „Ich gehe voraus — zu meiner Mutter.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst im Culturkampf.

Lange bevor in Deutschland die große Bewegung, welche wir heute unter dem Namen des Culturkampfes begreifen, zu einer Staatsangelegenheit wurde und gleichsam die längstersehnte Sanction durch die Regierung erhielt, hatte Wilhelm von Kaulbach mit seinem großen Tendenzbilde „Peter Arbues“ den alten, stets glimmenden Brand neu angefacht und damit zum ersten Male wieder von einer alten Gerechtsame der Kunst ausgiebigen Gebrauch gemacht. Sein zur historischen Satire hinneigender Sinn und seine aufgeklärte Weltanschauung ließen ihn auch ferner, nachdem er den großen Schlag geführt, nicht ruhen, und mit unermüdlicher Erbitterung hat er bis zu seines Lebens Ende ein fliegendes Blatt um das andere unter die Menschen geworfen, eine ganze Sammlung gezeichneter Kernsprüche von einschneidender Ironie, welche einmal einem späteren Geschichtsschreiber als die belehrendste Illustration zu der Bewegung unserer Tage erscheinen werden. Sie flogen wie Pfeile in das Lager der Feinde, und keiner verfehlte sein Ziel; die feindliche Stellung der Parteien zu einander wurde verschärft, und als endlich der Kampf offen losbrach, dessen allerdings nicht nahem Ende wir heute getrost entgegensehen, konnte sich Kaulbach sagen, daß er nicht unter den Letzten von Denen gewesen sei, welche diesen wohlthätigen, wenn auch schmerzhaften Proceß, der uns über kurz oder lang doch einmal bevorstand, hatten heraufbeschwören helfen.

Seit Kaulbach's Vorgang klingt in der Production der deutschen Kunst da und dort, bald verhüllt, bald offen hervortretend, dieselbe Tendenz an, und auch das Sculpturwerk, welches wir heute den Lesern der „Gartenlaube“ vorführen, gehört, allerdings in erhöhter und idealer Fassung seiner Absicht, demselben Gebiete an. Dieser Faun mit dem Mephistophelesblicke hält sich die edle Maske des Zeus vor das eigene Schelmengesicht, auf daß die aufblickende Menschheit ihn für den gerechten und milden Weltenlenker selber halten möge. Die Anwendung auf die gegenwärtigen Verhältnisse liegt nahe genug und bedarf keiner Ausführung. Mit bitterer Deutlichkeit aber hatte sie der Bildhauer, Professor Christian Roth in München, in dem Entwurfe zu einem Monumentalwerke, dessen oberste Bekrönung diese Faunsgestalt bildete, nahegelegt.

Als die Bewohner der baierischen Hauptstadt eines schönen Tages in den Kunstverein kamen, fanden sie da den Entwurf zu einem Brunnen, der die eine Hälfte der Besucher höchlich ergötzte, die andere leidenschaftlich ärgerte, ob der aufgewendeten Kunst aber sich jedem Tadel entzog. Vor einem Wasserbecken erhob



Der Faun mit der Zeusmaske.
Nach dem Modell des Professor Chr. Roth in München.

sich in stylvoller architektonischer Umrahmung die Fläche einer Gefängnißthür, aus deren Gucklochе ein eingesperrter Würdenträger den verdrießlichen Kopf als Wasserspeier streckte. Rechts und links auf den Verstärkungen der Pilaster saßen zwei Kindergenien, deren einer in dummtrotzigem Ausdrucke die lichtfeindliche Putzscheere, der andere mit frömmelnd bittendem Blicke den geldheischenden Klingelbeutel handhabte. Ueber dem Ganzen dann thronte der Faun mit der Zeusmaske. Der architektonische Aufbau war trefflich, die Figuren sprechend im Ausdrucke und meisterlich behandelt, ja der Faun zuoberst ein ausgemachtes Kunstwerk, wie es nur ein bedeutender und origineller Meister erfinden und ausführen kann. Stadtklatsch und Zeitungskrieg folgten wie immer, wenn man der Gesellschaft „am wunden Zahne wackelt", und dauerten an, bis irgend ein anderes Ereigniß den boshaften Faun ablöste.

Von Kunstwerken bleibt auf die Länge der Zeit nichts bestehen als die Kunst; jeder andere Reiz, mag er nun dem Formengeschmack oder dem Gedankengebiete angehören, schwindet mit der Erinnerung an die Zeit und Umstände seiner Entstehung. Wenn man nun bei Roth's Faun von aller Deutung abstrahirt und ihn allein für sich auf seinen Kunstwerth hin ansieht, so verliert er nicht nur nichts, sondern die in ihm verkörperte plastische Idee kommt erst recht zur Wirksamkeit. Mit einem originellen schöpferischen Geiste verbindet Roth die größte Kenntniß des Nackten, wie man es von dem Verfasser des anatomischen Atlasses nicht anders erwarten kann. Es sind jetzt zwölf Jahre, daß Roth, unbefriedigt von den literarischen und illustrativen Hülfsmitteln seiner Kunst zum Studium der Anatomie, den Entschluß faßte, selbst Hand anzulegen und auf dem Umwege durch die anatomische Anstalt in München eine höhere Stufe in seiner Kunst zu erklimmen und damit auch Anderen einen bequemeren Weg zu bahnen. Bei den Professoren der medicinischen Facultät fand er die lebhafteste Unterstützung, und nach den für ihn als Vorlage gearbeiteten Muskelpräparaten schuf er nun seine erste Lehrfigur, welche alsbald in den Besitz der Akademie überging. Mit gereifterem Können und Wissen ging er nach weiteren Studien an die Herstellung der Musterfigur eines Athleten im Acte des „Stemmens", den er in zwei Exemplaren mit und ohne Epidermis (als Muskelpräparat) ausführte. Nach diesen Figuren wird gegenwärtig auf allen Akademien und Kunstschulen in Deutschland und England Anatomie gelehrt, und auch dem anatomischen Atlas (Stuttgart, Ebner und Seubert), den Roth später in zwei Theilen herausgab, sind sie in verschiedenen Positionen zu Grunde gelegt. Nach diesen didaktischen Werken kehrte der Künstler, der unterdessen den Titel eines Professors der Akademie erhalten hatte, zur Ausübung frei schaffender Kunst zurück und war zunächst im Genre- und Portraitfache thätig. In dieser Zeit entstanden die Büsten verschiedener Koryphäen der Universität, ausgezeichnet durch ihre wohlüberlegte stechendscharfe Charakteristik bei sorgfältiger Ausführung und getragen von einer breiten, fast wuchtigen Auffassung. Der markige Kopf des Anatomen Bischoff mit seiner selten großartigen und ernsten Architectur der Gesichtsformen mag den Besuchern der Wiener Weltausstellung wohl erinnerlich sein. Die Büste wurde nebst der des Zoologen Siebold in der Münchener Anatomie aufgestellt.

Von den Genrescenen, die Roth mit größter Originalität zu erdenken und auszuführen weiß, möchte der „Kampf um das Frühstück", gegenwärtig im Besitze des Herzogs Karl Theodor von Bayern, den Preis verdienen. Das Stück spielt sich ab zwischen einem nackten Knaben, einer unverschämten Gans und einem angebissenen Butterbrod und steht an Lebendigkeit der Erfindung, an wirklich plastischer Durchlebung des Motivs und geistreicher Behandlung der Oberfläche vermöge ausschließlicher Meißelarbeit über dem Meisten, was in dieser Gattung von deutschen Künstlern geschaffen wird. Aber manche Entwürfe, die im Laufe der Zeit bekannt geworden sind, zeigen, daß Roth's eigentliche Aufgaben höher liegen, als das Gebiet des Genre, daß seine einzige Kenntniß der Anatomie, seine Fähigkeit zur Erfindung bewegter Gestalten ihn nach der monumentalen Sculptur hindrängen. Man muß sie sich häufig als Kolossalfiguren denken (z. B. den eben besprochenen Faun), wie sie eine Parkanlage oder sonst einen geschlossenen Landschaftsausschnitt beherrschen, wo dann die freie Natur und das Kunstwerk, wie in der besten Zeit des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, sich gegenseitig zur hebenden Folie dienen müssen. Ganz besonders war des Künstlers „Wacht am Rhein" in diesem Sinne gedacht. Es war das nicht die herkömmliche drapirte Frauengestalt mit Fahne, Schwert und Adler, sondern ein auf einer Felsspitze wie auf einem natürlichen Luginsland sitzender Hüne, das Bärenfell um Kopf und Schultern, die Keule auf den Knieen, im sicheren Bewußtsein seiner Stärke ruhig hinausblickend in Feindesland. Kraft und Ruhe sprachen sich in jedem Muskel aus, und doch saß er da, sprungbereit, als ob er jeden Augenblick auffahren und seine Genossen zu den Waffen rufen könnte. Mit solchen Werken beschränkte sich der Künstler freilich gleich von vornherein die Zahl der Bewunderer; denn ein französischer Mäcen wird sich schwerlich die erwähnte Teutonengestalt, ein deutscher Kirchenfürst kaum den bedeutungsvollen Faun für seinen Park in's Große übertragen lassen. — Roth's letzte große Arbeit ist durch ihre äußere Bestimmung allerdings solchen Aufgaben verwandt. Es ist dies die Kolossalbüste des verstorbenen Prinzen Karl von Bayern, welche für den Park des Schlosses zu Tegernsee, wo der greise Prinz die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, bestimmt ist. Sie ist sicher Roth's Meisterstück im Portraitfache und sieht gegenwärtig in Carrara, wo der Künstler zu diesem Zwecke weilt, ihrer Vollendung entgegen.

F. K.

Das „gefährliche" Karlsbad.

Ein Protest gegen die Vorurtheile über Karlsbad.

Von Dr. med. Eduard Hlawacek.

Seit fünfunddreißig Jahren kämpfe ich in meiner Monographie über Karlsbad,* die bereits in zwölfter Auflage erschienen ist, gegen den genannten Feind, und — ich muß es mit einiger Genugthuung sagen — nicht ganz ohne Erfolg; denn die Reihen des Feindes sind schon bedeutend gelichtet. Aber demungeachtet cursiren noch immer in ziemlich weiten Kreisen, und zwar nicht blos unter Ungebildeten, sondern zum Theil sogar unter sonst hochgebildeten Besuchern unseres Curortes, ja — ich scheue mich nicht, es recht laut zu sagen — sogar noch bei einer nicht eben geringen Anzahl von Aerzten so große und zum Theile geradezu unbegreifliche Vorurtheile, daß es sich wohl der Mühe lohnt, einmal in einem vielgelesenen und in allen Schichten des Volks verbreiteten Blatte gegen den besagten Feind anzukämpfen, da medicinische Monographien relativ doch nur von Wenigen gelesen werden.

Das wichtigste dieser Vorurtheile ist aber das Vorurtheil in Betreff der vermeintlichen Gefährlichkeit der Mineralquellen von Karlsbad. Die Furcht vor Karlsbad ist hier und da so arg, daß man es für gerathen hält, sein Testament zu machen, bevor man die Reise in dieses höchst gefährliche Bad antritt, und man ist der Meinung, daß man es nur als letzten Zufluchtsort, wenn alle übrigen Mittel fehl geschlagen, in Anspruch nehmen dürfe. Man glaubt, daß man davon bei der geringsten Unachtsamkeit, zum Beispiel durch ein Schläfchen nach Tische, oder den Genuß der geringsten Menge Butter, ganz besonders aber roher Früchte, namentlich der Erdbeeren oder Kirschen oder wohl gar des leibhaftigen „Gottseibeiuns", des — Salats nämlich, unfehlbar den Tod haben müsse, wobei man sich gewöhnlich das erbauliche Histörchen erzählt, daß ein Engländer — denn freilich kann ja nur ein Engländer ein solcher Wagehals sein — nach dem Genusse von blos drei Kirschen augenblicklich ein Kind des blassen Todes war, indem sich, wie das blöde Vorurtheil glaubt, die Kirschen, wenn der Karlsbader Curgast sie genießt, in das heftigste Gift verwandeln.

Was in aller Welt, fragen wir im Ernste, kann wohl in

* Karlsbad in geschichtlicher, medicinischer und topographischer Beziehung. Von Med. Dr. Eduard Hlawacek. Karlsbad, 1876, Hans Feller. Mk. 4. 80.

diesem Mineralwasser gefährlich sein? Kennen wir etwa noch nicht die mineralischen Bestandtheile desselben? Sollte die Chemie in der That noch auf einem so niedrigen Standpunkte stehen, daß sie nicht im Stande wäre, bis jetzt uns den chemischen Charakter des Mineralwassers aufzuschließen? Ich könnte leider einen sehr namhaften belletristischen Schriftsteller nennen, der dieses in Wahrheit noch glaubt. Dabei kann man indeß nur mit den Achseln zucken, wenn das Vorzeigen der schon so oft gemachten chemischen Analysen nicht überzeugend wirkt. Den Belehrungsfähigen aber fragen wir: Welcher der in der Analyse aufgezählten chemischen Bestandtheile ist denn beim Einzelgenuß etwa gefährlich? Ist es das schwefelsaure Natron (Glaubersalz), das in größter Menge vorhanden? Ist es das kohlensaure Natron, welches der Menge nach die zweite Stelle einnimmt und bekanntlich den Hauptbestandtheil der Brausepulver bildet? Oder ist es etwa das Kochsalz, der der Menge nach dritte Bestandtheil? Oder der kohlensaure Kalk und die kohlensaure Magnesia, welche wir täglich mit jedem Trinkwasser in vielleicht ebenso großer Menge genießen? Oder einer der in nur äußerst geringen Mengen vorhandenen übrigen mineralischen Bestandtheile, als da sind: das Eisen, die Kieselerde, Thonerde, Strontian, Mangan? Oder endlich einer der in fast homöopathischer Verdünnung vorhandenen Stoffe, wie Jod, Brom, Lithion, Borsäure, Rubidium und Cäsium? Oder ist es etwa das darin vorhandene kohlensaure Gas, das uns im Champagner und den Sodawässern so trefflich mundet?

Möglich ist es ja, daß durch den übermäßigen Gebrauch einzelner der genannten mineralischen Bestandtheile, wie z. B. des kohlensauren Natrons, mit welchem in der That häufig Mißbrauch getrieben wird, nachtheilige Wirkungen entstehen können, aber diese genannten Bestandtheile werden nicht nur mit der täglich gewöhnlich getrunkenen Menge des Karlsbader Mineralwassers, sondern selbst für den Verlauf einer vierwöchentlichen Cur berechnet, in relativ so geringen Mengen genossen, daß sie dadurch unmöglich nachtheilig wirken können, abgesehen davon, daß ein großer Theil derselben, ohne in die Säftemasse aufgenommen worden zu sein, täglich mit den Excrementen wieder ausgeschieden wird. — Berechnen wir die Wassermenge, die ein Curgast täglich trinkt, zu acht Bechern (die meisten trinken jetzt sogar nur vier bis sechs Becher) und den Becher gleich sechs Unzen*, so beträgt die Menge der in einem Tage consumirten festen Bestandtheile (d. i. drei Pfund Mineralwasser, wovon ein Pfund zweiundvierzig Gran feste Bestandtheile enthält) zwei Drachmen und sechs Gran, mithin in dreißig Tagen (d. i. die gewöhnliche Curzeit) sieben Unzen und sieben Drachmen. — Davon vertheilen sich die einzelnen Bestandtheile (in runder Zahl berechnet) nahezu in folgender Weise. Man consumirt

schwefels. Kali	in	1	Tag	$4\frac{1}{2}$	Gr.,	in	30	Tg.	—	Unz.	2	Dr.	15	Gr.
schwefels. Natron	„	1	„	54	„	„	30	„	3	„	3	„	—	„
kohlens. Natron	„	1	„	30	„	„	30	„	1	„	7	„	—	„
salzs. Natron	„	1	„	24	„	„	30	„	1	„	4	„	—	„
kohlens. Kalk	„	1	„	$7\frac{1}{2}$	„	„	30	„	—	„	3	„	45	„
Kieselerde	„	1	„	$2\frac{1}{4}$	„	„	30	„	—	„	1	„	$7\frac{1}{2}$	„
kohlens. Magnesia	„	1	„	$1\frac{1}{2}$	„	„	30	„	—	„	—	„	45	„
Eisenoxydul	„	1	„	$\frac{3}{10}$	„	„	30	„	—	„	—	„	$2\frac{1}{2}$	„

Der Rest von einer Drachme und sechs Gran vertheilt sich auf die übrigen minimalen Bestandtheile, wovon wieder der bei weitem größere Theil auf kohlensaures Strontian und Manganoxydul, phosphorsaure Thonerde und Kalk, Fluorkalium kommt; die übrigen noch entdeckten Bestandtheile: Jodkalium, Bromnatrium, Borsäure, Rubidium, Cäsium rc. sind nur in fast homöopathischer Menge vertheilt.

Jeder Unbefangene wird sonach wohl zugeben müssen, daß das Karlsbader Mineralwasser durch die Art und Menge seiner mineralischen Bestandtheile unmöglich gefährlich sein kann, und daß es nicht etwa gewisse, gewöhnlich beim Curgebrauche verbotene Speisen, wozu ganz besonders die berüchtigte Dreizahl: Butter, rohes Obst und Salat gehört, in gefährliche Gifte verwandelt.

Obwohl nun das Karlsbader Wasser durch seine mineralischen und flüchtigen Bestandtheile entschieden nicht gefährlich ist, und zwar unter keinen Umständen, so muß doch zugegeben werden, daß es durch eine seiner Eigenschaften bei unvorsichtigem Gebrauche gefährlich werden könnte, und diese Eigenschaft ist sein ziemlich hoher Wärmegrad. Aber diese Gefährlichkeit liegt wieder nicht in einer specifischen Eigenthümlichkeit dieser Wärme, sondern einzig und allein in dem unvorsichtigen Gebrauche.

Es kann daher wohl geschehen, daß, wenn Jemand mit leicht beweglichem Blutgefäßsysteme sechs bis acht Becher Sprudel in viertelstündigen Zwischenräumen trinkt, er dadurch Blutwallung, Blutandrang nach dem Kopfe, Herzklopfen mit Beängstigung und dergleichen bekommen kann, aber ganz dieselben Erscheinungen werden eintreten, wenn ein so beschaffener Kranker oder Gesunder eben so viele Becher ganz gewöhnliches Trinkwasser, bis zur Temperatur des Sprudels künstlich erwärmt, trinkt. So sagt schon Dr. Tralles (in seinem 1756 erschienenen Werke über Karlsbad, in welchem er in mehreren Capiteln zu beweisen sucht, daß „der Brudel kein stark wirkendes, sondern ein sehr gelindes Hülfsmittel sei") sehr naiv und treffend: „Was die Hitze anbelangt, so getraue ich mich schier allen Menschen, wenn sie Lust haben, hinter einander eine eben so große Menge Theewassers in einem warmen Sommertage und in eben dem Grade der Wärme, als man den Brudel zu trinken gewohnt ist, zu sich zu nehmen, eben so viel Wärme zu verschaffen."

Gewiß ist es, daß man Karlsbad wie jedes andere Heilmittel mit einer gewissen Vorsicht und streng methodisch gebrauchen muß, aber ebenso gewiß ist es, daß es dann nicht nur eines der mildesten und ein völlig unschädliches Mittel ist, sondern daß es sogar bei Neigung zu gefährlichen Kopfcongestionen, wenn diese in Unterleibsvollblütigkeit ihren Grund haben, mit bestem Erfolge gebraucht werden kann. Und ist denn etwa ein kategorischer Imperativ vorhanden, bei jedem Kranken sogleich den Sprudel in Gebrauch zu ziehen? Giebt es denn hier nicht Quellen in fast allen Abstufungen der Temperatur, und zwar von 34 Grad R. (das ist die Karlsquelle) bis zu 59 Grad (das ist eben die Temperatur des Sprudels)? Ferner (und das muß ganz besonders betont werden, weil es noch viel zu wenig bekannt, ja selbst von Aerzten in Karlsbad noch nicht hinlänglich genug berücksichtigt wird), ferner also: kann denn das Karlsbader Mineralwasser bei Kranken, deren Blutgefäßsystem durch unsere selbst mindest warmen Quellen leicht in Aufregung gebracht wird, nicht ebenso gut bedeutend abgekühlt oder völlig bis zur Lufttemperatur erkaltet in Gebrauch gezogen werden? Dadurch geht dem Wasser ja gar nichts Anderes als eben nur die Wärme verloren, nicht einmal sein flüchtiger Bestandtheil, nämlich das kohlensaure Gas, denn bekanntlich bleibt dieses Gas um so fester und in um so größerer Menge an das Getränk gebunden, je kühler dieses ist, und das ist, nebenbei bemerkt, ja auch der Grund, warum man den Champagner in's Eis setzt.

Um so weniger aber gehen die festen Bestandtheile verloren durch die Erkaltung, und das eigentlich Wirksame dieses Mineralwassers sind schließlich doch seine mineralischen Bestandtheile. Daraus geht aber nicht hervor, daß man das Karlsbader Mineralwasser stets nur ganz abgekühlt in Anwendung bringen sollte, denn auch dessen verschiedene Wärmegrade haben ihre wohlberechtigte Anzeige, und — was wohl zu bemerken —: die Karlsbader Mineralquellen sind nur durch den Wärmegrad, nicht aber durch die mineralischen Bestandtheile verschieden. Letztere sind in allen Quellen, von der Karlsquelle bis zum Sprudel, der Art und Menge nach ganz gleich. Daher ist es auch ganz gleichgültig, von welcher der kühleren Quellen man trinkt, wenn deren Wasser einmal ganz erkaltet ist. Ich sage ausdrücklich: der „kühleren" Quellen und nicht auch des Sprudels, denn das Sprudelwasser ist so heiß, daß es allsobald beim Zutritte der atmosphärischen Luft nicht nur seine ganze sogenannte freie Kohlensäure verliert, sondern auch einen Theil der an die mineralischen Bestandtheile gebundenen Kohlensäure, sodaß diese (dem technischen Ausdrucke nach) zu anderthalbkohlensauren Salzen werden. Aus diesem Umstande aber ergeben sich mehrere wichtige Folgerungen. Für's Erste liegt darin der Grund, warum das in einer Badewanne erkaltete Sprudelwasser an der Oberfläche ein schillerndes, fettig aussehendes Häutchen absetzt und eine feine weiße Erde zu Boden fallen läßt; es sind dies nämlich die der Kohlensäure beraubten mineralischen Bestandtheile, diese aber werden bekanntlich nur durch die Kohlensäure in aufgelöstem

* Da noch keine Analyse nach dem neuen Gewichte existirt, so müssen wir die Quantitätsverhältnisse noch nach dem alten Apothekergewichte (wonach 1 Pfund = 16 Unzen, 1 Unze = 8 Drachmen, 1 Drachme = 60 Gran ist) berechnen.

Zustande erhalten, und zwar bedürfen sie dazu einer doppelt so großen Menge Kohlensäure, wie deren Volumen beträgt, daher man sie doppeltkohlensaure Salze nennt. Daher auch setzt das Sprudelwasser so reichlich den sogenannten Sprudelstein oder Sinter ab, was die kühleren Quellen nicht thun, deswegen nicht, weil diese die mineralischen Bestandtheile eben als doppeltkohlensaure Salze und dazu noch einen Ueberschuß dieses Gases, das ist die sogenannte „freie" Kohlensäure enthalten. Weil nun der Sprudel absetzt, die kühleren Quellen aber nicht, glauben viele Curgäste, die kühleren Quellen hätten weniger mineralische Bestandtheile. Im Vorangehenden ist das Irrige dieser Meinung hoffentlich klar auseinandergesetzt.

Ferner ergiebt sich aus dem oben angeführten Umstande, daß sich zur Versendung des Karlsbader Mineralwassers besser die kühleren Quellen und am besten der Schloßbrunn eignet, weil dieser am meisten „freie" Kohlensäure besitzt. Wenn also Jemand als versendetes Karlsbader Wasser den „Sprudel" trinken will oder auf Anordnung seines Arztes trinken soll, so muß er sich das natürliche Wasser vom Schloßbrunn aus der nächsten Mineralwasser-Niederlage, oder direct von der hiesigen „Karlsbader Mineralwasserversendung" verschaffen und dieses bis zur Temperatur des Sprudels künstlich erwärmen.

Ferner sieht man es in Karlsbad häufig genug, daß Curgäste sich ihren Becher mit Sprudelwasser füllen lassen, diesen aber, bevor sie ihn trinken, zehn bis fünfzehn Minuten hinsetzen, in der Absicht, das Wasser abkühlen zu lassen, und sie glauben dennoch, dann Sprudelwasser zu trinken. Wie thöricht das ist, geht ebenfalls aus Obigem hervor; dies so getrunkene Wasser ist zwar immer noch ein Mineralwasser, aber ein zum Theil schon zersetztes. Wer Sprudel trinken will, muß ihn so heiß trinken, wie ihn die Quelle giebt, und dies geschicht am besten mittelst eines kleinen Glaslöffels, weil man eine so kleine Menge, wie ein solcher Löffel faßt, ganz gut hinunterschlucken kann.

Doch lassen wir als sichersten Beweis, daß Karlsbad kein gefährliches Heilmittel ist, die Zahlen sprechen. Karlsbad wurde in den letzten drei Jahren von 61,256 Personen besucht, welche mehr oder weniger krank waren. Viele unter ihnen waren sehr krank. Die Zahl der Todesfälle betrug in diesen drei Jahren hundertfünfzehn (nämlich zweiundvierzig im Jahre 1873, dreißig im Jahre 1874 und dreiundvierzig im Jahre 1875). Davon starben an Schlagfluß vierzehn Personen, also eine Person von 4375, an (meistens krebsartiger) Entartung der Unterleibsorgane (der Leber, Milz, des Magens, der Nieren rc.) neunundvierzig Personen, an Zuckerharnruhr sechs Personen, an Lungenlähmung und Lungenschwindsucht dreizehn, an Blutvergiftung vier, Urämie fünf, Herzbeutelentzündung vier, Gallensteinkolik und Leberentzündung je zwei, Wassersucht vier, die Uebrigen an Scharlach, Typhus, Blutsturz, Magen- und Darmkatarrh, Brightischer Nierenkrankheit. — Nun entsteht die Frage, ob irgendwo bei einer Bevölkerung von 61,256 Personen weniger Todesfälle, als die angegebenen vorkommen? Daß aber nur einer der angegebenen Todesfälle nach dem Satze: post hoc, ergo propter hoc stattgefunden hätte, könnte nur die Mißgunst oder Unwissenheit behaupten.

Karlsbad ist also in Wahrheit bei wahrhaft großer Heilkraft doch eines der mildesten, ja unschuldigsten Heilmittel, und kann in jedem Lebensalter, im zartesten, wie im höchsten, mit Erfolg und ohne die geringste Gefahr gebraucht werden. Ja, es muß hier entschieden betont werden, daß der günstige Erfolg von Karlsbad bei Kindern selbst im Alter von drei und zwei Jahren viel zu wenig bekannt ist.

Mit dem Vorurtheile der großen Gefährlichkeit zum Theile verbunden ist auch die Meinung, daß bei dem Gebrauche von Karlsbad, wie bereits oben erwähnt, der geringste Genuß sogenannter verbotener Speisen von größtem Nachtheile sei, und zwar deßwegen, weil sich gewisse Speisen mit diesem Wasser nicht vertragen. Nichts ist irriger als diese Meinung, und es muß daher hier mit allem Nachdrucke gesagt werden: daß nicht des Karlsbader Mineralwassers wegen gewisse Speisen verboten werden, sondern einzig und allein der Krankheitszustände wegen, gegen welche es als Heilmittel anempfohlen wird. Demnach kann ein relativ Gesunder bei dem (vorausgesetzt nicht unmäßigen) Gebrauche oder Genusse dieses Mineralwassers selbst die vermeintlich verbotenen und gefährlichsten Dinge genießen, wie eben die bereits oben erwähnte Dreizahl: Butter, rohe Früchte und Salat — letzteren als schlimmste unter den so allgemein für verpönt gehaltenen Säuren — ohne dadurch krank zu werden. Experto credo Ruperto: der Schreiber dieser Zeilen hat es mehr als einmal gethan; er trinkt seit vielleicht zwanzig Jahren täglich, im Winter und Sommer einige Becher von einem der kühleren Brunnen, gewöhnlich Schloßbrunn, und er ißt dabei täglich Butterbrod, Erdbeeren, Aepfel, Birnen, wenn es solche giebt, und häufig genug Kartoffel-, Schnittbohnen- oder Kopfsalat, ohne davon bisher den geringsten Nachtheil gehabt zu haben, und er freut sich, obwohl schon 1808 geboren, einer leidlichen Gesundheit. Ferner ließ er seine Kinder im zartesten Alter, wenn sie verstopft waren, zu jeder Tageszeit Schloßbrunn, jedoch gewöhnlich abgekühlt trinken, wobei außer Mäßigkeit keine Veränderung in dem Genusse der Nahrungsmittel stattfand.

Wenn mithin einem Fettleibigen, der vom eigenen Fett zehren kann, der Genuß von Butter und fetten Speisen verboten wird, so geschicht dies nicht des Mineralwassers wegen, sondern weil Fett wieder Fett erzeugt, der Genuß von Fett also wieder schlecht macht, was das Mineralwasser gut gemacht hat. Oder wenn Kranken mit schwacher Verdauung oder solchen, die zu Durchfall geneigt sind, der Genuß von Obst oder Salat verboten wird, so geschicht dies wieder nicht des Mineralwassers wegen, sondern weil ein solcher Kranker mit und ohne den Genuß des Mineralwassers dergleichen Speisen vermeiden soll rc. Es ist hier nicht der Ort, in ein weiteres Detail einzugehen. Der geneigte Leser findet dieses ausführlich auseinandergesetzt in meiner oben erwähnten Monographie über Karlsbad. Nur dessen sei hier noch erwähnt, daß auch die fast allgemein verbreitete Meinung: „Jeder Curgebrauchende müsse sich hier kasteien und bis zum Schwachwerden Hunger leiden", eine durchaus irrige ist.

Der Verfasser prakticirt in Karlsbad bereits seit dem Jahre 1834, was hier blos deßwegen gesagt wird, um darzuthun, daß er wohl berechtigt ist, über diese Vorurtheile seine Stimme abzugeben.

Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß das Vorstehende durchaus nicht in der Absicht geschrieben wurde, um Reclame für Karlsbad zu machen — denn der Besuch von Karlsbad ist trotz der gerügten Vorurtheile, wie aus nachstehender Zahlenangabe hervorgeht, ein sehr starker und hat sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt: im Jahre 1865 betrug die Anzahl der Curparteien (Familien) 7,969, im Jahre 1875 dagegen 15,642 Parteien — sondern einzig und allein in der Absicht, das Gemüth der durch diese unbegreiflichen Vorurtheile ängstlich gemachten Kranken, welchen der Gebrauch der Karlsbader Mineralwässer anempfohlen wurde, zu beruhigen.

Ein blinder Schauspieler.

Es mag Sänger und Dichter, mag Lehrer und Gelehrte geben, welche, der edelsten Himmelsgabe, des Augenlichtes beraubt, gleichwohl in ihrem Berufe zu wirken fortfahren und in ihren Werken die Spuren ihres herben Geschickes nicht ahnen lassen. Lehrt doch die Erfahrung, daß der Verlust des äußeren leiblichen Auges meist sogar dazu beiträgt, das innere geistige Auge zu schärfen. Die Phantasie, ungehemmt durch die Eindrücke der sinnlichen Welt, gewinnt an Regsamkeit, das Gedächtniß an Kraft. Eine Erscheinung dagegen einzig in ihrer Art dürfte sich in einem Schauspieler darbieten, der seinem künstlerischen Berufe, dessen Ausübung, wie man glauben sollte, durch den Besitz gerade der Sehkraft unerläßlich bedingt ist, nach seiner völligen Erblindung auch ferner erfolgreich gedient hat und gegenwärtig noch dient. Die deutsche Bühne besitzt eine solche Erscheinung in dem herzoglich meiningen'schen Hofschauspieler Joseph Weilenbeck.

Kurz vor Beginn des ersten Berliner Gastspiels der Gesell-

schaft des meiningen'schen Hoftheaters kam mir über den Zustand Weilenbeck's eine nur flüchtige und gelegentliche Bemerkung zu Ohren, auf die ich nicht sonderlich achtete. Als ich ihn darauf in der Rolle des „Papst Sixtus der Fünfte" in Julius Minding's gleichnamiger Tragödie sah, erinnerte ich mich jener Bemerkung, folgte der Darstellung mit gespanntester Aufmerksamkeit und gewann den Eindruck, daß der Künstler soviel Sehvermögen besitzen müsse, um die ihn umgebenden Gegenstände, wenn auch nur in undeutlichen Umrissen, erkennen zu können. Das Mienenspiel war gewandt und lebendig; die Augen selbst schienen eine beredte Sprache zu sprechen; die Bewegungen, zwar gemessen und spärlich, waren doch sicher und abgerundet. Auch in der Art des Stehens und Gehens verrieth sich kein anomaler Zustand. Auffallend, und auch dies wohl nur für den Eingeweihten, konnte es höchstens sein, daß der Künstler beim Betreten und Verlassen der Bühne selten allein erschien und, wenn dies nicht zu vermeiden war, von den auf der Bühne bereits befindlichen Personen geleitet wurde. Auch ließ sich bei schärferer Beobachtung wahrnehmen, daß die Mitspieler, namentlich wenn ihrer mehrere gleichzeitig mit dem Künstler zu agiren hatten, sich in ihren Bewegungen genau nach ihm richteten und dieser oder jener von ihnen während des Dialogs bisweilen durch eine plötzliche Wendung diejenige Stellung annahm, welche ihm Weilenbeck gegenüber angesichts der jeweiligen Situation die natürlichste sein mußte. Erst im näheren persönlichen Verkehre mit dem hartgeprüften Künstler lernte ich an die ganze Schwere seines Geschickes glauben, indem ich erfuhr und bestätigt fand, daß er in Wahrheit vollständig erblindet sei.

In Fiume am adriatischen Meere im Jahre 1820 geboren, der Sohn eines höheren österreichischen Staatsbeamten, widmete sich Joseph Weilenbeck in Graz dem Studium der Rechte. Im Alter von vierundzwanzig Jahren entsagte er der juristischen Laufbahn, um auf den weltbedeutenden Brettern sein Glück zu versuchen. An verschiedenen Bühnen, namentlich in Prag und Breslau, war er erfolgreich thätig.

In Prag war ihm das durch Friedrich Haase verwöhnte Publicum anfangs mit ausgesprochener Zurückhaltung begegnet, allmählich aber erwärmte es sich und erkor den Neuling zu einem seiner Lieblinge. Auch außerhalb der Bühne machte sich der junge Künstler überall durch Geist und Humor beliebt. Er gehörte einem Kreise von Prager Einwohnern an, die täglich in einem bestimmten Café der Geselligkeit pflogen. Zu ihnen zählten Palacky, der Advocat Pinkas, der berühmte Historiograph, der später eine Zeitlang die oberste Leitung des königlichen Landestheaters führte, Ladislaus Rieger, der eifrige Vertreter der czechischen Interessen, der geistvolle Kritiker Kuh, der damals vielgelesene Romanschriftsteller Julius Gundling und der Dichter des „Ziska", der Apostel der böhmischen Freiheitsidee, Alfred Meißner, der nicht genug zu rühmen weiß, zu wie manchem gesunden Lachen Freund Weilenbeck der Gesellschaft verholfen habe.

„Da saßen wir," erzählt er, „rauchten und redigirten — um einen aus der Hegel'schen Zeit stammenden Ausdruck zu gebrauchen — die Vernunft der Ereignisse, was dasselbe besagt, wie das spätere ‚die Logik der Thatsachen construiren'. Jeder suchte von seinem Standpunkte aus die Zeit zu begreifen, die allerdings eine schreckliche, infame und schwer begreifliche war. Nichts blieb unerörtert, was sich dazumal zwischen dem Polarkreise und dem Wendekreise des Steinbockes begeben. Wie viele Leitartikel wurden an diesem Tische gesprochen und wie viele nie zum Druck gelangte Feuilletons der Kunst, der Literatur, dem Theater und dem geselligen Leben geweiht!"

Weilenbeck vertrat das Charakterfach. Unter dem Namen Warbeck ging er zur Bühne. Die Feuerprobe des „ersten Versuchs" bestand er als „Rudolph" in Theodor Körner's „Hedwig" im kleinen Theater zu Wiener-Neustadt. Als erste bedeutende classische Rolle gab er in Posen den „König Philipp". Hier lernte ihn Meister Döring kennen, mit dem er in einer Lear-Vorstellung zusammen wirkte und der den damaligen Director Voigt auf ihn als auf „einen ungewöhnlich begabten Mimen" aufmerksam machte. Die Gastspieltouren der Posener Gesellschaft ließen ihn auch nach Bromberg gelangen, wo der am dortigen Gymnasium angestellte Professor Rötscher ihn auszeichnete und sich namentlich über seinen „Ossig" in Raupach's „Isidor und Olga" lobend äußerte. Ueber Weilenbeck's Leistungen zur Zeit seines Prager Engagements urtheilte Alfred Meißner aus eigener Anschauung: „Das eigentliche Revier seines Talents, in welchem er sich mit Behagen erging, war das der kalten Tyrannen à la Philipp oder Alba und der confiscirten Schurken à la Muley Hassan, Franz Moor, Jago. Doch auch im gemüthlichen Genre konnte er packen und rühren; sein Jude Schewa, sein Rabbi Akiba waren fürwahr lebende Gestalten, die man nicht vergißt. Bis in die Komik hinüber konnte er greifen und wußte insbesondere lederne Philister, vertrocknete Bureaukraten mit dem glücklichsten Humor zu zeichnen." Seit dem Jahre 1870 Mitglied des Hoftheaters zu Meiningen, ist er bei den sämmtlichen drei Berliner Gastspielen der Meiningen'schen Gesellschaft betheiligt gewesen. Außer der schon erwähnten Rolle des „Papst Sixtus der Fünfte" gab er hier den „Argan" in Molière's „eingebildetem Kranken", den „Shylock", den „Andreas Doria", den „Freiherrn von Attinghausen", den „Kaiser" im „Käthchen von Heilbronn" und den „Holzhüter Weiler" in Otto Ludwig's „Erbförster". Sein „Sixtus" und „Shylock" sind stilvolle Leistungen; sein „Argan" ist in Auffassung und Charakteristik eine unübertreffliche Lustspielfigur.

Weilenbeck widmete sich seinem Berufe mit der wärmsten Begeisterung und dem unermüdlichsten Fleiße. Ein Zug seines Charakters ist die Energie, mit welcher er an die Lösung einer Aufgabe, die ihn gerade beschäftigt, all' seine geistigen Kräfte zu setzen pflegt. Weilenbeck gehörte nicht zu denen, welche meinen, daß die natürliche Begabung ausreichend sei zu der Kunst der Menschendarstellung auf der Bühne und daß sie einer gründlicheren, wissenschaftlichen Bildung nicht bedürfe. Handelte es sich um eine hervorragende Rolle in einem historischen Stücke, so vertiefte er sich in die eingehendsten Studien über den darzustellenden Charakter und die Zeitverhältnisse, in deren Rahmen sich das Drama vollzog. Bücher über Bücher pflegte er dann zu durchforschen und Nächte hindurch der Arbeit nicht müde zu werden. Dieser Wissensdrang mag den ersten Keim zu seiner Erblindung gelegt haben. Nicht plötzlich, nicht in Folge einer besonderen äußeren Veranlassung brach sie über ihn herein, sondern langsam und allmählich sah er das Licht der Augen, des „Aermsten allgemeines Gut", verloren gehen. Es war Ende 1869. Weilenbeck promenirte mit einem Freunde in den Straßen Breslaus. Da, mit einem Male, bleibt er stehen und wendet sich, zitternd vor Aufregung, an seinen Begleiter mit der Frage, was denn die Ursache einer so plötzlichen Verfinsterung sein könne? Ehe noch der Freund sein Erstaunen über die seltsame Frage geäußert hatte, war der Zustand, der den Sehenden für wenige Augenblicke zum Blinden gemacht hatte, vorüber. Aber von jenem Tage an brannte ihm keine Studirlampe hell genug. Wenn er zu lesen anfing, schienen ihm die Buchstaben ineinander zu schwimmen, und erst, wenn er längere Zeit auf das Papier hingestarrt hatte, standen sie fest.

Der Arzt, den er zu Rathe zog, legte anfangs auf das Uebel kein großes Gewicht; er erklärte es als eine durch die zur Nachtzeit betriebenen Studien veranlaßte Nervenaffection. Beruhigt trat Weilenbeck sein neues Engagement in Meiningen an, wohin er durch Friedrich Bodenstedt nach einem einmaligen Gastspiel als „Marinelli" berufen worden war. Allein der Zustand verschlimmerte sich. Während dem Künstler von mehreren Seiten ehrenvolle Engagementsanerbietungen zu Theil wurden, unter denen ihn am meisten die Aussicht lockte, in Stuttgart an Grunert's Stelle zu treten, begab er sich nach Halle, um den dortigen Professor Alfred Gräfe, den Vetter des berühmten Berliner Augenarztes, zu consultiren.

Der Arzt, nachdem er den Zustand auf das Gründlichste untersucht hatte, erkannte in ihm eine Atrophie der Sehnerven. „Sind Sie stark genug, die Wahrheit zu hören?"

„Eben deshalb bin ich gekommen."

„Die Wissenschaft kann Ihnen nicht helfen. Sie werden in kürzester Zeit erblinden."

Mit dieser schrecklichen Gewißheit kehrte der Künstler nach Meiningen zurück, um hier bekümmerten Herzens seinen Pflichten zu genügen und zugleich die Vorbereitungen zu treffen, welche die Prophezeiung des Arztes ihm nahe legte. Noch am ersten Januar 1870 hatte er, ohne sein Schicksal zu ahnen, im Vollbesitz seiner geistigen Frische und körperlichen Kraft den

„Marc Anton" gespielt. Im folgenden Mai reiste er nach Berlin, um seinen Zustand auch von dem berühmteren Gräfe, dessen frühzeitiges Hinscheiden im besten Mannesalter wenige Monate später beklagt wurde, prüfen zu lassen. Er erkundigte sich nach der geeigneten Zeit, zu welcher der vielbeschäftigte Mann in der eigenen Wohnung sich consultiren ließe. „Kommen Sie," hatte ihm der Diener gerathen, „um neun Uhr Abends hierher! Dann will ich versuchen, daß Sie vor Mitternacht vorgelassen werden."

Punkt neun Uhr erscheint Weilenbeck in Gräfe's Haus, vor dem sich eine stattliche Anzahl eleganter Equipagen angesammelt hat. Das Wartezimmer füllt sich mit Patienten. Es wird halb zehn Uhr, ehe der erste vorgelassen wird. Um elf Uhr ist die Reihe noch nicht an Weilenbeck gekommen. Da endlich wird er aufgerufen. Der Diener geleitet ihn aus dem Erdgeschoß in den ersten Stock, zu dem eine hellerleuchtete Marmortreppe führt.

Weilenbeck wird in ein großes, von einer Lampe matt erhelltes Zimmer geführt, in dessen Mitte an einem Tische, umgeben von Büchern und Instrumenten, eine Gestalt sichtbar wird, deren Gesichtszüge er erst, als er nahe herangetreten, erkennen konnte. Da saß ein junger Greis, der den Patienten fast leise mit den Worten anredete: „Was macht Sie so unglücklich, meine Hülfe zu suchen?" Die Consultation war kurz. Weilenbeck schied ohne das Labsal empfangener Hoffnung. Um nun die Abnahme der Sehkraft wenigstens nach Möglichkeit zu verzögern, ließ er kein Mittel unversucht. Welche Reisen hat er unternommen, welchen Curen sich unterzogen! In der Schweiz am Gießbache und in Ungarn in der Büdös-Höhle an der Grenze Siebenbürgens suchte er Hülfe. Alle Bemühungen waren fruchtlos. Die Zeitungen durchlief zwar wiederholt die Nachricht, der Künstler befinde sich „auf dem Wege der Besserung"; einmal hieß es sogar, er habe durch den Gebrauch eines Heilwassers das Augenlicht wieder erlangt, aber statt dessen hatte in Wahrheit das Uebel sich nur verschlimmert, und bald konnte Weilenbeck die selbst in nächster Nähe ihn umgebenden Gegenstände nur noch als farblose und wie durch einen dichten Schleier erkennen.

Trotz dieses Zustandes, von dem der damals sonst kerngesunde Künstler betroffen wurde, blieb Weilenbeck seinem Berufe treu, und darin liegt das Problematische seiner Erscheinung. „Wüßte die Welt," schrieb er an mich, „welche Geisteskraft, welche Geduld, welche Selbstbeherrschung dazu gehört, dem furchtbaren Geschicke der Erblindung zu trotzen, und wie wunderbar es doch ist, welchen Fleiß, welchen Muth es erfordert, Andere das schauen zu lassen, von dem man selbst keine sinnliche Anschauung hat!" Ein blinder Schauspieler! Nicht ein Rhetor, der von dem sichern Port des Katheders aus declamirt! Ein Schauspieler, der, obwohl es finstere Nacht um ihn her ist, der lebensvollen Darstellung verschiedenartigster Charaktere fähig bleibt! Man versuche einmal, nur wenige Minuten lang mit geschlossenen Augen in einem Zimmer frei zu agiren, und man wird die Schwierigkeit des Versuchs erkennen. Wie viel bedenklicher wird es für einen wirklich Blinden sein, sich auf die heißen Bretter der Bühne zu wagen, und wie viel schwieriger, vor einem großen Publicum, von dem er weiß, daß Aller Augen auf ihn gerichtet sind, sich ungezwungen und mit jener Sicherheit zu bewegen, die den Zuschauer seine Blindheit nicht erkennen läßt oder, falls er Kenntniß von ihr hat, nicht derart an sie erinnert, daß seine Illusion zerstört wird. Daß Weilenbeck den erforderlichen Grad jener Sicherheit besitzt, bezeugt der Umstand, daß bei dem ersten Berliner Gastspiele die sich im Publicum allmählich verbreitende Kunde seiner Blindheit ungläubig oder mindestens doch als ein stark übertriebenes Gerücht aufgenommen wurde.

Nach wie vor spielte Weilenbeck seine früheren Rollen, den Franz Moor, den Mephisto, den Selbitz, den Buttler, den Cromwell. Trotz der unsäglichen Anstrengungen ließ er sich nicht zurückhalten, auch neue Partien einzustudiren. Zu diesen neuen gehörten die des „Papst Sixtus" und die „Karl's des Neunten" in Lindner's „Bluthochzeit". Dabei kam ihm die seltene Kraft seines Gedächtnisses zu Statten. Häufiges Vorlesen der Rollen genügte, um ihn des Memorirstoffes sicher werden zu lassen. Auf den Proben wurde jeder seiner Schritte auf das Genaueste berechnet. Aber trotz alledem wäre ein Weiterspielen nicht möglich gewesen ohne das bereitwilligste Entgegenkommen der Mitspielenden, das ihm denn auch im reichsten Maße zu Theil wurde. Nur durch ihre unausgesetzte Beobachtung seines Spiels läßt sich z. B. der Fall vermeiden, daß der Blinde während des Dialogs eine ungehörige Position einnimmt und wohl gar demjenigen den Rücken zuwendet, an den er gerade seine Worte zu richten hat. Auch erfreute sich Weilenbeck und erfreut sich noch der besonderen Gunst und warmen Theilnahme des Herzogs von Meiningen, mit welchem der Künstler, während er, um Heilung zu finden, in der Ferne weilte, eine lebhafte Correspondenz unterhielt und der ihn auch äußerlich durch Verleihung des sächsischen Hausordens ehrte, eines Schmucks von besonderem Werthe für einen Blinden, der ihn für Verdienste, in der Blindheit erworben, empfing.

Weilenbeck wird auch ferner seine Kunst üben. Er geht mit dem Plane um, in einer Anzahl von Stücken zu spielen, in welchen ein Blinder die Hauptrolle hat. Diesem Zwecke sollen zunächst eine Bearbeitung des alten guten französischen Volksstücks „Das Weib des Soldaten" und eine Dramatisirung des Max Ring'schen Romans „John Milton" entsprechen.

Als Künstler ein Charakterdarsteller, ist Weilenbeck auch als Mensch ein Charakter. Er trägt sein Schicksal mit Muth und Ergebung. Mancherlei Widriges, das ihn neuerdings heimgesucht, eine langwierige Krankheit seiner treuen Pflegerin, an die er seit sechs Jahren gewöhnt war, das ihn oft peinigende Bewußtsein des Alleinstehens in der Welt, die bange Sorge um die spätere Zukunft des durch äußere Glücksgüter nicht gesegneten Mannes, all' das und manches Andere hat seinen alten Humor nicht zu brechen vermocht. Eine gewisse nervöse Erregbarkeit, die sich leicht seiner bemeistert, ist die Eigenschaft aller Erblindeten — um wieviel natürlicher ist sie bei einem erblindeten Schauspieler! Zu der Lebhaftigkeit seines Geistes, zu der Fülle seiner Kenntnisse, zu seiner reichen Erfahrung und seiner seltenen Erzählergabe, die ihn zu einem anregenden und liebenswürdigen Gesellschafter machen, gesellt sich die Bescheidenheit seines Wesens. Vielleicht sieht er sich selber später einmal veranlaßt, sein reich bewegtes Leben zu schildern; eine Biographie Joseph Weilenbeck's, des blinden Veteranen der Schauspielkunst, würde in künstlerischer, wie in psychologischer Beziehung von Interesse sein. Was in diesen Zeilen aus seinem Leben mitgetheilt ist, mußte förmlich von ihm erobert werden. „Es dürfte," schrieb er, „eine Anforderung der Bescheidenheit sein, daß meine Person in den Hintergrund tritt; Hauptsache bleibt das Merkwürdige der Erscheinung, daß ein blinder Mann weiter spielt, nicht weil es ihm eine Befriedigung der Eitelkeit ist, sondern weil ihn ein höheres, unerklärbares Etwas dazu treibt und ihm auch die Kraft verleiht, das Seltene, man kann wohl sagen: das Unglaubliche zu vollführen."

Max Remy.

Der Mann im Monde.

Von **Moritz Busch.**

Wie von vielen anderen Dingen, so weiß das Volk auch von den Erscheinungen am Himmel mancherlei, was Leuten, die sich für gescheidter halten, unbekannt ist. Es weiß, z. B., daß, wo Sternschnuppen hinfallen, ein Schatz liegt, daß die Milchstraße die Leiter ist, auf der Jakob im Traume die Engel auf- und absteigen sah, und daß die drei aneinander gereihten Sterne, welche den Gürtel des Orion bilden, nichts Anderes sind, als der Wunderstab, mit dem Moses das rothe Meer theilte. Wohlbegründete Thatsachen sind ihm, daß die Sonne beim Aufgehen am Ostermorgen drei Freudensprünge thut, und daß sie, am Neujahrstag roth aufgehend, Krieg weissagt, und ebenso verbürgt ist ihm, daß der Regenbogen mit seinen beiden die Erde berührenden Enden stets über zwei Gewässern steht, aus denen er mit zwei goldenen Schüsseln schöpft.

Nun hat der nachdenkliche Sinn, der diese Wahrheiten heraus gefunden, natürlich auch über den Mond nachgesonnen,

der, als in stiller, einsamer Nacht scheinend, mehr als Anderes zu denken gab, und auch hier sind einige ganz anmuthige Entdeckungen gelungen, auf welche im Nachstehenden aufmerksam gemacht werden soll.

Betrachten wir den Vollmond, so wird er den Meisten wie ein pausbäckiges Gesicht vorkommen, das, je nach der Stunde, in welcher sie aus dem Wirthshause heimgehen, gerade oder schief sieht. Die Sternkundigen halten die dunklen Flecken, welche auf diesem Gesichte Augen, Mund und Nase andeuten, für Berge oder Thäler des Erdtrabanten. Das Volk, das kein Fernrohr, aber ebenfalls Wissensdrang und zur Befriedigung desselben eine flinke und fruchtbare Phantasie hatte, nennt sie den Mann im Monde und weiß auch, wie der Mann in den Mond gekommen ist. Stimmen die Ansichten, die es in dieser Hinsicht hat, nicht in allen Stücken überein, so doch darin, daß er ein armer Verbannter ist, der einen dummen Streich begangen hat, und das wollen wir uns von den verschiedenen Sagensammlungen, da es zwar Zweifeln unterliegen möchte, aber sich ganz hübsch anhört, im Folgenden zunächst einmal erzählen lassen.

Zu Waltensburg in Graubünden erklärt man sich die Sache so: Ein Senne wurde von einer armen Frau um etwas Milch angegangen. Er schlug es ihr mit harten Worten ab, und darauf verwünschte sie ihn in den kältesten Ort auf der Welt. Durch diesen Fluch kam er in den Mond, wo es beiläufig auch nach der Meinung der Astronomen sehr kalt werden kann, und dort sieht man ihn bei Vollmond, noch immer in seinem Eimer herum rührend, sitzen.

In der Gegend von Derendingen in Schwaben erzählt man, wie Meier berichtet, den Kindern die Geschichte anders. Hier heißt es: Ein Weingärtner arbeitete des Sonntags in seinem „Wingert", beschnitt die Reben, band, wie das Gebrauch, die abgeschnittenen Schößlinge in ein Bündel zusammen, legte es oben auf seine Butte und ging damit nach Hause. Nach Anderen stahl er dieses „Rebebüschele" in einem fremden Weinberge. Als der Mann nun wegen seiner Entheiligung des Sonntags oder wegen seines Diebstahls zur Verantwortung gezogen wurde, leugnete er, verschwor sich hoch und theuer, daß er unschuldig sei, und sagte: „Hann ih's dann, so komm i in Mann." (Hab' ich's gethan, so will ich in den Mond kommen.) Für diesen Frevel ist er denn auch richtig nach seinem Tode in den Mond gekommen, wo er zur Strafe geschmolzenes Eisen essen muß. Wenn daher Jemand am Sonntage „schafft", so ruft man ihm zu: „Gieb Acht, sonst mußt Du auch noch einmal in den Mond." Die Mutter aber sagt zu ihrem Kinde, wenn der Vollmond aufgeht: „Guk au den Ma im Mann mit sell Rebebüschele!" und warnt es dann mit der Geschichte des unglücklichen Winzers vor aller Sonntagsentheiligung.

In anderen schwäbischen Orten hat der Mann Sonntags im Walde Holz gestohlen und es in seiner „Kräbe" (Tragkorb) nach Hause geschafft. Im Schwarzwalde endlich, in der Gegend von Calw und Liebenzell, schnitt er sich Sonntags, wo die Jäger und Feldhüter nicht im Walde sind, ein Büschel Besenreiser und trug es auf dem Rücken heim. Da begegnete ihm zwischen den Bäumen ein Mann; der war der liebe Gott; der stellte ihn zur Rede, fragte ihn, ob er nicht wisse, wie das dritte Gebot laute, und sagte, daß er ihn bestrafen müsse, doch solle er sich wählen dürfen, ob er lieber in den Mond oder in die Sonne verwünscht sein wolle. Darauf versetzte der Dieb: „Wenn es denn sein muß, so will ich lieber im Monde erfrieren als in der Sonne verbrennen," und so ist er denn, mit seinem Bündel Reisig auf dem Rücken, wie man deutlich erkennen kann, in den Mond versetzt worden. Nach Einigen war der liebe Gott aber noch milder, indem er dem „Besenmännle", damit es bei der großen Kälte auf dem Monde nicht erfriere, das Bündel Holz auf dem Rücken anzündete, das heute noch brennt und niemals erlöschen wird.

Ein heidnischer Zug ist in derjenigen Form der Sage, wo der Mann nicht deshalb in den Mond verbannt wird, weil er am Sonntage, sondern weil er im Mondscheine gearbeitet hatte, und dies ist offenbar die ältere Gestalt aller Geschichten vom Mondmanne. Alles Arbeiten bei Mondschein ist zu meiden, namentlich darf man dann nicht spinnen; denn, wie man in der Oberpfalz meint, hält das auf diese Art gewonnene Garn nicht und eine schwäbische Sage bei Meier berichtet zur Warnung Folgendes:

Eine Frau in Brackenheim, die sich mit Spinnen ernährte, war so fleißig, daß sie oft Nächte lang vor der Kunkel saß, und so sparsam, daß sie bei Vollmond kein Licht ansteckte. Da trat aber einmal mit dem Schlage Zwölf ein Mann zu ihr in die Stube, der brachte ihr einen ganzen Arm voll Spindeln und sagte: „Wenn Du die nicht in dieser Nacht vollspinnst, so ist's aus mit Dir; denn dann hol' ich Dich." Da kriegte die Frau eine große Angst, aber schlau, wie die Weiber sind, kam sie auf den klugen Einfall, daß sie die Spindeln ja nur einmal zu überspinnen brauche, und so wurde sie mit ihrer Aufgabe noch vor Tagesanbruch fertig. Der Mann, welcher der Teufel war, kam wirklich wieder, fand die Spindeln voll, nahm sie stillschweigend und ging fort. Die Frau aber hat niemals wieder im Mondschein gesponnen.

Kehren wir zu unserem Mondmanne zurück, so begegnen wir ihm auch in norddeutschen Sagen häufig. Im Havellande erzählt man, wie Kuhn uns mittheilt: Es war einmal ein Mann, der bekam am Weihnachtsabend Appetit auf Grünkohl, und weil er selber keinen im Garten hatte, ging er auf das Beet seines Nachbarn und holte sich welchen. Da ritt, als er seinen Korb eben voll hatte, der heilige Christ auf seinem Schimmel vorbei; der sagte zu ihm: „Weil Du am heiligen Abend gestohlen hast, so sollst Du gleich mit Deinem Korbe voll Kohl im Monde sitzen." Auf der Stelle saß er darin und ist bis auf den heutigen Tag dort geblieben. Im Paderbornschen hat der Mondmann nicht gestohlen, wohl aber, wie Kuhn sich von einem dortigen Schäfer belehren ließ, am Ostertage den Leuten, die zur Kirche wollten, mit einer „Gaffel" Dornen den Weg durch sein Feldthor versperrt. In Ostendorf an der Lippe trägt er einen Wachholderbusch — weshalb, das sagt Kuhn, meine Quelle auch hier und im Nächstfolgenden, uns nicht. In der Gegend von Wittingen ist der Mann in den Mond verbannt, weil er am grünen Donnerstag Besen gebunden, in Deilinghofen, weil er am Sonntage gemäht hat.

Wieder anders wird die Sache in der Grafschaft Limburg und zu Hemer in Westphalen erzählt. Dort heißt es: „Der Mann im Monde ist Einer, der am Ostermorgen Holz gestohlen hat, weil er dachte, unser Herr Christus wäre nun gekreuzigt und todt. Zur Strafe muß er im Monde sein und Schleifholz tragen." In Hemer aber lautet die Geschichte: „Es war einmal ein Mann, der wollte am stillen Freitage sein Feld einzäunen und hatte einen Haufen Dorngesträuch an der Gabel; da kriegte ihn unser Herrgott zu fassen und setzte ihn so, wie er ging und stand, in den Mond."

Alle diese Erklärungen des Mondmännchens laufen, wie man sieht, auf die Bestrafung der Entheiligung oder Störung von Feiertagen hinaus, tragen also einen christlichen Charakter. Heidnischen Ursprungs dagegen sind wieder die nachstehenden beiden, von denen die erste aus dem Siegenschen, die andere aus Schmallenberg in Westphalen stammt. Ein junger Mann hat einmal des Nachts zu seinem Mädchen in's Fenster steigen wollen. Da hat aber der Mond so hell geschienen, daß der Bursche gedacht hat: Du willst ihn doch mit einer Dornwelle verfinstern. Wie er aber so gestopft hat, ist er zuletzt darin hängen geblieben. — Ein Säufer hat einmal dem Monde, als er betrunken aus dem Wirthshause auf die Straße trat — vermuthlich weil er ihm das schiefe Gesicht des seligen Herrn von Mühler machte — mit einer Dornwelle gedroht, und der Mond hat das übel genommen und den Mann mitsammt seiner Dornwelle zu sich hinaufgezogen, wo er noch immer sitzt.

Nach einigen Erzählungen hat der Mond nicht blos diesen einen Bewohner, sondern es befindet sich darin außer einem Manne, der Dornen an einer Gabel trägt, auch eine Frau, die an der „Kirne" (Butterfaß) steht und buttert. „Das sind," erzählt man zu Hemer, „ein Paar Eheleute gewesen, die den Sonntag nicht heilig gehalten haben. Der Mann hat während der Kirche sein Feld mit Dornen umzäunt, die Frau aber hat Butter gekirnt. Da hat sie unser Herrgott damit bestraft, daß sie dies (ein Anklang an die Sage vom ewigen Juden, vom fliegenden Holländer und vom wilden Jäger) in alle Zukunft hin thun sollten, jedoch nach ihrer Wahl entweder in der Sonne oder im Monde. Sie haben aber — man vergleiche damit die verwandte schwäbische Geschichte vom Verbannten im Monde, die oben mitgetheilt wurde — bei sich gedacht, in der Sonne möchte

es ihnen gar zu heiß werden, und so haben sie sich in den Mond setzen lassen."

Die Rantumer auf der schleswigschen Insel Sylt sagen nach Müllenhoff: Der Mann im Monde ist ein Riese, der zur Zeit der Fluth gebückt steht, weil er dann Wasser schöpft und auf die Erde gießt. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, sodaß sich das Wasser wieder verlaufen kann.

Ich knüpfe hieran einige andere Züge der Auffassung des Mondes durch das Volk. Viel verbreitet ist die Meinung, man dürfe nach dem Monde nicht mit dem Finger zeigen, denn dann bestrafe einen der liebe Gott. Wie man in den meisten Gegenden Deutschlands im Mondscheine nicht arbeiten darf, so verbietet, wie Schönwerth uns mittheilt, oberpfälzischer Aberglaube, irgend ein Ackergeräth oder einen Wagen im Mondlichte stehen zu lassen, weil er davon entzwei gehen würde. Aus demselben Grunde darf man die Wäsche nicht im Mondscheine hängen lassen, und wenn abergläubische Leute rathen, sich vor dem Schlafen im Mondlichte und vor dem Trinken aus einer Quelle oder einem Bache, in welchen der Mond scheint, zu hüten, so denken sie ebenfalls an schädliche Eigenschaften jenes Lichtes. Eine eigenthümliche Warnung ist die, daß man im Mondscheine nicht tanzen soll, „weil dann die Erddecke so dünn wie Spinngewebe ist und die Geister drunten durch das Tanzen heraufgelockt werden". Frauen, die in anderen Umständen sind, dürfen nicht in den Mond sehen, weil das Kind sonst mondsüchtig oder blöde wird. Endlich soll der Mondschein den Teint schwärzen, die Fäulniß von Fleisch und Fischen befördern und sogar die Barbiermesser stumpf machen. Der Montag gilt vielfach für einen Unglückstag, am Rheine, weil die Mägde, die an ihm einen Dienst antreten, viel zerbrechen und bald wieder abziehen, im Altenburgischen, weil man das Glück für die Woche mit weggiebt, wenn man an ihm etwas verleiht oder verschenkt. Andere hierher gehörige Meinungen und Regeln führt Gräße an: nach der einen darf man am Montage bei Einkäufen nichts schuldig bleiben, nach einer andern sich beim Nachbar kein Feuer holen und ebenso keinem, der Feuer holen will, dasselbe verabfolgen, nach einer dritten in keine fremde Stubenthür hineinsehen, ohne in's Zimmer zu treten, weil man sonst bewirkt, daß der Mann die Frau prügelt. Wer Montags zur Zeit der Sommernachtgleiche geboren wird, kann mit Geistern verkehren.

Zahlreich sind die Vorschriften, die der Aberglaube in Betreff der Zeiten oder Phasen des Mondes ertheilt. Die Haare muß man sich in Tirol bei abnehmendem, im ganzen übrigen Deutschland aber bei zunehmendem Monde verschneiden lassen. Eier, im ersten Viertel gelegt, sind gut zur Speise sowie zum Erzielen junger Brut: die aus dem letzten Viertel taugen nicht zur Zucht. Alles Schlachtvieh, desgleichen Krebse, Muscheln und Austern sollen im Vollmonde fetter sein. Kinder müssen in derselben Phase entwöhnt werden, da sie dann besonders gedeihen, ebenso soll man in dieser Zeit die Kälber absetzen. Kürbisse sollen, wie man Zingerle in Absam sagte, drei Tage vor dem vollen Monde gesteckt werden, weil sie dann eine besondere Größe erlangen. Roggen muß man nach ziemlich allgemein verbreitetem Glauben bei wachsendem Monde säen, bei abnehmendem dagegen Gerste, Erbsen und Buchweizen. Brachen soll der Landmann in Tirol, „wenn der Mond unter der Erde ist", das heißt bei Neumond, der von einer Regel bei Gräße auch zum Säen empfohlen wird. Im Allgemeinen gilt, daß alle Arbeiten, die auf ein Gewinnen oder Behalten abzielen, bei zunehmendem, alle, welche darauf gerichtet sind, etwas los zu werden, bei schwindendem Monde vorzunehmen sind. Indeß giebt es von dieser Regel viele Ausnahmen. Bei Gräße heißt es: Alles, was während des Neumondes unternommen wird, gelingt; deshalb soll man sich während desselben trauen lassen, weil es dann eine glückliche Ehe giebt, und neue Wohnungen beziehen, weil dann „die Nahrung zunimmt". Wer aber kein Geld im Beutel hat, der hüte sich, ihn bei Neumond zu besehen; denn dann hat er, so lange das Licht währt, kein Geld. Komisch klingt der von Montanus angeführte niederrheinische Aberglaube, daß in der Zeit des Neumondes Verstand und Vernunft, wo sie nicht recht fest stünden, zu wackeln anfingen. Im ersten Viertel muß man die Schafe scheeren, die Wiesen mähen, Dünger auf den Acker fahren und die zum Schlage bestimmten Waldstrecken fällen. Namentlich ist das Bauholz in dieser Periode zu schlagen. Wer sein Silber im Vollmonde zählt, sieht es oft zu Gold werden: auch ist der Vollmond ein guter Eheprocurator. Dagegen dauert eine Heirath, die bei abnehmendem Monde geschlossen wird, nicht lange, weshalb sich nach Wuttke in Ostpreußen, Pommern und Hessen nicht leicht Jemand im letzten Viertel trauen läßt. Dagegen soll man in dieser Zeit waschen, Brennholz hauen und Schweine schlachten, und ebenso empfiehlt sie sich (in Mecklenburg) zum Weißen der Stuben, die dann rasch trocken werden. Andererseits ist wieder Zuchtvieh, das während dieser Phase jung oder entwöhnt wird, nicht viel werth.

Im Folgenden werden wir sehen, daß der Mond auch unter den Arzneimitteln der Volksapotheke, bei Sympathiecuren u. dgl. eine bedeutende Rolle spielt, obwohl oder vielleicht gerade weil sein Schein für giftig gehalten wird. Sommersprossen wird man in Tirol los, wenn man sich des Nachts mit Wasser wäscht, in welches der Mond scheint. Kröpfe vertreibt man sich im Harz wie in Schlesien, wenn man sich bei zunehmendem Monde drei Abende hinter einander mit dem Gesichte gegen den Mond stellt, einen Stein aufhebt, den Halsauswuchs stillschweigend damit berührt und den Stein hierauf über die Schulter weg hinter sich wirft. Gegen Zahnschmerzen hilft nach Meier in Schwaben, wenn der Mond mit seiner Sichel zum ersten Male wieder erscheint, ihm das Gesicht zuzukehren und dreimal zu sagen: „Ich sehe den Mond mit zwei Spitzen; meine Zähne sollen mich weder stechen noch schmerzen, bis ich den Mond sehe mit drei Spitzen. Im Namen Gottes des Vaters &c." Gepulverte Todtengebeine sind in Tirol ein unfehlbares Mittel gegen die fallende Sucht, nur müssen sie bei abnehmendem Monde eingenommen werden. Eisenkraut, nach Aufgang des Hundssternes bei Neumond gepflückt, hilft gegen Kopfweh. Krebse, bei Vollmond gefangen, wenn die Sonne im Löwen steht, lebendig verbrannt und dann im Mörser zerstoßen, heilen die Hundswuth. Bruchschäden vergehen, wenn man bei Vollmond das an die Wand fallende Licht mit der hohlen Hand dreimal auf die Geschwulst schöpft und dazu die Formel: „im Namen Gottes des Vaters &c." spricht. In ähnlicher Weise werden im Mecklenburgischen Flechten und Warzen vertrieben, letztere auf folgende Methode. Man sieht scharf in den Vollmond und spricht: „Wat ik seh, dat steit; wat ik striek, dat geit — im Namen &c." Ein Zaubersegen endlich, der nach Wuttke in Lauenburg gegen die Gicht gebraucht wird, und bei abnehmendem Monde Dienstags und Freitags abgebetet werden muß, lautet: „Gicht, ich befehle Dir durch Gottes Macht, durch Gottes Kraft, Du sollst nicht mehr reißen, Du sollst nicht mehr schleißen, Du sollst nicht mehr rennen, Du sollst nicht mehr brennen, Du sollst nicht mehr brechen, Du sollst nicht mehr stechen. Der Du unter den Neunundneunzig und Siebenundsiebzig bist, sicherlich magst Du vergehen, wie die weiße Wand (das heißt wohl: wie der weiße Mondschein an der Wand), da unser Herr Jesus am Kreuze hang. Im Namen Gottes &c."

Man vergleiche hiermit, daß in Mecklenburg auch die Sonne das Fieber vertreiben helfen muß. Der Kranke betet dreimal bei Aufgang der Sonne und gegen dieselbe gerichtet: „Liebe Sonne, komm bald herab und nimm mir die siebenundsiebzig Fieber ab! Im Namen &c."

Selbstverständlich ist der Mond auch bei anderem Zauberwerke nothwendiger Helfer. So beim Gießen von Freikugeln, bei der Anfertigung von Wünschelruthen und beim Festbannen von Dieben. Eine ganz eigenthümliche Rolle aber nimmt er in folgendem von Kuhn aus Westphalen mitgetheilten Recept zur Herstellung eines magischen Prügels ein: „Merke, wenn der Mond an einem Dienstage neu wird, so gehe vor der Sonne Aufgang aus, tritt zu einem Stecken, den du dir zuvor ausersehen hast, stelle dich mit dem Gesicht gegen der Sonne Aufgang und sprich diese Worte: Steck, ich greife dich an im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Nimm dein Messer in die Hand und sprich: Steck, ich schneide dich im Namen &c., daß du sollst gehorsam sein, welchen ich prügeln will, wenn ich einen Namen antrete. Darauf schneide auf zwei Orten am Stecken etwas hinweg, damit du diese Worte darauf kannst schreiben, stechen oder schneiden: Abia, obia, sabia. Lege einen Kittel auf die Schwelle unter der Thür, nun schlage mit deinem Stecken auf den Kittel und nenne des Menschen Namen, welchen du prügeln willst, und schlage tapfer zu, so wirst du denselben



Abschied vom Friedhof.
Nach dem Oelgemälde des Professor K. Raupp in Nürnberg.

ebenso hart treffen, als wenn er selbst vor dir läge, während er doch oft viele Meilen von dem Orte weg ist."

Wo man das Original nicht haben kann, da thut es das Abbild. Der Mond ist, wie bemerkt, gegen Allerlei gut, gegen Gicht und Kopfschmerz, Sommersprossen und Warzen, Kröpfe und Zahnweh. Warum sollte er nicht auch gegen bösen Zauber, gegen Behexung und gegen den neidischen Blick schützen, der schon so viel Schaden angerichtet hat? Gewiß wird das so sein, sagten sich schon die alten Griechen, und da sie den Mond nicht immer sahen und ihn auch nicht bei sich tragen konnten, so machten sie sich kleine Mondchen von Metall, „Meniskoi", die sie ihren Kindern umhingen, um sie gegen das Beschreien und namentlich gegen das „zauberhafte Auge" zu sichern. Die Römer bedienten sich dieses Amulets ebenfalls, und zwar trugen, wie Otto Jahn berichtet, bei ihnen auch Frauen und Pferde diese „Lunulae" an einer Schnur oder einem Bande um den Hals. Die Sitte aber ist in Italien und im Morgenlande noch heute nicht ausgestorben; denn noch jetzt glänzt der Talisman des Halbmondes auf den Minarets und den Feldzeichen der Türken, und noch vor wenigen Jahren trugen neapolitanische Damen silberne Mondchen am Arme, um gegen die Epilepsie geschützt zu sein, die allenthalben vom Volke als etwas „Angethanes" angesehen wird.

Der letzte Blick dem liebsten Grab.

Mit Abbildung.

Der letzte Blick dem liebsten Grab!
Das ist mein schwerstes Scheiden.
Im Arme all mein Gut und Hab,
Im Herzen Lieb' und Leiden,
So folg' ich Arme dem Geschick,
Auf's liebste Grab den letzten Blick.

Dort liegt mein Alles in der Welt,
Mein Leben und mein Lieben.
Ich hab' kein Herz mehr, das mich hält:
Kein Heim ist mir geblieben.
Es weinet Niemand, daß ich geh' —
Und doch thut mir das Scheiden weh'.

Dir bleibt mein Sehnen zugewandt,
Wo auch ich wandeln werde. —
Ade, du einzig Fleckchen Land,
Das mein ist auf der Erde!
Nimm' hin, was ich für dich noch hab':
Den letzten Blick dem liebsten Grab.

Fr. Hm.

Ferienstudien am Seestrande.

Von Carl Vogt.

3. Gäste oder Schmarotzer?

Man kann kaum einen größeren Stein an dem Strande von Roscoff umwälzen, ohne auf seiner Unterfläche eine zahlreiche Bevölkerung seßhafter Wesen zu finden, unter welchen sich die Seescheiden (Ascidiae) vor allen auszeichnen.

Warum, aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke die Natur, die nach der allgemeinen Anschauungsweise ein Bild der größten Zweckmäßigkeit bietet, die Seescheiden erschuf, ist mir bis jetzt nicht völlig klar geworden. Ich habe vergebens um Belehrung darüber in den Büchern nachgeforscht, und aus dem eigenen Gehirne einen vernünftigen Gedanken zur Beantwortung dieser Fragen herauszudestilliren, ist mir bis zur Stunde nicht gelungen. Welchen Zweck kann eine Bestie haben, die am Steine festsitzt, in einen Holzmantel gehüllt ist und in deren Inneres zwei Oeffnungen führen, durch deren eine Wasser hinein strömt, um durch die andere wieder ausgespritzt zu werden?

„Das soll ein Thier sein?" fragt der Laie, dem man an der Unterseite eines Steines einen fleischrothen, knorpelharten Körper zeigt, der nicht die mindeste Bewegung gewahren läßt und zuweilen über und über mit kleinen Meerthieren aller Art besetzt ist, Polypen, Schnecken, Moosthieren, Wurmgehäusen und ähnlichem Zeuge, wie es auch auf dem Steine selbst angewachsen ist — „das soll ein Thier sein? Dann bin ich eine Pflanze oder ein Stein." „Gewiß ist es ein Thier," antworte ich, „und zwar die blutige Seescheide (Ascidia sanguinea). Sie sollen sofort sehen, daß ich Recht habe." Das Breitmesser wird hervorgeholt, zwischen den Körper und den Stein eingeschoben und mit raschem Stoße hart an dem Felsen hingeführt. Das glatte Ding ist losgelöst, ohne daß sich eine Regung gezeigt hätte, und wird in das Gefäß mit Seewasser geworfen. Wir sammeln etwa ein Dutzend, treten damit den Heimweg an, und zu Hause angekommen, werden die bewegungslosen Körper in ein flaches Aquarium gelegt, in welchem sie gerade vom Wasser bedeckt sind, das in lebhaftester Strömung erhalten wird.

Nach einigen Stunden treten wir zu dem Becken. Auf jedem der beinahe handlangen, drei Finger breiten Körper gähnen zwei Oeffnungen, die in einen tiefen Abgrund zu führen scheinen. Der Freund beugt sich darüber hin, um genauer in das Loch hinein zu schauen. In demselben Augenblicke berühre ich dasselbe mit einem Glasstabe. Der Körper zieht sich mit Energie zusammen; ein Wasserstrahl schießt, wie aus einer Spritze, heftig hervor und trifft den Freund in das Gesicht, der erschrocken zurücktaumelt. „Glauben Sie noch immer, es sei kein Thier?" Er wischt sich die Augen, die vom prickelnden Seewasser thränen, und besteht darauf, daß ich ihm die Organisation der räthselhaften Bestie näher auseinandersetze. Wir nehmen einen der Spritzer heraus, führen ein Scheerenblatt in die vordere Oeffnung, trotz des lebhaften Widerstandes, mit welchem das Thier dieselbe zusammenkneift, und spalten den Körper der Länge nach auf.

Die äußere Hülle, der sogenannte Mantel, ist bei dieser Art knorpelhart, halb durchscheinend, röthlich gefärbt und von carminrothen Aederchen durchzogen. Zugleich mit dem Mantel, der aus einem der Holzsubstanz (Cellulose) ähnlichen Stoffe zusammengesetzt ist, habe ich durch den Schnitt, der von der Einführungsöffnung ausgeht, einen dem Mantel innen anliegenden, weiten häutigen Sack aufgeschlitzt, der eine gelbliche Farbe hat und von einem Gitterwerke durchzogen ist, das einem feinen, aus parallelen Fäden gebildeten Siebe ähnlich ist, welches hie und da durch stärkere Längsfäden und Falten gestützt wird. Es ist der Kiemensack — die Gitterspalten sind feine Oeffnungen, mit Flimmerhaaren besetzt, welche einen beständigen Wasserstrom unterhalten, der durch die Oeffnungen hindurch in einen zweiten Raum, den Cloakenraum, streicht und dann durch die zweite äußere Oeffnung, die Cloakenöffnung, nach außen befördert wird. Der Kiemensack nimmt wenigstens vier Fünftel des ganzen inneren Körperraumes ein — unter und hinter ihm sind die übrigen Eingeweide zusammengedrängt. Ich zeige dem Freunde den schlingenförmig gewundenen, braun gefärbten Darmcanal, der tief im Grunde des Kiemensackes mit einem schlitzförmigen Maule beginnt, sich zu einem mandelförmigen Magen erweitert und schließlich in die Cloakenhöhle öffnet; ich zeige ihm hinter und unter dem Darme das schlauchförmige Herz, das, mit farbloser Flüssigkeit gefüllt, seine wellenförmigen Zusammenziehungen bald von rechts nach links, bald, nach kürzerem Stillstande, von links nach rechts umtreibt; ich zeige ihm, um den Darm herum, den Knäuel, in welchem die Fortpflanzungsorgane mit der Leber zusammengewickelt sind, und führe ihm endlich unter dem Mikroskope die Eier vor, welche in dem Eileiter nach dem Cloakenraume geführt werden, um später als Larven mit beweglichen Schwimmschwänzen ausgestoßen zu werden.

„So, lieber Freund," sage ich nach dieser kurzen Demonstration, „da haben Sie nun einen Häckel-Kowalewski'schen Urahnen der Wirbelthiere und somit auch des Menschen flüchtig kennen gelernt, welcher zugleich das nicht geringe Verdienst besitzt, der Dohrn'schen Ansicht vom allgemeinen Sündenfalle der Thierwelt sich anzupassen. Können Sie mir glauben, daß diese hartnäckige Bestie, wie alle ihre Verwandten, die Seescheiden im Allgemeinen, in ihrer Jugend die schönsten Ansätze zu höherer Vollendung in ihrem Schwanze trägt, dieselben aber mit diesem Schwanze später von sich wirft und in ihrer Verstocktheit sich philiströs festsetzt, um nur dem Ernährungs- und Fortpflanzungsgeschäfte sich hinzugeben, statt frei umherzuschweifen und, wenn auch unbewußt, als Anhänger der Hartmann'schen Philosophie Höheres anzustreben und weiterer Vervollkommung sich anzupassen durch harten Kampf um das Dasein? Wie feige muß die Seele sein, welche diesen ungestalten, sackförmigen Körper bewohnt! Und doch muß diese Seele, als den Urahnen angehörig, ihr Theil Unsterblichkeit besitzen — denn wie hätte sonst die Seescheide auf ihre Nachkommen, die Menschen, diese Ur-Eigenschaft der menschlichen Seele vererben können?

Als Larve, kaum dem Ei entkrochen, hat das Thier, nach Kowalewski und Kupfer, eine Wirbelsaite, aus der sich Wirbel, Schädel, Gliedmaßen und wer weiß was Alles noch entwickeln könnten; als Larve hat es ein Nervensystem, aus dem Rückenmark und Gehirn sich entfalten könnten; als Larve hat es nur wenige Kiemenspalten, welche es zu Fischkiemen ausbilden könnte — und alle diese unendlichen Vorzüge vor anderen Würmern, die es erhalten hat, man weiß nicht wie, wirft es von sich, verhunzt sie in ärmlicher und zugleich grausamer Weise und zieht es vor, ein beschränktes Leben zu führen, gebannt an den Boden, auf welchem es sich festsetzte, verdammt zu ewiger, untergeordneter Stellung. Kein Ehrgeiz kann diesen weiten Kiemensack schwellen, kein Trieb nach Höherem dies ewig wechselnde Herz bestimmen, nur einem einzigen Ziele stufenweiser Vervollkommung entgegenzuschlagen.

Vor der silurischen Urzeit freilich waren die uns zwar unbekannten, aber aus monistischer Weltanschauung zu construirenden Sprößlinge der Vorgänger unserer Seescheiden offenbar von edlem Wetteifer ergriffen; sie schwammen herum, bildeten ihre Wirbelsaite aus, entwickelten ihr Nervensystem, und die Nachkommen dieser strebenden Larven gelangten endlich nach hundert vielgestaltigen Entwickelungsphasen als Menschen in den Besitz einer unsterblichen Seele und zeichneten sich, wenn nicht durch Anderes, so doch, nach Quatrefages, durch Religiosität vor allen übrigen Thieren aus — aber schon seit der silurischen Epoche der Erdgeschichte haben die directen Nachkommen dieses strebenden Heldengeschlechtes die leuchtende Spur ihrer Ahnen verlassen, um, in niederträchtiger Beschaulichkeit festgebannt, nichts Anderes zu thun, als zu sitzen, zu leben und sich selbst ähnliche Kinder zu zeugen. O des schmachvollen Unterganges, der verhängnißvollen Rückbildung von Höherem zu Niederem! Nichts scheint ihnen wünschbar, diesen Epigonen — sie wollen keine Augen, um das Licht nicht sehen zu müssen; keine Glieder, um nicht schwimmen zu müssen — ja nicht einmal die einfache Quergliederung, die vielleicht doch, wider ihren Willen, zur Verwirbelung und zur Menschwerdung führen könnte, liegt in ihrem unbewußten Ziele. Sie sind und werden ewig bleiben, was sie sind."

Ich würde noch lange in solchen Schmerzensschreien über verfehlte Bestimmung fortgefahren haben, wenn nicht mein Freund einige Querfragen gethan hätte. „Was sind denn die gelblichen, haselnußgroßen Klumpen," fragt er, „die da unten im Schleime und den Falten des Kiemensackes geborgen liegen? Es will mich fast dünken, als hätte ich eine Bewegung an ihnen bemerkt."

Drei solcher Klümpchen werden hervorgezogen, mit einem Pinsel vom Schleime befreit und in ein Glasschälchen mit frischem Wasser gelegt. Nach einiger Zeit strecken sie links und rechts einige Beine hervor; zwei große Scheeren, die hart an den Vorderrand des Leibes angepreßt waren, entfernen sich nach vornen; zwischen ihnen werden Fühlhörner und zwei kleine, auf beweglichen Stielen sitzende, dunkelgrün glänzende Augen sichtbar — es sind kleine Krabben, Pinnotheres Ascidiarum, die gemächlich hin und her spazieren und offenbar ein neues Versteck suchen. Die tragen den deutschen Namen „Taschenkrebse" mit vollem Rechte, denn sie sitzen in dem weiten Kiemensacke wie in einer Tasche und scheinen sich darin ganz wohl zu befinden. Sie sind dick und kugelrund — augenscheinlich wohlgenährt. Ob sie die Seescheide von innen ausfressen? Dieser Gedanke muß Jedem kommen, der die gefräßige Natur der Krabben kennt, dieser Aasgeier des Meeresbeckens, die sich um jede Leiche sammeln, sie abnagen bis auf die Knochen und auch das Kleinzeug nicht verschmähen, das ihnen keinen Widerstand zu leisten vermag. Aber wenn diese Vermuthung richtig wäre, so müßte doch die Seescheide innere Verletzungen zeigen, und davon ist auch nicht die Spur vorhanden. Sogar das feine Netzgewebe des Kiemensackes, das bei dem geringsten Zupfen mit der Pincette zerreißt, ist von den scharfen Fußkrallen und den Scheeren nicht im Mindesten beschädigt worden. So bleibt uns denn nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß die Krabben mit ihrem Wohnthiere fein säuberlich umgehen und daß sie zu der in der Thierwelt noch weiter als im ehemaligen Königreiche Neapel verbreiteten Gesellschaft der Camorra gehören, die sich an irgend einem gangbaren Orte festsetzt, wo reichliche Nahrung passirt, und von demjenigen, was die Seescheide mit dem Athemwasser einpumpt, ihren Theil vorweg einnimmt, bevor es in den schlitzförmigen Mund gelangt. Giebt es ja doch Verwandte unserer Krabbe, welche in Muscheln leben, die sogenannten Muschelwächter (Pinnotheres), die besonders gern in der großen Schinkenmuschel (Pinna) hausen und von denen schon die Alten erzählen, daß sie ihren Gastwirth durch sanftes Kneipen benachrichtigten, wenn eine Gefahr nahe, damit dieser geschwind die geöffneten Schalen schließe. Das lassen wir dahin gestellt, glauben aber immerhin, daß es sich um ein freundschaftliches Verhältniß handele, und dies um so mehr, als die Anwesenheit der Krabben in der Seescheide deshalb auffallend ist, weil sie zu groß scheinen, um durch die Oeffnung in den Kiemensack eindringen zu können.

Die Seescheide schließt aber die Oeffnung mit großer Gewalt, sobald ein fremder Körper sie nur berührt, wie viel mehr, wenn ein Feind sich bemüht, einzudringen. Wären die Krabben als Junge hereingekommen, als sie noch in fremdartiger Gestalt in dem Wasser umher schwammen — vielleicht von dem Strudel erfaßt und fortgerissen? Aber schon manche Beobachter vor uns haben Krabben in Seescheiden gefunden und, wie wir, niemals anders als in erwachsenem Zustande. Ja, ich habe erst ganz neuerdings beobachtet, daß die jungen Krabben wirklich aus den Seescheiden auswandern. Mein Freund Lacaze, der sich eifrig mit dem Studium der Seescheiden abgiebt, hielt einige Individuen schon seit mehreren Tagen in einem Aquarium. Kein anderes Thier war darin vorhanden. Plötzlich wimmelte das Wasser des Aquariums von jenen seltsamen Larven der Krabben, welche die Naturforscher unter dem Namen Zoëa kennen, und die, mit einem langen Stirnstachel, zwei Seitenstacheln, furchtbar großen Augen und sperrigen Schwimmfüßen ausgerüstet, zu den barockesten Gestalten des Thierreiches gehören. Die Jungen konnten nur von einer im Inneren der Seescheiden lebenden Krabbe abstammen. So bleibt denn nichts übrig, als die Annahme, daß diese letzteren von der Seescheide gastlich aufgenommen werden, von den Brosamen leben, die dem Tische ihres Hausherrn zugeführt werden, und sogar in ihrem Verstecke der Freuden des ehelichen Lebens nicht verlustig gehen.

Diese Annahme wird noch bestärkt durch das Auffinden anderer, freilich weit kleinerer Gäste, welche den Kiemensack bewohnen. Es sind ebenfalls Krebsthierchen, aber aus der Proletarierfamilie der Krebsflöhe (Copepoden), während die Krabben zu den höchsten Adelsgeschlechtern des Krebsstammes gehören — freilich sind diese Muschelwächter herabgekommene Krautjunker, denen nichts übrig geblieben ist, als Herrendienst und schlecht maskirte Hörigkeit, Wegelagerung und Wegschnappen der Nahrung ihres Dienstherrn.

Die kleinen Proletarier erscheinen dem bloßen Auge wie feine Sandkörnchen von schmutziger Farbe — erst wenn man sie genauer betrachtet, sieht man, daß diese Körnchen sich bewegen und langsam umher krabbeln. Wir finden in unseren blutigen Seescheiden von Roscoff zwei sehr verschiedene Arten, von welchen ich nur die eine in das Auge fassen will.

Kann man ein sonderbareres Wesen sehen, als das ausgewachsene Weibchen, welches unsere Figur 1 im Profil darstellt? Ein cylindrischer, etwas gebogener Leib, unter welchem

der mit einem einzigen kleinen, blutrothen Stirnauge geschmückte spitze Kopf aufgehängt scheint, wie der Kopf eines Schuljungen, den seine Cameraden an dem Rockkragen hinter die Thür aufgehängt haben, durch welche der Lehrer eintreten soll. Unter diesem Kopfe stehen die Fühler, die Freßspitzen kaum hervor; an der Bauchseite des Leibes sind vier Fußpaare, mit Schwimmborsten besetzt, angebracht; der aus vier Gliedern bestehende, mit doppelter Endkralle versehene Hinterleib verjüngt sich nach hinten und läßt ebenso den Darm durchscheinen, wie der Leib die doppelt in sich zurückgebogene Eierschnur, die bei weiterer Entwickelung des Eies den ganzen Leibesraum ausfüllen wird. Auf dem Rücken aber entfalten sich seltsame, flügelförmige Blattanhänge, die an ihren Rändern in lange, biegsame, am Ende abgestumpfte Anhänge auslaufen, im Nacken eine Kapuze mit drei Spitzen, dann zwei Paar seitlicher Flügelblätter, jedes mit zwei Spitzen, und hinten wieder ein Blatt, ähnlich dem Hinterleder der Bergleute. Papa Hesse in Brest, der das Thierchen entdeckt hat, und in Erfindung unaussprechlicher Namen eine ganz besondere Stärke besitzt, hat ihm den Gattungsnamen Notop'erophorus (Rückenflügelträger) beigelegt. Aber das Thier fliegt weder, noch schwimmt es mit diesen Anhängen; es bewegt sie nur träge hin



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.

Notopterophorus papilio (Rückenflügelträger).

Fig. 1. Ausgewachsenes Weibchen, 4 Millimeter lang, 18 Mal vergrößert, mit reifen Eiern im Leibe und flügelförmigen Anhängen. — Fig. 2. Ein junges Weibchen, zweihundertfach vergrößert, ohne Spur von Flügelanhängen. — Fig. 3. Etwas älteres Weibchen, 1 Millimeter lang und siebenzigfach vergrößert, mit dem auf dem Rücken angehakten Männchen. Die flügelförmigen Anhänge beginnen hervorzuwachsen. — Fig. 4. Aus dem Ei geschlüpftes Junge (Nauplius) von der Bauchseite, vierhundertfach vergrößert. Man sieht die drei Paare von Gliedern, das große Auge, die lappenförmige Oberlippe und die Dotterkugeln im Innern des Leibes.

und her und kriecht äußerst langsam und bedächtig auf dem Boden des Glasgefäßes, in welches man es gebracht hat, ebenso bedächtig wie in dem Kiemensacke, in welchem es wohnt.

Man findet ganze Familien zusammen in dem Schleime wimmelnd. Die jungen Weibchen (Fig. 2) haben noch keine Spur von den Rückenflügeln; ihre Gestalt ist wie ein Fiedelbogen gekrümmt, der Kopf noch nicht untergebogen, das Auge sehr groß, der Leib deutlich aus vier Ringeln zusammengesetzt, der Schwanz aus dreien und seine Anhänge weit länger. In dieser Gestalt haben sie etwa einen halben Millimeter Länge und bis auf die Zahl der Ringel, welche bei dem Männchen bedeutender ist, gleicht ihnen dieses in Gestalt und Größe vollkommen. Beide Geschlechter besitzen also in dem Jugendzustande eine gemeinsame Grundgestalt, und während diese bei dem Männchen erhalten bleibt, artet sie gewissermaßen bei dem Weibchen mit dem zunehmenden Alter aus. Die Ringel heben sich in dem Nacken ab, stehen bald zipfelförmig hervor, und sobald diese Ausbildung begonnen und das Weibchen einen Millimeter Länge erreicht hat, schlüpft das Männchen mit seinem Kopfe unter den dritten Zipfel, hält sich fest und läßt sich nun von dem Weibchen ruhig herumschleppen (Fig. 3). Bis zu diesem Zeitpunkte habe ich in dem freilich ziemlich undurchsichtigen Leibe des Weibchens keine Spur von Eierschnüren entdecken können; sie sind gewiß in der Anlage vorhanden, aber zu zart, um leicht sichtbar zu sein. Bald findet man die Geschlechter wieder getrennt, das Männchen unverändert, das Weibchen dagegen krümmt sich; das Auge wird kleiner; die Zipfel wachsen zu Flügeln aus, und die Eierschnüre füllen den Leib an, bis endlich in ganz erwachsenem Zustande, wo das Weibchen vier Millimeter lang geworden ist, die Eier gelegt werden.

Aus diesen aber schlüpft ein nicht minder seltsames Wesen (Fig. 4) aus — ein elliptischer Körper mit schwach angedeuteten Querringeln, einem ungeheuren, rothen, aus zwei Hälften zusammengesetzten Stirnauge; dahinter, auf der Bauchseite, eine gewaltige, dreilappige Oberlippe; der Leib erfüllt mit dunkelgrünen Dotterkugeln, die den geraden Darm verhüllen. An diesem Leibe sind drei Paar Schwimmfüße seitlich und vorn befestigt; das erste Paar einfach mit langer Endborste, die beiden hinteren Paare mit doppelten Endgliedern und langen Schwimmborsten daran. Dieses Wesen entspricht der Grundform der Krebsthiere, welche der berühmte dänische Zoologe Otto Friedrich Müller „Nauplius" genannt hat. Unser Nauplius schwimmt behende umher, während alle anderen beobachteten Formen nur langsam kriechen. Ohne Zweifel verläßt er die Seescheide mit dem von ihr ausgepreßten Wasserstrahle, tummelt sich eine Zeitlang in dem Wasser umher und schlüpft, wenn die Zeit seiner Verwandlung naht, in eine andere Seescheide ein, um dort alle jene Phasen der Ausbildung zu durchlaufen, die man bei den Einsassen der Seescheide findet. Nur ein glücklicher Zufall wird die Zwischenformen zwischen diesem Nauplius und den jüngsten von mir beobachteten Männchen und Weibchen entdecken lassen — bis jetzt habe ich mich vergebens abgemüht, sie zu finden. Wahrscheinlich spielen sie sich theilweise im Freien ab. Wie aber in dem unendlichen Meere ein Wesen suchen, das mit dem bloßen Auge nicht sichtbar ist und durch kein noch so feines Netz in dem Aquarium zurückbehalten werden kann? Bei einer andern Gattung, welche dieselbe Seescheide bewohnt, habe ich Andeutungen der am Nauplius sprossenden Füße gesehen, aber nicht mehr.

Diese Gäste der Seescheiden sind schon lange bekannt. Thorell, ein schwedischer Naturforscher, hat eine vortreffliche Abhandlung darüber veröffentlicht; Hesse in Brest hat eine große Menge neuer Gattungen und Arten, nur in der Umgegend von Brest gesammelt, hinzugefügt, von welcher viele freilich nicht sich

haltig sein mögen — ich zähle jetzt neunzig Arten in dreißig Gattungen vertheilt. Aber damit sind die Fragen, welche sich an sie knüpfen, nicht gelöst.

Ich sagte in der Ueberschrift: Gäste oder Schmarotzer? Gäste, welche Wohnung und Kost haben, welche sich zwar nicht, wie echte Schmarotzer, auf Kosten des Leibes ihres Wohnherrn nähren, die aber vielleicht auf dem besten Wege sind, es zu werden. Alle diese Gattungen und Arten zeigen eine stufenweise Rückbildung der Sinnesorgane und der Bewegungswerkzeuge. Die Jungen haben ausgebildete Schwimmfüße und große Augen — alle bis jetzt beobachteten Nauplius schwimmen lebhaft umher. Die Alten kriechen oder hüpfen höchstens — die Schwimmbeine, wenn auch zahlreicher und nach demselben Plane gebildet, taugen dennoch nur zum Kriechen und Krabbeln; bei dem Weibchen namentlich wird der Körper durch die Entwickelung der zahlreichen Eier zu schwer. Die Augen der Alten verschwinden zuweilen ganz; bei den meisten sind sie auffallend kleiner, als bei dem Nauplius. Dieses Schwinden der Bewegungs- und Sinnesorgane ist aber charakteristisch für festsitzende und schmarotzende Thiere, bei denen sie schließlich vollkommen zu Grunde gehen.

So stehen denn diese kleinen Krebsthiere mitten inne zwischen den beiden Endpolen der Bildung: hier Freiheit, dort Schmarotzerthum. Sie leben in der dunklen Eingangshöhle des Wirthes, wo sie weder viel zu sehen brauchen, noch große Bewegungen ausführen können, aber sie haben noch so viel Bewegungsfähigkeit, um in dem wechselnden Wasserstrome, der sie umspült, sich ihre mit eingespülte Nahrung verschaffen und sie der Seescheide vor dem Munde wegschnappen zu können. Gerade dieses Verhältniß aber, dieses Schwanken zwischen zwei Extremen verleiht dem Studium der seltsamen Sackbewohner einen erhöhten Reiz; denn es handelt sich jetzt nicht mehr darum, theoretische Gebäude auf einigen wenigen Thatsachen aufzurichten und mit einigen Schlagwörtern ganze Entwickelungsprocesse abzuthun, es handelt sich vielmehr darum, im Einzelnen die Wirkungen zu verfolgen, welche die Anpassung an gewisse Lebensbedingungen hervorgerufen hat. Hier hat man es mit Thieren zu thun, die eine bleibende Wohnstätte gefunden haben, welche sie nicht mehr verlassen, aber die Wohnstätte ist eine Dunkelkammer, von heftigen Wasserstrudeln durchströmt, welche ihnen zwar Nahrung zuführen, aber zugleich auch sie fortzureißen drohen. Das schwächere Männchen klammert sich an das stärkere Weibchen an — es ist auf dem besten Wege, dessen ewiger Beisasse zu werden, wie dies bei vielen anderen Schmarotzerkrebsen der Fall ist; die drei Schwimmfüße des Nauplius sind Fühlhörner, Klammerhaken und Kauwerkzeuge bei beiden Geschlechtern geworden; die später gesproßten vier Beinpaare gestatten nur humpelndes Kriechen und Festhalten; die Augen stehen auf dem Punkte zu verschwinden — alle diese im Zuge befindlichen Veränderungen können wir bei anderen Gattungen, die aus Insassen wirkliche Schmarotzer geworden sind, verwirklicht sehen.

Blätter und Blüthen.

Storchschnabel.*



Du reizende Maus!
Wie gefällt Dir's hier im Haus?
Hast Du schon den Jacob gesehn?
Gelt, die Mama ist wunderschön?
Habt wohl tüchtig fliegen müssen?
Hat Dich der Storch denn nicht gebissen? —
Guck', die rothen Bäckchen und Ohren!
Hast unterwegs wohl arg gefroren,
In der Luft, auf der langen Reise,
Immerfort über Schnee und Eise!
Ach die Händchen! Du liebe Güte!
Damit hieltst Du die Zuckerdüte?

* Wir entnehmen dieses reizende kleine Bild mit Genehmigung des Verlegers der soeben bei Alphons Dürr in Leipzig unter dem Titel „Unser Hausgarten“ erschienenen neuen Sammlung von Zeichnungen von Oscar Pletsch, zu denen Victor Blüthgen die Reime verfaßt hat. Das ansprechende Bilderwerkchen möge allen unseren Lesern für den Weihnachtstisch warm empfohlen sein. D. Red.

Abermals eine Flotte im Eismeere verloren. Im Jahrgang 1871, Nr. 52 der „Gartenlaube“ brachten wir eine Schilderung der Katastrophe, welche die amerikanische Walfängerflotte im Eismeere, nördlich von der Beringstraße, betroffen hatte. Unter Hinweisung auf einen anderen, in Nr. 5 und 6 desselben Jahrganges enthaltenen Aufsatz: „Eine Fahrt in das Eismeer“, zeigten wir, wie jene Flotte im Jahre 1871 an der Nordwestküste von Alaska (Amerika), auf der Höhe von Wainwright Inlet (zwischen Cap Lisburne und der Barrowspitze), vom Eise besetzt wurde und zum größten Theile verunglückte. Dreiunddreißig Fahrzeuge wurden damals, Anfang September, theils vom Eise zertrümmert, theils unrettbar eingeschlossen, theils auf das Land gedrängt.

In dem gegenwärtigen Jahre hat sich, wenn auch in geringerem Maße, dieselbe Katastrophe wiederholt, und zwar an derselben Küstenstrecke und unter gleichen Verhältnissen. Alljährlich, wenn das Eis in der Beringstraße und in dem nördlich davon liegenden Meerestheile des Polarbeckens aufgebrochen ist, gewöhnlich im Mai und Juni, segeln viele Walfänger dorthin, um den reiche Erträge sichernden nordischen Bartenwal zu jagen. Da derselbe sich vorzugsweise in der Nähe des Eises, auch zwischen den Feldern aufhält, weil diese ihm Schutz vor Verfolgern gewähren, haben ihn die Fahrzeuge dort aufzusuchen. Die Größe und Lage der Eisfelder ist aber vielen Schwankungen unterworfen. Die Härte des vorangegangenen Winters hat das alte, übriggebliebene Eis entsprechend vermehrt; Strömungen und Winde wirken auf dasselbe ein, sodaß seine Vertheilung fast in jedem Jahre eine andere ist.

Das Packeis im Norden der Beringstraße ist das schwerste, welches wir kennen. Es besteht freilich im Durchschnitt nur aus sechs bis zehn Meter dicken Schollen und Flächen, diese sind aber außerdem durch Aufstauungen und Hebungen beim Zusammenstoß der von Wind und Strömungen getriebenen Eismassen, durch mächtige, nur theilweise abschmelzende Schneeschichten, welche die alten als neue Eislagen verdicken, in einem unbeschreiblich wilden Durcheinander zu Hügeln und Stücken von viel bedeutenderer Höhe aufgethürmt. Die geschlossene uralte Hauptmasse dieses Packeises liegt jenseits der Beringstraße von ungefähr siebzig Grad nördlicher Breite an zwischen der Nordwestküste von Alaska und Wrangel's Land und dehnt sich nordwärts in unbekannte Ferne. Dieses „Mittelfeld“ ist nicht segelbar, als Ganzes auch nur in geringem Maße beweglich und kann namentlich nicht durch die Beringstraße nach Süden treiben und in wärmeren Gegenden abschmelzen, da der Meerestheil zwischen ihm und der Straße zu flach ist für seinen bedeutenden Tiefgang. Nur die diese Hauptmasse umgebenden weniger schweren Felder sind ein freies Spiel der Strömungen und Winde und werden, wenn sie sich zwischen jenem „Mitteleis“ und dem Lande eingekeilt haben und jenes sich innerhalb seines Spielraumes bewegt, mit ungeheuerer Gewalt gedrängt, zu wüstem Haufwerk aufgethürmt, in flaches Wasser und sogar auf das Land selbst geschoben. In Folge einer solchen, durch anhaltende starke Westwinde verursachten Bewegung des Eises verunglückten, wie schon erwähnt, die dreiunddreißig Schiffe im Norden von Cap Lisburne.

Auch im eben vergangenen Sommer, also fünf Jahre nach jener Katastrophe von 1871, waren viele Walfänger am Cap Lisburne vorüber, in dem Streifen freien Wassers zwischen Küste und Packeis, welches letztere durch Strömungen und östliche Winde nach Westen abgedrängt war, bis zur Barrowspitze vorgedrungen. Anfang August befanden sich vierzehn Fahrzeuge in jener Gegend. Schon am 7. August ereignete sich der erste Unglücksfall. Die Bark „Arctic“ hatte sich zu weit zwischen die Felder gewagt. Ein Westwind setzte ein — sie wurde vom Eise umschlossen und zerdrückt. Die Mannschaft entkam glücklich über das Eis zu andern Schiffen, welche ebenfalls mehr oder weniger hart bedrängt waren.

Mitte August traten nördliche und nordöstliche Winde ein und zertheilten die Eisfelder; Wale erschienen und die Boote begaben sich auf

den Fang. Aber schon Mitte August sprang der Wind nach Westen um und nahm an Stärke zu; vor ihm her drängte das Pack wieder nach der Küste. Das Gefährliche ihrer Lage wohl erkennend, versuchten nun die Capitaine ihre Schiffe südwärts in Sicherheit zu bringen, wurden aber, ehe ihnen dies gelang, von dem Eise umschlossen. Nur zwei Schiffe, „Rainbow“ und „Three Brothers“, geschützt durch eine ausspringende Landzunge, ankerten noch sicher in der Nähe der Barrowspitze; einige andere, welche, genau wie im Jahre 1871, sich nicht so weit vorwärts gewagt hatten, befanden sich außerhalb der Gefahr am Eiscap. Zwölf Fahrzeuge waren am 24. August vom Eise besetzt, trifteten hülflos mit diesem hin und her und wurden vielfach beschädigt. Je nachdem das Pack sie gefaßt hatte, lagen sie von Wainwright's Inlet nordwärts an verschiedenen Punkten nahe der Küste.

Um für alle Fälle zu sorgen, unternahmen es verschiedene Mannschaften, Proviant nach der unwirthlichen Küste zu bringen. Da aber gleichzeitig auch noch dichter Nebel eintrat, verirrten sich die abgesandten Leute auf ihrem gefahrvollen Wege; nur ein Theil fand sich zu den Schiffen zurück; verschiedene waren verunglückt oder durch die Kälte umgekommen. Ende August gerieth das Eis plötzlich in ein beharrliches Treiben und führte acht der Schiffe mit sich, ungefähr dreißig Seemeilen weit um die Barrowspitze nach Osten. Dort setzte das Pack sich fest und staute sich in gewaltigen Massen auf. Nach wenigen Tagen schon hatten sich die Capitaine überzeugt, daß ihre Lage hoffnungslos und auch nicht ein Fahrzeug zu retten war. Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, man auch nicht Proviant genug hatte, um zu überwintern, wurde in einer allgemeinen Berathung beschlossen, die Schiffe schleunigst zu verlassen, der Küste folgend sich über das Eis nach Süden zu retten und dort Zuflucht auf einem vielleicht außerhalb der Felder kreuzenden Walfänger zu suchen. Ein Theil der Bemannung jedoch fürchtete die Gefahren und Anstrengungen eines in seinem Erfolge so ungewissen Zuges und etwa fünfzig Leute blieben auf den Schiffen zurück, um dort zu überwintern, während die übrigen, über zweihundert an der Zahl, am 5. Septbr. abmarschirten. Diese nahmen nur das Nothwendigste an Kleidung und Waffen, für drei Wochen Nahrungsmittel und natürlich auch die nöthigen Boote mit sich.

Da das Eis sehr uneben lag, war der Zug mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft; man mußte erst das Gepäck voraustragen, dann zurückkehren und die Boote ebenfalls so weit vorwärts schaffen; dann hatte man wieder Canäle und Flächen freien Wassers zu passiren, die Boote bald flott zu machen, bald wieder auf das Eis zu heben, das mitgeführte Gepäck aus- und einzuladen. Es bildete sich auch schon neues Eis, welches die Menschen nicht trug und für die Fahrt in den Booten erst zerschlagen werden mußte. Unter solchen Umständen kam man nur langsam vorwärts; verschiedene Leute wurden muthlos und kehrten wieder nach den Schiffen zurück. Am 9. September erreichte die abziehende Schaar nach großen Mühseligkeiten die Barrowspitze und die beiden unversehrt dort liegenden Schiffe. Deren Capitaine hofften sie aber noch zu retten, da sie nicht direct vom Eise besetzt, sondern nur umzingelt waren und meinten, daß eine günstige Brise freies Fahrwasser öffnen würde. Die von den verunglückten Schiffen kommenden Mannschaften wollten aber nicht warten; sie construirten Schlitten, setzten die Boote darauf und zogen quer über das Land nach der andern Seite der Barrowspitze. Dort trafen sie am 11. September statt freien Fahrwassers nur unabsehbares Eis und die Bark „Florence“ in diesem festsitzend. Nun wurde alle Hoffnung aufgegeben. Man beschloß, an der Barrowspitze zu überwintern und möglichst viele Wale zu fangen zur Ernährung so vieler Menschen während des Winters.

Da kam Rettung. Eine scharfe Brise setzte von Osten ein, trieb das Eis ab und zertheilte es. Die Bark „Florence“ wurde frei, nahm alle Schiffbrüchigen an Bord und segelte an der Küste entlang nach Süden. An Wainwright's Inlet wartete man auf die etwa noch Nachkommenden. Am 18. August erschienen noch „Rainbow“ und „Three Brothers“; die Schiffbrüchigen wurden auf drei Fahrzeuge vertheilt und erreichten in ihnen nach wenigen Wochen Honolulu und San Francisco.

Zwölf Schiffe sind im Eise verunglückt. Auf denen im Nordosten der Barrowspitze sind etwa neunundfünfzig Menschen zurückgeblieben, welche einem langen traurigen Winter entgegensehen. Es ist möglich, daß trotz mangelnder Provisionen viele der Unglücklichen ihn überleben, da ja auch Eskimos an jenen unwirthlichen Küsten existiren, und daß sie im nächsten Sommer durch nordwärts kreuzende Walfänger wieder der Heimath zugeführt werden. P. L.

Ein hübsches Weihnachtsgeschenk für die Kinderstube. In pädagogischen Kreisen haben die vom Lehrer Ad. Lehmann herausgegebenen „Thierbilder für den Anschauungsunterricht, in Buntdruck nach Aquarellen von H. Leutemann“, durch ihre Naturwahrheit, ihre schöne Ausführung und ihr großes Format — achtundachtzig Centimeter Länge und sechsundsechszig Centimeter Breite — so reiche Anerkennung gefunden, daß bereits eine zweite Auflage davon erschienen ist. Die ganze Sammlung besteht aus fünfzehn Blättern, deren jedes meist nur ein Thierstück bietet und in höchst praktischer Weise auf starkem Cartonpapier mit Leinwand-Schutzrand und Oesen zum Aufhängen für den sofortigen bequemen Gebrauch hergerichtet ist. Wir meinen, daß diese prächtigen Bilder nicht nur der Schule, sondern auch dem Hause recht erwünscht kommen und namentlich eine hübsche Zierde der Kinderstube bilden. Es sind ja zum größten Theile die Lieblinge der Kinderwelt, die ihr hier in lebensvollen Bildern naturgetreu vorgeführt werden. Jedes Bild ist einzeln zu haben. Man wählt sich also diejenigen aus, welche man am hübschesten findet, und hängt sie daheim in der Kinderstube zur Freude und Belehrung der Kleinen an der Wand auf. Die Sammlung enthält folgende Bilder: Katze, Hase, Pferd, Karpfen, Maikäfer und Schmetterling (mit Verwandlung), Spinne und Krebs, Hund, Schaf, Storch. Ein vollständiges Exemplar kostet 20 Mark, ein einzelnes Bild 1 Mk. 50 Pf.

Aus der Briefmappe der Gartenlaube.

Zusammengestellt von E. K.

G. in M. Es ist richtig, daß eine Bewegung im Gange ist, durch welche in Bezug auf die neue Standesamtseinrichtung irrthümliche Vorstellungen erzeugt und die Begriffe der Bevölkerungen verwirrt werden sollen. Katholische wie protestantische Jesuiten betreiben diese offene oder versteckte Hetzerei gegen den klaren Geist und Sinn jenes unbedingt segensreichen Staats- und Reichsgesetzes mit so frevelhafter Planmäßigkeit, daß in der That ein gründliches und energisches Gegenwirken dringend nothwendig geworden ist. Aber es ist eben so gewiß, daß man die Angelegenheit nicht mehr berühren kann, ohne der neu entstandenen protestantischen Synoden zu gedenken, und daß verschiedene Berathungen und Beschlüsse dieser Synoden in den weitesten Kreisen der gebildeten bürgerlichen Welt eine sehr tiefgreifende Erbitterung und Entrüstung hervorgerufen haben.

Die Bestrebungen dieser Leute, d. h. der orthodoxen Partei in der Synode, gehen einfach dahin, die volle Kirchenzucht wieder einzuführen. Zu diesem Zwecke soll von jetzt ab eine Controle errichtet und sollen von der Kirche uns Wächter gesetzt werden, die unser kirchliches Wohlverhalten geschäftsmäßig zu beaufsichtigen haben. Vor den Briefen und Besuchen, den väterlichen Anfragen und Verwarnungen dieser modernen Inquisitoren und Executoren wiederhergestellter „Kirchenzucht“ wird also fortan nur das Haus desjenigen evangelischen Bürgers gesichert sein, der den Herren keinen Anlaß zu Einmischungen giebt, oder sie mit Anstand sich vom Leibe zu halten weiß. Neugierig darf man dabei nur sein, ob sich wirklich viele Bürger finden werden, die ihren Mitbürgern gegenüber die Rolle des Ermahners und Gewissensspürers zu übernehmen wagen. Es dürfte das in unseren Tagen doch häufig ein recht heikles Geschäft werden.

Aber sollte es wirklich in Deutschland noch Menschen geben, die mit offenen Augen nicht sehen, daß es sich bei diesem Kriege wider die Civilehe nicht um eine Frage des Gemeinwohls, der wahren Religion und Sittlichkeit handelt, sondern nur um eine Stellungs- und Interessenfrage priesterlichen Machtbedürfnisses und zelotischen Ehrgeizes? Viele nichtpietistische Geistliche bezeichnen den Kampf deshalb auch als einen Pfaffenkampf und halten sich denselben fern. Wer in aller Welt verliert denn auch, wer ist denn gestört oder verletzt durch den Umstand, daß kirchliche Gebräuche, wie Trauung, Taufe etc., nunmehr seiner freien Selbstbestimmung überlassen bleiben? Zeige man uns doch den Menschen, der fortan an der Uebung dieser frommen Acte gehindert würde. Sind sie denn etwa gar verboten oder abgeschafft worden, erhalten sie nicht vielmehr erst ihren Werth und ihre rechte Weihe durch die Freiwilligkeit des inneren Dranges?

Davon aber will bekanntlich der orthodoxe Geist nichts wissen, weil er weiß, daß er nicht die Fähigkeit besitzt, durch seine eigene Kraft eine Autorität zu gewinnen, wie sie ihm bis jetzt mit der bloßen geistlichen Amtsstellung so überaus bequem in den Schooß gefallen ist. Er bedarf für seine Existenz der kirchlichen Zwangsmittel, und wo diese seinen Händen entgleiten, da geht es in der That mit seiner Herrschaft zu Ende. Darum können es die Orthodoxen dem Staate nicht verzeihen, daß er ihnen den bisherigen Dienst nicht mehr leisten will, und darum sinnen sie grollend auf Maßregeln, wie trotz alledem der vom Staate in religiöser Hinsicht freigemachte Bürger auch fernerhin dem alten Zwange unterworfen bleiben soll. Die Berechnung, von der man dabei ausgeht, ist eine ziemlich schlaue. Das Ziel wäre erreicht, wenn es gelänge, an die Stelle des beseitigten staatlichen Zwanges den nicht minder tyrannischen Zwang der Sitte, eine Nöthigung durch den gesellschaftlichen Brauch zu setzen. Zu diesem Zwecke aber muß in den Augen des Volkes der Act der bürgerlichen Eheschließung herabgewürdigt, müssen bei den Unwissenden Zweifel an der vollen Gültigkeit dieses Actes erregt, muß er verächtlich gemacht und gleichsam mit einem sittlichen Makel behaftet, d. h. die nur vom Standesamt bewirkte Ehe als unrespectabel, gleichsam als Concubinat bezeichnet werden. Wer die Dinge kennt, der weiß, daß die betreffenden geistlichen Agitationen sämmtlich auf diese Absicht hinauslaufen. Das deutsche Volk aber hat sich bis jetzt redlich dieser Finsterlinge erwehrt; es wird sich auch in einem so hochwichtigen Punkte nicht von ihnen irre machen lassen und die frommen Intriguenschmiede an die betreffenden Aussprüche Luther's erinnern, der u. A. einst wörtlich geschrieben hat: „Gott läßt oft in der Schrift bezeugen, er wolle keinen gezwungenen Dienst, und soll Niemand sein werden, er thue es denn aus Lust und Liebe. Hilf Gott, haben wir denn nicht Sinne und Ohren? Ich sage abermal: Gott will nicht gezwungenen Dienst haben; ich sage zum dritten Mal, ich sage hunderttausend Mal: Gott will keinen gezwungenen Dienst haben.“ Ein solcher gezwungener Dienst aber würde jetzt die auf Betrieb jener Dunkelmänner wiederhergestellte äußere Nöthigung zu kirchlichen Handlungen sein.

O. in Rom. Welches Urtheil wir über das vielbesprochene Buch des Grafen A. Adelmann: „Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur“ fällen? Wir selbst — gar keins, denn wir kennen es kaum und haben es nicht gelesen. Ein lieber Freund, ein feingebildeter Kopf und vielgereister Mann, der selbst viele Monate in Italien lebte, schrieb uns aber ganz zufällig vor einigen Monaten darüber:

„Auch die Adelmann'schen Briefe über Italien habe ich theilweis ge-

lesen, theilweis durchblättert, und sie haben mir in der angenehmsten Weise die mir so wohlbekannten Schätze Italiens in Kunst und Natur vor Augen geführt. Der Verfasser erzählt seine Reise nicht wie ein Gelehrter oder Künstler, sondern wie ein Mann, der mitten im Leben steht, die Kunst ansieht mit dem Auge eines gebildeten Laien und die Natur nicht mit den Augen, sondern durch die Augen mit dem Herzen. Seine durchaus natürlichen Landschaftsschilderungen drücken eine so warme Liebe für die Natur, ein so feines Verständniß für die tausendfach verschiedenen und wechselnden Schönheiten der südlichen Landschaft aus, daß Jeder, der ein warmes Herz für die Reize der Natur hat, nur mit Vergnügen dem ‚Maler mit Worten‘ folgen wird. Freilich fehlt dem Ganzen auf der andern Seite eine packende Originalität mit dem Hintergrunde gründlicher Kenntnisse auf dem Gebiete der Kunst und Kunstgeschichte, aber wer Italien noch nicht kennt oder als Tourist, ohne Ansprüche auf gründliche Kenntnisse, diese seligen Gefilde durchwandert hat, muß an den leichten gefälligen Schilderungen des Verfassers Gefallen finden.“ — So weit der Freund.

Das Vorwort des Buches haben Sie wohl überschlagen, sonst würden Sie nicht die Vermuthung ausgesprochen haben, daß Graf Adelmann ein junger Diplomat sei. Der Verfasser des Buches lebt als Cavallerie-Officier in Ludwigsburg.

B. in Wsd. Nicht doch, alter lieber Freund! Ihr Schmerz mag ein unsäglicher, Ihr Haß ein gerechter sein, aber Ihre Thränen wecken die Todte nicht und Ihr Haß macht das Herzeleid nicht ungeschehen. Mit Hermann Hain rufen wir Ihnen zu:

Gehst du an einem Grab vorüber,
D'rin ruht ein Leben, dir einst lieb,
Das oftmals dich gekränkt, gequälet,
O, dann vergieb! O, dann vergieb!

Erscheint ein Herz, das dich verlassen,
Das tief in Dankes Schuld dir blieb,
Entblößt und arm vor deiner Pforte,
O, dann vergieb! O, dann vergieb!

Und naht ein Wesen dir in Thränen,
Zu dem dich deine Seele trieb,
Das kalt sich einst von dir gewendet,
O, dann vergieb! O, dann vergieb!

R. in Mg. Nicht von Ihnen allein wurde die Redaction der Gartenlaube in letzterer Zeit mit Anfragen bestürmt, aus welchem Grunde nicht wie früher eine Veröffentlichung der in Zeitungen angepriesenen Geheimmittel zu erfolgen pflege. Die Ursache des jetzigen Schweigens ist unschwer zu errathen. Jahrzehnte lang hat die Gartenlaube die Herkulesarbeit auf sich genommen, durch Beschreibung der Zusammensetzung der bekanntesten Geheimmittel ihren Lesern klar vor Augen zu führen, daß die betreffenden Mittel nie etwas Neues enthalten, sondern ausnahmslos aus bekannten Stoffen bestehen. Diese Danaidenarbeit war zwar für die Denkenden fruchtbringend, doch konnte dieser relativ kleine Theil der Bevölkerung unmöglich das Fortblühen der Wucherpflanze unterdrücken. Von dem Arzte wird es als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er die Leiden seiner Kranken mildert, nimmt aber ein Laie ein medicinisches Buch zur Hand und besitzt er dabei hinreichende Körperstärke, um durch Kneten, Streichen und Drücken einen genügenden Heiligenschein um sich zu verbreiten, so ist der Wundermann fertig, dessen übernatürliche Kräfte bald kaum mehr der Anzahl der Hülfesuchenden gewachsen sind. Der gleiche Fall tritt ein, wo es sich um Geheimmittel handelt. Vor Allem betrogen wird der Theil des Publicums, welcher in Folge der Erziehung oder allzu einfacher Geistesanlagen unfähig ist, das Widersinnige der Anpreisungen zu durchschauen, sondern, noch von dem Grundsatze ausgehend, daß Gedrucktes und Wahrheit als identisch zu betrachten sind, oft seine letzten Groschen auf dem Altare dieser modernen Räuberei opfert. Wer aber nicht im Stande ist, selbstständig zu handeln, muß bevormundet werden, und allein dem Staate ist es möglich, in dieser wichtigen Sache das entscheidende Wort zu sprechen. Es kann dies leicht geschehen, wie das Beispiel eines Ländchens, des Cantons Luzern in der Schweiz, zeigt, welches durch ein einfaches Gesetz dem ganzen Geheimmittelschwindel die Spitze abgebrochen hat. Dieses Gesetz lautet:

„1) Jeder Fabrikant oder Verkäufer eines Geheimmittels, welcher die Erlaubniß zum Annonciren oder zum Verkaufe begehrt, ist gehalten zu übermitteln: a. die Annonce, wie er sie gehalten wissen möchte, nebst Angabe des Preises, wie das Mittel im Detail verkauft wird; b. das Recept; c. eine zum Versuche hinreichende Portion des Fabrikates.

2) Beides Letztere wird einem amtlich beeidigten Chemiker übergeben, der nach vorgenommener Untersuchung schriftlich an die auftraggebende Behörde referirt.

3) Das Recept bleibt in Händen der Sanitätsbehörde. Die Geheimhaltung wird dem Antragsteller amtlich zugesichert.

4) Petent deponirt zum Voraus bei der Sanitätsbehörde eine von ihr in jedem speciellen Falle zu bestimmende Summe.

5) Bei Mittheilung der Erkenntnisse wird allfälliger Ueberschuß der deponirten Summe retournirt.“

Der Erfolg dieses Gesetzes trat bald zu Tage. Die Anzeigen von Geheimmitteln haben sich in den Cantonsblättern von Luzern nicht nur auffallend vermindert, sondern sind außerdem in einem so bescheidenen und anständigen Tone gehalten, daß sie kaum mehr einen großen Schaden anrichten können. Gerade das entgegengesetzte Verhältniß waltet in Deutschland ob, und es würde das neue Reichsgesundheitsamt dem deutschen Volke eine große Wohlthat erweisen, wenn es durch ein ähnliches Gesetz den gleichen glücklichen Zustand herbeiführte. Dr. —a—.

K. in L. Ob der baden'sche Priester, dessen Proceß in Sachen der „gnadenvollen Erzbruderschaft“ damals in Karlsruhe oder Rastatt verhandelt wurde, nachträglich noch bestraft worden ist, können wir Ihnen heute nicht angeben, jedenfalls ist aber mit der damaligen Brandmarkung die Agitation der Schwarzen zum Beitritt in diese religiöse Gesellschaft nicht eingestellt und wird — namentlich in Frauenkreisen — noch mit aller Energie fortgesetzt. Wir sind zufällig in Besitz eines Aufnahmescheines gekommen und benutzen diese Gelegenheit zur Veröffentlichung desselben, zum Beweise dafür, welchen Blödsinn sich deutsche Landeskinder noch im neunzehnten Jahrhunderte bieten lassen. Das Decret (gedruckt und mit einem schönen Marienbilde aus der Kunst-Anstalt der Gebrüder Benziger in Einsiedeln geschmückt) lautet:

Aufnahme
in die gnadenvolle Erzbruderschaft
Maria von Trost.

I. Obliegenheiten der Mitglieder.

1) Müssen sie von einem dazu bevollmächtigten Priester nach der vorgeschriebenen Form persönlich aufgenommen werden.

2) Müssen sie einen geweihten schwarzledernen Gürtel um die Lenden tragen.

3) Müssen sie alle Tage dreizehn Vaterunser und Ave Maria und zum Schluß ein Salve Regina (oder statt desselben fünf Ave Maria) für die Wohlfahrt der heiligen Kirche und des päpstlichen Stuhles beten.

4) Sofern sie nicht rechtmäßig gehindert sind, sollen sie auch fleißig den Bruderschafts-Gottesdiensten und Processionen beiwohnen, an den Festen Mariä, St. Augustini rc. beichten und am Vorabend vor St. Augustini (27. August) Fasttag halten.

NB. Diese Regeln verbinden unter keiner Sünde.

II. Vortheile und Gnaden.

Diese heilige Erzbruderschaft enthält einen so großen Schatz von Gnaden und namentlich von heiligen Ablässen, wie solche in dem Summario Seiner päpstlichen Heiligkeit Clemens X. vom 27. März 1675 und in unserm Bruderschaftsbüchlein weitläufig zu ersehen sind, daß Papst Gregorius XIII. mit Recht dieser heiligen Erzbruderschaft den Titel der „ersten und vornehmsten Bruderschaft aus allen Bruderschaften“ beigelegt hat; denn:

1) Gewinnen die Brüder und Schwestern vollkommenen Ablaß am Tag der Einverleibung nach Beicht und Communion.

2) Werden Alle, sowohl im Leben als im Tode, theilhaftig aller guten Werke und heiligen Messen des ganzen Augustinerordens.

3) Können sie alle Ablässe aller heiligen Ordensstände und deren Bruderschaften rc. gewinnen, wie wenn sie persönliche Mitglieder derselben wären, wofern sie dasjenige verrichten, was jene Ablässe insbesondere vorschreiben.

4) Dreimal im Jahre können sie noch eigens den großen Portiunkulä-Ablaß gewinnen, als: am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt, an Mariä Geburt und am nächsten Sonntag nach dem 10. September.

5) Sechsmal im Jahre können sie, und alle Christgläubigen, den päpstlichen Segen mit vollkommenem Ablaß in unserer Augustiner-Eremiten-Ordenskirche erlangen, nämlich: am heiligen Weihnachts-, Oster- und Pfingsttag; dann an Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt und am Titularfest (welches dahier am Schutzengelfest gehalten wird).

6) Wenn die Mitglieder auch Gutthäter der Bruderschaft sind, so werden sie überdies auch noch — lebendig und todt — auf ewig theilhaftig aller Wallfahrten und Stationen des gelobten Landes, zu Rom bei St. Peter und Paul rc., sowie aller Gebete und guten Werke, die in der gesammten Christenheit und von jedem einzelnen Christen insonderheit geschehen.

7) Auf dem Todbette erlangen sie die Generalabsolution und Erledigung von allen Sündenstrafen.

8) Wenn eines Mitgliedes Ableben durch diese zurückgeschickte Urkunde wird angezeigt werden, soll es am Titularfest auf öffentlicher Kanzel zum allgemeinen Gebete verkündet werden.

In diese Bruderschaft ist aufgenommen:

M......... S........, Wittwe.

Hasenlohr, den 1. September 1872.

Mart. Buch, Pf.

v. H. in G. Sollten bei etwas knapperer Benutzung Ihrer großen Einkünfte Ihre Magenleiden wirklich so oft eintreten? — Wir haben übrigens bereits früher auf das jetzt schon in dritter Auflage erschienene Buch: „Tisch für Magenkranke von Dr. J. Wiel“ hingewiesen und möchten doch bitten, da wir nicht noch einmal auf die Wiel'schen Theorien in ausführlicher Darstellung zurückkommen können, das Werk Ihrer Bibliothek einzuverleiben und zu studiren. Vielleicht thut dann der verteufelte Magen wieder seine Schuldigkeit.

J. C. R. in Gießen. Sie wünschen zu erfahren, ob die in einer Gesellschaft aufgestellte Behauptung, „daß in einer gewissen Tiefe des Meeres selbst centnerschwere Gegenstände nicht zu Boden sänken, weil das durch die obere Wassersäule zusammengepreßte Wasser dies unmöglich mache und daß in einer solchen Tiefe alles Leben aufhöre, gleichwie in den höheren Regionen der Luft“, begründet ist oder nicht.

Was nun den ersten Theil der Behauptung betrifft, so beruht er auf dem Irrthume, daß die Dichtigkeit des Wassers mit der Tiefe in einem ähnlichen Verhältnisse zunehmen müsse, wie die Luft. Diese Annahme trifft aber nicht zu, weil das Wasser und die Flüssigkeiten im Allgemeinen viel weniger zusammendrückbar sind, als die Gase. Selbst in der ungeheuren Tiefe von dreitausend Faden (zu sechs Fuß), unter einem

Wasserdrucke also von circa sechshundert Atmosphären, würde das Wasser nach W. F. Maury's Berechnung nur um drei Maßprocente dichter sein als an der Oberfläche, das heißt: hundert Liter Wasser würden dort auf den Raum von siebenundneunzig Litern zusammengedrückt werden. In einem so wenig verdichteten Wasser sinkt noch jedes Sandkörnchen unter.

Interessanter ist der zweite Punkt Ihrer Frage. Wie oft haben Salon-Physiker ihr Publicum mit der Versicherung in Erstaunen gesetzt, daß jeder Mensch je nach seinem Körperumfang eine Atmosphärenlast von dreißig- bis vierzigtausend Pfund auszuhalten und beständig mit sich herumzuschleppen habe, aber weder Sie, noch Fräulein Taglioni werden jemals von dieser eingebildeten Last Beschwerden empfunden haben. Sie hebt sich, weil nach allen Seiten gleichmäßig drückend, von selbst auf und ist für das Wesen, welches darunter geboren ist, gleich Null. Und gerade so wenig, wie wir von unseren drei- bis vierhundert Centnern, werden die Tiefseethiere von einem mehrere hundert Mal größeren Drucke zu Brei gedrückt werden, ja denselben überhaupt nur spüren. Denn allerdings leben in Tiefen, die weit über tausend Faden hinausgehen, zahlreiche Thiere, wie dies die Tiefseeforschungen unserer Tage im Gegensatze zu früheren Annahmen gezeigt haben, und diese oft gallertartig weichen Bewohner des Meergrundes sterben im Gegentheil oftmals, wenn man sie in höhere Regionen hinaufbringt, ebenso wie der Mensch zu Grunde geht, wenn er sich im Luftballon über die Luftdichte, für die er organisirt ist, hinauswagt. Allerdings ist diese Gefahr für Wasserthiere wegen der geringeren Dichtigkeitsunterschiede kleiner als für die Luftthiere, doch giebt es einzelne in achtzig bis neunzig Faden Tiefe lebende Fische, die sogar mit einem Knalleffect aus dem Leben scheiden, wenn man sie an einer langen Angelschnur plötzlich in die Höhe zieht. Die Luft in ihrer Schwimmblase ist nämlich bei dem in jenen Tiefen herrschenden Druck von fünfzehn bis sechszehn Atmosphären sehr stark zusammengepreßt und dehnt sich, wenn dieser Druck plötzlich hinweggenommen wird, bis zu einem explosionsartigen Zerspringen des Thieres aus, ebenso wie man die Schwimmblase eines in der Küche secirten Fisches unter der Luftpumpe zum freiwilligen Zerplatzen bringen kann.

B. Z. in K. Was wir von dem Geheimmittel eines Dr. Killisch, angeblich in Dresden-Neustadt, gegen die Epilepsie halten? Gar nichts! Es sollte nunmehr auch in der Laienwelt bekannt genug sein, daß die wissenschaftliche Heilkunde ein untrügliches Mittel gegen die Epilepsie überhaupt nicht kennt, ja daß große Autoritäten zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß es ein solches nicht giebt. Ueber das Geheimmittel dieses „Dr. Killisch", angeblich in Dresden-Neustadt, wo Kranke ihn jedoch vergeblich suchten und wo er gar kein Domicil haben soll, können wir Ihnen zufällig eine ebenfalls wissenschaftlich begründete Auskunft geben. Dem Untersuchungs-Büreau des pharmaceutischen Kreisvereins in Leipzig wurde von einem Kranken eine Flasche der von ihm gebrauchten Arznei übergeben, und dieses berichtet darüber wie folgt: „Das am 24. vorigen Monats übersandte Mittel gegen Epilepsie ist der Untersuchung zufolge weiter nichts, als eine Auflösung von fünf Gramm Bromkalium in zweihundert Gramm Wasser. Eine derartige Medicin würde, wenn vom Arzte verordnet, nach der sächsischen Arzneitaxe fünfundsechszig Pfennige kosten, das heißt zu diesem Preise wird sie von jeder sächsischen Apotheke angefertigt." Vergleichen Sie damit den Preis des Geheimmittels, so werden Sie sofort an Bock denken und von seinem berühmten Ausspruche sich warnen lassen.

K. in L. Außer dem „Globus" existirt nur noch eine Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, die unter der bewährten Leitung des Professors Otto Delitsch in Leipzig erscheinende illustrirte Wochenschrift „Aus allen Welttheilen". In allgemein verständlicher und ansprechender Weise und doch mit der nöthigen Gründlichkeit bringt das Delitsch'sche Blatt, das außerdem mit guten Illustrationen geziert ist, Belehrungen über allgemeine Erdkunde, Berichte über die neuesten Entdeckungen, längere Notizen über die Thätigkeit der geographischen Gesellschaften, Schilderungen aus Natur- und Völkerleben — genug Alles, was für Freunde der Länder- und Völkerkunde Interesse hat. Wir empfehlen es auch Ihnen.

J. v. K. Ein „Kloster, worin junge Mädchen eine streng-religiöse Erziehung erhalten" kennt allerdings die Redaction der Gartenlaube nicht, aber selbst wenn sie Kenntniß von der Existenz eines solchen „Verziehungs-Instituts" hätte, würde sie im Interesse Ihrer Tochter darüber schweigen. Ein fröhliches, lachendes Kind in düstern Klostermauern — das ist für uns ein undenkbarer Gedanke.

Ch. D. in L. Die allerdings vielfach verbreitete Ansicht, das Motiv zu dem freiwilligen Tode des Freiherrn Otto von Reinsberg sei in angeblichen Nahrungssorgen zu suchen, sind wir in der Lage als völlig unbegründet zu bezeichnen, da uns authentische Schriftstücke vorliegen, welche den Beweis liefern, daß die Finanzen des Schriftstellerpaares Reinsberg-Düringsfeld nicht nur durchaus geordnet, sondern auch auf längere Zeit hinaus gesichert waren. Der Entschluß Rheinsberg's, seiner Gattin in den Tod zu folgen, ist vielmehr auf das seit dem Hingang der Letzteren ihn beherrschende Gefühl unerträglicher Vereinsamung zurückzuführen.

Abonnentin in Memel. Sie haben den scheinbaren Widerspruch in Carus Sterne's „Werden und Vergehen", daß die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde sich mit fortschreitender Zusammenziehung stetig beschleunigt haben und dennoch früher schon größer gewesen sein soll, als heute, ganz richtig gelöst. Die Geschwindigkeit nahm zu, bis die weitere Zusammenziehung der zu einer festen Masse erstarrten Dampflinse verschwindend klein wurde, und nahm von da an durch eine noch nicht völlig aufgeklärte Ursache, wahrscheinlich durch die entgegengesetzt wirkende Bewegung der Ebbe und Fluth, langsam ab. Ein kleiner, an einem Bindfaden festgeknüpfter Körper, den man, die Enden des Fadens in den beiden Händen haltend, erst im weiten Kreise, dann, den Faden anziehend, im engern Kreise schwingen läßt, zeigt sehr deutlich die Beschleunigung der Bewegung in Folge der Verkürzung des Drehungsdurchmessers und kann somit zur Versinnlichung eines wichtigen Vorganges der Weltbildung dienen.

Nr. 8998616. Wir haben diesen Blödsinn in den Orcus unseres Papierkorbes versenkt und würden Ihnen verbunden sein, wenn Sie uns mit weiteren Einsendungen derartiger Stilübungen verschonen wollten. Solche Freunde fehlen Wagner noch, um seinem an sich großartigen Wirken mehr und mehr den Stempel der Lächerlichkeit aufzudrücken.

Champs Elysées. Mit 12,000 Mark jährlicher Einkünfte können Mann, Frau und Kind in jeder deutschen Stadt sehr anständig und behaglich leben. Es fragt sich nur, welche Gegend, ob Süd-, Mittel- oder Norddeutschland, Ihnen am meisten convenirt.

M. C. H. in Sch. Sie wünschen unsere Ansicht darüber zu hören, ob die Verwesung und Fäulniß der Blätter und sonstiger Pflanzentheile nicht zuweilen die Waldluft gegen die allgemeine Annahme geradezu ungesund machen könnte? Ihre Frage bezieht sich also wesentlich auf den herbstlichen Laubwald, und sofern es nur die lebenden Blätter sind, welche Kühlung, Frische und Lebensluft (Sauerstoff) ausathmen, hat der Laubwald im Spätherbste und Winter, nachdem die Blätter aufgehört haben zu athmen, jedenfalls keine Fähigkeit, bessere Luft zu bieten, als jeder andere mehr oder weniger geschützte Platz im Freien. Auch ist es zweifellos, daß die verwesenden Blätter der Luft Kohlensäure und einige andere Verwesungsgase zuführen, wie denn der Waldluft an feuchten Herbsttagen ein entschieden dumpfiger Geruch eigen ist. Natürlich wird man also im Spätherbste den Nadelwald mit seiner spärlichen Streu als Lufteurort vorziehen. Eine bemerkenswerthe Schädlichkeit, die durch das verwesende Laub hervorgebracht würde, ist aber andererseits nicht zu befürchten, wie Sie ja auch an dem durchschnittlichen Wohlbefinden der Winter und Sommer im Walde hausenden Förster erkennen können. Das Laub giebt nämlich, ehe es fällt, die stickstoffreicheren Bestandtheile dem Baume zurück, und gerade diese sind es, welche bei der Verwesung die schädlichsten Gase erzeugen würden. Nachdem der erste Zersetzungsproceß schon im Wipfel erfolgt ist, geht die vollständige Verwesung am Boden so langsam vor sich, daß ihre Gase nicht merklich die Zusammensetzung der immerfort in den Tropenwäldern erfrischten und gerade in dieser Jahreszeit bei uns lebhaft bewegten Luft ändern können.

E. B. 21. Die Bühne ist in gewissem Sinne ein so unebener Boden, daß sehr oft Künstler mit gesunden Füßen darauf straucheln. Wir würden Ihnen daher trotz der schützenden Schleppkleider nicht rathen, sich mit Ihrem hinkenden Beine auf die weltbedeutenden Bretter zu wagen. — Manuscript unbrauchbar.

F. T. in Elberfeld. Nur viertausend Mark wünschen Sie von der „Gartenlaube" für die weitere Ausbildung der jungen Künstlerin? Recht bescheiden! Aber vergessen Sie nicht, daß wir heute noch im November leben und Carnevalsscherze erst im Februar zur rechten Zeit kommen!

Stuttgart. Ueber den lange Zeit in Amerika vermißten und durch die „Gartenlaube" gesuchten Gust. Hermann Blumhardt aus Stuttgart schreibt uns ein Herr Wanner in Walhalla: „Soeben kommt mir die ‚Gartenlaube' (Jahrgang 1875) in die Hände, und finde ich darin eine Liste von Vermißten, unter Andern auch Nr. 206: Gustav Hermann Blumhardt aus Stuttgart (Württemberg), welchen ich, wenn er der Sohn eines Hauptmann Blumhardt's war, ganz gut kannte. Derselbe stand mit mir im Jahre 1874 in der Comp. D., 1. U. S. Cavalry-Regiment und fiel an meiner Seite von unzähligen Kugeln durchbohrt in „the battle of the Wilderness" am 6. Mai 1874."

L. N. in Birmingham. In London können Sie abonniren bei A. Duensing, 8 Little Newport-Street, Leicester Square oder bei August Siegle, 110 Leadenhall-Street oder bei Trübner u. Comp., 57 u. 59 Ludgate-Hill.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 49. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Es war Frühling geworden, zum zweiten Male seit dem Beginne des Aufstandes, der im Anfange so mächtig emporloderte, und der jetzt erdrückt, vernichtet am Boden lag. Jene winterlichen Märztage des vergangenen Jahres hatten nicht blos Unheil über die Bewohner von Wilicza gebracht, sie waren auch für die ganze Insurrection verhängnißvoll geworden, die mit der Niederlage des Morynski'schen Corps eine ihrer Hauptstützen verlor. Graf Morynski hatte sich bei jenem Ueberfalle, der ihn und die Seinigen so gänzlich unvorbereitet traf, während sie sich durch die Deckung des Fürsten Baratowski gesichert glaubten, mit der Kraft der Verzweiflung gewehrt, und selbst da, als er sich umringt und verloren sah, noch das Aeußerste daran gesetzt, um Leben und Freiheit so theuer wie möglich zu verkaufen. So lange er an der Spitze stand, hielt sein Beispiel noch die Wankenden, aber als der Führer blutend und bewußtlos am Boden lag, war es vorbei mit jedem Widerstande. Was nicht fliehen konnte, wurde niedergemacht, oder fiel gefangen in die Hände der Sieger. Die Niederlage kam einer Vernichtung gleich, und wenn sie auch noch nicht das Schicksal der Revolution entschied, so bezeichnete sie doch einen Wendepunkt darin. Von da an ging es abwärts, unaufhaltsam abwärts. Der Verlust Morynski's, der unter den Führern des Aufstandes weitaus der bedeutendste und energischste gewesen war, der Tod Leo Baratowski's, den Name und Traditionen seiner Familie, trotz seiner Jugend, zum Hauptaugenmerke der Partei für die Zukunft gemacht hatten, waren schwere Schläge für diese Partei, die, längst unter sich uneins und gespalten, jetzt noch mehr auseinanderfiel. Zwar blitzte der schon im Sinken begriffene Stern hier und da noch einmal auf; es gab noch Kämpfe und Gefechte voll Verzweiflung und Heldenmuth, aber es trat immer deutlicher hervor, daß die Sache, für die man kämpfte, eine verlorene war. Die Insurrection, die sich anfangs über das ganze Land verbreitet hatte, wurde immer mehr zurückgedrängt, in immer engere Grenzen eingeschlossen; ein Posten nach dem andern fiel, eine Schaar nach der andern wurde zersprengt oder löste sich auf, und das Ende des Jahres, mit dessen Beginne der Aufstand so drohend aufflammte, sah ihn erlöschen bis auf den letzten Funken. Nur Schutt und Trümmer zeugten noch von dem letzten verzweifelten Todeskampfe eines Volkes, über das die Geschichte längst das Urtheil gesprochen hatte.

Es dauerte lange, ehe das Schicksal des Grafen Morynski entschieden wurde. Er erwachte erst im Kerker wieder zum Bewußtsein, und jene schwere, anfangs für tödtlich gehaltene Verwundung machte in der ersten Zeit jedes Verfahren gegen ihn unmöglich. Er schwebte monatelang zwischen Leben und Tod, und als er endlich genas, war das Erste, was ihn an der Schwelle des Lebens erwartete — das Todesurtheil. Für einen Führer der Revolution, der im Kampfe, mit den Waffen in der Hand, in die Gewalt des Siegers gefallen war, konnte der Spruch nicht anders lauten. Das Todesurtheil wurde über ihn ausgesprochen, und es wäre sicher vollzogen worden, wie so viele andere, ohne die lange schwere Krankheit. Gegen den vermeintlich Sterbenden wollte man den Spruch doch nicht zur Ausführung bringen, und als seine Vollziehung möglich wurde, war der Aufstand bereits bewältigt, die drohende Gefahr für das Land beseitigt, und damit ließ auch die eiserne Strenge des Siegers nach. Graf Bronislaw Morynski wurde zu lebenslänglicher Deportation begnadigt, allerdings zur Deportation in ihrer schärfsten Form, nach einem der entlegensten Orte Sibiriens — eine furchtbare Gnade für den Mann, dessen ganzes Leben nur ein einziger Freiheitstraum gewesen war, der selbst während der ersten jahrelangen Verbannung in Frankreich keine Beschränkung seiner persönlichen Freiheit gekannt hatte.

Er hatte die Seinigen nicht wieder gesehen seit jenem Abende, wo er in Wilicza von ihnen Abschied nahm, um in den Kampf zu gehen. Weder der Schwester noch selbst seiner Tochter wurde es erlaubt, ihn zu sehen. Was sie auch unternahmen, um bis zu ihm zu dringen, es scheiterte Alles an der Strenge, mit der man den Gefangenen von der Außenwelt und dem Verkehre mit seinen Anverwandten abschloß. Diese hatten freilich die Strenge selbst verschuldet, denn sie versuchten es mehr als einmal, ihn seiner Haft zu entreißen. Sobald der Graf nur einigermaßen genesen war, wurde von Seiten der Fürstin und Wanda's alles nur Mögliche aufgeboten, ihm zur Flucht zu verhelfen, aber die sämmtlichen Befreiungspläne mißlangen, und der letzte hatte Pawlick, dem alten treuen Diener des Hauses Baratowski, das Leben gekostet. Er hatte sich freiwillig zu dem gefährlichen Dienste erboten, und es glückte ihm auch wirklich, sich mit dem Grafen in Verbindung zu setzen; dieser war benachrichtigt, der Fluchtplan verabredet, aber bei den Vorbereitungen dazu wurde Pawlick entdeckt und, als er in der ersten Bestürzung die Flucht nahm, von den Festungswachen niedergeschossen. Die Folge dieser Entdeckung war eine nur noch strengere Bewachung des Gefangenen und die schärfste Beobachtung seiner Angehörigen; sie konnten

keinen Schritt mehr thun, ohne sich neuem Verdachte auszusetzen, ohne die Haft des Vaters und Bruders noch härter zu machen; sie mußten endlich der Unmöglichkeit weichen.

Die Fürstin hatte unmittelbar nach dem Tode ihres jüngsten Sohnes Wilicza verlassen und war gänzlich nach Rakowicz übergesiedelt. Die Welt fand es sehr natürlich, daß sie ihre verwaiste Nichte jetzt nicht allein ließ, Waldemar verstand besser, was seine Mutter forttrieb. Er hatte es schweigend hingenommen, als sie ihm ihren Entschluß ankündigte, und nicht den geringsten Versuch gemacht, sie zu halten; er wußte, daß sie weder den Aufenthalt in seinem Schlosse noch seinen täglichen Anblick mehr ertrug, war er ja doch die Ursache jener unglückseligen That Leo's gewesen, die diesem den Tod und den Seinigen das Verderben brachte. Vielleicht war es für Nordeck auch eine Erleichterung, daß die Fürstin ging, jetzt, wo er gezwungen war sie täglich und stündlich zu verletzen durch die Art, wie er die Zügel der Herrschaft in Wilicza führte. Seine Hand, die sie mit so eiserner Willenskraft ergriffen hatte, wußte sie auch eisern zu regieren, und das war in der That nothwendig. Er hatte Recht, es war ein Chaos, was die zwanzigjährige Beamtenwirthschaft unter seinem ehemaligen Vormunde und die vier letzten Jahre unter dem Baratowski'schen Regimente ihm auf seinen Gütern geschaffen hatte, aber er ging mit einer unglaublichen Energie daran, Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Im Anfange hatte Waldemar freilich genug zu thun, wenn er sich mit allen Kräften der auch auf seinem Gebiete drohenden Rebellion entgegenstemmte, aber sobald er sich nur wieder frei regen konnte, sobald der Aufstand, der mit tausend geheimen Beziehungen auch nach Wilicza hinübergriff, zu erlöschen anfing, begann dort ein Umwälzungsproceß, der seines Gleichen suchte. Was sich von den Beamten nicht unbedingt fügte, wurde entlassen und jeder Zurückgebliebene der schärfsten Controlle unterworfen. Die Forstverwaltung wurde durchweg mit neuen Persönlichkeiten besetzt, die Pachtgüter, zum Theil mit bedeutenden Geldopfern, aus den Händen der bisherigen Pächter befreit und der Herrschaft selbst zugetheilt, an deren Spitze der junge Gutsherr ganz allein stand. Es war eine Riesenaufgabe für einen Einzelnen, das Alles zu bewältigen, jetzt, wo all' das Alte zusammenstürzte und das Neue erst geschaffen werden sollte, wo noch nichts sich fügte, nichts ineinander griff, aber Waldemar zeigte sich dieser Aufgabe gewachsen. Er war doch schließlich Sieger geblieben im Kampfe mit seinen Untergebenen; zwar die eigentliche Bevölkerung von Wilicza blieb ihm nach wie vor feindlich gesinnt; sie haßte fortgesetzt in ihm den Deutschen, aber auch sie hatte die Hand des Herrn fühlen und sich ihr beugen lernen. Mit der Entfernung der Fürstin verlor der Ungehorsam seine stärkste Stütze, und mit dem Erlöschen des Aufstandes drüben im Nachbarlande sanken auch hier Trotz und Widerstand zusammen. Von ruhigen, geordneten Verhältnissen, wie sie auf den Gütern in anderen Provinzen herrschten, war freilich noch keine Rede, dazu hätte es anderer Zeiten und Umgebungen bedurft, aber der Anfang war doch wenigstens gemacht, die Bahn gebrochen, und das Uebrige mußte der Zukunft aufbehalten bleiben.

Der Administrator Frank befand sich noch in Wilicza und hatte seine beabsichtigte Entfernung um ein Jahr hinausgeschoben. Er gab darin hauptsächlich dem Wunsche des Gutsherrn nach, dem viel daran lag, den tüchtigen, erfahrenen Mann noch eine Zeit lang zur Seite zu haben. Erst jetzt, wo das Nothwendigste geordnet war, hatte Frank seine definitive Entlassung genommen und zugleich den langgehegten Plan ausgeführt, sich selber anzukaufen. Das hübsche, gar nicht so unbedeutende Gut, das er erworben, lag in einer anderen Provinz des Landes, in angenehmer Gegend und befand sich, im Gegensatz zu der „polnischen Wirthschaft", die der Administrator zwanzig Jahre lang bekämpft hatte und die er so gründlich verabscheute, in durchaus geordneten, friedlichen Verhältnissen. Es sollte erst in zwei Monaten in die Hände des neuen Besitzers übergehen, und so lange blieb dieser noch in seiner alten Stellung.

Was Gretchen betraf, so hatte der Vater bei ihrer Verheirathung bewiesen, daß sie in der That sein Liebling war, ihre Mitgift übertraf all die Berechnungen, die Assessor Hubert so genau und gründlich für — einen Andern angestellt hatte. Die Hochzeit war schon im letzten Herbste gefeiert worden, und das neue Ehepaar lebte in J., wo Professor Fabian nun wirklich die ihm angebotene Stellung angenommen hatte, und wo „wir ganz außerordentliche Erfolge haben", wie die Frau Professorin ihrem Vater schrieb. In der That überwand Fabian seine Scheu vor der Oeffentlichkeit weit schneller und besser, als er glaubte, und rechtfertigte all die Erwartungen, die man von dem so schnell berühmt gewordenen Verfasser der „Geschichte des Germanenthums" hegte. Sein bescheidenes, liebenswürdiges Wesen, das im schärfsten Gegensatze zu der schroffen Selbstüberhebung seines Vorgängers stand, gewann ihm die allgemeine Sympathie, und seine junge, hübsche Frau, die in ihrer reizenden, durch die Großmuth des Vaters mit allen nur möglichen Annehmlichkeiten ausgestatteten Häuslichkeit so anmuthig die Honneurs zu machen wußte, trug das Ihrige dazu bei, auch seine gesellschaftliche Stellung zu einer höchst angenehmen zu machen. Gegenwärtig wurde das junge Paar zu dem ersten Besuche im Vaterhause erwartet und sollte in den nächsten Wochen eintreffen.

Nicht so gut war es dem Assessor Hubert ergangen, obgleich ihm im Laufe des Jahres eine ganz unerwartete und ziemlich bedeutende Erbschaft zugefallen war, aber sie kostete ihm leider die Familienberühmtheit. Professor Schwarz war vor einigen Monaten gestorben, und da er unverheirathet war, ging sein Vermögen auf die nächsten Verwandten über. Die pecuniären Verhältnisse Hubert's hoben sich dadurch bedeutend, aber was half ihm das? Die Braut, auf deren Besitz er mit solcher Sicherheit gerechnet hatte, gehörte einem Anderen, und er selbst war noch immer nicht Regierungsrath und hatte auch vorläufig keine Aussicht, es zu werden, obwohl er sich im Amtseifer überstürzte, obwohl er jede Minute das Polizeidepartement von L. mit seinen sogenannten Entdeckungen alarmirte und Alles aufgeboten hatte, um in diesem Revolutionsjahr auch für seinen eigenen Staat ein paar Hochverräther aufzugreifen, was ihm bekanntlich nicht gelungen war. Aber dieser Staat benahm sich in einer wahrhaft himmelschreienden Weise gegen seinen treuesten Diener; er schien gar kein Verständniß für die Aufopferung und Hingebung desselben zu besitzen, sich vielmehr der Auffassung Frank's anzuschließen, der in seiner derben Weise behauptete, der Assessor mache jetzt „eine Dummheit nach der anderen" und werde sich damit noch den ganzen Staatsdienst unmöglich machen. In der That wurde Hubert bei jeder Beförderung in einer so absichtsvollen Weise übergangen, daß die Collegen zu sticheln anfingen; da reifte ein finsterer Entschluß in der Seele des Tiefbeleidigten. Die Schwarz'sche Erbschaft machte ihn ja völlig unabhängig — weshalb sollte er noch länger Verkennung und Zurücksetzung ertragen, weshalb noch länger dieser undankbaren Regierung dienen, die seine glänzenden Fähigkeiten so beharrlich verkannte, während sie unbedeutende Menschen, wie den Doctor Fabian, zu den ehrenvollsten Stellungen berief und mit Auszeichnungen überhäufte?!

Hubert sprach davon, seine Entlassung zu nehmen; er wiederholte das sogar in Gegenwart des Präsidenten und mußte die Kränkung erleben, daß dieser ihm mit vernichtender Freundlichkeit beistimmte. Seine Excellenz meinten, der Herr Assessor habe bei seinem Vermögen eine Anstellung ja gar nicht nöthig und thue ganz recht, sich der anstrengenden Thätigkeit zu entziehen; er sei ohnehin etwas zu „nervös" für einen Beamten, von dem man doch in erster Linie Besonnenheit verlange. Der Wink war deutlich genug. Hubert fühlte etwas von dem Menschenhaß und der Weltverachtung seines berühmten Verwandten in sich, als er stehenden Fußes nach dieser Unterredung nach Hause ging, um sein Entlassungsgesuch aufzusetzen. Es wurde abgeschickt und auch wirklich angenommen. Noch waren der Staat und das Polizeidepartement von L. darüber nicht aus den Fugen gegangen, aber es geschah vielleicht nachträglich, wenn die Entlassung eine Thatsache wurde, was im nächsten Monat bevorstand. Der Assessor war viel zu sehr der Neffe seines Onkels, dessen verunglücktes Manöver er nachgeahmt hatte, um nicht auf den Eintritt einer solchen Katastrophe zu warten. —

Im Hofe von Rakowicz stand das Pferd des jungen Gutsherrn von Wilicza. Es geschah nur äußerst selten, daß er herübergeritten kam, und auch dann dauerten seine Besuche stets nur kurze Zeit. Die Kluft, welche ihn von seinen nächsten Verwandten trennte, wollte sich noch immer nicht schließen, die letzten Ereignisse schienen sie nur noch weiter aufgerissen zu haben.

Im Zimmer der Gräfin Morynska befand sich diese allein mit Waldemar. Wanda hatte sich sehr verändert; sie war wohl immer bleich gewesen, aber diese Blässe hatte nichts gemein mit jener todtenhaften Farbe, die jetzt ihr Antlitz deckte. Man sah es, was sie gelitten hatte in der Zeit, wo sie den so leidenschaftlich geliebten Vater im Kerker wußte, krank, dem Tode nahe, ohne ihn auch nur auf einen Augenblick sehen zu dürfen, als der Freiheitstraum, für den er sein Leben so begeistert in die Schanze geschlagen, den auch seine Tochter mit voller Seele umfaßte, für immer zu Ende ging. Die Todesangst bis zur Entscheidung dieses Doppelschicksals, das fortwährende Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, die Aufregung bei den immer wiederholten Befreiungsversuchen, das alles hatte seine deutlichen Spuren hinterlassen. Wanda war eine jener Naturen, die mit verzweiflungsvoller Energie auch dem schwersten Unglücke Stand halten, so lange noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden ist, die aber, wenn dieser Schimmer erlischt, machtlos zusammenbrechen, und sie schien jetzt nahe bis an diesen Punkt gelangt zu sein. Für den Augenblick lag freilich noch eine fieberhafte Ueberreizung in ihrem Wesen, ein Zusammenraffen der letzten Kräfte, aber es waren eben auch die letzten.

Waldemar stand vor ihr, unverändert in seiner trotzigen Erscheinung, aber er schien wenig von der Schonung zu üben, die das Aussehen der jungen Gräfin so dringend forderte. Seine Haltung war eine beinahe drohende, und in seiner Stimme lag ein Gemisch von Zorn und Schmerz, als er zu ihr sprach:

„Ich bitte Dich zum letzten Male: gieb den Gedanken auf! Du giebst Dir den Tod damit, ohne Deinem Vater helfen zu können. Es ist nur eine Qual mehr für ihn, wenn er Dich vor seinen Augen hinsterben sieht. Du willst ihm folgen in jene furchtbare Einöde, in jenes mörderische Klima, dem die Stärksten erliegen, Du, die Du von Jugend auf verwöhnt, mit allem umgeben worden bist, was das Leben nur Angenehmes zu bieten vermag, willst Dich jetzt den schlimmsten Entbehrungen aussetzen. Was die stählerne Natur des Grafen vielleicht noch aushält, dem erliegst Du in den ersten Monaten. Frage den Arzt, frage Dein eigenes Aussehen, und sie werden Dir sagen, daß Du nicht das nächste Jahr dort erlebst.“

„Glaubst Du vielleicht, daß mein Vater es erlebt?“ entgegnete Wanda mit bebender Stimme. „Wir hoffen und verlangen ja auch nichts mehr vom Leben, aber wir wollen wenigstens zusammen sterben.“

„Und ich?“ fragte Waldemar mit bitterem Vorwurf.

Sie wandte sich ab, ohne zu antworten.

„Und ich?“ wiederholte er heftiger. „Was wird aus mir?“

„Du bist wenigstens frei. Du hast das Leben noch vor Dir. Trage es! Ich habe noch schwerer zu tragen.“

Waldemar wollte auffahren; ein Blick auf das bleiche, schmerzdurchwühlte Antlitz verbot ihm das. Er zwang sich zur Ruhe.

„Wanda, als wir uns vor einem Jahre endlich fanden, da stand das Wort zwischen uns, das Du meinem Bruder gegeben hattest. Ich hätte Dich ihm abgerungen um jeden Preis, aber es kam nicht dazu. Sein Tod hat die Schranke niedergerissen, und was jetzt auch von außen herandrohen mag, sie ist nieder zwischen uns. An Leo's frischem Grabe, in einer Zeit, wo das Todesschwert täglich über dem Haupte Deines Vaters hing, habe ich es nicht gewagt, Dir von Liebe, von Vereinigung zu sprechen, habe es über mich gewonnen, Dich nur selten und flüchtig zu sehen. Du und die Mutter, Ihr ließet mich ja bei jedem Besuche in Rakowicz fühlen, daß ich von Euch immer noch als Feind betrachtet werde, aber ich hoffte auf die Zukunft, auf bessere Zeiten — und nun trittst Du mir mit einem solchen Entschlusse entgegen. Begreifst Du denn nicht, daß ich dagegen kämpfen werde bis zum letzten Athemzuge? ‚Wir wollen zusammen sterben.‘ Das ist leicht gesagt und auch leicht gethan, wenn man wie Leo von einer Kugel mitten in's Herz getroffen wird. Hast Du Dir schon klar gemacht, was der Tod in der Verbannung ist? Dieses langsame Dahinsterben, dieser monatelange Todeskampf unter Entbehrungen, die den Geist brechen, noch ehe sie den Körper vernichten, fern vom Vaterlande, abgeschnitten von der Welt und ihren Interessen, von jedem geistigen Lebenshauche, der Dir so nothwendig ist, wie die Luft zum Athmen, erdrückt werden, ersticken unter der Last des Elends! — Und Du verlangst von mir, daß ich das ertrage, daß ich es geschehen lasse, wenn Du Dich freiwillig einem solchen Loose weihst?“

Es ging ein leiser Schauer durch die Gestalt der jungen Gräfin. Sie mochte wohl die Wahrheit seiner Schilderung empfinden, aber sie verharrte in ihrem Schweigen.

„Und Dein Vater nimmt dieses unglaubliche Opfer an,“ fuhr Waldemar in immer wilderer Erregung fort, „und meine Mutter läßt es zu? Freilich, es gilt ja, Dich meinen Armen zu entreißen; um den Preis weihen sie Dich selbst dem Lebendigbegrabenwerden. Wäre ich an Leo's Stelle gefallen, und den Grafen hätte das jetzige Schicksal ereilt, er hätte Dir befohlen zu bleiben, so würde meine Mutter mit vollster Energie die Rechte ihres Sohnes vertreten und Dich zurückgehalten haben; jetzt haben sie Dir selbst den Märtyrergedanken eingegeben, obgleich sie wissen, daß er Dir den Tod bringt, aber er macht ja jede Verbindung zwischen uns auch für die fernste Zukunft unmöglich, und das ist ihnen genug.“

„Laß' die Bitterkeit!“ unterbrach ihn Wanda. „Du thust den Meinigen Unrecht damit; ich gebe Dir mein Wort, daß ich den Entschluß allein gefaßt habe. Mein Vater steht an der Schwelle des Greisenalters; die Wunden, die lange Gefangenschaft, mehr als das Alles unsere Niederlage haben ihn geistig und körperlich gebrochen. Ich bin das Einzige, was ihm geblieben ist, das letzte Band, das ihn noch an das Leben knüpft — ich gehöre zu ihm. Was Du vorhin so furchtbar schildertest, das ist sein Loos. Glaubst Du, ich könnte auch nur eine Stunde ruhig an Deiner Seite leben, wenn ich wüßte, daß er allein und verlassen einem solchen Schicksale entgegengeht, daß ich selbst ihm den letzten bittersten Schmerz seines Lebens bereite durch die Vermählung mit Dir, den er doch nun einmal als Feind betrachtet? Das Einzige, was ich jenem erbarmungslosen Urtheilsspruche abringen konnte, war die Erlaubniß, den Vater zu begleiten, und auch das habe ich nur mit Mühe erreicht. Ich wußte, daß es einen schweren Kampf mit Dir geben würde; wie schwer er ist, das zeigst Du mir erst jetzt. Schone mich, Waldemar! Ich habe nicht viel Kraft mehr übrig.“

„O nein, für mich nicht!“ sagte Waldemar bitter. „Was Du an Kraft und Liebe besitzest, das gehört allein Deinem Vater; was aus mir wird, wie ich die Trennung ertrage, darnach fragst Du nicht. Ich war ein Thor, als ich der Aufwallung glaubte, die Dich damals im Momente der Todesgefahr in meine Arme warf. Nur einen Augenblick lang warst Du mir Wanda; als ich Dich am nächsten Tage wiedersah, hörte ich schon wieder die Gräfin Morynska aus Dir sprechen, und sie spricht auch heute zu mir. Meine Mutter hat Recht: Eure nationalen Vorurtheile sind das Lebensblut, mit dem Ihr genährt seid von Jugend auf, von denen Ihr nicht lassen könnt, ohne das Leben selbst zu lassen; denen opferst Du uns Beide; denen opfert Dein Vater sein einziges Kind. Er hätte nun und nimmermehr Deine Begleitung angenommen, wenn es ein Pole wäre, der Dich liebte. Da ich es bin, willigt er in Alles, was Dich von mir reißt. Was thut es denn auch, wenn er sie nur vor dem Schicksale bewahrt, einem Deutschen anzugehören, wenn er nur dem alten Nationalhasse seine Schuld abträgt! Könnt Ihr Polen denn nur hassen und nichts als hassen, selbst über Tod und Grab hinaus?“

„Wäre mein Vater frei,“ sagte Wanda tonlos, „ich hätte vielleicht den Muth gefunden, ihm und Allem zu trotzen, was Du Vorurtheil nennst, um Deinetwillen. Jetzt kann ich es nicht, und“ — hier flammte ihre ganze Energie wieder auf — „jetzt will ich es auch nicht, denn es wäre Verrath an meiner Kindespflicht. Ich gehe mit ihm, und müßte ich wirklich sterben daran. Ich lasse ihn nicht allein in seinem Unglück.“

Die Art, wie sie die letzen Worte sprach, zeigte, daß ihr Entschluß nicht zu erschüttern war, und auch Waldemar schien das einzusehen. Er gab den Widerstand auf.

„Wann willst Du abreisen?“ fragte er nach einer Pause.

„Im nächsten Monat. Ich darf den Vater erst wiedersehen, wenn ich in O. mit ihm zusammentreffe; dann wird es wohl auch der Tante erlaubt werden, ihn noch einmal zu sprechen. Sie begleitet mich bis O. Du siehst, wir brauchen nicht heute und

jetzt von einander Abschied zu nehmen. Es sind noch Wochen bis dahin. Aber versprich mir, inzwischen nicht nach Rakowiez zu kommen, nicht wieder so auf mich einzustürmen, wie Du es heute thatest! Ich brauche meinen ganzen Muth zur Trennungsstunde, und Du nimmst ihn mir mit Deiner Verzweiflung. Wir sehen uns ja noch einmal wieder; bis dahin — lebe wohl!"

„Lebe wohl!" sagte er kurz, beinahe rauh, ohne sie anzusehen, ohne die Hand zu nehmen, die sie ihm reichte.

„Waldemar!" es lag ein ergreifender Vorwurf in ihrem Tone, aber er blieb machtlos gegen die wilde Gereiztheit des jungen Mannes. Zorn und Angst, die Geliebte zu verlieren, überwogen bei ihm jedes Gerechtigkeitsgefühl.

„Du magst ja Recht haben," sagte er in seinem herbsten Tone, „aber ich kann mich nun einmal in diese erhabene Aufopferung nicht finden, und am allerwenigsten vermag ich sie zu theilen. Meine ganze Natur sträubt sich dagegen. Da Du aber darauf bestehst, da Du die Trennung unwiderruflich über uns verhängst, so muß ich zusehen, wie ich allein mit meinem Schicksal fertig werde. Klagen kann ich nicht — das weißt Du. Meine Bitterkeit verletzt Dich höchstens; also ist es besser, ich schweige ganz. Leb' wohl, Wanda!"

Wanda schien mit sich selber zu kämpfen. Sie wußte, daß es nur einer Bitte aus ihrem Munde bedurfte, um seinen Trotz in Weichheit umzuwandeln, aber das hieß nur den eben bestandenen Kampf wieder erneuern, den so schwer errungenen Sieg wieder in Frage stellen. Sie schwieg, neigte nach einem secundenlangen Zögern nur leise das Haupt gegen ihn und verließ das Zimmer.

Waldemar ließ es geschehen, daß sie ging. Er stand abgewendet am Fenster. In seinem Gesichte kämpften alle möglichen bitteren Empfindungen mit einander, nur die Entsagung, welche die Geliebte von ihm forderte, war dort nicht zu lesen. Die Stirn gegen die Scheiben gedrückt, verharrte er lange in dieser Stellung und sah erst auf, als sein Name genannt wurde.

Es war die Fürstin, die unbemerkt eingetreten war. Was hatte das letzte Jahr mit seinen Schicksalsschlägen aus dieser Frau gemacht! Als der Sohn sie damals in C. wiedersah, zum ersten Male nach langen Jahren, hatte sie gleichfalls einen schweren Verlust erlitten, auch damals trug sie die Trauerkleidung wie jetzt. Aber der Tod des Gemahls hatte es nicht vermocht, diese energische Natur zu beugen; sie war sich klar der Pflichten bewußt, welche die Wittwe wie die Mutter zu erfüllen hatte; sie entwarf und vollführte mit fester Hand den neuen Lebensplan, der sie auf eine Zeit lang zur gebietenden Herrin von Wilicza machte. Der Schmerz um den Gatten wurde überwunden, weil es nothwendig war, weil andere Aufgaben an seine Wittwe herantraten, als nur die, ihn zu betrauern, und Fürstin Jadwiga hatte von jeher die beneidenswerthe Fähigkeit besessen, selbst ihre Gefühle der Nothwendigkeit unterzuordnen.

Jetzt war das anders geworden. Zwar die Haltung der Trauernden war noch aufrecht, und der erste flüchtige Eindruck ihrer Erscheinung zeigte kaum eine auffallende Veränderung, wer aber nur einen tieferen Blick in ihr Antlitz that, der wußte, was Leo Baratowski's Tod seiner Mutter gekostet hatte. Es lag eine starre, todte Ruhe in diesen Zügen, aber es war nicht die der Fassung und Ergebung, nur die Todesruhe dessen, der nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu verlieren hat, den das Leben mit seinen Interessen nicht ferner berührt. Die einst so gebietenden Augen blickten matt und umflort; in die Stirn, vor einem Jahre noch so klar und stolz, gruben sich tiefe, gramvolle Furchen, und das dunkle Haar zeigte sich an einzelnen Stellen ergraut. Man sah es, der Schlag, der das Herz wie den Stolz der Mutter gleich tödtlich getroffen, war ihr bis an's innerste Leben gegangen, und die Niederlage ihres Volkes, das Schicksal des Bruders, den sie nach Leo am meisten auf der Welt liebte, hatten das Uebrige gethan, um diese einst so unbeugsame und unerschütterliche Kraft zu brechen.

„Hast Du wieder einmal auf Wanda eingestürmt?" sagte sie — auch die Stimme war verändert; sie hatte einen matten gebrochenen Klang. „Du weißt doch, daß es vergebens ist."

Waldemar wandte sich um. Sein Gesicht hatte sich noch nicht aufgehellt; die ganze frühere Gereiztheit lag noch darauf, als er finster erwiderte:

„Ja wohl, es war vergebens."

„Ich sagte es Dir vorher. Wanda ist keine von den Frauen, die sich heute versagen und morgen in Deine Arme werfen. Als sie den Entschluß erst einmal gefaßt hatte, war er auch unwiderruflich. Du solltest das doch endlich einsehen — statt dessen reißest Du sie immer wieder zurück in die machtlosen Kämpfe. Du bist es, der schonungslos gegen sie verfährt, Du allein."

„Ich?" fragte Waldemar in beinahe drohendem Tone. „Und wer war es denn, der ihr den Entschluß eingegeben hat?"

Das Auge der Fürstin begegnete fest und ernst dem ihres Sohnes. „Niemand!" entgegnete sie. „Ich, das weißt Du, habe es längst aufgegeben zwischen Euch Beide zu treten; ich habe meine Machtlosigkeit Eurer Leidenschaft gegenüber zu bitter empfinden müssen, als daß ich das noch ferner versuchen sollte. Aber ich kann und will Wanda auch nicht zurückhalten. Mein Bruder hat nichts mehr auf der Welt als sie allein. Sie thut nur ihre Pflicht, wenn sie ihm folgt."

„Um zu sterben!" ergänzte Waldemar.

Die Fürstin hatte sich niedergelassen und stützte den Kopf in die Hand.

„Der Tod ist uns in dieser letzten Zeit zu oft nahe getreten, als daß ihn noch Einer von uns fürchten sollte. Wen das Schicksal so Schlag auf Schlag trifft, wie es uns getroffen, der lernt sich selbst mit dem Schlimmsten vertraut machen, und auch Wanda hat das gelernt. Wir haben Nichts mehr zu verlieren — darum fürchten wir auch Nichts mehr. Dieses unselige Jahr hat mehr Hoffnungen vernichtet, als nur die Deinigen, es hat so unendlich viele in Blut und Thränen zu Grabe getragen — da wirst Du es wohl ertragen müssen, wenn es auch Dein Lebensglück in Trümmer schlägt."

„Ihr würdet es mir auch nicht verzeihen, wenn ich mir mein Glück aus den Trümmern Eurer Hoffnungen rettete," sagte Waldemar bitter. „Nun, Ihr könnt unbesorgt sein! Ich habe es heute eingesehen, daß Wanda nicht zu bewegen ist; sie bleibt unwiderruflich bei ihrem Nein."

„Und Du?"

„Nun, ich füge mich."

Die Fürstin sah ihn einige Secunden prüfend an

„Was hast Du vor?" fragte sie plötzlich.

„Nichts. Du hörst es ja, ich gebe die Hoffnung auf und füge mich dem Unvermeidlichen."

Das Auge der Mutter ruhte noch immer auf seinem Gesichte. „Du fügst Dich n i c h t — oder ich müßte meinen Sohn nicht kennen. Ist das etwa Entsagung, die da auf Deiner Stirn geschrieben steht? Du hast etwas vor, irgend etwas Unsinniges, Gefährliches. Nimm Dich in Acht! Es ist Wanda's eigener Wille, der Dir entgegen steht — sie läßt sich nicht zwingen, auch von Dir nicht."

„Das werden wir sehen," versetzte der junge Mann kalt; er gab das Leugnen auf, als er sich durchschaut sah. „Uebrigens darfst Du ganz ruhig sein. Es mag ja unsinnig sein, was ich vorhabe, aber wenn eine Gefahr dabei ist, so trifft sie mich allein, und es ist höchstens mein Leben, das auf dem Spiele steht."

„Höchstens Dein Leben?" wiederholte die Fürstin. „Und das sagst Du Deiner Mutter zum Troste?"

„Verzeih, aber ich meine, das kann für Dich doch jetzt nicht mehr in Betracht kommen, seitdem Du Deinen Leo verloren hast."

Das Auge der Fürstin heftete sich auf den Boden. „Seit jener Stunde hast Du es mich empfinden lassen, daß ich kinderlos bin," sagte sie leise.

„Ich?" fuhr Waldemar auf. „Hätte ich Dich vielleicht halten sollen, als Du Wilicza verließest? Ich wußte ja, daß Du nur meine Nähe flohest, daß mein Anblick der Stachel war, den Du nicht ertragen konntest. — Mutter" — er trat ihr unwillkürlich näher und mitten durch die Schonungslosigkeit seiner Worte wehte etwas wie herber Schmerz — „als Du damals so fassungslos an der Leiche meines Bruders zusammenbrachest, habe ich es nicht gewagt, Dir ein Wort des Trostes zu sagen, und wage es noch heute nicht, ich war ja stets ein Fremder, ein Ausgestoßener in Deinem Herzen, für mich war ja niemals Raum darin. Ich bin nach Rakowiez gekommen, weil ich nicht leben konnte, ohne Wanda zu sehen. Dich suchte ich nicht, so wenig wie Du mich gesucht hast in dieser Zeit der Trauer, aber ich trage wahrlich nicht die Schuld der Entfremdung zwischen



Auf dem Holzmarkt zu Milianah in Algerien.
Nach der Natur aufgenommen von Albert Richter in Haling.

uns. Rechne es mir nicht an, wenn ich Dich in den bittersten Stunden Deines Lebens allein ließ!"

Die Fürstin hatte schweigend zugehört, ohne ihn zu unterbrechen, aber ihre Lippen zuckten wie im inneren Krampfe, als sie antwortete:

„Wenn ich Deinen Bruder mehr geliebt habe als Dich, so habe ich ihn auch verlieren müssen, und wie verlieren! Daß er fiel, hätte ich ertragen, ich sandte ihn ja selbst hinaus in den Kampf für sein Vaterland, daß er so fallen mußte —" die Stimme versagte ihr; sie rang nach Athem, und es dauerte einige Secunden, ehe sie fortfahren konnte. „Ich habe meinen Leo gehen lassen, ohne ein Wort der Verzeihung, ohne das letzte Lebewohl, um das er auf den Knieen flehte, und an demselben Tage legten sie ihn mit durchschossener Brust zu meinen Füßen. Das Einzige, was ich noch von ihm habe, sein Andenken, ist mir auf ewig verknüpft mit jener unglückseligen That, welche die Unserigen in's Verderben riß. Die Sache meines Volkes ist verloren; mein Bruder geht einem Schicksale entgegen, das schlimmer ist als der Tod; Wanda folgt ihm — ich stehe ganz allein. Ich dächte, Waldemar, Du könntest zufrieden sein mit der Art, wie das Schicksal Dich gerächt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Die Chemie des Himmels.

Ein Vortrag von Dr. M. Wilhelm Meyer.

I.

Blicken wir nächtlich zum sternbesäeten Himmel auf, sehen wir die funkelnden Weltlichter in stillem feierlichem Zuge über uns hinschweben und übersinnen wir dabei, daß jedes dieser Tausende und aber Tausende von leuchtenden Pünktchen eine Welt darstellt, so groß, daß unsere Erde dagegen gänzlich verschwindet, so überkommt wohl Manchen unter uns ein Zweifel über die Aussagen der Astronomen und gießt Unmuth in die erhabene Stimmung, in welche uns dieser Gedanke versetzt hatte. Dem Fassungsvermögen des Menschen sind Schranken gesetzt, und was außerhalb derselben liegt, muß nothwendig seinen Zweifel erregen, so lange er an die Erscheinungen nur mit dem Urtheile seiner Sinne geht. Dagegen kann der menschliche Verstand durch Combination auf Combination sich in Regionen emporschwingen, Dinge als vorhanden nachweisen und über sie reflectiren, welche sich unseren Sinnen gar nicht darbieten, ja er kann selbst das Urtheil der Sinne widerlegen und corrigiren. So hat die wissenschaftliche Forschung uns bewiesen, daß diese Himmelslichter, welche allnächtlich in ebenmäßigen Bahnen denselben Weg am Himmel gehen und deshalb scheinbar alle gleich weit von uns entfernt zu sein scheinen, in der That sehr verschiedene und so enorm große Abstände besitzen, daß unsere Sinne weit entfernt sind, uns eine Vorstellung davon geben zu können. Und mehr noch als das: wir sind im Stande, für einige unter diesen Sternen die Entfernung von uns mit relativ großer Genauigkeit anzugeben, selbst die Masse von wenigen zu beziffern und ihre anziehende Kraft auf in ihrer Nähe befindliche Sternchen rechnend derart zu beherrschen, daß wir die von ihr bewirkten Bewegungen für viele Jahrzehnte genau voraussagen. Wir wissen z. B., daß der Sirius, jener helle Stern in der Nähe der prachtvollen Constellation des Orion, so weit von uns entfernt steht, daß sein Licht, obgleich es in einer Secunde mehr als vierzigtausend geographische Meilen zurücklegt, circa siebenzehn Jahre gebraucht, um den zwischen ihm und uns liegenden Raum zu durchfliegen; wir sehen deshalb den Sirius augenblicklich so, wie er im Jahre 1859 ausgesehen hat, weil der Lichtstrahl, welcher uns jetzt den Eindruck von ihm im Auge hervorbringt, diesen Stern schon in jenem Jahre verlassen hat. Wir wissen ferner, daß seine Masse die der Sonne vierzehn Mal übertrifft. Bedenken wir dabei, daß all diese Aufschlüsse aus Bewegungen eines absoluten Lichtpünktchens folgen, die nur dem schärfsten Instrumente bemerkbar sind, daß eben nur allein dieser flimmernde Lichtstrahl, der für uns die einzige Verbindung mit ihm ist, so ausführliche Kunde von fernsten Welten zu geben vermag, so müssen wir billig staunen, sei es über die bedeutenden Errungenschaften der Astronomie, sei es über die wunderbaren Einrichtungen des Weltalls, welche es uns zulassen, so scharfe Einblicke in seine größten Tiefen zu thun.

Das Licht aber weiß uns nicht allein davon Kunde zu geben, daß in jenen entlegensten Regionen dieselben Gesetze der Masse, welche ihre Bewegung bewirken, herrschen; es hat auch die Eigenschaft uns mitzutheilen, welche chemische Zusammensetzung die Masse besitzt, von deren Fernwirkung es uns erzählt hat. Jedes dieser kleinsten, für das bloße Auge fast verschwindenden Lichter sagt uns nicht nur, von welchen chemischen Stoffen es herrührt, sondern selbst, ob diese in glühend-festem oder flüssigem, oder ob sie in gasförmigem Zustande sind, ja sogar ob die Lichtquelle von einer Dunstsphäre umgeben ist, die im vorzüglichsten Teleskope unsichtbar bleiben mag. Solch ein Wunder sehen Sie in jedem flimmernden Sternchen.

Aber diesen strahlenden Boten hat man erst in ganz jüngster Zeit verstehen lernen und ist seitdem unaufhörlich beschäftigt, seine Nachrichten zu entziffern. Ihr Studium nennt man die Spectral-Analyse des Himmels, welche in weniger denn fünfzehn Jahren weittragende Erfolge für die Kenntniß des Fixsterngewölbes errungen hat. Und ist es nicht in der That unbegreiflich, wie in einem einzigen, dem bloßen Auge selbst verschwindenden Lichtstrahle so viele sich nach jedem chemischen Stoffe modificirende Eigenschaften enthalten sind, daß man durch ihn allein über die physische Beschaffenheit von Körpern aufgeklärt wird, deren Entfernung von unserm Standorte wir nicht mehr zu messen im Stande sind? Es steht fest, daß es noch im Anfang unsers Jahrhunderts keinen Forscher gegeben hätte, der diesen Ausspruch nicht als das Märchen eines überschwänglichen Hypothesenschmiedes verlacht haben würde. Ich will Ihnen im Folgenden die wichtigsten Eigenschaften des Spectroskops, durch welches man jene Lichtkunden entziffert, erklären, um Ihnen dann von den überraschenden Aufschlüssen zu erzählen, die es uns über die Beschaffenheit unseres Sonnensystems bereits geben konnte. Für ein nachfolgendes Capitel behalte ich mir vor, Ihnen die Resultate faßlich vorzulegen, welche die Analyse der Fixsterne, dieser fern her strahlenden Schwestern unserer Weltmutter, darbot.

Der alles erquickende weiße Lichtstrahl, welcher uns von der Sonne zugesendet wird und dessen Wirkung uns die Erde so schön erscheinen läßt, ist keineswegs so einfach, wie er uns vorkommt. Es müssen in ihm offenbar alle Farben vorhanden sein, welche wir überhaupt wahrnehmen, denn diese grünen Bäume, die braunrothen Klippen, all diese vielfarbigen Edelsteine sind doch nicht selbstleuchtend und tragen ihre Farben ohne Zweifel nicht in sich selbst, weil sie ja dieselben sonst auch im Dunkeln beibehalten müßten. Erst dadurch, daß weißes Licht auf sie fällt, nehmen sie ihre eigenthümliche Farbe an. Daß dieses wirklich so ist, daß nämlich jeder weiße Strahl alle möglichen Farben in sich vereinigt, wies schon Newton durch ein sehr einfaches Experiment nach, das vor ihm schon alle Kinder im Spiel ausgeführt hatten, welche durch einen dreikantig zugeschliffenen Glasstreifen alles mit den schönsten farbigen Rändern umgeben sahen. Der englische Mathematiker ließ einen Sonnenstrahl durch ein solches Prisma fallen und nahm wahr, daß das Licht, welches weiß in das Glas eingedrungen war, sich hinter demselben ausbreitete und in alle denkbaren Farben auflöste. Er erkannte daraus also, daß ein einziger weißer Strahl aus unzähligen farbigen zusammengesetzt ist, die aber, zugleich auf unser Auge eindringend, ihre Farbenwirkung gegenseitig paralysiren. Ein Prisma nun besitzt wie jeder durchsichtige Körper die Eigenschaft, die Lichtstrahlen von ihrem geraden Wege abzulenken, das heißt sie zu brechen. Die Brechbarkeit jeder einzelnen Farbe des weißen Lichtstrahls ist aber verschieden von jeder anderen, so daß jede derselben das Prisma unter einem anderen Winkel verläßt. Sie sehen, daß es uns alle Farben des weißen Lichts einzeln vor Augen stellt, indem es eine Scheibe aus weißem Lichte zu einem allfarbigen Streifen fächerartig ausbreitet. Diese

Erscheinung nennt man ein Spectrum, in welchem die sieben bekannten Regenbogenfarben Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett besonders auffällig hervortreten, wenngleich alle durch die feinsten Abstufungen in einander übergehen und sich nirgends eine scharfe Abgrenzung einer gegen die andere Farbe zeigt.

Diese Entdeckung blieb lange Zeit nur von Interesse für die Optik, und man wußte daraus vor der Hand weiter keine Folgerungen zu ziehen. Erst im Jahre 1802 machte man einen kleinen Schritt vorwärts, indem der Engländer Wollaston wahrnahm, daß das Spectrum einer Linie Sonnenlichtes, welche, durch einen feinen Spalt fallend, von einem Prisma zu einem allfarbigen Bande ausgebreitet wurde, von einer großen Menge dunkler Linien durchzogen sei, also in der Farbenfolge doch einige feine Nüancen fehlten. Daraus folgte, daß uns die Sonne doch nicht alle im absoluten Sinne denkbaren Farben zusende.

Allein diese Entdeckung wurde so wenig beachtet, daß sie bald wieder ganz vergessen war. Zwölf Jahre später wurden diese Linien von dem berühmten Münchener Glasschleifer Fraunhofer, welcher von Wollaston's Wahrnehmung keine Kenntniß hatte, auf's Neue entdeckt, als er damit beschäftigt war, die optischen Eigenschaften einiger von ihm bereiteter Glasarten zu prüfen. Nach ihm wurden dann in späterer Zeit diese merkwürdigen Linien die Fraunhofer'schen genannt, obgleich auch dieser Forscher damals keine Ahnung davon hatte, welche weittragende Bedeutung dieselben einst erhalten sollten. Er richtete sein von ihm selbst construirtes Spectroskop zuerst auch auf andere Lichtquellen als die Sonne, auf die Fixsterne, und erkannte dabei, daß sie ähnliche Linien, aber doch nicht überall dieselben im prismatisch zerlegten Lichte zeigten, daß ihnen also öfters andere Farbennüancen fehlten, als dem Spectrum der Sonne, in welchem er allein an sechshundert Linien gezählt hatte. Für die Optik war diese Thatsache ohne Zweifel interessant, ihre Wichtigkeit schien jedoch nicht aus deren Bereiche hervorzutreten, weshalb man sich wiederum eine lange Zeit nicht weiter mit ihr beschäftigte.

Es war erst um die sechsziger Jahre herum, daß diese eigenthümlichen Linien durch die berühmten Arbeiten der Heidelberger Kirchhoff und Bunsen aus unverdienter Vergessenheit hervorgerufen wurden, um nun eine der wichtigsten Rollen auf zwei großen Gebieten der Naturwissenschaft zu spielen, in der Chemie und der Astronomie. Es wurde jetzt erkannt, daß jeder chemische Stoff, in gewisse Verhältnisse gebracht, sein ihm eigenthümliches Verhalten bei spectroskopischer Untersuchung zeigt, das heißt, daß jedes chemische Element seine charakteristischen Fraunhofer'schen Linien besitzt, an welchen man es untrüglich erkennen kann. Als dieser Satz einmal fest stand, war es unmittelbar klar, daß dem Spectroskope eine große Zukunft bevorstand, und eine Anzahl bedeutender Forscher beschäftigte sich nun damit, die Eigenschaften der auf unserer Erde bekannten Stoffe bezüglich ihres Spectrums genauer kennen zu lernen. Dabei ergab sich zunächst Folgendes:

Wenn irgend ein flüssiger oder fester Stoff weißglüht und sein Licht durch den leeren Raum zu uns in das Spectroskop sendet, ohne irgend vorher eine Gasart durchleuchtet zu haben, so zeigt sich in dem Instrumente ein regenbogenfarbiges Band, welches von keinerlei Linien durchschnitten wird. Man nennt das so beschaffene Spectrum ein continuirliches. In diesem Zustande sind sich also alle chemischen Stoffe gleich, und das Prisma giebt uns über ihre Zusammensetzung keinen Aufschluß. Wenn man dagegen den Strahl einer solchen Quelle ganz weißen Lichtes durch eine Gasart gehen läßt, welche selbst nicht leuchtet und kälter ist, als der glühende Körper, so entstehen im Spectrum des letzteren plötzlich Fraunhofer'sche Linien, und zwar für jede Gasart andere Gruppen davon. Das geht ganz natürlich zu und erklärt sich einfach daraus, daß diese Gasarten nicht für alle Farben durchsichtig sind, ganz so, wie z. B. eine rothe Glasscheibe nur die in dem weißen Lichte, das auf sie fällt, enthaltenen rothen Strahlen durchläßt, während sie alle übrigen vernichtet. Die rothe Scheibe läßt nun zwar nur eine von den unendlich vielen im weißen Lichte vorhandenen Nüancen passiren, während die Gase beinahe für alle durchsichtig sind und nur wenige Nüancen nicht durchlassen. Diese müssen dann in dem Farbenbande natürlich fehlen; es entsteht darin eine Lücke, die sich als breitere oder schmalere Linie darstellt, je nachdem die betreffende Gasart für eine oder mehrere nebeneinander liegende Farbennüancen undurchsichtig ist. Man sagt dann von ihr: sie absorbirt diese Farben, und nennt das so von schwarzen Linien durchzogene Farbenband ein Absorptionsspectrum. Dieses wird also nur erzeugt, wenn ein strahlender Körper in festem oder flüssigem Zustande sein Licht durch ein kälteres Gas zu uns sendet.

Da nun das Spectrum der Sonne, wie schon beschrieben, derartig beschaffen ist und von mehr als zweitausend Absorptionslinien durchzogen wird, so hat dadurch das Spectroskop zunächst bewiesen, daß die Sonne ein fester oder flüssiger Körper ist, dessen Licht auf seinem Wege zu uns eine Menge von Gasen passirt. Einige dieser Gase gehören unserer Atmosphäre an, durch welche die Sonnenstrahlen zu uns gelangen. Diese erdatmosphärischen Linien hat man bald erkannt. Die übrigen dagegen können nur einem Dunstkreise angehören, welcher die Sonne umgiebt und nicht selbst leuchtend ist. Somit lieferte das Spectroskop den eminenten Beweis für Behauptungen, welche die Astronomen schon früher aus anderen Erscheinungen folgern mußten; es wies das Vorhandensein einer Sonnenatmosphäre nach, die zum großen Theile aus metallischen Dämpfen zusammengesetzt ist. Durch genaue Messung jener Liniengruppen konnte man ferner viele derselben als identisch mit denen erklären, welche von bekannten Gasen hervorgebracht werden, sodaß man in der Sonnenatmosphäre mit Bestimmtheit das Vorkommen von Eisen, Zink, Kupfer, Nickel, Kobald, Natrum, Calcium, Chrom, Wasserstoff und noch mehrerer anderer irdischer Stoffe nachweisen konnte. Allerdings bleibt noch eine große Anzahl von Linien übrig, für die man noch keine Stoffe aufgefunden hat. Es ist deshalb wohl möglich, daß die Gasumhüllung unseres Centralkörpers chemische Elemente enthält, welche wir nicht kennen, wie es umgekehrt hier solche giebt, die dort sicher nicht vorkommen. Dieses gilt z. B. von Silber, Quecksilber, Zinn, Blei und Arsen. Das Vorhandensein von Golddämpfen aber ist noch zweifelhaft. Damit ist indeß keineswegs behauptet, daß diese letzteren Stoffe auf der Sonne überhaupt nicht vorkämen. Sie können sehr wohl im leuchtenden Kerne eingebettet liegen, der uns Strahlen zusendet, welche im Spectroskop keine Linien hervorbringen. Aber allein schon die Thatsache, daß überhaupt der Mutterkörper unseres Weltsystems zum großen Theile aus Stoffen aufgebaut ist, die uns wohlbekannt sind und auch unsere Erde formen, ist gewiß von dem größten Interesse. Ist doch damit ein neuer Beweis für die nun allgemein anerkannte Weltbildungstheorie von Kant und Laplace gegeben, wonach sich bekanntlich alle Planeten einstmals als Ringe vom Aequator der Sonne losgelöst haben, also als Stücke derselben keine vorwiegend verschiedene chemische Zusammensetzung aufweisen können.

Nachdem man einmal die wunderbaren Eigenschaften des Spectroskops kannte, war es natürlich, daß man durch seine Vermittelung auch andere astronomische Objecte um ihre chemische Constitution befragte. Indem man sich in diesem Sinne an die Planeten wandte und ihr Licht prismatisch analysirte, durfte man im Voraus erwarten, daß ihr Spectrum von dem der Sonne kaum merklich verschieden sein werde, weil ihr Licht nur ein von der Sonne geborgtes ist. Dies bestätigte sich in der That. Da sie aber kein ganz genau mit der letzteren identisches Spectrum zeigten, so folgte daraus mit Nothwendigkeit, daß die Sonnenstrahlen auf ihrem Umwege über die Planeten zu uns auf neue Gase stoßen, welche nur in den Atmosphären der betreffenden Planeten selbst gesucht werden können, da der Weltraum nur Welt-Aether enthält, der das Spectrum nicht modificirt. Das specielle Studium der Planeten-Spectra, mit welchem sich in jüngster Zeit namentlich Dr. Vogel auf der vortrefflich ausgestatteten Sternwarte zu Bothkamp verdiente Ehre erworben, ergab, daß besonders die Dunsthüllen der inneren Planeten Mercur, Venus und Mars der Erd-Atmosphäre sehr ähnlich sein müssen. Vorzüglich in denen von Venus und Mars ist Wasserdampf als vorhanden anzunehmen, eine sehr wichtige Wahrnehmung, weil sie den Schluß berechtigt, daß dieser sich aus auf der Oberfläche dieser Planeten befindlichen Wasserbecken, das heißt Meeren, entwickelt haben muß. Daß auf der Oberfläche des Mars Wasser existirt, welches sich zur Zeit des Winters einer seiner Halbkugeln in Eis verwandelt, hatte man schon allein mit Hülfe des Teleskops augenscheinlich bemerkt, indem man in der Gegend seiner Pole heller leuchtende Flecken

sah, die sich je nach dem Stande der Sonne für die betreffenden Zonen des Mars vergrößerten oder verkleinerten. Das Spectroskop hat also auch diese teleskopische Wahrnehmung bestätigen können.

Die äußeren Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, welche überhaupt eine charakteristisch von den inneren Wandelsternen verschiedene Gruppe bilden, weichen auch bei spectroskopischer Untersuchung von diesen ab. Sicher sind allerdings auch sie von Atmosphären umgeben, in welchen Wasserdampf schwebt, wovon man zwar den zu weit entfernten Neptun deshalb ausnehmen muß, weil sein schwaches Licht im Spectrum keine Linien mehr hervortreten läßt, aus deren Position man nähere Schlüsse hätte ziehen können. Charakteristisch für das Spectrum der drei übrigen Planeten ist ein breites, dunkles Band, welches die rothe Farbe durchschneidet und nicht im Spectrum der Sonne oder unserer Atmosphäre erscheint. Dieses deutet darauf hin, daß die Dunsthüllen dieser Planeten entweder chemisch von der unsrigen verschieden sind, oder daß diese Abweichung durch einen bedeutend größeren Druck, der auf diesen Gasschichten lasten muß, hervorgebracht wird.

Genug, daß wir durch das Prisma von einer allgemein befolgten Norm überzeugt wurden, nach welcher die alles Leben erhaltenden Dunsthüllen der größeren wie kleineren Collegen unserer Erde eingerichtet sind. Hierauf gestützt, erscheint die Behauptung kaum mehr als eine kühne, welche ausspricht, daß auch jene Weltkörper von ähnlich organisirten Wesen bewohnt sein müssen oder doch einstmals bewohnt waren, wie die der Erde. —

Das Gesagte, wenngleich es nur ein sehr lückenhaftes Resumé der Resultate der spectroskopischen Untersuchungen unseres Sonnensystems ist, mag dennoch genügen, um Ihnen die große Wichtigkeit dieses Instrumentes vor Augen zu stellen und Sie mit den Gelehrten dieses neuen Feldes der großen Naturwissenschaft die Ueberzeugung gewinnen zu lassen, daß von ihm noch viele der bedeutungsvollsten Räthsel am Himmel werden gelöst werden. Bewunderswürdigere Erfolge noch, als die oben kurz geschilderten, hat die Analyse der Fixsterne errungen, von welchen ich Ihnen, wie schon oben bemerkt, erst in einem folgenden Aufsatze Einiges erläutern kann.

Weihnachtsfeier in Australien.

Von Theodor Müller.

Zu Weihnachten des Jahres 1850 leuchtete in Melbourne der erste deutsche Weihnachtsbaum, entzündet von deutschen Männern, denen Engländer dazu freundlich die Hand geboten. Von den deutschen Männern aber, die den ersten deutschen Christbaum unter dem Himmel des südlichen Kreuzes aufrichteten, darf der Name Anton Markert's aus Dresden nicht vergessen werden. Entzückt und schweigend standen die englischen Gäste, und unter ihnen selbst der Gouverneur der Colonie, vor der neuen Erscheinung und blickten in die Flammen und sahen den Jubel der reichbeschenkten Kinder, und wärmten ihre Herzen daran, denn sie erkannten plötzlich den ihnen bis jetzt fremdgebliebenen deutschen Geist. Dieser erste Christbaum leuchtete nicht vergeblich, er ergoß seine Strahlen weit hin, und wenn er auch nicht jährlich brannte, so hatte er doch das deutsche Element gehoben, Vereinigung gefördert und der englischen Mitcolonisten Sympathie geweckt.

Hinübergeführt in diese neue Welt war unser alter Weihnachtsbaum aber erst durch die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 geworden; sie warfen ein anderes und größeres Contingent Deutscher nach Australien, als früher je geschehen. Während bisher nur fromme Secten und einzelne Arbeiter und kleine Landbauer aus Deutschland eingewandert waren, die nicht vermochten den Deutschen emporzubringen, landeten damals intelligente, muthige deutsche Männer aus allen Lebensstellungen, die sich nicht scheuten, sich jeder Arbeit zu unterziehen, den härtesten Entbehrungen und Drangsalen die Stirn zu bieten, um als freie Bürger einer freien Erde dazustehen. Dazu brachten sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit, das Gefühl eben, welches zu jener Zeit als Hochverrath in der Heimath galt und welches die Geißel wurde, die sie hinauspeitschte. Dies waren die eigentlichen deutschen Pioniere, die dem deutschen Namen die Erde lockerten, daß er wachsen und reifen konnte. Viele mußten sofort hinaus in die Wildniß, um auf ferngelegenen einsamen Stationen vorerst ihr Dasein zu fristen; diejenigen aber, welche Unterkommen in der Stadt fanden (denn Städte gab es dazumal in Victoria noch nicht), traten zusammen, gründeten einen deutschen Verein, sammelten Mittel zur Unterstützung weiterer deutscher Ankömmlinge, und sie waren es dann auch, die einen riesigen Christbaum zum Besten armer Kinder schmückten. Wahrhaftig, nur der weiß es, der lange Jahre in weiter Ferne geweilt, daß Weihnacht mehr als jedes andere Fest die Sehnsucht zur Heimath heraufbeschwört und stilles Heimweh in seinem Gefolge führt, das nur durch rechte und echte liebe alte deutsche Feier des herrlichsten Herzens- und Glaubensfestes gemildert wird.

Ehe diese deutsche Feier bis zu unseren Antipoden vorgedrungen war, hatte sie bei den civilisirten Bewohnern Australiens durchweg eine andere, den englischen Christfestsitten und den klimatischen Anforderungen gleicherweise Rechnung tragende Gestalt. Der deutsche Einwanderer muß sich nämlich erst klar werden, wo er ist, ehe er sich überreden kann: es ist Weihnacht! Vor einem kurzen Jahre noch lagen zu dieser Zeit Flur und Wald in Schnee vergraben, mächtige Krystalle hingen vom Dache seiner Hütte herab und wunderliche Eisblumen bedeckten seine Fenster. Das war in der Heimath. Hier glüht, blüht und duftet es!

Der Engländer nimmt die Gewohnheiten seines Lebens mit in die Welt hinaus. Roastbeef und Pudding, die zwei Hauptbedingungen seines Weihnachtsfestes, fehlen niemals, und Kirchegehen und Schmausen wechseln mit einander ab. Der zweite Weihnachtstag, der sogenannte Boxing-day (box gleich Kistchen, Schachtel) ist der hervortretende Freudentag, da an diesem Tage sich Alles Geschenke zuschickt, was sich liebt oder zu lieben vorgiebt.

In der Hauptsache bleibt sich der Engländer in der Feier dieses Festes auch in Australien gleich, aber statt wie daheim beim behaglichen Kaminfeuer zu verweilen und durch die angelaufenen Fensterscheiben in den nebligen, dämmerungsartigen Tag zu blicken, ruft ihn hier die strahlende Sonne, die blühende Natur, die summende Käferwelt in's Freie, und er verläßt die erhitzten Räume und flieht hinaus, wo schattiges Dunkel und wohlthuende Kühle ihn umgiebt. Aus diesem Grunde hört Weihnachten auf, ein häusliches Fest zu sein — es wird ein Sommerfest, ein Johannisfest der Antipoden.

Welche reizenden bunten Bilder würden unsere Augen bezaubern, könnten wir aus der Vogelperspective das bunte Leben und Treiben an diesem Feste, besonders des zweiten Tages, beobachten, da dies aber nicht möglich, so wollen wir die Freuden dieses Tages in einzelnen Bildern genießen und nehmen zum Schauplatze unserer Beobachtungen wiederum Melbourne, die stolze Metropolis Victorias.

Es ist der zweite Weihnachtsfeiertag. Die Sonne geht glühend auf, so dunkelglühend, daß wir, indem sie sich über den Horizont erhebt, ungeblendet in ihre feurige Scheibe blicken können. Dies verspricht einen sehr heißen Tag, a smoking-day, wie der Australier ihn benennt. Bald aber wird sie heller, strahlender, flammender, sie saugt die Kühle des Morgens schnell auf und läßt uns ihre brennenden Pfeile fühlen.

Nun werden die Straßen belebt. Fuhrwerke aller Art, vom gewöhnlichen Fabrikskarren bis zum feinsten Gig oder Phaeton, bevölkern sich mit lustigen, lebensfrohen Wesen, deren heitere Gesichter und fröhliches Gelächter verkünden, daß sie diesen Tag zur Freude bestimmt haben und kein Mißton dieselbe stören soll. Reisetaschen, Kistchen, Körbe und Schachteln, die nöthigen Speisen und Getränke enthaltend, werden vorn und hinten, wohl auch zwischen d'rein gestopft und endlich, nach vielem Pusteln und Scherzen ertönt die gewöhnliche Frage: „All on board?“ (Alles herein?) und fort geht es dem Ziele entgegen. Das ist ein Kreuzen, ein Wirrwarr von Gefährten, dazwischen Reiter und Reiterinnen, die nicht allein, sondern deren Pferde selbst coquettiren.

„Merry Christmas! Merry Christmas!" (fröhliche Weihnacht) schallt es hin und zurück, überall grüßend, lachend, scherzend, wie eine fröhliche Kinderschaar.

Außerhalb der Stadt sieht man auf allen Straßen Wagen an Wagen, Trupps von Reitern und Reiterinnen in langen Zügen, oft vom aufwirbelnden Staube verhüllt; sie eilen nach verschiedenen Richtungen den schönsten Plätzen der schönen Umgebung Melbournes zu. Ein ebenso lustiges, buntes Treiben gewahrt man auf der schönen Yarra-Yarra, der „Immerfließenden". Boote aller Art, mit bunten Wimpeln und Flaggen, bevölkern dieselbe, denn Hunderte benutzen den schattigen, kühlen Wasserlauf, um weiter oben, an reizenden Picknickplätzen unter Melaleucen und Eucalypten mit der größeren Gesellschaft wieder zusammen zu treffen. Lange Eisenbahnzüge mit Tausenden kommen von oder gehen nach entfernten Stationen, besonders aber nach den lieblichen See- und Badeplätzen St. Kilda und Brighton.

In der Stadt ist es jetzt sehr öde geworden, kehren wir daher nicht zurück, sondern besuchen wir einen der verschiedenen Picknicksplätze. Verschiedene Gruppen lagern auf dem weichen Grunde, blendend weiße Tücher sind ausgebreitet, darauf alle möglichen Speisen servirt. Dutzende von Flaschen, deren Etiquetten Porter, Ale und verschiedene Weinsorten bezeichnen, und die zum Theil schon geleert, als „todte Männer" bei Seite geworfen sind, verrathen, daß man sich hier schon gütlich gethan. Wir treten näher, und obgleich wir Fremde sind, geniren wir uns durchaus nicht und entbieten unser „merry Christmas".

Das ist die Parole des Tages. Ha, wie das zündet! „Merry Christmas!" ruft man von allen Seiten uns zu, Hände und gefüllte Gläser bieten sich uns dar, und in der kürzesten Zeit fühlen wir uns heimisch, essen und trinken, lachen und scherzen, treten mit in das Spiel ein: „Kiss in the ring" (küssen im Ring) und drücken die süße Spende auf manchen lieblichen Mund, der sich zu einer andern Zeit vielleicht schmollend von uns abwenden würde, oder wir engagiren zu einem Tanze nach den Tönen einer Harmonika und einer Violine. Zu diesem Freudentaumel in der Waldeinsamkeit kreischen Kakadus und Papageien, schillernde Eidechsen blicken mit ihren klugen Augen verwundert aus verborgenen Schlupfwinkeln und ein Feind des Menschen, eine Schlange, zieht sich scheu zurück vor solchem Jubel, den sie wohl leicht in Trauer verwandeln könnte, hätte die gütige Gottheit ihr nicht die Feigheit als Erbtheil gegeben.

Und solche Bilder wiederholen sich an tausend Orten, bunt und wechselnd, wie es die Umgebung mit sich bringt. Am Seegestade waten die Kleinen im Wasser und jauchzen hoch auf, wenn eine flache Welle weiter hereinschwillt und sie höher benetzt, Andere fischen im krystallenen Seewasser prächtige Algen, noch Andere sammeln Muscheln oder bauen vom glänzenden Seesande Dämme, Burgen und Brücken, während auf höheren Stellen des Meeresufers zwischen Melaleucen und Leptospermen sich ein ähnliches Bild entwickelt wie das vorher geschilderte. Von hier aus aber schweift der Blick über das blaue glänzende Meer, tausendfach belebt durch Boote und Segel.

Aber auch andere Vergnügungen giebt es noch an diesem Tage für Solche, die weniger Sinn für reizende Picknicks haben. Hierzu gehören Races, Regattas und Manöver. Auch sie ziehen Tausende an, besonders die Bewohner der Inlandstädte, die massenhaft an solchen Tagen nach der Hauptstadt eilen, um den großartigeren Festen derselben beizuwohnen.

Dies ist eine kurze, aber treue Skizze der Weihnachtsfeier Australiens, in welcher sich alle Nationen, die auf jener Erde weilen, vereinen, um gleich beizutragen zur Freude und Lust dieses Tages. Aber der Weihnachtsbaum, der deutsche, mit seinem Schmucke und seinen Lichtern, brachte doch erst die rechte Feier in das neue Land, und er gedieh und breitete sich mächtig aus in dem frischen Boden freien Volkslebens.

Selbst ein solcher Herzensherrlichkeit nicht ungefährliches Ereigniß brachte ihm keine dauernde Störung. Die Goldfelder brachen aus, alle Verhältnisse lösten sich und eine Zerstreuung begann, als wenn ein Wirbelwind Alles in die Lüfte führte. Lange Jahre dauerte es, ehe ein ruhigeres Wiederfinden und Zusammentreten, besonders an den Goldfeldern, eintrat, und erst im Jahre 1857 gelang es Schreiber dieses mit einigen Anderen nach vielen Mühen und Opfern, an den Goldfeldern deutsche Vereine zu gegenseitigem Schutze und brüderlicher Unterstützung zu gründen, um unabhängig von den englischen Colonisten dazustehen. Jetzt leuchteten auch die Christbäume, unter großem Zudrang und Jubel der englischen Bevölkerung, an den Goldfeldern, und die deutschen Feste sind es geblieben, die sich der größten Sympathie und der regsten Betheiligung der Engländer erfreuen.

So ist auch seit 1860 das Picknick des deutschen Turnvereins zu Melbourne an jedem zweiten Weihnachtsfeiertage ein hervortretender Punkt unter diesen Festivitäten. Mittags ziehen die Turner mit Musik und wehenden Fahnen von ihrer Halle hinaus nach ihrem Picknickplatze an dem schattigen Ufer der Yarra-Yarra, stürmisch begrüßt von den Tausenden der bereits wartenden deutschen und englischen Freunde. Hier erheben sich Flaggen und Wimpel, Reck, Barren, Ringlauf, Klettermast, Sprungapparate, kurz alles nöthige Turngeräth zu einem Schauturnen. Ein geschmücktes riesiges Refreshments-Zelt mit einem seine ganze Länge durchschneidenden Büffet ist den colossalen Anforderungen des Tages gewachsen.

Da ertönt deutscher Männergesang, die Liedertafel ist zusammengetreten. Alles schweigt — Alles lauscht:

„Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles auf der Welt."

braust es dahin auf fremder Erde, und

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?"

tönt es in die Wipfel uralter Eucalypten. Könnt Ihr ahnen, was da das deutsche Herz empfindet? —

Hierauf beginnt das Turnen, wechselnd mit weiteren Gesängen. Weiter ab spielt ein gutes Musikcorps zum frohen Tanz auf und lustig schweben die Paare auf dem Rasen dahin, und dies bei fünfunddreißig bis vierzig Grad Réaumur.

Dieser Jubel hält an bis Abends, wo in der großen Turnhalle oder einem sonstigen Saale ein solenner Ball und ein flammender riesiger Christbaum, dessen massenhafte Gaben verloost werden, das Fest beschließt, dessen Ende die neue Sonne begrüßt.

Die Engländer lieben die deutschen Feste sehr und gestehen, daß sie Derartiges nicht zu arrangiren verstehen. Besonders aber ist es der Geist, die ungetrübte Heiterkeit und Herzlichkeit, die bei denselben waltet, ohne jegliche Störung. Der Deutsche feiert eben sein schönes Weihnachtsfest in dem Gefühle der Vereinigung auf ferner, fremder Erde.

„Ihr Deutschen seid ein sonderbares Volk," sagte einst ein gebildeter Engländer bei solcher Gelegenheit zu mir, „je länger Ihr jubelt, je liebenswürdiger und heiterer werdet Ihr; wir boxen uns gewöhnlich zuletzt."

Giebt es ein besseres Lob?

Aber der Weihnachtsmorgen bricht auch für Solche an, die einsam auf fernen Stationen, von aller Gesellschaft abgeschnitten, ihren Heerden folgen oder, von Station zu Station wandernd, oft den härtesten Entbehrungen ausgesetzt sind. — Solche Weihnacht ist auch über mich ergangen.

Ich war den ganzen Tag in glühender Hitze gewandert, um womöglich Abends noch eine gastliche Hütte zu erreichen, welche im Lande oft Tagereisen auseinander lagen. Weg und Stege gab es nicht, man mußte die auf letzter Station angegebene Richtung streng beibehalten, oder im günstigen Falle, wenn man einen Fluß als Führer hatte, denselben in allen seinen Schlangenwindungen verfolgen, um ihn nicht bei einer scharfen Wendung zu verlieren. Ich freute mich auf eine Tasse Thee, ein Stück Damper (in Asche gebackenes Buschbrod) und ein Stück saftigen Fleisches. Aber es dunkelte mehr und mehr und kein Anzeichen einer Hütte erschien, und obgleich ich den weitdringenden gebräuchlichen Hülferuf „Coo-eh!" in die Ferne sandte, das Todesschweigen der Wildniß wurde durch keine Antwort unterbrochen.

Da war es Zeit, innezuhalten, um nicht in der Finsterniß eine falsche Richtung einzuschlagen, die oft verderblich werden kann. Ich warf mein Bündel ab, häufte Holz zusammen, was überall trocken in Massen umherlag, zündete Feuer an, daß die Flammen bald mächtig emporloderten, kaute zur Stärkung etwas Thee, da Wasser nirgends vorhanden, und rauchte dann ein Pfeifchen Tabak.

„Heiliger Abend! In der Heimath brennen die Christbäume!“ dachte ich, und was ich noch mehr dachte, davon braucht's keiner Meldung.

Das Feuer brannte nieder, ich warf noch etwas Holz nach, breitete meine Decken aus, legte mich auf den harten Waldgrund nieder und blickte nach oben. Dort aber, über den dunkeln Wipfeln der Bäume, flammte es wie tausend Sonnen am dunkelblauen Firmamente, das südliche Kreuz stand hoch über mir und seine Strahlen fielen senkrecht herab in die einsame Waldesnacht. Die Heimathssehnsucht löste sich wie eine Rinde vom Herzen und gab dem neu erwachten Gefühle frommen Vertrauens Raum. Ich stand auf, und beim Scheine des Feuers schrieb ich in mein Tagebuch:

„Heiliger Abend 1851.

Du fragst nach Deinem Weihnachtsbaum? —
So sieh ihn denn dort oben,
Dort in des Himmels dunkeln Raum
Gar golden eingewoben.

Das ist Dein Baum von Gott geschmückt,
Er strahlt und flammt so heiter!
So lang' noch der Dein Aug' entzückt,
Was willst Du, Mensch, noch weiter?“

So und ähnlich wird Mancher noch seine Weihnacht feiern auf fremder Erde; möge die Heimath nur Jedem, der wieder zu ihr zurückkehrt, einen Theil des Wehs und der Sorgen vergelten, die er ihrethalben in treuer Liebe getragen.

Griseldis.

Eine Frauenstudie.

Im Reiche der Schmerzen ist die Frau allzeit Königin gewesen. Im Leiden und Dulden hat's ihr der Mann nie gleich gethan. Ihm ist auch diese Kraft und zugleich Schwäche des Weibes nicht entgangen. Sein Egoismus hat sich dieselbe oft genug zu Nutze gemacht. Das lange Magdthum der Frau in ihrer gesellschaftlichen Stellung beruht wesentlich mit auf dieser Erkenntniß. Am stärksten aber prägte sich jene Selbstopferung des Weibes immer dann aus, wenn zwischen ihr und dem Manne die Liebe stand. Um ihrer Liebe willen hat die Frau das Höchste gethan, das Tiefste erlitten. Die schaffende und nachbildende Kunst hat diesen Duldersinn des Weibes vielfach ausgebeutet. Sie hat das Thema auf das Mannigfachste variirt, am schärfsten aber hat sie es ausgebildet, auf's Aeußerste hat sie es gesteigert in der durch die ganze literarische Welt hin verbreiteten Geschichte der Griseldis.

Wer zählt die Thränen, welche in mehreren Jahrhunderten ihr geflossen sind, der rührenden Geschichte dieser treuen Dulderin, mag sie sich nun wiedergegeben haben auf alten vergilbten Blättern „gedruckt in diesem Jahr“, oder gefaßt in zierliche Reime in der Form des Epos, der Ballade und Novelle, oder in greiflicher Gestaltung auf den weltbedeutenden Bretern. Denn auch Griseldis hat, wie alle zu einem gewissen Classentypus herangewachsenen Figuren, im Laufe ihrer Wanderung durch die Völker und Zeiten, durch die Köpfe der Poeten gar manche Wandlung erfahren, und gerade in neuerer Zeit hat ihr die umbildende Hand eines geachteten Dramatikers ein eigenartig schillerndes, ziemlich modernes Kleid umgeworfen, gar sehr im Gegensatze zu dem altmodischen Schnitte, den sie in den Tagen ihrer ersten Kindheit trug.

In das Gewand der Schrift kleidete sie zuerst Boccaccio in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. „Griselda“ ist die letzte der Erzählungen seines Decamerone. Der gewandte Erzähler legt hier das faunische Satyrgesicht, das aus den meisten seiner andern Geschichten hervorlugt, in durchaus ernste und gemessene Falten. Die Geschichte des Markgrafen Gualtieri und seiner Griselda beruht aber nicht auf seiner eigenen Erfindung, vielmehr folgte der Dichter, wie bei den meisten seiner Novellen, auch hier mündlichen Ueberlieferungen. Dies geht aus einem Briefe Petrarca's an ihn deutlich hervor.

Hat Griseldis mit ihrem Schicksale, so fragen wir zuerst, wirklich existirt? Der Augustinermönch Jacobus Philippus von Bergamo im fünfzehnten Jahrhundert erwähnt in seinem Buche von bösen und ausgezeichneten Frauen ihrer als einer wirklichen geschichtlichen Person, ohne indeß die Zeit ihres Lebens angeben zu können. Auch der etwas spätere Foresti kann diese Zeit nicht feststellen, obwohl auch er an ihre Existenz glaubt. Bouchet in seinen Annalen von Aquitanien setzt ihr Leben in die Zeit um das Jahr 1025. Auch Nogoniers will in seiner Geschichte von Toulouse wissen, daß Griseldis während der Regierungszeit des Grafen Raimund des Ersten von Toulouse, im Anfange des elften Jahrhunderts als Frau des Grafen Walter von Saluzzo gelebt habe und als ein Spiegel von Geduld und Erniedrigung von verschiedenen Schriftstellern verherrlicht worden sei. Beide Schriftsteller gehören aber bereits dem sechszehnten Jahrhunderte an und mögen wohl erst durch Boccaccio und dessen Nachfolger von Griseldis Kunde erhalten haben. Markgrafen von Saluzzo, einem Landstriche im Piemontesischen, haben in der That mehrere Jahrhunderte lang bis hinein in das sechszehnte existirt, aber die Geschichte ihres Hauses weiß strenger Forschung nach von einem Grafen Walter und dessen Frau Griseldis nichts zu erzählen. Immerhin aber bliebe es möglich, daß doch unter diesen Markgrafen einer eine unstandesmäßige Heirath geschlossen und die nachdichtende Zeit dieses vielleicht an sich ganz einfache Verhältniß mit allerlei phantastischen Zuthaten versehen habe. Allen sagenhaften Volksüberlieferungen liegt doch meist irgend ein wahrer Kern zu Grunde.

Die Sagenbücher des Mittelalters behandeln überdies das Thema von der treuen Liebe und der ausharrenden Geduld des Weibes mit besonderer Vorliebe. Da ist die Geschichte von der treuen unschuldig leidenden Genoveva; von der gleichfalls der Untreue falsch beschuldigten und in's Elend gestoßenen Dusolina, der Gemahlin Kaiser Octavian's; von der Herzogin Hirlanda, einem gleichen Opfer verleumdeter Unschuld; von der schönen Magellone, welche ein widriges Geschick von Peter von Arragonien, zu dem sie sich kaum in Liebe gefunden, trennt bis zu endlicher Wiedervereinigung; von der Königstochter Bertha von Ungarn, welche eine ränkevolle Amme um den rechtmäßigen Besitz des ihr bestimmten Gemahls Pipin von Frankreich bringt, bis die Treulosigkeit an den Tag kommt und die still ausharrende Liebe den Sieg gewinnt.

Da ist die Geschichte von Pontus und Sidonia, die sich keusche Liebe geloben und diese trotz Anfechtung und Gelegenheit bis hinein in die Nacht des Kerkers bewahren. Da ist weiter der französische Roman von der treuen „Esche“, deren Verbindung mit dem geliebten Ritter Bruon ihre unbekannte Herkunft hindernd entgegensteht und die es dann in selbstloser Liebe geschehen läßt, daß der Ritter auf Drängen seiner Unterthanen eine ebenbürtige Braut nimmt, welcher sie neidlos die Hochzeit bereitet, bis noch in letzter Stunde an der Schwelle des Brautbettes ihre adlige Geburt sich enthüllt und sie mit dem Geliebten sich vereinigen kann. Hier bleibt das damals so tief eingewurzelte Standesvorrecht gewahrt, während in Griseldis es von der Liebe überwunden wird.

Boccaccio giebt unsere Geschichte noch einfach, nüchtern, ohne tiefere Motivirung, so als ob sich das Alles von selbst verstände. Gualtieri, Markgraf von Saluzzo, hat seine Zeit mit Jagd und Vogelfang zugebracht, ohne an's Heirathen zu denken, ein Entschluß, der in Boccaccio's Augen für sehr weise gilt. Seine Unterthanen drängen ihn indeß lebhaft zur Eingehung einer Ehe; sie wollen ihm sogar die Braut selbst besorgen. Das will sich Gualtieri aber doch nicht nehmen lassen, er verlangt nur, daß sie seiner Wahl sich willenlos fügen. Er kennt auch bereits ein schönes Bauernmädchen, Griselda, das heimlich sein Gefallen erregte. Diese beschließt er zu wählen, weil denn einmal geheirathet sein muß. Er läßt ihren Vater kommen und verkündet ihm seinen Entschluß. Dann zieht er mit den Freunden aus, die Braut abzuholen. Er trifft sie am Brunnen beim Wasserschöpfen, geht in's Haus, um nochmals beim Vater um sie zu werben, und läßt sich von Griselda versprechen, daß sie sich jederzeit in seinen Willen ergeben und über nichts murren

wolle, was er auch beginne. Dann setzt er ihr den Brautkranz auf und stellt sie dem verwunderten Gefolge vor. Sie wird festlich geschmückt und die Hochzeit feierlich begangen. Griselda findet sich vortrefflich in die neuen Verhältnisse. Beide Gatten leben glücklich. Erst als sie eine Tochter gebar, gerieth Gualtieri, wie es in der Erzählung heißt, auf den sonderbaren Einfall, die Demuth seiner Gemahlin zu prüfen. Er spiegelt ihr vor, das Volk sei unzufrieden, weil es kein Sohn sei, den sie ihm geschenkt habe. Dann läßt er durch einen Diener ihr das Kind so abfordern, daß sie glauben muß, es werde getödtet.

Nach einiger Zeit gebiert Griselda einen Sohn. Hier wiederholt sich das Gleiche, nur daß der Graf sich jetzt darauf beruft, daß das Volk sich unwillig erweise über die Enkelschaft eines Bauern.

Nach etlichen Jahren, geht die Erzählung weiter, fand der Markgraf es an der Zeit, seinem Weibe auch die letzte Prüfung aufzulegen. Er verstößt unter dem Widerspruche der Freunde, welche Giselda längst sich gewann, die Gattin auf Grund eines falschen Scheidebriefes. Sie will gehen, so wie sie gekommen ist, und bittet demüthig nur um ein Hemd, ihre Blöße zu bedecken. Der versammelte Hof, die Freunde des Markgrafen, vor deren Augen die Verstoßung vor sich geht, bitten, er möge ihr wenigstens das Kleid schenken, das sie trüge. Diese Bitte war, wie es in der Erzählung heißt, vergeblich, und Griselda mußte, beweint von Allen, die sie sahen, barfuß und im bloßen Hemde das Schloß verlassen. Der Vater empfängt sie ohne Groll, ja selbst ohne Verwunderung. Er findet es ganz in der Ordnung, daß der hochgestellte Fürst das Kind eines hörigen Bauern wieder verläßt, sobald es ihm gefällt. Er hat, dies voraussehend, auch Griseldens alte Kleider sorglich aufbewahrt.

Nach geraumer Zeit läßt der Markgraf verkünden, daß er wieder heirathen wolle, und läßt Griselden sagen, daß sie kommen möge, sein Haus zu säubern und zu putzen und die Ehren desselben zu vertreten. Nach der Hochzeit könne sie wieder gehen. Griselda folgt diesem tiefverletzenden Rufe. Sie empfängt trotz der Dürftigkeit ihrer Kleidung die neue Braut mit dem Anstande einer Dame. Auch hier erbitten die Damen des Hofes vergeblich für sie bessere Gewänder. Mit neidloser Demuth erkennt sie die Vorzüge der neuen Braut an, und nur eine einzige Herbe schleicht sich in ihre Rede, indem sie bittet, daß der Graf jener die Kränkungen nicht anthun möge, die er seiner ersten Gemahlin zugefügt habe, denn sie fürchtet, diese würde um ihrer Jugend und weichlicheren Erziehung willen sie nicht aushalten. Nun endlich glaubt Gualtieri, von der Geduld seiner Gemahlin genügende Beweise zu haben. Er zeigt ihr in der Braut die eigene inzwischen herangewachsene Tochter und führt ihr auch den Sohn wieder zu. Und wie rechtfertigt er seine Handlungsweise ihr gegenüber? Einfach damit, daß er sagt, er habe sie lehren wollen, wie man sich als Frau betrage, und sich eine lebenslängliche gewisse Ueberzeugung von ihrer Treue verschaffen wollen. Griselda ist mit dieser Auflösung ganz zufrieden. Sie weint sogar vor Freude. Auch unter den anwesenden Höflingen und Unterthanen war die Freude allgemein. Man lobte zwar den Verstand des Markgrafen, hielt aber doch die der Griselda auferlegte Buße für etwas zu hart und bewunderte um so mehr deren Tugend. Beide Gatten leben nun noch viele Jahre in wahrhaftem Glücke.

Diese Novelle des Boccaccio übertrug nun in etwas veränderter Fassung dessen Freund und Zeitgenosse, der große Dichter der Liebe, Petrarca, in's Lateinische, und diese Petrarca'sche Nachdichtung kam nach Deutschland, wurde von Heinrich Steinhörtel übersetzt und in dieser Uebersetzung unter dem Titel: „Dieß ist ein epistel Francisci petrarchi von großer stätigkeit einer frowen Grisel gehaissen 1471. bei Günther Zainer in Augsburg" zum Volksbuche, das bis zum Jahre 1620 sechszehn Ausgaben erlebte. Petrarca machte aus der Griselda eine Griseldis, milderte die fast grausame Härte im Auftreten des Markgrafen vielfach und suchte durch längere Reden, die er den handelnden Personen in den Mund legte, deren Handlungsweise besser zu motiviren. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts erschienen in Deutschland wieder zwei neue Uebertragungen der Petrarca'schen Griseldis von dem gekrönten Poeten Fiedler von Reichenbach und dem Capuzinerpater Martinus von Cochem. Auch im achtzehnten Jahrhunderte erschien eine neue illustrirte Ausgabe als „anmuthige Historie von dem Markgrafen Walter, darinnen dessen Leben und Wandel und was sich mit ihm zugetragen, dem günstigen Leser kürzlich vor Augen gestellt wird, auf's Neue mit schönen Figuren gezieret und verbessert. Gedruckt in diesem Jahr." Aus diesen verschiedenen Ausgaben setzen sich nun auch die neuerschienenen Volksbücher von O. Marbach, Simrock und G. Schwab zusammen.

Aber nicht blos in Deutschland wurde Griseldis heimisch, sie nahm auch ihren Weg nach Frankreich, Holland, England, Dänemark und Schweden, selbst bis in das ferne Eiland von Island.

In England goß sie schon dreißig Jahre nach dem Erscheinen von Boccaccio's „Decamerone" Chaucer in Reime. Der Dichter kommt dabei zu der Schlußbemerkung, daß eine solche Demuth in Italien und auch sonst wohl nicht mehr vorkomme und es kaum räthlich erscheine, ein Eheweib so wie sie zu prüfen. Wer es versuche, dürfte wohl, statt des Sieges sich zu erfreuen, es zu spät bereuen. Wurde die Geschichte der Griseldis in England zur Ballade, so wurde sie in Spanien zur Romanze. In Frankreich bestieg sie schon am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts die Bühne. In Deutschland brachte sie Hans Sachs auf die Breter. Er läßt dieselbe in fünf Actus und mit dreizehn Personen getreu nach der Ueberlieferung sich nach einander abwickeln und ist dabei so wenig auf das Einheitsgesetz des Aristoteles bedacht, daß er den Markgrafen in einem Acte zweimal Kindtaufe halten läßt. In der Schlußmoral, ohne die es bei unserm braven Schuster nie abgeht, zieht derselbe aus der Geschichte drei beherzigenswerthe Lehren: Erstens sollen die Mütter ihre Töchter nicht zu zart, sondern arbeitsam in Häuslichkeit und Tugend erziehen, sollen ihren Starrsinn brechen, damit sie schon zeitig lernen im Stande der Ehe geduldig alles Wohl und Wehe zu tragen. Zweitens soll die Frau lernen unterthan sein dem Manne, weil der Mann des Weibes Haupt sei, wie's Gott gebot im Anfange.

Denn durch ihre Geduld und Demuth
Ueberwindet sie das Bös' und Gut'
Und wird durch ihre gütige Geberd'
Dem Manne angenehm, lieb und werth.

Drittens soll aber auch der Mann sein Weib halten „schön" und lieben wie seinen eigenen Leib, also daß zwischen Mann und Weib Fried', Lieb' und Treue aufwachs. Solches wünsche er, Hans Sachs.

Auch englische Dramatiker bemächtigten sich des Stoffes; nur der große Shakespeare, der die Boccaccio'schen Novellen sonst ziemlich stark benutzte, hat sich von demselben nicht begeistern lassen. Doch hat er in Cymbeline einen verwandten Stoff, dem auch das Thema der geprüften und verleumdeten Frauentreue zu Grunde liegt, nach der Boccaccio'schen Novelle „Frau Ginevra" behandelt. Englische Komödianten führten die Komödie von der „geduldigen Grisill" im siebenzehnten Jahrhundert in Deutschland an den Höfen von Dresden und Torgau auf.

Um dieselbe Zeit, nur etwas später, führte Perrault „Griseldis" als gereimte Novelle den Pariserinnen vor. Er will sie, sagt er in den einleitenden Strophen, ihnen nur als Gegengift geben, sogar nur als Stoff zum Lachen, denn die „Patience" sei keine Tugend der Damen von Paris, wohl aber hätten dieselben durch eine lange Uebung die Kenntniß erlangt, sie durch ihre eigenen Gatten ausüben zu lassen.

Perrault's Marquis Walter ist ein Melancholiker, der alles Weibliche für treulos und betrügerisch hält und deshalb geschworen hat, nicht zu heirathen. Als man ihn zu bestimmen sucht, diesem Gelübde untreu zu werden, entwirft er eine nicht eben schmeichelhafte Schilderung der Frauennatur, zu der jedenfalls seine damaligen Landsmänninnen Modell gesessen haben. Wenn sie ihm Eine brächten, sagt er den Andrängern, die alle die Gebrechen der Anderen nicht besitze und vor allen Dingen keinen eigenen Willen habe, die wolle er heirathen. Sagt's und geht zur Jagd. Da verirrt er sich, trifft auf eine junge Bäuerin und findet in ihr das geträumte Frauenideal. Nach der Hochzeit verfällt er wieder in die alte melancholische Stimmung. Die große Tugend seiner Frau wird ihm mit der Zeit geradezu lästig. Er hört auf Verleumder, beargwohnt seine Frau, sperrt sie ein, hält sie ängstlich von der Welt und ihren Vergnügungen fern, nimmt ihr den Schmuck, den er ihr eben erst schenkte, wieder ab, und

quält sie auf alle Weise. Als sie ein Kind bekommt und mit diesem zärtlich thut, glaubt er, sie übertrage ihre Liebe ganz auf das Kind, und entzieht es ihr. Da sie es ohne Klage weg giebt, zweifelt er nun zwar nicht mehr an ihrer Liebe, gleichwohl will er sie von Neuem prüfen, diesmal, um der ganzen Welt ihre Güte, Milde und Weisheit zu offenbaren, also aus einer Art Egoismus der Eitelkeit. Der Ausgang ist dann der frühere. Hier ist die Geschichte schon in eine sehr moderne Beleuchtung gerückt und psychologisch wahrscheinlicher gemacht.

Auch Ludwig Heinrich Nicolay setzt in seiner Ballade „Griselde" (1810) die arme Dulderin den gleichen Quälereien eines mißtrauischen und mürrischen Gatten aus. Die erste strengere Prüfung der jungen Frau besteht in dem Verbote, ihren alten Vater zu besuchen, dann folgt die Wegnahme der Tochter und die Verstoßung der Mutter. Diesmal motivirt der Graf — hier Anton genannt — sein Handeln damit, daß er sie verstoßen müsse, weil sie keinen Sohn bekomme. Die neue Braut ist dabei die Schwester des Grafen. Der alte Vater wird mit in's Grafenschloß geholt, beide Gatten leben minniglich miteinander und der Himmel bescheert Griselden, zum Lohn für ihre Treue, den ausgebliebenen Sohn.

Inzwischen war auch die arme Dulderin in Musik gesetzt worden, in einem Melodram von Zeno und einer Oper von Paer.

Eine neue Metamorphose mit reicher dichterischer Verklärung gewann dieselbe in dem bekannten dramatischen Gedichte von Halm, der sie zunächst in eine ganz andere romantisch-phantastische Atmosphäre rückte, indem er sie an den sagenhaften Hof des Königs Artus verlegte. Der zum Ritter Percival umgetaufte Markgraf Walter theilt mit dem Perrault'schen die schlimme Meinung von der Frauenwelt. Er ist aber kein Grillenfänger wie jener, sondern ein rauher Naturmensch, dem eben die Natur über Alles geht, auch im Weibe. Das ist's, was ihn zur Griseldis, dem reinen und unverfälschten Naturkinde, hingezogen hat. Er hat ihre treue Liebe schon vor dem Beginne der dramatischen Handlung einmal prüfen können, nicht in Folge eigenen Entschlusses, sondern bei einem durch den Zufall der Umstände herbeigeführten Conflicte. Sie hat, als gleichzeitig ihre Mutter im Sterben und ihr Gatte schwer verwundet darniederlagen, das Lager des Gatten nicht verlassen und jene ohne Abschied sterben lassen. Er lebt mit ihr nicht blos glücklich, er hat auch die höchste Meinung von ihr. Er schätzt sie über alle Frauen, und als er damit, daß er sie noch über die Königin stellt, diese selbst beleidigt, giebt d i e s e die sühnenden Proben auf, die sonst als Ausflüsse von des Grafen eigener Entschließung erscheinen. Das Ganze spitzt sich dabei zu einer Art Wette zu, wie wir das ähnlich bei Nicolay finden. Walter-Percival sucht sich dann die Scrupel über sein Handeln, welche sich in seiner schlichten Seele denn doch einfinden, mit Sophismen hinwegzuphilosophiren, wie diese: Griseldis sei als sein Weib Fleisch von seinem Fleische, wer aber wolle es Jemand verwehren, in sein eigen Fleisch zu stoßen? Oder dem weit schwächeren: Ich prüfe mein Schlachtroß, meine Klinge, weshalb soll ich nicht mein Weib prüfen? Griseldis selbst macht es ihm hier weit schwerer, die Prüfung durchzuführen. Ihre Mutterliebe ist nahezu ebenso stark, wie ihre Liebe zum Gatten, und Percival muß schon hohe Trümpfe ausspielen, muß die Gefahr seines eigenen Lebens vorspiegeln, ehe er das Kind von ihrem Herzen bringt.

Griseldens Vater ist auch nicht mehr der alte Janicula, der die Heimkehr der Tochter gleichgültig und wie selbstverständlich hinnimmt. Er empfängt sie, wie das schon bei Hans Sachs der Fall war, mit Groll und lautem Hohne. Sie habe Abgötterei mit ihrem Gatten getrieben, nun empfange sie ihren Lohn. „Du warst," schleudert er ihr entgegen, „nicht sein Gemahl, nur seine Dirne." Halm begnügt sich nicht mit zweien, er fügt steigernd noch eine dritte Probe hinzu. Er stellt die Arme noch vor die Alternative zu wählen zwischen dem Tode des Vaters oder dem des Gatten, eine Alternative, vor welche auch in der oben gedachten Erzählung „Pontus und Sidonia" die Letztere sich gestellt sieht. Griseldens Liebe besteht auch noch diese Probe, was sie aber nicht mehr besteht, das ist die nunmehr kommende Entdeckung des mit ihr getriebenen Spiels. Noch meint Percival: Sie liebt mich, darum wird sie mir vergeben. Er täuscht sich tief, denn die Liebe leidet nur um Liebe, nicht aber um der Sättigung männlicher Eitelkeit willen. Der Lorbeerkranz, den er ihr erstritten zu haben meint, ihr ist er ein Dornenkranz. Ihr Glaube ging verloren und nichts, auch nicht die heiligsten Versicherungen, die verheißendsten Betheuerungen bringen ihn wieder zurück. Sie scheidet sich von ihm. Er hat ihre Liebe für immer verscherzt.

Diese Lösung entspricht allein dem sittlichen Bewußtsein der Gegenwart, dem Geiste eines gebildeten Zeitalters. Freilich schneidet sie auch dem Griseldis-Thema seine fernere Existenzberechtigung ab. Die eigenthümliche Fortentwickelung, welche dasselbe im Laufe der Zeiten erlebt hat, fällt gleichsam zusammen mit der Fortentwickelung der socialen Stellung der Frau.

Die Entstehung der Griseldis Mythe oder ihre geschichtliche Existenz gehören oder müssen wohl einer Zeit angehören, wo die freie Entfaltung der Person überhaupt, namentlich aber der Person des Weibes noch im Banne einer künstlich geschaffenen Lebensordnung stand, wo der tiefe Stand zu dem höheren noch mit einem unterwürfigen Gehorsamsgefühle hinaufsah. Was Markgraf Walter da forderte, das war noch sein Recht. Schon zu Boccaccio's Zeiten war wenigstens in den höheren Gesellschaftsschichten die Stellung der Frauen eine freiere geworden. Deshalb macht auch Dioneo, der einleitende Erzähler Boccaccio's, die Bemerkung, daß der Markgraf es verdient habe, wenn die Sache schlimmer geendet habe. Auch Chaucer hält das Verfahren Walter's, wie wir sahen, für ein Wagniß. Dagegen bestand in den bürgerlichen Kreisen, in welchen Hans Sachs lebte, noch die ältere Anschauung von der Unterthänigkeit des Weibes gegenüber dem Manne, wenn diesem auch ein liebendes Entgegenkommen noch nebenbei zur Pflicht gemacht wird. Besonders in Frankreich, in Paris vollzog sich eine freiere Basirung der Frau. Da konnte Markgraf Walter schon blos noch als melancholischer Grillenfänger und seine Handlungsweise als veraltetes Curiosum existiren. Als die socialen Revolutionen die alten Standesbegriffe mehr und mehr über den Haufen warfen, verfiel dieselbe geradezu dem moralischen Strafgerichte. Und doch konnte bei einer Aufführung der Halm'schen Griseldis in Tirol die dortige Landbevölkerung gegen den Ausgang des Dramas noch lebhaft protestiren und die Rückkehr der Griseldis zu ihrem Manne gebieterisch verlangen. So stark war dort im Volke noch die Macht des Alten.

Seit der Composition des Halm'schen Dramas sind weitere vierzig Jahre verflossen, Jahre des mächtigsten Fortschritts auf allen Gebieten, besonders auch in Bezug auf die sociale Stellung der Frau. Das Griseldis-Drama würde heutzutage kaum über den ersten Act hinauskommen. Darum ist die Liebe, auch die treue und aufopfernde, noch nicht aus der Welt hinausgestoßen, sie verlangt nur jetzt Maß für Maß, g l e i c h e s Maß für Beide.

Fr. Helbig.

Auch ein slavischer Agitator.

Ein verspäteter Nachruf.

Am 26. Mai ist zu Prag in der Hofwohnung eines kleinen Hauses einer Nebenstraße F r a n z P a l a z k y, lange Jahre das Haupt der czechischen Partei, verschieden. Wenige Wochen zuvor hatten czechische Führer ein Jubelbankett veranstaltet, weil von Palazky's großem böhmischem Geschichtswerke soeben der letzte Band erschienen war. Aber nicht diesem Anlasse galten Lärm und Geräusch des Festes, denn Palazky, der Historiker welcher mit unermüdlichem Fleiße die Archive Europas durchforscht hat, wäre niemals zu hervorragendem Ansehen bei seinen Stammesgenossen gelangt. Es liegt nicht in Art und Blut des czechischen Volkes, die nüchterne, mühsame Arbeit eines Gelehrtenlebens würdigen zu können. Palazky's Ansehen war eine Frucht seiner politischen Thätigkeit, welche durch fünfzig Jahre währte und in ihren letzten Consequenzen die Wiederherstellung eines czechischen Reiches bezweckte. In den ver-



Vor sechs Jahren bei Paris.

Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von unserem damaligen Feldmaler F. W. Heyne.

schiedensten Zeitströmungen verstand es Palazky dieses Ziel anzustreben. Verhängnißvolle Irrthümer der Regierenden haben Palazky's Bestrebungen gefördert. Sein mit jesuitischer Klugheit festgehaltener politischer Grundsatz, die höchsten idealen Güter um den Preis nationaler Zugeständnisse zu opfern, haben ihn zu einem Genossen und Helfershelfer der Reaction gemacht. So oft ihre Machtzeit wiederkehrte, war auch er im Vordergrunde. Mit allen Verfassungssistirungen, welche die Geschichte Oesterreichs in den letzten Jahren wie Unglücksarabesken durchziehen, ist Palazky's Name im Zusammenhange; den Verfassungsbruch hat er im Jahre 1848 wie später in unsern Tagen als Rettungsmittel für das Reich gepredigt, welchem er im Gegensatze zu seiner Culturmission die Aufgabe zumuthete, ein Hort slavischer Interessen in Europa zu werden. So mußte denn, als die Armseligkeit dieser Staatsweisheit durch die Ereignisse die fürchterlichste Verurtheilung fand, ihrem Urheber am Ende seiner Tage jede Aussicht auf Erfolg schwinden. Er starb verbittert über die „Einsichtslosigkeit der Menschen", voll Hasses gegen seine politischen Gegner, ja auch gegen seine Stammesgenossen, von denen ein Theil den Ideen Palazky's gegenüberstand.

Franz Palazky ist am 14. Juni 1798 zu Hotzendorf, einem Dorfe des Prerauer Kreises in Mähren, als der Sohn eines evangelischen Schullehrers geboren. Mit neun Jahren verließ er sein Vaterhaus. Er wurde nach Kunwald bei Neutitschein geschickt, um hier Deutsch zu lernen. Drei Jahre darauf übersiedelt er in das evangelische Lyceum von Preßburg. Ein Professor desselben, Palkovic, benutzt den befähigten Knaben als Schreiber, später sogar als Hülfsarbeiter bei der Redaction einer kleinen czechischen Zeitung. So gelangte Palazky in die unbedeutende czechische Literaturbewegung jener Tage, in welcher er bald eine hervorragende Rolle

spielen sollte. Mit einigen Abhandlungen erregt er bald darauf Aufmerksamkeit, und als er 1823 nach Prag übersiedelt, tritt er bereits als hervorragendes Mitglied in jenen Kreis czechischer Gelehrter, welcher es sich zur Aufgabe machte, durch literarisches Streben dafür Sorge zu tragen, daß der slavische Stamm in Böhmen nicht völlig aussterbe und in dem von allen Seiten andrängenden deutschen Culturelemente aufgehe. Diese Verbindung war keineswegs von imponirendem Eindrucke. An ihrer Spitze standen Jungmann, Schafarik, Hanka, Dobrowsky, Geistliche und kaiserlich-königliche Staatsbeamte, welche in scheinbar harmlosen linguistischen Spielereien, in unschuldigen Uebersetzungen oder höchstens Nachbildungen deutscher Richtung ihre schriftstellerische Aufgabe sahen. Die Regierung förderte das Streben. Sie, die in Frankfurt am deutschen Bundestisch mit ängstlicher Sorgfalt die deutsche Führerschaft bewachte, wollte in Oesterreich keine durchgängig deutsche Bevölkerung. Die deutsche Sprache sollte wohl die amtliche Sprache des Reiches sein, aber ein deutsches Volk, welches vom Riesengebirge bis zur Adria das Reich bewohnt hätte, schien den Machthabern jener Tage unbequem und gefährlich. Man sperrte die Grenze ängstlich ab, daß der deutsche Geist ja nicht eindringe, und man förderte die Stammesregungen der Nationen und Natiönchen, die inmitten der Deutschösterreicher die Bevölkerung der alten Erbländer bildeten. Die politischen Kämpfe unserer Tage, in welchen man so oft zu schwach gewesen, die nationalen Geister zu bannen, welche vor Jahren gerufen wurden, haben das Unglückselige dieser Politik in ernster Weise hervortreten lassen. In Prag legte sie zu Beginn der zwanziger Jahre den Grundstein zu Palazky's Zukunft, denn auch er fand die Protection des Metternich'schen Regimes und fand sie selbst dann, als mit einem Male die czechische Literaturströmung eine andere Richtung nahm.

Der junge Historiker, der, um den Adel zu gewinnen, kleine Geschichtswerke über die Entwickelung böhmischer Adelsfamilien veröffentlichte, führte nämlich einen neuen Geist in die Kreise seiner slavischen Mitkämpfer. Dieser Geist war erfüllt vom Hasse gegen das Deutschthum. In Zukunft, so predigte Palazky, sollten die czechischen Werke getragen sein von dem Gedanken, daß die deutsche Cultur nur die Unterdrückung für das slavische Element in Oesterreich bedeute und daß es Rettung für den czechischen Stamm, der inmitten deutscher Erde gelegen sei und eine Art insularer Lage habe, nur dann gebe, wenn er sich selbstständig mache, statt in der Verbindung mit Deutschland eine Wechselbeziehung zu den übrigen slavischen Stämmen zu suchen. Daß diese minder cultivirt waren, schien Palazky nur von Vortheil. Die Czechen, erfüllt von deutscher Bildung, aber geistig tief unter den Deutschen stehend, hatten ja hierdurch Gelegenheit und Element zu einer Führerrolle. Die Keime des Panslavismus wurden gelegt. Unter den Augen der Wiener Machthaber ist dies geschehen. Ja mehr noch! Die Regierung schwieg, als Rußland die slavischen Geistesritter mit Orden und Hülfsgeldern lohnte; wie hätte auch der österreichische gefürstete Kanzler hierin einen Landesverrath erblicken können, er, welcher — allerdings nicht ohne kaiserliche Bewilligung — alljährlich eine Apanage von der Newa bezog!

Palazky's Wirken blieb bei der Umwandlung der czechischen Literaturbestrebung nicht stehen. Sein deutschfeindliches Streben suchte weitere Erfolge. Das Museum, von einem Adeligen deutschen Geistes, vom Grafen Sternberg, dem Freunde Goethe's, gegründet, wurde czechisirt; die Museumszeitung, deren Redaction man Palazky übertrug, wurde, gegen die Bestimmung ihrer Gründer, nur in czechischer Sprache publicirt und zum Mittelpunkte der Bestrebungen des rührigsten Agitators der Czechen gemacht. Die Stände, ohne Ahnung der Bedeutung derselben, bestellten Palazky zu ihrem Geschichtschreiber. Als solcher publicirte er 1836 den ersten Band seiner böhmischen Geschichte. In Deutschland, wo man, wie im böhmischen Ständesaale, nur das gelehrte Werk, nicht dessen Tendenz, beachtete, wurde das Buch des jungen Protestanten mit allen Ehren begrüßt. Ein evangelischer Historiker aus Oesterreich war eine neue, ja sympathische Erscheinung; war man doch nur zu sehr gewohnt, in diesem Lande nur eine clerikale Gilde von Geschichtsschreibern sich entwickeln zu sehen. Palazky dankt seinem Glauben, welcher ihn später nicht gehindert hat, sich bedingungslos dem clerikalen Heerbanne anzuschließen, ein gut Theil der Anerkennung, welche jene ersten geschichtlichen Veröffentlichungen in Deutschland gefunden. Zu lange hat dieselbe allerdings nicht gewährt. Schon in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre tönten warnende Stimmen vor dem fanatischen Geiste, welchen Palazky's Schriften enthalten, und später enthüllte Hoffmann von Fallersleben die tendenziöse Weise, in welcher Palazky die Resultate seiner Forschung nützte. Waren sie den Deutschen günstig, so verschwieg er sie einfach. „Ein den Deutschen günstiges Actenstück existire einfach nicht für ihn,“ meinte er selbst.

Palazky, welcher anfangs ziemlich vorsichtig für seine Bestrebungen eintrat, konnte jetzt so muthig sein, dies deutlich auszusprechen. Der Kreis seiner Partei hatte sich nämlich im Laufe weniger Jahre mächtig erweitert. Das Literaturvölklein an der Moldau hat mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ein Volk von Lesern geschaffen. Palazky's agitatorisches Talent leistete Allen voran das Höchste. Ein Verein für Literaturzwecke, „matice“ (Bundeslade) benannt, wurde in's Leben gerufen, um die Schriften der jungen czechischen Literaten zu ediren und zu verbreiten. Die Behörde verbot den Verein. Palazky's Einfluß erwirkte Aufhebung des Verbotes. Von Haus zu Haus gingen Sammler, um Gelder für den Literaturverein zu fordern. In Dörfern und Städten wurden Concerte, Tanzkränzchen zu seinen Gunsten veranstaltet; in den Wirthshäusern predigten Sendboten, daß zum Vortheile der „matice“ ein „Bierkreuzer“ von jedem Tranke dem nationalen Zwecke geopfert werden solle. So verstand es ein für die Production wenig, für die Agitation desto reicher begabter Kopf binnen Kurzem, eine, wie es schien, todte Nation wieder zu erwecken und seinen politischen Plänen Tausende von Anhängern und Gläubigen zu sichern.

Nie wäre dies möglich gewesen, hätte Palazky nicht den niedrigsten nationalen Racenstandpunkt vertreten, hätte er nicht in Wort und Schrift dem Hasse gegen das den Besitz und die höhere Bildung Böhmens vertretende deutsche Element den entschiedensten Ausdruck gegeben. „Welch eine Nation!“ ruft er einmal aus, als er die Verbannung von Germanismen aus der Sprache seines Volkes empfiehlt, „sie hat für die zwei höchsten Begriffe keine selbstständige Bezeichnung. Der Deutsche muß Fremdwörter brauchen, wenn er von seiner Nation und seiner Religion sprechen will!“ Wie in dieser Bemerkung, hat es Palazky immer verstanden, dem gläubigen Sinne des Clerus zu schmeicheln. Als Lohn hierfür hat die Kirche von Pfarre zu Pfarre, von Kanzel zu Kanzel ein Heer von Agitatoren geschaffen, welche Mitstreiter bei dem nationalen Werke Palazky's wurden. Aber auch den Adel wußte der rührige Volksbeleber für seine Zwecke zu gewinnen. Je kläglicher sich das nach den Schrecken der Schlacht am weißen Berge gewährte Ständerecht präsentirte, desto eindringlicher verstand es Palazky, den böhmischen Adelsgeschlechtern die Theorie mundgerecht zu machen, daß es doch ein Landesrecht gebe, ein Recht, welches dem Adel eine bevorzugte, ja, die erste Stelle sichere, falls er mitwirken wolle, daß die Selbstständigkeit Böhmens wiederhergestellt würde. Bis an sein Lebensende war Palazky bemüht, für dieses sogenannte Landesrecht zu kämpfen. Er hat ein Lügengewebe historischer Beweismittel ersonnen, um den Gedanken glaubhaft zu machen, daß die Armeen Bouquoi's, des baierischen Maximilian und Tilly's am weißen Berge die Selbstständigkeit Böhmens nicht in blutgetränkte Erde gestampft hätten, sondern daß jene Selbstständigkeit rechtmäßig in unseren Tagen wieder aufleben und die Herrschaft des czechischen Elementes über das deutsche im Lande ermöglichen müßte.

Als 1848 der „Völkerfrühling“ unter Wettern und Stürmen über Oesterreich kam, hatte Palazky erst nur einen Gedanken, daß die Selbstständigkeit Böhmens rechtlich neu begründet werden solle. Böhmen als Domäne seiner Stammesgenossen zu sehen, genügte ihm nicht mehr. Er wollte, daß aus dem Leibe des Reiches ein neuer Körper gerissen würde: die Länder der böhmischen Krone. Böhmen sollte mit Mähren und Schlesien vereint werden und in diesem neuen Gebiete sollten natürlich die Deutschen Amboß, die Czechen Hammer sein. Ein Stück nationalen Socialismus lag in dieser Politik, und die czechischen Massen theilten in ihren Träumen bereits Gut und Reichthum der vogelfrei gewordenen Deutschen. Um Palazky zu gewinnen und von seinen reichsgefährlichen Ideen abzubringen, bot man ihm ein Portefeuille in dem damaligen Ministerium Pillersdorf. Er ging nach Wien, um zu unterhandeln. Ein Aufschrei der Entrüstung empfing ihn. Er reiste bebend vor dem empörten Wiener Volksgeiste ab.

Muth war nie seine Sache gewesen. In seinem Ablehnungsschreiben glaubte er hervorheben zu sollen, daß man seine Ernennung zum Minister als eine Beleidigung der Deutschen in Oesterreich deuten möchte. In Prag fand Palazky seine Fassung bald wieder. Er agitirte gegen die Wahlen für das Frankfurter Parlament, präsidirte dem Slavencongresse, protestirte gegen das Tragen deutscher Farben und publicirte Kundgebungen so feindlicher Sprache gegen die liberalen Deutschen und Ungarn, daß nach den Prager Barrikadenkämpfen Windischgrätz ein Lobsprecher der Richtung Palazky's wurde und Jelacic, der General der Camarilla, nach der Einnahme Wiens am 5. November Palazky zu sich berief, um ihm ein Gutachten über die österreichischen Verfassungsfragen abzufordern. Dieser Egeriadienst, welchen Palazky den Häuptern der Reaction leistete, hatte zur Folge, daß der Reichstag nicht nach Wunsch der Deutschen nach Wien, sondern auf Vorschlag Palazky's in das öde Städtchen Kremsier berufen wurde. Hier plante Palazky einen Verfassungsentwurf, welcher Oesterreich in sieben Gruppen theilen sollte. „Man müßte eine Armee von sechsmalhunderttausend Mann haben, um dieser Verfassung Anerkennung und Geltung zu erkämpfen," meinte Fürst Schwarzenberg, welcher damals in die Arena trat und die Auflösung des Kremsierer Reichstages betrieb und auch erreichte. Palazky hatte nun den verdienten Lohn seiner öffentlichen Thätigkeit gefunden. Die Dienste, welche er der Hofpartei geleistet, waren nutzlos, die conservativ-reactionäre Gesinnung, mit welcher er prunkte, hatte nicht gehindert, daß ihn die neuen Männer des Tages verächtlich bei Seite schoben, als die Siege in Italien sich als wirksamste Reichsstütze erwiesen und die Allianz mit dem eigenwilligen dickschädligen czechischen Gelehrten unnütz machten. Mißmuthig zog sich Palazky nach Prag zurück. Ihm tönte der Ruf nach, daß er „ein Mörder der jungen Freiheit in Oesterreich gewesen sei."

Durch zehn Jahre wirkte Palazky fortab nur literarisch für seine Zwecke, aber 1860, als das Octoberdiplom erlassen wurde, trat er neuerdings auf den politischen Schauplatz. Wieder begannen seine agitatorischen Künste zu spielen. Der zweiundsechszigjährige Greis entblödete sich nicht, Politik der Straße zu treiben und bei der neuen Saat des Hasses gegen die Deutschen in Böhmen Verbündete niedrigster Art zu suchen. Daß seine politischen Ideen im Landtage insbesondere von dem Führer der Deutschen, Dr. Herbst, in vernichtender Weise bloßgelegt wurden, nährte nur seinen Fanatismus.

Er, der gelehrte Geschichtsschreiber, nahm Theil an dem Hep-Hep-Rufen gegen die deutschgesinnten Juden des Landes; er, der „Conservative", billigte die Steinwürfe, welche der czechischen Straßenjugend gegen die Fenster deutscher Wohnungen als Einschüchterungsmittel nöthig erschienen waren; er, welcher vorgab, für seines Volkes Befreiung zu kämpfen, fädelte, wie er dies zu Beginn seiner Laufbahn schon gethan, ein Bündniß mit den Feudalen und Ultramontanen des Landes ein. Daß bei demselben seinen Stammesgenossen eine Zelotenrolle zugedacht war, war ihm Nebensache; seine politische Denkkraft schien nur Nahrung zu behalten, wenn die Möglichkeit zur völligen Czechisirung Böhmens in Aussicht war. Palazky's Bemühungen blieben trotzdem erfolglos. Zweimal allerdings, unter dem Regime Belcredi's und Hohenwarth's, waren seine Hoffnungen der Erfüllung nahe. Die Unmöglichkeit, ein Reich in seiner Entwickelung völlig neuen Bahnen zuzuführen, ließ jedoch immer wieder die Aussicht der czechisch-feudalen Partei in Trümmer sinken. Später blieben selbst die Demonstrationen des alten eigenwilligen Agitators unbemerkt. Seine Pilgerfahrt nach Rußland, eine Audienz beim Prinzen Napoleon, diese wie jene ausgeführt, um Hörer für czechische Schmerzensschreie zu finden, ging wirkungslos vorüber, und Palazky fand schließlich, als die Regierungsautorität in Oesterreich wieder erstarkte, keinen Ausweg aus der Sackgasse, in welche er sich verrannt hatte, als die Empfehlung völliger Enthaltungspolitik für die czechische Partei. Vor zwei Jahren mußte er es erleben, daß seine ehedem allgemeine Autorität nur von der Fraction der sogenannten Altczechen anerkannt blieb und daß eine jüngere, entschlossene Partei sich völlig von ihm und seinen Ideen lossagte. Er schrieb sein politisches Testament und vermachte in demselben seinem Volke den Haß gegen das „Räubervolk der Deutschen und Magyaren".

Im Privatleben war Palazky vom Glücke begünstigt. Seine Frau brachte ihm viel Vermögen, und er hat Nahrungssorgen nie gekannt. Er machte in den letzten Jahren wiederholt Reisen nach Rom, Nizza und Paris. Sein Familienleben war ein sehr glückliches. Er lebte im innigsten Verkehre mit seinem Schwiegersohne, Dr. Rieger, welcher nach ihm die politische Führerschaft der Czechen antritt. Sein Aeußeres war wenig gewinnend. Seine Züge trugen den czechischen Typus; in den geschlitzten, stechenden Augen fehlte jeder freie, adlige Zug. Seine Lippen umspielte regelmäßig ein böswilliges Lächeln. Den breiten, fast viereckigen Schädel deckte eine flachsgelbe Perrücke. Er war groß von Statur, ging aber gebückt. Ein starker Blähhals machte den Gesammteindruck seiner Erscheinung keineswegs sympathischer. Redner war Palazky nicht. Er sprach mühsam und kaum verständlich; desto interessanter war er als Hörer — die Lebhaftigkeit seines Wesens trat da völlig zu Tage. Er konnte seinen Meinungen widersprechende Anschauungen nicht ruhig äußern hören und war der Führer der Unterbrechungen, welche in dem an parlamentarischen Kämpfen so reichen böhmischen Landtage von den czechischen Bänken für die deutschen Redner so oft laut wurden.

Gelang es einem deutschen Deputirten, die czechischen Ansprüche in ihrer Nichtigkeit völlig klar zu legen, dann hielt es Palazky nicht länger im Saale aus. Er verließ denselben unter großem Geräusche und kehrte erst wieder, wenn er wußte, daß der Redner zu Ende war. Mit den deutschen Abgeordneten hatte er, im Gegensatze zu dem geschmeidigen und äußerlich gewinnenden Rieger, nie Verkehr. Er übertrug seine politische Abneigung auf die Person. Seine Orden — er hatte einen russischen und einen österreichischen — trug er gern und bei jedem möglichen Anlasse. Als seine politische Opposition auf's Höchste gestiegen war, legte er nur den russischen Orden an. Das czechische Nationalkleid, welches in den vierziger Jahren in einer Metamorphose der polnischen Konfederatka, früher in einem gewöhnlichen Schnürrocke bestand, trug er nie. Er hatte auch zu Hause stets den deutschen von seinen Landsleuten in den Bann gethanen Frack an.

Er schrieb einen klaren Stil. Seine ersten Schriften veröffentlichte er stets in deutscher Sprache. Einzelne seiner historischen Werke sind von glänzender Darstellung. Später überwiegt die nationale Tendenz und Fälschung.

Daß er den politischen Ereignissen auch außerhalb Oesterreichs mit größtem Interesse folgte, ist selbstverständlich. Keines derselben hat ihn jedoch in dem Maße bewegt, wie das der großen Einigung Deutschlands im Jahre 1870. Sie hat den slavischen alten Fanatiker in's Herz getroffen. Er mochte ahnen, daß Mühe, Sorge und Kämpfe seines Lebens, welche dahin gerichtet waren, den czechischen Stamm vor der Einwirkung des deutschen Geistes sicher zu stellen, vergebens waren. Die nationale Selbstständigkeit seines Stammes, wie sollte sie noch erreichbar scheinen, da das geeinigte deutsche Volk der Nachbar seines Stammes war, da in Oesterreich der deutsche Gedanke im Staatsleben zu neuem Ausdrucke kam, beide Reiche zudem durch eine ehrliche innige Allianz sich aneinander schlossen!? Selbst die Hoffnung auf Verwirklichung panslavistischer Träume fiel, denn Rußland zog seine schützende Hand von der czechischen Partei ab und überließ sie grausam dem verdienten Loose ohnmächtiger Isolirung.

In Jena, wo einst mehrere der Führer der czechischen Bewegung in gelehrter Arbeit wirkten, hat eine Ehrentafel der ersten Verdienste Palazky's um österreichische Geschichtsschreibung rühmend gedacht. Die Tafel wurde wieder abgenommen, als Palazky von keinem andern Geiste beseelt schien, als von dem wilder Wuth gegen das deutsche Volk. Dieses Moment im langen Lebenslaufe des hingeschiedenen Agitators ist ein Charakteristicum seiner Bedeutung. Im Laufe der Zeit fiel Erfolg um Erfolg, welchen er errungen. Er hat umsonst gelebt — umsonst gewirkt!

Friedrich Schütz.

Blätter und Blüthen.

Weihnacht am Atlas. (Mit Abbildung S. 821.) Vor wenigen Jahren feierte ich Weihnachten im sonnigen Süden, in Algerien. Wenn auch der Nordwind von Europas damals tief verschneiten Gefilden zuweilen nach Afrika mit flüchtigen Fittigen zog, so huschten doch unsere heimischen Zugvögel dort in den Gebüschen des Lorbeers, Rhododendrons und der Oleander, im immergrünen Walde der Korkeichen und in den gewaltigen Forsten der Cedern umher. An den kleinen Bächen, die in den Tod der Sahara verrinnen und verschwinden, hüpften die Bachstelzen, an den Ansiedelungen hatten sich die Störche eingefunden und spazierten gravitätischen Schrittes auf den Wiesen und im Röhrichte des Sumpfes. Schaaren von Lerchen schmetterten über üppigen Saatfeldern ihren Gesang aus heller Brust der Himmelskönigin, der Alles belebenden Sonne entgegen, und in zierlichen pfeilschnellen Wendungen schwärmten unsere lieben herzigen Schwalben im blauen Aether, daß ihre weißen Brüste bei jeder Wendung gegen die Sonne wie Silberflocken leuchteten. Ihr eintöniger Ruf tönte mir wie Musik, wie ein Gedicht an die Heimath.

Alle diese Herrlichkeiten hatte ich in Milianah erlebt, einer reizend gelegenen Stadt in der Nähe des Flusses Schelif und der Eisenbahn von Algier nach Blidah und der Straße nach Oran. Aus der großen fruchtbaren Ebene, welche sich hinter Medeah weit hinein in's Gebirge erstreckt, bogen wir ab in ein kleines freundliches Thal, durch welches die Straße nach Milianah führt. Eichen und anderes Buschwerk erinnerten mich in diesem Thälchen lebhaft an die deutsche Heimath. Ein krystallklarer Bach, welcher sich wildschäumend aus dem Gebirge ergießt, war weiter unten von Menschenhänden gebändigt und trieb viele Mühlräder, deren Rauschen gar heimlich klang. Und mußte ich heute nicht in doppelter Liebe an das Vaterland denken? Feierte man doch heute zu Hause unser schönstes Fest, denn gerade am Weihnachtsheiligabend war ich in Milianah angekommen.

Eine herrliche üppige Vegetation umgab mich. Heiter, wolkenlos und warm spannte sich der duftige blaue Horizont über uns aus, und doch faßte mich tiefe Sehnsucht nach Heim. Mochte dort der Himmel auch grau und trübe sein, am Abend wurden doch auf dem grünen Tannenbaume die Lichtlein angezündet und erleuchteten und erwärmten Millionen Herzen. Und am andern Morgen war's erster Weihnachtsfeiertag! — Welchem Deutschen schlägt nicht bei der Erinnerung an diesen Tag das Herz in der Brust? — Freilich Manchem auch in stiller Wehmuth; Manchem, der einsam, verlassen und freundlos durch die Welt zieht. Aber es ist ein sanfter, heiliger Schmerz. Auch der Vereinsamte denkt heute wieder an seine Kindheit; wie war er schnell munter an diesem Tage! Ob es auch noch so dunkel im Schlafzimmer war, so hatte er sich doch schnell angekleidet und als ein glückliches Kind betrat er das Zimmer, wo der frische Waldduft sich mischte mit dem Geruche der Wachskerzen, die Abends vorher am Tannenbaume gebrannt hatten.

Es ist lange vorüber — die lieben Eltern sind längst todt und begraben; die Geschwister, welche sich mit ihm gefreut, sind zerstreut in alle Himmelsgegenden, er steht allein! — Wohl Dem, dem es ein freundliches Geschick gönnte, an diesem heiligen Tage nicht allein zu sein, der im Kreise einer glücklichen Familie dieses Fest feiern kann, ungetrübt von den schwarzen Sorgen des Lebens. Er freue sich, er werde wieder zum Kinde mit den Kindern, und kennt er einen solch Einsamen, dann lasse er ihn Theil nehmen an dem Jubel, an der Freude, aber er versuche nicht die Thränen trocknen zu wollen, die in das Auge eines solch' Armen treten, wenn der Christbaum angezündet wird. —

Eine schöner gelegene Stadt als **Milianah** kann es so leicht auf Gottes Erdboden nicht geben. Hoch von einem Berge schaut es hinunter auf die große Ebene, die in weiter Ferne von duftigen Bergen begrenzt wird. Hinter der Stadt baut sich Hügel auf Hügel, Berg auf Berg auf, aus deren Waldesdunkel hier und da eine durchsichtige, leichte Rauchwolke sich erhebt. Dort wohnen arme Araber in ihren Strohhütten oder in zu menschlichen Wohnungen umgestalteten Felsenhöhlen. Diese Leute sind es auch, welche zum größten Theil die Stadt mit Brennmaterial versehen, mit knorrigem Wurzelholz oder mit Holzkohlen, welche sie in kleinen Quantitäten bereiten. Für den geringen Erlös wird Pulver und Blei für die Jagd angeschafft oder die ärmliche Kleidung, der Burnuß, ersetzt, wenn der alte fast in Fetzen vom Leibe fällt. Ist der Araber doch der mäßigste, nüchternste Mensch, und die Anforderungen, die er an das Leben stellt, sind gleich Null.

Auf einem Platze der Stadt, nahe an der Umfassungsmauer, beschattet von jungen Platanen, sammeln sich täglich viele dieser Parias der menschlichen Gesellschaft. Zahlreiche Esel stehen und liegen dort herum, diese unersetzlichen und unermüdlichen Lastträger der armen Leute. Der heiße Himmel schließt hier das rührige und rastlose Durcheinander eines nordischen Marktes aus; die Käufer wandeln gemessen auf und ab, und schweigend hocken die Verkäufer umher und warten geduldig, bis Jemand kommt, der ihnen ihre Vorräthe abnimmt, und geschieht dies nicht, so wird das Langohr wieder mit denselben bepackt und der Heimweg angetreten, um Tags darauf wieder zur Stadt zu traben, wo sein Herr den Versuch wiederholt, das Holz oder die Kohlen an den Mann zu bringen.

Die Weihnachtsfeiertage waren vorüber, vorüber auch die Heimwehgedanken, und lustig trabten wir bergab Affreville zu, von wo aus wir die Diligence benützten, die große Ebene durchschnitten und den fernen Bergen zueilten, in deren einem Thal, Tenies el Haad, unser nächstes Ziel lag. Von dort drangen wir tiefer in's Atlas-Gebirge. Nur mit einem arabischen Diener verlebten wir dann Wochen in einsamem Blockhaus, und vielleicht ist es mir einmal gestattet, in diesen Blättern zu erzählen vom stillen Cedern-Urwald, in dem wir hausten und dessen Riesenbäume unsere Klause umstanden, geheimnißvoll flüsternd und rauschend, sich Geschichten erzählend von Jahrhunderten, die über ihre ehrwürdigen Wipfel dahingezogen waren.

Albert Richter.

Eine Erinnerung an harte Zeit. (Mit Abbildung Seite 829.) „Ich rechne die Tage von Villiers nächst dem 18. August und den Kämpfen bei Belfort zu den bedeutendsten Leistungen des Feldzugs." So sprach Kaiser Wilhelm, als er am 7. März auf dem Schlachtfeld von Champigny und Vigny Musterung hielt über die Württemberger und Sachsen, von denen namentlich die letzteren in den blutigen Treffen bei Champigny, Brie und Villiers die schwersten Verluste zu beklagen hatten. Wie dem Kaiser, so bleibt jedem Mitkämpfer die Erinnerung an jene Tage vom 30. November bis 2. December 1870 vor Paris treu im Gedächtniß, und ebenso erhält jedes damit zusammenhängende Erlebniß in jenen Tagen durch den ernsten Hintergrund seine Bedeutung. Ein solches stellt unser Bild dar, dessen Gegenstand unser Feldmaler Heyne der Mittheilung eines sächsischen Ulanen verdankt. Bei dem schweren wechselvollen Kampf um Champigny an dem grimmig kalten 2. December versprengt, irrte er am Kopf verwundet und halbverschmachtet in der Winterlandschaft umher. Endlich sieht er ein klosterartiges Gebäude. Ob nun Feind oder Freund dort hauste, erst kommt das Leben und das wird für einen Rettungstrunk gewagt. „Ich hatte ganz unvernünftiges Glück," erzählte er. „Denn wie ich rasch um die Ecke bog, um den Eingang zu suchen, steht so verblüfft wie möglich ein alter Mönch vor mir, einen Weinkrug in der Hand, mit dem er wahrscheinlich auf die siegreichen Landsleute gelauert hatte. Ich winkte sehr verständlich nach dem Krug hin, meine lange Lanze mochte auch zum Guten reden, kurz, der Alte schenkte ganz freundlich ein und bot mir mit einem jedenfalls gutgemeinten Wort den Labetrunk. Ja, das war ein Labsal! Noch ein Glas und noch ein Glas und Handdruck und deutscher Dank — und fort sauste ich und fand nun, wieder ein ganzer Mensch, bald die Meinen wieder." — Dieses einfache Erlebniß fand gleichwohl Heyne's Wohlgefallen so sehr, daß er es in einem großen Oelbilde, jetzt Eigenthum eines Nordamerikaners, verewigte.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 50. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig In Heften à 50 Pfennig

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Es lag etwas Furchtbares in der Klanglosigkeit der Stimme, in der Starrheit der Züge der Fürstin; es war ergreifender als der Ausbruch des wildesten Schmerzes. Auch Waldemar vermochte nicht sich diesem Eindruck zu entziehen; er beugte sich zu ihr nieder.

„Mutter,“ sagte er bedeutsam, „noch ist der Graf in seinem Vaterlande, und noch ist Wanda hier. Sie hat mir heute unbewußt selbst den Weg gezeigt, auf dem sie allein noch zu gewinnen ist. Ich werde ihn gehen.“

Die Fürstin schreckte empor. Ihr Blick suchte mit banger, angstvoller Frage den seinigen — sie las die Antwort darin.

„Du wolltest versuchen —?“

„Was Ihr versucht habt. Ihr seid daran gescheitert — ich weiß es — vielleicht gelingt es mir.“

In dem Antlitz der Fürstin schien es wie ein Hoffnungsstrahl aufzuflammen, aber er erlosch sofort wieder — sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, das unternimm nicht! Es ist vergebens. Und wenn ich Dir das sage, wirst Du wohl überzeugt sein, daß versucht worden ist, was nur im Bereiche der Möglichkeit lag. Wir haben Alles aufgeboten und Alles umsonst. Pawlick hat seine Treue mit dem Leben bezahlt.“

„Pawlick war ein Greis,“ versetzte Waldemar, „und überdies eine vorsichtige, ängstliche Natur. Er besaß wohl Aufopferung genug, aber nicht die nöthige Umsicht, nicht im entscheidenden Augenblick die nöthige Tollkühnheit. So etwas erfordert Jugend, Verwegenheit und vor allen Dingen ein volles persönliches Eintreten.“

„Und die vollste persönliche Gefahr! Wir haben es erfahren, wie sie dort drüben Grenzen und Gefangene bewachen. Waldemar, soll ich auch Dich noch verlieren?“

Waldemar sah sie erstaunt und befremdet bei den letzten Worten an, die wie ein Aufschrei des Schmerzes klangen, aber trotzdem flammte eine helle Röthe in seinem Gesichte auf.

„Es gilt die Freiheit Deines Bruders,“ erinnerte er.

„Bronislaw ist nicht mehr zu retten,“ sagte die Fürstin hoffnungslos. „Setze Dein Leben nicht auch noch an unsere verlorene Sache! Sie hat genug Opfer gekostet. Denke an Pawlick's Schicksal, an den Fall Deines Bruders!“ Sie ergriff seine Hand und schloß sie fest in die ihrige. „Ich lasse Dich nicht fort. Es war Vermessenheit, wenn ich vorhin sagte, ich hätte nichts mehr zu verlieren; in diesem Augenblicke fühle ich, daß mir doch noch Eins geblieben ist. Ich will mein letztes, mein einziges Kind nicht auch noch hingeben — geh' nicht, mein Sohn! Deine Mutter bittet Dich darum.“

Das war endlich der Ton, die Sprache des Mutterherzens, die Waldemar noch nie von diesen Lippen gehört hatte. Auch für die stolze, willensstarke Frau war die Stunde gekommen, wo sie Alles um sich zusammenbrechen sah und sich verzweiflungsvoll an das Einzige klammerte, welches das Schicksal ihr noch gelassen hatte. Der verstoßene, zurückgesetzte Sohn trat endlich in seine Rechte; freilich hatte sich erst das Grab für seinen Bruder öffnen müssen, um ihn in diese Rechte einzusetzen.

Eine andere Mutter und ein anderer Sohn wären sich jetzt wohl in die Arme gesunken, um in aufwallender Zärtlichkeit die lange, tiefe Entfremdung zu vergessen. Diese beiden Naturen waren zu hart und in ihrer Härte einander zu ähnlich, als daß sie sich so schnell hätten wiederfinden sollen. Waldemar sprach kein Wort, aber er zog — zum ersten Male in seinem Leben — die Hand der Mutter an seine Lippen, die lange und fest darauf ruhten.

„Du bleibst?“ bat die Fürstin.

Er richtete sich empor. Die helle Röthe lag noch auf seinem Gesichte, aber die wenigen Minuten hatten es völlig umgewandelt. Groll und Bitterkeit waren verschwunden; es leuchtete wohl noch Trotz daraus hervor, aber ein freudiger, siegesgewisser Trotz, der bereit ist, das Schicksal in die Schranken zu fordern.

„Nein,“ entgegnete er, „ich gehe. Aber ich danke Dir für diese Worte — sie machen mir das Wagniß leicht. Ihr habt mich von jeher als Euren Feind betrachtet, weil ich zu Euren Plänen nicht die Hand bot; ich konnte und kann das auch jetzt nicht, aber den Grafen einem unmenschlichen Urtheilsspruche zu entreißen, verbietet mir nichts. Ich will es wenigstens versuchen, und wenn irgend einer, so vollbringe ich es. Du kennst den Sporn, der mich treibt.“

Die Fürstin gab ihren Widerstand auf — sie konnte dieser Zuversicht gegenüber nicht ganz hoffnungslos bleiben.

„Und Wanda?“ fragte sie.

„Sie hat mir heute gesagt: ‚Wenn mein Vater frei wäre, ich würde den Muth finden, Allem zu trotzen, um Deinetwillen.‘ Sage ihr, ich würde sie vielleicht einst an diese Worte erinnern! Und nun frage mich nicht weiter, Mutter! Du weißt es ja, ich muß allein handeln, denn nur ich stehe außer Verdacht; Ihr seid beargwohnt und beobachtet. Jeder Schritt, den Ihr thut,

verräth das Unternehmen; jede Nachricht, die ich Euch sende, gefährdet es. Legt es in meine Hände — und nun lebe wohl! Ich muß fort — wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

Er berührte noch einmal flüchtig die Hand der Mutter mit seinen Lippen und eilte dann fort. Die Fürstin empfand den schnellen, kurzen Abschied fast schmerzlich; sie trat an das Fenster, um dem Fortreitenden noch einen Gruß nachzuwinken, aber sie wartete vergebens darauf, daß er zu ihr emporblicken sollte. Wohl suchten seine Augen ein Fenster des Schlosses, als er langsam und zögernd aus dem Hofe ritt, aber es war nicht das ihrige. Sie hingen so fest und beharrlich an Wanda's Erkerzimmer, als müsse dieser Blick die Kraft haben, die Geliebte zum Abschiedsgruße heranzuzwingen. Um ihretwillen ging er ja doch allein in das Wagniß, die Mutter, die eben geschlossene Versöhnung, das Alles versank, sobald es sich um seine Wanda handelte.

Und er erreichte es in der That, sie noch einmal zu sehen. Die junge Gräfin mußte wohl im Erkerfenster erschienen sein, denn Waldemar's Gesicht leuchtete plötzlich auf, als habe ein Sonnenstrahl es berührt. Er warf einen Gruß hinauf, dann gab er seinem Normann die Zügel und flog, schnell wie der Sturmwind, aus dem Schloßhofe.

Die Fürstin stand noch immer an ihrem Platze und sah ihm nach; zu ihr hatte er nicht zurückgeblickt; sie war vergessen, und mit diesem Gedanken senkte sich auch zum ersten Male jener Stachel in ihre Seele, den der Sohn so oft gefühlt hatte, wenn er ihre Zärtlichkeit gegen Leo sah. Und doch drängte sich ihr gerade in diesem Augenblicke unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, der sie bisher immer noch nicht ganz hatte Raum geben wollen, daß gerade ihr Erstgeborner das Erbtheil besaß, das dem jüngsten Lieblingssohne von jeher gefehlt hatte, die unbeugsame Kraft und Energie der Mutter, daß er auch in Geist und Charakter Blut von ihrem Blute war.

Es war in den Vormittagsstunden eines kühlen, aber sonnigen Maitages, als der Administrator von L. zurückkehrte, wo er seine Kinder abgeholt hatte. Herr und Frau Professor Fabian befanden sich bei ihm im Wagen. Dem Professor schien die neue akademische Würde recht gut zu bekommen und die Ehemannswürde ebenfalls. Er sah wohler und heiterer aus als je. Seine junge Frau hatte mit Rücksicht auf die Stellung ihres Gatten eine gewisse Feierlichkeit angenommen, die sie möglichst zu behaupten strebte und die einen komischen Contrast zu ihrer jugendlich frischen Erscheinung bildete. Zum Glücke fiel sie sehr oft aus ihrer Rolle und war dann ganz und gar wieder Gretchen Frank, in diesem Augenblicke aber herrschte die Frau Professorin vor, die mit sehr viel Haltung neben ihrem Vater saß und ihm von ihrem Leben in J. erzählte.

„Ja, Papa, der Aufenthalt bei Dir wird uns eine rechte Erholung sein," sagte sie und fuhr sich mit dem Taschentuche über das blühende Gesicht, das nichts weniger als erholungsbedürftig aussah. „Wir von der Universität werden ja fortwährend von allen nur möglichen Interessen in Anspruch genommen und müssen überall unsere Stellung vertreten. Wir Germanisten stehen ja überhaupt im Vordergrunde der wissenschaftlichen Bewegung."

„Du scheinst mir allerdings sehr im Vordergrunde zu stehen," meinte der Administrator, der mit einiger Verwunderung zuhörte. „Sage einmal, Kind, wer sitzt denn eigentlich auf dem Lehrstuhle in J.? Du oder Dein Mann?"

„Die Frau gehört zum Manne; also kommt das auf eins heraus," erklärte Gretchen. „Ohne mich hätte Emil die Professur überhaupt gar nicht annehmen können, so bedeutend er auch als Gelehrter ist. Professor Weber sagte ihm noch vorgestern in meiner Gegenwart: ‚Herr College, Sie sind ein Schatz für unsere Universität, aber für das praktische Leben taugen Sie ganz und gar nicht; darin wissen Sie sich nicht zurechtzufinden; es ist nur ein Glück, daß Ihre junge Frau Sie darin so energisch vertritt.' Er hat auch vollkommen Recht — nicht wahr, Emil? Ohne mich wärst Du in gesellschaftlicher Hinsicht verloren."

„Ganz und gar!" bestätigte der Professor gläubig und mit einem Blicke dankbarer Zärtlichkeit auf seine Gattin.

„Hörst Du, Papa, er sieht es ein," wandte sich diese an ihren Vater. „Emil ist einer von den wenigen Männern, die es begreifen, was sie an ihrer Frau haben. Hubert hätte das nie gethan — Apropos, wie geht es denn eigentlich dem Assessor? Ist er noch immer nicht Regierungsrath?"

„Nein, noch immer nicht! Und aus Groll darüber hat er seine Entlassung genommen. Mit dem Beginne des nächsten Monats verläßt er den Staatsdienst."

„Welch ein Verlust für die Ministerfessel unseres Landes!" spottete Gretchen. „Er hatte einen davon bereits für die Zukunft mit Beschlag belegt und probirte regelmäßig die Ministerhaltung, wenn er in unserem Wohnzimmer saß. Plagt ihn noch immer die fixe Idee, überall Verschwörer und Hochverräther zu entdecken?"

Frank lachte. „Das weiß ich wirklich nicht, denn ich habe ihn seit Deiner Verlobung kaum gesehen und nicht ein einziges Mal gesprochen. Seitdem hat er mein Haus in Acht und Bann gethan, nicht ganz mit Unrecht. Du hättest ihm die Nachricht auch wohl schonender mittheilen können. Wenn er jetzt nach Wilicza kommt, was nicht oft geschieht, so steigt er unten im Dorfe ab, ohne den Gutshof zu betreten. Ich bin der Verhandlungen mit ihm überhoben, seit Herr Nordeck die Polizeiverwaltung selbst in Händen hat. Uebrigens kann der Assessor jetzt für einen reichen Mann gelten; er war ja der Haupterbe des Professor Schwarz, der vor einigen Monaten gestorben ist."

„Wahrscheinlich am Gallenfieber," ergänzte die Frau Professorin.

„Gretchen!" mahnte ihr Gatte, halb bittend, halb vorwurfsvoll.

„Mein Gott, er hatte doch nun einmal ein so galliges Temperament. Er war darin gerade so extrem, wie Du es in Deiner Langmuth bist. Stelle Dir vor, Papa, Emil hat gleich nach seiner Berufung nach J. an den Professor geschrieben, einen Brief voll Demuth und Liebenswürdigkeit, in welchem er sich förmlich entschuldigte, sein Nachfolger geworden zu sein, und feierlich seine Unschuld an dem ganzen Universitätsstreite versicherte. Der Brief ist natürlich nie beantwortet worden; trotzdem fühlt sich mein Herr Gemahl jetzt, wo diese unliebenswürdige Berühmtheit endlich aus der Welt geschieden ist, veranlaßt, ihr einen großartigen Nachruf zu widmen, und beklagt darin den Verlust für die Wissenschaft, als wäre der Verstorbene sein innigster Freund gewesen."

„Ich that es aus voller Ueberzeugung," sagte Fabian in seiner sanften ernsten Weise. „Der schroffe Charakter des Professors hat nur zu oft die Anerkennung beeinträchtigt, die man ihm schuldig war. Ich fühlte mich verpflichtet, daran zu erinnern, was die Wissenschaft in ihm verloren hat. Mag sein persönliches Auftreten gewesen sein wie es wolle, er war eine bedeutende Kraft."

Gretchen warf verächtlich die Lippen auf. „Meinetwegen! Aber jetzt zu der Hauptsache! Herr Nordeck ist also nicht in Wilicza?"

„Nein," versetzte der Administrator einsilbig. „Er ist verreist."

„Ja, das wissen wir; er schrieb meinem Manne schon vor längerer Zeit, daß er einen Ausflug nach Altenhof zu machen beabsichtigte und wahrscheinlich einige Wochen dort bleiben werde. Jetzt, wo er alle Hände voll in Wilicza zu thun hat — das ist doch seltsam!"

„Waldemar hat Altenhof ja stets als seine eigentliche Heimath betrachtet," wandte der Professor ein. „Er konnte sich deshalb auch nie entschließen, das Gut zu verkaufen, das ihm Herr Witold im Testamente vermachte. Es ist nur natürlich, daß er die Stätte seiner Jugendzeit einmal wieder aufsucht."

Gretchen machte eine sehr ungläubige Miene. „Du solltest Deinen ehemaligen Zögling doch besser kennen! Der hängt sicher keinen sentimentalen Jugenderinnerungen nach, während er mitten in der Riesenarbeit ist, seine slavischen Güter zu germanisiren. Dahinter steckt etwas Anderes, wahrscheinlich seine Liebe zu der Gräfin Morynska, die er sich endlich einmal aus dem Sinne schlagen will, und das wäre auch das Beste. Diese Polinnen sind bisweilen ganz unvernünftig in ihrem nationalen Fanatismus, und Gräfin Wanda ist es nun vollends. Dem Manne, den sie liebt, ihre Hand nicht reichen zu wollen, nur weil er ein Deutscher ist! Ich hätte meinen Emil genommen, und wenn er

zu den Hottentotten gehört hätte! Aber nun grämt er sich Tag für Tag über das vermeintliche Unglück seines lieben Waldemar und bildet sich im vollen Ernste ein, dieser habe ein Herz wie andere Menschen, was ich entschieden nicht glaube."

„Gretchen!" sagte der Professor zum zweiten Male, diesmal mit einem Versuche streng auszusehen, der ihm aber vollständig mißglückte.

„Entschieden nicht!" wiederholte die junge Frau. „Wenn Jemand Herzenskummer hat, so zeigt er das doch auf irgend eine Weise. Herr Nordeck wirthschaftet ja in Wilicza herum, daß ganz L. die Hände über den Kopf zusammenschlägt, und als er bei unserer Hochzeit meinen Brautführer machte, war ihm auch nicht das Geringste anzusehen."

„Ich habe es Dir schon einmal gesagt, daß die Verschlossenheit ein Hauptzug in Waldemar's Charakter ist," erklärte Fabian. „Er könnte zu Grunde gehen an dieser Leidenschaft; fremden Augen würde er sie nie zeigen."

„Ein Mensch, dem man die unglückliche Liebe nicht einmal ansieht, hat kein tiefes Gefühl," beharrte Gretchen. „Dir sah man sie auf zehn Schritte an. Du gingst in den letzten Wochen vor unserer Verlobung, als Du noch glaubtest, daß ich den Assessor heirathen würde, mit einem Jammergesichte umher. Ich hatte tiefes Mitleid mit Dir, aber Du warst in Deiner Schüchternheit ja zu keiner Erklärung zu bringen."

Der Administrator hatte sich an dem letzten Gespräche gar nicht betheiligt, sondern angelegentlich auf die Bäume am Wege geblickt. Der Weg, der eine kurze Strecke am Rande des Flusses hinführte, begann hier sehr schlecht zu werden. Die Beschädigungen, welche das jüngste Hochwasser angerichtet, waren noch nicht wieder ausgebessert, und die Fahrt über den halb zerrissenen und unterwühlten Uferdamm konnte immerhin für bedenklich gelten. Frank behauptete zwar, die Sache habe keine Gefahr, er habe die Stelle erst auf der Hinfahrt passirt, aber Gretchen traute der Versicherung nicht recht. Sie zog es vor, auszusteigen und die kurze Strecke bis zur nahegelegenen Brücke zu Fuß zu gehen. Die beiden Herren folgten ihrem Beispiele; alle Drei schlugen den höher gelegenen Fußpfad ein, während der Wagen unten auf dem Uferdamme langsam nachfuhr.

Sie waren nicht die einzigen Bedenklichen; von der Brücke her kam ein anderer Wagen, dessen Insasse die gleichen Befürchtungen zu hegen schien. Er ließ halten und stieg ebenfalls aus, gerade in dem Augenblicke, wo Frank mit den Seinigen anlangte, und diese fanden sich urplötzlich dem Herrn Assessor Hubert gegenüber.

Die unerwartete Begegnung rief auf beiden Seiten eine peinliche Verlegenheit hervor. Man hatte sich nicht wieder gesprochen seit jenem Tage, wo der Assessor, wüthend über die eben geschlossene Verlobung, aus dem Hause stürzte, und der Administrator ihm, in der Meinung, er habe den Verstand verloren, seinen Inspector nachschickte. Man war aber doch zu lange befreundet gewesen, um jetzt so völlig fremd an einander vorüber zu gehen — das fühlten beide Theile. Frank war der Erste, der sich faßte und das beste Auskunftsmittel ergriff; er trat, als sei nichts geschehen, auf den Assessor zu, bot ihm in der alten freundschaftlichen Weise die Hand und sprach sein Vergnügen aus, ihn endlich einmal wieder zu sehen.

Der Assessor stand in steifer Haltung da, schwarz gekleidet vom Kopfe bis zu den Füßen. Er trug einen schwarzen Kreppflor um den Hut, einen zweiten um den Arm. Die Berühmtheit der Familie wurde gebührend betrauert, aber die Erbschaft schien doch einigen Balsam in das Herz des trauernden Neffen geträufelt zu haben, denn er sah nichts weniger als verzweifelt aus. Es lag heute überhaupt ein eigener Ausdruck in seinem Gesichte, eine erhabene Selbstzufriedenheit, eine stille Größe; er schien in der Stimmung, aller Welt zu verzeihen, mit aller Welt Frieden zu machen, und so ergriff er denn auch nach kurzem Zögern die dargebotene Hand und erwiderte einige höfliche Worte.

Der Professor und Gretchen traten jetzt auch heran. Hubert warf einen Blick düsteren Vorwurfs auf die junge Frau, die in ihrem Reisehütchen mit dem wehenden Schleier allerdings reizend genug aussah, um in dem Herzen ihres früheren Anbeters ein schmerzliches Gefühl zu wecken, und verneigte sich vor ihr, dann aber wandte er sich zu Fabian.

„Herr Professor," sagte er feierlich, „Sie haben den großen Verlust mitempfunden, den unsere Familie und mit ihr die gesammte Wissenschaft erlitten hat. Der Brief, den Sie meinem Onkel schrieben, überzeugte ihn freilich längst, daß Sie unschuldig waren an der gegen ihn in's Werk gesetzten Intrigue, daß Sie wenigstens seine großen Verdienste neidlos anerkannten. Er hat mir selbst diese Ueberzeugung ausgesprochen und Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der schöne Nachruf, den Sie ihm widmeten, giebt Ihnen das ehrenvollste Zeugniß und ist den Hinterbliebenen ein Trost gewesen. Ich danke Ihnen im Namen der Familie."

Fabian drückte herzlich die aus freien Stücken dargebotene Hand des Sprechenden. Die Feindschaft seines Vorgängers und der Groll des Assessors hatten schwer auf seiner Seele gelegen, so unschuldig er auch an der Beiden widerfahrenen Kränkung gewesen war. Er condolirte dem betrübten Neffen mit aufrichtiger Theilnahme.

„Ja, wir haben auf der Universität den Verlust des Professor Schwarz auch tief beklagt," sagte Gretchen, und war gewissenlos genug, eine ausführliche Beileidsbezeigung über den Tod des Mannes hinzuzufügen, den sie gründlich verabscheut hatte, ohne ihn zu kennen, und dem sie seine Kritik der „Geschichte des Germanenthums" noch im Grabe nicht vergeben konnte.

„Und Sie haben wirklich Ihre Entlassung genommen?" fragte jetzt der Administrator, zu einem anderen Thema übergehend. „Sie verlassen den Staatsdienst, Herr Assessor?"

„In acht Tagen," bestätigte Hubert. „Aber hinsichtlich des Titels, den Sie mir geben, Herr Frank, möchte ich mir doch eine kleine Correctur erlauben. Ich —" er machte wieder eine Kunstpause, weit länger, als sie damals seiner Liebeserklärung voranging, und sah die Anwesenden der Reihe nach an, als wolle er sie auf etwas Großes vorbereiten, dann athmete er tief auf und vollendete, während ein Lächeln unendlicher Wonne sein Antlitz verklärte — „ich bin seit gestern Regierungsrath."

„Gott sei Dank, endlich!" sagte Gretchen halblaut, während ihr Gatte sie erschrocken am Arme zupfte, um sie von weiteren Unvorsichtigkeiten abzuhalten. Zum Glücke hatte Hubert den Ausruf nicht gehört; er empfing mit einer Würde, welche der Größe des Momentes entsprach, die Gratulation Frank's und gleich darauf die Glückwünsche des Ehepaares. Jetzt freilich war seine versöhnliche Stimmung erklärt. Der neue Regierungsrath stand hoch über allen Beleidigungen, die der ehemalige Assessor erfahren. Er verzieh Allen, sogar dem Staate, der ihn so lange verkannt hatte.

„Die Beförderung ändert freilich nichts an meinem Entschlusse," nahm er wieder das Wort, und es fiel ihm nicht entfernt ein, daß er sie einzig und allein diesem Entschlusse verdankte. „Der Staat erkennt es bisweilen zu spät, was er an seinen Dienern hat, aber der Würfel ist jetzt einmal gefallen. Ich versehe natürlich noch die Functionen meiner früheren Stellung, und man hat mir noch in der letzten Woche meiner Amtsthätigkeit einen wichtigen Auftrag anvertraut. Ich bin im Begriffe nach W. zu reisen."

„Ueber die Grenze?" fragte Fabian erstaunt.

„Allerdings! Ich habe Rücksprache mit den dortigen Behörden zu nehmen wegen Ergreifung und Auslieferung eines Hochverräthers."

Gretchen warf ihrem Manne einen Blick zu, der deutlich sagte: da fängt er schon wieder an! Auch der Regierungsrath hilft nicht dagegen. Frank aber war auf einmal aufmerksam geworden, verbarg das jedoch unter dem gleichgültigsten Tone, mit dem er die Worte hinwarf:

„Ich denke, der Aufstand ist zu Ende."

„Aber die Verschwörungen dauern fort," rief Hubert eifrig. „Davon haben wir jetzt wieder ein eclatantes Beispiel. Sie wissen es wohl noch nicht, daß der Führer, die Seele der ganzen Revolution, Graf Morynski, entkommen ist?"

Fabian und seine Frau fuhren in lebhaftestrr Ueberraschung auf, während der Administrator ruhig sagte: „Es ist wohl nicht möglich."

Der neue Regierungsrath zuckte die Achseln. „Es ist leider kein Geheimniß mehr; man spricht bereits in L. davon. Wilicza

und Rakowicz bilden ja dort nach wie vor das Hauptinteresse. Wilicza freilich steht außer Frage, seit Herr Nordeck es so energisch regiert, aber in Rakowicz residirt die Fürstin Baratowska, und ich bleibe dabei, diese Frau ist eine Gefahr für die ganze Provinz; es wird nicht Ruhe, so lange sie auf unserem Boden lebt. Gott weiß, wen sie jetzt wieder zur Befreiung ihres Bruders angestiftet hat! Ein Tollkopf ohne Gleichen ist es gewesen, der sein Leben für nichts achtete. Die zur Deportation verurtheilten Gefangenen werden auf's Schärfste bewacht. Trotzdem hat der oder haben die Helfershelfer sich mit dem Grafen in Verbindung gesetzt und ihm die sämmtlichen Mittel zur Flucht in die Hände gespielt. Sie sind bis in das Innere der Festung, bis an die Mauer des Gefängnisses selbst vorgedrungen; man hat sichere Spuren gefunden, daß der Flüchtling dort erwartet wurde, und dann haben sie ihn mitten durch die Posten und Wachen hindurch, mitten durch all' die Wälle und Ringmauern entführt, wie — das ist noch heute ein Räthsel. Das halbe Wächterpersonal muß bestochen gewesen sein; die ganze Festung ist in Aufruhr über die unglaubliche Tollkühnheit des Unternehmens. Seit zwei Tagen wird die ganze Umgegend durchstreift, aber noch hat man nicht die geringste Spur entdeckt."

Fabian hatte anfangs nur mit lebhafter Theilnahme zugehört, als aber wiederholt von der Kühnheit des Unternehmens die Rede war, begann er unruhig zu werden. Eine unbestimmte Ahnung tauchte in ihm auf; er wollte eine hastige Frage thun, begegnete aber noch zu rechter Zeit den warnenden Augen seines Schwiegervaters. Es stand ein entschiedenes Verbot in dem Blicke. Der Professor schwieg, aber er erschrak bis in das innerste Herz hinein.

Gretchen hatte die stumme Verständigung zwischen den Beiden nicht bemerkt und folgte unbefangen der Erzählung Hubert's, der jetzt fortfuhr:

„Weit können die Flüchtlinge nicht gelangt sein, denn die Flucht wurde entdeckt, fast unmittelbar nachdem der Graf fort war. Die Grenze hat er noch nicht passirt — das steht fest, aber eben so unzweifelhaft ist es, daß er versuchen wird, deutsches Gebiet zu erreichen, weil hier die Gefahr minder groß ist. Wahrscheinlich wendet er sich zuerst nach Rakowicz. Wilicza ist ja jetzt, Gott sei Dank, solchen verrätherischen Umtrieben verschlossen, obgleich Herr Nordeck im Augenblick nicht dort ist."

„Nein," sagte der Administrator mit großer Bestimmtheit, „er ist in Altenhof."

„Ich weiß es; er theilte es dem Herrn Präsidenten selbst mit, als er sich von ihm verabschiedete. Diese Abwesenheit erspart ihm viel — es würde doch sehr peinlich für ihn sein, seinen Oheim ergriffen und ausgeliefert zu sehen, wie es ohne Zweifel geschieht."

„Wie, Sie werden ihn ausliefern?" rief Gretchen heftig.

Hubert sah sie erstaunt an. „Natürlich! Er ist ja ein Verbrecher, ein Hochverräther. Die befreundete Regierung wird darauf bestehen."

Die junge Frau sah erst ihren Gatten und dann den Vater an; sie begriff es nicht, daß keiner von Beiden in ihre Entrüstung einstimmte, aber der Administrator sah gleichgültig vor sich hin, und Fabian sprach keine Silbe. Doch das tapfere Gretchen ließ sich nicht so leicht einschüchtern. Sie erging sich in einer nicht besonders schmeichelhaften Beurtheilung der „befreundeten Regierung" und auch die eigene mußte sich einige sehr anzügliche Bemerkungen gefallen lassen. Hubert hörte ganz entsetzt zu. Er dankte zum ersten Male Gott, daß er die junge Dame nicht zur Regierungsräthin gemacht hatte; sie zeigte ihm soeben, daß sie ganz und gar nicht zur Frau eines loyalen Beamten paßte; sie trug auch so eine hochverrätherische Ader in sich.

„Ich an Ihrer Stelle hätte den Auftrag abgelehnt," schloß sie endlich. „So kurz vor Ihrem Scheiden konnten Sie das ja. Ich würde meine Amtsthätigkeit nicht damit schließen, einen armen, halb todt gehetzten Gefangenen seinen Peinigern wieder in die Hände zu liefern."

„Ich bin Regierungsrath," versetzte Hubert, den Titel feierlichst betonend, „und thue meine Pflicht. Mein Staat befiehlt — ich gehorche. — Aber ich sehe, daß mein Wagen glücklich die bedenkliche Stelle passirt hat. Leben Sie wohl, meine Herrschaften! Mich ruft die Pflicht." Er grüßte und entfernte sich.

„Hast Du es gehört, Emil?" fragte die junge Frau, als sie wieder im Wagen saßen. „Er ist Regierungsrath geworden, acht Tage vor seiner Entlassung, damit er in der neuen Stellung nicht etwa noch eine neue Albernheit begeht. Nun, mit dem bloßen Titel kann er ja doch in Zukunft keinen Schaden mehr anrichten."

Sie verbreitete sich noch ausführlich darüber und über die Neuigkeit von der Flucht des Grafen Morynski, erhielt aber nur kurze und zerstreute Antworten. Vater und Gatte waren seit jener Begegnung auffallend einsilbig geworden, und es war ein Glück, daß man bereits das Gebiet von Wilicza erreicht hatte, denn die Unterhaltung wollte nicht wieder in Gang kommen.

Die Frau Professorin fand im Laufe des Tages noch manche Gelegenheit, sich zu wundern und auch zu ärgern. Vor allen Dingen begriff sie ihren Vater nicht. Er freute sich doch zweifellos über die Ankunft seiner Kinder; er hatte sie beim Willkommen mit solcher Herzlichkeit in die Arme geschlossen, und doch schien es ihr, als sei ihm diese Ankunft, die sie ihm gestern erst durch ein Telegramm angezeigt hatten, nicht ganz recht, als hätte er gewünscht, sie aufgeschoben zu sehen. Er behauptete, mit Geschäften überhäuft zu sein, und hatte in der That fortwährend zu thun. Gleich nach der Ankunft nahm er seinen Schwiegersohn mit sich in sein Zimmer und blieb fast eine Stunde dort mit ihm allein.

Gretchen's Indignation wuchs, als sie weder zu dieser geheimen Conferenz zugezogen wurde, noch von ihrem Manne etwas darüber erfahren konnte. Sie fing an, sich auf's Beobachten zu legen, und da fiel ihr denn allerdings Manches auf. Einzelne Wahrnehmungen, die sie schon während der Fahrt gemacht, tauchten wieder auf; sie combinirte äußerst geschickt und kam endlich zu einem Resultate, das für sie ganz unzweifelhaft war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Führer in das Gebiet der Kunst.

Seitdem die Eisenbahnen den Massen ermöglichen, was sonst nur einzelnen Glücklichen vergönnt war, die zahlreichen Kunststätten Europas zu besuchen und dort Aug' und Herz zu erfreuen, seitdem Weltausstellungen selbst solche erleichterte Touren in ferne Länder unnöthig gemacht haben, indem sie die Kunstschätze der verschiedenen Länder an einzelnen Punkten zur Schau stellen, seitdem der verbesserte Holzschnitt und die dadurch entstandenen illustrirten Zeitungen und Bilderwerke eine instructive Vorstellung der Kunst selbst bis in die Hütte tragen und die Photographie, der Menge den theuren Kupferstich ersetzend, auch demjenigen, der jene Reisemittel nicht benutzen kann, die Möglichkeit giebt, sich an den Meisterwerken der Kunst aller Länder am häuslichen Herde zu erfreuen, seitdem hat sich auch der Sinn für Kunst, die Freude am Kunstwerk in immer weiteren Wellen verbreitet. Eben dadurch ist aber auch in uns Allen das Bedürfniß entstanden und gewachsen, an der Hand eines bewährten Führers in die Kunst eingeführt zu werden, auch wenn wir nicht durch streng künstlerische oder kunstwissenschaftliche Vorbildung für ein richtiges Verständniß der Kunstwerke vorbereitet sind. Unter den Männern, welche, zu dieser schönen Mission berufen, sie in ebenso umfassender als gediegener Weise erfüllt haben und erfüllen, ist in erster Linie Wilhelm von Lübke zu nennen.

Ein Kind der rothen Erde, welche schon so manchen bedeutenden Mann hervorgebracht hat, ist Lübke am 17. Januar 1826 zu Dortmund geboren. Als der Sohn des Lehrers und Organisten der dortigen katholischen Gemeinde fühlte er sich zunächst zur Musik hingezogen und erwarb sich in ihrer Ausübung bald eine solche Fertigkeit, daß er schon in seinem zwölften Jahre in der Kirche die Orgel spielte. Zugleich erhielt er am Gymnasium

von Dortmund unter Bernh. Thiersch, dem Verfasser des Preußenliedes und Bruder des Archäologen, eine solide classische Vorbildung. Wenn Lübke daneben Generalbaß und Compositionslehre studirte und anfangs die Idee hatte, die Musik zum Lebensberuf zu wählen, so wurde er doch, als er 1845 die Hochschule in Bonn bezog — wo er unter Ritschl und Welcker Philologie, unter Loebell und Diez, dem Meister romanischer Sprachforschung, Literaturgeschichte studirte — durch Gottfried Kinkel's Vorträge über Kunstgeschichte und den Anblick der großartigen und interessanten Bauwerke, welche ihm in Bonn und Köln, an Rhein und Mosel, vor Augen traten, allmählich zu den Tönen und Harmonien der Schwesterkunst hinübergeführt, für die ihn eine am Schlusse seiner Bonner Studien (1846) ausgeführte Reise nach dem bilder- und denkmalreichen schönen Belgien vollends gewann. So mußten ihn in Berlin, wo er zunächst seine philologischen Studien unter Boeckh und Lachmann fortsetzte, besonders die mannigfaltigen Sammlungen des Museums fesseln, für die er in Waagen und Gerhard bewährte Führer fand, während die dortigen geselligen und kunstwissenschaftlichen Kreise ihm weitere unmittelbare Anregung brachten. Hier begann er Entdeckungsreisen nach alten Denkmälern romanischen und germanischen Stils an Elbe und Weser, an welchen er zeichnend und messend sein künstlerisches Auge übte, während der Philologe, diese Arbeit ergänzend, die Inschriften zu deuten suchte.

Im Jahre 1849 sich das Recht der Lehrthätigkeit erwerbend, machte er am Werder'schen Gymnasium sein Probejahr als Lehramtscandidat durch, um sich hierdurch die Möglichkeit einer spätern akademischen Laufbahn zu sichern. Dann aber gab er sich ganz seinem Lieblingsstudium hin, bereicherte und befestigte seine Anschauungen auf Reisen in Mecklenburg, Schlesien, Sachsen, Ostpreußen und legte die Früchte seiner Studien zunächst in dem 1852 unter Eggers' Redaction in Berlin erscheinenden „Deutschen Kunstblatte" in einer Reihe von Aufsätzen und Kritiken nieder, welche die volle Anerkennung der bewährten Kunstforscher, in deren Kreise er sich bewegte, eines Kugler, Schnaase, Waagen &c., gewannen.



Wilhelm von Lübke.
Nach einer Photographie.

Eine Wanderung durch die engere Heimath gab ihm 1853 den Stoff zu seinem ersten größeren Werke, „Die mittelalterliche Kunst in Westphalen", das er durch einen Atlas mit dreißig selbstgezeichneten Tafeln illustrirte. Diese Arbeit, welche die vollste Beherrschung des Gegenstandes und ein treffendes kritisches Urtheil bekundete und deshalb auch von Schnaase als das Muster einer Kunstmonographie bezeichnet wurde, brach für Lübke die Bahn, auf welcher er nun mit rastloser Thätigkeit weiter schritt. Sein nächstes Werk, „Die Vorschule zum Studiren der Kirchenbaukunst", verfolgte den praktischen Zweck, die Laien, und zwar vornehmlich die Geistlichen, welche bei Erhaltung kirchlicher Kunstdenkmäler eine so schwerwiegende Rolle zu spielen berufen sind, für die mittelalterliche Kirchenbaukunst zu interessiren. Wie sehr er damit das Richtige getroffen, beweist der Umstand am besten, daß im Jahre 1873 bereits die sechste Auflage dieses Buches erscheinen mußte, dessen Bedeutung und Nutzen doch an den Auflagen allein weitaus nicht zu ermessen ist. — Vom Theil zum Ganzen aufsteigend, beschenkte Lübke im Jahre 1855 das Publicum mit seiner „Geschichte der Architectur", welche, 1875 die fünfte Auflage erlebend und in's Englische, Russische, Schwedische und Dänische übersetzt, dadurch auf's Glänzendste bewies, daß ihr Erscheinen nicht nur ein Bedürfniß gewesen war, sondern auch, daß sie dasselbe in anregendster Weise zu befriedigen verstanden hatte.

Zunächst ward ihm nun die Aufgabe, die zweite Auflage von Kugler's „Denkmälern der Kunst" vorzubereiten, welche er durch eine neue Abtheilung über die Kunst der Gegenwart nach eigener Anschauung vervollständigte. Im Jahre 1857 ward Lübke berufen, seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen fortan nicht nur durch die Schrift, sondern auch durch das lebendige Wort Ausdruck zu geben, indem er an der Bauakademie den bekannten Architekten W. Stier als Lehrer zu ersetzen bestimmt ward. Doch hielt ihn dieses Lehramt von neuen Studien, Forschungen und Werken nicht ab.

In diese Zeit fällt auch seine wissenschaftliche Bereisung des Elsasses mit dem Architekten Lasius, deren Frucht, in Förster's „Bauzeitung" (Jahrgang 1860) niedergelegt, das Publicum mit den Denkmälern dieses schönen Strichs deutscher Erde und dem wesentlich deutschen Charakter derselben bekannt machte. Eine Reise nach Italien (1860) brachte den „Grundriß der Kunstgeschichte" zur Reife, der, recht eigentlich bestimmt, weitere Laienkreise mit den Grenzen der kunstgeschichtlichen Entwickelung vertraut zu machen, diese schöne Bestimmung nun schon in sieben Auflagen (die letzte 1876) weiter und weiter verfolgt.

Hieran schlossen sich kunstgeschichtliche Texte zu photographischen Albums, welche Tizian's, Paul Veronese's und Michel Angelo's Meisterwerke, sowie die Madonnen zum Gegenstande haben und in gleicher Weise bestimmt sind, der Kunst neue Freunde zu erobern wie die alten zu erfreuen. — Im Jahre 1861 gewann ihn Zürich als Lehrer für das eidgenössische Polytechnicum, an welchem er über die gesammte Kunstgeschichte zu lesen hatte. Hier ward er durch die besonderen localen Anregungen veranlaßt, die Glasmalerei in der Schweiz und die dortigen gemalten Oefen in den Bereich seiner Studien zu ziehen und Abhandlungen hierüber zu verfassen, in welchen er den Zusammenhang dieser Kleinkünste mit der großen Kunst erörterte und damit der zeitgemäßen Frage der Hebung des Kunstgewerbes näher trat.

Als ein neuer gewaltiger Schritt auf der Bahn seines Apostelthums auf dem Gebiete der Kunst erscheint aber die „Geschichte der Plastik", welche sich würdig an seine „Geschichte der Architectur" anreiht und 1871 in zweiter Auflage erschien. Hierher gehört der Zeitfolge nach ferner die Herausgabe des „Italienischen Tagebuchs" von Max Nohl, sowie der „Geschichte der italienischen Renaissance" von seinem Freunde Jac. Burckhardt.

Im Jahre 1866 erhielt Lübke den Ruf als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnicum und die Kunstschule in Stuttgart, wo er nun nicht nur vor dem zahlreichen Auditorium dieser Lehranstalten, sondern auch durch seine Vorlesungen für

die gebildeten Kreise der Residenz in vielseitiger Weise thätig ist. Mit seiner „Geschichte der französischen Renaissance" (1868), welcher (1873) die „Geschichte der deutschen Renaissance" folgte, betrat er in richtiger Erkenntniß dessen, was noth that, das Gebiet einer gerade unserer Zeit besonders sympathischen, unseren heutigen Anschauungen und Bedürfnissen sich besonders gut anschmiegenden Kunstepoche — eine That, deren praktische Bedeutung deshalb augenscheinlich ist.

Indem wir noch der Sammlung „Kunsthistorischer Studien" Lübke's (1869), seiner Bearbeitung der fünften Auflage von Kugler's „Handbuch der Kunstgeschichte", seines Textes zu dem photographischen Prachtwerke über P. Vischer und zu den Lichtdruckfacsimiles der Dürer'schen Kupferstiche gedenken, freuen wir uns beifügen zu können, daß seiner bewährten Feder neuerdings die Herausgabe des durch den Tod des Verfassers unvollendet gebliebenen Schlußbandes von Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" übertragen worden ist.

Einem so rastlosen, umfassenden und nutzbringenden Wirken konnte eine allseitige Würdigung nicht fehlen. Wenn wir daher anführen, daß Lübke neben Ordensauszeichnungen zum Mitgliede der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften, der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien, der Académie Royale de Belgique, zum Ehrenmitgliede des amerikanischen Institute of Architecture in New-York und zum correspondirenden Mitgliede des Istituto archeologico in Rom ernannt worden ist, so haben wir damit nur einzelne Momente jener allgemeinen Anerkennung und Werthschätzung genannt, deren sich Lübke in engeren und weiteren Kreisen erfreut und die sich durch solche Titel und Auszeichnungen weder vollständig ausdrücken noch verstärken läßt. —t.

Flußleben in der Kuilu-Niederung.

Von Dr. Pechuel-Loesche,

Mitglied der ehemaligen, von der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas nach der Westküste (Nieder-Guinea) ausgesandten Loango-Expedition.

Wer von Chinchoxo, der Küste folgend, sich nach Norden begiebt und endlich über die Bai von Loango hinausgelangt, sieht sich staunend in ein neues Gebiet versetzt, das, reicher und mannigfaltiger in Flora und Fauna als Chinchoxo und die eben durchmessenen Landstrecken, ungleich großartiger in seinem Charakter, sich als das vielbegünstigte Gebiet eines mächtigen Stromes ankündet. Die Savane mit ihren bald feinen und niedrigen, bald schilfähnlichen und bis zu vier Meter hoch aufschießenden dichten Grasbeständen, deren Einförmigkeit malerisch unterbrochen wird von parkartig vertheilten Gebüschen, Bäumen und Gehölzen, geht zu Ende mit den flachen sandigen Erhebungen jener Küstenstrecke. Die oft groteske Gestalt des riesigen Affenbrodbaumes, der schöne dunkle Blätterdom eines seltneren banyanenähnlichen Ficus, verschwinden aus den gewohnten Formen der Landschaft. Das Reich des Kuilu (Hauptfluß des alten Königreiches Loango, Nord vom Congo) beginnt mit dem Austreten der charakteristischen Typen der Pandaneen, am Fuße der in warmem Roth herüberschimmernden Steilabfälle des thonigen Plateau von Boala und in dessen wunderbaren Erosionsschluchten und Circusthälern. Nur die vertrauten steifen Gestalten der meerliebenden Fächerpalmen (Deleb-Palme, Borassus Aethiopum), die bald in einförmigen Reihen, bald in dichten Beständen den von sich unaufhörlich überstürzenden Wellenkämmen bespülten Strand einsäumen, geleiten noch den Reisenden.

Endlich ist der breite Strom erreicht. Nach Südwesten hin durch eine von der Brandung angehäufte, vielfach wieder in ihrer Form veränderte Landzunge gehindert, biegt er jetzt in kurzem Bogen nordwärts ab und findet dort, den jenseitigen öden Sandgürtel unterwaschend, einen Ausweg in den Ocean. An diesem Orte kämpfen die Wellen des Meeres mit den aus dem Inneren des Continentes kommenden Gewässern um die Herrschaft und werfen sich ihnen in langen schäumenden Wogen über der hierdurch bedingten Barre entgegen, die Einfahrt in die Mündung verbietend. In der trockenen Jahreszeit werden Fluth und Ebbe eine große Strecke landein, sogar bis in das Gebirge fühlbar, in regelmäßigen Perioden den Lauf des Wassers hemmend, oder umkehrend und ihn dann wieder um so mehr beschleunigend, gleichzeitig auch die faulen Seitengewässer der Niederung und deren weite Sümpfe theilweise füllend und leerend. In der Regenzeit aber behauptet der stolze Strom sein Recht und erzwingt für seine aus dem Gebirge herabbrausenden, die niederen Gelände überschwemmenden Fluthen, mit ihrer Bürde von Sand und Schlamm und riesigen Pflanzenleichen, einen ununterbrochenen Abzug in das Meer.

Von der einkommenden Fluth während der trockenen Jahreszeit begünstigt, gleitet das schwerfällige Canoe des Reisenden stromauf. An den Ufern, auch verschiedene kleine Inseln umsern der Mündung fast gänzlich beherrschend, ziehen die dichtverwachsenen Mangroven sich ununterbrochen entlang: hellrindige, meist schlanke, oft bis zu dreißig Meter aufstrebende Hochstämme, getragen von dem wunderlichen Gewirr ihrer bald steifen und knorrigen, bald schön gebogenen und weitgespannten Haltwurzeln, eigenartig behangen mit saftigen geraden Luftwurzeln, die oft noch von den höchsten Zweigen, und zwar von diesen selbst, nicht von den cylindrischen Früchten herniederwachsen. Wo, weiter stromauf, das Salzwasser des Meeres mit dem des Flusses sich nicht mehr willig vermischt, sondern nur auf dem Grunde des Bettes noch einfließt, da werden diese an brakisches Wasser gebundenen Rhizophoren spärlicher. Zwischen ihnen erscheinen anmuthige Gruppen wilder Dattelpalmen (Phoenix spinosa), auf schlanken, schön gebogenen Schäften zierliche Wedelkronen und langgestielte, gelbroth schimmernde Fruchttrauben tragend, — auch, wie auf Stelzen ruhend, die niedrigeren gedrungenen und mehrarmigen Stämme des Pandanus, mit ihren stolzen Endbüscheln von schwertähnlichen Blättern, erst einzeln und in Familien, bald aber in dichten Massen geschaart, bis auch diese endlich wieder verschwinden in den ausgedehnten dichten Beständen der schönen stammlosen Weinpalme (Bambus-Palme, Raphia), deren kraftstrotzende Garbe von zwölf bis achtzehn Meter langen Wedeln sich leise im Winde wiegt. Undurchdringliches Gebüsch, kraus und dornig, schiebt sich an höheren Uferbänken mit seinen einförmigen Umrissen zwischen jene auffallenderen Pflanzentypen ein. Aus dieser noch niederen Vegetation erheben sich, erst einzeln, schnell aber zahlreicher und höher werdend, stattliche Laubbäume, und endlich umgiebt den staunenden Reisenden der Hochwald des Kuilu in seiner ganzen Schönheit. Eine ununterbrochene Blättermasse, reich an Formen und Farben, zieht sich an beiden Ufern entlang; aufstrebende Stämme und Gezweig, niederhängende, oft mit herrlichen Blüthen übersäete Ranken, zwischen welchen hier und dort der anmuthige Wedelstrauß der nutzbringenden Oelpalme hervorlugt, flechten sich zu dem Urwalde zusammen, welcher, undurchdringlich scheinend, wie ein zweites Ufer die weite Wasserfläche begrenzt. Ueber ihn hinaus ragen die weitästigen Kronen einzelner mächtiger Bombax (Baumwollenbaum, Silk-cotton-tree: Eriodendron anfractuosum), und, ungleich zahlreicher und charakteristischer, die feinverzweigten Wipfel mehrerer Baumarten, fast den Typus unserer Buchen repräsentirend.

Tritt man an diese Stämme hinan, die, vom Flusse aus gesehen, so schlank und luftig noch über den Wald emporstreben, so staunt man über die gewaltige Dicke dieser Säulen und erhält nun erst eine Vorstellung von ihrer Höhe. An ihrem Wurzelende zeigen sie fast ausnahmslos eine Neigung zur Flügelbildung, in bestimmterer und regelmäßigerer Form, als der stachelrindige Bombax und die kleineren Urwaldsbäume. Drei bis sechs Meter vom Boden treten aus dem Stamme allmählich tafelähnliche Strebepfeiler wie Wände hervor, nach unten weiter und weiter ausstrahlend, bis zu einer Entfernung von drei und vier Meter. Fest in der Erde wurzelnd, geben sie Halt dem bis sechzig Meter hoch aufstrebenden Schafte. In einer Anzahl von drei bis acht bilden sie auf diese Weise um denselben Nischen und offene dreieckige Kammern, zuweilen so geräumig, daß eine Familie darin hausen könnte. Sie stehen auch nicht immer radiär ab, sondern ordnen sich häufig in einer leichten Spirale,

als wären sie mit ihrem fernsten Ende stationär geblieben, während der Stamm ein wenig um seine Längsachse gedreht wurde. Die hohen Wipfel sind unerreichbar für die nach Licht ringenden, den übrigen Wald sich erobernden Lianen, deren Netzwerk von Fäden, vielgewundenen und verwachsenen Stricken und Tauen bis zu mannsdicken Kabeln, auf und ab, von Baum zu Baum, von Ast zu Ast sich spannt und schlingt, oder, verderblich geworden durch seine Last für die einstigen Träger und Erhalter, in wirren Massen niederhängt.

Eine Schicht trockenen Laubes lagert auf dem mit offenem Unterholze bestandenen Boden; eingebettet in dieselbe modern die niedergebrochenen Hölzer, welche dort zu einem wüsten Haufwerke vereint liegen, wo einer der Riesenstämme im gewaltigen Sturze den ganzen Wald unter sich niedergeschmettert hat. Sie bieten willkommene Ansiedelungspunkte für niedere Pflanzenformen und für geschäftige Insecten, deren fremdartige, oft kunstvolle Bauten uns zum Untersuchen und Skizziren einladen. Geheimnißvolle Dämmerung, nirgends zur Dunkelheit sich steigernd, herrscht unter dem dichten Blätterdome, nur unterbrochen, wo durch eine Lücke im Laubdache das Tageslicht hereinströmt und in wunderbaren Reflexen spielt.

An solchen Orten gaukeln mit Vorliebe die Tagfalter des Waldes, welche auf dunklem Grunde vorwiegend mit schönem Blau oder mattem Gelb gezeichnet sind. Feuchter Dunst, beängstigend für den Menschen, zieht über dem Boden entlang, Modergeruch mit sich tragend, oft vermischt mit betäubendem Blumendufte. Dann fesseln wohl den suchenden Blick große und farbenreiche, phantastisch gestaltete Blüthen, welche einzeln oder in Trauben an einem der unscheinbaren „Buschtaue" hervorgebrochen sind. Von ihnen gleitet das Auge zu dem glänzenden Grün einer Familie behaglicher Blattpflanzen und wird dann vielleicht wieder angezogen durch eine Colonie bescheidener, zierlicher Blumen, die man inmitten solcher verwirrender und grandioser Formen freudig, wie eine Erinnerung an die Heimath, begrüßt.

Das ist der Gallerie-Wald des Kuilu, der gleichmäßig die Uferleisten des Stromes und seine Inseln schmückt und an seinen Nebengewässern sich hinzieht, nur an letzteren unterbrochen, wo auf Lichtungen Scitamineen und Farne üppig wuchern, oder trostlose Papyrus-Sümpfe mit ihren typischen Vegetationsformen sich dehnen.

Und dieser Hochwald ist nicht so undurchdringlich und arm an Thierleben wie die verfilzten Gehölze der Savanen und die Buschwälder in den feuchten Thalsohlen um Chinchoxo. Im Gegensatze zu diesen und auch zu den durch viel größere Fülle und Mannigfaltigkeit der Pflanzenarten ausgezeichneten Tropenwäldern Amerikas und der Südsee-Inseln, gesellt sich im Galerie-Walde des Kuilu das Gleichartige mit Vorliebe zu einander und giebt ihm durch Raumvertheilung der Stämme, durch lichtes Unterholz annähernd den Charakter des deutschen Forstes. Der Sammler findet Raum zum Hindurchschlüpfen, zwar nicht immer mühelos, doch genügend für seine Zwecke. Dichte Bestände einer rankenden Blattpflanze, welche üppig wuchernd hier und dort das Buschwerk durchzieht oder gänzlich verdrängt, zwingen ihn, sich mit dem Messer Bahn zu schneiden; nicht immer gelingt es ihm, das Rascheln der harten Blätter, das Zurückschnellen der zähen Ranken zu vermeiden, und so verscheucht er nur zu häufig das gesuchte Wild. Gleich hinderlich für seine Jagdlust ist das grüne Gewölbe über ihm, welches das beschlichene Thier, das deutlich genug zu hören ist, doch hartnäckig verbirgt und, wenn es endlich einen Durchblick gestattet, ihn dasselbe vielleicht hoch oben auf einem der Alles überragenden Wipfel entdecken läßt, erreichbar höchstens für die Kugel, nicht aber für den Schrotschuß, der für solche Höhen machtlos ist — eine Thatsache, welche der Schütze, durch die ungewöhnlichen Formen um sich in seiner Schätzung beirrt, nur ungern und erst nach längerer Erfahrung würdigen lernt. Und wie schwierig ist es, ein herabgeschossenes Thier zu erlangen! Wie oft fällt dasselbe in dichtes Gezweig und ist, unerreichbar hoch hängen bleibend, für den Jäger verloren oder es entschlüpft, zählebig, wie das afrikanische Wild ist, selbst wenn es glücklich zur Erde niederfiel, noch unter der zugreifenden Hand.

Lohnender und müheloser ist die Jagd vom Wasser aus, im leise am Waldrande hingleitenden Canoe. An den selten mehr als mannshohen unterwaschenen Uferstrecken bieten Wurzeln, umgestürzte Bäume, einen brauchbaren Ausstieg; an flachen Rändern dagegen haben die Hippopotamus mit ihren massigen Leibern niedrige Tunnel durch den allzu dichten Saum des hier heckenähnlich auftretenden Ufergebüsches gebrochen, und ihre mehr oder minder tief in den Boden eingestampften Fährten zeigen, wo trügerischer Schlamm, wo fester Grund sich findet.

Das Rauschen der Zweige, das Brechen eines dürren Astes, auch Töne des Wohlbehagens, oft unterbrochen von Gezänk, verrathen dem Eingeweihten die Nähe einer der häufigen Affenschaaren, deren Angehörige, lustig kletternd und springend, zuweilen in den gewagtesten Stellungen an den dünnsten Zweigen hängend, sich an leckern Früchten laben. Es verlangt viel Uebung, daß das Auge geschickt wird, zwischen den Laubmassen die schmausenden Langschwänze zu erkennen, und nur zu oft künden halb ängstliche, halb zornige Warnungsrufe an, daß die scheuen, sehr aufmerksamen Thiere ihren Feind schon entdeckt haben und sich mit hurtigen Sprüngen aus dem Bereiche der Feuerwaffe bringen, oder sich zwischen schützenden Blättern ganz still verbergen. Höchst drollig erscheint eine solche Flucht, wenn ein größerer Affenschwarm überrascht wird, welcher sich auf einem isolirt stehenden, gewöhnlich auch noch blätterlosen Baume zu irgend einem dem Menschen unverständlichen Zwecke versammelt hat. Pfeifend und zeternd springen die entsetzten Kletterer durcheinander; finden sie nicht genug rettende Zweige, von denen sie schnell zu benachbarten gelangen, auch keine Liane, an welcher sie in langer Reihe niedergleiten können, so werfen sie sich in höchster Noth, platt ausgestreckt, auf gut Glück von der Höhe hinunter. Die Fliehenden schauen, trotz ihrer Angst, von Ranken und Gezweig oft possierlich zurück und fallen, bei einem raschen Schützen, noch ihrer Neugier zum Opfer, eine willkommene Zugabe für die Speisekammer des Lagers bildend. Freudiger noch ist die Aufregung im Lager, wenn ein größeres Stück des selteneren Wildes, eine Antilope, ein Schwein, ein Büffel der sichern Kugel erlegen ist, und der Lärm wächst im directen Verhältniß zur Masse, wenn ein Hippopotamus eingebracht wird. Zwar ist die Aufgabe keine leichte, und es erfordert große Anstrengung, die riesige Beute, wie es meistens nothwendig ist, aus dem Wasser auf das Trockene zu schaffen, aber die Schwarzen arbeiten mit fröhlichem Eifer; häuft sich doch nun wieder für sie ein Fleischberg an, welcher, auf primitiven Holzrosten geräuchert, nicht nur für viele Tage ein unbeschränktes Kochen und Braten in Aussicht stellt, sondern auch durch klugen Tauschhandel mit aus oft entlegenen Dörfern herbeieilenden Negern das Erwerben vieler begehrter Dinge ermöglicht.

Wer die Hippopotamus, trotz aller Warnungen, trotz der allgemein verbürgten Gefährlichkeit eines solchen Beginnens, nach echter Jägerart ausnahmslos zu Wasser, und häufig nur in kleinen, morschen Canoes mit Erfolg angegriffen hat, wo immer er sie angetroffen, ohne umgeworfen und zerbissen zu werden, der erkennt wohl, daß sie nur selten so grimmig und böswillig sind, wie die phantastische Fama sie schildert. Er kann sich bald auf seine anfangs ängstlichen Leute verlassen. Diese haben Vertrauen und Zuversicht gewonnen, und vertrauter geworden mit der Führung des Canoes in Momenten der Gefahr, spähen sie scharf aus und rudern furchtlos hinan, wo immer die mächtigen Häupter der wasserliebenden riesigen Grasfresser sich emporheben. In ihrer ungeschlachten Form, auf der weiten Wasserfläche emportauchend, verschwindend, wieder erscheinend, immer kluge Umschau haltend, schnaufend und grunzend die kleinen Ohren schüttelnd, bilden letztere eine charakteristische, fast „fossil" zu nennende Staffage vieler afrikanischer Gewässer. Wem das Glück geworden ist, am hellen Tage Gruppen dieser Thiere mit halbem Leibe über Wasser auf den Sandbänken des Stromes in ihren ungestümen Spielen und wüthenden Kämpfen zu beobachten, der muß glauben, eine Episode aus der Vorzeit der Erde geschaut zu haben. Mehr noch als der Wal, dem sie in ihren Bewegungen ähneln, als Elephant und Rhinoceros, erscheinen diese Kolosse als die auf wunderbare Weise lebend erhaltenen Reste einer längst vergangenen Periode, von deren Fauna und Flora nur der Schooß der Erde noch stille Zeugen birgt.

Ein anderes eigenartiges Thier, eine Seekuh (Manatus), hält sich fern der Mündung und vom Meere in den Neben-

gewässern und Sümpfen des Kuilu, an den Uferrändern das vom Wasser aus erreichbare Gras abweidend. Sehr scheu, umfangreich und eine Leibeslänge von vielleicht drei Meter erreichend, vermag es durch schnelle Flucht das Wasser bei geringer Tiefe in so heftige Bewegung zu versetzen, daß kleine, schwanke Canoes davon wohl umschlagen können. Auf flachen Sandhorsten sich sonnend, oder auf angetriebenen Baumstämmen und mühsam erstiegenen Uferbänken zwischen dem Gebüsche ruhend, finden sich mehrere Arten Krokodile in großer Anzahl. Leider sind dieselben so scheu und wachsam, daß sie sehr schwer zu beschleichen sind, meist schon in ziemlicher Entfernung mehr oder minder geräuschvoll in ihr eigentliches Element gleiten und, selbst tödtlich getroffen, spurlos versinken. Letzteres gilt auch für die Hippopotamus. Nicht immer gelangt ein selbst unter Feuer verendetes Thier — dies läßt sich mit den gewöhnlichen Jagdwaffen und den gebräuchlichen Ladungen nur erreichen, wenn die Kugel in's Auge oder den inneren Augenwinkel geschossen wird — nach seinem innerhalb einiger Stunden erfolgenden Aufsteigen in den Besitz des glücklichen Schützen, welcher erwartungsvoll den Ort überwacht; die vielleicht einbrechende Dunkelheit, der Lauf des Wassers, entziehen ihm unbemerkt die Beute, welche dann nur zu oft von den vielen, in ihren Canoes zeitweise nomadisirenden Negern gefunden und geraubt wird.

Zahlreicher an Arten und Individuen als das Reich der Vierfüßler und Wasserthiere ist die Vogelwelt vertreten. Von überall her klingen die Stimmen der gefiederten Waldbewohner, obgleich man diese selbst viel seltener erblickt, so lange man nicht eine entsprechende Lehrzeit überstanden hat. Wunderschön ist die Strophe eines kleinen Sängers, welcher in abgemessenen Pausen je zwei lang gehaltene Töne erklingen läßt, die anschwellend und ersterbend, im Intervall einer Quart abwärts auf einander folgen, so machtvoll und glockenrein, daß man andächtig lauscht. Der Genuß ist selten, da der nicht häufige Vogel nur für kurze Zeit bei Sonnenaufgang aus dem Ufergebüsch seine köstliche Stimme hören läßt. Nuni mkissi (verzauberter Vogel) nennen ihn die Neger und erzählen von ihm mancherlei Märchen, wie, daß ihn noch Niemand erblickt habe, auch, daß er niemals sterbe. Ein anderer kleiner, aber nicht so seltener Waldbewohner flötet rein und zart die größere Hälfte einer chromatischen Tonleiter abwärts, den letzten Ton länger und leiser, wie nachsinnend, wiederholend und dann verstummend, als hätte er den Rest vergessen. Wie frisch und fröhlich klingt dazwischen, rhythmisch scharf und klar wie ein Signal, die Strophe einer Drosselart, während der Gesang einer anderen dem Schlage unserer Nachtigall an Wohllaut nicht nachsteht. Weniger melodisch, aber sehr anheimelnd, erschallt von fern und nah der „kurrende“ oft wiederholte Ruf des farbenreichen Corythaix, und noch lauter, charakteristischer, bei den größeren Arten fast in ein Heulen übergehend, das kurze dumpfe, viele Male schnell wiederholte „ku! ku! ku!“ verschiedener Kukuke, erst auf einem Ton sich haltend, dann drei bis sechs Noten abwärts folgend und nun gehaltener verklingend, oder in umgekehrter Reihe wieder aufsteigend, nochmals beginnend. Besonders auffallend und aus sehr großer Entfernung hörbar ist der gellende, eigenthümlich modulirende Schrei eines stolzen Adlers (Haliaëtos vocifer), noch mehr aber der weithin schallende bald harmonische, bald einförmig laute Ruf stattlicher, schön gefärbter Baumhühner (Turacus), oder das mißtönige Jammergeschrei der großen Nashornvögel, welchen der unförmliche Schnabel eine ganz besondere Resonanz verleiht. Diese sonderbaren, gewöhnlich paarweise fliegenden Thiere sieht man häufig mit außerordentlich rauschenden Flügelschlägen quer über den Strom vom einen Ufer dem anderen zusteuern.

Gegen Abend, wenn die wahrhaft zahllosen Flüge der wohlbekannten grauen Papageien, dem Stromlaufe folgend, über dem Walde landeinwärts ziehen, übertäubt ihr unaufhörliches Kreischen, ihr lustiges Plappern und Pfeifen fast gänzlich alle übrigen Thierstimmen; nur das rauhe, heisere Trompeten einer Ibisart (I. hagedash) durchdringt noch dieses Tongewirre. Wenn endlich diese lärmenden Schaaren sich verflogen haben, wird es für kurze Zeit überraschend still. Von hier und dort schallt noch ein einzelner Ruf; ein verspäteter Vogel eilt vorüber; eine aufgescheuchte Affenheerde wird noch einmal laut — dann, mit herabsinkender Nacht erfüllt das Zirpen und Schwirren der Insecten den ganzen Wald. Bald klingt aber von der Savane jenseit desselben das durchdringende gedehnte Kläffen der Schakale herüber. Wie aus weiter Ferne tönt dazwischen das Klagen der Wildkatze; vorsichtiger schon lauscht man auf das kurz absetzende Grollen des gefährlichen, am Kuilu seltenen Leoparden und mag wohl erschrocken auffahren bei dem plötzlich losbrechenden abscheulichen Geschrei vielleicht naher Chimpansen.

Ein heller Dunstschleier lagert sich allmählich über dem Wasserspiegel und zieht erkältend unter den Bäumen hin — ebenso wie die heiße Sonne das gefürchtete Fieber bringend für manchen Reisenden. Bald rollt man sich in die wollenen Schlafdecken ein und streckt sich, die treue Jagdwaffe zur Seite, auf das Lager von grünem, mit geschmeidiger Matte überdecktem Laube. Traumbefangen vernimmt man vielleicht noch vom Strome her ein seltsames Rauschen und Plätschern; die schwatzend um die Feuerstätte hockenden Neger verstummen und flüstern: „Simvubu“, und endlich belehrt ein mächtiges Grunzen, mit welchem ein alter Bulle den fremdartigen Schein der verglühenden Lagerfeuer begrüßt, auch den noch Uneingeweihten, daß eine Hippopotamus-Familie eben vorüberschwimmt und zur nächtlichen Weide zieht.

Deutscher Kuli-Handel 1874 und 1876.

Das königlich sächsische Oberappellationsgericht hat durch Verwerfung der Nichtigkeitsbeschwerde ein freisprechendes Urtheil des königlichen Bezirksgerichts zu Leipzig in einem wider die „Gartenlaube“ angestrengten Processe bestätigt, welches nicht blos für unsere Zeitschrift, sondern für die deutsche Presse überhaupt und für die Interessen des gesammten deutschen Volkes von ungewöhnlicher Wichtigkeit ist. Man hat zuweilen der Presse den Vorwurf gemacht, daß sie über offenkundige Uebelstände Schweigen beobachte oder sich begnüge darauf hinzudeuten, ohne der Sache näher auf den Grund zu gehen und in eindringlicher Weise vor Unternehmungen zu warnen, die eine große Anzahl vertrauensvoller Menschen in Schaden, selbst in tiefes Unglück locken. Man bedachte bei diesem Vorwurfe nicht, daß die Presse sich einem zweischneidigen Schwerte gegenüber befindet, welches den Schutz, den das Gesetz dem Rechte und der Freiheit zu gewähren berufen ist, zu einem Angriffe verkehren kann, indem die gute Absicht einer Enthüllung als Beleidigung, die Vertheidigung der gefährdeten Wohlfahrt zahlreicher Mitbürger als böswillige Schädigung Anderer erklärt und die strafende Gerechtigkeit angerufen wird, um den wohlmeinenden Warner mundtodt zu machen, ja ihn mit dem Brandmale eines Verleumders zu zeichnen. Das Goethe'sche Wort: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort; Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,“ möchten einzelne geschäftsgewandte Köpfe von veralteten Zuständen auf die jüngste Gesetzgebung übertragen, indem sie die Strafbestimmungen, welche den bösen Willen, die übertünchte Absicht der Schädigung an Ehre und Gut aus der öffentlichen Besprechung schädlicher Vorkommnisse verbannen sollen, mit spitzfindiger Auslegekunst anrufen, um für den rügenden Warner eine Verurtheilung zu erzielen und damit einen beschönigenden Mantel um ihre von dem Buchstaben des Gesetzes nicht erreichbaren Handlungen zu breiten. Solche Fälle sind häufiger, als man im Publicum denkt, und die Presse muß zu ihrem innigsten Leidwesen oftmals schweigen, wo sie Reden für eine gebieterische Pflicht erachtet, wenn es sich nicht vermeiden läßt, Sache und Namen von einander zu trennen; sie muß schweigen, nicht blos um sich vor Nachtheilen zu behüten, sondern damit sie den Uebeln, die sie beseitigen möchte, nicht eine gewisse Verklärung bereite, welche dieselben verlockender und gefährlicher macht. Die Gesetzgebung kann deshalb nicht getadelt werden, denn sie faßt die Fälle nur in ihrer Allgemeinheit auf und überläßt es der Einsicht der Richter, die Umstände zu prüfen, in deren Zusammenhange eine That geschah.

Daß unsere Richter diese Einsicht bei ihren Entscheidungen

bewähren, ist eine freudige Beruhigung für das öffentliche Bewußtsein, und um diese zu fördern, geben wir das erwähnte Urtheil kund.

In Nr. 22 des Jahrgangs 1874 brachte nämlich die „Gartenlaube“ unter der Ueberschrift, welche diese Zeilen führen, einige Nachrichten über die jammervollen Schicksale, von denen Landleute aus der Gegend von Stargardt in Westpreußen heimgesucht worden sind. Prospecte mit glänzenden Schilderungen und Verheißungen, die von einem Hamburger Hause (Louis Knorr u. Comp.) und einer Antwerpener Firma (L. Hermes) ausgingen, hatten dieselben mit Sehnsucht nach Brasilien erfüllt, wo ein glückliches Klima herrsche, die besten Früchte und Getreidearten in Ueberfluß vorhanden, dazu wohlversorgte Kirchen und Schulen und was noch Alles! Die brasilianische Regierung unterstütze die Einwanderer drei Vierteljahre lang und ertheile umsonst oder doch für wenige Silbergroschen bebautes und in unbeschränkter Menge unbebautes Land. „Und alle diese Herrlichkeiten sind zu haben, wenn man für den Kopf siebenzehn Thaler Passagiergeld zahlt.“ Ja, man erklärte sich mit fünf, selbst mit dritthalb Thaler für den Kopf oder fünf Thaler für die Familie zufrieden.

Was die bethörten Menschen dort finden, ist seitdem mehrfach zu haarsträubendem Entsetzen berichtet worden; jener Artikel der „Gartenlaube“ begnügte sich, das Elend, welches die Auswanderer unterwegs und in Brasilien heimsuchte, kurz anzudeuten, rein sachlich und ohne Erwähnung von Namen. „All dieses Elend“, hieß es zum Schlusse, „dem die Einwanderer schließlich“ (das heißt nachdem gegen hundertdreißig von etwa zweitausend Colonisten erlegen waren) „durch das Dazwischentreten des deutschen Consuls in Rio de Janeiro entronnen sind, haben jene Unglücklichen neben ihrer eigenen Leichtgläubigkeit zunächst dem speculativen Geschicke einiger deutschen Auswanderungsagenten zu verdanken. — Wollte man selbst den kaum denkbaren Fall annehmen, daß diese Expedienten von den eigentlichen Zuständen jener Colonien keine der Wahrheit gleichkommende Vorstellung gehabt hätten, so verdient wenigstens die Gewissenlosigkeit gebrandmarkt zu werden, mit der sie in's Ungewisse hinein Versprechungen gaben, die zu erfüllen sie gar nicht versuchten.“

In diesen Worten wurde die Begründung einer strafgerichtlichen Verfolgung gesucht, welche Karl August Mathei, in Firma Louis Knorr und Comp., eines der Häuser, von denen die Auswanderungs-Prospecte ausgegangen waren, gegen den Verfasser des Artikels und gegen den Herausgeber der „Gartenlaube“ wegen Beleidigung und Geschäftsstörung erhob, indem er eine Entschädigungssumme von dreitausend Mark forderte.

Abgewiesen mit seiner Klage, betrat der Kläger den Weg der Berufung und, da auch das königliche Bezirksgericht zu Leipzig freisprechend entschied, den der Nichtigkeitsbeschwerde beim königlich sächsischen Oberappellationsgerichte, der für ihn gleichfalls erfolglos war.

Dieser höchsten Entscheidung, die wir im Hinblicke auf die große Bedeutung der Sache mittheilen, schicken wir einen kurzen Auszug der Gründe voraus, aus denen das königliche Bezirksgericht die Berufung gegen das freisprechende Urtheil der ersten Instanz verwarf.

Das königliche Bezirksgericht tritt dem freisprechenden Erkenntnisse bei, weil sowohl dem Verfasser des Artikels wie dem Redacteur der „Gartenlaube“ es nur darum zu thun war, durch Veröffentlichung der gerügten Vorgänge eine Warnung vor Auswanderung nach Brasilien in weitesten Kreisen ergehen zu lassen. Wenn klägerischerseits bestritten wird, daß die Privatangeklagten aus irgend welchem Grunde zur Vertretung der Interessen unbekannter Mitmenschen berufen waren, so sei es allerdings in der Praxis anerkannt, daß eine allgemeine Befugniß, die Rechte Dritter zu beschützen, nicht existire, die Presse also nicht unbedingt unter dem Schutze des Paragraphen 193 des Reichsstrafgesetzbuches stehe; unter Umständen sei jedoch die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten in der Presse als zur Wahrnehmung berechtigter Interessen geschehen zu betrachten. Der klägerische Einwand, daß die von einer größeren Anzahl von Auswanderern gemachten Aussagen den Wahrheitsbeweis, namentlich für den gesammten Inhalt des fraglichen Artikels nicht liefern können, sei hinfällig. Auch könne füglich dahingestellt bleiben, ob die beregten Zeugenaussagen den vollen Beweis für die in dem Artikel der „Gartenlaube“ erzählten Vorgänge liefern, denn sie reichen völlig aus, um den guten Glauben des Verfassers jenes Aufsatzes über jeden Zweifel zu erheben; insbesondere für den Herausgeber der „Gartenlaube“ sei dieser gute Glaube durch den Briefwechsel mit dem Verfasser erwiesen; endlich gehe aus der Form des Artikels und den begleitenden Umständen das Vorhandensein einer Beleidigung nicht hervor; der Verfasser hatte hinreichenden Grund, die gelegentlich amtlicher Handlungen gemachten Aussagen von Auswanderern für wahr zu halten, und sein Zweck war lediglich, durch Mittheilung der Schicksale jener Auswanderer vor der Auswanderung nach Brasilien zu warnen.

Auf die hiergegen erhobene Nichtigkeitsbeschwerde ist nun das Erkenntniß ergangen, daß dieselbe zu verwerfen sei und der Privat-Ankläger auch die durch das Rechtsmittel verursachten Kosten zu erstatten habe.

Hier die Entscheidungsgründe, die wir im Auszuge mittheilen. „Wollte man auch die von dem Privat-Ankläger gegen das Erkenntniß erhobene Nichtigkeitsbeschwerde dem Verfasser des Artikels gegenüber durch den unangefochten gebliebenen Ausspruch der zweiten Instanz, daß bezüglich dieses Angeklagten eine Strafverfolgung wegen eingetretener Verjährung ausgeschlossen sei, nicht ohne Weiteres für erledigt ansehen, so erscheint doch das erwähnte Rechtsmittel beiden Angeklagten gegenüber unbegründet. Das angefochtene Erkenntniß stellt fest:

a) daß der Beweis der Wahrheit der in dem gerügten Aufsatze der „Gartenlaube“ behaupteten Thatsachen im Wesentlichen erbracht;
b) daß die Abfassung und Veröffentlichung des erwähnten Aufsatzes zur Wahrnehmung berechtigter Interessen erfolgt sei und
c) daß das Vorhandensein einer Beleidigung weder aus der Form des Aufsatzes, noch aus den Umständen, unter welchen derselbe veröffentlicht wurde, hervorgeht.

Alle diese Aussprüche, der unter c) wenigstens insoweit, als die Absicht, zu beleidigen, verneint wird, besitzen den Charakter thatsächlicher Feststellungen, und es bleibt unter den Voraussetzungen, auf welchen die erkannte Straffreisprechung beruht, für die Cassations-Instanz nur die Frage offen, ob das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form des gerügten Aufsatzes hervorgehe. Allein auch diese Frage ist zu verneinen, da keine der in dieser Richtung hervorgehobenen Stellen Ausdrücke enthält, welche nach allgemeiner Auffassung schon an sich und unter allen Umständen, ohne daß es erst des Beweises beleidigender Absicht bedarf, als Beleidigung empfunden werden.

Hiernach und auf Grund der obenerwähnten bindenden Beweisannahmen erscheint die erkannte Straffreisprechung durchaus gerechtfertigt. Die eingewendete Nichtigkeitsbeschwerde war daher zu verwerfen und in Folge dessen der Privat-Ankläger auch in Abstattung der durch dieselbe verursachten Gerichtskosten zu verurtheilen.“

Diese Urtheile, welche die Presse vor dem Knebel, der ihre Stimme zu ersticken drohte, glücklicher Weise bewahren, ergingen zu gelegener Zeit, denn ein durch zahlreiche belgische Journale bestätigtes Privatschreiben an die „Gartenlaube“ aus Antwerpen, 27. November 1876, erhebt die Warnung, daß wiederum eine Auswanderung nach Brasilien und Venezuela in Gang gesetzt worden ist, welche alle früheren an Bedeutung übertrifft, und fügt die Namen dreier Dampferlinien bei, welche in den Monaten Januar bis October dieses Jahres 3604 Auswanderer, meist deutsche und österreichische Polen neben wenigen Russen und Italienern, nach Südamerika beförderten. „Durch Circular,“ heißt es in dem Schreiben weiter, „wurde der Ueberfahrtspreis auf zweiundzwanzig Thaler bestimmt; in Antwerpen angekommen, sollen die Auswanderer fünfundfünfzig Thaler bezahlen. Oder die Leute treffen nicht zur Abfahrt des Dampfers ein, dann müssen sie liegen bleiben und gerathen in die bitterste Noth; augenblicklich liegen hier nicht weniger als siebenhundert preußische Polen, die am 20. November abfahren sollten; ein großer Theil ist ohne Mittel zum Leben und zur Ueberfahrt, sodaß die Antwerpener Behörden und die deutsche Gesandtschaft in Brüssel eingeschritten sind.“

Die Antwerpener „Gazette“ giebt nähere Mittheilungen darüber, welche von der dortigen „Opinion“ und anderen Blättern bestätigt werden. „Schon im vorigen Jahre,“ schreibt

die „Gazette", „kamen Hunderte von Auswanderern durch unsere Stadt; dieselben redeten nur polnisch. Zur Verständigung mit ihnen zogen die Auswanderungsagenten einen polnischen Geistlichen herbei, der an einer Kirche der Stadt angestellt ist. Dieser ließ sich von den Auswanderern Adressen von polnischen Preußen geben, welche ebenfalls auszuwandern dächten. Gestützt auf diese Adressen, bot der Geistliche, der in dem erwähnten Briefe Grochowski oder Jarowski, in Journalen Gerowski oder Jurowski benannt wird, dem brasilianischen Generalconsul die Lieferung von dreitausend polnischen Colonisten an und zu gleicher Zeit wandte er sich an das Haus Lobedanz u. Cie. in Antwerpen, welches im Auftrage der brasilianischen Regierung auf deren Kosten Auswanderer zu ermäßigten Preisen nach Brasilien befördert, mit dem Antrage eines Compagniegeschäfts, wobei er polnische Auswanderungsprospecte unter seinen Landsleuten verbreiten wollte. Der Generalconsul und das genannte Haus antworteten ihm ablehnend, worauf er williges Ohr bei einem anderen Hause zu Antwerpen fand, nur mit der Abänderung, daß statt nach Brasilien die Einladung zur Auswanderung nach Venezuela, unter Verheißung der Beförderung auf Kosten der dortigen Regierung, gemacht wurde. Diese Versprechungen lockten die armen Menschen nach Antwerpen, aber da die Regierung von Venezuela keine Gelder zu ihrer Beförderung geschickt hatte, so half es ihnen nichts, daß sie bereitwillig waren, sich nach diesem Lande einschiffen zu lassen, wo sie ebenso wenig Unterkommen, Arbeit oder wohlfeiles Land antreffen, wie in Brasilien."

Die gräßliche Noth dieser Leute brachte ganz Antwerpen in Aufregung; indem man für augenblickliche Abhülfe der Noth sorgte, schritt die Polizei und das Gericht ein, um die Angabe des polnischen Geistlichen und des mit ihm verbündeten Hauses, daß sie einen ihnen verheißenen Dampfer des Hauses Colombier von Bordeaux erwartet hätten, zu untersuchen.

Nach dem Antwerpener „Précurseur" wurden die nothleidenden Menschen in öffentlichen Gebäuden untergebracht und Sammlungen für sie veranstaltet; einige erhielten Beschäftigung als Cigarrenmacher, Schuhmacher und dergleichen und Mädchen als Dienerinnen; andere konnten durch die Vermittlung des deutschen Generalconsuls die Rückkehr in die Heimath antreten. Späteren Mittheilungen zufolge wurden die in Antwerpen verbliebenen Auswanderer durch ein französisches Schiff nach Venezuela befördert.

Ob es begründet ist, daß die preußischen Polen durch die Vorspiegelung ihrer Geistlichen, die katholischen Pfarrer würden in Preußen wegen ihrer Glaubenstreue verfolgt und es sei darauf abgesehen, sie alle protestantisch zu machen, zum Verlassen der Heimath angefeuert worden seien, können wir nicht entscheiden, auffallend ist es jedoch, daß eine so massenhafte Auswanderung aus katholischen Landstrichen erfolgte, deren Bewohner schon wegen ihrer Sprache nur wenigen einflußreichen Personen ihr Ohr leihen können; da schon einmal ultramontane Bemühungen für die Organisirung einer ausgedehnten Auswanderung nach Nordamerika zur Sprache gebracht worden sind und jetzt wieder ein polnischer Geistlicher thätig erscheint, so wird der Glaube an die Wahrheit der Aussagen der Auswanderer in Antwerpen schwer zu erschüttern sein.

Hoffen wir, daß die Bemühungen der belgischen Behörden Kern genug in dem Antwerpener Vorfalle entdecken, um auch der preußischen Regierung, der man die Begünstigung der Auswanderung nicht vorwerfen kann, Anhalt zum wirksamen Vorgehen zu verschaffen. Seit mehr als dreißig Jahren hat die Presse vor der Auswanderung nach Südamerika, namentlich nach Brasilien gewarnt, wo es in der Zeit eines Vierteljahrhunderts nur zwei oder drei kleinen Colonien in abgelegener Gebirgsgegend durch günstige Umstände gelungen ist, sich in bescheidener Dauer — denn eine nachhaltige Blüthe läßt sich auch bei diesen nicht hoffen — zu erhalten, und immer wieder wird der Versuch unternommen, leichtgläubige Leute in ein Land zu verlocken, dessen Klima und dessen romanische Bevölkerung nicht für das germanische Element taugen; denn nicht blos die deutschen Colonisten gehen dort zu Grunde, sondern auch die englischen, wie man aus einer Warnung der englischen Regierung vor der Auswanderung nach Brasilien (siehe „Shipping and Mercantile Gazette" vom 21. November dieses Jahres) entnehmen kann.

Der britische Gesandte zu Rio de Janeiro, heißt es in dieser ministeriellen Kundgabe, warnt vor der noch immer vorkommenden Auswanderung nach der Niederlassung Kittlaland in der Provinz Parana in Südbrasilien, da dieselbe sich nach eidlichen Berichten glaubwürdiger Personen in dem jammervollsten Zustande befindet; dieselbe besitzt äußerst wenig baufähiges Land, ist vielmehr mit dichtem Walde bedeckt und, mit einem Worte, unbewohnbar. Nicht ein einziges Haus war im Juni dieses Jahres errichtet; keine Straße im Umkreise von zwanzig englischen Meilen; drei Engländer, die in der Colonie waren, lebten unter Zelten. Ein Engländer, der acht Jahre in Curitiba lebte, bestätigte diese Aussagen. Die englische Auswanderungs-Commission räth deshalb von der Auswanderung nach Kittlaland und irgend einer andern Niederlassung in Brasilien ab; jeder, der es wagen will, sich nach diesem Lande zur Ansiedelung zu begeben, hat wohl zu prüfen, ob ihm genügende Sicherheit für sein Fortkommen geboten werden, denn er muß es auf seine eigene Gefahr versuchen.

Diese Aufkündigung des Schutzes, den Großbritannien seinen Angehörigen sonst in ausgedehntestem Maße angedeihen läßt, ist wahrlich die beredteste Widerlegung der Vorspiegelungen, wenn man, gleichviel wer, schlichte Landleute ohne Urtheil über jene Angelegenheiten nach dem „gesegneten Lande" Brasilien zu locken sucht, und da die Vertretung der deutschen Nation noch zu jung ist, als daß sie in fernen Ländern überall helfend zur Hand sein könnte, so ist es gut, daß die deutsche Presse ungehindert im Vaterlande ihre Stimme erheben darf; dieser oder jener, den sich zu dem thörichten Schritte der Auswanderung nach Südamerika schon halb verleiten ließ, vernimmt doch wohl ihren Mahnruf und bleibt im Lande, statt schon unterwegs zu verderben oder in der Fremde in Noth und Elend zu verkommen. Also nicht nach Brasilien!

Aus dem Beamtenleben.

Nr. 7. Die schlimme Hand.

Am 22. Mai 1875 stand ich in unserem Büreau hinter dem Pulte und trug Journalnummern ein, als der Chef mit einem Briefe in der Hand eintrat und auf mich zukam. „Herr College," sagte er, „Sie können wieder den Polizisten spielen; hier empfange ich die Nachricht, daß in T. zweihundertfünfundfünfzigtausend Mark gestohlen worden sind und die dortige Polizei den Thäter nicht ermitteln kann. Man ersucht uns, einen Criminalbeamten dorthin zu senden. Ich will wieder Ihnen die Vollmacht geben, aber ich bitte mir aus, daß Sie nicht so viel Zeit brauchen wie das letzte Mal. Unser Ruf leidet darunter, und die Diäten werden zu hoch."

Ich verbeugte mich hocherfreut, und nachdem ich meine Deputirungs-Verfügung in Ausfertigung erhalten hatte, reiste ich voll Spannung nach T. ab. Dort angekommen, meldete ich mich unter Vorzeigung meiner Legitimationen sofort bei dem Polizeiverwalter, dem Bürgermeister, und erfuhr nun folgenden höchst einfachen Thatbestand.

Vor dem Thore des Städtchens, das ungefähr viertausend Einwohner zählt, wohnte in einer kleinen Villa die Wittwe eines Rentiers Friedow. Frau Friedow besaß ein sehr ansehnliches Vermögen und hatte den Hauptstamm desselben, bestehend aus Prioritäten, Coupons und einigem baaren Gelde, im Ganzen fünfundachtzig- bis neunzigtausend Thaler, bisher stets in einer in ihrem Schlafzimmer stehenden Commode aufgehoben. Das Schlafzimmer lag im ersten Stocke und hatte nur ein Fenster, welches auf den Hof hinausging. Obwohl ihr vertraute Freunde öfter gerathen hatten, das Geld an einem sichereren Orte zu verwahren, war sie diesen Rathschlägen doch nie gefolgt. Einem Banquier wollte sie das Geld nicht anvertrauen. Den Mangel eines Geldschranks hatte sie mit der

Behauptung entschuldigt, wenn einmal Diebe bei ihr einbrächen, hätte der Geldschrank nur zur Folge, daß die Herren etwas mehr Arbeit haben würden; wenn ihr treuer Friedrich und ihr Hund nicht Acht gäben, könne ein Schrank auch nichts helfen. Friedrich war ihr Factotum und die einzige männliche Person im Hause.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Mai war die Wittwe Friedow etwa gegen zwölf Uhr plötzlich erwacht. In ihrem Schlafzimmer war es hell, und vor ihrem Bette stand ein schmächtiger kleiner Mann, der in der linken Hand eine Laterne, in der rechten ein Beil trug und der zum Tode erschrockenen Frau mit verstellter Stimme zurief, wenn sie auch nur einen einzigen Laut von sich gebe, werde er ihr sofort die Hirnschale einschlagen. Frau Friedow war so außer sich vor Entsetzen, daß es ihr unmöglich war, auch nur ein Wort hervorzustoßen, und so ließ sie denn in den nächsten Secunden ihre Augen mit Todesangst im Zimmer umherwandern. Sie sah, daß der vor ihr stehende Mensch eine schwarze Hose und eine blaue Blouse trug, daß er eine Maske vor dem Gesichte hatte und daß zwei Männer, deren Gestalt und Kleidung die Ueberfallene nicht genau unterscheiden konnte, im Hintergrunde des Zimmers damit beschäftigt waren, ihre Commode aufzubrechen. In der hintersten Schieblade derselben stand, bedeckt von Strümpfen, Garn und Leinen, ein rundes blechernes Kästchen, das ihre Papiere enthielt. Als sie wieder soweit zu sich gekommen war, um den Entschluß fassen zu können, zu schreien, ertönte draußen das merkwürdig heiser klingende Gebell des Hundes. Jetzt aber hatten schon die beiden Diebe das Blechkistchen gefunden, sprangen mit demselben zum Fenster, dessen einer Flügel offen stand, hinaus und kletterten eine an das Fenster gelehnte Leiter im Nu hinunter, während der maskirte Mann ruhig vor ihrem Bette stehen blieb. Sie stieß dann den lauten Ruf: „Zu Hülfe! zu Hülfe!" aus; der Mann vor ihrem Bette brummte etwas wie: „Jetzt kannst Du schreien!" wandte sich um und folgte den Anderen.

Darauf kam Friedrich herbei, der durch Geräusch aufgeweckt worden war, stürzte zur Leiter und fand unten nichts mehr vor, als den offenbar mit einer Schlinge eingefangenen und an seine Hütte gefesselten, halb erdrosselten Hund. Die Verfolgung der Diebe durch Friedrich und die Nachbarn blieb völlig resultatlos. Auch die späteren Tage, in denen die eifrigsten Nachforschungen gehalten wurden, ergaben nicht das Mindeste über Herkunft und Person der Einbrecher. Die ganze Polizei von T., ja sogar die Pfahlbürger und die Straßenjugend, hatte sich die verzweifeltste Mühe gegeben, irgend eine Spur zu finden, aber umsonst.

So standen die Sachen, als ich in T. ankam. Mein zweiter Besuch galt selbstverständlich der Frau Friedow. Ich suchte am Orte der That nach Indicien, aber was ich fand, war verzweifelt wenig. Zunächst constatirte ich, was übrigens auch schon Andere gethan hatten, daß der Diebstahl von Leuten ausgeführt sein mußte, welche mit der Localität vertraut waren, denn die Diebe waren durch ein kleines Hofthor eingedrungen, dessen Existenz nicht einmal alle Nachbarn kannten; die Leiter, die man an das Fenster gelehnt hatte, war ferner von einem Orte entnommen, der ziemlich versteckt lag. In das Schlafzimmer war man gekommen, indem eine Scheibe eingedrückt und dann der Fensterriegel zurückgeschoben worden war. Fußspuren hatte man nur einzelne gefunden, und diese hatten ein besonderes Kennzeichen nicht gehabt; sie verliefen auf dem Wege, den man gewöhnlich einzuschlagen pflegte, wenn man vom Hof auf die Landstraße kommen wollte. Die Einbrecher waren also unter den vier bekannten Kategorien: Nachbarn, Dienstleuten, Freunden oder Verwandten zu suchen. Auf Dienstleute konnte kein Verdacht fallen — das lehrte der erste Anblick des alten Friedrich, ebensowenig auf die Nachbarn. Es blieben also die Freunde oder Verwandten, die das Haus öfter betreten hatten, übrig. Ich ließ mir von der untröstlichen Bestohlenen, die auf das Bestimmteste versicherte, daß sie auch nicht den leisesten Verdacht gegen irgend eine ihr bekannte Person hegen könne, ein Verzeichniß aller Freunde und Verwandten geben und fing nun meinen Dienst an. Aber alle Mühe schien umsonst. Ich arbeitete im Schweiße meines Angesichts; ich lief umher wie ein hungriger Hund; ich telegraphirte ganze Bogen in die Welt hinaus, aber — nichts, nichts, nichts! Ich hatte bisher noch in keiner Sache solch ein elendes Resultat erzielt.

Am vierten Tage nach meiner Ankunft begab ich mich abermals zu der Bestohlenen, die mich erwartungsvoll empfing. „Frau Friedow," sagte ich, „es ist gar nicht möglich, daß Sie keinen bestimmten Verdacht gegen Jemand haben; es muß Ihnen der Verdacht auf irgend eine Person durch den Kopf gegangen sein."

„Ich versichere Ihnen," erwiderte sie, „daß ich auch nicht den Schatten einer Ahnung von der Person des Thäters habe."

„Ist Ihnen denn gar nichts bei den Einbrechern aufgefallen, außer dem, was Sie mir bereits erzählten, nichts an der Stimme derselben, an der Art zu stehen, an den Händen? Haben Sie nicht etwa einen Ring gesehen? Wie war die Haut der Hand des Mannes, der das Beil hielt?"

„Ach ja," entgegnete sie, „ich habe Etwas wahrgenommen, was ich Ihnen schon längst erzählt haben würde, wenn ich es nicht für zu geringfügig gehalten hätte."

„Und das war?"

„Als die beiden Diebe, die das Kästchen aus der Commode genommen hatten, durch das Fenster kletterten und die Leiter hinunter rutschten, schlug der Flügel zu, in welchem sich die Glasscheibe befunden hatte, die zum Oeffnen des Fensters von außen her zerbrochen worden war. Der schmächtige Mann, der bis zuletzt vor meinem Bett stehen blieb und dann den beiden Andern nacheilte, ergriff den Rahmen des Flügels, um den letzteren aufzuklappen, dabei muß er aber wohl gerade in die zersplitterte Fensterscheibe gegriffen haben — bei seiner Eile fortzukommen, wäre das erklärlich — denn sowie er an den Rahmen gefaßt hatte, stieß er ein halblautes ‚Au, verdammt!' im Tone großen Schmerzes aus."

„Haben Sie kurz nachher Blutspuren gesehen?"

„Nein."

Nachdem die Thatsache der verwundeten Hand hinzugekommen, begann ich meine Thätigkeit von Neuem. Nun tauchte nach langem vergeblichem Bemühen ein Schimmer zur Lichtung des Dunkels auf. Der alte Sanitätsräth Meiling, mit dem ich mich gelegentlich in ein medicinisches Gespräch über Handwunden und namentlich solche, die durch Glassplitter verursacht seien, eingelassen hatte, erzählte, er sei vor etwa drei Wochen auf seinem frommen Klepper über Land geritten. Da sei ein fremder Mensch plötzlich auf den Weg gesprungen und auf ihn zugegangen. Der Fremde habe ihn auf das Dringendste gebeten, ihm doch einige Glassplitter aus der rechten Hand zu ziehen, da er es vor Schmerzen gar nicht mehr aushalten könne. Er, der Sanitätsrath, habe auf das dringende Bitten des Menschen die Verbandtasche herausgezogen und ihm vielleicht fünf Glassplitter aus der Hand genommen, die sehr tief in derselben gesessen hätten. Der Fremde habe dabei wie ein altes Weib gewimmert und angegeben, er sei unterwegs in Glasscherben gefallen.

„Welche Kleidung trug der Mensch?" frug ich mit athemloser Spannung.

„Eine blaue Blouse und eine schwarze Hose."

„Und Sie erinnern sich dessen genau?"

„Allerdings; denn der Mensch fiel mir wegen seines Gesichtes auf, das zu der Blouse gar nicht paßte."

„Und wie war denn sein Gesicht?"

„Nun, so wie Sie es in jedem Steckbriefe beschrieben finden: Stirn gewöhnlich, Nase gewöhnlich und Mund gewöhnlich. Der Gesammteindruck war aber der eines ziemlich feinen Kopfes, wie ihn Tagelöhner oder sonst Leute, die in einer Blouse gehen, nicht auf den Schultern zu tragen pflegen. Aber warum erkundigen Sie sich so angelegentlich danach?"

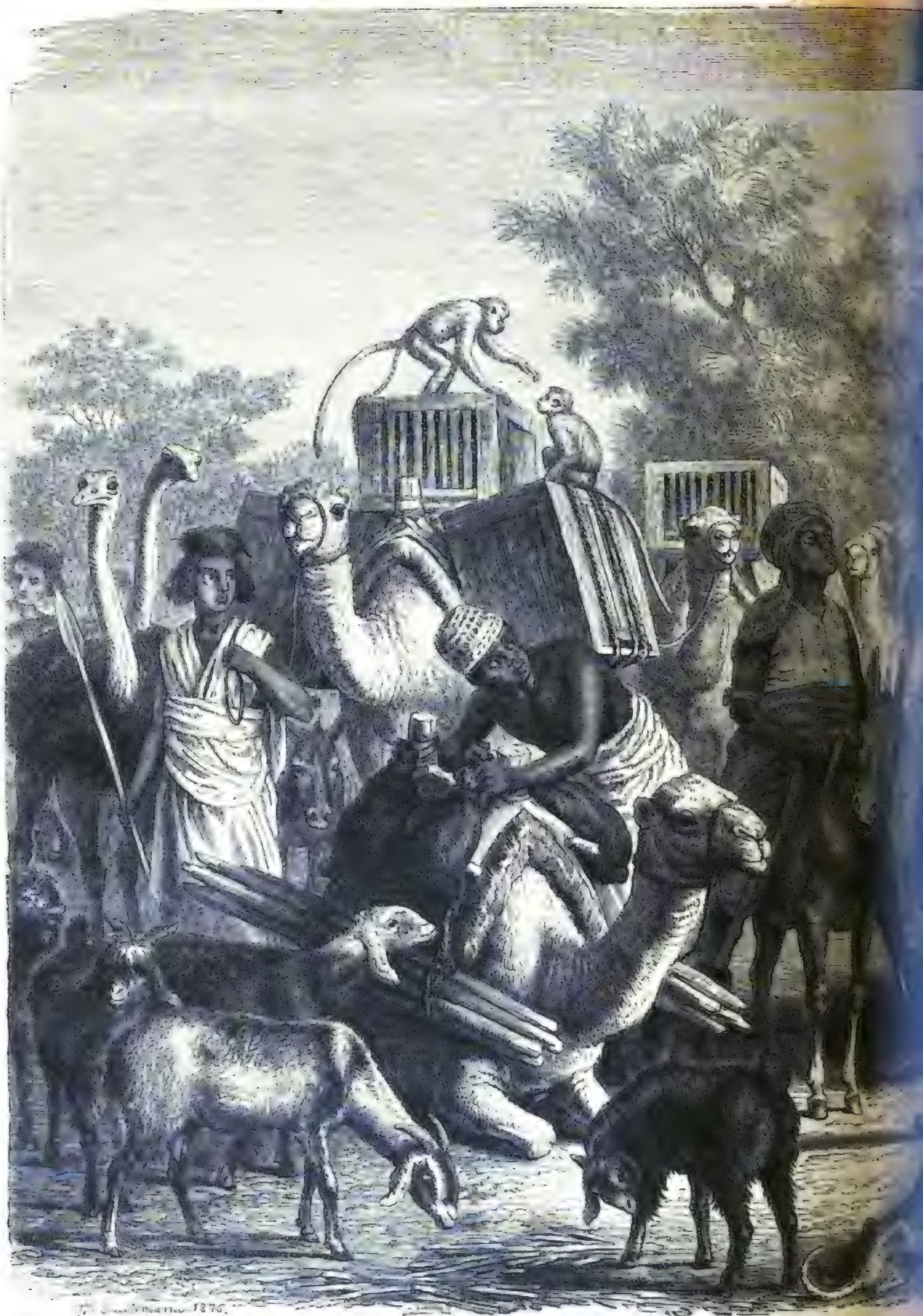
„Haben Sie die Erscheinung dieses Menschen denn nicht mit einer Thatsache in Verbindung gebracht, die hier allgemeines Interesse erregte?"

„Nein, wie sollte ich dazu kommen?"

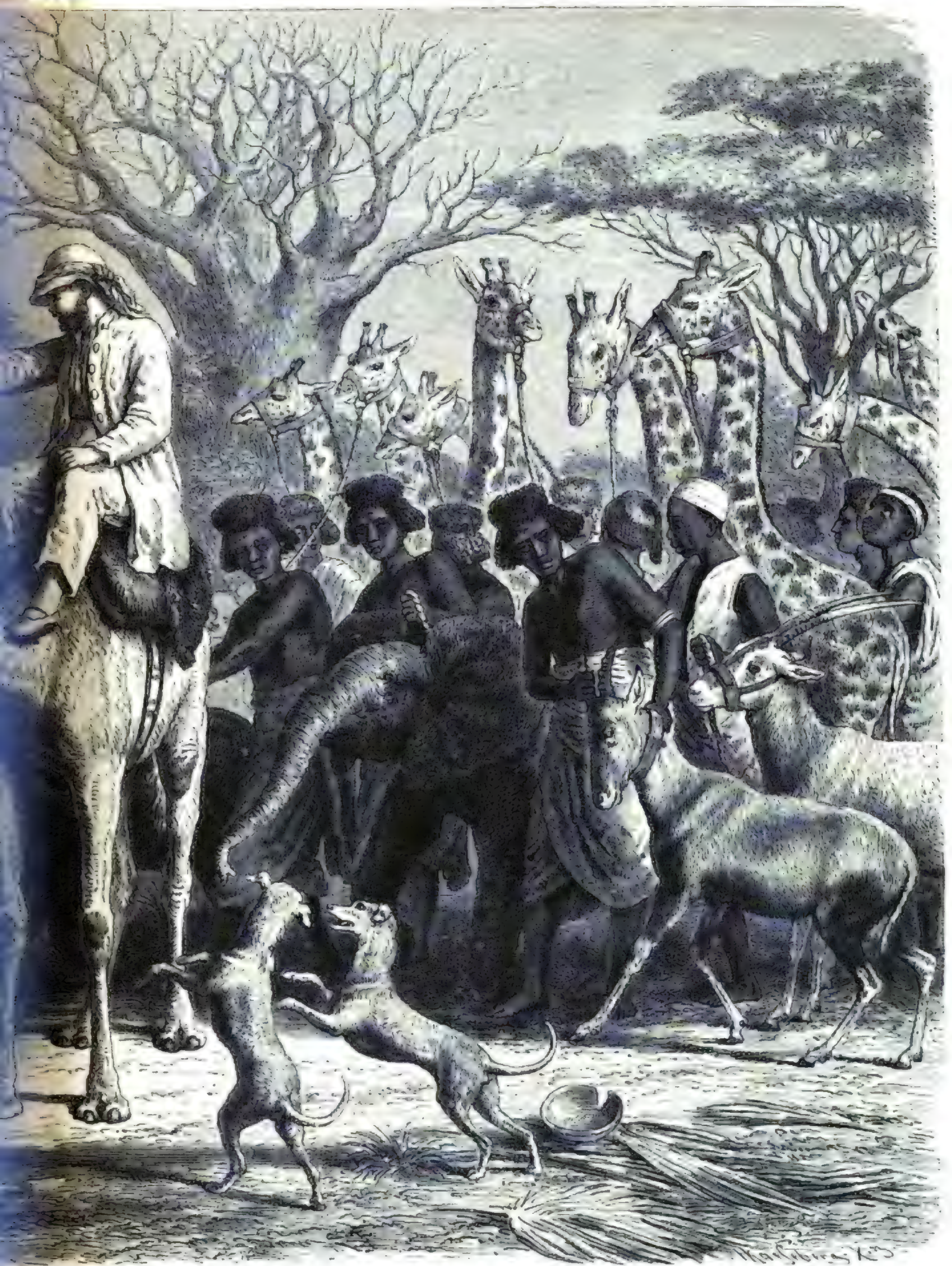
„Können Sie mir nicht sagen, wo der Fremde geblieben ist, nachdem Sie ihm die Splitter aus der Hand gezogen hatten?"

„Ich glaube, er ging in der Richtung auf die Emsfähre weiter."

Der nächste Morgen fand mich an der Ems. Ein alter Stamm, der sich oben gabelte und in der Gabel eine Glocke trug, stand auf einer Höhe am Ufer und bezeichnete so die Stelle, auf welcher man läuten mußte, um den Fährmann herbei-



Beladung und Aufbruch einer afrikanischen
Illustrationsprobe aus dem



…ition. Originalzeichnung von H. Leutemann.
…ge **der** Zeitschrift „Die Natur".

zurufen, der abseits in seinem unter Weiden versteckten Häuschen wohnte. Ich ging gerades Weges in das Häuschen hinein und traf dort nur eine hünenhafte Person an, welche erklärte, sie sei die Tochter des Fährmanns und setze die Reisenden über, wenn ihr Vater, wie heute, abwesend wäre. Ich suchte ihr Vertrauen zu gewinnen, brachte das Gespräch auf den Verkehr über die Fähre und fragte sie, ob in der letzten Zeit nicht ein guter Freund von mir die Fähre passirt hätte. Er sei sehr eilig gewesen, nach Holland zu kommen, um nicht Soldat werden zu müssen. Die Antipathie, die dort in der Gegend in Beziehung auf das Soldatwerden herrscht, löste ihr sofort die Zunge.

„Ja, ja," sagte sie, „da war wohl neulich einer, der es sehr eilig zu haben schien."

„Er trug eine blaue Blouse und schwarze Hosen — nicht wahr?"

„Das kann wohl sein, aber — jetzt fällt es mir wieder ein — er muß mit mehreren zusammen durchgebrannt sein."

„Ja wohl, mit zwei Anderen."

„Ganz recht, erst kam der Eine, schon in der Morgendämmerung und ließ sich übersetzen. Dann, vielleicht eine Stunde nachher, kam der Zweite, forderte sich einen Schnaps und fragte ängstlich, ob ein Anderer nicht schon hinüber wäre. Als ich dies bejahte, ließ auch er sich nach drüben fahren. Dann wieder eine Stunde später kam der Dritte, Ihr Freund, der mit der Blouse, fragte, ob er der Erste sei, und nachdem ich ihm gesagt hatte, ich hätte schon zwei hinübergefahren, schien er sehr beruhigt und setzte sich auch in's Schiff."

„Einer von den Dreien hatte ein Blechkistchen bei sich — nicht wahr?"

„Das habe ich nicht gesehen; ich habe nur bemerkt, daß der Letzte von den Dreien etwas Rundes unter dem Arme trug, das in ein rothes Schnupftuch gewickelt war."

„Ja, ja," sagte ich, „das werden seine Haarbürsten und Pommaden gewesen sein; er ist ein eitler Bursche. Sah er nicht sehr fein aus?"

„Ja wohl, er sah sehr nobel aus."

„Das muß er gewesen sein," rief ich im Tone ungeheuchelter Freude. „Es freut mich, daß er entkommen ist. Aber, um ganz sicher zu gehen — wieviel Fährgeld hat er Ihnen gegeben?"

„Zehn Pfennige, wie Jeder."

„Mit der rechten Hand?"

„Warum denn nicht?"

„War seine rechte Hand nicht verbunden?"

„Eine verbundene Hand habe ich nicht gesehen; ich weiß nur, daß er die eine Hand immer in der Tasche hielt, ob das aber die linke oder die rechte war, das weiß ich nicht mehr."

Ich hatte die dicke Person trotz ihrer vierzig Sommer und obwohl sie in ihrer Dummheit irgend eine weitere Beschreibung ihrer Fahrgäste nicht zu liefern vermochte, herzlich umarmen mögen. Es war ja gar kein Zweifel — die drei Spitzbuben hatten sich getrennt, damit sie im schlimmsten Falle nicht zusammen getroffen werden konnten, und der letzte war der Rädelsführer und Hauptmann, da er das Köfchen getragen hatte. Während seines Gespräches mit dem Arzte mochte er es hinter eine Hecke gestellt haben. Ich war auf der Fährte, und auf was für einer prachtvollen Fährte! Nun weiter auf der Jagd! Bald mußte ich ja das Hallali blasen können. —

Aber welche Täuschung! Jenseits der Ems war die Spur verloren. Ich lief landein, landaus; ich belagerte jedes Kötterhaus am Wege und suchte zu erfahren, ob man nicht mein Wild gesehen habe. Ich schloß Freundschaft mit allen Leuten, die viel auf die Landstraße kommen, mit Briefträgern, Botengängern und Chausseewärtern, aber wieder nichts, nichts! Und dennoch — ich mußte sie erreichen. Ich dehnte meine Forschungen zuletzt sogar bis in die kleine Stadt B. aus, die etwa sechs Meilen von jener Fährstelle entfernt liegt, aber hier fand ich erst recht nichts.

Doch endlich sollte meine Mühe belohnt werden. Müde und matt — es war etwa der neunte Tag nach meiner Ankunft in T. — ging ich in B. des Abends in eine Bierwirthschaft, welche vorzugsweise, wie mir gesagt war, von den Honoratioren des Ortes besucht wurde. Im Garten derselben befand sich eine Kegelbahn, die hell erleuchtet war und in welcher augenblicklich etwa zehn Herren kegelten. Ich nahm einen Stuhl, setzte ihn außen ungefähr in der Mitte der Bahn hin, sodaß ich im Dunkeln war, stützte den Kopf in die Hand und dachte in sehr gedrückter Stimmung darüber nach, in welches Licht mich meine Resultate dem Chef und den Collegen gegenüber bringen würden. Plötzlich sprang eine ungeschickt aufgesetzte Kugel von der Bahn ab und rollte so dicht an mir vorbei, daß sie fast meinen Fuß berührte.

„Sandhase, Sandhase!" riefen mehrere Stimmen laut durcheinander, und eine setzte näselnd hinzu:

„Na, Böttcher, Deine Hand ist wohl noch nicht zurecht?"

„Ach," sagte da eine andere Stimme, „die muß längst geheilt sein, Du wimmerst ja gar nicht mehr."

Man befindet sich auf der Jagd; man weiß, der Fuchs ist im Walde; man hört ihn ab und zu im dürren Laube rascheln, aber im Augenblicke ist er wieder fort und muß nach einer andern Seite gelaufen sein. Da — horch! — da raschelt es wieder im Laube; es ist, als ob sich zwischen den Blättern etwas bewegt. Man späht, ohne auch nur ein Glied zu rühren, die Flinte an der Wange, und siehe da, Freund Reinecke steckt, vorsichtig lugend, seinen Kopf über den Graben. Ein Schuß — da liegt er.

Ja wohl, ich sollte noch lange nicht zu Schuß kommen. Obwohl ich instinctiv überzeugt war, daß ich den Fuchs endlich vor mir hatte, galt es doch, für diese innere Gewißheit einen vernünftigen Anhalt zu finden. Ich erkundigte mich daher vorsichtig nach dem Namen des Herrn mit der schlimm gewesenen Hand, erfuhr, daß es der Kaufmann Böttcher sei, und sah dann in die Personenliste der Frau Friedow. Herr Böttcher figurirte dort als der Fünfte unter ihren Verwandten, der auch öfter in ihr Haus gekommen war. Dann, am andern Tage, holte ich mir meinen Doctor, der damals jenem Manne in der Blouse die Hand verbunden hatte. Ich brachte ihn im Wirthshause an einen Ort, wo er Herrn Böttcher sehen konnte, ohne von diesem gesehen zu werden, und bat ihn hoch und theuer, er möge den Kaufmann doch scharf und genau betrachten, ob dieser nicht derselbe Mann sei, dem er die Glassplitter aus der Hand gezogen habe. Der Doctor that sein Möglichstes in dem Studium des Kaufmanns, aber seine Prüfung war resultatlos. Er schwor Stein und Bein, er könne ihn nicht recognosciren, es sei wohl ungefähr dieselbe Gestalt, aber das Gesicht erkenne er nicht wieder. Wenn der Arzt ihn nicht wieder erkannte, dann brauchte ich die Fährmagd gar nicht zu holen. Ich war also auf mich allein angewiesen.

Wir Criminalbeamten haben zwei Grundsätze bei unserer Verfolgung, die wir nach der Art des Falles bald einzeln, bald abwechselnd anwenden. Den einen nennen wir die „lange Leine", den andern die „kurze". Die lange Leine besteht darin, daß man den Verfolgten nichts merken läßt, daß man im Gegentheil ihn zu der Annahme zu verführen sucht, er sei dem Verfolger höchst gleichgültig, daß man Alles vermeidet, was ihn stutzig machen könnte, daß man die Miene der größten Harmlosigkeit annimmt, sich möglichst weit von ihm entfernt hält und Alles, was man gegen ihn in's Werk setzt, mit der größten Heimlichkeit vornimmt. Die kurze Leine dagegen besteht darin, daß man den Verfolgten ahnen läßt, man sei hinter ihm, daß man ihn in Schrecken setzt, ihm auf dem Nacken bleibt und ihn so zu Handlungen treibt, die ihn verrathen. Ich brachte zuerst die „lange Leine" in Anwendung.

Um Böttcher vertraulich zu machen, ging ich zunächst zu dem Wirthe des Gasthofes, in welchem ich wohnte, und stellte mich ihm vor, aber nicht als Denjenigen, der ich war, sondern als einen Hamburger Agenten, welcher Loose verbotener Lotterien hier abzusetzen wünsche. Der Wirth zog ob meiner Eröffnungen ein ziemlich schiefes Gesicht, und als ich ihn um strengste Geheimhaltung bat, sicherte er mir dieselbe mit einer Miene zu, aus der ich deutlich entnahm, wie wenig Mühe er sich um sie geben würde. In der That sah ich schon am nächsten Morgen zu meinem großen Vergnügen, daß mich mein lieber College, der städtische Polizeisergeant, mit äußerst feindseligen Blicken beobachtete und daß, wenn ich in eine anständige Wirthshausgesellschaft kam, die Herren meine Fragen ziemlich kurz beantworteten. Traf ich in einer solchen den Gegenstand meiner Gedanken, so nahm ich an seiner Miene Gott sei Dank wahr, daß er seinen Argwohn aufgegeben hatte, und, wie die Uebrigen, mich für ein „schäbiges" Individuum hielt.

Inzwischen war ich rastlos thätig. Aber was ich erfuhr, war wieder verteufelt wenig. Ich hörte wohl, Herr Böttcher lebe in schlechten Verhältnissen, jedoch ich entdeckte nicht,

daß er in der letzten Zeit irgend eine bedeutende Zahlung gemacht oder Verbindlichkeiten getilgt hätte. Ich hörte wohl, daß er vor etwa drei Wochen eine kurze Reise gemacht habe, aber ich konnte nicht herausbekommen, wohin. Eine Thatsache jedoch, die mir anfänglich von großem Werth schien, kam mir zu Ohren, nämlich die, daß Herr Böttcher in der letzten Zeit öfter des Nachts wegen Schlaflosigkeit aufstehe und in seinem Garten spazieren gehe.

Die Folge davon war, daß ich zwei Nächte im Garten hinter dem Böttcher'schen Hause auf der Lauer lag. Es befand sich viel Gebüsch in demselben, und ich versteckte mich derart, daß Niemand, der in der Nacht in den Garten kam, mich hätte finden können. Aber wer in der Nacht nicht in den Garten kam, war Herr Böttcher. Und im Garten selbst war auch keine Spur davon zu sehen, daß dort irgend Etwas vergraben war. Ich befand mich in reiner Verzweiflung. Was sollte ich thun? Auf der einen Seite die feste Gewißheit, daß ich den Schurken entdeckt hatte, auf der anderen kein Anhaltspunkt, der sicher genug gewesen wäre, um zu einer Verurtheilung zu führen! Hatte ich doch nicht einmal die nöthigen Indicien erbracht, um bei diesem bisher ganz unbescholtenen Manne eine Haussuchung vornehmen zu können.

Eines Nachmittags ging ich in meinem Zimmer mit langen Schritten auf und ab. Plötzlich klopfte es, und auf mein „Herein!“ trat der Postbote ein. Er brachte eine Depesche von meinem Chef, welche lautete: „Sofort zurückkehren; wenn noch nicht genug ermittelt, aufgeben; Ihre Anwesenheit hier nothwendig. Z.“

Das Telegramm traf mich wie ein Donnerschlag. Der Chef war offenbar mißmuthig über mein langes Ausbleiben. Sollte ich einfach abreisen oder noch einen Wurf wagen? Ich beschloß das Letztere. Heute Abend mußte noch ein entscheidender Schritt gethan werden, damit ich am andern Morgen abreisen könnte.

Im Club des Städtchens saßen etwa zwölf Herren hinter dem Schoppen. Ich gesellte mich zu ihnen, setzte mich neben meinen Verbrecher, der über diese Ehre ziemlich erstaunt schien, und begann mit ihm Gleichgültiges zu reden. Als diejenigen, welche dicht neben Böttcher gesessen hatten, zu meiner großen Freude aufgestanden und nach Hause gegangen waren, rückte ich an ihn heran und flüsterte ihm in's Ohr:

„Herr Böttcher, ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen.“

„Das wäre?“ fragte er sehr ruhig.

„Sie glauben, ich sei Jemand, der hier Lotterieloose vertreiben will. Das bin ich nicht. Ich bin Beamter der preußischen Criminalpolizei.“

Herr Böttcher nahm diese Eröffnung mit einer für mich höchst bedeutsamen Miene auf. Er wußte offenbar im Augenblicke nicht, welchen Ausdruck er seinen Zügen geben sollte. Es zuckte in seinem Gesichte, als wolle er erstaunt aussehen, und dann zog er Falten um seinen Mund, als sollten sie die größte Gleichgültigkeit zur Schau tragen. Nach einer Secunde, während welcher ich ihn wie die Schlange das Kaninchen studirt hatte, sagte er in sehr gezwungenem Tone:

„Ja, was geht mich denn das an, lieber Herr?“

„Hören Sie! In T. lebt eine Wittwe Friedow, die um ihr ganzes Vermögen bestohlen worden ist. Die Spuren des Diebstahls zeigen hierhin. Wie ich weiß, sind Sie Verwandter der Wittwe Friedow und an der künftigen Erbschaft betheiligt.“

Während ich diese Worte sprach, hatte ich ihm starr in die Augen gesehen; sie funkelten, wie die einer gehetzten Katze, und als er jetzt mit heiserem Tone ausstieß: „Und darauf hin wollen Sie mich verhaften?“ wäre ich ihm am liebsten sogleich an die Gurgel gesprungen und hätte mein „Im Namen des Gesetzes“ gerufen. Aber ich bezwang mich und mit einer Harmlosigkeit, über die ich heute noch verwundert bin, sagte ich blos:

„Wie können Sie solches Zeug reden? Weil Sie an der Erbschaft betheiligt sind, haben Sie das größte Interesse, mir bei der Entdeckung des Thäters zu helfen.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ unterbrach er mich — er hatte sich ganz merkwürdig schnell wieder gefaßt — „so viel in meinen schwachen Kräften steht, bin ich natürlich dabei, aber wenn ich Sie unterstützen soll — was wünschen Sie zunächst von mir?“

„Zunächst möchte ich zu Ihnen kommen, womöglich morgen früh; ich setze Ihnen die Sache auseinander und operire auf Grund Ihrer Kenntniß der hiesigen Personen.“

„So so,“ sagte er mühsam nach Athem ringend. „Jedoch, ich — ich — es thut mir von Herzen leid, aber ich habe eine Depesche bekommen, die mich zwingt, morgen in der frühesten Dämmerung von hier abzufahren; vielleicht finde ich zu Hause ein zweites Telegramm vor, das mich diese Nacht schon fortzugehen veranlaßt. Es handelt sich um einen Schuldner, der seine Zahlungen einstellen will; vielleicht kann ich eine größere Forderung noch beitreiben, wenn ich früh genug zu ihm komme. Sie wissen: Zeit ist Geld.“ Bei diesen Worten hatte er ängstlich bald mein Gesicht, bald meine Uhrkette betrachtet. Mir kostete es die größte Mühe, meine Freude zu unterdrücken. Der Lasso, den ich auf ihn geworfen hatte, war ihm auf das Schönste um den Hals geflogen, und ich wußte, daß es nur noch eines Ruckes bedurfte, um die Schlinge zuzuziehen.

„Geniren Sie sich um Gotteswillen nicht, Herr Böttcher!“ erwiderte ich möglichst gleichgültig auf seine Lüge. „Ich habe sehr viel Zeit; ich brauche erst in acht Tagen wieder in T. zu sein, und wenn Sie innerhalb dieser acht Tage wieder zurückkommen, kann ich immer noch mit Ihnen über die Sache sprechen.“

„Ja, ja,“ erwiderte er eifrig, „ich werde hoffentlich schon übermorgen zurück sein und stehe Ihnen dann vollständig zu Diensten, aber beantworten Sie mir vorher gütigst die Frage: Steht der Doctor Meiling in Beziehung zu der That?“

„Kennen Sie den?“

„Von Ansehen.“

„Er sollte mir helfen,“ sagte ich, ihm offen in's Gesicht blickend, das jetzt entsetzlich alt, spitz und verstört aussah, „er sollte mir helfen, den Verbrecher zu recognosciren.“

„Und ist ihm das gelungen?“

„Vollständig; er hat in einem hiesigen Arbeiter einen Mann wieder erkannt, den er am Tage nach der That in der Nähe des Wohnortes der Bestohlenen gesehen hat.“

„Wie heißt der Arbeiter?“ fragte Böttcher in athemloser Spannung.

„Ebbing.“

„Den kenne ich nicht,“ sagte er aufathmend.

„Das glaube ich wohl; er hält sich hier auch nur vorübergehend auf.“ Dann brach ich das Gespräch ab, stand auf, schüttelte ihm auf das Herzlichste die Hand und ging, anscheinend höchst ruhig, um mich in die Nähe seines Hauses zu schleichen.

Ich mußte hier eine starke Viertelstunde in der Dunkelheit harren, dann fuhr richtig ein Einspänner vor. Böttcher sprang heraus, eilte in's Haus und kam nach einigen Minuten, irgend einen Gegenstand unter dem linken Brusttheil seines Rockes festhaltend, wieder heraus. Es mochte etwa um neun Uhr sein.

Kaum war er von der einen Seite in die Droschke gestiegen, als ich auch schon von der andern hineinsprang, ihn am Arm ergriff und dem Kutscher zurief: „Fort!“ Der Gefaßte schien plötzlich stumm geworden; er machte nicht die geringsten Widerstandsversuche und saß wie eine Bildsäule da. Als ich ihm jetzt leise sagte: „Sind das die Papiere der Wittwe Friedow, die Sie da unter dem Rock haben?“ entgegnete er gepreßt: „Ja, sie sind es.“ Ich ließ den Kutscher halten und brachte den Arrestanten in sicheren Gewahrsam. Keine Dummheit ist so groß, daß sie nicht von dem Verbrecher, der plötzlich entdeckt, daß man ihn verfolgt, ausgeführt werden könnte. Auf diese Dummheit hatte ich gerechnet, und wie richtig ich gerechnet, das zeigte die Thatsache, daß mein Opfer mir geradezu in die Hände lief. — Die Geschworenen verurtheilten Böttcher zu sechs Jahren Zuchthaus. Seine Helfershelfer sind nie ermittelt worden.

Lothar Z.

Blätter und Blüthen.

Ein Jubiläum der „Natur“. (Mit Abbildung S. 844 und 845.) Die Gründung einer freisinnigen, der Bildung und dem Fortschritte auf neuen Bahnen dienenden Zeitschrift ist immer ein gewagtes Unternehmen, doppelt gewagt aber, wenn dieselbe in einer politisch-trübseligen Zeit geschehen muß. Um so freudiger wendet sich unsere Theilnahme einem Blatte zu, das alle Bitterkeiten und Hemmnisse einer Reactionsperiode glücklich überstanden und redlich mitgeholfen hat, durch Verbreitung bildenden Wissens und klarer Anschauungen im Volke eine bessere Zeit herbeizuführen. Ein solches Blatt ist „Die Natur“, eine populär-naturwissenschaftliche Zeitung, die sich in kurzer Zeit und sowohl in wie außer Deutschland zu einem vielgerühmten Muster ihrer Art aufgeschwungen hat. Unsere jüngere Generation hat kaum eine Ahnung davon, welcherlei Gegner vor vierundzwanzig Jahren, kurz nach der Niederwerfung der großen Bewegung von Achtundvierzig, sich dem Unterfangen jeder Popularisirung der Wissenschaft entgegenstemmten. In erster Reihe waren es die Fachgelehrten selbst, die in dem Bestreben, die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen endlich dem Volke zu Gute kommen, seiner Bildung förderlich werden zu lassen, in ihrem Pferchhochmuthe eine Entweihung ihres Heiligthums bekämpften und abwehrten. Am erbittertsten wurde aber dieser Kampf von der schwarzen Flanke der Theologie her geführt, als gerade die Lehren und Aufklärungen der Naturwissenschaften gewählt wurden, um den Blick des Volks für den ungeheuren Unterschied zwischen den Gesetzes-Machwerken der Willkür und den unwandelbaren Gesetzen der Natur zu schärfen. Wie die gleichalterige „Gartenlaube“ erwarb auch „Die Natur“ sich sehr bald den Titel eines „Teufelsblattes“ im Pfaffenmunde, eine Anerkennung, welche das Volk durch immer wärmere Theilnahme für das Blatt zu ehren wußte.

Allerdings ging der Ruf der Gründer gleich mit auf ihre Zeitung über. Karl Müller, der mit dem Verleger (und bekannten geistreichen Dichter) Dr. G. Schwetschke in Halle den Anstoß zur Gründung einer populär-naturwissenschaftlichen Zeitschrift gab, fand in den damals ohne Zweifel bedeutendsten Kräften auf diesem Gebiete, Otto Ule und E. A. Roßmäßler, Mitbegründer, deren wissenschaftliche Tüchtigkeit auch von den Gegnern alles Popularisirens der hoch über allem Volke und doch auf dessen Kosten thronenden Gelahrtheit anerkannt werden mußte. Braucht man nicht zu verschweigen, daß die politische Vergangenheit der beiden Zuletztgenannten nicht wenig zur Belebung der Theilnahme für das neue Blatt beigetragen, so wurde diese doch erhalten und noch vermehrt durch die auf diesem wissenschaftlichen Gebiet neue, auch künstlerisch vollendete Form der Darstellung, die durch Klarheit und Anmuth Geist und Gemüth zugleich befriedigte, und durch die Mannigfaltigkeit der auch der Illustration nicht entbehrenden Artikel. Es ist also ein mit Ehren errungenes Glück, welches der „Natur“ seit ihrem Erscheinen treu blieb. Roßmäßler schied wohl nach einem Jahre aus der Redaction, aber Ule widmete ihr durch fast vierundzwanzig Jahre hindurch sein reiches Wissen und seine erstaunliche Thätigkeit, bis der Tod ihn, ein Opfer seines menschenfreundlichsten Berufes, in diesem Jahre uns entriß.

Karl Müller führt die Redaction fort, und unter seiner Leitung beginnt nun „Die Natur“ (zugleich mit der „Gartenlaube“) ihren fünfundzwanzigsten Jahrgang und geht somit ihrem Vierteljahrhundert-Jubiläum entgegen. Blicken wir auf ihre vierundzwanzig vor uns liegenden Jahrgänge zurück, so müssen wir anerkennen, daß sie ihre Aufgabe: „allen Freunden der Naturkunde die fast täglich neuen Erscheinungen oder Veränderungen, Entdeckungen und Beobachtungen auf allen Gebieten des naturwissenschaftlichen Forschens (sei es Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie, Physik, Chemie, Ethnographie, Geographie etc.) in klar, faßlich, mannigfaltig und anregend geschriebenen Aufsätzen, Mittheilungen und Literaturberichten darzubieten“, in vollstem Maße erfüllt hat und daß wir hoffen dürfen, daß die Redaction auch für die Zukunft dieser ihrer Aufgabe treu bleiben wird.

Die erste Nummer des fünfundzwanzigsten Jahrganges bringt ihren Lesern eine von R. Hartmann mit einem trefflichen Text begleitete Illustration von unserm Leutemann; es gereicht uns zur Freude, dieselbe in unserem Blatte mittheilen und damit den neuen Jahrgang der „Natur“ empfehlen zu können.

Die Leutemann'sche Illustration stellt als Karavanenbild eine Scene aus dem alltäglichen afrikanischen Reiseleben der Hagenbeck'schen Expeditionen zum Ankauf fremdländischer Thiere dar, die unseren Lesern aus den Jahrgängen 1869 der „Gartenlaube“ (Artikel „Casanova und Hagenbeck“) und 1871 (Artikel „Ausladung fremdländischer Thiere“) bereits bekannt sind. Im Hintergrunde unseres Bildes ragen einige Hauptvertreter der afrikanischen Flora, die Schirmakazie, Tamarisken und der gigantische Affenbrodbaum mit seinen in der trockenen Jahreszeit kahlen Aesten, und im Vordergrunde sitzt der Agent des Thierhandelsherrn (Hagenbeck) in leichtem Reisekleide auf dem hageren, edlen Reitkameele (oder Hedjin). In nicht geringem Grade ziehen die wohlgebildeten Menschen aus jener Heimath der wilden Thiere unsere Aufmerksamkeit auf sich: die sogenannten Homrân, ein mächtiger Stamm im ägyptischen Sudan, der westlich von Basen und nördlich vom Setit wohnt und aus dessen Mitte jene kühnen und gewandten „Schwertjäger“ hervorgehen, welche das von ihnen verfolgte Wild dadurch überwältigen, daß sie ihm mit einem Hiebe ihres scharfen Schwertes die Hinterbeinsehnen zerhauen. Auf unserem Bilde mühen diese „Homrân“ im Dienste Hagenbeck's sich ab, die oft sehr störrischen wilden Geschöpfe an ihren Zäumen und Stricken von der Stelle zu zerren, während der schwarze mit der buntseidenen Kufieh geschmückte Kammerdiener, auf kleinem Eselein reitend, die Befehle seines weißen Herrn entgegennimmt. So gewährt das Leutemann'sche gestaltenreiche Bild uns den Anblick einer solchen Expeditions-Karavane kurz vor ihrem Aufbruch, der sie endlich zu uns führen soll zur Erweiterung unserer Kenntniß über die fremde Thierwelt, und so ist dieses Bild zugleich eine sinnige Einführung in den neuen Jahrgang der „Natur“.

Die Luft- oder Vacuum-Bremse. Im Jahrgange 1873 der „Gartenlaube“ sprachen wir über pneumatischen Dienst, speciell über die projectirte Leichenbeförderung nach dem Wiener Central-Friedhofe mittelst Luftdrucks. Bei dieser Gelegenheit fühlten wir uns damals berechtigt, die Voraussetzung auszusprechen: daß dem Drucke der atmosphärischen Luft im Dienste der Menschheit künftig ein bedeutendes Feld der Benutzung vorbehalten sein dürfte — eine Prophezeiung, welche in jüngster Zeit auf dem Gebiete der Eisenbahntechnik in Erfüllung gegangen ist. Wir meinen die von dem englischen Ingenieur Smith erfundene und auf einigen continentalen Gebirgseisenbahnen mit dem außerordentlichsten Erfolge erprobte Vacuum-Eisenbahnbremse, die in ihren Leistungen Alles überbietet, was an Hemmvorrichtungen bis zu dieser Stunde bekannt gewesen ist. Für Gebirgsländer, wie die Schweiz und Oesterreich es sind, auf welchen lang ausgedehnte jäh ansteigende Steigerungen, respective abstürzende Gefälle befahren werden müssen, dürfte diese Erfindung ganz besonders von hervorragendem Interesse sein. — Demzufolge fand sich die österreichische Südbahn-Gesellschaft zu Anfang December d. J. veranlaßt, auf der weltbekannten Gebirgsbahnstrecke des Semmering mit der Vacuum-Bremse Versuche anzustellen, und die damit erzielten Resultate sind in der That erstaunenswerth ausgefallen. Ein mit der Schnelligkeit von vierundachtzig Kilometer (gleich elf deutschen Meilen) in der Zeitstunde dahinbrausender Zug wurde unter der Anwendung dieses Apparates in vierzig Secunden ohne bemerkbaren Ruck zum Stillstande gebracht; auf einer andern Stelle bei gleich rasender Eile hielt der Zug in dreißig Secunden man könnte sagen mauerfest, ohne daß die Passagiere auch nur die geringste Erschütterung empfunden hätten. Am glänzendsten aber gestalteten sich die Leistungen des Vacuum-Apparates auf der eigentlichen Gebirgsstrecke selbst, zwischen Payerbach und Spital, wo Steigerung und Gefälle sich auf lange Strecken wie 1 : 42 verhalten.

Die Smith'sche Luftbremse, äußerst einfach, wird von der Locomotive aus durch einen Dampfstrahl in Bewegung gesetzt. Längs dem Tender und jedem Wagen befinden sich horizontal liegende Kautschuk-Cylinder, und aus diesen wird die Luft von der Locomotive ab ausgesaugt. Die nächst hieraus folgende Wirkung ist, daß diese Cylinder zusammengezogen und dadurch die Bremshölzer auf die Räder gepreßt werden. Hat der Locomotivführer das entsprechende Dampfventil geöffnet, so erfolgt momentan die Aufsaugung und die Pressung der Klötze auf die Räder mit der Kraft von beiläufig zwei Drittel Atmosphären oder zehn Pfund auf den Kreiszoll. Soll die Bremse zurückgestellt werden, so wird das Dampfventil geschlossen und eine mit der Rohrleitung in Verbindung stehende Klappe geöffnet; das Vacuum hört auf, und die Hölzer kehren in ihre ursprüngliche Lage zurück.

Die großen Vortheile der Sicherheit, Schnelligkeit und der elastischen Wirkung, welche die Luftbremse bietet, sind so in die Augen springend, daß sie nicht allein von den Eisenbahntechnikern, sondern von Jedermann anerkannt werden dürften. Eine momentane Handbewegung des Zugführers schützt vor vielen jetzt noch möglichen Eisenbahngefahren, und es kann außerdem durch die Anwendung dieser Erfindung die Schnelligkeit jedes Zuges, insbesondere auf Gefällen, in der präcisesten Weise geregelt werden. Wie viele Unglücksfälle werden uns im Laufe eines Jahres durch Ueberfahren von Menschen berichtet, in denen beim Gebrauch der jetzt in Verwendung stehenden Hemmmittel die Tödtung von Personen eine nicht zu vermeidende Misère blieb! Danken wir dem Genie, welches die treueste Begleiterin unserer Erde, die Luft, uns erneut dienstbar gemacht hat! J.

Kleiner Briefkasten.

D. H. P. in Düsseldorf und **A. St. in H.-Münden.** Wir müssen Ihnen Recht geben: es ist in der That nicht länger zu verantworten, daß, wenn im Namen des Gesetzes menschliches Irren das größte Unglück über einen Unschuldigen gebracht hat, der Staat sich gleichsam um die Ecke drücken und den in's Elend Gestoßenen seinem Schicksal und der Barmherzigkeit der Mitmenschen überlassen kann. Das letzte, in jüngster Zeit bekannt gewordene derartige Beispiel von dem Müller Friedrich Schrader in Kroppenstedt, einem durchaus unbescholtenen Manne, der, auf die Anklage eines bereits anrüchigen Menschen hin als Brandstifter zu fünfzehnjährigem Zuchthaus verurtheilt, trotz der begründetsten Begnadigungsversuche nicht begnadigt wurde und achthalb Jahre im Zuchthaus verbracht hatte, während Haus, Geschäft und Familie zu Grunde gingen, und der nun, wo der Ankläger sich selbst als Verbrecher vor Gericht stellt, gebrochen an Leib und Seele und bettelarm dasteht — dieses Beispiel sollte das letzte dieser Art sein. Es wäre der Rechtsmänner des Reichstages würdig, diesen das Rechtsgefühl des Volkes so schwer verletzenden Fall nicht unbenutzt für die neue Reichsgesetzgebung zu lassen. — Für den unglücklichen Schrader haben die Berliner Volks-, die Magdeburger und andere liberale Zeitungen zu Sammlungen aufgefordert, und da auch bei uns, ohne Aufforderung, bereits Gaben für den Unglücklichen eingegangen sind, so erklären wir gern unsere Bereitwilligkeit, Beisteuern zum möglichsten Wiederaufbau eines durch einen irrigen Rechtsspruch zertrümmerten Familienglücks anzunehmen. Wenn wir den Mann auch noch so reich machen, die im Zuchthause verjammerten Jahre der schönsten Manneskraft und die im Elend gestorbene Gattin geben wir ihm nicht wieder!

Als erste Gaben für den unglücklichen Schrader sind eingegangen: H. P. in Düsseldorf 3 Mk.; A. St. in Münden 10 Mk.; Redaction der Gartenlaube 30 Mk.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 51. 1876.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Vineta.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Nach Tische befand sich das Ehepaar allein im Wohnzimmer; der Professor ging ganz gegen seine Gewohnheit auf und nieder. Er bemühte sich vergebens, eine innere Unruhe zu verbergen, und war so tief in Gedanken versunken, daß er gar nicht die Schweigsamkeit seiner sonst so lebhaften Frau bemerkte. Gretchen saß auf dem Sopha und beobachtete ihn eine ganze Weile. Endlich schritt sie zum Angriff.

„Emil,“ begann sie mit einer Feierlichkeit, die der Hubert's nichts nachgab. „Ich werde hier empörend behandelt.“

Fabian sah erschrocken auf. „Du? Mein Gott, von wem?“

„Von meinem Papa, und was das Allerschlimmste ist, auch von meinem eigenen Manne.“

Der Professor stand bereits neben seiner Frau und ergriff ihre Hand, die sie ihm mit sehr ungnädiger Miene entzog.

„Geradezu empörend!“ wiederholte sie. „Ihr zeigt mir kein Vertrauen; Ihr habt Geheimnisse vor mir; Ihr behandelt mich wie ein unmündiges Kind, mich, eine verheirathete Frau, die Gattin eines Professors der Universität zu J. — es ist himmelschreiend.“

„Liebes Gretchen —“ sagte Fabian zaghaft und stockte dann plötzlich.

„Was hat Dir Papa vorhin gesagt, als Du in seinem Zimmer warst?“ inquirirte Gretchen. „Weshalb hast Du es mir nicht anvertraut? Was sind das überhaupt für Geheimnisse zwischen Euch beiden? Leugne nicht, Emil! Ihr habt Geheimnisse mit einander.“

Der Professor leugnete keineswegs; er blickte zu Boden und sah äußerst gedrückt aus — seine Gattin sandte ihm einen strafenden Blick zu.

„Nun, dann werde ich es Dir sagen. In Wilicza besteht wieder einmal ein Complot, eine Verschwörung, wie Hubert sagen würde, und Papa ist diesmal auch betheiligt, und Dich hat er gleichfalls mit hineingezogen. Die ganze Geschichte hängt mit der Befreiung des Grafen Morynski zusammen —“

„Kind, um Gotteswillen schweig'!“ rief Fabian erschrocken, aber Gretchen kehrte sich durchaus nicht an das Verbot; sie sprach ungestört weiter:

„Und Herr Nordeck ist schwerlich in Altenhof, sonst würdest Du Dich nicht so ängstigen. Was geht Dich Graf Morynski und seine Flucht an? Aber Dein geliebter Waldemar ist auch mit dabei, und deshalb zitterst Du so. Er wird es wohl gewesen sein, der den Grafen entführt hat — das sieht ihm ganz ähnlich.“

Der Professor war völlig starr vor Erstaunen über die Combinationsgabe seiner Frau; er fand, daß sie unglaublich klug sei, entsetzte sich aber doch einigermaßen, als sie ihm die Geheimnisse, die er undurchdringlich glaubte, an den Fingern herzählte.

„Und mir sagt man kein Wort davon,“ fuhr Gretchen in steigender Gereiztheit fort, „obgleich man doch weiß, daß ich ein Geheimniß bewahren kann, obgleich ich damals ganz allein das Schloß rettete, indem ich den Assessor nach Janowo schickte. Die Fürstin und Gräfin Wanda werden wohl Alles wissen; freilich die Polinnen wissen das immer — die sind die Vertrauten ihrer Väter und Gatten, die läßt man an der Politik, sogar an den Verschwörungen theilnehmen, aber wir armen deutschen Frauen werden von unsern Männern stets zurückgesetzt und unterdrückt; uns erniedrigt man durch beleidigendes Mißtrauen und behandelt uns wie Sclavinnen —“ und die Frau Professorin fing im Gefühl ihrer Sclaverei und Erniedrigung laut zu schluchzen an. Ihr Gatte gerieth fast außer sich:

„Gretchen, mein liebes Gretchen, so weine doch nicht! Du weißt ja, daß ich keine Geheimnisse vor Dir habe, sobald es sich um mich allein handelt, aber diesmal betrifft es Andere, und ich habe mein Wort gegeben, unbedingt zu schweigen, auch gegen Dich.“

„Wie kann man einem verheiratheten Manne das Wort abnehmen, seiner Frau etwas zu verschweigen!“ rief Gretchen immer noch schluchzend. „Das hat keine Geltung; das darf Niemand von ihm fordern.“

„Ich habe es doch aber nun einmal gegeben,“ sagte Fabian verzweiflungsvoll. „So beruhige Dich doch! Ich kann es nicht ertragen, Dich in Thränen zu sehen; ich —“

„Nun, das ist ja eine allerliebste Pantoffelwirthschaft!“ fuhr der Administrator dazwischen, der unbemerkt eingetreten war und die Scene mit angesehen hatte. „Meine Frau Tochter scheint sich hinsichtlich der Unterdrückung und Sclaverei doch in der Person geirrt zu haben. Und Du läßt Dir das gefallen, Emil? Nimm es mir nicht übel — Du magst ein tüchtiger Gelehrter sein, aber als Ehemann spielst Du eine traurige Rolle.“

Er hätte seinem Schwiegersohne nicht wirksamer zu Hülfe kommen können als durch diese Worte. Gretchen hörte sie kaum, als sie sich auch sofort auf die Seite ihres Mannes stellte.

„Emil ist ein ganz ausgezeichneter Ehemann,“ erklärte sie entrüstet, während ihre Thränen auf einmal versiechten. „Du brauchst ihm keinen Vorwurf zu machen, Papa; daß er seine Frau lieb hat, das ist nur in der Ordnung.“

Frank lachte. „Nur nicht so hitzig, Kind! Ich meinte es nicht böse. Uebrigens hast Du Dich umsonst ereifert. Wir müssen Dich jetzt nothgedrungen mit in das Complot ziehen, das Du ganz richtig errathen hast. Es ist soeben eine Nachricht angelangt —"

„Von Waldemar?" fiel der Professor ein.

Der Schwiegervater schüttelte den Kopf. „Nein, von Rakowicz! Herrn Nordeck kann überhaupt keine Nachricht mehr vorangehen. Entweder er kommt selbst, oder — wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Aber die Fürstin und ihre Nichte treffen jedenfalls im Laufe des Nachmittags ein, und sobald sie da sind, müßt Ihr hinüber nach dem Schlosse. Es wird auffallen, daß die beiden Damen, die Wilicza seit einem Jahre nicht betreten haben, jetzt so unerwartet und in Abwesenheit des Gutsherrn hier anlangen, daß sie die ganze Zeit über allein im Schlosse bleiben. Eure Anwesenheit giebt der Sache einen harmloseren Anstrich und läßt an ein zufälliges Zusammentreffen glauben. Du machst der Mutter Deines ehemaligen Zöglings einen Besuch, Emil, und stellst ihr Gretchen als Deine Frau vor; das ist glaublich für die Dienerschaft. Die Damen wissen, um was es sich handelt. Ich selbst reite nach der Grenzförsterei und warte, wie verabredet, in der Nähe derselben mit den Pferden. — Und nun laß Dir das Uebrige von Deinem Manne auseinandersetzen, mein Kind! Ich habe keine Zeit mehr."

Damit ging er, und Gretchen setzte sich wieder auf das Sopha, um die Mittheilungen ihres Gatten entgegenzunehmen, sehr befriedigt darüber, daß man sie endlich auch wie eine Polin behandelte und an der Verschwörung Theil nehmen ließ. —

Es war Abend oder vielmehr Nacht geworden. Auf dem Gutshofe schlief schon Alles, und auch im Schlosse hatte man die Dienerschaft möglichst früh zu Bett geschickt. Im oberen Stockwerke waren noch einige Fenster hell; der grüne Salon und die beiden anstoßenden Gemächer waren erleuchtet, und in einem der letzteren stand der Theetisch, den man hatte herrichten lassen, um den Dienern keinen Anlaß zur Verwunderung zu geben. Das Abendessen blieb natürlich eine bloße Form. Weder die Fürstin noch Wanda waren zu bewegen, auch nur das Geringste zu sich zu nehmen, und jetzt wurde auch Professor Fabian rebellisch und weigerte sich, Thee zu trinken. Er behauptete, auch nicht einen Tropfen davon herunterbringen zu können, wie ihn seine Frau auch von der Nothwendigkeit einer Stärkung zu überzeugen suchte. Sie hatte ihn halb mit Gewalt an den Theetisch gebracht und hielt ihm dort eine leise, aber eindringliche Strafpredigt.

„Aengstige Dich nicht so, Emil! Du wirst mir sonst noch krank vor Aufregung, wie die beiden Damen da drinnen. Gräfin Wanda sieht aus wie eine Leiche, und vor dem Gesichte der Fürstin könnte ich mich beinahe fürchten. Dabei spricht keine von ihnen ein Wort. Ich halte es nicht länger aus, diese stumme Todesangst mit anzusehen, und auch ihnen ist es eine Erleichterung, wenn sie einmal ohne Zeugen sind. Wir wollen sie auf eine halbe Stunde allein lassen."

Fabian stimmte bei, schob aber die ihm aufgenöthigte Theetasse weit von sich.

„Ich begreife gar nicht, weshalb Ihr Euch Alle so verzweifelt anstellt," fuhr Gretchen fort. „Wenn Herr Nordeck erklärt hat, daß er noch vor Mitternacht mit dem Grafen hier sein werde, so ist er hier, und wenn sie an der Grenze ein ganzes Regiment aufgestellt hätten, um ihn einzufangen. Der setzt Alles durch. Es muß doch etwas an dem Aberglauben seiner Wiliczaer sein, die ihn für kugelfest halten. Da ist er wieder mitten durch Gefahren gegangen, bei deren bloßer Erzählung sich uns schon das Haar sträubt, und keine einzige berührt ihn auch nur. Er wird auch glücklich die Grenze passiren."

„Das gebe Gott!" seufzte Fabian. „Wenn nur dieser Hubert nicht gerade heute in W. wäre! Er würde Waldemar und den Grafen in jeder Verkleidung erkennen. Wenn er ihnen begegnete!"

„Hubert hat sein Lebenlang nur Dummheiten gemacht," sagte Gretchen verächtlich. „Er wird in der letzten Woche seiner Amtsthätigkeit nicht noch etwas Kluges anstiften. Das wäre wider seine Natur. Aber in Einem hat er doch Recht. Kann man wohl den Fuß in dieses Wilicza setzen, ohne gleich wieder mitten in einer Verschwörung zu sein? Das muß wohl hier so in der Luft liegen, denn sonst begreife ich nicht, wie wir Deutsche uns sämmtlich zwingen lassen, zu Gunsten dieser Polen zu conspiriren, Herr Nordeck, Papa, sogar wir Beide. Nun, hoffentlich ist dies das letzte Complot, das in Wilicza angestiftet wird."

Die Fürstin und Wanda waren in dem anstoßenden Salon zurückgeblieben. Hier wie in sämmtlichen Zimmern der ersteren war nichts verändert worden, seit sie dieselben vor einem Jahre verlassen hatte. Dennoch hatten die Räume den Anstrich des Oeden, Unbewohnten; man fühlte, daß die Herrin ihnen so lange fern geblieben war. Die auf dem Seitentische brennende Lampe erhellte nur zum Theile das hohe düstere Gemach; die ganze Tiefe desselben blieb in Schatten gehüllt.

In diesem tiefen Schatten saß die Fürstin, unbeweglich und starr vor sich hinblickend. Es war derselbe Platz, an dem sie an jenem Morgen gesessen hatte, als Leo's unseliges Kommen die furchtbare Katastrophe auf ihn und die Seinigen herabrief. Die Mutter rang schwer mit den Erinnerungen, die von allen Seiten auf sie einstürmten, als sie wieder den Ort betrat, der für sie so verhängnißvoll geworden war. Was war aus jenen stolzen Plänen, aus jenen Hoffnungen und Entwürfen geworden, die einst hier ihren Mittelpunkt fanden! Sie lagen alle in Trümmern. Bronislaw's Rettung war noch das Einzige, was man dem Schicksale abringen konnte, aber diese Rettung war erst zur Hälfte vollbracht, und vielleicht in diesem Augenblicke bezahlten er und Waldemar den Versuch, sie zu vollenden, mit dem Leben.

Wanda stand in der Nische des großen Mittelfensters und blickte so angestrengt hinaus, als könnten ihre Augen die Dunkelheit durchdringen, die draußen herrschte. Sie hatte das Fenster geöffnet, aber sie fühlte es nicht, daß die Nachtluft scharf hereindrang, wußte nicht, daß sie zusammenschauerte unter dem kalten Hauche. Für die Gräfin Morynska hatte diese Stunde keine Erinnerung an die Vergangenheit mit ihren gescheiterten Plänen und Hoffnungen. Für sie drängte sich Alles zusammen in dem einzigen Gedanken der Erwartung, der Todesangst. Sie zitterte ja nicht mehr für den Vater allein, es galt jetzt auch Waldemar, und das Herz behauptete trotz alledem seine Rechte — es galt zumeist ihm.

Es war eine kühle, etwas stürmische Nacht, die von keinem Mondesstrahle erhellt wurde. Der Himmel, leicht bedeckt, ließ nur hin und wieder einen Stern aufblinken, der bald hinter den Wolken verschwand. In der Umgebung des Schlosses herrschte die tiefste Ruhe; der Park lag dunkel und schweigend da, und in den Pausen, wo der Wind ruhte, hörte man jedes fallende Blatt.

Plötzlich fuhr Wanda auf, und ein halb unterdrückter Ausruf entrang sich ihren Lippen. In der nächsten Minute stand die Fürstin an ihrer Seite.

„Was ist's? Bemerktest Du etwas?"

„Nein, aber ich glaubte in der Ferne Hufschlag zu hören."

„Täuschung! Du hast ihn schon oft zu hören geglaubt — es ist nichts."

Trotzdem folgte die Fürstin dem Beispiele ihrer Nichte, die sich weit aus dem Fenster beugte. Die beiden Frauen verharrten in athemlosem Lauschen. Es kam allerdings ein Laut herüber, aber er klang fern und undeutlich, und jetzt erhob sich der Wind von Neuem und verwehte ihn ganz. Wohl zehn Minuten vergingen in qualvollstem Harren — da endlich vernahm man in einer der Seitenalleen des Parkes, da wo dieser einen Ausgang nach dem Walde hin hatte, Schritte, die sich offenbar vorsichtig dem Schlosse näherten, und jetzt unterschied die auf's Aeußerste angestrengte Sehkraft auch mitten in der Dunkelheit, daß zwei Gestalten aus den Bäumen hervortraten.

Fabian kam in das Zimmer gestürzt. Er hatte von seinem Fenster aus die gleiche Beobachtung gemacht.

„Sie sind da," flüsterte er, seiner kaum mehr mächtig. „Sie kommen die Seitentreppe herauf. Die kleine Pforte nach dem Parke ist offen; ich habe erst vor einer halben Stunde nach gesehen."

Wanda wollte den Ankommenden entgegenstürzen, aber Gretchen, die ihrem Manne gefolgt war, hielt sie zurück.

„Bleiben Sie, Gräfin Morynska!" bat sie. „Sie sind nicht allein im Schlosse, nur hier in Ihren Zimmern ist Sicherheit."

Die Fürstin sprach kein Wort, aber sie ergriff die Hand ihrer Nichte, um sie gleichfalls zurückzuhalten. Die Folter der Erwartung dauerte nicht mehr lange. Nur noch wenige Minuten, dann flog die Thür auf. Graf Morynski stand auf der

Schwelle; hinter ihm zeigte sich die hohe Gestalt Waldemar's, und fast in derselben Secunde lag Wanda in den Armen ihres Vaters.

Fabian und Gretchen hatten Tact genug, sich bei diesem ersten Wiedersehen zurückzuziehen. Sie fühlten, daß sie hier doch nur Fremde waren, aber auch Waldemar schien sich zu den Fremden zu rechnen, denn anstatt einzutreten, schloß er die Thür hinter dem Grafen und blieb im Nebenzimmer, wo er seinem ehemaligen Lehrer herzlich die Hand reichte.

„Da sind wir glücklich," sagte er mit einem tiefen Athemzuge. „Die Hauptgefahr wenigstens ist überstanden. Wir sind auf deutschem Boden."

Fabian umschloß mit beiden Händen die dargebotene Rechte. „In welches Wagniß haben Sie sich wieder gestürzt, Waldemar! Wenn Sie entdeckt worden wären!"

Waldemar lächelte. „Ja, das ‚Wenn' muß man bei solchen Unternehmungen von vorn herein ausschließen. Wer über den Abgrund will, darf nicht an den Schwindel denken, sonst ist er verloren. Ich habe die Möglichkeiten nur insofern in Betracht gezogen, als es galt, ihnen vorzubeugen. Im Uebrigen habe ich fest auf mein Ziel geschaut, ohne rechts oder links zu blicken. Sie sehen, das hat geholfen."

Er warf den Mantel ab und zog aus der Brusttasche einen Revolver, den er auf den Tisch legte. Gretchen, die in der Nähe stand, wich einen Schritt zurück.

„Erschrecken Sie nicht, Frau Professorin!" beruhigte sie Nordeck. „Die Waffe ist nicht gebraucht worden; die Sache ist ohne jedes Blutvergießen abgegangen, obgleich es anfangs nicht den Anschein hatte, aber wir fanden einen unerwarteten Helfer in der Noth, den Assessor Hubert."

„Den neuen Regierungsrath?" fiel die junge Frau erstaunt ein.

„Ja so, er ist ja Regierungsrath geworden! Nun kann er die neue Würde drüben in Polen geltend machen. Wir sind mit seinem Wagen und seinen Legitimationspapieren über die Grenze gefahren."

Der Professor und seine Frau ließen gleichzeitig einen Ausruf der Ueberraschung hören.

„Freiwillig hat er uns diese Gefälligkeit allerdings nicht erwiesen," fuhr Nordeck fort. „Im Gegentheile, er wird nicht verfehlen uns Straßenräuber zu nennen, aber Noth kennt kein Gebot. Für uns standen Freiheit und Leben auf dem Spiele, da galt kein langes Besinnen. — Wir langten gestern Mittag in dem Wirthshause eines polnischen Dorfes an, das nur zwei Stunden von der Grenze entfernt liegt. Daß man uns auf der Spur war, wußten wir und wollten um jeden Preis hinüber auf deutsches Gebiet, aber der Wirth warnte uns, die Flucht vor Einbruch der Dunkelheit fortzusetzen, es sei unmöglich, man fahnde in der ganzen Umgegend auf uns. Der Mann war ein Pole. Seine beiden Söhne hatten bei der Insurrection unter dem Grafen Morynski gedient; die ganze Familie hätte ihr Leben für den ehemaligen Chef gelassen. Der Warnung war unbedingt zu trauen — wir blieben also. Es war gegen Abend, und unsere Pferde standen bereits gesattelt im Stalle, als der Assessor Hubert, der von W. zurückkam, plötzlich im Dorfe erschien. Sein Wagen hatte irgend eine Beschädigung erhalten, die schleunigst ausgebessert werden sollte; er hatte ihn in der Dorfschmiede gelassen und kam nun in das Wirthshaus, hauptsächlich, um sich zu erkundigen, ob keine Spur von uns aufzufinden sei. Sein polnischer Kutscher mußte ihm, da er der Landessprache unkundig war, als Dolmetscher dienen. Er hatte ihn deshalb auch nicht bei dem Wagen gelassen, sondern mitgenommen. Der Wirth behauptete natürlich, von nichts zu wissen. Wir waren im oberen Stocke verborgen und hörten ganz deutlich, wie der Assessor unten im Hausflure in seiner beliebten Art von flüchtigen Hochverräthern declamirte, denen man auf der Spur sei. Dabei war er so freundlich, uns zu verrathen, daß wir in der That verfolgt wurden, daß man den Weg kannte, den wir genommen hatten; er wußte sogar, daß wir unser zwei und zu Pferde seien. Jetzt gab es keine Wahl mehr. Wir mußten fort, so schnell wie möglich. Die unmittelbare Nähe der Gefahr gab mir einen glücklichen Gedanken ein. Ich ließ dem Wirthe durch seine Frau schnell die nöthigen Weisungen zukommen, und er begriff sie auf der Stelle. Dem Assessor wurde gemeldet, daß sein Wagen vor Ablauf einer Stunde nicht herzustellen sei; er war sehr ungehalten darüber, bequemte sich aber doch, so lange im Wirthshause zu bleiben und das angebotene Abendessen einzunehmen. Inzwischen gingen wir zur Hinterthür hinaus und nach der Dorfschmiede. Der Sohn des Wirthes hatte bereits dafür gesorgt, daß der Wagen im Stande war. Ich stieg ein; mein Oheim," — es war das erste Mal, daß Waldemar diese Bezeichnung von dem Grafen Morynski gebrauchte — „mein Oheim, der auf der ganzen Flucht für meinen Diener galt, und auch die Kleidung eines solchen trug, nahm die Zügel, und so fuhren wir auf der anderen Seite des Dorfes hinaus.

Im Wagen machte ich noch einen unschätzbaren Fund. Auf dem Rücksitze lag der Paletot des Assessors mit seiner Brieftasche und seinen sämmtlichen Papieren, die dieser umsichtige Beamte ganz einfach hier zurückgelassen oder vergessen hatte, ein neuer Beweis seiner glänzenden Befähigung für den Staatsdienst. Von seinem Passe konnte ich mit meiner Hünengestalt leider keinen Gebrauch machen, dagegen fand sich unter den andern Papieren manches Nützliche für uns. So zum Beispiel eine Ermächtigung des Polizeidepartements von L., den flüchtigen Grafen Morynski auch auf deutschem Boden zu ergreifen, ein Schreiben, das den Assessor zur Rücksprache über diese Angelegenheit bei den Behörden in W. legitimirte, endlich noch verschiedene Notizen dieser Behörden über die wahrscheinliche Richtung, die wir genommen, und über die bereits getroffenen Maßregeln zu unserer Ergreifung. Leider waren wir gewissenlos genug, die gegen uns gerichteten Documente für uns zu benutzen. Der Assessor hatte im Wirthshause erzählt, daß er heute Morgen über A. gekommen sei; dort hätte man jedenfalls den Wagen wiedererkannt und den Wechsel der Insassen bemerkt. Wir machten also einen Umweg bis zur nächsten Grenzstation und fuhren dort ganz offen als Herr Regierungsrath Hubert nebst Kutscher vor. Ich zeigte die betreffenden Papiere vor und verlangte schleunigst durchgelassen zu werden, da ich den Flüchtigen auf der Spur sei und die größte Eile noth thue. Das half augenblicklich. Niemand fragte nach unseren Pässen. Wir wurden für hinreichend legitimirt erachtet und passirten glücklich die Grenze. Eine Viertelstunde diesseits ließen wir den Wagen, der uns nur verrathen hätte, auf der Landstraße in der Nähe eines Dorfes zurück, wo er jedenfalls gefunden werden muß, und erreichten zu Fuß die Waldungen von Wilicza. Bei der Grenzförsterei fanden wir verabredetermaßen den Administrator mit den Pferden, ritten in voller Carrière hierher — und da sind wir."

Gretchen, die eifrig zugehört hatte, war sehr ergötzt über den Streich, den man ihrem ehemaligen Bewerber gespielt hatte, Fabian's Gutmüthigkeit aber ließ eine Schadenfreude nicht aufkommen. Er fragte im Gegentheile in besorgtem Tone:

„Und der arme Hubert?"

„Er sitzt ohne Wagen und ohne Legitimationen drüben in Polen," versetzte Waldemar trocken, „und kann von Glück sagen, wenn er nicht selbst noch als Hochverräther angesehen wird. Unmöglich wäre das nicht. Wenn unsere Verfolger wirklich im Wirthshause eintreffen, so finden sie dort die beiden Fremden nebst zwei gesattelten Pferden, und der Wirth wird sich hüten, einen etwaigen Irrthum aufzuklären, der unsere ungestörte Flucht sichert. Der Kutscher, der in jedem Zuge den Polen verräth, und überdies von imposanter Figur ist, kann zur Noth für einen verkleideten Edelmann gelten, der Regierungsrath für seinen Befreier und Mitverschworenen. Legitimiren kann sich der letztere nicht; die Sprache versteht er auch nicht, und unsere Nachbarn pflegen bei solchen Verhaftungen weder viel Umstände zu machen, noch sich streng an die Formen zu halten. Vielleicht genießt der Herr Regierungsrath jetzt selbst das Vergnügen, das er uns bei unserer Ankunft in Wilicza zugedacht hatte: als verdächtiges Individuum geschlossen nach der nächsten Stadt transportirt zu werden."

„Das wäre ein unvergleichlicher Schluß seiner Amtsthätigkeit," spottete Gretchen, ohne sich an den ernsten Blick ihres Gatten zu kehren.

„Und nun genug von diesem Hubert!" brach Waldemar ab. „Ich sehe Sie doch noch, wenn ich zurückkomme? Für diese Nacht bin ich freilich nur incognito im Schlosse; ich kehre erst in den nächsten Tagen officiell von Altenhof zurück, wo man mich die ganze Zeit über glaubte. Doch nun muß ich die Mutter und meine — meine Cousine begrüßen. Der erste Sturm des Wiedersehens wird jetzt wohl vorüber sein."

Er öffnete die Thür und trat in das anstoßende Gemach, wo sich die Seinigen befanden. Graf Morynski saß in einem Sessel. Er hielt noch immer seine Tochter in den Armen, die vor ihm auf den Knieen lag und das Haupt an seine Schulter lehnte. Der Graf hatte sehr gealtert in der letzten Zeit. Die dreizehn Monate der Haft schienen ebenso viele Jahre für ihn gewesen zu sein. Haar und Bart waren weiß geworden, und sein Antlitz zeigte unauslöschliche Spuren der Leiden, die Kerker, Krankheit und vor Allem das Schicksal seines Volkes über ihn verhängt hatten. Es war ein energischer, lebenskräftiger Mann gewesen, der vor kaum einem Jahre hier in Wilicza Abschied nahm — jetzt kehrte ein Greis zurück, dessen äußere Erscheinung schon seine Gebrochenheit verrieth.

Die Fürstin, welche neben dem Bruder stand, bemerkte zuerst den Eintritt ihres Sohnes und ging ihm entgegen.

„Kommst Du endlich, Waldemar?“ sagte sie im Tone des Vorwurfs. „Wir glaubten schon, Du wolltest Dich uns ganz entziehen.“

„Ich wollte Euer erstes Wiedersehen nicht stören,“ erwiderte er zögernd.

„Bestehst Du noch immer darauf, ein Fremder für uns zu sein? Du bist es lange genug gewesen. Mein Sohn —“ die Fürstin streckte ihm plötzlich in tiefster Bewegung beide Arme entgegen — „ich danke Dir.“

Waldemar lag in den Armen der Mutter, zum ersten Mal wieder seit seiner Kinderzeit, und in dieser langen, innigen Umarmung versanken die Jahre der Entfremdung und Bitterkeit, versank Alles, was sich je kalt und feindselig zwischen sie gestellt hatte. Auch hier war eine unsichtbare und doch so unheilvolle Schranke niedergerissen. Sie hatte lange genug zwei Menschen getrennt, die durch die heiligsten Bande des Blutes einander angehörten. Der Sohn hatte sich endlich die Liebe seiner Mutter erobert.

Der Graf erhob sich jetzt auch und bot seinem Retter die Hand. „Danke ihm immerhin, Jadwiga!“ sagte er. „Ihr wißt noch nicht, was er alles für mich gewagt hat.“

„Das Wagniß war nicht so groß, wie es schien,“ lehnte Waldemar ab. „Ich hatte mir zuvor die Wege geebnet. Wo Gefängnisse sind, ist auch Bestechung möglich. Ohne diesen goldenen Schlüssel wäre ich nie bis in's Innere der Festung gedrungen, und noch weniger wären wir beide wieder hinausgelangt.“

Wanda stand neben ihrem Vater, dessen Arm sie noch immer festhielt, als fürchte sie, er könne ihr wieder entrissen werden. Sie allein hatte noch kein Wort des Dankes gesprochen, nur ihr Blick war Waldemar entgegen geflogen, als sie sich bei seinem Eintritte umwandte, und dieser Blick mußte ihm wohl mehr gesagt haben, als alle Worte. Er schien zufrieden damit und machte keinen Versuch, sich ihr direct zu nähern.

„Noch ist die Gefahr nicht ganz überstanden,“ wandte er sich wieder an den Grafen. „Wir haben es ja leider schwarz auf weiß in Händen, daß Ihnen auch hier die Verhaftung und Auslieferung droht. Für den Augenblick freilich sind Sie sicher in Wilicza. Frank hat versprochen, uns als Wachposten zu dienen, und Sie bedürfen auch dringend einige Stunden der Ruhe, aber morgen früh müssen wir weiter nach S.“

„Ihr wollt also nicht den directen Weg nach Frankreich oder England nehmen?“ fragte die Fürstin.

„Nein, das dauert zu lange, und gerade auf diesem Wege wird man uns vermuthen; wir müssen versuchen, so schnell wie möglich die See zu erreichen. S. ist der nächste Hafen und morgen Abend können wir bereits dort sein. Ich habe alles vorbereitet; schon seit vier Wochen liegt ein englisches Schiff dort, über das ich mir die alleinige Disposition gesichert habe, und das jeden Augenblick bereit ist, in See zu gehen. Es bringt Sie vorläufig nach England, mein Oheim. Von dort aus stehen Ihnen ja Frankreich, die Schweiz, Italien offen, gleichviel, wo Sie Ihren Aufenthalt wählen. Einmal auf hoher See, sind Sie gerettet.“

„Und Du, Waldemar?“ — der Graf gab seinem ältesten Neffen auch das Du, das er so lange nur dem Jüngeren zugestanden — „Wirst Du Deine Kühnheit nicht noch büßen müssen? Wer weiß, ob das Geheimniß meiner Flucht streng bewahrt bleiben wird — es wissen zu Viele darum.“

Waldemar lächelte flüchtig. „Ich habe allerdings diesmal meine Natur verleugnen und an allen Ecken und Enden Vertraute haben müssen; es ließ sich nicht anders durchführen. Zum Glück sind es sämmtlich Mitschuldige — sie können nichts verrathen, ohne sich selbst preiszugeben. Die Befreiung wird man aber unbedingt meiner Mutter zuschreiben, und wenn in Zukunft wirklich einmal Vermuthungen oder Gerüchte über die Wahrheit auftauchen, nun so leben wir ja auf deutschem Boden. Hier ist Graf Morynski weder angeklagt, noch verurtheilt worden, und hier wird seine Befreiung also auch nicht als Verbrechen gelten. Man wird es begreifen, daß ich, trotz allem, was uns politisch trennt, die Hand zur Rettung meines Oheims bot, wenn man erfährt, daß er auch — mein Vater geworden ist.“

In dem Antlitz Morynski's zuckte etwas auf bei dieser Mahnung, was er vergebens zu unterdrücken versuchte, ein Schmerz, dessen er nicht Herr zu werden vermochte. Er wußte ja längst um diese Liebe, die ihm wie seiner Schwester so lange als ein Unglück, ja beinahe als ein Verbrechen erschienen war. Auch er hatte sie mit allen Mitteln bekämpft, die ihm nur zu Gebote standen, und noch in der letzten Zeit versucht, Wanda davon loszureißen; er hatte es geduldet, daß sie sich entschloß, mit ihm in ein fast sicheres Verderben zu gehen, nur um diese Verbindung zu hindern. Es war ein schweres Opfer, das er den nationalen Vorurtheilen, dem alten Nationalhaß abrang, der so lange die Richtschnur seines Lebens gewesen war, aber er sah auf den Mann, dessen Hand ihn aus dem Kerker geführt, der Leben und Freiheit daran gesetzt hatte, um ihm beides zurückzugeben — dann beugte er sich zu seiner Tochter nieder.

„Wanda!“ sagte er leise.

Wanda blickte zu ihm auf. Das Antlitz des Vaters war ihr nie so düster, so gramvoll erschienen, wie in dieser Minute. Sie war ja darauf vorbereitet gewesen, ihn verändert zu finden, aber so furchtbar hatte sie sich diese Veränderung nicht gedacht, und als sie jetzt in seinen Augen las, was ihn die Einwilligung kostete, da trat jeder eigene Wunsch zurück, und die leidenschaftliche Zärtlichkeit der Tochter flammte auf.

„Jetzt noch nicht, Waldemar!“ flehte sie mit bebender Stimme. „Du siehst, was mein Vater gelitten hat und noch leidet. Du kannst nicht fordern, daß ich mich im Augenblicke des Wiedersehens schon wieder von ihm trenne. Laß mich noch einige Zeit an seiner Seite, nur ein Jahr noch! Du hast ihn vor dem Furchtbarsten bewahrt, aber er muß doch immer in die Fremde, in die Verbannung hinaus — soll ich ihn krank und allein gehen lassen?“

Waldemar schwieg. Er fand nicht den Muth, Wanda an das Wort zu erinnern, das sie ihm bei ihrem letzten Zusammensein ausgesprochen; die gebrochene Gestalt des Grafen verbot jeden Trotz und sprach zugleich mächtig für die Bitte seiner Tochter, aber in dem jungen Manne bäumte sich jetzt der ganze Egoismus der Liebe empor. Er hatte so vieles gewagt, um die Geliebte zu besitzen, und nun ertrug er es nicht, daß man ihm den Preis noch länger versagte. Finster, mit zusammengepreßten Lippen sah er zu Boden, als plötzlich die Fürstin dazwischen trat.

(Schluß folgt.)

Die Christnacht des Bahnwärters.

Heut' jagt man keinen Hund hinaus —
Ich steh' pflichtschuldig vor meinem Haus.

In Ordnung ist Alles, Signal und Bahn,
Und der Nacht-Courierzug braust heran.

O, wie viel Lebens Glück und Heil
Ist hier für fünfzehn Groschen feil!

Für fünfzehn Groschen Tag und Nacht
Halt' ich für Leben und Gut hier Wacht.

Gottlob, daß mein der Wald gedenkt,
Zur Christnacht mir eine Tanne schenkt!

D'rauf leuchten drei Pfenniglichter so schön,
Daß wir unser ganzes Elend sehn. —

Nur die Kinder — o seliges Weihnachtslicht!
Sind glücklich: sie sehen das Elend nicht.



Bahnwärters Weihnachtsabend.

Originalzeichnung von P. Pittner

Die Bouquetbinderei in Erfurt.

Es ist für das sinnige Gemüth ein großes Vergnügen, zu beobachten, wie ein erster unvollkommener Versuch, dem Bedürfnisse oder dem Luxus einen neuen Gegenstand des Verlangens zu bieten, die Mutter immer größerer Erfolge und immer höherer Ziele wird, wie dieser Gegenstand, einmal von der Speculation erfaßt und folgerichtig entwickelt, seiner Bestimmung mit jedem Tage mehr entspricht, und wie endlich der feine Geschmack die letzte Hand an ihn legt, um ihn in seiner Art zu etwas Vollkommenem zu machen. Aus den ersten schwachen Anfängen bildet sich eine neue Industrie heraus, wie der schatten- und fruchtreiche Baum aus dem winzigen Samenkorne

Dieses Vergnügen, der allmählichen Entwickelung einer Industrie nachzugehen, ist natürlich um so größer, je näher der Beobachter ihren Ausgangspunkten gestanden. So wird derjenige Blumenfreund, der sich der ersten unbedeutenden Anfänge der Bouquetfabrikation erinnert und im September dieses Jahres in der Erfurter Ausstellung die Fülle und ästhetische Vollendung der Erzeugnisse derselben zu bewundern Gelegenheit hatte, in den zu beiden Seiten des Portals gelegenen Hallen ein doppeltes Interesse an diesem Industriezweige gewonnen haben.

Blumen bildeten wahrscheinlich den ersten und zugleich den natürlichsten Schmuck der Töchter Evas. Im Alterthume bekränzten sich die Gäste beim fröhlichen Mahle, ebenso die Opfernden; auch die Todten, die Mischkessel und die Becher bei Trinkgelagen wurden bekränzt, sowie bei besonderen Gelegenheiten Götterbilder, Häuser, Schiffe ꝛc. In blüthenarmen Monaten wurden aus der Ferne Blumen, insbesondere Rosen, oft zu ungeheuren Preisen bezogen, und im alten Rom waren die Blumenmädchen für das Colorit des Straßenverkehrs ebenso charakteristisch, wie im modernen Paris.

Die Vergänglichkeit der Blumen führte wahrscheinlich schon früh zu dem Gedanken, dieselben bei der Bereitung von Kränzen und ähnlichen Gegenständen, denen man eine längere Dauer zu geben wünschte, durch Kunstblumen zu ersetzen, wie solche noch heute auf Damenhüten prangen. Dergleichen aus Seide, Papyrus oder aus anderen Stoffen gefertigte Blumen hat man nicht selten in Mumiensärgen aufgefunden.

Nicht minder wahrscheinlich ist es, daß schon in früheren Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der Kranzbinder auf gewisse Blumen gelenkt wurde, die wegen der trockenen Beschaffenheit ihrer Blätter eine längere Dauer verhießen. Da aber bei der geringen Zahl von Arten der Formen- und Farbenkreis, in dem sie sich bewegen, ein sehr enger ist, so machte man von ihnen wohl nur einen beschränkten Gebrauch. Erst in neuerer Zeit kam man darauf, diesen Trockenblumen auf künstlichem Wege mannigfaltigere und lebhaftere Farben zu verleihen, und dadurch wurden sie und die aus ihnen bereiteten Kunstgebilde zum Gegenstande einer lebhaften Industrie und eines gewinnreichen Handels erhoben.

Wir geben gern zu, daß ein Strauß ausgetrockneter Blumen nichts anderes bedeuten kann, als ein Ersatzmittel für die frisch gepflückten duftigen Kinder des Frühlings. Aber jedes Surrogat, das für den von ihm vertretenen Artikel in Zeiten eintritt, in denen man diesen selbst nicht haben kann, ist zur Existenz vollberechtigt, und den Werth eingemachter Pfirsichen und getrockneter Kirschen lernt man erst in denjenigen Monaten schätzen, in denen die Natur uns frische Früchte versagt.

Als die wichtigsten unter den Materialien, mit denen die Bouquetbinderei arbeitet (wenn wir von frischen Blumen absehen), sind die Immortellen zu bezeichnen. Hierunter versteht man die schon erwähnten, der natürlichen Pflanzenfamilie der Compositen angehörigen Blumen, bei denen die Hüllkelchblätter des Blüthenköpfchens von trockenhäutiger und selbst rasseldürrer Beschaffenheit sind. Durch letztere ist ihnen, wenn sie kurze Zeit vor ihrer vollkommenen Ausbildung sammt den Stielen abgeschnitten und im Schatten getrocknet werden, eine mehr oder weniger lange Dauer gesichert; jener Name charakterisirt sie als Unverwelkliche, Unsterbliche.

Eine in unseren Gärten sehr häufig cultivirte Pflanze ist die Strohblume. Die Blumen der Stammform sind goldgelb, bei einigen ihrer Varietäten goldbraun, rosa oder purpurroth, und je intensiver diese Färbung ist, desto höher werden sie geschätzt, besonders wenn sie gefüllt, das heißt wenn mehrere Reihen der Hüllkelchblätter kräftig entwickelt sind. Durch Behandlung mit Säuren wird die Lebhaftigkeit der natürlichen Farben bedeutend erhöht. Die Blumen der weißblühenden Varietät aber werden verschiedenartig gefärbt.

In derselben Weise verfährt man mit der Papierblume, die für diesen Zweck gleich der Strohblume in vielen zum Theil dicht gefüllten Spielarten in Menge erzogen wird. Auch der ursprünglich weißen Blume der sogenannten Sand-Immortelle, einer neuholländischen Composite, versteht man die mannigfaltigsten Färbungen zu geben wozu man sich meistens der Anilinfarben bedient; wir wollen jedoch nicht behaupten, daß diese Art von Schönfärberei immer ein angenehm in das Auge fallendes Product zu Tage fördert.

Eine andere für die Bouquetbinderei gern verwendete, jedoch nicht zu den Compositen gehörige Blume ist der Kugelamaranth. Hier ist es jedoch nicht die Blumenkrone, welche seine Schönheit ausmacht, ebenso wenig der winzige Kelch, sondern es sind die trockenhäutigen Deckschüppchen, welche den Kelch einhüllen und den Blüthenköpfchen eine glänzend violette Farbe verleihen.

Zwei ausgezeichnet charakterisirte immortellenartige Blumen sind in Anbetracht ihres frischen Rosacolorits die nur in Haideboden gedeihende Rhodante Manglesii und das robustere Acroclinium roseum mit ihren zum Theil dicht gefüllten Formen, jene in Australien, diese in Texas einheimisch, beide aber außer einigen anderen Arten in den Blumistengärten und für die Zwecke der Bouquetbinderei häufig und in großer Menge gezogen

Das wichtigste aber aller Materialien dieser Art ist ohne Zweifel die eigentliche Bouquet-Immortelle, welche im südlichen Frankreich, nicht fern von der Seeküste, in Massen gezogen wird und fast verwildert ist. Sie ist für die Bouquetbinderei um so werthvoller, als die Blumen kleiner und zierlicher gebaut sind, als die meisten übrigen Blumen dieser Kategorie, und deshalb ist sie zur Verwendung für Bouquets von kleineren Dimensionen wohl geeignet. Doch hat sie keine strahlenartig ausgebreiteten Kelchschuppen, wie die Strohblume. Diese Immortellenart wird jährlich in vielen Tausenden von Bunden in Deutschland eingeführt. Man bereitet sie für die Färberei vor, indem man sie mit kochendem Wasser überbrüht und sie dadurch eines Theiles ihres gelben Farbstoffes beraubt, oder man giebt ihr durch ein Chlorbad eine klare, weiße Farbe, wenn sie nicht gefärbt werden soll.

So ist nun in diesen und anderen immortellenartigen Blumen für die nöthige Mannigfaltigkeit der Farben ausreichend gesorgt, dagegen leiden sie an einer nur zu sehr in die Augen fallenden Uebereinstimmung der Form, denn fast alle sind sie Compositen mit oder ohne Strahl.

Man sah sich deshalb bald genöthigt, das Material durch abweichende Blüthenformen zu vervollständigen. Es konnte dies aber nur dann geschehen, wenn es gelang, die Blumen dergestalt zu trocknen, daß allen ihren Theilen nicht nur mehr oder weniger ihr natürliches Colorit, sondern auch, zumal den Blumenblättern, die ihrem Gewebe eigenthümliche Spannung erhalten blieb.

Durch das Verfahren, nach welchem Pflanzen zur Aufbewahrung in Herbarien vorbereitet werden, war dieses Ziel nicht wohl zu erreichen, wohl aber dadurch, daß man die Blumen unter naturgemäßer Ausbreitung ihrer Theile in staubfreien Quarzsand (in einzelnen Fällen auch in Sägemehl) einschichtete und unter Glas und unter der Einwirkung der Sonnenwärme oder in einem mäßig erwärmten Raume langsam trocken werden ließ. — Nach vielen erfolglosen Versuchen fand man endlich auch die Mittel, die natürlichen Blüthenfarben zu befestigen oder unscheinbar gewordene wieder zu beleben. Aber es ist natürlich, daß das zu erzielende Product um so schöner ausfällt, je sorgfältiger die Blumen beim Trocknen, Schwefeln, Beizen ꝛc. behandelt werden, Operationen, bei welchen, wie es scheint, jede Bouquetbinderei besondere Vortheile in Anwendung zu bringen weiß. Wir haben getrocknete Blumen gesehen, welche an Lebhaftigkeit des Colorits wie an natürlicher Haltung frisch abgeschnittenen Blumen in keiner Weise nachstanden, freilich auch andere, welche an eingeschrumpfte, mißfarbige Mumien erinnerten.

Von künstlich getrockneten Blumen findet man mit Vorliebe verwendet: Pensées, Pelargonien, Rosen, Malven, Päonien, gefüllte Granaten, Rittersporn, Gartenwinden und Nelken, sodann wieder eine ganze Reihe der unvermeidlichen Compositen, wie gefüllte Zinnien, Astern, Marienblümchen, Kornblumen, Ringelblumen, Georginen, Wucherblumen, die niedliche Sanvitalia procumbens und viele andere.

Während in dem Bouquetmaterial mehrere Moosarten unserer Wälder, insbesondere das gemeine Astmoos, denen man verschiedene Nüancen zu geben versteht, die wichtige Rolle übernehmen, in den Gebilden der Bouquetbinderei an die Stelle des Laubes zu treten, Leerräume auszufüllen und die einzelnen Blumen auseinander zu halten, ist den Gräsern die nicht minder wichtige Aufgabe zugewiesen, zu lockern und die Contouren des Bouquets, des Kranzes ꝛc. in angenehmer Weise zu unterbrechen, je lockerer aber, zierlicher und leichter ihre Aehren und Rispen gebildet sind, desto besser sind sie dieser Aufgabe gewachsen, und je geringer die Dimensionen eines solchen kleinen Kunstgebildes sind, desto luftiger muß die zur Lockerung gewählte Grasart sein. Diesem Zwecke entsprechen in ausgezeichneter Weise mehrere Straußgräser, wie Agrostis nebulosa und pulchella, deren niedliche, zu einer Rispe vereinigte, von haarfeinen Stielchen getragene Aehrchen wie leichter Nebel über die Blüthenfläche schweben, und die Rasenschmiele, deren Rispen an zierlichem Habitus und an Eleganz diesen Straußgräsern kaum nachstehen.

Diesem Material schließen sich die Blüthenrispen einiger nicht zu den Gräsern zählender Gewächse an, die der weißblühenden Hainsimse und des rispigen Gypskrautes, einer im Süden einheimischen, aber bei uns mit Erfolg cultivirten Staude.

Kaum minder elegant als die oben genannten Grasarten ist das Zittergras unserer Wiesen, dessen reizend gebildete Aehrchen gleich an Fäden aufgehängten Glöckchen durch den leichtesten Windhauch in Bewegung gesetzt werden, und das auch auf den Kalkhügeln Thüringens vorkommende Federgras, das in Ungarn Waisenhaar genannt wird und einen charakteristischen Zug der Pußtenpoesie bildet; dasselbe wird wegen der wehenden, zartfederigen, silberweißen Grannen der Blüthenspelzen für große Bouquets häufig benutzt und verleiht ihnen eine unnachahmliche Leichtigkeit und Grazie.

Dem Zittergrase in manchem Betracht ähnlich ist die Zittergras-Trespe, doch sind die rispig geordneten Aehrchen massiger und so schwer, daß sich die Rispenäste in graziösen Bogen abwärts neigen. Diese und viele andere Grasarten verschiedenen Charakters kommen entweder blos getrocknet und so, wie die Natur sie gegeben (naturell), oder gebleicht oder auch künstlich mit zarten oder lebhaften Farben ausgestattet zur Verwendung. Bisweilen werden diese Grasarten für sich, ohne Laub und Blumen, zur Ausstattung von Vasen benutzt.

Hiermit haben wir den Haupttheil des Materials zusammengestellt, aus welchem die verschiedenartigsten Kunstgebilde bereitet werden, welche Jahr für Jahr, hauptsächlich zur Herbstzeit, als wandernder Frühling in unglaublicher Menge nach allen Gauen Deutschlands, nach Oesterreich, Rußland, selbst nach Amerika an Händler versandt werden, Bouquets, Blumenkörbe, Blumenampeln, Blumentische, Tafelaufsätze, Geburtstags- und Trauerkränze, sowie Kreuze, Anker und Kronen als Symbole der Hoffnung, „die der Mensch noch am Grabe aufpflanzt“.

Wenngleich die Bouquetbinderei so wenig, wie die Anzucht und Bereitung des Materials sich auf Erfurt beschränkt, so giebt es doch keine andere Stadt Deutschlands, von welcher diese Artikel so massenhaft ausgeführt werden, wie von dieser. Dieser Industriezweig ist somit für jene Stadt in sofern von Wichtigkeit, als viele arbeitslustige Hände in ihm Beschäftigung finden beim Aufsuchen wildwachsender und beim Sammeln cultivirter Gräser, beim Schneiden und Trocknen der Blumen, beim Befestigen derselben an Draht und beim eigentlichen künstlerischen Arrangement, das schon eine mehrjährige Beschäftigung mit diesen Gegenständen, entwickelten Farbensinn und Geschmack voraussetzt.

Meistens sind es junge Mädchen, denen die verschiedenen Zweige der Bouquetbinderei anvertraut werden, und mit Recht, denn es bedingt ja die zartere Organisation des schönen Geschlechtes — und zu diesem rechnen sich ja auch wohl die Blumenmädchen — eine höhere Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke aus dem Gebiete des Schönen und darum ein feineres und unmittelbares Urtheil über Sachen des Geschmacks, während die meisten Männer erst auf dem Umwege der Reflexion zu einem solchen gelangen. Ueberdies ist das Gemüth des Weibes bei jenen Blumenarrangements unendlich mehr interessirt, als das des Mannes; Ballbouquet, Haarputz, Brautkranz — wie viel ahnungsvolles Herzklopfen, wie manche Paradieshoffnung, aber auch wie manche herbe Täuschung knüpft sich an diese kleinen Kunstgegenstände!

Die jungen Mädchen, welche in der Bouquetbinderei ihren Erwerb suchen, entstammen zwar fast ohne Ausnahme ärmeren Familien und entbehren daher selbstverständlich einer besonderen Bildung, dennoch eignen sie sich bald die nöthigen technischen Fertigkeiten, und die Begabteren durch mehrjährige Uebung meistens auch das an, was man feinen Geschmack nennt. Die geschmackvollsten Gegenstände dieser Art aber haben wir in der Hand von Damen mit echter Bildung entstehen sehen, von denen man annehmen durfte, daß ihr Herz noch im Vollgenusse des Jugendglückes und in poesievoller Weltanschauung schlüge. Ohne sich der Regeln der Kunst bewußt zu sein, schafft ihre Hand, gehoben durch ein sinniges Gemüth und ein fein organisirtes Auge, oft vollendet Schönes.

Der am meisten begehrte Artikel der Blumenbinderei ist ohne Zweifel das Bouquet. Man hat von demselben verschiedenartige Formen, je nachdem sie in Vasen gesteckt, in der Hand oder am Herzen getragen werden sollen. Leider aber sieht man in den Blumenläden nicht gar selten mißglückte, ja wahrhaft monströse Gebilde dieser Art. Die Kunst nimmt ihre Vorbilder aus der Natur; diese allein ist ihre erste und reinste Quelle. Es wird somit auch die Bouquetbinderei ihre Modelle in der Natur suchen müssen und findet sie in den zusammengesetzten Blüthenständen, den Cymen oder Doldensträußen, den Rispen, den wirklichen Dolden und anderen mehr oder weniger regelmäßigen Blüthenständen. Aber alle diese Blüthenstände bauen sich graziös und locker auf und lassen in ihren Zwischenräumen das Spiel des Lichtes und des Schattens zu. Betrachten wir dagegen die Bouquets, wie sie von manchen vermeinten Blumenkünstlern componirt werden, so finden wir in ihnen nichts weniger, als den Anschluß an die Natur, indem sie, abgesehen von den Contouren, eine festgeschlossene Blumenmasse darstellen, welche geradezu unschön und geschmacklos ist. Was aber die Zusammenstellung des Materials und seiner Farben anlangt, so leidet sie zu oft an Buntscheckigkeit und zu auffallender Regelmäßigkeit, die sich bisweilen sogar bis zur Darstellung concentrischer Ringe und sonstiger geometrischer Figuren, selbst bis zur Wiedergabe von Namenszügen, Wappen ꝛc. versteigt, Letzteres allerdings auf Bestellung, wogegen sich ja selbstverständlich nichts einwenden läßt.

In neuerer Zeit verwendet man für Bouquets viele Kunstblumen und zur Anfertigung der letzteren bisweilen die heterogensten Dinge. Vor einer Reihe von Jahren waren in Paris in Folge des ungünstigen Sommers im darauf folgenden Winter Blumen selten und theuer. Zur Deckung des Bedarfes wurden unter Anderem Rüben zu Hülfe genommen, die sich unter geschickten Händen in reizende blumenartige Gebilde umwandelten. Kamellien wurden so täuschend aus dem weichen Material geschnitzt, Blättchen für Blättchen und so genau in Uebereinstimmung mit der Natur, daß selbst ein im Anschauen solcher Blumenformen geübtes Auge getäuscht werden konnte. Diese Rübenblumen befestigte man an das Ende junger Zweige des Kirschlorbeers, welche in einiger Entfernung jungen Kamellienzweigen ähnlich sehen.

Welche Vollendung man aber in neuester Zeit Kunstblumen aus Seide oder ähnlichen Stoffen zu geben weiß, davon zeugten in der erwähnten Ausstellung zwei mit solchen Gebilden gefüllte Körbe, welche allgemeine Bewunderung hervorriefen.* — Wie hoch sich in Erfurt der Export von Erzeugnissen der Blumenbinderei beziffert, der hauptsächlich durch die Firmen R. L. Chrestensen, G. A. Schmerbitz und J. C. Schmidt repräsentirt wird, läßt sich auch nicht einmal annähernd angeben.

Die Unterhaltung eines solchen Ateliers erfordert aber nicht allein mancherlei Vorrichtungen zum Trocknen, Färben, Beizen und Schwefeln der betreffenden Pflanzentheile, sondern auch die Beschaffung der verschiedenartigsten Hülfsmittel, wie Kranzreifen, Gefäße und Gestelle für die zahlreichen Formen der Erzeugnisse der Binderei, Blumenkästchen und Körbchen aus allerlei Material.

* Aus dem Atelier von Wilhelm Bock in Berlin.

Weiden-, Draht-, Stroh- und Rohrgeflecht, Porcellan, Terracotta ꝛc., in einer reichen Auswahl von Mustern. Vor Allem wichtig aber ist die Manchette, welche, wie der Kelch die Blume, die Rückseite des Bouquets zu umfassen, während der Bouquethalter die zusammengebundenen Stiele, den Stengel des Bouquets, zu verhüllen bestimmt ist.

Wie groß aber auch bei den Manchetten die Mannigfaltigkeit der Muster und Stoffe ist, aus denen sie gefertigt werden — Papier, Gold- und Silberpapier mit oder ohne durch Farbendruck hergestellte Medaillons, Tarlatan, Blonden, Atlas ꝛc., — immer haben sie, worauf auch ihr Name deutet, einen mehr oder weniger breiten, in der Weise der Spitzen ausgeschlagenen Rand von bald aufrechter, bald hängender Stellung.

So hat sich in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von noch nicht zwanzig Jahren aus kaum beachteten Anfängen eine Industrie entwickelt, welche zwar dem in Erfurt bis zur Einführung des Indigo florirenden Waidbau an Großartigkeit nicht im Entferntesten zu vergleichen ist, nicht einmal dem vormals so berühmten Erfurter Weinbau, welche aber doch eine Summe von Kräften in Bewegung setzt, die nur Eingeweihten in ihrer ganzen Bedeutung erkennbar wird. Sie ist die nachgeborene Schwester des Samenhandels, der seine Fäden über den ganzen bewohnten Erdball geschlagen hat, und konnte nur hier so rasch und kräftig sich entwickeln, wo das Verständniß für die Blumen so allgemein und Gelegenheit zum Studium etwa verwendbarer Materialien so reichlich geboten ist.

Aus den Erinnerungen eines russischen Publicisten.

Von Friedrich Meyer von Waldeck.

2. Ein Stündchen beim Kanzler des norddeutschen Bundes.

Als der Sommer des Jahres 1866 in's Land gekommen, erschien auch uns im hohen Norden der politische Horizont nicht vollkommen klar, aber an einen Krieg, einen unmittelbar bevorstehenden Krieg glaubte Niemand. Ich beurlaubte den treu mir zur Seite stehenden ersten Gehülfen in eine weit entlegene Sommerfrische und gedachte mich in der ruhigeren Zeit des Sommers mit der verdoppelten Arbeit allein durchzuschlagen. Das erschien an sich diesmal schon keine kleine Aufgabe, da eine wahrhaft saharische Hitze den Körper lähmte und den Geist erschlaffte.

Die Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich hielt man in unseren Kreisen nicht für tiefgreifend genug, um einen Krieg zwischen verwandten Stämmen herbeizuführen. Die Vermittelung des Kaisers Alexander schien die Gefahr eines blutigen Conflicts vollständig auszuschließen, und wir sahen dem Kommenden ruhig entgegen. Da brachte der plötzliche und unvermuthete Ausbruch des Kampfes zwiefache Ueberraschung, und dazu mir keinen gelinden Schrecken, da ich nun einer vielfach gesteigerten Arbeit ohne kräftige Unterstützung entgegensehen mußte. Aber die Nachricht, welche die in Petersburg lebenden eingewanderten Deutschen wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, trug ein Moment in sich, wohl geeignet, auch die schwerste und anstrengendste Arbeitslast leicht zu machen. Wie ein dunkler Schleier zerriß es vor meinen Augen: ich sah das Buch der Zukunft vor mir aufgeschlagen und las darin in goldenen Riesenlettern: „Das ist der Weg zu Deutschlands Einheit.“

Mancher Leser wird bei diesen Worten denken: „Es ist keine Kunst, die Vorhersagung von Thatsachen für sich in Anspruch zu nehmen, die seit einem Decennium der Vergangenheit angehören,“ aber die täglichen Leitartikel der „St. Petersburger Zeitung“ aus jener Zeit, die ich damals sämmtlich allein zu schreiben hatte und die in den gesammelten Exemplaren des Blattes im Archive der Redaction, in der Bibliothek der Akademie und in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt sind, können jedem Ungläubigen sofort zum Beweise dienen, daß ich beim Eintreffen der Kriegsbotschaft in der That die richtige Ansicht von der Tragweite des Ereignisses hatte und öffentlich aussprach.*

Und das kostete keinen geringen geistigen Kampf, mir selbst und den Petersburger Deutschen gegenüber. Fast ausnahmslos gehörten wir in der Politik einer liberalen Richtung an und hegten für das preußische Regiment, und namentlich für den Minister Grafen von Bismarck-Schönhausen, nichts weniger als sympathische Gefühle. Als ich mich nun in mehreren fortlaufenden Artikeln ganz entschieden auf die Seite Preußens stellte und darauf hinwies, daß hier die Zukunft Deutschlands sei für alle Zeit, stieß ich auch in deutschen Kreisen, und gerade bei den besseren, zunächst auf Widerstand, der sich aber bald in herzliche und begeisterte Zustimmung verwandelte. Das Mißtrauen, welches die deutschen Landsleute in Rußland anfänglich dem Vorgehen Preußens entgegengetragen, verwandelte sich bald in enthusiastische Anerkennung, die man nicht selten mir persönlich zubrachte und die mich mit Freude und Befriedigung erfüllte. Man wird es begreiflich finden, daß mir unter diesen Umständen die in der That sehr bedeutend anwachsende Arbeit leicht von der Hand ging, und ich habe — die Zeit des Krieges gegen Frankreich ausgenommen — nie wieder mit solcher Lust, und ich darf wohl sagen, mit solchem Erfolge die Feder geführt.

Meine Stellung war dabei eine eigenthümliche und keineswegs dornenfreie. Der russische Hof und die gesammte russische Presse standen auf österreichischer Seite; natürlich auch das Journal de St. Petersbourg, das officiöse Organ des Ministeriums des Auswärtigen, welches in den Jahren 1870 und 1871 einen völlig unparteiischen Standpunkt einzunehmen wußte. Tag und Nacht trafen Telegramme ein, bald aus dem preußischen, bald aus dem österreichischen Lager. Die russische Presse erklärte die letzteren für die reine, ungeschminkte und unangreifbare Wahrheit.

* Ich will hier als einzigen Beleg die folgende Stelle aus der „Rundschau“ vom 22. Juni (4. Juli) 1866 (Nr. 40 der „St. Petersburger Zeitung“) mittheilen:

„Um möglichen Mißverständnissen zu begegnen, kommen wir nochmals auf unseren Standpunkt in Betreff beider kriegführenden Parteien zurück. Was es mit dem Standpunkte in dem gegenwärtigen Kampfe für eine Bewandtniß hat, haben wir hier und dort angedeutet; es läßt sich in kurzen Worten zusammenfassen. In Betreff des formellen Vorwandes zum Kriege, der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, ist Preußen wie Oesterreich vom Standpunkte des Bundesrechts wie des Staats- und Erbrechts im Unrecht. Beide verfuhren vom Standpunkte der praktischen Politik, das heißt des Nützlichkeitsprincips; beide haben den Bund wie das Erbrecht perhorrescirt: beide bemächtigten sich der Herzogthümer als Kriegsbeute, ohne den Schein irgend einer anderen Begründung ihrer Ansprüche, und beide sind über die Theilung der Beute in Streit gerathen.

Aber der gegenwärtige Krieg entscheidet für Deutschland über ganz andere Dinge, als die verhältnißmäßig armselige schleswig-holsteinische Angelegenheit; es ist der wieder zum Ausbruch gekommene Kampf, der eine Zeit lang offen, seit hundert Jahren versteckt geführt wurde, der Kampf um das Uebergewicht Preußens oder Oesterreichs in Deutschland. Wir hatten uns dahin ausgesprochen, daß, wie die Sachen liegen, wir für das Heil Deutschlands unbedingt den Waffen Preußens den Sieg wünschen müssen. Wenn uns darauf Jemand entgegnete: ‚Also in ganz Deutschland soll Bismarck'sches Regiment eingeführt werden, in ganz Deutschland soll der Parlamentarismus unterdrückt, sollen die Rechte des Volkes mißachtet werden, wie jetzt in Preußen?‘ so würden wir antworten: ‚Das verhüte Gott, das kann unsere Meinung nicht sein!‘

Der Krieg, der gegenwärtig in Deutschland Tausende von Leichen über die zertretene Frucht des Feldes hinstreckt, dieser Krieg entscheidet Deutschlands Geschicke für andere Zeiten als die unseren, für Zeiten, in denen jedwede Hand, die heute dieses Blatt hält, längst vermodert ist, für Zeiten, in denen König Wilhelm wie sein mächtiger Minister längst vom Schauplatze der Thaten abgetreten sind und der Geschichte angehören, und jene Zeiten

Sie bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.

Für diese Zeiten fallen um Deutschlands Geschicke heute auf den Schlachtfeldern die eisernen Würfel, und fragen wir uns, ob für jene Zukunft Preußen oder Oesterreich in Deutschland präponderiren soll, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Mit demselben Freimuth, mit dem wir die Politik des Grafen Bismarck verwerfen, bekennen wir, daß wir in dem preußischen Volke, dem preußischen Staate die Träger deutscher Intelligenz und nationaler Selbstständigkeit sehen, darum wünschen wir Preußen und nicht Oesterreich an Deutschlands Spitze, darum wünschen wir den Waffen Preußens und der mit ihm verbundenen norddeutschen Staaten den Sieg.“

während es mir nicht schwer wurde, die thatsächliche Unmöglichkeit dieser Nachrichten aus den begleitenden Umständen nachzuweisen. So führte ich täglich mit den Waffen des Humors und der Satire den Kampf gegen die gesammte Presse St. Petersburgs.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß sich zwischen der diplomatischen Vertretung Preußens am russischen Hofe und mir Beziehungen bildeten, welche mich in meiner Arbeit und meinem Streben ermuthigten und förderten. Der damalige Geschäftsträger, der leider zu früh verstorbene, hochbegabte Graf Heinrich von Keyserling-Rautenburg, welcher mir, neben seinem Dank für die kräftige Unterstützung der preußischen Politik, persönlich zugethan war, versah mich mit allen Nachrichten von Wichtigkeit, die er erhielt, und gab mir so neue und zuverlässige Waffen zur Fortsetzung des Streites in die Hand.

Gegen Ende des Krieges erließ ich im Verein mit dem nun längst entschlafenen Akademiker von Könitz einen Aufruf zu Beisteuern für die Verwundeten, wobei jeder, welcher eine Gabe darbrachte, bestimmen konnte, welcher von beiden Armeen sein Schärflein zu Gute kommen sollte. Der Ertrag unserer Sammlung belief sich auf viele Tausende von Rubeln und eine ganze Schiffsladung Leinwand, Wäsche, Charpie u. dgl. Alles war für Preußen bestimmt, mit Ausnahme von hundert Rubeln, welche der österreichische Consul für Oesterreich gespendet hatte.

Welchen Anstrengungen ich mich während des freilich wunderbar schnellen Verlaufs des Krieges hatte unterziehen müssen, machte sich erst nach eingetretener Ruhe fühlbar, und ich sah mich genöthigt, im Sommer 1867 eine längere Cur- und Erholungsreise anzutreten. Beim Abschiede äußerte Graf Keyserling den Wunsch, ich möchte mich in Berlin dem inzwischen zum Kanzler des Norddeutschen Bundes gewordenen Grafen von Bismarck vorstellen, für dessen Größe ich jetzt die aufrichtigste und begeistertste Verehrung empfand. Ich brauche nicht zu sagen, mit welcher freudigen Bereitwilligkeit ich auf die Idee des befreundeten Diplomaten einging.

Am 11. August um halb neun Uhr Abends wollte mich Graf Bismarck empfangen. Er war erst in der Nacht vorher in Begleitung des Legationsraths von Keudell nach Berlin von Ems zurückgekehrt, wo er bei seiner Majestät dem Könige verweilt hatte. Punkt halb neun Uhr befand ich mich in dem Empfangszimmer des Bundeskanzlers. Er war ausgefahren, wurde aber in kürzester Frist zurückerwartet. Zehn Minuten später rollte ein Wagen auf die Rampe, und ich wurde ersucht, in das Cabinet des Bundeskanzlers zu treten.

Graf Bismarck kam mir entgegen und reichte mir die Hand. Er bat um Entschuldigung, daß er mich habe warten lassen, er habe jetzt viel mit der Einrichtung des Sitzungslocals für den Reichstag des Norddeutschen Bundes zu schaffen.

Nach einigen Worten von meiner Seite sagte Graf Bismarck: „Sie sind uns eine so kräftige, eine mit so viel Dank anerkannte Stütze, daß ich, obgleich ich eben von der Reise zurückgekommen und mit Geschäften überhäuft bin, es mir nicht habe versagen wollen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Der Graf reichte mir einen Sessel und ersuchte mich, Platz zu nehmen. Wir setzten uns.

„Sie sind kein in Russland geborener Deutscher," fuhr Graf Bismarck fort, „man hört das sogleich an Ihrer Mundart."

„Ganz richtig, Herr Graf," erwiderte ich, „ich bin ein Waldecker. Eigenthümlicher Weise wollen aber gerade an meiner Sprache viele erkennen, daß ich aus Russland komme."

„Die müssen für die Nüancen der Dialekte kein feines Gehör haben; bei Ihnen kann durchaus kein Zweifel sein. — Ihre Stellung ist jetzt eine sehr schwierige geworden, wie ich höre."

Ich bestätigte diese Ansicht und schilderte dem Bundeskanzler die ununterbrochenen Angriffe und Machinationen der nationalen Partei, ihren brennenden Haß gegen die Deutschen und alles deutsche Wesen und ihre Versuche, das russische Volk gegen die Deutschen aufzuhetzen.

„Und doch sind die höheren Regionen der russischen Gesellschaft von diesem Hasse durchaus frei geblieben," entgegnete der Kanzler. „Ich habe viele vornehme Russen gesprochen, welche die Gesinnungen und Stimmungen jener Partei keineswegs theilen."

Ich bestätigte, daß die unteren und oberen Schichten des russischen Volkes von dem Haß der politischen Spitzführer gegen die Deutschen noch nicht inficirt worden, der seinen Herd vorzüglich in der mittleren Sphäre, den Kreisen der niederen Beamten, Literaten &c., habe.

„Ich glaube nicht, daß dieser Haß jemals in andere Kreise vordringen wird," sagte Graf Bismarck. „Es kann ja auch nicht anders sein; der Russe wird den Deutschen nie entbehren können. Der Russe ist ein sehr liebenswürdiger Mensch. Er hat Geist, Phantasie, ein angenehmes Benehmen, gesellige Talente — aber täglich auch nur acht Stunden arbeiten, und das sechs Mal in der Woche und fünfzig Wochen im Jahr — das wird in Ewigkeit kein Russe erlernen. Ich erinnere mich der treffenden Worte, die ein russischer Militär in meiner Gegenwart äußerte. Die Unterhaltung berührte den Umstand, daß so viele Officiere deutscher Abstammung in der russischen Armee bis zum General avanciren. ‚Wie sollte ein Deutscher nicht General werden!' sagte jener Militär, ‚er trinkt nicht; er stiehlt nicht; er ist nicht liederlich; er reitet sein Pferd selbst — da muß er es schon bis zum General bringen.'"

„Ein vortrefflicher Beitrag zur Charakteristik des russischen Volkes," sagte ich, „ist die Schilderung der Art und Weise, wie der russische Edelmann zu Bette geht. ‚Jefim,' sagt er zu dem Diener, ‚entkleide mich!' Es geschieht. ‚Gieb mir zu trinken!' Jefim gehorcht. ‚Lege mich in's Bett!' Jefim thut es. ‚Decke mich zu!' Jefim deckt ihn zu. ‚Bekreuzige mich!' Jefim schlägt das Kreuz über seinen Herrn. ‚So,' sagt derselbe, ‚nun kannst Du gehen; das Einschlafen werde ich selbst verrichten.'"

„Und ich bin überzeugt," sagte Graf Bismarck herzlich lachend, „daß gerade die ärgsten jener Schreier keine Arznei einnehmen würden, die ein russischer Apotheker bereitet hat. Die deutschen Apotheker, Bäcker, Wurstmacher &c. wird man in Russland nie entbehren können. Aber auch in ganz anderen, viel höheren Sphären werden sich die eigenthümlichen Eigenschaften des deutschen Namens stets Geltung verschaffen. — Der Reichskanzler Fürst Gortschakow war unter der Regierung des Kaisers Nikolai lange in unbedeutenden, untergeordneten Aemtern zurückgehalten worden; man hatte seine bedeutende Begabung nicht erkannt. Der Fürst schrieb die Zurücksetzung, die er erfahren, dem deutschen Einfluß zu, und als er an's Ruder kam, entfernte er, wo es irgend zulässig war, alle Deutschen aus dem Geschäftsgebiet seines Ministeriums. Sehen wir uns nun heute nach dem Resultat um: Die wichtigsten Gesandtschaften: London, Paris, Wien &c. sind mit Deutschen besetzt, die talentvollsten Redacteure des Ministeriums sind Deutsche;* ja, Fürst Gortschakow selbst würde nicht die Arbeitskraft haben, die er besitzt, wenn seine Mutter nicht eine Deutsche gewesen wäre; ich habe ihm das selbst gesagt."

Das Gespräch wendete sich nun zu den von der russischen Presse hier und da ausgesprochenen Befürchtungen, die deutsche Begehrlichkeit werde ihre Hände nach den baltischen Provinzen oder Polen ausstrecken. Ich erzählte dem Grafen, wie oft ich in ausführlichen Exposés den unwiderlegbaren Beweis geführt habe, daß der Erwerb der russischen Ostseeprovinzen für Preußen nur eine Schwächung sein könne, daß es mir aber nicht gelungen sei, die russischen Germanophoben zu überzeugen und zu beruhigen.

„Was sollte uns auch dieser lange, vorgeschobene Streifen, zwischen dem Meer und Polen, ohne Hinterland — ein Nichts, für das wir die ewige Feindschaft Russlands eintauschen würden," sagte Graf Bismarck. „Nein, es ist besser so. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen müssen auch in Zukunft der Guano sein, der jene große russische Steppe düngt. Auch wäre den Bewohnern jenes Landstrichs durchaus nicht damit gedient, wenn sie preußisch würden. Unsere preußische Verfassung mit lettischen und estnischen Urwählern wäre für die kurischen und livländischen Barone, wie ich sie kenne, ein sehr zweifelhaftes Vergnügen."

Nachdem das Gespräch noch kurze Zeit bei den Ostseeprovinzen verweilt, fuhr der Bundeskanzler fort:

„Was Polen betrifft, so haben wir niemals begehrliche Absichten gehegt und werden solche niemals haben können. In

* Später auch der Gehülfe des Reichskanzlers, der jüngst verstorbene W. von Westmann, der Director der Kanzlei des Ministers, von Müller, und zahlreiche Beamte aller Departements des Ministeriums.

Bezug auf Polen ist unsere Bestimmung, das Land im Verein mit Russland zu pacificiren; das haben wir deutlich genug kundgegeben."

„Russland und Preußen," sagte der Graf nach einer kurzen Bemerkung von meiner Seite, „sind auf das freundschaftlichste Verhältniß zu einander angewiesen. Beide Reiche sind rein defensiver Natur und müssen sich gegenseitig stützen. Zur Zeit des Krimkrieges hatte Oesterreich mit Preußen die Abmachung getroffen, letzteres solle beim Eintritt bestimmter Eventualitäten eine Armee an der russischen Grenze aufstellen. Oesterreich glaubte eines schönen Tages, der vorgesehene Moment sei gekommen, und verlangte von Preußen die stipulirte Aufstellung eines Heeres an Russlands Grenze. Friedrich Wilhelm der Vierte, unser damaliger Herr, berief mich aus Frankfurt a. M., wo ich zur Zeit Bundestagsgesandter war, und wollte meine Ansicht in der Sache hören. ‚Stellen Sie eine Armee auf,' sagte ich, ‚aber nicht an der polnischen Grenze, sondern in Oppeln, dann können Sie Europa den Frieden dictiren.' Aber Friedrich Wilhelm der Vierte hatte für dergleichen energische Schritte ein zu zart besaitetes Nervensystem und meinte, wir hätten zum Demonstriren nicht Geld genug. Man kannte eben damals noch nicht die Kraft unserer Armee."

„Ich habe es dem Fürsten Gortschakow gesagt: Ihr Wohlwollen für Preußen haben Sie billig; Sie sind darauf angewiesen, mit diesem Nachbar Freundschaft zu halten. Preußen ist das Tampon zwischen Frankreich und Russland, und wenn Sie ein Bündniß mit Frankreich in Aussicht stellen, so kann sich Preußen nur darüber freuen. Eine solche Allianz wäre die sicherste Gewähr, daß Sie uns Frankreich vom Leibe halten, denn uns können und dürfen Sie nichts thun."

„Ja," setzte der Graf lächelnd hinzu, „die Politik ist die Lehre vom Möglichen."

Das Gespräch wendete sich wieder zu den Agitationen der enragirten, russisch-nationalen Partei, der Katkow und Genossen, und der Graf meinte, dieses Treiben habe so wenig reelle Basis und sei eine solche Thorheit, daß es sich nothwendig im Sande verlaufen müsse. Er gab mir den Rath, jene Angriffe nicht immer ernst zu nehmen und mir dann und wann auch einmal über den Kopf schießen zu lassen, ohne mir viel daraus zu machen.

„Es wäre eine große Thorheit von Russland," sagte Graf Bismarck, „wenn es die Ostseeprovinzen entnationalisiren und russificiren wollte. Es würde sich dadurch des Stammes ehrlicher Staatsdiener berauben, den es von dort bezieht. Ist es doch eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß der zum Russen gewordene Deutsche viel ärger ist, als der Russe selbst. Der Russe stiehlt, um einem augenblicklichen Bedürfnisse abzuhelfen, wenn aber der Deutsche stiehlt, so denkt er dabei an die Zukunft und sorgt für Frau und Kinder. Da kommt die énergie teutonique hinzu, wie mir ein geistreicher Russe einst sagte."

Ich erwartete, daß der Bundeskanzler mich in üblicher Weise entlassen werde. Da er aber nicht die geringsten Anstalten dazu machte, hielt ich es für meine Pflicht, seine Zeit nicht länger in Anspruch zu nehmen und aufzubrechen. Zum Abschiede reichte er mir mit herzlichem Gruße beide Hände, wünschte mir glückliche Reise und entließ mich mit den Worten:

„Nun, werden Sie nicht müde und kämpfen Sie wacker, vergessen Sie aber auch nicht, daß Vorsicht der beste Gefährte der Tapferkeit ist!"

Graf Bismarck machte auf mich einen ungleich angenehmeren Eindruck, als alle Bilder, die ich bis dahin von ihm gesehen. Seine große, imposante Gestalt war damals noch schlank, seine Züge schön und ausdrucksvoll. Die Stimme, wie der Ausdruck seiner Mienen, hatte während der Unterhaltung etwas ungemein Mildes. Sein schalkhaftes Lächeln war überaus gewinnend.

Aus der guten alten Zeit.

Der tolle Markgraf von Ansbach.

Im Grunde sind die Hohenzollern keine Jagdfamilie, wie die Habsburger, die Bourbons, die Anhaltiner. Die fränkische Linie jedoch des Hauses Hohenzollern lag, in Ermangelung weiterer auf höhere Ziele gehender Beschäftigung, dem Waidwerke so eifrig ob, daß der Markgraf Karl Wilhelm Friedrich, wie man damals im Ansbacher Lande sich sagte, selbst ein halber Hirsch geworden war.

Sobald die Dunkelheit einbrach, hörte man überall auf der Flur weithin das laute Geschrei von Menschen. Sie geberdeten sich in ihrem Eifer, ihre Stimmen möglichst laut ertönen zu lassen, wie die besessenen Derwische. Eigenthümlich! Und das ging durch ganze Markungen. Die Lösung des Räthsels war folgende. Der Wildstand, namentlich an Hochwild, war im markgräflich ausbachischen Gebiete außerordentlich groß. Den Wildstand zu pflegen ließen sich die Nimrode von Ansbach weit mehr angelegen sein, als dem armen Bauer, der im Schweiße seines Angesichts das Brod baute und die Steuern zahlte, die Saat, die Hoffnung seiner Arbeit zu schützen. Das Wild brach beim Einbruche der Dunkelheit aus den Forsten und fraß die junge Saat ab; das einzige Mittel dagegen war das Abschrecken durch laute Rufe. Durch die ganze Nacht mußten dieselben unterhalten werden, wenn nicht die Eigenthümer des Bodens ihre Ernte auf's Spiel setzen wollten, im Sommer wie im Winter. Kein Gewehr, kein Knittel, kein Hund durfte dazu verwendet werden — das war bei Zuchthausstrafe verboten.

Solche Zustände existirten noch zu einer Zeit, wo die große auf die Befreiung des Individuums hinzielende geistige Bewegung in vollster Blüthe stand und schon Früchte zu treiben begann. Als das Land an Preußen überging, wurde dieser Barbarei ein Ende gemacht. Eine der ersten Regierungsmaßregeln Hardenberg's war, daß er das Hochwild bis auf einen gewissen Bestand abschießen ließ. Die ärgsten Mißstände in dieser Beziehung existirten unter dem vorletzten Markgrafen, dem bereits genannten Karl Wilhelm Friedrich, der im Lande und bei seinen Zeitgenossen nur „der tolle Markgraf" genannt wurde.

Er war im Jahre 1712 geboren und durch seine Gemahlin Friederike Louise ein Schwager Friedrich's des Großen. Nachhaltigen Einfluß scheint die doppelte Verwandtschaft eben nicht auf ihn gehabt zu haben. Die beiden Schwäger standen auch in keinem besonders freundlichen Einvernehmen zu einander. Der Markgraf behandelte die Schwester des Königs in der unwürdigsten Weise. Als etwas ganz Außerordentliches ereignete es sich, wenn der fürstliche Gemahl zur Feier eines Geburtstagsfestes mit der Gemahlin einmal ein paar Tage zusammen war, und dann befand er sich von früh Morgens bis zum späten Abend auf der Jagd.

Vor seinem Schwager, dem Könige von Preußen, scheint er keinen sehr großen Respect gehabt zu haben. Der König war ja doch kein Jäger; dieser hatte auch nur kriegerische Trophäen aufzuweisen; er spürte nur dem geistigen Wilde vergangener und gegenwärtiger Zeit nach. Was war das gegen die Trophäen, wie er sie im Schloßhofe von Ansbach aufzuweisen hatte, in den Geweihen von jagdbaren Hirschen, in den angeschlagenen Eber-, Wolfs- und Bärenköpfen, diesen Trophäen seines wilden Geistes! Das war doch etwas ganz Anderes. Das ganze Land war sein Jagdrevier, sein Jagdpersonal fast ebenso groß, wie seine Armee. Die Falknerei allein bestand aus einem Personale von nahe an fünfzig Personen. Es ist anzunehmen, daß er in Ermangelung des Wildes seine Unterthanen abgeschossen hätte und selbst seine Kammerherren nicht geschont haben würde, deren er über hundert hatte.

Mit seinen Nachbarn, den regierenden Herren von Nürnberg, stand er stets auf Kriegsfuß. Er besaß einen Affen, der die Tracht eines Nürnberger Rathsherrn trug, und nicht selten wurden die Bewohner Nürnbergs durch Büchsenknallen aus ihrem Schlafe aufgeschreckt. Das war das Zeichen, daß der Markgraf da war und unter den Mauern von Nürnberg, bis wohin sein Gebiet sich erstreckte, Jagd abhielt. Die Hasen wurden in Säcken herbeigeschafft, um so durch diesen Rebus den Nürnbergern ihren Spitznamen „Sandhasen" recht eindringlich zu machen.

Seine Meute war in einem Gehege unweit des Lustschlosses Triesdorf untergebracht; Triesdorf selbst umfaßte einen der größten Thiergärten, die man in deutschen Landen finden konnte.

Eines Tages eilte er von der Jagd nach Hause, sehr übler Laune über die schlechte Jagd. Der Leibpiqueur, der mit ihm ritt, sah den Ausbruch eines Wuthanfalles vorher. Gewöhnlich entlud sich derselbe auf den Nächsten, Besten, der in der Nähe war, und der schlaue Jäger wollte dieser Gefahr entgehen. Er suchte die Gedanken des Markgrafen auf die Meute zu lenken und erreichte auch seinen Zweck, indem er bemerken konnte, daß die Hunde nicht scharf genug gewesen wären, nicht zugefaßt hätten, dadurch sei der Hirsch ihm durch die Lappen gebrochen. Nach seiner Ansicht würde überhaupt die Meute vom ersten Piqueur, der zu ihrer Pflege bestellt sei, vernachlässigt. Der Markgraf schwieg. Statt den Weg unmittelbar nach dem Schlosse einzuschlagen, bog er nach dem Wartehofe der Hunde ab.

Die Rüden waren von der Jagd heimgeführt worden; man hörte ihr lautes Gebell inmitten der hohen Mauern, die den Hof umschlossen, und dann den Ruf des Wärters, der sie in die Ställe zurücktrieb.

Das Wärterhaus lag unmittelbar vor dem Rüdenhof; der Haupteingang in denselben ging durch das Haus; der Hof hatte nur noch einen kleinen engen Ausgang nach dem Thiergarten. In dem Wärterhause wohnte der erste Piqueur, der die Pflege der Hunde unter sich hatte. Es waren deren über zweihundert. Der zweite Piqueur, der mit dem Markgrafen ritt, war früher ein Mitbewerber um die Gunst der schönen Els von Gunzenhausen gewesen — sie war keine Adelige, aber so schön und liebreich, daß sich wenig Edelfräulein mit ihr messen konnten. Sie wohnte gleich vorn am Thor von Gunzenhausen, war des Thorschreibers Tochter. Aus der schönen Els von Gunzenhausen war nun die Frau des ersten Piqueurs geworden; sie hatte einen braven und hübschen Mann bekommen, was ihr eben von ihrem Mitbewerber nicht zu Theil geworden wäre. Dieser sollte ihr darum auch heimlichen Haß nachtragen. Ihr ältester Knabe spielte im Augenblicke, wo der Markgraf anritt, vor dem Hause, ein bildschöner, braunäugiger Bube. Er hatte sich Haidekraut gepflückt und war damit beschäftigt, sich daraus einen kleinen Garten einzurichten. Er muß den Tritt des Rapphengstes des Markgrafen schon gekannt haben, denn er floh bei dem Geräusche ängstlich in das Häuschen. Es war so Sitte bei den Unterthanen, daß sie ihrem Landesherrn behutsam aus dem Wege gingen; man war nie sicher, ob man von ihm nicht Eins auf den Pelz bekam.

Vor dem Wärterhäuschen hielt der Markgraf. Niemand war zu sehen. Das reizte seinen Zorn. Dann sah er den Knaben furchtsam hinter der Thür hervorlugen.

„Willst her kommen?"

Das Kind zögerte.

„Sacrementischer Bub' — willst?"

Scheu und zitternd kam das Kind aus seinem Versteck zum Vorschein. Der Anblick des Kleinen schien seinen aufsteigenden Zorn zu bezwingen. Das Gesicht war nicht mehr so dunkelroth, als noch einige Secunden zuvor.

„Wo ist Dein Vater?"

„Auf dem Hof. Er giebt den Hunden Appell."

„Geh, sag ihm, er soll herkommen!"

Und der Bube lief was er konnte, um dem Markgrafen aus dem Gesichtskreis zu kommen. Wenige Minuten nachher kam ein junger, hübscher, brünetter Mann in der rothen Piqueurjacke durch den Hausgang, machte einen unterthänigen Bückling und blieb auf der Schwelle seines Hauses stehen, der Anrede des fürstlichen Herrn gewärtig.

„Warum waren die Hunde beim Lüften so lässig?"

„Das weiß ich nicht, durchlauchtige Gnaden. Die Thiere scheinen mir nicht recht gesund zu sein. Ich habe schon einmal Durchlauchtige Gnaden zu sagen mir verstattet, daß vielleicht der Stall die Ursache ist — er ist zu feucht."

Ein lautes Hohnlachen aus dem Munde des Markgrafen war die Antwort.

„Warum sollen Thiere nicht ebenso wie Menschen allerlei Gebresten unterworfen sein?"

„Pack' Deine Zunge in Deinen Rachen! Meine Ställe zu feucht! Vielleicht Dein Beutel zu tief, in dem mein schönes Geld für die gute Fütterung verschwindet. Am Ende giebst Du ihnen das Aasfleisch abgeluderter Pferde — stehst mit dem Schinder auf gutem Fuß. Was? Wie? Sprich, Halunke!"

„Das ist nicht an dem, durchlauchtige Gnaden. Die Thiere kriegen das Fleisch, das sie zu bekommen haben, und auch die übrigen Portionen voll und reichlich."

„Will Er wohl schweigen? Er hat nichts zu raisonniren gegen Seinen Herrn."

„Aber wenn mich durchlauchtige Gnaden an meinem Point d'honneur anfassen, dann hat jeder Mensch ein Recht —"

Der Piqueur konnte seine Rede nicht vollenden. Der Markgraf hatte in seiner aufwallenden Zorneswuth die Pistole aus der Halfter gerissen — ein Knall — der Piqueur taumelte, machte mit dem Körper einige Wendungen, fiel vorn über und dann zurück. Auf den Schuß waren seine Frau und auch der kleine Knabe herbeigeeilt; sie kamen gerade noch zur Zeit, um das Sterben des Vaters zu sehen. Das Blut floß aus der Wunde am Kopf, und in seinem Jammer holte das Kind sein Haidekraut herbei, um das Blut zu stillen. Umsonst! Nach wenigen Minuten war der Piqueur eine Leiche. Der Markgraf war davon geritten.

„Der Markgraf hat meinen Mann erschossen," schrie, jammerte die arme Frau. Und das Auge des Kindes folgte dem Davoneilenden mit einem Blicke des Hasses nach.

Jahre waren seit dieser Unthat vergangen. Von dem Markgrafen hatte man sich seitdem so viel Neues zu erzählen gehabt, daß man die alte Geschichte längst vergessen hatte. Auf dem Grabe des Leubinger — so hieß der Erschossene — war Gras gewachsen; ein neuer Piqueur wohnte in dem Hundewärterhäuschen. Der Mann, der damals mit dem Markgrafen ritt, hatte den Lohn seiner Thaten geerntet; er hatte eines Tages Wolfsfallen gelegt und mußte dabei nicht mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gegangen sein — man fand ihn in der Grube, seinen Leichnam von den Wölfen halb zerrissen. Die Wittwe des Erschossenen war mit einem Gnadengelde abgefunden worden und verschwunden sammt ihrem kleinen Buben. Wohin Beide gekommen, wußte Niemand.

Da meldete sich eines Tages beim Obrist-Falkenmeister ein junger Mensch von etwa einundzwanzig Jahren, im Aeußern ein echtes Jägerblut, schlank von Wuchs, braun von Augen und Haar und mit einem gar anmuthenden Wesen. Er nannte sich Martin Wendel und kam aus dem Hohenloheschen herüber mit einem Empfehlungsschreiben des Oehringer Ober-Jägermeisters. Er wurde zum fürstlichen Waidwerke als besonders qualificirt empfohlen, wisse auch mit Pferden umzugehen, sei brav und geschickt, und man habe ihn fürstlicherseits ungern entlassen; er habe sich wo anders versuchen wollen. Wendel wurde angenommen und zeigte sich in seinem „Metier" so vorzüglich, daß der Markgraf auf ihn aufmerksam wurde und er eines Vorzugs genoß, dessen mancher Kammerpräsident sich nicht rühmen konnte. In kurzer Zeit wurde der junge Mensch dem Nimrod von Ansbach so unentbehrlich, daß dieser ihn beständig um sich haben wollte, nicht nur draußen im Walde, sondern auch in den Prachtsälen des Ansbacher Schlosses. Er gehörte zur unmittelbaren Bedienung des Markgrafen, und nicht lange währte es, so stand der neue Leibjäger Seiner Durchlaucht in einer Gnade und Gunst, um die ihn mancher vornehme Hofbeamte beneidete.

Keiner wußte sich auch so gut in die Launen des Herrn zu schicken. Wenn Alles vor den Wuthanfällen des Markgrafen zitterte und floh — der Leibjäger blieb und lachte. Er lachte, wenn der Markgraf guter Laune war — was nicht gar zu oft sich ereignete —, er lachte, wenn jener tobte und drohte. Der junge Mensch hatte in seinem Blicke etwas von jenen Eigenschaften, welche man den Bändigern wilder Thiere zuschreibt.

Als der Markgraf eines Tages an dem Rüdenhofe und dem Wärterhäuschen vorfuhr, schickte er seinen Leibjäger ab, um dem Piqueur sagen zu lassen, wann morgen früh zur Sauenjagd die Hunde auf die Fährte abgelassen werden sollten.

Der Leibjäger zögerte, den Befehl auszuführen.

„Nun?" herrschte ihn der Markgraf an.

„Ich gehe nicht dahinein," erklärte der junge Mensch.

„Warum willst Du nicht gehen?"

„Ich kann's nicht," war die Antwort.

Dem Markgrafen kam der Zorn wieder, aber dann schallte ein so furchtbares Lachen an sein Ohr, und er sah in ein so todtenbleiches verzerrtes Angesicht, daß ein Beben über ihn kam.

„Der Leubinger!“ stöhnte er für sich und befahl schnell weiter zu fahren. Er glaubte in dem jungen Menschen den erschossenen Leubinger vor sich gesehen zu haben.

Bald jedoch war das vergessen — der Leibjäger lachte wieder wie gewöhnlich. Da wurde das Schloß zu Ansbach der Schauplatz einer grausigen That, noch grausiger, als die vor dem Wärterhause des Rüdenhofes.

Der Markgraf hatte den Hosenbandorden von Georg dem Zweiten von England erhalten, und als Souverän gegen Souverän beschloß er, seinem „Herrn Vetter“ in England seinen Orden, den brandenburgischen rothen Adlerorden in Brillanten, als Gegenpräsent zu verehren. Es müßte besser mit den ansbachischen Finanzen bestellt gewesen sein, hätte der Markgraf eines Hofjuden entbehren können; ohne Maitresse, ohne Porcellanfabrik und ohne Hofjuden gab es damals wenige Fürsten. Isaak Nathan hieß der Ansbachische; unter dem bescheidenen Titel eines Residenten war er in der That der Finanzminister des Ländchens. Als solcher sorgte er aber weniger für das Land, als für die Bedürfnisse des Hofes. Der sollte auch die Diamanten für den Orden besorgen und übergab das Geschäft einem Stammgenossen, einem gewissen Ischerlein. Der Orden ging an den König ab. Es vergingen Monate, ohne daß eine Danksagung des Königs erfolgte. Da man mit Curialien im vorigen Jahrhundert noch mehr als in unserer Zeit es genau zu nehmen pflegte, so schöpfte der Markgraf Verdacht. Durch seinen Residenten in London ließ er sich erkundigen und erfuhr denn auch, warum ihn sein königlicher Vetter keiner Antwort gewürdigt hatte Die Diamanten waren falsch — Ischerlein hatte seinen Glaubensgenossen und den Markgrafen betrogen. Der Betrüger wurde auf das Schloß citirt, zugleich aber auch der Scharfrichter. In den Gemächern des Markgrafen wurde die Execution an dem Uebelthäter vollzogen. Als Ischerlein den Scharfrichter erblickt hatte, suchte er in seiner Todesangst von dem Stuhle aufzuspringen, aber an den Stuhl bereits angebunden, schleppte er denselben mit durch die Hälfte des Saales, bis er vom Scharfrichter erreicht wurde, der ihm den Kopf vom Rumpfe trennte.

Außer den betheiligten Personen waren nur der Markgraf und der Leibjäger bei der gräßlichen Scene zugegen. Das dumpfe Gerücht der Unthat verbreitete sich bald im ganzen Schlosse. Die Laute des Schreckens erstarben dem markgräflichen Gesinde auf der Zunge. Wer konnte sich vor den wahnsinnigen Ausbrüchen des Wütherichs noch sicher glauben? Aus Angst wagte man nur noch, sich das Entsetzliche in's Ohr zu flüstern.

Der Leibjäger lachte und noch auffallender, als je zuvor.

Der Markgraf glaubte Gerechtigkeit geübt zu haben, wenigstens schien ihm der Tod des Juden keine Gewissensbisse zu machen.

Unter dem Gesinde wie in der Stadt war die Sage im Schwange, Ischerlein ginge im Schlosse um.

Kurze Zeit darauf entließ der Markgraf eines Abends seinen Leibjäger mit folgendem Befehl: „Morgen früh um acht Uhr auf die Pirsche nach Herrieden zu! Vielleicht, daß einige feiste Hirsche unseres Herrn Nachbars, des Eichstädter Pfaffen, auf unserm Revier wechseln und wir sie ihm abschießen können.“

An der Thür wandte sich Martin Wendel mit der Frage an seinen Herrn:

„Und wen befehlen Ew. durchlauchtige Gnaden zur Begleitung?“

„Niemanden. Nur Du kommst mit — Du fährst mich.“

Es war ein schöner Herbstmorgen, als die Beiden in einem offenen Jagdwagen aus dem Schloßthore hinaus auf die Straße gegen Herrieden zu hinfuhren. Der Markgraf saß im Fond; der Leibjäger fuhr. Die Gewehre standen im Wagen. Sie mochten etwa zwei Stunden Wegs zurückgelegt haben, bis zum Anfange eines Forstes, der die Straße von beiden Seiten umfaßte. Es war eine Einöde, rings nur Wald, keine von Menschen bewohnte Stätte zu sehen, nur wüstes Bruchland nach der Richtung hin, wo der Wald einen Ausblick eröffnete, nach dem Grenzsteine, der ansbachisches und eichstädtisches Gebiet schied. Der Lenker des Jagdwagens hielt an.

„Ist den Pferden was?“ rief der Markgraf.

Der Leibjäger gab keine Antwort und stieg ab.

„So fahr' doch in drei Teufelsnamen zu! Wir sind noch nicht zur Stelle. Dort, hart an dem Grenzsteine will ich die Jagd machen, den Pfaffenjägern vor der Nase.“

„Es geht nicht weiter,“ sagte der Leibjäger mit düsterem Blicke.

„Kerl, so sag doch an, was nur ist!“

Da erhob sich die Stimme des bisher so unterwürfigen Dieners befehlend; gebieterisch und dämonisch wie ein Schicksal stand er vor dem Gewaltigen.

„Es geht überhaupt nicht weiter mit Euch, Markgraf. Hier ist die Grenze Eures Gebietes und Eurer Thaten. Steigt aus!“

So gewaltig und so lähmend war der Eindruck dieser Worte und der Person des Sprechers, daß der Markgraf fast willenlos dem Befehle gehorchte.

„Kniet nieder, Markgraf!“

Bei diesem Befehle kam das Bewußtsein seiner Persönlichkeit und der Stellung, die dieser Knecht zu ihm einnahm, wieder in voller Klarheit über den Fürsten.

„Ha, elender Hund, was muthest Du Deinem Herrn zu? Dein Mund soll Niemandem verkünden, wozu Du Dich gegen mich vergangen hast. Schon die Kunde davon wäre eine ewige Schmach für einen Fürsten.“

Er griff nach einem der Gewehre, die im Wagen standen, und legte auf den Jäger an. Der aber lachte und rief:

„Dafür ist gesorgt — die Gewehre geben keinen Funken. Das hättet Ihr eher thun müssen, um Euch zu vergewissern, ob sie geladen sind.“

Dem Markgrafen trat der Angstschweiß auf die Stirn. Sprachlos starrte er den Leibjäger an, und dann stammelte er:

„Aber ich war immer so gnädig gegen Dich.“

„Ja, so gnädig,“ sagte der junge Mensch, „daß Ihr mir den Vater erschossen habt.“

„Leubinger?!“ schrie der zum Tode geängstigte Fürst. „Ja, Du bist's — jetzt erkenne ich Dich wieder. Ist es Dein Gespenst?“

„Nein, aber ich bin Leubinger's Sohn, und meinen Vater, den Jammer und das Elend meiner Mutter an Euch zu rächen, das habe ich mir geschworen. Darum bin ich in Euren Dienst getreten; darum habe ich meinen Namen geändert; darum habe ich Eure Gunst gesucht, darum Eure wahnwitzigen Ausbrüche ertragen und nur zu Allem gelacht, Alles nur für diesen Augenblick. Es ist Euer letzter, Markgraf.“

„Hülfe, Hülfe!“

„Sehet doch, ob Euch die Raben, die da oben fliegen, noch helfen können! Nicht doch. Die sind lüstern nach Eurem Aase. Kniet nieder und betet ein Vaterunser!“

Der Markgraf sah in der Hand seines Gegenübers den Lauf einer Pistole blitzen, welche dieser bisher verborgen hatte.

„Gnade, Gnade — sei gut!“ stammelte der Fürst von Neuem. „Ich will Dir ja Alles geben, was Du willst; ich will Dir's nicht nachtragen, nur schone mein Leben!“

„Wie Ihr das meines Vaters geschont habt. Kniet nieder!“

Und der Fürst kniete nieder, den Todesmoment erwartend. Er sah die Mündung der Pistole vor sich, fünf Schritte vor sich, nach seinem Herzen zielend — aber der sie in der Hand hielt, drückte das Geschoß nicht ab.

„Macht es kurz, kurz!“ stöhnte der Markgraf. „Zielt gut!“

Unbeweglich stand der junge Mann vor ihm, die dunkel blitzenden Augen unverwandt auf ihn gerichtet, zu prüfen, ob er auch die rechte Stelle träfe und sein Opfer nicht fehlte. Dem Markgrafen verging das Bewußtsein.

„Nein, nein!“ rief der junge Mensch, „ich will Euer Blut nicht — das würde vor dem da droben mich nur belasten und Euch von Euren Missethaten entsühnen. Tragt selbst Eure Sündenschuld! Euer Leben sei Eure Strafe! Den Tod habt Ihr schon gehabt in der Angst um das Leben, und ich habe meine Rache, daß ich Euch bittend zu meinen Füßen gesehen habe. Wir haben uns zum letzten Male gesehen, Herr Markgraf.“

Er steckte die Pistole zu sich und schlug die Richtung ein, die über die Grenze in das Eichstädtische führt. — Man war im Ansbacher Schlosse sehr erstaunt, als der Markgraf allein mit seinem Wagen zurückkam. „Wo war der Leibjäger geblieben?“ fragte man sich. „Der wird schon einmal draußen im Grase gefunden werden,“ lautete die Antwort. Diesmal aber that man dem Markgrafen Unrecht. Kurz darauf starb er. Man sagt, vor Aerger über die preußischen Soldaten, die ihm, dem gut österreichisch Gesinnten, sein Schwager, der König von Preußen, in's Land geschickt hatte. Hier, in dem nach einer Thatsache Erzählten, ist eine bessere Erklärung. Der Markgraf hatte den Vorfall kurz vor seinem Tode seinem Beichtvater erzählt.

Georg Horn.



Michael Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland
Statthalter und Befehlshaber der russischen Armee in Kaukasien
Nach einem Oelbilde in Tiflis.

Die pneumatische Brief-Beförderung in Berlin.

Man thut gewiß Unrecht, wenn man unsere Zeit für so nüchtern und prosaisch hält, wie dies allgemein geschieht. Allerdings glauben wir nicht mehr an die Märchen und Fabeln der Vergangenheit, zweifeln wir an den Wundern und Erscheinungen der alten Götterlehre. Dafür thut die Gegenwart selbst die größten Wunder und verwirklicht in ihren Schöpfungen die Mythen und Sagen der Völkerpoesie. Der mächtige Zauberer Dampf kann sich an Kraft und Stärke mit den Riesen und Titanen messen. Wie Hercules verrichtet er die schwersten Arbeiten, indem er ungeheure Lasten hebt und die unglaublichsten Thaten vollbringt. Das Märchen von den Siebenmeilen-Stiefeln ist längst kein Märchen mehr, wie jede Locomotive zeigt. Der Vogel Greif und Dr. Faust's Mantel, mit dem er durch die Lüfte flog, sind durch den Luftballon zur Wahrheit geworden. Mit dem Teleskop sehen wir viele Meilen weit, mit der Armstrong-Kanone schießen wir nach dem fernsten Ziele. Nicht der Glaube, sondern die Wissenschaft versetzt Berge und trocknet Meere aus. Die Chemie verwandelt schmutzige Kohlen in helles Licht und glänzende Farben; die Physik benutzt den elektrischen Funken zum Boten des Gedankens und trägt mit der Schnelligkeit des Blitzes eine Nachricht von einem Ende der Welt zum andern.

Ein solches neues Wunder ist auch die pneumatische Briefbeförderung, welche in jüngster Zeit zunächst für Berlin in's Leben getreten ist, nachdem diese Einrichtung sich bereits in London, Paris und Wien bewährt hat.* Es handelt sich dabei um die Beförderung von Briefen durch den Druck der Luft mit

* Schon im Jahrgange 1863, Nr. 8 der „Gartenlaube“ haben wir darauf hingewiesen, daß Joseph Ressel, der Erfinder des Schraubendampfers, in ebenso früher Zeit, vor mehr als fünfzig Jahren, auch „die atmosphärische Briefpost“ erfunden hat. In der „Festschrift zur Enthüllungsfeier des Ressel-Denkmals in Wien“ beschreibt Dr. Edmund Reitlinger dieselbe so: „Zwischen zwei Stationen sind eiserne Röhren gezogen, an deren beiden Enden zwei Luftpumpen angebracht sind, die abwechselnd arbeiten. Wird durch eine derselben die Luft im Rohre verdünnt, so treibt der äußere Luftdruck die Packete vom anderen Ende herbei. Diese wandern so von Station zu Station.“ — Man kann sich denken, mit welchem Kopfschütteln diese Erfindung von all den hochmögenden Personen aufgenommen wurde, welche schon vor dem Modell der Schiffsschraube hohnlachend gefragt hatten: „Will er denn das Meer anbohren?“ —
D. Red.

einer Schnelligkeit, welche fast der des Telegraphen gleichkommt. Der Zweck dieser neuen Anstalt ist hauptsächlich Ersparniß an Zeit und Menschenkraft, respective Entlastung der überbürdeten Telegraphen- und Postämter von ihrer Arbeit, welche sie bei der zunehmenden Größe der Stadt und der Einwohnerzahl kaum mehr zu bewältigen im Stande sind. Das dabei zur Anwendung kommende Princip ist das der gewöhnlichen Luftpumpe, in der durch abwechselnde Verdichtung und Verdünnung der atmosphärischen Luft ein hinlänglich starker Strom erzeugt wird, um leichtere Körper fortzuführen.

Bereits im Jahre 1866 wurde hier der erste gelungene Versuch gemacht, Briefe auf einer allerdings nur kurzen Strecke von der Börse bis zum Haupt-Telegraphenamt zu befördern. Das Verdienst unseres genialen Ober-Post-Directors Stephan ist es, diese für den Verkehr so wichtige Einrichtung auf die ganze Stadt ausgedehnt zu haben. Zu diesem Behufe sind die verschiedenen Gegenden Berlins durch ein sechsundzwanzigtausend Meter langes Röhrennetz verbunden, wozu fünf Meter lange, schmiedeeiserne, mit Ueberdeckung geschweißte Röhren von fünfundsechszig Millimeter innerem und fünfundsiebenzig Millimeter äußerem Durchmesser verwendet wurden. Die Zusammensetzung der einzelnen Abschnitte ist derartig bewirkt, daß jeder Röhrenstrang nicht nur für sich einen vollkommen luftdichten Behälter bildet, sondern auch von den Verbindungsstellen keinerlei Veränderung des Querschnitts durch ungenaues Aneinanderstoßen der einzelnen Enden eintreten konnte, da letzterer Fehler den ungehinderten Fortgang der zur Aufnahme der Briefe bestimmten Büchsen sogleich beeinträchtigen würde. In den meisten öffentlichen Straßen liegt diese Leitung im Allgemeinen einen Meter unter der Oberkante des Terrains; indessen haben zur Vermeidung der zahlreich vorhandenen Canäle, Gas- und Wasserleitungen an vielen Stellen die Röhren bis zu zwei Meter Tiefe gelegt werden müssen, was öfters mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

Das ganze große Röhrennetz zerfällt in zwei Betriebskreise, zu denen fünfzehn Rohrpostämter gehören. Der nördliche Betriebskreis umfaßt die Posten in der Börse, in der Oranienburger-, Lothringer-, Invaliden-, Wallner-Theater-, Neuen Königsstraße und im Hof-Postamtsgebäude, der südliche dagegen diejenigen in der Seydel-, Ritter-, Neuenburger-, Mauerstraße, am Potsdamer Thore, in der verlängerten Genthinerstraße und am Brandenburger Thore. Anfang und Endpunkt beider Kreise ist das Rohrpostamt im Haupt-Telegraphengebäude. In jedem der beiden Kreise findet die Beförderung immer in ein und derselben Richtung von einem Orte zum andern in regelmäßig wiederkehrenden Zeitabschnitten von je fünfzehn Minuten statt.

Die Beförderung selbst geschieht durch einen eigenen, von dem Wiener Ingenieur Herrn von Felbinger eingeführten und in Preußen patentirten Apparat. Die nachstehend versuchte Beschreibung dieses Apparates wird freilich nur den Fachleuten unschwer verständlich sein, der großen Mehrzahl der Leser jedoch als bedenkliche Lectüre erscheinen. Doch kann dies nur für den vorliegenden Satz gelten; alles Folgende nimmt wieder durch seine Faßbarkeit unser Interesse in Anspruch. Also: dieser Apparat besteht der Hauptsache nach aus einem gemeinschaftlichen Ständer zur seitlichen Anbringung der verschiedenen Lufthähne. Auf der horizontalen Fläche dieses Ständers sind die von Bronze hergestellten Empfangskammern für die Briefbüchsen aufgeschraubt, deren Böden mit Kautschuk belegt sind. Der erwähnte Ständer ruht auf einem gußeisernen dreitheiligen Rahmen, welcher eine im Fußboden gebildete Vertiefung einfaßt und dessen Felder durch Deckelbleche eingeschlossen sind. Die Röhrenleitungen münden mit ihren Enden in der unter dem Rahmen befindlichen Vertiefung des Fußbodens, anschließend an eine für die Ausströmung und Einströmung der Luft bestimmte Abzweigkammer, welche durch ein Rohrstück mit dem Beförderungshahn verbunden ist. In der Vertiefung am Fußboden unter der Deckplatte des Rahmens sind ferner in den von den Briefbüchsen durchlaufenden Röhren Scheibenverschlüsse angebracht, welche durch Zugstangen vom Standpunkte des den Apparat bedienenden Beamten leicht geöffnet oder geschlossen werden. Diese Scheibenverschlüsse dienen hauptsächlich dazu, die Röhrenstränge gegen den Apparat dann geschlossen zu erhalten, wenn diese mit den Behältern für Luftleere der andern Station in Verbindung stehen und der dahin unter Luftleere abzusendende Depeschenzug in den betreffenden Rohrstrang eingelegt werden soll. Die große Verschlußthür der Empfangskammer wird durch zwei besondere Schrauben an die Oeffnung derselben angepreßt und dadurch abgedichtet, die kleinere Verschlußthür dagegen mittelst einer Preßschraube verschlossen. Sämmtliche Bronzetheile des Apparats, von deren luftdichter Beschaffenheit die ganze Wirkung allein abhängt, sind in Paris in der eigenen Fabrik des Herrn von Felbinger mit bewunderungswürdiger Genauigkeit gearbeitet und zusammengefügt worden.

Für jeden der beiden Röhrenkreise sind zwei Dampfmaschinen aufgestellt und zwar je eine kleine von etwa zwölf und eine größere von zwanzig Pferdekraft. Ebenso sind für jede Maschinenanlage zwei Dampfkessel von solcher Größe vorhanden, daß jede einzelne für den Betrieb vollkommen ausreicht. Die Luftpumpen, welche die Pressung und Leere erzeugen, sind ihrer Größe nach den Leistungen angepaßt, welche sie zu verrichten haben. Bei jeder der kleineren Dampfmaschinen sind zwei Pumpen von je vierhundert Millimeter Durchmesser und sechshundertsechszig Millimeter Hub aufgestellt. Diese Pumpen sind bei jeder Maschinenanlage zweimal vorhanden, um im Fall der Reinigung oder einer nothwendigen Reparatur keine Betriebsunterbrechung herbeizuführen.

Die Luftbehälter sind im Allgemeinen cylindrische Kessel aus Eisenblech. Die Wandstärke ist genau so bemessen, daß die Kessel dem inneren Luftdrucke, wo es Behälter für verdichtete Luft sind, und dem äußeren Druck der Atmosphäre, wo es Behälter für verdünnte Luft sind, vollkommen Widerstand leisten. Die Herstellung dieser Behälter ist mit so großer Sorgfalt ausgeführt, daß der Druck und die Luftverdünnung bei geschlossenen Hähnen und Ventilen mehrere Tage lang auf gleicher Höhe bleibt. Die Größe der aufgestellten Behälter ist derartig bemessen, daß einerseits der Luftdruck in denselben bei stattfindender Beförderung eines Rohrpostzuges nicht wesentlich abnimmt, andererseits auch der Luftdruck während des Aufenthaltes das Normalmaß nicht bedeutend übersteigt. Zur Erreichung dieses Zweckes haben die Behälter nahezu den vierfachen Gehalt der Röhren, für deren Betrieb sie bestimmt sind.

Zur Verhütung der Bildung von Condensationswasser, welches sich in den in der Erde liegenden Röhren in dem Falle bilden würde, wenn der Erdboden bedeutend kälter, als die durch die Röhren streichende Luft wäre, wird die durch die Luftpumpe verdichtete Luft zunächst durch besondere Kühlapparate geleitet, welche aus dünnwandigen, mit einem cylinderförmigen Blechmantel umgebenen Röhren besteht, zwischen den Röhren und dem Mantel befindet sich kaltes Wasser, welches nach Bedürfniß erneuert wird. Die in Folge der Abkühlung sich niederschlagende Feuchtigkeit kann durch besondere Hähne beseitigt werden. Zur größeren Sicherheit sind außerdem die unter der Erde geführten Röhrenleitungen mit Wassersäcken zur Aufnahme der Condensationsflüssigkeiten versehen, welche ebenfalls von Zeit zu Zeit entleert werden können.

Die zur Beförderung der Briefe verwendeten Büchsen bestehen aus dünnem Blech mit einem Lederüberzug, um jede Reibung zu verhindern. Mit jedem Zuge können zehn bis fünfzehn Büchsen, welche zwanzig Briefe oder Telegramme enthalten, befördert werden, so daß an einem Tage über dreißigtausend Sendungen möglich gemacht werden. Die Gebühr für die Beförderung und Bestellung durch den Eilboten beträgt für einen Brief dreißig, für eine Postkarte fünfundzwanzig Pfennige, die Zeit von einer Station zur andern ungefähr eine bis drei Minuten. Bei allen hiesigen Postämtern sind besondere, gestempelte Converte von rothem Papier und Karten zu dem genannten Preis zu bekommen. Die Kosten der ganzen Anlage, welche am 18. April dieses Jahres begonnen und bis zum November beendet war, belaufen sich mit Einschluß der zur Aufnahme der Maschinen besonders errichteten Gebäude auf ungefähr eine und ein Viertel Million Mark.

Der besonderen Güte des Geheimen Ober-Regierungsraths Herrn Elsasser, der sich um die Leitung des Ganzen große Verdienste erworben hat, und der freundlichen Bereitwilligkeit des Herrn von Felbinger verdankt der Schreiber dieses Artikels die Erlaubniß, den Apparat in Augenschein zu nehmen und sich von der Eleganz, Sicherheit und bewunderungswürdigen Leichtigkeit desselben zu überzeugen, bevor derselbe dem öffentlichen Betrieb

übergeben wurde. Die Büchsen flogen bis zur nächsten Station in neunundvierzig Secunden und ebenso schnell erfolgten die Rücksendungen, so daß man in der That an Zauberei glauben konnte. Wie Herr von Felbinger mittheilte, wird zunächst München, später Breslau und auch Leipzig die pneumatische Briefbeförderung einführen, wenn dieselbe sich in Berlin bewährt, woran nach den abgelegten Proben nicht mehr gezweifelt werden kann. — M. A.

Literaturbriefe an eine Dame.

Von Rudolf Gottschall.

XVII.

Unter den literarischen Erzeugnissen, die sich in Ihr einsames Schloß verlieren, verehrte Freundin, werden Sie auch viele dichterische Uebersetzungen finden. Diese Aneignung des Fremden ist nicht ein Zeichen der Ohnmacht des deutschen Geistes, sondern der glänzenden Vielseitigkeit, mit welcher er die poetischen Stimmen der Völker dem Chore der nationalen Sänger einreiht. Freilich, ein Ueberwuchern des Fremden würde die Selbstständigkeit deutscher Dichtung gefährden, eine Gefahr, die für unsere Bühne ohne Frage bereits vorhanden ist. Unsere Theaterdirectionen wallfahren nach Paris wie die frommen Genossen des Grafen Stolberg nach der heiligen Grotte von Lourdes und bezahlen wie die kostbarste Reliquie, mit Summen, welche für deutsche Dramatiker märchenhaft klingen, irgend ein Stück Holz von dem Kreuze, an welches der jüngere Alexander Dumas seine dramatischen Märtyrerinnen nagelt, oder irgend ein Schweißtuch, in welches die Leichen seiner demi-monde-Damen eingehüllt sind.

Doch ich spreche nur von poetischen Uebersetzungen. Und wie hat durch diese Kunst der Aneignung fremdländischer Dichtung unsere deutsche Sprache selbst an Reichthum und Biegsamkeit gewonnen! Der wackere Voß spannte vor ihren Siegeswagen das Sechsgespann des homerischen Hexameters und tummelte es mit Lust, daß die Funken stoben. Rückert brachte uns die plauderhaften Makamen, die Gaselen des Ostens mit den wiederkehrenden Reimen, in deren Netz sich sinnige Gedanken flochten; die ottave rime der italienischen Epiker fanden in Gries ihren Meister, die Trochäen des spanischen Dramas in West; unsere Balladen- und Liederdichter eigneten uns die Volkspoesie aller Zeiten an, und aus überströmendem Füllhorne wurden die Blumen der Weltlyrik auf unserem Parnaß ausgeschüttet.

Wir haben in jüngster Zeit poetische Uebersetzer von seltenem Tacte und Talente aufzuweisen. Sie lieben, verehrte Freundin, mit Recht die Gildemeister'sche Uebersetzung der Byron'schen Dichtungen. Wie trefflich sind die Aneignungen der skandinavischen Muse, die uns Oscar von Leinburg gegeben hat, und mit welcher Kunst hat Bodenstedt russische Dichter, besonders Puschkin, den slavischen Lord Byron, übersetzt und dem oft kunterbunten Schwulst der Diction, der in den altenglischen Dramen herrscht, eine gefällige und maßvolle Form gegeben!

Mit jenem deutschen Dichter, den sie vor kurzem in Cannstatt begruben, ist auch ein Meister deutscher Uebersetzungskunst zu Grabe getragen worden. Ferdinand Freiligrath's Schriften bestehen zur Hälfte aus dichterischen Uebersetzungen, und den französischen und englischen Originalen, die der junge Kaufmann auf seinem Comptoir las, verdankt seine Muse bei aller Eigenart doch viel von ihrem fremdartigen und glänzenden Colorit. Die Dichter der Seeschule, Walter Scott, dessen Dichtungen im schottischen Nationalcostüm, gleichsam mit dem bunten Plaid der Hochlandssöhne geschmückt, einherschreiten, vor Allem aber Victor Hugo und die Sangesgenossen der französischen Romantik mit dem mächtigen Pomp ihrer glühenden Phantasie waren zugleich Vorbilder für die eigenen Dichtungen des Detmolder Sängers, wie er sie auch in höchst formgewandten Uebersetzungen nachbildete.

Ich weiß nicht, verehrte Freundin, ob Sie einmal von den englischen Dichtern der Seeschule gehört haben. Sie sind in England selbst fast verschollen, und obgleich viele, wie z. B. Southey, die umfangreichsten Dichtungen geschaffen haben, so fristen sie ihr Leben jetzt nur noch in den Anthologien, in welchen einzelne kleine Gedichte von ihnen aufgenommen sind. Der junge Titane Lord Byron wälzte seine poetischen Berge über diese friedlichen Seen, in denen die Dichter von Westmoreland sich mit selbstgefälliger Eitelkeit spiegelten; er war ein fanatischer Gegner dieser Poesie, welcher die wilde Originalität seines Genius fehlte, und verfolgte die Southey, die Wordsworth mit unermüdlichem Spott. Sie rächten sich dafür, indem sie ihn als den Meister einer satanischen Schule hinstellten, doch diese Schule rückte lange Zeit die „Seedichter" in tiefen Schatten. Gleichwohl muß erwähnt werden, daß der Lieblingsdichter des neuen England, Alfred Tennyson, wie er als poëta laureatus des englischen Hofes ein Nachfolger von Southey ist, so auch die poetischen Wurzeln seiner Kraft in denselben geistigen Boden schlägt, in welchem die Dichter der Seeschule wurzelten, daß er durchaus ein geistiger Abkömmling derselben ist und mit den satanischen Genies wie Byron und Shelley nicht das Geringste gemein hat.

Freiligrath hat mit Vorliebe Gedichte dieser Sänger übersetzt, deren fremdländische Färbung seinen Neigungen entsprach, darunter auch mehrere Gedichte von Coleridge, der selbst wieder als Uebersetzer des Schiller'schen „Wallenstein" sich um die Vermittlung deutscher und englischer Literatur große Verdienste erworben hat. Coleridge hat eine Phantasie, welche das Furchtbare und Abenteuerliche bevorzugt, die unheimlichen grellen Lichter, welche in's Menschenleben fallen, das Wogen und Weben einer Geisterwelt, die mit unsichtbaren Händen in das Menschenleben eingreift. Dafür spricht vor Allem der von Freiligrath mit Meisterschaft übersetzte Romanzencyklus: „Der alte Matrose", der wie von geisterhaftem Polarlicht beleuchtete Marinebilder enthält. In diesem Cyklus ist Sage und Legende zu einem oft schwer entwirrbaren Knäuel geschürzt; die ganze Dichtung blickt uns wie mit hohlen Geisteraugen an. Der alte Matrose hat auf der Fahrt nach dem Südpol einen großen Vogel, den Albatroß, welcher den Schiffern große Vorbedeutung brachte, getödtet, unter der Zustimmung der Seeleute. Dafür werden diese furchtbar gestraft, sinken verdürstend auf das Deck des Schiffes und mitten unter den Todten bleibt der alte Matrose der einzig Ueberlebende. Der Tod und die Nachtmahr, die auf einem Gespensterschiff heranschwammen, haben um sein Leben gewürfelt und alle Anderen dem Tode geweiht. Die weiteren Erlebnisse des Matrosen auf dem mit Leichen gefüllten Schiff, seine Heimfahrt, seine Entsühnung, bei welcher eine ganze Schaar von Geistern jeder Art mobil gemacht und das gespenstige Licht hier und dort von einem ambrosischen abgelöst wird: das alles zieht an uns vorüber wie die Bilder einer Zauberlaterne, schattenhaft, und doch in buntes Licht getaucht, ein Strom phantastischer Gestalten, welche oft sinnvoller Deutung nicht einmal Rede stehen, aber in ihrem Vorüberwogen unsere Einbildungskraft in gespenstige Träume wiegen.

Dieser Dichtung von Coleridge hat sich der geniale Zeichner Gustav Doré als einer willkommenen Beute für die geisterhaften Polypenarme seiner weitausgreifenden Phantasie bemächtigt, und das Prachtwerk dieser Zeichnungen, mit dem Text von Freiligrath-Coleridge ausgestattet, ist auch von einer deutschen Verlagsbuchhandlung, derjenigen von Amelang, herausgegeben worden.

Sie kennen, verehrte Freundin, Gustav Doré's Zeichnungen, namentlich diejenigen der Dante'schen Hölle; seine Phantasie neigt sich zu dem großartig Gespenstigen, zu dem unheimlich Abenteuerlichen; seine Zeichnung ist meisterhaft in dem verschwimmend Schattenhaften, und er weiß uns mit dem Griffel in jene Stimmungen zu versetzen, in denen der Seele das Unerhörte glaubhaft erscheinen möchte. Er verzaubert gleichsam die Natur; das Natürliche wird phantastisch und abenteuerlich in seinen Zeichnungen. Er erinnert an Amadeus Hoffmann, bei dem zuletzt die Theekannen, die Actenbündel, die Thürklinken fratzenhafte Gesichter schneiden, wie unter dem Einfluß phantastischer Verzauberung. Aehnlich wirkt der Griffel des Zeichners der „Hölle", des „Don Quixote", des „Pantagruel", des „Ewigen Juden" und anderer absonderlicher, feenhafter und märchenhafter Skizzen.

Sie lieben, verehrte Freundin, das Originelle, auch wenn es bizarr ist. Doré ist ein Romantiker; die deutsche und classische Walpurgisnacht ist die Heimath seiner Phantasie, aber er ist gewaltig in seinem Schaffen, welches einen großartigen Zug hat, und selbst in den flüchtigsten, bisweilen eilfertigsten Skizzen spricht sich immer sein entschiedenes Talent aus.

Die Dichtung von Coleridge war wie geschaffen für seine Illustrationen; sie ist in einem halb gespenstigen, halb magischen Helldunkel gehalten, welches seinem Talent entgegenkommt; das Grauenhafte darin hat er wohl mit zu großer Vorliebe ausgebeutet, und die Todtenmasken der verschmachteten Seeleute grinsen uns zu oft von dem Bord eines Schiffes entgegen, das wie ein hölzerner Kirchhof mit unverscharrten Leichen erscheint, aber viel des Genialen, kühn Phantastischen entschädigt für diese Vorliebe, und auch den Reiz des Contrastes weiß der Zeichner dem Dichter nachzuempfinden und ihn auf seinem Bilde zu lebendigster Wirkung zu steigern.

So wird Sie, verehrte Freundin, die Introduction, das heitere Brautfest, in welches der finstere Ahasver des Meeres hereingeräth, mit seiner frischen Lebenslust und seinen lieblichen Gestalten freundlich anmuthen, im Gegensatz zu den Schrecken der Polarwelt, welche die folgenden Bilder entrollen, diesen Eisbergen und Seeungeheuern, diesem unter Schnee und Eis fast vergrabenen Schiffe. Namentlich das Schneebild der Polarwelt ist so stimmungsvoll, daß es den stärksten Eindruck nicht verfehlen kann. Unser Künstler hat geniale Einfälle, aber sie sind im Einklang mit der Bedeutung der Dichtung. Ihr Hauptmotiv ist die Tödtung des Albatrosses; denn von dieser kommt der Fluch her, der auf dem Matrosen und dem Schiffe lastet. So bringt Doré in die Mitte des einen Bildes den Vogel und den Pfeil, der dicht daran ist, ihn zu treffen, während das Takelwerk des Schiffes und sein Kiel nur am Rande des Bildes hervorsehen und alles Andere stimmungsvolles Seegemälde ist. Sie sehen, wie ein genialer Zeichner in seiner Weise den gewichtigsten Accent auf einen Vorgang zu legen weiß.

Die Lichtgestalten der Versöhnung, beflügelte Engelsbilder, bringen später einen Abglanz des Dante'schen „Paradieses“ in diese Polarhölle, aber der einsame Wanderer, der durch die Nacht dahinstreift, erinnert uns an das Unvergeßliche im Leben der Menschen; trotz aller Entsühnung verfolgen ihn die Schreckensbilder des Erlebten, und selbst unter den frohen Hochzeitsgästen sucht er Hörer für das Unerhörte zu finden, um sich durch Erzählung und Mittheilung von dem Grauen zu befreien, mit welchem die gespenstigen Bilder sein Inneres heimsuchen.

Sie werden, verehrte Freundin, das Prachtalbum zu den anderen Prachtwerken, in denen sich dichtende und bildende Kunst die Hand reichen, auf Ihren Salontisch legen, und wenn Sie dann an stürmischen Wintertagen in das Spiel der donnernden Wogen am Strande blicken, so werden Sie mit erregter Phantasie in den gepeitschten Wellen die Todtengesichter sehen, die uns aus diesem ewigen Grab der Menschheit entgegengrinsen.

Dann aber denken Sie in Ihrem stillen Boudoir gewiß über den Sinn der unheimlichen Sage nach.

Sind wir nicht Alle wie der alte Matrose, und hat nicht Jeder von uns in seinem Leben einmal einen Albatroß, einen glückverheißenden Vogel, getödtet?

Das ist eine dunkle Kunde, verehrte Freundin. Solche Bilder, von keinem Coleridge besungen, von keinem Doré illustrirt, ruhen tief in unseren Herzen.*

* Den phantastischen, oft fratzenhaften und hie und da mit Zeichenfehlern behafteten Doré'schen Illustrationen gegenüber möchten wir noch ein Prachtwerk empfehlen, das durch seine classische Einfachheit sich vortheilhaft von dem Buche des französischen Künstlers abhebt — Tennyson's „Enoch Arden“, illustrirt von Paul Thumann. In diesem Album ist jede einzelne Zeichnung ein kleines Kunstwerk, so meisterhaft in der Linie, in Auffassung und Stimmung und auch von xylographischer Seite so glücklich behandelt, daß man sich immer und immer wieder mit Vergnügen dem Reiz dieser anmuthenden und feingedachten Gestalten hingiebt. Bei aller Anerkennung Doré'scher Phantasie, die nur durch die vortrefflichen Leistungen seiner Xylographen noch übertroffen wird, dürften ruhige Beurtheiler auch der liebenswürdigen Gabe des deutschen Meisters ihre vollste Sympathie entgegenbringen. D. Red.

Blätter und Blüthen.

Ein russischer Feldherr. (Mit Abbildung S. 861.) Im October des vorigen Jahres hätte Rußland das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines höchsten Ansehens und Einflusses in Europa feiern können. Das war damals, wo der Selbstherrscher aller Reussen als „Besieger der Revolution“ einzig dastand und nicht blos „Ungarn“, sondern mehr als ein „geretteter“ Thron „zu den Füßen Seiner Majestät“ lag. Von dieser Höhe zogen es vier russische Unglücks-Märztage abwärts: jener 16. März 1853, wo Mentschikoff das russische Ultimatum nach Constantinopel brachte, dann jener 12. März 1854, welcher den Bund der „Westmächte“ schuf, ferner der 2. März 1855, an welchem Kaiser Nikolaus an den Schlägen des Krimkrieges starb, und endlich der 30. März 1856, an welchem dem besiegten Rußland in Paris der Friede dictirt wurde. Desto freudiger begrüßten die Russen die Gefangennahme Schamyl's und die dadurch vollendete Unterjochung des Kaukasus, dessen Besitz Rußland nicht weniger als den kürzesten Weg nach Ostindien sichert.

Der Wichtigkeit Kaukasiens für Rußland angemessen, ernannte Kaiser Alexander seinen Bruder Michael Nikolajewitsch zum Statthalter des Landes. Der im blühendsten Alter stehende Mann (er ist am 25. October 1832 geboren und Gemahl einer Tochter des Großherzogs Leopold von Baden) ist General der Artillerie und Chef vieler russischer und auch österreichischer und preußischer Regimenter, genießt den Ruf hervorragender militärischer Ausbildung und Neigung und steht in diesem Augenblicke, wo es sich entscheidet, ob der alte orientalische Knoten aufgewickelt, oder mit dem Schwerte zerhauen werden soll, an der Spitze der russischen Kriegsmacht in dem von mohamedanischen Fanatismus bedrohten Kaukasus. Die hohe Stellung desselben wird, wenn die Kriegswürfel fallen, ihn auch für uns in den Vordergrund der Beachtung stellen.

Instinct oder Ueberlegung? In meinem Hause befindet sich eine Katze, der es ein besonderes Vergnügen gewährt, mit jungen Hunden zu spielen. Einer ihrer Spielcameraden war ein junger Metzgerhund der Nachbarschaft. Eines Tages trieben sie ihr Spiel auf der Landstraße (die unmittelbar vor den Fenstern des Beobachters vorbei führt), indem sich die Katze auf den Rücken legte, um den Angriff des Hundes zu erwarten, und ihn dann mit den Füßen zurückzuweisen, während diesem die Rolle zufiel, sie trotz ihrer Gegenwehr zu überwerfen. Schon mehrere, theils erfolgreiche, theils mißlungene Versuche hatte der Hund gemacht und sich eben zurückgezogen, um auf's Neue seiner Gegnerin auf den Leib zu rücken, als ein Fuhrwerk in vollem Laufe daherkam. Wie er das sah, stand er von der Erneuerung des Kampfes ab, so sehr ihn die Katze, die offenbar keine Störung ahnte, durch Zappeln mit den Füßen und Aufrichten des Kopfes dazu einlud, suchte vielmehr durch ängstliche Geberden die Katze zu sich auf die Seite der Straße zu locken. Diese war so in das Spiel verloren, daß sie weder den auf dem Pflaster dröhnenden Hufschlag der sich mehr und mehr nähernden Pferde, noch die scheue Zurückhaltung des Hundes bemerkte. Da — noch haben die Rosse einen Schritt zu thun, um Mimi zu zertreten — stürzt sich ihr Spielgenosse wie wüthend auf sie los, packt sie und eilt unter den schon aufgehobenen Hufen weg mit ihr fort. Ich glaubte jedenfalls, sie habe unter den Zähnen das gefunden, was ihr durch Pferdefuß und Rad bestimmt schien. Doch nach kurzer Zeit kam sie wohlbehalten wieder daher. Der Hund hatte ihr also augenscheinlich das Leben nicht nur gerettet, sondern auch retten wollen.

Karl von Holtei, der bejahrte und so verdienstvolle Dichter, ist nicht, wie die meisten Literaturgeschichten und Conversationslexica angeben, am 24. Januar 1797, sondern am 24. Januar 1798 geboren, wie sein Taufschein unzweifelhaft erweist. Holtei wird darnach erst am 24. Januar 1878 achtzig Jahre alt, und wir hoffen, daß er diesen Tag, den das deutsche Volk, dem er so manche prächtige Gabe gegeben, nicht vergessen darf, noch mit freudeempfänglichem Herzen erleben wird.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal und der vierundzwanzigste Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig anstatt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Candidat Grüneisen.

Eine Skizze nach dem Leben

Von Ernst Ziel.

Auf der Schwelle wuchs das Moos. Es war ein altes, verfallenes Haus mit kleinen Fenstern und enger Thür, an der Sohle pechschwarz, weiter hinauf aber bis unter's Dach grün, ganz grün angestrichen. Die Leute, wenn sie vorübergingen, blickten wohl hinauf zu den beiden Fenstern des alterthümlichen Giebels, und dann lächelten sie oder schüttelten nachdenklich das Haupt. Abenteuerliche Decoration, welche hinter den Scheiben auf die Straße herabschauete! Sterne und Blumen von buntem Papier, mit Perlen und Flittern reich besetzt, umkränzten ein weiß beklebtes Schild, welches in schwarzen und grünen Buchstaben die räthselhafte Inschrift trug:

„Der Frühverlor'nen,
Mir endlich Wiedergebor'nen."

Und über diesem närrischen Fensterschmucke schwebte, wie die Sonne des Orients über einem bunten Götzentempel, ein wunderliches Symbol — aus schreiend rothem Papier zierlich ausgeschnitten, leuchtete ein riesiges F. durch die fallenden Flocken des Winters und den wirbelnden Staub des Sommers zu uns herüber.

Zu uns herüber — denn mein Vaterhaus lag dem schwarz-grünen Hause schräge gegenüber. Wie oft als munterer Knabe saß ich in der Fensternische auf dem hochlehnigen Großvaterstuhl und lugte, Zinnsoldaten und Märchenbuch vergessend, mit jenem gespannten Interesse, das die Jugend so gern dem Sonderbaren und Eigengearteten entgegenträgt, stundenlang zu den beiden Fenstern dort oben in des Nachbars Giebel hinüber! Stundenlang — aber „Da ist es: da ist es!" rief ich endlich, und in demselben Augenblicke waren Geschwister und Gespielen blitzschnell um mich versammelt. Ja, da war es wirklich wieder, das schon so oft von uns Wahrgenommene. Hinter den Sternen und Blumen da drüben schien es auf- und abzurollen wie eine weiße Kugel, minutenlang in immer gleichem Tempo — und doch wiederum nicht wie eine weiße Kugel; denn um die stetig auf- und niedergehende Scheibe schien es zu flattern, silbern und lang, fast wie das Haar eines Greises. Und richtig — da ist es ja auch, das freundliche hagere Gesicht unseres alten Nachbars. Der schnurrige Kauz, der da mit einer weißschimmernden, kreisrunden Glatze vom Mansardenfenster herab dienert und dienert, er ist es selbst, der Besitzer des schwarz-grünen Hauses, Herr Candidat Christian Leberecht Grüneisen, der barockeste unter allen alten Junggesellen und Ex-Dorfschulmeistern, der Sonderling der Stadt, der Narr unserer Straße.

Und warum dienert er — nicht etwa erst seit heute, nein, schon seit Jahr und Tag — täglich so freundlich zu uns herüber? O, es ist eine tragische Geschichte, so komisch sie erscheint, und man darf sie nicht laut erzählen, damit die Leute nicht lachen. Wer hat es je ergründet, wer hat es je ausgedeutet in seinen Räthseln und Schrullen, das sonderbare Ding: Menschenherz?!

Ich sehe ihn noch vor mir, den emeritirten Herrn Dorfpräceptor. Er ist eben unter einem tiefen Bückling — wie flogen ihm dabei die langen, weißen Haare über die gewaltige Glatze! — in unsere Familienstube eingetreten, eine große grün und schwarz beklebte Schachtel unter dem Arme.

„Ihr Diener, Herr Senator, Ihr Diener, Frau Senatorin, Ihr Diener, Demoiselle Seniorin!" — denn mit diesem Namen nannte er unser ältestes Schwesterlein, Elise, die heute, an einem hellen Herbstsonntage, gerade ihren neunzehnten Geburtstag feierte — „Ihr Diener" — und so dienerte er mit einer höchst vertrackten Seitenbewegung seines lang aufgeschossenen spindeldürren Leibes fort, bis kein Kind und kein Kegel mehr im Zimmer war, dem er nicht seine unterthänigste Reverenz gemacht hätte. Dabei blinzelten seine kleinen schwarzen Augen unter den langen buschigen Brauen so freundlich lebhaft hervor, dabei verzogen sich seine schmalen Lippen zu einem so komisch süßlichen Lächeln, daß es des verschossenen alten Rockes mit dem mächtigen, hoch in den Nacken ragenden Kragen und den beinahe bis auf die Hacken hinabreichenden Schößen gar nicht bedurft hätte, um seiner eckigen Urvätergestalt den Stempel einer zwerchfellerschütternden Lächerlichkeit aufzuprägen.

„Ut desint vires," begann er nun seinen salbungsreichen Sermon, indem er meinem Vater die schwarz-grüne Schachtel überreichte, „tamen est laudanda voluntas, heißt zu deutsch: Sie müssen schon vorlieb nehmen, sehr zu verehrender Herr Senator. Geruhen dieselben daher zu gestatten, daß Christian Leberecht Grüneisen, so man titulirt in der Stadt den Eremiten unter den Dachziegeln, heute die wenigen ganz unscheinbaren Früchte seines Gartens, Kinder der Mutter Erde und der licht- und wärmespendenden Wolkenwandlerin am Firmamente, in Dero Hände dürfe bescheidentlich niederlegen, nicht etwa blos, um den hochwerthen Gaumen des Herrn Senators und der Frau Senatorin zu laben, als vielmehr jetzo, an dem Geburtstage von Dero liebreizgekrönter Demoiselle Tochter Seniorin, ein Zeichen zu sein der Bewunderung Ihres Nachbars. Wie soll ich sie nennen — —?"

So weit etwa ergoß sich die Rede des zungenfertigen Alten,

dann aber fiel mein Vater mit halb lächelnder, halb ärgerlicher Miene in's Wort: „Schon gut, schon gut, schönen Dank, schönen Dank, Herr Nachbar!“ Und nun entstand eine Scene des stummen Spiels der Verlegenheit. Grüneisen zog ein grün und schwarz geblümtes Kattuntaschentuch aus dem Rockschoße und trocknete sich nach der herzerregenden Rede die Schweißtropfen von der Stirn. Die Schachtel wurde geöffnet — lauter frische, saftige Weintrauben und dazwischen hier und da ein Blatt weißen Papieres, auf dem in sauberer Fracturschrift von des Alten Hand dichterische Ergüsse im Style der Klopstock, Uz und Gleim zu lesen waren; denn Christian Lebrecht tummelte einen wolkenflugliebenden Pegasus. Und während wir noch die Ueberschriften besagter Poesien wie „Ode an die Tugendblume Seraphine“ oder „Dithyrambe an mein auferstandenes Jugendglück“ eifrig studirten, suchte unser seltsamer Gast mit langsamem Rückwärtsschritt und hinter dem Rücken tastenden Händen den verlorenen Thürpfosten wiederzuerlangen, um dann, als er ihn glücklich erreicht hatte, unter unsagbar komischen Verbeugungen aus unserem Kreise wortlos zu verschwinden. Aber nein, murmelte er nicht etwas zwischen den Zähnen? Fast klang es, als flüsterte er: „Und sie ist mir doch wiedergeboren.“

Ich stürzte in der nächsten Minute an's Fenster, und nun sah ich den Alten im Sturmschritt über die Straße eilen mit lang im Winde hinterdrein flatternden Rockschößen. Wenige Augenblicke später stand er schon wieder an seinem Mansardenfenster und dienerte mit freundlich strahlendem Gesichte zu uns herüber.

Ich wurde unter meinen Geschwistern ausersehen, die ihres Inhaltes entleerte Schachtel zum alten Grüneisen wieder hinüber zu tragen.

Wie mein junges Herz klopfte, als ich den Gang antrat! Ich jubelte vor Freude darüber, daß ich nun endlich einmal all die Sonderbarkeiten sollte beschauen und berühren dürfen, die, wie ich längst hatte sagen hören, unser greiser Freund in seinem Dachstübchen aufgespeichert hatte, und doch beschlich es mich wie Furcht vor dem unheimlichen alten Hause und seinem mir so interessanten Bewohner.

Mit Zagen setzte ich den Fuß auf die moosbewachsene Schwelle; sie war so glatt und schlüpfrig, daß ich mich am Thürpfeiler halten mußte, um nicht zu stolpern, und als die lose liegenden Steinplatten unter meinem Tritte sich bewegten, da kroch ein ganzes Heer von Kellergewürm aus Ritzen und Spalten über die Stufen hin. Auf dem engen finstern Hausflur schlug mir eine dumpfe Luft entgegen; tausend Spinngewebe zerreißend und an meine Kleider heftend, stieg ich zwei lange, schmale Treppen zu dem Alten hinauf, und bei jedem Schritt knarrten und ächzten die Bretter und Balken unter mir, daß es in dem stillen alten Hause in allen Ecken und Winkeln nachhallend rumorte und echoete; mir war es, als riefen mir hundert Stimmen zu: „Junior, Junior“ — denn anders nannte Grüneisen mich nie — „Junior, bist Du da?“ Und auf der obersten Stufe der langen Treppe stand er selbst, der Alte, mit den freundlichen schwarzen Augen, in dem Dämmerlichte des Treppenvorgemachs fast anzuschauen, wie ein Magus oder Priester des Alterthums — so feierlich umgab ihn der lange Rock; so würdevoll fiel das weiße Haar von seiner Stirn auf die Schultern herab. Um aber das eigenthümliche Bild zu vervollständigen, fehlte auch die Staffage nicht: sein alter Kater mit den funkelnden Augen, merkwürdiger Weise Karfunkulus genannt, sein einziger Freund und steter Begleiter auf den Gängen und Stiegen des Hauses, umknurrte und umschmeichelte ihn mit so diabolisch gekrümmtem Buckel und so seltsamen Sprüngen und Bewegungen, daß das Unheimliche des Augenblicks dadurch nur noch erhöht wurde.

„Komm' Er nur herein, Freund Junior!“ rief der Alte mir zu, indem er mir die knöcherige Hand über's Treppengeländer herabreichte und mich zu sich hinaufzog. „Wer da will wandeln zu den Thürmern, der muß hoch steigen, aber ich sage Ihm: das Ziel, so Er erreichet, lohnet die Mühe. Post nubila Phoebus — nach Wolken die Sonne! Dort unten die Welt — hier oben eitel Friede und Freude!“

Und nun führte er mich in sein „wolkenbenachbartes Tusculum“, wie er sein Dachstübchen nannte. Eine kellerhaft feuchte Luft wehte mir beim Eintritt entgegen. Abenteuerlichste aller Menschenwohnstätten, die ich je beschritten! Das enge zweifensterige Gemach war so niedrig, daß ein ausgewachsener Mann mit gestrecktem Arm sicherlich an die Decke reichen konnte. Die Wände umrankte ein großblätteriger Epheu, der durch eine Mauerspalte des baufälligen alten Hauses vom Hofe aus kräftig hereinwuchs, so üppig und dicht, daß man sich, in die Mansarde tretend, in einer schattigen Laube wähnte. Um die wenigen Möbel des Stübchens hatten sich die vollen, blätterreichen Ausläufer des frisch grünenden Gewächses wie die weit greifenden Arme eines Riesen gelegt und Alles romantisch umwuchert und in ein saftiges Grün gehüllt. Selbst von der Decke herab hingen lange Ranken in's Zimmer hinein und berührten mir, so oft ich einen Schritt that, Scheitel und Wangen, daß ich jedes Mal erschrocken zusammenfuhr. Der kleine Raum wurde durch einen großen im Epheu ganz vergrabenen Schrank, der zwischen den beiden Fenstern mit der einen Schmalseite an die Wand gestellt war, in zwei gleiche Hälften getheilt, sodaß man in der That zwei Zimmer vor sich zu sehen meinte. Bewunderungswürdige Zweckdienlichkeit dieses Schrankes! Er bildete nicht nur die Scheidewand zwischen dem Wohn- und Schlafzimmer des Herrn Candidaten, er war auch Raritätenbehälter, Speisekammer, Bücherrepositorium, Kleiderschrank, ohne dadurch seine praktische Verwendbarkeit zu erschöpfen; denn in seinem untersten Fache, nach der Seite des Schlafgemachs hin, sozusagen im Parterre des Schrankes, hatte Vater Grüneisen sich aus Stroh und einigen dürftigen Decken sein höchst einfaches Nachtlager bereitet, „die stille Geburtsstätte meiner Träume“, wie er es zu bezeichnen pflegte.

Zwischen den Epheuranken hingen rings an den Wänden zahlreiche farbige Bilder, wie man sie in Bauernstuben findet. Eines dieser Bilder aber — es war bei weitem größer als die übrigen und hatte seinen Platz etwas abseits in einer Nische — war mit einem dichten Schleier verhüllt und vom Epheu fast ganz überdeckt.

„Mehercule, mehercule! um des Himmelswillen, Freund Junior!“ rief erschrocken der Alte, als ich, neugierig, wie ich war, die bergende Hülle zurückziehen wollte. „Laß' Er das, laß Er das! Denn ich sage Ihm: das sind versunkene Träume, so Er nicht kann deuten noch fassen. Die Wellen rauschen darüber, und das Wasser ist gar so tief. Ach, Junior, Er kann das Blümlein nicht schauen, so da unten am Grunde wurzelt und winkt. Aber Christian Lebrecht siehet das Blümlein wohl noch mit der alten Augen und der ewig jungen Thränen darin. Und das Blümlein ist todt. Laß' Er das, Freund Junior!“ Und indem er so sprach, schien er mit träumenden Blicken müde und traurig in eine weit entlegene Zeit zurück zu schauen.

„Hier hinein steck' Er die Nase!“ fuhr er dann fort, wie aus tiefem Schlaf erwachend, und schob mich zu dem alten Schrank vor das Fach der Raritäten. „Studium mater est sapientiae, will sagen: Fleiß ist der Weisheit Anfang. Darum studire Er!“ Sprach's und setzte sich auf ein halbvermorschtes Sopha.

Ich durfte unter den gelehrten und profanen Sammlungen des Schrankes nach Herzenslust kramen und räumen. Münzen aus allen Zeiten der Geschichte, werthvolle kleine Urnen und Vasen aus Rom und China, Handschriften berühmter Männer und zahllose Erinnerungszeichen aus dem eigenen Leben des sonderbaren Alten, daneben aber allerlei Absurditäten, wie eine Schachtel mit einem Stück der ägyptischen Finsterniß, ein Splitter von der Himmelsleiter, die Jacob im Traum gesehen, und dergleichen Kostbarkeiten mehr — welch' eine reiche Nahrung für die Phantasie des Knaben! Ich vertiefte mich ganz in diese Schätze.

„Ein Buch, Vater Grüneisen, ein Buch!“ rief ich plötzlich erstaunt und jubelnd, als mir unter den tausend Sachen und Sächelchen des Schrankes ein stattlicher Foliant in schweinsledernem Einband in die Hand fiel, der vom ersten bis zum letzten Blatt von des Alten Feder voll geschrieben war.

„Ist Er des Teufels, Freund Junior?“ fuhr mein greiser Gönner von dem wurmstichigen Sopha, heftig gesticulirend, so eilfertig und unstät auf, daß Karfunkulus, der neben ihm sein gewohntes weiches Lager eingenommen hatte, mit leuchtenden Augen zischend auf ihn zugestürzt kam und der alte Schrank in seinen Grundvesten wankte und schwankte. „Das ist mein sacer liber, zu deutsch: mein heiliges Buch, so Er soll lassen

stahn. Wahrlich, ich sage Ihm: Keines erdgebornen Menschen armseliges Auge, außer dem meinen, hat jemalen diese Blätter geschauet oder gelesen."

Er entwand das Buch meinen Händen und stellte es an seinen Platz zurück, dann aber — ich muß wohl zu dieser Maßregelung ein sehr wehmüthiges Gesicht gemacht haben — überkam es ihn plötzlich wie eine rührende Milde und Weichheit. „Junior," sagte er, indem er mir mit der hagern Hand zärtlich durch die Locken strich, „wenn der alte Grüneisen dermaleinstens wird gegangen sein in jene terra incognita, wollte sagen: in jenes unbekannte Land, allwo die Engelein mit den weißen Flügeln, grüne Palmzweige in den Händen, an den Himmelspforten stehen, dann soll dieses Büchlein Ihm gehören, mein Junior. ‚Vanitas vanitatis' stehet auf der letzten Seite zu lesen — und das ist wirklich dieses Lebens Inhalt: der Thoren Thorheit." Und dann streichelte er mir die Wangen und küßte mir die Stirn, und mir war's, als sähe ich eine Thräne glänzen in dem Auge des Alten.

„Und nun komm' Er und laß' Er uns dahin hinaufsteigen, allwo die heilige Dreifaltigkeit thronet!" und damit ergriff er meine Hand und führte mich auf das dunkle Treppenvorgemach hinaus und eine schmale Stiege hinan. Als wir Drei, Grüneisen, ich und der Kater Karfunkulus, letzterer knurrend und schnurrend in unheimlichen Sätzen uns voran, die finstern Stufen hinaufstiegen, da ging mir in leisen Schauern zum ersten Male das Kindesherz auf, als ahne es dunkel des Lebens ganzen Ernst und seinen oft so räthselhaften Inhalt. Zwischen dem seltsamen Alten und seinem gespenstischen vierfüßigen Begleiter mit den unstäten Gluthaugen stand ich warmes, frisches Knabenblut auf der geheimnißvollen dunklen Stiege. Wohin, wohin? Zur „heiligen Dreifaltigkeit", hatte Grüneisen gesagt. Was sollte ich mir dabei denken? All' meine Pulse klopften.

Es war ein geräumiger, düsterer Hausboden, den wir nun beschritten. Wir hatten kaum den Fuß auf die halb verwitterten, schwankenden Bretter gesetzt, als eine ganze Völkerwanderung langbeschwänzter Ratten und schnellfüßiger Mäuse nach allen Seiten hin vor uns auseinanderstob. Karfunkulus machte zischend und prustend einen gewaltigen Sprung und begann über Balken und Gerümpel hinweg eine fliegende Jagd auf das aufgeschreckte Ungeziefer. Christian Leberecht aber führte mich in langen Schritten — ich trippelte ängstlich neben ihm her — durch die dunklen Räume auf drei ferne helle Punkte am Ende des Hausbodens zu. Es waren drei kleine im Dreieck angebrachte runde Fenster, „Vater", „Sohn" und „heiliger Geist", wie mein Begleiter in seiner Alles versinnbildlichenden Weise interpretirte. „Etwas muß der Mensch haben, daran er sein Herz kann hängen," fügte er hinzu, „und hier ist meine Vergangenheits-Gedankenbrütstätte."

Wir waren an eines der Fenster getreten — ich glaube, es war der „heilige Geist" — und schauten hinaus in die morgenfrische Herbstlandschaft. Ueber die Dächer der Häuser hinweg blickten wir auf die sonnenbeglänzten Felder und Wiesen, welche mir in diesem Augenblicke schöner denn je erschienen. Auf dem blauen Flusse ganz im Vordergrunde der Landschaft schwammen bunt bewimpelte Kähne mit fröhlichen Menschen, die in den hellen, farbenschimmernden Sonntag lustig hineinruderten. Ueber ihnen segelte schwirrend ein Heer von Vögeln durch die klare, reine Luft, vom Hintergrunde her aber, dort, wo im Duft der Ferne saftige Wälder das Landschaftsbild abschlossen, grüßte der Thurm einer Dorfkirche freundlich zu uns herüber. Glockengeläute klang von allen Seiten an unser Ohr, und in dem durch die Stille wallenden Tongewoge mochte wohl auch von dem fernen Kirchlein ein verlorener Klang zu uns dahertönen.

Grüneisen lehnte das Haupt gedankenvoll an die Fensterbrüstung, und „O Junior," sagte er wehmüthig und weich, indem er leise auf den Kirchthurm am Walde deutete, „dort hinüber lag mein Glück. Und nun gehe Er und grüße Er mir die Demoiselle Seniorin!"

Indem ich mich auf seine freundlich verabschiedende Handbewegung schüchtern zum Gehen wandte und den Rückweg über den finsteren Hausboden antrat, hörte ich noch, wie Grüneisen, leise seufzend, vor sich hin flüsterte: „Vanitas vanitatis!", und aus den Winkeln und Nischen des unwirthlichen Bodenraumes schien das Echo zu antworten: „Der Thoren Thorheit!"

Dicht an der Treppe leuchteten mir im Vorübergehen aus einem dunklen Mauerloche die feurigen Augen des Katers Karfunkulus entgegen — es befiel mich ein Gefühl von Furcht und Grauen; ich beflügelte meine Schritte, und des hellen Sonnenscheines gedenkend, der jetzt wohl recht lustig da draußen auf den Trottoiren liegen müsse, wo wir Knaben so gern spielten, floh ich, Stiegen und Stufen hinunter, aus dem unheimlichen Hause des alten Grüneisen.

Ja, draußen strahlte die goldene Sonne. Auf dem hohen, eisenumgitterten Vorbau, der in jener alten Zeit an der ganzen Länge meines Vaterhauses estradenartig hinlief, saßen die Eltern und Geschwister nach traulicher Kleinstädtersitte um den sonntäglichen Tisch. Der Kaffee dampfte heute aus unsern Festtagstassen, und das Gespräch drehte sich um einen wichtigen Gegenstand, um Schwester Elisens Geburtstagskuchen, der soeben in den würzigen Mokka getaucht wurde.

Was waren mir Mokka und Geburtstagskuchen! Ich wälzte in meinem Kinderkopfe eine Welt von Gedanken und Fragen: der Alte da oben in seiner epheuumrankten Mansarde, das verschleierte Bild, das geheimnißvolle Buch, die heiligen Dreifaltigkeitsfenster, durch welche die kleine Kirche am Walde so bedeutungsvoll hereinwinkte, und dazwischen die geisterhaften Augen des Katers Karfunkulus — wie erregten und bewegten mich diese Eindrücke, die ich vom Nachbar mit heimgebracht hatte! Hier unten aber auf der Estrade vor meinem Elternhause die strahlenden Gesichter der Meinen, Elisens neues Geburtstagskleid, das lustige Sonntagstreiben auf der Straße und über alledem, wie ein rosiger Schleier, aus Frieden und Feierlichkeit gewoben, der sonnige, wolkenlose Herbsthimmel und das leise verhallende „Nun danket Alle Gott!" der singenden Gemeinde in der nahen Kirche — das alles weckte mir der Empfindungen zu viel, zu viel auf einmal für mein übervolles Knabengemüth. Der Vater sah mich erstaunt an, denn ich hatte soeben eine seltsame Frage gethan; mit einer Handbewegung zum Nachbar Grüneisen hinüber und einem langen verwunderten Blick auf die ganze Umgebung hatte ich gefragt: „Vater, ist das das Leben?" — —

Monate gingen in's Land. Candidat Grüneisen dienerte nach wie vor täglich zu uns herüber. Dann aber brach ein Tag herein — und Alles wurde anders. Und das kam so:

Als ich eines Abends in der Dämmerstunde aus der Schule heimkam, saß ein junger Mann bei uns am Theetische. Fremd war er mir nicht, denn ich hatte ihn schon öfter bei uns aus- und eingehen sehen, aber heute hatte er so traulich an unserem Familientische Platz genommen, als gehöre er zu uns. Wenn Schwester Elise ihm eine Tasse Thee präsentirte, dann erröthete sie immer tief und schlug die Augen nieder, er aber — was war das? — küßte ihr heimlich die Fingerspitzen, als sie ihm auf seinen Wunsch den Thee nicht, wie üblich, vom Brette, sondern mit der Hand reichte.

Ich zog die Mutter in's Nebenzimmer und bestürmte sie mit Fragen über den ungewohnten Gast.

„Ja," sagte sie lächelnd, „das ist ein neuer Onkel, nein, nicht ein neuer Onkel; das ist so ein — Schwager, Dein Schwager, mein Junge."

Wunderbar, mein Schwager! Nun war's heraus. Schwester Elise war Braut.

Den nächsten Tag wußte es die halbe Stadt, und übermorgen stand es in der Zeitung zu lesen. Grüneisen, hast Du es auch gelesen? Ich glaube wohl. Und sonderbar — noch an demselben Tage verschwanden die Sterne und Blumen an den Giebelfenstern uns gegenüber, und ein langes, schwarzes Tuch, statt eines Rouleaus in breiten Falten herunterwallend, trat fortan an die Stelle des abenteuerlichen Fensterschmuckes, tiefe, farblose Trauer an den Platz des bunten, freudigen Lebens.

Den ganzen Winter über sah man den Alten nicht. Er schien sich förmlich einzuspinnen in seine trübe Einsiedelei. Als aber der Frühling kam, da trieb die Gewohnheit ihn doch wieder einmal heraus, aber nicht auf die Straße, nein, zuvörderst auf's Dach, denn er mußte ja seiner „lieben Frau" — so nannte er sein Haus stets — ein neues Kleid anziehen, wie immer im Monat Mai, und die Procedur des Ausbesserns der alten Baracke nahm herkömmlicher Weise am Dache ihren Anfang. Für zarte Nerven war es ein schwindelerregender Anblick, Herrn Christian Leberecht's hagere, gebrechliche Gestalt auf dem

schwanken Dache seines Hauses hinan- und wieder herabklettern zu sehen. Mit langgestreckten schmächtigen Armen und Beinen kroch er in spinnenartiger Elasticität um den „Vater“, den „Sohn“ und den „heiligen Geist“ herum, von Ziegel zu Ziegel und wußte mit Kelle und Quast in bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, weitaus langend, zu hantiren. Der Wind spielte dabei mit den langen weißen Haaren des Alten und ließ seine riesigen Rockschöße flattern wie zwei lange dunkle Trauerfahnen. Vollendet aber wurde das Groteske des Anblickes dadurch, daß Karfunkulus, der getreue Kater, seinem Herrn auf Schritt und Tritt nachkletterte und dabei die possierlichsten Sprünge und Sätze machte, bald über den Rücken des Herrn Candidaten hinüber voltigirend, bald um dessen ganze wunderliche Gestalt herum die absonderlichsten Kreise beschreibend.

Unten auf der Straße hatten sich zahlreiche Zuschauer versammelt, welche dem halsbrecherischen Experiment mit Spannung folgten. Ich war mitten unter ihnen. Alles schien gut zu gehen. Plötzlich — ein Schrei ging durch die Menge — wich ein Ziegel unter der Hand des kühnen Kletterers. In jähem Sturze glitt er an dem Dache herab, aber die weit vorspringende Rinne konnte ihn retten. Und richtig — mit einem glücklichen Griffe erfaßte er sie und hielt sich, eine Minute zwischen Himmel und Erde schwebend, mit sicherer Hand an dem wankenden Blechgerüste. Dann aber — ein Krach, ein Sturz — die Rinne war gebrochen, und der Alte lag, ein Bild des Jammers, auf dem Straßenpflaster. In demselben Augenblicke fühlte ich mich von einer kräftigen Hand ergriffen und in das Elternhaus getragen. Der das gethan, war mein Vater, der einen so kläglichen Anblick für nicht geeignet hielt für mein Knabenauge.

Später erfuhr ich, daß man den Gestürzten wie eine Leiche aufgehoben und die zwei Treppen hinauf auf sein wurmstichiges Sopha getragen. Dort hatte er die Augen wieder aufgeschlagen, und als man ihn gefragt, ob er sich sehr verletzt fühle, geantwortet: „Zum Tode!“ dann aber lächelnd gemeint: „Nihil interest, will sagen zu deutsch: Was liegt daran?“ Die ärztliche Untersuchung ergab, daß er eine Rippe gebrochen und das linke Bein stark gequetscht habe. —

Drei Wochen nach dieser traurigen Katastrophe fand Schwester Elisens Polterabend statt. Es war ein großes Fest in unserem Hause. Carossen über Carossen brachten immer neue Gäste. In das Wagengerassel und Pferdegestampf aber scholl das Klirren und Klingen der Scherben, welche Alt und Jung uns an die Hausthür warf; denn es ist eine althergebrachte, allbekannte Sitte, daß, wer es mit dem jungen Paare gut meint, zusammenträgt und -scharrt, was er an altem Geschirr und Scherben auftreiben kann, um es unter Segenssprüchen am Polterabende an die Thür des Brauthauses zu werfen.

Es war schon spät am Abende und völlige Dunkelheit hereingebrochen; ich sah mir vom Fenster aus im Lampenscheine das bunte Polterabendtreiben vor unserem Hause an — da — eine gramgebeugte, hagere Gestalt kommt am Stabe langsam und mühsam über die Straße gehinkt. Ist er es wirklich? Den schwer verwundeten Fuß unter sichtlich heftigen Schmerzen nach sich schleppend, trägt er eine kleine Kiste keuchend daher. Nun setzt er die Last ächzend nieder — ein Augenblick, und eine Unzahl von blinkenden und klirrenden, von theils bunten, unscheinbaren Gegenständen poltert an unsere Hausthür.

„Da, da, da!“ ächzt der Alte leise vor sich hin, indem er ein Stück nach dem andern an die Thür wirft. Dann aber stöhnt er laut auf: „Vanitas vanitatis!“ und eilt, so schnell es das schmerzende Bein zuläßt, unter lebhaften Gesticulationen über die Straße zurück. Der arme, wunderliche Grüneisen! Da lagen sie, seine werthvollen Münzen und Urnen, die besten Stücke aus seiner einst so sorgsam gehüteten Raritätensammlung, und ganz oben darauf schimmerten auch die Papierblumen und -Sterne, die Perlen und Flittern, die einst seine so viel bespöttelten Fenster geschmückt — da lagen sie alle, die ehrwürdigen Reliquien bei den profanen Scherben des Polterabends. Alles zerschellt und zerbrochen!

Seitdem sah ich den Alten nicht wieder — und doch, ein einziges Mal noch. Und das war — im Sarge.

Seit Schwester Elisens Hochzeit war er stiller und stiller geworden, und eines Tages suchte man ihn vergebens in seinem Dachstübchen. Aber als man auf den öden, weiten Hausboden kam, da saß er an einem der seltsamen runden Dachfenster, das Haupt gestützt — das halbgeschlossene Auge blickte fern hinaus zu seinem geliebten Heimathdörfchen.

„Alter, was treibt Ihr?“

Keine Antwort! Christian Leberecht war — todt. Da die epheuumrankte Mansarde zu eng war, bahrten sie ihn in dem kleinen Garten hinter dem Hause auf. Es war gerade die Zeit der Rosen. Da ruhte er nun unter Centifolien und Remontanten in der schwarz verhüllten Truhe, der bleiche stille Mann mit den langen weißen Haaren. Von der Straße aus durch den langen Hausflur sah ich ihn liegen und ruhig schlafen. Kein Mensch war um den Todten, aber auf dem Rande des Sarges saß sein immer getreuer Gefährte, der Kater Karfunkulus mit den unheimlich leuchtenden Augen. Heute hielt er den Kopf gesenkt und blickte traurig bald auf seinen todten Herrn, bald auf die welken Rosenblätter am Boden, mit denen ein leichter Wind phantastische Tänze tanzte. Eine Lerche sang im Gebüsche des Gartens.

Am nächsten Morgen in der Frühe begruben sie meinen seltsamen alten Freund in einen stillen Winkel des Friedhofes. „Einen, der zu gut war für diese Welt,“ hatte an der offenen Gruft der Herr Stadtpfarrer gesagt. — —

Grüneisen hatte sein Wort gehalten. Auf seine schriftliche Verfügung hin wurde mir, dem „lieben Junior“, aus seinem Nachlasse nicht nur das geheimnißvolle Buch, sondern auch das verschleierte Bild nebst einigen Kleinigkeiten ausgehändigt.

Als wir von dem Bilde die Hülle fortgezogen, ging ein Ach der Bewunderung durch den Kreis der Umstehenden. Aus dem verstaubten Rahmen blickte uns ein Mädchengesicht von seltener Schönheit und Lieblichkeit an. Es war ein Kniestück in Oel und ohne Frage von Künstlerhand ausgeführt. Wie Grüneisen in den Besitz desselben gekommen, habe ich niemals erfahren können. Die schlanke und doch kräftige jugendliche Erscheinung, die vor uns stand, trug einen Kranz von Kornähren und Eriken leicht im dunklen Haar, das in zwei vollen, üppigen Flechten lang über die Schultern herabfiel. Die mittelgroße Gestalt war von vollendetem Ebenmaß und wahrhaft reizender Fülle; um Mund und Wangen spielte ein entzückendes Gemisch von mädchenhafter Schüchternheit und leiser Schelmerei; kindliche Einfalt und Heiterkeit sprach aus den tiefbraunen Augen dieser Unschuld vom Lande, die, eine Sichel fest und graziös in der nervigen, aber fein geformten Hand, im weißen luftigen Gewande lustig durch die wogenden Kornfelder dahinzuschreiten schien. Man konnte sich eine anmuthigere Schnitterin gar nicht denken.

Aber nicht nur der Zauber der Anmuth war es, der uns diesem Bilde gegenüber ergriff, es war noch etwas Anderes. Blickte es uns aus diesen Augen nicht wie ein Verwandtes an? War das Lächeln um diesen Mund uns nicht ein längst bekanntes? Diese dunklen Haare, diese von leichtem Braun gesättigte Gesichtsfarbe —? Es war ein merkwürdiger Moment des Erstaunens und Erschreckens, als wir Alle wie aus einem Munde ausriefen: „Schwester Elise!“

Und in der That — die auffallende Aehnlichkeit zwischen der lieblichen Schnitterin und unserer Schwester war nicht zu verkennen. Nur, daß bei dieser fein und zart gebildet war, was sich bei jener in kräftigeren und volleren Formen, gleichsam aus dem Städtischen in's Dörfliche übersetzt, wiederfand.

Und wer war sie, diese reizende Mädchengestalt auf dem Bilde vor uns? In welchen geheimnißvollen Beziehungen stand sie zu unserem nun schlafen gegangenen Philosophen aus der Mansarde und — fragten wir weiter — zu unserer Schwester Elise?

Hierüber giebt uns das mysteriöse Buch, das ich, wie gesagt, zugleich mit dem Bilde ererbt, eingehende Auskunft. Es ist Grüneisen's Tagebuch. Drei Blätter daraus, die ich hier ihrem ungefähren Inhalte nach wiedergebe, genügen, um den Schleier zu lüften, der über dem Leben dieses Sonderlings lag.

Das erste Blatt: Er war, frischen Lebens voll, von der Universität, wo er als armer Bauernsohn auf Kosten eines Gönners Theologie studirte, zu einem längeren Ferienbesuche in sein Heimathdorf zurückgekehrt. Da wurde in Wonne gesäet, was in Weh aufgehen sollte. Warum trug auch Elise, des Wassermüllers junge Tochter, mit der er ehedem kleine papierne Schiffe und Kähne auf den lustigen Wellen des Mühlbaches hatte

tanzen lassen — warum trug sie in den tiefbraunen Augen eine Nacht, in der zu versinken Seligkeit war? Warum flogen ihre langen dunklen Zöpfe bei jeder ungestümen Bewegung des lebhaften Mädchens so wild durch die Luft, daß es ihm jedes Mal war, als wären sie zwei weiche Arme, ihn zu umfangen und zu halten? Acht lange Jahre hatten sie sich nicht gesehen. Sie war die liebste Gespielin seiner Kindheit gewesen. Nun ging er plaudernd mit ihr durch die freundlichen Gassen des Dorfes; nun stand er sinnend mit ihr an dem rastlos sich wälzenden Mühlrade, und wenn es tief hinab tauchte in die strömenden, schäumenden Wasser und sich dann unter feuchtem Staubregen wieder gewaltig hob und die spritzenden, sprühenden Tropfen sie Beide benetzten, dann lachten sie hell auf, wie zwei fröhliche Kinder. Die rasch vorüberrauschende Fluth, war sie nicht wie das Leben? Und wenn er dann Hand in Hand mit der Jugendgefährtin am Ufer weiter hinabwanderte, wo die Wasser ruhiger flossen, dann zeigten sie ihm ein freundliches, tausend Gedanken erweckendes Spiegelbild: er sah sich selbst neben der reizenden Gestalt des holden Mädchens. Und dieses Bild sollte zerfließen wie die strömenden Wasser selbst? Da überkam es ihn, als stünde ein köstliches, bisher nur geträumtes Glück leibhaftig neben ihm, und die schlanke Mädchenhand, die er in der seinen hielt, er drückte sie fester und fester. — Im Mühlgarten aber an einem mondhellen Abend, da der stürzende Bach von fern herüber rauschte und die Nachtigallen in lauschigen Verstecken schlugen, sagte er ihr, wie er sie so gern habe — und der erste Kuß besiegelte den Bund der Beiden.



Das Grabdenkmal Kaulbach's auf dem alten Friedhof in München.
Entworfen und ausgeführt von Lorenz Gedon.

Das zweite Blatt: Und wieder war er im Dorfe. Er hatte seine Examina glücklich bestanden, und die nächste Vacanz konnte ihm eine Pfarre bringen. „Vater Wassermüller, gebt mir Lieschen, Eure Tochter!" Der aber wies den armen Candidaten höhnend ab. „Des Wassermüllers Tochter ist des reichen Gutsherrn Braut," rief er, das Zimmer verlassend, ihm zu und warf die Thür fluchend in's Schloß. Das Mädchen weinte sich die Augen roth, der junge Grüneisen aber konnte vom Dorfe nicht lassen. Und da der Schulmeister gerade gestorben war, wurde er sein Nachfolger. Das Schulhaus lag dicht neben der Mühle — ach! und die Hoffnung, die thörichte Hoffnung wollte nicht sterben; sie würzte dem jungen blassen Schulmeister das karge, dürftige Brod.

Das dritte Blatt: Es war am Tage des Polterabends. Der Kranz sollte der Braut überreicht werden, und die Gäste waren schon alle versammelt, unter ihnen der strahlende Bräutigam, der jugendliche, reiche Gutsherr. Aber Eine fehlte — die Braut selbst. Man suchte sie überall und fand sie nirgends. Sie hatte sich still davon gemacht. Wohin? Ja, wer das wüßte! Stunden des Wartens vergingen. Das Rauschen des Mühlbachs klang so eintönig in das festlich geschmückte Zimmer, und klang es heute nicht gar so melancholisch? Ja, das Rauschen des Mühlbachs!! Wo das Wasser am tiefsten ist, wo die Wellen am leisesten ziehen, wie schimmert es da durch die klare Fluth so seltsam licht und so schwanenweiß in den lauen Frühlingsabend herauf! Ein langes Gewand, zart und schneeig, wie ein Hochzeitskleid, bewegt sich zitternd im Wellenspiele, unten in der krystallenen Tiefe aber scheinen die Wasser ihren Lauf zu hemmen; so sanft und lind schmiegen sie sich um zwei regungslose Alabasterarme, und das lächelnde holde Mädchenangesicht, über das die rieselnden Wellen wie kosend dahinstreichen, ruht es nicht schlummerhaft auf weichem Kissen von Moos und Uferried? So schlummerhaft, daß die Müllerknechte, welche die anmuthige Schläferin zuerst entdeckten, unwillkürlich leiser sprachen, als sie sich zuriefen: „Da ist sie." Da war sie in der That — des Müllers Töchterlein, das es schöner gefunden, da unten in der lautlosen Tiefe bei stummen Pflanzen und Fischen zu schlafen, als hier oben unter den Menschen zu wandeln in der lauten Welt des Athmens und des Herzeleids. — —

Grüneisen (so berichten uns die weiteren Tagebuchblätter) lebte noch viele Jahre als Schulmeister in seinem Heimathsdorfe. Ein einziger Frühlingssturm hatte die Blüthen seines Lebens verweht. Früh in sich selbst zurückgezogen und vereinsamt, von Niemandem verstanden, von Niemandem gesucht, von Niemandem geliebt, wurde er im Alter der vollendete Sonderling, als welchen wir ihn kennen gelernt haben.

Durch den Tod eines entfernten Verwandten kam er in den Besitz des alten verfallenen Hauses, meinem Elternhause gegenüber. Er sollte sein stilles, ihm durch ach! wie viele wehmüthige Erinnerungen lieb gewordenes Dorf verlassen, damit sein altes Herz — wie war es noch immer so jung geblieben! — noch einmal den Hauch der Liebe verspüre, wie einen verwehten Klang aus früheren Tagen. Von seiner Mansarde aus sah er

mein Schwesterlein, auch eine Elise und durch ein wundersames Naturspiel das Ebenbild jener ersten. Daß sie ihm die wiedergeborene Jugendgeliebte sei, diese Fiction war die beglückende Idee seines Alters, aber seines Herzens Heimath war und blieb die Vergangenheit. Von den drei kleinen Bodenfenstern aus suchten seine Augen immer und immer wieder das Heimathdörfchen da hinten am waldumsäumten Horizont, wo er so unsäglich glücklich gewesen und ach! so unendlich elend geworden. „Zwei kurze Frühlingstage nur — und des Lebens Rest ist Schatten, nichts als Schatten; denn das Beste und Edelste stirbt früh," stand auf der letzten Seite seines Tagebuches.

„Zwei kurze Frühlingstage nur —", diese Worte fielen mir wenige Jahre nach des Alten Tode schwer auf's Herz — es war an der Bahre unserer theuren Schwester Elise. Zwei zarte Kinder schlummerten ihr in der Wiege — und sie mußte so jung davon. Was ist Menschenglück, was ist Erdenhoffnung? „Vanitas vanitatis!" schloß Christian Leberecht Grüneisen sein Tagebuch: „Der Thoren Thorheit!"

Die Singtyrannen der Gegenwart.

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!" — heißt der Anfang eines ebenso alten wie schönen, aber auf die Gegenwart nur mit größter Vorsicht anzuwendenden Sprüchworts. Wie kann man sich da ruhig niederlassen, wo Jemand mit kolossalem Aufwande von Athem, mit aus den Höhlen quellenden Augen und anschwellenden Adern Attentate auf das Trommelfell seiner Zuhörer verübt, welche der gemeine Menschenverstand mit „Singen" zu bezeichnen pflegt?! Nun giebt es zwar unleugbar Stimmen, welche schon von der Natur mit einem reichen Tonumfang ausgerüstet sind und einer soeben beschriebenen besonderen Erregung der Tonerzeugungsorgane zur geeigneten Wirkung nicht bedürfen. Aber sie bilden heutzutage die bedeutende Minderheit unter den sogenannten starken Stimmen, da geistreiche Gesanglehrer Mittel gefunden haben, jede Stimme, wenn solche auch von Natur klein, durch gewaltsames Hinaufschrauben der einzelnen Register über deren natürliche Grenzen zu einer sogenannten „starken" heranzubilden; denn „stark" muß die Stimme sein; das ist im Gebiete des Gesanges die Losung unserer Zeit.

Die menschliche Gesellschaft bemühte sich von jeher, allem Gemeinschädlichen nachzuforschen und, wenn möglich, Abhülfe eintreten zu lassen. Vereine geselliger oder sachmännischer Natur schossen stets wie Pilze aus der Erde. Zur Abwechselung gedachte man auch des lieben Viehes, und damit dasselbe nicht ganz auf den Hund komme, gründete man Schutzvereine gegen Thierquälerei. Oeffentliche Blätter gingen mit diesen letzteren Bestrebungen Hand in Hand. Wer von den Lesern dieses Blattes würde sich beispielsweise nicht mit rührender Wehmuth der bildlich dargestellten zusammengekoppelten Ochsen beim Transport auf der Eisenbahn entsinnen?! Auch Sanitätspflege hat besonders in der „Gartenlaube" von hervorragend kundiger Seite reiche Beachtung gefunden. Ebenso aber, wie bis jetzt noch nicht ein Verein gegen Vergewaltigung menschlicher Organe (vulgo Menschenquälerei) sich bemerkbar machte, so hat, meines Wissens, auch noch kein öffentliches Blatt sich der so oft auf grausame Weise mißhandelten Singorgane des Menschen angenommen. Das große Publicum kümmert sich nicht darum, auf welche oft fast unmenschliche Art ihm die vielbegehrte starke Stimme zurecht gestutzt wird — es applaudirt bei jedem möglichst herausgeschrieenen Tone aus Leibeskräften und spricht überhaupt gelegentlich nicht von einem schönen Gesange, wie das sonst üblich war und wie solches dem innersten Wesen der Kunst entspräche, sondern nur von der starken Stimme dieses und jenes Sängers. (Eigentlich sollte man demnach in solchem Falle überhaupt gar nicht mehr das Wort „Gesang" in Mitleidenschaft ziehen, sondern die Sänger einfach in Lungeninhaber mit stärkerer oder schwächerer Explosionsfähigkeit eintheilen.)

Die Kunstkritik eifert im Ganzen wenig gegen das überhandnehmende Loslegen gewisser Sänger, besonders im Theater, ja sie verlangt sogar in nicht seltenen Fällen zur Ausführung des colorirten (das heißt verzierten) Gesanges einen ebenso vollen Gesangston, wie solcher nur für den getragenen Gesang sich eignet: als ob sich eine Kegelkugel mit derselben Leichtigkeit wie ein Federball dirigiren ließe.

Die Capellmeister der meisten Theater lassen die Sache gehen, wie sie eben geht; brauchen sie doch für die Ausführung vieler Opern Stimmen, die ihren Platz überhaupt nur musikalisch auszufüllen haben und denen so viel Kraft innewohnt, um durch die in der Regel massige Instrumentation durchzudringen. Die eigentliche Pflege des Kunstgesanges hat sich sonach im Allgemeinen in den Concertsaal geflüchtet und existirt dort in aristokratischer Abgeschlossenheit. Eine Jenny Lind, Henriette Sontag, Marie von Marra, ein Roger, Stockhausen und viele Andere entzückten die Welt, trotz nicht hervorragend starker Stimme, theils durch den sinnlich bestrickenden Zauber ihres schönen Gesangstones, theils durch die unnachahmliche Grazie ihres seelisch bewegten Vortrags.

Betrafen nun diese Betrachtungen mehr die ästhetische Seite des Vorhandenseins starker und künstlich stark gemachter Stimmen, so mag das Folgende die hieraus entstandenen Auswüchse und das sich wiederum aus dem Vorhandensein der letzteren ergebende Gemeingefährliche für denjenigen Theil der menschlichen Gesellschaft, welcher sich überhaupt mit der Gesangskunst beschäftigt, darstellen. Zunächst tragen die mit natürlich starken Stimmen begabten und in der Oeffentlichkeit wirkenden Sänger die unbewußte Schuld an dem in Mode gekommenen unnatürlichen Hange, um jeden Preis eine starke Stimme zu erzielen; man will ihnen eben, so viel wie irgend möglich, nachahmen.

Eine große Anzahl von Leuten, welche nicht einmal annähernd einen Begriff von der Behandlung der zarten Stimmorgane des Menschen hat, ist der Meinung, daß, wer ein wenig Clavier klimpert, die Geige zum Tanze streicht, oder zur Noth einen Choral auf der Orgel spielen kann, dadurch befähigt genug sei, Gesangunterricht zu ertheilen. Diese Sorte von Singtyrannen giebt nun niemals Pardon, wenn sie eine menschliche Stimme in ihre Gewalt bekommt. Ein junges frisches Mädchen, deren Stimme nach Eintritt der Pubertät, gleich einem jungen Kinde, erst, so zu sagen, das Licht der Welt erblickte, muß alle Uebungen, welche der Singtyrann für nothwendig hält, vor allen Dingen mit starkem Tone ausführen, damit die Stimme, einer beliebten Redensart dieser Species zufolge, „herauskommt".

Daß eine junge Stimme, gleich einem jungen Kinde, mit höchster Zartheit zu behandeln ist, wird von dem Singtyrannen gänzlich außer Acht gelassen. Rücksichten auf die einzelnen Stimmregister (das sind hörbare Einschnitte in der Stimme, die etwa mit den sichtbaren Gelenken der Finger zu vergleichen wären), welche, je nach ihrer Lage, mit mehr oder weniger Athem, oder mit einer dem Tone je nachdem zu gebenden verschiedenen Richtung zu behandeln wären, kennt der Singtyrann nicht. Wozu auch? er wünscht ja nur, daß der Ton so klinge, wie er ihn auf dem Instrumente angiebt, und seine Unersättlichkeit erstreckt sich höchstens auf die Stärke desselben, welche ihm nie genügt. Zu welchen Mitteln der Schüler greift, um diese seine Begierde zu stillen, ist dem Singtyrannen ganz gleich.

Das junge Mädchen klagt über Drücken im Halse, über Brustschmerz, wenn es ein Weilchen gesungen hat; das Zäpfchen erscheint nachgerade purpurroth in Folge der übernatürlichen Anstrengungen — Alles vergebens: „Sie müssen sich gewöhnen, meine Liebe," so beschwichtigt der Singtyrann das junge Mädchen. Das junge Mädchen gehorcht; es singt (vulgo schreit) mit angespanntester Anstrengung der Lungen nach dem Befehle des Singtyrannen, denn die Eltern finden ja auch, daß die Stimme schon hübsch stark klingt, und — der Herr Cantor ist doch ein großer Musikus, der Sonntags in der Kirche so schön die Orgel spielt; er muß das also verstehen.

Es treten aber bereits Symptome bei dem jungen Mädchen ein, welche die Befragung des Arztes nöthig machen. Der Arzt setzt den Kehlkopfspiegel an. Er findet die Stimmbänder in Folge der heftigen Singarbeit maßlos überangestrengt und ausgeweitet,

den Kehlkopf entzündet, die Lungen stark angegriffen. Er läßt dem Singen sofort Einhalt thun, aber vielleicht in einzelnen Fällen zu spät, denn die betreffenden Organe sind in einem Grade afficirt, daß, wenn nicht gar ein Siechthum eintritt, eine jahrelange Ruhe und unter Umständen gänzliches Aufhören des Singens eintreten muß. Es ist nur zu beklagen, daß diese Singtyrannen nicht den Egoismus besitzen, derartige Hercules-singarbeit mit fünfzig Pferdekraft zuerst an sich auszuprobiren. —

Eine andere Gattung von Singtyrannen präsentirt sich in Gestalt jüngerer Damen, welche die Gesangskunst durch Entnahme von zehn bis zwölf Stunden bei einem, wie natürlich, berühmten Lehrer an sich bringen und nun beispielsweise unter der Firma „Fräulein N N, Schülerin des berühmten Gesanglehrers N N", ein eigenes Gesangunterrichtsertheilungsgeschäft in Scene setzen. In der Regel beginnt Fräulein N N damit, auf zeitungsinseratem Wege eine „soeben freigewordene Stunde" um den billigen Preis von fünfzig Pfennigen wieder besetzen zu wollen. Da sie ihren Lehrer bei der Kürze der Lehrzeit und sehr oft ohne genügende Basis für den empfangenen Unterricht theils falsch, theils gar nicht verstanden hat, so sucht sie ihr erstes Debut dadurch günstig zu gestalten, daß ihre Schülerin zum allgemeinen Staunen schon beim nächsten großen Familienkaffee das hinlänglich eingepaukte Lied von Mendelssohn: „Leise zieht durch mein Gemüth" mit dem üblichen Fortezug (wahrscheinlich um das „leise" zu charakterisiren) stimmlich von sich giebt. Der Gesang ist zwar falsch und unrein, die Textaussprache incorrect und undeutlich, — — „aber die Stimme! — nein, diese Stimme!, ist die in der kurzen Zeit stark geworden!" — so tönt es aus Aller Munde. (In der That! Wozu Mutter Natur bei ruhigem Wachsen der Stimme zwei bis drei Jahre gebraucht hätte, das hat Fräulein N N in sechs Wochen zu Stande gebracht. Die Stimme hat zwar den jugendlichen Schmelz und den sinnlich reizvollen Klang eingebüßt, gleichwie der Schmetterling, dem man die Farbe vom Flügel wischt, zwar immer noch ein Schmetterling bleibt, aber seinen eigentlichen Reiz verloren hat, aber sie ist doch stark — das ist die Hauptsache. Und was gehörte dazu? Nur ein energisches Bestreben von Seiten der hochbegabten Lehrerin, jeden Ton mit höchstem Athemaufwand, mit gewaltigem Druck des Kehlkopfes singen, d. h. schreien oder quetschen zu lassen — sonst nichts.) Das Lied ist zu Ende. Die junge Sängerin wird allgemein umhalst, geküßt und beglückwünscht. Fräulein N N schraubt ihr Gesangunterrichtsertheilungshonorar in Folge dieses kolossalen Erfolges bis auf fünfundsiebenzig Pfennige. Die junge Schülerin munkelt zwar nach und nach immer mehr von Hals- und Brustschmerz ꝛc. nach dem Singen, was aber in der Regel von der Lehrerin mit „ach, dummes Zeug!" beantwortet wird und so lange fortgeht, bis der Arzt sein „bis hierher und nicht weiter!" ausspricht.

Eine dritte Kategorie absoluter Stimmenverstärker oder Singtyrannen, welche unter Umständen sogar eine respectable Gesangsbildung erhalten hat, geht von dem Grundsatze aus, daß jede Stimme, von unten bis oben, einen egal-starken Ton produciren müsse. Wie falsch dieser Grundsatz ist, beweist hinlänglich die Thatsache, daß, wenn man ruhig gehaltene Töne in Absätzen mit egalem Athemverbrauch und in egaler Aussprache, ohne zu forciren, von unten aufwärts in Secundenschritten angiebt, die tiefere Lage der Stimme sich stets in einer gewissen Tonbreite und Fülle ergeht. Je mehr man nach der Höhe zu kommt, verliert sich diese Breite und macht dafür einer gewissen Tonhelle Platz, welche den Klang mehr und mehr dünner und lichter erscheinen läßt. Daß dies ein tief aus dem innersten Wesen des musikalischen Tones entsprungenes Resultat und als solches seit Jahrhunderten anerkannt ist, beweist die Thatsache, daß kein Streichinstrument, kein Pianoforte mit egalen Saiten bezogen ist, daß keine Flöte, Oboe, Clarinette ꝛc. und kein Blechinstrument, möge es einen Namen tragen, welchen es wolle, so construirt ist, daß es möglich wäre, auf demselben von der untern bis zur obern Tonlage egal-starke Töne produciren zu können. Von einem leicht ansprechenden Tone der Mittellage aus nimmt nun die Minirarbeit ihren Anfang. Im Ganzen waltet hier bis zu einem gewissen Punkte mehr Vorsicht, als in den früher erwähnten Fällen. Man steigt vermittelst kleiner Uebungen in halben Stufen nach der Höhe, später auch nach unten zu, natürlich immer mit voller Stimme. Endlich hat der Schüler einen Punkt in der Höhe erstiegen, von welchem ab das Hinaufdrängen, auch selbst eines halben Tones, nur noch mit größter Gewalt seinerseits geschehen kann. Die Töne schlagen um; die Stimmbänder wirken nur noch mit größtem Athemaufwand; der Schüler verzagt, nur der muthige Lehrer nicht, denn er hat ja Nichts zu riskiren. Endlich kommt der Schüler an den Punkt, wo nach Ausspruch eines bekannten Hofcapellmeisters „die Stimme biegen oder brechen muß", oder wo eine sehr bekannte einstmalige Hamburger Gesanglehrerin ihrer Schülerin zurief: „Halten Sie sich an dem Tische und schreien Sie den hohen Ton mit Gewalt heraus, denn wir müssen ihn stark haben." Die Folge einer solchen Methode ist im günstigsten Falle, wenn nämlich die Stimme während des Studiums überhaupt aushält, ein kurzes Aufleuchten und ein baldiges Abnehmen der Stimmmittel.

Die Früchte dieser letzteren Species sind leider nur zu häufig an den deutschen Theatern vertreten und bieten dem kunstverständigen Beobachter hinlänglich Gelegenheit, den widernatürlich geschraubten Gesangston (besonders in der Höhe) vernehmen zu können. Von einem natürlichen Wachsthum der Stimmmittel, wie sich solches überhaupt bei normal gebildeten Stimmen bis in die Mitte der dreißiger Jahre eines Menschen beobachten läßt, ist bei ihnen keine Rede. Der Lehrer hat bereits, gleichwie bei einer Citrone, Alles herausgepreßt, was an Saft und Kraft in der Stimme keimte; dieselbe kommt dennach fix und fertig als Treibhauspflanze aus dem Atelier des Lehrers hervor und hat nur eine Zukunft: die des allmählichen Hinschwindens. Die dehnbaren Organe eines jungen Menschen fügen sich willig so mancher Ungeheuerlichkeit in der Behandlung, und eine solche liegt in der oben geschilderten Methode. Ist aber das Jünglingsalter überschritten, fängt der Körper an, an seiner Elasticität einzubüßen, so rächt sich die Natur durch schnellen Rückgang der forcirten Organe zur Schlaffheit und Unwirksamkeit. Wird auch die Gesundheit der so Behandelten in der Regel seltener gefährdet, als in den früher vorgeführten beiden Fällen, so werden dadurch doch zweifelsohne unzählige Hoffnungen, welche durch regen Fleiß und edles Streben zu Tage treten, vernichtet.

Ein junger Mensch (männlichen oder weiblichen Geschlechts), der sich beispielsweise der Oper widmet, hat nach vorhergegangenem Gesangsstudium einige Lehrjahre am Theater selbst erst durchzumachen, ehe man bei ihm von künstlerischen Leistungen sprechen kann. Sind diese Jahre nun überstanden, steht der junge Sänger nun nicht mehr unter, sondern über seiner Aufgabe und tragen seine Leistungen künstlerisches Gepräge — welche Errungenschaften sich kaum vor Beginn der dreißiger Jahre geltend machen können — so würde ihm vielleicht eine glänzende Zukunft bevorstehen, wenn nicht die Natur käme und ihren Tribut auf eine grausame Weise durch schnelles Sinken der Stimmmittel einforderte.

Auf die nun vollständig gerechtfertigte Frage des geehrten Lesers: „Wie soll denn aber eigentlich der Gesangsunterricht gehandhabt werden, um eine Stimme zu bewahren und um keine gesundheitsgefährlichen Symptome an den betreffenden Singorganen des menschlichen Körpers aufkommen zu lassen, und auf welche Basis haben sich Eltern, Vormünder und Gesangsschüler zu stellen, um sich ein wenigstens annähernd richtiges Urtheil über den betreffenden Unterricht zu bilden?" — diene Folgendes als Antwort, welche freilich, der Tendenz dieses Blattes gemäß, nur kurz und in allgemeinen Umrissen — gleichsam als eine Art Präservativ gegen falsche und gesundheitsgefährliche Behandlung der Stimmorgane — gehalten sein kann.

Die Grundregel eines guten Gesangsunterrichtes ist, daß der Gesangston sich vor Allem aus dem Sprechton entwickele, und daß, ebenso wie jeder Mensch das Wort nicht hinten im Gaumen bildet, sondern vorn auf den Lippen entstehen läßt, auch der Gesangston von hier (von den Lippen) seinen Ausgangspunkt zu nehmen hat. Es ist daher gut, wenn man den Schüler, ehe er zum eigentlichen Gesangston übergeht, Silben in einer bestimmten Tonhöhe kurz abgebrochen sprechen läßt. Wenn dann der Sington, gleichsam als die Verlängerung einer solchen Silbe, sich aus derselben heraus entwickelt, so wird er keine falsche Richtung nehmen und die inneren Singorgane in keiner Weise schädigen. Man bemühe sich ferner, dem Gesicht beim Singen seinen natürlichen Ausdruck zu erhalten und die inneren Theile des Mundes mit der Zunge nur in schlaffer Haltung zu verwenden.

Weicht man von diesen Hauptregeln nicht ab, so wird alles Gesundheitsgefährliche von selbst schwinden. Vor Allem ist es ferner nothwendig, daß der Schüler die ersten Gesangsübungen mit wenig Stimme mache und daß er dann erst sehr allmählich zu kleineren Steigerungen der Stärkegrade übergehe. Das wirklich starke Einsetzen des Tones, welches nach dem Vorhergegangenen nun auch hin und wieder studirt werden muß, darf dem Schüler weder Unbequemlichkeiten, noch gar Schmerzen im Halse oder dergleichen verursachen, sonst liegt hier der Beweis vor, daß man von dem oben bezeichneten Wege abgewichen ist.

Viel gesündigt wird in den Gesangsclassen der Schulen gegen aufkeimende Stimmen und nicht blos dadurch, daß der Lehrer, der nur in seltenen Fällen gesangstechnisch gebildet, oft nicht im Klaren darüber ist, was er seinen Zöglingen überhaupt zumuthen darf, sondern auch dadurch, daß er sich zu selten über die augenblickliche Verfassung dieser jungen Stimmen unterrichtet. Junge Mädchen oder Knaben, in der Zeit des Ueberganges zur Pubertät, also etwa zwischen dem dreizehnten und sechszehnten Lebensjahre, sollten mindestens alle vier bis sechs Wochen einzeln stimmlich geprüft werden. Man nehme Töne aus der bequemen Mittellage und lasse sie ruhig aushalten. Macht sich ein Schwanken oder Zittern des Tones gegen früher bemerkbar, so ist der oder die Betreffende sofort aus dem Unterrichte zu entlassen.

Eigentlich wäre es Sache des Staates, in den Schulen nur wirklich gebildeten Singlehrern den Unterricht zu übergeben, ebenso wie der Staat es sich zur Aufgabe machen müßte, eigentliche Singschulen für den Kunstgesang zu gründen, in welchen wie bei den Alt-Italienern eine bestimmte, gleichartige Behandlung der Singstimme auf naturgemäßer Basis eingeführt und von hier aus auf den Privatunterricht verpflanzt würde.*

Wenn ich nun meine Skizze mit der Versicherung schließe, dem geehrten Leser nur Bilder vorgeführt zu haben, welche sich mir in meiner eigenen längeren Gesangslehrerpraxis darstellten, und außerdem ausdrücklich bemerke, daß ich hier keineswegs mit zu grellen Farben gemalt, so darf ich wohl hoffen, daß derselbe die Defensive bei Gelegenheit auch da ergreife, wo ich die Offensive ergriffen, nämlich im Kampfe gegen die „Singtyrannen der Gegenwart".

Dresden. L. S.

* Derartige Bestrebungen sollen, wie versichert wird, im preußischen Cultusministerium Erwägung gefunden und Aussicht auf Verwirklichung haben.

Wie Menschen und Dinge sich verlieren.

In einem ansprechenden Feuilletonartikel über deutschen Humor hat F. Kürnberger jüngst das Andenken an einen witzigen Künstler aufgefrischt, der seiner Zeit auch durch seine malerischen Leistungen rasches Aufsehen machte und dann ebenso rasch für die öffentliche Aufmerksamkeit verschwand, so daß er jetzt schon zur Mythe geworden zu sein scheint, denn der genannte Schriftsteller führt ihn irriger Weise als den „altbaierischen Maler Mendt" auf und bringt ihn mit dem hannoverischen Advocaten, späteren Legationsrath Detmold — am bekanntesten durch die Rolle, die er in der achtzehnhundertachtundvierziger Periode in Frankfurt spielte — zusammen, dessen Koboldsnatur er vielleicht mit Absicht, aber ohne Grund und gegen die Wahrheit nach Düsseldorf verlegt. Beide Männer haben nie in dieser Stadt gelebt und sind, so weit die äußeren Umstände einen Schluß erlauben, wohl niemals einander nahe gekommen; der vermeintliche Altbaier aber mit dem jovialen, kecken Humor und der ausgesprochensten Leipziger Mundart ist der sächsische Maler Mende, über dessen Schicksale mir dieser Anlaß einige Erinnerungen wachruft.

Karl Adolf Mende, im Jahre 1807 zu Leipzig geboren, begann seine künstlerische Lehrzeit in Dresden. „Aber ich konnte dort nicht vorwärts kommen," erzählte er, als ich ihn kennen lernte; „Tadel und Verdruß war Alles, was ich in der Schule erntete, und ich hatte doch das Gefühl in mir, daß ich Besseres schaffen könne als meine Mitschüler und die Lehrer dazu. Als mir eines Tages unser Director sagte: ‚Aus Ihnen wird nie ein Maler,' da fuhr mir der Zorn durch die Adern; ich legte meine Mappe zusammen, und mit dem Worte: ‚Ich werde Ihnen zeigen, was ich kann!' bin ich fortgegangen, direct nach München. Und ich habe es gezeigt."

So war es. Mende hatte in Dresden die Aufgabe der Schule verkannt. Wie es Leuten von cholerischem Temperamente oft ergangen ist, stellte sich sein feuriger Geist bestimmte Aufgaben, die er lösen wollte, vor Augen und achtete zu wenig auf den Theil der Kunst, womit sich die Schule zu beschäftigen hat, die Aneignung der technischen Bedingungen, welche zur kunstgerechten Ausführung einer Idee unentbehrlich sind. Was ihm seine Dresdener Lehrer nicht hatten begreiflich machen können, das lehrte ihn sein Ehrgeiz in München erkennen und erwerben, die Kunst mit Farben umzugehen und nicht gegen die Wirklichkeit zu verstoßen. Er erregte Aufmerksamkeit mit einem Bilde, zu dem ihn Jugenderinnerungen veranlaßten, da er als Knabe aus einer Dachluke den Kämpfen um die Befreiung Deutschlands von dem französischen Joche zugeschaut hatte; es ist das noch heute nicht vergessene Bild „Die Völkerschlacht bei Leipzig aus der Vogelschau gesehen". Nach einigen anderen Gemälden von durchschlagendem Erfolge brachte er seine „Vertheidigung eines Tiroler Hauses", ein Bild, welches allgemein das größte Aufsehen erregte und — was damals viel sagen wollte — als Kunstvereinsprämie vervielfältigt wurde. Mehr als in der Farbengebung und dem aufmerksamen Studium der Natur, welches die Zeichnung bis zu den Nägeln im Fußboden darlegte, offenbarte sich der Geist des Malers in der Auffassung. Kein unruhiges Zusammentreffen feindlicher Gruppen, sondern der enge Raum einer Bauernstube, an deren verrammelten Fenstern Männer im Anschlage liegen oder auf den draußen vordringenden Feind schießen; Weiber, die Munition zubringen, Knaben, welche mit Lebensgefahr das Blei der Dachrinne abreißen und Kugeln davon gießen, ein Verwundeter, dem Trost und Pflege gereicht wird — das ist Alles, was die Tafel zeigt, aber mit so ergreifender Wahrheit, daß man empfindet: hier wird ein volksthümlicher Verzweiflungskampf geführt.

Einen Abdruck des Bildes schickte der hochgefeierte Künstler nach Dresden mit den lakonischen Begleitworten: „Da sehen Sie, ob ich kein Maler bin!" — Und in diesem glücklichen Momente, da der Ruhm ihm nicht blos Kränze, sondern auch Früchte bot, verschwand er aus München, ohne daß man weiter von ihm hörte.

Einige Jahre später — ich glaube 1847 — traf ich ihn in der Gegend des Comer Sees. „Nachdem ich in München," sagte er, „eingesehen, daß es nicht genügt, Ideen zu haben, sondern daß man auch lernen muß, denselben eine schöne Form zu geben, ließ es mich nicht rasten; ich wollte ergründen, wie es die alten italienischen Maler gemacht haben; nun bin ich so und so viel Jahre durch Italien bis zur Fußspitze des Stiefels gestreift, um zu studiren, auf welche Weise jene großen Meister so wunderbare Farbenwirkungen hervorbrachten. Jetzt hab' ich's," schloß er mit Selbstbewußtsein. Daß es keine Ueberschätzung und Schönrednerei war, habe ich später aus dem Munde angesehener Maler erfahren, denen er ohne Rückhalt die mühsam erworbenen Kenntnisse mittheilte. Damals sah ich von ihm nur etliche kleine Farbenskizzen und eine Menge Bleizeichnungen in so kleinem Formate, daß sie bequem in der Tasche zu tragen waren, Genrebilder, heitere und ernste Entwürfe von solcher Mannigfaltigkeit und fesselnder Wirkung, daß er daran dreimal für sein ganzes Leben genug zu malen gehabt hätte. Allein das war es nicht, was ihn augenblicklich beschäftigte; ihm steckte etwas im Kopfe, das nicht zur Kunst gehörte und worüber er sich nicht aussprach. Erst im Jahre 1848, da ich ihm in Frankfurt am Main wieder begegnete, wurde ich es gewahr.

In den Tagen, als die deutsche Nationalversammlung zusammengetreten war, tauchte er dort auf und suchte Fühlung mit den Männern der Linken. Er hatte sich in die italienischen politischen Verbindungen eingelassen und war jetzt abgeschickt worden, zu erforschen, ob sich ein Zusammenwirken der freiheitlichen Bewegungen diesseits und jenseits der Alpen erreichen ließe. Der Erfolg mußte nicht nach seinen Wünschen sein, denn ich bemerkte bei den wenigen Begegnungen, die mir der Zufall mit ihm ge-

währte, eine Verstimmung an ihm, die bis zur Bitterkeit ging. Dann war er plötzlich wieder verschwunden. Nicht lange darauf erscholl die Kunde von Radetzky's Siegen — was war aus Mende geworden?

An einem ganz andern Punkte der Landkarte sollte ich es vier oder fünf Jahre später erfahren. Auf einer Fahrt aus dem Mecklenburgischen nach Oldenburg war unser Fuhrwerk zu ich weiß nicht welchem kleinen Orte im nördlichen Striche der Lüneburger Haide gekommen, als ein Mann meine Aufmerksamkeit anzog, der an einem tüchtigen Stocke mit aller Kraft der Sehnen auf einem Seitenpfade durch den dichten Nebel schritt. Die hohe, fast dürre, aber knochenstarke Gestalt, die kühne, straffe Haltung, der Ueberrock von einer besonderen grauen Farbe, genau wie das Haar des zottigen Hundes, der lustig neben ihm trabte — das konnte Keiner sein als Mende und sein „Schnauz". Er war es. Der Hund, der wie eine Mischung von Pudel und Rattenfänger aussah, aber eine italienische Art war, bildete sozusagen ein Stück von ihm; er liebte das anhängliche, muthige und kluge Thier in solchem Maße, daß er die jährliche Schur von dessen Haar aufbewahrte, bis dieses hinreichte, um es spinnen und weben zu lassen; der Rock, den er daraus schneidern ließ, war sein Lieblingsgewand. — Bei einem Glas Grog, aus schlechtem Rum und leiblichem Rothwein gemischt, wie es die Dorfschenke hergab, erzählte er seine Geschichte seit Frankfurt. Dort hatte er eben solche Vielköpfigkeit der Ansichten und Unklarheit des Strebens gefunden wie in Italien. Die Raschheit, womit die Bewegung des Jahres 1848 über halb Europa hereinbrach, hatte zwar die Geister überall aufgerüttelt und Wünsche erweckt, allein nirgends vorbereitete Gemüther angetroffen; aus lauter Begeisterung und ungeduldiger Hitze machte man Putsche, hier Hecker und Struve, dort die Republikaner und Piemontesen. Nach der Niederlage der letzteren war es mit den italienischen Freiheitsträumen vorbei. Mende, der mit Grausen die blutigen Schlachtfelder gesehen, fühlte sich in Italien nicht mehr sicher. Er suchte schweizerisches Gebiet auf und gelangte in großer Entblößung von Mitteln nach Basel, wo einige Freunde für ihn sorgten, so gut es an dem Orte zu thun war.

„Was sollte ich machen?" rief er mit einem Lachen, in dem Zorn und Heiterkeit sich mischten. „Nach Deutschland wagte ich mich nicht sogleich. Ich putzte die verfallenen Wandbilder im Stadthause auf, wofür mich die Millionäre wie einen Tagelöhner bezahlten, aber ich mußte das tägliche Brod haben und — gerächt habe ich mich gründlich."

Weil er ein närrischer Kauz war, der den Aerger, den er niederschluckte, in Spaß ummünzte, daran sich schwer unterscheiden ließ, ob er kitzeln oder beißen sollte, so ließen ihn die reichen Geldherren von Basel in ihrem Casino zu, das sie im „Riesen" hatten, damit er die Zeitungen lesen konnte, und er wußte sich durch die Schlagfertigkeit seines Witzes bei ihnen so in Gunst zu setzen, daß sie auf den Vorschlag seines Freundes eingingen, er solle die gesammte Gesellschaft „Zur Baseler Maus" conterfeien und in einem Bilde zusammenstellen. „Sie bekamen es ja billig," lachte der Schalk. „Da hatte ich denn reichliche Gelegenheit, die kleinlichen Leidenschaften dieser nur für Geld und Sinnengenuß eingenommenen Menschen" — es ist der excentrische Künstler, der so spricht — „recht gründlich zu studiren und aus jedem Gesichte zu erforschen, für welche Art von niedrigem Gelüst seine Züge am besten zu verwenden wären, damit sie als Typus einer Gemeinheit oder rohen Leidenschaft erschienen." Mit rastlosem Fleiße schuf er so ein Kunstwerk besonderer Art. An dem runden Tische des Casinos saßen, im Halbkreis malerisch gruppirt, die Mitglieder dieser Gesellschaft, deren materialistische Denkungsweise ihn so grimmig empört hatte, jedes Gesicht wunderbar fein und getreu wiedergegeben, und doch war es nicht der bestimmte Mensch, den er vor sich gehabt hatte, sondern die Züge desselben waren zum typischen Modell irgend einer Leidenschaft ausgebildet. Ueber dem freien vorderen Theil des Tisches sah man die Erholung der Herren: die Baseler Maus, ein auf verborgenen Rädern laufendes Thierchen, lief zum „Gewinnen oder Verlieren" über den Tisch, und der Wirth und sein Sohn, beide von auffallender Körperbildung, welche Wein herbeitrugen, deuteten den übrigen Zeitvertreib an.

Der geniale Schelm hatte sein Spiel geschickt getrieben — man merkte nichts. Als es aber zum Bezahlen kam, fand man Mende's bescheidene Forderung zu hoch und entrüstete ihn durch armseliges Gebot. Da ließ er in seiner Hitze gegen irgendjemanden die Aeußerung fallen, daß die Herren es bereuen würden, und sagte vielleicht noch mehr; genug, der Possen, den ihnen der Maler hatte spielen wollen, daß sie in ihrem Casino die eigenen Bildnisse als satirische Charakterbilder zur Schau hängten, wurde den Herren hinterbracht, und da sie ja auch in der Regierung saßen, so beschlossen sie, Mende in der Nacht aufzuheben, sein Bild zu vernichten und ihn selbst als Revolutionär über die deutsche Grenze zu liefern. Doch wie der Verräther, so wachte auch der Freund. Mende erhielt rechtzeitig einen Wink und Beihülfe, daß er am Abende sein Bild und seine Person auf badisches Gebiet in Sicherheit zu bringen vermochte. Er eilte nach Frankfurt, wo er das Bild zu verkaufen hoffte. Wie es schien, hatten die Baseler seine Spur überholt; er wurde überall zurückgewiesen. Rasch entschlossen begab er sich nach München und fand dort einen Kunsthändler, der das Bild, welches in künstlerischen Kreisen ungewöhnliches Aufsehen erregte, mit dem Rechte der Vervielfältigung erwarb. Fallmerayer war von dem Kunstwerke so entzückt, daß er den Pathen dazu abgab; die Blätter, welche für die Verbreitung bestimmt waren, sollten die Ueberschrift „Stillleben reicher Leute" führen. Vervielfältigt worden ist es allerdings, doch hat es den Anschein, daß es die Welt nicht zu sehen bekam. Außer einem Premier-Abzuge, den Mende besaß, ist es vielen späteren Bemühungen nicht gelungen, von dem Bilde oder der Vervielfältigung etwas zu entdecken; es scheint sich verloren zu haben. Möglich, daß die von dem Genie Mißhandelten sich durch größere Summen, als sie dem Maler hatten zugestehen wollen, vor dem öffentlichen Spotte schützten.

Mende hegte diese Besorgniß, da er von dem Kunsthändler vergeblich fernere Exemplare erwartete, und ein neuer Vorfall bestärkte ihn in dieser Meinung. Von München war er nach Hannover gegangen, wo er, seiner eigenen Mittheilung zufolge, in Künstlerkreisen mit Herzlichkeit und Anerkennung aufgenommen wurde. Daselbst wurde eben die Jahresausstellung norddeutscher Kunstvereine eröffnet. Unser Maler hielt dies für eine Gelegenheit, sich durch sein „Stillleben reicher Leute" und etliche andere Sachen der Aufmerksamkeit zu empfehlen. Er hatte nämlich Pläne für mehrere große Bilder, die er theils in Zeichnung, theils in Farbenskizze entworfen hatte. Zwei davon, die ich unter vielen sah, als ich ihn bald nach dieser Begegnung in Hannover besuchte, stehen mir noch in Erinnerung.

Das eine erinnerte an die „Vertheidigung eines Tiroler Hauses" durch die feine Auffassung, womit der Maler alle Schrecken eines blutigen Zusammenstoßes in der Vorstellung erweckte, ohne den Beschauer unmittelbar in die Verwüstung blicken zu lassen. Es war eine Scene aus dem italienischen Aufstande. Auf der linken Seite der Tafel sah man eine schräg gegen die Mitte gelagerte Dorfkirche, vor der sich der von einer Mauer umschlossene, das Hauptfeld des Bildes abgebende Friedhof ausbreitete. Hierher hatte sich geflüchtet, was für den Kampf nicht taugte, Weiber, Greise, Kinder; im Vordergrunde einige Verwundete — Zeugnisse dessen, was in der tiefern Straße jenseit der Kirchhofsmauer geschah, über die etliche Buben und Männer in den Tumult schaueten oder daran theilnahmen, den Bajonnette, allerlei Waffen und Köpfe mit militärischen und bürgerlichen Bekleidungen andeuteten. Ein Priester im Ornat und mit kirchlichem Geleit näherte sich den Verwundeten, neben denen links in der Ecke die Zündung einer herübergeflogenen Granate hoch aufsprühete — ein Bild der höchsten künstlerischen Ruhe, das die wildeste Bewegung vergegenwärtigte. Obgleich nur Skizze, war die Farbengebung so wunderbar, daß Bandel, der Meister des Hermannsdenkmals, mit dem ich hingegangen war, ausrief: „Woher nur der Mensch solche Farben nimmt!"

Das andere Bild, eine Zeichnung, beschäftigte sich mit Falstaff und dem Prinzen Heinz. Eine Londoner Kellerkneipe, welche rechts durch die Stiege von der Straße und ein Fensterlein das Tageslicht der Scene erhält; an der darauf schießenden Seitenwand drei Brettertafeln mit Holzbänken; an der ersten die Wirthin und irgend welche lustige Zeisige, die ihre lockere Kurzweil treiben; an der Ecke der zweiten, den Hauptpunkt der Tafel einnehmend, Falstaff neben Dortchen, mit der Rechten ein Weinglas schwingend, die Linke gemächlich in der Tasche; an ihm hinaus unter der trüben Lampe, welche die dritte Tafel erhellt, raufen

Kartenspieler. Aber getrennt von den Gruppen, deren Kernpunkte wir eben erwähnten, jenseits der Gatterthür auf der Stiege, wo das volle Tageslicht auf ihn fällt, steht der Prinz und überblickt lächelnd die Scene. Ließ sich die Gemeinschaft und die Entfremdung, die zwischen Heinrich und seinen Cumpanen bestand, feiner bezeichnen?

Diese und einige andere Bilder wollte Mende nur im größten Maßstabe ausführen und hoffte in Hannover — weitreichende Verbindungen hatte er überall — Bestellung dafür zu finden; wenn nicht, so wollte er sich nach England begeben. — Nach Besprechung mit einigen Künstlern, die er als maßgebend für die Ausstellungsangelegenheiten betrachtete, hängt er den Abdruck seines Baseler Bildes nebst den Portraitstudien der einzelnen Köpfe in Aquarell an einer Nebenwand der Ausstellungsräume auf. Kaum hat er den Rücken gewendet, da tritt der Cassirer des Kunstvereins, ein Banquier, ein; die Mende'schen Sachen erblicken und „den ganzen Plunder" hinausschaffen, ist ein Augenblick. Der Cassirer handelte eigenmächtig, es konnte ja eine Erlaubniß des künstlerischen Vorstandes bestehen; allein er war auch im Rechte, weil es ihm nicht angezeigt worden und Vervielfältigungen, Skizzen und dergleichen statutenmäßig ausgeschlossen waren. Aber man denke sich Mende, da er es erfuhr! Die Erinnerung an Basel und Frankfurt gab ihm in den Sinn, daß der Cassirer im Einverständnisse mit den „Millionären" sein Bild unterdrücken wolle.

Diesen Glauben bestärkte ein anderer Vorfall. Auf einem Spazierwege kam er an einem Mitgliede der österreichischen Gesandtschaft vorüber, das in einer Unterredung dastand; im Vorbeireiten meinte Mende aus dem Munde dieses Herrn, der, wohl zufällig, die Augen nach ihm gewendet hatte, den Zuruf zu hören: „Fort, fort! sogleich!" Sich eine politische Verfolgung einbildend, hatte er sich unverzüglich aufgemacht und war mit seinem Hunde fünf Tage lang durch die Haide gestreift, als ich ihn traf. Sein künstlerisches Auge war dabei offen geblieben. „Großartig!" rief er aus; „diese erhabene Einsamkeit, und die unvergleichlichen landschaftlichen Reize in diesem ‚Meere des Landes'; die Dachauer Gegend ist nichts im Vergleiche hiermit. — Ich lachte ihn wegen seiner thörichten Einbildung aus, denn damals herrschte in Hannover noch eine liberale Richtung, und es gelang mir ihn zu überzeugen, daß er Gespenster gesehen habe. Er begleitete uns bis zum nächsten Eisenbahnpunkte und fuhr wieder nach Hannover. Hier wäre der einzige Zeitpunkt gewesen, da Mende mit Detmold zusammengetroffen sein könnte; aber dieser machte ein gesucht vornehmes Haus und mied die Künstlerkreise, Mende hingegen hatte sich durch sein hitziges Wesen für die aristokratischen Sphären unmöglich gemacht.

Als ich Monate später einen Bekannten aus dieser Stadt traf und nach Mende fragte, erhielt ich zur Antwort, er sei nach seiner Gewohnheit von dort abgereist, ohne zu sagen wohin; man vermuthe, daß er seine Absicht, in England das Glück zu versuchen, ausgeführt habe.

Also wieder verschwunden! Und schwerlich würde ich von ihm mehr zu sagen vermögen, wenn mich nicht ein Geschäft im Juli 1855 nach Bremen gerufen hätte. Auf der Strecke zwischen Verden und Achim kam ich in's Gespräch mit einem Herrn, der die Frage an mich richtete:

„Sie wollen wohl auch nach Achim?"

„Was sollte ich dort? Die Bremer Cigarrenfabriken ansehen?"

„Ich meinte wegen Mende!"

„Mende?"

Und nun hörte ich voll Erstaunen, daß Mende in dem kleinen Orte bei einer Persönlichkeit, die ein lebhaftes Interesse für sein künstlerisches Wirken hegte, in der letzten Zeit gelebt hatte.

„Vor einigen Tagen," fuhr mein Begleiter fort, „bemerkte man seinen Hund am Ufer der Weser, unruhig und heulend; das arme Thier war ganz durchnäßt; es rannte zum Wasser und wieder zurück, als flehe es um Hülfe. Bald danach fand man den Leichnam des Malers; er war ertrunken."

So kam es, daß ich den Fuß an den Rand der Gruft setzen konnte, die an diesem Tage den rastlosen Mann zur ewigen Ruhe aufnahm. Was der Anlaß seines Todes war, habe ich nie erforschen können; daß die Noth ihn nicht zu einem verzweifelten Schritte gedrängt, lag auf der Hand, da er in angenehmen Verhältnissen lebte und eine ansehnliche Summe Geld hinterließ. Es muß also wohl ein Unglücksfall gewesen sein, der den Künstler, dessen Lust es war, kühne große Gedanken in leuchtenden Farben darzustellen, in der trüben Fluth der Weser für immer in Nacht versenkte und die großen Entwürfe begrub, für deren Ausführung er sich mit eiserner Zähigkeit eine ungewöhnliche Befähigung angeeignet hatte. **A. W. A.**

Abrichtung der Vögel.

Von **F. A. Bacciocco.**

Leider ist es dem Menschen nicht möglich, das Seelenleben der Thiere anders, als aus dem menschlichen Gesichtswinkel zu betrachten, und deshalb nennt er vorzüglich jene Thiere gelehrig und anstellig, welche sich, wirklich oder scheinbar, dem menschlichen Verständniß am innigsten und offenkundigsten anzuschließen vermögen. Man staunt zum Beispiel auch über die fremdartige, eigenabgeschlossene Arbeitslust und complicirte Thätigkeit der Bienen und Ameisen, aber fremd steht immer der Mensch, und wäre es der beste Bienenvater, dem inneren Wesen der Arbeit und der Arbeitenden gegenüber. Einen Schritt weiter hat uns endlich Darwin gebracht, der edle und entsagungsstarke Mann, dessen Ruhm und Verständniß mit jedem Jahre wächst und dessen Verständniß — auf den Ruhm leistet er ja gerne Verzicht — von Generation zu Generation steigen wird. Er hat uns die Wege gezeigt, und zwar mehr als ahnungsvolle Wege, auf welchen man dem eigen construirten Seelenleben einiger Thierarten näher treten kann. Der Hund, der Affe, der Elephant sind uns bei weitem nicht mehr die fremden Geschöpfe, welche sie unseren Vorfahren noch waren, und die Sprache des Hundes ist durch ihn sogar in die menschliche Sprache übersetzt worden. Der große Unterschied der Arten und der Abzweigung bringt es mit sich, daß das Seelenleben der Vögel uns fremder ist und wahrscheinlich noch länger bleiben wird, als jenes gewisser Vierfüßler.

Der langen Reihe von Vierfüßlern, welche sich der menschlichen Lebensweise und Dressur anbequemt haben, kann man eine entsprechende Zahl von Vogelarten nicht entgegensetzen.

Wir hören zwar von ausgezeichnet dressirten Papageien, von weisen Raben, von klugen Staaren &c., indessen ist man niemals zu einer rechten Erkenntniß gekommen über die Tiefe und die Grenze ihrer Beziehungen zum menschlichen Geistesleben, und noch immer haben wir es hier mit einer versiegelten Seite der Thier-Psychologie zu thun. Trotzdem hat der Mensch eine hübsch lange Reihe von Vögeln seinem Eigenwillen unterworfen, nämlich er hat dieselben „in seiner Art" zu dressiren verstanden, vom kleinwinzigen Zeisig bis zum gewaltigen Vogel Strauß; nur bleibt noch immer die Frage eine offene, ob wir damit der Vogelseele näher getreten sind und ob wir einen eigenartigen Eindruck auf dieselbe hervorgebracht haben. Noch ist auch die Wissenschaft nicht so weit gelangt, daß sie auf diesem Gebiete die Gesetze des Atavismus verfolgt und beobachtet hätte, und wir wissen, um es deutlich zu sagen, noch nicht, ob ein gelehriger Staarmatz auch einen gelehrigen Sohn oder Enkel in die Welt setzen kann.

Es ist schon der Unterschied in der Befähigung (in unserem Sinne) bei den Arten und Abarten und Familien ein sehr großer, und jedenfalls ist ebenfalls ein großer Unterschied bei den einzelnen Individuen vorhanden. Man kann bei fünf Vögeln aus ein und demselben Neste oft nur Einen mit großer Mühe für die Dressur gewinnen. Wenn man einen Vogelfänger fragt, welche von den verschiedenen Finkenarten er für die gelehrigste und anstelligste hält, dann antwortet er: der Distelfink, der Stieglitz.

Bei einem französischen Vogelhändler sah ich einmal ein halbes Dutzend „Chardonnerets", sämmtlich wohldressirt an einer Wand und zum Verkaufe ausgeboten. Die Dressur bestand darin, daß die Thierchen ihre Frucht- und Wassereimer selbst ziehen mußten. Diese Spielerei ist in Frankreich, in Belgien und am Niederrheine eine sehr verbreitete. Man dressirt in dieser Art

en Distelfink und den kleinen Zeisig. Der Vogel sitzt auf einem leinen Gerüste, welches einem Diminutivschaffot nicht unähnlich ieht; in der Tiefe befinden sich auf einem leichten Geleise der Fruchtbehälter und der Trinknapf, oft der letztere auch allein. Das Vögelein, welches durch einen Hamen auf seiner Stange estgehalten wird, muß, wenn es trinken will, die Schnur mit em Schnabel erfassen und so das Gefäß zu sich heraufziehen. Anfänglich bereitet ihm die Arbeit jedenfalls viel Anstrengung md Qual, bald aber gewöhnt es sich an die Situation und rbeitet und sitzt oben, so lustig wie nur immer ein gefangener Vogel sitzen kann. Noch gelehriger als der Stieglitz erweist sich er Zeisig, welcher wahrscheinlich vermöge seines sanften Naturells ich überraschend schnell dem Zwange bequemt. Die Lehrmeister ezeichnen ihn deshalb als einen überaus gescheidten und antelligen Vogel. Man kann auch bemerken, daß der Zeisig in ieser Lage nach gethaner Arbeit ganz munter singt und zwitschert; ei dem Stieglitz habe ich wenigstens das nicht beobachtet. Man ann jetzt von jedem dieser Abrichter hören, daß ein ähnlicher Versuch mit einem Buchfinken oder mit einem Gelbfinken zu einem Resultate führt. Der Buchfink geht bei den Versuchen u Grunde; er sieht den Wasserbehälter, aber er denkt nicht aran ihn emporzuheben, auch wenn man ihm die Sache hundertnal vormacht. Ganz vergeblich sind ferner die Versuche mit der gewöhnlichen Kohlmeise; sie ist derart wild und unbändig, daß sie sich würgt oder die Beine zerbricht, sobald sie nur auf dem Stabe losgelassen wird. Die Versuche, welche mit vielen anderen Singvögeln angestellt wurden, waren ebenfalls vergeblich. Selbst der Spatz will nichts von einer derartigen Dressur wissen, und er würde lieber verhungern, als sein Brod bei harter Arbeit verdienen. Wollte man den Grad der Intelligenz, der solcher Weise bei den Arten zur Erscheinung kommt, untersuchen, so müßte man (von unserem Standpunkte) zugeben, daß er bei jenen ein bedeutender ist und jedenfalls größer als bei den anderen Arten. Indessen zeigt sich bei anderen Gelegenheiten wieder, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt, der Stieglitz keineswegs so klug, wie etwa der Buchfink.

Der Stieglitz fällt dem Vogelsteller nur zu leicht in das verrätherische Garn, während der Buchfink, selbst wenn ein Lockvogel vorhanden ist, oft plötzlich Halt macht und die Gegend recognoscirt. Der Zeisig wiederum erweist sich unter allen Umständen als ein überaus intelligentes Vögelein; er wird auch im Zimmer schneller heimisch und sucht förmlich den Umgang mit Menschen. Die wilde, trotzige Meise ist ebenso klug wie gewandt, nur ihre Freßgier und ihre Neugierde können sie leichter in die Falle bringen, als irgend einen anderen Vogel. Das Kunststück des Futterholens erlernt übrigens ein solider Papagei schier ohne Bemühung und ganz auf eigene Faust. Wenn man diesen „Menschenvogel" auf seiner Stange beobachtet, wie er die Gegenstände mit Kralle und Schnabel bearbeitet, wird man unwillkürlich an einen ungelenken Affen erinnert. Daher ist der Papagei vor allen Anderen berufen, unsere Kenntniß der Vogelseele zu erweitern und zu vertiefen.

In einigen Gegenden verwendet man gewisse Vogelarten zum Kartenschlagen. Vagirende Vogelhändler bringen dieselben auf den Jahrmärkten zur Schau und zum Verkauf. Ich habe solche Leute in Deutschland, in Belgien, in Frankreich und in Oesterreich gesehen, und sie besaßen immer die folgenden Arten: Canarienvögel, Zeisige, Kreuzschnäbel, Distelfinken und Staare. Ein Theil dieser Vögel ist „in der Freiheit" dressirt. Jüngst zog ein solcher Kartenschläger in Wien auf der Elisabethbrücke die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich. Er hatte in seinem Bauer mehr als ein Dutzend dressirter Thiere: Canarienvögel, Zeisige und deren Bastarde. Die Vögel mußten Nummern ziehen und das war eine neue Errungenschaft für das unheimliche Geschlecht der Lottoschwestern, die in Wien in gewissen Kreisen ihren Einfluß haben. Ein Vogel wurde hervorgeholt und mußte aus einem Behälter Karten hervorziehen und vor sich hinschleudern. Jede Karte zeigte eine Zahl, welche von den Weibern eifrig notirt wurde. Der Eigenthümer konnte einen Vogel veranlassen, zehn Mal Karten zu ziehen; das Thierchen war unermüdlich. Er konnte ihn auch durch kurzen Zuruf bewegen, den Schnabel von einer Karte zu entfernen und eine andere zu nehmen. Die Dressur ließ nichts zu wünschen übrig. Außerdem waren die Thiere so zahm, daß sie nicht einmal die Gelegenheit benutzten, um davon zu fliegen; der Künstler war seiner Gesellschaft so sicher, daß er es verschmäht hatte, ihr die Flügel zu stutzen. Es ist möglich, daß der Kreuzschnabel noch zugänglicher für die Dressur ist. Auf der Brücke von Notre Dame in Paris konnte man vor einigen Jahren einen alten Invaliden sehen, der eine Anzahl Kreuzschnäbel in ganz raffinirter Weise abgerichtet hatte. Er zählte un, deux, trois 2c., und bei jeder Nummer, bei welcher er Halt machte, mußte der arme Kreuzschnabel den Kopf hervorstrecken und die Ziehung bewerkstelligen. Das war denn ganz komisch anzusehen, und die braven Kreuzschnäbel irrten selten. Da der Künstler mit seinen Zöglingen mörderlich schimpfte und fluchte, so vermuthete ich, daß er es mit dieser Methode so glücklich weit gebracht hätte, eine Methode, die sich auch zuweilen bei anderen Kreuzköpfen bewähren soll. In Berlin machte vor etwa zehn Jahren ein „auf das Kartenschlagen dressirter Canarienvogel" Aufsehen und es wurden von seiner Anstelligkeit Wunderdinge erzählt. Er soll leider, als er einmal seinem Käfig entschlüpfte, ein trauriges Ende unter dem Fuße einer vornehmen Dame gefunden haben. Wenn uns der Canarienvogel immer wieder als einer der dressurfähigsten Vögel begegnet, so dürften wir wohl nicht fehl gehen in der Annahme, daß die lange Gefangenschaft und die Fortpflanzung in der Gefangenschaft ihn dem Menschen vertrauter und zugänglicher gemacht hat.

Freilich kann man wiederum nicht dasselbe sagen von den verschiedenen Vögeln, die wir als Hausthiere hegen. Das Huhn erweist sich ganz unzugänglich für alle „Bildung" und Cultur, ebenso die Ente; die sogenannte „dumme Gans" dagegen zeigt entschiedene Anlagen. In jedem Dorfe, welches seine Gänseheerde hat, weiß man, daß die Gans, wenn sie von der Weide herein kommt, auf dem gehörigen Punkte sich absondert und vor ihre Hausthür hintritt, um mit lautem Geschrei Einlaß zu begehren. In den langgestreckten ungarischen Dörfern geht es allabendlich wie bei einer Procession, wo Stück um Stück, oder auch die Paare, sich absondern, um ihr Heimwesen zu erreichen. In der Frühe erfolgt in derselben Weise die Sammlung und der Abmarsch. Dieselbe „dumme Gans" hat entschieden Anlage zur militärischen Disciplin. Ueberdies erzählt man noch da und dort ganz interessante Geschichten über die Gelehrigkeit der Gänse, wobei man nicht einmal bis auf das römische Capitol zurückzusteigen braucht, Geschichten, welche die immerhin erfreuliche Andeutung liefern könnten von den tiefinnerlichen Beziehungen zwischen der Menschen- und Gänseseele, doch möchte ich ausdrücklich die schönere Hälfte unseres Geschlechtes, welche mitunter von solchen Anspielungen heimgesucht werden soll, ausgenommen wissen.

Zu den dressurfähigsten unserer Vögel gehört gewiß in erster Linie die Taube. Dabei muß aber wieder so wie bei den Finken nach den Arten unterschieden werden. Die gemeine Feldtaube, die Kropftaube, der Pfauenschwanz werden nicht als besonders gelehrig bezeichnet. Dagegen die Reisetaube und der Tummler, und die Reisetaube um so mehr, je besser und feiner die Race ist. Bekanntlich beruht der vielbewunderte Heimflug der Reisetaube auf Dressur. Die Taube wird in immer weiteren Distancen von ihrem Standorte aufgelassen. Nur ist ganz wunderbar und dem menschlichen Vermögen völlig unfaßbar die Schnelligkeit, mit welcher die Brieftaube sich orientirt und „instinctmäßig" die Richtung findet. Da redet der Mensch oft von der „einfältigen Taube" und hat keine Ahnung, wie hundertfach sie ihm überlegen ist an gewisser Sinnesschärfe. Die edlere Brieftaube ist auch dieselbe, welche sich im häuslichen Kreise, im Taubenschlage, am gründlichsten dressiren läßt. Sie lernt und ist gefügig, wo bei anderen Racen Hopfen und Malz verloren ist.

Man weiß, daß ägyptische und indische Taubenzüchter auf offenem Markt ihre Thiere auslassen und ihnen mit einem Stabe die Touren vorzeichnen, welche sie in den Lüften zu machen haben. Dasselbe bringt jeder ordentliche Taubenzüchter in Lüttich oder Brüssel zuwege. Er kann, wenn er die Tauben ausgelassen hat, durch die Bewegungen des Armes ihren Flug dirigiren, oder durch Pfeifen, indem er bald in diese, bald in jene Richtung lockt, je nachdem er den Schwarm haben will. Eine gute Sorte hockt auch niemals stundenlang auf dem Dache. Nach vollendetem Fluge fällt sie auf den bestimmten Dachvorsprung und von dort direct in den Schlag. Nur die geringeren Sorten bummeln auf den Dächern herum.

Ob die Dressur noch bei anderen Vögeln so große Resultate aufweisen kann, ist zweifelhaft. Zwar sind die Stücke, welche der Edelfalke leistet, auch nicht zu verachten, doch treten hier immer die niederen Leidenschaften, Mord- und Blutdurst, in ihr Recht. Der Edelfalke, welcher auf der Hand der Edelfrau oder des Falkoniers auf die Jagd auszog und der noch heute in den Sandsteppen Arabiens und in den Hochgebirgen Persiens von den ritterlichen Nomaden zur Jagd verwendet wird, hat eine sorgfältige Schule durchzumachen. Im Jardin d'Acclimatation zu Paris kann man solchen Uebungen zuweilen beiwohnen; der Sport wird dort betrieben, um das Publicum anzuziehen. Ein Falke, der aber durch eine dünne Schnur am Davonfliegen behindert wird, holt mit großer Schnelligkeit die Spatzen aus der Luft, die man in seiner Nähe fliegen läßt. Er denkt jedoch nicht daran, sie seinem Herrn zu bringen, sondern er macht sich gleich an Ort und Stelle darüber her, sie zu verspeisen. So machte er es auf der Falkenbeize ebenfalls und bemerkenswerth war vielleicht nur seine Zahmheit und Zutraulichkeit dem Herrn gegenüber. Ob ein Vogel so weit gebracht werden kann, wie der nächstbeste Hund, daß er ein Stück Wild oder irgend eine Sache apportirt, ist wohl sehr fraglich. Mir ist kein derartiger Fall bekannt. In meiner Vaterstadt besaß ein Mann einen sehr gelehrigen Raben; der Kerl war ein Schimpfirer, wie er im Buche steht; er unterhielt sich mit seinem Herrn und mit allen Leuten und stahl wie ein „gelernter Spitzbube", wie man in Wien sagt. Aber obgleich er eine wahre Passion hatte allerhand Gegenstände hin und her zu schleppen, konnte ihn sein Herr doch nicht dazu bewegen, daß er ihm irgend eine Sache apportirte. Ich habe als kleiner Knabe solchen Versuchen oft zugesehen und mußte immer laut lachen, wenn der schwarze Knabe sich davon machte, sobald sein Herr Miene zeigte, „ihm Etwas beizubringen". Die Zahl der Singvögel, welchen durch die Dressur fremde Melodien beigebracht werden können, ist nicht besonders groß. Es sind fast alle Amselarten, ferner der Staar, der Canarienvogel, der Spötter. Man nennt auch das Schwarzblättchen. In den Arten erscheinen wieder einige Individuen als besonders begabt. Manchem Individuum kann man ein Lied hundert Mal vorpfeifen, es acceptirt nichts. Andere dagegen haben eine rechte Freude am Erlernen; sie neigen lauschend den Kopf und werden nicht müde im Nachsingen. Brehm bezeichnet die nordamerikanische Spottdrossel als die höchstbegabte. Selten lernt ein Vogel mehr als zwei Melodien. Eine Amsel, die drei Melodien pfeift, wie eine Schwarzamsel auf der letzten Vogelausstellung in Wien, ist eine wahre Rarität. Wahrscheinlich weil es eine sehr harte und hartnäckige Arbeit ist, sagen die Züchter: es sei „mechanische Dressur". Inwiefern das „Sprechen" der Raben, der Papageien, der Staare und Elstern zur „mechanischen Dressur" gehört, läßt sich nicht so leicht bestimmen. Es giebt Vögel, so namentlich Papageien, die wirklich „mit Verstand" reden. Sie wissen, daß sie etwas Ungewöhnliches thun und daß sie in eine Wechselbeziehung zum Menschen treten. Sie stutzen und erschrecken förmlich über sich selbst, wenn sie sich zu weit oder zu laut ausgelassen haben. Man ist dann kaum noch berechtigt, bei dem „Menschenvogel" das Wort Dressur anzuwenden. Es ist nichts Angelerntes, sondern schon selbstständige Aeußerung.

Trotzalledem gähnt eine tiefe Kluft zwischen der Befähigung der Vögel und gewisser Vierfüßler und eine noch tiefere zwischen dem Verständniß des Menschen für den Vogel und die Vogelseele.

Vineta.

Von E. Werner.

(Schluß.)

„Ich will die Sorge um den Vater von Dir nehmen, Wanda," sagte die Fürstin. „Ich gehe mit ihm — —"

Die drei Anderen fuhren in höchster Ueberraschung auf. „Wie, Jadwiga?" fragte der Graf, „Du wolltest mit mir gehen?"

„In die Verbannung," vollendete die Fürstin mit fester Stimme. „Sie ist uns beiden ja nicht fremd, Bronislaw; wir haben sie lange Jahre hindurch gekostet — wir nehmen das alte Schicksal wieder auf uns."

„Niemals!" rief Waldemar auflodernd. „Ich gebe es nicht zu, daß Du mich jetzt verläßt, Mutter. Die Kluft zwischen uns ist endlich ausgefüllt; der alte Streit ist begraben. Dein Platz ist fortan in Wilicza bei Deinem Sohne."

„Der soeben dabei ist, seinen Gütern mit eiserner Hand den Stempel des Deutschthums aufzuprägen!" es lag ein furchtbarer Ernst in dem Tone der Fürstin Baratowska, als sie ihn mit diesen Worten unterbrach. „Nein, Waldemar, Du unterschätzest die Polin in mir, wenn Du meinst, ich könnte noch ferner in Wilicza bleiben, in dem Wilicza, das jetzt unter Deiner Hand auflebt. Ich habe Dir spät, aber ganz die Liebe der Mutter gegeben und werde Dir diese Liebe bewahren, auch wenn wir von einander scheiden, auch in der Ferne und wenn wir uns bisweilen wiedersehen, aber an Deiner Seite leben und Tag für Tag sehen, wie Du alles zu Boden wirfst, was ich mühsam gebaut habe, in Deinen deutschen Kreisen meine ganze Vergangenheit verleugnen und jedesmal, wenn der Gegensatz zwischen Euch und uns wieder hervortritt, mich Deinem Machtworte beugen, das, mein Sohn, kann ich nicht; es wäre mehr, als ich mit aller Willenskraft zu leisten vermöchte. Das würde unsere kaum geschlossene Versöhnung wieder zerreißen, würde den alten Streit, die alte Bitterkeit wieder wachrufen. Also laß mich gehen — es ist das Beste für uns Beide."

„Ich habe nicht geglaubt, daß diese Bitterkeit sich selbst in diese Stunde drängen würde," sagte Waldemar mit leisem Vorwurf.

Die Fürstin lächelte schmerzlich. „Sie gilt nicht Dir; sie gilt dem Schicksal, das uns zum Untergange verurtheilt hat. Ueber die Baratowski wie über die Morynski hat es den Stab gebrochen. Mit Leo ging das edle Polengeschlecht zu Grabe, das Jahrhunderte lang in der Geschichte unseres Volkes geglänzt hat. Auch mein Bruder ist der Letzte seines Stammes. Mit Wanda erlischt sein Name, und er erlischt jetzt in dem Deinigen. Wanda ist jung; sie liebt Dich; sie wird vielleicht überwinden lernen, was uns Beiden unmöglich ist. Euch gehört ja das Leben und die Zukunft — wir haben nur noch die Vergangenheit."

„Jadwiga hat Recht," nahm jetzt auch Graf Morynski das Wort. „Ich darf nicht bleiben, und sie will es nicht. Ihr hat die Verbindung mit Deinem Vater kein Heil gebracht, Waldemar, und mir ist es, als könnten ein Nordeck und eine Morynska überhaupt kein Glück mit einander finden. Auch zwischen Euch liegt der unselige Zwiespalt, der Deinen Eltern so verhängnißvoll geworden ist, auch Wanda ist ein Kind ihres Volkes und kann das Blut dieses Volkes nicht verleugnen, so wenig wie Du das Deinige. Es ist ein Wagniß, das Ihr mit dieser Ehe auf Euch nehmt, aber Ihr habt es gewollt — ich widerstrebe nicht länger."

Es war keine frohe Verlobung, die das junge Paar feierte. Die angekündigte Trennung von der Mutter, die düstere Resignation des Vaters und seine Warnung warfen einen tiefen Schatten über die Stunde, die sonst so sonnenhell zu sein pflegt für zwei jugendliche Herzen. Es schien wirklich, als sollte dieser Leidenschaft, die sich durch so heiße Kämpfe durchgerungen, so viele Hindernisse zu Boden geworfen hatte, kein Glück beschieden sein.

„Und nun komm, Bronislaw!" sagte die Fürstin, den Arm ihres Bruders nehmend. „Du bist zu Tode erschöpft von dem scharfen Ritt und den Aufregungen der letzten Tage. Du mußt bis morgen ruhen, wenn es Dir möglich sein soll, die Reise fortzusetzen. Wir wollen die Beiden allein lassen; sie haben noch kaum mit einander gesprochen, und sie haben sich doch so viel zu sagen."

Sie verließ mit dem Grafen das Zimmer, aber kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, da wich der Schatten. Waldemar zog mit stürmischer Zärtlichkeit die endlich errungene Braut in seine Arme. — —

Fabian und seine Gattin befanden sich noch im Nebenzimmer.



Der Seelöwe im Zoologischen Garten zu Berlin.
Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

aber Gretchen war äußerst ungehalten und warf einen wehmüthigen Blick nach dem Theetisch.

„Daß die Menschen über ihre romantischen Gefühle doch immer vergessen, was nothwendig und in der Ordnung ist!“ bemerkte sie. „Die Angst und Aufregung ist doch nun vorbei und das Wiedersehen auch; sie könnten sich doch nun ruhig zu Tische setzen, aber das fällt Niemandem ein. Ich habe weder die Fürstin noch den Grafen Morynski dahin bringen können, auch nur etwas zu genießen, aber Gräfin Wanda wenigstens muß eine Tasse von dem Thee nehmen, den ich eben wieder frisch bereitet habe; sie muß es unter allen Umständen. Ich werde nachsehen, ob sie mit Herrn Nordeck noch drinnen im Salon ist. Bleibe Du inzwischen hier, Emil!“

Emil blieb gehorsam bei der Theemaschine sitzen, aber die Zeit wurde ihm lang dabei, denn es vergingen wohl zehn Minuten, ohne daß seine Frau zurückkehrte. Der Professor fing an sich unbehaglich zu fühlen. Er kam sich hier so überflüssig vor; er hätte sich so gern auch irgendwie nützlich gemacht, wie Gretchen, deren praktische Natur sich nie verleugnete, und um doch wenigstens etwas zu thun, ergriff er die bereits gefüllte Theetasse und trug sie in den anstoßenden Salon. Zu seiner großen Ueberraschung fand er diesen leer und seine Frau dicht vor der jetzt geschlossenen Thür des Arbeitscabinets der Fürstin stehen.

„Liebes Gretchen,“ sagte Fabian, die Tasse so vorsichtig und ängstlich auf der Hand balancirend, als enthielte sie das kostbarste Lebenselixir. „Ich bringe den Thee; er könnte am Ende kalt werden, wenn es noch lange dauert.“

Die Frau Professorin hatte sich in einer sehr verfänglichen Stellung überraschen lassen. Sie stand nämlich gebückt, mit dem Auge am Schlüsselloch, hatte sich aber glücklicher Weise noch rasch aufgerichtet, als ihr Gemahl eintrat. Jetzt aber ergriff sie ihn sammt der Tasse und zog ihn wieder in's Nebenzimmer.

„Laß nur, Emil!“ erwiderte sie. „Die Gräfin braucht keinen Thee, und es dauert noch sehr lange. Um Deinen lieben Waldemar brauchst Du Dich auch nicht mehr zu grämen; dem geht es gar nicht schlecht da drinnen, durchaus nicht. Ich habe ihm übrigens Unrecht gethan — er hat doch ein Herz. Dieser kalte starre Nordeck kann wirklich auf den Knieen liegen und in den glühendsten Worten von seiner Liebe sprechen. Ich hätte es nicht geglaubt.“

„Aber liebes Kind, woher weißt Du denn das alles?“ fragte der Professor, der in seiner Unschuld und Gelehrsamkeit nie etwas mit Schlüssellöchern zu thun gehabt hatte. „Du standest ja draußen.“

Gretchen wurde feuerroth, faßte sich aber schnell und sagte mit großer Bestimmtheit:

„Das verstehst Du nicht, Emil. Es ist auch gar nicht nöthig — und da der Thee nun einmal da ist, so wollen wir ihn selber trinken.“

Die milde klare Frühlingsnacht, welche über dem Meere lag, begann dem Morgen zu weichen. Am Himmel blinkten noch matt die Sterne, aber fern am Horizont dämmerte schon die erste Tageshelle, und das Meer rauschte leise, wie im Traume.

Durch die immer lichter werdende Morgendämmerung eilte ein Schiff, das gegen Mitternacht den Hafen von S. verlassen hatte. Es hatte mehrere Stunden gebraucht, um die weite seeartige Mündung des Flusses zu durchmessen, und stand nun im Begriff, die hohe See zu gewinnen. An Bord befand sich Graf Morynski mit seiner Tochter und Waldemar. Wanda hatte die Trennung vom Vater so unmittelbar nach dem Wiedersehen nicht über sich gewinnen können. Sie bestand darauf, ihn wenigstens bis zum Hafen zu begleiten und auch dann noch so lange wie möglich an seiner Seite zu bleiben, und Waldemar hatte ihren stürmischen Bitten nachgegeben. Eine Gefahr brachte das kaum mit sich, im Gegentheil, die Fahrt nach S. wurde vielleicht unverdächtiger in Gesellschaft einer Dame zurückgelegt. Die Fürstin verweilte ja vorläufig noch in Rakowicz; ihr schrieb man, wie der Sohn ganz richtig voraussah, allein die Befreiung ihres Bruders zu. Jeder Verdacht, jede etwaige Nachforschung richtete sich auf sie und ihren Aufenthalt. Wanda's Abwesenheit wurde schwerlich bemerkt; überdies sollte sie schon in den nächsten Tagen in Begleitung Waldemar's von Altenhof zurückkehren.

Das ehemalige Gut Witold's, jetzt das Eigenthum seines Pfl[…] sohnes, lag an der offenen Küste, die das Schiff bei seiner A[…]fahrt passiren mußte, und bis hierher ward dem Flüchtlinge [… von] seinen Kindern das Geleit gegeben. Graf Morynski beabsicht[igte] in England die Fürstin zu erwarten, die noch einige Wochen [in] Rakowicz bleiben wollte, bis zur Vermählung ihres Sohnes [mit] ihrer Nichte, um dann unverzüglich dem Bruder zu folgen. [Von] England aus wollten Beide gemeinschaftlich ihren fern[en] Aufenthalt wählen.

Es war allmählich Tag geworden. Das erste kalte Früh[licht] ruhte auf der weiten Meeresfläche, aber noch ohne Wärme [und] Farbe. Jetzt, wo die Küste zurückwich und die offene [See] vor den Scheidenden lag, konnte die Trennung nicht län[ger] verschoben werden. Dort drüben dehnte sich der Strand [aus,] der das Gebiet von Altenhof begrenzte, und in unmittelb[arer] Nähe des Schiffes, das jetzt seinen Lauf hemmte, lag, […] umwallt von weißen Morgennebeln, der Buchenholm. Es [war] eine kurze, aber ergreifende Abschiedsscene, die auf dem Verd[eck] stattfand. Graf Morynski litt wohl am schwersten darunter. [So] sehr er auch strebte, seine Fassung zu behaupten, sie brach […] zusammen, als er die Tochter in die Arme ihres künft[igen] Gatten legte. Waldemar sah, daß die Qual der Trennung [nicht] verlängert werden durfte; er umfaßte rasch seine Braut und [trug] sie in das bereitliegende Boot, das sie in wenigen Minuten [nach] dem Buchenholm hinübertrug, während das Schiff sich wieder [in] Bewegung setzte. Vom Verdeck flatterte noch ein weißes Tu[ch] und vom Holm aus wurde der Abschiedsgruß erwidert, [dann] wurde die Entfernung weiter und weiter zwischen den Scheidende[n.] Das Schiff wandte sich mit voller Dampfkraft gen Norden.

Wanda war auf eins der Steintrümmer niedergesunken, [die] unter den Buchen zerstreut lagen, und überließ sich dem Au[s]bruche eines leidenschaftlichen Schmerzes. Waldemar, der neb[en] ihr stand, behauptete wohl die Fassung, aber auch auf seine[m] Antlitze lag der ganze Ernst dieser Abschiedsstunde.

„Wanda,“ sagte er, seine Hand sanft auf die ihrige leg[end,] „die Trennung ist ja keine ewige. Wenn Dein Vater d[en] heimathlichen Boden nicht wieder betreten darf, so hindert u[ns] nichts, ihn bisweilen aufzusuchen. In Jahresfrist siehst Du [ihn] wieder — ich verspreche es Dir.“

Wanda schüttelte schmerzlich das Haupt. „Wenn ich [ihn] dann noch finde. Er hat zu viel und zu schwer gelitten, [um] sich je wieder ganz dem Leben zuwenden zu können. Mir [ist] es, als hätte ich das letzte Mal in seinen Armen gelegen.“

Nordeck schwieg — auch ihm hatte sich beim Abschied [die] gleiche Befürchtung aufgedrängt. Wenn Graf Morynski [auch] wirklich die Folgen der Wunden und der Kerkerhaft zu [über]winden vermochte, den Untergang der Sache, der sein ga[nzes] Leben geweiht gewesen war, überwand er schwerlich. A[ls er] vor Jahren das erste Mal in die Verbannung ging, da [hatte] er geistig und körperlich noch die volle Kraft des Manne[s ein]zusetzen, aber jetzt war diese Kraft gebrochen — wer konn[te] wissen, wie lange der Rest davon noch Stand hielt!

„Der Vater bleibt ja nicht allein,“ entgegnete Walde[mar] endlich. „Meine Mutter folgt ihm, und ich sehe erst jetzt, [was] wir ihr zu danken haben. Sie nimmt mit diesem Entschlusse [die] schwere Sorge von uns Beiden. Du kennst ihre Liebe zu [dem] einzigen Bruder; sie wird ihm die Stütze sein, deren er bed[arf.“]

Der Blick Wanda's hing noch immer an dem Schiffe, [das] schon in weiter Ferne dahinzog.

„Und Du verlierst auch die Mutter, nachdem Du sie [kaum] erst gefunden hast,“ sagte sie leise.

Seine Stirn verdüsterte sich bei der Erinnerung. „Gl[aubst] Du, daß mir das leicht wird? Und doch, ich fürchte, sie [hat] Recht. Wir sind zu gleichartige Naturen, als daß sich je[…] der anderen beugen könnte, und bei einem Zusammenleben m[üßte] das doch nun einmal geschehen. Gehörte ich ihrem Volk[e] oder sie dem meinigen, dann freilich bedürfte es dessen nicht, [dann] würde Alles, was ich unternehme und erringe, ihr Stolz, [ihr] eigenes Wollen sein, jetzt aber steht mir dieses Wollen ewig fein[dlich] gegenüber, und wo ich in Wilicza meinen Schöpfungen die [Bahn] brechen will, da muß ich erst die ihrigen zerstören. Wir [können] uns wohl über die Kluft hinweg die Hand reichen und es […] fühlen, daß wir Mutter und Sohn sind — miteinander [leben] können wir nicht. Sie hat das klarer eingesehen als ich […]

nd gewählt, was für uns Alle das Beste ist; ihr Entschluß lein sichert uns die Versöhnung."

Die junge Gräfin hob das dunkle thränenvolle Auge zu m empor. „Hast Du die düstere Warnung des Vaters ver- ssen? Auch zwischen uns Beiden liegt der unselige nationale wiespalt, der von jeher wie ein tiefer Riß durch unsere Familie ing. Er hat schon Deine Eltern unglücklich gemacht."

„Weil sie keine Liebe kannten," ergänzte Waldemar. „Weil lte Berechnung nach beiden Seiten das innigste Band knüpfte, s zwei Menschen vereinigen kann. Daraus konnte keine Ver- hnung erstehen; da mußte der alte Streit nur noch heftiger ilodern. Wir haben denn doch etwas Anderes einzusetzen. h habe jenem Zwiespalte schon meine Braut abgerungen — ich erde auch mein Glück dagegen zu vertheidigen wissen. Wenn nsere Ehe wirklich ein Wagniß ist, wir können es auf uns hmen."

Die leichten Morgenwolken, welche am Himmel schwammen, gannen sich licht und lichter zu färben, und im Osten flammte e Morgenröthe. Der ganze Horizont war in Rosengluth taucht, und die Wellen erschienen wie gesäumt mit flüssigem olde. Jetzt blitzte es auf wie ein strahlender Funke, der erste ruß der aufsteigenden Sonne, und nun stieg das leuchtende agesgestirn selbst empor aus den Wogen, langsam, immer her und höher, bis es sich endlich ganz davon löste und in oller Klarheit dastand. Durch die helle, kalte Morgenluft floß s wie ein rosiger Hauch, und die bisher so öde dunkle Wasser- äche gewann das tiefste Blau. Mit dem Sonnenaufgang strömten icht und Leben über Meer und Erde hin.

Die ersten Strahlen berührten den Buchenholm, und vor hnen zerrannen die weißen Nebel, die noch zwischen den Bäumen hwebten; sie sanken nieder auf den thaubedeckten Rasen; sie erflatterten im Walde, nur ein leichter Duft blieb noch zurück. Der Morgenwind strich durch die Kronen der mächtigen Buchen, ie sich leise rauschend zu einander neigten, aber was sie jetzt üsterten, das war keine düstere Klage mehr von Vergehen und Sterben, wie damals am Waldsee von Wilicza. Und doch war erade dort, in den herbstlich öden Wäldern, aus Dämmerung nd Nebelschatten das Traumbild aufgestiegen, das jetzt als helle Wirklichkeit dastand — der meerumrauschte Buchenholm im Sonnenglanze mit seiner Märchenpoesie.

Waldemar und Wanda standen wieder an der Stelle, wo or Jahren der wilde, ungestüme Knabe gestanden hatte, der da einte, er brauche nur die Hand auszustrecken, um das, was seine erste Leidenschaft erweckte, nun auch als sein unbestrittenes Eigenthum an sich zu reißen, und das übermüthige Kind, das mit dieser Leidenschaft ein kindisches Spiel getrieben hatte. Da- mals wußten sie Beide noch nichts vom Leben und seinen Auf- gaben. Seitdem war es ihnen genaht in seinem ganzen furcht- baren Ernste; es hatte sie hineingerissen in seine schwersten Kämpfe, und Alles zwischen sie gestellt, was zwei Menschen nur trennen kann. Aber die alte Meeressage hatte ihnen doch wahr gesprochen. Seit jener Stunde, wo ihr Zauber die beiden jugendlichen Herzen umspann, waren diese in ihrem Bann ge- blieben, und der Bann hielt sie fest trotz Entfremdung und Trennung; er zog sie mächtig zu einander, als um sie her Alles in Haß und Streit aufloderte, und führte sie siegreich durch all die feindlichen Gewalten bis zu dieser Minute.

Waldemar hatte den Arm um seine Braut gelegt und sah ihr tief in's Auge.

„Glaubst Du noch, daß ein Nordeck und eine Morynska kein Glück mit einander finden können?" fragte er. „Wir wollen den Schatten tilgen, der bisher auf diesem Bunde lag."

Wanda lehnte das Haupt an seine Schulter. „Du wirst bei Deinem Weibe vieles schonen und vieles überwinden müssen. Ich kann nicht Alles verleugnen, was mir so lange heilig und theuer gewesen ist. Reiße mich nicht ganz los von meinem Volke, Waldemar! Es wurzelt ein Theil meines Lebens darin."

„Bin ich denn jemals hart gegen Dich gewesen?" Waldemar's Stimme hatte wieder jene seltsame Weichheit, die nur ein einziges Wesen auf Erden diesem kalten, starren Manne abzuringen ver- mochte. „Diese Augen haben ja schon den unbändigen Knaben Fügsamkeit gelehrt; sie werden auch den Mann zu zügeln wissen. Ich weiß, daß jener Schatten sich noch oft zwischen uns drängen wird; er wird Dir vielleicht noch manche Thräne und mir manchen Kampf kosten, aber ich weiß auch, daß in jedem ent- scheidenden Augenblicke meine Wanda da stehen wird, wo sie schon einmal stand, als die Todesgefahr mich bedrohte, und wo hinfort allein ihr Platz ist — an der Seite ihres Gatten."

Das Schiff, das den Flüchtling seinem Vaterlande entführte, verschwand in nebelduftiger Ferne. Ringsum wogte die blaue See, und über den Buchenholm strömte das volle goldene Sonnen- licht. Das Meer sang wieder seine alte ewige Melodie, aus Windesrauschen und Wellenbrausen gewoben, und dazwischen tönte es fern und geheimnißvoll wie Glockenklang — der Geistergruß Vinetas aus der Meerestiefe.

Noch einmal der Reliquienhandel.

Hätte Jemand die Absicht, ein Verzeichniß aller der kirch- ichen Reliquien aufzustellen, die da waren und die noch jetzt, reilich zum größten Theile unbeachtet in Staub und Moder be- raben, existiren, so würde er vor einer nicht zu überwältigenden rbeit stehen — denn ihre Zahl ist Legion. In ungeheuren Rengen wurden sie besonders im Mittelalter über die christliche Welt verbreitet; ihre Verehrung galt als ein nicht mehr zu ent- ehrender Theil des kirchlichen Ritus, und für jeden Gläubigen varen sie dadurch zum Bedürfnisse geworden. Es gab zuletzt aum eine Stadt, die nicht eine Reliquie aufzuweisen hatte, velche Kranke geheilt oder sonstige Gnaden ertheilt, und die Kraft erartiger Heiligthümer strahlte segenspendend ringsum. Ein Beschluß des zweiten Concils zu Nicäa (787) gebot sogar schon, aß die Weihung einer Kirche nie ohne Reliquie erfolgen solle.

Im Morgenlande war die Bilderanbetung vorherrschend ewesen, doch dies genügte den christlichen abendländischen Ketzern nicht; dort verlangte man etwas Unmittelbares für die Anschauung, und letzteres wurde mit Veranlassung zu jener neuen Art von Todtenauferstehung. Das Reliquienunwesen und der Reliquientrug reicht in der Kirchengeschichte sehr weit hinauf und lag in der ganzen eigenthümlichen Entwickelung des Christen- thums mit begründet. Die Mutter des Kaisers Constantin, Helena, scheint demselben schon starken Vorschub geleistet zu haben. Unter ihr soll das wahre Kreuz Christi im Jahre 326 aufgefunden worden sein, nachdem es dreihundert Jahre in der Erde un- versehrt gelegen. Aber auch bis in die neueste Zeit hinein muß man römischerseits von der hohen Wichtigkeit einer Reliquie überzeugt gewesen sein, denn sonst hätte der Papst wohl nicht der katholischen Kirche in Constantine (Algerien) als eine ganz besondere Gnade den Nagel von der Fußzehe des Apostels Philippus verehrt.

Aber woher stammen alle diese heiligen Ueberreste, wie sind sie zu uns gekommen und welchen Anspruch auf Authenticität haben sie?

Vor Beginn der Kreuzzüge waren Reliquien im Abendlande nur in geringer Zahl verbreitet, doch im Gefolge der heim- kehrenden Fürsten und Ritter sehen wir sie schon zahlreich auf- treten. Was war auch natürlicher, als daß sich Erstere als höchste Erinnerungszeichen gerade solche Gegenstände auswählten, welche mit ihrem heiligen Kampfe in engster Verbindung und in ihrem Vaterlande mehr als alle anderen Schätze der Welt in Geltung standen. Das Auffinden war ja nicht schwer; dafür sorgten schon speculative Köpfe, und vor Allen — die Priester und Mönche, sobald sie nur sahen, daß es ihnen in irgend einer Weise Vortheil brachte. Sie fanden zuletzt Alles, was sie nur finden wollten, und den Kreuzzügen verdanken wir neben der heiligen Lanze das Schweißtuch der heiligen Veronika, welches sie, wie bekannt, dem Erlöser darbot, als er mit Schweiß und Blut bedeckt das Kreuz nach Golgatha trug, und in das er zum Denkmal seiner Liebe das Angesicht abdrückte. Ist das Tuch echt, so muß es sehr lang gewesen sein, da die verschiedenen Ueberbleibsel mindestens dreißig Meter betragen.

In Genua befindet sich heute noch das Geschenk Salomo's an die Königin von Saba, eine große Schüssel von Smaragd, woraus Christus das Osterlamm speiste. — Ludwig den Heiligen kümmerten wenig die Millionen, welche ihm seine zwei Kreuzzüge gekostet, denn er wurde ja überschwenglich durch einige Kreuzpartikel, Dornen, Nägel, Schwamm und Purpurrock Christi belohnt, die er für schweres Geld an sich brachte. Die ganze Dornenkrone kaufte er für 13,134 Ducaten von Balduin, der sie wegen großen Geldmangels an Venedig versetzt hatte. Würde man aber alle sonst noch existirenden heiligen Dornen dieser Krone hinzufügen, so müßten deren mehrere Tausend gewesen sein. In kurzer Zeit wurde es zur reinen Manie, Reliquien zu besitzen, und der Reliquienhandel begann in größter Ausdehnung. Den Juden bürdet man gern die Zähigkeit im Feilschen auf, aber die Christen der damaligen Zeit verstanden es noch besser, mit den nach ihrer Ansicht größten Heiligthümern endlos zu schachern. Der Streit, wer die beste Waare geliefert, wurde bei den Suchern oft mit Heftigkeit geführt; Jeder wollte das Richtige gefunden haben, und Einer betrog den Andern. So aber kam es vor, daß die steinernen Krüge der Hochzeit von Kana zu Magdeburg, Rom und Cöln existirten, jedes Mal in der vorschriftsmäßigen Zahl sechs, derer nicht zu gedenken, die vereinzelt mit nie enden wollenden Weinresten an anderen Orten gezeigt wurden. Der Splitter vom Kreuze gab es so viele, daß das dazu gehörige Holz klafterweise zu berechnen ist, ein Aehnliches gilt von den Nägeln. Es giebt fünf heilige ungenähte Röcke, zu Trier, St. Jago, Argenteuil, Rom und zu Triane, und jede Kirche weist durch eine Bulle die Echtheit nach. Würde man den kirchlichen Versicherungen in Bezug auf diese Kleidungsstücke Glauben schenken, so könnte die Garderobe des Heilands von den Windeln bis zum Sterbehemd nur auf Frachtwagen fortgeschafft werden.

Eine Hauptsache war, daß die erdichteten Erzählungen, wie solche Heiligthümer in den Besitz der sündhaften Menschheit gelangt, möglichst wunderbar in Scene gesetzt wurden. Die Engel und sonstige Geistererscheinungen spielten dabei eine große Rolle. Man scheute sich aber auch nicht zu behaupten, daß z. B. der steinerne Sarg mit den Ueberresten des heiligen Jacobus über das Meer nach St. Jago geschwommen ist. Im Kloster Bec mußte ein Vogelschnabel zur Aushülfe dienen; es wurde nämlich behauptet, Nicodemus hätte einst bei der Kreuzesabnahme etwas von dem Blute gesammelt und damit Wunder gethan, aber, verfolgt von den Juden, solches in einen Schnabel verborgen und diesen in's Meer versenkt. Das Meer warf diesen Schnabel an die Küste der Normandie und gelegentlich einer Jagd fand man Hirsche und Hunde auf den Knieen davor liegend. Das Endresultat war ein Kloster, das durch diesen wunderthätigen Schnabel unendliche Summen einnahm.

Man denke sich nun hunderttausende von Kirchen, Capellen und Klöstern, die alle mit einem solchen Heiligthume bedacht sein wollten, und man wird überzeugt sein, daß die Nachfrage eine sehr große war.

Die Mönche wurden die Hauptvermittler des Reliquienvertriebes, meistentheils waren sie auch die Fabrikanten derselben. Da die große Menge, im tiefsten Aberglauben befangen, nie an dem Wort der Priester zweifelte, gingen solche sehr bald einen Schritt weiter, und es wurden alle nur mögliche und unmögliche Ueberreste von Christus, Maria, dem Verwandtenkreis und der großen Schaar der Heiligen hervorgezaubert. Da gab es Haare, Zähne und Thränen von Christus — Nadeln, Fäden und Flachs der Maria; mit der Milch, mit der sie den Heiland gesäugt, hätten Oxhofte gefüllt werden können. Das heilige Blut war nicht nur tropfen-, sondern auch flaschenweis vorhanden. Aus der Krippe gefallenes Heu und Stroh-, Grab- und Tischüberreste waren mit Brod vom Abendmahl und den Würfeln, mit denen das Loos geworfen worden, zu sehen. Neben dem in einer Schachtel verschlossenen Hauch Christi fehlte es nicht an dem Stabe Aaron's. Von der Maria Haar gab es alle nur möglichen Schattirungen, und man würde eine große Zahl von braunen, rothen, schwarzen, blonden und brünetten Zöpfen daraus construiren können. Ebenso existirten eine Menge ihrer Pantoffeln, in den verschiedenen Façons, die sie bei eben so verschiedenen Gelegenheiten getragen, wie z. B. bei der Reise nach Aegypten, am Tage, an welchem sie der Elisabeth den bekannten Besuch machte 2c. Die Höschen Joseph's sah man neben dem schwarzen Unterrock der heil. Kunigunde, in den man zu Bamberg den Kopf steckte, wenn m. Kopfschmerz hatte.

Als die heilige Familie zur Genüge ausgeplündert wor. fing man an nach den Gebeinen der zwanzigtausend Heiligen Märtyrer zu suchen und fand sie natürlich, sogar oft fün. sechsfach und Lumpen ihrer Bekleidung dazu.

Rom hatte schon lange mißgünstig diesem so vortheilh. Kleinhandel der Mönche zugeschaut und sah darin mit vol. Rechte eine Schädigung seiner immer Geld bedürfenden Casse. machte aus dem Kleinhandel nun einen Großhandel, und heilige Stadt wurde Hauptstapelplatz für diesen so gut rentire. Artikel. Eine päpstliche Bulle war leicht ausgefertigt, das gr. Insiegel daran gehängt, und wenn die Gebeine anderswo a. gingen, gab es ja in den Katakomben deren noch in Hülle Fülle. Paßten auch die einzelnen Glieder mitunter nicht zusammen, hatte man aus Versehen dem Skelet zwei rechte Hä. und zwei linke Füße gegeben oder war ein Thierknochen dazwis. gelaufen, die Sanction des heiligen Vaters half über sol. Kleinkram hinweg.

Die Päpste glaubten auch in keiner Weise ihr Gewi. damit zu beschweren, wenn sie gegenseitig diese Bullen wid. riefen. Wurde der Wunsch irgendwo laut, einen bestimm. Heiligen zu besitzen, und war er schon ausgegeben — nic. leichter als einen zweiten, dritten, vierten, fünften zu c. struiren, wenn nur das Geld im Kasten klang oder andere Zwe. damit erreicht wurden. Man erinnere sich nur der noch v. zwei Jahren in Mailand wieder aufgefundenen, nun wirkl. echten Gebeine der heiligen Brüder Gervasius und Protasiu. In diesem Falle handelte es sich mehr um Inscenesetzung ein. Spectakelstücks, das politischen Zwecken dienen sollte. Durch d. Energie der italienischen Regierung verlief es jedoch im Sand. Die noch in zwei anderen Städten befindlichen gleich. Brüderpaare sind dadurch in ihren goldenen und silbernen m. Edelsteinen besetzten Särgen gewiß sehr unangenehm aus ihre. vielhundertjährigen Schlafe gerüttelt worden. Sie hatten si. doch so gut bewährt, und zum Danke dafür, daß sie so viele Tausenden Leben und Gesundheit gegeben, auch ihrer Kirche manchen Thaler eingebracht, wirft man sie vielleicht auf de. Schindanger. — So existirt der heilige Dionysius gleichzei. zu St. Denis und zu St. Emeran, dann noch extra sein Ko. zu Bamberg und Prag und seine Hand zu München. Er bes. demnach zwei Leiber, fünf Hände und vier Köpfe — doch Al. that Wunder und war bullengemäß verbrieft. — Abt Marcu. von Amiens rief, als man ihm das Haupt Johannes des Täuf. zeigte: „Gottlob, dies ist sein sechstes Haupt, welches ich zu ve. ehren das Glück habe."

Welche Summen oft für diese Gegenstände ausgegeb. wurden, dafür nur einige Beispiele. Ludwig der Neunte be. für eine nur kleine Partie Reliquien 20,000 Mark Silber, u. Richard Löwenherz kaufte solcher Schätze für 32,000 Ducat. Heinrich der Löwe kam schwer mit Reliquien beladen nach Braunschw. zurück; das Hauptjuwel, das er mitbrachte, war der Daumen de. heiligen Marcus, für den ihm Venedig vergeblich 100,000 Ducat. geboten hatte. — Waren die Einkaufspreise sonach mitunter re. hoch, so brachten sie doch wiederum ein tüchtiges Stück Ge. ein; nicht nach Millionen, sondern nach Milliarden würde ma. die Summen zu berechnen haben, welche der abergläubische. Menge auf den Wallfahrten durch die Meßopfer entlockt worde. sind. Wurde damit noch ein besonderer Sündenablaß verbunden stand die Sache noch besser, wie der Erfolg der leider bis in di. Neuzeit stattgefundenen Schaustellungen des heiligen Rocks zu Trier und der Reliquien Karl's des Großen zu Aachen (Da. riesenmäßige Rock der Maria, Windeln, Schweißtuch und Kinder. hemd Christi, die Leinewand, worauf der Kopf Johannes' de. Täufers gelegen 2c.) beweisen. Freilich wie im Jahre 1496, i. welchem man daselbst 142,000 Pilger zählte und an einem Ta. 80,000 Gulden flossen, ist es nicht mehr. — Der tief verschulde. Herzog Stephan von Baiern ließ ein Mäuschen im Chorstifte Andechs das Verzeichniß von dort sein sollenden Reliquien z. Tage bringen, die sich naturgemäß nun auch fanden. Er schl. dergestalt mit dem Papste einen Vertrag ab, daß Letzterer für di. ertheilte Bewilligung die Hälfte der daraus fließenden Einnahme. erhielt. Die nothwendige Reclame wurde vorzüglich eingeleite.

Pilger zogen in Masse nach München, und jedem der hohen rnehmer konnte das Geld scheffelweise zugewiesen werden.

Da man auch den größten Unsinn glaubte und sich so leicht ïgen ließ, fiel zuletzt bei den Lieferanten jede Scheu fort und enstände wurden als heilig, anbetungswerth, weltlichen und en Segen verheißend vorgeführt, die unter anderen Verhält- n mindestens Zuchthausstrafe für die Urheber nach sich gezogen n. Es wurden dem verblendeten Volke Dinge zum Kusse ereicht, die sich die Feder sträubt beim Namen zu nennen, ze, die das Heilige in den tiefsten Schmutz zogen und die mit uf berechnet waren, die Sinnlichkeit in versteckter Form zu n. Nichts existirte zuletzt mehr, das nicht ihren Zwecken ichbar schien. Man zeigte für Geld den Pfahl im Fleische, dem heiligen Paulus so viel Jammer machte, — die Hörner ïs und einen Strahl von dem Sterne, der den Weisen aus Morgenlande leuchtete, — Mannah aus der Wüste, — den in, mit dem der Teufel Jesum in der Wüste versuchte, — Schminkfläschchen der heiligen Magdalena, — den Athem heiligen Joseph, aufgefangen in dem Handschuh des Niko- us, — etwas von dem Glockenschall, als Jesus in Jerusalem og, und ein Büchschen mit dem Wort, das Fleisch geworden ; — den Bart des Noah, — die Ketten des heiligen Petrus einen rothgefärbten Armknochen desselben, da es bei dem drei- igen Krähen des Hahnes in der Schrift heißt: „Er wurde roth auf die Knochen“, — die Stange, worauf der Hahn krähte, auch ge schöne Schwanzfedern desselben, — Palmzweige vom Palm- ntag, — die eherne Schlange, — die Knochen des heiligen Esels i Jerusalem, sorgfältig in die Haut des zu Verona eingefügt, — n zeigte Dornen von dem feurigen Busch, — Hobel und Bohrer des heiligen Joseph, sogar einige seiner Seufzer, welche er ausstieß, wenn er astiges Holz zu hobeln hatte — ein Stück vom Schurze des Schlächters, der bei der Wiederkehr des verlornen Sohnes das Kälbchen schlachtete, — das versteinerte Gehirn des Petrus (bestand aus Bimstein), — den Schemel, auf dem der Hohepriester Eli den Hals brach, — den Geldbeutel des Judas, einen der Silberlinge, die Diebslaterne, welche er trug, als er seinen Herrn verrieth, und den kolossalen Strick, an dem er sich endlich aufknüpfte, — die Gurgel des heiligen Georg, — das Messer, womit Delila ihren Simson schor, — den Finger des Johannes, mit welchem er auf Jesum zeigte, als er die Worte sprach: „Das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt“, — ein Stück von Elias' zerfetztem Mantel und so viel Knochen der unschuldigen Kinder zu Bethlehem, daß man daraus einen Schluß auf die uns unbekannte bedeutende Bevölkerung zu ziehen berechtigt ist. In ähnlicher Weise wären alle anderen Heiligthümer aufzuführen, doch möge es genug sein mit dieser kleinen Blumenlese.

Die Kraft der Aufklärung hat freilich mächtig in das stets bergabrollende Rad der kirchlichen Verdummung und des Aberglaubens hineingegriffen, doch ganz zum Stillstehen ist es noch lange nicht gekommen. Die Zeiten haben sich darin seit dem Mittelalter, wo der Reliquienschwindel in seiner höchsten Blüthe stand, sehr geändert, und der größte Theil des Volkes zuckt zu derartigem Wahnsinn mitleidig die Achseln; dennoch giebt es viele Tausende, welche auch heute noch vor nichtssagenden Kleiderfetzen, Puppen und Bildern götzendienerisch andächtig knieen, um von ihnen Vergebung ihrer Sünden und das ewige Seelenheil zu erlangen.

v. B.

Blätter und Blüthen.

Der Berliner Seelöwe. (Mit Abbildung S. 877.) Die beiden deutendsten Thierseltenheiten in Berlin sind gegenwärtig der bekannte orilla und der Seelöwe. Der erstere, das Landthier, befindet sich im rtigen Aquarium, und der zweite, das Seethier, im zoologischen Garten.

Wenn man das Meerungethüm, welches unser heutiges Bild in ver- iedenen Stellungen zeigt, in nassem Zustande betrachtet, so fragt man sich gebens, wie dasselbe zu dem Namen „Seelöwe“ gekommen ist, denn nichts n den Haupteigenschaften des Löwen ist dann an ihm zu beobachten; ins- ondere ist von einer Mähne, an welche man bei der Vorstellung eines Löwen h zuerst denkt, nicht die leiseste Spur vorhanden, obgleich das Thier ein weder ganz oder doch fast erwachsenes Männchen ist. Aber sobald man trocken sieht, was allerdings wohl nur am frühen Morgen, vor dem Ins- ssergehen des Thieres möglich, ist das Räthsel gelöst, denn dann tritt die be Farbe, welche der des Löwen genau gleicht, so deutlich hervor, daß man hl auch ohne den Namen auf diesen Vergleich kommen müßte. Sogar : dunklere Hals trägt dazu bei, und so hilft denn diese Färbung sentlich mit zu dem schönen Eindrucke, den dieses Seegeschöpf auf s Beschauer macht. Freilich wenn man außer der Fütterungszeit den elöwen besucht, ist der Genuß ein sehr mäßiger; er hockt dann ge- öhnlich bis an den Kopf im Wasser und schaut unverwandt nach seinem achbar, einem ganz gemeinen Seehunde, der, sonst genug bestaunt, jetzt, it er einen so gewaltigen Nachbar hat, fast ganz übersehen wird.

Der allein sichtbare Kopf des Seelöwen giebt bei seiner unansehnlichen orm keinen Begriff von dem Eindrucke des ganzen Thieres; dieser Eindruck t daher ein ganz unerwarteter, wenn zur Fütterungszeit der Wärter seinem fległing einen Fisch auf das Ufer wirft und das Ungethüm heraussteigt. Heraussteigt“ kann man wohl sagen oder besser vielleicht noch „heraus lettert“; denn der Seelöwe richtet sich senkrecht an der Wand des Bassins uf den Hinterflossen auf und gebraucht seine Fischgliedmaßen so gewandt ls Beine, daß man bei deren zum Gehen ganz unpassender Form um) erstaunter ist. Und wenn er sich nun, emporgestiegen, nach dem Fraß orstreckt, wenn dann sein Hals sich um das Doppelte verlängert, so rscheint der groteske Vergleich mit einem sich streckenden und wieder usammenziehenden Blutegel wohl als der passendste. Wunderbar schön ſt nun aber das Schauspiel, wenn ein Fisch in das Wasser geworfen ird. Mit einem gewaltigen Sprunge, in schönem, bei seiner scheinbar ngeschickten Gestalt erstaunlich graziösem Bogen stürzt der Seelöwe ich in's Wasser, welches rauschend über ihm zusammenschlägt, und nun ucht er, in prachtvollen Bogenlinien auf- und niedertauchend, unter dem Wasser nach seiner Beute. Das Ungeheuerliche der Form in Verbindung mit dem Graziösen und zugleich Machtvollen dieser Bewegung ruft bei len versammelten Zuschauern stets staunende Bewunderung hervor, und wohl Niemand kann sich von dem Schauspiel vor dessen Beendigung trennen, obgleich der Seelöwe dabei sehr oft zum Heraussteigen aus dem Wasser und dann wieder zum Hineingehen in dasselbe genöthigt wird.

Den besten Beweis für seine Kraft und Behendigkeit hat er übrigens dadurch geliefert, daß er schon zweimal aus seiner Umhegung entwichen ſt, einmal indem er, wenn ich mich recht erinnere, die Eingangsthür ein- drückte und in's Freie lief, das andere Mal, indem er über das Gitter, welches ihn von seinen Nachbarn der andern Seite, den Fischottern scheidet, n aller Form hinüberkletterte. Wenn die Bewegung des Kletterns bei unserm Seelöwen eine unregelmäßige, sich je nach den Umständen richtende ist, so verdient hingegen die Art, wie er sich auf dem Lande fortbewegt, einige schildernde Worte. Beim gemeinen Seehund besteht die Fortbewegung in einem ungeschickten Hüpfen, der Seelöwe dagegen wirft das Hintertheil abwechselnd nach rechts und links, ungefähr wie sich ein Pferd, mit dem Schweif nach rechts und links schlagend, die Fliegen abwehrt. Die großen, im Gegensatz zum gewöhnlichen Seehund nach vorn gerichteten Hinterflossen geben dieser Bewegungsweise etwas doppelt Eigenthümliches, und auch hier fehlt wohl ein eigentlich passender Vergleich.

Die Beweglichkeit des Thieres wird man aus einigen der kleineren Zeichnungen ersehen können; so kann es sich z. B. mit großer Leichtigkeit vermittelst seiner Hinterflosse am Kopfe kratzen; daß dabei, wie die eine kleine Zeichnung zeigt, die Flosse abwärts gebogen ist, hat seinen Grund darin, daß die drei auf den inneren Zehen sitzenden Nägel merkwürdig weit zurückstehen, aber selbstverständlich die eigentlichen Werkzeuge zum Kratzen sind. In ruhiger Stellung erinnert übrigens das Thier durch seinen gewaltigen Hals außerordentlich an einen Stier, könnte also auch ebenso gut „Seestier“ genannt werden.

Der Berliner Seelöwe wohnt erst seit dem September 1876 im dortigen Zoologischen Garten und wurde bei der jährlich in diesem Monate wiederkehrenden Thier-Versteigerung des Antwerpener Zoologischen Gartens dort vom Director Bodinus für den Berliner erstanden. Ein kleineres Exemplar derselben Thierart befindet sich noch im Antwerpener Garten. Dasselbe bewohnt ein mehrere Meter tiefes Bassin nebst einem daran gelegenen über ein Stockwerk hohen Felsen; es soll ein prachtvolles Schauspiel gewähren, wenn dem auf der Felsenspitze lagernden Seelöwen Futter in das Bassin geworfen wird und er sich nun direct von dem Felsen in großem Bogensprunge nach seiner Beute in das Wasser stürzt.

Ohne nun in die Naturwissenschaft „pfuschen“ zu wollen, will ich noch bemerken, daß es der californische Seelöwe ist, von dem hier gesprochen wird. Eine Colonie dieser Thiere lebt bekanntlich nahe bei San Francisco auf einer unweit der Küste liegenden Inselgruppe und wird dort durch strenge Gesetze vor Verfolgung geschützt, sonst wären diese Seelöwen bei der Vernichtungs- und Geldgier der civilisirten Menschheit wohl schon längst dort ausgerottet worden. Nur zum Fangen einiger lebenden Exemplare wird mitunter ausnahmsweise Erlaubniß ertheilt; auf diese Weise sind die hier erwähnten Thiere erlangt worden, ebenso die zwei, welche sich vorübergehend im Hamburger Garten befanden und jetzt in Paris sind; auch die Seelöwengruppe, welche den von einem Privatmann in San Francisco angelegten zoologischen Garten ziert, ist von dort entnommen; sie bot überhaupt die erste Gelegenheit, diese Thiere näher zu beobachten. Sie gehören zu den „Ohrenrobben“ und haben ein wenn auch sehr wenig imponirendes äußeres Ohr. Aus dem Schauspiel, welches die gefangenen Thiere geben, läßt sich schließen, daß die Beobachtung der freilebenden einen noch viel dankbareren Stoff für eine anregende und belehrende Schilderung dieser bisher fast noch unbekannten gewaltigen Wesen abgeben müßte, aber von Amerikanern dürfen wir eine derartige Schilderung wohl kaum erwarten; ihr Charakter neigt nicht zu dergleichen, und man muß es schon mit großer Freude begrüßen, daß man jenseits des Oceans überhaupt so viel Rücksicht genommen hat, die Thiere vor der Ausrottung zu schützen. Angesichts der bekannten Thatsache, daß schon verschiedene Thierarten durch den Menschen

ausgerottet werden, wird sich diese Maßregel noch manchmal nothwendig machen, wenn sie auch nur in den seltensten Fällen zum Ziele führen dürfte.

Zur Ehre des Berliner Seelöwen und zur Erklärung des Hauptbildes möge übrigens noch zum Schluß hinzugefügt werden, daß das Thier keineswegs wild ist, sich schon sehr an seinen Wärter gewöhnt hat und demselben die Fische wie ein Hausthier aus der Hand frißt, wobei dieser nur darauf zu achten hat, daß sein Pflegebefohlener im Eifer die Hand nicht für eine Fortsetzung des Fisches hält.

Hülfe für Farbenblinde. Die „Gartenlaube“ hat seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit ihrer Leser wiederholt auf eine Mangelhaftigkeit des menschlichen Auges hingelenkt, die nach ihrem ersten Beschreiber, dem englischen Chemiker Dalton Daltonismus, jetzt aber allgemeiner verständlich und bezeichnend Farbenblindheit genannt wird. Wie störend der Mangel der Fähigkeit, Farben richtig unterscheiden zu können, für die von ihm Betroffenen sein könne, wurde schlagend mit einem Hinweise auf Eisenbahnbeamte dargethan, deren Unfähigkeit, grüne, rothe oder blaue Farbensignale zu unterscheiden, das größte Unglück herbeiführen kann. Aber auch für viele andere Berufsclassen ist sie von der einschneidendsten Wichtigkeit, weshalb hier eine nochmalige Besprechung derselben gestattet werden möge.

Nr. 34 der „Gartenlaube“ brachte eine Schilderung der Farbenblindheit von einem Farbenblinden, welche sich durch Deutlichkeit und Genauigkeit, natürlich von seinem Standpunkte aus, auszeichnete. Eine solche hat ihre großen Schwierigkeiten, da sich eben ein Farbenblinder nicht leicht in die Auffassung anderer Menschen finden kann, und umgekehrt ein Farbensehender selten in die des Ersteren, vielmehr Jeder von Beiden der Beihülfe und der Angaben des Anderen bedarf. Obwohl ich nun nicht selbst zu den Farbenblinden gehöre, bin ich doch in der Lage, von der anderen Seite her jene Schilderung bestätigen zu können, da zwei meiner Söhne, im Alter von dreizehn und siebenzehn Jahren, genau in derselben Weise farbenblind sind. Namentlich deutlich ausgeprägt ist diese Mangelhaftigkeit bei dem Aelteren. Er kann grün, braun und roth einerseits, blau, lila, violett und rosa andererseits nicht voneinander unterscheiden, sieht Erdbeeren und Johannisbeeren nur in blassen unbestimmten Farben und kann ihre Reife nur vermuthen. Besonders auffallend ist noch, daß für ihn die rothe Farbe, nur durch einen geringen Unterschied getrennt, beiden Farbenreihen, welche ich die braune und die grau-blaue nennen möchte, anzugehören scheint, sodaß z. B. eine dunkelrothe Rose, frisch aufgeblüht, erst der ersten, sobald sie aber nur fast unmerklich verschossen erscheint, der zweiten Reihe angehört. Derselbe Baum scheint ihm sonach zweierlei gänzlich verschiedene Rosen zu tragen. Für ihn ist daher wohl das intensivste Saftgrün des Laubes mit Hochroth oder Blutroth, oder das schönste Himmelblau mit Rosa identisch, er wird aber niemals Carminroth oder Purpur mit Ponceau oder Blutroth verwechseln. Schwarz und weiß sieht er, wie jeder Andere, auch über helles Gelb ist er nicht im Unklaren, im Uebrigen aber unterscheidet er nur hell oder dunkel, doch so, daß ihm ein lichtes Grün heller erscheint, als Dunkelroth, wenn auch im Allgemeinen Roth heller als Grün. –

Wenn ich nun auch der Meinung bin, daß eine genaue systematische Beobachtung Farbenblinder nicht unwichtig für die Entwickelung der Farbentheorie überhaupt sein würde, so liegt mir dies für jetzt doch fern. Der Grund, weshalb ich mich mit meinen Farbenblinden melde, ist vielmehr der, daß ich im Stande zu sein glaube, nicht ein Heilmittel, wohl aber ein Verfahren angeben zu können, mittelst dessen den Farbenblinden ein genaues Unterscheiden der Farben möglich wird.

Als ich vor einigen Monaten meinen ältesten Sohn, der seit längerer Zeit an einer Augenlider-Entzündung litt, auf einige Tage nach Breslau zu Herrn Professor Dr. Förster schickte, geschah es zugleich in der Hoffnung, daß dieser berühmte Augenarzt im Stande sein werde, auch in Betreff der Farbenblindheit uns zu rathen. Diese Hoffnung ist denn auch nicht unerfüllt geblieben, und ich halte es nunmehr für meine Pflicht, das von ihm vorgeschlagene Verfahren in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Dieses Verfahren besteht einfach darin, daß der Farbenblinde sich bunter Gläser zur Betrachtung der Gegenstände, deren Farben er unterscheiden will, bedient. Von welcher Farbe diese Gläser sein müssen, hängt jedenfalls von der Art der Farbenblindheit ab; in dem mir vorliegenden Falle sind ein g r ü n e s und ein r o t h e s Glas die geeignet[sten], und es ist in der That auch für nicht Farbenblinde überraschend, we[lche] Unterschiede sich bei abwechselnder Betrachtung verschiedener Farben durch solche Gläser ergeben. So erscheinen alle rothen Blüthen, durch rothes Glas gesehen, hell feuerfarben, dem Farbenblinden aber fast weiß, durch grünes Glas aber dunkelbraun, respective violett oder lila, selbst blau, je nach der Intensität und der Nüance des Roth. Umgekehrt sieht jedes Grün durch grünes Glas gesehen, intensiv grün aus, durch rothes Glas dunkelbraun.

Ob nicht vielleicht zu deutlicherer Unterscheidung der zweiten Farbenreihe (blau rosa etc.), namentlich für solche, bei denen die Farbenblindheit in dieser Richtung besonders stark ausgeprägt ist, ein blaues Glas mit Vortheil zu verwenden wäre, will ich dahingestellt sein lassen, doch drängt sich mir die Vermuthung auf, daß Farbenblinde durch systematische Benutzung bunter Gläser wohl dahin gelangen können, manche feine Unterschiede wahrzunehmen, manche Beobachtungen zu machen, welche den anderen Farbenblinden vollständig entgehen. Jedenfalls aber wird es mit Hülfe dieses Verfahrens, natürlich erst nach längerer fleißiger Uebung, auch den Farbenblinden möglich sein, nicht die Farben zu s e h e n, wohl aber ihrem wirklichen Werthe entsprechend zu u n t e r s c h e i d e n, und wie wichtig dies für's praktische Leben ist, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Es giebt es gewiß weit mehr Farbenblinde, als man gewöhnlich annimmt, und zwar weil Manche es selbst nicht wissen, Andere sich nicht gern als solche entdecken, aus Furcht sich lächerlich zu machen, manche Andere aber wohl auch dem ihnen bekannten Mangel wenig Gewicht beilegen.

Sollte es mir einerseits gelungen sein, durch Angabe dieses an sich so einfachen Verfahrens Farbenblinden zu Hülfe zu kommen, andererseits aber Optiker und Augenärzte zu eingehenden Prüfungen und Beobachtungen dieses interessanten Feldes anzuregen, so würde ich mich freuen, den Zweck dieser Zeilen erreicht zu haben.

L. M.

Die Sprengung in Hellgate. Unter den technischen Adjutanten des Generals Newton, Director des ganzen Werkes (siehe Nr. 46 der „Gartenlaube“), befanden sich auch verschiedene Deutsche. Unter diesen war auch ein ehemaliger bairischer Artillerieofficier S t r i e d i n g e r, welcher die Soldatenlaufbahn verließ, um sich vollständig dem seinen Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprechenden Ingenieurfache zu widmen und welcher endlich in der neuen Welt eine ihm zusagende Stellung suchte und fand. Herr Striedinger war der Mann, welcher es ermöglichte, daß der zarte Finger eines Kindes in einem einzigen Augenblicke eine jahrelange harte Arbeit mit einem vollständigen Triumphe beschloß. Als Director der Vorkehrungen zur gleichzeitigen Zündung des allenthalben vertheilten Sprengstoffes hatte Herr Striedinger eine sehr verantwortliche Stellung, denn eine Unordnung in den Drähten, in den elektrischen Batterien konnte den Erfolg des ganzen Unternehmens in Frage stellen. Wie glücklich er seine schwierige Aufgabe gelöst, hat die durchaus den Berechnungen der Ingenieure gemäß sich vollziehende Sprengung bewiesen. Als Curiosum sei erwähnt, daß die zahlreichen Leitungsdrähte der unfern vom Sprengungsorte aufgestellten elektrischen Batterien dem durch den glänzenden Erfolg enthusiasmirten Publicum zum Opfer fielen, in unzählige Stücke zerschnitten als Andenken mit fortgenommen wurden und einen vielbegehrten Handelsartikel bildeten.

Ein neues Denkmal im alten Friedhof Münchens. (Mit Abbildung S. 869.) An der östlichen Seite der Umfassungsmauer des alten Friedhofs in München erhebt sich seit dem November d. J. ein etwa zwölf Fuß hohes Denkmal von schwarzem Marmor, geschmückt mit einer großen oxydirten Bronzeplatte, auf welcher eine schwebend dargestellte weibliche Gestalt, in der Linken Palette und Pinsel haltend, mit der Rechten einen Lorbeerkranz zu dem Todten in dem Grabe hinabzureichen scheint. Der Todte ist ein Unsterblicher: W i l h e l m v o n K a u l b a c h. – Ein noch junger und doch schon durch gute Leistungen bewährter Künstler, L o r e n z G e d o n, hat das Kunstwerk im Auftrag der Wittwe des gefeierten, heimgegangenen Meisters vollendet.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das v i e r t e Quartal und der v i e r u n d z w a n z i g s t e Jahrgang unserer Zeitschrift, und beginnt mit nächster Nummer der

fünfundzwanzigste Jahrgang.

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das e r s t e Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen, und verbinden damit zugleich die angenehme Mittheilung, daß für die nächsten Monate an interessanten Erzählungen vorliegen:

Frühlingsstürme. Von A l f r e d M e i ß n e r. – **Im Himmelmoos.** Von H e r m a n S c h m i d. – **Gebunden.** Von E r n s t W i c h e r t (Verfasser des Schuster Lange). – **Aus gährender Zeit.** Von V i c t o r B l ü t h g e n. – **Hohe Fluth.** Von H. H a r r i n g.

Von den demnächst erscheinenden belehrenden und unterhaltenden Artikeln heben wir vorläufig hervor:

Canossa. Von Professor J o h a n n e s S c h e r r. Mit Illustration. – **Bilder aus Sibirien.** Von A. B r e h m. Mit Abbildungen. – Der Spiritismus und die wissenschaftliche Erklärung desselben. – Die Taufe eines Dichters. Actenmäßige Darstellung. – Aus den Erinnerungen eines russischen Publicisten. (Fortsetzung.) – Parlamentarische Photographien aus Versailles. Von J u l i u s W a l t e r. 1. Der rothe Prinz. 2. Gambetta etc. etc. – Aus den neuesten Indianerkämpfen: Die Verfolgung Sitting Bull's. Originalbericht aus Green Bay W.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

	DATE DUE		